




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1887.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1887.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage“.)

1. Gedichte.

2. Größere Aufsätze.

3. Literatur und Kunst.

4. Nekrologe.

5. Vermischtes.



Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 1. Mittwoch, den 5. Januar. 1887.

Der Yellowstone-National-Park.

Von Reinhard Richard Köpp. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nur wenige der Wunder des amerikanischen Continents waren den Vätern der Union bekannt; sie und ihre nächsten Nachkommen pflegten die Ausdehnung und Größe ihres Landes zu rühmen, ohne von demselben eine genaue Kenntniß zu besitzen; heute leben noch Männer, welchen in der Schule gelehrt wurde, „die jetzt prosperirenden fruchtbaren und volkreichen Staaten Jowa, Nebraska, Kansas und Colorado, als Theile der großen amerikanischen Wüste, als eine durch unerbittliche Naturgesetze zu ewiger Oede und Verlassenheit verurtheilte Region zu betrachten". Es ist auch durchaus nicht nachzuweisen, daß irgend einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung jemals die Wasserfälle des Niagaraflusses gesehen hätte. Jefferson, der die Unabhängigkeitserklärung entworfen hat, hielt dieselben vielleicht als Naturmerkwürdigkeit nicht vergleichbar mit der „natürlichen Brücke" in seiner Heimath Virginien.

Von George Washington als jungem Manne erzählte man rühmend, daß er eine große That ausgeführt, als er bis zu dem Ohiofluß vorgedrungen war; in späteren Jahren glaubte er eine Reise von ungewöhnlicher Schwierigkeit zurückgelegt zu haben, als er an die Mineralquellen von Saratoga vorgedrungen war, heute eine in wenigen Stunden erreichbare Sommerfrische der Neuyorker.

Engländer, welche früher den Atlantischen Ocean durchschifften, um die junge, kräftig aufstrebende Republik kennen zu lernen, kehrten mit Berichten über natürliche Erscheinungen heim, welche ihnen ebenso erstaunlich vorkamen, wie die nationalen Institutionen. Sie betrachteten mit wahrhafter Bewunderung die natürliche Brücke in Virginien und machten davon Skizzen für die künftigen Leser ihrer Reisebeschreibung; sie waren sprachlos vor Erstaunen bei dem außerordentlichen Anblick der Wasserfälle des Niagara und mühten sich vergeblich ab, in Worten ein entsprechendes Bild davon zu geben oder den empfangenen Eindruck zu beschreiben. Die Mammuth-Höhle von Kentucky war die dritte große Erscheinung, die damals von allen Besuchern Amerikas besichtigt wurde. Diese Sehenswürdigkeiten sind heute noch ebenso bezaubernd wie früher, mit Ausnahme der Feen-Grotte in der Mammuth-Höhle, welche von den Horden von Curiositätenjägern der meisten Stalaktiten beraubt wurde, durch welche sie eben den zauberhaften Effect machte. Es gab eine Zeit, wo es für einen energischen Reisenden sich wohl ermöglichen ließ, innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit alle die bekannten merkwürdigen Sehenswürdigkeiten Nordamerikas zu besichtigen, heute wird dies nur wenigen möglich sein. Sehr gering ist die Zahl derer, welche die anziehendsten Punkte zwischen der südlichen und nördlichen Grenze der Republik besucht, und deren Augen die vielen Wunder zwischen den Everglades von Florida — durch Ponce de Leon entdeckt — und die malerischen Felsengruppen und anderen Sehenswürdigkeiten am Lake Superior geschaut haben. In den östlichen Staaten giebt es zahlreiche Punkte von malerischer Schönheit, welche viel zu wenig beachtet werden. Die Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit der Scenerie von Neu-England findet nicht ihresgleichen, aber es ist dies Alles dem Sucher nach Sehenswürdigkeiten schon zu leicht geworden. Der Bewohner von London brauchte, um außerordentliche Effecte zu erhaschen, nicht weiter zu gehen als auf die Hügel der Grafschaft Surrey, aber er zieht es vor, sich nach Westmoreland oder in die schottischen Hochlande zu begeben, wenn er das Verlangen nach Gebirgsscenerien empfindet; so können auch die Schönheiten der Alleghanies, der Andirondaks und der weißen Berge den amerikanischen Touristen nicht mehr genügen, denn sie wissen, daß sie 2000 Meilen weiter entfernt die Rocky Mountains anstaunen, deren Thurmspitzen erklettern und die sie umgebenden romantischen Schluchten und Thäler durchstöbern können. Der Tourist wie der Ansiedler strebt in Amerika nach dem Westen; seit der Eröffnung der Central-Pacific-Eisenbahn (1869) geht das Verlangen der Touristen und Forscher dahin, den mächtigen Continent zu durchkreuzen, dieses Verlangen ist fortwährend aufs Neue durch die Kunde von dem reichen Lohn für die Mühe angeregt worden. Die „Rocky Mountains", gleichsam das Rückgrat des Continents bildend, mußten überschritten, der große Salzsee, ein Binnenmeer, nicht weniger wunderbar wie das todte Meer, umgangen und die wirkliche amerikanische Wüste ohne Gefahr durchzogen werden, bis endlich die äußerste westliche Grenze des Continents erreicht wurde, der Stille Ocean trat in Sicht, und die Wunder seiner Küste wurden erreichbar.

Viel ist in den letzten 25 Jahren über Californien geschrieben worden und seine begeistertsten Bewunderer waren Bewohner der östlichen Staaten, für die seine Scenerien wahre Offenbarungen waren. Jeder Bewohner irgend eines Staates von Maine bis Pennsylvania findet mannigfach Gelegenheit, Vermögen zu erwerben, aber nur wenig, sein Leben in angenehmem Klima zu verleben. Dort kennt man nur zwei genau geschiedene Jahreszeiten, „Winter" und „Sommer". Man liest wol von den Reizen des Frühlings und erlebt zuweilen auch einige schöne Herbsttage, die man den Indianersommer nennt, aber in Wirklichkeit hat man während vieler der zwölf Monate harte Kälte und während der anderen Monate brennende Hitze zu ertragen. Wenn das Thermometer in Boston, Neuyork oder Philadelphia 30° R. zeigt und die kurze Sommernacht keine Erfrischung nach ausgestandener unerträglicher Tageshitze bringt, dann steigt das Thermometer in San Francisco während des Tages nicht über 20° R., während um 4 Uhr Nachmittags eine kühle Brise von der See her durch das Goldene Thor zieht und der Natur des Nachts einen erfrischenden Schlaf giebt. Aber nicht allein der Sommer ist an der Küste des Stillen Weltmeeres eine angenehme Zeit, sondern auch der Winter ist milder und behaglicher als an der Küste des Atlantischen Oceans der Sommer. In Los Angeles, in Santa Barbara, in San Bernardino und vielen anderen Punkten des südlichen Californiens beträgt die mittlere Temperatur über 10° R. Hier finden wir im Freien Palmen und Bananenbäume, den Granatapfel- und den Feigenbaum, während uns die Schönheit der Rosen das ganze Jahr hindurch geboten wird. Diese Reize bilden für alle Besucher ein besonderes Vergnügen, aber auch der eilende Tourist, der das Verlangen hat, außerordentliche Erscheinungen zu sehen, findet reichlichen Stoff für seine Schaulust; er kann nach Calistoga gehen und die Geyser betrachten, die ebenso mächtig aufbrausen wie jene auf Island, und er wird noch mehr Grund zum Erstaunen haben, wenn er die Haine von Calveras und Mariposa mit ihren mächtigen Bäumen besucht; in dem Haine von Calveras finden sich Bäume von 300 Fuß Höhe und 60 Fuß Umfang, 6 Fuß über der Erde gemessen, deren Alter man auf 300 Jahre schätzt. Im Haine bei Mariposa findet sich ein Baum von 94 Fuß Umfang, 200 Fuß, von der Erde gemessen, beginnen die Aeste, ein anderer Baum ist, trotzdem durch Feuer eine Oeffnung mitten durch seinen Stamm entstanden ist, immer noch in voller Lebenskraft; die Oeffnung ist so groß, daß ein Mann zu Pferde sitzend, bequem hindurch reiten könnte.

Nur durch Zahlen kann man sich — und auch dann nur unvollkommen — einen Begriff von den riesenhaften Bäumen Californiens bilden; aber weder Zahlen noch Worte können ein richtiges Bild von dem **Yosemite-Thal** geben.

Dieses „Kunstwerk der Natur" ist eine von jenen vielen Sehenswürdigkeiten des nordamerikanischen Continents, mit welchen kaum irgendwo etwas Anderes verglichen werden kann, geschweige denn, daß sie übertroffen werden können. Das Yosemite-Thal, welches beinahe im Centrum des Staates Californien liegt, ist sechs englische Meilen lang und schwankt in seiner Weite von einer halben bis zu einer englischen Meile, während dessen Sohle eigenthümlicher Weise über eine englische Meile tiefer liegt, als das Niveau des angrenzenden Landes. Erst vor 25 Jahren ist dieses Thal von Weißen entdeckt worden, obschon man längst wußte, daß hier Indianer hausten. Viele dieser Indianer gehören zu den niederen Stämmen der sogenannten „Goldgräber-Indianer" und sind bei den Urbewohnern von stolzerem Schlage nicht besonders angesehen, aber sie verstehen sich doch auf Dinge, die dem gewandtesten Weißen schwer fallen; ein Weißer wird sich z. B. vergeblich abmühen, mit der Fischruthe eines solchen Indianers eine der im Yosemite-Fluß herumschwärmenden Forellen zu fangen; die Angelruthe ist hohl, und die Fliege wird mit der Schnur, an der sie befestigt ist, durchgeblasen und fällt mit einer Natürlichkeit auf das Wasser, wie dies kaum auf gewöhnlichem Wege zu bewerkstelligen ist. Ein weißer Angler kann diese Angelruthe durchaus nicht mit der Gewandtheit und dem sicheren Erfolg des verachteten Indianers gebrauchen. Das Yosemite-Thal hat Ueberfluß an Wild, wimmelt aber zugleich von Klapperschlangen. Ein überraschendes Moment in der Yosemite-Scenerie ist die Mächtigkeit der Bergformationen und der erstaunliche Charakter der Wasserfälle. Der Brautschleier-Fall stürzt in einem Strahl von 630 Fuß Höhe in den Yosemite-Fluß; unmittelbar gegenüber fällt der „Jungfrau-Thränenfall" aus einer Höhe von 1000 Fuß, von dem Punkte gemessen, wo der letzte Absturz beginnt, der „Yosemite-Fall" fällt senkrecht aus 1500 Fuß Höhe. Der „Nevada-Fall" hat eine Höhe von 2000 Fuß und wird nicht mit Unrecht als der größte in der ganzen Welt bezeichnet. Was man von den Wasserfällen bezüglich deren Großartigkeit sagt, das kann man auch von den felsigen Gebilden behaupten, sie übertreffen in ihrer speciellen Eigenheit alle anderen, wo sie auch seien, wir können sie hier nicht alle dem Namen nach aufführen oder Ziffern aufzählen, das würde ja doch immer nur einen ungenügenden Begriff von deren Großartigkeit geben. Es wird genügen, den Cathedral-Felsen zu erwähnen, der sich beinahe senkrecht 2000 Fuß und über dem Thal 3000 Fuß erhebt. Die Gipfel desselben, zwei Granitsäulen, haben in ihren Umrissen Aehnlichkeit mit fein gemeißelten Spitzthürmen eines gothischen Domes und besitzen eine Höhe von 500 Fuß.

Hervorragend unter allen den in diesem Thale befindlichen Granitmassen ist „El Capitain", von dem man glauben könnte, er sei von Landsend hierher gebracht worden, so groß ist die Aehnlichkeit, mit der er an einige der so zahlreich zwischen dem Lizard und dem Cape Cornwall aufgethürmten Klippen, an das Donner-Cape im Lake Superior erinnert. Es liegt nicht in der Absicht, diese Wunder hier in allen ihren Details zu beschreiben, aber zum Schlusse dieser flüchtigen Andeutung wollen wir noch erwähnen, daß der „Mariposa-Hain" mit seinen Riesenbäumen sowol wie das „Yosemite-Thal" ausdrücklich vom Congreß und von dem Staate California unter der Bedingung frei gegeben worden sind, daß Beide für ewige Zeiten zum Aufenthalt und Vergnügen des Publicums erhalten bleiben. Nachdem es bekannt geworden war, daß viele seltsame und anziehende Sehenswürdigkeiten eine Reise nach Californien lohnen würden, stellte es sich heraus, daß ebenso seltsame Sehenswürdigkeiten auch in Colorado zu finden seien. In der Nähe der Manitu-Quellen, 70 Meilen südlich von der Hauptstadt des Staates, wurden Gruppen phantastisch geformter Felsen in dem jetzt „Monument-Park" oder auch „Götter-Garten" genannten Bezirk gefunden. Diese rothen Sandsteinfelsen sind durch die Wirkung der Elemente im Laufe der Jahrhunderte in Formen verwandelt worden, die theils Thieren ähnlich sehen, theils Gestalten aller möglichen anderer Dinge haben. Als Curiositäten können sie durch Nichts in der Welt übertroffen werden. Selbst die Berge Colorados sind nicht um ihrer Höhe willen bewundernswerth, obgleich viele nahezu die Höhe des Montblanc, den einst Lord Byron als „Monarch" bezeichnete, erreichen, sondern um ihrer äußeren Erscheinung willen.

Hervorragend unter ihnen, wenn nicht ein Unicum, ist der „Berg vom heiligen Kreuz". Am Abhange dieses Berges sieht man, wenn die Sommersonne den Schnee geschmolzen hat, an der Felswand ein mächtig großes weißes Kreuz von fast vollendeter Form; der in den das Kreuz bildenden Spalten liegende Schnee schmilzt nie. Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß damals, als Coronado und die frommen Spanier, welche diesen Theil von Nordamerika zuerst entdeckten und das Symbol ihres Glaubens am thurmhohen Berg-Abhang erblickten, sich niederwarfen und beteten. Nächst den Gebirgen, welche einen hervorragenden Theil der Scenerie von Colorado bilden, folgen im Range die natürlichen Parks. Es giebt wol kaum eine aus Europa stammende Bezeichnung, die in Amerika einen unrichtigeren Begriff ausdrückt, wie das Wort „Park". Glücklicherweise ist das französische Wort für Wiese längst naturalisirt, so daß, wenn man von den fast unbegrenzten „Meadows" des Westens spricht, dieselben als Prärien bezeichnet werden; unter Park versteht man in der Regel ein Terrain von begrenzter Ausdehnung, inmitten dessen sich ein Wohnhaus, etwas Holzbestand und vielleicht ein kleiner See befindet; wer jedoch erwartet, daß ein Park in Colorado einem Park in Europa gleiche, der wird ebenso enttäuscht, wie etwa der Tourist in München, wenn er nach dem „Englischen Garten" geht und findet, daß derselbe einem öffentlichen Park in London oder Richmond gleicht.

Der kleinste der Colorado-Parks, „Estes", ist 12 englische Meilen lang, der Nord-Park hat einen Flächenraum von 2000 □Meilen (engl.). Der Middle-Park ist noch um 1000 □Meilen größer, während der St. Louis-Park einen Raum von 18 000 englischen □Meilen einnimmt. Mit den Seen verhält es sich ebenso wie mit den Parks; ein verhältnißmäßig kleiner Park in Amerika ist so groß, wie eine große englische Grafschaft (county), ein amerikanischer See ist so groß, wie ein großes Binnenmeer, z. B. der „Lake Superior" (obere See) nimmt ebenso viel Raum ein an Erdoberfläche wie ganz England. Wenn man über Seen oder Parks von Nordamerika schreibt oder spricht, dann ist es nothwendig, angewöhnte europäische Begriffe aufzugeben und mit größeren zu rechnen, dies ist namentlich bezüglich des neuesten Zuwachses in dem Verzeichniß der natürlichen Wunder des nordamerikanischen Continents nothwendig. Unter allen den Sehenswürdigkeiten des letzteren ist die größte der den Gegenstand unsrer Darstellung bildende „Yellowstone-Park". Dieser liegt in der nordwestlichen Ecke des Territoriums Wyoming und ist im Norden von dem Territorium Montana, im Westen von dem Territorium Idaho begrenzt.

Der Flächenraum beträgt 3575 englische Quadratmeilen. Einen ungefähren Begriff von der Größe des Terrains wird man erhalten, wenn wir erwähnen, daß es mehr als dasjenige von zwei der ursprünglichen dreizehn Staaten der Union, Delaware und Rhode Island, des Districts Columbia, in welchem die Bundeshauptstadt liegt, und drei Counties des Staates Neuyork, deren Gesammtbevölkerung sich auf 2½ Millionen Seelen beläuft, beträgt.

Der Yellowstone-Park wurde bereits 1872 durch die Gesetzgebung zum „**Nutzen und Vergnügen des Volkes reservirt**". Bis zu jener Zeit wußte man über die Localität nichts weiter, als daß innerhalb des Terrains mehr natürliche Sehenswürdigkeiten zu finden seien, als auf irgend einem anderen Punkte, und daß dieselben gefährdet resp. zerstört werden könnten, wenn die wilden Eingebornen des fernen Westens und der nicht minder gefährliche und rücksichtslose Tourist nach seinem Gefallen hier hausen dürfte. Diese Intention war eine in hohem Grade lobenswerthe und verdient die Anerkennung aller gebildeten Menschen. Man hat häufig die Bürger der Vereinigten Staaten des Vandalismus beschuldigt; dieselben zeichnen sich gleich dem englischen Cockney-Touristen — dem nichts heilig ist, vorausgesetzt, daß er sich nur das Vergnügen machen kann, den Gegenstand zu beschädigen — auch nicht gerade durch ihre Verehrung für Sachen und Orte aus. Der bekannte englische Kritiker Ruskin hat gegen den Raub großer Kunstwerke, bewerkstelligt durch aufeinander folgende Generationen von Eroberern, die, zufrieden damit, Nationen zu unterwerfen und Dynastien zu stürzen, um die Erhaltung ihrer Siegerbeute sich nicht kümmerten, einen beredten und wirksamen Protest erhoben und der Congreß der Vereinigten Staaten verdient dadurch, daß er sich zum Beschützer der Wunderwerke des Yellowstone-National-Parks gegen die Verwüstungen Rücksichtsloser machte, den Dank der ganzen gebildeten Welt.

Vielen Lesern mag die Andeutung über die geographische Lage des Parkes ungenügend erscheinen; wir geben deshalb zur Orientirung Aller, welche diesen Wunderpark aufsuchen wollen, eine Reiseroute, wie man am besten dahin gelangen kann. Dieselbe läßt sich ja je nach Wunsch abändern, die Zeit ist jetzt gekommen, wo eine Tour nach dem Yellowstone-Park, welche vorher nur reiche Leute unter-

nehmen konnten, auch dem gewöhnlichen Touristen ermöglicht ist: diesem mögen vielleicht die folgenden Andeutungen erwünscht sein.

Angenommen, es wolle Jemand von Europa nach dem Yellowstone reisen, so würde er zunächst einen der vielen den Atlantischen Ocean durchkreuzenden Dampfer zu wählen haben, deren die meisten nach Newyork laufen, von wo aus es eine reiche Auswahl von Eisenbahnlinien nach allen Punkten des Westens giebt. Unsere Route ist nun nicht allein in hohem Grade interessant, sondern auch bequem, dieselbe benutzt den St. Lorenzofluß, der an und für sich schon als ein Wunder Amerikas bezeichnet zu werden verdient. Dampfer erster Classe laufen in kurzen Zwischenräumen zwischen Liverpool und Quebec. Dieser Weg hat den Vortheil, daß er der kürzeste zwischen den beiden Erdtheilen ist, wo beinahe drei Tage der ganzen Fahrt zwischen Liverpool und Quebec in dem St. Lorenzostrom verbracht werden.

Die Aussicht auf Quebec von dem Flusse aus ist allein die Reise werth. Von dem großartigen Anblick der alten befestigten Stadt wird immer eine angenehme Rückerinnerung bleiben, falls der Reisende das Landen unterläßt und dadurch die Gelegenheit vermeidet, den geringen Comfort in den besten Hotels der Stadt kennen zu lernen. Die weitere westliche Route kann man zu Wasser oder zu Lande verfolgen. Im hohen Sommer bietet freilich die Flußtour die meisten Reize und die schönen Dampfer, welche zwischen Quebec und Montreal einerseits und Montreal und Toronto andererseits laufen, erhöhen noch den Reiz dieser Fahrt. Wer die Zeit dazu hat, der sollte die hauptsächlichsten Städte Canadas besuchen; dieselben verdienen entschieden eine genaue Besichtigung. Eine kurze Fahrt auf der Nordbahn zwischen Toronto-Collingwood und Sarnia bringt den Touristen auf einen Dampfer, auf dem er seine Tour zu Wasser fortsetzen kann.

Dampfer fahren zwischen Collingwood und Sarnia und Lake Superior (oberer See). Die Sarniadampfer durchkreuzen den Huronsee, die Collingwood-Dampfer durchlaufen die Georgianbay; diese letztere ist gefüllt mit kleinen Inseln und die Scenerie ist ebenso pittoresk wie diejenige zwischen den Tausenden von Inseln des St. Lorenzostroms. Am Sault (Wasserfall) St. Marie, wo die Wässer des Lake Superior von einem steilen felsigen Abhang schäumend niederstürzen, wird der Reisende an den Rheinfall bei Schaffhausen erinnert.

Die Scenerie dieses größten Sees ist auf der nördlichen oder Canadaseite am großartigsten, auf der südlichen oder Vereinigten Staaten-Seite ist sie malerisch schön; beide Ufer werden jeden für Naturschönheiten Schwärmenden befriedigen. Man kann auf der Fahrt bemerken, daß das Wasser nicht nur so klar und rein ist, daß man mehrere Faden tief darin befindliche Gegenstände deutlich zu erkennen vermag, sondern auch, daß das Wasser so kalt ist, daß seine Temperatur im heißesten Sommer kaum + 2° Reaumur erreicht, wenn daher die heiße Sonne die Luft fast erdrückend warm macht, so wird sie auf dem See immer angenehm gemäßigt bleiben und der Bewohner einer der Inseln kann die Sommermonate in angenehmer Frische verleben. Die Inseln sind dicht bewaldet, und wenn die Bäume in ihre herbstlich braunrothen Blätter gekleidet sind, dann ist der Anblick derselben ein außerordentlich schöner. Diese Dampfer legen an bei Prinz Arthur's Landing und bei Duluth, ersteres ist zur Zeit die östlichste Endstation der Canada-Pacific-Eisenbahn, letzteres die Endstation der Nord-Pacific-Eisenbahn.

Ein Reisender, der den Yellowstone-National-Park besichtigen will, der kann an einem der beiden Orte landen und die Bahn besteigen. Von dem ersteren Landungsplatze aus eine Fahrt um den Winnipeg-See zu machen, um einen Theil von Manitoba zu sehen und das wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte Thal des rothen Flusses des Nordens kennen zu lernen, dürfte sich der Zeit und Mühe verlohnen. Von Duluth führt der Eisenbahnzug den Touristen direct nach dem Yellowstone-National-Park.

Duluth ist eigentlich als die Zenithstadt der großen Süßwasserseen bezeichnet worden, aber, obschon eine wachsende Stadt und jetzt in gedeihlicherer Entwickelung als vor wenigen Jahren, so ist sie doch durchaus nicht bemerkenswerther als Dutzende junger aufblühender Städte des Westens.

Mehr der Beachtung werth ist St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, Minneapolis, die Stadt, welche das Verdienst hat, die romantischen Wasserfälle von St. Anthony als Wasserkraft zum Betriebe zahlloser Säge- und Mahlmühlen verwendet zu haben. Nicht weit entfernt finden sich die Wasserfälle, von welchen die Leser von Longfellow's „Hiawatha" eine angenehme Erinnerung behalten haben dürften. Der rothe Fluß des Nordens bildet die Grenzlinie zwischen dem Staate Minnesota und dem Territorium Dakota. Moorhood auf der Ost- und Fargo auf der Westseite des Flusses sind zwei rivalisirende Städte, die sich seit der Eröffnung der Eisenbahn sehr rasch gehoben haben. Nicht weit davon sind die riesigen Weizen-Farmen, wo die Felder meilenlang sich erstrecken und der Ertrag nach Millionen von Busheln zählt, wo die Weizenproduction methodisch und mit einer fabrikationsmäßigen Sicherheit betrieben wird. Einmal über den Missourifluß hinaus, fühlt der Reisende wirklich, daß er nicht allein in dem fernen Westen ist, sondern in einer Region, die gewaltig verschieden ist von dem, was er je gesehen. An der Central-Pacific-Eisenbahn bilden die Rocky-Mountains und die Schluchten, durch welche die Bahn sich hindurch windet, ein imposantes Merkmal des mittleren Punktes des amerikanischen Continents; die entsprechenden Punkte an der Nord-Pacific-Eisenbahn sind die schlechten Strecken im Dakota-Territorium. Durch diese Gegend mit wahrhaft zauberischen Scenerien nähert sich der Reisende dem „Yellowstone-National-Park" und ist sozusagen für die phantastischen Schlußeffecte, die dort seiner harren, genügend vorbereitet. In den schlechten Landstrecken (bad lands) scheint die Erde im Inneren in Brand zu stehen; Rauch steigt aus den Spalten der Bergabhänge hervor und Thürme, Gipfel, Spitzen und Zinnen der Felsen sehen aus, als seien sie aus Terracotta hergestellt. Das leibhaftige Conterfei eines Bullenbeißers, welcher sich am Eingang des Thales befindet, macht den Eindruck eines großen Kettenhundes der über die hier befindlichen Naturkunstwerke Wache halten soll. Nicht am wenigsten befremdend unter den vielen befremdenden Dingen sind die unzähligen versteinerten Baumstumpfe, welche in Quarz verwandelt zu sein scheinen; einige dieser Baumstumpfe haben bis zu acht Fuß Durchmesser und stehen so da, wie sie zur Zeit ihres Wachsthums gestanden haben. Das Wasser enthält im Allgemeinen schwefelsaures Natron, und der Grund und Boden ist werthlos; es giebt indeß auch einige Quellen guten Wassers und da, wo Gras wächst, ist dasselbe sehr schön und üppig. Eine bessere kurze Beschreibung sowol wie Erklärung dieser befremdenden Region, als die von Professor Danton, der diesen Theil des Landes im Auftrage der Nord-Pacific-Eisenbahn durchforscht hat, ist bis jetzt nicht erschienen. Derselbe schreibt:

„Von dem grünen Flusse bis zu den schlechten Feldern dehnt sich Welle auf Welle auf einer Strecke von 50 engl. Meilen eine prachtvolle Prärie vor uns aus, die auf den Beschauer den Eindruck macht, als sei sie endlos, aber dem ist nicht so. Wir gehen weiter bis auf die Höhe der Prärie und staunend stehen wir plötzlich am Rande des großen Thales, von wo aus wir hunderte von Meilen überschauen. Aber welch ein Thal! Myriaden von Erdkegeln, Hügel, Pyramiden, Zinnen, Schanzen und Thürme bieten sich hier dem Beschauer dar. Hier sind Schluchten, Waldströme, Schlünde und senkrechte Abgründe, Pyramiden mit braun und blauen Sockeln und scharlachrothen Spitzen, Thürme mit unersteigbaren Mauern, die des Erde ausbeutenden Geologen spotten; Erdkegel in allen Größen, von dem Ameisenhaufen bis zu respectablen Bergen; Erdkegel, einzelne, doppelte, drei und vierfach multiplicirt mit gelber Basis, weißem Ring und blutrother Kappe; Erdkegel in grün, wie von Zeug, weiß, blau, roth und gefleckt; abgestumpfte Erdkegel mit anderen dergleichen darauf gesetzt, Erdkegel über Erdkegel gleich den Wellen des Meeres; bis in die weiteste Ferne aber liegen zwischen ihnen schöne Böschungen und Abhänge viele Acker groß, grün wie Smaragde und reizende Stellen bedeckt mit wohlriechendem niedrigem Wachholder, wie ein Teppich für eine Königin. Ein See hat einstmals an der Stelle existirt, wo sich jetzt die schlechten Felder befinden, hier hinein brachten die Flüsse den Bodensatz, bis sich ein Sumpf bildete und Bäume darin wuchsen, bis später die vegetabilische Masse so anwuchs, daß daraus ein Kohlenlager entstand.

In dem Maße, wie die Berge im Westen stiegen, sank hier das Land; ein anderer See bildete sich, und Niederschläge wurden wieder darin abgelagert und bedeckten die vorhergegangene vegetabilische Masse; die Braunkohle ward gebildet. Land und Wasser wechselten ihre Plätze öfter als 20mal während der Bildung der tertiären Formationen. Die Kohle ist nicht gleich bedeutend mit der Kohlenstoffformation, aber die Braunkohlenablagerungen werden sich in einem großen Theile von Dakota finden."

Ungefähr 1000 engl. Meilen westlich von St. Paul liegt Billings, von wo ab der Yellowstone-Fluß schiffbar wird, nahe bei dieser weit abgelegenen Stelle findet sich ein Sandsteinpfeiler von 400 Fuß Höhe, der in rauhen Lettern in den Stein gemeißelt die Inschrift trägt „William Clarke July 25. 1806."

Dadurch ward eines der kühnsten Wagnisse der Erforschung

auf dem nordamerikanischen Continent verewigt, ein Wagniß bei Weitem kühner, als dasjenige, für welches 47 Jahre später Fremont der Held des Tages und in lobpreisender Weise der Pfadfinder genannt ward. Clarke und Lewis durchreisten 1804 den amerikanischen Continent bis zur Mündung des Columbia-Flusses und auf der Rückreise meißelte der Erstere seinen Namen in dieses natürliche Denkmal, welches denselben noch heute trägt. Weiter westlich liegt die Station Livingston, von wo aus eine Zweigbahn nach dem Yellowstone-National-Park führt. Die Entfernung von der Hauptlinie der Nord-Pacific-Bahn bis zum Yellowstone-Park beträgt nicht ganz 70 engl. Meilen.

Nach der Ankunft an dem Parke selbst hat man noch eine ziemliche Strecke zu überschreiten, bevor man einen Ueberblick über das Ganze gewinnt; wie bereits erwähnt, beträgt der Flächeninhalt des Parks 3575 Q.-Meilen engl. Derselbe mißt von Norden nach Süden 65 Meilen und von Osten nach Westen 55 englische Meilen. Der Raum ist ein großer, indeß in dieser Region der großartigen Entfernungen ist er verhältnißmäßig klein. Das Territorium Wyoming, aus welchem der Park ausgeschieden ist, umfaßt 98 000 Q.-Meilen englisch.

Der niedrigste Theil des Parkes liegt 6000 Fuß, der Yellowstone-See 7788 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Berge, welche den Park umgeben, haben eine Höhe von 12 000 Fuß und deren Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt. Was dem Parke den hauptsächlichsten Reiz verleiht, das ist die große Verschiedenheit seiner von der Natur gebildeten Phänomene.

Auf Island und in California sehen wir die Geyser mit Erstaunen in ihrer Thätigkeit, in vielen Ländern finden wir schneebedeckte Bergketten so wild und imposant, wie diejenigen, welche hier die Scene bedecken; Seen ebenso malerisch werden anderswo gefunden, verwitterte Felsen von so phantastischen Gestalten, wie jene von Goblinland, kann man in dem Göttergarten in Colorado sehen, Wasserfälle, so prachtvoll und in so großem Maßstabe, sehen wir in dem Yosemite-Thal; die große Schlucht in Colorado oder die in Arkansas sind ebenso imposante Naturerscheinungen wie die große Schlucht von Yellowstone; aber dennoch finden wir in keinem anderen Theile, weder in der neuen noch der alten Welt, so viele natürliche und ausnahmsweise Phänomene auf einem gleichgroßen Flächenraum zusammengehäuft wie hier in dem Yellowstone-National-Park. Man sagt, die Natur mache keine Bruchstücke, d. h. alle Werke der Natur seien in ihrer Art vollendet; wenn wir jedoch den Schlamm-Vulkan sehen, in welchem die Masse flüssigen Schlammes in fortwährendem Kochen sich befindet und aus dem ein Strom von Schlamm und schmutzigen Wassers von Zeit zu Zeit in die Höhe steigt, so fühlen wir uns versucht, anzunehmen, daß hier die Natur weit eher eine Ungeheuerlichkeit geschaffen habe.

Wenn es uns schwer fällt, den Schlamm-Vulkan zu bewundern, so können wir dagegen nicht umhin, wahres Vergnügen zu empfinden, wenn wir die **heißen Quellen des weißen Berges** erblicken.

In einer großen Ausdehnung ist der Boden mit einem kalkartigen Niederschlag bedeckt, weiß wie frischgefallener Schnee, die Quelle selbst hat eine vollendete Aehnlichkeit mit einer Eis-Cascade, das Wasser fließt an den Wänden des Berges in kleine von verwitterten Steinen natürlich verzierte Becken herunter, welche aussehen, als ob sie aus Elfenbein oder weißem Marmor ausgeschnitzt wären; alle Farben des Regenbogens sieht man an den Seiten dieses Bassins, die rothen, grünen und gelben Farben übertreffen an glänzender Pracht und Intensität Alles, was die Kunst herzustellen vermöchte. Nicht diese Niederschläge allein, sondern auch die Felsen zeigen prachtvolle Farben.

Die Wände der großen Schlucht sind in ihren Farben so reich, wie die reichsten bei den Ausgrabungen von Pompeji gefundenen.

Ein Gegenstand, sowol als vollendetes Kunstwerk der Natur wie für das Auge eines patriotischen Bürgers sympathisch, ist die 47 Fuß hohe Säule, „Liberty Cap" (Freiheits-Mütze) genannt, weil sie Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Columbia hat.

Die Mütze ist der Kegel eines erloschenen Geysers.

Die Geyser sind diejenigen Sehenswürdigkeiten, welche die meiste Sensation verursachen; es finden sich deren der Zahl nach viele, der bedeutendste unter ihnen ist „Old Faithfull", der jede Stunde eine Wassersäule von sechs Fuß Durchmesser 130 Fuß hoch auswirft. Alle 24 Stunden einmal wirft der „Beehive" eine drei Fuß starke Wassersäule 200 Fuß hoch aus, während in unregelmäßigen Zwischenräumen die Riesin eine ovale Wassersäule von 20 Fuß Länge und 18 Fuß Breite 60 Fuß hoch wirft. Alle diese Figuren und viele andere, die wir beschreiben könnten, würden doch nicht ausreichen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Bild von den Scenerien zu entwerfen; der Lärm der aufsteigenden Wassermengen, die Wirkung des Sonnenscheins auf die Wasserstrahlen, die gleich einem Schleier über die Wassersäule fallen, und die wilde Scenerie der ganzen Umgebung bilden Effecte, welche auf den Beschauer einen bezaubernden Eindruck machen, der sich eben nicht beschreiben läßt.

Man ist allgemein der Ansicht, daß nunmehr, nachdem der Yellowstone-Park durch die Eisenbahn erreichbar geworden ist, dieser Wundergarten ein beliebter Erholungsort der Sommerfrischler werden wird. Der jährliche Besuch vermehrt sich schon bedeutend.

Die Saison ist freilich in dieser Region eine kurze, August und September sind die beiden zu einem wirklich befriedigenden Aufenthalt geeignetsten Monate des Jahres, der auch auf nicht weniger wie acht Tage bemessen sein sollte.

Für Unterkommen in Hotels ist reichlich und bestens gesorgt. Chausseen sind nach den interessantesten Punkten und Brücken über die Wasserfälle gebaut, überall sind für die Bequemlichkeit der Besucher die gehörigen Vorkehrungen getroffen.

Die Tage der Abenteuer und Schwierigkeiten sind vorüber, und eine Periode ruhigen Genusses hat für die Besucher dieser großen, wenn nicht einzigen Naturerscheinungen begonnen.

Es giebt mannigfache Anregungen für eine Reise nach dem nordamerikanischen Continent; der Besuch des Yellowstone-Gebiets wird in vielen Fällen sich nicht als der unbedeutendste erweisen.

Bücherbesprechungen.

J—i. **C. Euler, Grundriß der evangelischen Sittenlehre für die oberste Gymnasialclasse.** Leipzig, Dörffling & Franke 1886. — Mit liebevoller Sorgfalt hat sich Verfasser der Lösung seiner Aufgabe hingegeben. Die Lectüre des Schriftchens ist interessant und fruchtbar auch für den, welcher den Zusammenhang desselben mit der Aufgabe des Unterrichts nicht unmittelbar ins Auge faßt. Die Erwägungen, welche uns hinsichtlich dieser Aufgabe nahe getreten sind, gestatten wir uns in den folgenden Fragen zum Ausdruck zu bringen. Hätte es sich nicht empfohlen, die Bibelstellen organisch mit dem Text zu verbinden, so daß sich dieser als unmittelbares Ergebniß der Schriftbetrachtung darstellen würde? Sind wir nicht immer noch geneigt, dem „System" im Unterricht zu große Opfer zu bringen? Ist nicht das Bedürfniß, die Kategorien des „Systems" auszufüllen, die Veranlassung geworden, mehr Stoff zu bieten, als erforderlich und zuträglich ist? Das Höchste, was zu erstreben ist, dürfte doch wol dies sein, daß dem Schüler die Hauptsachen von allen Seiten beleuchtet und begründet und für das Leben unvergeßlich gemacht werden. Das Wie und der Erfolg des Unterrichts ist, wie Verfasser bemerkt, durch die Persönlichkeit des Lehrers bedingt. Als eine höchst brauchbare und werthvolle Grundlage für den Unterricht wird sich seine Schrift zuversichtlich allenthalben bewähren.

—m— **August von Sachsen (1553—1586). Eine Charakterstudie von Friedr. W. Ebeling.** Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1886. IV, 108 S. 8°. — Eine Schrift, die mit einem gewissen Raffinement alle Schattenseiten im Charakter einer historischen Persönlichkeit heraussucht, zu diesem Zwecke alle wenn auch noch so unsauberen Anekdoten und Skandalgeschichten sorgsam sammelt, dagegen geflissentlich die nicht zu bezweifelnden Verdienste des Mannes um Land und Volk, seine hervorragende Stellung unter den gleichzeitigen Fürsten so gut wie vollständig ignorirt und vor Allem nicht den leisesten Versuch macht, ihren Helden im Lichte seiner Zeit darzustellen, eine derartige Schrift nennt man nicht eine Charakterstudie, sondern ein Pamphlet. Ein solches ist das vorliegende Büchlein. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ist es ebenso werthlos als so ziemlich alle Erzeugnisse der vielgeschäftigen Feder seines Verfassers, dessen Selbsterkenntniß in eigenthümlichem Lichte erscheint, wenn er, der nicht einmal in der neueren Literatur über seinen Stoff zu Hause ist, über Männer wie v. Langenn, Voigt, v. Weber, Opel u. A. sich eine vornehme Kritik erlaubt. Als Unterhaltungslectüre — und Verfasser und Verleger beabsichtigten wol nur eine solche zu bieten — wird es auf jeden Gebildeten nach Form und Inhalt denselben Eindruck machen wie auf den Referenten: er wird bedauern, es in die Hand genommen zu haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 2. Sonnabend, den 8. Januar. 1887.

Georg von Frundsberg und die Landsknechte.

H. J. Die Betrachtung des hochberühmten Georg v. Frundsberg, „der Landsknechte lieben Vater", führt uns zurück in eine Zeit, welche in historischer Beziehung wol nach jeder Richtung hin zu den interessantesten Perioden der deutschen Vergangenheit gehört, die uns heutigem Volk in Waffen aber namentlich deshalb so großes Interesse bietet, weil sich in ihr thatsächlich eine völlige Reformation der deutschen Heeresverfassung vollzog, welche zu unseren modernen Verhältnissen herüberleitet. Es ist dies der Uebergang vom Feudalheere zur Soldtruppe, deren erste wirkliche Organisation in Deutschland die Landsknechte waren. Und da unser Held in Wahrheit „der Landsknechte lieber Vater" zu nennen ist, insofern er der Erzeuger ihrer höchsten Blüthe war, durch welche wiederum er seinen hohen Ruhm erwarb, so dürften einige Worte über die Entstehung der Landsknechte und ihre höchst eigenthümliche Verfassung am Platze sein.

Im Jugendalter des germanischen Reiches war jeder Freie durch den Heerbann zum Kriegszuge verpflichtet und diente dem Oberhaupte der Nation ohne anderen Lohn, als Aussicht auf Beute. Diese ursprüngliche, naturgemäße Kriegsverfassung rief somit die adeligen Lehnsinhaber des ganzen Reiches zu Roß in den Streit ihrer Herren. Aber die Vasallenverknüpfung des Reichsoberhauptes mit Fürsten und Adel ward locker und unbequem zu weiteren, dauernden Zügen, und die unzähligen Contingente der aufblühenden Städte machten den Heerhaufen noch ungefüger. Die unendliche Zerspaltung des deutschen Staatskörpers, die Bündnisse einzelner Reichsglieder lähmten den Organismus, und das Lehnssystem hörte auf, Schild und Wehr der Nation zu sein. Als nun gar im Jahre 1431 ein Lehnsheer von 14000 gerüsteten Pferden, 80000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen, welches gegen die Hussiten ausgerüstet war, unter dem Oberbefehl des Kurfürsten von Brandenburg, als nun dieses gewaltige Reichsheer beim Herannahen der schwächeren Hussitenhaufen bei Taus schmachvoll floh, so daß ihrer 11000 in den Wäldern erschlagen wurden, da wußte Jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Contingenten und uneinigen Fürsten ein ebenso kraftloser Mechanismus geworden war, wie das Deutsche Reich selbst.

Durch diesen Vorgang, wie durch ähnliche andere in Holstein und gegen die schweizerische Eidgenossenschaft, in welchen allen der gerüstete Ritter den freiheitseifrigen, muthigen Bauern und Bürgern unterlag, welche zu Fuße, ungerüstet, mit leichten, handlichen Waffen stritten, war dem Ritterthum der Todesstoß gegeben, und man mußte um so mehr nach anderer Hilfe suchen, als auch noch die Erfindung der Feuergewehre die Rüstung des Ritters überflüssig machte.

Die Blüthezeit des romantischen Ritterthums war überhaupt um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts längst vorüber. Der höhere Adel hatte in dem Kampfe gegen die aufstrebende Fürstenmacht und in gegenseitigen Fehden seine besten Kräfte erschöpft und saß auf seinen Burgen, grollend mit einer Zeit, die seinen Traditionen widersprach und in die er sich nicht zu finden wußte. Um die Bedürfnisse des steigenden Luxus zu befriedigen, wurden die leibeigenen, rechtlosen Bauern bis zum Uebermaß geplagt und endlich zur Nothwehr getrieben, die in den Bauernkriegen ihren Ausdruck fand. Der niedere Adel fristete entweder als Wegelagerer sein Dasein und wurde dadurch zur Geisel des ganzen Landes, oder er verweichlichte im Dienste an den Fürstenhöfen, da geistige Interessen noch nicht den Weg zu ihm gefunden hatten, um sein Leben zu veredeln; denn Ulrich v. Hutten und Franz v. Sickingen sind Ausnahmen, welche deshalb auch von den Standesgenossen ihrer Zeit nicht verstanden wurden.

Die eigentliche Kraft der Nation wohnte zu jener Zeit in den mächtig aufblühenden Städten, welche, als reichsunmittelbar, keinen anderen Herrn als den Kaiser über sich anerkannten, aber oft auch diesem, in trotziger Zuversicht auf ihre festen Mauern, die Thore schlossen, wenn es sich um ihre ausgedehnten Privilegien handelte, welche sie meistens um gutes Geld und Hilfe in der Noth von den kaiserlichen Vorgängern erworben hatten.

Das Geld war bereits zur bedeutenden Weltmacht geworden und wurde es vollends von dem Augenblicke an, wo Truppen um Geld geworben und erhalten werden mußten. Die Einkünfte der Fürsten an Geld und Geldeswerth waren aber in den meisten Fällen kaum zur Bestreitung ihres Hofhaltes ausreichend; die des Kaisers als solchen kaum nennenswerth. Man sollte glauben, daß dieser Umstand den Entschluß zum Aufgeben der feudalen Heeresfolge sehr erschwert haben müßte; aber man mußte trotzdem sich dazu entschließen, wenn man auf kriegerischen Erfolg rechnen wollte.

Nun war freilich zu der beregten Zeit der Kriegsdienst um Sold nichts Neues, denn schon um das Jahr 1276 kämpfte Rudolph von Habsburg mit Schaaren, welche auf Sold und Beuteantheil geworben waren, und auch die von den Städten zum Aufgebot zu stellenden Contingente waren gewöhnlich geworbenes Volk; ganz abgesehen von den Schweizer Söldnern, welche sich an jeden Herrn verdangen, der ihrer bedurfte. Allein zu dem principiellen System der Soldtruppen, bei welchem von der adeligen Heeresfolge ganz abgesehen wurde, gedieh man in Deutschland erst unter der Regierung des Königs, späteren Kaisers Maximilian I. (1493—1519), als die Habsburger mit dem Hause Valois erst um das Erbe des Herzogs von Burgund, dann um Mailand in Krieg geriethen. Beide kriegführenden Parteien sahen sich von der Waffenmacht ihrer Vorfahren entblößt, da die Vasallen sich des Lehnsdienstes entwöhnt hatten. Frankreich hatte jedoch einen Vorsprung, indem durch Karl VII. im Jahre 1445 die bekannten 15 Ordonnanz-Compagnien der Hommes d'armes gebildet waren, ein besoldetes, stehendes Ritterheer.

Als nun Maximilian von Oesterreich als römischer König gegen Frankreich rüsten mußte, welches im Jahre 1487 die von Habsburg abgefallenen niederländischen Städte begünstigte, sah er sich von dem Adel Deutschlands und seiner Erblande verlassen, und da der ritterliche, zu großartigen Unternehmungen geneigte Herr im Grunde eine ganz bürgerliche Natur mit prosaischem Sinne war, so faßte er die Sache praktisch an, indem er gleich von vornherein durch namhafte Ritter in großem Style Söldner werben ließ. Doch wollte er nicht aus aller Herren Länder zusammengelaufenes Volk, wie es sich sonst gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zusammenfand, sondern nur seine eigenen Landeskinder, und hießen deshalb fortan diese geworbenen Fußtruppen „Landsknechte", d. h. eingeborene Kriegsleute.

Während andere Fürsten alle nicht adeligen Kriegsleute stets nur als nothwendiges Uebel betrachteten und hochmüthig behandelten, hatte Maximilian, vermöge seines bürgerlich angelegten Charakters, ein richtiges Verständniß für die Sinnesart der Landsknechte. Er mischte sich gern unter sie, wußte sie für sich zu begeistern und hat für die Ausbildung dieses Instituts persönlich viel gethan, so daß

seine Name mit der Blüthezeit dieser höchst eigenthümlichen Institution in der Erinnerung eng verknüpft geblieben ist, wenn man auch nicht ihn als den Schöpfer derselben bezeichnen kann, da sie aus der Natur der Verhältnisse von selber hervorwuchs. Sehr bezeichnend ist jedoch der Umstand, daß er selbst zu einer Zeit, wo der Begriff des Ritters von dem der Rüstung eigentlich noch unzertrennlich war, sich oft bei feierlichen Gelegenheiten in der Kleidung der Landsknechte, den langen Spieß auf der Schulter, den Fähnlein voranschreitend öffentlich zeigte. Und durch sein Beispiel bewirkte er, daß auch der verständigere Adel, einer neuen Zeit sich beugend, den altfränkischen und unbrauchbaren Dienst zu Roß mit Schild und Lanze aufgab und dem zusammengetrommelten Volk der Landsknechte eine vornehmere Kriegsphysiognomie verlieh.

Die innere Verfassung eines Regiments von Landsknechten, die in vieler Beziehung der republicanischen Zunftverfassung der Städte entlehnt war, ist aber für unsere heutigen Begriffe so höchst eigenthümlich, daß eine nähere Betrachtung derselben nicht ohne Interesse ist.

Sobald die Verhältnisse einen Kriegsherrn nöthigten, Waffenmacht aufzubieten, übergab er einem berühmten Kriegsmann adeligen oder bürgerlichen Standes einen Bestallungsbrief als Feldobristen, nebst dem offenen Patente, ein Regiment Landsknechte zu errichten, und zugleich den Artikelbrief, das heißt den Rechtsbrauch und die Verfassung, in welcher der Kriegsherr sein Kriegsvolk gehalten wissen wollte. „Regiment", aber nicht in unserem Sinne einer quantitativen Bestimmung, wurde die Gesellschaft genannt; „ein Regiment aufrichten" hieß, wenn eine Kriegerzunft unter festgesetzten Bedingungen auf gewisse Zeit frei zusammentrat, um für Sold einem Kriegsherrn, aber zunächst unter der Verfügung des Obristen, gegen dessen Feinde zu dienen. Man vereinbarte den Sold, die Anzahl der Fähnlein, den Platz, wo das angeworbene Volk sich vor dem Musterherrn zu stellen hatte, und die Geldsummen, welche gleich bei Beginn der Werbung nöthig wurden. Da aber nicht immer die Fürsten die nöthigen Mittel zur Hand hatten, so wurde sehr häufig auch auf Kosten der Obristen geworben, die sich dann bei günstigem Verlauf des Feldzuges durch Beute und Schatzungen bezahlt zu machen suchten, wenn die bei der Werbung dem Kriegsherrn vorgeschossenen Summen ausblieben. Manchem eigennützigen Obristen wurde dadurch die Gelegenheit zu schwerer Bedrückung von Freund und Feind und zu reichem Gewinn gegeben.

Die Stellung der kaiserlichen Obristen war eine sehr unabhängige, da sie bei größeren Kriegszügen nur dem Generalobristen über das sämmtliche Fußvolk, sowie dem Generalfeldobristen untergeordnet waren.

Der Obrist erhielt zu jener Zeit gewöhnlich einen hundertfachen Monatssold von 400 Gulden für sich und seine Tafel, und außerdem für 8 Trabanten und gerüstete Pferde, seinen Schreiber, Dolmetsch, Kapellan und Herold 200 Gulden. Jedoch sind Fälle viel höherer Besoldung bekannt.

Der erkorene Obrist wählte nun aus seinen Freunden und Kriegsgenossen, deren immer eine große Anzahl auf ihren Burgen und in den Städten auf Arbeit warteten, seinen Stellvertreter und die Hauptleute der zu errichtenden Fähnlein, und ließ durch die Letzteren auf Märkten und öffentlichen Plätzen das kaiserliche oder fürstliche Werbepatent umschlagen. War nun der Obrist ein namhafter Kriegsmann, etwa ein Herr Max Sittich v. Ems, Philipp v. Freiberg, Ernst v. Fürst, Burkard v. Ems, Rudolph Hael, Fürst Rudolph v. Anhalt, Hans Jakob v. Landau, Georg v. Lichtenstein, Wilhelm v. Roggendorff, Graf Wilhelm v. Fürstenberg, Graf Felix v. Werdenberg oder gar Georg v. Frundsberg oder Sebastian Schärtlin v. Bulgenbach, so strömte das Volk aus den Städten, namentlich aber vom platten Lande herzu, vor Allem aber aus dem übervölkerten Schwaben. Der Zudrang war gewöhnlich so groß, daß der schwäbische Chronist Sebastian Frank sagt: „wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch Jemand zu Tod verwundern möge, wo dieser Schwarm nur aller herkommt und sich den Winter erhalten hat."

Zur Zeit der Blüthe der Landsknechte, von welcher hier die Rede, war es nicht etwa nur müßiges Gesindel, der Hand der Gerechtigkeit entronnene Verbrecher, oder verkommene Handwerksgesellen, welche in die Gemeinde der „frommen Landsknechte" aufgenommen wurden. Nur wer versehen mit Wamms und Schuhen, Blechhaube, Harnisch, gutem Schwert und einer Hellebarde oder dem langen Spieße vor dem Hauptmann erschien, ward in die Musterrolle aufgenommen; und dazu gehörte schon ein gewisser Wohlstand. Die ganze Zunft der Landsknechte war aber unter einander so bekannt und vertraut, daß berühmte Führer oft in unglaublich kurzer Zeit große Schaaren unter den Fahnen vereinigen konnten, wie denn z. B. Georg v. Frundsberg wenige Wochen zuvor erst die Schaaren geworben hatte, mit denen er bei Pavia die Franzosen vernichtete.

Die normale Stärke eines Fähnleins betrug 400 Knechte; die Anzahl der Fähnlein eines Regiments war verschieden, zwischen 10 und 16 schwankend.

Sobald nun die Fähnlein geworben waren, wobei die vom Obristen erwählten Hauptleute gewöhnlich das Handgeld aus ihren Mitteln vorzustrecken hatten, wurden sie an dem vorher bestimmten Orte durch den von dem Kriegsherrn damit beauftragten Musterherrn der Musterung unterzogen. Je nach ihrer Ausrüstung wurden die Knechte in einfache Söldner, Uebersöldner und Doppelsöldner unterschieden, als solche in die Musterrolle eingetragen und mit einer Bestallung versehen. Der Sold eines einfachen Söldners war zu jener Zeit 4 rheinische Gulden monatlich. Mit dem Tage einer gewonnenen Schlacht begann ein neuer Sold, so daß ein solcher Monat doppelten, event. mehrfachen Sold ergab. — Als Uebersöldner wurden adelige, erfahrene Kriegsleute gemustert, welche besonders gut gerüstet und mit Panzerärmeln und Armzeug, Rücken, Krebs, Ringkragen und Sturmhaube versehen waren. Doppelsold empfing nur, wer ganz vorzüglich geharnischt war. In jedem Fähnlein mußten hundert Uebersöldner sein, und zur Zeit Karl's V. wurden in jedem Fähnlein wenigstens fünfzig gute, geschickte, mit Kraut und Loth für den Antritt versehene Hakenschützen gemustert. Im Laufe des Jahrhunderts stieg die Zahl der Knechte, welche Feuerrohre führten, doch waren erst lange nach dem dreißigjährigen Kriege alle mit dieser Waffe versehen.

Hierauf wurden im Ringe des gesammten Regiments die von dem Obristen bestallten hohen Aemter vorgestellt. Diese waren, außer den Hauptleuten und ihren Locotenenten:

1) Der Locotenent des Obristen, sein Stellvertreter, gewöhnlich ein Hauptmann, welchem er besonderes Vertrauen schenkte. Derselbe war nur bei gelegentlicher Abwesenheit der Stellvertreter des Obristen und commandirte für gewöhnlich sein Fähnlein.

2) Der Schultheiß oder Justizamtmann, ein bekannter, ehrbarer, rechtskundiger Mann, im Range und Gehalte des Hauptmanns, der früher ein Kriegsmann gewesen sein mußte. Derselbe leitete unter eigner Verantwortlichkeit im Namen des Kriegsherrn die Rechtspflege des Regiments und besonders die öffentlichen und peinlichen Gerichtsverhandlungen, welchen die Gerichtsverfassungen der Städte und später im Allgemeinen die Strafbestimmungen der Carolina zu Grunde lagen. Als Richter fungirten geschworene Vertrauensmänner, gewöhnlich von jedem Fähnlein je einer, wenigstens aber zwölf. Der öffentliche Ankläger war der Profoß, und alle Mitglieder des Regiments wurden feierlich durch den Gerichtsweibel zur Theilnahme auf die Mahlstatt geladen. Das Ceremoniell bei dem Malefizgericht war ein sehr umständliches; die strenge Innehaltung desselben lag aber sehr im Interesse des Schultheißen, welcher nach Auflösung des Regiments einem jeden Mitglied desselben für erlittenes Unrecht verantwortlich blieb.

Der Rechtsbrauch der deutschen Landsknechte ist vom Kaiser Maximilian selbst verfaßt und in dem „Ehrenspiegel" enthalten, in welchem ausdrücklich gesagt wird, daß die löbliche Anstalt, den Krieg in einen ordentlichen Staat zu verfassen, mit Georg v. Frundsberg's Rath getroffen sei.

3) Ein hochwichtiges Amt bekleidete der Profoß. Derselbe hatte ebenfalls den Rang eines Hauptmanns und wurde von ihm erwartet, daß er eine tapfere, ernste, ehrbare Person sei, voll Gefühl für Ordnung und Sitte. Seines Amtes war, auf allen Unfug, Unordnung, Dienstfrevel und Betrug zu achten und zur Verantwortung zu ziehen. Sobald das Heerlager länger an einem Orte verweilte, hatte er für den Markt zu sorgen, welcher seiner besonderen Aufsicht unterstand und auf dessen Mitte er den Galgen errichten ließ. Seine wesentlichste Wirksamkeit war aber die Regimentspolizei und die Verfolgung peinlicher Verbrechen. Man mag übrigens nicht glauben, daß diesem Amte irgend ein Makel anklebte, da im Gegentheil berühmte Hauptleute sich dasselbe zu besonderer Ehre gereichen ließen.

Zu dem Gefolge des Profoßen gehörten der Stockmeister mit seinen Gehilfen, den Steckenknechten, und der freie Mann im rothen Wamms, die rothe Feder am Hut und das breite Richtschwert an der rechten Seite.

Ein nach unseren heutigen Begriffen sehr originelles, aber im Lager der „frommen Landsknechte" höchst unentbehrliches hohes Amt war

4) das des Hurenweibels mit seinen Gehilfen, dem Rennfähndrich, Lieutenant und Rumormeister. Denn wenn auch meistens in den Artikelsbriefen bestimmt war, daß jeder Landsknecht allen anderen Anhang, ausgenommen sein eheliches Weib, von sich abthun solle, so war es doch allgemeiner Brauch, daß ein Jeder sich mit einem Frauenzimmer und sonstiger Bedienung versah, so daß sich ein ungeheurer Troß von „Huren und Buben", wie der Collectivausdruck hieß, bei jedem Regiment zusammenfand, welcher der strengsten Aufsicht bedurfte. Diese war nun das ehrsame Amt des Hurenweibels, zu dem ebenfalls ein alter, im Felde erprobter Geselle, mit dem Range des Hauptmanns, erkoren ward. Sein Executivorgan, der Rumormeister, führte „einen Vergleicher, eines Armes lang", mit dem jederzeit unbarmherzig dareingeschlagen wurde.

Auf dem Marsche, während des Gefechtes und in sonstigen Lagen einen solchen Troß zusammenzuhalten und richtig zu dirigiren, mag kein leichtes Amt gewesen sein!

Der Fähndrich, und zwar für ein jedes Fähnlein, wurde ebenfalls vom Obristen bestallt und durch besonders gewaltigen Eid „verstrickt". Und in der That war bei den Landsknechten das „Fähnlein", unter welchem man sich übrigens nicht ein Deminutivum, sondern eine Fahne von der Größe, daß ein ausgewachsener Mann sich hineinwickeln konnte, zu denken hat, ein so bedeutsames Palladium, daß es für die Träger und Bewahrer desselben einer besonderen Auswahl bedurfte.

Endlich wurde noch jedem Fähnlein vom Obersten der Feldweibel gegeben, gewöhnlich ein betagter, geübter Kriegsmann, der von den Landsknechten schon oftmals Würden und Aemter empfangen hatte. Ihm oblag die technische Ausbildung und die taktische Ordnung seiner Mannschaft. Er war der Exercirmeister und erhielt vierfachen Sold.

Waren nun in der Gemeine des ganzen Regiments die vom Obristen eingesetzten hohen Amtleute vorgestellt, so zog jedes Fähnlein auf einen besonderen Platz und wählte unter Leitung des Feldweibels aus seiner Mitte die beiden Gemeinweibel, deren Neuwahl allmonatlich erfolgte. Dieselben hatten die Klagen des gemeinen Mannes dem Hauptmann zu überbringen, Schildwachen aufzuführen und die vom Proviantmeister empfangenen Lebensmittel zu vertheilen. Sie erhielten doppelten Sold. Ferner wählte das Fähnlein die beiden Führer, welche auf den Märschen Wegweiser sein sollten und zugleich Gerichtsbeisitzer waren, den Fourier, welcher im Lager und in der Herberge das Quartier zu vertheilen hatte, und endlich die Rottmeister, entsprechend unseren modernen Corporalschaftsführern, auf je zehn Spieße einen. Alle Letztgenannten erhielten doppelten Sold.

Die Hauptleute, welche zehnfachen Sold empfingen, fochten zu Fuß mit Streitäxten, Schwertern oder Hellebarden, und waren demgemäß gerüstet.

Die Fechtweise der Landsknechte war die „der gevierten Ordnung", voran die „Läufer", Armbrustschützen, unseren das Gefecht eröffnenden Tirailleurs entsprechend; hinter diesen in geschlossenem Viereck der „helle Hause", im Sturmschritt nach dem Klange der Trommel vorrückend, die Hakenschützen an den Flügeln angehängt. Gegen Schanzen wurde in geschlossenen Gliedern angelaufen. Bei dem Angriff von Reiterei wurde der „Igel" (hérisson) gebildet.

Sobald die ersten feindlichen Kugeln den hellen Haufen erreichten, fiel derselbe auf die Knie nieder, verrichtete ein Gebet und stimmte auch wol, wenn Zeit und Umstände es erlaubten, ein geistliches Lied an. Nachdem sie sich erhoben, warf ein Jeder Staub hinter sich; sodann wurden die Spieße gesenkt und mit unwiderstehlicher Gewalt „druckte" der helle Hause vorwärts. Vor der ersten Reihe des hellen Haufens war der Platz sämmtlicher Officiere, welche oft, nach homerischer Weise, Wunder der Tapferkeit verrichteten, und ihnen Allen voran ritt oder schritt der Obrist, umgeben von seinen Trabanten. Alle hohen Aemter des Regiments betheiligten sich an dem Gefecht und suchten Ruhm und Beute zu gewinnen.

Die Ausbildung aller guten und edlen Eigenschaften des Landsknechtswesens, welches bald verfiel und zu einer furchtbaren Landplage Deutschlands wurde, war nun um deswillen Georg v. Frundsberg's persönliches Verdienst, weil er in diese damals neue und durchaus zeitgemäße Art kriegerischen Lebens als hervorragendes militärisches Talent und als hervorragend großer, edler Charakter mit schöpferischer Kraft eingriff und durch seine Persönlichkeit wirkte. Und namentlich auch dadurch tritt Georg v. Frundsberg als hellleuchtender Stern unter seinen Zeitgenossen hervor, daß nicht Lust an Abenteuern und Beutegier, sondern der Kampf für die Ehre seiner Nation und seinen Kaiser zu allen Zeiten seine Handlungen bestimmt hat. Während es zu jenen Zeiten einem Manne von seiner Reputation und seiner Stellung ein Leichtes und allgemein gebräuchlich war, im Felde sich Reichthümer zu erwerben, hat Frundsberg von seinen vielen Feldzügen nur eroberte Trophäen und einige Ehrengaben heimgebracht, und kurz vor seinem Tode hatte er sein gesammtes bedeutendes Familienbesitzthum für seinen Kaiser verpfändet.

Geboren am 24. September 1475 zu Mindelheim in Schwaben, welche Herrschaft sein Vater kurz vor Georg's Geburt von der Familie v. Rechberg erstanden hatte, genoß er nicht allein eine standesmäßige Erziehung und Ausbildung in allen ritterlichen Fertigkeiten, sondern eine über den Durchschnitt jener Zeit hinausgehende geistige Bildung. Schon in jungen Jahren zeichnete er sich durch eine riesige Statur und ungewöhnliche Körperkraft aus.

Bereits im Jahre 1492, also in seinem 17. Lebensjahre, finden wir ihn auf seinem ersten Kriegszuge, unter dem Banner seines Oheims Hans v. Frundsberg, welcher als Hauptmann im schwäbischen Bunde hundert Reisige und siebenhundert Fußknechte führte.

Bezeichnend für Frundsberg ist, daß er mit Eifer der Sache der Reformation anhing, und bekannt sind seine ermunternden Worte, die er Luther bei seinem schweren Gange auf dem Reichstage zu Worms zurief: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben; bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort; Gott wird Dich nicht verlassen!"

Sehr bemerkenswerth für seinen Charakter ist auch sein Verhältniß zu Götz v. Berlichingen, dem er befreundet war, dessen gesetzwidriges Treiben er aber nie gebilligt hat.

In kriegerischer Thätigkeit finden wir Georg v. Frundsberg erst wieder im Jahre 1499, als Maximilian, seit 1493 erwählter deutscher Kaiser, gegen die Schweizer zog, um sie für die dem Reichsoberhaupte verweigerte Heeresfolge zu strafen. Allein in der blutigen Schlacht bei Dornach geschlagen, mußte Maximilian sich zu dem ungünstigen Frieden von Basel verstehen, welcher thatsächlich die Unabhängigkeit der Schweizer von Deutschland anerkannte. Frundsberg's Name tritt bei diesem Feldzuge noch nicht besonders hervor.

Durch die Gelüste Frankreichs und Spaniens nach der schönen Lombardei, auf welche aber auch das Deutsche Reich Lehnsrechte geltend zu machen suchte, entspann sich jetzt jener furchtbare Krieg, welcher für drei Jahrzehnte jenes unglückliche Land verwüstete, in welchem Ströme deutschen, französischen, spanischen und italienischen Blutes vergossen wurden, in welchem Georg v. Frundsberg seinen hohen Kriegsruhm und schließlich sein Ende fand.

Im Jahre 1501 sandte der Kaiser Maximilian den Angehörigen seiner zweiten Gemahlin Bianca Sforza ein Hilfscorps von Landsknechten, zu denen auch Georg v. Frundsberg gehörte, nach Mailand, doch erfahren wir nur, daß er dabei war; wie denn überhaupt die Nachrichten über unsern Helden bis zu der Zeit, wo er als namhafter Mann entscheidend auftritt, höchst dürftig sind.

Der nächstfolgenden Jahre wird von seinem Biographen Reißner gar nicht gedacht, und erst aus dem Jahre 1504 erfahren wir, daß, als die bayerische Fehde ausbrach, in welcher der schwäbische Bund auf Seiten des Kaisers Maximilian stand, welcher Letzterer selbst in der Schlachtordnung sich befand, Georg v. Frundsberg in der Schlacht bei Regensburg am 12. September 1504 sich baß hervorthat. Reißner sagt: „In dieser Schlacht hat Georg v. Frundsberg große Ehre eingelegt und seine ersten ritterlichen Kriegs Thaten erzeigt, auch ein Fendlein von den Böhemen erobert, daß in der Pfarrkirchen zu Mindelheim in Sanct Annen Capel ob deren von Frundsberg Begräbnuß aufgesteckt ist. Derowegen ihn Kaiser Maximilian nach dieser Schlacht zu Ritter geschlagen."

Das Jahr 1505 führte ihn unter des Kaisers Banner nach Geldern. Näheres über Frundsberg's Verhalten, als daß er sich ritterlich gehalten, erfahren wir aber wiederum nicht.

Da nun Frankreich und Spanien während des Krieges um Mailand bereits in Oberitalien festen Fuß gefaßt hatten und ihren Einfluß zu vermehren suchten, gelang es dem Papst Julius II., einem streitbaren, höchst intriganten Herrn, den Kaiser, den König Ludwig XII. von Frankreich, den König Ferdinand den Katholischen von Arragonien und den Herzog Alfonso von Ferrara in dem Bund zu Cambray 1508 mit sich gegen Venedig zu vereinigen, welches einige Ortschaften in Besitz hielt, die er beanspruchte. Die ausgesprochene Absicht des Bundes von Cambray war die Theilung des großen venetianischen Gebietes.

Kaiser Maximilian erschien im Jahre 1509 persönlich mit

einem Heere von 18000 geworbenen Landsknechten in Italien, unter ihnen Georg v. Frundsberg als Obrist eines Regiments. Nach einem glücklichen Gefecht bei Vicenza und der Eroberung mehrerer venetianischen Städte schritt der Kaiser im September, unterstützt von den Franzosen und Spaniern, zur Belagerung von Padua. Allein die venetianische Besatzung, unter dem Grafen von Mirandola, vertheidigte sich so nachdrücklich, daß der Kaiser nach 16 Tagen die Beschießung und die Stürme aufgab und, mißmuthig über die schlechte Kriegführung der Franzosen, über Verona heim nach Deutschland zog. In dem wichtigen Verona ließ er jedoch als Besatzung Georg v. Frundsberg mit seinem Regiment, und als Oberbefehlshaber den Markgrafen Albrecht von Brandenburg.

(Schluß folgt.)

Die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Geschichte und Geschichtschreibung stehen nicht blos in dem in ihrem Wesen und Namen begründeten Verhältniß zu einander, daß die erstere den Gegenstand der letzteren bildet; sie pflegen auch in ihrer äußeren Entfaltung durch einander bedingt zu sein. Epochen eines gesteigerten nationalen Lebens und Strebens pflegen auch eine gleichzeitige Blüthe der Geschichtswissenschaft hervorzurufen, während fast ebenso regelmäßig in den Zeiten nationalen Niedergangs und Verfalls die Geschichtschreibung erlahmt oder gänzlich einschlummert. Diese Wahrnehmung läßt sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern, welche überhaupt in den Gesichtskreis der historischen Forschung getreten sind, machen. Die assyrischen Keilinschriften wie die ägyptischen Hieroglyphen entstammen der Zeit, in welcher beide Völker ihre gesammte staatliche Kraft in ihren Eroberungszügen zusammenfaßten; in Griechenland haben die Perserkriege Herodot, der peloponnesische Krieg Thucydides hervorgebracht resp. zur Abfassung ihrer großen nationalen Geschichtswerke begeistert; in Rom fällt die erste größere Entfaltung historischer Forschung in das Zeitalter der punischen Kriege, die zweite in das Zeitalter des Cäsar und Augustus. Aehnlich ist es bei uns Deutschen von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart hin gewesen. Der große Aufschwung, welchen die Geschichtswissenschaft, nachdem sie seit Leibniz lange Zeit so gut wie völlig geschlummert hatte, in unserem Jahrhundert seit ihrer Neubegründung durch Niebuhr und Ranke genommen hat, hängt unmittelbar zusammen mit dem Wiedererwachen des nationalen Sinnes bei unserem Volke, welches in den Freiheitskriegen seinen ersten großartigen Ausdruck gefunden hat. Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte, welche eine neue Epoche auf dem Gebiete dieser Studien begründeten, fallen zeitlich zusammen mit dem Beginn dieses Wiedererwachens des Volkes, der große Freiherr vom Stein, der für die Befreiung des Vaterlandes das Beste geleistet, ist zugleich der Begründer des gewaltigen nationalen historiographischen Werkes der Monumenta Germaniae historica.

Aber eben indem man, namentlich im Zusammenhang mit dem letzteren Werke, daran ging, die Ueberlieferung über die nationale Vergangenheit kritisch zu sichten und zu sammeln, gewahrte man erst, in welchem chaotischen Zustande sich dieselbe befand und wie außerordentlich schwer es sei, durch eine systematische Kritik, deren Gesetze man sich erst bilden mußte, den Rückweg zu den originalen Quellen geschichtlicher Erkenntniß zu finden. Es bedurfte der organisirten Arbeit einer großen Fülle einzelner Kräfte, um das in unerwarteter Masse aus allen Archiven Europas neu zuströmende Material zu bewältigen. Daraus erklärt sich die Entwickelung, welche die Geschichtsforschung seitdem genommen hat. Während die genialen Begründer der neuen kritisch-historischen Methode, Niebuhr und Ranke, und ihre unmittelbaren Schüler und Nachfolger, Sybel, Mommsen, Nitzsch, Waitz u. A., mit kühnem Griff über die grundlegenden quellenkritischen Resultate hinausgreifend, mit großen zusammenfassenden Darstellungen der Wissenschaft ihre Bahnen wiesen und ihr Endziel vergegenwärtigten, vertiefte sich die jüngere Generation der Forscher immer mehr in die Einzelheiten der Forschungsthätigkeit. Je reicheres Material nach der immer allgemeiner gewordenen Eröffnung der staatlichen Archive der Forschung zuströmte, je mehr man erkannte, auf wie unsicheren und unzureichenden Grundlagen die frühere Geschichtschreibung beruht hatte, in um so höherem Grade gewann das auf anderen Gebieten mit so großem Erfolge angewandte Princip der Arbeitstheilung auch auf historischem Gebiete die unbedingte Oberhand. Recht eigentlich im Anschluß an den Fortgang der Arbeiten der Monumenta Germaniae historica bildeten sich besondere Gelehrtenschulen aus, welche auf engbegrenztem Gebiete eine vollkommen exacte Methode handhabten und das Quellenmaterial mit einer Pietät und Gründlichkeit bearbeiteten, die man früher auch nicht annähernd erreicht hatte. Für die Zwecke der Herausgabe der Kaiserurkunden bildete sich eine eigene „diplomatische" Schule unter Sickel's Leitung, während die Mitarbeiter der Monumenta für die chronikalischen Aufzeichnungen des Mittelalters ihre ganze Kraft auf die Herstellung genauer und zuverlässiger Texte auf Grund der umfassendsten Vergleichungen aller vorhandenen Handschriften verwandten. Zu leugnen ist nicht, daß durch diese bis ins Kleinste gehende Arbeitstheilung die Gefahr einer Zersplitterung der wissenschaftlichen Thätigkeit heraufbeschworen wurde, daß die Geschichtsforschung in vielen ihrer tüchtigsten Vertreter der Versuchung, über der Vorliebe und Sorgfalt für das Detail das große Ganze, den Endzweck der Wissenschaft aus dem Auge zu verlieren, erlegen ist, aber auf der anderen Seite darf doch nicht verkannt werden, daß durch diese eifrige und liebevolle Detailarbeit für zusammenfassende darstellende Arbeiten erst die sichere Grundlage geschaffen wurde.

Dabei aber ergab sich eine wissenschaftliche Schwierigkeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung, die um so größere Gefahren in sich schloß, als sie die Geschichtschreibung geradezu in einen circulus vitiosus zu bringen drohte. Auf der einen Seite wurden durch die auf strengster Arbeitstheilung beruhende Einzelforschung in ungeahnter Menge die werthvollsten Bausteine zu einer abschließenden Darstellung zu Tage gefördert, auf der anderen Seite aber schien die Herstellung des Bauwerks eben dadurch erschwert, ja fast unmöglich gemacht zu werden, daß diese Bausteine zu einer völlig unübersehbaren Menge anwuchsen. Immer schwieriger mußte es für den Forscher, welcher irgend ein größeres Gebiet seiner Wissenschaft in selbständiger productiver Arbeit zu umfassen suchte, werden, aus der ungeheuren Masse des aufgehäuften Materials die für seinen Zweck brauchbaren und unentbehrlichen Theile herauszufinden; denn eine zusammenfassende und abschließende Darstellung, welche sich durchaus auf der Höhe des augenblicklichen Standes der Wissenschaft halten will, kann doch eben nur erreicht werden, wenn sie auf der Summe aller bisher zu Tage geförderten Materialien aufgebaut wird. Eben dies aber wurde bei der von Jahr zu Jahr anwachsenden Masse historischer Publicationen immer schwieriger: der Ueberblick ging verloren. Man braucht nur die äußere Thatsache zu erwähnen, daß die Zahl der jährlich erscheinenden historiographischen Arbeiten gegenwärtig etwa 5—6000 beträgt, um diese Schwierigkeiten zu veranschaulichen. Die periodischen Zeitschriften vermochten diesem Uebelstande nicht abzuhelfen: ein erschöpfendes Bild dieser ungemein großen extensiven und intensiven wissenschaftlichen Bewegung war aus ihnen nicht zu gewinnen. Mehr oder weniger blieb es bei ihnen, wollten sie ihren Umfang nicht verzehnfachen, dem Zufall überlassen, welche der erschienenen Publicationen zur Besprechung gelangten. Und naturgemäß waren das dann zumeist die größeren und umfassenderen Arbeiten, während kleinere Monographien nur gelegentlich auch nur zu einer kurzen Inhaltsangabe in den Zeitschriften gelangten. Vollends

unmöglich mußte es erscheinen, eine erschöpfende Ueberſicht über die in den Zeitschriften verstreuten wissenschaftlichen Forschungen zu gewinnen, da sich auf diese, für den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntniß oft sehr wesentlichen Arbeiten die Besprechungen in den Zeitschriften naturgemäß überhaupt nicht erstrecken konnten. So konnte es dann jedem Forscher, welcher auf irgend einem Gebiete etwas zusammenfassend Abschließendes zu leisten unternahm, nur allzuleicht vorkommen, daß er irgend eine für seinen Zweck vielleicht sehr wesentliche specielle Vorarbeit übersah.

Und bei den freilich sehr zu mißbilligenden Gepflogenheiten namentlich unserer jüngeren Recensenten lief daher jeder Forscher, der sich an einen größeren Gegenstand heranwagte, Gefahr, sein Werk wegen solcher gar nicht zu vermeidenden Mängel im Einzelnen aufs Schroffste getadelt zu sehen, selbst wenn es ihm gelang, sich im Großen und Ganzen zu einer richtigen, wissenschaftlich begründeten Gesammtauffassung durchzuringen. Wir zweifeln nicht, daß gerade dieser Umstand es gewesen ist, der manchen tüchtigen Forscher der jüngeren Generation von zusammenfassenden Arbeiten abgehalten hat, mit anderen Worten, daß dieser Mangel einer Ueberſicht über den Stand der Forschung die Zersplitterung der wissenschaftlichen Thätigkeit zu immer größeren Dimensionen hat anwachsen lassen.

Man muß sich diese Lage der Dinge vergegenwärtigen, um die allgemeine Freude zu verstehen, welche es in den Kreisen der Historiker erregte, als vor einigen Jahren die historische Gesellschaft in Berlin den ersten Band ihrer „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" herausgab. Hier endlich wurde dem Forscher geboten, was er so lange schmerzlich vermißt hatte: ein vollkommen erschöpfender, systematischer Ueberblick über alles von der geschichtlichen Forschung im Laufe des Berichtsjahres Geleistete. Durch eine Vereinigung einer ganzen Reihe von Gelehrten, deren jeder sein specielles Forschungsgebiet bearbeitete, wurde hier geleistet, was der Einzelne nicht mehr zu leisten im Stande war. Hier führte das Princip der Arbeitstheilung, consequent durchgeführt, doch wieder zu einem vereinigenden Mittelpunkt. Indem jeder einzelne Mitarbeiter ein kleineres engbegrenztes Gebiet behandelte, entstand ein vollkommen erschöpfender Ueberblick über den Gesammtstand der Forschung, und zwar erstreckte sich derselbe nicht blos auf die in Buchform erschienenen Arbeiten, sondern auch auf alle kleineren, in Zeitschriften veröffentlichten Untersuchungen. Es liegt auf der Hand, daß das überhaupt nicht hätte geleistet werden können, hätten die Herausgeber dabei wie die fachwissenschaftlichen Zeitschriften verfahren, d. h. jeder einzelnen Arbeit eine eingehende „Recension" widmen wollen. Nicht darauf kam es an, ein endgiltiges, zusammenfassendes Urtheil über jedes einzelne Buch abzugeben, sondern nur darauf, festzustellen, inwiefern dasselbe die Forschung inhaltlich über ihren bisherigen Stand hinausgeführt habe. Gleichwol stellten sich dem Unternehmen natürlich noch immer große Hemmnisse entgegen: vor Allem war es schwierig, jedem der Mitarbeiter seine individuelle Unabhängigkeit zu wahren und dabei doch für die Gesammtheit der Referate eine einheitliche Form zu finden. Aber das Werk hat im Großen und Ganzen die Feuerprobe trefflich bestanden und in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Theilnahme gefunden. Der nunmehr vor einigen Tagen erschienene 5. Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Die Grundsätze, die bei der Bearbeitung befolgt worden sind, sind in den sämmtlichen 5 Jahrgängen, die bisher vorliegen, dieselben; nur in quantitativer Beziehung sind Aenderungen eingetreten, welche das Werk dem erstrebten Ideale absoluter Vollständigkeit immer näher bringen, indem es der Redactions-Commission gelungen ist, für einige Gebiete, welche bisher noch nicht in den Bereich des Werkes gezogen waren, Bearbeiter zu finden.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, einen auch nur annähernd erschöpfenden Ueberblick über den Inhalt des neuesten Bandes zu geben, denn das hieße nichts Anderes, als ein Bild des gegenwärtigen Standes der historischen Forschung auf allen den weitverzweigten Gebieten ihrer Thätigkeit entwerfen. Nur über die Gesammt-Organisation und -Anlage des Werkes seien noch einige wenige Bemerkungen gestattet.

Der naturgemäßen Folge des Stoffes entsprechend zerfällt das ganze Werk in drei große Abtheilungen, Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. In jeder Abtheilung ist der Stoff nach den großen Völkern, welche die Träger der Cultur gewesen sind, gegliedert. Die erste Abtheilung enthält die Unterabtheilungen Aegypten, Assyrien und Babylonien, Juden, Indien, Medien und Persien, Griechenland, Rom und Italien, Kirchengeschichte und endlich einen Abschnitt „Allgemeines über das Alterthum", in welchem die das ganze Alterthum zusammenfassend behandelnden Werke besprochen werden. Im Mittelalter und in der Neuzeit erhöht sich die Zahl dieser Unterabtheilungen dadurch, daß die vaterländische Geschichte besonders eingehende Berücksichtigung erfährt, nicht nur nach der Richtung hin, daß den kleineren Perioden je eine besondere Abtheilung gewidmet ist, sondern auch dadurch, daß hier die Territorialgeschichte der einzelnen deutschen Staaten besonders behandelt wird. Gerade hier war es besonders schwierig, die angestrebte Vollständigkeit zu erreichen, da die territorialgeschichtliche Forschung in besonders hohem Grade das Schicksal der Zersplitterung in eine fast unübersehbare Reihe localer historischer Zeitschriften erfahren hat. Fast jedes größere oder kleinere deutsche Territorium hat seinen Geschichtsverein, fast jeder dieser Geschichtsvereine giebt seine besondere Zeitschrift heraus. Hier konnte ein systematischer Ueberblick nur auf dem von den Herausgebern eingeschlagenen Wege organisirter Arbeitstheilung gewonnen werden. Die Redactions-Commission hat sich keine Mühe verdrießen lassen, um für jedes einzelne Territorium einen mit den localgeschichtlichen Forschungen vertrauten und doch mitten im Zusammenhang der wissenschaftlichen Bewegung stehenden Mitarbeiter zu gewinnen. Denn nicht nur darauf kam es an, jede kleine und kleinste localgeschichtliche Untersuchung gewissenhaft zu registriren, sondern vor Allem darauf, diese oft sehr dilettantischen Leistungen in den großen Zusammenhang einzugliedern und nachzuweisen, inwiefern eine jede von ihnen doch für diesen irgend eine Bedeutung habe. Doch ist man dabei in der Sorgfalt so weit gegangen, auch wissenschaftlich völlig werthlose Arbeiten wenigstens dem Titel nach zu verzeichnen, um damit jedem Forscher von vornherein zu zeigen, welche der über sein Gebiet vorliegenden Arbeiten er nicht weiter zu berücksichtigen brauche. Jeder, der einmal selbständig wissenschaftlich gearbeitet hat, wird unschwer erkennen, wie wichtig gerade auch diese negative Seite der Sache ist, wie viel unnöthige Arbeit dadurch erspart wird. Zugleich aber gewinnt das Werk durch diese absolute Vollständigkeit auch Werth für den Laien. Bei dem regen Interesse, welches gerade auf territorialgeschichtlichem Gebiete auch bei weiteren Kreisen des Publicums herrscht und in der starken Betheiligung des Laienelements an den localen Geschichtsvereinen seinen deutlichen Ausdruck findet, ist es gewiß von hervorragender Wichtigkeit, auch denen, welche sich nicht productiv an der historiographischen Arbeit betheiligen, wol aber deren Resultaten Interesse und Verständniß entgegenbringen, die Möglichkeit zu gewähren, sich durch einfaches Nachschlagen in diesem Werke über diese Resultate zu orientiren.

Dieser Zweck aber wird vor Allem sehr gefördert durch die Art und Weise der Besprechung der einzelnen Arbeiten. Wir erwähnten schon, daß eine eingehende Beurtheilung dabei möglichst vermieden wird; ja man kann sagen, daß das Werk überhaupt weniger eingehende Besprechungen der einzelnen Leistungen als solcher bietet, sondern in erfolgreicher Weise bestrebt ist, im Text vor Allem ein genaues Abbild des Gesammtstandes der Forschung zu geben, die einzelnen Arbeiten

aber, durch welche dieser Stand erreicht worden ist, der Regel nach in den Anmerkungen anzugeben. So wird es erreicht, daß der Text selbst gleichsam ein erschöpfendes Bild der augenblicklichen Gesammtauffassung des betreffenden Abschnittes giebt.

Wir können uns auf diese wenigen Andeutungen beschränken: sie beweisen zur Genüge, daß dieses umfassende Unternehmen nicht nur für den Fachhistoriker von großem Werth, sondern auch für den Laien, welcher den historischen Studien unserer Zeit Interesse entgegenbringt, von Bedeutung ist. Dem ersteren wird es immer mehr zu einem geradezu unentbehrlichen Hilfsmittel für die eigene Forschung werden, während es dem letzteren die Möglichkeit gewährt, sich über die Resultate der historiographischen Thätigkeit auf einem bestimmten Gebiete oder in ihrem gesammten Umfange schnell und übersichtlich zu orientiren.

Je höher wir so die Vorzüge dieses Unternehmens veranschlagen, um so mehr bedauern wir einen sehr empfindlichen Uebelstand, der den großen Nutzen, welchen das Werk darbietet, doch nicht unerheblich beeinträchtigt: nämlich die große, zum Theil ja freilich in den Verhältnissen begründete, Verzögerung des Erscheinens der einzelnen Jahrgänge. Daß ein Vollständigkeit anstrebender „Jahresbericht" die einzelnen Erscheinungen der wissenschaftlichen Forschung nicht mit der Schnelligkeit berücksichtigen kann, wie dies in periodischen Zeitschriften möglich ist, liegt ja auf der Hand. Das Material für ein Jahr vollständig zu sammeln, ist natürlich erst nach dem Ende desselben möglich. Die Mitarbeiter haben daher berechtigten Anspruch darauf, daß ihnen nach Schluß des Berichtsjahres wenigstens noch ein halbes Jahr Zeit gelassen wird: sicher aber muß es möglich sein, daß das Referat über ein Jahr X von allen Mitarbeitern im Laufe des Jahres X+1 abgeliefert wird, so daß der Jahresbericht im Jahre X+2 erscheinen kann. Zwei Jahre Zwischenraum zwischen dem Berichtsjahr und dem Erscheinen des Berichts wird man also als nothwendige Folge der erstrebten Vollständigkeit mit in Kauf nehmen müssen. Dieser Zwischenraum ist indessen nur bei dem ersten Jahrgange (1878, erschienen 1880) nicht überschritten worden; seitdem hat er sich von Jahr zu Jahr vergrößert, so daß jetzt der Jahrgang 1882 erst am Schluß des Jahres 1886 erschienen ist. Dieser Mangel ist ein so bedenklicher, daß wir fürchten, daß der Fortgang des ganzen Unternehmens dadurch in Frage gestellt werden könnte. Der Nutzen desselben wird beinahe illusorisch, wenn sich der Forscher im Bedürfnißfalle durch den Jahresbericht nur über den Stand, welchen die Forschung vor 4—5 Jahren erreicht hatte, unterrichten kann. Gerade darin liegt der vornehmste Vortheil eines solchen über den Gesammtfortgang der wissenschaftlichen Bewegung orientirenden Werkes, daß es die Möglichkeit gewährt, sich über sämmtliche neueste Erscheinungen, so weit das eben möglich ist, zu unterrichten. Es kann daher der Redactionscommission, welche sich durch ihre mühevollen Arbeiten ein außerordentlich großes Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, bei ihren Mitarbeitern durch die energischsten Mittel auf rechtzeitige Ablieferung ihrer Beiträge zu dringen und eventuell lieber auf die Mitarbeit einer besonders hervorragenden Kraft, welche sich dieser Anforderung nicht fügt, zu Gunsten einer ein wenig minderwerthigen, aber pünktlichen Kraft zu verzichten. Was bei Jahrgang 1878 möglich war, muß auch bei den späteren Jahrgängen möglich sein. Gerade das große Interesse, welches Referent dem Fortbestehen des wichtigen Unternehmens entgegenbringt, zwingt ihn, diese Forderung mit allem Nachdruck geltend zu machen: denn dies Fortbestehen ist seines Erachtens von der Abstellung dieses Uebelstandes unbedingt abhängig. Denn erst wenn derselbe beseitigt ist, wird das Werk in vollem Maße seinen Zweck erfüllen und den großen Nutzen stiften, den es seiner ganzen Anlage wie der Durchführung im Einzelnen nach zu stiften geeignet ist.

Marburg, im December 1886. Dr. Georg Winter.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

I.

Im Hotel.

Ich war im Hotel Cesari abgestiegen, einer im päpstlichen Rom von den Deutschen und andern vom Norden kommenden Reisenden einst gern gewählten Herberge. Der erste Morgen sank auf sonnigen Lenzesschwingen herab. Im kleinen dunkeln Parterrestübchen des Hoteliers gab es ein Bild, das ich aus Lithographien kannte: die herrliche Aurora Guido Reni's. Es war eine ziemlich schlechte Copie, aber dennoch lachte mir dies Tageserwachen in die Seele. Also hinaus, hinaus! Der römische Morgen mußte noch südlicher, das heißt glanzreicher sein, als der florentinische!

Um aber auch praktisch zu verfahren und mich nicht ganz aufzulösen in germanische Schwärmerei, bejahte ich die Frage eines Mannes, der ein Oberkelleramt zu bekleiden schien, aber nicht im Kellnerfrack, sondern in einem grauen Schlafrock umherhuschte: ob ich mir nicht ein Privatlogis suchen wolle? Man war im Hotel also nicht begierig, mich zu behalten, ich sollte bald wieder gehn, um besseren Gästen Platz zu machen. Das ging auch noch aus einer Antwort hervor, die mir ein anderer dienstbarer Geist auf meine Frage gab: ob ich mich für den Fall, daß ein passendes Privatlogis nicht sogleich zu finden sein sollte, im Hotel für einige Zeit einmiethen könne?

Er zuckte die Achseln und sagte bedauernd: „Nein. Die Signore machen zu viel Arbeit und Unbequemlichkeit. Die Signori weit weniger."

Also aus Bequemlichkeit wollte man das weibliche Wesen bald wieder los sein. Ich versprach, wenig Arbeit und keine Unbequemlichkeit zu verursachen, aber der Angeredete tröstete sich und mich: „Sie werden schon ein hübsches Zimmer finden." —

Mein deutsches Gemüth hielt es im Uebrigen für ein gutes Vorzeichen, daß der erste Blick aus dem Fenster des Hotels mich belehrte, ich wohne im Buttergäßchen. Der Name vicolo del burro heimelte mich an und gab mir die Ueberzeugung, daß der Süden mit dem Norden soviel Bekanntschaft gemacht habe, um auch die Buttertöpfe der deutschen Hausfrauen in sein Küchenprogramm mit aufzunehmen. Ich hatte gelesen und gehört, daß vor noch nicht langer Zeit Romreisende vom Norden ohne den Genuß dieses feinsten Fettes hatten existiren müssen. Einer von ihnen schrieb: „Schmerzlich entbehre ich hier eine Butterstolle." Bis vor Kurzem fabricirte man also unsere vielgeliebte Begleiterin des Brodes nur ausnahmsweise.

Der vicolo del burro war ein enges Seitengäßchen, das den Gasthof flankirte und über welchem ein Streifen tiefdunkeln, sonnengetränkten Blau's mir den göttlichen Lenzmorgen verrieth. Man hatte mich in ein Kämmerlein gesteckt, welchem ich, um der Abwesenheit eines Ofens oder Kamins willen den Namen Zimmer versagen zu müssen glaubte. Aber es war kein anderes übrig, oder man wollte der weiblichen Reisenden das Hotel verleiden. Ich und mein Koffer konnten für überflüssige Eindringlinge in den durch ein Bett von riesigem Umfang und durch einen Tisch schon vollgestopften Raum gelten. Einen Stuhl gab es nicht. Wozu? Man sollte ja schlafen, also liegen. Wo hätte er auch stehen sollen? Fenster und Thür wackelten und wankten in den Angeln, Schlössern, Wirbeln. Florenz stieg in meiner Achtung. Die häuslichen Einrichtungen waren dort den deutschen verwandter gewesen. Wenigstens in dem von mir bewohnten Hause des Herrn Dr. Jovi, der sich scherzweise: „Herr Dativ von Jupiter" nennen ließ.

In Rom widerfuhr mir auch zum ersten Mal die Ehre, einen Kammerdiener, an Stelle einer Kammerjungfer, mit Bettüberzug und Handtuch bei mir eintreten zu sehen. Ein weißbärtiger Mann, der für einen Invaliden der alten Garde gelten konnte und sehr stark schnupfte, erschien mit dem Leinenzeug über dem Arme und richtete mein Lager her. Er nahm nicht einmal die Mütze ab, geberdete sich sehr gravitätisch und ließ zugleich die alte Dose so oft quietschen, daß ich später die schwärzlichen Spuren

seines Krautes auf dem Weißzeug für etwas weit Ruhefeindlicheres hielt, als es sich glücklicherweise bei näherer Beleuchtung zeigte. Um den Bewegungen des Alten freien Spielraum zu lassen, mußte ich mich noch außerdem in das nächste Verhältniß zu meinem Koffer bringen und mich darauf setzen.

In den römischen Gasthöfen bekam man nichts zu essen und zu trinken, sie holten den Kaffee aus den Cafés, Speisen und Wein aus Trattorien und Osterien herbei. Non fanno cucina, sie kochen nicht, sie beherbergen nur. In einer Hinsicht ist dies löblich, man hat keine Verpflichtung, die mehr oder weniger gute und theure Kost des Herbergsvaters zu genießen, und nicht die Unannehmlichkeit, sich scheel ansehen zu lassen, wenn man die Mittagstafel versäumte. Aber der Gedanke, daß in der Herberge auch gar nichts Genießbares aufzutreiben ist, im Falle plötzlicher dringender Magenforderungen, hat doch etwas Trostloses, das an eine Spazierfahrt in den Polarmeeren oder in der Wüste gemahnt.

An jenem Abend, wo ich ziemlich spät mit der Diligence in Rom eingetroffen war, mußte ich eilen, ein Beefsteak und etwas Wein aus der Trattoria holen zu lassen, sonst hätte ich hungrig zu Bette gehen können. Bequemlichkeit und Speculation brachten den Römer nicht in Conflict, man konnte fast immer darauf rechnen, daß er die letzte für die erste aufgab. Auch sagte man mir, die Trattorien würden um 10 Uhr geschlossen, der Papst wolle das so. Nichts als Bequemlichkeit; ich sollte meine Wünsche auf dies einzige Beefsteak beschränken und nicht etwa fernere Herbeischaffungen befehlen. Mein überseeisches Verlangen nach geklopftem Rindfleisch hatte zur Folge, daß ich im Hotel als eine privilegirte Beefsteakesserin, nämlich Engländerin, betrachtet wurde. Ich hörte, daß meine männliche Kammerzofe draußen im Corridor zu einem andern Dienstgeist sagte:

„E un' Inglese, mangia bistecca.“ (Sie ist eine Engländerin, denn sie ißt Beefsteak.)

Der vicolo del burro zeigte mir noch außerdem Zweierlei von Interesse: im Hause gegenüber, also handgreiflich nahe, ein Nest voll allerliebster römischer Schneidermädchen, munter wie Canarienvöglein in ihrem Käfig, und unten auf der Gasse einen Haufen Puzzolanerde, der zur Reparatur eines Hauses verwendet werden sollte und mit Kalk vermischt wurde. So unpassend die Zusammenstellung sein mag, so erregte doch Beides gleicherweise meine Aufmerksamkeit, und nicht zum Mindesten das classische Baumaterial, das so dunkel, violett-bräunlich und fein wie Mehl vor meinen Blicken lag, und durch welches die weißen Kalkadern wie die Bänder im Marmor sich hinschlängelten.

Die Mägdlein drüben im Schneiderkäfig spendeten mir, sobald sie mich entdeckt hatten, freundliche Blicke und schwangen ihre Nadeln nicht ohne koketten Fleiß. Einer ganz besonders flinken und hübschen Dirne zunächst am Fenster, deren große Jugend mich eben zu rühren begann, las ich eine schnippische Bemerkung vom Munde ab, oder ich errieth sie aus ihren Gesten, bei denen Fingerhut, Scheere, Nadel und Alles, was zum Schneiderhandwerk gehört, thätig sein mußte. Die Bemerkung traf mich als unberufene Zuschauerin und mußte höchst kurzweilig sein, denn die ganze Näherinnenschule brach in ein überlautes Gelächter aus und sämmtliche schwarze Augen schossen Pfeile auf mich ab.

Verstimmt zog ich mich in mein Kämmerlein zurück, will sagen hinter das Bett, denn der noch übrige freie Raum gestattete für ein menschliches Wesen keinen Rückzug, und Rouleaux oder Vorhänge besaß ich nicht, um die Lacherinnen durch Entziehung der Aussicht auf mich zu strafen. Als mein Kaffee aus dem nächsten Caféhause herbeigeschafft worden war, ließ ich ihn nicht auf den Tisch setzen, sondern nahm ihn stehend zwischen Thür und Angel ein. Dort allein konnten mich die Schelmenaugen der jungen Heldinnen von der Nadel nicht erreichen. Als sie durch diesen Pfiff auf den Gedanken gekommen sein mochten, ich habe das Zimmer verlassen, beachteten sie mein Fenster nicht mehr. Aber ich hockte, dicht an die Wand gedrückt, hinter dem gewaltigen Bett und hatte eines der derbgestopften Kissen so postirt, daß ich gut verborgen war und doch sehen konnte, was ich zu sehen erstrebte. Die jugendlichen Näherinnen küßten nämlich in gewissen Pausen abwechselnd zwei, wie mosaische Gesetzestafeln verbundene, kleine Bildnisse, als müßten sie sich durch diese Küsse, gleichwie durch einige Schlucke Wein, zur Ausdauer in der Arbeit stärken. Die Bildnisse standen vor ihnen auf dem geräumigen Schneidertisch. Weibliche List ist auch im Norden zu finden. Ich übte sie, indem ich meine Zimmerthür rasch öffnete. Durch die entstehende Zugluft flog mein Fenster auf, das sehr lockere, schlechte Wirbel hatte. Nun kroch ich wieder hinter das Bett mit dem geschickt aufgestülpten Kissen und schaute wie hinter einer Coulisse hervor nach den heiter und zärtlich gestimmten Virginia's, Clölia's, Lucretia's, zum Ueberfluß mit meinem Operngucker bewaffnet. Wen küßten sie? Pio Nono und die Madonna, die beide wie ein verlobtes Paar auf den Bildern zu sehen waren.

Der Lohndiener.

Man bot mir einen domestico di piazza (Lohndiener) an, als ich bereit war, auf Erwerb eines Privatlogis auszugehen. Ich hätte den ersten Gang durch Rom so gern allein gethan, allein und durchdrungen von dem Gefühl, daß es wohl keine Nation giebt, die den ächten historischen Sinn mitbringt an die Geburtsstätten alter Cultur, auf welcher noch immer die unsrige fußt, außer der deutschen Nation.

Der Lohndiener wich indessen nicht von meiner Seite. Ich dürfe nicht unbeschützt in Rom gehen, weil ich eine junge Dame sei. Als ich ihm entgegnete, ich sei von Deutschland bis hierher allein und unbeschützt gereist, staunte er, nahm seinen schlechten Strohhut ehrfürchtig ab und sagte:

„Dann reisten Sie unter dem miraculosen Schutze der Madonna.“ — Bald hatte ich gegen den Begleiter nichts mehr einzuwenden, er gehörte zu den besonderen Typen Roms, von denen ich gelesen hatte, und begann mich zu interessiren. Zwar ging er sehr nachlässig gekleidet, graufarbig oder grauschmutzig war sein Anzug, an den Ellnbogen klafften Löcher, aber seine Gestalt war zierlich, sein Benehmen und seine Ausdrucksweise vornehm, als sei er ein herabgekommener Cavalier. Vielleicht stammte er von einer der hohen Familien ab, die einst jene Paläste besaßen, an denen ich jetzt andächtig hinschritt? Ein seit langer Zeit in Rom lebender holländischer Maler sagte mir später, es sei kein seltener Fall, daß ein verarmter Conte oder Marchese zuletzt in einen domestico di piazza sich auflöse.

Wir hatten nicht weit zu gehen, um die kleine Piazza del monte d'oro zu erreichen, woselbst sich in einer vierten Etage mit ringsumlaufendem Balkon ein meinen bescheidenen Anforderungen entsprechendes Zimmer befinden sollte. Auf schwarzgesprenkeltem Stein, dessen Grundfarbe grünlich-grau war, stiegen wir empor. Ich frug meinen verkleideten Conte nach dem Namen des Materials, aus welchem die Treppe gebildet war, und das ich noch nicht kannte.

„Peperino“, antwortete er und fügte im Docententone hinzu: „Ein vulkanischer Tuffstein, den unsere Vorfahren lapis Albanus nannten. In einfacheren Zeiten war er sehr beliebt, später zog man den härteren Kalktuff von Tibur vor.“

Ich staunte immer mehr. Die lohndienerische Gelahrtheit überstieg noch die Feinheit der geselligen Formen. Lateinische Weisheitscitate flossen von den Lippen meines Führers, er betonte mit gelassenem Stolze die Abkunft seines Volkes und Idioms von den alten Römern und schaltete bei jeder Gelegenheit die Rede ein: „Wie unsere classische Mutter sagt.“ Mit den Göttern stand er auf vertrautestem Fuße. Dii melius! Dii prohibeant! Dii boni! Per deos! wurde überall eingeworfen.

„Wie charakteristisch für den Boden, auf dem ich stolz und glückselig dahinwandele,“ dachte ich jetzt. „Wo in der Welt fände sich leicht ein so akademisch angehauchter Lohndiener als hier im unanfechtbaren Centrum uralten Wissens und Könnens? Denn von Können ist Kunst abgeleitet worden.“ Als ich meinen Begleiter verabschiedete, konnte ich mir die Frage nicht versagen: auf welchem Gymnasium er seinen maturus abgelegt habe? Es lag halb Ernst halb Scherz in meinen Worten, aber er antwortete dem Ernst entsprechend:

„Unter der Sonne Italiens. Die Kinder unseres Landes reifen geistig und leiblich durch die Sonne und durch das Wunder unserer Sprache, die selbst das Gemeine durch Anlehnung an das alte Römerthum adelt. Freilich, auch der alte Römer dachte und sagte: Naturalia non sunt turpia.“

Kopfschüttelnd betrachtete ich den gebildeten Lohndiener im schmutzigen Anzug mit den zerlöcherten Aermeln. Ich hätte ihn mögen um seine Adresse fragen, und wenn er mir, ein anderer Diogenes, geantwortet hätte: „mein Haus ist eine vorchristliche Tonne“ würde ich mich nicht gewundert haben.

Zwar hatte ich schon den in Triest als Laufburschen und Markthelfer im Geschäft meiner Freunde angestellten, von einem alten Nobiligeschlecht Venedigs (wie er mit Gravität betonte) abstammenden „Peppo“ kennen gelernt, allein derselbe war doch weit minder professorisch geschult, als der römische Lohndiener, dem nur die Toga virilis fehlte, um die Täuschung zu vollenden. Letzterer blieb bis zum Schluß unserer Geschäftsverbindung auf der Höhe

seiner Bildungsstufe. Er betrachtete das Geldstück nicht, das ich in seine Hand drückte, und verlangte auch keine Zugabe, wie ich es bisher gewöhnt gewesen war, wo immer in Italien ich Trinkgelder zu spenden gehabt hatte. Nein, er schied mit den Worten: „Sempre ai suoi commandi! Mi ha fatto molto piacere, di fare la sua conoscenza Signorina! (Immer zu Ihren Befehlen. Es hat mir viel Vergnügen gemacht, Sie kennen zu lernen.) Und mit einer anstandsvollen Verbeugung verschwand er auf der Treppe aus lapis Albanus.

Bei der Zimmervermietherin al monte d'oro.

Ein anderes Bild entrollte sich vor meinen lernbegierigen Augen, als ich die Vermietherin des meublirten Zimmers in der vierten Etage „am Goldberge" kennen lernte. Sie trat mir und dem Lohndiener — neues Wunder, das der Süden meinen Sinnen offenbarte — zwar schön frisirt, mit langen Schmachtlocken hinter den Ohren, aber in demjenigen Gewande entgegen, das man eigentlich vor seinen Mitmenschen verbirgt und unmittelbar auf dem Leibe trägt. Doch war es äußerst sauber, elegant und faltenreich, dies Gewand, reichte bis über die halbe Wade hinab, hatte Stickerei und Spitzen um den Hals und an den halboffenen Aermeln, ließ kleine Füße in orientalischen Pantöffelchen sehen und markirte nur gar zu ungenirt manche Umrisse der üppigen Matronenformen einer von Angesicht noch jugendlichen Frau.

Ein unwillkürliches Zurückweichen meinerseits bei dem unerwarteten Anblick dieses ausgesuchten Mangels an Toilette deutete Signora Annunziata Alba ganz richtig, indem sie sich einen leichten Klaps auf den hervorragenden Bau unterhalb des Busens gab und laut lachend rief:

„Cosa volete? Fra troppo caldo! (Was wollen Sie? Es ist gar zu heiß.)

„Schon zwei römische Specialitäten," dachte ich. „Der Lohndiener, der als Primus omnium gelten konnte, und die Vermietherin, welche die Abmiether — en chemise empfängt. Alle Achtung vor Signora Jovi in Florenz, die vom frühesten Morgen an bekrinolint umherschwebte."

Was den hochgebildeten Lohndiener anlangte, dessen Namen ich leider vergessen habe und der auf dem Standpunkte seiner erhabenen Ahnen: naturalia non sunt turpia, stand, so war er sicherlich zu classisch geschult, um in Signora Annunziata Alba's zwangloser Erscheinung etwas Anderes, als die Kleidererspamiß an einer antiken Statue zu erblicken. Auch mochte er mit den Gewohnheiten der Chambergarnistin, der er alljährlich zahlreiche Gäste aus Hotel Cesari und andern Herbergen zuführte, hinlänglich vertraut sein, um ihr gegenüber noch einen zweiten Gipfel römischer Weltanschauung einzunehmen, der in dem stolzen Worte: nil admirari! (wundre dich über nichts) enthalten ist.

Ich miethete ein Zimmer für den geringen Preis von 1½ Paoli pro Tag, beiläufig 60 Pfennige, vielleicht etwas mehr, denn der Paolo, der im Kirchenstaate aus „argento puro", reinem Silber, geprägt war, hatte mehr Werth als 40 Pfennige. Ich fand später einmal ein Zwei-Paulstück auf dem Platze vor der S. Ignatiuskirche, nahm es als Merkwürdigkeit mit nach Dresden und ließ es von einem Goldschmied taxiren. Er bestätigte, es bestehe aus feinem Silber und habe den Werth von mindestens acht guten Groschen.

Das Zimmer war groß, hell und hübsch möblirt, das Bett italienisch-geräumig. Signora Alba hob diesen Umstand besonders hervor und fügte drei empfehlende deutsche Worte hinzu, die einzigen, die ich überhaupt von ihr gehört habe: „gut für Hiz'." — Der Kamin aus weißem Marmor hatte eine so breite Ausladung unterhalb des üblichen Spiegels, daß ich auf dieser Kante ein ganzes Schock Apfelsinen aufspeichern konnte, ein damals noch ungewohnter Anblick südlichen Fruchtreichthums für ein norddeutsches Auge. Der Fußboden war mit einem Teppich überkleidet, zum Schutze gegen Fußerkältungen durch die gepflasterten Zimmer des Südens. Das einzige Fenster, zugleich Thür, wurde durch einige steinerne Stufen erreicht und führte auf den das ganze Haus umlaufenden Balkon. Die Aussicht von diesem erhabenen Söller entzückte mich. Gegenüber thürmte sich die gewaltige Rückseite der Häuserburg des Palazzo Borghese auf, dessen Hauptportal in die Straße Ripetta sieht. Ueber die Dächer hinweg schaute mein trunkenes Auge bis zur höchsten Pinie des Monte Mario hinaus, die einsam und träumerisch, weil verlassen von ihren Waldschwestern, emporragte. Eine stille Hüterin der verödeten Villa Madama, in deren prunkvollen Hallen einst das Scheusal der Pariser Bartholomäusnacht ausgebrütet worden ist. Jetzt stand die Villa leer und schmucklos, ein Miethobject für reiche Engländer, deren ketzerische Gegenwart mit Sehnsucht erwartet wurde.

Nie hätte ich geglaubt, daß ich den Aufenthalt in einer vierten Etage so überaus schätzenswerth finden könnte. Das Haus hatte in meinen Augen sogar etwas Palastartiges. Stuccatur an Wänden und Decken, Marmor, wo er sich anbringen ließ, hohe Flügelthüren, die Peperintreppe mit geschnörkeltem schönem Eisengeländer nicht zu vergessen. Da mein Palazzo Eckhaus war, schaute ich von der zweiten Hälfte des Balkonumgangs auf den kleinen Platz del monte d'oro (des Goldbergs) hinab, wahrlich ein goldiges Plätzchen, das mir täglich heitere Bilder aus dem römischen Volksleben bot.

Die noch immer hübsche Signora Vermietherin mit den listig blitzenden, tiefschwarzen Lichtern (lumi, wie die Italiener schmeichelnd sagen) sah es mir an, daß ich zufrieden war, und bereute vielleicht, das Zimmer so billig geboten zu haben. Im Winter hatte sie fünf Paoli für den Tag erhalten, aber sie tröstete sich, obwohl mit sauersüßer Miene, und sagte seufzend: „È stagione morta!" (Es ist todte Saison.) Während ich die Einrichtung flüchtig musterte, die Treppenstufen zum Thürfenster und Balkon erstieg, stand sie und betrachtete mich, sah mir nach, wohin ich mich im Zimmer wendete, und platzte endlich mit der Gewissensfrage heraus: wie alt ich sei.

Ich faßte sie scharf in's Auge und antwortete mit einer Gegenfrage: „Vielleicht so alt wie Sie?"

Der jugendliche Ausdruck ihrer Züge wurde nur durch den starken Fettansatz beeinträchtigt, der sich nicht minder an Kinn und Wangen, als an der ganzen Person zeigte. Als Signora Alba erfuhr, daß ich kaum ein Lustrum weniger zählte, als sie, rief sie mit tragischer Geberde und Miene, indem sie meine Gestalt umwandelte: „Wie schlank! Wie dünn! Wir armen Italienerinnen werden alle fett, wenn wir über die Zwanzig hinaus sind! Ich bin erst achtundzwanzig Jahre und schon troppo grassa." (Gar zu fett.)

Und dabei schlug sie sich wieder, und zwar sehr verächtlich, auf einige der rundesten Partien ihres stattlichen Körpers.

Dann faßte sie ihre Nase an und sagte verdrießlich:

„Das ist auch keine römische Nase und ich bin doch eine geborene Römerin."

Es war ein gewiß einst zierlich gewesenes, jetzt verbreitertes Stumpfnäschen.

„Und wie gefällt Ihnen der Bart der Italienerinnen?" setzte sie mit bedeutungsvollem Kopfwackeln hinzu. „Una donna barbuta!" (Eine bärtige Frau!) rief sie mit einer Art von Ekel. „Barbuta! Puh! Auch darin sind die deutschen Frauen besser daran. Ich habe noch keine bärtige Engländerin gesehen."

Signora Alba verwechselte beständig, wie ich bald entdeckte, die Deutschen mit den Engländern, weil beide Nationen in der Mehrzahl blond und weißhäutig sind. Und dieser Umstand erregte wieder ihren Neid.

Finster sagte sie:

„Wir sind braun, die vom Norden weiß und zart. Die Römer werden Ihnen nachlaufen, Sie sind blond und weiß."

„Wiederum charakteristisch!" dachte ich. „Der alte Neid der römischen Damen auf die nordischen Barbarenfrauen, woraus das Haarefärben und Schmücken der stolzen Gewalthaberinnen hervorging."

Um meine eitle Römerin des 19. Jahrhunderts zu begütigen, hob ich einen der unvergleichlichsten Reize der Südländerinnen rühmend hervor: die Zähne. „Sie haben dafür," sagte ich bewundernd, „das schönste Elfenbein im Munde, es ist ein Prachtanblick, wenn sich Ihr niedlicher Mund zum Lachen öffnet. Und sicherlich thun Sie nicht das Geringste für die Erhaltung dieses Elfenbeins. Wenn wir gute Zähne haben, so danken wir es wohl hauptsächlich der aufmerksamen Pflege dieses edlen Gutes, Sie hingegen —"

„Niente, niente!" lachte meine kleine runde, schnell begütigte Römerin. „Zähneputzen wie die Engländer kennen wir nicht, nur Schuhputzen. Ja, die Zähne allein werden nicht alt und fett, weil sie nicht viel zu beißen haben und niemals hatten."

Und mit Stolz riß sie den Mund auf und bat mich, mit dem Schlüssel, den ich in den Händen hielt, auf ihre Zähne zu klopfen, denn die vertrügen Alles.

Als die Signora sich entfernt hatte, rief ich deutsch-unverständlich für etwaige Horcher aus:

„Wahrlich, das nenne ich Bekanntschaft machen in der naiven Weise der Hündlein, die sich beschnobbern und beschnüffeln, bis sie ihre gegenseitige Beschaffenheit aufs Genaueste ausgeforscht haben."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 3. Mittwoch, den 12. Januar. 1887.

Georg von Frundsberg und die Landsknechte.

(Schluß.)

H. J. Der Papst Julius II., welchem die Uebermacht seiner Verbündeten in Italien bedrohlich erschien, brach jetzt den Bund von Cambray und schloß Frieden mit Venedig, gegen Herausgabe der von ihm beanspruchten Städte. Der Kaiser jedoch lehnte die ihm von den Venetianern gemachten Friedensanträge ab, und da diese nun durch das Bündniß mit dem Papst freie Hand bekommen hatten, schritten sie zur Belagerung Veronas. Bei einem nächtlichen Ueberfall im März 1510 war bereits die Mauer erstiegen, und nur der Geistesgegenwart und der persönlichen Tapferkeit Frundsberg's gelang es die Stürmenden abzuweisen. Ein spanisch-französisches Ersatzheer nöthigte die Venetianer zur Aufhebung der Belagerung. Da jedoch Spanien und Frankreich den Krieg ohne Nachdruck betrieben, ward Frundsberg, welcher jetzt in Verona das Obercommando führte, im Mai zum zweiten Male eingeschlossen, wies aber durch seine energischen Ausfälle die Venetianer so nachdrücklich ab, daß sie im Juli wiederum abzogen, um im September desselben Jahres zum dritten Male vor Verona zu erscheinen. Nach einem sehr günstigen Ausfall Frundsberg's, und da der Herzog Erich von Braunschweig zum Entsatz nahete, wurde die Belagerung im October aufgegeben.

Im Mai 1511 standen sich die feindlichen Heere bei Bologna wieder gegenüber. Die Venetianer und die Päpstlichen hatten Bologna besetzt und in der Stärke von 25000 Mann ein Lager zwischen der Stadt und dem Fluß Reno bezogen, um dem französischen Heere den Uebergang über diesen Fluß zu wehren. Auf besonderen Befehl des Kaisers Maximilian zog Frundsberg von Verona mit 1000 Fußknechten den Franzosen zu Hilfe, und trug am 20. Mai 1511 wesentlich bei zu der siegreichen Schlacht bei Bologna. Sechs Fahnen, die er dem Feinde abgenommen und welche später die Kirche zu Mindelheim zierten, waren Zeugniß seines tapferen Verhaltens.

So hart auch die Venetianer von diesem Schlage getroffen waren, so verhalf ihnen ihr Geld doch bald wieder zu einem Heere, und da das kaiserliche Friaul sehr schwach besetzt war, so wandten sie sich dorthin und nahmen mit leichter Mühe die ganze Landschaft mit allen festen Schlössern, bis auf die feste Stadt Gradiska. Aber ihres Bleibens war nicht lange, nachdem Frundsberg im August 1511 zur Wiedereroberung von Friaul mit seinen Landsknechten entsendet wurde. Mit kühnem Muthe schlug er bei dem Schlosse Pleiffen die große Ueberzahl der Feinde, deren 600 auf dem Platze blieben. Die kühnste That war aber sein Sieg bei dem festen Schlosse Beitelstein im Thal des Piave, in dessen Nähe sich ihm 9000 wohlgerüstete Venetianer in sehr günstiger Stellung entgegenstellten. Mit seinen 1800 Landsknechten schlug er die fünffache feindliche Ueberzahl so vollständig, daß auch das für unüberwindlich geltende Beitelstein in seine Hände fiel. Diese kühne That machte den Namen Frundsberg's und seiner Landsknechte so gefürchtet, daß er binnen Kurzem ganz Friaul vom Feinde gesäubert hatte und noch im Herbst desselben Jahres zu den Franzosen stoßen konnte, welche Treviso belagerten.

Da jedoch die Verhältnisse in Deutschland und in den Niederlanden für den Kaiser sich jetzt wieder trübten, so wurde Frundsberg mit seinen Landsknechten nach Deutschland heim berufen, fand aber vorläufig nicht Verwendung, sondern konnte zu Mindelheim einer kurzen ungewohnten Ruhe pflegen. Doch schon der Herbst 1512 brachte neue Beschäftigung, wenn auch nicht in großem Styl.

Der Ritter Stephan Hausner hatte nämlich im Verein mit den Friedingern und anderen Raubrittern Kaufbeuren befehdet und, vom Kaiser zur Rechenschaft gezogen, sich auf das für unüberwindlich gehaltene Bergschloß Hohen-Krähen im Hegau zurückgezogen. Auf Befehl des Kaisers sammelte Frundsberg, als Obrist des Tirolerbundesaufgebots, 8000 Landsknechte, der Kaiser sandte seine besten Geschütze von Innsbruck und Lindau. Am 6. November erschien Frundsberg vor dem Felsennest und die Wirkung der Artillerie war so günstig, daß schon am 10. November die Besatzung sich ergab, nachdem die Frevler entflohen waren.

Das folgende Jahr führte Frundsberg wieder nach Italien, wo die politischen Verhältnisse sich unterdessen völlig geändert hatten. Die Franzosen hatten das durch den großen Sieg bei Ravenna 1512 gewonnene Uebergewicht nicht behauptet, waren 1513 durch die Eidgenossen bei Novara völlig geschlagen und, da nur noch die Venetianer mit ihnen verbunden waren, in sehr üble Lage gerathen, welche den Kaiser Maximilian zu einem neuen Zuge über die Alpen veranlaßte. Unter dem Oberbefehl des Raimond de Cardona zog Frundsberg mit 7000 Landsknechten über die Tridentiner Alpen. Man drang zunächst vor bis zu dem Thurm von Marghera bei Venedig. Da man sich jedoch unvorsichtig in das vielfach durchschnittene Gelände hineingewagt hatte, so kamen die verbündeten Deutschen und Spanier durch den dem bedrängten Venedig von Treviso her zur Hilfe eilenden Alviano dem Verderben nahe. Von allen Seiten eingeschlossen durch Uebermacht, schien ein Entrinnen durch die umgebenden Engwege unmöglich. Der 7. October begann mit einem dichten Nebel, unter dessen Schutze die Eingeschlossenen sich rückwärts Bahn brechend das freie Gelände von Vicenza erreichten, in welchem es Frundsberg gelang eine viereckte Schlachtordnung zu bilden, bevor Alviano, den Abzug der Verbündeten bemerkend, mit Ungestüm zum Angriff überging. „Die Landsknechte aber fuhren mit solcher Freudigkeit daher, daß das venedische Fußvolk, 6000 an der Zahl, sich wendete, ehe es noch zum rechten Angriff gekommen. Hr. Georg v. Frundsberg schritt, so schwer er war, im ersten Gliede einher und that, lang aufathmend, gewaltige Streiche mit seinem Schlachtschwerdte." „So gewannen sie das Feld; 26 venedische Hauptleute lagen erschlagen mit 5000 Mann zu Fuß."

Diese Niederlage zwang Venedig und Frankreich sich vorläufig unthätig zu verhalten, so daß Frundsberg von Verona aus die gewonnene Landschaft behaupten konnte; aber der Tod Ludwig's XII. von Frankreich und die Thronbesteigung Franz' I. brachte neues Leben in die kriegerischen Verhältnisse.

Die Schlacht von Marignano am 13. und 14. September 1515, in welcher die Schweizer vernichtet wurden, machte König Franz zum Herrn von Mailand, Genua und des größten Theiles der Lombardei; nur Brescia und Verona waren dem Kaiser verblieben.

Um den Fortschritten der Gegner zu wehren, überschritt der gealterte Kaiser Maximilian mit einem gewaltigen Heere zum letzten Male die Alpen. Doch der freudige Sinn seiner früheren Jahre hatte ihn verlassen, und als er in Mailand an Karl von Bourbon kräftigen Widerstand fand, kehrte er kampfesmüde über die Alpen zurück. Brescia unterlag bald dem vereinten Angriff der Franzosen und Venetianer; Verona dagegen wurde mit größtem Heldenmuth gehalten. Die Besatzung bestand aus 4000 Landsknechten unter Frundsberg, dazu 6 Fähnlein alter spanischer Knechte und 500 Schweizer, Alles unter dem Oberbefehl des höchst verdienstvollen Marco Antonio Colonna. Nachdem die Franzosen unter Lautrec und die Venetianer unter Trivulzio, welche die Festung mit einer der Besatzung doppelt überlegenen Stärke umlagerten, vergebens versucht, durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen, be-

gannen sie die Beschießung. Die Vertheidigung der von den Franzosen angegriffenen Seite leitete Colonna, die den Venetianern zugekehrte Frundsberg. Auf beiden Seiten lag die Mauer 200 Fuß breit in Bresche, aber trotzdem, daß die Vorräthe so knapp geworden waren, daß selbst die Hauptleute in 40 Tagen nur Wasser zum Trinken hatten, hielten die Landsknechte, die sonst nur des Kampfes in freiem Felde gewohnt waren, sich so tapfer, daß alle Stürme der Feinde siegreich abgeschlagen wurden. Der schwer verwundete Colonna übertrug Frundsberg den Oberbefehl, welcher durch seine unablässigen Ausfälle den Feinden so zusetzte, daß sie, trotz der zertrümmerten Mauern, keinen Sturm mehr wagten. Und als nun Georg v. Lichtenstein und Wilhelm v. Roggendorf mit 8000 Landsknechten aus Tirol und Schwaben zum Entsatz nahten, zogen die Belagerer im October 1516 entmuthigt ab.

Den Winter über verblieb Frundsberg noch in Verona. Als jedoch im Frühling 1517 der junge König Carl von Spanien mit Venedig seinen Frieden machte, in welchem er Verona der Republik überließ, mußte Frundsberg den so heldenmüthig vertheidigten Platz verlassen und zog mit seinen Landsknechten über die Berge heimwärts.

Zwei Jahre lang finden wir ihn nunmehr mit kurzen Unterbrechungen im Kreise seiner Familie zu Mindelheim. Aus erster Ehe mit Catharina v. Schrovenstein lebten ihm 3 Söhne und 4 Töchter, aus der zweiten Ehe mit Anna Gräfin v. Lodron 1 Tochter. Der Kaiser Maximilian hatte ihm ein Gnadengehalt und das Amt eines Feldhauptmanns in der Grafschaft Tirol verliehen.

Das Jahr 1519 brachte die württemberger Fehde, in welcher der Herzog Wilhelm von Bayern Oberfeldherr des 23 000 Mann starken Heeres des schwäbischen Bundes war; neben ihm Georg v. Frundsberg als obrister Hauptmann des österreichischen Volkes. Zu besonderer kriegerischer Thätigkeit kam es jedoch nicht, da der Herzog Ulrich nicht gerüstet war und nur die festen Schlösser Hohenasperg und Möckmühl kurzen Widerstand leisteten.

Der junge Kaiser Karl V. wußte Frundsberg's Verdienste voll zu schätzen und bestätigte ihm auf dem Reichstage zu Worms 1521 nicht allein seinen Jahresgehalt und die oberste Feldhauptmannschaft in Tirol (durch welche Frundsberg's Werbungen sehr begünstigt wurden), sondern ertheilte ihm auch die Würde eines kaiserlichen Raths und belehnte ihn mit dem Schloß Rungelstein.

Noch in demselben Jahre 1521 erfolgte der Ausbruch des großen Krieges zwischen Karl V. und Franz I., dessen Grund in dem naturgemäßen Widerstreit der Interessen Frankreichs und des Hauses Habsburg zu suchen ist. Der Papst, England und Venedig standen zunächst auf Seite des Kaisers.

Die von Frankreich in der Lombardei errungenen Vortheile waren nicht behauptet worden. Mailand war am 20. November 1521 für die Sforza wiedergewonnen, der Marschall v. Lautrec war vor dem ihm überlegenen Prospero Colonna auf das venetianische Gebiet zurückgewichen und hoffte auf kräftige Unterstützung aus der Heimath. Die schweizerischen Cantone rüsteten für Frankreich, und im Verein mit diesen beabsichtigte Lautrec einen Angriff auf Mailand, dessen Citadelle noch in französischen Händen war. Dieser Angriff scheiterte zwar an der Aufmerksamkeit des Colonna, welcher Mailand aufs Neue befestigt hatte; die Hoffnung des Kaisers und der kaiserlichen Partei in der Lombardei ruhte aber auf Frundsberg, welcher vom Kaiser den Auftrag zu schleunigster Werbung von 12 Fähnlein erhielt, um mit diesen baldmöglichst nach Mailand aufzubrechen. Trotz des tiefen Winters, der das Gebirge mit ungeheuren Schneemassen bedeckte, konnte Frundsberg bereits am 12. Januar 6000 Mann die Musterung passiren lassen, mit welchen er am 23. Februar über das Wormser Joch Mailand erreichte.

Da Lautrec indessen namhafte Unterstützung aus Frankreich erhalten hatte, wünschte er durch einen erneuten Zug auf Mailand seine geschädigte Reputation wiederherzustellen, fand aber am 27. April 1522 eine halbe Stunde vor dieser Stadt in einer sehr festen Stellung bei Bicocca Colonna mit seinem Heere. Lautrec beschloß von dem Angriff abzusehen, fand aber im Kriegsrathe an dem verwegenen Obristen seiner schlecht bezahlten, widerwilligen 15 000 Schweizer, Albrecht vom Stein, den heftigsten Widerstand. Die Eidgenossen forderten entweder Löhnung, oder Schlacht, oder Entlassung in die Heimath, und da er sie weder entbehren, noch auch bezahlen konnte, so ließ er sich durch deren Unbotmäßigkeit wider bessere Ueberzeugung zur Schlacht verleiten.

Den Schlüsselpunkt der Stellung der Kaiserlichen bildete ein mäßiger Höhenzug, welcher durch einen Hohlweg gedeckt wurde. Hier standen Frundsberg's Landsknechte, und gegen diese war der Ansturm der kampfesmuthigen Eidgenossen, verstärkt durch den Kern der Hommes d'armes, gerichtet. Beiderseits war der Schlachtplan mit größter Umsicht entworfen. Frundsberg hatte seine vor der Angriffsfront vertheilten Hakenschützen eine neue Fechtweise gelehrt, welche sich hier zum ersten Male erproben sollte: sie standen in vier Gliedern, deren erstes auf ein gegebenes Zeichen feuern, sich dann niederwerfen und laden sollte, damit, während die übrigen Glieder in derselben Weise verfuhren, die Angreifer mit einem fortwährenden Kugelregen überschüttet würden.

In größter Ruhe erwartete Frundsberg mit den Seinen den wüthenden Angriff; als aber auf sein Zeichen seine sämmtlichen Geschütze und die Hakenschützen in geeignetster Entfernung ihr Feuer eröffneten, waren in wenigen Minuten mehr als tausend Angreifer zu Boden gestreckt. Albrecht vom Stein und sein Locotenent Arnold v. Winkelried machten sich Beide gleichzeitig an Frundsberg, der sich jedoch ihrer mannhaft erwehrte und Beide zu Boden schlug. Nachdem außer diesen 22 Hauptleuten, die französischen Edlen und über 3000 Eidgenossen im Hohlweg und vor der Reihe der Landsknechte erschlagen lagen, war der Angriff abgeschlagen und unaufhaltsam wogten die Schaaren der Fliehenden rückwärts.

Die Schlacht war hiermit durch Frundsberg, der fortan bei den Eidgenossen „der Leutfresser" hieß, und seine Landsknechte entschieden, deren Ruhm und Lob von allen Seiten die höchste Anerkennung fand. Die Eidgenossen waren aber nicht mehr zu halten, sondern eilten auf dem nächsten Wege ihrer Heimath zu.

Nachdem noch in Lodi 400 Hommes d'armes und 3000 Mann zu Fuß von den Spaniern und Landsknechten überfallen und gefangen waren, sah der Marschall Lautrec sich zu völligem Rückzuge genöthigt, so daß Colonna, schon im Mai den Feldzug in der Lombardei beendet sehend, sich gegen Genua wenden konnte. Hier hatte bisher der französische Einfluß den alten kranken Dogen Ottavio Fregoso beherrscht, und diesen durch den reichstreuen Adorno zu ersetzen, zugleich aber auch durch die reiche Handelsstadt seine gänzlich erschöpfte Kriegscasse füllen zu lassen, war die Absicht Colonna's. Nach schwachem Widerstande gelang es den Kaiserlichen schon am 30. Mai in Genua einzudringen. Frundsberg, welcher der Plünderung mit Erfolg wehrte, erhielt als Ehrengeschenk das silberne Scepter der Meerbeherrscherin, den silbernen Schlüssel des Meeres, das Hauptpanier und einen werthvollen Kompaß. Da für ihn in Italien jetzt nichts mehr zu thun war, beurlaubte er einen Theil seiner Landsknechte, ließ den Zurückbleibenden seinen Freund Georg Hael als Locotenenten und eilte nach Mindelheim.

Der lombardische Feldzug des Jahres 1523 vertauschte ohne Frundsberg's Mitwirkung, der im Schoße der Familie auf seinen reichen Lorbeeren ruhte.

In der Mitte des Octobers 1524 überschritt der König Franz mit einem prachtvoll gerüsteten Heere von 40 000 Mann die Alpen und brachte in kürzester Frist alles Land bis an den Tessino in seine Gewalt, da der kaiserliche Oberfeldherr Marquis de Lannoy, Vicekönig von Neapel, nur ungenügende und erschöpfte Truppen zur Verfügung hatte. Das durch den langen Krieg entvölkerte und fast zertrümmerte Mailand wurde von vornherein aufgegeben; in das wichtige Pavia warf der Vicekönig jedoch mit großer Umsicht seine besten Truppen: 12 Fähnlein Landsknechte unter dem Grafen Eitelfritz von Hohenzollern, unter denen Frundsberg's ältester Sohn Caspar sich befand, und 1500 auserlesene Spanier, unter dem Oberbefehl des bewährten Don Antonio de Leyva.

Am 28. October erschien der König Franz vor Pavia und begann sofort die Belagerung. Schon nach wenigen Wochen ward an zwei Stellen die Mauer in Bresche gelegt und mit stürmender Hand sollte die Stadt genommen werden, aber die Landsknechte wiesen im Verein mit den Spaniern dreizehn Stürme mit solchem Nachdruck zurück, daß man vorläufig davon absah und zu allerhand sinnreichen Künsten seine Zuflucht nahm, die den ungeduldigen König beschäftigen sollten.

Des Kaisers Feldobristen außerhalb des belagerten Pavia, der Vicekönig Lannoy, der Herzog Carl von Bourbon und der Marchese von Pescara, versuchten indessen ein Entsatzheer zu schaffen. Doch Frundsberg, welcher allein im Stande war, das nöthige Heer zur Winterszeit aus dem Boden zu stampfen, hatte wenig Neigung nochmals in das ihm verhaßte Italien zurückzukehren und widerstand den wiederholten Anträgen des Königs Ferdinand und den Bitten Bourbon's und Lannoy's. Auf erneute Aufforderung des Kaisers, und infolge der durch seinen Sohn Caspar erhaltenen Kunde von der in Pavia herrschenden Bedrängniß entschloß er sich jedoch endlich, die Stelle als Feldobrist über das gesammte deutsche Fußvolk an-

zunehmen. Am 27. December 1524 brach er mit 25 Fähnlein von Meran auf und traf schon am 7. Januar 1525 bei Lodi ein, wo er im Ganzen 12000 Mann in 29 Fähnlein vereinigte, welche er in zwei große Regimenter theilte.

Nachdem durch Geldmangel entstandene Schwierigkeiten von Frundsberg und Pescara überwunden waren, und die Landsknechte und die Spanier sich anheischig gemacht, vier Wochen noch ohne Sold zu dienen, erfolgte am 24. Januar der Aufbruch über die Adda, zum Entsatz des hart bedrängten Pavia. Am 3. Februar war man Angesichts der belagernden Franzosen.

Die Seele der Verbündeten waren Frundsberg und Pescara, deren Plan: „mitten durch den Thiergarten über Mirabello (Jagdschloß inmitten des Thiergartens) entweder nach Pavia zu bringen und nach dem Entsatz der Streitgenossen das französische Heer von Mailand abzuschneiden, oder den König, welcher im Lager unangreifbar sei, falls er sich dem Zuge auf Mirabello widersetze, aus seinen Wällen heraus zu einer Feldschlacht unter gleichen äußeren Vortheilen zu locken" Lannoy's und Bourbon's Beifall fand, so daß sie auch für diesen Tag Pescara den Oberbefel übertrugen.

In der Nacht zum 24. Februar wurde durch die starken Landsknechte mit Sturmböcken in die den von den Franzosen besetzten Thiergarten umgebende Mauer Bresche gestoßen, und mit grauendem Morgen drangen die Kaiserlichen durch dieselbe von der Nordostseite ein, voran die spanischen und italienischen Ritter mit den Reisigen, im prächtigsten Waffenschmuck, dann Georg v. Frundsberg mit seinen „frommen Landsknechten", über seinem Panzer das Haupt bedeckt mit der Kapuze eines Franziskaners, zum Tode bereit; hinterdrein spanische und italienische Fußknechte.

Mit Geschick fiel der König dem Hintertreffen, welches kaum die Mauerlücke durchschritten hatte, in die Flanke und brachte es zum Weichen, während seine gut bediente Artillerie die gegen Mirabello sich bewegenden Schaaren mit Geschossen überschüttete. Der Anfang war den Kaiserlichen nicht günstig. Doch unbezwingliche romantische Kampfeslust riß den König hin, mit seinen glänzenden Hommesd'armes in ritterlichem Einzelkampfe die Entscheidung zu suchen; aber das Blei der Hakenschützen streckte den größten Theil der wie zum Turnier Gewappneten zu Boden.

Der gefährlichste Schlachthaufe der Franzosen war „die schwarze Bande", zumeist landflüchtige Deutsche und andere Edelleute und Knechte, unter der Führung des Herzogs von Suffolk. Im Verein mit den Schweizern, 15000 Mann stark, traten jetzt diese zum Kampfe auf Leben und Tod Frundsberg's Regimentern entgegen und wurden in furchtbarem Gemetzel bis auf Wenige vernichtet, welche in wilder Flucht die um ihren König geschaarten Ritter und Reisigen nach den Ticino-Brücken fortrissen. Heldenmüthig focht der König, welcher diese Niederlage und den Untergang der Blüthe seines Adels nicht überleben wollte, bis er mit seinem getödteten Streitroß zu Boden sank und sich als Gefangener ergeben mußte.

Durch kräftigen Ausfall Leyva's aus Pavia wurden gleichzeitig die Ticino-Brücken gesperrt und dadurch dem größten Theile der fliehenden Franzosen der Rückzug abgeschnitten. Tausende versanken in den angeschwollenen Fluthen und nur Wenige entkamen nach Mailand; alle anderen Ueberlebenden wurden gefangen und zehntausend Leichen der Geschlagenen bedeckten das Schlachtfeld, während die Sieger nur etwa tausend Mann verloren. Das 40000 Mann starke königliche Heer war den 20000 kaiserlichen Fußknechten erlegen.

Da nach dieser Niederlage ein Feind der kaiserlichen Waffen in Italien sich vorläufig nicht mehr zu zeigen wagte, so entließ man die Landsknechte reich belohnt in die Heimath, bis auf zehn Fähnlein unter dem zum Obristen ernannten Caspar v. Frundsberg. Und schon in den letzten Tagen des März verließ Georg v. Frundsberg den Schauplatz seiner Thaten in tiefem Unmuth, da Lannoy, Pescara und Bourbon den Ruhm sich allein anmaßten, der doch ihm für seine Aufopferung, sein Feldherrntalent und seine hohe Tapferkeit zum größten Theil gebührte, ohne seine Heldenthaten auch nur besonders dem Kaiser zu melden. — Außer dem goldenen Schwert, welches der Großschildhalter von Frankreich dem Könige in der Schlacht vorangetragen und welches ihm gleich nach derselben „als vornehmen Sieger und Ueberwinder" vom Vicekönig überreicht war, brachte Frundsberg aus diesem Feldzuge, der alle seine Kampfgenossen reich gemacht, nichts heim, als seinen großen Ruhm bei Mit- und Nachwelt.

Noch während er vor Pavia lag, hatten daheim in Mindelheim die Seinigen von dem schrecklichen Bauernkrieg zu leiden, und am Tage nach der Schlacht erreichte ihn schon eine Aufforderung des Erzherzogs Ferdinand, zur Unterdrückung des Aufstandes heimzukehren. — Da der Truchseß v. Waldburg, Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, des Aufruhrs nicht Herr wurde, stieß Frundsburg Ende Juli bei Kempten mit acht Fähnlein zu ihm, war aber wenig geneigt, die etwa 40000 Mann starken Bauern anzugreifen, da es viel Blut kosten und wenig Ehre einbringen würde, sondern zog einen friedlichen Weg vor, um die Feinde zu zerstreuen. Da nämlich die Anführer der Bauern früher als Hauptleute unter ihm gedient hatten und sich fürchteten mit den ungeschulten Leuten gegen ihren Meister zu fechten, so gelang es ihm, dieselben für sich zu gewinnen. Als sodann Frundsberg und Waldburg bei Durach scheinbar zum Angriff übergingen, waren die Anführer der Bauern verschwunden, und der ganze Haufe lief auseinander.

Von dort zog Frundsberg nach dem in vollem Aufstande bebegriffenen Salzburg, und auch hier gelang es dem allgemein geliebten Mann und gefürchteten Krieger, auf gütlichem Wege die erregten Gemüther zu beruhigen, so daß er seine Fähnlein entlassen und nach Mindelheim zurückkehren konnte.

Dem kriegsmüden Helden, der so gern seines Lebensabends im Kreise der Seinen sich erfreut hätte, war jedoch nur eine kurze Ruhe beschieden. Der Eid, welcher dem König Franz die Freiheit wiedergegeben hatte, band diesen hohen Herrn nicht, und schon am 22. Mai 1526 vereinigte die sogenannte „heilige Liga von Cognac" ihn mit Heinrich von England, dem Papst und fast ganz Italien zur Rache für Pavia.

Der kaiserliche Statthalter in Italien, Carl von Bourbon, war kaum im Stande mit seinen schwachen Streitkräften, deren Kern die Landsknechte Caspar v. Frundsberg's in Mailand bildeten, dem Ansturm der Liga zu widerstehen. Der Einzige, auf dem die Hoffnung aller Kaiserlichen ruhte, war wiederum Georg v. Frundsberg. Höchst ungern und mit schwerem Herzen folgte er nochmals der dringenden Aufforderung seines Herrn und Kaisers, denn die durch den beständigen Geldmangel begünstigte Verwilderung der Söldner und die dadurch hervorgerufenen Greuel erfüllten ihn mit Abscheu. Doch sein Kaiser rief, und er mußte gehorchen. Da aber alle kaiserlichen und erzherzoglichen Cassen erschöpft waren und zu einer Werbung doch vor Allem Geld gehört, so verpfändete Frundsberg, um seinem Herrn die erbetene Hilfe gewähren zu können, Mindelheim und seine sämmtlichen Güter, sein Silbergeschirr und die Kleinodien seiner Frau für 38000 Gulden an Augsburger Kaufleute, welche Summe, im Verein mit den ihm von Bourbon gesendeten 36000 Thlrn., ihm ermöglichte, innerhalb drei Wochen 12000 Knechte in Botzen zu mustern, mit denen er am 12. November 1526 den gefahrvollen Zug über das winterliche Gebirge von Trident aus begann.

In der Lombardei stand zu dieser Zeit das ligistische Heer unter dem Bundesfeldherrn Herzog von Urbino dem Herzog von Bourbon, kaiserlichen Generalcapitän von Italien, gegenüber; Genua war in der Gewalt der Kaiserlichen, aber von den Ligisten zu Lande und zu Wasser eingeschlossen; der Vicekönig von Neapel, Lannoy, landete am 1. December mit einem kaiserlichen Heere in Gaeta.

Da der Herzog von Urbino Frundsberg am Fuße der Alpen erwartete, um ihn zu vernichten, mußten die ungewöhnlichsten und zur Winterszeit gefahrvollsten Seitenthäler benutzt werden, um die Feinde zu täuschen. Am 22. November stand er bei Rivolta in der Nähe von Mantua, und wäre in der „Landwehr von Montua" am 24. infolge treulosen Verraths unfehlbar mit allen den Seinen vernichtet worden, wenn nicht seine Wachsamkeit ihm die Brücke über den Mincio offen gehalten hätte. Mit Hilfe des Herzogs von Ferrara, Alfons von Este, gelang ihm am 27. und 28. November auch der Uebergang über den Po, wodurch er gegen den übermächtigen Urbino gesichert war. — Um sich mit dem in Mailand stehenden Bourbon zu vereinigen, von dem er keine Nachricht erhielt, zog Frundsberg unter unsäglichen Schwierigkeiten und ganz von Geld entblößt von Südosten gegen Mailand, aus dessen Norden er gekommen war, stand am 28. December in der Nähe von Piacenza und wartete hier im Lager auf den Herzog, an dessen Befehle er gebunden war und ohne den er nicht rück- noch vorwärts konnte. Fast drei Monate schon harrten seine Leute vergebens ihres Soldes, und nur das Ansehen Frundsberg's hielt sie unter den großen Beschwerden bei den Fahnen.

Aber auch Bourbon befand sich wegen Geldmangels in Mailand in der mißlichsten Lage, da sein unbesoldetes Heer, vor Allem die Spanier, vor Zahlung des rückständigen Soldes nicht wieder ins Feld rücken wollte. Die deutschen Landsknechte wurden von ihrem Führer Caspar v. Frundsberg durch Aufopferung seines letzten Geldes beruhigt, und durch Erpressung von den wenigen noch

vermögenden Einwohnern Mailands gelang es Bourbon auch seine Spanier zu befriedigen, so daß er sich endlich am 7. Februar 1527 bei Piacenza mit Frundsberg vereinigen konnte; im Ganzen 42000 Mann. Doch der erneute Geldmangel machte die Leitung des Heeres immer schwieriger, und bis zum 22. Februar lag Bourbon unschlüssig bei Piacenza, um alsdann, im tiefsten Geheimniß über seine Pläne, in kurzen Märschen, vor jeder Stadt aufgehalten, durch das ausgesogene Land gegen Rom vorzurücken. Hier hatte die zweideutige Kriegführung des Herzogs von Urbino, der Abfall seiner Miethlinge im eignen Lande und die Bedrohung durch Lannoy den Papst Clemens so sehr beunruhigt, daß er am 15. März von der Liga sich lossagte und am 16. einen Separatvertrag und Waffenstillstand auf acht Monate mit Lannoy abschloß, welchen dieser ratificirte, obwol derselbe Bourbon, den kaiserlichen Generalcapitän von Italien, um alle erhofften Früchte bringen mußte, und deshalb auch nicht anerkannt wurde.

Schon vor dem Abschluß dieses Vertrages verbreitete das Gerücht den Inhalt desselben am 13. März in dem vor Bologna lagernden Heere Bourbon's und entfesselte die mühsam zurückgehaltene Unzufriedenheit Aller zu furchtbarer Wuth, da sie glaubten, zum Lohn für die grenzenlosen Entbehrungen, und anstatt der in Rom zu erwartenden Beute, aus Italien als Bettler verstoßen zu werden. — Die Spanier und Italiener stürmten, unter wüstem Gebrüll ihren rückständigen Sold fordernd, vor das Zelt Bourbon's, welcher bei ihrem Nahen in der Dunkelheit zu Frundsberg flüchtete. Doch auch die Geduld der Deutschen war erschöpft, und da alle Bemühungen Geld zu beschaffen vergeblich blieben, so versuchte Frundsberg am 16. durch sein persönliches Ansehn seine Landsknechte zu beruhigen und versammelte sie in den Ring. Doch umsonst waren seine väterlichen Ermahnungen, seine Versprechungen und der Hinweis auf die reiche Beute, die ihnen von Rom winkte, — die Verwilderung und die wirkliche Noth der Leute besiegte die besseren Gefühle, sie kündigten den Gehorsam und schickten sich an, die Spieße auf ihre Obristen zu richten. — Da schwanden dem hundertfach geprüften Helden die Sinne, er sank nieder auf eine Trommel; — der Schlag hatte den starken Mann gerührt.

Die Landsknechte erfüllte sofort tiefe Trauer und Sorge über die Folgen ihres frevelhaften Thuns, und freiwillig erboten sie sich dem Herzog von Bourbon zu fernerem Dienst; nur möge er nicht säumen. Zur Befriedigung der Spanier und Italiener streckte der Herzog von Ferrara die nöthigen Summen vor.

Hoffnungslos lag indeß Frundsberg, der Sprache beraubt, auf seinem Lager. Als er am 22. März das Bewußtsein und die Sprache wiederfand, bestellte er, in dem Bewußtsein, daß es mit ihm zu Ende gehe, seinen Locotenenten Konrad v. Bemmelberg als obersten Führer seiner Schaaren, die er Gott befahl, und ließ sich noch an demselben Tage den Po hinab nach Ferrara bringen, dessen Herzog ihm Gastfreundschaft angeboten hatte.

Mit dem zuchtlosen 40000 Mann starken Heere, dessen Beutegier er befriedigen mußte, wenn ihm sein Leben lieb, zog Bourbon jetzt in beschleunigten Märschen, das ligistische Heer auf den Fersen, unter den größten Schwierigkeiten nach Rom, dessen Thore er am 5. Mai erreichte. Bei dem am 6. Mai 1527 erfolgenden Sturm, zu dessen ersten Opfern Bourbon selbst zählte, gaben die Landsknechte den Ausschlag; doch ohne Frundsberg aller Zucht und Ordnung entbehrend und völlig verwildert, erlagen die Meisten in der geplünderten Stadt ihren Ausschweifungen und den herrschenden Seuchen, so daß von ihnen nur etwa 1500 die Heimath wiedersahen.

Frundsberg ward unterdessen von seinem Gastfreunde in Ferrara länger als ein Jahr fürstlich gehalten, und Alles, was die ärztliche Kunst vermochte, geschah zur Erleichterung seines Leidens. Daß seine Hauptleute ihm zum Zeichen, daß sie ihn nicht vergessen, eine mit Edelsteinen reich geschmückte goldene Schale, gefüllt mit 400 Ducaten, als Beutepfennig aus Rom sandten, war ihm eine große Freude. Aber Kummer und schwere Sorgen verschlimmerten sein hoffnungsloses Leiden: am 12. Januar 1528 starb in Rom sein Sohn Melchior, und da der Kaiser versäumte, Frundsberg's verpfändetes Hab und Gut dem Versprechen gemäß auszulösen, so darbte seine Familie zu Mindelheim in größter Noth, während er selber auf die Gnade des Herzogs von Ferrara angewiesen war. Letzterer war zu den Feinden des Kaisers übergetreten, übte aber trotzdem an dem kranken Frundsberg nach wie vor fürstliche Gastfreundschaft.

Geleitet von seinem Sohne Caspar kehrte unser Held am 12. August todtkrank nach Mindelheim zurück. Der Körper lebte noch, aber der Genius war erloschen, und es war unter diesen traurigen Umständen wie ein Glück zu betrachten, daß schon in der Nacht zum 20. August 1528 der Tod sein Leiden endete.

Bücherbesprechungen.

—v— Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft in Wien. A. Hartleben's Verlag" hat jüngst den achten Jahrgang beendet und ist in den neuen eingetreten. Wir erhalten hier ein fortlaufendes Bild der rastlosen Thätigkeit und angestrengten geistigen Arbeit auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, Bestrebungen, die ein Zeichen der Zeit sind und ihr mit die Signatur aufdrücken. Die Zeitschrift hat sich immer als ein gewissenhafter Registrator der hierher gehörenden Erscheinungen bewährt und ist immer den immensen Fortschritten unserer Wissenschaft gerecht geworden.

P.— Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Enthaltend: Sämmtliche Sterne 1.—6.5 Größe zwischen dem Nordpol und 34. Grad südlicher Declination, alle Nebelflecken, welche in Ferngläsern mittlerer Größe sichtbar sind, sowie Specialkarten besonders interessanter Stern-Objecte. Mit ausführlichem erläuternden Text von Hermann J. Klein. 18 Karten und 10 Bogen Text, 10 monatliche Lieferungen à 1,20 ℳ. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer, 1887. — Den ersten von überflüssigem Beiwerk freien und auf directer Vergleichung mit dem Himmel beruhenden Stern-Atlas verdanken wir Argelander. Sein als Uranometria nova bekannter Atlas enthält sämmtliche im mittleren Europa für ein normales Auge unmittelbar sichtbaren Sterne. Später erschien von Heis in Münster ebenfalls ein auf directer Beobachtung beruhender Atlas. Da Heis ein äußerst scharfes Auge besaß, enthält dieser erheblich mehr Sterne als die Uranometria nova; auch ist in ihm die Milchstraße in ihren verschiedenen Helligkeitsverhältnissen eingezeichnet. Die genaueste Darstellung des südlichen Himmels, ebenfalls mit Berücksichtigung der Milchstraße, enthält die große Uranometria argentina von Gould, ehemals in Cordoba. Diese drei Atlanten werden in astronomischen Fachkreisen wol für lange Zeit hinaus für astrognostische Zwecke maßgebend sein. Klein's Sternatlas verfolgt wesentlich andere Zwecke. Er will nicht lediglich die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne mappiren, sondern tritt mehr in die Rolle eines astronomischen Führers für die zahlreichen Besitzer von Fernröhren, welche selbst die interessantesten Objecte am Himmel aufsuchen wollen. Aus diesem Grunde enthält er auch viele teleskopische Sterne, wenn dieselben bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten besitzen, wie interessante Doppelsterne und Variable und die in Fernröhren mittler Dimensionen sichtbaren Nebelflecke und Sternhaufen. Ohne im Besitze einer parallaktischen Montirung zu sein, wird ein einfaches Alignement gegen mit bloßem Auge sichtbare Sterne die betreffenden Objecte dann leicht auffinden lassen. Der beigegebene Text enthält nach einer kurzen Einleitung in Katalogform nach AR. geordnet ein Verzeichniß aller im Atlas vorhandenen besonders bemerkenswerthen Objecte nebst Beschreibung derselben. Außer den Sternkarten sind ferner noch einige Karten beigegeben, welche detaillirte Darstellungen einzelner Himmelspartien geben. Bis jetzt sind zwei Lieferungen des Atlasses erschienen, welche außer 4 Bogen Text 2 Himmelskarten (die Gegend zwischen $+20^\circ$ und -30° Declination und $14^h 20^m$ und $0^h 40^m$ Rectascension) die Zeichnung des großen Orionnebels nach Bond, die Reproduction der epochemachenden photographischen Aufnahme der Plejaden durch die Brüder Henry in Paris und die heliographische Reproduction der photographischen Aufnahmen der Sternhaufen bei χ und h Persei, der großen Sternhaufen im Herkules, dreier Sternhaufen in der Cassiopeja und eines in der Eidechse enthält. Die Ausführung der Sternkarten (Lithographie und Druck von Wagner u. Debes, Leipzig) ist eine äußerst saubere; die Bezeichnung der Sterngrößen schließt sich unmittelbar der Uranometria nova an, ebenso die Abgrenzung der einzelnen Sternbilder. Die Einzeichnung der Figuren der Sternbilder ist bei Seite gelassen, was sicher nur zu billigen ist; die AR. ist in Zeit angegeben und das Gradnetz bis auf 20^m resp. 5° ausgezogen. Als Aequinoctium ist 1880,0 gewählt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 4. Sonnabend, den 15. Januar. 1887.

Der größte norwegische Dichter.

Ein literarisches Porträt von Leopold Katscher. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In seiner „Literaturgeschichte des skandinavischen Nordens" bezeichnet Winkel-Horn als den „größten Dichter der Gegenwart im skandinavischen Norden" Björnstjerne Björnson. Man darf wol die Behauptung wagen, dieser berühmte Mann sei, was insonderheit die norwegische Literatur betrifft, deren bedeutendste Erscheinung überhaupt. Viele schätzen Henrik Ibsen höher, Andere stellen die Beiden in Eine Linie; das Richtige dürfte sein, daß Ibsen seinen Freund als Dramatiker erreicht, in manchen Stücken wol auch übertrifft, daß aber dem Verfasser des „Falliſſement" im Gebiete der Lyrik und der Erzählung bislang keiner seiner lebenden oder verstorbenen Landsleute gleichgekommen ist.

In neuer Zeit ist Björnson's Name im Zusammenhang mit den politischen Parteikämpfen und Verfassungskrisen seiner Heimath wieder so vielfach genannt worden, auch sind über ihn so viele falsche Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gelangt, daß wir — überdies im Hinblick auf das Erscheinen einiger neuer Werke aus seiner goldenen Feder — mit einem Gesammtbild seines Lebens und seiner Thätigkeit voraussichtlich auf beträchtliches Interesse stoßen werden. Um so mehr als er ja seit längerer Zeit zu den erklärtesten Lieblingen der deutschen Lesewelt gehört. Seine sämmtlichen Gedichte und Erzählungen sind — von Lange, Lobedanz, Helms, Jonas und Busch — ins Deutsche übertragen, und einige seiner Theaterstücke haben sich auf der deutschen Bühne eingebürgert.

I.

Die ersten lyrischen Versuche unseres Autors, unwillkürliche Aeußerungen seines Talents, waren ohne Zweifel die in seine Erzählungen eingestreuten Gedichte. Diese nicht zahlreichen Poesien sind einfach, besitzen ein individuelles Gepräge und einen eigenthümlich ansprechenden Rhythmus. Nach Form und Inspiration schließen sie sich größtentheils den schwedischen und den norwegischen Volksliedern an. Als Kind wurde Björnson mit jenen theils heiteren, theils traurigen Balladen eingewiegt, welche sich bei den nordischen Völkern bis in unsere Zeit erhalten haben, in zahllosen Variationen die Anziehungskraft der Natur auf den Menschen besingen und die geheimsten Regungen der Seele so gut bezeichnen. Das Volk singt nicht nur die alten Lieder, sondern macht auch neue. Bei Tänzen, Hochzeiten 2c. arbeiten viele unwillkürlich zusammen an neuen Gesängen. Wie der Text, so ist auch die Melodie spontan. Nun denke man sich den jugendlichen Dichter, der sich noch nicht selbst erkannt hat, aber von diesen alten und neuen Dichtungen erfüllt ist, und ein Etwas in sich spürt, ein leises Murmeln, eine vage Musik . . . Er schweift weit ab vom väterlichen Pfarrhause ins Grüne, auf die Wiesen. Erhabene Stille herrscht ringsum, nur das Brausen des Meeres ist in der Ferne hörbar. Der Knabe legt sich ins Gras und betrachtet die vor ihm ausgebreiteten Naturschönheiten. Mächtige Gefühle schwellen seine Brust; geheimnißvolle Stimmen hallen in ihm wieder. Er will ein Lied singen, kann es aber nicht, sondern murmelt etwas vor sich hin, was liederartig ist; es bedeutet das geheimnißvolle Entstehen des Liedes im Menschen und ist, wenn er sich dabei ertappt und es festhalten will, wieder verschwunden, gleich dem Traum, dessen man sich beim Erwachen nicht zu entsinnen vermag. Das ist noch echte primitive Volkslyrik. Der individuelle Gedanke hat noch nicht seinen Flug genommen, aber der Poet, der noch in der Naturhülle steckt, vibrirt schon unter ihr und erwacht allmälig. Je mehr er sich in die Berge vergräbt, von desto wunderbareren Seiten offenbaren sich ihm dieselben, desto mehr Neues sagen sie ihm.

Im Laufe der Zeit ist Björnson, wie gesagt, sehr individuell geworden, aber er singt immerhin, so wie man in seinen Bergen singt. Seine ländlichen Weisen sind aus der Ueberfülle seines Gemüthes hervorgegangen, ohne daß er sie hätte suchen müssen. Wol hat seine Poesie nicht die kühnen Gedanken, den großen Gesichtskreis, das Kosmopolitische der hohen Lyrik; dagegen ist ihr eigen, was diese selten hat: vollkommene Natürlichkeit, echte Herzenssprache. Sie ist nicht so sehr zum Lesen am Kamin geeignet wie zum Singen in der freien Natur oder bei der Arbeit. Der Dichter ist nicht sehr expansiv, aber seine Schöpfungen genügen, um den norwegischen „Folkesang" zu charakterisiren, der sich vom deutschen „Lied" durch die enge Begrenztheit seiner Stoffe unterscheidet. Niemand hat so sehr wie Björnson den Ton und die Form des heimathlichen Volksliedes getroffen; darum sind viele seiner Sachen zu Lieblingsliedern der Jugend und der Bauernschaft Norwegens geworden.

Die Kindheit des Dichters war recht eintönig. Besucher ließen sich im Hause seiner Eltern selten blicken. Die Bibel, volksthümliche Erzählungen und einige nordische Sagas bildeten seine ganze Lectüre. Desto tiefer konnte sich die wilderhabene Alpennatur, in welcher er aufwuchs, in sein Gemüth einprägen. Ungeheure himmelaufstrebende Felswände, die ihre gespenstischen Schatten in die Thäler hinabsenden; Hügel, weite Strecken Haidelandes, Wälder von schlanken Tannen; Bäche, die zu Strömen anschwellen und das Gebirge ins Meer zu reißen drohen, wenn der Schnee schmilzt; mit dichtem Wachholdergesträuch bewachsene Schluchten — das ist die wilde Welt, die den Knaben umgab. In den langen Winternächten nehmen diese Dinge phantastische Formen an; jeder Berg gleicht einem bizarren Riesen. Aber auch die rothen Sonnenstrahlen des Sommers begünstigen Phantasiegebilde. Die Seele des Kindes war in diese Natur getaucht, die es bald erschreckte und abstieß, bald anzog und fesselte. Kein Wunder, daß seine Poesie und seine Belletristik vom kräftigen Duft dieser eigenartigen Natur durchsättigt sind; die von ihr empfangenen Eindrücke waren eben unauslöschlich und mußten sich lebhaft äußern, mußten zu einem hervorstechenden Bestandtheil seines eigenen Wesens werden.

Dazu gesellte sich der Einfluß, den die Kirche und das väterliche Pfarrhaus auf ihn ausübten. In dem letzteren wurde er am 8. December 1832 geboren. Die erstere stand isolirt inmitten eines Thales in dem Dörflein Quikne (Oesterdalen, Dowerfjeld). Eigentliche Dörfer giebt es in jener einsamen Gegend nicht; die zu einer Gemeinde gehörigen Menschen wohnen oft weit auseinander. Unter solchen Umständen ist eine Kirche gewöhnlich das einzige sichtbare Zeichen der idealen Welt, welche der Mensch in sich trägt, und wirkt auf die Gemüther gewaltig ein. Der schlichte Landbewohner knüpft daran seine Hoffnungen, Gefühle und Pflichten. Eine armselige Holzkirche hat für so einfache Menschen, wie es die norwegischen Bauern sind, eine stille Beredtsamkeit.

Björnson empfing also in seiner Kindheit zweierlei Eindrücke: die magischen der Natur und die moralischen der Religion. Im Uebrigen gehörte er zu jenen tief angelegten Seelen, die in der Jugend zu schlafen und nichts zu sehen scheinen, während sie blos träumen — was in seinem Falle wol mit dem Wesen jener dop-

pelten Eindrücke zusammenhängt —, aber einen Traum, der in Wirklichkeit eine ununterbrochene Thätigkeit ist. Sie sind nicht, gleich den Anderen, im Stande, die ihnen vorgeleierte „Lection“ mechanisch nachzuleiern, denn sie tragen in sich eine Welt von Gefühlen und Gedanken, die sie nicht auszudrücken vermögen. Man behandelt sie als Narren und verhöhnt sie. Das passirte auch dem menschenscheuen, nachdenklichen Knaben aus Quikne in der Schule zu Molde, wo er sich keineswegs durch glänzende Fortschritte auszeichnete. Man machte sich über seine Schwerfälligkeit lustig. Er ertrug Alles still und wurde nur desto träumerischer, verschlossener, in sich gekehrter. Aber Dank seiner Festigkeit bildete er sich zu einem gestählten Charakter und zu einem originalen Geist aus. Von den erlittenen Demüthigungen her behielt er eine gewisse Bitterkeit, der es nicht an Reiz fehlt.

II.

Thrond ist der Sohn sehr armer Leute, die ganz abgesondert wohnen. Mehrere Meilen in der Runde giebt es kein Haus und bis zu seinem zehnten Jahre sieht Thrond keine anderen Menschen als seine Eltern. Eines Nachts bittet ein kranker Zigeuner um Einlaß; er wird beherbergt und stirbt nach drei Tagen. Die Geige, die er hinterläßt, schenkt der Vater dem Kinde, das er darauf spielen lehrt. Bald übt das Instrument auf Thrond eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Tagelang sitzt er auf einem Lieblingshügel, spielend und componirend. Er erfinnt Tanzweisen und bringt alle ihm bekannten Dinge in Musik. Nie ist er in einem Dorfe gewesen. Eines Tages erfährt er, daß in der benachbarten Ortschaft eine Hochzeit gefeiert werde. Von Neugier und einem geheimnißvollen Ehrgeiz angetrieben, begiebt er sich dahin, um zum Tanz aufzuspielen. Aber der Anblick des Dorfes, der blanken Fenster, der festlich wogenden Menge, der Kirche, kurz, die Fülle ganz neuer Eindrücke verwirrt ihn so sehr, daß er den Kopf verliert. Da er aber schon zu spielen begonnen hat, macht er eine übermäßige Anstrengung und spielt in wildbrausenden Accorden eine Weise, die er selbst nicht kennt. Sein Auge trübt sich, er ist betäubt und bekommt Hallucinationen, seine Musik gleicht dem Tosen der Brandung. Da stürzt plötzlich seine Mutter herein und ruft: „Um des Himmels willen, Thrond, was spielst Du denn da?“ Aufblicken und in Ohnmacht fallen ist Eins. Zu sich gekommen, läuft er, so lange ihn seine Füße tragen — weit weg vom Dorfe. Er will das fatale Instrument zerschellen, will es aber vorher noch einmal ansehen. Da wird ihm wieder weich ums Herz; nachdem er seinen Thränen freien Lauf gelassen, beschließt er, ins Ausland zu gehen, um sich zum Künstler auszubilden.

Dies in großen Zügen der Inhalt einer ebenso schönen wie seltsam ergreifenden Erzählung Björnson's („Thrond“, 1857), dessen innere Geschichte derjenigen seines in der Einsamkeit erzogenen Helden gar sehr ähnelt. Wie dieser, lebte auch er zuerst mit der imposanten Natur seines Vaterlandes in so großer Vertrautheit, daß er unter ihrer Einwirkung dachte, fühlte und sang. In die Welt hinein versetzt, genöthigt, seinen Gedanken Formen zu verleihen, wußte er nicht, wie die auf ihn einstürmenden Regungen in Worte kleiden. In dem Moment, wo ihm das Bewußtsein seines Talents kam, glaubte er mit Unmacht geschlagen zu sein. Da lernte auch er die Künstlerverzweiflung Thrond's kennen. Aber nachdem die Krise vorüber, erkannte er seinen Weg und ging ebenfalls ins Ausland.

Die Krisezeit war für ihn der Aufenthalt in Christiania, wohin er sich 1852 begab, um Universitätsstudent zu werden, und wo er literarisch zu wirken begann. Nachdem er zwei Theatervorstellungen gesehen, glaubte er die Stimme seines Berufs zu hören und schrieb ein Drama, ohne je eins gelesen zu haben. Er betitelte es „Valburg“ und war kühn genug, es den dortigen Bühnenleitern anzubieten, die es denn auch wirklich zur Aufführung annahmen. Als aber der junge Autor — weit entfernt, stolz zu sein — mehr Stücke kennen lernte, zog er das seinige zurück und verbrannte es, denn er hielt es für unreif und für einen ungenügenden Ausdruck seines innern Lebens. Dann beschäftigte er sich vielfach mit Theaterkritik, wobei er die herrschenden Irrthümer so kräftig und freimüthig angriff, daß er sich seiten der ergrimmten orthodoxen Directoren und Schauspieler große Unannehmlichkeiten zuzog. Seine Darlegungen trugen wesentlich zur Besserung der Verhältnisse des norwegischen Dramas bei, besonders dadurch, daß er auf die Verringerung des dänischen Einflusses hinarbeitete, der dessen Nationalisirung verhinderte. Der kühne Student, der in seiner Unbefangenheit und Begeisterung rücksichtslos zu harte Wahrheiten aussprach, wurde verlacht, verwünscht, verleumdet. Ein illustrirtes Volksblatt, das er herauszugeben begann, konnte sich nicht halten, weil die literarischen Kreise der Hauptstadt ihn in den Bann thaten. Aergerlich und enttäuscht wandte er sich — nach kurzem Aufenthalt in Hamburg — Kopenhagen zu, wo er viele Gönner fand, die ihn durch Anerkennung erfreuten. So bewährte sich denn auch an ihm der alte Spruch, daß daheim Niemand ein Prophet sei. In Christiania war er seinen Landsleuten zu norwegisch gewesen; den Dänen gefiel er als Fremder. Ermuthigt und unterstützt, miethete er eine Mansarde und machte sich ans Werk. Bald veröffentlichte er „Smaastykker“ (wörtlich: „Kleine Stücke“), Erzählungen aus dem norwegischen Leben, die ihn rasch im ganzen Norden bekannt machten und unter denen „Thrond“ hervorragte. Ein reizendes kleines Theaterstück, welches sodann folgte und auf das wir noch zurückkommen („Zwischen den Schlachten“), verschaffte ihm die Berufung nach Bergen auf den Posten des Theaterdirectors. Drittehalb Jahre später — mittlerweile hatte er, außer „Halte Hulda“ und „Arne“, die eigenthümlich frische, anmuthige Dorfgeschichte „Synnöve Solbakken“ (= „Synnöve vom Sonnenhügel“) erscheinen lassen, die von Vielen für sein bestes Werk erklärt wird — ging er wieder nach Christiania und übernahm die Redaction des „Aftenblad“. In dieser Stellung machte er sich jedoch so viele Feinde, daß er gern die sich ihm darbietenden Staatsstipendien annahm (1860), Dänemark, Deutschland, Frankreich und Italien bereiste und zwei Jahre in Rom verweilte. In diese Zeit fallen „Der frohe Bursche“, die „Bauern-Novellen“, „König Sverre“ und „Sigurd Slembe“. Als er nach etwa dreijähriger Abwesenheit wieder in seiner Heimath eintraf, war sein Ruf bereits fest gegründet. Das Parlament würdigte seine hohe Bedeutung für die skandinavische Literatur durch Ueberweisung eines lebenslänglichen Jahresdichtersoldes.

III.

Wir haben im Vorstehenden eine Reihe von Werken Björnson's angeführt; wir wollen uns nunmehr mit einigen derselben näher beschäftigen und zugleich auch die hervorragenderen jener Schöpfungen, die wir seiner glänzenden Feder seit jener Zeit verdanken, in Betracht ziehen.

Ueber seine lyrischen Gedichte haben wir bereits gesprochen; sie sind von seltener Schönheit. Sein epischer Dichtungscyklus „Arnljot Gelline“ (1870) ist stellenweise großartig, im Ganzen etwas weitschweifig. Dem Auslande am nächsten steht er als Erzähler. In den meisten seiner „Geschichten“ und „Novellen“ erkennen wir als Endziel den Wunsch, Vaterland und Landsleute getreu zu schildern, das in Norwegen herrschende einfache, biedere Leben darzustellen. Dies ist ihm vollständig gelungen; er versteht es, den Norweger, den man sonst nur dem Aeußern nach kannte, auch von innen zu zeigen. In seinen älteren Erzählungen sucht man vergeblich nach außergewöhnlichen Situationen, großen Leidenschaftskämpfen von dramatischem Interesse. Man muß sie nehmen als was sie sich geben: als naive Gemälde einer primitiven, aber idyllischen Lebensweise. Der Held ist der norwegische Bauer, der unbeschränkte Herr auf seinem Gehöft, oft zu gleicher Zeit Ackersmann, Gärtner, Hirt und Holzhauer, trotzdem wohlerzogen und unabhängig. Um ihn gruppiren sich episodisch der Schulmeister als Familienrathgeber und der in der Regel weise und milde Pfarrer. Unser Erzähler führt seine Landschaften nicht vor wie ein Tourist, sondern wie Jemand, der in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Seine Schilderungen spiegeln die Landschaft so wieder, wie sie sich in der Seele des Bergbewohners spiegeln muß. Björnson's großes Verdienst ist es, eine Art norwegischer „Dorfgeschichten“ geschaffen zu haben, mit denen er die Literatur Europas um ein neues, höchst anerkennenswerthes Genre bereicherte. Allerdings mangelt es ihm einigermaßen an der zur Vollkommenheit nöthigen Harmonie und Klarheit. Der Dialog ist oft allzu conversationsmäßig, also unzusammenhängend, und die Erzählung verliert sich zuweilen in dunkle überflüssige Details.

Am charakteristischsten unter allen belletristischen Arbeiten Björnson's ist „Arne“ (Bergen, 1858). Ein Schneider, der sich später in einen Musiker und Tanzlehrer verwandelt, hat die schlichte, gutherzige Margit verführt und bald darauf verlassen. Das Kind, Arne genannt, wird in großer Einsamkeit und Traurigkeit erzogen. Aus Mitleid heirathet Margit später ihren mittlerweile ins Elend gerathenen Verführer, so daß Arne nunmehr zwischen dem lasterhaften Vater und der seelentreuen Mutter aufwächst. Jener ist sein böser, diese sein guter Engel. Margit erreicht, daß Arne sich ihr zuwendet. Nach dem Tode des Vaters lebt sie nur für ihr Kind. Aber der Jüngling wird immer träumerischer und verschlossener. Er flieht die Menschen und wird aus Hang zur Einsamkeit Hirt

und Holzhauer. Sommer, Winter und Herbst verbringt er im Walde, theils Bäume fällend, theils lesend, nachdenkend und schwärmend. Ein heftiges Verlangen quält ihn: die Reiselust. Sein einziger Freund, der Sohn eines Schiffscapitäns, ist nach Amerika ausgewandert und Arne hat nur den einen Wunsch, ihm in die Welt hinaus zu folgen. Zum Schrecken seiner Mutter vertieft er sich in Reisebeschreibungen und Landkarten. Als echter Norweger wenig mittheilsam, offenbart er seine Pläne Niemandem. Da aber das Schweigen schwer auf ihm lastet, macht er seiner sanften, reichen Seele im Gesange Luft. Er hat viel poetische Begabung. Dies ist, wie schon vorübergehend angedeutet, nichts Seltenes in Norwegen, wo jeder Bauer einigermaßen unterrichtet ist. Björnson malt mit lebhaften Farben diesen urwüchsigen Dichter, dem er so nahe stand. Nach langem Schwanken ist Arne schon entschlossen, auszuwandern — da hält ihn ein unvorhergesehener Zauber zurück. Er beobachtet, wie zwei junge Mädchen von einander Abschied nehmen wollen, sich aber nur sehr schweren Herzens trennen können. Es sind die Pfarrerstochter und ihre Freundin Eli. Die Letztere thut es dem jungen Misanthropen an. Ein sanftes Gefühl zieht in sein Gemüth ein. Ob diese Liebe über die Sehnsucht nach der weiten Welt triumphiren wird oder nicht, — darin liegt das Hauptinteresse der Erzählung. Das Ende ist anmuthig und unerwartet. Eines Tages kommt Arne, in Nachdenken versunken, an Eli's Hütte vorbei: welche Ueberraschung für ihn, aus dem Munde der Angebeteten jene Strophen singen zu hören, die er als Abschiedslied an die Heimath gedichtet! Eli hat das Blatt, welches er verloren, zufällig gefunden. Dies genügt, um seinen Seelendurst zu löschen und den ohnehin wieder zweifelhaft gewordenen Auswanderungsbeschluß gänzlich umzustoßen: Arne bleibt und das Weitere liegt auf der Hand.

Einen Gegensatz zu diesem ernsten, verschlossenen Naturpoeten bildet Eiwin, der Titelheld in „Ein froher Bursche". Der Verfasser hielt sich eben vor Augen, daß, wie das Gebirge zwei Seiten hat — die eine dunkel und phantastisch, die andere lachend und hell —, es auch zwei Typen von Bergbewohnern giebt, der eine nachdenklich und träumerisch, der andere heiter und offen. Kein anderer Dichter hat das eigentliche Wesen der Religion so zart zum Ausdruck gebracht wie Björnson in dieser Erzählung; dabei ist er von Frömmelei himmelweit entfernt. Er zeigt, daß wahre Religiösität und Lebenslust sehr gut vereinbar sind. Das Ganze ist geeignet, feierlich zu stimmen, ohne daß der Reiz der Frische irgendwie darunter litte. Der große Märchendichter Andersen, mit dem Björnson bis zu dessen Tode eng befreundet war, sagt in seiner Selbstbiographie: „Ich las „„Ein froher Bursche"" und war entzückt. Es war mir, als stünde ich auf einem Felsen in der frischen Luft des duftenden Birkenwaldes."

„Die Fischerstochter", ein bemerkenswerthes Werk, kann schon als Roman gelten. Petra, das unter Matrosen aufgewachsene, mit einem reichen Naturell begabte Mädchen, erhebt sich durch eigenen Willen zum Range einer großen Schauspielerin, die sich ihrer Würde und Mission bewußt ist. Sie birgt eine stolze, unbeugsame Seele unter dem schimmernden, flüchtigen Wesen einer Undine. Undurchdringlich, eine echte Tochter ihres Landes, verbirgt sie jene Absicht vor Jedermann, verfolgt sie aber standhaft und überwindet auch in der That alle Hindernisse. Einzelne Partien sind von bedeutendem psychologischen Interesse; aber das Ganze ist zu sehr mit Nebensächlichkeiten überladen. Die Hauptphasen der Entwickelung der Heldin sind zu hastig herbeigeführt. Ferner fehlt es dem Ton an Einheitlichkeit. Seinen ersten Stoffkreis und Ton verlassend, will der Autor den leichten Ton der „weltlichen" Romanschreiber annehmen; dadurch verliert das Werk, denn das gelingt nicht, wie denn Björnson innerhalb des Mittelstandes überhaupt weit weniger zu Hause ist als im Bauernstand. Sein Stil — in den Bauernnovellen oder Dorfgeschichten höchst concis und charakteristisch — wird im „Fischermädchen" nicht selten manierirt. Ganz dasselbe gilt von seiner späteren Erzählung „Magnhild" (1878), die ein englischer Kritiker für eine an „Madame Bovary" erinnernde „Verdünnung Flaubert's" erklärt. Dagegen kann man der romanartigen Novelle „Capitän Mansana" (1879), die eine abenteuerliche, leidenschaftdurchwogte Episode aus der zeitgenössischen Geschichte Italiens behandelt, die ganze Schönheit und Zartheit der ersten Björnson'schen Erzählungen nachrühmen; ja, sie übertrifft diese noch an Naturtreue und Schwung der Charakterzeichnung, an Beherrschung der wärmeren Töne und der subtileren Seelenregungen. Man glaubt vielfach, „Capitän Mansana" enthalte eine beträchtliche Menge autobiographischer Elemente.

„Der Brautmarsch" ist eine ebenso seltsame wie rührende Geschichte: Eine der neuesten Novellen, „Brudsangen", ist arm an Handlung, enthält aber desto prächtigere Sittenschilderungen. Im Allgemeinen läßt sich wol sagen, daß seine Erzählungen zu den herrlichsten Schöpfungen der belletristischen Weltliteratur gehören. Ohne sich aus der Sphäre der Wirklichkeit und Natürlichkeit sonderlich weit zu entfernen, legt er eine wahrhaft staunenswerthe poetische Einsicht an den Tag, deren Wirkung durch die in der Regel ungezierte, ergreifend einfache Sprache seiner Gestalten noch bedeutend erhöht wird.

IV.

Als Dramatiker hätte Björnson noch Manches zu lernen, was die Logik in den Entwickelungen, die Klarheit der Exposition und die Festigkeit des Aufbaus anbelangt. Die Charakterzeichnung ist zumeist trefflich, die Diction glänzend; allein die schöne, kernige, geistvolle Sprache wird zuweilen dunkel, räthselhaft, fast unverständlich. Nicht lernen aber lassen sich: tiefes, mächtiges Temperament, poetischer Wurf und poetische Kraft, und diese Eigenschaften besitzt Björnson's dramatische Muse unstreitig in hohem Grade. Am besten weiß dies, wer seinen Einacter „Zwischen den Schlachten" von den Meiningern hat aufführen sehen (anderweitig wird dieses kleine, aber ausgezeichnete Schauspiel wol kaum gegeben). Es handelt sich da um eine episodische Verwerthung der norwegischen Bürgerkriege des frühesten Mittelalters. Der populärste aller norwegischen Könige, Sverre Sigurdsohn, erscheint hier als Versöhner und ist ganz im Sinne der alten Chroniken dargestellt. Auch lernen wir in höchst merkwürdiger Weise inmitten der kriegerischen Begeisterung jener Tage ein Stück nordischen Hauslebens kennen und — um mit Lobedanz zu reden — „man müßte aus Stein sein", würde man nicht gerührt von der idyllischen Liebe Inga's und ihres Gatten Halvard, die durch gegenseitige, aus den edelsten Motiven entspringende Eifersucht gestört wird. „In rein künstlerischer Hinsicht" stellt Winkel-Horn „Mellem Slagene" (so heißt das Stück im Original) höher als die übrigen Dramen Björnson's.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß unser Autor sich nicht darauf beschränkt hat, das heutige Norwegen klarzulegen; sein Ehrgeiz war auch dahin gerichtet, zur Quelle des skandinavischen Genius hinabzusteigen, um seinem Lande ein echt nationales Drama zu schaffen. Diese Bestrebungen sind ihm zwar nicht vollkommen geglückt, allein er hat wenigstens in ungemein gediegener Weise Bahn gebrochen. Wol haben auch seine Vorgänger in den Bruderländern — Tegnér in Schweden, Oehlenschläger in Dänemark — die alten Traditionen erneuert, aber sie haben sie zugleich mit fremden Ideen getränkt und den nationalen Charakter nur oberflächlich berührt. Es ist schwierig, den eigenartigen Geist, die bezeichnenden Merkmale einer Volks-Individualität zu erkennen. In den meisten Ländern ist das ursprüngliche Wesen durch allerlei culturelle, kirchliche und sociale Einflüsse für das gewöhnliche Auge stark übertüncht worden. Er lebt fort, aber man muß, um ihn wahrnehmen zu können, entweder einen Hauch davon in sich selbst verspüren oder wenigstens eine scharfe Beobachtungsgabe besitzen. Nun denn, Björnson erfreut sich eines echt norwegischen Naturells, das ein Gemisch ist von dunkler Schwärmerei und männlicher Energie, von weicher Sanftmuth und harter Strenge. Er war daher trefflich geeignet, den alten nationalen Charakter entsprechend markig zum Ausdruck zu bringen. Die Heldentraditionen seiner Heimath zogen ihn mächtig an. Seine Phantasie wandte sich mit Vorliebe der Zeit vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert zu, die eigentliche heroische Epoche Norwegens, die Periode, in welcher Mythus und Geschichte schön und harmonisch Hand in Hand gehen, die Zeit, da Harold Haarfagr, Hakon, Olaf, Sverre lebten, in deren Feldzügen und abenteuerlichen Expeditionen sich die ungedämpfte Weise der skandinavischen Rasse nach Herzenslust zeigte.

Das erste seiner altnationalen Dramen — er schrieb es als sechsundzwanzigjähriger Jüngling — war „Die lahme Hulda" („Halte Hulda", Christiania, 1858), und es ist das bedeutendste geblieben. Hulda ist der letzte Sprößling einer großen Familie, die mit dem Geschlechte der Aslaks stets Fehde führt. Der Vater wird getödtet, die Mutter stirbt aus Gram darüber und Hulda wird von den Aslaks zu sich genommen. In der feindlichen Familie wächst die Waise zusammen mit den Söhnen des Hauses auf. Alle jungen Aslaks lieben sie und führen beständig Streit ihretwegen. Hulda haßt sie alle, ehelicht aber Gudleik, den stärksten unter ihnen, um sich vor Feindseligkeiten und Bewerbungen zu schützen. Nach einiger Zeit lernt sie Eiolf Finson, den Ober-

feldherrn der königl. norwegischen Armee, kennen. Beide entbrennen in Liebe zu einander. Björnson erquickt uns da mit den prächtigsten Scenen, mit idyllischen Liebesliedern, Kundgebungen der Sehnsucht, des Glückes, der Trauer. Ueberhaupt malt er ein höchst interessantes, schönes Seelenleben.

Gudleik wird im Zweikampf von Eiolf getödtet. Der Vereinigung des Letzteren mit Hulda stände nichts mehr im Wege, hätte er nicht noch eine andere Geliebte, ein junges Mädchen im Gefolge der Königin. Hulda vernimmt davon und fragt ihn, nach welcher Seite hin er diesen Widerspruch ausgleichen werde. Er zögert, wird aber von ihrem zauberischen Wesen so sehr hingerissen, daß er verspricht, ihr Getreuer zu sein. Tags darauf hat er jedoch eine Unterredung mit seiner Swanhilde, die ihn nun ihrerseits entzückt, so daß er gelobt, nur ihr zu folgen. Auch sie ist ungemein liebenswerth, und er drückt die Hoffnung aus, mit ihrer Hilfe der Macht entrinnen zu können, die ihn unwiderstehlich an Hulda fesselt. Diese Schwäche, dieser energielose Wankelmuth ist Eiolf's tragische Schuld, und er büßt sie an demselben Tage. Hulda hat jenes Gespräch insgeheim belauscht, hat gesehen, wie der Mann, an den sie ihr Leben gehängt, im Begriffe stehe, sie zu verrathen. Sie beschließt, unterzugehen, aber nicht allein. Sie erwartet, daß Eiolf am Abend zu ihr kommen werde, obwol er Swanhilden zugesagt, mit ihr zum Tanze zu gehen. Eiolf kommt in der That, nicht um — wie er gestern mit Hulda besprochen — mit ihr nach Island zu entfliehen, sondern um von ihr Abschied zu nehmen. Bei ihrem Anblick ändert er abermals seinen Sinn und wäre vielleicht mit ihr gegangen — doch es ist zu spät! Sie will nicht mehr, denn sie kennt seinen Mangel an Entschiedenheit, sie weiß, daß sein Herz in allzu verhängnißvoller Weise getheilt ist. „Wenn Du mich nicht erheben kannst", ruft sie aus, „so mußt Du mit mir fallen; ich reiße Dich mit mir in den Abgrund." Sie hat das hölzerne Haus von bewaffneten Leuten umstellen lassen und ihnen befohlen, es mit einem Kohlenfeuer zu umgeben. Das angezündete Haus stürzt über der unheimlich freudestrahlenden Hulda und dem in ihrer letzten Umarmung gebannten Eiolf zusammen. Einige Seltsamkeiten und Unwahrscheinlichkeiten thun diesem Drama keinen Abbruch. Das Schöne in demselben ist die tragische Größe der Heldin, in der der starke skandinavische Geist alle Ketten abstreift und alle Dämme durchbricht. Hulda hat magisches, walkürenhaftes Blut in den Adern, ihre concentrirte Leidenschaft entsteht aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens. Das anscheinend Furienhafte, worin sich diese Leidenschaft schließlich offenbart, ist nur der stolze Ausbruch einer mächtigen Natur, die kein Hinderniß duldet. An der Seite des Mannes, zu dem sie eine stolze Liebe hegt, würde sie Allem trotzen; aber einmal verrathen, ist ihre Rache unwiderruflich und großartig.

Die lange Trilogie „König Sigurd" enthält unvergleichliche Schönheiten, entbehrt aber der Einheitlichkeit und des Zusammenhangs. Den Stoff dazu nahm der Verfasser aus der „Heimskringla". Der historische und landschaftliche nationale Hintergrund ist meisterhaft angedeutet. Der echt nordgermanische Held wird jedem empfänglichen Leser sympathisch sein.

Mit dem modernen Leben in seiner Heimath beschäftigt Björnson sich in einer ganzen Reihe von neueren Stücken von ungleichem Werthe. Daß er in „Der König" und „Der Redacteur" seine uns im Uebrigen ja recht sympathische politische Richtung eine leitende Rolle spielen läßt, ist dem poetischen Gehalte dieser Dramen nicht sehr förderlich. In „Kongen" (1876) appellirt er an die politischen Leidenschaften, indem er einen idealen republicanischen König zeichnet. In „Redaktören" (1875) greift er mit der größten Heftigkeit die Mißbräuche an, die mit der Macht der Presse getrieben werden. Als Tendenzstücke purs et simples sind diese beiden Stücke einerseits außerordentlich gelobt, andrerseits lebhaft getadelt worden. Noch besser sind „Die Neuvermählten", in denen er schon einige Jahre vorher — auf Grund einer seiner eigenen, hübschesten Erzählungen — gegen die Widersinnigkeiten des Gesellschaftsconventionalismus protestirt hatte; er wandte sich insbesondere gegen das Uebermaß von Häuslichkeits- und Familiensinn, das sich darin äußert, daß manche junge Frau die Gesellschaft ihrer Eltern der ihrer Ehemänner vorzieht. Ihm war es mit der Sache Ernst, das Publicum jedoch hielt sich nur an die pikanten Situationen, sowie den geistvollen Dialog, und amüsirte sich famos. Ganz vorzüglich ist das in den Ländern deutscher Zunge am bekanntesten gewordene „Falliffement", das überall Erfolge errungen hat und einige dunkle Schattenseiten des kaufmännischen Lebens ergreifend darlegt.

Ebenfalls gesellschaftliche Fragen behandelt Björnson's „Leonarda" (1879), ein Schauspiel von hoher Schönheit und Originalität, das beste aller seiner „modernen" Stücke. Leonarda Falk, eine wohlhabende Dame, steht an der Spitze einer Geschäftsfirma in einer namhaften Stadt Norwegens. Ueber ihre Vergangenheit zerbrechen sich die Einwohner die Köpfe; bestimmt weiß man nur, daß sie vor ihrer Niederlassung in dem Orte von ihrem Gatten geschieden worden war. Sie ist ihrer Wohlthätigkeit halber sehr beliebt. Sie sorgt in musterhafter Weise für ihre Arbeiter und steht Jedermann, der sich an sie wendet, mit Rath und That bei. Sie ist kinderlos, hat aber eine Nichte adoptirt, Agat, deren sie sich aufs Wärmste annimmt. Aber trotz all ihrer guten Eigenschaften verschmäht es die gänzlich von dem Bischof beherrschte „gute Gesellschaft", sie zu empfangen, denn zu dem „Skandal" ihres Vorlebens — worüber, wie gesagt, Niemandem etwas bekannt ist — fügt sie einen anderen: sie besucht nie eine Kirche. Uebrigens hat sie sich keine Mühe gegeben, in die „Gesellschaft" aufgenommen zu werden; erst im letzten Winter machte sie anläßlich eines exclusiven philharmonischen Concerts, zu welchem sie für sich und ihre Nichte Karten erwarb, den Versuch, sich unter die „Elite" zu mischen. Das sollte ihr übel bekommen. Als sie sich nämlich niedersetzen wollte, erhob sich ein fanatischer Theologe, ein junger Neffe des Bischofs, und erklärte sie öffentlich als „ein Weib von zweifelhaftem Ruf". Gedemüthigt und verwirrt verließ sie den Saal. Seit dieser Schmach wurde sie immer zurückhaltender; gegen Fremde benahm sie sich fast abstoßend, desto zärtlicher aber gegen ihre Nichte. So liegen die Dinge vor Beginn des Stückes.

Im ersten Act erfahren wir, daß Agat abwesend ist; sie befindet sich ihrer Gesundheit wegen in einem benachbarten Badeorte. Leonarda Falk hat eine geschäftliche Unterredung mit ihrem Buchhalter, der eine episodische Figur ist, welche nur eingeführt wird, um Leonarda's Temperament und schönen Charakter in das richtige Licht zu rücken. Nachdem der Beamte gegangen, wird General Rosen angemeldet, der sich als Besitzer zweifelhafter Eigenschaften oder eigentlich Gewohnheiten entpuppt. Frau Falk scheint sich lebhaft für ihn zu interessiren und muß schon seit längerer Zeit vergeblich bemüht sein, ihm seine Trunksucht und seinen Leichtsinn abzugewöhnen. Den Leser, bezw. Zuschauer, mystificirt der Verfasser absichtlich durch den Ton, in welchem dieser seltsame Mensch mit der Titelheldin spricht, ein Gemisch von Achtung und Vertraulichkeit. Nach ihm tritt ein junger Mann auf, der sich zagend und aufgeregt als „Candidat Hagbart Tallhaug" ankündigt. Da dies die Person ist, welche Leonarden im Concertsaal bloßgestellt, fragt die Dame würdevoll, wie er es wagen könne, ihr Haus zu betreten. Zögernd und beschämt stammelt er so lange hin und her, bis sie erkennt, er sei gekommen, um sich die Hand ihrer Nichte zu erbitten, die er in jenem Badeorte kennen gelernt und in die er sich verliebt habe. Leonarda freut sich, daß es in ihrer Macht liegt, ihren Beleidiger durch eine Abweisung zu demüthigen. Sie sagt ihm, daß Agat ihn ebenso gründlich hasse wie sie selbst; und als er ihr mittheilt, dies sei nicht mehr der Fall und sie sei mit demselben Dampfer heimgefahren wie er, befiehlt sie ihm, das Mädchen nicht länger mit seinen Aufmerksamkeiten zu behelligen. Kaum ist er gegangen, stürzt Agat in großer Aufregung herein und theilt der Tante mit, sie liebe Hagbart. Diese Erklärung erfüllt Leonarda mit Verzweiflung; im ersten Augenblick will sie die „undankbare Verrätherin" fortjagen. Agat aber läßt sich nicht abhalten, ihr Alles zu erzählen, und es gelingt ihr, der großmüthigen Frau zu beweisen, daß Tallhaug seine Uebereilung vom letzten Winter längst bereut habe, daß er schwere Gewissensbisse empfinde und sich sofort beim Betreten des Hauses entschuldigt haben würde, hätte seine Schüchternheit und Nervosität ihn nicht davon abgehalten. Leonarda läßt den hocherfreuten Jüngling zurückrufen und er bittet in der gründlichsten, überschwenglichsten Weise um Verzeihung für seine einstige Rohheit.

Der zweite Act spielt im Hause des Bischofs. Dieser erklärt sich bereit, Agat zu empfangen, will aber von ihrer Tante nichts wissen, während er gegen den Umgang mit General Rosen — der sich ihm bei den Wahlen gefällig erweist — keine Bedenken trägt. Sein Neffe, der mittlerweile Leonarda hochschätzen gelernt hat, bekämpft diese Inconsequenz mit mehr Heftigkeit als Besonnenheit; allein die ganze Umgebung des Bischofs ist gegen ihn (Hagbart), mit Ausnahme seiner alten Großmutter, der Mutter des Bischofs. Diese mehr als neunzigjährige Dame, die es mit ihrem Enkel hält, hat sich ihren Geist trotz des hohen Alters frisch erhalten. Obgleich nur eine sehr geringe Rolle spielend, bildet diese mit überraschender Originalität gezeichnete Greisin eines der anziehendsten Elemente in dem Stücke. Sie besitzt noch immer die feine, elegante Weise der Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts, in deren Gesellschaft sie

sich in ihrer Jugend bewegt hat, und sie klammert sich an ihre alte Büchersammlung, die der Bischof und die übrigen Familienmitglieder als „sehr gefährlich" ansehen. Sie ermuthigt Hagbart in seinem Widerstand gegen die religiöse Unduldsamkeit seiner Umgebung. Frau Falk findet sich, trotz dessen gegentheiliger brieflicher Weisung, beim Bischof ein, um die Erklärung abzugeben, daß sie das Land verlassen und Agat ihr ganzes Vermögen übertragen wolle, da sie es nicht über sich bringen könne, von den Zukunftsverwandten ihrer Nichte mißachtet zu werden. Der Bischof, der die Wahrnehmung gemacht hat, daß Hagbart unbewußt die geistig hochstehende und noch immer schöne Frau dem unentwickelten Mädchen vorzuziehen beginnt, redet Leonarden zu, ihren Vorsatz auszuführen, als plötzlich Agat in wilder Aufregung erscheint, um hervorzustoßen, sie liebe den Candidaten nicht länger, sie wisse, daß er sie ebenfalls nicht mehr liebe, und sie werde nicht dulden, daß die Tante sich um irgend Jemandes Launen willen aufopfere.

Der dritte Aufzug ist minder vorzüglich ausgearbeitet. Der Candidat macht dem einst von ihm beleidigten „Weib von zweifelhaftem Rufe" leidenschaftliche Liebeserklärungen, die sie mit um so größerer Schwierigkeit zurückweist, als Agat sie drängt, seine Hand anzunehmen. Das Stück endet im vierten Act damit, daß Frau Falk den gordischen Knoten in edler Weise löst. Sie geht zum Bischof und bittet ihn, die jungen Leute wieder einander näher zu bringen. Dies geschieht, Leonarda übergiebt Agaten ihr ganzes Vermögen und macht sich am Abend desselben Tages auf den Weg nach Amerika, wo sie ein neues Leben beginnen will. Der General begleitet sie — es stellt sich in letzter Stunde heraus, daß er ihr geschiedener Gatte ist. Mit dieser Enthüllung schließt ein hochinteressantes Schauspiel, das in glänzender Sprache eine geistvolle Behandlung gesellschaftlicher Probleme bietet.

Björnson's allerneuestes Stück „Geographie und Liebe" ist ein sich stellenweise der Posse näherndes Lustspiel, athmet eine natürliche, frische Heiterkeit und ist sehr reich an poetischen Schönheiten. In den beiden ersten Acten rollt sich eine hübsche Liebesgeschichte vor uns auf und jede Tendenzmacherei wird vermieden. Der dritte Act ist weit schwächer und leidet durch die nicht ganz gerechtfertigte plötzliche Einführung großer socialer Fragen, deren Behandlung den leichtgeschürzten Schwank schließlich etwas schwerfällig macht.

V.

Es ist an der Zeit, zur biographischen Seite unserer Aufgabe zurückzukehren. Von 1865—1867 war Björnson Director des Theaters zu Christiania. Sodann wurde er einer der Führer der radicalen Partei seines Landes. Er übersiedelte mit seiner geistreichen Gemahlin und seinen fünf Kindern nach dem in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Landgute Aulestat. Vor etwa fünf oder sechs Jahren warf er sich mit noch größerem Eifer als früher auf die Verbreitung republicanischer Ideen; er hätte Norwegen gern von Schweden getrennt und zu einem unabhängigen Freistaat gemacht gesehen. Die politischen Bestrebungen brachten ihn einmal mit Oskar II. in Conflict. Der König äußerte sich abfällig über den Dichter, der sich beleidigt fühlte und nach einer diesbezüglichen Erklärung in der Presse das Land verließ. Er bereiste Deutschland, Italien und die Vereinigten Staaten. Es heißt, er habe in Amerika eine Colonie gründen wollen; ob dies wahr, bezw. welcher Natur dieselbe hätte sein sollen, wissen wir nicht. Die Räubergeschichte, er habe König Oskar zum Zweikampf herausgefordert, woraufhin der Monarch ihn gerichtlich belangt, was den Dichter zur Flucht ins Ausland veranlaßt habe, fand vielfach Glauben, gehört aber ins Reich der Erfindungen. Björnson kehrte 1881 nach Norwegen zurück, begab sich aber im Herbst des folgenden Jahres nach Paris, wo er noch jetzt weilt.

Unser Autor denkt rasch und schreibt leicht. Zuweilen producirt er wochenlang nichts; plötzlich überkommt ihn irgend eine Eingebung und dann schüttelt er die Gedanken und ihren Ausdruck nur so aus dem Aermel. Das ganze „Fallissement" soll er in weniger als einem Monat geschrieben haben. Gleich der George Sand kürzt, corrigirt oder ändert er nie ein einmal fertiges Manuscript. Wenn er ein solches, wie er zu thun pflegt, nach längerer Zeit aus dem Pult nimmt, um es vor der Drucklegung durchzulesen, so steht er dem Werk ebenso unbefangen gegenüber wie irgend ein Leser aus dem Publicum. Er ist sein eigener dankbarer Leser, und er liest sich mit denselben Gefühlen, wie wenn er einen andern Schriftsteller lesen würde. Er kann bei der Lectüre seiner eigenen Stücke oder Erzählungen weinen, schluchzen oder sich herzlich freuen. Er soll nur am Vormittag schreiben und es soll ihm gleichgiltig sein, ob um ihn herum Ruhe herrscht oder nicht. Es heißt, daß er sich bei der Arbeit nicht in ein besonderes Zimmer einschließt, sondern in der Wohnstube bleibt und daß ihn das Kommen und Gehen, das Plaudern und Lachen seiner Umgebung gar nicht störe. Beneidenswerthe Nervenstärke! Seltene Vertiefungsfähigkeit! Er hat selbst erklärt, daß er keine seiner Gestalten, keinen seiner Charaktere erfindet; er will, wie er einem ungarischen Interviewer gegenüber bemerkte, „blos ein Photograph sein"; er trachtet, gewisse Personen, denen er „im wirklichen Leben begegnet, getreu darzustellen". Jener Interviewer behauptet sogar („Pester Lloyd", 28. Juli 1880), daß des Dichters ältester Sohn — Björn, der bei den Meiningern angestellt war, vielleicht noch ist — ihm die Namen sämmtlicher Originale der im „Fallissement" Auftretenden genannt habe, „und er schilderte mir genau die Stellung, die sie daheim im bürgerlichen Leben einnehmen".

Auch im Gebiete des Vortrags leistet Björnson Bedeutendes. Er hat in Skandinavien viele politische und literarische Vorträge gehalten, in denen sich die ganze Gewalt seiner originellen Persönlichkeit geltend machen konnte. Da er frei spricht, kein überflüssiges Wort verliert, die Rede ihm frisch und markig von den Lippen fließt, er selbst überdies hochgewachsen und herkulisch gebaut ist — sein Großvater wurde hundert, sein Vater über neunzig Jahre alt; er entstammt also einem rüstigen Geschlecht —, so kann es nicht Wunder nehmen, daß er auf seine Zuhörer eine mächtige Wirkung ausübt.

* * *

Abgesehen von zeitweiligen Mißgriffen im Drama und von seiner Schwäche, wenn er das Gebiet philosophischer Lebensanschauungen betritt, ist Alles an Björnson zu loben. Er besitzt eine solche Macht des Gefühls, eine so hohe dichterische Geschicklichkeit im Ausdrücken der seine Seele bewegenden psychischen Vorgänge und der seiner Phantasie vorschwebenden Erscheinungen, endlich so viel künstlerische Umsicht und Selbstbeherrschung, daß ihm ein hervorragender Rang in der Reihe der echten, köstlichen Natur- und Seelenschilderer für immer sicher bleibt.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

II.

Die kinderreiche Schwester.

Noch an demselben Morgen führte mir Signora Alba ihre Schwester zu, die sammt Gatten und 6 Kindern bei ihr lebte. Eine hohe ansehnliche Gestalt, diese Margherita, kurzweg Ghita gerufen. Sie war 26 Jahre alt und noch nicht fett. Warum? „Perchè ha sempre fatto figli" (weil sie immer Kinder gehabt hat) rief Signora Alba mit lautem Lachen.

Die Schwester Ghita war ernster als die kleine runde Padrona Vermietherin. Das Schicksal hatte sie gebeugt, ein unverdientes, wie ich später hörte. Als Alba einmal abgerufen worden war, sagte mir Ghita in kurzen Sätzen und mit würdevollem Ausdruck in Haltung und Blick die Leidensgeschichte ihrer Jugend auf, wie eine Lection. Es mochte Gewohnheitssache bei ihr geworden sein, den neu angekommenen Einwohnern der Schwester die Ursachen mitzutheilen, die sie hier fesselten, wo sie augenscheinlich nur sehr ungern geduldet wurde.

„Ich war 11 Jahre alt, als ich meinen Mann kennen lernte, mit zwölf heirathete ich. Das kommt hier häufig vor. Mit dreizehn hatte ich das erste Kind. Ich bin jetzt 26 und habe 11 Kinder gehabt. Das jüngste ist noch keine drei Monate alt. Sechs leben, die andern fünf sind gestorben. Es ist gut so, besser wär's, wenn sie alle gestorben wären. Mein Mann verlor seine Stellung, wir hatten uns immer viel plagen müssen, da die Kinder nicht aufhörten. Ich habe von meiner Jugend und Schönheit — denn ich war schön, Signorina — nichts gehabt, affatto niente, gar nichts. Aber man muß doch essen, bisogna mangiare (und Ghita machte die bei den Italienern beliebte Pantomime für dieses nothwendige Uebel der

Ernährung: sie vereinigte alle fünf Finger und führte sie nach dem geöffneten Munde, als wolle sie etwas hineinstopfen), und wenn acht Personen essen, das kostet viel, und wir hatten doch gar nichts mehr, als das Unglück hereingebrochen war. Mein Mann bemühte sich um eine andere Stellung, aber er errang doch keine. Da mußte die Schwester sich unserer annehmen, denn sie konnte uns doch nicht auf der Straße Hungers sterben lassen. Sie thats nicht gern und schimpft noch jetzt den ganzen Tag darüber, daß sie's gethan. Wir sind schon 18 Monate bei ihr. Ich plätte Wäsche für die Fremden und halte die Stuben in Ordnung, aber das jüngste Kind, die Maddalena, macht mir noch zu viel Arbeit, ich kann jetzt in der Haushaltung nicht so viel arbeiten, als wenn sie nicht da wäre. Da zankt die Schwester. Und die Maddalena schreit so viel, sie will immer trinken, hat immer Durst — hören Sie? da schreit sie schon wieder, com' una bestia, und bei der magern Kost habe ich kaum Milch genug, um sie zu befriedigen."

Das Kind schrie jämmerlich. Ich ermahnte die Mutter, zu gehn und die Kleine zu beruhigen. Aber sie blieb ungerührt bei mir stehn und sagte finster: „Mag sie doch schreien. Möchte sie doch sterben, es wäre das Beste für uns."

Ich stand staunend, ja schmerzlich ergriffen vor der hochgewachsenen, dunkeläugigen Römerin, die so gefühllos nach der Thür blickte, hinter welcher das Kind, ihr eigenes Fleisch und Blut, so kläglich schrie. Ein Zug der Grausamkeit geht durch dieses Volk, sagte ich mir, ich weiß nicht zum wievielsten Male. Nicht allein gegen ihre stummen Mitgeschöpfe sind sie grausam, sogar gegen den armen bambino, wenn er ihnen Unbequemlichkeiten verursacht. War's nicht bei Jovi's in Florenz dasselbe? Die kleine blasse Adele konnte nicht genug leisten; an ihre Gesundheit dachte Niemand. Das schwächliche Wesen hub und trug schweres Geschirr, gefüllte Töpfe, Meubles, so daß ich wiederholt die Befürchtung aussprach, sie möchte schief werden von der übergroßen Anstrengung. Man lachte mir in's Gesicht: „Non fa niente, das thut nichts."

Als ich Ghita bedeutete, wenn ich ihr Kind oft so entsetzlich schreien hören sollte, würde ich wieder ausziehen, entschloß sie sich endlich, zu gehn, kam aber bald mit Maddalena an der Brust zurück.

„Vede, com' è pallida e magra!" (Sehn Sie, wie blaß und mager sie ist) sagte Sie ohne sonderliches Mitleid, doch mit etwas wärmerem Tone, weil sie bemerkt haben mochte, daß ihre Hartherzigkeit mir Widerwillen einflößte.

„Sehn Sie, wie sie trinkt, wie sie schluckt, sie saugt mir allen Lebenssaft aus", fügte sie wieder finsterer hinzu.

Das Kind mußte halb verdurstet sein, denn es sog mit einer Art Gier und schlief dann sogleich ein, ahnungslos, daß ihm nicht Liebe, sondern nur ein rauhes Pflichtgebot Nahrung reichte. Aber auch die junge Mutter flößte mir Theilnahme ein, sie war an Hals und Brust ebenso abgezehrt, als Schwester Alba fett, und ich stellte ihr vor, es würde besser sein, dem Kinde von jetzt an zur Hälfte Kuhmilch zu geben. Anfangs schüttelte sie den Kopf zu dem Vorschlage und meinte, das koste zu viel Geld, sie verdiene mit dem Plätten der Wäsche nicht genug, um täglich eine Portion frischer Milch an das Kind zu wenden. Als ich ihr darauf die Aussicht eröffnete, Maddalena solle die von meinem Frühstück übrig bleibende Milch künftig haben, nahm sie nur zögernd an und meinte, das sei hier freilich nicht Sitte, die Mütter nährten ihre Kinder, bis diese selber essen könnten, ich würde es aller Orten in Italien gesehn haben, wie die Säugenden auf der Gasse umherliefen. Ein Strahl von Heiterkeit leuchtete aber doch in dem noch immer schönen Gesicht der jungen Frau, als ich ihr von meiner ältesten Schwester daheim im Sachsenland erzählte, die ihre Kinder zum Theil auch mit Kuhmilch aufziehe, und die nicht bemerkt habe, daß ihnen diese Nahrung schade.

Noch oft mußte ich von meiner lieben Schwester „in Sassonia" erzählen und von ihren gesunden Kindern. Alba mußte es hören und nickte beifällig, als sie erfuhr, die Milch für Maddalena solle von meinem Frühstück genommen werden.

Um mich in der beabsichtigten Gutthat zu bestärken, hielt sie mir sogleich eine großmächtige Rede über die Armuth der Schwester Ghita und des Schwagers Biagio und über die Opfer, die sie dieser Familie zu bringen habe. Aber ich gewann doch nach und nach die Ansicht, daß beide Schwestern nicht so hartherzig und erbarmungslos waren, als sie auf den ersten Blick schienen. Wenn Alba auch über die Last, die ihr aufgebürdet war, klagte und schimpfte, sie that doch ihre Pflicht und behielt die verarmten Verwandten bei sich. Ghita hatte trotz ihrer Freude an meinem Angebot, zu Maddalenas Ernährung beisteuern zu wollen, doch Muttersorge gezeigt, die Kuhmilch möchte der Kleinen nicht gut bekommen, und kam mehrfach darauf zurück: die Italienerinnen nährten ihre Kinder eigentlich so lange, bis diese selber essen könnten. Meine Zweifel, eine so lange Ernährung mütterlicherseits dürfte nicht in allen Fällen ausführbar sein, versetzte sie in einen gewissen Zorn und sie polterte dann:

Ja, die Vornehmen kaufen sich Ammen, schöne starke Frauen aus dem Gebirge, aber die Frauen aus dem Volke —"

Ich fiel ein:

„Nun, was wird denn z. B. aus den Kindern der schönen starken Frauen aus dem Gebirge, wenn die Mütter sich an die Vornehmen verdingen?"

„Die nimmt indessen eine Freundin oder Nachbarin an die Brust," entgegnete Ghita hitzig, aber sie schien selbst nicht recht daran zu glauben. Ich brach alle weiteren Erörterungen über dies Thema ab; der Blick in das Volks- und Familienleben Italiens hatte mich zwar sehr interessirt, aber ich bemerkte bald, daß meine Freigebigkeit gegen Maddalena als die Folge eines unerschöpflichen Geldbeutels angesehen wurde und beschloß, mich etwas zurückhaltender zu benehmen.

Goethe sagt, daß italienische Volk übe die Industrie des kleinen Vortheils mit großer Geschicklichkeit. So thaten auch die beiden Schwestern. Davon sollte ich noch viele Beweise erhalten, und in das Bereich dieser kleinen Vortheile gehörten auch die sogenannten „unschuldigen" Betrugssünden. Wer es schlau anfängt und den Andern überlistet, ohne daß er's merkt, ist noch immer wie bei den Alten, die dem Gott der Beredtsamkeit und der Diebe Altäre errichteten, geehrt, bewundert.

Die Schwestern Alba und Ghita zankten sich viel, und in der rauhen, kreischenden, polternden Weise der Italienerinnen, die uns den Eindruck macht, als seien sie drauf und dran, sich zu morden. Aber es ist nicht so schlimm gemeint, das ging beispielsweise aus dem Umstand hervor, daß beide Schreierinnen, wenn ich aus meinem Zimmer heraustrat und um Ruhe bat, sogleich mit süßestem Lächeln auf mich losstürzen und mit Flötentönen fragen konnten:

„Cosa commanda, Signorina mia?" (Was befehlen Sie?)

Nicht selten wurde das Zankduett durch ein gellendes Lachen unterbrochen. Irgend eine Wendung, ein Vorgang, hatte die italienische Empfänglichkeit für Witz und Humor, sei es in Situation, sei es in Reden, geweckt und fort waren Zorn und Widerspruchslust, man einigte sich in schallendem Gelächter, um freilich einige Minuten später den alten Groll wieder aufflammen zu lassen.

Die Schwere im Innern der Erde.

Von Prof. Dr. **G. Hoffmann.**

Theoretische Betrachtungen ergeben, daß die Schwere bei einem Eindringen in das Erdinnere sich sowol vermindern als auch vergrößern kann. Denn die Schwere in einem Punkte des Erdinnern ist nur abhängig von derjenigen Erdmasse, welche von der durch jenen Punkt gelegten concentrischen Kugelfläche umschlossen wird, während die Schicht zwischen der Erdoberfläche und der genannten concentrischen Kugelfläche ohne jeden Einfluß auf die Schwere in allen Punkten dieser Kugelfläche ist. Man wird daher bei dem Eindringen in das Erdinnere eine Abnahme der Schwere beobachten müssen, wenn die Dichtigkeit der durchdrungenen Erdschichten größer als die mittlere Dichtigkeit der Erde ist; eine Zunahme der Schwere muß sich aber herausstellen, wenn die Dichtigkeit der durchdrungenen Erdschichten viel geringer als die mittlere Dichtigkeit der Erde ist. Die Schwere an der Oberfläche setzt sich zusammen aus der Schwerewirkung des inneren Kernes und der Kugelschale, welche der durchsunkenen Schicht entspricht. Im Erdinnern fällt die letztere Wirkung weg, die erstere dagegen nimmt zu, weil wir uns dem Erdmittelpunkte nähern, und so kann in der That diese Zunahme überwiegen, sofern nämlich die Kugelschale eine geringe Dichtigkeit besitzt, ihr Einfluß also nicht von Belang ist.

Vorstehende theoretische Resultate wurden zuerst im Jahre 1854 von dem englischen Astronom Airy experimentell geprüft, indem er zwei astronomische Pendeluhren, die eine an der Oberfläche, die andere auf dem Boden des Bergwerks von Harton, welches in dem Kohlenrevier von Durham gelegen ist, in einer Tiefe von 383 Meter aufstellte und die Schwingungen der Pendel beobachtete. Es zeigte sich, daß das in der Grube befindliche Pendel schneller schwang, und die Rechnung ergab, daß die Schwere auf dem Boden des Bergwerks um $\frac{1}{19190}$ größer war als an der Erdoberfläche oder daß sich die Schwerkraft an der Erdoberfläche zu derjenigen im Schachte wie 1 : 1,00005185 verhielt. Da die zwischen beiden Stationen gelegene Erdschicht eine mittlere Dichtigkeit 2,50 besaß, so erhielt Airy für die mittlere Dichte der Erde 6,57, ein Werth, welcher von den unter Anwendung der Drehwage und der Methode der Wägungen gefundenen immerhin bedeutend abwich. Denn aus Versuchen mit der Drehwage fanden Cavendish im Jahre 1798 die mittlere Dichte der Erde 5,48, Reich in den Jahren 1837 und 1852 die Werthe 5,47 und 5,58, Baily im Jahre 1843 den Werth 5,67, Cornu und Baille im Jahre 1878 den Werth 5,56; mittels der Methode der Wägungen aber erhielt Jolly den Werth 5,69. Man sieht, daß der von Airy gefundene Werth erheblich größer ist, und wenn auch die Schichtungsverhältnisse der Gesteine in der Grube Harton sehr verwickelte sind und daher diese Oertlichkeit für derartige Bestimmungen nicht besonders geeignet erscheint, so ist doch die Abweichung zu groß, um sie allein aus der Ungunst der Oertlichkeit zu erklären.

Eine zweite experimentelle Prüfung über die Veränderung der Schwere beim Eindringen in die Erde wurde im Jahre 1871 unter Leitung des verstorbenen Directors der Leipziger Sternwarte, Prof. Dr. C. Bruhns, im Abrahamschachte des Silberbergwerkes „Himmelfahrt-Fundgrube" bei Freiberg vorgenommen, wo allerdings die Vorbedingungen zur Vornahme derartiger Untersuchungen weit mehr erfüllt waren, als in der Grube Harton. In Harton hatte Airy bis zu einer Tiefe von 383 Metern nicht weniger als 142 verschiedene Gesteinsschichten zu unterscheiden, deren Mächtigkeit zwischen 3 Centimetern und 36 Metern variirte und deren specifische Gewichte zwischen 1,29 und 2,82 lagen. Im Abrahamschachte bei Freiberg dagegen besteht, von einer kleinen oberflächlichen Schicht von Alluvium abgesehen, die Gebirgsmasse lediglich aus homogenem Gneis von fast constantem specifischen Gewicht 2,69, welcher nur nesterweise mit geringfügigen, nicht in Betracht kommenden Erzmassen durchzogen ist. Außerdem konnten hier die Beobachtungen in zwei verschiedenen Tiefen, nämlich 257,5 Meter und 534,4 Meter tief, angestellt werden. Die Ergebnisse dieser Messungen findet man in der III. Abtheilung der astronomisch-geodätischen Arbeiten für die Europäische Gradmessung im Königreich Sachsen (vergl. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, Jahrg. 1885. Nr. 54); sie stehen im directen Widerspruche mit Airy's Beobachtungen. Es zeigte sich mit zunehmender Tiefe eine **Abnahme** der Schwere; in einer Tiefe von 275,5 Meter war das Secundenpendel um 0,042 Millimeter und in einer Tiefe von 534,4 Meter um 0,112 Millimeter kürzer als über Tage, und dabei war doch die durchdrungene Erdschicht von viel geringerer Dichte (2,69), als nach unseren bisherigen Erfahrungen die mittlere Dichtigkeit des Erdkörpers beträgt.

Weitere Beobachtungen der Veränderung der Schwere beim Eindringen in die Erde sind in den Jahren 1883 und 1884 von R. v. Sterneck im Adelbertschachte zu Přibram, ferner in Kronstadt und am Säghegy angestellt worden. Davon können die an den letzten beiden Orten erhaltenen Resultate der abnormalen Verhältnisse wegen hier nicht weiter in Betracht kommen; in Přibram aber wurde mit zunehmender Tiefe eine **Zunahme** der Schwere gefunden.

Jenes ganz unerwartete Ergebniß der Beobachtungen im Abrahamschachte bei Freiberg, wobei weder von irgend welcher Abnormität der Oertlichkeit noch von irgend welchen Fehlern der Beobachtungsmethode und der sich anschließenden Rechnung die Rede sein konnte, veranlaßte endlich den eben genannten österreichischen Major v. Sterneck, dieselben Untersuchungen mit anderen Instrumenten und nach anderen Methoden, nach Möglichkeit erweitert, an demselben Orte zu wiederholen. Nachdem die königl. sächsische Regierung am 13. Juni 1885 die Erlaubniß ertheilt hatte, wurden im Laufe des November die Beobachtungen ausgeführt. Außer den beiden Stationen vom Jahre 1871 wurden im Schachte noch zwei andere Oertlichkeiten zu Observatorien eingerichtet, so daß die Beobachtungen im Ganzen in 5 verschiedenen Höhenlagen vorgenommen wurden, nämlich 1) „Ober Tage" auf der Halde, 2) in einer Tiefe von 97,42 Meter, 3) in einer Tiefe von 257,04 Meter, 4) in einer Tiefe von 414,20 Meter und 5) in einer Tiefe von 534,08 Meter. Die unter Assistenz des Oberlieutenant Rehm mit großer Sorgfalt und Umsicht ausgeführten Beobachtungen, welche in den größeren Tiefen des Schachtes wegen der hohen Temperatur und wegen der mit Gasen und Dämpfen geschwängerten Atmosphäre sehr schwierig waren, wurden nach der von Sterneck angegebenen und bei seinen Versuchen im Adelbertschachte zu Přibram praktisch erprobten Methode gemacht. Zwei identische Pendelapparate wurden, das eine an der Erdoberfläche, das andere im Innern des Bergwerkes, **gleichzeitig** beobachtet, und die Schwingungsdauer beider Pendel wurde mit Hilfe elektrischer Leitungen auf eine und dieselbe Normaluhr bezogen. Durch dieses Verfahren wird die Unsicherheit in der Kenntniß des Ganges der Pendeluhr eliminirt, und man erhält viel genauere Resultate als bei directer Bestimmung der Pendellängen, zumal wenn man, wie es hier geschehen, für jede Station durch Verwechslung der Pendel doppelte Beobachtungsreihen herstellt.

Die gewonnenen Resultate waren folgende. Nimmt man die 5 Stationen in der Reihenfolge von oben nach unten, wie sie in ihrer Höhenlage soeben aufgeführt wurden, so wurde die Länge des Secundenpendels

auf der Station I = 994,0000 Millimeter
" " " II = 994,0088 "
" " " III = 994,0317 "
" " " IV = 994,0565 "
" " " V = 994,0788 "

gefunden. Setzt man daher an der Oberfläche auf der 1. Station die Größe der Schwere = 1, so erhält man für die Intensität der Schwerkraft an den 5 Stationen der Reihe nach folgendes Verhältniß:

1 : 1,0000088 : 1,0000318 : 1,0000567 : 1,0000793.

d. h. aber eine **stetige Zunahme der Schwere mit der Tiefe.**

Dieses Ergebniß steht also in directem Widerspruche mit dem an demselben Orte erhaltenen vom Jahre 1871.

Bei der Wichtigkeit dieser Untersuchung einerseits und weil es andrerseits auch höchst wünschenswerth ist, daß die im Auftrage des königl. sächsischen Finanzministeriums in Sachsen ausgeführten astronomisch-geodätischen Arbeiten der Europäischen Gradmessung für die Wissenschaft eine fundamentale Bedeutung haben, so sehen wir keinen anderen Ausweg aus diesem Dilemma, als eine Wiederholung der Untersuchung von Seiten des Hrn. Prof. Albrecht, da derselbe die fraglichen Beobachtungen vom Jahre 1871 ausgeführt hat. Wir dürfen wol hoffen, daß ein hierauf bezüglicher Entschluß des königl. sächsischen Finanzministeriums recht bald erfolgen wird.

Hr. v. Sterneck hat seine in Freiberg gewonnenen Beobachtungsresultate noch weiter verwerthet. Er berechnet daraus nach der bekannten Formel die mittlere Dichtigkeit der Erde und findet aus den Beobachtungen

an der 1. u. 2. Station die mittlere Dichte der Erde = 5,66
„ „ 1. „ 3. „ „ „ „ „ „ = 6,66
„ „ 1. „ 4. „ „ „ „ „ „ = 7,15
„ „ 1. „ 5. „ „ „ „ „ „ = 7,60

Diese Werthe stimmen weder unter sich noch mit dem anderweitig gefundenen Werthe 5,6 überein; mit Ausnahme des ersten sind alle zu groß und mit der Tiefe zunehmend. Hr. v. Sterneck schließt daraus, daß im Abrahamschachte die Schwere etwas mehr als normal mit der Tiefe zunimmt.

Sehr bemerkenswerth ist endlich der auffallende Zusammenhang der Schwerezunahme unter der Erde mit den Temperaturzunahmen, welcher sich bei Vergleichung der Resultate der Freiberger Beobachtungen mit denjenigen im Jahre 1883 zu Přibram von v. Sterneck gewonnenen ergiebt. Gleichen Temperaturdifferenzen scheinen auch gleiche Unterschiede der Schwere zu entsprechen und zwar ohne Rücksicht auf die Tiefe, so daß im Innern der Erde die Temperatur und die Größe der Schwere in einem gewissen Zusammenhange zu stehen scheinen und sich die Intensität der Schwere aus der Temperatur oder ihrer Zunahme wird bestimmen lassen. Wunderbar ist dieser Zusammenhang keineswegs, zumal wenn man die Wärmezunahme unter der Erdoberfläche nicht aus der antiquirten Idee von der Feuerflüssigkeit des Erdkernes ableitet, sondern vielmehr die schon vor nunmehr 15 Jahren von Aurel Anderssohn gegebene Erklärung als richtig anerkennt, daß diese Wärme durch den Druck der darüberlagernden Massen erzeugt wird, eine Idee, die sich in der Abhandlung: „Ueber die Wärme in den Tunnels" von Baron Kuhn v. Kuhnenfeld (Oesterreichische meteorologische Zeitschr. 1884, Aprilheft) reproducirt vorfindet. Bei einem größeren Drucke muß dann auch die Wärme größer sein und einer größeren Druckzunahme muß eine größere Wärmezunahme entsprechen. In der That ist im Abrahamschachte zu Freiberg, wo die Schwerezunahme größer ist, als im Adelbertschachte zu Přibram, die Temperatur, welche in Přibram bei 1000 Meter Tiefe gefunden wird, schon bei 534 Meter Tiefe vorhanden. Selbstverständlich erstreckt sich jene Wechselbeziehung nicht auf die oberen Schichten, da diese noch von der Lufttemperatur beeinflußt werden. Hr. v. Sterneck berechnet aus seinen Beobachtungen, daß im Mittel auf einen Grad R. Temperaturänderung eine Schwereänderung von 0,0000091 kommt. Wird die Intensität der Schwere an der Erdoberfläche = 1 gesetzt, so entspricht im Erdinnern

der Temperatur von	13^0R.	die Schwere	1,0000296
„ „ „	14^0R.	„ „	1,0000387
„ „ „	15^0R.	„ „	1,0000478
„ „ „	16^0R.	„ „	1,0000569
„ „ „	17^0R.	„ „	1,0000660
„ „ „	18^0R.	„ „	1,0000751
„ „ „	19^0R.	„ „	1,0000842
„ „ „	20^0R.	„ „	1,0000933 u. s. f.

Ist also in irgend einer Tiefe eine Temperatur von 15^0R. vorhanden, so ist dort ohne jede Rücksicht auf die absolute Tiefe des Ortes die Schwere 1,0000478 mal so groß als an der Oberfläche, und finden wir in irgend einer Tiefe die Schwere 1,0000933 mal so groß als an der Erdoberfläche, so muß dort eine Temperatur von 20^0R. vorhanden sein.

Es ist sehr wünschenswerth, daß diese merkwürdige Beziehung zwischen Temperatur und Schwere noch in möglichst vielen Punkten des Erdinnern auf ihre Giltigkeit geprüft werde; zeigt sie sich als allgemein giltig, so wäre in der Erforschung der Gesetze über das Verhalten der Schwere auf und in der Erde und in der noch schwankenden Erkenntniß der Ursache der Schwere überhaupt ein wichtiger Schritt vorwärts gethan.

Bücherbesprechungen.

—e— **Gustav Merkel**, königl. sächs. Hoforganist. Ein Bild seines Lebens und Wirkens von **Paul Janssen**. Mit Merkel's Porträt, einem Verzeichnisse seiner sämmtlichen Werke und der facsimilirten ersten Seite der Original-Handschrift seines Weihnachtspastorals (op. 56). Leipzig, J. Rieter-Biedermann. 1886. — Am 30. October v. J. verstarb in Dresden der Hoforganist Gustav Merkel, schmerzlich betrauert von zahlreichen Schülern, Kunstgenossen, persönlichen Freunden und sonstigen Verehrern. Allen denen wird das vorliegende Schriftchen sehr willkommen sein, da es die so wohlthuende Erinnerung an den entschlafenen Meister erneuert. In einfacher, schlichter Weise erzählt der Verfasser, was ihm von der Jugendzeit und dem Bildungsgange, von den Studien und Arbeiten, den Bestrebungen und Erfolgen, den Freuden und Leiden Merkel's bekannt geworden ist, und dabei würdigt er denselben als Mensch und Künstler, ohne sich von dem Gefühl dankbarer Pietät zu irgend einer Uebertreibung verleiten zu lassen. Wer den Vorzug genossen hat, mit Merkel Jahre lang vertraulich zu verkehren, wird allerdings bei der Lectüre den Eindruck nicht abweisen können, als bliebe noch Manches zu sagen übrig, um das interessante Lebensbild völlig auszuführen und nach allen Seiten hin abzurunden. Wir vermuthen aber, daß es Mühe genug gekostet haben wird, eben nur dasjenige Material zusammenzutragen, was uns nun dargeboten wird. Denn Merkel litt es durchaus nicht, von sich selber zu sprechen, und höchstwahrscheinlich hat auch sein schriftlicher Nachlaß nur dürftigen Aufschluß über die stufenweise Gestaltung seines äußeren und inneren Lebens, sowie über seine immerhin vielseitigen persönlichen und geschäftlichen Beziehungen gegeben. Um so schätzbarer erscheint uns die anspruchslose Gabe des Hrn. Verfassers, zumal derselben ein vollständiges Verzeichniß der musikalischen Werke Gustav Merkel's beigefügt ist. Nun erst übersieht man dessen künstlerische Fruchtbarkeit in ihrem ganzen Umfange, und im Hinblick auf seine besonders zahlreichen Orgelcompositionen, von denen mehrere zu den vorzüglichsten der neueren Zeit gehören, überkommt uns aufs Neue die Trauer um den zu früh verschiedenen Meister. Sein Lehrer, der Hoforganist Schneider, sagte von ihm gelegentlich einmal: „Er ist ein guter Mensch und hat viel Bach'schen Geist." Möge die vorliegende Schrift sein Andenken lebendig erhalten!

—v— Durch das hübsch ausgestattete Buch: „**Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan.** Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. **Albert Fränkel**. Mit Nachtigal's Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887" soll auch weiteren Kreisen, die den berühmten Reisenden bisher nur dem Namen nach kannten, die große, epochemachende That seines Lebens vermittelt werden, denn das umfangreiche, in zwei stattlichen Bänden erschienene Originalwerk ist wol eine Fundgrube für die Gelehrtenwelt, aber nicht angethan, das Bedürfniß nach allgemeiner Belehrung über diesen durch seine dem Vaterlande geleisteten Dienste, in deren Erfüllung er auch, wie der Soldat vor dem Feinde, rühmlich gefallen ist, wie wenig andere populär gewordenen Namen zu befriedigen. Dabei handelt es sich aber nicht um einen handwerksmäßig hergerichteten Auszug im gewöhnlichen Sinne, nicht um eine äußerliche Aneinanderreihung von Bruchstücken handelt es sich hier, sondern um ein liebevolles sich Versenken in den reichen Stoff, um eine zweckentsprechende Wiedergabe des ganzen Verlaufes und Zusammenhanges der denkwürdigen Reise im Geiste der Hauptquelle. Auf Grund der Schilderungen Nachtigal's, möglichst mit seinen eigenen Worten und unter steter Berücksichtigung seiner Gesichtspunkte und Urtheile, wird ein durchaus gegenständlich gehaltenes, straff und ohne Unterbrechung sich entrollendes Gemälde seiner Fahrten und Abenteuer, seiner wissenschaftlichen und persönlichen Erfolge vorgeführt. Das Bild, welches uns Nachtigal über die Länder, die er durchwandert, über die Völkerstämme, mit denen er in Berührung gekommen, über deren Cultur, Sitten und Gebräuche, das Bild, welches er uns über seine Erlebnisse, über die Anstrengungen und Gefahren, die er zu bestehen gehabt, entworfen hat, es wird in seinen wesentlichen Zügen festgehalten und, um uns so auszudrücken, „reducirt", in verkleinertem Maßstabe wird es geboten. Zunächst werden wir von Tripolis durch die Wüste ins Land Fessan bis Mursuk geführt, worauf das Tibestiland, Bornu und Bagirmi geschildert werden, bis zu dem Punkte, an welchem Nachtigal selber abgebrochen hat. Der dritte Band, welcher das große Werk abschließen sollte, ist leider unvollendet geblieben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel u. Haupt-Inhalt des Jahrg. 1886.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 5. Mittwoch, den 19. Januar. 1887.

Aus dem ruthenischen Osten.

Von R. Le Mang.

I.

Wer von Breslau oder Wien aus nach dem polnischen Piemont fährt, der muß schon vom Coupé aus an dem Nachlässigen im Charakter der Landschaft die Nähe Galiziens bemerken. Die gutbestellten Felder werden allmälig seltner, es geht an immer zahlreicheren, von Schilf umsäumten Lachen und Weihern vorüber und ab und zu wird man die chata im Schatten der Obstbäume erblicken — das niedere mit dickem Stroh bedeckte Bauernhaus. Rechts und links, in den Feldern, von denen ein großer Theil brach liegt, arbeiten dürftig gekleidete Menschen, kleinwüchsige Gestalten, mit kleinen struppigen Pferden. Auf den, die Felder durchkreuzenden lehmigen Wegen waten Männer und Frauen in Kniestiefeln, und an den Kreuzwegen, vor den schindelbedeckten, niedrigen Wirthshäusern, gesticuliren kaftanumhüllte, hagere Gestalten. Hin und wieder zeigen sich auch die Gassen elender Ortschaften, die, halb Stadt, halb Dorf, je nach dem Wetter, mit Schmutz oder mit Staub fußhoch gepflastert erscheinen und selbst gröbere Nasen müssen einen leichten Knoblauchgeruch verspüren. Der Schaffner endlich, welcher sich bisher in den gemüthlichen deutsch-österreichischen Lauten erging, fängt an von „zatrzymác" — Aufenthalt nehmen — zu sprechen, und dort am Horizont erglänzt die goldene Kugel der Krakauer Marienkirche.

In Krakau drängt sich bekanntlich die Geschichte Polens zusammen, seine Größe und sein Fall; denn hier schlafen sie, die ruhmreichen Piasten und Jagellonen; hier erheben sich die Hügel, unter denen Krakus, der polnische Siegfried, und die edle Wanda, jene an unsere altgermanische Fricka erinnernde Lichtgestalt, ruhen sollen. In der Kathedrale, diesem Ruhmestempel und herrlichen gothischen Bauwerke, bezeugen Reichthum, Kunst und Geschmack den Glanz früherer Zeiten und an das Elend der späteren mahnt der Erdhügel Kosciuszko's. Alle polnischen Männer und Frauen, welche Krakau seiner Zeit besuchten, nahmen, einer alten nationalen Sitte folgend, an der Ausschüttung dieses Hügels Theil. Schubkarren standen immer für die Besucher bereit, und so wurde schon in zwei Jahren der 60 Ellen hohe Kosciuszko-Hügel fertig.

Doch wir haben keine Zeit, uns in Krakau aufzuhalten, um von alten ehrwürdigen Bauten die Geschicke eines vordem mächtigen und weitgebietenden Volkes abzulesen, unser Ziel ist der Osten Galiziens. Und so eilen wir weiter, an Bochnia vorüber, wo der heilige Stanislaus geboren wurde, an Tarnow, nach welchem ein berühmtes Adelsgeschlecht den Namen führt. An Rzeszów und an Jaroslaw mit seinen Tales*)-Webereien geht es ebenfalls ohne Aufenthalt vorbei und schnell durchfahren wir auch die starken Verschanzungen von Przemysl, „der Gewerbfleißigen", und überschreiten hier auch die polnisch-ruthenische Sprachgrenze. Endlich, nach 11stündiger Fahrt, erblicken wir den weithin sichtbaren Kuppelbau der griechischen Kathedrale nebst der bischöflichen Residenz von Lemberg oder Lwów, d. i. Löwenstadt, Mittelpunkt und Herz von Galizien.

Vom hochgelegenen Lemberger Bahnhofe aber unternehmen wir einen kleinen Abstecher an der bischöflichen Residenz vorüber, hinab nach der Stadt, die in einem Kessel liegt, welchen der uralkarpathische Landrücken bildet. Namentlich sind hier die schönen Kirchen sehenswerth, an denen überhaupt in Polen kein Mangel ist und deren oft reiche, stilvolle Ausstattung den Kunstsinn eines hochbegabten Volkes enthüllt. An einer der Lemberger Kirchen, ich glaube es ist die Bernhardinerkirche, ist eine Kanonenkugel befestigt, welche von den Tatareneinfällen herrührt, wie denn Lemberg noch vor 200 Jahren von Türken und Tataren belagert wurde. Die Spuren dieser Barbarenhorden werden sich von nun an und je weiter wir nach Osten kommen, noch öfterer aufdrängen.

Wir, in Deutschland, erzählen auch von den schweren Wunden, welche uns der dreißigjährige Krieg schlug, aber was sind diese Wunden, und was sind die Greuel dieses Krieges gegen die Verwüstungen und mehr noch gegen die Unmenschlichkeiten, welche hier und in Podolien und Volhynien von Mongolen, Tataren und Türken verübt worden sind! Diese Teufel in Menschengestalt gefielen sich im martervollen Abschlachten von Hunderttausenden, in unerhörten Massenmorden, und der Schrecken, der vor ihnen, namentlich vor den Mongolen, herlief, scheuchte ganze Völker in die Urwälder der Karpathen.

In Lemberg wollen wir auch nicht versäumen, das Judenviertel zu besuchen, um den Geruch, um alle unsere Sinne mit einem Male gegen die Eindrücke einer galizischen Reise abzustumpfen. Zwar wird der Schmutz auch schon in Lemberg polizeilich verfolgt, scheu blickt er dort um jegliche Ecke, hockt ängstlich in allen Winkeln, aber in der Judenstadt selbst findet er immer noch Hilfe und Zuflucht. Hier wohnt er behaglich in wackeligen Bauten, und sein Parfüm, ein kräftiger Geruch von Knoblauch und Schnaps, quillt aus allen Gassen und Schenken.

Die Eisenbahn, welche von Krakau bis Lemberg, eine Weglänge von 45 Meilen, so ziemlich die Richtung des 50. Breitengrades einhält, zieht sich nunmehr von letzterer Stadt als Lemberg-Czernowitz-Jassy-Bahn steil südlich hinab nach der Bukowina. In Siechow, drei Meilen hinter Lemberg, mahnen die stattlichen, theilweise wieder wohnlich eingerichteten Backstein-Trümmer eines Schlosses ebenfalls an die Thaten der Tataren. Jetzt umringen Hopfenpflanzungen die geborstenen Mauern, und innerhalb derselben hauste vor Kurzem noch ein stämmiger Bayer und braute den Potockis lichtbraune, schmackhafte Biere. Von Siechow führt der Weg durch anmuthige Hügellandschaften, mit ausgedehnten Laubholzwaldungen geschmückt, zumeist dem länderreichen Geschlechte der Potocki gehörig, und nach dreistündiger Fahrt hört man die Station Halicz ausrufen, einstmals die Hauptstadt der galizischen Lande und Residenz seiner Czaren. Jetzt ist Halicz nur noch ein Marktflecken, doch ein verhältnißmäßig recht sauberer, ist auch recht hübsch in dem Winkel gelegen, welchen die in den Dniester mündende Lukwa mit jenem Strome bildet.

Hier war es, wo ich kaum angelangt in die Geschichte, in das Leben und Treiben des Ostens eingeführt wurde. Es war das eines schönen Sommertages, ich hatte, einer Einladung folgend, mich aufgemacht, den Kellermeister des Haliczer Franziskanerklosters zu besuchen, aber der Weg vom Bahnhofe nach dem Städtchen war nicht nur sehr weit, er war auch schwierig geworden. Der Südwind hatte, wie das hier oft seine Art ist, Tags vorher einen heftigen Regen von den Karpathen herabgejagt und dadurch den lehmigen Boden in eine Masse verwandelt, die man nur mit richtigen polnischen Stiefeln zu durchschreiten vermochte. Thiere und Menschen mühten sich langsam die Straße entlang, darunter ein alter zerlumpter Jude. Im Verein mit einem zehnjährigen Knaben plagte er sich, einen mit Ballen beladenen Handwagen durch den Straßenschlamm zu ziehen. Er kam drei Meilen weit hinter Halicz her und wollte die Ballen, welche mehrere Centner Hühnerfedern enthielten, auf die Eisenbahn schaffen und nach Hamburg senden,

*) Tales sind die jüdischen Gebetmäntel.

Der weite, schlechte Weg hatte jedoch die Kräfte des Alten und seines Enkels erschöpft und so half ich ihnen über die schlechtesten Wegstellen hinweg und ging dann wieder vorwärts auf den Dniester zu, der, im Glanze der Nachmittagssonne funkelnd, sich als stattlicher Strom zeigte, er wird hier ziemlich die Breite und Tiefe der Elbe bei Dresden erreichen. Beim Ueberschreiten der hölzernen aber festgefügten Dniesterbrücke, die laut Inschrift ein Potocki erbaute, bemerkte ich, schräg unter mir, im Strome ein fröhliches Plätschern und Plaudern und siehe da, es waren Jünglinge und Jungfrauen vom Stamme Juda, und diese badeten sich insofern ganz ungenirt unter einander, als nur die Letzteren dabei die Hemden nicht abgelegt hatten. Verwundert blieb ich stehen, aber die Mädchen sahen mich mit ihren schwarzen hebräischen Augen so arglos an, daß ich wol merkte, solche gemischte Bäder konnten nur einer alten Landessitte entsprechen, und später habe ich denn auch diese Sitte noch sehr oft und von den Ruthenen in viel naiverer Weise ausüben sehen. Mit dem Ausspruche H. Heine's erfüllt — der einer prüden Dame einst entgegnete: „aber mein Gott, Madame, wir sind doch alle nackend in unsern Kleidern" — betrat ich das Kloster. Die heiligen Mauern mit ihren Bildern verscheuchten weitere profane Gedanken und den Durst vertrieb ein gutes bayerisches Bier. Es fand auch den vollen Beifall des Kellermeisters, mehr noch den seines Generalstabs und diesem letzteren erschien es ganz natürlich, daß die Bayern, mit dergleichen Stoff aufgezogen, in Frankreich wie die Teufel vorgegangen sein sollten. Die frommen Männer vermochten sich überhaupt sehr schnell in das kriegerische Wesen der echten Bajovaren zu versetzen und ich empfand hier recht lebhaft den Segen des Klosterwesens. Denn so ein Mönch, durch seinen Beruf im Besitze einer directen Anweisung auf den Himmel, kann sich infolge dessen dem irdischen Thun mit einer viel größeren Seelenruhe hingeben, als andere sterbliche Menschen.

Unweit des Klosters erhebt sich der Hügel, auf welchem, unter der Leitung eines benachbarten ruthenischen Pfarrers, die Trümmer der alten ruthenischen Czarenresidenz bloßgelegt worden waren. Hier wohnte zuletzt der große und mächtige Fürst Daniel, dessen Willen allen Ruthenen*) Befehl war und dessen Reich sich von den Karpathen bis an das Schwarze Meer hinab erstreckte. Aber von all seiner Macht und Herrlichkeit sind nur noch Kellerräume übrig, schwache Spuren von Gewölben, in welche die Spinne kaum ihr Netz spannen kann. Die Mongolen unter Batu zerstörten Stadt und Burg, wahrscheinlich in demselben Jahre, wo sie auch in Schlesien mit den deutschen Ordensrittern in blutige Berührung kamen.

Nahe am Fuße des Hügels bemerkte ich eine Anzahl zusammengedrängter Bauernhöfe, welche einigermaßen an Deutschland erinnern konnten, sie gehörten den Karaiten. Es sind das jüdische Sectirer, die den Talmud verwerfen und nur dem Gesetz Mosis nachleben, und ihre Jugend war es also, die ich vorher im Dniester gesehen hatte. Diese Karaiten oder Karaimen sind fast ausschließlich Landwirthe, richtige Bauern, und ihre Felder waren in einem ähnlichen Zustande wie die der deutschen Colonisten. Ich habe diese Secte später genauer kennen gelernt, habe die Gastfreundschaft eines ihrer Mitglieder genossen und möchte sagen, daß sie sich zum Talmudjudenthum etwa verhalten dürften, wie das Quäkerthum zum Katholicismus. Ihren Gesichtszügen fehlt im Allgemeinen der scharfe semitische Schnitt und ihre Frauen und Töchter verlieren dadurch nicht an Anmuth. Von den übrigen galizischen Juden, die in der Hauptsache Chassiden oder Orthodoxe sind, werden sie bitter gehaßt. „Sie sind nicht Juden und sind nicht Christen, sind schlimmer als die Heiden," sagte mir der alte Jude, dem ich auf dem Rückwege wieder begegnete. Er war seine Ballen auf dem Bahnhof nicht los geworden und Großvater und Enkel zogen den beladenen Wagen seufzend wieder heimwärts.

Auf meine Frage, „warum man seine Sendung auf dem Bahnhofe zurückgewiesen habe?" jammerte der alte Mann und schrie:

„Herr, ich bin ein ganz armer Jüd und habe keinen Kreuzer Geld mehr in der Tasche und darum bin ich fortgeschickt worden."

In der That hatte man den Armen wider Recht und Pflicht nur deshalb vom Bahnhofe zurückgewiesen, weil er Demjenigen, welcher die Sendung daselbst zu übernehmen und zu expediren hatte, kein Trinkgeld in die Hand zu drücken vermochte. Denn ohne Bakschisch rührt man da hinten, an nur zu vielen Stellen, weder Hand noch Fuß; und mit diesem Bakschisch, diesem Krebsschaden des Ostens, wollte ich den Leser hierdurch rechtzeitig bekannt machen.

*) Die Ruthenen und Kleinrussen sind ein und dasselbe Volk, jene unter österreichischem, diese unter russischem Scepter, und zählen nahezu 20 Millionen Seelen.

Es ist ein Uebel, an dem die ganze Gesellschaft und namentlich der Beamtenstand krankt, ein Uebel, das verhängnißvoll wirkt und oft genug selbst Rußlands wuchtige Arme lähmt. Angesichts der vielen, von den Mongolen und Tataren hinterlassenen Trümmerhaufen hielt ich das Uebel erst auch für eine Art von mongolischer Hinterlassenschaft — aber es ist kein solches, es ist viel älter, ist noch ein Ausfluß jener finsteren Gottheit, jenes Czernebog, der die Herzen verwirrt und die Gerechtigkeit zu einer traurigen Gestalt verwandelt. Willst du dort leben, „so thue" — um mit Shakespeare zu reden — „zuvor Geld in den Beutel." Willst du dort etwas haben und sei's ein Nichts, 'ne halbe Antwort oder Auskunft, „thue Geld in den Beutel", und willst du Ruhe haben, „thue desgleichen". Stirbst du dann als ein Christ, als ein Ruthene oder Rumäne, so wird man dir auch wiederum ein Trinkgeld für Petrus, eine Münze in den Sarg mitgeben, denn sonst bleibst du vor der Himmelsthür stehen, wer weiß wie lange. Stirbst du aber als Jude, so geht einer von der chevra kadischa, „der Begräbnißgesellschaft", mit einer Blechbüchse, Geld sammelnd, herum, schüttelt den Inhalt und ruft „Solches hilft für den Tod" und ob es hilft! Ohne Bakschisch müßte so Mancher verhungern. Zweifelst du daran, so frage die Grenzbeamten und die Kosaken, diese wackeren Männer werden es dir erklären, denn wisse, dort hinten bist du mitten im Orient, seine Grenzen überschrittest du schon vor oder hinter Wien, je nachdem — —

Aber nun fort von Halicz und weiter nach Südosten hinab.

Bald rauscht der Zug über die eiserne Dniesterbrücke und am linken Ufer des Stromes gewahren wir die Ueberbleibsel ehedem weitbekannter Schiffszimmerplätze. Vor Eröffnung der Eisenbahn wurden hier die großen, flachen Kähne gebaut, in denen das ostgalizische Getreide auf dem Dniester hinab nach Akkerman und Odessa verschifft und an die Engländer verkauft wurde. Auch die Kähne verkaufte man dort als Feuerholz und die Schiffer kehrten darauf unter den Klängen der Rohrpfeife in die Heimath zurück; eine Tour, die nur im Sommer und Herbst ausgeführt werden konnte.

Nach halbstündiger Fahrt erreichen wir Stanislau, eine große Eisenbahnstation, aber eine jener zahlreichen polnischen Städte, welche durch das eingewanderte Judenthum in seiner eigenartigen naturgemäßen Entwicklung gehemmt wurden und die gegenwärtig ein Zwitterding von Stadt und Dorf, ein Gemisch von Flitter und Schmutz, von Slaven- und Mauschelthum bilden, wie wir es noch eingehend genug berühren werden. Die von dieser Stadt seiner Zeit verausgabten Schuldscheine oder Loose, die sogenannten „Stanisläuse", dürften auch in Deutschland bekannt geworden sein. — Vier Meilen hinter Stanislau gelangen wir in die ausgedehnten Eichenreviere Korszów's, in deren urwaldartigen Beständen im Frühjahr Hunderte von Nachtigallen musiciren, und beim Austritt aus dieser Waldregion gewahren wir rechts die arm- und schmutzselige Kreisstadt Kolomea. Auf ihrem Marktplatze erhebt sich das schöne Standbild des polnischen Dichters Karpinski. Am Fuße desselben erblickt man die vom Dichter besungenen hochaufstrebenden Waldberge der Karpathen. Dieser Name ist jedoch dem ruthenischen Bauer unbekannt, derselbe nennt die Karpathe einfach „Berge" oder „das Gebirge".

Von Kolomea ab zeigt die Landschaft ein wesentlich anderes, man kann sagen ein sonnigeres Gesicht und die Tracht des Landvolks wird eigenartiger und ansprechender. Es ist ein kräftigerer Menschenschlag als die Westgalizier oder Masuren. Zahlreiche Mädchen und Frauen, den Kopf, wie bei der Italienerin, mit einem weißen Tuche bedeckt, arbeiten am Rande der Maisfelder, die launigen Fluthen des finsteren Czeremosz, des ungeschlachten Pruth kreuzen wiederholt unseren Weg und die hochbeinigen silbergrauen Steppenrinder werden immer häufiger. Links drüben, in der baumarmen Ebene, die weißgetünchten Häuserchen gehören schon zu Zabagóra, der Residenz des im ganzen Osten berühmten Wunderrabbis. Gegenüber, die waldige Höhe am Ufer des Pruth, der sagenumwobene Cezina, ist ein letzter Ausläufer der Karpathen und vor uns auf steilem Hange der lombardische Backsteinbau, die prächtige Residenz des griechisch-orientalischen Bischofs und größte Zierde von Czernowitz, erinnert uns daran, daß wir Galizien nach neunstündiger Fahrt wieder verlassen haben und nunmehr in der Bukowina sind.

Dieselbe bildet den Uebergang vom ruthenischen ins rumänische Gebiet und Ruthenen, Rumänen, Deutsche, Polen, Juden leben hier, in der äußersten Ecke der österreichischen Monarchie, dem Nationalitätenhader entrückt, in einem Einvernehmen, wie es nicht besser gedacht werden kann. Es liegt dies einestheils an dem durchaus sanften Charakter der Ruthenen und Rumänen und dann

auch daran, daß sich beide Völker in ihren Führern, Lehrern und Leitern mit Vorliebe deutschem Wesen und deutscher Literatur zuwenden. Das Deutschthum ist hier gewissermaßen der Boden, auf dem sich namentlich die Gebildeten treffen und begegnen müssen. Dadurch kam es auch, daß sich hier im Jahre 1869 unter Emil Franzos ein Bund oder vielmehr so eine Art deutsch-literarische Gemeinde zusammenfand, die sich besonders durch Herausgabe eines gediegenen deutschen Volkskalenders bemerkbar machte. Das Beste an diesem Kalender war indeß der aus deutschen Erzählungen und Gedichten bestehende Anhang, und dazu hatten auch die ruthenischen und rumänischen Mitglieder jener Gemeinde beigetragen. Emil Franzos, heute ein allbekannter Schriftsteller, hat sich damals, wo er sich erst langsam seine Sporen erwarb, um das Deutschthum wohlverdient gemacht. Außer ihm waren in dieser Richtung namentlich Georg Obrist, Rudolph Neubauer, die beiden Katz, Moritz Amster, die beiden Lupul, v. Fedkowicz, Worobkiewicz und auch noch von der Ferne aus Hause-Simiginowicz thätig, welch letzterer, ein bukowinaer Kind, von einem ruthenischen Vater und einer deutschen Mutter stammend, und slavisches mit deutschem Wesen in sich vereinigend, besonders den reichen Sagen- und Märchenschatz seiner Heimath erschließen half.

Czernowitz, heute eine Stadt von 50000 Einwohnern, zeigt in ihrer Entwicklung etwas Amerikanisches. Vor hundert Jahren existirte sie noch gar nicht und es bestanden nur die Dörfer, welche jetzt als Vorstädte gelten. Im Jahre 1776 wurden diese Dörfer durch ein Decret des Kaisers Joseph II. als zum Weichbild einer künftigen Stadt gehörig erklärt, zwei Jahre darauf die Bauplätze derselben abgemessen und auf ihnen erhob sich im Laufe der Zeit Czernowitz. Vor einigen Jahren sah man noch ohnweit der bischöflichen Residenz eine aus jener ersten Zeit stammende, kleine ruthenische Holzkirche a. D., sie glich einem Blockhause; in einem halbvergessenen Winkel stehend, durch Disteln und Gestrüpp abgesperrt, dürfte sie bei der weitläufigen Bauart der Stadt selbst manchem Czernowitzer unbekannt sein.

Die Bevölkerung von Czernowitz besteht in der Hauptsache aus Ruthenen, Rumänen, Polen, Juden, Deutschen, Armeniern und Lippowanern. Zur Zeit der Märkte, besonders zur Zeit des am 11. Juli beginnenden großen Jahrmarktes, der 14 Tage dauert und einer deutschen Messe gleicht, kommen auch noch die Huzulen herab, die Russen, Griechen und Zigeuner hinzu und diesem Gemisch entsprechen die hier vertretenen religiösen Bekenntnisse. Aber Alles lebt in Czernowitz einträchtig bei einander, obgleich es nicht an verwickelten Fällen und eigenthümlichen Zusammensetzungen fehlt. So ließ z. B. einer meiner polnischen Bekannten, ein Katholik, sein Kind durch seinen Vetter, einen griechisch-unirten Pfarrer, taufen, der Taufzeuge resp. Pathe war ein Jude und da dieser an der Taufhandlung selbst nicht theilnehmen konnte, mußte ich als Protestant ihn dabei vertreten.

Einmal kam aber doch die Czernowitzer Toleranz ins Gedränge. Starb da einer von den Arabern, welche dort als Gymnastiker auftraten, und sollte natürlich beerdigt werden, aber wohin? — Die Katholiken wollten ihn nicht haben, die griechisch Unirten und die griechisch Orthodoxen auch nicht, die Armenier und Lippowaner schüttelten ebenfalls die Köpfe und die Judenschaft wollte von ihrem semitischen Vetter erst recht nichts wissen; blieben noch die Protestanten. Man wendete sich also an unseren alten Pastor Jenkner und dieser sprach: „Der Gestorbene hat uns im Leben nichts gethan, er wird uns im Tode auch nichts thun, mag er bei uns ausruhen." Und dieser salomonische Spruch leuchtete sofort auch den Uebrigen ein; jeder wollte nunmehr den todten Araber haben, aber er schläft bei den Protestanten und Azrael wird ihn schon finden. Abgesehen von diesem kitzlichen Falle, war es namentlich die Milde des griechisch-orthodoxen Erzbischofs Hakman, des höchsten in der Bukowina residirenden kirchlichen Würdenträgers, welcher Differenzen verhütete. Dieser würdige Mann, in welchem sich alle die guten Eigenschaften seines, des ruthenischen, Volkes verkörperten und den ich deshalb ganz besonders erwähne, war der beliebteste und verehrteste Mann seines Volkes und Landes. Wenn er die Straßen durchwanderte, drängten sich Alle ohne Unterschied des Glaubens an ihn heran, um ihn, wie das so Brauch, die kleine rundliche Hand zu küssen. Als in den sechziger Jahren, kurz vor Eröffnung der Eisenbahn, durch Mißernten eine Hungersnoth ausbrach, verkaufte der Erzbischof Hakman alle seine Kleinodien und alle die vielen kostbaren, ihm gewidmeten Gaben und Geschenke, um seinen Mitmenschen ohne Unterschied des Bekenntnisses beizustehen. Man erzählt sich von 40000 fl., mit denen er auf solche Weise das Elend zu mildern suchte. Durchreiste er die Dörfer, so brachte man die Kinder, die Säuglinge zu ihm, damit er sie segnen möge, so, wie es einst unser Heiland gethan. Der Erzbischof ist nunmehr todt, aber seine Brüder, die Bauern da ginten im Osten, ob sie auch weit abseits von Czernowitz wohnen, sie werden ihn nicht vergessen und zu ihnen, den schlichten, urwüchsigen Menschen wollen wir jetzt wandern und Umschau halten im schwarzen ruthenischen Flachland.

Robert Schumann's Briefe.*)

J. Den überaus anziehenden „Jugendbriefen Robert Schumann's", mit denen uns Frau Clara Schumann vor mehr denn Jahresfrist beschenkte, folgt die vorliegende Sammlung, die, numerisch noch reichhaltiger, eine willkommene Ergänzung und Fortsetzung jener früheren bildet. Mit Schumann's Verheirathung am 12. September 1840 schloß diese ab; die neuere dagegen ist, mit 1828, also mit seinem achtzehnten Lebensjahre beginnend, bis zum 6. Februar 1854, das ist fast unmittelbar bis zum Ausbruch der verhängnißvollen Krankheit fortgeführt, die Schumann der Kunst und den Seinen, und zwei Jahre später (am 29. Juli 1856) auch dem Leben entriß.

Von den drohend heraufziehenden Schatten und dem tragischen Ende, dem sein selten reicher Geist verfiel, lassen die Briefe Schumann's wenig ahnen; sie entrollen uns ein schönes harmonisches Lebensbild, machen uns zu Zeugen seines werdenden, wie seines gereiften Meisterthums, seines häuslichen Glücks, seiner Stellung zu Kunst und Künstlern seiner Zeit. Dem im persönlichen Verkehr bis zur Wunderlichkeit Schweigsamen stand die Gabe der schriftlichen Rede uneingeschränkt zu Gebote. Sein brieflicher Ausdruck ist reservirter, vielleicht auch reflectirter als beispielsweise derjenige Mendelssohn's, der sich schlichter und unmittelbarer giebt; er ist zugleich unvergleichlich geistreicher und charakterisirt formell wie inhaltlich die Poetennatur Schumann's, wie wir sie aus jeder einzelnen seiner literarischen Arbeiten nicht minder als aus der kleinsten seiner Tondichtungen kennen. Eine Dichterseele redet da allenthalben. Das wohlwollende, alles Verdienst freudig anerkennende Urtheil, das uns in Schumann's „Gesammelten Schriften" so wohlthuend berührt, spricht auch aus seinen Briefen. Sagt er doch selbst: „Ein Künstler, der seinen Zeitgenossen, den besseren, die Anerkennung ihres Strebens verweigert, wäre zu den Verlorenen zu zählen." Für Gade und zumal Mendelssohn, „den Allerbesten von Allen", findet er, allem Neide fremd, immer neue Worte begeisterter Bewunderung und Liebe. Den aufsteigenden Sternen Franz, Kirchner, Joachim, Brahms hilft seine Theilnahme, sein Schutz, seine Freundschaft die Wege ebnen. Rath und That, eine Ermunterung hat er für Jeglichen bereit, der sich an ihn wendet. Hand in Hand mit seinem Genie geht eine edle Bescheidenheit und nur der Anmaßung begegnet er zurückweisend, mit gerechtem Stolze. Man vergleiche seine Erwiderung (Nr. 219) auf den vorwitzigen Rath eines jungen Reimschmieds, Schumann solle dem Romantismus entsagen und, nach Art classischer Muster, „klar und allgemeinverständlich" schreiben. „Wie kommen Sie", heißt es da unter Anderem, „der Sie der Welt noch keine Probe künstlerischer oder kritischer Befähigung gegeben, wie kommen Sie dazu, einem Manne, der wenigstens einige kleine geliefert, Verweise zu ertheilen, wie man sie Anfängern giebt? — Was Sie mir da schreiben, das war mir schon vor dreißig Jahren nichts Neues, das habe ich schon vor zehn Jahren beinahe meinen Eleven am Leipziger Conservatorium docirt. Und sollten Ihnen meine Compositionen, namentlich die größeren, nicht hier und da beweisen, daß ich einige Bekanntschaft mit Meistern gepflogen habe? — Sollte Ihnen auch das nicht aus meiner Musik klar geworden sein, daß es mir noch um etwas Anderes zu thun, als Kinder und Dilettanten zu amusiren? Als ob es nur eine, zwei Formen gäbe, in die sich alle geistigen Gebilde schmiegen müßten, als ob nicht der Gedanke seine Form von selbst mit auf die Welt brächte! Als ob nicht jedes Kunstwerk einen anderen Gehalt haben müsse und mithin auch eine andere Gestalt! — Das ist es, was ich Ihnen auf Ihr in Ton und Inhalt beleidigendes Schreiben zu antworten habe."

*) Robert Schumann's Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1886. Preis broch. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Seiner Stellung in der Kunst, die ihn „ganz glücklich macht“, seiner Bedeutung für dieselbe ist Schumann sich voll bewußt. „Auf der Höhe der Zeit und der Erscheinungen stehen, fortzuhelfen, zu bekämpfen, selbständig zu bleiben,“ darin erkennt schon der jugendliche Künstler (31. December 1836) seine Aufgabe, und dreizehn Jahre später (17. Juni 1849) schreibt er an Brendel: „Ach ja — von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl ich, ist mir vor vielen Andern zuertheilt worden. Und daß Sie es den Leuten manchmal vorhalten, wie stark eben meine Musik in der Gegenwart wurzelt und etwas ganz Anderes will, als nur Wohlklang und angenehme Unterhaltung, dies freut mich und ermuntert mich zu höherem Streben.“ „Freilich,“ heißt es in einem späteren Briefe an denselben, „freilich hab ich es mir sauer werden lassen, und zwanzig Jahre hindurch, unbekümmert um Lob und Tadel, dem einen Ziele zugestrebt, ein treuer Diener der Kunst zu heißen.“

Ueber die Mehrzahl der Compositionen Schumann's von den Abegg-Variationen und den „Papillons“ bis zu den „Gesängen der Frühe“ und den nachgelassenen Balladen „Sängers Fluch“ und „Das Glück von Edenhall“ geben die Briefe Auskunft. Von ihnen allen nahezu gilt mehr oder weniger, was er einmal (5. Mai 1843) von seinen Clavierpoesien sagt; „Es sind meistens Widerspiegelungen meines Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wol auch jetzt noch so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe.“

Auch von unausgeführt gebliebenen Entwürfen zu Opern, einem Oratorium „Luther“ und Anderem lesen wir. „Wissen Sie mein Morgen- und abendliches Künstlergebet? Deutsche Oper heißt es. Da ist zu wirken“, schreibt er 1842 (2. September), und 1851 (13. Januar): „Der geistlichen Musik die Kraft zuzuwenden, bleibt ja wol das höchste Ziel des Künstlers. Aber in der Jugend wurzeln wir Alle ja noch so fest in der Erde mit ihren Freuden und Leiden; mit dem höheren Alter streben wol auch die Zweige höher. Und so hoffe ich, wird auch diese Zeit meinem Streben nicht zu fern mehr sein.“ Die Hoffnung blieb unerfüllt, gleich mancher anderen — wie beispielsweise der Herausgabe einer Sammlung von Aussprüchen über Musik aus allen Dichtern, die er „Dichtergarten“ zu nennen gedachte und mit der er sich noch in letzter Zeit beschäftigte — nahm Schumann, nachdem er wenigstens die Redaction seiner „Gesammelten Schriften“ noch beenden durfte, sie mit ins Grab.

Ein helles Licht werfen Schumann's briefliche Mittheilungen auf das häusliche Glück, das ihm gegeben war. Aus den Kämpfen, die ihm Clara's Besitz gekostet, erblühte ihm ein Eheglück, wie es reiner und schöner nicht gedacht werden kann. Aus jedem Wort, mit dem er der Gattin Erwähnung thut, klingt seine warme innige Liebe zu ihr heraus. „Sie verdient auch alle Liebe und Aufmunterung, als immer fleißige, immer fortstrebende Künstlerin, und dann als Frau überhaupt — ein Geschenk von Oben ist sie“, schreibt er am 22. October 1845 an Mendelssohn. Und am 29. November 1849 entwirft er ein Bild seines ganz nur seinem schöpferischen Beruf hingegebenen Dresdner Stilllebens: „Nie war ich thätiger, nie glücklicher in der Kunst. Manches hab ich zum Abschluß gebracht, mehr noch liegt von Plänen für die Zukunft vor. Theilnahme von fern und nah giebt mir auch das Bewußtsein, nicht ganz umsonst zu wirken — und so spinnen und spinnen wir fort und zuletzt uns gar selber ein. Im Hause sieht es sehr lebendig aus. Fünf Kinder springen herum, fangen schon an, auf Mozart und Beethoven zu lauschen. Die Frau ist die alte, immer vorwärts strebende.“

312 Briefe enthält die Sammlung, darunter, laut Vorwort, neunzig bisher ungedruckte, deren nähere Bezeichnung allerdings gleicherweise wünschenswerth gewesen wäre, wie eine Angabe über den Befund der Originale, desgleichen über die Stellen, wo die bereits früher veröffentlichten Briefe erschienen. (Die Mehrzahl findet sich in v. Wasielewski's Biographie Schumann's — Dresden 1858 — und Jansen's „Davidsbündlern“ — Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1883 — gedruckt.) Erläuternde Anmerkungen, sowie ein sich auch auf die „Jugendbriefe“ erstreckendes Namenregister wurden vom Herausgeber beigefügt, der in Gemeinschaft mit den Verlegern der dankbarsten Aufnahme dieser herrlichen Briefe gewiß sein kann. Von welcher Seite wir dieselben auch betrachten, immer gilt von ihnen Schumann's eignes Wort: „Was aus dem Herzen kömmt, hat Bestand und überdauert die Zeit.“

Bücherbesprechungen.

—m— **Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen.** Des ersten Bandes 5. Heft (Schlußheft). Meißen, in Komm. bei Louis Mosche. 1886. 8°. — Das neueste Heft des rührigen Meißner Geschichtsvereins, das von seiner literarischen Thätigkeit wiederum rühmliches Zeugniß ablegt, enthält zunächst einen sehr fleißigen Aufsatz des Oberlehrer Dr. Otto Langer zu Plauen i. V. Im Anschlusse an seine im 3. Hefte veröffentlichte kritische Untersuchung über die Quellen zur Geschichte des Bischofs Benno von Meißen behandelt er auf Grund der recht dürftigen urkundlichen und chronikalischen Nachrichten das Leben Benno's; sein Urtheil über ihn lautet dahin, daß er „keinesfalls als eine in seiner Zeit hervorragende Persönlichkeit betrachtet werden könne“ und daß daher namentlich die panegyrische Darstellung Machatschek's durchaus verfehlt sei. Wird man Langer in dieser Beziehung durchaus Recht geben können, so erscheint es uns doch fraglich, ob er seine Angriffe gegen andere Vorgänger, insbesondere gegen Posse, durchweg wird aufrecht erhalten können; indeß ist hier nicht der Ort, um darauf näher einzugehen. Herm. Kreyßig's Zusammenstellung der evangelischen Stadtgeistlichkeit Meißens von 1539 bis 1885 beruht auf den in seinem Album der evangel.-luther. Geistlichkeit Sachsens gemachten Angaben, enthält aber einige Verbesserungen und Zusätze. G. Buchwald theilt einen über die Abendmahlsfrage handelnden Brief des Joh. Cochlaeus an Joh. Rivius (den späteren ersten Inspector der Meißner Landesschule) und die Antwort des letzteren aus dem Jahre 1536 sowie ein kurzes Schreiben des Rivius an den Chemnitzer Rector Valentin Hertel von 1539 mit; die Schriftstücke stammen aus der reichen Rathsschulbibliothek zu Zwickau, aus welcher Buchwald demnächst den höchst wichtigen Briefwechsel des Stephan Roth zu veröffentlichen gedenkt. Dr. Wilhelm Loose giebt als Frucht seiner Ordnungsarbeiten im Rathsarchiv der Stadt Meißen unter dem Titel „Meißner Polizeiordnungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts“ die in den leider nur lückenhaft erhaltenen Kämmereirechnungen von 1460 bis 1629 eingetragenen Vermerke über die Entrichtung von Bußen für verschiedene Polizeivergehen, die cultur- und rechtsgeschichtlich sehr beachtenswerth sind, ferner die der Willkür von 1525 angehängte Polizeiordnung (mit Zusätzen von 1586), eine Bauordnung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und eine Feuerordnung von 1570. Außerdem veröffentlicht er interessante, den Stadtrechnungen entnommene Notizen zur Geschichte des Theaters in Meißen (im 16. und 17. Jahrhundert) und unter den kleineren Mittheilungen, welche auch einige Beiträge von Th. Distel enthalten, eine Kostenrechnung über die Einführung des neuen Superintendenten Nicol. Polantus (1603). Mit besonderem Danke gedenken wir endlich des vom Oberlehrer Dr. Leicht angefertigten ausführlichen Personen- und Ortsregisters zum ganzen Bande, das gleichzeitig mit dem vorliegenden Hefte herausgegeben worden ist.

L.— **Praktische Winke für die dienstfreien Stunden des Unterofficiers**, von Emil Grötzsch, Oberaufseher an der königl. Landesanstalt zu Zwickau. Zwickau 1886. Druck von C. A. Günther Nachfolger. 20 ₰. — So gewissenhaft auch alle Truppencommandeure in unserer Armee dafür Sorge tragen, daß es ihren Capitulanten nicht an der Gelegenheit fehle, sich das außermilitärische Wissen anzueignen, welches von diesen bei der späteren Bewerbung um eine Civilstaatsdienerstelle gefordert wird, so steckt doch sehr häufig nicht der rechte Ernst hinter den Studien der Einzelnen, und namentlich die Jüngeren unter ihnen sind nur zu geneigt, ihre dienstfreien Stunden lieber dem Vergnügen als der Vorbereitung für ihre künftige Lebensstellung zu widmen. An diese Leute wendet sich das oben genannte Büchelchen mit ernster Ermahnung, weist die Säumigen auf das Nachtheilige ihrer Unterlassungen hin und zeigt ihnen den Weg, welcher nach des Herrn Verfassers eigener Erfahrung am geradesten und sichersten zum Ziele führt. Die stilistische Fassung der Broschüre ist dem Bildungsgrade der Leser, für welchen sie bestimmt sein soll, vollkommen angemessen, und wir wünschen, daß dieselbe in den Unterofficierskreisen des vaterländischen Heeres die wohlverdiente Verbreitung finden möge.

f. **Ein Krieg der Rache zwischen Frankreich und Deutschland.** Von einem deutschen Officier a. D. Hannover, 1887. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Der sensationelle Titel deckt ein unbedeutendes Machwerk, welches nicht erwähnenswerth ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 6. Sonnabend, den 22. Januar. 1887.

Die antike Bevölkerungsstatistik und ihre Ergebnisse.

Von Dr. **Paul Kollmann.**

Wie neuerlich die Forschungen auf dem Gebiete der Wirthschaftsgeschichte an Ausdehnung und Vertiefung gewonnen haben, so sind ebenfalls und vielfach Hand in Hand mit ihnen häufigere Untersuchungen über die numerischen Verhältnisse der Bevölkerung in historischer Zeit angestellt worden, welche unsere bisherigen Vorstellungen von der Volksdichtigkeit wesentlich einschränken mußten. So verdanken wir den letzten zwanzig Jahren schätzenswerthe Studien über die Einwohnerzahl einer Reihe deutscher Städte aus dem Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, so für Mainz, Straßburg, Basel, Nürnberg, Rostock, Frankfurt, deren Methode und Ergebnisse erst in den letzten Monaten durch J. Jastrow eine gründliche Würdigung zu Theil geworden ist.

Ganz besonders ist die Bevölkerungsstärke der antiken Welt, der griechischen und römischen Staatengebilde des Alterthums und ihrer Colonien wiederholt zu erforschen versucht worden. Wieviel wichtige Bausteine zu diesem überaus schwierigen Gegenstande auch zusammengetragen sind, immer fehlte es doch noch an einer von einem höheren, umfassenderen Standpunkte aus unternommenen Untersuchung, die neben dem Historiker auch den Statistiker zur Voraussetzung hatte. In beider Beziehung trefflich ausgerüstet hat ein deutscher Professor in Rom, Julius Beloch, jetzt das kühne Werk zu Stande gebracht, ein statistisches Bild der Bevölkerung der Culturstaaten des classischen Alterthums zu zeichnen (Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, Leipzig 1886, Duncker & Humblot, 520 S.). Mit großem Scharfsinn und feinem statistischen Verständnisse sind die historischen Ueberlieferungen und Hilfsmittel benutzt worden, um darauf hin ein Urtheil über die Bevölkerungsgröße und damit wieder einen wichtigen Maßstab für das Verständniß der geschichtlichen Vorgänge und Zustände selbst zu gewinnen. Die überlieferten Thatsachen indessen, auf welche zu fußen war und eine Statistik aufgebaut werden konnte, sind durchaus nicht sehr umfangreich und namentlich nicht ohne scharfe kritische Prüfung auf ihren statistischen Werth zu verwenden. Vielfach ist die Bedeutung der Zahlenangaben, soweit sie vorliegen, erst aus einer Vergleichung mit anderweiten Erscheinungen zu ergründen. Denn wenn gleich die Alten bereits statistische Aufnahmen der Bevölkerung kannten, waren sie doch ganz anders organisirt als heute und auch die besten unter ihnen lassen sich, was Vollständigkeit, Klarheit und Zuverlässigkeit anbetrifft, den unsrigen nicht an die Seite stellen.

Allerdings besaßen die griechischen und römischen Staaten schon einen ziemlich umfassenden Apparat zur Ermittelung bevölkerungsstatistischer Thatsachen. Insbesondere war das amtliche Registerwesen für fortlaufende Aufnahmen recht entwickelt. Schon früh hatte sich aus der ganzen Verfassung der antiken Staaten die Nothwendigkeit solcher Registrirungen ergeben. Da nämlich die Inhaber des Bürgerrechts eine politisch stark bevorzugte Stellung einnahmen, bedurfte es der Verzeichnisse, welche über die bürgerliche Qualität Auskunft gaben. In Attika gab es solche in doppelter Gestalt. Einmal hatte man dazu Geburtsregister, welche von den sog. Phratrien, den Geschlechtsgenossenschaften, geführt wurden, und dies zu dem Ende, die bürgerliche Abkunft der Geborenen zu beurkunden, da eben an Letztere der Besitz des Bürgerrechts gebunden war. Sodann gab es bei den politischen Gemeindeverbänden, den Demen, besondere Bürgerregister für die Feststellung der zur Ausübung des Bürgerrechts wirklich Befähigten. In selbige wurden alle Athener vom vollendeten 17. Jahre an aufgenommen. Dazu kamen für Zwecke der Kriegsführung die Listen der in das waffenfähige Alter tretenden und wohlhabenden d. h. zu eigener schwerer oder berittener Ausrüstung befähigten jungen Leute. Nach ihr ward die Aushebung vorgenommen. Diese und ähnliche Verzeichnisse besaßen auch die übrigen hellenischen Staaten, desgleichen Rom. Aus einem schon auf eine Verordnung des Servius Tullius zurückgeführten Brauch, bei der Geburt jedes Kindes in dem Tempel der Juno Lucino ein Opfer darzubringen, hatten sich im Laufe der Zeiten wirkliche Aufzeichnungen der Geburtsfälle und Geborenen herausgebildet. Ebenso sind aus einer gleichen Abgabepflichtigkeit an den Tempel der Libitina bei Todesfällen Sterbelisten entstanden.

Bieten alle diese Registrirungen, so verschieden auch ihr statistischer Werth sein mag, nun wol die Handhabe, mit den daraus auf uns überkommenen Daten die Größe der Bevölkerung oder gewisser Bestandtheile derselben in größerer oder geringerer Vollkommenheit abzuschätzen, so sind sie doch immer Quellen untergeordneten Grades gegenüber den auf einen bestimmten Zeitpunkt begrenzten Erhebungen des Bevölkerungsstandes, den eigentlichen Volkszählungen. Wenngleich nicht überall, bestanden auch sie schon im Alterthum und selbst in verhältnißmäßig großer Ausbildung. Zwar in Athen haben sie, wie es scheint, keine hervorragende Rolle gespielt; dem statistischen Bedürfnisse ward durch die geführten fortlaufenden Listen hinreichend Rechnung getragen. Die einzige bekannte wirkliche Volkszählung hatte unter der Verwaltung des Demetrios von Phaleron (317—307) statt. Das Wenige, was wir darüber wissen, ist, daß sie nicht blos die freie, sondern sämmtliche, rechtlich verschiedene Gruppen der Bevölkerung, also die Bürger, die Metoeken d. h. die Schutzverwandten und die Sklaven, doch, wie aus den überlieferten Zahlenangaben hervorgeht, nur die erwachsene männliche Bevölkerung umfaßt hat. Auf Grund der in den Schriften der Alten enthaltenen Bevölkerungsdaten darf vermuthet werden, daß auch andere griechische Länder ähnliche Ermittelungen angestellt haben. Von weit größerer Bedeutung als für die

hellenischen Republiken waren die Zählungen für die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates, daher denn auch hier die ganze Organisation des Zählwesens im Alterthum ihren vollkommensten Grad erreichte.

Die römische Volkszählung war der Census, der schon in die ältere republicanische Zeit hinaufreichte und der Regel nach alle fünf Jahre — lustra — abgehalten werden sollte. Fand er auch in häufiger Wiederkehr statt, und ist er dadurch zu einer Fundgrube für die Bestimmung der römischen und italischen Bevölkerungsmenge geworden, so war es doch unmöglich, das umfassende Erhebungswerk — für das seit 443 eine eigene Behörde, die Censoren, bestand — in solch' kurzen Perioden durchzuführen. Namentlich als später an italische Bundesgenossen und römische Colonien das Bürgerrecht ertheilt war, und damit die Aufnahmen so schwierig und ausgedehnt wurden, mußte die Spanne erheblich erweitert werden. Das war um so mehr geboten, als die Ermittelungen nicht wie bei uns durch Umfrage von Haus zu Haus vor sich gingen, sondern da die Bürger ihre Angaben und zwar unter eidlicher Versicherung machen und dazu vor den verordneten Beamten, in Rom vor dem Censor selbst erscheinen mußten. Es diente nämlich der Census zur Zeit des Consulats zur Feststellung nicht blos der Kopfzahl, sondern auch des Vermögens. Deshalb wurden neben Namen und Alter auch das Grund- wie das bewegliche Besitzthum und in Verbindung mit dem letzteren die Anzahl der gehaltenen Sklaven declarirt. Aber darin stand der römische Census der attischen Aufnahme nach, daß nicht die Gesammtbevölkerung, sondern nur die im Genuß des römischen Bürgerrechts befindliche erhoben wurde. Da die Zählungen unmittelbaren Bedürfnissen der Verwaltung entsprangen, wurden ihre Ergebnisse nach den Gesichtspunkten dieser letzteren von den Censoren schließlich zusammengestellt, d. h. es wurden Verzeichnisse angefertigt, aus denen die Bürger nach ihren Vermögensclassen, getheilt in solche über und unter 46 Jahre, für die einzelnen Tribus hervorgingen. Damit war die Grundlage für die Wahlen, für die Aushebung und für die Steuererhebung geschaffen. Besondere Listen galten Wittwen und vaterlosen Waisen wie den nicht stimmberechtigten Bürgern. Eine weiter gehende wissenschaftliche Ausnützung der Thatsachen war dagegen der republicanischen Periode fremd. Das änderte sich indessen unter den Kaisern. Nachdem die Steuer- und Heerespflicht von Italien auf die Provinzen abgewälzt war, hatten für jenes die bisherigen Nachweise keine praktische Bedeutung mehr; wol aber mußten diese Dinge die den italischen Einrichtungen nachgebildeten Provinzial-Census vermitteln. Dagegen wurde in Italien der Census jetzt mehr zu eigentlich statistischen Zwecken verwendet d. h. die Resultate zu allgemeineren Untersuchungen, wie z. B. erweislich zu solchen über die Altersgliederung verwerthet, hierfür liefert einen classischen Beleg die bekannte Tafel des Ulpian zur Berechnung des Capitalwerthes lebenslänglicher Leibrenten. Diese im Corpus juris beim Commentar zu dem sog. Falcidischen Gesetze enthaltene Tafel bestimmt den Betrag nach dem Lebensalter der Leibrenten-Empfänger und setzt daher die nun füglich auf statistischem Wege genauer zu ergründende Art der Altersabstufung der Bevölkerung voraus.

Leider ist das, was sich an Ergebnissen der verschiedenen Census erhalten hat, sehr bescheidenen Umfanges; insbesondere fehlen die Angaben über die Einzelheiten der Erhebungen, so über die ständische, die Alters-, die Vermögenszusammensetzung, selbst über die räumliche Vertheilung der bürgerlichen Bevölkerung gebricht es an hinlänglichen Thatsachen. Abgesehen von einigen wenigen Fällen, in denen die Waffenfähigen nach Fußvolk und Reiterei oder die Bürger nach Bezirken unterschieden sind, geben die auf uns gekommenen Berichte blos die Gesammtsumme, in der Regel mit den Worten: censa sunt civium capita tot. Solcher summarischen Zählungsergebnisse besitzen wir allerdings eine ganze Reihe: nach den Zusammenstellungen von Beloch aus der republicanischen Zeit von den 62 Aufnahmen, die im Ganzen bewirkt sein sollen, bereits 36, und 5 aus der kaiserlichen. Nicht alle diese von den alten Schriftstellern sind indessen unanfechtbar, auch ist nicht gesagt und bedarf der Ergründung, auf welche Bevölkerungsbestandtheile sich dieselben des Genaueren beziehen. So findet sich nirgend ein directer Hinweis, ob Frauen und Kinder der Bürger in die Erhebung eingeschlossen waren oder nicht, ob nur bestimmte Classen von Bürgern gezählt sind oder sämmtliche. Aus einer Reihe von Gründen, insbesondere aus der Kleinheit der Zahlen gelangt die Beloch'sche Forschung dahin, daß unter civium capita die weibliche und kindliche bürgerliche Bevölkerung nicht begriffen sein könne, daß aber, wofür auch ein Vergleich mit der relativen Volksmenge (also in ihrem Verhältnisse zur Fläche) spricht, die erwachsene männliche Bürgerschaft sammt und sonders eingeschlossen sei.

Geht hieraus hervor, daß selbst für die Territorien, in denen die statistischen Veranstaltungen am besten ausgebildet waren und aus denen sich die meisten Angaben erhalten haben, daß selbst für diese die vorliegenden Belege zur Bestimmung der Bevölkerungszahl unzureichend sind, kann man natürlich anderweiter Hilfsmittel zur Gewinnung annähernd zutreffender Vorstellungen über die Volksmenge nicht entrathen. Als solche hat die neueste Forschung Beloch's einmal und vor allen Dingen die Herbeiziehung der Arealgrößen der verschiedenen Staaten und Gebietstheile verwendet und das mit großem Glücke. Und zwar wurde hierbei vielfach unter Berücksichtigung zuverlässiger antiker Daten aus anderen Gegenden von der heutigen Volksdichtigkeit, d. h. von der auf 1 qkm lebenden Anzahl Personen, auf die frühere geschlossen bezw. die Wahrscheinlichkeit der überlieferten Angaben controlirt. Namentlich für solche Länder, aus denen keine directen Angaben vorhanden sind, bot dies Verfahren eine geeignete Quelle. Weiter dienten als solche die erhaltenen Mittheilungen über die Production und den Consum an Brodfrüchten sowie diejenigen über die gestellten waffenfähigen Mannschaften, welche beide Momente nahe liegende Rückschlüsse auf die Bevölkerungsstärke zulassen.

Bei so schwankenden Unterlagen für die Bestimmung der Einwohnerzahlen der antiken Staaten ist es begreiflich, daß die angestellten Versuche theilweise völlig verunglückt sind. Und dabei gehen die Zahlen, die die einzelnen Forscher herausgerechnet haben, himmelweit auseinander. Namentlich die älteren schwelgen in erstaunlicher Ueberschätzung der Volksmenge. So ist Rom auf 4 und auf 14 Millionen Einwohner, das ganze römische Reich auf deren 410 Millionen geschätzt worden. Das Letztere gäbe die Kleinigkeit von etwa 123 Köpfen auf 1 qkm d. h. weit mehr als jetzt Deutschland (mit seinen 85 Einwohnern) und das im Durchschnitt eines riesigen Reiches mit doch auch großen menschenleeren Strichen! Sogar ein Montesquieu verstieg sich zu der Annahme, daß die antike Welt eine zehnfach größere Bevölkerung als zu seinen Lebzeiten gehabt habe. Seit sich dann zuerst David Hume gegen solche Uebertreibungen wandte, haben nach ihm viele Andere an der Hand eingehenderer Studien zur Berichtigung der Anschauungen über die Bevölkerungsstärke des Alterthums beigetragen, indessen hat man sich nur vereinzelt zur Benennung von Zahlen verstanden. Die schätzungsweise Ermittelung der Zahlen selbst unter Darlegung des sorgfältigen Prüfungsprozesses und unter Anwendung aller gebotenen Hilfsmittel, das ist erst das Verdienst der neuesten Untersuchungen Beloch's.

Durch ihn sind wir nunmehr in die Lage versetzt, uns eine deutliche Vorstellung der Bevölkerungsverhältnisse des Alterthums zu machen. Darnach haben wir dieselben in folgender Weise anzunehmen.

Was zunächst die Gesammtbevölkerung angeht, so besaß Griechenland um 432 v. Chr., also unmittelbar vor Anfang des peloponnesischen Krieges und damit zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung und Blüthe, mit Einschluß der Inseln, etwa

3 051 000 Einwohner, von denen wol 1 005 000 Sklaven sein mochten. Das gab bei einem Umfang von 114 500 qkm auf die Flächeneinheit 26,6 Köpfe d. h. nach heutigem Begriffe eine nur schwache Dichtigkeit. Anders stand es allerdings in den Landschaften, in denen das hellenische Leben kräftiger pulsirte, wie namentlich in Mittel-Griechenland mit seinen 485 000 Köpfen oder deren 53 auf 1 qkm. In Attika, das 235 000 Einwohner zählte, stieg das Verhältniß gar auf 89. Die übrigen Gebiete folgen sich: der Peloponnes mit 890 000 oder 39, Thessalien mit 460 000 oder 29, die östlichen Inseln (Euböa ꝛc.) mit 400 000 oder 26, West-Griechenland mit 416 000 oder 16 und endlich Makedonien mit 400 000 Einwohnern oder 12,5 auf 1 qkm.

Minder dicht als Griechenland war im Ganzen Italien bevölkert. Beim Tode des Augustus, also auch zu einer Glanzzeit des römischen Reiches, faßte Italien etwa 6 Millionen Menschen, was 24 auf 1 qkm giebt. Im Ganzen ist das römische Reich unter Einschluß der Vasallenstaaten innerhalb der Rhein-, Donau- und Euphratgrenze wie in Afrika (ohne die Wüstengebiete) damals auf 54 Millionen zu veranschlagen d. h. 16 Köpfe auf das gedachte Flächenmaß. Soweit es Europa angehört, mochte es 23 Millionen oder 10 Köpfe auf 1 qkm besitzen. Dichter war die Bevölkerung der Gebiete in Asien, welche mit 19 500 000 oder 30 Köpfen auf 1 qkm dem Reiche angehörten. Die afrikanischen Territorien zählten 11 500 000 bezw. 26 Bewohner. Unter ihnen hebt sich Aegypten durch seine Volksmenge auffällig ab. Denn seine 5 Millionen Einwohner vertheilten sich derart, daß auf die Einheit 179 kamen d. h. eine auch für moderne Verhältnisse ansehnliche Volksdichtigkeit, wie sie unter den Ländern und Provinzen Deutschlands nur das Königreich Sachsen besitzt.

Weit schwieriger als für ganze Länder ist es, sich ein Bild von der Einwohnerzahl der einzelnen Städte zu machen. Hier sind die Unterlagen schwächer. Das Interesse, die städtische Bevölkerungsziffer zu kennen, lag den Alten um so ferner, als sie einen politischen Unterschied von Stadt- und Landgemeinden nicht kannten. Soviel scheint aber festzustehen, daß die Verdichtung der Bevölkerung zu größeren, zu städtischen Orten sehr allmälig vor sich gegangen ist. Noch in der hellenischen Glanzzeit zwischen den Perserkriegen und Alexander dem Großen soll es in den Culturländern des Mittelmeeres keine Großstadt in unserer Auffassung gegeben haben. Athen, unzweifelhaft die hervorragendste Stadt Griechenlands, wird man — nach den Untersuchungen von Beloch — im 5. Jahrhundert, den Piraeus eingeschlossen, auf nicht mehr denn 120000 Köpfe schätzen dürfen. Vielleicht annähernd so bevölkert wird Syrakus gewesen sein, Korinth mag ungefähr 70 000, Sparta, Argos, Megalopolis, Akragas, Tares zwischen 40- und 50 000, Theben zur Zeit seiner Eroberung durch Alexander etwa ebensoviel gefaßt haben. Modern großstädtische Bevölkerungsansammlung ist erst in der Diadochenperiode hervorgetreten. Namentlich gegen Ende der römischen Republik hat es eine Reihe solcher Großstädte gegeben: Alexandrien in Aegypten um 60 v. Chr. mit etwa einer halben Million, unter Augustus mit noch mehr, etwa ebensoviel Seleukia am Tigris; wenn nicht ganz, so doch annähernd so groß soll Antiochien am Orontes gewesen sein. Und Orte mit 100 000 Einwohnern darf man unter Augustus eine größere Anzahl voraussetzen. In Italien ragten Capua, Tarent und natürlich vor allen Dingen Rom hervor, doch nur dieses als eigentliche und eminente Großstadt, die unter Cäsar wol an 1 Million Einwohner hinangereicht haben kann.

Frägt man schließlich noch nach dem Entwickelungsgang der Bevölkerung des Alterthums im Allgemeinen, so haben auch darüber die neueren Untersuchungen Aufklärungen gewährt. Denselben ist zu entnehmen, daß Griechenland schon früh stark bevölkert gewesen sein muß. Darauf deutet das Truppenaufgebot, darauf hin weist vor allen Dingen die ausgebreitete Colonisationsthätigkeit. Und als dieselbe gegen Ende des 6. Jahrhunderts unterbrochen wurde, weil es an geeigneten Gebieten neuer Wirksamkeit zunächst fehlte, da bot ein langer Friede, dessen sich Griechenland nach dem Perserkriege erfreute, zu rascher Ausbreitung der Bevölkerung Anlaß, so daß bei Ausbruch des peloponnesischen Krieges auf beiden Seiten eine zahlreiche Mannschaft verfügbar war. Auch hatte sich Hellas inzwischen der Sklavenwirthschaft in weitem Umfang zugewandt und durch deren Zufuhr die Landschaften mehr bevölkert. Das Wachsthum der Bevölkerung erhielt sich unausgesetzt bis zur Regierung Alexander's, wenngleich einzelne Gegenden, so vor allen Attika, durch Krieg und mehr noch durch die Pest arge Einbuße erlitten haben. Wieder sprechen die aufgebotenen Mannschaften und die erneuten umfangreichen Colonisationen für den fortgesetzten Aufschwung. Wurde oben für 432 eine Einwohnerzahl Griechenlands von 3 Millionen angenommen, muß sie 100 Jahre später, um die Zeit der Schlacht von Chäronäa (338) nicht unter 4 Millionen gewesen sein, von denen etwa 1½ Million auf Sklaven zu rechnen sein dürften. Erst im 2. Jahrhundert macht sich ein Rückgang bemerkbar, der, durch Kriege begünstigt, sich bis in die Kaiserzeit fortsetzt. Gleichzeitig gewinnen aber die griechischen Colonien im Osten an Bedeutung. Aegypten z. B. soll sich zwischen 300 v. Chr. und 70 n. Chr. von 3 auf 8 Millionen Einwohner gehoben haben. Ebenso wuchsen Kleinasien und Syrien derart an, daß sie das wichtigste Bezugsland von Sklaven für die ganze alte Welt wurden.

Für Italien besteht die Annahme, daß bereits im vierten Jahrhundert eine so dichte Bevölkerung dort wie im folgenden gelebt habe, in welchem sie durchschnittlich zu 24 Köpfen auf 1 qkm ermittelt ist. Das giebt 3 Millionen Bewohner, wovon reichlich ein Sechstel Sklaven waren. In diesen Bestand riß der Krieg gegen Hannibal zwar fühlbare Lücken, doch wurden sie bald wieder ausgeglichen, ja die folgenden Census thun ein Wachsthum der Bürgerschaft dar. Gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts aber fängt die freie Bevölkerung zu sinken an. Mehr und mehr nimmt die Zahl der Bürger ab, so daß Augustus zu ihrer Hebung Maßregeln erforderlich fand. Die lange Friedenszeit unter den ersten Kaisern trug dann wieder dazu bei, die Anzahl der Freien zu vermehren. Uebrigens wenn seit 130 v. Chr. die Bürger abnahmen, fiel die Gesammtbevölkerung freilich damit noch nicht, da die Zufuhr von Sklaven den Ausfall an Freien deckte. Ja eben die Einführung der Sklaven, welche, als eine jede Concurrenz ertödtende, wohlfeile Arbeitskraft, zahlreiche freie Hände überflüssig machte, begünstigte den Rückgang der bürgerlichen Bevölkerung. Namentlich beim Uebergange zur Sklavenwirthschaft mußten sich solche nachtheilige Erscheinungen geltend machen; und bezeichnend ist es daher auch, daß gerade um die Zeit, als jener erfolgte, sowol in Italien wie in Griechenland und hier besonders in Attika die bis dahin stetig fortschreitende Zunahme der freien Bevölkerung eine Unterbrechung erleidet.

Aus dem ruthenischen Osten.

Von R. Le Mang.

II.

Einer von den leidlich ausstaffirten Zweispännern, die auf dem Czernowitzer Marktplatz, vor dem Hôtel zum schwarzen Adler, jederzeit bereit stehen, bringt uns auf den eine halbe Stunde entfernten Bahnhof. Obwol sich der Weg dahin ziemlich steil hinabsenkt, geht es doch im schärfsten Trabe vorwärts, wie das im Osten Brauch ist. Zahlreiche Landleute, zumeist Frauen, mit kurzen, schwarz- und

blaugestreiften Leinewandsäcken in der Hand, fast wie unsere Handtaschen geformt oder mit umgehangenen Taschen aus grobem Tuch und unseren Jagdtaschen ähnlich, in denen sie Eier, Gemüse, hauptsächlich Zwiebeln und Knoblauch, sowie Schafskäse zur Stadt bringen, begegnen uns, denn es ist Markttag. Die Frauen gehen fast alle barfuß, viele haben auch lebende Hühner bei sich, welche, mit den Füßen an eine Stange gebunden, an diese gereiht, zum Markte getragen werden. Man sieht und hört, wie sich das Landvolk, bald rechts und bald links, freundlich begrüßt; ohne zu grüßen geht Keiner an den Anderen vorüber, und aus diesen Grüßen hört man auch die Nationalität heraus, da die Trachten keinen merkbaren Unterschied zeigen. Doch weiß der Kundige, daß die Frauen mit den kleinen Händen und Füßen, den belebten regelmäßigen Zügen gewöhnlich Rumänierinnen sind.

An den Abhängen, zu beiden Seiten der Bahnhofsstraße, bemerkt man große Stücken Rasen, die, durch den Regen herabgeschwemmt, den lehmigen Untergrund hervortreten lassen. Der ganze große Höhenzug, auf und an welchem sich Czernowitz ausdehnt, ist weicher Lehm und geräth bei längerem Regen leicht in Bewegung. Die schiefe Stellung einzelner am Hange stehender Häuser zeigt deutlich die Unsicherheit des Grundes, der alle Jahre Mauern verrückt, Gebäude verschiebt und ihre Bewohner zur Flucht zwingt.

Auf dem Bahnhofe lösen wir ein Billet nach der nächsten galizischen Station Zablatów und berühren auf unserer Fahrt zunächst die Ochsenstation Luzan. Hier kommen nämlich ganze große Heerden der silbergrauen Steppenrinder zur Verladung, welche in dem Hauptviehmarkte des Südostens, in Bjelzi in Podolien oder im nahen Zadagóra erhandelt wurden.

Vor Eröffnung der galizischen Bahnen mußten diese Thiere über 100 Meilen weit getrieben werden und büßten dabei einen großen Theil ihres Gewichts ein. Jetzt bringt man sie von Luzan aus in zweimal 24 Stunden direct bis in den Wiener Schlachthof.

Da diesen Ochsentransporten Begleiter beigegeben werden müssen, welche die Bahn gegen eine geringe Gebühr mit befördert, so benutzt dieses manch' armer Schlucker, um dadurch, daß er sich als Viehbegleiter verwenden läßt, nach Wien zu gelangen. Mancher mittellose Student aus dem östlichen Galizien und der Bukowina hat, bevor Czernowitz eine Universität erhielt, seinen Weg von und nach der Heimath auf diese ökonomische Weise zurückzulegen gewußt. In den Jahren 1872 und 1873 vor dem großen Krach, als der Papierfrühling der Wiener Börse besonders die Phantasie der jüdisch-polnischen Jugend entflammte, benutzten diese Reisegelegenheit auch viele jener angehenden Millionäre, die sich, nach dem Krach, vor der Wiener Börse anstauten. Hier stürzten sie sich denn auf jeden hingeworfenen Sechser (das österr. Zehnkreuzerstück) mit derselben räuberischen Hast, wie der große und sonst ganz zahme Steinadler der Station Luzan auf alle unbesonnenen Katzen und Hunde.

Unfern dieser Ochsenstation, an der alten Lemberger Landstraße, hämmert ein alter ruthenischer Dorfschmied, den alle seine Landsleute weit in der Runde bewundern und ehren, weil er, ein selten Vorkommniß hier zu Lande, seine sämmtlichen Söhne studiren und noch dazu Pfarrer werden ließ, ein Stand, welcher bei dem frommen ruthenischen Landvolk die größte Verehrung genießt.

Bei Luzan bemerkt man auch öfterer Tabakpflanzungen, mehr noch in Zablatów, wo sich der Boden besser dazu eignet. Aus diesem Tabak wird in Winniki bei Lemberg jener bei allen Schnupfern in gutem Geruche stehende sogenannte Galizier fabricirt.

In Zablatów verlassen wir die Bahn, um das galizische Flachland, welches sich nach Nordosten und Norden zu endlos vor uns ausdehnt, nach landesüblicher Weise im leichten Wagen zu durchstreifen.

Es ist einer jener heiteren Frühsommertage, die noch das ganze Gepräge des Frühlings haben. Ein kurzer Regen hat vorher die Blätter und Gräser mit schimmernden Tropfen geschmückt, den Staub gelöscht und der ohnehin verjüngten Natur ein noch frischeres heiteres Ansehen verliehen.

Behaglich in den leichten Korbwagen gelehnt und vom laulichen Westwind umschmeichelt, fahren uns ein paar flinke Huzulenpferdchen rasch an den gold-grün-glänzenden Halmspitzen der ausgedehnten Maisfelder vorüber nach dem nächsten ruthenischen Dorfe, das, hinter dem prangenden Grün der kleinen Obstgärten verborgen, uns nur einzelne Strohdächer zeigt. Bald vernehmen wir aus seinen Pflaumenbäumen und dichtgeflochtenen Weidenzäunen die flötende Stimme des Pirols und den Gesang der Grasmücken, denn rings klingt es und singt es in allen Ecken.

Von der sonnigen Höhe tönt der Lerchen verschwimmender Jubel, aus der Rüster flockigem Geäst, dort am Rand des trockenen Flußbettes, schallt der Turteltauben trauliches Rucksen und das fleißige Pochen des Buntspechts mischt sich mit dem Lockrufe zahlreicher Wachteln. Einzelne Bewohner des Dorfes, durch das Rasseln unseres Wagens aufmerksam gemacht, treten vor die niedrigen Hausthüren der sauber getünchten Häuschen und blicken uns neugierig entgegen. Man sieht nur niedrige, von dunklem Haar umrahmte echt slavische Gesichter, darunter viele Stumpfnasen. „Dobryj deń", guten Tag", heißt es nun hüben und drüben, und weiter geht es im raschen Trabe an den Leuten und ihren Häusern, an der fünfkuppligen hölzernen Kirche, sowie an der Judenschenke vorüber und die Dorfweide entlang. Hier halten wettergebräunte, flinke Hirtenjungen Ordnung über ein Gemisch von Pferden, Gänsen, Rindern, Schafen und Schweinen, das der Storch gravitätisch umkreist, der Wiedehopf geschäftig umflattert. Ein zweites und drittes Dorf bieten uns dasselbe Schauspiel. Hinter denselben ändert sich aber die Landschaft ein wenig. Am Rande versumpfter Gewässer dehnen sich Schilffelder aus, und über ihnen jagt ein Heer blauglänzender Schwalben in zierlichen Bogen, unbekümmert um den Milan, der fast regungslos über dem Röhricht schwebt. An solchen Störenfrieden fehlt es hier nirgends. Auf dem Telegraphendrahte an der Landstraße hockt der pfeilschnelle Thurmfalke neben dem mordlustigen Sperber und Beide beachten kaum unsere Nähe. Oft genug bemerken wir, keine 40 Schritte seitwärts vom Wege, jagende Habichte über den Maisfeldern, oder einen der beutegierigen Zwergaare, welche gern die Ränder der Dörfer umkreisen. Auch der mächtige Adler der Karpathen streift bis hierher, hoch am Himmel späht er nach Trappen aus oder nach den Enten im Rohre. An Beute mangelt es diesem Raubzeuge nicht, namentlich hier am Ufer der Gewässer, wo sich das bunteste Leben regt. Unfern des Weges, am Rande des Sumpfes, schwirrt, von einem Kraniche aufgeschreckt, ein Schwarm Sumpfschnepfen im Zickzackflug auseinander, Reiher und Enten fliegen über das Wasser und auf der angrenzenden nassen Wiese tändelt der muntere Kiebitz; ab und zu streicht einer dieser Vögel gaukelnden Fluges an uns vorüber. Und weil wir heute Glück haben, so vernehmen wir auch die Nachtigall der Steppe, die bis hierher streifende Kalanderlerche, und lauschen entzückt den wunderbaren Tönen dieses herrlichen Sängers.

Jetzt, kurz vor der Heuernte, hat der Landmann und Hirte nicht viel in den Fluren zu schaffen und es herrscht darum noch überall ein ungestörtes Jagen und Treiben der befiederten Welt. Den Jäger erfreut das zahlreiche wilde Geflügel, aber anderes Wild findet er wenig, selbst Hasen werden selten getroffen.

Doch dieses ganze, noch vom Hauche des Frühlings durchfluthete Leben schweigt bald unter der Schwüle des Sommers und die Einförmigkeit der großen polnisch-galizischen Ebene macht sich dann geltend. Ob wir auch Tage lang wandern, immer wieder werden wir auf ihr denselben Gestalten und Bildern begegnen, die wir schon am Anfange unserer Reise bemerkten. Ueberall treffen wir auf dasselbe ländliche Thun, da giebt es keine Abwechslung Meilen weit in der Runde. Ueberall auf den Dorfweiden silbergraue Rinder, senkrückige Pferde, und alle die Dörfer daneben sie gleichen sich so sehr unter einander, daß man glaubt, sie müssen alle ein und denselben Namen haben. Alle die hölzernen Dorfkirchen und strohbedeckten, weiß übertünchten Häuschen sind wie nach einem einzigen Muster gebaut und die Menschen darin scheinen sich auch alle zu ähneln, die niedrige Stirn, das gutmüthige, ausdruckslose, von dunklen Haaren umrahmte Gesicht ist allen gemeinsam. Die schindelgedeckten Edel- und Meierhöfe, im Herbste von großen Feimen umringt, zeigen auch wenig Unterschied und von den Kaftanjuden, in den windschiefen Dorfkneipen, sieht einer genau so spitzfindig und krummnäsig aus wie der andere. Da ist Alles nach einem Gusse.

Es herrscht ein drückendes Einerlei, namentlich wenn der Hochsommer und Herbst diese Ebenen entfärbt, wenn der Ostwind vom Ural herabweht und die schwere weiße Schneedecke lebenverscheuchend aufs Land sinkt.

Und wie arm an geschichtlichen Erinnerungen ist dieser schwere, schwarze Boden dadurch geworden, daß ihn Jahrhunderte lang tatarische Reitergeschwader zerstampften! Von den Vorbergen der Karpathen bis hin nach Kiew stößt man nur selten auf einen von der Geschichte sichtbar berührten Ort, welcher die Phantasie entflammt und die Seele erhebt.

Doch treten wir nunmehr in einen der ruthenischen Bauernhöfe am Wege und zwar in den des Onufrij Wysok, er heißt Onufrij, weil auch einer seiner Kumy oder Pathen dieser Vornamen führte und der Täufling stets den Vornamen eines der Pathen be-

kommt. Der Onufrij ist ein guter Bekannter, ich habe ihm öfterer Pflaumen abgekauft und delicaten Bryndzen, d. h. Schafskäse, zuletzt habe ich ihm sogar ein Schwein abgehandelt. Doch das war ein langweiliges Geschäft, das er jedoch mir zu Gefallen anstatt mit Branntwein mit einigen Gläsern Bier besiegelte, denn dieser vielgerühmte Konteszukka, der landesübliche Schnaps, ist mir zuwider, er brennt wie höllisches Feuer. Dieser Schweinekauf, von mir im mangelhaftesten Ruthenisch eingeleitet, war deshalb eine harte Aufgabe, weil sich der Onufrij, wie alle Ruthenen, zum Handeln sehr viel Zeit nimmt; er war dabei noch langsamer und bedächtiger als sonst, rühmte stoßweise sein Thier, als wäre es arabisches Vollblut; strich sich mit der verkehrten Hand wol hundert Male andächtig den Schnurrbart — doch in 2 Stunden waren wir einig.

Eine von Kindern und Frauen gesungene, traurig klingende Volksweise tönt uns aus Onufrij's Hause entgegen, von einer Männerstimme ab und zu leise begleitet und das ist der Onufrij selbst, er sitzt vor der Hausthür und hämmert an einem schadhaften Wagenrade herum und weil er gerade über der Arbeit ist, gehört es sich, daß ich ihn zunächst mit „Boze pomahaj", „Helf Gott" anrede, worauf er mit dem üblichen „Ich danke für das gute Wort" antwortet. Dabei erhebt er sich, um mich zu bewillkommnen, indem er mir, als gutem Bekannten, ceremoniell erst den Backen, hierauf die Hand küßt und sich sehr ausführlich nach meiner ganzen Familie erkundigt, was ich, so gut ichs vermag, erwidere, ihn aber dabei pflichtschuldig auch noch um das Befinden der lieben Pferde und Rinder befrage.

Natürlich muß ich in sein Haus treten, wo mich Waselka, die Hausfrau, in gleich umständlicher Weise empfängt. Während mir auch die Kinder die Hand küssen, schreite ich durchs Vorhaus in die niedrige Wohnstube oder chata, wo der große Ziegelofen steht, hinter welchem sich ein ähnlicher erhöhter Raum ausdehnt, wie in den früheren Backstuben unserer Bäcker, der zum Schlafen benutzt wird, obwol gar keine Betten darin Platz haben würden. Aber der Ruthene hat auch keine Betten, sondern nur einfache Lagerstätten, höchstens Tarczen, d. h. Pritschen oder Schlafkasten. An zwei Seiten des Zimmers befinden sich Bänke, ein Tisch steht in der Ecke, daneben ein kleiner Schlafkasten für den jüngsten Sprossen des Hauses, ländliche Geräthschaften lehnen im Winkel bei der Thür, ein kleiner Spiegel schmückt die Wand und dieses und drei Heiligenbilder, ohne Glas und Rahmen, bilden die Ausstattung der ungedielten Stube. Das eine Bild soll die heilige Jungfrau, das zweite Johann von Suczawa, den Schutzheiligen der Bukowina vorstellen und das dritte Bild kann selbstverständlich nur der heilige Michael sein, der Schutzheilige Galiziens. Außer diesen Bildern merkt man nichts was an Papier erinnert, denn Bücher liebt der Ruthene nicht, er kann weder lesen noch schreiben*), er besitzt nicht einmal einen Kalender, braucht aber auch keinen, hat er doch stets den Kalender im Kopfe und zwar so vollständig, daß er sicherlich keinen der zahlreichen Fest- und Fastentage übersieht. Der Ruthene hat und braucht auch keine Uhr. Die Tages- und Nachtstunden liest er aus dem Stande der Sonne und der Gestirne mit einer Sicherheit, um die ihn unsere Gebildeten beneiden können. Er ist eben noch ein Naturmensch und zwar ein sehr liebenswürdiger. Der Ruthene ist auch sanftmüthig und fromm, er beginnt und endigt Alles mit Gott; sein Haus, Vieh und Essen muß eingesegnet werden, wenn es bewahrt bleiben und wenn es gedeihen soll. Durch Messen und Gebete ehrt er das Andenken seiner verstorbenen Lieben und gedenkt ihrer gern im Gespräche. Die vorgeschriebenen Fasten hält er mit peinlicher Strenge und lebt infolge dessen den größten Theil des Jahres als Vegetarianer. Wollte er nur ein Viertel des Fleisches essen, welches ein gewöhnlicher deutscher Handarbeiter braucht, so würde kein polnisches Rind oder Schwein die westlichen Märkte erreichen. Uebrigens ist auch der Viehstand des ruthenischen Bauers ein sehr beschränkter und größere Bauerngüter, welche das Halten stärkerer Heerden begünstigen, bilden dort eine Seltenheit.**)

Onufrij gilt als Großbauer, er besitzt gegen 24 Joch (das sind eben so viele sächs. Acker) Felder und Grasflächen und außerdem hat er auch einen entsprechenden Antheil an der Gemeindeweide, auf welcher sich sein Vieh einen guten Theil des Jahres hindurch aufhalten und ernähren muß, aber Onufrij besitzt nur 2 Pferde, die im Winter mit Maisstroh vorlieb nehmen müssen, und höchstens drei Kühe, sowie ein paar Schweine und Milchschafe, und dann zieht er wol auch ab und zu ein paar Ochsen auf. Es ist das, bei der Fruchtbarkeit des Bodens, der darin mit den Mississippi-Ebenen den Vergleich aushält, ein ungewöhnlich niedriger Viehstand, indeß muß man bedenken, daß es dort noch keine Milchwirthschaft und Mastviehzucht in unserem Sinne giebt, und der Boden noch nicht des Düngers bedarf. Der große Düngerhaufen, ohne welchen ein deutsches Bauerngut nicht zu denken ist, mangelt deshalb dem Hofe des Onufrij. Seine Vettern weiter im Osten in der Ukraine und in Podolien sammeln dagegen den Dünger sehr sorgfältig, trocknen ihn und brauchen ihn wegen Mangels an Holz als Heizmaterial.

Der ruthenische Bauerhof bildet auch kein geschlossenes Ganze, aber dicht vor dem Wohnhause erheben sich die kleinen Ställe, Scheunen oder Feime. Sie bestehen aus einem Flechtwerke starker Weidenruthen, mit Lehm überworfen und mit Stroh oder Rohr überdeckt. Das ebenerdige Wohnhaus, in ähnlicher Weise aber sorgfältiger aufgebaut, ist klein, die Wohnstube, welche den größten Theil desselben einnimmt, hat gewöhnlich zwei kaum einen Quadratfuß große Fenster auf der Langseite. Auf dem Dache vermißt man die Esse. Der Rauch steigt an die Decke des Vorhauses und quillt dann von allen Seiten unter dem Strohdache hervor.

Sein Haus baut sich der Ruthene selbst und verfertigt er überhaupt Alles selbst, was er an Handwerkszeug und Geräthschaften braucht, vom Tisch bis zum Rechenstiel und vom Schlitten und Wagen bis zur Zugleine. Höchstens giebt er dem Schmied zu verdienen, wenn er im Winter einmal die Pferde beschlagen oder wenn er die Pflugschaar ausbessern läßt. Was er baut, ist geschickt und fest in einander gefügt, besonders wenn man sieht, daß seine Wagen und Schlitten gewöhnlich ohne jede eiserne Zuthat sind. Im Zusammenhang damit ist auch der Eisenverbrauch in Ostgalizien außerordentlich gering, es entfallen auf den Kopf der Bevölkerung nicht viel über 10 Pfund dieses wichtigen Metalles. Trotzdem weiß der Ruthene den Werth des Eisens wohl zu schätzen, und während er sonst grundehrlich ist, hat kein unbewachtes Stück Eisen vor ihm Ruhe, er stiehlt dann wie ein Rabe. Seife, die neben dem Eisen als Culturmesser gelten soll, braucht er auch wenig. Denn Waselka trägt z. B. die Wäsche als echtes Kind ihres Volkes an den Dorfbach oder den nächsten Teich, weicht sie ein und bearbeitet sie ohne Seife mit einem hölzernen Schlegel so lange, bis sie wieder die übliche Weiße erlangt hat.

Ueberhaupt tragen die Ruthenen noch äußerst wenig zum Güteraustausche bei. Ohne eignen Adel und Bürgerstand, nur ein Bauernvolk bildend, erbauen sie als solches Alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen. Das Einzige, was der Ruthene sich zu seiner Ernährung noch hinzukaufen muß, ist das Salz. Kaffee trinkt er noch nicht, statt des Zuckers braucht er Honig, und Mamaliga vertritt bei ihm die Stelle des Brodes. Man bereitet sie auf die einfachste Weise, indem man Maisschrot mit Wasser mischt, diesen Teig gehörig salzt, und in einem Kessel unter fortwährendem Rühren so dick ein- und aufkocht, bis er sich wie Brod schneiden läßt und die Mamaliga ist fertig.

Auch Waselka bewirthet uns mit dieser beliebten Speise und wir können nur bemerken, daß Mamaliga nichts mit der aus Maismehl bereiteten Polenta der Italiener gemein hat, sondern am besten einem recht festen Griesklosse gleicht und gar nicht übel schmeckt. Beim Essen nimmt der Ruthene ein Stück Mamaliga in die Hand und bricht mit den Fingern der andern Hand sich die Bissen davon ab.

Mamaliga ist das Frühstück und Abendbrod des Ruthenen im ganzen südöstlichen galizischen Flachland, mit Milch oder mit Sauerkraut bildet sie sein Mittagsessen, in ein Stück Leinewand gewickelt nimmt er sie als Zehrung mit auf den Weg, und dieser einfachen Lebensweise entspricht auch die Kleidung. Dieselbe besteht, wie wir an der Familie unseres Onufrij ersehen, bei beiden Geschlechtern eigentlich nur aus dem Hemde und dem Unterkleide oder den Hosen.

Das starke grobe halblange Leinenhemd trägt der Mann in Form einer Blouse über den Hosen aus demselben Stoffe, welche kein Hosenträger, sondern eine Schnur festhält, über das Hemd wird der oft über 6 Zoll breite Ledergürtel um die Hüften geschnallt, den er gern mit alten gelben Uniformknöpfen verziert. Im Gürtel bewahrt er Schwamm und Feuerzeug, ist er Raucher, auch die Pfeife, im Gürtel steckt auch das Schnappmesser und an diesem befindet sich meist eine Art von chirurgischem Besteck, um Pferde oder Ochsen zur Ader zu lassen. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger Filzhut und an den Füßen

*) Die Zahl der Analphabeten beträgt in Ostgalizien 97%.

**) In Galizien kommen auf jeden Grundbesitzer durchschnittlich ungefähr 23 sächs. Acker, wenn man aber den dortigen ausgedehnten Großgrundbesitz in Betracht zieht — es giebt dort eine stattliche Anzahl Herrschaften resp. Besitzungen von 50 000 bis 300 000 sächs. Acker — dann erscheint obige Durchschnittsziffer in keinem günstigen Lichte.

trägt der Ruthene zumeist noch die Opintscheu, „die Straffansitzenden", d. h. die echten Bundschuhe, in welchen vor 300 Jahren auch noch unsere deutschen Bauern ihr Tagewerk vollbrachten; war doch der Bundschuh im Bauernkriege das Abzeichen der aufrührerischen Landleute. Man kann diese Fußbekleidung hin und wieder auch an den Füßen der Goralen bemerken, welche unter dem bekannteren Namen „Slowaken" in Deutschland Mausefallen ꝛc. feil tragen.

Zum „Bundschuh" wird für gewöhnlich ein Stück Pferdeleder aber lieber noch ein Stück Haut vom Wildschwein genommen, unter den mit Lappen umhüllten Fuß gebunden und mit den dazu verwendeten Bändern wird auch das Bein bis über die Wade herauf umwickelt. Bei Regenwetter hängt der Ruthene die Bunda, den kurzen, schwarzbraunen Mantel aus grober Wolle, um die Schulter, im Winter den halblangen Schafpelz nud zieht dann auch die schwarze hohe Lammfellmütze über die Ohren. Dabei trägt er die Brust auch im Winter offen, und das will bei den harten galizischen Wintern viel sagen. Ein dortiger deutscher Arzt erzählte mir zwar mit Bezug darauf, daß die Bauern sehr oft an Lungenentzündung erkrankten, aber der Ruthene wendet sich auch nur in der äußersten Noth an einen wirklichen Arzt, zunächst befragt er die „Woroizki"(Vorhersager, Zauberer oder Winkelärzte), welche für alle Uebel eine Beschwörungsformel oder ein Amulet bereit haben. Auf Grund meiner Erfahrungen möchte ich darum behaupten, daß die Ruthenen das abgehärtetste Volk der österreichischen Monarchie sind. Die Kinder des Onufrij Wysok haben, wie ich mich wiederholt überzeugen konnte, bis ins achte Jahr nichts weiter als das grobe Leinenhemd auf dem Leibe, kommen aber im Winter auch nicht aus dem Hause.

Der ruthenischen Frau reicht das die Stelle des Kleides versehende Hemd knapp bis über die Wade und über dasselbe trägt sie noch einen kurzen, schürzenartigen Rock, die Horbotka, auf dem Kopfe den tellerartigen Rusznik, und wer keinen Rusznik trägt, ist sicherlich unverheirathet. Die Hemden der Frauen und Mädchen sind auf der Brust mit Stickereien aus vorwiegend rothem Garne verziert, die sich, nach dem Ausspruche Sachverständiger, in Bezug auf Sorgfalt, Geschick und Muster mit den besten derartigen Arbeiten deutscher Frauen messen können. Es ist das jedenfalls eine Folge der verhältnißmäßig hochentwickelten Hausindustrie. In einem Lande, wo der Einzelne fast Alles, was nur zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft dient, selbst erbaut und erzeugt, können, durch die Muße der langen Winterabende begünstigt, derartige künstlerische Regungen gar nicht ausbleiben.

Viele ruthenische Landleute wissen auch das Webschiffchen zu führen und auf ihren einfachen niedrigen Webstühlen den selbsterbauten Flachs, die grobe Wolle zu festen Stoffen zu verarbeiten, aus welchen dann die Hausfrau die Kleidung verfertigt.

Doch die moderne Massenproduction nähert sich langsam auch diesen Stätten gemüthlichen Schaffens. Im westlichen Galizien ringen mit ihr bereits die vielen kleinen ländlichen Professionisten im bitteren aussichtslosen Kampfe, der nur durch die außerordentliche Genügsamkeit der dortigen Bevölkerung länger als anderwärts anhält. Im fernen Ostgalizien dagegen ist die Hausindustrie noch so ziemlich unangetastet.

Dort schnurrt an den langen Winterabenden noch lustig das Spinnrad, vom qualmenden Kienspahn oder dem schwachen Talglicht spärlich beleuchtet. Dort kommen, wenn unter den Füßen der Schnee knirscht, die Mädchen und Burschen in den Weczernyci, den Rocken- oder Spinnstuben zusammen. Von der Rohrpfeife und der Fiedel hervorgelockt, ertönen hier die wehmüthig klingenden Volkslieder. Der Erzähler darf nicht fehlen und die noch von einem glücklichen Aberglauben erfüllten, tiefgläubigen Seelen lauschen jenen alten Sagen und Märchen, aus welchen oft der sonnige Swantovit verstohlen herausblickt. Der Sagen- und Märchenschatz der Ruthenen ist außerordentlich reichhaltig, auch glauben dieselben noch steif und fest an Gespenster, Hexen und an böse und gute Geister.

Und wenn sich die Phantasie der Jugend an schaurigen Mären erhitzt hat und man die Weczernyci furchtglänzenden Auges verläßt, um über die mondbestrahlten Flächen wieder nach Hause zu wandern, dann schwört ein Jeder darauf, daß um die Mitternachtsstunde der pokudische Hauptmann wiederum der Erde entsteigt, um die Schneide des gewaltigen Schwertes zu prüfen. „Hütet euch vor der Mitternacht!" ruft der Sagenkundige, „vor den schwarzen Nattern mit den funkelnden Augen, welche zu dieser Zeit gern den einsamen Wanderer umringeln, vor den ungeschlachten Riesen, die aus den Gräbern unserer Vorfahren treten*) und singen, daß die Erde erbebt. Hütet euch vor Dzwinda der Geisterfrau, die dünn wie ein Schleier die Lüfte durchflattert mit einem Becher voll Blut in der Hand, um den Wanderer damit zu erfrischen." — —

Das Gräßlichste aber ist der Vampyr, der in Menschengestalt aus den Särgen der Frischbegrabenen hervorkriechen soll. Lautlos wie die Fledermaus umkreist so ein Vampyr die Wohnungen der Menschen und schlüpft wie der Rauch durch die Spalten und Risse des Hauses, um sich an der Brust des Schlafenden festzusaugen und sein Herzblut zu trinken.

*) Die im ruthenischen Osten hier und da die Ebene überragenden Hügel werden vom Landvolke für Gräber heidnischer Vorfahren gehalten.

Musikbericht aus Dresden.

Der letzte Monat des verflossenen Jahres brachte hier, wie überall in Deutschland, die verschiedenartigsten musikalischen Huldigungen für C. M. v. Weber im Theater sowol wie im Concertsaal. In ersterem ward dem Andenken des Componisten ein fünf Vorstellungen umfassender „Weber-Cyclus" gewidmet, der am 5. December mit „Abu Hassan" seinen Anfang nahm. Die aus dem Jahre 1810 stammende kleine Oper darf in Bezug auf ihr morgenländisches Colorit und ihre humorvolle Darstellung der Anhänger des Propheten als ein Vorläufer des „Oberon" gelten. Der Text, welcher sich hauptsächlich mit den Geldverlegenheiten Abu Hassan's und seiner Gattin Fatime, sowie mit der durch die gewagtesten Mittel herbeigeführten Befreiung des leichtfertigen Pärchens aus den ersteren beschäftigt, steckt voller Plumpheiten und würde mitunter selbst verletzend wirken, wenn ihn die Weber'sche Musik nicht über ihn selbst erhöbe. Die Duette zwischen Abu Hassan und Fatime, der Chor der Gläubiger, der Marsch mit Chor beim Herannahen des Kalifen sind reizende und durch ihren melodischen Fluß ebenso wie durch ihr lebhaftes instrumentales Colorit hervorragende Musikstücke, die uns doppelt interessiren, da sich in ihnen schon besondere Vorzüge des späteren Weber bemerkbar machen: behaglicher und doch geistvoller Humor, Reichthum in der musikalischen Erfindung und geniale Verwendung der Klangfarben. Das Werk, welches Hr. Kapellmeister Schuch einstudirt hatte und in dessen Hauptpartien: Abu Hassan, Fatime, Omar und Kalif, Hr. Erl, Frau Schuch, Hr. Decarli und Hr. Jensen belebte und wirksame Leistungen boten, fand beim Publicum einen freundlichen Erfolg. — Der 4. Abend des Weber-Cyclus brachte die neueinstudirte „Euryanthe" unter Hrn. Kapellmeister Hagen's Direction. Frl. Malten, welche sich als dramatische Sängerin einen so bedeutenden Namen in der Kunstwelt erworben, war in der Titelrolle, wie zu erwarten stand, überall da, wo leidenschaftliche Erregung im Spiel und musikalische Declamation im Gesang gefordert wird, vortrefflich, während sie in den lyrischen Momenten nur einmal die gleiche künstlerische Höhe erreichte. Die beiden Wiedersehens-Scenen mit Adolar im 2. und 3. Act wirkten wahrhaft erschütternd durch die Gluth der Leidenschaft, welche bei Euryanthe hier zum Ausbruch kommt und die nur die hingebendste Vertiefung in die Rolle so nachempfinden und wiedergeben kann, als es durch Frl. Malten geschah. Auch das zweite große Finale ward durch die seltene dramatische Begabung der Sängerin der Euryanthe zu effectvoller Darstellung gebracht und eine wahre Meisterleistung war die Arie: „Zu ihm, zu ihm, o weilet nicht" im 3. Act. Euryanthe ist durch die ertragenen seelischen Schmerzen so gebrochen, daß das endlich erfolgende an's Licht Kommen ihrer Unschuld nicht Jubel und Freude, sondern fieberhafte Ungeduld und Aufregung in ihr erzeugt. Diese Seelenstimmung, welche Weber's Musik ergreifend malt, durch Spiel und Ausdruck so zu schildern, daß sie sich dem Hörer mittheilt, ist keine leichte Aufgabe für die Repräsentantin der Euryanthe; durch Frl. Malten jedoch ward sie in mustergiltiger Weise gelöst. Hingegen blieb die von sanfter Schwärmerei erfüllte reizende Cavatine „Glöcklein im Thale" und die Scene des 2. Actes, in welcher Euryanthe sich vergeblich schutzflehend an die Ritter und Edlen wendet, fast wirkungslos, da die darin vorwaltenden weichen und ängstlichen Empfindungen der im Feuer des Brünnhildenstein gestählten Darstellerin zu fern liegen. Frl. Friedmann überraschte als Eglantine durch ihr belebtes Spiel und ihren ausdrucksvollen Gesang; Hrn. Riese's Adolar war vom rein musikalischen

Standpunkte aus genommen sehr vorzüglich, als König erntete Hr. Decarli verdienten Beifall und nur der durchaus ungenügende Lysiart des Hrn. Schrauff verhinderte, daß das Ensemble der Hauptdarsteller ein vollendetes zu nennen gewesen wäre. — Das letzte Werk Weber's, der „Oberon", ward am 18. December als Beschluß des Weber-Cyclus auf unserer Bühne und zugleich als Festvorstellung am eigentlichen Geburtstag des Meisters gegeben; der Aufführung ging ein von F. Koppel-Ellfeld gedichteter und von Frl. Ulrich gesprochener Prolog voran, der sich durch Wärme und poetischen Schwung auszeichnete. Ueber die Wiedergabe des Werkes ist nicht viel Neues zu sagen, da die Besetzung, außer der Uebernahme des Oberon durch Hrn. Eichhorn, die nicht gerade als eine Verbesserung im Hinblick auf die bisherige Darstellung des Elfenkönigs durch Hrn. Erl zu betrachten ist, dieselbe war wie früher. In den dankbaren Partien des Scherasmin und der Fatime leisteten Hr. Jensen und Frl. Reuther Vorzügliches, indem sie das lebenslustige Paar mit all der munteren Laune, der naiven Fröhlichkeit und der anmuthigen Beweglichkeit gaben, mit denen es von Weber in der Musik ausgestattet worden ist. Die Wüllner'schen Recitative waren bei der von Hrn. Hofkapellmeister Schuch dirigirten Aufführung am 18. December gestrichen und der frühere Dialog wieder hergestellt worden, da man die Oper diesmal in der ihr von Weber verliehenen Gestalt dem Publicum vorzuführen beabsichtigt hatte. — Am 3. December ward Weber's 100jähriger Geburtstag bereits vom Tonkünstlerverein würdig vorgefeiert. Der zweite Productionsabend desselben brachte nämlich nicht nur in seinem Programm Compositionen des genannten Tondichters, sondern die Vorführung dieser letzteren ward auch durch einen Weber in begeisterten Worten feiernden Prolog (der Feder des Hrn. Koppel-Ellfeld entflossen) eingeleitet. Auch äußerlich trug das Concert einen festlichen Charakter, da auf dem blumengeschmückten Podium die Büste des Gefeierten aufgestellt worden war. Das von den Herren Kammermusikern Demnitz, Schubert, Brückner, Wilhelm und Stenz ausgeführte Quintett Weber's in B-dur, op. 34, gehört augenscheinlich zu den Compositionen, die derselbe mehr aus Gefälligkeit gegen Freunde und bei äußerer Veranlassung als aus innerem Drange schrieb, doch verleugnet sich sein liebenswürdiges Talent auch hier nicht und giebt sich namentlich im Finale durch pikanten Rhythmus und hohen melodischen Reiz kund. Die in dem Quintett fast concertirend wirkende Clarinettenpartie trug Hr. Demnitz mit ebenso viel Fertigkeit als Empfindung vor. Nach einigen von Frau Hildbach anerkennenswerth gesungenen Liedern Weber's hörten wir seine große Claviersonate in C-dur, Nr. 1, op. 24, deren Ausführung in den Händen des Hrn. Buchmayer lag. Beginn und Beschluß des Concertes machten zwei Werke unserer Classiker: das feierlich-ernste Adagio für Blasinstrumente aus Haydn's „Sieben Worten des Erlösers" und das trotz des „galanten" Stils, in dem sein Schöpfer es schreiben wollte, unendlichen Reichthum des Gefühls und des Geistes verrathende Concerto grosso in G-dur für eine Geige, 2 Flöten und Streichorchester von Seb. Bach. — Als bedeutende Solisten im Concertsaal traten im letzten Monat des Jahres Frau Margarethe Stern, Hr. Francis Planté und Hr. Ladislaus Mierzwinski bei uns auf. Durch das gleichzeitige Gastspiel Reichmann's in den „Meistersingern" wurden wir verhindert, dem Concert Mierzwinski's beizuwohnen, doch hatten wir im Privatkreis mehrfach Gelegenheit die wunderbare Kraft und den berückenden Timbre seines herrlichen Tenors, der besonders bei dem Vortrag italienischer und französischer Musik sich effectvoll entfaltet, zu bewundern. — Hr. Planté, der uns schon vom letzten Nicodé-Concert her als ein Künstler von Geschmack und Originalität bekannt war, bethätigte diese Vorzüge in ausgedehnterer Weise in seinem am 13. December gegebenen eigenen Concert. Wir haben selten einen weicheren duftigeren Anschlag, der doch zugleich auch da, wo es erfordert wird, wirkungsvoller Energie fähig ist, gehört, als von Hrn. Planté, bei dem solid ausgebildete Technik Hand in Hand mit wahrhaft künstlerischer Auffassung geht. Der letzteren stehen unsre modernen Meister näher als die Werke Beethoven's und Bach's, deren Vortrag sich mehr auf der Oberfläche des Nachempfindens hielt, während die Wiedergabe von Clavierschöpfungen Mendelssohn's, Schumann's und Chopin's inniges Einleben in den Geist und die besondere Eigenart der Genannten verrieth. — Frau Stern, die am 29. December wieder einmal vor dem Publicum ihrer Heimathsstadt erschien, ist, wie wir schon oft an ihr gerühmt, eine Pianistin, in deren liebenswürdiger Individualität sich die vorgetragenen Compositionen in eigenartiger Weise spiegeln, die aber gerade dadurch, daß sie uns zeigt, wie die Werke unserer Tondichter in einem reinen, von echter Künstlerschaft erfüllten Frauengemüth wiederklingen, ihr besonderes künstlerisches Interesse erhält. Ihr Anschlag giebt dem des Hrn. Planté an Zartheit nichts nach und hat dabei noch seinen eigenen poetischen Reiz. Auch die Technik der Frau Stern ist eine ungewöhnliche, dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als sie sie überall in den Dienst höherer Kunstinteressen stellt. Daß der Vortrag Schumann'scher Piecen dem besonderen Talent der Concertgeberin am meisten entsprechen würde, war vorauszusehen. Durch die Mitwirkung des Hrn. Carl Hill, großherzogl. mecklenburg. Kammersänger aus Schwerin, dessen wirkungsvolle Gesangsvorträge Hr. Professor Krantz stimmungsvoll am Clavier begleitete, und des Hrn. Kammermusikus Grützmacher, dessen Meisterschaft auf dem Violoncell ja überall bekannt ist, wurde der Erfolg des genußreichen Concertes noch gesteigert. — Mit lebhafter Spannung haben wir das Gastspiel des Hrn. Theodor Reichmann aus Wien an unserer Hofbühne verfolgt, da er in jeder der verschiedenen Rollen, in denen er auftrat, charakteristische, ja oft meisterhafte Leistungen bot. — Als Hans Sachs (Vorstellung der Meistersinger am 7. December) führte er sich diesmal bei uns ein und erwies sich sogleich als gebildeter und denkender Künstler, der den poetischen Schuhmacher weder zu leidenschaftlich noch zu philiströs auffaßte, sondern die geistige Superiorität des alten Meistersingers über seine Umgebung vor allen Dingen im Auge behielt. Das dunkle weiche Colorit der wohlklingenden Baritonstimme des Hrn. Reichmann verleiht derselben einen erhöhten Reiz, den es selbst in der Tiefe nicht verliert, deren b und a noch voll und kräftig, wie in der Mittellage ertönen. Daß sein Organ, obgleich es eigentlich als Baßbariton zu bezeichnen ist, auch in der Höhe Schmelz und Kraft besitzt, und daß der Ausgleich zwischen den verschiedenen Registern desselben überall ein schön vermittelter ist, bemerkten wir bei Hrn. Reichmann's zweitem Auftreten als Hans Heiling in Marschner's gleichnamiger Oper. Hier entwickelte sich auch ein Vorzug des Künstlers, den er als Hans Sachs nur stellenweise zeigen konnte, der nämlich, daß er den gebundenen Gesang rund und tonschön vorzutragen versteht. Die Arie: „An jenem Tag, da du mir Treu versprochen" kann schmelzender kaum gesungen werden und war dabei ebensowol im Spiel als im Ausdruck eine vollendete schauspielerische Leistung. Auch in dieser zweiten Gastrolle hatte Hr. Reichmann den vom Tondichter beabsichtigten Charakter ganz erfaßt; er war nicht nur der düstere leidenschaftliche Dämon, sondern bot daneben das Bild einer jener von ihrer Umgebung unverstandenen vom Himmel die schönsten Sterne fordernden und doch zum Entsagen geschaffenen Naturen, wie sie sowol im Leben als in der Dichtung vorkommen und unsere mitleidsvolle Theilnahme verlangen. Mitunter läßt sich der Künstler durch sein dramatisches Feuer zum Vergessen der vorgeschriebenen Tempi hinreißen, und vor diesem zu ausgedehnten Gebrauch künstlerischer Freiheit ihn zu warnen ist die Pflicht der Kritik, die sich sonst seinen Leistungen gegenüber im Allgemeinen nur lobend und bewundernd verhalten kann. — Hrn. Reichmann's „Tell" in Rossini's Meisterwerk war vom 2. Act an vorzüglich, während er im 1. Act die Rolle noch zu indifferent hielt und den Glanz seiner Stimme, wie es schien absichtlich, nicht voll entfaltete. Der Künstler muß aber überall sein Bestes zu geben versuchen, dann wird sich die Leistung von selbst zu einer effectvollen steigern. Das Duett mit Arnold, welches den Gegensatz des Helden zu dem schwärmerischen Jüngling so wirkungsvoll in Tönen wiedergiebt, verlor durch die falsche Oekonomie des Hrn. Reichmann einen guten Theil seines Erfolgs und doch bewegt sich die Partie hier gerade in seiner besten Mittellage. Eine Meisterleistung war dagegen das Terzett mit Walter Fürst und Arnold im 2. Act, in dem ihm Hr. Decarli und Hr. Riese ebenbürtig zur Seite standen. Ferner sang und spielte unser Gast unvergleichlich in der großen Scene Tell's mit seinem Knaben vor Geßler, in der er die Kämpfe, die des schmerzdurchwühlten Vaters Herz durchtoben, mit erschütternder Naturwahrheit zu Tage treten ließ und sein modulationsfähiges Organ zu blendendem Glanz entfaltete. Viermaliger Hervorruf des Künstlers nach dieser Scene gab zu erkennen, wie sehr man das von ihm Gebotene auch im Publicum zu schätzen wußte. — Am 22. December hatte Wagner's „Walküre" und Reichmann's Gastspiel als Wotan das Theater trotz der Nähe des Weihnachtsfestes vollständig gefüllt. Der Wotan des genannten Sängers ist von der ersten bis zur letzten Note interessant, würdevoll und ergreifend; sein umfangreiches in jeder Lage wie in der ihm gemäßesten wohltönendes Organ ließ namentlich die tiefliegenden Momente der Partie zu ganz besonders

schöner Wirkung kommen. Die Scene mit Fricka im 2. Act, in welcher bei minder durchdachter Auffassung der Gott so leicht seine Majestät einbüßen kann, erhielt durch Hrn. Reichmann und durch seine talentvolle Partnerin Frl. Saak ihre ganze vom Tondichter vorgesehene dramatische Bedeutung. Hier darf der Widerspruch, in den Wunsch und Wille des altgermanischen Gottes mit den ewigen Gesetzen geräth, nicht Aerger über die Letzteren beim Hörer erregen; ebensowenig soll Wotan als der grollende Besiegte aus einem gewöhnlichen Ehestreit hervorgehen, sondern wir müssen von der ewigen Verneinung dessen, was wir wünschen und begehren, durch das unerbittliche Fatum ergriffen und von der Nothwendigkeit einer eisernen Richtschnur für unsere Handlungen überzeugt werden. Daß selbst der Gott sich dieser Richtschnur nur nach langem Kampfe beugt, raubt ihm nichts von seiner Größe, sondern bringt ihn uns nur menschlich näher. Auch bei dem Abschied von Brünnhild im letzten Act war Hr. Reichmann unübertrefflich. Erst kam der Zorn über die Ungehorsame und dann der Schmerz über die Trennung von ihr naturwahr und zur tiefsten Antheilnahme herausfordernd zur Erscheinung, unterstützt ward der Künstler hier durch Frl. Malten's (Brünnhild) begeistertes Spiel. — Ueber Hrn. Reichmann's vorletzte Gastrolle, den Holländer, (am 28. December) sei nur kurz gesagt, daß es ihm trotz anfänglicher Indisposition auch hier gelang, die Partie in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt, uns vorzuführen. Er giebt den Holländer nicht, wie so Viele, als unglücklichen Liebhaber und vom unbarmherzigen Schicksal Verfolgten, sondern weiß uns auch zu erschüttern und durch das Hervorkehren der dämonischen Natur des Helden zu spannen und zu erregen. — Am 30. December verabschiedete sich Hr. Reichmann als Hans Sachs vom hiesigen Publicum, das dem Wiener Meistersinger so viele genußreiche Abende verdankt und ihm beim Schlusse seines Gastspiels einstimmig „Auf Wiedersehn" zurief.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

—r. Archiv für öffentliches Recht. Herausgegeben von Dr. Paul Laband und Dr. Felix Stoerk. Erster Band. Drittes und viertes Heft. Freiburg i/B. 1886. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). — Wir haben von dem vorliegenden Archive, dessen neuestes Heft — das erste des zweiten Bandes — bereits an anderer Stelle erwähnt worden ist, nachträglich noch die beiden letzten Hefte des ersten Bandes kurz zu besprechen. Außer zahlreichen Literaturbesprechungen und Mittheilungen aus der Spruchpraxis des Bundesamts für das Heimathwesen enthalten diese Hefte zunächst eine ausführliche Untersuchung des Geheimen Admiralitätsrathes und vortragenden Rathes in der Kaiserlichen Admiralität F. Perels über die „Rechtstellung der Kriegsschiffe in fremden Hoheitsgewässern"; ferner einen „Beitrag zur Lehre von der Giltigkeit der Staatsverträge in den Verfassungsstaaten" von dem Landgerichtsrathe Leoni in Straßburg, der zu dem Ergebniß kommt, daß da, wo staatsrechtlich der Volksvertretung die Genehmigung gewisser Staatsverträge vorbehalten ist, die letzteren ohne diese Genehmigung auch der völkerrechtlichen Giltigkeit entbehren und die vertragschließende Regierung völkerrechtlich nur verbunden ist, die Entschließung der Volksvertretung wegen Genehmigung des Vertrages einzuholen. Ein Aufsatz des Oberbergrathes Dr. Arndt in Halle a/S. „Ueber die verfassungsrechtlichen Grundlagen des preußischen Unterrichtswesens" führt aus, daß und warum das letztere vorläufig nicht auf den Bestimmungen der Artikel 20 bis 25 der preußischen Verfassungsurkunde, die z. B. auch Gneist als „Zukunftsrecht" bezeichnet, sondern auf dem Staatsrechte der absoluten Monarchie beruhe. „Studien zur sociologischen Rechtslehre" von Professor Stoerk beschäftigen sich mit einem Werke Post's: „Leitgedanken für den Aufbau einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf sociologischer Basis" und prüfen hierbei die Frage, ob und inwieweit die naturwissenschaftliche Methode inductiver Forschung mit Erfolg auch in der Rechtswissenschaft angewendet werden könne und solle. „Zur Auslegung des Art. 30 der Reichsverfassung" erörtert Amtsrichter Altsmann in Nauen bei Berlin die bekannte Controverse über die Zeugnißpflicht der Reichstagsabgeordneten. Endlich sucht der Rechtsanwalt Dr. Stoeber in Mühlhausen i. E. in einem Aufsatze: „Die parlamentarische Immunität des Landesausschusses für Elsaß-Lothringen" nachzuweisen, daß diese Körperschaft nicht blos communalen Charakter habe, sondern ein Landtag bez. eine Kammer eines deutschen Gliedstaates sei und daher rücksichtlich der Rede- und Berichterstattungsfreiheit unter dem Schutze von §§. 11 und 12 des Reichsstrafgesetzbuches stehe. Das Archiv, das in der Gediegenheit und Mannigfaltigkeit seines Inhalts wol die beste Empfehlung selbst schon findet und insbesondere auch für den Richter und Rechtsanwalt Interesse genug bietet, erscheint jährlich in 4 Heften, je zum Preise von 4 ℳ.

—g. Geschichte des römischen Kaiserreichs von Victor Duruy, übersetzt von G. Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen, 46.—48. Heft, à 80 ₰. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig. — In diesen Heften beginnt der dritte Band des umfänglichen Werkes und zwar mit der sehr interessanten Darstellung der Sitten und Gebräuche der Römer während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter der Hauptüberschrift: Die römische Gesellschaft. Diese Abhandlung ist dann gegliedert in die verschiedenen Materien mit ihren Unterabtheilungen, wie: Die Familie resp. der Vater und die Kinder; der Gatte, die Gattin und die Sippschaft; die Leichenfeierlichkeiten und das Testament; Herren und Sclaven, Patrone und Freigelassene; die Colonen. Dann folgt das Capitel: Das Gemeinwesen, die Städte mit ihren Unterabtheilungen: Der Umfang der städtischen Gerechtsame, das innere Leben einer römischen Stadt, die Gemeindeversammlung, die Curie, die Beamten. Die Hefte sind nach wie vor ausgestattet mit einer großen Anzahl von Illustrationen aus den behandelten Gebieten des römischen Lebens, der fortlaufende Text enthält in sehr ausgiebiger Weise die Belegstellen aus den Quellenschriften, die Darstellung selbst ist lichtvoll, fesselnd, überzeugend.

L.— Die Hiebfechtkunst. Eine Anleitung zum Lehren und Erlernen des Hiebfechtens aus der verhangenen und steilen Auslage, mit Berücksichtigung des akademischen Comments von Ludwig Cäsar Roux, Fechtmeister an der königl. sächs. Universität zu Leipzig. Jena. Verlag von Hermann Pohle 1885. 4,50 ℳ. — Das vorstehend genannte Buch sei unserer männlichen Jugend angelegentlichst empfohlen, und zwar nicht nur denjenigen Herren, welche im Dienste des Königs und Vaterlandes zur Führung der Waffen schon berufen wurden, sondern auch allen übrigen, denen ein muthiges Herz in der Brust schlägt, und die aus eigenem innerem Antriebe die ritterliche Kunst des Fechtens zu erlernen wünschen. Nicht alle der zuletzt Genannten sind so glücklich, am Orte ihrer Thätigkeit einen tüchtigen Fechtlehrer zur Verfügung zu haben, und solche mögen getrost das Buch des Hrn. Roux zu Hand nehmen, um den Versuch zu machen, sich aus demselben durch Selbststudium zu unterrichten. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die in dem eben genannten Buche enthaltenen Anleitungen so außerordentlich klar gegeben sind, mit so wohl bemessener Steigerung vom Einfachen zum Complicirteren, vom Leichteren zum Schwierigeren vorschreiten, und überdies durch sehr hübsch ausgeführte Zeichnungen so vollends verständlich gemacht werden, daß ein Zweifel dem Lernenden eigentlich gar nicht begegnen kann. Aber auch allen in der Kunst des Fechtens bereits Unterrichteten wird das Buch des Hrn. Roux sehr willkommen sein, denn es frischt das Vergessene wieder im Gedächtniß auf, und giebt über alles noch nicht vollkommen Verstandene den zuverlässigsten Aufschluß. Das militärische Hiebfechten weicht zwar von demjenigen, wie es auf den deutschen Hochschulen gelehrt wird, in einzelnen Kleinigkeiten ab, welche auch Hrn. Roux nicht alle bekannt zu sein scheinen, doch kann der junge Officier trotzdem so viel Nützliches aus dessen Buche erlernen, daß letzteres ohne Zweifel sich auch in den militärischen Kreisen bald einbürgern wird.

J. R. Elschen auf der Universität. Vom Verfasser der „Saxo Saxonen". Bremen, Carl Rocco. 2., bez. 3 ℳ. — Kein Werk der komischen Literatur von Belang, aber für den, der eine müßige Stunde nicht besser auszufüllen vermag, zur Lectüre immerhin noch empfehlenswerth. Verfasser versteht die schnell erregbare, in ihrer Kritiklosigkeit so glückliche Backfischnatur, der das Schwärmen so leicht wird, wie ihr die Thränen locker sitzen, mit Glück wiederzugeben, und es ist nicht unergötzlich zu lesen, wie sich in Elschen's Kopfe „anders wie sonst in Menschenköpfen die Welt widerspiegelt", d. h. die studentische Welt mit ihren bunten Mützen und Bändern, Paukereien und Kneipereien. Charakteristisch für die Geschichte ist jener boshafte Ton, der sich schon in mannigfachen Schul- und Pensionatshumoresken breit machte, der mit dem eigentlichen Humor nichts zu thun hat, auch in diesem Falle mit seiner Persiflage nur die Oberfläche der Dinge zu streifen weiß, da dem Verfasser die Fähigkeit, in die Tiefe zu dringen, abgeht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 7. Mittwoch, den 26. Januar. 1887.

Slavische Reste in Sachsen.

Von Dr. G. Oertel.

Wenn auch die Meinungen der Forscher über die Urbevölkerung unseres Vaterlandes im Einzelnen auseinandergehen, so scheint doch darin Uebereinstimmung zu herrschen, daß in vorhistorischer Zeit eine keltische Urbevölkerung anzunehmen sei, daß um Christi Geburt ein germanischer Stamm, die Hermunduren, im jetzigen Königreiche Sachsen gewohnt habe und die slavischen Sorben erst am Ende des 6. Jahrhunderts von Osten her eingedrungen seien und das germanische Element allmälig durch diese Eindringlinge zurückgedrängt worden sei. Im 8. Jahrhunderte begannen nun bereits die Kämpfe der germanischen Stämme, die unter fränkischer Führung geeint waren, gegen die slavischen Nachbarn, zunächst allerdings gegen die nördlich wohnenden Obotriten, Liutitzen und Wilzen. Die deutschen Könige aus dem Hause der Sachsen, besonders Heinrich I. und Otto I., richteten ihre Angriffe besonders gegen die in unserem Vaterlande wohnenden Sorben, diese wurden über die Elbe zurückgedrängt, und deutsche Einwanderer fränkischen, thüringischen und sächsischen Stammes kamen in das Land. Die Germanisirung ging freilich nicht ohne Zwang von der einen und Widerstand von der andern Seite vor sich. Noch im 14. Jahrhunderte wurde der Gebrauch der sorbischen Sprache vor Gericht verboten.

Der bedeutendste Rest jener slavischen Periode ist nun bekanntlich die wendische Sprachinsel im Nordwesten Sachsens, die sich trotz des von allen Seiten mächtig andringenden deutschen Elements bis heute erhalten hat und nach menschlicher Voraussicht sich noch Jahrhunderte erhalten wird. Die Eigenthümlichkeiten dieser Sprachinsel, die Besonderheiten und Vorzüge des wendischen Völkchens habe ich in der Leipziger Zeitung (1886, Nr. 134, S. 1194 ff.) darzulegen versucht.

Aber es sind in unserm Sachsen auch außerhalb des wendischen Sprachgebietes noch Erinnerungen an jene Zeit vorhanden; und eine Zusammenstellung dieser slavischen Reste dürfte auch von allgemeinerem Interesse sein.

Ob die an fast allen Orten Sachsens aufgedeckten heidnischen Opferstätten von den Slaven herrühren, ist in den meisten Fällen nicht zu bestimmen. Jedenfalls sind diejenigen Opferstätten, die den Namen wendischer Götter tragen: Czorneboh, Bieleboh, Flins rc. von den slavischen Bewohnern benutzt worden; und die dort gefundenen Alterthümer können zum großen Theil als aus slavischer Zeit stammend angesprochen werden. Die sogenannten verschlackten Steinwälle, deren es in Sachsen 5 giebt (auf dem Strömberge bei Weißenberg, am Löbauer Berge, dem Rothstein bei Sohland, dem Burgberge bei Lichtenberg, in Coschütz bei Dresden) sind, wie dies die umfassenden Untersuchungen besonders Virchow's dargethan haben, vorchristlichen, vielleicht keltischen Ursprunges. Jüngeren Ursprunges sind die sogenannten Steinkreise (z. B. auf dem Hochsteine bei Elstra, dem Mehltheuer bei Bautzen, dem Schmorzberge ebenda rc.). Aus dem Umstande aber, daß diese Steinkreise auch im Harz und im Elsaß, also in Gegenden vorkommen, in denen niemals Slaven feste Sitze hatten, ist anzunehmen, daß ihre Anlage der urgermanischen Zeit verdankt wird. Die besonders in der Lausitz häufig vorkommenden halbrunden Erdwälle, vom Volke Hussiten- oder Schwedenschanzen genannt, deren Bestimmung, wie Entstehung noch vollkommen im Dunkeln liegt, sind ebenfalls nicht als slavische Reste in Anspruch zu nehmen. Der Wahrheit am nächsten mag wol der Alterthumsforscher Andree kommen, der in seinen „Slavischen Wanderstudien“ die Meinung ausspricht, daß diese Schanzen von verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten angelegt worden seien. Es ist wahrscheinlich, daß die Sorben nach dem Vorbilde schon vorhandener Erdwälle gleiche angelegt haben; aber es läßt sich nicht bestimmen, von welchen Schanzen dies anzunehmen sei. Aehnlich verhält es sich mit den an vielen Orten aufgedeckten Gräberstätten. Es bleibt immer ein Act der Willkür, die eine oder die andere der slavischen Zeit zuzuschreiben. Die in diesen Gräberfeldern gefundenen Urnen, Bleigefäße und Figürchen weisen oft auf eine viel frühere Entstehung hin. In wenigen, sehr wenigen Fällen wird es möglich sein, aufgefundene Alterthümer einigermaßen überzeugend als slavischen Ursprunges nachzuweisen. Slavische Reste in diesem Sinne sind also außerordentlich selten.

Dagegen haben wir eine sichtbare Erinnerung an die slavische Zeit in der eigenthümlichen Bauart vieler Dörfer. Während in einem deutschen Dorfe die Bauerngüter etwas von einander entfernt, meistens zu beiden Seiten des Dorfbaches stehen, so daß um das Gehöft der Garten und unmittelbar hinter dem Gehöft in langer Flucht die zugehörigen Feldgrundstücke liegen: sind die meisten echt wendischen Orte in mehr oder minder erkennbarer Hufeisenform um einen freien Platz gebaut, und zwar so, daß die Giebel der Häuser dem Platze zugekehrt sind. Die Felder liegen dann um das Dorf herum, oft zerstreut, oft weit entfernt, so daß sich in neuerer Zeit eine Zusammenlegung derselben nöthig machte, die denn auch in vielen Fällen erfolgt ist. Manche ursprünglich wendische Dörfer sind freilich ganz neu gebaut und in ihrer Anlage nun den deutschen ähnlich geworden; man darf also aus einer deutschen Dorfanlage nicht ohne Weiteres auf deutsche Entstehung schließen. In anderen ursprünglich wendischen Dörfern zeigt nur der älteste Theil noch die Kennzeichen slavischer Bauart, so z. B. die alte Hauptstraße in Möckern, die Häuser der Altgemeinde Lützschena rc. Wenige Dörfer zeigen den oben geschilderten Typus der alten slavischen Anlage noch ganz rein, so z. B. Uhyst a. T. und mit Ausnahme der neuen Anbauten auch Gnaschwitz in der Parochie Gaußig.

Weitere slavische Reste finden sich in Sagen, Bräuchen und Kinderspielen. Die wendischen Sagen sind in neuerer Zeit wiederholt gesammelt worden; ein näheres Eingehen auf die Eigenart derselben ist hier nicht am Platze. Eine Ver-

schiedenheit von den deutschen Sagen ist nicht ersichtlich; in vielen Fällen läßt sich nicht einmal nachweisen, ob die einzelne örtliche Sage deutschen oder slavischen Ursprungs ist. In neuerer Zeit ist man von gewisser Seite bestrebt, in allen deutschen Sagen slavische zu erkennen; so ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die Rübezahlsage und der Name des Berggeistes als slavisch angesprochen worden. Von besonderem Interesse sind die Sagen, die sich an die Zurückdrängung des Wendenthums durch das Deutschthum oder an die Kämpfe beider Völker knüpfen, so die Sage von den sieben Wendenkönigen, die mit ihren goldenen Kronen unter den sieben Steinen des Drohmberges bei Bautzen begraben liegen. Daß sich in der sächsischen Wendei, besonders in der durchaus wendischen Gegend um das Kloster Marienstern noch die alten slavischen Bräuche bei Geburt, Trauung und Tod erhalten haben, ist genugsam bekannt. Auch die Feier der sogenannten Vogelhochzeit am 25. Januar ist eine alte wendische Sitte. An diesem Tage, so erzählt man, feiern die Raubvögel (Elster und Sperber) ihre Hochzeit. Die Kinder stellen dann Teller vor die Fenster und finden allerhand Geschenke darin. Bis in unsere Zeit hat sich die sonst im ganzen Gebiete der Wenden heimische Sitte des Eierschiebens auf dem Protschenberge bei Bautzen erhalten. Am ersten Osterfeiertage werden allerhand Eßwaaren, Semmeln, Eier u. dgl. den Rasenabhang des Berges herunter geworfen und von den am Fuße desselben an der Spree versammelten Kindern der Vorstadt Seidau unter dem Rufe: „Eier, Eier!" aufgefangen. Der verstorbene Rentamtmann Preusker in Großenhain, einer der fleißigsten Sammler auf dem Gebiete sächsischer Alterthumskunde, berichtet im Jahre 1841, daß sich in Dörfern um Großenhain und Meißen die Sitte erhalten habe, daß der Richter die Gemeinde mit dem wendischen Rufe: „Potscheremo" (poicze romadu = kommt zusammen) zusammenruft. Er nennt die Dörfer Brockwitz, Böhla, Wainsdorf ꝛc.; ich habe der Sache nicht weiter nachgehen können, da es in der Nähe der genannten Städte 3 verschiedene Orte Namens Böhla, 2 Dörfer Namens Brockwitz, aber keines giebt, welches den Namen Wainsdorf oder Weinsdorf führt. Eine Reihe von heute noch in der Kinderwelt beliebten Spielen sind ihrem Namen nach wendischen Ursprungs. So spielt man an vielen Orten Sachsens ein Spiel, in dem ein zugespitztes Stück Holz durch Ausschlagen in die Höhe geschnellt wird. Das Spiel heißt in Döbeln „potscheckern", in Reichenbach „pascheckern"; ein Name, der nur aus dem Slavischen erklärbar ist.

Von der wendischen Sprache haben sich in der Ausdrucksweise der niederen Volksclassen fast allenthalben in Sachsen gewisse Reste erhalten. Ich kann selbstverständlich hier nicht alle diese Reste aufzählen, sondern muß mich auf die Anführung einiger besonders bezeichnenden Beispiele beschränken. Die wol überall in Sachsen gebräuchlichen Locknamen für Gänse und Enten: „husch" und „biele" sind wendisch. Der volksthümliche Ausdruck für trinken „pietschen" (auch piezen), „kritschel" für schlechtes Obst, „futsch" für weg, „krazscheln" für unsicher gehen, „Plautz" für Ausschlag, „Patsche" für Hand, „Seger" für Uhr sind gleichen Ursprungs. Auch die Leipziger Volkssprache hat einige aus dem Wendischen herzuleitende Ausdrücke, so: „Babbeläuschke" für den Verschlag an der Decke einer Tischlerwerkstatt, „bumäle" (bomäle, pomadig) für bequem, „Gums" für einen dicken Brei u. A (vgl. Albrecht, Die Leipziger Mundart). Bei einigen solcher Worte, z. B. Betze = Hündin, Pertzel = Hintertheil eines Vogels ꝛc. ist freilich die wendische Herleitung sehr fraglich.

Viel zu weit ist im Aufspüren solcher Herleitungen der Alterthumsforscher Gautsch in Dresden gegangen, wenn er in dem ersten Bande der von Moschkau herausgegebenen Zeitschrift „Saxonia" unter Anderen das Wort Jacke, den Fuhrmannszuruf: „Hott", ja sogar die Interjection: „Na" als einen Rest der sorbenwendischen Sprache in Anspruch nimmt.

Am häufigsten sind die Reste der wendischen Sprache bekanntlich in Eigennamen und ganz besonders in unsern sächsischen Ortsnamen. Die slavischen Ortsnamen des Königreichs Sachsen sind in neuester Zeit wieder Gegenstand einer überaus sorgfältigen und erfolgreichen wissenschaftlichen Untersuchung gewesen, deren Ergebnisse allerdings mehr den Sprachforscher interessiren. Es kann im Folgenden selbstverständlich nur das hervorgehoben werden, was von allgemeinem Interesse ist. Zunächst sind einige wendische appellativa für uns zu Eigennamen geworden. Wir sprechen von einem Kolmberg, einem Kolm, ohne uns bewußt zu sein, daß Kolm nichts anderes ist, als das sorbische Wort für Berg. Die Rietschke, der Rietschbach bedeutet nichts anderes als Bach, und der Rietschgrund in der sächsischen Schweiz ist nichts anderes als Flußthal. Ein drittes Beispiel führt der obengenannte Preusker aus der Nähe von Großenhain an. An dem sogenannten Teufelsgraben, wo die Grenzen zweier Dorfschaften an einander stoßen, liegt ein Feldgrundstück Namens Rustelmark. Den Namen erklärt er in überzeugender Weise als eine Zusammensetzung des wendischen rosdźjel = Theilung, Grenze mit dem deutschen gleichbedeutenden Mark. — Nicht selten ist die Zusammensetzung eines wendischen Bestimmungswortes mit einem deutschen Grundworte und umgekehrt. So ist im Strohmberg, Prebischthor, Sparberg der erste Theil, in Weinböhla u. A. der zweite Theil der Zusammensetzung wendisch. „Roth" als erster Theil der Zusammensetzung in vielen Ortsnamen (Rothschönberg, Rothnaußlitz ꝛc.) hat mit dem Adjectivum: „roth" nichts zu thun, sondern ist eine Entstellung des wendischen hrod = Burg.

Selten nur finden sich wendische Bergnamen. Die Individualisirung und die damit zusammenhängende Benennung der einzelnen Berggipfel fällt in eine spätere Zeit. Der Wende nannte die Berge einfach Kolm, und so haben wir denn Kolmberge überall da, wo Wenden gesessen haben, in reicher Zahl. Oder er nannte die Berge nach dem Gotte, dem er auf ihren Gipfeln opferte. So haben wir die verschiedenen Czornebohs oder Bielebohs bei Bautzen und Beyersdorf, Georgewitz und Gröditz. In der Lausitz finden sich von unzweifelhaft wendischen Bergnamen noch verhältnißmäßig die meisten (Gohrisch, Protschen, Strohmberg u. A.); im Elbsandsteingebirge finden sie sich nur vereinzelt (Zschirnstein u. w. a.), im Erz- und Elstergebirge fast gar nicht. Wenn sich hier ein wendischer Name eines Berges findet, so erscheint er in der Regel als erster Theil der Zusammensetzung mit Berg oder Stein und gehört dann dem Berge in zweiter Linie an, d. h. der Berg hat den Namen von einem wendisch genannten Orte oder Flusse bekommen. Die höchsten Punkte unsrer Gebirge waren, wie unten näher auseinandergesetzt werden wird, überhaupt nie von Wenden bewohnt; erst der Deutsche machte in harter Arbeit den wenig dankbaren Boden urbar.

Was die Flußnamen anlangt, so sind die Namen der Hauptflüsse deutsch. Elbe und Elster sind sicher, Mulde und Spree höchst wahrscheinlich deutschen Ursprungs. Sie stammen also aus der vorslavischen, urgermanischen Zeit und sind von den Wenden übernommen und geändert worden. Die Elbe heißt bei ihnen Labia (Laba), die Elster „Halstrow", die Mulde und Spree erscheinen in der wendischen Volkssprache als Mulda (Milda) und Sprea (Sprjewa). Die Namen der Nebenflüsse sind fast ausschließlich wendisch. Die Frage, ob bei Uebereinstimmung eines Fluß- und Ortsnamens der Fluß nach dem Orte genannt sei oder umgekehrt, wird nicht im Allgemeinen, sondern nur von Fall zu Fall zu entscheiden sein; doch neige ich der Ansicht zu, daß sehr viele kleinere Flüsse und Bäche den Namen erst von dem Orte bekommen haben, der an ihren Ufern gegründet ward. Wie der Deutsche die kleineren Flußläufe und Bäche, ohne sie zu individualisiren, „das Fließ", „das Wasser", „die Bach" nannte und nennt, so mag auch der Wende viele der heute nach einer Ortschaft genannten Flüßchen einfach „Rietschka" genannt haben. Noch heute kennen und gebrauchen manche Leute den Namen des Baches, an dessen Ufern ihr Heimathsdorf liegt, nicht, sondern

nennen ihn ohne weiteren Zusatz „die Bach". Man kann diese Bemerkung besonders in den Orten machen, die von dem, welcher dem Flusse den Namen gab, stromaufwärts liegen. Was nun endlich die Namen der Ortschaften anlangt, so kann ich aus leicht begreiflichen Gründen nur in großen Zügen die Ergebnisse der bisherigen Forschung andeuten. Fast kein aus dem Wendischen stammender Ortsname hat seine ursprüngliche slavische Form erhalten; er ist germanisirt d. h. in seinem Lautbestande der deutschen Sprache angeglichen worden. Die Wenden haben für die wendischen Ortsnamen, wie sie heute auf der Karte stehen, ganz andere Bezeichnungen, die in ihrem Lautbestande oft so verschieden von den officiellen Bezeichnungen sind, daß nur ein linguistisch Gebildeter die Uebereinstimmung zu ahnen vermag. Nicht alle Orte, die einen wendischen Namen haben, sind auch Gründungen der Wenden. Manchmal sind ursprünglich deutsche Namen von den Wenden durch völlig verschiedene ersetzt, manchmal übersetzt worden. Auch das Umgekehrte hat stattgefunden. Es sind slavische Namen durch deutsche ersetzt oder dem Begriffe nach ins Deutsche übersetzt worden. So hat der Oberlausitzer Wende für die meisten in seinem Sprachgebiete liegenden Dörfer und Städte deutschen Namens eine wendische Bezeichnung, die in den selteneren Fällen eine Uebersetzung der deutschen Ortsbezeichnung, in den meisten Fällen eine vollständig freie Umwandlung derselben ist. Welcher der beiden Namen nun älter ist, ist wiederum lediglich von Fall zu Fall zu entscheiden. Für viele jetzt officiell mit deutschem Namen bezeichnete Ortschaften war noch vor einem Jahrhunderte die slavische Bezeichnung officiell, so daß wir auf Karten aus jener Zeit noch den jetzt fast außer Gebrauch gesetzten wendischen Namen lesen. Der oben erwähnte Vorgang der Germanisirung wendischer Worte hat nun eine Reihe von Endungen erzeugt, die man als Kennzeichen slavischer Entstehung ansehen kann. So sind die Ortsnamen, die auf itz, itzsch, etz, enz 2c., auf au, ow, o, auf ig, igk, ich, ick enden, fast ausnahmslos wendischen Ursprunges; auch die meisten Namen auf en, ln, rn, el 2c. sind aus derselben Sprache zu erklären. Die Endungen ig, igk, ich und ick gehen in der Regel auf eine wendische Verkleinerungsform zurück, so z. B. Laussigk = Lužki, d. i. die kleinen Pfützen. Die Endungen au, ow, o, sind oft Umwandlungen eines andern wendischen Vocals oder in vielen Fällen unbegründete Anhängsel der Germanen, die sich übereinstimmende Suffixe schaffen wollten. Daß die Endsilben itz (witz) und ähnliche das Hörigkeitsverhältniß bezeichnen, ist bekannt. Was das Vorkommen wendischer Ortsnamen anlangt, so sind sie am häufigsten in der nordsächsischen Ebene und in den Flußthälern mit Ausnahme des Quellgebietes und des ersten Oberlaufes; seltener finden sie sich auf den Wasserscheiden zwischen den einzelnen Flüssen, ganz vereinzelt nur im hohen Gebirge. Auch hierfür ist der Grund leicht ersichtlich. Die höheren Theile unsrer Gebirge sind erst von Deutschen urbar gemacht und bewohnt worden. Es möge am Schlusse noch auf eine interessante Beobachtung hingewiesen werden, die aber mit aller Vorsicht ausgesprochen und aufgenommen werden möge, weil die etymologischen Grundlagen nicht überall ganz sicher ist. In unmittelbarer Nähe Leipzigs (von lipa = Linde) liegt Lindenau; bei dem Orte Belgern (von bjela hora = weißer Berg) in der Lausitz liegt das Städtchen Weißenberg; neben der Stadt Pirna, deren Namen einige von dem slavischen Sonnengotte Perun herleiten, erhebt sich der Sonnenstein Auf gleiche Weise hat man auch den Namen der Stadt Sebnitz mit dem in der Nähe liegenden Finkengut identificirt. Wir würden sonach Fälle haben, wo ein Ort gleichen deutschen Namens in unmittelbarer Nähe eines Ortes wendischen Namens gegründet worden ist, oder umgekehrt. Ich verzeichne diese Beispiele nur, ohne irgendwelche Folgerungen daraus zu ziehen, da, wie schon bemerkt, die Grundlage noch etwas unsicher ist.

Die aus dem Wendischen herzuleitenden Familiennamen, deren es in Sachsen eine ziemliche Anzahl giebt, sind nicht eigentlich Reste aus slavischer Zeit, die Entstehung der Familiennamen fällt ja in eine Zeit, in welcher das Deutschthum schon in unserm jetzigen Königreiche Sachsen herrschend geworden war. Sie sind in vielen Fällen nicht Kennzeichen dafür, daß die Familie wendischen Stammes gewesen ist, sondern sind oft nichts anderes, als der wendische Ortsname, den der Urahn der Familie zu seinem Geschlechtsnamen machte. Damit soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß ein wendischer Familienname auch auf wendische Herkunft der Familie hindeuten kann; nur ist er in den seltensten Fällen ein Beweis dafür. Die Familiennamen in der sächsischen Wendei sind allerdings zum größeren Theile wendischen Ursprungs (Kapke, Warnatzsch, Woboda, Mrosack, Handrick 2c.), doch finden sich auch viele Familien Namens Richter, Zenker, Petermann, Schuster 2c., in denen seit Jahrhunderten wendisch gesprochen worden und die Erinnerung an einen deutschen Ursprung ganz erloschen ist. Das häufige Vorkommen des Namens Deutschmann in wendischen Familien hat nichts Auffälliges; die zur Zeit der Namenentstehung lebenden Ahnen sind entweder deutsche Einwanderer in das wendische Gebiet gewesen oder haben sich durch eine gewisse Hinneigung zu deutschem Wesen ausgezeichnet.

Ein Wort über den Dilettantismus in der Literatur.

Von **Carl Wilh. Geißler.**

Serribilis: Mich dilettirt's, den Vorhang aufzuziehen! Goethe. „Faust I."

Den Geschöpfen des Prometheus Nektar zu bringen entschwebt Minerva dem Olymp; die übervolle Schale schwankt, wenige Tropfen fallen zur Erde: Biene, Schmetterling und Spinne saugen sie begierig auf und werden mit den Menschen des höchsten Glückes, der Kunst theilhaftig. Dies der Inhalt des bekannten Goetheschen parabolischen Gedichtes, das ich mir zu einer kurzen Interpretation ausbitte: Nicht alle Menschen durften aus der vollen Schale trinken, nur den Künstlern ward sie gereicht, aber mit den Bienen, mit den Spinnen sog ein andrer größrer Theil der Menschen von den Tropfen des göttlichen Ueberflusses — die Dilettanten. Erfüllt vom nektarischen Zauber breitet die Spinne ihr kunstreiches Gewebe aus, fügt die Biene Zelle an Zelle — und jene Menschen dichten, malen, musiciren, glücklich, wenn auch ihre Musik kreischt, ihre Verse hinkend, ihre Zeichnungen steif und unbeholfen sind. Und wer wäre so unbillig, ihnen diese Freude zu verargen, wer wollte ihnen verbieten, nach anstrengender prosaischer Berufsthätigkeit sich an eignem künstlerischem Schaffen zu erfrischen, sich in der Pfütze zu tummeln, da ihnen das Meer verschlossen ist? Gewiß Niemand. Im Gegentheil, man sollte wünschen, daß alle Menschen in etwas Dilettanten wären. Das Familienleben würde durch das einigende Band einer gemeinsam ausgeübten Kunst, bestehe dieselbe nun in musikalischen oder dramatischen Productionen, gefestigt werden, die Menschen würden der hohen sittlichen Aufgabe, in sich selbst, im engsten Kreise Befriedigung zu suchen, um ein Bedeutendes näher kommen.

Auch dem literarischen Dilettantismus — von diesem allein will ich hier reden — kann die Berechtigung schlechthin nicht abgesprochen werden. Gleichwol haben die Schriftsteller von Beruf mehr, als Maler, Schauspieler oder Musiker sich ihm widersetzen, ihm entgegenarbeiten zu müssen geglaubt.

Selbst Goethe, der doch da dem Dilettantismus das Wort zu reden geneigt ist, wo er sich selbst Dilettant fühlte, eifert gegen die literarischen Dilettanten in den bekannten Versen:

> Alte, Junge, Groß und Klein,
> Jegliches Gelichter,
> Keiner will ein Schuster sein,
> Jedermann ein Dichter!

Zu geschweigen der eigenthümlichen, stark selbstbewußt gefärbten Worte Schiller's:

> Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
> Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?

Die Ursachen, warum der Berufsschriftsteller den Dilettantismus in seiner Kunst bekämpft hat, zu bekämpfen nie aufhören wird, liegen auf der Hand. Die Dichtkunst ist die allgemeinste Kunst. Es dürfte wol Wenige geben, die aus dem Leben scheiden, ohne wenigstens einmal poetisch empfunden zu haben. Denn die eigentliche Kunst, das Technische, was viele abschreckt, in der Malerei oder in der Musik sich zu versuchen, ist hier ein verschwindend kleines Moment. Verdanken wir doch unsre besten Volkslieder zum größten Theile Männern, die keine Berufsdichter waren, die in ihrem Leben vielleicht nur das einzige Lied dichteten, um deswillen wir sie bewundern. Das Kind dichtet seinen Ringelreihen, die Großmutter ihre Märchen, der Jäger seine abenteuerlichen Geschichten. Kurz, alle Welt, soweit sie das Bedürfniß fühlt, die schalen Ereignisse eines trocknen einförmigen Lebens mit Hilfe der Phantasie aufzuputzen, übertreibt, lügt — dichtet, bewußt oder unbewußt.

Liegt auch hier die Hauptursache für den so überaus stark entwickelten Dilettantismus in der Literatur, so muß doch andrerseits zugegeben werden, daß derselbe bis hierher etwas durchaus Harmloses, für den Berufsschriftsteller ganz Ungefährliches ist. Wer wollte es dem Gymnasiasten verargen, wenn er seiner Schönen zärtliche Gedichte sendet, wer wollte die Mutter darob schelten, wenn sie ein Wünschchen reimt, das der beglückwünschte Vater von dem frischen, stammelnden Kindermunde wegküßt, oder dem Patrioten, wenn er seinen Fürsten bei festlicher Gelegenheit zu besingen sich nicht entbrechen kann?

Ein Andres ist es, was das Dilettantenthum für unsre Berufsschriftsteller so gefährlich macht: die Eitelkeit der Producenten. Der Reiz, sich gedruckt zu sehen, ist ein viel zu großer, als daß ihm der Dilettant auf die Dauer zu widerstehen vermöchte. Der Verliebte hat vielleicht ein gutes Lied gedichtet; eine belletristische Zeitschrift hat es abgedruckt; er glaubt nun Dichter zu sein, er schreibt, um ein Bändchen zu füllen, er dichtet um zu dichten. Er findet einen Verleger, der Verleger findet einen Buchbinder, der die geschmacklosen Reime geschmackvoll zu binden versteht, der „Dichter“ findet ein Publicum, weil er gar breite Bettelsuppe kocht — und der literarische Markt ist um eine zweifelhafte Waare, der Berufsschriftsteller um einen Concurrenten reicher geworden. Wenn wir hinzufügen, daß in Deutschland jährlich ungefähr dreihundert solcher Erstlingspoesien verlegt werden, so wird man das Bedenkliche derartiger Ueberschwemmungen für Berufsschriftsteller und Geschmack des lesenden Publicums unschwer erkennen.

Indessen ist es doch nur der geringste Bruchtheil von literarischen Dilettanten, denen es gelingt einen Verleger zu finden: Tausende und wieder Tausende schreiben für das Feuilleton der „Tagespresse“. Und gerade gewisse Zeitungen möchte ich als Hauptschuldige an der krankhaften Schreibewuth unsrer Tage bezeichnen. Nicht zu reden von einigen sogenannten belletristischen Blättern, die auf die unverantwortlichste Weise das kläglichste Dilettantenthum zu fördern sich berufen fühlen, dergestalt, daß jeder Abonnent einen Anspruch hat, seine Reimereien aufgenommen zu sehen — eine neue glückliche Speculation, mit der Eitelkeit der Menschen den Geldbeutel zu füllen! Nein, jedes neuentstehende Tagesblatt, so elend und wischhaft es auch sein mag, läßt so und soviele Dilettanten zur Feder greifen, denn die Feuilletonspalten haben ihr Publicum, werden von milde richtenden Frauenzimmern gelesen und — last not least — bezahlt.

Praktische Vorschläge, den Dilettantismus in seine natürlichen Grenzen zurückzuweisen, sind natürlich, wenn man von dem burlesken Gedanken, die Berufsschriftstellerei zünftig zu machen, absieht, schlechterdings unmöglich. Eins nur möchte den Berufsschriftstellern dringend anempfohlen werden, sich von der Behandlung trivialer Gegenstände zu wahrhaft dichterischen Stoffen, von einer nachlässigen Alltagssprache zu echt künstlerischer Ausdrucksweise zu erheben. Dahin würde der Dilettant nicht folgen können, das Publicum würde nicht mehr Geschmacklosigkeit genug besitzen, seine Producte zu lesen, geschweige gar zu bewundern.

Leider wird aber Niemand leugnen können, daß es sich unsre Berufsschriftsteller zum Theil sehr bequem machen — — und wer wollte es dem Schuster verargen, zu reimen, seine Reime drucken zu lassen, wenn der Schriftsteller literarisch schustert?

Nein, das Beste, nur euer Bestes, deutsche Schriftsteller, laßt aus der Druckerpresse hervorgehen, und ich möchte wetten, daß dann der Dilettantismus, der jetzt mehr als zuvor euch Concurrenz zu machen droht, von selbst von der Oeffentlichkeit verschwinden wird, daß die schreibseligen Jünglinge, die romanfabricirenden Mütter zum Arbeitstisch, in die Kinderstube zurückkehren, wo für sie allein wahres Glück, wahrer Ruhm erblühen kann!

Bücherbesprechungen.

☐ **Der Heidelberger Katechismus.** Von **Hermann Dalton.** Heilbronn, Gebr. Henninger. — Zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Heidelberger Universität ist diese Broschüre, die das erste Heft des zwölften Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ bildet, von bekannter Hand geschrieben. Sie hat ihre Bedeutung auch unabhängig von der inzwischen im Strom der wechselnden Ereignisse verrauschten schönen Feier. Die Schrift ist allerdings mehr ein Panegyricus auf den Heidelberger Katechismus, als eine ruhige geschichtliche Würdigung des Gegenstandes. Der Heidelberger Katechismus hat gewiß nie einen begeisterteren und beredteren Apologeten gefunden, als den Verf., der nicht ansteht, denselben als das größte, bedeutsamste Werk zu bezeichnen, das auf dem Grund und Boden der Heidelberger Universität in den 500 Jahren ihres Bestandes erwachsen sei, und der wahrhaft erfinderisch ist in Entdeckung von Aehnlichkeiten zwischen dem Charakter dieser Bekenntnißschrift und dem Charakter der herrlichen Landschaft, in deren Umgebung sie entstanden ist. Gewiß ist der Heidelberger Katechismus, wenn er auch den lutherischen Katechismus mit seiner unvergleichlichen Kraft und Einfalt durchaus nicht erreicht, ein kostbares Kleinod der reformirten Kirche, hervorragend durch den Geist hoher christlicher Weisheit und Milde, wie durch religiöse Tiefe und christlichen Ernst, und es ist jedenfalls ein Verdienst des Verfassers, daß er auf diese kleine und doch so bedeutsame Schrift aufmerksam gemacht hat, deren bei der Heidelberger Feier kaum gedacht worden ist, unsers Wissens selbst nicht in der Eröffnungspredigt. Der im Heidelberger Katechismus mit großer Klarheit und edler Wärme bezeugte Glaube stimmt freilich mit der herrschenden theologischen Richtung Heidelbergs nicht eben überein.

f. **Die Armee-Eintheilung und Quartier-Liste des deutschen Reichs-Heeres und der Kaiserlichen Marine für das Jahr 1887**, in Ernst Stechert's Militär- und Schulbuchhandlung in Potsdam erscheinend, nach amtlichen Mittheilungen bearbeitet, mit 34 Abbildungen und Beschreibung von Orden und Ehrenzeichen, 28. Jahrgang, 286. Auflage, 40 Seiten, sauber geheftet und beschnitten, ist für 50 Pfennige eine preiswerthe tabellarische und übersichtliche Zusammenstellung des deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine nach der neuesten Formation und Dislocation mit namentlicher Angabe der Chefs und Commandeure.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 8. Sonnabend, den 29. Januar. 1887.

Der Bauernkrieg.

Ein Rückblick auf socialistische Vergangenheit.

H. J. Das socialistische Treiben, welches Europa erfüllt und wohl geeignet ist, furchtsame Gemüther zu erschrecken, legt die Frage nahe: Ist Aehnliches schon dagewesen? —

Es ist schon dagewesen, wie angeblich alles Irdische in ewigem Kreislaufe sich wiederholt; und namentlich bei uns in Deutschland ist diese Schreckgestalt schon dagewesen, furchtbar drohend sich erhebend, rasend wie in toller Wuth, dann aber rasch ersterbend, weil das verwegene Beginnen von vorn herein den Todeskeim schon in sich trug; denn nur in lebendigem und wahrem Einverständniß mit dem Fortschreiten der Weltentwickelung wird etwas Haltbares sich gründen lassen.

Doch anders äußern dieselben Ideen sich zu andern Zeiten und was vor dreihundertundsechzig Jahren mit brutalster Gewalt zum Ausdruck kam, mag heute durch den Kampf der Geister zum Austrag kommen, ohne jene Scenen des blutigsten Bürgerkrieges wieder wach zu rufen, welcher Deutschlands Fluren jemals verwüstet hat.

Dieser Bürgerkrieg, welcher im Jahre 1525 Schwaben, Franken, Thüringen und das Elsaß verheerte und Ströme Blutes fließen machte, ist bekannt unter dem Namen „der Bauernkrieg".

Die Aufregung Böhmens durch die Hussitenkriege war auch für das übrige Deutschland nicht ohne Folgen geblieben. Die Ohnmacht des Reichsregiments gab die Bauern schutzlos der Willkür der weltlichen und geistlichen Grundherren preis, und in harter Leibeigenschaft, von Frohn und schweren Abgaben bedrückt, mit stets sich mehrenden Steuern belastet, in den beständigen Kriegen und Fehden geplündert und mißhandelt, befand sich der Bauernstand in höchst trauriger Lage und rechtlosem Zustande.

Bei der Betrachtung historischer Thatsachen ist es jedoch zu ihrer richtigen Würdigung unerläßlich, daß man in den Geist, die Empfindung und die Anschauungsweise jener Zeit, die man betrachten will, nach Möglichkeit sich hinein versetze, da man mit dem Maßstabe unserer modernen Anschauungen zu ganz falschen Schlüssen kommen würde. Vieles, was heute als vollkommen berechtigt und selbstverständlich von Jedermann anerkannt wird, gehörte vor Jahrhunderten zu den Unmöglichkeiten, und vor Manchem, was damals zu Recht bestand und dem menschlichen Gefühl entsprach, schaudern wir heute empört zurück. Deshalb ist es auch ganz undenkbar, daß auf Grund der damals berüchtigten zwölf Artikel, welche die Forderungen der Bauern enthielten und um welche der ganze Krieg zwischen den Herren und den Bauern sich drehte, in unserer Zeit ein Krieg überhaupt entstehen könnte, weil, wie wir später sehen werden, alle diese Forderungen, in unseren Augen als vollkommen berechtigt, längst erfüllt sind und von Jedermann als selbstverständlich betrachtet werden.

Anders zu jener Zeit, wo auch von den Besten der Nation der Bauer als ein rechtloses Lastthier betrachtet und ein Jeder, welcher anders dachte, als ein sonderbarer Schwärmer angesehen wurde. So war z. B. ein Herr Heinrich v. Einsiedel seinen Bauern ein ganz besonders gütiger Herr, der in seinen humanistischen Ideen so weit ging, daß er die Frohnen für unchristlich und unrecht hielt. Er wendete sich um Rath an Luther, welcher ihm antwortete: „Die Frohnen seien zuweilen zur Strafe auferlegt, oder durch Verträge erlangt worden. Er könne sie also mit gutem Gewissen beibehalten." — Dennoch hatte der edle Herr Gewissensbisse und fragte noch einmal an. Luther erwiderte: „der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig."

Was wir in dieser Richtung für vollberechtigt und selbstverständlich halten, galt zu jener Zeit für höchsten Hochverrath, weil die Stellung der leibeigenen Bauern damals eine so ganz andere war als heute, und die zur Unterdrückung des Bauernaufruhrs angewendeten Grausamkeiten galten für verdienstvoll, weil auch die Begriffe von Recht und Unrecht andere waren als heute. Und hätten die Bauern die Oberhand behalten, so wäre allerdings die Ordnung alles Bestehenden jählings auf den Kopf gestellt worden. Was im Laufe der Zeiten allmälig als folgerichtige Nothwendigkeit sich gestaltet hat, sollte mit einem Schlage revolutionärer Gewalt vollzogen werden. Da fuhr auch Luther mit Blitz und Donner drein „wider die räuberischen und mörderischen Bauern", welche allerdings nach der Entfesselung ihrer elementaren Rohheit und Wildheit die Grenzen der zwölf Artikel weit überschritten und durch Raub, Mord und Brand zu ihrer schleunigsten Unterdrückung herausforderten.

Zwar hat zu jener Zeit auch der verwegensten Rädelsführer nicht Einer sich nur annähernd bis zu der Phrase aufgeschwungen „Eigenthum ist Diebstahl"; das rechtlich erworbene Eigenthum sollte dem Princip nach unangetastet bleiben. Aber dennoch wurde unter dem Deckmantel der „evangelischen Brüderschaft" und berechtigter weltlicher Forderungen von den socialistisch verhetzten Bauern, im Verein mit dem Pöbel der Städte, Entsetzliches geleistet.

Doch „grausam und feige" geht gewöhnlich Hand in Hand. Sobald der Herrenstand zur Besinnung kam und geschlossen dem Unwesen entgegen trat, sank den Empörern, im Bewußtsein ihres Unrechts, der Muth. Ordnung hatte weder in der gesammten Unternehmung, noch in den einzelnen Haufen je geherrscht, und mit leichter Mühe wurden sie geschlagen und vernichtet. Grausam wie die Thaten der Rebellen war, jener Zeit gemäß, die Rache.

Schon in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts erhoben sich in den Niederlanden große Schaaren von Bauern, die „Käse und Brod" in ihrer Fahne führten, die „Käsebröder". — Im Jahre 1512 erstreckte sich eine geheime demokratische Gesellschaft über den Schwarzwald, das Elsaß und die Schweiz unter dem allbekannten Namen „Bundschuh". In jenen Zeiten war es den Bauern und Leibeigenen verboten, Stiefel oder Halbstiefel zu tragen. Der Schuh war ihre gezwungene Fußbekleidung. Dieses Zeichen der Sklaverei machten sie zum Banner der Befreiung. Ein Schuh, in eine rothe Fahne gestickt oder gemalt, war das Zeichen ihres Bundes. Dieser Schuh hieß „Bundschuh", und nach ihm die ganze Gesellschaft. — Doch schon in demselben Jahre 1512 wurde der schwarzwälder Bundschuh, der sich in einem zweitausend Mann starken Haufen unter dem Bettler Joß Fritz gesammelt hatte, von dem Markgrafen Philipp und den Bürgern Freiburgs gesprengt. Der Anführer entkam jedoch und zwei Jahre später verwandelte sich der schwarzwälder Bundschuh in den schwäbischen „Armen Konrad", welcher zwar von Herzog Ulrich von Württemberg gesprengt wurde, aber einige Jahre später unter dem Namen der „evangelischen Brüderschaft" wiedererstand.

Der „Arme Konrad" war durch die maßlosen Bedrückungen

des Herzogs Ulrich hervorgerufen, der seine unglücklichen Bauern in Wahrheit zur Nothwehr trieb. Mit sechzehn Jahren zur Regierung gelangt, hatte Ulrich, ein sonst hochbegabter Fürst, durch sein verschwenderisches Leben seine und seines Staates Mittel erschöpft und enorme Schulden gemacht. Erpressungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Bauern sollten die Mittel liefern zur Bezahlung der Schulden und zur Fortsetzung des bisherigen Lebens, da den zu jener Zeit festen Städten nicht so leicht beizukommen war. Zum Aeußersten getrieben, bildeten endlich die Bauern unter dem Namen „Der arme Konrad" — von dem schwäbischen „koan Rath" — eine geheime Gesellschaft zur Abwehr, in welche anfänglich nur Bauern aufgenommen wurden, da diese sich vor den hochmüthigen Städtern eben so sehr fürchteten wie vor dem Adel.

Da Ulrich durch seine Bedrückungen auch die Städte gegen sich aufgebracht hatte, sah er sich endlich zum scheinbaren Nachgeben in dem „Tübinger Tractat" veranlaßt, welcher durch eine neue Huldigung von Seiten der Unterthanen besiegelt werden sollte. Zu diesem Zweck war ein Landtag ausgeschrieben, auf welchem aber die Bauern, trotz ihrer gerechten Bitten, keine Stimme hatten. Die Mißstimmung derselben stieg dadurch in so hohem Grade, daß, als Ulrich die Bauern des Remsthals nach Schorndorf zur Huldigung entbot, dieselben 7000 Mann stark, bewaffnet und in geschlossener Ordnung erschienen. Als Ulrich seinen verhaßten Marschall Thumb die Huldigung verlesen ließ, entstand heftiger Tumult. Muthvoll und in tiefer Verachtung der Bauern, trat Ulrich nun selbst der aufrührerischen Menge entgegen; doch die Achtung vor seiner Person war geschwunden, und nur durch seines Pferdes Schnelligkeit entging der Herzog den Thätlichkeiten der aufrührerischen Bauern.

Diese waren somit compromittirt und mußten vorwärts. Auf dem Cappelberg errichteten sie ein Lager und wählten Vollmar v. Bentelsbach zum obersten Hauptmann.

Da Ulrich nicht gerüstet war, nahm er jetzt seine Zuflucht zur List, indem er den Bauern Friedensvorschläge machte, welche dieselben veranlaßten, die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen, da ihnen der Herzog bis zu dem in Stuttgart zu versammelnden Landtage, auf welchem die Beschwerden der Bauern erledigt werden sollten, Frieden und freies Geleit versprochen hatte. Während der Verhandlungen hatte aber Ulrich bedeutende Verstärkungen an sich gezogen und ließ die Bauern, als diese, seinem Worte vertrauend, arglos nach Hause zogen, meuchlings überfallen. Im Remsthal, wo er vor den Bauern geflohen, ließ er deren 1600 gefangen nehmen, und von diesen 46 ohne Untersuchung hinrichten. Außerdem wurden Alle, die der Mitgliedschaft des Armen Konrad verdächtig waren, des Majestätsverbrechens angeklagt, die Güter der Flüchtigen eingezogen und schließlich Vollmar v. Bentelsbach mit zehn seiner Hauptleute hingerichtet. — So endete der „Arme Konrad", das Vorspiel des Bauernkrieges. Doch der Funke glomm unter der Asche fort.

Der Zustand des Deutschen Reiches war zu jener Zeit ein trostloser. Der Kaiser, Karl V., war fern. Seine geringen Sympathien für das ihm fremde Deutschland waren durch die Ausbreitung der Reformation noch gemindert worden, und die Kriege in Italien verzehrten die Mittel des mächtigsten Fürsten der Christenheit. Die Reichsregierung war infolge dessen kraftlos. Dazu kam der tiefe Zwiespalt zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Regiment, der alle Ordnung löste und auch das Einverständniß der vorwaltenden Reichsfürsten, worauf immer die Einheit des Reiches beruhte, vernichtet hatte. Verwilderung der unteren Volksschichten und Unzufriedenheit der oberen waren die natürliche Folge.

Zu den bemerkenswerthen leitenden Geistern jener Zeit, welche in der irrigen Meinung, daß Luther politische Pläne hinter der religiösen Reform verberge, und welche deshalb seine Lehre von evangelischer Freiheit mit ihren politischen Freiheits-Utopien vermengten, gehören Franz v. Sickingen und Ulrich v. Hutten.

Sickingen gehörte durch seinen Geist, seine umfassenden Kenntnisse, seinen ritterlichen Sinn und seinen Reichthum zur Blüthe der deutschen Ritterschaft, in welcher sich damals, gegenüber der aufstrebenden Fürstenmacht, der Geist der Unabhängigkeit regte. Man hätte am liebsten durch eine politische Reformation ein einiges deutsches Reich geschaffen, mit einem mächtigen Kaiser an der Spitze, und dies war unverkennbar Sickingen's und Hutten's Ziel, nach welchem sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln strebten. Sie dachten mithin ihrer Zeit 350 Jahre voraus, und das ist eine geistige Größe, welche nicht zu unterschätzen ist. Doch weil sie ihre Zeit mißverstanden, die ihren Ideen noch nicht reif, und weil sie ihre Mittel weit überschätzten, so mußten sie ein tragisches Ende nehmen.

Durch seine Fehdelust und seinen Gerechtigkeitssinn, der ihn vielfach veranlaßte Unterdrückten seinen starken Arm zu leihen, hatte Sickingen durch ganz Deutschland einen glänzenden Namen und einen großen Anhang gewonnen. Mit Leidenschaft oblag er den humanistischen Bestrebungen und machte sein Stammschloß, die Ebernburg bei Kreuznach, zum Versammlungsort geistesverwandter Standesgenossen und Gelehrten, welche in dieser aufgeregten Zeit vielfach als politische Flüchtlinge dort den ersehnten Schutz fanden. Durch die auf dieser Burg eingerichtete Buchdruckerei fanden unzählige Flugschriften, meist polemischen oder satirischen Inhalts, ihre weite Verbreitung und schürten den schon im Volke reichlich vorhandenen Zündstoff. Sickingen's Ansehen im Reich war so groß, daß Franz I., als er sich gleichzeitig mit Karl V. um die deutsche Kaiserkrone bewarb, einen schmeichelhaften Brief an denselben richtete, als gehöre er zu den Kurfürsten.

Luther's reformatorische Lehre erfüllte Sickingen mit Begeisterung, und früher noch als in Wittenberg wurde auf der Ebernburg durch Oecolampadius der erste evangelische Gottesdienst eingerichtet. Sickingen war bemüht Luther zu sich auf die Ebernburg zu ziehen, um dessen Wort mit seinem Schwert zu einer gewaltsamen Reformation im weltlichen und geistlichen Sinne zu vereinigen. Doch lag eben in diesem Gedanken die schroffe Grenze, welche diese beiden reformatorischen Geister von einander trennte, da Luther lediglich durch das Wort und durch die Fürsten von oben nach unten wirken wollte, während Sickingen dem Evangelium das Schwert zur Seite zu stellen suchte, an der Spitze der Ritterschaft Kaiser und Reich zu bezwingen gedachte und die Gährung unter den Bauern als Unterstützung für seine hochstrebenden Pläne verwenden zu können hoffte.

Im Jahre 1519 trat in den Kreis der Ebernburger Heißsporne ein neuer Feuergeist, — Ulrich v. Hutten, der auf Sickingen den größten Einfluß übte.

Einem alten fränkischen Adelsgeschlecht im Jahre 1488 entsprossen, war Hutten der kühnste und kräftigste Kämpfer für die neue humanistische Weltanschauung und die Unabhängigkeit Deutschlands. Von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, trat er schon in seinem 11. Lebensjahre in ein Kloster zu Fulda, entfloh aber in seinem 16. Jahre, am Vorabend seiner Einweihung. Von seinem Vater deshalb verstoßen, durchzog der arme, ganz auf sich selbst angewiesene Jüngling halb Europa, bald als Sänger, bald bettelnd sein Leben fristend. In Italien von Räubern überfallen und seiner letzten Habe beraubt, war er genöthigt, in Venedig als einfacher Landsknecht sich anwerben zu lassen. Trotz seiner drückenden Lage fand er aber doch die Zeit, die ganze Kraft seiner starken Seele der Befreiung seines Vaterlandes von den mancherlei Ketten zuzuwenden. In Gedichten, Streitschriften und Satiren geißelte er die Juristen und das römische Recht, welches in Deutschland Eingang gefunden hatte, den rohen Adel und die Tyrannei der Fürsten, die Unsittlichkeit und geistige Versunkenheit der Priester und Mönche. Nach Deutschland zurückgekehrt, ward ihm 1517 die hohe Ehre des Dichterkranzes von Kaiser Maximilian zu Theil.

Von Noth und Elend getrieben entschloß sich endlich Hutten, sein freies Dichterleben aufzugeben und an den Hof des geistreichen, freisinnigen Kurfürsten Albrecht II. von Mainz zu gehen, der ihn berufen hatte. Dieser Fürst, ein Prinz von Brandenburg, gelehrt, tolerant, hochverdient um Kunst und Wissenschaft, fand Gefallen an Hutten's kühnem, unabhängigem Geiste, und suchte ihm das Leben angenehm zu machen. Als aber Hutten den Kölner Professor und Ketzerrichter Jacob v. Hoogstraten auf offener Straße angegriffen hatte und der Papst Hutten's Auslieferung verlangte, sah dieser sich genöthigt Mainz zu verlassen und bei seinem Freunde Sickingen Schutz auf der Ebernburg zu suchen. Von hier aus schleuderte Hutten nun eine Menge heftiger Gedichte, Satiren und Sendschreiben voll beißenden Witzes und heftiger Invectiven in die Welt, die nicht mehr in lateinischer, sondern, auf das Volk berechnet, in deutscher Volkssprache geschrieben, tiefe Wirkung hatten. Um sich den Bürgern und Bauern verständlich zu machen, verfaßte er unter dem Titel „Neukarsthanns" eine Volksschrift, ganz im populären Styl jener Zeit gehalten. Statt des geistigen Kampfes will er jetzt den Kampf mit dem Schwert. Die Freiheit und die nationale Einheit in kirchlicher und weltlicher Hinsicht soll mit Gewalt erkämpft werden, und die Unruhen unter den Bauern, die er durch seine Schriften begünstigte, waren ihm willkommen.

Sickingen ging ganz in Hutten's Ideen ein und konnte die Zeit nicht erwarten, welche sie zur Reife bringen sollte. Mit 7000 geworbenen Söldnern rückte er am 7. September 1522 vor Trier und erklärte dem Erzbischof ohne irgend welche äußere Veranlassung

die Fehde, in der Hoffnung, dort leichtes Spiel zu haben und dann, an der Spitze der gesammten Ritterschaft und der Bauern, dem Kaiser und dem Papst das Gesetz vorschreiben zu können. Allein er hatte seine Gegner durchaus verkannt. Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz, bisher Sickingen's Freund, zogen wegen dieses Landfriedensbruches gegen ihn zu Felde, so daß er sich in seine Burgen zurückziehen mußte. Am 8. October schon traf ihn die Reichsacht, und am 2. Juni 1523 fiel er bei der Vertheidigung seiner Burg Landstuhl. Der Ausbruch des Bauernkrieges, an welchem er und Hutten weidlich mitgearbeitet, wurde durch Sickingen's Ausgang noch um zwei Jahre verzögert.

Hutten, der sich nach dem Mißlingen der Trierer Fehde von Sickingen getrennt hatte, damit nicht Beide gleichzeitig dem Feinde in die Hände geriethen, erfuhr dessen Tod in der Schweiz, wo er flüchtig, arm und unstät von Dorf zu Dorf wanderte. Seine Lebenskraft hatte sich in kurzer Zeit erschöpft. Von Zwingli unterstützt, wurde er kurze Zeit bei Zürich verborgen gehalten und starb schon in demselben Jahre 1523.

Wirksamer und nachhaltiger als der Einfluß Sickingen's und Hutten's auf den Ausbruch des Bauernkrieges waren Münzer und Carlstadt, welche, unmittelbar im Volke stehend und von religiöser Schwärmerei getragen, durch ihre fanatischen Reden die aufgeregte Menge hinzureißen und zu bethören wußten. Das eigentliche geistige Haupt des Bauernkrieges war Thomas Münzer, denn Keiner ging in dem Mißbrauch der Luther'schen Lehren in Verbindung mit den Forderungen der Bauern so weit wie er. Geboren war er im Jahre 1498 zu Stolberg am Harz.

In Wittenberg, wo er Theologie studirte, übertraf er alle Mitschüler; schon in seinem 15. Lebensjahre erwarb er den Doctorgrad. Im Jahre 1520, also in seinem 22. Lebensjahr, wurde er als Prediger nach Zwickau berufen, wo er mit den berüchtigten „Zwickauer Propheten", den Wiedertäufern, in Berührung kam. Hier brach er öffentlich mit Luther, indem er die Reform des Cultus für ungenügend erklärte und an ihrer Stelle eine sociale Reform predigte. In seinem wirren Kopfe waren Religion und Politik Eins, und sein ganzes Lehrgebäude war so extravagant socialistisch und dem Christenthum widersprechend, daß man ihn selbst aus Zwickau vertrieb, worauf er sich nach Prag wandte. Kaum hier angelangt, schlug er sein Kriegsmanifest an der Universität an, ein solcher Wust mystischen und socialistischen Unsinns, dabei aber so aufreizend gehalten, daß man ihn auch hier nicht duldete. Im Jahre 1522 kam er nach dem thüringischen Städtchen Allstedt, wo er eine sogenannte deutsch-evangelische Gemeinde gründete und seine revolutionären Ideen von Neuem hören ließ. Des Hochverraths angeklagt, entfloh Münzer nach Nürnberg, und von hier vertrieben, durchwanderte er Oberdeutschland, das Elsaß und die Schweiz, während seine Apostel ganz Deutschland durchzogen und den Geist des Aufruhrs verbreiteten. Und als nun in Schwaben, Franken und im Schwarzwald die revolutionären Haufen sich bildeten, schürte er den Aufruhr durch aufhetzende Flugschriften, die alles Maß überstiegen, aber nichtsdestoweniger auf fruchtbaren Boden fielen. Nach Thüringen zurückgekehrt, wendete er sich nach Mühlhausen, wo seine Genossen großen Anhang gewonnen hatten. Der Magistrat ertheilte ihm den Befehl, sofort Stadt und Gebiet zu verlassen, doch gelang es ihm am 17. März 1525 das Regiment zu stürzen und sich zum unumschränkten Oberhaupt der Stadt zu machen, in welcher nun eine Regierung nach seinem Sinne errichtet wurde. Von diesem Centralpunkte ließ er seine aufrührerischen Boten und Briefe ausgehen. Um aber der Sache mehr Nachdruck zu geben, zogen er und sein Freund Pfeifer je an der Spitze eines großen Haufens im Lande umher, und plünderten und verbrannten alle Klöster und Schlösser in weitem Umkreise, bis der Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Johann von Sachsen am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen einen leichten Sieg über Münzer mit seinen Mühlhausern und Bauern errang, deren 5000 erschlagen wurden. Münzer entfloh nach Mühlhausen, wurde aber nach Uebergabe der Stadt hingerichtet. Mit ihm fiel das Haupt des Aufruhrs in Norddeutschland.

Nächst Münzer übte Carlstadt den verderblichsten Einfluß auf das erregte Volk. Derselbe war bereits vier Jahre vor Luther Professor an der Universität zu Wittenberg, und ging anfangs mit demselben Hand in Hand. Besonders in dem Streit mit Eck trat ihr freundschaftliches Verhältniß hervor. Luther's monarchischer Sinn trennte sich jedoch bald von dem demokratischen Carlstadt, der sich direct an die untersten Schichten des Volkes wandte und sein Heil von diesen erwartete.

Infolge seiner Betheiligung an dem Bildersturm und seiner Verbindung mit den Zwickauer Propheten von Luther und Melanchthon aus Wittenberg vertrieben, predigte er 1524 in Orlamünde sein phantastisches Evangelium, wurde hier jedoch vom Kurfürsten ausgewiesen und begab sich nach Jena, wo Luther persönlich gegen ihn auftrat. Aus Sachsen verwiesen, durchwanderte Carlstadt Deutschland und die Schweiz, ohne eine bleibende Stätte zu finden, da seine wiedertäuferischen und immer ausschweifender werdenden Predigten überall das Volk aufreizten und den Obrigkeiten entgegentraten. So fand er endlich einen Zufluchtsort in Rothenburg a. d. Tauber, wo die Zustände seinen Tendenzen entsprachen. Dort stand Stephan v. Menzingen an der Spitze der Aufrührer, dem es gelang den Magistrat zu stürzen, sich selbst an die Spitze der Regierung zu stellen und den rebellischen Bauern die Thore zu öffnen. So ward Rothenburg der Mittelpunkt des Bauernaufstandes in Franken, und Carlstadt, Menzingen geistig sehr überlegen, hier der Leiter der Revolution.

Die Gährung unter den Bauern in Franken, Schwaben, Thüringen und im Elsaß war um die Mitte des Jahres 1524 bis zu einem Grade gestiegen, daß ein geringer Anlaß genügen konnte, um den offenen Aufruhr herbeizuführen. Und ein höchst geringfügiger Anlaß war es allerdings, der das Zeichen zur ersten gewaltthätigen Widersetzlichkeit gab: die Gemahlin des Grafen Sigismund von Lupfen bei Waldshut hatte den sonderbaren Einfall, sich am Sonntag von ihren Bauern Schneckenhäuschen suchen zu lassen, um Seide darauf zu winden. Dies nahmen die Bauern so übel, daß sie am 24. August 1524 unter Führung des ehemaligen Landsknechts Hans Müller von Bulgenbach 600 Mann stark sich erhoben und ihrem Herrn Frohnen und Lehnspflicht kündigten. Der Haufe wuchs durch Zuzug von allen Seiten schnell, so daß er schon nach vier Wochen 4000 Mann stark war und jetzt nicht mehr auf seine engere Heimath sich beschränkte. Die Münzer'schen Ideen hatten hier Eingang gefunden und so nannten sie ihren Bund „die evangelische Brüderschaft", die keinen anderen Herrn als den Kaiser haben und alle Schlösser und Klöster zerstören wollte, um die Bauerschaften insgesammt frei zu machen. Münzer selbst erschien in dieser Gegend und hetzte und schürte nach Kräften, so daß nach und nach die Unterthanen der meisten Herren, Klöster und Bischöfe den Aufrührern beitraten. Vergebens riefen die bedrängten Herrschaften den schwäbischen Bund um Hilfe an, denn dieser war nicht gerüstet, und die oberdeutschen Landsknechte befanden sich unter ihren bewährtesten Führern in Oberitalien, wo der Krieg gegen Franz I. wüthete. Dem Bundeshauptmann Jacob v. Landau gegenüber nahmen die Bauern eine feste Stellung ein, aus welcher er sie nicht zu vertreiben vermochte und wodurch ihnen nur der Muth wuchs. Anfangs des Jahres 1525 beherrschten sie das ganze Land.

Zu gleicher Zeit war auch der vom schwäbischen Bunde entsetzte und vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hilfe von schweizer Söldnern wieder in sein Land eingefallen und beschäftigte dadurch die Kräfte des schwäbischen Bundes, so daß dieser sich zu Unterhandlungen mit den Bauern genöthigt sah. Dies Zeichen der Schwäche begünstigte aber nur den Aufruhr, und im März 1525 hatte die Empörung sich über ganz Schwaben und Franken verbreitet. Eben um diese Zeit hatte aber Herzog Ulrich das Unglück, daß die schweizer Tagsatzung ihn verließ und die von ihm geworbenen Söldner heimberief, so daß er von seinem Unternehmen abstehen mußte. Dadurch bekam nun der schwäbische Bund freie Hand gegen die Bauern, und forderte dieselben auf: erst die Waffen niederzulegen; dann wolle er mit ihnen unterhandeln. Doch auch die Bauern standen kampfbereit in großen Haufen versammelt, und unter ihnen Tausende kriegskundiger ehemaliger Landsknechte, die unter den Schaaren des jetzigen Bundeshauptmanns Truchseß von Waldburg ihren großen Anhang ehemaliger Kriegskameraden hatten und, um die Waffen ohne Kampf niederzulegen, viel zu weit gegangen waren.

Die damals so berüchtigten 12 Artikel, welche die Forderungen der Aufständischen enthielten, und deren Annahme von allen Fürsten und Herren durch Mord und Brand erzwungen werden sollte, verlangten: Freiheit der Jagd, des Fischfanges und der Holzung, Aufhebung der Leibeigenschaft, der Frohndienste und der Zehnten, freies Wahlrecht der Geistlichen und freie Predigt des Evangeliums, sowie die Aufhebung verschiedener Satzungen des in Deutschland eingedrungenen römischen Rechts. — Nach unserer heutigen Anschauung waren diese Forderungen ja nicht unberechtigt, doch sei nochmals an die seitdem vergangenen 360 Jahre der Rechts- und Culturentwickelung erinnert. Eine unvermittelte Durchführung derselben mußte zur Auflösung aller bestehenden Verhältnisse und zur Anarchie führen.

Das Volk des Schwarzwaldes sammelte sich jetzt um Hans Müller von Bulgenbach, welcher an der Spitze seiner Anhänger von Ort zu Ort zog und die Gemeinden auf die 12 Artikel verpflichtete. Im Odenwald wählten die Bauern den Wirth von Ballenberg, Georg Metzler, zu ihrem obersten Hauptmann, und vereinigten sich mit dem Haufen von Rothenburg unter Florian Geyer zu offener Empörung. Die Grafen v. Hohenlohe, v. Löwenstein, Wertheim, Gemmingen, der Comthur des deutschen Ordens zu Mergentheim und unzählige kleinere Herren wurden genöthigt, die 12 Artikel anzunehmen, und denen, die sich widersetzten, ging es wie dem Grafen v. Helfenstein in Weinsberg. Der Graf, ein ritterlicher junger Herr von 27 Jahren, war nicht gewillt, von den Bauern sich Zugeständnisse abtrotzen zu lassen. Er hatte sich wiederholt um Hilfe an den schwäbischen Bund gewendet und ließ, um sein Schloß und seine Stadt Weinsberg gegen einen Handstreich zu sichern, tausend Landsknechte werben. Einstweilen kehrte er mit sechszig neugeworbenen Reisigen und achtzehn Rittern, die sich ihm angeschlossen, zurück auf sein Schloß zu seiner jungen Gemahlin Marguerite v. Edelsheim, einer natürlichen Tochter des Kaisers Maximilian. Am Ostersonntag rückten die Bauern, 8000 Mann stark, vor Weinsberg und begannen sogleich den Sturm. Da sie großen Anhang in der Stadt hatten, welcher ihnen die Thore öffnete, ergossen sich die zuchtlosen Schaaren in die Stadt und das Schloß, welches letztere sofort ausgeplündert und niedergebrannt wurde. Vier Ritter und der größte Theil der Knechte wurden in den ersten Augenblicken von den wüthenden Bauern erschlagen; der Graf v. Helfenstein mit seiner Gemahlin und 18 Rittern, sowie den noch übrigen Knechten, wurden gefangen und erwarteten ihr Urtheil von den rohen Siegern. Umsonst bot der Graf für sich, seine Gemahlin und sein zweijähriges Söhnlein sein ganzes Vermögen und 60000 Gulden, die der Kaiser zahlen werde, als Lösegeld und die übrigen Ritter nach Verhältniß. Sie wurden vor das Thor geführt und grausam niedergestoßen. Die Gräfin, nachdem sie der Ermordung ihres Gatten hatte zusehen müssen, ward ihrer Kleider beraubt, mit dem Kinde auf einen Mistkarren gesetzt und unter dem Hohne des entmenschten Pöbels nach Heilbronn gebracht, wo man sie entließ.

Die nächste Wirkung dieser Unthat auf die Ritterschaft und Geistlichkeit war eine völlig lähmende: der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an.

Ende April und Anfang Mai 1525 war bereits in ganz Oberdeutschland ein ähnlicher Zustand eingetreten. Allenthalben waren Bewegungen ausgebrochen und meistens siegreich geblieben, denn die Bauern, durch ihre Massen den kleinen Schaaren von Rittern und Reisigen, die ihnen entgegentraten, in offenem Felde überlegen, bemächtigten sich überall des Geschützes, und da viele Kriegskundige unter ihnen waren, vermochten auch die Burgen und festen Schlösser, welche damals noch alle nach veraltetem System gebaut waren, nicht zu widerstehen. Der Bischof von Speyer und der Kurfürst von der Pfalz hatten die 12 Artikel anerkannt; im Elsaß war Zabern, die Residenz des Bischofs, in die Hände der Bauern gefallen. Da Markgraf Ernst von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden seine Schlösser eingenommen und er mußte flüchtig werden. Der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Coadjutor von Fulda hatten sich zu geistlichen und weltlichen Concessionen verstanden, und selbst der gewaltige Truchseß von Waldburg, an der Spitze des schwäbischen Bundesheeres, mußte mit den Bauern unterhandeln. Im Bambergischen allein sind 50 Schlösser zerstört worden.

Franken und Schwaben waren in einer Bewegung begriffen, die zu einer völligen Umkehrung aller Verhältnisse zu führen schien, denn neben den Bauernschaften nahm auch schon eine ganze Anzahl von Städten daran Theil, und zwar nicht allein die vielen kleinen Reichsstädte zweiten und dritten Ranges, sondern auch die größeren, wie Trier, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Nürnberg &c. — Und unablässig breitete die Bewegung sich weiter aus. Sie hatte schon Hessen ergriffen und suchte von hier aus den sächsischen, von Oberschwaben den bayerischen Stamm, von Elsaß her Lothringen zu überfluthen, und übereinstimmende Regungen finden wir in Westfalen, in den österreichischen Erblanden, in den Alpengegenden und selbst in Wien. Des Aufruhrs in Thüringen ist schon oben Erwähnung gethan.

Um in Franken der Sache mehr Nachdruck zu geben, vereinigten sich der fränkische und der odenwalder Haufe wider den mächtigsten Herrn im Frankenland, den Bischof von Würzburg. Auf dem Zuge dahin hatten sie sich nicht allein durch Zerstörung aller Burgen und Klöster, die sie erreichen konnten, bereichert, sondern auch mit namhaften Hauptleuten aus dem Ritterstande sich versehen. Die Führung des odenwalder Haufens hatte Götz v. Berlichingen übernommen, der uns jedoch bei dieser Gelegenheit keineswegs als der Held erscheint, den uns Goethe vorführt. — Die Bauern glaubten in dem fehdelustigen, als Gegner der Pfaffen bekannten Götz, dem Schwager des berühmten Sickingen, persönlichen Freunde des Truchseß von Waldburg und des Georg v. Frundsberg, einen geeigneten Anführer zu finden, da sie eines Repräsentanten ihrer Sache bedurften, der einen Namen hatte. Götz suchte dieser zweifelhaften Ehre aus dem Wege zu gehen, brachte deshalb die ihm von den Bauern aufgedrungenen Verhandlungen zu einem noch nicht bindenden Abschluß und kehrte einstweilen auf seine Burg Hornberg zurück, in der Hoffnung, dort ein Schreiben zu finden, welches seine Dienste im schwäbischen Bunde willkommen hieß, dem er sich zur Verfügung gestellt hatte. Ein solches war auch wirklich angekommen, jedoch von Götzens Schwiegermutter, welche während des Wochenbettes ihrer Tochter das Hausregiment führte, erbrochen und unterschlagen worden, da sie zu ihrem Schrecken aus demselben ersah, daß Götz die Absicht habe, in diesen schweren Zeiten Weib und Kind zu verlassen und in den Kampf zu ziehen. Durch das vermeintliche Ausbleiben der Antwort des schwäbischen Bundes gekränkt, beschloß nun Götz, sich den Bauern zuzuwenden, in der Hoffnung und guten Absicht, dieselben von ihren Gewaltthaten abzuhalten. Er hatte sich jedoch getäuscht, denn wer auf diese Mordgesellen Einfluß üben wollte, mußte auf ihrer frevelhaften Bahn ihnen voranleuchten und durfte nicht auf Zucht und Ordnung halten wollen. Er wurde deshalb von vornherein mit Mißtrauen betrachtet, war mehr ihr Gefangener, als oberster Hauptmann, und blieb ganz ohne Einfluß auf den Gang der Begebenheiten.

Am 6. und 7. Mai erschienen die Haufen von verschiedenen Seiten vor Würzburg, freudig empfangen von der Bürgerschaft, und schwuren, einander nicht zu verlassen, bis der Frauenberg, die Veste Würzburgs, erobert sei, wo die letzte Kraft der Ritterschaft und des Fürstenthums in Franken, die sich jetzt vereinigt hatten, versammelt war.

Wie sich nun aber die dringende Gefahr so über alle Erwartung rasch entwickelte, brach Luther mit seinem ganzen Zorn gegen dieselbe los: „Hundertmal", so sagte er, „solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige. Die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwertes sei gekommen; sie solle drein schlagen weil sie eine Ader regen könne, das sei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienste umkomme, der sei ein Märtyrer Christi."

„Da ermannten sich auch schon", wie Ranke sagt, „die weltlichen Gewalten selbst, in dieser größten Gefahr, die sie je bestanden."

Zunächst traten der junge Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen gegen Münzer und dessen Anhang auf, wie oben erwähnt. Schrecken ergriff ganz Thüringen, alle Bauernhaufen liefen auseinander, alle Städte ergaben sich.

Und gleichzeitig bewegte sich der Angriff auch von allen anderen Seiten her gegen die Haufen der aufrührerischen Bauern: Herzog Anton von Lothringen kam aus der Champagne dem Landvogt Mörsperg im Elsaß zu Hilfe. Nachdem einige zerstreute Haufen im freien Felde vernichtet waren, capitulirten die in Zabern Versammelten. Man gab ihnen Schuld, nach der Capitulation noch den Versuch gemacht zu haben, die Landsknechte zum Uebertritt zu verleiten: als sie am 17. Mai von Zabern auszogen, wurden sie überfallen und ihrer 17000 niedergemetzelt.

Der Oberst des schwäbischen Bundes, Truchseß von Waldburg, hatte die württembergischen Empörer bei Sindelfingen zusammengehauen, hierauf Amt für Amt und Stadt für Stadt besetzt, und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die Kurfürsten von Trier und Pfalz entgegen und zogen mit ihm gegen Würzburg. — Obgleich von den Bauern hart bedrängt, hatte Sebastian v. Rotenhan den Frauenberg gegen alle Stürme tapfer vertheidigt und gehalten. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhausener Schlacht, versuchten die Bauern unter den größten Anstrengungen den letzten Sturm, konnten aber die heldenmüthige kleine Besatzung nicht überwältigen, und wurden abgewiesen. Da gleichzeitig von allen Seiten die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Freunde eintrafen und Truchseß unaufhaltsam gegen sie heranrückte, war an eine Erneuerung des Angriffs nicht zu denken, und sie versuchten durch Unterhandlungen sich zu schützen, indem sie Truchseß einluden, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zusammenkunft zu bestimmen. Allein das war jetzt zu spät; da das Glück sie verlassen, mußten sie Herren im Felde bleiben oder unter-

liegen. — Am 2. Juni stieß Truchseß auf den etwa 4000 Mann starken odenwalder Haufen, der sich ihm entgegenstellte. Die Vertheidigungsanstalten waren aber so schlecht, daß der ganze Haufe von den Reisigen niedergemetzelt war, bevor nur das Fußvolk herankam. Ein gleiches Schicksal ereilte am 4. Juni den rothenburger Haufen und nach und nach Alle, die zu widerstehen wagten.

Eine schwerere Aufgabe hatte das Heer des schwäbischen Bundes im oberen Schwaben, dem eigentlichen Heerd des Aufstandes. Die Allgauer, in deren Reihen sich eine große Anzahl versuchter ehemaliger Landsknechte mit vielem Geschütz befand, hatten eine sehr feste Stellung eingenommen, aus welcher Truchseß sie bei ihrer großen Anzahl nicht zu verdrängen vermochte. Durch des Gegners Mißerfolge ermuthigt, wollten die Bauern eben selbst zum Angriff übergehen, als Georg v. Frundsberg zu rechter Zeit dem Truchseß zu Hilfe kam. „Ende des Juli stieß derselbe mit 8 Fähnlein Landsknechten zu ihm, war aber wenig geneigt, die etwa 40 000 Mann starken Bauern anzugreifen, da es viel Blut kosten und wenig Ehre einbringen würde, sondern zog einen friedlichen Weg vor, die Feinde zu zerstreuen. Da nämlich die Anführer der Bauern früher als Hauptleute unter ihm gedient hatten und sich fürchteten, mit den ungeschulten Leuten gegen ihren Meister zu fechten, so gelang es ihm, dieselben für sich zu gewinnen. Als sodann Truchseß und Frundsberg bei Durach scheinbar zum Angriff schritten, lief das ganze Bauernheer, dessen Anführer verschwunden waren, auseinander."

So ward die große Bewegung gedämpft, welche Deutschland einen vollständigen Umsturz drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her war es vorbei. — Und vergebens fragt man nach dem Nutzen und dem Erfolge dieses entsetzlichsten aller deutschen Bürgerkriege für Diejenigen, von denen und für die er angeregt und angestiftet wurde. Wo die Waffen entschieden hatten, galt das Kriegsrecht. Die grausamsten Executionen wurden vollzogen, denn diese Zeit kannte kein Erbarmen. Im Würzburgischen allein zählte man 211 in aller Form Hingerichtete, außer den Tausenden, die erschlagen waren. Harte Brandschatzungen wurden erpreßt und vielfach noch drückendere Gesetze auferlegt. Wo es möglich war, wurden die Fesseln der Leibeigenschaft noch vermehrt, um den Bauern den Muth und die Möglichkeit zu ähnlichen Ausschreitungen für die Zukunft abzuschneiden. An eine Hebung des Bauernstandes, an eine Verbesserung seines vielfach beklagenswerthen Looses und an eine Abstellung schreiender Ungerechtigkeiten dachte, mit geringen Ausnahmen, Niemand. Nur da, wo die Bauern nicht entschiedene Niederlagen erlitten hatten, wie in Tirol, sind ihnen einige Erleichterungen gewährt worden. Salzburg war das einzige Land, in dem die Bauern das Feld behauptet hatten. Als sie endlich vor Frundsberg's Kriegskunst sich beugen mußten, erlangten sie für's Erste günstige Bedingungen, wurden aber später um so härter gezüchtigt. Ueberall in deutschen Landen, die von der Empörung berührt worden waren, finden wir nur brutale Reaction gegen die Bauernschaften und den mit ihnen verbündeten Theil der städtischen Bevölkerung. Ein Niedergang der Landwirthschaft und der bäuerlichen Verhältnisse trat ein, von welchem bewährte Nationalökonomen noch heute die Spuren finden wollen.

Die Siege des schwäbischen Bundes waren überall mit religiöser Verfolgung verbunden, und namentlich in den Landen der geistlichen Herren. Alles, was sich zur evangelischen Lehre bekannte, floh aus den Bisthümern Würzburg und Bamberg, denn unter denen, die von der Begnadigung ausgeschlossen wurden, standen die Lutheraner obenan. Am meisten wurden die Predikanten verfolgt. Ein Profoß Namens Aichili durchstreifte mit einer Anzahl Reiter Schwaben und Franken, um die Executionen auszuführen, die man beschlossen hatte: man rechnet ihm nach, daß er in ziemlich engem Umkreise vierzig evangelische Prediger aufgehängt habe an den Bäumen der Landstraßen.

So waren die Folgen des Bauernkrieges. Und wäre nicht die evangelische Lehre schon so fest und tief begründet gewesen, so war sie in Gefahr, durch die sich erhebende Reaction zu Grunde gerichtet zu werden, welche als die erste gewaltsame Restauration des Katholicismus sich kundgab.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

III.

Der erste Spaziergang.

Als ich mich zum ersten Spaziergange durch die ewige Roma rüstete, war Signora Alba sogleich bereit, mich zu begleiten. Ich wagte nicht abzulehnen, einestheils weil ich in der Stadt ganz fremd war, anderntheils weil ich das angebahnte gute Einvernehmen durch meine Weigerung zu stören fürchtete.

Aber wie staunte ich, als die in eine elegante Modedame verwandelte Zimmervermietherin bei mir eintrat! War das die jammernde Schwester der armen Ghita? Braun und grün gemustertes Foulardkleid mit modernstem Ausputz über einer riesigen Crinoline, die an den eisernen Käfig des holländischen Schneiderkönigs erinnerte. Schwarzes Spitzentuch, schwarzer Spitzenhut mit Blumenbouquet, Glacéhandschuhe an den rundlichen Händchen, Sonnenschirm — Pariser Nouveauté! Sie sah vornehm aus, diese beklagenswerthe Schwester, die des Schwagers ganze Familie ernähren mußte. Nur ihre Redseligkeit und Beweglichkeit war nicht vornehm. Sie zählte mit einer ungeheuern Zungengeläufigkeit die Merkwürdigkeiten Roms auf, die sie mir in kürzester Zeit zeigen wolle, und musterte zugleich meinen Anzug, ob er feiner oder minder fein, als der ihrige sei. Die vergleichenden Blicke flogen auf und nieder. Zu ihrer Beruhigung trug ich noch mein graues Reisekleid.

Den unbeschreiblichen Gefühlen, die mich an jenem ersten Morgen in der hochherrlichen Welt- und Kirchenstadt durchflutheten, dem Dankgebet zum strahlenden Lenzhimmel, daß ich dies Ziel meines Sehnens seit Kinderzeiten hatte erreichen dürfen, konnte ich freilich in Signora Alba's Gegenwart nicht Ausdruck geben.

Leise lispelte ich für mich Paul Gerhardts Lied: „Befiehl Du Deine Wege!" Ich hatte meine Wege immerdar der Pflege des gütigen Gottes befohlen, und nun hatten mich diese Wege bis Rom geführt, wo ich im Geiste schon so oft geweilt, wo meine und der Geschwister kindliche Phantasie schon vor Jahren das Capitol erstiegen hatte, um die uns längst vertrauten Götter in Person darzustellen.

Beim Anblick so manches erhabenen Monuments aus classischer Vorzeit unterdrückte ich Thränen des Entzückens und der Rührung, bis ich endlich fühlte, daß ich der redseligen Begleiterin doch auch einige Aufmerksamkeit schenken müsse. Sie, die eingeborne Römerin, würde mich mit einem Schlage der Gegenwart und dem modernen Römerthum wiedergeben. Und sie that es. Ihre drolligen Reden rissen mich schnell aus allen meinen romantisirenden Träumereien und führten mich zunächst auf das wohlbebaute Feld der kleinen Speculation bei den Abkömmlingen der alten Eroberer. Mit schmeichlerischen Worten stellte sie es mir als höchst angenehm und vortheilhaft vor, wenn ich in ihrer Gesellschaft, vielleicht unter Hinzuziehung Ghita's und einiger ihrer Kinder, Roms sämmtliche Denkwürdigkeiten in Augenschein nehmen würde. Ich brauchte dann keinen Führer, ein Cicerone sei unerschwinglich theuer.

Ich rief unwillkürlich aus: „Wie die modernen Römer ihren großen Vorfahren und Helden der Rostra, den Cicero, zum Fremdenführer erniedrigen konnten, ist mir immer unerfindlich gewesen, seitdem ich weiß, daß sie Cicero's Namen ebenso aussprechen wie den Fremdenführer."

„Cicerone, ich weiß", fiel Alba bedeutungsvoll ein, „das war ein großer Heiliger, den sie zum Papst gemacht haben."

Dann kam sie auf ihren schlau ersonnenen Plan zurück, mir in Gesellschaft Ghita's und ihrer Kinder Rom zu zeigen.

„Wir nehmen täglich eine kleine Carrozza und fahren umher —" plauderte sie weiter. Natürlich. Fahren ist ja das Hauptvergnügen der Italiener. Lieber schlecht gefahren, als gut gegangen.

Dann nehmen wir in der Trattoria „zu den Büffeln" (ai bufali) oder „zu den drei Spitzbuben" (ai tre ladri) einen ganz kleinen Pranzo (Mittagessen); ich weiß auch eine Osteria, wo es einen sehr guten und billigen Wein giebt, ich kenne den Wirth, è un mio amico" — (er ist mein Freund). Ich begriff längst den Hintergedanken. Der gepriesene Nutzen wäre nicht auf deutscher, sondern ganz und gar auf römischer Seite gewesen. Beutesüchtig waren die alten Weltbeherrscher, begierig auf Vortheil die Römer des 19. Jahrhunderts. Ich hätte die ganze Familie ernähren müssen, bis ich Rom gesehn, d. h. durchfahren hätte. Und diese

Vermietherin, die so viele meiner Landsleute kennen gelernt hatte, hielt fest an dem uralten Glauben, daß die Barbaren des Nordens zu dumm seien, um solche plumpe Speculationen zu merken.

Alba führte mich bis an die Trajanssäule, und während ich das Riesenwerk und seine Skulpturen bestaunte, erzählte sie mir mit gelöster Zunge, daß in die Tiefe des eingesunkenen Forums Trajan's alle überflüssigen Katzen Roms geworfen würden, um dort zu verhungern. Da sei denn das Forum pien', pien', pien' di gatti (voll, voll, voll von Katzen), demonstrirte sie mit Mienen und Gesten, und sie heulten und schrien mörderlich und fräßen sich vor Hunger unter einander an, wenn mitleidige Menschen ihnen nicht etwas Nahrung hinabwürfen. Aber das geschähe selten, denn das Stadtviertel sei arm und die Menschen hungerten selbst. Zuweilen schleuderten die Kinder Steine nach den heulenden Bestien und ruhten nicht eher, als bis sie einige getroffen. Sie wollte sich halbtodt lachen, die Modedame der modernen Roma im Foulardkleid und Spitzenhut, wenn sie an die verzweifelten Sprünge der gequälten Thiere dachte, und wie sie an den Mauern des Forums in die Höhe liefen und wieder hinabfielen, weil diese so glatt und hoch seien. Immer wiederholte sie: „Fanno miau! miau! miau! s'arrabbiano e muojono di fame.“ (Sie machen: miau, miau, sie wüthen und sterben vor Hunger.) Ich ließ sie ganz ausreden und fühlte mich, während sie sprach, in das Colosseum versetzt, das ich noch nicht gesehn hatte, wo aber die Vorfahren dieser edlen Donna sich auch an Blutströmen, Menschen- und Thierqualen ergötzten. Empört brach ich dann in die Worte aus: die heutigen Römer seien also nicht besser als die alten, rohen, die einst in der Arena Gladiatorenkämpfe und Todesmartern von Mensch und Thier mit wieherndem Lachen und tobendem Beifallsjauchzen begleiteten. „Katzen statt Löwen!“ rief ich höhnisch, „also doch immer etwas vom Katzengeschlechte, und auch vom blutdürstigen grausamen Römergeschlechte, aber Alles verkleinert, Alles in's Erbärmliche übersetzt.“

Die Signora verstand nicht, was ich meinte, sie sah mich groß an und lobte mit mütterlichem Wohlwollensausdruck die Fortschritte, die ich schon in ihrer Sprache gemacht hätte, um so gelehrt reden zu können. Denn gelehrt klänge es, wenn auch nicht immer italienisch. Der Widerspruch ergötzte mich und kühlte meinen Zorn einigermaßen ab, der aber noch den Umstand zu überwinden hatte, daß man dem größten und besten Kaiser Roms alljährlich eine mehrtägige Katzenmusik brachte. Denn seine Säule steht für ihn da, und diese kühne und stolze Vertreterin sollte geehrt werden, wie sein Andenken es verdient.

Doch das Volk wußte nichts von seiner eigenen Geschichte, nur der Stolz oder Dünkel war ihm geblieben, daß es als Nachkommenschaft der berühmten Weltbeherrscher etwas Besseres, Vornehmeres sei, als die Barbaren, die zu ihm kommen, um zu studiren und zu bewundern.

Ueber dem Eisengeländer, welches das Forum umgab, hing noch außerdem die zerrissene Wäsche der Armen jenes Viertels zum Trocknen, und liederlich gekleidete Weiber und zerlumpte Kinder hüteten sie.

„O Trajan!“ rief ich, „welche Flaggen des Triumphs zieht die Nachwelt Dir auf!“

Die Signora glaubte, ich sei noch bei der Klage über die gemarterten Katzen, und tröstete mich, indem sie sagte: „Es sind ja nur Bestien! Bestien, keine Christenseelen, die von der Madonna keinen Schutz haben.“

„Ja wohl“, dachte ich, und Augusto Jovi in Florenz, der übrigens kluge Knabe von 13 Jahren, setzte beruhigend hinzu: „Le bestie non sentono niente.“ (Die Thiere fühlen nichts.) Und während die Signora Gott weiß was schwatzte, sann ich weiter: „Roms Gründer wurden allerdings auch von einer Bestia, einer grimmigen Wölfin, gesäugt, und Räuberhorden waren die ersten Ansiedler auf den sieben Hügeln. Das spukt noch immer vor.“

Weh mir, mein Enthusiasmus hatte eine kühle Douche empfangen!

Auf dem Rückweg ging Signora Alba auf ein nützlicheres Thema über, auf meinen Morgenkaffee. Den sollte ich mir selbst bereiten, sollte mir vor allen Dingen im nächsten, besten Klempnerladen eine „machinetta“ (ein Maschinchen) kaufen, während sie selbst Spiritus, Kaffee, Milch, Brod, Zucker, Butter zu billigem Preise liefern wollte.

Das war wiederum auf die Ernährung der ganzen Familie abgesehn. Ich verneinte und dachte: alle diese versuchten Anzapfungen meines Geldbeutels kommen von dem menschenfreundlichen Milchangebot her, das ich Mutter Ghita für die dürftige Maddalena gemacht habe. Aus dieser Milch des Edelmuths quillt all' die Unverschämtheit meiner listigen Padrona die Casa.

Ich frug, was sie und die Familie am Morgen genössen?

„Eine Suppe oder Nichts“, entgegnete sie kläglich.

„Ei“, rief ich lachend, „da würde ich doch lieber einen guten Kaffee trinken und kein solch' theures Foulardkleid und Spitzenhut tragen?“

Nach einigen weiteren unfruchtbaren Verhandlungen bestimmte ich, daß mir der Kaffee durch einen bottega, Kellner, aus dem Kaffeehause gebracht werden solle. Ich selbst würde ihn dort bestellen, und natürlicherweise eine größere Quantität Milch, als ich bedürfe, um Maddalena's Morgendurst zu stillen.

Aber der Ideenreichthum der eleganten Römerin, wie sie mir Etwas abzwacken könnte, das ihr Nutzen brächte, war noch nicht erschöpft. Wir kamen an einem Handschuhladen vorüber. Auch „Chemnitzer baumwollene Glacés“ lagen im Schaufenster. Alba wußte, daß sie aus „Sassonia“ stammten, stellte sie mir als „Compatrioten“ vor und ermuthigte mich, einige Paar zu kaufen. Als ich versicherte, ich hätte mich in Florenz reichlich mit Glacéhandschuhen versorgt, rieth mir die unermüdliche Speculantin, die baumwollenen für die spätere große Hitze zu erwerben, wo es unmöglich sei, Lederhandschuhe zu tragen. Sollte ich sie aber dennoch nicht brauchen, so würde sie mir sie wieder abkaufen.

„Abkaufen“, sagte ich zu mir selbst, „abkaufen, ohne mich zu bezahlen! Was das alles für Kaupeleien sind! Signora Jovi, meine Padrona in Florenz, besaß hübsche Steinkohlen-Armbänder, ich lobte sie unvorsichtiger Weise einmal, und nun ließ sie mir keine Ruhe mehr, ich mußte sie ihr abkaufen, und noch dazu für einen ansehnlichen Preis. Aber ich bezahlte die alten Kohlen doch! Alba würde das nie thun!“

Unter ähnlichen lehrreichen Gesprächen, die mich über den Volkscharakter durch Thatsachen aufklärten, die in die Augen springend waren, gelangten wir nach Hause.

Auf den letzten Peperinstufen erfuhr ich noch, daß Alba einst ein Modell gewesen war. Hinc illae lacrimae! würde der gelehrte Lohndiener ausgerufen haben, wenn er an meiner Stelle war. Sie erzählte von einem russischen Maler, der unmittelbar neben mir logire und dem sie noch vor fünf Jahren gesessen haben wollte.

„Wäre ich nicht plötzlich so fett geworden“, jammerte sie von Neuem, „ich würde noch immer Modell sein können und viel, viel Geld verdienen.“ Mit herausfordernd blitzenden Augen sprach sie von der Zeit, wo ihre Schönheit eine unter den fremden Künstlern vielgerühmte und gesuchte gewesen sei. Man habe sie nicht „Annunciata“, sondern „il bel annunzio“, die schöne Vorbedeutung, genannt.

„Wollen Sie das Atelier des Russen sehn?“ frug sie, „er ist verreist, und Sie lieben ja die Bilder, wie Sie mir gesagt haben.“

Alba hatte aber einen andern Zweck, indem sie mich in das Zimmer des Malers führte. Ich sollte das Bild sehn, woran er arbeitete, und mein Urtheil über die Schönheit der Person abgeben, die ihm dazu saß. Es war eine neapolitanische Winzerin mit einem Korb voll Trauben auf dem Kopfe. Ein schönes Weib, ächt südlicher Typus. Signora Alba's Züge verfinsterten sich, als wir vor dem fast vollendeten Bilde standen. Kurz und schrill rief sie:

„È brutta!“ (Sie ist häßlich.) Oh, com' è brutta!“ (O wie häßlich sie ist!)

Und sie schüttelte sich, als ob sie vor dieser Häßlichkeit zurückschaudere. Ich lobte nicht übertrieben, um die augenscheinlich eifersüchtige Italienerin nicht zu reizen. Das Blut war ihr vor galliger Erregung in die bräunlichen Marmorwangen geschossen, und aus ihren gekniffenen Augen sprühten Flammen. Verächtlich setzte sie hinzu: „Una forestiera! (Eine Fremde.) Un' insolente forestiera!“ (Eine unverschämte Fremde!)

„Eine Fremde?“ wiederholte ich. „Aber sie sieht ja ganz italienisch aus, diese Fremde?“

„Nein“, sagte Alba mit bitterster Betonung, „sie ist eine Napoletana. Also forestiera!“

„Aber dann ist sie ja keine Fremde, dann ist sie doch eine Italienerin, wie Sie“, rief ich aus. „Spricht sie denn nicht italienisch?“

„Sie spricht schlecht italienisch“, antwortete die vor Eifersucht Glühende, „aber sie ist eine forestiera, eine Napoletana. Nient' altro! I Napoletani non son' Italiani!“ (Die Neapolitaner sind nicht Italiener.)

Keine Beweisführungen des größten Ethnologen würden im Stande gewesen sein, die Signora eines Besseren zu belehren.

Die kleinen schwarzen Aerzte.

Nachdem ich das Atelier des Russen gesehn hatte, das außer der schönen und deshalb gehaßten Winzerin nichts Hervorragendes

an Gemälden bot, nahm ich mir vor, auch einmal einen Blick in das Atelier des deutschen Malers zu werfen, der in einem nach dem Platze monte d'oro hinausgelegenen Zimmer der Signora Alba hauste. Letztere hatte mir schon von dem „Compatriota" erzählt, der wiederholt bei ihr Quartier genommen habe, sobald er nach Rom gekommen. Ich glaubte wahrlich, einige Male deutsche Worte auf dem Vorsaal gehört zu haben. Doch das konnten Besucher des Malers gewesen sein. Vielleicht auch verwechselte Signora Alba wieder einmal einen Engländer mit einem Deutschen.

Eines Morgens, als ich meinen Kaffee aus der Hand des kleinen „bottega" (so nannte man den Kellner in Rom) entgegengenommen hatte und mich von Neuem daran ergötzte, daß hier zu Lande die Butter in ein frischgrünes Feigenblatt, anstatt des im Norden üblichen Krautblattes, eingewickelt wurde, hörte ich auf dem Corridor eine männliche Stimme, die mir nicht fremd war. Aber sie verstummte bald. Der betreffende Herr schien die Wohnung verlassen zu haben. Offenbar ein Deutscher, der italienisch sprach. Rasch stieg ich zu dem vielgeliebten, aussichtsreichen Balkon empor, dessen Thür offen stand, schlüpfte um die Ecke des Hauses und erreichte das Thürfenster oder die Fensterthür des fraglichen landsmännischen Ateliers.

Auch sie stand weit offen, denn Furcht vor diebischen Eingriffen kannte man zu meinem größten Staunen im Lande der Straßenräuber und Diligenceüberfälle weniger als bei uns im Norden.

Da tönt mir plötzlich eine Stimme entgegen: „Was Tausend! Fräulein Anna Löhn aus Dresden?"

Ich wollte mich erschrocken zurückziehn, als ich bemerkte, der Künstler sei wider mein Erwarten daheim, aber die Nennung meines Namens und der mir bekannte Klang der Stimme ließen mich, nach einigen gestammelten Entschuldigungen für mein Vordringen bis zu seinem Logis, der Einladung des Künstlers, einzutreten, Folge leisten.

Es war der treffliche Zeichner und Maler Weinhold, den ich in Dresden kennen gelernt hatte und dem ich später auch in einem Kränzchen für Uebung in der italienischen Sprache — es führte den stolzen Namen: società italiana und hielt seine Versammlungen im Locale des Lesemuseums am Altmarkte — mehrfach begegnet war. Weinhold verhielt sich unter den mehr oder weniger geschulten Deutsch-Italienern Dresdens meist schweigsam und erklärte mir einmal, weil ich mich darob wunderte, so oft er sich auch in Rom aufgehalten habe, er sei nie fest geworden im Italienischen, weil er dort großentheils mit Deutschen verkehre und sich in den Kreisen der gebildeten Italiener des Französischen bediene. Ein Rheinländer von Geburt war er schon als Kind nach Frankreich gekommen und dort erzogen worden.

Ich hätte den wackern Herrn eigentlich an seinem beliebten Verwunderungsruf: „Was Tausend!" sofort erkennen sollen, mit welchem er viel geneckt wurde, den er gleichwol aber nie verlernte.

Als ihm der Dresdner Vereins-Neckereien einmal zu viel geworden waren, entgegnete er anzüglich:

„Soll ich denn, wie ihr Sachsen: Herr Jeses! ausrufen? Da klingt doch: Was Tausend! viel besser, sonorer, und ist nicht gotteslästerlich, wie Euer Ruf des Staunens und der Ueberraschung."

Unsere beiderseitige Freude war aufrichtig, uns auf classischem Boden wiederzufinden, und als Signora Alba in's Zimmer trat, rief ihr Weinhold entgegen:

„Una mia conoscente di Dresda in Sassonia, un' artista, ma dalla scena, non dal penello." (Eine Bekannte aus Dresden in Sachsen, eine Künstlerin, aber eine von der Bühne, nicht vom Pinsel.)

Das entzückte mich nun gerade nicht. Mußte mich denn die vorläufig abgethane Schauspielerin bis in die vierte Etage des römischen Miethspalastes verfolgen?

Im Uebrigen klagte der brave Weinhold hier wie in Dresden über seine schwache Gesundheit. Seine Stimme klang müde und hohl, aber sein scharfer, zuweilen derber Witz war ungeschwächt, sein guter Humor half ihm über manche Beschwerden seiner Kränklichkeit hinweg.

Die Flöhe Italiens bildeten einen Lieblingsgegenstand seiner witzigen Auslassungen. Als er im italienischen Kränzchen Dresdens einmal überraschend beredtsam geworden war, hatte er sich nicht über Kunst und Künstler, sondern über die Unterschiede zwischen deutschen und italienischen Flöhen verbreitet. Er nannte die letzteren eine nicht minder tapfere schwarze Armee, als diejenige des Papstes. Kühn im Angriff, ausdauernd im Verfolgen ihres Opfers. Auch gab er ihnen den Vorzug vor den deutschen, weil sie größer sind, also im Verzweiflungsfalle einer hartnäckigen Jagd leichter zu erwischen, als die winzigen Springer des Nordens.

Nach kurzem Gespräch über unsere beiderseitige jüngste Vergangenheit, über meine Reise und die bisherigen Resultate derselben langte Weinhold denn auch glücklich bei seinem Lieblingsthema an und frug mich, ob ich bei den unvermeidlichen Kämpfen mit den italienischen Flöhen nicht auch einmal an seine Schilderung derselben im Locale des Dresdner Lesemuseums gedacht habe?

„Die Kerle haben eine Sprungkraft, um die sie der beste Akrobat beneiden könnte, und ihre Sägewerkzeuge sind so scharf, daß sie das dickste deutsche Fell mit gutem Erfolg bearbeiten," sagte er.

Seufzend stimmte ich ein und meinte, sie seien für ein feines Fell aber auch geradezu die Lohgerber, die es bei lebendigem Leibe zu Handschuhleder machten.

„Trösten Sie sich", erwiderte Weinhold mit kurzem höhnischen Lachen, das ihm eigenthümlich war, „die Flöhe des Südens sind zu unserem Heile erfunden. Sie bewirken einen fortgesetzten sanften Aderlaß, unmerklich, aber segensreich. Und wenn Sie hier krank werden und einen Dottore in medicina befragen, was wird er thun? Womit wird er Sie curiren wollen? Mit Aderlässen. Cavar' sangue! ist hier oberster medicinischer Grundsatz, und sollte man einen kranken Menschen zu Tode schneppern, so lange er einen Tropfen Blut hat, muß er ihn lassen. Sie sehen, die italienischen Flöhe sind die promovirten Aerzte der bella Italia, oder wenn Sie wollen: die Aerzte sind die schlimmsten Flöhe der Halbinsel."

Weinhold sprach Wahrheit, was die Mediciner jener Zeit betraf. Ich hatte schon oft von diesem bedenklichen Heilverfahren gehört, und ungefähr fünf Jahre später „schnepperten" sie ja auch, wie männiglich bekannt, ihren größten Patrioten, Graf Camillo Cavour in's Grab.

Ich hatte alle Ursache, mit der zufälligen Erneuerung der Bekanntschaft aus der Dresdener società italiana im Lesemuseum am Altmarkt zufrieden zu sein. Weinhold wurde mein Lehrer und Führer in dem Kunst- und Alterthums-Uebermaß, das den Fremdling und Neuling hier anfangs zu erdrücken droht. Ich lernte durch ihn sichten und sondern, vor allen Dingen, wie er sich ausdrückte: sehen. Daß ich schnell lernte, bald selbst unterschied und überhaupt einige Beobachtungsgabe besaß, veranlaßte ihn zu manchem freudigen: „Was Tausend! Haben Sie das auch schon weg?"

Aber wenn er über irgend eine Beobachtung, die ich gemacht hatte, anderer Meinung war, als ich, wurde er auch so grob, daß ich ihn nur um des freiwillig übernommenen Lehramtes willen, das mich ihm zum Dank verpflichtete, mit fortgesetzter Nachsicht behandelte. Einer seiner beliebten Zornausbrüche gipfelte in den Worten: „Da sollen dem Kerl (oder dem Weibe) doch gleich alle Flöhe Italiens auf den Leib springen!" — Oder: „Da soll Euch Deutsche doch gleich der Fluch treffen, daß die französische Besatzung Rom verläßt! Da werdet Ihr Gott den Herrn erkennen lernen!" — Es war überhaupt ein widerspruchslustiges Teufelchen in dem französisch erzogenen Deutschen und er hetzte es gern auf mich los. Als ich ihm mittheilte, daß ich bei einem Besuche der Galerie Sciarra einen jungen Italiener kennen gelernt hatte, der in Deutschland gewesen war und der an der deutschen Sprache die vielen Endungen auf „ung" ganz entsetzlich tadelnswerth fand, rief Weinhold wild lachend:

„Da hat er Recht, dieses unausstehliche Ge-unge im Deutschen ruinirt einem die Gehörorgane. Ich wollte, man könnte das unablässige „Ungen" sammt „Zungen" und „Lungen" ausspeien wie die Galle nach einem Brechmittel, oder wie ein schlechtes Diner nach schlechtem Champagner. Da lob' ich mir die französische Sprache! Die hat mit solchen alten „Unken" aus den Morästen Deutschlands nichts zu schaffen."

Nun war die Reihe des Zornigwerdens an mir. Mit Entrüstung rief ich:

„Ihre Erziehung in Frankreich hat Sie entdeutscht. Das ist so ganz das verächtliche, fremdenanbeterische Deutschthum, das uns vor andern Nationen so tief herabsetzt. Das Höchste, Beste, was wir haben, unsere Sprache, eine Originalsprache, die so reich ist wie keine andere, sie, die jedes Ausdrucks fähig ist, selbst zu erniedrigen und an Stelle des kräftigen, dunkeln, charaktervollen „Ung" das süßliche, gequetschte „in", „en", „on" der Franzosen nachzuplärren, welches diese ganze Sprache zu der bestausgebildeten Nasensprache macht —"

„Na, wollen's gut sein lassen", fiel Weinhold ein, dem meine ehrliche Entrüstung trotz alledem nicht zu mißfallen schien. Und wir verfügten uns, noch immer halb grollend, in die Trattoria „del falcone", die mir der zeitweilige Un- statt Weinhold als „eine gute Kneipe, wo es auch viel Flöhe gäbe, die das Gesundheitliche bestens besorgten, empfohlen hatte".

Zwei neue Dramen.

J. R. Wir stehen nicht auf dem Standpunkt, der leider von vielen Blättern getheilt wird, daß nämlich Dramen nur insofern bei Besprechungen zu berücksichtigen seien, als sie aufgeführt werden. Wer einem solchen Grundsatze huldigt, geht von der ganz falschen Voraussetzung aus, daß alles Bedeutende, was auf dramatischem Gebiete geleistet wird, auch zur Darstellung gelange; auch spielt wol, wie es uns scheinen will, die Bequemlichkeit eine Rolle bei dieser Unterlassungssünde, denn es überhebt mancher Mühe, sog. „Buchdramen" mit der Einrede beiseite zu schieben, daß das Gute ja so wie so seinen Weg auf die Bretter finde. Nun sind auch wir der Ansicht, daß Dramen auf das Theater gehören; aber haben unsere theatralischen Zustände Anspruch auf solche Vollkommenheit, daß das Aufgeführte mit dem Werthvollen, das Nichtaufgeführte mit dem Werthlosen ohne Weiteres als sich deckend angenommen werden könne? Das wird kein Einsichtiger behaupten, er wird vielmehr zu der ganz entgegengesetzten Annahme kommen, daß besagte Zustände mehr als mangelhaft seien. Also literarische Besprechungen können zu Empfehlungen guter Werke werden, welche diesen das Gespieltwerden ermöglichen. Dies sei als Allgemeines dem Folgenden vorausgeschickt, das sich an zwei uns vorliegende, von Felix Dahn und Julian Schmidt befürwortete neue Dramen knüpfen soll. Das erste Stück ist **Theoderich, König der Ostgothen**, Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Ewald Kunow** (Berlin, Mayer und Müller), und hat zum Helden den auch durch die Sage verherrlichten Gründer des Gothenreiches in Italien, der sein ruhmvolles Leben zuletzt dadurch befleckte, daß er, unwürdigen Verdächtigungen nachgebend, Symmachus, den Consul von Rom, und dessen Schwiegersohn, den berühmten Boëthius, hinrichten ließ. Nichts ist thörichter, als dem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er sog. „entlegene" Stoffe wählt; dem Dichter steht das ganze Gebiet der Erscheinungen, auch der geschichtlichen offen, und nur das können wir von ihm verlangen, daß er uns diese Stoffe dichterisch so nahe führe, daß sie den modernen Menschen interessiren, und wir von ihnen so gepackt werden, mit ihnen so Fühlung gewinnen, als wären sie heute oder gestern geschehen. In diesem Punkte fehlt nun der Verfasser des in Rede stehenden Stückes, er bietet uns lediglich Geschichte und keine uns menschlich interessirende Handlung. Die Geschichte an und für sich hat aber auf der Bühne gar keine Berechtigung. Man hat oft Shakespeare's Königsdramen den Vorwurf gemacht, daß sie nichts als dialogisirte Chroniken seien; aber gerade diese Historien zeigen, wie aus der Masse der Geschehnisse das menschlich Ergreifende herausgehoben und uns nahe gebracht werden kann. Etwas Andres ist es, wenn z. B. ein neuerer Dramatiker, Hans Herrig, in geistvoller Weise die großen Wendepunkte der Weltgeschichte auf die Bühne geführt hat; dann ist es nicht die Thatsache, welche uns fesseln soll, sondern der Geist der Geschichte, der aus dem Stücke spricht, das Aneinanderprallen zweier Weltanschauungen, wie es zu gewissen Zeiten stattfindet, im Alexander das der griechischen und orientalischen Welt, im Nero und Julian Apostata das der antiken und christlichen, im Columbus das von Mittelalter und Neuzeit. Das Allgemeinmenschliche mußte von Kunow mehr herausgearbeitet werden, dann konnte es uns wol Theilnahme einflößen, wie ein an und für sich edelsinniger Fürst, durch falsche Einflüsterungen mißtrauisch geworden, zwei seiner besten Rathgeber hinrichten läßt, einsieht, daß er übereilt gehandelt und in Reue vergeht; dann konnte es motivirt erscheinen und packen, wenn, wie die Ueberlieferung berichtet, Theoderich in den Augen eines Fisches auf der Tafel die starren Blicke der Gemordeten zu sehen glaubte u. s. f. Wie die Verse ohne eigenartiges Gepräge glatt dahinlaufen, so schreiten auch die Personen charakterlos und Schatten gleich an uns vorüber. — Mehr Beruf für die historische Tragödie besitzt der Verfasser des zweiten hier anzuzeigenden fünfactigen Trauerspiels: **Abel, König von Dänemark** (Leipzig, Osw. Mutze. 1,50 ℳ), **Peter Richard**. Was dieses Stück aus Dänemarks Geschichte, das einen Brudermord aus Ehrgeiz und den sich daran knüpfenden Untergang des Mörders zur Fabel hat, zu keiner tieferen Wirkung kommen läßt, ist die etwas akademische Behandlung des Themas; und zwar besteht dieser Akademismus weniger in den vielfachen Anklängen an frühere Dichter (an Shakespeare's Macbeth), auf die wir weniger Gewicht legen, denn es ist leicht und werthlos, auf solche Reminiscenzen Jagd zu machen, als vielmehr in dem Mangel eines originellen Dichtergeistes, durch den der Stoff hindurchgegangen ist und von ihm sein Gepräge erhalten hat. Der Akademismus aber ist einer der Hauptgegner der Entwicklung eines ernsten Dramas der Neuzeit; er zeitigt jene berüchtigten „Jambentragödien", mäßig talentvolle Behandlung von bekannten historischen Stoffen, welche diese sowie das höhere Drama überhaupt in Mißcredit gebracht haben.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. In Nr. 117 der öfter erwähnten **Sammlung gemeinnütziger Vorträge**, welche der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgiebt, bespricht Frau **Fanny Meißner-Diemer die deutsche Volksschule in ihren Anfängen bis zu Maria Theresia und Friedrich dem Großen** (22 Seiten, 15 Kreuzer). Wir sehen in diesem Vortrage eine sehr gedrängte, aber recht geschickt durchgeführte Uebersicht über die Geschichte des deutschen Volksunterrichtes, eines der besten allgemeinverständlichen Thematen, das man sich denken kann. Naturgemäß wird der Fachkenner hier keine neuen Thatsachen finden, trotzdem wird auch er der lebendigen Vortragsweise und der gewandten Gruppirung seine Anerkennung nicht versagen. Leider finden sich in den Eigennamen einige störende Druckfehler.

—g. **Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte** von **Alwin Schultz**. Mit ca. 300 Text-Abbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Leipzig, G. Freytag. 1886. — Die 8. und 9. Lieferung dieses Werkes enthalten die Ausführungen des Verfassers über folgende Themen: Die Holzbildhauerei, die Elfenbeinplastik, die Wachsbildnerei, die Glyptik, der Siegelschnitt, das Treiben in Metall, der Münz- und Medaillenschnitt, der Metallguß, die Entwickelung der neueren Plastik, die Malerei. Das für populäres Verständniß Wissenswertheste wird in kurzer, belehrender Weise unter den angegebenen Ueberschriften beigebracht und der Orientirung auf diesen Gebieten eine wesentliche Hilfe geleistet.

— **Stenographische Literatur. Historische Grammatik der Stenographie.** Uebersichtliche Darstellung der Stenographie von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, auf Grundlage von Originalstudien verfaßt von **Karl Faulmann**, k. k. Professor, Lehrer der Stenographie, Ritter ꝛc. Mit vielen in den Text gedruckten Alphabeten und Schriftproben. Erste Lieferung. Wien 1887. Verlag von Bermann & Altmann (Alleiniger Inhaber David Bermann). Erscheint in 16 Lieferungen à 30 Kr. = 50 ₰. — Die Besprechung von Lieferungswerken und insbesondere eines ersten Heftes ist für die objective Kritik stets eine mißliche Sache, da sich wol die Absicht eines Autors, welche er in dem Vorworte kennzeichnet, ermitteln, nicht aber im Voraus bestimmen läßt, ob, wenn sie selbst eine Daseinsberechtigung hat, sie auch eine entsprechende Durchführung erfahren wird. Etwas erleichtert wird vorliegenden Falles eine Beurtheilung durch die bisherigen Leistungen des über die stenographischen Kreise hinaus wohl bekannten Verfassers, der schon manches Beachtliche geliefert hat und dessen bisherige Arbeiten einen Schluß ziehen lassen auf das, was er neuerdings zu geben in Aussicht stellt. Neben einem kaum zu übertreffenden Bienenfleiße zeichnet den Verfasser eine gründliche Kenntniß der Schrift und der stenographischen Systeme im Besondern aus, so daß die Annahme wol begründet ist, daß das gegebene Versprechen erfüllt wird. Die Idee selbst ist nicht neu, von Vorgängern aber nur theilweise gelöst worden und wird es sich zu zeigen haben, ob dem vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Autor, dem durch das Entgegenkommen des königl. stenographischen Instituts in Dresden die in ihrer Art einzig dastehende stenographische Bibliothek zur Verfügung steht, eine erschöpfende Bearbeitung gelingen wird. Prof. Dr. R.

= **„Deutscher Geschichtskalender für 1886."** Unter diesem Titel erschien bei Grunow die 2. Fortsetzung des im vorigen Jahre von einem Berliner Journalisten, Hrn. Dr. **Karl Wippermann**, begonnenen Werkes, das namentlich unter seinen Collegen mannigfache Anerkennung gefunden hat. Als Nachschlagebuch für Redactionen ist es wegen der sorgfältigen Registrirung aller politisch bedeutsamen Ereignisse sowie wegen der übersichtlichen Anordnung des Stoffes und seiner unparteiischen Darstellung nur zu empfehlen. Ob nicht hier und da noch eine Kürzung möglich wäre, die jene Vorzüge noch heller ins Licht stellte, geben wir dem Hrn. Verfasser zu bedenken, indem wir speciell auf die Rubrik „Schlagwörter" hinweisen, die unseres Erachtens am besten ganz wegfiele, jedenfalls ohne Verlust für das Buch um ein Bedeutendes verkürzt werden könnte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 9. Mittwoch, den 2. Februar. 1887.

Aus dem ruthenischen Osten.

Von R. Le Mang.

III.

Neben der Einförmigkeit des polnisch-galizischen Flachlandes ist es die Beschaffenheit seines Bodens, welche die Entwickelung, das Thun und Denken des ruthenischen Volkes beeinflußt.

Der ganzen von den Ruthenen bewohnten und von den Karpathen bis an den Don reichenden flachen, steppenartigen Landschaft mangelt das Gestein. Der sarmatischen Ebene eigenthümliche, mächtige Lettenschichten bilden fast überall die erste Schicht, die oberste Kruste, auf welcher die bekannte schwarze Erde als dicke Ackerkrume ruht. Nur da, wo die von den sogenannten Landrücken herabkommenden Flüsse sich tiefe, schluchtenartige Rinnsale wühlten, tritt der Felsen, aber nur sehr vereinzelt, zu Tage; auch bemerkt man wol hin und wieder einen erratischen Block, oder es stößt einmal der Spaten auf halbverwitterten Gneis oder Sandstein, doch alles das sind vereinzelte bald erschöpfte Funde.

Aus mächtigen Letten- oder Lehmschichten bestehen sogar viele Ausläufer der Karpathen. Auf der ganzen, hundert Meilen langen Strecke von Lemberg bis Galacz sieht man nirgends zu Tage tretendes Gestein, nur Letten und schwarze Dammerde, und auf dem Wege von Lemberg nach Kiew muß man denselben Mangel an Gestein gewahr werden.

Dadurch aber fehlt jenen Gegenden nicht nur ein festes, dauerhaftes Baumaterial, sondern es fehlt auch den Straßen und Wegen der feste Untergrund. Jeder längere Regen verwandelt sie ebensowol wie das ganze Land in einen Morast, der, namentlich zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstregen, Tage und Wochen lang den Verkehr hemmt, erschwert, oft genug vollständig verhindert. Auf den Eisenbahnen treten dann regelmäßig ausgedehnte Rutschungen ein, große Dämme laufen wie Brei auseinander. Waren doch die Erdrutschungen an den Mihuczenydämmen der Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn eine der äußerlichen Ursachen des bekannten Ofenheimprozesses.

In den angrenzenden Theilen des südlichen Rußlands sind fast alle die großen und zahlreichen Eisenbahnunfälle auf die weichen, haltlosen Lettenschichten zurückzuführen.

Zur Festigung des lockeren Untergrundes wird von den Eisenbahnen gewöhnlich das Geschiebe der Flüsse, der sogenannte Flußschotter verwendet, muß aber zu dem Zwecke oft zwanzig Meilen weit transportirt werden.

An den vorerwähnten Mihuczenydämmen, 4 Meilen hinter Czernowitz, besteht der ganze, die Wasserscheide des Pruth und Sereth bildende beträchtliche Höhenzug aus Letten, welcher nach jedem Herbst- oder Frühjahrsregen Jahre hindurch die Eisenbahndämme derart verschob, daß Schienen und Schwellen vollständig in der Luft hingen. Ein großer Theil des Abhanges, an welchem sich dort die Eisenbahn hinwindet, gerieth mit allen darauf befindlichen Häusern und Bäumen durch Regenwasser in Bewegung, und hunderte der stärksten Eichenstämme, die man zur Festigung der Böschungen in Form von Piloten in den Boden gerammt hatte, wurden von den rutschenden Massen wie dünne Halme geknickt.

Im Jahre 1812, gleich nach Beginn des russischen Feldzuges, brachte diese weiche russisch-polnische Erde und ein anhaltender Landregen das gewaltige Heer Napoleon's in die traurigste Verfassung. Die von ihm geschaffenen Train-Etappen, auf welche er große Hoffnungen gesetzt hatte, wurden auf solchem Boden werthlos, denn Thiere, Menschen und Fuhrwerk blieben im Schlamm stecken. Die französische Armee konnte weder vor- noch rückwärts und der Mangel an Lebensmitteln wurde so groß, daß man sich fast eine Woche lang von geröstetem Korn und von Getreidehalmen ernähren mußte.*)

Da, wo die Flüsse aus den Felsenbetten der Karpathen sich unter starkem Fall in die sarmatische Ebene ergießen, wühlen sie sich in diesem weichen Boden, bald rechts bald links, neue Bahnen, die jede Hochfluth entweder vertieft oder versandet. In zahlreichen, meist trockenen Fußes zu überschreitenden Rinnen und Betten murmelt und plätschert jetzt das krystallklare Wasser, und von den Gewittern des Waldgebirges herabgesandt, überschwemmt dieselben Stellen kurz darauf eine wilde graubraune Fluth, ein sich neue Wege wühlender Strom.

Weiter draußen, in der Ebene, ändert sich das Bild, wie ein riesiger Spalt läuft es da quer über den Weg, und dieser Spalt wird, je näher wir kommen, breiter und tiefer. An seinem Rande angelangt, gewahren wir unter uns, zwischen 8 bis 10 Meter hohen, steilen Lehmwänden, ein breites, langsam dahin schleichendes Wasser, ist es der Dniester oder der Pruth? wer kann das gleich wissen! denn wie die Dörfer, ähneln sich auch die Ströme, auch an ihren Ufern lagert die bedrückende Einförmigkeit des kleinrussischen Landes. Dabei bereitet der weiche Boden Flüssen und Strömen nicht nur einen wandelbaren Lauf, sondern auch ein wechselreiches Bett, wodurch die Benutzung dieser Wasserwege außerordentlich erschwert und namentlich die Dampfschifffahrt bis auf die Gegenwart herab verhindert worden ist.

Mit dem Mangel an Gestein hängt der vollständige Metallmangel des ruthenischen Flachlandes aufs engste zusammen und Beides hat das Aufkommen städtischer Elemente, besonders die Bildung eines Handwerkerstandes verhindert und die Bevölkerung dieser abgelegenen Ebenen länger als anderwärts in Europa in äußerster Abhängigkeit von dem Boden erhalten. Nur selten vermochte sich in diesem steinarmen Lande eine festgefügte Stadt oder Burg schützend zu erheben, in welcher der Bauer eine Zuflucht gegen die Kannibalen fand, welche diesen Theil Europas bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts unausgesetzt verwüsteten. Die Entwickelung des ruthenischen Volkes wurde aber dadurch nicht nur verlangsamt, sondern erhielt auch die bereits angeführte einseitige Richtung. Die Ruthenen sind eines der wenigen Völker Europas, welche nicht nur keinen Bürgerstand, sondern auch keinen eignen Adel besitzen. Sie sind geblieben, was die alten Slaven zur Zeit des Heidenapostels Bonifacius waren, Bauern und Hirten.

Von ihren Nachbarn, den Tataren, den Türken und Kosaken abwechselnd mißhandelt und beraubt und von dem kriegerischen polnischen Adel wiederum vertheidigt, geriethen sie endlich ganz unter das Joch des letzteren, büßten hierbei alle Rechte ein, und haben darauf ohne Ausnahme**) das harte Loos der Unterdrückung

*) Siehe darüber das bekannte Werk von Ségur, „Histoire de la grande armée etc.“

**) Auch die ruthenischen Geistlichen oder Popen waren zu Frohndiensten verpflichtet.

tragen müssen. Die völlige Unsicherheit des Besitzes haben sie drei Jahrhunderte lang, bis zum Jahre 1848, empfunden.

Alles das zusammen, die auf das Gemüth wirkende Einförmigkeit des Landes und der Gang der Geschichte haben des Ruthenen ursprünglich heiteres, slavisches Naturell verändert. Die allen Slaven eigne Lust am Gesange ist zwar den Ruthenen geblieben, aber was er noch singt, das klingt traurig oder melancholisch: seine schwermüthigen Weisen ertönen wie Wehklagen des Unterdrückten. Da hört man nicht des Uebermuths gellende Laute, nicht das Jauchzen überschäumender Lust.

Dennoch ist der Ruthene im Singen unermüdlich wie die Lerche, er singt von früh bis in die Nacht, und drückt durch Gesang Leid und Schmerz in einer Weise aus, die an die Kindheit des Menschengeschlechts erinnert. So war ich wiederholt Zeuge, wie Hunderte der zu Soldaten ausgehobenen ruthenischen Jünglinge vor dem Einsteigen in den Militärzug von den Ihrigen Abschied nahmen. Väter, Mütter und Schwestern hielten ihre Söhne und Brüder lange schluchzend umfaßt, weinten und sangen dazu einfache Weisen, so, wie sie das Gefühl gerade eingab, wobei die letzte Strophe mehrere Male wiederholt wurde. Denn der Ruthene hat eine große Abneigung gegen den Militärdienst. Oft genug habe ich auch beobachtet, wie die ruthenischen Frauen ihre betrunkenen Männer aus der Judenschänke holten, am Arme nach Hause schleppten und dabei weinend ihr Unglück besangen. — —

Der Schnaps wird dort zum Unglück und mehr noch zum Dämon, welcher das einfache friedliche Dasein trübt und entstellt, welcher das gute kernige ruthenische Volk zu entkräften, zu verthieren droht. „Welches Unglück, wenn wir einmal keinen Schnaps mehr hätten!" sagte mir ein ehrwürdiger ruthenischer Geistlicher, indem er schmunzelnd ein Glas alten, weißgebleichten Slibowic (Pflaumenbranntwein) ausschlürfte. Denn Alles liebt die betäubende Wodka, Männer und Frauen, Hoch und Niedrig, Christen und Juden, Jeder nach seiner Art, und in Bezug auf Schnaps steht Galizien ganz auf der Höhe der Zeit. Es war darin auf der Wiener Weltausstellung glänzend vertreten. Die dem Grafen Alfred Potocki gehörige Schnapsfabrik zu Lancut ist geradezu berühmt und Klima und Landschaft begünstigen beide das Schnapstrinken in der verhängnißvollsten Weise; ohne Schnaps müßte halb Israel verhungern.

Wenn der Herbst vor den kalten Ostwinden entflohen ist und der Schnee fällt, wenn der Frost sich auf die weiße Winterdecke herabsenkt und die Wege fest macht, dann spannt der Bauer die Pferde vor den Schlitten und fährt in die Stadt auf den Markt. Dort aber wimmelt es von Schänken, sogenannten Beisels. Eine dieser Gifthütten muß der Bauer besuchen, das geht nicht anders, was soll er trinken, wenn er das Bier verschmäht und den Kaffee nicht kennt? Sagt nicht das ruthenische Sprichwort: „Wer nicht ins Wirthshaus geht, der hat kein Glück"? Dann ist es auch in Galizien im Winter sehr kalt und man trinkt anfangs nur, um sich zu wärmen.

Srul Moische ist jedoch nicht blos ein Schänker, er ist auch Vermittler, er schachert mit Allem was ihm unter die Hand kommt, giebt Vorschüsse und hilft den Bauer nach seiner Art. Und der Schnaps wärmt nicht allein, er vertreibt auch den Aerger, die Sorgen; vor seinen berauschenden Tropfen entflieht das melancholische Wesen, die Brust dehnt sich wie von des Lebens Last befreit; mit jedem Glase fühlt man sich leichter, glücklicher. Die stumpfsinnigen Mienen verschwinden, übermüthig wirft der Bauer die Pelzmütze zu Boden und das lange Haar fällt ihm wie schwarze Strähnen auf die Schultern herab. Mit funkelnden Augen beginnt er zu tanzen, singt dazu und umarmt bald den Iwan, bald den Mihail und Petro.

„Brüder, wenn wir den Schnaps nicht hätten!" — Schnaps ist der große Sorgenbrecher, der Zauberer, der stundenlang Alles vergessen läßt, was den Bauer nur irgend wie drückt, Dürre und Nässe, niedrige Preise, Viehseuchen, Schulden und die schrecklichen Wucherzinsen, von denen sich viele Tausende Schmarotzer ernähren.

Bis zum Jahre 1881, wo das Wuchergesetz erlassen wurde, betrug in Ostgalizien der Zins für bäuerliche Hypotheken zwischen 12 und 18 Procent, der Zins für bloße Handdarlehne dagegen selten unter 60, meistens aber weit über 80 Procent. Da jedoch der Bauer letztere Zinsen gern in Naturalien entrichtet — eine Bezahlungsart, die gegenwärtig der Wuchergesetze halber noch viel häufiger angewendet wird — und ihm die Naturalien dabei sehr niedrig angerechnet werden, so kann man sagen, daß der ruthenische Bauer seine Schulden so hoch verzinsen muß, daß er dieselben nie los wird und daß er somit weder aus den Judenhänden noch aus dem Schnapstrinken herauskommt. Das Letztere hat aber das Wesen des Volkes bereits so sehr durchsetzt, daß mit dem Bauer „ohne Schnaps" nur äußerst selten noch ein Geschäft abzuwickeln ist.

So war ich z. B. in einem mit überreicher Obsternte gesegneten Dorfe, trotz der besten Empfehlungen des Ortsgeistlichen, nur durch einen Schluck Schnaps im Stande, mir einen Korb Aepfel zu verschaffen.*) Auf jene Empfehlungen pochend, die mir in Form einer Magd folgten, trat ich unter das Schilfdach des Bauers Tobja und brachte ihm mein Anliegen vor. Tobja indeß sah und hörte mich schweigend an, ohne ein Glied zu rühren, und änderte seine Haltung auch nicht, als sich meine Begleiterin zornig ins Mittel legte; kaum, daß er mit seiner Ehehälfte einige Blicke wechselte. Dagegen schien ihm meine mit Rum gefüllte Feldflasche großes Interesse einzuflößen, denn er begann sie wie ein neugieriges Kind zu betrachten. Auf dieses hin trank ich dem Bauer daraus zu und siehe da, welche Wandlung! Nach tiefer Verbeugung setzte Tobja die Flasche an den Mund, trank bedächtig, stutzte und sah mich ganz beglückt an, als wollte er sagen:

„Pane, das ist ja ein himmlischer Schnaps!"

und als ich ihn zu einer zweiten Prüfung veranlaßte, und auch noch die Bäuerin aus der Flasche trinken ließ, war ich schnell ein willkommener Gast geworden und die Freude der guten Leute war groß und aufrichtig. Der Apfelhandel ging glatt von Statten, ich durfte nur einen lächerlich geringen Preis bezahlen. Die Frau nöthigte mir sogar als Geschenk noch einen mit frischer Butter gefüllten stattlichen Krug auf und der Bauer nahm den Korb mit Aepfeln fröhlich auf die Schultern und trug ihn durchaus bis auf die nächste, eine Stunde entfernte Eisenbahnstation. Ich vermochte ihm als Entschädigung mit vieler Mühe einzig die Rumflasche zu geben.

War auch die Eisenbahn mein eigentliches Arbeitsfeld, so mußte ich doch häufig bald nach rechts, bald nach links das Land bereisen, um Beschwerden des Publicums im Eisenbahntransportwesen zu untersuchen, auszugleichen und dergleichen Dinge mehr. Wenn ich nun während einer solchen Reise dem Kutscher oder Führer anstatt des erhofften Schnapses ein Glas Bier geben ließ, beging ich in seinen Augen stets eine große Niederträchtigkeit: betrübt und enttäuscht sah man mich an. War das Bier auch noch so gut, der Ruthene wußte es nicht zu schätzen und nur Diejenigen, welche als Soldaten in Deutsch-Oesterreich in Garnison gestanden hatten, vermochten es zu trinken; wenn ihnen aber die Wahl blieb, zogen auch sie stets den Schnaps vor. Je stärker derselbe, je besser, leichten süßen Schnäpsen gewinnt der galizische Bauer keinen Geschmack ab. In den ruthenischen Dörfern sind sogar die Schnapsspenden anstatt gewisser Strafen gebräuchlich. Hat sich ein Dorfbewohner z. B. irgend wie vergangen und verspricht er sein Vergehen durch eine Portion Schnaps zu sühnen, so muß ein Wunder geschehen, wenn dieses Anerbieten nicht den Beifall der ganzen Gemeinde findet. Allerdings wird das Schnapstrinken im galizischen Flachlande auch dadurch begünstigt, daß hier das Trinkwasser meist einen unangenehmen Beigeschmack hat und oft kaum zu genießen ist. — An manchen Orten braut man auch noch Meth, diesen Göttertrank der Germanen, der im Uebermaß getrunken außerordentlich berauscht und darum wol mit zur Entstehung der Berserker beigetragen haben mag. In den sogenannten „besseren Familien" summt, wie in Rußland, im Winter der Samowar, um den Thee, oder noch lieber, um den Tschai zu bereiten, d. i. Thee mit Rum, denn Schnaps muß dabei sein.

Schnaps ist auch der Zügel, an welchem das ganze große ruthenische Volk von dem kleinen schwachen Israel gelenkt und geleitet, wodurch es ausgebeutet und in eine Sklaverei gedrängt worden ist, welche schädlicher als die Leibeigenschaft wirkt. Infolge dessen entstehen aber auch jene großen Bauernaufstände, mit denen sich der friedlichste und sanfteste Volksstamm des slavischen Ostens ab und zu seiner Unterdrücker entledigt. Da über diese Aufstände oder Judenverfolgungen und über die dabei verübten Grausamkeiten die haarsträubendsten Dinge erzählt werden, so können dieselben hier nicht wohl umgangen werden.

Diese, den Steppenbränden gleichenden, sich über Tausende von Geviertmeilen erstreckenden Aufstände sind nicht erst neueren Datums. Schon vor Jahrhunderten machte sich damit der geknechtete ruthenische Bauer ab und zu Luft, und die polnische Slachta hat mehr wie einmal vor dem empörten Russin zittern und fliehen müssen.

*) Durch derartige kleine Einkäufe war ich am schnellsten im Stande, mich diesem anziehenden, aber Fremden gegenüber sehr verschlossenen Volk zu nähern.

Man denke sich nur dieses durch keine Stände und durch keine sich kreuzende Interessen auseinandergehaltene Volk, mit seinem überall ähnlichen bäuerlichen Leben und Gebräuchen, das, wie schon die dialektarme Sprache bekundet, überall denselben Geist und dieselben Ideen athmet, und man wird leicht begreifen, mit welcher elementaren Gewalt eine solche Gleichartigkeit unter gewissen Umständen wirken muß.

Wenn dieses an und für sich grundgütige Volk von einer fremden Race bis auf's Blut ausgesogen ist und sich in stiller Wuth rathlos dahin schleppt, wenn die ganze kleinrussische Bauernschaft nur noch ein einziges Elend darstellt und Alle ein und dasselbe Gefühl empfinden, dann muß allmälig ein Zustand eintreten, „zum Brande reif", wie das Steppengras im Hochsommer. Da braucht es keiner Anstiftung von außen, — ein Funke, eine jener kleinen Differenzen, welche sich stets aus dem Thun zweier grundverschiedener Racen ergeben, genügt und die Flamme loht auf, der alles Slaventhum durchzitternde nationale Geist erfaßt sie wie Sturmeswehen, und mit unheimlicher Schnelle verbreitet sich der Brand über die mit Zündstoff bedeckten Gefilde. In kurzer Zeit, in wenigen Tagen durchwogt die Empörung große Provinzen und vernichtet die Habe, nicht aber das Leben, unzähliger kleiner Tyrannen. Dazu ist der Ruthene viel zu weichherzig, ihm ist es nur darum zu thun, seine Peiniger abzuschütteln. Wäre er wirklich so blutgierig, als man ihn von mancher Seite aus hingestellt hat, so würde in Volhynien, Podolien und der Ukraine kein Jude mehr athmen. Trotz der Größe und der Dauer dieser Judenverfolgungen giebt es dabei nur wenige Todte und Schwerverletzte. Daß aber in solchen Zeiten auch Niedertracht, Fanatismus und Habsucht auftauchen, und daß sich unter Tausenden plötzlich an den Bettelstab gebrachter Juden viele ganz unschuldige harmlose Menschen befinden, ist selbstverständlich.

Wenn sich endlich diese Judenverfolgungen bisher nur auf den Rußland gehörigen Theil des ruthenischen Landes beschränkten, so ist dies in der Hauptsache daraus zu erklären, daß der Ruthene weiter hinten im Osten, namentlich an den Grenzen Podoliens und der Ukraine schon etwas Kosakenblut in den Adern hat, und also leichter die Geduld verliert als seine westlichen Brüder und daß andererseits der moralische Gehalt der Juden nach Osten zu immer mehr abnimmt. Der galizische Jude, so abstoßend er auch wirken mag, ist wesentlich besser als der Jude in den vorgenannten Theilen Rußlands, er ist überhaupt besser als sein Ruf. Trotzdem wird er infolge gewisser Eigenschaften und Verhältnisse auch in vielen Theilen Galiziens zur Landplage und benutzt den Schnaps zur Ausbeutung der Bauern ebenfalls in schonungsloser Weise.

Welche furchtbaren Verheerungen der Schnaps in Galizien anrichtet, das bezeugen viele tausende schwachsinnige Menschen und die vielen verthierten Gesichter. Durch Schnaps, in Verbindung damit durch ein wüstes Leben, sowie durch schlechte Nahrung ist ein großer Theil des galizischen Bauernstandes verkommen, namentlich im Westen. Der Schnaps allein hat das dortige, einst starke, kräftige Landvolk innerhalb dreier Menschenalter derart entnervt, daß es der österreichischen Monarchie jetzt nur noch die kleinsten, schwächsten und im Verhältniß zur Bevölkerung die wenigsten Rekruten liefert.

Unter dem ruthenischen Landvolke der Umgegend von Lemberg habe ich keine einzige stattliche Erscheinung, unter den dortigen Bauerfrauen und Mädchen nicht ein einziges wirklich hübsches oder aufgewecktes Gesicht entdecken können.

Im Osten Galiziens, besonders da, wo auf tiefgrundigem Boden der Mais oder Kukuruz wächst, ist die Bevölkerung wesentlich kräftiger. Hier fehlt es zur Zeit noch nicht an hochgewachsenen starken Männern, an stattlichen Frauen und Mädchen, die aber auf den aus dem Westen kommenden Frembling einen eignen Zauber ausüben. Denn trifft man so ein dralles ruthenisches Bauermädchen, wenn es gleich einer guten Vorbedeutung unseren Weg kreuzt, und dreht es uns das braune Gesichtchen zu, so wird man sicherlich von seinem rothen Munde neben einem freundlichen Gruße auch eine solch stark Ladung Knoblauchduft erhalten, daß man sich betroffen abwendet.

Der Knoblauch ist ein gar neckischer Kobold, aber er ist nun einmal das Parfum und das Labsal der Bevölkerung und die feinsten und wohlerzogensten Damen sind mehr oder weniger damit behaftet. Die kleinste galizische Haushaltung braucht jährlich wenigstens dreißigmal mehr Knoblauch wie der größte deutsche Gasthof. Man verwendet den Knoblauch als Gewürz, als Zuspeise, zum Einlegen, zu besonderen Brühen und als wirksames Hausmittel. Viele arme Juden haben immer eine Knolle davon bei sich, um sie anstatt Käse oder Butter zum Brode zu essen, und bei manchen dieser Leute ist der Knoblauchgeruch so stark, daß er sie wie eine Atmosphäre umgiebt, die, wenn sich ihre Träger fortbewegen, ihnen nachfolgt, wie das Kielwasser dem Schiffe, und die Nase, auch im freien Felde, lange nachher noch den Platz merkt, wo so ein Knoblauchesser gestanden hat. Nähert man sich einem galizischen Judenstädtchen unter dem Winde, so wird man das landesübliche Parfum schon auf weite Entfernung riechen. Doch wirkt der Knoblauchgeruch noch lange nicht so unangenehm wie sein Vetter, der Schmutz und in Verbindung damit die Unreinlichkeit. Sich an diese Beiden zu gewöhnen, hält sehr schwer, aber ihnen auszuweichen ist in Galizien unmöglich.

Gewiß ist die Unreinlichkeit eine von den Kinderkrankheiten, die jedes Volk durchzumachen hat, und alle diejenigen, welche noch darunter leiden, haben dabei auch durchaus keine unangenehme Empfindung, im Gegentheil, aber diese Thatsachen beschwichtigen nicht das empörte Gefühl. Die kleinen ostgalizischen Landstädte stehen in Bezug auf Schmutz unübertroffen da, es sind wahre „Musterschmutznester" und die größeren Städte geben ihnen darin nur wenig nach. Sie sind, wie alle übrigen polnischen Städte, in Bezug auf nationales Bürgerthum und Handwerkerstand das geblieben, was sie schon vor 500 Jahren waren, bloße Fragmente, oder schwache Anfänge. Durch die unter den Jagellonen nach Polen gelenkte jüdische Einwanderung in ihrer Entwicklung aufgehalten, von Juden besiedelt und erweitert, haben sie durch diese auch ein besonderes Gepräge empfangen. Ein paar Klöster und Kirchen, sowie die Häuser früherer Castellane oder die anderer benachbarter Edelleute bilden den Grundstock und erheben sich am Ring oder Marktplatz; Stadthaus, Schule, Gerichtsgebäude und Kaserne sind später dazu gekommen und den großen Rest bilden die lockeren Bauten Israels. Der Ruthene, als der eigentliche Sohn des Landes, welcher den Acker bestellt und ihm die Ernten abringt, wohnt als Tagelöhner, Bauer oder Fuhrmann in den Vorstädten und auch hier nur vereinzelt; er ist ein Frembling in den Städten seines eigenen Vaterlandes und besucht sie nur zur Zeit der Wochen- und Jahrmärkte. Sie haben für ihn heute noch dieselbe große Bedeutung, die sie vor 200 Jahren auch bei uns hatten. Auf diesen Jahrmärkten ist gute Gelegenheit, die wenigen Bedürfnisse kennen zu lernen, welche der Bauer das Jahr über braucht und in seiner umständlichen Weise einhandelt. Auch die Hausindustrie des ruthenischen Volkes, die Töpferei, Weberei und Holzschnitzerei ist hier vertreten. Von den geschäftigen Juden möglichst in die Ecken gedrängt, will sie meist aufgesucht sein und braucht sich doch nicht zu verstecken, denn darin, besonders in der Töpferei, leisten die Ruthenen wirklich Ausgezeichnetes. Es ist auch die einzige Industrie, welche von ihnen professionsmäßig betrieben wird. In der Gegend von Kolomeja beschäftigen sich sogar ganze Dörfer damit. Ich war entzückt, als ich das erste Mal die wohlgeformten Töpfe und Krüge aus schwarzem Thon erblickte, die der ruthenische Töpfer schon seit uralten Zeiten und mit den einfachsten Mitteln herstellt. Man sieht diese classischschönen Krüge und Töpfe in jedem Bauernhause und sie dienen hier nicht zum Schmuck, sondern zum täglichen Gebrauch. Auch die Decorationen, Muster und Glasuren, welche die ruthenischen Töpfer auf Tellern, Schüsseln und anderem Geschirr anzubringen verstehen, sind bewunderungswerth und können jeden Vergleich aushalten. In der galizischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung, wo u. A. Mrobecki und Graf Dzieduszycki Erzeugnisse der west- und ostgalizischen Hausindustrie, darunter auch gleich ein ganzes Bauernhaus ausgestellt hatten, konnte man einige dieser ruthenischen Topfwaaren bemerken; in der Abtheilung für Keramik selbst hatten dieselben, so viel ich mich noch erinnern kann, keinen Platz gefunden.

Neben den Topfwaaren und den von den Gebirgsbewohnern aus Holz geschnitzten Löffeln, Tellern, Wasserflaschen und anderem dort noch üblichen Hausrath, der sich neben sauberer, geschickter Arbeit durch spottbillige Preise auszeichnet, fallen auf den Jahrmärkten auch hübsch gestickte Pelze und künsterisch ausgeführte Gürtel der Nationaltracht in die Augen, ferner grobe aber höchst feste und praktische Teppich- und Mäntelstoffe. Außer diesen wenigen Erzeugnissen der ruthenischen Hausindustrie macht sich auf den Jahr- und Wochenmärkten noch eine andere rein ruthenische Beschäftigung bemerkbar: der Schweinehandel; es ist dies der einzige Geschäftszweig des Landes, an welchen sich das orthodoxe galizische Judenthum bis jetzt noch nicht herangewagt hat.

Das Schwein ist eine der häufigsten und gewöhnlichsten Erscheinungen des ostgalizischen Lebens, zu manchen Zeiten gehört es geradezu in die Landschaft und sicher ist es vor 50 Jahren in vielen Ortschaften salonfähig gewesen. In allen kleinen Städten trollen die Schweine auch jetzt noch lustig in den Gassen und auf den Marktplätzen umher

und Pferde, Kühe und Ziegen weiden auf allen Wegen und Stegen. Sie bilden indeß kein störendes Element, denn sie bringen Leben und Abwechslung in das trostlose Einerlei, das wie ein Alp auf so einem Landstädtchen ruht; es ist ein Stück Orient, aber in den abstoßendsten Formen. Elende, nach rechts oder links geneigte baufällige Häuser, mit Schindeln gedeckt, Wände und Giebel voller Sprünge und Löcher. Die farblosen Hausthüren schief in den Angeln, auf den erblindeten Fenstern noch der Staub des Vorjahres; ringsum Gestank, überall Pfützen und Schmutz, in allen Winkeln ein fußhohes, gräßliches Kehricht. Dazwischen lange fettige Gewänder, schmierige Gestalten, unaufhörliches Händespreitzen, Kopfnicken und scharfe semitische Kehllaute. Fast in jedem Hause ein Laden, zumeist mit verblichenem Kram vollgestopft und, weil Alles hier schachert, nur wenige Käufer, viel hohle Wangen, fanatischer Sinn und furchtbare Armuth, aber in den Höfen immer wieder eine zahlreiche, lärmende Jugend, die an Abraham's Verheißung erinnert.

Bücherbesprechungen.

☐ Religion und Politik. Vortrag, gehalten in dem conservativen Verein zu Glauchau und in dem conservativen Verein zu Leipzig von H. Frhrn. v. Friesen-Rötha. (1 ℳ 60 ₰.) Leipzig, A. Lorentz. — Das Verhältniß von Religion und Politik gehört zu den schwierigsten Problemen der Geschichte. Die römische Kirche löst es, indem sie die Religion zur Politik, die Kirche zum Weltreich macht. Die orthodoxe Kirche löst es im Cäsareopapismus. Der abstracte doctrinäre Liberalismus löst es in der Parole: Trennung der Kirche vom Staat. Diese Parole, die doch nicht hinderte, daß die Kirche gelegentlich im Namen der Freiheit und Toleranz arg geknechtet wurde, hat lange Zeit die Geister beherrscht. Ihr Zauber ist vielfach unter dem Ernst der Zeit, die jedem nachdenkenden Zeitgenossen einen Eindruck von der Macht und Bedeutung der Religion und der Kirche gegeben hat, gewichen, aber immerhin spukt die Idee noch in den Köpfen und die Unklarheit über das Verhältniß jener beiden großen Potenzen des allgemeinen Geisteslebens, des öffentlichen Volkslebens ist auch bei den Conservativen noch sehr groß. Es ist darum sehr dankenswerth, daß der Verf. in vorliegender Schrift, die den unseren Lesern bereits durch ein ausführliches Referat bekannten Vortrag mit sehr interessanten, werthvollen Anmerkungen bereichert hat, das bedeutsame Thema in entsprechender, weit über das Niveau der herrschenden Tagesmeinungen und schablonenhaften Parteibegriffe hinausreichender Weise behandelt hat. Auf Grund jahrelanger Studien zeigt der Verf. in tiefeingehender principieller Betrachtung der einschlagenden Momente und in gründlicher geschichtlicher Entwickelung den Zusammenhang der religiösen Anschauungen eines Volkes mit seinen gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen und bezeichnet mit ebenso überzeugender Klarheit als mit sittlicher Wärme nach seinen eigenen Worten den Boden, auf welchem sich die erhaltenden nationalen Elemente zum gemeinsamen Kampf gegen die zersetzenden antinationalen Elemente in unserem Volke vereinigen sollen.

☐ Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst von Gustav Portig. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. — Der durch seine gediegenen Schriften und Abhandlungen über christliche Kunst wohlbekannte Verf. hat mit diesem Buch eine werthvolle, auf den gründlichsten und sorgfältigsten Studien beruhende Arbeit geliefert, die volle Beachtung von ästhetischer wie von kirchlicher Seite verdient. Der Verf. hat mit dieser Schrift eine Lücke ausgefüllt, die bisher trotz des großen Interesses, das die Frage hat, offen geblieben ist. In den Kirchengeschichten wird nur ganz vorübergehend der Sache gedacht, in den kunsthistorischen Werken aber, auch den neuesten, wird sie nur bruchstücksweise behandelt. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hat Wessenberg in einem interessanten Werke: „Die christlichen Bilder" sich eingehend mit dem Gegenstand beschäftigt, und in Anknüpfung daran C. Grüneisen in einer noch heute lesenswerthen Schrift: „Ueber bildliche Darstellung der Gottheit" die Frage, allerdings vorwiegend vom principiellen Standpunkt aus, nur theilweise historisch, behandelt, indem er sich gegen die bildnerische Darstellung des „ewig Undarstellbaren" ausgesprochen, „weil uns das Göttliche nicht erschienen ist außer in Christus". Aber auch in diesen Schriften, die der Verf. nicht erwähnt und deren Beachtung wir ihm für den Fall einer zweiten Auflage empfehlen möchten, ist nicht entfernt der Versuch gemacht worden, einen orientirenden Ueberblick über die Geschichte der Darstellung der Gottheit in der bildenden Kunst nach ihrer ganzen Entwicklung zu geben und das gesammte Gebiet der Kunstgeschichte darauf hin zu durchforschen, wie es der Verf. in seinem höchst interessanten Buche thut. Die principielle Frage, ob eine bildliche Darstellung der Gottheit auch auf christlichem Standpunkt zulässig sein, beantwortet der Verf. in bejahender Weise. Wir meinen, mit Recht. Was ist auch das Wort, mit dem wir von Gott reden, anders, als ein Bild? Wir können nicht anders, als in Bildern, von göttlichen und himmlischen Dingen reden. Auch auf der höchsten Stufe der Abstraction verläugnet sich das Bedürfniß nicht, die religiöse Idee sich im Bilde anschaulich zu machen. Die ganze Schrift, namentlich das Alte Testament, ist voll von bildlichen Ausdrücken, mit denen sie den Gedanken Gottes und sein Wesen anschaulich zu machen sucht. Mit Recht erinnert auch der Verf. daran, daß das religiöse Interesse durch die bildliche Darstellung Gottes keinen Schaden erleide, da sich der Beschauer dabei stets bewußt sei, daß das Bild nur eine symbolische Bedeutung habe. Luther hat, wie immer, auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er den Bilderstürmern zuruft: „Es sind gar viel Bilder in den Büchern der Bibel, beide Gottes, der Engel, Menschen und Thiere, sonderlich in der Offenbarung Johannis und in Mose und Josua. So bitten wir sie nun gar freundlich, sie wollten uns doch auch gönnen zu thun, das sie selber thun, daß wir auch solche Bilder mögen an die Wände malen um Gedächtniß und besseren Verstandes willen. Es ist besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arca bauet und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschämt Ding malet." Von diesem principiellen Standpunkt aus stellt der Verf. in eingehendster Weise unter Aufzählung und Hervorhebung aller wichtigeren Leistungen auf diesem Gebiete die Entwickelung des Gottesideals in der christlichen Kunst dar, nachdem er das vorchristliche Gottesideal in der indischen, ägyptischen und ausführlicher in der griechischen Kunst verfolgt hat. Mit besonderer Liebe und sinniger Betrachtung verweilt er bei dem Zeus von Phidias und dem Zeus von Otricoli; namentlich die Darstellung des ersteren Meisterwerkes griechischer Kunst ist vorzüglich gelungen. Den Abschnitt über das Gottesideal in der christlichen Kunst leitet eine Betrachtung über die Typen und Symbole Gottes ein, worauf die Darstellung von Gottvater folgt und dann diejenige der Dreieinigkeit in der Plastik, wie in der Malerei. In reichster Fülle wird das einschlagende Material angeführt; die in allen Ländern zerstreuten Schätze christlicher Kunst auf diesem Gebiete werden von kundiger, den Gegenstand sicher beherrschender Hand vorgeführt. Die Glanzpunkte der Schrift bilden die Partien, in welchen der ebenso theologisch als ästhetisch durchgebildete Verf. die hervorragendsten Darstellungen des Gottesideals nach ihrem religiös-ästhetischen Gehalt analysirt. Dahin gehören außer dem Zeus von Phidias die Erklärungen des Gottvater bei Michelangelo, Hubert v. Eyck und Cornelius, der Trinität bei Rafael (Disputa) und Dürer (Allerheiligenbild). Allerdings haben wir dabei wenigstens stellenweise den Eindruck gehabt, daß der Verf. diesen Darstellungen im Einzelnen zu bewußte theologische Gedanken untergelegt hat, die sich mit der reflexionslosen künstlerischen Conception nicht durchweg vertragen und die ihnen den Stempel dogmatischer Tendenz aufdrücken würden. Aber im Großen und Ganzen ist die Deutung ebenso überzeugend, als geistvoll, unterstützt durch die blühende und schwungvolle Sprache, die der Verf. führt. Angefügt ist ein Abschnitt über die Krönung und über die Himmelfahrt der Maria nach ihrer Darstellung in der Plastik, wie in der Malerei, ein Abschnitt, der sich allerdings nur lose an das Ganze anreiht, aber nicht minder sorgfältig und lehrreich behandelt ist als die übrigen Partien der interessanten Schrift.

—m— Die neue (4.) Ausgabe von Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von Oskar Jäger und Franz Wolff (Berlin, Oswald Seehagen), liegt uns nunmehr bis zur 66. Lieferung vor und hat damit bereits das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erreicht. Die Verlagshandlung, die ein rasches Erscheinen des Werkes versprach, hat Wort gehalten, und man darf hoffen, daß die noch fehlenden drei Bände sich schnell folgen werden. Referent behält sich unter diesen Umständen eine eingehendere Würdigung der Bearbeitung und ihres Verhältnisses zu den früheren Auflagen bis nach Abschluß des Werkes vor.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 10. Sonnabend, den 5. Februar. 1887.

Der heilige Sixtus auf dem Gemälde Rafael's „Die sixtinische Madonna“.

Von **W. Hosäus.**

Die Literatur über Rafael's „sixtinische Madonna“ ist eine fast unübersehbare. Dennoch will es scheinen, als ob man bisher über allen ästhetischen und sonstigen kunstwissenschaftlichen Betrachtungen und Nachweisen vielfach gerade recht naheliegende, zum Theil hochwichtige Fragen vollkommen übersehen habe. Eine dieser Fragen hat jüngst der bekannte Münchener Archäolog Heinrich v. Brunn in der Deutschen Rundschau (XII, 7) eingehend und überzeugend behandelt; einer andern, allerdings ungleich bescheidenern, jedoch für das sachliche Verständniß des Rafaelischen Werkes immerhin nicht ganz unwichtigen Frage sind die nachstehenden Zeilen gewidmet, der Frage nämlich: „Welchen heiligen Sixtus stellt unser Bild dar?“

Das Verdienst des Brunn'schen Aufsatzes besteht wesentlich in dem Nachweise, daß wir in dem Rafaelischen Gemälde nicht eine ruhende, sondern eine in Bewegung befindliche Madonna vor uns haben. Der Verfasser erhebt es zur Evidenz, daß in der Figur der heiligen Jungfrau nicht ein stabiles, sondern ein labiles Gleichgewicht zum Ausdruck kommt, welch letzteres die vom Künstler beabsichtigte Darstellung einer Bewegung und zwar hier einer schwebenden Bewegung beweist. Und er geht noch weiter. Mit seinem Verständniß für das Einzelne bezeichnet er auch die Richtung dieser Bewegung: die Jungfrau schwebt langsam aus dem Heiligthum im Hintergrunde zwischen dem nach außen, sanft hinabweisenden heiligen Sixtus und der entschieden zur Erde niederblickenden heiligen Barbara hindurch nach der rechts im Vordergrunde gelassenen Lücke, nach welcher sich auch die Blicke der beiden in ruhender Haltung harrenden, untern Engel richten. „Die Gruppe [die Jungfrau mit dem Kinde] — schreibt H. v. B. — gleicht dem Schiffe, das einer günstigen Strömung folgend ruhig dahingleitet, nicht dem Zufall überlassen, sondern der Steuerung willig folgend sich schmiegsam in schöner Bogenlinie fortbewegt ... zwischen den durch zwei Klippen eingeengten Ufern. In der That erscheinen die beiden Heiligen nicht wie zwei aus dem Wasser hervorragende, das breite Fahrwasser verengende Klippen, zwischen denen sich trotzdem die wandelnde Gestalt der Madonna ohne Gefahr eines Anstoßes hindurchbewegt? Schon hat sie die eine Ecke, am linken Ellenbogen des Papstes, überwunden: der Contur seines Mantels liegt hinter dem ihres Gewandes. Der wehende untere Zipfel des letzteren dagegen befindet sich noch hinter dem rechten Schenkel der heiligen Barbara. Aber indem die Gestalt dieser Steuerung folgend mit den nächsten Schritten eine leise Bogenwendung zu machen im Begriffe ist, wird sie auch an diesem Hinderniß ohne Anstoß vorübergleiten ... So beruhet die Majestät der ganzen Erscheinung auf ihrer ruhigen, zielbewußten Sicherheit, diese aber wieder auf dem Gleichgewicht von Stoff und Kraft, der harmonischen Ausgleichung von körperlicher Schwere und lebendiger Bewegung.“

Suchen wir nach einer Stelle der heiligen Schrift, an welche sich die Rafaelische Darstellung anlehnen dürfte, so läßt sich mit Bestimmtheit auf Offenbarung S. Johannis 11, 19—12, 2 weisen: „Und der Tempel Gottes ward aufgethan im Himmel ... und es geschahen Blitze und Stimmen und Donner ... Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel, ein Weib mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und sie war schwanger ...“ Es ist dies die classische Stelle, welche den Darstellungen der Conception der heiligen Jungfrau in der katholisch-kirchlichen Malerei zu Grunde liegt. Rafael wollte nun in seinem Gemälde gewiß nicht die Auswahl der Jungfrau zu ihrem heiligen Berufe, Mutter des göttlichen Kindes zu werden, nicht ihr Empfangenwerden darstellen, sondern vielmehr den Moment, da sie jenen heiligen Beruf selbst angetreten hat und Mutter des Erlösers geworden ist, und knüpfte deshalb an die letzten Worte des angeführten Schriftwortes an, gleichwol, geleitet durch ein feines künstlerisches Gefühl, die Gegenwart des Sohnes Gottes in anderer Form andeutend.*) So gestaltet sich der von Rafael dargestellte Vorgang in folgender Weise: Das Heiligthum, da Gott wohnt, von der Creatur durch einen Vorhang geschieden, öffnet sich, der Vorhang legt sich nach rechts und links zurück und aus dem Allerheiligsten tritt Maria, den Sohn Gottes als Kind im Arme tragend und mit demselben zur Erde niederschwebend. Engel umgeben sie in zahlloser Menge, Heilige begrüßen sie auf dem Wege, flatternde Boten sind ihr vorausgeeilt und schauen lauschend auf die Bahn, da sie ziehen wird, um sie dann weiter zu geleiten und den Menschen die frohe Kunde von der Geburt des Heilands zu bringen. Der Künstler hat diesen Vorgang allerdings nicht als einen einmal geschehenen, als historischen im engern Sinne gefaßt, sondern, entsprechend der hohen, kirchlichen Kunst, als einen ewigen, typischen; er hat Maria feiern wollen und gefeiert als die Bringerin des Heilands, als die Mutter Jesu Christi, des

*) In Licht gekleidet, Sterne zu Häupten, den Mond zu Füßen erscheint die heilige Jungfrau gewöhnlich auf den sogenannten Conceptionen. In Licht gekleidet stellt Rafael auch die sixtinische Madonna dar; daß er bei ihr aber von Mond und Sternen absah, hat einen zwiefachen Grund: in der Verschiedenheit der Aufgabe, sofern er keine Conception darstellen wollte, und in seiner Kunstrichtung, die so viel als möglich Allegorien zu vermeiden suchte. Natürlich konnte da, wo die Deutlichkeit ohne Allegorie nicht zu erreichen war, auch er dieselbe nicht entbehren, wie er sich ihrer denn auch auf unserm Bilde z. B. zur Kennzeichnung der heiligen Barbara (s. den Thurm rechts im Hintergrunde) bedient.

Gottmenschen, als die, die denselben empfangen und geboren auch nach seiner göttlichen Natur, als Sancta Mater Dei.

Halten wir diese Auffassung fest, so gewinnen auch noch zwei fernere Punkte für uns Bedeutung, die zum Theil schweren Wolken, welche sich zu den Füßen der Jungfrau breiten und die Erde beschatten, und der zurückgeschlagene Vorhang. Jene Wolken weisen uns auf die in der Apokalypse erwähnten elementaren Kämpfe, welche sich dem Auge des heiligen Sehers Johannes darboten, und der Vorhang wird zu einem nicht nur aus formal künstlerischen, sondern auch aus sachlichen, im Objecte der Darstellung liegenden Gründen nothwendigen Theile der Composition.*) Was letztere betrifft, ist es überraschend, wie nahe H. v. B. mit seinem durch langjährige, ernste und gesammelte Beschäftigung mit der classischen Kunst der Griechen geschärften Blicke der Wahrheit kommt, indem er, ohne der von uns angeführten Stelle der Offenbarung S. Johannis zu gedenken, ausschließlich aus den Formen des Bildes selbst heraus argumentirend, schreibt: „Wir blicken in die unendliche Ferne des von Engelschaaren erfüllten Himmelsraumes. Dieser Raum ist von der endlichen Welt nicht abgeschlossen, sondern abgegliedert durch einen leichten, nach rechts und links getheilten Vorhang, den wir uns nicht etwa vor dem Bilde aufgehängt zu denken haben, sondern der den Hintergrund von dem Vordergrunde abscheidet und diesen [jenen?] dadurch zu einer Bühne gestaltet. Die Bedeutung dieser Gliederung wird uns erst recht zum Bewußtsein gebracht, wenn wir mit dem Steinla'schen Stiche den Müller'schen vergleichen, welcher gefertigt wurde, als der obere Rand des Bildes mit der dünnen Stange, an welcher der Vorhang aufgehängt ist, noch nach rückwärts umgeschlagen und nicht sichtbar war. Damals konnte der Vorhang selbst noch wie an der äußeren Umrahmung haftend erscheinen, während jetzt die hinter den Rand zurückweichenden Enden der Stange ihn von dieser loslösen und frei schwebend erscheinen lassen. Jetzt werden wir auch eher darauf achten, daß seine Enden hinter den Rücken der Heiligen herabfallen, so daß also die Gottesmutter gerade unter ihm zwischen den beiden Flügeln hervortritt Das sind nicht feste, sondern leicht bewegliche Schranken. Man möchte glauben, daß der Vorhang erst geöffnet worden sei, um der göttlichen Erscheinung Einlaß zu gewähren" — Einlaß nämlich in den Mittelraum zwischen dem Hintergrunde und der das Feste andeutenden Brüstung unten im Vordergrunde; noch treffender wäre der Ausdruck „Hinaustritt" gewesen, Hinaustritt nämlich aus dem innersten Heiligthume, der Wohnung des Ewigen, in das Reich der Creatur. Diesen Hinaustritt darzustellen war aber eben nach unserer Auffassung Rafael's Absicht und so stehen Brunn's Worte mit unserem Gedanken nicht allein vollkommen in Uebereinstimmung, sondern bilden für denselben zugleich eine schätzbare Grundlage.

Indem wir bisher scheinbar unsere eigentliche Aufgabe, die Persönlichkeit des heiligen Sixtus auf unserem Bilde festzustellen, ganz außer Acht gelassen, sind wir der Lösung derselben unvermerkt immer näher gerückt, so daß die Antwort auf die Frage, welcher heilige Sixtus hier dargestellt sei, nach dem Vorausgeschickten kaum noch zweifelhaft scheinen dürfte. Die Kirchengeschichte kennt im Ganzen fünf Päpste dieses Namens. Papst Sixtus IV. und Papst Sixtus V. kommen hier nicht in Betracht, da beide nicht heilig gesprochen sind und der letztere überdies später als Rafael gelebt hat. Für unsere Untersuchung bleiben also nur Papst S. Sixtus I. (119—127), Papst S. Sixtus II. (257—258) und Papst S. Sixtus III. (432—440). Von S. Sixtus I. und S. Sixtus II. wissen wir wenig. S. Sixtus I. soll die litterae formatae, communicatoriae, commendaticiae, durch welche den von Rom abreisenden Bischöfen die Rechtgläubigkeit und Kirchenzugehörigkeit bezeugt wurde, und den Gebrauch des Dreimal heilig, abwechselnd von Priester und Volk bei der Messe zu singen, eingeführt haben. Er wird als sechster Nachfolger des heiligen Petrus und als Märtyrer aufgeführt. S. Sixtus II., Zeitgenoß Cyprian's, suchte die letzten Regungen des vor ihm so leidenschaftlich geführten Kampfes um die Ketzertaufe zu beruhigen und wurde Vorgänger seines frommen Diakonus Laurentius im Martyrium. Weder bei S. Sixtus I. noch bei S. Sixtus II. finden wir also eine specielle Beziehung zu Rafael's Darstellung. Demnach wären wir nur auf S. Sixtus III. gewiesen, für den aber auch in der That alle Voraussetzungen zu sprechen scheinen. Sein Name ist in der Kirchengeschichte vor Allem durch die Stellung bekannt, welche er in den nestorianischen Streitigkeiten einnimmt. War auch die Irrlehre des Nestorius, welcher die beiden Naturen in Christo in einer Weise trennte, daß darüber die hypostatische Vereinigung verloren ging, schon auf dem unter Sixtus' Vorgänger, Papst Cölestin, abgehaltenen Concil zu Ephesus (431) verworfen worden, so dauerte der Streit doch noch fort und es bedurfte der Vermittelung vieler einflußreicher und ehrwürdiger Männer, ehe man sich unter Papst Sixtus III. im Jahre 433 in einem Symbole einigte, welches die kirchliche Lehre von der hypostatischen Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo feststellte und das im Jahre 431 abgehaltene Concil zur Würde eines dritten ökumenischen erhob. In jenem Symbole wurde, was an dieser Stelle hervorgehoben zu werden verdient, für die Jungfrau Maria der Ausdruck „θεοτόκος" (Gottesgebärerin, Mutter Gottes) kirchlich sanctionirt und unser Bild, „die sixtinische Madonna", das den heiligen Vorgang, da die Jungfrau den ewigen Sohn Gottes der Menschheit entgegenträgt, darstellt, scheint also mit einer tiefen, sachlich vollkommen entsprechenden Würdigung des Verdienstes Papst Sixtus' III. um das kirchliche Dogma dem Andenken an diesen Papst gewidmet und nach ihm benannt zu sein. Wie durchdrungen Sixtus III. von Freude über den Sieg des kirchlichen Dogmas war, bezeugt die Gründung der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom, die er ursprünglich zur Feier der dogmatischen Feststellungen des Ephesinischen Concils „Sancta Maria Mater Dei" nannte.*)

So einleuchtend nun aber auch unsere Darstellung jedem unbefangenen Leser erscheinen wird, dürfen wir doch nicht bei derselben stehen bleiben. Die Kirche S. Sisto in Piacenza, für welche nach Vasari's Zeugniß im Auftrage der Monaci neri das Bild von Rafael gemalt wurde, ist nachweislich Sixtus dem Zweiten gewidmet. An ihrer Stelle befand sich ursprünglich eine sehr kleine Kirche, welche der Auferstehung des Heilandes geweihet war, wie noch die alte Inschrift an der Façade des jetzigen Gebäudes besagt. Als jedoch im

*) Daß sich Rafael zur Scheidung des Göttlichen und Creatürlichen gerade eines Vorhanges bedient, mag ja zunächst aus formal künstlerischen Rücksichten geschehen sein, um so eine ruhig abschließende, für freie Vertheilung gefüge, den Forderungen des Raumes und des Gleichgewichts willig sich unterordnende Masse zu erhalten, was z. B. nicht der Fall gewesen wäre, wenn er das Sichaufthun des Himmels durch Oeffnung einer großen Pforte oder Aehnliches hätte darstellen wollen; doch ist der Gedanke nicht schlechthin abzuweisen, daß sich in der Wahl eines Vorhanges zugleich eine Rücksicht auf die uralte jüdische Verwendung des Vorhanges in der Stiftshütte, wie im späteren Tempel zur Absonderung des Allerheiligsten kundgiebt. (Vrgl. 2. Mos. 25, 9. 26, 31.) Die Farbe des Vorhangs hat Rafael freilich ohne Rücksicht auf die alttestamentlichen Vorschriften nach rein malerischem Bedürfnisse gewählt.

*) Sixtus III. gründete diese Kirche auf der Höhe des Esquilinischen Hügels. Sie ist die älteste der der Jungfrau Maria geweiheten Kirchen in Rom, wahrscheinlich in der christlichen Welt überhaupt. Ihre jetzt gewöhnliche Benennung S. Maria Maggiore erhielt sie mit der Zeit als die größte der in Rom der heiligen Jungfrau geweiheten Kirchen. Sie ist eine der Patriarchalkirchen der ewigen Stadt und ihr Domcapitel folgt dem der S. Peterskirche zunächst im Range. Die Mosaiken, mit welchen Sixtus III. sie schmückte, sind noch (wenn auch vielfach restaurirt) vorhanden und gehören zu den beachtenswerthesten Denkmälern der christlichen Vorzeit. (Vgl. Beschreib. d. Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard u. s. w. Stuttgart und Tübingen 1838. Bd. III, Abth. 2, S. 262 ff.)

neunten Jahrhundert die Kaiserin Angilberga unter Vermittelung ihres Gemahls, des Kaisers Ludwig II., den Körper des als Märtyrer gestorbenen Sixtus II. in Rom erhalten und diese ehrwürdige Reliquie nach dieser Kirche hatte überführen lassen, erhielt die Kirche den Namen S. Sisto. Dieselbe Kaiserin gründete denn auch an das Gotteshaus anstoßend ein Kloster für Benedictinerinnen, das aber bald darauf Benedictinern übergeben wurde, die es, allerdings mit einer Unterbrechung, während der es wieder in den Besitz von Benedictinerinnen kam, bleibend in Besitz nahmen und im fünfzehnten Jahrhundert die noch jetzt stehende große Kirche S. Sisto errichteten. Die Reliquien Sixtus' II. befinden sich gegenwärtig daselbst in einer Urne unter dem Hauptaltar der Oberkirche und sind erst im Jahre 1881 vom jetzigen Bischof feierlich wieder recognoscirt worden. Ebenso befinden sich in einer Urne auf einem Altare der Unterkirche die Reliquien der heiligen Barbara*) und es kann deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß jene von Vasari als Monaci neri bezeichneten Benedictiner in dem bei Rafael bestellten Gemälde die beiden Schutzheiligen ihrer Kirche, den heiligen Sixtus II. und die heilige Barbara, haben feiern wollen; und daß auch Rafael selbst in seiner Darstellung auf Sixtus II. habe hinweisen wollen, scheint dadurch angedeutet, daß er der untern Seite des reichen, aus Goldstoff gewebten Palliums des Papstes rothe Farbe, die Farbe der Märtyrer, geliehen, was bei Sixtus III., der nicht Märtyrer war, wenigstens sachlich bedeutungslos gewesen wäre.*)

*) Wir verdanken diese Bemerkungen einer gefälligen brieflichen Mittheilung des Pfarramtes S. Sisto in Piacenza vom 22. October 1886. „Questa nostra Chiesa prima del mille era assai piccola, intitolata alla Risurrezione di N. S. G. C., come porta anche l'iscrizione sulla facciata della medesima. Avuto che ebbe l'Imperatrice Angilberga a mezzo dell'Imperatore Lodovico suo marito da Roma il corpo di S. Sisto, la Chiesa prese il nome da questo Santo, che è Sisto 2°, Papa martirizzato nel 300. Nel monastero poi che fece edificare attiguo alla Chiesa v'introdusse le monache Benedettine; queste poi espulse, vi chiamò i monaci Benedettini, i quali pure in seguito espulsi ritornarono le monache, ma una seconda volta anche queste lasciato il Monastero, finalmente nel decimo quinto secolo vi rientrarono di nuovo i monaci Benedettini, i quali a quell' epoca fecero edificare la grandiosa Chiesa ora esistente, ordinando il quadro della Madonna al grande pittore, che collocò S. Sisto, patrono della medesima, alla destra della Vergine, alla sinistra Santa Barbara, per la ragione forse, perchè in questa Chiesa si conservano le insigne sue Reliquie. Questa Santa è venerata in questa Chiesa solamente e le dette sue Reliquie riposano in un' Urna soprastante ad un' altare della Cripta o Chiesa inferiore, mentre quelle di S. Sisto in un' Urna sotto l'altare maggiore della Chiesa grande superiore; Reliquie che furono riconosciute con rito solenne dall' attuale Vescovo nostro nel 1881."

Bringen wir nun hiermit zusammen, was wir oben für Sixtus III. angeführt haben, so gelangen wir zum Schlusse, daß auf unserem Bilde, wie dgl. in unkritischen Zeitaltern auch sonst öfter vorgekommen ist, zwei verschiedene Persönlichkeiten confundirt worden sind und auf Sixtus II. die Bedeutung übertragen worden ist, welche Sixtus III. für die Entwicklung der kirchlichen Lehre von den beiden Naturen in Christo und speciell für die Bezeichnung der Jungfrau Maria als „Gottesgebärerin", „Mutter Gottes" hat. Ein solches Mißverständniß erscheint übrigens bei Rafael um so begreiflicher, als derselbe damals in Rom lebte und sich beim Namen Sixtus stets an den Gründer der in hohem Ansehen stehenden Kirche Sancta Maria Mater Dei erinnert fühlen mochte.

*) Es ist überraschend, wie auf dem Bilde der sixtinischen Madonna die Forderungen des darzustellenden Gegenstandes und die künstlerische Nothwendigkeit durchgängig so zusammentreffen, daß man nie im Stande sein wird, zu sagen, welche Rücksicht bei Rafael zunächst maßgebend gewesen sei. So sahen wir es oben betr. des Vorhangs, so sehen wir es hier betr. der rothen Farbe, so erscheint es uns auch gegenüber dem Bedenken, das vom Standpunkt streng kirchlicher Anschauungsweise bisweilen gegen die kleinen ruhenden Engelknaben im Vordergrunde erhoben wird. Hätte Rafael Engel in liturgischer Gewandung und Haltung malen wollen, so wäre die künstlerische Einheit der Composition und zugleich ein wichtiger Theil des darzustellenden Gedankens verloren gegangen. Zum Gotteskinde hatten sich Kinder des Himmels als natürliche Begleiter seines ersten Erwachens zu gesellen; diese haben aber von liturgischen Gesetzen so wenig Ahnung, wie irdische Königskinder von Hofceremoniell.

Das Tauchnitz'sche Jubiläumsbuch.

Unter dem Titel: „Fünfzig Jahre der Verlagshandlung Bernhard Tauchnitz 1837 bis 1887. Leipzig, 1. Februar 1887" hat der jüngere Theilhaber dieses weltberühmten Hauses, Frhr. v. Tauchnitz, Dr. jur., seinem Vater, „dem Begründer und Pfleger der Unternehmungen" des Hauses „in kindlicher Verehrung" ein Gedenkbuch zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Gründung dieses Verlagsgeschäftes gewidmet. Es liegt uns jetzt, als Manuscript gedruckt, in eleganter Ausstattung und bekanntem geschmackvollem Format der Tauchnitz'schen Bände englischer Autoren, nur durch den breiteren Rand um etwas vergrößert, vor. Es scheint dieses Format absichtlich gewählt worden zu sein, da es nicht zum geringsten Theile zu dem großen Erfolge der bekannten Sammlung beigetragen hat. Ist es nun schon ein seltenes Glück, wenn der Gründer eines Geschäftes das fünfzigjährige Jubiläum desselben erlebt, so muß der Rückblick auf eine so großartige Thätigkeit, wie sie hier aufgerollt ist, die unmittelbar Betheiligten mit eben solcher Freude und Genugthuung erfüllen, wie sie den Außenstehenden oder nur mittelbar dabei Betheiligten mit Erstaunen erfüllt.

Man glaubt in der Regel, das Haus B. Tauchnitz verlege nichts Anderes als die „Collection", und dieses Glaubens waren wir selbst, wenigstens hielten wir dafür, die anderen Fächer wären nur Nebensache und würden nur in ganz unbedeutendem Maße von der Firma gepflegt. Aus dem Jubiläumsbuche jedoch ersehen wir, daß wir dabei von einem Irrthume befangen waren und daß, wenngleich die „Collection" das umfangreichste Unternehmen des Hauses ist, die übrigen Literaturzweige doch auch in weit ausgedehnterem Maße gepflegt werden, als das nicht-buchhändlerische Publicum zu ahnen vermochte. Da wir beabsichtigen, ebenso wie das Buch, das wir besprechen, uns hier vorzugsweise mit der Collection zu beschäftigen, so sei gleich jetzt erwähnt, daß die übrigen Fächer die „Rechtswissenschaft", „Theologie", „griechische und römische Classiker", „Logarithmische Handbücher", „La France classique", „Wörterbücher und Conversationshandbücher" und schließlich „Werke verschiedenartigen Inhalts" umfassen. Die Zahl der Veröffentlichungen auf diesen Gebieten seiten der Verlagshandlung ist nicht nur eine sehr ansehnliche, sondern es schließt dieselbe auch, namentlich auf den beiden Hauptgebieten zweiter Ordnung, der Rechtswissenschaft und der Theologie, Werke fast aller hervorragenden Autoren in sich. Die logarithmischen Handbücher der Firma und deren Correctheit sind so bekannt, daß wir uns erinnern, am Biertische davon haben reden zu hören, da man sich gern davon erzählte, wie ein Louisd'or bei dem Einen, ein Friedrichsd'or bei einem Anderen für die Auffindung jedes Fehlers von dem Verleger geboten werde, und wie mancher Maulheld sich dann rühmte, ein solches Goldstück erhalten zu haben. Der Verfasser des Jubiläumsbuches hingegen erzählt uns, daß „nur ganz wenige Fehler constatirt wurden". Kurz auf allen von ihr gepflegten Gebieten hat die Verlagshandlung es verstanden, mit richtigem Blick, und ohne Kosten zu scheuen, die eminentesten Kräfte an sich zu ziehen und stets nur Gediegenes aus ihrer Presse hervorgehen zu lassen. Bemerkt sei nur noch, daß unter den juristischen Werken die das Sächsische Recht behandelnden wol der Zahl nach überwiegend sind, während die bedeutendste Leistung auf dem theologischen Gebiete die berühmte Tischendorf'sche Ausgabe des novum testamentum graece sein dürfte, wobei zugleich der 1000. Band der Collection zu erwähnen ist, welcher eine Ausgabe des Neuen Testaments in englischer Sprache nach der authorised version, nebst Einleitung, Varianten aus den drei berühmtesten ältesten Uncialien, dem Codex Sinaiticus, Codex Vaticanus, Codex Alexandrinus von dem oben genannten Gelehrten herausgegeben, enthält.

Doch gehen wir nun zu der Collection of British (und fügen wir hinzu American) Authors selbst über. Wenn wir sagen, daß sie seit dem Jahre 1841, wo der erste Band erschien, und zwar Bulwer's Pelham, nahezu die Zahl von 2500 Bänden erreicht hat, so genügt das, um deren äußeren Erfolg zu constatiren und dem Leser in die Augen springen zu lassen. Der innere Werth und die großen Wirkungen derselben können freilich nur von denjenigen ge-

würdigt werden, die sich mit der englischen Sprache und deren großartiger Literatur specieller befassen, und nur diesen kann der gedachte Erfolg erklärlich werden. Für Deutsche war die englische Literatur bei den hohen Bücherpreisen dort vordem fast unzugänglich. Man kannte wol die hervorragendsten Dichter, theils aus Uebersetzungen, theils aus erbärmlichen Nachdrucken, man las den Vicar of Wakefield, den Goethe in seinem „Wahrheit und Dichtung" so gerühmt hatte, wenn man Englisch lernte, später Sir Walter Scott's Romane, die, irre ich nicht, in kleinen Duodezausgaben und mit Augenpulver von Typen gedruckt waren; wer in seinen Studien weitere Fortschritte gemacht hatte, wagte sich an Milton, Pope, Young's Nightthoughts und Lord Byron, meist wol aus Pariser Nachdrucksausgaben. Zuverlässiges kann ich freilich über die deutschen Nachdrucke vor der Collection nicht angeben, da mir nur die W. Engelmann'sche „Bibliothek der neueren Sprachen" (Leipzig, W. Engelmann 1868) vorliegt, welche zwar vorgiebt, „diejenigen ausländischen Classiker" anzuführen, welche in Deutschland „vom Jahre 1800 bis zur Mitte des Jahres 1868 zum Abdrucke gekommen sind", jedenfalls was die englischen betrifft aber lückenhaft ist. So finde ich darin z. B. nicht eine in meinem Besitze sich befindende Hallesche Ausgabe des Vicar vom Jahre 1806; ebensowenig eine bereits im Jahre 1776 erschienene Altenburger der Sentimental Journey von Sterne. Letztere lag allerdings noch hinter dem angegebenen Anfangspunkte der „Bibliothek". Wie dem auch sei, man mußte sich vor 1841 mit den Baudry'schen Pariser Ausgaben begnügen, wollte man die englische Literatur wenigstens theilweise kennen lernen. Diese Ausgabe hatte aber großes Octavformat und war auch nicht wohlfeil. Da faßte im letztgenannten Jahre der damalige Bernhard Tauchnitz den glücklichen Gedanken, seinen Landsleuten die englische Literatur, zunächst die belletristische oder vielmehr novellistische, in handlichen, wenngleich noch klein und enggedruckten, dadurch aber auch billigen Bänden zuzuführen, und der Wurf gelang. Wie, das sehen wir jetzt vor uns, davon legen die 2500 Bände deutliches Zeugniß ab. Die „chronologische Reihenfolge der Bände", welche der Verfasser des Jubiläumsbuches aufgestellt, zeigt uns, wie sie sich von Jahr zu Jahr vermehrt haben, so daß, während das Jahr 1841 mit nur zwei Bänden begann, das Jahr 1881, also 40 Jahre später, die hohe Zahl von 80 Bänden aufweist, abgesehen von den verschiedenen anderen zur Collection gehörigen Serien und der der German Authors. Wenn sich diese Zahl in den letzteren zwei Jahren etwas vermindert hat, so hat dies wol seinen Grund darin, daß die Verlagshandlung von anderen Unternehmungen zu sehr in Anspruch genommen war, um sich in so starkem Maße wie bisher der Collection zu widmen. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß der Druck sich dabei von Jahr zu Jahr verbesserte, was wol der große Absatz ermöglichte, und jetzt, wie bereits seit einer langen Reihe von Jahren, die beliebten Bände nicht allein durch ihre Handlichkeit, sondern auch durch ihre Typen und Ausstattung überhaupt gefallen. Nur in einzelnen Ausnahmefällen, wobei verschiedene Gründe mitwirken mögen, wird ein Band oder ein Werk kleiner und enger gedruckt, in der Regel aber in bezeichneter splendider Weise. Ebensowenig glauben wir, bei der Bekanntschaft selbst des größeren Publicums mit der Collection und der allgemeinen Zugänglichkeit der jedem Werke angehängten und in allen Buchhandlungen ausliegenden Cataloge derselben, darauf hinweisen zu müssen, wie sie das Beste und Gediegenste der englischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit umfaßt. Von Shakespeare bis auf Tennyson und Robert Browning herab sind darin fast sämmtliche hervorragende Dichter, theils vollständig, theils in Auswahl*) enthalten, von Historikern und Essayisten wenigstens die bedeutendsten der neuesten Zeit, wie Lord Macaulay, Lord Mahon, Thomas Carlyle, Ch. Lambe, Justin Mc Carthy, Professor Seely u. s. w. Als von besonderem Werthe für den Forscher sei auch die schöne Ausgabe von Percy's Reliques in 3 Bänden erwähnt. Unter den Romandichtern befinden sich, außer vielen weniger bedeutenden, sämmtliche hervorragende englische und amerikanische, von dem Begründer des modernen Romans Samuel Richardson bis auf George Eliot in England und von Cooper und Irving bis auf Bret Harte unter den Amerikanern. Und welche Fülle des Genusses hat diese Sammlung den des Englischen Kundigen in Deutschland und anderen continentalen Ländern geboten! Welcher Gebildete würde nicht lieber vieles Andere entbehrt haben, als die Romane eines Walter Scott, Bulwer, Dickens, Thackeray, Captain Marryat, Charles Lever, Anthony Trollope und George Eliot, um nur die hervorragendsten und beliebtesten englischen, oder eines Hawthorne, Howels, Holmes und Harte unter den Amerikanern zu nennen? Dem Unterzeichneten waren beispielsweise Macaulay's Essays in England, wegen des hohen Preises derselben und da es zu jener Zeit noch keine Mudie'sche Leihbibliothek gab, nie zugänglich. Erst in Deutschland konnte ich mir, mittels der Tauchnitz'schen Ausgabe, den so lang entbehrten Genuß vergönnen. Und welche wonnevollen, unvergeßlichen Stunden waren es, die ich darüber saß, und wie dankbar fühlte ich gegen die Verlagshandlung, durch deren Unternehmungsgeist es mir endlich ermöglicht war, mir diesen lehrreichen Genuß zu verschaffen. Ebenso mit desselben Verfassers History of England. Wie schwelgte ich in deren Lectüre! Welchen Ersatz boten mir solche geistige Genüsse für allerlei Entbehrungen anderer Art! Seine Mängel hat ja auch er, der Cicero der englischen Literatur, was die Sprache anlangt, der Livius als Historiker; wo aber findet man in der neueren Literatur seines Gleichen, der es verstände, in classischer Sprache so geistreich zu belehren, ein wahres Füllhorn von Thatsachen aus dem unerschöpflichen Born seines Gedächtnisses über den Leser auszuschütten, welche den Gegenstand, den er behandelt, blitzartig beleuchten und alles Abstracte der Darstellung anschaulich machen! Doch dies beiläufig. Andere werden anderen Genuß aus der Collection erlangt haben. Sie werden sich vorzugsweise mit den Romanen beschäftigt, von Bulwer's Zauber, wie auch wir, sich haben bestricken, von dem genialen Dickens das Zwerchfell erschüttern oder zu Thränen rühren lassen, Thackeray's feiner Satire ihre Bewunderung gezollt und von seiner classischen Diction ergötzt worden sein — doch so hoch wir auch den geistigen und ästhetischen Genuß zu schätzen wissen, den dichterische Schöpfungen gewähren, so ist dies gleichwol nicht die einzige Seite, die wir hier hervorzuheben haben, der einzige Anspruch, den die Collection auf unsere Anerkennung und Dankbarkeit hat.

Bekanntlich giebt es jetzt an den deutschen Universitäten einen neuen Studienzweig, die der modernen Philologie, und wird die englische Sprache neben der französischen in weit größerem Maße als früher an den höheren Schulen betrieben. Und es ist nicht zu viel gesagt, daß ohne die Tauchnitz Collection dieser Fortschritt in der gelehrten Erforschung der englischen Sprache einerseits und in der für die künftige Lebensstellung unserer Jugend so nothwendigen Pflege dieser Sprache an den Schulen andererseits geradezu eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Sie, die Collection, hat das Material, die Quellen herbeigeschafft und geliefert, die es dem Philologen ermöglichen, wie er die älteren Stufen der Sprache aus anderen, freilich weit spärlicher fließenden und schwerer zugänglichen Quellen erforscht, auch deren neuere zu verfolgen, die Wörterbücher danach zu bereichern, die heutige Grammatik danach aufzubauen, zu ergänzen und zu berichtigen, die Synonymik zu präcisiren und zu vervollständigen und die Literaturgeschichte zu bearbeiten. Und erst nachdem der Philologe dem Lehrer so vorgearbeitet hat, wird dieser in den Stand gesetzt, erfolgreich Unterricht zu ertheilen, werden ihm brauchbare lexicale und grammatische Lehrmittel geboten und die Collection liefert ihm dann den Stoff zur Lectüre, ohne welche aller Unterricht frucht- und wirkungslos wäre und der Vergessenheit anheimfiele. Man blicke wiederum nur beispielsweise auf Hoppe's so verdienstvolles Supplementlexikon, ein Werk, das es sich besonders zur Aufgabe gestellt hatte, das s. Z. und wol heute noch vollständigste englisch-deutsche Lexikon von Lucas zu ergänzen, und man wird sich aus der auf dem ersten Blatte aufgeführten Quellenangabe sofort überzeugen, wie viel der Verfasser der Tauchnitz Collection zu verdanken gehabt! Ebenso verhält es sich mit den beiden hochverdienten Verfassern der wissenschaftlichen englischen Grammatiken, Mätzner und Koch. Kurz, das eigentliche Studium der englischen Sprache in Deutschland würde ohne die Collection niemals den Aufschwung genommen, dessen Zeugen wir jetzt sind, nie die Höhe oder vielmehr Tiefe erreicht haben, die es erklommen oder zu der es hinabgestiegen ist.

Wir haben oben das handliche Format und die Wohlfeilheit der Bände als die ersten Factoren des glänzenden äußeren Erfolges der Collection hervorgehoben. Ein dritter aber muß noch erwähnt werden. Es war das Gerechtigkeitsprincip, welches den Begründer des Unternehmens dabei leitete. Er verschmähte es, von diesem Principe beseelt, die damalige Vogelfreiheit oder Schutzlosigkeit englischer Werke in Deutschland wie auf dem Continente überhaupt sich zu Nutze zu machen und, frei vom Schachergeist, wollte er, bei allem seinem Wunsche, die englische Literatur in Deutschland zu verbreiten, doch nicht die Autoren schädigen, sondern erkannte das geistige Eigenthum an und verlangte aus eigenem Antriebe, daß

*) Welche Auswahl entweder von dem Dichter selbst oder, in dem Falle nicht mehr lebender, von competentester Hand bewirkt worden ist.

demselben das nämliche Recht zuerkannt werde, wie jedem anderen. Kein Wunder, daß einem solchen Manne auch die Autoren ihrerseits gern und freudig entgegenkamen und sein Unternehmen förderten. Welches Verhältniß zwischen ihm und den Autoren bestand und gewiß noch besteht, davon legen die Auszüge aus Briefen von ihnen an den Verleger, die mit großem Tact vom Herausgeber des Jubiläumsbuches in demselben mitgetheilt sind und hohes Interesse für jeden Leser besitzen müssen, da sie aus den Federn der hervorragendsten verstorbenen Schriftsteller Englands fließen und selbst von literarhistorischem Werthe sind, das glänzendste Zeugniß ab.

Es erübrigt noch, da wir fürchten zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, wollten wir noch weiter auf Einzelheiten eingehen, dem Herausgeber oder Verfasser des Buches selbst unsere Anerkennung für das große Geschick, mit welchem er seine selbstgestellte Aufgabe gelöst hat, zu zollen. Es war wahrlich kein Geringes, dem er sich unterzogen hatte, selbst bei dem ganz beträchtlichen Umfange von 21 Bogen, einen klaren Ueberblick über eine 50jährige Thätigkeit, wie die seines Hauses, zu geben. Bibliographen vom Fach werden besser noch als ich die Tüchtigkeit und Sauberkeit dieser Katalogisirung zu würdigen wissen; die buchhändlerische Welt, so weit es ihr zugänglich wird, wird ihre Freude daran haben, und insofern es die Collection of British Authors betrifft, wäre es zu wünschen, das Buch wäre für die Oeffentlichkeit bestimmt und nicht blos als Manuscript gedruckt, da es für Freunde der englischen Literatur, insoweit sie darin vertreten ist — und das ist sie ja, wie wir gesehen, in sehr ausgedehntem Maße — ein wahrer Leitfaden sein muß. Ist die Anordnung sämmtlicher Fächer überhaupt eine musterhafte und sind auch überall die nöthigen Daten, wie Geburts- und Todesjahr der Verfasser, deren Titel und Stellung, nebst allen einschlagenden bibliographischen Notizen gegeben, so ist doch auf die Collection ganz besonderer Fleiß verwendet. Nach einer Einleitung, die sich in sachverständiger Weise über die verlagsrechtlichen Fragen verbreitet, folgt zunächst eine Aufführung der Werke nach alphabetischer Ordnung der Namen ihrer Verfasser. „Diese stolze Reihenfolge", wie der Bearbeiter sich ausdrückt, „eingerahmt von den das erste Blatt schmückenden Royal Authors und den drei den Beschluß bildenden Memorial Volumes der „Collection" — es sind dies der 500ste, 1000ste und 2000ste Band — „umfaßt 276 Namen." Der erste der Royal Authors ist natürlich der Ihrer Majestät der Königin von England, welche den Verlagscontract mit dem Verleger eigenhändig unterzeichnet hat. Daß sie zufällig ihr Regierungsjubiläum in demselben Jahre wie das Tauchnitz'sche Haus das seiner Gründung feiert, sei nur beiläufig erwähnt. In der alphabetischen Aufzählung sind die amerikanischen Autoren mit „Am." bezeichnet und beträgt deren Zahl 30 und die ihrer Werke 165. Die Marginalzahl links von jedem Werke bezeichnet das Jahr seines Erscheinens in der Tauchnitz Edition, die rechts die Bandzahl der Collection. Es folgt dann die chronologische Reihenfolge der Bände, die wir bereits oben erwähnt und benutzt haben, um die progressive Vermehrung der letzteren von Jahr zu Jahr anzugeben, dann die Series for the Young, hierauf die Students' Series und schließlich die Collection of German Authors.

Fügen wir noch hinzu, daß die Ausstattung des Buches eine der Gelegenheit entsprechend splendide ist, so wird sich jeder Leser sagen können, daß ein sinnigeres Geschenk der verdienstvolle Sohn dem hochverdienten Vater, der jüngere dem älteren Theilhaber und Begründer des Verlagsgeschäfts zu dem fünfzigjährigen Jubiläum der Gründung ihres Hauses nicht hätte überreichen können, und welcher Art die Genugthuung Beider beim Anblick desselben sein muß.

Es sei mir nur noch gestattet hinzuzufügen, daß es auch für mich eine Genugthuung ist, nun bereits 25 Jahre, wenn auch in noch so bescheidener Weise, für dieses Haus thätig gewesen zu sein und dieses Buch in denselben Spalten besprechen zu dürfen, wo es mir vor Jahren gestattet war, über so manches schöne Werk, welches aus der Tauchnitz'schen Presse hervorgegangen, zu berichten und die Aufmerksamkeit der Leser der W. Beil. darauf hinzulenken.

David Asher.

Der letzte Band von Leopold v. Ranke.

Von Georg Müller-Frauenstein.

Es ist eine wehmüthige Pflicht, an die heute der langjährige Referent von Ranke's Weltgeschichte geht; der letzte, der 7. Band, den der greise Meister noch selbst gefertigt hat, liegt vor mir.*) Nie wieder wird uns das Weihnachtsfest die Freude gewähren, den Mund des ehrwürdigen Nestors der Geschichtschreibung über einen längeren Zeitabschnitt vortragen zu hören. Ein merkwürdiges Verhängniß hat es gefügt, daß er, der früher über das Alterthum und die erste Hälfte des Mittelalters nur wenig veröffentlicht hatte, fast genau an der Stelle in seiner Weltgeschichte für immer die Feder aus der Hand zu legen gezwungen wurde, wo seine größeren Arbeiten aus vergangenen Tagen beginnen, Arbeiten, welche zwar zu einem anderen Zwecke geschrieben wurden, nun aber mit dem letzten Werke zusammen eine fortlaufende Kette zu bilden, in eine Gesammtdarstellung der Geschicke der Menschheit zu verschmelzen scheinen. Ein seltsamer Zufall ist es aber auch, der dem größten Historiker des jungen Deutschen Reiches, dem Historiographen Preußens unter Kaiser Wilhelm I. gerade nur noch erlaubte, uns Heinrich IV. und Gregor VII. vor Augen zu führen, den Ausbruch des großen Kampfes zu schildern, der des alten Reiches Herrlichkeit zerstört hat. Die imposante Verkörperung kirchlicher Herrschsucht steht in der Person Gregor's als ein warnendes Mene Tekel am Ende der Ranke'schen Schrift; Canossas Zinnen werfen ihre schwarzen Schatten über die letzten Blätter.

Der heute zur Verfügung stehende Raum gestattet mir leider nicht, obgleich es nahe läge, über die Person und das Wirken des verstorbenen großen Schriftstellers eingehender zu sprechen; selbst zu einer zusammenfassenden Charakteristik des gewaltigen Torsos, als welchen sich die Ranke'sche Weltgeschichte nun uns darstellt, reicht er nicht aus. Ich habe nur den siebenten Band in derselben Weise zu behandeln, wie ich es mit allen früheren gethan habe, d. h. die Hauptpersonen pietätvoll möglichst mit den eigenen Worten des Schriftstellers herauszuheben, ohne durch eigene Zuthat den Eindruck zu verwischen.

Einige Bemerkungen jedoch für die Besitzer der früheren Bände sind vorher unumgänglich nöthig. Was wird nun? Das ist die natürliche Frage, die sich ihnen auf die Lippen drängt. Soll wirklich endgültig die Hoffnung begraben werden, zu der Darstellung des Alterthums und der größeren Hälfte des Mittelalters auch den Abschluß der mittleren und neueren Geschichte in der bisherigen großartig zusammenfassenden Weise zu erhalten? Das Vorwort und die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Bandes geben auf diese Frage leider eine unbestimmte Antwort. Als Ranke starb, war der siebente Theil der Weltgeschichte noch nicht so zum Drucke fertiggestellt, wie wir ihn jetzt vor uns sehen. Der wissenschaftliche Gehilfe des Schriftstellers, Paul Hinneberg, hat aus den Dictaten und nach den Weisungen des Entschlafenen erst den Text herstellen müssen, Alfred Dove in Bonn im Auftrage der v. Ranke'schen Familie das Vorwort dazu geliefert. Der letztere theilt mit, daß für die Folgezeit nur die Aufzeichnungen früherer Jahre, wie sie für die vollendeten Theile regelmäßig die Unterlage bildeten, im Nachlasse vorhanden sind und über die Art der Ergänzung der Ranke'schen Weltgeschichte bis in unsere Zeit noch nichts entschieden sei. Von einer ebenmäßigen Vollendung lasse sich nicht reden, höchstens von einer möglichen Ergänzung.

Die letzten von Ranke dictirten Worte sind die einleitenden Sätze zum 8. Capitel, die er auf dem Sterbebette einfügte. Von Schmerzen überwältigt, brach er hier ab mit den Worten: Inter tormenta haec scripsi. Wer diese kurze Erzählung gelesen hat, wird den Eindruck während der ganzen Lectüre nicht wieder los. „Mitten in quälenden Schmerzen habe ich das geschrieben." Welcher Heroismus des neunzigjährigen Mannes, nach einem unermüdlich schaffenden, ungewöhnlich langen Leben sich immer noch nicht genug thun zu können, der Anfälle körperlichen Schmerzes nicht zu achten, bis die Kraft völlig zusammenbrach! Welch rührender Anblick, der würdige Greis, dem noch auf dem Sterbelager „gleichsam von der Dämmerung seines scheidenden Tiefsinnes beleuchtet" die großartigen Geschlechter der Ottonen und Salier vor die Augen treten! Wie traurig, daß er nicht, was er so sehnlich begehrte, zum Mindesten noch die staufische Zeit bis zum Ausgange des Kampfes zwischen Kaiser- und Papstthum mit dem nämlichen Antheile reifster Lebensweisheit schildernd begleiten durfte!

Doch freuen wir uns an dem, was wir noch erhalten haben, gehen wir nicht ganz auf in der Erinnerung an den Verlust, der uns so erschüttert hat! Denn wahrlich, ein Hochgenuß ist die Lectüre auch

*) Weltgeschichte. Von Leopold v. Ranke. 7. Theil. Höhe und Niedergang des deutschen Kaiserthums. Die Hierarchie unter Gregor VII. 1—3. Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886. X, 348 S. 9 M.

dieses Bandes, der uns von dem Tode Otto's des Großen bis auf die Schwelle des Zeitalters der Kreuzzüge führt. Wol beschleicht den aufmerksamer Folgenden hie und da der Gedanke: Hätte Ranke noch länger gelebt, so würde er an bestimmten Stellen noch manches hinzugefügt haben. So ist es mir z. B. bei der Lectüre des 6. Capitels gegangen. Konrad II. wird sehr hochgestellt, mit vollstem Rechte im 8. Abschnitt als der vielleicht bedeutendste aller deutschen Kaiser gerühmt. An der Stelle jedoch, wo dies im Einzelnen nachgewiesen werden soll, ist nach meinem Gefühle eine gewisse Leere, die eben nur in dem vorzeitigen Tode des Meisters ihre Erklärung findet. Ebenso müssen wir uns diesmal mit einer geringeren Zahl allgemeingiltiger geschichtsphilosophischer Beobachtungen begnügen, als dies in den früheren Bänden der Fall ist. Auf Seite 7 finde ich da den Satz: Das ist, man möchte sagen, das Charakteristische der großen Naturen: sie begründen wol, aber sie vollenden nicht; Ranke bezieht dies auf Otto I. Ein ander Mal heißt es (S. 95): Es ist gewiß: alle Pläne, welche zur Ausführung reifen sollen, bedürfen einer geistigen Wurzel und zu diesem Werk berufener Persönlichkeiten, aber sie müssen zugleich zusammentreffende Elemente des allgemeinen Lebens finden. Ganz zeitgemäß lautet auch ein Satz (S. 16): Aegypten hat in allen Jahrhunderten einen Mittelpunkt in den Weltbewegungen gebildet, und ein anderer (S. 148): Gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß die Vertheidigung der Unabhängigkeit eines großen Herzogthums der erste Schritt war, bei welchem sich die Welfen der kaiserlichen Gewalt entgegensetzten.

Von kritischen Erörterungen nimmt Ranke auch in diesem Bande im Texte meist Abstand, selbst in den Anmerkungen ist er diesmal damit sparsamer. Von Stenzel und Raumer sagt er (S. 328) entschieden, der erstere habe bei Weitem mehr auf dem seitdem beschrittenen Wege der historischen Forschung gestanden als der letztere. Die bekannte lothringische Sage, nach welcher Otto II. auf seinem Rückzuge von Paris in seiner Bedrängniß an der Aisne den Besitz Frankreichs und Deutschlands einem einzigen Kampfe habe überlassen wollen, mag er nicht benutzen.

Gehen wir nun zu einer Aufzählung der bedeutendsten Stellen und einer Angabe des gesammten Inhalts über. Nach einem kurzen Eingang, der die Grundlagen des Kaiser- und des Papstthums abwägt und beider Geschichte bis auf Otto's I. Tod giebt, führt er uns sofort in Otto's II. Regierung ein. Seinen Zug nach Unteritalien faßt er nur so auf, daß er nicht erobern, sondern den Angriff der Saracenen zurückweisen wollte; eine Feindschaft gegen die Griechen war dabei nicht mit im Spiele. Die Niederlage bei Rossano nennt er das Cannä des deutschen Reiches in dieser Ausdehnung seiner Macht. Die Charakteristik des Kaisers lautet: Er war ein junger Mann, nicht sehr ansehnlich von Gestalt, aber von kraftvoller Leibesbeschaffenheit und geistiger Lebenskraft, von einem Muthe, der mit den Schwierigkeiten wuchs. Aber er starb nicht wie sein Vater auf dem Gipfel des Lebens, nach vollbrachtem Tagewerk in einem heimathlichen Besitz, sondern in der Ferne, mitten in einer Krisis, welche die Welt umfaßte, und schon in frühen Jahren, wahrscheinlich doch infolge seiner Anstrengungen und der Wechselfälle, die ihn soeben betroffen hatten. Von seiner Wittwe, der Regentin Theophano, erkennt Ranke an, daß sie ihrer schwierigen Aufgabe sich vollkommen würdig gezeigt habe, sie sei ein Erscheinung, die nur zu bald vorüberging, diese geistvolle und verständige Fürstin byzantinischer Herkunft im Besitze der deutschen Krone. Wol mag ihr ihre Abstammung aus der Familie, welche als die vornehmste der Welt galt, zu Statten gekommen sein. Durch ihren Rang, ihr sittliches Verhalten, ihr Geschlecht selbst hielt sie den Hochmuth der Magnaten in Unterordnung und Zaum.

Bei der Stiftung des Klosters Cluny wird von Anfang an betont, daß dabei die Idee der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt von der weltlichen zur deutlichsten Repräsentation kam, neben ihm zieht des Historikers Blick damals ganz besonders die Gestalt Gerbert's an, der aus dem besten Pädagogen des westlichen Frankreich, dem Führer der bischöflichen Opposition in Gallien gegen das Papstthum der vertraute Lehrer Otto's III. und schließlich selbst Papst wurde. In der Verbindung dieser beiden Personen konnte die doppelte Gewalt als eine einzige betrachtet werden. Das Papstthum erschien, ohne im Mindesten seine Ansprüche auf die geistliche Weltherrschaft aufzugeben, doch abhängig von dem Kaiserthum und gleichsam eins mit demselben. Es war eine Vereinigung der beiden Gewalten, wie sie im Islam vorwaltete; aber wenn hier die religiöse Idee die Autorität begründete, so stützte sie sich im Abendlande auf das Kaiserthum, welches die Päpste damals nach seinem Belieben setzte. In Otto III. und Sylvester II. waren die subjectiven und momentanen Antriebe so stark, daß ihre Gedanken mit ihrem Leben verschwinden mußten. Nicht allein für Deutschland, sondern auch für Europa wäre eine dauernde Vereinigung der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, auf welche Seite auch das Uebergewicht gefallen wäre, unerträglich geworden. Otto's Politik nennt unser Buch zugleich Mystik; sein Tod war ein Ereigniß von unermeßlicher Tragweite. Der Enkel Otto's des Großen, welcher das deutsche Kaiserthum wenn nicht gestiftet, so doch zur Geltung gebracht hatte, der Träger der von ihm hinterlassenen Gewalt einer großen und einzigen Weltstellung, war unerwartet früh ohne Nachkommen mit Tode abgegangen! Es war eine Gewalt, die noch in der Bildung begriffen war, aber soeben schon Aussichten gefaßt hatte, welche die ganze Welt umspannten, und die geistliche Autorität zu einer Vollziehung ihrer Absichten verwandte.

Seinem Nachfolger, dem letzten Sachsen, Heinrich II., wird Ranke in vollem Maße gerecht. Er gesteht, er bewundere wie wenige die ausharrende Thatkraft dieses Fürsten in Bezug auf das Reich, und weist ihm eine der ersten Stellen in der Reihe der Kaiser zu. Auf die vage, unbegrenzte Ausdehnung der Idee des Kaiserthums waren unter ihm zwei Jahrzehnte der Contraction und der Feststellung auf haltbare Gebiete gefolgt. Er scheute dabei vor keiner Schwierigkeit zurück, machte den Provinzen (vor Allem den Sachsen in Merseburg) unerläßliche Zugeständnisse, aber keinen Augenblick verlor er sein großes Ziel aus den Augen. Daß er die germanischen Lande unter einem Scepter zusammenhielt, bildet sein größtes Verdienst. Unter ihm ist eigentlich nichts verloren gegangen: die Weltstellung des deutschen Reiches innerhalb bestimmter Grenzen hielt er fest. Große Schlachten hat er nicht gewonnen, aber er kann als der Fürst betrachtet werden, welcher die spätere Weltstellung der Kaiser wenn nicht begründet, doch neu befestigt hat; das Reich, von den vagen Aspirationen Otto's III. abstrahirend, wuchs jetzt erst zu einem haltbaren Gefüge zusammen.

Neben seinem Nachfolger, dem gewaltigen Konrad II., steht wiederum eine der großartigsten weiblichen Erscheinungen des Jahrhunderts, Gisela, sie war klug und eine gute Rathgeberin. Die Politik ihres Gatten ging stets dahin, den Gegnern, die ihn angriffen, durch Feindseligkeiten, welche von anderer Seite her gegen sie erhoben wurden, zu begegnen. Nicht der Erfolg der Waffen war es zuletzt, durch den er triumphirte, sondern mehr noch seine glückliche und treffende Herbeiziehung anderweitiger Umstände, sein schnell entschlossenes Vorgehen gegen alle ihn bedrohenden Feinde. Er war ein Mann für diese Gewalt in dieser Epoche. Das strenge Festhalten an dem Besitze Italiens und die Neuerwerbung des Königreiches Burgund geben seiner äußeren Politik ihren vornehmsten Werth und ihren Charakter. Durch sie erst wurde die Gestaltung des deutschen Reiches als solchen bestimmt; er hat das Princip der weltlichen Gewalt von Neuem zu allgemeinem Ansehen gebracht. Auch sein Nachfolger Heinrich III., wenn auch von vielen Seiten bedroht und im Kampfe nicht immer siegreich, blieb doch im Ganzen Meister der Situation. Schon war aber unter ihm die vornehmste politische Frage die, inwieweit die cluniacensischen Ideen in Rom selbst zur Autorität gelangen würden. Und dabei geschah es, daß er, der durch seinen Einfluß auf Rom über das Papstthum vollständig dominirte, an den exclusiven, weltlichen Gesichtspunkten der kaiserlichen Autorität irre geworden, einen Papst einsetzte, der von diesen Anschauungen aufs Tiefste durchdrungen war und sie zur Herrschaft zu bringen für Gewissenssache hielt. Zwar gelang es ihm, nach dem frühen Tode Leo's IX. noch einmal einen völlig ergebenen Geistlichen auf den römischen Stuhl zu erheben und die Stellung eines allwaltenden Kaisers zu behaupten. Allein das Eine zeigte sich gleichwol, daß eine volle Manneskraft dazu gehörte, diese Stellung aufrecht zu erhalten.

Und nun fällt die Regierung an einen sechsjährigen Knaben Heinrich IV.! Ehe er sie factisch antritt, genießen geistliche und weltliche Reichsfürsten bereits die Annehmlichkeit einer thatsächlichen Unabhängigkeit; überall bei seinen ersten Schritten wird ihm ein fremder Wille aufgelegt. Und über allen Gegnern erhebt sich die Figur des größten Pontifex, der den römischen Stuhl eingenommen hat, Gregor's VII., dessen Werk allein die große Entwickelung in der Geschichte des Papstthums, die Ueberleitung der Papstwahlen zu einer klericalen Allgewalt ist. Seine Eingriffe in die deutsche Kirchenverfassung machten zuerst die deutschen Bischöfe scheu, auf deren Hilfe Heinrich gegen die Sachsen angewiesen war, als diese ihn des Reiches entsetzen wollten. So stand kein anerkannter und mächtiger König den Ansprüchen des römischen Hofes gegenüber, und das Verhältniß Heinrich's zu den Rebellen, den

Bischöfen und Fürsten in Deutschland, wurde damit das Maßgebende auch in dem Leben und in der Politik des Papstes. Nach einer Zeit des Einvernehmens zwischen Kaiser und Papst erfolgte, gerade als der Abfall der süddeutschen Herzöge eintrat, auch in Rom ein Abbruch desselben. Man verkennt aber Heinrich's Stellung, wenn man seine folgenden Handlungen, die Absetzung Gregor's zu Worms, blos aus Eigenwillen herleitet; auch er hatte die Pflicht, seine Autorität zu wahren. Die Stimmung des größten Theiles der Geistlichkeit und der Fürsten stand zudem auf seiner Seite. Die kirchliche Mission, welche von jeher das Kaiserthum ausgeübt hatte, suchte er jetzt aufrecht zu erhalten und fand dabei die Unterstützung der geistlichen Fürsten. Man darf so mit Grund sagen, daß in der conciliaren Bewegung im Reiche eine Gefahr für den Papst lag; sie ist keineswegs so leicht gewesen, wie man oft angenommen hat. Dagegen war es nun andrerseits die Idee Gregor's, die Kirche lediglich aus klericalen Elementen aufzubauen. Von Einwirkungen des Königs oder gar des Reichstags wollte er nichts hören. Und daß er den König gefürchtet hätte, wird man bei seiner nach allen Seiten gesicherten Stellung nicht voraussetzen dürfen. So kam es zu der Excommunication des deutschen Königs und künftigen Kaisers. Noch nie war das in dieser Schroffheit geschehen. Die beiden Gewalten, welche vereinigt die Grundlage der Kirche ausmachen sollten, traten einander mit gegenseitigen Verdammungen entgegen. Von den Anhängern des Königs wurde in Deutschland und in Italien dem Papste der Gehorsam aufgekündigt, und der Papst wieder schloß den König aus der Gemeinschaft der Kirche aus und sprach die, welche ihm den Eid der Treue geleistet, von der Pflicht des Gehorsams los. Wie sich so die eine der beiden Gewalten fortan zur anderen verhalten sollte, war die größte Frage der Zukunft für Deutschland und Italien nicht allein, sondern für den gesammten Occident.

Mit dem plötzlichen Tode des Herzogs Gottfried von Lothringen im Februar 1076 ging nun zunächst der Führer des bevorstehenden großen Angriffes gegen das Papstthum zu Grunde, das Reich verlor an ihm den einzigen Mann, der den Kampf zu leiten vermocht hätte. Das wichtigste Moment eines entscheidenden Umschlages aber sieht Ranke darin, daß die Magnaten des Reiches, welche für Heinrich soeben den Kampf gegen die Sachsen der Würde und Einheit des Reiches wegen glücklich durchgekämpft und von dem Könige die gefangenen sächsischen Großen in Verwahrung bekommen hatten, jetzt gerade sich entschlossen, diese, ohne beim Könige angefragt zu haben, in Freiheit zu setzen. Damit wurde eine große, dem Könige entgegengesetzte Partei ins Leben gerufen, deren Seele der bisher von diesem mit dem größten Vertrauen beehrte Bischof Hermann von Metz war. Ranke will nun nicht so ungerecht sein und die Opposition der Fürsten gegen den König als Verrätherei behandeln. Es war doch auch eine Sache des Reichs, keine absolute Gewalt in den Händen des Königs entstehen zu lassen. Und so Unrecht hatten sie nicht, wenn sie dagegen in der Macht der Kirche einen Rückhalt suchten. Was aber daraus entstehen würde, namentlich für das Reich, war eine andere gewichtige, weitausschauende Frage. Es galt eine veränderte Form der Reichsregierung überhaupt, man greift mit Händen, daß es nicht eben religiöse Erregung war. Und die Entscheidung über die Reichsangelegenheiten wurde von der päpstlichen Autorität abhängig gemacht, das hatte eine Bedeutung für immer.

Die Wahrheit an der Erzählung von dem Ereignisse in Canossa ist nun die, daß die Markgräfin Mathilde, die nahe Verwandte, und der Abt Hugo von Cluny, der Pathe des Königs, die Vermittelung übernahmen, mit Heinrich die Lösung festsetzten und zum Papst zurückkehrten, um die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Gleich nach ihrer Rückkehr in das Schloß erscheint nun, offenbar zu früh, der König vor demselben, der Papst versagt ihm, um vor Allem die Bedingungen des Vertrages erst zu überlegen, die Aufnahme, und so ist Heinrich genöthigt, im Büßergewande zwischen den Mauern, die das Schloß umgeben, bis zum dritten Tage, umgeben von den Seinigen, sich aufzuhalten. Die Bußübungen, die er da vorgenommen haben soll, sind Fabel, in Wirklichkeit gab er nur die Zusage, innerhalb eines Termins, den der Papst selbst bestimmen könne, sich einem Rechtsverfahren unterwerfen oder die Eintracht herstellen zu wollen, das eine nach dem Ausspruch, das andere nach dem Rathe des Papstes. Fast die berühmteste Scene aber, die in Canossa vorgekommen, ist die Theilnahme des Königs an der Messe, wobei er die ihm vom Papst eigenhändig angebotene Hostie ablehnt, eine Handlung des Selbstbewußtseins und der Vorsicht zugleich.

Will man aber die thatsächliche Wirkung der Absolution ermessen, so ist sie nach beiden Seiten hin gleich Null, bei weitem das Wichtigste ist, daß man sie in Deutschland, trotzdem sie noch zur rechten Zeit erfolgte und von den Fürsten vorher der größte Werth darauf gelegt worden war, zuletzt nicht anerkennen wollte, sondern einen Gegenkönig wählte. Wenn nun diesen, Rudolf v. Rheinfelden, auch die Zeitgenossen als einen kräftigen, militärisch besonders fähigen Mann von rühmlichen Eigenschaften nennen, so hat er doch in der Geschichte des Reiches ein zweifelhaftes Andenken hinterlassen. Er überschritt die Grenzen, die ihm selbst als Reichsfürsten gezogen waren, und in ihm überwogen die kirchlichen Beziehungen die Vasallenpflichten. Das Reich wäre ein Spielball in den Händen der geistlichen Gewalt geworden; daß dies aber dann nicht geschah, war doch zuletzt das Verdienst Heinrich's IV.

Die Einzelheiten des nun offen ausbrechenden Kampfes zwischen Heinrich und Gregor, in welchem sich das Kaiserthum trotz der Excommunication behauptete, müssen wir uns versagen, hier anzudeuten; nur noch einige abschließende Worte über beide Männer mögen Platz finden. Ranke nennt Gregor den größten Hierarchen, der je gelebt, nicht etwa wegen der Tiefe seiner Gesinnungen, denn er findet nichts Prophetisches, keine über die momentanen Beziehungen hinausgehende Religion in ihm und betont, daß seine Ideen keine anderen gewesen seien als die in seiner Klosterdisciplin eingesogenen, aber er hat sie in tiefer Seele in sich getragen, ist wol von ihnen zurückgewichen, aber nur, um sie, wenn die Zeit gekommen war, um so unverhüllter vorzutragen. Seine Prätensionen beruhen auf dem einen über Allem schwebenden Begriff des Berufes der Kirche. Die römische Kirche hat nach ihm niemals geirrt und kann niemals irren; der römische Papst ist der Vertreter der apostolischen Gewalt auf Erden, sowol des Petrus, wie des Paulus. Diese erstreckt sich auf das Diesseits und das Jenseits, und in diesem Umfang ist sie auch auf den Papst von Rom übertragen worden; er kann Kaiser absetzen und selbst dessen Insignien anlegen. Die klericale Gewalt wird durch ihn zur Grundlage des gesammten menschlichen Daseins gemacht; er selbst zeigt ein angeborenes Talent für die weltlichen Geschäfte und bewegt sich in einer überall eingreifenden, sehr menschlichen Thätigkeit, verbunden mit geistlichen Idealen.

Sein vielgeschmähter Gegner ist nach Ranke doch immer ein Mann, dessen in der Reihe der Kaiser mit Anerkennung gedacht werden muß. Seine Eigenschaften, Thatkraft, Energie und Gerechtigkeit, haben immer wieder Anerkennung erhalten. Sein Thun und Lassen war die fortwährende Vertheidigung einer von allen Seiten angefochtenen Burg der Gerechtsame. Sein Lebensgang war ein unglücklicher.

Die Hauptmomente sind, daß er seiner Mutter durch Hinterlist und Gewalt entrissen wurde, daß die mächtigen Herren, als er dann zu seinen Jahren gekommen war, seine Feindseligkeiten dafür fürchten mußten, daß die Empörung der Sachsen gleichsam eine Nothwendigkeit zwischen dem salischen Hause und den sächsischen Magnaten war, daß er ferner bei deren Ausbruch seinen unersetzlichen Rathgeber, den geistvollen und unternehmenden Adalbert von Bremen, verlor, daß dann weiter nach der Niederwerfung der Sachsen durch Gottfried von Lothringen dieser ihm plötzlich von der Seite gerissen wurde, und daß sich ihm auf der anderen Seite der thätigste und angesehenste Papst, der je mit einem Kaiser gerungen, entgegenwarf. Nicht ganz unerwähnt darf bleiben, daß ihm das härteste familiäre Mißgeschick nicht erspart blieb.

Mit den Anfängen der Regierung Heinrich's V. schließt unser Buch, in der die Grundlegung des Concordats zwischen den beiden höchsten Gewalten nach heftigem Zusammenstoß zu Stande kam, und mit einem Hinweis auf die folgende Periode, in welcher die kirchlichen Ideen alle Welt mit Enthusiasmus erfüllten, einem Enthusiasmus, der sich nach dem Oriente wendete. Die Darstellung der Kreuzzüge wäre dem umfassenden, alle Momente gleichmäßig zur Geltung bringenden Geistes Ranke's sicherlich in vorzüglicher Weise gelungen. Wir müssen diese Hoffnung begraben, können aber nicht schließen, ohne den Kranz der Anerkennung auf die stille Stätte niederzulegen, an welcher der Stolz der deutschen Geschichtschreibung die letzte Ruhe gefunden hat. Friede seiner Asche!

Noch einmal Gustav Freytag's „Erinnerungen".

J. R. In Nr. 86 der Wiss. Beil. vom 27. October v. J. hatten wir die erste Lieferung der Gesammelten Werke Gustav Freytag's (Leipzig, S. Hirzel) angezeigt; jetzt liegt uns eine neue vor, welche auf dem Titelblatt als achte bezeichnet ist; sie enthält außer den Schlußbogen der „Erinnerungen aus meinem Leben"

Freytag's Gedichte, welche nur ihres Verfassers wegen Beachtung auf sich ziehen können, weil man aus ihnen sieht, wie der berühmte Romandichter, Dramatiker, Dramaturg und Culturhistoriker sich in früheren Jahren des Opfers auf dem Altar der lyrischen Muse entledigt hat; besonderes lyrisches Talent verrathen sie nicht. Die erste Lieferung schloß mit der Entstehungsgeschichte der „Fabier"; zu Anfang der neuen verbreitet sich Freytag über dieses Trauerspiel und geht alsdann auf die Beweggründe über, die ihn veranlaßten, seine „Technik des Dramas" zu schreiben. Außer der Hauptabsicht einer Darstellung der Lebensbedingungen des Dramas vom technischen Standpunkte aus leitete Freytag der Nebenzweck, sich durch die Arbeit von den Rathschlägen zu entlasten, welche jüngere Dichter durch die Einsendung ihrer Stücke von dem theatererfahrenen Manne forderten. Diese Entbindung erfolgte jedoch nicht. „Die gute Wirkung, welche ich für die Schaffenden davon gehofft hatte, trat nicht ein.... Meine jungen Genossen pflegten ihr Vertrauen seitdem fast regelmäßig durch die Versicherung zu begründen, daß sie die Technik gründlich durchgenommen hätten und daß Alles, was ich gefordert, in ihrer Arbeit zu finden sei. Ich aber vermochte nur selten dieselbe Meinung zu gewinnen." Interessant ist, was Freytag sodann über die erstmalige Vertheilung des Schillerpreises erzählt, den der Kaiser als Prinzregent von Preußen errichtet hatte. In die Commission der Preisrichter wurden seltsamerweise fast nur berühmte Gelehrte Berlins (Ranke, Boeckh u. A. m.) berufen; daß der Dichter der „Fabier", also ein Fachmann, ihr angehörte, war als eine Ausnahme zu betrachten. Es schien schwer, unter den etwas eigensinnigen Gelehrten eine Einigung über das mit dem Preise zu bedenkende Werk zu erzielen. „Einer und der Andere von ihnen hatte vielleicht seit vielen Jahren kein Theater besucht, und sie waren, um Alles zu sagen, als Preisrichter über ein neues Drama fast so übel daran, wie ein kleiner Trupp Elefanten, welchem zugemuthet wird, Hackenschottisch zu tanzen; fast jeder trottete seinen eigenen Weg und sie trompeteten wol auch einmal gegeneinander." Endlich brachte man dennoch die nöthigen Stimmen für Hebbel's „Nibelungen" zusammen. Zum Theil diese Erfahrungen mit den störrigen Professoren, zum Theil die Erinnerungen an seine eigene Docentenlaufbahn und seine Beziehungen zur Leipziger Universität und deren Lehrern führten Freytag auf den Roman „Die verlorene Handschrift" hin. Man hat in dem Helden Felix Werner den Philologen Moritz Haupt, der einer Handschrift fehlender Dekaden des Livius auf die Spur gekommen war, in den beiden feindlichen Familien Hummel und Hahn in der Straße nach dem Park zu Leipziger Persönlichkeiten wiedererkennen wollen; Freytag bestreitet jedoch auch hier wie bei „Soll und Haben" die Wirklichkeit porträtirt zu haben, und mehr als Anlässe, wie sie jedem Dichter bei der Arbeit aus der Umgebung zufließen und willkommen sind, dürften die Vorbilder ja auch nicht abgegeben haben. An diesen seinen zweiten Roman knüpfte Freytag eine allgemein gehaltene Auslassung über die Berechtigung des Prosaromans unserer Tage überhaupt. Freytag ist der Ansicht, daß weder die Prosa ein Herabgleiten der Darstellungsform bedeute noch der Roman, wie vielfach behauptet, nur eine Halbschwester der Poesie sei. Die ältere Zeit wählte den Vers, weil sie eine durchgebildete Prosa noch nicht besaß, und wenn auch eine Literatur, „welche Hermann und Dorothea unter ihrer werthvollsten Habe besitzt, die Bedeutung des Verses nicht gering achten dürfe," so sei doch für die unendlich mannigfaltige Neuzeit die reichere Prosa und der breitere Roman der richtige Ausdruck und die rechte Form, wie für die beschränktere und engere alte Zeit Vers und Epos der passende Ausdruck und die genehme Form war. „Die hohe Schönheit des rhythmischen Klanges bei Homer und den Nibelungen, ja auch noch bei Dante und Ariost, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters. Aber auch hier gilt der Vergleich, daß die Formen des Kindes eigenartige Schönheit haben, welche der Leib der Erwachsenen nicht besitzt, dagegen reichlich andere, welche im Ganzen bedeutender sind." Inzwischen waren die trüben fünfziger Jahre, deren Schwere Freytag selbst mit durchgefühlt und die er mit zu heben versucht hatte, einer lichteren Zeit gewichen; die Thaten des siebenten Jahrzehnts gingen wie eine Morgenröthe einem neuen Tage in der deutschen Geschichte voran. Freytag, der es als höchsten Gewinn seines Lebens rühmt, durch Einen, „der auf die Siebzigjährigen herabsieht, wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unsern guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer den Kanzler und den Feldherrn", das Glück mit erlebt zu haben, „welches eine gnadenvolle Vorsehung den Deutschen in dem letzten Menschenalter zu Theil werden ließ," die politische Einigung und das neue Reich — Freytag verhielt sich den neuen Ereignissen gegenüber durchaus nicht passiv. Er ward einer der Gründer des Nationalvereins und gab dem Drängen seiner Freunde nach, obwol er zum Parlamentsredner keine Befähigung in sich fühlte, sich für den Wahlkreis Erfurt in den norddeutschen Reichstag schicken zu lassen, dem er eine Legislaturperiode hindurch angehörte. Auf Veranlassung des ihm befreundeten deutschen Kronprinzen begleitete Freytag im Gefolge desselben die deutsche Armee auf den ersten Stadien ihres Siegeszuges in Frankreich, bis Sedan und Rheims. Unter den mächtigen Eindrücken jener Wochen entstand die Idee zu dem Roman „Die Ahnen". Mit den Bemerkungen über diesen Cyklus von sechs Erzählungen schließen dann die „Erinnerungen" ab. Freytag verwahrt sich entschieden gegen die Absicht, daß er gewissermaßen „sich selbst habe Ahnen erdichten wollen", ein Ansinnen, das, so offen ausgesprochen, ja auch zurückzuweisen gewesen wäre, wennschon es durch Einzelheiten im letzten Bande der Ahnen „Aus einer kleinen Stadt" und das Oertliche im ganzen Cyklus wol veranlaßt sein konnte. Hervorzuheben wäre dann noch die Zurückweisung, daß Freytag seine alten Germanen, die er allerdings, wie später die Landsknechte, wie mit Silberstiftstrichen gezeichnet, zu human und modern gehalten habe. „Die landläufigen Vorstellungen über die Barbarei der alten Germanen thun den Vorfahren immer noch in auffallender Weise Unrecht. Unsere Maler bilden die alten Knaben aus der Zeit des Tacitus in einer Tracht, welche damals etwa Strolche und Sauhirten trugen ... Oft ist in den Berichten der lateinischen Geschichtschreiber zu erkennen, daß die Germanen die Bezeichnung Barbaren in dem jetzt landläufigen Sinne nicht verdienen" ꝛc. Als letztes Bekenntniß spricht Freytag dann die Ueberzeugung aus, „daß das reichste und in vielem Sinne das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe in der Gegenwart liege ... Wir dürfen uns unser Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgend welche Theorie verkümmern lassen, aber die eigenthümlichen Uebelstände und Gefahren, welche die Behandlung fremder oder unserer Kenntniß entrückter Menschen in sich birgt, sollen uns stets im Bewußtsein bleiben." Diese wie die obige Ausführung über den Prosaroman subjectiv zu nehmende Anschauung hat für den Dichter einer Reihe von Werken, welche in der Vergangenheit spielen, nur für den ersten Blick etwas Befremdendes; sie verliert dasselbe, wenn man neben die „Ahnen" und „Fabier" Werke wie die „Journalisten", die „Valentine", „Graf Waldemar", „Soll und Haben" und die „Verlorene Handschrift" hält und sich fragt, auf welchem Gebiet sich des Dichters Können freier zu entfalten vermochte.

Bücherbesprechungen.

** Wie schon erwähnt, ist mit dem 1. Januar dieses Jahres das neue Gesetz über die Landes-Brandversicherungsanstalt, welches auf dem letzten Landtage die Zustimmung der Stände erhalten hatte, in Kraft getreten. Die Roßberg'sche Buchhandlung hat sich beeilt, einen Abdruck der neuredigirten Brandversicherungsgesetze mit den dazu gehörigen Ausführungsverordnungen und einem ausführlichen Sachregister (Band 47 der Handausgabe königl. sächsischer Gesetze) zu veröffentlichen, gleichzeitig aber von dem Gesetze, das Mobiliar- und Privat-Feuerversicherungswesen betreffend, in der Fassung des Gesetzes vom 18. October 1886 nebst Ausführungsverordnung eine Separatausgabe erscheinen lassen, welche besonders für Feuerversicherungsgesellschaften und deren Agenten berechnet und bestimmt sein dürfte.

Kr. Sehr rasch ist der 10. Band der Grote'schen Weltgeschichte zum Abschluß gebracht worden, in welchem Professor Dr. Flathe die Geschichte der französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs darstellt. Die in 3 Doppelheften ausgegebenen Lieferungen 60—65 erzählen die Begründung des Kaiserreichs, schildern die Weltherrschaft Napoleon's I. und das Erwachen der Völker zum Widerstande gegen deren unerträglichen Druck, zeigen, wie der stolze Imperator anfangs auf seiner Machthöhe allen Angriffen trotzt, bis ihn endlich sein Verhängniß auf Rußlands Gefilden zu ereilen begann. Alle Vorzüge innerer und äußerer Art, welche das vorliegende Werk von Anfang an auszeichneten, sind auch in diesen Lieferungen zu finden: strenge Objectivität der Auffassung bei allem deutsch-patriotischen Zorne gegen den fränkischen Tyrannen, eine klare, gemeinverständliche, dabei edle Sprache, künstlerische Ausstattung des Werkes durch eine Fülle von Bildern, Karten und Plänen. Ueberall sind die beigegebenen Bilder den besten gleichzeitigen Originalen nachgebildet und versetzen mit vollster Unmittelbarkeit in das Leben und Treiben der geschilderten Zeitabschnitte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 11. Mittwoch, den 9. Februar. 1887.

Wilhelm Henzen †.

Am 28. Januar 1887 schritt von der Höhe des Capitoles der ewigen Stadt ein ernster Zug herab, voran der deutsche Botschafter mit den Ersten von den römischen Gelehrten und den jungen deutschen Gelehrten des Deutschen Archäologischen Institutes, nach dem stillen, grünen Friedhofe der Protestanten am Monte Testaccio. Unter dem Schatten der hochragenden Cypressen brachte er einen Mann zur letzten irdischen Ruhe, der schon seit langer Zeit Rom als seine Heimath bezeichnen konnte, der beiden Nationen, der deutschen wie der italienischen, in gleicher Weise angehört hatte, dessen Bedeutung von den Dienern der Wissenschaft aller Völker längst einstimmig anerkannt ist. Wenige Tage nach dem Eintritte in das zweiundsiebzigste Lebensjahr war Donnerstag, den 27. Januar 1887, Vormittag 10 Uhr, der erste Secretär des kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes in Rom, Professor Wilhelm Henzen sanft verschieden, freundlich, dankbar für die kleinste Handreichung, vollständig klaren Bewußtseins bis zum letzten Athemzuge. Ganz unerwartet hatte am Sonntage vorher den an leichter Erkältung Leidenden ein Schlaganfall betroffen, die Blutcirculation störend und die Zunge lähmend. Nicht die Kunst der zugezogenen beiden trefflichen Aerzte, nicht die aufopfernde Treue und rastlose Sorgfalt seiner Pflegetochter, Rosina Kopf, die lange Jahre schon ihm Stütze und Trost war, vermochten das fliehende Leben zurückzuhalten. Es war ein Leben reich an Liebe und Ehren, und wenn er auch selber, der bescheidene Mann, von seinen Verdiensten nichts wissen wollte, so konnte er sich doch nicht den beredten Huldigungen entziehen, welche die Festtage der Geschichte des Institutes und seines Lebens, vor Allem, um nur zweier zu gedenken, die Jubelfeier des Archäologischen Institutes 1879 und die große Versammlung um den Siebzigjährigen im vorigen Jahre, ihm darbrachten. Es erwies sich jetzt wieder bei dem Tode. Unter den Ehrenzeichen, welche das Institut 1879 erhalten, neben seiner Büste, welche die Freunde ihm zu Ehren 1886 aufgestellt hatten, ruhte er im schönen Saale der Bibliothek des Institutes, von Palmen und Lorbeer und all den kostbaren Spenden der Liebe und Verehrung ganz überdeckt. Italien, voran Rom (Direzione Generale di Belle Arti e d'Antichità, Consiglio Municipale), Oesterreich (Istituto Storico), Frankreich (École Française), England und Amerika (British and Americain Archeological Society), Rußland — die wissenschaftlichen Vertreter dieser Völker wetteiferten mit Deutschland, um dem Treuverdienten die letzten Ehren zu erweisen. Am Tage nach dem Tode fand nach einem Trauergottesdienste vor größerer Versammlung die Ueberführung nach dem Friedhofe statt. Sonntag, den letzten Januar, schloß sich die eigentliche Begräbnißfeierlichkeit an. Nachdem der Sarg von den im Deutschen Institute wohnenden jungen Gelehrten, den capitolinischen „Ragazzi", aus der Halle an das Grab getragen worden war, sprach der kaiserl. Botschaftsprediger, Pastor Rönneke, über das äußere und innere Leben des Entschlafenen, den Gott arbeitsvolle und oft schwere, aber immer gesegnete Wege freundlich geführt habe. Er wendete auf ihn das Wort aus dem 118. Psalmen an: „Der Herr züchtet mich wol, aber er giebt mich dem Tode nicht. Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich dahineingehe und dem Herrn danke." In warmen, schmerzbewegten Worten gab Professor A. Michaelis aus Straßburg, Freund des Verstorbenen seit dreißig Jahren, als Vertreter der Centraldirection der Dankbarkeit Ausdruck, zu welcher die Direction, das Institut, die Wissenschaft Wilhelm Henzen für ewig verpflichtet sind, und mit dem Danke rief er dem langjährigen Leiter des römischen Institutes das Gelöbniß nach, daß die Centraldirection in alle Zukunft keine anderen Absichten haben wolle als die, welche Henzen allezeit gehegt habe: treue Verbundenheit deutscher und italienischer Forschung. Nachdem sodann im Namen der jungen Institutsgenossen und im Auftrage der Vertreter der Alterthumswissenschaft an der Universität Wien einige Worte gesprochen waren, wurden die Schleifen und Kränze in das Grab gesenkt, darunter die von Theodor Mommsen, von der Centraldirection, von dem Archäologischen Institute in Athen, ungezählte, so daß der Sarg vollständig überdeckt war. An das noch offene Grab trat zum Schlusse tief bewegt Professor Gatti, um für die italienischen Freunde zu sprechen. Seine schönen, ergreifenden Worte galten dem edlen Menschen, welcher von dieser Erde gegangen ist, der Allen, welche ihm nahe gestanden haben, ein leuchtendes Vorbild gewesen und es für alle Zeiten bleiben wird.

Wilhelm Henzen kann wie als Mensch so als wissenschaftliche Größe nicht treffender charakterisirt, nicht schöner gewürdigt werden, als es in der Widmungsschrift der ihm zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Verbundenheit mit dem Institute im Jahre 1867 überreichten silbernen Votivtafel geschehen ist, in jenen Worten, die Professor Michaelis am Grabe den Versammelten ins Gedächtniß zurückrief: bonarum litterarum apud duas nationes propagatori, Italorum Germanorumque amicitiae stabilitori, qui neminem laesit, omnes singulosque adiuvit, amico suavi, hospiti comi, homini bono (dem Förderer der Wissenschaft bei zwei Nationen, dem, welcher freundschaftliche Beziehungen zwischen Italienern und Deutschen befestigt hat, ihm, der Niemand je verletzt, Alle stets unterstützt hat, dem liebenswürdigen, gastfreien Freunde, dem edlen Menschen); und sodann, wie Gatti es gethan hat, in der Anwendung des Wahlspruches Augustin's auf ihn, des Spruches, den Henzen seiner lange vor ihm abgerufenen Gattin auf das Grabmal geschrieben und den er sich selbst für seinen Grabstein ausgesucht hat: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. (Im Nothwendigen Einigkeit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem walte Liebe.) Er hat daran zeitlebens festgehalten und damit Großes erreicht. Wol war der Körper zart, schwächlich, aber der Sinn war stark, fest der

Wille, unermüdlich seine Pflichttreue für das Große wie für das Kleinste. Fast fünfzig Jahre hat er dem Institute angehört. Er ist ihm die festeste Stütze gewesen. Zum ersten Male kam er im Herbste 1841 nach Rom; er begleitete von hier seinen Lehrer Welcker nach Griechenland und kehrte im August 1842 nach der ewigen Stadt zurück. Die Vertretung für den in Deutschland zurückgehaltenen zweiten Secretär des Institutes, Abeken, wurde auf Wunsch von Emil Braun ihm übertragen und Anfang des nächsten Jahres schon ernannte ihn die Direction zum zweiten Secretär. Als solcher stand er Braun bis zu dessen Tode (1856) zur Seite, ward dann dessen Nachfolger als erster Secretär und hat in diesem Amte zuerst mit Heinrich Brunn, dann seit 1865 in Gemeinschaft mit Wolfgang Helbig treu und sicher das Institut geleitet. Von wie viel Sturm und Noth weiß die Geschichte des Archäologischen Institutes zu erzählen! Es ist nicht zum Mindesten Henzen's Verdienst mit seiner strengen, aufopfernden Handhabung der Geschäfte, wenn die Bedrängnisse glücklich überwunden worden sind, wenn das Institut in immer mehr gesicherte Verhältnisse geleitet worden ist: 1856 erhielt es feste preußische Staatsunterstützung, 1870 ward es öffentliche Anstalt des preußischen Staates, 1874 Anstalt des Deutschen Reiches. Aus der bescheidenen Casa Tarpea ist das stattliche Institutsgebäude geworden, eine Zierde des capitolinischen Hügels, ein Schmuck für Rom. Dieses äußere Wachsthum ist aber nur der Ausdruck für die innere Kräftigkeit und fortgeschrittene Bedeutung der wissenschaftlichen Thätigkeit des Institutes. Henzen hatte auf archäologisch-antiquarischem Gebiete seine Arbeit glänzend mit der Schrift über das borghesische Gladiatorenmosaik begonnen, in welcher er das gesammte Gladiatorenwesen behandelt. Dieser von der päpstlichen Akademie preisgekrönten Abhandlung (1843) folgten verschiedene Arbeiten auf demselben Gebiete. Allmälig aber erkannte er in den epigraphischen Studien seine Lebensaufgabe. Ihm ist es zu danken, daß die Epigraphik, welche man gleich bei der Gründung in den Bereich der wissenschaftlichen Thätigkeit aufzunehmen beabsichtigt hatte, ebenbürtig in den Schriften wie in den Sitzungen des Institutes neben die Archäologie getreten ist. Wilhelm Henzen hat in seiner fast ein halbes Jahrhundert währenden Thätigkeit darin Großartiges für die Wissenschaft geleistet. Seine vielen Arbeiten legen beredtes Zeugniß ab, von allen spricht am lautesten das gewaltige Unternehmen des Corpus Inscriptionum Latinarum, das Werk der drei Männer: Wilhelm Henzen, Theodor Mommsen und Giovanni Battista de Rossi. Dieses große Quellenwerk, die Publicationen des Institutes überhaupt, welche immer größere Ausdehnung gewonnen haben, waren ohne weitverzweigte Verbindungen nicht möglich. Henzen hat in schweren Zeiten die Regelmäßigkeit der römischen Publicationen gesichert. Er hat dem Institute immer neue Freunde zugeführt, deutsche Gelehrte und namentlich auch die Italiener für die Arbeiten des Institutes interessirt und herangezogen, so daß bald nicht nur von deutschen Correspondenten eine große Anzahl gewonnen war, sondern in kurzer Zeit in ganz Italien thätige Correspondenten sich fanden, die über jeden neuen Fund nach Rom berichteten. Das war die Absicht der Stifter des Institutes gewesen, und Henzen war von der Nothwendigkeit gemeinsamer Arbeit ganz durchdrungen. Es ist seiner Persönlichkeit zu danken, daß so viele zu gemeinschaftlicher Arbeit mit dem Institute verbunden worden sind, daß namentlich eng und fest das Band zwischen deutschen und italienischen Gelehrten geknüpft worden ist. Selbstlos, treu, aufrichtig bis ins Kleinste war er in seiner wissenschaftlichen Arbeit, war er im Verkehre mit den Vielen, die ihm nahegetreten sind, immer liebenswürdig, hilfbereit, ein Vater für die jungen Hausfreunde des Capitols. Er hat keinen Feind gehabt. Er war eine anima candida, einer der edelsten Menschen, welche die Erde getragen hat.

Wir klagen über den schweren Verlust, der das Deutsche Institut betroffen hat. War auch der Zeitpunkt nicht mehr fern, den er sich selber für sein Ausscheiden gesetzt hatte, so wäre er doch alle Zeit für das Institut ein treuer Berather geblieben. Sein Andenken bleibt in Segen, seine Arbeit gesichert, seine Ziele unverrückt. In der Sitzung vom 28. Jan. hat der römische Stadtrath auf Antrag de Rossi's beschlossen, die Büste von Wilhelm Henzen auf dem Capitole im Saale der Consularfasten aufzustellen. Noch ein größeres Denkmal werden ihm die italienischen und deutschen Gelehrten Hand in Hand mit den Leitern des Deutschen Archäologischen Institutes setzen: sie wollen heilig halten, wofür er gelebt und gestrebt, die enge Verbindung der wissenschaftlichen Arbeit beider Völker.

Rom, den 2. Februar 1887. Dr. Johannes Ficker.

Ein Künstler als Kunstschreiber.*)

—g. Auf 409 Seiten giebt uns der Verfasser bald ein Ineinander, bald ein Nebeneinander des äußeren Lebensganges und der künstlerischen Entwickelungsgeschichte von folgenden Meistern: Karl Rottmann, Franz v. Defregger, Wilhelm v. Kaulbach, Franz v. Lenbach, Alfred Rethel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Ludwig Passini, Bonaventura Genelli, Adolf Menzel, Hans Makart. Der eigenthümliche Werth seines Buches besteht darin, daß es vielfach auf eigenen Erlebnissen, auf persönlicher Kenntniß der geschilderten Künstler und ihrer Werke beruht. Pecht hat sein Material zu „Studien“ oder Essays abrunden wollen und sollen; ja er hat diese zweite Reihe seiner Künstlerbiographien nicht blos an den Lebenden bis zur Gegenwart fortgeführt, er hat sie auch „vollkommen überarbeitet und stilistisch ausgefeilt, so daß fast keine Seite ohne Aenderungen und Zusätze geblieben ist“. Wir erachten uns deshalb verpflichtet, einen höheren Maßstab der Beurtheilung anzulegen, als etwa bei einer Kritik der ersten Auflage. Dazu tritt der schwerwiegende Umstand, daß der ungemein rührige Pecht seit einer Reihe von Jahren unter den lebenden deutschen Malern wol der größte Held von der Feder ist. Durch seine vier Reihen von Künstlerbiographien und durch zahlreiche Zeitungsartikel hat er einen weitreichenden Einfluß geübt; jedenfalls schreibt er blendend für alle die, welche weder Befähigung noch Lust haben, sich durch mühsame Arbeit ein eigenes Urtheil zu bilden. Wir unsererseits sind vorurtheilslos genug, zu wünschen, daß die Künstlerschaft berufene Vertreter auch zu dem Contingent der Schriftsteller entsende; eine gegenseitige Ergänzung von solchen Künstlern und von ästhetisch geschulten Kunsthistorikern erscheint uns bei dem heutigen Stande der Kunst und Kunstgeschichte als durchaus berechtigt. Jede Alleinherrschaft einer Classe, sowie alles Cliquenwesen ist uns gründlich zuwider. Als ein sehr beachtenswerther Factor erscheint uns das Zeugniß eines Mannes wie Pecht, welcher in seiner Person ein großes Stück der neuzeitigen Kunstgeschichte repräsentirt. Vertauscht er aber den Pinsel mit der Feder und errichtet ein Tribunal einschneidender Kritik, so darf man wol billigerweise verlangen, daß er selbst zwei Forderungen erfüllt. Weder er noch seine dienstbaren Geister sollten die Kunstgelehrten und Aesthetiker mit ausgesuchter Geringschätzung behandeln, da er doch selbst fortwährend ästhetische Urtheile fällt. Daß letztere ein Monopol der Künstler seien, ist eine Einbildung, welche wir entschieden zurückweisen; einen Terrorismus, welcher das Kunstverständniß und die Kunstkritik allein für die Künstler oder für die Kunstgelehrten in Anspruch nimmt, halten wir für krankhaft und gefährlich.

Wenn nun ein schriftstellernder Künstler auch nur im Feuilletonstil schreibt, so darf man doch erwarten, daß er nicht blos Skizzen, pikante Bemerkungen, Abschweifungen aller Art dem Publicum darbietet, sondern in sich abgerundete und relativ ihren Stoff erschöpfende Essays, aus welchen das Bild des betreffenden Künstlers rein und voll dem Leser entgegentritt. Wir haben uns leider enttäuscht gefunden in unserer Erwartung, daß Pecht es über sein sprunghaftes, geistreich schillerndes, prickelndes und irrlichterirendes Wesen in der 2. Auflage seines Buches hinausbringen würde. Mit dem Hauptziel seines Strebens, dem Realismus zur Anerken-

*) Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. 2. Reihe. 2. Auflage. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1887.

nung zu verhelfen, sind wir so lange einverstanden, als ein gesunder Realismus das Gegengewicht bilden soll zu einem Idealismus, welcher in Gefahr geräth, sich selbst zu überspannen. Die Tendenz aber, dem Realismus zur Alleinherrschaft zu verhelfen; die ewige Reclame für die Lebenden auf Kosten der Todten; die Keckheit, welche ein Füllsel von Daten und raketenartigen Behauptungen an die Stelle einer in sich geschlossenen, aber universalen Kunstanschauung setzt: die verwerfen wir. Auch dem Kampfe Pecht's für Hochhaltung des nationalen Princips stehen wir an sich durchaus sympathisch gegenüber; nur darf die berechtigte Pflege des nationalen Elements in der Kunst nicht zur Deutschthümelei werden, welche den ur- und vorbildlichen Charakter einer lebenskräftigen Universalität, das Befruchtende eines internationalen Kunstverkehrs, die Größe des ächten Kosmopolitismus verkennt. Endlich wollen wir zwar Pecht keinen Vorwurf daraus machen, daß ihm nur die Charakterbilder der ihm sympathischen Künstler gelingen (Defregger, Böcklin, Passini, Menzel); aber es verletzt, wenn er von Kaulbach geradezu eine Caricatur entwirft, wenn er die Werke von diesem und Rauch, ja selbst von Makart oft nur flüchtig streift. Pecht hat leider nichts weiter fertig gebracht, als Material zusammenzustellen für einen durch und durch gewiegten, im Sichten geübten späteren Kunsthistoriker.

Da wir hier nicht zu Pecht's Buch ein neues schreiben können, so bleibt uns nur übrig, ihn sich selbst für unsere Leser charakterisiren zu lassen. Wir heben zunächst Stellen heraus, welche seine Urtheilsfähigkeit und Federgewandtheit bekunden. Dahin gehören: „Rottmann ist der Cornelius der Landschaft.“ „Rottmann schuf jede Naturscene in ihr eigenes Ideal um; er verstand, die Landschaft zu einem wahren Porträt zu gestalten, aus welchem er nur alles Störende und Kleinliche entfernte. Die plastische Form ist ihm die Hauptsache, und zwar in der gesammten Modellirung der Erdoberfläche.“ „Das Colosseum schuf er um zu einer wahren Personification des alten Rom.“ „Man kann den Eindruck von rein landschaftlichen Motiven durch Figuren erläutern, verstärken oder abschwächen.“ Trotz mangelhafter Stilisirung ist doch folgende Bemerkung ihrem Sinne nach richtig: „Alle unsere idealisirenden Kunstrichtungen litten an dem Fehler ungenügenden Studiums der Natur wie der Mittel der Darstellung. Sie vermögen daher nur beim Meister anzuziehen, werden aber bei der Schule alsbald unausstehlich.“ Brillant ist der Sarkasmus: „Franz v. Lenbach gesteht, daß er beim Porträtiren Bismarck's immer eine Art Empfindung gehabt habe, wie das Karnickel beim Löwen. Es ist dies eine Bescheidenheit, vor der gewisse freche Parlamentarier allerdings schon durch ihre unermeßliche Ignoranz geschützt werden.“ Sehr treffend sagt Pecht über Menzel, daß dieser eine Verbindung von unbedingtem Lebensgefühl mit seltenem historischen Sinn besitze. Wie fein sind Bemerkungen, wie folgende: „Döllinger's Züge sind jesuitisch angehaucht, Liszt hat etwas Magierhaftes, Wagner's Physiognomie zeigt die verzehrende Unersättlichkeit des künstlerischen Genies, die Mischung von unerhörter Willenskraft und Impertinenz.“ „Bei Moltke sieht man die ungeheuerste Willenskraft in den Dienst der kältesten Berechnung gestellt.“ „Papst Leo XIII. ist (in Lenbach's Porträtirung) kein einzelnes Individuum mehr; das ist ein Stück tausendjähriger Weltherrschaft.“ Gelungen ist endlich auch die Schilderung Karl's des Großen in der geöffneten Gruft (Gemälde von Alfred Rethel).

Bedenklich aber sind schon folgende Widersprüche, in denen sich Pecht durch seinen zu hoch geschraubten Patriotismus verfängt. Er macht dem König Ludwig I. von Bayern einen Vorwurf daraus, daß dieser griechische Landschaften habe malen lassen, und nicht bayerische. Gleichwol betont Pecht sehr richtig, daß „die welthistorischen griechischen Stätten Anspruch haben, allen Sterblichen theuer zu sein“. Ferner wäre denn doch eine Wendung wie diese nur im Munde eines altbayerischen Kraftmenschen wie Sepp verständlich: „Wir sind im Ganzen und Großen immer ein Bauernvolk gewesen, wie denn von Karl dem Großen bis auf Bismarck fast alle unsere großen Männer das Landleben jedem anderen vorzogen.“ Wenn „Cornelius und Rottmann im innersten Kern deutsch waren, aber weder in ihren Stoffen noch in ihren Formen“: was bleibt denn dann von ihrem deutschen Wesen in ihren Werken noch übrig? Unerhört hart sind die Urtheile, daß Carstens „gar keine Technik“ besessen habe, und daß das „von jenem Märtyrer wieder begonnene Studium der Alten nur eine andere Art von Verlogenheit gewesen wie diejenige der Zopfmaler“.

Einem sehr bedenklichen Naturalismus entspringen Bemerkungen wie diese: „Das Licht des Genies nimmt mit der wachsenden Entfernung ab.“ „Das Vornehme, was allen Schöpfungen Rauch's eigen ist, hat er sich (als Lakai!) im Vorzimmer der Königin Luise von Preußen geholt.“ Es ist ungerecht, von einem großen Maler denselben Einfluß auf die breiten Schichten des Volkes zu verlangen, wie ihn heutzutage ein namhafter Dichter oder Musiker üben kann. Die Werke des ersteren sind an die Scholle gebunden, die der letzteren genießen Freizügigkeit.

Es ist ferner ein Widerspruch, daß „Kaulbach zu Cornelius einen unversöhnlichen Gegensatz gebildet“ und gleichwol „die classicistische Ausdrucksweise seines Meisters ziemlich unverändert herübergenommen hat“. So sehr lassen sich denn doch Form und Inhalt bei einem Meister wie Kaulbach nicht trennen! Viel zu allgemein gehalten ist die Behauptung, daß „Kaulbach einen bis zur Kalligraphie einförmigen Vortrag gehabt habe“. Es läßt sich nur mit Franz v. Reber sagen, daß Kaulbach besonders in seinen späteren Werken in der Gewandung einen fast zu stereotypen Faltenschlag angenommen und diesen, aus einem ungewöhnlichen Gefühl für Schönheit und Linienfluß entstanden, in allzugroßer Selbstbefriedigung gewissermaßen kalligraphisch beibehalten habe. Pecht rügt es als einen Fehler, daß Kaulbach auf seinem Bilde „Narrenhaus“ die verschiedenen Geisteskranken zu einer Gruppe vereinigt habe; aber sollte denn Kaulbach die Einzelnen in ihre Isolirzellen einpferchen wie wilde Thiere in Käfige? Wie kann man von einem Bilde wie der „Hunnenschlacht“ eine „specifisch malerische Anschauung“ verlangen? Wenn die weltberühmten Wandgemälde im Treppenhaus des Berliner Museums in ihrer Mehrzahl nur gestreift werden, so schadet damit Pecht nur sich selbst, nicht Kaulbach. Ueber die Composition der „Zerstörung von Jerusalem“ kann man getheilter Meinung sein, wenn man den denkbar höchsten Maßstab anlegt; unter allen Umständen aber darf man sie nicht mit folgender platten Ironie abfertigen: „Es wirkt höchst befremdlich, wenn sich die Leute vor Hunger umbringen und einen Schritt davon die frommen Christen davon ziehen, ohne nur die geringste Notiz von den jammernden Unglücklichen zu nehmen.“ „Die Hauptgruppe (der Oberpriester und Familie) ist von einer herausfordernden Widerwärtigkeit.“ „Das Publicum drängte sich, um die gemordeten Juden und die geziert frommen Christen zu bewundern.“ Unrichtig ist es, daß in Kaulbach's „Renaissancezeitalter“ auf die Person Luther's „eigentlich Alles hinleitet“. Der perspectivisch verkleinerte Luther steht wol in der Mitte des Hintergrundes; aber er ist leider nicht der Mittelpunkt des Ganzen, auf welchen sich Alles bezieht. Daß Pecht umgekehrt einen Künstler mit Glacéhandschuhen anfassen kann, wenn er nur will, beweist der Umstand, daß er die vielbesprochenen „unverhüllten Jungfrauen (wie lucus a non lucendo)“ auf Markart's Einzug Karl's V. in Antwerpen „überaus reizend naiv gedacht“ findet.

Erheiternd wirkt der Satz, daß „gewiß nichts so sehr zur Entwicklung der Cultur beigetragen hat, als das Kastenwesen“. Wäre dieser Schluß richtig, dann müßte doch die in Deutschland am stärksten vertretene Kaste, die Schulmeister, am meisten zur Hebung unserer gesammten Bildung, also auch der Kunst, beigetragen haben. Aber gegen eben diese „Kaste“ richtet sich Pecht's Zorn immer wieder von Neuem. Da heißt es z. B. „Deutschland ist das Paradies der Schulmeisterweisheit“, „der deutsche Norden ist reich an kühnen Kaufleuten, Kriegern, Staatsmännern, aber vor Allem an Philosophen, Theologen und Schulmeistern aller Art“. Selbst ein Künstler-Professor an einer Kunstakademie übt nur „eine Schulmeisterthätigkeit“. „Aus Scharnhorst mußte Rauch einen richtigen Soldaten-Professor machen.“ „Die Rauch'schen Viktorien passen vortrefflich, elegante Poeten und ungebürstete Philosophen zu krönen.“ „Daß Bismarck ein großer Staatsmann ist und Landedelmann zugleich, aber gewiß kein Professor, sieht man auf der Stelle.“ „In der ersten Hälfte dieses superklugen Jahrhunderts schien es, daß wir ewig verdammt seien, ein Volk von eigensinnigen und pedantischen Schulmeistern und Corporalen darzustellen.“ Man sieht, wie schwer diese Unholde Hrn. Pecht im Magen liegen. Wir wissen kein anderes Mittel, um ihn von denselben zu befreien, als daß er seine eigenen Bemerkungen über jene als Gegengifte einnimmt! Ganz vertraulich aber wollen wir ihm zuflüstern, daß die bösen Schulmeister so lange noch nöthig sind, als es Künstler giebt, welche sich folgende Sätze leisten: „Kleopatra machte eine antike Spazierfahrt auf dem Nil,“ „die Segel blähten sich wollüstig,“ „aus dem vom Schlapphut bedeckten Kopf Bismarck's (statt Antlitz) spricht die gewaltigste Willenskraft“, „der Maler schmeichelte sie (statt ihnen) unverschämt“, „unser neudeutscher Classicismus stund (statt schwebte) sozusagen in der Luft“ ꝛc.

Die Geißel der Satire schwingt Pecht nicht wie ein zürnender

Apoll, sondern wie ein Capuziner auf dem Maskenball. Er hascht so krampfhaft nach Esprit, daß er das E unter den Händen zerdrückt und nur noch sprit für seine Feder übrig behält. Wir lassen wiederum Pecht selbst sprechen. „Bis zum Auftreten Piloty's war eigentlich ein Conditor- oder Parfümerieladen das Ideal der besonders aus Düsseldorf und Berlin zu uns gekommenen coloristischen Anschauung.“ „In den Porträten vornehmer Frauen muß der Maler die Falten mit Schminke und dem Bügelstahl glätten.“ „Angelika Kauffmann seufzte unerhört süße Porträts.“ „Man hielt es damals für unerläßlich, das gräcisirende Bad zu nehmen.“ „Die Canova'schen Damen haben nichts zu wahren, sondern nur zu gewähren.“ „Die Viktorien in der Walhalla sind gut gezogene Damen, welche sehr viel mehr Thee getrunken haben als Blut.“ (Pecht'sche Viktorien würden wahrscheinlich die nöthige Quantität von Münchener Hofbräu bekommen!) „Kaulbach ist voll von jener Unersättlichkeit, welche wir an allen großen Männern wahrnehmen.“ „Mit des Geschickes Mächten und mit jüdischen Literaten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ „Es giebt berühmte Historienmaler oder Schneider, deren Kunst morgen am Ende wäre, wenn heute alle Gliederpuppen verbrannt würden.“ „Das Volk liebte in Bayern die Künste und kritisirte gar nicht; außerdem hatten die Maler einen großen Berührungspunkt mit ihm, den ewigen Durst, und so ging es vortrefflich.“

Geradezu frivol sind folgende Bemerkungen, welche wir nicht todtschweigen können, weil sie für die Selbstporträtirung Pecht's leider zu wichtig sind. „Bekanntlich macht die Bibel niemand Geringeren als Jehova selber zum Porträtisten, indem sie ihn den Menschen zu seinem Ebenbilde formen läßt. Obwol dieser erste Versuch übel genug gerathen, folgte doch unsere Malerei diesem Beispiel und suchte ihn auch möglichst göttlich darzustellen, jede Schneidermamsell in eine Venus, den Hrn. Geheimen Justizrath zum Jupiter und alle Lauwasserpoeten in Apolle umzuwandeln.“ „Der regierende Fürst von Waldeck verkaufte wol gelegentlich ein paar Hundert seiner getreuen Unterthanen als Soldaten nach England, suchte dieselben aber unter den weniger gerathenen aus und verschönerte Schloß und Stadt aus dem Erlös.“ Frivol ist die Art, wie der Bildhauer Rauch wiederholt mit preußischen Prinzessinnen in Verbindung gebracht wird. „Die Maler des vorigen Jahrhunderts behandeln in ihren Deckengemälden eigentlich nur einen einzigen Stoff, die Darstellung der himmlischen Freuden, zu deren Genuß Sct. N. N. eben zugelassen und über den Anblick der vielen heiligen Frauen, die sich so entgegenkommend geberden, etwas verblüfft wird. Nur Makart hat der Seligkeit, welche jene armen Teufel in den Himmel verlegen mußten, zu einem Platz auf der Erde verholfen.“ Ueber eine Lithographie, welche ursprünlich nur als Transparentgemälde für das Weihnachtsfest der Berliner Künstler von A. Menzel 1853 entworfen worden war, muß Pecht lachen wegen „der furchtbaren Unmittelbarkeit, welche den Erlöser als einen ziemlich naseweisen Judenjungen auffaßt und seine Mutter als ein Schicksalchen, wie es nur je eins gegeben hat, die Schriftgelehrten als eine Sammlung von Wucherern und Verkäufern alter Hosen. Das Ganze riecht förmlich nach Knoblauch, und man glaubt, die unendliche Melodie von Nasallauten zu hören, wie sie einem beim Besuchen einer Synagoge während des Gottesdienstes entgegenkommen.“ „Das Gesetz des Stoffwechsels gilt bis zu einem gewissen Grade auch für die sittliche Welt. Wer viel producirt, verbraucht daher auch viel, an Menschen und Dingen, an geistigen und materiellen Gütern. Besonders wir Deutsche empfinden eine gewisse Neigung, unseren großen Männern alle unbezahlten Schneiderrechnungen, alle gebrochenen Tassen und Mädchenherzen auf den Conto zu setzen und über die erschreckliche Verschwendung von Wagner oder Mozart, über die unordentliche Wirthschaft Schiller's, den Leichtsinn Goethe's, die Spiellust Blücher's und die Dotationsfähigkeit Bismarck's fromm die Augen zu verdrehen. Vielleicht thäten wir doch dabei gut, ein wenig zu bedenken, daß wir alle diese Tantièmen und Reisegelder, Dotationen und Pensionen in unsterblichen Melodien und herrlichen Gesängen, in Perlen von Bildern und fruchtbaren Gedanken, in Provinzen, Freiheit, Macht und Größe längst zurückerhalten haben. Das ist gerade das Wunderbare im Leben des Geistes, daß sich rein sinnliche Eindrücke, materielle Nahrung sogar noch besser in geistige Production umsetzen; es verwandelt sich z. B. ein Dutzend mit Champagner hinuntergeschwemmter Austern in einen Triumphgesang. Bilder erzeugen nicht wieder Bilder, Musik keine Melodien, wenigstens keine guten; aber welche unsterblichen Lieder hat nicht schon etwas so Vergängliches wie ein zierliches Mädchen oder gar blos ein Strumpfband eines solchen geweckt! Wie viel Heroismus steckt unter Umständen nicht selbst in einer vollen Schnapsflasche, welche Fülle kluger staatsmännischer Berechnung birgt sich bisweilen in der Umhüllung einer Gänseleberpastete! Dagegen ist um so gewisser, daß derselbe Künstler aus Johannisberger bessere Gedanken schöpft als aus Naumburger oder gar Gänsewein, daß Seidenrauschen und der nervenaufregende Duft süßen Frauenathems der Erzeugung berauschender Phantasien viel günstiger sind, als die Berührung grober Hände oder sackzwillichner Gewänder und das Einathmen von Stallgeruch, daß aus Blumen leichter Gedichte hervorsprossen, als aus Holzäpfeln!“

Was würden wol aus der Lectüre solcher Schriften für Kunstwerke hervorgehen? Doch genug. Um der Bedeutung willen, welche Fr. Pecht in der heutigen Feuilleton-Literatur des Kunstgebietes hat, mußten wir die zweite Auflage seiner zweiten Reihe sich selbst charakterisiren lassen in der Weise, wie es geschehen ist. Es erscheint uns als Pflicht unserer Presse, derartige Kunstschreiberei „höher zu hängen“; einer besonderen Polemik dagegen überhebt uns die Bildung unseres Leserkreises.

Bücherbesprechungen.

△ Das IV. Quartalsheft des I. Bandes des Archivs für die Gesammtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande „Die Frau im gemeinnützigen Leben“, herausgegeben von Amélie Sohr (Straßburg, R. Schultz & Comp.) enthält zunächst ein Lebensbild Julian Schmidt's von Helene Lange in Berlin, hierauf einen der Tendenz der Vierteljahrsschrift mehr angepaßten Aufsatz „Aus dem Tagebuche einer Sanitäts-Vorsteherin in dem Kriegsjahre 1870“, eine Schilderung des von Maurice Godin geschaffenen Familistères zu Guise, eines Palastes der Arbeit im edelsten Sinne des Wortes, und verschiedene Abhandlungen über gemeinnützige Frauen-Arbeit, über Feriencolonien u. s. w. — In einem gewissen Gegensatze zu der vorstehenden Vierteljahrsschrift bewegt sich die von bereits angezeigte Monatsschrift „Der Frauenfeind“, herausgegeben von Ferdinand Groß (Wien, Karl Konegen). „Der Frauenfeind“ sucht mit Vorliebe die Schattenseiten der Frau hervor und verschließt sein Auge gegen die Sonnenstrahlen des „ungelösten Räthsels“, dieses holden Geheimnisses, reizend für den Dichter wie den Denker. Auch das neueste Schlagwort im Munde der Frauen „Emancipation!“ vermag den Frauenfeind nicht zu versöhnen. Man lese hierüber im 2. Hefte die Ausführungen des Herausgebers nach. Derselbe behauptet, die Frauen zetern gegen die Männer, welche diese Bewegung mit Vernunft eindämmen und zügeln möchten, wenn aber unsere holden Schwestern unter sich seien, dann betrachten gerade sie jede Frau, die einen praktischen Beruf betreibe, doch als ein unfreieres Geschöpf, als etwas außerhalb der Gesellschaft Stehendes, das man von Ferne mit respectvoller Scheu betrachten, dem man sich aber doch nicht als einem ebenbürtigen Wesen nähern könne! Was sagen die Herausgeberin und Mitarbeiterinnen der „Frau im gemeinnützigen Leben“ hierzu?

J. R. Periodische Literatur. Von der neuen illustrirten Knabenzeitung Der gute Kamerad (Stuttgart, W. Spemann. Preis viertelj. 2 ℳ), deren Erscheinen bereits kurz angezeigt wurde, liegen uns jetzt drei Nummern vor, welche außer einer durchlaufenden Erzählung Mancherlei enthalten, bei dessen Auswahl die Redaction das Richtige getroffen zu haben scheint; denn es berührt all die Seiten des Lebens, für die ein lebhaftes Interesse der Knabenwelt vorhanden ist: die Natur und ihre Geschöpfe, Historisches in passender Sichtung, Handarbeiten, kleine Experimente, Gymnastik und Spiel, Briefmarkensammelkunde u. s. f. Vielleicht gelingt es dem „Guten Kameraden“, wenn schon seine Idee wol nicht ganz neu ist, sich zum Sammelpunkt der Interessen unserer Knaben zu machen. — Von der jetzt in etwas vergrößertem Formate erscheinenden Octavausgabe von Ueber Land und Meer (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) ist der erste Band des Jahrgangs 1886/87 vollendet, der die von uns mehrfach schon charakterisirte Richtung des Weltblattes weiter innehält. — Die drei Illustrationen der letzten Nummer der Leipziger Illustrirten Zeitung (Leipzig, J. J. Weber): der Toast des Kaisers auf die Armee bei seinem 80jährigen Dienstjubiläum, Bismarck und Moltke, im Reichstag für das Septennat sprechend, sind jetzt unter dem Titel: Für unsere Armee in besonderem Abdruck erschienen (20 ₰) und dürfen in diesen Tagen, wo die Gefahr von Außen wiederum eine ähnliche gehobene Stimmung wie im Jahre 1870 hervorzurufen scheint, wol auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 12. Sonnabend, den 12. Februar. 1887.

Ein Blick auf Camerun und seine Hinterlande.

Von Dr. Bernhard Schwarz, f. Z. kaiserlich deutschem Bevollmächtigten in Camerun und Chef einer Expedition zur Erschließung des Inneren der Colonie.

Wer kennt nicht die mythischen Figuren der Sphinxe, dieser Gebilde, die uns einen Weibesleib von berückender Schönheit vor Augen stellen, der schließlich in den Schwanz eines thierischen Ungeheuers endet? Die sinnige Natur des Orientalen hat damit Symbole gegeben für eine im Leben leider nur zu oft vorkommende Vereinigung einer blendenden äußeren Erscheinung und eines heimtückischen, bösartigen Wesens.

Es muß aber höchst charakteristisch erscheinen, daß jene sinnbildlichen Darstellungen ihre hauptsächlichste Ausbildung und Anwendung auf dem Boden Afrikas, in Aegypten erfuhren. Zeigt sich doch im Grunde der sogenannte dunkle Continent selbst als eins jener Räthselwesen. An wie vielen Stellen überrascht er durch seine eigenartige Pracht! Mit unheimlich magischer Gewalt zieht er den Europäer an, um ihn dann nur um so gewisser zu verderben. Die ungezählte Schaar von Forschern und Abenteurern, die sich seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden dort hinein wagten und von denen so Wenige zurückkehrten, beweist dies.

Indeß wie im Laufe der Zeiten die Mehrzahl der Sphinxe im alten Pharaonenlande gesunken ist und im Sande begraben liegt, so steht auch Afrika, und vornehmlich in unseren Tagen, in einem langsam aber unaufhaltsam sich vollziehenden Prozeß der Aufhellung und der Entkleidung von alten Schrecken. Das anziehende Antlitz bleibt, es wird eher schöner immer, aber der Löwe mit seinen Krallen zerbröckelt. Wer es erleben könnte, der würde sich wundern, was für ein zahmer Geselle in einigen Jahrhunderten der Erdtheil geworden sein wird, der im Alterthum als größtentheils unbewohnbar galt, der auch heute noch Vielen ein Schreckgespenst ist oder doch als solches gegen coloniale Bestrebungen ins Feld geführt wird, und sich von allen Theilen der Erde am längsten und am erfolgreichsten der andringenden Cultur entgegengestemmt hat.

Von allen Partien des merkwürdigen Continentes hat aber kaum ein anderer seinen Sphinxcharakter noch so vollständig bewahrt als unsere junge Colonie Camerun. Unserm ersten Andringen hat es sogar blutigen Widerstand entgegengestellt und vorher wie nachher mußte noch mancher treffliche Sohn unserer Germania den Versuch, die Schätze des Landes, die ihn angelockt hatten, zu heben, mit seinem Leben bezahlen. Wir brauchen ja nur Namen wie Nachtigal, Lüders, Buchholtz und Flegel zu nennen. Näher besehen, ergiebt es sich aber doch, daß die grausame Wildheit, die in gewissem Sinne hier in der That hinter der äußeren Erscheinung lauert, so schlimm nicht ist und bleiben wird, als man gemeiniglich glaubt. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir jenes Gebiet einmal einer eingehenderen Betrachtung unterwerfen.

Ob die berückenden Reize der Sphinx auch hier vorhanden sind? Leider haben weitere Kreise unseres Volkes davon noch keine Vorstellung. Viele halten wol vielmehr Camerun gar für eine jener dürren, steppenartigen, monoton gebildeten Partien, an denen Afrika allerdings so reich ist. Wie steht es damit in Wirklichkeit?

Man denke sich auf dem Verdeck eines Afrikafahrers stehend bei dessen Annäherung an das Gestade von Camerun. Ringsum noch das weite, öde Meer, das unter den Gluthstrahlen der Tropensonne aufblitzt, wie eine spiegelblanke Metallfläche. Nirgends ein fester Gegenstand, an dem das Auge haften könnte. Da steigt gegen Osten riesengroß, wie das Wahngebilde einer krankhaften Phantasie, eine dunkle Pyramide auf, die von dem unübersehbaren Wasserniveau schier bis zum tiefblauen Firmament emporragt. Regelmäßig, wie nach der Richtschnur angelegt, jedoch in sanftem Anstieg, erheben sich die das gigantische Dreieck begrenzenden Seitenlinien, aber oben laufen sie in eine kühne Spitze zusammen.

Das eigenartige Gebilde scheint in der Luft zu schweben, so zu sagen nur ein ungeheurer Ausschnitt aus dem Aether zu sein, denn die weiten Tieflande, über denen es sich erhebt, sind zumeist von dicken Nebeln überlagert. Das giebt der grotesken Pyramide, gegen die die weltberühmte Pyramide des Cheops noch weniger als ein Zwerg sein würde, ein Ansehen, als ob sie auf einem Fußgestelle von Wolken thronte. Unwillkürlich wird man an das Bild erinnert, das der Aetna liefert, wenn man ihn auf der Fahrt zwischen Messina und Syrakus ins Auge bekommt, nur daß die Erhebung hier noch ungleich höher, massiger und so zu sagen überirdischer sich präsentirt.

Es kommen aber häufig genug Augenblicke, wo dieselbe sogar noch überwältigender sich zeigt, als wie wir sie eben schilderten. Die Tropennacht sinkt nieder. Die Hitze des Tages hat furchtbare Gewitterwolken geboren, die den Horizont umlasten. Unser Berg ist wie hinter einem schwarzen Vorhang verschwunden. Da werden prasselnde Donner hörbar, wahre Bündel von Blitzstrahlen stürzen zur Erde nieder. Minutenlang steht der ganze Himmel in rothe Gluth getaucht, wie bei einem Weltbrande. Das ist die Zeit, wo dann auch das Riesendreieck mit seinen langgezogenen Contouren wieder aus der Finsterniß heraustritt, in solchen Augenblicken noch ungeheuerlicher anzuschauen als sonst.

Man wird schon errathen, wir haben den vielgenannten Camerunpik, den „Götterberg" der schwarzen Eingeborenen, vor uns. Aber noch ist er fern und erst anzusehen wie eine Nebelgestalt. Keine Details auf seinen breiten Flanken werden erkenntlich. Er enthüllt seine ganze Herrlichkeit erst, wenn wir ihm näher kommen, wenn wir hineinfahren in die prächtige Ambasbai, über deren Uferrand er sich emporgipfelt. Wir haben dann ein Landschaftsbild vor uns, wie es vielleicht die ganze Erde, sicher aber Afrika, der im Allgemeinen so monoton geformte Continent, nicht zum zweiten Male zeigt. Wie eine ungeheure, langgestreckte Wand erscheint an jenem Punkte das genannte Gebirge aufgebaut. Man weiß ja, welch einen in den Staub niederzwingenden Eindruck auf den kleinen Menschen schon etwa der Anblick der Berninagruppe vom Morteratschthale aus macht. Aber dort steht der Beschauer bereits auf einem gegen 2000 Meter hohen Fußgestelle. Hier dagegen klettert das von solcher Größe fast erschreckte Auge vom Meere aus an den schwindelnden Hängen ohne Unterbrechung bis über 4000 Meter empor.

Freilich fehlt dieser Erhebung die blendende Schneebedeckung. Nur selten, daß einmal nach einer Gewitternacht droben auf den hehren Zinnen für wenige kühlere Morgenstunden ein weißer Streifen liegt. Dafür aber ist die ganze ungeheure Bergwelt in das dichteste dunkelgrüne Gewand von zahllosen Palmen und Laubbäumen gehüllt. Erst in großer Höhe bleibt diese unendlich üppige

Pflanzenwelt zurück und dunkles, vulkanisches Gestein baut sich in Blöcken, Kämmen und Nadeln bis zu den Gipfeln empor.

Aber unser „Götterberg" ist keine Schönheit, die nur auf den ersten Blick blendet. Je näher wir ihn kennen lernen, um so mehr müssen wir staunen. Keine Feder vermag die Wildniß würdig zu schildern, die urweltliche, in die man sich hinein begräbt, wenn man anfängt, an dem alten Riesen emporzusteigen. Armesdicke Rohre von mehreren Metern Höhe, schwanke Gräser, breitausladende Palmenkronen, buschige Gipfel, saftig aufgeschossene Blattpflanzen, Ranken und Schlingen, Knospen und Blumen, das Alles, bunt durch einander gewürfelt und in einander verschlungen, bildet ein so farben- und duftreiches Chaos, daß den Wanderer aus dem kalten Norden, der auf dem schmalen Negerpfade wie zwischen hohen Coulissen hinschreitet, schwindeln möchte. Wo hätte die kühnste Phantasie eines Theatermalers je eine solche Staffage erfunden!

Kommen wir dann in höhere Lagen, so wird das Bild ganz anders, aber nicht ärmer an Reizen. Mitten im Urwalde erscheinen fettgrasige Blößen, von tiefen Schluchten mit kühlen, rauschenden Gebirgswässern durchzogen. Den Sennhütten der Alpen ähnlich erheben sich da und dort die aus Palmenflechtwerk hergestellten Häuser von Negerdörfern, vor denen sich kräftige Rinder tummeln. Wir haben veritable Almen vor uns, indeß in welch großartiger Umrahmung! Im Rücken die starren Zinken des Hochgebirges und in der Tiefe zu Füßen der glitzernde Ocean. Es dürfte wenig Bergdörfer voll solcher Reize geben.

Aber, wird man sagen, das ist nur ein einzelner Berg. Der mag ja ausnahmsweise schön sein. Doch das Uebrige soll nur öde Sumpfwüsten vorstellen. Nun wir wollen nicht betonen, daß die Flanken jenes Berges mit etwa 50 Q.-Meilen Areal allein schon ein ganzes kleines Königreich darstellen. Nein, wir bitten, uns auch noch ein Tableau von dem Reste des Gebietes aufrollen zu lassen. Die fürsorgliche Natur, die, um die Aequatorhitze zu mildern, das Massiv Afrikas überall unweit der Küsten schon zum Hochland aufbaute, hat ähnlich gütig auch in Camerun gewaltet. Nur die Mündungsgebiete der großen Flüsse dortselbst und ein Theil des Unterlaufes derselben sind Tiefländereien. Im Uebrigen erhebt sich das Terrain allenthalben rasch schon unweit der Küste. Bereits daraus wird man erkennen, daß auch das Innere landschaftliche Schönheiten aufzuweisen haben muß. Steile Hügel wechseln dort stetig mit tiefen Schluchten, zwischen moosbewachsenen Riesenblöcken fließen stattliche Wasserläufe nach der Niederung am Meere und auf luftigeren Plateaus liegen, umrahmt von dem düstern Kranze der Urwälder, malerische Negerstädte, deren Häuser, eng aneinander gestoßen, meist eine einzige lange Straße bilden.

Diese Urwälder im Innern sind übrigens verschieden von der üppigen Buschwelt am Camerunberg. Ihr Untergrund ist trockener, ihre Bäume stehen dünner und sind gleichartiger, indem sie fast durchweg Laubhölzer mit lederartigem Blatte darstellen. Der Charakter der Natur in diesen ausgedehnten Labyrinthen ist ernst, und dazu paßt auch das Thier, das dort fast allein noch zu Hause ist, der plumpe Elephant, der hier und da sein erschreckendes Trompeten hören läßt, und daneben der „Glockenvogel", dessen dem Ton einer Schlaguhr ähnlicher Ruf in fast regelmäßigen Pausen aus den hohen Baumkronen niederklingt wie ein bestellter Mahner an Tod und Vergänglichkeit.

Noch weiter drinnen, wo auch diese Urwälder zurückbleiben, gelangt man über wilde, felsige Barrièren, über die die wasserreichen Ströme in Katarakten tosend hinabstürzen, auf ausgedehnte Hochländer, wo fleißige Völker mit einer höheren Cultur, als sie die faulen Händler an der Küste zeigen, das Erdreich weithin mit Plantagen bedeckt haben. Nichts Anmuthenderes kann es geben, als diese innerafrikanischen Fruchtäcker, die auf völlig regelrecht angelegten und mit peinlicher Sorgfalt gepflegten Beeten schlanke Maisstauden mit violett gefärbten Fruchtkolben und buschige Bohnen mit ganz schmalen aber fast ellenlangen Schoten tragen. Damit es an Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen nicht fehle, stehen hier und da majestätische Cocospalmen mit Nüssen von der Größe eines Manneskopfes oder blattreiche Bananen mit centnerschweren, tiefherabhängenden Fruchtkolben, Mangos, aus deren rothen Blattmassen die großen gelben Pflaumen winken, dicht belaubte Mahagonibäume und Anderes. In dem reizvollen Eden, das im Gegensatz zu dem dunstigen, gluthheißen Küstengebiete von einer frischen Luft durchweht wird, gefällt sich selbstverständlich auch die Thierwelt. Zahllose graue Papageien mit rothglänzendem Schwanze kreischen in den Zweigen und kleine, gelbe Aeffchen klettern zwischen den Aesten. Niemand, der hier weilt, wird glauben, daß er sich in dem verrufenen dunklen Erdtheil befindet, es dürfte ihm vielmehr vorkommen, als sei er in die gepriesensten Paradiesregionen von Ceylon oder Java oder Westindien versetzt worden.

Indeß nicht nur die Hochlande, nein, selbst die tieferen Partien von Camerun entbehren des Reizes nicht. Ganz eigenartige Scenerien ergeben namentlich die Thäler der großen Ströme. Die mächtige Wassermasse wälzt sich träg und unter vielfachen Krümmungen dahin. Nur wo einmal die näher zusammenrückenden Ufer sie eindämmen oder buschige Eilande und langgestreckte Sandbänke aus der trüben Fluth emporragen, giebt's eine lebhaftere Bewegung, ein zorniges Schäumen und Rauschen. Zahllos sind die Leichen abgestorbener Baumriesen, die auf den Wellen dem großen Grabe des Oceans zugetragen werden. An vielen Stellen haben sich auch abgetrennte Aeste in das Flußbett eingerammt und ragen nun mit noch belaubten aber schlammtriefenden Zweigen gleich Warnungstafeln über die Oberfläche empor. Im schroffsten Contrast zu dieser todten Pflanzenwelt im Flusse bedeckt eine unglaublich lebenskräftige Vegetation die auf beiden Seiten hoch ansteigenden Ufer. Die Riesenstämme, die hier aus einem Buschmeere aufragen, sind ganz in einen Pelz von Orchideen und breitblättrigen Farren gekleidet und aus ihren ungeheuren Laubkronen hängen, gleich dickleibigen Schlangen, Lianen, oft mit prachtvollen Blumen besetzt, bis zum Wasser nieder oder schwingen sich, eine Guirlande bildend, durch die Luft zum nächsten Wipfel hinüber.

Es liegt etwas Jungfräuliches über einer solchen Stromlandschaft in Inner-Camerun, gleich als ob hier erst jetzt der Schöpfungsmorgen angebrochen sei. Nur selten wird die feierliche Sabbathsstille, die sich über diese Naturpracht ausbreitet, einmal gestört, wenn da oder dort eine Gruppe von Elephanten im seichten Uferwasser plätschert oder einer von diesen Dickhäutern mit hochgehobenem Rüssel und segelartig geblähten Ohren über das breite Gewässer schwimmt. Mitunter wird auch ein Krokodil sichtbar, das sich das feuchte Schlammkleid, mit dem es der Tiefe entstiegen, auf einer sandigen Uferblöße von den senkrechten Sonnenstrahlen trocknen läßt. Die plumpen Flußpferde dagegen deuten ihre Anwesenheit meist nur durch einen merkwürdigen, seufzerartigen Ton an, der namentlich in der Zeit der Dämmerung wahrhaft unheimlich aus dem Schooße der gurgelnden Gewässer klingt. Der Mensch, die Krone der Natur, fehlt in diesem Eldorado noch fast gänzlich. Nur selten kreuzt man eines der buntbemalten Canoes, in welchem, von einem Dutzend kräftiger Sklaven mit langen Palmenaststangen gerudert, ein vornehm gekleideter schwarzer Händler ins Land hineinfährt. Wohnstätten aber findet man in dem tiefeingeschnittenen und darum ungesunden Thale gleich gar nicht. Nur hier und da deuten ein offener Schuppen und einige leere Oelfässer an, daß man den Hafen eines seitwärts auf dem gesunderen Hochlande gelegenen Ortes vor sich sieht.

Endlich haben selbst die vielgeschmähten Sumpfregionen am Meere allerhand Anziehendes. So liefert der theilweise mehrere Kilometer breite Camerunfluß, der einige Meilen vom Ocean den Mungo und Wuri vereinigt, ein Strombild, wie es an Majestät kaum den vielgefeierten amerikanischen Riesenflüssen nachsteht. Sogar die Mangrovewälder haben auf dem großen Tableau ihre Bedeutung. Sie legen einen ernsten, dunklen Rahmen um die weiten, blitzenden Gewässer.

Und fahren wir in einen der zahlreichen Naturcanäle hinein, von denen die Sumpfinseln, auf denen jene Amphibium-Pflanze, die weidenartige Rhizophore, wuchert, durchzogen sind, so ergiebt das trübe, grau-weiße, übel riechende Wasser mit den Millionen von abgestorbenen und schlammtriefenden Aesten oder Luftwurzeln freilich eine Landschaft von abschreckendster Häßlichkeit, aber dazwischen kommen auch wieder breitere Wasserstraßen, die die viele Meter langen, gelbgrünen Wedel der Raphia-Palme von beiden Seiten wie eine regelrecht bepflanzte Allee einrahmen. —

Wir haben im Vorstehenden versucht, von den reichen Naturschönheiten des Camerunlandes eine kleine Vorstellung im Leser zu erwecken. Es kann aber wol Niemand nach der Lectüre dieser Zeilen sagen, was nützt uns die reizvollste Landschaft, wir wollen Gewinn ziehen aus unseren Colonien. Denn aus der Schilderung von der Anmuth jener Gegenden dürfte sich auch schon ihr wirthschaftlicher Werth ergeben. Die außerordentlich üppige Flora, die wir dortselbst trafen, wird ja mancherlei für den Culturmenschen Nützliches enthalten müssen. Und so ist es auch in der That. Namentlich erzeugt die Natur auf dem ganzen Gebiete zwei kostbare Marktproducte, Oel aus der darnach auch benannten Palme, das besonders wichtig ist für die Seifenfabrikation, und Kautschuk aus einer zu Thurmeshöhe emporschießenden Liane. Beide Dinge werden jetzt schon ausgebeutet und durch die europäischen Factoreien

verschifft, doch ist die Gummigewinnung erst neuesten Datums und zur Zeit noch auf ein ganz kleines Gebiet nahe dem Meere beschränkt. Ungeheure Schätze liegen hier noch ungehoben.

Daneben finden sich noch viele andere werthvolle Naturgaben, die meist so gut wie noch keine Verwerthung finden, ja häufig noch nicht einmal in weiteren Kreisen bekannt sind. An zahllosen Stellen wuchert die Kaffeestaude, aber ihre rothen Kapseln mit großen, hellbraunen Bohnen von feinstem Geschmacke faulen unbeachtet am Boden. Sehr häufig sind auch Medicinpflanzen, namentlich Strychnosarten. Die nahrhaftesten Früchte gedeihen in Unmasse, so Bananen, Ananas (mit röthlicher Schale), Steinnüsse und vieles Andere. Von nützlichen Hölzern findet sich namentlich Mahagoni und Ebenholz. Zuckerrohr wächst gleichfalls wild auf den feuchten Flanken des Camerunberges. Ja, „wer zählt die Arten, nennt die Namen von all denen, die hier zusammenkamen"! Selbst die geschmähten Küstensümpfe scheinen noch Nutzen ergeben zu können. Denn die Mangrove liefert in ihrem Holze ein fast eisenhartes, namentlich zu Wasserbauten geeignetes Material und in ihrer Rinde und den Blättern einen vorzüglichen Gerb- und Färbestoff. Es würde überaus förderlich sein für die Entwickelung jener unserer jungen Colonie, wenn die gesammte wilde Flora des Landes von Agricultur-Botanikern eingehender auf ihren commerziellen Werth untersucht und dann in der Heimath in einem „Colonialmuseum" die entdeckten Naturschätze zur Besichtigung für die Handelswelt aufgestellt würden.

Die durch die reiche wildwachsende Pflanzenwelt documentirte Fruchtbarkeit des Bodens, die in Wahrheit eine erstaunliche ist, giebt aber auch Fingerzeige und Garantien für eine künstliche Production. In erster Linie würden hier die ausgedehnten Flanken des Camerunberges in Betracht kommen, die ohne Uebertreibung allein einen großen Theil von Europa mit tropischen Producten zu versorgen vermöchten. Man kennt ja vom Vesuv, vom Aetna und von anderwärts her die immense Triebkraft verwitterter Lava. Und hier haben wir es ebenfalls mit einem alten Vulkane zu thun. Derselbe hat aber vor den genannten Feuerbergen Italiens noch den Vorzug, daß er mit seinen Geländen durch alle Zonen der Erde hindurchgeht, indem sein Fuß im Bereiche äquatorialer Hitze steht und seine Gipfel bis in die Temperaturen der Polarzone hineinreichen. Demnach ließen sich hier mehr oder minder alle Pflanzen der Erde ziehen, von der Vanille, dem Zimmt und den Gewürznelken der Tropen bis zum Weinstock und den Obstarten Europas. Besonders gut würde Tabak, der ebenfalls dort schon wild vorkommt, sowie Cacao gedeihen, welch letzterer bereits jetzt in der Missionsfarm von Victoria am Fuß des Camerunbergs in der stattlichen Zahl von 9000 Stämmen cultivirt wird. Bekanntlich giebt gerade dieses Gewächs von allen Tropenpflanzen zur Zeit auf dem Weltmarkt den größten Ertrag. Von officinellen Pflanzen müßte ohne Zweifel auch der das Chinin liefernde Fieberrindenbaum, der Gebirgsklima nöthig hat, auf jener Erhebung zu bauen sein.

Daß daneben aber auch die Ländereien im Innern trefflich zu benützen sein würden, beweisen zur Genüge die dort bereits zu findenden blühenden Farmen der Eingebornen. Endlich müssen wir selbst bei dieser Gelegenheit nochmals auf die ausgedehnten Sümpfe der Küstenregion zurückkommen. Eine gewisse Trockenlegung derselben, die ja ohne Zweifel auch eine Besserung des Klimas bewirken müßte, würde einen trefflichen Boden für den Bau von Reis, sowie von Zuckerrohr ergeben.

Derartigen Ideen gegenüber werden bedenkliche Menschen auf den oft besprochenen Mangel an geeigneten Arbeitskräften hinweisen. In dieser Beziehung liegen aber gerade die Verhältnisse in Camerun günstiger, als anderswo. Die Duallas, die im Mündungsgebiete des Camerunflusses, im Centrum der Colonie wohnen, sind allerdings durch ihren einträglichen Handel vornehm und faul geworden, obwol ihre theilweise sehr schönen Häuser und Cocaplantagen beweisen, daß auch sie geschickte Arbeiter sein können. Im Camerungebirge wohnen aber Stämme, die unschwer zur Thätigkeit heranzuziehen sein würden, wie die Thatsache beweist, daß sie durch die bekannten vier schwedischen Colonisten ohne Mühe zur Gewinnung von Kautschuk veranlaßt werden konnten. Und die Völker des Innern erweisen schon durch ihre höhere Cultur, ihre besseren Häuser, ihren Ackerbau und die recht ansehnlichen Anfänge einer Industrie hinreichend ihre Verwendbarkeit für coloniale Zwecke.

Dagegen erscheint es zur Erzielung eines gedeihlichen Plantagenwesens ganz unerläßlich, daß möglichst bald da draußen an geeigneten Stellen „Versuchsgärten", wie solche die Franzosen in ihren Colonien unterhalten, angelegt werden, in denen die Colonisten zu sehen vermögen, welche Pflanzen sich für die Gegend eignen, und wo dieselben, wenn möglich, neben der Anleitung zum Anbau auch Samen und Stecklinge erhalten können. Daneben würden auch bei uns in der Heimath in geeigneten Räumen, nach Art der botanischen Gärten für Universitätszwecke beziehentlich mit diesen verbunden, Etablissements zu unterhalten sein, wo junge unternehmende Leute, die sich nach der Colonie begeben wollen, schon vorher die Art und das Wesen der betreffenden exotischen Gewächse kennen zu lernen Gelegenheit fänden.

Ungleich weniger als von der Pflanzenwelt darf man in Camerun von der Thierwelt erwarten. Dieselbe ist verhältnißmäßig arm. Indeß giebt es im Innern und selbst im Küstengebiet, namentlich in der Südhälfte der Colonie, noch zahlreiche Elephanten und sind Zähne, die $1\frac{1}{2}$ bis 2 Centner wiegen und einen Werth von 1000, ja selbst 1500 ℳ haben, keine allzu große Seltenheit. Im Uebrigen kommen zahlreiche Affen, Antilopen, Leoparden, Wildschweine, Büffel, Wildkatzen, fliegende Hunde, Flußpferde, Riesenschildkröten und Anderes mehr vor, aber für die Entwicklung der Colonie dürfte doch all das nicht viel zu bedeuten haben. Dagegen würde auch auf dem Thiergebiete die künstliche Zucht Großes erreichen können. Die Hochländer im Innern und im Camerungebirge haben vielfach treffliche Weiden, was ja schon durch das Vorkommen von Büffeln bewiesen wird. Auch findet man dort jetzt bereits mehrfach einen ansehnlichen Viehbestand in den Händen der Eingeborenen. Und die Thiere, die man dabei zu sehen bekommt, stechen von der kleinen, dürren Rasse an der übrigen Küste von Westafrika außerordentlich ab.

Vielleicht, so erlaube ich mir zu bemerken, würde man dort auch die Büffelart, die man in Osteuropa züchtet, mit bestem Erfolge einführen und namentlich als Zugthiere verwenden können, woran es zur Zeit noch gänzlich fehlt im Lande. Bekanntlich halten diese Dickhäuter ein warmes feuchtes Klima viel besser aus als die bei uns üblichen Rassen.

Schon aus unseren bisherigen Ausführungen wird man einen Eindruck von der Bedeutung Camerun's gewonnen haben. Und doch haben wir des Wichtigsten, des Handels, noch gar nicht gedacht. Von welchem Belang derselbe ist, kann schon seine Geschichte beweisen. Nachdem bereits etwa 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung wenigstens der „Götterberg" von dem Karthager Hanno auf dessen berühmter Entdeckungsreise nach der westafrikanischen Küste gesehen worden zu sein scheint, kamen am Ausgang des Mittelalters die kühnen Portugiesen nach der Camerunküste, um hier Tauschhandel mit den Eingeborenen zu treiben. Nach ihnen waren mit gleichen Absichten die Holländer dortselbst thätig, die ihrerseits wieder von den Engländern abgelöst wurden. Seit einigen Jahrzehnten gesellten sich zu diesen auch die Deutschen. Die beiden letztgedachten Nationen unterhalten zur Zeit an der gesammten Camerunküste etwa ein Dutzend Factoreien. Die Mehrzahl dieser letzteren sind zwar in englischen Händen, doch übertragen die deutschen Etablissements an Bedeutung die britischen weitaus. Das Geschäft ist zur Zeit noch durchaus Tauschverkehr. Gegen die oben erwähnten Landesproducte, Palmöl, Elfenbein, dann etwas Kautschuk, Cacao, Thierhäute und Nutzhölzer geben die weißen Händler namentlich Tabak, Kattune, sowie in geringerer Menge Glasperlen und verschiedene Kurzwaaren.

Dieser Handel ist ein bereits sehr gewinnbringender. Aber der Hauptprofit fällt dabei den Küstennegern zu. Denn diese spielen die Zwischenhändler in der Weise, daß sie die Naturproducte der Hinterlande durch herumreisende schwarze Commis auskaufen lassen, ebenso wie auch die europäischen Waaren erst durch ihre Hände hindurch gehen müssen, um zu den Völkern des Innern zu gelangen. Sie haben dabei sowol an den Export- wie an den Importartikeln einen Rabatt von nicht selten Hunderten, ja selbst Tausenden von Procenten.

Diese Thatsachen legen die Idee nahe, doch unter Uebergehung der unberufenen blutsaugerischen Unterhändler directe Handelsverbindungen mit den Stämmen im Innern anzuknüpfen. Das würde leicht zu erreichen sein, wenn man auch im Binnenlande Factoreien anlegte. Man hätte dabei zunächst wenigstens an die großen Ströme sich zu halten, die bequeme Verkehrsstraßen ein gut Stück in das Land hinein darstellen. Allerdings würde dabei wenigstens an manchen Punkten ein energischer Widerstand, nicht von Seite der Binnenvölker, denn diese sind vielfach schon auf ein derartiges Vorrücken der Deutschen gefaßt und sehnen nicht selten ein solches sogar herbei, sondern von Seite der erwähnten schwarzen Küstenhändler zu erwarten sein, die schon jetzt allenthalben im Lande eine diesbezügliche Spionage unterhalten. Aber ein etwa

aus den kriegerischen Stämmen des Camerungebirges gebildetes fliegendes Corps, das von Zeit zu Zeit unter Führung einiger Europäer die Hauptorte des platten Landes besuchte, sowie einige nach dem Modell von französischen Fahrzeugen auf dem Ogowe erbaute, nur sechs Zoll tief im Wasser laufende „Kanonenflöße", die auf den Hauptflüssen des Landes kreuzten, würden sehr bald das ganze Gebiet pacificiren. Auf diese Weise könnte noch ein ganz anderer Absatz als bisher erzielt und die junge Colonie wirklich eine ausgiebigere Consumentin für unsere absatzbedürftige Industrie werden.

Außerdem legen sich gerade für Camerun noch ungleich weiter reichende Handelsverbindungen nahe. Wenn irgendwo, so ist hier ein Thor zu dem Herzen, dem innersten Heiligthume des ganzen „dunklen" Continents. Gegen Norden und Nordosten schließen sich an das Gebiet von Camerun die bereits mit einer reichen einheimischen Cultur versehenen und stark bevölkerten Adamaua-Länder an, in deren Nähe dann weiter die alten Reiche von Bornu und Wadai liegen. Südöstlich aber tritt der mittlere Congo durch seinen so stark nach Norden gerichteten Bogen weit gegen Camerun heran. Welche Perspectiven also für unsere junge Besitzung da draußen! Es ließe sich sehr wohl ein beträchtlicher Theil des Handelsverkehrs von ganz Centralafrika dahin lenken.

Freilich müßten dazu bald geeignete Schritte geschehen, vor Allem die Forschungsreisen, die bisher nur erst einen kleinen Theil des Landes erschlossen haben, energisch wieder aufgenommen werden. Namentlich würden sich zwei Vorstöße nöthig machen, entsprechend den oben angegebenen Ausdehnungsrichtungen unseres Handels. Der eine müßte die von dem Verfasser dieser Skizzen eingehaltene Mungolinie weiter gegen den Calabar zu zu verfolgen suchen, der andere von Südcamerun aus über den dort besonders nahen Abfall des innerafrikanischen Plateaulandes hinweg den hinter demselben fließenden großen Strom zu erreichen streben, der mit höchster Wahrscheinlichkeit als einer der nördlichen Zuflüsse des Congo bezeichnet werden kann.

Nach den bisherigen Erfahrungen lassen sich indeß geeignete Träger für derartige weitere Reisen weder in Camerun selbst noch irgendwo in der Nähe auftreiben. Ich würde daher vorschlagen, einige Maulthiere etwa aus Teneriffa mitzubringen, von denen ein einziges so viel zu tragen vermag, wie ungefähr 10 Schwarze. Als Begleitungsmannschaft aber sollte man außer einigen Eingeborenen, die als persönliche Diener zu fungiren hätten, ungefähr ein halbes Hundert Europäer, ausgediente Soldaten oder Matrosen dingen und mit den leichten Winchesterrepetircarabinern bewaffnen. Ich bin überzeugt, daß eine solche Expedition anstandslos durch das ganze Binnenafrika ziehen könnte.

Doch nun genug mit dem Lobe Cameruns. Man sieht, der schöne Leib der Sphinx fehlt nicht, die Besitzung ist hoffnungsvoller als irgend ein anderes Gebiet. Aber wie steht's mit den Löwenkrallen? Was läßt sich betreffs des Fiebers sagen, das, wie es scheint, seine düsteren Schatten ganz besonders stark auf jenes sonnenhelle Land fallen läßt? Vor Allem möchte hier darauf hinzuweisen sein, daß im Grunde jede Region der Erde ihre besonderen Krankheiten hat. In Afrika ist das Fieber zu Hause, das kann nicht geleugnet werden. Dafür aber fehlen dort nahezu alle anderen gesundheitlichen Störungen, die wir bei uns treffen, so namentlich die Lungenschwindsucht, besonders wol, weil daselbst jähe Temperaturwechsel sowie Staub und Ruß so gut wie gar nicht bemerklich werden. Nun ist aber ohne Zweifel das eben erwähnte Lungenleiden ein viel verheerenderer Würgengel als selbst die schlimmste Malaria.

Sodann aber ließe sich das jetzt allerdings sehr häufige Auftreten derselben — es werden ausnahmslos alle Weißen wenigstens, die nach der tropischen Westküste des Continents kommen, und sogar die meisten der dortigen Eingebornen davon befallen — auch in mehrfacher Beziehung wesentlich einschränken. In erster Linie durch eine entsprechendere Lebensart der dortigen Europäer. Die Mehrzahl derselben huldigt dem Trunke in wahrhaft grotesker Weise. Nun sind aber erfahrungsmäßig diejenigen edlen Organe unseres Körpers, die durch übermäßigen Alkoholgenuß afficirt werden, als Gehirn, Herz, Leber und Nieren, genau dieselben, die beim Fieber in Mitleidenschaft gezogen erscheinen.

Während man im Trinken da draußen meist zu viel leistet, wird dagegen das Essen häufig vernachlässigt. Europäische Conserven, die dem Magen bald widerstehen, und Fleisch von den erbärmlichen Schlachtthieren der Küste bilden die Nahrung in den allermeisten Fällen. Und doch tritt bei einem längeren Aufenthalt in den Tropen immer Blutarmuth ein und in der Regel tödtet nicht das Fieber selbst, sondern die durch dasselbe bewirkte enorme Schwäche. Also bessere Ernährung muß da draußen Platz greifen, um mehr Kräfte zu erzeugen. Hand in Hand damit sollte allerdings eine Erhöhung des Comforts überhaupt gehen. Namentlich würden jene großen, durch einen Mechanismus bewegten Luftfächler, wie man sie in Indien hat, sowie Eismaschinen sehr nöthig sein. Das Klima von Englisch-Ostindien, das ohne Widerrede mindestens nicht besser ist als das von Camerun, wird anerkanntermaßen nur durch die zahllosen Bequemlichkeiten, die die praktischen Engländer ersannen, erträglicher und selbst zuträglicher für Europäer gemacht.

Es fragt sich aber weiter, ob nicht selbst durch allerlei Maßnahmen das Klima der Colonie im Großen verbessert werden könnte. Auch hier dürfte man wol mit „Ja" zu antworten berechtigt sein. Das Tropenklima kann nämlich nicht an sich schlecht sein. Denn die Luft zeigt dort dieselbe Zusammensetzung wie bei uns. Auch gehören manche Tropenländer, wie Abessinien, zu den gesundesten der Erde. Kennt man nun auch das Wesen des Fiebers noch nicht hinreichend, so wird man also doch sagen dürfen, daß dasselbe, local bedingt, eine durch sumpfendes Terrain, durch die Miasmen von faulenden Organismen veranlaßte Erkrankung sein muß. Thatsächlich ist auch die gekennzeichnete Tieflands- und Sumpfregion Cameruns die übelste. Dort also müßte man Abhilfe schaffen. Nun lassen sich zwar die Mangrovewälder bei ihrer Ausdehnung nicht, wie bei uns ein Forst, rasch abtreiben, wol aber vermag man daselbst durch Reinigung und allmälige Verbreiterung der zahlreichen Naturcanäle einen besseren Luftdurchzug zu erzielen, wobei zu beachten ist, daß man damit in den abgehauenen Mangroven ja auch einen trefflichen Handelsartikel in der oben angegebenen Weise gewinnen würde. Für die gefährliche Thätigkeit in jenen Sümpfen aber hätte man in den fleißigen Krunegern von Liberia, die sich schon jetzt häufig nach Camerun verdingen und ihrer Natur und Neigung nach halbe Amphibien sind, geeignete Arbeiter. Vielleicht, so füge ich hier noch bei, daß man durch eine spätere Regulirung der in ihrem Unterlaufe vielfach stagnirenden großen Flüsse eine Abnahme der gegenwärtig sich noch immer vergrößernden Strandsümpfe überhaupt zu erreichen vermöchte.

In jedem Fall empfehlenswerth dürfte aber die Anlegung von Höhenkurorten sein, wozu der so nah am Meer bis fast in die Schneeregion sich erhebende Camerunberg ja die beste Gelegenheit bietet. Denn wenn auch die dortigen Hochlande nicht durchgängig fieberfrei zu sein scheinen, so muß doch selbstverständlich der Einfluß eines Aufenthaltes in reinerer Luft die günstigste Wirkung auf geschwächte Naturen üben. Es würden aber die Missionsanstalten sein, die in Ausübung der ihnen neben der Verkündigung der christlichen Lehre ja auch obliegenden barmherzigen Liebe solche Stationen begründen und unterhalten könnten.

Endlich sind wir berechtigt, von der Zeit wesentliche Besserung zu erwarten. Ich meine damit nicht nur, daß die Medicin infolge der von der so rasch erwachten Colonisationslust gegebenen Anregung das Fieber besser studiren und wirksamere Gegenmittel ersinnen wird, wie man denn schon jetzt mit dem Ozon aussichtsreiche Versuche angestellt hat. Nein, auch die Zeit an sich schon hat in der angegebenen Richtung einen günstigen Einfluß. Viele früher verrufene Erdstellen sind jetzt sanitär zufriedenstellend. Ebenso ist es eine Thatsache, daß durch eine dichtere Besiedlung mit Menschen die Wildniß gesünder wird.

Zusammenfassend dürfen wir also auch bezüglich Cameruns mit Stolz und Hoffnung auf unsere junge Colonialpolitik schauen. Die schöne aber zur Zeit freilich noch etwas tückische Sphinx ist berufen, eine milde Fee zu werden, von der Segen ausgeht für schwarze wie weiße Menschenkinder.*)

---

*) Diejenigen unserer Leser, die sich eingehender über die Reise des Verfassers sowie die gesammten Verhältnisse der Cameruncolonie orientiren wollen, verweisen wir auf das vor einigen Monaten erschienene Werk des Autors: „Camerun. Reise in die Hinterlande". Leipzig, Verlag von Paul Frohberg, mit Karte. D. R.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

IV.

In der Trattoria.

Nachdem der wieder begütigte Weinhold mich an der kleinen deutschen Mittagstafel, die er selbst besuchte, vorgestellt hatte, lenkte ich meine Schritte auch ohne sein Schutzgeleit dahin, wenn ich von der Besichtigung der Kirchen und Galerien zurückkehrte, um leibliche Stärkung nach anstrengenden geistigen Genüssen einzunehmen. Denn das Schauen des Schönen und Schönsten fordert auch körperliche Kraft und spannt den Geist zuletzt ab. Es handelt sich eben nicht nur um das videre, sondern im höchsten Grade um das intelligere.

Wenn der Mittagsschuß vom Castell Sant' Angelo die Kirchen- und Kunststadt kriegerisch gemahnt hatte, rückte Weinhold gewöhnlich aus, um dem mittelalterlichen Jagdgehilfen und Wappenthiere, dem Falken, seinen Kostgängerbesuch abzustatten. Nicht viel später fand ich mich ein, das heißt: sobald es möglich war, im Betrachten, Bewundern, Studiren einen passenden Abschnitt zu machen.

Im falcone gab es ein längliches Zimmer mit einem hoch über den Köpfen gelegenen Fenster nach der Straße. Dieser Raum umschloß die deutschen Mittagsgäste. Nur ausnahmsweise habe ich einige Italiener, die den deutschen Künstlern befreundet waren, dort getroffen. Nicht selten lief ich einige Zeit lang in der Irre umher, bis ich „das gute Thier", den Falken, fand, denn da ich aus allen Richtungen der Windrose nach ihm zu streben hatte, war ich stets von Neuem im Ungewissen, auf welchem Pfade ich ihn erreichen würde.

Die Speisen waren freilich nicht immer nach unserem Geschmacke, am wenigsten nach demjenigen Weinhold's, aber der Wein war gut, die Preise, mit Ausnahme des höchst selten gereichten Compots, dessen Bereitung dem italienischen Koch zu viel Unbequemlichkeiten verursachte, billig.

Zahlte man damals doch selbst an der table d'hôte der großen Hotels kaum mehr als 5 Paoli, 20 Groschen. Der Küchenzettel war einförmig, Weinhold spottete: „einförmiger als ein deutsches Hoftheaterrepertoire". Eine Behauptung, die ich nicht aufhörte zu bestreiten, weil die Vereinigung aller dramatischen Kunstgattungen in einem und demselben Kunsttempel, wie bei uns, im Gegentheil die größte Vielseitigkeit erzeugte. Erst später trennten sich, ähnlich wie bei den Romanen, die ernsten und lachenden Musen und sahen je nach der Rangordnung, die ihnen durch den vorherrschenden Geschmack oder durch höhere Bevorzugung angewiesen wurde, auf einander herab.

Der Küchenzettel zeigte in erster Linie Capra, Ziegenbraten, nicht selten hart und alt. Die beliebtere Capretta, junge Ziege, war aber auch zuweilen alt, oder sie hatte vielleicht ihr Alter zu verbergen gewußt, wie eine ewig junge Schauspielerin. Einen nicht minder festen Platz nahm vitello alla mongana ein, d. h. Kalb mit Sauce. Alle übrigen Fleischgerichte wurden, weil am althergebrachten Spieß gebraten, ohne Sauce gegeben, oft sogar ohne Salz, nur in Begleitung eines Stücks Limone, dessen Saft das Salz und die Sauce ersetzen mußte. Zuppa con piselli oder con capelli (Suppe mit grünen Erbsen oder Härchen, d. h. haarfeinen Nudeln) kam in zinnernen Näpfen auf den Tisch. Den unvermeidlichen geriebenen Schafkäse fügte man nach Belieben hinzu. Jeder Gast hatte die Verpflichtung, seinen Napf in den Suppenteller umzuschütten, wobei es viele Ach's und O's zu hören gab, weil die erhitzten Zinnnäpfe uns beim Umstürzen die Finger verbrannten. Stammgäste auf dem Küchenzettel waren auch die dunkelgrauen Kerne der Saubohne. Broccoli, Kohlsprossen erschienen nur selten, piselli (Schotenkerne) mußten anfänglich sehr theuer bezahlt werden, ein kleines Tellerchen voll kostete 10, später 6, zuletzt 2—3 Bajocchi, den Bajocco zu 4 Pfennige gerechnet.

„Die grünen Erbsen können jetzt doch nicht mehr rar sein", sagte ich eines Tages zu dem Kellner, welcher die Speisen zu besorgen hatte.

„Nein", antwortete er, „aber es macht zu viel Mühe, sie auszukernen."

„Faulheit, nichts als Faulheit", schmetterte Weinhold auf Deutsch dazwischen. „Obst- und Gartenanlagen sind schlecht bestellt, was nicht von selbst wächst, ist nicht. Sie denken nicht daran, zu veredeln, zu pfropfen, zu säen, anzupflanzen, und es würde ihnen doch reiche Früchte tragen. Wie Unkraut wächst das Zeug in dem Klima und in dem Boden, der so lange geruht hat. Wenn hier französische Gartencultur eingeführt würde, da sollten Sie 'mal sehen, was das Erdreich zu produciren im Stande wäre. Aber der Kirchenstaat schläft ja wie todt." — Ich weiß nicht, ob Alles sich so verhielt, wie Weinhold sagte, aber ich mußte bekennen, daß in Florenz und in Toscana überhaupt eine weit höhere Fortschrittsfreundlichkeit herrschte, als hier. Feld- und Gartenbau, Handel und Industrie, Alles stand auf einer Stufe, die der deutschen in mehr als einem Punkte nahe oder auch gleichkam.

Fast an jedem Mittag machte sich Weinhold den Spaß, den Kellner nach Compot zu fragen und mich zu veranlassen, dem florentinischen Küchenzettel und seiner größeren Reichhaltigkeit eine Lobeshymne zu singen.

„Haben Sie dort nicht täglich Äpfel-, Birnen- und Pflaumencompot bekommen?"

„Sicuro!" antwortete ich. „Auch treffliche Mehlspeisen und eingemachte Früchte. Feigen, Nüsse, Trauben zum Nachtisch."

„Und hier? Was giebt's hier?" frug Weinhold spöttisch.

„Zuppa inglese", erwiderte der Kellner, ungerührt durch den deutschen Zorn.

Diese englische Suppe, die das Speiserepertorium unabänderlich beherrschte, bestand aus einer Art Biscuitteig mit Eiercrème im Innern und einem Ueberguß vom stärksten Rum. In Florenz gab man sie mit Wein. Aber in Rom waren selbst die Torten und ähnliche süße Backwaaren meist mit Rum durchfeuchtet.

Weinhold sagte:

„Das Zeug macht betrunken, aber italienische Gaumen lieben starke Würze." An den Genuß der fetten Artischockenblätter in Butterteig gebacken, welche Andere als Leckerbissen betrachteten, mußte ich mich erst gewöhnen, und das beliebte fritto misto, gebackenes Gehirn und Gekröse, widerstand mir und hat niemals Gnade gefunden vor meiner Zunge.

Desto mehr schätzte ich den Wein. Ein ansehnliches Bierglas voll weißen oder rothen Traubensaftes bildete die Hälfte einer foglietta, worunter eigentlich „Blättchen", aber auch „Schoppen" zu verstehen ist, und kostete 5 Bajocchi. Es war vino nostrale, wie sie sagten, also einheimischer Wein. Vom Brod sagten sie: grano nostrale, einheimisches Korn. Braungebackene Brodringe wurden an langen Stöcken durch die Straßen getragen, und bis in die Trattoria herein drang die Frage des Verkäufers, mit Bruststoß ausgestoßen: „Vuol' Signore?" (Wollen Sie?) Die bereits an italienische Kost und Sitte gewöhnten Deutschen unserer Tafel begnügten sich oft mit rohem Fenchel zum Nachtisch, auch genossen sie die hier beliebten unreifen Mandelkerne, deren zartes Gallert angenehm schmecken soll. Die reife Mandel ist nur Ausfuhrartikel, wurde ich belehrt, im Gebäck und in andern Speisen, wo wir die Mandeln benutzen, wenden die Italiener die feinöligen Pinienkörner an.

Apfelsinen, auf allen Straßen ausgerufen, brachte man mit in die Trattoria, wenn man sie zum Nachtisch genießen wollte, der Falke gab sich damit nicht ab. Hatte man das Mitbringen vergessen, oder war kein Verkäufer zugegen, so hieß es:

„Bottega (Kellner), seht, ob Ihr auf der Gasse eine rothe Mütze entdeckt."

Rothe phrygische Mützen trugen die dunkelgebräunten Neapolitaner, die mit ihren Wäglein voll Arance, Limoni und Portogalli umherfuhren und das Gold ihrer Fruchtgärten zum Kauf ausboten. In malerischen Stellungen lehnten sie an den kleinen Zweirädern mit Schautisch, bis sich ein Käufer nahte oder an einem Fenster zeigte. Die blitzenden Feueraugen hatten den Wünschenden sofort entdeckt und das Frage- und Antwortspiel der Hände: Wie viel? Wie theuer? Hinaufbringen? Herunterschicken? begann und wurde pfeilschnell erledigt.

Die ächt römischen, mit Knoblauch gewürzten Speisen erregten bei uns Deutschen starken Widerwillen, während der Italiener sich, wenigstens damals, ein Gericht ohne allio (Knoblauch) als kaum genießbar vorstellen konnte. Dagegen hatten die schönen großen, entweder weißen oder rosigschimmernden Cipolle (Zwiebeln) einen süßlichen, fast nußartigen Geschmack. Maccaroni in den verschiedensten Formen fanden am deutschen Mittagstisch ungetheilte Anerkennung. Selbst Weinhold's Grimm gegen die römischen Köche, „die jeden Brei zu verderben wüßten", schwand gegenüber der Kunst, Nudeln in allen Formen zusammenzusetzen und zu bereiten. Zwar belachte er meinen Glauben, der schwer zu erschüttern war: ich bekäme sie in Butter geschmalzt, wenn ich befohlen hatte: Maccaroni

al burro! Denn es sei doch stets Oel und niemals Butter. Aber er schätzte sie, in dem trefflichen Olivenöl Italiens gedünstet und mit dem üblichen Schafkäse versetzt, mehr als mit einer, wie er behauptete, damals noch „ungeschickt bereiteten Butter" begossen. Das gab wieder einen Streitfall zwischen uns, denn ich fand die römische Butter gut.

Zuweilen drang ein Knabe in das deutsche Speisezimmer, welcher gebratene Maronen feilbot. Es war ein hübscher kleiner Bursche mit Augen, die an diejenigen der Rafael'schen Putti auf dem Bilde der Sixtinischen Madonna erinnerten. Man nahm ihm seine steinharten Maronen um seiner „schönen Augen" willen ab und ließ das Zeug dann liegen, weil italienische Unverdorbenheit der Zähne dazu gehörte, um sie zu knacken.

Die Kellner, die eine Dreitheiligkeit bildeten: Weinkellner, Speisenkellner und Brodkellner, wurden nicht vom Inhaber der Trattoria bezahlt und unterhalten. Sie mietheten dem Wirth die Stellen ab. Der Pacht, den sie zahlten, sollte nicht unbedeutend sein So waren sie selbstverständlich auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen. Als Minimum wurden 1 und 2 Bajocchi genannt. Im Falcone zeigten sich die Herren sehr streng in der Trennung ihrer Aemter. „Non convien' a me!" (Das ist nicht meine Sache) wurde geantwortet, wenn man z. B. Wein, Serviette, Messer und Gabel vom Speisenkellner oder umgekehrt verlangt hatte.

Sie trugen sämmtlich weiße Jacken, wie die Köche, oder weißgewesene. Jeder Gast, selbst der italienische, wischte, ehe er etwas genoß, Gläser, Messer und alle zum Essen nöthigen Geräthschaften mit der Serviette sorgfältig ab und aus. Eine besonders zärtliche Behandlung erfuhren die Gabelzinken. Dort saß manches Unappetitliche unverzeihlich fest. Dieses Mißtrauensvotum in die Reinlichkeit der Bedienung übel zu nehmen, fiel weder der letzteren, noch dem Wirthe bei.

„Sehn Sie doch nur unsere lieben Alliofresser", sagte Weinhold, wenn er über die Italiener einmal recht verstimmt war, „mit welchen Dreckfingern sie in die Gläser greifen, die sie auf den Tisch bringen. Es sind Kerle darunter, die Modell stehn, wahre Prachtmenschen, Göttergestalten, aber der Maler, der sie zeichnet, muß sich mit Eau de Cologne einbalsamiren, um ihren Knoblauchduft zu bewältigen, und muß eine Badewanne bereit halten, um sie erst einige Male unterzutauchen, ehe er ihre Hautfarbe für ächt halten darf."

Vielleicht auch etwas Uebertreibung à la Weinhold. Oder augenblicklicher Verstimmungsausfluß.

Schreckenerregend war für mich anfangs die Geschwindigkeit im Aufsagen der Speisekarte durch die Kellner, denn eine geschriebene existirte in den wenigsten Trattorien, eine gedruckte gleich gar nicht.

Ich konnte nicht verständnißinnig folgen, erfuhr manche abfällige Bemerkung von den Herren Weißjacken, „non capisce niente" (die versteht nichts) und ähnliche Ungalantheiten. War es doch überhaupt, als ob die edle Kellnerzunft das Amt nur aus Gnaden übernommen habe, und nur vorhanden sei, um die Bajocchi der Gäste einzucassiren, die das Trinkgeld bildeten. Deshalb mochte auch wol das Abfragen des genossenen Weins und der geschluckten Speisen am Ende des Mahls so überaus eilfertig betrieben werden. Nur so schnell als möglich zur buona mano!

„Pan'?" (Brod?)

„Un'", (eins) antwortet rasch der sprachlich gehetzte Deutsche, der sich von Neuem auf die Schulbank versetzt fühlte.

„Vin'?"

„Mezza!" (foglietta.)

„Zuppa?"

„Piselli!"

Und so weiter. Geringschätzig sah diese Nobelgarde von der Serviette auf den antwortenden Barbaren herab, der die Frage zuweilen falsch verstand, corrigirt wurde und sich deutsch-gewissenhaft zwei Mal besann, ob er für einen Bajacco mehr oder weniger gegessen hatte. Aber es stand ihnen gut, dieses stolze Herabblicken unter den großen Lidern mit langen schwarzen Wimpern, worauf dann die vornehm-nachlässige Bewegung des Einstreichens der schuldigen Tributkupfermünzen erfolgte. Wie höflich-dienstbereit und demüthig waren dagegen zu jener Zeit unsere deutschen Kellner, die keinen Anspruch auf die Börse des Gastes erhoben!

Manche andere Sitten hatten noch mehr Abstoßendes, als diese hochgemuthe Behandlung der redlich zahlenden Landesgäste durch die Dienerschaft einer Speiseanstalt. Ich besaß glücklicherweise jenen unverwüstlichen Witzmuth und jene Freude am Komischen, wovon Weinhold sagte, man müsse sie in „das Land, wo die Citronen blühen" mitbringen, um auch „aus dem Schmutz" und „aus den Pfützen" das Vergnügliche und Lustige herauszufinden.

Die Pfützen waren vorhanden, denn die Herren Kellner gossen die kleinen Weinrester aus Gläsern und Flaschen, die ihnen nicht werth dünkten, durch ihre römisch-patricischen Gurgeln gejagt zu werden, sofort unter den Tisch. Dorthin flogen auch Orangenschalen, Fenchelkrautüberbleibsel und Aehnliches, wenn ein Gast abgegessen hatte. Ich war bald daran gewöhnt, das Kleid hoch heraufzunehmen, wenn ich mich niedergelassen hatte, denn auf dem ziegelsteinernen Fußboden unter dem Tisch sah es nicht selten ähnlich aus, wie auf einem Sammelplatz für „Immondizie" (Unreinigkeiten) an den Straßenecken Roms. Ein zweiter Uebelstand ergab sich aus der Behandlung der Wäsche. Die Servietten und Tischtücher wurden, nachdem sie gewaschen und getrocknet waren, nicht gemangelt oder geplättet, sondern über Kellnerknien auf unsaubern Beinkleidern und mit ungewaschenen Fingern etwas hin und her gezerrt, bis sie wieder eine viereckige Form erlangten. Dann warf man sie auf einen Haufen in jene Ecke, wo der Serviettenstuhl stand und nahm davon, was gebraucht wurde. Weinhold deutete auf dies naive Wäschelegen, das in einem Winkel unseres Speisezimmers täglich geübt wurde, und sagte halb lachend, halb zürnend:

„Die Schurken rücken's Einem, während man ißt, auch noch recht appetitlich vor die Augen, wie sie das Ding behandeln, an welchem man sich den Mund abwischen soll. Wie erhalten Sie denn dabei Ihren Magen von einem Seekrankheits-Reiz frei?" „Je nun, der Gedanke geht über den Magen", entgegnete ich lachend, „ich nehme all' dies nicht erfreuliche Landeseigenthümliche nachsichtig in den Kauf, weil ich denke: wo so großartige Lichtseiten sind, wie in Rom, muß es auch Schatten geben. Es wäre ja eine ganz unerträgliche Vollkommenheit, wenn hier auch alle unsere modernen Culturforderungen mit Peinlichkeit befriedigt würden. Man würde sich wie die Houris im Paradiese fühlen und denken: Die Herrlichkeit kann unmöglich dauern. Die alten hochberühmten Römer werden auch nicht so zierlich, manierlich und feingedrechselt im Handthieren und im Benehmen gewesen sein, wie unsere Menschen-Elite des 19. Jahrhunderts es verlangt. Die geheiligten Gesetze des Umgangs mit Messer und Gabel, die edle Behandlung der Serviette war ihnen fremd, weil sie keine hatten."

„Sie sind unverbesserlich mit ihrer deutschromantischen und philosophischen Nachsichtstheorie, was Ihr Idol, Italien, gilt", raisonnirte Weinhold. Und er liebte es in seine Art doch nicht minder.

Gegenüber den Klagen und dem zuweilen kernigen Spott der Fremden aus den größten Weltstädten blieb nun der Römer des sechsten Jahrzehnts unseres Säculums seinen mehr oder minder auffälligen Unsitten mit Gemüthsruhe treu, als wollte er zu verstehen geben: „Wer hier genießen und studiren will, was von unseren großen Vorfahren Herrliches geschaffen wurde, der nehme mich, den minder großen Enkel, wie ich bin, oder er bleibe weg." Er wußte doch, daß Niemand wegen Servietten und Gabel ꝛc. ꝛc. wegbleiben würde. Selbst nicht das zarte Geschlecht wegen so mancher gröblicher Unbilden.

Gegen Damen übten aber die Herren Weißjacken im Falcone einige Höflichkeit, wenn sie die Toiletten derselben beleidigt hatten. Eine hübsche Oesterreicherin erhielt einmal einen Ueberguß brauner Sauce von einem der Flinksten. Da stürzte er auf die Kniee und leckte ihr das Kleid ab, indem er schwur, er würde es waschen lassen, sie möchte es nur gleich ausziehn und dann warten, bis es trocken geworden. Es trockne hier schnell. Meinen Florentiner Hut sammt Schleier hatten sie ein anderes Mal in die feuchte Tiefe zu den Fenchel-, Salat- und Weinrestern unter dem Tische hinabgewirthschaftet. Er kam wie ein Gespenst wieder herauf, der Schleier wie ein Nymphengewand aus schlammigem Teiche. Mit rührender Betrübniß baten die Sünder:

„Un poco lavare, Signorina! Un pocchino!" (Ein bischen waschen, nur ein kleines Bischen!) — Am Ende des Monats fand ich die deutsche Tafel im Falcone eines Mittags mit Blumensträußen decorirt. Ich war über die zarte Aufmerksamkeit des Wirthes oder der Bedienung sehr erfreut. Wo so prachtvolle Naturgaben aus Gärten und von Promenadenanlagen allüberall winkten, wo von den Bäumen der Paulonia, der Acazie, des Judenbaumes, der Syringen berauschend duftende Bouquets in schönster Form herablächelten, so daß ein einziger Zweig schon eine ganze Vase füllte, da lag der Wunsch nahe, den Schönheitssinn durch die Anwesenheit der zarten Kinder Flora's auch bei Tafel befriedigt und die Luft in dem menschengefüllten, speisedunstigen, einfenstrigen Raume durch sie veredelt zu finden. Aber Weinhold, den ich heute wieder einmal „Unhold" anscherzte, störte mich in meiner eben begonnenen Auslegung der edeln Absichten des Dienstpersonals.

„Keine Poesie römischer Gastfreiheit", rief er, „Speculation!

Wer nicht täglich Trinkgeld zahlt, muß heute zahlen. Ein Mahnbrief steckt in den schönen würzigen Blumen. Sie haben Dornen, die in den Beutel stechen."

Obgleich der treffliche Weinhold je nach seiner Stimmung auch manchmal angenehm berührt war, daß ich mich durch keine italienische Gepflogenheit übler Art in meiner heiteren Auffassung der Dinge beirren ließ, meinte er doch immer wieder, ich sähe Alles gar zu optimistisch an und entschuldige „aus deutscher Begeisterungsduselei für Rom und für die ganze bella Ialia selbst das durchaus Unentschuldbare".

„Wenn ich einmal über Italien schreiben würde, so sollte klar und wahr geschildert werden, was von den deutschen Schwärmern stets verschwiegen, gemildert, womöglich in verschönerndem Lichte dargestellt worden ist," sagte er. „Da schildert Einer einen Spaziergang durch Ruinen, an Mauern und durch blühende Hecken als etwas entzückend Schönes, zu dichterischer Production Begeisterndes, aber des Duftes gedenkt er nicht, der von den zahlreichen Beweisen gesunder italienischer Verdauung ausgeht, die den Pfad verunstalten. Natürlich, die poetisch überzuckerten Unsitten und die nur oberflächlich betupften Mißbräuche machen ein Buch beliebter bei der dummen Mehrzahl der Leser, vornehmlich bei den sentimentalen deutschen Weibern, als es ein Buch der Wahrheit und Wirklichkeit sein würde. Und weiter hat's keinen Zweck, als die Dummheit zu entzücken. Das nennen die Leute, d. h. die Leser, dann mit süßem Augenverdrehn „ideale Anschauung", ich nenne es die speculative, vertuschende Retouche, recht gemüthliche, aber absichtliche Täuschung."

Es lag immerhin etwas Wahres in Weinhold's bitteren Worten, mehr als in allen Büchern, die ich über Italien gelesen hatte. Warum wunderte man sich denn über so Vieles, warum erschrak man über so Manches, wenn man am Ziele der Künstler- und Dichtersehnsucht angelangt war? Weil es nie ausgesprochen worden war in den Büchern, in denen man sich unterrichten wollte, wenigstens nicht klar und aller Schönfärberei bar. „So meinen Sie wol", entgegnete ich, „auch für die Italiener würde dann das Bibelwort gelten: Die Wahrheit wird Euch frei machen?"

„Das nicht", rief Weinhold lachend, „denn die lesen kein deutsches Buch, aber die Deutschen, die mit so überspannten Erwartungen herkommen, daß die Enttäuschung sie alsdann oft um so ungerechter macht."

Von andern Bekannten, die ich inzwischen gewonnen hatte, wurde ich einige Male veranlaßt, in der Trattoria delle belle arti (der schönen Künste) zu speisen, dort sei Alles besser, eleganter, reinlicher. Aber ich kehrte bald in den Falken zurück, denn außer einem räumlich angenehmeren Speisezimmer war bei „den schönen Künsten" nichts Verlockenderes zu entdecken. Die Piselli und die jungen Bohnen, in Wasser gekocht und mit Oel übergossen, machten im Gegentheil den Köchen des falcone mehr Ehre, als denen von den belle arti, wo doch auch die Kochkunst hätte zu Hause sein sollen. Unverdrossen suchte ich den kleinen Vogelkäfig wieder auf.

Eine Begegnung mit deutschen Landsleuten.

In den vaticanischen Sammlungen traf ich auch die lernbegierigen Jünglinge aus Reggio wieder, die mit mir zugleich über den Apenin gefahren und am selben Abend in Rom eingetroffen waren. Ich machte die Bemerkung, daß die Italiener das Schöne weit geräuschloser betrachten, als die Mehrzahl der Deutschen, die ich dort antraf, vielleicht weil jene an das Schauen des Schönen und Schönsten gewöhnt sind. Diese Gewöhnung giebt dem Betrachtenden eine dem Gegenstande würdige Sammlung und vornehme Ruhe, gleichwie der Umgang mit hochgebildeten Menschen Glätte und Harmonie des Benehmens erzeugt. Eine zahlreiche Gesellschaft nordischer Landsleute betrübte mich dagegen tief durch ein dem classischen Aufenthaltsorte und den zu bewundernden Kunstgegenständen unangemessenes Betragen. Ein Herr setzte den Monocl auf, stemmte beide Arme in die Seite und rief laut, indem er den berühmten Apollo auf dem Belvedere im Vatican anstarrte: „Ja, es ist wahrlich ein lieber Narr, aber wenn man ihn in moderne Kleider, z. B. in Frack und Cravatte, Pantalons und Stiefeln steckte, würde er aussehn, wie ein anderer gewöhnlicher Christenmensch."

Ein unschönes Lachen der ganzen Gesellschaft folgte, welcher man es überhaupt ansah, daß sie stolz und glücklich war, es bis Rom gebracht zu haben, und die sich bemühte, allen Anwesenden die große Leistung unangenehm fühlbar zu machen. Andere zeichneten sich wieder durch exaltirt lobende Rufe: „Wundervoll! Göttlich! Himmlisch!" unvortheilhaft aus. Wie sagte der große Wiederbeleber des Studiums und des Verständnisses der Antike? „Die ächte Freude an Kunst und Natur weiß nichts von theatralischem Bewunderungsgeschrei."

Die einfachen Landleute aus Roms Umgebung benahmen sich schweigsam-ehrfürchtiger und deshalb aristokratischer, weil Selbstachtung gebietet, der Kunst in höchster Potenz, wie hier, Achtung zu zollen durch ein zurückhaltendes Benehmen und durch Unterdrückung subjectiver Ausbrüche.

Vielleicht war ich so empfindlich in Bezug auf das Benehmen meiner Landsleute, die damals nur höchst selten — denn es war todte Saison — meine römischen Bahnen kreuzten, weil nationaler Ehrgeiz mich wünschen ließ, daß sie vor allen andern Fremdlingen in die kunstgeheiligten Räume so andächtig wie zu einem Gottesdienst eintreten und womöglich still beten, nur nicht lachen und laut rühmen möchten. Aber lieber war mir doch immer noch eine tactlose Begeisterungstobsucht, als ein Bemäkeln und Bekritteln des Schönsten, was menschliches Genie geschaffen hat, und durch welches sich zuweilen eine gewisse begeisterungsunfähige, trockene Gelahrtheit betrübend auszeichnete, die mit vielwissigem Tadel zu glänzen wähnte.

Mein Schicksal wollte, daß mir die früher genannte deutsche Gesellschaft, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatte, nochmals in den Weg kam.

Und wo?

An einer Straßenecke, wo sie an einem Hause den Namen der Gasse (wie hier üblich von vier schwarzen Strichen umgeben, gleich einer Visitenkarte mit Trauerrand) zu entziffern strebte. Die Straßennamen wurden damals schlechtweg auf den Kalk der Häuser gemalt, lackirte Schilder hielt man für überflüssigen Luxus.

Meine Landsleute buchstabirten das Wort „immondizie" und riefen:

„Hier wird Baumann wohnen, wenn er nach Rom zurückkehrt", worauf Einer in sein Notizbuch eintrug: „Wohnhaft immondizie Nr. 8. Ich werd' es es nach Hause schreiben."

Das war nun höchst possierlich, denn überall, wo sich in Rom zu jener Zeit polizeilich anberaumte Stätten für die Ansammlung von Küchenabfällen befanden, stand oben darüber an das nächstbeste Haus mit großen Lettern gemalt Immondizie, d. h. Unreinigkeiten. Diese verabscheuungswürdigen übelriechenden Haufen aus Artischocken-, Salat-, Orangen-, Fenchel- und anderen Abfällen gebildet, zu denen sich noch außerdem die blutigen Gedärme ausgenommener Thiere gesellten, an denen Katzen und Hunde herumzerrten, mochten meinen wackern Landsleuten noch nicht hinlänglich vor die Augen oder Nasen gerückt worden sein, um den langen Namen da oben an der Hausmauer mit der ihn treffend illustrirenden Sammelstelle unmittelbar darunter in den gebührenden Einklang zu bringen.

Aber das mochte ich doch nicht auf mein reinliches deutsches Gewissen laden, daß nach Hause geschrieben würde: immondizie Nr. 8 wird Baumann wohnen, wenn er nach Rom zurückkehrt.

Ich trat also herzu, deutete auf die Ansammlung von Dingen, welche die Väter der Stadt Rom zur Verschlechterung der Luft oft recht lange den Einwirkungen der glühenden Sonnenstrahlen aussetzten, ehe sie die Entfernung anordneten, verdolmetschte durch eine zweite Handbewegung das verkannte Wort an der Hausmauer.

„Herr Gott!" rief der Schreiber entsetzt, „neben soviel Herrlichkeiten solche Schw . . . erei und solche Fäulniß?"

Ein Anderer von der Gesellschaft lachte und citirte Shakespeare: „Es ist noch manches faul im Staate — — Kirche."

Bücherbesprechungen.

— Aus der Verlagsbuchhandlung von Julius Groos in Heidelberg liegen uns vor: 1) Grammatiken: Gaspey, für Deutsche um Englisch zu lernen. 20. Aufl. Otto, für Deutsche um Französisch zu lernen. 23. Aufl. Otto, für Engländer um Deutsch zu lernen. 22. Aufl. Sauer, für Engländer um Italienisch zu lernen. 5. Aufl. — 2) Kleine oder Elementar-Grammatiken: Otto-Kordgien, für Deutsche um Portugiesisch zu lernen. 2. Aufl. Otto, für Engländer um Deutsch zu lernen. 4. Aufl. Otto, First German Book (für Anfänger). 7. Aufl. Mauron, für Franzosen um Englisch zu lernen. 2. Aufl. Sauer-Motti, für Italiener um Französisch zu lernen. Otto, für Spanier um Deutsch zu lernen. 2. Aufl. Otto-Wright, The Accidence of the German Language. An Appendix to Otto's German Convers.-Grammar. Sauer-Kordgien, Rectionsliste der gebräuchlichsten

spanischen Zeit-, Bei- und Hauptwörter. — 3) Lese- und Uebersetzungsbücher: Sauer-Röhrich, für Deutsche um Spanisch ins Deutsche zu übersetzen. Lardelli, für Deutsche um Deutsch ins Italienische zu übersetzen, 2. Aufl. Mauron, für Franzosen um Englisch ins Französische zu übersetzen. 2. Aufl. Otto, für Engländer um Englisch ins Französische zu übersetzen. 4. Aufl. — 4) Conversationsbücher: Otto, Deutsch für Franzosen. 2. Aufl. Sauer, Spanisch für Deutsche. Sauer, Italienisch für Deutsche. 2. Aufl. — Daß wir im Zeitalter der Massenproduction leben, zeigt sich auch auf dem Gebiete des Schulbücherwesens; auch von neusprachlichen Lehrbüchern, namentlich französischen und englischen, wird der Büchermarkt nicht mehr dutzend-, sondern bereits großweise überschwemmt. Wenn dennoch Schulbücher mehrere Auflagen erleben, so ist das jedenfalls ein Beweis für eine gewisse praktische Brauchbarkeit. Der Kritiker freilich soll sich hiervon nicht bestechen lassen, er hat die Grundprincipien der Pädagogik zu berücksichtigen, und da handelt es sich im vorliegenden Falle um die Cardinalfrage: soll der Sprachunterricht ausschließlich praktische Zwecke im Auge haben oder soll er der formalen Bildung dienen? Die gestrengen Pädagogen der alten Schule wollten von der sogen. praktischen Methode nichts wissen, sie fürchteten, daß durch das Parliren, „die Plapperei", das Denken erstickt werde, daß die Gefahr entstehen könnte, der mechanischen Fertigkeit auf Kosten der Geistesthätigkeit der Schüler zu viel Vorschub zu leisten, sie wollten nach den Grundsätzen des erziehenden Unterrichts Anknüpfung an das Bekannte, der Schüler soll sich nicht an gedankenlosen Wortkram gewöhnen, seine Selbstthätigkeit soll angeregt werden, die Regeln sollen vom Schüler selbst gefunden und erst dann dem Gedächtniß eingeprägt werden, damit nicht nur das Gedächtniß, sondern auch der Verstand geübt wird. Sowie Gänselein eine Gans voraussetzt, so sind Regeln erst da möglich, wo es etwas zu regeln giebt. Soll hier heißen: nicht deductiv, sondern inductiv, also heuristische Methode. (Vgl. Französ. Sprachlehre für den formal bildenden Unterricht. Leipzig, Klinkhardt.) Unsere leichter denkende moderne Zeit legt dagegen mehr Gewicht auf das „Praktische" und diesem Streben dienen auch die obigen Bücher, wie schon aus dem Titel „Conversations-Grammatik" hervorgeht. Die Anfänge dieser Methode datiren allerdings schon seit Beginn dieses Jahrhunderts, schon die sogen. praktischen Grammatiker Meidinger, Debonale, Mozin u. A. ließen auch ein paar kleine Dialoge auswendig lernen 2c. Vom Lehren und Lernen auch nach onomatischen Rücksichten natürlich keine Spur. Vom rein praktischen Standpunkt aus ist die Methode Gaspey-Otto-Sauer recht brauchbar; es ist nicht zu verkennen, daß diese Art der Erlernung von Wörtern und Redensarten ein wesentliches Mittel ist, die Sprechfertigkeit zu fördern. Was speciell Otto's französ. Grammatik betrifft, von welcher wir gegenwärtig die 23. und zwar unveränderte Auflage haben, so sind die Uebungssätze gut gewählt, was bei dem manchmal etwas trockenen Stoff nicht leicht ist, da Sätze, die der Denkkraft nichts zu thun geben, nur zu leicht mit unterlaufen. Die Regeln sind im Allgemeinen richtig und deutlich, nur in der Lehre von der Aussprache hätte manches noch genauer sein können, z. B. bei der Aussprache des eu sind zwei verschiedene Laute, welche dieser Diphthong in der französischen Sprache hat, nicht unterschieden, und doch wird gerade dieses eu in Deutschland oft falsch ausgesprochen. Ebenso wäre es bei der Besprechung des ai praktisch gewesen, gleich an dieser Stelle auch der Aussprache des ail und aille zu erwähnen, da sie in Deutschland sehr häufig dadurch verfehlt wird, daß man das i mit dem a spricht, obgleich es nur zur Erweichung des folgenden l dienen soll. In gleichem Falle bedient der Spanier sich nur eines Zeichens auf dem l, indem er den Vocal ohne Zusatz läßt. Sauer's Italienische Grammatik ist für Engländer. Bekanntlich ist in den englischen Schulen der Unterricht im Lateinischen sehr verbreitet; da nun die Elemente der italienischen Sprache zu neun Zehntheilen lateinischen Ursprungs sind, so hätte gezeigt werden können, nach welchen Regeln lateinische Formen italienisirt worden sind. Wir meinen: systematischer und ausführlicher als in den Anmerkungen geschehen. — Die Ausstattung der Bücher ist recht gefällig, guter Druck, weißes Papier, ganz wie es bei Schulbüchern sein muß. Dr. Wittstock.

J. R. Sturm auf Frauenherzen! oder Die Gesetze der Liebeskunst. Herausgegeben von Alexander von der Linden. Stuttgart, Levy & Müller. 2 bez. 2,70 ℳ — Der Inhalt des Büchleins, das unter so alarmirendem Titel erschienen ist, läuft auf eine Zusammenstellung von Aussprüchen über das Weib hinaus, die allerdings nicht von der Galanterie, sondern von der Wahrheitsliebe dictirt sind; die Gesichtspunkte, unter welche diese Sentenzen von Frauenkennern wie Ovid, Goethe, Karl Julius Weber u. A. geordnet werden, lauten: Frauenart und Frauencharaktere. Was die Frauen wollen und nicht wollen. Wie man Frauenherzen gewinnt und erobert. Physiologie der Liebeskunst. Erfahrungsgrundsätze aus der Liebeswissenschaft. Allgemeine Regeln und Rathschläge. Der Herausgeber will damit für unsere Tage das liefern, was für das römische Alterthum die ars amandi, für das Mittelalter die Minneregeln und Liebeshöfe waren. Wenn Linden von dem Satze ausgeht, daß die Menschheit an Liebestragödien ärmer, ärmer an verbitterten, enttäuschten und gebrochenen Herzen wäre, wenn der von Amors Pfeil getroffene Mann nie ohne allgemeine Erfahrungsregeln in Verkehr mit dem schöneren Geschlechte träte, so ist das richtig; wenn seine Liebesregeln jedoch den Zweck haben sollen, die Erfahrung zu ersetzen und unliebsamen Erlebnissen einen Riegel vorzuschieben, so möchten wir die Wirkung dieser Sentenzen doch bezweifeln. Die Erkenntniß, so hier die der unendlich complicirten und oft räthselvoll scheinenden Frauennatur, besitzt nur insofern praktischen Werth, als sie auf Erfahrung beruht; diese läßt sich durch Gelesenes vielleicht verschärfen, aber nie ersetzen. Dagegen mag das hier Zusammengestellte geistvolle Material für Gereifte wol als Recapitulation dienen, indem es sie, die aus dem Sturm, den Frauenherzen erregen, in einen ruhigen Hafen eingelaufen sind, fesselt, zum Widerspruch reizt oder zur Bestätigung des Gesagten zwingt.

J. R. Ausgaben der Werke Heinrich Heine's schießen jetzt, da dieser Dichter für den Verlag frei geworden ist, wie Pilze aus dem Boden; wir möchten hier auf zwei aufmerksam machen, die es verdienen, daß sie nicht mit den lediglich aus Buchhändlerspeculationen hervorgegangenen zusammengeworfen, sondern aus denselben herausgehoben werden. Die eine (Berlin, Grote) rührt von Gustav Karpeles her und erscheint in 9 Bänden (zu 2,50 bez. 3,50 ℳ). Der vorliegende erste Band, welcher das „Buch der Lieder", die „Neuen Gedichte" und „Zeitgedichte" enthält, gestattet einen Einblick in den Charakter der Ausgabe. Sie strebt möglichste Vollständigkeit, correcten, gut lesbaren, mit kritischer Genauigkeit hergestellten Text an; die Anordnung der Gedichte, wie Heine sie getroffen, wird zu Gunsten einer anderen chronologisch genauen, systematischen geändert. Einleitungen, tactvolle Anmerkungen sind beigegeben, ein Verzeichniß zum Schluß stellt die Varianten zusammen. Die zweite Ausgabe (Leipzig, Bibliographisches Institut) von Dr. Ernst Elster huldigt, was Säuberung des Textes, Lesarten, Anmerkungen und Einleitungen anbelangt, denselben Grundsätzen; nur schließt sie sich in der Anordnung der Schriften möglichst getreu an die vom Dichter selbst besorgten Einzelausgaben an. Auch besitzt sie den Vorzug, daß sie in der neuen Orthographie gedruckt und wesentlich billiger ist; sie vertheilt sich auf 36 Lieferungen (5 Bände) zu 30 ₰.

J. R. Von der anläßlich der ersten Lieferung bereits angezeigten neuen Ausgabe der Ausgewählten Werke Adalbert Stifter's (Leipzig, C. F. Amelang) liegt jetzt der erste Band, einen Theil der „Studien" enthaltend, vollendet vor. Zu diesem als Einleitung hat Immanuel Weitbrecht ein Lebensbild des Dichters geschrieben, das auch in Sonderausgabe (50 ₰) erschienen ist und in großen Zügen ein klares Bild des Poeten entwirft, der seiner ganzen Eigenart, seinem weltabgewandten Quietismus nach mehr einer vergangenen Zeit, der Schule Goethe's oder Jean Paul's angehört, als daß man ihn zu den Vorläufern der Literatur unserer Tage rechnen könnte. Weitbrecht trifft das Richtige, wenn er sagt, daß Stifter das abging, was das Merkmal und das Große der Gegenwart ist, „das Ringen der Weltkräfte, mit all dem, was menschliche Thatkraft und Leidenschaft dabei zu schaffen hat, zur Darstellung zu bringen". In diesem Mangel ist allerdings die Schwäche des edlen Dichters zu suchen, die uns Späteren fühlbarer wird als seinen Zeitgenossen, und für uns die Stärken vielleicht mehr als gebührlich in den Schatten zu stellen droht. Daß aber die Vorzüge Stifter's, wenn auch nur in einer engeren Gemeinde, nicht vergessen werden, dazu soll die neue volksthümliche Ausgabe der Werke beitragen.

□ „Berliner Arbeiter-Freund" — so betitelt sich ein Blatt, das der Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften herausgiebt; das Blatt ist geschickt redigirt, populär gehalten, im Geiste gesunder Frömmigkeit. Möchte es weite Verbreitung finden! Verwandten Geistes sind einige uns vorliegende Tractate im Verlage der deutsch-evangel. Buch- und Tractatgesellschaft in Berlin. Tüchtige, kernhafte, von methodistischem Geist freie Tractate gehören zu den schwierigsten Aufgaben christlicher Volksliteratur. Die vorliegenden Tractate sind nicht ungeschickt, doch ziemlich schablonenmäßig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 13. Mittwoch, den 16. Februar. 1887.

Volkspoesie und Volksgesang in Sachsen.

Von **Hugo Rösch**.

Sachsen gehörte mit Thüringen und dem Harz in früheren Zeiten zu den sangesfreudigsten und sangesberühmtesten Ländern Deutschlands. Diese Thatsache begründet sich durch das Naturell der Bevölkerung, durch ihre Thätigkeit und durch die Beschaffenheit des Landes selbst. Das Elbthal, welches in seinen lebensfrohen Bewohnern, seinem blühenden Wohlstand und seiner heiteren, lachenden Landschaft fast den Typus des Rheinlandes wiedergiebt; das Voigtland, das in Sprache und Sitte sich so eng an die sangesreichen bayerischen und böhmischen Nachbarländer anlehnt; das Erzgebirge mit seiner durch und durch musikalischen Bevölkerung, das die Pflegstätte der eigenartigen bergmännischen Standespoesie wurde, und endlich die (hier weniger in Betracht kommende) Lausitz als Heimath der träumerischen, slavischen Naturpoesien — von diesen vier Gebieten, welche ebenso viele Sprachdistricte bilden, wurden die ersten drei die Geburts- oder wenigstens die Heimstätte einer großen Anzahl deutscher Volkslieder, welche mit der Zeit Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind. Vorzüglich das Erzgebirge war in dieser Richtung eine Zeit lang hervorragend und anerkannt. Das war zu jener Zeit, als in dem rauhen, fast unbewohnten und von undurchdringlichen Wäldern bedeckten Gebirgslande sich der reiche Silberquell erschloß, als in die weltvergessenen Gebirgsthäler und Urwälder mit einem Schlage die blühendste Cultur, der üppigste Wohlstand, das heiterste Wohlleben mit allem Luxus und aller Verfeinerung seiner Zeit hineingetragen wurde, als die Elite des damaligen Bürgerthums, süddeutsche, vor Allem Nürnberger und Augsburger Patricier, dazu der sächsische und böhmische Adel in jener Wildniß ihren Aufenthalt nahmen und Städte gründeten. Damals, in den Zeiten lohnenden Erwerbes, sorglosen Lebensgenusses und heiterer Sinnlichkeit entstand hier in der bergmännischen Standespoesie eine Nachblüthe des Volksliedes, wie sie reizvoller nicht gedacht werden kann. Einzelne Bergreihen aus jener Zeit gehören mit zu den Perlen der deutschen Volkspoesie überhaupt; ich nenne nur:

> Herzlich tut mich erfrewen
> Die frölich Sommerzeit,

dann:

> Zu meins Bulen Häupten,
> Da steht ein güldner Schrein

mit dem Schlusse:

> Und der uns diesen Reihen sang
> So wol gesungen hat,
> Das haben getan zween Häuer
> Zu Freiberg in der Stadt,

ferner:

> Wär ich ein wilder Falke

mit dem Schlusse:

> Wer ist, der uns die Liedlein sang,
> Von newem gesungen hat:
> Das hat getan ein Berggesell
> Auf Sankt Annenberg in der Stadt.

Die hervorragende Stellung, welche der Bergmannsstand einnahm, das Ansehen und die Privilegien, welche er genoß, dabei das ausgeprägte Standesgefühl seiner Mitglieder, verbunden mit ihrer verhältnißmäßig hohen Bildungsstufe und reichlichem Erwerb — diese Factoren zusammen brachten es dahin, daß die bergmännische Standespoesie bald in Sachsen und den übrigen Bergbauländern dominirend wurde. Bald bezeichnete man mit dem Namen „Bergreihen" überhaupt jedes in Bergmannskreisen entstandene Volkslied, und die Bergreihen bemächtigten sich bald der verschiedenartigsten Stoffe. Als fromme, gläubige Grubenlieder bewegten sie sich auf religiösem Gebiete und wurden später in die bergmännischen Gesangbücher aufgenommen, als historische Volkslieder besangen sie den Prinzenraub, die Belagerung von Freiberg, den großen Brand von Marienberg, die reichen Ausbeuten und andere Ereignisse, als Spott- und Streitlieder trugen sie die wundersame neue Lehre des Bergmannssohnes Luther in die Schächte hinab, und als gute Gesellenliedlein rühmten sie den edlen Bergmannsstand; daß das Liebeslied endlich auch die Gestalt der Bergreihen annahm und in dieser vielfach die vollendetsten Blüthen zeitigte, wurde bereits vorhin angedeutet. Dazu kam noch die große Neigung und Beanlagung des Erzgebirgers für Musik. In alten Zeiten waren erzgebirgische Zitherspieler und Hackbrettirer vielgerühmt und wurden oft bei Hoffestlichkeiten in Dresden, Freiberg und Altenburg verwandt. Feiernde oder wandernde Bergleute, welche letztere bekanntlich schon in den ältesten Zeiten weithin in fremde Länder zogen oder berufen wurden, erwarben sich vielfach ihren Unterhalt durch Singen und Musiciren. So entstanden ganze Trupps von „Bergsängern", die vielleicht die Ahnen unserer jetzigen gewerbsmäßigen Wandermusikanten in Preßnitz, Sonneberg, Platz sind. Ein alter Chronist schrieb damals: „Es ist Bergleuten und Bergstädtern ein freies, lustiges Gemüthe gleichsam angeboren und muß sich dahero fast notwendig durch Singen der Bergreyhen bezeugen. Man höret es bald, wo sie ein Gelagk haben, oder in einer Zechen sitzen, denn sie können nicht schweigen, sondern sie ruffen laut und machen ein stark Gethöne, wenn sie wacker und bergmännisch die Bergreyhen drehen und colloriren. Das Maul muß aufgethan, der Hals dran gestrecket und ja wohl aus allen Kräften gesungen seyn, daß man es nicht weit genung hören kann: Der Seytten auf ihrer bergmännischen Harffe oder Zyther scheuen sie auch nicht, sondern schlagen mit dem Federkiel weidlich darauf, daß es nur allenthalben fein stark klinget und thönet."

Wer nach diesen Thatsachen von der Vergangenheit auf die Gegenwart schließen wollte, müßte annehmen, daß unser engeres Vaterland auch jetzt noch zu den hervorragenderen Heimstätten des deutschen Volksgesanges gehört. Dieser Schluß trifft aber nur theilweise zu. Wer heimische Volkslieder singen hören will, muß vom Sammlerglücke begünstigt sein und darf nicht die breite Alltagsstraße wandern. In welt-

abgeschlossenen Walddörfern, in versteckten Gebirgsthälern, in den Klöppel- und Rockenstuben, Abends auf der Dorfgasse, auf der Kirchweih, im Bivouak und beim Feldmarsche — da wird noch gesungen, da kann man noch Volkslieder hören; die allgemeine und dem Deutschen angeborene Sangesfreudigkeit aber ist nahezu verschwunden. Es mag dies daran liegen, daß wie überall auch in Sachsen das Volkslied im Aussterben begriffen ist, vielfach auch daran, daß die frühere strenge Gliederung der Stände aufgehört hat. Die hauptsächlichste Schuld an diesem Niedergange des allgemeinen Volksgesanges aber trägt — so paradox es klingen mag — der in unserer Zeit so sehr in Aufnahme gekommene volksthümliche Gesang: die vierstimmigen Männerchöre, die importirten fremden Volkslieder, diese Domäne unserer Gesangvereine. Was im „Trompeter von Säkkingen" ahnungsvoll die Kastanien flüsterten, ist eingetroffen:

„. . . . . . . ich hör' die Zukunft,
Höre aus denselben Räumen
Des vierstimm'gen Männersanges
Rührend schlichte deutsche Weise —"

Ob diese „rührend schlichte deutsche Weise des vierstimm'gen Männersanges" unsern dem deutschen Volke angeborenen einstimmigen Volksgesang verdrängt hat, oder ob sie nur ein Ersatz für ihn, der mehr und mehr zu schwinden begann, gewesen ist, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Thatsache aber ist, daß er als Ersatz sich ziemlich ungenügend erweisen würde.

Wenn in früherer Zeit Handwerksburschen auf der Landstraße wanderten, sangen sie die Volkslieder ihrer Heimath, und wie die Bienen den Blüthenstaub, so trugen sie die Lieder der einen Landschaft in die andere, befruchteten die durchwanderten Gegenden mit der Poesie ihrer Heimath. Einer lernte vom andern; nur so ist die große Verbreitung einzelner Volkslieder, das überraschende Vorkommen fremdartiger Motive in einzelnen derselben zu erklären. Fahrende Studenten ohne fröhlichen Singsang waren gar nicht zu denken. Und was waren die sogenannten „Commerslieder" Anderes als einstimmige Volkslieder, in Studentenkreisen entstanden oder von ihnen adoptirt? Wer Näheres hierüber erfahren will, wird darüber in der durftigen Vorrede des alten Leipziger Commersbuches genugsam belehrt. Der Landmann auf dem Felde, die Mägde auf den Wiesen, die von der Grube heimkehrenden Bergleute, die Soldaten auf dem Feldmarsch, der Jägerbursch im Walde — sie alle sangen, und der frische Quell ihrer Lieder schien schier unerschöpflich zu sein. In früheren Zeiten galt eine liederfrohe Kehle gar viel und mancher Bursch hat sich damit sein' Mädchen ersungen. Und das Alles waren schlichte, einstimmige Volkslieder, dieselben Volkslieder, die wir jetzt mühsam sammeln, die wir dann in dicken Werken mit gelehrten Fußnoten herausgeben. Wo ist so plötzlich all der fröhliche Singsang geblieben, mit dem die Kinder des Volkes die Stuben und Gassen erfüllten? Ist wirklich der Liederquell unseres Volkes versiegt, jene Vorliebe und Begabung für Sang und Klang, die ein hervorstechender Zug germanischer Eigenart war?

Wir müssen die betrübende Erscheinung constatiren, daß wir viel weniger singen, als es zum Beispiel zur Zeit unserer Großeltern üblich war, daß wir ferner trotz aller Gesangvereine, Sing- und Musikstunden viel schlechter singen als sie und endlich, daß die jetzt gebräuchlichen Lieder bedeutend minderwerthiger sind als jene. Wenn unser heutiges Geschlecht nicht mehr so sangeslustig ist, so mag dies an unserer Zeit liegen, die dem einzelnen Menschen, und sei er auch noch so sehr Naturkind, jene naive Ursprünglichkeit und jene Freude an heiterem Lebensgenuß versagt, welche unsere Vorfahren besaßen. An dieser Thatsache ist nichts zu ändern. Aber wir singen auch schlecht, und dies, weil wir den kunstlosen einstimmigen Volksgesang, der unmittelbar und frisch aus der Kehle kommt — das Volkslied — verschmäht und an seine Stelle den mehrstimmigen Kunstgesang gesetzt haben, dessen Pflege nur geschulten Sängern möglich ist. Zu solchen ist aber naturgemäß nur ein ganz geringer Theil unserer singenden und sangeslustigen Bevölkerung zu rechnen. So ist denn ein Verfall eingetreten: der alte Volksgesang ist fast verschwunden und der neue Kunstgesang vermag ihn nicht zu ersetzen, der Liederschatz unseres Volkes verringert sich von Tag zu Tag immer mehr. Wenn jetzt noch bei irgend welchen Gelegenheiten gesungen werden soll, so wird das „Vereinsquartett" in Anspruch genommen, und dasselbe trägt, vorausgesetzt daß es vollzählig ist, sowie daß es die Notenbücher zur Hand hat, ein Lied von Abt vor. In zwangloserer Gesellschaft, etwa auf dem Heimwege vom Wirthshaus, wird das neueste Couplet oder ein Tingeltangel gesungen. Die „Touristen" — auch eine Errungenschaft der Neuzeit — üben sich an Stellen, wo das Echo gut ist, im Jodeln und Juhuschreien; der Einzelne aber singt fast gar nicht mehr. Ueberall finden wir aber dabei das Bedürfniß, sich in Tönen zu äußern, und überall macht sich dabei das Unvermögen dazu bemerklich. Das letztere läßt aber das Interesse an Sang und Klang vollständig erkalten; die alten, schönen Lieder gerathen in Vergessenheit, neue entstehen nicht mehr, und so müssen wir denn fürchten, daß mit unserem Volkslied auch unser Volksgesang ausstirbt, jene poesievolle Aeußerungsform der deutschen Volksseele.

Ein solches Dahinschwinden eines Stückes poetischer Eigenart im Volke wird nur der Gedankenlose leicht nehmen, dem es nicht vergönnt ist, die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Es liegt eine tiefe ethische Bedeutung in diesem Naturgesang, den wir nicht ohne fühlbaren Schaden für unser Volksthum vermissen würden. Volkspoesie und Volksgesang — Beides ist ja hier identisch — bilden das einzige Gebiet, wo der naive Naturmensch künstlerisch productiv ist und künstlerisch genießt. Sie bieten die einzige Gelegenheit, wo er dem Cultus des Schönen selbständig und ohne vorhergehende Schulung obliegen kann — denn der Stoff, aus dem er gestaltet, Wort und Ton, ist ihm ein Naturgeschenk und die poetische Beanlagung liegt in seinem Volksthum begründet. Ein Aufhören unseres Volksgesanges würde gleichbedeutend sein mit dem Schwinden eines guten Stücks Poesie, theilweise des Verständnisses für das Schöne, für alles Höhere in den sogenannten niedern Schichten. Ein Volk aber, welches in dieses Stadium tritt, welches nur für materielle Güter strebt und lebt, welches für die Pflege des Schönen, des Idealen keinen Sinn und keine Zeit mehr hat, hört auf glücklich zu sein: es fehlt ihm die andere Welt, in die es sich flüchten kann, wenn die Unvollkommenheiten der einen ihm zur Erkenntniß kommen.

In unserem engeren Vaterlande sind wir noch nicht so weit. Wenn auch nur spärlich, so blüht doch noch immer in heimlicher Schönheit unser Volkslied; auch ist in der neueren Zeit wieder vielfach das Interesse dafür erwacht, wie die verschiedenen localen Volksliedersammlungen bezeugen. Abgesehen von der wendischen Lausitz (die ja hier nicht eigentlich in Betracht kommen kann und die in der mustergiltigen Liedersammlung von Haupt und Schmaler nach dem Plane des Erk'schen Liederhorts einen reichen Schatz wendischer Volkslieder mit Uebersetzung und Melodie besitzt) existirt für das Erzgebirge die Volksliedersammlung von Dr. A. Müller (Graser, Annaberg), für das Vogtland eine Sammlung von „Rundas und Reimsprüchen" sowie von „Kinderliedern" durch Dr. H. Dunger (F. E. Neupert, Plauen), welchen beiden hoffentlich noch die in der Vorrede angedeutete Herausgabe der übrigen Liedergattungen folgen wird, ferner die Döring'sche Sammlung von „Bergreihen" (Grimma 1839). Wenn es gestattet ist, an diesem Orte das eigene Opus zu nennen, so sei auch noch auf die soeben erschienene Volksliederanthologie „Sang und Klang im Sachsenland" (Leipzig, Gebhard und Wilisch) hingewiesen, die zum ersten Male das gesammte Sachsen in Betracht zieht und Proben alter und neuer Volks-

poesie aus allen drei sächsischen Landschaften enthält. Abgesehen von diesen hier erwähnten Werken existiren noch mancherlei Volksliederveröffentlichungen in Werken verwandter Gebiete, welche unsere Volkspoesie nebenher mit in Betracht zogen (z. B. Dr. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglaube, Sitten 2c. im Vogtlande. Leipzig, Fleischer 1867). Diese Bücher repräsentiren ungefähr unseren Volksliederschatz, soweit er auffindbar war. Mit Ausnahme der erwähnten wendischen Volksliedersammlung haben sie jedoch sämmtlich einen fühlbaren Mangel: sie enthalten lediglich den Text, die Melodie fehlt. Der Unterschied zwischen einem gesungenen und einem nur gelesenen Volksliederbuch ist aber derselbe wie der zwischen einem duftigen Blumenstrauß und einem Herbarium.

Wie ist es nun möglich, uns unseren Volksliederschatz zu erhalten, unseren Volksgesang wieder lebendig zu machen? Es ist dies eine Frage, die schon längst hätte angeregt und in Erwägung gezogen werden müssen. Es giebt nur eine Antwort: die öffentliche Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf unsere Volkspoesie zu lenken und vor Allem gewisse Stände und geschlossene Vereinigungen dafür zu interessiren. Unter den ersteren verstehen wir die Schuljugend — besonders die der höheren und Fortbildungsschulen — die Studentenschaft, sowie den Soldatenstand, unter den letzteren unsere Gesang-, Turn- und Militärvereine. Hier müssen wir den Hebel ansetzen. Der Jugend müßte für die eigenen, heimathlichen Lieder Interesse eingeflößt werden. Jeder Lehrer, jeder Dorfcantor müßte es sich zum Vergnügen machen, eine Anzahl der Lieder seiner Umgebung zu sammeln, zu sichten, sie singfertig zu machen und sie singen zu lehren. Die studirende Jugend sollte, getreu den akademischen Traditionen, überall in erster Linie den einstimmigen Volksgesang pflegen — wir haben an unserer Landesuniversität zwei berühmte Gesangvereine: beide, die so viele musikalische Talente in sich bergen, sollten, wie es einst in Berlin unter dem alten Erk geschah, heimische Volkslieder sammeln, auf ihren Sängerfahrten sie vortragen und für unsere Idee Propaganda machen. In der Armee, wo man jetzt nach und nach anerkennt, welchen Nutzen auf schwerem Marsch ein frisches Lied bringt, sollte vor Allem das ihr eigenthümliche Soldatenlied gepflegt werden, mag es auch zuweilen ein wenig derb sein. Die Militärvereine aber müßten eine Ehre darein setzen, die alten Lieder, die sie unter der Waffe, womöglich den Tod vor Augen, in Feindesland gesungen haben, lebendig zu erhalten und als ehrwürdige Zeugen in zukünftige Generationen zu verpflanzen. Unsere Gesangvereine, vor Allem aber unsere Turnvereine und der Erzgebirgsverein, sie sollten Allen voran es sich zur Aufgabe machen, bei gewissen Gelegenheiten, z. B. auf Wanderfahrten, möglichst viel heimathliche Volkslieder erklingen zu lassen. Jeder Dirigent, jeder Lehrer in Stadt und Dorf, jeder Musikfreund kann ohne Mühe einige der ihm am schönsten erscheinenden Lieder fixiren. Wenn dies erst geschähe, und wenn dann vielleicht nach Jahren einmal ein Appell an unsere Bevölkerung gerichtet würde, mitzuwirken an der Herausgabe eines heimathlichen Liederbuches: dann könnte getrost an die Bearbeitung desselben gegangen werden, dann würde es uns auch gelingen, der Physiognomie unseres engeren Vaterlandes einen poesievollen Charakterzug zu erhalten, der seit der Urzeit ein Stück germanischer Eigenart war. Möchte dieser Appell, den auch die vorliegenden Ausführungen schon in sich bergen, nicht ungehört verhallen!

Bücherbesprechungen.

☐ Grab oder Urne. Eine Beleuchtung der Zeitfrage: Wie wollen und sollen wir unsere Todten bestatten? Von G. Fr. Fuchs. Heilbronn, Gebr. Henninger. — Die Leichenverbrennung ist trotz des Eifers, mit dem einzelne ihrer feurigen Anhänger es versucht haben, sie zu einer brennenden Zeitfrage zu machen, nicht zu einer solchen geworden. Immerhin ist es gerathen, den Versuchen einer künstlichen Agitation für dieselbe durch Belehrung und Verständigung entgegenzutreten. Dies thut der Verf. der vorliegenden Broschüre, die das 2. Heft des 12. Bandes der „Zeitfragen des christl. Volkslebens" bildet, in sehr gründlicher, klarer und eindringlicher Weise. Nach allen Seiten, in geschichtlicher, religiöser und medicinischer Beziehung, wird die Frage beleuchtet und überzeugend für die herrschende Sitte eingetreten; speciell wird auch eingehend nachgewiesen, daß die Sitte des Begräbnisses die ursprüngliche und älteste ist, sowie daß sie mit unserer ganzen christlichen Tradition, unserer christlichen Anschauungs- und Denkweise, wie sie namentlich auch in der Poesie sich ausspricht, in der weltlichen nicht minder wie in der kirchlichen — wir erinnern nur an die bekannten Stellen in der „Glocke" — aufs Engste verwachsen ist. Wenn von den Vertheidigern der Leichenverbrennung Jacob Grimm besonders gern citirt wird, so macht der Verf. mit Recht darauf aufmerksam, daß derselbe gerade vor einem Bruch mit der Vergangenheit in dieser Sache, wie bei seinem historischen Sinn sich versteht, entschieden gewarnt hat. Er sagt: „Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen ferner Vergangenheit umkehren, nachdem sie einmal seit lange abgelegt worden sind. Sie stehen jetzt außer Bezug auf unsere übrige eingewohnte Lebensart und würden, neu eingeführt, den seltsamsten Eindruck machen." — Wir möchten übrigens noch an eine früher erschienene vortreffliche Schrift über diese Frage erinnern, die Pfarrer Dr. Weber vor Jahren geschrieben hat.

—m— Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich v. Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 320 S. 8°. 8 ℳ, geb. 9 ℳ — Im vorliegenden neuesten Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs", der sich an seine Vorgänger in jeder Hinsicht würdig anschließt, setzt Julius Asbach seine Studien über Tacitus fort. Nach kurzer Besprechung der Lebensschicksale desselben nach Abfassung der Germania und der Entstehungszeit der Historien und der Annalen behandelt er eingehend die politische Parteistellung des Tacitus; er bezeichnet ihn als einen gemäßigten Anhänger des Principats, einen Geistesverwandten des Seneca; Hinneigung zur Stoa zeigen auch seine religiösen Anschauungen. Asbach wendet sich dann zur Würdigung des Tacitus als Historiker. Die rhetorische Neigung, welche die gesammte römische Historiographie beherrscht, führt bei Tacitus oft geradezu zu Willkür; er versteht es mit vollendeter Kunst anschauliche Bilder zu entwerfen, legt aber weniger Gewicht auf die Richtigkeit im Einzelnen; daher tragen nicht blos die eingeflochtenen Reden, sondern auch die Schilderungen von Vorgängen und Persönlichkeiten oft einen durchaus subjectiven Charakter. Ein weiterer Aufsatz wird sich mit der Forschung des Tacitus beschäftigen. Sehr anziehend ist die Abhandlung von Bernh. Kugler über Gottfried von Bouillon. Die Legende hat sich bekanntlich der glänzenden Persönlichkeit des tapfern Lothringers in seltenem Maße bemächtigt; es war nur eine natürliche Reaction, wenn die neuere Forschung mit dem sagenhaften Beiwerk auch die wirklich geschichtlichen Züge, die uns überliefert sind, mißtrauisch betrachtet. Statt des verschwommenen Bildes, das so entstanden, giebt der durch verschiedene Arbeiten über die Geschichte der Kreuzzüge bereits rühmlich bekannte Verfasser hauptsächlich auf Grund der bei Albert von Aachen überlieferten, im Ganzen glaubwürdigen Berichte eines Landsmannes ein der Wahrheit näher kommendes; die Geschichte des ersten Kreuzzuges wird in kurzen kräftigen Zügen dargestellt. Eine längere Abhandlung von Adalbert Horawitz beschäftigt sich eingehend mit einem der interessantesten literarischen Erzeugnisse der Humanistenzeit, den „Colloquien" des Erasmus von Rotterdam, jener um 1498 oder 1499 entstandenen, von Erasmus zuerst 1519 herausgegebenen und dann oft aufgelegten und erweiterten Sammlung von Gesprächen, die, ursprünglich ein Hilfsbuch beim Unterricht, in ihrer späteren Gestalt eine Fülle von „Cabinetstücken satyrischer Darstellung" bieten und nach allen Seiten hin, „stets den Zwecken der Volkserziehung und Volksverbesserung dienend", das Leben jener Zeit kritisch beleuchten. Eine ausführliche Inhaltsangabe des heute nur selten noch gelesenen Werkes zeigt uns den in seiner Art einzigen Gelehrten in ernstem Kampfe mit allen denen, die nach seiner Anschauung die Schuld am sittlichen Verfalle der damaligen Welt trugen; vor Allem schont er nicht seine eigenen Standesgenossen, die Geistlichen und insbesondere die Mönche, von denen denn auch die schärfsten

Angriffe gegen sein Werk ausgegangen sind. Auf einen ganz anderen Schauplatz führt uns Konrad Häbler, dessen gutgeschriebene Skizze „Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mejiko" ein wenig schmeichelhaftes Charakterbild von Fernando Cortez entrollt. Ebenfalls nur skizzenhaft gehalten ist das Aufsätzchen von Georg v. Below, „Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts", das hoffentlich als Vorläufer einer eingehenden Darstellung des Gegenstandes anzusehen ist. Von hohem Interesse für die Kenntniß der kirchlichen Strömungen unserer Zeit ist die ausführliche Abhandlung von Gustav Frank, „Mysticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert". Er behandelt auf Grund sehr eingehender Studien die eigenthümlichen, nur theilweise an den Pietismus des 18. Jahrhunderts anknüpfenden Erscheinungen, welche die Opposition gegen den Rationalismus und Materialismus gezeitigt hat. Endlich macht S. Löwenfeld im Anschlusse an seinen Aufsatz im vorigen Bande des Taschenbuchs Mittheilungen „Zur neuesten Geschichte des päpstlichen Archivs", die hauptsächlich die Amtszeit Theiner's und Hergenröther's und die durch den jetzigen Papst erfolgte und von der gelehrten Welt mit so großer Freude begrüßte Oeffnung des vaticanischen Archivs für die geschichtlichen Studien behandeln.

—g. Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. Lieferung 7 und 8. Leipzig, Fr. Grunow. — Leider schreitet dieses gründliche Werk nur langsam vor; immerhin bleibt im Interesse der Sache zu wünschen, daß der kränkliche Verfasser sich schont, als daß er sich überstürzt. Nachdem er im 7. Heft zunächst die an Thorwaldsen sich anschließende Schule berücksichtigt, schildert er ausführlich das Leben und Wirken des Malers Buonaventura Genelli, welcher ja auch in Leipzigs Kunstgeschichte verflochten ist. Der um jenen Künstler so hochverdiente Graf Schack ist ein glänzender Beweis dafür, daß ein echter Kunstmäcen ein ebenso edles Herz wie feinsinniges Urtheil besitzen kann. Wenn Rosenberg sagt, daß Genelli an schöpferischer Begabung sich mit Cornelius messen könne, so muß dieses Urtheil dahin ergänzt werden, daß Letzterer universeller war. Auch würden wir nicht mit Peter Cornelius (dem Componisten!) den Genelli'schen Theatervorhang eine göttliche Komödie, wol aber eine ausgezeichnete Allegorie nennen. Hierauf folgt ein trefflicher Artikel über Friedrich Preller und die historische Landschaft. Rosenberg hält mit Recht die Odysseelandschaften für dessen reifste Schöpfung, weil darin das figürliche und das landschaftliche Element sich zu einer Einheit verschmolzen haben, welche das Heroenthum auf das Vollkommenste versinnlicht. Wenn er aber noch eine andere Verbindung annimmt, daß nämlich aus der epischen Landschaft (Preller) und der lyrischen (Rottmann) die dramatische herausgewachsen sei, so müssen wir unsererseits einhalten, daß eine dramatische Landschaft ein Widerspruch in sich selbst ist. Was R. so nennen möchte, ist entweder ein mythisch-allegorisches Historienbild oder ein gesteigertes episches Leben. Weiter empfangen wir nach der sehr gelungenen Biographie Rottmann's die sehr schwierige Charakteristik von Arnold Böcklin. Rosenberg sagt von dessen Landschaften: „An die Stelle des Blau oder gar neben dasselbe tritt ein sattes emailartiges Grün, wodurch ein sehr harter Contrast hervorgerufen wird, der sich aber bald, nachdem sich das Auge an diese bizarre Zusammenstellung gewöhnt hat, in eine kräftige Harmonie auflöst." Mit diesem Satze versetzt er der Aesthetik der Malerei einen Todesstoß, denn „die Gewöhnung" bringt bekanntlich Alles fertig, wenn sie als Richtschnur des Denkens oder Handelns allein herrscht. Auch halten wir es für unmöglich, daß „das classische Ideal mit dem romantischen zu einem neuen Ideal verschmolzen" werden könne. Es ist nur denkbar, daß ein wirklich begabter Künstler als begeisterter Jünger die Schule der Alten durchläuft, dann aber selbständig aus dem Geiste des modernen Ideals heraus schafft; die classicistische und die romantisirende Schule aber in der neueren Malerei sind jede für sich allein, sowie in ihrer Verbindung nicht lebenskräftig genug, um jenes Ideal zu erzeugen, welches Rosenberg vorschwebt. Was soll ferner der Ausdruck „romantisch-idealistische Landschaftsmalerei"? Giebt es auch eine romantisch-realistische Landschaftsmalerei? Was bedeutet „die ewige Harmonie des Todes"? Mit offenbarer Liebe wird ferner das Charakterbild von Anselm Feuerbach gezeichnet. Warum aber bringt R. hier nicht das unglückselige Grau, welches überall in der „Amazonenschlacht" dominirt, in Verbindung mit der Gemüthsanlage und Stimmung Feuerbach's? Am ausführlichsten wird sodann Cornelius behandelt, im Anschluß an ihn auch die Nazarener. Allem Anschein nach ist jener Malerfürst dem Verfasser nicht recht sympathisch. Es ist denn doch mindestens einseitig, wenn man über Cornelius nur sagt: „er war ein herrschsüchtiger, eigenwilliger und tyrannischer Mann." Wenn Rosenberg bedauert, daß „einem aus den Cartons das Erkältende und Niederdrückende seines über menschliches Durchschnittsmaß (aha!) erhobenen Wesens entgegentritt", so müssen wir gestehen, daß wir unsererseits uns demüthig und dankbar durch die Gewalt des Cornelius'schen Genius zu einem Fluge erheben lassen, dessen wir ohne ihn nicht fähig wären. Wenn Rosenberg ferner meint, daß Ludwig Richter, Schnorr, Führich sich durch ihre Illustrationen einen viel breiteren Boden der Volksthümlichkeit erobert hätten als Cornelius, so sind wir fest überzeugt, daß gerade die angeführten Meister entgegnen würden: was wir an Breite voraus haben, ersetzt Cornelius durch Größe seiner Stoffe, durch die Tiefe der Auffassung, durch die Universalität seines schöpferischen Geistes. Wir wünschen dringend, daß Adolf Rosenberg Zeit und Kraft finden möge, um sein großes Unternehmen mit demselben Erfolg wie bisher zu Ende zu führen; er ist ganz und gar der berufene Schriftsteller, um ein derartiges Buch zu schreiben.

R—n. Durch seine beiden Sagenwerke, „Deutsche Heldensagen des Mittelalters" (2 Bände, Leipzig 1868) und „Deutsche Sagen" (Leipzig 1871), sowie durch seine „Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte" (2 Theile, Leipzig 1882) hat sich Albert Richter als Germanist aufs Vortheilhafteste bekannt gemacht, zugleich ist er als Pädagog in ausgedehntester Weise wirksam gewesen und genießt namentlich als Herausgeber der Zeitschrift „Der praktische Schulmann" ein bedeutendes Ansehen. Eine Verbindung seiner beiden Richtungen gewahren wir in seinem „Deutschen Lesebuche" (Leipzig, 3. Aufl. 1884) und in seiner jüngsten Schrift über „Ziel, Umfang und Form des grammatischen Unterrichts in der Volksschule" (in Max Hesse's Lehrer-Bibliothek II. Leipzig 1886). Diese kleine Schrift ist allerdings schon älter, sie erschien bereits vor 20 Jahren. In dieser ersten Fassung ist sie uns leider nicht bekannt geworden, um so mehr freut es uns, sie in der vorliegenden zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage anzeigen zu können. Denn sie scheint uns auf diesem Gebiete eine der besten und erquicklichsten Leistungen zu sein. In seiner ersten Gestalt fand das Schriftchen schon vielen Beifall und wurde sogar mit einem Preise gekrönt von Männern, unter denen sich der als tüchtiger Methodiker des grammatischen Unterrichts bekannte Oberschulrath Berthelt in Dresden befand. Für eine erneute Ausgabe sah sich der Verfasser naturgemäß zu Aenderungen und Erweiterungen genöthigt. Er hofft mit seiner Schrift die Wichtigkeit des grammatischen Unterrichts in das rechte Licht gestellt zu haben und die Lehrer selbst zu einem eingehenden Studium ihrer Muttersprache zu ermuntern, um von den Früchten solchen Studiums dann an ihre Schüler austheilen zu können, so viel diesen frommt. — Betrachten wir die Schrift von ihrer historischen Seite, so stellt sie sich als eine wissenschaftlich sehr beachtenswerthe Ergänzung und Ausführung zu den beiden berühmten Büchern Rudolf's v. Raumer dar, zu dessen „Unterricht im Deutschen" und „Geschichte der Germanischen Philologie". In drei Abschnitten wird das Ziel, der Umfang und die Form des grammatischen Unterrichts behandelt. Bei seiner Betrachtung hat der Verfasser nur die Volksschule und darum auch nur das Neuhochdeutsche im Auge. In der bedeutungsvollen Frage, ob Grammatisches nur bei Gelegenheit vorgebracht werden solle, oder ob besondere Grammatikstunden einzurichten seien, entscheidet er sich für das letztere. An verschiedenen Stellen seiner Schrift bringt der Verfasser auch grammatische Einzelheiten vor, er berührt die Laut- und Wortbildungslehre, den Bedeutungswandel, die Eigennamen. Wenn man hier vielleicht ab und zu Manches anders gewendet sehen oder einen kurzen Hinweis auf eine schon vorhandene ausgeführtere Darstellung wünschen möchte, so ist doch Alles, was der Verfasser in seiner klaren und eindringlichen Vortragsweise bietet, so überaus sachgemäß, lehrreich und anregend, daß die Wirkung auf den denkenden und einsichtsvollen Leser nicht ausbleiben kann. In warmen Worten weist Richter am Schlusse der Schrift auch auf die nationale Bedeutung des Unterrichts in der Muttersprache hin und hofft, in recht Vielen die gleiche Ueberzeugung zu wecken und zu befestigen.

—m— Auf den Wunsch der Verlagshandlung fügen wir unserer Notiz über die 4. Ausgabe von Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk (Berlin, Osw. Seehagen. 1885 flgg.) berichtigend hinzu, daß — wie wir aus den soeben erst uns zugehenden Lfgn. 68 bis 76 ersehen — der 17. und 18. Band des Werkes bereits zu Weihnachten vollendet vorlagen und nur noch der Registerband fehlt, der zur Ostermesse d. J. erscheinen wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 14. Sonnabend, den 19. Februar. 1887.

Liszt-Erinnerungen.

Von Dr. **Mirus.**

Das Andenken an Franz Liszt, den heimgegangenen großen Meister, ist überall gefeiert worden, wo man Frau Musica hochhält. Der Lisztverein insbesondere, das schon bei Lebzeiten dem Meister gestiftete Zeichen der Huldigung, hat eine erhebende Gedächtnißfeier am 22. October 1886 veranstaltet, an dem Tage, an welchem sonst nicht allein dem großen Meister, sondern auch dem liebenswürdigen Manne die Herzen aller seiner Verehrer so warm entgegenschlugen. Die Ziele des Lisztvereins sind bekannt, nicht aber die Einzelheiten seiner Entstehung. Und wol nirgends werden solche Reminiscenzen mehr gewürdigt werden, als in Leipzig, wo der Cultus für Musik auf einer so sehr hohen Stufe steht, und wo außer dem erwähnten Lisztverein der Allgemeine deutsche Musikverein seinen Sitz hat, dessen Ehrenpräsident Liszt bereits seit langen Jahren gewesen ist.

Im November 1841 kam Liszt zum ersten Male nach Weimar, er wollte den Boden kennen lernen, wo die größten deutschen Dichter gelebt, die durch ihr Wirken classisch gewordene Stätte. Er trat im Hotel zum Russischen Hof ab, wo er von Eduard Genast und dem Künstlerpaar Klara und Robert Schumann willkommen geheißen und von dem Ersteren in Weimars Künstlerkreise eingeführt wurde. So ist Liszt dieses Haus werth geblieben. Auch bei seinem späteren, ständigen Aufenthalt pflegte er gern da zu verkehren. Hier schaarte man sich um ihn, um zu ruhen von musikalischem Thun und Treiben, lediglich um der geselligen Unterhaltung sich hinzugeben an dem „lauschigen Plätzchen", wie er es nannte. Dort wurde angeregt, einen Lisztverein ins Leben zu rufen, Liszt's Verehrer, Freunde und Schüler wetteiferten, dem Meister zu seinem 74. Geburtstage eine freudige Ueberraschung damit zu bereiten. Der aus Rußland zufällig anwesende Sorokoumowski, welcher Hrn. A. v. Siloti besonderes Wohlwollen bezeigte und der von demselben bei Liszt und seinem Kreise eingeführt worden war, interessirte sich ebenfalls lebhaft für diese Angelegenheit. Se. königl. Hoheit der Großherzog Carl Alexander, welcher Liszt nicht nur hoher Gönner, sondern sogar fürstlicher Freund war, übernahm das Protectorat über den jungen Verein und so war sein Fortbestehen gesichert. Es haben zwei Damen viel zu der Gründung des Vereins und dessen Verbreitung beigetragen, namentlich durch Gewinnung von Mitgliedern. Diese waren hierzu um so eher berufen, als sie von frühester Jugend an Bande engster Freundschaft mit Liszt verknüpften, es sind dies Fräulein Anna und Helene **Stahr**. In Anerkennung der unermüdlichen Thätigkeit für den jungen Verein sind Fräuleins Stahr unter dem 14. April 1886 — wie es in dem betreffenden Schreiben des Vorstandes heißt — in dankbarster Würdigung ihrer Verdienste um den Lisztverein zu dessen Ehrenmitgliedern ernannt worden. Hören wir aus deren Munde über des Meisters Wirken, so schöpfen wir daraus ein reiches Material, welches uns gar manches Interessante entfaltet und schwerlich in weiteren Kreisen bekannt sein dürfte.

Der Schriftsteller Professor Dr. Adolf Stahr, der Vater dieser Damen, der Verfasser der berühmt gewordenen Schrift „Weimar und Jena", wohnte in den Jahren 1852 bis 1855 zu Jena. Liszt, bereits auf Helgoland mit Stahr bekannt geworden, besuchte ihn mit Raff, Bülow und Coßmann daselbst, hörte dort dessen Töchter spielen und nahm an deren Leistungen so viel Interesse, daß er sie einlud, zu ihm nach Weimar zu kommen, und sie veranlaßte, öfters den Opern im Hoftheater beizuwohnen. Da haben sich die jungen Mädchen manchmal auf den Weg gemacht, nicht die Schwierigkeiten gescheut, welche bisweilen Wind und Wetter boten. Ihre guten Fortschritte belohnte der Meister. Noch heute verwahren sie die ihnen zuerst von Liszt verehrten Noten: Soirées de Vienne von Liszt mit der Widmung:

A Mlles Stahr Souvenir affectueux
Weimar Mars 1853 F. Liszt.

Seitdem aber die Familie Stahr von Jena nach Weimar übergesiedelt war, widmeten sich die Fräuleins Stahr unter Liszt's Aegide ausschließlich der Musik. Es kann sich wol keiner der vielen Schüler rühmen, so wie sie Liszt's musikalisches Leben in solchem Maße getheilt zu haben. Denn er unterrichtete sie nicht allein im Pianospiel, sondern verschaffte ihnen auch eine weitere Ausbildung dadurch, daß er für sie Zutritt zu den Opernproben auswirkte. Bei weiterem Fortschreiten spielte er mit den jungen Damen seine Compositionen, studirte dieselben auch wol mit andern Schülern dort ein, so z. B. Isoldens Liebes-Tod, soeben vollendet, Hexameron für zwei Claviere mit Anna Mehlig, Ungarische Phantasien für zwei Claviere mit Frau Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer und Pflughaupt und Frau. Auch folgende Specialstudien wurden ausgeführt, wie mit Raff die Tarantelle und Chaconne, mit Professor Thern musikalische Bilder aus Weimar, die der Componist den Fräuleins Stahr gewidmet hatte und welche die letzteren unter Lassen's und Müller-Hartung's Anwesenheit dem Meister vortrugen. Ferner haben im Stahr'schen Hause verkehrt von bedeutenden musikalischen Kräften Stör, Lassen, Singer, Cornelius, Bronsart, Ritter, Winterberger, Bendel, Ratzenberger, Josephi, und in neuerer Zeit Gebrüder Willy und Louis Thern, d'Albert, Friedheim, Reisenauer, Siloti, Ansorge, Pohlig, Rosenthal, Sauer, Göllerich, Stradal. Hieraus bildeten sich wöchentlich wiederkehrende Soiréen in der Stahr'schen Wohnung, welche, da Liszt Pünktlichkeit in solchen Dingen liebte, auf Donnerstag, später auf Sonntag festgesetzt wurden. Kaum faßten die kleinen Räume die vielen

Gäste alle, welche er selbst mitbrachte. Eines Tages äußerte er: „das sind ja Kautschuksalons, je mehr Künstler ich mitbringe, desto mehr dehnen sie sich aus."

Zu den werthvollsten Aufführungen in der neueren Zeit zählen dort des Meisters Faust- und Dante-Symphonie; diese wurden auswendig auf zwei Pianos von Alexander v. Siloti und Arthur Friedheim gespielt. Der zur Dante-Symphonie gehörige Frauenchor wurde von Alfred Reisenauer dirigirt. Dies brach Bahn für eine kurz darauf folgende Aufführung in Leipzig, welche der Meister mit Fräuleins Stahr besucht hat. Ebenfalls wurden von dem Meister selbst und den besten Künstlern zu wiederholten Malen im Stahr'schen Hause vorgetragen: Liszt's Clavier-Concerte: Es-dur, A-dur, Concert pathétique und sämmtliche Liszt'sche Werke für zwei Pianos. Auf diese Weise gewannen die Stahr'schen Soiréen für alle Lisztianer eine gewisse Bedeutung, denn jeder derselben hatte dort Zutritt.

Liszt stand seinen Protégées nicht allein in musikalischer Beziehung mit Rath und That zur Seite, er war ihnen mehr, er war ihnen väterlicher Freund, was sich schon durch die trauliche Anrede mit ihren Vornamen, oder „Kinder" äußerlich erkennen ließ. Ja dies that er noch sogar bis in das späteste Alter, indem Liszt bei der Feier seines 71. Geburtstags die Fräuleins Stahr mit der Bemerkung vorstellte: „Hier kommen meine ältesten Kinder." Aber auch die Fräuleins Stahr haben eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an den Meister bewährt.

Der Glanzpunkt für Liszt in Weimar liegt in der Zeit, in welcher er seinen Aufenthalt in der sogenannten Altenburg, einer anmuthig gelegenen Villa, hatte, denn hier vereinte sich die gesammte Künstlerwelt der damaligen Zeit um ihn. Die Abende auf der Altenburg haben eine wahre Berühmtheit erlangt und sind allen Theilnehmern unvergeßlich geblieben. In den mit ebenso großer Pracht als kunstsinnigem Geschmack eingerichteten Salons fanden hervorragende Capacitäten stets offnes Haus, Alles schaarte sich um den Meister, man wetteiferte, ihm nur Würdiges vorzuführen. Es gestaltete sich ein originelles Künstlerleben. Diese Thätigkeit war aber nicht etwa exclusiv für Musik bestimmt, sondern nahm alle Gebiete geistigen Strebens mit in sich auf. Die Seele dieses Kreises war die Fürstin Wittgenstein, deren eminenter Geist auf Liszt's künstlerisches Wirken mächtigen Einfluß ausübte und ihn zu großen Ideen anregte. Mit diesem Geist verband sie eine reiche persönliche Liebenswürdigkeit. In gleichem Maße war auch deren Tochter, die Prinzeß Marie Wittgenstein, beanlagt, so daß diese bei ihrer unbeschreiblichen Anmuth mit Recht von den Besuchern der Altenburg als „Genius der Freude" bezeichnet wurde. Sie beide waren es, welche diese geniale Geselligkeit geschaffen und es meisterhaft verstanden, jedem Künstler den Aufenthalt dort interessant zu machen. Treten wir diesem musikalischen Leben etwas näher, so sehen wir am Piano Raff, Bülow, Rubinstein, Tausig, Pflughaupt, Bruckner wechseln, weiter waren Mason, Walter Bache, Bronsart, Ingeborg Stark, jetzt dessen Gemahlin, Reulke, Viole, Frl. Tegernström, Jean Voigt, Frl. Gärtner, Hortense Voigt, Frl. Döring, Weisheimer bestrebt, ihr Bestes zu bieten. Zuweilen trat das von Milde'sche Sängerpaar, welches beim Hoftheater in Weimar damals als Gestirn erster Größe glänzte, mit auf, um bei den unterstützenden Tönen des Pianos dramatische Gesänge vorzutragen. Auch Knopp's lieblicher lyrischer Tenor erfreute öfters die Zuhörer.

Ganz besonders wurde Liszt's Liedern gern von den Gästen gelauscht. Hierbei ist unter den Wirkenden vor allen Fräulein Emilie Genast zu nennen, als Concertsängerin zu jener Zeit rühmlich bekannt. Dieselbe wurde meistens von Liszt selbst begleitet, und entzückte durch ihren gefühlvollen Vortrag sowie durch ihre herrliche Stimme. Diese bedeutenden Liedercompositionen sind in der Oeffentlichkeit von der erwähnten Sängerin zuerst vertreten worden. Liszt sprach sich wiederholt in dankbar anerkennender Weise darüber aus und schrieb an einem jener gastlichen Abende in ein Heft seiner Lieder ihr die Widmung:

> Der liebenswürdigen und muthigen Vertreterin meiner abstrusen (und schlecht zu recensierenden) Lyrik, Fräulein Emilie Genast,
>
> verehrungsvoll und dankbar
>
> November 1859. F. Liszt.

Aber nur diese innigen künstlerischen und freundschaftlichen Beziehungen, welche beide bis an sein Lebensende verbunden haben, ließen ihn aus der streng geübten Reserve herausgehen, die er gewöhnlich beim Vorführen seiner eigenen Lieder einhielt. Dagegen war er ein warmer Verehrer der Lassen'schen Lieder, deren größte Zahl im Manuscript gleichfalls von Fräulein Genast damals vorgetragen wurde. Ein Lied Lassen's „In der Nacht", Text von Eichendorff, nannte Liszt eine der schönsten Perlen deutscher Lyrik und setzte nach Beendigung des Gesanges an den Schluß der Noten in seiner Begeisterung das eine Wort „Sublime".

Die Instrumentalmusik war ebenfalls eine äußerst vielseitige. In erster Linie wetteiferten die gefügigen Geigen von Joachim, Laub, Singer, Stör, Walbrül, Kömpel u. A., welche vorzügliche Genüsse boten. Joseph Joachim ist stets von Liszt als der erste Künstler seines Fachs geschätzt und geliebt worden, und als ihre musikalischen Wege später weit auseinander gingen, ist doch Liszt's Verehrung für Joachim's Leistungen nie erkaltet. Noch in seinen letzten Lebenstagen schloß er sein höchst anerkennendes Urtheil über den jetzigen weimarischen Concertmeister Carl Halir mit den Worten ab: Das ist wirklich ein echter Schüler Joachim's.

Zuweilen trat auch Coßmann's volltönendes Cello mit ein, oder Winkler entlockte seiner Silberflöte glockenreine Töne. Das auserlesene Quartett von Singer, Stör, Walbrül und Coßmann widmete nicht allein bei den geselligen Abenden, sondern noch außerdem in Sonntagsmatineen seine erprobten Kräfte. Aus dem Munde literarischer Capacitäten wie Hoffmann von Fallersleben, Ernst Dohm, Palleske, Roquette und anderer Gelehrten ersten Ranges wurden interessante Vorträge entgegen genommen, bei besonderen Gelegenheiten zuweilen auch lebende Bilder künstlerisch dargestellt und durch den Einklang der Musik erhöht. Zur Förderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Unterhaltung trugen wesentlich bei: der damalige Nestor des weimarischen Theaters Eduard Genast, Otto Lehfeld, welcher oftmals dramatische Stücke recitirte, Richard Pohl, der durch die akademischen Concerte zu Jena so verdiente Hofrath Dr. Gille, welcher Liszt eine langjährige treue Freundschaft bewahrt hat, die hervorragenden Repräsentanten der Malerei, wie Preller, Genelli und andere bedeutende Größen.

Von jenen Abenden sind einige den Fräuleins Stahr noch in lebhafter Erinnerung, es sind dies z. B. der 22. October 1853 — welcher schon an sich als Geburtstag des Meisters in freudig bewegter Feststimmung begangen wurde. An diesem Tage war nämlich Wagner's erste Frau anwesend, der es vergönnt war, das ihr noch unbekannte Meisterwerk ihres im Exil lebenden Gatten, den „Lohengrin" aufführen zu hören. Am 19. April 1856 waren Liszt's Töchter Blandine und Cosima zum ersten Mal in Weimar und wurden hier der Gesellschaft vorgestellt.

Ein anderer Sohn des Ungarlandes Pfarrer Steinacker hatte die Stellung in seiner Heimath aufgegeben und war durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Liszt veranlaßt worden, seinen Wohnsitz in Weimar zu nehmen. Sein liebenswürdiges Wesen, sein heiteres Gemüth, seine fesselnde Unterhaltung haben nicht allein die Altenburg, sondern auch weitere Kreise Weimars kennen gelernt, und sie halten heute noch Steinacker's Andenken in Ehren. Seine hochpoetische Begabung hat in der zu Carl August's hundertjährigem Geburtstag am 3. September 1857 bearbeiteten Schrift „Weimars Genius" beredten Ausdruck gefunden. Goethe's Gartenhaus hatte er sich als sein Tusculum ausersehen, ein Plätzchen, wie geschaffen

für einen Mann, bei dem Geist und Gemüth in solcher Weise gepaart waren. Auch er wollte einmal die Gäste der Altenburg bei sich sehen und mit ihnen Goethe's Geburtstag auf Goethe's traulichem Heim feiern. Am 28. August 1855 wurde das musikalische Lager mit veränderter Scenerie in ein Gartenfest verwandelt, bei welchem der liebenswürdige Wirth dem Humor in gar anmuthiger Weise seinen Tribut zollte. Insbesondere waren außer den sonst auf der Altenburg mit Liszt verkehrenden Künstlern die als Harfenvirtuosin bekannte Gräfin Sauerma, sowie der noch damals in zartem Alter stehende später verstorbene Sohn Liszt's, Daniel, mit anwesend.

Das Originellste aber waren die auswärtigen Künstlerfahrten, von denen die nach Jena und Sondershausen die größte Rolle spielten. Da fuhr man mit fünf, sechs, auch mehr Wagen, festlich geschmückt, mit musikalischen Instrumenten aller Art. Der Meister in der Mitte seiner Freunde, Schüler und Schülerinnen in bester Stimmung, Witz und Laune machten sich den Rang streitig, ein guter Trunk würzte die Fahrt. In Jena wurden die akademischen Concerte und deren Seele, Gille, besucht, in Sondershausen an den Loh-Concerten Theil genommen, wo der Kapellmeister Stein, später Kapellmeister Erdmannsdörfer und dessen Gattin Alles aufboten, den werthen Gästen ihren Aufenthalt angenehm zu machen.

Auch nachdem Liszt von Sr. königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander die in dem herrlichen Park gelegene großherzogl. Hofgärtnerei eingeräumt worden war, und er seinen Wohnsitz vom Jahre 1870 an darin genommen, haben sich die Fräuleins Stahr an den hier gehaltenen Matinées regelmäßig betheiligt. Letztere zeigten einen vollständig andern Charakter als die geschilderten Abende auf der Altenburg. Während dort musikalische Aufführungen und künstlerische Unterhaltungen mit geselligem Verkehr in angenehmster Weise verbunden waren, galt es hier lediglich der Musik. Die Quartettvorträge wurden daselbst durch Grützmacher, Kömpel, Nagel und Freiberg ausgeführt. Im Ganzen verkehrten auch da die Kreise, welche wir auf der Altenburg getroffen. Diese Matinées waren vielfach durch die Anwesenheit Ihrer königlichen Hoheiten des Großherzogs und des Erbgroßherzogs ausgezeichnet.

Bei diesen Aufführungen war regelmäßig auch die Frau Baronin v. Meyendorff geb. Fürstin Gortschakoff gegenwärtig, welche sich ebenfalls beim Besuch auswärtiger Concerte, worin des Meisters Werke zu Gehör gebracht wurden, mit lebhaftem Interesse betheiligte.

Die belehrende Wirksamkeit des Meisters nahm in der Hofgärtnerei größere Dimensionen an. Der Unterricht begann beim Anfang der Saison mit wenig Schülern, da aber solche nicht nur aus Europa, sondern auch aus den fernsten Welttheilen zahlreich sich nahten, um die geistreichen Lehren des Meisters in sich aufzunehmen, so wurden die Vorträge der Schüler auf wöchentlich dreimal ausgedehnt, die oftmals bis zu drei Stunden in Anspruch nahmen. Nur aus Liebe zur Sache unterzog sich Liszt diesen Lehrstunden, da er kein Honorar annahm. Alle die zu ihm kamen, nahm er wohlwollend auf und ließ selbst Diejenigen als Zuhörer an seinen Lectionen theilnehmen, die eigentlich der Lehre des großen Meisters noch nicht gewachsen waren. Damen und Herren versammelten sich im Vorsaal und traten ein, sobald Liszt gegen 4 Uhr seine Siesta beendet hatte. Der Meister fragte zunächst, wer etwas vorzutragen habe. Die Auswahl der Stücke war freigestellt unter allen Werken bedeutender Componisten. Liszt hörte meistens das Spiel, im Zimmer auf- und abgehend, an, zuweilen nahm er auch am Instrumente selbst mit Platz. Wenn er länger daran verweilte, lauschte Alles mit gespannter Erwartung, denn sein Spiel begeisterte durch Erhabenheit und feierlichen Ernst, durch Leidenschaft und Glanz, es bezauberte durch anmuthige Zartheit. Seine kritisirenden Bemerkungen waren oft sehr launig, oft auch sehr sarkastisch. Vernahm er z. B. unreine Klänge, oder wenn ein halber Ton daneben gegriffen wurde, bemerkte er:

„Was doch Bechstein für ein merkwürdiger Mann ist, daß er das g und gis so nah an einander legt."

War er besonders guter Stimmung, so gab er seinen Beifall in liebenswürdig humoristischer Weise zu erkennen, so z. B., daß er seine Schüler mit Diminutiv — wie Rosenthälchen oder mit dem Superlativ wie Silotissimus anredete, manchmal aber auch wieder rief: Amerika, Holland, Casselchen 2c.

Aber nicht nur freudige Stunden haben die Fräuleins Stahr mit dem Meister getheilt, auch schmerzliche. Noch am 15. Juni 1886 war Liszt in dem Stahr'schen Prüfungsconcerte zugegen. Diese Prüfungen nahmen die Damen alljährlich mit ihren Schülerinnen vor, und der Meister betheiligte sich stets daran, sowol mit seinen Schülern, als auch mit zufällig anwesenden Künstlern. Nach dem Schluß des letzten Concertes richtete er an Fräuleins Stahr die Worte:

„Seit Jahren schon habe ich Ihre Leistungen hoch geschätzt, liebe Freundinnen, aber die heutigen haben alle meine Erwartungen übertroffen, ich könnte keinen besseren Vortrag dieser Compositionen wünschen."

Liszt hatte sich am 30. Juni auf ein frohes Wiedersehen zu den Festspielen in Bayreuth verabschiedet, da trifft die betrübende Nachricht von der Erkrankung des Meisters in Weimar ein. Sofort eilen die Fräuleins Stahr nach Bayreuth. Noch am 26. Juli wurde Liszt von deren Abreise benachrichtigt, und äußerte darüber erfreut: „Morgen kommen die Stährchen." Am 27. Juli bat er Frl. Schmalhausen, ihm aus Goethe's Frauengestalten, der Schrift seines Freundes Stahr, vorzulesen, und sprach sich dann dahin aus: Es sei dies eins der vortrefflichsten Werke, die über Goethe's Frauengestalten geschrieben worden, man möge das dessen Töchtern sagen, welche heute noch eintreffen würden. Als sich die Fräuleins Stahr am 30. Juli nach dem Befinden des Meisters erkundigten und an das Fußende seines Bettes traten, hörten sie ihn laut stöhnen und zu seinem Diener Michael die Worte sagen: „Heute bin ich aber sehr krank." Es war das Letzte, was sie aus seinem Munde hörten. Den bis zum Tod Getreuen sollte es nicht mehr vergönnt sein, dem geliebten Meister ein Lebewohl in die Ewigkeit zuzurufen. Sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde; es stellten sich Herzkrämpfe ein, die Aerzte wandten Schlafmittel an, um die Schmerzen zu beruhigen. Sprache und Bewußtsein waren erloschen, am 31. Juli Abends halb 12 Uhr schloß der große Meister seine Augen auf immerdar.

Außer diesen unvergänglichen Erinnerungen besitzen aber die Fräuleins Stahr sichtliche Gedenkzeichen an Liszt und seine Zirkel, eine Sammlung von Bildnissen, welche einzig in ihrer Art dasteht, da sie aus der ganzen Zeit des Liszt'schen Aufenthalts in Weimar sämmtliche Personen vorführt, welche mit dem Meister näher bekannt waren. Treten wir in diese Liszt's Andenken geweihten Räume ein, so ist das erste Zimmer für ihn selbst und seine Angehörigen bestimmt. Liszt von der Wiege bis zum Grabe. — Hier das bescheidene Haus seiner Eltern, Liszt's Geburtsstätte, in Raiding bei Oedenburg, und um dasselbe gruppiren sich die verschiedensten Darstellungen des Meisters, insbesondere eine Brust-Büste von Zumbusch in Wien, ein Medaillon aus den jüngeren Jahren, von Rietschel. Ein Miniatur-Medaillon von Angelika Facius, dessen Original die Künstlerin Sr. königlichen Hoheit dem Großherzog verehren wollte, die aber leider diese sinnig ausgedachte Gabe, Weimars große Vergangenheit darstellend, nicht weiter ausführen konnte, da ihre Sinne umnachtet, ihre Hand nicht mehr den Griffel zu führen vermochte. Von Photographien finden sich alle Aufnahmen, welche in Weimar, Pest, Rom, Paris, Wien, London, Hannover, Magdeburg, Bayreuth bewirkt worden sind. Weiter sehen wir ein Gruppenbild von dem 25jährigen Jubiläum des Allgemeinen deutschen Musikvereins, welches den Meister inmitten der Festgenossen zeigt. Nach einer Photo-

graphie ist von Küttner in Weimar eine Zeichnung in vergrößertem Maßstab angefertigt worden, welche nur den Besuchern der Stahr'schen Salons bisher bekannt geworden, und nach des Meisters eigenem Ausspruch eine ganz vorzügliche zu nennen ist. Auch befindet sich daselbst die Radirung des belgischen jetzt verstorbenen Malers Professor Linnig-Antwerpen, welche der Meister ganz besonders hochschätzte — Liszt von der Wiege bis zum Grabe — denn es schließt diese auserlesene Sammlung mit der in Bayreuth abgenommenen Todten-Maske, der Photographie des feierlichen Trauergefolges und der Abbildung der letzten Ruhestätte auf dem alten Kirchhof zu Bayreuth. Unter den Bildern der nächsten Angehörigen stellen wir Bülow und Wagner voran. Höchst interessant und als Seltenheit zu bezeichnen ist Porträt und Büste der Gräfin d'Agoult, Beides dem Professor Stahr von ihr selbst verehrt. Von der Familie Liszt besitzen die Fräuleins Stahr Eduard v. Liszt, des Meisters Cousin, dessen Frau Henriette, dessen Sohn Eduard, dessen Tochter Hedwig v. Liszt, auch dessen Kinder erster Ehe, Rector v. Liszt zu Marburg, dessen Gemahlin geb. Baronin v. Friedenfels und die Gräfin Saar. Mitten unter den Gliedern der Familie Liszt begegnen wir den Porträts des dem Meister so innig befreundeten Stahr'schen Elternpaars Professor Dr. Adolf Stahr (von Steinhäuser in Rom gemalt) und seiner als Schriftstellerin ebenso berühmt gewordenen Gattin Fanny Lewald. Weiter sehen wir das Gemälde seiner ersten Gemahlin Frau Marie Stahr; ferner das Prof. Stahr'sche Wohnhaus in Berlin und das darin sich befindende Arbeitszimmer von Adolf Stahr und Fanny Lewald.

Wir betreten das zweite Zimmer, wo wir in allerliebst sinniger Weise gruppirt finden sämmtliche künstlerische Freunde, Schüler und Schülerinnen des Meisters, zum größten Theil mit eigenhändigen Widmungen versehen. Eine Umschau in diesem Raume zu halten, ist lohnend. Hier kann freilich nur eine lange Reihe Namen folgen, aber wir wagen es doch, unsern Lesern diese zu verzeichnen, denn alle Verehrer des Meisters werden es den Fräuleins Stahr sicher Dank wissen, daß sie mit so großer Emsigkeit und Beharrlichkeit gesammelt haben. Unter Liszt's künstlerischen Freunden wiederholen wir zunächst alle diejenigen hier, welche wir bereits oben erwähnten. Wir sehen weiter:

Von Componisten und Virtuosen: Blaßmann-Dresden, Consulo-Konstantinopel, Demunck-Brüssel, Diem-München, Gernsheim, Prof., Rotterdam, Langhans, Prof., Charlottenburg, mit Frau, Mainardus-Hamburg, Micheron-Rumänien, Geraldino-Morgan, Pohl, Richard, mit Frau, Weimar, Posse-Berlin.

Von Sängern: Max Alvary-Achenbach-Weimar, Borchers-Weimar, Caspari-Weimar, Hetistedt jun.-Weimar, Jugl-Leipzig, Arthur Jahn-Berlin, Kindermann-München, Meffert-Weimar, v. Milde, Feodor, Franz, Rudolf-Weimar, Niemann-Berlin, Richter-Weimar, Scheidemantel-Weimar, Schild-Weimar, Walther-Weimar.

Von Sängerinnen: Frl. Marianne Brandl, d. Z. Neuyork, Frl. Marie Breidenstein-Erfurt, Frl. Derivis-Paris, Fr. Fichtner-Spohr-Weimar, Frl. Formaneck-Weimar, Fr. Viardot-Garcia-Paris, Frl. Horson-Weimar, Frl. Kirchner-Weimar, Frl. Anna Lankow-Berlin, Fr. Friedrich-Materna-Wien, Fr. Müller-Swiatlowski-Wien, Mrs. Carrie-Pringle-London, Frl. Radecke-Weimar, Frl. Schärnack-Weimar, Frl. Agnes Schöler-Weimar, Fr. Schuselka-Brüning-Paris.

Von anderen Bühnenmitgliedern: Emil Caar und Frau geb. Delia, Th. Döring, Grans, Kloß, Neuffer, Sarits und Frau, Wohlmuth, Frl. Both, Frl. Lübl, Fr. Slör, sämmtlich aus Weimar, Frl. Walden-Dresden.

Von Schriftstellern: Dingelstedt, Hoffmann v. Fallersleben, Emrich Kastner, Otto Leßmann, Ludwig Nohl, Richard Pohl.

Von Herren allgemein wissenschaftlicher Bildung: Prof. Ehrlich-Berlin, C. F. Kahnt-Leipzig, Frhr. v. Loën-Weimar, Gerhard Rohlfs-Weimar, Gustav Schirmer-Neuyork, Oscar Schwalm-Leipzig, Taborsky-Pest, Karpeles-Bayreuth, Ludwig Grünberger-Prag.

Von Malern: Arndt, Croon, Enke, Floerke, Friedrich Fleischer, Graf Kalckreuth, Carl Hein, v. Gleichen-Rußwurm, v. Schennis, Schäfer, Meinzold, Olof Winkler, Zschimmer, sämmtlich aus Weimar.

Von bereits verstorbenen Schülern: Bendel-Berlin, Brassin-Brüssel, Cornelius München, A. Hund-Berlin, Müller-Moskau, Robert Pflughaupt-Aachen, Pinner-Neuyork, Ratzenberger-Düsseldorf, Nikolaus und Joseph Rubinstein-St. Petersburg, Servais-Weimar, Sarembsky, Prof., Brüssel, Rudolph Sieber-Wien, Tarnowski-Pest, Tausig-Berlin.

Von noch lebenden Schülern: Eugen d'Albert-London, d'Ageni-Paris, Conrad Ansorge-Weimar, Walter Bache-London, Bagby-Neuyork, Otto und Viktor Bendix-Kopenhagen, Bird-Berlin, Burmeister-Hamburg, Graf Lentze de Cannut-Genf, Chervoode-Boston, Louis Coonen-Paris, Jose Damotta-Lissabon, Days-Neuyork, Ludwig Dingeldey, Prof., Helsingfors, Henri Falke-Paris, Arthur Friedheim-St. Petersburg, Gierl-München, v. Gobbi, Prof., Pest, August Göllerich-Wels, Guricks-Brüssel, Hatsh-Neuyork, Raphael Joseffy-Neuyork, Edwin Klahre-Brooklyn, Fr. Lachmund-Minneapolis, Lambert-Berlin, Georg Leitert-Dresden, Liebling, Emil, Georg und Sally, Berlin, Joseph Lomba-Bonn, Heinrich Luther-Hannover, Metzdorf, Richard, Braunschweig, Meyer, Max, Magdeburg, Michalowitsch-Pest, Moschkowsky-Berlin, Neitzel, Prof., Köln, John Ortt-Boston, Pinuti-Neuyork, Pohlig, Prof., Riga, Pollack-Berlin, Graf Pückler-Muskau, Pratt-Chicago, Bruckner, Prof., Stuttgart, Reuß-Karlsruhe, Richter, Hermann, Dresden, Riesberg-Neuyork, Rosenthal-Wien, Roth, Prof., Dresden, Rothfeld-Edinburg, Rubinstein, Anton, St. Petersburg, Max von de Sand-Rotterdam, Xaver Scharwenka-Berlin, Schuler, Prof., Frankfurt a/M., Schwarz, Prof. am Raff-Conservatorium das., Servais, Franz, Brüssel, A. v. Siloti-Moskau, Bernhard Staffenhagen-Berlin, Stasny-Frankfurt a/M., Aug. v. Strabal-Teplitz, Sipos, Prof., Pest, van der Stucken-Neuyork, Thomann-Pest, Anton Urspruch-Frankfurt a/M., Winterberger-Leipzig.

Von noch lebenden Schülerinnen: Charlotte Blume-Ahrens-Hamburg, Roberline Versen-Gothenburg, Schweden, Anna Bock-Neuyork, Frl. Burmester-Hamburg, Miß Emmy Fee-Chicago, Vilma Fritz v. Friedenlieb-Pest, Kathy Gaul-Baltimore, Amalie Greipel-Wien, Emma Großkurt-Cassel, Gertrud Herzer-Straßburg, Charlotte v. Jagwitz-Berlin, Gräfin Olga Janina-Pest, Frl. Jeppe-Berlin, Laura Rapoldi-Kahrer-Dresden, Frau Klinkerfues-Stuttgart, Emma Koch-Berlin, Jalie Laurier-Genf, Ottilie Lichterfeld-Berlin, Hermine Lüders-Hamburg, Marie Majewska-Sokal, Galizien, Emma Mettler-Ancona, Frau Mildner-Prag, Frau Remaury-Montigny-Paris, Ella Modritzky-Prag, Adele aus der Ohe-Berlin, Dory Petersen, Sophie Olsen-Kopenhagen, Frau Sophie Pflughaupt-Aachen, Käthchen v. Ranuschewitz-St. Petersburg, Ilonka v. Ravasc-Pest, Martha Remmert-Weimar, Frau Wenzel-Sarembsky-Brüssel, Lina Schmalhausen-Pest, Marie Schnobel-Weimar, Elly Schulze-Hamburg, Arma Senkrah-Neuyork, Elsa Sonntag-Dresden, Anna Spiering-Halberstadt, Miß Stivens, Vera Timanoff-St. Petersburg, Frl. Bregenzer-Mannheim, Miß Anderwood-Boston, Miß Ware-Neuyork.

Das sind die vielen Verehrer, Schüler und Schülerinnen des Meisters, welche uns bildlich hier vorgeführt werden. Auf andere Weise wären namentlich die Schüler nicht festzustellen, da Liszt selbst sich nie damit befaßt hat, Namen sammlerisch zu verzeichnen. Alle, die zu dem Meister halten, werden gewiß gern diese Räume betreten, denn der Meister weilte hier ja selbst so gern. Noch trägt dieser Raum als schönste Zierde das letzte Geschenk von Liszt an die Fräuleins Stahr, mit seiner Widmung versehen, eine sogenannte Wartburgdecke mit Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Als ob sein Geist herniederstiege und um ihn sich alle seine Getreuen geschaart hätten.

Wiener Faschingstreiben.

Von Paul Dehn.

Fasching und Fasching ist zweierlei. In protestantischen Landen steht er nur auf dem Kalender. Ein Maskenball oder Ein lustiger Fasching-Dienstag macht noch keinen Fasching. In katholischen Gegenden wird der Fasching von Anfang bis zu Ende, vom Dreikönigstag bis zum Aschermittwoch, stimmungsvoll durchlebt, zumeist im Tanzsaal, nicht selten auch auf der Straße, je nach der Eigenart des Volkes, welches dem kirchlichen Rahmen erst seinen nationalen Inhalt giebt. Eine Faschingszeit kennt jede Religion, auch die mohammedanische. Dort ist's der Ramasan-Monat, ein Gemisch von Fasten und Fasching. Bei Tage strenge gebotenes Fasten, Enthaltsamkeit jeder Speise, selbst des Wassers. Bei Nacht ausgelassenste Lust, welche fast Alles erlaubt. Dieser muselmännische Fasching hat seine Vorzüge. Der Türke schwärmt und schwelgt die ganze Nacht hindurch, so daß ihm bei Tage in Schlaf und Unlust das Fasten nicht schwer wird. Bei Tage ist er hektisch, bei Nacht wird er elektrisch, wie mancher Wiener im Fasching.

Wien ist bekannt als liebenswürdige Stadt behaglichen Lebensgenusses und die Wiener Gesellschaft aller Schichten zeigt ihre Vorzüge zur Faschingszeit in hellstem Glanze. Wien feiert seinen Fasching ausschließlich im Tanzsaal, aber dieser Tanzsaal ist nach guter Wienerischer Art nicht geschlossen, nicht für bestimmte Kreise abgesperrt, sondern er steht mit vereinzelten Ausnahmen einem Jeden offen, der da zahlt; denn die zahllosen Ballfestlichkeiten Wiens zur Faschingszeit sind, von den öffentlichen Bällen berufsmäßiger Gastwirthe abgesehen, Wohlthätigkeitsveranstaltungen und mit ihren mehr oder minder reichen Erträgen allerlei gemeinnützigen Zwecken gewidmet. Die Faschingsballfestlichkeiten zerfallen in zwei Gruppen, in sogenannte Elitebälle und in Kostümkränzchen. Eigentliche Maskenbälle werden außer als öffentliche Unternehmungen nicht mehr veranstaltet.

Ein Wiener Eliteball ist ein Frackball wie jeder andere, von einem Ballcomité veranstaltet, von einer Anzahl Patronessen repräsentirt, mit dem Prinzen Carneval als oberstem Protector. Denn nur zur Zeit seiner Herrschaft finden die Elitebälle statt. Je nach ihren Veranstaltern, Theilnehmern und Zwecken lassen sich die Elitebälle in landsmannschaftliche, berufsgenossenschaftliche und Vereinsbälle eintheilen. Es haben ihren Ball die Polen, die Rumänen, die Schlesier, die Tiroler, die Salzburger u. s. w. Ferner die Industriellen, Eisenbahnbeamten, Kaufleute, Notare, Juristen, Studenten, Fiakerkutscher, Geheimpolizisten, Depeschenausträger, Journalisten, Einjährig-Freiwilligen, Postbeamten u. s. w. Endlich die zahlreichen Gesangs-, Unterstützungs-, Veteranen-, Männer- und Frauenwohlthätigkeitsvereine, die Gesellschaften des Rothen und des Weißen Kreuzes, die Freiwillige Rettungsgesellschaft, hier und da wol auch ein unternehmungslustiger Begräbnißverein zur Aufbesserung seiner Casse. Was so für wohlthätige Zwecke der verschiedensten Art, zumeist zur Unterstützung alter, kranker oder armer Landsleute, Berufs- oder Vereinsgenossen in Wien jeden Fasching zusammengetanzt wird, beläuft sich nach vielen Tausenden, ja Hunderttausenden. Die Eintrittspreise schwanken zwischen 1 und 10 fl. und betragen für die besseren Bälle 3, 5, 6 und 10 fl. Auf diese Weise bringt allein der Industriellen-Ball, welcher in den Räumen des kaiserlichen Schlosses abgehalten wird, alljährlich 10 000 fl. Reinertrag. Vielfach finden Ueberzeichnungen statt. Ein jedes Comitémitglied und eine jede Patronesse sucht möglichst viele Karten an den Mann zu bringen. Manch sanfter Zwang wird geübt. Der Wiener läßt sich nicht „lumpen", er will unter gar keinen Umständen als ein „Schmutzian" erscheinen und so finden alle Bälle stets derart lebhaften Zuspruch, daß trotz der großen Säle wegen Ueberfüllung derselben in der Regel an das Tanzen vor Mitternacht nicht gedacht werden kann.

Das ist der Wiener Fasching im Ballanzuge, in Amt und Pflicht, der officielle Fasching, Prinz Carneval im Frack, Alles in Allem anziehend, reizvoll, sehenswerth. Allein der wahre Fasching ist es nicht, dazu ist das Gewand zu fad und gerade im Fasching besonders machen Kleider die Leute. Ungezwungene Lust will der Fasching, und um diese Voraussetzung mit einem Schlage herzustellen, streifte man das gewohnte Gewand ab und griff zu allerlei Verkleidungen und Verlarvungen, auch in Wien. Allein schon seit einigen Jahrzehnten ist man in Wien von eigentlichen Maskeraden zurückgekommen. Die sog. Redouten werden nur noch ausnahmsweise und auch dann nur mit geringem Erfolge veranstaltet, einzig die öffentlichen Maskenbälle mit ihrem gemischten Besucherkreise haben sich noch erhalten, ohne sich von denjenigen in anderen Städten zu unterscheiden. Um sich faschingsgemäß zu unterhalten, wirft sich die Wiener Gesellschaft in Bauernkleider, streift hiermit alle städtische Steifheit ab und bethätigt die frische eigenartige Festfreude der Landleute in mehr oder minder verfeinerten Formen.

In früheren Jahrzehnten waren die Bauernbälle die beliebtesten Faschingsvergnügungen der Wiener Stadt. Das Ballcomité wandelte sich in den „Gmoanvorstand" um und versandte die Einladungen: „In unserer Gmoanstube (Name des Ballsaals) wird a fescher Bauern-Tonz abg'halten; d' Gmoanstub'n wird landli herg'richt und d' Musi is a schon b'stellt, aber das sag'n ma Eng (Euch) glei', wann's net als Bauern kimmt's, sundern in Stadt-G'wandel, lass'n ma Eng net eini. Socha (Sachen) gibts neiche gnua, an Kirtastand (Kirchweihstand) und anstrudeln kinnts Eng lassen (sich bei den Musikanten ein Lieblingsstück bestellen) und wollt's a recht dumm's Stückl machen, so kinnts heiraten a; aber Eng hitzigen Buam von der Gmoan, Eng sag' is: G'raft (gerauft) wird schon amol nix, denn für dös hab'n ma Wochta (Wächter) und an Kotter (Kerker)." Solche Bauernbälle finden noch jetzt statt. Bei Beginn erscheint der „Gmoanvorstand" mit der Obrigkeit, insbesondere den Wächtern, und verkündet die Gesetze. Wer die Obrigkeit beleidigt oder „Sie" sagt oder Busserln stiehlt, wird in den Kotter (ein gutes deutsches Wort) eingesperrt, wo ein Jeder, falls er nicht ausbricht, sich gegen ein Geldstück auslösen kann. Ueber dem Kotter waltet der Ortsvorstand und Bürgermeister seines Amtes, traut die Brautpaare, übergiebt ihnen die Eheringe, gestattet ihnen den Hochzeitskuß und händigt auch einen „Cublir-(Copulir-)Schein" aus: „Wir Unterzeichn'ten (Bürgermeister und Pfarrer) bestätting hirmit, daß da Bua Peter und's Dirndl Mizi mit unsara Valaubniß, weil's dö Tax zahl'n, heunt g'heirat ham. Mir hoff'n daß eng guat vatrogst und wünsch'n viel Glück und a schens Weda, alls Unnötig kimmt eh von selba spöda." Dazu als Denkspruch:

> Wan brom auf dö latsche
> Da auahahn (Auerhahn) falzt,
> Kriagt mei diandl a busserl
> Dös grad' a so schnalzt!

In den letzten Jahren haben diese Bauernbälle, nachdem sie infolge ihrer oft allzu weit gehenden Ungebundenheit etwas in Verruf gekommen sind, eine neue, verschönerte und verfeinerte Gestalt angenommen und zwar in Form der Touristenkränzchen. Nirgend hat das Touristenwesen solchen Aufschwung genommen als in Wien, am Auslauf der Alpen. Mehrere Touristenvereine haben dort ihren Sitz, darunter der Oesterreichische Touristenclub mit gegen 15 000 Mitgliedern und einer großen Anzahl von Unterabtheilungen für bestimmte Thal- oder Berggruppen, und alle diese Vereine und fast jede dieser Unterabtheilungen hat ein besonderes Tanzfest, wobei Gebirgstracht vorgeschrieben ist. Am 13. Februar fand das große Touristenkränzchen statt, welchem gegen 3000 Manschen in den lebhaften und mannigfaltigen Formen und Farben der Alpentrachten anwohnten. Für diese Menschenmenge erwies sich selbst Wiens größter Saal als zu klein. Derselbe war in eine Gletscherlandschaft umgewandelt, mit einer gewaltigen Eisgrotte im Hintergrunde, Alles prächtig und großartig hergerichtet und von bläulichem elektrischem Lichte stimmungsvoll erhellt. Solch ein Leben und Treiben, Drängen und Tanzen, Rufen und Juchzen so schmucker, reizvoller und lustiger Aelpler und Aelplerinnen in solchem Rahmen dürfte nirgend sonst zu finden sein und mit verschiedenen Prinzen des kaiserlichen Hauses ward auch Kronprinz Rudolf davon derart angezogen, daß er inmitten der tanzenden Touristen nahezu zwei Stunden verweilte. Auf diesen wie auf den zahllosen kleineren Touristenkränzchen scheint das Wesen des Faschings für die Gegenwart in die glücklichste Form gebracht zu sein. Das Alltägliche mit seinem Zwange wird abgestreift und mit einer anderen ungewohnten Tracht ein anderer Mensch angezogen, aber nicht ein fremdes, unverständliches oder phantastisches Geschöpf, ein Türke oder eine Königin der Nacht, oder ein Indianer, sondern ein Bauer, einer von unserem Blut und doch aus anderem Holze geschnitzt, ein Mensch mit anderem, einfacherem Benehmen, mit eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten, mit anderer Mundart. Es ist merkwürdig, wie alle die eingebildeten oder wirklichen Schranken der städtischen Gesellschaft fallen, wenn sie sich in Bauerntracht zusammenfindet, wie hierdurch alle Vorbedingungen zur Entfaltung einer frohen Faschingsluft gegeben sind. Nicht selten zieht der Wiener im Fasching in die Berge, um als vermeintlicher Bauer einen wirklichen Bauernball mitzumachen. Alljährlich am Faschingsonnabend findet im Baumgartnerhause auf dem Schneeberg in der Nähe des Semmering ein „soakrischer Alma-Tanz" statt, zu welchem Wien die meisten Theilnehmer stellt.

Was sonst das Wiener Faschingstreiben bietet, findet sich wol auch anderwärts vor, wenngleich nur selten in so angenehmer Form und von so humorvoll-harmlosem Inhalt. Da ist ein Verein von Eisenbahnbeamten. Derselbe erklärt seinen Tanzsaal für einen Eisenbahnhof, nennt sein Ballfest „Ankunft am Nordbahnhofe" und wirklich leben sich alle Theilnehmer in diesen Gedanken ein als Reisende, Bahnbedienstete, Gepäckträger, Bauern, Zollbeamte u. s. w. Die Ballkarte ist ein Eisenbahnbillet, jeder Tanz beginnt, nachdem ein Locomotivenpfiff ertönt, um Mitternacht ist eine Stunde Aufenthalt u. s. w. Die „höchste Hetz" wird auf den G'schnas-Bällen (G'schnas ist Ulk) getrieben, immer mit Talent und Lust und in jenen angenehmen Formen, welche allen Schichten der Wiener Gesellschaft eigen sind. Eines der diesjährigen G'schnasfeste führte den Titel „'s Volk lebt nur in Wien!" und ein Männerchor in Polkaform ließ sich dabei wie folgt vernehmen:

Ewig fesch,
Ewig resch,
Ewig voller Schneid',
Nur net öd',
Nur net blöd',
Nur ka Zwidrigkeit!
Voller Raff',
Voller G'spaß',
Denn es lebt ganz g'wiß
Anzig nur in Wean das Volk
Als wia im Paradies ....

Daß 's so is,
No, das is g'wiß,
's zieht Alles gern,
Zu uns nach Wean,
Kann bei uns a bleiben,
Weil's da an Jeden gut geh'n thuat,
Und geht net furt:
Wo ma lebt in Freuden,
Das is a alte G'schicht, alte G'schicht,
Dorten lebt sich's guat, lebt sich's guat, lebt sich's guat!

Musikbericht aus Dresden.

Der Name „Perfall" ist in Leipzig durch die Vorträge studentischer Gesangvereine, für welche die mehrstimmigen Compositionen des Münchener Tonsetzers sich besonders eignen, vortheilhaft bekannt und eine Besprechung seiner am 27. Januar hier zum ersten Mal gegebenen Oper „Junker Heinz" dürfte für die Bewohner der Musenstadt ein besonderes Interesse besitzen. Deshalb beginnen wir unsern heutigen Bericht sogleich damit; war „Junker Heinz" ja doch auch die erste Novität, welche unsere Opernbühne im neuen Jahre brachte. Der Text ist, mit Benutzung des W. Hertz'schen „Heinrich von Schwaben", von Franz Grandaur gedichtet worden und behandelt, kurz gefaßt, Folgendes: Dem deutschen Kaiser Konrad dem Franken ward prophezeit, daß ein in einer Waldmühle geborener Knabe sein Nachfolger auf dem Thron werden solle, und er stellt deshalb dem Kinde nach dem Leben. Glücklicherweise vergebens; aus dem Kind wird ein Jüngling, in den sich die Kaiserstochter Agnes, als sie ihn zum ersten Male sieht, verliebt und durch List ihre Vermählung mit ihm herbeiführt. Der erzürnte kaiserliche Vater, welcher seine Tochter auf dem Throne von Byzanz zu sehen gehofft, besänftigt sich, nachdem „Junker Heinz" dieselbe bei einem Ueberfall durch Gauner, welche Konrad bisher für byzantinische Gesandte gehalten, rettet, und das Stück endigt für die Hauptpersonen sehr befriedigend. Für eine musikalische Behandlung ist der Stoff wenig geeignet und es verdient alle Anerkennung, daß v. Perfall es doch verstanden, eine poetisch-musikalische Stimmung über ihn zu verbreiten. Weniger gelingt es ihm, dramatische Spannung beim Hörer zu erzeugen, da er die zum theatralischen Effect nothwendige rasche musikalische Steigerung, wo ein entscheidender Moment herannaht, durch große Dehnungen und ein zu starkes Vorwalten lyrischer Empfindungen bei den handelnden Personen aufhält. Gerade dieser letztere Fehler aber giebt dem Componisten Gelegenheit, uns mit mancher frischen und zarten Blüthe seines Talentes zu beschenken. Die Erzählung des Kaisers im ersten Act, in welcher er der Kaiserin den vor 20 Jahren auf seinen Befehl, wie er glaubt, wirklich herbeigeführten Tod des Kindes in der Waldmühle voll Reue berichtet; der zweite Mädchenchor und das Duett zwischen Heinz und Agnes „Du sollst mein eigen sein zu aller Zeit" im 2. Act gehören hierher. An der musikalischen Declamation des Textes, deren Tonfall fast immer derselbe ist, haben wir eine gewisse Monotonie zu rügen. Im Uebrigen aber vereinigt der Componist mit melodischer Erfindungsgabe eine ziemlich gründliche musikalische Bildung, welche er in erster Linie seinen Studien bei Moritz Hauptmann in Leipzig verdankt und die überall in der Harmonisirung seiner Tonsätze, sowie auch in der geschickten Behandlung des Orchesters hervortritt. Nur sollte das Letztere noch lebendigeren Antheil an dem Gang der Handlung nehmen; es bewahrt eine gewisse kühle Ruhe, in welcher der Componist es an den meisten Stellen seines Werkes sich bewegen läßt. In einer der Gegenwart angehörenden Oper befremdet dies um so mehr, da wir gerade in unserer Zeit das Orchester oft fast leidenschaftlich theilnehmen sehen an den sich auf der Bühne entwickelnden Vorgängen, hierdurch, und indem es selbst mit fortgerissen durch das dramatische Leben der vorgeführten Tonschöpfung erscheint, die Wirkung der letzteren auf den Hörer um ein Erhebliches steigernd. Hofkapellmeister Schuch hatte die Oper sorgfältig einstudirt und dirigirte dieselbe mit derselben Lust und Liebe, mit welcher sich alle Mitwirkenden an der Aufführung betheiligten. Unter ihnen heben wir besonders die Vertreter der Hauptrollen, Frau Schuch als Agnes, Frl. v. Chavanne als Kaiserin, Hrn. Erl als Junker Heinz und Hrn. Scheidemantel als Konrad der Franke hervor, die auch vom Publicum durch Hervorruf ausgezeichnet wurden. Die erste Wiederholung der Oper am 30. Januar wurde durch die Gegenwart des Königspaares ausgezeichnet und begegnete in der Zuhörerschaft derselben Antheilnahme wie in der Première. — Die vierte Sinfoniesoirée der königl. Kapelle am 14. Januar war eins der schönsten Concerte dieses Winters und brachte, unter der keinen Wunsch mehr übrig lassenden feurigen Direction Schuch's, „Ouverture, Scherzo und Finale" op. 52 von Schumann, eine Suite von Grieg, „Aus Holberg's Zeit" benannt, und die Schubert'sche C-dur-Sinfonie. Das vorgeführte Werk Rob. Schumann's zeigt uns den Meister als einen der berufensten Jünger Beethoven's in dem Gebiete der Sinfonie. Denn auch hier vereinigt sich, wie bei Beethoven, Tiefe und Reichthum der Gedanken und des Gefühls mit der vollkommensten Beherrschung der classischen Kunstform, die nie und nimmer zur Schablone herabgedrückt wird, sondern als das, nach Goethe, erst die wahre Freiheit verleihende Gesetz auftritt. Beethovenisch und doch ganz selbstständig empfunden und durchgeführt ist das Scherzo in Schumann's op. 52, dessen reizvolles Hauptmotiv vom Tondichter mit großer Genialität äußerst kunstvoll durchgeführt wird; die Ouverture dagegen verräth mehr den Romantiker Schumann. Im Schlußsatz läßt der Componist eine heitere und froh bewegte Stimmung walten, welche diesem Finale einen besonders wohlthuenden Ausdruck verleiht. Die in dem Programm auf Schumann folgende „Suite" wurde von Grieg zur 200jährigen Geburtstagsfeier Holberg's, des berühmten aus Norwegen stammenden Schöpfers der dänischen Nationalliteratur, der auch zur Musik in vertrauter Beziehung stand, geschrieben. Sie führt uns in das Tonleben und die Empfindungsweise der Zopfzeit zurück, und wenn auch der Componist, da er den Charakter einer bestimmten musikalischen Epoche nachzubilden bestrebt ist, seine eigene Individualität dem beabsichtigten Eindruck zu Liebe opfern und sich auf die Nachbildung vorhandener Muster beschränken muß, so offenbart er sein Talent doch durch das große Geschick, mit welchem er sich den Stil einer vergangenen Zeit angeeignet. Unter den fünf Sätzen der für Streichorchester geschriebenen Suite erschienen uns die Sarabande, die Gavotte und der von Seiten des Publicums lebhaft da capo verlangte Schlußsatz „Rigaudon" als die bedeutendsten; in dem letztgenannten ward das dominirende Geigensolo von Hrn. Prof. Lauterbach mit Humor und bekannter Tonschönheit vorgetragen. Schubert's herrliche C-dur Sinfonie haben wir selten in so vollkommener Ausführung gehört, als in dem Concert am 14. Januar. Der erhebende Eindruck, den wir durch sie erhielten, ward durch die frischen Tempi und das Streichen einiger Wiederholungszeichen noch gesteigert; Schubert selbst, dem es nie vergönnt gewesen, sein Werk zu hören, hätte diese Maßnahme des Dirigenten gewiß gut geheißen. — Am 28. Januar folgte dem besprochenen das fünfte, am 4. Februar bereits das letzte Sinfonieconcert dieses Winters. Als Novität erschien in dem ersteren die Suite Nr. 3 von P. Tschaikowsky, nachdem Mendelssohn's A-dur-Sinfonie den Abend eröffnet hatte. In letzterer: jugendfrische unangekränkelte Empfindung, lebhafte und plastisch schöne Wiedergabe der durch eine Reise, die der junge Künstler nach Italien unternommen, empfangenen Eindrücke; in der Tschaikowsky'schen Suite: fast überall ein das wahre Gefühl ausschließendes Raffinement in der Melodiebildung und mühsame Ausfüllung der gegebenen Form durch hineingetragene und innerlich unverbundene Stimmungsbilder. Doch wäre es ungerecht, wollten wir nicht der „Elegie", mit welcher das Werk beginnt, einzelne wirklich tonschöne und warm berührende Momente, dem Finale instrumentalen Glanz, pikante Rhythmen und geschickte Durchführung des Hauptmotivs und selbst dem affectirten 2. Satz „Valse mélancolique" eine gewisse Grazie nachrühmen. Mit Beethoven's großer Leonoren-Ouverture endigte das von Herrn Kapellmeister Hagen trefflich dirigirte Concert. — In der Schlußsoirée der königl. Kapelle hörten wir, nach der gediegenen und die bewährte Meisterschaft ihres Componisten in der Behandlung strenger Formen abermals beweisenden E-moll-Suite Nr. 2 von Franz Lachner, ein „Moldau" betiteltes Tonstück des Böhmen Smetana. Der Componist will darin, mit Verkennung der eigentlichen Zwecke der Musik, den Lauf des böhmischen Flusses so genau als möglich schildern, ohne daran zu denken, daß eine besondere Verbindung von Tönen, bei welcher er sich z. B. das bei Prag sich erweiternde Flußbett der Moldau gedacht, uns, wenn wir das Werk ohne Programm hörten, sehr wahrscheinlicher Weise ganz andere Bilder vor die Seele führen würde. Zum Mindesten sind derartige genaue programmatische Erklärungen, wie Smetana sie gegeben, unnöthig, bei einem pedantischen Hörer sogar hemmend, da er im freien Genuß und in der ihm natürlichen Richtung seines Gedankenganges durch die ihm in die

Hand gedrückten Instructionen gewaltsam und in einer nur äußerlich herbeigeführten Weise gestört wird. Uebrigens zeichnet sich die Composition durch Frische und Einfachheit, zum Theil auch durch feinsinnige und zarte Instrumentation aus. Das Werk, von Hrn. Hofkapellmeister Schuch sorgfältig einstudirt und vom Orchester tadellos gespielt, fand, wie auch die Lachner'sche Suite, freundlichen Beifall, der sich nach Beethoven's, die Schlußnummer des Abends bildender A-dur-Sinfonie zum Enthusiasmus steigerte. — Das Auftreten Pablo de Sarasate's am 18. Januar erhielt durch das ungewöhnliche und lauter von ihm hier noch nicht gespielte Nummern enthaltende Programm, welches der Künstler gewählt, ein erhöhtes Interesse. Das Programm enthielt eine Sonate für Geige und Clavier von J. Raff, op. 78, die für dieselben Instrumente bestimmte Fantasie op. 159 von Franz Schubert, ein Concertstück op. 20 von Saint-Saëns und eine eigene Composition Sarasate's für Violine allein „Muineira, air montagnard varié". Obgleich des Künstlers anerkennenswerthes Streben, sich mit den Werken der deutschen Kammermusik vertraut zu machen, von schönem Erfolg gekrönt war, so kommen seine ganz speciellen Vorzüge, unvergleichliche Süßigkeit des Tons und südlich lebhafte Empfindung, die sich in seinem temperamentvollen Vortrag in bezauberndster Weise offenbart, doch noch mehr in den nur für sein Instrument oder mit dominirender Violine geschriebenen Tonstücken zur Geltung. In Raff's formvollendeter und liebenswürdiger Sonate, sowie in der durch echt Schubert'sche Innigkeit und Wärme des Gefühls und durch blühendes Colorit ausgezeichneten Fantasie erschien Sarasate's Ton nicht hinreichend markig und männlich, wozu allerdings die der Kammermusik nicht besonders günstige Akustik des Gewerbehaussaals das Ihre mit beitrug. Saint-Saëns' Concertstück für Geige und Clavier, in welchem das letztere mehr begleitend als wie als selbstständiger Factor auftritt, eignete sich dagegen ganz besonders für den Vortrag durch Sarasate, dessen weicher, schmelzender Strich und Ton, brillante Technik und Lebhaftigkeit des Ausdrucks hier zur vollen Geltung kamen. Nicht minder geschah das in der ein echt nationales Gepräge tragenden und durch Sarasate's Interpretation zündend wirkenden Muineira. In der den Künstler durch ihr Accompagnement, sowie durch Solovorträge auf dem Clavier trefflich unterstützenden Frau Bertha Marx aus Paris lernten wir eine feinsinnige und gründlich gebildete Pianistin kennen, welcher auch von Seiten des Publicums warme Anerkennung zu Theil wurde. — Die in dem Concertleben unserer Stadt eine wirkliche Lücke ausfüllenden Soiréen des Frl. Doris Böhme und der Herren Feigerl und Böckmann eröffneten am 24. Januar mit Raff's großem Trio op. 112. Die Composition erhebt sich im Allegro, Scherzo und Finale zu classischer Höhe, da diese drei Sätze ebenso reiche thematische Erfindung als kunstvolle Durchführung, interessante Rhythmisirung und mühelosen Fluß der Melodie zeigen. Weniger bedeutend ist das durch seine Längen mitunter ermüdende und etwas conventionell gehaltene Andante. Auf Raff folgte die schöne und für Clavier allein geschriebene Fantasiesonate op. 78 von Franz Schubert und das Beethoven'sche Trio op. 70 Nr. 1 in D-dur. Die drei Ausführenden bewährten ihren alten Ruf als treffliche Künstler; Frl. Böhme ließ außerdem hinsichtlich ihrer Auffassung der vorgetragenen Werke und der Vertiefung in dieselben außerordentliche und hocherfreuliche Fortschritte gewahren. — Aus der an musikalischen Genüssen besonders reichen zweiten Woche des Februar heben wir hier zunächst das von der Dresdner Liedertafel unter ihres verdienten Dirigenten Reinhold Becker Leitung am 8. im Gewerbehaussaal veranstaltete große Concert hervor. Die Liedertafel gehört zu den besten Männerchören Deutschlands, da sie sowol der Reinheit der Intonation als des Zusammenklanges und der Fülle ihrer Stimmen nach nur selten einen Wunsch nach Anhörung ihrer Vorträge übrig läßt. Letztere bestanden in dem Concert am 8. Februar in dem weihevollen Adoramus te von Palestrina, in einem reizenden von Widmann für Männerchor gesetzten Madrigal von Donati, ferner in Schubert's „Ruhe", Schumann's „Lotosblume", in einem Soloquartett „Haidenröslein" von Emil Naumann und schließlich in drei Männerchören von Reinhold Becker „Dürft' ich mit dir dort oben gehn", „Die Frühlingslerche" und „Mahnruf", denen sich noch Schubert's „Nachtgesang im Walde" anschloß. Die weitaus größte Zahl der angeführten Compositionen wurde präcis, mit einem bei Gesangvereinen, deren Mitglieder den verschiedenartigsten Berufsclassen angehören, seltenen musikalischen Verständniß, das sich in der feinen Nüancirung offenbarte, sowie äußerst tonschön vorgetragen. In Becker's stimmungsvollem ersten Chor kamen die frischen und kräftigen Tenöre der Liedertafel zu schönster Wirkung; in diesem Tonsatz, wie in der „Frühlingslerche" und dem schwungvollen „Mahnruf" zeigte sich der Dirigent wieder als der begabte Componist, als welcher er schon lange einen verdienten Ruf besitzt. Daß die Sololeistungen des Abends nicht hinter denjenigen des Chores zurückstanden, verbürgen die Namen der ausführenden Künstler, der königl. Kammersängerin Frau Schuch, deren Gesang Hr. Prof. Krentz trefflich begleitete, und des Kammervirtuosen Hrn. Hermann Scholtz. Das Publicum zeigte eine sehr animirte Stimmung und ließ es an wohlverdientem Beifall nicht fehlen. — Frl. Gertrude Clotté L.own gab am 10. d. Mts. ein glänzend besuchtes Concert im Saale des Hotel de Saxe und erfreute ihre Zuhörer durch Gesangsvorträge, welche ebensoviel natürliche Begabung als gediegene künstlerische Ausbildung verriethen. Letztere ward der jungen Dame durch Frl. N. Hänisch zu Theil. Die in dem ersten Theile des Programms enthaltenen Nummern: Arie aus „Orpheus und Euridice" von Haydn-Banck, Romanze aus „L'intrigue aux fenêtres" von Isouard und Scene und Romanze aus „Tell" von Rossini gaben der Künstlerin Veranlassung, ihre ungewöhnliche Fertigkeit im Coloraturgesang zu zeigen, während sie dagegen im zweiten Theil des Abends durch ihren weichen und innigen Vortrag des da capo verlangten Liedes „Irma" von E. Naumann und die temperamentvolle und belebte Wiedergabe des „Waldteufel" von Bohm und des „Wie ist doch die Erde so schön" von Hartmann sich als eine warmfühlende und liebenswürdige Liedersängerin offenbarte. Durch die Violinvorträge des Hrn. Botho Weber erhielt das Concert eine höchst dankenswerthe Unterstützung. — Das Auftreten von zehn Mitgliedern des Berliner Domchores am 11. Februar war für das hiesige Publicum von ungewöhnlichem Interesse, doch hätten wir gewünscht, in dem Programm des Abends die eigentliche, von dem Begründer, König Wilhelm IV. von Preußen, vorgesehene Bestimmung des Chores für die Pflege der Kirchenmusik im strengen a capella-Stil in ausreichenderer Weise gewahrt zu sehen. Der Vortrag der Sänger, obwol er an Correctheit, Tonschönheit und Sorgfalt nichts zu wünschen übrig läßt und mehrere Stimmen hervorragenden Wohlklang besitzen, bekommt durch die fortwährenden Tonschwellungen etwas Weichliches, das besonders so ernsten Werken gegenüber, wie die übrigens sehr lobenswerth ausgeführten Improperien von Lud. da Vittoria, nicht am Platze ist. Unter den den zweiten Theil des Abends füllenden weltlichen Compositionen zündete Mendelssohn's „Wasserfahrt" am meisten und wurde auf stürmisches Verlangen wiederholt. Emil Naumann.

Le Calvaire.

—o— Die Politik nimmt in der jetzigen Zeit unser Aller Interesse in so hohem Grade in Anspruch, daß selbst bemerkenswerthere Erscheinungen in der Literatur die sonst ihnen zukommende Beachtung kaum mehr finden; trotzdem möchten wir die Aufmerksamkeit auf ein Buch lenken, welches in Frankreich, seinem Geburtslande, einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, vielleicht aber gerade infolge dessen einen glänzenden Erfolg erzielt hat.

Octave Mirbeau's Roman „Le Calvaire" huldigt nach dem Muster Zola's dem krassesten Realismus; das würde aber an sich noch nicht die Ursache des Aufsehens gewesen sein, das das Werk erregte: der französische Chauvinismus, der auch die früher begangenen Fehler weder bloßgelegt sehen, noch anerkennen will und alles über das Vaterland gekommene Unglück nur den fremden Barbaren schuld giebt, entsetzt sich über ein Capitel des Buches, welches von dem letzten deutsch-französischen Kriege handelt und dessen Inhalt der Verfasser sichtlich aus eigener Erfahrung geschöpft hat.

Mintié, so heißt der Held des Romans, befand sich während des zweiten Theiles des Feldzuges von 1870/71 als Freiwilliger bei der Loire-Armee und entrollt ein drastisches Bild der dort herrschenden Zustände. Was wir bisher aus deutscher Quelle über die Disciplinlosigkeit, die Rohheit, Plünderungs- und Verwüstungssucht jener bunt zusammengewürfelten Massen gehört, wird durch die Erzählung Mintié's nicht nur bestätigt, sondern weit überboten, sie deckt schonungslos die Schäden auf, welche die französische Eigenliebe tief verletzen und das Ideal der Freiheitsmänner „das Milizheer" in einem mehr als zweifelhaften Lichte erscheinen lassen.

Der Verfasser läßt seinen Helden selbst sprechen: „Unser in le Mans gebildetes Marschbataillon war mühsam aus den Resten verschiedener Abtheilungen aller Waffen, die sich vagabondirend und lärmend in der Stadt herumtrieben, zusammengesetzt, Zuaven,

Mobilgarden, Francitireurs, Forstleute, Cavalleristen ohne Pferde, ein buntes, aber nicht malerisches Gemisch, miserabel geführt von einem Stabsofficier, der früher einmal Hauptmann in einem Bekleidungsdepot gewesen war. Ich gehörte der Compagnie eines blutjungen Lieutenants an, der sich nach der ersten Stunde Marsches auf den Krankenwagen setzte, stets vor Verlegenheit erröthete und aus Furcht, etwas Albernes zu machen und sich zu blamiren, überhaupt nichts anordnete und froh war, wenn man ihn nicht ansah. Bis Anfang October bummelten wir so herum, meist in den Kneipen und Häusern des schlechtesten Rufes, der Exercirplatz sah uns selten; dann wurde abmarschirt, bald vorwärts, bald nach rechts, bald nach links und dann wieder rückwärts, ohne Plan, ohne Ordnung, eine hirtenlose Heerde, es war jammernswerth! Unsere Bekleidung war höchst mangelhaft, das Schuhwerk bald unbrauchbar. Die vielen Maroden, die sich den Bataillonen nachschleppten, warfen zuerst ihre Patronen weg — wozu brauchten sie sie? Lebte doch im Herzen der Meisten der stille Wunsch, recht bald auf den Feind zu stoßen, um gefangen zu werden oder zu fliehen. „Nur eine Patrone brauche ich" sagte mir ein Genosse „um unsern Commandanten im ersten Gefecht zu erschießen." Ueberall, wohin wir kamen, floh die Bevölkerung vor uns, versteckte ihre Habe oder rettete sich und das Ihre in die Wälder; das Erscheinen der Preußen war den Landbewohnern eine Erlösung. Dafür verursachten wir, wenn wir einen Abschnitt zur Vertheidigung einrichteten, der aber nie vertheidigt wurde, die unglaublichsten Verwüstungen.

Als wir am 1. November in der Nähe von Nogent zur Bahn verladen werden sollten, verlief sich Alles sofort in die nahegelegene Stadt, vergeblich fluchte und schimpfte der alte General, stundenlang riefen die Hörner zum Sammeln, und als endlich die Mehrzahl wieder beisammen war, fehlte es an dem Eisenbahnzuge, der uns fortbringen sollte. Bis in die späte Nacht warteten wir, unaufhörlich spielte der Telegraph, Züge mit anderen, ebenfalls seit 24 Stunden hungernden Truppen fuhren vorüber, Befehle über Befehle wurden gegeben und dann sofort widerrufen — endlich marschirten wir zu Fuß ab und machten in einem Walde Halt. Die Officiere liefen in den nächsten Ort um zu schlafen; wir mußten bis zum Vormittag warten, ehe durch Requisition Lebensmittel herbeigeschafft wurden."

Daß die Franzosen empört sind über die Indiscretion Mirbeau's, erklärt sich leicht; sind es doch die durch Gambetta aus dem Boden gestampften Heere, die „Soldaten der Republik", deren Spiegelbild hier gezeigt wurde, noch mehr aber als die vorstehenden Schilderungen ist es eine Episode, welche trotz der unverkennbaren Unwahrscheinlichkeit und des überschwenglich Romanhaften die Gefühle der unversöhnlichen Deutschenhasser tief verletzt: Mintié ist beim Einziehen der Vorposten — es geht auch hierin etwas liederlich zu — vergessen worden und bleibt während der letzten Nachtstunden einsam am Waldesrande stehen. Beim Morgengrauen gewahrt er einen preußischen Ulanen, der ruhig dem Walde zureitet; rasch ist das Gewehr im Anschlag, doch als der feindliche Reiter näher kommt und er die Gesichtszüge des jungen hübschen Soldaten erkennen kann, überfällt ihn ein Gefühl der Menschenliebe, des Mitleids, das ihn treibt, den fremden Mann zu schonen, ihn als Bruder zu umarmen, ihm Freund zu sein. Da, gegen seinen Willen, entladet sich das noch hochgehaltene Gewehr, der Ulan stürzt getroffen vom Pferde, letzteres jagt im Galopp davon. Mintié eilt auf den Gefallenen zu, dessen Blut aus der Kopfwunde strömt, der Mann ist todt! Traurig, aber ohne Vorwurf oder Haß blicken die noch offenen Augen ihn, den Mörder, an; mühsam richtet er den Leichnam auf, hält ihn schluchzend in den Armen, drückt die Lippen an sein bleiches Gesicht und küßt ihn, unter heißen Thränen sein Unthat verwünschend.

Die Redaction der „Revue", in welcher der Roman zuerst erschien, unterdrückte das Kriegscapitel als unpassend und anstößig, weil das patriotische Gefühl beleidigend; der Verfasser kannte aber das Sensationsbedürfniß seiner Landsleute und das Erscheinen der 14. Auflage seines Buches scheint die Richtigkeit seiner Berechnung zu bestätigen.

Bücherbesprechungen.

△ Die Steuern des Landwirthes. Vortrag gehalten vor der Oekonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen von Dr. Albert Platzmann, Landwirth in Saida bei Kreischa. (Dresden, G. Schönfeld.) — Ein kurzes Referat über den gedachten mündlichen Vortrag ist seiner Zeit bereits in diesem Blatte gegeben worden. In der vorliegenden Gestalt zeigt sich derselbe durch reiches Zahlenmaterial, sowie durch eine Abhandlung über die Zölle auf landwirthschaftliche Producte, speciell den Eingangszoll auf fremdes Getreide und dessen Wirkung auf unsere Getreidepreise ergänzt. Gerade dieser letzte Theil enthält einige besonders bemerkenswerthe Ausführungen, wie überhaupt die ganze Arbeit Zeugniß von tüchtigen Studien und vollem Verständnisse für die in derselben behandelten Fragen ablegt. Den Ansichten des Herrn Verfassers über die Heranziehung des landwirthschaftlichen Grundbesitzes und Einkommens zu den Gemeindeabgaben vermögen wir uns nicht allenthalben anzuschließen. Dieselben scheinen uns zum Theil aus einer mißverständlichen Auffassung der Bestimmungen unserer Gemeindeordnungen über die Gemeindeleistungen hervorzugehen, insbesondere des §. 23 der revidirten Landgemeindeordnung.

—*— Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigsten Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben geschildert von Moriz Bermann. Mit ungefähr 200 Illustrationen und 8 Vollbildern in Farbendruck. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung von Gilbert Anger. Wien 1887. — Das Werk, von dem das erste Heft vorliegt, soll in 25 Lieferungen erscheinen. Es ist in der Art der jetzt so beliebten illustrirten Werke der Länder- und Völkerkunde gehalten und wird auf alle Erscheinungen der Geschichte, Cultur und des Volkslebens Oesterreich-Ungarns in unserem Jahrhundert in gleicher Weise Rücksicht nehmen. Vorerst liegt uns von dem Werke noch zu wenig vor, um uns ein abschließendes Urtheil darüber bilden zu können, sobald mehr davon in unseren Händen sein wird, gedenken wir darauf zurückzukommen; nur bemerken wollen wir noch, daß die Abonnenten des Geschichtswerkes nach Vollendung desselben noch ein prachtvolles Oelfarbendruckbild, Se. Majestät den Kaiser Franz Josef I. nach der neuesten Aufnahme darstellend, erhalten sollen, Alles zu dem beispiellos billigen Preis von 35 ₰ für die Lieferung.

M.-Fr. Von dem empfehlenswerthen Werke Hermann Semmig's, Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart (Leipzig, E. Peterson, 4 ℳ) ist soeben die 2. vermehrte Auflage erschienen. Sie unterscheidet sich von der ersten durch einen angefügten Nachtrag, der die zwei Abtheilungen: „Zur Kritik des Buches" und „Neueste Forschungen" enthält. In der ersten entgegnet der Verfasser auf mehrere von Kritikern erhobene Einwände, wir fügen hinzu mit Glück, und stellt eine kleine, von Niemandem gerügte Verwechselung, die ihm passirt ist, richtig; in der zweiten setzt er sich mit zwei neuen französischen Werken über Jeanne d'Arc auseinander, von denen er das zweite von Siméon Luce geschriebene als eine gute Darstellung der Kindheit und Jugend der Jungfrau anerkennt. Ueber den eigentlichen Inhalt des Buches können wir uns kurz fassen; schon nach nicht ganz zwei Jahren ist die 2. Auflage nöthig geworden; der Werth der interessanten cultur- und literarhistorischen Abhandlung verdient diese Anerkennung. Der Gesichtspunkt, von dem die unvergleichliche Gestalt Johanna's hier betrachtet wird, ist der einzig richtige, eine große Anzahl uns Deutschen noch nicht bekannter Thatsachen wird gut verwerthet, von den Nebenpersonen sind Karl VII. und vor Allem Agnes Sorel mit Sorgfalt und überzeugend behandelt.

—g. Im E. Zehl'schen Verlag in Leipzig erscheint eine vortreffliche Aquarellschule von Julius Hoeppner. Eine besondere Abtheilung derselben bildet „Die Schule der Blumenmalerei", deren untere Stufe die einfacheren Vorlagen umfaßt. Der Herausgeber bietet hier dem großen dilettirenden Publicum 24 Studien nach der Natur in je vier, die fortschreitende Ausführung vortrefflich aufweisenden Blättern mit begleitendem Text. Sowol dieser Text ist ungemein sicher belehrend gehalten, als auch der Farbendruck von J. G. Bach in Leipzig mustergiltig hergestellt. Die uns z. Z. vorliegende 3. und 4. Lieferung enthalten in je 4 Blättern folgende Blumen: Schneeglöckchen, Mohn, Johannisblume, Erdbeere. Jede Lieferung à 8 Blätter kostet 4 Mark, ein mit Rücksicht auf den Werth des Ganzen billig zu nennender Preis. Der etwas erdige Ton der Walderdbeere ist trefflich gelungen; daß aber alle Schneeglöckchen die Köpfchen hängen lassen, wirkt im Bilde störend.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 15. Mittwoch, den 23. Februar. 1887.

Aus dem ruthenischen Osten.

Von R. Le Mang.

IV.

Während in Deutschland die alten sinnigen Volksgebräuche immer mehr verschwinden, und in Verbindung damit die an das Walten der Natur, an den Kreislauf des Jahres anknüpfenden Feste im Lichte der Gegenwart derart verblassen, daß sie nur noch von Wenigen verstanden werden, ist dies im fernen slavischen Osten noch nicht der Fall. Namentlich bei den Ruthenen findet man, in wenig veränderter Gestalt, noch eine Menge anheimelnder Gebräuche, welche jedenfalls auch bei unseren Vorfahren üblich gewesen sind, und die beiden wichtigsten ruthenischen Feste, das Weihnachts- und das Osterfest, werden in mancher Einzelheit heute noch in einer stark an die heidnische Vorzeit erinnernden Weise gefeiert. Wenn in der vorchristlichen Zeit die Sonne ihren tiefsten Stand erreichte und im wogenden Kampfe gewaltiger Asen, im Ringen zwischen Kälte und Wärme, endlich eine, dem Sonnengotte Korz günstige Wendung eintrat, feierten die alten Ruthenen dieses frohe Ereigniß durch festliche Gelage, der mit Meth gefüllte Becher ging im Kreise herum und Lieder, die sogenannten Koljaden, erklangen zu Ehren des auch den Ackerbau schirmenden Gottes. Diese, vom Christenthum nur wenig veränderten, das Licht und den Ackerbau feiernden Weisen singt die ruthenische Jugend noch heute. Sie zieht dabei am heiligen Abend von Haus zu Haus und wird dafür mit Schnaps bewirthet und mit den Weihnachtsbroden, langen, aus feinem Mehl bereiteten und mit Kümmel bestreuten Wecken. Doch hütet sich Jeder vor einbrechender Dunkelheit davon zu essen, denn am Christabend wird bis Sonnenuntergang streng gefastet. Ist die Sonne aber am Horizont verschwunden und der Abend hereingebrochen, so werden die geweihten Kerzen angezündet und in der Wohnstube der Tisch vorgerichtet. Ist das geschehen, hat der Hausherr das Weihnachtsstroh unter den Tisch gestreut und, alter Sitte gemäß, auf dem Tische Heu ausgebreitet, so nimmt die Familie daran Platz und die warmen Weihnachtsgerichte werden aufgetragen, die Knyszi und Piroki, und die nie fehlende Pozenica oder Kutia, ein aus Weizenmehl, Mohn und Honig bestehender Brei. Man beglückwünscht sich nunmehr und der Hausherr wirft jetzt eine Hand voll Aehren in die Höhe, um daraus künftiges Glück oder Unglück zu errathen, und hat er Bienenstöcke, so wirft er mit seinem hölzernen Löffel auch etwas Pozenica an die Stubendecke und bleibt der Brei oben kleben, so hat das ein gutes Honigjahr zu bedeuten. Während des Essens werden wiederum Koljaden gesungen und der Jüngste, also zugleich auch Derjenige, welcher nach altslavischem Brauche später das väterliche Gut übernimmt, kriecht dabei unter den Tisch, raschelt im Stroh und fängt an zu gackern, damit die Hühner im kommenden Jahre fleißig Eier legen. Doch gedenkt man nicht allein der Hühner, man erinnert sich auch der übrigen Hausthiere, die, wie mir Freund Onufrij versicherte, am heiligen Abend ebenso gescheit wie die Menschen sind und, wenn sie sonst wollen, auch sprechen können; und weil sie um diese Zeit menschlich fühlen und denken, erhalten sie auch bei allen frommen Ruthenen die Reste der Abendmahlzeit vorgeschnitten. Aber gerade am heiligen Abende müssen die Ställe gut verwahrt werden, denn um diese Zeit machen die bösen Geister die Runde und suchen das Vieh zu behexen. Der Bauer sieht deshalb, daß die Stallthüren geschlossen und daß die zum Schutze des Stalles darin hängenden geweihten Zweige der Bachweide noch vorhanden sind.

An einigen Orten Ostgaliziens sollen sich die Burschen auch noch vor einen Pflug spannen und das Ackern nachahmen, wie es die Vorfahren vor 2000 Jahren zu thun pflegten, nur daß diese dann vier weiße Rosse vor den Pflug spannten.

In der Nacht des heiligen Abends öffnet sich auch der Himmel, und Diejenigen, welche reines Herzens sind, vermögen dann in seine Tiefen zu blicken und können alle Engel und Heiligen drin sitzen sehen. Jeder versucht deshalb in den Himmel zu blicken und zwar genau um Mitternacht, denn dies ist die richtige Stunde. Vorher hat aber die große heirathsfähige Tochter sicherlich schon wiederholt auf Hundegebell im Dorfe gelauscht, um aus der Richtung desselben die baldige Ankunft des Freiers zu ersehen, und vier Wochen vorher, am Andreasabend, hat sich natürlich die gute Jelena auch schon einmal nach ihrem Zukünstigen erkundigt. Ist nunmehr der heilige Abend vorüber, so bleibt doch das Heu auf dem Tische, wird wohl aufgehoben und nach drei Tagen werden damit die Obstbäume umbunden, damit sie reichliche Frucht tragen.

Die heidnische Vorzeit schimmert auch aus dem Osterfest. In demselben feierte man in altslavischer Zeit das Erwachen der Natur, das Freiwerden der Flüsse und Bäche; dem Wasser wurden Opfer, auch Menschenopfer dargebracht und nach der Opferung bespritzte sich die anwesende Menge mit Wasser.

In vielen ruthenischen Dörfern bespritzen die Burschen am 2. Osterfeiertage die Mädchen auch noch mit Wasser, und letztere üben am nächsten Tage an den Burschen denselben Brauch aus. Bis in die neueste Zeit wurden am Ostersonnabend auch noch Feuer angezündet, zu Ehren der Wassernixen, der Rusalki.

Lebt im Osterfeste die Erinnerung an die Verehrung des Wassers, so erkennt man im Johannisfeste die frühere Verehrung des Feuers und des himmlischen Lichts. Bei den Polen wird dieses Fest deshalb auch sobótka, wörtlich „Sonnenwendfest“, bei den Ruthenen Kubajło genannt, was einen ähnlichen Sinn einschließt, und man feierte dieses Fest gleich unserer Walpurgisnacht. Um die Feuer tanzten Burschen und Mädchen und sprangen zuletzt paarweise durch die Flammen. Aber eine fürsorgliche Polizei hat dieser Sitte seit zehn Jahren nach Kräften Einhalt gethan.

Das schönste und lieblichste Fest im ganzen slavischen Osten ist das Osterfest. Trotz seiner starken heidnischen Anklänge ist es, im Gegensatz zu unserem Weihnachten, dort das höchste christliche Freudenfest. Von Ostern bis Christi Himmelfahrt grüßt der Ruthene voll freudigen Gefühls mit „Chrystos woskres!“ „Christus ist auferstanden“, und der Gegengruß lautet dann „In Wahrheit ist er auferstanden!“

Jedem, der längere Zeit im slavischen Osten gelebt hat, wird auch das Osterfest unvergeßlich bleiben. Schon lange vorher ist die polnische und ruthenische Hausfrau mit den Zubereitungen zum Feste beschäftigt, denn das Haus muß frisch getüncht, es muß Alles darin gewaschen, gescheuert und gar vielerlei gekocht und gebacken werden. Bereits eine Woche vor Ostern werden die pisanki „die Ostereier“ bemalt, aber erst am Ostersonnabend gekocht, und gleichzeitig auch die paski gebacken — unseren Weihnachtsstollen ähnelnde Kuchen; — auch Babis, das ist ellenhohes, thurmartig geformtes Buttergebäck. Auch Schinken, Speck, Wurst, Fisch und Braten ist vorzurichten. Am Ostermorgen nimmt dann die Ruthenin das von ihr

„Hergerichtete", also Kuchen, Speck, Fleisch, Eier, Käse, Knoblauch, Wermuth und Weidenzweige, thut Alles in das Gefäß zum Melken der Kühe, legt ein Stück Salz und eine Wachskerze obenauf, steckt das Ganze in die „Tajstra", den bunten wollnen Sack, und trägt es auf den Kirchhof, um es dort von dem Dorfgeistlichen weihen zu lassen.

An dem ersten, in Ostgalizien verlebten Ostersonntage kam ich Vormittags unmittelbar an einem, von stattlichen Linden überragten ruthenischen Kirchhofe vorüber, auf welchem die Bewohner des Dorfes gerade zur Weihe versammelt waren. Hunderte sonntägig herausgeputzte und in leuchtenden Farben prangende Frauen kauerten, einen großen Kreis bildend und das „Hergerichtete" in der Tajstra vor sich liegen habend, schweigend auf dem Rasen. In feierlicher Spannung erwarteten sie den Popen. Und als derselbe, ein ehrwürdiger Greis, aus der kleinen Holzkirche heraustrat, sich der in stummer Andacht ringsum auf die Kniee sinkenden Gemeinde segnend zuwendete, als es die ganze Versammlung, wie eine Art Schauer, leise durchzuckte, fühlte ich mich, bei diesem weihevollen Acte und im Banne glaubensstarker Menschen, von derselben Erschütterung ergriffen.

Ist das also Geweihte nach Hause zurückgebracht, so theilt der Hausherr oder der Familienvater mit den Seinigen zunächst das Osterei, wobei man sich gegenseitig beglückwünscht, und es beginnt nunmehr ein vergnügtes Essen und Trinken, denn nach einem sechs Wochen dauernden, äußerst streng durchgeführten Fasten bietet das kleinrussische Osterfest ein fröhliches Genießen. Nur die späte Nacht und der Schlaf bilden stundenlange Pausen dieses nahezu acht Tage anhaltenden Festes.

Nachbarn, Freunde und Bekannte besuchen und bewirthen sich aufs Freigebigste und mein Hauswirth, sowie meine übrigen Bekannten in Czernowitz würden mich nicht mehr angesehen haben, wenn ich sie nicht zu Ostern auf Swiecone oder Swjaczene besucht, das heißt, bei ihnen nicht gefrühstückt und dabei vom „Geweihten", dem Swjaczene gekostet hätte.

Die Gastfreundschaft ist dort im Osten und besonders bei dem Landvolk noch in voller Kraft, kommt hierbei in der kindlichsten und liebenswürdigsten Weise zum Ausdruck, so daß man das polnisch-ruthenische Osterfest auch als Fest der Gastfreundschaft bezeichnen könnte. Aber es gehört ein ruthenischer Magen dazu, um die Anforderungen eines Festes zu ertragen, bei welchem man Tage lang nicht aus dem Frühstücken herauskommt. Mit blosem Nippen und Kosten ist es nicht abgethan; will man nicht die gute Laune des Wirthes verderben, so muß man tüchtig zulangen. Sämmtliche Vorräthe an Essen und Trinken sind dabei in der Wohnstube auf einem oder mehreren Tischen ausgelegt und man trifft geradezu staunenswerthe Mengen aufgestapelt. Ihre hübsche Gruppirung, ihr sinniger Putz sind der Stolz jeder Hausfrau und manche hat darin ein ganz besonderes Geschick, sie weiß auch der trockensten Wurst noch einen schmachtenden Ausdruck und dem fetttriefendsten Schinken eine poetische Miene zu geben.

Ueberschreitet man die Schwelle eines Hauses, so bilden das Theilen und gemeinschaftliche Verspeisen eines geweihten Ostereies, sowie das gegenseitige Beglückwünschen die Einleitung zu weiteren Thaten. Doch bleiben, weil Ostern das größte Familienfest ist, welches Jeder gern zu Haus und bei den Seinigen zubringt, die gegenseitigen Besuche immer nur auf ein und dieselbe Stadt, auf dasselbe Dorf oder Kirchspiel beschränkt.

Die Besuche auswärtiger Freunde und Verwandter finden bei den Ruthen hauptsächlich am Chram Prasnik, dem Fest des Kirchenpatrons, statt. Von nah und fern kommt man auf dem Prasnik zusammen. Jeder bringt dann seine Gäste zur Frühandacht mit in die Kirche und Nachmittags, während sich die Alten von ihren Erlebnissen, gern auch von biblischen Geschichten und von den heiligen Märtyrern unterhalten, feiert die Jugend den Prasnik durch Spiel und Tanz im Freien. Bei diesen Tänzen bilden gewöhnlich Mädchen und Burschen, in bunter Reihe, einen schwerfällig hin und herwogenden Kreis, aus dem sich ab und zu ein an einem Tuche sich festhaltendes Paar löst, in die Mitte tritt, hier unter Musik, Stampfen und Händeklatschen der Uebrigen Geberden aufführt und darauf im Kreise herumtanzt. Je nach der Lebendigkeit, oder vielmehr nach der Ruhe, mit der man diese Tänze ausführt, werden sie Kosak, Serbyn, Kolomajka, Drobuszka, Arkan oder Huczulka genannt. —

Den interessantesten Theil des ruthenischen Osterfestes bilden die Hailki, welche am Oster-Montag und -Dienstag von der erwachsenen Jugend eines jeden Dorfes oder Kirchspiels auf den Kirchhöfen aufgeführt werden. Es sind das von bestimmten Gesängen begleitete Gesellschaftsspiele, die manche Einzelheit mit dem Cotillon gemein haben und wobei ein besonders erwähltes Mädchen ab und zu in den von der Jugend gebildeten Kreis tritt und hier ein Lied anstimmt, auf welches dann die Uebrigen im Wechselgesang antworten. Diese, weit in die ruthenische Vorzeit zurückreichenden, allmälig aber verchristlichten Hailki werden von den Ruthenen heute noch mit frommer Hingabe aufgeführt. Doch sind darin die alten Slavengötter noch nicht vollständig von den christlichen Heiligen verdrängt worden; in einigen der in diesen Ostergesängen vorkommenden Ausrufen erkennt man mühelos die Namen gewisser slavischer Gottheiten.

Bei einem Volke, welches fest an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren hält und wo die Religion alles Thun und Denken beeinflußt, müssen außer den großen christlichen Festen auch die drei wichtigsten Abschnitte des menschlichen Lebens, die Taufe, die Hochzeit und das Begräbniß einen eigenthümlichen Verlauf nehmen.

Noch am Tag der Geburt wird das Kind getauft, es soll so schnell wie möglich in die christliche Gemeinschaft treten, und während bei uns mit „Taufe" eigentlich mehr die äußere Form der Handlung, die Ceremonie selbst bezeichnet wird, nennt der Ruthene diesen Act „die Verchristlichung". Auch ist damit noch die Salbung verbunden, wodurch dem Täufling zugleich die vom heiligen Geist ausgehenden Kräfte verliehen werden. Die Gevattern fassen dabei ihr Amt oder ihre Zeugenschaft äußerst ernst auf und bemühen sich redlich, aus mancherlei Zeichen und Vorbedeutungen den Lebenslauf des Täuflings zu erkunden. Die Gevatterschaft gilt bei den Ruthenen sehr hoch, sie bildet ein einigendes Band, welches fest und zeitlebens zusammenhält. Bei dem Kindtaufsschmauß hat der Geistliche stets den Vorsitz und den nächsten Tag findet fast regelmäßig noch ein zweiter Taufschmauß statt.

Will ein junger Mann heirathen, so begiebt er sich spät Abends mit zwei Freunden, welche ihn als die swaty oder Brautwerber zu begleiten haben, zu den Eltern seiner Auserwählten und wirbt hier durch seine Begleiter um deren Hand. Die Bewerbung besteht aus einer Menge von Phrasen und Formeln und auch das Lied, dieser unzertrennliche Gefährte des kleinrussischen Volkes, darf hierbei nicht fehlen. Willigen die Eltern des Mädchens ein, so wird einige Wochen nach der Bewerbung zunächst ein tüchtiger Schmauß, der slowo, — wörtlich das „Jawort" — abgehalten und bei demselben von den Eltern der Brautleute das Heirathsgut besprochen. Nach diesem Schmauße findet das dreimalige Aufgebot statt und der Bräutigam sendet nunmehr die Hochzeitsbitter aus, welche, unter allerlei neckischen Anspielungen auf das Brautpaar, zumeist singend zur Hochzeit einladen. Bevor sich dasselbe zur Kirche begiebt, verfehlt es aber niemals, den Segen der Eltern zu erbitten, den es knieend, in tiefster Andacht, empfängt. Da der Segen der Eltern bei diesem Volke, wo das Alter eine hohe Verehrung genießt, auch eine tief in das Leben eingreifende, heiligende Macht ausübt, so ist die feierliche Einholung des elterlichen Segens mit den dabei üblichen rührenden Liedern einer der weihevollsten Gebräuche. Bei der Hochzeit fehlt es ebenfalls nicht an Liedern und auch nicht an Wechselgesängen, sowol zwischen Braut und Bräutigam als zwischen den Hochzeitsgästen, und wenn spät in der Nacht die Mutter der Braut ihrer Tochter einen leichten Schlag auf die Wange gegeben und sie damit gewissermaßen aus der elterlichen Gewalt entlassen hat, ist die Braut dadurch, nach uralter Sitte, zum Weibe geschlagen. Das Hochzeitsfest dauert stets mehrere Tage, je nach dem Wohlstande der Betreffenden.

Scheidet der Ruthene aus dem Leben, so wird sein Leichnam gewaschen und, auf einer Bank, an die Südseite der Hauswand gelegt. War der Todte unverheirathet, so erhält er einen Kranz auf den Kopf, das Mädchen aber eine Blumenkrone. Bei der Beerdigung folgen die Männer dem Sarge, auch bei dem schlimmsten Wetter, im blosen Kopfe, die Mädchen mit aufgelöstem Haar. Das ganze Leichengefolge jammert und singt dabei unausgesetzt Klagelieder und die Stimmung der, einer Beerdigung beiwohnenden Ruthenen wird durch diese Handlung so sehr beeinflußt, daß sie, auch wenn ihnen der Todte fern stand, doch noch eine Stunde nach dem Begräbniß beim Sprechen in einen weinerlichen Ton verfallen. Trotzdem wird auf dem darauf folgenden Leichenschmauß von allen Leidtragenden tüchtig gegessen und getrunken und das muß sein, weil sonst die Seele des Verstorbenen, nach einem vielgeplagten Leben, auch im Tode keine Ruhe findet. Denn vom Jahre 1848 an, welches den galizischen Bauer von den sogenannten Feudallasten und Leistungen befreite, die er alle mit dem Namen robot d. i. Arbeit bezeichnete, hat er in seinem engen Kreise viel trübe Tage durchmachen müssen.

Man erlöste ihn von einer Tyrannei, welche durch Joseph II.

und die Einflüsse unseres Jahrhunderts bereits ihre Schärfe eingebüßt hatte, und überließ ihn dafür schutzlos einem Speculantenthum, das ihn rücksichtslos ausbeutete.

Vor 1848 fand der ruthenische Bauer, mit oder ohne Verwendung seines Pfarrers, bei seinem Herren, dem Gutsbesitzer, noch wirkliche Unterstützung. Brannte dem Bauer das Wohnhaus nieder, so erhielt er Bauholz geliefert, und hatte er unter Mißwachs, Ueberschwemmung oder Viehseuchen zu leiden, so konnte er auf Saatkorn und einiges Jungvieh rechnen, aber nach dem Jahre 1848 sollte und mußte sich der schwerfällige Ruthene selbst helfen. Seine Herren vermochten ihn nicht mehr zu unterstützen. Ihr ganzes Wirthschaftssystem war durch die Beseitigung des Robot über den Haufen geworfen und sie hatten darum so viel mit der Regelung und Umbildung ihrer eignen Verhältnisse zu thun, daß ihnen keine Kraft für ihre früheren Hörigen mehr übrig blieb. Bis zum Jahre 1876 besaß der galizische Großgrundbesitz, also der polnische Adel zu seiner vielverzweigten finanziellen Gebahrung nur zwei verhältnißmäßig schwachdotirte Creditinstitute, die sich mit der Unterstützung des Kleingrundbesitzes nicht befassen konnten.

Infolge dessen empfand der unwissende und leichtgläubige ruthenische Bauer von den Segnungen der modernen Cultur nur die Schattenseiten. Er war wol frei und konnte seine eignen Angelegenheiten, wie die seiner Gemeinde selbst ordnen, er konnte Schulen und andere gemeinnützige Anstalten gründen, so viel er wollte und wenn er sonst die nöthigen Mittel dazu hatte, aber er war capitalarm und damit allen Zufällen schutzlos preisgegeben. Bis in die neuste Zeit gab es für die ruthenischen Bauern keine Creditanstalten und weder Brand- noch Vieh- oder Hagelversicherungen, die nach Lage der Sache seiner Zeit unbedingt durch den Staat und mit Beitrittszwang errichtet werden sollten.

Das verhältnißmäßig Wenige, was seit 1848 zur Hebung und Unterstützung des ostgalizischen Bauernstandes geschah, ist aus den Reihen des polnischen Adels heraus erfolgt oder von der ruthenischen Geistlichkeit angeregt und gefördert worden, denn die Schule, welcher man in Deutschland geradezu Zauberkräfte zuschreibt, ist in Ostgalizien ein schwaches Pflänzchen und gegenwärtig noch einflußlos. Der Dorfschullehrer hat dort mit einer Menge Widerwärtigkeiten zu kämpfen und ist bei ärmlichem Gehalt von freiwilligen Spenden und Naturalleistungen abhängig.

Der Lehrer in Korzów, einem großen ostgalizischen Kirchdorfe, gehörte zu meinem Bekanntenkreise. Er war dem Kaiser Maximilian nach Mexiko gefolgt, war dort Officier geworden, hatte im Kriege ein Bein verloren und befaßte sich, in seine Heimath zurückgekehrt, damit, nicht blos seine Landsleute, sondern, außerhalb der Schulzeit, auch deren überaus zahlreiche Obstbäume zu veredeln. Anfangs glaubte ich, er müsse mit der Korzówer Jugend ein leichtes Spiel haben, denn die dortige Schule war, wie man mir versicherte, die älteste Dorfschule Ostgaliziens und bereits im Jahre 1830 errichtet worden. Aber ein Theil der guten Korzówer schickte seine Kinder überhaupt nicht in die Schule und von Denjenigen, welche dieselbe im Allgemeinen besuchten, fehlte jeden Tag nahezu die Hälfte. Die meisten Kinder lernten dabei aber doch nothdürftig lesen und schreiben, Künste, die vordem nur die Popen oder Geistlichen auszuüben vermochten.

Die ruthenische Geistlichkeit, dem eignen Volke entstammend, ist auch die Führerin desselben und wird darin noch von denjenigen wenigen Ruthenen unterstützt, welche als Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Ostgaliziens und der Bukowina wirken. Da die galizischen Ruthenen zum größten Theil der griechisch-unirten Kirche angehören und nur die in der Bukowina und an deren Grenzen wohnenden sich zum griechisch-orthodoxen Glauben bekennen, so sind dem ruthenischen Volke dadurch in Lemberg und in Czernowitz zwei Stätten gegeben, wo theils in griechisch-unirter, theils in griechisch-orthodoxer Färbung nationaler Sinn, heimische Poesie und Literatur Nahrung und Pflege finden. Im vollsten Maße ist letzteres besonders in Czernowitz der Fall, wo das Ruthenische polnischen Einflüssen vollständig entzogen ist und einen mächtigen Rückhalt in der gesammten griechisch-orientalischen Geistlichkeit findet, welche dort zur Hälfte schon der rumänischen Nation angehört. In Czernowitz sind es namentlich der literarische Verein „Rußka Beseda“, der auch eine nette Bibliothek besitzt, und seiner Zeit der mehr politische Verein „Rußka Rada“, welche beide auf die Entwickelung und Wahrung des ruthenischen Volksthums einwirken, das in Oesterreich übrigens immer eine außerordentliche Schonung fand, während das Kleinrussische in den benachbarten russischen Provinzen dadurch untergraben und zurückgedrängt wird, daß es weder in den Kirchen und Schulen noch vor Gericht oder in sonstigen öffentlichen Aemtern gebraucht werden darf und somit einzig auf Haus und Familie beschränkt bleibt. Es ist das mit eine jener nationalen Maßregelungen, die härter erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind, weil die kleinrussische oder ruthenische Sprache der großrussischen ähnlicher ist als der polnischen, die aber auf die österreichischen Ruthenen äußerst abschreckend wirkt und keine russischen Sympathien aufkommen läßt.

Wenigstens dürften dergleichen Gefühle bei der galizisch-ruthenischen Weltgeistlichkeit nur in sehr homöopathischen Dosen vorhanden sein.

Was den ruthenischen Weltgeistlichen oder Pfarrer anlangt, so ist derselbe bekanntlich verheirathet, da er sich aber nur einmal verheirathen darf, so soll er, wie dort behauptet wird, seine Frau mit ganz ausgesuchter Schonung und Rücksicht behandeln, und in Verbindung damit ist denn auch der Ausdruck: „sie hat es so gut, wie dem Popen seine Frau“ allgemein gebräuchlich.

Die ruthenischen Geistlichen sind alle der deutschen Sprache mächtig und in der Studirstube jedes nur einigermaßen gebildeten*) ruthenischen Dorfpfarrers, sind unter anderen deutschen Werken sicher auch einige unserer Classiker und namentlich die Werke unseres Schiller zu finden. In der mit allen möglichen deutschen Werken vollgestopften Studirstube des guten Pfarrers Uricki in Hliboca habe ich manche angenehme Stunde verlebt.**) Ich hatte dabei immer die Empfindung, als ob ich mich in einem der alten erzgebirgischen Pfarrhäuser befände, wie sie vor dem dreißigjährigen Kriege ohngefähr beschaffen sein mochten. Niedriges hölzernes Gebäude mit weitherabreichendem Strohdache, durch starke und hohe Umzäunung vor Wind, Wetter und Wölfen geschützt, drinnen niedrige, aber behagliche Stuben, mit großen breiten Ziegelöfen und wackeren Menschen, vom Schlage unseres Chronisten Christian Lehmann, die Leid und Freud mit der Gemeinde theilten. Der Pfarrer Uricki war aber nicht blos ein solcher Mann, er war auch ein Arzt, war ein sogenannter Wasserdoctor, der durch geeignete Anwendung von kalten und warmen Bädern, Douchen und Umschlägen geradezu staunenswerthe Erfolge erzielte und deshalb im ganzen Bukowinaer Lande bekannt und berühmt war. Zu deutschem Wesen fühlte er sich wie alle seine Landsleute aufrichtig hingezogen und besaß neben großer Entschlossenheit die ganze Milde, Weiche und Toleranz seines Volkes, das ein Jeder, der es kennen gelernt hat, sicher auch lieb gewinnen muß und dessen schwermuthvolle Weisen mir oft im Ohr erklingen.

*) Es giebt auch noch ruthenische Landgeistliche, die nicht die geringste wissenschaftliche Vorbildung genossen haben, und eben nur die Evangelien und kirchlichen Bücher vorlesen und nothdürftig schreiben können, aber durch die seit 18 Jahren bestehenden geistlichen Seminare werden derartige Uebelstände allmälig beseitigt.

**) Zur Erläuterung diene, daß ich bei meinen häufigen Reisen und bei dem, in vielen Gegenden herrschenden vollständigen Mangel an Gasthäusern hin und wieder gezwungen war, die mir dort überall in der liebenswürdigsten Weise dargebotene Gastfreundschaft anzunehmen.

Bücherbesprechungen.

□ **Heriman der Westfale.** Eine epische Dichtung in zwölf Gesängen von **Jul. Thiklötter.** Bremen, M. Heinsius. 1887. — Eine christliche Dichtung von hervorragender Bedeutung, in großem Style, von geistvoller Conception, sinnig und fein in der Ausführung, liegt hier vor, wie wir eine ähnliche aus der neuesten Zeit nicht kennen. Da sie noch wenig bekannt zu sein scheint, so möchten wir doppelt auf dieselbe aufmerksam machen. Der Inhalt der Dichtung ist in Kürze folgender. Der Held, Heriman, ist ein sächsischer Edelmann, „von altem Adel, an Ruf und Sitten ohne Tadel“, zur Zeit Karl's des Großen; sein Stammhaus ist der Hardenstein an der Ruhr. Auf einer Jagd wird er durch einen wilden Eber schwer verwundet; im Kloster Werthina (Werden) findet er Pflege und Heilung unter dem ehrwürdigen Abt Ludger, und empfängt dort, wo er auch eine Weihnachtsfeier mit erlebt, die ersten tieferen christlichen Eindrücke. Zum Dank für seine Lebensrettung verspricht er dem Kloster Schutz bei Kriegsgefahr. Durch dieses Gelübde gebunden, weigert er sich, an dem Kriegszug Widukind's gegen den Rhein theilzunehmen. Nach dem Donaustrand zu Tassilo, dem Bayernherzog, gesandt, lernt er im Hause des Edlen Helmbald Gisela, dessen Tochter, kennen und

erobert sich ihr Herz. Aber Gisela ist Christin und der Preis ihrer Liebe ist Heriman's Bekehrung zum Christenthum. Der Held kämpft einen schweren Kampf zwischen der alten Sachsentreue gegen die heimischen Götter und zwischen seiner Liebe. Die Treue gegen seine Götter ist so groß, daß selbst Kaiser Karl's Spruch, der ihm in einem kritischen Augenblicke seines Lebens Gisela um jenen Preis zusagt, sein göttertreues Herz nicht brechen kann. Da tritt Abt Ludger versöhnend in die Mitte; er bewirkt, daß Heriman ohne jene Bedingung Gisela heimführen kann. Auf der Burg Hardenstein lebt das beglückte Paar in stiller Liebesfreude und Gisela wird auch ihr heißester Wunsch erfüllt, die Bekehrung ihres Gemahls. Nächst dem „Heliand", den der Abt Ludger ihm bringt, hilft das Leid dazu mit, die Sorge um den todtkranken Sohn Heriman's, den Ludger als treuer Arzt und Priester pflegt und heilt und an dessen Krankenbette sich Gisela als christliche Mutter, stark in stillem Gottvertrauen, bewährt. Das bricht und überwindet den heidnischen Sinn; Heriman's fröhliche Taufe krönt das Ganze. Es ist ein echtes, christlich-germanisches Epos, das in lebensvollster Schilderung in die große Zeit versetzt und in edlen Gestalten ihre Grundzüge plastisch vor Augen stellt; zumal die Gestalten des Helden der Dichtung, der Gisela und des Ludger, sind meisterhaft gedacht und ausgeführt. Der Tiefe und Innigkeit der Empfindung entspricht die Sprache, die der Verf. mit großer Gewandheit handhabt. Ein hoher Schwung belebt die ganze Dichtung.

o. Offenbarung oder Illusion? Wider Bender. Vortrag gehalten auf der Niederrheinischen Pastoralconferenz zu Düsseldorf und auf Wunsch der Versammlung veröffentlicht von Wilhelm Krüger, Pastor in Langenberg. Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller. 1886. 54 S. — Nachdem Verf. mit Entschiedenheit für die Thatsächlichkeit der göttlichen Offenbarung eingetreten und von diesem seinem Standpunkte aus das Bender'sche Buch über „das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung" scharf verurtheilt hat, fordert er, daß einer Lehre, welche die geschichtliche Realität der göttlichen Offenbarung leugnet, in der Kirche weder Anerkennung noch Duldung gewährt werde. Zuletzt gipfeln die klaren und schneidigen Ausführungen des Verf. in dem Verlangen, daß „der Kirche ein ihrer Idee entsprechendes Mitwirkungsrecht bei Besetzung der theologischen Professuren zuerkannt werde, damit auf diese Weise der genuine Charakter protestantischer Schriftgelehrsamkeit unserem Volke, unserer Kirche erhalten bleibe". Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um auf einen Vortrag aufmerksam zu machen, der eine brennende Frage der Gegenwart mit Ernst und Sachkenntniß behandelt.

o. Wann wurde das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott" verfaßt? Historisch-kritische Untersuchung von D. Johannes Linke. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1886. 192 S. 3 ℳ. — „Ich stelle das Lied auf das achte Reformationsfest 1525": so schließt Verf. seine sorgfältige, scharfsinnige Untersuchung und stützt sich für diese Behauptung „auf die äußere und innere Gesammtlage Luther's und der Reformationssache, auf eine Fülle von Einzelzeugnissen aus Luther's Leben, die es zur höchsten Wahrscheinlichkeit machen, daß aus ihrer Veranlassung das Lied entstand", ferner „auf den Bachmann'schen Nachweis, daß die Höhepunkte der Liederschöpfung mit den Stationen der Entwicklung der Verdeutschung des Gottesdienstes zusammenfallen", und endlich „auf die nicht einfach als Irrthum auf den Scherbenhaufen zu werfende Chronistennachricht, die richtig verstanden auf dieselbe Zeit weist". Verf. versteht es, seine Beweisführung nicht blos einleuchtend, sondern auch trotz ihrer Gründlichkeit interessant zu gestalten, und wenn er auch für das Ergebniß derselben nicht allgemeine Zustimmung erwartet, so werden doch künftige Forscher sich mit dem Verf. auseinanderzusetzen haben. Uebrigens ist die Schrift so gehalten, daß sie auch gebildeten Laien empfohlen werden kann und daß sie Jeden, der sich für die Frage interessirt, über den gegenwärtigen Stand der Forschung genau unterrichtet. Denn ehe Verf. seine Ansicht in einem Schlußcapitel ausführlich darlegt und den Beweis für dieselbe antritt, bespricht er die Ansichten derer, welche das Lied auf die Zeit des Augsburger Reichstags 1530, auf die Zeit des Reichstags zu Speyer 1529, auf das Reformationsfest 1527, auf den Anfang des Jahres 1528, auf das Jahr 1524 und auf 1521 verlegen, sowie die Bachmann'schen Forschungen, um sich, zum Theil durch Kritik seiner Vorgänger, den Weg für Begründung seiner Ansicht frei zu machen, für die er allerdings unbedingte Gewißheit auch nicht zu geben vermag. Jedenfalls aber ist die Schrift des Verf. aller Beachtung werth.

** Von der Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. Förster, Prof. Dr. Kenngott u. A. (Breslau, Eduard Trewendt), liegen wiederum vier neue Lieferungen vor. Die 50. Lieferung der ersten Abtheilung gehört dem vortrefflichen „Handbuch der Botanik", die Lieferungen 39 und 41 der zweiten Abtheilung dem „Handwörterbuche der Chemie" an und bilden bereits den Schluß des 4. Bandes bez. den Anfang des 5. Bandes desselben, während mit der Lieferung 40 das Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie vollständig abgeschlossen worden ist. Die gedachte Schlußlieferung bringt u. A. noch drei rückständige geologische Artikel: Die Vulkane — Wasser, seine geologischen Wirkungen — Zeitrechnung, geologische — deren Bearbeitung an Stelle des plötzlichen Hinscheidens des bisherigen Mitarbeiters Professors Dr. v. Lasaulx Professor Dr. Hoernes in Graz übernommen hat, sowie ein sorgfältig ausgearbeitetes, umfangreiches Register des Herausgebers Professor Dr. Kenngott, welches den praktischen Gebrauch des Werkes erheblich erleichtern wird.

J.R. Aus England. Bilder und Skizzen. Von Leopold Katscher. Zweites Heft. Leipzig, Reclam. 20 ₰. — Es wird hier eine weitere Anzahl wol bereits in Zeitungen erschienener Aufsätze zusammengestellt, die den Leser auf unterhaltende Weise über mehr oder weniger bekannte Seiten des englischen, bez. Londoner Lebens unterrichten sollen, über den berüchtigten Nebel in London, Eisenbahnwesen, Parlamentarisches, Essen und Trinken in England, Gerichtssaal, Verbrechen u. A. m. Was an diesen Schilderungen neu, was Compilation ist, vermögen wir nicht zu entscheiden; das aber sei festgestellt, daß dem Stoffe für das Buch eine straffere Form zu wünschen gewesen wäre, als sie der Aufsatz in einer Zeitschrift gestattet; auch muß der Verfasser dem Stil und dem Deutsch eine größere Aufmerksamkeit zuwenden; ersterer ist oft mehr als kunstlos, letzteres bietet im Punkte der Reinheit und Feinheit vielfach Handhabe zu Ausstellungen.

J. R. Von Gamerun bis zun Schwandeiche. 3. Band der Boesieen ännes alden Leibz'gersch. Ze Babier gebracht von Edwin Bormann. Stuttgart, Bonz & Comp. — Unser geschätzter Leipziger Dichter sendet hiermit einen neuen Band von Dialektpoesien in die Welt, und die vielen Freunde seines liebenswürdigen Talents werden ihm sicher für die neue Gabe dankbar sein. Auch wir haben das Buch wieder mit jenem Behagen gelesen, das so sorgfältig gearbeitete und von feinem rhythmischen Gefühl eingegebene Verse immer erregen. Freilich birgt diese vollendete Form keinen recht bedeutenden Inhalt in sich, ja auch die Neuheit desselben schwindet immer mehr; es sind Töne und Melodien desselben Instruments, das wir nun schon durch eine ganze Reihe von Bormann'schen Werken kennen gelernt haben. Derlei Virtuosenstückchen, zu denen die Variation ein und desselben Themas schließlich werden muß, ermüden auf die Dauer. Sollte Bormann nicht die Lust in sich verspüren, seinen Kreis etwas zu erweitern, vorausgesetzt, daß er die Kraft dazu in sich fühlt, wie er es in seinen „Schelmenliedern", seiner besten Leistung bisher, schon einmal versucht hat? Einzelne Stücke der Sammlung stehen hart an der Grenze, wo die Trivialität anfängt; es sollte uns leid thun, wenn der Poet dieser den Eintritt in sein Reich gestatten würde. So bildet die Umdichtung des Heine'schen: „Du bist wie eine Blume" in das Neubritannische:

„Du bist wie änne Boularde
So hold un rund un stramm;
Ich gucke dich ahn, un 's Wasser
Leift mer in Munde zesamm" u. s. f.

ja zweifelsohne eine köstliche Perle in den „Fliegenden Blättern"; in einem Buche, das andere Anforderungen an seinen Inhalt stellt als ein Journal, nimmt sich solch launiger Tischscherz etwas zu leicht aus. Am schwersten wiegen die kleinen Schnurren im Stil von Reuter's „Läuschen": „'s Buch der Familichenahngelegenheiden", ferner die reizenden kleinen Moment- und Genrebilder aus dem Leipziger Leben, z. B. das von der Messe mit dem Refrain:

„Immer 'rin, immer 'rin, meine Herrn un Damen!";

Auch die Gedichte des „Blau und gelben Buchs": „Gennst du die Stadt?" „'s Rezept fer'n Leibz'ger", „Was de Leibz'ger Flastersteene singen", „Was es mit Leibzig eegentlich alles uf sich hat" u. a. m. haben uns gefallen; sie besitzen jene feine Ironie, welche die Dinge anscheinend lobt und dabei doch über deren Schwächen lächelt, und vor Allem einen gewissen Weitblick, der die Poesien auch nicht mit den Verhältnissen der Pleißestadt Vertrauten verständlich und interessant macht, was man von den „Spaziergängen eines Kleinparisers" nicht sagen kann. Diese Reimchronik verliert sich zu sehr ins Kleinliche. Auch einzelnes Persönliche hätte unbeschadet der Wirkung des Ganzen fortfallen können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Viertel-jahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 16. Sonnabend, den 26. Februar. 1887.

Neues aus dem Leben des Malers Fr. Overbeck.

Von G. P.

In einem früheren Jahrgange dieser Zeitung haben wir aus dem Lebensgange unseres als Illustrator weltberühmt gewordenen Landsmannes Adrian Ludwig Richter eine Reihe von interessanten Zügen zusammengestellt, welche wir der nach dem Hintritt des Meisters erschienenen Selbstbiographie desselben entnommen hatten. In ähnlicher Weise wollen wir heute über einen anderen deutschen Maler berichten, dessen Entwickelung und Richtung ein wesentliches Stück der modernen Kunstgeschichte repräsentirt. Es ist dies der am 3. Juli 1789 zu Lübeck geborene und am 12. November 1869 im Rom gestorbene Johann Friedrich Overbeck. Nicht die Beurtheilung seiner Werke, wol aber seine Biographie ist in ein wesentlich neues Stadium getreten durch ein außerordentlich umfängliches Werk, welches im vorigen Jahre erst erschienen ist. Eine Engländerin hat alle Familienpapiere, den ausgedehnten Briefwechsel und den handschriftlichen Nachlaß zur Verfügung gehabt, um daraus und unter Benutzung früherer verwandter Schriften ein Lebensbild Overbeck's herzustellen. Der bekannte Dr. Franz Binder in München hat sich der Mühe unterzogen, selbständig das ganze verarbeitete Material nachzuprüfen. Aehnlich wie nun Robert Prölß in diesen Blättern berichtet hat über unseren Julius Schnorr v. Carolsfeld auf Grund einer neu erschienenen Briefsammlung, möchten wir auch über Overbeck referiren als denjenigen neuzeitigen deutschen Maler, welcher eine so eigenartige Stellung einnimmt wie kein anderer. Bekanntlich war er Begründer, Seele und am längsten Mitglied der sogenannten Nazarenerschule, jener jungen deutschen Maler, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts im Anschluß an die kindlich innige aber unbeholfene Weise der Quattrocentisten das alleinige Heil der religiösen Malerei suchten. Für die schöpferisch begabten unter jenen Künstlern (Cornelius und Schnorr v. Carolsfeld) war jene Richtung nur ein Durchgangspunkt, die minder beanlagten aber entarteten in Einseitigkeiten und verfestigten sich in einer Manier, die man nicht anders als krankhaft bezeichnen kann. Von all jenen Archäologen, Literaten und Künstlern, welche im vorigen und in diesem Jahrhundert zum Katholicismus übertraten, ist Overbeck wol die subjectiv achtungswertheste Persönlichkeit; man kann ihn von einer gewissen Beschränktheit nicht freisprechen, welche ihn in einen bigotten Katholicismus hineintrieb, aber man muß die unantastbare Reinheit seines Charakters hochschätzen.

Völlig neu ist zunächst die auf Overbeck's eigenem Zeugniß beruhende Thatsache, daß nicht der Anblick des berühmten Memling'schen Passionsbildes im Dom zu Lübeck die Berufswahl des Künstlers entschieden hat. Overbeck scheint vielmehr nach dem Ausspruch des Cornelius förmlich zum katholischen Glauben geboren gewesen zu sein, denn er hat schon als Knabe sich unzählige Male in die katholische Kapelle zu Lübeck geschlichen und dort stundenlang andächtig vor dem Muttergottesbilde gesessen. Lübeck war übrigens die einzige Stadt des Nordens, in welcher seit der Reformation der katholische Gottesdienst niemals aufgehört, vielmehr zwei Jesuitenpatres ihren ständigen Aufenthalt gehabt hatten. Overbeck gehört ferner zu denjenigen Männern, auf welche der Vater einen viel größeren Einfluß geübt hat als die Mutter. Der Vater Overbeck war Senator und zuletzt Bürgermeister von Lübeck. Dieser hochbegabte, fromme Mann genoß als Dichter einen gewissen Ruf, besaß aber auch viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Er ist es z. B. gewesen, welcher Asmus Jakob Carstens entdeckt und aus den Schulden herausgerissen hat, als dieser geniale Begründer der modernen deutschen Kunstepoche vier Jahre long in Lübeck als Zeichenlehrer ein kümmerliches Dasein fristete. Der Senator Overbeck hat die Laufbahn von Carstens dadurch entschieden, daß er diesem eine — wenn auch kärgliche — Professur an der Akademie in Berlin verschaffte. Welcher streng objectiven Kritik, welch eines für damalige Zeiten auffallend feinen Kunsturtheils der Lübeckische Senator fähig war, geht hervor aus einem 1809 an seinen Sohn gerichteten Briefe, worin er sagt: „Etwas Kraftspeise dann und wann ist Dir gut, um Dich nicht ganz den elegischen Gefühlen zu ergeben. So auch thue fleißige Blicke auf des Rubens Saft- und Flammencompositionen, um den Puls zu heben, um mit Feuer die Adern zu durchströmen. Hin und wieder möchte ich etwas mehr Wärme in Deinen Bildern wünschen, auch etwas weniger Ernst des Colorits, etwas weniger nächtlichen Ton, etwas mehr Hervorquellen der Figuren." Ja, er ermahnte sogar den Sohn, auch richtig „Fleisch malen zu lernen". In diesem durchaus zutreffenden Urtheil bekundet sich die Unbefangenheit eines wahrhaft gebildeten Mannes. Seine Zustimmung zur Wahl des Malerberufes gab er dem Sohne nur sehr schwer, weil das Interesse der gebildeten Bevölkerung an Kunstwerken damals fast nur auf Familienbildnisse beschränkt war und die wenigen überhaupt vorhandenen Maler im Banne eines greisenhaften Zopfthums lagen. Als der Vater aber einsah, daß der Sohn nicht zu halten war, ließ er ihn an der Akademie in Wien unter Füger studiren.

Höchst bezeichnend sind nun die Geständnisse, welche Overbeck brieflich von Wien aus thut: Er habe in Lübeck die wahre Kunst stets vergeblich gesucht, aber seine ganze Phantasie sei mit Madonnen- und Christusbildern angefüllt gewesen. So sei denn auch als sein erster heimlicher Versuch im Erfinden eine „Taufe Christi" entstanden, die Zeichnungen der Brüder Riepenhausen nach Quattrocentisten hätten ihn mehr als alles Andere entzückt. Schon als Akademieschüler offenbarte er seine durch und durch lyrische Natur darin, daß er nur solche Stoffe sich auswählte, in welchen wenig Handlung war. Er konnte ferner sich nicht entschließen, seine anatomischen Studien auch nach Leichnamen zu treiben, weil er fürchtete, dadurch seine feineren Empfindungen abzustumpfen. Noch weniger vermochte er die Scheu vor einem weiblichen Modell zu überwinden. „Ich will lieber — so lautete sein Wahlspruch — weniger richtig zeichnen, als gewisse Gefühle einbüßen, welche des Künstlers größter Schatz sind." Schon in Wien geht ihm der „empfindende" Künstler über den „denkenden"; er glaubt, bei berühmten Meistern ein kaltes Herz herauszufühlen, welches sich hinter deren kühnen Pinselzügen und schönen Farben verberge. Nur bei Wenigen, besonders bei Rafael, stehe Alles da, als wäre es nicht gemalt, sondern gewachsen. Wiederum zeugen andere Urtheile des jungen Mannes von einer größeren Weite des Horizonts. „Man kann nicht sagen, ob Rafael oder Michelangelo, Rubens oder Albrecht Dürer der erste Rang gebühre, denn sie sitzen Alle auf einem Thron und regieren in brüderlicher Gemeinschaft das Land der Phantasie." „Rafael, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Andrea del Sarto, Holbein haben keine Akademien, keine Gliedermänner, keine Galerien gehabt, wo-

nach sie hätten componiren können, und sind so groß geworden. Wie kann mich ein Belisar von David rühren, wo ich überall das Theater und die Gliederpuppe sehe." „Wer von einem jungen Künstler verlangt, daß er componiren solle wie Rafael, malen wie Tizian, beleuchten wie Coreggio, stilisiren wie Michelangelo: der bedenkt nicht, daß diese verschiedenen Vorzüge einander so widersprechen, daß sie sich gar nicht zusammen denken lassen." Aber nur vom Standpunkt seiner Zeit aus durfte Overbeck sagen: „Das sklavische Studium auf den Akademien führt zu nichts. Wenn seit Rafael's Zeiten kein Historienmaler mehr gewesen ist, der so wie Jener das Rechte gefunden hatte, so ist nichts Anderes daran schuld, als die trefflichen Akademien. Man lernt einen guten Faltenwurf malen, eine richtige Figur zeichnen, lernt Perspective und Architektur, kurz Alles, und doch kommt kein Maler heraus. Eins fehlt allen euren Gemälden: Herz, Seele, Empfindung. Die aber findet man nur in der Natur und in einem reinen Herzen. Aus dem Systematischen kommt immer zwar ein geschickter, aber ein kalter Künstler heraus; was bei Rafael aus dem Herzen kommt, das kommt bei nur akademisch gebildeten Künstlern aus dem Kopfe." Ein Mann von solcher Gesinnung war ganz geeignet, mit mehreren gleichgesinnten Künstlern (Joseph Sutter, Joh. Konrad Hottinger, Ludwig Vogel, Joseph Wintergerst, Franz Pforr) eine Art von künstlerisch-religiösem Orden zu bilden: die Sanct Lukas-Brüderschaft (1810), deren Mitglieder meinten, sich dadurch aus den Fesseln des akademischen Manierismus zu befreien, daß sie auf die Maler vor Rafael zurückgingen; gleichzeitig verlangten sie, daß „die Empfindung durch Nachdenken und nähere Erkenntniß ihrer selbst befestigt werde". Dieser Zug der ideal gerichteten jungen Künstler wird zum Theil verständlich aus den damaligen Zeitverhältnissen, welche der Senator Overbeck in einem Briefe vom Jahre 1809 folgendermaßen schildert: „Patriotismus und Kosmopolitismus giebt es nicht mehr. Weiber, Kinder, Freunde: das ist die Welt; alles Uebrige Wirrwar, Räthsel, Finsterniß. Nur die Natur bleibt immer dieselbe, immer tröstlich, herrlich und erquickend." Eben diese „Natur" fanden die Künstler vermeintlich in der Epoche eines völlig naiven Kunstschaffens. Aehnlich idealen Glanz gewann in den Augen der Maler und Dichter das Mittelalter, denn die Geschichte, die Lieder und Sagen desselben schienen ein ungebrochenes Volksthum wiederzuspiegeln. Tonangebend waren ja damals Tieck und Wackenroder; selbst der Kunsthistoriker Passavant war vom wesentlich poetisch-literarischen Geist der Zeit so durchdrungen, daß er meinte, jedes Gemälde sollte eigentlich ein Gedicht sein. Speciell Overbeck glaubte, daß die Kunst nur durch die Ideale des Christenthums ihren höchsten poetischen Inhalt erlange; seine Werkstatt sollte ein Tempel, seine Kunst sollte ein Gebet, und wahrhaftig, nicht Heuchelei auf der Leinwand sein. Nur dann wandte er seine ganze Kraft einem Gegenstande zu, wenn er seine Ueberzeugung hineinlegen konnte. Er arbeitete ein Jahrzehent an einem Gemälde, wenn er hoffen durfte, mit dem künstlerischen Werth desselben zugleich die sittlich religiöse Wirkung zu erhöhen: die Malerei müsse vor Allem Seelenmalerei sein. Der Werth eines jeden Bildes beruhe nicht blos in der technischen Form, vielmehr stehe die Bedeutsamkeit des Gegenstandes über der Technik. Die Kunst hat nur dann wahren Werth, wenn sie Liebe zu Gott und allem Guten nährt und das Herz des Künstlers zu einem Tempel aller Tugenden weiht. Wenn Overbeck in diesen und ähnlichen Sätzen das Heil aller Kunst fand, so ist darin jedenfalls anzuerkennen, daß er nicht blos eine ästhetische Befriedigung in der Religion suchte und in der Herrlichkeit des kirchlichen Cultus mehr als eine poetische Symbolik sah. Man kann auch diesen Anschauungen des jüngeren Overbeck zustimmen, muß aber die praktische Verwerthung derselben durch ihn als eine krankhaft manierirte ansehen.

Zu diesen Grundsätzen traten noch andere, welche von der Technik hergenommen waren. Die Nazarener gingen darum auf die Quattrocentisten zurück, weil die lernenden jungen Künstler an den Gemälden einer noch nicht vollendeten Kunst am besten zu erkennen vermöchten, wie die Meister jener Periode der Höhe des Ideals zugestrebt haben. Gegenüber den größten Kunstwerken seien die Schüler in Gefahr, ausschließlich in blose Nachahmung zu verfallen. Das ist gewiß ein sehr beachtenswerther Gesichtspunkt; nur durfte man nicht zum Selbstzweck erheben, was lediglich als Mittel zum Zweck Geltung hat. Die Männer der Overbeck'schen Richtung haben sich gebunden an die Vorläufer, anstatt an die Meissiasse ihrer Kunst, um die vermeintliche Gefahr zu vermeiden, „nicht mehr Gott, sondern Phidias und Rafael anzubeten". Uebrigens muß man wohl berücksichtigen, daß die Technik jener Maler nicht begünstigt war wie die heutige durch genaue Kenntniß der einzelnen Verfahren, durch eine Fülle von vorzüglich hergestellten Farben, durch die Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise. Es war in der damaligen Kunstwelt förmlich ein Ereigniß, als 1813 Palmaroli (der berühmte Restaurator der Sixtinischen Madonna 1826) ein Buch erscheinen ließ, worin er viel Neues beibrachte über die Zubereitung der Farben, die Restauration von Bildern, das Verfahren der alten Maler ꝛc.

Entscheidend für die fernere künstlerische Entwickelung Overbeck's war seine Uebersiedelung nach Rom, wo er denn auch während seines ganzen ferneren Lebens blieb. Charakteristisch sind Worte, welche er von dort aus an Frau Professor Schwab in München richtete: „Wie oft fallen mir die Worte des Mortimer ein: wie ward mir Königin! Mit klopfendem Herzen und heiligen Schauern trat ich über die Schwelle der vaticanischen Zimmer. Man kann sich von Rafael's Werken viel eher nach Kupferstichen einen Begriff machen, als von denen des Michelangelo. Diesen lernt man wirklich erst aus seinen eigenen Werken kennen, welche an delicater Ausführung, bestimmter Zeichnung und selbst an Colorit die Rafael'schen größtentheils noch übertreffen (?). Die Bilder der Sixtinischen Kapelle sind alle wie in Aquarellzeichnung ausgeführt. Michelangelo ist ein Mann über alle Vorstellung groß und ungeheuer, und gerade dadurch so groß, daß er nichts für klein hält, was zur Sache gehört." Dieses Urtheil wird ebenso begreiflich aus der specifischen Befähigung Overbeck's für den plastischen Stil, wie seine Hinneigung zu den alten deutschen Kupferstechern. Diese geben eben auch mehr die Formen als das eigentlich Malerische eines Bildes wieder. Overbeck und seine Genossen hatten ihre Freude an den eigenthümlichen, kräftigen Holzschnitten und Stichen von Dürer, Lukas von Leyden, Kranach und anderen Meistern. Der metallischen Glätte der damals beliebten Stiche überdrüssig trachteten sie, den strengeren Stil der alten kräftigen, anspruchslosen Linienmanier wieder einzuführen, weil dieselbe ihrer eigenen Malweise am besten entsprach. Besonders Overbeck bahnte unter den jüngeren Talenten jenen Stil an, welcher mit wenigen Strichen das Wesentliche des Vorbildes wiedergeben will (Carton- oder Deutscher Stil); so z. B. zeichnete er den berühmten Fries von Thorwaldsen „Einzug Alexander's des Großen in Babylon", welcher sodann von zwei namhaften Italienern in Kupfer gestochen wurde.

Der hochgradige, theilweise überspannte Idealismus der jungen Maler war hervorgerufen durch den Gegensatz, in welchen sie zu der herrschenden Strömung treten zu müssen glaubten; Talente zweiten und dritten Ranges, wie sie waren, verfestigen sich nur zu leicht in einer krankhaften Manier, während der echte Genius der Menschheit und nicht der Partei dient. Es war aber jener Hyperidealismus auch darum in diesem Falle nöthig, weil er allein im Stande war, den Quell ununterbrochener Schaffensfreudigkeit in einem kümmerlichen Dasein rein und voll fließen zu lassen. Es geht z. B. aus dem von Overbeck geführten Rechnungsbuche des gemeinsamen Haushaltes hervor, daß die Künstler seiner Genossenschaft nur von Polenta und Ricotta lebten (einer Art von dicker Milch), nebenbei auch von Orangen und Citronen. Die Zellen der Einzelnen waren so klein, daß kaum eine Staffelei aufgestellt werden konnte, geschweige denn ein Modell. Uebrigens waren sie Alle so arm, daß nur Vogel ein solches bezahlen konnte. Overbeck behielt bis 1818 seine ärmliche Wohnung in Rom bei. Dort stand auf einem Fußboden von Ziegelsteinen ein armseliges, unpolirtes Mobiliar; das Bettgestell enthielt nur einen mit Maisblättern gefüllten Sack, worüber eine dünne Wolldecke gelegt war. Aber trotz dieser denkbar größten Anspruchslosigkeit und trotz vieler Aufträge war Overbeck's Casse immer leer. Da außer ihm noch viele andere Künstler in beständiger Geldnoth sich befanden, so bildeten sie unter sich eine Unterstützungscasse; auch Overbeck hat aus ihr verschiedene Anleihen gemacht. Sodann unterstützte ihn der bekannte Kunsthistoriker Baron v. Rumohr, welcher in der Nähe von Lübeck ein Gut besaß. Um Overbeck's Bild, „Christi Einzug in Jerusalem", möglichst einträglich für den Künstler zu machen, eröffnete v. R. eine Subscription darauf, kaufte es dann selbst und trat (1821) in der edelsten Weise seine Rechte an die Stadt Lübeck ab. Uebrigens verdient es Erwähnung, daß in einem besonderen Falle die Kunst Overbeck's aus dem menschlichen Elend Vortheil zog. Als er nämlich in der Casa Bartholdy die Allegorie der sieben fetten Jahre malte, herrschte in den Dörfern um Rom ein solches Elend, daß daselbst viele Bewohner ein Opfer des Hungertyphus wurden. Umgekehrt gereichte aber auch ein entgegengesetzter Eindruck seiner Kunst zum höchsten Triumph. Im Sommer 1820 entdeckten die deutschen Künstler in Albano die leibhafte Verkörperung classischer Schönheit in einem vierzehnjährigen Mädchen Namens Vittoria Caldoni. Sie

war die ebenso schöne wie reine Tochter eines Winzers, und wurde einmal wegen ihrer auffallenden Schönheit von einer vornehmen Dame nach Rom geladen. Alsbald strömten die Künstler zusammen, um in einem Zimmer der deutschen Gesandtschaft das Mädchen zu malen oder zu modelliren. 44 Künstler, darunter Größen wie Horace Vernet, Schnorr, Heß, Thorwaldsen, Schadow, Byström, gestanden, daß ihr Versuch nicht gelungen sei. Nur Overbeck erreichte verhältnißmäßig noch die meiste Porträtähnlichkeit, so daß König Ludwig I. sich bewogen fand, dessen Bild für seine berühmte Galerie von Frauenschönheiten in München anzukaufen. Ein anderer Triumph von Overbeck's Kunst war freilich etwas zweifelhafterer Art. Als sein berühmtes Oelgemälde „Einzug Christi in Jerusalem" endlich im Sommer 1824 (der ursprüngliche Carton war schon 1809 vollendet) in Lübeck ausgestellt wurde, war die ganze Stadt voll des Lobes, und der Steindruck wie der Stich verbreiteten es überall hin als Zimmerschmuck. Ja, ein Kaufmann ließ sogar Overbeck's Porträt auf Pfeifenköpfen anbringen; außerdem mußten auch noch Rafael, Correggio und Guido Reni herhalten. Da ist es denn doch um ein gutes Stück passender, wenn ein großer Seedampfer einer Hansastadt auf den Namen eines Künstlers oder Kunsthistorikers getauft wird. Uebrigens dürfen wir vielleicht in diesem Zusammenhange anführen, daß einer der frommen Künstler es auch als Kriegsmann zu hohen Ehren gebracht hat. Als der 1815 zu ihnen getretene Philipp Veit den Zug der Verbündeten nach Paris mitgemacht hatte, so war er zum Lieutenant befördert worden „wegen seines ausgezeichneten Betragens".

Bekanntlich haben Cornelius, Overbeck und andere Nazarener ein Zimmer eines Hauses auf dem Monte Pincio mit Fresken geschmückt, welches dem damaligen preußischen Generalconsul Jakob Salomon Bartholdy gehörte. Die jungen Künstler arbeiteten fast umsonst aus rein idealen Interessen; obendrein hatten sie es sich selbst sehr schwer gemacht, weil damals die Freskotechnik von ihnen so gut wie neu wieder erfunden werden mußte. Wie ungemein ernst es die jungen Künstler in ihrem heiligen Eifer nahmen, geht aus einer spätern Aeußerung Overbeck's hervor: „Wir sagten uns täglich gegenseitig, daß wir rechte Lumpenkerle seien; wir ermangelten nicht, uns immer recht herunterzureißen." Andererseits ist ein Brief, welchen Bartholdy unter dem 6. Februar 1817 an seinen Schwager Abraham Mendelssohn in Berlin richtete, geradezu ein kunstgeschichtliches Denkmal. Er beweist schlagend, welche Verdienste um die Kunst ein Mäcen sich erwerben kann, wenn er Idealität, Verständniß und Herz in der rechten Weise verbindet. Wir lesen: „Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preußische Künstler von entschiedenen Anlagen und Talenten; sie hatten aber keine Bestellung als miserable Buchhändlerzeichnungen, hin und wieder ein Porträt. Hieraus entstand das Uebel, daß die besseren Künstler oft sich selbst nicht kennen lernten; auch jammerte mich die Hilflosigkeit dieser Leute. Auf officiellem Wege war nichts zu thun; ich hätte nicht gewußt, wie ich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, mich verständlich machen sollte. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen und Kränkungen unterziehen. Die Freskomalerei aber wählte ich, damit in Rom als dem Mittelpunkt der Künstlerwelt ein bleibendes Denkmal gemeinsamer Arbeit geschaffen würde. Sie war ferner das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen und sich gegenseitig zu befruchten. Sie erforderte eine Größe der Figuren und Gemälde, welche die Fehler und Schönheiten aufdeckte. Mein Contract für die auszumalende Wohnung läuft noch vier Jahre; nachher werden mich meine Wirthsleute vermuthlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Gott weiß es, daß diese Ausgabe mich drückt; aber die wahrhaft reichen Leute thun ja nichts, oder thun es ungetheilt und für sich."

Noch viel berühmter als Bartholdy ist einer von den reichen Leuten jener Epoche geworden: Ludwig I. von Bayern. Bekanntlich trat er schon als Kronprinz zu Rom in nahe Verbindung mit den Chorführern der neuen deutschen Kunst. Er erschien nie anders als im (vermeintlich) altdeutschen Rock (einem glatten, dicht zugeknöpften Rocke mit vollen Schößen), auf dem Kopfe die Mütze mit dem Landwehrkreuz. Diese Tracht schenkte er allen denjenigen Künstlern, welche sich dieselbe nicht aus eigenen Mitteln anschaffen konnten. Ganz burschikos reckenhaft soll der damals gleichfalls in Rom lebende Friedrich Rückert darin ausgesehen haben: war er doch eine Hünengestalt mit einem Haupthaar, gleich einer Löwenmähne. Als Ludwig I. im Begriff stand, nach Deutschland zurückzukehren, gaben ihm die deutschen Künstler ein Abschiedsfest (29. April 1818). In fliegender Eile hatte die Malercolonie nach dem Entwurf des Cornelius einen Saal in der Villa Schultheiß in ein gemaltes Paradies verwandelt; die Architekten besorgten die übrige Decoration. Die aus etwa 120 Personen bestehende Gesellschaft verbrachte das Fest unter Musik, Gesang und Tanz. Das Abendessen nahmen die Herren stehend ein; nur Ludwig von Bayern saß, und zwar zwischen Frau v. Humboldt und Henriette Herz. Erstere war eine Kennerin und Beschützerin der Künste, und wohnte in demselben Hause, wo Schadow und Thorwaldsen ihr Heim aufgeschlagen hatten. Gegenüber auf der andern Seite der Via Sistina logirten Frau Herz und Frau v. Schlegel in demselben Hause, wo Angelika Kauffmann gelebt und geendet hatte. Uebrigens ist es charakteristisch, daß das Fest sich bis spät in die Nacht hinzog; um 5 Uhr reiste der Prinz ab, aber — um 4 Uhr Morgens hörte er noch eine Messe.

Das Verhalten des bayerischen Fürsten zur Kunst erhielt damals zwei Seitenstücke. Um die Osterzeit des Jahres 1819 sollte auch ein langerwarteter Besuch des Kaisers von Oesterreich in Rom stattfinden. Ihm zu Ehren veranstalteten die Künstler im Palazzo Caffarelli eine deutsche Kunstausstellung, welche geradezu glanzvoll ausfiel. Man hatte aber dem Papa Franz beigebracht, daß die neudeutschen Künstler größtentheils im deutschen Rock und Barett erschienen, also — zu dem revolutionären deutschen Jünglingsbunde gehörten. Dies erregte das Mißfallen des hohen Gastes, und die Kaiserin konnte ihn nur mit großer Mühe zwei Stunden lang in der Ausstellung festhalten! Ganz anders benahm sich König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, als er im November 1822 nach Rom kam; er und noch mehr sein Sohn, der nachmalige Romantiker auf dem Throne, machte (der zweite im Herbst 1828) sofort Einkäufe und ertheilte Aufträge.

Bald nach dem Regierungsantritt Ludwig's I. von Bayern verließ Cornelius Rom, um eine Doppelstellung in Düsseldorf und München anzutreten (1819). Schon 1821 bot er Alles auf, um seinen Freund Overbeck nach Deutschland zurück zu bringen. Damals schrieb er an jenen die denkwürdigen Worte: „Ich habe mit Dir und unseren Freunden noch Großes im Sinne, und es sind keine Luftschlösser; alle jene seligen Tage unserer Jugend werden noch wahr." Overbeck erhielt denn auch einen königlichen Ruf nach München und war geneigt, ihn anzunehmen. Als aber seine Gattin plötzlich erklärte, daß sie in Deutschland bald sterben würde, verzichtete er auf die ihm angetragene Stelle. Dazu kam noch der schwerwiegende Umstand, daß Overbeck nur in Rom die ihm nöthige künstlerische Lebensluft athmen zu können meinte. Ging doch auch Cornelius, als er bereits ein berühmter Meister geworden war, immer wieder nach Rom, wenn er Neues schaffen wollte. Als nun Cornelius wieder einmal von Rom nach Deutschland zurückreiste, nahm er Overbeck mit. An einem der letzten Tage des Juli 1831 wurden beide Künstler in München erwartet; schon lange vor München wurden sie auf der Landstraße von der wartenden Menge mit Lebehochs empfangen, in der Nähe der Stadt aber spannte man die Pferde aus und zog den Wagen bis zur Wohnung des Cornelius. Mit Stolz zeigte nun dieser dem theuren Jugendfreunde alle die Werke, welche die Kunstliebe Ludwig's I. geschaffen hatte; dann aber entließ er Overbeck zu neuen Triumphen, welche dieser in Frankfurt a. M. und den Rheinlanden feierte. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhange die hohe Bedeutung, welche damals der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen besaß. Er war der einzige, welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, einen namhaften Theil seiner Einnahme zugleich für Kunstwerke höherer Gattung, insbesondere zum Schmuck von öffentlichen Gebäuden, zu verwenden. Die übrigen Kunstvereine wurden nur zu oft dahin gedrängt, der Privatliebhaberei auf Kosten dieser höheren Richtung allzuweit gehende Zugeständnisse zu machen.

Als Overbeck nach Rom zurückgekehrt war, fand er seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie von Sanct Luca vor, die höchste Auszeichnung, welche Italien einem Künstler zu bieten hatte. Zu dieser hohen Freude gesellte sich tiefe Wehmuth, da er bald darauf die älteste Tochter seines Freundes Cornelius als eben erblühte Jungfrau in Abwesenheit des Vaters beerdigen mußte. Cornelius dankte ihm dafür mit folgenden Worten: „Vor achtzehn Jahren begleitetest Du mein theures Kind auf seinem ersten Wege; jetzt hast Du es auf dem letzten begleitet. Als echter Taufpathe hast Du ehrlich und treu bei ihr gestanden bis zum Tode."

Im Jahre 1833 wurde Overbeck Zeuge eines kunstgeschichtlich hoch interessanten Ereignisses. Es hatte sich vielfach die Ansicht geltend gemacht, daß Rafael's irdische Ueberreste nicht im Pantheon aufbewahrt seien, sondern in der Minervakirche sich befinden müßten, weil dort die Urbinaten eine gemeinschaftliche Begräbnißkapelle besessen hätten. Um den Streit endgiltig zu schlichten, wurde endlich

die Eröffnung des Grabes beschlossen. In Gegenwart von Deputationen der Akademie der Künste und anderer gelehrter Körperschaften schritt man zur Ausgrabung; auch Overbeck war als Abgeordneter von St. Luca zugegen. Genau zur Mittagszeit des 14. September 1833 fand man, der Angabe des Vasari entsprechend, einen ganz eingemauerten Sarg, welcher bis auf wenige Splitter ganz zerfallen war. Gleichwol enthielt er das noch ziemlich wohl erhaltene Skelett des unsterblichen Meisters. Zugleich bewies dieser Fund, daß der in der Akademie von St. Luca aufbewahrte Schädel nicht derjenige des Rafael sei. Horace Vernet und Camuccini, der Inspector der päpstlichen Bildergalerie, zeichneten das Skelett sorgfältig ab, Fabris aber nahm Abgüsse von Schädel und Händen.

Gewöhnlich wird der Uebertritt Overbeck's zum Katholicismus von dem Wahne abgeleitet, daß nur in dieser Kirche der Geist und die Pflege einer wahrhaft religiösen Kunst zu Hause seien. Diese Annahme ist irrig, oder enthält doch nur den geringeren Theil der Wahrheit. Overbeck war von Haus aus eine durch und durch weibliche Natur, seine Frömmigkeit war stets eine innige, aber gefühlsmäßig beschränkte. Schon von frühester Jugend an hatte er die Gewohnheit, täglich ein Stück in der Bibel zu lesen; er wollte damals nichts anderes als Christum darin finden. In Rom aber erwachte ein Verlangen nach übernatürlicher Hilfe in ihm. Diese innere Regung erklärte er sich zunächst aus dem Entbehren des heiligen Abendmahls: hatte er doch seit seinem Weggang von Wien keinem protestantischen Gottesdienste mehr beiwohnen können. In Rom gab es damals einen solchen noch nicht, denn die englische Kapelle wurde erst 1818 eröffnet, und 1819 kam auf Niebuhr's Andringen Dr. Schmieder als erster deutscher Gesandtschaftsprediger nach Rom. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß gläubige Protestanten oft in den katholischen Kirchen von Rom Erbauung suchten. Dies that denn auch Overbeck und las außerdem zu Hause die Schriften des Thomas von Kempen sowie die Geschichte der Religion Christi, welche der zum Katholicismus übergetretene Graf Stolberg verfaßt hatte. In den wohlvorbereiteten Boden fiel nun zu rechter Zeit das Wort eines milden, gelehrten und klugen katholischen Geistlichen. Overbeck's Freunde: Johannes Veit, Wintergerst, Xeller, Rudolf und Wilhelm Schadow, kamen zusammen beim Abbate Pietro Ostini, welcher Professor der Kirchengeschichte am Collegium Romanum war. Anfangs folgte Overbeck nur dem Andrängen seiner Freunde, als er diesem Mittelding von Vorlesung und Unterredung beiwohnte; bald aber fand er persönlich Geschmack an der Sache. Ostini gab die Mängel und Gebrechen der Kirche freimüthig zu und ließ dem Privaturtheil in allen unwesentlichen Dingen volle Freiheit. Um so mehr aber betonte er die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche mit dem Papst an der Spitze als der Autorität in allen geistlichen Dingen. Sehr geschickt erwies er nun die Unzulänglichkeit der Schrift Neuen Testaments damit, daß ja die Kirche schon vor dem Bibelcanon bestanden hätte. Christus habe den Petrus als das sichtbare Haupt der Kirche ausdrücklich eingesetzt und die Unfehlbarkeit der Kirche sei von allen Kirchenvätern anerkannt. Die letzteren studirte denn nun Overbeck gründlich, und am Ende des Jahres 1812 war er entschlossen, zum Katholicismus überzutreten. Er machte seinem Vater Mittheilung von seinem Vorhaben; dieser aber beschwor ihn unter Thränen, sich ja nicht die Sinne verwirren zu lassen. Gerade der Punkt, welchen der Vater am meisten bekämpfte, wurde für den Sohn entscheidend: die Nothwendigkeit einer höchsten sichtbaren Autorität in geistlichen Dingen. Nur diese Forderung, nicht aber die Herrlichkeit des katholischen Cultus, bestimmte den Künstler zum Uebertritt. Overbeck glaubte, daß nur die katholische Kirche die volle und wahre, von Christus den Aposteln übergebene Lehre besitze. Da der alte Senator in Lübeck andauernd heftig widerstrebte, so trat der Sohn am Palmsonntag 1813 zunächst heimlich über. Als der Vater später auf einem Umwege diesen Schritt seines Kindes erfuhr, war er tief erschüttert; nachdem er sich aber beruhigt hatte, maß er diese Wandlung der erregbaren Phantasie seines Sohnes und der Einwirkung des glanzvollen katholischen Cultus bei. Der Sohn freilich legte sich die Sache anders zurecht, denn 1816 schrieb er an einen seiner Freunde, daß er erst in der katholischen Kirche für seine Seele unaussprechliche Ruhe, für seinen Verstand einen Leitstern, für sein Herz volle Genüge gefunden habe. Wie engbegrenzt freilich sein geistiger Gesichtskreis war, geht aus einer anderen Aeußerung der damaligen Zeit hervor: „Ich erkannte nun, warum mit der Reformation auf einmal jener Geist der Einfalt und Frömmigkeit, der aus allen alten Werken der Kunst und Wissenschaft spricht, wie verschwunden ist.“ Er war überzeugt, daß die vorrafaelischen Meister ihre Muster nirgends anders gesucht und ihre Gruppen nirgends anders gefunden hätten, als im katholischen Cultus. Allen Ernstes gerieth er endlich auf die Idee, daß der Convertit Friedrich Schlegel eine neue deutsche Bibelübersetzung anfertigen sollte!

Der Beweis für die bekannte Erscheinung, daß Convertiten gewöhnlich fanatische Vertreter ihres neuen Glaubens werden, wird leider auch von Overbeck geführt. Aus dem Leben des großen Cornelius ist Frl. Emilie Linder bekannt, die Tochter eines reichen Kaufherrn in Basel, welche aus innerem Drange zunächst in München, dann in Italien sich der Malerei gewidmet hatte. Als Clemens Brentano dieser Dame im Jahre 1833 das Leben und die Geschichte der Katharina Emmerich vorgelesen hatte, fing sie an, dem Katholicismus freundlicher gesinnt zu werden. Da schrieb Overbeck an sie die bezeichnenden Worte: „O warum ist es mir nicht vergönnt, Sie mit dem Leben so mancher Heiligen bekannt zu machen! Welch' eine Welt würde sich Ihnen aufschließen; ja gewiß, Sie würden erkennen, welches unschätzbaren Gutes sich diejenigen selber berauben, welche in der Trennung von der katholischen Kirche beharren!“ Frl. Linder widerstand anfangs den Bekehrungsversuchen sehr tapfer; sie fühlte noch ganz deutlich, daß man im Katholicismus „über der Kirche beinahe Christum vergessen solle“. Endlich aber nahm Overbeck sie durch den bestechenden Einwurf gefangen, daß sie sich ja nur an die alte ursprüngliche Kirche anschließen solle, von welcher sich unsere Voreltern einst getrennt hätten, für welche ja auch Luther gewesen sei. In dieser wahrhaft katholischen Kirche sei der Christ nicht mehr schwankenden Ansichten preisgegeben, sondern wisse sich im Besitz untrüglicher und unwandelbarer Lehre. Wol könne die Verwaltung der von Gott der Kirche anvertrauten Schätze reformbedürftig werden; niemals aber könne die Lehre entarten, weil sie kraft der Verheißung Christi durch Gott selber vor aller Entartung geschützt sei. Nach einem langen Briefwechsel mit Frl. Linder hatte Overbeck im Jahre 1843 die Genugthuung, die Dame bekehrt zu haben. Sie empfing die Firmelung durch keinen Geringeren, als durch den päpstlichen Nuntius in München, und sofort schrieb auch sie: „Ich bin in das neue Kirchenjahr als wirkliches (!) Kind der Kirche eingetreten.“ Auch die Grabrede hielt ihr 1867 ein Kirchenfürst: der als Bischof von Speyer verstorbene berühmte Abt Haneberg.

Fernere Züge der strengen Richtung von Overbeck sind folgende. In sein umfassendes Werk „Triumph der Religion in den Künsten“ nahm Overbeck Künstler der späteren Renaissance nicht auf, weil sich bei jenen „ein paganisirtes Christenthum breit mache“. Als dieses nach langer Arbeit vollendete Bild endlich in Frankfurt a. M. ausgestellt wurde, rief es eine solche Aufregung in zwei feindlichen Heerlagern hervor, daß der Gang zu demselben von einem Corporal und dessen Trabanten bewacht werden mußte. Overbeck selbst mußte zu diesem seinem berühmtesten und größten Gemälde einen Text schreiben, weil es ohne denselben geradezu unverständlich war. Da liefen denn folgende bedauerliche Wendungen mit unter: „Der in das ewige Leben fließende Springquell ist das Symbol der himmelanstrebenden Richtung der christlichen Kunst, während sich die Alten eine vom Parnaß abwärts strömende Quelle dachten.“ „Das Centrum aller religiösen Ideen ist das Geheimniß der Menschwerdung Gottes aus der Jungfrau.“ Letztere Wendung ist zwar von der Kirche selbst nicht officiell gelehrt worden, aber das katholische Gemeingefühl hat das natus ex Maria virgine (geboren von der Jungfrau Maria) des zweiten Artikels nur zu oft im Sinne Overbeck's überspannt.

Im Jahre 1856 starb zu Rom Dr. Emil Braun, der ständige Secretär des archäologischen Instituts daselbst. Dieser war als Protestant erzogen, hatte aber Sympathien für den Katholicismus gezeigt. Ueber diesen schrieb Overbeck an Veit: „Braun hat zwei Tage vor seinem Tode den Pater Becx, den General der Jesuiten, zu sich rufen lassen. Freilich kann ich nicht sagen, daß er katholisch gestorben sei, vielmehr ist er bei der Pyramide des Cestius begraben. Dennoch kann ich nicht die Hoffnung unterdrücken, daß um seiner unzähligen Liebeswerke willen der Herr ihn noch seiner Kirche auf irgend eine Weise einverleibt habe. Laß ihn Deiner Fürbitte empfohlen sein.“ Das Stärkste aber, was Overbeck in einer unnatürlich übertriebenen Frömmigkeit leistete, ist Folgendes. Als sein einziges Kind, der reichbegabte Alfons, als zwanzigjähriger Jüngling starb, schrieb Overbeck nur die Worte in sein Tagebuch: „Den 27. Sept. 1840 starb mein Alfons um 8½ Uhr des Abends, assistirt vom Pater Unterpfarrer von S. Angelo; den 28. ward seine Leiche aus dem Hause in die Pfarrkirche getragen, den 29. war er daselbst ausgestellt, am 30. wurde er beigesetzt; am Vormittag war in der Pfarrkirche das gesungene Seelenamt.“ Dieses

Unterdrücken jeder Klage hielt der Künstler für christlichen Heroismus obwol er seinen Sohn grenzenlos liebte. Er bekannte von Alfons, daß er keinen Fehler in demselben habe entdecken können und dessen ganzes Verhalten eine übernatürliche Wurzel habe. Trotz aller Passion für Musik und Gesang habe Alfons niemals eine profane Arie gesungen, sondern nur heilige Musik strengsten Stiles. Ja, der junge Mensch beschränkte sich auf eine Mahlzeit des Tages und genoß beim Frühstück den Kaffee ohne Zucker. (Nach des Vaters Meinung ein Zeichen von Askese.)

Es ist ein Glück, daß bei solchen religiös einseitigen Talenten zweiten Ranges der Weg vom Kopf durch die Hand zur Leinwand und zum Meißel ein weiter ist; sonst würden sie ihre Verwechselung des Kirchlichen mit dem Christlichen noch viel herber in der Kunst geltend machen, als es ohnehin schon geschehen ist. Sich künstlich auf den Standpunkt von längst überwundenen Schulen zurückschrauben und an die Stelle eines gehalts- und gefühlstiefen Glaubens eine kindlich naive Unbeholfenheit setzen: das ist eine Krankheit, ist ein Rückschritt in der Kunst, welcher in einer einzelnen beschränkten Subjectivität ertragen werden kann, aber sich schlechterdings nicht für die allein seligmachende religiöse Kunst ausgeben darf. Es ist begreiflich, daß ein Mann wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1855!) Overbeck zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannte, obwol der Maler die edle — Freimüthigkeit gehabt hatte, das vom König ihm übertragene Gemälde „Erwartung des Weltgerichtes" abzulehnen, weil er den Gegenstand nicht ganz vom katholischen Standpunkt behandeln zu dürfen meinte. Es mag dem Einzelnen gestattet sein, daß er wie Overbeck sein ganzes Leben hindurch nur biblische und kirchliche Stoffe malt; nur soll er nicht alles Andere für irreligiös halten und die universelle Freiheit der Kunst einzwängen in den engen Bereich einer Gesetzeskirche. Wie aber selbst noch unter dem Stift eines so streng confessionellen Malers doch die biblischen Stoffe ihre Macht bewahren, geht aus dem Umstand hervor, daß Overbeck's vierzig evangelische Darstellungen, durch den Stich vervielfältigt, bis zu den Inseln der Südsee vordrangen.

Wenn Overbeck verlangte, daß religiöse Bilder (muß heißen „kirchliche") von allen Kunstausstellungen fern bleiben sollen, so charakterisirt auch diese Ansicht nur seine Beschränktheit. Ein kirchliches Bild verliert durchaus nicht an seiner Würde, wenn es vor seiner Unterbringung an geweihtem Orte einer unbeschränkten Zahl von Betrachtern durch die heutzutage international organisirten Kunstausstellungen zugänglich gemacht wird. Auf größeren Ausstellungen, wie der Berliner vom Jahre 1886, werden die religiösen und kirchlichen Bilder gemeinsam in einem oder mehreren Räumen aufgehängt; auf kleineren muß allerdings soviel Takt bewiesen werden, daß die Zusammenstellung von kirchlichen und nichtkirchlichen Bildern eine passende sei.

Alles in Allem genommen, beweist das Beispiel Overbeck's auf das Schlagendste, daß auch auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei eine Tendenz ebenso möglich und verderblich ist, wie beispielsweise auf dem einer Geschichtsmalerei, welche nur den Widerspruch und die Verneinungen des Protestantismus herauskehrt, nicht aber dessen positive Elemente. Overbeck's Persönlichkeit mag hochachtungswerth gewesen sein; seine Richtung aber ist ein Zeugniß für die Unfruchtbarkeit eines künstlich restaurirten Katholicismus, welcher ebenso sehr abgewehrt werden muß, als nach links hin eine moderne Schule, welche im Dienst von Experimenten der Technik selbst den Kern der biblischen Erzählungen zu Genrebildern gewöhnlichster Art herabdrückt.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

V.

Im Küchen-Familienzimmer.

Die Jünglinge aus Reggio hatten mir ihren Besuch zugesagt. Signora Alba war sehr erfreut, als ich ihr ohne irgend einen Zweck die Mittheilung machte. Ihre Freude entsprang abermals einer Speculationsursache. Sie hatte noch eine kleine camera zu vermiethen, thatsächlich eine camera obscura. Die wollte sie den Herren zu möglichst langem Aufenthalte anbieten und ich sollte die Vermittlerin bei dem Handel abgeben. Ich verneinte, sie schmollte, endlich wurde ich eines Abends in die geräumige Küche und Wohnstube der Familie eingeladen, denn gleichwie bei Doctor Jovi in Florenz bewohnte dieselbe den Küchenraum, sobald alle Zimmer des Logis glücklich besetzt waren. In der einzigen unvermietheten schwarzen Kammer aber, die für die Jünglinge aus Reggio bestimmt war, hätten sich die 9 Mitglieder der Familie Alba's wie in einem Nudeltopfe befunden und nicht regen und rühren können.

Man empfing mich äußerst liebevoll und tractirte mich mit Rum und steinhartem Aschkuchen, um mich dem Vermiethungsplane günstig zu stimmen. Von der Begeisterung der römischen Damen für das unverfälschte Matrosengetränk hatte ich schon hinlängliche Beweise durch meine Reisegefährtin von Viterbo nach Rom erhalten, die Frau des Caméen- und Gemmenschneiders. Jetzt erfuhr ich die lebhafteste Bestätigung dieser Wahrnehmung.

„Che bel fuoco!" rief Signora Alba, indem sie herzhaft schluckte. Ebenso entzückt zeigte sich Schwester Ghita, die wiederholt trank, während sie Maddalena an der Brust hatte. Um dieses Umstandes willen konnte ich anfangs nicht glauben, daß das braune Flüssige in den Gläsern auf dem Tische Rum sei, aber der starke Geruch und das Lob des Feuersaftes überzeugten mich bald vom Gegentheil. Das kleine schwächliche Mägdlein trank also Feuer mit der Muttermilch, und folglich Liebe zu dem dunkeln Reisbranntwein, den die Mutter mit so großem Behagen schlürfte. Uebrigens versicherte man, es sei heute die Feier eines Familienfestes, der Namenstag der Schutzheiligen Derer vom Geschlechte Alba. Ohne diese Veranlassung würde man sich den Luxus des geliebten Getränkes und des altbackenen Kuchens nicht gestattet haben. Mit Neid im Blicke sahen denn auch die größeren Kinder Ghita's auf das Glas Rum, das mir gereicht wurde, weit weniger begierig folgten die kleinen blassen Wesen, die offenbar schlecht genährt waren, der Kuchenspende an mich. Aber unverhohlen gaben sie ihrer Freude Ausdruck, als ich Beides mit Standhaftigkeit ablehnte. „Non vuole, non vuole!" (Sie will nicht!) riefen sie vergnügt und griffen nach den Leckerbissen, die ich abgewiesen hatte.

Ich wartete immer darauf, daß die Gesellschaft Zeichen von Berauschtsein geben würde, aber vergeblich. Sie hätten sicherlich weit mehr vertragen, als sie sich gönnen durften. Der Gatte Ghita's saß im Dunkel des Hintergrundes und schwieg zu allen Vorgängen im Vordergrunde der römischen Trinkscene.

Ob man ihn an den seltenen Genüssen Theil nehmen ließ, weiß ich nicht zu sagen, denn das Licht der dreiarmigen Lampe antiker Gestaltung, das den großen Küchenraum spärlich erleuchtete, drang nicht bis zu ihm am entfernten Herde.

Das mußte wahr sein, „magere Kost war tägliche Speise", wie es in einem Liede heißt. Man sparte sogar mit dem Holze zum Kochen in einer fast unglaublichen Weise. Jedes kleine gedörrte Stückchen Canna wurde zur Feuerung verwendet, weil das holzarme Italien zu diesem und allen ähnlichen Kunstgriffen gezwungen ist. Selten brannte das Halbholz hell, auch deshalb, weil es zumeist feucht war. Kochmaschinen gab es nicht. Aber einen Qualm verbreitete das glimmende Herdfeuer im ganzen Quartier, daß man Schinken und Würste darin hätte räuchern können. Bei dieser matten Flamme mußten die Speisen halbroh bleiben und wurden sicherlich manchmal ungar genossen. Welcher Contrast! Ein Herd, so riesig, als sollte ein ganzer Ochs am altgebräuchlichen Spieß gebraten werden, und ein Flämmchen, so klein, wie eine schwache Olivenleuchte. Irrlichtgleich zuckte es um einige Stückchen Canna, die früher zur Deckung eines Hüttendaches in der Campagna gedient hatten und halbverfault als Brennmaterial verkauft worden waren.

Einmal hatten die schwarzäugigen Schwestern, die sich in fortgesetztem Kriegszustande befanden und nur einig in der Durchstöberung meines Zimmers und meines Eigenthums zu sein schienen, mir mein episches Gedicht „Giovanna" weggenommen, das ich in einem Exemplar bei mir führte. Der Name „Giovanna", den sie buchstabiren konnten, mochte sie neugierig gemacht haben, und als sie mir das Buch wiederbrachten, entschuldigten sich die beiden Schwalben damit: sie hätten wissen wollen, ob sie deutsch lesen könnten. Es sei aber nicht gegangen. Nun wurde ich wieder einmal Abends in die Küche gelockt — diesmal ohne Rum und Aschkuchen — um ihnen beim Scheine der dreischnäbeligen Lampe etwas aus „Giovanna" vorzulesen. Ich ließ mich dazu überreden, weil

ich begierig war, zu erfahren, welchen Eindruck die deutsche Sprache auf die Gehörorgane und den musikalischen Sinn der ungelehrten Romaninnen hervorbringen würde.

Es war vor allen Dingen urkomisch, wie sie sich auf jeden Namen oder jedes Wort stürzten, das ihnen dem Klange nach bekannt erschien. Ihre Augen blitzten, sie winkten sich gegenseitig zu und schrien dann überlaut:

„Ecco una parolina italiana!“ (Das ist ein italienisches Wörtchen.) „Che bella lingua, la tedesca! Non avrei creduto che sia così facile ad impararla!“ (Welch eine schöne Sprache, die deutsche! Ich hätte nicht geglaubt, daß es so leicht sei, sie zu lernen!)

Und sie hatten doch noch gar nichts gelernt! Im Allgemeinen erschien sie ihnen aber doch un poco dura (ein wenig hart). „Hart, aber schön“, wiederholten sie, um mich nicht zu verletzen. Zu den Versen schlugen sie mit Händen und Füßen den Takt, nickten ihn sogar mit dem Kopfe, wie der Pendel sich an einer Uhr bewegt, obgleich ich als Bühnenkünstlerin nicht gewöhnt war, zu scandiren, und meinten: die misura sei in der deutschen Sprache viel besser, als in der italienischen. Eine Wahrheit, die sich selbst diesen naiven Beurtheilerinnen, die keine Ahnung von Prosodie hatten, aufdrängte. Ganz entzückt geberdeten sie sich über das Wörtchen: Ja!

„Das haben wir auch“, riefen sie wie aus einem Munde, „nur mit etwas anderer Aussprache: Già! Già!“

Das Wort wird im Italienischen häufig an Stelle von: Si! angewendet, obgleich es im Wörterbuch nicht mit: Ja! übersetzt steht, sondern mit „schon“, „bereits“, „weiland“. Ich mußte bei dieser Art Bejahung immer an die Dialekte Tyrols und Süddeutschlands denken, in denen eine Zustimmung auch oft durch „schon“ ausgedrückt wird.

Z. B. „Glauben Sie, daß heute gutes Wetter bleiben wird?“ — „Schon!“ lautet die Antwort, will sagen: „Ich glaub's schon!“

Sobald die Schwestern das Wörtchen: Già! seit dieser merkwürdigen Entdeckung im Gespräche anwendeten, wurde ich, wenn ich zu Hause war, herbeigerufen, und mit funkelnden Augen und zierlich erhobenen Fingern demonstrirte man mir:

„Vede, Signorina! Già, Già! come nel suo poema tedesco!“ (Sehn Sie! Wie in Ihrem deutschen Gedicht!)

Auffallend war namentlich bei Signora Alba der Stimmenumfang. Die Italienerinnen haben meist tiefe Töne in der Kehle, rauh und tief. Auch Ghita und Alba konnten als Bassistinnen mit einander wetteifern. Aber das Staunenswertheste leistete Alba. Ich glaubte fast, sie würde bei kunstreicher Stimmanwendung das tiefe „Doch“ des Sarastro in der „Zauberflöte“ erschwingen können: „Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht“, denn sie setzte nicht selten mit so männlicher und sonorer Tiefe ein, daß ich anfangs nicht im Stande war, anzunehmen, ein Weib orgele vor meiner Thür. Wollte sie mir aber etwas abschmeicheln, oder mich zu einer Leistung, einem Kauf, zur Erfüllung einer Bitte, die ihr Vortheil brachte, bewegen, so schlug die Stimme in eine so süße, weiche Höhe um, daß ich, als Bühnenkünstlerin, entzückt den Reichthum ihres Registers bewunderte.

Welch eine Stimmritze! dachte ich. Welch eine Gewalt über Posaune und Harfe und die ganze dazwischen liegende Scala! Welche „Orgäner“ bei diesen Frauen! würde mein Dresdener College Dawison ausgerufen haben.

Abenteuer in zwei Osterias.

Noch einen andern werthen Landsmann, einen Dresdner, fand ich in Rom installirt und auch er wurde mir zum Lehrer und Begleiter. Es war der Sohn des würdigen Hausarztes meiner Familie in Dresden, der Xylograph Alfred Noack. Mit größter Dankbarkeit gedenke ich seiner unschätzbaren Ritterdienste, ohne welche ich als alleinreisende Dame in jugendlichem Alter so manchen lehrreichen Blick in's Volksleben nicht hätte thun, so manchen Ausflug in die damals eisenbahnlosen, tief einsamen Umgebungen Roms nicht hätte unternehmen können. Immerhin wagte ich viel, kannte keine frauenzimmerliche Philisterei, wenn es galt, das Gesetzbuch der deutschen Damenhaftigkeit bei Seite zu werfen, um zu lernen und mit eigenen Augen zu schauen, was von uns Frauen sonst nur aus Büchern abgeschrieben wird. So z. B. verfügte ich mich einige Male allein und ohne die Abzeichen meines Standes: den Hut, die Handschuhe und das Spitzentuch, in kleine Volkskneipen, worin ich auch Frauen der geringeren Stände bemerkt hatte. Ich setzte mich zu ihnen, redete mit ihnen, aß, was sie aßen, die unvermeidliche köstliche fette Latuga romana, deren starke Blattrispen wie süße Pistazienkörner schmecken, mußte aber bald bemerken, daß die forestiera (Fremde), die sie in mir erkannten, ihr Mißtrauen erweckte und sie schweigsam machte.

Sie sahen sich unter einander bedeutungsvoll an und flüsterten: „Una donna francese!“

Alles Fremdländische war damals für die Italiener französisch oder englisch. Bis nach Deutschland wagten sich nur selten ihre geographischen Muthmaßungen, und mein Einwurf, ich sei aus Germania, wurde kaum beachtet. Auch verstand ich nicht Alles, was sie redeten, es kamen Dialektworte vor, die man mir nicht erklären konnte, und je eifriger ich mich zu unterrichten strebte, desto bedenklicher wurden die Frauen. Sie winkten ihre Männer herzu, die mehr im Hintergrunde der höhlenähnlichen kleinen Osteria saßen, nämlich in der Nähe der im kühlsten Kellerraume geborgenen riesigen Weinfässer. Einer mit einem wahren Brutuskopfe — sein wolliges schwarzes Haar war ihm weit in die Stirn hereingewachsen, seine dunklen Augen blitzten verwegen — trat herzu und antwortete auf die Bemerkung seiner Donna: ich wolle Alles wissen (vuol' saper tutto) mit einer Bezeichnung für mich, die mir die Gefahr andeutete, in die ich mich begeben hatte.

„Una spia?“ rief er (eine Spionin?) und rollte die Augen. „Una spia francese?“ (Eine französische Spionin?)

„Um Gotteswillen!“ dachte ich, hier könnte man am Ende gar gelyncht werden! —“ Andere der im Höhlenhintergrunde versammelten Männer, bronzebraun von Angesicht, schwarzhaarig, dunkeläugig, zum Theil herkulische Gestalten, kamen herbei, langsamen, bedächtigen Schrittes, wie die Lava schreitet, wenn sie nicht in voller, erster Kratergluth ist. Aber im Innern kocht es, und wenn ihr ein brennbarer Gegenstand in den Weg kommt, flammt sie hoch auf und verschlingt ihn. Ich wär' ein solcher Gegenstand für die heranrückende Verdachtsgluth der Männer aus dem Volke geworden. Aber ich hatte einen rettenden Gedanken, den mir die Schauspielerin eingab. Ich beachtete die Männer nicht, die sich sachte hinter unsern Tisch gruppirten und mich mit ihren Blicken dolchten. Daß sie im bunten Shalgürtel blitzende Messer verwahrten, bemerkte ich wohl, denn stehend reichten ihre Gestalten mit der Hüfte bis an die Köpfe der sitzenden Frauen, an die ich mich mit meiner Erzählung wendete.

„Ich bin Schauspielerin“, sagte ich nicht ohne einiges Herzklopfen, ob es mir gelingen werde, die Mißtrauischen zu beschwichtigen, „ich möchte auf einem römischen Theater auftreten und mir dazu den Dialekt einüben, den ich hier am besten glaube lernen zu können. Bisher war ich deutsche Schauspielerin, und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen etwas in deutscher Sprache recitiren.“ Der Italiener ist ein geborener Schauspieler, mimisch-plastische Darstellungen haben den größten Reiz für ihn, und sein volksthümliches Haupttalent gipfelt im freien Vortrag mit Action. Es war für mich als ausübende Künstlerin nicht schwer, in meinem ganzen Wesen, Haltung, Bewegungen, Gesichtsausdruck, dem theaterfreundlichen Volke schon in dieser Einleitung glaubwürdig gegenüber zu treten. Ich sprang auf, schlang ein meiner Nachbarin gehöriges Tuch phantastisch um's Haupt und beabsichtigte nichts Geringeres, als der ultramontanen Gesellschaft den Monolog der schottischen Lady Macbeth vorzudeclamiren.

In demselben Augenblicke stolperte eine sonderbare Figur in die Spelunke herein: ein kleiner buckliger Kerl mit einem Korbe, den er an einem Riemen um den Hals trug. Er sah aus wie der Struwelpeter in den Bilderbüchern deutscher Kinder, schleuderte ein mir unverständliches Witzwort in die Versammlung, seine schemengleiche Mütze zur Höhlendecke empor (ich dachte sofort an den alten Menenius im Shakespeare'schen „Coriolan“: Da hast Du meine Mütze, Jupiter!) und rief ein wieherndes Lachen unter allen Anwesenden hervor.

Man umdrängte das possierliche Männchen, das mit Schelmenworten und in kreischendem Tone Waaren ausbot, die es im Korbe trug, die allgemeine Aufmerksamkeit war von mir abgelenkt, man machte den üblichen italienischen Lärm, wenn es etwas zu belachen oder zu bestreiten giebt, Alles schrie: Carruzzo! Carruzzo! — das war vielleicht der Spitzname der in der Volkskneipe bekannten und beliebten lächerlichen Figur des Buckligen — und ich entschlüpfte unbemerkt hinaus in's Dunkel der Nacht.

Via Tomaselli und die kleine Volkskneipe besuchte ich nur noch einmal, es war an dem Tage vor meiner Abreise nach der nordischen Heimath, als ich mir zwei dicke harzklebrige Pinienzapfen zum Andenken kaufte, die am Eingang in die weinduftige Höhle von einer Art cumäischer Sibylle feilgeboten wurden.

Daß ich Niemandem von meinen Bekannten etwas von diesem und einigen ähnlichen Wagstücken mittheilte, war selbstverständlich, man hätte mir mit Recht Vorwürfe gemacht und für Abenteuersucht

genommen, was bei mir souveräne Verachtung all der philisterhaften Gartenzäune war, die unser Geschlecht vom wirklichen wahrhaftigen Leben absperren. Doppelt dankbar mußte ich daher dem ritterlichen Alfred Road sein, der meinem Unternehmungsgeist so manche Paradiesespforten öffnete, die mir sonst doch vielleicht verschlossen geblieben wären. Z. B. die berühmte Goethekneipe, die Campanella, wo ich den Manen des größten Dichters deutscher Nation mein im Garten der Casa Tarpea gepflücktes Rosenbouquet, mit Orangenblüthen von den Spalieren der Farnesina gemischt, opfern durfte, indem ich die üppig duftenden Blumen unbemerkt auf den Boden streute, denselben, den einst, wie ich mir so gern einredete, sein Fuß betreten hat.

Durch Signor Alfredo, wie die Italiener mit ihrer Bevorzugung des Rufnamens Herrn Road nannten, wurde mir auch Zutritt zur Palombella, dem, wie man erzählte, früher sehr beliebten Schauplatz künstlerisch-patriarchalischen Frohsinns.

Hinterm Pantheonsplatz bei Sant' Eustachio lag sie. Man blickte, wenn man aus der niedern Thür trat, auf eine der Flanken des gewaltigen Rundbaus Agrippa's, dessen Grundmauern tief unten lagen, während die auf Schutt erhöhte schmale Straße mit Eisengeländer sich demüthig um den erhabenen Tempel schmiegte. In der Palombella wurde vorzüglicher Orvieto geschänkt, auch der champagnergleiche vino spumante, ein wahrer Göttertrank.

Ein anderer einsamer Studiengang durch Rom, den ich gegen Abend in schlichter Kleidung, nur ein weißes Tuch auf dem Kopfe, unternahm, führte mich an der Palombella vorüber. Ich blickte flüchtig hinein, bemerkte eine junge Blumenhändlerin am nächsten Tische und trat ein, um ihre Bekanntschaft zu machen.

Ihr letztes kleines Sträußchen, das sie nachlässig in den Händen drehte, kaufte ich, um sie zutraulich zu machen. Wir saßen uns gegenüber, ich theilte den Wein mit ihr, den ich mir hatte bringen lassen. Außer zwei ältlichen, schweigsam in die Gläser schauenden Römern des Bürgerstandes, die in einer Zimmerecke Platz genommen hatten, war Niemand in der Nähe. Aus dem Hintergrunde schall dagegen lautes Gespräch, man stritt, so schien es, über Weinpreise, Händler mochten zugegen sein und sich nicht einigen können.

Das Blumenmädchen hatte selbst etwas von einer Blume. Sie war schlank wie eine Lilie, aber eine Feuerlilie, sie ging im bunten Nationalcostüm. Welliges schwarzes Haar lag auf der classisch-niedrigen Stirn, einzelne lockige Enden zerstiebten in feine Fäden und fielen auf die Wangen herab, wie jene gekräuselten dünnen Stiele, welche die Blume „Braut im Haar" umgeben. Feueraugen rollten unter dunkeln Brauen, die oft in die Höhe gezogen wurden. Es wetterleuchtete in den Augen. War ein Gewitter im Anzuge oder hatte es eben erst ausgegrollt? Wenige Schlucke Wein machten die Bewegliche auch gesprächig. Sie warte auf ihren Geliebten, sagte sie leise, und sah sich scheu und ängstlich um. Es käme aber auch noch ein anderer innamorato (Verliebter), der ihr nachstelle und den ihr Geliebter geschworen habe zu morden.

„Sie sind wohl gegen den ‚Andern' einmal zu freundlich und gütig gewesen", lispelte ich, wodurch seine Eifersucht erregt worden ist?"

Sie schüttelte heftig den Kopf, die feinen Löckchen sprühten um's Haupt, sie strich sie wieder glatt und sagte, indem sie sich weit über die Tischplatte zu mir beugte:

„Lomello ist auf jeden Mann eifersüchtig, der mich freundlich ansieht."

Dann folgte eine Art Lebensgeschichte Lomello's, die aber so hastig erzählt wurde und in so wispernden Tone, daß ich nur wenig verstand. Etwas wollte mir klar werden: er war ein bestrafter Brigante, ein gebesserter! der aber im Begriffe stand, durch eine neue Unthat den Arm der Gerechtigkeit gegen seine Person zu waffnen. „Aber so verbergen Sie sich doch", flüsterte ich, „damit der ‚Andere', den Lomello umbringen möchte, Sie hier nicht findet. Auf diese Art vermeiden Sie Eifersucht, Kampf, Todtschlag —"

Plötzlich fuhr mein holdes Gegenüber jäh empor. Zum Fenster gewendet, flüsterte sie etwas — es war, als ob eine schöne Schlange zischte — dann duckte sie sich wieder, rief mir einige Worte zu, indem ihre Augen Flammen sprühten und nach der Thür hinzuckten — aalglatt schlüpfte sie um den großen breitbeinigen Tisch, machte eine verabschiedende Handbewegung und war draußen auf der nächtlichen Straße, ehe ich sie nach dem Grund ihrer Flucht zu fragen vermochte.

Kaum daß das prächtige Bild wie in einer magischen Laterne zerflossen war, so fuhr ein Manneskopf zur Thür herein, lange schwarze Haarsträhne umflatterten ihn, der Spitzhut war tief in die Stirn gedrückt, ein langer Mantel hing von den Schultern herab, mehr ein Fetzen. Er schleppte ihn hinter sich her. Mit zornrollenden Augen die Anwesenden mustern und wieder hinausstürzen in die Finsterniß, war eins.

Die beiden Römer in der Ecke des Zimmers murmelten etwas, das wie eine Mißbilligung klang. Dann riefen sie den Wirth herbei und zankten mit ihm, worüber, war mir nicht recht klar. Es war immer von Einem die Rede, der nicht mit Namen genannt wurde. Dann entfernten sich die biedern Bürger, und während der Wirth einem Rufe aus dem Hintergrunde des Raumes folgte, eilte auch ich hinaus, noch immer nicht für derartige Studiengänge abgekühlt.

Bücherbesprechungen.

—e— **Vor- und frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache.** Herausgegeben von Dr. phil. Johannes Müller, Seminaroberlehrer zu Waldenburg i. S. — Das kürzlich erschienene 13. Stück der vom Seminardirector Israel in Zschopau begründeten „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten" bildet die zweite Abtheilung der von Dr. Johannes Müller unter dem obgenannten Titel veröffentlichten pädagogischen Urkunden und umfaßt Schulordnungen und Schulverträge aus den Jahren 1505 bis 1523 nebst Nachträgen vom Jahre 1319 an. Beide Abtheilungen enthalten nicht weniger als 128 Documente in deutscher und niederländischer Sprache aus der Zeit von 1296 bis 1523, und zwar betreffen dieselben das Schulwesen in 79 Ortschaften, von denen 53 in Deutschland (darunter 9 in Sachsen), 16 in den Niederlanden und Belgien, 6 in der Schweiz und 4 in Oesterreich liegen. Während in der ersten Abtheilung nur wenige Urkunden veröffentlicht werden konnten, welche Unterrichtsordnungen enthalten, ist die vorliegende zweite Abtheilung, wie der Herausgeber bemerkt, gerade durch derartige Documente ausgezeichnet und zwar durch solche, die bis jetzt theils überhaupt, theils nach ihrem vollständigen und genauen Wortlaute unbekannt gewesen sind. Wir stimmen ihm gern bei, wenn er Schul- und Unterrichtsordnungen wie die Nürnberger um das Jahr 1505, die Nördlinger von 1512 und 1521, die Memminger um 1513 und die Zwickauer von 1523 geradezu als die werthvollsten Quellen für unsere Kenntniß des damaligen Schul- und Unterrichtswesens und zum Theil als epochemachend in der Schulgeschichte bezeichnet. Es bedarf wol nur dieser wenigen Bemerkungen, um alle Diejenigen, welche sich von Anfang an für das Unternehmen des Seminardirectors Schulrath Israel interessirt haben, auf die neueste Fortsetzung desselben empfehlend aufmerksam zu machen.

—e— **Die Fortbildungsschule.** Organ für das gesammte deutsche Fortbildungsschulwesen, herausgegeben unter Mitwirkung vieler Schulmänner und Nationalökonomen von Oskar Pache, Schuldirector in Leipzig-Lindenau. Preis pro Quartal 1,20 ℳ. — Das vorliegende Schulblatt, welches seit Anfang dieses Jahres monatlich in zwei Nummern erscheint, will sich in den Dienst des gesammten deutschen Fortbildungsschulwesens stellen und ist mithin nicht allein für jene obligatorischen Fortbildungsschulen bestimmt, welche der Allgemeinheit dienen, sondern auch für die gewerblichen und landwirthschaftlichen, welche als unmittelbare Fortsetzung der Volksschule gelten können, sowie endlich für die höchst wichtigen Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht. Der Herausgeber, ein bekannter sächsischer Schulmann, bemerkt zur Einführung seines Blattes, die Fortbildungsschule habe zwar schon bis jetzt anerkennenswerthe Resultate erreicht, doch stehe die Bewegung auf dem Gebiete derselben noch in ihren Anfängen, und daraus erkläre es sich, „daß die Meinungen der betheiligten Kreise nicht nur in den grundlegenden Fragen der Organisation, sondern auch über die einzuschlagenden Methoden und die sehr wichtigen erzieherischen Aufgaben weit auseinander gehen". Seiner Ansicht nach „ist die Fortbildungsschule eine Einrichtung von höchster, von nationaler Bedeutung, handele es sich doch um Lösung der schweren Frage, wie die deutsche Jugend in der gefährlichen Periode ihrer Entwickelung nicht allein vor ungünstigen Einflüssen aller Art zu bewahren, sondern auch geistig und sittlich dergestalt zu kräftigen ist, daß die jungen Leute sich zu charaktervollen Männern, zu tüchtigen Bürgern des Staates und treuen Söhnen des Vaterlandes

heranbilden können". Demgemäß erscheint es ihm „als eine bedeutsame Aufgabe, in seiner Zeitung Allen, welche sich für die Fortbildungsschule interessiren, einen Sammelpunkt zu bieten, durch Eröffnung der Discussion über alle einschlagenden Fragen die Einheit in den Zielen fördern zu helfen und durch Vorführung mustergiltiger Lehrpläne und Lectionen anregend auf die praktische Arbeit in der Schule zu wirken". Es soll daher jede Nummer der „Fortbildungsschule" enthalten: 1) einen theoretischen Theil, der sich mit den Fragen der Organisation beschäftigt; 2) einen praktischen Theil, der ausführliche Lehrpläne und Musterlectionen bieten will; 3) einen geschichtlichen Theil, der Berichte über die Zustände und Erfahrungen auf dem fraglichen Gebiete aus allen Theilen Deutschlands bringen wird; 4) einen literarischen Theil, der auf die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte, soweit sie die Tendenz der „Fortbildungsschule" berühren, aufmerksam machen wird. — Die ersten drei Nummern, welche uns zugegangen sind, entsprechen diesem Plane und erwecken die Hoffnung, daß die „Fortbildungsschule" nach und nach einen weiten Leserkreis gewinnen wird, zumal ihr aus allen Theilen Deutschlands thätige Beihilfe zugesagt worden ist. Von den zahlreichen Mitarbeitern, unter denen sich auch viele tüchtige Lehrer Sachsens befinden, wollen wir nur erwähnen die Herren Schulrath Grüllich in Dresden, Schulinspector Hentschel in Braunschweig, Dr. Jütting in Burg-Magdeburg, Reichstagsabgeordn. Fritz Kalle in Wiesbaden, Schulrath Dr. Kühn in Leipzig, Professor Bona Mayer in Bonn, Oberschulrath Dr. Möbius in Gotha, Mittelschullehrer Patuschka in Schmölln und Reichstagsabgeordn. Seyffardt in Crefeld. — Wir wünschen dem neuen Blatte, das der Entwickelung des Fortbildungsschulwesens sehr nützlich werden kann, den besten Erfolg.

* Was Ihr wollt! Sociale Blätter für das deutsche Volk. In zwanglosen, ein jedes für sich inhaltlich abgeschlossenen Heften herausgegeben von Friedrich Ronnemann. (Leipzig, Reinhold Werther.) Das vorliegende zweite Heft enthält Aufsätze über die Wohlthätigkeits-Dilettantinnen, über Geheimmittelschwindel, über Kochen und Heizen 2c. außer kleinen Plaudereien über die verschiedenartigsten socialen Fragen und — Uebelstände. Ueber die Tendenz der „socialen Blätter" haben wir früher berichtet. Auch der Inhalt des zweiten Heftes bietet manches Bemerkenswerthe und Anregende.

L.— Reglements-Studien. Ein Beitrag zur Frage eines Zukunfts-Reglements für die deutsche Infanterie von F. A. Paris, Generalmajor a. D. Zweite Ausgabe. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. 2 ℳ. — Als das vorstehend genannte Buch vor etwa zwei Jahren in erster Ausgabe (bei Wilhelm Baensch in Berlin) erschien, haben wir schon in unserer damaligen Besprechung desselben darauf hingewiesen, daß der in reglementarischen Dingen mit Recht als Autorität geltende Herr Verfasser über eine langjährige und reiche Erfahrung zu gebieten hätte und deswegen vor Vielen berufen erschiene, bei einer eventuellen Abänderung unseres jetzigen Infanterie-Exercir-Reglements seine Stimme zu erheben. Wir haben diese Meinung auch noch heute, und verfehlen darum nicht, das jetzt in zweiter Ausgabe erschienene, demnach schon in weiten Kreisen verbreitete Buch den Herren Kameraden von der Infanterie auf das Angelegentlichste zu empfehlen, wenngleich wir mit einzelnen Vorschlägen des Herrn Verfassers, wie z. B. der dreigliederigen Rangirung und der Eintheilung der Compagnie in vier Züge, nicht einverstanden sind.

J. R. Margarethe v. Bülow: Jonas Briccius. Erzählung. Preis 4 ℳ. Aus der Chronik derer von Riffelshausen. Erzählung. Preis 5 ℳ. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. (Grenzboten-Sammlung. Erste Reihe. Band 27 und 29). — Zu Anfang des Januars waren drei Jahre verflossen, daß eine junge, dichterisch begabte Dame bei einem hochherzigen Rettungsversuche im Rummelsberger See bei Berlin ertrank: Margarethe v. Bülow, die Verfasserin der beiden obengenannten Erzählungen, von der bisher nur einige im Verlage von W. Hertz in Berlin erschienene Novellen vorlagen. Die „Chronik derer von Riffelshausen", an deren endgiltiger Fassung noch der vor einem Jahre verstorbene Julian Schmidt theilnahm, ist noch eine Anfängerarbeit, die, wenn der Dichterin weitere Schöpfungen beschieden gewesen wären, wol nie deren Pult zum Druck verlassen hätte; nun, als Anfängerarbeit erweist sich auch „Jonas Briccius", und es dürfte gewagt sein, von diesen Büchern auf eine „nach menschlicher Voraussicht glänzende Künstlerlaufbahn" der Verfasserin zu schließen. Aber die Frage darnach besitzt ja auch keinen praktischen Werth, halten wir uns an das Geleistete, das ja auf jeden Fall derart ist, daß es der Beachtung des Lesepublicums werth ist. Das Anfängerhafte zeigt sich z. B. in der großen Formlosigkeit der Erzählungen; und diese Formlosigkeit herrscht nicht nur in dem früheren, sondern auch in dem späteren Werke „Jonas Briccius". Dies geleitet uns in ein Dorf nach Thüringen (der Heimath der Dichterin) und führt uns einen Vicar vor, den der Titel nennt, im Widerstreit sowol mit der etwas leichtsinnigen Gemeinde von Lottersleben als mit dem milden abgeklärten Pfarrer, der seine Anschauungen über die Bedürfnisse der Menschheit mit den Anforderungen des Christenthums in Einklang gebracht hat; diese Versöhnung verschmäht Jonas Briccius und er steht dem Leben der Dorfbewohner als ein starrer Zelot feindselig gegenüber, der die Menschen in die Fesseln eines freudlosen Puritanismus zwängen möchte. Diese Gegenüberstellung ist lebenswahr und der Held erregt unsere Theilnahme, weil sein Beginnen in der geschilderten Umgebung Berechtigung hat. Auch werden die verschiedenen Fäden der Handlung so angelegt, daß der Leser der Weiterführung gespannt entgegen sieht. Nun aber begeht Jonas Briccius Folgendes: er heirathet ein über den Tod seines Liebhabers ganz trost- und willenlos gewordenes Mädchen, um — es wieder dem Leben und seinen Pflichten zuzuführen; Jonas, der eine Andre liebt und von dieser wiedergeliebt wird, betrachtet dieses seltsame Opfer als eine Menschenpflicht und als eine Schuldigkeit, die seine finstere Theorie, daß das Dasein nur Entsagung sei, im Genuß der Teufel stecke, von ihm fordert. Wir gestehen bei dieser Wendung der Erzählung betroffen gewesen zu sein. Ist so etwas möglich? Und wenn, kann solch herbes, fast toll zu nennendes Thun noch auf unsre menschliche Theilnahme rechnen? Wenden wir unser Interesse nicht von einem Manne, der so verschroben handelt, ab? Und in der That, von dem geschilderten Augenblicke an hat Jonas Briccius die Fühlung mit der Menschheit verloren. Nicht nur mit den Personen in der Erzählung, auch mit dem Leser. Mit den Folgen dieser „unmenschlichen" Handlungsweise vermögen wir uns nicht mehr zu befreunden. Jonas muß seine Pfarre aufgeben, wird Lehrer, sein Glück und sein Weib fallen seiner Gefühlstyrannei zum Opfer und er selbst wird ein tief unglücklicher Mensch, der am Schlusse der Geschichte einsieht, daß er mit seiner Verachtung des Menschlichen Gottes Willen doch wol nicht erfüllt habe, da Gottes Friede ihm nicht zu Theil geworden, sondern Haß gegen die Welt und sich selbst, Verbitterung, Hochmuth. Wir haben es bei dieser „Rettung" lediglich mit einer Schrulle zu thun, wie man sie bei Schriftstellerinnen öfter findet, welche die Welt nach ihrem Kopfe zu modeln lieben, nicht ihren Kopf nach der Welt. Die Handlung der Erzählung verliert ihre Folgerichtigkeit, der Zufall spielt (z. B. bei dem Unglück des jungen Dorfschulzen, dem Tod des Doctors, des Mannes der von Briccius einst Geliebten) eine große Rolle, um einen leidlichen Schluß, die Vereinigung des Helden nach dessen Läuterung mit seiner Jugendliebe, herbeizuführen. Denselben Charakter besitzt die umfangreichere, etwas breite Erzählung „Aus der Chronik derer von Riffelshausen", die gleichfalls in Thüringen spielt und mehrere Personen zweier Generationen eines etwas verarmten Adelsgeschlechts zu Trägern der Geschehnisse hat, denen ein eigentlicher Mittelpunkt, Steigerung fehlt. Conflicte sind im Keime wol vorhanden, aber die Verfasserin geht ihrer Weiterentwickelung aus dem Wege. So bahnt sich gleich zu Anfang ein solcher Zusammenstoß zwischen den beiden Brüdern Riffelshausen, Bohemund und Georg an, da des ersteren Gattin eine Wahlverwandtschaft zu dem letzteren besitzt; aber Georg ist zu indolent zu einem leidenschaftlichen Verhältniß, er entsetzt sich davor „die Begriffe von Recht und Unrecht zu verschieben", sein „peinliches Schicklichkeitsgefühl" hält ihn davon ab, jene Grenze des Sittlichen zu überschreiten, die zur Tragik nöthig ist, er tröstet sich, daß „Entsagen sein beschiedenes Theil" sei, und der Anlaß zu einer Verwicklung ist unbenutzt vorübergegangen. Das sind so Beispiele dessen, was wir unter der Formlosigkeit bei Margarethe v. Bülow verstanden wissen wollen. Trotz dieser Schwächen offenbart sich in beiden Erzählungen aber so viel wahre und eigene Beobachtung der Kreise und Verhältnisse, in denen die Verfasserin lebte, so viel gesunder Humor (z. B. in dem Verhältnisse der vier Geschwister der zweiten Generation Riffelshausen zu einander von ihren Kinderjahren an), weiß die Dichterin so munter, liebenswürdig und zwanglos zu erzählen, daß der jung und jäh Dahingeschiedenen die Theilnahme des Lesepublicums nicht fehlen sollte, das sich bei Nichtbeachtung der beiden Bücher um einen entschiedenen Genuß bringen würde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 17. Mittwoch, den 2. März. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. **Buchwald** in Zwickau.

Der vor gerade zweihundert Jahren verstorbene Rector der Zwickauer Schule, M. Christian Daum, hatte ein eigenthümliches Interesse an der Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und -Predigten Bei seinem Tode fanden sich in seinem Besitze über hundert sehr umfängliche Bände des genannten Inhalts. Dieselben standen mit fingerdickem Staub bedeckt, gänzlich unbeachtet auf den Decken der Bücherschränke in der Zwickauer Rathsschulbibliothek. Ein Blick in die in ehrwürdigem Grau herabschauenden Bücher genügte, um zu überzeugen, daß sie die bisher ihnen zu Theil gewordene Geringschätzung doch nicht völlig verdienten. Es giebt wol kein Städtchen und Dörfchen in unserem Sachsenlande — allerdings mußte es damals eine Kirche oder Lateinschule haben —, das nicht mit irgend einem deutschen, lateinischen, griechischen oder hebräischen Gelegenheitsgedicht — ob werthvoll oder werthlos, bleibe hier dahingestellt! — vertreten wäre. Wichtiger aber sind die „Leichpredigten" mit angehängtem Lebenslaufe, zu Hunderten hier zu finden, in erster Linie von Pastoren, Bürgermeistern, Amtschössern und dergl. Um einige nur anzuführen — vielleicht könnte dies localgeschichtliche Studien fördern — seien genannt: die Pastoren Melber in Aue († 1678), Rudolf in Wildenfels († 1657), Schindler in Schneeberg († 1669) Schlegel in Neukirchen († 1684), Köhler in Großolbersdorf, († 1687), Hase in Crimmitschau († 1681), Kolbe in Rödlitz († 1646), Herold in Langenchursdorf († 1679), Fuchs in Oberschlema († 1679); die Bürgermeister Pierer in Schneeberg († 1668), Reyher in Zwickau († 1667), Heymann in Dresden († 1651), Götz in Lichtenstein († 1657), Rössel, Döring und Beck in Reichenbach († 1656, 1664, 1667); die Amtschösser Graff in Wildenfels († 1696), Gerhard in Zwickau († 1646), Müller in Glauchau († 1670), Person in Schwarzenberg († 1664) u. v. A. m. Daß, abgesehen von dem Persönlichen, viel cultur- und localgeschichtlicher Stoff in den Biographien, besonders in den Selbstbiographien enthalten ist, bedarf kaum der Erwähnung. Wir haben fast ausnahmslos Zeugen des 30 jährigen Krieges vor uns, die ein Jeder an seinem Theile unter dessen Wirrnissen und Drangsalen zu leiden hatten. Insbesondere sei hingewiesen auf die zahlreichen böhmischen Exulanten, die Sachsen durchstreiften, zum großen Theile aber im Erzgebirge eine Anstellung fanden. Zu ihnen gehört der aus Aussig verjagte spätere Pfarrer von Schneeberg, Christoph Schindler, welchem es als Pfarrer von Claußnitz im Jahre 1634 sehr übel erging „von denen feindseligen Croaten, so im Monat Februario über den Commotauer Paß herausgefallen, von welchen grausamen Völckern auch sein lieber Nachtbar, Georg Franck, Pfarrer zu Klein-Waltersdorff, in Stucken zerhauen und seinem Kettenhunde vorgeworffen wurde". Am 20. Februar kamen die Croaten auch nach Claußnitz, geführt von Olas Peter. Schindler wurde vom Taufstein weggerissen und mit nach Böhmen geschleppt. Durch 190 Thaler baar Geld und mehrere Fuhren Lebensmittel mußte er sich die Freiheit erkaufen.

Besonderes Interesse hatte Daum, im Jahre 1658 mit seinem Bruder, dem kursächsischen Secretär Johann Daum, in den Adelsstand erhoben, an den Leichenpredigten, welche den Adel betrafen. So kommt es denn, daß Daum's Sammlung eine nicht unwichtige Quelle für die Geschichte vornehmlich des vogtländischen Adels ist. Da sind vertreten die Familien Starschedel (Schweinsburg), Bose (Crimmitschau, Trünzig u. s. w.), Beust (Planitz), Eichelberg, Trützschler (Stein), Einsiedel (Wolkenburg), Trützschler (Falkenstein), Solms (Wildenfels), Schönburg, Weissenbach (Neu-Schönfels), Milkau (Alt-Schönfels), Römer (Neumark) u. a. m.

Es ist bekannt, daß der vogtländische Adel an dem Werke der Reformation lebendigen Antheil nahm. Es sei nur erinnert an die Familien von der Planitz, von Feilitzsch, von Metzsch und von Haugkwitz. Auch für deren Geschichte wird unsere Quelle manchen Stoff bieten. Wenden wir uns zunächst zu dem erstgenannten Geschlecht, welches mit der Reformation und D. Martin Luther in besonders inniger Beziehung steht.

I. Edle von der Planitz.

Am 2. September 1652 starb auf seinem Schloß zu Neuen-Sorge Hans Friedrich Edler von der Planitz und Neuen-Sorge, Hohengrün und Dorff-statt und ward am 5. September in der St. Lorenzkirche zu Auerbach beigesetzt. Am 28. October hielt ihm der Auerbacher Pastor M. Andreas Spitzner einen „einfältigen, jedoch Schrifftmäßigen Leichen-Sermon" auf Grund von Psalm 37, 4. 5: „Habe deine Lust am Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen." In dem biographischen Theile der Predigt will der Redner entsprechend dem „hochlöblichen, uhralten Gebrauch der uhralten Edlen Römer" auf das Grab seines Collators einige „unterschiedliche Ehren-Gedächtnuß-Seulen setzen und an einer jeden in Christlicher Hertzens-Andacht ein absonderliches Ehren-Schild oder Ehren-Täffelein auffhencken".

Die erste Ehrensäule ist die edle Herkunft, welche Spitzner bis auf Rudolph von der Planitz, auf Wiesenburg und Planitz seßhaft, verfolgt. Dieser war dabei gewesen, „als der Hoch-wolgeborne Herr, Herr Wolff von Schönburg, Herr zu Glauchau und Waldenburg, Anno 1497 die Lehn zu Prag im Königlichen Gemach von König Wladißlav empfangen. Ist auch in die 20 Jahr Churfl. Sächs. Hauptmann zu Zwickau gewesen und Anno 1530 Dienstags nach Laetare (29. März) sel. verstorben, als er 16 Jahr zuvor seine Hauptmannschaft resigniret und sich Alters halber zur Ruhe auff seine Güter begeben hatte." Wol der berühmteste aus dem Geschlechte derer von der Planitz war der Sohn des Ebengenannten

Hans Edler von der Planitz*) „vom Hause Wiesenburg aus der Herrschafft Auerbach, Göltzsch und Belgershayn rc. Ritter und Doctor, Kaysers Caroli V. bestalter Rath, Orator und deß Kays. Kammer-Gerichts zu Speier Assessor, ingleichen dreyer Churfürsten zu Sachsen, als Churfürst Friedrichs deß dritten, Churfürst Johannes, welche beyde zu Torgau Hoff gehalten haben, und endlich auch Churfürst Johann Friedrich zu Weimar geheimbter Rath, und Hauptmann zu Grimma, welcher Anno 1535 Sonntags nach Kiliani (11. Juli), als Er zu Mittage mit Hoch-wolgedachten seinem Gnädigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Johann Friederichen, Hertzogen und Churfürsten zu Sachsen in dem Schloß zu Weimar Taffel gehalten, etliche wenige Stunden hernach, zweiffels ohne an einem sanfften Schläglein selig verstorben." Hans von der Planitz war mit D. Martin Luther innig befreundet. Im Jahre 1519 hat er ihm „zu Leipzig bey der hochwichtigen scharffen Disputation wider D. Ecken den Ertz-Papisten treulichen beygestanden". Im Jahre 1522 ward Hans von der Planitz vom Kurfürsten nach Nürnberg gesandt, um Luther wegen seiner Rückkehr nach Wittenberg zu rechtfertigen. Die zwischen dem Kurfürsten und seinem Gesandten gewechselten Briefe sind im Weimarer Archiv noch erhalten und von Kolde (Friedrich der Weise. 1881. S. 61 ff.) zum Theil herausgegeben. Hans von der Planitz befand sich auch unter den Visitatoren, welche 1528 Sachsen und Thüringen bereisten, und unter den kurfürstlichen Gesandten auf dem Reichstag zu Augsburg 1530. Er ward um der treuen Dienste willen, die er Maximilian I. und Carl V. geleistet, von Letzterem auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 „dermassen privilegiret, daß Er und alle seine Nachkommen, beydes Männliches und auch Weibliches Geschlechts, sich Edle oder Nobiliores, Edelere nennen, schreiben, mit rothem Wachs siegeln und sich dessen gebrauchen solten und möchten".

Der Sohn des genannten muthigen Freundes der Reformation, welcher einer besonderen Biographie — Quellen giebt es genug — werth wäre, war Georg „auff der Herrschafft Auerbach und Ritzengrün", Rath der Herren von Plauen und Burggrafen zu Meißen. Dessen Sohn und der Vater unseres Hans Friedrich war Hans Georg auf Auerbach und Ritzengrün, vermählt mit Barbara von Weissenbach aus Neu-Schönfels. Unter den Ahnen finden wir vertreten außer Anderen die Geschlechter von Schönberg-Schöna, Schönberg-Rothschönberg, Feilitzsch und Kanitz**).

Die andere Ehrensäule ist das Leben des Heimgegangenen. Hans Christoph, am 23. October 1588 auf dem Schlosse zu Auerbach geboren, wurde von früher Kindheit an „zur Pietät und Gottesfurcht, wie dann auch zu allerhand Christlöblichen, Hoch-Adelichen Tugenden, sonderlich aber zum Catechismo, Psalm und lieblichen, anmuthigen, trostreichen Gebetlein" erzogen, auch im Lesen und Schreiben unterrichtet. Da er aber „kein ingenium noch einige Lust und Beliebung zum Studieren hatte", blieb er daheim und stand seiner Mutter — der Vater starb bereits am 30. August 1599 — in der Bewirthschaftung der Güter bei. Am 10. Juli 1615 feierte er auf dem Schloß Sorge seine Hochzeit mit Barbara von Schauroth, der Tochter Hildebrand's von Schauroth auf Geroda, „eines auffrichtigen, redlichen, ehrlichen Mannes von Adel, welcher Gott und seinen Nächsten von Hertzen geliebet, und von Jugend auff sich in den Niederländischen und Frantzösischen Kriegen als ein tapfferer Soldat, ritterlichen gebrauchen lassen, auch ein Officium nach dem andern lobwürdig bedienet, wie ihm dann um seines Wohlverhaltens und treugeleisteten Dienste willen das Proviant-Meister-Ampt in Franckreich domals auffgetragen worden, so er auch mit Ruhm und Ehren versehen, und hernachmals Anno 1628 den 7. Augusti zu Geroda selig verstorben und zu Schwartzbach neben seinem lieben, wolseligen Ehegemal begraben worden."

Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne und drei Töchter hervor. Nur eine Tochter überlebte den Vater. Der Erstgeborene, Georg Friedrich, blieb am 27. November 1638 in einem Treffen bei Perleberg in der Mark, der andere Sohn, Hans Friedrich, wurde am 27. Juli 1647 „nahe bey der Vestung Wiedenburg in Westphalen von seinen Feinden plötzlichen darnieder gefället, und ist den 29. ejusdem daselbsten in der Kirchen zur rechten Hand deß Altars nach Kriegs-Manier begraben worden". Die älteste Tochter, Barbara Sabina, vermählte sich am 15. October 1648 mit Wolff Veit Röder von und auf Gansgrün, starb aber bereits 1652, vierzehn Tage vor dem Vater. Die zweite Tochter, Anna Magdalena, war seit dem 16. April 1648 mit dem Lieutenant Hans Christoph Edlen von der Planitz auf Ritzengrün verheirathet. Die jüngste, Marie Elisabeth, war „bey gantz unsicheren Zeiten" am 14. März 1640 „auff der Schnarrthan" gestorben.

Hans Friedrich von der Planitz war ein menschenfreundlicher und leutseliger Mann. „Er war kein Zäncker; so viel an ihme war, hielt er mit jedermänniglichen gute Freundschafft und Nachtbarschafft. So war er auch kein Katzbalger nicht, der stracks mit der Fochtel heraus wolte, sondern gar fein sittsam, friedfertig und verträglich. Gesetzt gleich, daß er etwa jemandes beym Trunck mit Worten oder Wercken zu nahe getreten, kam er doch bald wieder, erkante und bekante, was er unrechts gethan, und bat seinen Nechsten Christlichermassen gebührend umb verzeihung Im übrigen war er treuhertzig; was Hertz meinete, das redete auch sein Mund, und wie es sein Mund redete, also meinete er es auch im Hertzen, immassen denn auch die rechte alte teutsche Treu und Auffrichtigkeit solches von uns erfordert und haben will. So war er auch kein Sacramentirer, kein Flucher und Gotteslästerer, der etwa seinen lieben Kindern, Gesinde und Unterthanen dißfals böses Exempel gegeben hätte."

Die dritte Ehrensäule sollte sein „wol und löblich verführtes Christenthum", die vierte endlich die „gantz schwartze Todtenseule" sein. Hans Friedrich starb nach dreiwöchigem Krankenlager im Glauben an seinen Heiland am 2. September 1652. Sein Beichtvater betete das Vaterunser. Bei den Worten: Erlöse uns von dem Uebell hauchte Hans Friedrich seinen Geist aus.

*) Vgl. Köstlin, Martin Luther I, 622. 629. 803; II, 36. — De Wette, Luther's Briefe I, 289. 316; II, 328; III, 301. 403. — In der Reformationszeit werden noch erwähnt: Christoph und Georg v. Planitz (bei Seckendorf, vgl. Kawerau, Briefwechsel des Justus Jonas I, 387), Katharina v. d. Planitz (Burkhardt, Luther's Briefe S. 20).

**) Eine Elsa von Kanitz befand sich unter den aus dem Kloster Nimbschen ausgetretenen Nonnen (De Wette II, 319). Luther wollte sie 1527 als Lehrerin für die Wittenberger Mädchenschule gewinnen und forderte sie auf bei ihm Wohnung zu nehmen (der Brief Luthers steht a. a. O. III, 170).

Codex diplomaticus Saxoniae regiae.

Zweiter Haupttheil Band 13. Des „Urkundenbuchs der Stadt Freiberg" zweiter Theil.

Von Dr. Hermann Knothe.

Nach einem Zwischenraume von nur drei Jahren hat der äußerst thätige Archivrath Hubert Ermisch dem ersten Theile*) seines „Urkundenbuchs der Stadt Freiberg" einen zweiten folgen lassen.*) Während der frühere die Urkunden über die Entstehung der Stadt und über deren wechselvolle äußere Geschichte enthielt, so beschäftigt sich der vorliegende, wie auch schon der Titel anzeigt, lediglich mit „Bergbau, Bergrecht, Münze" von Freiberg. Erst ein dritter Theil soll auch die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Stadtverfassung

*) Besprochen in diesem Blatte Jahrg. 1883 Nr. 68.

*) Leipzig, Giesecke u. Devrient 1886. LXVIII u. 530 SS.

und des Stadtrechts und zugleich das Register und Glossar über das Ganze bringen.

Wo immer die Stadt Freiberg in Sachsen genannt wird, denkt man, und zwar mit Recht, unwillkürlich sofort an den Bergbau, welcher dieselbe zuerst berühmt gemacht, und welcher sich von ihr aus über das ganze Erzgebirge ausgebreitet hat. Soviel auch über die Geschichte des sächsischen Bergbaues schon geschrieben worden ist, so fehlte es doch bisher, um den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft genügen zu können, an einer vollständigen Zusammenstellung des äußerst umfänglichen und in den verschiedensten Archiven zerstreuten Quellenmaterials. Zu diesem gehören nicht blos Urkunden im engeren Sinne (der Verf. theilt deren 266 mit, von denen nur 44 bereits früher bekannt waren), sondern auch längere Aufzeichnungen über das ältere Freiberger Bergrecht, über die von Freiberg ausgegangenen Bergschöffensprüche, endlich die über die Münze in Freiberg erlassenen Bestimmungen und die von den dasigen Münzmeistern und anderen Bergbeamten abgelegten Rechnungen. Je mühsamer die Beschaffung, kritische Sichtung und wissenschaftliche Bearbeitung all dieses zum größten Theil sehr spröden Materials sein mußte, desto zuversichtlicher darf der verdiente Bearbeiter hoffen, durch diese seine Arbeit die sichere Grundlage für eine wissenschaftliche Geschichte des Bergwesens in ganz Deutschland gelegt zu haben.

Die Natur des Gegenstandes bringt es freilich mit sich, daß der mit den Einzelheiten des Bergbaues und des gesammten Bergwesens nicht bereits vertraute Leser vielfach Mühe hat, sich aus den in den Quellen vorkommenden, jetzt meist gänzlich veralteten technischen Ausdrücken ein klares Bild zu machen, wie in ältester Zeit das Abbauen des Erzes erfolgte, welche Bedeutung so manche alten bergrechtlichen Bestimmungen hatten, und welches die Competenzen der verschiedenen bei dem Bergbau concurrirenden Behörden, als des landesherrlichen Vogtes, des Rathes von Freiberg, des Bergmeisters, des Bergrichters, des Münzmeisters, des Zehntners &c. zu verschiedenen Zeiten waren. Grade der vorliegende Theil des Freiberger Urkundenbuchs ist minder für einen größeren wissenschaftlich gebildeten Leserkreis, als für Fachmänner bestimmt; diese aber werden daraus eine reiche Fülle bisher unbekannten urkundlichen Stoffes entlehnen, welcher der allgemeinen Geschichte des Bergbaus zu Gute kommt. Auch Ref. geht diesmal nur mit einem gewissen Bangen daran, aus dem überaus reichen Inhalte das Wichtigste und allgemein Verständliche den Lesern dieses Blattes mitzutheilen.

Als bald nach dem Jahre 1162 in der Nähe des jetzigen Freiberg zuerst silberhaltiges Erz gefunden worden war und infolge dessen Markgraf Otto der Reiche von Meißen, als Landesherr, die ganze damals noch zum größten Theile mit Wald bedeckte Umgegend, die er einst dem Kloster Zelle geschenkt, von diesem zurückerworben hatte, rief er zu möglichster Erschließung der unterirdischen Schätze aus dem Harze, dem damaligen „Sachsenlande", eine Menge Bergleute sammt ihren Familien herbei und verlieh ihnen für ihre neue Ansiedlung Freiheiten aller Art. Hierdurch ward der Grund gelegt zu dem städtischen Gemeinwesen, welches alsbald den Namen Freiberg erhielt. Die Stadt war also ursprünglich eine Bergmannscolonie, und so waren es auch wesentlich Bergleute, welche von der jungen Gemeinde anfangs zu Rathmannen gewählt wurden. Diese hatten nun, als die Gerichtsbehörde der Stadt, ebensowol in den üblichen Civil- und Criminalsachen der eigentlichen Bürger, als bei allen Streitigkeiten in Sachen des Bergbaus Recht zu sprechen. Wer sonst hätte auch anfangs die hierzu nöthige Fachkenntniß besessen, da damals noch nirgend sonst in den meißnischen Landen Bergbau betrieben wurde? So bildete sich grade bei dem Rathe zu Freiberg ein vorerst noch ungeschriebenes Gewohnheitsrecht für Bergsachen; so dehnte sich aber auch die Befugniß des Freiberger Raths, in allen Bergsachen Recht zu sprechen, nach und nach über das ganze Erzgebirge aus.

Der Landesherr, als Inhaber des Bergregals, hatte Bergbaufreiheit verkündet, d. h. Jedermann, der dazu Neigung hatte, gestattet, wo es immer sei, auf dem Grund und Boden der einzelnen Ackerbesitzer nach Erz zu „schürfen", wobei letzteren $1/9$ der zu hoffenden Ausbeute als „Ackertheil" zugesichert werden mußte. Aber diese Schürfarbeit durfte dann auch nicht einen einzigen Tag ausgesetzt werden; sonst „fiel der Schurf ins Freie", d. h. die Schurfarbeit galt als aufgegeben und konnte nun von jedem beliebigen Dritten wieder aufgenommen und im eignen Interesse fortgesetzt werden. Stieß man bei dem Schürfen auf einen Erzgang, so brauchte der glückliche Finder nur einen Anbruch des Erzes zu machen und dem „Zehntner" eine Probe davon vorzulegen, worauf dieser sich durch Augenschein von der etwaigen Ergiebigkeit des Ganges zu überzeugen und danach zu bestimmen hatte, ob er „des Landesherrn Frontheil aufhebe", d. h. das Mitbaurecht des Landesherrn für den dritten Theil des gefundenen Ganges beanspruche. So wurden die Landesherren von Anfang an Theilhaber an dem Betriebe der meisten Gruben. Später ließen sie sich anstatt dieses Mitbaurechts von der Ausbeute jeder Grube einen bestimmten Antheil als „Zehnten" geben. Der Finder eines Erzganges durfte sich nun auch sein Grubenfeld rechtlich zumessen lassen. Als solches wurden ihm regelmäßig „sieben Lehen" von je sieben Lachtern ins Geviert zugetheilt. — Das gewonnene Roherz wurde von den „Gewerken", d. h. den Grubeninhabern, an die „Waldwerken", d. h. die Hüttenbesitzer, verkauft, welche von ihren Schmelzhütten dem Landesherrn ebenfalls einen Zehnten zu entrichten hatten. Das verhüttete Feinsilber aber mußte von den Hüttenbesitzern lediglich zu dem Münzmeister gebracht werden, der ihnen für jede Mark einen feststehenden Preis (im 14. Jahrh. 1 Schock und 4 Groschen) zahlte und nun die Ausprägung in landesherrliche Münzen besorgte. Erst seit dem 14. Jahrhunderte wurden auch landesherrliche Hüttenwerke errichtet.

Diese und andere bei dem Freiberger Bergbau geltenden Bestimmungen gingen, zusammengefaßt unter der Bezeichnung „Freiberger Recht", seit Anfang des 13. Jahrhunderts auch in andere Länder, in denen man Bergwerke anlegte, über, so (1233) in das Deutschordensland Preußen, so (1258) nach Schlesien und wahrscheinlich sehr zeitig auch nach Iglau in Mähren. In letzterer Stadt bildete sich mit der Zeit ein zwar vielfach mit Freiberg übereinstimmendes, aber unter dem Einfluß localer Verhältnisse in vielen Punkten auch abweichendes Bergrecht, welches zuerst 1249 auch schriftlich aufgezeichnet wurde. Anfang des 14. Jahrhunderts schrieb man auch in Freiberg das hier geltende Bergrecht zum ersten Male auf. Bald darauf (noch vor 1328) aber ließ sich der dasige Rath von Iglau her auch das dortige Bergrecht abschriftlich mittheilen und benutzte dasselbe seitdem als subsidiarisches Bergrecht. Gegen Mitte des Jahrhunderts aber veranstaltete er eine neue Codificirung der jetzt zu Freiberg geltenden bergrechtlichen Bestimmungen und zwar auf Grund sowol jenes älteren Freiberger als des Iglauer Bergrechts. Es ist das besondere Verdienst des Herausgebers, daß er, wie schon früher in einem besonderen Aufsatze (Neues Archiv für sächsische Geschichte III, 118 ff.), so auch in dem gegenwärtigen Urkundenbuche, diesen Zusammenhang der drei verschiedenen und doch in vielen wesentlichen Punkten übereinstimmenden Bergrechte klargelegt hat. Sehr erklärlicher Weise war dieser Zusammenhang von den früheren Historikern stets falsch dargestellt worden, da die älteste vorhandene Handschrift des Freiberger Bergrechts an erster Stelle die zweite Redaction desselben (genannt B), an zweiter das Iglauer Recht und erst an dritter die ältere Freiberger Redaction (A) enthält.

Nach diesem Freiberger Rechte hatte also der Rath der Stadt Freiberg, als die oberste Gerichtsbehörde in allen Bergsachen auf dem ganzen Erzgebirge, Recht zu sprechen. Den Vorsitz hatte ursprünglich wol der landesherrliche Vogt, der Vertreter der Gewalt über Leib und Gut, geführt; seitdem aber der Rath fast volle Selbständigkeit erlangt hatte, war stets der vom Rath anzustellende „Untervogt", d. h. der spätere Stadtrichter, der ordentliche Richter. Derselbe hatte übrigens nicht selbst „Urthel zu theilen", sondern nur „Urthel zu fragen". Und zwar richtete er die Urthelfrage an einen der im Dinge anwesenden Gerichtsangehörigen. War Letzterer kein geschworener Rathmann, so war er nicht verpflichtet, „das Urthel zu finden"; war er es aber, so durfte er sich nicht ohne Antwort aus dem Dinge entfernen bei 60 Schilling Strafe. Vermochte er aber das Urtheil nicht sofort zu finden, so mußte er beschwören, daß er es nicht könne, und durfte nun „Urthel holen bei den Bürgern", d. h. bei anderen in Bergsachen erfahrenen Rathsmitgliedern. Das getheilte Urthel konnte von den Parteien auch „gestraft" d. h. nicht anerkannt werden; aber über ein gestraftes Urthel entschied wieder der Rath in seiner Gesammtheit. So gab letzterer in zweifelhaften Rechtsfällen immer den Ausschlag.

Diejenigen bergpolizeilichen Vergehungen, welche theils in der Grube, theils an der Hängebank oder in den Kauen vorgefallen waren, sowie die Streitigkeiten wegen Antheil an den einzelnen Bergwerken gehörten nicht vor den Rath, sondern vor den landesherrlichen „Bergmeister" oder vor den von ihm beauftragten „Bergrichter". Auch diese bedurften zur Urthelfindung sachkundige Urtheiler, nämlich die von ihnen ernannten Geschworenen oder „Schöffen".

Als seit Mitte des 15. Jahrhunderts auch in dem westlicheren Theile des Erzgebirges, namentlich auf dem Schneeberge, zahlreiche Bergwerke eröffnet worden waren, machte sich für diese entfernteren Bergreviere (1466) die Anstellung eines zweiten Bergmeisters nöthig.

Seitdem bildete der Rath zu Freiberg für diese Reviere in schwierigeren bergrechtlichen Fragen den „Bergschöffenstuhl“. Während bis dahin die Freiberger Urthel meist nur mündlich abgegeben worden waren, wurden sie (seit 1476) nun vom Rathe schriftlich ertheilt und die eingegangenen Urthelfragen nebst den eingereichten „Rechtssätzen“ d. h. der Klageschrift der einen und der der Antwort der andern Partei, desgleichen die sonstigen Beweisurkunden, sowie die Concepte der Urthel aufbewahrt und später unter dem Titel „Berg-Urthel-Buch“ zusammengebunden. Auch dieses ist vollständig abgedruckt worden S. 303 ff. Diese Bergurthel wurden jetzt auf Grund der eingereichten Schriftstücke von dem Freiberger Stadtrichter entworfen, dem Rathe vorgelegt, bisweilen von diesem auch abgeändert, die Reinschrift am Ende mit der üblichen Formel: „Von Bergrechts wegen“ versehen und, verschlossen mit dem Rathssiegel, gegen ein bestimmtes „Urthelgeld“ an den Fragsteller übersendet.

Alles in den einzelnen Hüttenwerken gewonnene Feinsilber mußte, wie schon erwähnt, lediglich in die Freiberger Münze abgeliefert werden. Der „Münzmeister“ ward zwar vom Landesherrn angestellt, war aber in älterer Zeit nicht sowol dessen Beamter, als vielmehr Pächter der Münze und mußte sich bei der Anstellung verpflichten, ihm von jeder in der Münze zur Ausprägung gelangenden Mark Feinsilber einen bestimmten Gewinnantheil (lucrum), anfangs 6, später 12, ja 15 Groschen, zu berechnen. Mit der Münze war auch der „Wechsel“ verbunden, d. h. der Umtausch fremder oder veralteter Geldsorten, welche vielfach von den Geldwechslern zu Leipzig, Jena, Altenburg rc. eingesendet wurden, gegen courante Münzen. So ward der Münzmeister zugleich Bankier. Auch den von den einzelnen Gruben an den Landesherrn zu entrichtenden Zehnten hatte später nicht mehr der „Zehntner“, sondern der Münzmeister einzunehmen und nebst mancherlei sonstigen Nebeneinnahmen aus dem Bergbetrieb dem Landesherrn zu verrechnen. Sehr häufig pflegten übrigens die Personen der Münzmeister zu wechseln; auch Italiener, nämlich aus Florenz, wurden gelegentlich als solche angestellt (Urk. Nr. 898). Da trotz der vielfachen Theilungen der Wettiner Lande die Freiberger Münze im gemeinschaftlichen Besitz der verschiedenen Linien zu bleiben pflegte, so stellte jede derselben jetzt einen besonderen Münzmeister an, der nun den betreffenden Antheil an der Münze lediglich auf Rechnung seines Landesherrn zu verwalten hatte. So gab es denn bisweilen gleichtzeitig nicht weniger als drei verschiedene Münzmeister zu Freiberg.

Von den Einnahmen der Münze hatte nun der Münzmeister aber auch nicht nur die sämmtlichen Unkosten der Ausprägung, sondern auch die Gehalte der verschiedenen Bergbeamten (ursprünglich aus dem Zehnten), sowie die vielfachen Zuschüsse, welche der Landesherr einzelnen Gruben machen mußte, zu bestreiten, ferner das landesherrliche Schloß zu Freiberg in baulichem Stande zu halten und die in demselben wohnende Dienerschaft zu besolden. Oft aber erhoben auch die Landesherren direct größere oder kleinere Baarsummen für ihre Bedürfnisse aus der Münze oder stellten fremden Herren für geleistete Vorschüsse Zahlungsanweisungen auf die Münze aus. Nach alledem gewähren die von den Freiberger Münzmeistern und Zehntnern während der Zeit von 1353—1485 abgelegten Rechnungen (oder vielmehr die Protokolle über die erfolgte Ablegung, vollständig abgedruckt S. 374 ff.) ein hohes Interesse nicht nur für die Geschichte des Bergwerks- und Münzwesens, sondern für das gesammte Finanzwesen in Sachsen.

Schon seit Mitte des 14. Jahrhunderts trat übrigens ein entschiedener Rückgang im Ertrage des Freiberger Bergbaues ein; die oberen Schichten waren abgebaut, man mußte daher in größere Tiefe gehen, wozu die bisher angewendeten technischen Mittel nicht ausreichten; es galt daher, kostspielige Wasserkünste zur Beseitigung der Grubenwasser zu bauen und überhaupt „Stollenbau“ einzuführen. Hundert Jahre später wurden auch noch andere Klagen laut, so über zahlreiche Veruntreuungen von Seiten der Münzmeister und Zehntner, über Unfähigkeit der Bergmeister, über Widersetzlichkeit der Häuer rc. (Urk. 1003 ff.). Mehr als einmal wurden besondere Commissionen zur Untersuchung all dieser Uebelstände niedergesetzt, Vorschläge zur Hebung des Bergbaues gemacht, Verhandlungen mit den Bergbeamten, selbst mit den Häuern gepflogen. Hand in Hand mit diesem Verfall ging nun auch eine wesentliche Verschlechterung der ausgeprägten Münze. Während z. B. noch 1353 aus der Mark Feinsilber nur 70 Groschen geprägt worden waren, schlug man 1390 deren schon 150, 1405 sogar 300. Den Silbergehalt hatte man also um soviel verringert, den Kupfergehalt vermehrt.

Es war in der That ein unerwarteter Segen nicht blos für die sächsischen Fürsten, sondern für das gesammte sächsische Erzgebirge, daß der schon 1453 „auf dem Schneeberge“ begonnene Bergbau seit 1470 einen außerordentlich reichen Ertrag gewährte, ebenso seit 1492 auch der „am Schreckenberge“. Er führte nicht nur zur Gründung der neuen Bergstädte Schneeberg und Annaberg, sondern belebte aufs Neue das gesammte sächsische Bergwesen. Mit dem Abdruck der „ältesten Schneeberger und Annaberger Bergordnungen“ (S. 456) schließt der vorliegende zweite, inhaltreiche Theil des „Freiberger Urkundenbuches“.

Bücherbesprechungen.

—m— Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Kurz zusammengefaßt von Lic. J. Tauscher, Director des Königl. Stiftsgymnasiums zu Zeitz. Gotha, F. A. Perthes. 1886. VIII, 300 S. 8°. — Wir haben die erste Lieferung dieses Werkchens seiner Zeit an dieser Stelle als ein kleines Meisterwerk begrüßt und freuen uns, unser damaliges Urtheil nunmehr auf das Ganze ausdehnen zu können. Der Verfasser hat sich eine keineswegs leichte Aufgabe gestellt und dieselbe glänzend gelöst; er hat ein Werkchen geschaffen, das nicht blos für Unterrichtszwecke, für die es zunächst bestimmt ist, sehr brauchbar, sondern auch als trefflich orientirendes Handbüchlein für die Familie, für Volksbibliotheken und ähnliche Zwecke zu empfehlen ist. So gedrängt die Darstellung auch ist, so liest sie sich doch überall angenehm. Der warme Patriotismus, der sich auf jeder Seite ausspricht, läßt uns übersehen, daß hie und da vielleicht die streng christlich-conservative Parteistellung des Verfassers die objective Ruhe des Urtheils ein wenig beeinträchtigt hat.

△ Die Landwirthschaft Japans, ihre Gegenwart und ihre Zukunft. Von Dr. Shinkizi Nagai. (Dresden 1887. G. Schönfeld). — Bei der strengen Abgeschlossenheit, in welcher Japan seit vielen Jahrhunderten bis zum Jahre 1868 sich befunden hat, mußten sich die dortigen Landwirthe auf verhältnißmäßig beschränktem Raume in der Nähe der Absatzorte oder an den schiffbaren Flüssen zusammendrängen. Eine Ausnutzung entfernterer Ländereien durch Production von Vieh war ferner nicht möglich, weil bei der fast vegetarianischen Lebensweise der Japaner an Absatz thierischer Producte nicht zu denken war. Dies ist nun freilich anders geworden, seitdem Japan in seinen ganzen socialen und wirthschaftlichen Verhältnissen gewaltige Umänderungen erfahren hat, seitdem das Land dem allgemeinen Verkehr erschlossen worden ist. Die Darstellungen des Verfassers, der wol in Deutschland seine wissenschaftliche Ausbildung empfangen hat, hinsichtlich des bisherigen Betriebes der Landwirthschaft in Japan, in welche er mancherlei volkswirthschaftliche, naturwissenschaftliche und geographische Betrachtungen einfließen läßt, und die Schilderungen der gewaltigen Veränderungen, welche auf diesem Gebiete bereits jetzt infolge der Einführung der europäischen Civilisation im Lande sich vollzogen haben, sind höchst bemerkenswerth. Der Werth der wichtigsten menschlichen Bedarfsartikel hat sich seitdem total verändert und ist ebenso wie der der menschlichen Arbeit ohngefähr um das Zehnfache gestiegen. Die enormen Lasten, welche eine naturgemäße Folge der modernen Civilisation sind, drücken sich in der Höhe der von den Bauern zu tragenden Grundsteuern aus; einschließlich der Abgaben für Schule und Gemeindebedürfnisse beträgt dieselbe jährlich etwa 4% nicht etwa des Ertrages, sondern des Werthes der Grundstücke, während Kaufleute und Handwerker höchstens 2—3% ihres Einkommens, der Rentier aber, der infolge des hohen Zinsfußes in Japan unter allen Umständen am günstigsten gestellt ist, gar keine Steuern zu zahlen hat. Dieser hohe Steuersatz bildet neben den mangelhaften Verkehrsverhältnissen für die Entwickelung der japanischen Landwirthschaft, welcher bekanntlich seiten der japanischen Regierung die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird, ein großes Hinderniß. Der Verfasser geht davon aus, daß sich die Landwirthschaft seines Vaterlandes in Zukunft in ihrer Productionsart nach dem allgemeinen Weltmarkte richten und die Productionskosten zu vermindern suchen müsse durch Hineinbeziehung der bisher uncultivirt daliegenden natürlichen Grasflächen in die Production, Einführung zweckmäßigerer Maschinen und Geräthe, Hebung der geistigen Ausbildung der Landwirthe rc. „um sich so allseitig concurrenzfähig zu machen in Qualität und Preis“. Er verkennt aber nicht, daß trotz aller fürsorglichen Maßregeln der Regierung noch ein langer Zeitraum werde verfließen müssen, ehe die Umgestaltung der japanischen Landwirthschaft, der Ersatz der viele Jahrhunderte lang fest gewurzelten Zwergbetriebe durch arrondirte mehr oder weniger größere Wirthschaften, eine allgemeinere geworden sein werde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 18. Sonnabend, den 5. März. 1887.

Massenverpflegung und Truppenernährung.

Von M. v. Süßmilch.

Für die Beurtheilung der Leistungsfähigkeit von Massenküchen und allen Anstalten für Massenernährung steht die Frage oben an, mit welchen Tagesziffern überhaupt gerechnet werden muß. Es wird sich die Aufgabe anders gestalten, wenn man die numerische Begrenzung aufwärts oder abwärts rückt; es werden durch den räumlichen Umfang, durch die kürzere oder längere Dauer der Leistung, durch die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, den schnelleren Wechsel oder die andauernde Gleichmäßigkeit ꝛc. eine Reihe von Erschwernissen oder Erleichterungen geschaffen werden oder entstehen, welche sich nicht immer im Voraus erkennen lassen. Sind aber schon bei Massenküchen und Massenernährung, welche im Ganzen eine gewisse Gleichmäßigkeit und Stabilität besitzen, diese Schwierigkeiten oft bedeutend, so wachsen sie bei der Ernährung von Menschenmengen wie sie die Heere der Gegenwart umfassen, in außergewöhnlichem Maße.

Die Naturalverpflegung der Armeen im Kriege wie im Frieden ist in technischer und administrativer Beziehung eine so complicirte Aufgabe, daß bedeutende Vorarbeit, eingehendes Studium und außergewöhnliche Klarheit der Anschauungen der Ausführung vorangehen muß, um dieselbe den Bedürfnissen mit Erfolg anzupassen. Denn schon der technische Theil der Aufgabe umfaßt ein weites Gebiet. Die Kenntniß der Rohstoffe und ihrer Verarbeitung, der Herstellung von Lebensmitteln und ihrer Aufbewahrung und Erhaltung, der Herbeischaffung derselben an bestimmte Punkte und zu festgesetzten Zeiten verlangt umfassende Vorbereitungen und gewissenhafte Durchführung. Die Ausführung aller einzelnen Maßregeln, die Sicherheit des Zusammenwirkens aller Zwischenhandlungen und Ausführungen beansprucht ein geschultes Beamtenheer, dessen Unbestechlichkeit und Zuverlässigkeit, Entschlossenheit und Bestimmtheit, Sachverständniß und praktisches Geschick die zweckentsprechende Reihenfolge und Pünktlichkeit der einzelnen Handlungen sichert.

Tempelhof sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (Bd. I, S. 165): „Um eine Armee gut im Stande zu erhalten, muß man mit dem Bauche anfangen. Dieses ist die Grundlage aller Operationen." Der Einfluß, welchen die Ernährung (Verpflegung) auf die Leistungsfähigkeit der Truppen äußert, ist ein außerordentlicher. Unzulänglichkeit und Unregelmäßigkeit derselben bringen eine Truppe in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ihrer Leistungsfähigkeit herunter; wenige Tage Ruhe und ausgiebige Nahrung vermögen sie auf das alte Niveau wieder zu heben. Die zweckmäßige Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die leichte Verdaulichkeit derselben und ihr Reichthum an Nährstoff sind für die Erhaltung des Kräftezustandes der Truppen von hoher Bedeutung. Die Regelmäßigkeit der Verpflegung ist aber fast noch mehr zu betonen; denn von dem regelmäßigen Ersatze an Nahrungsmitteln wird die gleichmäßige Fortdauer der Kraftäußerung gesichert.

Um die Truppen auf dem Kriegsschauplatze zu ernähren, wird man nur zwei Wege als vollkommen sicher bezeichnen können. Der eine ist, man bezieht die zubereitete und fertige Speise von den Bewohnern des Landes, aber dieser Weg wird in den meisten Fällen nicht ausführbar sein; der andere Weg ist: der Soldat kocht selbst von den mitgeführten Verpflegsbeständen, und diese werden, wenn irgend möglich, an demselben Tage wieder ergänzt.

Da die vorwiegende Tagesarbeit in Märschen und Bewegungen bestehen wird, abgesehen von den Kampftagen und Stillstandstagen, wird der Soldat seine regelmäßige Hauptmahlzeit nach Beendigung seines Tagewerkes, des Marsches, halten. Das Abkochen bildet einen zweckmäßigen Uebergang von der Anstrengung zur Ruhe. — Die Waffen werden zusammengesetzt, das Gepäck abgelegt, und nun beginnt die Reihe der kleinen Geschäfte, während welcher der bei überhandnehmender Ermüdung zurückgetretene Hunger sich wieder zu regen beginnt und Interesse und Freude an dem Schaffen und Sorgen für die leiblichen Bedürfnisse erweckt. Eine entsprechende Vertheilung der häuslichen Geschäfte, als Holz holen, klein spalten, Kochlöcher graben, Wasser holen, Feuer anmachen, Fleisch und Gemüse zum Kochen vorbereiten, Wasser und Essen kochen, Schlafstellen zurichten, Anzug und Ausrüstung reinigen, Wäsche waschen, Kleidungsstücke ausbessern u. dergl. m., läßt die Zeit bis zum Essen nutzbringend verstreichen.

Der Zeitraum, dessen man zum Abkochen bedarf, läßt sich mit ungefähr drei Stunden veranschlagen; denn so viel Zeit ist für das Kochen des Fleisches nöthig, und das um so sicherer, als man in den meisten Fällen nur frischschlachtenes Fleisch erhalten wird. Abgesehen von dem geringen Nährwerthe, welchen das frischschlachtene Fleisch an sich hat, und daher dasselbe zu dem kostspieligsten Nahrungsmittel macht, welches es giebt, erfordert die Zubereitung desselben so viel Zeit, daß man durch Kochen von Conserven nicht blos die Qualität der Ernährung der Truppen wesentlich steigert, sondern auch wesentlich an Zeit gewinnt, welche für die Ausgiebigkeit der Ruhe, für das Wiederansammeln von Kräften von Bedeutung ist. Daß aber nur durch die Einführung der Verpflegung durch Conserven dieses Ziel erreicht werden kann, macht ein Blick auf die Verpflegungsverhältnisse von Truppenmassen in der Vorzeit vollständig klar. Denn im Großen und Ganzen sind die Unterschiede nicht so bedeutend, welche die Art der Verpflegung und die Art der Zubereitung der Speisen der römischen Kriegsheere und der Kriegsheere der neuesten Zeit von einander trennen.

Schon die Römer waren sich dessen bewußt, daß die Verpflegung der Truppen eine wichtige Vorbedingung für den Erfolg der kriegerischen Unternehmungen bildet. Cäsar verlangt, daß ein Befehlshaber zeitig und energisch für die Verproviantirung seiner Truppen sorge. Vegetius wiederholt dies (III, 3).

Nach Polybius (VI, 39, 13) erhielten die Fußtruppen auf den Monat ungefähr $^2/_3$ eines attischen Medimnus an Weizen, die Reiter 2 Medimnen Weizen und 7 Medimnen Gerste für das Pferd. Die Angabe von Dr. A. Langen (Heeresverpflegung der Römer ꝛc. Progr. des K. Gymn. Brieg. 1878, 80, 82), daß der Soldat ein Trinkgefäß führte, welches zwei Cotylen faßte (32 cotyli = 16 sextarii = 1 röm. Modius), wird durch eine Stelle bei Polyaen (VIII, 16, 2) bestätigt . . . „sie erhielten einen Becher voll mit nicht mehr als zwei Cotylen" . . . und stimmt auch mit Xenophon Anabasis (VII, 3, 23) überein, nach welcher Stelle auch der griechische Soldat eine Tagesportion von vier Cotylen Weizen erhielt, das sind 860 g. Demnach betrug der 16tägige Mundvorrath, wie er an die römischen Truppen im Voraus ausgegeben wurde, für den Mann zwei Modien, im Gewicht von etwa 13¾ kg. Das Getreide wurde in Körnern ausgegeben.

Das Gepäckbündel (sarcinae) wurde auf der schon von Marius eingeführten Gepäckgabel (furca = Marianischer Esel) getragen. Die Kleidungsstücke in einem flachen Korbe und der Verpflegungsvorrath in einem Sacke, beide mit Lederriemen an der Gepäckgabel befestigt. Außerdem trug ein jeder Soldat ein Kochgeschirr, eine Pfanne, einen Schöpflöffel und einen Wasserkrug, Manche einen Bratspieß, Einzelne kleine Handbeile, Andere Sicheln, Andere kurze Handsägen. Die Belastung des Mannes betrug ungefähr 60 Pfund. Die übrigen Werkzeuge (Brechäxte, zweispitzige Hacken, Grabscheite, Schaufeln, Aexte ꝛc., Handmühlen, Ketten, Seile ꝛc.) wurden cohortenweise auf den Packpferden geführt.

Das auf den Handmühlen gewonnene Mehl wurde zu einem Brei (puls) gekocht, oder zu flachem Brod verbacken. Der Weizenbrei vertrat lange Zeit die Stelle des Brodes, bis in die spätere Kaiserzeit hinein. Die römischen Soldaten werden daher häufig pultiphagi oder pultiphagonides (Breifresser) genannt. Schon Marius verlangte, daß die Soldaten ihre Lebensmittel selbst zubereiteten. In den späteren Zeiten wurde Brod (cocta cibaria) gebacken, und zwar mit der ganzen Kleie. Plinius bemerkt, daß das aus Weizen gebackene Kommißbrod ein Drittel des Gewichtes schwerer sei, als das Getreide in Körnerform. Die Tagesportion Brod betrug daher etwa 2²/₇ Pfund (1147 g).

Was der Soldat außerdem an Nahrungsmitteln brauchte oder wünschte, mußte er bei den in großer Anzahl den Heeren folgenden Marketendern kaufen. Schon während des gallischen Krieges führten diese hauptsächlich Schweinefleisch, Schinken, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, Fleischwurst (andulia), Brühwurst (salsalia), Rothwurst (botulus) ꝛc., Wein, Gerstenbier (cerevisia), gesüßtes Weizenbier (zythus), ungesüßtes Weizenbier (corma), Meth ꝛc., auch Fische, wenn sie zu haben waren, welche geröstet und mit Salz gewürzt, aber auch gekocht und mit einer Wurzelbrühe verzehrt wurden.

Schon zu Cäsar's Zeiten erhielt der Soldat auch Fleisch, wenngleich nicht regelmäßig. Wiederholt versah Cäsar die Truppen reichlich mit Getreide und Schlachtvieh; in den Verpflegsmagazinen wurde eingesalzenes Fleisch für die Truppen aufgespeichert. Erst in den späteren Kaiserzeiten erhielten die Truppen täglich Fleisch. Für die Verpflegung wurde dem Soldaten ein Theil des Soldes abgezogen, aber in der Kaiserzeit das Getreide umsonst gegeben.

So lange als den Truppen nicht gebackenes Brod (cocta cibaria) geliefert wurde, mußten die Soldaten (wie schon bemerkt) ihr Brod selbst backen. Dies geschah auf heiß gemachten flachen Steinen. Das Fleisch ward am Spieße gebraten oder geröstet. Die Truppen führten aber auch jedenfalls größere Kochkessel auf Tragthieren mit sich, wenngleich kein Schriftsteller und keine bildliche Darstellung das Kochen in Kesseln nachweist. Nur an einer einzigen Stelle der Trajansäule ist ein römischer Soldat abgebildet, wie er in einem großen Kessel mit Henkel Wasser holt. Daraus geht wol unzweifelhaft hervor, daß die Legionstruppen Kochkessel führten und daß dieselben hinreichend groß waren, um die Decurien gemeinschaftlich kochen und also auch hier die Zeltgenossenschaft (contubernium) vereinigt zu lassen.

Wie sich die Ernährungs-Verhältnisse größerer Heere im Mittelalter gestalteten, darüber fehlt beinahe jeder Nachweis.

Der ganze Charakter der frühmittelalterlichen Kriegführung hat etwas Unfertiges. Die Heereseinrichtungen der Römer waren zu Grunde gegangen, und neue erstanden erst allmälig. Mit der Entwickelung des Heerwesens entstanden nach und nach erst wieder geordnetere Verhältnisse, auch in Bezug der Ernährung und Verpflegung der Truppen.

Bei den 1328 errichteten Janitscharen, der ersten nachweisbaren regelmäßigen Truppe, ergaben die Verpflegsverhältnisse die Benennungen der Chargen und Officiere: Suppenmacher, oberster Koch, oberster Wasserträger ꝛc. Außer dem Solde erhielten die Janitscharen reichliche Verpflegung: im Kriege der Mann ¾ Pfund Brod und ⅜ Pfund Zwieback, ½ Pfund Hammelfleisch, ⅜ Pfund Reis, 6 Loth Butter; im Frieden 2½ Pfund Brod und das Essen aus der gemeinschaftlichen Küche. Das Essen wurde in großen kupfernen Kesseln gekocht, und der Kochkessel stand in hohem Ansehen. Die Neuangeworbenen wurden bei dem Kochkessel vereidigt; der Verlust desselben war schimpflich. Die Ausstellung der Kessel war das Zeichen zur Versammlung. Bei Unzufriedenheit wurde der in den Kesseln gekochte Pillav nicht angerührt, und beim Ausbruch von Unruhen der Kessel umgestürzt.

Leonhardt Fronsperger, der bekannte Ulmer Bürger und kaiserliche Provisionar (Magazin-Verwalter?), bringt in seinem von 1565 an in verschiedenen Ausgaben veröffentlichten „Kriegsbuch Kaiserlicher Kriegsrechte" zahlreiche Angaben über „Profandtierung". So rechnet er „ein Stuttgarter Scheffel Rocken backt 100 Brot, für 100 Personen 1 Tag". Da der Württembergische Scheffel 130 bis 135 kg wiegt, daher ca. 118 kg Mehl und Kleie, oder ca. 141,5 kg Brod giebt, so sind das 1,4 kg Brod auf den Kopf, ferner rechnet er täglich an Fleisch 1 Pfund, an Schmalz 1,4 Loth (15,6 g), an Salz 56,5 g, Hafermehl zu Brei 65,5 g, gestampfte Kochgerste 490 g. — Diese Zahlen scheinen jedoch sich nicht auf die Praxis zu gründen.

Der Profandtmeister soll seine Rechnung machen, wie viel er Wein, Brod, Fleisch oder anderen Profandt, ein Tag oder Wochen haben muß.

An Proviant nennt Fronsperger: „Linsen, Hirß, Fisch, Stockfisch („kostet viel, verdirbt bald, ... ist ein heillos essen und kommt Niemand zu Lieb oder Nutz"), Platteißlin, Speck, gediegen Fleisch, Schweineschinken, Häring, Hühner, Gänß, Enten, Schaf, Kalber, Obs, Eier, Käß, Schweinenschmalz, Kraut, Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, Gewürz" ...

Im Allgemeinen bestand jedoch keine systematische Verpflegung. Die Armeen nahmen dort wo sie standen Alles, was sie brauchten und fanden, nöthigenfalls mit Gewalt. Die Hilfsmittel der einzelnen Landstriche wurden erschöpft: Hin- und Herzüge der Heere waren die Folge, und auf diese Weise wurden ausgedehnte Länder vollständig ausgesogen, ohne für die Energie der Kriegführung einen Gewinn zu bringen. Im Gegentheil, das förmliche Plünderungs-, Brandschatzungs- und Aussaugesystem, in welches viele Feldzüge übergingen, wurde von einer gewissen militärischen Unthätigkeit begleitet, wofür verschiedene Abschnitte der damaligen Kriege, des 30 jährigen Krieges und der Kriege Ludwig's XIV. den Beleg geben.

Erst Friedrich II. gründete eine systematische Verpflegung der Truppen, indem er Magazine anlegte, in welchen theils durch Requisition, theils durch Lieferung Vorräthe gesammelt und durch Fuhrwerks-Colonnen mit der Armee in Verbindung gesetzt wurden. Gleichzeitig ordnete er an, daß der Soldat für 3 Tage Brod im Sacke (Brodbeutel) tragen und wöchentlich drei Mal ½ Pfund Fleisch erhalten sollte. Nächstdem führte das Regiment für 6 Tage Brod auf den Wagen, welche entweder schon bei der Truppe waren oder zu derselben heranrückten, und in den angelegten Magazinen für 9 Tage Mehl. Die Magazine wurden nach Befinden weiter verlegt, vorwärts oder rückwärts. Bei den Magazinen befanden sich Feldbacköfen, die sogenannten Bügelöfen, weil sieben eiserne Bügel im Gewichte von 18 Ctr. das Gerippe der Construction bildeten und in kürzester Zeit durch Ausmauerung mit Ziegeln hergestellt wurden. In einem solchen Ofen buk man in 24 Stunden fünf Mal je 150 sechspfündige Brode (also 2250 Portionen).

Diese geregelte Verpflegungsweise hatte allerdings eine gewisse Beschränkung der Beweglichkeit im Gefolge; man war an die Magazine gebunden und auf den Wirkungskreis des Proviantfuhrwesens beschränkt...... Sie bildete sich aber zu einem gewissen System aus, das Fünfmärschesystem; von den Theoretikern jener Zeit als das non plus ultra einer zweckmäßigen Verpflegung gerühmt. Daß Friedrich II. sich selbst nicht ängstlich daran band, wenngleich es die allgemeine Grundlage seiner Operationen bildete, dafür lassen sich zahlreiche Beispiele aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges aufstellen.

Die Truppen führten größere Kochkessel, in welchen für ungefähr 20 Mann gekocht werden konnte. Diese größeren Kessel, welche sich bis in die neueste Zeit bei verschiedenen Armeen erhalten haben, beanspruchten eine Compagnie- oder Bataillonskarre, oder ein, bez. mehrere Packpferde zu ihrem Transport. Bei der Artillerie, dem Train, Lazarethen und Colonnen ꝛc. waren diese größeren Kessel überhaupt sehr leicht mit fort zu bringen. Bei der Infanterie war die Einrichtung gewöhnlich eine derartige, daß die leeren, gereinigten Kessel in einander gesteckt und durch vier Stäbe, die an jedem Ende durch ein Kreuz befestigt waren, in dieser Lage erhalten wurden. Bei Kesseln für 25 Mann hatte eine jede Compagnie 8 oder 10. Diese wurden auf einer zweispännigen Karre geführt, wo das eine Pferd in der Gabel ging, so daß bei Entsendungen das zweite Pferd mit dem nöthigen Kochgeschirr auf dem Tragsattel mit gegeben werden konnte. Trotz größerer und kleinerer Verschiedenheiten in der Ausführung war dieses System schon im 18. Jahrhundert allgemein eingeführt und wurde auch im 19. Jahrhundert bei den Franzosen, Oesterreichern, Württembergern, Hessen, Hannoveranern, Engländern u. A. beibehalten, da es in Bezug auf Vertheilung der Arbeit, Ausnutzung des Materiales und Qualität der Speisen große Vorzüge hatte.

Aber schon unmittelbar nach den Napoleonischen Feldzügen, zum Theil schon in den letzten derselben, ging man bei einigen Armeen zu dem System der kleinen Feldkessel über, so daß man anfangs zu Vieren, dann zu Zweien, und schließlich jeden einzelnen Mann mit einem Kochkessel ausrüstete. Besaß vorher der einzelne Mann nur ein Eßgeschirr (Eßnapf), so erhielt nunmehr ein jeder einen tiefen, kochtopfähnlichen Kessel mit Henkel zum Aufhängen am Feuer, dessen Deckel nach Befinden als Kasserol, dessen Einsatz als Eßgeschirr benutzt werden konnte. Ein solcher Feldkessel wog leer 1000 bis 1100 g.

Das Kochen erfolgt in Kochlöchern, sobald im Freien gekocht werden muß. Man hebt kleine Gräben aus und stellt an der vom Winde getroffenen Seite mit etwa 1 Schritt Abstand längliche Einschnitte zum Aufhängen von je 4 Kesseln her. Dabei werden immer zwei Mann in einem Kessel kochen. Die Fälle, wo man im Kriege für Compagnien und Bataillone in Dörfern, Städten, Fabrikanlagen ꝛc. wird im Ganzen können kochen lassen, werden außerordentlich seltene sein. In der Hauptsache wird der Soldat selbst kochen müssen. Daher wird man ihn mit Koch- und Eßgeschirr ausrüsten, wie mit einem Verpflegungsvorrathe für den betreffenden Tag und dem sogenannten eisernen Bestande, um ihm auch dann die entsprechende Nahrung zu sichern, wenn man nicht im Stande ist, den Tagesvorrath zu erneuern.

Der gegenwärtig bei den Fußtruppen gebräuchliche Feldkessel wiegt 865 g und faßt 2 Liter. Dem Bedürfniß würde aber genügt werden, wenn derselbe nur 1¼ Liter faßte, so daß nöthigenfalls immer noch zwei Mann in einem Kessel ihre Portion von je ½ Liter kochen könnten. Ein runder, cylindrischer, niedriger Kessel von nur 15 cm Weite und 8 cm Höhe von mäßig starkem Blech, mit Drahtbügel, Deckel, der als Teller dient, und einem Griff sollte sammt Kesselsack nicht über 435 g wiegen. Eben so wichtig wie die Versorgung mit Speise ist aber die Versorgung mit Getränk. Der Mensch braucht täglich mindestens 1½ Liter Flüssigkeit, besonders bei starker körperlicher Anstrengung. Daher muß man den Soldaten mit einem Trinkgefäß und einer Feldflasche versehen, welche ihm gestattet mindestens 1 Liter Getränk (Wasser, Wasser mit Essig, Wasser mit Rum, kalter dünner Thee, kalter dünner Kaffee) bei sich zu führen. Die Feldflasche wiegt gegenwärtig leer 610 g, ihr Inhalt erreicht aber bei Weitem nicht ½ Liter. Da alle Flaschen von Metall mit der Zeit einen widrigen Geschmack annehmen und nur selten und mühevoll gründlich zu reinigen sind, wird immer Glas das einzige Material bleiben, welches wirklich auf die Dauer brauchbar ist. Feldkessel und Feldflasche sind die beiden Werkzeuge, welche in der Ernährung von Truppenmassen eine außerordentlich wichtige Rolle spielen; man muß ihrer Construction daher die größte Aufmerksamkeit widmen.

Wiederholte Versuche, den Truppen fahrbare Küchen zu geben, um während des Marsches in denselben kochen zu lassen, haben, bis jetzt wenigstens, zu keinem durchgreifenden Ergebniß geführt; aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie es auch nicht. Eine Art von Feldküchen construirte Graf Rumford schon Ende des 18. Jahrhunderts für die bayerischen Truppen. Jedes Regiment hatte vier viereckige Kessel von schwachem, verzinntem Kupferblech. Diese wurden in einander gesetzt und auf einem einspännigen Wagen fortgebracht. Zum Gebrauch wurden die Kessel auf einen Unterbau von Mauerziegeln gestellt und in jedem für 250 Mann gekocht. Jedoch weder diese, noch die von Kurowski für die preußische Armee construirte Feldküche, noch der von Vincenz dall' Aglio für die österreichische Armee erfundene Menagetrain haben sich erhalten. Auf der Wiener Ausstellung (1873) erregte eine fahrbare Feldküche für 2500 Mann, nach dem System Locati, große Aufmerksamkeit. Auf dem großen, breitspurigen Wagengestell standen 12 kupferne Kessel (jedoch mit nur etwa 800 bis 900 Liter Inhalt), in welchen während des Marsches gekocht werden sollte. Eine andere, von Mac-Kean ausgestellte fahrbare Dampfküche bestand aus zwei Kesseln von etwa 200 bis 250 Liter Inhalt. Eben so unfertig wie diese erschien das auf der Kochkunst-Ausstellung vorgeführte Modell einer fahrbaren Feldküche, so vorzüglich der in wahrer Größe von G. Beinert in Coburg ausgestellte Kesselheerd in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit auch war. Nur die fahrbaren Feldküchen von Becker & Ulmann in Berlin können als zweckentsprechend bezeichnet werden, wenngleich auch sie nicht in dem ausgedehnten Maße Verwendung finden werden, wie Einzelne voraussetzen. Die Feldküche für 500 Mann macht einen vortrefflichen Eindruck. Sie ist praktisch und verwendbar; natürlich nicht für Feldtruppen. Was wäre das für ein Wagentrain, wenn jede Infanterie-Division 24 bis 26 dergleichen Fuhrwerke mit sich führen sollte! Nächstdem ist die Construction der Wagen zu schwer, als daß dieselben von den Chausseen und Straßen ins Terrain hinaus abbiegen könnten. Die mit Dampferzeugungsapparat, zwei Kochkammern, Vorräthen, Kästen und Geschirren ausgestattete Feldküche ist für Feldlazarethe vorzüglich geeignet. Auch die in einem Eisenbahn-Personenwagen IV. Classe (ebenfalls von Becker & Ulmann in Berlin) aufgestellte Feldküche wird in erster Stelle bei Kranken- und Verwundeten-Transporten Verwendung finden. Es waren in diesem Küchenwagen vier Becker'sche Dampfkochapparate, jeder zu 200 Portionen, in welchen man in 10 bis 15 Minuten aus den vorhandenen Conserven eine gute und nahrhafte Suppe bereite konnte. Außerdem ein kleiner Heerd für Holzfeuerung, ein Aufwascheapparat, ein Wasserreservoir von 250 Liter Inhalt und die vorschriftsmäßigen Ausrüstungsgegenstände.

Die Leistungsfähigkeit der fahrbaren Küchen für Lazareth-, Verwundeten- und Krankentransporte wird eine hervorragende sein; für die Verpflegung von Truppenmassen kommt sie dem großen Ganzen gegenüber eben so wenig in Betracht, wie die Massenküchen überhaupt. Diese oder jene zu benutzen oder benutzen zu können, wird immer als ein vereinzelter Glücksfall angesehen werden müssen.

Die Beköstigung von 100 000 Mann auf einen Tag bedarf eine Summe von

100 000 kg Brod (oder 52 500 kg Zwieback),
37 500 kg Fleisch,
20 000 kg Reis (oder ähnliches trocknes Gemüse),
1 000 kg Salz,
1 500 kg Kaffee,

im Ganzen 160 000 kg, zu deren Fortschaffung eine Colonne von 80 zweispännigen Wagen gehört, vorausgesetzt, daß auf das Pferd 10 Mtr.-Ctr. geladen werden können. Der dreitägige eiserne Verpflegsbestand des Mannes wiegt einschließlich der Verpackung 2810 g; bei 100 000 Mann also 281 000 kg, zu deren Fortschaffung man, unter gleichen Vorbedingungen, eine Summe von 141 Fuhrwerken brauchte. Indem man also den einzelnen Mann mit der Tagesportion und dem dreitägigen eisernen Bestande belastet, macht man eine Operationsarmee von 100 000 Mann unabhängig von einem Wagentrain von 221 Fuhrwerken oder, wenn man 80 Fuhrwerke für den Nachschub des Tagesbedarfes rechnet, von wenigstens 141.

Die Unabhängigkeit der Operationen von den Verpflegsmaßregeln wird dadurch bis zu einem gewissen Grade gesichert. In welchem Umfange man die Operationen auf rückwärts liegende Magazine begründen muß; wie weit man Requisitionen und Lieferungen in dem besetzten Landstriche ausdehnen kann — das sind Fragen, welche hier nur angedeutet sein mögen. — Der Unterhalt einer Armee von 500 000 Mann verlangt für nur acht Tage

4 Millionen kg Brod,
1½ Million kg Fleisch,
800 000 kg Reis oder trockne Gemüse,
40 000 kg Salz,
60 000 kg Kaffee,

im Durchschnitt täglich 800 000 kg oder 16 000 Ctr., zu deren Transport 400 zweispännige Wagen à 40 Ctr. nöthig sind.

Aus diesen wenigen Zahlen läßt sich ein Urtheil über die Schwierigkeiten, welche die Verpflegung großer Armeen schon durch den numerischen Umfang der zu bewältigenden Lasten gewinnt, einigermaßen beurtheilen. Auch ohne andere Erschwernisse, wie sie die Operationen der Feldarmee an sich, ihre wiederholt veränderte Aufstellung und die wechselnden Aufgaben, die Beschaffenheit des besetzten Landes und der Charakter von dessen Bewohnern mit sich bringen ꝛc., verlangt sie die eingehendsten Vorstudien, die sorgfältigste Organisation der Proviantrains und ihrer Hilfs-Colonnen und die peinlichste Ueberwachung, Controle und Sicherung ihrer Bewegungen. So weit es möglich ist, die Verpflegsvorräthe mittels Eisenbahnen zu befördern, wird man nicht unterlassen, diese wichtigen Translinien zu benutzen, um von ihnen aus in kürzeren Etappen die Truppen durch Fuhrwerkscolonnen zu versorgen.

Ist es aber auf der einen Seite von außerordentlicher Wichtigkeit, die Truppen mit Lebensmitteln in ausreichender Menge zu versorgen, so ist es nicht minder wichtig, Lebensmittel von hervorragendem Nährwerthe zu verausgaben. Nichts ist verderblicher als geringhaltige Nahrungsmittel; sie geben keine Kraft, keine Ausdauer, keine Leistungsfähigkeit. Gerade in Bezug auf die Ernährung der Truppen im Kriege darf man sich um so weniger von etwaigen Ersparnißrücksichten leiten lassen, als nirgends drastischer nachzuweisen ist, wie hier, daß gerade die billigsten Lebensmittel die theuersten zu sein pflegen.

Bei den hohen Fortschritten, welche die Conservirung von Nahrungsmitteln in der neuesten Zeit gemacht hat, wird auch die Verwendung von Fleisch- und Gemüse-Conserven in der Ernährung der Truppen im Felde einen bedeutenden Umfang gewinnen; um so mehr, als der höhere Preis derselben durch die Qualität und folgedessen den Nutzeffect bei Weitem ausgeglichen wird. Der Soldat wird daher im großen Durchschnitt besser genährt werden, als bisher (250 g Conservefleisch haben einen größeren Nährwerth als 375 g frischschlachtenes Fleisch!), er wird an Zeit gewinnen, da das Kochen von Conserven schon deshalb schneller bewerkstelligt werden kann, als dieselben angekocht oder halbfertig geliefert werden (Fleisch-, Gemüse- und gemischte Conserven); er wird also bessere Nahrung und mehr Ruhe haben, was auf seine Leistungsfähigkeit nicht ohne Rückwirkung bleiben wird — denn die Ernährung erfolgt um so energischer, je entsprechender das Verhältniß von Masse der Nahrungsmittel, Proteinreichthum und leichter Löslichkeit der Stoffe im Magen sich gestaltet. Die zweckmäßige **Beschaffenheit** der Nahrungsmittel, ihr der Verdauung förderlicher **Zustand** und ihr Reichthum an wirklichem Nahrungsstoff sind daher **für die gleichmäßige** Erhaltung des Kräftezustandes von höchster **Bedeutung**.

„Unter den vielen Dingen im Kriege, für deren **Gebrauch** keine Polizeitaxe ein Maß festsetzen kann, gehört hauptsächlich **die körperliche** Anstrengung... Sie ist ein Coefficient **aller Kräfte** und Niemand kann genau sagen, wie weit sie getrieben **werden darf.**" (v. Clausewitz. Bd. I. S. 87.)

Die Natur gab dem Menschen bedeutende **körperliche** und geistige Mittel, ausgiebige und vorzüglich **ausdauernde Kräfte** und es handelt sich vor Allem darum, diese **auszubilden**, zu entwickeln, zu erhalten und dem festen, bestimmten, klaren und bewußten Wollen auch die Leistungsfähigkeit, das **Können**, selbst unter den schwierigsten und anstrengendsten **Verhältnissen** zu sichern.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von **Anna Löhn-Siegel.**

VI.

Ghita's Verzweiflungsschritt.

Daß ich's ehrlich gestehe: Ghita's Gatte that mir doch zuweilen leid. Er war nicht mehr jung, sah bleich und vergrämt aus und ging in einem elenden Anzuge umher, mit einem Cylinder auf dem Kopfe, den man bei uns daheim keinem reisenden Handwerksburschen zum Geschenk angeboten hätte. An die verächtliche Behandlung von Seiten der Schwägerin Alba, die mit größter Unlust die Familie des Unglücklichen und ihn selbst ernährte, mochte er sich schon gewöhnt haben. Aber es schien auch eine Art von Indolenz in ihm zur Herrschaft gekommen zu sein, die es nicht zuließ, daß er sich mit männlicher Energie aufraffte und eifrig danach strebte, die Seinigen selbst zu ernähren. Zwar erzählte seine Frau wiederholt, er habe sich um eine andere Stellung bemüht, nachdem er die frühere verloren, aber er mochte eben, weil nicht sofort ein Gelingen seine Bemühungen lohnte, schlaff geworden sein und keine weiteren Schritte gethan haben. Er ließ die Dinge eben gehen, wie sie gingen, saß den ganzen Tag im Hausflur, um dem dort arbeitenden Schuhmacher ein klein wenig bei seiner Flickerei zu helfen, war also ciabattino, fing am Morgen die aus allen möblirten Zimmern durch das Treppenhaus hinabgeschleuderten Schuhe und Stiefeln auf, um sie zu reinigen, und erhielt dafür etwas piccola moneta (kleine Münze), die er aber nicht den Seinigen überließ, sondern für eine mezza foglietta in der Osteria verausgabte. Sonach war Schuhputzen sein Hauptverdienst. Es würde sich aber gewiß noch manche Arbeit für den übrigens noch rüstigen Mann gefunden haben, wenn er sie nur hätte redlich suchen und mit Eifer leisten wollen.

„Römische Faulheit!" sagte Weinhold mit gewohnter Ironie. „Sie beten ja sämmtlich zu den Heiligen und zur Madonna, liegen täglich in den Kirchen auf den Knien, da muß doch die Stellung und die Arbeit kommen, ohne daß man sie sucht und sich ängstlich darum bemüht, wie ein anderer redlicher Familienvater thun würde, der Stolz und Pflichtgefühl besäße."

Das mußte wahr sein: in die Kirchen liefen sie tagtäglich und flehten die Hilfe der Madonna und der Heiligen an und trugen Kerzen und Sträuße schöner Blumen zum Opfer hin, und wenn im Hause, wie häufig, Mancherlei nicht in Ordnung war, wenn es oft am Nothwendigsten, an Trink- und Waschwasser und an anderen Dingen fehlte, die der geringste Culturmensch bedarf, so lag das am Kirchgange oder an dem lang ausgedehnten Gebeteplärren im Küchenraume, woran auch die kleinen Kinder Theil nehmen mußten.

Ghita besuchte die Kirchen in Gesellschaft Maddalena's, der Kleinen, die sie säugte, denn in Abwesenheit der Mutter würde sich wol Niemand des hilflosen Wesens angenommen haben, nicht einmal der Vater. Mit einem Tuche band sie sich das in ein Bettchen fest eingeschnürte Kind um den Hals, so daß es ihr wie in einem Beutel auf den Magen herabhing. An den Abendkirchgang schloß sich dann zuweilen ein Spaziergang in Begleitung Alba's an, und ich erinnere mich eines Spätabends, wo Ghita mit dem ihr vom Halse herabhängenden Kinde heimkam und gleichgiltig sagte:

„Sie ist ganz blau und erfroren, die Maddalena!"

Ich rief zornig:

„Ist das Mutterliebe? Mit dem kaum ein Vierteljahr zählenden kleinen schwächlichen Wesen in der Abendkälte herumzulaufen, um sich selbst ein Vergnügen zu machen? Da war die Madonna, zu der sie so viel beten, eine bessere Mutter. Nehmen Sie sich diese doch zum Muster! Nennen Sie mir ein Bild, wo die heilige Gottesmutter auf einem vergnüglichen Spaziergange abgemalt wäre!"

Betroffen sahen sich Alba und Ghita an und dann wieder mich. Das traf. Sie kannten kein solches Bild, und wußten nichts zu antworten, die sonst so beredten Schwestern!

Alba sagte endlich in ihrem tiefsten Orgeltone:

„La Signorina ha ragione. (Das Fräulein *hat Recht.*) Die Gottesmutter ging nicht auf die Promenade."

Doch es half nichts. Beide Schwestern liefen immer wieder spät am Abend auf den Monte Pincio — sie sagten: um zu Hause das Lampenöl zu ersparen — und brachten das Kind blau vor Kälte heim. Ghita zeigte mir ein großes altes Saloppentuch, das sie, um Maddalena vor der Abendluft zu schützen, mitnähme, aber es hing nur lose um die Schultern der Mutter und half dem Kinde wenig oder nichts. Mit Seelenruhe sah sie sich den halberstarrten bambino an und sagte: „Grida sempre! È cattiva! (Sie schreit immer. Sie ist schlecht.) Und weiter:

„Ha freddo! (Sie friert.) Povera creaturina. Che volesse morire!" (Armes Geschöpf! Daß sie doch sterben wollte!) Aber Maddalena starb nicht, sie mochte einen guten italienischen Lebenskern in sich haben, die abendlichen Luftkuren schienen ihr gut zu bekommen. Sie schrie auch nur hauptsächlich dann, wenn sie Hunger oder Durst verspürte, denn sie wollte nun einmal l e b e n, gerade erst recht l e b e n. Um der Erfrorenheit willen habe ich ihre kindlichen Klagen weit seltener vernommen. Als ich nach einem längeren Ausfluge in den südlichen Theil der Halbinsel nach Rom zurückkehrte, fand ich Maddalena recht wohl auf und ihre Mutter sagte noch immer liebevoll und menschenfreundlich:

„Che volesse morire!"

Sie that's eben der grausamen Mutter und dem faulen Vater nicht zu Gefallen, diese Maddalena, dieser kleine Trotzkopf.

Der Vater ließ sich zu Zeiten auch herab, Gänge für die im Hause wohnenden Fremden zu übernehmen. Aber man konnte lange warten, ehe er zurückkehrte. Er tröstete sich dann wieder einmal über die vielen moralischen Fußtritte, die er von der Schwägerin und Gattin und von anderen Leuten empfing, bei einer mezza foglietta in der via Tomaselli. Der Botenlohn war sonach verschluckt, ehe er ihn eingenommen hatte.

Es klang wie Ironie, wenn die Miethgäste des Hauses ins Parterre hinabriefen:

„Signor'! Portate questa lettera alla posta!" (Herr! Tragen Sie diesen Brief auf die Post.)

„Signor', nettar' le mie scarpe — fate presto!"

„Ecco i miei stivali. Lustrategli bene, Signor'!"

(Herr! Meine Schuhe reinigen, aber schnell!)

(Hier sind meine Stiefeln. Machen Sie sie recht blank, Herr!)

Der also Angerufene erhob sich langsam vom Schemel, auf dem er im Hausflur saß, trat in die Höhlung des Treppenhauses und nun umsausten die aus den verschiedenen Etagen herabgeworfenen Schuhe und Stiefel das Haupt des blassen Mannes mit dem schäbigen Cylinder. Aber sie berührten ihn nicht, er besaß großes Ge-

schick, sie im Sturze mit den Händen zu erhaschen. Auch die herabgeworfenen Briefe erreichten nur selten den Erdboden.

Von seinen frühern Schicksalen erfuhr ich nur wenig. Er sollte Gefangenwärter oder wol gar Kerkermeister in den päpstlichen Gefängnissen zu Perugia gewesen sein und das Unglück gehabt haben, daß mehrere ihm anvertraute politische Gefangene aus den wohlverwahrten Zellen entkommen waren. Darauf erfolgte seine Absetzung, obwol er seine Unschuld und Pflichttreue beschwor.

Große Wachsamkeit und Unermüdlichkeit im Dienst hätte ich ihm, so wie ich ihn jetzt kennen lernte, allerdings nicht zutrauen mögen, aber es war nicht undenkbar, daß er früher ein Anderer gewesen, und daß erst das Unglück und der Druck der Verhältnisse, unter dem er seufzte, eine Art Stumpfsinn bei ihm erzeugt hatten.

Ich hörte später eine Geschichte erzählen, die es mir wahrscheinlich machte, Ghita habe sich endlich entschlossen, bei Pio IX. eine Bittschrift einzureichen und Gnade für ihren Gatten, um seiner unglücklichen Familie willen, zu erflehen.

Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Corso versammelt, um den heiligen Vater zu sehn, der sich zur Kaiserin Mutter von Rußland begeben wollte, um ihr eine Visite zu machen, ehe er eine landesväterliche Inspectionsreise nach Bologna und nach der Marca antrat. Die kränkelnde Kaiserin war schon lange Zeit Gast in Italien, zuletzt in Rom gewesen und hatte sich großer Aufmerksamkeiten von Seiten Sr. Heiligkeit zu erfreuen gehabt. Auch diese Abschiedsvisite sollte mit einem der nordischen Majestät würdigen Glanze in Scene gehen.

Vom Vatican her, über die Engelsbrücke, kam Pius mit seinem Gefolge gefahren, erreichte dann die via condotti und bog in den Corso ein, wo die Kaiserin wohnte.

Es war ein stattlicher Zug. Die roth und goldene Staatskutsche des Papstes, ein alterthümliches Prachtgehäuse, die ähnlich verzierten Carrossen der Cardinäle, die in Purpur gekleideten Herren im Innern bergend, die mit Roth und Gold aufgeschirrten schwarzen Rosse, meist feurige Neapolitaner, die reich galonnirten Diener, zu zwei und drei hinten auf den Carrossen stehend — es ließ sich nicht leugnen, die katholische Kirche zeigte, daß sie noch die weltliche Macht besaß und weltlich zu imponiren vermochte.

Der Papst fuhr sechsspännig. Im purpurnen Sammetkragen, mit der gleichfarbigen Kopfbedeckung auf dem weißen Haupte, im weißen wallenden Untergewand, erinnerte er an das bekannte Bild Leo's X. von Tizian gemalt. An seiner Seite saß der Staatssecretär Cardinal Altieri, voraus und nebenher ritt die päpstliche Nobelgarde in ihrer höchst geschmackvollen und reichen Tracht. Diese Garde, die aus den Söhnen edler römischer Familien besteht, trägt eine dunkelgrüne Uniform mit Goldstickerei, vergoldete Helme mit schwarzen Roßschweifen, gelbe, anschließende Lederbeinkleider und Stulpstiefeln. Die schönsten und feurigsten Pferde werden von den jungen Fürsten, Grafen und Baronen geritten, ihre Haltung zu Pferde ist eine freie, nachlässig-vornehme, sie schauen stolz herab von ihren Thieren und geben ein fesselndes Bild anmuthiger Ritterlichkeit. Ihre grünen Uniformen hoben sich angenehm von dem vielen Roth des kirchlichen Pomps ab, und da sich hervorragend schöne Jünglinge unter ihnen befanden, so war es natürlich, daß der Schönheitssinn der Italiener sich gern mit den einzelnen Persönlichkeiten beschäftigte. Hochtönende Namen wurden genannt.

„Das ist der Colonna!" hieß es, „dort der Doria, der Orsini — o wie herrlich reitet der Corsini. Er hat sich den Mark Aurel zum Muster genommen. Und der Colonna mit den Feueraugen! Wie majestätisch schaut er herab! Und sein jüngerer Bruder ist blond! O welche Locken! Che bella gioventù! (Welch' schöne Jugend!) So und noch enthusiastischer tönte es von allen Seiten.

Mir aber flimmerte es roth vor den Augen von all' der Purpurpracht der Carrossen, Gewänder, Geschirre ꝛc. Beim Anblick der „Porporati" mußte ich des Gedichtes der römischen Improvisatrice Rosa di Taddei gedenken, die von den Männern des Glaubens singt:

„La veste, che la fè lor tinse di sangue —" (das Kleid, welches der Glaube ihnen mit Blut färbte). Inquisitionsgerichte, Scheiterhaufen und blutige Glaubenskriege traten vor mein inneres Auge. Der erste König wählte einst, sagt man, die Purpurfarbe, um Blutflecken zu verbergen, die Kirche nicht minder. O diese Machthaber über Millionen von Seelen, die sich Knechte Gottes nennen und wie die Fürsten der Erde einhergehen!

Die Sonne des Südens blitzte auf den goldenen Zierrathen, Helmen, Waffen, auf den reichgestickten Uniformen, den betreßten Livréen. Kein Herrscher der Welt konnte pomphafter bei einer Kaiserin Aufwartung machen. Aber ich lenkte meine Blicke auf die nächste Umgebung. Wie anständig benahm sich das der Prunkvorführung zuschauende, in die Straße eingezwängte Volk! Welche Höflichkeit gegen die im Gedränge seufzenden Damen, welche Rücksicht auf ihre Person, selbst auf ihre Toilette! Der Italiener benimmt sich bei solchen öffentlichen Schaugelegenheiten stets gentlemanlike, der Geringste aus dem Volke wie der Aristokrat. Trotz seiner Begeisterung für das ihn entzückende farbenreiche Schauspiel wird er nie in ausgelassene Scherze überspringen, nie aus den Grenzen des natürlichen Schicklichkeitsgefühls hinausstreben.

Pius IX. mit dem frischen, vollen Gesicht, mit dem gutmüthigen Lächeln, das seinen Zügen den Ausdruck unversiegbaren Wohlwollens gab, blickte segnend auf die Menge und machte zuweilen die Bewegung des Kreuzes mit der weißen fleischigen Hand, wurde aber nicht mehr mit dem Jubel empfangen, der ihn einst umbrauste, als er gewillt schien, den Römern eine Aera der Aufklärung und des Liberalismus zu erschließen. Die Evvivas klangen vereinzelt und matt, die Mützen wurden zwar gezogen, aber die Kniee nur selten gebeugt. Doch diese Wahrnehmung schien ihn nicht zu verletzen. Sein großes braunes Auge schaute deshalb nicht minder wohlwollend auf die römische Welt herab. Auch schien sein Embonpoint nicht unter „der Liebe Erkaltung" zu leiden. Pius hatte eine stattliche Gestalt, eine kräftige Körperconstitution, die sechziger Jahre, in die er eingetreten war, wurden nur durch das weiße Haar, das unter der Purpurmütze hervorschimmerte, bestätigt.

Trotz des Mangels an Begeisterung im Volke bei seinem Erscheinen wurde doch auch manches Gute ihm nachgerühmt. „Er sucht die öffentlichen Lasten zu mindern," hörte ich sagen, „er hat die hohen Dispense aufgehoben und würde es verschmähen, sich an ihnen zu bereichern. Seine Civilliste beträgt nur 60000 Scudi (ungefähr 80 bis 90000 Thaler), aber er verwendet sie mehr in Wohlthaten, als für sein Behagen. Sein Hofhalt, sein Mittagstisch sind äußerst einfach. Man muß seine Einrichtung im Quirinal sehen (damals die Sommerresidenz der Päpste), sie ist nicht reicher, als die eines wohlhabenden Privatmannes."

Ich fand später bei einem Besuche des Palastes jenes Wort bewahrheitet. Mancher Privatmann des Bürgerstandes war weit eleganter eingerichtet, vor allen Dingen behaglicher und bequemer, als der allerheiligste Vater und Beherrscher der Gläubigen.

Daß er jetzt eine gründliche Verbesserung der Kirchenmusik ins Werk setzen und die störenden Opernfragmente daraus verbannen will, findet allgemeine Anerkennung.

In der Nähe des Palastes, den die Kaiserin von Rußland bewohnt, verliert sich das Rasseln der Prachtcarrossen auf einem Teppich von weicher Puzzolanerde, die man gestreut hat, weil die angegriffenen Nerven der hohen Frau durch das Geräusch auf dieser belebtesten Passage Roms belästigt werden würden. Es ist Sitte, dem Papste bei seinen, übrigens seltenen Ausfahrten Bittschriften und Gnadengesuche in die Kutsche zu werfen, die sonst schwer in seine Hände gelangen dürften. Auch bei dieser Gelegenheit, so erzählte man, sollte ein Weib aus dem Volke den Augenblick geschickt benutzt haben, um ihm ihr Bittschreiben zuzuwerfen. Dies gelang, als die Carrosse des heiligen Vaters langsam fuhr, um in das Portal des Palastes der Kaiserin einzulenken.

Nach der Beschreibung der Person zu urtheilen, konnte Ghita die Unternehmerin des Wagnisses gewesen sein. Wenigstens bildete ich mir es, von Theilnahme für sie erfüllt, gern ein. Da ich bei meinem zweiten Aufenthalte in Rom nicht wieder bei Anunziata Alba wohnte, weil ihre Räumlichkeiten besetzt waren, gelang es mir auch nicht, etwas Gewisses über diese Angelegenheit zu erfahren. Ich begegnete zwar der Schwester Ghita mit ihrer bambina auf der Peperintreppe, denn ich hatte in der zweiten Etage desselben Hauses ein Zimmer gefunden, aber auf meine Frage, wie es mit ihren Aussichten für die Zukunft stehe, antwortete sie ausweichend und mit jenem Achselzucken, das die gestenreichen Nationen des Südens so vielsagend zu gestalten wissen.

Nur in der Via Tomaselli bei der alten sibyllenhaften Verkäuferin der Pinienzapfen erfuhr ich später einmal etwas Näheres. Ich wußte nämlich, daß Ghita mit der Händlerin in Verbindung stand und ihr Gegenstände, die sie von abreisenden Fremden geschenkt bekam, zum Verkauf hintrug. Die Alte unterhielt nebenher eine Art Trödelmarkt im Kleinen. Sie sah mich mit ihren schwarzen stechenden Augen forschend an und als ich dem Blicke Stand hielt, antwortete sie ruhig:

„Eh! Sie wird fortgehen, die Ghita. Der Mann ist begnadigt worden. Segne die Madonna den santissimo padre!"

Nun stand es fest bei mir: Ghita war die Ueberreicherin der Bittschrift gewesen. Wahr oder nicht wahr, ich fühlte mich durch

den Gedanken angenehm berührt und wünschte ihr sammt Maddalenen, die vielleicht zum Heile der ganzen Familie am Leben geblieben war, indem ihr eminentes Schreitalent sie zur modernen Opernsängerin prädestinirte, alles Glück und allen Segen.

Echegaray-Lindau's „Galeotto".

J. R. Im Februarheft von „Nord und Süd" (Breslau, Schottländer) war das Drama Galeotto (El gran Galeoto) nach José Echegaray (dem spanischen Dramatiker, geb. 1833) von Paul Lindau, oder wie es bescheidener ausgedrückt lauten müßte: von José Echegaray, übersetzt und frei bearbeitet von Paul Lindau, abgedruckt; das Märzheft widmet dem Dichter des Dramas, der keineswegs, wie die Ankündigung besagt, „uns bis vor wenigen Wochen fast unbekannt" gewesen, um erst durch seinen Bearbeiter in Deutschland zum Ruf zu gelangen, einen Aufsatz und bringt sein Bild. — Da das Werk jetzt über mehrere deutsche Bühnen geht, so möchten wir diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne demselben einige Worte zu widmen. Das Stück knüpft an die bekannte Episode von Francesca von Rimini und Paolo Malatesta in Dante's „Hölle" an, wie Beide über der Lectüre des Ritterbuches vom „Lancelot" einander ihre Liebe gestehen. Lancelot, einer der Artusritter, ist in seine Königin Ginevra verliebt und sie in ihn; aber das Verhältniß Beider würde unausgesprochen bleiben, wenn nicht in Galeotto ein Kuppler vorhanden gewesen wäre, der Beide zusammengeführt hätte. Ein junger Schriftsteller, Ernst, hat nun die Absicht, dieser Sage in einem modernen Drama folgende Deutung unterzulegen. Galeotto, also Kuppler, nennt er die öffentliche Meinung, die mit ihrem Gerede und ihren Verdächtigungen so tyrannisch ist, daß sie zwei Menschen, die ein ganz unschuldiges Band verknüpft, mit Gewalt auf verbotene Pfade drängt und schuldig werden läßt. Der junge Dichter nun, der diesem Gedanken in dem zu schreibenden Stücke Ausdruck leihen will, hat selbst ein ideales Verhältniß mit einer jungen Frau, Julie, und deren Gatten, Andreas, einem etwas gutmüthigen, nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehenden Manne; er wohnt sogar in dem Hause des Ehepaars; die drei besuchen einander zwanglos und fühlen sich in herzlicher Freundschaft verbunden. So bilden also, ohne es zu wissen, Ernst und Julie in ihrer Person selbst eine Art von Lancelot und Ginevra. Aber auch der Galeotto, die öffentliche Meinung, soll nicht fehlen, um sie zusammenzubringen und ihr reines Glück zu zerstören. Diese öffentliche Meinung spricht aus den Verwandten des Ehepaars, die das Verhältniß der drei mit mißtrauischen Augen betrachten, als ob es eine „Ehe zu dritt" wäre, Bemerkungen daran knüpfen, die sich zu Vermuthungen, Verdächtigungen steigern, welche von Weiterstehenden begierig aufgegriffen werden, kurz, der Gatte wird gezwungen, einen Unverschämten, der öffentlich Anspielungen auf sein Hörnertragen macht, zu fordern. In dem Duell wird Andreas, der mit der Waffe umzugehen nicht gewohnt ist, tödtlich verwundet. Man trägt ihn in sein Haus und zwar in die Wohnung Ernst's, und nun soll sich auch an dem Sterbenden noch die Macht des großen Galeotto beweisen; wie man das Schlafzimmer seines jungen Freundes öffnet, um den Wunden daselbst zu betten, findet dieser dort versteckt — seine Frau. Julie hat mit Ernst eine Unterredung gehabt, in der Beide die Nothwendigkeit ihrer Trennung infolge des häßlichen Gerüchts besprachen; der Transport des Verwundeten unterbrach sie, und um dem bösen Verdacht keine neue Nahrung zu bieten, verbirgt sich die junge Frau im Nebenzimmer, nicht ahnend, daß sie dadurch gerade dem Gerücht nur Vorschub leisten könne. Andreas im Wahne, seine Frau habe ihn wirklich betrogen, stirbt, und Ernst und Julie verlassen die Bühne, Ersterer mit Verwünschungen des Fluches, den der „große Galeotto" über sie gebracht, Beide aber durch die Macht der öffentlichen Meinung nun wirklich aneinander gekettet, gezwungen und gewillt, ein Paar zu werden. Schon diese Inhaltsangabe wird dem Leser die Schwächen des Stücks klar gemacht haben. Kann es solch einen Gatten geben, der nicht gleichbedeutend mit einem Narren wäre, und der soll ja Andreas nicht sein, so harmlos, seine junge Frau dem intimen Verkehr eines Jünglings und dem öffentlichen Gerede auszusetzen? Kaum. Und mit dieser Verneinung fällt die Grundlage weg, auf der das Echegaray'sche Drama aufgebaut ist. Aber selbst die Voraussetzung zugegeben, vermag eine tragische Katastrophe unser Gemüth zu erschüttern, uns zu läutern, die nur aus Mißverständnissen hervorgegangen ist? Wir wenden uns verstimmt von ihr ab. Wir verlangen in der modernen Dichtung und auch auf der Bühne, daß der Mensch Herr seines eignen Schicksales und seines eignen Glückes Schmied sein soll. Für das, was er thut, ist er verantwortlich, und fehlt er, so muß er dafür büßen. Nicht verantwortlich ist er für das, was ihn ohne eignes Verschulden, durch Zufall trifft. Ernst, Julie, Andreas leiden für etwas, was kein sittlicher Fehl war. Durch das Machtgebot eines brutalen, außer ihnen stehenden Dinges, das wir Bedenken tragen Schicksal zu nennen, denn es ist zu leicht, zu lächerlich, werden sie zu Grunde gerichtet. Wo ist da etwas von der Selbstbestimmung des Menschen? Wo ist da eine Schuld für den gräßlichen Ausgang zu finden? Dieses Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung beleidigt und läßt bei der Lectüre und demnach auch bei der Aufführung des Echegaray'schen Werks einen reinen Eindruck nicht aufkommen.

Aus der ewigen Stadt.*)

J. R. Eine Reihe abgeklärter Arbeiten von reifer Dichterhand, die stellenweise den Charakter von Studien annehmen, deren Motive und Gestalten römischem Boden entsprossen sind. So jener Beppo in der zweiten Novelle, der Jahre lang als Campagnawirth ein geachtetes Leben führt und sich plötzlich als geheimer Bandit entpuppt, dem aller Raub und Mord zur Last gelegt werden muß, welcher sich während eines langen Zeitraums in der Umgegend zugetragen hat. Und dem Erzähler kam es nicht darauf an, ein grausiges Nachtstück zu erfinden, sondern auf die „innere Erweisung", die Darstellung jenes Typus von Menschen, die, „in ihren Kopf und Witz verliebt, bei ihrer selbstsüchtigen Lebensführung die Regung des großmüthigen Herzens entbehren und mißachten zu können glauben". Dieser Typus der gewissenlosen Menschen, die dabei in anderer Hinsicht, z. B. als Ehegatten, Familienväter, Mäcenaten liebenswerth sein können, findet sich gerade in Italien vor; er ist noch in jedem Bravo und Abruzzenräuber zu finden, dem ein Menschenleben nichts gilt; er birgt sich aber auch in jenen Tyrannen der vergangenen Jahrhunderte, jenen Fürsten, für die Macchiavelli sein grausiges Buch schrieb, die uns, so sehr ihre Verbrechen uns abstoßen, durch die Größe derselben und die Kraft der Ausführung imponiren. Und wie wahr zeichnet Grasberger die Römerin, jenes von natürlicher Anmuth und unbewußtem Stolze durchdrungene Geschöpf, in dem noch immer etwas von einer Agrippina steckt, sei es auch ein noch so ungebildetes, im Grunde genommen gewöhnliches Wesen, wie beispielsweise diese Giuliana in „Im Vicolo cieco". Sie ist an einen alten, schon etwas gebrechlichen Mann verheirathet worden, und sehnt sich nach Glück und Liebe, was beides Sor Stefano ihr nicht bieten kann. Sie begrüßt es daher mit Freuden, daß ein junger deutscher Musiker, Karl Elsen, sich ihr nähert, um in ihr ein weibliches Ideal zu sehen. Aber das junge Weib ist ein bloßes Naturkind, kein Ideal. Elsen beredet Giuliana, die gar nicht für die Natur schwärmt wie etwa ein deutsches Mädchen, zu einem passeggio, Spaziergang; auf diesem sieht sie einen Landsmann, Gianni mit Namen, der zu ihrem Naturell besser paßt als Elsen, ein ganz gewöhnlicher, aber kecker und hübscher, den Augenblick benützender Kerl ist. Giuliana denkt nicht daran, ihrem Geliebten so ohne Weiteres untreu zu werden; aber wenn er nur ein wenig mehr von der zugreifenden Art des Gianni besäße! Nach der Rückkehr fühlt sich Giuliana enttäuscht und entläßt ihren Liebhaber, der zu schamhaft dazu ist, dieses Unbehagen recht zu deuten und sein Recht an das Weib zu fordern. Ein Freund macht Karl auf das gänzlich Falsche seines Werbens aufmerksam. „Du ließest Dich, anstatt sie auf der Stelle zu besänftigen, abweisen? Verkehrt, verkehrt! Besser, ihr hättet Euch tüchtig ausgezankt. Den Hader in die Länge zu ziehen taugt nichts. Bist Du ihrer auch morgen noch sicher?" „„Du erschreckst mich! An einer Laune scheitert mein Glück nicht."" „Das ist auf italienischem Boden überhaupt ein unpassendes Wort. Aus Laune wechselt kein italienisches Mädchen ihren Geliebten, aus französischer Genäschigkeit wird keine Römerin ihrem Mann untreu. Sie fühlen zu wahr, diese holden Geschöpfe. Einer solchen, allerdings oft plötzlichen Abwendung geht immer ein tiefes Gefühl des Unbefriedigtseins oder die Ueberzeugung voraus, daß Eins fürs Andere nicht passe." So treibt Karl's weicher Charakter die Angebetete mit Nothwendigkeit in die Arme Gianni's und diesen in die Katastrophe, welche

*) Novellen von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind. 6 M.

Stefano's Messer herbeiführt. Eine köstliche Geschichte ist die vom „verpfändeten Maler". Ein deutscher Maler, Friedrich, will Rom verlassen. Da macht ein Mädchen, Giulia, dem er in harmloser Stunde halb im Scherze die Ehe versprochen hat, Anspruch auf ihn und will ihn nicht von sich lassen. Giulia's heißblütiger Bruder, Coppo, weist sogar ziemlich deutlich auf die Rache hin, die er an dem Davonziehenden zu nehmen gedenke, wenn er sein gegebenes Wort breche, und die Situation wird für Friedrich etwas unbehaglich. Da erbieten sich seine Genossen bis zu Friedrich's Rückkehr einen der Ihren als Faustpfand zu stellen, der sich als Einmiether bei Giulia in deren Gefangenschaft zu begeben haben solle. Löse Friedrich sein Wort nicht ein, so möge Coppo an dem Stellvertreter, den wir Heinrich nennen wollen, seine Rache vollziehen. Der Vorschlag wird angenommen. Der Leser ahnt, worauf die Novelle schließlich hinausläuft, auf ein Verhältniß zwischen Heinrich und Giulia, die nun erst wahrhaft lieben lernt, und die Heirath beider. Und so verhält sichs in der That. Und wie fein das etwas heikle Motiv der Verpfändung des Malers durchgeführt, wie glaubhaft es gemacht wird! Auf der einen Seite Giulia, die, noch halb ein Kind und als ein solches fühlend, sich anscheinend betrogen sehend, in der ganzen Welt nichts als Lug und Verschwörung wider sich selbst erblickend, im Zustande krankhafter Ueberreizung handelt; daneben ihr wilder Bruder, der, ein echter Sohn seines Landes, fähig ist, die kleinste Beleidigung, die seiner Schwester geschieht, mit dem allzeit bereiten Messer zu rächen — auf der andern Seite die übermüthigen jungen Maler, die sich noch halb im Rausche der Abschiedsfeier für den sie verlassenden Freund befinden, halb belustigt über die komische Zumuthung Giulia's, halb erschreckt über die wilde Leidenschaft der Geschwister und durch Laune und Zwang bewogen, auf den Vorschlag einzugehen. Eine heitere Liebesgeschichte wird im „Aloeblatt" erzählt, während „Tag und Nacht" uns eine Studie zu jener Gattung von unechten, feigen Idealisten liefert, „die sich an den Kanten und Schroffen des Lebens wund stoßen und darüber das Gleichgewicht verlieren", in Pessimismus und Verzweiflung untergehen — ein ernstes und erschütterndes Beispiel der Modekrankheit unserer Zeit. Die letzte Nummer des Buchs „Die Haberwirthin" steht mit dem Thema, das sich im Titel andeutet, nur entfernt in Beziehung, an Werth aber den übrigen Erzählungen durchaus gleich: echte Frömmigkeit und Liebe, die sich in Werken bethätigt, wird hier in scharfen Gegensatz gebracht zu jener Bigotterie, die sich ihren nächsten Menschenpflichten entzieht, um — in andern Welttheilen Heiden zu bekehren und Propaganda für die Herrschaft der Kirche zu machen. Die flüssige Prosa Grasberger's wird durch einige Austriacismen gestört. S. 89 findet sich die kühne Zusammenziehung: „wie ansteckend lachte der (sic) An- und Uebermuth aus diesen Zügen" vor, die wol selbst in einem etwas ungezwungenen Malerbuche nicht vorkommen darf. Die Ausstattung mit dem etwas schwerfälligen, aber klaren Antiquadruck ist die nämliche, vornehme, wie die aller Veröffentlichungen des bekannten Verlags.

Bücherbesprechungen.

o.— **Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen.** Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 M. 50 ₰. Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer Lic. **Martin Rade** in Schönbach (Sachsen). Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Am 21. November v. J. ist die Probenummer des vorliegenden Blattes erschienen und seit dem 2. Januar d. J. wird jeden Donnerstag eine Nummer ausgegeben, mindestens einen Bogen stark. Es mangelt allerdings weder an kirchlichen noch an erbaulichen Zeitungen und Zeitschriften, allein trotzdem begrüßen wir das Evangelisch-lutherische Gemeindeblatt mit großem Beifall. Denn unseres Erachtens hat es bisher an einem wirklichen Gemeindeblatt für die Gebildeten gefehlt, da die vorhandenen Kirchenzeitungen, die hin und wieder bei Nichttheologen Eingang gefunden haben, entweder zu viel Theologie oder zu viel Kirchenpolitik treiben, um den Zweck erfüllen zu können, dem das neue Gemeindeblatt dienen will. Und es dient diesem Zweck mit ebenso viel Begeisterung als Gabe und Geschick. Es wirbt um die Gebildeten in unsern evangelischen Gemeinden, erfüllt von der Ueberzeugung, daß Bildung und Christenthum keine unvereinbaren Gegensätze sind, und zieht darum alle Fragen, die irgend von kirchlichem, religiösem, moralischem Interesse sind, in den Kreis seiner Besprechung, behandelt sie in anziehender Weise, in ebenso gebildeter als gemeinverständlicher Sprache und zugleich in weitherzigem Geiste, ohne dem Ernst der Sache und der Wahrheit des göttlichen Wortes Eintrag zu thun. Es geht ein gewinnender frischer Ton fröhlichen Glaubens durch sämmtliche 10 Nummern, die uns vorliegen, und überdem zeichnet sich das Blatt aus durch die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes, den es in interessanter Form zu bieten weiß und dessen Zusammenstellung wie Darstellung ebenso für die Tüchtigkeit des Herausgebers als für die seiner Mitarbeiter Zeugniß ablegt. Eingeleitet wird jede Nummer durch eine kurze ein Bibelwort auslegende Betrachtung, dann folgen einige größere Aufsätze (z. B. Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen — Etwas über Wagnercultus und Pessimismus — Iwan Turgenjeff — Ein Wissen für einen Glauben? — Ein Nothschrei aus Braunsberg in Ostpreußen — Wichern, der Bahnbrecher und Herold der innern Mission in Deutschland — Kirchenideale und Kirchenreformen — Vom römischen Kriegsschauplatze — Spielhagen's neuester Roman) und abgeschlossen wird jede Nummer mit kleineren Mittheilungen und Bemerkungen, die unter der Aufschrift „Verschiedenes" zusammengefaßt werden. Mit Recht beruft sich das Blatt auf Luther's Namen, nicht blos weil ein in Gottes Wort gegründeter Geist lebendiger Positivität in ihm sich kundgiebt, sondern auch weil es das evangelische Gemeindebewußtsein bei den Gebildeten zu wecken sucht und das evangelische Gewissen Rom gegenüber schärft, was in unsern Tagen, wo eine starke Gefahr von Rom uns bedroht, doppelt nöthig ist. Wir empfehlen das „Evangelisch-lutherische Gemeindeblatt" allen Gebildeten auf das Wärmste und sind überzeugt, daß diejenigen, welche es lesen, ihm gewiß gern den Weg bereiten helfen auch zu denen, die der Kirche ferner stehen und die zu gewinnen das Blatt besonders geeignet sein dürfte. Möge es dazu gesegnet sein, daß die todbringende Gleichgiltigkeit, mit der manche Gebildete der Kirche gegenüberstehen, mehr und mehr überwunden werde.

Kr. Von den „**Monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangel. Volksschule**", Redacteur **H. Krieger** in Langenberg, Druck und Verlag von Jul. Joost ebenda, liegt das 1. Heft des 9. Jahrganges nebst Beilageheft vor. — Die den Inhalt des Hauptblattes ausmachende Ansprache über die Frage Christi an Petrus: „Hast du mich lieb?" weist darauf hin, daß vor 10 Jahren diese Frage des Heilandes zum Kampfe gegen die paritätische Volksschule verpflichtet habe, deren Einführung eine Erniedrigung des Ansehens des Herrn Jesu insofern bedeutet habe, als sie vom Leben in ihm fernhielt und die Jugend mehr und mehr der sogenannten modernen Weltanschauung in die Arme lieferte. Ueber diesem zum Theil wenigstens siegreich beendeten Kampfe seien den Kämpfern die Augen aufgegangen für andere Schäden der Schule und ihrer Diener, unter denen besonders der Mangel an tiefinnerlicher Gläubigkeit bei vielen Lehrern und die vorhandene Kluft zwischen Kirche und Schule als die erheblichsten erscheinen und zu fortgesetztem Zeugniß und Kampf herausfordern. — Das Beiblatt enthält einen lediglich auf preußische Landtagswahlen bezüglichen Artikel: „Die nationalliberale Partei und die Volksschule", welcher darauf hinweist, daß diese Partei bisher die vom Verein für Erhaltung der evangelischen Volksschule bekämpften Simultanschulen begünstigt habe.

—g. **Geschichte des römischen Kaiserreichs** von **Victor Duruy**, übersetzt von **Gustav Hertzberg**. Mit ca. 2000 Illustrationen. 49.—51. Heft, à 80 ₰. Leipzig, Schmidt & Günther. — Diese Hefte enthalten die Fortsetzung der Culturgeschichte der Römer und zwar die Schilderung des römischen Städtewesens, sowie des Verhältnisses der Bürger unter einander. Dann folgt das Capitel: Die Provinzen — und zwar wird behandelt: Der Wohlstand der Provinzen im Orient und in Afrika. Es wird nachgewiesen, daß sich die römische Cultur über die ganze damals bekannte Welt ausgebreitet hatte und sich diese Welt unter der römischen Herrschaft sehr wohl fühlte, denn die Römer hielten überall die Ordnung aufrecht, der Handel und die Industrie blühten und ein allgemeiner Wohlstand herrschte. Die vorliegenden Hefte bringen wieder eine Fülle der interessantesten, theilweise auch wirklich gut ausgeführten Abbildungen, z. B. eine Erztafel mit der Rede des Claudius (Antikenmuseum zu Lyon). Die unter dem fortlaufenden Text befindlichen Citate sind ebenso ein überzeugender Beweis für die Gründlichkeit wie für die Feinsinnigkeit des Verfassers.

Kr. In den beiden Doppellieferungen 66/67 u. 68/69 wird der VII. Band der „**Grote'schen Allgemeinen Weltgeschichte**" zu Ende geführt und damit der 1. Band der von Martin Philippson in Brüssel bearbeiteten „Geschichte der Neueren Zeit". Vor-

liegende Hefte vollenden die Geschichte Italiens um die Neige des 16. Jahrhunderts und erzählen dann von der Gegenreformation im mittleren und östlichen Europa. Der Leser wird eingeführt in den heftigen Geisteskampf zwischen den Katholiken und Protestanten Deutschlands, der eine solche tiefe Erbitterung zwischen den beiden Parteien hervorrief, daß ein friedliches Zusammenleben auf dem Boden Eines Reiches beim Tode Rudolf's II. 1612 bereits unmöglich erschien, die Reichsverfassung in Trümmer fiel und der letzte Rest kaiserlichen Ansehens dahin sank. In den nordischen Reichen blieb der Gegenreformation nur eine Beute: Polen, während in Skandinavien und Dänemark der neue evangelische Geist die Herrschaft behauptete. Der Verfasser hat sein Ziel: „nur das Wesentliche und Bleibende ohne allzuviel störendes Detail vorzuführen und aus der ungeheueren Fülle lebensvoller Einzelnfiguren und anziehender Einzelnerscheinungen die richtige Auswahl zu treffen" fest im Auge behalten und demselben gestützt auf gründliche Vertrautheit mit den Quellen, insbesondere auch der neueren Literatur, geleitet von dem Bemühen, allenthalben gerecht und sachgemäß zu urtheilen, erfolgreich zugestrebt. Die Verlagshandlung hat dem Umstande, daß in die im vorliegenden Bande geschilderte Zeit die erste Blüthe der Buchdruckerei und Holzschneidekunst fällt, durch eine besonders charakteristische Auswahl der illustrativen Beilagen Rechnung getragen. Aus der Fülle vorzüglicher Nachbildungen erhaltener Originale des Buchdrucks und der Holzschneidekunst jener Epoche dürfte u. A. ein auf Royalfolioblatt in ½ der Originalgröße ausgeführtes Facsimile eines in nur drei Exemplaren erhaltenen Holzschnittes der Belagerung Wiens durch die Türken 1529 von Nicol. Meldemann, der um jene Zeit in Nürnberg arbeitete, mehrerer kaiserlicher Mandate, verschiedener Landkarten, Städtepläne und Ansichten, eines 1555 zu Nürnberg gedruckten Flugblattes, welches eine Hexenverbrennung in Wort und Bild schildert, und nicht minder die Nachbildung der Handschriften Luther's und der Königin Elisabeth von England auf hervorragendes Interesse der Geschichts- und Kunstfreunde zu rechnen haben.

—g. Universal-Bibliothek der bildenden Künste. Leipzig, Bruno Lemme. — Dieses Unternehmen soll ein non plus ultra von Billigkeit darstellen, denn ein Heftchen dieser Reihe kostet 20 ₰. Wir können nicht wissen, wie weit der Verleger etwas Derartiges mit Gewinn oder Schaden zu leisten vermag; jedenfalls aber leidet unter den meist unerträglich mißlungenen Abdrücken von Illustrationen der Geschmack aller Derer, für welche diese Ausgabe berechnet ist. Es giebt gerade auf dem Gebiete der bildenden Künste eine gewisse Grenze, unter welche nie die einschlagende Literatur herabsinken darf. Es liegen uns vor: das 10. und 11. Heft, welches „Kleine Meister der vlämischen Schule" (mit 17 Illustrationen) enthält (Jan Wildens, Lukas van Uden, Geerard Zegers, Daniel Zegers, Jasper de Crayer, Cornelis de Vos, Peter Snayers, Jan Fyt, Cornelis Schut, Theodoor van Thulden, Erasmus Quellin, Abraham Diepenbeek). Es folgt Heft 12—14, welche die „Kunst des Islam" enthalten (mit 27 Illustrationen) und Heft 15 „Die Chinesische Kunst" (7 Illustrationen). Der Text ist populär gehalten und mit wirklicher Sachkenntniß verfaßt.

—g. Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Alwin Schultz. Mit ca. 300 Textabbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Leipzig, G. Freytag. 1886. — Von diesem brillant ausgestatteten, überaus instructiven Buche haben wir die 10.—12. Lieferung anzuzeigen. Unter den beigegebenen Abbildungen heben wir einen ganz ausgezeichneten Farbendruck hervor „Miniatur aus dem Breviarium Guimani"; ferner zwei Handzeichnungen von Jacob Binck „Geometrie" und „Astronomie", die Gegenüberstellung von Rafael's „Transfiguration" und der Studie zu diesem Meisterwerke (Albertina zu Wien), eine Architektur von Hendrik van Steenwijk ꝛc. Der gediegene Text aus der Feder eines unserer besten Kunsthistoriker enthält: Materialien zur Standesgeschichte der Maler bis in die neueste Zeit — eine ganz besonders zu rühmende Skizze, sodann die Entstehungsweisen und Arten der Gemälde (Historienbilder, Genrebilder, Landschaften, Stillleben ꝛc.), endlich die Entwickelung der Malerei. Wir wünschen dem durchaus zeitgemäßen Unternehmen bis zum Ende die bisherige treffliche Durchführung; hoffentlich lohnt das Publicum der Verlagshandlung die gebrachten Opfer.

J. R. Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto v. Leixner. Stuttgart, Bonz & Comp. — Der Versuch, auch vermittelst der Dichtung einen Ausweg aus jenem Labyrinth zu finden, in das der Mensch geräth, wenn im Zusammenstoß von Glauben und Wissen der erstere zerschellte, ist schon oft gemacht worden; es mag auch den Poeten reizen, einen Pfad nach Eden, zu der Insel der Glückseligkeit, ein Ideal zu entdecken, das, da die Menschheit ohne ein solches nun einmal nicht bestehen kann, an Stelle des verlorenen gesetzt zu werden vermöchte. Freilich ist es nicht eigentlich Aufgabe der Dichtung, solche Probleme zu lösen, und selbst der größte deutsche Dichter hat es mit seiner größten Dichtung nicht widerlegt, daß bei derartigem Unterfangen nicht immer ein Ueberschuß nicht dichterischer Absichtlichkeit übrig bleibe, den die Poesie nicht ganz aufsaugen kann, wie der Faust andrerseits auch zeigt, daß die Lösung des Problems stets eine subjective, keine allgemein giltige ist; jeder Mensch muß eben für sich sehen, wenn er mit den Anschauungen seiner Jugend gebrochen, was er dafür sich als Endziel des Seins aufzustellen hat, um das Leben lebenswerth zu finden. Auch in der vorliegenden Dichtung ist das Endresultat kein objectives: wie Goethe's Held in der praktischen Arbeit sucht Leixner's „Ich" Befriedigung in der werkthätigen Nächstenliebe. Nachdem dieser Typus des modernen, denkenden Menschen jene selige Kinderzeit hinter sich hatte, von der es heißt:

> „Wonach der Weise mühsam kämpfend strebt,
> War mein: ich hab mit meinem Gott gelebt . . .
> Ich wußte nichts und Alles schien mir klar,
> Weil Er in meiner Brust lebendig war . . .
> Und sprach ich fromm ein kindliches Gebet,
> Hat meines Gottes Athem mich umweht" —

nachdem dann der Sturm gekommen war und die Seele an des Zweifels Riff zerscheitern ließ, der Dämon der Sinnlichkeit, welcher dem Menschen dann am gefährlichsten wird, wenn dieser seinen ideellen Halt verloren hat, sein Recht gefordert, nachdem dann bessere Gefühle die Oberhand gewonnen und der Aermste gemeint hatte, wie Strauß für den verlorenen Glauben einen Ersatz in der Kunst finden zu können, nachdem auch dieser Trost sich als trügerisch erwiesen und den Verzweifelten dem Selbstmord nahegebracht, bereitet eine heftige Krankheit des Körpers die seelische Wandlung vor und der Geprüfte fragt sich:

> „Was war Dein Leben bis hieher?
> Ein langer Schlummer, wüst und schwer,
> In dem Dein hartes, kaltes Ich
> Nichts sah und träumte, wie nur sich. . .
> Du wünschtest Dir ein Göttersein,
> Du wolltest Glück — für Dich allein. . .
> Wann hast Du je in Deinem Wahn
> Nur einem Menschen wohlgethan?"

In der Liebe, welche nicht an sich, sondern an Andere denkt, findet der Geläuterte einen Zweck seines Lebens, der auch dann nicht erschüttert wird, als die Abgründe des socialen Elends, in denen nur der Haß wohnt, sich vor dem zu neuem Leben Erwachten aufthun; ja dieses Elend ist es erst, an dem sich die thätige Liebe als echt erweisen kann. So hat sich der Held der Leixner'schen Dichtung den Dämmerungen des Lebens siegreich entrissen und ist zum klaren Lichte durchgedrungen. Das sittlich-ernste Werk ist reich an poetischen Schönheiten; aber so ganz ist es dem Dichter doch nicht gelungen, seinen abstracten Stoff, die Seelenkämpfe des Ich in Bilder umzusetzen, wie es Goethe im Faust und, um ein neueres Beispiel heranzuziehen, Karl Köfting in seinem geschichtsphilosophischen Epos „Der Weg nach Eden" geglückt; wir sehen die Entwicklung des Ringenden nicht immer, und noch so viele Worte — die Dichtung ist etwas breit — können uns das Bild nicht schärfer vor Augen bringen, das die Poesie, die ja bilden, nicht reden soll, zu bieten hat. — Bei dieser Gelegenheit sei auf desselben Verfassers Aesthetische Studien für die Frauenwelt (Leipzig, Feodor Reinboth. 6 ℳ) hingewiesen, die, wie die uns vorliegende dritte Auflage bezeugt, ihren Weg in die Kreise, für die sie geschrieben, ja wol gefunden haben. Leixner geht seiner Natur gemäß gegen die vielfachen sittlichen Schäden unsres modernen Culturlebens nicht, wie es Friedrich Vischer, den er citirt, gethan, satirisch, sondern mit pathetischem Raisonnement vor; nach unsrer Ansicht genügt freilich weder die eine noch die andre Kampfweise; denn wenn man z. B. der charakterlosen Ausländerei, wie sie auf unsern Theatern herrscht, den Garaus machen will, so soll man mit positiven Leistungen gegen sie auftreten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 19. Mittwoch, den 9. März. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

II.

Eichelberg von Trützschler.

Ein Viertelstündchen von Hartenstein liegt malerisch an der Mulde das stattliche, wohlerhaltene Schloß Stein. Noch ragen die Thürme empor und die Mauern stehen fest auf dem den Jahrhunderten trotzenden Felsen. Aber seine Geschichte ist noch wenig aufgeklärt. Im 13. Jahrhundert soll sich Stein im Besitze des reichen Zwickauer Bürgers Conrad Egerer befunden haben, welcher 1231 das Franciscanerkloster in Zwickau stiftete (vgl. Herzog, Chronik von Zwickau I, 154; II, 30, 63). Im Jahre 1448 soll es dem Prinzenräuber Kunz v. Kaufungen gehört haben, der „einige zur Messe nach Leipzig reisende Thüringer Kaufleute in der Gegend von Lindenau bei Leipzig überfallen und diese sammt ihrer Habe behufs Erpressung eines Lösegeldes als Gefangene nach seinem bei Hartenstein gelegenen Schlosse Stein gebracht" habe (vgl. „Zwickauer Wochenblatt" 1886, Nr. 293; 1887, Nr. 22). Indessen ist nicht bewiesen, daß das Stein Egerer's wirklich Stein bei Hartenstein gewesen (manche halten es für Posterstein bei Ronneburg; Herzog, a. a. O. II, 30), noch viel weniger aber, daß Kunz v. Kaufungen je im Besitze von Stein bei Hartenstein war*).

Sicher aber wissen wir, daß Stein spätestens seit Anfang des 16. Jahrhunderts sich im Besitze der Familie Eichelberg v. Trützschler befand, die im Jahre 1632 mit Hildebrand ausstarb, infolge dessen das Schloß als erledigtes Lehn an das Schönburgische Haus zurückfiel.

Die Trützschler waren ein altes, weitverzweigtes Geschlecht. Ein Conrad v. Trützschler stand im Jahre 1290 „als einer aus dem Vornehmsten des Meißnischen Adels, des Landgraff Albrechts zu Thüringen beyden Söhnen, Marggraff Friederichen und Marggraff Dieterichen zu Meissen, wider Marggraff Hansen zu Brandenburg, so sie zu bekriegen und gantz und gar unterzudrücken, willens gewesen, gantz ritterlich und mannhafft bey". Der Genannte genoß auch bei den Herren v. Schönburg hohes Ansehen. Im Jahre 1306 schloß Friedrich v. Schönburg, Herr zu Crimmitschau, ein Bündniß mit Zwickau, Altenburg und Chemnitz. Als Vermittler dienten der Burggraf Albrecht von Altenburg, Anarch v. Waldenburg und Conrad v. Trützschler, welche es dahin brachten, „daß wo ein Theil ohne Schuld und Recht angefochten würde, die Andern den Bedrängten helffen und ewiglich beyzustehen, obligat und schuldig seyn solten". — Bei der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1529 zeichneten sich Conrad, Wilhelm und Moritz v. Trützschler als Hauptleute aus.

Der im Jahre 1633 an der Pest gestorbene Zwickauer Cantor und Chronist Laurentius Wilhelmi (aus Wittgensdorf bei Chemnitz gebürtig) hat die Heldenthaten der Trützschler in einem längeren Gedicht verherrlicht, aus dem wir nur Einiges hervorheben wollen. Da heißt es in Bezug auf das Jahr 1304:

Er*) führt in dieses Land ein grosses Heer mit Hauffen,
Von Böhmen und Mährern war es zusamm gelauffen.
Der Land Adel sampt dem Bürger und Bawersmann
Mit beyden Printzen**) do thaten ihn widerstahn.

Worunter sich auch hat Conrad Trützschler befunden,
Die all vor einem Mann in guter Rüstung stunden,
Otto Pflug, Heintz, Götz und Otto, all drey von End,
Jacob von Schönberg auch machten Ordnung behend,

Und lieferten dem Feind ein blutge Schlacht im Felde,
Zerstreweten das Heer, da lieffen in die Wälde,
Die gantz verzaget warn und do nicht hielten Stand,
Biß sie durch irrsam Weg kamen ins Böhmerland. —

Weil Conrad Ritterlich dem Kriege beygewohnet,
Wurd er vom Printzen mit dem Ritterstand belohnet.

Bezüglich der Belagerung von Wien rühmt Wilhelmi die Trützschler also:

In der defension sich hielten Ritterlich
Drey Brüder von Trützschler, so dir wil nennen ich:
Conradus und Wilhelm, Mauritius ingleichen,
Keiner hat vor dem Feind einigen Tritt thun weichen.

Ein vierter Bruder der eben Genannten, Hildebrand, war Besitzer von Stein und starb 1513. Von ihm vererbte sich das Schloß auf Hildebrand's Sohn Wolf († 1535), dann auf dessen Sohn, Wolf, kurfürstl. sächs. Hauptmann zu Zwickau, Schwarzenberg und im Voigtland, welcher auch Leubnitz besaß und im Jahre 1578 starb. Von seinen acht Söhnen starb der letzte, Hildebrand, im Jahre 1632 und wurde in der Kirche zu Limbach mit Schild und Helm beigesetzt.

Hildebrand Eichelberg v. Trützschler wurde am 6. November 1561 auf dem Schloß Stein geboren. Seine Mutter hieß Maria und war eine geborene Röder auf Pöhla. Unter den weiblichen Ahnen Hildebrand's finden wir unter Anderen auch die alten Geschlechter v. Staupitz, v. Uttenhof, v. Zehmen, v. Feilitzsch. Hildebrand erhielt nebst seinen Brüdern durch „eigene, unterschiedene Präceptores" eine gute Erziehung und wurde im Jahre 1576 den Herren Georg, Hauck und Veit v. Schönburg in Dienst gegeben, denen „er drei Jahr vor einem Paschen uffgewartet". Zwei Jahre lang weilte er mit ihnen, Studirens halber, in Leipzig. Nach dem Tode des Vaters (1578) begab sich Hildebrand mit sechs eigenen Pferden nach Frankreich und den Niederlanden und verrichtete eine Zeit lang unter Georg Wilhelm v. Berbeßdorf, „öbristen Leitenampt zu Roß" „ritterlich und mannhafft" Kriegsdienste, bis er infolge schwerer Erkrankung sich in die

*) Vielleicht könnte Steina bei Döbeln, also nicht weit von Schweikershain, gemeint sein?

*) Kaiser Albrecht.

**) Friedrich und Diezmann.

Heimath bringen lassen mußte. Als er genesen war, trat er abermals „in seiner Herren Großeltern Fußstapffen" und ließ sich in Frankreich von Neuem in Kriegsbestallung ein.

Seit dem Jahre 1585 blieb Hildebrand daheim. Alle seine Brüder waren gestorben. Der Letzte des Stammes, der übrig war, Hildebrand, war Besitzer von Schneckengrün, Stein und Christgrün:

„Nach seiner Brüder Todt der Haußhaltung er pfleget,
In dem Rittergut Stein, hat allen Fleiß geleget,
Auff Ackerbaw und Feld, das gab ihm gute Frucht,
Daher viel wüste Stück zu bawen er mehr sucht."

Ebenso rühmt der kaiserliche gekrönte Dichter, M. Matthäus Müller, Pfarrer zu Elsterberg, in der unserem Hildebrand gehaltenen Leichenrede den Heimgegangenen als einen tüchtigen Landwirth: „Er ist fleissig bey den Arbeitern gewesen, alles selbst angeben und angeordnet, und ein solcher guter Wirth und Haußvater, daß alle Junge von Adel, wenn sie wollen zur Haußhaltung schreiten, zu ihme möchten in die Schuel gangen seyn, und gelernet, wie sie ihre Haußhaltung recht anstellen solten. Er war bey gesunden tagen gemeiniglich der Erste frühe auff, weckete das Gesinde, das seine zu verrichten, und Abends der Letzte zu Ruhe." So war es kein Wunder, daß Hildebrand bald zu besonderem Reichthum gelangte.

Er vermählte sich 1585 mit Sabina, der Tochter des Christoph v. Bose auf Langenhessen, die ihm im Jahre 1587 einen Stammhalter, Wolf Friedrich, gebar. Dieser war der Gegenstand der größten Liebe und Sorgfalt des Vaters, der ihm „vornehme und gelehrte" Präceptoren gab, ihn dann „in Welschland und Frankreich geschicket, daselbst die Sprachen zu lernen, und sich in Adelichen Tugenden zu exerciren, ihme auch vornehme, gelehrte Leute zugeben, und etlich tausendt Gülden auff ihn gewendet". Aber der alte Hildebrand sollte seinen Sohn nicht wieder sehen. Derselbe befand sich bereits auf der Rückreise, als er am 3. September 1607 in Florenz erkrankte und starb. Er ward in der Kirche „St. Mariä Hypothecusä" begraben, wo ihm der Vater „zu einem ewigen Gedächtnis ein schön und stattlich Epitaphium über 2000 Thaler werth verfertigen und auffrichten lassen". Auch die Mutter hatte der frühe Tod des einzigen Kindes aufs Tiefste ergriffen, sie „ist von derselben zeit an nicht mehr recht frölich worden", fing an zu siechen und starb 1617 auf dem Schlosse Stein. Sie ruht in der Schönburgischen Stadtkirche zu Hartenstein.

Weil aber Hildebrand „der Letzte seines Stammes und Geschlechts gewesen, hat er, zu vermehrung desselben sich Anno 1622 anderweit verehelichet" mit Catharina geb. v. Lindenau (auf Dammenhain), der Wittwe des kurf. sächs. Appellations- und Justizraths Georg Utz v. Ende in Dresden. Die Ehe blieb kinderlos.

Hildebrand Eichelberg v. Trützschler war ein Gönner von Kirche und Schule, zu reichen Opfern bereit. Als er das Gut Christgrün käuflich erworben hatte, baute er „mit grosser Mühe und vielen Unkosten" die Kirche in dem benachbarten Limbach, in welcher er sich auch eine Gruft herrichten ließ, obgleich er schon viel früher in der Hartensteiner Kirche sich ein Grab hatte wölben lassen. Hildebrand war auch ein Freund der Armen. So hatte er das Söhnchen des verstorbenen Schulmeisters von Limbach in sein Haus aufgenommen, ihm auch so viel in seinem Testamente ausgesetzt, daß er „ehrlich möchte aufferzogen werden".

Auch hatte er die für damalige Zeit gewiß beträchtliche Summe von 13000 Gulden zu dem Zwecke legirt, daß „ein Hospital auffgerichtet und eine gewisse Anzahl armer und gebrechlicher Personen darinnen sollen alimentiret und versorget werden".

Schon im Herbste 1631 ward Hildebrand auf das Krankenlager geworfen. Noch einmal raffte er sich auf, kam aber nicht wieder zu Kräften. Seit dem 3. Januar 1632 lag er fest und bereitete sich zum Sterben vor. Er bestimmte selbst den Geistlichen, der ihn bestatten sollte, und den Text zur Leichenrede (Psalm 73, 25. 26). Am 12. Januar schlief er „sanfft und selig" ein, der Letzte seines Geschlechtes, und wurde am 21. Februar in der Kirche zu Limbach beigesetzt.

„Ein gar trawrige Sach
Ists, daß der alte Herr kein Kinder mehr soll haben,
Mit Schild und Helm man thut ihn sehen jetzt begraben:
Doch wird der Trützschler Nam man allzeit können sehn
Zu Schnecken- und Christgrün, so lang die Welt wird stehn.
Ob wol kein Trützschler nun des Stamms ist mehr zu finden,
Wird doch der Name nicht gantz mit der Lufft verschwinden,
So lang zu Limbach in der Kirche wird gelehrt,
Man Trützschlers Namen da auch findet hochgeehrt."

Das Stammhaus Stein fiel, wie erwähnt, nach Trützschler's Tode an die Herren v. Schönburg zurück. In den Besitz von Schneckengrün und Christgrün theilten sich Hildebrand's Wittwe, Wolf Dietrich v. Posseck auf Weischlitz, Rodersdorf und Cröstau und Hans Christoph v. Reichardt zur Steinbrücken.

Leipzig und sein Theater vor 60 Jahren.

Aus dem Reisetagebuch eines Parisers vom Jahre 1827.

In nachstehender Uebertragung der Reiseaufzeichnungen eines Franzosen, welcher auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1827 auch die Stadt Leipzig besuchte, bieten wir dem Leser ein wenig oder noch gar nicht bekanntes Spiegelbild heimathlicher Verhältnisse vergangener Zeit, die — vorwiegend das Leipziger Theater betreffend — von allgemeinem Interesse sein dürften. Die handschriftlichen Reisebetrachtungen veröffentlichte der Pariser Herr — ohne seinen Namen zu nennen — in dem französischen Journal „Nouvelles annales voyages" vom Jahre 1827. Obwol die Beobachtungen des Parisers nicht frei sind von der charakteristischen französischen Oberflächlichkeit, so fehlt ihnen doch andererseits nicht jene Leichtigkeit des Tones und witzige Färbung, die das Bild unserer Stadt, wie es sich in jener zu Grabe gestiegenen Zeit im Kopfe dieses Ausländers malte, zu einem recht ergötzlichen und zugleich belehrenden gestaltet. Wir lassen hier seine Aufzeichnungen in der Uebersetzung folgen:

„Am 16. April fuhren wir von Weimar nach Eckartsberga, wo die blauen, orange aufgeschlagenen Postillons Sr. preußischen Majestät kamen. Die Trompete tritt hier an die Stelle des sächsischen Jagdhorns und der Postillon sitzt nicht mehr zu Pferde. Wenn kein Kutscherbock da ist, setzt er sich auf den Vordertheil des Wagens. Um 10 Uhr frühstückten wir in dem berühmten Gasthof „Zum Hecht" in Naumburg. Er verdient ganz seinen ausgezeichneten Ruf, liegt in einer sehr belebten und — nach dem Wirthshause zu urtheilen — eßlustigen und eßverständigen Stadt. Hier trinkt man zuerst den Naumburger Wein, der viel Aehnlichkeit mit dem besten mâcon hat.

Von da eilten wir so schnell als möglich nach Leipzig, das man uns sehr gerühmt hatte und das auch alles Lob verdient. Hier wurde uns zum ersten Mal in Deutschland unser Paß abgefordert. Bisher war uns derselbe völlig entbehrlich gewesen und auch hier legte man wenig Gewicht darauf. Gewiß giebt es kein Land, wo man weniger von Paßunannehmlichkeiten und Schwierigkeiten geplagt wird, als Deutschland. In den Städten am Rhein und an den Landesgrenzen wird man nach seinem Charakter gefragt, und wenn man antwortet: Privatmann, so darf man ungehindert weiter reisen.

Zuerst fuhren wir in Leipzig an einigen der schönen Gärten vorbei, die rund um die Stadt laufen, dann kam ein Platz und eine prächtige Straße, deren Häuser mit Glasfenstern versehene Balkons haben, ferner einige schöne Hôtels. Endlich gelangten wir zu dem Hôtel de Bavière, das man den Phönix der Gasthöfe nennen kann.

Dies Hôtel hat schöne glänzende Zimmer, ausgesucht elegante Möbel und Geräthe (nur die Betten ausgenommen, die wir durch ganz Deutschland entsetzlich klein gefunden haben), neben sauberer und aufmerksamer Bedienung, Comforts aller Art u. s. w. Nichts wird hier vergessen, was dem Reisenden angenehm sein und ihn die Bequemlichkeiten des eigenen Heims vergessen lassen kann. — Meine Frau mochte nicht ins Schauspiel gehen. Da wir nach drei Tagen schon nach Berlin reisen wollten, war ihr der Gedanke unbequem, für so kurze Zeit noch ihre Pariser Modesachen auszupacken, oder als Französin in der Reisetoilette das Theater zu besuchen. Sie befand sich, wie ich später erfuhr, im Irrthum; denn in Leipzig, wie in ganz Deutschland, putzen sich die Frauen nicht fürs Theater. Und so hat sie denn diese Zierde Leipzigs nicht gesehen. (Weimar hat mir in dieser Beziehung einen traurigen Begriff von den deutschen Theatern gegeben. Denn das großherzogliche Theater hat zwar im Aeußern etwas Großartiges, aber im Innern gewahrt man nichts als zwei schlecht ausgeschmückte Logenreihen, im Centrum die Loge für die Prinzessinnen, links am Proscenium die Loge des Großherzogs und ihr gegenüber die des Erbprinzen. Das Parterre ist in zwei Hälften getheilt. Dadurch haben die Zuschauer nur den Vortheil, bequem auf ziemlich breiten Bänken zu sitzen und sich anlehnen zu können. Im Ganzen hat dies Theater viel Aehnlichkeit mit dem alten Liebhabertheater in der Straße Chantereine zu Paris.) In Leipzig ist dies ganz anders. Das Aeußere des Theaters ist vielleicht nicht imposant genug für ein öffentliches Gebäude, aber im Innern findet man dafür destomehr Ausführung und Sorgfalt. Das ist der erste Schauspielraum, wo man sich überall und vor Allem mit der materiellen Behaglichkeit der Zuschauer beschäftigt hat. Weite, mit herrlichen Teppichen belegte Gänge führen zu den Logen und Galerien, wo Alles genau durch Namen bezeichnet ist. Fast alle Logen waren vermiethet (für 1 Thlr. oder 3 Frcs. 70 Cent.). Ich mußte mich also mit einem Platze im ersten Stock begnügen, hinten in einer Galerie, wo man jedoch sehr gut sehen und hören konnte. Aber als Fremder ließ man mich ohne Trinkgeld provisorisch in die verschiedenen Abtheilungen des Theaters, die ich denn auch recht mit Bequemlichkeit bewundert habe. Der Architektur von dem berühmten Weinbrenner gebührt alles Lob, wiewol im Einzelnen auch Manches daran auszusetzen sein dürfte. So stehen die großen corinthischen Capitäle wol nicht mit den kleinen Säulen im Verhältniß. Die Logen des Vordertheils sind nicht gut eingetheilt und die Generalfarbe des Innern, helles Strohgelb, ist zwar sehr angenehm und heiter, würde aber den Eindruck eleganter Damen-Toiletten sehr benachtheiligen, wenn man sie überhaupt erblickte. Ueberall übersieht man die Bühne gut. Der Kronleuchter hängt ganz oben an der Decke und hindert durchaus das Sehen nicht. Er hat zwar nur wenig Lampen, aber dafür einen großen Reflector, der ein Lichtmeer auf die Zuschauer gießt. Die Gänge unter den Logen sind hoch genug über den Köpfen der Zuschauer des Parterres. Sie sind wieder durch kleine Kronleuchter erhellt, welche diesen Gängen das Dunkle und Traurige nehmen, das sie gewöhnlich haben. Hier sieht man nicht die armseligen Talg- oder Wachslichter, die selbst in der großen Oper zu Paris auf den Pulten des Orchesters stecken und die Musiker oft zwingen, aus dem Gedächtniß zu spielen wie die ewigen Symphonisten des Théâtre français. Zahlreiche mit Schirmen versehene Lampen werfen ihr Licht nur auf die Pulte und lassen den Spielenden nie im geringsten Zweifel über die Noten.

Man gab gerade die „bezauberte Rose". Die Musik dieser Oper hat keinen Ruf, aber es giebt in diesem Stück viel fürs Auge, von Maschinen und Decorationen. Letztere habe ich des Theaters nicht ganz würdig gefunden. Der Ton der Decorationen ist schreiend, falsch und unnatürlich. Die Gebüsche, Bäume und Blumen erinnern nicht an die gute Zeit von Ciceri, würden aber mit ihrem Meergrün alle Freunde von spanischen Wänden entzücken. Die Maschinerie ist wirklich außerordentlich. Die Darstellung am Ende des ersten Actes, wo eine Fee Verwandlungen, wie in der „Chatte merveilleuse", vornimmt, besonders aber die Darstellung am Ende des Stückes, wo eine Rose immer größer wird und ihre Blätter fallen läßt, um die Heldin des Stückes daraus hervortreten zu lassen, dieses reizende Bild ist mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt. Dem. Canzi in der Hauptrolle sang sehr gut. Als Schauspielerin fehlt es ihr ein wenig an Geschmack, aber ihre Stimme ist fest, wohlklingend und ziemlich umfangreich. Im Ganzen schien mir hier die Musik auf der Stufe guter Mittelmäßigkeit zu stehn. Das Orchester ist gestellt wie das in Weimar und wird mit vielem Talent dirigirt. Das Schauspiel — es wird immer nur ein Stück gegeben — beginnt um 6 und endet gegen 8 Uhr.

Um halb 9 Uhr nahmen wir ein treffliches Essen ein, das unserer günstigen Meinung vom Hôtel de Bavière ganz würdig und angemessen war. Bei dem leckern Mahle bediente uns ein schmucker, ausgezeichneter Keller, der vollkommen gut französisch sprach. Dies findet man jetzt selten in den deutschen Gasthöfen, seit die Franzosen weniger mehr in Deutschland reisen.

Meine Landsleute werden mich fragen, was ein „Keller" ist. Darauf werde ich antworten, daß nach undenklich langem Gebrauch in Deutschland der Keller den Keller unter sich hat, woher diese merkwürdige Bezeichnung stammt. Er ist der erste Aufwärter in den deutschen Gasthöfen, denn den Herrn und Eigenthümer sieht man nur bei der Abreise, wo er herantritt und sich erkundigt, ob man zufrieden gewesen sei. Diese Keller setzen durch ihre Thätigkeit und Einsicht in Erstaunen. In Genf erinnere ich mich, einen in der Krone gesehen zu haben, der Unglaubliches leistete. Mitten unter einem Andrang von Forderungen, Fragen, Beschwerden und dem ungeheueren Zuströmen von Fremden, besonders den nie zu befriedigenden Engländern, diesen „Erz-Fragern", die den Gasthof oft wie mit Sturm einnahmen, blieb er ganz kaltblütig, stellte Jedermann zufrieden, antwortete auf Alles, schlichtete Alles und zeigte dadurch mehr die Eigenschaften eines großen Administrators, als die eines einfachen Aufwärters. In der Schweiz sind gewöhnlich Frauen Eigenthümer der Gasthöfe; diese halten ebenfalls ihren Keller, der in den Augen des Publicums alle Rechte des Hausherren hat, natürlich nur in geschäftlicher Beziehung.

Auf Leipzigs öffentlicher Promenade ist uns besonders Eleganz, Sauberkeit und guter Geschmack aufgefallen. Wir haben in Frankreich Festungen und Burgen eben nicht gern, die Pleißenburg schien uns aber doch hübsch und imposant, zumal für eine bloße Handelsstadt. — Von Leipzig fuhren wir mit einer Postkutsche nach Wittenberg." J. W.

Bücherbesprechungen.

J. R. Ernst Wichert, Der große Kurfürst in Preußen. Dritte Abtheilung: Christian Ludwig v. Kalckstein. Zwei Bände. Leipzig, Carl Reißner. 7 ℳ. — Wir gestehen, durch das Erscheinen dieser beiden Bände einigermaßen überrascht worden zu sein. War eine nochmalige Fortsetzung des Wichert'schen vaterländischen Romans nöthig? Vielleicht entsinnt sich der Leser noch der Anzeige der beiden ersten Abtheilungen: „Konrad Born" und „Der Schöppenmeister" (Wiss. Beilage v. 20 Nov. v. J. Nr. 93): diese behandelten den Zwist zwischen dem großen Kurfürsten, als dieser die Souveränetät über das Herzogthum Preußen erlangt

hatte, und dem Schöppenmeister Rohde von Königsberg. Rohde, der ohne Einblick in das Werden einer neuen Zeit starr an den veralteten Privilegien des Landes festhielt, die eben jener Souveränetät widerstrebten, unterlag in diesem Kampfe. In der neuen dritten Abtheilung tritt an Stelle des Bürgers Rohde ein Repräsentant jenes Adels, „der unter des deutschen Ordens Mißregierung aufgekommen war und in dem polnischen Lehnsstaate Preußen übermächtig aufschoß, alles übrige Wachsthum zu unterdrücken strebend", Christian Ludwig v. Kalckstein. „An ihm ging diese politische Genossenschaft, die ihr Herrscherrecht verloren hatte, weil sie der Zeitaufgabe nicht gewachsen war, zu Grunde. In dem Staate, den der große Kurfürst gründete, war kein Raum für sie." (II, 351. 352.) „Zum letzten Mal, so beschloß Friedrich Wilhelm, sollte ein preußischer Edelmann gewagt haben, die Souveränetät zu bezweifeln; nie wieder durfte durch ein so keckes Verbündniß die Ruhe seiner Staaten gestört werden" (II, 161). Es ist wahr, einzelne Fäden der Handlung rissen am Schluß der zweiten Abtheilung etwas kurz ab, und hieraus konnte man die Nothwendigkeit einer dritten Abtheilung folgern; aber der Uebelstand bleibt doch bestehen, daß die Haupthandlung, der Kampf ums Recht, sich in den neuen zwei Bänden auf unliebsame Weise wiederholt. Ist solche Wiederholung für das Interesse des Lesers an und für sich schon bedenklich, so kommt in diesem Falle noch hinzu, daß sie nicht nur nicht eine gesteigerte, sondern sogar eine sehr abgeschwächte Wiederholung ist. Kalckstein ist kein Rohde, kein sicher, ja hartnäckig auf seinem Recht fußender fester Charakter, der weiß, was er will, und daß das, was er vertritt, eine Idee ist, sondern ein schwacher, zerfahrener, hin und her schwankender Mensch, der sich bald aufrafft und willens scheint, den großen Kampf mit dem aufgedrängten Souverän aufzunehmen, bald wieder jedes Widerstreben in Abrede stellt, den Kurfürsten seiner Ergebenheit versichert und, da ihn dieser doch bei einigen unbedachten Aeußerungen faßt, auf die kläglichste Weise um Verzeihung bittet. Und hinter ihm steht auch keine eigentliche bewegende Idee, denn die bloßen Unabhängigkeitsgelüste des preußischen Adels dem brandenburgischen Kurfürsten gegenüber können sich unmöglich mit jenem auf die verbrieften Privilegien stützenden Rechtsbewußtsein messen, das weiß, daß in ihnen das Wohl des Herzogthums gelegen hat, welches Bewußtsein Rohde Halt verlieh und ihn zu einem Kämpfer für die alte Zeit machte. Und dann der Kurfürst! Er erscheint hier in der dritten Abtheilung in ungleich ungünstigerem Lichte als früher. Wol kann man zur Entschuldigung seines barbarischen Handelns anführen, daß er, im fernen Berlin residirend, die Dinge, den Prozeß gegen Kalckstein in anderem Lichte, vielleicht auch in richtigerer Gestalt sieht, als seine Räthe in Königsberg, die an dem Inculpaten keine Schuld, kein crimen laesae maiestatis entdecken können; wol beherrscht Friedrich Wilhelm auch hier jene großartige Staatsidee, der gegenüber der Einzelne zurückzutreten, wol auch einmal ungerecht zu leiden hat, und es mag ihm zur Entschuldigung dienen, daß sein Feldzug am Rhein gegen Ludwig XIV., den er als Einzigster von Deutschlands Fürsten und für Deutschlands Ehre den Muth hat zu unternehmen, ihn zwingt, im fernsten Osten auch einmal eine Grausamkeit zu begehen, um sich den Rücken zu decken und die Staatsraison zu retten: trotzdem schwindet unser Interesse an diesem Fürsten, weil sein Vorgehen gegen Kalckstein doch zu roh und brutal ist. Hätte man ihn, dem außer einigen leichtfertigen Aeußerungen nichts gegen den Kurfürsten Gerichtetes vorzuwerfen war, gewähren lassen, er wäre auf seinen Gütern gehorsam sitzen geblieben und seinem Landesherrn ein williger Unterthan gewesen. Eine eigentliche Schuld, wie bei Rohde, fehlt ja. Seine in jenen unruhigen Zeitläuften doch nicht schwer ins Gewicht fallenden unmuthigen Worte, die zudem nicht einmal recht bewiesen und nur von den infolge der Erbtheilung neidischen Geschwistern und Verwandten bezeugt werden, kann man doch unmöglich als eine Schuld in Anrechnung bringen. Statt sie nun als das, was sie sind, als halbe Verleumdungen zu ignoriren, hängt man sie an die große Glocke und der Kurfürst treibt den Aermsten förmlich in die Opposition hinein, hält ihn ohne Ueberführung seines Verbrechens solange in scheußlicher Kerkerhaft, bis er körperlich siech und geistig fast blöde geworden ist, läßt ihn, als er sich, der Nothwehr gehorchend, nach Polen flüchtet, daselbst, also in einem fremden Lande, wie Napoleon den Herzog von Enghien, heimlich aufheben, ihm nochmals den Prozeß machen, ihn auf die Folter werfen, schließlich, nachdem Kalckstein so das Gewünschte bekannt, als Hochverräther hinrichten; fürwahr, wir wenden unsre Sympathie von dem Fürsten, der so handelt, ab und unser Mitleid dem gehetzten und gequälten Manne zu, ein Mitleid, das aber mehr ein pathologisches ist, insofern als Kalckstein als unheldenhaft unser Interesse nicht zu erringen vermag. In dem eben Ausgeführten liegt die große Schwäche des Romans. Stärker sind die Nebenpartien desselben, die, in welchen die alten Bekannten aus den drei ersten Bänden wieder auftreten und ihre Handlung fortführen, z. B. Konrad Born, der Sohn des Wildnißbereiters, jener tüchtige, ehrliche, wenn auch etwas philiströse Jüngling, den wir in angesehener Stellung am Schlusse der zweiten Abtheilung verließen, und der sich nun noch höher hinauf arbeitet und sich in seinem alten Reich, dem Wald, als ein dem Kurfürsten verwandter Geist bewährt, der für die preußische Wildniß, den Urwald an der Ostgrenze, das wird, was Friedrich Wilhelm für den brandenburgisch-preußischen Staat geworden, der Cultivator, Organisator. Born heirathet nach dem Tode seiner Frau, der Tochter Rohde's, seine alte Jugendgeliebte, Blanche, die durch eine Ehe des Leidens hindurchgegangen ist. Auch sonst bieten die beiden Bände noch manches des Schönen, das durch den ebengeschilderten Hauptmangel in seiner Wirkung nicht beeinträchtigt werden kann, wie die polnische Königswahl Michael Koribut's, die ein farbenreiches Bild echt „polnischer Wirthschaft" darstellt. Einer momentanen Leidenschaft, welche für die Polen so bezeichnend ist, einem nationalen Instinct, fast dem Zufall folgend, erheben die Edelleute, statt nach reiflicher Ueberlegung dem die Krone anzubieten, der das Land am besten schützt, einen unbedeutenden Nachkömmling der berühmten Piasten auf den Thron, kopflos, fast wahnwitzig; der Schwächling, der nicht weiß, wie ihm geschieht, und wider Willen mit der verantwortungsvollen Würde betraut wird, erschrickt darüber, seine erhabene Stellung, statt ihn größer zu machen, drückt ihn nieder, aber er wagt keinen Widerspruch laut werden zu lassen, bis auf den Rausch der festlichen Tage bei den Landboten der Katzenjammer folgt. Wie charakteristisch! Aber im Ganzen und Großen fällt auch in den beiden letzten, wie in den vorhergehenden Bänden, der trockene, chronikenhafte Ton, die Häufung des Nebensächlichen, Uninteressanten, das Ueberwiegen der Geschichte auf, so daß man sich die Frage wol vorlegen kann, ob es Wichert wirklich gelungen ist, aus der Masse des Materials ein Kunstwerk herauszubilden, oder ob das Ganze nicht vielmehr — Material zu einem Roman geblieben ist.

L.— Das Duell. Ein Wort zur Beleuchtung desselben nach Ursprung, Form, Zweck und Nothwendigkeit für den Civil- und Militärstand. Von Robert Wild-Queisner. Berlin 1887. R. v. Decker's Verlag (G. Schenck). — Die in den gebildeten Ständen der heutigen Culturstaaten allgemein herrschende Sitte, persönliche Ehrenhändel nicht durch den Strafrichter erledigen zu lassen, sondern trotz aller diesbezüglichen Drohparagraphen des Reichs-Strafgesetzbuches für die Unantastbarkeit der eigenen Ehre mit der Waffe in der Hand einzustehen, hat ja zweifelsohne hier und da zu Ausschreitungen geführt, welche selbst das empfindlichste Ehrgefühl nicht gut heißen konnte; ebenso wenig darf aber auch verkannt werden, daß es kein besseres und kräftigeres Mittel giebt, um auf die Erhaltung der wirklich guten Sitten in den gebildeten Ständen hinzuwirken, als der moralische Zwang, für jede ernsthafte Verletzung derselben leicht möglicher Weise mit dem Leben büßen zu müssen. Der Hr. Verfasser der genannten Broschüre vertritt im Wesentlichen die hier ausgesprochene Ansicht, und wenn derselbe, in dem anerkennenswerthen Streben nach strengster Objectivität, über die Vermeidbarkeit des Zweikampfes in Ehrenhändeln leichterer Art eine etwas mildere Anschauung hat als wir, so wollen wir deshalb mit ihm nicht rechten, sondern im Gegentheil wünschen, daß sein außerordentlich klar und völlig unparteiisch geschriebenes Büchelchen die weiteste Verbreitung in der sich selbst die „gute" nennenden Gesellschaft finden möge, in welcher es öfter als man denken sollte noch recht sonderbare Ansichten über das wahre Wesen des Zweikampfes giebt. Nicht ganz zutreffend ist die Behauptung des Hrn. Verfassers, daß das Militärstrafgesetzbuch keinen Paragraphen über den Zweikampf enthalte, denn §. 112 desselben lautet: „Wer einen Vorgesetzten oder einen im Dienstrange Höheren aus dienstlicher Veranlassung zum Zweikampfe herausfordert, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahre, und wenn der Zweikampf vollzogen wird, mit Freiheitsstrafe nicht unter drei Jahren bestraft; zugleich ist auf Dienstentlassung zu erkennen. Gleiche Strafen treffen den Vorgesetzten, welcher die Herausforderung annimmt oder den Zweikampf vollzieht." Zur noch deutlicheren Charakterisirung der kaiserlichen Willensmeinung würde es beigetragen haben, wenn der Hr. Verfasser seinen Citaten aus der Verordnung über die Ehrengerichte der Officiere auch noch den Schlußsatz der Allerhöchsten Ordre hinzugefügt hätte, welcher lautet: Einen Officier, welcher im Stande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen, werde Ich ebenso wenig in Meinem Heere dulden, wie einen Officier, welcher seine Ehre nicht zu wahren weiß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 20. ✕ Sonnabend, den 12. März. 1887.

Der sächsische Historiker Johann Christian Schöttgen.

Zur Erinnerung an seinen zweihundertjährigen Geburtstag.

Von Dr. **Richard Reedon.**

Je größere Anforderungen in unserer Zeit an den Geschichtsschreiber gestellt werden, desto mehr und mehr wird ihm doch auch in einer Beziehung die Arbeit erleichtert: das Material, auf welches er diese gründet, wird ihm mit jedem Jahre bequemer dargeboten. Während sich unsere ältesten Forscher die Chroniken und Urkunden, deren sie bedurften, als Manuscripte aus allen möglichen Orten zusammenholen mußten, während noch vor zwei oder drei Generationen der Historiker mächtige, unbeholfene schweinslederne Folianten wälzte, um in ihnen das Quellenmaterial ungesichtet, unübersichtlich und lückenhaft zusammengedruckt zu finden, ist der moderne Gelehrte in der glücklichen Lage, den größten Theil aller allgemein bedeutenden geschichtlichen Denkmäler wenigstens aus den Zeiten bis zur Reformation in mehr oder weniger handlichen Büchern vor sich zu haben, und zwar in musterhaft übersichtlicher Anordnung, chronologisch und geographisch gesichtet, vollständig, so weit dies eben nur möglich, in sauberem Druck, mit Wort- und Sachregister versehen, kurz so, daß ihm durch den Herausgeber der Quellen ein beträchtlicher Theil der Vorarbeiten für seine geschichtliche Darstellung bereits gemacht ist. Nur in Bezug auf die Actenstücke, welche für die neuere Geschichte wichtig sind, bedarf es noch größerer geschäftlicher Thätigkeit, um das in den Archiven aufgestapelte Material ausfindig zu machen. Aber auch dessen Beschaffung wird mehr und mehr erleichtert.

Für unsere sächsische Geschichte bis in die Zeit der Reformation sind jetzt bereits die Urkunden zum größten Theil im codex diplomaticus Saxoniae Regiae zugänglich, und zwar in jener oben beschriebenen vortrefflichen Form; die noch fehlenden werden voraussichtlich binnen wenigen Jahren hinzugefügt werden. Die alten Geschichtsschreiber warten freilich meist noch der modernen Ausgabe; sie müssen wir immer noch einstweilen in den altehrwürdigen Folianten aufsuchen. Aber wie lange wird es dauern, so sind auch sie uns anderweit zugänglich und seltener und seltener werden jene Zeugen vergangenen Sammelfleißes aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeholt werden. Aber auch dann noch wird es Ehrenpflicht des Gelehrten sein, der alten Meister bisweilen anerkennend zu gedenken, deren Fleiß und Scharfsinn die Grundlagen geschaffen haben, auf welchen die moderne Geschichtswissenschaft ihre stolzen Bauten aufführen konnte.

So sollen auch die folgenden Zeilen das Gedächtniß eines dieser alten Meister auffrischen, eines Vorarbeiters speciell für unsere sächsische Geschichtsschreibung.

Es ist Johann Christian Schöttgen, der am 14. März 1687 zu Wurzen geboren wurde. An seinem zweihundertjährigen Geburtstage werden einige Worte über sein Leben und seine Werke am Platze sein.

Christian Schöttgen erbte einen regen Lerntrieb von seinem Vater, welcher studirt haben würde, wenn ihn nicht die wüste Zeit des dreißigjährigen Krieges daran gehindert hätte. Ward doch 1637 die ganze Stadt Wurzen von der schwedischen Armee ausgeplündert, abgebrannt und die Einwohner von Haus und Hof vertrieben, so daß lange Zeit die Bürgerkinder keine regelmäßige Schulbildung empfangen konnten. So war jener ein einfacher Schuhmacher geworden, aber den Sohn bestimmte er zu der Laufbahn, die ihm selbst verschlossen geblieben war. Nachdem er ihn selbst im Lateinischen einigermaßen vorbereitet hatte, ließ er ihn die treffliche Stadtschule in Wurzen besuchen, wo Christian Schöttgen, wie er selbst in seiner Chronik erzählt, „die Fundamente der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache“ empfing, auch „die Rhetorik, Logik, Ethik, Geographie und Historie von den Herrn Präceptoribus“ hörte, besonders aber trefflichen Unterricht im Worte Gottes genoß. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters hatte der Knabe das Glück, an zwei Stiefvätern gleich treue Förderer seiner Studien zu finden, so daß er 1702 die Fürstenschule zu Pforte beziehen konnte, wo er die der Stadt Wurzen zustehende Freistelle erhielt. Ohne Sorge um seinen Lebensunterhalt, den sich die Zöglinge auf anderen hohen Schulen der Zeit besonders durch das Currendsingen erwerben mußten, mit reichlicher Muße auch zur Privatarbeit, verlebte er hier die glücklichste Zeit seines Lebens, indem er sich ganz seiner unermüdlichen Lernbegierde überließ, die ihm beim Abgange das Lob des Rectors Hartmann eintrug: Er habe mehr Bücher gelesen, als Andere nur zu sehen bekommen. In Leipzig vollendete Schöttgen dann seit 1707 seine Studien. Sein lebhafter und zum lebendigen Mittheilen des Erforschten drängender Geist ließ ihn bald seinen Beruf im Lehramte erkennen, obwol er sich frühzeitig auch in literarischen Arbeiten versuchte. Da Philologie und Geschichte zu jener Zeit nur in enger Verbindung mit Theologie oder Jurisprudenz getrieben zu werden pflegten, ward er Theolog. Er predigte auch mehrmals in der Umgegend von Leipzig, besonders in Panitzsch, wo damals der Geschichtsschreiber der Stadt Leipzig, Mag. Johann Jacob Vogel, Pfarrer war, dessen Umgang ihn natürlich in seiner Vorliebe für historische Forschungen noch bestärkte. Daneben hielt er, nachdem er 1709 Doctor der Philosophie geworden, Privatvorlesungen über Sprachen und philologische Wissenschaften, bis sich endlich 1716 Gelegenheit fand, die ersehnte pädagogische Laufbahn zu betreten. Drei Jahre lang wirkte er nun als Rector der Stadtschule in Frankfurt a. O.,

dann 1719—1727 als Rector des collegium Groningianum zu Stargard und der dortigen Stadtschule, in beiden Stellungen nicht ohne Erfolge, aber ohne Befriedigung, da seine Schulreformpläne auf hartnäckigen Widerstand der Curatoren und Zöglinge stießen, so daß ihm die Berufung zum Rector der Kreuzschule in Dresden als eine Erlösung erscheinen mochte. Von 1728 an konnte er nun der geliebten Heimath noch länger als zwei Jahrzehnte seine segensreiche und vielseitige Thätigkeit widmen. Seine Gelehrsamkeit und sein Fleiß verschafften ihm die Bewunderung und Achtung aller Berufsgenossen, sein sanfter und heiterer Charakter, seine aufrichtige Frömmigkeit die Liebe seiner Bekannten, die Schüler rühmten seine humane Behandlung und große Dienstfertigkeit. Auch seine Ehe mit der Tochter eines angesehenen Frankfurter Arztes Knobloch war eine glückliche. Leider war Schöttgen, wie so mancher Theolog und Philolog, ein schlechter Oekonom und Rechner. Um ein seltenes Manuscript zu erwerben, mag er oftmals seinen letzten Groschen unbedacht ausgegeben haben, und so gerieth er bisweilen in ärgerliche Geldverlegenheit, die ihn dann zwang, manch schöne werthvolle Arbeit schon im Manuscript zu verkaufen. Diese Werke sind dann meist verschollen und für die Wissenschaft verloren gegangen. Schlimmer war es, daß diese Schwäche zu allerhand Unordnung in den ihm anvertrauten Schulcassen führte, die wieder häufige verdrießliche Unterhandlungen mit dem Stadtrathe zur Folge hatten. Doch konnten auch diese bedenklichen Nachlässigkeiten dem sonst so wohlverdienten und sittenreinen Manne nicht die Achtung seiner Mitbürger rauben. Allgemein war die Trauer, als am 16. December 1751 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. Daß er trotz eines schwächlichen Körpers und eines anstrengungsreichen Lebens ein ziemlich hohes Alter erreichte und zwar ohne jemals ernstlich krank gewesen zu sein, verdankte er wol in erster Linie seiner immer gleichmäßigen, heiteren Gemüthsart, die uns auch in seinen Schriften bemerkbar wird, und seiner großen Mäßigkeit. Auch pflegte er sich von der Arbeit am Büchertisch von Zeit zu Zeit durch kleinere Spaziergänge in der Umgegend von Dresden zu erholen, die ihn besonders oft nach Röthnitz führten, wo die große gräflich Bünau'sche Bibliothek ihre Anziehungskraft auf ihn ausübte.

Von den Werken Schöttgen's kommen zuerst seine theologischen in Betracht, denn Theolog war er zunächst; eine theologische Schrift war seine erste, und die letzten Jahre seines Lebens sollten wiederum einem großartig angelegten Werke dieser Art gewidmet sein. Umfassende Studien widmete er besonders den Schriften der Rabbiner und die Frucht dieser Studien waren seine exegetischen Schriften besonders zum Neuen Testamente, von denen die horae hebraicae et talmudicae in novum testamentum (1733) und ihre spätere Fortsetzung genannt werden müssen, da sie noch jetzt werthvolle Hilfsmittel für den Exegeten bilden, während seine übrigen theologischen Werke weniger bedeutend und jetzt veraltet sind. Einige philosophische und philologische Schriften sind weniger wichtig. Schöttgen's Geist war zu lebhaft, seine Phantasie zu stark thätig, als daß ihm die stille, einförmige Art der rein philologischen Arbeit zugesagt hätte. Volle Befriedigung gewährte seinem vielseitigen Interesse nur die Geschichte. Hier stand er — noch war damals die Geschichte eine junge Wissenschaft — inmitten einer unendlichen Fülle von Arbeitsstoff, hier war reichliche Gelegenheit, höhere Kritik zu üben, hier konnte er seinem Sammeltrieb mit Erfolg nachhängen, hier endlich fand seine Phantasie in den vergilbten Manuscripten mit ihren wunderlichen Buchstaben und ihrem wunderlichen Inhalt die reichste Nahrung. Auf diesem Gebiete konnte er nebenher auch seine Pietät bethätigen. Denn es war ihm Herzenssache, seiner Dankbarkeit einen realen Ausdruck zu geben, sei es geliebten Personen gegenüber, oder den Stätten, wo er lebte. So widmete er einzelne seiner literarischen Erzeugnisse seinem Stiefvater und seiner Mutter, sowie dem Wurzener Rathe, seiner Vaterstadt Wurzen die „Chronik" derselben, den glücklichen Portenser Tagen die „Analekten des Klosters Pforte", auch Frankfurt und Pommern gingen nicht leer aus. Nach der Heimkehr aber widmete er sich ganz und mit aller Kraft der vaterländischen Geschichte. Auf diesem Gebiet war zwar schon manches Gute gethan, aber große allgemeine Mängel hafteten allen bisherigen Werken an: ungenügende Benutzung der archivalischen Quellen, allzugroßes Vertrauen in die Angaben der classischen Schriftsteller über die deutsche Urzeit, allzugeringe Freimüthigkeit gegenüber Fürstenthum und Staatsordnung. Hier nun bezeichnete Schöttgen's Thätigkeit einen entschiedenen Fortschritt. In zahlreichen Monographien zeigte er, wie die Quellen der sächsischen Geschichte fruchtbarer als bisher verwandt werden müßten. Wieviel noch der Lücken auf diesem Gebiet auszufüllen seien, darauf weist er in der Vorrede zur „Diplomatischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen" (1730) hin, einem Buche, welches eine Anzahl solcher Arbeiten enthält, während die meisten als Schulprogramme und ähnliche Gelegenheitsschriften erschienen. Größere darstellende Werke waren die Geschichten Conrad's des Großen, Wipprecht's von Groitzsch, Otto's des Reichen. Werthvoll wurden sie besonders durch die Beigabe von Urkunden. Durch den Gebrauch der deutschen Sprache bei den meisten suchte er sie einem größeren Publicum näher zu bringen; denn trotz seiner tiefen Gelehrsamkeit und seiner rastlosen Arbeit über den Büchern verlor er niemals den Zusammenhang mit der Außenwelt, wollte vielmehr durch Verbreitung der Kenntniß vaterländischer Geschichte den patriotischen Sinn kräftigen und heben. Auch eine humoristische Ader schlägt in seinen Werken, besonders in dem heiteren Ton der „Wurzener Chronik" wird sie bemerkbar.

Epochemachend wurde vor Allem Schöttgen's großes Regestenwerk Inventarium diplomaticum historiae Saxoniae superioris (1747). Dasselbe giebt von 11 924 Urkunden, welche sich auf sächsische Geschichte beziehen, eine kurze Inhaltsangabe, Datum und Ort der Ausstellung und Fundort; fünf Register erleichtern die Benutzung. Es war eines der ersten Werke dieser Art, die jetzt, natürlich bedeutend vervollkommnet, ein unentbehrliches Hilfsmittel der Geschichtsschreibung geworden sind. Daß die aufgewendete Mühe bei dieser Art Arbeit nicht genügend belohnt werde, da sie in größeren Kreisen gar nicht bekannt wird, wußte auch Schöttgen wohl, aber er beschied sich, „ein Arbeiter an dem Gerüste gewesen zu sein, durch dessen Beihilfe man mit der Zeit ein schönes Gebäu unseres Vaterlandes verfertigen wird". Hand in Hand mit der Sammlung der bereits bekannten aber weit zerstreuten Urkunden ging die Herausgabe bisher unbekannten Quellenmaterials, besonders in den diplomataria et scriptores, an denen sein Freund Kreysig mitarbeitete.

Eine gründliche Bearbeitung der sächsischen Gesammtgeschichte, wie sie Schöttgen angebahnt und ersehnt hat, ist freilich noch nicht gleich erreicht worden; erst um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts fallen die ersten Versuche dazu durch Heinrich und Weiße.

Daß bei so vielseitiger Thätigkeit Schöttgen der Vorwurf, öfters flüchtig und im Einzelnen ungründlich gearbeitet zu haben, nicht erspart werden kann, darf nicht unerwähnt bleiben. Seine Bedeutung als Gründer einer neuen Aera der Quellenforschung behält er trotz dieser Mängel, und ein Verdienst bleibt ihm ungeschmälert und zu allen Zeiten der Nachahmung würdig: das eines unermüdlichen, wahrhaft eisernen Fleißes, den er von früher Jugend bis zu seinem Tode der Wissenschaft und dem Vaterlande geweiht hat.

Die Umgestaltung Dresdens.

Europäische, deutsche Städte werden nicht über Nacht, wie etwa ihre amerikanischen Schwestern. Der eigenthümliche Reiz, den ihnen das geschichtliche Werden verleiht, ist es gerade, der Schaaren von Reisenden alljährlich über den Ocean führt. Mit Staunen und halbem Verständniß sehen diese unser eifriges Haften am Alten, sie, die das Glück und Unglück haben, ganz modern zu sein. Nur mit zögernder Hand geht man bei uns daran, Bestehendes zu verdrängen, von der Zeit Geheiligtes zu entfernen. Das mag Dem, der im Alten nur das Veraltete, Ueberwundene zu sehen gelernt hat, lächerlich erscheinen, aber wir achten diese Vorsicht, welche zwar die Ausführung großer Gedanken verzögert und erschwert, aber doch die Durchbildung derselben vertieft.

Auch Dresden ist das Erzeugniß bedächtig wirkenden Bausinnes. Seit dem Mittelalter, seit sich neben dem alten Wendendorf, dessen Ring der „Neumarkt" war, die um den Altmarkt wohlgeordnete deutsche Stadt erhob, haben wiederholt sorgsam erwogene, durch die Verhältnisse bedingte Beschlüsse der Stadt ruckweise wesentliche Veränderungen gebracht und sie zu dem gestaltet, was sie heute ist. Es war ein gewaltiger Fortschritt, als im 16. Jahrhundert die Gegend des Neumarktes in die neue Befestigungslinie hineingezogen wurde. Noch heute spürt Dresden die schon damals beengende Fessel der ersten Befestigungslinie: noch heute fehlt der bequeme Zugang vom Altmarkt zur Elbe, steht die alte Wallmauer an der Augustusstraße, welche jetzt der Sgraffitenfries ziert, und bis vor Kurzem litt die Stadt unter der ungenügenden Verbindung des Innern mit dem Osten, weil die Frauenstraße die einzige gewesen war, die zu dem einst dort stehenden Thor führte. Damals erhielt der östliche Theil der inneren Stadt seine heutige Gestalt, entstand an Stelle der abgebrochenen Festungswerke neu die Moritzstraße. 300 Jahre vergingen, ohne daß eine wesentliche Veränderung der Planlage stattgefunden hatte, ja selbst als nach den Freiheitskriegen die Festungswälle in Baumwege und Gärten umgewandelt wurden, als die Thore fielen, blieben doch die Zugänge zu diesen fast die einzigen Straßenlinien in das Stadtinnere.

Die Bauthätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts war vorzugsweise auf die Neustadt gewiesen worden, seit im Jahre 1685 ein Brand fast den ganzen Stadttheil vernichtet hatte. Kurfürst August II. hatte freie Hand, die frühere kleinbürgerliche Anlage seiner großen Kunstauffassung gemäß auszugestalten. Was er schuf, trug den Stempel der Meisterschaft. Die Hauptstraße, die Königstraße, der Markt sind seine freilich mit der Zeit arg verstümmelten Anlagen. Denn das monumentale Thor, auf welches die beiden concentrischen Straßenlinien als Achspunkt hinweisen, wurde abgebrochen, das Blockhaus am zweiten Ende der Hauptstraße entbehrt des über demselben beabsichtigten thurmartigen Obelisken, der sie künstlerisch beherrschen sollte, nur durch die Loggia des Japanischen Palais ist der Wille des Königs, den Straßen einen architektonischen Endpunkt zu geben, festgehalten worden. Er hatte befohlen, daß die Häuser der Königstraße nur 2stöckig bleiben durften, um die Beziehung zu dem abschließenden Monumentalbau festzustellen. Leider ist von diesem „Bauregulativ" in ganz unkünstlerischer Weise abgewichen worden. So hat im Allgemeinen die Entfernung der Festungswälle der Neustadt ihren künstlerischen Charakter genommen, es ist der Stadttheil ein Bild ohne Rahmen geworden.

Der mindest günstig erscheinende Theil war der dem Militärfiscus gehörige Grund, der einst hinter den Bastionen, an die Festungswerke angeschmiegt, ganz außerhalb des Verkehres gelegen hatte, nun aber, seit Dresden sich längs der Elbgelände ausdehnte, mehr und mehr in das Mittel der Stadt gerückt wurde. Der „Pontonschuppen", der einst hinter den Wällen versteckt lag, wurde nun auf Jahre hinaus das Ziel des städtischen Witzes, das Aergerniß der auf den friedlichen Vergnügungen überlassenen Festungsmauern der Altstadt, der Brühl'schen Terrasse, Lustwandelnden. Hier an den längst durch das Wachsthum des sächsischen Heeres veralteten Militärbauten setzte die dritte große Umgestaltung Dresdens an, welche jetzt mitten in ihrer Durchbildung sich befindet. Bis zum Jahre 1866 betrug die Dresdner Garnison gegen 2000 Mann. Für diese genügten die Casernen aus der Zeit August's III. mit ihren neueren Erweiterungsbauten. Nach der Reorganisation des Heeres vom Jahre 1867 stellte sich bereits der Uebelstand ein, daß ein Theil der Truppen einquartiert werden mußte. Im Jahre 1870 begann der Bau der großen Caserne für das Schützenregiment, nördlich der Neustadt, am Hange der die Dresdner Haide tragenden Höhe. Nach dem französischen Krieg beschloß die Staatsregierung mit Zustimmung der Stände auf Vorschlag des Kriegsministers General v. Fabrice, sämmtliche Militäranstalten aus der Stadt zu verlegen, hierzu vorschußweise Baugelder in der Höhe von 15 Millionen Mark zu bewilligen, wogegen die alten aufzulassenden Gebäude Zug um Zug veräußert werden sollten. Im Frühjahr 1873 wurden die Arbeiten begonnen und mit überraschender Schnelligkeit durchgeführt. So entstand am Nordrande der Neustadt die „Albertstadt", welche in langgedehnter Aufstellung einen der großartigsten Complexe von Militärbauten enthält und fast der ganzen Garnison, welche inzwischen auf ca. 9000 Mann gewachsen ist, ein allen Erfordernissen moderner Erfahrungen entsprechendes Heim schuf. Eine 30 Meter breite, 3200 Meter lange, den Prießnitzgrund mit einer 20 Meter hohen Brücke übersetzende Heerstraße verbindet die einzelnen nach Art einer Schlachtlinie aufgestellten Baulichkeiten, deren Mittel die Schützencaserne, linken Flügel die beiden Grenadiercasernen bilden, während als detachirter Posten neuerdings die Jägercaserne an dem Kopf der neuen Albertbrücke errichtet wurde. Den rechten Flügel machen die Gardereiter und die Artillerie aus. Pioniere, Wirthschafts- sowie Lagergebäude &c. liegen an der die Mitte der Linie durchschneidenden Königsbrücker Straße.

Waren bei dieser Anlage in erster Linie praktisch militärische Fragen die entscheidenden, konnte hier ein energischer Wille und hervorragendes Organisationstalent schnell Großes vollbringen, so erwies sich die Absicht, die inzwischen verlassenen Baulichkeiten zu veräußern, bei der Ungunst der damaligen Zeitverhältnisse als trügerisch.

Im Jahre 1878 erhielt endlich der stockende Ausbau der Neustadt neue Anregung. Die Staatsregierung schrieb in Gemeinschaft mit dem Stadtrathe zu Dresden eine öffentliche Preisbewerbung für die Bebauung der Neustadt aus. Der Grundgedanke bei derselben läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Nicht nur in der Neustadt standen Baulichkeiten leer. Auch in der Nordostecke der inneren Altstadt, um das Zeughaus und den Zeughof, hinter der Brühl'schen Terrasse befanden sich werthvolle Grundstücke, die ihrem früheren militärischen Zwecke entfremdet waren. Diese waren dem städtischen Verkehr näher gerückt als jene der Neustadt. Man empfand peinlich, daß sie einen todten Winkel bilden, daß es nöthig sei, den Verkehr nach dieser Richtung zu lenken. Dies war für die Zukunft nur möglich, indem man die beiden fiscalischen Areale am linken und rechten Ufer unter sich durch eine südlich von der Brühl'schen Terrasse einmündende Brücke verbinde. So hoffte man den Altstädter Verkehr von der Schloßstraße abzulenken und mithin auch das historisch und kunstgeschichtlich so denkwürdige Georgenthor erhalten zu können. Andererseits wurde durch die Brücke die Möglichkeit geschaffen, die Neustadt im Sinne Kurfürst August's II. auszubauen, indem man zur Hauptstraße und Königstraße eine dritte concentrisch auf den Albertsplatz führende Anlage zu legen vermochte.

Aber die Concurrenz lieferte trotz trefflicher Arbeiten keine völlig befriedigende Lösung. Mehrere Jahre machte die ganze Angelegenheit keinerlei Fortschritte. Das Interesse der Bauthätigkeit lenkte sich auf andere Gebiete.

Im Jahre 1875 war von der königl. Wasserbaudirection die seit 1871 geplante neue Brücke oberhalb der Augustusbrücke, die schon im November 1877 durch den städtischen Oberingenieur Mauck vollendete Albertbrücke genehmigt worden. Durch diese wurde der Verkehr nach der Neustadt über die militärfiscalischen Gebiete hinaus fast an die östliche Stadtgrenze verlegt. Der Rath Dresdens war bemüht, den Zugang zur Brücke, namentlich an Altstädter Seite, zu regeln. Die wichtigste Maßregel war der Durchbruch der Marschallstraße. Durch zwei innerhalb des Dresdner Architektenvereins ausgeschriebene Concurrenzen wurde zuerst der von Baumeister Richter geschaffene Plan der Straßenanlage namentlich am südlichen Brückenkopfe, später das von den Architekten Haenel und Adam entworfene Project für die Gestaltung der an der in der Achse zur Brücke führenden „Sachsenallee" gelegenen Häusergruppen festgestellt. Leider kamen beide Pläne bis heute nicht zur völligen Durchführung. Denn um den die Sachsenallee gegen die Brücke zu abschließenden Sachsenplatz völlig auszubauen, bedurfte es des Verkaufes eines Streifens fiscalischen Bodens, auf welchem die nach gemeinsamem Plane geschaffenen, sehr ansehnlichen Häuserreihen ihren Abschluß gefunden hätten. Leider ergaben sich hier Schwierigkeiten, welche die Fertigstellung der Sachsenallee wol auf lange Zeit verhindern werden, da inzwischen neue, der Stadt näher gelegene Baugründe erschlossen worden sind. Andererseits hinderte das noch auf dem alten Eliaskirchhof ruhende Umgestaltungs

verbot die Vollendung des „Eliasplatzes“ an der Landseite der Sachsenallee. Dagegen wurde dem Sachsenplatz in der neuen und ihrer Lage gemäß architektonisch reicher ausgestatteten Jägercaserne eine neue architektonische Zierde gegeben. Auch dieser, namentlich gegen die Elbe zu in malerischer Stattlichkeit sich darstellende Bau ist ein Werk der Architekten Haenel und Adam.

Zu gleicher Zeit entstanden längs der Umkreislinie der Stadt eine Anzahl tüchtiger Wohnhausbauten, welche von dem Rückgang aller Preise im Bauwesen den Vortheil einer besseren Ausführung, meist in reiner Sandsteinarbeit entnahmen. Die ganze Richtung der Bauthätigkeit mußte aber als eine ungesunde bezeichnet werden, so lange im Innern der Stadt weite Flächen ihrem natürlichen Zwecke entfremdet blieben.

Es wurde daher von allen Weiterblickenden als ein großer Fortschritt angesehen, als der Rath zu Dresden, an der Spitze Stadtrath Dr. Rake und Baucommissar Koch, mit dem von einigen Privatarchitekten sorgfältig vorbereiteten Bauplane hervortraten, den seit dem Mittelalter auf Dresden lastenden und durch die Straßenanlagen des 16. Jahrhunderts nicht beseitigten Uebelstand zu entfernen, daß vom Mittel der Altstadt nach dem Osten eine genügende Verbindung nicht bestand, welche in den engen, nur durch polizeiliche Maßregeln passirbar zu erhaltenden Gäßchen zwischen Altmarkt, Neumarkt und Pirnaischem Platz nicht durchführbar war. Die Stadtvertretung beschloß, in gerader Linie, in Verlängerung der Wilsdruffer Straße einen 20 Meter breiten und 300 Meter langen Durchbruch auf den Pirnaischen Platz zu richten, welcher von hier aus, theils durch die inzwischen vollendete Grunaerstraße, theils durch die Amalienstraße und die derselben parallel laufende Promenade den Verkehr nach dem Osten, nach der Albertsbrücke, namentlich aber nach dem Brückenkopf jener geplanten „vierten Brücke“ zwischen den beiden fiscalischen Arealen erleichtern sollte. Die Durchführung dieser neuen Straßenanlage, der König Johannstraße, aber nahm eine hierzu gegründete Actiengesellschaft in die Hand, die „Baubank für die Residenzstadt Dresden“, welche für 8¼ Mill. Mark 45 Baustellen mit 15454 Qu.-M. Grundfläche erwarb. Die Baukosten der vertragsmäßig bis 1888 fertig zu stellenden Gebäude an beiden Seiten der Straße wurden auf 3 Millionen, Schleußenbau, Spesen u. s. w. auf ¾ Millionen veranschlagt, Beträge, von welchen die Stadt 2615000 Mark auf ihre Schultern nahm, während sie der Baubank noch ½ Million unter billigen Bedingungen vorschoß.

Der Plan hatte in der Dresdner Bürgerschaft alsbald rege Zustimmung erfahren. Die Baubank ihrerseits hat demselben noch mehr Freunde dadurch erworben, daß sie mit Geschick und Thatkraft an die Durchführung desselben herantrat. Heute ist der Abbruch der alten Baulichkeiten vollendet, der Blick vom Postplatz zum Pirnaischen Platz frei. Aber schon werden die am östlichen Ende der König Johannstraße im vorigen Jahre errichteten Gebäude bezogen, Werke, an welchen nach einem stark beschickten Preisausschreiben die Architekten Giese & Weidner, Schubert, Adam, Baron und Andere hervorragenden Antheil haben und die mit der für die Dresdner Bauschule eigenen Formengebung lebendige Umrißlinie und großstädtische Wirkung verbinden. Es ist kein Zweifel mehr, daß die neue Straße der Glanzpunkt des alten Dresden werden wird, schon jetzt sind es vorzugsweise altgeschätzte Handelshäuser, welche die prächtigen Läden, und geachtete Geschäftsleute, welche die vorzugsweise für Schreibstuben eingerichteten ersten Stockwerke aufsuchen.

Gleichzeitig mit dem nun zur Durchführung gelangten Plane dieser Straße trat der von der schon längere Zeit erfolgreich in Dresden thätigen „Dresdner Baubank“ aufgestellte Gedanke hervor, vom Altmarkte aus die Frohngasse zu verbreitern und den Durchbruch nach dem Johannesplatz und über diesen hinaus nach dem Großen Garten zu lenken. Nachdem jedoch das andere Project vorgezogen worden war, ergab sich bald, daß der in dem Plane ausgesprochene Gedanke, eine bessere Verbindung nach dem herrlichen Park im Osten der Stadt zu schaffen, auf einfacherem Wege zu lösen sei. Denn die König Johannstraße schneidet die Moritzstraße und durch Verlängerung dieser wurde die inzwischen nur durch den Garten des königl. Palais an der Langenstraße gehinderte Verbindung eingeleitet. Auch hier griff die Bauthätigkeit sofort thatkräftig ein und entstanden unter der Leitung der Architekten Sommerschuh und Rumpel und der „Dresdner Baubank“ treffliche, großstädtische Neubauten.

Beide Straßenpläne hatten einen Umstand gemein, daß sie in enge Beziehung zu den Promenaden kamen, welche an Stelle der von Kurfürst Moritz geschaffenen Befestigungen nach den Freiheitskriegen angelegt worden waren. Längst war man sich einig, daß dieselben nicht mehr zeitgemäß seien, daß auch ihre tiefe Lage und ihre daraus ersprießende Dumpfigkeit den Nutzen der Vegetation für die Luftverbesserung beeinträchtige. Es erwies sich der Durchbruch der König Johannstraße gewissermaßen als der Schlüssel für alle Dresden bevorstehenden Umänderungen, denn es trat nun an die öffentlichen Autoritäten die Nothwendigkeit heran, die Trace der Ringstraße, der vierten Brücke und darum auch der auf dem Neustädter militärfiscalischen Grunde anzulegenden Straßen festzustellen.

Aber nicht dieser Durchbruch allein drängte zu einer Feststellung der Straßenlinien. Durch die Verlegung des Militärs war auch das unter Kurfürst August I. erbaute alte Zeughaus frei geworden, ein mächtiges, schmuckloses Gebäude, an dem nur der außerordentliche Raumgehalt und die hübsche Gliederung des Erdgeschosses in toskanischen Säulenhallen bemerkenswerth waren. Nachdem die verschiedenartigste Verwendung für dies Gebäude vorgeschlagen worden war, wies die königl. Staatsregierung dasselbe einem Doppelzwecke zu: sowol das Hauptstaatsarchiv als die plastischen Kunstsammlungen zu beherbergen. Zur Zeit befindet sich das Zeughaus in vollem Umbau und wenn es gleich seinem Architekten, Herrn Oberlandbaumeister Canzler, schwer gemacht wurde, eine allseitig befriedigende Lösung nach der künstlerischen Seite zu schaffen, so reiht sich doch das Werk als ein stattliches und reichgeschmücktes dem Bilde des neuen Dresdens trefflich ein.

Von einschneidender Bedeutung für die Gestaltung der an das Zeughaus anstoßenden Grundstücke ist weiterhin der Neubau der Akademie der Künste.

Im Jahre 1791 war die Akademie in das Brühl'sche Palais verlegt, 1836 ihr durch Professor Thürmer ein für jene Zeit genügendes eigenes Gebäude auf der Brühl'schen Terrasse errichtet worden, in welchem dieselbe ihre glänzendsten Zeiten sah. Aber schon mit dem Bau akademischer Ateliers für Maler in der Circusstraße (1874) und von Werkstätten für Professor Hähnel und Professor Schilling (1860) äußerte sich das Bedürfniß nach Erweiterung der Anstalt, bis endlich die Staatsregierung sich zu einem Neubau entschloß, welchen sie Professor Lipsius übertrug. Das Project desselben fand lebhafte Anfechtung, namentlich weil man dasselbe an sich und in Beziehung zu den den Bauplatz umgebenden Gebäuden zu groß fand. Der Künstler kam bei mehrfacher Bearbeitung seiner Pläne selbst darauf, Abstriche an seiner Arbeit vorzunehmen, so daß seither der Widerspruch verstummt ist. Das neue Akademiegebäude tritt ungefähr an die Stelle der alten Ausstellungssäle auf der Terrasse, ohne jedoch den Verkehr auf derselben so zu beschränken, wie dieses es that. Es gruppirt sich um einen Hof und wendet sich mit der Rückseite dem Gebäude der königl. Polizeidirection zu. Im Winkel an den Kern der Akademie legt sich der Zeughausfront gegenüber die neu zu erbauende Ausstellungshalle an, so daß zwischen den beiden neuen Monumentalwerken ein stattlicher Platz entsteht, an dessen Nordfront Zugangstreppen zur Brühl'schen Terrasse angelegt werden sollen. Zugleich aber tritt an Stelle der kleinen winkligen Gassen zwischen den Baulichkeiten des Zeughofes eine planmäßige Tracirung ein. Diese erweitert sich dadurch, daß in der Flucht der Südostfront des Zeughauses eine breite, direct auf das Landhaus mündende und dieses freier legende Straße geplant wurde, indem man die kleine Schießgasse, das Kurländer Palais und die anstoßenden Gerichtsgebäude späterer Niederlegung verfallen ließ.

Diese Straßenzüge stehen aber sämmtlich in engster Verbindung mit dem 1885 auf Grund eines vom Stadtbaucommissar Koch ausgearbeiteten, von den staatlichen und städtischen Autoritäten gebilligten und zum Beschluß erhobenen Planes über die Gestaltung der „Ringstraße“ und des Neustädtischen fiscalischen Areals. Zunächst wurde festgestellt, daß die vierte Brücke auf Altstädter Seite möglichst weit von der Brühl'schen Terrasse entfernt angelegt werden solle, um deren eigenthümliche Schönheit zu wahren. Man rückte sie in die Flucht des „Elbberges“, dessen gesammte westliche Häuserfront vom Rath zu Dresden aufgekauft wurde. Von hier führt die Ringstraße in einer Breite von ca. 40 Meter (wie die Straße „Unter den Linden“ in Berlin) zum Georgsplatz und wendet sich dann, den Promenaden folgend, gegen Westen. Der heutige Botanische Garten wird in die Nähe des Großen Gartens verlegt und an seine Stelle voraussichtlich ein Amtsgerichtsgebäude errichtet werden. Zwei stattliche Bauplätze für Monumentalwerke bleiben hierbei übrig, von denen man die zwischen vierter Brücke und Gondelhafen gelegenen für den Bau einer Industriehalle städtischerseits in Aussicht nahm.

In der Neustadt aber schafft der Koch'sche Plan völligen

Wandel. Vor der neuen Brücke wird ein Rundplatz angelegt werden, von dem eine Prachtstraße zum Albertsplatz führen soll. Mit großem Geschick sind die praktischen Verkehrsanforderungen mit den künstlerischen Ansprüchen vereint und gelöst, so daß dieser Stadttheil einer glänzenden Zukunft entgegen sieht. Sind doch an Stelle des heutigen Pontonschuppens zwei Prachtbauten beabsichtigt, für deren einen vom königl. Finanzministerium soeben eine öffentliche Preisbewerbung ausgeschrieben wurde, welche beweist, daß die Staatsregierung etwas Bedeutendes zu schaffen gewillt ist.

All diese Neubauten werden mancherlei Veranlassung zu Umgestaltungen auch in anderen Stadttheilen geben. So wird mit Fertigstellung des Zeughauses das jetzige Hauptstaatsarchiv zwecklos werden. Dieses Bauwerk, welches als Ballhaus im 17. Jahrhundert errichtet, später zur katholischen Kirche umgestaltet, endlich dem heutigen Zweck übergeben ward, stört gleichmäßig die Ansicht des königl. Schlosses, des Taschenbergpalais und des Zwingers. Seine Niederlegung wird gewiß allseitige Freude erwecken. Nicht minder dürfte das jetzige Finanzministerium dem Untergange geweiht sein, jenes der katholischen Kirche gegenübergelegene, die Augustusstraße einleitende Gebäude, welches einst ein fürstlich Fürstenberg'sches Palais war. Durch Ausbau des Brühl'schen Palais und durch Versetzung des im früheren Marcolinischen Garten stehenden großartigen Marmor-Brunnenwerkes soll, wie man hört, diesem Stadttheile ein besonders reizvolles Aussehen gegeben werden. Dagegen sind auch einige bemerkenswerthe alte Bauten verschwunden, unter welchen das fürstlich Schönburg'sche Palais an der Moritzstraße, ein stattlicher Bau des um 1760 wirkenden Architekten Hölzer, und das einst gräflich Brühl'sche am Ende der Moritzstraße, welches man dem Meister des Zwingers, Pöppelmann, zuschreiben dürfte, hervorragen. Die Umsicht des Regierungsrathes v. Seidlitz bewirkte, daß die in Stuck hergestellte Ausschmückung des letzteren Gebäudes erhalten blieb. Man hofft, die besten Theile der Façade im Hofe des Zeughauses pietätvoll wieder aufrichten zu können.

Die außerordentlichen Geldbeträge, welche für die Umgestaltung des Ostens der Stadt bewilligt wurden, machten selbstverständlich die Begehrlichkeit auch der anderen Stadttheile rege. Und wirklich zeigen sich auch hier Aufgaben, deren Erledigung nicht mehr zu lange hinausgeschoben werden kann. Daher beschloß die Stadt Dresden eine Anleihe von 15 Millionen aufzunehmen, um den verschiedenen Bedürfnissen in nächster Zeit genügen zu können. Namentlich ist der Umbau der Wilsdruffer Vorstadt, die Beseitigung des den Verkehr schädigenden Häusergewirrs längs des dieselbe durchströmenden Weißeritzgrabens dringend nothwendig. Für Markthallen, den bereits erwähnten Industrie- und Ausstellungspalast, für ein neues Rathhaus, Schulen u. s. w. muß in Zukunft Sorge getragen werden. Dazu kommt, daß die königl. Generaldirection der Staatsbahnen sich bereits längst mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß die Dresdener Bahnhöfe ausnahmslos dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen, daß man mithin der Errichtung eines Centralbahnhofes auf die Dauer nicht mehr aus dem Wege gehen könne. Als Lageplatz für denselben ist der Grund des jetzigen Leipziger und Schlesischen Bahnhofes oder mit wol größerem Recht derjenige der Anlagen vor der Friedrichstadt in Aussicht genommen.

Neben diesen zahlreichen, der Verwirklichung immer näher gerückten Aufgaben ist, um die Umschau nach Monumentalwerken zu vollenden, die Lutherkirche zu erwähnen, welche die Architekten Giese und Weidner in modern romanischem Stil am Ende der Bautzner Straße in der Neustadt errichteten, ein trefflich durchgeführtes, zwar in den Verhältnissen nicht eben umfangreiches, aber um so wohlthuender wirkendes Werk. Dem 1884 begründeten, vor der Frauenkirche aufgestellten Lutherdenkmal, bekanntlich einer Nachbildung des Wormser Monumentes mit dem von Ernst Rietschel für dieses beabsichtigten, später aber dort von Donndorf abgeänderten Kopf, werden sich neben einem Zierdenkmal von Baumer auf der Bürgerwiese und einem bescheidenen Denkmal für den Liederdichter Julius Otto bald einige weitere größere plastische Arbeiten anschließen. Schon seit Jahren arbeitet der Meister des Gänsemännchens, Dietz, an zwei Monumentalbrunnen für den Albertsplatz, auf denen er das Spiel der Wogen in reich bewegten Figurenfriesen darzustellen beabsichtigt; Johannes Schilling arbeitet an dem Gußmodell für das Reiterdenkmal König Johann's, welches vor dem Altstädter Theater Aufstellung finden soll. Als Erinnerung an den Besuch des Kaisers in Dresden gelegentlich der letzten großen Manöver errichtet die Stadt zwei monumentale Flaggenmasten am Anfang der Hauptstraße. Endlich hat die deutsche Architektenschaft bereits den Betrag von ca. 15 000 ℳ für ein Denkmal Gottfried Semper's gesammelt, welches hoffentlich bald auf der Brühl'schen Terrasse sich erheben wird.

So regt sich in Dresden eifrig die Schaffenslust und drängt die Entwickelung der Stadt zu größeren, freieren Gestaltungen. Hoffentlich entledigt sie sich aller beengenden Fesseln zu großem künstlerischen Wirken in demselben Maßstab, wie sie in technischer Beziehung die von Alters her überkommenen Hindernisse ihrer frischen Entwicklung beseitigte. Mögen die großen Aufgaben, welche Staat und Stadt der Künstlerschaft stellen, auch eine würdige Aufnahme und Durchbildung bei derselben erfahren. C. G.

Slavische Ortsnamen in deutschem Gewande.

Von Dr. **Gustav Hey.**

Wenn vor längerer Zeit an dieser Stelle gegen die Behauptung Einspruch erhoben werden mußte, daß gewisse vogtländische Ortsnamen auf -bach sorbischen Ursprungs wären, und deren Deutschthum festgestellt wurde, so hat der vorliegende Aufsatz den Zweck, nachzuweisen, daß allerdings nicht wenige Namen dieser Art sich finden, die von fern betrachtet in ihrem Aeußern als vollkommen deutsch erscheinen und doch, sobald man ihnen näher zu Leibe rückt, als unzweifelhaft fremder Herkunft sich erweisen. Es trifft auch hier das alte Wort zu: Der Schein trügt. Bei dieser Streife haben wir es indessen nicht abgesehen auf jenes schier zu Tode gehetzte slavische Namenwild, wie Sauhahn, Filzlaus, Mehlsack, Rothwurst, Dürrmaul, Himmelwitz, Dummerwitz u. s. w., worüber man sich leicht anderwärts unterrichten und vergnügen kann; wir beschränken uns auf ein kleineres, noch wenig besuchtes Gebiet, welches aber auch zu guter Beute Gelegenheit geben wird.

Wer sieht es wol einem Namen wie Bodenbach an, daß er undeutsch sein könnte? Wer hätte nicht das Gefühl des Unmuths getheilt, welches vor Kurzem einige Zeitungen äußerten, indem sie als neuen Beweis der edeln Dreistigkeit unserer tschechischen Nachbarn meldeten, daß dieselben das gute deutschböhmische Bodenbach mit dem absonderlichen Namen Podmokly oder Podmokli zu bezeichnen belieben? Und doch liegt die Sache ganz anders, als es zunächst den Anschein hat. Daß nämlich hier die Entstellung auf deutscher Seite liegt, nicht auf tschechischer, dürfte zur Genüge daraus ersichtlich werden, daß auch das Dorf Bodenbach bei Nossen in einer Urkunde von 1428 (Codex diplomaticus Saxoniae II, 3), wo dasselbe mit vielen Dörfern der Parochie Rüsseina genannt wird, ohne freilich vom Herausgeber des Urkundenwerkes erkannt zu sein, villa Podemay heißt, wie im Jahre 1471, wo es mit Mahlitzsch bei Wendischbora erwähnt wird, mit schon erweichtem Anlaut Bodemack und Bodemag, daß ferner der mit diesen Formen übereinstimmende Name des Dorfes Podemag oder Podemack südöstlich von Luckau, welcher noch nicht die volle Entstellung erfahren hat, im Niederlausitz-Wendischen Podmokla (fem.) lautet. Dazu gesellen sich noch Podmok, Podmokl und Podmoklice, welche in Böhmen etwa zehnmal vorkommen, vielleicht auch Posemockel in Posen. Diese Ortsnamen sind aber nichts Anderes als Ableitungen von den slavischen Personennamen Podmok, Podmokl, fem. Podmokla, welche sich auf eine Kinderunart beziehen und von podmokati herkommen, d. i. unter sich näßen. Wir wollen gern hiergegen an der deutschen, wenn auch durch Entstellung hervorgegangenen Bezeichnung Bodenbach festhalten.

Nicht so ganz hat das fremdartige Gepräge Garsebach bei Meißen verwischen können. Bei Berücksichtigung der urkundlichen Formen, welche CDS II, 3 bietet, nämlich 1428

Korsebog, 1474 Garßback, 1476 Garsebog, ergiebt sich, daß hier ein slavischer, sonst nicht belegter P.=N. Korzibog (rz = gelindes rš) vorliegt, d. i. der vor Gott sich demüthigt, etwa Fürchtegott; denn bog ist bekanntlich Gott, und pol. korzyć heißt in der Reflexivform sich demüthigen.

Es ist ferner bemerkenswerth, daß auch manche Namen auf =hausen dem kräftigen Streben des Volkes, das Fremde seiner Zunge und seinem Verständniß entsprechend umzugestalten, entsprungen sind; so Zuckelhausen bei Leipzig, im 14. Jahrhundert Zuckelose, Zeuckelosen, Zcuglosyn 2c. d. i. slav. sucholazy = dürre Lehden, Goldhausen bei Stauchitz, 1428 Goltiez, im CDS II, 3, 18 mit einer großen Zahl von Nachbardörfern genannt, doch ohne Bestimmung gelassen, später vermuthlich Goltuz, woraus die deutsche Entstellung sich leicht erklären würde, zurückzuführen auf die Pluralform Goleticy = Familie Goleta, d. i. Kahle oder Habenichts, genau wie Holetice in Böhmen, denn sorb. pol. g ist = tsch. h.

Vor Allem aber ist es von besonderem Interesse, zu beobachten, wie mehrere Namen auf =burg, obgleich es doch selbstverständlich scheint, die so genannten Orte als echt deutsche Gründungen zu betrachten, dennoch ein ihnen nicht ursprünglich zukommendes Gewand tragen, wie auch hier mehrfach das Slavische vom Volk deutsch zugestutzt worden ist, daß es scharfen Zusehens bedarf, um hinter der deutschen Hülle den Fremdling zu erkennen. Voranstellung verdient, weil es das entschieden bekannteste Beispiel dieser Art ist, Brandenburg, das alte Brennaburg. Dessen ehemalige Namensformen Branneburh, Brennaburg, -burch, Brandaburg, Brandeburh u. s. w., welche man theils aus dem Deutschen, theils aus dem Wendischen, und zwar als branny + bor = Wehrwald gedeutet hat, führen vielmehr zurück auf den slav. P.=N. Branibor, d. i. Wehrkampf, Kriegkämpfer, wobei dieselbe Tautologie zu bemerken ist, wie sie in den entsprechenden deutschen Namen Hildegund und Hadwig oder Hedwig sich zeigt (hilt, gund, had, wig = Kampf, Krieg); denn sowol asl. braní, tsch. braň, pol. bron, als auch borŭ, bor bedeutet Kampf und Krieg. Der Wende benennt noch heute die Stadt mit dem männlichen Branibor, und derselbe P.=N. liegt vor in dem polnischen O.=N. Bronibór. Für den Einschub des d nach n, wie er in Brandenburg stattgefunden, bietet sich ein Analogon in Standemin = Stanomino, nach der Liquida l ist derselbe in Namen des baltischen Gebietes ganz gewöhnlich. Nun läßt sich aber auch darthun, wie leicht in diesem und in weiteren Fällen das deutsche Burg für das fremde Wort hat eintreten können. Verschiedene slavische O.=N, welche auf einen P.=N. mit bor zurückgehen, stellen nicht einfach diesen dar, sondern dessen männliche Adjectivform, welche im Altslovenischen mit dem Suffix jŭ sich bildet (ŭ fast stummer Vokal), während in den andern Dialekten der weiche Auslaut rš oder rsch (= frz.-rge) sich entwickelt, pol. rz, tsch. ř geschrieben, und diesen Laut dürfen wir auch für das Sorbische und Polabische annehmen, er erscheint unter Anderm auch oben in Garsebach. Solche adjectivische, zu Substantiven erhobene Namen bezeichnen den Hof, das Gut, das Dorf des N. N. Von den vielen Namen, welche hier zu Gebote stehen, mögen als Belege dienen Lutobórz, Modliborz, Myśliborz Pol., Lutoboř Ndlaus., Litoboř Böhm., Slaviboř, Tuhoboř Mähr. 2c., abgeleitet von den P.=N. Lutobor, Modlibor, Myslibor, Slavibor, Tuhobor. Ist es nicht hiernach durchaus gerechtfertigt, auch für Brandenburg als älteste Form Braniborjŭ oder Braniboř anzusetzen mit der Bedeutung Kriegkämpfershof, oder, wenn wir über das weibliche Geschlecht des P.=N. hinwegsehen, Hildegundsheim?

Eine mindestens ebenso große, ja vollkommene Sicherheit dürfte der entsprechenden Ableitung des lauenburgischen Ratzeburg zugestanden werden, als dessen älteste Benennungen Chronisten und Urkunden Razisburh, Razzisburg, Razesburg, Racesburch, Raceburg, aber auch Rathibor uns überliefern. Nicht blos der erste Theil dieses Namens, wie der hochverdiente Namenforscher Förstemann meint, ist slavisch, sondern das Ganze. Die Form, welche wir als die ursprüngliche hinzustellen haben, Ratiborjŭ, d. i. des Ratibor Besitz, mußte sich auf dem Gebiete der polnischen Sprache, und dazu gehörte auch unser Ostseeland, nach den bestehenden Lautgesetzen in Raciborz verwandeln; denn Racibor ist die polnische Form für den P.=N. Ratibor, ebenso heißt das schlesische Ratibor im Polnischen Racibórz, desgleichen findet sich das pluralische Racibory, Raciborowice und Raciborsko in Polen und Galizien. Im Besondern liefert auch das Gebiet unseres Ostseelandes in seinen Namen Belege genug für den Uebergang von t in c und weiter tz vor hellem Vokal; so in Ritzerau = Rycerowe, Ryterowe, Krützen = Krucim, Krutim, Witzetze = Wysocy, Vysoty. Der P.=N. Ratibor stimmt in der Bedeutung mit Branibor überein, da auch sein erstes Glied, asl. russ. ratĭ, Kampf und Schlacht bezeichnet. Wir sind in der Lage, sogar über die Persönlichkeit des Gründers von Ratzeburg eine Vermuthung aufstellen zu dürfen. Denn um das Jahr 1040 herrschte über die Obotriten in Mecklenburg und wahrscheinlich auch über die benachbarten Polaben, in deren Gebiet der Ort angelegt wurde, ein Fürst Ratibor; vielleicht hat man in diesem den Mann zu erkennen, welchem Ratzeburg Ursprung und Namen verdankt.

Es scheint nun auch der Weg geebnet zu einer vielleicht endgiltigen Erklärung des verschieden gedeuteten Merseburg, eines Namens, über welchen Männer wie Jakob Grimm, Zeuß und Förstemann zu keiner Klarheit haben kommen können, da sie ihn als deutsch faßten und auf einen dunkeln Stamm mars zurückleiteten, während Schafarik in ebenso unbefriedigender Weise die Deutung wagte aus slav. mezi + bor = zwischen den Kiefern oder Mittenwald. Die hauptsächlichsten Namensformen der alten vielgenannten Stadt sind Merseburh, Mersiburg, Mersaburg, Mersburg, Mersburh u. s. w. Wenn wir auf dem von uns betretenen Wege weiterschreiten, so gelangen wir zu einem alten sorbischen P.=N. Merzibor (z = s), der zwar unbelegt ist, an dessen regelrechter und sinnvoller Bildung aber nichts auszusetzen sein möchte. Wir verwahren uns hierbei entschieden gegen den Vorwurf der Willkür, wenn wir, wie schon bei Garsebach, anscheinend von eigens construirten Personennamen Hilfe holen; außerordentlich häufig findet der Forscher in Ortsnamen verschollene Personennamen verborgen. Das hypothetische Merzibor enthält den slavischen Stamm merz-, asl. mrŭzěti, tsch. mrzeti, pol. mierzieć, olw. mjerzać, verabscheuen, hassen, sich ärgern; die Bedeutung des Namens ist sonach: Abscheu vor dem Kampfe habend, Hassenstreit, griech. *Misoptolemos, das wäre der Gegensatz zu Ždibor, d. i. der den Kampf ersehnt, wie altdeutsch Hildigern. Von dem erwähnten Stamme sind belegt die P.=N. Mrza, Mrzen, Mrzena, Mrzák, Moroz, unser neu gefundener Name fügt sich ohne jede Schwierigkeit sowol zu diesen, wie auch zu den etwa 36 das Stammwort bor im zweiten Gliede enthaltenden zusammengesetzten Personennamen, welche dem Verfasser bekannt geworden sind. Als älteste sorbische Bezeichnung des Ortes, der übrigens von fast lauter slavischen Siedelungen umgeben ist, darf nun ohne Bedenken das adjectivische Merziborj oder Merziboř = Dorf des Merzibor, Hassenstreitsdorf, angesetzt werden, was jetzt im Wendischen Mjeriboř, im Polnischen Mierzibórz lauten würde. Der Name gehört zu einer nicht sehr zahlreichen Sippe, aus welcher hier Mersin und Mersinke im Reg.=Bez. Köslin, pol. Mierzyno und Mierzynko, sowie Mierzyn in Galizien erwähnt seien. Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Name gerade jenes Ortes die von uns angenommene Entstellung erfuhr, da infolge seiner besonders günstigen Lage die Erhebung zur Burg bekanntlich in sehr früher Zeit schon stattfand.

Der Entwickelungsgang der besprochenen Ortsbezeichnungen wird von keinem Namen klarer veranschaulicht als von Kaseburg auf Usedom, wenn derselbe auch nicht auf einen P.=N. mit dem Stammwort bor = Kampf, sondern vielmehr

auf bor = Kiefernwald zurückgeht, streng genommen also auch nicht hierher gehört. In seinen urkundlichen Formen Carsibor, Karsibuor, Carsibůr, Carsiborch, Karzburch, Carseburch, bei denen wir erst später den Gaumenlaut antreten sehen, stellt sich mit vollster Deutlichkeit der von uns angenommene Prozeß dar, sie stützen unsere Beweisführung so, wie es nicht wünschenswerther gedacht werden kann. Entstanden aus tschech. krs = verschrumpfter Baum, Zwergbaum, und bor = Kiefer, Kiefericht, lautet der Name ursprünglich ohne Zweifel Krsiboř, in polnischer Form Karsiborz, d. i. Siedelung an den Zwergkiefern, und stellt sich rücksichtlich des Auslautes zu den polnischen Międzyborz = Dorf zwischen den Kiefern oder mitten im Kiefernbusch, und Podborz = Gut unterm Kiefernwald; gleichen Ursprungs scheint das lauenburgische Carseburg zu sein, urk. Kerseborch.

Doch kehren wir wieder zurück zu den aus P.-N. mit bor hervorgegangenen Ortsbezeichnungen. Nicht immer nahm die Entwickelung der Namen dieser Art denselben Verlauf, bei unbedeutenderen Ortschaften unterblieb die Anlehnung an das deutsche Burg von selbst, oder richtiger gesagt: Wenn nicht die Adjectivform auf borj (oder boř, borz) ursprünglich vorlag, so erfolgte auch nicht die Umwandlung in -burg. Das beweist Schleitbar südwestlich von Leipzig, im Chronikon des Bischofs Diethmar von Merseburg († 1018) Skitheber oder Scutibure genannt. Darin ist zu erkennen die Pluralform Škitobory, d. i. die Leute des Škitobor, dessen Name Schildkämpfer bedeutet, von asl. štitŭ, sorb. und olw. škit = lat. scutum, Schild. Man vergleiche Racibory, Sambory, Myślibory in Polen. Das beweist ferner Magdeborn bei Rötha, welches von Diethmar mit den Formen Medeburu und Medeburun erwähnt wird und im Munde des Volks Mädeborn heißt. Mediborov wird ohne Zweifel das Dorf ursprünglich benannt worden sein, das ist des Medibor Besitzthum; die Form ist wiederum die eines besitzanzeigenden Adjectivs, der zu Grunde liegende P.-N. aber, dessen erster Theil asl. mědĭ, tsch. měď enthält = Erz, bedeutet Erzkämpfer, ähnlich dem altdeutschen Frauennamen Isanhilt = Eisenkampf. Wie albern klingt Diethmar's Bemerkung: interpretatur hoc mel prohibe, das bedeutet: hindere den Honig! Die Geringschätzung und Verachtung, welche der ehrwürdige Bischof den Wenden und ihrer Sprache gegenüber an den Tag legt, veranlaßt ihn auch hier, den Namen als einen unsinnigen hinzustellen, indem er ihn auf sl. medŭ, med Honig, Meth, und den Imperativ boř = zerstöre zurückführt. Nicht besser ist die in der sächs. Kirchengallerie IX, 144 aufgetischte Erklärung: Honighaus, indem gar eine Zusammensetzung aus eben diesem wendischen med und deutschem bûr = das Bauer, Wohnung, Haus angenommen wird. Wenn wir übrigens Magdeborn als Mediborov fassen, so liegt uns doch gänzlich fern, aus dem Namen der Stadt Magdeburg nach der Analogie von Brandenburg ꝛc. ein ursprüngliches Mediborj construiren zu wollen; das Deutschthum des Stadtnamens, des alten Magathaburg, steht uns außer jedem Zweifel.

Nicht ungerechtfertigt dürfte es erscheinen, zum Schluß noch jenen Ort, welcher in der Geschichte unserer ersten Kaiser ebenfalls von besonderer Bedeutung war, das alte Quedlinburg zu berühren, wenn auch nicht in dieser Benennung slav. bor sich verbirgt. Gleichwol sei, da die Ableitung von einem aus quedan = reden stammenden deutschen P.-N. Quidila (es findet sich nur Accusativ Quidilanem bei Cassiodor, s. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I. 988, II. 1207) nicht ohne Weiteres annehmbar erscheint, ganz zu geschweigen anderer der Erwähnung unwerther Deutversuche, gleichwol also sei hier der Vermuthung Raum gegeben, daß auch dieser Ort ursprünglich eine wendische, freilich weit nach Westen vorgeschobene Niederlassung gewesen sein möchte; denn bis hart an die Harzgrenze finden sich, wennschon spärlich verstreut, ganz entschieden slavische Siedelungen. In zwei Gruppen scheiden sich die aus dem 10. und 11. Jahrhundert, zum ersten Male 922 überlieferten Formen des Namens Quedlinburg, in solche, bei denen der erste Bestandtheil, welcher auf alle Fälle ein P.-N. ist, die deutsche patronymische Bildung auf -ing aufweist (Quidilingaburg etc.), und in solche, wo derselbe auf in oder dessen Kürzung i und e ausgeht. Nimmt man nun die zweite Gruppe als maßgebend und geht aus von den Formen Quitiline Burga, Quitilinaburc, Cuitelineburg, Chutelineburc, Quiteleborg u. s. w. (vgl. auch Quitilinga cortis, Cotelini aula), so läßt sich auf ein ursprüngliches Kwětilina schließen, dem erst später nach der Befestigung des Ortes das deutsche -burg angefügt worden sein dürfte; Kwětilina aber ist eine regelrechte adjectivische Femininbildung von einem P.-N. Kwětil, asl. Cvětelĭ, wozu der 1071 erwähnte P.-N. Chitolo, später Kittel, Kyttel, Quittel gehören, herzuleiten von asl. cvětŭ, olw. kwět, nlw. kitlina Blume. Als ursprüngliche Bedeutung des O.-N. ergäbe sich so: Blumsdorf, und außer andern würde er besonders nahestehende Genossen finden an Kittlitz bei Löbau, wendisch Ketlicy statt Kitlicy oder Kwitlicy (s. Schmaler, Die slav. O.-N. in der Oberlausitz S. 8), wie an Quitzdorf, olw. Kwěćanecy. Muß nun auch zugestanden werden, daß der so aufgestellten Vermuthung nicht so feste Stützen gegeben werden können, wie wir bei den voranstehenden Erklärungen gegeben zu haben meinen, so ist doch vielleicht die Hypothese nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen und möchte wenigstens die Aufmerksamkeit berufener Forscher auf sich lenken.

Wenn hiermit die Umschau nach bekannteren Namen der Art abgebrochen wird, welche ihre Fremdheit so täuschend hinter deutschem Gewande verbergen, so geschieht dies, nicht als ob auf dem durchstreiften Felde nichts mehr sich ausfindig machen ließe, sondern weil das Gebotene genügen dürfte, um zu beweisen, einerseits wie bedenklich es ist, aus den deutsch erscheinenden Namensformen der Gegenwart ohne Weiteres einen Schluß auf deutsche Abkunft zu machen, wie sich in so vielen Fällen eine genaue Sonderuntersuchung nothwendig macht, andererseits wie wunderbar kräftig zugleich das Bemühen des deutschen Volkes gewesen ist, dem leeren Schall des fremden Wortes eine gewisse Verständlichkeit und sinnvolle Bedeutung zu verleihen.

Bücherbesprechungen.

—z. **Die Einheitsschule der Zukunft.** Ein Mahnwort für Alle, von Professor Dr. Johannes Flach. Leipzig (Verlag von Edwin Schlömp) 1887. 1 ℳ. — Das Thema dieser Broschüre ist ein in der gegenwärtigen Literatur nicht unbekanntes, aber wir haben vor Allem anzuerkennen, daß es hier in wohlthuend objectiver Weise behandelt wird. Die erste Abtheilung charakterisirt die Gymnasien und Realschulen in ihrer gegenwärtigen Gestalt, sie legt die Gründe für den seit mehreren Decennien schon lebhaft geführten Kampf zwischen Humanismus und Realismus dar und beleuchtet die Schäden, welche er nach des Verfassers Ansicht dem ganzen Unterrichtswesen und dem Geistesleben der deutschen Nation gebracht hat. Der Verfasser anerkennt, daß von der Zeit an, wo Naturwissenschaften und Mathematik eine früher nicht geahnte Bedeutung erhalten hätten, eine Modification in der Organisation unserer Gymnasien nöthig gewesen sei, findet aber darin, daß man jene neueren Wissenschaften nur dem einen Theil der Gebildeten zugänglich gemacht, den andern fast gänzlich von ihnen ausgeschlossen habe, findet in der Gründung der Realschulen neben den Gymnasien einen fundamentalen und schwer wiegenden Fehler in der Geschichte des Erziehungswesens. Wir können ihm darin nicht ganz Unrecht geben. Des Verfassers zum Theil sehr ansprechende Darlegungen in dieser Abtheilung gipfeln in dem Satze: „Es giebt nur eine allgemeine Bildung, welche abhängig ist einerseits von einer allbewährten Grundlage, welcher die Cultur des jeweiligen Staates verdankt wird, andererseits von den Forderungen, welche die Zeitbewegung mit sich bringt Wenn es aber nur eine all-

gemeine Bildung giebt, so kann es auch nur **eine** Schule geben, welche diese Bildung zu verabreichen im Stande ist." Die **zweite** Abtheilung handelt von der Organisation der vom Verfasser vorgeschlagenen **Einheitsschule der Zukunft**. Sie soll die Fehler des bisherigen Schulsystems in Deutschland wieder gut machen und, um das zu erreichen, **auf sprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage** aufgebaut werden. Die classischen Sprachen, welche den immensen Grad ihrer Culturfähigkeit Jahrhunderte hindurch bewiesen hätten, sollen nicht aus der Schule verbannt, sondern zu denselben die Naturwissenschaften als neue Erziehungsgrundlage hinzugefügt werden. Der Verfasser bezeichnet dies selbst als ein Experiment, glaubt aber, daß man sich demselben bei der nicht wegzuleugnenden Bedeutung des Stoffs nicht entziehen könne. Viel Zutreffendes enthalten unseres Erachtens die Einwendungen, welche gegen den Vorschlag eine Neuordnung des Realgymnasiums im Sinne einer Bifurkation von der Obersecunda an erhoben werden. Eingehend wird die Behandlung des Griechischen im Unterricht besprochen, wobei der Verfasser zu unserer Freude zu dem Schlusse kommt, daß die Einheitsschule des Griechischen nicht entbehren dürfe, daß vielmehr, wenn wirklich einmal in Zukunft durch die Ueberladung des anderen Lehrstoffs eine der classischen Sprachen zu opfern sein sollte, dies weit eher die lateinische, als die griechische werde sein müssen. Die geographische Wissenschaft — physische, politische und mathematische Geographie — und die Physik sollen eine würdigere Stellung und nachhaltigere Behandlung erhalten und die hierzu erforderliche Zeit durch Verkürzung des Unterrichts im Latein, in Griechisch und in der Religion gewonnen werden, der lateinische Aufsatz soll ganz wegfallen, das Exercitium erheblich modificirt, Religion auf eine Stunde — im Sommer Ethik, im Winter Kirchengeschichte — eingeschränkt werden. Es folgt ein Stundenplan für die in Anregung gebrachte Einheitsschule, welche ohne Berücksichtigung des Englischen und des Turnunterrichts, selbstverständlich auch des Hebräischen, je 31 wöchentliche Stunden in Secunda und Prima zählt, während gegenwärtig das Gymnasium 30, das Realgymnasium 28 wöchentliche Unterrichtsstunden hat. Der Verfasser findet hierin nichts Schlimmes, weil er die Klagen über Ueberbürdung der Schüler an höheren Unterrichtsanstalten für völlig unmotivirt hält. Darin geht er unseres Erachtens zu weit, diese Klagen waren vielfach übertrieben, ganz ohne Berechtigung waren sie nicht, und es wird nach unserer Meinung eine Hauptschwierigkeit darin liegen, den hier vorgezeichneten Plan zu verwirklichen, ohne doch von Neuem Ueberbürdung herbeizuführen. Immerhin bietet die Broschüre vielfache, vortreffliche und beherzigenswerthe Anregungen und wir empfehlen dieselbe warm allen den weiten Kreisen, welche sich für eine Reform unserer höheren Schulen interessiren.

R—n. Unverkennbar ist in unseren Tagen die steigende Vorliebe für culturhistorische Studien. Die letzten Jahre haben uns eine nicht geringe Anzahl in dies Gebiet einschlagender Werke gebracht: gelehrte Untersuchungen, Monographien, Darstellungen auch für weitere Kreise. Für solche populäre Schriften war Gustav Freytag mit seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit meist das unerreichbare Vorbild. Unwillkürlich wird man an Freytag's Darstellungskunst erinnert bei der Lectüre eines außerordentlich lehrreichen und anziehenden Werkes von **G. von Buchwald** über das **deutsche Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter***), welches, nachdem der erste Band bereits vor einiger Zeit erschienen ist, vor Kurzem abgeschlossen vorliegt. Das Werk, eine Sammlung systematisch zusammenhängender Vorträge, welche der Verfasser, großherzoglicher Archivar in Neustrelitz, am Orte seiner Wirksamkeit gehalten hat, ist der Frau Großherzogin Augusta Carolina von Mecklenburg-Strelitz gewidmet. Nirgends verleugnet die Darstellung des Verfassers ihren Ursprung und ihren nächsten Zweck. Wenn es auch bei ruhiger Lectüre wegen der namentlich im ersten Theile auffallenden sprunghaften Art der Gedankenentwickelung und nicht minder der Stoffeintheilung nicht immer leicht ist, dem Verfasser zu folgen, während es dem Hörer eines lebendigen Vortrages bequemer wird, so gewinnen diese nun gedruckt vorliegenden Abhandlungen offenbar dadurch an Frische und unmittelbarer Wirkung. Den Ton des zweiten Bandes haben wir gehaltener und seine Darstellung geschlossener gefunden. Dies zeigt sich auch äußerlich an der Wahl bestimmter Ueberschriften für die einzelnen Abschnitte, während im ersten Bande jeder einzelne Vortrag ohne Titel gelassen wurde. — Für culturhistorische Schilderungen ist gerade das vom Verfasser auserfehene endende Mittelalter ein besonders günstiges und dankbares Gebiet. Aber nicht allein wegen der verschiedenen Auffassung dieses Zeitalters, das „zumeist als schwarzer Hintergrund für eine lichte Folgezeit", neuerdings aber auch als eine, tiefem Verfalle vorausgehende Glanzperiode behandelt wurde, sondern auch wegen der in ihm wogenden und streitenden Geistesmächte. Das endende Mittelalter stellt gleichsam einen Januskopf dar; die eine Seite zeigt uns die Traditionen der Vorzeit noch in vollem Leben, die andere trägt bereits das Gepräge einer neuen Epoche. Im ersten Bande „Zur deutschen Bildungsgeschichte" wird uns das geistige Leben aller Stände geschildert, im zweiten „Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte" finden wir das Volk, Hohe wie Niedere, bei der Arbeit und bei der Ausübung des Berufs. Alles, was der Verfasser bietet, beruht auf den eindringendsten Studien. Außer zugänglichen Quellen hat er auch Archivalien und seltene Drucke benutzt. Vorzugsweise bewegen sich seine Gestalten in Norddeutschland. Vielfach tritt er herrschenden Anschauungen gegenüber. Oefters durchzieht die Darstellung ein feiner Humor, und der Schalk sitzt dem Verfasser fortwährend im Nacken. Am Schlusse sind „Nachweise" gegeben, die dankbar aufzunehmen sind. Vielen wäre hier eine größere Ausführlichkeit sicher erwünscht gewesen.

R—n. Die Auswahl der deutschen Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts von **Karl Bartsch** (Stuttgart 1864, 2. Aufl. 1879) umfaßt alle Perioden und alle Gebiete des deutschen Minnesangs. Das Buch gehört zu den gediegensten und brauchbarsten Editionen, welche wir von unserer älteren Literatur besitzen. Den Texten ist eine Einleitung vorausgesandt, welche nach einer allgemeinen Schilderung des Minnesangs sich mit den einzelnen in der Auswahl vertretenen Dichterpersönlichkeiten beschäftigt. Auf die Texte folgen die Lesarten, den Schluß bildet ein kurzgefaßtes Wörterbuch. Nicht in völlig gleicher, wol aber in ähnlicher Art hat Bartsch seine neueste Ausgabe der **Schweizer Minnesänger** eingerichtet, welche den sechsten Band*) des bekannten Sammelwerks bildet, der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Jakob Baechtold und Ferd. Vetter" (Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1886). Hier werden die Schöpfungen sämmtlicher Schweizer Minnesänger, die bis jetzt nur zum Theil in kritischer Weise herausgegeben waren, in ausgezeichneter Textherstellung vorgelegt und vereinigt. Diese Schweizer Lyriker des Mittelalters bilden etwa den fünften Theil des gesammten Minnesangs, soweit er uns überliefert ist. Der allgemein gehaltene Theil der Einleitung ist viel kürzer als in der genannten Auswahl. Dagegen verfährt der Herausgeber bei der biographischen und literarischen Besprechung der einzelnen Dichter bei Weitem ausführlicher. Auch hier folgen auf die Texte die Lesarten mit kritischen Bemerkungen, dagegen ist kein Glossar beigefügt. Dafür hat der Herausgeber Erklärungen unter dem Texte gegeben, was uns eigentlich in Hinblick auf den Zweck dieser Sammlung Wunder nimmt. Wahrscheinlich folgte Bartsch einem Wunsche der Herausgeber der Sammlung, welche für einen Theil der Leser diese Beihilfe doch nicht für unnöthig erachtet haben mochten. Vertreten sind im Ganzen 32 Dichter. In die Frühzeit des Minnesangs reichen sie nicht zurück. Der älteste ist Graf Rudolf von Fenis oder von Neuenburg, in dessen Liedern sich bereits provenzalischer Einfluß kundgiebt. Hervorragend sind Ulrich von Singenberg, Walther von Klingen, Heinrich von Sax, Steinmar, der im Stile Neidhart's von Reuenthal dichtete und sich über die Sentimentalität des Minnesangs lustig machte, und der bürgerliche Meister Johann Hadlaub. Der letzte der Dichter ist Rost Kirchherr zu Sarne, der schon zum Theil dem 14. Jahrhundert angehört. — Diese Minnesängerausgabe tritt im Einklange mit den andern Publicationen der genannten schweizerischen Bibliothek in ungewöhnlich splendider Ausstattung auf.

*) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Von Dr. G. von Buchwald. Erster Band: Zur deutschen Bildungsgeschichte im endenden Mittelalter. Zehn Vorträge . . . Kiel, Ernst Homann 1885. Zweiter Band: Zur deutschen Wirthschaftsgeschichte im endenden Mittelalter. Fünfzehn Vorträge . . . Daselbst 1887.

*) Der erste Band des verdienstvollen Unternehmens brachte J. Baechtold's Ausgabe der Strellinger Chronik, der zweite desselben Ausgabe des „Nicolaus Manuel" der dritte Ludwig Hirzel's Ausgabe der Gedichte Albrecht von Haller's, der vierte und fünfte eine Sammlung von Schweizerischen Volksliedern von Ludwig Tobler.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverních in Leipzig.

№ 21. Mittwoch, den 16. März. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. **Buchwald** in Zwickau.

III.

Die Familie von Metzsch.

Die von Metzsch gehören mit zu dem ältesten Adel des Vogtlands und haben eine nach vielen Seiten hin interessante Geschichte. Ein Carol Metzsch befand sich 933 „mit in der Schlacht von Merseburg, so Keyser Heinrich Aucops von Sächsischem Geblüt, den Vngarn damals geliefert und das Feld ritterlich behalten. Daß es auch jederzeit Ritterliche Mannhaffte und den Chur- und Fürstlichen Häusern zu Sachsen bediente Leute gegeben, beweiset das Turnier Buch, auch andere glaubwürdige Nachrichtungen mehr. Wie denn 1296 Heinrich Metzsch zu Schweinfurt den 16. Turnier beygewohnet, Item 1362 Heinrich Metzsch zu Bamberg auff den 19. Turnier gewesen und an die Schaw gestellet worden. Ingleichen auch 1486 Georg und Caspar Metzsch den 34. Turnier, so wieder zu Bamberg gehalten worden besucht haben." An der Wallfahrt zum heiligen Grab, die Friedrich der Weise im Jahre 1493 unternahm, betheiligte sich auch ein Conrad Metzsch. Die übrigen „Voytländer" waren nach Spalatin's[1]) Bericht: Wolff v. Weissenbach, Antzelm v. Tettau, Rudolff v. d. Plaunitz zu der Plaunitz, Lippold v. Hermansgrün, Hans Sack, Caspar v. Zebitz, Jorg v. Zebitz, Jobst v. Feilitzsch, Hans v. Feilitzsch, Heinrich Münch, Hans Münch, Utz vom Ende, Nickel v. Widersberg und Veit v. Kospott. Dagegen betheiligte sich von den Metzschen Niemand an der Wallfahrt, welche Bernhard v. Hirschfeld im Jahre 1517 veranstaltete (von der Familie v. d. Planitz nahmen drei Glieder Theil).[2]) Ob dies schon damals aus principiellen Gründen geschah, wissen wir nicht; das aber ist sicher, daß die Familie v. Metzsch von der reformatorischen Bewegung in hervorragender Weise ergriffen wurde.

Hans v. Metzsch war während der Reformationszeit Stadthauptmann von Wittenberg, gewiß ein schneidiger Herr — Luther nennt ihn einmal den „Herzog von Wittenberg". Hans, ex nobili in Voigtlandia et Misnia gente natus, wie Seckendorf[3]) sagt, befand sich unter den Visitatoren, die seit October 1528 den Kurkreis bereisten. 1529 widmete ihm Luther die Vorrede zu dem Büchlein des Justus Menius: Von christlicher Haushaltung, und zwar mit ganz besonderer Absicht. Metzsch lebte als Junggeselle, wol nicht ganz unanstößig. Luther „wollte ihm die Würdigung des Ehestandes speciell ans Herz legen. Eben auch er sollte es beherzigen, wenn Luther in der Zuschrift an ihn von Männern sprach, welche laß und sicher dahingehen, nicht denken, daß Gottes Gebot sie zum Ehestand nöthige, gerade als stünde in ihrem Gutdünken, sich zu verehelichen oder nicht."[4]) Zwei Jahre später beklagte sich Luther sogar bei dem Kurfürsten über den scandalösen Lebenswandel seines Stadthauptmanns, bis dieser endlich in den Ehestand trat. — Gegenüber der Pest war Metzsch ebenso muthig wie Luther. Im Frühjahr 1535 flüchtete die Universität vor dem unheimlichen Gast nach Jena. Luther blieb unbesorgt in Wittenberg, und als der Kurfürst ihn warnte, erwiderte er: „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvoigt Hans Metzsch, welcher bisher eine ganz nüchterne Geyers-Nase gehabt auf die Pestilenz und wo sie fünf Ellen unter der Erden wäre, würde er sie wol riechen. Weil derselb hie bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhie sey."[5])

Unter den 23 adligen Herren aus dem vogtländischen Kreise, die dem Reichstag von Worms 1520 beiwohnten, finden wir Kurt v. Metzsch zu Milau und einen Sohn des Hans v. Metzsch zu Plona.[6]) Ein Conrad v. Metzsch begegnet uns im Jahre 1538 als Kanzler des Herzogs Johann Ernst von Sachsen.[7])

Die interessanteste Person aus der Familie derer v. Metzsch ist während der Reformationszeit ohne Zweifel Joseph Levin († 1571), totius nobilitatis Voitlandiensis ornamentum, wie ihn Spalatin in einem Briefe an den Zwickauer M. Stephan Roth nennt,[8]) und wie die außerordentlich zahlreichen, von ihm an Letztgenannten gerichteten Briefe erweisen. Dieselben sind auf der Zwickauer Rathsschulbibliothek aufbewahrt, aber leider noch unedirt. Joseph Levin, der Sohn Conrad Metzsch's (wol identisch mit dem Obenerwähnten) und der Barbara v. Schönberg aus dem Hause Stolberg, war vermählt mit Katharina v. Bünau aus dem Hause Christgrün. D. Hieronymus Nymman, Superattendent, Pfarrer und Domprediger in Meißen, charakterisirt ihn in der am 19. August 1633 dem Enkel Joseph Levin's, Hans Dietrich v. Metzsch, gehaltenen Leichenpredigt folgendermaßen: „Ein zu seiner Zeit sehr Gelehrter und Gottesfürchtiger von Adel, dessen bey den Historicis auch mit sondern Ruhm gedacht wird und welcher der erste in dieser familia gewesen, so sich von dem Papstthumb abe, und zu unserer allein seligmachenden Religion gewendet hat, darzu ihme dann die disputation, welche Anno 1519 zwischen Herrn Doctore Luthero und Doctore Eccio in Leipzig gehalten worden, vornemlich anlaß gegeben, welche er als ein junger

---

[1]) Georg Spalatin, Friedrich's des Weisen Leben und Zeitgeschichte. Herausgeg. von Neudecker und Preller. 1851. S. 90.

[2]) Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte. II, 231.

[3]) Historia Lutheranismi II, 54, 2.

[4]) Köstlin, Luther II, 163.

[5]) Briefe 4, 60.

[6]) Beiträge zur sächs. Kirchengesch. II, 192 f.

[7]) Seckendorf III, 65, 5.

[8]) Kolde, Analekta Lutherana S. 399.

Student damals selbsten mit angehört, dadurch er, wie gemeldet, nicht allein auß Gottes Gnade erleuchtet, Sondern hat auch hernacher in der Erkäntnüs der Warheit und in den vornembsten, schwersten Religions Streitten eine so grosse Wissenschafft erlangt, daß er unter die Gelertesten von Adel seiner Zeit gerechnet worden, hat auch sonderlich mit Herrn Luthero, heiliger Gedächtnüs, in gutter Freundschafft gelebt, wie solches auß denen noch vorhandenen vielen Sendbrieffen, die Herr Lutherus mit eigner Handt an in geschrieben, zu verstehen ist."

Eine Anzahl dieser Briefe sind noch erhalten, gewiß nur ein kleiner Bruchtheil der wirklich geschriebenen. 1528 schickte Luther auf Joseph Levin's Ersuchen einen evangelischen Lehrer, Sebastian Albinus, nach Reichenbach; in Mylau finden wir seit 1526 einen evangelischen Prediger, Thomas Löscher. Joseph Levin hatte bei Luther angefragt, ob er diesen sich verheirathen lassen solle oder nicht. Der Reformator antwortet ihm[9]): „Daß ihr einen Prediger eurem Volk bestellet und ihn lasset ehlich werden (denn es ist Noth, Nutz und Freyheit, auch Gottes Wort dazu), ist billig, so ferne, daß ihr völlige Gewalt und Oberkeit über ihn habt, wo nicht, so sollt ihrs Gott lassen befohlen sein."

Joseph Levin v. Metzsch befand sich auch unter den Visitatoren, welche im Jahre 1533 das Vogtland und Meißen bereisten.

Im Jahre 1531 gegen Ende März wurde unserm Joseph Levin ein Sohn geboren, der nach dem Großvater Conrad genannt wurde. Bis zum 14. Lebensjahre wurde er „im Keiserlichen Hause Myla" durch Hauslehrer unterrichtet, „biß daß er Anno 1545 gegen Zwickaw in die Schulen gethan und dem Herrn M. Petro Plateano[10]) zu instituiren befohlen, alda er blieben, biß das Anno 1546 sich der Krieg mit Carolo Quinto angefangen, dieselbige Zeit über hat er sich privatim geübet, so viel er vermocht: Biß das er Anno 1552 ist vom Vater gegen Nürnberg geschicket, und Erhardo Neidharten, welcher von Plawen bürtig, in seine Disciplin befohlen worden." Von Nürnberg zog Conrad nach Leipzig, wo er besonders bei Johann Pfeffinger und Joachim Camerarius verkehrte. „Von Leipzig hat er sich gegen Wittenberg begeben, alda er bey dem Herrn Doctore Georgio Majore seinen Tisch gehabt, sich zu gelerten Leuten, sonderlich aber zu dem Herrn Philippo[11]) gehalten. Was dieselbigen über Tische aus alten Historien geredet, hat er vleissig gemercket und im Gedechtnis behalten, deren er auch viel und mancherley offtmals bey ehrlichen Leuten gedacht, und zu recitiren im Brauch gehabt."

Höfische Sitte lernte Conrad in Berlin, wo er sich zwei Jahre aufhielt, und in Amberg am Hofe des Herzogs Ludwig, wo er die nächsten drei Jahre zubrachte. 1572 vermählte er sich mit Anna v. Morungen. Die Ehe scheint kinderlos geblieben zu sein. Am 9. März 1588 starb Conrad in Zwickau, „da er eine zeitlang gewohnet und sich daselbst Erbar und dermassen verhalten, das niemand über ihn zu klagen, jederman aber mit ime gar wol zufrieden gewesen". Seine Leiche ward nach Reichenbach überführt, wo sie in der Pfarrkirche im väterlichen Erbbegräbniß am 14. März beigesetzt ward. Der Reichenbacher Pfarrer M. Heinrich Neumeister hielt die Leichenpredigt, welcher unsere biographischen Notizen entnommen sind. Den Schluß derselben bildet eine gereimte „Grabschrifft", welche den Lebensgang des Entschlafenen in wenig poetischer Weise wiederholt, wie der Anfang zur Genüge bezeugt:

> Hie liegt und schlafft mit Ruh und Fried
> Von Metzschen Stam ein vornems Glied,
> Kunrad genennet ward sein Nam,
> Den er in seiner Tauff bekam.

[9]) l. c. 3, 140

[10]) Vgl. Dr. Fabian, Petrus Plateanus, Programm des Zwickauer Gymnasiums. 1881.

[11]) Melanchthon.

Conrad hatte mehrere Geschwister. Einer seiner Brüder hieß Abraham. Dieser war verheirathet mit Catharina v. Schönberg aus dem Hause Schönberg. Er starb 1590 und hinterließ drei Söhne: Abraham, Hans Dietrich und Friedrich (gestorben als Kurf. Sächs. Hof- und Justitienrath, sowie Präsident des Oberconsistoriums zu Dresden).

Hans Dietrich v. Metzsch wurde am 21. April 1583 „auff diese Welt zu Reichenbach in Voitland, frisch und gesund geboren". Nach des Vaters Tode zog die Mutter mit den beiden jüngsten Söhnen nach Zwickau. 1593 starb auch die Mutter. Hans Dietrich und Friedrich wurden zunächst nach Hof, dann nach Neustadt a. d. Orla geschickt, „als welcher Orten zur selben Zeit berühmbte und wohlbestalte Particularschulen gewesen". 1596 bezogen die beiden Brüder die Universität Wittenberg. Hans Dietrich zeigte indeß nicht besondere Neigung zum Studium. Er hielt sich zwei Jahre am Hofe des Markgrafen Georg Friedrich von Baden in Durlach auf. Dann kehrte er in die Heimath zurück, um seinem erkrankten Bruder Abraham in der Verwaltung der väterlichen Güter beizustehen. Bereits 1610 starb Abraham und „durch brüderliche Vergleichung" gingen die Güter Reichenbach und Friesen in den alleinigen Besitz Hans Dietrich's über, welcher im nächsten Jahre sich mit Anna v. Einsiedel aus dem Hause Schweinsburg und Crimmitschau vermählte. Aus dieser Ehe gingen zehn Kinder hervor, von denen neun den Vater überlebten, darunter drei Söhne, Hans Dietrich, Heinrich Abraham und Friedrich.

Unser Hans Dietrich v. Metzsch scheint seinem Großvater Joseph Levin an Charakter sehr ähnlich gewesen zu sein. Er war ein eifriger und aufrichtiger Christ, der „sich Zeit seines Lebens biß an sein seliges Ende als ein rechter Christlicher Ritter spüren und vermercken lassen, die Predigten Göttliches Worts hat er mit sonderbahrer Andacht gehöret, nicht gerne eine Predigt verseumet, auch die Wochenpredigten besuchet, zu den Heilgen Hochwürdigen Abendmal hat er sich offt und viel, und ordentlich das Jahr viermahl neben den Seinigen gefunden". Der Stadt Reichenbach vermachte Hans Dietrich 150 Gulden zur Erbauung der Schule, 200 Gulden „zur newen Kirche auff den Gottes Acker", 100 Thaler „zur besserung der Pfarrhäuser", sowie 300 Gulden zu einem Stipendium. Wie Joseph Levin, so hatte auch Hans Dietrich seine Freude an der Sammlung einer „ansehnlichen teutschen Bibliothec": „als wann er nur erfahren, daß ein gut Teutsch Buch von unsern reinen Theologen außgangen, hat er es alsbalden geschafft und nicht ehe nachgelaßen, er habe es denn von anfang biß zu ende durchleßen". In seinem Nachlasse befand sich auch ein 150 Blatt starkes Büchlein, darinnen er eigenhändig „trostsprüche, hertzbrechende gebethlein und Christliche Todesgedanken" aufgezeichnet hatte.

Hans Dietrich lebte still und eingezogen bis auf mancherlei Commissionen, mit denen er von seinem Kurfürsten betraut wurde. Seine letzten Jahre waren reich an mancherlei Heimsuchungen. Er neigte schon lange zur Schwindsucht, dazu kamen „die schmertzen des Podagrae oder Zipperleinß", die ihn im Jahre 1633 gänzlich an das Lager fesselten. Es war eines der entsetzlichsten Jahre des 30jährigen Krieges für das Vogtland. Zu der Furie des Krieges hatte sich die der Pest gesellt. Wir lassen über die letzten Wochen unseres kranken Hans Dietrich den schon genannten Meißner Superintendenten Nymman erzählen: „Als der Feindliche Einfall des Antichristlichen Keyserischen Kriegsvolcks in diese Lande erfolget, hat er sich sampt Weib und Kindern, gleich vielen anderen ehrlichen Leuten von seinen Gütern weg und an andere Orte zu unterschiedenen malen, umb mehrer sicherheit willen, notwendig und unumbgänglich begeben müssen, also das es etlich mahl nicht viel gefehlet (do es Gott nicht sonderlich verhüttet hätte) Er dem Feinde in die Hende gerathen were. Dannenhero er sich bald nach Zwickau, bald nach Rochlitz, bald nach Wittenberg, bald nach Dreßden, bald nach Freyberg, und dann

endlich hieher in diese Stadt[12]) mit den seinigen begeben. Welches denn geschehen den 8. dieses Monats Augusti, da sich der Selige Juncker uff anderweit erfolgten unverhofften Feindlichen Einfall wegen seiner grossen Mattigkeit, mit höchster Gefahr seines Lebens, in Betten anhero führen lassen, in meinung sich mit den seinigen ferner uff der Elbe zu Wasser wieder nach Wittenberg zu wenden." Hans Dietrich starb in Meißen am 19. August Nachts 12 Uhr und ward am 25. August in der „andern Stadt und Schul-Kirchen am untern Marckt" beigesetzt. — Unter den der Leichenrede angefügten Trauergedichten finden sich solche des Oberhofpredigers Hoe von Hoenegg, des Zwickauer Superintendenten M. Peter Kirchbach und folgendes von M. Aegidius Wild in Waldheim verfaßte „Epitaphium":

> Friessen me genuit, Cygnaea et Leucoris alma
> Instituit, thalami Reichenbach fecit honores,
> Jactatum terris multum me Misnia condit.

Eine andere Linie des Geschlechtes Metzsch finden wir auf Plohn und Stangengrün. Ihr Gründer ist Georg Metzsch, auf Schönfeld und Plohn, „so bey dem Alten Hertzog Georg von Sachsen in sondern Gnaden gewesen und biß an sein Ende zu vornehmen Dienstbestallungen und Ämptern gebraucht, auch endlich mit einem Fürstlichen herrlichen Gnadengelde vor sich und seine Söhne versehen worden". Er unternahm drei Reisen in das gelobte Land, zwei in seiner Jugend, „und da er schon ehelich gewesen und etzliche Kinder gezeuget, das dritte mal, zu Wasser und Land, unter Freunden und Feinden, Türcken und Saracenern, und sonderlich unter den Arabischen Seeräubern, in grosser Müh und Gefährlichkeit". Eine Tochter dieses Georg Metzsch (vermählt mit Katharina v. Tettau aus Syra im Voigtland), Namens Barbara, war vermählt mit Heinrich Reuß dem Aeltern von Plauen. Georg hatte mehrere Söhne: Hans war der oben erwähnte Stadthauptmann von Wittenberg; Conrad, beider Rechte Doctor, war Kanzler und Rath des Kurfürsten von Brandenburg. Schließlich erfahren wir noch etwas von einem dritten Sohne Heinrich.

Heinrich (geb. 1500) hat „sich Anno 1525 wieder die auffrührischen Bauern bey Franckenhausen gebrauchen lassen und dieselben zum Gehorsam bringen helffen. Er hat auch an dem Coburgischen Hofe" Johann Ernst, Herzog von Sachsen gedient, ebenso dem Burggrafen zu Meißen und Herrn zu Plauen, Heinrich. Dann stand er Johann Friedrich dem Großmüthigen während des Schmalkaldischen Krieges bei „als ein treuer Vasall und Lehnmann, biß zur Niederlage vor Mühlberg". Großer Gunst erfreute sich Heinrich auch seiten des „Vater August", „weil er wegen seines hohen Verstandes, Sanfftmüthigkeit und wohlbedechtigen Vorschlägen vielen streitigen Sachen und irrigen Händeln zwischen Adel und Unadel, Bürgern und Bauern, weil er jederzeit zu den vornembsten Commissionibus adhibiret worden, abhelffen können. Er ist auch seiner Treu und Redlichkeit halber, zum Obereinnehmer der Land- und Tranckfteuer im Voigtlande verordnet worden. Er ist von höchstgedachten Churfürsten Augusto dermassen lieb und werth gehalten worden, daß wo er im Churfürlichen Hofflager oder sonsten ankommen, nicht lange stehen oder sich angeben dürffen, sondern, da der Churfürst Heinrich Metzschens Ankunfft vernommen, hat man ihn alsobald fordern müssen und haben Ihre Churf: Durchl: ihme so bald gnedigste Audientz wiederfahren und mit guter gewünschter Resolution von sich gehen lassen. Es hat auch höchstgedachter Churfürst ihme antragen lassen, er solte seine Lebenszeit in Dreßden zubringen, do ihme fünff Rosse auff seinen Leib gehalten, auch ein Hauß eingegeben werden, so er auch Schwachheit halber zur Tafel sich nicht verfügen köndte, solte ihm alles in sein Logier geschicket und gegeben werden, Welches er aber in Unterthänigkeit gantz höfflich entschuldiget und der angetragenen Gnaden sich bedancket."

[12]) Meißen.

Heinrich v. Metzsch starb als 86jähriger Greis im Jahre 1586. Sein Sohn war

Sebastian Metzsch, kurf. sächs. Oberküchenmeister, Oberschenke und Oberkämmerer, seit 1606 Hauptmann der Aemter Zwickau, Werdau und Stolberg. Er war vermählt mit Anna Edle v. d. Planitz, der Tochter des Plauenschen Raths und Hauptmanns zu Hof Balthasar Friedrich Edlen v. d. Planitz auf Gölzsch. Sebastian († 1631) sowol wie seine Gattin († 1624) ruhen in der Kirche zu St. Katharinen in Zwickau. Der Leichenstein der Letzteren ist als Fußbodenplatte verwendet auf dem Altarplatze der genannten Kirche noch zu sehen. Im Jahre 1627 hatte Sebastian seine Güter seinen Söhnen übergeben. Das Gut Stangengrün fiel an seinen Sohn

Hans Wilhelm (geb. 1595). Derselbe hatte schon seit seinem fünften Jahre am sächsischen Hofe gelebt. Hedwig, „geboren aus Königlichen Stamm Dennemarck, Churfürstin zu Sachsen", hatte ihn „zu sich in ihr Frawenzimmer genommen und ihn gleichsam an Kindesstatt erzogen, biß er etwas erwachsen". Kurfürst Christian II. (1591—1611) nahm ihn dann „zu einem Edelknaben und Kammerpaschen" an. Nach dessen Tode diente er zwei Jahre lang dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt als Kammerjunker. „Dieweil er aber lust zum Kriegswesen, auch etwas darinnen zu sehen und erfahren willens", begab er sich in das Regiment des Kriegsraths und Obersten John v. Schlieben, „und als Anno 1620 Ihre Churf. Durchl. zu Sachsen die von Röm: Kaiserl. Mayt. auffgetragene Commission in Ober und Nieder Laußnitz ins Werck richteten, ist er neben obbemeltem Herrn Obristen Schlieben mit fortgezogen und ihme vor einen Auffwarter in die zwey Jahr gedienet, auch derselben gantzen Kriegs Expedition biß zum Ende beygewohnet." 1626 ward Hans Wilhelm Fähndrich. Sein Regiment wurde aber abgedankt. Er begab sich infolgedessen in die Heimath. Das Jahr darauf übergab ihm sein Vater das Gut Stangengrün. Lange sollte er es nicht verwalten. Aber auch in der kurzen Zeit zeigte er sein kirchliches Interesse. Er ließ die Pfarre neu aufrichten und „wolte gleicher gestalt die Kirche zu Stangengrün wegen der großen Kirchfarth, so daselbst befindlichen, erweitern und in eine wolgestalte Form bringen lassen". Ein früher Tod (8. Mai 1630) hinderte ihn an der Ausführung seiner Absicht. Hans Wilhelm ward neben seiner Mutter am 27. Mai 1630 zu St. Katharinen in Zwickau beigesetzt.

Der Plohner Linie des Metzsch'schen Geschlechts gehört auch an Philipp v. Metzsch auf Roßlau und „Plona", fürstl. anhaltischer Rath und Hauptmann der fürstl Aemter Roßlau und Coswig. Sein Sohn Joachim Christian auf Plona, Polentzko und Roßleben, fürstl. anhaltischer Kammerrath und Hauptmann der Aemter Zerbst, Roßleben und Lindau, war vermählt mit Hippolyta Brand. Beide Gatten starben 1640 auf dem Schlosse zu Zerbst und wurden zugleich am 24. September des genannten Jahres in der Schloßkirche zu Zerbst beigesetzt.

Sie hinterließen drei Söhne, Johann Ernst, Lebrecht und den fünfzehnjährigen Joachim Friedrich. Ueber des Letzteren Lebensgang sind wir durch die von dem Plohner Pfarrer Michael Schinck gehaltene Leichenpredigt unterrichtet.

Im Jahre 1639 schloß sich Joachim Friedrich, da „er mehr zu Reisen und zum Hof-Leben inclinirt und Beliebung getragen, als zum studiren", zwei anhaltischen Prinzen zu einer Reise „in frembde Lande" an. 1640 hielt sich die Reisegesellschaft längere Zeit in Regensburg, wo es wegen des Reichstages ganz besonders viel zu sehen gab, auf. Dort erreichte den jungen Metzsch die Botschaft von dem Hinscheiden beider Eltern. Sofort eilte er in die Heimath, „umb mit seinen liebsten Geschwistern und Herren Vormundten die hinterlassene Erb- und Verlassenschafft anzutreten". Er fand die väterlichen Güter „vom Feinde und hochschädlichen Kriegeswesen verbrand, ruiniret und verwüstet", so daß er nicht einmal die Mittel hatte, zu den anhaltischen Prinzen zurück-

zukehren und die begonnene Reise fortzusetzen. Der Fürst Johann von Anhalt nahm sich seiner an. Im Jahre 1644 aber trat der 19jährige Junker Metzsch in das Heer ein, und zwar in das Regiment des Freiherrn August Wolf v. Trandorf, damals Commandanten von Magdeburg, und in die Compagnie des Hauptmanns Hannibal v. Schmertzing, „worbey er anfänglich Schildwache gestanden, ferner gefreyten Platz bedient, biß er letzlichen das Fendlein unter gedachter Compagnie erlanget, welche Fendrichs-Charge er biß Anno 1650 und zu endlicher Abdanckung, treufleißig, wachsam und mit gutem Lob bedienet, sich allewege vor und von dem Feind, Auffzug und Wache, ja bey allen vorfallenten Occasionen, also erwiesen und verhalten, wie einem ehrlichen und tapffern Fendrich-Officirer und Soldaten eignet und zustehet, also, daß er, sonder Zweiffel, wo er den Krieg länger und weiter fortsetzen können und sollen, höher gestiegen wäre und vornehmere Officia und Chargen erlanget hätte." Im Jahre 1648 feierte Johann von Anhalt seine Hochzeit in Gottdorf. Unser Metzsch begleitete ihn als Kammerjunker — und verlobte sich mit Francisca Scharlotto v. Mörlau, der Tochter des Nicolaus v. Mörlau, „Ihrer Königl. Maj. zu Dennemarck und Norrwegen hochwohlbestalten Stallmeisters", welche „damaln in dem Hoch-Fürstl. Frauen-Zimmer zu Gottdorff" als Hofdame sich aufhielt. Metzsch begab sich zunächst zu seinem Regiment zurück. Als aber dasselbe 1650 abgedankt wurde, dachte er daran, seine Braut heimzuführen. Die Hochzeit sollte eine glänzende, wahrhaft fürstliche werden. Der Herzog Friedrich von Holstein vermählte seine Tochter dem Landgrafen von Hessen und ließ bei dieser Gelegenheit „unserm wolseligen Juncker Metzschen und seiner hertzliebsten Jungfr. von Mörlen ein Adeliches Beylager zugleich mit ausrichten, welches in gegenwart vieler Fürstlichen und hohen Standes-Personen geschehen am Tage der Copulation zu Gottdorff, auff der Fürstl. Residentz, war der 28. Novembris 1650". Das junge Paar begab sich nach Zerbst, wo Metzsch „mit seiner Hertz-Ehe-Liebsten eine zeitlang de propriis gelebet". Als es ihm aber gelungen war, das halbe Gut Plohn[15]) käuflich zu erwerben, zog er auf sein Besitzthum und widmete sich der Verwaltung und Bewirthschaftung desselben. 1660 wohnte er dem Landtag zu Dresden als Director des voigtländischen Kreises bei. Joachim Friedrich Metzsch starb am 20. Juni 1665 und ward „in höchster Eil, als in der grösten Sommer-Hitze, in gewöhnlicher Stille" zwei Tage darauf in der Kirche zu Plohn beigesetzt. Die Leichenfeier fand erst am 22. November statt. Von zehn Kindern überlebten den Vater nur vier, Friedrich Rudolph, Sophie Marie, Friederica Veronica und Magdalena Dorothea.

[15]) Vgl. Schumann, Lexicon von Sachsen 8, 419 f. — Sachsens Kirchengalerie 11, 5.

Bücherbesprechungen.

N—. **Das Tribunal.** Zeitschrift für praktische Strafrechtspflege. Unter Mitwirkung zahlreicher in- und ausländischer Criminalisten herausgegeben von Dr. S. A. Belmonte, Rechtsanwalt in Hamburg. III. Jahrgang, Heft I. u. II. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Preis pro Quartal (3 Hefte) 3 ℳ. — Es ist dem Herausgeber der Zeitschrift, die nunmehr ihre Probezeit bestanden haben dürfte, gelungen, sein Programm durchzuführen: Straffälle, die in psychologischer, culturhistorischer, socialer Beziehung oder vermöge einer besonders schwierigen und feinen Beweisführung hervorragendes Interesse beanspruchen, in actenmäßigen, der Feder namhafter Juristen entsprungenen Darstellungen zur Anschauung zu bringen. In einer Zeit, wo der Zuspruch, dessen sich die sogen. Gerichtszeitungen mit ihren seichten und häufig geradezu gemeingefährlichen Darbietungen erfreuen, beweist, daß man im großen Publicum den forensischen Vorgängen gesteigertes Interesse entgegenbringt, muß eine so gediegene Darstellung wirklich erheblicher Vorgänge, wie wir sie im „Tribunal" seither zumeist gefunden haben, Anspruch auf Beachtung in weiteren Kreisen erheben. Denn nicht allein für den Juristen ist die Zeitschrift bestimmt: die Darstellung ist eine so gemeinverständliche, daß jeder ernste Mann aus diesen Vorführungen bedeutsamer Abweichungen von den Gebieten des Rechts, der Sittlichkeit und der Ehre, die nur zu häufig im Zusammenhange stehen mit socialen Verhältnissen, willkommene Unterhaltung und Belehrung schöpfen kann. Solche Belehrung, welche die Schule eigener praktischer Erfahrung einigermaßen ersetzen kann, ist aber geradezu unumgänglich für diejenigen Laien, die zu werkthätiger Mitwirkung auf dem Gebiete der Strafrechtspflege berufen werden. Die Zeitschrift kann daher besonders auch Geschworenen und Schöffen angelegentlich empfohlen werden.

J. R. **Dunst.** Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 5 bez. 6 ℳ. — Zu jener Dichtergruppe, die durch Namen wie Julius Rodenberg, Hermann Grimm u. A. bezeichnet wird, deren Romane und Skizzen sich zum Theil auf dem Hintergrund des gesellschaftlichen Lebens im modernen Berlin abspielen, gehört auch Karl Frenzel. Verständig, durchdacht, vorsichtig erwägend und deshalb ohne eigentliche Lücken und Fehler, an welche eine Kritik anknüpfen könnte, aber ohne hinreißende Leidenschaft, interessant, doch nicht sonderlich bedeutend, bis zu einem gewissen Grade lebenswahr, weil auf sorgfältiger Beobachtung fußend, aber auf einem grämlich-philiströsen Standpunkte stehend, wo man „weder etwas Besonderes erwartet, noch irgend einem Dinge oder Wesen hienieden leidenschaftlich nachtrachtet" (S. 128), nimmt Frenzel's Kunst in der That die Stellung in einem Thal zwischen der Höhe der classischen Zeit und der einer zukünftigen Glanzepoche ein, von welcher Stellung er einmal in seinem Herrscherbezirk, dem Feuilleton der „Nationalzeitung", geredet hatte, daß mit ihr die ganze moderne Literatur charakterisirt werde. Die genannten Eigenschaften haben auch Bezug auf den neuen Roman „Dunst". Man kann diesen einen socialen Roman nennen, d. h. nicht insofern, als er die sociale Frage etwa zu lösen sich bemühte, denn sie ist, wie im Leben, nicht zu lösen, wenigstens nicht im Sinne der Socialdemokratie, daß alles Elend aufgehoben und allen Menschen gleich viel Glück und Gut zu Theil werde, sondern in der Hinsicht, daß auch „Dunst" die Ansicht vertritt, der Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth könne nur nach Kräften gemildert und gelindert, nicht beseitigt werden. „Auf dunklem Grund (heißt es am Schluß S. 290) ein Lichtstrahl, in dem allgemeinen Elend ein bescheidenes Glück — das ist unser Erbtheil hienieden. Tod und Arbeit, Noth und Schmerz sind nicht aus der Welt zu schaffen, aber sollen wir ohnmächtig verzweifeln oder dem Schicksal fluchen, weil dies die Bedingungen unseres Daseins sind? Weil wir leben, darum kämpfen wir, und wenn zwei in diesem Kampfe treulich neben einander stehen, sich gegenseitig stützend und ermuthigend, sollten sie nicht aus Dunst und Nebel auf die freie Höhe und in den Sonnenschein gelangen können?" Im Mittelpunkt der Handlung steht ein socialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, Hermann Gierig, ein keineswegs bedeutender Mensch, aber doch so weit tüchtig und strebsam, daß er, den eine gewisse volksthümliche mit theatralischem Pathos versetzte Rednergabe auszeichnet, es vom einfachen Kunstschlosser bis zu einem „Führer" der Massen gebracht hat; auch ist er nicht von der Eitelkeit verschont geblieben, die viele ergreift, welche sehen, daß Beifall und Gunst von Unten ebenso schmeicheln, wie Auszeichnungen von Oben. Gierig huldigt wie keinen besonders tiefen, so auch keinen extremen Ansichten, er mahnt zur Mäßigung, tritt sogar gelegentlich gegen seine radicalen Genossen auf, wodurch er dem „Volke" zum ersten Male verdächtig wird; und als ganz „Abtrünniger" soll Gierig auch enden, auch insofern, als er sich selbst untreu geworden ist. Das Schicksal bringt ihn in Verbindung mit einer reichen Fabrikantenwittwe, die für die Arbeiterbewegung Interesse bezeigt und von Gierig's Beredsamkeit für die Sache der „Enterbten" gewonnen wird; die behagliche Umgebung, in welcher diese Frau Brand lebt, wird für Hermann zum Capua. Er will es auch einmal besser haben als bisher; „es wird Zeit, daß man an sich selbst denkt," „ich bin lange genug zu Fuß gelaufen, warum soll ich nicht einmal versuchen, mit Vieren zu fahren?" (S. 248 f.) Er wiegt sich in dem Wahn, die schon alternde Frau könne ihn heirathen; als er aus seiner Täuschung aufgerüttelt wird, werden Gierig gerade seine edlen Eigenschaften, „seine Ehrliebe, seine Empfindlichkeit, sein Streben nach allgemeiner Achtung" verhängnißvoll, und er schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 22. Sonnabend, den 19. März. 1887.

Das französische Officierscorps.

B.-C. Seit das Spionengesetz des Kriegsministers Boulanger den Zutritt zu dem dereinst so gastlichen Boden Frankreichs den deutschen Officieren verschlossen hat, ist es diesen unmöglich geworden, aus eigener Anschauung ihre Kameraden jenseits der Vogesen bei ihrem Wirken und Schaffen, im Dienst und in ihrem Privatleben kennen zu lernen. Alles, was wir über das französische Officierscorps erfahren, beschränkt sich in der Hauptsache auf Zeitungsberichte. Deren theils tendenziös, theils aus Unkenntniß der Verhältnisse entstellte Nachrichten sind nicht geeignet, uns ein klares, wahrheitsgetreues Bild von den französischen Officieren zu geben. Wir müssen die literarischen Producte der französischen Armee zu Hilfe nehmen, um aus den Früchten die Producenten kennen zu lernen. Um einen annähernden Begriff von der geistigen Thätigkeit der französischen Armee, von dem Leben und Treiben des französischen Officiers zu erhalten, dazu reicht das noch nicht einmal aus. Daran verhindern vor Allem der wenig feste Charakter des französischen Volkes, das veränderliche Temperament des Einzelnen, die wenig stabilen politischen Verhältnisse des Landes und der Armeeleitung.

17 Kriegsminister und ebensoviel Marineminister sind seit 1870 in Frankreich am Ruder gewesen. Sobald ein Ministerium sich die Ungnade der Deputirtenkammer zuzieht, so ist es selbstverständlich, daß der Kriegsminister in dessen Sturz verwickelt wird.

Jeder dieser Minister bringt seine besonderen Ideen mit und bildet sich einen eigenen Stab von Mitarbeitern.

Jeder hat seinen besonderen Plan für die militärische Organisation und die kriegerische Wiedergeburt des Vaterlandes, verändert das System seines Vorgängers oder macht dessen Arbeit ganz zu nichte und vermehrt die herrschende Unbeständigkeit aller militärischen Verhältnisse.

So ist das Bild, welches die französische Heeresleitung auf den ersten Blick bietet. Man würde sich aber irren, wenn man von diesem äußeren Schein, den die traurigen innenpolitischen Verhältnisse aufdrängen, auf das Wesen der gesammten französischen Armee, und vor Allem auf deren Seele, das Officierscorps, schließen wollte.

Das französische Officierscorps ist Träger und Erbe glänzender militärischer Eigenschaften; fast jedes Blatt seiner ruhmreichen Geschichte ist ein Beleg dafür, selbst der unglückliche Krieg von 1870 bis 1871 hat der hingebenden Tapferkeit der französischen Officiere und der außerordentlichen Fähigkeit derselben, die Untergebenen zu den höchsten Anstrengungen fortzureißen, zahlreiche ehrende Denkmale gesetzt. Die hervorragenden Eigenschaften der französischen Officiere zu würdigen, welche mehr im Friedensdienste hervortreten, wird dem deutschen Beobachter besonders schwer. Unwillkürlich vergleicht er das, was er bei diesen sieht, mit der ernsten Gründlichkeit und peinlichen Strammheit des deutschen Heerwesens und kommt dann zu einem wenig günstigen Urtheil über die ersteren. Das ist aber unbillig und würde zu einer Selbstüberhebung führen, welche Gott sei Dank bisher dem deutschen Officierscorps ferngelegen hat. Gerade die Erkenntniß der eigenen Mängel und die rückhaltlose Anerkennung der hervorragenden Eigenschaften bei den Andern sind die soliden Grundlagen der gesunden Kraft und Gediegenheit der deutschen Officierscorps. Wenn wir trotzdem im Folgenden wiederholt kritisiren werden, so geschieht das stets nur gestützt auf die Bekenntnisse französischer Officiere, deren freimüthige Aeußerungen wir wörtlich citiren.

Doch wir wiederholen: das französische Officierscorps hat große, sehr große Vorzüge. An deren Spitze möchten wir vor allen anderen die minutiös genaue und pflichteifrige Handhabung des Frontdienstes (service journalier) und das Geschick setzen, dem Manne Lust und Liebe zur Sache einzuflößen, ihn zu begeistern, zu inflammiren, den elan zu wecken. Die Art und Weise, wie das geschieht, ist von der unserigen allerdings grundverschieden. Versprechungen, wie une permission de nuit pour le samedi, wie ein Packet Caporal, die größte gamelle der soupe, werden schon bei dem gewöhnlichen Dienst zur Anspornung der Leute aufgeboten. Charakteristisch für die Weckung des elan ist das Verhalten des Generals Gallifet, z. B. bei Sedan, wo er bei der Attacke seinen Geschwadern weit voraus, vor den preußischen Infanterielinien haltend, sich tief verbeugte, indem er sein Képi lüftete; bezeichnend sind ferner die Worte jenes Colonels, der vor der Attacke seiner Kürassiere bei Reichshofen vor die Front ritt und rief: j'ai 100 000 livres de rente, une femme et deux enfants. merde! Trompettes sonnez l'attaque!

Am Ehesten und Richtigsten wird man zur Würdigung des französischen Officierscorps gelangen, wenn man sich den Bildungsgang vergegenwärtigt, den jeder Officier durchzumachen hat.

Bekanntlich besteht das französische Officierscorps nicht aus einer Masse von in Bezug auf Herkunft und Bildung ungefähr Gleichgestellten, sondern zerfällt in zwei Kategorien, die alten écoliers, d. h. solche, welche die höhere Militärschule zu St. Cyr oder die école polytechnique in Paris besucht haben, und die sortis des rangs de la troupe, die früheren Unterofficiere, welche auf einer der drei Schnellpressen zu St. Maixent, Saumur und Versailles zu Officieren herangebildet sind. Natürlich besteht zwischen diesen beiden Arten von Officieren eine tiefinnere Kluft, welche die lange Zusammengehörigkeit im Regiment nie ganz zu überbrücken vermag.

Die écoliers, gewöhnlich von besserer Herkunft und von einer besseren allgemeinen und fachwissenschaftlichen Vorbildung, dünken sich höher stehend als die sortis des rangs, die von der Pike auf gedient haben. Diese letzteren wieder pochen auf ihre größere Praxis im Frontdienst und haben unter den älteren Officieren eine große Partei für sich, für die vieux serviteurs im Gegensatz zu den frais émoulus des écoles.

Die Militärschule zu St. Cyr bei Versailles setzt die Absolvirung des lycée (Gymnasiums) voraus; die Behandlung der Schüler ist aber noch ganz dieselbe wie in einem lycée. In Frankreich sind die bei Weitem meisten Schulen uniformirt und Internate mit mehr oder minder strenger Ueberwachung. Die St. Cyriens tragen sehr schmucke Uniformen und sind bereits durch Säbel oder Seitengewehr als aspirants pour la cavallerie ou l'infanterie unterschieden. Sonntags erhalten sie gewöhnlich Urlaub nach Paris, und besuchen dann ihre früheren Freunde vom lycée, die an der Sorbonne studiren, und füllen die Cafés des quartier latin; sie halten auf elegantes Aeußere, renommiren viel (Sprichwort im quartier latin: plaquer comme un St. Cyrien), innerhalb der Anstalt quälen sie gern die Neueingetretenen und finden damit Nachahmer auf allen lycées (die berüchtigten brimades).

Als Hauptfehler der Erziehung in St. Cyr wird von den französischen Officieren selbst der Mangel jeder Initiative hingestellt. Die Hauptziele sind étroitesse et minutie litérale. Das erste Buch, das der St. Cyrien in die Hand bekommt, betitelt sich „théorie“, seine ersten Aufgaben bestehen im Auswendiglernen dieser théories, wie später bei der Truppe die einzige geistige Thätigkeit des Officiers im Auswendiglernen der Reglements besteht. Daß dadurch der goût du travail, der Sinn und die Lust für die Arbeit erweckt werde, ist natürlich fast unmöglich.

Allzu glimpflich scheint man übrigens weder in St. Cyr noch in der école polytechnique mit den Zöglingen verfahren, wenn man dem Journal des sciences militaires Glauben schenken darf, welches darüber schreibt: „In unseren Militärschulen werden die zukünftigen Officiere in jeder Hinsicht fast gerade so behandelt wie die Knaben in den Lyceen. Wenn auch einige Details verschieden sind, der Kern ist derselbe.“

Die école polytechnique steht im Gegensatz zu St. Cyr in dem Renommée, daß sie des officiers savants hervorbringe. Bis 1870 waren dieselben in der Armee stark verschrieen. Der Marschall Bugeaud, der Chef des Militärerziehungswesens, verabscheute die gelehrten Officiere ähnlich wie Molière seiner Zeit die gelehrten Weiber. Seit 1870 ist darin eine Wandlung eingetreten und vor Allem seit das geschlossene Generalstabscorps aufgelöst worden ist. So lange dieses bestand, war es den anciens polytechniques nicht möglich gewesen, Generalstabsofficiere zu werden; sie waren trotz der clartés de tout, die sie sich rühmten auf der Schule angeeignet zu haben, auf Artillerie und Genie beschränkt gewesen. Seit Gründung der école superieure de guerre, der französischen Kriegsakademie, einer fast getreuen Nachahmung derjenigen von Berlin, sind sie natürlich ebenso wie die Infanterie- und Cavallerieofficiere zu derselben zugelassen und bilden sogar den bei Weitem größten Theil der Generalstabsaspiranten.

Für die écoliers beider Anstalten entscheidet die Abgangscensur über die Rangirung bei der Einstellung in die Armee. Das Bestehen des Examens giebt Anrecht auf die Ernennung zum Officier; der Präsident der Republik hat nur das formelle Recht der Bestätigung durch Verleihung des Patentes. Bis zu ihrer Ernennung zum Officier haben die St. Cyriens noch keinen Dienst in der Armee gethan, sie sind in derselben noch völlig unbekannt, dem Officierscorps kann deshalb auch kein Urtheil über ihre Qualification zugestanden werden; lediglich das Verhalten auf der Schulbank entscheidet, ob ein junger Mann würdig ist, in dem Officiersstand aufgenommen zu werden.

Daß somit die Abgangsnummer für die Zukunft eines Officiersaspiranten unendlich wichtig ist, leuchtet ein, zumal wenn man bedenkt, daß jährlich gegen 400 Zöglinge allein in St. Cyr abgehen, und daß das Avancement in der französischen Armee nicht mehr wie früher im Regiment, sondern in der ganzen Armee geht. Die spätere Qualification bei der Truppe kann einen Glücks- oder Unglücksfall beim Abgangsexamen gewöhnlich nicht mehr repariren.

Aehnlich entscheidungsvoll ist übrigens auch das Abgangsexamen bei den Officiersaspiranten des Unterofficiersstandes. Auf die Schulen von St. Maixent (Infanterie), Saumur (Cavallerie) und Versailles (Artillerie) gehen zunächst alle die, welche von St. Cyr und der école polytechnique aus irgend einem Grunde fortgemußt resp. das Schlußexamen nicht bestanden haben. Diese treten als gemeine Soldaten in die Armee, avanciren zu Unterofficieren und werden dann wie diese zu Officiersaspiranten vorgetragen. Da sie gewöhnlich gegenüber den anderen Unterofficieren über relativ bedeutende Vorkenntnisse verfügen, so zeichnen sie sich nicht selten noch aus und treten mit günstigem Patent und oft unter Zeitgewinn in das Officierscorps ein; letzteres deshalb, weil St. Cyr und die école polytechnique zweijährigen, die Unterofficiersschulen aber nur einjährigen Cursus haben.

Den allgemeinen Gang und zugleich eine Beurtheilung der Unterofficiersschulen giebt das Journal des sciences militaires im Märzheft 1886:

„Jedes Regiment stellt eine bestimmte Zahl Candidaten (gewöhnlich zwei) einer Prüfungscommission vor. Diese entscheidet nach einem schriftlichen und mündlichen Examen über die Zulassung und Classificirung der Aspiranten.

Was geschieht nun? — Etwas Unvermeidliches.

Jeder Oberst ist naturgemäß für die Zulassung der von ihm vorgetragenen Candidaten vor die Commission interessirt; denn es sind seine Candidaten, Kinder seines Regiments, die Früchte der Ausbildung, für die er verantwortlich ist. Je mehr er Candidaten liefert, desto größer ist sein Triumph; deren Zurückweisung durch die Commission ist ein persönlicher échec für ihn.

Obendrein kann ihm die Qualification, die diese nämlichen Candidaten beim Verlassen der Schule als Officiere bieten, völlig gleichgiltig sein, weiß er doch, daß die von seinem Regiment stammenden Aspiranten überall hin, nur nicht in das Stammregiment eingestellt werden können. Herkunft, Charakter, Bildung, Lebensart der Aspiranten — das Alles kümmert ihn also nichts.

Die traurige Figur, die Dieser oder Jener vielleicht als Officier bei einem anderen Regiment später spielt, macht ihm den geringsten Kummer. Denn dann kommt ja dieser Gewisse nicht aus seiner Hand. Nöthigenfalls kann der Colonel immer noch behaupten, daß er den Betreffenden der Schule als bon candidat überwiesen hat, denn die Prüfungscommission hat ihn ja aufgenommen; was bedarf es da noch anderer Beweise? Wenn die Schule daraus keinen besseren Officier zu erziehen vermocht hat, à qui la faute?

Der Oberst wäscht sich die Hände in Unschuld, wie es auch die Directoren der Vorbereitungsschulen (Pressen) thun, welche ohne Gewissensbisse die Gesellschaft mit halbfertigen, oberflächlichen Größen überschwemmen. Tragen sie etwa die Verantwortung? Nimmermehr. Sie haben die Betreffenden vorbereitet, das ist ja wahr; aber die staatliche Prüfungscommission hat sie angenommen und deren Marke deckt nun die Waare.“

So weit das französische Urtheil.

Darnach bleibt die ganze Verantwortung auf der Prüfungscommission hängen. Sie braucht nur streng zu prüfen, um Ungeeigneten den Eintritt zu versagen. Das ist in anderen Staaten schwer, in Frankreich fast unmöglich. Es giebt wol kein Land, wo das Protectionswesen ausgeprägter ist als dort. Man rechnet officiell damit, selbst in der Armee, wie beweist, daß der Kriegsminister erst neuerdings wieder die Deputirten aufgefordert hat, ihm jederzeit Wünsche ihrer Mandatare und deren Angehörigen zu unterbreiten.

Wer nicht einen einflußreichen Verwandten hat, wendet sich an Monsieur le député de son pays und der muß nun für ihn wirken. Einen Grund, warum es unendlich wünschenswerth ist, daß ihr Sohn, der sous-officiers au 40e de ligne auf die Liste der candidats-officiers und weiter durch die Aufnahmeprüfung nach St. Maixent gebracht werde, hat ja jede Familie, und sei es auch nur der, daß der Herr Sohn für einen anderen Stand absolut nicht taugt.

Da jeder Franzose bei Nachweis der nöthigen wissenschaftlichen Vorbildung und entsprechender Führung als Soldat und Unterofficier die Officiers-Carrière ergreifen kann, so ist eine Sichtung des Officiers-Ersatzes nach Herkunft und pecuniären Verhältnissen ausgeschlossen. Daher in der französischen Armee die große Masse ganz unbemittelter Officiere und solcher, deren verwandtschaftliche Beziehungen ihren Eintritt in die gute Gesellschaft unendlich schwer, oft unmöglich machen.

Wir kommen damit auf die Verhältnisse der französischen Officiere zu der sog. Gesellschaft. Aus dem über den Ersatz des Officierscorps Gesagten ersieht man, daß die französische Republik, ähnlich wie es das 1. und 2. Kaiserreich waren, weit davon entfernt ist, den Rath des sterbenden Washington zu befolgen: „Macht nur gentlemens zu Officieren.“ In Frankreich trägt jeder Soldat wenn nicht den Marschallstab — denn die Marschallswürde ist neuerdings abgeschafft —, so doch den Freibrief zu den höchsten militärischen Ehrenstellen im Tornister. Eine Auswahl der Officiersaspiranten aus den höheren Schichten der Bevölkerung, den classes dirigeantes findet nicht statt. Aus diesen gehen nur die écoliers hervor, deren Bildungsgang wohlhabende Angehörige, die die Mittel dazu bieten können, zur Voraussetzung hat.

Nichts ist natürlicher, als daß Söhne aus guten Familien ihren Verkehr unter ihres Gleichen suchen, also unter ihren Kameraden diejenigen von guter Herkunft zum näheren Umgang wählen. Man versucht zwar, von oben herab auf allgemeine Kameradschaft der einzelnen Chargen hinzuwirken, vermag das aber über die Grenze des gemeinsamen Mittagstisches hinaus nicht zu thun. Bekanntlich speisten früher in Frankreich die Chargen, z. B. die Souslieutenants, in einer „Pension“ zusammen, ebenso die Lieutenants und die Capitaines gesondert; erst in neuerer Zeit bilden sich nach dem Muster des großen cercle militaire in Paris Regimentscasinos auch in den kleineren Garnisonen, wie sie bereits bei der Garde unter Napoleon III. als sog. „mess“ bestanden. Die Ansichten über den Vorzug des classenweisen, resp. gemeinsamen Mittagstisches sind in der französischen Armee sehr getheilt. Nach

dem, was von Zeit zu Zeit in die Zeitungen, ja bis auf die Bühne (N'y touche — Mad. Judic) dringt, so läßt das Leben in den Chargen-Pensions, meist kleinen Hotels mit Damenbedienung, an Ungebundenheit nichts zu wünschen übrig. Deshalb arbeitet man auch auf Casinos in unserem Sinne hin; gewöhnlich stößt es sich aber an locale Schwierigkeiten. Der Staat stellt keine Räume zur Verfügung und in den Mittelstädten läßt sich ein Hotelier auf Ausbau geeigneter Räume bei dem fortwährenden Garnisonwechsel nicht ein. So vertheilen sich denn nach wie vor die grades auf die Specialpensions in mehrere kleinere Hotels. In den ganz kleinen Garnisonen, z. B. denjenigen längs der deutschen Grenze, speisen die wenigen Officiere natürlich zusammen.

Sofort nach dem Diner, das um 6 Uhr beginnt, wirft sich der Officier en bourgeois und geht in sein Stammcafé, so in Paris und den großen Garnisonstädten. Man erkennt ihn dann selten als Officier, weder an Haltung noch an Extravaganz der Civiltoilette, wie so oft diesseits der Vogesen. Das Civiltragen erstreckt sich sogar bis auf den Besuch von Privatgesellschaften; nur auf officiellen Bällen sieht man Officiere in Uniform tanzen. In den kleinen Garnisonen behalten die Officiere meist die Uniform an, trotz der kriegsministeriellen Erlaubniß, die Uniform nach dem Dienst abzulegen. Sie gehen dann meist ohne Säbel ins Kaffeehaus, spielen ihre Partie Piquet oder Domino, und rauchen zahllose Cigaretten resp. Pfeifen unter höchst ungenirtem, fortwährendem Ausspucken in die vorsorglich mit Sand bestreute Stube.

Wer zusammen paßt, findet sich zusammen, also gewöhnlich die früheren Unterofficiere einerseits und die écoliers andrerseits, dann nicht mehr nach Chargen getrennt, sondern nach Neigung gruppirt. Ein großer Hinderungsgrund für den kameradschaftlichen Verkehr sind die „femmes militaires“. Vor 1870 war den Officieren das Heirathen sehr erschwert, nur eine ganz beschränkte Zahl erhielt den Consens. Zudem ist ja in Frankreich die Neigung zu illegitimen Verbindungen so allgemein, daß bekanntlich Mütter und Schwestern von den maitresses ihrer Söhne resp. Brüder wissen, ja sprechen. Der schlecht besoldete, oft ohne persönliche Mittel lebende Officier kann schwer in Familien Eingang finden; Extravaganzen erlauben ihm seine Mittel nicht, er geht deshalb ein festes Verhältniß mit einer ouvreuse ein, die bei ihm wohnt, des Tags aber in einem atelier arbeitet.

Die gewöhnliche Officierswohnung besteht aus der petite salle à manger, chambre à coucher und dem cabinet, in letzterem hält sich der Bursch, l'ordonnance, auf, der nur nach beendetem Dienst kommt pour faire le menage und dann wieder zur Compagnie geht. Den eigentlichen Haushalt besorgt gewöhnlich die femme maitresse. Diese Verhältnisse haben zur Folge, daß nicht alle Hausbesitzer an Officiere gern vermiethen; sie wohnen in der Nähe ihrer Kasernen, in einem quartier militaire, welches gewöhnlich nicht im besten Rufe steht. Großen Luxus in der Wohnung kann sich der französische Officier nicht gönnen. Dazu ist er zu schlecht bezahlt. Als Wohnungszuschuß erhält der Lieutenant, unbeschadet der Garnison, in welcher er steht, 20 Frcs., der Capitaine 30 Frcs., weder für die eine noch die andere Summe ist natürlich eine angemessene Wohnung zu erhalten. So muß der übrige Gehalt zu Hilfe genommen werden, so bescheiden derselbe auch ist.

Wir haben schon angedeutet, daß Servisclassen nach den verschiedenen Garnisonen nicht existiren. Was das Gesammteinkommen (incl. Gehalt) anlangt, so bekommt ein Oberstlieutenant in Frankreich so viel wie ein Hauptmann 1. Classe in einer mittleren deutschen Garnison, ein Hauptmann 2. Classe bei uns in der schlechtest bezahlten Garnison noch 500 Frcs. mehr als ein chef de bataillon in Frankreich. In Deutschland herrscht augenscheinlich das Princip, anfangs für die Zeit als Subalternofficier einen geringen Gehalt zu geben, damit nicht jeder die Militärcarrière ergreifen kann, dagegen später vom Hauptmann an ein auskömmliches Einkommen dem Officier zu bieten. In Frankreich soll Jeder, auch der ärmste Sohn der Republik Officier werden können, daher die Lieutenantsgehalte höher als bei uns, während dieselben bis incl. chef de bataillon nur sehr wenig steigen, jedenfalls nicht so bedeutend, um in der besseren Gesellschaft davon leben und Kinder entsprechend erziehen zu können. Das befremdet um so mehr, als das französische Militärbudget bekanntlich das höchste und die französische Armee nächst der englischen überhaupt die kostspieligste ist.

Das Journal des sciences militaires stellt die Frage: Wie kommt es, daß unter solchen Verhältnissen die Armee immer noch Officiere bekommt? Es antwortet selbst: „Weil man in ihrer Wahl immer weniger wählerisch wird. Diejenigen, die sich melden, sind gewöhnlich mit den Aussichten, die sich ihnen bieten, ganz zufrieden. Sie verlangen gar nicht mehr; denn im Vergleich zu den Verhältnissen, in denen die Ihrigen leben und in denen sie leben würden, wenn sie nicht als Unterofficiere auf die Liste der candidats-officiers gesetzt worden wären, haben sie als Officiere ja noch ein beneidenswerthes Loos.“

Wie kommt es aber, daß sich noch für den kostspieligen höheren Bildungsgang (St. Cyr und école polytechnique) Aspiranten finden? Diese hoffen auf eine schnelle Carrière in den höheren Graden. Die Unterofficiers-Officiere bringen es in der Regel nicht über capitaine, höchstens commandant. Von da ab haben die St. Cyriens nicht mehr viel Concurrenz, daher in der französischen Armee viel junge Stabsofficiere.

Man verkennt in Frankreich ganz gewiß nicht die großen Nachtheile, welche aus dieser Zusammensetzung des Officierscorps der Armee erwachsen. Wiederholt ist der Ruf nach einer Umgestaltung desselben nach deutschem Muster laut geworden, die nationalen Ueberlieferungen seit der großen Revolution und dem ersten Kaiserreich und die Anschauungen und Einrichtungen der dritten Republik stehen aber solchen Reorganisationsversuchen zu schroff entgegen, als daß an ihre Durchführung zu denken wäre, so sehr man andererseits auch von der Nothwendigkeit eines tüchtigen Officierscorps als vornehmster Grundlage für die Ausbildung der Armee überzeugt ist. „Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Officieren“*), das weiß man an der Seine ganz genau.

Wie denken die französischen Officiere selbst darüber? Wol wird alljährlich der Versuch in der Presse gemacht, durch Aufstellen vom budget d'un lieutenant ou d'un capitaine die Unmöglichkeit nachzuweisen, mit dem jetzigen Gehalt leben zu können. Kleine Vermehrungen, z. B. 1881 5 Frcs. monatlich den Lieutenants, sind seit 1870 mehrere Male von den Kammern zugestanden worden, dafür haben auch die Wohnungsvermiether und Pensionswirthe ihre Anforderungen jedes Mal sofort gebührend gesteigert. Mit einer gewissen Resignation fügen sich die meisten in ihre Lage; nur so viel wollen sie mehr, daß sie der täglichen Entbehrungen und ihrer Schulden, die beim französischen Officier noch sprichwörtlicher sind als anderswo, überhoben sind. Das Ziel der bei weitem Meisten ist, mit 30 Dienstjahren in die retraite zu gehen und bis dahin eine ausreichend große Pension zu erdienen. So freut sich z. B. der alte Capitaine, der noch kurz vor seiner limite d'age — Altersgrenze, auf die ich sofort zu sprechen komme — zu einer „expedition“, einem Streifzug in Algerien commandirt wird, nicht etwa aus Thatendrang, sondern weil damit ein Pensionszuschlag von 50 Frcs. per Jahr verbunden ist. Ja man wird es nicht für erklärlich halten, daß Hunderte von Officieren sich freiwillig nach Tongking gemeldet haben, wofür mehrere hundert Francs Kriegszuschlag später zur Pension treten, wenn man nicht die Sucht aller Franzosen kennt, sich eine angenehme Rente zu erarbeiten, damit sie vom 50. Lebensjahre an den Rentner spielen können.

Wir kommen auf die bereits erwähnte Altersgrenze. In der französischen Armee sind bestimmte Lebensalter für jede Charge festgestellt, über welche hinaus zu dienen nicht erlaubt ist. Man erhofft damit ein Mittel, um die Armee von physisch unfähig gewordenen Officieren zu entlasten. Da eine körperliche Dienstuntauglichkeit natürlich aber bereits vor der limite d'age eintreten kann, so hat man zu der Institution der mise en non-activité pour infirmités temporaires oder incurables greifen müssen, Einrichtungen, unter welche man auch ohne limite d'age alle die einschlagenden Fälle bringen könnte. Jeder französische Officier weiß bei seinem Eintritt in der Armee voraus, wann seine Carrière angesichts seines Lebensalters beendet sein wird.

Eine französische Anschauung über diese limite d'age lautet (Journal des sciences milit. 1886):

„Nichts ist unlogischer als eine militärische Organisation, wie die unsrige, welche die Officiere mit Gewalt und gegen ihren Willen, gleichviel ob sie gut, mittelmäßig oder schlecht sind, in der Armee während einer Zeit von mindestens 30 Jahren zurückhält, um sie dann zu festgesetzter Stunde — gegen ihren Willen — aus derselben zu stoßen, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, ohne Rücksicht auf den derzeitigen Stand ihrer körperlichen oder geistigen Kräfte.

Wir öffnen unbedacht den Zutritt zur Officierslaufbahn aller Welt, denn wir fordern keine Garantien, nicht einmal in Hinsicht auf ehrenhafte Herkunft. Wenn wir ohne Wahl Alle zulassen, so wäre es rationell, auch den Austritt aus der Armee in jeder Beziehung zu erleichtern.

---

*) v. d. Goltz, Das Volk in Waffen.

Es scheint, als fürchteten wir jetzt wie ehedem Alles, was wie ein Zuwachs an Selbständigkeit und persönlicher Unabhängigkeit bei Officieren aussieht. Wir wollen vermeiden, daß sie uns, wie man sagt, den Stuhl vor die Thür setzen können ... Sicherlich lassen sich Viele von der Ueberzeugung leiten, daß diejenigen Officiere, welche nur von ihrem Sold leben, denen mit Vermögen vorzuziehen seien, da diese im Stande sind, ihre Carrière aufzugeben, sobald es ihnen nicht mehr paßt.

Also die Angst vor „Indisciplin“ läßt uns stets befürchten, nicht genug Gewalt über unsere Officiere zu haben, um sie zum Gehorsam zwingen zu können. Wirksam ist thatsächlich die limite d'age nur für die Unterofficiersexistenzen. Denn keiner von diesen Herren giebt vor der Zeit, also mindestens 30 Jahren, gern die geringen Vortheile auf, die ihm seine Stellung bisher eingetragen, und so tritt allerdings ein, was der Staat dabei beabsichtigt: den Officier, den heranzubilden der Staat Zeit und Geld verwendet hat, so lange als möglich auszunützen.

Aber darin liegt gerade der Fehler der Berechnung: jedenfalls ist es immer noch besser für den Staat, er verliert die Früchte der Erziehung bei gewissen Officieren, als daß dieselben gegen den Nutzen der Armee und gegen den Willen ihrer Vorgesetzten im Officiersstande um jeden Preis gehalten werden.“

Soweit das französische Urtheil. Den Beweis, daß der Hauptzweck, das Officierscorps in allen Chargen stets rüstig zu erhalten, nicht immer erreicht wird, liefern jedes Jahr wieder die seit 1878 eingeführten Herbstmanöver durch die vielen dabei erkenntlich werdenden non-valeurs unter den älteren Officieren. Früher erwartete Jeder — nöthigenfalls im Lehnstuhl — seine limite d'age. Man scheute sich, die Contracten zu entfernen, zu „drücken“, da sie nur noch so und so viele Jahre überhaupt, zu dienen hatten. Jetzt räumen die Manöver viel besser auf, als die Altersgrenze je vermocht hat. Die Franzosen, so zäh und gewandt sie sind, altern doch nach dem 40. Jahre schneller als die Deutschen und werden vor Allem steif, was sie am Reiten hindert. Abgesehen aber davon, daß die Altersgrenze nicht viel nützt, so ist sie unter Umständen nur von Nachtheil für die Armee. Um ein Beispiel — wol das prägnanteste — dafür zu bringen, Folgendes. Moltke, 1800 geboren, wäre am 26. October 1865 seiner damaligen Rangstellung nach infolge der Altersgrenze aus der activen Armee entfernt worden.

Ganz abgesehen von der Verabschiedungsfrage ist man bis auf die Benutzung der Eisenbahnen, wo die Officiere nur den 4. Theil des Fahrpreises zahlen, gegen die Officiere überhaupt nicht allzu coulant in dem Lande, das sich nach Gambetta rühmt, reich genug zu sein, um sich seinen Ruhm etwas kosten zu lassen. Das geht so weit, daß bei Todesfällen der Gehalt nur bis incl. des Todestages gezahlt wird.

Wenig im Einklang mit den beschränkten materiellen Verhältnissen stehen auch die fortwährenden Veränderungen an der Uniform. Gewiß ist bei dem ausgeprägten Sinn der Franzosen für Aeußerlichkeiten eine elegante, glänzende Uniform geboten, ja als Anziehungsmittel für die sonst wenig lockende Officierscarrière sogar nöthig, sie muß der großen Zahl unbemittelter Officiere halber aber zugleich auch wohlfeil, wenigstens nicht theuer sein. Dagegen und auch gegen die Anforderung der Bequemlichkeit verstießen die bis vor Kurzem getragenen Epaulettes, die Gradabzeichen der französischen Officiere seit dem 1. Kaiserreich. Jetzt sind die Soutaches an Rockärmeln und Kopfbedeckungen an deren Stelle getreten, sie sind aber eben so theuer und nützen sich noch schneller ab. Da sie aufgenäht sind, so lassen sie sich nicht so schonen, wie die Epaulettes, welche im Dienst wenigstens innerhalb des Regiments fast nie getragen wurden, immerhin sind sie weniger unbequem. Am meisten geklagt wird über die Képis, deren goldene Streifen sehr theuer sind und schlecht halten; auch die Parade-Tschakos haben viel kürzere Tragzeit als z. B. unsere Helme. Jetzt macht man Propaganda für Metallsterne als billigste und beste Gradabzeichen (wol ähnlich wie in Oesterreich) und für einen Officiersverein, dessen Anfang bereits mit dem officiellen, hocheleganten Casiono an der place de l'Opéra in Paris gemacht worden ist.

Bei dem geringen Gehalt, dem theueren Leben, dem fortwährenden Garnisonswechsel und den ganz lächerlich geringen Entschädigungen anläßlich desselben ist den — allerdings wenigen — verheiratheten Officieren die Erziehung ihrer Kinder bedenklich erschwert. Man schwärmt in Frankreich viel von den familles militaires, in welchen der Enkel ebenso wie früher der Großvater der Armee gewidmet ist. Man thut aber unendlich wenig dazu, sich solche Familien zu erhalten. Es existirt nur eine einzige lediglich den Officierssöhnen vorbehaltene Vorbereitungsschule, le Prytanée militaire zu La Flèche — ungefähr Cadettenhaus — eine Vorbereitungsanstalt für St. Cyr, welche einige Zöglinge frei, die anderen für geringes Kostgeld aufnimmt. Von dem Geiste, der dort herrscht, legen die häufigen Revolten der Zöglinge ein beredtes Zeugniß ab. Eine der neueren im Jahre 1881, bei welcher der directeur, ein General, und mehrere Officiere sogar insultirt wurden, konnte nur durch Einschreiten der bewaffneten Macht unterdrückt werden und hat in der Deputirtenkammer zu heftigen Angriffen gegen diese abgeschlossene Schule geführt.

Weiterhin giebt es an allen Lyceen ganze und halbe Freistellen (bourses und demi-bourses) für Söhne unbemittelter Eltern, gleichviel ob vom Civil oder Militär. Die Entscheidung darüber hängt von der Civilbehörde ab; natürlich muß dieselbe im Lande der égalité eine solche Stelle dem Sohne des vollständig mittellosen Arbeiters eher zuerkennen, als dem Sohne eines Officiers, selbst wenn derselbe schwere Sorgen hat, um standesgemäß auskommen zu können. So geschieht es, daß Kinder von Officieren — hauptsächlich von verabschiedeten oder gestorbenen — unter die enfants de troupe gesteckt werden. Diese stehen gewissermaßen à la suite der Regimenter und werden dort verpflegt, bekleidet und unterrichtet. Die Resultate, welche man mit denselben nach der veralteten Methode ihrer Behandlung erzielt, entprechen nach Trochu, L'armée française en 1879, weder dem Interesse der Familien in moralischer, noch demjenigen des Staates in militärischer Hinsicht.

Schließlich wären hier noch die maisons de la légion d'honneur für Töchter von Rittern der Ehrenlegion (also Civil und Militär) zu erwähnen. Bei der Unmasse von Rittern — man spricht von mehr als 10000 — und der erwähnten Protectionswirthschaft mag es immerhin schwer halten, eine Tochter in eines dieser vorzüglichen Erziehungsinstitute zu bringen.

Aus dem bereits über den Ersatz und die materielle Lage des französischen Officierscorps Gesagten geht hervor, daß deren Stellung in der Gesellschaft keine hervorragende sein kann. Noch weniger als das, das Officiercorps als solches gehört in Frankreich überhaupt nicht zur Gesellschaft. Die Civilkreise suchen sich die wenigen Officiere heraus, die ihnen nach Herkunft und Empfehlung (die recommandation beinahe so mächtig wie die protection) conveniren; diese Auserwählten verkehren in den Familien nicht in Uniform, sondern en bourgeois, eine Aeußerlichkeit, welche aber das Verhältniß charakterisirt. In Frankreich ist der Begriff „Officier“ ein sehr weiter; zu den Officieren gehören auch die officiers comptables, tresoriers, d'habillement, d'administration, controleurs d'armes, chefs de musique etc. — in der Hauptsache also unsere Militäroberbeamten, hochachtbare Leute, welche aber nicht in denselben Gesellschaftskreisen zu verkehren pflegen wie die Officiere. Andererseits sind aus dem Officierscorps die Vertreter der alten Adelsgeschlechter nach und nach ganz entschwunden. Seitdem die Generale Thibaudin und Boulanger durch Versetzung ganzer Regimenter und Zersplitterung von deren Officierscorps den alten, etwa noch vorhandenen feudalen Geist zu zerstören unternommen haben, drängen sich die streberhaft demokratischen Elemente vollständig in den Vordergrund. Selbst Gallifet, einst der Löwe der Tuilerienparquets, hat unter Gambetta umgesattelt. „Nicht ich habe die Partei des Kaisers, sondern der Kaiser hat uns verlassen“, war seine Entschuldigung. Seitdem nun auch die Prinzen von Orleans ihrer militärischen Grade enthoben sind, treten die legitimistischen, d. h. altadeligen Officiere massenhaft aus der Armee.

In den großen Städten wie in Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille kommt der Officier als solcher gar nicht in die exclusive Gesellschaft; in den kleineren Provinzialstädten gehören zur „colonie“ — wir würden ungefährt haute volée sagen — nur die Spitzen des Officierscorps neben den höheren Verwaltungs- und Finanzbeamten, Notaren, Justizbeamten und reichen Kaufleuten. Gewöhnlich ist in der Saison nur ein großer Ball und zwar beim Präfect oder Unterpräfect. Dort sind die Officiere in der Regel sämmtlich geladen. Privatfamilien geben bei dem anerkannten Spartalent der Franzosen fast nie große Gesellschaften; zu den soirées fixes der einzelnen Familien werden jüngere, unverheirathete Officiere fast nie zugezogen. Umgekehrt, öffentliche Bälle besuchen die feinen Kreise nicht, so wird es den Officieren fast unmöglich gemacht, in Fühlung mit denselben zu treten. Trotzdem hat das Heirathen unter den Officieren seit 1870 sehr zugenommen, natürlich hauptsächlich unter den ehemaligen écoliers. Den früheren Unterofficieren gebricht es gewöhnlich an Beziehungen zu Kreisen, wo die nöthige Jahresrente von 1200 Frcs. aufzutreiben ist. Sie sind auf die maitresses

angewiesen, während die vermögenden, aus der besseren Gesellschaft stammenden Officiere den in Frankreich allgemein üblichen Weg zum Verheirathen einschlagen, durch Vermittelung von Mutter, Schwester, Tante oder Cousine.

Die — entsprechend der Caution beim deutschen Officier — nachzuweisende Jahresrente von 1200 Frcs., festgesetzt im Jahre 1843, reicht natürlich heute selbst in der billigsten französischen Garnison nicht mehr zur Bestreitung eines Hauswesens aus und soll deshalb auf 2000 oder 2400 Frcs. erhöht werden. Freilich sollte der Staat dann auch die Sicherstellung des Capitals übernehmen. Ein 1885 vorgekommener Fall hat klargelegt, daß die Rente, welche nur notariell festgestellt, nicht aber bei der Militärbehörde niedergelegt werden muß, oft nur scheinbar vorhanden gewesen ist. Daß ein verheiratheter Officier, der noch weniger als 1200 Frcs. Rente bezieht, in Frankreich nicht standesgemäß zu leben vermag, daran wird Niemand zweifeln. Es ist übrigens das Verdienst des Generals Boulanger, daß er in der Heirathsfrage der Officiere seit letztem Sommer Wandlung zu schaffen bestrebt ist.

Es erübrigt noch auf die geistige Thätigkeit der französischen Officiere während ihrer Dienstzeit mit wenigen Worten einzugehen. Vor 1870 herrschte der Grundsatz: der Krieg bildet den Officier. Die algerischen Generale und Truppen haben 1870 das Gegentheil bewiesen, wenigstens hinsichtlich ihrer Verwerthung den deutschen Truppen gegenüber. Daß der Krieg im Gegentheil den intellectuellen Gehalt eines Officierscorps herabmindert, erkannte Friedrich der Große nach dem 7jährigen Krieg dadurch an, daß er die Kriegsakademie gründete, „um sein Officierscorps, welchem die langen Kämpfe viele seiner besten Vertreter weggerafft, in geistiger Beziehung zu heben".

Nach dem unglücklichen Feldzug 1870/71 war man in Frankreich sofort darüber klar: „Unsere ignorance ist der Grund unserer Niederlagen gewesen." „Löwen von Eseln geführt" (etwas brutal, aber bezeichnend für die Franzosen). „Die französisch sprechenden, Karten lesenden deutschen Officiere müssen nachgeahmt werden." Die allgemeine Begeisterung half bald in allen Regimentern besondere Officierscourse mit Elsässern als Sprachlehrern errichten. Ueber den Ausgang dieses Unternehmens lautet ein französisches Urtheil (Journal des sciences militaires März 1886):

„Diese Bewegung, mehr das Resultat einer mächtig auflodernden Begeisterung als vernünftigen Ueberzeugung, hielt nicht lange an. Abgesehen von einigen Spuren von Resultaten bei Einzelnen hat die ganze große Arbeit nur Entmuthigung, ja sogar eine noch andauernde Reaction hervorgebracht."

Momentan ist nämlich wieder die Losung: trop d'écoles! Wir haben zu viel Schulen! obwohl man andrerseits traurig das abaissement du niveau intellectuel du corps d'officiers zugesteht.

„Warum — fragt das Journal des sciences militaires — fahren die preußischen Officiere auch im Regiment fort zu arbeiten, während die französischen nichts thun? Weil die ersteren dazu ermuthigt, die letzteren davon abgehalten werden. Die deutschen Officiere treten, wenn sie eine glückliche Idee haben, damit hervor und ernten von Seiten ihrer Vorgesetzten Anerkennung dafür. Die französischen Officiere dürfen eigene Ideen im Dienste nicht verwerthen. Die Anstrengungen derer, die naiv und neu in die Carrière kommen, enden gewöhnlich sehr bald mit der trostlosen Frage: à quoi bon? Jedes selbständige Denken scheitert an der Allgewalt des Reglements. Unter deutschen Hauptleuten ist ein Aussprechen und ein Wetteifer in Lösung von Ausbildungs- und Verwaltungsfragen möglich und üblich. Für französische Capitaines bleiben das theoretische Erörterungen, denn für die Praxis sind sie durch die überaus detaillirten Bestimmungen, Reglements 2c. vollständig gebunden.

Auf der Schule die Theorien, bei der Truppe die Reglements auswendig lernen, das ist in großen Zügen die geistige Thätigkeit des Officiers jenseits der Vogesen. Für den Grundsatz Friedrich's des Großen: „Der Officier soll Alles, was er thut, durchdenken" ist nur wenig Verständniß vorhanden.

Damit kann natürlich nicht gesagt sein, daß in der französischen Armee überhaupt jede geistige Arbeit fehle. Die großartigen Fortschritte der Franzosen auf allen Gebieten des Heerwesens und die literarischen Erzeugnisse vieler Officiere liefern den Beweis vom Gegentheil. Es fehlt in der französischen Armee aber die gleichmäßig angespannte Thätigkeit Aller oder wenigstens der Meisten. Es ist immer nur eine beschränkte Anzahl, die den Wissenschaften lebt. Bezüglich der großen Masse ist die öffentliche Meinung in Frankreich jedenfalls vom Gegentheil überzeugt, wie das folgende Urtheil eines alten französischen Officiers zeigt (Journal des sciences militaires Juni 1886):

„Die grausame Lehre von 1870 hat leider nicht lange nachgehalten; denn 10 Jahre später konnte ich mich davon überzeugen, daß es noch gerade so in den Officierscorps aussieht, wie in unserer Zeit.

Ich hatte soviel von der radicalen Umwälzung gehört, welche im Geiste und in dem Ideenkreise unseres Officierscorps seit dem Unglücksjahr vor sich gegangen, daß ich annahm, eine Gesellschaft zu finden, die von derjenigen, welcher ich vor 15—20 Jahren angehört hatte, grundverschieden sei. Im Gegentheil, ich war betroffen, die Sachen geradeso wie früher zu finden: immer noch dieselben unreifen, frivolen Gespräche, dieselben end- und aussichtslosen Discussionen, dieselbe Art, den Dienst zu besprechen! Denn trotz des Verbotes, bei Tische vom Dienst zu reden, sprach man natürlich beharrlich davon.

Den höchsten Fragen von militärischem Allgemeininteresse gegenüber begegnete ich derselben vollständigen Indifferenz wie vor 1870, ja es war noch schlimmer in Anbetracht der vielen zweifelhaften Größen, die sich während des Feldzugs ohne jede Bildung in das Officierscorps hineingeschwindelt haben."

Das Journal des sciences militaires fügt hinzu: „Das ist nicht etwa ein isolirtes Urtheil; die meisten, welche den Officierskreisen näher gestanden haben, urtheilen ebenso. Dem großen Publicum vollends gelten die Officiere, vor Allen die höchsten, als beschränkt (imbéciles), aufgeblasen (grossiers), als Leute, die nur wichtig thun und großartig fluchen können. Die Zeit für den Officier mit langen moustaches und donnernder Stimme, der nur sein metier, nicht aber die Wissenschaften zu kennen sich rühmte, ist vorbei — jetzt, wo die Armee sich alle Wissenschaften und Künste für den Krieg dienstbar macht."

Wir wollen nicht unterlassen, auf das Uebertriebene dieser Aeußerungen hinzuweisen. Das Gegentheil wird durch die hohe Stufe der Vollkommenheit erwiesen, welche die französische Armee seit 1870 trotz der widrigsten Verhältnisse erklommen hat. Das Urtheil des Journal des sciences militaires schießt offenbar gewaltig über das Ziel hinaus.

Es erübrigt noch die Stellung des französischen Officierscorps zum Parlament zu berühren: heutzutage entscheiden über militärische Fragen nicht mehr allein die Armee und ihre berufenen Führer; nichts kann sich ohne das Parlament vollziehen; dessen Majorität — die oft in militärischen Fragen identisch mit der Masse der Unberufenen ist — entscheidet über das Wohl und Wehe der Armee. Das über sich ergeben zu lassen, ist dem republicanischen Officier der französischen Armee zuviel, deshalb die immer bestimmter auftretende Forderung nach Vertretung des Officierscorps im Parlement, nach Ertheilung der Ermächtigung für Officiere, als Deputirte sich wählen zu lassen.

Wieder ist es das Journal des sciences militaires, welches offen dafür das Wort erhebt:

„Die Armee sieht stets mit einer gewissen Verstimmung den oder jenen Deputirten seine Nase in ihre Angelegenheiten stecken. Deshalb soll der Militär ähnlich wie der Civilstaatsdiener, z. B. der Präfect wählbar sein und wird dann für die Zeit, wo er im Parlamente ist, vom Dienste dispensirt."

Von 1871—75 war dies in der damaligen assemblée nationale bereits eingeführt und es fallen in diese Zeit alle grundlegenden Gesetze für die militärische Reorganisation Frankreichs, die Zeit seitdem ist vollkommen unfruchtbar in dieser Hinsicht geblieben, wie die folgende Bilanz zeigt:

A. So lange die Officiere im Parlament waren (1871—75):
1872: loi sur le recrutement.
1873—74: lois sur les sous-officiers.
1873: lois sur l'organisation générale de l'armée.
1874: loi sur la conscription des chevaux.
1875: loi des cadres et effectifs.
loi sur le service militaire en Algérie.
loi revisant le Code de justice militaire.

B. Seitdem hat das Gesetz über die administration de l'armée 6 Jahre (1876—82) gebraucht, ehe es, kaum brauchbar in seiner endlichen Gestalt, votirt wurde. Das Gesetz sur l'état-major gelangte nach ähnlich langen Kämpfen und Umänderungen Ende 1880 zur Annahme. In der ganzen Zeit seit 1881 ist mit Ausnahme des Gesetzes sur l'artillerie de forteresse keine von den vielen und wichtigen Gesetzesvorlagen über die Commissionen hinausgekommen.

Den Nutzen, den man sich außer für den Ausbau der militä-

rischen Organisation verspricht, soll sich hauptsächlich auch auf den Ersatz des Officierscorps erstrecken, da sich jetzt viele durch die sociale Inferiorität in dem Lande der égalité abhalten lassen sollen, den Officiersstand sich als Beruf zu wählen.

Immerhin ist natürlich nach unserer Anschauung das Fernhalten der Officiere von parlamentarischer Thätigkeit nur ein Segen für die Armee. Wie es in Frankreich werden sollte, wenn die sämmtlichen Officiere die politischen Rechte wie die Staatsbürger erhielten, wer kann das wissen!

Die Politik lastet so schon schwer genug auf der Armee. „Es ist leider ein offenes Geheimniß, ruft das „Journal das Débats", daß die Politik tief in die Armee einschneidet und daß viele unserer Officiere politischen Einflüssen ihr Avancement verdanken."

Renan's vernichtende Kritik der französischen Staatsverhältnisse: Eine der traurigsten Folgen der heutigen Demokratie ist es, daß die öffentlichen Angelegenheiten zur Beute von mittelmäßigen und ehrsüchtigen Politikern werden — paßt auch auf die Männer, welche die Geschicke der Armee in der Hand halten: Boulanger und Thibaudin. Die Herzöge von Aumale und Alençon, ritterliche, echt militärische Gestalten, sind aus den Listen der Armee gestrichen, die Namen Boulanger und Thibaudin stehen jetzt in denselben voran. Aber es wäre ungerecht, von diesen beiden Männern auf das gesammte französische Officierscorps zu schließen. Im Gegentheil, Achtung, vollste Achtung gebieten der Muth und die Ausdauer, mit welchen das französische Officierscorps sein trauriges Schicksal seit dem letzten unglücklichen Kriege trägt, und es ist ihm nicht zu verargen, wenn es mit aller Kraft die Gelegenheit herbeisehnt, die Scharte von 1870 auszuwetzen.

Das Zodiacallicht.

Unter den Erscheinungen, welche am nächtlichen Himmel sichtbar sind, entgeht die des Zodiacallichtes wol der Mehrzahl der Beschauer, obgleich zu ihrer Wahrnehmung das unbewaffnete Auge genügt und sie einen großen Theil des Jahres über sichtbar ist. Der matte Lichtschimmer, als welcher sich das Phänomen darstellt, wird von Laien meist ganz übersehen oder für eine zufällige Wolkenbildung in der Atmosphäre gehalten.

Beobachten wir zur jetzigen Jahreszeit den westlichen Himmel von einem Punkte aus, wo der Horizont frei vor uns liegt und kein störendes irdisches Licht das Auge gegen feinere Lichteindrücke unempfindlich macht, so wird uns beim Eintritte der völligen Dunkelheit ein zarter schwacher Lichtschimmer von Kegel- oder Pyramidenform auffallen, dessen hellere Spitze auf die Plejaden hinweist, während der westliche Horizont seine Basis bildet, oder genauer ausgedrückt, derjenige Theil desselben, an welchem die Sonne untergegangen ist. Die Achse des Kegels ist gegen den Horizont geneigt und bei längerem Verfolg der Erscheinung wird man leicht wahrnehmen, daß dieselbe auf die Sonne zu gerichtet ist. Die Mittellinie des Lichtkegels bildet die hellste Partie, nach dem Rande hin geht der Lichtschimmer ganz allmälig in den übrigen Himmelsgrund über. Die dem Horizonte nächsten Partien des Lichtkegels sind meist nur schwer wahrnehmbar, da dieselben durch die Extinction der Atmosphäre den erheblichsten Theil ihres Lichtes einbüßen. Mit dem weiteren Vorrücken der Nacht und dem Sinken der Sterne im Westen verschwindet langsam auch das Zodiacallicht. In analoger Weise zeigt sich im Herbste diese Erscheinung am Morgen vor dem Beginne der Dämmerung am Osthimmel. — Wenn das Zodiacallicht in seinem Aussehen auch eine auffallende Aehnlichkeit mit der Milchstraße zeigt, so ist in unseren Breiten seine Intensität gegenüber der der Milchstraßenregionen meist doch nur eine minimale, so daß es für gewöhnlich keine irgend wie auffallende Erscheinung bietet. In den Tropengegenden hingegen bildet das Zodiacallicht infolge der dort vorhandenen durchsichtigeren Luft und der nur ganz kurzen Dämmerung oft eine wirklich brillante Erscheinung. Auf dem atlantischen Ocean in der Nähe des Aequators hatte ich selbst häufig Gelegenheit, wahrzunehmen, wie sofort nach Sonnenuntergang die mächtige Lichtpyramide des Zodiacallichtes förmlich aus dem Horizonte da heraufschoß, wo die Sonne ins Meer gesunken war. Auch die hellsten Partien der Milchstraße verschwanden gegenüber dem Glanze seines Lichtes.

Am prägnantesten tritt das Zodiacallicht im Frühjahre und Herbste zur Erscheinung, ist aber für uns auch während des übrigen Jahres bei einiger Aufmerksamkeit und günstigem Standorte zu verfolgen, wenn schon mit größerer Schwierigkeit. Obgleich über das eigentliche Wesen und die Ursachen des Phänomens so gut wie Nichts sicher bekannt ist, so ist doch seine Beziehung zur Sonne, resp. die Abhängigkeit seines Auftretens von der Stellung der Sonne als mit genügender Wahrscheinlichkeit festgestellt zu betrachten. Eine in der letzten Zeit von A. Searle vorgenommene sorgfältige Discussion des gesammten vorliegenden Beobachtungsmateriales ergiebt, daß das Zodiacallicht nahezu in der Ebene der Erdbahn liegt, wenn es auch in seiner ganzen Ausdehnung nicht völlig mit dieser zusammenfällt. Daraus ergiebt sich, daß wir die auf das Zodiacallicht bezüglichen Erscheinungen am Himmel in jenem größten Kreise zu suchen haben, in welchem die Erdbahn die scheinbare Himmelskugel schneidet und der unter dem Namen der Ekliptik bekannt ist. Da die Ekliptik gegen den Aequator geneigt ist, ändert sie im Laufe des Jahres ihre Stellung gegen den Horizont; während sie im Frühjahre und Herbste in den Abend-, resp. Morgenstunden einen beträchtlichen Winkel mit dem Horizont bildet, ist sie im Sommer und Winter in den nämlichen Tagesstunden weit weniger gegen denselben geneigt. Daraus ergiebt es sich, warum wir im Frühjahr oder Herbst das Zodiacallicht leichter wahrnehmen können als während des übrigen Jahres. In niederen Breiten, also in den Tropen, wo die Ekliptik stets stärker gegen den Horizont geneigt bleibt, ist auch das Zodiacallicht das ganze Jahr über mit Leichtigkeit bis zu einem Abstande von 90° von der Sonne zu verfolgen. Bisweilen ist es unter günstigen Bedingungen auch möglich, den sogenannten Gegenschein wahrzunehmen, eine noch weit schwächere Lichtentwickelung, die an den der Sonne gerade diametral entgegengesetzten Stellen des Himmels auftritt; ja unter den Tropen soll man längs des ganzen Himmels zeitweilig einen förmlichen Zodiacalring verfolgen können.

Von mancher Seite ist die Behauptung aufgestellt worden, das Zodiacallicht sei erst neueren Datums, da uns aus dem Alterthume keinerlei Beschreibungen desselben überliefert worden sind. Allerdings muß zugegeben werden, daß solche erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts auftreten, immerhin ist es aber sehr wohl denkbar, daß dieses doch nur in den Tropen mit Prägnanz auftretende Phänomen von älteren Astronomen übersehen worden ist.

In Betreff des Spectrums des Zodiacallichtes weichen die Angaben der einzelnen Beobachter beträchtlich von einander ab, am wahrscheinlichsten dürfte ein schwaches continuirliches Spectrum sein. Ein solches würde die Wahrscheinlichkeit nahe legen, daß der Grund des Zodiacallichtes in zahllosen sich zwischen Sonne und Erde bewegenden Meteoriten ähnlichen Körpern zu suchen ist, welche das Sonnenlicht nach der Erde hin reflectiren. Irgend wie Sicheres über die wahren Ursachen des Zodiacallichtes wissen wir indessen nicht und stehen hier vor einem noch seiner Lösung harrenden Räthsel. Es sind zwar mancherlei Theorien aufgestellt worden, indessen ist keine derselben geeignet, das Phänomen völlig zu erklären. Den heutigen Stand der Frage glaube ich am besten durch Wiedergabe der vier Sätze charakterisiren zu können, in welche A. Searle das Resultat seiner Untersuchungen zusammenfaßt. Dieselben lauten folgendermaßen:

1) Die scheinbare Lage des Zodiacallichtes ist durch die

atmosphärische Lichtextinction wahrscheinlich in hohem Maße beeinflußt.

2) Nach Berücksichtigung dieses Einflusses ergeben sich Gründe zu der Annahme, daß das Zodiacallicht, wie es in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gesehen wird, gegen die Länge 180° hin eine nördlichere Breite hat als gegen 0° hin.

3) Nach der meteorischen Theorie des Zodiacallichtes ist das Vorhandensein eines zusammenhängenden Zodiacalbandes zu erwarten; seine Verificirung am Himmel ist aber durch die kleinen Ungleichheiten in der Vertheilung der Sterne längs der Ekliptik, wenigstens der auf der Nordhalbkugel gut zu beobachtenden Theile derselben, erschwert.

4) Der Streifen am Himmel, den die Projectionen der Bahnen der kleinen Planeten (1) bis (237) einnehmen, zeigt gewisse Eigenthümlichkeiten, welche denen des Zodiacallichtes entsprechen. Dies führt zu der Hypothese, daß das Licht zum Theil auf kleine Himmelskörper zurückzuführen sein möge, welche sich in gleichartigen Bahnen bewegen, wie die kleinen Planeten.

Dr. B. Peter.

Ein Nachwort zum Septennat.

—r. Das Septennat war diesmal ganz und gar zu einer hochpolitischen Staats- und Machtfrage geworden: Durfte es zugelassen werden, daß Angesichts einer ernsten, kriegdrohenden Lage die oppositionelle Mehrheit des aufgelösten Reichstages der Regierung die geforderten Vertheidigungsmittel unter Bedingungen und Beschränkungen bewilligte, die jene Mehrheit nach eigenem Gutdünken bestimmte? Durfte die Regierung sich dem Willen dieses Reichstages, dessen Mehrheit ihr grundsätzlich keinen Vertrauensbeweis geben wollte, auch nur in Bezug auf die Zeitdauer der Heeresvorlage unterwerfen, ohne vor dem Auslande als eine halb geschlagene zu erscheinen? Wollte und durfte endlich das deutsche Volk dulden, daß die Kraft und das Ansehen seiner Regierung in dieser Weise gemindert und parlamentarischen Machtansprüchen geopfert werden sollte? So lautete die Frage, auf welche das Volk in den Wahlen eine deutliche und entschiedene Antwort gegeben hat. Dagegen ist während des ganzen Kampfes die eigentliche Rechts- und Verfassungsfrage in den Hintergrund getreten, man hat von keiner Seite ernstlich erörtert, ob nicht ein ganz bestimmter Weg zur Feststellung der Friedenspräsenz durch die Verfassung selbst vorgeschrieben ist. Nur erst jetzt, wo das Septennat abermals zur Annahme gelangt ist, haben Ultramontane und Deutschfreisinnige sich zu der Erklärung veranlaßt gesehen, daß durch diese Beschlüsse den „verfassungsmäßigen Rechten" der Volksvertretung für die Zukunft kein Eintrag geschehen dürfe. Was darunter verstanden wird, ist klar: nach der Lehre dieser Parteien ist es ja die alljährliche Feststellung der Friedenspräsenz im Reichshaushaltsetat, welche allein, wenn nicht dem Wortlaute der Verfassung, so doch der „constitutionellen Doctrin" entspricht; schon die dreijährige Bewilligung ist nach ihrer Meinung ein lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen zu rechtfertigender Verzicht auf ein streng genommen unveräußerliches Volksrecht.

Dem gegenüber ist es von Interesse und Wichtigkeit, eine Stimme zu verzeichnen, die, ohne jedes politische Vorurtheil, ohne jede Rücksicht auf die Macht- und Zweckmäßigkeitsfrage, rein vom juristischen Standpunkte aus untersucht, in welcher Weise die Verfassung die Feststellung der Friedenspräsenzstärke fordert, und dabei in völlig überzeugenden Ausführungen die Unhaltbarkeit des deutschfreisinnig-ultramontanen Dogmas darlegt. In einer „staatsrechtlichen Studie"*) weist Dr. Hugo Preuß nach, daß die heutigen Streitigkeiten um die Militärvorlage historisch und logisch sich aus dem preußischen Verfassungsconflicte der sechziger Jahre heraus entwickelt haben, ja eigentlich nur eine Wiederholung desselben sind. Damals kam — nicht ganz ohne Schuld der Regierung — der unglückliche und unrichtige Gedanke auf, daß die Feststellung der Friedenspräsenz irgend etwas mit dem Budgetrechte zu thun habe. Im weiteren Verlaufe des Conflictes bildeten sich die scharf entgegengesetzten Auffassungen, von denen die eine die Bestimmung der im Frieden unter Waffen zu haltenden Mannschaftszahl als eine Aufgabe der alljährlichen parlamentarischen Budgetbewilligung, die andre als ein ausschließliches Recht der Krone in Anspruch nahm. Die einschlagenden Bestimmungen der deutschen Reichsverfassung, das Reichsgesetz vom 9. December 1871, die Septennate von 1874 und 1880 wurden trotz der Warnungen Gneist's in der erklärten Absicht vereinbart, diesen heiklen, grundsätzlichen Widerstreit vorläufig unentschieden zu lassen, — die Furcht vor der Wiederkehr jenes Conflictes trieb aus einem Provisorium ins andere. Aber nur eine Verewigung des Conflictstoffes wird damit erreicht, — und dies ist um so bedenklicher, weil das Provisorium selbst der Verfassung zuwiderläuft.

„Wenn sich nachweisen läßt, daß das Gesetz aus inneren Gründen jene Frage, die man offen lassen wollte, in einem ganz bestimmten Sinne entscheidet, so verliert daneben die subjective Absicht der Urheber jede Kraft und Bedeutung ... Der Gesetzgeber steht dem rechtsgiltigen Gesetze gegenüber, wie Eltern dem mündig gewordenen Kinde; und oft genug mag sich ihm die Erkenntniß aufdrängen: Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machen."

Was hierbei in Frage kommt, sind der Schlußsatz von Art. 60 und der 4. Absatz von Art. 62 der Reichsverfassung. Ersterer lautet bekanntlich: „Für die spätere Zeit (d. h. nach dem 31. Dec. 1871) wird die Friedenspräsenzstärke im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt." An und für sich ist zuzugeben, daß damit allein die Feststellung durch das jährliche Etatsgesetz nicht ausgeschlossen sein würde, obwol das letztere in der Hauptsache nur ein Gesetz im formellen Sinne, materiell aber ein Verwaltungsact ist. Indessen müßte schon der Umstand Bedenken erregen, daß der Inhalt des Etats, auch wo er gelegentlich materiell-rechtliche Bestimmungen enthält, „ein ausschließlich finanzieller" ist, in der Friedenspräsenzstärke aber nicht blos das Quantum an finanziellen Leistungen, die das Volk für das Militärwesen zu machen hat, sondern auch das Quantum an persönlicher Militärdienstpflicht festgestellt wird, das die Bevölkerung zu leisten hat. Ganz unvereinbar ist jedoch die Annahme, daß der Schlußsatz von Art. 60 sich auch auf das Etatsgesetz beziehen könne, mit dem 4. Abs. von Art. 62, wo es heißt: „Bei der Feststellung des Militärausgabeetats wird die auf Grundlage dieser Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Reichsheeres zu Grunde gelegt." Hier würde sich bei einer solchen Auffassung ein vollständiger circulus vitiosus ergeben. Denn dann soll nach Art. 62 dem Etatsgesetz eine Organisation zu Grunde gelegt werden, deren etatsmäßig wesentlichste Bestimmung erst durch das Etatsgesetz nach Art. 60 getroffen werden soll. Das ist der vollkommene Widerspruch und „gleich geheimnißvoll für Weise und für Thoren". Preuß erinnert an die treffenden Worte Gneist's bei Berathung des ersten Septennats: „Organisation des Heeres heißt Bestimmung der Cadres und der Präsenzstärke. Eine Organisation ohne Cadres und Präsenzstärke wäre ein Messer ohne Stiel und Klinge..... Heißt es in Art. 62: Bei Feststellung des Militär-Ausgabeetats wird die auf Grundlage dieser Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Reichsheeres zu Grunde

*) Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie von Dr. jur. Hugo Preuß. Berlin 1887. Verlag von S. Rosenbaum. Preis 1 ℳ 60 ₰.

gelegt — so kann ich nicht interpretiren: sie wird nicht zu Grunde gelegt, sondern die Beschließung soll jährlich ganz frei, ohne Rücksicht auf Cadres und Präsenzstärke erfolgen."

Fordert hiernach Art. 60 ein Specialgesetz über die Friedenspräsenzstärke, so folgt weiter, daß dasselbe auch eine dauernde Feststellung der letzteren enthalten muß. Gesetze, welche nur für eine bestimmt begrenzte Zeit gelten sollen, sind entweder Uebergangs- (Einführungs-) oder Ausnahme-Gesetze. „Im Wesen eines so eminent grundlegenden Organisationsgesetzes, wie es das in Art. 60 vorgesehene ist, . . . liegt allerdings die Eigenschaft der Dauer. So wenig man je auf den Gedanken kommen dürfte, etwa ein Gerichtsverfassungsgesetz auf Zeit zu geben, nach deren Ablauf dann eine Gerichtsverfassung gesetzlich überhaupt nicht feststände, so wenig darf man diese problematische Existenz dem Gesetze über die Friedenspräsenz geben . . . ." Auch in dem „Septennate" erblickt daher Preuß einen „Verstoß gegen Geist und Sinn der Verfassung". „Die gesetzgebenden Factoren des Reichs haben die Rechtspflicht, dem Provisorium verfassungsmäßig im Wege der Gesetzgebung ein Ende zu machen. Dies kann auf dem Boden des geltenden Verfassungsrechts einzig und allein durch ein Aeternat geschehen. Scheut man aus irgend welchen Gründen davor zurück, so mag man die Verfassung ändern. Aber rechtlich bestehen nur diese beiden Möglichkeiten: Aeternat oder Verfassungsänderung, tertium non datur. Diese Forderung ist um so wichtiger, als der Verfasser sich zu der Erklärung genöthigt sieht, daß die Ansicht, das Septennat sei eine dauernde Institution und der Reichstag habe eine Rechtspflicht zu deren Bewilligung, rechtlich ebenso unhaltbar ist wie die Meinung, daß der Kaiser auf Grund des Art. 63 in Verbindung mit Art 57 und 59 der Verfassung eventuell die Friedenspräsenz einseitig feststellen könne. Käme daher künftig einmal keine neue Vereinbarung hierüber zu Stande, so würde rechtlich ein verhängnißvolles vacuum eintreten.

Der gegenwärtige, auf das Stichwort des Septennates gewählte Reichstag war bei der Kürze der Zeit und der vorgefaßten Meinung der Wählerschaft nicht wohl in der Lage, selbständig auf eine dauernde Feststellung anzutragen. Dagegen ist allerdings zu wünschen, daß bei der nächsten Gelegenheit die Ausführungen und Mahnungen des Verfassers beachtet werden und dadurch eine lange Periode verhaltener Conflictsdrohungen endgiltig und glücklich zum Abschlusse kommt. Das „Berl. Tagebl." schleudert mit einem scheelen Blicke auf die moderne Lehre des Budgetrechtes dem Verfasser den Vorwurf des Scheinconstitutionalismus zu. Wenn freilich das wahre Wesen des Constitutionalismus darin beruhen soll, daß einer factiösen Reichstagsmehrheit verfassungsmäßig die Möglichkeit gewahrt werden soll, die Staatsmaschine jederzeit in ihren wichtigsten und nothwendigsten Functionen nach Willkür zum Stocken zu bringen, so hat sich von solchen constitutionellen Pfaden heute auch die tonangebende Wissenschaft des Staatsrechts abgewandt. Zugleich müssen sich das deutsch-freisinnige Blatt und seine Freunde aber gefallen lassen, daß uns das, was sie „wahren Constitutionalismus" nennen, als Scheinmonarchie erscheint, durch deren Erstrebung sie selbst in unseren Augen mindestens zu unbewußten Republicanern werden.

Bücherbesprechungen.

—.C-s. Ein Blick über unsere Westgrenze hinaus. Militär-geographische Skizzirung. Von C. K. Mit einem Kärtchen der französischen Ostgrenze. Stuttgart 1887. Verlag von Greiner & Pfeiffer. 20 ₰. — Die in übersichtlicher Kürze entworfene Skizze (Skizzirung ??) der französischen Befestigungen längs der deutschen Grenze erscheint jedenfalls durchaus zeitgemäß. Sie bietet nur eine einfache Aufzählung der zur Zeit vorhandenen Festungen und Sperrforts und unterläßt es, daraus für den „Zukunftskrieg" Combinationen über den wahrscheinlichen Beginn und Verlauf der militärischen Ereignisse herzuleiten, „da Speculationen dieser Art in ein Fachblatt gehören und auch dort einer sehr discreten Behandlung bedürfen". Wir stimmen dieser Anschauung des ungenannt gebliebenen Verfassers vollständig bei; indessen will es uns doch bedenklich erscheinen, vor den Laien in militärischen Dingen ein Bild von den furchtbar aufgethürmten Hindernissen, die den Deutschen in einem deutsch-französischen Kriege entgegentreten werden, einseitig zu entrollen, ohne sofort hinzuzufügen, daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß diese Grenzbefestigungen doch von der deutschen Armee überwunden werden. Ein beruhigender Umstand liegt darin, daß nur die Forts in jenen Gegenden, welche voraussichtlich nicht zum Schauplatz entscheidender Operationen werden dürften, sogenannt „uneinnehmbar" sind. Wir meinen den Abschnitt Belfort-Epinal (längs der hohen Vogesen). Selbst dort sind die auf isolirten Bergkegeln mit unverkennbarer Meisterschaft angelegten Sperrforts, wenn nicht zu bezwingen, so doch einfach zu umgehen, da ihre Wirkungssphäre durch das gebirgige Terrain sehr eingeschränkt ist. Man wird diese Forts um so sicherer „links liegen lassen", als man sie nicht braucht, um etwa von ihnen gesperrte Bahnlinien zu öffnen. Bahnen von Bedeutung für die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Invasionsarmeen giebt es in diesem Abschnitt nicht, dieselben liegen durchweg in dem Gelände nordwestlich von Epinal. Dort aber sind die Bahnen, Straßen und Flußübergänge sperrenden Forts wenn auch unendlich stark, so doch nicht uneinnehmbar. Man wird zu der Umsicht der deutschen Heeresleitung das Vertrauen haben, daß sie bereits im Voraus den längs der französischen Grenze zu erwartenden Schwierigkeiten Rechnung getragen. Etwas aber wollen wir nicht unterlassen, zu betonen, daß an ein so verhältnißmäßig leichtes Siegen wie im Jahre 1870 bei einem Zukunftskrieg keinesfalls zu denken ist. Diese Voraussicht, welcher der Fürst Bismarck anläßlich der Verhandlungen über die Militärvorlage wiederholt Ausdruck verliehen hat, wird den Laien seiner Zeit vor bitteren Enttäuschungen bewahren. Für diejenigen, welche sich über die einschlagenden, durch die gegenwärtige politische Lage in den Vordergrund gedrängten Verhältnisse näher orientiren wollen, verweisen wir auf die in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung bereits früher veröffentlichten Abhandlungen über „Frankreichs Ostgrenze und Eisenbahnnetz" (Jahrgang 1886 Nr. 9 ff.).

M.-Fr. Die historischen Schriften Dietrichs von Nieheim. Von Georg Erler. Habilitationsschrift. Leipzig 1887. O. Dürr. VII, 104 S. — Unter den Schriftstellern des letzten Jahrhunderts vor der Reformation nimmt der Westfale Dietrich von Nieheim einen neuerdings immer mehr gewürdigten hohen Rang ein. Ueber die Zeit der Kirchenspaltung und der großen Concile hat er viele, theilweise sehr schroffe und persönliche Urtheile in Umlauf gebracht, die schon lange in andere Werke übergegangen sind. Die rein historischen Schriften Dietrich's hat nun der neue Leipziger Privatdocent für Geschichte G. Erler zum Gegenstande seiner Abhandlung genommen und ihren kritischen Werth sowol wie ihre Ueberlieferung in besonnener, überall zum Beifall anregender Weise besprochen. Man kann im Großen und Ganzen auch den gegen Ottokar Lorenz und Sauerland gerichteten kritischen Excursen kaum Anerkennung versagen; ob aber die persönlichen Urtheile des päpstlichen Abbreviators und Bischofs von Verden Dietrich über die verschiedenen Päpste, denen er gedient, nicht doch hie und da einen größeren Werth beanspruchen, als Erler meint, der sie nur aus Voreingenommenheit und mißvergnügter Tadelsucht ableitet, kann hier nicht erörtert werden. Wir wünschen dem eifrigen Forscher, der sich schon in manchem Archiv und mancher Bibliothek umgesehen hat, einen stets recht gefüllten Hörsaal.

P.— Hermann J. Klein, Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Verlag von E. H. Mayer in Leipzig. à 1,20 ℳ. — Die vorliegende 3. Lieferung enthält einen Bogen Text (Katalog der interessanteren Objecte) und zwei Karten. Die Karten stellen den zwischen $-32°$ und $+21°$ Declination und $23^h\ 20^m$ bis $8^h\ 40^m$ Rectascension enthaltenen Theil des Himmels dar, enthalten also Partien, welche jetzt in den Abendstunden bequem sichtbar sind. Die Ausführung derselben ist die nämliche saubere und elegante wie in den beiden vorhergegangenen Lieferungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 23.+ Mittwoch, den 23. März. 1887.

Inhalt: Die Steinkohlenformation des erzgebirgischen Beckens. Von Adolph Werl.

Die Steinkohlenformation des erzgebirgischen Beckens.

Von Adolph Werl.

Zwischen dem Südostflügel des mit seiner Hauptachse die Städte Glauchau und Roßwein verbindenden sächsischen Mittelgebirges einerseits und dem Nordwestflügel des Erzgebirges, sowie dem Frankenberg-Hainichener Zwischengebirge andererseits senkt sich eine in gleicher Richtung wie diese Sättel verlaufende, flache, muldenförmige Bucht ein: das erzgebirgische Becken. Dasselbe beginnt nordöstlich von Chemnitz, erstreckt sich weiter westwärts stetig an Breite zunehmend bis in die Gegend von Werdau und Crimmitschau und ist zum größten Theile von den Ablagerungen der Steinkohlenformation, sowie denjenigen des Rothliegenden erfüllt. So bekannt man die gesammten Verhältnisse der in volkswirthschaftlicher Beziehung so wichtigen Steinkohlenbildungen dieses Gebietes, namentlich seit den bahnbrechenden Arbeiten des Geh. Bergrath Prof. Dr. C. F. Naumann[1]), Prof. Dr. H. B. Geinitz[2]), Prof. Dr. B. v. Cotta[3]) u. A. allgemein auch hielt, so haben die Aufnahmen und Ermittelungen der im Auftrage des königl. Finanzministeriums bestehenden königl. geologischen Landesuntersuchung Sachsens doch eine Fülle weiterer, für den Kohlenbergbau sehr wesentlicher Thatsachen ergeben.

Nach diesen neuesten Forschungen besteht die Steinkohlen- oder Carbon-Formation des erzgebirgischen Beckens aus einem vielfachen Wechsel von Schieferthonen, Sandsteinen und Conglomeraten, denen Steinkohlenflötze, Kohlensandsteine, sowie Sphärosiderite eingeschaltet sind. An der Basis dieses Schichtensystems treten überdies Melaphyre, Breccien und tuffartige Gesteine auf. Die zahlreiche Pflanzenreste führenden meist asch- bis schwärzlichgrau, seltener bräunlich gefärbten Schieferthone sind bald sandig, bald thonig, vollkommen geschichtet und enthalten häufig kleine Kohlentheilchen, sowie kohlensaures Eisenoxyd, weniger Schwefelkies. Schiefer mit öligen oder harzigen Substanzen fehlen in ihnen, dagegen finden sich bei Lugau, Oelsnitz ꝛc. überall Schmitzen von Pechkohle eingeschaltet. Die grob- bis feinkörnigen Sandsteine besitzen eine weiße oder graue, öfter grün oder rostbraun gefleckte Farbe und bestehen oder aus Quarzkörnern, sowie Glimmerschüppchen, welche durch ein thoniges oder eisenspathhaltiges Bindemittel verkittet werden. Bei Lugau zeigen sie ausnahmsweise eine Dünnplattigkeit und größere Festigkeit. Uebrigens gehen sie einerseits in Schieferthone, andererseits in Conglomerate über. Die Conglomerate, welche meist große Nester, vereinzelt auch mächtige Bänke in den Sandsteinen bilden, setzen sich aus durch ein sandig-thoniges Bindemittel verkitteten Geröllen von Quarz, Kiesel- und Thonschiefer zusammen, während der Sphärosiderit vorwiegend thonig und den vorhergenannten Gesteinen eingeschaltet ist. Die Steinkohle selbst ist in dreierlei Form, nämlich als Schieferkohle, Rußkohle und Pechkohle ausgebildet. Die erstere tritt nur im Zwickauer Kohlengebiet, besonders in den unteren Flötzen auf und besteht wiederum aus dünnen Lagen von Pechkohle, die jedoch so vorherrschen können, daß selbständige Pechkohlenflötze innerhalb der Schieferkohlen entstehen. Die Rußkohle, welche ebenfalls den unteren Flötzen eigen ist, setzt sich wesentlich aus matter, leicht zerbröckelnder Faserkohle mit Schmitzen von glänzender Pechkohle zusammen und wird zur Stubenfeuerung sehr gesucht. Die eigentliche Pechkohle, welche namentlich in den oberen Flötzen vorkommt, zeigt einen flachmuscheligen Bruch und findet vorwiegend als Gaskohle Verwendung. Untergeordnet tritt im Lugau-Oelsnitzer Gebiet auch noch Hornkohle auf. Die unteren Flötze der Zwickauer Gegend sind überdies reich an verschiedenen Eisenerzen.

Was die allgemeine Verbreitung der Steinkohlenformation im erzgebirgischen Becken anbetrifft, so ist diese nur auf den südlichen Theil dieser Einsenkung, also auf deren Südabhang beschränkt und erstreckt sich nach Norden zu nicht über die Mittellinie des Beckens hinaus. Diese Erscheinung beruht darauf, daß die bei Zwickau bis gegen 400, bei Lugau-Oelsnitz bis 150 Meter mächtigen Schichten der Steinkohlenformation bald nach ihrer Entstehung durch Abschwemmung wieder theilweise vernichtet worden sind. Die Abtragungsfläche senkt sich daher bei Lugau-Oelsnitz langsam nach Norden, schneidet also die etwas flacher einfallenden Carbonschichten schräg ab. Bei Zwickau dagegen ist die Steinkohlenformation zu einem unterirdischen, umgekehrt schildförmigen Hügel modellirt worden, an dessen Abhängen die Flötze ausstreichen. Somit wird in beiden Gegenden die Mächtigkeit der gesammten Schichtenreihe nach Norden zu eine immer geringere, um schließlich ganz aufzuhören, und auch die Kohlenflötze selbst haben ein um so größeres Verbreitungsgebiet, einem je tieferen Niveau sie angehören.

Die ganze erzgebirgische Steinkohlenformation legt sich mit flacher Schichtenneigung auf die meist steil aufgerichtete, vorwiegend aus Thonschiefern bestehende Phyllitformation, also auf das jüngste Glied der das Erzgebirge aufbauenden archäischen Schichtengruppe. Südlich von Zwickau bilden theilweise auch nur wenig jüngere Gesteine, nämlich silurische und devonische Schiefer ihren Untergrund. Sie fällt im Allgemeinen nach Nordwesten, also vom südlichen Beckenrande nach

[1]) Geognostische Karte des erzgebirgischen Bassins im Königr. Sachsen, 1:57600 nebst Erläuterungen 1866. — Neues Jahrbuch f. Mineralogie, Geologie ꝛc. 1861 ꝛc. — Berg- u. Hüttenm. Ztg. 1860. — Sitz.-Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig 1848. — Wiss. Beilage d. Leipz. Ztg. 1864 ꝛc.

[2]) Die Versteinerungen der Steinkohlenformation in Sachsen 1855. — Geognost. Darstellung der Steinkohlenf. in Sachsen 1856. — Sitz.-Ber. d. Isis zu Dresden 1867. — Wiss. Beilage d. Leipz. Ztg. 1854, 1858, 1864.

[3]) Kohlenkarte von Sachsen nebst Erläuterungen 1857. — Wiss. Beilage d. Leipz. Ztg. 1855, 1866. — Vergl. überdies: Naumann u. v. Cotta, Geognost. Karte des Königr. Sachsen 1836 bis 1846, Section 15. Chemnitz nebst Erläuterungen, Heft 2, sowie Publicationen des Kohlenwerksinspector R. F. Köttig, Markscheider G. E. Böhme, Prof. Nagel, F. G. Wiek ꝛc. — Genauere Literaturangaben finden sich in: A. Jentzsch, Die geologische u. mineralogische Literatur des Königreichs Sachsen 1874. — Vergl. auch H. Credner, Das sächs. Granulitgebirge u. seine Umgebung, Erläut. z. Uebersichtskarte des sächs. Granulitgeb. 1884, S. 95 bis 120.

der Mitte zu, ein, da sie sich an den Nordabhang des Erzgebirges anlehnt, und zwar unter einem Winkel von durchschnittlich 10°; in der Gegend von Zwickau sind die tieferen Schichten sogar 15 bis 20° geneigt, ein Fallen, welches nach oben zu allerdings sich verringert. Das Ganze wird überlagert und ausgeebnet von der aus Conglomeraten, Sandsteinen, Schieferletten, Tuffen und Porphyren bestehenden Formation des Rothliegenden, über welche an der nordwestlichsten Ausmündung des erzgebirgischen Beckens die Zechsteinformation mit ihren Kalken sich legt. Das Rothliegende nimmt hinsichtlich seiner Mächtigkeit von Osten nach Westen zu — indem dieselbe bei Chemnitz 430, zwischen Gersdorf, Lugau und Oelsnitz 750 bis 840, zwischen Glauchau und Zwickau gegen 900 Meter beträgt — und bildet sammt den hier und da aufgelagerten viel jüngeren diluvialen Lehmen und Sanden eine starke, die Steinkohlenformation mit wenigen Ausnahmen, wie bei Bockwa und Niederwürschnitz, überall verhüllende Decke, welche nach Norden, Nordwesten, sowie Westen weit über die unter ihr verborgenen, in ihrer Verbreitung aber erheblich reducirten Kohlenschätze übergreift.

Die die Sohle des gesammten erzgebirgischen Beckens darstellende Phyllitformation weist nun an ihrer Oberfläche eine Menge Vorsprünge, Buckel und muldenförmige Vertiefungen auf, so daß infolge dessen nicht nur die tiefsten Schichten der Steinkohlenformation in höchst unregelmäßiger, wellenartiger Form sich auflagern mußten, sondern auch die letztere selbst eine Theilung in zwei verschiedene Gebiete, nämlich in das Zwickauer und das Lugau-Oelsnitzer Kohlenbassin erfuhr. Ob diese beiden, 10 Kilometer von einander entfernten Bassins wenigstens mit ihren tieferen Schichten etwa noch im Zusammenhange stehen oder aber ob sie gänzlich von einander getrennt sind, hat sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen. An das eigentliche erzgebirgische Becken schließt sich dann noch nordöstlich von Chemnitz ein drittes Steinkohlengebiet, nämlich das Flöhaer Steinkohlenbassin an, welches die seichte Vertiefung zwischen dem Erzgebirge und dem Frankenberg-Hainichener Zwischengebirge ziemlich vollständig ausgleicht.

1) Das Steinkohlenbassin von Zwickau.[1]) Die Steinkohlenformation dieser Gegend tritt nur südlich der Stadt Zwickau bei Bockwa, Cainsdorf und Planitz zu Tage, ist gegen Norden bis zum Zwickauer Bahnhofe nachgewiesen, unterhalb der Stadt ziemlich sicher anzunehmen, während sie wenig westlich vom Segengottesschachte, also noch vor Lichtentanne ihr Ende erreicht. Ihre kohlenführenden Schichten lassen sich in drei verschiedene Flötzgruppen: einen unteren, mittleren und oberen Flötzzug gliedern. Der untere Flötzzug erlangt im südwestlichen Theile des Zwickauer Kohlenfeldes 40, weiter nach Osten und Norden aber 80 bis 150 Meter Mächtigkeit und enthält drei Steinkohlenflötze: das Segengottesflötz, das Planitzer und das weit verbreitete Rußkohlenflötz, welche vorwiegend aus Schieferkohle, nur local aus Rußkohle bestehen und nach dem Innern des Bassins zu sich vielfach zerschlagen oder ganz auskeilen. Das Segengottesflötz besitzt nur eine geringe Verbreitung und ist in den Schächten der Bürgergewerkschaft (Hilfegottesschacht, Bürgerschacht I und II, Bahnhofsschacht) westlich von Zwickau Gegenstand des Abbaues. Es zerschlägt sich in zwei Abtheilungen, von denen die obere noch über 1 Meter Kohle enthält und sich bis jetzt überall als bauwürdig erwiesen hat. Das Planitzer Flötz zertheilt sich in drei Abtheilungen, von denen die unterste 4 Meter Mächtigkeit erreicht, eine besonders gute Kohlenführung besitzt und in den Schächten des Erzgebirgischen Steinkohlenbauvereins (Segengottes-, Vertrauen- und Hoffnungsschacht) südlich von Zwickau abgebaut wird, während die beiden anderen wenig mächtig und kohlenführend sind. Das Rußkohlenflötz tritt in seiner günstigsten Entwickelung bei Bockwa auf, wo es die bedeutende Mächtigkeit von 8 bis 9 Meter besitzt (in Herrschel's Schacht über 7 Meter reine Kohle) und meist aus reiner Rußkohle besteht. Gegen Osten, Nordosten, Westen und Süden verliert es sehr an Mächtigkeit und Kohlenführung. Den Schichten des unteren Flötzzuges sind namentlich Eisenerze in bedeutender Menge eingelagert, die jedoch nur beim Abbau der Kohle mitgewonnen werden. Das Liegende dieses Zuges bilden der Melaphyr von Cainsdorf, ein dichtes, festes, grünschwarzes Eruptivgestein, sowie Schieferthone, Sandsteine und Conglomerate. Der mittlere Flötzzug, welcher von dem unteren durch ein 30 bis 40 Meter mächtiges, unbauwürdiges Zwischenmittel getrennt ist, besitzt eine sehr wechselnde Mächtigkeit von 20 bis 50 Meter, besteht ebenfalls meist aus Schieferkohle, local auch aus wesentlichen Anhäufungen von Faserkohle und enthält drei Flötze: das Schichten-, Zach- und Lehekohlenflötz, die mit sehr unregelmäßiger Lagerung auftreten. Das Schichtenkohlenflötz zeigt seine günstigste Beschaffenheit östlich von Zwickau, wo es sich aus einer 2 Meter mächtigen Hauptbank reiner Kohle zusammensetzt, unter und über welcher durch schwache Zwischenschichten abgetrennte, bis 1 Meter mächtige kleinere Kohlenbänke auftreten. Gegen Südosten und Westen zertheilt es sich aber und wird durch kohlenleere Schichten verdrängt, so daß es unterhalb Schedewitz nur noch zur Hälfte abbauwürdig sich erweist. Das Zachkohlenflötz enthält öfter Schmitzen von Pechkohle, ist 1 bis 3 Meter mächtig und zerschlägt sich nach Osten zu vollständig. Das Lehekohlenflötz zeigt die letztere unangenehme Eigenschaft ebenfalls und streicht südöstlich von Zwickau bei Oberhohndorf aus. Der obere, von dem mittleren durch ein 20 bis 30 Meter mächtiges Zwischenmittel von Sandsteinen und Schieferthonen geschiedene Flötzzug ist nur im Süden, Südosten und Osten des Zwickauer Kohlenfeldes vertreten und führt vier 1 bis 3 Meter mächtige Flötze, welche als Scherbenkohlen-, zweielliges, dreieinhalbelliges und dreielliges Flötz bezeichnet werden, in schwärzlichgrauen Schieferthon eingelagert sind und aus einer an Pechkohle sehr reichen Gaskohle bestehen. Dieser obere Flötzzug bildet den Gipfel des oben erwähnten unterirdischen Hügels, zu welchem das Zwickauer Carbon infolge nachträglicher Abschwemmung geformt worden ist. Zu der dadurch hervorgerufenen theilweisen Zerstörung der Schichten der Steinkohlenformation haben sich Störungen der Lagerungsverhältnisse gesellt, welche sich einerseits in der Faltung der Kohlenmuldenflügel, andererseits in der Bildung mehrfacher Verwerfungen äußerten und nun heute einen nachtheiligen Einfluß auf den Kohlenbergbau ausüben. Die Faltungen zeigen sich als Sättel und Mulden, welche besonders bei Schedewitz, wenn auch im kleineren Maßstabe, häufig sind. Die nicht seltenen Verwerfungen und Spaltenbildungen können als drei Spaltenzüge betrachtet werden, von denen einer während der nach der Steinkohlenzeit eintretenden Rothliegendenperiode entstanden ist, während den anderen ein bedeutend jüngeres Alter zukommt. Dem ersteren Spaltenzuge gehört namentlich die südöstlich vom Segengottesschachte sich einstellende Verwerfung an, welche das Herabsinken einer Gebirgsscholle um 30 Meter verursacht hat. Weit zahlreicher erscheinen die Spalten der beiden anderen Züge. Der erstere, von Südost nach Nordwest verlaufende besitzt die am weitesten fortsetzenden Spalten, mit denen zugleich die bedeutendsten Verwerfungen verbunden sind. Diese letzteren weisen eine stets wechselnde Höhendifferenz zwischen den durch eine Spalte getrennten Gebirgstheilen auf. Dadurch wird entweder bewirkt, daß die Verwerfung nach einer Seite hin aufhört, während sie nach der anderen sich mehr geltend macht, wie bei der Brückenberger Hauptverwerfung im Osten von Zwickau; oder, daß die Höhendifferenzen durch an die Hauptspalte sich anschließende Nebenspalten zunehmen. Das letztere ist besonders bei der Oberhohndorfer Hauptverwerfung der Fall,

[1]) Sectionen der geologischen Specialkarte Sachsens 111. Zwickau und 112. Lichtenstein von H. Mietzsch 1877; 125. Kirchberg 1884 und 124. Ebersbrunn-Planitz 1885 von K. Dallmer. — Profile durch das Kohlenfeld von Zwickau von H. Mietzsch 1877. — Zu diesen sämmtlichen Blättern gehören ausführliche Erläuterungen.

welche im Südosten 100, im Norden des Zwickauer Kohlenfeldes bereits 145 Meter senkrechte Niederziehung des einen Gebirgstheiles zeigt. Mindere Bedeutung erlangen die von Ost nach West gerichteten Verwerfungen des dritten Spaltenzuges. Sie verlieren sich meist innerhalb der Kohlenformation selbst, wohingegen die Verwerfungen der beiden anderen Spaltenzüge auch wesentliche Verschiebungen der Schichten des Rothliegenden hervorgerufen haben.

2) Das Steinkohlenbassin von Lugau-Oelsnitz.[1]) Die bis über 120 Meter mächtige, bisher noch wenig bekannte Steinkohlenformation dieses Gebietes erfährt dadurch große Unregelmäßigkeiten in ihrem Aufbaue, daß nicht nur ihre einzelnen Glieder in local sehr verschiedener Mächtigkeit mit einander wechsellagern, sondern daß diese Gesteinsschichten überdies durch Auskeilung oft rasch endigen. Auch die Kohlenflötze selbst zeigen wenig Beständigkeit bezüglich ihrer Mächtigkeit, Kohlenführung und unbauwürdigen Zwischenmittel. Namentlich die letzteren weisen die größten Schwankungen auf. So kann sich ein 10 bis 20 Meter mächtiges Zwischenmittel auf kurze Entfernung zu einer ganz schmalen Schicht zusammenziehen, dann aber plötzlich seine frühere Mächtigkeit erreichen. Daher sind im östlichen Theile des Bassins zwischen Niederwürschnitz, Lugau und Oelsnitz die unteren Flötze durch mächtige Zwischenmittel von einander getrennt, während sie nach Westen zu sich ziemlich nahe treten. Wesentlichen Einfluß auf diese Verhältnisse übt der stellenweise sehr rücken-, buckel- und muldenreiche phyllitische Untergrund. Die Lugau-Oelsnitzer Steinkohlenschichten sind im südlichen Theile des Gebietes oft nur von einer dünnen Lehmdecke verhüllt, so daß sie schon durch Gräben erreicht werden können; weiter nach Norden zu verschwinden sie freilich ähnlich wie in der Gegend von Zwickau unter mächtigen Ablagerungen des Rothliegenden. Ihre allgemeine Verbreitung reicht im Norden etwa bis Hohndorf, Erlbach, Ursprung und Leukersdorf südöstlich von Hohenstein-Ernstthal, nach Süden bis 3 Kilometer nördlich von Stollberg, während sie sich westlich und östlich mit irgendwelcher Sicherheit nicht angeben läßt. Die Ausdehnung der wirklich abbauwürdigen Kohlenflötze ist jedoch eine viel geringere und nur auf die westlich der Linie Niederwürschnitz-Erlbach beschränkt. Trotz der sehr unregelmäßigen Lagerungsverhältnisse lassen sich 7 verschiedene Flötzzonen, nämlich von unten nach oben: das Grund-, Haupt-, Vertrauen-, Glückauf-, Hoffnung-, Ober- und Neuflötz unterscheiden. Das am wenigsten verbreitete, lediglich die Unebenheiten des phyllitischen Untergrundes ausgleichende Grundflötz wird erst weiter nach Westen zu mächtiger, so im Saxoniaschachte nordwestlich von Lugau bereits 84 Meter und besteht vorwiegend aus Rußkohle. Es enthält durchschnittlich 2 Meter abbauwürdige Kohle, in den Vereinigtfeldschächten südlich von Hohndorf davon sogar über 3 Meter und nur bei Neuölsnitz störende Zwischenschichten. Schieferthone und Sandsteine bilden sowol das Liegende, als das Hangende dieses Flötzes. Die am meisten verbreitete Hauptflötzzone besitzt nicht überall die gleiche Bauwürdigkeit, da sich ihr Flötz nordwestlich von Lugau, sowie im Neuölsnitzer Gühneschacht zerschlägt. Sie ist im Osten nur 2 bis 5, im Kaiserin Augustaschachte dagegen 20 bis 30, im Vertrauenschachte westlich von Lugau 15 bis 19 Meter mächtig, um westlich von Oelsnitz, wie im Concordia- und Plutoschachte, wieder auf 3 bis 9 Meter herabzusinken. Dabei stellt sich im Karlschachte südlich von Lugau 1,8, im Gottessegenschachte westlich von Lugau 2,5 bis 3, im Concordiaschachte sogar über 4 Meter reine Kohle ein, die meist als Rußkohle und nur im Saxoniaschachte, wie im Höselschachte südlich von Lugau als Pechkohle ausgebildet ist. In dem letzteren benachbarten Albertschachte erscheint das Hauptflötz ziemlich mit dem Grundflötz vereint. Die ebenso verbreitete, aber weniger mächtige Vertrauenflötzzone schwillt bei Neuölsnitz zu 26 Meter an, führt hier 1,5, in den Schächten der Kaisergrube zwischen Oelsnitz und Gersdorf 1,8, im Oelsnitzer Concordiaschachte sogar 2,4 Meter reine Kohle. Ihre Zusammensetzung ist sehr schwankend. Im östlichen Theile des Reviers besteht das Flötz aus Rußkohle, im Concordia-, Hedwig- und Plutoschacht, besonders aber im Helenenschacht westlich von Oelsnitz überwiegt die Pechkohle. Ebenso wie die Hauptflötzzone enthält auch diese Zone nur wenig bedeutende Zwischenflötzchen. Das Glückaufflötz besitzt die geringste Ausdehnung, aber eine größere Mächtigkeit, als das vorige, beginnt erst bei Neuölsnitz und zeigt im Kaiserin Augustaschachte 0,9, in der Kaisergrube 1,5, im Hedwigschachte 3, in den Hohndorfer Vereinigtfeldschächten sogar 3,7 Meter reine Kohle, während sich nach Oelsnitz zu verschiedene Bergmittel einstellen. Es ist mit nur wenigen Ausnahmen als reines Pechkohlenflötz entwickelt und wird ebenfalls von Schieferthonen überlagert. Die übrigen Flötzzonen sind weniger wichtig und nur im südwestlichen Theile des Bassis genauer bekannt. Das ausschließlich aus Pechkohle gebildete Hoffnungsflötz ist am mächtigsten im Deutschland- und Vereinsglückschachte bei Oelsnitz mit 1,9 und 1,7 Meter reiner Kohle; im ersteren Schachte treten in den hangenden Schichten noch viele Zwischenflötzchen auf. Das Oberflötz scheint eine etwas größere Verbreitung zu besitzen, führt in den genannten Schächten 1 und 1,6 Meter reine Kohle und ist außer hier noch im Oelsnitzer Friedenschacht abgebaut worden. Doch hat die Kohlengewinnung überall wieder eingestellt werden müssen. Das Neuflötz ist nur im Deutschlandschachte I aufgeschlossen und besteht aus reiner Pechkohle. Wie im Zwickauer Bassin, so stellen sich auch im Lugau-Oelsnitzer zahlreiche Verwerfungsspalten ein. Sie sind jedoch hier meist von geringerer Ausdehnung, verlaufen krummlinig und schaaren sich häufig zusammen. Die von Südost nach Nordwest verlaufenden haben ein jüngeres Alter, als die übrigen; meist fällt ihre Entstehung nach der Zeit des Rothliegenden. Namentlich drei dieser für den Kohlenbergbau so hinderlichen Lagerungsstörungen zeichnen sich durch eine größere Ausdehnung von 2 bis 3 Kilometer, durch bedeutende Höhenunterschiede zwischen den durch sie verschobenen Gebirgstheilen von 50 bis 135 Meter und ein junges Alter aus. Die erste dieser von Südost nach Nordwest streichenden Spalten ist die Karlschacht-Verwerfung, welche südöstlich vom Karlschachte über den Victoria- und Rhenaniaschacht nach dem Saxoniaschacht nordwestlich von Lugau läuft, eine größere Nebenwerfung schneidet und an der Erdoberfläche zwischen dem ersteren und dem Gottessegenschachte mehrere auffällige Verschiebungen verursacht. Die zweite oder die Gühneschacht-Verwerfung beginnt im Südosten dieses Schachtes bei Neu-Oelsnitz, vereinigt sich mit einer Nebenspalte und endet in der Gegend des Hoffnung- und Vertrauenschachtes westlich von Lugau, wo sie sich in mehrere Zweige zertheilt. Die dritte und größte Schichtenzerreißung, die Plutoschacht-Verwerfung, fängt wahrscheinlich südlich des Kaiserin Augustaschachtes an, durchzieht den Concordiaschacht bei Oelsnitz, biegt aber weiter nördlich nahe der Kaisergrube nach Nordwesten um, durchschneidet den Plutoschacht und läßt sich jenseits dessen noch etwa ½ Kilometer weiter verfolgen. Wie alle größeren Verwerfungen, besteht diese aus mehreren Spalten — nahe vom Plutoschachte aus vier —, die keine ganz gleiche Richtung, verschiedene Sprunghöhe, sowie ein verschiedenes Alter besitzen.

3) Das Steinkohlenbassin von Flöha.[1]) Dasselbe breitet

[1]) Sectionen der geologischen Specialkarte Sachsens nebst Erläuterungen: 113. Stollberg-Lugau von Th. Siegert und T. Sterzel 1881, 94. Glauchau von J. Lehmann und H. Mietzsch 1878, 95. Hohenstein von Lehmann, Siegert und Sterzel 1879, 112. Lichtenstein von Mietzsch 1877, sowie 2 Tafeln mit Profilen durch das Kohlenrevier von Lugau-Oelsnitz von Th. Siegert 1882.

[1]) Geognostische Beschreibung des Kohlenbassins von Flöha von C. F. Naumann 1864. — Darstellung der Flora des Flöhaer Beckens von H. B. Geinitz 1854. — Erläuterungen zu Section Schellenberg-Flöha der geolog. Specialkarte Sachsens von Th. Siegert, T. Sterzel, A. Sauer, A. Rothpletz, A. Jentzsch 1881.

sich im Süden des Frankenberg-Hainichener Zwischengebirges und der krystallinischen Schiefer des Erzgebirges aus, reicht westlich bis an den Zeisigwald bei Chemnitz, im Norden bis Lichtenwalde und Hausdorf, im Osten bis ostwärts Flöha und im Süden bis Euba, ist aber durch nachträgliche Wegschwemmung mehrfach zertheilt worden, so daß besonders der westliche Theil isolirt erscheint. Die dieses Bassin ausfüllende Steinkohlenformation besteht aus einem unteren und oberen Schichtencomplex von Conglomeraten, Sandsteinen und Schieferthonen mit schwachen Steinkohlenflötzen, welche durch eine bis 50 Meter mächtige Decke von Quarzporphyr geschieden werden. Ihre Lagerungsform ist eine schwebende, die Unebenheiten ihres Untergrundes ausgleichende. Steinkohlenbergbau wird im Flöhaer Bassin schon seit Langem nicht mehr betrieben.

Die Kohlenflötze des gesammten erzgebirgischen Beckens haben sich durch Anhäufung der absterbenden, zu Boden sinkenden und schließlich vermodernden Pflanzen der Steinkohlenzeit herausgebildet. Dieselben bestehen hier, wie auch anderwärts, aus zwischen den Gefäßkryptogamen und Coniferen stehenden Sigillarien, moosfarnähnlichen Lepidodendren, Calamarien (Zapfenfarnen) und den verschiedensten baumartigen Farnen. Die Flora der Steinkohlenperiode trug also das Gepräge einer tropischen Sumpf- und Morastvegetation, deren Reste als Stämme, Zweige, Blätter nnd Früchte sich nicht nur in den Flötzen selbst, sondern auch in den dieselben unter- oder überlagernden Schieferthonen und Sandsteinen vorfinden. Die Lepidodendren herrschen in den unteren Flötzen allgemein vor, während in denselben Niveaus die Sigillarien und Calmarien im Zwickauer Gebiet noch eine große Rolle spielen, im Lugau-Oelsnitzer Bassin dagegen in sehr schwankenden Mengen auftreten. Farnreste sind in den unteren Flötzzonen nur bei Lugau-Oelsnitz häufig. Vorwiegend werden Strünke und Wedel von Farnen erst in dem mittleren und oberen Flötzzuge des Zwickauer Bassins, wo sie die übrigen Pflanzenreste mit Ausnahme der Calamarien verdrängen, während im Gebiete von Lugau-Oelsnitz Farnreste in den mittleren Flötzzonen neben local viel Sigillarien am meisten vorkommen. Die Farnreste gehören besonders drei Gattungen, den durch geschlitzte Blätter ausgezeichneten Sphenopteriden, den nervenfarnähnlichen Odontopteriden und den zusammengewachsene Fiederchen zeigenden Pecopteriden an. Thierreste stellen sich in der Steinkohlenformation des erzgebirgischen Beckens höchst selten ein. Während sich die Schichten des Zwickauer Gebietes in eine ältere Sigillarien- und eine jüngere Farnzone trennen lassen, ist eine solche Unterscheidung im Lugau-Oelsnitzer Becken nicht durchführbar. Im Allgemeinen besitzen aber beide Gebiete eine einheitliche Flora, in welcher keine wesentlichen Unterschiede bestehen, wenn auch die Flora eines jeden Gebietes hinsichtlich ihrer Artenvertheilung eigenthümlich entwickelt sich zeigt. Es ist dies Alles von T. Sterzel (Vergl. Erklärung z. Sect. Lugau-Stollberg 1880) auf Grund sehr zahlreichen Materiales auf das Genaueste nachgewiesen worden. Dabei hat sich zugleich ergeben, daß die Steinkohlenschichten des erzgebirgischen Beckens der oberen Steinkohlenformation angehören, also u. A. dasselbe Alter wie die Saarbrückener Kohlenschichten aufweisen.

Die Steinkohlenschätze des erzgebirgischen Beckens sind schon seit seit Langem, namentlich seit diese „schwarzen Diamanten" eine der Grundbedingungen einer gedeihlichen Entwickelung der Industrie wurden, Gegenstand vielfachen Abbaues gewesen. Die erste sichere Nachricht darüber findet sich in dem Zwickauer Stadtrechte vom Jahre 1348. Im Jahre 1520 vereinigten sich bereits die Bockwaer mit dem Besitzer von Planitz zu einer Art Innung, 1530 entdeckte man die Kohlen bei Oberhohndorf, 1540 bei Reinsdorf, 1608 und 1679 neue Flötze bei Planitz. Unterirdische Kohlenbrände und die gesetzlichen Bestimmungen bis 1823 hinderten den Aufschwung des Zwickauer Kohlenbergbaues wesentlich. Derselbe kam erst seit Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts in Schwung. Namentlich seit 1839 entstanden eine Menge neuer, meist von Actiengesellschaften gegründeter Werke, so diejenigen des Zwickauer und Erzgebirgischen Steinkohlenbauvereins, der Zwickauer Bürgergewerkschaft, der Genossenschaften der Oberhohndorfer Kohlenwerksbesitzer, des Oberhohndorf-Schader-, Oberhohndorf-Forster-, Zwickau-Oberhohndorfer- und Zwickauer-Brückenberg-Steinkohlenbauvereins. Ueberdies unternahmen Gemeinden und Privatleute neue Schächte. Im Lugau-Oelsnitzer Bassin ist der Kohlenbergbau späteren Datums. Die Kohlenlager wurden zwar schon im Jahre 1818 entdeckt und 1831 mit der Ausbeute begonnen, aber erst 1844 entstanden bei Niederwürschnitz und Neuölsnitz, 1852—1856 bei Lugau bedeutendere Schächte. Im Jahre 1857 wagte man sich weiter in das Bassin hinein, bis endlich 1871 auch bei Oelsnitz und Gersdorf, 1872 bei Hohndorf und später 1874 und 1879 einige andere Schächte ins Leben traten. Die jetzt noch bestehenden befinden sich meist in Händen von Actiengesellschaften. Gegenwärtig[1]) bestehen im Zwickauer Bassin 29 Werke mit einer jährlichen Ausbeute von 2 390 000 Tonnen Kohle im Werthe von 16 590 000 ℳ, im Lugau-Oelsnitzer Bassin dagegen 14 Werke mit einer jährlichen Ausbeute von 1 070 000 Tonnen Kohle im Werthe von 7 400 000 ℳ. Hierzu kommen noch die Gewinnung von Coaks: im Zwickauer Gebiet 764 000 Tonnen im Werthe von 982 000 ℳ, im Lugau-Oelsnitzer Gebiet 2700 Tonnen im Werthe von 36 000 ℳ, sowie die Fabrikation von 880 000 Stück Briquettes bei Zwickau im Werthe von 14 600 ℳ. Per Jahr werden also Alles in Allem für 25 022 000 ℳ Kohle aus dem ganzen erzgebirgischen Becken ausgebracht. Die Ausdehnung des Steinkohlenbergbaues ist hiernach eine ganz ansehnliche. Auch die diesem obliegenden Personen sind sehr zahlreich. Im Jahre 1884 beschäftigte der Kohlenbergbau im Zwickauer Bassin 285 Beamte, 9194 männliche und 159 weibliche Arbeiter, im Lugau-Oelsnitzer Gebiet 174 Beamte, 5377 männliche und 136 weibliche Arbeiter, im Ganzen also 15 325 Personen.

Die hier kurz dargelegten Verhältnisse der Steinkohlenformation des erzgebirgischen Beckens, wie ihres Abbaues finden sich eingehend erörtert in den citirten Publicationen. Besondere Beachtung hiervon verdienen die neuesten von der unter der Direction des Oberbergrathes Professor Dr. H. Credner zu Leipzig stehenden königl. sächsischen Landesuntersuchung herausgegebenen Werke. Während die Kartenblätter der geologischen Specialkarte die Verbreitung der einzelnen Glieder der Steinkohlenformation, sowie der sie verhüllenden jüngeren Gesteinsschichten zeigen, führen die Tafeln mit Profilen durch die Kohlenfelder von Zwickau und Lugau-Oelsnitz die unterirdische Ausdehnung, die Verwerfungen und Mächtigkeit der einzelnen Flötze und unbauwürdiger Zwischenmittel klar vor Augen. Die kartographischen und Profildarstellungen liefern also zusammengenommen ein höchst anschauliches und sicheres Bild des gesammten Kohlenreichthums in unserem erzgebirgischen Becken und müssen für alle Kohlengrubeninteressenten und Grubenfeldbesitzer ein besonderes Interesse besitzen, wie sie übrigens auch als Lehrmittel für Schulen treffliche Dienste leisten dürften.

[1]) Vgl. Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen auf das Jahr 1886. Auf Anordnung des königl. Finanzministeriums herausgegeben vom Bergrath und Professor C. G. Gottschalk.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 24. Sonnabend, den 26. März. 1887.

Ein Ausflug nach den südafrikanischen Goldfeldern.

Von August Einwald. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Im Februar des Jahres 1885 fuhr der Dampfer „Tartar“ (of the Union Steam Ship Company) von Southampton nach Port Natal, dem bis jetzt bequemsten Landungsplatze für die verheißungsvollen Goldfelder.

Wenn das schöne, schwimmende Hotel von 4339 Tonnage, das seinen Salon ausnahmsweise in der Mitte des Schiffes besitzt, den Hafen verlassen hat, und die Passagiere dem Anschauen des Abschiedswinkens ihrer am Lande zurückgebliebenen Freunde entrückt sind, so bietet sich für denjenigen, der die Reise schon öfters zurückgelegt hat, die beste Gelegenheit, seine Mitpassagiere zu mustern. Diejenigen, die sich nach dem ersten Anblick zu einander hingezogen fühlen, schließen Bekanntschaft, die nach der ersten Frage: Wohin gehen Sie? schnell genug angeknüpft war, und wenn sich gar solche zu einander fanden, die mit jugendfrischen Hoffnungen ihrem vermeintlichen Glück in dem gelobten Lande entgegen gingen und als reiche Leute zurückzukehren dachten, so wurden diese ausgetauschten Hoffnungen bald zu einem neuen Bunde der Freundschaft, der nicht anders als durch die That und die Aufforderung: Let us have a drink besiegelt werden konnte. Welch' ganz andere Gedanken bewegten mich, als meine Mitpassagiere. Ernsten Blickes schaute ich der verschwindenden Küste nach, und indem ich mich innerlich fragte: Wann und mit welchen Erfolgen wirst du Europa wiedersehen, richtete ich meinen Blick gen Himmel, mir selbst leise antwortend: Der dort oben allein weiß es!

Am zweiten Tage im biscayischen Meerbusen hatten sich die Passagiere schon mehr an die Bewegung des Schiffes gewöhnt und von Tag zu Tag, je mehr wir uns unserem Ziele näherten, desto gelassener und verständiger schienen sie zu werden.

Während der Fahrt beschäftigte ich mich viel mit Schreiben und selbst die kurze Zeit, welche ich auf dem Verdeck zubrachte, wurde ich durch unendlich viele Fragen belästigt; denn viele von den guten Leutchen, die ihre Taschen mit Gold füllen wollten, wußten gar nicht einmal selbst recht, wohin sie eigentlich gehen wollten. Die Hauptbeschäftigung Vieler schien nur in dem Reinigen und Instandhalten ihrer mitgeführten Waffen zu bestehen; manche führten sogar Sattel und alles nöthige Reitzeug mit sich, nur das Nöthigste, das Pferd selbst, fehlte.

Die erste Station Funchal wurde passirt, auch die Insel St. Helena, Capstadt, Mosselbay, Port Elizabeth, Panmure, und am 31. Tage erreichten wir Durban.

Die eine Sorge beschäftigt jetzt Alle, das Eldorado auf das Schnellste erreichen zu können. Es würde den Raum Ihres geschätzten Blattes unbescheiden in Anspruch nehmen, wollte ich mich in dieser Beschreibung ausführlich über die unpraktischen Ideen der meisten nach Afrika Reisenden auslassen, die es nur zu spät zu bereuen haben, anstatt bei erfahrenen älteren Reisenden sich bei solchen Rath geholt zu haben, die ihnen über die eigentliche Hauptsache, die beste und billigste Art des Reisens selbst, gar keine Auskunft geben können. Einflechten möchte ich hier, daß die Union Steam Ship Company jeden Monat einen Dampfer von Hamburg expedirt und daß den Deutschen der Vortheil geboten wird, während des Aufenthalts in England keine weiteren Ausgaben zu haben. Der Passagepreis ist nach Durban erster Classe 42 Guineas und zweiter Classe 28 Guineas; jeder Passagier sollte aber außer dieser Summe noch die Mittel besitzen für die Reise nach den Goldfeldern und für einen längeren Aufenthalt daselbst; dann ist ihm leichter die Gelegenheit gegeben, den Grund zu späteren Erfolgen zu legen. Niemals darf man vergessen, daß man das Gold erst suchen muß.

Bis vor noch nicht langer Zeit war stets Pietermaritzburg, der Abfahrtsort der verschiedenen Fuhrwerke, bei der Abfahrt stets der Schauplatz großer Aufregung, seit der Eröffnung der Eisenbahn von dort nach Ladysmith wurden auch die interessanten Vehicles nach diesem Platz verdrängt. Die Distanz von Durban nach Ladysmith ist 196 englische Meilen, welche in 15 Stunden zurückgelegt werden, und kostet die Fahrt 2 Lstr. 7 sh. 3 d. (48 Mark).

Von Ladysmith aus fahren Ochsenwagen, Spiders (leichte amerikanische Wagen von Pferden gezogen) und eine regelmäßige Coach (Postwagen), letzterer legt die 292 englischen Meilen nach den De Kaap Gold Fields in 96 Stunden = 6 Tagereisen zurück und kostet die Fahrt excl. Verpflegung 25 Pfund Sterling; 25 Pfund Gepäck ist frei, das übrige kostet 1 shilling pro Pfund.

Leider gebricht es uns an Raum, hier eine getreue Schilderung der Abfahrt zu geben — dem ruhigen Zuschauer, der sich den Charakter der Reisenden schon aus ihrem ganzen Gebahren, ihrer Kleidung und Haltung zurechtstellen kann, giebt sich dabei mancher Anlaß zu interessanten Beobachtungen. Der Wagen wird gewöhnlich von 8 Pferden gezogen, welche von einem tüchtigen, schwarzen Treiber, „Capeboy“, geführt werden.

Von Ladysmith wird die Richtung nach Newcastle (im nordwestlichen Theile Natals gelegen) eingeschlagen.

Die Abfahrt geschieht Morgens früh vor Tagesanbruch und ist deshalb den Passagieren anzurathen, auch wärmere Kleider mitzunehmen, um sich gegen die Kälte und den Nebel vor Sonnenaufgang zu schützen.

Die zu Anfang etwas gedrückte Stimmung macht aber bald einer allgemeineren heitern Platz, sobald die ersten Strahlen der warmen Morgensonne die Reisenden begrüßen und diese wird noch durch die erfrischende Luft unter einem klaren Himmel, sowie durch das Gefühl ungebundener Freiheit gehoben, welche selbst kleine Hindernisse und das ziemlich starke Rütteln der Wagen auf der Landstraße nicht beeinträchtigt, wie denn auch der Treiber, der vorn angeschnallt sitzt, namentlich über das letztere sein Wohlbehagen durch herzliches Lachen kund giebt.

Nach Zurücklegung von 12 englischen Meilen wird gewöhnlich Rast gemacht. Einige der Passagiere helfen die Pferde ausspannen und überwachen sie auf der Weide; andere suchen Holz und getrockneten Kuhdung (letzteres auch Free State Coal genannt) zum Feuer anmachen beim Kochen und andere wieder holen Wasser. Bei dem ersten Ausspann lacht gewöhnlich Einer den Anderen aus über das ungeschickte Anstellen bei der ungewohnten Arbeit, aber hier heißt es: „Mensch füge dich geduldig in dein Schicksal!“

Gute Schützen gehen auf die Jagd und wird dies große Vergnügen sehr oft mit reicher Beute belohnt.

Ertönt der willkommene Ruf: Das Essen ist fertig, so wird der große Tisch (Grasboden) gedeckt und die einfache Mahlzeit auf sehr primitivem Geschirr verzehrt und diese mundet oft besser, als die feinste Mahlzeit zu Hause.

Nachdem Menschen und Thiere ihren Hunger befriedigt haben,

geht die Reise weiter und gegen Mittag wird das Hotel von Kit Allen in den Biggersbergen erreicht, für Geld und gute Worte hatte man hier Gelegenheit, sich Erfrischungen durch Speise und Trank zu verschaffen. Wenn ich hier den Ausdruck Hotel gebrauche, so stelle sich ja Niemand den „Hamburger Hof" vor an der schönen Alster, sondern nur einen viereckigen Raum mit Wänden und Dach von verzinntem Eisenblech zusammen geschraubt; mehr nördlich verwandeln sich diese sogenannten Hotels in Hütten, oft noch schlechter als die Kraals der Eingeborenen, nur daß diese Absteigequartiere viereckig sind.

Abends wurde Newcastle erreicht und im Salisbury Hotel Halt gemacht. Der erste Tag wurde angenehm verbracht, sind wir doch noch im Gebiete der Civilisation, obwol eine Strecke von 60 englischen Meilen zurückgelegt war.

Den zweiten Tag ging es langsamer, stets bergauf und bergab, so daß die Reisenden — anstatt hin- und hergeschüttelt zu werden — die größte Strecke marschiren mußten.

Bei Ingongo in der Nähe des Frasers Mount Prospect Hotel wurde ausgespannt. Der Besitzer erzählt seine einstudirten Abenteuer, wie er in Californien Gold grub, unter dem Commando Sherman's und Grant's kämpfte und zuletzt bei der Polizei in Durban diente 2c. Je mehr die Reisenden von ihm wissen wollten, desto mehr mußte getrunken werden, was natürlich für Mr. Fraser die doppelte Annehmlichkeit bot, daß er auch noch als Gast mittrinken konnte.

Ingongo wird durch ein Monument geziert, errichtet zur Erinnerung an die gefallenen englischen Soldaten im Kriege gegen die Boeren. Obwol in dieser Gegend die großen militärischen Operationen stattgefunden haben, so giebt einem die Prachtaussicht nach den Drakensgebirgen, aus welchen der Majuba Hill majestätisch und prachtvoll beleuchtet hervorragt, recht friedliebende Gedanken, die nur vielleicht von dem etwas lauten Schluß der Erzählungen des Hotelbesitzers unterbrochen werden, der sich in nichts weniger als complimentirenden Bemerkungen ergeht, sobald einer der Reisenden gegen die unerwartete Höhe seiner Zeche einen allerdings nicht ganz ungerechtfertigten Einspruch erhebt. Bei der Weiterreise wird Lang's Neck passirt und Abends im Massop's Hotel (Michaelson Store) Halt gemacht, nachdem den zweiten Tag nur 32 Meilen zurückgelegt wurden, schon ein Zeichen, daß das Reisen und die Wege schlechter werden. Vor dem Hause von Michaelson steht ein Obelisk zur Erinnerung an die gefallenen Boeren im Kriege gegen die Engländer. Kurz nach der Abfahrt am dritten Tage, nach dem Passiren der Sandspruit, verändert sich die frühere prachtvolle Gebirgslandschaft in eine 150 Meilen lange Prairie, welche von den Boeren Hochfeld genannt wird; im Winter ist es gewöhnlich hier sehr rauh, weshalb die Fläche in der kalten Zeit verlassen und das Vieh in wärmere, mehr niedrig gelegene Gegenden getrieben wird. Obwol der Boer hier lebt wie unsere Patriarchen und mit seiner Heerde von Platz zu Platz wandert, so fühlt er sich glücklich, trotzdem ihm Eisenbahn, Telegraph, Wechsel, Steuer und Correspondenz fremd ist. Daß der Boer für die Nahrung seiner Heerde sorgt, kann man bei dem Ueberblick der Hochebene deutlich merken: An manchen Stellen ist das Gras grün, an anderen Strecken schon gelb und wieder größere Plätze sind abgebrannt; dieser Farbenwechsel ist unterbrochen von verschiedenen Seen, darunter der Chrissie von der ungefähren Größe des Alsterbassins und mit einer Tiefe von 3 bis 10 Fuß.

Bei dem Passiren der langen Hochebenen muß man den Pferden große Aufmerksamkeit schenken, damit sie durch die stete Veränderung der Luft und des Futters nicht krank werden, und ist anzurathen, sie mit Wasser, in welchem Alaun aufgelöst ist, zu tränken.

Wer würde glauben, daß in dieser Einsamkeit in Rolfenstein ein zwar sehr primitiv erbautes Observatorium ist, welches unter der Aufsicht eines Engländers Mr. Ballot steht, welcher unter den Astronomen in Europa schon einen bedeutenden Namen hat. Das Observatorium enthält ein Fernrohr von 10 Fuß Länge und 10 Zoll im Durchmesser, verfertigt von Howard Grubb in Dublin. Transvaal, welches gerade sonst nicht dem Fortschritt huldigt, kann auf diesen Unternehmer stolz sein. Würde dieses Institut einem Yankee gehören, so würde dies nicht so auffallend sein.

Denselben Tag erreichten wir noch den Vaalfluß, nachdem wir wieder 42 Meilen zurückgelegt hatten. Hier gab es genügende Arbeit für unsere Jäger, und konnten sie wilde Gänse, Enten und Tauben schießen, gewiß eine angenehme Abwechselung.

Am vierten Tage wurde bald nach Sonnenaufgang in dem Dorfe Comelo Halt gemacht. Welchen eigenthümlichen Contrast bildeten die an der Fläche gelegenen Häuser mit den früher passirten romantisch gelegenen Städten und Dörfern!

Bei der Weiterreise passirten wir verschiedene pan (kleine Seen), welche auf der großen Fläche wie Spiegel hervortreten; im Sommer, wenn Alles grün ist und die Blumen blühen, gewähren die vielen Ansammlungen von Gewässern einen reizenden Anblick. Das Erscheinen vieler Böcke, Flamingoes, wilder Enten 2c. brachte neues Leben in unsere Scharfschützen, und wunderte ich mich sehr, kein Boot auf diesen Gewässern zu finden, da doch die Jagd auf denselben sehr ergiebig und lohnend sein müsse.

In einem Hôtel à la Transvaal von Mr. Bonnig wurde gerastet und trafen wir mehrere Personen, welche die Tour von Natal zu Fuß zurückgelegt hatten. Ein Kaffer, der Decken, einen Kessel, Zwieback und einige Büchsen Preserves trug, war ihr Begleiter; jedenfalls bewiesen diese Leute, daß man mit Ausdauer und gutem Willen viel vermag.

Denselben Tag wurde noch der Chrissie Lake erreicht, nach weiterer Zurücklegung von 40 Meilen.

Am fünften Tage veränderte sich die Ebene in eine wildromantische Gebirgslandschaft, die zur Abwechselung bergauf und bergab ging, wodurch wir viel zum Marschiren gezwungen wurden. Bei dieser Wanderschaft entdeckten wir ein Phänomen, ein großes Felsenbassin, ungefähr 50 Fuß breit und 4—12 Fuß tief, in welches auf einer Seite heißes, nach Schwefel schmeckendes Wasser hineinfließt, während sich von der anderen Seite kaltes Wasser in dasselbe ergießt. In der Nähe desselben sahen wir Boerfamilien, welche in ihren Ochsenwagen hierherkamen, um zu baden. Die Benutzung dieser Quelle soll, wie es heißt, sehr zufriedenstellende Kuren bei verschiedenen Krankheiten hervorgebracht haben.

Denselben Tag passirten wir den Komatifluß und spannten am Runner's Hotel aus. Der Wirth und die Wirthin waren ganz eigenthümliche Persönlichkeiten, was sich besonders bei der Zahlung der Zeche zeigte, bei welcher stets folgender Dialog stattfand.

(Die Frau zu ihrem Mann:) Du, der will bezahlen, was soll ich rechnen?

Der Mann: 6 shillings.

Die Frau (gutmüthig lächelnd): 8 shillings?

Der Mann schweigt.

Die Frau zum letzten Male: Das Beste ist 10 shillings.

Was bleibt dem Reisenden übrig? Er muß bezahlen und kann sich noch im Stillen segnen, daß er so vortheilhaften Kaufs davongekommen ist! Das sind afrikanische Zustände.

Die Strecke von hier aus bis zu dem Hotel von Dunn (nicht der bekannte John Dunn in der Reserve), eine Entfernung von 60 Meilen, machte unsere fünfte Tagereise aus.

Am sechsten und letzten Tage sehnte sich ein Jeder nach dem Ende, doch waren wir noch 51 englische Meilen von Barbarton entfernt; indeß auch hier konnte es wieder heißen: Ende gut, Alles gut!

Die Gegend wurde so reizend und da wir uns an das Bergauf und Bergab gewöhnt hatten, verging die Zeit sehr rasch und die Spannung half Alles leichter überwinden.

Interessant war das Ueberschreiten der rothen und weißen Berge, von den Boeren rood en witte Hoogte genannt (nach der Beschaffenheit des Bodens). In der Entfernung, in der klaren Beleuchtung der Sonne, glänzten die Hügel wie Gold und Silber, so daß die leicht verblendeten Goldjäger schon glaubten, an der Stelle zu sein, wo man das edle, verführerische Metall nur wegschaufeln dürfe.

Je mehr wir uns dem Ziele näherten, desto schwieriger war es, Lebensmittel zu erhalten, und um so primitiver waren die sogenannten Hotels (?) erbaut, schon ein Zeichen, daß die Gier nach dem Golde alles Andere und doch auch Nothwendige außer Acht läßt.

Nach langem Bergaufsteigen ging es in ein Thal, welches mit hohen Bergen so umringt war, daß man glauben konnte, von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen gewesen zu sein, würde man nicht am Queens River (Königinfluß) „Barbarton" erblicken, welches von Weitem einem Jahrmarkt gleicht, und ist es dieser Ort, der die Menschen anzieht, wie der Magnet das Eisen. Im Phönix-Hotel wurde abgestiegen und nach einer Nacht Ruhe ging es den andern Tag zur Besichtigung der Goldfelder.

Manche unternehmen die Landreise auch von Delagoa-Bay aus, eine Entfernung von nur 150 Meilen, aber unter den noch augenblicklich obwaltenden Verhältnissen — trotz der Kürze — ist diese nicht zu empfehlen. Andere wollen der gefährlichen Umsegelung der Südspitze Afrikas ausweichen und fahren von Capstadt aus mit der Eisenbahn nach Kimberley und von da nach den Goldfeldern mit der Coach.

Der Unterschied des Kostenpunktes ist folgender:

Das Eisenbahnbillet von Capstadt nach Kimberley beträgt	£ 8. 1. 9.	£ 29. 1. 9.
Die Fahrt mit der Coach von Kimberley nach den Goldfeldern beträgt	£ 21. —. —.	
Die Reise von Durban nach den Goldfeldern kostet	£ 12. 7. 3.	£ 19.14. 3.
Die Passage des Dampfers von Capstadt nach Durban I. Classe kostet	£ 7. 7. —.	

Das Ersparniß wäre also via Durban 191 ℳ, nebenbei ist die Landreise mit der Coach von Ladysmith viel kürzer, als von Kimberley nach den Goldfeldern. Indeß: Wer die Wahl hat, hat die Qual, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Die praktischste Art des Reisens ist unbestritten, sein eigenes Hotel auf vier Rädern mit sich zu führen, d. h. den so üblichen Ochsenwagen, dies können aber nur Personen thun, welche die Vortheile von Afrikareisen in allen Richtungen genau erprobt haben. Der Zeltwagen dient nach Erreichung der Destination als Wohnhaus und kann während der Prospectzeit an die verschiedenen Hügel stets nach dem Orte gezogen werden, an denen gegraben werden soll. Wenn Jemand dann gleich viel Gold findet, so kann er seinen Wagen damit füllen und nach dem Hafen zurückkehren. Ich selbst schlafe lieber in einem Zeltwagen, als in den zweifelhaften Hotels oder Stores und gebe einem Kafferkraal noch den Vorzug vor diesen.

Der Platz Barbarton erhielt seinen Namen nach dem ersten Prospector Mr. Barbar und liegt in einem 2500 Fuß hohen Thale.

Die Einwohnerzahl wird oft überschätzt, doch glaube ich nicht, dieselbe mit 1200 Seelen zu hoch anzugeben, die theilweise in Wagen, Zelten, Strohhütten, Häusern von verzinntem Eisenblech und von ungebrannten Backsteinen erbaut, untergebracht sind. Alle diese verschiedenen Wohnstätten, bunt durch einander stehend, die vielen verschiedenen weißen Glücksjäger neben Eingeborenen aus allen Districten bieten in all ihrer Einfachheit ein interessantes, seltenes Bild.

Man muß nicht glauben, daß das Leben in den Goldfeldern ein monotones sei — durchaus nicht! jede, auch die geringste Gelegenheit, sich eine Erheiterung oder ein Vergnügen zu schaffen, wird in vollem Maße ausgenützt. Während des Tages wird der Gebirgskamm scharf beobachtet, ob und welche Art neue Ankömmlinge sich dem Ort von dort nähern; auch die in der Nachbarschaft wohnenden Pächter machen Besuch zu Pferde und ganze Familien der Eingeborenen werden ebenfalls schon von dem Platz angezogen. Die männlichen Eingeborenen arbeiten meistens als Goldgräber.

Unterhaltend ist, wenn die Goldsucher mit ihren versuchsweise an verschiedenen Stellen ausgegrabenen Proben zur Stadt zurückkehren, um den Quarz in den weitklingenden Mörsern zu Staub zu zerstoßen; nachdem dies geschehen, wird letzterer vorsichtig in einer Schüssel ausgewaschen, wobei das Gold durch seine Schwere am Boden zurückbleibt. Während dieser Operation ist der Goldgräber von vielen Neugierigen und Speculanten umringt, die das Resultat mit Ungeduld erwarten. So groß die Freude ist, wenn viel Gold zurückbleibt, so werden im andern Falle, wenn sich kein Gold in der Schüssel zeigt, nur um so mehr faule Witze gemacht und der Goldsucher wird noch obendrein ausgelacht, und wenn er klug ist, stimmt er selbst der allgemeinen Heiterkeit bei, denn es heißt auch hier zuerst, den Humor nicht zu verlieren!

Der praktische Gräber giebt wegen des erforderlichen Waschens stets den nahe am Wasser gelegenen Stellen den Vorzug und Barbarton genießt letztern in hohem Grade durch den schönen, mitten durch den Ort fließenden Queens River (Königinfluß).

Ein wissenschaftlich gebildeter Geologe würde den Grund natürlich schneller und sicherer untersuchen, als ganz Unerfahrene, aber hier muß eben in Betracht gezogen werden, daß an solchen Orten eben nicht Alles so ist, wie es sein könnte oder sollte.

Der Goldgräber muß sich nach seiner Ankunft erst mit der Umgebung bekannt machen, da es nicht vortheilhaft für denselben ist, sich an den schon entdeckten Goldgruben zu betheiligen; derselbe muß suchen, selbst goldhaltige Felsenriffe aufzufinden. Obwol die praktischen Goldgräber nicht Geologie studirt haben, so lernen sie doch bald unterscheiden, welches Gestein goldhaltig ist oder nicht. Hat man sich Localkenntniß erworben und den alten Diggers (Gräbern) die nöthigen Kunstgriffe abgesehen, so muß man nach einem gut überlegten Plan an die Arbeit gehen, d. h. zu harter Arbeit mit manchen Entbehrungen verbunden; aus diesem Grund kann ich nicht genug hervorheben, daß diese Plätze kein Aufenthalt für Personen sind, die die meiste Zeit des Tages mit dem Zurichten ihrer Fingernägel zuzubringen und Hemdkragen bis an die Ohren hinauf zu tragen gewohnt sind; aber fleißige Leute mit geringen Bedürfnissen und etwas Capital können indeß — wenn ihnen das Glück günstig ist — in kurzer Zeit etwas erübrigen, manchmal sogar viel, sehr viel. Das Goldgraben ist eben eine Lotterie.

Da gerade diese Anfangsarbeit (das sogenannte prospecting) leicht mißmuthig macht, so ist es rathsam, dies im Verein mit einem zuverlässigen Menschen zu thun und mit diesem den gegrabenen Gewinn zu theilen.

Sobald die einfache Ausrüstung: ein Zelt, Hacke, Spaten, Schüssel ꝛc. besorgt ist (zu empfehlen ist, sich mit dem bekannten Bergmannsstab mit verschiedenen Bohrern zu versehen), so bricht man Morgens auf, denn hier heißt es vor Allem: Morgenstunde hat Gold im Munde! Auch läßt sich vor Sonnenaufgang besser marschiren und arbeiten. Zum Tragen des Zeltes, des Kessels zum Kochen, einiger Biscuits, Conserven ꝛc. muß ein Kaffer engagirt werden.

An verschiedenen Plätzen werden die Felsenriffe untersucht und die Stelle, wo das Gestein am meisten Gold verspricht, mit einem Zeichen versehen. Findet man in einigen Tagen oder Wochen keine günstigere Stelle, dann nimmt man eine Prospector licence (Erlaubnißschein) für 10 shillings pr. Monat; ist man nach Ablauf dieser Zeit mit dem gewählten Platz zufrieden, dann folgt die Digger licence für ein Pfund Sterling pr. Monat, welche das Recht ertheilt, auf einem Platz (Claim genannt) von 150 × 450 Fuß Größe zu graben. Wird im zweiten Monat die Mühe belohnt, so nehmen die zwei Gräber zwei Plätze. Da dem Digger auf seinen Namen nur ein Claim von der Regierung erlaubt wird, so kann er das Gesetz umgehen, indem er die übrigen Claims auf Verwandte oder Freunde schreiben läßt; nur muß er vorsichtig sein, daß solche Verwandte oder Freunde diesen Scherz nicht ernst und ihr Schein-Eigenthum schließlich als ihr eigen in Anspruch nehmen.

Während der Zeit, daß die zwei Gräber so ruhig und in ganz bescheidener Weise ihre Arbeit fortsetzen, finden sich immer eine genügende Zahl beobachtender Speculanten in der Nähe ein. Wird der Platz für günstig gehalten, so betheiligen sich Capitalisten daran und anstatt des Mörsers werden dann Fallhämmer errichtet und Eingeborene engagirt, um einen Schacht zu graben. Kennt man die Tiefe des goldhaltigen Gesteins, so wird das Graben bergmännisch betrieben und das ganze Unternehmen in eine Compagnie umgewandelt. Ist dieser „Claim afloat“ (wie es die Digger nennen), so können die zwei Goldgräber entweder activ daran betheiligt bleiben, oder sie lassen sich für ihre Entdeckung von der Compagnie ein paar tausend Pfund Sterling herauszahlen mit der Bedingung der ferneren Theilhaberschaft eines gewissen Procentsatzes des Gewinnes. Finden die Entdecker es für das Vortheilhafteste, das Letzterwähnte zu acceptiren, so steht ihnen frei, an einer anderen Stelle Gold zu suchen und dieselbe Manipulation zu wiederholen, was ihnen jetzt schon bedeutend bequemer und leichter wird, wie anfangs, da sie sich erstens schon praktische Erfahrungen gesammelt haben und dann das angenehme Bewußtsein besitzen, ein gewisses Capital ihr eigen zu nennen, sowie jeden Monat noch ihren Gewinnantheil von der ersten Mine zu ziehen, Erfolge, die wahrlich nicht gering anzuschlagen sind.

Um in diesem schönen reichen Lande derartige sorgenfreie Stellung zu erreichen, muß man aber arbeiten, und manchmal unter großen Schwierigkeiten, und die darf man nie außer Acht lassen. Leute, die ihre Zeit in der Schenke verbringen oder zum Vergnügen ausreiten, um die majestätische Aloe in der Umgebung zu betrachten — als wenn das Gold auf den Bäumen wüchse — bleiben daher besser zu Hause.

Die Größe der Plätze von Barbarton Moody und Sheba in Transvaal, wo prospectirt und gegraben wird, beträgt annähernd 40 □Meilen mit 2000 Arbeitern, die unnützen Faullenzer ohne Capital ungerechnet. Die Letztgenannten sollten, trotz der herrschenden Freiheit, von den Goldfeldern schleunigst entfernt werden, denn sie versperren den Platz und sind nur denjenigen im Wege, die ihre Zeit besser anzuwenden verstehen und das Heu machen, so lange die Sonne scheint.

Die Goldfelder im östlichen Transvaal, im Swazieland und im westlichen Zululande sind wahrlich nicht schlecht, trotzdem würden diese Bummler, die gewöhnlich nicht einen shilling mehr zum Leben besitzen, in Wirklichkeit mitten im Golde verkommen, wenn sie nicht durch Hilfe von Freunden oder durch die fleißigen Arbeiter endlich aus dem Paradies erlöst und entfernt werden.

Diese Unglücksvögel schildern die besten Goldfelder ungünstig, wie manche, die dieselben nur von der Karte kennen, dies zu

günstig thun, und ich weiß nicht, wer von beiden am meisten zu tadeln ist.

Daß Gold genügend gefunden wird, beweist ja die Statistik der Verschiffung von Durban nach England, welche das nicht einschließt, was die Passagiere im Gepäck versteckt mit sich führen.

Meine erste Entdeckung des edlen Metalles war am Tugela und ist die Ausbeute daselbst lohnend, trotzdem die Leitung Vieles zu wünschen übrig läßt.

Die im Innern des Zululandes entdeckten Goldfelder werden wol so lange unberührt bleiben, bis der — in erster Linie — rechtmäßige Besitzer „Dinizulu“ selbst einen Vortheil daraus zieht. Warum soll dieser König nicht auch sich sein Eigenthum und Land ebenso gut sichern, wie unsere europäischen Monarchen?

Daß das Gold oder der rothe Stein (wie die Eingeborenen es nennen) kein Glück für die schwarzen Majestäten ist, hat mir Ubandone, König des Swazielandes, in folgenden Worten gesagt: „Mein Freund und hoher Herr! als mein Vater Umswazi regierte, kamen die weißen Gesichter als Freunde zum Besuch und brachten Geschenke für mich und meine Frauen, wie du es gethan hast; aber seitdem sie wissen, daß rother Stein in meinen Gebirgen verborgen ist, lassen sie schon in der Ferne feurige Schlangen, leuchtende Monde und Sterne (Feuerwerk) prangen, und wenn sie kommen an meinen Kraal, so ist ihre erste Begrüßung die Drohung: „Wenn du König uns kein Land giebst, so haben wir die Macht, den Regen zu vertreiben, damit du keine Nahrung erhältst!“ Dann bringen sie mir Pferde, aber wie viel glücklicher war ich, als ich zu Fuß gehen mußte. Ja, der rothe Stein in meinem Lande berührt mich wie ein furchtbarer Hagel mit Blitz und Donner oder wie ein Blitzstrahl während des goldenen Sonnenscheines.“

Dinizulu, der König des Zululandes, will gar nichts von dem rothen Stein hören, denn er sagte zu mir: „Mein einziger weißer Freund, für welchen ich stets einen Mund und Ohren habe! Die weißen T : u ! : l haben mir schon mein schönstes Stück Land gestohlen wegen der schwarzen Erde; was werden sie erst thun wegen der rothen (Gold)?“

Das von uns so sehr gesuchte Metall ist nicht so schwierig zu finden, wie Manche glauben mögen; denn ich brauchte an manchen vom Regen abgewaschenen Riffen nicht einmal ein Mikroskop, um Gold zu entdecken. Von der langen Gebirgskette, welche vom Tugela bis nach dem Matabeleland zieht, sind erst einige Stellen von einigen energischen Goldsuchern prospectirt und diese werden, wie wir später sehen, von Capitalisten bereits ausgebeutet; alle anderen Plätze warten auf fleißige Menschen mit verständigen Köpfen und etwas Capital.

Aus den Minen in Barbarton wurden in dem Dampfer „Pretoria“ am 2. October 1886 4500 Unzen Goldes verschifft im Werthe von 351 000 ℳ und die Compagnie bezahlte 62 Procent Dividende.

Die Umgebung der Minen ist sehr zur Vegetation geeignet, eine besondere Zierde derselben ist die stolze, dort viel gedeihende Aloe.

Der Umstand, daß Barbarton ganz von Gebirgen eingeschlossen ist, könnte leicht zu der Annahme führen, daß dieser Platz ungesund sein müsse; dies ist indeß nicht der Fall, denn da im Thal keine sumpfigen Ansammlungen gebildet werden und der Fieberwind von Osten über den Ort wegweht, so ist die Gegend — bei vorsichtigem Leben — keine ungesunde; als Curort würde ich es freilich nicht anempfehlen, und nur solch pecuniär Kranken, die Fleiß und Energie besitzen.

Verlassen wir Barbarton und besichtigen die Umgebung. Nach Erreichung der Gebirgshöhen erblicken wir in südöstlicher Richtung Moodies Claim, zuerst von Mr. Moodie prospectirt und seit 1884 von einer Compagnie in Pietermaritzburg übernommen, welche dieselbe in lohnender Weise ausbeutet. Von Barbarton nach Moodies führt ein von den Fuhrwerken nach und nach gebildeter und dadurch leicht kenntlicher Weg. Nördlich ragt der Berg Kantoor Hill, in einer Entfernung von 30 Meilen von Barbarton, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel empor. Westlich liegt Sheba (auch Queen of Sheba genannt); wir entschließen uns, erst nach dieser Mine zu gehen. Der Weg zieht sich ungefähr 6 Meilen schlangenförmig über das Hochgebirge hin, dann durch einen engen Paß im Thale entlang, in welchem mehrere Wagen ausgespannt waren, die ihrer Quarzladung harrten. Die Entfernung nach Sheba legt man am bequemsten zu Fuß zurück; denn das Pferd muß doch den halben Weg geführt und auch oft über Hindernisse gezogen werden, was anstrengender ist als zu Fuß zu gehen.

Von dem Reef Sheba genießt man eine romantische Aussicht und erblickt von dort auch die Minen in Kaap Valley, stets an den weiß gebleichten Zelten, den Wohnungen der Prospectors, kenntlich.

Man braucht nun nicht anzunehmen, daß sich hier nur lohnende Beschäftigung für einen Geologen findet, dies ist durchaus nicht der Fall! Auch Botaniker und Zoologen können seltene Schätze sammeln und bietet sich ihnen so viel Neues und Interessantes, daß es ihnen leid thut, wenn das Sonnenlicht verschwindet.

Eine der Hauptminen in Sheba ist Nil Desperandum, wo fleißige Hände bereits den ganzen Riff bloslegten und ist das Gold am hellen Quarz deutlich zu sehen; die bergmännische Leitung wird von Mr. Hillary in lobenswerther Weise besorgt. Aus der Tonne Quarz werden hier durchschnittlich 8 Unzen Goldes gewonnen.

Im Thal fließt ein Fluß und beabsichtigt die Compagnie die Mine mit den Batterien am Wasser durch einen Tramway zu verbinden. Es läßt sich leicht denken, daß die Ausgrabungen und der Transport, Alles unter schwierigen Verhältnissen, augenblicklich sehr kostspielig sind, doch wird sich dies mit der Zeit schon günstiger gestalten.

Bei unserer Wanderschaft erreichten wir die schön hoch gelegene Stadt Eureka, aus zwei afrikanischen Hotels, einem Metzger- und einem Bäckerladen und einigen Häuschen bestehend; was diese sogenannte Stadt uns nicht bieten konnte, ersetzte das prachtvolle Panorama hinreichend. In der Nähe liegen die Oriental- und Bray's Minen. Mr. Bray, ein alter fleißiger Goldgräber mit weißen Haaren, hatte erst in letzter Zeit Erfolg gehabt, was ihm von ganzem Herzen zu gönnen war.

Thomas Reef, prospectirt von zwei unermüdlich arbeitenden Brüdern, wurde kürzlich von einer Firma in Durban gekauft; die Summe, welche die zwei Brüder baar erhielten, wage ich gar nicht in Mark zu nennen, da ich mich nicht dem Vorwurf auszusetzen wünsche, diese übertrieben und bei dem Ansetzen von Nullen deren zu viel angehängt zu haben.

Acht Meilen von Barbarton befinden sich die Caledonian- und nicht weit davon die Victoria-Minen. Die Victoria-Compagnie war die erste in Durban gegründete und arbeitet schon mit zehn Maschinen. Die Ausbeutung wird von Mr. Osborne geleitet und das Ganze gleicht jetzt einem belebten Ameisenhügel. Zimmerleute, Schmiede, Bergleute und viele Eingeborene arbeiten frohen Muthes und erleichtern sich Manches durch Anwendung von Dynamit. Diese Minen besitzen den Vortheil, den Queenfluß in der Nähe zu haben, in welchem die Waschungen des zerstoßenen Quarzes stattfinden.

Das Zerstampfen geschieht auf sehr einfache Art und Weise: In einen viereckigen eisernen Kasten kommt das ausgegrabene oder abgesprengte Gestein; der Hammer in der Form eines Schlegels wird auf- und abgezogen und das Quarz auf diese Weise verpulvert. Das Wasser läuft durch den Kasten und wäscht stets den Staub ab, bis sich zuletzt das Gold auf dem Boden ansammelt. Der Inhalt des Kastens wird in ein Sieb gelegt und auf Kupferplatten und Quecksilber gesiebt und von diesen auf Teppiche abgespült; das verbleibende Gold kommt in eine Retorte, durch welche das Quecksilber beseitigt und das Gold in einem Klumpen rein gewonnen wird.

Durch diese primitive Behandlung geht noch manches Gold beim Waschen verloren, aber es giebt immer noch Goldgräber, die das schon Ausgesuchte noch einmal bearbeiten und welche dabei immer noch einen ganz guten Verdienst machen; ein Gleiches geschieht in Kimberley mit den Diamanten.

Der Schacht ist hier schon 120 Fuß tief und gräbt die Compagnie jetzt einen Tunnel in Verbindung mit dem Schacht, um die Ventilation zu verbessern und das Quarz mittels Tramway an die Batterien zu fahren, anstatt dasselbe in Eimern erst in die Höhe zu ziehen.

Diese Compagnie bezahlt 45 Procent Dividende und hat dieselbe bis letzten Juni, also in 11 Monaten, für 280 000 ℳ Gold verschifft.

In letzter Zeit wurden wieder viele Reefs prospectirt, als: Whiteheads, Tiger Trap, Natalia, Alpine, Pioneer, Lost Tribes, British Victory, Wheel of Fortune und der besonders vom Glück begünstigte Kidson, dessen Vulcan im nordwestlichen Swazielande Gold ausspeit.

Gold fand ich auch in der Nähe von Pretoria, Potchefstroom und in Heidelberg (nicht mein Geburtsort am Neckar, sondern in Transvaal), auch in Witwaters Rand.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bereits genügend Gold im südöstlichen Afrika gefunden worden ist und noch mehr entdeckt werden wird, und wenn sich erst die Transportverhältnisse entweder durch Errichtung der Eisenbahn von Delagoa-Bay aus, oder durch eine Verlängerung derselben von Ladysmith bessern werden, so wird auch der Erfolg sich steigern.

Daß ein Land, welches die drei Factoren: Kohlen, Eisen und Gold in sich birgt, eine große Zukunft hat, ist wol nicht zu bestreiten.

Das Leben in den Goldfeldern ähnelt sehr dem in den Minen, die ich in Californien und Mexico besichtigt.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieser kurze Bericht nur eine wahrheitsgetreue Schilderung der wirklichen Zustände in den Gold haltenden Gegenden Südost-Afrikas bezweckt und in keiner Weise darauf gerichtet sein soll, bei irgend Jemand das Goldfieber zu erwecken oder zum Goldsuchen dort aufzumuntern.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

VII.

Auf dem Corso.

Mitten unter der Fremdenwelt, die den Corso vergnüglich durchstrich, gewahrte ich nicht selten mit Staunen eine bedeutende Anzahl geistlicher Herren und Mönche selbst am Sonntage oder an Festtagen. Zumeist paarweis schlenderten sie durch die Menge dahin und hinter den Brillengläsern der stattlich weißgewandeten Dominicaner sah ich in manchem feingeschnittenen Gesicht schwarze Augen so weltlich funkeln und auf schönen Damen verweilen, daß holde Wimpern sich senkten und zarte Wangen errötheten. Eine süddeutsche Künstlerin, die ich wiederholt in den Galerien des Vaticans traf, eine reizende Blondine, sagte: „So viel ich gereist bin, nirgends habe ich die geistlichen Herren so damenfreundlich, ja zudringlich gefunden, als in Rom."

Ich hatte die Männer Gottes an den Sonn- und Festtagen in den Kirchen und Klostercapellen auf den Knieen vermuthet, und nun waren sie zur großen Wandelstunde auf dem Corso recht wacker auf den Beinen, grüßten graziös die Bekannten, blieben bei eleganten Damen stehen und hatten im Gespräch mit ihnen noch immer einen Ueberschuß an Seitenblicken für andere Huldinnen des In- und Auslandes, namentlich aber für die Landmädchen und majestätisch dahinschreitenden strammen Frauen aus dem Gebirge. Auch hübsche Ketzerinnen Englands versicherten mir, sie hätten sich die „monks" gar nicht so liebenswürdig im Benehmen gedacht.

Hochgehobenen Hauptes wandelten die Herren Pfarrer mit ihren aufgestülpten Rundhüten dahin, oft recht eiligen Schrittes, als hätten sie dringende Heilsgeschäfte. Es konnte aber kaum so sein, denn auch sie blieben nicht selten in langen Gesprächen mit ihren Kirch- und Beichtkindern stehen, Laien der höheren Stände, besonders Mütter, die ihnen die Kindlein als einstige geistige Pfleglinge und Firmlinge holdlächelnd zuschoben, damit die Häupter der Unschuldigen einen segnenden Druck von geistlicher Hand empfingen. Ländliche Erscheinungen knixten und zogen tief die Hüte vor den Kirchenhirten, huschten wol auch mit einem Geflüster der Ehrfurcht vorüber und tauschten dafür ein wohlwollendes Lächeln aus Priestermund ein.

Personen der gebildeten und vornehmen Stände schienen es für schmeichelhaft zu halten, den Corso in Gesellschaft eines Priesters oder Ordensbruders zu durchschlendern. Sie warfen selbstbewußte Blicke umher: „Seht, welcher Bekanntschaften ich mich rühmen kann! Pater X. oder Pfarrer N. wandelt eine halbe Stunde lang mit mir im heitern oder tiefernsten, wol gar gelehrten Gespräch durch das Fremdengewühl! Seht, in welchem Ansehen ich bei den heiligen Männern stehe!"

Mit raschen Schritten und ohne dem Publicum einen Blick zu gönnen oder gestatten zu dürfen, trabten dagegen die Schüler der Propaganda fide paarweise dahin. Sie, die Angehörigen der weltberühmten Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Missionäre, berührten allerdings nur selten unter der anbefohlenen Führung eines Präceptors den Corso, am wenigsten zur Zeit der Promenadenstunde, aber wenn sie erschienen, wich man ihnen sehr respectvoll aus, denn die Päpstlichgesinnten sahen in den begabten Jünglingen einen Hauptstützpunkt für die Macht Roms in allen Breiten der Erde. Am häufigsten begegnete man ihnen auf dem Monte Pincio, wo sich der lange Zug der jungen Studirenden, deren Kleider, wie man mir mittheilte, je nach den Nationen, denen sie angehörten, bestimmte Farben haben, wie eine bunte Schlange durch das Grün der köstlichen Anlagen hinwand. Die schöne Natur, die sie umgab, war aber für die der Kirche Geweihten nicht vorhanden. Der jugendliche Blick schweifte nicht zu den in Blüthe stehenden, würzig duftenden Paulonias empor, nicht zu den alten würdigen Piniendächern, deren goldbraune Zweige mit üppigen Festons der rothen und weißen Laufrose, hier die spanische genannt, geschmückt waren, nicht einmal zum tiefblauen Himmel, demselben Himmel, den sie, die werdenden Diener Gottes, der irdisch gesinnten Menschheit näher zu bringen bestimmt sind. Schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, oder auch im Gespräch mit dem unmittelbaren Nachbar im Zuge, aber niemals mit dem Vorder- oder Hintermann plaudernd, marschirten sie fast im Laufschritt die Straße entlang, daß die am Rücken herabfallenden zwei Bänder ihres Ordensgewandes auf und nieder flatterten.

Papst Urban VIII. ließ der Propaganda nach einem Plane Bernini's einen schönen Palast bauen, den Borromini vollendete. Da ich wußte, daß das Augenmerk der Congregation in Beziehung auf die Akatholiken vornehmlich auf das nördliche Europa, d. h. nächst England auf Deutschland, als die Wiege und das Stammland der Reformation, gerichtet ist, sah ich mir diejenigen Studenten mit vorwiegendem Interesse an, die mir als Deutsche bezeichnet wurden. Sie gingen scharlachroth gekleidet. Weinhold sagte: „Brandroth, weil sie gegen die verbrennungswürdigsten, gegen die deutschen Protestanten gehetzt werden sollen."

Weinhold, der Rheinländer, war Katholik und liebte es, ohne irgendwie Fanatiker zu sein, mich, als gute Protestantin und geistliche Tochter, mit dem Lutherthum ein wenig aufzuziehen, um so mehr, als ich die Sache stets ernst behandelte.

Feine, edle, aber meist blasse Gesichter fanden sich unter den Schülern der Propaganda. Intelligenz und Nachdenklichkeit sprach aus den Zügen, auch asketischer Sinn und geistlicher Hochmuth. Traf einmal ein Augenstrahl, wenn auch nur flüchtig, den Beobachter, so war er nicht jugendfroh und menschlich theilnehmend, sondern gleichgültig, noch öfter düster oder stolz. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese jungen Rekruten der großen päpstlichen Armee lebhaft interessirten, weil man mir gesagt hatte, nur die begabtesten würden für die Propaganda ausgewählt, ein mittelmäßiges Ingenium werde nicht aufgenommen oder bald wieder entlassen. Es meldeten sich überhaupt nur befähigte Köpfe für diese Anstalt, welche die Ritter vom heiligsten Geiste auszubilden bestimmt sei.

Wahrlich, Ingenium und Ehrgeiz, aber nicht Demuth und naive Glaubensinnigkeit blitzten aus den vielen dunklen Augen der stark vertretenen südlichen Nationen und lagerten in den Zügen der oft schon scharf liniirten jungen Gesichter.

Wie so ganz anders nahm sich dagegen das Gros der schwarzen Cohorte aus, die niedere Geistlichkeit und die Mönche der ungelehrten Orden! Auf der Wandelbahn des Corso waren es vornehmlich die wohlbeleibten Capuziner in ihren rauhen braunen Kutten, die mich zur Heiterkeit anregten. Sie glichen fetten Trüffeln unter bunten Blumen. Aus ihren rothen Gesichtern mit schwellendem Doppelkinn, aus ihren verschwommenen Aeuglein funkelte Lüsternheit und Genußsucht und einer meiner neuesten deutschen Bekannten, der mich schon durch manchen trefflichen Einfall ergötzt hatte, sagte: „Ihr ganzes Martyrium besteht in ihrer Tracht, die sie fortwährend schwitzen macht, je mehr des Himmels Sonne lacht."

Auch sie schlenderten meist paarweise durch die arge fremde und heimische Corsowelt dahin, die schwammigen Hände spielten mit den weißen Stricken, die ihren Hänge- oder Spitzbauch sanft umschlungen hielten und an denen der Keuschheitsknoten wol selten eine zwingende Bedeutung hatte. Wuchtige Stiernacken ragten aus der oben am Halse etwas abstehenden Kutte hervor, die Holzsandalen, von Lederriemen lose gehalten, klappten laut auf den Gehsteinen.

Man hätte fürchten mögen, der glühende Sonnenbrand müsse auf die entblößten Häupter, Glatzen, Tonsuren jener an kühle Zellen, Kreuzgänge und Klosterhöfe gewöhnten Herren schädlich wirken und hirnverwirrende Sonnenstiche zur Folge haben. Aber ihre muntere Behäbigkeit ließ sich das liebe Sonnenlicht nichts anfechten, im Gegentheil, sie machten im Schweiße ihres lächelnden Angesichts den Eindruck strotzender Gesundheitsmenschen, denen höchstens die heilsame Abwechselung fehlte, täglich eine halbe Klafter Holz spalten zu müssen. Die strenge Befolgung des erniedrigenden Grundsatzes: denke Niemand! den Gutzkow seinem „Uriel Acosta" als bitterste Ironie in den Mund legt, bekam ihnen ausgezeichnet gut.

Mit großer Höflichkeit wurde das französische Militär von der päpstlichen Heilsarmee behandelt. Die kleinen schlanken spitzbärtigen Officierchen tänzelten auch sehr selbstbewußt auf dem Corso umher. Sie fühlten sich als die Protectoren der hohen geistlichen Macht gegenüber dem Anprall der neuen Ideen und Strebungen, die Italien und die ganze Welt erschüttert hatten und still, aber sprungbereit in den Gemüthern fortgährten. Wo Officiere und Geistliche sich begegneten, konnte man ein verbindliches Grüßen, je nach Rang und Ordensausstellung auf der Brust, ein Becomplimentiren respectvollster Art beobachten, und der früher erwähnte witzige Deutsche meinte:

„Ich erlebe es noch, daß die zierlichen Blauröckchen und Rothhöschen von den großen dicken Capuzinern umarmt und am gewaltigen Vorbau derselben zerquetscht werden wie die Schachtelsoldaten eines spielenden Kindes."

Mit den Römern nichtgeistlichen Standes verkehrten die Herren von der bewaffneten Macht der grande nation nicht in besonders freundschaftlicher Weise. Man wich sich eher aus, und das war nach allem Vorausgegangenen natürlich, wenn auch jahrelange Gewohnheit die spitzigsten Ecken im Umgange zwischen Protectoren und unfreiwillig Protegirten abgeschliffen haben mochte.

Staunend gewahrte ich an einigen Sonn- und Feiertagen auch unsere Falkenkellner im eleganten Fremdengewühl des Corso, aber nicht in weißgewesenen Jacken und nicht mit ungewaschenen Händen, sondern fein gekleidet und in modische Stutzer verwandelt. Dort lehnte Giacchino, der Weinspender an Werkeltagen, wie ein Signore costümirt, an einer Cipollinsäule des Palastes Doria. Die feinen gesellschaftlichen Formen versteht der Italiener geringen Standes den höheren Classen mit einer Sicherheit abzulauschen, die der Nordländer nicht besitzt.

Den Cylinder auf einem Ohr, das brandschwarze Haar wohl frisirt und pomadisirt, in neumodischem Anzuge, kornblumenblauer Atlascravatte und frischer Wäsche, welche letztere nicht an die über's Knie gezerrten Servietten der Trattoria erinnerte, in Lackstiefeln, die Hände bunt beledert, das Spazierstöckchen graziös schwingend, die Cigarette zwischen den blendend weißen Zähnen (die keines Putzpulvers und keiner Bürste bedurften), so wanderte Giacchino aus dem Falken, heute gänzlich taub für den Ruf: Bottega! auf dem Corso hin und her. Wenn ich ihn nicht als den geläufigsten Aufsager der Speisekarte gekannt hatte, ich würde ihn für einen Sohn des Fürsten Torlonia haben halten können. Er balancirte auch eine Lorgnette in den Händen, obgleich er so scharfblitzende Augen wie das Wappenthier seiner Trattoria besaß, nämlich Falkenaugen. Durch das kupfergoldumrahmte Fensterglas beäugelte er eben so keck die vornehmsten Damen, wie die ländlichen Genzanerinnen, die als Ammen hoher Herrschaften, mit ihren reich umschleierten Pfleglingen auf den Armen, in kleidsamer Gebirgstracht den Corso durchstrichen.

Von den Geistlichen und Mönchen schien der Schelm keine hohe Meinung zu haben, er blinzelte sie vornehm an und bat nicht um „Per dono", wenn er einen der Herren anstieß, ein Höflichkeitsact, den er doch bei andern Leuten ausübte. Als er am nächsten Tage in der Trattoria von einigen Mittagsgästen deshalb aufgezogen wurde und eingestehen mußte, daß er die geistlichen Herren nicht grüße und ihnen lieber ausweiche, wenn sie seinen Pfad kreuzten, entschuldigte er sich mit der Bemerkung, er habe selbst Mönch werden sollen, und außerdem —

Plötzliches Schweigen bei dem Redseligen mit der geläufigsten Zunge unter dem ganzen Dienstpersonal! Weinhold erzählte mir später, Giacchino sei so feinfühlend gewesen, in meiner und der Gegenwart einer andern, im Falken speisenden Dame nicht aussprechen zu wollen, daß ein geistlicher Herr ihm seine Geliebte verführt, und daß er ihm zum Lohne dafür bei dunkler Nachtzeit aufgelauert und einen tüchtigen Denkzettel angehängt habe!

„Einen Dolchstich?" hatte Weinhold gefragt.

„Einen ganz unschuldigen, denn der Briccone (Schurke) ist nicht daran gestorben," war Giacchino's ruhige Antwort gewesen. „Ich habe ihn nur ein wenig stark gekitzelt. Das heißt: bis auf's Blut."

Das Schloß zu Coblenz und sein Erbauer.*)

C. G. Vor einigen Wochen wurde am Rhein die Erinnerung an ein geschichtliches Ereigniß gefeiert, welches auch für Sachsen von Bedeutung ist: die hunderljährige Wiederkehr des Tages, an welchem Clemens Wenceslaus, Herzog zu Sachsen und königlicher Prinz von Polen und Lithauen, Kurfürst von Trier, unter großen Festlichkeiten in das von ihm erbaute Residenzschloß zu Coblenz einzog, jenes mächtige Gebäude, welches heute der deutschen Kaiserin als bevorzugte Sommerresidenz dient und dessen Geschichte als eines Zeugnisses sächsischen Kunstsinnes nun auf Befehl der Kaiserin der Staatsarchivar Dr. Becker in Coblenz eine wissenschaftliche Studie widmete. In dieser bildet die Darstellung des Lebens des Kurfürsten einen der hervorragendsten Abschnitte. Er war 1739 zu Hubertusburg als der jüngste Sohn des Kurfürsten Friedrich August III. geboren, mithin der Enkel August's des Starken, mit welchem er nach der dem Werke Becker's beigegebenen Nachbildung eines Porträts die unverkennbarste Aehnlichkeit besaß, jene eigenartig freundlichen Gesichtszüge der Wettiner, die sich durch Jahrhunderte erhielten. Denn wie König Albert der in der Freiberger Grabkapelle befindlichen Statue, welche Rosseni vom Herzog Heinrich, dem Vater des Kurfürsten Moritz machte, überaus ähnlich sieht, so finden sich im Ausdrucke unseres Prinzen Friedrich August Züge aus der Gesichtsbildung August's des Starken und Clemens Wenceslaus' in überraschender Weise wieder.

Dem jungen Prinzen, der früh sich der kriegerischen Laufbahn in österreichischen Diensten widmete, fehlte es nicht an Beschützern. War er doch der Enkel König August's und des Kaisers Josef I., der Schwager des Königs von Neapel, des Kurfürsten von Bayern, des Dauphin von Frankreich, nahe verwandt mit Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Leopold II. Als Oheim Ludwig's XVI. und seiner Brüder Ludwig XVIII. und Karl X. blieb er dauernd zu den leitenden Personen Frankreichs in nahem Verhältniß. Bald nach der Schlacht vor Torgau (1760), an welcher er rühmlichen Antheil nahm, erkrankte der junge Prinz, entsagte dem Waffenhandwerk und erhielt 1761 in Gegenwart seines Vaters und des ganzen Hofes in der Schloßkapelle zu Warschau die erste Tonsur, begab sich darauf auf eine Studienreise, bei welcher er aber sein Ziel, Rom, nicht erreichte, sondern in Versailles, Schwetzingen und München an befreundeten Höfen sich aufhielt. Denn schon suchte er nach einem seinem Range entsprechenden geistlichen Amt, und fand ein solches, nachdem seine Bewerbung um den Bischofsstuhl von Lüttich vergeblich gewesen war, indem ihn 1763 die Domcapitel von Freising und Regensburg zum Bischof ernannten. So war denn der 24jährige junge Mann, der eben erst in der Jesuitenkirche zu München die erste Messe gelesen hatte, zu einem mächtigen Kirchenfürsten geworden, der schon im folgenden Jahre den Ehen zweier späterer Kaiser, Josef's II. und Leopold's II., die kirchliche Weihe geben durfte. Inzwischen, während der Prinz zunächst an befreundeten Höfen Besuche abstattend ein um seine Bisthümer wenig bekümmertes Leben führte, begann sich für ihn infolge des Alters des Kurfürsten von Trier eine neue Aussicht zu eröffnen. Der Kaiser, der Papst und befreundete Reichsstände übten auf das Capitel hinreichend Druck aus, so daß 1768 die einstimmige Wahl Clemens Wenceslaus' erfolgte, der inzwischen auch Coadjutor des Fürstbisthums Augsburg geworden war.

Die Regierung des Prinzen war eine durchaus glückliche. Milden Geistes, gebildet und wohlwollend war er schon von jenem Geist der Menschlichkeit und Duldung ergriffen, der in Kaiser Josef II. einen so schönen Ausdruck fand. Er erließ ein Toleranzedict für seine Staaten, wonach die „Religionsverwandten" ungestört den Satzungen ihrer Religion gemäß leben und Ehen mit Katholiken schließen durften, und hoffte die „h. Religion nur um so verehrungswürdiger zu machen"

*) Das königliche Schloß zu Coblenz. Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, und der Stadt Coblenz; mit vier Lichtdruckbildern. Coblenz, W. Groos (Kindt & Meinardus) 1886.

wenn er „allen Schein des Verfolgungsgeistes entferne". Emsig war er bemüht, die Finanzen seines Landes durch Förderung des Fabrikwesens zu heben und auch der Bau seines Schlosses, der 1 Million Thaler verschlang, geschah im Wesentlichen um den Gewerbtreibenden Nahrung zu schaffen. Denn nach damaligen wirthschaftlichen Anschauungen schien jede Ausgabe erlaubt, welche Geld unter die Leute bringt, ohne es außer Landes gehen zu lassen. Politische Fragen beschäftigten den Kurhof wenig. Die „Emser Punktationen" und der Streit wegen der päpstlichen Nuntien waren für die erste Hälfte seiner Regierung die hervorragendsten Ereignisse. Noch ruhiger vollzog sich sein Regentenamt im Bisthume Augsburg, in welchem er 1768 dem Fürstbischof Josef von Hessen-Darmstadt folgte, und der gefürsteten Probstei Ellwangen, in welcher er seit 1777 die Leitung übernahm.

Aber bald sollte Kurtrier in den Strudel der Weltereignisse hineingezogen werden. 1789 kam der Prinz Louis von Condé zu kurzem Besuche nach Coblenz und brachte genaue Nachricht über die Schrecken der Bastillestürmung, über den Zug nach Versailles, über das Toben der Nationalversammlung. Immer größere Schaaren von Auswanderern folgten, bis 1791 ein Bruder König Ludwig's XVI., der Graf von Artois, und bald darauf der zweite, der Graf von Provence, mit ihren Höfen am Rhein erschienen und von der fürstlichen Gastfreundschaft ihres Oheims einen nicht immer erfreulichen Gebrauch machten. Die Ausgaben, welche dem Kurfürsten hieraus erwuchsen, waren sehr erhebliche, da die Prinzen für ihre von 22 Köchen besorgte Tafel allein monatlich 50 000 Livres brauchten und Coblenz mitten in ein reges, dem Ernst der Zeit nicht entsprechendes Festleben hineingezogen wurde. Aber bald brachten die Heereswerbungen der Emigranten dem friedliebenden Fürsten ernste Ungelegenheiten, die in der auf die Pillnitzer Berathungen folgenden Kriegserklärung von 1792 einen verschärften Charakter annahmen. Am 21. October mußte er sein Kurfürstenthum flüchtend räumen und den Plünderungen der Franzosen überlassen, um erst nach einem Jahr wieder seinen Einzug halten zu können. Aber am 5. October 1794 zum zweiten Male vertrieben sah er Coblenz nicht wieder, welches seit 1801 mit dem linken Rheinufer zur französischen Republik geschlagen worden war. Nach Verlust aller seiner Länder durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 verwies man ihn auf das allein ihm belassene Schloß zu Augsburg und das Jagdschloß Oberdorf, wo er den Umsturz aller Verhältnisse noch mit erlebend am 27. Juli 1812 im Alter von 73 Jahren starb. Seine Schwester Kunigunde errichtete ihm zu Oberdorf bei Augsburg eine stattliche Grabkapelle, während sein Herz im Ulrichsdome der alten Bischofsstadt beigesetzt wurde.

Vom Rhein aber grüßt als ein Denkmal seines Kunstschaffens: das mächtige, säulengeschmückte Schloß von Coblenz, welches er durch den Pariser Architekten d'Ixnard in dem etwas freudlosen classicistischen Geschmack jener Zeit mit dem Aufwande von fast 1 Million Thaler errichten ließ als ein Denkmal des den sächsischen Fürsten allzeit eigenen Sinnes für bauliche Schönheit und als eines der glänzendsten Werke der ganzen Stilperiode in Deutschland.

Die „Ablegung der Hörner".

Nur Wenige von Denen, welche heutzutage in einfacher Weise Aufnahme an den deutschen Universitäten finden, haben Kenntniß von den bedeutungsvollen Ceremonien, welche vor etlichen Jahrhunderten mit der Immatriculation verbunden waren. Keine Spur davon, kein Ueberbleibsel, wenn auch in veränderter Form, ist auf unsere Zeit übergegangen. Um so eher halten wir es der Mühe werth, diese in Vergessenheit gerathene akademische Antiquität wiederum an das Tageslicht zu fördern und dieselbe weiteren Kreisen bekannt zu geben.

Schon die Sophisten im vierten Jahrhundert hatten in ihren Schulen zu Athen und an anderen Orten gewisse Gebräuche bei Aufnahme ihrer Schüler. Von diesen die nachherige „Deposition" der Studenten abzuleiten, dürfte nicht begründet sein. Man wird den Ursprung derselben bei den Mönchen zu suchen haben. Die Aufnahme der Novizen und die Einkleidung in den Orden ist bekanntlich von jeher mit mancherlei Ceremonien verbunden gewesen, welche in der Folge von den Mönchen zu den Handwerkern, zu den Rittern und zu den Gelehrten übergingen. Die Annahme, daß die Deposition der Studenten von den Mönchen abstamme, wird unterstützt durch die Thatsache, daß die Universitäten aus den Klosterschulen hervorgegangen sind.

Die Gebräuche also, mit denen in früheren Jahrhunderten die Studenten Aufnahme an der Universität fanden, nannte man, wie schon vorher erwähnt, die Deposition, eigentlich Depositio cornuum. Wie der Hainburger M. Albertus Wichgrevius in seinem 1600 herausgegebenen Schriftchen: „Ueber die Thorheiten der Studenten" mittheilt, setzte man den Studenten dabei nämlich unter Anderem auch allerlei sonderbar gestaltete Mützen auf, die mit Hörnern versehen waren. Daher wurde der ganze Actus die Ablegung der Hörner genannt, woher auch noch das Sprüchwort: „sich die Hörner ablaufen" geblieben ist.

Welches die ursprünglichen Gebräuche gewesen und welche in der Folge nach und nach zugesetzt und abgeschafft sein mögen, wird sich schwerlich feststellen lassen. Auch in dem Wichgreve'schen Schriftchen finden wir sie nicht vollständig angegeben. Dagegen erfahren wir sie aus einem im Jahre 1680 herausgegebenen Büchlein*) wie folgt:

Die Beanen oder Bachanten, so wurden die auf der Universität ankommenden Schüler genannt, mußten sich, ehe sie immatriculirt werden konnten, an den Depositor, einen zu dieser Handlung bestellten alten Studenten, wenden und diesen um die Deposition bitten. Diese geschah in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Studenten in einem Hofe des Universitätsgebäudes. Hier wurden den Beanen Mützen mit Hörnern von mancherlei Gestalt aufgesetzt. Darauf wurden die zu immatriculirenden Studenten gekämmt, ihnen etwas vom Haar abgeschnitten und die Ohren mit einem Ohrlöffel gereinigt. In den Mund wurde ein großer Eberzahn gesteckt, der wieder mit einer Kneifzange herausgezogen wurde. Die Hände und Nägel wurden mit einer Feile gefeilt, ferner ein großer schwarzer Bart angemalt. Nach diesen Verrichtungen wurden die Beanen in einer langen Reihe auf die Erde niedergelegt und mit einem Beil, einer Säge, einem Bohrer, Hobel rc. wie ein roher Balken behandelt. Alles dies geschah aber nur zum Schein, nicht mit wirklichen Instrumenten. Die angewandten Instrumente waren vielmehr von ungeheurer Größe, z. B. der Ohrlöffel, mit dem man das Ohr berührte, nicht wirklich reinigte, war eine Elle lang. Endlich wurden den so auf der Erde auf dem Bauche Liegenden die Hörner, d. h. die Mützen mit den Hörnern abgeschlagen und ihnen erlaubt, wieder aufzustehen. Nun erst wurden die Beanen mit dem Studenten-Mantel bekleidet und so zu dem Decan, einem Professor der Philosophie, geführt, der ihnen eine moralische Auslegung aller mit ihnen vorgenommenen Ceremonien vorlas. Zwei solcher Erklärungen, ein lateinische und eine

---

*) Orationes duae de ritu et modo depositionis beanorum, sive Demonstratio quaedam cur tirones et novitii studiosi, antequam ad dignitatem academicam evahantur, Studiosorumque privilegiorum et juris participes fiant, deponendi et vexandi sint. Quibus in fine Germanica quaedam Depositionis Peroratio excessit, et nunc denuo in lucem prodiit. Argentorati 1680.

deutsche, sind in vorgedachtem Büchlein vom Jahre 1680 aufbewahrt. In der letzteren heißt es unter Anderm:

„Ihr seid zu Füßen gelegen aller Derer, die diesem actus zugeschauet haben. Dabei sollt ihr ein Denkzeichen haben der Demuth u. s. w. — Endlich sind euch die Hörner abgeschlagen worden, zum Zeichen, daß der Bachant gänzlich in euch soll getödtet sein u. s. w. Ihr seid als Bachanten gestorben und als Studenten wieder auferstanden u. s. w. — Hütet euch, daß die Bachanten-Hörner nicht wieder wachsen. Dieses sind kürzlich die Erinnerungen, welche bei den bisher gebrauchten Ceremonien in Acht zu nehmen, woraus denn erscheinet, daß die Deposition ein solcher Brauch sei, der billig auf hohen Schulen als ein nützliches und heilsames Werk erhalten werde. Jetzt ist noch übrig, daß ich eure Zungen mit Salz berühre und euer Haupt mit Wein begieße."

Die neugebackenen akademischen Bürger knieen hierauf vor dem Decan nieder und empfangen das Salz und den Wein, und beide Symbole werden wiederum erklärt. Darauf schließt der Decan mit den Worten: „Weil ihr denn jetzt verstehet, was die Deposition sei, und habt euch festiglich vorgesetzt, den Erinnerungen, so die Deposition mit sich bringt, nachzuleben: so creire ich euch hiermit auf Befehl und im Namen des Herrn Rectoris Magnifici zu Studenten, rufe euch auch dafür aus" u. s. w.

Jetzt erst kommen sie zu dem Prorector, wo sie die Gesetze beschwören und immatriculirt werden.

Nach und nach sind diese alten Gebräuche abgekommen. Wenn wir recht unterrichtet sind, so wurden noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Jena von dem Pedell für ein Trinkgeld die noch vorhandenen ehemals dort gebräuchlichen Depositions-Instrumente gezeigt. Einiges von diesen Depositions-Gebräuchen vererbte sich auf die Schulen und ist auch da im Laufe der Zeit verschwunden.

Man sieht, daß die Depositions-Gebräuche sehr ernsthaft genommen wurden. Selbst Luther, der doch manches Alte aufräumte, nahm sie ganz von der ernsten Seite. Diese Gebräuche waren das Bindemittel, wodurch alle höheren Lehranstalten in eine große Universitas vereinigt wurden, und die Mitwirkung der Professoren dabei kam allen Mißbräuchen zuvor. Heliander.

Bücherbesprechungen.

— I. Jahresbericht (1885) der ornithologischen Beobachtungsstationen im Königreich Sachsen, bearbeitet von Dr. A. B. Meyer und Dr. F. Helm. Mit einer Karte. 82 Seiten. Octav. Dresden, v. Zahn und Jaensch, 1886. — Die allgemeine deutsche ornithologische Gesellschaft setzte 1875 einen Ausschuß für Beobachtungsstationen der Vögel Deutschlands nieder, welcher bis 1884 sieben so schätzenswerthe Berichte lieferte, daß der 1884 zu Wien tagende I. internationale ornithologische Congreß beschloß, ein über die ganze Erde sich erstreckendes Netz von Beobachtungsstationen anzulegen; für Sachsen wurde Hofrath Dr. A. B. Meyer in Dresden mit Einrichtung der Stationen beauftragt. Der vorliegende, sehr gut bearbeitete I. Jahresbericht giebt in seinem allgemeinen Theile ein ausführliches Verzeichniß der Stationen, einen kurzen Ueberblick über die geographischen und meteorologischen Verhältnisse Sachsens und allgemeine Bemerkungen über den Vogelzug. Der specielle, übersichtlich angeordnete Theil enthält die von 43 Beobachtern auf 35 Stationen über 180 Vogelarten gesammelten Angaben, welche manches Neue und Interessante über Kommen und Gehen, Lebensweise und Brutgeschäft unserer einheimischen Vögel mittheilen und somit einen anerkennenswerthen Fortschritt in der Kenntniß der sächsischen Ornis darstellen. Doch, noch Vieles ist klar zu legen, auch dürften die beobachteten 180 Arten höchstens die Hälfte der heimischen Vogelwelt bilden, darum ist nur zu wünschen, daß der am Schlusse des Berichtes abgedruckte Aufruf des Ausschusses für die Beobachtungsstationen der Vögel Deutschlands dem Unternehmen noch mehr Vogelkenner zuführen möge (für 1886 sind bereits 60 Beobachter thätig). Dann ist vielleicht für spätere Zeiten zu hoffen, daß auf Grund der so geschaffenen Einrichtungen die Beobachtungen auf andere Gebiete der sächsischen Thierwelt ausgedehnt und die Lücken in unserem Wissen von derselben ausgefüllt werden. Die Ausstattung des Berichts ist eine vorzügliche; von besonderem Werthe ist die übersichtliche Karte Sachsens, auf welcher die Beobachtungsstationen durch grüne Punkte hervorgehoben sind. Lehnert.

J. R. Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich. 3 ℳ. — Es ist das erste Mal, daß wir ein Werk von Hermann Heiberg gelesen haben, und wir gestehen, nach dieser Probe auf weitere Leistungen des Verfassers auch begierig geworden zu sein. Es sind liebenswürdige Unterhaltungen, diese „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", wie das Buch in einer früheren Auflage hieß, Unterhaltungen über Dies und Das aus dem Leben, welches des Eingehenden zu berühren bez. zu widerlegen schon selbst ein Buch erfordern würde, und der Verfasser ist S. 2 in der Einleitung entschieden zu bescheiden, wenn er seine Freundin, an die er seine Skizzen und kleinen Novellen in Briefform richtet (er erhebt sie in huldigender Weise zu einer „Herzogin von Seeland"), für diese gewissermaßen um Verzeihung bittet, weil es ihnen „ebenso sehr an Tiefe wie an Grazie" gebreche. Die letztere wenigstens besitzen diese Plaudereien sicher, ebenso Natürlichkeit und Geist, und nur hie und da (z. B. S. 34, 129) verfällt Heiberg in jenen gezwungen geistreichelnden Ton, der just das Gegentheil von dem bewirkt, was er beabsichtigt: er stößt ab und langweilt. Auch Frische und Empfänglichkeit für die Natur ist in den bald zu größerem, bald zu kleinerem Umfange ausgesponnenen Aphorismen enthalten, für das Leben, für Freud und Leid des Menschenherzens, und eine entschieden optimistische Lebensanschauung durchdringt die Darstellung, wenn Heiberg gleich zu Anfang auf sein vergangenes Leben eingeht und die Frage beantwortet, welches die schönsten Tage gewesen. „Sie sind alle wunderschön gewesen! Die kalten, frierenden haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelsang doppelt genießen lassen. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihren dunklen Schleier hüllt, damit ich den neugebornen Tag mit um so größerer Wonne begrüße." Und all diese hübschen Betrachtungen fußen auf einer glücklichen Beobachtungsgabe und sind mit feinem, stilvollem Realismus ausgeführt, der sich gelegentlich ins Minutiöse verliert, z. B. in jenem Bildchen, das ausmalt, wie ein vernichtendes Feuer aus einem unachtsam hingeworfenen, halberloschenen Schwefelhölzchen entsteht, unbemerkbar, allmälig, aber sicher. Auch ein gewisser Humor, Gabe für die ironische Lebensanschauung, die Parodie fehlt dem Dichter nicht, wenn er (S. 21) die „Freuden" einer Landpartie schildert, die durch widrige Umstände und die Rücksichtslosigkeiten der Nebenmenschen schon mehr zu „Leiden" werden, von denen befreit zu sein, man nach der Heimkehr aufathmet, oder wenn er (S. 404) in einer kleinen Geschichte die naturalistische Erzählungsweise Zola's, indem er deren Schwächen vergrößert, verspottet. Freilich, um auch auf diesen Punkt zu kommen, den Eindruck des Bedeutenden, mit dem der Eifer der Freunde des Verfassers seine Erstlingsschöpfung gleich beim Erscheinen wie mit einem Nimbus umgab, haben wir nicht an dem Werke entdecken können. Oder lag das daran, daß wir infolge der Reclame mit zu großen Erwartungen an die Lectüre des Buches herangetreten sind?

* Der „Verbesserte Historien-Kalender auf das Jahr 1887" (Jena, Richard Junkelmann, vormals Friedrich Frommann) ist uns erst jetzt zur Besprechung zugegangen, zu einer Zeit, da man kaum noch daran denkt, Kalender für das laufende Jahr zu kaufen, im Gegentheile die Verleger von Kalendern bereits ihre Gedanken auf die Fertigstellung des nächsten Jahrganges richten. Bemerkenswerth ist aus dem Inhalte des vorliegenden Jahrganges das pietätvolle Denkmal, welches dem langjährigen Kalendermacher und ehrenwerthen Geschäftsmanne und Patrioten Friedrich Johannes Frommann darin gesetzt worden ist, welcher am 6. Juli 1886 im nahezu vollendeten 89. Lebensjahre für immer seine treuen Augen geschlossen hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 25. Mittwoch, den 30. März. 1887.

Märchen und Sage in ihrer Bedeutung für die Jugend.

Das Volksgemüth mit seinem wunderbaren Reichthum und seiner Tiefe ist der Boden, auf welchem Märchen und Sagen, diese duftigsten Blüthen der Poesie, erwachsen sind. Es sind die einfachsten und schlichtesten Lebensverhältnisse, welche das Märchen insbesondere mit poetischem Zauber verklärt wiedergiebt. Insoweit nun Gemüthstiefe auch heute dem deutschen Volke noch erhalten ist, so weit ist es auch jetzt noch möglich, Märchen hervorzubringen, weshalb es Unrecht ist, jedes moderne Märchen ohne Weiteres zu verwerfen. Freilich muß zugegeben werden, daß der alten Zeit jene schlichte kindliche Art der Auffassung, welche das Märchen voraussetzt, in weit höherem Grade eigen war, als der ans Reflectiren gewöhnten Neuzeit. Viele unserer modernen Märchen sind phantastische Gedankenspielereien, viele auch sind viel zu reich an „tiefen Gedanken", sind also mehr Allegorien und Lehrdichtungen als frische Lebensbilder. Kein Wunder, daß man die alten Märchen immer wieder bevorzugt, daß auch die Kinderwelt an diesen besonders ihre Freude findet. Das Kind muß sich ja zu der seinem eignen Wesen so nahe stehenden Lebensauffassung der Märchen hingezogen fühlen, um so mehr, als es selbst unbewußt fortwährend Märchen dichtet und ihm das Leben kaleidoskopartig an einander gereihte Märchenbilder vorführt. Trotzdem sind aber die Märchen nicht ausschließlich für die Kinderwelt vorhanden. Gebr. Grimm nennen ihre Sammlung Kinder- und Hausmärchen, weil auch der Erwachsene sich ab und zu an Märchen erfreut, und zwar nicht sowol um der tiefen Gedanken willen, welche sie in ihrem Schoße bergen, sondern um ihrer Schönheit willen, wie man sich ja an einer schönen Blume freut, ohne sich Rechenschaft zu geben warum. Das ist ja die Art der Schönheit, daß sie sich dem Verstande zu allerletzt erschließt, so daß man zum Genusse derselben kommen kann auch ohne ästhetische Voraussetzungen.

Das Märchen führt uns in eine Welt der Wunder. Man thut ihm aber schweres Unrecht an, wenn man diese Dinge als ein krauses Gemisch von Ungeheuerlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten ansieht, das man etwa so mit in den Kauf nehmen müßte, wie die Dornen an der Rose. Je mehr sich nämlich die Erkenntniß Bahn bricht, daß gerade die ältesten und schönsten deutschen Märchen Reste mythologischer Vorstellungen aus der germanischen Vorzeit sind, um so weniger wird man gering von diesem Erbtheil eines geistig hoch stehenden Volksstammes denken dürfen. Diese Wunder- und Zauberwelt ist durchaus nicht wegen Unkenntniß der Gesetze des natürlichen Geschehens entstanden, also daß sie etwa von einem Schüler heutzutage mit Hilfe seiner physikalischen und sonstigen Kenntnisse als Unwissenheit und Thorheit erwiesen werden könne. Wer das glaubt, hat sich noch nie mit Liebe in die Tiefen der Volksdichtung versenkt. Sie macht vielmehr Versuche, in poetischer, lebhaft anschaulicher und meist personificirender Weise diejenigen Räthsel des Lebens zu lösen, die uns auch heute noch und vom wissenschaftlichen Standpunkt erst recht als Räthsel gegenüber stehen. (Z. B. die sittliche Freiheit, das Walten einer Vorsehung, das man etwa auch wunderbares Spiel des Zufalls nennt, das Gebiet der Ahnungen, die unerklärlich-dämonische Macht des Bösen im Menschen, der wortlose und doch so deutliche Antheil der Thierwelt am Loos des Menschen.) Wir Erwachsenen von heute haben die Lösung dieser Räthsel entweder im Christenthum gefunden, oder sie auch als unlösbar zu den Acten gelegt; unsere Kinder aber, und zwar die denkenden am ersten, machen noch heute die Versuche der Vorfahren nach und würden viel größere Fertigkeit darin erlangen, wenn wir sie nicht bald stören müßten. Natürlich macht die Phantasie des Volkes dabei bisweilen auch Seitensprünge, welche durch das Vorhergehende nicht erklärt werden, und liebt im Interesse der Anschaulichkeit besonders starke Uebertreibungen.

Nichts wäre nun thörichter, als dem Kinde diese „Hülle' des Wunderbaren abschälen zu wollen, um dem eigentlichen Kern des Märchens, der in demselben liegenden vermeintlichen sittlichen Idee nahe zu kommen. Das hieße die Rose zerrupfen, um ihren eigentlichen Werth zu finden. Eine sittliche Idee im eigentlichen Sinne ist auch keineswegs in allen Märchen vorhanden, weil bei der Abfassung daran Niemand gedacht hat. Damit ist nicht geleugnet, daß sie fast alle auf dem Boden ernster, ethischer Lebensanschauung stehen, aber es wird entschieden bestritten, daß man irgend welche Lehrsätze der Moral als Grundgedanken des Märchens abstrahiren könne, wie das etwa bei einer Lehrdichtung der Fall ist. Wer darum in der Erziehung das Gewicht ausschließlich auf die Erkenntniß des strenggesetzmäßigen Naturgeschehens einerseits und auf den Respect vor einer unwandelbaren moralischen Weltordnung andererseits legt, der halte den Kindern und zwar auf jeder Altersstufe die Märchen fern, und wolle dieselben vor Allem nicht als Mittel zu seinem Zweck benutzen, denn während er ihnen diese Blumen zerzupft, werden sie sich an ihrem Duft ergötzen, und während er erklärt, werden sie sich — der Blumen freuen.

Denn dazu sind die Märchen da, daß sich die Kinder derselben als schön abgerundeter in heitersten Farben gemalter Lebensbilder freuen sollen. Diese Freude kann man ihnen nahe bringen, wie man etwa dem Unkundigen eine schöne Landschaft zeigt, aber keineswegs durch pädagogische Thätigkeit vermitteln. Natürlich haben sie bei diesem Genuß auch etwas für das innere Leben, d. h. sie lernen etwas; wir lernen eben überhaupt das Beste, ohne daß es uns gelehrt wird. (Riehl: Wie viel verdanken wir einer guten Schule, und doch, wer sein Bestes in der Schule lernt, der ist alleweile nur ein mittelmäßiger Mensch.)

Die Erfahrung lehrt nun, daß die Märchen ihre Aufgabe, der Kinderwelt eine freudige Erhebung des Gemüthes zu verschaffen, trefflich erfüllen. Dazu hilft der gesunde Optimismus, der die gesammte Märchenwelt durchzieht, besonders mit, und diesen könnten wir etwa als den allen Märchen gemeinsamen sittlichen Grundgedanken bezeichnen. Sie wissen nichts

von Resignation und trüber Entsagung, nichts von Weltschmerz und pessimistischer Weltverachtung, sondern sie stellen uns allesammt den endlichen Sieg des Guten über das Böse mit friedlicher und fröhlicher Lösung aller Conflicte vor Augen. Die verstoßene Königstochter kommt wieder zu Ehren, der verwunschene Prinz wird erlöst, selbst die Ermordeten kommen wieder zum Leben und die bösen Hexen sterben eines greulichen, aber wohlverdienten Todes. Dieser Optimismus entspricht der Kindesnatur. Das Kind, welches so gern Zeit und Ewigkeit verbindet, empfindet hier vorschauend die Wahrheit, die der Erwachsene erst wieder mühsam erringen muß und die ihm in dieser Welt nur Glaubensartikel bleibt: Gott hat Alles gut gemacht. — Die Freude des Kindes wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß ihm die wunderlichen Seitensprünge der Phantasie, die starken Uebertreibungen, welche sich besonders in den heiteren, von gesunden Kindern ohnedies bevorzugten Märchen finden, als solche auffallen. Mit Jauchzen hört das kleine Volk die Geschichte von dem Wolf und den sieben Geiserchen. Und wenn die Zicklein dem Wolf aus dem Leibe herausgeschnitten werden, so sagt wol der kleine sechsjährige Bube: Aber das ist doch nicht wahr? Doch das siebenjährige Mägdlein winkt ihm und spricht: Das mußt du nicht sagen, es ist ja ein Märchen. Dann aber lachen sie alle wieder herzlich über des Wolfes sonderbaren Tod und haben nichts dagegen, wenn die Geschichte noch einmal von vorne angefangen wird.

Die Beantwortung der Frage, ob dem Kinde das Märchenbuch zu freier Verfügung in die Hand zu geben sei, richtet sich ganz nach der Individualität desselben. Sowie jede Beschäftigung des Kindes einer Beaufsichtigung (durchaus nicht immer einer Leitung) zu unterwerfen ist, so auch der Umgang mit den Büchern und dem Märchenbuch insbesondere. Eigentlich Bedenkliches dürfte sich in der verbreitetsten Sammlung, der kleinen Ausgabe der Grimm'schen Märchen, nur Weniges finden, so z. B. die Geschichte von Hänsel und Gretel, in welcher Hänsel von der Hexe gemästet wird, um geschlachtet und verspeist zu werden, wozu Gretel bereits das Wasser in den Kessel tragen muß. Solche Dinge sind bei der Bereitwilligkeit der kindlichen Phantasie, weiter auszumalen, doch wol bedenklich, und das Häßliche, ästhetisch und sittlich absolut Widerliche ist keine Gabe für das Kindesgemüth. Auch die Geschichte vom Gruselnlernen ist nicht für alle Kinder geeignet, besonders für die nicht, die es schon können. Eine ganze Gruppe von Märchen aber ist dem kleineren Kinde noch ganz unverständlich; zu dieser gehören gerade die schönsten. Wie grausig-schön stellt das Märchen vom Machandelboom die Gewissensqualen der Kindesmörderin dar; wie treffend hat Goethe dasselbe verwandt, wenn er dem Gretchen im Kerker die Geschichte in den Mund legt. Aber für Kinder ist das Märchen nicht. Oft versteht indessen ein Kind bei solchen Märchen die Hauptsache zwar nicht, aber es bleibt ihm etwa ein nebensächlicher Zug um so tiefer im Gemüth hängen. Was versteht z. B. das Kind davon, wenn das gestorbene Büblein in der Nacht kommt und klagt, daß die vielen Thränen der Mutter, die auf sein Todtenhemdchen fallen, es nicht schlafen lassen. Aber das dringt vielleicht um so gewaltiger in sein Herz, daß das todte Büblein, das nächtlicher Weile die Mutter besucht, nicht wieder zu ihren Füßen spielen will, daß es weder der Sterne in der Nacht, noch des Sonnenscheins am Tage sich fürder freuen mag, sondern stracks wieder in sein Grab geht und anhebt, in die lange Todesnacht hinein zu schlafen — der erste Eindruck von der Majestät und dem Ernst des Todes.

So mag man die Kinder je nach ihrer Individualität aus dem Märchen nehmen lassen, was ihnen zusagt. Man kann sie auch auf das eine oder das andere hinweisen, verborgene Schönheiten mit einem kurzen Fingerzeig enthüllen, aber man verhüte, daß die Märchen etwa durch allzu wohlmeinende Lehrerinnen oder Anfänger in der Pädagogik zur Unterlage für pathetische oder gar salbungsvolle moralische Belehrungen gemacht werden. — Die beiden Brennpunkte menschlicher Lebensbethätigung sind Arbeit und Erholung, ebenso nothwendig, aber ebenso auseinanderzuhalten, wie Schlaf und Wachen. Schon in früher Jugend muß das Kind daran gewöhnt werden, diese beiden zu trennen. Man lasse es fröhlich spielen, so lange als möglich spielen, aber wenn es dann arbeiten lernen soll, so halte man das Spielzeug fern. Diese Forderung wird trotz mancher Gegenströmungen unsrer Tage immer wieder gestellt werden müssen. Jetzt liebt man es, die Kinder spielen zu lehren — was durchaus unnöthig ist — und dann spielend mit ihnen zu lernen, was durchaus schädlich ist, so sehr es den Dilettanten und schwachen Eltern, deren Kinder daheim wenig zu thun haben, Alles „spielend lernen" und rühmen, wie hübsch es in der Schule ist, gefallen mag. So lange aber der Mensch Mensch bleibt, wird das Gute und Edle nur im Schweiß des Angesichts errungen werden, werden sich die Muskeln und Sehnen nur unter Anstrengung stählen. So gehört das Märchen zur Erholung, die Behandlung moralischer Maximen aber, welche ernste Denkarbeit auf Seiten des Kindes voraussetzt, gehört in den Unterricht.

Damit ist nicht gesagt, daß die Märchen aus dem Unterricht absolut auszuschließen seien. Sie eignen sich vielmehr theilweise sehr gut zur Behandlung im deutschen Unterricht, und finden besonders für größere Kinder treffliche Verwerthung. Wer Veranlassung gehabt hat, einen Blick in eine größere Anzahl von den Legionen deutscher Schullesebücher, die es giebt, zu thun, der weiß es, daß sich gleichsam von selbst eine gewisse Gruppe von Märchen gebildet hat, die sich fast in allen Lesebüchern wieder finden, gerade so wie eine Zahl von Kinderliedern von Reinick, Löwenstein u. s. w. auch immer wiederkehrt und sich geradezu den Ruhm der Classicität für die kleineren Kinder begründet hat. Die am allermeisten vorkommenden Märchen sind Aschenputtel, Rothkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen, Zaunkönig und Bär, aber auch die Andersen'schen Tannenbaum und häßliches wildes Entlein sind sehr verbreitet. Die schulmäßige Behandlung der Märchen geschieht im Interesse der sprachlichen Bildung, einer pädagogischen Thätigkeit, die natürlich auf sittlicher Grundlage stehen muß, die aber das Ziel sittlicher Bildung zunächst nicht verfolgt. Und wenn sie das wollte, so dürfte sie sich der Märchen nicht bedienen; diese Destillation der Märchen, bei welcher als Rückstand ein sittlicher Gedanke verbleiben soll, und zwar wohlgemerkt, bei jedem ein anderer, ist ein ganz fruchtloses Beginnen und nur dann von Erfolg begleitet, wenn man nach dem Goethe'schen Wort

> Ihr Ausleger seid munter,
> Legt ihr nicht aus, so legt doch unter!

handelt, ein Verfahren, das sich manche junge Pädagogen der Neuzeit allerdings recht angelegen sein lassen.

Es ist gewiß wahr, daß das, was ein sittliches Volk, ein sittlicher Schriftsteller schreiben, einen sittlichen Geist athmet, der wohlthätig und segensreich empfunden wird. Aber diesen Odem kann man nicht gleich auf Flaschen ziehen und mit Etikette versehen zum Gebrauch aufbewahren. Sittliche Lehren entnimmt man vielmehr denjenigen Schriften, welche in der Absicht sittlich zu wirken geschrieben sind, wobei auch die Frage nach der Reinheit und Vollkommenheit der gelehrten Sittlichkeit wesentlich ins Spiel kommt. Wünscht man diese gerade Dichtungen zu entnehmen, so ist in der deutschen Literatur ein reicher Vorrath von Lehrdichtungen, in erster Linie von Fabeln vorhanden, über deren poetischen Werth ja zu streiten wäre, die aber dem beregten Zweck entschieden dienen. Das Märchen aber ist eine Dichtung; das Lied des Dichters, der singt wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, aber dem Schullehrer nicht Stand hält, der seinen Gesang in Paragraphen festhalten und nutzbar machen will.

Außerdem hat sich aber durch die Erfahrung eines Jahrtausends herausgestellt, daß für den religiös-sittlichen Unter-

richt der Kinder, den wir einmal mit Prof. Ziller in Leipzig den gesinnungsbildenden nennen wollen, obwol dieser Ausdruck den Begriff nur unvollkommen bezeichnet, die biblische Geschichte des alten und des neuen Testaments am geeignetsten ist, eine Erfahrung, die unseres Wissens auch von der radicalsten Seite noch niemals bestritten worden ist, die aber auch jeder Vater, wenn er will, selbst machen kann. Ja es ist fraglich, ob nicht gewisse Theile der biblischen Geschichte, so besonders die Patriarchengeschichte mit ihrer prachtvollen orientalischen Staffage, den Kindern noch lieber sind, als die Märchen, wenigstens pflegt der Unterricht auf diesem Gebiete besonders bei kleineren Kindern sehr erfolgreich zu sein.

Man glaube nicht, daß wir uns auf ein Gebiet verirren, welches nur noch für den Fachmann von Interesse ist. Gerade der um die Pädagogik so hoch verdiente Ziller hat einen großen Werth darauf gelegt, daß das Elternhaus und die Familie einen wärmeren Antheil an dem Werke der Erziehung, soweit es der Schule zufällt, nehmen. Es giebt aber auch wohlmeinende Eltern genug, welche es für ein Unrecht halten, das Kind im Märchenbuche „Unverstandenes" lesen zu lassen, deshalb sich für verpflichtet halten, die Bissen durch pädagogische Weisheit, so weit sie ihnen eben zu Gebote steht, mund- und verdauungsgerecht zu machen. Um ihnen die Unzweckmäßigkeit, ja Verderblichkeit dieses Verfahrens klar zu machen, sollen einige specielle Züge vorgeführt werden.

Das Märchen vom Rothkäppchen gilt vielfach als eine treffliche Illustration zum vierten Gebot. Denn es wird darin gezeigt, wie Rothkäppchen dadurch in Gefahr kommt, daß es dem Gebote der Mutter ungehorsam gewesen ist. Am Schlusse wird's ja auch gesagt: Rothkäppchen dachte, du willst *dein Lebtag* nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald *laufen*, wenn dir's die Mutter verboten hat. — Wenn nun eine Mutter, welche dieses Märchen etwa ihrem Töchterchen erzählt hat, dieselbe an der Hand faßt und sagt: Siehst du? Rothkäppchen hat der Mutter nicht gefolgt! und die Kleine dabei die Augen niederschlägt und erröthet, — so ist Alles geschehen, was vom Standpunkte der Erziehungskunst bei dieser Gelegenheit zu verlangen wäre. Alles Weitere würde aber auch nur vom Uebel sein. Man denke sich nun dieses Märchen mit seinem heitern Wurf und seiner schalkhaften Laune als Unterrichtsgegenstand. Es ist unmöglich, dem Kinde das lustige Lachen zu verbieten. Da aber die Grundlagen der Sittlichkeit gelegt werden sollen, muß eine ernste Stimmung herrschen, muß das Kind in die Nähe des Heiligen geführt werden, denn das Kind und nicht blos dieses braucht eine Autorität für das, was ihm als Gesetz vor die Seele gestellt werden soll. Man denke weiter an die übrigen Unterrichtsfächer, denn ein guter Lehrer muß eine Verbindung der einzelnen Fächer herzustellen wissen. Im Kopf des Kindes spukt noch die Geschichte, in der ein Wolf die Großmutter sammt der Enkelin verschlingt und lebendig im Leibe birgt, und es soll dann etwa die Körpergestalt der Raubthiere und ihre Art sich zu ernähren betrachten? Und wenn, wie natürlich, im Sonnenschein des naturwissenschaftlichen Unterrichts die Nebel der Märchenwelt vergehen, wie wenn nun auch das sittliche Gebot des Gehorsams gegen die Eltern mit verginge? Dann könnte man etwa mehr ernste Märchen bevorzugen? Diese eignen sich aber noch weniger. Es ist noch viel eher zu ertragen, wenn etwa Rothkäppchen pädagogisch verballhornt wird, als wenn beispielsweise das Todtenhemdchen einem derartigen Verfahren unterzogen werden sollte. Was für Sentimentalitäten, was für sittliche Halb- und Unwahrheit würde dann zu Tage gefördert werden!

Es giebt aber auch Märchen — und einige der schönsten gehören zu diesen — deren Zergliederung sich die ernstesten sittlichen Bedenken entgegen stellen würden. In vielen Märchen kommt die böse Stiefmutter vor; ja sie ist sogar der Typus des bösen Weibes in der Märchenwelt geworden. Es hat sich die traurige Erfahrung tief in der Volksseele festgesetzt, daß die zweite Mutter theils nicht im Stande ist, theils nicht die Absicht hat, die eigentliche zu ersetzen, daß sie ihre eigenen Kinder bevorzugt und die Kinder der Vorgängerin vernachlässigt. In einer Schule nun, wo etwa mehrere Kinder sitzen, die eine Stiefmutter haben, kann ein derartiges Märchen wol erzählt, darf aber nie zur Grundlage einer lehrhaften Betrachtung gemacht werden. Denn nicht alle Stiefmütter hassen die Stiefkinder und der Unterricht muß unter allen Umständen dem Kinde Liebe und Ehrfurcht der zweiten Frau des Vaters gegenüber lehren. Man kann z. B. Schneewittchen jedem Kinde in die Hand geben; aber durch unverständige Schulmeisterei kann dieses Märchen eine Saat in das Kindesherz säen, die im späteren Leben zum Unheil für die Familie aufgeht.

Es treten ferner in den Märchen eine Reihe von Unarten, ja Rohheiten des deutschen Volksgeistes hervor, die man in der Erwägung mit in den Kauf nehmen muß, daß Märchen Spiegelbilder des Lebens, aber nicht Heiligengeschichten sind. Beispielsweise sei nur aufmerksam gemacht auf die fast consequent durchgeführte Charakterisirung alter Frauen als böse, heimtückisch und schadenfroh; auf der Seite der Jugend und Schönheit liegt meist das sittliche Recht, auf der des Alters der sittliche Mangel, ferner auf die sehr unvollkommenen Anschauungen von der Ehe; dem Manne ist in mehreren Märchen das Prügelrecht reservirt, aber auch die Herren Könige pflegen ihre Ehen oft sehr vorschnell zu lösen, indem sie ihre Frauen fortjagen; auf die Grausamkeit der Strafen für Uebelthäter u. s. w.

Wenn man genöthigt wäre, nach einem Märchen zu suchen, welches sich zur Grundlage eines gesinnungsbildenden Unterrichts zur Noth eignete, so würde man wol auf die Sternthaler kommen, und ist allerdings ab und zu versucht worden, dieses Märchen zum Mittelpunkt des gesammten Unterrichts der Kleinen zu machen. Das kommt einfach daher, weil es als Dichtung von geringem Werth ist — es steht wol nicht umsonst in der Grimm'schen Sammlung zuletzt — halb Märchen, halb Fabel (also Lehrdichtung), und zweifellos dazu gemacht, um den Segen des Wohlthuns anschaulich zu machen. Kein Wunder, daß sich das leicht wieder herausnehmen läßt, was hineingelegt ist. Es ist höchst wahrscheinlich neueren Ursprungs, worauf schon der Gebrauch des ziemlich jungen Wortes Thaler hinweist, während die echte alte Volksdichtung durchaus Goldwährung hat. Hat nun aber der Verfasser, was freilich nicht bewiesen ist, die Absicht gehabt, für die Kinder zu schreiben, so hat er seine Absicht doch nicht erreicht, trotzdem er von einem kleinen Mädchen erzählt. Die Art der Wohlthätigkeit dieses Kindes wollen wir einmal nicht bekritteln, sintemal nicht zu befürchten ist, daß eins von unsern Kindern dieselbe nachmacht. Aber wie unkindlich ist der Schlußeffect, wo das Kind durch vom Himmel fallende Thaler (welches Gepräge haben diese wohl?) belohnt und reich gemacht wird. Glücklicherweise bringen nun unsre Kinder dieser kleinen Capitalistin mit ihrem Sack voll Thalern nicht die geringste Sympathie entgegen, denn im Geldreichthum sehen sie noch gar kein Glück, noch viel weniger aber eine Gabe des Himmels. Einem Kinde sind der goldne Sonnenschein, der süße Kuchen, die rothwangige Frucht Gaben des Glücks und so muß es sein und wir wollen in dieser Zeit des Mammonismus ja nicht zu frühe das Glück im Geldreichthum finden lehren, indem wir etwa anknüpfend an den Begriff Capital den 6jährigen von Prioritäten, Zinsfuß und Altersrente reden. Wie nüchtern, aber auch wie ideal ist diesem Märchen gegenüber das schlichte nicht für Kinder berechnete und doch viel kindlichere Wort des Heilandes: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen.*)

*) Wer übrigens, um in der Sprache der Märchen zu reden, das Gruseln lernen will, der höre einmal, wo Gelegenheit ist, den gesinnungsbildenden Unterricht eines weniger begabten Lehrers über die Sternthaler an. Begabtere wissen natürlich dem Nichtfachmann besser zu verbergen, in welcher Art sie Exegese treiben.

Wie die Märchen so sind auch die Sagen zur Erquickung und Bildung des jugendlichen Geistes geeignet, setzen aber bei ihrem localen Charakter schon einige Kenntnisse des Kindes voraus. Sie sind zur Belebung des Geschichtsunterrichts von großem Werth, und manche Züge, welche etwa als historisch gegolten haben aber von der Kritik in das Gebiet der Sage verwiesen sind, verlieren dadurch ihren Werth für den Unterricht nicht. Von besonderer Bedeutung aber für uns sind die größeren zu epischen Dichtungen verarbeiteten Sagenkreise und es lohnt sich wol, zu fragen, ob diese, in erster Linie das Nibelungenlied, unserer heranwachsenden Jugend in die Hand zu geben seien oder nicht. Die vielfach ausgesprochene Behauptung, weil das Volk ganz wie der Mensch durch ein Kindheits-, Jünglingsalter 2c. hindurchgegangen ist, so sei die der Altersstufe entsprechende Literatur dem heranwachsenden Geschlecht zu bieten, giebt dazu keine Nöthigung. Die Schlußfolgerung ist nämlich eine falsche, wie überall da, wo man aus bildlichen Ausdrücken und Wendungen Schlüsse zieht, Irrthümer auftreten. Denn hat auch der Entwicklungsgang des Kindes mit dem des Volkes unverkennbare Aehnlichkeit, so sind doch einmal unsere Kinder, Kinder des 19. Jahrhunderts, theilweise mit Nahrungssurrogaten mühsam großgezogen und schon vom 3. Lebensjahre an mit der Cultur- und Lebensanschauung unserer Zeit erfüllt, dann aber sind jene Menschen aus der Jugendzeit unseres Volkes geschlechtsreife, starknervige Menschen gewesen, die nicht allewege allzu zart fühlten und dachten. So wenig wir nun Kleidung, Nahrung und Lebensgewohnheiten des früheren Mittelalters unseren heranwachsenden Kindern ohne Weiteres octroyiren können, so wenig wird ihnen die geistige Nahrung aus jener Zeit ohne Weiteres zusagen. Viel richtiger bietet man deshalb der Jugend die Sagenwelt in einer Form, wo sie durch das Medium des modernen Geistes hindurchgegangen ist, z. B. in den wunderschönen für die Jugend so geeigneten Dichtungen Uhland's.

Das Nibelungenlied hat Goethe eine Bildungsstufe der Nation genannt und es darf Niemand fremd bleiben, der Anspruch auf Bildung machen will. Wie aber von vielen Dingen, so kann die Schule auch vom Nibelungenlied nur Kunde geben, um das Interesse für spätere Zeit lebendig zu erhalten. Ganz mit Recht giebt man da, wo literaturgeschichtlicher Unterricht getrieben wird, einen Auszug des Liedes, theilt auch Proben mit, muß aber öfter sich ebenso jeder lehrhaften Zergliederung des Inhalts enthalten, wie das beim Märchen der Fall ist. Einleben aber kann sich das Kind vor dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre deshalb in diese schönste der deutschen Volksdichtungen nicht, weil sie erst Derjenige verstehen kann, der die Macht der geschlechtlichen Liebe und das schwermüthige Grundthema des Liedes, daß Liebe mit Leid lohnt, wenigstens ahnend empfinden kann. Das ist aber nicht zu anticipiren und Gott verhüte, daß wir es thun. Oder möchte es eine Mutter, ein Lehrer wagen, der Zwölfjährigen nur Krimhildens Traum, ohne den doch das ganze Lied unverständlich ist, vorzulegen und etwa die Worte der Ute zu „behandeln":

Soltu iemer herzenliche zer werlde werden fro,
daz chumt von mannes minne. du wirst ein schone wip,
ob dir got gefuget eines rehte guten ritters lip.

Nun kann man ja solche Dinge umgehen, überhaupt das Ganze zuschneiden, wie es für die Jugend paßt. Nur schneidet man damit gewöhnlich das Beste weg und verdirbt den Kindern den Geschmack an unsern Volksdichtungen. Warum sie auch mit abgekochtem Wasser tränken, wo frische Quellen genug sprudeln?

Dr. G. Kühn.

Bücherbesprechungen.

J.R. Dichtungen von Heinrich Heine. Ausgewählt und erläutert von Karl Hessel. Bonn, Eduard Weber's Verlag. 3 ℳ. — Neben den neuen Heine-Ausgaben, welche seit Jahresfrist ins Leben getreten sind, verdient auch diese beachtet zu werden. Der Herausgeber geht von der Voraussetzung aus, daß sich, um sein Bild zu gebrauchen, in Heine's Werken neben den duftigsten Blüthen spitze Dornen und brennende Nesseln befinden, und wirft die Frage auf, ob man denn nicht die Dornen und das Nesselkraut sorgsam entfernen könne, ehe man die Blumen zum Strauße binde. „Gewiß kann man das und in dem vorliegenden Buche ist es geschehen." Und nun bieten die „Dichtungen" (der Titel ist nicht glücklich gewählt und hätte schärfer gefaßt werden müssen) 293 Gedichte Heine's, das „Beste, Tiefste und Innerste seines Gemüths"; die Zusammenstellung erfolgt nach den meist Heine angehörenden Stichworten: Junge Leiden (Traumbilder. Lieder. Lyrisches Intermezzo. Die Heimkehr). Neue Liebe (Aus geheiltem Herzen. Neuer Frühling. Nachblüthen). Reisebilder (Harzreise. Das Meer). Romanzen und Historien. An Personen. In der Fremde (Lamentationen. Lazarus). Soweit kann man dem Herausgeber beipflichten; bedenklich ist aber die zum Glück nur hie und da angewandte Methode, Heine in usum delphini zu beschneiden. Wenigstens möchten wir, wenn wir in vorliegendem Falle an dieser Verkürzung nur Notiz nehmend vorübergehen, damit für die Zukunft keine Billigung ausgesprochen haben. Auch äußerlich muß man sich an Heine's Stropheneintheilung halten, was im „Firdusi III" nicht geschehen ist. Wichtig sind die dem Bande am Schluß beigegebenen Anmerkungen, die den bisher nur wenig unternommenen Versuch machen, Heine's Gedichte auf ihre Quellen hin zu prüfen. Im Inhaltsverzeichniß wird sodann bei jeder Nummer die Zahl der vorhandenen musikalischen Compositionen beigefügt; die Namen der bedeutendsten Componisten werden genannt; dieser Zusatz ergiebt ein geradezu überraschendes Resultat, insofern man so erst die Fülle des Materials überschlagen kann, die der Dichter den Musikern geboten hat. Fast jedes Lied hat seine musikalische Begleitung gefunden! Ueber die kurze, sachliche Einleitung ist weiter nichts zu sagen. Der Ausgabe ist ein bisher unbekannt gebliebenes Bild des Dichters aus dem Jahre 1828 vorgesetzt. Wer Heine gründlich kennen lernen will, wird auch in Zukunft die Gesammtausgabe, welche jetzt ja mit erheblich weniger Kosten als früher zu beschaffen ist, nicht entbehren können, wem jedoch nur um eine bequeme Lectüre des Erfreuenden und Schönen, das Heine geschaffen hat, zu thun ist, z. B. der Frauenwelt, der greife nach diesem Bande, dessen seine Ausstattung zudem einem rein ästhetischen Genuß wesentlich entgegenkommt.

— Collection Verne. Bd. 1: Von der Erde zum Mond. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1887, in Klein-Octav, 234 Seiten. — Die Verlagsbuchhandlung beabsichtigt, unter dem Titel „Collection Verne" eine Auswahl der besten Schriften von Jules Verne in deutscher Uebertragung zu geben; je 10 Bände (zu 75 ₰) bilden eine Serie. Der vorliegende erste Band schildert, wie die Mitglieder des Gun-Clubs in Baltimore (Verein. Staaten) die Herstellung einer Riesenkanone und einer entsprechenden Riesenkugel, welche zwecks Einleitung einer dauernden Communication nach dem Monde geschossen werden soll, durchführen und wie sie zuletzt die geplante Vollkugel zu einer hohlen Spitzkugel von Granatenform umwandeln müssen, weil der Präsident des Gun-Clubs, dessen Todfeind und ein Franzose die Reise nach dem Monde mitmachen. Die Kugel gelangt aber nicht auf den Mond, sondern nur in den Anziehungsbereich desselben, und beginnt nun, ihn zu umkreisen. Es ist eine für die Jugend bestimmte Schrift (sie erschien zuerst in Hetzel's Magasin d'éducation) und als solche gewiß anerkennenswerth unterhaltend, leicht verständlich und vielfach belehrend geschrieben; allein sie ist ein naturwissenschaftliches Märchen und darum ihrem jugendlichen Leser schädlich. Denn dieser kann nicht erkennen, wo Verne auf dem festen Boden der Thatsachen steht, oder wo er eine geniale, wissenschaftliche Hypothese bewiesen sein läßt oder wo er selbst eine Behauptung aufstellt, mit Scheinbeweisen stützt und — praktisch bewahrheit: der lesende Knabe nimmt Alles für volle Wahrheit. Das gut ausgestattete Buch ist ziemlich fehlerfrei; doch könnten in einer deutschen Uebersetzung die dem Originale allerdings entsprechenden Umrechnungen englisch-nordamerikanischer Maße und Geldsorten in französische Lieues und Franken füglich durch Angaben deutsch-österreichischer Werthe ersetzt werden.

Lehnert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 26. Sonnabend, den 2. April. 1887.

Das Glück in der Ehe.

Von Leopold Katscher. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

I.

„Ehen werden im Himmel geschlossen", heißt es im Sprüchwort aber

„Wo ist der Himmel?" fragte einst ein Kind;
Sein Vater sprach: „Wo keine Ehen sind."

Der in diesen beiden Aussprüchen liegende Gegensatz ist bezeichnend für die ganze Streitfrage, ob man heirathen soll oder nicht, ob die Ehe glücklich macht oder unglücklich, ob, „wer heirathet, gut", und „wer nicht heirathet, besser" thut, wie der Apostel meinte. Eine bemerkenswerthe Anleitung zur persönlichen Entscheidung dieser Frage von Fall zu Fall liefert ein jüngst erschienenes Buch Ottomar Beta's, ein hübsches, stellenweise zwar zu breites, im Ganzen aber überaus lobenswerthes Buch, das sich „Die Kunst verheirathet und doch glücklich zu sein" betitelt und dem sehr erfolgreichen englischen Werke: „How to be happy though married" eines britischen Anonymus frei nachgebildet ist. Es erweist sich als ein vollständiges Handbuch des Eheglücks, als ein „Führer ins irdische Paradies", und ein englischer Kritiker hat es recht hübsch und zutreffend den „Bädeker der Hochzeitsreise" genannt. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Büchern, welche neben andern verwandten Gegenständen auch die Ehe behandeln, bietet unser Engländer uns keine trockenen Predigten; er versüßt die Pille der weisen Belehrung durch einen Ueberzug von unterhaltenden Anekdoten und humoristischen Bemerkungen. Dennoch konnte er es einer Dame nicht recht machen; sie sagte: „Was nützt mir die Kunst, eine glückliche Ehe zu führen? Warum lehrt er nicht lieber, wie man überhaupt zu einer Ehe gelangt?"

Eigentlich ein seltsamer, für Verlobte und Neuvermählte beunruhigender Titel: „Trotz der Ehe glücklich!" Aber leider dennoch zutreffend, denn die meisten Verheiratheten, also die meisten Menschen überhaupt, machen schon vor Ablauf des ersten Jahres die unliebsame Entdeckung, daß es auf dem Pfade, den sie beschritten, nicht nur Rosen, sondern auch Dornen giebt, vielleicht sogar lediglich Dornen, wenn man nicht mit einander Nachsicht hat, und daß jener Hagestolz, der die Ehe für ein „sehr harmloses Vergnügen" erklärte, nichts von der Sache verstand.

Der Begriff „Glück" ist nun allerdings, wie die meisten Begriffe und Gefühle, ein dehnbarer und verhältnißmäßiger. Grade von der Ehe pflegt man ein übergroßes Maß von Glückseligkeit zu erwarten; man stellt sich sie vor, wie den Olymp: klar, wolkenlos, und dadurch zieht man sich arge Enttäuschungen zu. Ist man etwa im „ledigen" Stande zumeist ungeheuer glücklich? Uebrigens will das Glück verdient sein. Wie in allen andern Lebenslagen, ist auch in der Ehe Jeder seines eignen Glückes Schmied. Nur Geduld, Selbstbeherrschung und gegenseitige Rücksichtnahme auf Neigungen und Schwächen führen zum Ziele. Mit dem bloßen Wünschen und Abwarten ist's nicht gethan, man muß sich auch einige Mühe geben und selbst Opfer nicht scheuen.

„Die Entwickelung eines andern Wesens mit wachsamer Sorge und Selbstverleugnung zu fördern, ist das beste Mittel, sich zu freudiger Willenskraft zu stählen", sagt unser Ehedoctor. Viele sind in der Ehe unglücklich, weil sie ihr Glück thörichterweise mehr vom Empfangen, als vom Geben erwarten. Statt zu bedenken, wie viele Sorgfalt, Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit sie Andern schulden, berechnen sie nur, wie viele Dienste Andere ihnen schulden. Schreiber dieses Aufsatzes dachte einst, als er noch „grün" war: „Es giebt zu viele unglückliche Ehen, als daß man sich zum Heirathen ermuthigt fühlen sollte;" aber die Erfahrung hat ihm gezeigt, daß er hätte sagen müssen: „Es giebt zu viele gedankenlose Menschen, die ihre Ehe zu einer unglücklichen machen."

Keine Kunst ist so wissenswerth, wie diejenige, welche lehrt, den größten Theil seines Lebens mit einem andern Wesen einträchtig zu verbringen. Das genannte Buch ist voll beherzigenswerther Winke in dieser Richtung.

„Die gute Sitte ist besser, als das Gesetz", sagt Edmund Burke; „sie verleiht dem Leben des Menschen Form und Farbe. Die gute Sitte ersetzt Alles, die schlechte zerstört Alles." Woher rührt es, daß z. B. eine Stadt von der ungeheuren Größe Londons von blos zwölftausend Polizisten ausreichend bewacht wird? Von der sittlichen Gewalt, vor Allem aber von der Höflichkeit. Wenn die Höflichkeit selbst die rohen Elemente einer Millionenstadt so günstig beeinflußt, um wieviel größer wird die Wirkung guter Manieren auf das Familienleben sein müssen! Die wahre Höflichkeit besteht in dem Bestreben, zum Glücke Anderer beizutragen und ihnen jeden Verdruß möglichst zu ersparen. Wie verfehlt, zu glauben — und man glaubt es leider ganz allgemein —, daß in der Ehe, im Familienkreise die Höflichkeit entbehrlich sei! Man versuche nur gegenseitig immer freundlich zu sein und man wird finden, daß der eigene Charakter sich bessert, daß die Widrigkeiten des Daseins sich viel leichter ertragen lassen, daß die Kinder und Dienstboten sich anständig benehmen werden. Die Unfreundlichkeit und Unhöflichkeit dagegen ist das Grab der Liebe und führt sicher eheliches Unglück herbei. Die gute Sitte, das höfliche Wort, die freundliche Aufmerksamkeit — sie kosten nichts und sind von hohem Werth. Die Ehe sollte, wie wir neulich in einem Witzblatt lasen, „ein harmonisch klingendes Lied sein, aber wie ein Mendelssohn'sches: ohne Worte". Man lerne seine Zunge bezähmen! Eines Tages erschien bei Sokrates ein Jüngling, der die Kunst der Rhetorik lernen wollte und sich als großer Schwätzer erwies. Der Weltweise forderte doppelte Unterrichtsgebühren und antwortete, nach dem Grunde gefragt: „Weil ich Dich zwei Künste lehren muß: die der Rede und die des Schweigens!" Man halte also den Mund, statt ohne Ueberlegung aufzubrausen; dann wird man Zank vermeiden und glücklich leben. Ein berühmter englischer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts erzählt, eine ihm bekannte Dame habe einer Freundin, die sich über ihres Mannes Aufbrausen beklagte, ein vorzügliches Hilfsmittel mitgetheilt; sie gab ihr nämlich ein Fläschchen mit Wasser und rieth ihr, etwas davon im Munde zu behalten, so oft und so lange ihr Gemahl zanke. Als das Mittel sich bewährte, fragte sie nach den Zuthaten des Wassers; natürlich erhielt sie zur Antwort, es sei ganz gewöhnliches Wasser und das Erreichen des Zieles in Wirklichkeit nur ihrem Schweigen während des Keifens des andern Theils zuzuschreiben. Freilich scheint nicht bei allen zänkischen Verheiratheten das Schweigen des Andern als Heilmittel zu dienen. So z. B. lasen wir einst im „Witzlexikon" von Saphir und Glasbrenner, daß ein Arzt, als er sich zum 5. Male vermählte, die Frage, wie er's anstelle, seine Frauen so schnell los zu werden, mit dem folgenden Geständniß beantwortete: „Mein unfehlbares Mittel ist, ihnen niemals zu widersprechen,

ihnen immer Recht zu geben und sie gewähren zu lassen, — sie sterben dann an stiller Wuth." Aber wir halten derlei nicht für besonders glaublich.

Ebenso gut, wie das Halten von Wasser im Munde, ist vielleicht ein anderes Mittel: Man denke sich, daß man blind oder taubstumm sei, und verfahre danach, wenn Zwistigkeiten drohen; man nehme sich vor, nicht Alles zu hören oder zu sehen. Vor Allem aber hüte man sich davor, das „letzte Wort" haben zu wollen, denn dieser Wille wirkt auf das häusliche Glück wie eine Höllenmaschine auf ihre Umgebung. Der Kampf um's „letzte Wort" ist daher ebenso wenig berechtigt, wie etwa der Wunsch, ein Pulverfaß in der Küche zu haben.

Das „Handbuch der Ehe" empfiehlt als eines der Mittel sich zu vertragen, daß der Gatte nicht den ganzen Tag über zu Hause stecke, sondern mindestens sechs Stunden täglich auswärts sei. Dann habe man mehr Gesprächsstoff, das „Sichseltenmachen" rufe größeres Interesse für einander hervor u. s. w. Im Princip müssen wir diesen Rath freilich verwerfen, denn man sollte sich **immer** vertragen können; aber in der Praxis liegen die Dinge oft derart, daß der stets daheim hockende Mann aus Langeweile ein Nörgler wird, — da ist es denn freilich besser, er treibt sich häufiger auswärts herum. Bekanntlich lassen sich viele Frauen nichts gefallen und machen von ihren Sprechwerkzeugen den ausgedehntesten Gebrauch; wehe, wenn ein solcher Krakehler an eine solche Zungendrescherin geräth! Was kommt bei dem Gezänke heraus? Die „guten Freunde" machen sich über das Ehepaar lustig und dieses selbst fühlt sich immer unglücklicher. Die unangenehmsten Dinge lassen sich in feiner, milder und taktvoller Weise sagen. Wer diese Wahrheit beachtet, wird sich im Leben viel Verdruß ersparen. Es lohnt der Mühe, diese schwere Kunst zu lernen, denn oft ist es unumgänglich nöthig zu tadeln, sei es die Ehehälfte, das Gesinde, die Kinder oder das Essen. Schlecht vorgebrachter Tadel hat in der Regel nur halben Erfolg, häufig gar keinen oder auch geradezu den entgegengesetzten. „Es kommt Alles auf die Bereitung an, sprach Hans und spickte eine Kröte." Namentlich, wenn man schlechter Laune oder aufgeregt ist, soll man nicht nörgeln, am allerwenigsten jedoch während einer Mahlzeit, denn Mangel an Frohsinn beeinträchtigt die Verdauung. Je freundlicher ein Tadel, desto wirkungsvoller ist er, insbesondere, wenn neben dem „suaviter in modo" das „fortiter in re" nicht vergessen wird.

Was ist die Hauptursache des meisten häuslichen Streits und Tadels? Daß jeder Theil seinen Willen durchsetzen will. Dies ist zwar begreiflich, weil in der Verschiedenheit der Naturen begründet, allein thäten Eheleute nicht besser, zu bedenken, wie schön es ist, den Ehekarren zusammen zu ziehen, und statt gegen einander, mit einander zu arbeiten? „Ein harmonirendes Paar trägt die süße Bürde eines freudenreichen Lebens, wie die beiden Kundschafter im alten Testament die Riesentraube; es vervielfacht sein Glück und vermindert sein Leid durch Theilung. Daß nach diesem schönen Multiplications- und Divisions-Exempel nicht in der Mehrheit der Ehen gerechnet wird, weiß männiglich. Am klarsten geht es hervor aus dem geringen Erfolg eines uralten Preis-Ausschreibens ganz eigner Art. Vor genau 775 Jahren stiftete eine britische Edeldame den „Dunmow-Flitch", d. h. sie bestimmte, daß für alle Zeiten jede Person aus irgend einer Gegend Englands eine Speckseite bekommen solle, wenn sie nach dem Dörfchen Dunmow in der Grafschaft Essex reist und dort, am Kirchthor niederknieend, beschwören kann, daß sie mit der andern Ehehälfte ein Jahr und einen Tag hindurch keinen Streit gehabt oder daß sie es in derselben Zeit kein einziges Mal bereut habe, in den Ehestand getreten zu sein. Die Dunmower Statistik zählt in den 528 Jahren von 1244—1772 blos 8 Speck-Candidaten auf. Ein Humorist bemerkte hierzu: „Die betreffende Stiftung wurde in unserm Jahrhundert nur einmal in Anspruch genommen; das betreffende Weib war blind und lebte in London, während ihr Mann taubstumm war und sich in Edinburg aufhielt."

II.

Plutarch räth, Niemanden zum Freund zu wählen, mit dem man nicht mindestens einen Scheffel Salz zusammen verzehrt hat. Wie viele Scheffel Salz müßte man erst mit Jemandem gegessen haben, ehe man ihn zum Lebensgefährten macht! „Es prüfe, wer sich ewig bindet." Für einen Mann giebt es kein größeres Glück als ein gutes Weib, kein größeres Unglück, als ein schlechtes, und dasselbe gilt umgekehrt von der Frau. Der Besitz von Geld ist keineswegs ein Nachtheil, aber wer ausschließlich des Geldes halber heirathet, gehört zu den größten Thoren, denn er läuft Gefahr, sein Glück zu verkaufen, statt es zu erlangen. Trotz seiner Blindheit ist Amor ein besserer Führer, als der Cassirer. Ein Vermögen in der Gattin ist einem solchen mit ihr vorzuziehen. Eine große Mitgift wird oft von der anerzogenen kostspieligen Lebensweise der jungen Frau aufgewogen. Auch die Schönheit allein thut's nicht, denn wenn das schönste Gesicht nicht von edlem Wesen begleitet ist, so wird es bald ebenso eintönig werden, wie selbst die schönste Landschaft, die man täglich sieht. Die Güte dagegen bleibt immer anziehend, auch wenn sie sich in einfachen Gesichtszügen spiegelt. Die Gatten der „Berufsschönheiten" sind wahrlich zu bedauern! Wenn man nicht zu den seltenen Männern zählt, die sich vornehmen, einer ewig kränkelnden Gemahlin gegenüber seine Geduld niemals zu verlieren, so wähle man lieber eine gesunde Frau und sehe lieber auf tüchtige Lungen, als auf eine festgeschnürte Taille. Man steife sich auch nicht auf Geist oder große Begabung; in der Häuslichkeit, im Familienleben sind Sanftmuth, Geduld und Edelmuth viel werthvoller als alle „Talente". Jene Eigenschaften können in höherem Grade beglücken, als diese, und „ein Weib, das zu lieben versteht, sieht mehr und versteht mehr, als das geistig höchststehende, das kein Herz besitzt". Die Wahl einer Gattin ist überhaupt furchtbar schwierig, namentlich weil man einander vor der Hochzeit zu wenig kennen lernt. Wie soll man wissen, ob ein Mädchen sparsam oder verschwenderisch, ordnungsliebend oder nachlässig, gutgeartet oder launenhaft ist? Aus dem Lächeln der Braut läßt sich kein sicherer Schluß auf diese Dinge ziehen. Es giebt verschiedene kleine Beobachtungskniffe, die auf die richtige Fährte verhelfen können. Man suche z. B. den Charakter der Mutter nach Möglichkeit zu ergründen und dann zu erfahren, ob das Mädchen eine gute Tochter, sowie eine gute Schwester ist. Man beachte die Art, wie es sich kleidet; jede bessere Frau wird stets nett aussehen, aber sie wird sich nie übermäßig putzen. Man beobachte den Gang, ob träge, ob lebhaft, und die Sprechweise; daraus läßt sich einigermaßen entnehmen, ob Fleiß oder Faulheit vorwiegt. Ein Jüngling in Philadelphia machte einer von drei Schwestern den Hof Eines Tages fragte eines der Mädchen die andern: „Ich möchte doch wissen, wo unsere Nadel stecken mag!" Der junge Mann wußte nun, daß seine Erkorne weder häuslich war, — sonst würde sie nicht blos eine Nadel in Gemeinschaft mit ihren Schwestern gehabt haben — noch auch sich durch Ordnungsliebe auszeichnen konnte.

Sehr nützlich ist es, sich, wenn man an einem Mädchen Gefallen findet, zu fragen, ob man es auch achten kann; Fichte meint sehr richtig: „Ohne Achtung kann es keine wahre und dauernde Liebe geben." Der berühmte schottische Dichter Burns theilte die Anforderungen an eine gute Gattin in 10 Theile, von denen 4 auf ein angenehmes Temperament, 2 auf gesunden Verstand, einer auf Mutterwitz, einer auf Schönheit entfiel, während sich Vermögen, Rang, höhere Bildung, Ansehen, vornehme Beziehungen u. s. w. zusammen mit 2 Theilen begnügen mußten. Mit andern Worten: das Glück des Mannes in der Ehe hängt in allererster, zumeist einziger Linie vom Charakter der Frau ab. Selbstverständlich gilt dasselbe umgekehrt vom Eheglück der letzteren; ja wir möchten sagen: in noch höherem Maße, denn die schönere Hälfte hat nicht den Ausweg, sich für die schlechte Behandlung seiten eines bösen Gatten schadlos halten zu können, oder vielmehr zu dürfen, ohne ihren Ruf zu schädigen; sie muß, wenn sie die Ehe nicht auflösen will, die Suppe, welche sie sich durch ihre Wahl oder auch unverschuldet eingebrockt, bis auf den letzten Löffel verzehren. Welche Qual, Jahrzehnte an der Seite eines Ehrlosen, eines Arbeitsscheuen, eines Spielers, oder Trunkenbolds zu verleben! Ein träger Mann wird kaum im Stande sein, seine Familie zu ernähren. Eine ebenso ungenügende Stütze bildet ein Mann, der bei jedem Ungemach den Kopf verliert. Wie schlimm ist erst ein selbstsüchtiger Lebensgefährte!

Die allgemeine Sucht, um jeden Preis unter die Haube zu kommen, verhindert das Mädchen, das innere Wesen der um sie freienden Männer der so nothwendigen Prüfung zu unterziehen. Niemand würde eine Dienstmagd miethen, über die keine andere Auskunft zu erlangen wäre, als daß sie einige Wochen oder Monate irgendwo gedient habe; aber einem fremden Mann ohne Weiteres Liebe, Gehorsam und Treue fürs Leben zu schwören, nehmen sehr viele keinen Anstand. Oft glaubt eine Jungfrau den erstbesten Jüngling, der um ihre Hand anhält, zu lieben, während sie in Wirklichkeit entweder sich blos geschmeichelt fühlt oder so wenig Beschäftigung hat, daß das Faullenzen ihrer Einbildungskraft zu viel Zeit zu Hirn-

gespinnsten übrig und ihr, da sie sich langweilt, jede Abwechselung, also auch das Heirathen wünschenswerth erscheinen läßt. Würden ihre Eltern durch vernünftige Erziehung für anregende, ablenkende Arbeit sorgen, so gäbe es weit weniger eingebildete Liebschaften und übereilte Ehen.

Wahrscheinlich ist auf Erden für jeden Mann eine passende Frau, und für jede Frau ein passender Mann vorhanden, allein die zu einander passenden Ehehälften in spe stoßen offenbar nur selten aufeinander; es scheint damit zu gehen, wie mit dem großen Loos, von welchem der alte Rothschild behauptet, daß es Jedem bestimmt ist, daß aber nicht Jeder die Ziehung desselben erlebe. Leichtfertigkeit bei der Wahl, gesellschaftlicher Zwang, geschäftliche Rücksichten, Habsucht, Ehrgeiz und viele andere Ursachen bewirken, daß so zahlreiche Eheschließungen Mißgriffe sind. Auch verwandeln sich viele Ehen, die einen ganz günstigen Anlauf nehmen, früher oder später in unglückliche, weil an der Stelle der stürmischen Leidenschaft bald eine ruhigere Zuneigung und schließlich Gleichgültigkeit eintritt. Der Reiz der Neuheit ist abgestreift, die überspannten Erwartungen von beständigen Wonneräuschen sind getäuscht, die phantastischen Luftschlösser stürzen ein, die Romantik weicht der nüchternen Wirklichkeit und dem Besitz folgt die Uebersättigung. Oft ist man gar nicht wirklich unglücklich, sondern bildet sich blos ein, es zu sein; dies liegt entweder an Gedankenlosigkeit oder an der übeln Gewohnheit, niemals, und habe man es noch so gut, zufrieden zu sein. Manche Menschen sind nur dann glücklich, wenn sie sich unglücklich fühlen können; haben sie etwas Großes errungen, so ärgern sie sich, daß es nicht das Allergrößte war.

Ist man nun aber wirklich „reingefallen", so trachte man wenigstens der Sache möglichst gute Seiten abzugewinnen und zum bösen Spiel die beste Miene zu machen. Wer Geduld und den nöthigen guten Willen hat, dem gelingt es mit der Zeit. Man lasse sich's nicht beifallen, den Verwandten des andern Theils sein Leid zu klagen; statt getröstet wird man von ihnen nur ausgelacht werden. Ueberhaupt ist es ebenso unschön, wie nutzlos, sich gegen dritte Personen über eheliche Zwietracht zu äußern. Der Mann, der in einer Volkszählungsliste sich selber als „blödsinnig" bezeichnete, weil er ein „solches Weib" genommen, war es in Wirklichkeit, weil er ein solches Geständniß fremden Augen anvertraute. In mehreren Fällen ist bei Volkszählungen angegeben worden: „Verheirathet, aber ich bedauere es sehr". Viel besser wäre es, an die Stelle so feiger Klagen Stolz und Würde treten zu lassen. Georg Eliot sagt: „Wenn uns der Stolz dazu verhilft, unsere eigenen Kränkungen zu verbergen, statt Andere zu kränken, dann ist er keine schlechte Eigenschaft." Trägt man in der Ehe statt der Rosenketten eiserne Fesseln, so sorge man dafür, daß die böse Außenwelt sie nicht klirren höre. Hat z. B. eine Frau einen schwachköpfigen, trägen, verschwenderischen, leichtsinnigen oder lasterhaften Gatten, so lege sie nicht die Hände in den Schooß, sondern mache sich an die Leitung ihrer Angelegenheiten und harre muthig aus, bis sie im Gelingen Trost finden kann. Ist der eine Theil zänkisch, so rette sich der andere durch Ruhe und Friedensliebe, wie es Sokrates machte, der, als ihm Xanthippe nach einem Gekeife einen Eimer Wassers auf den Kopf schüttete, nicht in Zorn gerieth, sondern blos sagte: „Auf Donner folgt Regen." Auch ist es manchmal recht nützlich, sich zu sagen, erstens, daß man vielleicht keine bessere Ehehälfte verdiene, als man hat, zweitens, daß man froh sein müßte, nicht ein noch schlechteres Loos gezogen zu haben. Man braucht nur zu wollen, um eine ungünstige oder für ungünstig gehaltene Ehe nachträglich verhältnißmäßig erträglich zu finden.

III.

Jede vermählte Frau sollte bedenken, daß sie keinen Grund hat, nach der Hochzeit ihrem Gatten weniger zu gefallen, seine Zuneigung in geringerem Maße gewinnen zu wollen, als vor der Vermählung. Warum sollte sie nicht, wie als Braut, alles Mögliche thun, um seine Liebe zu vergrößern und dauernd zu machen, sowie um ihm den häuslichen Heerd zum fesselndsten Aufenthalt zu machen, wenn er sein saures Tagewerk beendet hat? Der Mann wiederum sollte sein Weibchen nicht nur lieben, sondern es ihr auch beweisen und zwar durch häufig wiederholte Versicherungen, durch kleinere oder größere Aufmerksamkeiten, durch zärtliche Besorgniß um ihr Wohl und Wehe. Keines von beiden vergesse, daß es, da sie auf einander angewiesen, am allervernünftigsten ist, sich das Leben gegenseitig möglichst angenehm zu machen, widrigenfalls Jedes sich nur das eigne Leben verbittert. Wie sagt Knigge: „Es ist eine Wohlthat, wenn ein theurer Freund in unser Herz blickt." Wie wohl thut erst die innige Freundschaft zwischen Gatten! Und welch' ungeheuer günstiger Einfluß übt ein solches Verhältniß auf die Erziehung der Kinder! Selbstverständlich spielen diese eine der Hauptrollen in Sachen des häuslichen Glücks oder Unglücks. Was hängt nicht Alles davon ab, wie man seine Kinder behandelt und erzieht! Auch den Dienstboten ist im Ehedrama eine nicht ganz kleine Rolle zugetheilt; doch dieselben bilden gleich der pädagogischen Frage ein eigenes Capitel, auf das wir im Rahmen unseres heutigen Themas ebenso wenig eingehen können, als auf die Geldfrage, die im Familienleben bekanntlich eine weittragende Bedeutung hat; wir können nur sagen, daß das eheliche Glück wegen des Geldpunktes keineswegs gestört werden wird, falls das Pärchen an dem Vorsatz festhält, in nichts über seine Verhältnisse hinauszugehen und sich nach der Decke zu strecken. Dieser uralte Rath begreift, genau genommen, Alles in sich, — selbst die überaus weise Regel: „Mensch bezahle deine Schulden, oder vielmehr, mache keine!"

Schließlich müssen, wenn eine Ehe glücklich sein soll, noch zwei Dinge beachtet werden. Erstens darf die Gesundheit nicht vernachlässigt werden. Abgesehen von den möglichen Folgen mancher Leiden für die Nachkommenschaft erzeugt Kränklichkeit oft ein unangenehmes Temperament, mit welchem man leicht sich selbst und der Umgebung zur Last fallen kann, während gute Gesundheit in der Regel frohe Laune mit sich bringt. Welche Mißstimmung und infolge dessen welche Mißhelligkeiten zieht manchmal ein einfacher gewöhnlicher Kopfschmerz nach sich! Ist aber einmal eine verheirathete Person chronisch oder vorübergehend krank oder leidend, so hat der andere Theil die Pflicht, sich geduldig und liebevoll zu zeigen und dem ohnehin bemitleidenswerthen Patienten durch Sorgfalt, Pflege und Zärtlichkeit Trost zu gewähren. Das fördert oft die Gesundung oder mildert wenigstens das Elend. Gesundheit macht glücklich und Glück macht gesund.

Der zweite Punkt, den wir im Auge haben, betrifft den wichtigen Umstand, daß es für Ehefrauen ungemein angezeigt ist, tüchtige Hausfrauen, „gute Wirthinnen" zu sein. Nach Swift sind viele Ehen darum so unglücklich, „weil die Weiber nur Netze auszuwerfen, aber keine Käfige zu bauen verstehen". Einen Mann zu fangen, ist nicht immer schwer; viel schwerer ist's ihn gefangen zu halten. Welchen vernünftigen Zweck hat eine Eroberung, wenn man sie wieder fahren läßt? Eine wirkliche, wahrhafte Eroberung hat ein Weib nur dann gemacht, wenn sie es versteht, ihr Haus so angenehm zu gestalten, daß der Herr Gemahl sich nicht anders wohin sehnt. Der Käfig muß so behaglich eingerichtet, so wohnlich sein, daß der Vogel gar nicht Lust bekommt davon zu fliegen. Die Wirthschaft muß systematisch und praktisch ausgeführt werden, Ordnung und Reinlichkeit müssen die Herrschaft führen, eine gute wenn gleich einfache und wohlfeile Kost muß dem arbeitenden Manne Befriedigung gewähren. Wie belebend wirkt ein anheimelndes Hauswesen! Und welchen moralischen und physischen Einfluß übt die rationelle Ernährung auf den Menschen aus!

Doch es ist an der Zeit, zu der schwierigen Hauptfrage zurückzukehren, ob man heirathen soll oder nicht! Eigentlich bleibt nichts Andres übrig, als daß jeder Einzelne seine eigne Entscheidung treffe und sie auch unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände und Verhältnisse treffe. Vieles spricht für, Vieles gegen den Ehestand, d. h. in jedem einzelnen Fall. Im Allgemeinen möchten wir sagen: Man heirathe, oder dem Apostel widersprechend: Wer nicht heirathet, thut gut, aber wer heirathet, thut besser, während der Londoner „Punch" vor Jahren einmal schrieb: „Rath für Alle, die im Begriffe stehen, sich zu verehelichen: Laßt's bleiben!" Nicht übel ist auch der Ausspruch — wir wissen im Augenblick nicht mehr, von wem er herrührt — daß „wer im Ehestand lebt, aus demselben heraus, und wer draußen ist, hinein möchte". Die vorherrschenden Gefühle bei der Erwägung, ob man's wagen soll, sind Hoffnung und Furcht. Die Hoffnung, daß man in der Ehe gut fahren werde, die Furcht, daß das Gegentheil eintreten könnte. Wie oft erweist sich die Hoffnung trügerisch, wie oft die Furcht glücklicherweise als unbegründet! Bei Vielen ist die Unentschlossenheit so groß, daß sie sich die Sache lebenslänglich überlegen; das „Für" und das „Wider" halten sich bei ihnen die Waage so sehr, daß sie dem Esel gleichen, der zwischen zwei gleichmäßigen Heubündeln Hungers stirbt.

Im Großen und Ganzen spricht gegen das Eintreten in den Ehestand die Möglichkeit, ein unwirthschaftliches oder zänkisches, ein eitles oder verschwenderisches, ein vergnügungssüchtiges oder dummes Weib, bezw. einen mürrischen oder trunksüchtigen oder

kartenspielenden oder geizigen oder egoistischen Mann zu bekommen; die Furcht, eine Familie nicht erhalten zu können, — bei der Modenarrheit und Putzsucht vieler Frauen und den überflüssigen eingebildeten „Bedürfnissen" zahlreicher Herren der Schöpfung nicht selten ein berechtigtes Argument; die Einschränkung der Bewegungsfreiheit, wenn man „Anhängsel" in Gestalt einer, unter Umständen recht umfangreichen Familie hat; die Schwierigkeit der Kindererziehung und die Furcht vor dem Verlust der Lieblinge.

Für die Ehe läßt sich im Allgemeinen anführen: die Neigung zum Familienleben; die zu erwartende Freude an den Kindern; die Gewinnung einer treuen Freundin und Gesellschafterin, bezw. eines treuen Freundes und Gefährten mit gleichen Interessen; die Langeweile und sonstigen Unannehmlichkeiten der Einsamkeit; die physischen und moralischen, oft auch geistigen Vortheile einer geregelten Lebensweise im häuslichen Kreise; der Trost und die Genugthuung, ein Wesen um sich zu haben, das Freud und Leid liebevoll mit theilt; die Betrachtung, daß man bei vernünftigen Grundsätzen für dasselbe Geld, das man als Junggeselle ausgiebt, auch ein Weib ernähren kann; die Stärkung des Charakters, welche die Ehe mit ihren Sorgen und Rücksichten in überaus zahlreichen, selbst in unglücklichen Fällen mit sich bringt; die große Hilfe, die ein gutes Weib, das für den Wirkungskreis des Gatten Theilnahme zeigt, ihm bei seinen Arbeiten leisten kann. Die Stählung des Charakters und die treue, häufig überaus weitgehende Hilfe, von der wir sprechen, lassen sich — und O. Beta thut es — an Hunderten von Beispielen hervorragender Männer überzeugend nachweisen.

In sehr vielen Fällen ist es geradezu ein Gebot der Pflicht, nicht zu heirathen, insbesondere wenn man mit erblichen Krankheiten behaftet oder gänzlich mittel- und erwerbslos ist oder wenn die in Frage kommenden Personen dem Alter oder den Anschauungen nach allzusehr verschieden sind. Sonst aber sollte man getrost den Rubikon überschreiten, freilich mit dem festen Vorsatze, alles Mögliche zu thun, die an sich so herrliche Einrichtung „Ehe" nicht zu verderben, sondern segensreich zu gestalten. Der Ehestand hat seine Sorgen und Kümmernisse, aber das Alleinleben nicht minder, wie überhaupt bekanntlich „ein jeder Stand" seine Freude, ein jeder Stand seine Last hat.

Wir schließen mit einem allgemeinen Wink. Wer stets freundlich ist, wer nie auf kritische Bemerkungen Verwandter über den andern Theil achtet, wer sich um keinerlei Klatsch bekümmert und nicht duldet, daß die Ehehälfte Klatsch treibe, wer sich entschließt alle kleinen, für den Lebensgefährten lästigen Launen und schlimmen Gewohnheiten aufzugeben, wer sich mit dem Gatten oder der Gattin darüber einigt, daß keine dritte Person sich in ihre Angelegenheiten mische und sei es in noch so wohlmeinender Absicht, — wer diese Winke beachtet, wird jedenfalls ein recht erträgliches, wahrscheinlich glückliches Eheleben führen!

Der Mokattam bei Kairo.

Von Paul Pasig in Kairo.

Wenn man auf dem 3 Stunden westlich von Kairo entfernten hervorspringenden Felsplateau der libyschen Wüste sich befindet, welches die drei berühmten Pyramiden des Chufu, Chafra und Menkera trägt, und die Blicke nach Osten über das üppige Fruchtland und den silberblinkenden Strom nach der von hier aus nur wenig hervortretenden Stadt zu schweifen läßt, so gewahrt man am fernen Horizonte, etwa südöstlich an den Felsen, auf dem die Citadelle mit der weithin sichtbaren sog. Alabastermoschee als Wahrzeichen der Khalifenstadt hervorragt, sich anschließend einen nur wenig höhern, kahlen Gebirgsrücken: das **Mokattamgebirge**, welches von hier aus wesentlich in der Richtung nach Osten verläuft und zu den interessantesten Gebirgsformationen der arabischen Wüste gehört.

Freilich will das Wort „interessant" in einem anderen Sinne, als es gewöhnlich der Fall, aufgefaßt werden. Denn hier fehlt zunächst Alles, was dem Europäer, vor Allem dem Deutschen, seine Berge zu einem so lieben und oft gesuchten Aufenthalte macht: schattigkühle Wälder, rauschende Quellen, üppiggrüne Wiesentriften und einladende Ruheplätze. Dagegen Sonnengluth, Staub und größtentheils unwegsames Terrain.

Wer freilich Gelegenheit hatte, bei untergehender Sonne vom Westen, den Pyramiden von Gize, her das Mokattamgebirge wie von einem rosigen Hauche umwoben zu sehen, wird diesen Eindruck nie vergessen. Indessen ist ein **Besuch** desselben nicht minder anziehend, wenn auch der Genuß, den derselbe bietet, ein wesentlich anderer ist als bei anderen Gebirgen.

Vom Centrum der Stadt aus gelangt man in etwa 1—1½ Stunde zum Mokattam und zwar entweder durch den Boulevard Mehemed-Ali an der Alabastermoschee und der Citadelle vorüber oder die bekannte Muski entlang an den sogenannten Khalifengräbern vorbei. Hat man besonders die letzterwähnte, belebteste Straße Kairos im Rücken, so wähnt man sich mit einem Male in einer völlig andern Welt: statt des bewegten lauten Treibens rings Todtenstille, Einförmigkeit und starres Einerlei.

Der Mokattam hat, obwol er von verschiedenen, bei Regengüssen mit Wasser angefüllten Wâdis durchfurcht wird, doch keine eigentlichen gipfelartigen Erhebungen aufzuweisen, sondern ist ein ziemlich breiter, flacher Gebirgsrücken. Seine Gesteinsmasse ist vorwiegend sog. **Nummulitenkalk** und er bildet einen Theil jenes interessanten Gebirgszugs, der von Nordost-Afrika über Indien bis nach China sich erstreckt. Dieser Nummulitenkalk gehört zu den ältesten Ablagerungen der Tertiärzeit und folgt auf die Kreidebildung. Milliarden von Nummuliten (vom lat. nummus die Münze) bedecken hier schichtenweise und lose neben und über einander gelagert den Boden oder bilden festes Gestein. Die Größe derselben schwankt von der eines Zweimarkstückes bis zu der eines Fünfzigpfennigstückes, und ihr Aussehen ist, wenn man von den convexen Außenseiten absieht, in der That das einer versteinerten Münze. Die kleinsten Nummuliten sehen versteinerten Linsen täuschend ähnlich, und wir finden es wenigstens nach dem äußern Schein erklärlich, wenn Herodot und andere ältere Schriftsteller dieselben als Ueberreste der Linsenmahlzeiten auffassen zu müssen glaubten, mit denen die beim Bau der Pyramiden beschäftigten ägyptischen Arbeiter sich nährten. Zerschlägt man das scheibenförmige Kalkgehäuse, so erkennt man im Innern noch das zierliche Kammermark, welches jenen Protoplasmen den Namen „Kammerschnecken" gab. Auch an andern Petrefacten ist, wie jenseits in der libyschen Wüste, hier kein Mangel, und während eines kaum dreistündigen Spazierganges gelang es mir, ohne große Mühe eine ziemlich reichhaltige Sammlung von versteinerten Schnecken, Seeigeln bis zu ansehnlicher Größe (Clypeaster, Cidaris, Echinolampas u. s. w.) sowie Austernarten, Ammonshörnern, Haifischzähnen u. A. zusammen zu bringen. Auch Krystalle von durchsichtigem Marienglas finden sich zerstreut auf dem sandigen Boden umher, auf dem zuweilen auch ein gelbblühendes Kraut sein kümmerliches Dasein fristet.

Wenn nicht andere Gründe bereits dafür sprächen, so würde schon das oben Erwähnte zur Genüge darthun, daß wir uns hier auf einstigem Meeresboden befinden. Aber noch mehr. Die sorgfältigsten Untersuchungen, besonders der Herren Dr. G. **Schweinfurth** hier sowie Professor Dr. **Meier** aus Zürich, haben den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß einst auch vulkanische Kräfte hier thätig gewesen sind, Kräfte, auf welche die vorhandenen Incrustationen und Verkieselungen unbedingt hinweisen. Setzt man nämlich seinen Weg weiter südostwärts fort, so kommt man bald zu dem sogenannten kleinen, und sodann weiter östlich wandernd zu dem großen **versteinerten Walde**. Die hier zu Tage liegenden mehr oder minder großen Stücke von verkieselten Baumstämmen weisen gleichfalls auf eine Thätigkeit hin, welche die Verwandlung der Holzfaser in Kieselsäure unter Einfluß erhöhter Temperaturverhältnisse und zwar vermittelst des Wassers jedenfalls in hohem Grade glaubhaft erscheinen läßt. Genannte Gelehrte haben daher in übereinstimmender Weise ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß einst hier sog. **Geysir**, d. h. heiße, sprudelnde Quellen vorhanden waren, welche Massen von Kieselsinter oder Tuff und Anderes absetzen und die allmälig sich erhöhenden, flach kegelförmigen Hügel selbst aufbauen. Mein Spaziergang führte mich danach bald zu dem sogenannten **Gebel iswed** (schwarzer Berg), der seinen Namen von dem dunkelfarbigen Gestein hat, das ihn umlagert und dessen vulkanischer Ursprung jedem Laien ersichtlich ist, auch wenn er die klar erkennbare Kraterbildung ganz außer Acht läßt. Auch der in der Nähe befindliche **Gebel ahmar** (rother Berg) weist dieselben Verhältnisse auf.

Aber nicht nur in geologischer und geognostischer Hinsicht ist der Mokattam interessant, sondern auch deshalb, weil das Gestein

desselben von jeher als werthvolles Baumaterial geschätzt wurde. Ein großer Theil der Pyramiden, die Grundmauern der Citadelle und viele Neubauten in den europäischen Quartieren Kairos bestehen aus Steinen vom Mokattam, deren Haltbarkeit durch die erstgenannten Bauwerke mehr als zur Genüge erprobt ist. Die wichtigsten Steinbrüche befinden sich bei Turra und Masara, Steinbrüche, die, obwol sie jetzt riesenhaften Hallen gleichen, von Weitem gesehen unscheinbare, in den Felsen gemeißelte Löcher darstellen. Ein Besuch derselben ist daher in hohem Grade lehrreich, und wenn man zwischen den oft neben und über einander liegenden dunkel gähnenden Höhlen einherwandert, so beschleicht einen leicht das Gefühl, als pilgere man in den pfadlosen Straßen einer Niederlassung von Giganten. In der That, an Energie und Unverdrossenheit hat es im Vergleich zu den heutigen arabischen Bergleuten, die einen Felsen nur von der Außenseite abzubauen pflegen, den Steinmetzen der Pharaonen nicht gefehlt; sie trieben die Löcher so tief in das untaugliche Gestein, bis sie das ihnen dauerhaft und fest erscheinende Material vorfanden, um dann aus den sich stetig erweiternden Hallen, die sie durch gewaltige ausgesparte Pfeiler stützten, jene riesenhaften Blöcke herauszubefördern.

Endlich darf ich die am Westrande des Gebirgsrückens sich befindende, verfallende Moschee, die einige charakteristische Säulencapitäle und seltsam verschlungene, bunte Wandmalereien birgt, nicht unerwähnt lassen, und zwar deshalb nicht, weil man von hier aus wol die entzückendste Aussicht auf Kairo und seine Umgebung genießt. Hart unten am Felsen liegen in ihrer Wüsteneinsamkeit, selbst Bilder des Todes, mehrere neuere arabische Friedhöfe und sodann etwas weiter entfernt im Vordergrunde die sogenannten Khalifengräber mit ihren zahlreichen, kuppelgekrönten Mausoleen. Majestätisch thront über ihnen die massige Citadelle, in deren Mitte die zierliche Moschee Mohamed Ali, die sogenannte Alabastermoschee mit ihren beiden schlanken Minarets sich erhebt. Obwol die Citadelle die Stadt beherrscht, so wird sie doch selbst wieder von den Mokattamhöhen beherrscht, woran uns zum Ueberflusse das benachbarte englische Fort erinnert. Die Stadt selbst bietet in ihrer ganzen Ausdehnung von hier aus einen überraschenden, einzigartigen Anblick. Sie erscheint im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl — rund ½ Million — bei Weitem größer, was darin seinen Grund hat, daß die arabischen Häuser meist nur einstöckig und für eine Familie eingerichtet sind, während die europäischen Quartiere gleichfalls sehr weitläufig angelegt wurden. Außerdem fehlt es nicht an Gärten, öffentlichen Plätzen und Anlagen, die wie freundliche Inseln aus dem einförmigen Häusermeere hervorlugen, während die zahllosen Minarets und gewölbten Kuppeln viel zum orientalischen Colorit des Gemäldes beitragen. Nach Westen gewandt unterscheiden wir deutlich das vom segenspendenden Nil durchströmte, grünschimmernde Fruchtland, das nach Norden zu dreiecksartig sich erweitert. Im äußersten Westen dagegen erscheinen die scharfen Linien der graugelb leuchtenden libyschen Wüste, auf deren Plateau zur Linken die Pyramiden von Sakkara und Abûsir, gerade aus die von Gîze sichtbar sind.

Die Sonne verglühte eben hinter diesen ewigen Denkmälern vergangener Größe, als ich mich zur Heimkehr rüstete, und der westliche Himmel begann mit jenen wunderbaren Farben sich zu malen, vom leuchtendsten Goldgelb bis zum reinsten Violett und zartesten Roth, wie sie eben nur das Wunderland der Pharaonen kennt; von einem bläulichen Dufte umhaucht, sandten die Pyramiden mir noch einen letzten Gruß herüber, um endlich wie mit einem Male in der rasch einbrechenden Dämmerung zu versinken.

Die Aussprache des Griechischen.

X Immer dringlicher wird eine Entscheidung der Frage gefordert, ob man die jetzt in Deutschland übliche Aussprache des Griechischen noch ferner beibehalten oder dafür lieber zu der Aussprache der Neugriechen sich bekehren solle. Reuchlin, der größte deutsche Philologe der Renaissancezeit, hat das Griechische mit der neugriechischen Aussprache gelernt und gelehrt und nach ihm heißen Alle, die ebenso verfahren, Reuchlinianer. Seine Aussprache wurde jedoch auf den deutschen Schulen verdrängt durch eine angeblich von Erasmus aufgebrachte, die unter dem Namen der Erasmischen bei uns noch jetzt herrschend ist. Allein es steht fest, daß Erasmus von Rotterdam sein Leben lang Reuchlinisch, nicht Erasmisch gesprochen hat! Auch seine Studenten in Löwen hat er die Reuchlinische Aussprache gelehrt, ja er hat sich von seinem griechischen Freunde Laskaris einen griechischen Lehrer ausgebeten, damit seine eigenen Kinder die richtige Aussprache mit Ohren und Munde erlernten. Auch aus der Art, wie er griechische Endungen auf lateinische reimt, ergiebt sich, daß er in der Aussprache der Diphthongen vollständig den Neugriechen folgte. Ebenso hat Luther das Griechische neugriechisch ausgesprochen. Nur als Vermuthung hat es Erasmus in einem seiner „Dialoge" hingestellt, daß die Griechen im Alterthum die Diphthongen so ausgesprochen, daß zwei Laute gehört wurden, und zwar habe das griechische ου dem holländischen ou, also unserem deutschen au ähnlich geklungen, das οι wie französisches oi in moi, to, soi, das υι wie holländisches ui, also wie deutsches eu. Zeitgenossen behaupten, der wenig weltwitzige Gelehrte habe sich durch einen Pariser Spaßvogel dupiren lassen, der ihm berichtete, er habe Neugriechen aus Ortschaften kennen gelernt, wo die alte Aussprache sich noch ziemlich rein erhalten, und diese hätten so gesprochen! Das Ansehen des Erasmus in der gelehrten Welt war aber groß genug, um die Reuchlinische, also neugriechische Aussprache des Griechischen zu beseitigen und in den verschiedenen Ländern diejenige Aussprache der Diphthongen an deren Stelle zu setzen, welche der in der Landessprache üblichen sich anschließt. Seitdem spricht der Engländer das Altgriechische englisch, der Franzose französisch, der Deutsche deutsch. Nun ist wol zuzugeben, daß die Aussprache des Griechischen seit der Zeit des Perikles bis heute Aenderungen erfahren hat, aber welche? ist sehr schwer mit einiger Sicherheit festzustellen; dagegen ist es wahrscheinlich, daß die alten Griechen ähnlicher den Neugriechen gesprochen, als der jetzt bei den Deutschen oder Engländern oder Franzosen üblichen Aussprache des Altgriechischen. Wenn der Reuchlinischen Aussprache vorgeworfen wird, daß in ihr der i-Laut zu sehr vorherrscht, weil η, ι, οι, ει, υι alle wie i gesprochen werden, so wendet Eduard Engel in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Aussprache des Griechischen. Ein Schnitt in einen Schulzopf" (Jena 1887) dagegen ein, daß der i-Laut des Altgriechischen in der neugriechischen Aussprache nicht häufiger ist als der i-Laut im Lateinischen, und beweist dies durch eine ziemlich ausgedehnte Statistik. In der That zeigen ja lateinische Wortverbindungen wie in minimis didicisti und ähnliche eine Häufung des i, ohne daß sie besonders auffällt, weil die Klangfarbe der einzelnen i eine verschiedene ist. Ebenso wenig ist der Klang des Neugriechischen für das an ihn gewöhnte Ohr durch das häufige Vorkommen des i beeinträchtigt, und eine so beachtenswerthe Stimme, wie die des Philologen Thiersch, eines gründlichen Kenners des Alt- und Neugriechischen, spricht sich dahin aus: „Bleibt zwischen den beiden Aussprachen zu wählen, so bekennt der Verfasser, der an beide gewöhnt ist, sehr gern, daß er der Reuchlinischen oder neugriechischen im Ganzen bei Weitem den Vorzug giebt, nicht nur aus den oben angeführten (wissenschaftlichen) Gründen, sondern auch weil sie in der jetzt gewöhnlichen griechischen Mundart, besonders im Munde der Gebildeten, der Sprache eine schöne und lautere Harmonie giebt." Freilich wird das Griechische bei uns nur noch als todte Sprache gelehrt, allein Engel macht darauf aufmerksam, daß Griechisch noch heute von 6 Millionen Menschen geredet wird, daß das Vorhandensein einer lebendigen griechischen Sprache eine Mahnung ist, den Unterricht in engere Beziehung zum Leben zu setzen, und daß mancher der Schüler das Griechische bei den jetzigen Verhältnissen später im Leben zu sehr lebendigem Gebrauche verwenden kann.

Musikbericht aus Dresden.

Da unsere königl. Oper in letzter Zeit weder Novitäten oder neu einstudirte ältere Werke, noch hervorragende Gastspiele brachte, so muß sich der heutige Bericht auf Concertbesprechungen beschränken. Das Herannahen des Frühlings macht sich jetzt in dem allmälig erfolgenden Schließen der cyklischen Musiksoiréen bemerkbar. So fand am 15. Februar das vorletzte, am 15. März das letzte der von Hrn. Nicodé geleiteten Abonnementsconcerte im Gewerbehaussaale statt. Der Dirigent hat uns im Laufe dieses Winters mit höchst interessanten neueren Orchesterwerken bekannt gemacht und keine Mühe gescheut, dieselben mit den künstlerischen Kräften, welche ihm zu Gebote standen: der Kapelle des Gewerbehauses, würdig auszuführen. Für alle seine von Erfolg gekrönten Bemühungen sei ihm auch an dieser Stelle aufrichtige Anerkennung ausgesprochen. In dem Concert am 15. Februar trat Hr. Nicodé auch als Componist auf, da seine sinfonische Suite op. 17, H-moll, eine der Hauptnummern des Programms bildete. Mit nur mäßigem Aufwand instrumentaler Mittel ist es dem Tondichter gelungen, ein in edelem Stile und in classischen Formen gehaltenes Orchesterwerk zu schaffen. Dasselbe enthält in seinen vier Sätzen, namentlich im Trio des Scherzo, im dritten, sowie im Schlußsatz, Rondo, Allegro ma non troppo, sehr effectvolle und ebenso fein wie originell behandelte Themen; im dritten Satz: Thema mit Variationen, erfreuten wir uns auch mehrfach an coloristisch hervorragend schönen Wirkungen. Nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen Theilen der Suite steht der Hauptsatz des Scherzo, welcher weder durch thematische Erfindung, noch durch rhythmischen Reiz den Hörer tiefer zu fesseln vermag. — Goldmark's Ouverture zu „Penthesilea", mit welcher das Concert eröffnete, gehört zu den weniger bedeutenden Werken des talentvollen Componisten. Sie überschreitet die für Werke ihrer Gattung übliche Zeitdauer um ein Beträchtliches, ohne daß Ideenreichthum für diese lange Ausdehnung entschädigte. Selbst das Klangcolorit, in dessen Behandlung Goldmark sonst bekanntlich Meister ist, entbehrt der Frische und des Glanzes. Ebenso wenig wie die Ouverture zu „Penthesilea" befriedigte uns Rubinstein's musikalisches Charaktergemälde „Iwan IV., der Grausame". Da der Componist sich für seinen Gegenstand selbst nicht zu begeistern vermochte, sondern nur darüber reflectirt und diese Reflectionen in Töne gekleidet hat, welche sich widerwillig der Verbindung zu in ihrem Fortgang immer wieder stockenden Motiven fügen, erhält sein Werk einen zerrissenen bizarren Charakter. Die bewundernde Anerkennung, welche wir Rubinstein sonst als Componisten zollen, macht es uns zur Pflicht, hier die verfehlte Wahl des Vorwurfs und die unerfreuliche Behandlung desselben offen zu rügen. Die Orchesterstücke des Concerts fanden mit dem Marche hongroise aus „La damnation de Faust" von Berlioz einen brillanten Abschluß. Hr. Professor Charles Davidow aus St. Petersburg war der Solist des Abends. Seine Cellovorträge ließen ihn als einen der ersten Meister auf seinem Instrument erscheinen, namentlich in Bezug auf Technik und Schmelz der Cantilene. In der Mittellage und Tiefe ist Davidow's Ton minder breit und kraftvoll als in der Höhe, deren leicht ansprechendes Flageolet durch seine seltene Reinheit überrascht. Als geschickter Componist für sein Instrument erwies sich Hr. Davidow in dem mit Orchester begleiteten ersten Satz aus seinem Cello-Concert, nicht weniger in der effectvollen Etude „Am Springbrunnen". Das Publicum spendete sämmtlichen Darbietungen des Künstlers lebhaften Beifall, für den der Erstere mit dem für Cello arrangirten herrlichen „Air" aus Seb. Bach's D-dur-Suite dankte. Gehen wir hier gleich zu dem Solisten des sechsten und letzten Nicodéconcerts, dem Violinvirtuosen Emil Sauret, über. Auch er trat als Tonsetzer, und zwar in einer für Geige und Orchester componirten „suite italienne" auf. Sie erhebt sich über viele Virtuosenmusikstücke durch die Art und Weise, in welcher das Orchester in ihr behandelt erscheint, welches nicht nur zur Begleitung und als musikalischer Hintergrund für die Solostimme der Geige verwendet wird, sondern als selbständiger künstlerischer Factor in das Tonwerk mit eingreift. Für Sauret als Virtuos ist Feuer und Lebhaftigkeit des Vortrags besonders charakteristisch, seine Technik ist tadellos und sein Ton in der Cantilene wohllautend und seelenvoll; in der Höhe jedoch gewinnt der letztere einen spitzen Klang und entbehrt zuweilen selbst der vollkommenen Reinheit. Eine Sinfonie in E-dur von Anton Bruckner eröffnete das Concert. Obgleich der Componist im reiferen Mannesalter steht, macht sein Werk doch den Eindruck, als entstamme es der Sturm- und Drangperiode eines Jünglings. Das künstlerische Maß sehen wir fast überall überschritten, nur im Scherze verlieh der Componist seinen Ideen bei ihrer orchestralen Verkörperung feste Umrisse und gewann es über sich, seine Themen klar durchzuführen. Im Uebrigen folgt er, wie es den Anschein hat, den Eingebungen des Augenblicks und schadet sich selbst dadurch, daß er manches schöne und der Verarbeitung werthe Motiv aufgiebt, sobald ihm ein neues oder eine Reminiscenz an sein Vorbild Wagner in den Sinn kommt. Mit derselben Willkür wird das Orchester behandelt, dessen Tonmaterial doch schon durch seinen Umfang und seine wuchtige Gewalt der Unterordnung unter flüchtig auftauchende subjective Launen oder bloße Fantasien, und seien dieselben auch so genial wie die Bruckner'schen, widerstrebt, während es sich der Ausführung eines großen und mit begeisterter Ueberzeugung zum Kernpunkt eines Tonstücks gemachten Gedankens jederzeit willig fügt. Die Sinfonie ist, und hierin zeigt Bruckner wieder achtungswerthes Können und fruchtbares Studium der beiden hervorragendsten Meister der modernen Instrumentirungskunst, Wagner's und Berlioz', sehr wirkungs- und stimmungsvoll instrumentirt und ihr reiches blühendes Colorit entspricht der jugendlichen Frische des Componisten, welche das Werk trotz aller seiner Schwächen interessant macht. Mit Wagner's Kaisermarsch schlossen die diesjährigen Nicodéconcerte würdig ab. — In dem von Hrn. Hofkapellmeister Schuch geleiteten Aschermittwochconcert im königl. Hoftheater kam nach dem Vorspiel zu „Parsifal" das Requiem von Verdi zu Gehör. Die Vorführung der erstgenannten Wagner'schen Composition gehört zu den Glanzleistungen unserer Kapelle, deren Dirigent indeß diesmal für ein Werk von so einheitlichem und gerade durch seine scheinbare Einfachheit imponirendem Charakter, wie das Parsifalvorspiel, zu viele äußerliche Nüancirungen des Vortrags angeordnet hatte, wodurch die Wirkung des Tonstücks eine kleine Einbuße erleiden mußte. Ueber die hohe Stellung, welche Verdi's Requiem unter den modernen Kirchencompositionen einnimmt, ist man nunmehr fast allgemein einig, und auch wir haben gerade mit am frühesten betont, daß es wahrer religiöser Ergriffenheit seine Entstehung verdankt und das Genie seines Schöpfers in ganz neuem und nicht minder glänzendem Lichte zeigt, als dessen bessere früheren Opern oder ein Musikdrama wie „Aïda", auf welches letztere, wie auf des Meisters Requiem, ebenfalls die deutsche Schule in erfreulichster Weise eingewirkt hat. Die Solopartien hatten die Damen Schuch und v. Chavanne, sowie die Herren Erl und Lurgenstein übernommen und lösten ihre schwierigen Aufgaben mit warmer Hingabe und schönem Erfolg. Besonders gilt dies von dem Vortrag des vierstimmigen und durch seine im raschen Tempo zu singenden chromatischen Gänge noch erschwerten Satzes Quam olim Abrahae promisisti, von Hrn. Erl's inniger und weihevoller Wiedergabe des Hostias et preces tibi und dem wahrscheinlich an eine alte kirchliche Liturgie Italiens anknüpfenden rührenden Agnus Dei, welches die beiden weiblichen Solostimmen ausführten. Chor und Kapelle leisteten Vorzügliches, denn für eine dem ernsten Geist der Tonschöpfung widersprechende stellenweise Ueberhastung des Tempo dürfen wir letztere nicht verantwortlich machen. — Unter der Direction des Hrn. Musikdirector Reichel brachte der Neustädter Chorgesangverein am 25. Februar Bruch's weltliches Oratorium „Achilleus" zur Aufführung. Die Soli wurden von Frau Amalie Joachim (Andromache), Frl. Schauseil (Thetis, Polyxena), Hrn. Krolop (Agamemnon, Priamos), Hrn. Scheidemantel (Hector, Odysseus) und Hrn. Gudehus (Achilleus) gesungen. Die Namen der erwähnten Künstler verbürgten schon im Voraus eine vortreffliche Aufführung. Eine solche ward dem Bruch'schen Werk, was die gesanglichen Partien betrifft, denn auch in der That zu Theil, das Orchester des Gewerbehauses dagegen, dem die Ausführung der Begleitung und der Instrumentalsätze oblag, zeigte sich seiner Aufgabe nicht überall gewachsen. Der „Achilleus" gehört zu den vornehmsten Chorwerken der Gegenwart und zum Besten, was wir Bruch verdanken. Kein zweiter Meister dürfte augenblicklich mit so schönem Erfolg wie Max Bruch in das Wesen classischen Heldenthums eingedrungen sein und es Keinem momentan, gleich ihm, gelungen sein, die heroischen Gestalten Homer's den weitesten Kreisen vertraut zu machen. Die Bruch'sche Musik charakterisirt ihren jedesmaligen Gegenstand trefflich, ist edel und von plastischer Schönheit — Vorzüge, die für das Fehlen eines besonders individuellen, neben der Tondichtung auch den Tondichter charakterisirenden Zuges in ihr entschädigen. Jedem ernstere Ziele verfolgenden Gesangverein empfehlen sich die Bruch'schen Oratorien zu etwaigen Aufführungen, denn in wenig Werken finden wir dankbarere und sangbarere Aufgaben für gemischten Chor als in denen Bruch's. Dies beweisen im „Achilleus" u. A. der Chor der Griechen „Heimkehr! Heimkehr! Wie grüßt uns das

Wort!", der Frauenchor in der Scene der Thetis, sowie der Chor „Vom Meere steigt ein bläulicher Duft", letzterer ebenso wie die vorhergehende Scene auch durch das blühende und effectvolle Colorit der orchestralen Partie hervorragend. Als weitere Glanznummern des Werkes seien hier nur der Morgengesang der Trojaner (für Quartett und Chor), Hektor's „Zum Kampf hinaus", die Leichenfeier des Patroklos, die wenn auch etwas zu weit ausgesponnene Scene zwischen Priamus und Achilleus, sowie die Orchestersätze: „Ringkämpfer; Wagenrennen; die Sieger" erwähnt. — Ein älteres für Männerchor, Soli und Orchester geschriebenes Werk Bruch's, seinen „Frithjof", hörten wir in dem Concert des Dresdner Lehrergesangvereins am 7. März. Der Verein, welcher unter der künstlerischen Leitung des Hrn. Hoforganisten Edmund Kretschmer steht, zeichnet sich durch besondere Rührigkeit und einen Eifer und Fleiß aus, welche bei dem anstrengenden und mühevollen Beruf seiner Mitglieder doppelt anzuerkennen sind. Die Ausführung der Chorsätze in Bruch's jugendfrischer Tonschöpfung war denn auch eine sehr wohlgelungene; ganz besonders klangschön und präcis wurden die Chöre: „Es ist so schön", „Hochhehrer Nord, fahr wohl" und „Wenn es stürmt mit Macht, hißt die Segel empor" gesungen. Maßvoll und stilgerecht trug Hr. Scheidemantel die Titelpartie, für welche sein schöner Bariton sich trefflich eignet, vor; Frl. Malten war als Ingeborg überall da in ihrem Element, wo sie ihr dramatisches Feuer und ihre Begabung für heroische Partien entfalten konnte, während sie uns in den lyrischen Momenten, in denen melodischer Reiz und zarte Innerlichkeit die Hauptsache bilden, Manches schuldig blieb. Vortrefflich war die Künstlerin in der mit Hrn. Scheidemantel im weiteren Verlauf des Abends vorgetragenen Scene aus Kretschmer's „Heinrich der Löwe". Unter den auf „Frithjof" folgenden Leistungen des Lehrergesangvereins heben wir Palestrina's Crucifixus, das Salvum fac Domine Imperatorem von Grell (welches zur Vorfeier des 90. Geburtstages unseres Kaisers gesungen wurde) und Weber's „Frühlingsahnung" hervor; rühmlich war auch die Wiedergabe des Kretschmer'schen Soloquartetts „Im Lenze", einer stimmungsvollen und melodischen Composition. Das Publicum folgte den zahlreichen Darbietungen des Abends mit lebhaftem Interesse und spendete den Mitwirkenden warmen Beifall. — Gleichzeitig mit dem besprochenen Concert fand im Börsensaal eine Aufführung von Schumann's „Paradies und Peri" durch die damit ihr achtzigjähriges Bestehen feiernde Dreißig'sche Singakademie statt. Wie wir hören, wurde Schumann's poesievolles Werk in einer für den Verein, wie für dessen Dirigenten, Hrn. Hofkapellmeister Hagen, gleich ehrenden Weise wiedergegeben und der Erfolg durch die ihren Aufgaben gewachsenen Solisten, wie durch die treffliche Begleitung am Flügel (Frl. Hedwig Meyer) noch gehoben. — Das für die wohlthätigen Zwecke des Vincentius-Vereins am 28. Februar gegebene Concert gewann durch die Mitwirkung des Concertmeisters Lauterbach und des Kammervirtuosen Grützmacher besondere Anziehungskraft. Beide Künstler führten im Verein mit dem trefflichen Kammermusikus Göring und der Pianistin Frau Anna Hallén Robert Schumann's unvergänglich schönes Clavierquartett in mustergiltiger Weise aus und bewiesen ihre allgemein anerkannte Meisterschaft als Solisten auf ihren Instrumenten in dem Adagio aus Spohr's achtem Violinconcert und einem von Grützmacher selbst componirten Notturno für Cello. Hr. Scheidemantel und Frl. Saak von der königl. Hofoper trugen, von Hrn. Professor Krantz trefflich am Flügel begleitet, verschiedene Lieder in lobenswerther Weise vor und Frau Hallén brachte drei Stücke für Clavier zu Gehör. Das Publicum zeichnete namentlich die Herren Lauterbach, Grützmacher und Scheidemantel durch lebhaften Beifall aus. — Nach längerer Verzögerung, welche durch eine leichte Erkrankung der Künstlerin verursacht worden war, fand das hiesige Concert von Frl. Hermine Spies am 9. März in dem reichgefüllten Saale des Hotel de Saxe statt. Die Sängerin hatte sich ein ausschließlich aus Liedern bestehendes Programm gewählt, ein Wagniß, welches nur ein so außerordentliches Talent wie sie unternehmen konnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, monoton und ermüdend zu wirken. Im Gegentheil war es gerade von höchstem Interesse, die ebenso geist- und gemüth- als temperamentvolle Auffassung kennen zu lernen, durch welche sie in den Kern eines jeden Liedes eingedrungen und vermöge welcher sie ein jedes in einer den Intentionen des Componisten durchaus entsprechenden und doch auch den Stempel ihrer eigenen hohen Künstlerschaft tragenden Weise wiederzugeben verstand. Ueber den Glanz, die Fülle und den Wohllaut ihrer herrlichen Altstimme, deren natürliche Vorzüge Frl. Spies durch unermüdlichen Fleiß und sorgfältiges Studium noch gesteigert hat, ist nichts Neues zu sagen. Wie immer, entzückte sie auch diesmal wieder die Hörer nicht nur, sondern rührte und erhob sie zugleich. Als Beweis für die oben gerühmte Vielseitigkeit der Künstlerin führen wir einzelne Nummern des mannigfaltigen Programms hier an. Dasselbe enthielt u. A. Schubert's Mignonlied „Heiß' mich nicht reden", Brahms' „Von ewiger Liebe", „In questa tomba" von Beethoven, Chopin's litthauisches Lied „Schön war der Morgen", sowie die mehr einem heiteren Genre angehörenden Lieder: „Das Mädchen und der Schmetterling" von d'Albert, „Der Schmied" von E. Naumann, „Wiegenlied" von Krantz und „Mein Liebster ist ein Weber" von Hildach. Ein junger Berliner Geigenvirtuos, Hr. Charles Gregorowitsch, trat in den Pausen zwischen den Vorträgen der Concertgeberin auf und führte sich als ein recht fleißiger und talentvoller Violinist bei uns ein, wenn auch sein Spiel vor der Hand noch der Vertiefung und sein Ton der Größe, zuweilen auch der Reinheit entbehrt. Hr. Professor Krantz begleitete beide Solisten in vorzüglicher Weise und die Zuhörer gaben ihren Dank für die gebotenen Leistungen durch lebhaften Applaus zu erkennen. — Der jetzt vielbesprochene kleine Claviervirtuos Josef Hofmann hat in letzter Zeit zwei Concerte in unserer Stadt gegeben. Das begabte Kind (hoffentlich nicht blos ein „Wunderkind") besitzt ein ganz außergewöhnliches Talent und leistet auch in der Composition für sein zartes Alter recht Erfreuliches. Wenn Diejenigen, denen es obliegt, seine Entwickelung zu leiten, ihn jetzt, wo der geeignete Zeitpunkt dafür gekommen, vom Concertiren zurückhalten, bis seine theoretische Ausbildung gründlich vollendet ist, so darf man hoffen, daß aus dem kleinen Anfänger ein wahrer Künstler wird. — Noch sei zum Schluß erwähnt, daß unsere Hofoper den 90. Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm durch eine Festvorstellung des „Freischütz" feierte. Der Aufführung ging ein von Dr. Koppel-Ellfeld gedichteter und vom Hofschauspieler v. d. Osten gesprochener Prolog voraus, dem sich, noch ehe die Ouverture begann, das von der Kapelle gespielte „Heil Dir im Siegerkranz" anschloß. Wir dürfen wol annehmen, daß alle Anwesenden im Herzen in diese Huldigung einstimmten und daß in ihnen ein warmer Widerhall geweckt ward durch den Jubelruf am Schluß: „Heil Kaiser Dir!"

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

☐ Herr, wehre dem Sturm! Predigt, gehalten am Sonntage Estomihi, von Dr. O. Pank, Superint. u. Pfarrer. Auf vielseitigen Wunsch dem Druck übergeben. 30 Pf. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — In eigenthümlicher, sinnvoller Weise hat der hochgeschätzte Prediger in dieser Predigt zwei biblische Abschnitte vereinigt, das Evangelium von der Stillung des Sturms auf dem Meer und die Geschichte von der Austreibung der Teufel, die in eine Heerde Säue fahren. Völkerstürme von Außen und Geisterstürme von Innen — lautet das bezeichnende Thema der tief in das Geheimniß der Dämonenwelt, in das Reich der Finsterniß, deren verborgene Macht hinter dem Kampf dieser Tage steht, hineinleuchtenden, ergreifenden Predigt.

R.B. Rudolf Friedrich Grau, Doctor und Professor der Theologie in Königsberg, Das Selbstbewußtsein Jesu. Nördlingen 1887, Bed. (XVI und 393 S. gr. 8.) 7 ℳ — Das neue Werk des bekannten geistvollen Theologen führt auf einem eigenthümlich anregenden Wege zu wissenschaftlich werthvollen Ergebnissen. Der eigenartige Titel erklärt sich daraus, daß die Darstellung weder auf das Selbstzeugniß Christi beschränkt bleibt, noch auf seine ganze Weltanschauung Rücksicht nimmt, sondern aus den Selbstaussagen Jesu Christi erklärt, wer es war, der in so einziger Weise wirken konnte. Unter den hierfür in Betracht kommenden heiligen Originalen bilden die drei ersten Evangelien, insbesondere die synoptischen Reden Jesu den historischen Grundstein, die unanfechtbarste Position, zugleich die ursprünglichste Quelle, die noch nicht genügend verwerthet ist. Von diesem Standpunkte aus läßt der Verfasser uns erkennen, daß es die von Jesu Christo unzweifelhaft ausgegangenen Heilswirkungen sind, denen sein thatsächliches Selbstbewußtsein entspricht, sofern er der den Vätern verheißene Hirte und Arzt ist, in welchem Jehova erscheint. Tiefgeschöpft sind namentlich die Untersuchungen über den „Menschensohn". Wie der durchsichtige Stil die Lectüre des Werkes genußreich macht, so bringt die dargebotene Gehaltfülle einen theologischen Gewinn selbst da, wo die Ansichten im Einzelnen vielleicht auseinander gehen. Das lebensvolle Buch nimmt in den gegenwärtigen Schwankungen eine

klar entschiedene Stellung ein und so ist es besonders geeignet, jüngeren Theologen zu einer festen Grundlegung zu verhelfen.

J. R. Otto Lehfeld. Ein Erinnerungsblatt für seine Freunde von Eduard von Bamberg. Halle a. S., Druck und Verlag von Beyer & Ronnger. — Der Verfasser hat sich hier ein dankbares Thema gewählt, denn der am 23. Nov. 1885 in Weimar verstorbene Otto Lehfeld, der von sich mit Recht aussagen konnte: „Ohne anmaßend zu sein, darf ich doch von mir behaupten, daß ich etwas auf der deutschen Bühne bedeutet habe," gehört zu den hervorragendsten Darstellern der Neuzeit, und sein Bild für die Nachwelt festzuhalten, erscheint als eine Pflicht, der jetzt leichter zu entsprechen ist, später schwerer genügt werden könnte. Lehfeld ist in eine Reihe mit den großen Schauspielern wie Fleck, Ludwig Devrient, Dawison und Dessoir zu stellen, mit denen er auch das gemein hatte, daß er aus der Eingebung heraus schuf, von den „denkenden" Künstlern wenig hielt und, da er kein Theoretiker war, als Lehrer seiner Kunst am allerwenigsten gepaßt hätte, während Mimen wie Seydelmann und Haase einer anderen Kategorie, bei welcher der Verstand und das Raffinement die augenblickliche Intuition ersetzen, zuzuzählen sind, und Erscheinungen wie Theodor Döring vermöge ihres glücklichen Temperaments gewissermaßen zwischen beiden Gruppen stehen. Lehfeld ist auch noch einer der Komödianten alten Schlages, die sich aus den dunkelsten, verworrensten Anfängen (er brannte seinem Vater durch, um sich einer Wandertruppe anzuschließen) bis zur Bedeutung emporgearbeitet haben, an denen aber zeitlebens etwas von der Wüstheit und Ungebundenheit eines „Schmiere"-Theaters hängen geblieben ist. Auch ward diese Schullosigkeit gerade der Punkt, an welchen Lehfeld's Verhängniß später ansetzte; sie hat, da Methode und Bildung corrigirend nicht nachhalfen, den genialen Menschendarsteller von jener Reife, Abgeklärtheit, Vollendung zurückgehalten, die auch den Begabtesten erst zum großen Künstler macht. Bamberg entspricht auch für einen Verehrer nur zu sehr der Forderung der Gerechtigkeit, wenn er (S. 4) sagt: „Will man unter: großer Schauspieler einen vollendeten Meister verstehen, der alle Elemente, welche die Kunst erfordert, in harmonischer Vereinigung besessen und zur höchstmöglichen Vollendung gesteigert hat, der als Muster und Vorbild für die Nachwelt dienen kann, so hat Lehfeld kein Anrecht auf diesen Namen; aber wenn Originalität, Begeisterung, Leidenschaft, durch welche der einfachste Mensch gewaltiger hinreißt, als der gebildetste, der ihrer entbehrt, an sich schon etwas Großes ist, dann wird man ihm ein Plätzchen in Thalia's Ruhmestempel nicht gut verweigern können." Nur einmal in seinem Leben, als er nach dem ziemlich unbefriedigenden Aufenthalte an einer Anzahl von Theatern wie Graz, München, Danzig, Breslau, Kassel u. s. w. nach Weimar unter die Leitung von Dingelstedt kam, ist Lehfeld die Wohlthat zu Theil geworden, Glied eines Ganzen zu sein, dem er sich unterzuordnen hatte; in der übrigen, namentlich späteren Zeit, als er, von seiner Thätigkeit in der Stadt Goethe's und Schiller's entbunden, wieder das künstlerische Vagabundenleben seiner Jugend als gefeierte, wenn schon ruinenhafte Größe führte, hat er sich den Gefahren des Virtuosenthums nicht entziehen können. Die Zeit in Weimar war seine glücklichste Zeit; trotz seines heftigen Charakters beugte er sich Dingelstedt, der Lehfeld gut zu nehmen wußte, sei es mit Güte, sei es mit Energie; nachher war er „ein gebrochener Mann, besiegt durch die Auswüchse derselben Leidenschaft, welche die Stärke seiner Kunst ausmachte" (S. 38). Lehfeld's vorwurfsfreiste Leistungen sind sein Wallenstein, Hagen, Holofernes, Caliban, Shylock, Richard III., Lear; er malte in großen Zügen, gleichsam al fresco, daher gelangen ihm auch die riesenhaften Gestalten Shakespeare's, Schiller's und Hebbel's am besten, Alles, was außerhalb des Kreises des Großartigen, Schroffen lag, blieb ihm versagt, auch der Humor und die Declamation; sogar gegen die moderne Tracht hatte der auf der Bühne einen Widerwillen, der so recht ein Königs- und Heldendarsteller war. Nicht daß Lehfeld's Macbeth, Richard, Franz Moor einwandfrei genannt werden können; sie fehlten in manchen Zügen; aber das, was sie und ihren Schöpfer auszeichnete, war die große Leidenschaft, das Gewaltige, Titanische, das Elementare; er spielte „mit der ganzen Wärme seines Herzens". Darum wirkte Lehfeld wie auf die Gebildeten, so auch so außerordentlich auf die große Masse; man muß es erlebt haben, was für Eindruck die Ankündigung eines Gastspiels von Lehfeld auf die letztere machte, wie sein Spiel sie hinriß. Charakteristisch für die Macht seiner populären Kunst war es, als im Nationaltheater in Berlin einmal — es wird nach dem Lear, Lehfeld's größter Leistung, gewesen sein — ein Galeriebesucher infolge der für Ungebildete verhängnißvollen starken Phantasie und Erregbarkeit geistesgestört ward. Wäre Lehfeld in seiner Jugend günstigeren Verhältnissen begegnet, die ihn zwangen, statt sich gehen zu lassen, sich einen Zaum anzulegen, vielleicht, seine Weimarer Zeit ist Beleg dafür, wäre er ein vollendeterer Künstler geworden. Dies berechtigt zu der von Bamberg am Schluß seiner Broschüre vertretenen Ansicht, daß die Schule und Schulung, wie oft thöricht behauptet, das Genie keineswegs unterdrücke, und zu der Mahnung an die jüngere Schauspielergeneration, zu beherzigen, daß „eine größere Geistesbildung der Inspiration nicht im Geringsten feindlich entgegenstehe". Bamberg's Monographie ist eine für die moderne Theatergeschichte höchst dankenswerthe Arbeit; sie ist mit Beruf geschrieben, d. h. mit dem feinen Gefühl, welches den Schöpfungen des Künstlers bis in ihre entlegensten Ecken nachgeht, mit kritischer Ruhe, die sich vor Ueberschätzung des geschilderten Gegenstandes hütet, ihm aber wahrt, was ihm gebührt, und zum Theil wol aus eigener Anschauung.

N—r. Forstliche Flora von Deutschland und Oesterreich oder forstbotanische und pflanzengeographische Beschreibung aller im Deutschen Reiche und Oesterreichischen Kaiserstaat heimischen und im Freien angebauten oder anbauungswürdigen Holzgewächse. Nebst einer Uebersicht der forstlichen Unkräuter und Standortsgewächse nach deren Vorkommen. Für Forstmänner, Parkgärtner und Botaniker, sowie für Lehrer und Studirende an höheren Forstlehranstalten bearbeitet von Dr. Moritz Willkomm, kaiserl. russ. Staatsrath, ord. Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens der k. k. deutschen Universität zu Prag, ehemaligem Lehrer der königl. sächs. Forst Akademie zu Tharandt. Zweite, vielfach vermehrte, verbesserte und wesentlich veränderte Auflage. Mit 82 xylographischen Illustrationen. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1887. Preis 25 ℳ. — Innerhalb Jahresfrist ist Willkomm's „Forstliche Flora" in 12 Lieferungen erschienen. Diese 2. Auflage hat gegenüber der ersten eine ganz bedeutende Vermehrung erfahren, was schon die hohe Seitenzahl 968 zeigt. Abgesehen von vielen in Anmerkungen erwähnten fremdländischen Holzgewächsen sind in den Haupttext der Flora 34 Arten Holzgewächse mehr aufgenommen worden. Die Veranlassung hierzu ist besonders in dem Aufschwunge zu suchen, welchen das forstliche Versuchswesen genommen hat. Nachdem im Jahre 1880 die deutschen forstlichen Versuchsstationen beschlossen haben, die Anbauwürdigkeit fremdländischer Holzarten zu prüfen, war es unerläßlich, daß eine den neuesten Stand berücksichtigende forstliche Flora solche Holzarten mit aufnahm. Was die Veränderungen der 1. Auflage gegenüber anbetrifft, so ist in erster Linie diejenige im System der Holzpflanzen hervorzuheben, um den gegenwärtig in Deutschland und Oesterreich geltenden Formen des natürlichen Pflanzensystems Rechnung zu tragen. Beträchtliche Erweiterungen und Neubearbeitungen sind bei den Coniferen, bei den Gattungen der Ulmen, Eschen, Ahorne ꝛc. zu finden, und steht damit im Zusammenhange eine Vermehrung der Abbildungen. Ganz besonders aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die neue Auflage sich durch sehr sorgfältige Quellenangaben über Beschreibung, forstliches Verhalten und Anbau der Holzpflanzen auszeichnet. Hiermit ist der Vortheil für das Buch verknüpft, den Forstleuten und Forstbotanikern als Repertorium zu dienen, die alphabetische Aufzählung der forstlichen Unkräuter und Standortsgewächse ist gegen früher weggeblieben, dagegen ist auf deren Vorkommen näher eingegangen worden. Für die Praxis ist das eine sehr anerkennenswerthe Verbesserung. Aus dieser kurzen Darlegung ist zu ersehen, daß die 2. Auflage mit vollem Recht als eine wesentlich veränderte und zwar verbesserte, wie auch als eine vielfach vermehrte bezeichnet werden muß. Wir heben das um so lieber hervor, als wir selbst Gelegenheit hatten, zu beobachten, mit welchem Fleiß und mit welcher Energie Willkomm an diese Aufgabe herangetreten ist und mit welcher Ausdauer er dieselbe glücklich bewältigt hat. Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieser neu aufgelegten „Forstlichen Flora" um die Forstwissenschaft selbst ein großes Verdienst erworben, indem er der Waldbaulehre eine vorzügliche Grundlage geschaffen hat. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß Willkomm's „Forstliche Flora" die beste ist, welche bis jetzt existirt und namentlich in ihren pflanzengeographischen Schilderungen allen anderen Floren als Muster dienen kann. Hierin hat sich der Verfasser gewiß den schönsten Lohn für seine vielen gewissenhaft ausgeführten Studienreisen geschaffen. Das klar geschriebene und vorzüglich ausgestattete Buch empfiehlt sich von selbst, es sollte in der Bibliothek keines Forstmannes und Botanikers fehlen. Seine Verbreitung wird den Forstwirthen und Wäldern in Deutschland und Oesterreich nützen und Achtung erwerben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 27. Mittwoch, den 6. April. 1887.

Die Falb'sche Theorie in ihrer Anwendung auf das Auftreten von Schlagwettern.

Von Bergingenieur Dr. **Gustav Stein.**

Die Erdbebentheorie Rudolf Falb's ist den Lesern dieser Zeitung bekannt. Ich begnüge mich anzuführen, daß nach dieser Theorie die Erdbeben, in ganz analoger Weise wie Ebbe und Fluth, auf die Wirkung der Anziehungskraft des Mondes zurückgeführt werden müssen. Die Theorie ist dann von Professor Falb in weiterer Analogie auch auf das Auftreten der Schlagwetter in den Kohlengruben ausgedehnt worden. Demnach sollen zu bestimmten, von der Constellation zwischen Erde, Mond und Sonne bedingten Zeiten nicht nur Erdbeben auftreten, sondern auch der Auftrieb der unterirdischen Gase am größten sein. Zum Beweise seiner Theorie führt Professor Falb eine Reihe von Schlagwetter-Explosionen in Kohlengruben an, welche an solchen Tagen erfolgt sind, an denen auf Grund seiner Theorie der Auftrieb der unterirdischen Gase ein besonders großer gewesen sein muß. Wenn auch gegen die ganze Falb'sche Theorie, ganz besonders aber gegen ihre Anwendung auf das Auftreten der Schlagwetter sich mancherlei gewichtige Bedenken erheben lassen und auch von vielen Seiten bereits erhoben worden sind, so wird sich ein endgiltiges Urtheil über dieselbe jedenfalls erst auf Grundlage einer längere Zeit hindurch geführten, sorgfältigen Statistik fällen lassen. Von Professor Falb selbst wird zwar eine solche Statistik geführt, aber die Art und Weise, wie dieselbe geführt wird, ist eine derartige, daß die Verwendbarkeit der Falb'schen statistischen Daten für seine Theorie entschieden in Abrede gestellt werden muß. Der Hauptirrthum der Falb'schen Statistik besteht darin, daß in derselben blos die Schlagwetter-Explosionen Berücksichtigung finden. Auf die letzteren kommt aber vom bloßen Standpunkte der Theorie gar nichts an. Für die Theorie fragt es sich nur: zu welchen Zeiten sind in den Gruben auffallend große Mengen schlagender Wetter aufgetreten? Zu welcher Zeit dieselben durch einen unglücklichen Zufall, irgend eine Unvorsichtigkeit oder Fahrlässigkeit zur Explosion gebracht worden sind, bleibt für die Theorie vollkommen belanglos, denn jeder Bergmann weiß, daß zum Glücke nicht jedesmal eine Explosion erfolgt, wenn größere Mengen Schlagwetter auftreten, ebenso weiß er aber auch, daß durchaus nicht immer das Auftreten von Schlagwettern und die Explosion derselben zeitlich zusammenfallen muß. Im Gegentheil wird wol in den meisten Fällen bei wirklichen Schlagwetter-Explosionen — ich betone das Wort Schlagwetter absichtlich ganz besonders — das Auftreten bez. die Ansammlung der Schlagwetter der etwaigen Explosion längere Zeit vorhergehen. Die Schlagwetter-Explosionen sind aber für die hier in Frage kommende Statistik auch deshalb nicht zu verwerthen, weil gegenwärtig alle in Kohlengruben vorkommenden Explosionen kurzweg als Schlagwetter-Explosionen bezeichnet werden. Die meisten derselben, und gerade die verheerendsten, sind jedoch, wie man jetzt weiß, gar nicht Explosionen von schlagenden Wettern, sondern von Kohlenstaub, bei welchen das Vorhandensein von Schlagwettern gar keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielt. Es ist dies eine bei den Bergleuten vollkommen anerkannte Thatsache. Ebenso weiß ja heute Jedermann, daß Luft mit verbrennbarem Staub (Kohle, Mehl und dergl.) gemischt unter gewissen Umständen ebenso heftig explodirt wie irgend ein explosibles Gemenge. Man erinnere sich nur der, in letzter Zeit häufig vorgekommenen Mühlenexplosionen. So hat sich z. B. auch bei einer der neueren sogenannten Schlagwetter-Explosionen, welche am 2. October 1886 auf Altofts Colliery stattgefunden hat und bei welcher 22 Menschen getödtet und 6 schwer verletzt wurden, auf Grund des Gutachtens der Sachverständigen herausgestellt, „daß die Explosion einzig und allein durch Entzündung des Kohlenstaubes entstanden ist und zwar bei **Abwesenheit von Schlagwettern**. Ganz dasselbe hat sich bei zahlreichen anderen Grubenexplosionen herausgestellt und darum — ich wiederhole es — besitzt eine solche Explosion an und für sich so lange nicht die geringste Beweiskraft, weder für noch gegen die Theorie, bis nicht nachgewiesen ist, daß die Explosion thatsächlich eine solche von schlagenden Wettern war, und daß die schlagenden Wetter durch einen plötzlichen Ausbruch und — nicht durch eine lange vorher gegangene allmälige Ansammlung entstanden sind. Und selbst wenn dies Alles nachgewiesen ist, wird man noch eine gewisse Vorsicht bei Anwendung der so gewonnenen Zahlen walten lassen müssen, denn selbst ein plötzlicher Ausbruch von Schlagwettern an einem incriminirten Tage wird oft noch nachweislich auf ganz besondere Umstände zurückgeführt werden können, die mit den von Falb angeführten nichts gemein haben. Ich will einen in dieser Beziehung besonders lehrreichen concreten Fall hier mittheilen, welcher am deutlichsten zeigt, wie vorsichtig man in der Anwendung der einschlägigen statistischen Daten sein muß. Auf einem der größten Steinkohlenwerke des **Zwickauer Reviers** in Sachsen hatte man am 9. März, also gerade an einem von Falb als gefährlich bezeichneten Tage, in einem Querschlage (d. i. eine im Gestein tunnelartig getriebene Strecke) einen Sprengschuß weggebrannt. Die sofort nach der Sprengung vorschriftmäßig vorgenommene Untersuchung des Ortes ergab, daß sich Schlagwetter angesammelt hatten. Bei der weiteren Untersuchung zeigte es sich, daß man mit dem Sprengschuß eine schwache in die Tiefe niedergehende Kluft blosgelegt hatte, und daß aus derselben große Mengen Schlagwetter ausströmten. Betrachtet man nun einige der verschiedenen Möglichkeiten, welche bei diesem Falle eintreten konnten, so wird man sofort einsehen, daß es vollkommen unstatthaft ist, aus der bloßen Thatsache, daß an einem bestimmten Tage Schlagwetter aufgetreten oder explodirt sind, irgend welche weiteren Schlüsse zu ziehen, wenn man nicht zugleich alle in Frage kommenden Nebenumstände ganz genau

kennt. Es ist vor Allem klar, daß es nur reiner Zufall war, daß man gerade am 9. März die Strecke so weit aufgefahren hatte, daß man die Kluft, aus welcher die Schlagwetter austraten, bloslegte. Hätte man den Betrieb mehr forcirt, so würde man natürlich viel früher, im umgekehrten Falle aber später an die Kluft herangekommen sein. Es ist also zweifellos, daß das Auftreten der Schlagwetter gerade am 9. März in dem gegebenen Falle ein ganz zufälliges war. Aber selbst wenn die Kluft schon früher blosgelegt gewesen wäre und die Schlagwetter aus derselben erst am 9. März auszuströmen begonnen hätten, so wäre es sehr leicht möglich gewesen, daß man die Beseitigung der Schlagwetter nicht sofort, sondern erst 8 oder 14 Tage später hätte in Angriff nehmen können und daß hierbei eine Explosion der inzwischen in großen Mengen angesammelten Schlagwetter erfolgt wäre. Es wäre also ebenso unrichtig, aus der bloßen Thatsache, daß am 9. März, also an einem Springfluthtage, Schlagwetter plötzlich aufgetreten sind, Capital für die Falb'sche Theorie schlagen zu wollen, als darauf, daß an einem Nippfluthtage eine Schlagwetter-Explosion erfolgt ist, eine Widerlegung der Theorie aufbauen zu wollen. Es sind dies Thatsachen, die jedem praktischen Bergmanne bekannt sind, und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn die Falb'sche Theorie in die Kreise derselben keinen Eingang finden kann, so lange dieselbe die thatsächlichen Verhältnisse vollkommen unberücksichtigt läßt, wie sie dies bisher gethan hat.

Das Oel als Wellenbrecher.

Die beruhigende Wirkung des Oels auf die vom Winde emporgetriebenen Meereswogen ist schon den Alten bekannt gewesen. Aristoteles, Plutarch und Plinius erwähnen derselben bereits in ihren Schriften. Es scheint auch, daß die Kenntniß dieses einfachen, jedoch erst in der Neuzeit mit so überraschendem Erfolge wieder allgemein zur Anwendung gebrachten Mittels nie ganz verloren gegangen ist; denn von den Fischern und Tauchern des Mittelmeeres ist das Oel seit Alters benutzt worden, um die bewegte Meeresoberfläche zu glätten und durchsichtig zu machen. Ebenso haben die Fischer mancher Nationen im Norden sich nachweislich schon seit Jahrhunderten des Oels bedient, wenn es darauf ankam, bei rauhem, stürmischem Wetter eine gefährliche Barre oder Küstenbrandung zu passiren. Die Fischer der schottischen und norwegischen Küsten pressen Fischlebern aus, um durch das austropfende Oel das Meer zu beruhigen; die Lissaboner Fischer bedienen sich auf der Barre des Tajo bei stürmischem Wetter des Oels, und von den Walfischfängern ist Speck und Thran zur Besänftigung der Meereswogen nicht selten gebraucht worden. Trotzdem ist die wunderbare Wirkung des Oels auf die empörte Meeresfluth lange Zeit, wenn nicht ganz unbekannt geblieben, so doch vielfach unterschätzt worden und hier und da in Vergessenheit gerathen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß man mir auf meinen ersten Seereisen von dem „Oelen der See", d. h. von dem Verfahren erzählte, das man anwenden könne, um eine hochgehende See durch Ausgießen von Oel zu beruhigen. Im Allgemeinen schien man die Sache indeß ebenso wenig ernst zu nehmen wie manche andere Seemannsgarne, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hatten, ohne daß man selbst an die Wahrheit des Ueberlieferten recht glaubte. Ich fand Keinen, der sich persönlich von der Wirkung des Oels überzeugt hatte; Niemand wußte mir Beispiele und Beweise für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung beizubringen. Erst der Neuzeit und zwar den letzten drei bis vier Jahren ist es vorbehalten geblieben, der Schifffahrt ein Mittel zugänglich zu machen, dessen großer, praktischer Nutzen früher nicht zur Genüge gewürdigt und erkannt worden war.

Das Hauptverdienst, zur Verwendung des Oels in Sturmwetter ermuntert, sowie die mit dem Verfahren erzielten Erfolge gesammelt und zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu haben, gebührt den Amerikanern. Einige Jahre früher waren allerdings schon in England bezügliche Versuche gemacht worden, indeß scheint die Verwendung des Oels in offener See bei Sturmwetter erst allgemeine Verbreitung gefunden zu haben, seit das hydrographische Amt zu Washington auf Anregung des amerikanischen Schiffslieutenants Wykoff sämmtlichen Zweigämtern des Freistaates den Befehl ertheilt hatte, alle zugänglichen Mittheilungen über das Oelen der Sturmsee zu sammeln und an das Centralbureau in Washington einzusenden. Mit dem Beginn des Jahres 1885 sind die so gewonnenen Daten in den allmonatlich erscheinenden „Pilot-Charts" des nordatlantischen Oceans veröffentlicht worden. Der thatkräftige Hydrograph Commander J. B. Barlett zu Washington hat sich in dieser Hinsicht besondere Verdienste erworben und sowol durch die Publicationen in den Karten als auch durch Herausgabe einer besonderen Broschüre über den Gegenstand unendlich viel dazu beigetragen, dem Verfahren allgemeinen Eingang unter den Seeleuten zu verschaffen. Während früher ein Schiff nur selten Oel zum Zweck der Beruhigung der Meereswogen mit sich führte, versehen sich jetzt Schiffe häufig mit diesem Hilfsmittel für eintretende Nothfälle. Die Wirkung des Oels auf die sturmbewegte Meeresfluth ist jetzt unter den mannigfaltigsten Verhältnissen so vielfach und so gründlich untersucht worden, daß man sich nunmehr unbedingt ein zutreffendes Urtheil über ein Verfahren, das schon mehrere Jahre nicht nur die Schifffahrtskreise, sondern auch die gesammte Presse auf das Angelegentlichste beschäftigt, bilden kann.

Um zu einer wissenschaftlichen Erklärung der Art der Wirkung des Oels zu gelangen, hat der Vorstand der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft mühsame Versuche über die Meereswellen angestellt und u. A. an einem stürmischen Tage einen See von einem halben Acker Oberfläche durch einen Theelöffel voll Oel von der Windseite her beruhigt. Wir folgen, indem wir die Ergebnisse der Untersuchungen hier kurz mittheilen, den Ausführungen des oben erwähnten Schiffslieutenants Wykoff in einem vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage. Wykoff sagt:

„Die Wassertheilchen bewegen sich frei und die Reibung der über die Wasseroberfläche streichenden Luft an den Wassertheilchen der Oberfläche erzeugt die Wellen. Diese nehmen an Größe zu im Verhältniß der Tiefe des Wassers, der Ausbreitung nach Lee, der Stärke und Dauer des Windes. Doch übersteigen sie nie eine gewisse Höhe, als welche man 12 Meter annehmen kann.

Den Vorläufer eines schweren, atlantischen Sturmes bildet ganz gewöhnlich eine starke Dünung, welche oft das Schiff erreicht, während der Wind noch gar nicht gespürt wird. Die Dünung besteht in einer langen, hohen Wellenbewegung, die, vom Sturm veranlaßt, ihm über den Ocean voranschreitet. An der Küste Californiens und Westafrikas hat man oft Gelegenheit, die schreckliche Dünung zu beobachten, welche von westlichen Stürmen in den weiten Flächen der vorliegenden Oceane hervorgerufen wird. Diese Wogen gehören zu den denkbar höchsten und doch kann man bei stillem Wetter in einem Walfischboot unversehrt über sie wegfahren. Diese Dünung gleicht einer geölten Welle. Das Boot oder Schiff läuft an ihrer Vorderseite hinauf und gleitet an der Rückseite herunter. Springt aber plötzlich ein Sturm auf, wie z. B. ein Norder im Golf von Mexico, so wird aus der harmlosen Dünung eine wüthende Brechsee. Wie geht diese Veränderung vor sich?

Die Reibung des Windes an der ihm zugekehrten hinteren

Seite des Abhanges ruft kleine Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche hervor. Diese kleinen Wellen werden den Abhang hinauf bis zum Kamm des Wellenberges getrieben. Gleichzeitig ist die Vorderseite der Woge ziemlich geschützt vor dem Winde und wird infolge ihrer Trägheit, mit welcher sie sich der Fortbewegung widersetzt, immer steiler und steiler. Wer jemals eine Sanddüne in der Passatzone sah, hat dort die Sturmwelle sozusagen in gefrorenem Zustande gesehen — einen langen, sanften Abhang an der Luv- und einen steilen Abstieg an der Leeseite. Der sich beständig verschärfende Kamm der Sturmwelle wird schließlich kopfüber und heruntergeworfen mit einer seiner Schwere und Schnelligkeit proportionalen Gewalt. Erreicht solche Sturmwelle ein Schiff, so kann dasselbe an der steilen Seite nicht schnell genug emporsteigen, es hindert obendrein das Fortschreiten des Fußes der Welle und deshalb stürzt der Kamm mit fürchterlicher Gewalt über dasselbe hin, füllt das Deck mit Wasser und reißt mit sich, selbst was niet- und nagelfest ist. Die Sturmwelle war vielleicht gar nicht höher als die hohe Dünung und unterscheidet sich von ihr nur durch ihre Gestalt; das Oel aber wandelt die Sturmwelle wieder um in eine schwere Dünung. Es schwimmt wegen seiner geringen specifischen Schwere auf dem Wasser, auf dessen Oberfläche es sich wie ein äußerst dünner Filz oder Decke ausbreitet. Klebrig und schlüpfrig wie es ist, widersteht es dem Winde, der die Decke zu zerreißen trachtet, dabei aber einzelne Theilchen zur Spitze der Welle hinaufsendet. Gleichzeitig wird das Wasser unter dem Oel dem Angriff des Windes entzogen, und wenn auch die Gewalt des Windes die Wellenbewegung im Ganzen steigert, so erregt sie doch nur eine höhere Dünung, schmälert aber die Form der Sturmwelle. Diese Wirkung läßt sich auf See immer erreichen, wenn man nur dazu geeignetes Oel verwendet. Man hat auch an eine chemische Wirkung des Oels gedacht, indem es den Schaum auflöse, wie man in einer Papierfabrik sehen kann, wenn es das Schäumen des Papierbreis verhindert, aber wahrscheinlicher bleibt die einfach mechanische Einwirkung."

Die Verwendung des Oels auf offener See bei Sturmwetter geschieht in der Weise, daß man dasselbe entweder vorn im Schiff durch feine Röhren ausfließen läßt oder es allein oder zugleich mit Werg vermischt, in durchlöcherte Segeltuchsäcke oder in Säcke von grobem Gewebe füllt und die letzteren an denjenigen Stellen des Schiffes über Bord hängt, wo sie den größten Nutzen schaffen. Das Oel dringt leicht durch die feinen Löcher, vertheilt sich rasch über die Wasserfläche und wird so die gewünschte Wirkung hervorbringen. Im Allgemeinen hat die Erfahrung gelehrt, daß man die Oelsäcke am zweckmäßigsten über den Bug des Schiffes hängt, weil auf solche Weise die beste Gelegenheit gegeben wird, daß das Oel sich während der Fortbewegung des Schiffes gehörig ausbreitet. Wenn es nicht zu bewerkstelligen ist, daß das Oel luvwärts vom Schiff, d. h. in diejenige Richtung gelangt, aus welcher die Seen heranlaufen, so ist seine Anwendung unthunlich. Daher werden bei dem Winde segelnde (kreuzende) Schiffe keinen oder geringen Nutzen von dem Oelen haben, während Fahrzeuge, die vor dem Sturm lenzen (mit dem Winde laufen) oder in schwerem Wetter treibend beigedreht liegen, sich vollständig durch dasselbe vor Sturzseen und Brechern zu schützen vermögen. Fast alle Capitäne, welche zum ersten Mal die besänftigende Wirkung des Oels auf die durch den Sturm aufgewühlte Meeresfläche zu beobachten Gelegenheit hatten, sind ganz erstaunt über die wunderbare Wirkung desselben. Sie schildern die Veränderungen, welche durch das Oel auf dem Meer hervorgebracht werden, geradezu als staunenerregend. Das Schiff sieht sich, sobald das Oel zu wirken beginnt, plötzlich aus der wilden See, die eben noch über das Verdeck hinbrach, in verhältnißmäßig ruhiges Wasser versetzt. Ein einziger Versuch genügt in der Regel, um einen Seemann, welcher der Thatsache bisher zweifelnd gegenübergestanden hat, zu überzeugen und aus einem Skeptiker zu einem begeisterten Anhänger des Verfahrens zu machen. Manche Capitäne bekennen offen, daß sie ihrer Ueberzeugung nach allein der rechtzeitigen Anwendung des Oels die Rettung ihres Schiffes zu danken hatten.

Nachdem die besänftigende Wirkung des Oels auf die erregten Gewässer einmal nachgewiesen und praktisch erprobt war, konnte es nicht fehlen, daß Versuche der mannigfaltigsten Art unter den verschiedensten Verhältnissen angestellt wurden. Als Ergebniß derselben hat sich zunächst herausgestellt, daß die schweren Oele sich als viel wirksamer erweisen als die leichten. Besonders wirksam haben sich die Fisch- und Pflanzenöle gezeigt, während das allzu leichte, gereinigte Petroleum eine verhältnißmäßig geringe Wirkung auf das Wasser ausübt. Unter 115 im Hydrographischen Amt zu Washington eingegangenen Berichten haben sich blos vier gefunden, denen zufolge die Wirkung ausgeblieben ist In diesen vier Fällen hatte man gereinigtes Petroleum verwandt. Thran, Leinöl, Rüböl und das wieder aufgefangene Schmieröl von den Dampfmaschinen haben sich vorzüglich bewährt. Durch kaltes Wasser wird das Oel infolge der niedrigen Temperatur verdickt. In diesem Zustande kann es sich nicht mit der nothwendigen Leichtigkeit vertheilen, ein Umstand, durch den der Erfolg wesentlich beeinträchtigt wird. Unter günstigen Verhältnissen genügt dagegen eine geringe Menge Oel, um das Wasser rings um das Schiff her zu glätten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Oel auf die Brandung an den Küsten im Allgemeinen eine geringere Wirkung hat, als auf die vom Sturm aufgewühlten Meereswogen der tiefen Oceane. Die Versuche, welche Capitän Chetwind, der Vorsteher der National Lifeboat Institution (britische Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger), mit Oel anstellen ließ, haben die Fehlsamkeit desselben in der Küstenbrandung nachgewiesen. Die Experimente zeigten, daß das Oel, welches die minder hohe Brandung vollständig zu beseitigen vermochte, sich wirklich hohen Brechern gegenüber als völlig machtlos erwies. Die schützende Oeldecke ward von den anstürmenden Wogen durchbrochen und das Boot nebst allem Zubehör mit ölvermischtem Wasser bedeckt. Bei schwerer Brandung an flachen Küsten ist diese Erscheinung wiederholt hervorgetreten. Insbesondere übte das Oel seltsamer Weise auf diejenige Brandung keine Wirkung aus, welche, wie die an der Küste von Cornwallis, infolge der Grunddünung und nicht infolge der Winde entsteht. Andere Versuche haben wieder gelehrt, daß das Oel auf die Brandung der Barren vor den Häfen und Strommündungen unter Umständen einen recht günstigen Erfolg erzielt. Von den Engländern wurden schon vor Jahren Experimente in dieser Richtung angestellt und von einem bald mehr, bald weniger günstigen Erfolg begleitet. In Peterhead, Folkestone. und andern englischen Hafenplätzen hat man vom Lande aus mittels Druckpumpen das Oel durch Bleiröhren auf die Barre vor der Hafenmündung hinausgeleitet und die stürmisch bewegten Wellen so weit zu beruhigen vermocht, daß Schiffe die Einfahrt in schwerem Sturm sicher bewerkstelligen konnten. Ein anderer Versuch, mit ölgefüllten Blechkapseln gemacht, die mit Mörsern in die Brandung geworfen wurden, dort platzten und ihren Inhalt auf das schäumende Meer ergossen, soll ebenfalls befriedigende Resultate geliefert haben. In Montrose wurden auf Anordnung der britischen Admiralität Versuche mit den von einem Mr. Gordon erfundenen Oelbomben angestellt. Als die aus den platzenden Granaten strömende Flüssigkeit das Wasser berührte, verschwanden die hohen Wogen wie durch Zauberschlag und das Meer ward auf große Entfernungen hin fast spiegelglatt. Die anwesenden Marineofficiere bezeichneten den Versuch als äußerst gelungen.

In neuester Zeit hat die englische Admiralität, dem Vorgange Amerikas folgend, das Verfahren, die Sturmsee durch Oel zu glätten, wiederholt in den Bereich ihrer Untersuchungen

gezogen und die Ergebnisse dieser ihrer eingehenden und vielseitigen Experimente veröffentlicht, damit sie bei den Seeleuten und Fischern die wünschenswerthe Beachtung finden. Bezüglich der Wirksamkeit der verschiedenen Oele sowol als auch hinsichtlich der zweckmäßigsten Verwendung derselben auf hoher See und in Küstengewässern haben diese Versuche die früher gewonnenen Resultate und die auf Grund derselben den Seeleuten ertheilten Rathschläge in vollem Umfange als zutreffend erwiesen.

Unter den vielen Fällen, wo die Anwendung des Oels die Rettung von Menschenleben herbeigeführt oder zu ihrer Erhaltung beigetragen hat, ist in neuerer Zeit besonders die Fahrt der Boote des englischen Schiffes „Slive More", Capitän Conby, berühmt geworden. Das Schiff war mit einer Ladung Kohlen auf der Reise nach Bombay begriffen, als es am 16. Juni 1885 im Indischen Ocean in Brand gerieth. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß es nicht mehr zu retten sei, wurden die vier Schiffsboote mit allem Nöthigen ausgerüstet und zu Wasser gelassen. Die aus 32 Mann bestehende Besatzung brachte volle 8 Tage in denselben zu. Capitän Conby selbst äußert sich in folgender Weise über diese Fahrt: Am 18., 19. und 20. Juni hatten wir einen heftigen Sturm aus SW. zu bestehen. Die See lief furchtbar hoch. Ich habe nie geglaubt, daß es für Boote möglich sein würde, in solchem Wetter auszuhalten, und bin auch überzeugt, daß die meinigen nicht dazu im Stande gewesen sein würden, wenn wir kein Oel mit uns geführt hätten. Die Boote wurden 60 Stunden lang beigedreht und mit Hilfe eines aus Reserverudern und Bootssegeln hergestellten Treibankers, welcher gute Dienste leistete, gegen die See gehalten. Wir ließen beständig Oel austropfen, vorn aus einem im Bug angebrachten Gefäße, hinten aus in Oel getränkten Strumpfsocken, welche, an Bootshaken befestigt, über das Heck gehängt waren. Die Wirkung war geradezu wunderbar. Indem die Boote langsam durch den Sturm und die See zurückgetrieben wurden, breitete sich das Oel vor dem Bug aus und bildete eine schlichte Straße, welche die Wogen nicht zu durchbrechen vermochten, obgleich ihre Höhe selbstverständlich nicht vermindert ward. Der Aufruhr des Meeres zu beiden Seiten dieser Straße gewährte einen erhabenen, ganz wunderbaren Anblick. Die See brauste mit lautem Gebrüll daher, hinter uns in großen weißen Kämmen zusammenbrechend, ohne daß eine einzige das Boot erreicht hätte. Von den vier Booten, welche das Schiff verlassen hatten, wurden die beiden kleineren, als der Sturm zunahm, aufgegeben und die Besatzungen derselben von den zwei größeren und seetüchtigeren Rettungsbooten aufgenommen. Das eine der letzteren, unter Führung des ersten Steuermanns, erreichte am 25. Juni die Seyschellen-Inseln, nachdem es 500 Seemeilen durch den Ocean zurückgelegt hatte; das andere Boot, welches der Capitän befehligte, ward am 21. Juni von einem Küstenfahrer aufgenommen. Capitän Conby spricht am Schlusse seines Berichtes die Hoffnung und den Wunsch aus, daß der Erfolg, welchen er mit dem Oel erzielte, anderen Schiffsführern zur Nachahmung und Nacheiferung in ähnlichen Lagen dienen möge. Die Hoffnung scheint keine vergebliche zu sein; denn mehr und mehr wird der Werth des Oels als Wellenbrecher erkannt, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo ein Quantum Oel zu den unentbehrlichen Ausrüstungsgegenständen eines Schiffes für die Reise gerechnet wird.

Ferd. Raspe.

Bücherbesprechung.

— Preußisches Bilderbuch von Karl Koberstein. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1887. — Ein preußisches Bilderbuch! Das klingt zwar in unserer der deutschen Einheit völlig hingegebenen Zeit etwas particularistisch; den Namen aber verdient es in des Wortes bester und vollster Bedeutung. Ein von der schwungvollsten, stolzesten Vaterlandsliebe durchglühtes, der Verherrlichung des preußischen Fürstenhauses, des preußischen Adels und Heeres, des preußischen Volksstamms und Namens gewidmetes Buch! Wäre es da nicht fast ein Wunder, wenn es ohne alle Einseitigkeit abginge? Nicht Wenige dürften darin eine zu starke Betonung des Militarismus, eine zu große Voreingenommenheit für überwundene Zustände finden. Zuweilen mischt sich sogar die Parteistellung des Verfassers mit ein, wo man die unparteiische Sprache des Geschichtschreibers erwarten sollte. Insbesondere dürfte das Bemühen, dem deutschen Volke seinen Antheil an den großen Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814 zu verkümmern, selbst wenn dies den Thatsachen wirklich entspräche, heute nicht mehr am Platze sein. Regte der deutsche patriotische Geist sich aber nicht schon viel früher in einem großen Theile der deutschen Jugend? Waren die Preußen, die damals kämpften, nicht ebenfalls Deutsche? Waren es nicht zum größern Theil auch die ihnen zur Seite stehenden österreichischen Völker? Nahmen nicht gerade damals nach und nach alle Stämme der deutschen Nation an diesen Kämpfen mit Theil? Und nennt Koberstein nicht mit Recht, wenn auch in gewissem Widerspruch mit sich selbst, das damals neuentstandene Heer gerade ein Volksheer? Gewiß. Der Gedanke Scharnhorst's, ein solches Heer, welches das ganze Volk umfaßte, zu bilden, konnte nur entstehen und auf glückliche Ausführung rechnen, weil der patriotische, auf nationale Unabhängigkeit dringende Geist damals bereits im Volke erwacht war und sich aufs Mächtigste regte. Und wenn dieser Geist auch damals in Preußen ein viel stärkerer, einmüthigerer, als in anderen Ländern Deutschlands war, so reicht er doch weit über Preußens Grenzen hinaus. Auch der deutsche Einheitsgedanke lebte lange vor dem Jahre 1869 im deutschen Volke. Nur daraus erklärt sich, daß seine Dichter so lange von dem „einzigen Volk von Brüdern" geträumt und gesungen haben und diese Gesänge, wo sie erklangen, immer ein tief aus dem Herzen kommendes Echo fanden. Und hierbei blickte man stets mit Hoffnung und Zuversicht auf das preußische Regentenhaus hin und auf den Volksstamm, der sich unter dessen Führung entwickelt hatte. Wie wäre es sonst wol auch möglich gewesen, daß dem großen Fürsten, welcher der deutschen Nation die ersehnte Einheit endlich erbracht, alle Stämme derselben so opfermuthig, begeistert und freudig zugefallen wären, wie es der letzte glorreiche Kampf mit Frankreich und die Feier des unvergeßlichen Festtags des letzten Monats beweist? Weil aber hierdurch die Geschichte Preußens die Geschichte Deutschlands geworden ist, so ist auch das preußische Bilderbuch Koberstein's trotz jener gelegentlichen Einseitigkeiten, von denen sich übrigens einzelne seiner Darstellungen völlig frei gehalten haben, zugleich auch ein deutsches Bilderbuch. Wohl hätten einzelne der darin enthaltenen Darstellungen, wie „Voltaire in der Mark" oder „Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte" eine noch größere Ausführung verdient; doch würde dies dem Zweck des Verfassers nicht entsprochen haben, der keine Bücher, sondern Bilder zu schreiben beabsichtigte, leicht übersichtliche, nur das Bedeutende ins Auge fassende Bilder, die eindrucks- und lebensvoll zu Herz, Geist, Gemüth sprechen, der Erbauung und Erfrischung des Volksgeistes dienen und diesen zur Nacheifrung anregen sollten. Koberstein hat diese Absicht in ungewöhnlichem Grade erreicht. Er stellt sich in diesen Bildern nicht nur selbst als ein Mann von Geist, Herz und Gemüth, sondern auch als ein Meister des Styls und des Ausdrucks dar, der seinen Stoff mit künstlerischem Geschmack und Gefühle beherrscht. Besonders die Bilder: „Der Dichter des Frühlings" und „Kolberg und Gneisenau" sind kleine Meisterstücke. Ihnen reihen sich „Ein märkischer Junker", womit Ludwig von der Marwitz auf Friedersdorf in der Mark gemeint ist, sowie „Der böse Baron" (Heinrich von Krosigk auf Poplitz im Saalkreis) ebenbürtig an, wenn man auch hier die Anschauungen des Verfassers nicht durchweg theilen sollte. Indem Koberstein das Verdienst früherer Tage dem Dunkel entreißt, in das es zum Theil durch den vorwärts drängenden Gang der Geschichte getreten ist, und ihm weihe- und lebensvolle Denkmäler dankbarer Erinnerung errichtet, stellt er dem heranwachsenden Geschlechte darin zugleich leuchtende Vorbilder zur Nacheiferung auf, des Dichterworts eingedenk: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

R. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 28. Sonnabend, den 9. April. 1887.

Ostergruß.

„Aus Grabesnacht ein glorreich Auferstehen!"
So tönt es freudig heut durch alle Welt,
Im Frühlingssonnenschein, auf Bergeshöhen,
Im stillen Thal, weit unter'm Himmelszelt.
Der Lüfte Hauch trägt hin die frohe Kunde,
Der Lerche Sang, der Bäume Blüthenpracht,
Sie künden's laut wie mit beredtem Munde:
„Ein glorreich Aufersteh'n aus Grabesnacht!"

Und wie da hell das festliche Geläute
Den Jubeltag verkündet Jung und Alt,
Schwingt sich in Andacht auf und stiller Freude
Das Menschenherz! — Die göttliche Gestalt
Des Heilands steht vor Millionen Blicken,
Der qualvoll das Erlösungswerk vollbracht,
Und auferstand, die Erde zu beglücken,
In Glanz und Herrlichkeit aus Grabesnacht.

O, süßer Trost! — In namenloser Wonne
Grüßt dich, o Fest, die ganze Erde heut',
Du spendest Heil wie milde Frühlingssonne,
Bei deinem Nah'n flieht Schmerz und Seelenleid.
Auflebt im Busen süße Hoffnung wieder,
Da Alles rings so selig winkt und lacht;
Der Bäume Blüthenschnee, der Vögel Lieder,
Ja, Alles ruft: „Vorbei ist Grabesnacht!"

Leipzig. Eduard Jost.

Optimismus und Tragödie.

Von Walter Bormann.

Heilbringer Tod, verschmäh' mich nicht, zieh' nicht vorbei!
Allein ja bist von unheilbaren Leiden Du
Der Arzt! Es rührt kein Schmerz die todte Hülle an.
Aeschylus.

Wie gern würden wir sämmtliche theoretische Abhandlungen über die Tragödie daran geben, welche in erstaunlicher Zahl in jüngster Zeit die Literatur überschwemmten, könnten wir für alle Verstandesweisheit nur den großen Herzschlag eintauschen, der unentbehrlich ist zum Genusse des Tragischen und immer mehr dem ganzen Volke abhanden kommt, da eben die höchstgebildeten Männer, welche den Geschmack an einer so vornehmen Ergötzung durch ihr aufmunterndes Beispiel zu unterstützen und anzuregen berufen sind, durch einseitige Verstandesrichtung die in der Menge noch lebendige Gefühlsmacht oft ersticken!! Andererseits sind die Verschiedenheiten und starken Widersprüche des Urtheils, welche alle die Auslegungen des Tragischen unter einander bekunden, nicht ohne einigen Trost. Sie geben das deutliche Bild einer Zeit, die, überschüttet mit allen möglichen Gaben, mit materiellen und geistigen Errungenschaften unerschöpflich gesegnet, in der Fülle der dadurch entfesselten Gegensätze über das Höchste und die wichtigsten Ziele des Geistes ins Schwanken gerieth, aber nicht müde ward, zu suchen und mit immer neuen Kräften Klarheit sich zu erkämpfen. Wäre diese Klarheit erst wiedergewonnen und hätte einmal mit seinen tiefsten Anforderungen das sieghaft vordringende Leben selbst mehr als alle Theorien in diesen Streit die Entscheidung gebracht, so würden vielleicht endlich auch wieder die tragischen Schöpfungen alter und neuer Dichter ihre erschütternde Macht über die Herzen gewinnen und eine Kunstbetrachtung ersprießen, welche in Liebe und Freude vor ihrer Macht sich beugte. Man braucht vor den großen Schattenseiten der Gegenwart den Blick gewiß nicht zu verschließen, um doch die Zeit keineswegs als eine durchaus entartete und hoffnungslose anzusehen. Wie viel aber würde ihr gewonnen sein nicht blos in einseitiger künstlerischer Hinsicht, sondern für Aufklärung des Räthsels vom Menschen, wenn sie ganz wissen wollte und könnte, was tragische Dichtung bedeutet.

Der pantheistischen Auffassung aller Kunst, welche lange fast ausschließlich das Feld behauptete und nothwendiger Weise erkältend und zerstörend wie ein Maienfrost auf die Seele ihrer jungen Triebe wirkte, ist wieder eine deistische Betrachtungsweise gefolgt, welche über das Unwahre und Unhaltbare des Idealismus und des Realismus in ihrer einseitigen Anwendung zu der Wahrheit gelangte, die allein in der Vereinigung beider Richtungen auf Grund einer monistischen Seelenlehre namentlich durch Moritz Carriere festgehalten wurde. Der Pessimismus, der seiner Natur nach überhaupt keine Freude bereitet, hat auch für das Trauerspiel, welches er insbesondere als ein Zeugniß seiner Lehren in Anspruch nehmen wollte, sicherlich keine Begeisterung geweckt. Ihm stellt sich nunmehr „Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus" von Julius Duboc gegenüber. „Sursum corda!" lautet das Motto dieses Buches.*)

Soll die Erhebung der Herzen als unverbrüchliches Ziel der tragischen Wirkung begriffen werden, so sind wir mit dem Verfasser

*) Hamburg, H. Grüning. 1886.

voll und ganz einverstanden. Eine solche Anschauung werden wir im Vergleiche mit der weit und breit herrschenden Phrase, die sich gern mit dem Geistreichen, dem Glänzenden, dem Effectvollen überall in der Poesie befriedigt zeigt, gar nicht genug anerkennen und preisen. „Die Erhebung durch alle Momente des Gefallens grenzt das Kunstgebiet ab." „Wenn die Darangabe des Sterblichen schmerzvoll ist, so ist die Rettung des Unsterblichen schmerzstillend, schmerzbesiegend." Wie ganz und gar stimmen wir diesen Sätzen Duboc's bei! Wenn er „keinen blos täuschenden Schein, sondern das höhere Amt einer Prophetie von der Tragödie fordert, die in der unbarmherzigen Realität des Weltgetriebes den idealen rettenden Zusammenhang aufweist", wenn er „in den sittlichen Kern des Tragischen eindringen, nicht lediglich an dem künstlerischen oder künstlichen Festmahl einer Scheintragik den Gaumen kitzeln" mag, so gehört Duboc wiederum unser ungetheilter Beifall. Ehe im Geringsten über die Bedeutung der Tragödie gestritten wird, muß das wenigstens feststehen, daß ihr ganzes Wesen Wahrheit sei, wie alle Kunst die höchste Wahrheit, welche aus den verborgensten Winkeln des menschlichen Herzens gewonnen wird, die sich mit keinerlei unechtem Scheine verträgt, und wäre derselbe noch so glänzend.

Dem Pessimismus tritt Duboc mit Folgendem entgegen: „Alles läßt sich eher einsehen und annehmen, als daß nicht das Seiende mit innerster Nothwendigkeit ist, wie es ist. Muß ich sein, sobald ich sein kann, so bin ich genau so, wie ich nur sein kann." Hieran dürfte sich aber die unbeantwortbare Frage reihen, **warum** ich eben sein müsse, sobald ich sein könne, und ob dieses räthselhafte Eine Warum, welches die Bedingung meines Seins in sich enthält, nicht auch als die Schuld meiner Beschaffenheit etwa anzusehen sei. Denn die Nothwendigkeit der Welt zu behaupten im Naturleben, welches wir übersehen, ist leicht, aber sie aus dem Letzten zu erklären und zu begründen ist unmöglich. Wer ein Feind alles Unbegriffenen ist, um sich den Blick in die Welt unter dem Anscheine der Klarheit zu vereinfachen, der mag mit solcher Aufklärung sich begnügen; einem Anderen, welcher jenes Räthsel in strenger Aufrichtigkeit bestehen läßt, bleibt auch die Welt trotz ihrer Nothwendigkeit, trotz ihrer Gesetze für die Vernunft eine Kette von Räthseln, für welche es keine Lösung giebt, aber in unserer Vernunft selbst nach ihrer gesammten Anlage doch die Ahnung einer Lösung geben soll und muß. Ob eine andere Welt als die vorhandene bestehen könne oder nicht, das ist eine Frage, die für die Gottheit, für das Absolute denkbar wäre, welche eben die zusammenfassende Ursache des Alls ist; wir können in keinem Falle eine andere Welt nur denken als die vorhandene, das heißt keine organische, lebensfähige Welt, und darum ist für uns die Möglichkeit einer solchen Annahme auch die offenbarste Vermessenheit.

Daß ferner auch der Wunsch eines Nichts anstatt der vorhandenen Welt ein Ungedanke sei, darin sind wir mit Feuerbach und Duboc einer Meinung.

Wenn wir nun aber auch die Unabänderlichkeit und Vollkommenheit der Welt mit Duboc zu unserem Grundsatze machen, so folgt daraus noch nicht unbedingt, daß die vollkommene Welt auch für die menschlichen Geschöpfe angenehm und erfreulich sein müsse; es ließe sich vielmehr, wie verschroben sie unserer Vernunft erscheinen mag, die Möglichkeit zugeben, daß etwa zur Vollkommenheit des Weltganzen, von dem wir menschliche Wesen doch sicherlich nur einen kleinen Theil ausmachen, unsere Qual und Pein nothwendig wäre. Auf diese Weise könnte Duboc's Optimismus vielleicht immer noch in Bezug auf uns Menschen zu einem Pessimismus werden und, obwol Duboc Erhebung, Vergeistigung, Selbstidealisirung predigt, obwol er nicht ohne Weiteres die Qual und das Leid der ganzen Menschheit voraussetzt, sondern allein das Unglück des einzelnen Menschen zum Vortheil des Weltganzen, als welches er das menschliche Erdentreiben mit gebräuchlicher und berechtigter Redeweise bezeichnet, hinstellen will, so gestehen wir sofort und unumwunden, daß sein Optimismus in der That den Namen nicht verdient, da er vom Pessimismus sich kaum durch etwas unterscheidet, als durch eine schlechtere Folgerichtigkeit.

Ein Wort, sei es auch ein so vielverheißendes wie das Wort „Optimismus", wird uns nicht gefangen nehmen. Prüfen werden wir Duboc's Lehre von der tragischen Kunst, inwiefern sie optimistisch und inwiefern sie überhaupt haltbar sei.

Zunächst sind wir selbstverständlich auf Duboc's Seite, wenn er gegen Dühring's sonderbare Meinung es für nöthig hält, das Wesen der Tragödie aus ihren Wirkungen zu bestimmen. Seine Widerlegung ist schlagend und überzeugend. (Anmerkung 1 auf S. 125 ff.) Er sagt: „Wie soll die Verbindung mit unsrer Empfindung außer dem Spiele bleiben können, da erst für die Empfindung der Inhalt dieses Wortes kein leerer Schall ist?" Duboc sieht ein, daß nur „für und mittels des Gefühles das Tragische besteht, d. h. **lebt**". Nicht ganz zutreffend scheint uns aber das Beispiel des Tauben, dem man mittels einer Aufzählung der „gegenständlich vorhandenen Bedingungen und Kennzeichen" des Tones das Wesen desselben nicht erschließen könne. Zu solchen Kennzeichen des Tones würde es doch unausbleiblich gehören, daß seine mechanische Lufterschütterung nur durch das Organ des Ohres zum Klange wird, und deshalb kann sehr wohl ein Taubstummer, der ja, wie wir wissen, die Sprache oft durch Zeichen ersetzt, auf Grund einer Erklärung des Tones, die er liest, einen **ungefähren** Begriff vom **Sinn** und **Werthe** des Tones sich aneignen, ohne ihn je zu hören. Viel anders verhält es sich mit dem Empfindungslosen gegenüber der Tragödie und jeglicher Kunst. Er könnte tausend treffliche Erörterungen der Tragik lesen und sie würden ihm doch nichts verständlichen; denn ein Mangel der Seele läßt sich nicht so leicht ergänzen wie ein Mangel der Sinne. Kurzum, wenn Tragik für den Empfänger nicht das ist, was sie doch schon für den Schöpfer ebenfalls war, Empfindung und lauter Empfindung, so wissen wir nicht, was sie sonst noch sei.

Bekanntlich war es schon Goethe, welcher das unmögliche Bestreben hatte, die Kunst unabhängig von ihren Wirkungen zu erklären und gegen jede sprachliche Möglichkeit und gegen den ganzen sonstigen Inhalt der Poetik des Aristoteles höchst gewaltsam dessen Satz von der Katharsis anzudeuten unternahm. (Nachlese zu Aristoteles' Poetik in Goethe's Werken, Cotta'sche Ausgabe Bd. 29, S. 9 ff.) Hier führte der Rückschlag gegen die falschen und engen Anschauungen seiner Zeit, die er mit seiner Kunst und Einsicht überwunden hatte, wie auch sonst, den großen Mann zur Uebertreibung.

Der Anführung wird es hoffentlich nicht bedürfen, um Duboc zu zeigen, daß wir keine blinden Anhänger von Autoritäten sind. Nichts desto weniger ist man den größten Autoritäten der Vergangenheit die Ehrfurcht schuldig, daß man ihre Leistungen in die gewissenhafteste Erwägung zieht; denn wir fangen nicht heute an zu leben und zu denken und die Untersuchungen, welche zu allen Zeiten den reichsten Geistern zur Nahrung dienten, werden auch für unsere Ansprüche nicht ganz armselig sein. Wer Aristoteles, Lessing, Schiller in ihren gedankenmächtigsten Forschungen gegenübertritt, von dem fordern wir einen harten, einen athletischen Kampf. Wer ihre Ansichten verwerfen will, an den werden wir ohne Frage die allergrößten Anforderungen zu stellen gezwungen sein.

Zuerst Duboc gegen Aristoteles. Dessen ganze Lehre von der tragischen Katharsis wirft er mit leichter Hand bei Seite. Er hält sie durch die bekannten Untersuchungen von Jakob Bernays für erschüttert. Man thut diesem scharfsinnigen Gelehrten, der in unwiderleglicher Beweisführung die medicinische Bedeutung des Wortes „Katharsis" bei Aristoteles darlegte, ein großes Unrecht an, ihm deshalb eine materialistische Auslegung vorzuwerfen, da er die medicinische „Erleichterung, Entladung" selbstverständlich und, wie er ausdrücklich betont, ja nur in metaphorischer Anwendung in Bezug auf seelische Vorgänge hervorhebt. Zu allen Zeiten sind Zustände der Seele doch wol mit den Verhältnissen von Gesundheit und Krankheit bemessen worden. Nur das wird zuzugeben sein, daß J. Bernays im Psychischen zu sehr die Ergötzung der Tragödie in den Vordergrund rückte und nicht bemerkte, daß die ethische Wirkung hier nicht erst mittelbar, sondern unmittelbar und unbewußt mit der Ergötzung zusammenfällt. Da ich damit umgehe, auch meinerseits die Theorie der Tragödie in den kürzesten Umrissen zu entwerfen, so erspare ich mir hier eine genaue Auseinandersetzung des Gegenstandes, die mich auch in dieser Kritik zu weit führen würde. Es ist nicht klar, wie weit der Tadel Duboc's, der sich sowol gegen Aristoteles wie gegen Bernays richtet, dem Philosophen und dem Erklärer gelte. Die Zusammenwirkung von Furcht und Mitleid, auf deren schließlicher „Entladung" Aristoteles seine Lehre von der Tragödie besonders aufbaut, leugnet Duboc. Daß Furcht und Mitleid unzertrennliche Affecte seien, wie Aristoteles behaupte, das bestreitet er. Hat denn aber der Stagirit jemals so etwas behauptet? Ich meine, er behauptet das gerade Gegentheil. Wenn er sie nämlich überhaupt für untrennbar ansähe, würde er dann ihre Unzertrennlichkeit **für die Tragödie** nachdrücklich fordern, so daß er offenbar eine Furcht, welche das Mitleid ausschließt, ebenso unpassend für die tragische Wirkung erkennt wie das Mitleid ohne Furcht? Wie er an anderer Stelle beide Affecte unterscheidet,*) so hat er sie an und für sich auch in der Poetik ganz

*) Im 8. Capitel des 2. Buches der Rhetorik.

deutlich auseinander gehalten. Die sehr häufige Wechselbeziehung, die so eng wird, daß man die einzelnen Triebe kaum noch sondern kann, ist doch auf der Hand liegend. In solchem Zusammenflusse aber wirken sie erst tragisch; für sich allein genommen, wäre für den Hörer die Furcht eine gemeine persönliche Empfindung und auch das Mitleid, das sich blos auf eine leidende Person vereinzelt, ist nicht dasjenige, wie es die Tragödie verlangt, die vielmehr mittels der Furcht unsere Phantasie aufregt und auf Grund der Furcht alsbald das dargestellte Leid zu einem allgemeinen der Menschheit überhaupt erweitert. Nur auf die umfassendsten Wirkungen kann es der Tragödie ankommen.

Das ist auch im Wesentlichen die Auffassung Lessing's. Wenn er nach Aristoteles die Beispiele des Ueberglücklichen und des Verzweifelten benutzt, um darzulegen, daß diese ohne die Bedingung der Furcht auch nicht das erforderliche tragische Mitleid als einen leidenschaftlichen Affect empfinden könnten, so ist das nur wieder ein Beweis, daß auch Lessing Furcht und Mitleid sehr wohl von einander zu trennen verstand. (Dramaturgie Stück 75 und 76.) Wie gehört es zur Sache, wenn Duboc den Einwand macht, daß nicht jeder Glückliche so übermüthig und nicht jeder Unglückliche so niedergeschlagen zu sein brauche, um nicht in der Tragödie noch von sich aus mitzuempfinden? Lessing setzt jene Annahmen doch nur deswegen, um zu erweisen, daß, wenn das der Fall wäre (wie es doch übrigens das Gewöhnliche ist) und in die Herzen der Hörer keine Furcht Zutritt fände, die tragische Wirkung aufhören müsse. Darin hat er Recht. Was gehen uns die Ausnahmen an?

Nach Duboc „bewegen wir uns mit der ganzen Auseinandersetzung der Lessing-Aristotelischen Theorie in ungenauen und mehr oder weniger irreführenden Formeln". Die ekstatische Erregung, welche Aristoteles in der Tragödie verlangt, soll nach ihm für das neuzeitliche Trauerspiel nicht mehr passen. Welche Verschiedenheit man nun auch zwischen antikem und neuerem Drama entdecke, man wird zweifellos die ekstatische Erregung, in der alles Andere mit beruht, überhaupt für keine Tragödie entbehrlich finden können. Hat selbst ein Lessing auf einem so schwierigen und damals noch ganz unerforschten Gebiete nicht in Allem das Richtige getroffen, so verdienten seine gehaltvollen Untersuchungen doch eine andere Würdigung. Alles aber hätte Duboc abhalten müssen, in der Theorie des Aristoteles den Genuß einer gemeinen „Nervenspannung" zu erblicken. Dergleichen möchte vielleicht weniger in Aristoteles, als in seinem Verständnisse des Aristoteles zu suchen sein.

Schlimmer noch als mit dem Griechen und mit dem Neubegründer unserer Literatur ist Duboc mit Schiller umgegangen. Von ihm haben wir aus dem Jahre 1792 zwei Aufsätze über das Tragische, den einen „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", den andern „über die tragische Kunst". Beide Abhandlungen enthalten große Gedanken, die erstere muß jedem feinsinnigen Leser einen nie versiegenden Genuß bereiten. Keinem wol ist es in den Sinn gekommen, den hohen ethischen Gesichtspunkt Schiller's in jenen Ausführungen zu verkennen, wenn er auch nur wenige Seiten desselben gelesen haben sollte. An dem „Vergnügen des Mitleids", das er in der Tragödie sucht, nimmt nun Duboc Anstoß, obwol der Sinn dieses Vergnügens von Schiller so entwickelt ist, daß er keiner Mißdeutung unterliegen kann. Duboc behauptet, daß es ein Vergnügen des Mitleids nur im schlimmen Sinne gebe. Das kann er aber nur sagen, weil er das „gemeine Mitleid" des Lebens, welches an einzelnen Personen haften bleibt, wie es Schiller auch in einem Briefe an Goethe für die Tragödie zurückweist, mit dem tragischen Mitleid verwechselt, das durch die Verbindung mit der Furcht über jede persönliche Beziehung weit hinausreicht. In dieser Ausdehnung unseres Gefühlsvermögens beruht das „Vergnügen des Mitleids".

Als höchste Lust erkennt Schiller mit Kant diejenige, welche moralische Zweckmäßigkeit besitzt, und diese dann in oberster Steigerung, wenn sie im Kampfe mit anderen Mächten siegt; denn daß die Zweckmäßigkeit bewußt oder unbewußt unser Lustgefühl leitet, ist augenscheinlich. Schiller meint nun weiter, daß ein Angriff auf unsere sinnliche Natur, wie er im Anblicke von Leiden geschieht, eine Aufregung der Vernunftsthätigkeit und dadurch die vorzüglichste Lust bewirke. Allerdings hat er die Grenze zwischen dem alltäglichen Mitleid — welches übrigens in seiner reinen ethischen Bedeutung dabei keineswegs herabgesetzt werden darf — und dem tragischen Mitleid hier nicht scharf gezogen. Im alltäglichen Mitleid verharren wir nur bei dem Objecte und seiner Bedrängniß. Unser praktisches Bedürfniß wird angespornt und wir schauen uns nach Rettung um. Können wir solche nicht gewähren und wird sie auch sonst nicht geboten, so befinden wir uns in peinlicher Ungeduld. In der Tragödie dagegen ist unser praktischer Sinn ganz zur Ruhe gebracht, wir stehen vor einem Leiden niemals still, sie rückt unablässig vorwärts und wendet sich an unsere „Vernunftsthätigkeit". Ueber unsern Seelenzustand beim Anhören einer Tragödie hat Duboc vortreffliche Worte geschrieben: „Es ist zu beachten, daß der Zuschauer, indem er der Dichtung folgt, die tragische Erhebung um so reiner an sich vollzieht, je mehr er, gewissermaßen über dem Strudel stehend, der vor ihm ein Menschenleben verschlingend wild aufbraust, dem Helden freiwillig in den Tod nachfolgt, je weniger also die ethisch-ästhetische Wirkung durch die rein pathologische, in der wir einem Eindruck willenlos erliegen, völlig verdrängt wird." Ueber diese Sätze muß man nur, wenn man später bei Duboc die Willensfreiheit verneint sieht, etwas in Staunen gerathen.

Was aber liegt an der kleinen Unzulänglichkeit bei Schiller? Wenn man das Nöthige ergänzt, so kann man die Wahrheit seiner Sätze nicht genug bewundern. Duboc spricht von „künstlicher Construction" und bricht in den Ruf aus: „Welche verkünstelte Auffassung! welche überschraubte Zumuthung! welche Fälschung des einfachen eudämonistischen Thatbestandes!" Die Manen Schiller's mögen gnädig herabschauen! Wie mit dem Begriffe der „moralischen Zweckmäßigkeit" sich auch die höchsten ästhetischen Forderungen vereinigen lassen, das bleibe hier unerörtert. Diese Wahrheit nur soll man begreifen: Niemand hat über die Tragödie, über welche unbeschadet der ewig geltenden Sätze des Aristoteles sich jedenfalls noch manche aufklärenden Bestimmungen ergänzend und fortbildend geben lassen, gerade mit Bezug auf die Anschauungen einer neuen Zeit Trefflicheres gesagt, als Schiller. Daß durch den Angriff auf unsere physische Natur, durch den Zusammenbruch derselben, zumal wenn wir das unter der Muße der Kunst sich vollziehen sehen, unsere Seele in ihr Innerstes sich flüchtet, daß sie dann in ihrem Werthgefühle das Unangreifbare, Unverlierbare, Ewigwirkende auf ihrem Grunde ahnt, daß in „der Aufregung der Vernunftsthätigkeit" ihr dieses Ahnen zur höchsten Lust wird, ist denn das nicht ebenso einfach wie es tief ist? Den „transcendenten" Charakter der Tragödie räumt ja auch Duboc durchweg ein. Einen andern hat sie, ob derselbe auch mehr oder weniger zur Aussprache kam, nie besessen.

Was aber nennt Duboc transcendent? Wir können uns in der That mit seiner Anwendung des Wortes sehr wenig zufrieden geben. Er verlangt von der Tragödie „die Degradation unserer sittlichen Rechtsexistenz zur Null", er findet in ihr die Lehre von der „Rechtlosigkeit des Individuums" ausgesprochen: „Für Willensfreiheit fehlen dem modernen Menschen die Voraussetzungen." Den Glauben an eine Gottespersönlichkeit hält Duboc ebenfalls für überwunden und er glaubt, daß sich deshalb auch im Wesen der Tragödie etwas verändern müsse, weil wir die Ungerechtigkeiten der Begebenheiten nicht mehr auf Gottes Finger zurückführen können. In keiner Weise aber will er sich mit einer blinden Nothwendigkeit und Unabänderlichkeit trösten lassen; denn „die unabänderlichen Gesetze gelten auch im Zuchthause". Er verlangt eine „sinnbegabte Nothwendigkeit", die Zusammenfassung einer „sittlichen und natürlichen Nothwendigkeit". Mit Fichte fordert er von der Welt das „stete Fortschreiten zum Vollkommenen, welches die irdische Klammer durchbricht". Er erstrebt eine „religiöse Weihe, die sich auf dem Wege philosophischer Erkenntnißarbeit zur Anschauung der Welterhabenheit durchgerungen hat". Erhebung begehrt Duboc, wie wir schon im Anfang sahen, durchaus im Leben und in der Kunst und vielleicht ist dies sein größter Fehler, daß er sie im Leben und im Ganzen des Welttreibens zu sehr sucht. Darin besteht die Echtheit, die Wahrheit der Kunst nicht, daß sie blos das Getriebe der Welt abspiegelt, sondern darin, daß sie viel mehr ist, als das Leben.

Als Duboc vom Handeln und Leiden in der Tragödie spricht, schreibt er: „Es handelt sich um die tiefsten Beziehungen des Weltenseins, und alle Metaphysik, all unser Grübeln rührt wol nur den Staub auf, der auf der Oberfläche ruht." Wir bitten Duboc recht sehr, seinen eigenen Satz strenge zu beherzigen. Eine Philosophie, welche dasjenige, was sie nicht zu erklären vermag, kurzum verneint, obwol es ihr ein geheiligtes Ansehen, eine praktische Welterfahrung, ein unabweisbares menschliches Bedürfniß und endlich auch die Lücken ihrer logischen Einsicht viel stärker bestätigen sollten, als die einzelnen ihr aufstoßenden Widersprüche es ablehnen, hat die naive Grundlage verloren, auf der allein eine wahre Philosophie zu gedeihen vermag. Die „philosophische Erkenntnißarbeit", wenn sie echt ist, wird die „religiöse Weihe", die im schlichtesten Sinne lebt, zu begründen wissen, dann befestige sie und erhöhe sie dieselbe;

niemals aber soll es einer philosophischen Erkenntnißarbeit bedürfen, damit man erst jene Weihe sich erringe. Die Philosophie soll zunächst vom Leben ausgehen, nicht das Leben von der Philosophie.

Duboc hätte uns wahrlich nicht jenen Satz von Dubois-Reymond, ebendemselben Manne, welcher das „Ignorabimus" gesprochen (in „Das Leben ohne Gott" von J. Duboc), anziehen sollen, daß wir einen persönlichen, bewußten Gott erst annehmen könnten unter der Voraussetzung einer Nervensubstanz und des sie speisenden Blutes. Dergleichen ist gerade so wahr, wie die Meinung, daß man nicht mit Dampfkraft fahren könne, weil man Jahrtausende lang nur mit Pferden und Ochsen gefahren ist, oder wie die Vorstellung, daß, weil man bisher nur Rüböl zur Erleuchtung verwandte, eine Lampe auf keine andere Weise anzuzünden wäre. Wer deshalb, weil man den Menschen gottähnlich glaubt, auch die unendliche Gottheit in Allem menschenähnlich machen will, der brennt unter freiem Himmel ein Streichhölzchen an, um den Horizont zu erhellen! Für die Gottheit sich zu erhitzen, ist überflüssig. Erstaunlich ist es nur mir armen Menschenkinde, daß in einer Zeit, die von Erkenntniß zu Erkenntniß, von Erfindung zu Erfindung forteilt, in der ein Licht das andere verdrängt, nicht Petroleum und Gas und elektrische Flamme längst schon viel heller auch unsere Urtheilskraft in Bezug auf die weitesten Dinge erleuchten.

Wer philosophisch sich mit der Kunst beschäftigt, dem wird die naive Voraussetzung eines unbegriffenen Höchsten wie von selbst vorgeschrieben; denn die Vernunftsprache der Kunst wendet sich an das Gefühl, das alles Unbegreifliche mit umfaßt. In der Tragödie ist der „freie Willen" aller Philosophie zum Trotz eine unumgängliche Bedingung. Jeder, der unbefangen dem Bühnenspiele beiwohnt, kennt Schuldige und Unschuldige, Hochherzige und Schurken. Mit Vischer's Urschuld, die zugleich Unschuld sein soll und mit dem Begriffe der Schuld auch den der eigentlichen Unschuld aufhebt, — ohne die Verdienste des anerkannten Gelehrten irgend schmälern zu wollen, sei es gesagt — kann Niemand naiv eine Tragödie genießen und er selber nicht. Duboc wirft es Julius Göbel vor, daß er („Ueber tragische Schuld und Sühne" Berlin 1884), obgleich er den freien Willen voraussetze, dennoch schreibe: „So tief wir auch einsehen, der Held habe so handeln müssen seiner ganzen Natur nach, wir müssen ihn doch schuldig sprechen." Kann man Göbel tadeln, daß er das Unbegreifliche unbegreiflich nennt? Können wir mit Duboc ein „beweisendes Argument" da vermissen, wo aller Menschenwitz versagt? Göbel läßt das Räthsel vom freien Willen auch sonst bestehen und sagt: „Kein Zweifel, auch wenn der Einfluß eines allmächtigen Schicksals auf Handlung und Geschick des Menschen geleugnet und das Loos desselben ganz auf sein inneres Wesen und seinen Willen gegründet wird, so gehen beide für die philosophische Reflexion nicht ganz glatt auf. Ein wie mächtiges Correctiv dem Menschen in der Kraft seines Willens und der absoluten Freiheit der Selbstbestimmung auch gegeben ist, die Frage, warum der einzelne Charakter so geartet ist, daß es ihn mit furchtbarer Gewalt nach der oder jener Richtung hintreibt, ist für die Speculation eine offene."

Duboc, für den diese Frage keine offene ist, entwirft für die Handelnden und die Leidenden in der Tragödie verschiedenartige Bedingungen. Für den Handelnden soll es genügend sein, wenn er, obschon unschuldig, sich unter seinem eigenen Sittlichkeitsideale fühlt und deshalb freiwillig einen hohen Tod einem Leben voll Schande vorzieht oder wenn er zwar unfreiwillig stirbt, aber der Hörer anstatt seiner ihn unter jenem Ideale findet und seinen Tod herbeiwünscht. Für den Leidenden dagegen wird eine „äußere" Schuld zur Bedingung gemacht. Wie überaus willkürlich ist dies Alles! Sollte Duboc, der Göbel einen „Eiertanz" und Widersprüche zum Vorwurf machte, denn die Widersprüche gar nicht bemerken, in die er selber sich verwickelt? Ist eine dem Menschen angeborene Urschuld anzunehmen, so ist es doch wol nur folgerichtig, daß wir sie an jedem Helden zu sehen wünschen. Kann ferner das eigene sittliche Empfinden, der freiwillige Tod des Helden für Duboc von so einschneidendem Werthe sein, da er doch den freien Willen leugnet? Mit dem Worte „freiwillig" stellt sich doch der Begriff wieder mit seiner ganzen inneren Geltung ein. Duboc will besondere Begriffe von Schuld und Unschuld einführen, Denjenigen erklärt er für schuldig, „welcher dem, was ihm als das sein Sollende erscheint, zuwiderhandelt" und schuldlos den, „welcher dem, was für ihn das sein Sollende ausmacht, sich gemäß verhält". Ich nehme nicht an, daß Duboc hierbei nur an einen gewöhnlichen Schein gedacht habe, weil er immer wieder versichert, wie sehr es ihm auch in der Kunst um unbedingte Wahrheit zu thun sei. Wie viel nicht kann dem Menschen so scheinen, heute dieses und morgen jenes! Auch die edelsten Triebe der Brust können bei einer niedrigen Cultur noch unter dem Banne roher Satzungen liegen. Die Kunst aber hat es immer nur mit einer reineren Cultur zu thun und innerhalb derselben können es nur die Regungen des unbestechlichen Gewissens sein, welche Duboc im Sinne hat. Weshalb das schöne und einzig treffende Wort so geflissentlich umgehen? In ihm liegt ausgesprochen, daß der Mensch sich nicht schuldig erscheint, — was eine unwahre Illusion wäre, die Duboc Gruppe zum Vorwurf macht — sondern daß er sich schuldig weiß. Das aber ist allein wichtig für uns, und die Erklärung dieses Unbegreiflichen kümmre uns nicht. Wenn die Handelnden andern Bedingungen für den tragischen Dichter unterliegen sollen, als die Leidenden, so wird damit abermals auf die Willensrichtung jener ein Nachdruck gelegt und von Duboc unversehens die Willensfreiheit bejaht. Soviel aber ist in Duboc's Worten richtig, daß, wo die Uebereinstimmung des Helden mit sich selbst fehlt, wir das Gefühl der Auflösung erhalten und sein Tod uns Erlösung wird.

Aber nicht blos für das eigene Bewußtsein des Helden, für das „Weltganze" soll nach Duboc vor Allem sein Untergang von Werth sein, sein Thun soll „geschichtlich nothwendig und heilsam" sein, das „Weltganze aus dem Chaos zur Harmonie" vordringen und, wenn der Erfolg der That in der sinnlichen Verwirklichung uns nicht mehr vor Augen tritt, so soll der Hörer sich für den Untergang des Helden entscheidend im „Siege des höheren Princips die Vollendung in der reinsten begrifflichsten Form" selbst wählen. Das ist der transcendente Standpunkt, den Duboc vertritt.

Wenn nun aber das Individuum „rechtlos" ist, wird nicht auch die Verbindung aller Individuen, die bei Duboc das „Weltganze" heißt, nothwendig „rechtlos"? Sie muß es werden. Das Weltganze bedeutet überhaupt nichts, wenn sein Heil und Segen nicht das Gedeihen der Einzelnen in sich schließt, wenn es nicht in jedem Punkte seines Verlaufes der Individuen halber einen vollen Werth hat. Was sind alle menschlichen Fertigkeiten, was alle Künste, alle Wissenschaften, wenn das Individuum rechtlos ist? Nur durch die Hingabe an das Weltganze behauptet dasselbe sein Recht, das ist fraglos, aber damit hat es sich ein großes, ein unerschütterliches, ewiges Recht errungen, gegen welches die brüchige Ewigkeit einer abstracten, nirgends greifbaren irdischen „Fortentwickelung" gänzlich verblaßt. Auch das Weltganze kann nur ein Recht haben durch den Werth des Einzellebens, durch die Hingabe desselben an andere Leben, an das Allgemeine, dadurch ist sein Recht fest begründet, aber auch nur dadurch ermöglicht, nur dadurch allein; denn so nur empfängt es wirkliches warmes Leben. Mich dünkt, Duboc's Zurückweisung alles falschen Scheines müsse ihn zwingen, das zuzugeben. Das bewußte Einzelleben, das so oft wie eine gewaltsame Fessel verlästert worden ist, möchte wol für die große Natur der Weg gewesen sein, um sich und uns zur erhabenen Freiheit zu führen. Gerade in den reinsten selbstlosesten Trieben unsrer Brust, in der lebendigen Hingabe an die Andern, an das Ganze ist die Wichtigkeit unsres Selbst bestätigt; in ihnen liegt allein die Bürgschaft, daß die Vollkommenheit der Welt nicht unser Wehe und Leid, wie es uns oben noch fraglich erschien, zur Bedingung habe und daß wir Erhebung so im Leben wie in der Kunst begehren müssen.

Die Nothwendigkeit dieser Erhebung leitet Duboc nicht auf so unmittelbarem Wege ab; er braucht einen sonderbaren Umweg, der ihm der naturwissenschaftlichen Empirie gerecht zu werden scheint. Weil der Mensch einen aufgerichteten Gang habe, darum, meint er, sei er in Allem zur Erhebung geschaffen.*) Während er die Willensfreiheit trotz aller Gebote unabweisbarer Erfahrung verleugnet, so liegt ihm hier die Erfahrung, die er einer äußerlichen Körperbeschaffenheit entnimmt, näher als die Erfahrung der deutlichen Mensch und Mensch verbindenden Herzenssprache. Sind die einzelnen Gliedmaßen des Menschen früher da, als der Mensch? können

*) Die uneingeschränkte Verachtung, mit der Duboc hier das Thier nur als „Bestie" dem Menschen gegenüberstellt, entspricht übrigens der Empirie gewiß nicht. Das ist ebenso wenig wahr, wie die Uebertreibungen der anderen Seite, welche die weite Kluft zwischen Mensch und Thier fast zuschütten. Wer irgend das Leben eines Hundes beobachtet hat, der muß wissen, daß ein solcher keineswegs blos das gemeine Bedürfniß, sondern auch lebhafte Sympathien und Antipathien gegen Personen kennt, welche seine Bedürfnisse niemals befriedigten. Je mehr wir wahrnehmen, daß die Natur ihre Werke im Stillen vorbereitet und nicht in unvermittelten Sprüngen arbeitet, desto mehr werden wir sie gemäß der neueren Forschung als Ganzes begreifen.

sie irgend für sich betrachtet werden? sind sie nicht nothwendige Theile eines einheitlichen zwingenden Organismus, der, wenn er nach Darwinistischer Entwickelungslehre auch im Laufe der Zeiten noch Umgestaltungen erfährt, dieselben aus seinem Wesen heraus vielmehr vollzieht, als erleidet? Streicht man die Einheit der in ihm herrschenden Gestaltungskraft, so kann man nur noch von einem Mechanismus, nicht von einem Organismus reden. Aristoteles schon hat gegen Anaxagoras bemerkt, der den Menschen das vollkommenste Wesen nannte, weil er mit der Hand begabt sei, daß das Verhältniß umgekehrt werden müsse und der Mensch nur deshalb die Hand habe, weil er eben das vollkommenste Wesen sei.

Wodurch aber wird die Erhebung der Tragödie gewährleistet, in der wir so viel Noth und Tod und Furchtbares schauen? Der abstracte Sieg eines höheren Princips kann es uns ganz gewiß nicht bieten, wo wir Menschen menschlich leiden sehen. Dieses Leiden steht unseren Herzen ungleich näher, als jener. Ob ein höheres Princip mit dem Helden oder gegen ihn siege, das seelische Leben im ethischen oder physischen Siege, im ethischen oder physischen Erliegen bleibt uns ewig die Hauptsache. Die Gestalten der Bühne werden uns gleichsam Sinnbilder der menschlichen Seele überhaupt. Schon dadurch wird die Tragödie im höchsten Grade transcendent, daß sie durch das Gespräch den Schleier von den geheimnißvollsten Regungen der Menschenseele hinwegzieht. Dann aber begleitet sie die Seele an die Grenze ihres Erdenlebens und durch die Gegenüberstellung des Todes ermißt sie die ganze Tiefe der Bedeutung des Lebens, sie wird zur äußersten Steigerung eines gereinigten Lebensgefühles. Ihre Helden sind, wie auch sonst geartet, große außerordentliche Naturen voll unbeugsamer Lebenskraft und nie und nimmer pessimistische Weichlinge.

So sind wir von selbst wieder bei der Auffassung Schiller's angelangt, den Genuß der Tragödie in die Aufregung unserer Vernunftsthätigkeit zu setzen, welche uns unserer innersten unvertilgbaren Natur bewußt macht. Duboc setzt auch allenthalben der tragischen Kunst viel zu enge Schranken. Es kommt doch darauf an, daß wir den Begriff derselben erschöpfend und umfassend feststellen. Eine Weltordnungstragödie in seinem Sinne soll „den Sieg eines höheren Principes" veranschaulichen und im Besondern als geschichtliche Tragödie, als welche er die Schicksalstragödie für unsere Zeit allein anerkennt, in weitem Umfange die „sinnbegabte Nothwendigkeit" auch zu klarer sinnlicher Darstellung bringen. Da er, wie erwähnt, den Sieg des Rechten, wenn wir ihn nicht mehr erleben, die „Vollendung in der reinsten begrifflichsten Form" nannte, so stehen wir auch hier vor einem unlösbaren Widerspruche. „Der Sieg des höheren Princips", ganz losgelöst von Leid und Leben der Menschenseele, ist etwas Abstractes, nichts Transcendentes. Der Begriff des Transcendenten trägt immer die Voraussetzung eines über die Sinnenwelt hinausreichenden, wenn auch durch sie geoffenbarten, wirklichen *Lebens* in sich.

Ist überdies der Untergang jedes tragischen Helden immer als heilsam für die Weltgeschichte zu begreifen? Ist es z. B. der eines Cäsar oder Huß? Und ist in manchem Einzelleben, wie in dem eines Sokrates, nicht weit mehr Harmonie als in einem Chaos von Jahrhunderten oder im wirren Welttreiben überhaupt?

Das Abstracte allein gewährt niemals einen Kunstgenuß. Die sogenannte „Principientragödie" im eigenthümlichen Sinne, wie sie Hettner benannte, erschöpft das Wesen der Tragödie bei Weitem nicht. Auf die Wesensbestimmung der antiken im Verhältniß zur neuen Tragödie können wir uns hier nicht ausführlich einlassen. Duboc hat gewiß Recht, wenn er in jener einen „Sühnegedanken" gewahrt. Die Erhebung, welche er in denselben findet, erblickt er da in der „Ergebung in die Weltregierung". Nur würde man offenbar solche Ergebung im gesammten Geiste jener Dichtungen und nicht bei den Helden derselben zu suchen haben. Augenscheinlich Unrecht hat Duboc, wenn er behauptet, daß wir die antike Tragödie nur noch künstlich oder mit allem Verzicht des Ethischen genießen könnten. Die Annahme des Letzteren schließt sein eigener Standpunkt ganz aus, und wenn allerdings die Tragödie nach den vertieften Anschauungen einer die sinnliche und die sittliche Welt reicher beherrschenden Zeit ein anderes Gepräge erhielt, so spricht doch alle große Kunst, die jemals ursprünglich erwuchs, mit der Macht ihrer Gestalten und Gemälde unmittelbar zum Gemüthe. Wie viele Dinge sind es nicht, in denen das Gefühl jener alten Tragiker so reich zu uns spricht, wie es reicher sich auch zu unseren Zeiten niemals äußern könnte, in den Hauptsachen aber, in welchen ihr Gefühl abweicht, zwingen sie uns gebieterisch auf den Standpunkt, von dem wir begreifen, wie es einst dem Menschen natürlich und nöthig war, so zu empfinden. In Betreff der „Braut von Messina", gegen welches Stück Duboc kaum haltbare Einwände macht, kann ich auf die eingehenden Untersuchungen hinweisen, die ich veröffentlichte. (Akademische Blätter. Braunschweig 1884, Heft 11—12.) Ich unterlasse aber nicht hier hervorzuheben, daß gerade Duboc, der für die Tragödie ein weitumfassendes Gebiet der Ereignisse in Anspruch nimmt, bei genauer Betrachtung für dieses Werk, in dem von Geschlecht zu Geschlecht nicht blos ein äußerer Fluch, sondern Anlage der Charaktere und Schuld sich vererben bis zur letzten Sühne, entschiedene Vorliebe hegen müßte. Auch auf die Unähnlichkeiten dieses Dramas im Vergleiche mit der griechischen Tragödie haben wir unser Auge zu richten.

Welche enge Abgrenzung ist es, wenn Duboc „Romeo und Julie" und „Kabale und Liebe" in seine Weltordnungstragödie nicht mit einrechnet! Eine gewaltsame Beschränkung ist es auch, wenn Duboc unser Mitleid von der Art, wie der Held sein Leid erträgt, von dessen Fassung und Geduld herleitet. Macht etwa sein Zorn und seine Leidenschaft ihn des Mitleids verlustig? Eine zu enge Forderung ist es ferner, wenn Duboc verlangt, daß der tragische Held sympathisch sei. Weder der zweite noch der dritte Richard noch auch Macbeth noch Wallenstein, Clavigo sind sympathisch. Mitleid können wir für viele Helden empfinden, ohne daß uns ihr Charakter bei aller Größe sympathisch wäre. Zu enge ist ganz und gar das Verlangen, daß jeder tragische Held ein Träger des Sittlichkeitsideales oder des Schönheitsideales oder beider zugleich sei! Deshalb soll nach ihm die Gräfin Terzky kein tragischer Charakter sein. Auch die Lady Macbeth und wie viele müßte er dann ausschließen? Wie paßt das auch zu seiner richtigen Ansicht, daß das höhere Princip mit dem Helden oder gegen ihn siegen könne?

Wir begnügen uns gewiß nicht mit einer philisterhaften poetischen Gerechtigkeit, die nicht zugleich, wie Duboc will, „sinnbegabte Nothwendigkeit" und höchste Wahrheit wäre. Eben deshalb aber hat der Glauben an eine waltende Gottheit das Wesen der Tragödie niemals so beeinflussen können, daß wir, wie Duboc meint, das grausamste und scheinbar blindeste Schicksal kurzweg mit dem Finger Gottes entschuldigt hätten, sondern immer hat die Kunst in den inneren und äußeren Erlebnissen das göttliche Walten uns verständlich zeigen müssen. Dieser Glauben, wofern er für die Tragödie etwas ist, kann nichts Fehlendes ersetzen, aber Alles gestaltend begründen und beleben. Er ist die „Voraussetzung eines höheren Grundes", die J. Bernays auch für die aristotelische Lehre der Tragödie in Anspruch nimmt, er giebt ihr das „Amt der Prophetie", welches Duboc fordert, und eine übersinnliche Versöhnung mit allem Leid und Weh der Erde.

Ueber den Sinn der Tragödie mit glücklichem Ausgange, die wir Schauspiel nennen, können wir uns hier in keine Erklärung einlassen.

Blos als ein poetisches Hochgericht darf die Tragödie, auch wenn sie die beladene Menschenseele unter dem Drucke schwerster Verbrechen an den Rand des Irdischen führt, nun und nimmer erscheinen; aber mit düsterem Grauen überantworten wir sie dann trotz des Gefühls der Versöhnung der befreienden Ewigkeit. Allein wenn die Seele über Schuld und Schwäche hinaus, in denen die irdische Gebrechlichkeit auch an ihr die Spuren zurückließ, groß und göttlich den Tod überwindet, dann wird ihr Hinscheiden oft gleich einer Verklärung, wie sie reiner keine menschliche Kunst und Sprache auszudrücken vermag. Auch wir fühlen dahin uns gehoben, wo

„der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronion's Saal
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal."

Die größte Plage in Süd-Afrika.

Von August Einwald. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Mehr noch als die Springböcke fürchtet der Colonist die Heuschrecken, nicht allein, weil die Letzteren gewöhnlich die Saatfelder zum Schauplatz ihrer Verheerungen wählen, sondern weil sich immer erwarten läßt, daß die Springböcke ihnen sicher nachfolgen werden. Beide verlassen Central-Afrika, wenn dessen verdorrte Gegend ihnen nicht länger Unterhalt bietet.

Wenn daher heißer trockener Nordwind, der nie Regen bringt, eine lange Zeit stetig geweht hat, kann man mit Gewißheit auf Dürre im Innern schließen und folglich auch auf das Erscheinen der Heuschrecken und Springböcke.

Auch manche Strecken in Süd-Afrika leiden an ähnlicher Dürre, obschon nicht in so hohem Grade als das Innere, und diese zwei Plagen verursachen dann noch außerdem eine größere Verwüstung, als anhaltende Dürre allein angerichtet haben würde. Instinctmäßig scheinen beide, die Heuschrecken und Böcke, dem Einflusse dieses ihnen ungünstigen Windes zu entfliehen, und ziehen daher immer vor dem Winde her in südlicher Richtung; ja Heuschreckenschwärme ziehen oft selbst in die See und kommen dort um. An der Küste des Pondolandes beobachtete ich, wie ein großer Schwarm in die See getrieben wurde, und fanden wir bald darauf die Heuschrecken einige Fuß hoch von der Brandung am Strande ausgespült, wo die Strandwölfe (die grauen Hyänen) bald erschienen und sich derart mästeten, daß uns die neuen Ankömmlinge gar keine Aufmerksamkeit schenkten. Jede Veränderung des Windes, ausgenommen die von beschränkter Localität abhängig ist, veranlaßt eine entsprechende Richtung des Zuges beider, und es ist eine Thatsache, daß, wenn schwere Regenwolken von der See nordwärts ziehen, welche den dürren Steppen des Inlandes neues Leben zubringen, die Heuschrecken sowol als Springböcke auch unverzüglich ihre Rückreise antreten und in unglaublich kurzer Zeit verschwinden.

Mit Hilfe eines guten Barometers kann man daher mit ziemlicher Bestimmtheit das Erscheinen der Böcke und Heuschrecken und deren Rückzug im Voraus bestimmen und wol auch solche Vorsichtsmaßregeln gegen die Verheerungen zumal der Heuschrecken treffen, welche die Umstände erlauben.

Als ich im October vorigen Jahres von dem Swazielande nach Transvaal zurückkehrte, spannte ich an dem Pongolaflusse aus, um meinen Zugthieren, welche von der unwegsamen Tour sehr mitgenommen waren, bei guter Weide und genügendem Wasser einige Zeit Rast zu geben. Ein in der Nähe wohnender Boer kam täglich mehrere Male zu meinem Wagen und erkundigte sich um den Stand des Barometers. Auf einmal ertönte die Nachricht, daß die Heuschrecken im Anzuge seien!

In aller Eile thürmte der Farmer rings um sein Saatfeld Misthaufen, grüne Büsche, feuchtes Stroh, alte Felle, kurz allen Unrath auf, bei dessen Verbrennung ein dicker Dampf erzeugt wird, und sah nun mit ängstlicher Spannung dem Feinde entgegen. „Noch immer Nordwind," sagte er, indem er aufmerksam den Zug einiger leichten Wolken beobachtete und einen besorgten Blick auf sein grünes Saatfeld warf.

„Wäre das Korn noch nicht in der Aehre, wüchse es wieder, selbst wenn die Heuschrecken es bis auf den Grund abfressen würden." Als dies der Boer gemurmelt hatte, versuchte ich ihn zu trösten, und er erzählte mir unter Anderem, daß vor zwei Jahren die Heuschrecken (Springhähne) seine junge Saat fraßen: sie wuchs wieder auf; so geschah es zum zweiten und dritten Male und dennoch gewann er sein Brod.

Da entdeckte sein geübtes Ohr ein Sausen wie das eines Sturmes, obgleich in der unteren Luftschicht eine totale Windstille herrschte. Wie ein dünner Rauch breitete es sich über den Horizont und „Springhähne, Hoho! Menschen heraus!" erschallte der hastige Ruf des Farmers.

Alles, was Beine hatte, lief und jagte dem Saatfelde zu: Einige trugen Feuerbrände, große Peitschen und Schollen schmauchenden Mistes; Andere zinnerne Waschbecken, eiserne Töpfe, Blechtöpfe, kurz alle erdenkliche und unnennbare Utensilien; Alles eilte, Jung und Alt, das schöne und starke Geschlecht, Schwarz und Weiß. Schnell wurde Stroh in Brand gesteckt; dicke Rauchsäulen stiegen empor und der ganze Chor zog umher mit einem Spektakel, von welchem die wildeste Phantasie nie eine Ahnung haben kann. Alles klapperte, schrie, rasselte und dazwischen tönte es wie Flintenschüsse von den langen Ochsenpeitschen, welche durch einige nervige Arme geschwungen wurden. Die Felder waren gar bald in dicken Rauch eingehüllt und der Erfolg schien solche außerordentliche Anstrengungen auch zu lohnen, denn nur wenige Heuschrecken fielen in die Saat. Droben wol sauste es noch dahin wie dichtes Schneegestöber, aber noch war Hoffnung vorhanden, die Saat zu erhalten; der Zug konnte nicht lange mehr dauern, der Abend war nahe, die Luft wurde kühler und die Heuschrecken mußten sich über Nacht irgendwo niederlassen. Einige Schwärme hatten sich dennoch in die Saat niedergelassen und mürrisch theilte der Boer ein paar Hiebe rechts und links mit der Ochsenpeitsche unter sie aus. Schaden werden sie thun, allein von keiner Bedeutung, denn der große Schwarm zog ja weiter.

Endlich brach die Nacht herein. Düster glühten die Feuer, und leuchtende Rauchsäulen stiegen immer empor; neue Brennstoffe wurden aufgethürmt und dann begaben sich Weiß und Schwarz nach Hause.

Mit dem ersten Schimmer des Tages war das ganze Personal wieder auf den Beinen, aber man mußte sich aus dem Hause hinausschaufeln, denn fußhoch lagen die Heuschrecken um das Haus herum, erstarrt von der Kälte der Nacht. Dies war ein Umstand, welcher vermuthen ließ, daß sich die Heuschrecken dennoch in größerer Masse niedergelassen, als man gehofft hatte. Hastig schritt daher der Boer auf das Feld, um zu recognosciren. Aber wie war ihm bei der Ankunft zu Muthe? Das kahle Brachfeld lag ja auf der rechten Seite und auf einmal — lag es auf der linken? — Wandelte er im Schlaf oder war es noch zu dunkel? Armer Colonist! — er wußte: er stand auf denselben Feldern, wo am vergangenen Abend noch die üppigste Ernte prangte, und jetzt? Auf dem kahlen Felde fand er nur eine Kruste schrotender Heuschrecken, die noch die Reste der Halme abfraßen. Welch fühlender Mensch hätte nicht über den Anblick Thränen vergießen können?

Es ist erstaunlich, welche Verwüstungen diese kleinen Thiere anzurichten vermögen: nichts entgeht ihrer Gefräßigkeit; selbst die Dornen und die Rinde der Bäume verschwinden unter ihrem ewig thätigen Gebiß. Eine Strecke Landes von Heuschrecken verheert, ist kahler als eine Winterlandschaft. Ungleich anderen Thieren macht die Heuschrecke keine große Wahl in ihren Nahrungsstoffen und so schnell sie frißt, so schnell verdaut sie auch. Ein Sättigungszustand findet daher auch gar nicht statt, denn während des Fressens passirt sie unaufhörlich Excremente, welche zuweilen den Boden mit einer dichten Schicht bedecken.

Die Größe eines Schwarmes Heuschrecken kann nicht durch Zahlen bezeichnet, sondern lediglich nach der Zahl der Stunden, während welcher ein Zug vorbei gezogen ist, und dessen ungefährer Breite; stundenlang zieht oft ein Schwarm vorbei, dicht wie ein Schneegestöber, wörtlich die Sonne verdunkelnd und mit der Schnelligkeit der Schwalben. Einer der größten Schwärme, deren ich mich von dem Basutolande erinnern kann, erschien am Mittag und zog noch ununterbrochen schnell und dicht um 6 Uhr Abends in derselben Richtung. Läßt sich der Schwarm nieder, so sitzen alle Heuschrecken in der Richtung des Zuges und oft so dicht aneinander und übereinander, daß die Erde mit einer braunen Kruste bedeckt scheint. Mit nicht geringer Mühe passirt man durch einen Schwarm, welcher entweder sehr tief fliegt oder sitzt: wie dichter Hagel prallen die Heuschrecken gegen jeden Widerstand, besonders an das lange Zelt eines Reisewagens, daß man öfters glauben könnte, es würde eingeschlagen. Während dieses Hexenspectakels von Geflatter und Geschwirr rief ich meinen Eingeborenen zu, ja auf alle Thiere, besonders auf die Pferde aufzupassen, erhielt jedoch keine Antwort, und als ich aus dem Wagen stieg, sah ich alle meine Diener, bis über die Ohren in Decken eingehüllt, auf der Erde liegen. Ich schritt mühevoll durch die Schwärme der Heuschrecken und fand zu meinem großen Erstaunen die Pferde ganz in der Nähe; auch mein sonst wilder Bleß, welcher gewöhnlich vor einem trockenen Blatte oder wehenden Papierstückchen scheute und auf die Seite sprang, stand ruhig wie ein Lamm und bekundete mit dem Wedeln des Schwanzes sein Wohlbehagen und verzehrte gierig Heuschrecken. Wol aus Rache, weil dieselben sein Gras zudeckten? Obgleich die Heuschrecken nicht geeignet scheinen, in schnellem Fluge große Reisen zu machen, legen sie dennoch in ununterbrochenem Fluge große Strecken zurück, aber immer nur mit Hilfe des Windes. In der tieferen Luftschicht herrscht vielleicht todte Windstille und so könnte man den schnellen Flug ihrer eigenen Kraft zuschreiben. Allein das wäre ein Irrthum, denn die Heuschrecke ist ein schwerfälliges Thier, dessen natürliche oder mehr bequeme Bewegung ein Sprung ist, geholfen durch einen flatternden Flügelschlag! Daher der charakteristische Name „Springhähne" der Colonisten. Groß ist die Verwüstung, welche

die Heuschrecken auf ihrem Durchzuge anrichten, aber ein bei weitem größeres Uebel ist es, wenn die Heuschrecken sich so lange an einem Orte aufhalten, bis sie ihre Eier gelegt haben. Hinterlassen sie diese, so bemerkt man bald eine Unzahl kleiner Thiere, wie kleine schwarze Frösche, welche außerordentlich laufen und springen und schon auf dieser frühen Entwicklungsstufe ungeheuer fressen können. Diese nennt der Boer Loopers (Läufer), denn sie können noch nicht fliegen: aber schon nach wenig Zeit wachsen ihnen die Flügel und die schwarze Farbe ändert sich in ein lichtes Braun. Ein solcher junger Scharm bleibt lange abgeneigt, seinen Geburtsort zu verlassen, und thut zehnmal mehr Schaden als seine Vorfahren.

Die kleinen braunen Heuschrecken sind die zahlreichsten und gefräßigsten. Ich glaube zwar, daß die andern Arten ebenso gefräßig sind, aber minder zahlreich. Zwei elegante Sorten giebt es: die eine, mit schönen, rosig-grünlichen Unterflügeln, glänzend und schimmernd wie Perlmutter; die andere sehr selten, nur vereinzelt oder höchstens einige Dutzend beisammen, ist zwei oder drei Mal größer als die gewöhnlichen Heuschrecken und von hochrother Farbe mit gelben Ringen: diese habe ich „Badenser" getauft und diese prächtigen Landsleute schienen durch Gefräßigkeit einzubringen, was ihnen an der Zahl fehlte.

So wie wir nützliche Vögel in Süd-Afrika haben, welche Schlangen vertilgen, so giebt es auch Heuschrecken-Vögel, die den Schwärmen immer folgen und eine große Zahl dieser Heuschrecken vernichten. Man bemerkt sogleich, wenn dieser Vogel unter sie gekommen ist, denn die Heuschrecken stieben nach allen Richtungen auseinander und gar bald regnet es Flügel, Beine, Köpfe und dicke Leiber. Die Zahl, welche ein solcher Vogel zerstört, beweist, daß er wol mehr auf Vernichtung als auf Nahrung ausgeht. Dieser Vogel weiß nur zu gut, daß ihm Niemand etwas zu Leide thut, z. B. einige kamen so nahe zu meinem Wagen, und blieben ruhig sitzen, daß ich sie streicheln konnte. Menschen und Thieren dienen die Heuschrecken zur Nahrung: Schafe, Affen und selbst Pferde — wie schon vorher erwähnt — fressen sie mit großem Behagen. Das Federvieh scheint sogar instinctmäßig im Voraus zu wissen, wenn ein Heuschreckenschwarm im Anzuge ist, und macht oft zuerst die Menschen auf die herannahende Gefahr dadurch aufmerksam, daß es in der Richtung ins Feld läuft, in welcher der Zug herkommt. Sobald die Heuschrecken fallen, beginnen Hühner, Enten und Gänse die Jagd und nichts macht das Geflügel in so kuzer Zeit fett als Heuschrecken.

Meine Eingeborenen sammelten stets eine Menge Heuschrecken in Säcken, um unser sonst einfaches Menu (Morgens Brei von Mais und Abends zur Abwechselung Maisbrei) zu verherrlichen. Der Koch bereitete die Heuschrecken auf zwei verschiedene Arten zu, die eine: das ganze Thier geröstet, bei der anderen wurden die Heuschrecken zu Pulver zerdrückt, dann mit Wasser zu einem Teige zerknetet und entweder als gekochter dicker Brei gegessen oder auch auf heißen Steinen in kleine platte Kuchen gebacken. Letztere Zubereitung hielt ich für die schmackhafteste. Manchen Europäer wird es im Anfang eine kleine Ueberwindung kosten, das Heuschreckengericht zu verschlucken, aber es ist nur, bis sich der Gaumen an die eigenthümliche Kost gewöhnt hat, dann schmeckt — besonders der Kuchen — gerade wie Johannisbrod.

Meine langjährigen Beobachtungen haben mir gezeigt, daß ein Heuschreckenschwarm sich niemals da niederläßt, wo bereits ein anderer Schwarm gelegen hat. Die Schwärme vertheilen sich immer auf eine so wunderbare Weise, daß selten einer dem andern folgt, so daß man fast glauben sollte, sie stellen ihre Züge wie die Zugvögel planmäßig an.

Rundschau auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde.

—φ—. Auch auf dem Büchermarkt richten sich Angebot und Nachfrage nach einander. Lange Zeit war für uns Deutsche der alte „Haxthausen" das Evangelium über Rußland, den Staat Europas, den man mehr seiner ethnographischen, als seiner geographischen Verhältnisse wegen „Halbasien" zu nennen berechtigt ist, denn das herrschende Element, die Großrussen, sind dem Blute und der Herkunft nach mehr Finnen und Tataren, denn Slaven. Seitdem nun Rußland eine actuelle Bedeutung erlangt hat, ist auch mit der Nachfrage das Angebot gewachsen, wobei freilich nicht immer die Qualität im gleichen Verhältnisse zur Quantität gestanden hat. Das Ansehen, welches einst Haxthausen's dreibändiges Werk: „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands", die bereits seit einer Reihe von Jahren vergriffen, aber auch veraltet sind, genossen hat, es ging auf Mackenzie Wallace's in der That treffliches Buch: „Rußland" über. Der Engländer stellte den Deutschen, der sich überlebt hatte, in den Schatten, der Franzose Leroy-Beaulieu wollte wieder jenen aus dem Sattel heben, was ihm jedoch nicht gelang. Da trat Reelmeyer-Bukassowitsch mit einem originellen Buche: „Das Rußland der Gegenwart und Zukunft" hervor, das genaue Kenntniß der Zustände des großen Czarenreichs verrieth, wenn auch der doctrinäre Liberalismus, der hin und wieder zu Tage trat, hier weniger als anderwärts am Platze war, und der Vorläufer eines größeren Werkes werden sollte. Der Verfasser, welcher das Land aus langjährigem Aufenthalte daselbst und auf wiederholten Reisen durch dasselbe gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, bietet uns nun in der sogenannten „Bibliothek für moderne Völkerkunde" als vierten Band „Rußland", im Verlage von Ernst Heitmann erscheinend, dar. Bis jetzt liegen uns von dem Werke, welches das europäische und asiatische Rußland umfassen soll, die vier ersten Lieferungen vor, welche sich auf ungefähr 200 Seiten mit der verschiedenartigen Bevölkerung befassen. Natürlich nehmen die Großrussen, welche das dominirende Element im Reiche bilden, die erste Stelle ein. Der Charakter des großrussischen Bauern — diesem Stande gehört mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen die ganze Bevölkerung an — ist ein höchst eigenthümliches Gemisch von sehr verschieden gearteten seelischen Eigenschaften, ein Gemisch von Treue und Wankelmüthigkeit, Aufrichtigkeit und Falschheit, Verläßlichkeit und Unredlichkeit, Zähigkeit und Apathie, Vertrauensseligkeit und Mißtrauen, Fleiß und Trägheit, Genügsamkeit und Leidenschaft, also im großen Ganzen etwas ungeheuer Unfertiges! Er ist ein großes Kind, unberechenbar nach jeder Richtung. Zur Leidenschaft gebracht, tobt er wie ein wildes Thier, läßt sich ohne Ueberlegung zu furchtbarsten Grausamkeiten hinreißen — die Geschichte weiß Beispiele davon zu erzählen — und den nächsten Augenblick ist er wieder gefügig, weich, mild, zu Thränen gerührt wie ein sanftes, unschuldiges Kind. Eine gewisse Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit ist ihm angeboren, was sich ganz besonders auch in seiner Vorliebe für Diminutiva und Liebkosungswörter abspiegelt. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: wer auf den Russen, gleichgiltig weß Standes, im Interesse der Freundschaft, der Liebe und des Geschäftes baut, der hat sein Gebäude stets auf Sand errichtet und muß trotz der größten gemachten Versprechen immer das Calcul ziehen, daß im letzten Moment noch ein Wortbruch eintreten kann! Das größte Unglück bei den russischen Menschen, hoch und niedrig, ist aber, daß für sie die Zeit absolut keinen Werth hat. Diese Geringschätzung der Zeit, diese Wankelmüthigkeit, Zaghaftigkeit, Trägheit und Apathie, wenn es zur Arbeit oder zu ernsten Geschäften kommen soll, ist die Urquelle alles Elendes und der jetzigen, so schweren Zustände in Rußland. Daß der Deutsche in Rußland der bestgehaßteste Mensch ist, hat weniger seinen Grund in der Politik, als vielmehr in den socialen Verhältnissen. Der Deutsche ist fleißig und kommt dadurch herauf, fast durchgängig leben die Deutschen in Rußland im Wohlstand, dies erregt den Neid des Nationalrussen und ist der Urgrund des Deutschenhasses. Nach allen Seiten seines Charakters wie seiner Lebensweise wird uns nun der Großrusse geschildert, dem sich die übrigen Völkerschaften slavischer wie mongolischer Abkunft anschließen. Noch ein Wort möge uns bei dieser Gelegenheit über die Sibiriaken gestattet sein. Sie bilden eine Neuheit in der Ethnographie und sind hervorgegangen aus der Vermischung der russischen Bevölkerung in Sibirien mit den Eingeborenen des Landes, und bekunden, wie der Verfasser hervorhebt, leider auch in geistiger und moralischer Beziehung, in Veränderung von Lebensanschauung, Sitten und Gewohnheiten einen Rückschritt. Die Russen, welche die burjätischen Mädchen ihres Temperamentes wegen ihren eigenen Frauen vorziehen, haben vielfach die Polygamie angenommen, behandeln die Frauen ebenso schlecht wie die Eingeborenen, sind dem Fetischismus, Anthropomorphismus, Schamanismus und Götzendienste ebenso ergeben wie diese, haben ihre Bekleidung verändert, sind überhaupt zur Lebensweise sowie zum Lebenserwerb der Eingeborenen übergegangen, ja haben sogar vielfach die russische Sprache vergessen. Günstiger als das Urtheil des Verfassers über die Sibirier lautet dasjenige Jadriejew's. Nach ihm hat der neue Volksstamm eine Zukunft und dürfte es wol werth sein, einmal auf diese interessante Frage besonders zurückzukommen.

Da wir uns einmal auf asiatischem Boden befinden, wollen

wir hier gleich einer Leistung auf kartographischem Gebiete gedenken, die wir als meisterhaft und mustergiltig bezeichnen müssen. Es ist die: „Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europas. Bearbeitet auf Grundlage von Fr. Müller's Allgemeiner Ethnographie und herausgegeben mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien von Vinzenz v. Haardt. Ausgeführt im geographischen Institut von Ed. Hölzel in Wien. Maßstab: 1:8 000 000. Wien 1887. Im Selbstverlage des Verfassers, für den Buchhandel in Commission bei Ed. Hölzel in Wien." Hätte Richard Andree im vorigen Jahre von dieser Schöpfung, in der reiche Kenntnisse, seltener Fleiß und außerordentliche Geschicklichkeit zu Tage treten, gewußt, er hätte ihr in seinem räsonnirenden Verzeichniß der „Ethnographischen Karten" sicher einen Ehrenplatz angewiesen. So einfach die Aufgabe an sich scheinen mag: ein einheitliches Bild der ethnographischen Verhältnisse des asiatischen Erdtheiles zu entwerfen, so schwierig muß sie dem Eingeweihten erscheinen, der die verwickelten Völkerverhältnisse dieses an verschiedenen Stämmen so überaus reichen Erdtheiles kennt. Eine umfangreiche Literatur war zu bewältigen, kritisch zu betrachten und zu sichten, die Ergebnisse dieser Arbeit waren zu ordnen, zu gestalten und darzustellen, Aufgaben, die in jeder Beziehung vorzüglich gelöst worden sind. Wir können hier leider auf die wissenschaftlichen Gesichtspunkte, welche den Karthographen bei seiner Arbeit geleitet haben, nicht näher eingehen, obgleich sie verdienten hervorgehoben zu werden, mehr als jede andere bedarf eine ethnographische Karte der Erläuterungen, da soviele Fragen darin zur Sprache kommen, die noch nicht giltig entschieden sind und der Darlegung bedürfen. Erwähnen wollen wir nur noch, daß die Karte bei allen hochwissenschaftlichen Einzelnheiten ein klares und übersichtliches Bild bietet, trotzdem 120 verschiedene Farben zur Veranschaulichung der verschiedenen Völkerschaften, die in 26 große Gruppen zusammengesetzt sind, nothwendig gewesen sind. Reichthum des Inhaltes, Anschaulichkeit der Darstellung und Trefflichkeit der Ausführung sind die rühmenswerthen Eigenschaften der Karte, die für die Forschung wie für den Unterricht gleich werthvoll und brauchbar ist.

Ein Buch, welches wir auch mit großer Freude begrüßen, ist: „Der Kaukasus und seine Bevölkerung. Nach eigener Anschauung von R. v. Eckert. Mit Text, Abbildungen und Lichtdrucken, kurzen tabellarischen Resultaten, linguistischen und anthropologischen Forschungen und einer ethnographischen Karte des Kaukasus. Leipzig, Verlag von Paul Frohberg." Der Verfasser, russischer General, zwar Deutscher von Geburt, aber durch mehrjährigen Aufenthalt in Cis- wie in Transkaukasien daselbst zu Hause, hat uns hier mit einem Werke beschenkt, das nicht nur den besten an die Seite zu stellen ist, welche wir über den Kaukasus besitzen, sondern das überhaupt als das beste von denen bezeichnet werden muß, die über die heutigen Verhältnisse Aufschluß geben. Der Schwerpunkt der Arbeit fällt in die ethnographische Darstellung, und hier ist es wiederum der Daghestan, der besonders die Aufmerksamkeit des Verfassers in Anspruch genommen hat; hier bieten seine Studien auch verhältnißmäßig am meisten Neues, doch giebt es kein Capitel des Buches, durch das nicht unser Wissen in genußreicher Weise vermehrt wird. Außer durch vielfach neue, bisher noch unbekannte Thatsachen zeichnet sich das Werk auch noch durch scharfes und gesundes Urtheil seines Verfassers aus, und hat es uns ganz besonders gefreut, daß unsere Ansichten, welche sich, wie die des Verfassers, nicht nur auf Studien, sondern auch auf eigene Anschauungen der Dinge gründen, meist übereinstimmen, namentlich auch in Bezug auf die socialen Verhältnisse, die oft einer sehr verschiedenartigen Beurtheilung unterworfen werden. In Bezug auf die politischen Fragen ist v. Eckert sehr zurückhaltend, aus welchem Grunde er auch den Armeniern, den Juden des Kaukasus, dem unstreitig geistig begabtesten Volke im kaukasischen Völkergewirr, nicht jene Aufmerksamkeit zu Theil werden läßt, welche dieselben nach ihrer jetzigen Stellung und Macht wol beanspruchen können, noch mehr aber nach der Zukunft, die ihnen bevorsteht, wenn nicht brutale Gewalt die geistige Kraft unterdrückt. Wir behalten uns vor, auf einige Abschnitte des interessanten Buches eingehender zurück zu kommen, für heute wollen wir nur noch erwähnen, daß dessen Brauchbarkeit wesentlich gewonnen haben würde, wenn es sich auch eines Registers zu erfreuen hätte. Die Lichtdruckbilder sind gerade nicht nach den besten Originalen angefertigt.

Bücherbesprechungen.

—nn. Verdeutschungs-Wörterbuch fachmännischer und dienstlicher Sprache des deutschen Wehrtumes durch Hermann v. Pfister, Major und Docenten an der technischen Hochschule zu Darmstadt. — Eine echt deutsche Wehrthumssprache, frei von jeglichem fremdländischen Beiwerk, ist das Leitbild, welches diesem kühnsten der Sprachreiniger vorschwebt, — ein Leitbild, welches menschlicher Voraussicht nach sich niemals verwirklichen wird. Seine Verdeutschungsvorschläge sind zwar zumeist trefflich gebildete Wörter, auf ernste Beschäftigung mit der Sprache und ihren Mundarten gegründet, zum größten Theil klaren Ausdruckes und vornehmen und edelen Klanges, aber trotz alledem ist ihre dauernde Einführung in deutscher Sprache unmöglich. Major v. Pfister sagt an allem Anfange, er sei bestrebt gewesen, seinen Wörtern soviel als thunlich neuhochdeutsches Kleid anzuziehen, damit ihr Ton nicht allzu sehr einheitlichen Guß und Fluß unserer verblaßten Sprache störe, — bewirken aber Bildungen wie: Antwerking, Waßerande, Zügigmachung, Brüchte, gattlich u. a., nicht gerade das Gegentheil, — für Mechaniker, Hydrant, Mobilmachung, Contribution, aptirt —? Machen sie nicht einen ähnlichen Eindruck, wie in modisch gekleideter Gesellschaft Herren in altväterischer Tracht, wie gothisches Ornament an italienischer Renaissance, oder wie die nadelspitzen Thürmchen der Sophienkirche in Dresden neben den krummlinigen Façaden und Giebeln des Zwingers? Und ferner: kann ein mitten im Weltverkehr stehendes, großes Culturvolk eine gewisse Anzahl internationaler Wörter überhaupt entbehren, und fehlen nicht einer jeden Sprache für gewisse Begriffe und Begriffsnüancen schlechterdings eigene Bezeichnungen? Major v. Pfister, der seine Vorrede „Schalt und Lehrer an gewerkischer Hochschule zu Darmstadt" unterschreibt, strebt thatsächlich Unmögliches an. Wol kann man, gleich der Seherin Manto, den lieben, der Unmögliches begehrt, aber in diesem Falle muß man solchen Sprachchauvinismus oder, wie er selbst sagen würde, solche „Sprachkahlmeußerei", äußerst gefährlich finden, gefährlich für die gute Sache des Deutschen Sprachvereins, die gewissermaßen noch in den Windeln liegt und der ein so heftiger Anstoß, wie ihn Major v. Pfister ihr giebt, das Lebenslicht ausblasen könnte. Man urtheile selbst: Unter Bresting, abgeleitet von bresthaft, d. i. mit Bresten behaftet, versteht er einen Invaliden und bildet davon Brestings-Haus, Brestings-Gehalt, Bresthaftigkeit; einen Major und Bataillons-Commandeur nennt er einen Schalt und Bannerschafts-Befehliger; Seine Excellenz der General der Cavallerie hieße nach ihm Seine Herrlichkeit der wirkliche Herwart zu Rosse; Feldmanöver Scharkürungen, Laboratorium Schifterei, Palisade Stake, ein Maraudeur ein Marhold, das Exercir-Reglement müsse nach ihm Schar-Geheiß genannt werden. Ich habe hier nur einige der verblüffendsten Vorschläge angeführt, viele andere, das muß freudig anerkannt werden, sind sehr geschickt und geschmackvoll gewählt und können getrost von jedem Freunde der Sprachreinigung gebraucht werden, doch schienen mir gerade die weitgehendsten als Muster geeignet, um das Unternehmen in seiner ganzen Ausdehnung zu kennzeichnen. — Die Bestrebungen des Majors v. Pfister, das muß am Schlusse wiederholt werden, schießen weit über das Ziel hinaus, dem Buche selbst soll damit seine hohe Bedeutung in wissenschaftlichem Betrachte durchaus nicht abgesprochen werden: ein so großartig angelegtes und folgerecht und genial durchgeführtes Werk verdient an und für sich schon die Beachtung der Gebildeten, wenn es auch den Beifall Vieler wol schwerlich finden wird.

J. R. Joseph Kainz. Kritische Blitze eines forschenden Zuschauers. Von Kühnhold Wahr. Berlin, August Hettler. — Es ist dies keine Skandalschrift, sondern eine aus ehrlicher Ueberzeugung hervorgegangene ruhige Polemik gegen den ersten Liebhaber des Deutschen Theaters in Berlin, der daselbst für ein „bahnbrechendes Genie", als „Nachfolger Devrient's" gefeiert wird, denselben, welcher es über sich gebracht hat, die Briefe, die Ludwig II. in königlichem Vertrauen an ihn gerichtet, den profanirenden Blicken des großen Publicums preiszugeben. An der Hand einzelner Leistungen von Kainz (als Don Carlos, Romeo, Prinz von Homburg) weist der Verfasser nach, daß das Spiel desselben ein lediglich auf äußere Effecte berechnetes und jeder Vertiefung entbehrendes, Kainz selbst, „ein Sohn der Reclame" sei, ein „Afterheros des künstlerischen Lebens, der sich mit einer an Hexerei grenzenden Geschwindigkeit Namen, Ruhm, Gold durch die Trommel dieser Großmacht zusammengeschlagen" habe. Es kommt nun darauf an, daß der Leser durch Anschauung dies Urtheil zu dem seinigen mache.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 29. Mittwoch, den 13. April. 1887.

Elisa von der Recke in ihren Beziehungen zu Herzogin Luise von Anhalt-Dessau.

Von **Wilhelm Hosäus.**

Die nachstehenden Mittheilungen ruhen auf einem bis jetzt unbenutzten handschriftlichen Materiale, den Briefen Elisa's an die Herzogin Luise, an G. H. v. Berenhorst und A. v. Rode. Elisa's Briefe an die Herzogin befinden sich im Herzoglich Anhaltischen Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst, die Briefe an Berenhorst und Rode im Besitz der betreffenden Familien.

Elisa v. d. Recke gehört zu jenen hervorragenden Persönlichkeiten der neueren Zeit, deren Bild immer wieder den Biographen und Psychologen anzieht. Poetisch beanlagt, ohne selbst als Dichterin von Bedeutung zu sein, stets zum Reflectiren über die Probleme des Lebens geneigt, obschon *ohne streng* wissenschaftliche Schulung, begabt mit einem schätzbaren Fonds religiösen Empfindens und sittlicher Energie, wiewol auch auf diesem Gebiete ohne die rechte Ruhe und Vertiefung, vermochte sie überall zu fesseln, auch wol zu blenden. Sie war eine Frau, deren Vorzüge die Verehrung, welche ihr das Zeitalter entgegenbrachte, vollkommen rechtfertigen und deren Mängel, wenigstens zum Theil, die Mängel ihres Geschlechts und zugleich jenes Zeitalters selbst waren. Nach ihrem Tode ist die literarische Untersuchung (vgl. Dr. K. Falkenstein, A. G. Eberhard, L. Brunier u. A.) zu verschiedenen Malen auf sie zurückgekommen und wir haben noch in den letzten Jahren ein Werk erhalten, dessen Publication vor Allem durch die Voraussetzung eines lebhaften Interesses für sie gerechtfertigt wird: „Vor hundert Jahren, Elise v. d. Recke's Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausgegeben und eingeleitet von Lic. Dr. G. Karo und Dr. M. Geyer. Stuttgart, Collection Spemann."

Elisabeth Charlotte Constanze v. Medem, die nachmalige Elisa v. d. Recke, wurde am 20. Mai (1. Juni) 1756 geboren. Ihre Mutter starb früh und Charlotte (so wurde Elisa in der Familie genannt) wurde von ihrer Großmutter, einer Starostin v. Korff, erzogen, bis ihr Vater zu einer neuen Ehe schritt und in Agnes Elisabeth v. Brucken gen. Fock eine Mutter und Erzieherin aller seiner Kinder fand. Diese Gattin des Hrn. v. Medem war eine verwittwete v. d. Recke und durch sie lernte einer ihrer Verwandten, der Kammerherr v. d. Recke auf Neuenburg, die früh entwickelte, schöne und hochbegabte Charlotte (Elisa) kennen. Derselbe hielt um die erst fünfzehnjährige Jungfrau an, die Eltern willigten ein, und Elisa, gewöhnt den Willen ihrer Eltern in Allem zu achten, schloß im Jahre 1771 eine Ehe, an der ihr Herz allerdings keinen Antheil hatte. Im Jahre 1776 trennte sich Elisa wieder von ihrem Gatten und im Jahre 1781 wurde sie förmlich von ihm geschieden. Zunehmende Reizbarkeit der Nerven und andere physische Leiden veranlaßten sie darauf im Jahre 1784 nach Karlsbad zu gehen, und damit beginnt für sie das Wanderleben, das sie fast ununterbrochen bis zu ihrem Tode fortgesetzt hat.

Am 3. Juli trat Elisa, begleitet von Sophie Becker, ihrer Jugendfreundin, Julie Reichardt, einer Gesellschafterin, und dem Hofrath Dr. med. Lieb, ihre Reise an. Karlsbad that ihr wohl und als der Winter nahete, entschloß sie sich zu einem ländlichen Stillleben in Wülferode bei Ellrich im Harze. Ihr Weg dahin führte sie über Halle und hier, so nahe dem Schaffen des Fürsten (seit 1807 Herzogs) Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, konnte sie dem Drange nicht widerstehen, Dessau und seine Umgebungen, vor Allem Wörlitz kennen zu lernen.

Den 25. October kam Elisa mit ihren Begleitern in Dessau an. Sie logirte im „Ring" und empfing daselbst Tags darauf*) den Besuch des Fürsten, der sie nebst ihrer Begleitung zu sich lud. Noch an demselben Tage fuhr Elisa nach Oranienbaum, sich der Fürstin vorzustellen, und blieb auch zu Tisch dort. Abends kam sie entzückt von dem freundlichen Empfange und voll Bewunderung des Fürsten und der Fürstin zurück und fuhr am nächsten Morgen mit Sophie nach Wörlitz, einer der damals beliebt gewordenen Parforce-Jagden beizuwohnen. Doch lassen wir Sophie weiter erzählen. „Weil es den Tag sehr regnete, konnte nichts aus der Jagd werden und wir mußten die Nacht in Wörlitz bleiben. Dieser Lustort des Fürsten ist mit sehr vielem Geschmack angelegt. Die Zimmer sind mit schönen Gemälden und Kupfern geziert. Alles in englischem Geschmacke. Das Haus selbst ist italienisch. Wörlitz ist der Ort, wo die Herrschaften sich aufhalten, wenn sie ganz allein sein wollen; ihr Hofstaat und die ganze Jagd liegt in Oranienbaum. Der Tag verging uns in Gesellschaft des Fürsten und der Fürstin und einer von ihnen erzogenen Gräfin Anhalt recht froh. Wir waren bei guten Hauswirthen, die es sich angelegen sein ließen, ihren Gästen die Zeit zu verkürzen. Den Abend brachten wir meistens in der Studirstube des Fürsten zu. Er zeigte uns sein Raritätencabinet und manche Kupfer. Um Schlafenszeit führte er Elisa in ihr Schlafgemach. Den andern Morgen war heiteres Wetter und Alles zur Jagd fertig. Wir fuhren mit der Fürstin und der Gräfin Anhalt in einem offenen Wagen. Der Fürst saß zu Pferde und nun stieß die ganze Jagd aus Oranienbaum zu uns. Diese bestand aus Prinz Hans Jürgen [Bruder des Fürsten] und dem Erbprinzen Friedrich, einigen Hofcavalieren und Damen und dem ganzen Trosse von Jägern und Hunden. Der Lärm, das Bellen der Hunde und die Menge wohlgerüsteter Reiter hat etwas sehr Ergötzendes. Aber wenn's nun an die

*) Nach Berenhorst's Tagesbemerkungen war dies am 28. October, am 29. speiste Elisa in Wörlitz, am 30. fand die erste, am 3. November zur Feier des Hubertustages die zweite Jagd statt, an welcher Elisa theilnahm. Den 4. November scheint Elisa abgereist zu sein. Vgl. hierzu den kürzlich erschienenen ausführlichen Aufsatz über „Elisa v. d. Recke in ihren Beziehungen zu Dessau und Wörlitz" in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Gesch. und Alterthumskd. Bd. 4, S. 482 ff.

Jagd geht, der arme Hirsch von vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen verfolgt wird, das eine Thierchen von so Vielen, dann hört wenigstens für den müßigen Zuschauer, der alle Zeit zum Nachdenken hat, die Freude auf und macht dem Mitleide Raum. Zwei Stunden währte die ganze Jagd, der Hirsch war erlegt, vertheilt und wir kehrten nach Wörlitz zurück, der ganze Hofstaat aber wieder nach Oranienbaum. Wir speisten unsere Mittagsmahlzeit von drei bis sechs Uhr, setzten uns darauf in Wagen und fuhren nach Dessau zurück. Jede von uns bekam zum Andenken der Jagd vom Fürsten einen Fuß vom Hirsche." In Dessau machten die Damen Bekanntschaft mit einer Frau v. Döring und deren Schwester, Frl. v. Hille, der späteren Gattin Rode's. „Bei dieser Frau v. Döring lernten wir auch noch einen geschickten Maler, Rehberg, und einen Gelehrten, Rode [damals Lehrer des Erbprinzen], kennen. Letzterer hat die Geschichte des goldenen Esels aus dem Lateinischen des Apulejus übersetzt. Er ist ein sehr geistreicher Mann. Dieser wurde nachher unser treuer Gesellschafter und besuchte uns oft. Ich erhielt von ihm die Geschichte der Psyche zum Andenken. Sein Schwager, Prof. Feder, ist bei dem Philanthropin und dieser nebst Rode haben uns in selbigem herumgeführt. Am Sonntag besuchten wir den Gottesdienst im Philanthropin, welcher nach Art der Salzmann'schen Gottesverehrungen gehalten wird."

Die Fürstin war von Elisa's Persönlichkeit sehr sympathisch berührt. Beide schlossen einen Seelenbund für das Leben. Als sich Elisa verabschiedete, rief ihr die Fürstin die innigen Worte nach: „Wir haben uns gefunden, wir werden uns nicht mehr verlieren." Die Fürstin irrte sich nicht; die Freundschaft dauerte (wenn auch, wie es scheint, mit einigen Schwankungen) fort bis zu ihrem Tode im Jahre 1811 und Elisa hielt auch nach dem Tode der Fürstin das Andenken an dieselbe heilig. Mit sicherm Blicke hatte die Fürstin bei der ersten Begegnung das ihr Verwandte in Elisa's Seele entdeckt: feinen Verstand, reiche Bildung, Begeisterung für Poesie und Kunst, ein wohlwollendes, allem Edeln zugewandtes Herz, religiöse Interessen und daneben bei allem Aufklärungsstreben einen unbesiegbaren Hang zum Schwärmerischen und Sentimentalen.

Im Spätherbst des Jahres 1789 besuchte Elisa Wörlitz zum zweiten Male. Sie kam damals von Halberstadt, wo Sophie Becker, die sich inzwischen (1787) mit dem Assessor Schwarz in Halberstadt verheirathet hatte, nach der Geburt eines Söhnchens in den Armen der Freundin gestorben war, und suchte durch diesen herben Verlust tief gebeugt Trost bei der Fürstin. Unter dem Einflusse hingebender Liebe und umgeben von einer herrlichen friedvollen Natur fühlte denn auch Elisa die Wunde ihres Herzens sich allmälig schließen und richtete am 17. December an G. A. Bürger einen Brief, in welchem die vorhergegangene Erschütterung ihres Gemüthes vollkommen beruhigt erscheint: „Nach meinem Vaterlande", bemerkte sie daselbst, „kehre ich diesen Winter nicht zurücke, größtentheils werde ich ihn hier an der Seite eines edeln Fürstenpaares verbringen. Bürger! Ihrem fühlbaren Herzen wünsche ich die Freude, dies erhabene Paar zu kennen! Da würden Sie Gott danken, daß noch Fürsten leben, die so wahre, so edle Menschen sind! Luise von Dessau ist eine herrliche, eine seltene Seele! Sie giebt dem Menschenbeobachter, der das Glück hat, ihr nahe zu sein, täglich neue Gelegenheit, die feinen Nüancen ihres Geistes zu bewundern und zu lieben." Ehe Elisa Wörlitz verließ, traf sie noch eine Trauernachricht. Im März 1790 war der eben erst mit größtem Jubel begrüßte kurische Erbprinz, der Sohn ihrer Schwester Dorothea, Herzogin von Kurland, in zartestem Alter gestorben. Die Fürstin hatte wieder die Kraft ihrer theilnehmenden Liebe zu bewähren und auch diesmal gelang es ihr, durch tröstenden Zuspruch Elisa aufzurichten. Endlich wurde die Abreise auf den 24. April festgesetzt und ein Brief an Bürger vom 23. beweist, wie wohl ihr gerade in jenen dunkeln Tagen der Aufenthalt in Wörlitz gethan. „Morgen verlasse ich das liebe Wörlitz, wo ich an der Seite eines edeln Fürstenpaares fünf frohe, einsame Monate verlebt habe."

Es dürfte hier am Orte sein, auf eine jetzt selten gewordene Sammlung zu verweisen, welche bald nach Sophiens Tode der verwittwete Gatte (1790) erscheinen ließ: „Elisens und Sophiens Gedichte". Das uns vorliegende Exemplar war das Handexemplar der Fürstin und enthält in Elisa's Handschrift noch einige ungedruckte Gedichte von Sophie und Schwarz. Begegnet man auch in diesem Bande vielem Unbedeutenden, so erfreut doch der Geist lebendiger, warmer Freundschaft, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Unter den Gedichten „Blumen auf Sophiens Grab" ist das von A. L. Karschin bemerkenswerth:

> „Sophie ging ins Vaterland der Seele:
> Ihr Ruhm, ihr Name glänzen hier,
> Wo sie der holden Philomele
> Vertraulich horchte, wo sie ihr
> Oft nachgesungen, minder schallend
> Und dennoch Dir, Du feine Welt,
> Du Liederkennerin gefallend . . .
> Sie hat sich aus Elisens Arm gewunden,
> Aus ihres Gatten Arm empor —
> Und wird allda, was hier geschieht, empfunden,
> Ist's unterm Harfensänger-Chor
> Erlaubt, herabzusehen und zu hören:
> Dann fühlt Sophia dort hoch überm Firmament,
> Daß ihre Hülle hier kein prächtig Monument
> Vorzüglicher kann ehren,
> Als dieser Ruhm, daß ihr Gesang
> Harmonisch in Elisens Hymnen klang."

Während des ersten Aufenthaltes Elisa's in Wörlitz (1784—85) hatte die Fürstin einer andern Freundin, Jenny Möser (Tochter des bekannten Verfassers der „Patriotischen Phantasien", Justus Möser) von ihrem Seelenbunde mit Elisa geschrieben und Jenny ihr (26. Januar 1785) geantwortet: „Ganz theile ich das Glück der Bekanntschaft der Gräfin Recke. Sie hat sich lange in Ellrich aufgehalten bei Göckingk, wie er mir schrieb. Es ist so selten, eine ebenso große Seele zu finden, wie die Ihrige ist — o meine erhabene Fürstin, um desto mehr muß die Ihrige empfunden haben, bei der Ihnen so ähnlichen Seele. Tief hat's mich gerührt, daß Luise und die Gräfin Recke sich so wohl in Jenny's Herzen vertragen würden und ich nehme sie drinnen auf als eine Ihnen Theure, Ihnen Gleiche — ist mir nicht Alles theuer in dem Maße es Ihnen ist?" Als Elisa nun im Sommer 1790 nach Pyrmont kam und sich Jenny grade auch dort aufhielt, suchten sich natürlich Beide und den Mittelpunkt ihrer Gespräche bildete stets die „erhabene, einzige, angebetete Luise". „Mit Entzücken," schreibt Jenny der Fürstin, „spricht Elisa von Ihnen zu mir und mit Ehrfurcht zu Andern; noch gestern wurde gesagt, daß Lavater sich beschwere über Ihren Kaltsinn und für ihn verminderte Freundschaft und es wurde Elisa um die Ursach desselben gefragt. Sie antwortete endlich mit der ganzen Heftigkeit ihrer Seele, daß Lavater auch hier wieder aufs Neue erscheine in seinem gewöhnlichen Leichtsinn und Eitelkeit — denn Luise von Dessau spricht nicht von ihm. Feierlich schloß sie: 'Um Verzeihung, meine erhabenste Luise, verzeihe, einzige, große, wahre, erhabene Seele, daß ich mich konnte hinreißen lassen, Dein Gebot, von Dir nicht zu sprechen, zu übertreten; aber wer kann auch so schweigen, wie Du thust.'" (Vgl. hierzu den Aufsatz „J. C. Lavater" u. s. w. in diesen Blättern 1881, Nr. 81—84.) Als Elisa im August desselben Jahres mit ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, nach dem von Herzog Peter im Jahre 1786 gekauften Herzogthum Sagan reiste, besuchte sie mit derselben auch Wörlitz auf einige Tage (26.—29. August). Das im Wörlitzer Schloß ausliegende Fremdenbuch trägt die Einzeichnung: „Dorothée de Courlande, le 28 Août 1790. Charlotte de la Recke née Ctesse de Medem." — Die einzige Stelle, die wir gefunden, wo sich Elisa nach Beginn ihrer Reisen mit dem früher in der Familie üblichen Namen bezeichnet.

Ob sie es hier aus Rücksicht auf die nüchternere, zu Scherz und Spott geneigte Schwester gethan?

Im Spätherbst 1794 traf Elisa von Neuem zu längerm Aufenthalt bei der Fürstin ein. Diesmal trat sie Berenhorst und dessen Familie näher und schloß sich auch inniger an den ihr von Hamburg her bekannten Matthisson an, welcher am 1. Januar 1795 sein Amt als Reisebegleiter und Vorleser der Fürstin antrat. In die Zeit dieses Aufenthaltes fällt die von Rußland längst geplante Einverleibung Kurlands in den Kaiserstaat. Elisa empfand die Nachricht davon schmerzlich, suchte aber sogleich mit den neuen Verhältnissen zu rechnen und empfahl sich sofort in einem Briefe an Katharina II. der kaiserlichen Gnade. Noch während sie in Wörlitz weilte, brachte ihr die Antwort der Kaiserin die förmliche Einladung zu einem Besuche in St. Petersburg. Schnell wurden nun alle erreichbaren literarischen Hilfsmittel, sich über Rußland zu unterrichten, herangezogen und studirt und mit Beginn der wärmern Jahreszeit reiste Elisa ab. Sie verließ Wörlitz in Begleitung Matthisson's und einer zwölfjährigen Tochter Berenhorst's, Luise, welche am Halse litt und in Karlsbad und Teplitz, wohin sich Elisa zunächst begab, Heilung finden sollte. Matthisson begleitete Elisa bis Dresden und kehrte darauf nach Wörlitz zurück, seine Tagebuchbemerkungen in Form von Briefen an die Fürstin bieten ein widerliches Gemisch von affectirter Schwermuth und eitler Selbstbespiegelung. Am 30. Juli 1795 kam Elisa nach St. Petersburg.

Im Jahre 1797 scheint Elisa wiederholt in Wörlitz gewesen zu sein. Auch den Winter zu 1798 verlebte sie dort. Den 16. März reiste sie mit Luise v. Berenhorst und deren Freundin Félice Neefe, der Tochter eines in Dessau thätigen Schauspielerpaares, wieder nach Dresden. Unterwegs sprachen *die beiden* jungen Mädchen über das Gebet. Luise äußerte zu *Félice*: „Ich kann noch kein Gebet, der Vater läßt mich nicht beten, er sagt, ich würde es nicht verstehen." Elisa schreibt mit Bezug darauf an Berenhorst: „Wie freue ich mich, daß ich auch hierin mit Ihnen gleich denke." Worte, die stark an Basedow und die Grundsätze des Philanthropins erinnern und für Elisa charakteristisch sind — ob sie wirklich Berenhorst's damalige Auffassung wiedergeben, bleibe dahingestellt, später bekannte sich derselbe zu ganz andern, einem gläubigen Christenthum entsprechenderen Grundsätzen. Elisa nahm die jungen Mädchen nach Karlsbad und Teplitz mit und schickte sie erst Mitte Juli von Dresden aus wieder heim. Im September schrieb sie an Berenhorst: „Ist Prinz Hans Jürge schon in Ihrer Atmosphäre, dann empfehlen Sie mich seinem Wohlwollen; fühlen Sie es an seiner Seite, daß er, wie Sie es mir einst sagten, der Mensch ist, der Sie in dieser Welt am innigsten liebte, dann wünschte ich, daß ein Gedanke an mich Ihre Gegenwart durchblitzen und in Ihrer Seele die Ueberzeugung festsetzen möge, daß Sie in mir die treueste Freundin haben, die sich noch über das Grab hinaus Ihrer Freundschaft zu freuen hofft... Félice ist es werth, auf der schlüpfrigen Bahn, wo sie steht, durch edle Menschen, die den Lauf der Dinge kennen, emporgehalten zu werden; und da, mein Verehrungswürdiger, haben Sie wahres Verdienst, wenn Sie dieser zarten, für alles Gute empfänglichen Seele von Zeit zu Zeit den Zutritt in Ihr Haus erlauben und die guten Vorsätze, die sie hat, durch edle Grundsätze zu befestigen suchen..."

Elisa wäre gern zum Geburtstage des Prinzen Hans Jürge (28. Januar 1799) nach Dessau gekommen, doch hielten sie die Folgen eines Unfalles bei einer Spazierfahrt von Löbichau nach Altenburg (24. September 1798) davon ab. In einem Briefe an Berenhorst vom 24. December 1798 spricht sie über Luisens Erziehung und empfiehlt dem Vater, ihre musikalische Anlage zu pflegen: „Musik bleibt für jedes Alter eine Quelle der Freude. Ich spiele wenig und kein einziges Stück recht fertig, und doch gebe ich mein bischen Musik nicht weg. Manches Leiden des Körpers und der Seele verspielte ich am Clavier und manches gute Gefühl ging nach einer solchen Stunde zur That über." Von Mitte März bis 12. April (1799) war Elisa in Wörlitz. Sie ging von da wieder nach Teplitz und Karlsbad, blieb aber stets mit Berenhorst in brieflicher Verbindung. „Die schönen Stunden" schreibt sie, „die Sie mit Ihrem edeln Freunde Hotze [dem bekannten schweizerischen Arzte, der vom 9. bis 31. Mai in Dessau war] hatten, freue ich mich innigst. Kommt Hotze nach Karlsbad, so soll er von Ihrer Elisa als Freund meines geehrten Freundes empfangen werden, und scheidet er auch als Freund von mir, so danke ich Gott einen schönen Reichthum mehr. Seckendorf [Graf S. der nachmalige Kammergerichtspräsident in Wetzlar], der immer fortfährt, mir sehr herzlich zu schreiben, will in den ersten Tagen des Juli hier sein, weil er mich noch zu sprechen wünscht. So viel ich mich und ihn kenne, so ist es mir nicht wahrscheinlich, daß nun noch ein Band geknüpft werden kann, welches unsere beiderseitigen Verhältnisse so ganz verändern würde. Ich freue mich darauf, S. wiederzusehen und nur als Freund wiederzusehen." Diese unzweideutigen Bemerkungen konnten für B. nur ein neuer Beweis für die an Elisa längst wahrgenommenen Schwächen sein, mit Bezug auf welche er am 26. October 1799 an die Fürstin schrieb: „Die gute, aber durch Schmeichler und zu viel Eigenliebe verdorbene Elisa, die, wenn sie mehr wahre Selbstkenntniß suchen, mehr und ernster in sich zurückkehren wollte, und mehr den Frieden suchen wollte, der höher ist als alle Vernunft, auch mehr und besser sich zur Freundin Luisens qualificiren und deren Herzen näher kommen würde, hat, nachdem sie Karlsbad und ihren leidigen — höchst wahrscheinlich — Persifflanten verließ, hie und da herumgeirrt.." Und am 6. Januar 1800 fährt er fort: „Ich übermache Ihnen [der Fürstin] hier zwei Briefe von Elisa, der ich von Herzen mehr Gesundheit, mehr Freude und mehr Rückkehr in sich selbst wünschen möchte." Dem ernsten, verständigen, immer mehr dem religiösen Leben sich zuwendenden B. mußte Elisa mit ihrer Unruhe und Vielgeschäftigkeit, durch die sie gelegentlich zu mancher Verkehrtheit verführt wurde, mehr und mehr unsympathisch werden und auch der Fürstin scheint sich damals ein ähnliches Gefühl aufgedrängt zu haben. Im August schreibt Elisa, daß alle nähern Verhältnisse zwischen S. und ihr aufgehoben seien und Freund B.'s „feinfühlende Seele in dieser Sache mit ihr ganz zufrieden" sein werde.

Elisa's Besuche wurden von jetzt an seltener. Wol spricht sie in ihren Briefen an B. wiederholt von der Absicht, der Fürstin einen Besuch abzustatten, aber immer kommt Krankheit oder Rücksicht auf die seit dem 13. Januar 1800 verwittwete Schwester und deren Töchter dazwischen. Im Jahre 1803 begann sodann Elisa's Freundschaftsbund mit Tiedge, der sie 1804—6 nach Italien begleitete und später mit ihr zwei Jahre auf dem Schloßberge zu Altenburg lebte. Endlich im Jahre 1808 oder 1809 beschloß Elisa, als sie mit Tiedge bei Eberhard in Halle war, ihren Weg nach Berlin über Wörlitz zu nehmen. Auch ihre Anfrage bei der Fürstin, ob sie die Fürstin „auf einige Stunden" besuchen dürfe, erwiderte die Fürstin, Elisa solle sie nicht mit einem Besuche auf einige Stunden, sondern auf einige Tage erfreuen. Da nun aber für Tiedge in Wörlitz kein Raum war, so blieb dieser in Halle zurück und Elisa reiste allein. Wahrscheinlich schrieb Tiedge damals in Halle das Gedicht „Als Elisa zu ihrer geliebten Fürstin von Dessau reiste":

„Zeuch hin, zeuch hin zu jenem Fürstensitze,
Zur hohen Seele, die Du heilig liebst,
Daß hell der Strahl, den Du empfängst und giebst,
Durch ihr verhülltes Leben blitze!
Da fei're Du erhab'ne Weihestunden,
Du findest dort ein reines, großes Herz,
In Liebe taucht sich gern der Schmerz,
Und heilt sie nicht, so schont sie doch die Wunden,
Laß hinter Dir das stürmende Getümmel
Der bösen Zeit und Deinen eig'nen Harm!
Fall an ihr Herz, sie fall' in Deinen Arm:
So schauet beid' entzückt und weinend auf zum Himmel.

Nach einigen Tagen kam Tiedge mit Eberhard Mittags in Wörlitz an und reiste sofort mit Elisa weiter. Es war dies Elisa's letzter Besuch bei der Fürstin. Am 21. December 1811 starb letztere und da auch Berenhorst viel kränkelte, so konnte Elisa schon aus diesem Grunde kaum noch an öftere Besuche in Dessau und Wörlitz denken. Gleichwol bleibt sie mit B. bis zu dessen Tode in brieflichem Verkehr und knüpft nachher (1814) eine Correspondenz mit A. v. Rode an, welche sie bis zu ihrem Tode (1833) fortsetzt: ein Beweis, wie sehr die Erinnerung an den frühern Verkehr mit der Fürstin ihr Herz an Dessau und Wörlitz fesselte. Auch kam Elisa von Zeit zu Zeit noch nach Dessau, wurde auch noch nach dem Tode des Herzogs Franz (1817) vom Enkel und Nachfolger desselben, Herzog Leopold Friedrich, und dessen Gemahlin immer mit Wohlwollen empfangen, aber alle diese Besuche galten doch im Grunde nur der Erinnerung an die Vergangenheit und ihr Herz weilte stets beim Andenken an Herzogin Luise.

Nach Elisa's Tode erhielt Rode eine Zuschrift vom Königl. Sächs. Hofrath Heinrich Hase zu Dresden unter Beifügung folgender Mittheilung aus Elisa's Testament: „Mein Freund, Geheimrath v. Rode zu Dessau, erhält das in Kupfer gestochene Bildniß unserer erhabenen, unvergeßlichen Herzogin Luise von Dessau. Dies Bild ist nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann gestochen worden." Hase fügt dem Zettel die Bemerkung bei: „Obenbezeichnetes Bild hängt in den Zimmern der verstorbenen Frau v. d. Recke und darf daher nach §. 8 des Codicills vom 28. Februar 1832 erst nach Hrn. Tiedge's Tode ausgeliefert werden." Der Geheime Rath v. Rode (Rode war im Jahre 1803 geadelt worden) verzichtete deshalb auf das Legat und erwiderte dem Hofrath Hase: „.. Seit einem halben Jahrhundert bin ich des Glücks theilhaftig gewesen, mit dieser seltenen Frau, der Ehre ihres Geschlechts, in freundschaftlichem Verhältnisse zu stehen und auf ihrer ruhmvollen Laufbahn mit Bewunderung ihren hohen Verdiensten zu huldigen. Urtheilen Ew. Hochwohlgeboren, ob es meinem Herzen wohlthue, mich bei ihrem Scheiden vom Schauplatze eines Beweises ihres freundschaftlichen Andenkens gewürdigt zu sehen. Ja, schon der Ausdruck dieses Andenkens macht mich so stolz, daß ich darüber selbst das Zeichen desselben — den Kupferstich — keineswegs vermisse, um so mehr, als auch ein Schein der Hoffnung, zu dessen Besitz zu gelangen, mich betrüben würde, da unser Tiedge jünger ist als ich. Möge mein verehrter Freund mir die Bitte gewähren, dieses Denkmal der Freundschaft schon jetzt als ein Vermächtniß von mir anzunehmen."

Im Jahre 1837 starb auch Rode und im Jahre 1840 als letzter der Genossen jenes Freundschaftskreises, den wir soeben gezeichnet, Tiedge. Die Worte, welche Elisa nach Matthisson's Tode an den Geheimrath v. Rode schrieb: „Wir wenige, die wir noch aus dem vorigen Jahrhunderte übrig sind, wollen desto fester in Liebe vereint bleiben" — sind zutreffend für die geistige Signatur der Männer und Frauen, die an uns vorübergegangen sind, denn in der That sind's lauter Gestalten des vorigen Jahrhunderts, die der schnell dahin rollenden Zeit mehr und mehr fremd wurden und noch bei Lebzeiten dem später geborenen Geschechte als Vertreter einer vergangenen Denk- und Empfindungsweise in weite historische Ferne entrückt erschienen: kaum daß das Neue in Herder, Goethe und Schiller einen bestimmenden Einfluß auf sie geübt, geschweige das Streben der romantischen Schule und der neuern deutschen Philosophie sie berührt hätte. Dennoch das Wesen des Menschen ist zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen sich selbst gleich, und einer entschwundenen Generation in ihren Mühen und Kämpfen, in ihren Freuden und Leiden, ja selbst in ihrem Irren sympathisch nachzugehen, ist auch der Mühe werth.

Bücherbesprechungen.

—m— **Wappenfibel.** Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln. Im Auftrage des Vereins „Herold" herausgegeben von Ad. M. Hildebrandt, Herzogl. Sächs.-Altenb. Prof., Redacteur des „Deutschen Herold". Mit 27 Illustrationen und 3 Tafeln. Zweite Auflage. Frankfurt a/M., W. Rommel. 64 S. 8°. 1 ℳ. — Die alte Wissenschaft der Wappenkunde hat bekanntlich in den letzten Jahrzehnten, Dank einerseits der in unserem Jahrhundert erfolgten bedeutungsvollen Wandlung in der historischen Forschung überhaupt, andererseits der kunstgewerblichen Bestrebungen unserer Tage und der durch sie veranlaßten Ausbildung eines feineren Stilgefühls, einen neuen Aufschwung genommen; das Geschlecht jener Liebhaber, „die zu kindischem Vergnügen Siegellackabdrücke sammeln und aufkleben", ist ja keineswegs ausgestorben, man gewöhnt sich aber ab, dieselben als Heraldiker zu bezeichnen. Immerhin wird noch sehr viel auf diesem Gebiete gefrevelt. Die Zeit, in welcher Schild und Helm und ihre Abzeichen im Waffenspiel zu Scherz und Ernst noch eine substantielle Bedeutung hatten, ist von der unsern doch durch mehrere Jahrhunderte getrennt und zwar durch Jahrhunderte, die theilweise in der Kunstgeschichte als Zeiten eines barbarischen Geschmacks verrufen sind, und so ist es wol begreiflich, wenn bei der Wiedergabe von Wappen an ihren ursprünglichen Sinn vielfach nicht mehr gedacht wird. „Es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß mindestens Neun Zehntel aller im Gebrauche befindlichen Wappen in der unverantwortlichsten Weise verdorben geführt werden." Unter solchen Voraussetzungen kann man an eine Berechtigung eines Büchleins wie das vorliegende nicht zweifeln, wenn dasselbe auch, unter Ausschluß der theoretischen Heraldik, zumeist nur solche Dinge enthält, die jedem nur einigermaßen Kundigen geläufig sind; es ist eben eine Fibel für Schüler der Heraldik. Namentlich Wappenzeichnern, Graveuren und anderen Künstlern, die täglich mit praktischer Heraldik zu thun haben, wird es gewiß gute Dienste leisten. Die Ausstattung ist eine sehr elegante; doch hätte es nichts geschadet, wenn noch etwas mehr Abbildungen gegeben worden wären. Den S. 33 flg. genannten Wappenzeichnern möchten wir als einen der geschicktesten Hrn. J. B. Henze in Dresden (Kaiserstraße 10) beifügen; ebenso nennen wir zu S. 23 als einen sehr empfehlenswerthen Graveur (in Edelsteinen) Hrn. Kügler in Dresden (Amalienstraße 3).

L.— **General Vogel von Falckenstein und der hannoversche Feldzug 1866.** Offenes Sendschreiben von Fr. von der Wengen an seine Kritiker. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1887. — Wenn wir schon in unseren Besprechungen des Fr. von der Wengen'schen Werkes „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866" die völlige Unparteilichkeit rühmend anerkannt haben, mit welcher dieser Autor nicht nur die betreffenden politischen und militärischen Vorgänge geschildert, sondern auch die dabei handelnd aufgetretenen Persönlichkeiten charakterisirt hat, so wird diese damals von uns ausgesprochene Ueberzeugung durch die oben genannte Broschüre nur noch fester begründet, und wir können nur wiederholt dem Wunsche Ausdruck geben, daß unsere künftigen Kriegshistoriker sich Hrn. Fr. von der Wengen's Art zu schreiben als Muster dienen lassen möchten.

P.— **Das Wetter,** meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände; herausgegeben von Dr. R. Aßmann. Verlag von Otto Salle in Braunschweig. — Den Hauptinhalt des jetzt zur Ausgabe gelangten 2. Heftes bildet eine Studie von Dr. P. Andries über Quecksilberthermometer und ein Aufsatz über die Drehung der Winde in der jährlichen Periode von Ladislaus Satke. Die Erklärung dieser auffälligen Drehung wird in dem regelmäßigen und periodischen Auftreten der Cyklonen und Anticyklonen gefunden. Der von Dr. E. Wagner erstatteten Witterungsübersicht über den December 1886 ist die laufende Kartenbeilage mit den mittleren Monats-Isobaren und Isothermen und mittleren Niederschlagsmengen in Centraleuropa beigegeben. In ausführlicher Weise ist das aus dem Russischen übertragene Werk von Woeikoff über die Klimate der Erde besprochen. Den Schluß bilden kurze Notizen über Schneeverhältnisse, Erscheinungen des Zodiacallichtes, von Meteoren, Wahrnehmungen von Luftspiegelungen und eine vorläufige Notiz über eine von Officieren des Ballondetachements unternommene Auffahrt, von welcher ein ausführlicherer Bericht in Aussicht gestellt wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 30. Sonnabend, den 16. April. 1887.

Ein Sommerausflug nach Brasilien.

Ein Ritt ins Innere.

Von E. W. Kaden (Neapel).

... Endlich naht sich der Zug*) dem braunen Stationshäuschen von Casa branca, dem Endpunkte der Mogyana-Bahn. Schon stundenlang hatten sich dem Auge nur endlose, unfruchtbare Felder geboten, ohne irgendwelches Anzeichen der Thätigkeit von Menschenhänden; zeitweilig tauchte die sonnenverbrannte, schwarzbärtige Gestalt eines berittenen Hirten auf, der mit der Hand die Augen beschattend schläfrig dem dahinrasenden Zuge nachblickte. Die Zugänge zur Plattform waren der scharfen Curven der Bahnstrecke halber verschlossen, und im Coupé herrschte jene drückende Schwüle, welche die Willenskraft lähmt und keinen Gedanken aufkommen läßt, da man mechanisch dem Rhythmus des Rädergepolters folgen muß, und der Schlaf versucht seine Rechte geltend zu machen. Unangenehm wird man durch den tiefen Pfiff der Locomotive und einen plötzlichen Ruck aufgeschreckt, mit dem der Zug an einer Station hält, augenblicklich sind die Wagen mit Negerkindern überschwemmt, die nur mit dem Allernothwendigsten bekleidet an allen Seiten heraufklettern und den Fahrenden einheimische Süßigkeiten der verschiedensten Art aufdrängen; doch schon nach wenigen Secunden geht es weiter, immer tiefer ins Land hinein.

Die Wagen hatten sich nach und nach geleert und zuletzt waren wir, d. i. mein Reisegefährte und ich, allein im Zuge zurückgeblieben. Jenes war ein junger brasilianischer Doctor, den ich in Rio de Janeiro kennen gelernt, und als er vernommen, daß ich zum Vergnügen in Brasilien sei, hatte er mir gleich angeboten, ihn auf einer Reise zu seinen Eltern in Muzambinho, im Innern der Provinz Minas Geraës, zu begleiten. Da sich mir keine günstigere Gelegenheit hätte bieten können, ging ich ohne Zaudern auf den Vorschlag ein; zwei Tage waren wir schon von früh bis spät gefahren, hatten in St. Paolo übernachtet, waren an vielen jungen, aufblühenden Städten, die der Eisenbahn ihr Entstehen verdanken, vorbeigeflogen und befanden uns nun am Ende des ersten Theiles unserer Reise.

Endstation Casa branca! ein Erlösungswort. Beim Verlassen des Zuges verabschiedete ich mich dennoch wehmüthig auf mehrere Monate vom Schienenstrange, den ich bisher noch als Verbindungsglied mit der civilisirten Welt betrachtet hatte. Um unser Ansehen nicht zu schädigen, mußten wir die Einfahrt in das nahe Städtchen auf einem Leiterwagen halten, denn neugierig wurden an allen Fenstern und Thüren Köpfe vom Hellgelb bis zur tiefsten Ebenholzfarbe sichtbar, die uns mit kritischem Auge musterten. Vorbei an dem „Hôtel zu den zwei Staaten", ließen wir vor dem der „Vier Nationen" halten, dessen Besitzer durch diesen mehr versprechenden Namen seinem Concurrenten die Gäste wegschnappt; doch als ich ihn später fragte, welche Nationen denn gemeint seien, erwiderte er, das könne er nicht so genau angeben, Jedermann möge darunter verstehen, was er wolle.

Nach der sogenannten „Table d'hôte" unternahmen wir einen kurzen Spaziergang durch das Städtchen, welches jetzt als Aufgabestelle aller Landesproducte eine ziemliche Bedeutung gewonnen hat. Es ist, als ob die Reisenden schon Jahrtausende hindurch ihren Staub auf den dortigen Straßen abgeschüttelt hätten, bei Regenwetter sollen diese geradezu unpassirbar sein, man muß sich da in Acht nehmen, nicht zu versinken, um später einmal als Präadamit ausgegraben zu werden.

Die Wohnungen sind meist zu ebener Erde, wie auch unser „Hôtel", und alle weisen sie in jener steinarmen Gegend dieselbe Bauart auf: die eingerammten Pfähle verbindet man durch getrocknete Schlingpflanzen, Sipó, wie sie der Eingeborene nennt und die er sogar als dauerhaften Bindfaden benutzt, worauf die Zwischenräume mit Erde und Lehm ausgefüllt und dann die Wände außen und innen mit Mörtel geglättet werden. Natürlich ist die Dauerhaftigkeit dieser Gebäude nicht die größte, und nach manchem Regen schaut das Tageslicht durch mehr Oeffnungen hinein, als dem Besitzer lieb sein kann. Bewundernswerth ist die Reinlichkeitspolizei in den Straßen, welches Amt von unzähligen, mächtigen Raben versehen wird, die unaufhörlich ihr ohrenbetäubendes Gekrächze erschallen lassen.

Nachdem wir Besitz von unseren fensterlosen Zimmern im Hôtel genommen, verbrachten wir die übrige Zeit mit Vorbereitungen, denn morgen mit dem Frühesten sollte es weiter gehen. Ein ganzes Seil zusammengedrehter Tabakblätter wurde in Stückchen geschnitten und aus einem Haufen Maisstroh die dazugehörigen Deckblätter gefertigt, da ein reisender „Brazileiro" ohne sein Cigaro im Munde etwas Undenkbares ist.

Die Morgensonne traf uns schon in unserer seltsamen Ausrüstung. Mit langem, weißem Staubmantel, breitkrämpigem Strohhute, einer großen blauen Brille auf der Nase und Stulpenstiefeln bis über das Knie, ich überdies mit Flinte und Schmetterlingsnetz bewaffnet, mochten wir wol einen seltsamen Anblick bieten, denn überall steckten die Schwarzen kichernd die Köpfe zusammen. Zur Gesellschaft gehörten noch zwei olivenfarbene Creolen, deren einer, der Camerata, eine Art Dieneramt versieht, der andere die Besorgung des Gepäckes übernimmt. Nachdem wir uns Alle beritten gemacht und überdies zwei Lastthiere zur Stelle waren, setzte sich der Zug unter dem Johlen der Menge in Bewegung.

Auf meinem kleinen munteren Pferdchen fühlte ich mich so wohl, daß ich vermeinte, bis ans Ende der Welt reiten zu können, doch wie bald schon sollte ich enttäuscht werden! Der Gaul schien zu merken, daß ich wol nicht tief in die Geheimnisse der Reitkunst eingeweiht sein könnte, denn er verwandelte trotz meiner unausgesetzten und krampfhaften Anstrengungen die weit bequemere „Andatura" in einen erschütternden Trott: doch ich will nicht beschreiben, was ich für Qualen ausgestanden und wie ich schon nach ein paar Stunden den ganzen Ausflug verwünschte.

Vorwärts ging es durch die endlosen Felder von Casa branca. Die Sonne machte sich schon empfindlich bemerkbar: vor uns, hinter uns, rechts und links eine spiegelglatte Ebene, nicht die geringste Ungleichheit des Bodens, kein Baum, kein Strauch, nur das sonnenverdorrte lange Gras, durch welches sich gleich einer endlosen Schlange der schmale, braune Weg zog; und so ging es Stunden und Stunden, wobei die Sonne immer ärger stach.

*) Verf. war zwei Tage vorher von Rio de Janeiro auf der Dom-Pedro-Segundo-Bahn abgefahren.

Plötzlich, als ich aufblickte, gewahrte ich, daß der Rücken meines voranreitenden Freundes nicht mehr weiß, sondern schwarz war. Lachend schlug er auf meine Bemerkung mit der Reitgerte über die Schulter, siehe da, es waren Mosquitos, die sich nun in dichter Wolke erhoben: das fehlte nur noch! Richtig geriethen wir auch bald darauf in einen Schwarm hinein, der die Aussicht in die Gegend vollständig umnebelte. Augen, Ohren, Nase, Mund und Aermel schienen diesen Plagegeistern willkommene Oeffnungen zu sein, ich konnte mich ihrer nicht anders erwehren, als daß ich einfach das Schmetterlingsnetz über den Kopf zog, und dabei hatten sie uns eine volle halbe Stunde ihre Begleitung zugedacht! Das waren Höllenqualen, die erst nachließen, als wie zur Belohnung am fernen Horizont einige Baumkronen winkten.

Bei der kleinen Oase inmitten dieser endlosen Wüste angelangt, warf ich mich erschöpft auf das Laub am Boden, wobei mein Freund, der es sich auf einem Baumstamm bequem machte, ein Lächeln nicht unterdrücken konnte; ich vermuthete, mein Zustand gäbe ihm Anlaß zur Heiterkeit, doch bald sollte ich eines Schlimmeren belehrt werden. Der kleine Teich, an dem wir lagerten, spendete erfrischende Kühle und lud uns zu kurzer Ruhe ein, nachdem wir einen tapferen Angriff auf die mitgenommenen Speisen unternommen. Meine Betrachtungen darüber, wie gut doch Schafkäse mit Rapadura, dem braunen Rohzucker, schmecke, wurden oft durch ein lästiges Jucken unterbrochen, und bei näherer Besichtigung ergab es sich denn, daß Dutzende blutgieriger Holzböcke ihren Schnabel in meine Haut gesenkt hatten, wie mein Freund lächelnd vorausgesehen. Diese Thiere, die keinen gutwilligen Vorstellungen wichen, sondern es vorzogen, mit Hinterlassung des Saugrüssels in der Mitte entzweizureißen, konnten erst mittels gekauten Tabaks entfernt werden. Meine Ruhe war dahin, innerlich aber schwur ich meinem Freunde bittere Rache.

Bald saßen wir wieder im Sattel und ich bemerkte mit Freuden die allmälige Umwandlung der Vegetation. Die Bäume wurden immer häufiger, zahlreiche Wasserfäden kreuzten den Weg, die, je weiter wir ritten, immer mehr an Breite zunahmen und uns unzählige Male nöthigten, abzusteigen, um die Pferde behutsam über die morschen Brücken zu führen, wobei diese bei jedem Schritte durch die vermoderten Planken traten. Die Baumkronen wölbten sich höher und höher über uns, endlich befanden wir uns im Walde! Gleichzeitig veränderte auch der Boden seine Farbe zu einem gesättigten Rothbraun mit Abstufungen in Purpur und Scharlach. Die Erde selbst ist bröckelig, kein Stein weit und breit, hie und da sieht man kegelförmige, sehr feste Erhöhungen, die sich bis zu einem Meter über den Boden erheben; es sind das die Behausungen der Termiten, welche dort ihre zerstörende Thätigkeit ausüben. Beim Zerspalten eines Baues mußte ich flüchten, so ungeheuer war die Menge der großen Ameisen, welche mir drohend aus den zerstörten Gängen entgegenstürzten.

Nachdem die Pferde den malerischen Rio verde durchwatet, gelangten wir an die ersten Porteiras, große massige Holzthüren, welche in die Umzäunung eines Besitzthums eingeschaltet sind, wo jene den Weg schneidet. Die Neigung des Angelpfostens vermittelt, daß die Porteira hinter dem Reitenden durch das eigene Gewicht zufällt, und so wird das Uebertreten des freilaufenden Viehes auf den Nachbarboden verhindert. Bald kam auch die Fazenda in Sicht, wo eine weißköpfige Negerin Jedem von uns zur Erfrischung ein Glas Zuckerwasser mit Caxas credenzte, ein sehr beliebtes Getränk, das durch alkoholische Zuckergährung gewonnen wird. Der einzige Genuß, den die Sklaven kennen, ist, sich darin zu betrinken, und sie thun es, ungeachtet der schweren Körperstrafen, die darob von den Gebietern über sie verhängt werden.

Dankend reiten wir weiter, nun mitten in den dichtesten Urwald hinein. Unendlich wölben sich die Baumriesen über uns, und es herrscht in diesen Hallen ein mysteriöses Halbdunkel, in welches nur selten ein directer Sonnenstrahl fällt. Zu beiden Seiten des mühsam gebahnten Weges sind die Stämme durch unentwirrbares Gestrüpp und durch Lianen mit einander verflochten, daß man auf den ersten Blick die Unmöglichkeit eines Eindringens erkennt. Bis in die obersten Wipfel ranken sich die Schlingpflanzen, um von dort sich neuerdings herabzusenken und wiederum im Boden Wurzel zu fassen. Gesträuche und Dornbüsche, aus denen manchmal das Rascheln der gefürchteten Klapperschlange hervortönt, ragen über den Weg hinweg und ich lernte nun wol den Nutzen der messingnen Steigbügel begreifen, denen man die seltsame Form eines Halbschuhes giebt. Manchmal liegt ein Baumriese quer über dem Pfade, und auf dem alten wuchern schon verschiedene junge Stämme kerzengerade dem Sonnenlichte entgegen. Das ist der „Matto virgem“, der Urwald, an den noch keine Axt gelegt wurde; scheint es doch unmöglich, seiner Herr zu werden. Braucht der Bauer fruchtbaren Boden, so brennt er den Urwald ab und sät dann das Wenige, dessen er benöthigt, zwischen die Stümpfe, denn er weiß, daß kraft der nicht zu ertödtenden Vegetation in drei oder vier Jahren der Wald, den er aber jetzt „Capoeira“ nennt, wieder in voller Pracht steht. Hier und da glotzt neugierig ein Aeffchen auf die Vorüberziehenden, um sich kurz darauf mit lautem Geschrei zu flüchten, und als sich endlich der Urwald zu lichten beginnt, sieht man Schaaren von Papageien, glänzende Maritacas, die kreischend durch die sonnenzitternden Lüfte ziehen; die übrige Vogelwelt schweigt in dieser drückenden Hitze.

Der Pfad führt eine kleine Anhöhe hinan, und oben angelangt sehen wir in einer Thalmulde in reizender Lage das Städtchen S. José do Rio pardo uns zu Füßen liegen, seines immensen Kaffee-Exportes wegen die nächste Station der projectirten Eisenbahn. Eine schwarze Tafel auf langer Stange am Eingange trägt den stolzen Namen „Rua da Imperatriz“, obwol bis jetzt nur ein Gebäude an der „Straße der Kaiserin“ im Entstehen ist. Doch im Weiterreiten gewahrt man allerliebste Häuschen, die im Stile der äußeren Bemalung einen gewissen Geschmack verrathen. Bei einem eingewanderten Italiener, wie die meisten ein Viggianese*), die noch immer einen unerforschlichen Wandertrieb in sich fühlen, wird Halt gemacht. Beim Abnehmen der blauen Brille erweist es sich, daß meine Gesichtshaut schon ganz braun gebrannt ist mit Ausnahme zweier Kreise um die Augen, die mir ein eulenhaftes Aussehen verleihen. Ein Sklave präsentirt schäumendes Münchener Exportbier: dieses, Thonet'sche Stühle, Worcester-Sauce und schwedische Streichhölzer vermißt man selbst im kleinsten Orte nicht.

Völlig erschöpft durch den anstrengenden Ritt, hänge ich fast nur noch im Sattel, doch dieser Zustand bessert sich endlich mit dem Hereinsinken der Nacht; plötzlich ist sie da, ohne Dämmerung, und mit ihr ein Umschlag der Temperatur in empfindliche Kühle. Glänzend steigt der Vollmond auf, versilbert die Umgebung mit seinem Lichte und weckt durch seinen Glanz Tausende von Stimmen, die Tags über geschwiegen; erst vernimmt man, wie versuchsweise, ein vereinzeltes Zirpen und Flöten, bis endlich die anderen einfallen und zuletzt das Concert zu ohrenbetäubender Höhe anschwillt. Schweigsam ritten wir hintereinander, Jeder dem Zauber der wundervollen Mondnacht hingegeben und seinen Gedanken nachhängend. Solche Stunden waren mir die liebsten, jene hinüber zu meinen Lieben jenseit des Oceans schweifen zu lassen.

Plötzlich bäumt sich das Pferd des voranreitenden Camerata hoch auf, auch die übrigen geben Zeichen der höchsten Unruhe, stehen wie in die Erde festgerammt und sind durch nichts vorwärts zu bringen. Da bemerke ich kurz vor uns, an einem Aste, der sich über den Pfad streckt, die Leiche eines Negers hängen; vom leisen Winde hin- und herbewegt, sieht man, sobald sie dem Monde das entstellte Gesicht zukehrt, den schauerlichen Widerschein desselben in den verglasten Augen. Leicht überzeugte ich mich, daß hier jede Hilfe zu spät, der Leichnam war schon kalt und in die Todtenstarre übergegangen, so ließen wir ihn denn hängen, um ihn vor den Angriffen der Raubthiere zu bewahren, doch mußten wir für unsere verstörten Pferde einen weiten Umweg suchen.

Die Kühle wurde immer empfindlicher und bald verhüllte auch ein dichter Nebel die Landschaft, uns die Nähe des Rio pardo, des grauen Flusses, verkündend. Schon gewaltig regte sich in mir die Sehnsucht nach einem Nachtlager, als wir, einige Minuten vor ihrer Sperre, die breite schöne Holzbrücke passirten und den Zoll dafür erlegten. Doch dauerte es immer noch eine gute Stunde, bis wir ein großes Gehöft vor uns liegen sahen, Custodia, wo wir ein Unterkommen für den Rest der Nacht zu erhalten hofften.

Zuerst kam von Innen die mürrische Frage, ob wir Napolitaner seien, denen man die Gastfreundschaft verweigert, da man diese Benennung auf jedes Pack und Gesindel ausdehnt. Auf die verneinende Antwort wurde die Thür geöffnet: wir sahen mehrere Sklaven um ein schwelendes Holzfeuer herumliegen, der Aufseher kam auf uns zu und entschuldigte sich, daß wir in Abwesenheit der Herrschaft nur geringe Bequemlichkeiten genießen könnten. Er öffnete das Herrenzimmer und entfernte sich, nachdem er ein düsteres Oellämpchen auf dem Tisch zurückgelassen, um bald darauf einen Sklaven mit dem Kaffee, der Bewillkommnung des Fremden, herauf zu schicken. Zum Sitzen hatte ich mir einen Stuhl gewählt, dessen ganzes Flechtwerk fehlte, nur der Rahmen war übrig geblieben, und doch mußte

*) Viggiano, ein Städtchen der Basilicata, bekannt durch seine weltwandernden Harfenspieler.

ich gestehen, daß es meinen Umständen angepaßt der bequemste Sessel war. Beim Schein des flackernden Lämpchens, das jeden Augenblick zu verlöschen drohte, verzehrten wir den Rest unserer Vorräthe, um bald darauf dem Beispiele Camillo's, des Camerata, zu folgen, der in seinen Mantel gewickelt schon längst in einem Winkel lag und schnarchte, daß die dünnen Wände bebten: wir andern Beiden mußten uns freilich mit Einem Bette begnügen. Lustig blinkten die Sterne durch die Spalten des Daches, und ich lauschte noch einige Zeit dem Gekreische der Eulen und dem Rufe des grausigen Nachtvogels Uru, dessen Schrei lautem Lachen gleicht, untermischt mit den langen Wehklagen eines Menschen in äußerster Gefahr.

Am nächsten Morgen weckte mich ein Gewimmer, das aus der Ecke des Zimmers zu mir drang. Schnell war ich auf den Füßen und sah Camillo, der sich auf dem Boden wälzte und unarticulirte Laute ausstieß. Da er nicht Rede und Antwort stand, erging ich mich schon in allerlei Vermuthungen, als ich unter dem Tische die leere Hülse des Migränestiftes gewahrte, den ich vorigen Tages oft gebraucht. Nun war es mir klar, daß der leckerhafte Creole denselben für etwas Eßbares gehalten hatte; mit einigen Mitteln aus der Reiseapotheke war er bald wieder so weit hergestellt, daß wir unsere Reise fortsetzen konnten. Eine Entschädigung für die Gastfreundschaft zu bieten wäre eine arge Beleidigung, und so trabten wir nach einem Até logo (auf baldiges Wiedersehen) in den thaufrischen Morgen hinein, dem Ufer des Rio pardo entlang, in dessen Fluthen die Bäume weit hineinwachsen.

Schmetterlinge von nie gesehener Größe und Farbenpracht, wie sie sich einst meine kühnste Knabenphantasie nicht ausmalen konnte, gaukeln vor uns auf dem Wege, der schönste unter ihnen ist unstreitbar der Imperial, von der Farbe des Schillerfalters, doch vier Mal so groß: überhaupt sind alle Farben so intensiv und rein, wie durch directe Zersetzung des Sonnenlichtes entstanden.

Die Vögel lassen nun ihren Ruf ertönen; unwillkürlich wandte ich den Kopf, als es dicht neben mir deutlich Quem è? (Wer da) schrie. Leicht kann man unter den verschiedenen Vogelstimmen ganze Sätze heraushören: Maria, Maria, levanta que è dia (Maria, Maria, steh auf, denn es ist Tag); Fog' pagou (das Feuer ist erlöscht); João, João quebra pau, Maria faz mingaõ (Hans, Hans, hacke Holz, Maria kocht den Brei). Dazwischen vernimmt man das unschöne Gekreisch der prächtiggefärbten Tucane, deren Schnäbel zu Pulverhörnern verarbeitet werden und bis zu einem Pfunde desselben fassen. Von Zeit zu Zeit läßt ein graues, unscheinbares Vöglein sein neckisches Bem de vi (ich sah dich wohl) erschallen, in der Ferne übt die Tubaca die chromatische Scala auf- und abwärts und die Araponga stößt ihren trompetenähnlichen Schrei aus, den man eine halbe Stunde weit hören soll. In allen Zweigen regt es sich, das Auge vermag kaum dem Wechsel der Farben zu folgen: da wiegt sich der elegante Pintasilgo neben dem prachtvollen Marreco mit dem himmelblauen Gefieder; dort schwirrt geisterhaft die rothäugige, langschwänzige „Alma de gato", Katzenseele, der das Volk böse Eigenschaften beilegt; vor seinem vielkammerigen Lehmneste sitzt „João de barro", der Töpferhans, und ärgert sich über seinen Namensvetter „João bobo", den dummen Hans, der mit weitaufgesperrtem Schnabel wartet, bis von selbst ein Mosquito hineinfliegt. Tief im Walde drinnen vernimmt man das Hämmern der buntfarbigen Spechte und des Chan-chan, das langgezogene Pigné-pigné eines großen Falken; in der Luft schwingen sich, in allen Regenbogenfarben schillernd, die winzigen „Beja-flor", die Blüthenküsser, welche rastlos, ohne sich jemals zu setzen, ihr langes Schnäbelchen in die Blüthenkelche senken. Hoch oben an den Pinien hängen zu Hunderten aus Roßhaar geflochten die beutelförmigen Nester des blauäugigen Guaxo, von dessen tiefschwarzem Gefieder sich der hellrothe Rückenfleck prächtig abhebt, doch wird er bei Weitem durch den glänzenden Purpur des Cardinals übertroffen. Schießen wäre hier unnütz gewesen, denn als ich trotzdem einmal eindrang, mir einen gefallenen Vogel zu holen, mußte mir Camillo zu Hilfe eilen, wollte ich nicht wie die Prinzen im Dornröschen umkommen.

Mitten in dieser Wildniß liegt das Häuschen eines Spaniers, der mit dem Nothwendigsten handelt. Als ich ihn gar in seiner Muttersprache anredete und er erfuhr, daß ich in seiner Vaterstadt Barcelona gewesen, war die Freude groß und er brachte geschleppt, was er nur Gutes hatte. Zuerst eine mächtige Ananas, dann prächtige Orangen und süße Citronen, alle möglichen Arten Bananen, Maracujá (die Frucht der Passionspflanze), Tamarinden, Sabadi, Jaboticaba und wie die leckeren Früchte alle heißen mögen. Ich mußte zwei Bilder bewundern, die, mühsam von ihm in Roth- und Blaustift ausgeführt, über seinem Bette hingen und seinen König und ein Schiff darstellen sollten. Dann sang er mir einige bekannte Lieder aus der Heimath mit Begleitung seiner Harmonika, auf der drei Töne fehlten, und weinte dazu.

Die Gegend wurde allmälig flacher und bald umfing uns der Schatten eines Palmenwäldchens mit seinen schlanken aufstrebenden Stämmen; dazwischen verstreut wurzelt der Pau brazil, dessen rothes Holz zum Färben benutzt wird, und der gemiedene Guacù mit dem scharfätzenden, giftigen Safte; ganze Niederungen sind mit Quassia und dem aromatischen Sassafraz bewachsen; ferner mächtige Chinabäume, deren Rinde aber von den Eingeborenen zu Heilzwecken weniger als die Wurzel der Chinaschlingpflanze benutzt wird; Paineros, welche die beliebte seidenartige Paina liefern; Maminhas de porca (Schweineeuter), ein Baum, der überall mit spitzen Höckern besetzt ist; Sete casacas, dessen Rinde aus unzähligen Hüllen besteht, die so dünn wie Seidenpapier sind, aus deren Menge sich der Name „Sieben Jacken" erklärt, während das innere Holz eine außergewöhnliche Härte aufweist. Vereinzelt stehen die Mangrovebäume mit ihren hohen Luftwurzeln und dem giftiggrünen Laube; noch immer meint das Volk von ihnen, daß sie den darunter Schlafenden durch ihre Exhalationen den sichern Tod bringen. Massenhaft schaaren sich lärmende Papageien, Piriquitas und Tirivas um die reifen Pitangafrüchte und bei dem Schmause sind diese Thierchen, denen sonst so schwer beizukommen ist, wie geblendet und werden ihres schmackhaften Fleisches wegen als willkommene, leicht zu erlangende Beute betrachtet. Dazwischen rankt üppig eine Schlingpflanze mit langen, weißen Blüthen, der seltsamen Form ihres Blattes nach „Ochsenfuß" genannt, die Nähe der Sümpfe anzeigend, die sich auch bald mit ihrer grünen, trügerischen Decke vor uns ausbreiten.

Während die Anderen sich nun mit Schießen abgaben, war ich eine Strecke vorausgeritten und eben hatte sich in einem Hohlwege krachend eine Porteira hinter mir geschlossen, als am andern Ende ein schwarzbärtiger Reiter auftauchte. Als er meiner ansichtig geworden, zog er nach kurzem Anstarren etwas aus der Rocktasche und brachte es in Gesichtshöhe. Mich überlief es kalt, ich war der Zielpunkt seiner Pistole, gewiß hielt er mich in meinem seltsamen Aufzuge für einen reichen Engländer, bei dem es sich verlohnen würde, ihm das Lebenslicht auszublasen! Zurück konnte ich nicht, ausweichen auch nicht, meine Flinte hatte der Camerata: um nicht rettungslos geliefert zu sein, gab ich dem Pferde tüchtig Sporen und Reitpeitsche zu kosten, um wenigstens keinen festen Treffpunkt darzubieten, und sauste vorwärts. Doch plötzlich mußte ich in lautes Lachen ausbrechen: was ich, durch die Sonne geblendet, für einen Pistolenlauf gehalten, war nichts Anderes als eine enorme Pflanzercigarre, die der vermeintliche Räuber nun gemüthlich in Brand steckte.

Bald kam das große Gehöft des Anton José in Sicht, der keinen Fremden vorbeiziehen läßt, ohne ihn an seinem Tische gastlich bewirthet zu haben; auch wir wurden aufgefordert, den Rest des Tages bei ihm zu verbringen, was mir gelegen kam, da ich vollauf zu thun hatte, die reiche Jagdbeute abzubalgen und aufzubewahren. Als Anton José meinen Sammeleifer sah, verehrte er mir gleich das Fell der Cutia, die den Mittagsbraten geliefert hatte, und sandte zwei Sklaven aus, mir ein lebendiges Tatu, d. i. ein Gürtelthier, mit Hunden zu fangen, da eine Flintenkugel nicht durch den Panzer hindurchdringt und man das Thier abfangen muß, ehe es sein Loch erreicht, wo es sich mit den gewaltigen Klauen so festkrallt, daß man ihm eher den Schwanz ausreißt, als es einen Zoll hervorzieht. Das dicke Fell des Bauches wird gewöhnlich zu dauerhaften Schuhsohlen verarbeitet und das getrocknete Schild dient den Säuglingen zur Wiege.

Das Mahl war aufgetragen und der Sitte gemäß kommen alle Gänge gleichzeitig auf den Tisch, damit man seinen Appetit darnach regeln kann, auch werden die Teller nicht gewechselt, und Brod und Getränke, außer Wasser, giebt es nicht. Da langte ich nun vorerst nach Carà, einer kartoffelähnlichen Knolle, und Mandiocawurzeln mit Rohzucker, dann gab es die nationalen Gerichte: ein Berg gekochten Reises, der jeden Tag neu ergänzt wird, und in Tintenbrühe die wohlschmeckenden schwarzen Bohnen, deren Brasilien 76 verschiedene Arten besitzt und die mit Mandiocamehl bestreut ein ausgezeichnetes Essen abgeben. Ferner Farosa, geröstetes Mandiocamehl, und Passoca, d. i. Mandioca mit Fleischmehl: die Mandiocawurzel muß eben das Brod ersetzen, und selbst die Stärke, aus der man das wenige Kaffeegebäck fertigt, entstammt derselben. Weitere Gerichte bildeten verschiedene Arten Palmito, das kleingeschnittene Mark aus dem obersten Wipfel der Palme; der Geschmack, welcher je nach der Palmengattung ein verschiedenes Aroma besitzt, hält die Mitte zwischen Kohl und Spargel. Schon fast ge-

sättigt machte ich mich an das saftige Fleisch des Aguti, der Saracura und Cadorna, zweier wohlschmeckender Sumpfvögel, und nun erst kam das unübersehbare Heer der Plättchen mit Süßigkeiten, doch brachte ich es über die in Milch gebackenen Bananen und einige Cocoscompots nicht hinaus. Seltsam berührte mich hier, in den Tiefen der Urwälder, die Sitte, daß nach aufgehobener Mahlzeit zwei Negerinnen Wasser zum Waschen und Mundausspülen herumreichten.

Jetzt ging es an die Besichtigung der Sklaven, dreihundert an der Zahl, alle kräftig und wohlgenährt, die ihren Besitzer vergöttern. Gegenwärtig ist die Regierung mit dem Loskauf der Sklaven beschäftigt, die ihrer Intelligenz nach in sieben Classen eingetheilt wurden; schon ist man bei der zweiten Hälfte der sechsten angelangt, doch in der Provinz Minas Geraës allein harren noch über hunderttausend ihrer Befreiung; der Handel mit Sklaven ist streng untersagt, wird aber, wie mir versichert wurde, noch immer im Geheimen betrieben.

Außerhalb der Umzäunung des Hofes erblickte ich mehrere Unglückliche mit Aussatz behaftet, die um Nahrung bettelten. Die Krankheit ist im Lande ziemlich häufig und einige der Armen waren schon entsetzlich durch das Leiden entstellt: Finger, Zehen und einen Unterarm hatte die Morpheia schon gefordert und ihre unrettbar verlorenen Opfer müssen sich zwanzig Schritt von jedem lebenden Wesen entfernt halten, da das Volk diese Krankheit für ansteckend hält, worüber bekanntlich selbst die Meinungen der Forscher noch nicht einig sind.

Abends, während die Frösche in den Sümpfen ihren tausendstimmigen Chor anhuben, erzählte Anton José lachend von einem „Napolitaner", der das neue Guaxupé, dessen Bevölkerung größtentheils aus befreiten Sklaven besteht, zum Schauplatz seiner Thaten erkoren hatte. Da er sich für einen Musikanten ausgegeben, sollte er um ein Entgelt von 4000 Reis (8 Mark) am Sonntag die Orgel spielen, was er auch so ausführte, daß er immer zehn Tasten gleichzeitig niederdrückte und laut dazu Opernmelodien pfiff. Ein andermal versprach er Jedem um 2000 Reis seine sprechend ähnliche Photographie. Die Neugierigen strömten ihm massenhaft zu, und er verkroch sich in einen Kasten, betrachtete seinen Clienten vermittelst eines Ofenrohres, durch welches er von Zeit zu Zeit Pfeifenrauch blies, um dem Verblüfften zu beweisen, daß „die Maschine functionire", und wählte unter verschiedenen Bildern, die er sich wahrscheinlich in Rio verschafft, das ähnlichste heraus, das er nachher dem Gefoppten übergab. Doch scheint's, waren ihm die „Männer" ausgegangen, denn als er eines Tages einem eitlen Negerjüngling unter Bedauern über die ungünstige Beleuchtung das Porträt einer alten Sklavin darreichte, wollte ihm dieser an den Kragen, so daß er mit Hinterlassung seiner Ofenröhre, aber Mitnahme eines hübschen Sümmchens flüchten mußte.

Während dieser Erzählung ertönte plötzlich hinter mir eine bekannte Melodie aus dem „Bettelstudenten" und mit feierlicher Miene wurde eine Nürnberger Spieldose herbeigeschleppt, die den Weg in diese Wildniß gefunden. Das gab nun für einige anwesende Mulatten Anlaß, bis tief in die Nacht mit Guitarrenbegleitung sogenannte Lundum, halb Couplets, halb Volkslieder, untermischt mit den neuesten Tangos und Habaneiras, zu singen.

Den nächsten Morgen sollte sich schon an mir die Wahrheit des Spruches erweisen, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt: sechs böswillige Biros (das ist die Bezeichnung, welche der Eingeborene jedem lebenden Thiere beilegt, speciell aber auf Sandflöhe anwendet) hatten sich tief unter meine Zehennägel gebohrt und dort ihre Brut abgelegt. Camillo, der, wie alle Negerabkömmlinge, nicht davon belästigt wird, hielt schon eine von ihm verfertigte Geheimsalbe in Bereitschaft, und nachdem ich die Biros unter großen Schmerzen herausgezogen, konnten wir uns vom gastfreundlichen Wirthe verabschieden.

Bald begegneten uns unzählige zweiräderige, hohe Karren, vor jedem zehn Paare Ochsen gespannt, welche Zahl begreiflich wird, wenn man bedenkt, wie steil der Weg an einigen Stellen ansteigt; im Sommer, zur Regenzeit, muß diese noch vermehrt werden, da die Ochsen manchmal bis an den Bauch im rothen Schlamme waten und vom Wege keine Spur zu entdecken ist. Diese Karren sind das einzige Mittel zum Waarentransport, und der Stolz des Treibers, der selbstbewußt seinen langen Stab mit Eisenspitze führt, ist, wenn sie recht schön „singen", das Geknarr der harmonisch in Terz oder Quinte gestimmten Räder muß man eine Viertelstunde weit hören, um bei Zeiten ein Ausweichen auf diesen unwegsamen Pfaden zu ermöglichen.

Unter einem Baume entdeckten wir den weitbekannten Capitão, der seine verrückte Frau schon zehn Jahre in einem Hüttchen eingesperrt hält, seiner Lieblingsbeschäftigung hingegeben: ein Sklave muß ihm den Kopf krauen, bis er zuletzt dabei einschläft. Nachdem wir in seinem Hause den obligaten Kaffee eingenommen, welchen auszuschlagen eine Beleidigung wäre (ich war deshalb schon einmal gezwungen gewesen, in drei Stunden 27 Tassen zu trinken), lud er uns ein, seine Kaffeepflanzung zu besichtigen.

Diese nimmt gewöhnlich die größte Thätigkeit des Fazendeiro in Anspruch. Für die jungen zarten Pflänzchen müssen auf einer abfallenden Ebene Gruben ausgeschaufelt werden, die man mit Holzscheiten umsäumt, um jene vor abfließendem Regenwasser zu schützen, in den heißesten Tagesstunden müssen sie überdies noch vor den Sonnenstrahlen behütet werden. Als ärgste Feinde haben sie die großen Ameisen, die den Boden durchwühlen und vermittelst unterirdischer Feuerung vertilgt werden; später, wenn die Früchte gereift, kommen die Tucane hinzu, denen die gelbe oder rothe Schale der Beeren mit säuerlich erfrischendem Geschmacke außerordentlich behagt.

An einem vorüberfließenden Bächlein war ein Mujol thätig, eine sehr primitive Maschine, welche dazu dient, den Mais zu zerstampfen, welcher den Sklaven die edlere Mandiocawurzel ersetzen muß. Es ist das ein zweiarmiger Hebel mit dem Uebergewichte nach vorn, auf seinem hinteren Ende befindet sich ein Kasten, der durch das Wasser des Baches gefüllt wird, wobei der Hebel nach hinten überkippt: der Kasten leert sich und die vordere Spitze fällt mit Gewalt in den Mörser zurück.

Auf der Zuckerrohrpflanzung angelangt, riß ich mir ein Rohr aus, da ich solches aber bisher nur auf dem Markte in Rio gegessen, fuhren mir Tausende der stacheligen Härchen, die zwischen den Blättern sitzen, in die Finger, daß ich sie nicht mehr rühren konnte.

Der Capitão bat uns, baldigst nach Muzambinho zu reiten, wo Viele unserer ärztlichen Hilfe bedürftig seien, da, trotzdem zwei Apotheken daselbst, die Doctoren nur hinkommen, wenn es gilt, sich der Stimme ihrer Wähler zu versichern: für sie ist der größte Ehrgeiz, ins Abgeordnetenhaus zu gelangen.

Nach einigen Stunden sprengten wir denn unter Böllerschüssen in Muzambinho ein, dem vorläufigen Endziel unserer Reise und meiner Leiden, wo unserer schon vor der Kirche die rüstige sechsundneunzigjährige Gründerin des Dorfes zur Begrüßung harrte, umgeben von der Schaar ihrer 253 (?) Abkommen.

„Messingland."

In dem in der zweiten Beilage von Nr. 61 der „Leipziger Zeitung" vom 16. März d. J. abgedruckten und aus der „Allgemeinen Zeitung" entnommenen Artikel „Ueber Metz" von Dr. Alexander Peez finden sich folgende Worte: „Metz ist die Hauptstadt des Pays Messin, des Messinglandes oder Mischlandes; denn wie Messing aus Kupfer und Zinn, so besteht hier das Volk aus französischen und deutschen Theilen." Dieser Ausdruck „Messingland" erinnert uns lebhaft an das „Messingsch" des Onkels Bräsig in Fritz Reuter's „Ut mine Stromtid", d. h. an das urkomische Gemisch von Platt- und Hochdeutsch des Herrn „Entspecters". Andere behaupten zwar, die Bezeichnung Messingsch stamme keineswegs daher, weil sie einen sprachlichen Mischmasch, eine Composition nach Art des bekannten Metalles bedeute, sondern sie sei aus dem Worte „Meißnisch" verderbt, mit dem man seiner Zeit das Schrifthochdeutsch als aus der meißnischen Mundart hervorgegangen bezeichnet habe. Indem sich Bräsig bemüht habe, „messingsch" zu reden, habe er geglaubt, sich anstatt des gewöhnlichen Platt- des vornehmeren Hochdeutsch zu bedienen, das in seinem Munde allerdings thatsächlich zu einem komischen Mischmasch geworden sei. Doch sei dem wie ihm wolle. Das Pays Messin mit „Messingland" zu übersetzen ist grundfalsch. Ganz abgesehen davon, daß die Bezeichnung „Messingland" in Deutschland und auch in dessen westlichen Grenzgebieten ganz ungebräuchlich, „Pays Messin" dagegen bei den Franzosen ganz gewöhnlich war, letzteres also sicher französischen Ursprungs ist, wäre es doch zu verwundern, daß man in Frankreich, wenn nun einmal der Begriff zur Wahl eines Namens für den Landstrich maßgebend gewesen wäre, denselben nicht mit „Pays de laiton" bezeichnet hätte, was der richtige französische Ausdruck

für das deutsche „Messingland" gewesen wäre. Es ist eben mit dem Pays Messin gerade so wie mit unzähligen anderen Eigen-, besonders Ortnamen, sie müssen sich, um dem modernen Verständniß angepaßt zu werden, eine weithergeholte Erklärung gefallen lassen, deren Unrichtigkeit sofort einleuchtet, wenn man ihre älteren Formen betrachtet. So heißt auch Pays Messin weiter nichts als das „Metzer Land". Der Wortbestandtheil „Messin" ist nicht Substantiv sondern Adjectiv und das Ganze ist entstanden aus Pagus Mettensis oder Mettisinus. Die Hauptstadt des keltischen Volkes der Mediomatrici hieß bekanntlich Mettae, in späterer Zeit mit der Locativform Mettis. Aus ihr ist sowol die moderne Form Metz entstanden, wie das Adjectiv Mettensis und Mettisinus (französisch Messin mit Assimilation des t an s abgeleitet. Daß dem so ist, beweisen eine ganze Anzahl auf gleiche Weise entstandener Landschaftsnamen des älteren Frankreichs, so zunächst der dem Messin ähnliche Pays Bessin (das Gebiet von Bajocas, dem heutigen Bayeux, in der Normandie, entstanden aus Pagus Bajocassinus), ferner das dem Bessin benachbarte Lieuvin (P. Lexovinus, das Gebiet von Lexoviis, jetzt Lisieux), Coutantin (P. Constantinus, das Gebiet von Constantia, jetzt Coutances), Limousin (P. Lemovicinus, das Gebiet von Lemovicis, jetzt Limoges) u. s. w. Aehnlich wie die adjectivischen Wortbildungen auf -in vom lateinischen -inus sind diejenigen auf -ain und -an vom lateinischen -anus, also Toulousain (P. Tolosanus, das Gebiet von Tolosa, jetzt Toulouse), Gevaudan (P. Gabalitanus, das Gebiet der keltischen Gabali) u. s. w. Uebrigens deckten sich die Grenzen des späteren Pays Messin, eine Bezeichnung, welche, wie die Geographen des vorigen Jahrhunderts ausdrücklich bemerken, nicht für das weltliche Gebiet des Bischofs, sondern nur für dasjenige der ehemaligen Reichsstadt Metz gebräuchlich war, keineswegs mit denjenigen des alten Metzer Gaues. Letzterer reichte im Westen bis nahe an die Stadt Confluentis (Conflans an der Orne) heran, im Norden bis in die Gegend von Theodonis villa (Thionville, Diedenhofen) und soweit erstreckte sich etwa auch das spätere Messin, dagegen gehörte im Süden Ars a. d. Mosel wol zum letzteren, nicht aber zum alten Metzer Gau und im Osten war Rumiliacus (Remilly) eine Ortschaft des Pagus Mettensis, aber nicht des spätern Messin. Von Oertern, welche besonders durch die Ereignisse von 1870 aus der Umgebung von Metz bekannt geworden sind, gehörten zum Pays Messin außer der Stadt Metz selbst auf dem rechten Moselufer Courcelles a. d. Nied und Noisseville, aber nicht Pange, auf dem linken Gravelotte, Verneville, Amanvillers, Woippy, aber nicht Mars la Tour, Rezonville, Vionville, St. Marie-aux-Chênes, Roncourt, St. Privat und Saulny. Wie die Bisthümer Metz, Toul und Verdun im westfälischen Frieden von 1648 endgiltig an Frankreich abgetreten wurden, so auch die Reichsstädte dieses Namens nebst ihren Gebieten, nachdem sie der König von Frankreich bereits seit dem Vertrage von Vaucelles vom Jahre 1556 als „Vicar des römischen Reiches" besessen hatte. Das Pays Messin war nunmehr eine französische Exclave, da sich zwischen demselben und dem ganz mit Frankreich zusammenhängenden Gebiete von Verdun noch ein schmaler zum Herzogthum Lothringen, also zu Deutschland, gehöriger Streifen Gebietes hinzog. In den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts fand man in der Gegend von Vionville einen alten Grenzstein; er trug an seiner östlichen, also nach Metz zugewandten Seite ein F (France) und Nichtkenner der dortigen historischen Grenzverhältnisse sprechen in Zeitungen die Ansicht aus, derselbe stamme wol aus der Zeit, wo das Pays Messin noch deutsch gewesen und das nach Osten zugewandte F habe wol die Bestimmung gehabt, den von der nichtfranzösischen Seite Herkommenden anzuzeigen, daß hier das französische Gebiet beginne. Allein der Stein stammte augenscheinlich aus der französischen Exclavezeit des Pays Messin und man war französischerseits keineswegs von der Gewohnheit abgewichen, die dem Inlande, hier dem französischen Pays Messin, zugewandte Seite mit den Anfangsbuchstaben des betreffenden Landes zu bezeichnen. Um auch eine territoriale Verbindung mit dem Pays Messin herzustellen, ließ sich übrigens Frankreich von dem Herzoge von Lothringen 1661 verschiedene Gebiete mit den Ortschaften Gorze, Vionville, Mars la Tours und 1718 noch Jonville abtreten. Von nun an hing das Pays Messin durch einen ganz schmalen Streifen Landes mit Frankreich zusammen und war keine Exclave mehr. Dafür war aber das Herzogthum Lothringen selbst in zwei Haupttheile, einen kleineren nördlichen und einen viel größeren südlichen zerrissen und das deutsche Reich, welches durch diesen Handel abermals an seinem Gebiete verlor, wurde wegen desselben wol nicht gefragt. Mit der auf Grund des Wiener Vertrages vom 3. October 1733 im Jahre 1766 nach Stanislaus Leszczinski's Tode vorgenommenen Einverleibung des Herzogthums Lothringen in Frankreich hatten die wirren Grenzverhältnisse in jenen Gegenden ein Ende und Frankreich hatte im Wesentlichen nach Osten zu die Ausdehnung erlangt, die es bis zum Jahre 1871 besaß, nur daß vorläufig noch einige deutsche Exclaven, wie die nassauische Grafschaft Saarwerden und die Grafschaft Salm, von französischem Gebiete umgeben waren, die jedoch während der französischen Revolution gleichfalls vom französischen Staate verschlungen wurden.

Daß im Pays Messin das Volk „aus französischen und deutschen Theilen" bestehe, wie Peez behauptet, ist ein Irrthum, daß sich, wenigstens in der Gegend von Metz, die Sprachgrenze seit Jahrhunderten nicht wesentlich verschoben hat, beweisen jenseits derselben die echt französischen und keineswegs erst französirten und diesseits derselben die echt deutschen und keineswegs erst germanisirten Ortsnamen. So finden wir unmittelbar und haarscharf im Westen der Sprachgrenze, wie sie auch noch heute verläuft, Namen wie Condé, Bannay, Vionville, Chanville, Arriance u. s. w., im Osten ebenso unmittelbar an derselben Namen wie Holzdorf, Neuendorf, Burg-Altdorf, Falkenberg (das französische Faulquemont dafür ist augenscheinlich eine erst den Franzosen mundgerechte gemachte Form) u. s. w. Und da diese Sprachgrenze noch östlich von der alten Grenze des Pays Messin hinläuft, so kann von einer deutschen Bevölkerung innerhalb desselben nicht die Rede sein. Nur in der Stadt Metz selbst scheint von jeher ein Stamm deutscher Bevölkerung vorhanden gewesen zu sein. Derselbe erklärt sich aber keineswegs aus dem Umstande, daß Metz deutsche Reichsstadt war, das waren Verdun, Toul, Besançon u. s. w. auch und hatten durchaus keine deutsche Bevölkerung, auch zu Reichszeiten nicht, sondern es war dies die Folge der Anziehungskraft der größeren Stadt auf die nahe deutsche Einwohnerschaft, aus welcher eine stetige Einwanderung von Dienstboten und Arbeitern dahin stattfinden mußte. Da die neue Grenze des Reichslandes Elsaß-Lothringen westlich von Metz sich mit der ehemaligen des Pays Messin nicht deckt, indem Orte wie Gorze, Rezonville und St. Privat, welche, wie wir oben sahen, jenseits derselben lagen, jetzt diesseits der neuen Grenze liegen, so gehört das Pays Messin in jeder Hinsicht nur noch der historischen Vergangenheit an und der Ausdruck ist also gegenwärtig nur noch von geschichtlicher Bedeutung.

Dr. Carl Wolf.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

VIII.

Volksküchen. Ballspiel. Discuswerfen. Heirath.

Mehrmals ward Casa Tarpea auf dem Capitol, in welcher auch mein sächsischer Landsmann, der Xylograph Alfred Noack, wohnte, meine Rettungsstation, wenn ich die Ruinenstadt durchstreift hatte und sonnendurchglüht und ermattet auf dem classischen Hügel anlangte. Einmal fand ich Signor Alfredo (wie ihn die Italiener nannten) im Begriff, sich zum Nachtisch einige Kartoffeln auf der Kaffeemaschine zu sieden, denn dieses deutsche und vorzugsweise sächsische Leibgericht wurde damals in Italien nur erst selten als Zuspeise in den Trattorien gespendet. Signor Alfredo rühmte die italienischen Kartoffeln, sie seien reich an Zuckerstoff und Mehl, und es würde nicht lange mehr dauern, so lernten auch die Römer das edle Knollengewächs schätzen. Jetzt freilich spotteten sie noch, wenn sie die deutschen Fremdlinge kommen sähen, deren Vorliebe für die Kartoffel sie unbegreiflich fänden: „Vengono le patate." (Da kommen die Kartoffeln.)

Ich folgte Hrn. Noack's Beispiel, indem ich mir auf einem der kleinen Plätze, wo öffentliche Volksküchen nach uraltem Brauch für die Magenbedürfnisse der Plebs sorgten, für mein plebejisch-sächsisches Abendbrod einige der gesottenen Lieblinge kaufte und in der Handtasche nach Hause trug. Dort in den Gassenküchen war die Kartoffel der Billigkeit wegen schon etwas gesuchter, und als wir einmal Abends an einer derselben, die keines Rauchfanges und

keines Heerdes bedürfen, vorüber kamen, machte mich Hr. Noack beim Scheine der üblichen Pechpfanne darauf aufmerksam, daß die Kupferkessel, in denen die lange verkannten „patate“ brodelten, bereits von einem zahlreichen Publicum umstanden seien, während sie bisher den altgeliebten Maronen hatten weichen müssen.

Der Feldzug der Kartoffel gegen die Kastanie hatte also begonnen und endigte später mit vollständiger Gleichberechtigung.

Komisch war es anzusehn, wie ein kleiner Bursche die heißen aufgesprungenen Dinger, die er gekauft hatte, vorn in den Spalt seines Hemdes über dem Gürtel schob, wo sich bekanntlich die Tasche des Südländers für Eßwaaren befindet. Ha, wie begann er zu schreien über den brennenden Schmerz auf Magen- und Herzgegend. Aber er behielt sie doch im gewohnten Schubsack und rollte sie nur — immer schreiend und wehklagend — bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Einer seiner Cumpane, der das possierliche Treiben sah, lachte zwar, aber er sann auch auf Hilfe. Letzterer hatte sich nähmlich kühle glatte Kirschen gekauft, und zwar so viele, daß ihm die schwere Masse das Hemd fast aus dem Bund oder Gürtel herauszerrte. Er rief dem Kartoffelträger zu: „Wir wollen theilen. Nimm die Hälfte der Kirschen und gieb mir die Hälfte von deinem heißen Zeug her (questa roba ardente), wir legens dann auf die kalten Kirschen, so thuts nicht weh.“

Und nun traten sie zu einem Kesselfeuer und ordneten scherzend ihre heißen und kalten Einkäufe für den Magen auf dem Magen. Dies geschah freilich nicht ohne einige sehnsüchtige Seitenblicke nach den geliebten fritti, die in dem Oel des Kessels schwammen. Denn in Oel gebackenes Gehirn und Gekröse, Artischocken und Fische waren und sind nationale Lieblingsgerichte. Fritti misti! Frittume! Frittura! Diese Worte, die für uns Deutsche wenig oder keinen Reiz hatten, wurden von den Italienern aus den Volkskreisen nie ohne ein Schnalzen der nach diesen Genüssen lüsternen Zunge ausgesprochen.

Daß die „Pflanze Mensch“, wie der Dichter Alfieri sagt, „in Italien kräftiger (più robusta) gedeiht, als sonst in irgend einem Lande“, zeigt sich besonders bei den körperlichen Exercitien, zu deren anmuthigsten das altübliche Ballschlagen gehört. Im Ballschlagen und Discuswerfen schien es mir, als nähmen die Römer noch einen kleinen Anlauf zum antiken Gladiatorenthum.

Unter den riesenhaften Ruinen des tempio della pace, der Basilica Constantins, und später in der Villa Borghese sah ich das Spiel, das einst selbst einen Cicero vergnügte, mit außerordentlicher Gewandtheit ausführen.

Die ehrwürdigen Reste des Friedenstempels schauten meiner Meinung nach freilich etwas geringschätzig auf das jüngste Geschlecht herab, das laut und lärmend spielte, wo einst welterschütternde Begebenheiten verhandelt wurden und die hohe Idee des Friedens eine der großartigsten Verkörperungen durch den himmelanstrebenden Bau gefunden hatte.

Die Ballschläger erfreuten sich stets einer zahlreichen Zuschauerschaft, die sich in einem weiten Kreise um sie her aufstellte und setzte. Auf gewaltigen Mauerbrocken, die seit Jahrhunderten, wo sie von den Wölbungen herabgestürzt sind, am Boden lagen und mühsam erklettert werden mußten, hockten Kinder, um besser zu sehen. Frauen hielten sich dem Hauptplatz ferner und nahmen zuweilen Stühle ein, die sie herzugetragen hatten.

Die Ballschläger waren junge Handwerker, auch Kellner aus der Trattoria del falcone, schlanke, hochgewachsene Gestalten, an denen Luft und Sonne mehr gethan hatte, als Kost und Pflege. Bewunderungswürdig war die Ausdauer, mit der sie das anstrengende Spiel betrieben. Den großen starken Lederball mit dem schweren, eisenbeschlagenen Holzhandschuh, der die rechte Hand umgiebt, mit solcher Gewalt zurückzutreiben, daß er in hohem, regelrechtem Bogen den sehr entfernt stehenden zweiten Schläger erreicht, erfordert ebensoviel Kraft als Körperbiegsamkeit. Zuweilen stehen auf jeder Seite zwei Schläger und zwei oder drei Bälle cursiren zu gleicher Zeit. Jeder Spieler sucht dann die größtmögliche Eile und Sicherheit zu entfalten, um den ihm zufliegenden Ball mit tapferm Schlage zu empfangen, während schon wieder ein anderer auf ihn lossteuert, der ebenfalls zurückgeschleudert werden muß. Denn die größte Kunst besteht ja darin, daß kein Ball die Erde berühre, und daß die einmal zum Steigen gebrachten fortwährend in der Luft hin- und hersegeln. Die Ballschläger entwickeln dabei unbewußt die ganze Grazie, Gewandtheit und Gelenkigkeit, die dem Südländer angeboren ist. Da ist nichts Plumpes, da ist keine Unbeholfenheit, da ist im Gegentheil ein Wetteifer in plastischen Stellungen, aber ein Wetteifer, dessen Vorhandensein nur der Fremdling den Spielenden andichtet, von welchem sie selbst jedoch nichts wissen. Denjenigen freilich, der um eines Versehens willen mit der ganzen Unbarmherzigkeit einer gemüthsschwächlichen Nation verhöhnt und ausgelacht wird, rettet nur eine andere glänzende Volkseigenschaft, die Gabe nähmlich, Aerger und Verzweiflung komisch zu cariciren, oder eine vornehme Gleichgiltigkeit dem Spott der Menge entgegenzusetzen, mit einem Wort: das hervorragende Schauspielertalent des italienischen Volks. Der eben erst Ausgelachte kann darauf rechnen, daß er bejubelt und applaudirt wird, wenn er gut spielte und den Verspotteten dramatisch aufzufassen und darzustellen verstand. Hier zeigte sich der Italiener in der ganzen Schnellkraft seines Körpers und Geistes.

Wie schön machen sie das Entgegenlaufen, das Hinaufschauen zu dem Ball, der geflogen kommt. Welche herausfordernde, kühne Haltung nehmen sie an, wenn sie ihn zurückschlagen wollen. Da fliegen die rabenschwarzen Haare, da röthen sich die bärtigen Gesichter, da sprühen die dunkeln Augen, und die weißen Hemden bauschen im Winde. Der Ballschläger muß leicht gekleidet sein, er trägt nur Hemd und Beinkleid, da aber das Spiel vornehmlich an Sonn- und Feiertagen gespielt wird, ist die Wäsche frisch und sauber, von der Arbeit nicht entstellt.

Die Zuschauer gaben ihren Beifall und Tadel laut, scharf, ja stürmisch zu erkennen, gerade so, wie sie es im Theater zu thun pflegen. Fliegt ein ungeschickt getriebener Ball in die Menge und richtet einige Bestürzung an, so entsteht ein gewaltiger Lärm, denn ohne Lärm gehts beim Italiener einmal nicht ab. Man kreischt, man lacht, die Getroffenen schreien: Diavolo! Diavolo! und witziger Tadel ergießt sich über die Spielenden und ihr Ungeschick. Einige derselben, mit denen ich sprach, wußten auch, daß ihre Vorfahren schon tüchtige Ballschläger gewesen waren, und daß sie Einen, der das Spiel mit besonderen Künsten zu treiben verstand, Pilarius genannt hatten.

Vor weniger Zuschauern sah ich einmal den Discus werfen, eine kleine hölzerne, auch steinerne Scheibe, welche an einem Bindfaden oder Riemen, der ihre Peripherie und die Hand des Schleuderers umwindet, losgeschnellt wird und nach einem bestimmten Ziele läuft, hüpft, springt. Unvorhergesehene Hindernisse, z. B. Steine, nöthigen sie bisweilen, wenn sie mit gehöriger Kraft losgeschnellt wurde, kühnere Sprünge zu machen, als der Schleuderer vermuthete. So kam es einmal vor, daß ein steinerner Discus, der auf einer Landstraße losgelassen worden war, einer vorübergehenden Dame nach dem Kopfe sprang. Unfehlbar hätte sie eine schwere Verwundung von dem Anprall des mit großer Wucht auf sie loshüpfenden Dinges davongetragen, wenn nicht ein Herr, der die Gefahr erkannte, mit schnell vorgehaltenem Stocke demselben eine andere Richtung gegeben hätte. Berührte der Discus die Schläfengegend, so war die Getroffene todt. Aus diesem Grunde wurde das Spiel nur an einsamen Orten geübt, z. B. in der Nähe des Monte Testaceo, oder auf dem an der alten trajanischen Wasserleitung hinter Villa Doria Pamfili hinführenden Wege. Auch wählten die Liebhaber desselben meist spätere Abendstunden, in denen nur selten Fußgänger dem Discuswerfer in den Weg traten.

Fremde pflegten sich dem Nationalvergnügen des Ballschlagens und des Discuswerfens nicht hinzugeben. Aber einen Künstler deutscher Abkunft lernte ich doch kennen, der diesen „Sport“, wenn auch ohne besonderen Erfolg, betrieb. Mehr als seine Mittheilungen über die Schwierigkeiten, die dieses Studium mit sich bringe, interessirte mich eine Erzählung, welche sein geselliges Eindringen in eine römische, mit drei Töchtern gesegnete Familie des Mittelstandes zum Gegenstande hatte.

Wie es ihm gelungen war, dies schwer zu Erreichende, damals eigentlich Unmögliche, zu erringen: nämlich ein Haus zu besuchen, worin sich heirathsfähige Töchter befanden, ohne sofort mit einem Heirathsantrage hervorzutreten, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die heirathsfähigen Töchter wurden zu jener Zeit nach alter römischer Sitte, so zu sagen: hinter den Jalousien verborgen gehalten, also wahrhaft jaloux bewacht. Es mochte wol nöthig sein. Das südliche Jugendfeuer wäre zu leicht in gefahrvollen Flammen emporgelodert. Man mußte den Zündstoff möglichst fern halten.

Wollte ein junger Mann, der sich in Verhältnissen befand, um eine Familie ernähren zu können, aufs Freien ausgehn, so mußte er sich die betreffende Evastochter aus der Ferne ansehen, z. B. bei einer Corsofahrt, auf einem Kirchen- oder Spaziergange. Er mußte bei Bekannten und Verwandten Erkundigungen über ihren Charakter und ihre Vermögensverhältnisse einziehen, glauben, was ihm gesagt wurde, und dann sofort mit dem Heirathsantrage vor die Eltern des Mädchens treten.

Der junge deutsche Künstler aber, von dem ich erzähle, war

ohne Heirathsgedanken in die Familie mit den drei Töchtern eingedrungen und hatte sich schon ins Fäustchen gelacht, es klüger angefangen zu haben, als seine Freunde. Aber siehe da: auch seine Stunde war schließlich gekommen. Kaum hatte er einige Wochen lang das Glück genossen, die hübschen Mädchen unterhalten zu dürfen und sich an ihrer Munterkeit zu erfreuen, als ihn eines Tages die Mutter auf ihrem Zimmer allein zurückhielt und mit feierlicher Miene die Frage an ihn richtete:

„Mein Herr, auf welche von meinen Töchtern haben Sie es denn eigentlich abgesehen? Es ist die höchste Zeit, daß ich das erfahre. Ich habe es, entgegen unserer Landessitte, geduldet, daß Sie unser Haus fast täglich besuchten. Aber nun zögern Sie nicht länger, treten Sie hervor und sagen Sie ohne Umschweife: welche wollen Sie heirathen?"

Der junge Mann war kühn genug zu antworten:

„Keine."

Die Mutter trat einen Schritt zurück und frug halb staunend, halb zürnend:

„Warum besuchten Sie also unser Haus?"

„Weil man in Deutschland," entgegnete der Unverfrorene, „in dieser Weise die Familien besucht, den jungen Damen den Hof macht, sich mit ihnen unterhält und neckt, um vielleicht später einmal zu dem Entschlusse zu gelangen, eine davon zu heirathen. Das heißt, wenn man sie gründlich kennen gelernt hat. Wählt man keine, so hat es auch nichts auf sich. Es waren doch Stunden frohen Beisammenseins."

„Meine Töchter sind alle drei gleich gut erzogen", hatte die Mutter ernst geantwortet, „es ist also auch ganz gleich, welche Sie nehmen. Sprechen Sie sich aus."

Und der junge Mann darauf in zögerndem Tone:

„Ich bin davon überzeugt — allein — Eine gefällt Einem doch immer besser als die Andere — jedoch das fühlt man nicht so schnell heraus — denn — aber mein Gott, Signora, es heirathet sich doch nicht so vom Flecke weg!"

In streng verweisendem Tone hatte die Mutter erwidert:

„Sie haben also keine andere Absicht gehabt, als meine Töchter in übles Gerede zu bringen, und das ist bei uns hier zu Lande sehr leicht. Dann nimmt kein Mann ein solches Mädchen."

„Aber, verehrte Signora," rief der junge Deutsche in komischer Verzweiflung, „Sie können doch nicht verlangen, daß ich sie alle drei heirathe? Ich glaube, ich würde mit Einer gerade genug haben."

Die Signora hatte den Kecken strafend angeblickt und Zornesröthe war über ihr Antlitz geflogen, indem sie sprach:

„Sie werden unser Haus nicht mehr besuchen."

Grußlos hatte sie ihm den Rücken gewendet. —

Die jungen Damen sollen anfangs sehr betrübt gewesen sein über das Ausbleiben des artigen Deutschen, aber da er nicht auf der Stelle hat heirathen wollen, waren auch sie empfindlich geworden und hatten es in der Ordnung gefunden, daß ihn die Mutter fernhielt. Wo sie ihm später begegneten, wendeten sie sich beleidigt von ihm ab, denn seine Heirathsscheu war in ihren Augen eine Verletzung ihrer Mädchenwürde. —

Die jungen Damen der höheren Stände wurden damals in Italien durchaus zum Nichtsthun erzogen. Sie lernten wenig mehr, als ein bischen Sticken, Singen, etwas Clavier- oder Guitarrespielen, sie verstanden es, den Fächer graziös zu regieren, lasen Gebetbücher, lugten durch die Jalousien auf die Gasse hinab und putzten sich den halben Tag lang. Die Kunst des Coquettirens, sagte man, lehrte ihnen Mutter Natur.

Wenn ein Mann sie begehrte, der nicht viel Vermögen oder nur einen geringen Gehalt hatte, sagte die Schöne:

„Ich danke, ich heirathe nicht um zu arbeiten."

Die römischen Herren, mit denen ich später in der Post von Rom nach Ancona fuhr, klagten, daß mit einer Signorina über nichts Anderes zu sprechen sei, als über Bälle, Theater, Spaziergänge und vielleicht noch über Kirchen und Prediger, aber auch Das nur in der beschränktesten Weise. „Nur wenn sich das Gespräch auf die Liebe, l'amore, lenkt, versicherte man, würden sie lebhaft. Auf dieses Thema verstünden sie sich, selbst ohne jemals Erfahrungen darin gemacht zu haben."

Professor del Nero, ein römischer Virtuos der Violine und des Claviers, der viel musikalischen Unterricht gab, theilte mir mit, daß die jungen Italienerinnen selbst durch die süßesten Melodien nicht aus ihrer Apathie herauszulocken wären. Die Lectionen schienen sie bald zu ermüden, sie hätten überhaupt wenig Streben und empfänden keine Betrübniß darüber, ihre etwaigen Talente schlummern zu lassen. Sie würden freilich fast orientalisch kerkerlich erzogen. Für ihre Bildung und die Erweiterung ihres geistigen Horizontes geschähe unverantwortlich wenig, oder gar nichts. Da hieße es: für ein Mädchen ist das überflüssig, ein Mädchen heirathet ja. „Nichts Steiferes, Langweiligeres," sagte del Nero, „als eine solche Musikstunde! Kein Wort darf gesprochen werden, als das nöthigste. Mutter, Tante oder Duenna sitzen dabei und beobachten Lehrer und Schülerin aufs Strengste, und endlich gähnen alle Drei."

Junge Italienerinnen der vornehmen Welt, die in den Galerien Roms copirten, wurden ebenfalls eifersüchtig bewacht. War es Zufall, war es Absicht, aber jene begleitenden Wächterinnen, die ernsthaft neben der jugendlichen Kunstliebhaberin saßen, zeigten stets eine abschreckende Häßlichkeit. In der Galerie des Palazzo Borghese traf ich mehrmals eine liebliche Kunstjüngerin, aber ihre alte megärenhafte Duenna hatte sogar für mich einen wahren Harpyenblick, wenn ich mich an der Schönheit ihres Schützlings ergötzen wollte. Wie nun vollends, wenn ich ein junger Mann gewesen wäre? Sobald die Stunde zum Nachhausegehn gekommen war, trat ein alter, feierlich blickender Diener in den Saal, verbeugte sich tief, nahm Mappe und Malergeräth in Empfang, und schweigend trabten alle drei zum Saale hinaus.

Bücherbesprechungen.

△ Die beiden neuesten Bände der Roßberg'schen Handausgabe Königlich Sächsischer Gesetze Nr. 78 und 79 enthalten „Die für die Königl. Sächsischen Staatsanwaltschaften und Amtsanwaltschaften wichtigen Gesetze und Verordnungen", zusammengestellt von Dr. Hermann Thieme, Assessor bei der königl. Staatsanwaltschaft Dresden (die einschlagenden Gesetze und Verordnungen sind bisher in einer ziemlich großen Anzahl Bänden des Gesetz- und Verordnungsblattes bez. des Justizministerialblattes zerstreut gewesen und finden sich hier freilich nicht systematisch, sondern nur chronologisch geordnet), und „Die Justizgesetze für das Königreich Sachsen". Neue Folge 12. Band (eine Zusammenstellung der das Privat- und Strafrecht betreffenden Reichs- und Landesgesetze sowie die damit in Verbindung stehenden Verordnungen aus dem Jahre 1886).

—r. Das zweite Heft des zweiten Bandes von dem Laband-Stoerk'schen Archive für öffentliches Recht (Freiburg i/Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. Preis 4 ℳ) enthält an der Spitze den Anfang eines Aufsatzes von Professor Dr. Hilty in Bern über „Das Referendum im schweizerischen Staatsrecht"; wir behalten uns vor, auf diese, nicht nur vom staatsrechtlichen, sondern auch vom historisch-politischen Standpunkte außerordentlich interessante Abhandlung nach deren Abschluß ausführlicher zurückzukommen. Einer Erörterung des Legationsrathes Dr. Geßner über „Die beiden Weltvereine für den Post- und Telegraphenverkehr" folgt eine Entgegnung, welche der Verfasser des „Staatsrechtes der Vereinigten Staaten von Amerika" in Marquardsen's bekanntem Handbuche, H. v. Holst, der Kritik Dr. Eugen Schlief's in Bd. II Heft 1 des Archivs unter der Ueberschrift: „Was ist und wie entsteht Verfassungsrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika" zu Theil werden läßt. Vorher beendet Rechtsanwalt Dr. Fuld in Mainz seinen Artikel: „Das deutsche Reichsgericht, verglichen mit den obersten Gerichtshöfen der wichtigsten Staaten" und kommt dabei hinsichtlich der staatsrechtlichen Stellung dieser Gerichtshöfe zu dem interessanten Ergebnisse, daß hierbei in der Hauptsache nur zwei verschiedene Auffassungen zur Verwirklichung gelangt sind. „Einige Staaten (Frankreich, Oesterreich, Ungarn, Kroatien, Niederlande) haben in ihrem obersten Gerichtshof nur einen Wahrer der Rechtseinheit und ein Aufsichtsorgan des Staates sehen wollen und deshalb seine richterliche Thätigkeit auf das Gebiet der Straf- und Civilrechtspflege beschränkt, indem sie sich dabei an das Vorbild Frankreichs anschlossen, andere wollten ihn auch zu dem Schützer und Wahrer der individuellen Rechte der Bürger gegenüber der Gesammtheit machen und haben ihm deshalb eine mehr oder minder weitreichende Competenz zur Entscheidung streitiger, auf dem Gebiete des Staatsrechts liegender Fragen eingeräumt (Amerika, Schweiz, England). Eine Sonderstellung nimmt Deutschland ein; es hat seinem Reichsgerichte weder die Befugnisse der Gerichtshöfe der Staaten der zweiten Gruppe, noch auch diejenigen eines Cassa-

tionshofes zuweisen können. Die Bedeutung des deutschen Reichsgerichts liegt auf dem Gebiete der Förderung der nationalen Rechtseinheit. Es verkörpert in sich die kräftig erstarkte deutsche Rechtseinheit, es verkörpert das ziel- und zweckbewußte Streben des deutschen Volkes, neben die politische Einheit auch die rechtliche zu setzen. Vielleicht ist die nationale Bedeutung keines der im Vorhergehenden dargestellten Gerichtshöfe eine so bedeutende, wie die des Reichsgerichts." Den Schluß des Heftes bilden eine kritische Beleuchtung mehrerer staats- und verwaltungsrechtlicher Streitfragen von M. de Jonge in Köln a. Rh., sowie die Besprechung neuer Werke der deutschen, englischen und französischen staatsrechtlichen Literatur durch Laband, Erwin Grueber und Stoerk.

— Von den englischen Sprach- und Literaturdenkmalen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts von Prof. K. Vollmöller liegt uns Heft 4 vor, enthaltend: Euphues. The anatomy of wit. By John Lyly. To which is added the first chapter of Sir Philip Sidney's Arcadia. Edited, with introduction and notes. By Dr. Friedrich Landmann. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger 1887. — Den Freunden der älteren englischen Literatur wird es sehr interessant sein, den Ursprung des „Euphuismus" hier im Original kennen zu lernen. Der Herausgeber hat aus den Quellen geschöpft und seinen Text mit der Arber'schen Textausgabe sorgfältig verglichen. Wenn wir von Lyly sprechen, denken wir gewöhnlich nur an den Hoftheaterdichter der gelehrten Elisabeth, der als Begründer der prosaischen Diction im englischen Drama zu betrachten und in dessen historischen, idyllischen, mythologischen und komischen Stücken Shakespeare den Grundton für seine Prosa und seine Witzreden und besonders die Form für seine Philosophen wie Timon gefunden. Aber am meisten gewann Lyly durch seinen Roman „Euphues" Einfluß, in welchem zwar seine Manierirtheit zuerst hervortritt, aber mit geistreichem Inhalt, und trotz aller Eigenthümlichkeiten und Antithesen, trotz aller Künsteleien in Gedanken und Sprache ist der Stil ein verfeinerter, weshalb der fashionable Dichter vielfach nachgeahmt wurde. Bekannter ist Sidney, welcher mit seiner „Arcadia" die Bahn der Schäferpoesie eröffnete. Der Herausgeber giebt in der Einleitung Nachrichten über das Leben und eine kurze literar-historische Charakteristik beider Dichter und weist auch auf die spanischen Vorbilder hin, welche Beiden vor Augen geschwebt. Aber nicht blos als Literaturdenkmale sind „Euphues" und „Arcadia" zu betrachten, sondern auch als Sprachdenkmale; zur Gewinnung eines treuen Bildes vom Entwickelungsgange der englischen Sprache ist das Studium der Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts von großer Wichtigkeit. Der Verfasser hat zwar die Sprache nicht kritisch beleuchtet vom orthographischen, orthoepischen, etymologischen, syntaktischen und lexikographischen Standpunkt, aber in den angehängten notes sind viele eigenthümliche, jetzt veraltete oder modificirte Wörter und Wendungen besprochen. Zu bedauern ist die verhältnißmäßig nicht geringe Zahl zwar verbesserter, aber immerhin störender Druckfehler. Die Druckereien sollten bei Büchern mit seltener Schreibart mehr Revisionen schicken als sonst gebräuchlich. Dr. Wittstock.

△ Durch welche Arbeiten können sich im Kriege die Frauen nützlich machen? Ein Brief an die Vorsitzende eines Hilfsvereins vom rothen Kreuz. Von Dr. Friedrich Esmarch, Professor der Chirurgie an der Universität Kiel und Generalarzt I. Cl. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer). — Der vorliegende Brief enthält zunächst eine Beantwortung der an den Verfasser gestellten Frage, ob es wahr sei, daß es mit dem Charpiezupfen vorbei sei, da Charpie, zum Verbinden gebraucht, giftig auf die Wunden wirke, sodann eine Empfehlung zur Herstellung künstlicher Schwämme, von Mullsäcken für Kissenverbände, Sammlung und Fertigstellung von Sägespänen, Herstellung von Binden, Reinigungsbestecken, Operationsröcken und andern Hilfsmitteln bei den Operationen. Unsere Frauen werden aus dem Briefe ersehen, daß sie im Kriegsfalle immer noch Gelegenheit haben werden, sich nützlich zu machen und, wozu sie ihr gutes Herz gewiß treiben wird, zur Linderung der geschlagenen Wunden eine emsige Thätigkeit zu entwickeln.

J. R. Konrad Letzkau und seine Tochter. Roman aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von Elise Püttner. Drei Bände. Leipzig, Karl Reißner. 8 ℳ. — Schon des Oefteren haben sich unsere Romandichter der Vorgeschichte der Provinz Preußen, dem alten Ordensstaate zugewandt; wir erinnern nur als an eine der besten Leistungen auf diesem Stoffgebiete an Ernst Wichert's „Heinrich von Plauen". Als Grenzmark, in der sich die deutsche Culturarbeit des Mittelalters dem Slaventhum gegenüber glänzend bewährt, als Landschaft, die dem Vorstaate im neuen Reich zu seinem Namen verholfen hat, besitzt das heutige Ost- und Westpreußen und seine Geschichte auch ein allgemeineres, über seine eigenen Grenzen hinausgehendes Interesse. Jetzt liegt uns aus dem Verlage, der sich die Pflege der Erinnerung an die preußische Vorzeit besonders angelegen sein läßt, der obengenannte Roman vor. Dieser beschäftigt sich nicht mit den heroisch-blutigen Anfängen des deutschen Ordens, als dessen Ritter, noch ganz von dem reinen Geiste seiner Gründer beseelt, zu Anfang des 13. Jahrhunders den heidnischen Preußen Schritt für Schritt ihres Landes abkämpften, wie sie der (im gleichen Verlage erschienene) Roman von E. Hartner: „Unter dem schwarzen Kreuze" (s. Wiss. Beilage 1883, Nr. 55) vorführt; nicht mit der Blüthezeit des Ordensstaates unter Winrich von Kniprode im 14. Jahrhunderte; auch nicht mit der beginnenden Auflösung, wie sie in dem genannten Roman Ernst Wichert's geschildert wird; sondern mit dem vollständigen Verfall, dem innern, als Zuchtlosigkeit und Verweichlichung den Stamm des Ordens aushöhlten, dem äußern, weil das aufstrebende Polen ihm gefährlich wurde. Die Schlacht bei Tannenberg (1410) hatte die Kraft des Ordens gebrochen; die Versuche einer Neuaufrichtung, wie sie der energische Hochmeister Heinrich von Plauen sich angelegen sein ließ, waren vergeblich, schon aus dem Grunde, weil der geistliche Ritterstaat dem menschlichen Schicksal des Ueberlebtseins verfallen war und nun, da seine Aufgabe, die Colonisation des deutschen Nordostens, gethan war, von der geschichtlichen Bühne zu verschwinden hatte. Dagegen erlebte, wie eben angedeutet, Polen für kurze Zeit eine Blütheepoche, Polen, dem später das ganze heutige Westpreußen mit Danzig zufallen sollte, bis 1525 der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, ein Hohenzoller, den kühnen, ungesetzlichen, aber nur allzu vernünftigen Schritt that, den Rest des Ordensstaates, das heutige Ostpreußen, wie es heißt auf den Rath Luther's, zu einem weltlichen Herzogthume zu erklären, von dem aus später die brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige (s. Ernst Wichert's „Der große Kurfürst in Preußen", Wiss. Beilage 1886 Nr. 93; 1887 Nr. 19) das verlorene Gebiet dem Slaventhume wieder entreißen konnten. In den Strudel der zwei Bewegungen, wie sie nach der Schlacht bei Tannenberg einander bekämpften, geriethen nun auch die preußischen Städte hinein. In der mächtigen Handelsmetropole Danzig hält der regierende Bürgermeister Konrad Letzkau treu zum Orden, ohne deshalb die heftige Unterströmung besiegen zu können, die in der Bürgerschaft herrscht, und die Stadt unter polnische Oberhoheit bringen will, weil diese ein besserer Schutz sei als der geschwächte Orden. Und gerade an dem ergeben gesinnten Konrad Letzkau soll sich die ganze Entartung des Ritterstaates zeigen. Um die Macht Danzigs, die den Ordensgebietern schon lange ein Dorn im Auge ist, zu brechen, lädt man Letzkau mit einigen Genossen auf das Schloß und läßt die Gäste daselbst niedermachen. Letzkau's Tochter Anna, die Gattin des gleichfalls mit ermordeten Raths- und Handelsherrn Groß, tritt aber, wie Kriemhild aus einem zarten Weibe zu einer Furie werdend, im weiteren Laufe der Erzählung als Rächerin ihres Vaters und Mannes auf und bereitet somit die späteren politischen Vorgänge, wie sie oben geschildert, vor. Dies ist das historische Gerüst des Romans, in das sich als Füllung die Handlung, die Lebens- und Leidensgeschichte des edlen Märtyrers Letzkau und seiner Tochter mit den Nebenhandlungen einfügt, die sich soweit möglich an beglaubigte Ueberlieferungen anlehnen, so, daß, was der Verfasserin die alten Folianten nicht sagen konnten, sie, um das Bild zu vervollständigen, von den altersschwarzen Steinen der Kirchen, Rathhäuser, Schlösser, Häuser und Ruinen erlauschte. Noch fehlt dem Werk, in dem wir wol eine Erstlingsschöpfung zu erblicken haben, die volle Concentration, wie sie dem Dichterwerk, damit dieses ganz wirke, eigen sein soll; die Handlung wird namentlich in der zweiten Hälfte etwas formlos und zersplittert sich in kleine Stücke. Nebensachen halten den Gang der Ereignisse auf. So ist die Abschweifung, welche die Verfasserin den Helden des zweiten Liebespaares, Anders Guttmann, nach London an den Stahlhof machen läßt, gewiß sehr frisch und farbig gehalten und giebt Anlaß zu einem reizenden kleinen Bilde, in dem sich die ganze Schöpferkraft der Dichterin zeigt; für den Roman selbst erscheint diese Episode, in der die liebliche Goldschmiedstochter im Brittenlande erfahren muß, wie stark Anders' Liebe zu seiner Erwählten in der deutschen Heimath ist, überflüssig und störend. Aber im Ganzen und Großen zeugt das Werk für so viel Erzählertalent, daß man auf die weiteren Leistungen von Elise Püttner gespannt sein darf. Dem Freunde der Wichert'schen vaterländischen Romane wird auch dieser „Konrad Letzkau" willkommen sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 31. Mittwoch, den 20. April. 1887.

Inhalt: Richard Wagner in Paris. Von R. Prölß.

Richard Wagner in Paris.

Ueber keinen Künstler, Dichter, Gelehrten sind schon zur Zeit seines Lebens so viele Schriften erschienen, als über den Componisten der Nibelungen. Und doch macht grade die das Urtheil verwirrende Menge des nur zu oft so widerspruchsvoll Dargebotenen eine auf vorurtheilsfreier, kritischer Sichtung beruhende Darstellung auch heute noch wünschenswerth. Als solche darf wol im Wesentlichen das kürzlich erschienene, prachtvoll ausgestattete Werk des bekannten französischen Musikhistorikers Adolphe Jullien: Richard Wagner, sa vie et ses oeuvres*) bezeichnet und begrüßt werden.

Adolphe Jullien gehört zu den begeistertsten Bewunderern von Wagner's musikalischem Genius. Allein er unterscheidet sehr scharf zwischen dem Menschen und Künstler, obschon Richard Wagner es grade zu einem Kriterium seiner wahren Freunde gemacht hat, beide niemals von einander trennen zu lassen. Wol nimmt Adolphe Jullien auch den Menschen in Wagner in Schutz, doch ist er keineswegs blind gegen die Schwächen und Fehler seiner Natur und spricht sich rückhaltlos über sie aus.

Es gehört zu den charakteristischen Erscheinungen in der Lebensentwickelung Richard Wagner's, daß oft gerade, wenn sein Lebensschiff dem Untergange zuzutreiben schien, sein Genius sich mit um so kraftvollerem Aufschwunge zu neuen höheren Zielen erhob. Dies war auch 1839 in Riga der Fall, als er, verheirathet, ohne Mittel, sich durch plötzlichen Directionswechsel ohne Anstellung sah und beherzt den Entschluß faßte, mit einem noch unvollendeten Werk nach Paris an die Große Oper zu gehen, die ihn schon länger durch die ungewöhnlichen Erfolge Meyerbeer's als Ziel seiner Wünsche vor Augen stand. Der Sprung von den Theatern zu Magdeburg, Königsberg, Riga an die von den berühmtesten und einflußreichsten Musikern umworbene Pariser Oper war ohne Zweifel ein ganz ungeheurer. Die Größe eines Unternehmens hat aber nie etwas Abschreckendes, sondern stets nur den Reiz einer um so unwiderstehlicheren Anziehung für Richard Wagner gehabt. Schon in Königsberg hatte dieser Gedanke Wurzel in seiner Seele geschlagen. Er glaubte damals in Scribe den Mann zu erblicken, durch den er seinen Zweck am sichersten zu erreichen vermöge. Er hatte ihm einen Plan zu einer großen Oper geschickt, dem der Roman „Die hohe Braut“ von H. König zu Grunde lag, und ihn um die Ausführung der französischen Dichtung gebeten. Scribe hatte dieses Gesuch nicht einmal einer Antwort gewürdigt und Wagner sich inzwischen für einen anderen Stoff, für Bulwer's Rienzi und für die Selbstdichtung der Oper entschieden, die noch in Königsberg zur Ausführung kam. Früher als den Beruf des Musikers hatte ja Wagner in sich den des Dichters und zwar des darmatischen Dichters gefühlt.

Er war durch die zweite Heirath der Mutter frühzeitig zu einem Theaterkinde geworden und sein Genius ist der hierdurch bestimmten Richtung unentwegt treu geblieben, wie sehr er auch später das ganze moderne Theaterwesen verwarf. Als er im Frühjahr 1839 auf einem gewöhnlichen Segelschiffe Pillau verließ, um über London Paris zu erreichen, hatte er von der großen Oper, mit der er von dort die Welt zu erobern gedachte, nur erst zwei Acte vollendet, die allerdings schon so groß wie eine ganze damalige große, fünfactige Oper waren. Es galt also noch drei Acte dazu zu componiren, dann die Aufführung durchzusetzen und, obschon er so gut wie mittellos war, sich bis dahin in einer Stadt wie Paris zu erhalten. Schon damals aber sollte sich zeigen, daß, wie ausschweifend zu Zeiten auch seine Bestrebungen und Pläne waren, er damit immer die Betriebsamkeit, Umsicht, Ausdauer und Energie eines praktischen Kopfes in seltenem Grade verband. Er hatte nach seiner Ankunft in Boulogne nicht so bald in Erfahrung gebracht, daß Meyerbeer zur Kur hier verweilte, als er ebenfalls hier so lange zu bleiben sich entschloß, bis er sich das Vertrauen, die Gunst und die Förderung dieses einflußreichsten aller damals lebenden Componisten erworben habe.

Es würde von großem Interesse für die Beurtheilung Wagner's sein, wenn uns eine ausführliche Aufzeichnung davon überliefert worden wäre, auf welche Weise es ihm wirklich damals gelang, von Meyerbeer die wärmsten Empfehlungsbriefe an Anténor Joly, den Director des Renaissancetheaters, an Léon Pillet, den Director der Großen Oper, an Habeneck, den Director des Conservatoires, und an den Musikalienhändler Schlesinger zu erlangen. Wagner soll zwar, wie Jullien behauptet, später erzählt haben, daß Meyerbeer damals einen wahren Verrath an ihm begangen habe, indem er außer jenem Empfehlungsbrief noch einen andern an Schlesinger schrieb, in welchem es hieß: „Ein junger, sehr ehrgeiziger, unruhiger Musiker bestürmt mich mit Bitten. Um ihn los zu werden, habe ich ihm einen Brief an Sie mitgegeben, in welchem ich ihn aufs Wärmste an Sie empfehle. Allein ich überlasse Ihnen völlig zu thun, was Sie für gut halten.“ Von wem aber konnte wol Wagner die Mittheilung dieses angeblichen Briefes erhalten haben? Ist es wol glaublich, daß Schlesinger zu Gunsten eines ihm völlig Fremden, der nur Vortheile durch ihn zu erlangen suchte, einen derartigen Vertrauensbruch gegen einen Mann begangen haben sollte, mit dem ihn die wichtigsten Lebensinteressen verbanden? Auch wird die Thatsächlichkeit jener Behauptung durch die Thatsachen selbst widerlegt. Bildeten jene Empfehlungsbriefe, insbesondere der an Schlesinger gerichtete, doch die Grundlage des ganzen Lebensunterhalts Wagner's während seines damaligen Aufenthalts in Paris. Fuhr Meyerbeer doch noch jahrlang fort in dem Bemühen, die Bestrebungen Wagner's zu fördern, wie dieser seine Förderung ja auch immer wieder in Anspruch nahm. Man hat zwar gesagt, daß hinter diesem Wohlwollen Meyerbeer's sich nur das Interesse versteckt habe, in dem talent- und geistvollen jungen Musiker einen gefügigen und wirksamen Parteigänger zu gewinnen — eine Vermuthung, die durch das Witzwort Heine's an Ansehen gewann: „es habe ihm nichts den neuen Ankömmling so verdächtig gemacht, als daß Meyerbeer ihn empfohlen habe.“ Es ist aber nicht bekannt, daß Wagner außer in einer kürzlich wieder ans Licht gezogenen günstigen Besprechung Meyerbeer jemals zu nützen versucht, geschweige denn wirklich genützt habe. Nein, Meyerbeer's Interesse an Wagner ist wirklich ein aufrichtiges gewesen, wobei ich es dahin gestellt sein lasse, was ihm die größere Theilnahme einflößte, dessen Talent oder dessen hilflose Lage.

Es war allerdings nichts Bedeutendes, was Wagner auf Grund der Meyerbeer'schen Empfehlungen zunächst in Paris erreichte. Allein Alles, was er überhaupt damals erreichte, verdankte er lediglich ihnen, und es war für einen jungen, fremden, ganz unbekannten Musiker ohne Mittel, Stelle und Einfluß immerhin viel. Er erhielt sofort von dem Director des Renaissancetheaters das Versprechen, eine seiner früheren Opern Die Novize von Palermo zur Aufführung bringen zu wollen, und von Habeneck etwas später die Zusicherung, seine Faustouverture in einem Concerte des Conservatoire vorzuführen. Freilich zerschlugen sich beide Aus-

*) Ouvrage orné de 14 lithographies originales par M. Fantin-Latour, 15 portraits de R. Wagner, 4 eaux-fortes et de 120 gravures, scènes d'opéra, caricatures, vues de theâtres, autographes etc. Paris, Jules Rouam 1886.

fichten. Antenor Jolly fallirte und die Musiker des Conservatoire fanden seine Ouverture zu dunkel. Wagner war so betäubt von dem unerwarteten Fehlschlagen dieser Hoffnungen, die ihn dazu verleitet hatten, sich eine Wohnung in dem elegantesten Stadttheil zu nehmen, daß er seine Ouverture zurückzufordern vergaß, die zu entdecken erst 1879 den Nachforschungen eines Freundes gelang.

In der Noth, in welche Wagner hierdurch gerathen war, wurde Schlesinger ihm aber zum Retter, indem er ihn mit verschiedenen größeren Aufsätzen für die „Revue et gazette musicale" (De la musique allemande [Juillet 1840]; Une visite à Beethoven [Nov. et Dec. 1840]; De l'ouverture [Janv. 1841]; Le musicien étranger à Paris [Janv. und Fevr. 1841]; Caprices estétiques [Avril, Octobre, Nov. 1841]), sowie mit dem Clavierauszug der Favoritin und verschiedenen anderen Arrangements beauftragte. Auch forderte er ihn auf, für die von ihm ins Leben gerufenen Concerte der „Gazette musicale" eine Ouverture Columbus zu schreiben, welche am 4. Juni 1841 wirklich zur Aufführung kam und von Henri Blanchard in der „Gazette musicale" als das Werk eines Künstlers von großen, tonangebenden Ideen und von ungewöhnlichem Instrumentationstalent gerühmt wurde. Wagner, von diesem kleinen Erfolge gehoben, schickte seine Ouverture nach London, wo sie jedoch nie aufgeführt worden und überhaupt nicht wieder ans Licht gekommen ist. — Nicht glücklicher verlief der Versuch, ein von dem Uebersetzer seiner Novize von Palermo, Dumersan, mit Dupeuty verfaßtes Baudeville: La descente de la curtille mit Musik zu versehen. Die Musiker erklärten seine Musik für nicht spielbar und das Stück kam ohne die Musik am 20. Januar 1841 zur Aufführung. „Nicht einmal das Lied: „Allons à la courtille", setzt Jullien hinzu, „welches man eine Zeitlang Wagner, wie es scheint mit Unrecht, zuschrieb, wurde gesungen." Dies will mir jedoch etwas zweifelhaft erscheinen, da Wagner in seinem Aufsatz: „Pariser Amüsements" in der „Europa" auf die ungewöhnliche Zugkraft des Stückes anspielt.

Dies Alles konnte natürlich der Lage Wagner's nicht aufhelfen. Die Ankunft Meyerbeer's, der Paris wieder einmal auf kurze Zeit besuchte, regte jedoch rasch alle darniederliegenden Hoffnungen auf. Auch empfahl dieser ihn wirklich Leon Pillet nochmals aufs Dringendste, der sich auch bereit zeigte, eine Oper bei ihm zu bestellen, falls ihm der Plan dazu tauglich erschiene. Wagner legte ihm den Entwurf zum Fliegenden Holländer vor, dessen tiefsinnige Originalität in der That Pillet's Interesse erregte. Allein Meyerbeer hatte Paris schon wieder verlassen und Pillet beschränkte sich darauf, sich zum Kauf seines Planes zu erbieten, um diesen dann von einem anderen Componisten zur Ausführung bringen zu lassen. Nach längerem Zögern wurde Wagner durch die Noth zum Abschluß dieses demüthigenden Handels gezwungen. Die zweiactige Oper von Paul Foucher und Dietsch, welche den Titel Le vaisseau fantôme trug, wurde auch wirklich, doch ohne Erfolg und erst nachdem Wagner Paris verlassen hatte, am 9. November 1842 gegeben. Inzwischen war der Rienzi vollendet und, da jede Aussicht, denselben von der Großen Oper zur Aufführung gebracht zu sehen, verschwunden war, an das Hoftheater in Dresden gesandt und die Ausführung des Fliegenden Holländer in Angriff genommen worden. Wagner wollte letzteren anfänglich nur als dramatisirte Ballade behandeln. Dieser Plan aber wurde rasch wieder aufgegeben und im Frühjahre 1841 die Partitur in nur 7 Wochen geschrieben. Da die Unterhandlungen mit Dresden ins Stocken gerathen waren, so hatte er sich in seiner Herzensangst wieder an Meyerbeer gewendet, der seinen Wünschen sofort auch entsprach und, wie es scheint, durch seinen am 18. März 1841 an Hrn. v. Lüttichau gerichteten Brief die Annahme der Oper am Dresdner Hoftheater endlich entschied. Am 18. Juli setzte die „Gazette musicale" die Pariser musikalische Welt von diesem Ereigniß in Kenntniß, unter dem Anfügen, daß die Oper mit einem ungewöhnlichen Aufwand in Scene gehen werde, da sie theatralische Effecte von großer Schönheit enthalte und, nach den Personen, welche die Partitur gesehen, einen großen Erfolg verspreche. „Sollten — wirft Adolphe Jullien hier ein — diese Personen nicht vielleicht doch nur der einzige Wagner gewesen sein?" Allein wenn Wagner auch wirklich diese Notiz veranlaßt hatte, so enthielt sie doch nichts, was der Wahrheit nicht völlig entsprach. Man hegte in der That am Dresdner Theater von dieser Oper große Erwartungen, wenn sie auch andrerseits hier bereits vor der Aufführung auf manchen Widerspruch und Widerstand stieß. Am 7. April 1842, nachdem er durch die für Schlesinger noch rasch gefertigten Clavierauszüge des Guittarero und der Königin von Cypern das nöthige Geld zusammengebracht, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, verließ Wagner Paris, um neuen erträumten und diesmal auch in Erfüllung gehenden Triumphen entgegenzureisen.

Der dreijährige Aufenthalt Wagner's in Frankreich war trotz der geringen Erfolge, die er damals gehabt, doch kein verlorner. Nicht, weil er hier den Rienzi beendet hatte, denn diesen hätte er überall, gleichwie die ersten zwei Acte in Riga, ganz so schreiben können, wie sie jetzt vorliegen. Wohl aber deshalb, weil es nur hier möglich war, das Interesse Meyerbeer's, dessen Befürwortung er doch wol zumeist die Annahme dieser Oper in Dresden verdankte, in solchem Maße zu gewinnen. Denn auch in Berlin hat Wagner die Aufführung seines Rienzi nur wieder Meyerbeer zu verdanken gehabt, der sich, wenn schon vergeblich, auch für den Fliegenden Holländer hier schon verwendet hatte. Die Anhänger Wagner's wissen freilich meist nur zu berichten daß Meyerbeer durch die ihm befreundete Presse Wagner in Berlin entgegengearbeitet habe.

Wichtiger fast noch aber war, daß Wagner in Paris mit der Musik und der Kunsttheorie von Berlioz näher vertraut worden war, welche damals den mächtigsten Einfluß auf ihn gewann und den Grund zu einer völlig veränderten Anschauung von dem Zwecke und der Bedeutung der Oper in ihm legte, die auch sofort, wie der Gegensatz seines Fliegenden Holländers zu Rienzi beweist, praktische Anwendung fand. Wagner war schon in Riga durch Heine's Salon von der tiefsinnigen Sage vom Fliegenden Holländer ergriffen worden und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß angeregt durch die gewaltigen Eindrücke, die er dann auf seiner von furchtbaren Stürmen unterbrochenen Seefahrt empfing, einzelne Motive bereits damals in seinem Geiste entstanden sind. Ohne die Bekanntschaft von Heine und Berlioz, d. i. also ohne seinen Aufenthalt in Paris, würde diese Oper aber doch schwerlich die eigenthümliche Gestalt gewonnen haben, in der sie uns vorliegt. Wagner führt freilich die große Verwandlung, welche sich zu Paris in seinen musikalischen Anschauungen vollzog, nur auf die Aufführung der 9. Symphonie Beethoven's im Conservatoire zurück. Allein Wagner war fast schon ein ganzes Jahr in Paris, als er diese Symphonie hier zum ersten Male hören konnte, die auf ihn schon früher im Leipziger Gewandhaus einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Wenn er sie jetzt zum ersten Mal zu verstehen glaubte, erst jetzt darin das Symbol für das Eingeständniß des größten Meisters der reinen Musik zu erkennen vermeinte, daß die Musik nur in der Verbindung mit der Dichtung, mit dem Gesange ihre wahre Aufgabe und Bestimmung zu erfüllen vermöge, so läßt sich dies Alles, wie ich glaube, nur aus dem Einfluß erklären, welchen inzwischen die Berlioz'sche Theorie auf ihn ausgeübt hatte. Bei einer viel späteren Gelegenheit soll, wie Jullien erzählt, Wagner im Gespräche mit seinen Freunden diesen Einfluß auch zugestanden haben. „Ich habe — dies seien seine Worte gewesen — seit 1840 die Instrumentation dieses Musikers auf das Eingehendste studirt, und mich seitdem oft wieder mit seinen Partituren beschäftigt. Ich habe daraus viel zu lernen vermocht, sowol in Bezug auf das, was man zu thun, als auf das, was man zu unterlassen hat." Der fliegende Holländer aber wurde von ihm erst im Frühjahr 1841 geschrieben.

Ich sage dies nicht, um die Originalität der Wagner'schen Opernreform irgend herabzusetzen. Auch das größte Genie in seiner überraschendsten That hängt mit der übrigen Welt noch zusammen und nicht immer mit einer so glänzenden Erscheinung, wie Berlioz ist. Wie groß aber andererseits der Einfluß dieses Letzteren auf Wagner auch gewesen sein möchte, so nahm doch das, was er von ihm empfing, oder was ihm in diesem den Anstoß zu einer besonderen Richtung gab, sofort eine andere Gestalt in ihm an oder schlug doch eine abweichende und weit über ihn hinausgehende Richtung ein. Dies läßt sich am besten aus einigen Sätzen erkennen, die er schon im November 1840 in seinem Aufsatz: „Ein Besuch bei Beethoven" Letzterem in den Mund gelegt hat: „Wollte ich eine Oper machen, die nach meinem Sinne wäre, so würden die Leute davon laufen; denn da würde nichts von Arien, Duetten, Terzetten und all dem conventionellen Zeug zu finden sein, womit sie heutzutage die Oper zusammenflicken, und was ich dafür machte, würde kein Sänger singen und kein Publicum hören wollen" — eine Stelle, gegen welche eine andre in dem von Berlioz der Aufführung des Tannhäuser in Paris öffentlich vorausgeschickten Glaubensbekenntniß geradezu gerichtet erscheint. „Wenn diese neue Schule — heißt es nämlich darin — uns lehrt, daß man der Melodie, der melodischen Zeichnungen müde sei, daß man Arien, Duetten, Terzetten und Stücke, in denen das Thema sich regelmäßig entwickelt, verwerfe, so bin ich dieser Ansicht nie gewesen, gehöre

ihr weder jetzt an, noch werde ihr je angehören. Ich erhebe die Hand und schwöre: Non credo.“ Natürlich war und ist dies nicht der einzige, noch der wesentlichste Unterschied, welcher zwischen Wagner und Berlioz bei aller inneren Verwandtschaft Beider besteht. Er genügt jedoch, zu beweisen, daß diese Verschiedenheit sich fast bis zu dem Momente des ersten Einflusses zurückverfolgen läßt und dieser Einfluß sofort in der Seele Wagner's eine bedeutende Umwandlung erfuhr.

Doch auch die Unterstützung, die Wagner in Paris durch Meyerbeer und Schlesinger fand, dessen „Gazette musicale“ ihm noch weiterhin zur Verbreitung seines musikalischen Ansehns und Ruhms zu Gebote stand, war nicht ohne alle Bedeutung. Sie hat ihm schon damals Anhänger in Frankreich erworben. Sowol nach der Aufführung des Rienzi, wie nach der des Tannhäuser erschienen in jener Zeitung die anerkennendsten Berichte. Selbst über den Fliegenden Holländer, dessen Erfolg von Wagner doch als empfindlicher Abfall bezeichnet worden ist und der es in der That zunächst nicht über vier Vorstellungen in Dresden gebracht, fehlten sie nicht. Wenn Wagner 1850 mit Recht zu Th. Uhlig gesagt hatte: „Es gelang mir oft, das Publicum lebhaft zu erregen, Kritiker von Fach haben mich stets heruntergerissen“ — so würde er doch wenigstens in dem Berichterstatter der „Gazette musicale“ (in welchem Jullien freilich nur Richard Wagner selber vermuthet) einen Parteigänger besessen haben, wie man ihn besser nicht wünschen konnte. In Wahrheit ist aber Wagner selbst in der schlechtesten Zeit der Freunde und Anhänger unter den Kritikern nicht so beraubt gewesen, als er es bisweilen glauben zu machen gesucht. Die Schumann'sche „Neue Zeitschrift für Musik“ begrüßte unter Anderem den Holländer als Zeichen der Hoffnung, daß wir, von unserer ziellosen Fahrt auf dem Meere der fremden Musik endlich erlöst, den Weg nach dem herrlichen deutschen Vaterlande wieder gefunden!

* * *

Der beklagenswerthe Abschluß, welchen die Dresdner Periode Wagner's durch seine Betheiligung an der revolutionären Bewegung erhielt, hat den großen Componisten veranlaßt, später nicht nur mit Mißbehagen, sondern auch mit geflissentlicher Geringschätzung auf dieselbe zurückzublicken. Es ist hierdurch zur Gewohnheit geworden, die erste Aufführung des Lohengrin durch Liszt in Weimar zum Ausgangspunkte des Wagner'schen Ruhmes zu machen. Auch Jullien bekennt sich zu dieser Auffassung. Es wird daher immer wieder nothwendig, darauf hinzuweisen, daß die Dresdner Epoche, wie wenig Wagner sich schließlich von ihr auch befriedigt fühlte, weil sie seinem nach freier, selbständiger Kraftentfaltung ringenden Genius nicht den genügenden Spielraum bot, doch die für seine künstlerische Bethätigung, daher auch für die Entwickelung seines Ruhmes grundlegende war. Gewiß hat Liszt sich große Verdienste um den Genius Wagner's erworben. Es war eine kühne und edle That, für ihn zu jener Zeit in solchem Umfange einzutreten, wie es von ihm mit großem Erfolge geschehen, und nicht mindere Anerkennung verdient es, daß er dieser Aufgabe unentwegt treu geblieben ist und alle seine Schüler und Anhänger durch seine treue Begeisterung sich nachgezogen hat. Wurde aber die Freundschaft Wagner's und Liszt's nicht auch erst in Dresden geschlossen? Wagner hatte Liszt in Paris bereits kennen gelernt, sich von dessen Erfolgen und Streben damals aber mehr abgestoßen, als angezogen gefühlt. Besonders war er davon verletzt worden, daß Liszt in einem Concert zur Errichtung eines Beethovendenkmals seine Phantasie über Motive aus Meyerbeer's Robert der Teufel zum Vortrage brachte. Der 1840 von ihm in der „Gazette musicale“ veröffentlichte Artikel: Du métier du virtuose et de l'indépendance du compositeur war wesentlich gegen denselben gerichtet. Bei Gelegenheit der von Liszt 1843 in Dresden gegebenen Concerte aber fanden sich Beide. Wagner war Liszt aufs Freundlichste entgegengekommen und Liszt faßte schon damals für den geistvollen Musiker und Menschen ein tiefes Interesse. Am 16. Februar 1849 brachte er dessen Tannhäuser in Weimar zu erfolgreicher Aufführung. Auf seiner ein paar Monate später erfolgenden Flucht fand Wagner bei ihm sein erstes Asyl. Mit Empfehlungen von seiner Hand eilte der Verfolgte dann nach Paris und am 28. Aug. 1850, zur Geburtstagsfeier Goethe's, brachte Liszt trotz der völlig veränderten Zeitstimmung den Lohengrin Wagner's zur Aufführung. Dieser aber hatte damals bereits einen Ruf. Dagegen gelang es, indem Liszt Einladungen an all seine Freunde ergehen ließ, damals eine Wagner'sche Partei zu begründen. Von dieser Zeit datirt die Agitation für die Wagner'sche Sache. Doch waren die Erfolge lange nur mäßige, weil Wagner damals gerade mit den Erfolgen Meyerbeer's zu kämpfen hatte. Auch jetzt brachte die diesem so nahe stehende „Gazette musicale“ noch eine durchaus lobende Besprechung, obwol eine Erkaltung zwischen den beiden Meistern schon eingetreten sein mochte; wenigstens erschien bereits damals (1850) pseudonym der von Wagner verfaßte, hauptsächlich gegen Mendelssohn und Meyerbeer gerichtete Artikel „Das Judenthum in der Musik“ in der Brendel'schen Zeitung, dem nur ein Jahr später eine offene Erklärung gegen Meyerbeer in Wagner's „Oper und Drama“ betiteltem Werke folgte. Wagner leugnete im Vorworte nicht, Meyerbeer zu Danke verpflichtet zu sein, aber höher als Dankbarkeit stehe das Interesse für die Sache, die Kunst.

Wilh. Teppert hat nachgewiesen, daß der Gedanke einer nationalen deutschen Oper Wagner schon seit 1834 beschäftigte, mit der Zeit immer größere Gewalt über ihn gewann, um endlich die wesentliche Aufgabe seines ganzen Lebens zu bilden. Nichtsdestoweniger hat es einer langen Erfahrung bedurft, ehe er die Ueberzeugung aufgab, dieses Ziel am schnellsten und sichersten auf dem Wege über Paris zu erreichen. Wir haben gesehen, wie er zu diesem Zwecke zunächst eine Oper im Style der damaligen großen französischen Oper schrieb, damit nach Paris ging und hier damit scheiterte. Auf den zweiten auf seiner Flucht von Weimar gemachten Versuch, mit seiner Musik in Paris Stellung zu nehmen, will ich kein besonderes Gewicht legen, weil ihm dies damals vielleicht nur als einziger Ausweg erschien. Allein auch dieser Mißerfolg hielt ihn von weiteren Versuchen nicht ab. Er dachte sogar noch einmal an eine eigens für Paris zu componirende Oper, zu deren Stoff er „Wieland, der Schmied“ gewählt hatte. Er trat sogar mit einem französischen Librettisten darüber in Unterhandlung, bis der Plan wieder aufgegeben ward. Auch 1853 wendete er sich aufs Neue nach Paris, diesmal mit Liszt, dessen Einfluß vertrauend. Die Aufführung des Tannhäuser auf dem Théâtre lyrique scheint damals das Ziel seiner Wünsche gewesen zu sein. Er vergaß, daß er mit seiner Schrift gegen das Judenthum, in der man trotz der Maske den wahren Verfasser erkannt hatte, die Meyerbeer'sche Partei — daß er durch eine Stelle seines Werkes „Oper und Drama“, in welcher Paris für die unmusikalischeste Stadt der Welt erklärt wurde, ganz Paris — durch eine andere endlich die Anhänger von Berlioz aufs Schwerste verletzt hatte. Er nannte darin das Orchester dieses französischen Meisters zwar ein Wunder der Mechanik, ihn selbst aber einen Großindustriellen der Musik, der es möglich gemacht, daß man unter der wunderbarsten Form die nichtigsten, unkünstlerischesten Gedanken zu Gehör bringen könne. Er war naiv genug, zu glauben, daß so etwas völlig vergessen werde. Er ließ sich in dieser Täuschung durch das geschmeidige Verhalten, das Berlioz gegen ihn bei einem Zusammentreffen in London beobachtete, fester noch einwiegen. Er zögerte nicht, ihn aufs Freundlichste zu einem Besuch in die Schweiz einzuladen, dem Berlioz durch eine höfliche, geistreiche Ablehnung auswich. Er wagte 1859 noch einen letzten Versuch, und zwar mit dem festen Vorsatz, diesmal den Platz nicht eher zu räumen, bis er seinen Zweck endlich erreicht habe. Die Zuvorkommenheit, mit welcher der Steuerrevisor und Dichter Edmond Roche, als er seinen Namen erfuhr, ihn auf dem Zollamt behandelte, gab Wagner eine übertriebene Vorstellung von der Verbreitung seiner Musik in Frankreich und von der Anerkennung, die sie in diesem Lande inzwischen gefunden habe. Sie kennen mich? hatte er erfreut den galanten Beamten gefragt, worauf ihm dieser verbindlich einige seiner schönsten Melodien aus dem Gedächtniß vorträllerte. Auch gelang es ihm in der That sehr rasch, eine Anzahl geistvoller und einflußreicher Personen an sich zu ziehen und zu fesseln. Er hatte zunächst große Hoffnungen auf Hrn. Carvalho, den Director des Théâtre lyrique, gesetzt, die sich aber wieder zerschlugen. Er glaubte hierauf durch ein paar Concerte die Aufmerksamkeit und Theilnahme des größeren Publicums gewinnen zu können. Auch wurde ihm durch die Fürsprache des Privatsecretärs Napoleon's III. der Saal der Großen Oper dazu zur Verfügung gestellt. Der Erfolg erschien anfangs befriedigend, die Stimmen der Presse aber waren getheilt. Am verhängnißvollsten erwies sich, daß Berlioz, vielleicht weniger aus Neid, wie man ihm unterlegt hat, als in Erwiderung der von Wagner gegen ihn einst gerichteten Angriffe das Gewicht seines Ansehens wider ihn in die Wagschale warf und sich im „Journal des Débats“ also vernehmen ließ: „Man hat mir in Bezug auf die Musik der Zukunft in Deutschland und anderwärts Meinungen beigelegt, die nicht die meinigen sind; heute verlangt man von mir, daß ich mich offen darüber erkläre. Darf ich noch schweigen oder ein falsches Geständniß machen? Niemand wird dies,

wie ich hoffe, erwarten. Sprechen wir also mit voller Freimüthigkeit!" Das Ganze sah einer Verurtheilung ziemlich ähnlich. Wagner antwortete mit Geist und Geschick, konnte den gegen ihn ausbrechenden Kampf aber nicht abwenden. Er wies insbesondere den Ausdruck „Zukunftsmusik" zurück, den auch Jullien nur für eine läppische Erfindung der Gegner erklärt. Hatte ihn Wagner aber nicht selbst herausgefordert, da er einem ganzen Theil seines Werkes „Oper und Drama" die Ueberschrift: „Dichtkunst und Tonkunst im Drama der Zukunft" gab und in seiner Oper das erste Beispiel für dieses Drama der Zukunft aufstellen wollte? Im Uebrigen tadelt Jullien mit Recht das Vorgehen des französischen Meisters, welcher nach ihm, indem er Wagner unmöglich zu machen suchte, sich selbst mit vernichtet habe. Dies scheint auch die Ansicht des Caricaturenzeichners Cham gewesen zu sein, der, nachdem Les Troyens von Berlioz später ebenfalls durchfielen, letzteren mit den kleinen Les Troyens im Arme darstellte, daneben Tannhäuser, der seinen kleinen Bruder zu sehen verlangt. Trotz des sich ankündigenden Sturmes gab Wagner doch den Gedanken einer Aufführung des Tannhäuser nicht auf. Man wird sich erinnern, wie die Fürstin Metternich sich damals plötzlich zu seinem Schutze erhob, wie es ihrem Einfluß gelang, vom Kaiser den Befehl zur Aufführung dieses Werkes zu erwirken, wie der damalige Director der Oper, Alphonse Royer, nun alle Mittel der Darstellungskunst aufbot, seinen kaiserlichen Herrn zu befriedigen, und der berühmte deutsche Tenor Albert Niemann mit einem Gehalte von monatlich 6000 Fr. für Uebernahme der Titelrolle aus Hamburg berufen wurde. Wagner hatte Edmond Roche mit der Uebersetzung der Dichtung betraut; Nuitter und Richard Lindau wurden hinzugezogen. Ein Rechtsstreit mit Letzterem brachte den ersten Verdruß, der, wie Jullien glaubt, selbst später auf die „Baireuther Briefe" seines Bruders Paul noch eingewirkt habe. Schwierigkeiten, welche Sänger und Musiker wegen der Unausführbarkeit der Musik erhoben, traten hinzu, wurden aber allmälig ausgeglichen. Der Weigerung des Orchesters, die ersten drei Vorstellungen unter Leitung des Componisten zu spielen, ward nachgegeben. Dagegen widersetzte sich Wagner mit Hartnäckigkeit und Erfolg den Zumuthungen des Corps de ballet, in den zweiten Act der Oper gelegentlich des Wartburgfestes oder in die Zwischenacte derselben die herkömmlichen Ballets einzufügen. Er beschränkte sich darauf, die erste im Venusberg handelnde Scene zu Gunsten des Ballets zu erweitern, verbat sich jedoch die kurzen Gazeröcke, die Pirouetten und Entrechats der Tänzerinnen. Dies widersprach dem Interesse der auf die Blosstellung ihrer Reize erpichten Damen. Sie suchten und fanden in ihren Liebhabern vom Jockeyclub thatenlustige Vertheidiger. Die skandalösen Scenen, von denen hierdurch die drei ersten Vorstellungen des Tannhäuser begleitet waren, würden ohne diese Aufreizungen sicher nicht stattgefunden haben. Es ist aber zu weit gehend, ohne dieselben an einen Erfolg des Tannhäuser damals zu glauben. Wagner hatte sich hierzu viel zu viel Feinde gemacht. War es nicht überhaupt ein Widerspruch, in Paris einen Erfolg von einem Werke zu hoffen, durch welches er in Deutschland die französische Musik zu verdrängen gesucht, von den Bewohnern einer Stadt zumal, die er für die unmusikalischeste der Welt erklärt hatte? Gleichwol würde vielleicht gerade der erregte Skandal zuletzt eine Reaction zu seinen Gunsten herbeigeführt haben. Allein der sonst in der Verfolgung seiner Ziele so zähe, hartnäckige Meister verlor diesmal rasch die Geduld und schrieb bereits nach der dritten Vorstellung seines Werkes an Royer: „Da die Mitglieder des Jockey-Clubs nicht erlauben wollen, daß das Pariser Publicum meine Oper auf der Bühne der kaiserlichen Akademie der Musik zu hören bekommt, weil das Ballet nicht zu der von ihm beliebten Stunde stattfindet, so ziehe ich meine Partitur zurück mit der Bitte, Se. Excellenz den Staatsminister von diesem Entschlusse zu verständigen, durch welchen ich ihn aus einer großen Verlegenheit zu reißen glaube." — „Dies hieß stolz, fast als Sieger fallen!" fügt Jullien hinzu. Wagner hat diesen Fall aber niemals verschmerzen können.

Schon damals fehlte es ihm übrigens nicht an begeisterten Anhängern in Frankreich. Zu ihnen gehörte auch Pasdeloup, der Gründer der Pariser populären Concerte, der nicht nur die Wagner'sche Musik darin einführte, was ohne besonderen Widerspruch gelang, sondern, nachdem er 1868 die Direction des Théâtre lyrique übernommen hatte, nach Zürich reiste, um mit dem Meister wegen der Aufführung seines Rienzi zu verhandeln, welcher die Brücke zur Einführung seiner übrigen Opern schlagen sollte. Obschon Wagner dies ziemlich gleichgiltig aufnahm, gab er doch sein Einwilligung. Die Aufführung fand am 6. April 1869 wirklich statt, konnte aber um so weniger einen entscheidenden Erfolg erringen, als Wagner dieses Werk als einen von ihm längst überwundenen Standpunkt öffentlich bezeichnet hatte. Er schrieb auch damals in diesem Sinne an Madame Judith Mendès, indem er bemerkte, daß er inzwischen wol fünf verschiedene Anträge zur Aufführung einer seiner späteren Opern, besonders des Lohengrin, von Paris erhalten, aber keinen der Antragsteller dazu ermuthigt habe. Rienzi brachte es damals aber doch auf 26 Vorstellungen.

Der Liebesverdruß, den Wagner gegen Paris und Frankreich im Herzen trug, hatte sich kurz vorher in der Schrift: „Deutsche Kunst und deutsche Politik" entladen. Entschiedener noch machte er sich aber in der während der Belagerung von Paris erschienenen Broschüre: „Eine Capitulation" Luft. Wagner soll einst gesagt haben: „Da ich kein gelehrter Musiker bin, so kann ich auch nicht auf Commando schreiben. Wenn mich ein Gegenstand nicht ergreift, bin ich nicht fähig 20 Takte zu componiren, die werth sind, gehört zu werden." Viel abhängiger von der guten Stunde war er jedoch auf dem Gebiete des Humors und seine „Capitulation", so weit ich sie kenne, war gewiß nicht in einer solchen verfaßt. Pasdeloup ließ sich aber nicht abhalten, auch weiterhin für ihn einzutreten. Dies war längere Zeit ohne bedeutendere Störung vorüber gegangen, als der am 29. Oct. 1876 in das Programm aufgenommene Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" plötzlich wieder einen furchtbaren Lärm hervorrief, der in der Pariser Presse vielstimmigen Widerhall fand. Nichts läßt aber deutlicher erkennen, wie sehr ihm noch immer der Gedanke am Herzen lag, Paris für sich zu gewinnen, als der Brief, den er damals an M. G. Monod gerichtet hat und in welchem es hieß: „Bemerken Sie wohl, daß Alles, was ich über den französischen Geist geäußert, von mir immer nur in deutscher Sprache und nur für Deutsche geschrieben worden ist. Es ist mithin klar, daß ich die Franzosen niemals damit beleidigen oder herausfordern wollte, sondern nur meine Landsleute abhalten, Frankreich nachzuahmen, damit sie ihrem eigenen Genius treu blieben, falls sie etwas Gutes hervorbringen wollten. Und mehr noch, als das, wer in der heutigen Presse hat wol nicht genug Verständniß und Tiefblick, um zu erkennen, daß in der Schrift, die mir am meisten zum Vorwurf gemacht worden ist, die ich im schlimmsten Augenblicke des Kriegs in einer verbitterten Stimmung geschrieben habe, ich hauptsächlich beabsichtigte, den Zustand des deutschen Theaters lächerlich zu machen. Erinnern Sie sich nur des Schlusses der Posse: Die Intendanten und Directoren der deutschen Theater stürzen sich in das belagerte Paris, um alle Neuheiten von Schauspielen und Balleten für ihre Theater hinwegzuschleppen."

Es war die letzte der Niederlagen Wagner's in Paris. Er wird, wenn auch erst nach dem Tode, doch noch erreichen, was er im Leben dort so vielfach vergeblich erstrebt. Die überschwängliche Bewunderung, welche ihm einzelne Franzosen schon damals entgegenbrachten, wird immer größere Kreise erfassen. Er wird in Frankreich noch werden, was er in Deutschland, und auch hier nur nach längeren Kämpfen geworden ist. Wol hatte er Recht, sich einen deutschen Musiker, den Schöpfer einer neuen deutschen Oper zu nennen. Nichtsdestoweniger ist etwas in seiner Musik, was die Franzosen fast noch unmittelbarer anziehen muß, als uns Deutsche: jene Mischung von Sinnlichkeit und weihevollem, begeistertem Pathos, die um so wirksamer ist, in je gesteigerter, raffinirter und virtuoser Weise er dafür grade diejenigen Mittel ins Spiel gesetzt hat, welche heute eine herrschende Macht auf das menschliche Gemüth gewonnen haben, die Reize der Farbe und Stimmung, des Klangcolorits. Vielleicht daß Wagner sich nur deshalb so sehr nach der Anerkennung der Franzosen gesehnt, weil er sich selbst so sehr von gewissen Seiten des modernen französischen Geistes angezogen gefühlt hat. Oder wo hätte er für das, was seine Musik vorzugsweise charakterisirt, für das weihevolle declamatorische Pathos, das eine darunter hier schlummernde, dort glühend erwachende Sinnlichkeit nur leicht und reizvoll verhüllt, in Deutschland die Anregung finden können?

Die Möglichkeit eines Buchs, wie das vorliegende, beweist allein, welche Fortschritte die Schätzung des Wagner'schen Genius bereits in Frankreich gemacht hat. Haben wir ihm doch, was Pracht und Reichthum der Ausstattung betrifft, nichts Aehnliches über den dahingeschiedenen Meister an die Seite zu stellen. R. Prölß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 32. Sonnabend, den 23. April. 1887.

Zu Ludwig Uhland's hundertjährigem Geburtstage.

Am 26. April ist ein Jahrhundert verflossen, seit Ludwig Uhland geboren ward. Es sind keine bändereichen Werke, die dieser Dichter, im Gegensatz zu manchem anderen, dem deutschen Volke geschenkt hat; sieht man von den acht Bänden „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", der Sammlung von „Volksliedern" ab, deren Wirkung naturgemäß auf die engeren Kreise der Philologenwelt beschränkt blieb, so haben wir nur das an Umfang mäßige Buch, das unter dem Titel: „Uhland's Gedichte und Dramen" dem Publicum wohlbekannt ist und jetzt, nachdem es schon 1866 seine fünfzigste Auflage erlebt hatte, in einer besonderen Jubelausgabe erschienen ist. Auch zeitlich erstreckte sich Uhland's dichterische Thätigkeit — wenige Ausnahmen abgerechnet — über keinen allzu großen Raum, nur über etwa zwei Jahrzehnte, bis in den Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein, nachdem 1815 die erste Auflage der Gedichte herausgekommen war. Und dennoch die große und ungetheilte Liebe, die Uhland von seinem Volke entgegengebracht ward und wird? Wo man große Wirkungen sieht, pflegt man, nach Goethe, der auf Uhland bei Eckermann (Gespräche. 6. Aufl. I, 45 f. II, 243) zu sprechen kommt, auch große Ursachen vorauszusetzen. Worin bestehen die bei unserem Dichter?

Uhland war Romantiker. Nun ist es zwar Gewohnheit geworden, die Romantik, wie sie zu Anfang unseres Jahrhunderts ergänzend auf die classische Epoche folgte, geringschätzig über die Achsel anzusehen, und die vielfachen Ausschweifungen, welche diese literarische Richtung sich zu Schulden kommen ließ, machen solche Verachtung ja auch begreiflich; aber man soll das Kind doch nicht mit dem Bade ausschütten. Wir sind uns nur nicht mehr bewußt — und die Schmäher selbst werden am wenigsten eine Ahnung davon besitzen — was wir der Romantik Alles verdanken, welch neue Elemente durch sie in unser Leben und Denken hineingekommen sind. Hatte man vorher ein Verständniß für deutsches Nationalgefühl, das seitdem so mächtig selbst in unser öffentliches Leben eingegriffen hat? Was galt früher die Herrlichkeit des Deutschen Reichs, deutsches Alterthum überhaupt? Was Volkspoesie? Vieler anderer Erscheinungen nicht zu gedenken, die sich jetzt der Luft, die uns umgiebt, mitgetheilt haben, die wir athmen, Gemeingut geworden sind, ohne daß wir uns auf den Ursprung besinnen. Wohl, die romantische Schule zerfiel, weil sie sich durch Ausschreitungen selbst ihr Grab gegraben hatte, aber ihre Anregungen blieben und ihre wirklich segensvollen Früchte genießen wir heute noch.

Diese allgemeine Betrachtung mußte vorausgeschickt werden, um die Grundlage für Uhland's Streben und Werth zu gewinnen. Auch Uhland war Romantiker:

„Als Knabe stieg ich in die Hallen
Verlass'ner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen
Und sah die hohen Münster an.
Da war es, daß mit stillem Mahnen
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,
Da ließ er frühe schon mich ahnen,
Was später ich in Büchern fand"

— so sang er 1807, als er zwanzig Jahre zählte — aber er unterschied sich doch in wichtigen Punkten von den geistigen Genossen der genannten Richtung. Wie sein Leben in wohlthuender Regelmäßigkeit, bürgerlicher Ordnung dahingelaufen ist, unähnlich den unruhigen, oft ziellosen Zickzackirrgängen mancher romantischer Poeten, so gleicht auch sein Dichten einem soliden Dasein, das sich frei hält von allem Phantastischen, Verzerrten, Formlosen, Exaltirten, stets innerhalb der Grenzen des Möglichen, Natürlichen bleibt, so daß man dem Dichter hie und da, z. B. in seinen Dramen, sogar den Vorwurf des allzu Trockenen, Nüchternen nicht ersparen kann. Uhland war gar kein bedingungsloser Verehrer des Vergangenen, wie viele Romantiker, die in unklarer Schwärmerei die Ideale des Mittelalters in die neue Zeit hineintragen wollten; er gleicht selbst jenem Bauer in seinem Gedicht „Die versunkene Krone", der zufrieden seine Sense dengelt und dem Himmel Dank für sein freies Leben singt, derweil neben ihm im Teich eine stolze Krone versunken liegt:

„Sie läßt zu Nacht wol spielen
Karfunkel und Sapphir:
Sie liegt seit grauen Jahren
Und Niemand sucht nach ihr."

Wenn Uhland sich in der ersten Hälfte seines Lebens dichtend, in der zweiten forschend in die altdeutsche Zeit versenkte, so geschah es immer mit Bevorzugung der rein menschlichen Seiten und Motive, die uns auch heut noch interessiren und begeistern können. So ist eine ganze Reihe seiner Balladen und Romanzen der Verherrlichung männlicher Tüchtigkeit, jugendlicher, fröhlicher Kraft gewidmet. So der letzteren in den Jung-Siegfried-Liedern, in dem:

„Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt" —

dann in dem ähnlichen: „Siegfried's Schwert", in welchem der kühne Knabe sich seine Waffe selbst schmiedet, den Amboß in den Grund schlägt:

„Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang:
Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert:
Nun bin ich wie andre Ritter werth;
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld" —

endlich im „Klein Roland", in dem des feinen Kindes Unerschrockenheit des Oheims Karl Groll zur Mutter Bertha über-

windet, in „Roland Schildträger“, der köstlichen Ballade, in der sechs Paladine des großen Karl ausziehen, um den ungeschlachten Riesen im Ardennerwalde zu tödten und ihm sein Kleinod abzunehmen, jung Roland seinen Vater als Knappe begleitet und schließlich Sieger und glücklicher Eroberer der kostbaren Beute wird:

„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet.“

Dem Preise mannhaften Muths und tüchtigen Thuns ist z. B. geweiht die Ballade vom „Schenk von Limburg“, jenem wackren, aber wegen seiner unbändigen Unabhängigkeitslust nie zu fassenden Grafen, den der Kaiser mit einem raschen Einfall und einer schlauen Wendung dennoch an seinen Hof fesselt, die 1814 gedichtete „Schwäbische Kunde“ von dem Schwaben, der sich „nit forcht“, — Balladen, in denen sich auch jener schalkhafte, liebenswürdige Humor zeigt, von dem Uhland ein voll gerüttelt Maß zu Theil ward, endlich der „Eberhard der Rauschebart“, diese Perle Uhland'scher Kunst. Und in dem unverwüstlichen alten Helden, der sich „noch greise Jahr' entlang“ schlug und nun auch „durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang“ bricht, wird nicht das wüste Draufgängerthum verherrlicht; was uns die vier Gesänge so heimisch macht, das sind die sittlichen Motive, die den alten Herrn bewegen, ohne die der Held zum ritterlichen Raufbold herabsinken würde, der keinen Anspruch auf moderne Antheilnahme erheben könnte. Eberhard der Greiner repräsentirt die Kraft des ordnenden Staates gegenüber den des Gemeinwohls spottenden Rittern und dem Sonderinteressen hegenden schwäbischen Städtebunde; die „Schlegelbrüderschaft“ der Ritter, von denen sich die Führer zu Heimsen in frechem Muthe „Könige“ nennen, weil dies „der Sache Kraft“ giebt, was wollen sie anders, als Zerstörung des Landes, um aus den Trümmern desselben sich den Bau ihrer Herrschaft aufzurichten?

„Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.“

Ein besonders schöner Zug ist es, daß Uhland, der ein „Herz für das Volk“ besaß, seinen Helden, Rittern und Städten gegenüber, in Verbindung mit dem Volk, den verachteten Bauern treten läßt; im ersten Liede, als den Alten die ritterlichen Strolche, der Wunnenstein und Eberstein im Wildbade aufheben wollen, ist es ein „armer Hirte“, der ihn rettet, und gern rettet, ihn auf den Rücken nimmt und treuherzig hinzusetzt: „Ich thu's von Herzen gern.“

„Da denkt der alte Greiner: Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt:
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.“

Es erinnert dieser Zug an des schwäbischen Genossen Justinus Kerner's Lied vom „Reichsten Fürsten“, für den Eberhard im Barte, „Württembergs geliebter Herr“, von den Fürsten mächtigerer und gesegneterer Länder erachtet wird. Denn ein Kleinod hält Eberhard's Land verborgen:

„Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.“

Und was wäre das Mittelalter ohne Sängerthum, das erst die Thaten des Helden der Nachwelt überliefert? Wie Uhland auch dieses verklärte und uns dabei doch menschlich nahe bringt, zeigen die Balladen und Romanzen von dem tapferen Fahrenden Taillefer, welcher dem Normannenherzog Wilhelm in der Schlacht bei Hastings voransingt und reitet und den Kampf eröffnet, von dem edlen Burgherrn Bertran de Born, der, gefangen, trotzdem ihm „nicht die ganze, nicht die halbe Kraft blieb, Saite nicht noch Schaft“, den siegenden König rührt, von dem schwärmerischen Castellan von Coucy, der im Tode noch sein Herz der Dame seiner Liebe weiht, bis herab auf den alten Sänger in des „Sängers Fluch“, dessen und seines Jüngers Gesang zugleich Uhland's gesammte Lyrik charakterisirt:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.“

Dies Sängerthum tritt als eine sittliche Macht auf, welche die Würde der Menschheit verficht, dem Leben Weihe verleiht, dem Rohen und Barbarischen gegenüber, wie jenem „stolzen, finstern König“, daß „die Höflingsschaar im Kreise jeden Spott verlernt“ und die „trotz'gen Krieger sich vor Gott beugen“, es will rühren, um zu erheben, und beleidigt, besitzt es die Macht, den Spötter und Frevler der Vergessenheit anheim zu geben, daß von seinem Namen „kein Lied, kein Heldenbuch“ meldet. Und wie wird diese idealisirte, sittliche Welt des Mittelalters, nach der der Dichter in der „Verlorenen Kirche“ so sehnsüchtig Verlangen trägt und von der es, man kann es symbolisch auffassen, heißt:

„Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten:
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden“ —

wie wird diese Welt so natürlich, unmittelbar, klar vor uns hingestellt, daß es keines Commentars, keines romantischen Programms mit der Ironie und den andern Bestandtheilen bedarf, um sie zu sehen und zu begreifen. Auch der einfältigste Geist kann sie verstehen.

Noch mehr über die meisten Romantiker hinaus und an unsere Zeit hinan ragte Uhland durch seine ganze Antheilnahme an den Kämpfen der Zeit, in der er lebte. Während so mancher Romantiker sich interesselos von seiner Gegenwart abwandte oder sich nach charakterlosem Schwanken der nach 1815 hereinbrechenden Reaction in die Arme warf, nahm Uhland von seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit an einen bestimmten Standpunkt ein, an dem er auch unentwegt festhielt, den eines der streng historischen Entwicklung Rechnung tragenden aber auf die Erfüllung der auf dem Wiener Congreß gegebenen Versprechungen drängenden festen Liberalismus. Kein Druck von oben konnte ihn aus dieser Stellung vertreiben, so daß die Universität Tübingen ihm dies bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums 1860 noch besonders bezeugen mußte, als dem „tapfersten und unbestechlichsten Vorkämpfer für Gesetz und Recht“. Das „alte gute Recht“ ist eine in Uhland's politischen Gedichten öfter wiederkehrende Formel. Darunter versteht der Dichter, soweit er sich als Schwabe fühlt, die württembergische magna charta, wie sie 1514 im Vertrage zu Tübingen vereinbart ward.

„Wo je bei altem gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte gute Recht!

„Das Recht, das unsres Fürsten Haus
Als starker Pfeiler stützt
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten schützt“ —

feiert Uhland 1816, aber in demselben Jahre auch muß er sich vernehmen lassen:

„Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? All und eines:
Das alte gute Recht.“

Und als Deutscher klagt er am 18. October:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,

Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich."

Charakteristisch ist dann noch das „Gespräch", gleichfalls 1816 gedichtet. Aus ihm ersieht man die maßvolle, streng rechtliche Stellung Uhland's, der allem sich überstürzenden, aus den Bahnen des geschichtlich Gewordenen sich entfernenden Radicalismus abhold war. Hier erscheint der Dichter nicht als Kläger gegen das Oben, sondern als Mahner gegen das Unten. Dem letztern gehören je die zwei ersten Verse der Strophen an; Uhland antwortet dann in den beiden letzten Versen:

„Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist! —
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

„Das Bessre, nicht das Gute nur,
Zu rühmen, sei dir Pflicht! —
Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Bessren leider nicht."

Beachtenswerth bei Behandlung der Frage, worin Uhland die Romantik überflügelte, sind auch dessen beide Dramen: „Ernst, Herzog von Schwaben" (1817) und „Ludwig der Bayer" (1819). Wol, man kann auch diese beiden Dichtungen noch romantisch nennen, wenn man ihren Stoff ins Auge faßt; im „Herzog Ernst" griff der Dichter jene Gestalt des elften Jahrhunderts auf, dessen rührende und allen Nöthen, selbst Acht und Bann trotzende Freundestreue für den Grafen Werner v. Kyburg das Mittelalter derart begeisterte, daß es den Herzog Ernst mit sagenhaften Zusätzen in einem Volksbuch verewigte. „Ludwig der Bayer" behandelt den Conflict zwischen diesem Fürsten und Friedrich dem Schönen von Oesterreich, welcher Jedem aus Schiller's Gedicht „Deutsche Treue" bekannt sein dürfte. Ludwig, rechtmäßig gewählter König, sieht sich genöthigt, seinen ehemaligen Jugendfreund Friedrich, der sich zum Gegenkönig aufgeworfen, zu bekämpfen; er besiegt ihn (1322) in der Schlacht bei Mühldorf, und da Friedrich, sich der früheren Busenfreundschaft erinnernd und sein Unrecht einsehend, sich nun wirklich demüthigt, erhebt ihn Ludwig zum Mitkönig und vertraut ihm, als er selbst gegen die in seine Mark Brandenburg einfallenden Slaven zu Felde ziehen muß, sein Erbland Bayern zur Beschützung an: deutsche Treue. Aber welch Gegensatz besteht dabei nicht zwischen diesen beiden Werken und einem großen Theil der Dramen der romantischen Schule! Diese zerflossen, unklar, ohne Hinblick auf die lebendige Darstellung geschrieben, jene plastisch, klar, im Aufbau wohlgeordnet, durchdacht, zur Aufführung geeignet, frei von Ueberschwänglichkeiten, ja, wie schon oben bemerkt, fast allzu frostig und nüchtern, man möchte sagen: von classischer Herbheit. Wie in den Balladen und Romanzen haben wir es auch hier nur mit den erwärmenden Zügen des Mittelalters zu thun; Treue ist das Motiv in beiden und unerschütterliches Rechtsgefühl und menschliche Tüchtigkeit tritt jedesmal in Kampf mit wilder Freiheits- und Unabhängigkeitslust; das eine Mal werden jene Eigenschaften, das andere Mal diese verklärt. Die Staatsidee aber siegt, wie in den Rauschebartballaden, in beiden.

Uhland's Dramen sind aufgeführt; man hat an Ehrentagen und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten sich der Pflicht erinnert, die man einem Dichter wie Uhland schuldet. Aber länger behaupten haben sich die Stücke nie können. Man hat hin und her gestritten, woran das läge; Joh. Scherr z. B. macht den „Spektakel, welcher auf den deutschen Bühnen lärmt", dafür verantwortlich, daß neben ihm die „stille Größe und Würde der Dramen eines Uhland nicht aufkommen" könne. Es ist wol richtig, daß bei einem stärkeren Pflichtbewußtsein der meisten deutschen Theaterleiter den hervorragenden nationalen Dichtern gegenüber die beiden edlen Werke Uhland's öfter Gelegenheit haben würden, zum Publicum zu reden; wenn sie jedoch nicht diejenige zündende Wirkung besitzen, die zum höchsten Triumphe eines Trauerspiels und Schauspiels nöthig ist, so muß man das doch auch mit darin suchen, daß es Uhland eben an dem zu sehr fehlt, was erst den echten Dramatiker ausmacht, an der Wiedergabe dramatischen Lebens. Es zeigt sich dieser Mangel, um nur ein Beispiel heranzuziehen, schon in den gesteigerten Augenblicken, wie es die Actschlüsse sind, die einer viel stärkeren Hervorkehrung der Gegensätze, eines tieferen Aufwühlens der Leidenschaft bedürfen, als man diese Momente bei Uhland ausgedrückt findet. Wie dürr nimmt sich z. B. der erste Actschluß im „Herzog Ernst" aus, wie möchte man diesem ein viel kräftigeres Aufbäumen der Empörung wünschen, als solches ihm der Dichter, da dem Helden Verwünschungen ohne Gleichen — Acht und Bann — zugeschleudert werden, mit den wenigen Worten leiht:

„Hin fahr' ich ein zwiefach Geächteter,
An meine Fersen heftet sich der Tod
Und unter Flüchen krachet mein Genick,
Vom Werner laß ich nicht!"

Ueberblicken wir das Gesagte noch einmal, so sehen wir, was wir an Ludwig Uhland haben, so ergiebt sich, daß Uhland, wie der schöne Ausdruck lautet, der „Ehrenretter der Romantik" wurde, d. h. jener poetischen Elemente, die wir auch heutzutage nicht mehr in der Dichtung entbehren und wol als eine Bereicherung unserer Poesie empfinden können. In seinen Balladen und Romanzen, Uhland's werthvollsten Schöpfungen, auch in den politischen und einigen rein lyrischen Gedichten (Droben stehet die Kapelle — Das ist der Tag des Herrn — Ich bin vom Berg der Hirtenknab — Bei einem Wirthe wundermild — Vorwärts! fort und immer fort — Dir möcht ich diese Lieder weihen) hat er Bleibendes geleistet, so daß man, um auf das Eingangs erwähnte Citat Goethe's zurückzukommen, wol Ursache hat, des Altmeisters etwas kühl anerkennende Worte sich ins Vollere, Begeistertere zu übersetzen, daß nämlich Uhland „vorzügliches Talent" besitze, zu seinem „Ruhme einiger Grund" vorhanden sei, und daß Schwaben „nur einen Dichter der Art wie Uhland" habe. Die genannten Schöpfungen verbürgen uns weiter, daß Uhland auch fernerhin wirken und in absehbarer Zeit an Ansehen nicht verlieren, vielmehr dem Knaben und Jüngling lieb und theuer und somit dem gereiften Manne und Greise noch ein Schatz bleiben werde, den derselbe aus seiner Jugend sich in sein Alter hinübergerettet. Julius Riffert.

Zur Erinnerung.

Vor nunmehr fünfzig Jahren,
am 24. April 1837,
setzte sich, Vormittag 9 Uhr, der erste, 8 Wagen starke Personenzug der Leipzig-Dresdner Eisenbahn in Bewegung, um, zunächst als Festzug, den Betrieb der fertig gestellten 16 200 Ellen oder 9 Kilometer langen Theilstrecke Leipzig-Althen zu eröffnen. Weitere Züge folgten in einstündigen Pausen und 268 Thaler 8 Groschen waren das finanzielle Ergebniß dieses nicht allein für Sachsen, sondern für ganz Deutschland bedeutsamen Tages. Denn war auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn nicht die erste deutsche Locomotiv-Eisenbahn — die Bahn Nürnberg-Fürth wurde 1 Jahr 5 Monate früher eröffnet —, so war doch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn die erste Bahn, welche ein richtiges Urtheil über Anlagekosten, Bau, Ausrüstung und Betrieb einer größeren deutschen Locomotiv-Eisenbahn ermöglichte; die ¾ Meilen

lange Linie Nürnberg-Fürth war, wie in Kürze gezeigt werden soll, dazu durchaus nicht geeignet.*)

Die Anregung zu einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth ging 1825 vom König Ludwig I. aus, aber es verflossen 8 Jahre, ehe der Gedanke dieses Monarchen Wurzel zu fassen vermochte. Erst 1833 kam die Gründung einer Eisenbahn-Gesellschaft für den Bau der gedachten Linie in Nürnberg zu Stande, zu welcher auch die denkbar günstigsten Bodenverhältnisse herausforderten und es ermöglichten, daß hierbei nur ein Anlagecapital von 132000 Gulden in Frage kam. Da der leicht zu ermittelnde Verkehr zwischen Nürnberg und Fürth sich auf täglich 600 Personen und 300 Centner Güter belief, welche der projectirten Eisenbahn eine Tageseinnahme von mindestens 80 Gulden, also eine tägliche Reineinnahme von 40 Gulden und somit eine Dividende von mindestens 12% sicherten, so konnte das Unternehmen auch in jener Zeit als kein besonderes Wagniß gelten. In 7 Monaten schon wurde es ohne Kostenüberschreitung ausgeführt, und dies und eine pünktlich sich einstellende 13½%ige Dividende bezeugen am besten die Einfachheit und die Gunst der Verhältnisse.

Wie ganz anders lagen die letzteren in Leipzig, wo man in derselben Zeit wie in Nürnberg die Anlage einer Eisenbahn ins Auge faßte, aber den Bau einer fünfzehn Meilen langen Linie, die über einen breiten Strom durch Berg und Fels geführt werden sollte und nach der oberflächlichsten Schätzung ein 30mal größeres Capital als die kleine Nürnberg-Fürther Bahn erforderte!

Die Einnahmen einer solchen Linie ließen sich im Voraus gar nicht berechnen und die Ausdehnung des Unternehmens gefährdete eine solche Menge Interessen, daß sich dadurch der Ausführung gleich mächtige Hindernisse wie Strom und Fels entgegenstemmten.

Wer sich nur einigermaßen in jene Zeit zu versetzen vermag, der wird auch den Unternehmungsgeist und Muth jener Leipziger Bürger und Kaufleute bewundern, die sich entschlossen an ein in seiner Art in Deutschland noch einzig dastehendes Unternehmen heranwagten; die es, ohne zu wanken, auch dann ausführten, als die endlich fertigen Kostenanschläge eine Erhöhung des mit 1800000 Thalern angenommenen und größtentheils schon eingezahlten Capitals um weitere 2700000 Thaler nöthig machten, so daß es sich schließlich um eine Summe handelte, die in ihrer damals abschreckenden Höhe in jedem anderen Theile Deutschlands den Sturz eines solchen Unternehmens herbeigeführt hätte.

Erwägt man das, so erkennt man auch, daß zu jener Zeit nur Leipzig und nur erst Sachsen diejenige Reife besaß, welche zur sicheren Ausführung der ersten großen deutschen Locomotiv-Eisenbahn nothwendig war. Das fühlte auch der geniale Mann, das empfand Friedrich List, als er Hamburg den Rücken kehrte und sich Leipzig zuwendete. Hier allein konnte und sollte er Verständniß für seine, auf die Einführung der Locomotiv-Eisenbahnen gerichteten Pläne finden. Und wenn List, der seiner Zeit so weit voraus war, daß seine Ideen erst jetzt, nach 50 Jahren, in der Wirthschaftspolitik Deutschlands zum Ausdruck kommen, trotzdem auch in Leipzig nicht die entsprechende Anerkennung seiner Verdienste fand, so beweist dieses und List's fernerer Lebensweg, daß im übrigen Deutschland noch viel weniger daran zu denken war. — List litt und starb darum auch an jenem Uebel, welches die Genies aller Zeiten und Völker verfolgt hat.

In Sachsen war die ganze Intelligenz des Landes, vom Fürsten abwärts, mit Freuden bereit, das von List angeregte Unternehmen, den Bau einer Leipzig und Dresden verbindenden Locomotiv-Eisenbahn, durchzuführen und zu unterstützen, obwol Jedermann fühlte, daß es sich dabei um unübersehbare Veränderungen des ganzen gesellschaftlichen Lebens handelte. Ohne diese allseitige Unterstützung, welche der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Gesellschaft in Sachsen von allen Seiten, namentlich von der Stadt Leipzig und ganz besonders von Seiten der sächsischen Regierung und einer Reihe hervorragender und für das Unternehmen begeisterter Staatsdiener zu Theil wurde, wäre dasselbe trotz alledem wol schwerlich zu Stande gekommen. Denn bei dem damaligen Zustande der deutschen Technik und Industrie, wo noch alle zur Ausführung des Bahnbaues und Betriebes nöthigen Hilfsmittel und Einrichtungen erst ausgedacht, neugeschaffen, meist aber aus weiter Ferne mühsam herbeigeholt werden mußten, nahmen die sich daraus ergebenden Aufgaben und inneren Schwierigkeiten die Thatkraft der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft derart in Anspruch, daß besonders dem Wetteifer der Regierung ein ungewöhnlich großer Wirkungskreis zufiel.

Man denke nur an die von der Regierung zur Verfügung gestellten technischen Beamten und Arbeiter, an die, meist im Verwaltungswege bewirkte Abkürzung und Verbesserung der Grundenteignung, an die der Gesellschaft ertheilte Genehmigung zur Ausgabe einer halben Million Thaler Cassenscheine und an die öfter gewährten beträchtlichen Vorschüsse. Jeden Sachsen, der, nach echt deutscher Art, auch sein engeres Vaterland liebt, muß darum die Erinnerung an den denkwürdigen 24. April 1837, mit dem für unser ganzes deutsches Vaterland eine völlig neue Zeit begann, mit Stolz und Freude erfüllen. Man blicke nur von diesem epochemachenden Ereignisse in die nächstliegenden Zeiten und Jahrhunderte zurück, und man wird finden, daß von Sachsen aus durch Land und Leute wiederholt der Anstoß zu einer Bewegung gegeben worden ist, die das Leben des deutschen Volkes stets aufs tiefste beeinflußte. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn erfüllte nach ihrer vollständigen Eröffnung alle Erwartungen und dieses wirkte ermuthigend nach allen Seiten und leitete schnell in die Periode des deutschen Privat-Eisenbahnbaues. — Aber die Betriebsergebnisse der ersten Jahre zeigten, daß man wie überall, so auch bei der Leipzig-Dresdner Eisenbahn den Personenverkehr vollständig unter- und den Güterverkehr sehr stark überschätzt hatte. Denn es brauchte längere Zeit, ehe das neue Verkehrsmittel den Güteraustausch und die Production umgestaltete. Bis zum Jahre 1851, also 13 Jahre lang, überwogen die Einnahmen des Personenverkehrs. Erst von 1852 ab wurden die Einnahmen aus dem Güterverkehr ausschlaggebend und bestimmten den Preis der Actien.

Die Einrichtungen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn dienten dann fast allen nach ihr in Angriff genommenen Bahnen als Muster, und mag dann später auch die Bewirthschaftung dieser oder jener Privatbahn eine vielleicht geschicktere gewesen sein, rechtschaffener und solider wie die Leipzig-Dresdner Eisenbahn ist sicherlich keine andere Privat-Eisenbahn verwaltet worden. Aber auch ihr hafteten die Mängel des Privatbetriebes an, und als man den Privat-Eisenbahnen in Deutschland allmälig den Boden entzog, waren die Tage der Leipzig-Dresdner Eisenbahn gezählt. Sie trat in Ehren zurück, sie war eine der ersten älteren deutschen Privatbahnen, welche in den Besitz des Staates übergingen. Die Verstaatlichung des Eisenbahnwesens vollzog sich in Sachsen mit am schnellsten und entschiedensten, denn ein glückliches Zusammentreffen der verschiedensten Verhältnisse will es, daß in Sachsen auch jetzt noch alle Differenzen des geistigen und wirthschaftlichen Lebens schneller als anderwärts eine gewisse Klärung erfahren und dadurch wird auch die Verwaltung der sächsischen Staatseisenbahnen zu den zeitgemäßesten Leistungen befähigt.

---

*) Ursprünglich als Pferdebahn in Aussicht genommen, wurde auf der Nürnberg-Fürther Bahn neben dem Locomotiv- auch der Pferdebetrieb bis zum Jahre 1862 beibehalten.

Ein Ruhetag des Afrikareisenden August Einwald in Calvinia (Südwest-Afrika).

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Obwol schon viele Reisebeschreibungen veröffentlicht worden sind, bleibt doch stets noch Manches zu erwähnen, wodurch die Eigenthümlichkeiten der Bewohner Afrikas in gewissen Gegenden in ein klares Licht gestellt werden.

Nach genauer Besichtigung der Kupferminen in Klein-Namaqualand wollte ich den Gariep oder Oranjefluß bei Pella passiren, fand aber keine günstige Furth und reiste deshalb in östlicher Richtung weiter nach Calvinia in die Nähe des Amon Peak, woselbst ich an einer ziemlich guten Stelle ausspannte. Mein Aufenthalt hier war für zwei Tage bestimmt, da der Kalender den 25. December anzeigte. Nicht weit davon lag einsam ein Bauerngut, dessen graue Gebäude sich kaum von der Farbe der dürren Ebene unterschieden. Ich ritt auf meinem dickköpfigen, langhaarigen afrikanischen Pferde hin.

Bei meiner Ankunft am Wohnhause sprang ich aus dem Sattel und warf meinem Gaul die Zügel über den Kopf, damit er, wie gewöhnlich dann, sofort ruhig stehen bleibe. Einige große Bastard-Hunde, besäet mit breiten haarlosen Narben von Wunden, beschnupperten meine und des Pferdes Beine und legten sich wieder nieder. Mit langen Schritten stolzirte ein zahmer Strauß näher, zupfte das Pferd muthwillig beim Schwanze und segelte scherzend wieder hinweg. Alles war dann still und einsam wie zuvor; der Wind säuselte durch die Fächerblätter einiger verkrümmter Pflanzen, die der ganze grüne Schmuck des „Platzes" waren.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen und heraus trat mit zorniger Geberde ein langer, stattlicher Boer; ihm folgte ein Hottentotte. Der Boer war nach der Art der holländisch-afrikanischen Colonisten gekleidet und trug in seiner braunen großen Hand eine lange, altmodische Flinte. Zorn hatte seine frische Gesichtsfarbe in ein bleiches Blauroth verwandelt.

Ich begrüßte ihn und fragte nach seinem Befinden. Der Colonist klärte mich auf, die Eingebornen hätten ihm 24 Stück Ochsen gestohlen. Dann gab er mir den gutgemeinten Rath, doch ja auf mein Eigenthum acht zu geben. Als ich ihm erwähnte, daß ich schon lange reiste und stets Vorsichtsmaßregeln träfe, auch bei meinem Aufenthalt unter den Hottentotten schon zur Ueberzeugung gekommen sei, daß sie im Gesicht das Erbe von Ham's Verfluchung tragen, stampfte er klirrend die lange Flinte auf den Grund, schnaubend die Worte aussprechend: „Ich will den Vagabunden jetzt auch ein Beispiel geben."

Dazwischen trat die Gattin des Boer, eine reinlich gekleidete corpulente Holländerin, freundlich grüßend. Sie wollte ihren Mann mit den Worten trösten, daß es vielleicht ein Irrthum sei, und das Vieh sich verlaufen habe. „Unsinn", grollte der Boer und schrie dem Hottentotten zu: „Bring' die Pferde, alle drei, auch den Hengst!" und hinweg eilte Clas nach dem Stalle, kehrte aber in der Thür mit unverkennbarer Bestürzung um, wandte sich nochmals und schaute mit langgestrecktem Halse in den Stall hinein.

„O, Baas, mein lieber Baas, alle vier Pferde sind todt!" „Todt!" wiederholte der Boer, in einem Tone mehr ungläubig als erschrecken; hoho, Clas ist verrückt!" Er eilte nichtsdestoweniger dem Stalle zu. Da lagen sie, drei tüchtige Reitpferde und in der Ecke der kostbare Hengst, ein wunderschönes edles Thier — alle erschossen mit Pfeilen, die ohne Zweifel vergiftet waren.

„Rufe das Volk, Clas!" grollte der Boer mit heißer und bebender Stimme dem Hottentotten zu, „aber alles Volk!" Hinweg rannte Clas nach dem Kraale, wo die Wohnungen der schwarzen Dienstleute wie große Bienenkörbe aufgebaut waren.

Mit langen Schritten und heftiger Geberde schritt der Farmer auf dem Stoop (eine Erhöhung vor dem Hause gleich einem Trottoir) hin und her. Eine seltsame Gesellschaft, von Clas geführt, bewegte sich vom Kraale her: schwarze kleine Namas, gelbe magere Hottentotten und braune fette Betschuanas, Männer, Frauen und Kinder, gefolgt von ein paar Dutzend halb verhungerter Hunde. Die Erwachsenen hatten ein Fell oder alte Lappen über den Schultern hängen; die Kinder aber waren völlig nackt. Diese dunkle Gruppe ordnete sich schweigend auf dem Stoop.

Der Boer bat mich, während des Verhörs neben ihm Platz zu nehmen; mit prüfendem Auge wurde die Gruppe überschaut und sehr bald vermißte man die zwei Hirten, auf welchen der Verdacht lag, die Rinder geraubt und auch die Gräuelthat an den Pferden verübt zu haben. (Um allzu schneller Verfolgung vorzubeugen, tödten die Eingeborenen stets die Pferde, welche zunächst zur Hand sind.)

„Wo ist Snelheid und Danser? (die Namen der zwei Hirten) rief der Boer in einem richterlichen Tone. Niemand antwortete; kein Gesicht verzog eine Miene, obwol aus den kleinen, schwarzen Augen die beredteste Intelligenz hervorleuchtete.

„Wo sind meine zwei Hirten?" wiederholte der Boer, der seine Entrüstung kaum zu zügeln vermochte. „Schlechtes Gesindel, alle wißt Ihr darum!"

„Wir wissen es nicht, Baas (Meister), wir haben sie nicht gesehen", war nach einiger Zögerung die lügenhafte Antwort.

„Nichtswürdiges Geschmeiß", schrie der Boer wüthend, „geht und bringt die Ochsen zurück, oder — wehe Euch! Die Hütten zünde ich über euren Köpfen an und wer daraus hervorkriecht, wird, wie ein Hund, niedergeschossen."

„Hinweg! Vor Sonnenuntergang müssen die Ochsen hier sein!" — und Jung und Alt rannte in der Richtung der fernen, blauen Hügelketten.

„Puh", puffte der Boer, „dies erstickt mich beinahe." „Frau, gieb mir ein Buchozoopie (Kräuterschnaps); das Aergerniß bringt mich um", und wirklich war der bedauernswerthe Farmer braunroth geworden. Die gute, gehorsame Ehehälfte erfüllte sein Geheiß, allein trotz mehrerer Dosen dieses Universalmittels takte de naarheid niet af (minderte sich das Uebelbefinden nicht) und er gebot seiner Frau, Clas hereinzurufen. Der Leibjunge, mit einem Stück schwarz geräuchtem Fleisch in der Hand, von welchem er nach Art der Thiere mit den Zähnen soviel abriß, als er mit seinem schönen weißen Gebiß vermochte, erschien. Der Boer legte sich ausgestreckt auf den Bauch, worauf Clas ihn in einen Klumpen Teig zu verwandeln begann, während das Opfer dieser Manipulation von Zeit zu Zeit ein „Ach" und „Oh" ausstieß. Als Clas sein Fleisch verzehrt hatte, war auch die Operation vorüber; der Boer erhob sich, schüttelte sich und erklärte, das Uebelbefinden sei verschwunden.

Ohne weitere Unterbrechung vergingen die Morgenstunden. Die Hausfrau saß traurig am Fenster und nähte. Bisweilen entsank ihren Händen die Arbeit und ihre Blicke hingen gedankenvoll an jener blauen Hügelkette, welche den Horizont säumte. Ein krampfartiges Zucken dann und wann an den Augenlidern und dem Munde bewies jedoch nur zu deutlich, daß ihre gewöhnliche Behaglichkeit sehr gestört sei. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten, ging zu ihr hinüber und bot meine Hilfe an. Erst dann hörte ich, daß die peinlichste Besorgniß der guten Leutchen nicht wegen der geraubten Ochsen und getödteten Pferde ist, sondern wegen ihres Sohnes, des einzigen Kindes, welcher den Dieben schon seit gestern folgte und noch nicht zurückgekehrt war. Mit affectirter Ruhe saß der Boer in einem altväterlichen Lehnstuhle, in der einen Hand die Pfeife, aus welcher er emsiger denn je dicke Rauchwolken zog. Trotz seiner Selbstbeherrschung konnte er eine innere Unruhe nicht verbergen. Er erhob sich von Zeit zu Zeit, öffnete die Hausthüre und warf einen tiefen, sehnlichen Blick über die Ebene, die sich vor dem Gute ausdehnte, oder ergriff ein kleines Teleskop, das über der Thüre auf einigen Holzpflöcken lag, und überflog den Gesichtskreis mit sorgsamer Prüfung.

Da ich bereits wußte, daß die Fernröhre der im Innern des Landes wohnenden Boers meistens mit schlechten Gläsern versehen sind, so offerirte ich ihm das meinige, erhielt es aber wieder zurück mit der logisch-philosophischen Bemerkung: „Myn Vriend, wo nichts ist, kann man auch nichts sehen, sogar mit dem besten Teleskope nicht." Dann setzte er sich wieder nieder zum Rauchen. Stunde auf Stunde verlief und nichts unterbrach die Monotonie. Das Mittagsmahl kam zur Tafel, aber der Boer gab die „Opwerkens" (Magendrücken) als Entschuldigung für Nichtessen an, die Frau sagte, sie leide zu viel von Benauwdheid (Sorge).

Unter diesen Umständen aß Niemand und Lys das Dienstmädchen (eine Hottentottin) nahm, ohne die geringsten Gefühle der Theilnahme zu bekunden, die Speisen wieder fort. Alles blieb still wie zuvor, nur das einförmige Ticken einer Schwarzwälder Uhr, die nach vielen langen Kreuzfahrten ihren Weg in diese Oede gefunden hatte, unterbrach die Stille und zugleich meine wachenden Träume an mein theures und schönes Vaterland.

„Ist Jan noch nicht zurück?" wagte endlich die Hausfrau fragend zu bemerken, denn ihre innere Unruhe nahm so zu, daß sie nicht länger ihre Arbeit ohne Worte fortsetzen konnte, obschon sie sehr wohl wußte, daß ihr Sohn noch nicht zurück war. Armes Mutterherz! auch du, wie alle Hoffenden, versuchst Andere und durch Andere dich selbst und deinen Schmerz zu täuschen!

„Hm, Hm", intonirte der Boer, „sein Pferd wird ermüdet sein"; obwol es unverkennbar war, daß er mit diesen Worten

weder seine eigene Ueberzeugung aussprach, noch die Unruhe seiner Frau beschwichtigt hatte. Oefters nahm er mein Fernrohr und prüfte den Horizont, wenn zu Zeiten eine leichte Staubwolke seine Aufmerksamkeit fesselte, aber ach! es war nur eine Sandhose, die tanzend über die Ebene irrte.

Diese Unruhe der beiden Eheleute steckte auch mich an und ich schlug vor, mein zweites Pferd zu holen, so daß wir das uns vorliegende und die Eltern drückende Räthsel lösen konnten. Damit der Boer meiner Unterstützung sicher sei, ließ ich zwei meiner Diener zurück und es dauerte für mich nicht lange, meinen Wagen zu erreichen, mein zweites Pferd zu schirren und zurückzueilen.

So verließ ich mit dem Boer, welcher mein ruhiges Pferd bestieg, das so schwer heimgesuchte Gut. In Kurzem kamen wir nach den Kraalen, woselbst einige nackte Kinder umher krochen und auf schmutzigen Fellen zwei alte Weiber saßen, die aus hohlen Knochen Tacha (eine Art Tabak) rauchten, uns mit: Goede Dag Baas grüßten und dann in stumpfsinniger Theilnahmlosigkeit weiter qualmten. Hinter dem Kraale erhoben sich felsige Trümmer, die eine gute Aussicht gewährten und welche auch als Schutz gegen den schneidenden Nachtwind dienten. Diese bestiegen wir und richteten unsere Fernröhre mit langer ernster Prüfung nach allen Richtungen. Allein auch dieses Mal ohne befriedigendes Resultat.

So vergingen die Stunden des Nachmittags und schon neigte sich die Sonne zum Horizonte, als wir zum Gute zurückkehrten, wo der Boer sich gedankenvoll an das Haus lehnte und trübe und ernst nach jener Hügelkette schaute, über die sich schon als Vorrenner der rasch sinkenden Nacht ein dunkler blauer Nebel zu lagern begann. Unbemerkt nahte sich ihm seine Frau und legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm. Er schrak heftig zusammen, ein Zeichen seiner inneren Unruhe, die er jedoch auf alle mögliche Weise seinem lieben Weibe zu verbergen suchte.

„Piet", redete sie ihn an, in flehendem aber ernstem Tone, „Piet, ich fühle eine beklommene Angst, deren ich nicht Herr werden kann. Uns steht ein Unglück bevor und — und — unser einziges Kind ist noch nicht zurück. „Myn Echtgenoot, mache ein Signal, daß unsere Nachbarn zu uns herüber kommen." Als Antwort auf ihr Verlangen loderte alsbald ein helles Feuer von einem Haufen harziger Rhenosterbüsche, über welche eine dicke Lage getrockneter Mistkuchen gedeckt waren. Da es windstill war, schoß die Flamme bald hoch in die Luft. Zugleich lud der Boer sein mächtiges Rohr (die alte Flinte) mit einer Handvoll Pulver und drückte es dicht am Boden ab; es krachte wie eine Kanone und ein vielfaches Echo lief in die Berge hin. Bald darauf fielen Schüsse in großer Entfernung und Rauchsäulen stiegen in verschiedenen Richtungen empor, als Zeichen, daß das Signal gesehen und verstanden sei. Die Scheibe der Sonne berührte den Horizont und ein dunkelgelbes Lichtmeer fluthete über die Ebene und vergoldete einige Staubwolken, die sich in verschiedenen Richtungen jetzt bemerkbar machten und dem Gute näher zu kommen schienen. Es waren sechs Nachbarn, welche zu Pferde ankamen.

„Wir dürfen nicht säumen, Freunde", sagte Piet nach kurzem Gruße, „wir haben nur noch eine Stunde Tageslicht, ich will euch unterwegs Alles erzählen." Flüchtig sein Weib küssend, sprang er in den Sattel und ritt scharf in der Richtung der blauen Hügel, begleitet von den Boeren, mir selbst und drei Hottentotten. Piet theilte seinen Begleitern in kurzen Worten mit, daß er schon seit einiger Zeit Verdacht auf seine eigenen Hirten habe wegen allerlei Dieberei unter seiner Heerde und nicht zweifle, daß sie in steter Verbindung mit ihren Freunden jenseits des Oranjeflusses seither gewesen wären, daß Clas heute früh die Spur der Zugochsen und der zwei Hottentotten in der Richtung der Grenze entdeckt habe und daß darauf sein Sohn Jan nachgesetzt, aber noch nicht zurückgekehrt sei.

Die Sonne war jetzt hinter dem Bergrücken verschwunden, aber die Luft leuchtete noch mit gelbem Lichte und die Spur der Rinder ließ sich noch deutlich erkennen und da, wo die Spur deutlicher war, hielt man einige Augenblicke an.

„Diese Pferdespur liegt seit frühem Morgen, da Thau sich darauf gelegt hat," bemerkte einer der Boeren.

„Ganz Recht," versetzte Piet, „es ist die Spur meines Sohnes, er ritt mit Tagesanbruch."

„Und hier," bemerkte ein Anderer, „ist er abgestiegen, denn das ist die abgerundete Spitze seiner Feldschuhe. Und hier hat er seine Flinte angelehnt, denn das ist der Eindruck des Kolbens, dort hat das Gewehr auf dem Sande geschleift."

„Hier, Baas," rief Clas, „ist ein gebrochener Riemen und ein frisch geschnittenes Riemchen; Jan hatte den alten Sattel, sicher war etwas gebrochen."

Mit solcher Genauigkeit entnahmen die Boeren aus unbedeutenden Kleinigkeiten die Art und Weise, in welcher der junge Jan seine Reise fortgesetzt hatte, so daß sie kaum besser unterrichtet gewesen sein würden, hätten ihre Augen ihn stets beobachtet.

Man berathschlagte über den weiteren Curs, denn es schien hier, als ob die Rinder nach allen Seiten auseinander gelaufen wären. Die Pferdespur hörte auch plötzlich auf. Eindrücke von drei verschiedenen Füßen waren im Sande bemerkbar; zwei Paar waren von nackten Füßen, ein Paar von Feldschuhen. Man erkannte sie als die Spuren der Hottentotten-Buschmänner und des jungen Boers Jan. Das zersplitterte Stück eines Knüppels fand man und einen Eindruck im Sande, als ob etwas Schweres darauf hingeschleift worden sei. Bei diesen ungünstigen Zeichen stieg die Angst des Vaters zu einer peinlichen Höhe, denn es erschien nur zu wahrscheinlich, daß Jan die Diebe hier eingeholt hatte und ihnen erlegen sei. Wir zerstreuten uns und suchten in der nächsten Umgebung. Man fand aber nichts mehr, sogar die Spur des Pferdes war verloren.

„Und doch geht die Pferdespur nicht zurück!" war die Bemerkung eines Boers.

„Baas", schnarrte der Diener, „sie haben das Pferd vorausgejagt und die Ochsen hinterher getrieben — so, daß die Spur des Pferdes vertrampelt wurde."

„Er hat Recht", riefen die Boeren, erstaunt über sich selbst, daß eine solche einfache Lösung des Räthsels ihrem natürlichen Scharfblicke entgangen war. Ohne Unterbrechung erreichten wir die Höhe der Hügelkette und vor uns lag die weite Ebene. Dicke Nebel trieben sich wie die Sturmwogen der See über die graue Fläche, mit hie und da einer dunklen Höhe wie Inseln aus diesem Wolkenmeere emporragend.

Die kurze Dämmerung verschmolz im Schatten der Nacht. Plötzlich glühte ein rother Schein durch das Dunkel; ein Schuß fiel, dann ein zweiter, ein dritter. Das Feuer veränderte sich in einen dunkel glühenden Rauch, der wie eine Säule aufwärts schoß; dann folgte ein Schlag, von welchem der Grund bebte. Jetzt konnte ich nicht mehr zweifeln, daß der Rauch und Schlag durch die Explosion eines Pulvervorrathes entstand und daß mein Wagen mit Ausrüstung brenne.

Bald darauf fiel wieder ein Schuß, worauf Piet ausrief: „Dem Himmel sei Dank! Es ist mein Sohn, der Signal macht, daß er heimgekehrt ist." Ohne einen Augenblick zu verlieren, jagten wir schnurstracks dem Feuer zu. Da ertönte wieder ein Schall, als ob es donnerte, und heller wurde der Schein, so daß man die Gebäude deutlich sehen konnte und — nicht mein Wagen, sondern Piet's Haus brannte; bald waren wir so nahe, daß kein Zweifel mehr vorhanden war, daß Piet's Haus in Flammen stand.

Das ungewisse Schicksal seines Sohnes war augenblicklich aus seinem Gedächtnisse verdrängt, denn wir suchten bei der Ankunft nur nach der Frau, aber vergebens.

In einiger Entfernung standen die zwei Hunde und stießen ein so klägliches Geheul aus, daß man sich des Grauens nicht enthalten konnte.

Der beklagenswerthe Boer war auf einen Stein niedergesunken, das Gesicht in seinen Händen, und Niemand wagte, ihn zu stören, denn wir selbst standen in stummem Entsetzen, ohne zu wissen, was zu sagen, was zu thun. „Sucht nach meinem Weibe, Gott kann ein solches Unglück nicht wollen", schluchzte Piet und seine Stimme wurde rauh und heiser und er schien der Erstickung nahe.

Als die Trümmer etwas abgekühlt waren, untersuchten wir mehrere Gegenstände, besonders an der Stelle, wo früher die Wohnstube gewesen, und fanden den Rest eines menschlichen Körpers, geschwärzt durch den Rauch. Der Schädel des Leichnams war zerschmettert. Ein alter Boer ging langsam zu Piet und sagte nach einer Pause: „Myn Vriend — Frau — ist nicht mehr."

„Wo ist meine Frau, wo ist mein Sohn?" rief der schwer heimgesuchte Vater, aber nur langes Stillschweigen war die Antwort.

Tiefgerührt sagte ich dem Armen leise: „Kommen Sie zu meinem Wagen, ruhen und stärken Sie sich, bis wir uns berathen, was zu thun", aber ich erhielt keine Antwort.

Nach langem planlosen Anschauen und Hin- und Herrathen rief plötzlich Piet: „Verflucht sei die ganze Brut! — Fertig! — macht Euch fertig für einen Streifzug!" Frau und Sohn waren, in Gedanken an Rache, für den Augenblick vergessen; Alle sattelten, die Waffen wurden in Ordnung gebracht und fort ging es im Galopp zum ersten Dorfe, wo wir jedoch nur zwei alte Weiber an-

trafen, welche wir jetzt unter furchtbaren Drohungen zwangen, uns Alles zu verrathen. Als wir so genau wie möglich informirt waren, ritten wir nach dem Orte, wo die Missethäter sein sollten. Schon in der Nähe des Kraales beobachteten wir Häute von frisch geschlachtetem Vieh, welche von Piet sofort erkannt wurden, so daß kein Zweifel an der Schuld dieser Kerle sein konnte.

In diesem Augenblicke bellte ein Hund, wir stiegen von den Pferden, legten uns in einem Halbzirkel auf den Boden und warteten in geräuschloser Stille. Endlich kam ein Hottentotte aus der Hütte herausgekrochen, aber ein sicher gezielter Schuß streckte ihn sofort nieder. So folgte noch ein zweiter und dritter, Schuß auf Schuß, bis die Boeren dachten, daß der Strafe genug sei und sie zurückkehren wollten, als Geschrei und vergiftete Pfeile von hinten zwischen uns kamen und uns zeigten, daß wir von einer zweiten Partei angefallen waren. Einer der ersten Pfeile traf den Piet in die Seite und wir mußten ihn zeitweilig verlassen, um dem frischen Feinde im Rücken entgegen zu treten; aber als wir Kehrt machten, um unter die Strolche zu feuern, waren sie bereits wieder verschwunden. Als wir zu Piet kamen, war er todt.

Seine Leiden, sein Schmerz waren vorbei und ich hege keinen Zweifel, daß die furchtbare Aufregung und der herbe, tiefe Schmerz über den schrecklichen Tod seines treuen Weibes und seines lieben Sohnes viel zu seinem raschen Ableben beitrugen.

Friede seiner Asche!

Jeder reiste schweigend nach seiner eigenen Farm, ich nach meinem Wagen, wo ich um 8 Uhr Morgens ankam, annähernd in der Zeit, wo ich Tags vorher wegritt; also 24 Stunden von vielen Jahren, reich an Arbeit und Entbehrungen, waren beendet.

Nach etwas Rast ließ ich einspannen und setzte meine Reise nördlich nach dem Innern der Kalahari-Wüste mit Gott weiter.

Bücherbesprechungen.

R—n. Der bevorstehende hundertjährige Geburtstag Ludwig Uhland's wird voraussichtlich nicht blos öffentliche Feierlichkeiten veranlassen, sondern auch literarische Gaben hervorrufen. Die erste derselben ist schon zu Ende des vorigen Jahres dargeboten worden: es waren die Mittheilungen aus Uhland's akademischer Thätigkeit, welche Wilhelm Ludwig Holland verdankt werden (s. Wissensch. Beilage 1886 Nr. 99). Sodann hat die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart eine sehr würdige Jubiläums-Ausgabe von Uhland's Gedichten veranstaltet. Eine dritte Gabe liegt uns vor in einer kleinen Schrift: „Ludwig Uhland. Zum hundertjährigen Gedächtnißtage seiner Geburt. Von Dr. Anton Ohorn, Professor an den technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz", welche in der „Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" (Nr. 119) Aufnahme gefunden hat. Diese Schrift macht einen sehr günstigen Eindruck. Der Verfasser stützt sich augenscheinlich auf die Quellen und auf gute Vorarbeiten. Er betrachtet mit Berücksichtigung des Lebensganges Uhland vorzugsweise als Dichter und Vaterlandsfreund, dagegen berührt er seine wissenschaftliche Wirksamkeit nur nebenbei. Einzelne Stellen aus Uhland's Gedichten werden in die Darstellung eingeflochten, die sich durch Sachlichkeit und Wärme sehr vortheilhaft auszeichnet. An den Anfang und an den Schluß ist je eine Strophe aus dem bekannten schönen Gedichte Emanuel Geibel's gestellt. Angehängt ist eine Auswahl Uhland'scher Gedichte, wozu die Uhland'schen Erben und der Cotta'sche Verlag die Erlaubniß gegeben haben. Hier finden wir einzelne der bekanntesten und schönsten Stücke. Bei einigen ist auch die musikalische Composition hinzugefügt, theils im vierstimmigen, theils im zweistimmigen Satz, so Schäfer's Sonntagslied, Die Kapelle, Was ist das für ein durstig Jahr, Wir sind nicht mehr beim ersten Glas von Conradin Kreutzer, Einkehr von Jubitz, Graf Eberstein von A. Kretzschmer. Die Melodie von Der Wirthin Töchterlein und von Der gute Kamerad ist als Volksweise bezeichnet. Weiß der Herausgeber nicht, daß diese Melodien von Friedrich Silcher herrühren?

J. R. Ludwig Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer biographischen Charakteristik und dem Porträt des Dichters. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage. Von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1 ℳ. — Der Herausgeber bietet hier nach einer Einleitung, die zu keiner Bemerkung Anlaß giebt, unter verschiedene Gesichtspunkte wie: Vaterland, Deutschland, Volk, Freiheit u. s. w. geordnet, eine Anzahl von Aphorismen aus Uhland's Werken; wir fragen nur: sollte der, welcher den schwäbischen Dichter kennen lernen will (und wer will das nicht?), nicht lieber und besser Verlangen tragen, nach den Werken Uhland's selbst zu greifen, aus denen diese „Lichtstrahlen" geflossen sind? Für 1 ℳ erhält er diese Bruchstücke, für 3 oder 4 ℳ Uhland's Gedichte und Dramen, dessen gesammtes poetisches Schaffen — ist auch hier nicht das Theurere das Billigere? Werthvoller erscheinen die Auszüge aus Uhland's Prosaschriften, trotzdem diese letzteren keineswegs, wie Kohut annimmt, im „Schutte der Bibliotheken" vergraben sind. Wer sie lesen will, kann sie leicht in die Hand bekommen, sie besitzen aber im Wesentlichen nur für den philologischen Fachmann, den Germanisten Interesse, und ein solcher kennt sie längst.

S-n. Heinrich Heine's Werke. Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von Heinrich Laube. Die Lieferung zu 50 ₰. Wien, Verlag von Sigmund Bensinger. — Diese auf 90 Lieferungen oder 6 Bände berechnete Prachtausgabe, die sich den gleichen von Lessing's, Körner's und Lenau's Werken würdig anreiht, nähert sich mehr und mehr ihrer Vollendung. Denn eben liegen uns Lieferung 60—70 vor, welche bereits den 4. Band abschließen und den Anfang des fünften bieten. Aus dem 4. Band bringen diese Lieferungen zunächst noch den Rest der „Letzten Gedichte" und zu diesen als besonders charakteristische und gelungene Illustrationen „Heine und der Lindenbaumwirth zu Godesberg am Rhein", „Heine und seine Mathilde, sein Fegefeuer", wie er die Gattin nennt, und „Mouche an des Dichters Bahre". Den Schluß des 4. Bandes bilden die Tragödien „Almansor" und „William Radcliff", von denen besonders die letztere in geschickter Weise illustrirt ist, nur daß die Wiener Holzschneider bei den Leipzigern noch mit Nutzen in die Schule gehen könnten. Vom 5. Band enthalten die neuesten uns vorliegenden Lieferungen die novellistischen Fragmente „Der Rabbi von Bacharach" (mit den lobenswerthen Illustrationen „Auf dem Rheinfelsen" und „Die Verlobung"), sowie „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", zu welchen vor allen das allerliebste Bild der schönen Marianne hervorzuheben ist, und schließlich die „Florentinischen Nächte" mit der besonders stimmungsvollen Illustration „Die Künstlerfamilie". Hieran reiht sich die erste Hälfte der „Florentinischen Zustände", zu denen wenigstens das Porträt von Lafayette eine hervorzuhebende künstlerische Beigabe bildet. Unbeschadet unseres Standpunktes, von dem uns auch dieser illustrirte Heine nicht abwendig zu machen vermag und der dahin geht, daß unsere Classiker eigentlich füglich des Bilderschmuckes entbehren könnten, gestehen wir gern, daß, wenn einmal illustrirt werden soll — und für viele Leser scheint gerade der Bilderschmuck als von einer wirklichen Classikerausgabe unzertrennbar — wir uns trotz des Zuviel, das solchen illustrirten Prachtwerken nun einmal anhängt, speciell diese Prachtausgabe von Heine's Werken gar wohl gefallen lassen können, denn eine Zierde für jeden Salontisch bleibt dieser illustrirte Heine immerhin.

—g. Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium bis zu dem Einbruch der Barbaren von Victor Duruy, übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. 52.—55. Heft. à 80 ₰. Verlag von Schmidt u. Günther in Leipzig. — In diesen Heften wird die Archäologie der römischen Kaiserzeit fortgesetzt. Unterstützt durch viele Abbildungen handelt der Text vom römischen Afrika, sodann von der Verwaltung der übrigen Provinzen, von Handel und Reisen, Kaiser und Aristokratie, Senat und Rittern, Volk und öffentlichen Spielen, Beamten und Armee. Im Uebrigen beziehen wir uns auf unsere früher ausgesprochene Anerkennung des umfänglichen Werkes.

J. R. Das erste Heft des zweiten Bandes der „Deutschen Dichtung", herausgegeben von Karl Emil Franzos (Stuttgart, Bonz & Comp. Halbj. 7,50 ℳ), ist erschienen, jener Halbmonatsschrift, die vor einem halben Jahre ins Leben trat und sich die Pflege der modernen vornehmen dichterischen Production in Vers und Prosa zur Aufgabe gemacht hat. Das Inhaltsverzeichniß weist nun wieder eine große Anzahl „berühmter" Namen auf; es will uns jedoch bedünken, als ob auf diese, deren Träger zudem noch durch Porträts und Autograph (in einem Literaturblatt sind das ziemliche Spielereien!) verherrlicht werden, ein wenig zu viel Werth gelegt würde, ebenso wie auf den Cultus von Reliquien todter Dichter. So dient als pièce de résistance dieses Heftes und des ganzen neuen Semesters überhaupt eine ihrer Zeit aus der oder jener Ursache in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" nicht abgedruckte Correspondenz Heine's über die Pariser Februarrevolution: so weit sich nach dem Anfang urtheilen läßt ein Schriftstück, dem

man schon seines Verfassers wegen mit großem Interesse begegnen würde, aber etwa an dritter oder vierter Stelle, von dem aber nebst den Producten von Dichtern, die trotz ihres „Namens" schon beginnen, „verschollene Größen" zu werden und in unsere Zeit nicht mehr zu passen, nicht abzusehen ist, wie es der modernen deutschen Dichtkunst zu Gute kommen soll. Wir wünschen nicht Beachtung unreifer Talente, auch wenn sie durch eigene Reclame zu einiger Bekanntschaft gelangt sind — ebenso wenig aber können wir uns im Interesse unserer Literatur für die bloße Berücksichtigung der „Waschzettel" und „alten Herren" erwärmen, die der „Deutschen Dichtung" den Stempel des Zopfigen, Greisenhaften aufdrückt. Es wäre schade um das schön ausgestattete Journal, wenn es infolge des eben geschilderten Charakters seinen Zweck, wirkliche Förderung der Poesie, der uns durchaus sympathisch ist, verfehlen sollte.

— Von Meyer's Sprachführern liegt eine neue Erscheinung vor: Spanischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch für Reise und Haus von Heinrich Ruppert, Director des Colegio de la Esperanza in Madrid. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Aus dem Titel geht der Zweck des Buches hervor, von welchem aus dasselbe zu beurtheilen ist. Obgleich es nicht an phraseologischen Handwörterbüchern fehlt, ist doch das vorliegende dadurch eigenartig, daß es speciell mit Rücksicht auf die Reiseconversation bearbeitet ist. Der Verfasser bietet ein Hilfsbuch, das den selbständigen Gebrauch der spanischen Sprache und speciell die Sprachfertigkeit durch Zusammenstellung des Sprachmaterials zwar auch nach Materien, wie in den meisten „Conversationsbüchern", aber in alphabetischer Anordnung fördert, so daß Jeder das, was er braucht, sofort finden kann. Hierbei kann natürlich nicht Vollständigkeit in jeder Beziehung beansprucht werden, aber der Sprachschatz ist ziemlich erschöpfend behandelt und man wird nichts Wesentliches vermissen. Wir glauben, daß Jeder, der in Ländern spanischer Zunge reist, mit Hilfe dieses Taschenwörterbuches sich im Allgemeinen ausreichend wird verständigen können, namentlich aber dann, wenn er schon Vorkenntnisse im Spanischen besitzt, oder wenigstens eine andere romanische Sprache beherrscht; denn wenn auch durch die maurische Invasion eine Menge arabischer Wörter in die spanische Sprache eindrang, so verleugnet sie doch ungeachtet dieser Zusätze ihren romanischen Charakter ebensowenig hinsichtlich ihrer Bestandtheile wie hinsichtlich ihrer Gliederung. Durch den kurzen grammatischen Anhang nebst dem Verzeichniß der unregelmäßigen Verben wird der praktische Werth des Buches erhöht. Dr. Wittstock.

J. R. Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge. Von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1 ℳ — Eine Reihe von Philippiken gegen die wunden Stellen unseres modernen Lebens, von der Ordens- und Titelsucht, Musikheuchelei, Ausländerei bis zum Reisefieber hinab — gut gemeint, aber herzlich wenig neu. Dazu hegen wir die ketzerische Ansicht, daß derlei pathetische Tiraden dem Uebel durchaus keinen Abbruch thun. Entweder gehe man satyrisch gegen Culturschäden vor oder lasse statt Worte Thaten sprechen, die donnernden Phrasen machen's nicht. Deshalb: was soll der Lärm? Nur um ein neues Buch zu machen?

— Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders, Heft 1, April 1887. Hamburg, J. F. Richter, monatlich ein Heft, Preis vierteljährlich 3 ℳ — Es läßt sich nicht verkennen, daß der Zug der Zeit jetzt dahin geht, unserer Muttersprache erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, sie von unberechtigten Fremdwörtern zu reinigen, die ihr eigenthümlichen Gesetze zu erforschen und zu beachten. Auch die genannte Zeitschrift für deutsche Sprache stellt sich in den Dienst dieser Aufgabe. Sie wendet sich, wie der Herausgeber im Vorwort (S. 2) sagt, an den großen, weiten Kreis aller der Gebildeten und Bildungsbeflissenen, die von dem Streben erfüllt sind, in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache auf dem Standpunkte der heutigen Entwickelung sich mit der vollkommenen, aus dem klaren Bewußtsein der Gründe hervorgehenden Sicherheit gut, gewandt, rein und richtig auszudrücken. Sanders will da, wo der Sprachgebrauch schwankt, dem Richtigen zum Siege verhelfen, er will falsche Vorschriften berichtigen oder beschränken, er will, kurz gesagt, das ins Wanken gekommene Sprachgefühl wieder kräftigen. Diese Absicht verdient alles Lob und freudige Unterstützung, und in diesem Sinne empfehlen wir die neue Zeitschrift dringend Allen, die ein Gefühl dafür haben, wie vielfach heutzutage noch unserer lieben deutschen Sprache Gewalt angethan wird. Aber gegen den Inhalt des ersten Heftes lassen sich denn doch auch einige nicht unwesentliche Einwendungen erheben. 1) Es macht keinen angenehmen Eindruck, daß der Herausgeber gleich die erste Seite der neuen Zeitschrift zu einer empfehlenden Aufzählung seiner sämmtlichen Schriften benutzt. Man kennt die Fruchtbarkeit von Sanders, und es giebt sehr viele Leute, die gegenüber seinen überaus zahlreichen und umfänglichen Büchern trotz aller Anerkennung die Meinung haben: Weniger wäre mehr! Auch die wiederholte Hervorhebung seiner langjährigen Erfahrung, die übrigens nicht bestritten werden soll, hat einen peinlichen Beigeschmack von Eitelkeit. 2) Der umfänglichste Aufsatz des vorliegenden Heftes ist der Beginn einer Besprechung der Goethe'schen Kunstnovelle: Der Sammler und die Seinigen. Nach einer Einleitung von vier Seiten folgen sieben Zeilen Text und sodann, noch dazu in engerem Druck, 11 Seiten Erläuterungen und Anmerkungen. Wenn Sanders die Besprechung in derselben Weise fortsetzt, so wird die Erklärung dieser kleinen Arbeit von Goethe sich auf mehr als 2200 Seiten erstrecken. Ich unterlasse es, ein Urtheil über diese Art wissenschaftlicher Gründlichkeit hinzuzufügen, und verweise nur auf Goethe's Spruch:

> Was wir Dichter ins Enge bringen,
> Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
> Das Wahre klären sie an den Dingen,
> Bis Niemand mehr dran glaubt.

3) Es ist nicht fein, den Anfang eines neuen Unternehmens gleich durch Seitenhiebe auf andere Gelehrte, die in demselben Gebiete gearbeitet haben, zu verunzieren. Dies geschieht S. 16, wo Weigand, der Mitherausgeber des Grimm'schen Wörterbuches, als auf dem Gebiete der Sinnverwandtschaft fast überall ganz unselbständig gescholten wird, und S. 41, wo es von Andresen heißt: Keller's deutscher Antibarbarus unterscheidet sich sehr zu seinem Vortheil von Andresen, dessen Werk (über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen) in manchen Partien Kopfweh macht, den Leser im Dunkeln herumtappen läßt und oft auf einmal abbricht, abschnappt und abklappt, ohne ein bestimmtes Resultat zu liefern. (Worte Hauff's aus dem Vorwort zur 2. Auflage von Keller's Buch.) 4) Satzbau und Ausdruck sind bei Sanders durchaus nicht über allen Tadel erhaben. Er wendet z. B. häufig das Wort fortlassen, fortfallen, Fortlassung an, wo der hochdeutsche Sprachgebrauch weglassen verlangt (s. S. 33. 34). Geschmacklos erscheint es mir, stiefväterlich (S. 6) zu sagen in dem Sinne von stiefmütterlich = kärglich, lieblos. S. 22 steht folgender Satz: — — zu zeigen, wie flüchtig und oberflächlich zum großen Theil diese Muster gelesen, statt in gründlicher, liebevoller Vertiefung allseitig erwogen und durchdacht werden. S. 35: Im Gegentheil hat die Erfahrung mich gelehrt, es sei den mitgetheilten Beispielen für den falschen Gebrauch gegenüber nicht überflüssig u. s. w. Entbehrliche Fremdwörter werden im Ganzen sorgsam gemieden; doch dürfte S. 26 für versificirte Erzählung wol eine Erzählung in Versen stehen. Die Form gemißdeutet (S. 27) halte ich mit Andresen für falsch gebildet; mißdeutet ist die richtige Form. 5) Sanders druckt Bewufftsein, läfft (S. 2), veranlafft (S. 33), aber gefaßt (auf S. 3 zweimal). Wie erklärt sich diese verschiedene Behandlung zweier ganz gleichen Fälle? Daß er im Uebrigen bei der alten Rechtschreibung bleibt, auch ein spöttisches französisches Urtheil über die deutsche Schul-Rechtschreibung abdruckt, begreift sich eher. 6) Man war wol berechtigt, in einer im April 1887 neu erscheinenden Zeitschrift für deutsche Sprache ein Wort über den allgemeinen deutschen Sprachverein und seine Zeitschrift, auch wol über den deutschen Sprachwart (herausgegeben von Max Moltke) zu erwarten. Wem es um die Sache zu thun ist, der freut sich seiner Mitstreiter und schweigt sie nicht geflissentlich todt. Nur noch eine Bemerkung zum Schluß! Sanders spricht im Vorwort (S. 2) ausdrücklich seine Freude aus, in J. F. Richter einen tüchtigen Verleger für seine Zeitung gefunden zu haben. Für das Rundschreiben, mit dem die Verlagshandlung das erste Heft versendet, hätte sich freilich, zumal bei dieser Gelegenheit, eine etwas sorgfältigere Sprache empfohlen. Dasselbe beginnt mit der abscheulichen Wendung: Mitfolgend gestatte ich mir, enthält ferner den schönen Satz: Fortsetzung folgt promptest nach Erhalt Ihrer geneigten Belag-Sendung; außerdem zeichnet es sich noch durch das Wort Sprachenlehre für Sprachlehre und durch zweimalige Umkehrung der Satzglieder nach und aus: — und werde ich denselben gern promptest entsprechen; — und können wir sie demgemäß bestens empfehlen.

Rudolf Beer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 33. Mittwoch, den 27. April. 1887.

Franz von Sickingen's letzte Stunden.[1])

Historische Skizze von **Eduard Jost.**

„Den prächt'gen Ritter seh ich wieder leben,
Er sucht sein Schwert, mit dem er oftmals stritt."
Rheinlied.

Es ist auffallend, daß der Lebensgang des tapfern Ritters Franz von Sickingen, des „deutschen Brutus", wie ihn ein Historiker nennt, so wenig in den Kern des Volkes eingedrungen ist. Man spricht wol bei dieser oder jener Gelegenheit von dem kühnen Recken, der „dem Evangelium ein Loch machen wollte", wie er selber (1522) gesagt, aber die interessantesten Einzelheiten seines sturmbewegten Lebens sind nicht in dem Maße bekannt, wie sie es verdienen. Da man nun eben mit dem Plane umgeht — und diesen auch schon zum Theile verwirklicht hat — dem Helden auf der Ebernburg bei Kreuznach, einst „die Herberge der Gerechtigkeit" genannt, ein Denkmal zu setzen, ergreife ich die Gelegenheit, um auf Grund der besten Quellen[2]) wenigstens diejenigen Daten dem Volke ins Gedächtniß zu rufen, welche der überaus tragische Abschluß seines allzu kurzen Daseins aufweist.

Franz von Sickingen war 1481 geboren und der Sohn jenes Schweickard von Sickingen, der auf Befehl Kaiser Maximilian's I. hingerichtet wurde, weil er während des bayerischen Erbfolgekrieges (1503—1504) auf der Seite des Kurfürsten von der Pfalz, also gegen den Kaiser, stand. — Auf Sickingen's Erziehung hatten vor Allem Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin bedeutenden Einfluß gehabt. Seine Gemahlin war Hedwig von Flörsheim, ein überaus edles, vortreffliches Frauengemüth. Schon als Knabe zeigte Franz seine kräftige, rauflustige Natur. Als Jüngling verrieth er Energie und strenge Wahrheitsliebe; er war durchglüht von dem gährenden brausenden Geiste einer neuen Zeitrichtung, ein warmer Beschützer aller unrecht Bedrängten. Mit unbeschreiblicher Begeisterung schloß er sich der reformatorischen Bewegung an und nahm die um ihrer reformatorischen Gesinnung willen bedrängten und verfolgten Theologen, wie Kaspar Aquila, schon 1515 als Feldprediger und später als Erzieher seiner Söhne in die Ebernburg auf. Ferner fanden Johann Schwebel, Martin Bucer, Joh. Oecolampadius und Ulrich von Hutten ein freundliches Asyl auf der genannten Veste. Letzterer wurde hier oft von glühenden Anhängern und Freunden besucht.

Sickingen hatte beständig mit inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Verwandten, namentlich sein Schwager Philipp von Flörsheim, der spätere Bischof von Speyer, quälten ihn mit Vorstellungen und legten seinen Bestrebungen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Aber Franz ließ sich durch nichts von seinem Wege abbringen. Er erblickte in der Reformation und ihrer Durchführung nicht blos auf kirchlichem, sondern auch auf staatlichem Gebiete die höheren Aufgaben und das gemeinsame Interesse des deutschen Volkes. Daher kommt es, daß er zugleich mit der kirchlichen auch eine politische Umgestaltung erstrebte. Sein Plan war, die geistlichen und weltlichen Einzelfürsten hinwegzuräumen und einerseits die Macht des Kaisers, andererseits die Freiheit des Volkes zu heben und zu retten. Die berufenen Träger und Verfechter dieser reformatorischen Ideen waren die Ritterschaft und die Städte. Letztere zu vereinigen, hatte Franz von Sickingen im Mai 1522 eine Zusammenkunft in Landau[3]) veranstaltet und er selbst, damals hochangesehener kaiserlicher „Rath und Feldhauptmann", wurde zum Hauptmann des „Landauer Bundes" gewählt. Kaum war der Bund zu Stande gekommen, als sich auch schon Keime innerer Zwietracht zeigten. Franz aber, der auf keine Warnung und Vorstellung hörte, rüstete gewaltig und überzog zunächst den Kurfürsten von der Pfalz und den Erzbischof und Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, mit Krieg. Im September 1522 fiel er mit einem starken Heere in das kurtrierische Gebiet ein, nahm den Flecken Blieskastel hinweg und belagerte St. Wendel. Am 8. September stand er vor Trier. Nach fünfmaliger vergeblicher Bestürmung der Stadt, die von dem Erzbischof und seinem Feldhauptmann Gerlach von Isenburg wacker vertheidigt wurde, sah er sich am 14. September gezwungen, die Belagerung der Stadt aufzugeben. Unter Sengen, Brennen und Brandschatzen trat das Heer den Rückzug an. Sickingen zog sich nach seiner Veste „Nannstein" (dem heutigen Landstuhl bei Kaiserslautern) zurück. Hoch erzürnt über den Trotz und Ungehorsam seines Feldhauptmanns verhängte der Kaiser hierauf über Sickingen „des Reiches Acht und Aberacht"[4]) und übertrug die Vollstreckung derselben dem Erzbischof und Kurfürsten Richard von Trier, dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz und dem Landgrafen Philipp von Hessen. Am 30. April 1523 hatten die vereinigten Truppen dieser drei Fürsten die Veste „Nannstein" vollständig eingeschlossen. Aber weder Franz noch die Bewohner der Burg und des zu ihr gehörenden Fleckens achteten auf die immer näher rückende Gefahr. Der Burgherr sagte sogar leichten Herzens: „Die Widersacher werden sich wohl die Köpfe an Nannstein einrennen." — Um die Mittagszeit des 3. Mai 1523 eröffnete der Feind von allen Seiten ein furchtbares Feuer auf die

---

[1]) Nachdruck ist nur bei vollständiger Angabe der Quelle gestattet.

[2]) Hauptsächlich Widder, Beschreibung der Kurpfalz, 1786 bis 1788, dann Joh. v. Birnbaum, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Landau u. s. w., 1826, und Gümbel, Geschichte der protestantischen Kirche der Pfalz, Kaiserslautern 1886.

[3]) Die Versammlung fand in der „Herberge zum Maulbeerbaum" statt. Ein Theil dieses Gebäudes, der heute andern Zwecken dient, ist noch vorhanden. Unter bayerischer Herrschaft wurde das Haus mit einer Gedenktafel versehen und die Façade mit Medaillonbildern versehen, welche Sickingen und einige Zeitgenossen darstellen.

[4]) In der Stadtbibliothek in Trier hängt unter Glas und Rahmen ein Exemplar dieser Achtserklärung, die sowol durch ihre Fassung wie durch ihre typographische Ausstattung das Interesse in Anspruch nimmt.

Veste, so daß große Löcher in die Umwallungsmauer gerissen wurden. Sickingen's Leute antworteten kräftig, aber ohne nennenswerthen Erfolg. Von Tag zu Tag wurde nun die Beschießung heftiger, namentlich leistete die kurtrierische Artillerie, der es gelungen war, Geschütze auf benachbarte Anhöhen zu schaffen, Furchtbares. Immer größer wurden die Lücken in den alten gewaltigen Mauern der Veste. Die Nächte wurden jedoch von Sickingen und seinen Getreuen dazu benutzt, die entstandenen Breschen, so gut es ging, wieder auszufüllen.

Am Morgen des 6. Mai 1523 tobten die Geschütze der Belagerer ganz entsetzlich. Franz von Sickingen stand eben in einem alten Thorthurm, umgeben von mehreren seiner Leute, denen er befahl, Fässer, die mit Steinen gefüllt waren, gegen das Thor zu rollen. Plötzlich fuhr ein feindliches Geschoß in das Gebälk des Thurmes und riß einen großen Querbalken herab, dessen unterer Theil dem Burgherrn auf den Leib stürzte, so daß die Eingeweide hervortraten. Mit dem Ausruf: „Das hat mich gepackt!" stürzte Franz von Sickingen in die Arme seiner Leute. Tiefe Ohnmacht umfing alsbald die Sinne des Ritters. Man brachte ihn in einen gewölbten Raum in der Nähe des Kellers und legte ihn dort auf eiligst herbeigeholtes Bettzeug. Zunächst wurde nur dem Burgcaplan das erschütternde Ereigniß mitgetheilt. Dieser kam und beobachtete mit großer Besorgniß den schwer verwundeten Burgherrn. Nach einer Weile schwieg plötzlich der Geschützesdonner und ein Knappe erschien in dem Gewölbe, der den Burgcaplan hinausrief. Etwa eine Viertelstunde später trat der Geistliche wieder zu dem Verwundeten und dieser schlug bald darauf die Augen auf.

„Meine Kinder! — Meine Kinder!" stöhnte der Ritter und warf dabei einen unsäglichen Blick auf den Burgcaplan. Dieser meldete dem Gebieter, daß ein Trompeter und ein feindlicher Führer im Burghof eingetroffen seien, welch letzterer im Namen der verbündeten Fürsten die Uebergabe der Burg unter Bedingungen verlange, die dem Ritter vorgelegt werden würden.

„Wollt Ihr die Männer hören?" fragte der Geistliche.

„In Gottes Namen, lieber Magister", sagte Sickingen mit matter Stimme. „Man führe die Abgesandten meiner Feinde nur hierher. Mein Lebensflämmchen flackert noch immer leidlich und ich denke, es wird nicht plötzlich verlöschen."

Nach wenigen Minuten erschien der feindliche Führer mit dem Trompeter am Lager des Ritters, von zwei Officieren Sickingen's geleitet.

Kaum hatte der feindliche Officier den Burgherrn auf dem Lager erblickt, als er respectvoll das Federbarett zog und langsam näher trat.

„Was bringt Ihr mir?" fragte Sickingen matt.

„Im Namen und Auftrag der verbündeten Fürsten," sagte der Officier, „deren Völker Euere Burg, gnädiger Herr, belagern, soll ich Euch auffordern, Nannstein zu übergeben. Wir sind rascher am Ziele angelangt als zu vermuthen war, denn unsere Geschütze haben gewaltig gewirkt."

„Ja, es ist wahr," sagte Sickingen schmerzlich, „sie haben nicht nur die Mauern meiner Burg gespalten, sondern auch mir ein Liedlein zugebrummt, das da lautet: „Bis hierher und nicht weiter." Den Leib, den ich aus so vielen Schlachten unversehrt trug, er ist zerrissen und kein Doctor kann ihn mehr flicken. — — Und wie lauten die Bedingungen, unter denen ich die Burg übergeben soll?"

Der Officier zog ein Papier aus der Tasche seines Kollers und las dessen Inhalt vor. Die Bedingungen waren hart; sie bedrohten den größten Theil von Sickingen's Vermögen, die Freiheit seiner Söhne und verlangten die Kriegsgefangenschaft seiner Getreuen.

„Und wenn ich diese Bedingungen nicht annehme?" fragte der Ritter.

„Dann, gnädiger Herr," antwortete der Officier, „wird in der nächsten Stunde zum Sturm geschritten werden. An fünf Stellen können unsere Völker eindringen."

„O, meine Kinder!" stöhnte der Ritter und legte dann das Haupt auf die rechte Seite.

Eine lange qualvolle Pause trat ein.

„Ich bitte um Entscheidung, gnädiger Herr," drängte der feindliche Officier.

„Was will ich machen," sagte der todeswunde Held, „ich muß die harten Bedingungen annehmen, um größeres Unheil zu verhüten. — — Lieber wäre es mir freilich gewesen, wenn ich unter dem Brüllen des Geschützes gestorben wäre. — — Wo sind sie nun, meine lieben Herren und Freunde? — Der von Arnberg, der von Fürstenberg, der von Horn? — Die Schweizer, die von Straßburg und die Bruderschaft, die mir in Landau so viel zugesagt und so wenig gehalten! — O, ihr lieben Leute, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung.[5]) — Sagt den Fürsten, daß ich die Bedingungen annehme."

Erschöpft sank Sickingen nach diesen Worten in die Kissen zurück, und die feindlichen Abgesandten entfernten sich.

Es folgte eine lange bange Nacht, in welcher der Ritter mit dem Tode rang.

In der Frühe des folgenden Tages — es war der 7. Mai 1523 — erschienen die drei Fürsten am Lager Sickingen's. Der Kurfürst von der Pfalz, Sickingen's Lehnsherr, betrachtete lange und nicht ohne tiefe Bewegung den gebändigten Löwen, während der Kurtrierer und der Landgraf von Hessen finstere Blicke nach dem Sterbenden sandten.

Plötzlich stöhnte Sickingen stark und öffnete dann die Augen. Der Caplan ergriff des Burgherrn Hand und sagte: „Gnädigster Herr! Die durchlauchtigsten Fürsten stehen an Eurem Lager."

Sickingen starrte die Umstehenden an und flüsterte: „Es wird Nacht vor meinen Augen. — Ist der Herr Landgraf auch da?"

Aber kaum waren diese Worte über die Lippen des sterbenden Kämpfers geflohen, als Landgraf Philipp, „der Großmüthige" genannt, gar nicht großmüthig den Gegner anfuhr: „Franz, was hast Du Dich unterfangen, mich in meinen unmündigen Jahren mit Krieg zu überziehen? und mir Land und Leute zu berauben? Ich bin Dir ja meiner Tage nichts schuldig gewesen."

„Gnädiger Herr," sagte Sickingen mühsam, „es fängt Mancher eine Sache an und meint, es soll ihm wohl ersprießen, und fehlt ihm doch. So ist hier auch geschehen. — Wären Euer Gnaden vor etlichen Tagen gekommen, da war's ganz anders mit mir gestellt. Meine Zeit will jetzt nicht leiden, davon viel zu berichten. Will Gott, daß ich leben bleibe, so soll Euer Gnaden Alles doppelt erstattet werden. — — Aber es wird — ja — immer dunkeler!" —

Bei den letzten Worten sank der Ritter in die Kissen.

Einer der Begleiter des pfälzischen Kurfürsten richtete jetzt an Sickingen die Worte: „Mein gnädigster Herr, der Pfalzgraf und Kurfürst steht vor Euch!"

„Wo steht er?" fragte Sickingen, starr nach der Richtung schauend, aus welcher die Stimme kam; „steht er da?"

Der Beamte bejahte. Da zog der todeswunde Ritter mühsam das Barett ab und versuchte es, sich aufzurichten; Kurfürst Ludwig aber sagte in gütigem Tone: „Bleib liegen, Franz, und setze auf."

Hierauf kamen einige Vorwürfe aus des Kurfürsten Mund, worauf Sickingen die Antwort gab: „Ich hatte gemeint, es sollte eine andere Gestalt bekommen — — so daß die Kosten — und — Mühen eines Theiles vermieden worden wären, auch daß Ihr Erstattung hättet bekommen können — —"

Furchtbare Schmerzen hinderten den Ritter am Weiterreden.

---

[5]) Sickingen's eigne Worte. Vergl. Joh. v. Birnbaum.

Trotzdem Erzbischof Richard von Trier den qualvollen Zustand seines Gegners erkannte, gab er doch seinem Grimm darüber, daß Sickingen ihn gar nicht beachtete, ja sogar die Kopfbedeckung stolz vor ihm sitzen ließ, in barschen Worten Ausdruck; er fragte den Sterbenden roh: „Warum handelt Ihr also gegen mich?"

Mit matter Stimme antwortete Sickingen seinem Todfeinde: „Ich konnte werden, — was Ihr seid, — denn ich bin ebenso — adelig geboren."

Da flammte der Zorn des Trierers hell auf, und er machte seinem Gegner heftige Vorwürfe wegen des Kriegszugs nach Trier; aber Sickingen antwortete mit dem letzten Reste seiner Kraft: „Da wäre viel davon zu reden; das kann ein andermal geschehen. — Nichts — ohne Ursache. — Hab' jetzt mit einem — größeren Herrn zu reden.*)

Nach diesen Worten legte Sickingen das Haupt auf die Seite und schloß die Augen.

Die drei Fürsten verließen den gewölbten Raum und begaben sich mit ihren Räthen in ein Zimmer der Burg, um über das Schicksal von Sickingen's Kindern zu berathen; die Gattin hatte der Held vor Jahren durch den Tod verloren. Nur der kurpfälzische Oberhofmeister und der Landvogt von Germersheim blieben bei dem Sterbenden. Beide Herren bemühten sich in der herzlichsten Weise, ihn zu trösten. Sickingen ließ darauf dem Oberhofmeister gegenüber die merkwürdigen Worte hören: „Lieber Hofmeister, es ist um mich ein Geringes. Ich bin nicht der Hahn, darum man tanzt, sondern man will um die ganze Ritterschaft tanzen."

*) Streng geschichtlich.

Während der Kurpfälzer und der Kurtrierer eifrig die nächsten Schritte besprachen, steckte sich der Landgraf von Hessen hinter einen Burgbeamten, der ihm sagen solle, „wo Franz seine Schätze verborgen?"

Der Beamte theilte das Verlangen des Landgrafen dem Caplan mit und dieser verständigte seinen Herrn davon. Entrüstet über dieses unedele Benehmen, ließ ihm Sickingen sagen: „Dies ist eine unziemliche Frage; man könnte leicht denken, was ich bei meiner Handlung für Baarschaft habe." —

Im Laufe der nächsten Stunde nahmen die Kräfte des Todwunden rasch ab. Nur mit großer Mühe konnte Sickingen noch dem Burgcaplan den Wunsch nach dem heiligen Abendmahl äußern. Eiligst begab sich der Geistliche nach der Burgkapelle, um das heilige Sacrament zu holen, ehe er aber zurückkam, hauchte Franz von Sickingen mit einem letzten leisen Stöhnen angesichts der kurpfälzischen Beamten seinen Geist aus. Dem eintretenden Caplan blieb nichts übrig, als dem todten Burgherrn die Augen zuzudrücken. Die erwähnten Beamten begaben sich hierauf zu den Fürsten und meldeten den Tod Sickingen's. Obgleich die hohen Herren auf dieses Ereigniß vorbereitet waren, erschütterte sie die Kunde dennoch tief. Sogleich schritten sie zum Lager des Todten zurück und als der Caplan mit zitternder Stimme ein Vaterunser und ein „Ave Maria" für die Seele des Entschlafenen betete, knieten die drei Fürsten nieder.

So starb Franz von Sickingen, der Held in zahlreichen Kämpfen, der Beschützer der Bedrängten, mitten unter seinen Feinden als deren Gefangener in seiner eigenen Burg am 7. Mai des Jahres 1523 in der Mittagsstunde, kaum 42 Jahre alt.

Bücherbesprechungen.

△ Die bei der Kaiserfeier der Dresdner Bürgerschaft am 21. März d. J. im großen Saale des Gewerbehauses gehaltenen Ansprachen und Vorträge liegen jetzt in einer Broschüre zusammengestellt vor. (Dresden, E. Pierson.) Den eigentlichen Festvortrag hat hiernach Oberconsistorialrath Dr. Meier gehalten und in demselben ein lebenswahres Bild, eine treffende Charakteristik unseres Kaisers als „eines echten Deutschen" gegeben. Wir begreifen, daß diese schwungvolle, von warmer Verehrung für unsern Kaiser getragene Festrede in der Versammlung einen tiefen Eindruck hinterlassen hat.

— Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. XX. Das Jahr 1886. Berlin 1887, Julius Springer. Es genügt im Allgemeinen, auf das Erscheinen dieses neuesten Bandes der Müller'schen Chronik hinzuweisen, der sich sonst in keiner Weise von seinen Vorgängern unterscheidet. Alle Vorzüge, welche die Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiete auszeichnen, übersichtliche Anordnung, sorgfältige Benutzung und Durcharbeitung des vorhandenen Stoffes, gewandte und im patriotischen Geiste gehaltene Darstellung und dabei strenge Objectivität, finden sich auch hier vereinigt. Der Leser wird von seinem Inhalte mit um so größerem Interesse Kenntniß nehmen, als namentlich die letzte Hälfte des verflossenen Jahres an wichtigen politischen Begebenheiten, die zum großen Theile noch in das neue Jahr mit hineinspielen, ungewöhnlich reich ist.

O.— Die Welt starrt von Bayonetten; wohin man hört, ist die Rede von der mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit des Krieges; Fachmänner und Laien studiren gleich gewissenhaft die Karten des möglichen Kriegsschauplatzes und wägen die in Frage kommenden Streitkräfte ab, um so von vornherein nach deren muthmaßlicher Zahl und Tüchtigkeit die Chancen des Erfolges zu berechnen. Bei gleichem inneren Werth und gleich guter Ausrüstung der Heere bietet die numerische Ueberlegenheit die erste Anwartschaft auf den Sieg, deshalb sind in neuerer Zeit fast alle Culturvölker bemüht gewesen, Heere aus der gesammten Volkskraft aufzustellen, sie sorgfältig für den Krieg zu erziehen und sie mit den besten Streitmitteln auszustatten. Deutschland ist den übrigen Staaten damit vorangegangen, und hat sein Wehrgesetz im Jahre 1875 noch durch das Gesetz über den Landsturm vervollständigt. Von dem Grade der Gefahr, vom Druck der Umstände wird es abhängen, bis zu welcher Altersclasse der Staat mit seinen Ansprüchen an die Landsturmpflichtigen zurückgreift. Der §. 1 des ebengenannten Gesetzes sagt, daß der Landsturm nur zusammentritt, wenn ein feindlicher Einfall Theile des Reichsgebietes bedroht oder überzieht; in diesem Falle sind alle Wehrpflichtigen, vom 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre, die nicht dem Landheere oder der Marine angehören, landsturmpflichtig. Es wird ein Nothfall vorausgesetzt, wenn auch die bisher vom Waffendienst Befreiten zur Vertheidigung des Vaterlandes herangezogen werden — dieser Nothfall aber kann bei den überaus großen Heeresmassen unserer Nachbarvölker, sowie bei einer gleichzeitigen Bedrohung mehrerer Landesgrenzen leicht eintreten, und er wird tief in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifen — tiefer als jedes bisher im Kriege vom Lande gebrachte Opfer. Trotzdem, daß nun bereits seit 20 Jahren in allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist und das Landsturmgesetz seit 12 Jahren besteht, sind die bezüglichen Gesetze einem großen Theile der Pflichtigen unbekannt. In einem bei H. Morchel, Dresden, erschienenen Schriftchen: „Fritz Deutschmann, Die Landsturmpflicht" sind die den Landsturm betreffenden Gesetze zusammen gestellt und mit sachgemäßen Erläuterungen versehen; auch die einschlagenden Paragraphen des Wehrgesetzes und des Militär-Strafgesetzbuches sind aufgeführt. Um nur Einzelnes aus dem Text herauszugreifen, sei angeführt, daß der Verfasser bei der Frage, ob „als dauernd untauglich Ausgemusterte" noch landsturmpflichtig sind, sinngemäß sich dahin ausspricht, daß Solche es nicht sind, da der Landesvertheidigung nicht damit gedient sein kann, körperlich und geistig Unbrauchbare in den Heeresverband einzureihen. Und in Fortführung dieses Gedankens ist auch in der Erläuterung zu §. 3 ausgeführt, daß zunächst nur solche Mannschaften des Landsturms dem Heere zugeführt werden, welche im Waffendienst ausgebildet sind, bei denen es nur einer Auffrischung des früher Gelernten bedarf und denen die militärische Disciplin noch in den Gliedern steckt. Ein sehr wichtiger Paragraph ist der fünfte, welcher von den äußeren, weithin erkennbaren Abzeichen des Landsturms spricht, durch welche den Gliedern des letzteren der völkerrechtliche Schutz gesichert ist. Der Landsturmpflichtige wird in dem Schriftchen volle Aufklärung über das Wesen der Landsturmformationen und über die für den Einzelnen aus dem Gesetz hervorgehenden Verpflichtungen finden.

—g. **Grundriß der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke.** Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff), 1887. — Dieses Werk (broschirt 15 ℳ, elegant gebunden 18 ℳ) erscheint gleichzeitig als abgeschlossen in zwei Bänden und in einer Lieferungsausgabe (30 Lief. à 50 ₰). Es enthält 699 Holzschnitte, ein Titelbild in Photographie-Druck und das Medaillonporträt des Verfassers; die uns vorliegende 10. Auflage feiert das fünfundzwanzigjährige Bestehen und Wachsen dieses Buches. Das ist ein Erfolg, wie er auf dem Gebiete der neuzeitigen Kunstgeschichtschreibung nicht zum zweiten Male existirt: er spricht ebenso für das Geschick des Verfassers, Gold auszumünzen, wie für das Bedürfniß unserer kunstfreundlichen Kreise nach einer derartigen gediegenen Popularisirung ihres Lieblingsstoffes. Nicht für die Elite der Wissenschaft, wol aber für die Anhänger der bildenden Kunst war Lübke's Arbeit Jahrzehnte lang das Hausbuch, aus welchem sie ihre Kenntnisse und Urtheile schöpften. Lübke kann hier natürlich nicht in erster Linie als selbständiger Forscher auftreten, sondern muß seine Kraft auf entsprechende Heranziehung und Vertheilung der Beschreibung und Kritik des ungeheuren Materials verwenden. Sollte dabei mehr als künstlich ausgeputzte Fabrikarbeit herauskommen, sollte daraus eine selbständige und zuverlässige, eine künstlerisch abgerundete Leistung entstehen, so galt es, das zu behandelnde Lebensgebiet begreifend und beurtheilend zu durchdringen, alles dort Erschaute aber auch in allgemein verständliche sprachliche Formen zu kleiden. In diesem Sinne ein Redactor zu sein, vermag nur ein wirklicher Kunstgelehrter; daß Lübke sich dazu nicht für zu vornehm gehalten, sondern mit seiner Gabe dem Volke gedient hat, wollen wir gerade bei dieser Gelegenheit anerkennen. Wenn Adolf Rosenberg, der Kunstkritiker der „Post", Lübke ein „Hängen an ästhetischen Schrullen" vorwirft, so müssen wir unsererseits gestehen, daß wir gerade die ästhetische Erfassung der Kunstwerke für die schwächere Seite an Lübke's Leistungen halten. Wol drängt Lübke das ästhetische Element ungleich mehr zurück als seine beiden großen Vorgänger Kugler und Schnaase, aber er bringt es noch immer zu berechtigter und nicht unglücklicher Geltung in diesem seinem „Grundriß der Kunstgeschichte". Sowol die Zusammenhänge in dem großen Entwicklungsgang der Gesammtkunst als auch die Eigenart der einzelnen Völker, Epochen, Stile, Meister und Werke vermag er überzeugend zu entwickeln. Er hält sich ebenso fern von poetischer Ueberschwänglichkeit wie von trockener Gelehrsamkeit, in seiner Selbstbeschränkung verbindet er Schärfe des Urtheils mit Frische der Darstellung; die Hauptschöpfungen und Hauptgestalten stellt er in volles Licht; trotz der gebührenden Berücksichtigung der Cultur als Hintergrund wahrt er doch die Geisteswelt der Kunst als ein nur sich selbst gleiches Gebiet. Er hat bei jeder neuen Auflage die Ergebnisse der fortgeschrittenen Wissenschaft getreulich verwerthet, und so hat er es erreicht, daß sein Buch in die ersten lebenden Sprachen übersetzt worden ist. Leider huldigt Lübke noch immer der Sitte, die Kunst der Neuzeit und der Gegenwart summarisch abzuthun, während doch die quantitativ wie qualitativ so hervorragenden Leistungen derselben ganz ebenso eine liebevolle, eingehende Behandlung erwarten dürfen, wie dies die Literarhistoriker für ihren Zweig der Kunst längst gethan. Es wirkt, um nur ein Beispiel anzuführen, verletzend, wenn Schilling's Niederwald-Denkmal und Wallot's Reichstagsgebäude nicht einmal genannt werden; auch über das Maß der Berücksichtigung, welches einzelnen Künstlern zu Theil geworden, ließe sich denn doch manchmal nur zu sehr mit dem Verfasser rechten. Indeß bei einem Jubiläum hat der freudige Glückwunsch unbedingt den Vortritt vor dem Cerberus der Kritik; nur ein Punkt darf nicht todtgeschwiegen werden. Wir erkennen an, daß die Zahl und Mannigfaltigkeit der in den Text gedruckten Abbildungen erheblich von Auflage zu Auflage gesteigert worden ist, aber viele unter ihnen genügen heutzutage nicht mehr. Das liegt nicht blos an der Kleinheit des Formates, sondern auch an der Nachlässigkeit der illustrirenden Künstler. Der Verfasser hat sein Bestes gegeben: mögen die Künstler hingehen und desgleichen thun!

J. R. **Aus China.** Skizzen und Bilder von **Leopold Katscher.** Leipzig, Reclam jun. 20 ₰. — Dieses neue Buch Katscher's, in welchem der Verfasser, einige auf den „neuesten Quellen" fußende Zusätze abgesehen, ein bereits unter dem Titel „Bilder aus dem chinesischen Leben" (Leipzig, C. F. Winter) von ihm erschienenes Werk der Hauptsache nach nochmals herausgiebt, befaßt sich mit Sitten und Gebräuchen des himmlischen Reiches; wir müssen es einem in der Culturgeschichte Chinas bewanderten Fachmann überlassen, zu entscheiden, was in dem Opus neu, was Compilation, was etwa irrig ist. Unserer Competenz fällt mehr Darstellung und Stil anheim, und wenn dieses beides auch in dieser neuen Schrift Katscher's nicht so flüchtig erscheint, wie in der letzten Publication über England, so müssen wir doch an einigen Stellen Anstoß nehmen, um so mehr, als wir damit eine Unsitte rügen, die uns in letzter Zeit in culturhistorischen Werken öfter aufgestoßen ist. Wir hegen gewiß keine geringe Meinung über unser Jahrhundert und seine Errungenschaften, ebensowenig besitzen wir aber auch Verständniß dafür, wenn man Alles, was fremden Völkern und Zeiten eigen ist, blos weil es uns fremd anmuthet, als „lächerlichen Vorgang" (S. 115) und „Hokuspokus" (S. 72) bezeichnet, darüber die Nase rümpft und sich lustig macht. Das ist oberflächlich und unwissenschaftlich, das ist ferner ziemlich unreif und hochmüthig — haben wir „Modernen" es wirklich denn schon „so herrlich weit gebracht", daß wir über die Sitten aller Zeiten und Völker so ohne Weiteres zu Gericht sitzen können? Das zeugt schließlich auch von wenig Klugheit, denn wer weiß, wie spätere Zeiten sich einmal über die unsere und ihre Erzeugnisse, Sitten und Schriften aufhalten werden! Darum: seien wir bescheidener in unserem Urtheil!

J. R. **Martin Salander.** Roman von **Gottfried Keller.** Berlin, W. Hertz. — Ein neuer Roman von Gottfried Keller darf immer Anspruch auf Beachtung und Bedeutung erheben, selbst wenn man mit Manchem in demselben nicht einverstanden sein kann. Das vorliegende Werk spielt wieder, wie manches vorhergehende Keller's, in der Schweiz, dem Aufenthaltsorte des Dichters, und im Besondern Schweizer Verhältnisse sind es auch, die dem ganzen Streben und Handeln des Helden, Martin Salander's, späteren Mitglieds des großen Raths in Münsterburg, zu Grunde liegen. Diese Verhältnisse muthen uns in Deutschland etwas fremd an und machen, weil dem großen Publicum wenig bekannt, den Roman nicht so ganz leicht verständlich; es ist die politische Wandlung in neuster Zeit gemeint, in welcher dem helvetischen Altliberalismus eine neuerungssüchtige Demokratie gegenübertrat, die für ihre Berechtigung, im Roman wenigstens, wenig aufzuweisen hat und — wiederum im Roman — mit einem allgemeinen Krach endet. Salander, ein tüchtiger, ehrenhafter Mensch, aber ein Phantast und Träumer, giebt sich, mit dem Interesse, das ihn für die öffentlichen Dinge beseelt, mit Eifer denselben hin, muß jedoch die angedeuteten Enttäuschungen über sich ergehen lassen und sehen, daß sein Sohn, der Vertreter einer reiferen jungen Generation, den von den demokratischen Stürmern angestrebten Fortschritt treffend mit einem Käfer vergleicht, der, auf einen runden Tisch gesetzt, am Ende angelangt, entweder herunterpurzelt oder sich gezwungen sieht, den Rand wieder zurückzulaufen. Martin hat einige Zeit außerhalb Europas zugebracht; anfangs Lehrer, dann Kaufmann ist er durch eine unvorsichtige Bürgschaft um sein Vermögen gekommen und gezwungen gewesen, in Brasilien sein Glück aufs Neue zu begründen; dieses wendet sich ihm dann auch wieder zu und bleibt ihm während seines ganzen Lebens hold, trotzdem jener „Freund", der ihn einst ins Unglück gezogen, Louis Wohlwend, ein Mensch, halb Narr, halb Gauner, wie ein böses Schicksal noch mehrmals die Pfade des ehrlichen Mannes kreuzt. Salander's beide Töchter, Setti und Netti, heirathen leichtsinniger Weise zwei Zwillinge, die Brüder Isidor und Julian Weidelich, die sich später als seelenlose Hohlköpfe und Schurken entpuppen und ins Zuchthaus wandern; der energische und phantastische Zug des Vaters hat sich auf die beiden Mädchen vererbt, so daß sie ihr Glück eigensinnig auf die bedenkliche Heirath setzten. Beide Frauen kehren dann ins Elternhaus zurück, gereift, keineswegs gebrochen, aber doch wie Blumen, von denen eine freche Hand den Schmelz gestreift. Der Schluß dieser wunderlichen Handlung ist, wie man sieht, sehr herbe, und dies führt uns auf denjenigen Punkt, den man gewinnen muß, um von ihm aus Keller's neues Werk zu betrachten und ihm gerecht zu werden. Sucht Jemand in „Martin Salander" einen Roman, der uns vorwiegend mit Personen bekannt macht, die man nach der üblichen Romanschablone in sympathische und unsympathische eintheilen kann, von denen die sympathischen zur Befriedigung des Lesers zu einem angenehmen Resultate gelangen, die unsympathischen unterliegen, so wird er das Buch verstimmt aus der Hand legen; verlangt man aber mehr vom Dichter, die Wiedergabe des Lebens mit all seinen absonderlichen Wendungen, die Schöpfung von Menschen in allen Spielarten, soweit sie nur interessant sind, den Tiefblick und Tiefsinn eines auf der Höhe seiner Zeit stehenden Denkers, starken Humor, besonderen Stil, eine wunderbar fein ausgeführte Arbeit im Einzelnen, so wird man „Martin Salander" nicht unbefriedigt aus der Hand legen, selbst wenn man sich sagt, daß in ihm eine gewisse Greisenhaftigkeit anzudeuten scheint, daß sein Verfasser zu a l t e r n beginnt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 34. Sonnabend, den 30. April. 1887.

Zur Geschichte des Sächsischen Bergbaus.

Festrede gehalten von Hrn. Prorector Geheimen Bergrath Prof. Dr. Zirkel
zur Feier von Königs Geburtstag in der Aula der Universität Leipzig.

Eine schöne Sitte ertheilt alljährlich dem jeweiligen Prorector unserer Hochschule das Wort, um ihre sämmtlichen Angehörigen und Gönner zur feierlichen Theilnahme an dem Geburtsfest ihres hohen Beschützers und allerdurchlauchtigsten Rector Magnificentissimus, Sr. Majestät unseres allverehrten allergnädigsten Königs Albert, zu versammeln.

Heil dem Volke, dürfen wir ausrufen, welches wie das unserige in so ungeheucheltem Gefühle alle Tage des Jahres seine Segenswünsche, sein Geloben unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit zu dem Throne eines hochherzigen Fürsten hinsenden darf, der von jeher sein oberstes Ziel in der rastlosen Förderung des geistigen, leiblichen und politischen Wohles seiner Landeskinder erblickte, um den wir uns mit aufrichtiger Liebe und warmem Vertrauen schaaren in allen Dingen und allen Lagen. Bei dem freudigen Anlasse des heutigen Tages ist es aber insonderheit das Gefühl der Dankbarkeit, welches uns Alle durchdringt, der Dankbarkeit gegen das Geschick, welches uns einen solchen König geschenkt hat, gegen ihn selbst, der seiner erhabenen Sendung so vollauf gerecht wird. Und vornehmlich hat unsere Universität Ursache zu diesem Dank, im Hinblick auf die weise und liebevolle, auf die persönliche Fürsorge, welche des Königs Majestät ihr stets in sorgfältiger Wahrnehmung aller ihrer Interessen, zumal der Berufung tüchtiger Lehrkräfte, wie auch der Hebung der einzelnen Institute huldvoll angedeihen läßt.

Wenn wir uns heute voll und ganz Eins wissen mit dem gesammten sächsischen Volke, so ist es vielleicht nicht unangemessen, von dieser Stätte aus den Blick zu lenken auf die Geschichte eines Berufszweigs, dem dasselbe im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Stämmen schon eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch in besonders reichem Maße ergeben ist, und der sich stets auch in hervorragender Weise der einsichtsvollen Pflege und Obhut der Landesherren durch alle diese Zeiten erfreuen durfte, des sächsischen Erzbergbaus, welchem auch der jetzige Träger der Krone, wie einst seine Ahnen, des Herzens Wärme und der Unterstützung Thatkraft entgegenbringt.

Unter den Gauen, welche der Markgraf von Meißen im 12. Jahrhundert im Namen des Kaisers den slavischen Völkern gegenüber zu beschützen und zu beaufsichtigen hatte, war einer der wichtigsten der Daleminzische, oder, wie er bei den älteren sorbischen Einwohnern hieß, die Sudpanie Glomazi, von Lommatzsch, als dem früheren Hauptort so genannt. Der ganze Theil dieses Gaues aber, von der Mulde zwischen Roßwein und Nossen bis in die Gegend von Oederan, Brand und Frauenstein, höchst wahrscheinlich auch noch weiter ins Gebirge hinauf, war von einem einzigen großen wilden und wüsten Walde bedeckt, bis auf spärliche sorbisch besiedelte Lichtungen. Im nördlichen Theile dieses Daleminzischen Waldes nun gründete 1162 Markgraf Otto der Reiche von Meißen das Benedictinerkloster Altzella bei Nossen an der Mulde, welchem er 800 Hufen auszurodendes Waldland überließ, um, wie sein Vater Conrad als der älteste des wettinischen Geschlechts die Voigtei über das Petersberger Kloster bei Halle ausgeübt hatte, so auch seinerseits eine geistliche Anstalt zu besitzen, über welche er sich und seinen Söhnen das Oberschutzrecht für immer ausbedingen konnte. So genau aber auch die Urkunde vom 26. Februar 1162, in welcher Kaiser Friedrich I. die Verschenkung dieser Reichsländereien an das Kloster bestätigte, abgefaßt war, und so sehr sie Alles, was sich etwa auf der Oberfläche der Erde finden konnte, berücksichtigte, so wenig konnte doch der Kaiser daran denken, der Schätze zu erwähnen, die da im Schooße der Erde verborgen lagen. Die graue schiefrige Felsart nämlich, Gneiß genannt, welche mit wenigen Ausnahmen die Hauptmasse dieser Waldberge bildet, wird in großer Menge von fast senkrechten Gängen durchsetzt, ausgefüllten ehemaligen Spalten, welche zu stundenlangen Zügen zusammengeschaart, oder sich kreuzweise durchschneidend, neben Quarz, Schwerspath, Kalkspath und Flußspath auch Silbererze, Bleierze, Kupfererze, sowie Zink-, Kobalt-, Nickel-, Arsen- und Antimonverbindungen enthalten. Da diese Erzgänge sich vielfach bis zur Erdoberfläche erstrecken und hier an kahlen, steilen Felswänden, in Hohlwegen, Steinbrüchen oder Wasserrissen wahrnehmbar sind, so mußte durch die Urbarmachung der Gegend und die größere Bewohntheit derselben auch die Entdeckung der hier schlummernden unterirdischen Reichthümer vorbereitet werden. Und so finden wir denn, daß sich Markgraf Otto bereits 1185 in seiner späteren Schenkungsurkunde an das Kloster Zella die drei höchst wahrscheinlich inzwischen erst entstandenen Dörfer Christiansdorf, Tuttendorf und Berthelsdorf nebst ihren Waldgebieten wieder zurückerstatten ließ, weil allda Silber gefunden sei und er (vermuthlich zwischen 1168 und 1170) vom Kaiser das Bergregal in seiner Markgrafschaft verliehen bekommen habe. Tuttendorf und Berthelsdorf bestehen noch heute nördlich und südlich von Freiberg unter diesem Namen, wogegen an die Stelle des alten Christiansdorf die schnell aufblühende Stadt Freiberg trat. Um die Entdeckung dieser Silbergänge zu erklären, bedarf es wahrlich der wundersamen und unwahrscheinlichen Sage nicht, daß ein aus der alten Bergstadt Goslar stammender Fuhrmann, der von Halle Salz fuhr, um dasselbe nach Böhmen zu schaffen, in der Gegend des jetzigen Freiberg ein silberhaltig Bleierz in der Wegspur gefunden und es bei der Rückkehr in seine Heimath am Harz habe probiren lassen — denn er hätte den böhmischen Weg, der viel mehr westlich lag, verlassen müssen, um durch eine damals gewiß noch größtentheils unwegsame Gegend zu fahren. Später freilich wurde es des Zolles wegen verlangt, daß die Salzfuhrleute nach Böhmen ihren Weg über Freiberg nahmen, und dies mag zugleich die Entstehung der Sage erklären. Noch sonderbarer nimmt es sich aus, wenn der Joachimsthaler Bergprediger Mathesius in seiner Sarepta oder Bergpostille jenen Fuhrmann von Zellerfeld im Harz Blei auf den Kuttenberg nach Böhmen schaffen läßt, da alle diese Gruben viel späteren Ursprungs sind.

Immerhin aber kann die eine, jetzt wol ziemlich feststehende Thatsache aus der alten Sage herausgeschält werden, daß Harzer Bergleute vom Rammelsberg bei Goslar die ersten regelrechten Baue bei Freiberg eröffnet haben. War es doch — im Zusammenhang damit — gerade das Jahr 1167, wo Heinrich der Löwe auf der einen und die gegen ihn verbündeten Fürsten und Städte auf der anderen Seite sich durch Morden und Brennen wechselsweise zu schaden suchten; hatte doch gerade damals Heinrich alle Straßen besetzt, um Goslar die Zufuhr abzuschneiden, und so auch wirklich die Stadt in Hungersnoth gebracht. Und wenn auch die erste Einwanderung vielleicht nur schwach, der Bergsegen aber desto reichlicher ausfiel, so war es kein Wunder, daß 1181, wo Heinrich der Löwe

die Schmelzhütten bei Goslar einschlagen, die Gruben verschütten und die Stadt selbst von Neuem so eng einschließen ließ, daß die Bürger wieder Hungersnoth litten, daß da die Bergleute sich entschlossen, in Schaaren auszuwandern, um ein neues Feld für ihre Thätigkeit in unseren Gegenden zu suchen, wo sie in Freiberg die nach ihnen sogenannte Sachsenstadt, oder Sächsstadt, Civitas Saxonum, anlegten.*) Auch enthält die allgemeine bergmännische Kunstsprache bis auf den heutigen Tag manche niederdeutsche Ausdrücke, z. B. das niederdeutsche Lachter für das oberdeutsche Klafter, Schacht (oberdeutsch Schaft), trecken für ziehen u. s. w.

Doch hat man auch zeitweilig andere Ansichten über die Herkunft des Freiberger Bergvolks gehegt. Klotzsch in seinem „Ursprung der Bergwerke in Sachsen" (1764) und nach ihm folgend verschiedene andere Autoren halten dafür, daß die Bergbaukunst zu allererst aus Böhmen nach Sachsen gebracht worden sei. In diesem Nachbarlande ist allerdings wol, sofern die Ueberlieferungen richtig sind, der Bergbau schon im 8. Jahrhundert z. B. in der Gegend von Eule und Beraun in Aufnahme gekommen — angeblich stammten die Bergleute aus Croatien und Dalmatien — und dort alsbald so ergiebig geworden, daß sich Alles auf die ober- und unterirdischen Reichthümer stürzte und die Landwirthschaft bis zur Hungersnoth vernachlässigt wurde. 843 suchten die Wladyken des Landes sogar bei dem Herzog einen Befehl auszuwirken, daß die Bergleute weder mit Geld noch mit Brod weiter gefördert, sondern vielmehr des üblen Beispiels halber aus dem Lande gejagt werden sollten.

Die Gründe von Klotzsch und seinen Nachfolgern für den böhmischen Ursprung des sächsischen Bergbaus sind wenig stichhaltig. Er führt zuerst an, daß im Anfang des 10. Jahrhunderts viele Einfälle der Böhmen in das eben gestiftete Markgrafenthum Meißen stattfanden und letzteres von Kaiser Heinrich IV. 1076 sogar dem König Wratislaw I. von Böhmen verliehen wurde, der freilich diesen fremden Besitz mit dem Schwerte in der Hand vertheidigen mußte, bis dann 30 Jahre später die Böhmen endgiltig vertrieben wurden und bei der Entsetzung Kaiser Heinrich's IV. der Markgraf Heinrich wieder in den Besitz Meißens gelangte. Doch ist es äußerst unwahrscheinlich, daß dieser vorübergehende und hartbestrittene Aufenthalt von böhmischem Kriegsvolk für den Bergbau in den meißnischen Landen von Belang gewesen ist, zumal wenn erwogen wird, daß zwischen demselben und den späteren ersten Funden bei Freiberg der Zeitraum fast eines Jahrhunderts liegt.

Zweitens hat man auf den angeblich böhmischen Ursprung einer Anzahl in Deutschland gebrauchter bergmännischer Ausdrücke aufmerksam gemacht. So sollen Worte wie Flötz, Druse, Röschel, Schmand, Spath, Kies, Schacht, Stollen, Zeche, Schicht aus dem Slavischen entlehnt sein. Den neueren sprachlichen Forschungen gemäß, welche in den Mittheilungen eines gelehrten und verehrten Collegen Ausdruck finden, ist dies aber nicht nur nicht zuzugeben, sondern die Sache liegt gerade umgekehrt, die slavischen Bergleute haben diese Bezeichnungen aus dem Deutschen in Empfang genommen und ihrer eigenen Sprache mundgerecht gemacht. Dasselbe dürfte auch bei dem vielbesprochenen und noch immer nicht ganz enträthselten Worte Kux der Fall sein: wenn Kus oder Kukus im Böhmischen ein Theil heißt, so folgt daraus noch keineswegs, daß unser Kux aus dem Böhmischen entlehnt ist.

Drittens wird weiterhin der angeblich böhmische Ursprung gewisser Einrichtungen behauptet; dazu gehört z. B. die Vorbehaltung des Zehnten seiten des Landesfürsten, der Gebrauch, daß die Bergleute eine achtstündige Arbeitszeit haben, also die Eintheilung der 24 Tag- und Nachtstunden in drei Schichten, das Zählen nach Schock, ja die Gewohnheit, den Zechen besondere Namen zu geben, wird in diesem Sinne verwerthet. Indem Klotzsch nachzuweisen versucht, daß diese Einrichtungen schon im 8. bis 10. Jahrhundert beim böhmischen Bergbau in Geltung standen, schließt er und seine Anhänger naiv, daß deren Auftreten und Uebung in Deutschland nur von Böhmen eingeführt worden sein könnte.

Nun aber folgt der letzte und anscheinende Hauptgrund, der, daß die Freiberger Bürger sogar auch ihr Bergrecht aus Iglau in Mähren geholt haben. Dies ist freilich ein historisch nicht zu bezweifelndes Begebniß, und es findet sich bei den wichtigsten Stellen der beiden Bergordnungen in der That eine ganz genaue, fast wörtliche Uebereinstimmung, so z. B. wenn dem, der durch einen Eid bekräftigte, der erste Finder von Erz zu sein, der Bergmeister mit einer Schnur von der Mitte des Rundbaumes (d. i. der Haspelwelle über der Schachtöffnung) hinauf viertehalb Lehen und hinab ebenso viel zumessen, der Finder also auf beiden Seiten sieben Lehen erhalten solle, ferner betreffs der Vertheilung dieser Lehen, ja in ganz speciellen Detailpunkten, wie denn beide schon das Enterbungsrecht des tiefen Erbstollens völlig identisch darstellen. Setzt man nun verbürgter Weise — es geht das namentlich aus Tomaschek's Forschungen über deutsches Recht in Oesterreich hervor — die Zusammenstellung der alten Iglauer Bergordnung in das Jahr 1249, während die Herüberbringung derselben nach Freiberg in den Anfang des 14. Jahrhunderts, nicht nach 1328 fällt, also mindestens 50 Jahre später erfolgte, so scheint allerdings auf den ersten Blick Klotzsch wenigstens darin im Recht, daß die Freiberger Bergordnung nur secundär und entliehen sei. Allein ganz allgemein muß dem gegenüber zunächst schon berücksichtigt werden, daß naturgemäß die Gewohnheiten selbst älter sind, als ihre Sammlung und Zusammenfügung in Gesetzesform. Wenn sodann bereits Agricola in seinem Bermannus versichert, daß die Iglauer umgekehrt selbst behaupten, ihr Bergrecht ursprünglich von Freiberg erhalten zu haben, so hat ferner der ausgezeichnete neuere Geschichtsschreiber des böhmischen Bergbaus, Graf Kaspar Sternberg, wohl begründet, daß in Iglau die Zusammenstellung und Verbindung der Gebräuche zu einer Bergordnung von den deutschen Beamten unternommen worden sei, welche König Wenzel I., nachdem durch den Einfall der Tartaren der mährische Bergbau zu Schaden gekommen war, zugleich mit deutschen Bergleuten dorthin geführt habe, und welche wol ihre Bergregeln mit aus der Heimath gebracht hätten. In dem ursprünglichen lateinischen Text, der erst im 14. Jahrhundert ins Deutsche übersetzt wurde, kommt eine Menge deutscher Worte vor, wie Hangendes, Liegendes, Wasserseige, Gewerke, Lehnhauer, Ackertheil (die Entschädigung, welche der Besitzer des Feldes zu fordern hat, ein Theil der 32 Kuxe, in welche jede Grube anfänglich zerfiel), auch latinisirte deutsche Ausdrücke, wie magister montium, lapis manualis, burgenses. Und schon in der Culmer Handfeste vom 28. December 1233, also vor dem Datum, welches dem Iglauer Recht zusteht, sicherte der Deutsche Orden im Fall der Auffindung von Silbererz im Culmer Lande dem ersten Finder das „jus Freibergense" zu.

Die Annahme, daß die Iglauer Berggewohnheiten selbst deutschen Ursprungs sind, kann zur Zeit als erwiesen gelten, und wahrscheinlich entsprachen sie in ihrer ältesten Form den in Freiberg üblichen. Im Freiberger Rathsarchiv ist nun eine alte Handschrift enthalten: „Dys ist bergrecht in unsers hern lande, des Margrefen zu Missen und was darczu gehört", in welcher jüngst Herrmann und Ermisch eine Niederschrift der ältesten Bergregeln erkannten, älter als die Herüberholung der Iglauer Rechtsweisung, wie sie denn vorwiegend Bestimmungen enthält, welche dem Betrieb in seinem ersten Stadium, d. h. in geringer Teufe entsprechen, und z. B. nur die ersten Keime eines Stollenrechts in sich birgt. Als man im Erzgebirge erkannte, daß diese Verordnungen des 12. und 13. Jahrhunderts für die Rechtsverhältnisse des weiter entwickelten Betriebs in vielen Fällen nicht ausreichten, wandte man sich an die Stadt, welche zwar den Freibergern die ersten Anfänge ihres Bergrechts verdankte, aber dasselbe in den natürlichen und zweckmäßigen Bahnen selbständig weiter gestaltet, ja schon codificirt hatte, auch sich bereits des Rufes einer besonderen Bergrechtskunde erfreute, nach Iglau. Wann es geschehen ist, daß diese Rechtsweisung erbeten und (sie erfolgte in deutscher Bearbeitung) erhalten wurde, läßt sich nicht mit voller Sicherheit ermitteln, jedenfalls fällt es, wie erwähnt, in den Anfang des 14. Jahrhunderts und nicht nach 1328. Doch sollte wol das Iglauer Recht keineswegs das alte Freiberger verdrängen, es sollte vielmehr nur subsidiarisch neben den alten Gewohnheiten gelten. Sehr bald aber machte sich nun das Bedürfniß fühlbar, die beiden neben einander bestehenden Rechtsaufzeichnungen einer neuen combinirenden Bearbeitung zu unterwerfen, und so entstand, unter Ausscheidung der veralteten, nicht mehr praktisch ausführbaren Bestimmungen, aus der anfänglichen Redaction und durch Aufnahme der moderneren Iglauer Hauptparagraphen die berühmte eigentliche Freiberger Bergordnung um die Mitte des 14. Jahrhunderts, die Grundlage des Rechts bis tief in die Neuzeit hinein.

Die Entdeckung der Freiberger Silbergänge hatte dem Eifer und der Betriebsamkeit der damaligen Zeit eine Richtung gegeben, wornach sie unermüdet auch in anderen Gegenden ähnliche Schätze aufzufinden bemüht war. Namentlich aber und zunächst waren es die Bischöfe von Meißen und die Aebte von Zelle, die in ihrem Gebiete Nachforschungen darüber anstellen ließen. Eines der ersten und erfreulichsten Ereignisse in dieser Richtung war in dem schönen röthlichen Granit von Scharfenberg der Bergbau auf Bleiglanz und

*) Benseler, Geschichte Freibergs u. s. Bergbaus I, 59.

Weißgültigerz, im Hinblick auf welchen schon 1232 der Bischof Heinrich von Meißen vom Kaiser Friedrich II. das Berg- und Münzregal erhielt, trotz der Bestrebungen seitens der dortigen Markgrafen, Regal und Zehnten für sich selbst zu erlangen. Ebenso wurden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch von den Aebten zu Zelle glückliche Versuche der Art gemacht. Wollten wir freilich Albinus in seiner meißnischen Bergchronik und damit alten Volkssagen Glauben schenken, so wäre der hierher gehörige Siebenlehn'sche Bergbau zugleich mit dem Goslarischen, also im zehnten Jahrhundert bereits entstanden, mithin viel älter als der Freiberger. Einen Grund zu jener Annahme mögen auch die mißverstandenen Stellen in den alten Chroniken dargeboten haben, wo die Entdeckung des sächsischen Bergbaus in die Regierungszeit Kaiser Otto's I. verlegt wird: „sächsisch" heißt aber in dem damaligen Sprachgebrauch harzisch.

Nicht minder hat auch Roßwein mit seiner Umgebung Gersdorf und Etzdorf unberechtigten Anspruch auf ein sehr hohes Alter seiner Gruben erhoben; der Mönch, der in der Fabel über deren Entdeckung im Anfang des 8. Jahrhunderts eine Rolle spielt, ist zu jener Zeit in diesen Gauen eine fast unmögliche Erscheinung, abgesehen von anderen gar üblen Zeitbestimmungen. Noch stärker gewappnet, allerdings nur mit Sagen, nicht mit Urkunden, traten Mittweida und Frankenberg in die Schranken, wo es galt, sich zu Meißens ältesten Bergstädten zu erheben. Alle die anscheinend genauen Angaben über den mit Anfang des 10. Jahrhunderts hier begonnenen Bergbau, über die Entwickelung der einzelnen fabelhaften Segen spendenden Zechen, über die unerhörte Höhe der Belegschaft — Alles ergiebt sich unter kritischer Beleuchtung als ein merkwürdig detaillirtes Gewebe von Lügen, wenn auch holzbewachsene Halden und Pingen dafür bürgen, daß wir hier einen höchst alten Bergbau vor uns haben. Der sonst treffliche Klotzsch hat sich in seinem Streben, dem Bergwesen in unserem Lande ein höheres Alter zuzuschreiben, als ihm erweislichermaßen eigen ist, zum Herold aller dieser localen Ansprüche gemacht und dabei ganz unsicheren offenbar unwahrscheinlichen Sagen Treu und Glauben geschenkt, auf entfernte Uebereinstimmung von Namen sich verlassen. Die meißnischen Geschichtsschreiber wissen von alledem nichts. Auch Knauth glaubte in seinem 1721 erschienenen Buche über diese Gegenden, daß Munzig, Siebenlehn und Roßwein viel ältere Bergorte seien als Freiberg, stützt sich aber z. B., was Roßwein betrifft, nur darauf, daß die dortige erste Fundgrube den Namen Kaiser Heinrich führte, worunter seiner Meinung nach nur Kaiser Heinrich I. verstanden werden könne, indem die aus Niedersachsen gekommenen Bergleute ihrem alten Bergherrn zu Ehren die Zeche so genannt hätten. Zuerst ist wol Johann Friedrich Gmelin (Beiträge zur Gesch. d. teutschen Bergbaus 1783) derlei Fabeln mit Bestimmtheit und Einsicht entgegen getreten; auch nach ihm ist Freiberg die Mutter aller übrigen meißnischen oder kursächsischen Bergwerke. Auf sicherem Grund steht man nur zunächst wieder bei Dippoldiswalde; daß hier bereits im 13. Jahrhundert Bergbau getrieben worden, geht aus einer Urkunde Friedrich's des Kleinen hervor, welcher 1300 dem Jungfrauenkloster zu Nimptschen bei Grimma den Bergzehnten von den Silberzechen bei Dippoldiswalde schenkt; auch auf dem berühmten, ganz mit alten Halden bedeckten Sauberg bei Ehrenfriedersdorf wurde nachweislich schon im 13. Jahrhundert Zinnerz und Silbererz gebrochen.

Noch unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten schütteten die Freiberger Bergwerke überaus reichlich; daher „turres repletae argento, quo si voluisset, ducatum Bohemiae comparare potuisset", daher die große Pracht seines Hofes, worin er allen deutschen Reichsfürsten voranging, und womit er selbst den Kaiser in Erstaunen setzte, der übermäßige Aufwand, welchen seine zahlreichen Turnierspiele erforderten, die verschwenderische Freigebigkeit, mit welcher er die Sieger dabei beschenkte. Ein Gebirge nach dem anderen wurde im Lande aufgeschlossen, in der Gegend von Rochlitz, Colditz, Hohenstein, Frauenstein, die Ruthengänger schweiften mit ihrer Wichelröthe, d. i. Wahrsagerruthe, umher, einer von Haselholz zur Auffindung von Silber, einer eichenen für Kupfer, einer tannenen für Zinn und Blei, Gruben werden allerwegen mit wechselndem Glück in Betrieb gesetzt, reiche Erze ausbringend, dann wieder sich verschlechternd, so daß der Bergmeister auf den 1 bis 2 Ellen langen Kerbhölzern die Zubußen anschneiden mußte.

Als Glanzzeit des Freiberger Bergbaus darf man wol das Jahrhundert von der Fündigwerdung bis zum Tode Heinrich des Erlauchten, die Zeit von 1170 bis 1288 ansehen. Fast mühelos gewann damals der Bergmann dem Boden seine Schätze ab, was er suchte, das fand er am Tage oder dicht unter Tage in reicher Fülle und solcher Reinheit, daß der berühmte Naturforscher des 13. Jahrhunderts, der Kölner Dominikaner Albertus Magnus, davon sagt: „argentum est purius quam aliquod inventum in lapide; est purissimum et optimum genus argenti, parum habens de faece valde, ac si per industriam naturae sit depuratum". Da galt es noch nicht, tiefe Schächte abzuteufen, durch schwierige Stollenanlagen den Grubenwässern Abzug zu verschaffen, Mägde, die hinausgingen, Kuhfutter zu holen, brachten Silber in ihren Schürzen heim. Die urkundlichen Quellen fließen spärlich aus dieser Zeit: denn wie das Berggewohnheitsrecht des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache auf mündlicher Ueberlieferung beruhte, so war auch das gesammte Verfahren in Bergsachen damals ein durchaus mündliches.

Eine zweite Periode des Freiberger Bergbaus kann man, Ermisch folgend, etwa vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen rechnen, ein Zeitabschnitt, der bereits gegenüber dem ersten Jahrhundert deutliche Spuren des beginnenden Verfalls zeigt. Wenn auch in den Anfang dieser Zeit bekanntlich die Eroberung der Stadt durch den König Adolf von Nassau fällt, welcher eine zehnjährige Fremdherrschaft folgte, so ist doch kaum anzunehmen, daß dieses Ereigniß auf den Bergbau einen dauernd nachtheiligen Einfluß ausgeübt hat; tiefer liegenden Uebelständen müssen wir vielmehr die Schuld an dessen langsamem aber stetigem Rückgang zuschreiben. Die obersten Erzmittel, ohne Zweifel hier wie so oft anderswo von einem besonderen Adel, waren nach und nach abgebaut worden, die Gewinnung der tiefer liegenden aber verlangte bei der unentwickelten Technik jener Zeit große Anstrengungen, die dadurch wol vermehrt wurden, daß man bei den früheren, einem Raubbau gleichenden bergmännischen Arbeiten ohne jede Rücksicht auf die Zukunft vorgegangen war und die Grubenbauten hatte verfallen lassen, sobald sich Schwierigkeiten einstellten. Nebenbei mag auch der Umstand mitgewirkt haben, daß bei den Ländertheilungen die Freiberger Bergwerke gewöhnlich das gemeinschaftliche Eigenthum der sämmtlichen Regenten aus dem wettinischen Fürstenstamm blieben. Davon residirte der eine in Thüringen und namentlich bei plötzlich einbrechenden Calamitäten ein Einverständniß über die erforderliche Abhilfe zu erreichen, war sehr langwierig und zeitraubend. Auch die Landesherren sahen sich nunmehr mit der Schmälerung ihrer Bezüge aus den Bergwerken, die einen großen Theil ihrer gesammten Einnahmen ausmachten, bedroht und begannen auf Maßregeln zu finnen, durch die dem weiteren Verfall der Gruben Einhalt geschehen könne. Am Ende des 14. Jahrhunderts waren von den früheren 52 Schmelzhütten bei Freiberg nur noch zwei im Betrieb, die Münzstätte stand mehrmals ganz still. Vor Allem kam es darauf an, die Anlagen zu unterstützen, welche den mit der Nothwendigkeit tieferer Grubenbauten mehr und mehr hervortretenden Wassergefahren entgegenwirken sollten. Die Markgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm schließen — die Urkunde ist ganz kürzlich ans Licht gezogen worden — 1379 mit den ehrsamen Meistern Joh. Zcecheslaw und Dominik Goltsmid von Prag, Hensil Messirer von Nürnberg und Genossen einen Vertrag wegen Anlegung einer Kunst, um „unsere wasserigen berkwerk auf dem stobinberge zu weldigen"; außer einer Geldzahlung sollen sie haben ein ewiges Neuntel „an allin den berkwerkin, dy irtrunkin sint, dy sy mit derselbin irer kunst weldigen". Es war nämlich das Maschinenwesen der Wasserhaltung von den einfachen Schöpfkannen, Flaschen und sog. Bulgenkünsten (Wasserzober aus Ochsenhäuten) inzwischen bis zu Pumpen gestiegen; doch scheint man sich, wie Ermisch mit Recht sagt, während des ganzen Mittelalters von derartigen maschinellen Hilfsmitteln mehr versprochen zu haben, als sie dann leisten konnten. Wichtiger war die Anlegung von Stollen und die von den Landesherren hier und da vorgenommene Ablösung der Erbstollengerechtsame. Wenn ein auch von fremden Unternehmern getriebener Stollen einer Grube Wasser entzog oder frische Wetter zuführte, so hatte die Grube den neunten Theil der Ausbeute an die Gewerken dieses Erbstollens abzugeben, eine Leistung, die um so drückender werden mußte, je weniger Erträgniß der Bergbau abwarf. Eine sehr wirksame Unterstützung des Bergbaus war es daher, als die Landesherren um das Jahr 1400 mehrere der bedeutendsten solcher Erbstollen, darunter der später deshalb sog. alte tiefe Fürstenstollen, von den Besitzern freikauften, d. h. die Abgaben, welche die benachbarten Gruben zu entrichten hatten, ablösten und den Weiterbau der Stollen auf eigene minder aussaugende Rechnung übernahmen.

1444 beginnen die tragischen langen Verhandlungen und Beschlüsse über Verbesserungen im Betrieb der Bergwerke, von denen

wir jetzt, im Gegensatz zu den üblichen Vorstellungen von der mittelalterlichen Ergiebigkeit, durch die Protokolle und Acten ein anschauliches Bild gewinnen, welche Archivrath Ermisch in dem jüngst erschienenen, einen Theil des Codex diplomaticus Saxoniae regiae bildenden Urkundenbuch der Stadt Freiberg zum ersten Mal abgedruckt hat. 1447 beschweren sich die Häuer in einer interessanter Weise zwischen dem Ober- und Mitteldeutschen stehenden Mundart, die sich von der landläufigen Canzleischreibung erheblich unterscheidet, über Mißbräuche beim Hüttenbetrieb und Erzkauf, bitten, in Bergangelegenheiten auf den Rath der Amtleute und der Knappen, nicht aber auf Unkundige zu hören, und bezeichnen die Vertheuerung aller zum Arbeitsbetrieb nöthigen Waaren als einen Grund des Niederliegens des Bergbaus. In demselben Jahre empfehlen Münzmeister und Bergschreiber die Uebernahme der Hütten auf Rechnung des Landesherrn. 1449 verhandeln die landesherrlichen Räthe mit dem Rath und ganzer Gemeine zu Freiberg wegen lebhafterer Betheiligung am Bergbau, „wie unser gnedigen Herren bergwercken so swach und geringe wurden sind, daz gar wenig silbers iczund erbuwet werde; man bouwit iczund ganz toub, eyn fyn centener kupfhers had küme III loth silbers gegeben und auch ab das erbuwet wurde, so hat das korcze genge und geht gerne balde abe und also nü di wochin wol by V schogke oder mehr daruff zukost ist.“ Die Freiberger antworten mit Klagen über die Bedrückung der Gewerken durch Bergmeister und Zehntner, über die Verletzung der Bannmeile durch die umliegenden Dörfer und die dadurch bewirkte Verarmung der Stadt. 1449 zählt das Handwerk der Schmiede in einer langen Eingabe die Uebelstände auf, die nach ihrer Meinung den Bergbau in Abnahme gebracht haben. Im Jahre 1452 weisen die landesherrlichen Räthe darauf hin, daß man, um einen kräftigeren Betrieb einzuleiten, „etzliche von der prelaten, styfften, clostern unde stetten mit daryn brengen mochte, mitte zu bauwen“. Aus dem Jahre 1453 liegt ein langes Protokoll vor, in welchem Bergmeister, Steiger und die ältesten Knappen verhört werden, „uff besserung der bergwerck, dy ober masse sere gefallen sint, wovon das kome, das dy nicht gewynhafftig werden“; die Beamten behaupten, es fehle namentlich an Geld für Vorrichtungsarbeiten. Es war so weit gekommen, daß 1451 in dem Freiberger Rath nur noch Francze Begker der „Borgermeister“ ein Bergverständiger und Gewerke war, und man trachtete darnach, „etliche redeliche berglute wider in die rethe zu brengen, das auch ander lute lieber buweten, wanne keyner in dem rathe iczund mitde buwit“.

Die das ganze Land schwer schädigenden Hussitenkriege übten zweifellos auch auf den Bergbau einen verderblichen Einfluß aus, obschon die Quellen unmittelbare Beweise dafür nicht enthalten. Auch die folgenden Jahrzehnte waren einer friedlichen Entwickelung nicht günstig. Aber sicher ist es weniger diesen äußeren, als den schon berührten inneren Gründen, wozu auch jetzt noch allerlei Beamtenmißwirthschaft gekommen zu sein scheint, zuzuschreiben, wenn das 15. Jahrhundert und auch theilweise noch der Anfang des 16. uns den Bergbau Freibergs im Zustande eines immer weiter schreitenden Rückganges zeigt, wogegen durch das Aufkommen des Schneeberger Reviers eine zweite neue Glanzperiode der sächsischen Bergwerksgeschichte eingeleitet wurde.

Eines der großartigsten Ereignisse im ganzen deutschen Bergbau ist das Fündigwerden des Schneebergs. Ein Bürger von Zwickau, der mit einer Würzlade im Lande umherzugehen und so seine Nahrung zu ziehen pflegte, hatte sich in einen alten Eisensteinsschurf eingelegt und zwei Arbeiter daselbst gehalten, die eines Tages eine gänseköthige oder zeisiggrüne Bergart antrafen und eine Handvoll davon ihrem Herrn brachten; der ließ es von ohngefähr, weil er es noch nicht für Silbererz ansah, von einem Goldschmied in Zwickau probiren und erhielt den Bescheid, wenn er dieses Dinges mehr hätte, sollte er es ihm bringen, wolle ihm schöne silberne Becher daraus machen. So wurde fortgebaut, endlich ein mächtiges Erz angetroffen. Und so soll am 6. Februar 1471, am Tage Dorotheae der Schneeberg als eine große Gottesgabe allererst fündig geworden sein. Im folgenden Jahre traf man erst den rechten Putzen, wie die Bergleute reden, und es kam nun das Schneebergische Bergwerk so in Schwung, daß seines Gleichen nie gewesen war. Fünf Jahre später ward, wie die alte meißnische Bergk-Chronika von 1590 erzählt, auf der St. Georgenzeche die „größte, edelste, derbste und kostbarste Erzstuff, 7 Ellen hoch, 3½ Ellen breit, angehauen“, davon 400 Centner Silbers (etwas über 2 Millionen Gulden) sind ausgeschmolzen worden. Wie schon Agricola berichtet, fuhr Herzog Albrecht selbst in die Grube hinab, um sich das Wunderding in der Nähe zu besehen, speiste mit seinen Ministern darauf und brachte zuletzt den Trinkspruch aus: „Kaiser Friedrich ist zwar ein reicher und mächtiger Herr, aber einen solchen Tisch hat er doch nicht.“ Das erweckte aber auch eine Thätigkeit über alle Maßen. Nicht blos wurde in diesem Jahr 1477 der Grundstein zur Stadt gelegt, sondern bald waren 13 verschiedene Stollen allein in den Schneeberg getrieben, 1482 gingen die meisten Schächte schon bis 100 Lachter (über 600 Fuß) unter diese Stollen herab, und dabei standen in der Gegend allein 116 Zechen im Betrieb. Der Kux auf der Georgenzeche brachte nach Agricola quartaliter einen Silberkuchen von 1100 Gulden Werth Ausbeute, nach Mathesius einmal sogar 32 000 Gulden, das macht in runder Summe 4 Millionen Gulden auf eine Zeche in einem Vierteljahr — letzteres wol übertrieben. Der reiche Fundgrübner Thomas Roemer konnte, als er zum Sterben kam, 101 760 Gulden zu milden Zwecken aussetzen. Es entstand ein so unsinniger Luxus, daß die Leute im Zaume zu halten besondere Gesetze gegeben werden mußten. Münzen konnte man all das Silber nicht mehr, es wurden die Silberkuchen, selbst das Roherz an die Gewerken als Ausbeute vertheilt. Von den Zechen hatten übrigens manche hier nur eine kurze Blüthezeit, weil, wie Albinus sagt, „das Erz sich nicht, fern von der Fundgrube, in viele Maaßen ganghaftig erstreckt, sondern es nestig oder nierigt liegt, und so große Bäuche wirft, die sich oft wieder abschneiden“. So konnte es kommen, daß 1490 einmal Zubußen mit Strenge eingetrieben wurden und darauf wieder höchst gesegnete Jahre einfielen.

Im 17. Jahrhundert hatte das Schneeberger Silber schon sehr beträchtlich abgenommen, aber es wurde dafür in desto größerer Menge dort der Kobalt gefördert. Aeußerlich gleißte dieser Kobalt, von dem man anfangs eigentlich nicht wußte, was er war, wie ein schönes Weißgülden, das Silber enthält, wenn man ihn aber auf das Feuer legte, um das vermeintliche Silber herauszuschmelzen, so verbreitete er einen häßlichen Gestank nach Knoblauch; die Schmelzer bekamen davon eine üble Krankheit, die Hüttenkatz genannt, und der weiße Dampf ließ sich als schneeähnlicher Beschlag auf Bäume und Wiesengründen nieder, wo er alles Lebende zerstörte. Nebenbei machte auch „diese giftige rauberische Unart von Bergertzen“ noch das Silber der edlen Stufen spröde. Da kam eines Tages einem Glasmacher auf der Eulenhütte bei Neudeck der boshafte Einfall, seinem Herrn aus Schabernack eine solche Schneeberger Kobaltstufe heimlich in den Glashafen zu werfen. Und, wie ein Wunder, der mißachtete alte schwarze Kobold verwandelte das Ganze in einen prachtvollen blauen Fluß. Jetzt eilten die Töpfer der Umgegend herbei und kleideten ihre Waare in das neue Gewand, das alsbald den reißendsten Abgang fand, nach Nürnberg, sebst bis nach Holland gelangte.

Wie der Schneeberg das zurückgegangene Freiberg in der Vermehrung des nationalen Reichthums ablöste, so fand dies auch in bergrechtlicher Hinsicht statt. Die Satzungen des alten Freiberger Rechts, welches als gemeines Bergrecht galt, veralteten mehr und mehr und wurden theilweise unverständlich, neben ihnen entwickelte sich ein ungeschriebenes Gewohnheitsrecht, aber zu einer neuen zusammenfassenden Redaction lag für den fortwährend verringerten Bergbau Freibergs zunächst keine dringende Veranlassung vor. Als der Schneeberg aufkam, wurde eine Reihe landesherrlicher Verfügungen erlassen für die Bergwerke „außerhalb der Pflege Freibergs“, die auch einem besonderen Bergmeister unterstellt wurden; sie gipfeln in einer Schneeberger Bergordnung der Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von 1479 und in einer verbesserten und erweiterten von 1500. Inzwischen waren gegen Ende des 15. Jahrhunderts an dem sog. Schreckenberg reiche Anbrüche gemacht worden, so daß die infolge des dortigen Bergbaus entstandene Ansiedlung schon 1497 Stadtrecht erhielt. Anfangs „die neue Stadt auf dem Schreckenberg“ geheißen, wurde ihr durch eine Urkunde des Kaisers Maximilian I. der Name Sanct Annaberg beigelegt. Aus vereinzelten ordnungslosen Specialerlassen und unter Aufnahme der Schneeberger ging dann 1509 des für den Flor des Bergbaus unermüdlich thätigen Herzogs Georg berühmte Annaberger Bergordnung mit ihren 103 Artikeln hervor, die von einem unermeßlichen Einfluß auf die gesammte deutsche Berggesetzgebung geworden ist. Der Freiberger Rath wurde angewiesen, sich in seinen Bergurteln darnach zu richten. Ueber ihr ursprüngliches Gebiet hinaus, außerhalb Sachsens, eroberte sie sich einen großen Wirkungskreis, theils durch directe Uebertragung, theils durch die Vermittelung der auf ihr fast wörtlich beruhenden und ihrerseits wieder vielfach anderswo eingeführten Joachimsthaler Ordnung, und so ist sie in der That die Mutter fast aller modernen Montangesetze in Nord- und Mittel-

deutschland. Die Bergbaulust noch weiter rege zu machen beabsichtigten spätere Erlasse des Herzogs Georg, durch Erleichterungen des freien Schürfens, durch förmliche Prämien, die auf das Ausrichten eines noch unerschrotenen Ganges gesetzt wurden, durch die Aufhebung des Gebrauchs, verlassene Bergwerke nicht wieder zu verleihen. Den höchsten Gewinn gewährte der Annaberger Bergbau 1537, denn hier gab er nicht weniger als 333078 rheinische Gulden (viertehalb Tonnen Goldes) Ueberschuß. Unter die berühmtesten Zechen gehörte die Gottesgabe, das heilige Kreuz und das himmlische Heer, aus dessen gediegen Silber Mathesius ein geschnitten Bild sah. — 1785 aber berichtet Gmelin, daß zu seiner Zeit in Annaberg noch zwei Gruben mit Ausbeute bauen, alle Vierteljahr auf den Kux einen Speciesthaler.

1503 wurde zum ersten Male die Knappschaftslade eingerichtet, die Bruderlade, in welche die Büchsenpfennige kamen, die theils von den Knappen selbst, theils von den Beisteuern der Ausbeutezechen stammten — der Vorläufer und das Muster unsrer modernen Einrichtungen. Bei keinem anderen Gewerbe treffen wir so früh auf selbstgeschaffene, nicht obrigkeitlich angeordnete Unterstützungscassen zur Leistung von ärztlicher Beihilfe, zur Auszahlung von Kranken- und Invalidengeldern, zu Darlehen und zur Beerdigung der Kameraden nach der letzten Schicht. — In diese Zeit fällt auch das Wirken des aus Glauchau gebürtigen gelehrten Doctors Georg Bauer, des als erster Begründer systematischer Mineralogie und als Bergwerksschriftsteller so berühmten Georgius Agricola; als er 1530 nach Chemnitz gezogen war, setzte ihm der Kurfürst Moritz ganz besonders einen Gehalt dazu aus, seine bergmännischen Erfahrungen und Forschungen durch den Druck zu erhalten. So entstanden die wichtigen Werke „de re metallica", „de ortu et causis subterraneorum", über die man bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht herauskam.

Was Herzog Georg für den Annaberger Bergbau, das war sein dem edlen Handwerk ebenfalls mit Leib und Leben ergebener Bruder, Herzog Heinrich der Fromme für denjenigen von Marienberg. Als in Wolkenstein der Erasmus und der Palmbaum fündig geworden war, als der Fabian Sebastian fröhlich aufblühte, da beschloß Heinrich 1521 in der Nähe des letzteren eine neue Bergstadt zu gründen, die, weil sie gleichsam wie eine Tochter aus St. Annaberg entsprungen sei, Marienberg geheißen wurde. In den ersten 57 Jahren belief sich der Betrag der vertheilten Ausbeute auf 3⅓ Millionen Guldengroschen, dazu die Auferstehung Christi das Meiste beitrug — für Heinrich ein verdienter Lohn seines wachsamen, ermunternden Eingreifens; dafür wollte er auch nur von Bergknappen in sein Grab getragen sein. Die Anbrüche haben, wie in Annaberg, größtentheils in gediegen Silber, reichem Glaserz und Rothgültigerz bestanden, zusammen mit Kobalt und Wismuth und silberhaltigem Kupfererz. Im 17. Jahrhundert nimmt Marienberg beträchtlich ab, Ende des 18. war dort nur eine kleine Grube minimal rentabel.

Dem 15. Jahrhundert gehört auch noch das Aufkommen des Zinnbergbaus im sächsischen Erzgebirge an und zwar wurde zunächst das berühmte Vorkommen von Altenberg oben auf dem Rücken des Gebirges fündig, wo im Jahre 1458 ein Köhler beim Ausstoßen seines Meilers geschmolzen Zinn zwischen den Kohlen gefunden haben soll. Das „Geschrei" von dem neuen Bergwerk verbreitete sich rasch über das Land, Bürger von Freiberg und von Graupen drüben in Böhmen betheiligten sich daran, die Kurfürsten verliehen die alten Bergfreiheiten. Anfänglich soll eine Zeit lang die Production zwischen 5000 und 6000 Centner Zinn im Jahre betragen haben. Wenn nun bei späterem schwunghaftem Betrieb des Bergwerks höchstens die Hälfte dieser Menge gewonnen wurde, so braucht jene hohe Productionsziffer gleichwol nicht verdächtig zu sein, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß sie sich zum größten Theil auf die leichte und lohnende Ausbeutung von Zinnseifen bezieht, auf die Waschgewinnung der massenhaften oberflächlichen Zinnkornablagerungen, die wie Schweife von Erzgrus an den Berggehängen und in den Bachschrunden gehäuft sind*); nachdem die Wäschen erschöpft waren, trat die schwierigere und kostspieligere Gewinnung und Aufbereitung des festen zinnführenden Felsgesteins ein. Wenig alte Gruben giebt es mit einer Geschichte so reich an Wechsel des Schicksals, wie unser Altenberg. Unter fortwährendem Zuströmen fremder Bergleute blühte der Ort rasch auf, Wasserkünste wurden errichtet, man begann den gewaltigen tiefen Stollen, der wegen der vielen bösen Wetter größtentheils doppelt übereinander getrieben wurde, und kam auch hier zum ersten Mal auf den Gedanken, die erzhaltigen Massen nicht mehr trocken, sondern unter Zuleitung von Wasser naß zu pochen. Der erste große unterirdische Bruch erfolgte 1545: mit Feuersetzen, bei dem man wohl 20 Klafter Holz auf einmal anzündete, wurde da unten das Gestein mürbe geröstet, damit es unschwer gewonnen und gepocht werden konnte — der Kostenpunkt kam nicht in Frage, noch hatte man weite Waldungen genug — und so entstanden umfangreiche Höhlungen, daß die Massen in der Tiefe zusammenstürzten. Der Bruch hatte das Bergwerkseigenthum verschiedener Gewerken durcheinandergeworfen und da vereinigten sich nun die ehemaligen Sondereigenthümer 1564 zu einem Bunde unter dem von der Localbezeichnung Zwitter für das Zinnerz hergeleiteten Namen Zwitterstocks-Gesellschaft, die noch existirt. Mit zäher Ausdauer arbeitete sie weiter, obschon die Production auf 2000 Centner gesunken war, und da ereignete sich 1578 ein zweiter Bruch, der gar als ein riesiges Einsturzloch bis zu Tage ausging. Und doch erholte sich das Bergwerk trotz des großen Schadens wieder bald, leider nicht für lange, denn seit Beginn des dreißigjährigen Krieges folgt Unglück auf Unglück, der Absatz stockt, die Schweden werfen Feuer in die Schächte, die Wasser gehen auf und die Pest wüthet. Im Jahre 1620 trat der dritte und verheerendste Bruch ein; „da ist unser liebes Bergwerk alles in einen Haufen gegangen" sagt der Bericht im Freiberger Rathsarchiv über diese schauerliche Katastrophe. Wenn auch während des dreißigjährigen Krieges die Wälder in demselben Maße angewachsen waren, als die Bergstädte in Elend versanken — die Jahreserzeugung war auf 100 Centner gefallen —, so trat doch später, während sich die Production wieder etwas hob, empfindlicher Holzmangel als eine neue Schwierigkeit des Betriebs hinzu. Dennoch lebte die Grube wieder auf, hatte sogar von 1700 bis 1750 eine förmliche Blüthezeit mit über 3000 Centner, und nahm fast ununterbrochen langsam zu, bis im Anfang der siebenziger Jahre unseres Jahrhunderts die unheilvolle Concurrenz durch die ostindischen Inseln, Malakka und namentlich Australien und Tasmanien eintrat, wo unerhörte Massen von Zinn, die mühelos aus den oberflächlichen Alluvialablagerungen ausgewaschen werden, die Preise erniedrigt, den Markt gedrückt haben, so daß die ganze europäische Zinnproduction, Cornwall, die Bretagne, Böhmen, Sachsen, fast mit Deficit arbeitet oder eingegangen ist. Aber jede Beobachtung lehrt, daß die Wäschen, die anfangs so massenhaft schütten, wie beim Golde, in verhältnißmäßig kurzer Zeit erschöpft werden, in einigen Decennien der intensiveren Gewinnung erliegen, und hierin ruht der Trost, daß auch für unseren armen erzgebirgischen Zinnbergbau, der so tapfer ausgehalten hat, wieder eine bessere Zeit kommen wird: nach dem Erlöschen der australischen Wäschen, nach dem nothwendigen Eintreten jener Phase mag man im allerseits kostspieligeren unterirdischen Bergwerksbetrieb bei besseren Preisen wieder mit concurriren können. Dann zieht auch vielleicht mit Schlägel und Eisen alter Segen wieder in so manches ganz oder fast ganz verlassene Zinnrevier ein.

Doch kehren wir zum Freiberger Bergbau zurück, der sich während des 16. Jahrhunderts stetig in bescheidenen Verhältnissen erhielt. Von dem Jahre 1529 ab sind wir endlich über das Ausbringen desselben genau unterrichtet, seitdem unter dem Einfluß der Annaberger Bergordnung die alte Einrichtung aufgehoben wurde, daß der Grubenüberschuß wöchentlich durch die Steiger zur Austheilung kam. Nach der Zusammenstellung von Gaetzschmann fielen 1530 an Ausbeute unter Anrechnung der „wiedererstatteten Verläge" 26040 Thaler, berechnet nach dem 14 Thaler-Fuß, im folgenden Jahr 41002 Thaler; der höchste derartige Ertrag im 16. Jahrhundert ist 117924 Thaler (1572), der niedrigste 18276 Thaler (1563); durchschnittlich hält er sich auf 60—90000 Thaler, ist aber sehr starken und raschen Wechseln unterworfen. Das mit schweren Kriegen erfüllte 17. Jahrhundert ist namentlich in seinen letzten drei Vierteln weitaus schlechter: zufolge Gaetzschmann kommen darin 10 Jahre mit einer unter 10000 Thaler bleibenden Ausbeute vor, ja in 1684 betrug dieselbe im Revier blos 4380, in dem überhaupt schlechtesten Jahr 1692 gar nur 3260 Thaler.

Erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich 1654, kommt der Bergbau auf Silber, Zinn, Wismuth und Kobalt von Johanngeorgenstadt auf, durch jene standhaften protestantischen Auswanderer, welche aus den von Kursachsen an die Krone Böhmen abgetretenen Bergstädten, namentlich aus Platten, nach großen Duldungen um ihres Bekenntnisses willen über die nahe Grenze nordwärts entflohen waren.

Gleich mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts geht es aber dann wieder in Freiberg aufwärts, mit 20000, 30000 Thaler u. s. w. Ausbeute, eine auffällige Erscheinung, die sich vielleicht durch ein

*) Reyer, das Zinn 1881, 37.

Zusammenwirken zahlreicher Momente erklären läßt. Damals nämlich, um 1690 herum, begann endlich die Schießarbeit mit Pulver die alte primitive Gewinnungsweise zu verdrängen, 1708 fing man allenthalben an, die Gruben auszumauern, die Erzwäschen erhielten eine bedeutende Verbesserung durch die Einführung der Stoßheerde, die Markscheidekunst war durch Balthasar Rößler und den von ihm erfundenen Hängecompaß zu ungeahnter Zuverlässigkeit erhoben worden, in dem sehr darniederliegenden Hüttenwesen wurde 1710 durch die errichtete Generalschmelz-Administration ein durchgreifender rationeller Betrieb eingeführt, welcher die Kosten erniedrigte und das Ausbringen verbesserte, die sogenannte Gnadengroschencasse begann die Unterstützung nothleidender Gruben zu bewirken. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte man angefangen, auf den bedeutenderen Gruben Kunstgezeuge aufzustellen, denen später Wassersäulenmaschinen folgten und großartige Teich- und Röschenanlogen, um alle diese Apparate nöthigenfalls mit Wasser zu versorgen. Eine neue Epoche der Bergwerksmaschinenverbesserung hebt 1769 an mit der Bestallung des wahrhaft genial erfinderischen Kunstmeisters Mende. Doch wäre wol im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Freiberger Bergbau in eine recht bedrängte Lage gerathen, wenn man nicht auf einigen der Hauptgruben (Himmelfahrt, Bescheert Glück, Alte Hoffnung Gottes) ungewöhnlich reiche und verhältnißmäßig aushaltende Erzmittel angefahren hätte. Freigebig haben wieder landesherrliche Cassen Zuschüsse als Erleichterung den bauenden Gewerken gewährt und auch die Herstellung von Lösungsstollen thatkräftig unterstützt. Und daß der Bergbau stets ein Schooßkind des Wettinischen Fürstenhauses gewesen ist, zeigt sich auch durch die Errichtung jener Anstalt, welche von dem weitragendsten Einfluß auf die Montan-Entwickelung späterer Zeiten und anderer Länder geworden ist, der hochberühmten Akademie zu Freiberg, deren Gründung am 13. Nov. 1765 auf einem frohen festlichen Mahle beschlossen wurde, als der damals noch unmündige Kurfürst Friedrich August und Prinz Xaver, Administrator in Sachsen, nebst anderen fürstlichen Personen in der alten Bergstadt verweilten. Noch aus dem vorigen Jahrhundert strahlen die Namen Abraham Gottlob Werner und Wilhelm August Lampadius als Lehrer, Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch als Schüler zu uns herüber.

Doch fing nach der Mitte unseres Jahrhunderts allmälig die Vorbereitung einer Krisis an. Viele Gruben geriethen in Nothlage und selbst die reicheren waren nicht im Stande, die erforderlichen Vorkehrungen für den ferneren Abbau auszuführen, so daß die Aufschließung der tieferen Horizonte ganz zurückblieb. Dazu gesellte sich, daß auch die finanzielle Kraft mangelte, inzwischen anderswo erprobte, den Betrieb billiger gestaltende Einrichtungen maschineller Art unter und über Tage zu treffen. Verschärft wurde die gespannte Lage durch den außerordentlichen und beklagenswerthen Rückgang der Metallpreise, vornehmlich des Silbers infolge der Demonetisirung desselben durch die Einführung der deutschen einseitigen Goldwährung.

So war es gekommen, daß man von der Hand in den Mund lebte, daß keine der Gruben für sich allein eine ausreichende Sicherstellung für die Zukunft bot. Und doch bestand die begründete Vermuthung, daß der Freiberger Bergbau nicht an Erzmangel oder Verarmung der Gänge kranke, vielmehr berechtigten die Erfahrungen über das Verhalten der letzteren von den verschiedenen Formationen und in den verschiedenen Horizonten zu der Hoffnung, die Gänge auch in größerer Tiefe mit derselben Erzführung wie bisher anzutreffen. Wenn aber bei der obwaltenden Regellosigkeit in der Vertheilung der Erzmittel nur eine gleichzeitige vielseitige Aufschließung und rasche Verfolgung derselben in die Tiefe zu günstigen Erfolgen führen konnte, so vermochte der Privatbergbau, als z. B. das Kilo Silber um 40 Mark gefallen war, aus sich selbst heraus nicht die Mittel zu schöpfen, um solche nothwendigen Anlagen rechtzeitig auszuführen. Saat und Ernte bilden beim Bergbau ein Jahr, welches viele bürgerliche Jahre, zuweilen ein Menschenalter in sich schließt. Zwar hatten wegen ihrer Wichtigkeit für den fiscalischen Hüttenbetrieb die Gruben zum Theil schon seit einer Reihe von Jahren staatliche Zuwendungen in der Form von Vorschüssen empfangen, wodurch allein es auch möglich war, dieselben lieferungs- und überhaupt existenzfähig zu erhalten, aber trotz dieser Beihilfe wurde doch nur Ungenügendes erreicht, die Zersplitterung der Unterstützungen, die Unzulänglichkeit oder Zurückhaltung des Privatcapitals verhinderten intensives Vorgehen.

Als es sich allenthalben zeigte, daß der Fortbetrieb in der bisherigen Weise die drohende Katastrophe doch nicht mehr lange aufhalten würde, trat die Frage heran, ob man wirklich den Bergbau sich selbst und damit in kürzerer oder längerer Frist dem sicheren Untergang überlassen, oder ob man den Versuch machen wolle, ihn durch Verstaatlichung dauernd zu erhalten. Und dieser Versuch ist in hochherziger Weise ins Leben getreten, nachdem des Königs Majestät in zwei Decreten vom 10. November 1885 und vom 16. Januar 1886 dazu die Anregung geboten und den Ankauf der fünf wichtigsten Freiberger Gruben durch den Staat zur verfassungsmäßigen Berathung gestellt hatte, sodann die Stände diesem Ankauf einmüthig ihre Zustimmung gaben. Das war freilich der beste Ausweg und die einsichtsvollste Lösung der acuten Krisis, einmal weil der Staat als Besitzer der Hütten durch das Erliegen der nothleidenden Gruben eine dauernde Einbuße erfahren würde, namentlich aber weil der vom Staat in Angriff zu nehmende energische und concentrirte Betrieb, welcher sowol den Anforderungen der Technik und richtigen wirthschaftlichen Grundsätzen Rechnung trägt, als auch die Bedürfnisse der Schmelzhütten möglichst berücksichtigt, jedenfalls mehr Garantien für den Erfolg bieten wird, als bei der bisherigen Vorschußwirthschaft trotz aller Bemühungen zu erlangen war, weil ferner die planmäßige und auf Herabminderung der Productionskosten zielende Ausführung der Meliorationen, das rasche Niedergehen in die Tiefe auf den Hauptfeldern, die gleichzeitige Inangriffnahme zahlreicher versprechender Punkte eine Kraft voraussetzt, welche nur einer einheitlichen Organisation und großen Finanzmacht entspringen kann. Auf einen unverzüglichen pecuniären Erfolg wird indessen nur ein ganz Unkundiger rechnen. Auch die humanitär-sociale Frage hat bei jenen königlichen Anregungen und ständischen Beschlüssen eine Rolle gespielt. Allerdings wird man, wenn es auch einst eine Zeit gegeben hat, wo der Freiberger Bergbau zu den wichtigsten Factoren der sächsischen Volkswirthschaft gehörte, dies heute nicht mehr behaupten, man wird nicht sagen können, daß der große Gesammtorganismus unserer Nationalökonomik eine tiefere Störung erleiden würde, wenn jener Bergbau zum Erliegen käme. Aber viel wichtiger ist es, daß dadurch eine große Zahl von Privatwirthschaften dem Ruin überliefert und eine Menge schwerer socialer einzelner Mißstände und Nothlagen herbeigeführt worden wären.

Die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte läßt uns den Fleiß und die zähe Ausdauer, die tapfere Standhaftigkeit und kluge Haushaltung, das feine für die Ausbeutung seiner Gebirge geschulte Genie des sächsischen Bergmanns bewundern; sie setzt aber auch ein rühmliches Ehrendenkmal den Fürsten des Landes; nicht haben sie den Bergbau unzählige Male eines ihrer edelsten Kleinode bloß genannt, schon die älteren Regenten haben in den anfänglichen Berggesetzen die staatswirthschaftliche Seite desselben erkannt und der finanziellen Rücksicht vorangestellt, ihn kräftigst befördert und sind Jahrhunderte hindurch in freiwilligem Opfermuth für ihn eingetreten. Die erlösende rettende That indes, deren Zeuge wir Alle jüngst gewesen sind, diese letzte Phase einer uralten schicksalsreichen Geschichte, das ist ein Ereigniß, wichtiger als alle früheren Acte landesfürstlicher Einsicht und Beihilfe, und König Albert hat mit seinen Räthen und Ständen dadurch nebenbei Beruhigung und Dankespflicht in alle die tausende von armen Bergmannshütten im Gebirge getragen, wo arbeitsame und friedliche Menschen wohnen.

Die armen Häuschen da draußen und unsere herrliche Hochschule mit ihrer fast halbtausendjährigen ruhmvollen Vergangenheit — welch ein Gegensatz; und doch lebt heute in ihnen ein Gefühl, entsprungen und gekräftigt auf gar verschiedenem Boden, aber eins in seinem Wesen, eins in seiner Innigkeit, wenn auch uns freilich vielseitiger des heutigen Tages Bedeutung zum Bewußtsein kommt, reicher die Ursachen sind, um derentwillen wir alljährlich das Geburtsfest unseres edlen theuren Landesfürsten voll aufrichtiger Dankbarkeit, Ergebenheit und unverbrüchlich treuer Liebe begehen. So laßt uns denn, verehrte Collegen, liebe Commilitonen, mit Begeisterung und aus vollem Herzen in die Segenswünsche des gesammten Volkes einstimmen: Gott erhalte, Gott beschütze und segne unsern allgeliebten König Albert, — wie wir mit freudigem Stolz hinzufügen dürfen — den großmächtigsten Rector unserer Universität!

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

IX.

Bei Professor Törmer.

Ein Empfehlungsbrief vom Geheimerath v. Langenn in Dresden und eine Karte vom Oberbibliothekar Hofrath Klemm ebendaselbst führten mich zu Professor Törmer, dem trefflichen Landschafts- und Genremaler, der zugleich sächsischer Consul war. Er wohnte auf dem Corso, ziemlich nahe der Piazza del Popolo, in einem ansehnlichen Hotel. Ich traf ihn nicht zu Hause, ließ aber meine Karte dort und wollte schon den zweiten Besuch antreten, als der Professor eines Vormittags in meiner vierten Etage erschien.

Halbvergessene Jugenderinnerungen und Familienbeziehungen treten in der Fremde mit größerer Herzlichkeit an uns heran, als daheim. Ich frug Hrn. Törmer im Laufe des Gesprächs, ob er sich der Familie Kriegel in Dresden erinnere. Luise Kriegel, die Tochter des Doctors der Medicin, habe mir Grüße an ihn aufgetragen.

„Natürlich, natürlich erinnere ich mich der Kriegel'schen Kinder, mit denen wir Törmer'schen oft spielten", entgegnete der Professor lebhaft. „Wenn der Ball beim Spiel unter ein Meuble geworfen worden war, mußte ich ihn, als der Kleinste, immer hervorholen. Für die brünette Luise that ichs am liebsten. Wie geht es ihr? Wo lebt sie? Ist sie verheirathet?" — „Schon seit langen Jahren. Sie ist meine Mutter", sagte ich.

Da sprang der kleine Herr mit dem blassen intelligenten Gesicht, das ein Freudenstrahl belebte, empor, streckte mir beide Hände entgegen und betrachtete mich mit Interesse, ja mit Rührung. „Die Tochter der Luise Kriegel!" wiederholte er und schien sich in längst vergangene Zeiten zu versetzen.

„Es war für meine Mutter ein freundlicher Gedanke, daß, wenn ihr unternehmendes Töchterlein bis zur Königin der Städte vorgedrungen sein würde, auch alte Familienbeziehungen wieder aufgefrischt werden dürften, die einst in der Heimath bestanden haben, und daß sie mich dem Wohlwollen des Jugendgespielen empfehlen könnte", entgegnete ich.

„Sie sehn ihr, bis auf die dunkeln Augen, nicht ähnlich", sagte Törmer nach einer Pause. „Die haben Sie von ihr, die Züge nicht, auch nicht das Haar und die Hautfarbe. Luise war brünett von Haar und Teint, sie hatte etwas Südländisches."

Er erzählte Manches aus der schönen Kinderzeit, so daß am Tiberstrande vom Kriegel'schen Weinberg am Elbestrand bei Coffebaude viel geplaudert wurde. Törmer war verwachsen, also von Gestalt unschön, aber sein Antlitz trug den Stempel eines feinen, begabten Geistes. Durch den Sturz von den Armen einer unvorsichtigen Wärterin, die den Unglücksfall vor den Eltern aus Furcht verschwieg, war er krüppelhaft geworden.

„Wenn ich verheirathet wäre, ein Haus machte, würden Sie zu meinen täglich Eingeladenen gehören, und ich würde glücklich sein, den Erwartungen Ihrer Frau Mutter entsprechen zu können", sagte er, „aber ich bin zur Einsamkeit fürs Leben verurtheilt. Bald gehe ich übrigens, wie alljährlich, in die nachbarlichen Gebirge, um Villeggiatur zu halten, denn ich vertrage das römische Klima im Sommer nicht."

Professor Törmer besuchte mich noch einige Male, ehe er Rom verließ, und lud mich eines Nachmittags zum Kaffee ein.

Ich fand einige höhere französische Officiere von der Besatzung Roms dort, unter Andern einen musikalischen Obrist, der sehr für Meyerbeer schwärmte. Später erschien auch der bereits erwähnte Professor der Musik, del Nero. Törmer war ein großer Musikfreund, er schlug mit Vorliebe die im Volke außer Gebrauch gekommene Laute, und wenn auch dabei ein seltsames Bild zur Erscheinung kam: der kleine bucklige Herr über das umfängliche, großbauchige Instrument gebeugt, ein blaues Seidenband über die Schultern geworfen, so geriethen seine Töne und volksthümlichen Melodien doch sehr schön.

Törmer's Pinsel wurde nachgerühmt, daß er den niederländischen Styl mit vielem Glück und Fleiß nachzuahmen wisse. Er trug die Lebensfrische desselben auf die südlichen Stoffe über, die er bearbeitete. Aber es wurde auch anerkannt, daß ein poetischer Hauch über dem Ganzen nicht fehle.

Großes Vergnügen fand ich daran, in seinem Atelier umherzustöbern. Einige reizende Genrebilder, darunter die in das prächtige Nationalcostüm gekleideten Frauen von Nettuno, fesselten mich außerordentlich. Ein Mädchenkopf war in Arbeit, eine adelige Römerin des neunzehnten Jahrhunderts, die Tochter eines Freundes Törmer's, also ein Freundschaftsstück, wie er sagte. Sie hatte reinste classische Züge, etwa wie man sich die Freundin König Numa's, eine Egeria, vorstellt. Ein weißes Spitzenschleierlein hing nachlässig auf dem brandschwarzen Haar, der zur Seite geneigte Kopf hatte eine unnachahmliche Linie vom Haar zum Halse hinab, das Profil konnte der schönsten Camée als Vorbild dienen.

Ueberhaupt fand ich die vornehmen jungen Römerinnen mit ihren blassen schmalen Gesichtern, dem dunkeln Wellenhaar über der Stirn und den vom großen Lide halbverschleierten feurigen Augensternen hinreißend schön. Wie sie da so nachlässig und graziös in den offenen Carrossen lehnten, wenn die gewohnte Pincio-Promenade abgefahren wurde, wie sie langsam fächerten oder mit dem Sonnenschirm ein lässiges Spiel trieben, und nur lebhafter wurden, wenn promenirende bekannte Herren zu Fuß oder zu Pferd sich dem Wagenschlag näherten und den Huldinnen Süßes sagten. Ihre Toiletten waren stets die gewähltesten, gediegensten, niemals national auffallend in Farben und Schnitt. Das elegante Paris regierte bei den aristokratischen Römerinnen, wie das kriegerische Frankreich politisch den Krummstab beherrschte.

Man ließ mich nicht lange im Atelier Törmer's verweilen, ich wurde in den Musiksalon zurückgerufen. Del Nero war ein vortrefflicher Geigenvirtuos und wollte zur Saison nach London gehn, um dort zu concertiren. Der französische Obrist scherzte:

„Außer Ihrer Kunst wird auch Ihre Persönlichkeit bei den blonden Töchtern Albion's Anklang finden."

Er war ein schöner Römer, eine Gestalt wie Emil Devrient, er würde demselben, wenn er im Coriolancostüm die Bühne betrat, geglichen haben, mit Ausnahme des Haares. Del Nero war schwarz von Haar und Bart wie von Namen. Als Künstler besaß er einen großen Ton, aber auch ein wunderbares Instrument. Wars ein Stradivari? Seine Läufer und Triller hatten etwas Sinnbestrickendes, doch gab er uns an jenem Nachmittag nicht viel zu hören. Er war müde vom Unterrichtertheilen. Ich wurde gezwungen, die Preghiera aus dem „Trovadore" zu singen, del Nero begleitete auf dem Flügel. Mein energischer Protest, eine solche Großthat vor italienischen Ohren zu wagen, fand keine Beachtung, und wenn ich auch in der Jugend einige passable Töne in der Kehle hatte und hinlänglich musikalisch geschult war, um etwas Verdi'sches ohne Coloraturen vom Blatt zu singen, so kam ich mir nach del Nero's Geigengesang doch wie eine zwitschernde Schwalbe nach einer flötenden Nachtigall vor.

Zum Glück wurde mir Gelegenheit, mich später ein wenig zu rehabilitiren, indem ich bei Professor del Nero, der mich zu einem Streich-Quartett-Abend in seinem Hause einlud, die Mondscheinsonate Beethoven's, die mir damals geläufig war, vortrug und der deutschen Musik zu einem glänzenden Triumph verhalf. Das Streich-Quartett bestand aus einem jungen dänischen Bildhauer und Musikliebhaber, aus del Nero und zwei andern italienischen Musikern. Sie spielten auch deutsche Sachen, ich dächte Mendelssohn, aber ich und der mit mir anwesende Alfred Noack fanden die Auffassung und Wiedergabe undeutsch, zu leidenschaftlich und geräuschvoll, unsern deutschen Anforderungen und Stimmungen wenig entsprechend. Einer der Italiener meinte, die deutsche Musik müsse durch die belebte Wiedergabe jenen gesteigerten Ausdruck gewinnen, der in der Composition nicht liege. Die Composition an sich sei ernsthaft kühl. Wir Deutschen bestritten das, Alfred Noack sagte, das sei neu, daß die deutsche Musik nur durch eine temperamentvolle Wiedergabe die beabsichtigte Wirkung erreichen könne, und nun wurde ich überredet, die Mondscheinsonate zu spielen. Ich, als Dilettantin, war natürlicherweise nicht im Stande, einen so virtuosen Schwung in die Wiedergabe zu legen, als es die geübten Italiener zu thun verstanden. Ich vermochte nichts als mein deutsches Empfinden, trotz mangelhafter Technik, aus den Tönen herausklingen zu lassen, und war zugleich ängstlich, denn vor mir auf der Flügeldecke lehnten die schwarzäugigen, gespannt lauschenden Italiener und starrten mich an, so daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn mich die Memorie im Stiche gelassen hätte. Aber mein Muth kehrte zurück, je mehr ich bemerkte, welchen Eindruck diese göttliche Composition auf die zweifelsvollen Romanen ausübte. Lautlos und regungslos, ich möchte sagen nachdenklich, hörten sie

zu, nickten leise bei manchen Stellen, hielten förmlich den Athem an und brachen erst am Ende mit einem Jubellaut des Entzückens, der Bewunderung hervor. Beethoven's Genius war Sieger, denn meine schwache Interpretation konnte nicht in Betracht kommen. Ob del Nero die Sonate schon kannte, weiß ich nicht zu sagen, den beiden andern Italienern war sie fremd, und ich erntete den lebhaftesten Dank, ihnen die werthvolle Bekanntschaft vermittelt zu haben. Del Nero widmete mir eine Composition, ein hübsches Lied, das dann auch in Deutschland mehrfach gesungen worden ist.

Von seinen häuslichen Verhältnissen erzählt man, er habe eine ihm an Schönheit, aber nicht an Bildung ebenbürtige Donna geehelicht. Sie lebe nicht in Rom, sondern auf einer Vigna in der Nähe der Stadt und hätte wunderschöne Kinder. Del Nero wurde im Törmer'schen Salon geneckt, er solle seine Signora mit nach England nehmen, sie würde Old England die Köpfe verdrehen. Unmöglich dürfe er sie allein zurücklassen.

Gar gern hätte ich die Bekanntschaft der holdselig Geschilderten gemacht, aber es war mir nicht möglich, ihre Adresse zu erlangen.

Der französische Obrist, Törmer's Freund, war ein kleiner beweglicher Herr, dessen rasend schnell gesprochenes Französisch ich mir oft ins Langsame übersetzen lassen mußte. Del Nero bezeichnete ihn als einen Kunstkenner ersten Ranges. Man sprach von einer bevorstehenden militärischen Revue, der Obrist bot mir einen reservirten Platz an, um das „grandiose Schauspiel" bequem in Augenschein zu nehmen. Er frug auch nicht ohne nationales Selbstbewußtsein, welchen Eindruck die französischen Truppen auf mich gemacht hätten. Ich war ehrlich genug zu gestehn, daß ich mir die Quintessenz der grande nation in ihren Vaterlandsvertheidigern imposanter, mindestens stattlicher von Person vorgestellt hätte, nicht so niedlich und zierlich, wie sie war.

Gelegentlich eines Spazierganges vor den Thoren der Stadt hatte ich das erste Exercitium der römischen Schutzherren gesehen und geglaubt, es würden Zöglinge einer Militärschule, jugendliche Cadettchen, gedrillt, aber nicht schlachtgewohnte Männer in der Uebung erhalten. Flink waren die kleinen, in weiten, ziegelrothen Pumphosen marschirenden Beine, keck saß das Mützlein oder Käppi mit Schirmdach auf den brünetten Häuptern, aber erstaunt gewahrte ich, als ich näher kam, daß braune, theilweis gefurchte und benarbte Männergesichter mit ausgewachsenen Bärten auf den knabenhaften Gestalten saßen, und daß ich also die „gloriose" Napoleonische Truppenmacht vor Augen hatte. Ich war so kühn gewesen, den Posten in der Nähe des Exercirplatzes zu fragen: ob alle Franzosen so — zierlich von Gestalt seien und so dünne Damentaillen hätten, als jene dort auf dem Acker?

Der Mann, der nicht größer war als ich, antwortete lachend: „Tous sont aussi bien pris comme moi, mais jamais si massifs comme les Allemands."

Ah, der Mann hatte in mir die Deutsche errathen und mußte mir etwas über meine Nation anhängen. Da kam der gallicanische Neid auf die germanischen Heldengestalten hervorgebrochen. Gleichviel ob ich verstanden wurde oder nicht, erwiderte ich zu meiner Genugthuung:

„Man liest es schon in Julius Cäsar's gallischen Kriegen: wenns in der Schlacht bedenklich wurde, da mußten die deutschen equites, die germanische Reiterei, ins Treffen, und sie entschied meist siegreich den Tag und warf die Barbaren zu Boden. Die Barbaren, das waren auch die Gallier, und die waren schlechte Reiter. Aber die Germanen: Mann und Roß Eins. An deutsche Körperkraft und Tapferkeit war also des großen römischen Feldherrn Glück gar oft gebunden."

Als die Officiere uns verlassen hatten, führte Professor Törmer seine übrigen Gäste in den kleinen Hotelgarten hinter dem Hause. Dort sah ich das architektonische Kunstvorbild, den Acanthus, wieder, und die duftige Unterweltsblume, Asphodelos, die ihre weißen und purpurgestreiften großen Blumen auf blattlosem Stengel in Trauben oder Aehren trägt. Die alten Griechen glaubten, sie wachse auf den Wiesen im Hades, wo die Schatten ihrer Todten wandelten, und Törmer zeigte uns, hieran anknüpfend, eine allerliebste Stiftzeichnung in seinem Skizzenbuch, wo die abgeschiedenen Seelen einiger reizender Griechenmädchen auf Asphodelosblüthen lagerten. Die Pflanze tritt in Griechenland und auch in Italien auf feuchten Wiesen so massenhaft auf, daß letztere zur Blüthezeit ganz und gar beschneit erscheinen. Wie auf blumigen Wolken ruhten die Mädchenleiber. Professor Törmer besuchte mich einige Jahre später in Dresden, ich frug, was aus der Skizze geworden sei, er antwortete: „Auch Asphodelosblüthen fallen ab."

Der Nachmittag war mir äußerst angenehm vergangen, und mit Dank nahm ich eine zweite Einladung an, die er mir brachte, nämlich zu einer Spazierfahrt in die Campagna nach Aqua cetosa. Sie kam in der nächsten Woche zu Stande und außer Professor Törmer nahm auch Alfred Noack daran Theil. Aqua cetosa ist ein Mineralwasser, das in Rom in binsenumflochtenen langhalsigen Flaschen auf Eselsrücken durch alle Straßen transportirt und zum Kauf ausgeboten wurde. Ein auf sein literarhistorisches Wissen stolzer Römer sagte zu mir:

„Aqua cetosa trank der deutsche Dichter Gothe sehr gern und hatte gute Folgen davon. Er spazierte oft in die Campagna, um die Aqua cetosa an Ort und Stelle zu trinken. Sie purgirt leicht. Jetzt trinken sie die Preti am Eifrigsten und sie thut ihnen gut."

Der Mann glaubte, daß Goethe's Name von demjenigen der Gothen abstamme, und Gothen und Vandalen standen bei ihm in gleich schlechtem Geruche.

„Aqua cetosa! Aqua cetosa!" tönt es durch die Straßen Roms, und mancher Eseltreiber, dessen Thier die zwei Hängekörbe mit Flaschen langsam vorwärts schleppt, hat sich auf die fünf Silben eine eigene Melodie geschaffen, die er unermüdlich absingt. Einer derselben sagte mir: „Auch weil es dem Esel gefällt, der durch den Gesang zu besserem Laufen angeregt wird, singe ich." — Wie liebevoll für einen italienischen Eseltreiber! —

Aqua cetosa lag einsam in dem Wellenland der unbebauten Campagna. Ein Hügel wurde erklommen, von welchem aus der schwermüthige Anblick dieses großartigen Kirchhofs in ergreifender Weise zur Wirkung kam. Die Abendsonne zuckte über zahlreiche, schon halb gebräunte Höhen hin, die Hünengräbern glichen. Grüne Niederungen verschwammen in leicht gehauchten Nebeln. Ein Baum erhob hie und da sein laubiges Haupt und nickte träumerisch im Abendwinde. Campagnahirten ließen eintönige Rufe erschallen und aus einer niederen Erdhöhle wirbelte Rauch empor und verrieth das grabähnliche Nachtlager der Heerdenwächter. Als Aqua cetosa wurde mir ein hoher, überdachter Thorbogen bezeichnet und einiges niederes Gemäuer. Beides lag in einer Bodensenkung und dort sollte auch das Mineralwasser geschöpft werden.

Eine höchst originelle Bekanntschaft verdankte ich Professor Törmer. Es war die einer Oesterreicherin, einst seine Schülerin. Sie hatte sich jetzt auf die Thiermalerei geworfen, anfangs Landschaftsmalerei studirt. Ich besuchte in ihrer Gesellschaft die vaticanischen Galerien und fand eine begeisterte Kunstfreundin in ihr. Sie wartete, bis alle Anwesende sich entfernt hatten, und umarmte dann aus reinstem Entzücken die schönen Thiergebilde, so auch die Gruppe eines von einem Hunde gepackten Rehes, die Gruppe der beiden Windhunde und den Eselskopf aus grauem Marmor mit Epheu bekränzt, im „Saale der Thiere" in der vaticanischen Antikensammlung. Ich mußte dabei Wache stehn und das etwaige Nahen eines Aufsehers melden. In der Galerie des Palastes Doria Pamfili am Corso, wohin ich sie einmal begleitete, begeisterte sie sich für einen marmornen Jupiterkopf derartig, daß sie ihn küßte. Das Schlimmste war, ich sollte es ihr nachthun, obgleich ich diese Art Kunstanbetung ablehnte. Doch es half Alles nichts, ich mußte küssen, um die Enthusiastin zu besänftigen. Von da an mied ich sie, so belehrend der Umgang mit der Künstlerin für mein Laienthum war.

Bücherbesprechung.

☐ Das Kommen und Scheiden des Auferstandenen. Abschiedspredigt, gehalten von Cons.-Rath Prof. D. Fricke, Pfarrer zu St. Petri. Leipzig, Fr. Richter. 30 ₰. — Ein tiefinniges, ergreifendes Abschiedswort des hochverehrten Pfarrers von seiner Gemeinde, an der er 22 Jahre in großem Segen gewirkt, und von seiner, unter persönlichster Hingebung von ihm mit erbauten Kirche ist die vorliegende Predigt, die den Abschied in das Licht des Osterevangeliums stellt (Joh. 20, 11—18), daß sie in lebendigster Anschaulichkeit vorführt und in feiner Exegese deutet, Beides, die Abschieds- und die Osterfeier, ausklingen lassend in den Ruf: „Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 35. Mittwoch, den 4. Mai. 1887.

Die kleinen Herren am Rhein vor 100 Jahren.*)

Von **Eduard Jost.**

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Näher rückt die Zeit, in welcher sich ein Jahrhundert vollendet, seit der furchtbare Sturm, der dem politischen Gewitter von 1789 folgte, über die oberrheinische Tiefebene brauste und altehrwürdige Institutionen beseitigte. Es verlohnt sich schon der Mühe, ja es ist lehrreich, die Zustände, wie sie am Oberrhein vor jenem Sturme vorhanden waren, an dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Da nimmt denn zunächst die Kurpfalz und ihr Herrscher das Interesse in Anspruch.

Der Begriff „Kurpfalz" dürfte manchem Leser nicht ganz klar sein. Wer da glauben würde, daß die heutige „Rheinpfalz" die Kurpfalz gewesen sei, der würde sich sehr irren; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der heutigen Rheinpfalz gehörte zum pfälzischen Kurstaat. Vor dem Jahre 1792 hatte jenes Stückchen Erde nicht weniger als siebenundvierzig Herren! — Man kann sich von dieser Kleinstaaterei ein Bild machen, wenn man sich einen Spaziergänger vorstellt, der an einem schönen Tage eine Promenade, z. B. von der damals königlich französischen Stadt Landau nach dem nahen Städtchen Edenkoben machte. In Zeit von drei Stunden kam dieser Spaziergänger durch fünf Herren Länder, nämlich durch französisches, „gräflich von der Leyen'sches", „bischöflich speyerisches", „markgräflich Baden-Durlachisches" und kurpfälzisches Gebiet.

Die Kurpfalz, auch die „Unterpfalz" geheißen und in lateinischen Urkunden „Electoratus Palatinus" genannt, war in 19 Oberämter eingetheilt, von denen 8 auf dem rechten und 11 auf dem linken Rheinufer lagen. Die wichtigsten Orte rechts des Rheines waren Heidelberg, Mannheim, Weinheim, Wiesloch, Bretten (Geburtsort Melanchthon's), links des Rheines Kaiserslautern, Frankenthal, Germersheim, Neustadt a/H., Alzey, Oppenheim, Kreuznach, Simmern, Bacharach.

Ueber dieses in den blühendsten Gauen des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" sich ausdehnende Kurfürstenthum herrschte vor hundert Jahren Karl Theodor, ein Sohn des Herzogs Johann Christian von Pfalz-Sulzbach. Schon 45 Jahre hindurch hatte Karl Theodor den Kurhut getragen, denn er war am 31. December 1742 dem kinderlosen Kurfürsten Karl Philipp gefolgt und schon in seinem neunten Jahre an das Hoflager in Mannheim [1]) berufen worden. In der langen Zeit seiner Regierung hat dieser Fürst nicht besonders viel Gutes, wenig wahrhaft Herzerfreuendes gethan. Er lebte ganz nach dem Vorbilde des lüderlichen Hofes von Versailles. Maitressenwirthschaft und Jesuitenränke waren an der Tagesordnung. Wenn Karl Theodor auch eine Zeit lang für Kunst und Wissenschaft eifrig bedacht war und sich insbesondere die Pflege der dramatischen Kunst und der Musik angelegen sein ließ, so seufzten doch Bürger und Bauer unter Intoleranz und hochmüthigem Auftreten der Beamten. — Nachdem Karl Theodor 1777 infolge des Ablebens des kinderlosen Kurfürsten Max von Bayern auch Kurfürst dieses Landes geworden war, siedelte der Hof nach München über, was natürlich für Mannheim ein empfindlicher Schlag war. Einigen Ersatz erhielt übrigens die verlassene Residenzstadt durch die Gründung des „Hof- und Nationaltheaters", das unter Dalberg und Iffland rasch aufblühte; aber sonst war das Leben im Kurstaat fortan sehr eintönig. — Im October 1788 hatte es den Anschein, als ob die alte Hofherrlichkeit in der Pfalz am Rhein wieder aufleben werde. Karl Theodor, der durch einen eigenthümlichen Handel mit Oesterreich [2]) sich die Liebe der Bayern verscherzt und „Mißverhältnisse" mit der Bürgerschaft von München hervorgerufen hatte, schlug nämlich in dem genannten Jahre sein Hoflager wieder in Mannheim auf. Aber schon acht Monate später, im Juni 1789, als in Paris die ersten Blitze der Revolution zuckten, willfahrte er dem de- und wehmüthigen Bitten der Münchener und kehrte nach den Ufern der Isar zurück.

Wenn wir nun die Blicke in die Nachbarschaft der Kurpfalz senden, so fesselt uns zunächst das Herzogthum Zweibrücken und sein Herrscher Karl II., ein Neffe Karl Theodor's. In dem Charakter dieses Fürsten tritt, wie einer seiner Biographen [3]) treffend bemerkt, eine Mischung von Esprit und bizarrer Pedanterie, großmüthiger Freigebigkeit und ans Lächerliche streifender Sparsamkeit, kurz lauter sich widersprechenden Zügen zu Tage. Als Regent eines größeren Staates hätte er vielleicht von seinen glücklichen Talenten und reichen Kenntnissen edleren Gebrauch gemacht, — als Herr eines unbedeutenden Ländchens gefiel er sich fast ausschließlich in frivolen Ausschweifungen und schimmernden Nichtigkeiten. Nahe bei Homburg (nordöstlich von Zweibrücken) baute er sich in wald- und wildreicher Höhe das Schloß Karlsberg, das an Ausdehnung und Pracht mit Versailles wetteifern konnte. In dem Park dieses Schlosses gab es marmorne Tempel, Porphyrpavillons mit goldenen Dächern, Bären- und Hundezwinger, Muschelgrotten, Forellenteiche, Orangerien und Eremitagen. Kaiser Joseph II., der auf seiner Reise nach Paris (1775) das Schloß Karlsberg besuchte, soll geäußert haben, er habe annähernd ähnliche Pracht nirgends getroffen. Die Anlage von Schloß und Park kosteten nahezu vierzehn Millionen Gulden! — Wenn nun auch die moralische und sociale Führung des Herzogs [4]) zu berechtigten Ausstellungen Anlaß bot, so gereicht ihm doch eine politische Handlung, wobei er eine an den Höfen des XVIII. Jahrhunderts seltene Selbstlosigkeit an den Tag legte, zu hoher Ehre. Er widersetzte sich nämlich energisch der oben erwähnten, von seinem Oheim Karl Theodor beabsichtigten Verschacherung bayerischer Gebietstheile und wurde darin lebhaft unterstützt von Preußens großem König Friedrich II. [5])

---

*) Nachdruck nicht gestattet.

[1]) 600 Jahre hindurch, bis zum 12. April 1720 war Heidelberg die Residenz der pfälzischen Kurfürsten. An dem genannten Tage verlegte Karl Philipp, weil die Reformirten Heidelbergs gute Rechte nicht aufgeben wollten, zürnend seine Residenz nach Mannheim.

[2]) Zwischen Karl Theodor und Kaiser Joseph II. bestanden Abmachungen, auf Grund deren ein sehr großer Theil von Bayern an Oesterreich verschachert werden sollte.

[3]) Heigel im XV. Bande der Allg. Deutsch. Biographie.

[4]) Ein Bruder dieses Herzogs, Prinz Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der spätere König Max I. von Bayern, war der Urgroßvater des so tragisch geendeten Königs Ludwig II. — Zweibrücken ist die Wiege des bayerischen Königshauses.

[5]) Das führte zu dem sogenannten bayerischen Erbfolgekrieg (spottweise auch der „Kartoffelkrieg" genannt), der mit dem für Oesterreich nicht sehr ehrenvollen Frieden von Teschen (13. Mai 1779) endigte.

Nach dem Herzog von Zweibrücken nimmt unter den kleinen Potentaten jener Zeit der Fürstbischof von Speyer, August Reichsgraf von Limburg-Styrum, das Interesse zumeist in Anspruch. Das war ein sehr sonderbarer Herr. Ganz zuverlässige Historiographen[6]) nennen diesen Fürstbischof einen „geschickten, rauhen und eigensinnigen Mann, mehr Fürst als Bischof". Seine Geistlichen erschienen nur in banger Angst vor ihm, weil er mehrere sogar mißhandelt hatte und bei dem geringsten Versehen mit Peitsche und Priesterhaus drohte. Doch konnte man ihm durch Festigkeit imponiren. — Für die Verblendung dieses Fürsten liefert folgende Thatsache einen Beweis: Anfangs Juli 1789 ließen die zum Fürstbisthum gehörenden Gemeinden Deidesheim und Niederkirchen durch vier Abgeordnete wiederholt eine Petition um Befreiung von der Leibeigenschaft einreichen. Diese Petition wurde gleichzeitig dem Reichsoberhaupt zur Würdigung überreicht, worauf Se. römisch-kaiserliche Majestät den genannten Gemeinden den gemessenen Befehl ertheilte, die landesherrliche Entschließung auf ihre eingereichte Vorstellung ruhig abzuwarten. Diese Entschließung erfolgte endlich in einem sehr umfangreichen Erlaß, wodurch die Petition in sämmtlichen Punkten abgewiesen wurde. Und das geschah, nachdem die französische Revolution bereits an die Thore des Fürstbisthums gepocht.

Und nun wollen wir noch eines kleinen Fürsten in der Nachbarschaft der Kurpfalz gedenken, der zu den besseren jener Zeit gehört. Das ist der Fürst Carl Friedrich Wilhelm von Leiningen (Linie Dachsburg-Hardenburg), der in Dürkheim an der Haardt[7]) residirte. Zu diesem Fürstenthum gehörten die gesegneten Weinorte Ungstein, Kallstadt, Herxheim a/B. u. a. Das Residenzschloß dieses Fürsten stand auf derselben Stelle, auf der heute das Dürkheimer Stadthaus steht, und da, wo sich heute der Kurgarten ausdehnt, befand sich der reizende Schloßpark. Am Hofe des Leiningen'schen Fürsten, welcher der zärtlichste Gatte und Vater war und der, wie Iffland erzählt,[8]) von seinen Kindern „überaus zärtlich geliebt wurde", gab's keine Maitressenwirthschaft, keine üppige Genußsucht und Ausschweifungen. Das Einzige, was der Leiningen'sche Bauer schwer empfand, waren die häufigen und großartigen Jagden, welche der Fürst veranstaltete. Bei diesen Jagden wurde dem Bauer und seinen Feldern stets arg mitgespielt. Dagegen pflegte der Gebieter des Ländchens eifrig Kunst und Wissenschaft. Er ließ durch Iffland, der wiederholt sein Gast war, in seinem Schlosse ein reizendes Theater einrichten, auf dem die neuesten und besten Stücke von Gliedern der fürstlichen Familie und von talentirten Hof- und Regierungsbeamten dargestellt wurden. — Im Sommer 1784 verweilte Iffland auf Einladung des Fürsten mehrere Wochen hindurch auf dessen Jagdschloß „Jägerthal", hinter Hardenburg. Dort schrieb der geniale Künstler sein berühmtes Schauspiel „Die Jäger", das am 9. März 1785 zum ersten Male auf dem fürstlichen Liebhabertheater in Dürkheim in Scene ging. Fünf Tage später wurde das Stück zum ersten Male in Mannheim aufgeführt.

Es würde nun zu weit führen, wollten wir von den 47 kleinen Herren in der Nachbarschaft der Kurpfalz noch eine Reihe anführen; doch sei noch der folgenden kurz erwähnt: Da ist zunächst des Fürsten von Nassau-Weilburg zu gedenken, der in dem reizenden Städtchen Kirchheimbolanden (in der nördlichen Rheinpfalz) residirte, dann des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der sich den größten Theil des Jahres in seiner Stadt Pirmasens aufhielt, wo er ein riesiges Exercirhaus baute und an „langen Kerlen" sein Vergnügen hatte, gerade wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen; ferner der Reichsgrafen v. Sickingen, die im Westen und Norden (Landstuhl, Ebernburg u. s. w.) stark begütert waren, die aber von dem Geist ihres großen Ahnherrn Franz keine Spur mehr zeigten und ihre protestantischen Unterthanen in wahrhaft empörender Weise behandelten. Schon die Enkel des großen Franz hatten sich, um die kaiserliche Gunst wieder zu erlangen, der römischen Kirche zugewandt.

Der Ansturm der Armee der französischen Republik im Spätsommer des Jahres 1792 unter Custine machte der Herrschaft der 47 kleinen Herren ein Ende. Das wahnsinnige Geschrei der wüsten Banden: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!" fand bei den Bauern des Oberrheins nur zu sympathische Aufnahme. Zahllose Burgen, Schlösser, Klöster und Amtsgebäude gingen in Flammen auf. Unter den ersteren auch der Prachtbau auf dem Karlsberg, von dem heute kaum noch einige Mauertrümmer vorhanden sind. Nur mit genauer Noth rettete sich Herzog Karl II. aus dem brennenden Schlosse nach Mannheim.

Unter dem Druck der entsetzlichen Freiheitsmänner, die Alles vernichteten, was dem Bürger und Bauer heilig und ehrwürdig war, ja die sogar an die Stelle des lieben Gottes die „Göttin der Vernunft" setzten, gingen den Bewohnern des Oberrheins allmälig die Augen auf, und Mancher sehnte die alten Zeiten zurück. Was die Söldner der „Frankenrepublik" unter „Freiheit" verstanden, das zeigten sie in Speyer. Erst leerten sie dort die Häuser der Ausgewanderten, und als sie nichts mehr fanden, kamen sie in den ehrwürdigen Kaiserdom, zerstörten in sinnloser Wuth Altäre und Heiligenbilder, raubten die Pfeifen der Orgel und zerschlugen die Glocken. Die werthvollsten Documente des Archivs wurden herausgeschleudert, mit Säbeln durchstoßen und der Rest nach Landau geschleppt, wo man das Papier zu Patronen verwendete. Auch die Kaisergräber wurden nicht geschont und, wie ihre Vorfahren vor 104 Jahren unter Melac und Monclar, wühlten die republicanischen Unholde in den Ruhestätten deutscher Kaiser nach Schätzen.

Nahezu 14 Jahre saß den Bewohnern des Oberrheins der wälsche Fuß fest im Nacken; erst nach Blücher's Rheinübergang in der Neujahrsnacht 1814 schlug die Stunde der Erlösung. Dauernden, das deutsche Herz wahrhaft erfreuenden Frieden brachte aber erst der glänzende Sieg von Waterloo. In der Pfalz am Rhein wehte bald wieder das blau-weiße Banner der Wittelsbacher und die zahlreichen kleinen Herren, welche ihre linksrheinischen Besitzungen an die Krone Bayern abgetreten, wurden durch Ländereien jenseits des Reiches oder in anderer Weise entschädigt.

Heute hält der deutsche Kaiseraar an den Vogesen Wacht und die gesegneten Fluren des Oberrheins wird der Nachbar im Westen so leicht nicht mehr betreten. Der Rheinpfälzer aber freut sich des mächtigen Schutzes, der ihm früher niemals zu Theil wurde. Und wenn er auch mancher Segnungen aus der Zeit der kleinen Herren gedenkt, so wünscht er ihre Herrschaft doch nicht mehr zurück. — In einem späteren Artikel wollen wir der kleinen Herren am Mittelrhein gedenken, den der Volksmund „des heiligen römischen Reiches Pfaffengasse" nannte, weil das Gebiet der drei geistlichen Kurfürsten (Mainz, Trier und Köln) an seinen Ufern lag.

[6]) Darunter Cardinal Johannes von Geissel in seinem „Kaiserdom" (I. Aufl. Speyer 1826, II. Aufl. Köln 1874).

[7]) Heute Soolbad und Traubenkurort. Die Ruinen der berühmten Benedictinerabtei Limburg, von der man eine entzückende Fernsicht in den Worms- und in den Speyergau genießt, liegen ganz nahe bei der Stadt.

[8]) In seinem 1783 erschienenen „Theater-Almanach".

Bücherbesprechungen.

☐ Festpredigt am 90jährigen Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm in der St. Jacobikirche zu Chemnitz gehalten vom Oberpfarrer D. Th. Graue. Chemnitz, May's Buch- und Kunsthandlung. 25 ₰. — Mit beredten und begeisterten Worten feiert die geschickt angelegte und durchgeführte Predigt die Bedeutung des Festtages und der erhabenen Person, welcher das Fest gilt; doch erinnert die Predigt stellenweise mehr an die Rednerbühne, als an die Kanzel; wir wünschten eine größere Schlichtheit und Einfachheit der Sprache. Der Reinertrag der Predigt ist für einen wohlthätigen Zweck bestimmt.

☐ Protokolle der deutschen evangelischen Kirchen-Conferenz 24. bis 30 Juni 1886. Mit Beilagen. — Die vorliegenden Protokolle beweisen, daß die evangelische Kirchen-Conferenz in Eisenach den ihr von manchen Seiten gemachten Vorwurf, sie sei zu doctrinär und sie beschäftige sich nicht genug mit Fragen, die in das kirchliche Leben des Volkes tiefer eingreifen, thatsächlich nicht verdient. Es ist eine Reihe sehr wichtiger kirchlicher Fragen, mit denen sie sich auch in ihrer letzten Zusammenkunft beschäftigt hat, und es liegen über dieselben bedeutsame Vota vor, die es wünschenswerth machen, daß diese Protokolle mit ihrem reichen, anregenden und interessanten Inhalt weite Verbreitung finden. Wir heben nur einzelne der hauptsächlichsten Berathungsgegenstände hervor. Dazu gehört in erster Linie eine Frage, die sich auf die Heranbildung des kirchlichen Lehrstandes bezieht, die Frage der praktischen Vorbereitung der Candidaten der Theologie für das Pfarr- und Schulinspectoratsamt. Ueber diese Frage, die an Bedeutung durch die stetige Zunahme der Zahl der Candidaten und die Schwierigkeit ihrer Versorgung vor ihrer Anstellung im geistlichen Amte gewinnt, hat Abt Dr. Uhlhorn

aus Hannover ein allseitig erwogenes, umsichtiges Referat und Hofprediger Bayer aus Berlin ein ergänzendes anregendes Correferat erstattet. Weiter hat sich wiederholt die Conferenz mit der Frage der Revision der lutherischen Bibelübersetzung beschäftigt, einer der schwierigsten Fragen, die ihr zur Berathung vorliegen; der hochwürdige Präsident der Conferenz, unser verehrter Oberhofprediger D. Kohlschütter, hat in gewohnter, tief eingehender Gründlichkeit eine instructive Uebersicht über den dermaligen Stand der Sache, speciell über die verschiedenen Anschauungen gegeben, die in Bezug auf diesen Gegenstand zu Tage getreten sind und weit auseinander gehen. Zu diesem Vortrag hat Generalsuperintendent Rogge in Altenburg ein kurzes Ergänzungsreferat gegeben, das in den Beilagen jedoch nicht abgedruckt ist. Ein sehr wichtiger Gegenstand, der sich auf das gottesdienstliche Leben bezieht, die Verwerthung von Kirchenchören zur Hebung und Ergänzung des Gemeindegesanges, hat das Thema von Referaten des Oberkirchenraths und Superintendenten Lotze aus Gera und des Prälaten Habicht aus Darmstadt gebildet, die in frischer und lebendiger Weise den interessanten Gegenstand behandeln. Die über diese Themata geführten Verhandlungen athmen, soweit sich aus den Protokollen ersehen läßt, den Geist ebenso treuer und warmer, als erleuchteter Liebe zur Kirche und hingebender Fürsorge für dieselbe.

□ Begräbnißfeier des Herrn Dr. Th. Bernhard Gräfe, Archidiaconus zu St. Nicolai in Leipzig. Leipzig, Hinrichs. 30 ₰. — Wenn es die Aufgabe von Leichen- und Grabreden ist, ein für diese Erde vollendetes Leben und den innersten, individuellen Kern der Persönlichkeit des Vollendeten in das Licht des göttlichen Wortes und in das Licht der Ewigkeit zu stellen, so wird diese Aufgabe durch die in dem vorliegenden Schriftchen enthaltenen beiden Reden, die eine von Superintendent D. Pank, die andere von Pastor D. Hölscher, in besonderer Weise erfüllt. Die erstere knüpft an das Simeonswort an: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“, das, ein Lieblingsspruch des Heimgegangenen, sich auch durch die Zeit seines Todes, im Anbruch der Epiphanienzeit, darbot, die andere legt die Seligpreisung der Bergpredigt zu Grunde: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ als das Spiegelbild der anima candida, des grundlauteren und reinen Charakters des edlen Heimgegangenen, der lange Zeit hindurch um und in Leipzig unter reichem Segen den Glauben an Christum gepredigt und vorbildlich gelebt hat.

□ Die Juden jetzt und einst. Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage von Emil Lehmann, Rechtsanwalt in Dresden. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag. 50 ₰. — Nach einer Einleitung voll Klage über den Antisemitismus, „diese Schmach unsers Jahrhunderts“, und über die angebliche Verfolgung, welche das Judenthum, von je und jetzt insbesondere eine „Leidensgenossenschaft“, erfahre, und nach einzelnen Versuchen, das Christenthum in seiner Originalität aus oft angeführten und oft widerlegten Gründen zu bestreiten, charakterisirt der Verfasser das moderne Reformjudenthum, das sich mit dem modernen Christenthum im Wesentlichen deckt, in seinen Grundzügen: abstracter Monotheismus und eine von der religiöser Basis, die als überwundene „Dogmatik“ beseitigt wird, losgelöste humanistische Moral. Wie dem Christenthum empfohlen wird, seine specifische Eigenthümlichkeit aufzugeben und sich zur Humanitätsreligion zu entwickeln, so wird ein Gleiches für das Judenthum angestrebt, das nach den hier gemachten Vorschlägen seinen eigenthümlichen religiösen, speciell seinen Cultuscharakter mit Einschluß des Sabbaths verlieren würde, dessen Verlegung auf den christlichen Sonntag empfohlen wird. Wenn Judenthum und Christenthum diesen angeblichen Läuterungsprozeß durchgemacht haben werden, dann wird die goldene messianische Zeit anbrechen, „da Friede und Freundschaft herrscht zwischen Christen und Juden, da beide sich als Menschen achten, als Mitbürger anerkennen“. Der letztere Wunsch gegenseitiger Achtung und Anerkennung von Christen und Juden, sollten wir meinen, wäre längst zwischen allen Vernünftigen und Wohldenkenden auf beiden Seiten erreicht, und brauchen wir dazu nicht auf jenes „messianische“ Zeitalter zu warten. Das Judenthum, das unser politisches Leben, den Geldmarkt, die Presse so stark beherrscht, braucht sich wahrlich nicht über Zurücksetzung und Verfolgung zu beklagen. Die Broschüre ist mit Gewandtheit geschrieben und ist, wie wir gern anerkennen, in durchaus anständigem Ton geschrieben, aber bewegt sich durchweg in den bekannten und geläufigen Gedankenkreisen des Reformjudenthums.

△ Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gesetzgebung von Dr. A. Adler, Lehrer der Handelswissenschaften und der Volkswirthschaftslehre an der Oeffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig 1887, J. M. Gebhardt's Verlag. — In vier Abtheilungen (Grundbegriffe der Handelswissenschaft. Vom Handel im Allgemeinen. Von dem Handelsstande. Von den wichtigsten Handelseinrichtungen) giebt der Verfasser eine als Grundlage für den handelswissenschaftlichen Unterricht wohl geeignete kurze Darstellung der Grundbegriffe dieser Wissenschaft. In Bezug auf systematische Ordnung sowol, als auf den Text der einzelnen Abtheilungen bedeutet die vorliegende — übrigens dem königlichen Prüfungs-Commissar der Oeffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig Geheimen Regierungsrath Gumprecht zugeeignete — Auflage einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der ersten, obwol auch diese bereits in verschiedenen Handelslehranstalten Sachsens als Lehrmittel eingeführt und als zu diesem Zwecke brauchbar befunden worden ist.

— Beiträge zur Fremdwortfrage, gesammelte Aufsätze von Otto Sarrazin. Berlin 1887, Ernst & Korn (Preis 1 ℳ 60 ₰). — Die Reinigung unserer Muttersprache von überflüssigen fremden Bestandtheilen und die Erweckung des theilweise schlummernden Sprachgefühls und Sprachgewissens kann und muß von zwei Seiten in Angriff genommen werden, wenn ein dauernder Erfolg erzielt werden soll. Die Regierungen, Behörden u. s. w. müssen von oben her mit gutem Beispiele vorangehen, die Schulen und einzelnen Personen müssen von unten her der Bewegung in die Hände arbeiten. Sehen wir in diesen beiden Arten des Vorgehens den rechten und linken Flügel der Schlachtlinie, so bilden die Zeitungen und die Sprachvereine die Mitte derselben. Augenblicklich steht, wenn ich recht sehe, das Gefecht so, daß die Flügel etwas vorgeschoben sind: die Behörden und die Schulen in ihrer großen Mehrheit unterstützen den Kampf aufs lebhafteste, die Zeitungen und die Vereine streben wol auch wacker, kommen aber noch nicht recht mit. Das oben genannte Buch ist vortrefflich geeignet, die Gleichmäßigkeit der Angriffsbewegung zu unterstützen. Wenn Sarrazin, der Regierungs- und Baurath im königl. preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten ist, Beiträge zur Frage der Reinigung der deutschen Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern liefert, so haben dieselben erstens als Aeußerungen von halbamtlicher Stelle schon bedeutenden Werth. Sodann werden sie als Arbeiten eines Mannes, der mitten im öffentlichen Leben steht und die Bedürfnisse desselben kennt, besonderen Anspruch auf Beachtung haben. Sarrazin's Büchlein enthält folgende Aufsätze: 1) Die Verdeutschungsbestrebungen der Gegenwart, Vortrag auf der Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine in Frankfurt a. M. am 18. August 1886, 2) Perron und Coupé, 3) Das Fremdwort in Kunst und Wissenschaft und in der Amtssprache, 4) Ueber Verdeutschungs-Wörterbücher. Am Schlusse ist ein Verzeichniß der in den Aufsätzen besprochenen Wörter beigegeben, durch welches die Sammlung zugleich für den unmittelbaren Gebrauch beim Verdeutschen brauchbar wird. Daß der Verfasser auf der Höhe seiner Aufgabe steht, dafür kann eine Stelle zum Beweise dienen. Er sagt: „Mit Vorliebe führen die Gegner der Verdeutschungsbewegung einen Ausspruch Goethe's an: „Die französische Sprache ist eine perfide Sprache. Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfang auszudrücken. Treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth, mit Schadenfreude.“ Hierauf gestützt, wird dann behauptet, daß sich bei zahllosen Fremdwörtern die in ihnen liegenden feinen Begriffe durch ein deutsches Wort nicht wiedergeben lassen. Das letztere ist für die meisten Fälle sicherlich zuzugeben: durch ein Wort vermögen wir die oft unzähligen verschiedenartigen Begriffe, die wir im Laufe der Zeiten in ein und dasselbe Fremdwort hineingetragen haben, nicht zu kennzeichnen. Aber durch mehrere Wörter, von denen jedes an seiner Stelle das Gewollte viel treffender und schärfer sagt, als das dehnbare Fremdwort, geben wir unseren Gedanken einen ganz bestimmten Ausdruck und bringen wir bei den Zuhörern einen ganz bestimmten Eindruck hervor. Das Wort perfide beispielsweise ist nur in seltenen Fällen durch treulos wiederzugeben. Welches Gefühl in dem Herzen des Mannes vorwaltet, der von seinem Freunde sagt: „Er hat perfide an mir gehandelt,“ das vermag nur der perfid Behandelte selbst anzugeben; den Zuhörer läßt er einstweilen über die besondere Art und den Grad der „Perfidität“ im Ungewissen. Geht er forschend in sein Inneres, so wird er uns vielleicht erklären, es sei gar so schlimm noch nicht gewesen, aber treulos habe der Freund doch an ihm gehandelt. Vielleicht wiegt ein anderes Gefühl bei ihm vor, und er wird uns erklären: „er hat falsch an mir gehandelt,“ oder „er hat schmählich

an mir gehandelt"; vielleicht auch Beides: „falsch und schmählich". Vielleicht ist es die von dem Freunde bewiesene Heimtücke oder Hinterlist, die ihn besonders empört hat, vielleicht endlich wird er uns seine Meinung noch deutscher verdeutschen: „er hat niederträchtig an mir gehandelt!" Und eine „perfide Krankheit", die wie der Dieb in der Nacht den Menschen überfällt und ihn, aller Hilfe zum Trotz, in kürzester Frist dahinrafft, nennen wir eine tückische Krankheit und legen in das Wort all unser Entsetzen hinein vor diesem Würger, der mit genußvoller Grausamkeit und Hinterlist im Geheimen wüthet. Was ist dagegen perfide und was ist perfide überhaupt?" Man erkennt schon aus dieser Probe, daß Sarrazin nicht einen trockenen Gelehrtenstil schreibt, sondern daß seine anziehende, nicht selten auch durch feinen Witz gewürzte Darstellung den Leser zu fesseln versteht. Die Zahl der von ihm in diesem Buche besprochenen Fremdwörter beträgt über 400, und ich bin gewiß, wer die vortrefflichen Aufsätze mit Verständniß gelesen hat, der wird für die gute Sache gewonnen sein. Die nächste Folge ist vielleicht, daß er sich das Verdeutschungs-Wörterbuch desselben Verfassers (in gleichem Verlage erschienen) anschafft, vielleicht auch, daß er Mitglied des hiesigen Zweigvereins des allgemeinen deutschen Sprachvereins wird. Man kann dem Büchlein nur recht viele so verständige Leser wünschen.

Leipzig. R. B.

—ψ— Die zweite Auflage von „Richard Andree's Allgemeinem Handatlas in 120 Kartenseiten mit vollständigem Namensverzeichniß, herausgegeben von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig" liegt uns nun zu Dreiviertel vollendet vor. Auch die Fortsetzung des Unternehmens bestätigt, was wir bereits über den Anfang desselben in diesen Blättern geäußert haben; überall finden wir dieselbe Gründlichkeit, dieselbe Sorgfalt, dieselbe Reichhaltigkeit mit Berücksichtigung des Allerneuesten der in ihrem Bilde fast täglich Veränderungen erleidenden Erdoberfläche. Es giebt keinen zweiten Handatlas, der so auf dem Laufenden erhalten wäre, wie der Andree'sche, der schon in der ersten Auflage — wir sagen dies nicht figürlich, sondern meinen es in Wirklichkeit — sich die Welt erobert hat; wo man hinkommt, in allen Welttheilen, in jedem Hause findet man das Kartenwerk, dessen neue Auflage uns so recht die gewaltigen Wandelungen ad oculos demonstrirt, welche die Kartographie in neuerer Zeit erfahren hat, so daß die noch vor kurzer Zeit so werthvolle erste Auflage schon jetzt als veraltet bezeichnet werden und durch die neuere außer Brauch kommen muß. Wollte man die Vorzüge dieser zweiten Auflage aufzählen, man müßte ein Buch schreiben, das all' der neueren Entdeckungen Erwähnung thäte, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Topographie gemacht worden sind. Die Ausführung der Karten ist dieselbe saubere, gefällige und klare, wie wir sie schon früher gerühmt haben.

J. R. Vaterlands-Klänge. Neue Lieder zum 23. April 1887 von Adolf Richter, Dr. med. Leisnig, Druck und Verlag von Herrm. Ulrich. — Neun anspruchslose aber von warmem vaterländischen Gefühl eingegebene Lieder, über deren Inhalt der Titel Auskunft giebt, die sich da, wo der Jubel über den nationalen Sieg vom 21. Februar d. J. dem Verfasser besondere, individuellere Töne verleiht, über das Niveau der hergebrachten festlichen Gelegenheitspoesie erheben.

J. R. Eine unseren Lesern wohlbekannte Persönlichkeit giebt ein neues Lebenszeichen von sich; soeben erschien: Particularist Bliemchen in Italien. Herausgegeben von Gustav Schumann (Leipzig, C. Reißner. 1 ℳ). Vieler Menschen Länder und Städte hatte der biedere Dresdner Philister schon gesehen und seiner erhabenen Bemerkungen gewürdigt, nur das gelobte Land der Kunst war ihm noch eine terra incognita geblieben und auch diese hat sich ihm nun erschlossen. Und was ist Goethe's „Italienische Reise", in welcher der große Dichter an den Resten der Antike und den Werken der großen italienischen Maler sich aus dem Sturm und Drang der Jugend zur Reife, Ruhe und Harmonie emporrang, was sind des humorvollen Gaudy Ergüsse, der in seinem „Römerzug", in seinem „Wandernden Schneidergesellen" just das Gegentheil wie Goethe sah, nämlich Schmutz, eine zerlumpte, Trinkgelder heischende Bevölkerung, der Florenz zu einem Flohrenz umtaufte, gegen unseres Helden Betrachtungen, deren Extract sich etwa in die S. 80 stehenden Worte zusammenfassen läßt, die der reizenden Aussicht vom Franziskanerkloster in Fiesole auf das Arnothal gewidmet sind: „Ja, 's war Sie werklich scheene! In Sieden kiehn uffsteigende Berge! In Osten Berge! In Westen widder Berge! Un ganz derhinter, änne kleene Drehung nach Nordwesten immer widder Berge . . ." Dem guten Bliemchen geht es auch auf seiner Italienfahrt wie bei seinen andern Reisen: vor den ängstlichen Sorgen des Alltagsmenschen kommt er gar nicht zum Genuß des Schönen, das an seinem Auge vorüberzieht. Eine „Wehwehcigarre", Cavour benannt, die er beim Einzuge in Venedig raucht, verleidet ihm dieses „Märchen des Adriatischen Meeres"; das schlechte Kraut nach den ersten Zügen wegzuwerfen, wie es jeder vernünftige Mensch gethan haben würde, fällt Bliemchen nicht ein; „mer kann doch so änne ganze halbe Zigarre nich ganz un gar wegschmeißen;" und so verdirbt ihm dieser spießbürgerliche Geiz das ganze Vergnügen. Ein ander Mal läßt ihn ein abhanden gekommener geringfügiger Gegenstand auf der „Wallfahrtsaussichtskirche" Madonna di San Luca in Bologna zu keiner „Andacht" kommen. Das ist echt philisterhaft! Ueber die Handlung der Reise, die bis Florenz geht, wollen wir weiter nichts mittheilen; der Leser wird sie ja ohnehin kennen lernen. Nur das sei verrathen, daß ein Schreckgespenst des braven Bliemchens Pfade kreuzt: der Aesthetiker des „Chemnitzer Tageblattes", Hr. Johann Gottlieb Sauerbrei genannt, welcher den Armen einer ihm unliebsamen Kritik in seinem Blatte unterzogen hatte und nun dafür in Italien, allwo er Kunststudien machen wollte, büßen muß. Etwas lose zusammengefügt ist die Handlung auch diesmal wieder und die Episoden, z. B. die des lyrischen Dichters und des eitlen Tenoristen aus Leipzig, stehen, wie es jede Episode doch soll, in keinem innerlichen Bezug zur Hauptperson, sondern fügen sich nur äußerlich an; auch macht der Verfasser sich, sei es bei Benutzung bekannter Witze (z. B. S. 17) oder bei der Auswahl der Motive (S. 27) die Arbeit oft leicht: all das sind Schwächen, die eine ernste ästhetische Kritik, die ja nicht die des Hrn. Sauerbrei zu sein braucht, hervorzuheben berechtigt ist. Aber trotzdem haben wir das Bändchen, dem noch ein zweites als Schluß folgen soll, mit Vergnügen gelesen und uns wiederum überzeugt, daß man im Bliemchen wol eine Verspottung des Philisterthums sehen kann, nicht aber eine Herabsetzung des eigenen Stammes und Landes zu erblicken braucht.

J. R. Periodische Literatur. Als eine neue eigenartige illustrirte Zeitschrift kündigen sich uns die „Zeitbilder" (Berlin, Franz Lipperheide) an, die sich ganz in den Dienst des Tages stellen, indem sie die hervorragenden Ereignisse aus aller Welt, wie sie gerade passirt sind, und die bedeutenden Persönlichkeiten der Zeitgeschichte in Bild und Wort vorführen. Diesem Zwecke, der Ergänzung der Tageszeitungen, hat sich nun zwar schon die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gewidmet, hier aber in den „Zeitbildern" wird alles Geschehende möglichst schnell im Bilde fixirt und dann beschränkt sich der Text, der seine Selbständigkeit verliert, auf das Nöthigste und wird direct unter das Bild gesetzt, so daß ein unbequemes Umschlagen der Blätter, behufs Kenntnißnahme der Erläuterung, vermieden wird. Allerdings bedingt die überaus schnelle bildliche Berichterstattnng und die bloße Bedachtnahme auf die Bedürfnisse des Tages keine solche künstlerische Vollkommenheit der Illustrationen, wie sie der Stolz der Leipziger „Illustrirten Zeitung" ist. Die „Zeitbilder" erscheinen jeden Sonntag und kosten vierteljährlich 1,50 ℳ — Neu sind auch die illustrirten Monatsblätter für die junge Mädchenwelt: „Im Hause" (herausgegeben von Jeanne Marie v. Gayette, Verlag der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig. Preis für 3 Nummern 60 ₰), die gewissermaßen ein Gegenstück zu Spemann's „Der gute Kamerad" bilden, insofern als sie all' das für die allerdings gereiftere weibliche Jugend bringen, was jener in Bezug auf die Knabenwelt bot: Belehrendes, Unterhaltendes, Bildendes, überhaupt alles Interessante. So finden wir hier: Gedichte, kurze Erzählungen, Bemerkungen über die Pflege des Schönen, Toilettenfragen, Stickmuster, Anleitungen zu Handarbeiten, praktische Winke für Haus und Küche, Humoristisches, Räthsel und Scherze, kleine Musikstücke, einen Briefkasten u. s. f. — Die bereits angekündigte vortheilhafte Umwandlung der von uns schon des Oefteren empfohlenen reichhaltigen Monatsschrift „Deutsche Jugend" (herausgegeben von Julius Lohmeyer, Verlag von Leonh. Simion in Berlin. Vierteljährlich 1,50 ℳ) hat sich mit dem uns vorliegenden Aprilheft vollzogen. — Von der Octavausgabe von „Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist der zweite Band des laufenden Jahrgangs erschienen. Zu besonderen Bemerkungen giebt uns derselbe nach dem früher schon Gesagten keinen Anlaß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 36. Sonnabend, den 7. Mai. 1887.

Die Bedeutung unserer Deutsch-Ostafrikanischen Colonie.

Von Dr. Harry Denicke,

Ehrenmitglied des Ausschusses der Gesellschaft für Deutsche Colonisation.

Nachdem unser Volk in dem großen Nationalkriege gegen Frankreich mit seiner Einheit auch politische Kraft und Strebsamkeit zurückgewonnen hatte, mußte die Thatsache, daß die Masse unserer überschüssigen, alljährlich ins Ausland abfließenden Bevölkerung unserem Volksthum wirthschaftlich und national verloren ging, lebhafter in ihrer unwürdigen und verderblichen Bedeutung empfunden werden und die Frage, wie ihr abzuhelfen sei, zu einer brennenden erheben. Sie war es recht eigentlich, welche der im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches hervortretenden und rasch anschwellenden Colonialbewegung ihren Ursprung gab. Von der Möglichkeit einer positiven Lösung durch Erwerb eigener selbständiger Colonien überzeugt, schrieben die Träger derselben den entsprechenden früheren oder späteren praktischen Beweis auf ihr Banner. Und soweit dieser von unserer politischen Kraft bedingt war, hatten sie dazu ein volles Recht. Wenn sie dagegen glaubten, noch solche Gebiete auf Erden ausfindig machen und erwerben zu können, die nach ihren physischen Eigenschaften geeignet seien, den ganzen großen Strom unserer Auswanderer aufzunehmen, so mußten sie, wie wir heute Alle klar einsehen, irren. Insofern hatten die bedenklichen und besorglichen Gegner, woran es natürlich auch jener Bewegung keineswegs gebrach, mit ihrem Warnungsruf: Zu spät! ganz das Richtige getroffen. In der That wurden nun Dank einer kräftigen, vom Volk ausgehenden Initiative mit oder ohne Beihilfe der Reichsgewalt eine Reihe politisch noch unabhängiger Colonialgebiete in rascher Folge erworben, aber an allen bestätigte sich gleichmäßig der angegebene Irrthum. Da hätten wir nun gleichsam die Unterbilanz unserer colonialpolitischen Errungenschaften gegenüber unseren Hoffnungen; wie aber steht auf der anderen Seite unser Gewinnconto? Dr. Peters beantwortet diese Frage einmal mit einem treffenden Vergleich. Es ging uns, sagt er, wie dem Alchymisten, welcher Gold zu machen gedachte und dafür das Porzellan erfand, welches sehr bald zu einer reicheren Goldquelle geworden ist, als wie er selbst aus seinen Schmelztiegeln, auch beim Glücken seiner Versuche, jemals hätte hervorzaubern können. Wir haben Gebiete gewonnen in einer Ausdehnung, die selbst der hoffnungsreichste Colonialfanatiker sich kaum hat träumen lassen, die insgesammt schon jetzt mindestens fünfmal so groß sind als Deutschland und zum Theil eine weitere Abrundung etwa bis zu dem kolossalen Gesammtbetrag von 80 000 Quadratmeilen gestatten und in Aussicht stellen. Sie sind, mit einziger Ausnahme der zum kleineren Theil subtropischen Umlande von Angra Pequena, sämmtlich in den Tropen gelegen und somit im Wesentlichen nur zu Handels- und Plantagenzwecken verwerthbar. Aber man darf überzeugt sein, daß sie als solche bei richtiger politischer und ökonomischer Behandlung durchaus entwickelungsfähig und geeignet sein werden, eine völlig neue und höchst ergiebige Quelle des Nationalwohlstandes zu eröffnen. Es kann leicht geschehen, daß dadurch auch das Auswanderungsproblem mittelbar, wenn auch nicht gelöst, so doch heilsam beeinflußt wird: mit wachsendem Nationalreichthum werden bessere Daseinsbedingungen, neue Bedürfnisse, neue Arbeitsgelegenheiten geschaffen und damit viele Ursachen der Auswanderung beseitigt. — Große colonisatorische Erfolge müssen aber auch unserer *politischen* Entwickelung zu Gute kommen. Wenn der Satz, daß der Wohlstand eines Volkes zugleich ein hochbedeutender politischer Machtfactor ist, zu allen Zeiten gegolten hat, so doch kaum jemals in gleichem Maße als jetzt. Es liegt das begründet in der neuerdings immer mehr anwachsenden Fülle der Staatsaufgaben und in der gleichzeitigen Vergrößerung und Verfeinerung des Apparates, dieselben zu lösen. Man vergegenwärtige sich nur, in welchem Maße unserem Staat die Erfüllung seiner vornehmsten Pflicht, die Garantie der äußeren Sicherheit, erschwert worden ist. Es liegt auf der Hand, daß diesem Sachverhältniß ein kolossaler Mehraufwand an Geld und Geldeswerth entsprechen muß. Die steuerliche Leistungskraft des Volkes ist aber kaum irgendwo und sicherlich nicht bei uns in dem Maße der Mehrforderungen gewachsen, und es scheint der Zeitpunkt gar nicht so ferne zu sein, wo das Mißverhältniß eine Ausgleichung erheischt durch Verzicht auf Durchführung dringender Staatsaufgaben, also auf Kosten unserer politischen Macht. Es liegt somit offenbar auch im Interesse ihrer Fortdauer und Fortentwickelung, nach Kräften vorhandene Quellen wirthschaftlicher Verarmung zu verstopfen, neue Quellen der Bereicherung zu erschließen. Alles spricht dafür, daß beide Zwecke durch eine energische Colonialpolitik im eminenten Grade gefördert werden können. Eine und nicht die geringste der gewaltigen Umwälzungen, wodurch die praktische Verwendung der Dampfkraft eine neue Weltepoche begründet hat, ist jedenfalls diese, daß vermittelst ihrer Anwendung auf die Transportmittel die beiden großen natürlichen Wirthschaftsgebiete der Erde, die gemäßigte und heiße Zone, gleichsam nahe an einander gerückt und in ein leichteres Austauschverhältniß getreten sind, dem naturgemäß hüben und drüben auch ein stetig zunehmender Mehrbedarf an den Producten der jedesmal anderen Zone correspondiren muß. Was uns selbst betrifft, so verbrauchen wir alljährlich für nahezu 600 Millionen Mark Colonialwaaren: indem wir sie vom Ausland kaufen müssen und selbst genug Capital und Arbeitskraft zu eigener Production disponibel haben, entgeht uns Alles, was daran an höherer Bodenrente, an höherem Arbeits- und Unternehmergewinn verdient wird, in dem gleichen Maße, als sich das Ausland dadurch bereichert. Und das nicht allein. Wenn uns auch in neuerer Zeit der Handel wol überall in fremden Colonien unter günstigen Bedingungen geöffnet ist, so liegt die Sache thatsächlich doch so und muß begreiflicherweise so liegen, daß im Wesentlichen das Mutterland die Colonie mit den benöthigten auswärtigen Erzeugnissen versorgt und unter allen etwa mitbewerbenden Nationen allein dort einen stets sichern Markt bereit findet. Wie lockend muß uns doch das Ziel erscheinen, jene Verluste zu vermeiden und derartige Gewinne auch unsererseits aus solchen gesicherten Absatzgebieten zu ziehen. Erreichen wir es, so haben wir zugleich ein neues verläßliches Fundament für unsere künftige Weltstellung gelegt. — Von der Dringlichkeit colonialer Unternehmungen sollte jeden Unbefangenen auch schon das gegenwärtige Verhalten anderer Großstaaten überzeugen. Wir sehen sie fast alle mit der Ausdehnung ihres Colonialbesitzes oder dem ersten Erwerb eines solchen beschäftigt und dabei Opfer bringen, an welche die unsererseits gebrachten entfernt nicht heranreichen. Immer schärfer ist erkennbar, daß die künftige Weltentwickelung unter dem weiteren Einfluß der Dampftechnik sich ungleich mehr noch als bisher in maritimen Bahnen bewegen wird. — Nun hat man aber gegen unser colonialpolitisches Vorgehen mit Vorliebe die Ausdehnung unserer Defensivlinie und die dadurch verstärkte Eventualität kriegerischer Reibungen geltend gemacht. Ja wenn wir erst furchtsam werden und aus Furchtsamkeit Nothwendiges unterlassen, dann wehe uns, dann erklären wir uns einfach politisch bankerott. Aber

solche kläglichen und noch dazu kaum begründeten Einreden sind nicht gehört worden von denen, welchen oblag zu handeln. Sie haben zugegriffen und konnten noch zugreifen. Man hat es wol als Verhängniß bezeichnet, daß wir bei der ersten großen Erdaufstheilung unthätig zur Seite standen: so mag man es denn auch als eine glückliche Fügung betrachten, daß die Reichseinheit und eine zureichende Flottenmacht fertig dastanden, als es eben noch Zeit war, bei der letzten Vertheilung der Erde mit vollen Ansprüchen hervorzutreten. Aber jenes Zugreifen geschah vom Gesammtvolk, nicht blos von der Regierung. Es ist ein Ausdruck und eine Gewähr zugleich für den aufstrebenden Volksgeist. Damit berühren wir die national-ethische Seite unserer Colonialbestrebungen. Jedermann weiß, wie verderblich der politische Jammer unseres Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten seiner Entwickelung auf unseren Nationalcharakter eingewirkt hat, wenn er auch in unverwüstlicher Kraft sich wieder erhob. Seine Eigenheiten entwickelten sich vorwiegend nach der ungünstigen Seite hin: die Besonnenheit, die man ihm mit Recht nachrühmt, artete in nur zu weiten Kreisen in überbedächtige Philisterhaftigkeit aus und der Eigenwille in einen Eigensinn, der im Wege der engherzigsten Kleinstaaterei das große politische Gemeinwesen besserer Zeiten immer weiter auflockerte und zersprengte. Viele von den Besten der Nation wandten sich verdrossen von diesem unerquicklichen politischen Getriebe ab und fanden Trost in dem Glauben, zu dem idealen Geistesleben, in das sie hineinflüchteten und ihr Volk nachzuziehen suchten, eine nationalpolitische Grundlage entbehren zu können, ja priesen wol gar ihren Kosmopolitismus als ein positives und zu erstrebendes Ideal an. Gewiß dürfen wir in dieser Anschauung auf der einen Seite eine Aeußerung ihres kühnen weltumfassenden Idealismus erkennen, zum andern Theile aber einen schlagenden Beweis für die jammervolle politische Vorgeschichte ihres Vaterlandes. In jedem Fall beruhte sie aber auf einem fundamentalen Irrthum: es ist nun einmal gottgewollte Ordnung, daß der Einzelne in der Hauptsache nur durch das Mittelglied seiner Nation mit der Menschheit in Verbindung steht, daher auch vom weltculturellen Standpunkt ein vernünftiger Egoismus für jede Nation als heilige Pflicht gelten muß. Läßt sie dieselbe dauernd im Wesentlichen unerfüllt, so muß sie, wie geistreich und ideal angelegt sie auch sei, in den rücksichtslosen Machtkämpfen der Völker einfach zu Grunde gehen. Wol bleiben die der ganzen Menschheit dienenden Bethätigungen in Kunst und Wissenschaft an sich das höhere Ziel, aber die politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen sind gleichfalls ein Zubehör unserer idealen Natur und zudem die unumgänglichen Voraussetzungen jener. Zu dieser Erkenntniß hat unser Volk denn auch glücklicherweise nach langen schweren Schicksalen den Rückweg gefunden. Es verdankt derselben seine politische Einheit und Freiheit. Auf das Zeitalter Goethe's folgte bald das Zeitalter Bismarck's. Allein die Geschichte eines Volkes vollzieht sich nicht in jähen Sprüngen. Die Schwächen der vergangenen Epoche wirken noch heute in vielfachen Erscheinungen fort. Ist uns auf politischem Gebiet überraschend Großes gelungen, so doch gegen vielfachen Widerstand der Nation selbst, und noch heute darf sich die leidige Manier, Alles besser wissen zu wollen und zu bekritteln, breit genug machen. Der Parteigeist überwuchert nur zu oft die nationale Gesinnung. Und die häßlichste Frucht jener staatlosen Epoche, die Ausländerei, die nachahmende selbstmörderische Vorliebe für das Ausländische, steckt uns noch tief in den Gliedern. Wir haben uns noch längst nicht den resoluten Nationalstolz unserer Nachbarvölker zu eigen gemacht. — Auf wirthschaftlichem Gebiet lastet derselbe Druck trauriger Ueberlieferung: auch hier hemmt trotz aller gewaltigen Fortschritte und Errungenschaften ein engherziger oder doctrinärer Eigenwille das kühne und allseitige Hervorbrechen unserer Kräfte. Ein Blick auf die großen Colonialvölker der Geschichte läßt keinen Zweifel darüber, daß eine erfolgreiche Colonialpolitik großen Stiles auch nach diesen beiden angegebenen Richtungen hin eine wesentliche Besserung schaffen müßte: statt neuen Raum für unfruchtbares Parteigezänk eröffnet sie ein großes Thätigkeitsfeld, das die ganze Nation praktisch in Anspruch nimmt und eben dadurch ihr Einheitsgefühl nach Innen, ihren Stolz nach Außen wecken und beleben muß. Umgekehrt wird aber ein gehobenes Nationalbewußtsein nothwendigerweise auch den colonialen Bestrebungen zu Gute kommen. Demnach dachten und handelten die bahnbrechenden Leiter der Colonialbewegung nur consequent, wenn sie in ihr Programm auch die Verstärkung des Deutschthums im Inland und Ausland hineinschrieben und diesem Zweck einen zugleich aus dem Herzen stammenden Eifer widmen. — Diese heilsamen national-ethischen Wirkungen, die sich schon jetzt in dem Anfangsstadium unserer überseeischen Ausbreitung deutlich genug fühlbar machen, können aber nur dann andauern und wachsen, wenn der erhoffte wirthschaftliche Erfolg die Bestrebungen krönt. Vor der Hand ist ein solcher allerdings kaum zu verzeichnen: aber auch nur die Dummheit kann ihn erwarten, und nur der Neid diese Dummheit heucheln. Indessen werden wir sehr interessirt sein, zu erfahren, inwieweit unsere Hoffnungen auf künftige Erfolge begründet sind. Die nachstehenden Andeutungen — denn mehr läßt sich bei der großen Stoffmasse auf so beschränktem Raum nicht geben — sollen unter Beschränkung auf Ostafrika als auf unser bedeutendstes Colonialunternehmen diesem Interesse einigermaßen Genüge thun. Wenn ich den eben genannten Superlativ gebrauche, so weiß ich mich in Uebereinstimmung mit den hervorragendsten unbetheiligten Autoritäten, wie Fabri, Rohlfs, Schweinfurth und vielen Anderen; keineswegs soll jedoch damit der Bedeutung der übrigen überseeischen Unternehmungen zu nahe getreten werden. Von allen darf man Nutzen, zum Theil durchgreifenden Nutzen erwarten, selbst von Angra Pequena, welches das eigene Schicksal hat, als praktischer Erstlingserfolg unserer Colonialpolitik einst das Object einer plötzlich aufwallenden, freilich wenig tiefen nationalen Begeisterung gewesen zu sein, um nachher viel mehr geschmäht zu werden, als es verdient.

Indem ich nun zu einer specielleren Erörterung des ostafrikanischen Unternehmens übergehe, nehme ich ihr Ergebniß gleich voraus und stelle an die Spitze den gewichtigen Satz, daß der Rentabilitätsbeweis bereits als erbracht gelten muß. Man wird einwenden: Wie kommt es dann aber, daß noch so weite Kreise unseres Volkes vor solchen Argumenten hartnäckig die Augen verschließen? Die Antwort lautet einfach: Sie verschließen die Augen nicht, sie werden ihnen nur nicht geöffnet. Die colonialen Unternehmungen bedeuten etwas ganz Neues für unser Volk, dem eine erbliche und unmittelbare geschichtliche Erinnerung an seine ehemalige maritime Größe, ebenso wie an seine politische, verloren gegangen ist: sie werden von keiner traditionellen Kenntniß und Zustimmung der Massen, wie beispielsweise in England, getragen. Da wäre es nun die Pflicht einer sachlichen Presse: aufzuklären, unbefangen das entscheidende Material zu eigener Urtheilsbildung vorzulegen; aber weit entfernt hiervon, unterschlägt sie großentheils aus parteipolitischen, doctrinären oder auch rein persönlichen Gründen die wichtigsten Urtheile der allein in Frage kommenden Kenner. In den gebildetsten Kreisen begegnet man oft einer überraschenden Unkenntniß gerade über die fundamentalen Fragen nach Boden, Klima, eingeborener Bevölkerung unseres Colonialgebietes, und was noch schlimmer ist, fertigen, aber kritiklosen Urtheilen, ohne daß sich doch die Kritiker ihrer Kritiklosigkeit bewußt wären. Da hat denn die gegnerische Presse leichtes Spiel: sie operirt und besticht mit einigen wahren und sehr vielen nur scheinbaren Argumenten. Bald bezieht sie sich auf das notorisch nicht eben reiche Angra Pequena und wirft nun auch ohne Weiteres Ostafrika in denselben kritischen Mörser, bald frischt sie das früher so verbreitete Axiom, die Welt sei bereits vergeben, wir hätten nur noch das Nachsehen, in der Behauptung wieder auf, daß, wenn Ostafrika etwas taugte, die Engländer längst zugegriffen hätten. Gerade den letzterwähnten Einwurf liest und hört man oft genug. Aber wie liegt doch die Sache? Ostafrika ist erst seit wenigen Jahrzehnten, übrigens besonders durch deutsche Forscher, entdeckt, oder ich muß sagen: wieder entdeckt worden, da schon in zwei weit von einander liegenden Geschichtsperioden europäische Niederlassungen in nicht geringer Blüthe hier bestanden; so spät aber erfolgte die Wiederentdeckung, weil Ostafrika wie der ganze Erdtheil überhaupt dem Eindringen europäischer Cultur mit seiner Gebirgsummauerung allerdings ein schweres Hinderniß entgegensetzt, das nur die technischen Mittel des Dampfzeitalters recht überwinden können; auch hat das Land erst durch den Suezcanal seine volle gegenwärtige Bedeutung gewonnen genau so wie Aegypten: nach alledem konnte es also nicht lange schon ein Zielpunkt englischer Colonialgelüste sein. Ueberdies haben und hatten die Briten allnachgerade mehr als genug Colonialgebiet und nicht nöthig, nach neuem auszuschauen. Gleichwol haben sie seit Jahrzehnten auf das Eifrigste die Einverleibung Zanzibars und seines continentalen Hinterlandes vorbereitet, so daß man in der politischen Welt diese Gebiete nicht ohne Grund schon als ihre Domaine ansah. Es ist sonach das genaue Gegentheil von der angeblichen Verschmähung der Engländer der Fall. Sie haben auf das Bitterste das ebenso kecke wie erfolgreiche Prävenirespiel der Deutschen empfunden und seither beständig mit ehrlichen und unehrlichen Mitteln seinen Ergebnissen entgegengewirkt. Schon daraus sollten wir alle den Rück-

schluß auf den hohen Werth dieser Landstriche machen und statt immer erneuerter Angriffe Anlaß zu patriotischer Freude über die Erwerbung derselben entnehmen. Freilich ist zuzugeben, die rasch fertigen absprechenden Urtheile über die Bestrebungen der Gesellschaft, welche auch jetzt noch, wenngleich einigermaßen gedämpft, in der gegnerischen Presse wiedertönen, finden einen gewissen Rückhalt an einigen auf eigene Landesanschauung gestützten Kritiken. Am meisten muß Fischer's Buch „Mehr Licht im dunklen Erdtheil“ herhalten, und es ist wahr, demselben läßt sich ebensowenig eine hervorragende Bedeutung als eine gegen die Ostafrikanische Gesellschaft gerichtete Tendenz absprechen. Aber, wenn die Gegner meinen oder vorgeben, der berühmte Reisende verurtheile ihre Bestrebungen in Bausch und Bogen und sei in diesen ostafrikanischen Colonialangelegenheiten nach jeder Richtung hin Autorität, so begehen sie einen zwiefachen Irrthum. In Wahrheit kritisirt Fischer nur das Colonisationsverfahren der Gesellschaft, während er von der Cultivationsfähigkeit ihrer Gebiete, soweit er sie durch eigne Bereisung kennt, durchaus überzeugt ist. Rücksichtlich seiner autoritativen Geltung liegt die Sache aber so sehr zu Gunsten der Gesellschaft, daß er nur auf dem letzterwähnten Gebiet, wo seine Anschauungen im Wesentlichen mit den ihrigen übereinstimmen, nicht aber auf dem der colonialpolitischen Praxis, wo sie auseinandergehen, die Bedeutung eines maßgebenden Beobachters und Beurtheilers in Anspruch nehmen kann. Nun gesellen sich freilich zu ihm drei andere Kritiker, die sich gleichfalls mit eigner Anschauung des Landes legitimiren und mehr oder weniger auch dieses einer abfälligen Kritik unterziehen. Allein was sind denn das für Herren? Der eine erhielt, bevor er seinen kritischen Ausfall unternahm, von der Gesellschaft auf ein Anstellungsgesuch aus guten Gründen eine absagende Antwort, der andere hüllt sich mit weiser Vorsicht und Schüchternheit in den Deckmantel der Anonymität und der dritte im Bunde muß selber einräumen, Ostafrika nur vom Schiff aus in Augenschein genommen zu haben. Aber auch die Urtheile der beiden erstgenannten gründen sich nur auf die Eindrücke einer einzigen Reiseroute und beziehen sich nicht sowol auf den zu entwickelnden Zukunftswerth der Colonie, als auf ihre gegenwärtige Prosperität. Dabei erinnere man sich auch, daß Tacitus unser Vaterland in seiner damaligen sumpfigen und waldigen Beschaffenheit schlechtweg als unfruchtbar bezeichnet, und daß wol Niemand nach der ersten colonisatorischen Inangriffnahme Californien oder dem südöstlichen Australien eine auch nur entfernt so großartige Entwickelung zugetraut hat, als hernach und in Kurzem thatsächlich erfolgte. Vollends verhallen aber sollten diese Stimmen vor dem vielstimmigen Chorus der zahlreichen Forscher, die praktisch und wissenschaftlich vorbereitet nach allen Richtungen das Land durchzogen und erschlossen. In diesen Dingen kann doch zur Zeit einzig und allein die möglichst erdrückende Majorität der Urtheile unter billiger Berücksichtigung ihrer Qualität entscheiden. Ein Horner und Last, ein Johnston oder Thomson wiegen mehr als zehn Töppen oder anonyme X. Y. Z. und zehn Zeugen für die Sache mehr als ein gleichwerthiger dagegen. Und der eine Schweinfurth, der auf der im letzten Herbst abgehaltenen Naturforscherversammlung in Berlin in schwungvoller und überzeugender Rede die Verdienste und Aussichten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft pries, schnellt die ganze Fülle der Zeitungspolemiker in die Luft, die nie Afrika gesehen und vom grünen Redactionstisch aus bei dem ersten Auftauchen des ostafrikanischen Projects das Verdammungsdecret beschlossen und aussprachen, ohne es irgendwie durch Studien vor oder hernach zu begründen. Ich muß es mir natürlich versagen, auch nur die Gesammturtheile der namhaftesten Reisenden hier mitzutheilen, verweise aber den Leser ausdrücklich auf die fleißige und sorgsame Zusammenstellung aller Reiseberichte in der Schrift des Ministerialpräsidenten Grimm: „Der wirthschaftliche Werth von Ostafrika“. Von besonderem Gewicht sind darunter die amtlichen Mittheilungen fremdländischer Admiralitätsbeamten und mehr noch die auf langjährige praktische Erfahrungen gestützten Urtheile der in Ostafrika angesiedelten Missionare. Schließlich habe man auch wissenschaftliche Gerechtigkeit genug, die mannigfachen Beobachtungen und Cultivationsversuche der von der Gesellschaft hinausgesandten Beamten zu würdigen. Ich denke doch, sie sind persönlich völlig einwandfreie Zeugen: zumeist zeitweilig beurlaubte Officiere unserer Armee, also durch keine unterthänige Rücksicht gefesselt, haben sie lediglich aus jugendfrischem Unternehmungsdrang und patriotischer Hingabe den entbehrungs- und mühevollen Pionierdienst da draußen übernommen. Der trotz aller Frische ruhig besonnene Ton ihrer Berichte, die zugleich eine höchst schätzbare Bereicherung unserer geographischen Wissenschaft darstellen, wirkt im Verein mit jenen politisch unintereſſirten Aeußerungen überzeugend auf Jeden, dem es um die Sache zu thun ist.

Diese etwas lang ausgefallenen Vorbemerkungen schienen mir einmal nothwendig zur allgemeinen Vertheidigung des Bildes, das ich nunmehr zu zeichnen gedenke, zugleich aber zu dem Zwecke, ein wirklich eindringendes Studium dem Leser recht wichtig und lohnend erscheinen zu lassen. Soll nun in der That die Bedeutung unserer Colonie in einer großartigen Ergänzung und Befruchtung unseres nationalen Wirthschaftssystems und in den daraus sich ergebenden Consequenzen politischer und nationalsittlicher Natur beruhen, so werden wir a priori folgende Erfordernisse aufstellen: sie muß von genügender Größe und einer solchen natürlichen Ausstattung sein, daß die wichtigsten tropischen Handelsproducte in concurrenzfähiger Güte und Menge darin erzielt werden können, was insbesondere von der Bodenbeschaffenheit und dem Klima abhängt. Niedrige Bodenpreise, eine günstige Lage zum Weltmarkt, heimische und billige Arbeitskräfte werden weitere theils nothwendige theils wenigstens erwünschte Bedingungen sein. Zutreffenden Falls stünde damit schon der Werth der Colonie nach der productiven Seite hin fest. Den vollen Werth aber kann sie erst durch zunehmende Kaufkraft der Eingeborenen, durch den Consum unserer heimischen Industrieerzeugnisse gewinnen. Diese Erfordernisse betreffen das Colonialobject. Sind sie vorhanden, so kommen sie uns doch erst zu Gute, wenn wir unsererseits Intelligenz, Unternehmungssinn und Capital in gehörigem Umfange einsetzen. Sehen wir zu, inwieweit Ostafrika und die betheiligten Kreise unseres Volkes diesen idealen Anforderungen entsprechen.

Was zuvörderst den Umfang unserer Colonie betrifft, so wuchs derselbe binnen Kurzem dermaßen an, daß sich die gegnerische Presse zu spöttischen Bemerkungen über den angeblichen unersättlichen Länderhunger der unternehmenden Gesellschaft berufen glaubte. Freilich verspottete sie damit in Wahrheit nur sich selbst, wie heute nicht erst noch umständlich erwiesen zu werden braucht. Die Pläne der Gesellschaft waren durch geographische und politische Verhältnisse so klar vorgezeichnet, daß man ihr weniger den Entwurf als nur die geschickte und energische Ausführung derselben zum Verdienst anrechnen müßte, wenn es nicht eben erfahrungsmäßig in politischen Dingen schon etwas Seltenes und Großes wäre, gerade das Nächstliegende und Gesundmenschenverständliche zu thun. Ostafrika bildet geographisch ein einheitliches Ganze: trug sich die Gesellschaft also mit der Absicht, die Basis für eine coloniale Entfaltung großen Stiles zu schaffen, so mußte sie ihre Kräfte an die Beschlagnahme alles noch freien Gebietes setzen. Zudem konnte es ihr nicht gleichgiltig sein, ob ihr in der Nachbarschaft die Concurrenz einer fremden Nation erstand, welche sie bei zögerndem oder enthaltsamem Vorgehen als unausbleiblich voraussetzen mußte. Eben um solchen störenden Rivalitäten den Ausgangspunkt zu entziehen, richtete sie in verständiger Durchführung ihres Gesammtplans alle Anstrengungen zunächst auf den Erwerb der völkerrechtlich noch herrenlosen Küste, und erst in zweiter Linie auf die Besitznahme der dahinter liegenden Landschaften. Mit dem Erfolg ihrer Bemühungen hatte sie erreicht, was sie erreichen konnte. Ihre Sache war es allein, in kürzester Frist wohlbegründete deutsche Interessen zu schaffen und dadurch die Reichsregierung zum Eingreifen, zur völkerrechtlichen Inschutznahme ihrer Erwerbungen zu bewegen. Diese sah sich aber einer complicirten Situation gegenüber. England hatte seit Jahrzehnten die Annexion ebenderselben Gebiete auf diplomatischem Wege angebahnt und der Sultan von Zanzibar suchte nicht ohne Geschick durch die Extravaganz seiner Herrschaftsansprüche den Mangel an Rechtsgründen zu verdecken und zu ersetzen. Genug, ohne vorherige diplomatische Unterhandlungen und Verständigungen ließ sich der Schutzbrief, den der Kaiser am 27. Februar 1885 rasch entschlossen der Gesellschaft für ihre ersten Erwerbungen ertheilte, nicht wohl auf die späteren ausdehnen. Dieselben haben viel Zeit und Mühe gekostet, sind aber zur Zeit, soweit England in Fage kommt, völlig, soweit es sich um den Sultan handelt, nahezu abgeschlossen. Danach wird das ganze Gebiet, welches in nordsüdlicher Richtung von der geradlinig bis zum Nyassasee fortgesetzten portugiesischen Grenze bis zum Kilimandscharo und Ukerewesee und westöstlich von der 10 Seemeilen landeinwärts gezogenen Westgrenze des Sultanats Zanzibar bis zu den innerafrikanischen Seen sich erstreckt, das will sagen, ein Gebiet von über 20000 deutschen Quadratmeilen dem deutschen Unternehmungsgeist aufgeschlossen. Dagegen erschien es nicht thunlich, auch über das Somalland, worin die Gesellschaft zwar gewichtige, aber doch noch nicht so weitgehende Rechte wie in ihren Südprovinzen erlangt hat, schon eine internationale Vereinbarung und Entscheidung zu treffen. Wenn überall, was kaum wahrscheinlich ist, Verhandlungen hierüber stattgefunden haben, so dürften sie an dem vorerst unausgleichbaren Interessengegensatz zu

England, das hier längst mit seinem Handel Fuß gefaßt hat, gescheitert sein. Die künftige Stellungnahme des Reiches in dieser Frage wird wesentlich von weiteren rechtlichen und wirthschaftlichen Errungenschaften der Gesellschaft allhier abhängen. Daß sie nicht ausbleiben werden, dafür bietet der tragische Heldentod Jühlke's viel mehr eine Gewähr dar als Anlaß zu Zweifeln. Die Gesellschaft betrachtet es als Ehrenpflicht, das Martyrium ihres jungen begeisterten Vorkämpfers durch Vollendung seines Werkes in würdiger Weise zu sühnen.

Bleibt nun die völkerrechtliche Zugehörigkeit dieses Nordstücks unserer Colonie vorläufig noch in der Schwebe, so ist durch die vertragsmäßige Zuweisung eines Landstreifens an die Engländer ein für Manchen unerwarteter Abzug unserer Rechte entstanden. In Wahrheit stellt dieselbe jedoch, weit entfernt, zu satyrischen Bemerkungen über die gutbelohnte Unverschämtheit der Engländer begründete Veranlassung zu geben, nur die vergleichsweise geringfügige Abschlagszahlung dar für jene von langer Hand her vorbereitete englische Annexion, von der oben die Rede war. Daß sie einen Keil in unsere Besitzungen hineintreibt, wird, wenn überhaupt, erst in einer fernen Zukunft als nachtheilig empfunden werden: vor der Hand hat sie sogar ihr Gutes, indem der von den Engländern zu übende Schutz ihres Gebietes indirect auch unserem Territorium zu Statten kommen muß. Ausdrücklich hebe ich dabei hervor, daß die von der Gesellschaft erworbenen Privatrechte, also vor Allem Besitz von Grund und Boden, durch diese Abmachungen keinerlei Einbuße erfahren: wie denn z. B. die Station Kilefi nach wie vor weiter unterhalten und entwickelt wird. — Ueber die Erledigung der Küstenfrage seien einige Bemerkungen für einen anderen Zusammenhang aufgespart. Zum Schluß betone ich aber noch einmal mit allem Nachdruck, daß man, um dem durchgreifenden Erfolg der deutschen Diplomatie gerecht zu werden, vor Allem das zwar außerordentlich kühne, aber erst seit 2 bis 3 Jahren erfolgte Hervorbrechen der deutschen Interessen mit der langjährigen Pflege englischer in vergleichende Erwägung ziehen muß.

Indem ich nun zu einer kurzen geographischen Charakteristik unserer Colonie übergehe, muß zunächst hervorgehoben werden, daß sie sich im Unterschied von dem weitaus größten Theile des übrigen Afrika, insbesondere auch dem benachbarten Congobecken, dem bekanntlich im Großen und Ganzen ein sehr gleichförmiger Bodencharakter anhaftet, durch eine reiche Abwechslung von Hoch und Tief auszeichnet. Hinter der mehr oder weniger schmalen Küstenebene steigt in welligen Terrassenlandschaften, die zuletzt zu recht ansehnlichen Mittelgebirgen erheben, das große innerafrikanische Hochland auf: im Norden gipfelt jene Randerhebung in der breitgelagerten Bergmasse des Kilimandscharo, die durch alle klimatischen Zonen bis in die des ewigen Schnees emporragt. Man soll gewiß nicht übertriebene Hoffnungen erregen, aber ist Schweinfurth ein Phantast, wenn er von der geognostischen Mannigfaltigkeit dieser Gebirgslandschaften noch manche bergbauliche Ueberraschung erwartet? Werthvolle Mineralien wie Eisen, Quecksilber u. A., besonders aber Edelmetalle und Kohlen, sind bereits nachgewiesen, ohne daß natürlich die junge Gesellschaft angesichts so vieler dringlicherer Aufgaben bisher die Zeit gefunden hätte, die eingeleiteten eingehenderen Untersuchungen der Fundstätten auf Mächtigkeit des Lagers, Rentabilität etwaigen Abbaues und Transportes zu befriedigenden Ergebnissen zu fördern.

Mehr aber — und das ist von fundamentaler Wichtigkeit — weiß man über die Güte des Bodens. Natürlich stehen auch in diesem Punkte noch umfassende genaueste Ermittelungen aus. Noch liegen mehr Reiseeindrücke als Bodenproben vor. Diese erfordern immer einen mehrjährigen Zeitraum und können sich zunächst nur auf gegen das große Ganze verschwindend kleine Flächen erstrecken. Sicherlich wird sich bei weiter vordringender Cultivation auch auf größeren Landcomplexen von im Allgemeinen gleichem ackerbaulichen Charakter manche locale Besonderheit, manch buntwechselndes Nebeneinander verschiedener Bonitätsclassen ergeben. Aber jene Reiseeindrücke werden nicht Weiß und Schwarz verwechseln, und wenn die weitaus größte Anzahl kundiger Stimmen sich in der Behauptung vereinigt, daß riesige Strecken jungfräulichen üppigen Bodens der bebauenden Hand harren, welches Recht hat man auf ein eingefressenes, unwissenschaftliches Vorurtheil hin, dieselbe in Zweifel zu ziehen? Andererseits leugnet ja Niemand, daß sich auch manche trostlosen Oedflächen finden. Schon das dichte Bestandensein endloser Strecken mit mannshohen Gräsern und zahlreichen Baumgruppen oder auch mit prächtigen geschlossenen Urwäldern, deren Flora an Größe der Exemplare gar nichts, an Artenfülle nur wenig der südamerikanischen Urwaldvegetation nachgiebt, läßt mit Sicherheit auf eine reiche Bodenkraft schließen, die nur durch Cultur geleitet sein will, um die dankbarsten Resultate zu ergeben. Besondere Fruchtbarkeit entwickeln die Gelände der zwar nicht sehr mächtigen aber in reichlicher Anzahl vorhandenen Flüsse, so beispielsweise die des Rusu und Kingani, welche letztere deshalb sowie ihrer bereits ermittelten Zugänglichkeit vom Meere aus von den Cultivationsarbeiten der Ostafrikanischen Gesellschaft sogleich in Angriff genommen sind. Auch an anderen Punkten hat sie indeß mit solchen Versuchsculturen eingesetzt. Dieselben sind sämmtlich allen Anfangsschwierigkeiten zum Trotz zu voller Zufriedenheit ausgefallen und das ist ein praktischer Beweis von schlagender Kraft. Weitere Versuchsergebnisse werden hoffentlich recht bald das vielfach noch gesetzte Fragezeichen bezüglich der Bodenergiebigkeit endgiltig hinwegräumen.

Nächst dem Boden ist für das Gedeihen organischen Lebens das Klima von entscheidender Bedeutung. Uns interessirt es hier zunächst nur rücksichtlich der Pflanzenwelt. Zuvörderst muß ich wieder an die gebirgige Terrainbeschaffenheit und die verschiedenen Höhenlagen erinnern, womit auch entsprechende klimatische Unterschiede verbunden sind. So ist es durchweg auf dem Hochlande erheblich kühler als in den Küsten- und Flußniederungen. Diese Abstufungen müssen natürlich für Art und Wuchs der Pflanzen mitbestimmend sein. Die entscheidende Eigenthümlichkeit der tropischen Wärmeverhältnisse nun ist jedenfalls die das ganze Jahr über andauernde relative Gleichmäßigkeit. Es giebt keine durch große Temperaturcontraste verschiedenen Jahreszeiten. Anders verhält es sich mit den übrigen klimatischen Factoren, mit der jahreszeitlichen Vertheilung der Winde und Niederschläge. Es giebt bekanntlich eine Trocken- und eine Regenzeit, welche letztere indeß durch eine lange Pause unterbrochen wird. Dann fallen gewaltige Regenmassen hernieder: meist jedoch Nachmittags, Morgens ist es gewöhnlich heiter, so daß man draußen arbeiten kann. Auch die Trockenzeit entbehrt wenigstens nicht völlig zeitweiliger Regen. Natürlich sinkt dann der Wasserstand der Flüsse erheblich, der in der nassen Jahreszeit mächtig anschwellend vielfache Ueberschwemmungen verursacht. Das Gesammturtheil der Kenner lautet dahin, daß es im Allgemeinen durchaus nicht an reichlicher Feuchtigkeit und einer befriedigenden zeitlichen Vertheilung derselben in Ostafrika fehlt, stamme sie aus Quellen oder Niederschlägen. Tritt einmal Dürre ein, so wissen auch die Eingeborenen schon ihr durch künstliche Berieselung einigermaßen abzuhelfen. Nun vergegenwärtige man sich noch, daß in den westlichen Nachbarlanden, deren theilweise Einbeziehung in unseren Colonialbereich schon jetzt durch internationalen Vertrag gesichert ist, jene gewaltigen Seen liegen, die man füglich das Feuchtigkeitsreservoir von ganz Afrika genannt hat, da sie seinen Riesenströmen, dem Congo, Nil, Zambesi, ihren Ursprung oder doch einen beträchtlichen Antheil ihres Wasserschatzes verleihen. Schon die Nähe dieser Wasserbecken, die ihrer Höhenlage wegen nicht Ueberbleibsel eines vorgeschichtlichen Meeres sein können, überzeugt von der Niederschlagsfülle des tropischen Ostafrika, womit das schon eingeräumte Vorhandensein wasserarmer Gegenden, namentlich infolge Gebirgsumschlossenheit und dadurch bewirkter Entfeuchtung der Winde, sich sehr wohl verträgt. Was diese letzteren anbelangt, so treffen wir hier auf die Südostpassate und zugleich wie in ganz Südasien auf die Form der Monsune, die im südhemisphärischen Sommer von dem kühleren Meere aus Nordost wehen, um im Winter in die etwa entgegengesetzte Richtung umzuschlagen. Daß auch hier blos von den dominirenden Winden, nicht aber von local abgeänderten oder erzeugten die Rede ist, bedarf kaum der Bemerkung. — In Summa, Ostafrika kann sich in Bezug auf seine physischen Bedingungen sehr wohl mit anderen schon blühenden Tropencolonien vergleichen. Von dieser Seite steht nichts der Aufzucht tropischer Handelsgewächse im Wege. Die Ostafrikanische Gesellschaft hat gleich in dem ersten Jahre ihres Bestehens auf ihren Stationen außer den zu selbständiger Versorgung erforderlichen Lebensmitteln afrikanischer oder europäischer Herkunft probeweise eine Reihe von tropischen Nutzpflanzen, namentlich Tabak und Baumwolle, gebaut. Eine unserer namhaftesten Tabakfirmen, Jos. Wolff in Düsseldorf, hat darüber nach sorgfältiger Prüfung zwei Gutachten abgegeben, die wohl dazu angethan sind, große Erwartungen für die Zukunft zu erregen. Dem Tabak soll denn auch vornehmlich der erste Plantagenbau großen Stiles in Ostafrika gewidmet werden. Es ist eine Actiengesellschaft zu diesem Zweck ins Leben getreten mit einem Grundcapital von 1¼ Million. Sie hat kundige Planteure aus den großen Tabakpflanzungen von Holländisch-Indien engagirt und gedenkt, wie die dort blühende Deli Matschapij, ihr Haupt-

augenmerk auf die Erzielung guter Deckblattsorten zu richten und damit das gegenwärtige factische Monopol jener Gesellschaft zu bekämpfen. Daß sie dies mit Aussicht auf Erfolg thun wird, beweist das Urtheil der Sachverständigen, insonderheit das schon angezogene der Düsseldorfer Firma. Beiläufig, vor Jahren hat man in Berlin Capitalien zur Anlage einer Tabakplantage zusammenzubringen gesucht. Nach langen Hin- und Herberathungen über das Wenn und Aber überwog doch die Risicoscheu den Unternehmungsgeist, wogegen jene Amsterdamer Gesellschaft rasch entschlossen zugriff und sich sehr bald durch eine enorme Dividende, im Jahre 1885 von 107 % belohnt sah; ein leider ziemlich allgemeingiltiger Gradmesser des deutschen Unternehmungsgeistes und zugleich eine eindringliche Lehre. Auch Proben der ersten Baumwollernte sind bereits eingetroffen; sie wurden in Hamburg mit 40—50 ₰, in Liverpool mit 37 ₰ pr. Pfd., also sehr günstig, notirt. Für Kaffeeproduction erweckt schon die ursprüngliche Herkunft desselben aus Ostafrika ein günstiges Vorurtheil. Zuckerrohr wird zur Zeit schon mit Erfolg von den Arabern gebaut und fabrikmäßig verarbeitet. Erfolg versprechend ist auch der Anbau von Vanille, Muskat, Pfeffer, Indigo u. s. w., sämmtlich Pflanzen, die, wie auch die zuvor genannten, schon wildwüchsig in Ostafrika vorkommen. Einer sehr bedeutenden Ausdehnung ist ferner die Reiscultur fähig, die nach dem Inneren Afrikas übertragen zu haben Schweinsfurth als das einzige ackerbauliche Verdienst der Araber bezeichnet. In Fülle gedeiht dieses Nahrungsmittel in den Flußniederungen der südlichen Landschaften unserer Colonie, die bald genug auf dem Markt von Zanzibar mit dem seitherigen Hauptexportgebiet, mit Ostindien, in erfolgreiche Concurrenz treten dürften. Kautschuk, dem noch eine große industrielle Zukunft bevorsteht, kann, wie er schon jetzt freilich zu einem geringen Theile von hier in den Welthandel kommt, bei rationeller Pflege seine Erträge mehr als verhundertfachen. Dazu kommen als schon heute wichtige Ausfuhrartikel Nelken, Cocosnüsse, Orseille, Sesamsaat, Erdnüsse, Palmöl, Copal. Besondere Hervorhebung verdient das Somalland wegen seines vielleicht unvergleichlichen Reichthums an wildwachsenden Handelsstoffen. Es werden gegenwärtig jährlich an 1500 Tonnen Gummi in verschiedenwerthigen Sorten, ferner Weihrauch, Myrrhen und andere wohlriechende Harze und Gewürze, die schon im Alterthum diesen Gegenden den Namen aromatica regio einbrachten, außerdem Farb- und Bauhölzer, sowie pharmaceutische Gewächse nach Südasien, Amerika und England in den Handel gebracht, dessen Betrieb einem von der französischen Regierung veranlaßten Gutachten zufolge den gegen billige Industriewaaren eintauschenden Exporteuren einen hohen Gewinn abwirft. — Schließlich dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß die genauere botanische Erforschung der deutschen Gebiete, welche — wie überhaupt eine möglichst umfassende und eingehende wissenschaftliche Erschließung — die Gesellschaft als eine ihrer nächsten Aufgaben nach Ausweis der Congreßverhandlungen ins Auge gefaßt hat, bei nicht wenigen Pflanzenarten eine bisher ungekannte Verwendungsfähigkeit und somit einen höheren Tauschwerth aufdecken wird.

Eine erfreuliche Mannigfaltigkeit weisen für den künftigen Ansiedler auch die unmittelbaren Nährfrüchte auf. Reis, Mais, Maniok, Mtama, Bataten, Bananen ꝛc. sind heimisch oder eingebürgert; aber auch die meisten unter den angepflanzten europäischen Getreide- und Gemüsearten sind auf der Simastation wohl gerathen, und die Ausfälle beruhen nicht sowol auf einem ablehnenden Verhalten des Bodens oder sonst unabänderlichen Naturbedingungen, als vielmehr auf künftig vermeidbaren experimentellen Mißgriffen und anfänglichen Mißständen. Die köstlichen Obstarten Zanzibars werden zwar noch nicht bei den Eingeborenen im Inneren gefunden, indeß beweist schon ihr Anbau auf den Missionsstationen des Binnenlandes, daß ihrem Gedeihen nichts hier entgegensteht. Uebrigens können auch jene Lebensmittel theilweise für den Außenhandel Bedeutung gewinnen, wie denn schon jetzt überschüssige Quantitäten von den Gesellschaftsstationen nach dem so verbrauchsfähigen nahen Zanzibar abgesetzt werden. — Ich reihe diesen Angaben noch einige Mittheilungen über nutzbare Thiere und thierische Producte der fraglichen Gebiete an. Jedermann weiß, dieselben bilden die Hauptbezugsquelle des Elfenbein, das hier zugleich in der vorzüglichsten Qualität gewonnen wird. Die Zeitschrift „Export“ veranschlagt das jährlich ausgeführte Quantum Elfenbein auf etwa 8 Millionen Mark. Freilich haben die wüsten Raubjagden den Thierbestand beträchtlich geschädigt, so daß man diesem Handelsartikel nur eine sinkende Tendenz wird vorhersagen dürfen. Auch die Anlage von Straußenzüchtereien und damit die Hebung der Ausfuhr von Federn dürfte sich bezahlt machen. Die erfreulichste faunistische Thatsache aber ist diese, daß neben Schafen, Ziegen, Schweinen, Eseln und Federvieh auch Rindvieh in fast allen Landschaften unserer Colonie gut gedeiht, da das einzige auffällige Hinderniß, das Vorkommen der todbringenden Tsetsefliege, erwiesenermaßen auf wenige kleine Landstriche beschränkt ist. Die Somal vor Allem sind ein Hirtenvolk und verfügen über einen geradezu enormen Viehreichthum, von dem sie ein nicht unbedeutendes Quantum dem auswärtigen Verkehr abgeben. Besonders zu erwähnen bleibt noch die Ausfuhr von Kaurimuscheln in einem jährlichen durchschnittlichen Werthbetrage von 1½ Millionen Mark, die bekanntlich in Westafrika als Zahlmittel dienen. — Zwecks Zusammenfassung des Gesagten und zur Bildung eines ungefähren Totaleindrucks verweise ich in Ermangelung einer Specialstatistik auf den gegenwärtigen Export Zanzibars, der den weitaus größten Theil seiner Artikel aus unserer Colonie bezieht, andererseits aber durchaus nicht ihre gesammte Ausfuhr repräsentirt. Derselbe beläuft sich nach einigermaßen sicheren Ermittelungen pro Jahr auf nicht weniger als 20 Millionen Mark. Einen sehr beträchtlichen Antheil daran haben bekanntlich einige in Zanzibar ansässige Hamburger Großhändler; dagegen müssen wir uns den Handel, soweit er sich in der Colonie selbst vollzieht, erst erobern. Die Umsätze auf den neuen Märkten, die sich an den jungen Stationen gebildet haben, fallen noch nicht ins Gewicht. Aber immerhin sind sie ein erster Anfang in dem deutschen Concurrenzkampf gegen die Araber und Inder, welche das continentale Aufkaufsgeschäft und den Zwischenhandel nach Zanzibar ganz überwiegend in Händen haben. Der Handel folgt der Flagge, und daß wir auf eigenem Grund und Boden zumal bei dem Haß der Eingeborenen gegen die nur zu oft gewaltthätigen Araber in jenem Wettstreit siegen und nach geschehener Anlage von Eisenbahnen bald siegen werden, das kann rücksichtlich unserer mercantilen Befähigung Niemandem fraglich erscheinen, der da erwägt, daß unser Handel trotz aller Geschäftsflauen sich in den letzten Jahrzehnten immer größeren und stetig steigenden Antheil am Weltverkehr gegen ganz andere Rivalitäten errungen hat. Für die militärischen und administrativen Vorbedingungen aber wird die Gesellschaft, erforderlichen Falls auch das Reich schon hinlänglich sorgen. — Aus den vorherigen Ausführungen wird der Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Waarenausfuhr aus unserer Colonie durch ausgedehntere Ausbeutung der freien Naturgaben und mehr noch durch den zur Zeit fehlenden Betrieb einer intensiven Cultivation ganz ungemein gesteigert werden kann. Gerade diese beiden Momente bilden ja in erster Linie Grund und Zweck des ganzen Colonialunternehmens überhaupt. Denn blos Inder und Araber aus jenem Zwischenhandel herauszudrängen — das wäre wahrlich nicht der Mühe und Kosten der Erwerbung werth.

Die rücksichtlich der physikalischen Bedingungen zweifellose Erreichbarkeit jener Ziele ist aber noch an eine Reihe andersartiger Prämissen geknüpft. — Vor Allem bedarf es dazu eines riesigen Aufwandes an roher menschlicher Arbeitskraft. Woher sie nehmen? Eine Massenauswanderung deutscher Arbeiter ist in Anbetracht der hohen Löhne weder wünschenswerth noch klimatisch möglich und aus beiden Gründen thatsächlich nie in ernstliche Erwägung und Aussicht genommen. Sollen wir indische oder chinesische Kulis anwerben? Die Gesellschaft hat wol daran gedacht, thut es vielleicht auch, aber sicher nur in beschränktem Umfange zur Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten, zur beschleunigten Herbeiführung eines durchschlagenden wirthschaftlichen Erstlingserfolges. Sie müßte ja sonst den specifischen Reichthum Afrikas gänzlich verkennen und verscherzen, der anerkanntermaßen in der staunenswerthen physischen Arbeitskraft seiner Eingeborenen beruht, welche zudem als unerschöpflich angesehen werden darf, da erfahrungsgemäß von allen inferioren Rassen die afrikanische allein unter der Herrschaft der europäischen sich in völlig ungeschwächtem Bestande erhält. Nun aber erhebt sich die entscheidungsvolle Frage: Wie lassen sich die Angehörigen derselben wirklich zur Arbeit gewinnen? Im großen Publicum gilt dieselbe noch als eine offene; in Wahrheit ist sie in Südafrika, in der Capcolonie, Natal und den Burenstaaten praktisch bereits glücklich gelöst. Auf die hier gemachten Erfahrungen hat auch der lange Jahre in Transvaal thätige Missionssuperintendent Merensky in seiner preisgekrönten Abhandlung über das beregte Thema seine Rathschläge gestützt, von denen ich nachher einige im Hinblick auf Ostafrika mittheilen werde. Zunächst ist es eine ebenso verbreitete wie falsche Vorstellung, daß die Neger ein nichtsnütziges Gesindel seien, als dessen hervorstechende Eigenschaften man grenzenlose Feigheit, gelegentlichen Appetit auf Menschenfleisch und unüberwindliche Arbeitsscheu anzusehen habe. Wer die auf umfassende Beobachtungen gegründeten Urtheile der neueren Ethnographie über diese

schwarzen Naturvölker auch nur oberflächlich studirt, wird zu dem Ergebniß kommen, daß diese Anschauung genau der von dem trostlosen Bodencharakter Afrikas an Werth entspricht. Erstlich läßt sich überhaupt nicht schlechtweg ein Allgemeinurtheil fällen, da bei dicht neben einander wohnenden Stämmen oft durchgreifende Verschiedenheiten in Art und Beschäftigungsweise auftreten. Die Massai, die Somal, wenn ich dies Mischvolk in diesem Zusammenhange anführen darf, sind wilde Kriegerstämme, daran grenzen friedliche Feiglinge; hier treibt man vorzugsweise Ackerbau, nahebei fast ausschließlich Viehzucht oder Jagd. Allerdings eignet den Angehörigen aller dieser Völker bei allen Stammesunterschieden doch auch viel Gemeinsames, das man wol ihren National- oder Rassencharakter nennen darf und dahin bezeichnet hat: sie sind große Kinder. Eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften, Neugierde, Nachahmungstrieb, Eigensinn, lebhaftes Gefühl für Gerechtigkeit, Furcht vor Autorität und Strafe, abergläubischer und mißtrauischer Sinn, Leichtlebigkeit, guter Humor, momentane Bestimmbarkeit, lächerliche Putzsucht, Freude an Tanz und grotesken Schaustellungen, rechtfertigen den Vergleich zur Genüge, durch den natürlich nicht die mancherlei besonderen Fehler und Untugenden der Neger bestritten werden sollen. Namentlich sind manche Küstenstämme durch sociale Bedrängnisse und durch die Einwirkungen der arabischen Halbcivilisation verdorben worden. Aber im Ganzen halte man die Neger getrost für besser als ihren Ruf und hier und da mit sittlichen Anschauungen erfüllt, die wenigstens von fern an die taciteischen Schilderungen unserer Vorfahren anklingen. Ihre gesammten socialen Verhältnisse sind jedenfalls derart, daß sie durch eine europäische Civilisation im humanen Stil des 19. Jahrhunderts nur gewinnen können. Das Schlimmste ist die Unsicherheit; an Fehden und Kriegen, die überdies meist um geringfügiger und unberechenbarer Ursachen willen ausbrechen, fehlt es unter den zahllosen kleinen Stämmen niemals. Im Inneren gebietet, von der Tradition und abergläubischen Ehrfurcht der Unterthanen gestützt und getragen, der Häuptling mehr oder weniger unumschränkt. Fällt die Ernte infolge von Krieg oder elementaren Schäden schlecht aus, so ist bei der Unvorsorglichkeit der Eingeborenen die schrecklichste Hungersnoth die gewöhnliche Folge. Alle Calamitäten überbietet aber auch in der Gegenwart noch der vorwiegend von den Arabern betriebene oder veranlaßte Sklavenraub und -Handel, dem die paar englischen Wachtschiffe an der Küste nur unerheblichen Abbruch thun. Die Sklaverei hat Ostafrika entvölkert, obschon unsere Colonie noch immer schätzungsweise von 10 Millionen bewohnt sein mag, und hat seinen ehemaligen verhältnißmäßigen Wohlstand ruinirt. Wo sie herrscht, kann, wie leicht einzusehen, weder neue Cultur aufkommen, noch vorhandene fortbestehen. Es ist nur natürlich, daß sich in allen bedrohten und zum Frieden geneigten Stämmen — und zu ihnen zählen in der Mehrheit die Bewohner Ostafrikas — ein starkes Verlangen nach Abhilfe gegen diese und die zuvor genannten Landplagen regt; eben daraus erklärt sich vornehmlich die in der That verwunderliche Leichtigkeit der vollzogenen Vertragsabschlüsse, die man mit demselben willkürlichen Unrecht vielfach der blos momentanen Wirkung kleiner Geschenke zuzuschreiben beliebt, als man ihnen die inhaltliche Unverständlichkeit für die farbigen Contrahenten unterstellt. Von der weißen Rasse, die ihnen in den deutschen Sendlingen zugleich in imponirender und gewinnender Weise entgegentrat, versprechen sich wenigstens die maßgebenden Gewalthaber den benöthigten Schutz und daneben zugleich die erwünschte größere Betheiligung an den in ihren Ländern ruhenden Reichthümern, welche sie, wie sie mehr und mehr selbst einsehen, nicht aus eigner erfinderischer Kraft zu heben vermögen. Freilich wird diese hin und wieder sich regende Cultursehnsucht kaum schon von einem stärkeren Arbeitsentschluß der Massen begleitet; es wird in der That einer geduldigen Erziehung derselben durch mehrere Generationen bedürfen. Nur denke man sich die Faulheit der Neger nicht ins Grenzenlose! Ja, Merensky hat vorgezogen, die gestellte Preisfrage dahin umzuändern: wie veranlaßt man den Neger, bei den Weißen in Dienst zu treten? Er selbst arbeite für sich selber gar nicht so wenig, zimmre sich ganz sauber seine Hütte oder sein Holzhaus, besorge mit Eifer seine Feld- und Viehwirthschaft, schnitze sich durchaus nicht ohne Geschick seine Waffen und so fort. Nur bei den Weißen in ein freiwilliges Arbeitsverhältniß zu treten, entschließt er sich ungern und der Binnenländer wol noch schwerer als der Küstenneger, der ja als Träger schon lange den weißen Fremdlingen höchst schätzbare Dienste leistet. Woher diese Abneigung? Einfach weil er es nicht nöthig hat, weil er mit einem Minimum von Bedürfnissen auskommt, dieses aber friedliche Zeiten vorausgesetzt bei dem Reichthum der ihn umgebenden Natur und der geringen Dichte der Bevölkerung im Ganzen sehr wohl ohne Aufgabe seiner unabhängigen Stellung befriedigen kann, zumal durch gleichzeitigen Betrieb von Handelsgeschäften, denen er sich mit Vorliebe und sehr respectabler Schlauheit hingiebt. Wie ihn also zur Arbeitsleistung für einen weißen Herrn erziehen? Merensky empfiehlt zu diesem Behuf zunächst eine scharfe Unterscheidung von drei staatsrechtlichen Gruppen: 1) solche Häuptlingsschaften, die freiheitsliebend und kräftig geartet nur in ein Schutzverhältniß, nicht aber in eigentliche Unterthänigkeit treten; sodann 2) sog. Locationen, auf denen die Eingeborenen zwar geschlossen für sich, aber unter allmälig zunehmender Controle und Leitung deutscher Beamten wohnen und wirthschaften, und schließlich 3) eine hörige Arbeiterschaft, die auf den Privatbesitzungen der weißen Ansiedler mit Haus und Hof fest angesiedelt wird. Man erschrecke nicht! Diese Hörigkeit soll kein verschleiernder Euphemismus für eine wahrhafte Sklaverei in irgendwelcher Form sein. Merensky hält diesen Lösungsversuch des Problems nicht nur aus philanthropischen, sondern auch aus politischen und wirthschaftlichen Gründen für gänzlich verwerflich. Die Hörigkeit im Sinne seines Vorschlags stellt vielmehr ein auf freiwilligem und genau detaillirtem Contract beruhendes, dauerndes Arbeitsverhältniß dar, dessen Bruch gemäß den Bestimmungen eines zu erlassenden Dienstgesetzes nur durch Intervention des Staates bestraft wird. Dem farbigen Arbeiter bietet dasselbe die Annehmlichkeit eines kleinen aber gesicherten Landbesitzes direct unter dem Schutze seines Herrn, dessen Interessen er zu den seinigen macht und dessen fürsorgende Unterstützung er in mannigfacher Hinsicht genießt. Merensky zweifelt nicht, daß bei richtiger, wohlwollender Behandlung seitens der weißen Herren, die allerdings unerläßliche Vorbedingung ist, aber auch durch das humane Naturell der Deutschen hinlänglich verbürgt erscheint, der freiwillige Zudrang zu dieser Dienststellung aus der in Afrika immer vorhandenen großen Masse freigelassener Sklaven, elternloser Kinder, flüchtiger, obdachloser Leute völlig ausreichen wird. Etwaige Rebellen zwangsweise dieser Kategorie zuzuführen, unterliegt keinem Bedenken.

Was die Locationen betrifft, so zwinge man die dort Angesessenen nach dem bewährten Vorbild Südafrikas durch Umlage einer Hüttensteuer zur Arbeitsübernahme bei dem weißen Ansiedler, deren deutsche Gegenleistung der in den Augen des Afrikaners nicht hoch genug zu veranschlagende Schutz und anderweite Förderung ausmacht, während auf die freien Protectoratsgebiete vorab keine derartige Pression geübt wird. Allein es ist auch unter den freien Stämmen Südafrikas fast durchgängig Usus geworden, etwa nach Analogie unserer alten Handwerksreisenden sich auf die Wanderschaft zu begeben, um im Dienst der Weißen sich ein Stück Geld zu erwerben. Nur muß der Neger sich seines Lohnes sicher wissen. Die vorgängige Erlaubniß der betreffenden Häuptlinge, die im Hinblick auf die spätere Rückkehr der jeweiligen Arbeiter nicht umgangen werden kann, läßt sich nöthigenfalls durch Geschenke unschwer erhalten. — Am wichtigsten für die Zwecke der Weißen erscheint offenbar die dritte Gruppe, da sie regelmäßigere, geübtere und billigere Arbeitskräfte darbietet als die beiden anderen. Besonders beherzigenswerth ist auch der gute Rath, die nach den aufgestellten Gesichtspunkten vorzunehmende territoriale und rechtliche Abgrenzung der verschiedenen Gruppen auf das Genaueste zu regeln und für ihre Unantastbarkeit hüben und drüben auf das Strengste zu sorgen. Vor nichts hat der Neger einen größeren Respect als vor den beiden Cardinaltugenden des Staates, vor Gerechtigkeit und Autorität. — Aus der Fülle der anderen praktischen Winke Merensky's hebe ich nur noch die Erhebung einer mit jeder neuen Nebenfrau zu steigernden Heirathsabgabe hervor, die sich gleichfalls in Südafrika zur Einschränkung der Vielweiberei und damit als wirksamer Ansporn zur Selbstthätigkeit des Mannes vorzüglich bewährt hat. — Der Gesammteindruck der fraglichen Untersuchung läßt sich dahin angeben: Bisher ist nur in einem kleinen Theile des schwarzen Erdtheils der Versuch einer im Wesentlichen freien Erziehung der Eingeborenen gemacht worden; an manchen Orten aber, wo er gemacht ist, hat man verkehrte und somit erfolglose Wege eingeschlagen; demnach entbehrt das verbreitete Urtheil von der unüberwindbaren Arbeitsscheu der Neger jeder stichhaltigen praktischen Begründung.

Insbesondere muß trotz aller Verdienste und Errungenschaften auch die Mission zur Zeit noch als durchaus unzulänglich und zum Theil wie die englische als in wichtigen Stücken verfehlt gelten, die richtig gehandhabt ja den staatlichen, auf Zwang beruhenden Erziehungsmitteln mit ihren auf Ueberzeugung, Belehrung, Erbauung, also auf freie Selbstentwickelung abzielenden Bemühungen als mindestens gleichwerthige Ergänzung zur Seite tritt. Es kann keine Frage sein, daß sie, wenn unterstützt von einer kraftvollen Colonialregierung, baldige und namhafte Erfolge in Ostafrika haben wird

Sie muß vorgehen mit der Bildung einiger fester Christengemeinden, von denen dann nach allen Seiten die Bekehrungsarbeiten ausstrahlen, und darf neben dem wichtigen ora das nicht minder wichtige labora und die Unterweisung und Anleitung zu einem gutbürgerlichen Leben nicht vergessen. Wenn diese Bemühungen sich vornehmlich an die heranwachsende Jugend wenden müssen, so kommt es dabei wesentlich an auf das eigene vorbildliche Beispiel der christlichen Sendboten, sowie auf ihre Fähigkeit, verständnißvoll an die Eigenart ihrer Zöglinge anzuknüpfen. Die Grundvoraussetzung solchen Liebeswerkes aber bildet eine Hingabe und Berufstreue, wie sie einzig und allein aus dem tiefen unversieglichen und daher immer wieder erfrischenden Quell begeisterten Glaubens geschöpft werden kann. Ein unentbehrliches Rüstzeug ist natürlich auch die Kenntniß der Landessprache. Um sie in, gewissem Umfange wenigstens, unseren geistlichen und zugleich unseren weltlichen Pionieren mitgeben zu können, ist einer im Landtag kürzlich gegebenen Anregung zufolge auch die Suahelisprache in den Unterrichtskreis des neugegründeten orientalischen Seminars aufgenommen.

Das Missionswerk ist ein besonders dringliches, weniger deshalb, weil die Neger mit ihrer angestammten Religion nicht mehr auskämen und höher hinaufstrebten, als weil ein weiteres Vordringen des Islam herandroht. Und der bedeutet nicht nur in Afrika ein schweres Hemmniß, ja das Ende aller echten Cultur. Es haben sich bereits zwei evangelische Missionsgesellschaften für das deutsche Ostafrika gebildet, welche, ohne auf dem weiten Raume die Wirksamkeit der bereits bestehenden französischen und englischen Missionen irgend beeinträchtigen zu wollen, sich den angedeuteten Aufgaben zu unterziehen gedenken. Schon wirken ihre ersten Sendlinge auf afrikanischem Boden.

Von zwei verschiedenen Seiten wird also die große Aufgabe in Angriff genommen werden, die dunkle Rasse durch Entfaltung und Uebung ihrer unverächtlichen Anlagen auf eine höhere, uns selbst nähere Gesittungsstufe emporzuheben. Beide Richtungen unterstützen und heben einander: das Missionswerk muß auch, abgesehen von der unmittelbaren Unterweisung im Arbeiten, mit der Entwicklung eines edleren Menschenthums zugleich den Trieb zur Arbeit, die menschenwürdige Freude an derselben wecken und anregen, und die materielle Arbeitsleistung hinwieder, die für alle Zeiten ein unentbehrlicher Factor der Volkserziehung, der Weltcultur war und bleiben wird, kann nur sittigend auf den Charakter dieser wilden Naturvölker zurückwirken. Für beide Richtungen gilt übrigens gleicherweise der Satz: aller Anfang ist schwer. Ist er nur erst glücklich überwunden, so wird die ganze Entwicklung in ein immer rascheres Tempo fallen und ihr weltgeschichtlicher Segen jedem Zweifel entzogen sein.

Wenn ich im Vorstehenden vielfach auf die Rathschläge eines freilich vorzüglich sachkundigen Mannes Bezug genommen habe, so brauche ich kaum zu bemerken, daß die maßgebende Gesellschaft sich durch die Preisauszeichnung doch noch keineswegs für stricte Annahme und Durchführung derselben engagirt hat.

Die Neger sollen die Roharbeit übernehmen; uns Deutschen fällt die Unternehmung und Leitung zu. Dies bedingt natürlich einen gewissen Bestand an landsmännischen Besitzern und Beamten in unserer Colonie. Da erhebt sich nun gebieterisch die vielerörterte Frage nach der Einwirkung des dortigen Klimas. Ich habe die Beschaffenheit desselben in einer Richtung schon hervorgehoben, namentlich auch seine locale Mannigfaltigkeit. Es giebt zweifellos Gebiete, z. B. am oberen Rufidschi und besser noch am Kilimandscharo, wo wir auch als Feldarbeiter so gesund leben könnten wie die Spanier auf den Hochflächen des äquatorialen Südamerika und gesünder wol als die trotz aller Tropenwärme gänzlich acclimatisirten französischen Bauern auf den Maskarenen. Aber wir wollen von diesen und anderen bevorzugten Landstrichen absehen! Wie steht es mit den übrigen, den meisten? Zunächst denke man nicht an die Gluthen der Sahara oder des Senegalgebietes. Selbst in den tiefgelegenen Küsten- und Flußgegenden steigt nach den seitherigen Beobachtungen das Thermometer selten über 32° C. Im Ganzen herrscht kaum größere Hitze in unserer fast durchweg ja hochgelegenen Colonie als im sommerlichen Süditalien. Zu ihren Ungunsten fällt der Vergleich wol nur insofern aus, als sie perennirend ist. Freilich erfolgt durch die gleichmäßig nur zwölfstündige Dauer des Tropentages und die gleiche Länge der kühlen Nächte eine gewisse Ausgleichung, desgleichen durch die fast beständigen Monsun- und Passatwinde, aber natürlich können diese mildernden Umstände uns der jahreszeitlichen Temperaturwechsel bedürftigen Nordländern nicht vollauf Genüge thun. Haben auch nicht wenige derselben Jahre und Jahrzehnte hindurch, dazu bisweilen unter schwierigen anderweiten Verhältnissen, unbeschadet ihrer Gesundheit in Ostafrika ausgehalten, um von anderen Tropengegenden ganz zu schweigen, so werden sie doch in überwiegender Mehrheit einer periodischen Erholung in gemäßigten Breiten nicht gut entbehren können. Diese Nothwendigkeit hätte vom wirthschaftlichen Standpunkte aus allerdings etwas Bedenkliches, wenn man eine Besiedlung mit einzelnen kleinen Grundbesitzern bezweckte und versuchte: indessen daran denkt die Gesellschaft ausgesprochenermaßen gar nicht; was aber verschlägt es dem gut situirten Plantagenwirth, seine Besitzungen zeitweilig allein der Zuverlässigkeit seiner Beamten anzuvertrauen!

Nun ist aber das ostafrikanische Klima noch mit einem berüchtigten Krankheitsstoff, dem Malariafieber, belastet. Indeß auch hierüber macht man sich leicht ungerechte und übertriebene Vorstellungen. Erstmal stellt Europa durch seine specifischen in Afrika fehlenden Krankheiten das pathologische Gleichgewicht beider Erdtheile einigermaßen her, zudem läßt sich durch eine angepaßte und darum noch keineswegs entbehrungsvolle Lebensführung der Erkrankung wirksam vorbeugen, und schließlich ist es ein Irrthum, derselben bei dem gegenwärtigen Stande der Therapie einen tödtlichen Verlauf in so erschrecklich vielen Fällen zu vindiciren. Besonders gefahrbringend sind die freilich zahlreichen feuchten mit modernden Pflanzenresten erfüllten Theile des Landes; man lasse aber nur erst in diese Sumpfwildniß die regelnden Einflüsse unserer Cultur dringen, so wird ein gut Theil der Gefahr beseitigt sein. In jedem Falle ist das höher gelegene Ostafrika gesünder als Westafrika und die colonialfeindliche Presse sollte ehrlicher Weise, wenn sie nun einmal jeden hier eingetretenen Todesfall fructificiren will, denselben doch nicht, wie sie nur zu oft thut, ohne Weiteres auf Conto Afrikas überhaupt und somit auch der östlichen Theile setzen. Von den zahlreichen Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, die noch dazu meist unter großen Entbehrungen und Strapazen lange Monate dort zugebracht haben, sind nur zwei dem Klima erlegen. Sind die beiden Indien etwa gesünder? Und leben dort nicht Tausende von Europäern, ohne immer den sicheren frühen Tod vor Augen zu haben? Uebrigens zeigen auch die Erfolge hygienischer Verbesserungen (bessere Bauweise, Canalisationen u. s. w.), die man beispielsweise in dem früher wegen seiner hohen Sterblichkeitsziffer mit Recht verrufenen Batavia vorgenommen hat, daß man dem unabänderlichen tropischen Klima Manches aufbürdet, was vielmehr vermeidliche Schuld menschlicher Einrichtungen ist. Auch der letzte Naturforschertag in Berlin hat die Klimafrage durchaus nicht so desperat angesehen, wie es gemeinhin geschieht. Aber die Gefährlichkeit des Klimas selbst einmal zugestanden, so erinnere ich an den treffenden Ausspruch Schweinfurth's, unser Erdenhaus sei für die stetig wachsende Menge seiner Bewohner viel zu eng, als daß sie blos aus peniblen Gesundheitsrücksichten dauernd auf die Ausbeute eines sonst brauchbaren Winkels verzichten dürften und könnten.

Man hat nun auch schon nach der muthmaßlichen Zahl derer gefragt, die in unseren Colonien Unterkunft oder doch Spielraum zu wirthschaftlicher Bethätigung finden können. Ich theile den zwar interessanten, freilich sehr ungefähren Ueberschlag unter Reduction auf die ostafrikanische Colonie mit. Wir haben oben ihren Umfang auf rund 20000 Quadratmeilen angegeben, wozu noch das Somalland sagen wir mit rund 10000 Quadratmeilen zu rechnen ist. Nehmen wir, Gebirgsland und Wüsteneien ausschließend, auch nur die Hälfte dieses Areals, also 15000 Quadratmeilen = 300 Mill. Morgen als culturfähig an, so ermöglicht diese Fläche doch die Anlage von nicht weniger als 200000 Plantagen in durchschnittlichem Umfang von 1000 Morgen. Veranschlagen wir die auf einer jeden beschäftigten Weißen im Mittel auf je 10, so ergiebt sich ohne Zurechnung etwa zugehöriger Familien eine jeweilige deutsche Bevölkerung der Colonie von 2 Millionen Köpfen.

Dürfen wir nach dem Gesagten ein gedeihliches Zusammenwirken der Eingeborenen mit den Einwanderern mit gutem Grunde als sicher annehmen, so ist nunmehr die weitere entscheidungsvolle Frage zu erörtern, ob die Erzeugnisse unserer Colonie gegenüber der Concurrenz der alten großen Colonialvölker aufkommen und sich behaupten werden. Die vorausgeschickten Bemerkungen über die gleiche Productivität des Bodens zugestanden, wird ihre Beantwortung von folgenden Factoren bestimmt werden: von der Höhe der Bodenpreise und Arbeitslöhne, von der Lage zum Weltmarkt, von der Beschaffenheit der Communicationsmittel und schließlich auch von den Kosten der politischen Gesammtverwaltung, die, wie ich hier gleich ohne weitere Umschweife bemerken will, aller Voraussicht nach sich unvergleichlich geringer stellen werden, als die etwa von England oder Holland für ihre indischen Besitzungen gemachten Aufwendungen.

Was die Bodenpreise anlangt, so stellen sie sich, zu einer Mark pro Morgen vorläufig angesetzt, wol auf das niedrigste in anderen Tropencolonien erreichte Niveau, während die Arbeitslöhne noch erheblich unter dasselbe hinabgehen. Nach Ausweis englischer Blaubücher betragen diese z. B. in Indien im Minimalsatz pro Tag 0,83 ℳ, in anderen Colonien erheblich mehr, meist doppelt und dreifach soviel, während die ostafrikanischen nach den bisherigen Erfahrungen zu durchschnittlich 0,65 ℳ anzunehmen sind.

Fragen wir sodann nach der Erreichbarkeit des Weltmarkts, so gestehen wir ehrlich, daß hier die Verhältnisse nicht gleich günstig angesehen werden können. Einmal läßt schon die physikalische Beschaffenheit der langgedehnten Küste für die Schifffahrt Manches zu wünschen: sie ist größtentheils eine sandige, gradlinige, überdies durch Sandbänke und Korallenriffe erschwerte Flachküste. Aber zum Glück doch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung; es giebt, von vielen Rheden ganz zu schweigen, einige gute geschützte Häfen, die zugleich als Mündungsstellen von Flüssen einen mehr oder weniger bequemen Eingang ins Innere des Landes eröffnen. Sie dürften um so viel mehr dem commerziellen Bedürfniß und zwar nicht blos für die nächste Zukunft, sondern für die Dauer genügen, als die hochentwickelte moderne Technik unschwer allseitige Anschlußverbindungen nach dem Binnenlande herzustellen vermag. Sind doch unsere deutschen Seeküsten, welche die Natur in nautischer Beziehung kaum viel reichlicher ausgestattet hat, gleichwol seit Jahrhunderten schon der Schauplatz eines großartigen Verkehrslebens geworden!

Aehnlich, das heißt weder ungünstig noch auch unbedingt günstig, lautet unser Urtheil über die territorialrechtlichen Verhältnisse der Küste. Das Somalland grenzt zwar direct an das Meer: dahingegen wird das vom Kilimandscharo bis zum Rovumna sich erstreckende Kerngebiet der Colonie durch den festländischen Antheil des Sultanats Zanzibar wie durch eine Barriere abgetrennt. Das würde nun allerdings recht schlimm und bedenklich sein, wenn es nicht gelänge, vom Sultan womöglich durch einen unkündbaren Vertrag das Recht völlig freier und festgeregelter Durchfuhr zu erwirken. Es sind deutscherseits zwei Häfen, Daressalam und Pangani, ins Auge gefaßt, auf welche jenes Recht vorerst eingeschränkt werden soll. Die Ostafrikanische Gesellschaft wird nach den Intentionen der Reichsregierung dortselbst die Erhebung und Verwaltung der Hafenzölle übernehmen gegen eine näher zu vereinbarende Abfindungsrente des Sultans, welche keinesfalls so hoch ausfallen dürfte, daß sie in der Ersatzform von Ein- und Ausgangszöllen den Waarenverkehr der Colonie in einer concurrenzschädlichen Weise belastete. In dem schon angeführten Grenzvertrage zwischen Deutschland und England hat sich die letztere Macht zu guten Diensten bei den diesseits hierüber eingeleiteten Verhandlungen mit dem Sultan verpflichtet, damit also mindestens zugesichert, sich eines deutschfeindlichen Einflusses auf den Sultan in diesen wichtigen Punkten zu enthalten, und das genügt. Vor Bekanntwerden jenes Abkommens hatte man vielfach gehofft, die Gesellschaft werde auf Grund unanfechtbarer Rechtstitel in den directen Besitz auch einiger Häfen gesetzt werden. Aber diese Hoffnung hat sich bei der Fülle der concurrirenden Interessen und der halb nomadischen, jedoch aus Billigkeitsrücksichten zu respectirenden Eigenart der arabischen Territorialansprüche nicht verwirklichen lassen; und in der That hätte es der bisherigen colonialpolitischen Haltung der Reichsbehörde zuwider auch einen etwas brüsken Eingriff in die gegenwärtigen Finanzquellen des Sultans bedeutet, indem er seiner auf alle Erzeugnisse innerafrikanischer Provenienz gelegten Zolleinkünfte zu nicht geringem Theile verlustig gegangen wäre. — Daß auch im Uebrigen aus der Zwischenlage zanzibaritischen Gebietes unserem Verkehr keine erheblichen Schwierigkeiten entstehen dürften, davon überzeugt der im December 1885 abgeschlossene Handelsvertrag mit dem Sultan, wonach, um nur zweierlei anzuführen, unseren Landsleuten eine ganz ähnliche privatrechtliche Stellung wie in anderen civilisirten Staaten gewährt und darüber hinaus noch rücksichtlich ihres Gerichtsstandes das Recht der Exterritorialität eingeräumt wird. Gilt dieser Vertrag zunächst auch nur fünfzehn Jahre, so drückt er doch nach Lage der Dinge vorbehaltlich einiger möglichen zollrechtlichen Erschwerungen das Minimum unserer künftigen Rechte und Privilegien aus. — Trotz dieser gesicherten Rechtsstellung ist es dringend erwünscht, im Anschluß an die genannten Vertragshäfen baldigst directe Verkehrsverbindungen zwischen dem Mutterlande und der Colonie herzustellen und damit dem seither üblichen oder nothwendigen Transit über Zanzibar abzuhelfen, da dieser den Waarenhandel einer empfindlichen Verzollung unterwirft. Freilich sind in dem angezogenen Vertrage einige Einfuhrartikel ausdrücklich für zollfrei erklärt, implicite auch einige sehr wichtige Ausfuhrgegenstände, für welche unsere Colonie sicherlich Bezugsquelle werden kann. Allein der Vertrag könnte ja, wie eben angedeutet, nach Ablauf seiner Geltungsdauer in einem uns weniger günstigen Sinne revidirt werden, und wenn dies auch, wie anzunehmen, unterbleiben sollte, so erübrigen doch noch drückende Zölle auf andere Waaren genug, um den angegebenen Wunsch dringlich erscheinen zu lassen.

Eine weitere Frage ist es, wie es mit der Entfernung der Absatzmärkte steht. Dicht vor der Küste liegt die Stadt Zanzibar, der drittgrößte Seeplatz Afrikas überhaupt; hier thut sich für viele Bodenproducte in nächster Nähe ein Absatzgebiet auf, das trotz aller halbbarbarischen Unfertigkeit der daselbst bestehenden allgemeinen Verhältnisse als ein sehr dankbares bezeichnet werden muß und einen wesentlichen Vorzug unserer Colonie vor den westafrikanischen begründet, welche eines Verkehrscentrums von ähnlicher consumtiver Bedeutung entbehren. Zu Europa aber liegt dieselbe genau so günstig wie Britisch-Indien und ungleich günstiger als unsere pacifischen Schutzgebiete. Hier kommen wir nun aber auf einen der wenigen Punkte, wo die Gesellschaft nicht wohl der gesetzgeberischen Intervention des Staates wird entbehren können: der Anschluß Zanzibars bezw. unserer Colonie an das System der subventionirten Dampferlinien, der regierungsseitig auch von vornherein in Aussicht genommen war, erscheint zur Ausblüthe derselben durchaus nothwendig und dürfte bald genug unsere Gesetzgebung zum zweiten Mal, hoffentlich mit besserem Erfolge, beschäftigen.

Noch wichtiger aber ist die Verbesserung der Communicationsmittel in der Colonie selbst. Ostafrika wird bekanntlich von mehreren und zwar uralten Karawanenstraßen durchzogen, die aber nur ganz schmale, oft von wildem Gestrüpp beengte Fußpfade darstellen. Das einzige Transportwerkzeug war denn auch seither der Neger selbst, ein Transportmittel, das, so gerechte Bewunderung auch die physische Kraftäußerung verdienen mag, doch weder an Schnelligkeit noch Billigkeit noch Leistungsfähigkeit im Entferntesten den Anforderungen einer zu schnellem Ausblühen bestimmten Cultur genügen kann. Das Kameel hat sich leider nicht einbürgern wollen, ebensowenig das Pferd, und der Benutzung des Elephanten stehen die schlechten Wegeverhältnisse und Rentabilitätsbedenken entgegen. Einen guten Erfolg verspricht dagegen nach südafrikanischen Erfahrungen die Verwendung von Ochsen: aber doch mehr für den Localverkehr, in dem sie schon jetzt von der Gesellschaft benutzt werden. Sehr viel wichtiger ist die erwiesene Thatsache, daß nicht wenige der zum Theil tiefeindringenden Flüsse auf längere oder kürzere Strecken für kleinen Dampferverkehr benutzbar sind: weitere Untersuchungen, eventuell auch vorzunehmende Regulirungen ergeben vermuthlich die Befahrbarkeit auch anderer natürlicher Wasserstraßen. Durchschlagend jedoch kann hier wie im benachbarten Congostaat allein die Anlage von Eisenbahnen wirken. Man darf dafür nicht etwa den Zeitpunkt augenblicklicher Rentabilität abwarten wollen, sondern muß damit vielmehr den Ansiedelungen zuvorkommen, um deren Nutzbarkeit allererst zu ermöglichen. Der Transport von den Seen zur Küste, der gegenwärtig 3 bis 4 Monate in Anspruch nimmt, vollzieht sich dann in einem Tage und um 1:300 billiger als bei Vermittlung von Trägern. Im praktischen England hat man längst ein großes ostafrikanisches Schienennetz geplant, das die Küste und die Seen und diese untereinander in Verbindung setzen sollte: ja die Ostafrikanische Gesellschaft hat von dem kühnen Unternehmer, Mr. Makinnon, zugleich dem Besitzer der British India Line, bereits ausgeführte Terrainarbeiten käuflich übernehmen können. Nach dem gegenwärtigen Stadium der technischen Vorberathung sollen indeß zunächst zwei andere Schienenwege in Bau genommen werden, der eine im Norden zur Erschließung der Kilimandscharogebiete, der andere im Süden zur Verbindung der zwischen der Küste und dem Tanganjikasee befindlichen fahrbaren Wasserstraßen unter einander. Auf diesem letzteren würden als Transportmittel vor der Hand Pferde oder Maulthiere oder selbst Neger genügen, während die Gesellschaft für den anderen einen regulären Dampfbetrieb in Aussicht genommen hat. Aber wie soll sie, da auf ihre gegenwärtigen Mittel die Baukosten nicht wohl übernommen werden können, für jene alsbald kaum verzinslichen Unternehmungen in deutschen Finanzkreisen die erforderlichen Capitalien aufbringen? Sie wird sich voraussichtlich auch hier noch einmal an das Reich mit der Bitte wenden, durch Uebernahme einer mäßigen Zinsgarantie das Privatcapital zu ermuthigen, und wird dieselbe begründen dürfen mit dem nachweisbaren und regierungsseitig auch anerkannten nationalen Werth der ostafrikanischen Colonie. Sollte dieselbe nicht erfüllt werden und das deutsche Capital dann bei seiner Reserve beharren, so würde die unerwünschte Nothwendigkeit ein-

treten, die Bereitschaft des englischen Capitals für die genannten Zwecke auszunützen. Schon die nächste Zukunft wird über diese Alternative Klarheit schaffen, denn es ist Gefahr im Verzuge. Die Afrikan Lakes Company, deren sorgsam vorbereitete Pläne auf Ostafrika das plötzliche Zugreifen der Deutschen wider Erwarten durchkreuzte, sucht nun auf Umwegen zu retten, was allenfalls noch zu retten ist. Sie geht mit der Absicht um, auf dem Zambesi und den Seen regelmäßige Dampfschifffahrt und deren Zusammenhang durch einen erleichterten Ueberlandtransport herzustellen, um hierdurch in der Erschließung und Ausbeutung der reichen Hinterländer unserer Colonie dem vordringenden deutschen Unternehmer zuvorzukommen. Nur durch alsbaldige Einrichtung von Bahnen wird er diese Bestrebungen wirksam vereiteln, wie sie ihn zugleich rasch zum thatsächlichen Herrn und Fortbildner der wirthschaftlichen Kräfte in der Colonie selber machen müßte.

Die vorstehenden Ausführungen werden den Leser überzeugt haben, daß es bei dem erfreulichen Mangel an unabänderlichen oder allzu schwierigen Naturhindernissen lediglich auf uns selbst ankommt, auch das oben angegebene vierte Moment, welches für unsere künftige Concurrenzkraft in Bezug auf Colonialerzeugnisse mitbestimmend ist, in durchaus günstiger Weise zu gestalten.

Es drängt sich die weitere Frage auf, in welcher Weise unser Eingreifen etwa die Verhältnisse des Weltmarktes beeinflussen dürfte. Sie läßt sich selbstverständlich nur ganz allgemein nach ihren zwei Richtungen hin beantworten. Was erstlich das Absatzgebiet betrifft, so dürfen wir doch wol ohne phantastische Leichtgläubigkeit annehmen, mit oder ohne Nachhilfe des Staates die Herrschaft auf dem heimischen, daneben aber auch Antheil am ausländischen Markt zu gewinnen. Noch mehr entziehen sich die Waarenpreise einer genaueren Vorausberechnung. Aber ein ungefähres Urtheil ist auch hier möglich, freilich nur ein weniger günstiges. Es bedarf nicht erst eines Beweises, daß wir nicht mit Gewinnchancen rechnen dürfen, wie sie die Colonialvölker in den Anfangszeiten überseeischer Colonisation gehabt haben: aber es wäre gleichfalls eine Selbsttäuschung, unserem Calcül auch nur die gegenwärtigen Tauschwerthe zu Grunde zu legen. Wir selbst werden sie durch unseren Mitbewerb herabdrücken helfen, es müßte denn sein, daß unsere eigene Production blos in dem langsam zunehmenden Maße der Nachfrage stiege und zugleich das Angebot der alten Colonialstaaten stationär bliebe. Das letztere ist durchaus unwahrscheinlich, um so viel mehr, als sie fast sämmtlich gleichzeitig mit unserem Vorgehen ihre colonisatorische Thätigkeit intensiv und extensiv ausgedehnt haben und noch ausdehnen; das erstere aber wollen wir für eine nicht zu ferne Zeit, wo die weiten Strecken unserer Erwerbungen cultivatorisch erst einigermaßen entwickelt sind, mindestens nicht hoffen. Inzwischen können die Preise der Colonialwaaren noch eine erhebliche Einbuße erleiden und bleiben doch noch gewinnbringend, wie sich aus der hohen Verzinsung in den Colonien angelegter holländischer und englischer Capitalien ergiebt.

Ich habe unsere Colonie bisher nur als Producentin betrachtet: sie gewinnt aber ihre ganze volkswirthschaftliche Bedeutung erst dann, wenn sie zugleich Abnehmerin unserer heimischen Industrie wird. Diese Fähigkeit hängt großen Theils von denselben Factoren ab, wie ihre cultivatorische Ausbeutung. So bildet für Beide gleicherweise die Herstellung einer Dampferlinie und Eisenbahn ein unerläßliches Erforderniß. Auch darin findet eine Uebereinstimmung statt, daß die einzelnen Theilgeschäfte der schon jetzt bestehenden Einfuhr in denselben Händen liegen wie die entsprechenden der gegenwärtigen Ausfuhr. Suchen wir nun auch von ihren Umsätzen ein ungefähres Bild zu gewinnen, so sind wir wieder auf die Verkehrsstatistik Zanzibars angewiesen. Danach macht der jährliche Import, der zum großen Theile nach dem gegenüber liegenden Südgebiete unserer Colonie weitergeführt wird, den unverächtlichen Werth von 20 Millionen Mark aus und weist als Hauptartikel Manufactur- und Baumwollwaaren, Perlen, Waffen, Metall-, Glas- und Kurzwaaren auf. Aber wie schon angedeutet, nur das Engrosgeschäft wird von europäischen und zwar gutentheils von Hamburger Kaufleuten betrieben, der Detailvertrieb der Waaren an die Consumenten liegt dagegen in der Zwischenhand der Araber und Hindus, wie sie uns vorher als Aufkäufer der Landeserzeugnisse entgegentraten. Es gilt also auch auf diesem Gebiet erst jene fremde Concurrenz aus dem Sattel zu heben. Daß unseren Anstrengungen dies im eigenen Herrschaftsgebiete über kurz oder lang gelingen wird, kann nur ein Schwächling bezweifeln. Jener Einfuhrhandel ist aber einer enormen Ausdehnung fähig, zunächst einer räumlichen: das ganze Ostgebiet des Congostaates, welches freilich in letzter Zeit noch einmal, aber sicherlich nur vorübergehend von arabischen Händlern zurückerobert ist, fällt in seine Sphäre; weiter eröffnet sich auch der Eintritt in die reichen und dichtbevölkerten Sudanländer am besten von unserer Colonie aus. Ungleich wichtiger aber, ja mitentscheidend für Werth oder Unwerth unserer Colonie erscheint die Lösung der Aufgabe, durch vermehrte Bedürfnisse der eingeborenen Bevölkerung eine intensive Steigerung des Einfuhrhandels herbeizuführen. Statt vieler sich darbietender Perspectiven nur diese eine! Man stelle sich vor, daß die Millionen Landeskinder ihre Bekleidungsbedürfnisse bis zur Gewöhnung an baumwollene Gewänder steigerten. Welcher Riesengewinn müßte dem deutschen Exporteur aus diesem Kostümwechsel erwachsen! Nun verbrämen zwar Viele, wenn sie auch die Erziehung der Neger zur Roharbeit als noch erreichbar gelten lassen, eine weitergehende Civilisation derselben mit um so dickeren Fragezeichen; mir scheint, sehr mit Unrecht. Maßgebende Beurtheiler sprechen ihnen jene Fähigkeit keineswegs ab. Will man sich z. B. in einem Einzelfall direct von derselben überzeugen, so lese man Flegel's nachgelassene „Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde". Der hartnäckige Skeptiker aber wolle nicht vergessen, daß er zugleich den Glauben an die Arteinheit des Menschengeschlechts mit in den Kauf giebt: er müßte denn eine logische Inconsequenz nicht scheuen und dem einen Zweige desselben alle Entwickelungsfähigkeit absprechen, mit der doch als mit einem entscheidenden Vorzug vor niederen Thiergattungen die andere Gruppe in höchstem Maße ausgestattet ist. — Zwei Industrieartikel mußten übrigens von allem Anfang an aus jenem Zukunftshandel gleich ausgeschieden werden, Branntwein und Feuerwaffen, aus Gründen, die genug erörtert und anerkannt sind, um sie hierorts zu übergehen. Sein zeitliches Ende würde, von politischen Katastrophen abgesehen, der Absatz unserer Industriewaaren erst finden, wenn eine eigene hinreichende Industrie in der Colonie aufblühte, was für absehbare Zeiten ganz undenkbar ist.

Fragen wir nun noch, welche Kreise unseres Volkes im Besonderen an dem Aufblühen unserer Colonie interessirt sind, so lautet die Antwort: zumeist der Großkaufmann und Fabrikant, der Rheder, der große und mittlere Capitalist, der Techniker, der Beamte, aber wir dürfen getrost hinzusetzen, mehr oder weniger alle Stände, da die hiermit gegebene Steigerung des Nationalvermögens sich in hundert Canälen befruchtend über das ganze Wirthschafsleben des Volkes vertheilen muß.

Alle meine Darlegungen sind, insoweit sie der Zukunft gelten, naturgemäß auf mancherlei Bedingungen gestellt, ich schließe mit der Erörterung einer letzten, ob nämlich die beiden regierenden Gewalten der Colonie, das Reich und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, sich zur Lösung ihrer Aufgaben befähigt erweisen.

Um darzuthun, daß wir allen Grund haben, der gegenwärtigen Reichsleitung in der Behandlung auch der colonialen Fragen volles Vertrauen entgegen zu bringen, bedarf es nicht erst des Hinweises auf die großartige nationale Politik des Fürsten Bismarck überhaupt; es genügt dafür vielmehr allein schon seine bisherige colonialpolitische Haltung. In erster Linie ist es doch wieder sein Genius gewesen, der dem neuen naturgemäßen Bedürfniß der geeinigten Nation nach überseeischer Ausbreitung durch erfolgreiche That eine erste Befriedigung gegeben hat. Wieder bewährte er sich wie in allen anderen großen Anliegen unseres Volkes als Interpret und Vollstrecker des wahren nationalen Willens. Und mit welch glücklichem Scharfblick hat er es verstanden, einmal den besonderen Verhältnissen, unter denen unsere ersten praktischen Colonialversuche erfolgten, Rechnung zu tragen und diesen zugleich die weiteren richtigen Wege zu weisen. Wir haben schon jetzt ein gutes Recht, von der deutschen Colonialpolitik als einer eigenartigen zu sprechen und sie in einen erfreulichen Gegensatz zu den colonialpolitischen Grundsätzen früherer Seestaaten zu stellen. In Uebereinstimmung mit ihrer Gesammtpolitik machte sich die Reichsregierung eine friedliche und womöglich vertragsmäßige Annexion der neuen Gebiete zum leitenden Grundsatz und auf der anderen Seite die strengste Rechtlichkeit gegenüber den begründeten Ansprüchen mitwerbender Nachbarstaaten, worin sie sich durch keinerlei Provocationen des Sultans von Zanzibar oder des neidischen England beirren ließ. Ja bisweilen vertauschte sie diese Geduld mit offenbarer Nachgiebigkeit, aber doch nur in verhältnißmäßigen Kleinigkeiten: in allen Kernfragen hat sie alles diplomatische Versteck- und Intriguenspiel der Gegner, gestützt auf ihr gutes Recht, zu Schanden gemacht, ohne sich je dem begründeten Verdacht unredlicher Absichten auszusetzen. Nach innen aber mußte der Reichskanzler bei der endlichen Durchführung seiner colonialen Pläne den Umstand berücksichtigen, daß sie völlig neue

Entwickelungswege für unsere Nation bedeuteten und, von allen parteipolitischen Einreden ganz zu schweigen, von vornherein nicht auf das Maß politischer Reife und Hingabe rechnen konnten, um nicht durch große finanzielle Zumuthungen an den Staat gefährdet zu werden. So appellirte Fürst Bismarck denn an den privaten Unternehmungsgeist, und dieser hat auch wol im Großen und Ganzen seinen Erwartungen entsprochen. Er überließ demselben im Wesentlichen wie die Begründung und Ausbeutung, so auch die eigentliche Verwaltung der Colonie, indem er dem Reiche nur die völkerrechtliche Vertretung und ein in jedem Falle besonders formulirtes Recht der Aufsicht oder auch directer Mitwirkung vorbehielt. Für dieses System, das zugleich das Gute hatte, nach geschehener Besitzergreifung immer noch die Inschutznahme seitens des Reiches offen zu lassen, gewann er dann auch die Majorität des deutschen Reichstages. Noch entscheidender jedoch für diese immerhin maßvolle Mitbetheiligung des Staates an der praktischen Colonialpolitik dürften die Erwägungen gewesen sein, welche sich auf die Natur und Entwickelungsgesetze von Colonien beziehen. Wenn irgend etwas ungeeignet ist, bureaukratisch reglementirt zu werden, so ist es die Colonisation so ganz andersartiger Länder und Völker; solch sprödes Material überwindet nach allen Erfahrungen der Geschichte am leichtesten das energische Selbstinteresse, die praktische Gewandtheit, der wagende Muth, Eigenschaften, die sicherlich gemeinhin den Unternehmern selbst in höherem Maße beiwohnen dürften, als besoldeten Staatsbeamten. Die freie politische Beweglichkeit und Selbstbestimmung aber verbürgt mit ihrer ermuthigenden Wirkung auch die Erleichterung wirthschaftlicher Erfolge.

Wie aber steht es nun vor Allem mit der Gesellschaft, welcher die hohe, freilich auch schwierige und verantwortungsschwere Aufgabe zugefallen ist, durch Organisation und Verwaltung Land und Leute von Grund aus umzuschaffen, jenes allmälig zu einem tropischen Culturlande, diese zu leiblich gesitteten und zu nützlichen Gliedern der Menschheit zu erheben? Noch ist ja die Zeit nicht gekommen, die, wie ich glaube, einmal kommen wird, wo man ein ihr darzubringendes Vertrauensvotum nicht noch besonders zu begründen braucht. Vor der Hand muß sie leider immer noch gegen vielfache Irrthümer, Angriffe und Lästerungen geschützt werden. Am erfolgreichsten geschieht dies durch Klarlegung dessen, was sie bisher während ihrer kaum dreijährigen Existenz gethan und geleistet hat. Sie ist aus den verschiedensten Berufsclassen, mitten aus dem Volke heraus gebildet worden und zwar zunächst mit dem alleinigen Zweck, eine lebensfähige Colonie irgendwo wirklich zu gründen. Das giebt ihr nach zwei Richtungen gegenüber den anderen Gruppen der Colonialbewegung einen verschiedenen Charakter, den westafrikanischen und pacifischen Unternehmern gegenüber insofern, als diese den Reichsschutz für Gebiete mit bereits bestehenden oder doch angebahnten deutschen Handelsinteressen erwirkten, während sie zu dem Colonialverein das anders gefaßte Programm, die anders gerichtete Thätigkeit in einen ausgeprägten Gegensatz stellte. Beschränkte sich dieser auf eifrige Agitation in Wort und Schrift und auf Bildung zahlreicher Zweigvereine, so hielt der jüngere Verein jede darauf verwandte Minute vor einer durchschlagenden Colonialthat für verloren. Ein zweites und größeres Verdienst war es, daß ihr diese glücklich gelang. Glücklich gewiß auch in dem Sinne, daß ein günstiger Stern über dem Unternehmen waltete: aber es geschah auch nach Würdigkeit: die Sendlinge der Gesellschaft, welche die entscheidenden Grundlagen für das ostafrikanische Colonialreich legten, und nachmals auch die, welche die Vergrößerungen desselben allen Feindseligkeiten der Engländer und des Sultans von Zanzibar zum Trotz bewirkten, haben, das räumen selbst die Gegner ein, mit seltener Schnelligkeit, Energie und Umsicht ihre umfassende Aufgabe gelöst. Dabei erschöpften diese territorialen Errungenschaften die Thätigkeit der Gesellschaft keineswegs. Gleich nach den ersten Erfolgen zerlegte sie sich in zwei Körperschaften, beide mit getrennten Aufgaben, doch so, daß die nächsten persönlichen Bande beide verknüpften. Die eine, die den alten Namen „Gesellschaft für deutsche Colonisation" weiterführte, warf sich nunmehr energisch auf die inländische Agitation und dehnte diese ihrem Inhalt nach aus auf ein viel umfassenderes Ziel, das kurz gesagt darin besteht, unser eigenartiges über die weite Erde zerstreutes Volksthum zum Heile der menschheitlichen Cultur innerlich zu vertiefen und äußerlich zusammenzuschließen, es mit dem lebendigsten Selbsterhaltungstrieb angesichts des immer bedrohlicheren Daseinskampfes der großen Culturrassen zu erfüllen. Diese hochherzige Aufgabe will vollzogen sein an den Deutschen daheim und in der Fremde. Vornehmlich in den letzteren durch das äußere Mittel einer großen Vereinsorganisation das Gefühl geistiger Zugehörigkeit zu unserem Volksthum lebendig zu machen, ohne doch politisch bei den Völkern anzustoßen, deren Gäste oder Staatsgenossen sie sind, hat sich die Gesellschaft als ihre wichtigste Aufgabe gesetzt. Ein noch wirksameres, wenn auch indirectes Mittel zur Erreichung derselben erblickt sie in einer erfolgreichen Colonialpolitik und in diesem nationalen Sinne hat sie von vornherein ihren Antheil an derselben genommen. Man erkennt, sie will noch einen Schritt über die Einheitspolitik des Fürsten Bismarck hinausthun. Hat diese unseren Einheitsstaat geschaffen und ihm eine hegemonische politische Stellung unter den großen Culturvölkern zurückgegeben, so will die Gesellschaft für deutsche Colonisation von diesem sicheren Grunde aus einen nationalethischen und zugleich wirthschaftlichen Aufschwung unseres gesammten Volksthums anstreben und damit die letzten wahren Consequenzen der Bismarck'schen Politik ziehen, die zur Weltmachtsstellung hinleiten, ohne welche in immer näherer Zukunft kein originales Volksthum sich unverfälscht und ungeschwächt wird behaupten können. Hundertfacher Art sind nun im Einzelnen die Mittel, um dies große nationale Erziehungswerk durchzuführen: sie übersteigen in ihrer Gesammtheit bei weitem die Kräfte einer Gesellschaft: im Grunde bedarf es dazu der selbstthätigen Mitarbeit jedes Volksgenossen, vor Allem seiner Arbeit an sich selbst: die Gesellschaft für deutsche Colonisation will nur anregen und so weit nöthig und möglich die Bewegung organisiren. In diesem Sinne hat sie im vorigen Herbst den „allgemeinen deutschen Congreß zur Förderung überseeischer Interessen" berufen und glänzend durchgeführt.

Daneben beschäftigte sie sich unausgesetzt mit der colonialpolitischen Agitation im engeren Sinn, auch hier überzeugt, daß deren Ziele letzten Endes nur dann durchführbar seien, wenn die ganze Nation sie sich zu eigen mache und zu verwirklichen sich entschließe. Auch nach dieser Richtung hin galt es und gilt es noch jetzt ein mühevolles Ringen. Man spricht und hört ja oft von einem nationalen Enthusiasmus, welcher die positiven Schritte unserer jungen Colonialpolitik begleitet habe; allein das ist doch kaum mehr als eine immer wieder nachgesprochene Phrase. In Wahrheit hat derselbe sich vorerst auf verhältnißmäßig recht kleine Kreise beschränkt, und wenn das Feuer anläßlich der ersten Erwerbung einmal heller aufloderte, so sank es schnell genug wieder zusammen und verdient durchaus die aus gegnerischem Munde gespendete Bezeichnung einer Schützenfeststimmung. Im Uebrigen wäre es unbillig, unserem Volke einen sonderlichen Vorwurf aus seiner gleichgiltigen oder zweifelnden Haltung zu machen, die es thatsächlich diesen neuen weitaussehenden Unternehmungen entgegengebracht hat. Das Aufflammen einer wirklichen nationalen Begeisterung setzt vor Allem die Leichtverständlichkeit der erregenden Ursache und deren unmittelbare Bedeutung voraus: so war es 1813, so auch 1870. Beide Mal stand Sein oder Nichtsein des nationalen Staates in allgemeinverständlicher Weise unmittelbar in Frage. Beides trifft nicht zu auf unsere Colonialpolitik. Sie erfordert vielmehr einen weiten Blick und einen hohen mit dem Verzicht auf sofortigen Nutzen verbundenen Einsatz. Wer will gerechterweise dergleichen den Massen zumuthen? Anders freilich muß das Urtheil lauten über die gebildeten Kreise unseres Volkes, namentlich wenn sie, nicht genug eine abwartende Stellung einzunehmen, sich aus selbstverschuldetem Mangel an Einsicht oder den elenden Motiven des Neides und der Parteitaktik zu heftigster Opposition verleiten ließen. Wenn die Gesellschaft das Aufhören derartiger Angriffe der Zeit und der Macht ihrer Erfolge anheimstellen muß und getrost anheimstellen darf, so bot und bietet sich in der agitatorischen Verbreitung ihrer Colonialidee unter den aufklärungsfähigen und aufklärungsbedürftigen Massen ein weites und dankbares Feld. Schon jetzt hat sie auch hier durch Begründung von nahezu 40 thätigen Zweigvereinen, die gegenwärtig in Gauverbänden zusammengeschlossen werden, durch Anwerbung von mehr als 4000 Mitgliedern aus den besten Kreisen unseres Volkes, durch Herausgabe einer energisch redigirten, gehaltreichen Wochenschrift respectable und stetige Erfolge zu verzeichnen. Was ihre Zukunft betrifft, so wird im Zusammenhang mit weiteren Fortschritten in den Colonien an sie noch dringender als bisher die Aufgabe herantreten, einem von ihrem Vorsitzenden Dr. Peters entworfenen Programm entsprechend die Bildung von Wohlthätigkeitsvereinen anzuregen, von denen jeder einem bestimmten praktischen Zweck zur Förderung der so überaus aufgabenreichen Colonisation gewidmet wäre. Ein erster eigenartiger Anfang ist vor kurzem mit der Begründung eines deutschen Frauenbundes gemacht worden, der sich der Krankenpflege in der Colonie annehmen will und zur Zeit dortselbst mit der Anlage und Einrichtung eines Krankenhauses, später wohl auch von Sanatorien,

vorgeht. Neuerdings hat er auf eine wiederum von Dr. Peters ausgehende Anregung dieses sein anfängliches Programm auf ein ungleich weiteres Ziel, nämlich auf die Hebung des deutsch-nationalen Sinnes im In- und Auslande ausgedehnt, soweit dieselbe in die naturgemäße Thätigkeitssphäre der Frauen fällt, so daß man ihn wol als die gleichstrebende Schwester der Gesellschaft für deutsche Colonisation bezeichnen darf.

Im Verfolg dieser Bestrebungen galt es aber nicht nur sich gegen grundsätzliche Gegnerschaft, sondern leider auch gegen die Angriffe des mitgliederreichen Deutschen Colonialvereins zu behaupten, die dadurch, daß sie von erklärten Freunden der colonialen Sache ausgingen, nur um so gefährlicher und nachtheiliger wirkten. Zwar wird man demselben aus seiner anfänglichen Stellungnahme gegen die geschlossene kleine Schaar junger Männer, die da so plötzlich und doch so zuversichtlich und thatenmuthig in die colonialpolitische Arena eintrat, keinen sonderlichen Vorwurf machen: höchstens den, daß er sich gründlich irrte und sehr bald in seinem Mißtrauen von den Ereignissen widerlegt wurde. Aber auch der objectivste Beurtheiler wird ihn anklagen müssen, daß er nach den durchschlagenden Erfolgen in Ostafrika an diesem Mißtrauen festhielt und sich immer wieder zu seinen blinden Angriffen bewogen fand; da muß jedem Unbefangenen der Glaube an sachliche Motive versagen. Da kommt vielmehr kleinlicher Brodneid gegen unliebsame Concurrenz zum Vorschein, der auf privatwirthschaftlichem Gebiet allenfalls entschuldbar, auf gemeinnützigem doch die Aufgabe eben des idealen Standpunktes bedeutet. In jedem Falle war es für den unparteiischen Freund unserer Colonialpolitik ein klägliches Schauspiel, die große Sache unter dem schadenfrohen Hohngelächter des Auslandes durch die leidenschaftliche Zwietracht ihrer berufenen Vertreter gefährdet zu sehen. Um so mehr wird er es der Gesellschaft für deutsche Colonisation Dank wissen, daß sie nicht müde geworden ist, immer neue versöhnende Schritte zu versuchen, denen schließlich auch der Erfolg nicht gefehlt hat. Es steht zu hoffen, daß die colonialfreundlichen Elemente unseres Volkes, wie sie in verschiedenen Vereinen sich organisirt haben, bald in dauerndem Frieden, ja in Freundschaft zum gleichen Ziele, wenn auch auf verschiedenen Wegen zusammenwirken. Dann wird der Wunsch Bismarck's, eine geschlossene große Colonialpartei hinter sich zu wissen, seiner Erfüllung um ein Bedeutendes näher gerückt sein.

Eine noch energischere Entwicklung hat gleichzeitig die Tochtergesellschaft genommen, auf welche die Besitz- und Hoheitsrechte in Ostafrika übergegangen waren. Von ihrer erstaunlichen Erwerbspolitik ist schon bei früherer Gelegenheit geredet worden. Aber sie wandte sich zugleich auch der schwierigen Aufgabe zu, die ersten grundlegenden Maßregeln zur Sicherung, Organisation und Ausbeutung ihrer weiten Landstrecken zu treffen, so zwar, daß sie im Anschluß an ein in der Colonialgeschichte oft zur Anwendung gebrachtes System durch zweckmäßige Anlage und Vertheilung von kleinen befestigten Stationen erste Halte- und Culturmittelpunkte in dem wilden Lande schuf. Daß diese Stationen sämmtlich Beides zugleich sind, macht ihren wesentlichen Vorzug vor denen des Congostaates aus. Muß dieser eine nicht geringe Anzahl derselben lediglich aus militärischen Rücksichten an der unteren Congostraße unterhalten, ohne sie bei der dürftigeren Naturausstattung dieser Landestheile zugleich wirthschaftlich in nennenswerther Weise verwerthen zu können, so gestattet hingegen die gleichmäßiger vertheilte Bodenfruchtbarkeit in Ostafrika ein schrittweises Vorrücken von der Küste aus, das ein zugleich administratives und wirthschaftliches ist. Die Vortheile für die finanzielle Lage und damit für die Existenz der ganzen Unternehmung liegen auf der Hand. Auf jenen Stationen, welche, von dem einheimischen Personal abgesehen, durchschnittlich mit drei Europäern, einem Verwaltungschef und zwei kaufmännisch oder landwirthschaftlich vorgebildeten Beamten besetzt sind, ist in der kurzen Zeit ihres Bestehens durchweg fleißig gearbeitet worden: Häuser und Höfe, Gärten und Felder u. s. w. sind angelegt, die ersten Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen angeknüpft und die ersten Cultivationsversuche unternommen worden. Zugleich wurde in Zanzibar ein Depot für landwirthschaftliche Geräthe und sonstige Ausrüstungsgegenstände zu rascherer Befriedigung eintretenden Bedarfes errichtet und, was das Wichtigste ist, eine Localleitung ebenda geschaffen, der sämmtliche Beamten der Colonie unterstellt sind. So vermied man den unbegreiflichen Fehler der Congoregierung, über den sich Pechuel Loesche mit Recht so bitter beklagt, ein wildes Land mit durchaus eigenartigen und dem herrschenden Mutterland völlig fremden Bedürfnissen aus weiter Ferne, die nicht einmal durch gute Communicationsmittel verringert wird, einrichten und verwalten zu wollen. Wenn übrigens die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht schon zahlreichere Stationen angelegt und die angelegten nicht mit zahlreicheren europäischen Beamten besetzt hat, obschon das Geleistete in Ansehung des kurzen Zeitraumes und im Vergleich zu den entsprechenden Resultaten anderer Colonialgesellschaften höchst achtungswerth erscheint, so lag das nicht sowol an unzureichender Thatkraft als an der seitherigen Knappheit der verfügbaren Mittel.

Hier setzte eine andere Hauptaufgabe der Gesellschaft ein, deren nunmehr gelungene Lösung ihre Leiter volle zwei Jahre in Anspruch genommen hat. Man kann unserem Großcapital im Allgemeinen nicht nachrühmen, daß es von Anfang an in Sachen der Colonialpolitik weiter gesehen habe als die durchschnittliche öffentliche Meinung. Von der Sisyphusarbeit, dasselbe zur activen Betheiligung an ihrem Unternehmen heranzuziehen, werden Dr. Peters und Genossen zu erzählen wissen. Indessen am Ende ist es ihnen doch gelungen, auch in diese für ihre ferneren Zwecke wichtigsten Kreise eine optimistischere Auffassung hineinzutragen. Der klingende Ausdruck dafür sind die fünf Millionen, auf welche neuerdings das Grundcapital der Gesellschaft erhöht werden konnte. Es gereicht ihr dabei zu besonderer Ehre, wie es sie wiederum auch zu besonderem Danke verpflichtet, daß unser Kaiser auch auf diesem neu angebrochenen Bethätigungsfelde seines Volkes ihm ein beachtenswerthes Beispiel gegeben, indem er sich persönlich mit der namhaften Einlage von ½ Million betheiligte. Nicht geringeren Dank schuldet sie der opferfreudigen Bereitschaft rheinischer und süddeutscher Finanzmänner: wie denn überhaupt in diesen Theilen Deutschlands das colonialpolitische Interesse lebhafter und verbreiteter ist als in dem nüchternen, freilich wol auch ärmeren Norden und Osten! Mit jener Summe ist eine ausreichende finanzielle Basis für die Weiterentwicklung der Colonie bis zur Erschließung von eigenen regelmäßigen Einnahmen gewonnen.

Um zu derselben zu gelangen, bedurfte es einer tiefgreifenden Reform der Gesellschaftsverfassung. Nach der Rückkehr der Peters'schen Expedition traten bekanntlich die von der Gesellschaft für deutsche Colonisation herangezogenen Antheilscheininhaber zu einer Corporation und zwar in der vom Handelsrecht dargebotenen Form einer Commanditgesellschaft zusammen, die, auf wenige gewählte Theilnehmer beschränkt, mit dem Rest der Mitglieder besondere private Verträge einging. Man erkennt sofort, daß dies ein Nothbehelf war, aber nach Lage der Dinge ein unvermeidlicher. So gewann doch die Gesellschaft in Ermangelung einer zweckmäßigeren colonialrechtlichen Vereinsform die erforderliche sofortige Rechtsbasis zu weiteren geschäftlichen Operationen und erfüllte zugleich das Bedürfniß einer möglichst centralistischen Leitung, ohne welche die für die nächsten Jahre geplanten weiteren Errungenschaften in Ostafrika kaum durchführbar erscheinen mußten. Aber mit deren Durchführung hatte jene Rechtsform auch ihren Zweck erfüllt und empfindlicher traten nun ihre Mängel zu Tage. Einmal war jenen vertragsmäßig kaltgestellten Gesellschaftsmitgliedern der Verzicht auf Gleichberechtigung für die Dauer nicht zuzumuthen und noch weniger bot sich, wie ich bereits andeutete, die Aussicht, auf dieser Grundlage das ohnehin so spröde Großcapital, das man zwar allenfalls zur Erwerbung der Colonie, aber nicht wohl zur Ausbeutung derselben entbehren konnte, heranzuziehen. Ueberdies war eine energische controlirende Mitwirkung der Reichsregierung vom gesellschaftlichen Standpunkt aus ebenso sehr zu wünschen, als diese sich nicht länger derselben entziehen konnte und wollte; in der Entwickelung der Colonie zu nationaler Bedeutung lag für beide Theile das zwingende und verbindende Moment. Es empfahl sich zur Vorbereitung der neuen und endgiltigen Verfassung, den Gesellschaftswillen in einer kundigen Hand einheitlich zusammenzufassen, und so ward die Commanditgesellschaft provisorisch übergeführt in ein Syndicat, an dessen Spitze der eigentliche Schöpfer der Colonie Dr. Peters trat. Aus den Verhandlungen, die er nun mit den beiden genannten Factoren, der Reichsregierung und Capitalkreisen, führte, hat sich eine völlige Neubildung der Gesellschaft ergeben, deren Abschluß und Bekanntgebung vor Kurzem erfolgt ist. Hiernach haben sich die alten und die in ansehnlicher Zahl neu hinzugetretenen Antheiler nach Maßgabe des preußischen Landrechts zu einer neuen Corporation constituirt, die jüngst mit dem Recht einer juristischen Person ausgestattet worden ist und deren innere Organisation in eigenthümlicher Weise den oben angedeuteten Erfordernissen genugthut. Die Grundlage bilden regelmäßige Generalversammlungen, woran nun alle Mitglieder gleichmäßig Antheil nehmen; neben anderen Befugnissen haben dieselben vor Allem die fünfundzwanzig Mitglieder des Directionsrathes zu wählen bis auf vier, von denen drei vom Reichskanzler, ein vierter von der Generaldirection der Seehandlung als der Vertreterin des finanziell so stark betheiligten

Kaisers ernannt werden. Schon hierin tritt bedeutsam genug die aufsichtführende Mitwirkung der Reichsregierung zu Tage. Der Directionsrath erscheint innerhalb des Ganzen im Wesentlichen als gesetzgebende Körperschaft. Ueberdies ernennt er unter Zustimmung des Reiches die Directoren, denen die Ausführung seiner Beschlüsse obliegt. Schon aus diesen flüchtigen Umrissen wird ersichtlich, daß man das anfängliche Organisationsprincip der Gesellschaft, in dem vollziehende und beschließende Gewalt zusammenfloß, aufgegeben hat; aber andrerseits hat man doch durch die Competenzausstattung der Directoren, deren erster zugleich Mitglied des Aufsichtsrathes sein wird, dafür gesorgt, daß der gerade auf colonialem Gebiete so heilsame Grundsatz einer kraftvollen Centralisation einigermaßen gewahrt bleibt.

Blicken wir nun einmal kurz auf den Gesammtcharakter unserer wie der verwandten Colonialgesellschaften, so stellen sie sich aus zweierlei Gründen als neu- und eigenartige Gebilde unserer Geschichte dar. Einmal deshalb, weil hier eine Vereinigung von Privatleuten in dem Besitz und der Ausübung vertragsmäßig oder wie sonst erworbener Hoheitsrechte über ein überseeisches Gebiet von der heimischen Staatsgewalt bestätigt und geschützt wird, und zum anderen, weil sie, weit entfernt, dadurch zu einem rein politischen Gebilde zu werden, den Charakter einer Erwerbsgesellschaft als ursprunggebenden und vorherrschenden festhält. Durch diese Verquickung staatlicher mit privaten Interessen scheinen die ersteren freilich gefährdet zu werden, indem für den Fall eines Conflicts beider die nothwendige Unparteilichkeit der Colonialregierung, ihre Rücksichtnahme auf das Ganze Beeinträchtigung erfahren kann. Die Geschichte der ostindischen Compagnie, welche letztere in den Grundzügen mancherlei Verwandtschaft mit unseren neuen Colonialgesellschaften aufweist, bietet dafür eine Fülle drastischer Belege: allein in unserm Fall ist ja schon durch jenes Control- und Einspruchsrecht des Reiches ähnlichen Eventualitäten wirksam vorgebeugt. Eine weitere Bürgschaft dürfen wir in den entwickelteren Rechtsanschauungen des 19. Jahrhunderts erblicken, welche zudem noch durch die angeborene humane Art unseres Volkes unterstützt werden. Aus diesem Banne könnten die Colonialgesellschaften so leicht gar nicht heraustreten und sie werden es auch um so weniger wollen, als ihnen sicher nicht ein Verständniß für die eindringlichen Lehren und Warnungen englischer Colonialgeschichte abgehen dürfte. Verfahren sie aber nach diesen Principien der Gerechtigkeit und Humanität, so wird sich bald genug ausweisen, daß jener mit ihrer Doppelnatur scheinbar gegebene Widerspruch im Grunde gar nicht existirt, daß vielmehr auch ihre privatwirthschaftlichen Interessen, wenn nicht in allen Einzelfällen, so doch um so gewisser auf die Dauer und aus der gehörigen weiten Perspective betrachtet am besten gefördert werden, wenn dieselben in allen Collisionen mit den allgemeinen Interessen als die minderwichtigen zurücktreten.

Aber die Verfassung thut's nicht allein. Sie ist doch immer nur die äußere Form, die erst von der Activität der Personen erfüllt sein will. Auf diese kommt es auch für die Entwicklung unserer Gesellschaft zumeist an, so zwar, daß die Wichtigkeit der Personalfrage mit der steigenden Bedeutung des Amtes wächst, demnach bezüglich der Centralleitung am größten ist. Das Vertrauen des neugewählten Directionsrathes und der Reichsregierung hat den bisherigen Leiter wieder an die erste Stelle berufen. Es ist einfach Pflicht nationaler Dankbarkeit, gegenüber den immer erneuerten malitiösen Anfeindungen desselben seine hohen Verdienste nachdrücklicher, als es bisher in vereinzelten Auslassungen geschehen konnte, anzuerkennen. Freilich dienen ihm jene indirect nur zur Empfehlung: jeder nur einigermaßen aufmerksame Beobachter kennt die traurige beschämende Thatsache, daß sich gerade an die tüchtigsten und erfolgreichsten Politiker unseres Volkes, zu ihren Lebzeiten wenigstens, der meiste Klatsch, der größte Neid, die giftigste Schmähsucht ansetzt. Wer die Begründung der Ostafrikanischen Colonie als eine nationale Großthat ansieht und ihre Geschichte kennt, wird unbeschadet aller Verdienste der Mitwirkenden sagen müssen, daß wir sie ohne Peters einfach nicht hätten. Wenn er zu einer Zeit, wo der Deutsche Colonialverein die wirkliche Begründung vaterländischer Colonien für eine Aufgabe erst des nächsten Jahrhunderts ausgab, in Uebereinstimmung mit anderen Männern der That erkannte: jetzt oder nie sei der Moment zum Handeln gekommen, so war er es eben, der über das Programm dieser Gleichgesinnten kühn noch hinausgriff, indem er die Colonisation weder für ein Monopol der hohen Finanz noch die Auswahl geeigneter Gebiete als abhängig von dem Vorhandensein bereits gepflegter Handelsbeziehungen angesehen wissen wollte. Allein dieser Gedanke, einfach und naheliegend wie er ist, war gewiß in manchem gescheiten Kopfe lebendig: in Peters' feuriger, hochstrebender Natur traf er zusammen mit dem Entschluß sofortiger Ausführung, und eben dieser glücklichen Verbindung danken wir in erster Linie den Besitz des weiten Ostafrika, demnächst aber der Umsicht und mehr noch der Schnelligkeit, mit der Peters die Ausführung vollzog. Man muß nur wissen, daß er bei seiner Ankunft in Zanzibar sowol eine englische als eine belgische auf das gleiche Ziel gerichtete Expedition in Vorbereitung fand, beide mit viel größerem Capital ausgestattet, andererseits freilich auch mit viel mehr methodischer Langsamkeit, als für ihre Zwecke gut war. Durch seinen tollkühn beschleunigten Aufbruch ins Innere, auf gut Glück, ohne irgend genügende Kenntniß von Land und Leuten, mit dürftigster Ausrüstung machte er die Vortheile seiner ahnungslosen Concurrenten nicht nur wett, sondern zunichte. Und wenn nun ein Zeitungsscribent vom Redactionstisch aus gelassen das große Wort entsendet, jene abenteuerliche Fahrt sei eine Spritztour und der Abschluß der grundlegenden Verträge eine kinderleichte Komödie gewesen, das könne Jeder nachmachen, nun so kommt es eben nicht aufs Nach-, sondern aufs Vormachen an: Die Geschichte vom Ei des Columbus gilt heute wie immer. Heimgekehrt aber hat Peters anders als Stanley zum Beweis seiner Thatkraft noch den Beweis seiner organisatorischen und politischen Befähigung hinzugefügt. Er faßte den einzig richtigen Plan, so rasch als nur möglich durch Entsendung immer neuer Expeditionen das ganze politisch noch herrenlose Ostafrika unter deutsche Flagge zu bringen. Er faßte ihn und führte ihn trotz aller Schwierigkeiten und Verwicklungen durch. Dazu gehörte freilich unbedingt die volle Freiheit und Beweglichkeit seiner Entschließungen. Diese ihm durch weitgehende Vollmachten verliehen zu haben ist das Verdienst seiner mitbetheiligten Vereinsgenossen, die sich von dem genialen Schwung und Zauber seiner Persönlichkeit und der nationalen Bedeutung seiner Sache zum Verzicht auf eigene entscheidende Mitwirkung begeistern ließen, und dies nicht leichte Opfer patriotischer Entsagung soll ihnen unvergessen sein.

Der Staatsmann hat mit dem Philosophen gemein, daß beider Blick unbeirrt von dem Wust zahlloser Kleinigkeiten frei und groß auf das Wesentliche, das Allgemeine, das Bleibende gerichtet ist. Die staatsmännische Begabung des Dr. Peters, der beiläufig nach Ausweis seines Buches: Willenswelt und Weltwille auch ein Philosoph ist, hält diese Probe. Man lese nur die Aufsätze, die er in der „Gegenwart" seinem activen Eingreifen in die Colonialbewegung als Weckrufe voranschickte; wir sehen ihn da, wie er nach dem großen und geheimsten Grundgesetz moderner Völkerentwickelung forscht und es in dem rücksichtslosen Kampf um Dasein und Geltung weniger der Staaten, als der Nationalitäten und Rassen erkennt, und dabei erwächst ihm die Ueberzeugung, daß wir Deutsche ebenso gewiß Gefahr laufen, von dem gigantischen Wachsthum der angelsächsischen und slavischen Rasse immer mehr überholt und schließlich zermalmt zu werden, als wir noch Kraft und Aussicht haben, sie abzuwenden, ja in ihr Gegentheil zu verkehren, wenn wir nur wollen, das will sagen, wenn wir alle unsere geistigen und politischen Mittel einheitlich unserer nationalen Selbsterhaltung und Erhebung zuwenden. Es ist mir kein Zweifel, er hat damit den Geist unserer gegenwärtigen vaterländischen Geschichte in seiner Tiefe richtig erfaßt und sich mit seinen entsprechenden Bestrebungen und Erfolgen mitten hineingestellt in ihren lebendigen, mächtig vordringenden Strom.

(Geschrieben im März 1887.)

Bücherbesprechung.

☐ **Von dem göttlichen Worte als dem Lichte, welches zum Frieden führt.** Von Wilhelm Löhe. Sechste Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Ein an vielen Seelen bewährter Wegweiser zum wahren Frieden ist dieser Tractat von der Hand eines hochbegnadigten Gottesmannes, der einst in reichem Segen gewirkt und der einen Ehrenplatz in der Geschichte der lutherischen Kirche dieses Jahrhunderts behauptet. Gegenüber einem subjectivistischen Gefühlschristenthum wird hier mit großer Klarheit und Eindringlichkeit in classischer Einfachheit auf den objectiven Heilsgrund des Friedens im Geiste unserer Kirche hingewiesen. Dies Schriftchen ist der weitesten Verbreitung auch jetzt noch werth, obgleich es bereits im Jahre 1835 geschrieben ist; es ist gesunde, kernhafte Speise, die hier geboten wird. Das Exemplar kostet 15 ₰, 50 Exemplare 5 ℳ: eine reiche Gabe für den niedrigsten Preis!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 37. Mittwoch, den 11. Mai. 1887.

Zur Baugeschichte des Florentiner Domes.

(Zur bevorstehenden Enthüllung.)

Ein monumentaler Bau, der über eine Vergangenheit von sechs Jahrhunderten zurückblickt, in dieser eine der gewaltigsten Epochen der Kunstgeschichte durchlaufen hat und in seinen Anfängen die künstlerischen Anschauungen des späten Mittelalters zum Ausdruck bringt, in seinen letzten Stadien der unmittelbaren Gegenwart angehört, hat seine Geschichte, die nicht nur für die Entwickelung der einzelnen Meister, sondern für die Kunstgeschichte der verschiedenen Zeiten überhaupt von Bedeutung ist. Denkmäler, die eine derartige Geschichte besitzen, geben zwar kein Gesammtbild von dem Wirken und Schaffen, von dem Können und der Eigenart der einzelnen Künstler, aber sie lassen in sich den Wandel der verschiedenen Zeiten klar werden und verkörpern in ihrer Gesammterscheinung wie in einem Reflexbilde den Kunstcharakter der Jahrhunderte. Wie der Bau von St. Peter, selbst ein Stück Geschichte, an die gefeiertsten Namen der italienischen Hochrenaissance anknüpft, so ruft der des Florentiner Domes die goldenen Tage des medicäischen Zeitalters mit all seinen idealen Zielen ins Gedächtniß zurück. Florenz gebührt der unsterbliche Ruhm, die Renaissance wie in der Wissenschaft so in der Kunst begründet zu haben, und ein großer Theil der Künstler, die der Medicäerstadt zu diesem Ruhme verholfen haben, haben bei dem Dombau mittelbar oder unmittelbar ihren Wirkungskreis gefunden. Durch diese Thatsache ist die wichtige Stellung, die der Bau von Santa Maria del Fiore in der Kunstgeschichte einnimmt, begründet.

Der Plan zum Baue des Florentiner Domes reicht in das Jahr 1294 zurück. Kraft eines Senatsbeschlusses sollte an Stelle der den Anforderungen und den neuen Verhältnissen nicht mehr genügenden alten Kirche der heiligen Reparata, deren Erbauung an den Sieg der Florentiner über die Gothen unter Radagais im Jahre 407 anknüpft, ein großes, würdiges Gotteshaus mit reichem Schmuck errichtet werden. Die Daten der Grundsteinlegung haben schon in der Renaissancezeit sehr geschwankt. Während sie nach einem Berichte an dem Geburtstag der Madonna, am 8. September 1294 stattgefunden haben soll, wird sie von einer in Versen abgefaßten Inschrift, deren Wortlaut der bekannte Kunstschriftsteller Vasari mittheilt, in das Jahr 1298 angesetzt, wo sie von dem Cardinal Latino Orsini, dem Legaten Papst Bonifacius' VIII., unter großen Feierlichkeiten vollzogen worden sein soll. Allein abgesehen von äußeren Gründen, welche diese Inschrift nicht als ein Document des unmittelbaren Ereignisses, sondern sie beträchtlich jünger erscheinen lassen, werden bereits in städtischen Urkunden vom 11. September 1294 „pro reparatione jam incepta S. Reparate“ und ebenso ein halbes Jahr darauf von der Gemeinde Geldmittel für den Bau bewilligt, eine Thatsache, welche die Grundsteinlegung entschieden in das Jahr 1294 verweist.[1]) Die Leitung des Baues war dem Florentiner Architekten Arnolfo di Cambio, von dem wol auch das Modell angefertigt worden war, übertragen worden. Wenn er auch, wie zu erwarten war, die Vollendung des Baues nicht erleben sollte, so errang er sich doch während seiner Thätigkeit so die Zufriedenheit seiner Mitbürger, daß ihm die hohe Ehre zu Theil ward, daß man ihn durch Decret vom April des Jahres 1300 volle Steuerfreiheit verlieh, da man zu der Hoffnung berechtigt sei, daß nach dem großartigen Anfange eine so herrliche Kirche erhalten werde, wie sie in Toscana ihres Gleichen suchen würde.[2]) Sein im Jahre 1300 erfolgter Tod war dem Fortgang des Baues zwar nicht direct hinderlich, brachte ihn aber doch wesentlich ins Stocken, da es, wie man vermuthen darf, an einer thatkräftigen Oberleitung desselben fehlte.

Erst mit dem Jahre 1334 kam in die Fortsetzung des Baues, nachdem man einige Jahre zuvor seine Leitung den Consuln der Weberzunft überlassen hatte, eine feste Organisation, indem man einen eigenen Obermeister für alle öffentlichen Bauten und einen Werkmeister für den Dom ernannte. Die Wahl fiel auf keinen Geringeren, als auf den großen Giotto, dessen Hauptthätigkeit zwar dem Gebiete der Malerei angehörte, auf dem er sich durch Ausschmückung der Ober- und der Unterkirche des heiligen Franziscus zu Assisi und der Capella dell' Arma zu Padua seine epochemachende Bedeutung erworben hat, der aber auch schon vor seiner Bestallung als Obermeister als Architekt sich ausgezeichnet haben muß. In der für seine maßgebende Stellung als Künstler äußerst interessanten Urkunde der Stadtvorstände heißt es, „daß solche Bauunternehmungen nicht ehrenvoll und würdiger vorschreiten könnten, wenn nicht ein sachverständiger und berühmter Mann an die Spitze gestellt werde. Da nun auf der ganzen Erde keiner gefunden werde, der hierfür wie für viele andere Dinge mehr geeignet sei, als Meister Giotto, Bondone's Sohn, der Maler, der in seinem Vaterlande wie ein großer Meister zu empfangen und hoch zu halten sei, und da man ihm Geschäfte geben müsse, wodurch seine Wissenschaft und Kunst Vielen zu Gute kommen und der Stadt zur großen Zierde gereichen werde,[3]) so werde ihm die Oberleitung des Dombaues und aller anderen öffentlichen Bauten mit einem angemessenen Gehalte, das man sich näher zu bestimmen vorbehalte, übertragen.“ Die Aufgabe, die er zu lösen hatte, war doppelter Art. Zunächst wollte er an Stelle der alten Faßade, die der erste Baumeister Arnolfo di Cambio entworfen hatte, und die ihm zu einfach und der Monumentalität des Baues zu wenig entsprechend erschien, eine neue setzen, die auch bis über die Portale ausgeführt worden sein soll, aber im Jahre 1588 auf den zweifelhaften Rath eines Architekten von dem damaligen Großherzog wieder abgebrochen wurde. Ihr Entwurf ist in einem Gemälde von Bernardino Borretti in dem ersten Klosterhofe von San Marco in Florenz er-

---

[1]) Ursprünglich war der Name der heiligen Reparata beibehalten, was vielfach übersehen worden ist. Erst im Jahre 1412 wurde durch einen Beschluß festgesetzt, daß für den Neubau der Name der alten Kirche fallen gelassen und an seine Stelle der der Mutter Gottes treten, daß der Dom nach dieser und der Lilie in dem Wappen von Florenz Santa Maria del Fiore genannt werden solle. (Vergl. Schnaase VII, S. 151.)

[2]) Das Decret lautet nach Gaye: .. considerato quod idem magister Arnolphus est capud magister laborerie et operis eccl. beate Reparate majoris eccl. florent., et quod ipse est famosior magister et magis expertus in hedificationibus ecclesiarum aliquo alio, qui in vicinis partibus cognoscatur, et quod per ipsius industriam, experientiam et ingenium commune et populus florent. ex magnifico et visibili principio dicti operis, inchoati per ipsum Mag. Arnolphum, habere sperat venustius et honorabilius templum aliquo alio, quod sit in partibus Tuscie etc.

[3]) Accipiendus sit in patria sua velut magnus magister et carus reputandus in civitate predicta, et ut materiam habeat in ea moram continuam contrahendi, ex cujus mora quamplures ex sua scientia et doctrina proficient et decus non modicum resultabit in civitatem.

halten. Giotto's eigentlicher Ruhm, der ihm bei der Nachwelt auch den Namen eines genialen Architekten gesichert hat, knüpft sich an die Erbauung des Campanile, des herrlichen Glockenthurmes, dessen Grundstein am 18. Juli 1334 gelegt wurde. Gleichwie man in dem Dome ein bleibendes Wahrzeichen für die Größe von Florenz errichten wollte, so sollte auch der Glockenthurm alles bisher Erreichte überbieten, in seiner Schönheit den Denkmälern des Alterthums gleichkommen und sie übertreffen. Dieser Wunsch spricht sich in dem Decrete aus, durch welches Giotto die Aufgabe übertragen wurde. „Die Florentiner Republik, selbst die erhabensten Vorbilder überbietend, will ein Gebäude errichtet sehen, so gewaltig an Höhe und Beschaffenheit, daß es Alles übertreffe, was jemals solcher Art in den Zeiten höchster Macht von Griechen und Römern geschaffen worden."

Der gothische Baustil, der in Italien unter dem Einflusse einer anderen, von dem Norden abweichenden Sinnesart und unter den Traditionen der specifisch dem Süden eigenthümlichen Bauweisen nie recht heimisch geworden, vielmehr immer als ein fremdes, von außen eingedrungenes Element empfunden worden ist, hatte namentlich in der Raumgliederung durchaus andere Verhältnisse angenommen.

Man hatte über der Kreuzung des Lang- und des Querschiffes den Kuppelbau beibehalten und auch der Glockenthurm, in der Gothik des Nordens ein integrirender Bestandtheil der Kirche, wurde, wie früher, von dem Baue ausgeschlossen und als selbständiges Element in der Nähe desselben aufgeführt. Auch in Florenz steht diese Bauweise unter dem Einflusse der alten Gewohnheit. Der quadratische Bau des Campanile, der an den vier Eckseiten von achteckigen Pfeilern begrenzt wird, erreicht in drei auf einem mächtigen Unterbau aufgeführten Stockwerken, in denen die Fenster der Höhe nach zunehmen und so den Eindruck der Schlankheit vergrößern, eine Höhe von 84 Metern und zeichnet sich neben der geistreichen Verwendung der gothischen Motive durch seine überaus wirkungsvolle und das Ganze belebende polychrome Architektur aus, durch die nach alttoskanischen Mustern mit farbigem Marmor bekleideten Wände. Wenn Giotto auch die Vollendung des Thurmes nicht erleben sollte, da er im Jahre 1336, schon nach zwei Jahren in seiner Thätigkeit als Dombaumeister, aus dem Leben abberufen wurde, und der Thurm von seinen Nachfolgern Taddeo Gaddi und Neri di Fioravante im Jahre 1387 vollendet wurde, so ist dieser doch ganz sein Werk, das in seiner ganzen Erscheinung für die Entwickelung und Größe seines künstlerischen Genius in Anspruch genommen werden kann.

Das Schreckensjahr 1348, in dem die Pest zahllose Opfer forderte und Handel und Gewerbe ins Stocken brachte, setzte auch der Fortsetzung des Dombaues ein Ziel. Erst fünf Jahre später wurde er wieder aufgenommen, und nachdem in der Folgezeit unter Leitung verschiedener Baumeister der ursprüngliche Plan starke Veränderungen erfahren hatte, insofern namentlich eine größere Längsausdehnung der Kirche beabsichtigt wurde, nachdem im Jahre 1356 eine für den Ausbau des Domes bestimmte Commission verschiedener Meister ernannt worden war, unter denen sich auch Andrea Orcagna befand, der wie Giotto zugleich Architekt, Maler und Bildhauer war und ganz in jenes Meisters Traditionen fortarbeitete, war bald hundert Jahre nach der Grundsteinlegung der Bau im Jahre 1390 soweit fortgeschritten, daß man an die Vorbereitungen zum Baue des großen Kuppelgewölbes, das sich über der Kreuzung erheben sollte, denken konnte. Wieder sollte eine geraume Zeit verstreichen, bis die Schwierigkeiten und Bedenken gehoben waren, welche von den verschiedensten Seiten gegen die Möglichkeit eines Kuppelgewölbes, wie es in seiner ungeheuern Ausdehnung der bisherigen Architektur unbekannt war, geltend gemacht wurden. Erst im Jahre 1420 entschloß man sich nach langen Debatten, den Bau in die Hände eines Meisters zu legen, der bestimmt war, durch seinen stolzen Muth, mit dem er an die Aufgabe herantrat, und durch die geniale Lösung derselben der Schöpfer einer neuen baugeschichtlichen Periode, der Begründer der Renaissancebaukunst in Florenz zu werden. Filippo Brunellesco war nicht von Anfang seiner künstlerischen Laufbahn an zum Baumeister bestimmt. Er hat einen ähnlichen universellen Bildungsgang durchgemacht, wie die meisten zeitgenössischen und späteren Künstler der italienischen Renaissance. Wie die gleichzeitigen in Florenz in höchster Blüthe stehenden humanistischen Bestrebungen auf eine universelle und harmonisch abgerundete Bildung des einzelnen Individuums hinwirkten und unter dem Einflusse dieses Strebens die gewaltige Erscheinung hervorgerufen wurde, die wir in dem Begriffe „Cultur der Renaissance" zusammenfassen, so zeichnet sich auch die Thätigkeit der Künstler durch eine in ihrer Art Alles umfassende Wirksamkeit aus. Wir sahen, wie schon bei Giotto dieser universelle Standpunkt zum Ausdruck gekommen war. Die Folgezeit mit ihrer höheren geistigen Entwickelung und ihren mächtigen Fortschritten auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens vermittelt ein noch klareres Bild, wie die ausschließliche Beschäftigung mit dem einen oder andern Kunstzweige nie zum Selbstzweck wird, sondern daß man auf eine umfassende Ausbildung in Technik und Formengebung in den verschiedenen Künsten hinarbeitet.

Seine erste Zeit verbrachte Brunellesco in der Werkstatt eines Goldschmiedes und seine Thätigkeit in dieser — auch hierfür läßt sich eine Reihe von Analogien aus der Kunstgeschichte anführen — leitete ihn bald auf das Gebiet der Skulptur über. Als seine ersten Arbeiten sieht man noch heutigen Tages am Hochaltar von San Jacopo zu Pistoja zwei in Silber getriebene Prophetenstatuen. Seine Fertigkeit in der Mechanik ließ ihn Uhrmacher werden, und als im Jahre 1402 von der Zunft der Kaufleute, welche die Ausschmückung des Baptisteriums zu besorgen hatte, eine Concurrenz für eine zweite Bronzethür ausgeschrieben wurde und für diese eine Darstellung der Opferung Isaak's nach der Größe und der Form der von Andrea Pisano an der ersten Bronzethür gefertigten Reliefs bestimmt war, betheiligte auch er sich und von sechs eingelaufenen Modellen ward seines und das von Lorenzo Ghiberti in die engere Wahl gezogen, aus der Ghiberti als Sieger hervorging.[*] Ob dieser Mißerfolg Brunellesco bewog, sich ausschließlich der Architektur fortan zuzuwenden, mag als wahrscheinlich gelten. Jedenfalls war er schon damals mit Häuserbauten beschäftigt, und seine bedeutenden Kenntnisse in der Geometrie mögen ihn veranlaßt haben, sich einer Thätigkeit zu widmen, in der seine Individualität glänzend zu Tage treten mußte.

Wenn der Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen ausschließlich Florenz war, so übten die Traditionen der alten römischen Kunstwelt und der zauberische Glanz und die Größe der römischen Ruinen nach der anderen Seite hin ihren gewaltigen Einfluß aus. So entschloß sich denn Brunellesco, nach der ewigen Stadt zu ziehen, um hier an der Quelle durch neue Anschauungen seine Kenntnisse zu erweitern. In seiner Begleitung befand sich der junge Donatello. Während beide Freunde die Hälfte der Woche als Goldschmiede arbeiteten, war die übrige Zeit der Erforschung der Trümmerstätten gewidmet, und Brunellesco beschäftigte sich vorwiegend damit, nicht nur den Gesammteindruck der alten Bauten zu erfassen, sondern die Einzelheiten der Architektur verstehen zu lernen, die Proportionen einzelner Bauglieder festzustellen, diese in bestimmte Zahlen zusammen zu fassen, um seine theoretischen Studien in die Praxis übersetzen zu können. Durch ein eingehendes Studium der großen Kuppel des Pantheons und der antiken Deckenwölbungen der Diocletiansthermen und ihrer technischen Voraussetzungen wurde es ihm später möglich, die Aufgabe, die ihm bei der Wölbung der Domkuppel entgegentrat, zu einer glücklichen Lösung zu bringen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, befand sich die Frage nach dem Kuppelbau noch in ihrem alten Stadium. Im Jahre 1417 wandte sich die Dombauverwaltung an ihn, er solle ihr für die Kuppel seine Rathschläge ertheilen. Diese hielten sich in sehr allgemeinen Grenzen, ohne Einzelheiten und technische Fragen zu berühren. Die Möglichkeit des Riesenbaues sollte sein Geheimniß bleiben, er glaubte die Wege allein zu kennen und darum wollte er nicht nur seinen Rath ertheilen, sondern den praktischen Beweis seiner Ansicht und zwar allein liefern. Ohne daß man zu einem entscheidenden Resultate kam, ging er wieder nach Rom zurück in der Ueberzeugung, daß man seiner schon noch bedürfen werde. Im nächsten Jahr schrieb man wieder eine Concurrenz aus, an der sich Brunellesco betheiligte. Ein Modell, welches er anfertigen mußte, verstand man nicht, und obwol er den Weg, der einzuschlagen war, im Kleinen gewiesen hatte, konnte man sich doch nicht entschließen, den Bau im Großen ihm anzuvertrauen. So blieb es beim Alten bis zum Jahre 1420, wo auf Brunellesco's eigenen Vorschlag von der Dombauverwaltung am 26. März eine Versammlung der berühmtesten Architekten einberufen wurde, denen der Meister seine Vorschläge unterbreiten und ihnen gegenüber begründen wollte. Die Hauptschwierigkeiten, wie sie bisher noch nie gelöst worden waren, bestanden in der Größe des Durchmessers der Kuppel und in der Frage, wie man die für den Bau nöthigen umfangreichen Gerüste herstellen solle. Vasari berichtet von den theilweise geradezu kin-

[*] Die beiden Concurrenzreliefe, die durch Abbildungen und Abgüsse vielfach verbreitet sind, befinden sich jetzt im Nationalmuseum in Florenz.

dischen Plänen, die man ihm gegenüber vorbrachte. Der eine Architekt rieth, man solle einen Erdhaufen aufrichten und Münzen darunter mischen und dann, wenn die Kuppel gewölbt sei, die Erlaubniß ertheilen, die Erde wegzuholen, wodurch ohne Kosten der Schutt beseitigt würde. Man begreift, wie Brunellesco's Vorschlag, man könne für den Kuppelbau der Gerüste ganz entbehren, ferner daß man zwei übereinander liegende Kuppeln bauen müsse, eine innere und zum Schutze dieser eine äußere, daß man dem Drucke dieser durch vierundzwanzig starke Strebepfeiler begegnen müsse, etwas Unerhörtes war und daß er, als er sich mit Eifer und trotz allen Lärmens weiter über seine Ideen verbreitete, als Wahnsinniger aus dem Sitzungssaale hinausgeführt wurde. Allein schon wenige Tage später wandte man sich wieder an ihn mit der Bitte, seine Pläne schriftlich auseinander zu setzen, und jetzt erst sah er sich an dem Ziele seiner Wünsche: man übertrug ihm den Bau der Kuppel, freilich nicht ohne ein gewisses Mißtrauen, das Veranlassung gab, ihm in Lorenzo Ghiberti einen Collegen zur Seite zu stellen. Wir übergehen, weil es für die Sache unwesentlich ist, die Mißhelligkeiten, die ihm durch unbequeme, ihn beaufsichtigende oder seine Pläne kritisirende Nachbarn bereitet wurden, und die Anfeindungen, die sein Werk allenthalben zu erdulden hatte — kurz, am 12. August des Jahres 1434, vierzehn Jahre nach dem Anfange des Baues, feierte der geniale Meister den stolzen Triumph, sein Werk durch Schließung der Kuppel vollendet zu sehen. Die Vollendung der Laterne (im Jahre 1462) sollte Brunellesco nicht mehr erleben. Am 15. April 1446 raffte ihn der Tod aus seinem an Erfolgen, aber auch an Enttäuschungen und bittern Kämpfen reichen Leben dahin. Wenn auch in dem Bau der Kuppel des Florentiner Domes, die in ihrer ästhetischen Wirkung vielfach Anlaß zu Tadel gegeben hat, nur in geringerem Grade und weniger in formeller Hinsicht sein Ruhm als Begründer der Florentiner Renaissancearchitektur begründet ist und sein dauernder Ruhm vielmehr sich an eine Reihe anderer Florentiner Kirchen- und Profanbauten anknüpft, so offenbart doch jener stolze Bau, namentlich wenn man seine Masse von Ferne über die Stadt emporragen sieht, die Kraft seines aufstrebenden Geistes und seine alle technischen Schwierigkeiten überwindende Energie. Die achtseitige Kuppel erhebt sich auf einem achtseitigen Tambour, der durch Rundfenster sein Licht erhält; das Ganze krönt eine wiederum achtseitige Laterne. Die Kupel mißt mit der Laterne 107 in der Höhe. Am 25. März 1436, dem alten Florentiner Neujahrstage, wurde der Dom von Papst Eugen IV. eingeweiht. Das Aeußere war freilich noch nicht vollendet. Aehnliche, mit nicht weniger Leidenschaft geführte und bis in die Neuzeit hineinreichende Streitfragen knüpfen sich an einen würdigen, mit dem übrigen Bau harmonirenden und künstlerisch befriedigenden Abschluß des Längsschiffes, das erst im neunzehnten Jahrhundert durch Errichtung der neuen Fassade nach Außen vollendet werden sollte.

Wir sahen oben, wie die von Arnolfo di Cambio, dem ersten Baumeister, projectirte Fassade als der Monumentalität des Baues zu wenig entsprechend, von Giotto abgebrochen, daß die von diesem entworfene Fassade in die Höhe geführt, aber im Jahre 1588 wieder beseitigt worden war. Sie war immer nur der Theil eines Ganzen geblieben, und man fühlte unter der Bürgerschaft den lebhaften Widerspruch, den das Langhaus mit seinem Kuppelbau mit der unvollendeten Stirnseite bildete. In einer Deliberation der Consuln der Wollenzunft vom 12. Februar 1490 wird darauf hingewiesen, „wie sehr es, da in jüngsten Zeiten durch mehrere der vornehmsten Bürger der Stadt wiederholt in Erinnerung gebracht worden sei, dieser Stadt zur Unehre gereiche, daß die äußere Stirnseite der Hauptkirche in ihrem dermaligen Zustande d. h. unvollendet bleibe, wie auch, daß deren bis jetzt ausgeführte Theile den Regeln der Architektur keineswegs entsprechen und vielfach schadhaft sind, und da es ein sehr löbliches Werk sein würde, zu einem Entschlusse darüber zu kommen, so hätten die Consuln verfügt und den gegenwärtigen wie künftigen Werkmeistern der Kirche Befugniß ertheilt, zu bestimmen und Ausgaben zu machen und Alles anzuordnen, wie es ihnen gut und geeignet erscheine zu besagtem Zwecke, gegenwärtig wie in Zukunft."[5]) Momentan wirkte diese Deliberation.

Lorenzo de' Medici selbst, der ein scharfes Verständniß für die Architektur mit seinen übrigen umfangreichen Kenntnissen verband, zeigte ein lebhaftes Interesse für den Fassadenbau. Am 5. Januar 1491 trat eine Commission unter Vorsitz der beiden Werkmeister Maso Degli Albizzi und Tommaso Minerbetti zusammen. Es waren zahlreiche Pläne eingegangen, unter ihnen einer von Lorenzo selbst. In der Versammlung, welche über die Modelle berathen sollte und in der die gefeiertsten Namen wie Ghirlandajo, Perugino, Sandro Boticelli, Lorenzo di Credi u. A. vertreten waren, erklärte ein Domherr, der um seine Ansicht gebeten war, man solle Lorenzo um seine Meinung fragen, da man bei ihm als Sachverständigem in der Architektur am wenigsten einen Irrthum zu gewärtigen habe. „Lorenzo de' Medici aber, sich erhebend, sprach, Alle verdienten Lob, welche Modelle oder Zeichnungen geliefert hätten. Da es sich jedoch um ein Werk von bleibender Bedeutung handle, so sei ernste und längere Erwägung nöthig, und es empfehle sich, die Entscheidung auf spätere Zeit zu verschieben, um die Sache reiflicher zu erwägen." Am 10. April 1492 schloß der große Medicäer seine Augen und mit seinem Tode trat der Plan, für dessen Ausführung er so lebhaft eingetreten war, wieder in den Hintergrund des allgemeinen Interesses. Bei den politischen Wirren, die nach Lorenzo's glänzender Herrschaft zur Vertreibung der Medici führten, und unter der durch Savonarola mächtig erregten freiheitlichen Stimmung des Florentiner Volkes dachte man nicht mehr an den Dombau. Erst als im December 1515 Papst Leo X. nach Florenz kam und ihm von Seiten der Bürgerschaft ein möglichst prunkvoller Empfang bereitet werden sollte, ließ man durch den bekannten Baumeister Jacopo Sansovino eine provisorische Fassade errichten, die von Andrea del Sarto mit Gemälden geschmückt wurde, welche eine wirkliche Architektur ersetzen sollten. Obwol der kunstsinnige und auf die Verschönerung seiner Vaterstadt bedachte Papst sein Gefallen an dem provisorischen Bauwerk zu erkennen gab und äußerte, man solle es nun in Stein ausführen, fehlte es an weiterem Interesse für dies oder ein anderes Project. Wir übergehen die weiteren Concurrenzausschreibungen, die kunstgeschichtlich wenig Interessantes bieten und ebenso wenig wie die früheren ein praktisches Resultat zur Folge hatten. Erst die durchgreifenden politischen Umwandlungen in Italien während des neunzehnten Jahrhunderts und der durch diese neu angefachte Nationalstolz gaben die Veranlassung, mit Energie die Projecte in die Hand zu nehmen, welche die Bürgerschaft von Florenz während der goldenen Tage der Renaissancezeit bewegt hatten.

Im Jahre 1861 wurde, nachdem König Victor Emanuel ein Jahr zuvor den ersten Stein für eine neue Fassade gelegt hatte, durch die städtische Deputation für die Vollendung der Stirnseite eine Concurrenz ausgeschrieben, als deren Resultat 58 Pläne einliefen. Wenn der Abschluß der Fassade in einem Dreigiebelsystem als eine wesentliche Forderung der italienischen Gothik und als ein Ausdruck specifisch italienischer Formensprache gelten muß, sprachen die damals aus Professoren aller italienischer Akademien erwählten Preisrichter gegen dieses Project und von den eingereichten Entwürfen, von denen die meisten für eine Dreigiebel-Fassade eintraten, kam keiner zur Ausführung. Man empfand fast allgemein die Gothik als ein aus dem Norden widerrechtlich eingedrungenes Element, das im Süden keine Existenzberechtigung habe. In dem diese Anschauungen so recht kennzeichnenden Gutachten der Preisrichter hieß es: „Vergessen wir nicht, daß der italienische Genius diesem Werke erst jene zierliche und zugleich würdige Einfachheit verleihen, und demselben einen Charakter ausprägen soll, welcher sich schickt für Leute, die nicht gewöhnt sind, unter schiefwinkeligen Dachungen die wilden Forste des Nordens zu bewohnen." Bei einer neuen Concurrenz vom Jahre 1865 liefen achtunddreißig Pläne ein, von denen einige eine glückliche Lösung des Problems versprachen und der Entwurf des Architekten de Fabris als besonders glücklich von der Jury bezeichnet und mit einigen in Vorschlag gebrachten Abänderungen der Deputation zur Ausführung empfohlen wurde. Auch hiermit war es noch nicht genug. Nach Ablauf eines Jahres beschloß die Deputation alle Concurrenten und alle übrigen Architekten Europas nochmals aufzufordern, bis zum 1. Juli 1866 neue Projecte nach Florenz einzusenden. Der Beschluß der versammelten Jury, in der von deutschen Architekten der geniale Gottfried Semper vertreten war, entschied wiederum zu Gunsten des Florentiners de Fabris; Semper hatte gegen ihn gestimmt.[6]) Die Plänkeleien und die Unzufriedenheit gegen die getroffene Wahl dauerten indessen fort. Als man im Jahre 1872 den Kalkbewurf der alten Fassade abnahm, fand man eine vollständige Gliederung vor, welche für das Basilikasystem sprach. Die Vertheidiger desselben erhoben nun von Neuem ihre Stimme. Endlich am 6. December 1875 begann man mit den ersten Arbeiten,

[5]) Vergl. Reumont, Lorenzo de' Medici il magnifico II, S. 197.

[6]) Vergl. dessen kleine Schriften (Berlin und Stuttgart 1884) S. 496 ff.

die bis zum Jahre 1877 so weit fortgeschritten waren, daß man an die Verblendung der Wände durch Marmor denken konnte. De Fabris sollte die Vollendung seines Werkes nicht erleben; er starb am 28. Juni 1883 und hinterließ bei seinem Tode für die Krönung der Fassade zwei verschiedene Projecte: eines im Tricuspidal- und eines im Basilikastil. Die Commission entschied sich endgiltig für den letzteren, und der Architekt Luigi del Moro ward beauftragt, den Bau nach dem Plane des verstorbenen Meisters zu Ende zu führen. Nachdem der Dombau so im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Wandlungen zu erfahren gehabt und der Bau der Fassade, als würdiger Abschluß des imposanten Gotteshauses, in heftigsten Streitfragen die verschiedensten Stadien durchlaufen hatte, ist es für alle die zahlreichen Künstler, die den Bau geleitet und zu seinem reichen decorativen Schmuck das Ihrige beigetragen haben, ein stolzes Bewußtsein und der schönste Lohn für ihre Mühen, den Wunsch von vielen Generationen endlich in Erfüllung gebracht zu haben.

Die Baukosten der neuen Fassade, deren Enthüllung unmittelbar bevorsteht, beliefen sich auf die ansehnliche Summe von 950 000 Lire, wovon ein großer Theil auf den reichen Schmuck in statuarischer und in Reliefplastik wie in Mosaikmalerei entfällt. Zur Herstellung dreier großer Erzthüren mit figürlichem Schmuck ist außerdem eine Summe von 340 000 Lire gezeichnet. Fast sechs Jahrhunderte sind von der Grundsteinlegung bis zur Vollendung des letzten Theiles des gewaltigen Monumentes vergangen. Was damals die Florentiner Bürgerschaft und später Lorenzo il Magnifico gewünscht, das in seinem ganzen Umfange zu erreichen, ist der Gegenwart vorbehalten gewesen: ein Werk von bleibender Bedeutung.

Rom, den 4. Mai. Dr. J. B.

Bücherbesprechungen.

o.— **Beiträge zum positiven Aufbau der Religionsgeschichte Israels**, von Dr. Eduard König, ao. Professor der Theologie. Erstens: Die Bildlosigkeit des legitimen Jahwehcultus. (Separatabdruck aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben. 1886, Heft 5 u. 6.) Leipzig, Dörffling und Franke 1886. 32 S. — Gegenüber den Bestrebungen einer auflösenden Kritik, welche das alte Testament seines Offenbarungscharakters zu entkleiden sucht, geht Verfasser darauf aus, Beiträge zum positiven Aufbau der Religionsgeschichte Israels zu liefern, und zwar vertheidigt er in der vorliegenden Abhandlung die von der Geschichtsschreibung Israels vertretene Ansicht, daß die Bildlosigkeit des legitimen Jahwehcultus Israels bereits in der Patriarchenzeit vorhanden war und bei der Abschließung des Sinaibundes ausdrücklich geboten wurde. Er führt die Vertheidigung mit ebenso großer Gründlichkeit und Besonnenheit als umfassender Sachkenntniß und eindringendem Scharfsinn und weiß seine Position vor der niedern, der höhern und der historischen Kritik sowie gegenüber den Angriffen der comparativen Religionswissenschaft siegreich zu behaupten. Unsers Erachtens hat Verfasser den Beweis erbracht, daß die Bildlosigkeit auch des ältesten legitimen Jahwehcultus sich im geschichtlichen Bewußtsein Israels findet, und damit eine wesentliche Stütze geschaffen für die von ihm vertretene Ueberzeugung, „daß, wie die weltüberwindende Einzigartigkeit des Gottes der Heilsgeschichte, so auch die weltüberragende Geistigkeit desselben durch Ereignisse, welche nicht von dem für gewöhnlich wirksamen Complex von Kräften ausgingen, zu Momenten der israelitischen Weltanschauung gemacht worden sind". Das Unternehmen des Verfassers, von dem wir weitere Beiträge zum positiven Aufbau der israelitischen Religionsgeschichte erwarten dürfen, verdient den Dank aller derer, welche die Frage der Offenbarung in ihrer hohen Wichtigkeit gegenüber der rein natürlichen Betrachtungsweise unserer Tage zu würdigen wissen.

□ **Die Taufpatenschaft.** Ein Mittel zur geistlichen und sittlichen Hebung der deutschen Jugend. Synodalvortrag von Prälat D. Karl Lechler, Generalsuperintendent in Ulm. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1 ℳ. — Dieser Vortrag, von dem Verf. auf der letzten württembergischen Landessynode gehalten, im Drucke mannigfach ergänzt, hat große Sensation in kirchlichen Kreisen erregt. Er greift viel weiter als sein Thema vermuthen läßt; von einem einzelnen Punkte aus berührt er ein Thema, das immer wieder in neuerer Zeit in der allgemeinen kirchlichen Debatte aufgetaucht ist. Die geistliche und sittliche Hebung unserer Jugend, die dem Verf. wie allen kirchlich Gesinnten besonders am Herzen liegt und die eine der wichtigsten Fragen der kirchlichen Gegenwart bildet, hofft derselbe durch eine Aenderung der Bestimmungen über das Taufpathenrecht zu finden; die Kirche soll Bedingungen stellen für die Erwerbung des Taufpathenrechtes, dasselbe soll in Gegenwart der versammelten Gemeinde ertheilt werden und von dem erlangten Taufpathenrecht soll der Zutritt zu der vollberechtigten Mitgliedschaft in der Ortskirchengemeinde abhängig gemacht werden. Jedenfalls Gedanken, die einer gründlichen Erwägung werth sind und sich um so mehr empfehlen, als der Verf. die kirchliche Erziehung und Hebung der Jugend auf einem naturgemäßen Wege in Anknüpfung an die gegebenen Ordnungen der Kirche versuchen will. Und speciell die Sache der Taufpathenschaft liegt sehr im Argen; das Bewußtsein von ihrer eigentlichen Bedeutung ist bei der großen Masse geschwunden. In dieser Beziehung kann der Verf. auf Sympathie bei allen kirchlich Gesinnten rechnen, wenn auch die Vorschläge im Einzelnen disputabler Natur sind. Desto mehr Sensation hat die an diese Vorschläge geknüpfte, vom Verf. gegebene Beantwortung der Frage gemacht, auf welchem Wege die Kirche zu den projectirten Aenderungen des Taufpathenrechtes gelangen müsse. Die Antwort ist kurz: Auf dem Wege einer deutsch-evangelischen Reichskirche, welche große, in das kirchliche und nationale Leben tief eingreifende Gegenstände in großem Style zu behandeln in der Lage wäre, Gegenstände, wie die hochwichtige Frage der Wiedergewinnung der deutschen evangelischen Jugend für die Kirche und durch die Kirche für den Herrn. Es fehlt den verschiedenen Landeskirchen an einem gemeinsamen Mittelpunkte, an der genügenden Betonung und Repräsentation des großen Ganzen der evangelisch-deutschen Gesammtkirche, wie sie in einem die kirchliche Gesetzgebungsarbeit leitenden Organ der landesherrlichen Kirchengewalten und in einer evangelischen Reichssynode gegeben wäre, mit dem evangelischen Oberhaupt des Reichs an der Spitze. Was die Kirchenconferenz in Eisenach angestrebt hat, würde auf diesem Wege entsprechend fortgebildet werden. Der Verf., ein guter Lutheraner, streng positiv, tritt mit großer Kraft und Wärme für diesen Gedanken ein, der, wie ersichtlich, weit über den Rahmen seines Themas hinausgeht. Der Gedanke liegt in der Luft der Zeit und er geht aus einem tiefen kirchlichen Bedürfniß hervor. Ob der vom Verf. angedeutete Weg zu dem gewünschten Ziele führen, oder nicht vielmehr bei den vorhandenen confessionellen Unterschieden noch größere Zerrissenheit und Zerklüftung zur Folge haben würde, das ist allerdings eine große und schwere Frage, über welche die Ansichten auch Solcher, die im Glauben Eins sind, weit auseinander gehen. Jedenfalls verdient die Schrift die vollste Beachtung aller kirchlich Gesinnten.

—g. **Der Ursprung der künstlerischen Thätigkeit.** Von Conrad Fiedler. Leipzig, S. Hirzel 1887. — Der Verfasser hat schon früher eine Abhandlung über ein verwandtes Thema erscheinen lassen; er schrieb „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst". Beide Male begegnen uns Vorzüge und Schwächen in einer Mischung, deren Eigenart ein Referat ungemein erschwert. Wenn Fiedler 176 Seiten in einem Zuge fortschreibt, ohne dem Leser durch Inhaltsangabe, Capitelüberschriften u. dgl. irgend welchen Anhalt zu gewähren, so schadet er mit dieser Privatliebhaberei nur sich selbst. In formeller Beziehung erfreut er durch weitausholende Gründlichkeit und unentwegtes Fortspinnen seines Hauptgedankens; die materielle Ausbeute aber seiner Erörterungen würden viele andere Schriftsteller auf wenige Seiten zusammendrängen. Leider wird man oft erinnert an das parturiunt montes etc. Man würgt sich durch diese langathmigen, schwerfälligen Sätze, durch diese orakelhafte Sprache nur mühsam hindurch, um zuletzt unwillig sich zu gestehen, daß über selbstverständliche Dinge nicht soviel Worte gemacht werden sollten. Wir greifen zum Beweise des Gesagten einen Abschnitt heraus, welcher zu den wichtigsten im ganzen Buche gehört: „Diese große, reiche, unermeßliche Welt der sichtbaren Erscheinungen versinkt in dem Augenblicke, wo die künstlerische Kraft sich ihrer ernsthaft zu bemächtigen sucht. Schon der erste Versuch, aus dem dämmernden Zustand des sich der Sichtbarkeit im Allgemeinen Bewußtwerdens herauszutreten und zu einiger Deutlichkeit des Sehens zu gelangen, zieht den Umkreis des zu Sehenden zusammen. Die künstlerische Thätigkeit kann sich nur darstellen als eine Fortsetzung jener Concentration des Bewußtseins, welche der erste nothwendige Schritt war, um auf den Weg zu gelangen, der aus der Breite sinnlicher Auffassung, der immer mit Undeutlichkeit verbunden ist, zu der Deutlichkeit führt, die nur in der Enge erreicht werden kann."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 26 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 38. Sonnabend, den 14. Mai. 1887.

Der Heerwurm.

Von E. Glaser.

Im Jahre 1886 hatte ich mir Stolberg am Harze als Sommerfrische auserwählt. Am 26. Juli machte ich mit mehreren Bekannten aus Leipzig einen Spaziergang nach einem Forsthause, Tannengarten genannt. Dieses Forsthaus liegt an dem Wege von der Stadt nach dem Dorfe Breitenstein. Wir waren vielleicht ¼ Stunde auf einem breiten Wege in dem herrlichsten Buchenwalde gewandelt, als ich plötzlich aufmerksam wurde auf einen dunkeln, stahlblauen, schlangenähnlichen Körper von 2 m Länge. Da Stolberg meine Heimath ist, so hatte ich schon von Heerwürmern, welche dort gesehen waren, erzählen hören. Sofort kam mir auch der Gedanke: das ist ein Heerwurm. Ich rief meinen Begleitern, die eine kleine Strecke voraus waren, zu: „Hier ist etwas Seltenes zu sehen!" Sogleich kehrten diese zurück, und einige Stolberger Einwohner, welche uns begleiteten, riefen sogleich: „Das ist ein Heerwurm, das bedeutet Krieg!" „Nein," rief ein Anderer, „er kriecht bergab, das bedeutet ein fruchtbares Jahr!" Bald rief ein Zweiter: „Hier kriecht noch einer!" „Hier auch!" rief ein Dritter und ein Vierter. So hatten wir also vier Heerwürmer entdeckt. Einige begrüßten die Erscheinungen mit großer Freude, denn es giebt nur Wenige, denen es vergönnt ist, diese Waldschlange zu sehen. Andere, besonders Damen, meinten, das sei ein widerlicher Anblick. Trotzdem umringten wir alle den Heerwurm und bemerkten erst jetzt, daß er sich ruhig und langsam fortbewegte, es war aber eine unheimliche Bewegung. Wir sahen den Heerwurm Nachmittags um 3 Uhr, am Vormittage hatte es etwas geregnet und der Himmel war ziemlich bewölkt. Solche Tage sind günstig, denn der Weitermarsch des Heerwurms wird nur durch eine gewisse Feuchtigkeit ermöglicht. Als alle meine Begleiter ununterbrochen auf den Heerwurm sahen, nahm ich meinen Stock und machte einen Einschnitt durch die Körpermasse des Heerwurms. Jetzt war das Erstaunen noch größer, der Inhalt wurde lebendig und wir erblickten in dem Einschnitte eine Menge weißer Larven, welche unruhig ihre Köpfchen hin und her drehten. Tausende von Larven hingen an einander und bewegten sich fort, und in kurzer Zeit, vielleicht in 10 Minuten, war der Einschnitt, den ich mit dem Stocke gemacht, wieder von den immer nachziehenden Larven ausgefüllt und wir sahen nur wieder die ruhige Bewegung des Heerwurms. Die hohen schattigen Buchen, der bewölkte Himmel machten die Straße schon etwas dunkel und die Erscheinung des Heerwurms wurde bei solcher Beleuchtung immer unheimlicher. Der Heerwurm bewegte sich; aber die Bewegung war so gering, daß es schien, als käme er gar nicht recht von der Stelle. Als wir denselben verließen, bezeichneten wir das Kopfende durch einen dürren Ast und fanden, als wir nach 3 Stunden wieder an die Stelle zurückkehrten, daß der Heerwurm auf dem sehr breiten Waldwege 3 m weiter gekrochen war. — Der Heerwurm hat in den verschiedenen Ländern und Gegenden verschiedene Namen erhalten, er heißt auch Heerschlange, Kriegswurm, Kriegsschlange, Drachenwurm und Hungerwurm. Gewöhnlich wird er am besten sichtbar, wenn er im Walde über einen Waldweg kriecht. Hier erscheint er als ein blaugrauer, schlangenähnlicher Körper, der sich langsam weiterbewegt. Er besteht aus vielen Tausend Maden, die alle auf den ersten Anblick als ein Körper erscheinen. Erst wenn man den Heerwurm genauer betrachtet, so unterscheidet man die einzelnen Maden. Die Maden sind größer oder kleiner, durchschnittlich 9—10 mm lang, 1 mm dick, schlank, walzenförmig, von weißlicher, glasiger Farbe mit schwarzbraun durchschimmerndem Darminhalt und hornigem, glänzend schwarzem Kopfe. — In dieser schlangenähnlichen Form hat er eine Berühmtheit erlangt. Es giebt auch eine Zeit, wo der Heerwurm die schlangenartige Gestalt nicht beibehält. Die Ueberschreitung eines Waldweges scheint für die einzelnen Maden mit einer besonderen Kraftanstrengung verbunden zu sein. Hat der Heerwurm den Waldweg überschritten, so tritt Ermüdung und das Bedürfniß nach Ruhe ein. Gelangt er wieder auf das auf den Waldboden liegende dürre Buchenlaub, so löst er sich auf. Ist das Buchenlaub vom Regen durchnäßt, so bleiben die einzelnen Maden auf der Oberfläche, fangen an zu fressen und gleichen einer weidenden Viehheerde. Das Laub muß, wenn es den Maden als Nahrung dienen soll, einen gewissen Grad von Feuchtigkeit haben; ist die obere Laubschicht trocken, so kriechen sie tiefer, bis sie die ihnen an Feuchtigkeit passende Laubschicht finden. Deckt man nun das Laub auf, so findet man die Larven in kleinerer oder größerer Gesellschaft unter der Laubdecke fressend an, sie skelettiren die erweichten Blätter und lassen die kleinsten und zartesten Blattrippen zurück. Wenn man den Heerwurm ziehen sieht, so muß man unwillkürlich die Frage aufwerfen: Welches ist der Zweck des Zusammenlebens und der gemeinschaftlichen Wanderungen und Züge? Die Züge dienen nicht dazu, um aus einer Gegend in eine entferntere zu wandern, denn der Heerwurm tritt immer in ein und derselben Gegend auf. So ist bei Stolberg am Harz derselbe immer in derselben Gegend, nämlich auf dem Waldwege von Stolberg nach dem Dorfe Breitenstein, gesehen worden. Einen Schutz findet der Heerwurm auch nicht in dieser Geselligkeit, denn wenn er beunruhigt wird, so verkriecht er sich in eine tiefere Laubschicht oder in das weiche Erdreich und dabei trennen sich gerade die einzelnen Maden. Man hat ferner behauptet, die Vereinigung so vieler tausend Maden diene dazu, um dieselben vor Vertrocknung zu schützen; aber wir finden viele Maden, welche einzeln auf schattigem, weichem Boden lange umherkriechen und nicht vertrocknen. Forstmeister Beling in Seesen am Harz, welcher Heerwurmszüge wol 20 Jahre beobachtet hat, meint, daß die Züge keinen anderen Grund haben, als neue, passende Fraßstellen aufzusuchen. In den Buchenwäldern ist die Laubdecke des Bodens niemals eine gleichmäßige, bald liegt das Laub dünner oder dichter am Boden. Da nun bekannt ist, daß in der Regel die untere Lage einer mehreren Zoll hohen, nicht zu trocknen Laubschicht die naturgemäße Nahrung des Heerwurms bildet, so läßt sich wol annehmen, daß die sehr gefräßigen Maden weiter ziehen, wenn die ihnen passende Nahrung aufgezehrt ist. Die Witterungsverhältnisse spielen hier auch eine wichtige Rolle, denn wird die Laubschicht, unter der die Maden bisher lebten, durch anhaltende Dürre zu trocken, dann suchen dieselben eine feuchtere Laubschicht auf, und umgekehrt, wird die Laubschicht zu feucht, so kommen sie auf die Oberfläche. Damit stimmen auch die Beobachtungen überein, welche bei Stolberg am Harz gemacht worden sind. An den Stellen im Walde, wo im Sommer 1866 und 1867 der Heerwurm von Beling beobachtet wurde, lag auf größeren Flächen die Laubdecke durchschnittlich handhoch, ziemlich gleichförmig vertheilt und bot den Larven sehr reichlich die ihnen zusagende Nahrung,

deshalb hatten auch diese gar keine Veranlassung, eine entfernter liegende Fraßstelle aufzusuchen, beschränkten sich vielmehr darauf, nachdem sie die alte Fraßstelle gehörig ausgenutzt hatten, eine neue aufzusuchen, die sie immer unmittelbar neben der alten fanden. Neben diesen Beobachtungen läßt sich aber auch ein angeborner Gesellschaftstrieb, den wir auch vielfach bei anderen Insecten finden, annehmen. Forstmeister Beling beobachtete winzig kleine Larven, die eben erst unter seinen Augen dem Ei entkrochen waren und sich auf einem angefeuchteten Buchenstreulaubblatte sogleich zu einer Marschcolonne vereinigten. Räthselhaft ist immer die Vereinigung der Larven zu einer Schlange, z. B. bei Ueberschreitung eines Waldweges, dessen Boden hart und frei von einer Laubdecke ist. Hier scheint es eine Nothwendigkeit zu sein, sich zu vereinigen. Die klebrige Feuchtigkeit an der Oberfläche der Leiber der Maden vereinigt dieselben fest mit einander und sie hängen dadurch so eng zusammen, daß sie gleichsam nur einen Körper bilden. Nach Nowicki ist die Fortbewegung des Heerwurms die Folge des Vorwärtsschreitens aller ihn zusammensetzenden Larven, was in der Weise erfolgt, daß sie an den nächsten Gefährtinnen glitschend den Vorderkörper vorwärts strecken und den Hinterkörper nachziehen. Die Gesammtbewegung aller an der Oberfläche des Heerwurms ziehenden Larven sieht sich wie langsam und ruhig fließendes Wasser an, die inneren und unteren Larvenschichten ziehen langsamer, als die oberen, und es scheint fast, als wenn die Fortbewegung des Heerwurms ein rotirendes Vorwärtsschreiten wäre. Während des Marsches fressen die Larven nicht. In der Masse des Heerwurms herrscht eine eigenthümliche Regsamkeit der einzelnen Larven. Die oberen drängen sich nämlich gegen die innerhalb des Zuges eingeschlossenen, diese wieder nach oben oder auswärts, desgleichen die untersten, die eine Zeit lang alle über ihnen befindlichen Larven tragen müssen, dabei haben alle Larven ihre Köpfchen in steter Bewegung. Einzelne von denen an der Oberfläche richten ihren Vorderkörper auf, strecken und drehen ihn, gleichsam suchend und tastend nach allen Seiten hin, andere halten wieder eine Weile in ihrer Fortbewegung inne und alle diese würden zuletzt von den übrigen ziehenden zurückgelassen werden, wenn ihre Ruhe länger dauern sollte. Der ziehende Heerwurm ist gewöhnlich gerade oder leicht gebogen, kann aber auch schlangenartig gewunden sein. Unter den vier Heerwürmern, welche ich am 26. Juli bei Stolberg beobachtete, war der größte leicht schlangenartig gebogen und wurde, als ich ihn beobachtete, durch einen Stein am Weiterziehen verhindert. Sogleich theilte sich das Kopfende in zwei Arme, jeder Arm ging um den Stein herum und auf der anderen Seite des Steins vereinigten sich diese beiden Arme wieder. Ein zweiter Heerwurm hatte die Gestalt einer Gabel, das hintere Ende war um einige Centimenter länger als die beiden Kopfenden. Der Zweck der massenhaften Madenanhäufungen zu einem schlangenartigen Körper hat eine genügende Erklärung noch nicht gefunden, es ist eine wunderbare Eigenthümlichkeit der Heerwurmslarven, die einzig in der Natur dasteht. Ludwig Bechstein sagt darüber: „Der Geselligkeits- und Wandertrieb des Heerwurms ist und bleibt ein großes Naturgeheimniß, dessen Schlüssel in der Hand der schaffenden Allmacht ruht, die uns im Heerwurm eines ihrer Wunder zeigt. Wir wollen deshalb auf unseren Waldeshöhen und Gebirgskämmen dem ferneren Erscheinen des Heerwurms auflauern und suchen, mehr und mehr sein Wesen und seine Naturgeschichte zu erforschen, alles zur eigenen Belehrung und Freude und zum größeren Ruhme dessen, von dem der Dichter singt:

Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre."

Die Puppe.

Die Verpuppung beobachtete Prof. Nowicki an einer Partie Larven, die er mit nach Hause nahm und in ein Glas brachte; er erzählt: Sie bildeten einen Zug, der stundenlang über dem Boden an der Wandrundung umherkreiste und von mir durch die Loupe beobachtet wurde. Wurde eine seiner Larven reif, so hörte sie auf, zu ziehen, verlor ihre Beweglichkeit, wurde steif, blieb eine Zeit lang zwischen oder auf den ziehenden Larven, bis sie endlich zu unterst glitt und am Boden liegen blieb. Bevor die Larve zur Puppe wird, entleert sie sich mehrmals und es wird zuletzt ihr Darmcanal unsichtbar. Die entstehende Nymphe ist eine freie Mumienpuppe, welche die künftigen Körpertheile der Fliege durch die Puppenhülle hindurch deutlich erkennen läßt. Die weibliche Puppe ist 4—6 mm lang und 1,5 mm dick, die merklich kleinere männliche Puppe ist 3—4,5 mm lang und wenig über 1 mm dick. — In dem Walde geht die Verpuppung unterhalb des Laubes oder der Nadeldecke vor sich, häufig in den von Mäusen herrührenden Gängen oder sonstigen Höhlungen. Nach 6—8 Tagen geht aus der Puppe das fertige Insect, eine kleine Fliege, hervor. Prof. Nowicki vermochte junge Heerwurmslarven im Zimmer nicht am Leben zu erhalten und zur Verwandlung zu bringen. Er giebt ein Verfahren an, das sich als bewährt erprobte, und erzählt darüber: „Da ich wußte, daß der Heerwurm Ende Juli verschwindet, und ich die dargebotene Gelegenheit ja nicht vorüber gehen lassen wollte, ohne die zugehörige Fliege kennen gelernt zu haben, so gab ich am 8. Juli dem Heger in Kopaliny die Anweisung, er möge etwa in 10 Tagen Heerwurmslarven, wenn sie reifer geworden, auf einen schattigen und geschützten Platz im Walde zusammentragen und um denselben einen Graben ziehen, damit die Larven am Wegziehen gehindert würden. Diesen Graben ließ ich einige Zoll tief und breit machen, dabei das äußere Ufer senkrecht und das innere abschüssig, damit die eingesperrten Larven, wenn sie auf ihrem Zuge in den Graben hinunterglitten, ihren Rückzug zum Platze über den leichten Ausstieg nehmen könnten, durch die senkrechte Wand aber verhindert würden, das Weite im Walde zu suchen, denn in steiler Richtung vermögen sie nur zu geringer Höhe emporzuklimmen. — Der Heger kam meiner Weisung pünktlich nach und das mit diesem Versuche verbunden gewesene Ziel war erreicht, denn als ich am 21. Juli wieder nach Kopaliny kam und die oberste Erdschicht des besagten natürlichen Zwingers untersuchte, fand ich darin Häuflein Puppen verschiedenen Alters, sowie der Verwandlung naher und auch noch munterer Larven, ein Gleiches an verschiedenen Orten im Walde, als ich bis Mittag des 22. Juli meine Nachforschungen machte. — Am 5. August begab ich mich abermals nach Kopaliny und fand in dem besagten Zwinger wie anderwärts im Walde auch Fliegen, und so zeigte es sich, daß mein Einfall nicht unpraktisch gewesen war. Mit einem Flor den besagten Platz zu überdecken ist nicht nöthig, da die Fliegen darauf sitzen bleiben und man sie sammeln kann, wenn ihre Entwickelungszeit nicht versäumt wird.

Die Fliege (Sciara militaris Now).

Hr. Prof. Nowicki sagt: Die Fliege ist schwarz mit glänzendem Rückenschilde und gelber Seitennaht des Hinterleibes, das schmächtigere Männchen 2,5—3,5 mm und das robustere Weibchen 4—4,5 mm lang. Die im Zwinger ausgeschlüpften Fliegen krochen auf aufrechte Nadeln oder Moosästchen und flogen von da auch nach erfolgter Entwickelung ihrer Flügel nicht weg. Die trägeren Weibchen harrten mit aufgehobenem Hinterleibe geduldig der Männchen, diese wieder liefen hurtig um ihre Geburtsstätte herum und suchten nach Weibchen, mit denen sie sich sofort copulirten, sobald sie dieselben trafen. Wollte ich die Fliegen fangen, so ließen sie sich entweder fallen oder gingen herunter und verkrochen sich zwischen die Nadelstreu oder Moos, keine einzige versuchte durch Wegfliegen sich zu retten. — Damit aber diesen meinen Wahrnehmungen nichts mehr an ihrer Gewißheit fehle, war es nöthig, das Verhalten der Fliege auch im Freien kennen zu lernen. Bei weiteren Nachsuchungen im Walde traf ich zu allen Jahreszeiten hier und da ebenfalls über der Erde die Fliegen truppweise, wobei, wie zu Hause, auf ein Männchen viele Weibchen kamen. Die rührigen geilen Männchen trippelten in ihrer nächsten Umgebung nach Art der Ameise umher und suchten nach Weibchen, diese aber saßen in deren Erwartung träge an aufrechten Nadeln, Moos oder an abgefallenen Aesten oder Heidelbeersträuchern. Ich nahm mehrere Fliegen auf die Hand, hier flogen sie davon, nachdem ich sie angeregt hatte, von selbst thaten sie es nicht. Bald nach dem Ausschlüpfen, wenn beide Geschlechter sich zusammenfinden, erfolgt eine hitzige Begattung und wegen der polygamischen Lebensweise paart sich das Männchen mit zahlreichen Weibchen. Um in dieser Hinsicht nähere Auskunft zu erlangen, beobachtete ich die Fliegen im Walde und in mehreren Glaskölbchen, in die ich sie mit trockenen Moosstengeln oder Fichtenästchen brachte. Fand das Männchen im Freien ein Weibchen, so copulirte es sich sogleich mit demselben, wenn auch letzteres eben erst aus der Puppe entschlüpft war. Im Glaskölbchen rannten die geilen Männchen mit herabhängendem Hinterleibe wie besessen nach den Weibchen umher. Kam eins mit dem Weibchen zusammen, so packte es rasch dasselbe mit den gewaltigen Haltzangen und wendete sich hin und her, bis es sich copulirte, worauf beide Geschlechter ihre Körper in entgegengesetzter Richtung hielten. Der Act der Paarung dauert nur eine kurze Weile und es kann auch nicht anders sein, wenn ein Männchen vielen Weibchen genügen soll. Das Männchen ruht einige Minuten, beginnt die Hetze von Neuem und wiederholt sie viele Male, was sehr drollig anzusehen war, als ich ein Glaskölbchen um das andere

betrachtete. Ein einzelnes mit dem Männchen eingesperrtes Weibchen paarte sich willig mehrmals, suchte aber später dem hitzigen Gesellen zu entkommen, und ich befreite es endlich von seiner Zudringlichkeit, um den Act des Eierlegens zu beobachten. Sehr kurz ist das Leben dieser Fliege, die Weibchen, welche am 25. Juli ausgeschlüpft und befruchtet waren, starben meistens noch an diesem Tage, die Männchen hingegen erst am Nachmittage des folgenden Tages. Aus diesem Lebensgange erklärt sich, wie die ihre Geburtsstätte kaum verlassende, nur ganz kurze Frist im Verborgenen lebende Mücke bis in die neueste Zeit unbekannt bleiben konnte und auch bis jetzt nur von wenigen Beobachtern gesehen worden ist. Sogleich nach der Begattung werden die kleinen Eier, von denen 15—20 auf die Größe eines Mohnkorns kommen, auf die oberste feuchte Erdschicht oder auch in die Streulaubschicht in Häufchen von ca. 100 Stück abgelegt. Im nächsten Frühjahr, in der Regel im Monat Mai, entschlüpfen die Maden den Eiern und leben wol 8—12 Wochen gemeinschaftlich beisammen. Im Juli erwacht der Wandertrieb, sie verbinden sich in großer Anzahl zu Heerwürmern, die im Walde ziehen oder auch Waldwege überschreiten, wie Schreiber dieser Zeilen es im Sommer 1886 bei Stolberg am Harz beobachtete. Der größte Heerwurm, welchen ich auf dem Wege von Stolberg nach Breitenstein sah, war 2 m lang, die anderen, welche ich in einiger Entfernung bemerkt hatte, hatten eine Länge von ½, ¾ und 1 m. Die längsten Heerwürmer, welche der Forstmeister in Seesen am Harz beobachtete, waren wenig über 4 m lang. Der größte Heerwurm wurde am 24. Juli 1864 im Laubwalde Leina unweit Altenburg gesehen. Er zog sich in gerader Linie von Süden nach Norden und hatte eine Länge von 26 Ellen und eine Breite von einer mittlern Hand. 17 Ellen waren gleich breit und 9 Ellen gingen allmälig nach dem Schwanze spitzig zu. (S. M. Schlenzig, Mittheilungen aus dem Osterlande 17. Bd. Heft 1 u. 2. Altenburg 1865.)

Der Heerwurm in Bezug auf Poesie und Volksaberglauben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Anblick des Heerwurms in einem dichten düstern Buchenwalde etwas Gespensterhaftes, Unheimliches und Schauerliches an sich trägt, besonders auch dadurch, daß er plötzlich erscheint und am andern Tage schon verschwunden ist. Für den Waldarbeiter, für den Gebirgsbewohner, der zum Aberglauben mehr geneigt ist, mußte der Anblick des Heerwurms einen unangenehmen, Staunen und Furcht erregenden Eindruck machen, besonders in der Zeit, wo man über sein Erscheinen, über die Naturgeschichte dieser sonderbaren Schlange noch gar keine Auskunft geben konnte. Auch heute noch wird er als Kriegsvorbote angesehen und daher stammen die Namen Kriegswurm, Kriegsschlange, Heerschlange ꝛc. Caspar Schwenckfelt erzählt (1603): Der Heerwurm war Gegenstand des größten Aberglaubens, die schlesischen Bergbewohner betrachteten es als ein Vorzeichen schlechter Ernte, wenn der Zug bergan ging, während ein hingegen aus einer Wanderung von Berg zu Thal ein fruchtbares Jahr prophezeiten. Der norwegische Schriftsteller Magister Jonas Ramus erzählt, daß in Norwegen dem Heerwurme Kleider und Gürtel in den Weg geworfen werden und daß es Glück bringen solle, wenn der Heerwurm darüber hinweg kriecht, Unglück hingegen, wenn er seitlich ausweicht. Das Nämliche kommt auch in Thüringen vor, nur daß dieses Hinwerfen von Kleidern sowol von Männern als Frauen mit einiger Vorsicht, so viel wie möglich geheim geschieht. Kriecht der Heerwurm darüber, so bedeutet es wie in Schweden und Norwegen Glück, das Ausweichen dagegen Unglück. Ja sogar Frauen sollen die Erscheinung des Heerwurms dazu benutzen, um Auskunft von ihm über interessante Umstände zu erlangen. Sie werfen ihm daher die Schürze vor, kriecht er darüber, so schätzen sich die hoffnungsvollen Frauen glücklich, denn das bedeutet eine leichte und glückliche Entbindung. Dr. Kühn in Eisenach erzählt, daß der 1774 in der Nähe von Eisenach erschienene Zug die Leute vor neuem Kriege zitternd machte wie im Jahre 1756, wo ein Heerwurm den siebenjährigen Krieg angedeutet habe und sie hinauslockte, um das vermeintliche Ungeheuer zu sehen, das als eine vielköpfige Schlange, auf welcher Tausende von Maden herumkröchen, beschrieben wurde, und das nur alle Morgen von 8—9 Uhr sich sehen lasse, beständig von Morgen zu Abend gehe und sich nach einer Quelle, um seinen Durst zu löschen, begebe. M. Schlenzig, welcher den Heerwurm 1864 in dem Walde Leina bei Altenburg beobachtete, erzählt aus dem Jahre 1865: Da ich im Laufe dieses Jahres in Thüringen, in der Gegend von Sonneberg und Coburg mich aufhielt, so erkundigte ich mich aller Orten nach dem Heerwurm. Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben, nur eine bejahrte Frau. Doch meinte sie, von einem Heerwurm wisse sie nichts, wol aber hätte sie vor Jahren am frühen Morgen eine entsetzlich lange Schlange quer über die Straße ziehen sehen. Die breite Straße hätte nicht zugereicht, so lang wäre die Schlange gewesen, weshalb sie von derselben weder den Kopf noch den Schwanz gesehen hätte. Sie hätte Muth gefaßt und die Schlange an mehreren Punkten entzwei getreten, allein zu ihrem großen Schreck wäre die Schlange wieder zusammengewachsen. Da sei sie plötzlich in Furcht und Angst gerathen und schnell hereingelaufen. Aus Furcht vor dieser Schlange habe sie diesen Weg lange Zeit nicht betreten, denn eine zertretene Schlange, meinte sie, die so schnell wieder zusammenwachse, was nicht mit rechten Dingen zuginge, könne ein Unglück über Menschen und Vieh bringen. Professor Nowicki in Krakau, welcher den Heerwurm bei dem Dorfe Kopaliny in der montanen Region der westlichen Karpathen beobachtete, erzählt: Im Jahre 1865 zeigte mir in Kopaliny der Heger Górka eine Menge von ihm in Waldlachen ersäufter Heerwurmlarven. Als ich ihn hierauf fragte, warum er dies gethan hätte, da doch die Maden unschädlich seien, antwortete er in trüber Geistesverfassung, sie wären eine Vorbedeutung des Krieges und der Epidemie. Und als ich ihn weiter ausforschte, wie so Maden den Krieg vorhersagen könnten und aus welchem Grunde er sie für ein solches Zeichen halte, da er sie doch zum ersten Male in seinem Leben sehe und früher von ihnen nichts gehört habe, antwortete er: Weil sie ihre Reihen, wenn man sie unterbricht, wie Soldaten wieder schließen. Ich erklärte ihm hierauf das Wunderbare in der Geschichte des Heerwurms, allein das kriegerische und epidemische Jahr 1866 bekräftigte ihn in seinem ursprünglichen Wahne und das massenhafte Austreten der Heerwürmer im Jahre 1867 erklärte er für die Vorbedeutung noch schwererer Zeiten, die da kommen sollten. Anders als Górka deuten den Heerwurm die Goralen der Tatra und jene der Babia Gora. Als ich am 26. Juli 1865 von Schmeds aus auf die Lomnitzer Spitze ging, begleitete mich der polnische Führer Waba aus Zakopane. Als ich unterwegs in der Waldregion mehrere Heerwürmer gewahr wurde, rief ich Waba zu, er möchte näher kommen, um ihm das meiner Meinung nach unbekannte Wunderding zu zeigen, aber Waba, ein geborener Gorale, dessen scharfem Blicke in seinen heimathlichen schönen Bergen nichts Augenfälliges entgeht, erkannte sogleich die Sache richtig und sagte: „Ach, das ist ja der Heerwurm (plen), nun wird es eine gesegnete Ernte geben. Unsere Leute sammeln den Heerwurm, trocknen ihn, lassen ihn in der Kirche weihen*) und streuen ihn in Scheunen, Ställen, Zimmern, Feldern und dergl. aus, da sie glauben, Brod und Glück halten sich an einem solchen Orte, sie prophezeien auch für Polen Fruchtbarkeit, wenn der Heerwurm bergab gegen Norden zieht, für Ungarn aber, wenn er bergauf in südlicher Richtung gegen die ungarische Seite gleitet." Und als ich ihn weiter ausfragte, wie so der Heerwurm zu dieser Bedeutung gelangte, erzählte er weiter: „Als noch Polen ganz war, ging während einer schweren Hungersnoth ein Weib nach Ungarn, um daselbst Brod zu kaufen. Unverrichteter Sache heimkehrend, fand sie unterwegs in der Tatra einen ziehenden Heerwurm und nahm ihn in einem Tuche mit. Zu Hause angelangt, warf sie den ausgehungerten Kindern den Geldsack vor die Füße und vertröstete sie, es werden gute Jahre wiederkehren, denn der Heerwurm ziehe noch nach Polen. Die guten Zeiten kamen wirklich, Brod war im Ueberfluß. Seitdem gilt der Heerwurm von Geschlecht zu Geschlecht als Prophet und Niemand vertilgt ihn bei uns, da man weiß, daß er keinen Schaden anrichtet." Im August des Jahres 1867 machte ich einen Ausflug auf die Babia Gora und von da in die Tatra. Als ich am 10. August von Zawoga aus die Babia Gora bestieg, sprach ich mit meinem Führer über den Heerwurm und er erzählte mir hierüber Folgendes: „Er heißt bei uns plen und zeigt sich im Walde Bucznna Czarnego, aber selten. Man betrachtet ihn als ein Vorzeichen fruchtbarer Jahre, wenn er bergan zieht, von Mißjahren hingegen, wenn er von Berg zu Thal wandert." Mehrere Tage später bestieg ich in der Tatra den hohen Kryman vom ungarischen Thale Koprowa aus. In der dortigen Salasche übernachtend, unterhielt ich mich mit den Hirten, welche alle Liptauer waren, und als ich dabei auf den Heerwurm zu sprechen kam, äußerten sie: „Wir nennen ihn Zyr. Wer ihn findet, der bringt ihn in einen neuen Topf und stellt den zwischen die Schafe, auf daß sie gedeihen."

*) Der Ortspfarrer in Zakopane stellte dies in Abrede, Waba aber meinte, der Pfarrer sehe nicht immer, was er weihe.

Die Literatur und Geschichte des Heerwurms.

Die erste Nachricht über den Heerwurm stammt aus Schlesien. Caspar Schwenckfelt schrieb in seinem Theriotropheum Silesiae (Liegnitz 1603 p. 501): „Ascarides militares, Heerwürmer vulgo, minutissimi sunt vermiculi, capillares, subalbidi qui aestivo tempore instar catenae cohaerentes perreptant, ac si exercitum ducerent.“ — Heerwürmer sind kleine haarförmige Würmchen, welche im Sommer wie eine Kette zusammenhängend umherziehen, gleichsam als wenn sie ein Heer bildeten. Wahrscheinlich beschreibt Schwenckfelt den Heerwurm auch nur nach Hörensagen; hätte er den Heerwurm wirklich gesehen und beobachtet, so würde er die Maden nicht als Würmchen bezeichnet haben. Am Anfange des 18. Jahrhunderts verfaßte der Rector der Schule zu Schleusingen M. Christian Junker eine Beschreibung des Landes, darin er wohnte und lehrte. In der physikalischen Beschreibung erwähnt Junker auch den Heerwurm mit folgenden Worten: „Eine sonderliche Art Waldwürmer hat der Oberförster Hans Christoph Ludwig zu Ilmenau beobachtet, dergleichen er selbst bekennt, seine Lebetage nicht gesehen zu haben. Die hiesigen Waldleute (in dem Ilmenauer Oberforst) nennen es Heer- oder Kriegswürmer, und ist die gemeine Rede, als ob sie ein Anzeichen vielen Kriegs seien. Ich habe auch nach der Zeit erfahren, daß man dergleichen Gewürme auch in der Goldlauter (Dorf bei Suhl), in dem Suhlaer Forst, auch im Schwarzwalde (Dorf bei Ohrdruff) u. A. m. angetroffen. Sie sind drei Finger breit, in einander geschlungen wie Weiberzöpfe, von Farbe schwarzgrau; es ziehet alles zugleich fort, wenn es getrennt wird, schließt es sich wieder, und man sagt, daß es ganze Berge einnehme zu 15—20 Klafter (45—60 Ellen lang). Sie sind von der Größe einer kleinen Käsemade und grau, ziehen aber bei so viel Tausenden mit einander, daß sie wol 2—24 Ellen lang und 2 Zoll breit sind und aussehen wie eine Schlangenhaut.“ Das Ineinandergeschlungensein wie Weiberzöpfe ist eine kühne Uebertreibung, die man entschuldigen kann, weil Junker den Heerwurm nicht selbst gesehen hat. Im Jahre 1715 erwähnt ein norwegischer Schriftsteller, Magister Jonas Ramus, den Heerwurm als Orme-Drag. Orme-Drag (norwegisch) ist als Wurmdrache ins Deutsche übersetzt, jedoch übersetzt es Ludwig Bechstein als Wurmzug, denn drag bedeutet Zug, nicht Drache. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schrieb der schwärmerische Bischof des Stifts Bergen Dr. Erich Pontoppidan in seiner Naturgeschichte: „Orme-Drag oder Drag-Fäe (= Zugherde). Dieses Insect ist hier (in Norwegen), soviel mir bekannt ist, eine physikalische Besonderheit des Landes. Es besteht aus einer unzähligen Anzahl kleiner Würmer, die sich ungemein weit auf der Erde ausstrecken, nicht anders, als wenn es ein Seil von der Länge einiger Klafter und von der Dicke 1½—2 Finger wäre. Die Farbe ist wässericht und sie haben einen großen schwarzen Flecken auf dem Kopfe. Diese Würmer lieben die Gesellschaft und sie werden allezeit zu Millionen beisammen gefunden, indem sie beständig übereinander herum kriechen, daß der ganze Haufen allezeit weiter fort ziehet, und auf dem weichen Grunde eine Spur als eine weitgedehnte Linie hinter sich zurück lässet. Womit diese fast unendliche Menge kleiner Würmer sich nähret, dieses ist nicht zu bemerken, und es ist wahrscheinlich, daß sie sich unter einander selbst verzehren.“ Der Schlußsatz ist falsch, denn wir kennen heute die Nahrung der Heerwürmer ganz genau. Beiläufig gesagt ist dieser Bischof der Schöpfer der Kunde von der großen Seeschlange und dem Kraken. Der nächste und zwar wissenschaftliche Beobachter des Heerwurms war der praktische Arzt Dr. Kühn in Eisenach, welcher 1774 einen Heerwurm fand und ihn in einem Topfe nach Hause tragen ließ. Dort schüttete er ihn im Garten in einen schattigen Gang, wo er sich bald zu einer Wanderung zusammengesellte. Nach mehreren mißglückten Versuchen gelang es Kühn endlich im Sommer 1782 das vollständige Insect zu züchten, die zugehörige Heerwurmfliege zu ziehen, die er in Walch's Zeitschrift „Der Naturforscher“ vom Jahre 1782 das Wunderthier nannte, diese schwarze Fliege war nicht viel größer als ein Floh. Die nächsten Beobachter des Heerwurms waren Förster Raude aus Birkenmoor bei Ilefeld und der Professor der Zoologie Dr. Berthold in Göttingen. Förster Raude theilt darüber in einem Schreiben vom 21. Juli 1845 Folgendes mit: „Im Juli vorigen Jahres (1844) wurde mir von einigen Leuten, welche den Weg von Birkenmoor nach Ilefeld passirt waren, erzählt, daß sie eine Viertelstunde von hier auf einem Fahrwege im dichten schattigen Buchenhochwalde ein wunderbares Thier in Gestalt einer Schlange gesehen hätten, welches sich ganz langsam bewege und aus Millionen kleiner Maden bestände. Nach der Beschreibung vermuthete ich sogleich, daß es der sogenannte wunderbare Heerwurm sein müsse, und suchte ihn einige Stunden hindurch, jedoch vergeblich, an demselben Orte. Einige Zeit nachher war das Madenheer von mehreren Leuten des Morgens wieder bemerkt worden, ich kam aber leider abermals zu spät, indem sich der Heerwurm wieder in Erde und Laub verkrochen hatte, hierauf war er ganz verschwunden. Heute Morgen wurde mir wieder von einigen Arbeitern, welche den Heerwurm schon im vorigen Jahre gesehen hatten, erzählt, daß sich dieses Thier abermals zeige, weshalb ich mich sogleich an Ort und Stelle begab, um diese Erscheinung selbst zu beobachten. Ich fand an verschiedenen Stellen 10 Schritt von einander drei etwa ½ Zoll dicke und 4 Fuß lange, aus Maden zusammenhängende Heerwürmer, welche sich langsam fortbewegten. Eine Stunde darauf war der Strang schon 12 Fuß lang, es hatten sich die verschiedenen Züge in einen einzigen verwandelt und waren eben im Begriff, sich in Erde und Laub zu verkriechen.“ Am 30. August sendet der Förster Raude folgendes Schreiben mit einer Anzahl Puppen und Mücken an den Professor der Zoologie Dr. Berthold nach Göttingen: „Gleich nach Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 29. Juli verfügte ich mich wieder zur Stelle, wo sich der Heerwurm täglich gezeigt hatte, und ich fand ihn daselbst wieder. Es wurden mehrere Maden in eine blecherne Botanisirbüchse gelegt und dieselbe mit Erde und Wurzeln vollends gefüllt. Als ich nach Hause kam, wurde die Botanisirbüchse mit den Maden vor der Thür unter einem Baume aufgehängt, und ich hatte Tags darauf das sonderbare Schauspiel, daß die darin befindlichen Maden ihre Wanderungen wieder begannen, so daß sie durch eine kleine Ritze aus der Büchse entwichen, auf der Außenfläche derselben hinwanderten und endlich wieder durch dieselbe Oeffnung in die Kapsel einzogen. Diese kreisförmige Wanderung wurde wol noch einmal von einer geringen Anzahl wiederholt, wobei übrigens einige abstarben und ganz vertrockneten, bis sie sich endlich im Innern der Kapsel ruhig verhielten. Da ich nach 8 Tagen bemerkte, daß sich einige Maden schon verpuppt hatten, so ließ ich die Botanisirbüchse mit den Maden ruhig vor der Thür unter dem schattigen Lindenbaum hängen und war eigentlich nicht ganz schlüssig, wo ich die Puppen während des Winters aufbewahren sollte, als ich heute eine Menge kleiner Fliegen durch die Ritzen der Büchse kommen sah und mich daher überzeugte, daß die Fliegen schon jetzt ausschlüpften.“ Förster Raude sendet an den Professor Dr. Berthold eine Schachtel mit Puppen und Fliegen und Berthold giebt eine ausführliche Beschreibung der Puppe und des Insects in seiner Abhandlung: „Mittheilungen über den Heerwurm oder Wurmdrachen“, die in den Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen im Jahre 1845 p. 65 u. ff. erschien, und später veröffentlichte er eine zweite Arbeit in den Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1856 Bd. VI. Berthold bezeichnet die Mücke als eine Trauermücke (wegen der schwarzen Flügel) und zwar als die Art Sciara Thomae. Berthold's Ansicht, Sciara Thomae sei die Heerwurmmutter, ging über in viele Schriften des In- und Auslandes, und seine Mittheilung gab Anderen den Anstoß und Stoff zur Beschreibung des Heerwurms. Später fand der Heerwurm einen wichtigen Schriftsteller in Ludwig Bechstein. Dieser erzählt: „Eine Reihe von Jahren hatte der Heerwurm nur meine Phantasie beschäftigt. Das Wunderbare, Sagen- und Märchenhafte, was ich über ihn hörte und las, wirkte mit allem Reiz des Geheimnißvollen, Unenthüllten darauf hin, einem Naturwunder, das sich dem Auge der Forscher in ein fast undurchdringliches Dunkel barg, mit Eifer auf die Spur zu kommen. Da aber Jahr um Jahr verging, und diese Spur sich nicht finden wollte, so verarbeitete ich diesen Drang und dieses Sehnen einstweilen in einer Thüringerwaldgeschichte, betitelt: „Der Heerwurm und die Wildschützen“, welche im rheinischen Taschenbuch bei J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M. 1850, erschien. Freilich konnte nur das Ueberlieferte über den Heerwurm, ausgestattet und ausgeschmückt mit einer Zuthat der Phantasie, in dieser Erzählung niedergelegt werden, und Viele, welche dieselbe lasen, waren sehr geneigt, den ganzen Heerwurm für ein Phantasiestück, eine verkörperte Volkssage gelten zu lassen. Unter den Freunden, mit denen ich viel und oft über den Heerwurm mich unterhielt, war einer der Wenigen, welche ihn kannten und gesehen hatten, Herr Förster Buchenröder auf Oberhof, welcher in früheren Jahren den Heerwurm einige Male gesehen und viel Anziehendes davon zu erzählen wußte. Seit 15—20 Jahren hatte Buchenröder sich vergebens nach dem Heerwurm umgesehen; endlich am 3. August 1850 Morgens 5 Uhr kam der Wegwärter Ortleb zum Förster Buchenröder an das herzogliche Jagdschloß auf Oberhof, klopfte an, bot

einen guten Morgen und rief: „Herr Förster, m'r krieen Kriegk!" „Wie so, Ortleb?" „Der Heerwurm lätt sich siehen!" „Der Heerwurm! Wo?" „Drongen biem Lochborne!" — Buchenröder ging mit ihm zur Stelle, erfuhr von ihm alle abergläubischen Ueberlieferungen, die von Urväterzeiten her im Thüringerwaldvolke über den Heerwurm im Schwange gehen. Jetzt war man zur Stelle. In einer Längenausdehnung von 12—14 Fuß, drei Finger breit, einen Finger hoch übereinander, zog die graue Schlange des Heerwurms quer über die Hochstraße. Es waren schon Pferdehufe und Wagenräder über die Erscheinung hingegangen, das hemmte sie jedoch nicht, in langsamer Bewegung vorwärts zu gelangen, indem sich die getrennten Theile wieder vereinigten. Buchenröder packte einen Theil des Heerwurms in eine Schachtel mit Moos und gab ihn mit den Worten zur Post: „Lieber Freund! Hier schicke ich Dir ein Stück Heerwurm." Bechstein hatte jetzt wenigstens Gelegenheit, die Heerwurmlarven in der Gefangenschaft zu beobachten. Sie lieferten ihm am 16. Aug. die ersten Puppen und am 21. Aug. zwei ausgekrochene Heerwurmsfliegen. Im folgenden Jahre gab Bechstein seine interessante Abhandlung: „Der Heerwurm, sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie" (Nürnberg 1851) heraus. Das Hauptmoment seiner Arbeit ist, daß die von ihm gezogenen Fliegen ein anderes Resultat, als das von Berthold ermittelte, geliefert haben sollen, nämlich keine Sciara Thomae, sondern eine der Gattung Sciara am nächsten stehende Mücke waren, deren Einreihung in das System noch vorbehalten bleibe. Eine eigenthümliche und ergötzliche Notiz giebt Lorez aus Chur. Er sah Anfangs August 1851 in Vulpera bei der Teraspér Salzquelle einen im feuchten Gebüsche zwischen dem Inn und dem Spazierplatze gleitenden Heerwurm. Die Kurgäste hielten das Ungethüm für einen Band- oder Eingeweidewurm, von dem irgend einer der vielen ärmeren Tiroler Kurgäste, die bekanntlich in den Verstecken des Gebüsches um den Spazierplatz herum der Abführungen des Salzwassers sich entledigen, entbunden worden sei. Als die besten und wissenschaftlichen Beobachter des Heerwurms sind in der jüngsten Zeit der Professor Dr. Max Nowicki in Krakau und Forstmeister Beling in Seesen am Harz zu nennen. Professor Dr. Max Nowicki beobachtete im Juli 1867 in den Kopaliner Fichtenwäldern den Heerwurm, züchtete die zugehörige Mücke und erkannte darin eine neue Species, die er in seiner interessanten Druckschrift: „Der Kopaliner Heerwurm und die aus ihm hervorgehende Sciara militaris n. sp. Brünn 1868" ausführlich beschrieb. Schon ein Jahr vorher hatte auch der Förster Beling dieselbe Heerwurmsmücke gezüchtet und fand, daß die Heerwurmsmücke des Harzes mit der der Karpathen völlig identisch war. So geht also der Heerwurm aus der Larve der Sciara militaris und nicht, wie früher angenommen wurde, aus der Sciara Thomae hervor. Wer also das Städtchen Stolberg am Harz berührt oder es als Sommerfrische benutzt, der unterlasse es nicht, in der Zeit vom 15. Juli bis 15. Aug. auf dem Wege nach Breitenstein den Heerwurm aufzusuchen, vielleicht ist es ihm beschieden, diese unheimliche Waldschlange zu erspähen und einige Zeit zu beobachten.

Die Bewohner des afrikanischen Himmelreiches.

Von August Einwald. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Ein Urnaturvolk, welches Ackerbau, Viehzucht und Industrie, den heimischen Bedürfnissen entsprechend, mit Verstand treibt, muß eines jeden Gelehrten und Menschenfreundes höchstes Interesse erregen, ganz abgesehen von dem Mangel an Modekleidung und Civilisation. Ein Naturvolk, das mit dem einfachen, selbstgeschmiedeten Speer gegen die modernen und besten Kriegswaffen zu kämpfen den Muth hat und in nicht wenigen Treffen nennenswerthe Vortheile zu erringen weiß, ein solches Volk ist jedenfalls der Beachtung und des Studiums werth!

Die Bewohner des Zululandes lernte ich am gründlichsten kennen auf meiner vierten Afrikareise, welche ich vom Jahre 1884—1886 unternahm. Am 24. Mai verließ ich in dem Dampfer „Mexican" Southampton und fuhr via Funchal (Insel Madeira), Insel St. Helena, Capstadt und Port Elizabeth nach Durban, welcher Landungsplatz am 24. Juni erreicht wurde.

Drei Wochen nach meiner Ankunft in Südost-Afrika, als die vollständige Ausrüstung (bestehend in zwei großen Zeltwagen, je von 18 Ochsen gezogen) beendet war, brach ich mit zwölf Eingeborenen auf nach dem Innern. . .

Obwol es schon zwei Handelsstraßen von Durban nach dem Zululande giebt — die eine führt die Küste entlang via Veralum, New-Guelderland, Jnoti und Bethesda nach Etyowe und die andere in nordwestlicher-Richtung via Pietermaritzburg, Umgeni, Greytown, Unasinga und Helpmakar nach Rorke's Drift —, so wählte ich den noch unbekannten Mittelweg durch die Dornen.

Diese interessante Gegend erstreckt sich von dem Umvoti- bis zum Tugelafluß, und es giebt dreierlei Sorten von Dornen, welche im Sommer schöne rothe Blumen entfalten. Zwei Arten wachsen buschicht, eine mit 4—5 Zoll langen Stacheln und heißt: Umsaffan; die andere ist mit kurzen Stacheln und zugleich mit Widerhaken versehen und heißt: Umtatan. Die dritte und schönste Art der Dornen hat einen nackten ungefähr sechs Fuß hohen Stamm, dessen Blätter sich wie ein großer Schirm ausbreiten, und heißt: Isangowe (Krondornen).

Nach einem Monat anstrengender Arbeit, wo das Schimpfen meiner Diener nie fehlte, erreichte ich in dieser unwegsamen Gegend Ehlanzeny, welcher District von dem Zuluhäuptling Umuwela regiert wird. Als die üblichen Begrüßungen und Vorstellungen beendet waren, gab ich dem Häuptling und seinen Frauen Geschenke und er ließ mir zu Ehren einen Ochsen schlachten.

Nach zwei Tagen Rast verließ ich das Dorf und passirte bei Emacabaleny den Tugelafluß, besuchte die Stelle, wo Prinz Napoleon am 1. Juni 1879 getödtet wurde, in der Nähe des Ityotyoziflusses und den Berg Isandhlawana.

Am 10. November, nachdem ich die Flüsse Inponi, Umsunduzi, Amatikulu, Umlalazi, Umhlatuzana, weißen und schwarzen Umrolozi passirt hatte, und die prachtvollen Gebirge von Ungoye, Inkanohla, Hlobana ꝛc., alle mit Wäldern von nützlichen Hölzern geziert, durchwandert hatte, erreichte ich Emüpati, woselbst mir der König Dinizulu mit wenigstens 2000 Zulus Begleitung einen großartigen Empfang bereitete.

Hier fand ich Gelegenheit, die Nation von dem größten Herrscher, Minister, Feldherrn ꝛc. bis zum einfachsten Zulu zu studiren, und machte folgende Beobachtungen:

Der Zulu ist der kriegerischeste unter allen südafrikanischen Stämmen, ein wahres Modell, die Krone aller farbigen Rassen. Wahrhaft herkulische Gestalten, an deren entwickelten Muskeln sich jeder wissenschaftliche Reisende erfreuen kann, sind da nicht selten. Die Schädelcapacität ist größer, die Stirn höher, die Lippen gutmüthig aufgeworfen, das Auge offen, vertrauensvoll, besonders bei den Kindern geradezu gewinnend. Der ganze Körper ist wohl proportionirt und ob ihm naturgemäße, einfache Diät nicht ihre Zähne so blendend weiß erhält? Unter den Zulu-Frauen giebt es anatomisch tadellose Formen mit intelligenten Köpfen und Physiognomien.

Die Hautfarbe der Zulus ist dunkelbraun, zuweilen heller bis röthlich bräunlich. Die Frage der Civilisation: „Womit sollen wir uns kleiden?" ist den Zulus wenig bekannt. . . —

Die Wohnungen der Zulus sind feste, bienenkorbartige, runde Hütten (Durchmesser 12 Fuß und Höhe 10 Fuß) mit einem kleinen Eingang, daß man eben in gebückter Stellung ein- und ausgehen kann. In der Mitte befindet sich eine rundliche Vertiefung, der Feuerheerd. Da die Hütten (Kraals) meistens nur als Schlafgemach und zur Aufbewahrung ihrer Waffen und Geräthschaften dienen, so sind die Zulus am Tage in dem schönen Klima selten darin zu finden. Eine größere Anzahl solcher Hütten bilden ein Dorf, welches von einem Häuptling (Induna) regiert wird.

Viehzucht bildet den Wohlstand und das Leben der Zulus, ohne dies keine Hochzeiten, keine Opfer und keine Feste. Ochsen sind für den Zulu mehr als Thiere, sie sind seine Freunde.

Eine wichtige Aufgabe für den Zulu ist, eine Kornkammer zu erhalten: Unter der meist einen Fuß dicken Schicht von hartem trockenem Düngerboden im Viehkraal machen sie mannestiefe Höhlen von der Form einer riesigen Flasche mit einer Oeffnung, um einen Mann durchlassen zu können. Dieser unterirdische Raum wird mit Feuer hartgebrannt und dient alsdann, um 5—10 Säcke mit Mais oder Korn aufzubewahren. Die Oeffnung wird jedesmal nach der nöthigen Versorgung mittels einer Steinplatte verschlossen, so daß es dem Unwissenden unmöglich wird, den Platz zu finden.

Die häuslichen Arbeiten sind getheilt, fallen aber hauptsächlich der Frau anheim, wie der Land- und Gartenbau. Der Ackerbau wird nach bestimmten, alterthümlichen und landesüblichen Regeln als Spatencultur betrieben. In Friedenszeiten sitzen die Männer

vor den Hütten, verfertigen Speere, Schilde, Assagai, Messer; schnitzen hölzerne Stühle, Stöcke, Löffel, Schüsseln, Tabakspfeifen, Schnupftabaksdosen, Löffelchen aus Horn und Elfenbein mit gewöhnlichen Messern — wahre Geduldsproben für Europäer — oder bereiten Felle, flechten wasserdichte Behälter, Getreide- und Tabaksäcke, während die Frauen schon vor Sonnenaufgang auf einem etwas hohlen Stein Kafferhirse zu Mehl zu verreiben, den Mais zu stampfen und für die Familie täglich zwei Mahlzeiten zu kochen haben. Die Zulufrau weiß sich in ihr Loos zu schicken und dasselbe würdig zu ertragen.

Das Familienleben ist heute noch dem des Vaters Abraham ähnlich. Wie zur Zeit der israelitischen Patriarchen, so sind unter den Zulus der Vater und der älteste Sohn die Gebieter und Beschützer der Familie.

Auch das Heirathen erinnert an hebräische und arabische Sitten, indem die Eltern der betreffenden Braut eine Art Geschenk erhalten, gewöhnlich 5—10 und mehr Stück Vieh. Merkwürdig ist es, daß je nach Umständen ein armer Zulu ungefähr so viel Jahre dienen muß, wie Jakob, um sich die Morgengabe zur Verheirathung verdienen zu können. Oesters dringt die erste Frau, inkosikasa, darauf, daß eine zweite und dritte noch geheirathet wird, um ihr die schweren Arbeiten zum Theil abzunehmen, ähnlich, wie Sarah ihrem Abraham die Hagar gab. Ein Häuptling muß schon mehrere Frauen haben, um den ihm gebührenden Respect und Gehorsam in seiner Stellung zu verlangen.

Mißgeformte, kränkliche oder schwache Kinder bekommt man selten zu sehen. Eine eigentliche Gotteslehre oder Religion haben die Zulus nicht. Gewöhnlich werden sie zur großen Continentalnation der Ungläubigen gerechnet; jedoch mit Unrecht, denn sie glauben an verschiedene Classen der Geister der Verstorbenen, an einen gewissen Schöpfer, an einen Herrn des Donners und der Blitze, und haben viele Ceremonien und Gebräuche, an denen sie ebenso festhalten, wie die strenggläubigsten Israeliten an ihren zehn Geboten. Unter ihren Gesetzen und Gebräuchen giebt es mehrere, welche auf mosaischen Ursprung hindeuten. Zauberei und Giftmischerei ist im vollen Gange. Gewissen Klugen (izansi) traut man die Kunst zu, durch gewisse Opferthiere und Zauberstücke Regen herbeiführen zu können.

Die Ansicht, daß die Zulus vor allen anderen Kafferstämmen semitischer Abkunft seien, muß wohl getheilt werden. Die Physiognomien vieler Gesichter, die Sitten und Gebräuche, Benehmen und Sprache, die Beredtsamkeit, das zähe Festhalten an Traditionen, die Ehegesetze, der National- und Familienstolz, Abscheu vor Schweinefleisch, äußerste Sparsamkeit, die Geselligkeit, das Familienleben, alle charakteristischen Punkte scheinen damit übereinzustimmen.

Das Singen der urkräftigen Naturstimmen ist für europäische Ohren, besonders in der Entfernung, sehr melodisch, selbst wenn die Zulus etwas zu viel ubutywala (Bier) getrunken haben.

Das Zululand als Paradies zu bezeichnen, läßt sich sehr leicht durch Vergleiche mit den anderen südafrikanischen Staaten feststellen.

Ganz mit Recht haben es auch die Zulus als ihren „Himmel" bezeichnet, denn sie glauben, daß sie hier nicht nur in Fleisch und Blut, sondern auch nach dem Tode in der Ewigkeit als Geister existiren.

Kirchhöfe sieht man im Zululande nicht, sondern die Zulus beerdigen die ältesten Mitglieder ihrer Familien in sitzender Stellung unter ihrer Hütte, die andern an irgend einem Ort nahe dem Dorfe, jedoch ohne den Platz mit einem Kennzeichen zu versehen. Die Sprache der Zulus scheint, nach der Form und Bedeutung einer großen Menge von Wörtern und Sätzen zu urtheilen, die Wurzel- oder Grundsprache der übrigen Kaffer-Dialekte zu sein. Die Ausdrucksweise ist durchaus kein barbarisches Kauderwelsch, sondern ein harmonisches Ganzes, reich und kraftvoll, obwol keine Literatur existirt.

Die Geschichte der Amazulu (der Himmlischen) konnte ich trotz aller Nachforschungen nicht weiter zurückerfahren als bis zum Jahre 1770, zu welcher Zeit Usanzangakona regierte, welchem der berühmteste Herrscher Tyaka folgte, der die Zulukämpfer in Regimenter und Divisionen eintheilte und durch Strenge große Disciplin bei seinen Unterthanen einführte.

Seine Nachfolger waren Dingane und Umpanda, bis im Jahre 1870 der uns bekannte Ketchwayo auf den Thron kam, welchem 1879 die Macht durch die Engländer gebrochen wurde. Seit dem Tode Ketchwayo's 1884 regiert sein Sohn Dinizulu. Der jetzige König ist nicht blos ein begabter, sondern auch trotz seiner dunklen Farbe ein schöner Jüngling von 21 Jahren mit kleinen Händen und Füßen und hat auch Neigung zur Beleibtheit wie sein Vater.

Das afrikanische Himmelreich liegt im südöstlichen Afrika in 28 und 29° südlicher Breite und 32° östlicher Länge von Greenwich. Das Zululand erscheint allmälig bis 15 englische Meilen von der Küste wie ein grüner Ocean wellenförmig in einer Reihenfolge von niedrigen Hügeln und flachen wohlbewässerten und mit Waldungen parkartig bestandenen Thälern, unbestritten der Naturgarten, der schönste und fruchtbarste Theil Süd-Afrikas.

Hier ist ein Fluß zu passiren, da ein Hügel zu ersteigen, auf der andern Seite herab wieder ein Bach zu durchreiten und so fort in endlos scheinender Regelmäßigkeit, so daß der Reisende überrascht ist, von der Grenze dieses Gartens eine Ebene von einigen Meilen zu überschauen. Nach Uebersteigung der letzten Felsenstufen im eigentlichen Hochland, 3—4000 Fuß über dem Meeresspiegel, erhebt sich ausgezeichnetes, offenes Weideland ohne eigentlichen Baumwuchs, von Bergströmen und Wasserfällen und gewaltigen Felsenmassen interessant durchbrochen, eine Gebirgslandschaft im Großen, welche sich an die West- und Nordwestgrenze des Landes anlehnt, an die gewaltigen Drakensberge, die 10—12000 Fuß hohe Felsengrenze zwischen diesem Garten und dem Innern.

Die hohe Bedeutung der Wasserfrage des Zululandes erklärt sich am besten, wenn man die vielen Flüsse zwischen den Drakensbergen und dem indischen Ocean verfolgt. Auf steiler Senkung eilen über dreißig größere Flüsse dem Meere zu.

Der Küstenlinie folgend, geht eine Seeströmung nach Südwest, der sogenannte „Madagascarstrom", der von Norden herab rollend die Küstentemperatur um einige Grade zu erhöhen und dadurch zur tropischen Vegetation nahe der See mitzuwirken fähig ist.

Die Küste zeigt sich unter dem fußtiefen Meeressand meistens felsig, doch sind Landungsstellen, für Schiffe zugänglich, vorhanden.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Bemerkungen über die Sprache beifügen, um zu beweisen, daß die Zulus in den Worten und Gesprächen, worin sie ihre Gefühle und Ideen ausdrücken, durchaus nichts von einem wilden Charakter bemerken lassen.

Vor Allem ist zu bemerken, daß Vieles in der Sprache mittels Vor- und Nachsilben regiert und geordnet wird. Nomen, Pronomen und Zeitwort nehmen den ersten Rang ein. Adjective, Adverbien und Präpositionen werden dadurch gegeben, daß eine oder mehrere Silben an die Wurzel des Zeitwortes gehängt werden. Das Alphabet hat 26 Buchstaben: 5 Vocale a e i o u (gesprochen wie im Deutschen), 18 Consonanten und 3 Schnalzlaute. Bei den Consonanten müssen folgende Regeln beachtet werden: g hart zu sprechen z. B. wie Geld, hl wie sch z. B. Schule, z wie s, ty wie tsch, r kann der Zulu nicht sprechen, es lautet stets wie ch.

Die 3 Schnalzlaute sind c q und x. c wie tse, q wie gl, x ein Schnalzen, welches wir gewöhnlich gebrauchen, um Pferde aufzumuntern zum Gehen.

Eine Frage bestätigt man durch ein Anhängen von na, z. B. Wohin gehen Sie? U ya pi na?

Die Mehrzahl durch Vorsetzen von ama, z. B. die Zulus, Amazulu.

Den Ausdruck legt der Zulu stets auf die zweitletzte Silbe und hat man da recht vorsichtig zu sein, um kein Mißverständniß hervorzurufen.

Zum Beispiel König heißt inkosi, sprich inkòsi. Königin heißt inkosikasi, sprich inkosikàsi. Prinzessin heißt inkosikasana, sprich inkosikasàna.

Der Zulu gebraucht auch andere Redensarten wie wir: z. B. der Zulu fragt nicht: Wo wohnst Du? sondern: Wo hast Du gebaut? Wakè-pi na?

Die Begrüßungen sind folgende:

Kommt man zu einem Zulu, so sagt man: Sako bona (Ich sehe Dich).

Gehe ich fort, so sage ich zu dem Bleibenden: Sahla kahla (Ruhe sanft); zu dem Fortgehenden: Hamba kahla (Gehe sanft).

Verabschiedet man sich von Vielen in einem Dorfe: Yakani ko muzi wakwetu (Wohnet glücklich in euren Hütten).

Der Zulu zählt nach den Fingern und fängt an dem linken Daumen an:

1 munye,	6 isitupa,
2 mabili,	7 isikombisa,
3 matatu,	8 ishiyangalombili,
4 mane,	9 ishiyangalolunye,
5 mahlanu,	10 ishumi,

20 amashumi mabili, 100 ukulu, 1000 imkulungmane, 100000 amaitye (soviel wie Steine).

Die Conjugation der Zeitwörter ist ebenfalls durch Veränderungen und Beziehungen der Endsilben durchgeführt, aber sehr

complicirt, z. B. tanda (lieben), giyatanda (ich liebe), giyatandwa (ich werde geliebt), angitanda (ich liebe nicht). Wir haben hier ein alpha privativum wie im Griechischen. Ein U vor dem Worte bedeutet den Eigennamen, z. B. funda (lernen), Umfundisi (Lehrer), Deutscher (iyerimani), Deutschen (abayerimani), Deutschland (ilizweyerimani).

Man bittet Folgendes nach den kurzerwähnten Regeln zu lesen: (Vater unser.) Baba wetu os'ezulwini. Malidunyiswe igama lako. Manfike umbuso wako. Intando yako mayenzwe emhlabeni, njengo s'ezulwini. Sipe namhla ukudhla kwetu kwemihla. Usitetelele amacala etu, nyengaloku nati sibatetelela bonas, abanacala kiti. Ungasingenisi ekulingweni, Kodwa usikulule kuko kubi. Ngokuba umbuso u ngowako, namandhla nobukosi, kuze kube pakade.

Wir dürfen wohl eine frühere, höhere Cultur annehmen, wenigstens die der patriarchalischen Periode.

Die Bopp-Stiftung.

Die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat zum 16. Mai, als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung, aus dem daraus zur Disposition stehenden Ertrage des Jahres 1886 die Hauptrate im Betrage von 900 ℳ dem Dr. Otto Schrader, Privatdocenten in Jena, als weitere Beihilfe zur Fortsetzung seiner sprachlichen Arbeiten über Handelsgeschichte und Waarenkunde, und die zweite Rate von 450 ℳ dem Dr. O. Franke in Halle a. S. als Beihilfe zu einer Reise nach London behufs Untersuchung dortiger Handschriften indischer Lexikographen zugetheilt.

Die Bopp-Stiftung, gegründet am 16. Mai 1866, hat während der 20 Jahre ihrer Wirksamkeit nach den verschiedenen Richtungen innerhalb des ihr gezogenen Kreises sich in hohem Grade erfolgreich bethätigt. Preise sind von ihr 1869, 1870 und 1871 für ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen an Ebel, Whitney, Thomsen und Ascoli vertheilt worden. Als Unterstützung und zu weiterer Fortsetzung wissenschaftlicher Untersuchungen ist ihr Ertrag folgenden Gelehrten zu Gute gekommen: 1869 Leskien, 1871 Pertsch und Delbrück, 1875 Hübschmann, 1876 Fick, 1877 Verner, 1878 und 1879 L. v. Schröder, 1879 Oldenberg und Bezzenberger, 1880 Garbe, 1882 Brugman und Zachariae, 1883 Kluge und Deussen, 1884 Collitz und Bartholomae, 1886 O. Schrader. Reiseunterstützungen haben daraus erhalten: Pischel 1872 und 1875, Cappeller 1873 und 1877, Zimmer 1878, Hultzsch 1880 und 1885, Geldner 1881, Garbe 1886. Das ist eine stattliche Reihe von Namen, fast alle besten Klanges, und es läßt sich leicht ermessen, welche hohe Bedeutung für die Wissenschaft einer Stiftung zukommt, welche diesen Männern zur Fortsetzung, resp. Weiterführung ihrer Arbeiten behilflich gewesen ist.

Die Bopp-Stiftung wird von der Berliner Akademie verwaltet. Bewerbungen um Beihülfen aus ihrem Ertrage sind bis zum 1. Februar jedes Jahres dorthin einzusenden; dieselben werden seiten der Akademie einer vorberathenden Commission, z. Z. bestehend aus den Herren Dillmann, Joh. Schmidt, Steinthal, Weber, Zupitza, zur Begutachtung übergeben, deren Vorschläge jedoch keineswegs an die so eingegangenen Vorlagen gebunden sind. Sanskrit-Philologie und Sprachvergleichung, speciell auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, als die beiden Disciplinen, für welche Franz Bopp über 50 Jahre hindurch belebend und schöpferisch gewirkt hat, bilden den Kreis, für welchen die seinen Namen tragende Stiftung bestimmt ist.

Bücherbesprechungen.

□ Goldkörner aus dem deutschen evangelischen Predigtschatz alter und neuer Zeit. Vier Jahrgänge kurzgefaßter Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln. Lieferung 1. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. à 40 ₰. — Nicht ganze Predigten, sondern nur einzelne schöne Stellen oder die kurzgefaßten Grundgedanken der für gegenwärtige Auswahl benutzten Predigten alter und neuer Zeit, von Luther, Herberger u. s. w. an bis auf die neueste Zeit, bietet diese in Lieferungen erscheinende Predigtsammlung: „Goldkörner“ aus dem reichen Schatzhause gediegenen Goldes evangelischer Predigt. Diese Predigtauszüge, nicht länger als zwei bis drei Seiten, sind wohlgeeignet, den Lesern, an welche der Herausgeber gedacht hat, einen Ersatz für den öffentlichen Gottesdienst zu bieten, Denen, welche durch Krankheit, Beruf und Geschäft an das Haus oder den Dienst gefesselt sind, Lehrern und Lehrerinnen an Volks- und Sonntagsschulen u. s. w. Möchte diese Predigtsammlung recht Vielen unter der leider großen Schaar Jener, welche den Segen des öffentlichen Gottesdienstes nicht genießen können, einen Dienst an ihrer Seele erweisen und Erbauung gewähren!

M.-r. Die kirchlichen Zustände der Stadt Pirna vor der Einführung der Reformation im Jahre 1539. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Reinhold Hofmann, Realschuloberlehrer. Beigabe zu dem Programm der Realschule mit Progymnasium zu Pirna. 113 SS. 8. — Aus Steche's „Beschreibender Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“ kennen wir die Schätze kirchlicher Kunst, welche sich in Pirna aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters erhalten haben, so das kostbare Antependium, die Kirchenbibliothek, vor Allem die Kirche selbst. Die vorliegende Arbeit zeigt, welch reiches, urkundliches, zum großen Theil ungedrucktes Material für die Geschichte der Stadt zur Verfügung steht. Dasselbe findet sich in Rathsrechnungen, Kaufbüchern und handschriftlichen Chroniken, welche vom Verfasser mit großem Fleiße ausgebeutet und in umfangreichen Belegstellen zum Abdruck gelangt sind. Die Darstellung behandelt weniger die innere, als die äußere Seite des kirchlichen Lebens und bietet für die sächsische Culturgeschichte vieles werthvolle Detail; erwähnt seien namentlich die Ausführungen über Kirchenbau, Kloster- und Hospitalwesen. Die Schrift bildet die Einleitung zu einer Reformationsgeschichte Pirnas, deren baldiges Erscheinen Verfasser in Aussicht stellt. Die darin beabsichtigte Veröffentlichung des neuerdings aufgefundenen Codex Lauterbach verspricht interessantes Material aus den Aufzeichnungen eines der wichtigsten Zeugen der sächsischen Reformation. — Rühmend heben wir noch die Municifenz des Pirnaer Rathes hervor, welcher die Kosten dieser den gewöhnlichen Rahmen der Programmabhandlungen weit überschreitenden Schrift trägt, ein schönes Zeichen opferwilligen Sinnes für vaterländische Geschichte.

△ Das Königlich Sächsische Volksschulrecht. Gesetz, das Volksschulwesen betreffend, vom 26. April 1873 nebst der dazu gehörigen Ausführungsverordnung vom 25. August 1874 und den auf das Seminar- und Volksschulwesen bezüglichen sonstigen Gesetzen und Verordnungen. Mit Erläuterungen und ausführlichem alphabetischen Sachregister herausgegeben von O. E. Walter, Bürgermeister. (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne.) Fünfte vermehrte Auflage. — Die vorliegende Ausgabe der auf dem Gebiete des sächsischen Seminar- und Volksschulwesens erschienenen Gesetze und Verordnungen hat in der Praxis eine ausgedehnte Verbreitung gefunden. Es erklärt sich dies zunächst daraus, daß dieselbe die einzige vollständige, alle bis auf die Gegenwart ergangenen einschlagenden Entscheidungen umfassende und berücksichtigende ist, vielleicht aber auch mit durch den in der That billigen Preis, den die Verlagshandlung dafür gestellt hat. Der Herausgeber hat an jede neue Auflage die verbessernde Hand gelegt. Die vorliegende zeichnet sich im Vergleiche zu den früheren durch eine übersichtliche Gruppirung der Texterläuterungen aus.

— Vom Jahrbuch des königl. sächsischen Meteorologischen Instituts ist vor kurzem die dritte Abtheilung des Jahrganges III. 1885 (VIII und 130 Seiten Großquart mit 14 Tafeln, Chemnitz, Selbstverlag des Meteorologischen Instituts, 1886) erschienen. An den Bericht, welchen Director Dr. Schreiber über die Thätigkeit im Meteorologischen Institut während des Jahres 1885 erstattet, schließt sich in Anhang 1 eine werthvolle, mit Recht dem Andenken an Carl Bruhns gewidmete Arbeit der Beamten des Institutes: „Beiträge zur Klimatologie von Sachsen“. Dr. Schreiber schildert in der Einleitung die Construction und Vortheile einer Temperaturfläche, wie er eine solche für Leipzig aus den dortigen Beobachtungen von 1760—1875 dargestellt hat; Assistent Dr. Birkner zieht die Schlüsse, welche sich aus den über die Niederschlagsverhältnisse unseres Vaterlandes vorliegenden Beobachtungen ableiten lassen; Assistent Dr. Hoppe verwerthet die Ergebnisse der Temperaturbeobachtungen, welche an 34 Stationen Sachsens von 1864—1884 und in Leipzig von 1830—1884 angestellt wurden, zu einer eingehenden Darstellung. Ein mühevolles Stück Arbeit ist in diesen Beiträgen niedergelegt; sie bilden den ersten, aber wohl gelungenen Versuch einer Klimatologie Sachsens. Leider verbietet die Fülle des Gebotenen an dieser Stelle ein näheres Eingehen. In Anhang 2 stellt Dr. Hoppe die

correspondirenden Temperaturbeobachtungen zusammen, welche 1885 in Chemnitz erhalten wurden; Dr. Birkner benutzt die Dekaden- und Monatsresultate der 11 Correspondenzstationen, sowie die aus den Beobachtungen an diesen Stationen hergeleiteten durchschnittlichen Witterungscharaktere der einzelnen Tage des Jahres, um einen Abriß des Witterungsverlaufes in Sachsen während des Jahres 1885 zu geben (Anhang 3); Dr. Schreiber berichtet in Anhang 4 über die wichtigsten örtlichen und persönlichen Verhältnisse der sächsischen Stationen in dem Zeitraume von December 1863 bis Ende 1885; Anhang 5 ist dem Wetterberichtsdienst von 1885 gewidmet; Anhang 6 enthält die Hauptresultate aus den Beobachtungen aller Stationen im Jahre 1885; Anhang 7 die Ergebnisse der Verdunstungsmessungen in Chemnitz, in Dresden-Neustadt und auf dem Jahnsgrüner Torfstich; Anhang 8 die Hauptresultate aus den Wasserstandsbeobachtungen in Sachsen und Böhmen; Anhang 9 endlich einen speciellen Bericht über die Forschungen bezüglich der Gewitter- und Hagelerscheinungen. Die ganze, reich mit Tabellen und Karten (Temperaturfläche von Leipzig, Gruppenvertheilung der Stationen, Regenkarten für die einzelnen Monate des Jahres 1885) ausgestattete Veröffentlichung gewährt eine Menge von Thatsachen und Anregungen; sie zeigt, wie unser Meteorologisches Institut bei all' seiner in erster Linie auf sächsische Verhältnisse gerichteten wissenschaftlichen Thätigkeit, bei all' seinen einem praktischen Bedürfnisse in zweiter Linie dienenden Zwecken nicht nur diesen beiden Aufgaben voll und ganz gerecht wird, sondern auch dem Großen, Ganzen, der Meteorologie selbst, fortdauernd Neues und stets Werthvolles zuführt.

Lehnert.

—m— **Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte.** V. Jahrbuch für 1884—86. Chemnitz, Kommissionsverlag von O. May's Buchhandlung (E. Röder). 1887. XXIII, 216 SS. 8°. — Das neueste Heft des Vereins für Chemnitzer Geschichte, dessen eifrige Thätigkeit die einleitenden Geschäftsberichte in erfreulicher Weise zum Ausdruck bringen, wird fast ausschließlich in Anspruch genommen durch die auch als Separatabdruck erschienene Abhandlung des Realgymnasialoberlehrers Dr. K. Kirchner, „Adam Siber und das Chemnitzer Lyceum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts". Der fleißige Verfasser, dem wir schon mehrere gediegene Beiträge zur sächsischen Schul- und Gelehrtengeschichte verdanken, führt uns diesmal in eine Zeit regen wissenschaftlichen Treibens; der Humanismus hatte auch in Sachsen so manchen Vertreter gefunden und unter den jüngeren unter ihnen spielt Adam Siber eine keineswegs unbedeutende Rolle. So viel auch neuerdings über die Humanisten des 16. Jahrhunderts bekannt geworden ist, so bleibt doch gerade für unsere Gebiete noch das Beste zu thun übrig; das erkennt man klar aus Specialarbeiten wie die vorliegende. Eine der wichtigsten Quellen wie für die Reformationsgeschichte so auch für die Geschichte des Humanismus in Sachsen, der Briefwechsel des Zwickauer Stadtschreibers Stephan Roth, dessen seit Jahren geplanter Veröffentlichung man mit Spannung entgegen sieht, hat freilich für die vorliegende Arbeit wenig Ausbeute ergeben, da die Correspondenz Roth's mit Siber bis auf wenige Reste abhanden gekommen ist. Sonst hat der Verfasser das zerstreute Material sorgsam gesammelt; das meiste verdankt er den Schriften Siber's selbst. Adam Siber, geboren 1516 zu Schönau zwischen Wiesenburg und Wildenfels, genoß auf den Schulen zu Zwickau und Annaberg hauptsächlich den Unterricht des Johannes Rivius; von ihm wurde er im Jahre 1537 nach Freiberg gezogen, wo ihm 1540—45 die Stadtschule übertragen war. Nach einem kurzen Aufenthalt als Rector der Stadtschule in Halle folgte Siber im Jahre 1547 einem Rufe nach Chemnitz und übernahm die Leitung der dortigen Lateinschule, deren frühere Geschichte, namentlich unter dem Rectorat Valentin Hertel's (1531—1547), der Verfasser eingehend behandelt. Obwol Siber in Chemnitz nur wenige Jahre thätig war, fallen in diese Zeit doch zwei Werkchen, die allein schon seinem Namen einen guten Klang in der Geschichte des sächsischen Schulwesens sichern: der „Ludus literarum apud Chemnicium Misniae, qua ratione administretur" und die in Versen abgefaßten „Leges scholasticae"; diese beiden von Kirchner im Anhange mitgetheilten Schriften, die zwar an Melanchthon's sogenannten sächsischen Schulplan von 1528 anknüpfen, aber doch entschiedene Selbständigkeit zeigen, geben ein klares Bild der von Siber eingeführten Schulordnung, welche für Sachsen und selbst über dessen Grenzen hinaus eine hohe Bedeutung gewinnen sollte; die Chemnitzer Schule wurde das Muster für die Fürstenschulen und selbst die bekannten wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar auf Trotzendorf zurückgeführten Leges scholae Goldbergensis, welche Herzog Heinrich XI. von Liegnitz 1553 veröffentlichte, zeigen die deutlichste Anlehnung an die Siber'sche Schulordnung. Im Jahre 1550 übernahm Siber das Rectorat der neu errichteten Landesschule zu Grimma, das er bis zu seinem Tode 1584 bekleidete. Für die ersten Jahrzehnte der Geschichte dieser Schule, die bisher noch keinen so trefflichen Bearbeiter gefunden hat wie die Schwesteranstalt Meißen in der Person von Th. Flathe, ist der Aufsatz Kirchner's von der größten Bedeutung. Auch hier bewährte sich Siber als schöpferischer Schulmann; die „Institutio educationis puerilis in illustri schola Grimensi" und die „Leges" (beide ebenfalls im Anhang abgedruckt), welche Siber 1577 dem Kurfürsten übersandte, haben einen sehr bedeutenden Einfluß auf die kursächsische Schulordnung von 1580 gehabt, welche bekanntlich für das höhere Schulwesen Sachsens grundlegend geworden ist. Wird auch Siber's pädagogische Stellung ganz besonders eingehend geschildert, so charakterisirt ihn doch Kirchner auch als Gelehrten und Mensch, wozu ihm die zahlreichen wissenschaftlichen und poetischen Werke Siber's, die der Verfasser in sorgsamster Weise zusammengestellt hat, reiches Material boten. — Den Beschluß des Heftes bildet ein kurzer Aufsatz von A. Mating-Sammler in Rochlitz über „Die Beziehungen der Stadt Chemnitz zu Böhmen im Mittelalter". Von besonderem Interesse in dieser durchweg auf den im Chemnitzer Urkundenbuch (Cod. dipl. Sax. reg. II. 6) veröffentlichten Materialien beruhenden Arbeit ist die Zusammenstellung der Nachrichten über die 1468 durch Papst Paul II. verhängte Handelssperre gegen Böhmen: ein Gegenstand, der wol einmal eine eingehendere Behandlung vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte aus verdiente.

M.-Fr. **Erzählungen aus der Geschichte der Neueren Zeit.** Ein Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in unteren und mittleren Classen höherer Lehranstalten von Dr. O. E. Schmidt. Dresden, C. Höckner 1887. V, 120 S. 1 Mark. — Zu den in demselben Verlage erschienenen Erzählungen aus Sage und Geschichte des Alterthums tritt hier noch vor dem entsprechenden Buche für das Mittelalter dasjenige für die Neuzeit. Es ist für den Zweck, den es erreichen soll, faßlich und gewandt geschrieben; besonders erfreuen kleine Abschnitte über Culturgeschichtliches. Ueber die Auswahl sind wir hier und da anderer Meinung; wozu das ganze Lied „Prinz Eugen, der edle Ritter" in solchem kurzgefaßten Hilfsbuch abdrucken? Warum ist neben den drei ersten die vierte doch recht wichtige Reise Columbus' weggelassen? Erwähnenswerther als die fast zwei Seiten füllende Erzählung von Luther und den zwei Schweizer Studenten in Jena wären wol einige Andeutungen über seine Verbesserung des Schulwesens. Hier und da könnte auch noch eine größere Berücksichtigung neuer wissenschaftlicher Feststellungen eintreten, z. B. auf der allerersten Seite. Im Großen und Ganzen aber erfüllt das Buch seinen Zweck; in Preußen könnte freilich die Bemerkung S. 74 Anstoß erwecken, daß Friedrich II. auf Schlesien nur ein gewisses Anrecht zu haben glaubte.

J. R. **Christlich oder Päpstlich?** Historische Erzählung von Eduard Jost. Leipzig, Reclam jun. 20 ₰. — Auch diese nunmehr in der eine weite Verbreitung verbürgenden Universal-Bibliothek abgedruckte Erzählung bildet gleich der von uns schon angezeigten „Deutschen Treue" desselben Verfassers eine gute Volks- und Jugendlectüre, und kann als solche der Beachtung der Lehrer- und Erzieherkreise empfohlen werden. Für eine populäre Geschichte ist sie allgemein-verständlich, spannend und anheimelnd geschrieben, entbehrt nicht der nöthigen grellen Gegensätze und in der Charakteristik der Personen des Typischen, der Schablone, wie sie das Volk liebt, die Entwicklung vollzieht sich (sieht man von dem gewagten psychologischen Sprunge in der Bekehrung des bisher römisch gesinnten Goldschmied's Kannengießer durch den Eindruck der Feuersbrunst im eigenen Hause ab) logisch und klar, es liegen tüchtige historische Forschungen localer Quellen zu Grunde, so daß das Werk zugleich in die Geschichte der geschilderten Zeit einführt, und es weht aus ihm ein kräftiger protestantischer und deutscher Geist. Jost erzählt, wie im Jahre 1523 in der pfälzischen Stadt Landau, die schon in der „Deutschen Treue" den Schauplatz der Handlung abgab, das Evangelium immer mehr an Boden gewann und wie selbst die verzweifeltsten Anstrengungen der „Päpstlichen" es nicht verhindern konnten, daß die Landauer ihrem „christlichen" Pfarrer, dem „Leutepriester" Johannes Bader († 1545) treu blieben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 39. Mittwoch, den 18. Mai. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

IV.

Die Familie von Römer.

Die Römer verdankten ihr Aufblühen und ihren Reichthum dem Schneeberger Silberbau. Die Ahnherren des Geschlechts, Martin und Niklas, über die Herzog (Zwickauer Chronik Bd. 1 und 2) uns unterrichtet, wurden vom Kaiser Friedrich III. im Jahre 1470 in den Adelstand erhoben. Der Römer'sche Adelsbrief ist abgedruckt in des Grafen von Beust Beiträgen zur sächs. Geschichte I, 19.

Im 16. Jahrhundert finden wir auf Steinpleiß und Leubnitz ansässig Hans Georg von Römer. Er war verheirathet mit Anna Maria von Oberweimar aus dem Hause Liebenstein. Steinpleiß vererbte sich auf seinen Sohn Joachim, welcher mit Magdalena von Oelsnitz aus dem Hause Eferßgrün vermählt war. Sein Sohn Hans Christoph, auf Höchstädt ansässig und vermählt mit Maria von Metzsch (Plohn'sche Linie), hinterließ einen Sohn, Jost Christoph, der die Güter Rauenstein, Neumark und Rehefeld besaß und als „Churfürstl. Durchl. zu Sachsen wolbestalter Ober-Auffseher der Saal-, Elster- und Weißeritz-Flößen, auch Ober-Forst- und Wildmeister des Ertzgebürgischen Kreyses" am 24. August 1660 starb. Aus seiner Ehe mit Martha Rositzka von Kintzky überlebten ihn drei Söhne und drei Töchter: Johann Georg (auf den wir unten ausführlicher zu sprechen kommen), Jobst Christoph (Oberaufseher der Saal-, Elster- und Weißeritzflößen und kurfl. Kammerjunker), Johann Ernst (Oberforst- und Wildmeister der Aemter Wolkenstein, Lauterstein, Frauenstein und Altenberg, Anna Marie (des „Georg Carls von Carlwitz auff Alten Schönfels und Tossa ꝛc. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen hochbestalten Hauptmanns der Aempter Wolcken- und Lauterstein, und Ober-Auffseher der Moldauischen und Freybergischen Flößen hertzliebsten Gemahlin"), Barbara Elisabeth (verm. mit dem Major Moritz Albrecht von Hartitzsch auf Weißenborn, Hennersdorf und Culmitz)[1]) und Martha Agnes (verm. mit dem fürstl. Ansbachischen Hof- und Landjägermeister Joachim Ernst von Ramin).

Johann Georg von Römer wurde am 25. März 1621 auf dem Schlosse Bärenfels geboren. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., der gerade „sich in der Nähe uff dem Auerhanpfaltz belustiget", wohnte am 3. April „aus sonderbahrer Gnade dem Tauff-Actus persöhnlichen bei. Nach ihm erhielt der Täufling die Namen Johann Georg. Seit seinem 8. Jahre wurde der Knabe in Dresden erzogen, wo er im Hause des kurfürstl. Kammerdieners Johann Klendien wohnte. „Als er zwey Jahr doselbst gewesen, haben seine Liebe Eltern vor rathsam befunden, Ihn in die berühmte Churfürstl. Sächs. Land-Schul Pforta zu bringen, gestalt Er denn in die 5 Jahr allda gewesen, und seines Fleißes halber von domahligen Herrn Praeceptoribus, sonderlich dem Rectore, Herrn Johann Kühnen geliebet worden, und als Er doselbsten valediciret, hat Er sich auff die Universität Leipzig, gewendet, allwo Er in eine hitzige Kranckheit gerathen, umb deßwillen Er sich auch zu seinen lieben Eltern nach Hause wenden und doran eine geraume Zeit laboriren müssen."

Johann Georg hätte wol gern seine Studien fortgesetzt, aber die Kriegsunruhen machten solches unmöglich. Er trat deshalb in das kaiserliche Heer ein „und nachdem Er sich in Kriegs-Expeditionibus wolgeübet und tapffer erwiesen, ist Er beim Rölckischen Regimente unter Hauptmann Ziegelfischern zur Lieutenants-Charge befördert worden, welche Er eine geraume Zeit Mannhafft bedienet". Als aber Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg ihn an seinen Hof begehrte, quittirte Johann Georg seinen Dienst. Nach drei Jahren indeß trieb „ihn sein heroisches Gemüthe wieder zum Kriege", er trat in das schwedische Heer ein und übernahm „unter Herrn Obrist-Lieutenant Klems Esqadron die Capitain-Lieutenants-Charge, welche Er auch rühmlich bedienet und deswegen bey hohen Cavalliren sehr beliebt gewesen". Er wäre wol noch längere Zeit in Kriegsdiensten geblieben, wenn nicht sein Vater seine Heimkehr gewünscht hätte. So dankte Johann Georg ab und begab sich in die Heimath.

Der Vater, „welcher mit vielen wichtigen Herrschafts Verrichtungen überhäuffet gewesen und solchen wegen seines hohen Alters allerdings völlig nicht vorstehen können", fand in seinem Sohne eine willkommene Hilfe. Denn unter dem 11. Februar 1650 ernannte der Kurfürst sein Pathenkind zum „Vice-Ober-Auffseher der Saalen-, Elster- und Weißeritz-Flößen". Nach seines Vaters Tode überkam Johann Georg das volle Amt.

Kurze Zeit nach seinem Austritte aus dem Heere hatte sich Johann Georg mit Magdalena Gertrud, der Tochter des kurf. sächs. Landjägermeister, Oberforst- und Wildmeister Hans Georg von Carlowitz auf Rabenstein, Stein, Schöna und Wallhausen, verlobt. Die Hochzeit fand am 22. Februar 1648 auf dem Schlosse Rabenstein statt. Von den fünf Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgingen, überlebten den Vater: Georg Christoph, dem der Kurfürst Johann Georg II. noch vor des Vaters Tode „die Succession zu dem Ober-Auffseher Ampt nach erlangter majorennität gnädigst geben lassen, auch Ihn inzwischen zu seiner qualificirenden education ansehnlichen in Gnaden bedacht"[2]) — und zwei Töchter: Martha Gertrud und Johanna Dorothea.

[1]) Die Großmutter (mütterlicherseits) der Barbara Elisabeth von Römer war Martha von Hartitzsch auf Weißenborn.

[2]) Georg Christoph von Römer war (1690—1712) der letzte seines Geschlechtes, welcher in Zwickau ansässig gewesen ist (Herzog, Chronik, 2, 307).

Der Leichenredner, Christian Ludovici, Pfarrer zu Neumark, rühmt unserem Johann Georg nach, „daß Er ein Liebhaber Gottes und seiner Diener gewesen, gestalt Er sich denn zu rechter Zeit zum Beichtstuhl gefunden und das hochwürdige Abendmal jedesmal mit Hertzens-Andacht gebrauchet. Zu bezeigung seiner Christlichen Andacht hat der sel. Herr Ober-Auffseher hiesige Kirche zu orniren einen grossen Eifer getragen, wie Er denn das Chor zu renoviren und zu verbessern, ingleichen den Altar zu bekleiden und nach vollbrachtem itzigen Kirchen-Bau, mit Göttlicher Hülffe alles in zierlichen Stand zu setzen, vorhabens gewesen. Dem Armuth ist Er auch sehr gewogen gewesen und sich gegen dasselbe, wie auch andere ehrliche Leute jederzeit liberal erwiesen, daß sein freygebiges Adeliches Gemüthe hieraus sattsam verspüret worden."

Schon seit Anfang des Jahres 1664 war Johann Georg von Römer von asthmatischen Leiden heimgesucht. Im Juli 1665 unternahm er im Auftrage seines Kurfürsten mehrere Reisen und wartete demselben bei seinem Besuche in Schneeberg auf. Dort ergriff ihn ein starker Frost. Er begab sich nach Neumark zurück, wo er sich legen mußte. Er fühlte, daß sein Tod nahe war und bereitete sich zum Sterben. Am 3. August ward er von seinem Leiden erlöst. Die Beisetzung fand in Anwesenheit mehrerer Abgesandten dds Kurfürsten am 19. September in der Kirche zu Neumark statt.

Johann Mentzer, ein sächsischer Liederdichter.

Von Paul Kruschwitz.

Vielfach sind in der einschlagenden Literatur die poetischen Leistungen des oberlausitzer Kirchenlieddichters Johann Mentzer gewürdigt worden, von dem auch unser sächsisches Landesgesangbuch 3 Lieder darbietet; verhältnißmäßig Weniges aber ist bisher über die Lebensgeschichte dieses „hochberühmten Pfarrers von Kemnitz" (Dibelius „Unser neues Landesgesangbuch" Bausteine Nr. 12, Decbr. 1881, S. 182) in die Oeffentlichkeit gedrungen. Diese Lücke wollen nachstehende Mittheilungen ausfüllen, die sämmtlich aus eigenhändigen Aufzeichnungen Mentzer's und sonst unbenutzten authentischen Quellen geschöpft sind.

Johann Mentzer wurde am 27. Juli 1658 zu Jahmen bei Klitten in dem nordöstlichen, jetzt preußischen Theile der Oberlausitz geboren. Die Herrschaft Jahmen gehörte damals dem Grafen Christoph Vitzthumb v. Eckstädt, der von 1666 an Landeshauptmann der Oberlausitz war und nahe Beziehungen zum sächsischen Hofe unterhielt. Mentzer's Vater war jedenfalls herrschaftlicher Beamter. Die Bevölkerung von Jahmen und Klitten ist vorwiegend wendisch, und obwol Mentzer's Eltern unzweifelhaft hierher versetzte Deutsche waren, lernte er doch in seiner Jugend genug wendisch, um später ein Pfarramt in einer wendisch redenden Gemeinde verwalten zu können. Den Grund zu seiner gelehrten Bildung legte Mentzer auf dem Gymnasium zu Bautzen und vollendete dieselbe auf der Universität Wittenberg. Erst im Alter von beinahe 33 Jahren kam er ins Pfarramt. Die nahen Beziehungen, in welchen Mentzer lebenslang zum Vitzthum'schen und Gersdorf'schen Geschlechte stand, die liebevolle Fürsorge, welche ihm fortdauernd von dieser Seite zu Theil wurde, läßt den Schluß gerechtfertigt erscheinen, daß er während seiner Candidatenzeit als Hauslehrer diesen Kreisen diente.

Im Jahre 1691 wurde Mentzer nach vorheriger Gast- und Probepredigt vom kurfürstlichen Rath und Landesältesten des Budissinischen Kreises, Joachim Hildebrand v. Hund und Altenkrottkau, den Zeitgenossen einen „Gottes- und Priesterfreund" nannten, zum Pfarramte im wendischen Merzdorf (jetzt preußische Oberlausitz, Kreis Rothenburg) berufen und trat dies Amt in der Osterwoche mit dem folgenden in eine im dortigen Pfarrarchive noch vorhandene Bibel eingetragenen Gebetsverse an:

„Nun, mein Jesu, weil es Dir ohn' mein Denken hat beliebet,
Daß ich in der rauhen Wüste soll ein armer Hirte sein,
So verleyh mir Deinen Geist, der mir Muth und Nachdruck giebet:
Ach Du kennst die rohen Schaafe. Drumb erbarm! Erbarm
Dich mein!"

Ueberhaupt ließ Mentzer es sich in allen seinen Aemtern angelegen sein, über alle wichtigeren Vorkommnisse, die seine Gemeinde, seine Person oder seine Familie betrafen, ziemlich umfängliche schriftliche Nachrichten aufzusetzen, die mit großer deutlicher, in den späteren Lebensjahren etwas unsauber gewordener Handschrift geschrieben sind und meist in längere oder kürzere Poesien ausklingen.

Wenig länger als 1 Jahr amtirte Mentzer in Merzdorf. Der kurfürstlich sächs. Geheime Rathsdirector und Landvogt des Markgrafthums Oberlausitz Frhr. Nikolaus v. Gersdorf berief Mentzer 1693, nachdem er am 24. p. Trin. 1692 zu Baruth an der Seite seiner Gemahlin Henriette Katharine v. Gersdorf geborene v. Friesen (der geistvollen Großmutter des Grafen Zinzendorf) Mentzer's Probepredigt angehört hatte, zum Pfarramte zu Hauswalde bei Bischofswerda. Mentzer trat dasselbe am 18. Jan. 1693, am Sonntage Septuagesima an und vertraute einer von ihm angelegten Kirchenchronik folgende Verse an:

„Gieb mir auch Lieb' und Huld bei dieser lieben Heerde,
Die Du mir hier vertraust. Hilf, daß sie seliglich
Durch meine Hirtentreu an dir erhalten werde!
Ach Jesu, Jesu hilf! Erbarm dich über mich! Amen.
Jesu Miserere!"

Dieses „Jesu Miserere" hat J. Mentzer zu seinem Symbolum erwählt und schließt meist alle seine Aufzeichnungen und selbst Briefe mit demselben. Frhr. v. Gersdorf war durch seine erste, 1665 verstorbene Gemahlin, Hedwig Elisabeth geborene v. Vitzthum-Eckstädt, mit der Grundherrschaft des Geburtsortes Mentzer's verwandt. Im Jahre 1695 verheirathete sich Mentzer zum ersten Male: „Durch hohe Vermittelung des gnädigen Fräuleins Charlotte Justine v. Gersdorf (später von 1698—1700 vermählt mit Georg Ludw. Grafen v. Zinzendorf, aus welcher Ehe der berühmte Stifter der Brüdergemeine Nic. Ludw. v. Zinzendorf entsproß) und mit gnädigem Consens, auch mildester Ausstattung der Freifrau Kath. v. Gersdorf, sowie feinem Beitrage seiner Kirchkinder an allerlei Gaben" mit Jungfrau Eva Meindel, Tochter eines Bürgers und Handelsmanns aus Regensburg, die allem Anschein nach als Dienerin mit der aus dem Sulzbachischen gebürtigen Freifrau Katharine v. Gersdorf nach Sachsen gekommen war.

Bereits das nächste Jahr brachte Mentzer seine dritte und letzte Amtsveränderung, den Ruf zu dem Pfarramte zu Kemnitz bei Bernstadt. Dieser Ort gehörte seit 1691 dem Frhrn. Nikol. v. Gersdorf. Freundlich gedachte dieser wahrhafte Edelmann bei Erledigung des Pfarramtes zu Kemnitz seines Hauswalder Pfarrers und suchte das junge Eheglück desselben durch Berufung in dieses gut dotirte Amt zu erhöhen. Am Michaelitage 1696 wurde Mentzer in Kemnitz eingeführt und wohnte wahrscheinlich erst einige Zeit in einem herrschaftlichen Gebäude, weil das Pfarrhaus eben damals mit einem Aufwande von 825 Thlr. von Grund auf neu aufgeführt wurde. Dieses Pfarrhaus steht heut noch, nur ist 1851 anstatt des früheren Schindel- ein Ziegeldach aufgelegt worden. Der Gebirgsverein Bernstadt beabsichtigt, eine Erinnerungstafel an demselben anbringen zu lassen. Wechselnde, oft sehr schwere Familienschicksale hat Mentzer in diesem Hause erfahren. Seine erste Gattin, die ihm 6 Kinder geschenkt hatte, starb 1701 am 3. Febr. infolge einer Zwillingsgeburt.

Am 19. Nov. 1704 verheirathete sich Mentzer zum zweiten Male mit Jungfrau Marie Magdalene Ritze, weiland Christian Ritze JCti und kurf. Zolleinnehmers zu Budissin nachgelassener ältester Tochter. Am gleichen Tage verband sich M. Andreas Zeschel, Pfarrer zu Herwigsdorf, Mentzer's Beichtvater, mit dessen Schwägerin und „Pflegetochter" Jgfr. Regina Elisabeth Meindel aus Regensburg. „Ein Bräutigam ist des anderen Copulator gewesen in Gegenwart hoher Gäste. Beide waren im Wittwerstande." In demselben Jahre vermählte sich Mentzer's Gönnerin Charlotte Justine verw. Gräfin Zinzendorf geb. Freiin v. Gersdorf zum anderen Male mit dem königl. preuß. und kurf. brandenburg. General-Feldmarschall Oneomar Dubislav v. Natzmer auf Jannowitz. Da sich die vielverbreitete Sage, Mentzer habe sein bestes und bekanntestes Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte", Landesgesangbuch Nr. 533, gedichtet, nachdem ihm eine Feuersbrunst Wohnung und Habe vernichtete, als grundlos erweist, da er niemals ab-

gebrannt ist, er aber die Gewohnheit hatte, allen ihn bewegenden Ereignissen durch frommen Sang höhere Weihe zu verleihen, und der Ursprung dieses Liedes ins Jahr 1704 gesetzt wird (Saupe, Macht des deutschen Kirchengesangs. Zwickau 1860, S. 93; Heinrich, Erzählungen über deutsche Kirchenlieder. Halle 1855, II. S. 238, III. S. 265 u. a. a. Orten), so ist es wahrscheinlich, daß er dasselbe entweder zur Feier der Doppelhochzeit im eigenen Hause oder als Gratulationslied für seine Gönnerin, Frau General-Feldmarschall v. Natzmer, gedichtet habe.

Aus Mentzer's zweiter Ehe gingen noch 7 Kinder hervor, von denen nur der erste Sohn Joh. Christlob, geb. am 3. October 1705, trotzdem er wegen großer Schwachheit die Nothtaufe empfing, am Leben blieb, Theologie studirte und sich nach Dresden gewendet haben soll. Mentzer wählte stets eine sehr große Anzahl, bis zu 12, Taufpathen aus adeligen, amtsbrüderlichen und gelehrten Freundeskreisen oder der Zahl christlich angeregter, schlichter Leute in seiner Gemeinde oder deren Nachbarschaft.

Das Jahr 1716 war ein Jahr schwerster Heimsuchung für Mentzer. In der Zeit vom 25. April bis 17. Mai starben ihm 4 Kinder, von denen 3 über das erste Kindesalter hinaus waren. Er hat unter seine Aufzeichnungen über diese Todesfälle die Verse gesetzt:

„Ach Gott, ach liebster Gott, Du machst mir Schmerz auf Schmerzen,
Du reißest Stück auf Stück von meinem Vaterherzen;
Doch Deine Liebe thut's, drum geb' ich mich darein,
Mir gnüget, wenn nur Du mir stets wirst gnädig sein!"

Am 24. Juli 1725 wurde Mentzer's ältere Tochter erster Ehe, Eva Dorothea, mit M. Glob. Stolle, Pfarrer in Tauchritz, ehelich verbunden. Mentzer ließ zur Feier dieses Ereignisses ein Lied: „Wenn ich, o mein Gott, überlege" als Hochzeitsgedicht drucken. 1726 nahm er Antheil an der Herausgabe des „Reibersdorfer Gesangbuchs oder evangelischen Psalters von 10 Seiten", welches gegen 30 seiner eigenen geistlichen Lieder enthält. Es ist sehr zu bedauern, daß ein erhaltenes Manuscript Mentzer's, welches eine große Anzahl seiner Dichtungen enthielt, bei einem Brande in Kemnitz am 4. Sept. 1850 vernichtet wurde. In seinen letzten Lebensjahren wurde Mentzer kränklich und sah sich genöthigt, bei seiner Amtsführung sich von Amtsbrüdern und dem Schulmeister Philippi unterstützen zu lassen. Unterm 19. Febr. 1734 hat Letzterer ins Kirchenbuch eingetragen: „Schönes u. Wunderlichs Söhnlein getauft. NB. Dieser beiden Lämmer Taufe ist die letzte Amtsverrichtung des seligen Pastoris Mentzeri gewesen, welche er küßte und sagte: Diese 2 Seelen will ich mit mir in den Himmel nehmen, u. es soll sie kein Teufel entreißen u. nunmehr hab' ich mein Amt vollführt." Am 24. Febr. 1734 früh ¾4 Uhr verschied Mentzer im 76. Jahre seines Alters mit den Worten: „Hallelujah Amen. Jesu, mein Erbarmer."

Bücherbesprechungen.

□ **Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung.** Von Heinrich Kratz, Dr. ph., Pfarrer a. D. u. Gymnasialoberlehrer. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther, 1887. 5 ℳ. — Eine höchst respectable und der vollsten Beachtung werthe Arbeit liegt in diesem Buche vor. Es ist eine gewaltige Aufgabe, an die sich der Verf. gewagt hat, eine Aufgabe, die selbstverständlich ein Einzelner nie lösen kann, weswegen der Verf. seine Arbeit nur als einen „Beitrag" zur Beförderung einheitlicher Welterkenntniß bezeichnet; aber in magnis voluisse sat est und der Verf. ist in besonderer Weise befähigt, über das große Thema zu sprechen, d. h. den Nachweis zu liefern, daß die christliche Weltanschauung die befriedigendste Lösung für die Fragen giebt, welche die Welt, d. h. der Inbegriff alles Seienden, in ihrer Totalität, wie in ihren Einzelheiten an den Menschen stellt, und daß sie allein im Stande ist, den Zusammenhang der Welt aus einem universalen Princip heraus zu verstehen. Der Verf. besitzt eine ungewöhnliche allgemeine Bildung, er kann in Wahrheit von sich behaupten, wie er in aller Bescheidenheit thut, daß er sich zutrauen dürfe, daß ihm keine irgend belangreichere Erscheinung aus alter oder neuer Philosophie, noch aus irgend einem der nichtchristlichen, vergangenen oder noch vorhandenen Religionssysteme unbekannt sei; neben gründlicher philosophischer Bildung besitzt er bedeutende Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, der Geschichte u. s. w. Einen glänzenden Beweis davon giebt der jedenfalls interessanteste Abschnitt des Buches, das zweite Capitel des ersten Theils, in welchem der Verf. von dem Weltproblem handelt, während er im zweiten Theil die Lösung des Weltproblems auf dem Wege der christlichen Weltanschauung behandelt. Nachdem der Verf. im ersten Capitel des ersten Theils die Genesis des Weltproblems, den Gang der geistigen Entwickelung der modernen Gebildeten beschrieben und wie ihm das Weltproblem innerhalb dieser Entwickelung nahetritt, unternimmt der geistesfrische und gelehrte, von edlem Forschungstrieb beseelte Verf. im zweiten Capitel, das die Ueberschrift trägt: „Statistik des Weltproblems", nichts Geringeres, als eine Uebersicht über das gesammte „Weltinventar", über die himmlische (siderische) und irdische Welt, soweit sie uns bekannt ist, über die Welt der Natur, über den Menschen und seine Entwickelung und alle Einrichtungen des menschlichen Lebens, über das gesammte Culturleben. Und diese Uebersicht beschränkt sich nicht auf allgemeine Umrisse; sie erstreckt sich auf das Einzelnste und der Verf. entwickelt dabei eine wahrhaft erstaunliche Kenntniß. Wenn man gemeint hat, daß die Polyhistoren bei dem Umfang, den jetzt die Wissenschaften genommen haben, unmöglich seien, so widerlegt der Verf. diese Ansicht. Ein derartiger Ueberblick über das ganze Bereich des menschlichen Wissens mit solcher Beherrschung des Stoffes ist dem Referenten nicht weiter bekannt. Was den zweiten Theil anlangt, der die Lösung des Weltproblems in der christlichen Weltanschauung zu zeigen unternimmt, so erkennt man aus diesem Abschnitt durchaus den gelehrten Theologen und den ernsten, edelgesinnten christlichen Forscher. Der Verf. giebt in nuce einen Abriß der ganzen christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Mit besonderer Liebe und Wärme handelt er von der Person des Herrn und von seiner Lehre. Sein Standpunkt ist der einer vermittelnden Theologie, sichtbar beeinflußt von dem Bestreben, die christliche Weltanschauung dem modernen Bewußtsein möglichst zu accommodiren. Nicht nur unterschätzt er entschieden die Bedeutung des Alten Testamentes und recurrirt in einseitigem Gegensatze zu der Lehre der Apostel auf die Evangelien, er schwächt auch die christlichen Haupt- und Grundlehren nicht unwesentlich ab. Die Sünde hat ihm mehr eine negative Bedeutung als Unvollkommenheit, nicht sowol eine positive Bedeutung als sittliche Verkehrung und Verdeckung, die Erbsünde will er im streng kirchlichen Sinne nicht gelten lassen, Christus ist ihm zwar der Mittler zwischen Gott und den Menschen, auch erkennt er ihn in gewissem Sinne als Gottes Sohn an und läßt seine Wunder gelten, aber die göttliche Natur des Herrn kommt nicht zu ihrem vollen Rechte. Was die christliche Heilslehre anlangt, so streitet zwar der Verf. entschieden gegen den Gedanken der Selbstversöhnung und der Selbsterlösung, und schreibt der „Passion" Christi eine „sühnende, d. i. Anderer Sündenschuld tilgende Kraft" zu, aber diese Anschauung vom Leiden Christi ist nicht vermittelt mit seiner ganzen übrigen christlichen Anschauung und steht ihr gegenüber voraussetzungslos da. Aber auch wo man dem Verf. nicht folgen kann, wird man überall wohlthuend von dem sittlichen und religiösen Ernste des Verf. berührt. Im letzten, vierten Capitel sucht der Verf. den Werth der christlichen Weltanschauung als Welterkenntniß durch den Gegensatz zu erweisen und zu zeigen, wie viel befriedigender diese das Weltproblem zu lösen wisse, als die idealistische Philosophie, als die materialistische, als die darwinistische, als die pessimistische Anschauung. Um so zuversichtlicher spricht der Verf. am Schlusse die Hoffnung auf die Zukunft der christlichen Weltanschauung aus, die von keiner Wissenschaft widerlegt auf die schwierigsten Fragen eine bestimmte, gemeinverständliche Antwort ertheile und von keiner einheitlicheren, umfassenderen und tiefer gehenden Anschauung je werde überboten werden. Der reiche Inhalt und die Fülle interessanter Anregungen und Belehrungen des gediegenen Buches wird aus der vorstehenden Skizze hinreichend erhellen und jedenfalls ist dasselbe in besonderer Weise geeignet, den der Kirche entfremdeten, aber ernstgestimmten und nachdenkenden Gebildeten Respect vor dem Evangelium einzuflößen.

M.-Fr. **Briefe von und an Hegel.** Herausgegeben von Karl Hegel. Leipzig, Duncker und Humblot 1887. Erster Theil XII, 430 S. Zweiter Theil 399 Seiten. 16 Mark. — Die vollständige Ausgabe der Werke Georg Wilhelm Friedrich Hegel's, welche durch einen Verein von Freunden des Verewigten seit 1840 veranstaltet wurde, erhält durch diesen 19. Band von der Hand des Sohnes des großen Philosophen einen sehr interessanten Abschluß. Naturgemäß bietet die Correspondenz mehr als irgend ein früherer Theil allgemein Anziehendes, auch dem größeren Publicum Werthvolles, sie stammt aus den Jahren 1785

bis 1831. Die erste Hälfte umfaßt 162 Briefe von 1785 bis 1816, aus der Zeit von Hegel's Aufenthalt in Stuttgart, Bern, Frankfurt am Main, Jena, Bamberg und Nürnberg; ihr geht ein Vorwort des Herausgebers voraus, und ein Stich von Barth in Hildburghausen nach Drake's Basrelief von Hegel's Kopf schmückt diesen Band. Der zweite enthält 112 Briefe aus den Jahren 1817—31, während deren Hegel in Heidelberg und Berlin lebte; ihnen folgt ein Anhang in zwei Abschnitten, deren erster über Hegel's Tod und die Herausgabe seiner Werke nach Briefen seiner Wittwe handelt, während der zweite Cousin, Schelling und Hegel zusammenstellt und einen Brief des französischen Gelehrten zum Hauptinhalt hat. Ein sorgfältiges Personenverzeichniß schließt das Ganze ab, nachdem schon der Anfang des ersten Theiles eine Uebersicht der Adressaten und Adressanten gebracht hatte; als äußerer Schmuck des 2. Bandes dient ein Facsimile des allerersten Briefes. Man kann der liebevollen Arbeit des Herausgebers nur den größten Beifall zollen, er hat wirklich alles in seinen Kräften Stehende gethan, was die Erklärung des Inhalts betrifft. Jedem der drei Hauptabschnitte geht eine kurze Uebersicht der wichtigsten Umstände aus Hegel's Leben in den betreffenden drei Perioden voraus, dazu kommen bei jedem neuen Briefschreiber Nachrichten über dessen Lebensgang im Allgemeinen wie über seine Verhältnisse zur Zeit der Correspondenz. Auch sonst erleichtern noch kurze orientirende Anmerkungen die Lectüre, so daß ich thatsächlich ein Ideal von der Ausgabe einer Briefsammlung in dieser Veröffentlichung sehe. Ueber den eigentlichen Inhalt der Briefe läßt sich schwer in Kürze berichten. Die kleinere Hälfte ist schon einmal in dem 17. Bande gedruckt, zu ihnen tritt nun hier eine weit größere Zahl bisher unbekannter, besonders solche an die Philosophen Schelling, Niethammer und Cousin und an den Philologen und Historiker Creuzer. Von den an Hegel gerichteten ist natürlich nur eine Auswahl getroffen, einmal nach der Bedeutung der Briefschreiber, sodann um der persönlichen Beziehungen beider Parteien willen. Darunter findet sich ein ausführlicher an Goethe vom Jahre 1821, von den acht, welche Goethe geschrieben, sind drei umfangreicher; am wichtigsten aber von Allem, was wir hier über unseren Dichterfürsten erhalten, erscheint mir Hegel's Beschreibung von seinem Besuche in Weimar 1827. An Hölderlin enthält der Band ein größeres Schreiben vom Jahre 1796, als dieser dem alten Freunde vom Tübinger Stifte die Hofmeisterstelle in Frankfurt verschafft hatte; er verdeutlicht uns vollkommen, warum der schwäbische Dichter wenige Monate später schreiben konnte: „Hegel's Umgang ist sehr wohlthätig für mich. Ich liebe die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist." An und von Knebel liegen je 4 Briefe vor; die ersteren nur dem Inhalte nach angegeben, weil sie schon gedruckt sind, die letzteren sind ganz interessant, zumal die beiden aus den Tagen des Erfurter Congresses 1808. Die mit Voß gewechselten Schreiben (je eins) bieten mehr Bezeichnendes als die mit Varnhagen v. Ense (ebenso). Während von Wilhelm v. Humboldt nichts Belangreiches hier gegeben wird, erkennt man aus den Zeilen des späteren Hallischen Professor Leo den ganzen Menschen. Ebenso bezeichnend sind die wenigen Worte, welche der Historiker Schlosser beigesteuert hat, auch der Geschichtsschreiber Raumer giebt einen nicht uninteressanten Beitrag. Von dem Juristen Thibaut lesen wir eine sehr grimmige Aeußerung über die Burschenschaft 1828. Unter den von Hegel selbst verfaßten Briefen enthalten die an Schelling eine ganze Reihe recht lebhafter, offener Ergüsse aus den Jahren 1794—1807. Neben ihnen gestatten den tiefsten Einblick in die ganze, nicht nur die wissenschaftliche, Anschauung des Philosophen die Reisebriefe an seine Frau, von der Reise nach den Niederlanden 1822, nach Wien 1824 und nach Paris 1827; die frischesten und lebendigsten darunter sind ohne allen Zweifel die aus Wien, wo der Mann des Verstandes zum enthusiastischen Schwärmer wird. Wie diese beiden geschlossenen Folgen von Briefen an Schelling und Marie Hegel, so gewähren auch die sehr zahlreichen an und von Niethammer, den bedeutenden Philosophen und Theologen, eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß von Hegel's Lebensumständen sowol wie recht interessante Streiflichter auf die Culturgeschichte jener Zeit. Aehnlichen allgemeineren Werth hat der Briefwechsel mit dem Heidelberger Theologen Daub und mit Creuzer. Endlich fällt in dieselbe Zeit die Correspondenz mit dem französischen, später als Staatsmann so berühmt gewordenen Freund Hegel's Cousin, welcher nach des Herausgebers und wol aller Leser Ansicht der hervorragendste Platz gebührt. Das Aeußere des trefflichen Werkes entspricht durchaus dem Inhalt.

C. H.— Die Säulen der Maurerei. Vorträge über Weisheit, Schönheit, Stärke von Br. Carl Pilz, Redner der ▭ Apollo in Leipzig und Redacteur der Freim.-Zeitung. Zweite Auflage. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1887. — Man kann, auch ohne Freimaurer zu sein, diesen Vorträgen ein Interesse abgewinnen und ihnen einen gewissen Werth für die allgemeine geistige Selbsterziehung des Menschen zugestehen. Das freimaurerische Lebensideal ist ja zuletzt kein anderes, als wie es auch von jedem sonstigen gebildeten und edel denkenden Menschen als berechtigt anerkannt werden muß. Der Nichteingeweihte wird allerdings manches Fremdartige in der einmal hergebrachten salbungsvollen Diction dieser Richtung oder Schule zu überwinden haben. Jene drei Säulen erinnern etwas an das System der menschlichen Cardinaltugenden im Sinne des Alterthums. Es dürfte wol überhaupt wünschenswerth sein, daß der eigenthümliche Geist des Maurerthums aus dem ihn umhüllenden, durchaus nicht mehr undurchdringlichen mystischen Dunkel sich mehr und mehr in das allgemeine geistige und sittliche Bildungsleben der Zeit auflösen möge, und es scheint dieses auch ein Ziel zu sein, welches von dem Verfasser dieser von rein humanitärem Idealismus durchdrungenen predigtartigen Ermahnungen mit redlichem Eifer und nicht ohne versprechenden Erfolg angestrebt wird.

M.-Fr. Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit von Dr. Woldemar Wenck, Professor. Leipzig, Fr. W. Grunow 1887. VIII, 276 Seiten. 5 Mark. — Die Erreichung der deutschen Selbständigkeit und Einheit hat wol auch die Idee zu diesem lesenswerthen und anregenden Buche erweckt, welches die deutschen politischen Ideen dicht vor der französischen Revolution darstellt. Es beweist, daß die letztere mit Nichten uns deutschen Barbaren erst die Binde von den Augen gerissen hat, was in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit Vorliebe angenommen wurde und noch heute bei unseren westlichen Nachbarn als ein Axiom gilt, sondern daß eine ganz anerkennenswerthe deutsche Arbeit auf dem Gebiete politischer Klärung und Weiterentwickelung unterbrochen und gestört wurde. Mit seiner bekannten Gründlichkeit und Sorgfalt hat der Verfasser dazu die damalige Literatur bis in die Zeitungen, Predigten und Briefe hinein zu Rathe gezogen. Er beschränkt sich allerdings dabei meist auf das heutige Gebiet Deutschlands, da Oesterreich, wie er sagt, sich schon zu jener Zeit um seine eigene Axe drehte, wirft aber in dem siebenten Abschnitt schon einen Blick über das Thema hinaus auf die ersten Eindrücke der französischen Revolution. Die übrigen Abschnitte behandeln, nachdem die Einleitung das Aufleben des politischen Sinnes etwa seit der Mitte des Jahrhunderts festgestellt hat, die Ansichten über Formen und Grundlagen staatlichen Wesens, die Fortschritte der politischen Aufklärung und die dabei benutzten Mittel und Wege, den Landes- und Reichspatriotismus, die Vaterlandsliebe und das Weltbürgerthum, den preußischen Vaterlandssinn, endlich Preußen und das deutsche Nationalgefühl. Ein Quellennachweis und Namensregister erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes. Nicht gerade leicht und flüssig geschrieben, regt dasselbe weniger durch blendende Gedankenblitze als durch den vorsichtigen und umfassenden Ausbau an, so daß man der Beweisführung fast überall Recht geben muß. Wenn die beiden ersten Capitel einen Ueberblick über die excentrischen und auch die besonneneren Aeußerungen der Zeit, was die Regierungsform und Verwaltung betrifft, geben und Schlözer, Spittler, Möser, Moser, Schubart, Weckherlin und Andere darin eine Hauptrolle spielen, so setzen die beiden folgenden die damaligen weitauseinandergehenden Wünsche in Bezug auf eine größere Einigung, eine wirkliche Kaisermacht und auf die unter den Gebildeten herrschenden kosmopolitischen Ideen in ein vielseitiges Licht. Mit großem Geschick verfährt Wenck sodann in dem 5. Capitel, wo er Friedrich's des Großen Einfluß auf den einzigen, damals kräftigen Patriotismus, den preußischen, Schritt für Schritt verfolgt, ebenso in dem sechsten, welches sich mit der Verbindung dieses preußischen Patriotismus und des deutschen Nationalsinnes beschäftigt; der Fürstenbund und der Schweizer Johannes v. Müller bilden dabei den Kernpunkt. Das siebente ruft uns die ersten zumeist begeisterten Aeußerungen der Theilnahme vor die Erinnerung, welche der Ausbruch des ungeheuren Gewitters in Frankreich bei uns hervorrief. Nochmals sei betont, daß der Verfasser von aller Einseitigkeit und Tendenzmalerei sich fernhält und seine Quellen durchaus unverfälscht auf uns wirken läßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 40. Sonnabend, den 21. Mai. 1887.

Der Untergang der französischen Rasse und deren Ersetzung durch die germanische.

—ψ— Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Bevölkerung in Frankreich durch die Geburten verhältnißmäßig nur in sehr geringem Maße zunimmt, ja daß hier und da sogar eine Abnahme der Seelenzahl zu bemerken ist. Seit einem Jahrhundert nimmt die Geburtsziffer in Frankreich in einer stetigen und regelmäßigen Weise ab, wie die folgenden Zahlen beweisen: So kamen auf eine Bevölkerung von 10000 Seelen in den Jahren 1770—80 an Geburten 380, von 1801—10 325, von 1811—20 316, von 1821—30 309, von 1831—40 289, von 1841—50 274, von 1851—60 267, von 1861—68 264 und von 1869—80 245. Seitdem hat noch ein weiterer Rückgang der Nation stattgefunden, wie die Ergebnisse der Volkszählung im Mai 1886 beweisen, nach welcher Frankreich eine Bevölkerung von 38218885 Seelen aufwies gegen 37670000 Seelen im December 1881, was einen Zuwachs von 546885 Seelen ergiebt, während derselbe in den vorhergehenden vollen fünf Jahren 766000 betragen hat. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle hat aber in der Zeit vom December 1881 bis Mai 1886 zusammen nur 395631 Seelen betragen, wonach, um den Bevölkerungszuwachs von 546885 zu erklären, eine Einwanderung von 151224 Ausländern angenommen werden muß. Von den Departements haben 58 an Einwohnerzahl zugenommen, dagegen 29, und hier namentlich die ackerbautreibenden, haben abgenommen. Am meisten hat die Bevölkerung in den Städten zugenommen, indem diejenigen über 30000 Einwohner in den vier und einbrittel Jahren, von 1881 bis 1886, um 309026 Seelen gewachsen sind, während sonach auf alle übrigen Orte Frankreichs nur eine Zunahme von 237829 fällt.

In ein recht grelles Licht werden diese Zahlen gestellt, wenn man sie mit den Ergebnissen der Bevölkerungszunahme in anderen Staaten vergleicht, die bei allen anderen europäischen Nationen diejenige der Franzosen weit übertrifft. Nach einer Schätzung dürften heute auf 10000 Seelen nur 235 Geburten in Frankreich kommen, dagegen betragen dieselben auf die gleiche Bevölkerungsziffer in der Schweiz 297, in Dänemark 312, in Belgien 322, in England 337, in Italien 370, in Oesterreich 381, in Preußen 384, in Sachsen 400, in Ungarn 416 und in Rußland mehr als das Doppelte, 504. In Deutschland ist vom 1. December 1880 bis 1. December 1885 die Zahl der Einwohner von 45234000 auf 46841000, also um 1607000 oder um 3,55 Procent gestiegen, während die Zunahme in Frankreich vom 31. December 1881 bis zum 30. Mai 1886, also in einem Zeitraume, welcher nur sieben Monate kürzer ist als der in Deutschland in Betracht kommende, wie schon oben erwähnt nur 546885 Seelen oder 1,45 Procent betragen hat. Die durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung in Deutschland hat während des genannten Zeitraumes 0,71 Procent, die in Frankreich während des Zeitraumes von vier und einem halben Jahre aber nur 0,33 Procent betragen, also noch nicht einmal halb so viel wie die deutsche. Von den deutschen Staaten haben nur die beiden Mecklenburg und Elsaß-Lothringen, von den 36 preußischen Regierungsbezirken nur 5, nämlich Marienwerder, Stettin, Cöslin, Stralsund und Sigmaringen, eine Einbuße an der Bevölkerung erlitten.

Diese Verhältnisse haben den Franzosen schon lange zu denken gegeben und erfüllen sie in nicht geringem Grade mit Besorgniß. Von den verschiedensten Standpunkten aus hat man diese die Rasse bedrohende Erscheinung betrachtet und zu ergründen gesucht, von der statistischen, wie von der socialen, von der politischen, wie von der moralischen Seite. Namhafte Gelehrte und Forscher, wie Lagneau, Bertillon u. Andere, haben sich eingehend mit der Frage beschäftigt; neuerdings ist dieselbe vom Marquis de Nadaillac in einer sehr interessanten Schrift: „Affaiblissement de la natalité en France, ses causes et ses conséquences“, von welcher jüngst eine zweite Auflage erschienen ist, behandelt worden, welche G. de Lapouge zu einem Artikel: „La dépopulation de la France“ im letzten Hefte der „Revue d'Anthropologie“ Veranlassung gegeben hat, in welchem diese die Geister und Gemüther bewegende Angelegenheit vom anthropologischen und ethnologischen Standpunkte erörtert wird, wobei höchst interessante und überraschende Thatsachen zu Tage treten, welche die französische Rasse geradezu in Frage stellen.

Kein Wunder, wenn man unter den herrschenden Verhältnissen die Einwanderung nach Frankreich daselbst mit scheelen Augen ansieht, hinwiederum muß man sie gewähren lassen, will man das Land nicht entvölkern. So sagt Lapouge: „Nous sommes colonisés par nos voisins, et le nombre des étrangers établis chez nous à demeure dépasse de beaucoup un million. Sans compter les étrangers naturalisés et les immigrants temporaires qui inondent nos campagnes par centaines de mille pendant la moisson, notre population compte un étranger pour 36 nationaux. Le côté particulièrement grave de cette immigration, au point de vue anthropologique et politique, c'est qu'elle se cantonne dans les régions déterminées où la race envahissante a déjà de grandes affinités avec la population indigène. Les éléments étrangers échappent ainsi à l'absorption. Les Italiens se cantonnent en Provence. Les Allemands colonisent en masses si compactes les départements de l'est, qu'ils arrivent dans certaines communes rurales à exercer déjà une influence prépondérante et qu'ils ne cachent nullement l'espoir d'être rettachés à la mère patrie. Dans le nord de la France, les Flamands de la race saxonne et franque fraternisent des deux côtés de la frontière, la population belge dépasse dans plusiers endroits la population française, et le courant s'étend jusqu'aux environs de Paris, où il rencontre le courant allemand.“

Wir erwähnten oben, daß ganz auffallend die Bevölkerung der größeren Städte in Frankreich an Einwohnerzahl zugenommen habe. Diese Zunahme ist aber nicht ein Wachsthum aus eigener Kraft, im Gegentheil, die großen Volkscentren sind geradezu menschenverzehrend und erhalten sich nur durch fortwährenden Zufluß von außen. Ebenso ist in gewissen ackerbautreibenden Gegenden der Verbrauch an Menschen größer als die Production. In 41 Departements haben in der Zeit von 1880 bis 1885 die Sterbefälle die Zahl der Geburten überwogen, und zwar in 12 davon jedes Jahr, in 10 fünfmal, in den anderen weniger regelmäßig. Lapouge theilt die unfruchtbaren Departements in drei Gruppen: die erste umfaßt den Südosten des Landes, die zweite das Gebiet am Fuße der Pyrenäen, die dritte nimmt den Nordwesten ein. Wo keine Einwanderung stattfindet, nimmt die Bevölkerung in den erwähnten Gegenden ab, und wo dies nicht der

Fall ist, da ist dies lediglich der Einwanderung zu danken. In 26 Departements ist die Bevölkerung heute geringer als im Jahre 1836 und zwar in den Basses-Alpes um 17 Procent, in der Normandie um 11 bis 15 Procent und in dem Departement der Garonne um 2 bis 11 Procent. Die fruchtbaren Gegenden sind in Frankreich das Nord-Departement, ferner Pas-de-Calais, die Bretagne und das Bergland in Centralfrankreich. Nichtsdestoweniger haben die Departements Cantal und Puy de Dome durch Ueberwanderung der Bevölkerung in andere Gegenden, das eine um zehn, das andere um vier Procent verloren. Desgleichen haben aus derselben Ursache die Departements der Pyrenäen, Haute-Saone, sowie die Vogesen und der Jura an Einwohnerzahl eingebüßt.

Vergleicht man die Karten, welche die Fruchtbarkeit und die Auswanderungsfähigkeit darstellen, mit der anthropologischen Karte von Frankreich, so wird man erstaunt sein über die Beziehungen, welche zwischen der Fruchtbarkeit und der Reinheit der Rasse bestehen, und über das sehr bemerkenswerthe Uebergewicht zu Gunsten der blonden Bevölkerung. Die Bevölkerung unvermischter Rasse zeigt einen Ueberfluß von Geburten, während die von Mischlingen bewohnten Gegenden unproductiv sind. So nimmt die brachycephale Bevölkerung in der Auvergne und Bretagne, ebenso wie die blonde dolichocephale im Nord-Departement und Pas-de-Calais zu, während die Mischbevölkerung in den Thälern der Seine, der Rhone und der Garonne eine regelmäßige Abnahme erkennen läßt infolge des daselbst üblichen „self restraint".

Während de Nadaillac mit der Hoffnung des Phthisikers an einen neuen Aufschwung der Bevölkerung in Frankreich glaubt, ist de Lapouge durchaus Pessimist, er ist von der „décadence" des französischen Volkes überzeugt und führt sie auf anthropologische Ursachen zurück, in seinen Beweisen weit ausholend und in die Prähistorie des Landes, in die Quaternärzeit Frankreichs zurückgreifend, als dasselbe noch von einer dolichocephalen Rasse bewohnt war. In dem Uebergewicht, welches nun ein später eingewandertes brachycephales Volk über die höher organisirten Dolichocephalen erlangt hat, erkennt de Lapouge den Grund für den Untergang der heutigen Franzosen.

Noch zu Anfang der historischen Zeit war Frankreich von einer langköpfigen, blonden und blauäugigen, den Germanen und Normannen verwandten Bevölkerung bewohnt, starken, kräftigen Gestalten, von „mittelländischem" Habitus, nur verändert durch das feuchte und nebelige Klima des Nordens, wie aus den Miniaturen jener Zeit zu ersehen ist. Heute dagegen sieht man in Frankreich fast nur noch Menschen mit kurzen Köpfen, von mittlerer Größe mit braunen Haaren und Augen und von dunkler Hautfarbe, indem die einstmals einheimische langköpfige Bevölkerung durch die eindringenden Brachycephalen verdrängt worden ist, einige Departements im Norden und im Süden des Landes ausgenommen. Während die Berühmtheiten Frankreichs vorwiegend, soweit sich dies nach Bildern beurtheilen läßt, den dolichocephalen Charakter erkennen lassen, findet man, daß die Koryphäen der Schreckenszeit, wie Mirabeau, Camille Desmoulins, Manuel, Cambon, Pétion, Marat, Couthon, Danton, Santerre, Fouquier-Tinville, Robespierre und Vergniaud brachycephal waren, ebenso Duguesclin, Katharina von Medici, Chevert, Massena, sowie die Schriftsteller Montaigne, Vincent de Paul, Pascal und Helvetius.

Der Kampf ums Dasein zwischen den beiden Rassen, der autochthonen dolichocephalen und der eingewanderten brachycephalen, sagt de Lapouge, ist der Schlüssel zur Geschichte, nicht allein Frankreichs, sondern ganz Europas und selbst Indiens. In England heute fast ganz vernichtet, wo sie sich gegen Ende der prähistorischen Zeit ganz außerordentlich vermehrt hatten, sind die Brachycephalen dagegen in Frankreich jetzt überwiegend, und diese beiden Thatsachen hängen innig zusammen mit dem Aufschwung der englischen Macht und mit dem Stillstand in der Entwickelung Frankreichs. Der Kampf währt im Herzen Europas noch fort, während er im Osten des Welttheils bereits beendet ist durch den numerischen Sieg der Brachycephalen, welche nur, wie im alten Frankreich, von einer dünnen Schicht von Dolichocephalen überzogen sind, welche von der Urbevölkerung oder von den nordischen Einwanderern abstammen. Da bricht de Lapouge in die im Munde eines Franzosen doppelt schwer wiegenden Worte aus: „En étudiant de près cette race brachycéphale, son histoire, ses progrès et leurs causes, nous arriverons à comprendre comment son caractère, qui lui a permis de triompher naguère, la rend moins apte à soutenir la lutte pour l'existance dans les conditions modernes, et comment l'exagération de ce caractère chez les métis les voue à une extinction probable." Es ist ein Seufzer aus schwerem Herzen, der sich hier der Brust des Franzosen entringt, man fühlt mit ihm die Beklemmung, aber es hieße den Vogel Strauß nachahmen, wenn man sich der Gefahr verschließen wollte, und so bleibt der Gewalt der Thatsachen gegenüber dem beherzten und wahrheitsliebenden Manne wie bei einer unheilbaren Krankheit nur das allerdings schwere Bekenntniß übrig: „Wir sind der Vernichtung preisgegeben."

Die Herkunft der brachycephalen Franzosen ist nach de Lapouge sehr in Dunkel gehüllt. Am wahrscheinlichsten dünkt ihm noch, daß sie von den mongolischen Völkerschaften Hochasiens abstammen, „wirkliche Savoyarden", die verspätet ausgewandert seien, Brachycephalen, welche nach Austrocknung des tertiären Meeres östlich vom Ural, das einstmals Europa von Asien schied, gegen Ende der Quaternärzeit Hausthiere und Pflanzen in Europa eingeführt haben. Sie sind vorgedrungen in der Art der Amerikaner des fernen Westens, indem sie die einheimische Bevölkerung nach Norden und Süden von den ehemals von diesen innegehabten Sitzen zurückdrängten. Dieselben, weniger gut bewehrt, ohne befestigte Plätze und ohne Vorräthe von Nahrungsmitteln, scheinen sich nur an bestimmten Orten gehalten zu haben. Diese Ureinwohner, eine sehr wenig dichte Bevölkerung, scheinen bei der Kreuzung die Eindringlinge nur wenig beeinflußt zu haben. Eine gründliche Vermischung einer sehr dolichocephalen und sehr pigmentirten Bevölkerung hätte den Schädelindex der Mischlinge herabgesetzt und die Pigmentation vermehrt. Die dunkele Färbung der französischen Kelten ist mäßig und setzt eher den Einfluß einer blonden als braunen Rasse voraus. Wenn aber die Eindringlinge nicht blond gewesen sein sollten, so müssen sie durch das Klima verändert worden sein, oder sie müssen in Gallien eine blonde dolichocephale oder braune und kleine Rasse angetroffen haben, heute verschwunden zwischen der braunen Mittelmeerbevölkerung und den blonden Langschädeln des Nordens.

Der friedfertige Charakter der Brachycephalen, ihre Beschäftigung mit dem Ackerbau und ihre der kuschitischen Rasse in Ostasien oder in Indien entlehnte Civilisation bewirkten, daß sie sich an die Stelle der neolithischen Bevölkerung setzten. Es ist unbekannt, wie jene nun wieder durch die Dolichocephalen des Nordens unterjocht und mit einer Schicht einer blonden Bevölkerung überzogen worden sind, die an Mächtigkeit zunimmt, je weiter man nach Norden hinaufsteigt. Es ist merkwürdig, bemerkt hierzu de Lapouge, daß die alten Autoren niemals der kurzköpfigen Bevölkerung Erwähnung thun, während doch die Alterthumsforschung den Fortbestand derselben in Deutschland und Gallien dargethan hat.

Man kann die Zahl der Einwohner Galliens vor der römischen Herrschaft auf fünf bis sechs Millionen rechnen. Wie viel Gallier kommen auf diese Zahl? Nach Cäsar's Angaben dürften sie eine beachtenswerthe Rasse gebildet haben. Aber der Krieg kostete eine Million von Menschen das Leben und eine andere Million wurde als Sklaven verkauft. Das einheimische, dolichocephale Element dürfte bei dieser Katastrophe fast gänzlich verschwunden sein; nach der Niederlage des Vercingetorix wurde Gallien die fleißigste, ruhigste und fügsamste römische Provinz. Am längsten hat der Widerstand im Norden Galliens gedauert, wo die langköpfige Rasse sich zahlreicher erhalten hat.

Was der Verfasser über die Herkunft der nun herrschenden kurzköpfigen Rasse gesagt hat, ist allerdings nur eine Hypothese, die wir hier nicht näher prüfen können, mit deren Aufstellung hat er uns aber gleichzeitig eine Genugthuung gegeben für die hämische Erfindung der „Race prussienne" des Hrn. de Quatrefages.

Seitdem hat die Bevölkerung Frankreichs reißend abgenommen, mitten im tiefsten Frieden und während einer Blüthezeit, die im übrigen Europa nicht ihres Gleichen hatte. Hierauf dringen wieder blonde und dolichocephale Völker von Norden und Osten her in Gallien ein, anfangs als Verbündete, später dann als Eroberer. Mit ihnen kommt neues Blut und neues Leben ins Land, und die Einwanderer, einige Hunderttausend an Zahl, genügten, um die Bevölkerung von mehreren Millionen aufs Neue mit kriegerischem Geist zu erfüllen und den Hang zu Abenteuern wieder zu beleben. Wie in den schönsten und besten Tagen des gallischen Alterthumes erscheinen jetzt wieder in Frankreich Armeen blonder Riesen und tragen den Ruhm ihrer Waffen nach allen Weltgegenden hin, nach Spanien, nach Italien, bis an das Ende Deutschlands unter Karl dem Großen, und nach dem ganzen Orient zur Zeit der Kreuzzüge. Aber diese Strapazen rieben den kräftigsten Theil der blonden Bevölkerung auf. Palästina war das Grab

der französischen Ritterschaft und der Blüthe der männlichen Jugend. Von dieser Zeit an sind die Bevölkerung und der Zustand Frankreichs von Grund aus verändert worden, die Ausscheidung der höher beanlagten Rassen vollzieht sich mit reißender Schnelligkeit. Der Kampf mit England, die Bürgerkriege, die Religionskriege, die Kriege Ludwig's XIV., ferner die menschenverschlingende Revolution und die Kriege des ersten Kaiserreiches haben den blonden Langköpfen die schwersten Verluste beigebracht, wozu auch die Kirche, die Croisaden im Süden, die Inquisition, die religiösen Verfolgungen und zuletzt die Widerrufung des Edictes von Nantes das Ihre mit beigetragen haben. So ging der letzte Rest der verwegenen, tüchtigen Rasse der blonden Langköpfe in der Revolution zu Grunde, während die Kurzköpfe erhalten blieben. Mit folgenden Worten hält de Lapouge das Schicksal der heutigen Franzosen besiegelt: „Nous ne nous étonnerons plus que la race audacieuse des Gaulois soit éteinte, que la médiocrité nous envahisse, que nous n'ayons plus assez d'eugéniques, et que l'espoir d'encréer soit traité de chimère!" — Hierzu wird von anderer Seite noch erklärend bemerkt: „Nicht als ob die brachycephale Rasse die Revolution gemacht habe — obgleich, wie wir oben angeführt haben, deren Helden fast ausnahmslos kurzköpfig gewesen sind — die Revolution und das „nivellement égalitaire" unserer Zeit sind nur die Sanctionirung bereits vollzogener anthropologischer Thatsachen, und die heutige politische und sociale Lage Frankreichs ist nur die natürliche Folge der Charakteranlage der zur Herrschaft gelangten brachycephalen Rasse."

Lapouge entwirft nun ein Bild der beiden in Frage stehenden Rassen, deren Charakter er treffend darin zur Anschauung bringt. Der Brachycephale, sagt er, ist frugal, arbeitsam, mindestens sparsam. Er ist außerordentlich klug und sehr klar. Ohne daß es ihm an Muth fehle, ist er doch nicht kriegerischen Sinnes. Er hängt an der Scholle und hat Liebe zur Heimath. Er ist selten eine Null, aber noch seltener ein Talent. Seine Gesichtskreise sind sehr beschränkt, dabei arbeitet er aber mit Geduld und Ausdauer, seine Pläne zu verwirklichen. Er ist ferner sehr mißtrauisch, aber leicht mit schönen Worten zu ködern, dabei ist er der Mann der Tradition und des gesunden Menschenverstandes. Fortschritt scheint ihm nicht nothwendig zu sein, er traut ihm nicht, er will so bleiben, wie alle Welt. So verehrt er die Gleichheit. Was die Religion anbelangt, so ist er gern Katholik, in der Politik hat er nur eine Hoffnung, die der Protection durch den Staat, und nur eine Tendenz, Alles gleich zu machen, was ihn überragt, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sich selber zu erheben. Seinen persönlichen Vortheil kennt er sehr gut und hat ihn wohl im Auge, wenigstens auf eine bestimmte Zeit hinaus, ebenso weiß er die Interessen seiner Familie und Derer, die sie umgeben, zu wahren und zu fördern, aber die Grenzen des Vaterlandes sind häufig zu weit für seinen Blick. Bei den Mischlingen der kurzköpfigen mit der langköpfigen Rasse ist die Selbstsucht noch durch den energischen Individualismus der Dolichocephalen verstärkt, das Gefühl der Familie und der Rasse ist abgeschwächt. Eine große Begehrlichkeit und Lüsternheit treibt ihn zu allen Lastern, welche man den Franzosen vorwerfen kann, und schließlich zur Ausrottung durch das „self restraint".

Günstiger lautet das Urtheil über die Dolichocephalen. Dieselben haben große Bedürfnisse und arbeiten unaufhörlich und angestrengt, um sie zu befriedigen. Sie verstehen besser Reichthümer zu erwerben, als zu bewahren, mit der gleichen Leichtigkeit, mit der sie dieselben aufhäufen, verlieren sie sie aber auch wieder. Von Natur zu Abenteuern angelegt, wagen sie Alles, und ihre Kühnheit sichert ihnen unvergleichliche Erfolge. Sie schlagen sich, um sich zu schlagen, aber nie ohne den Hintergedanken an einen Vortheil. Jedes Land ist ihre und die ganze Erdkugel gehört dem Dolichocephalen. Seine Intelligenz durchläuft alle Grade und schwankt oft zwischen schwerfälliger Beschränktheit und Genialität. Es giebt Nichts, was er nicht zu denken und zu wollen wagt, und wollen heißt für ihn ausführen auf der Stelle. Er ist logisch, wenn es zweckmäßig ist, und läßt sich nie mit Worten abspeisen. Der Fortschritt ist für ihn das dringendste Bedürfniß. In religiöser Beziehung ist er Protestant; in der Politik verlangt er vom Staate nur Achtung seiner Thätigkeit und sucht viel mehr sich zu erheben als andere herabzudrücken. Er erkennt schon von ferne und weit hinaus seinen persönlichen Vortheil, aber auch den seiner Nation und seiner Rasse, und sucht die Interessen derselben kühn auf den Gipfel ihrer Bestimmung zu erheben. So hofft er binnen Kurzem unbestrittener Herr der Erde zu sein, und seine Kühnheit ohne Schranken, sein gewaltiger Verstand und das Bewußtsein, sich mit seiner Rasse eins zu fühlen, sichern ihm die größten Aussichten auf Erfolg.

So lange die Dolichocephalen den Kampf nur auf den Schlachtfeldern ausfochten, konnten die Brachycephalen mit Gleichmuth zusehen, wie jene sich untereinander vernichteten. Heute aber ist der Kampf auf das ökonomische Gebiet verlegt, wodurch die Lage eine andere geworden ist. Man braucht kein Prophet zu sein, um den Niedergang der Brachycephalen französischer Rasse und deren allmälige Ersetzung durch blonde Dolichocephalen vorauszusehen. Das friedliche Eindringen der Belgier und der Deutschen mit ihren blonden Haaren, ihren blauen Augen und ihrer hellen Hautfarbe in Frankreich, hervorgerufen durch die zunehmende Verödung des Landes, ist nur der erste Vorgang bei diesem Scenenwechsel.

Eine neue Geschichte der deutschen Kunst.*)

—g. Es ist ein offenes Geheimniß unter allen Eingeweihten, daß die Reclame größeren Einfluß besitzt, als der Bildungsphilister begreifen und zugeben würde. Kann sie schließlich allerdings nicht mehr bewirken als Tageserfolge, so wird sie doch rücksichtslos von derjenigen Presse betrieben, welche die kaufmännischen Interessen in erster Linie verfolgt. Man muß hinter die Coulissen gesehen haben und wissen, mit welcher liebenswürdig verschämten Un—verfrorenheit heutzutage selbst angesehene Firmen dem schwachen Magen der Zeitungsredactionen eine sorgfältig vorgekaute und versüßte Anzeige ihrer Verlagsartikel gleich zum Abdruck fertig darbieten; man muß aus eigener Anschauung auf den Redactionszimmern unserer orientalisirenden Presse das Gruseln gelernt haben vor jenen Universalgenies, welche gerade darum über ein Buch berichten können, weil sie nichts davon verstehen: dies Alles muß man wissen, um die Freude würdigen zu können, wenn aus der literarischen Sintfluth unserer Tage hier und da ein rocher de bronce aufragt, da die Arche der Kritik ruhen und Friedenstauben aussenden darf. Der Recensent fühlt sich dann unwillkürlich emporgetragen von Kant zu Schiller, d. h. die herbe Pflicht wird zur dankbaren Liebe, wenn er einer Schöpfung begegnet, an welche die tüchtigsten Gelehrten und Künstler in Gemeinschaft mit einem ebenbürtigen Verleger ihre beste Kraft gesetzt haben. Ein solches wahrhaft monumentales Werk liegt uns vor in der „Geschichte der deutschen Kunst", welche in der G. Grote'schen Verlagshandlung zu Berlin erscheint; als echter Edelstein darf es eingefügt werden in die literarische Ehrenkrone Germanias. Als in sich geschlossene Abtheilungen fügen sich zum Ganzen: die Geschichte der deutschen Baukunst, Plastik, Malerei, des Kupferstichs und Holzschnittes, des Kunstgewerbes. Abgesehen von einigen bereits erschienenen, zur Geschichte der Malerei gehörigen Lieferungen liegt bis jetzt die Geschichte der deutschen Baukunst und Plastik vollendet vor. Ob der Verleger mit diesem großartigen Unternehmen auch ein gutes „Geschäft" machen wird, wie so manche Cultur- und Literaturgeschichten wider all ihr Verdienst und Würdigkeit es erangelt haben, entzieht sich unserer Berechnung. Jedenfalls aber ist es Ehrensache der unabhängigen und ideal gerichteten Presse, aus vollster Ueberzeugung einzutreten für dieses eminent nationale Geschenk, welches hiermit unserem Volk gemacht und hoffentlich von ihm als Beitrag zu unserer großen Zeit empfunden werden wird. Es sei gestattet, dies Urtheil einigermaßen näher zu begründen.

Die Ausstattung hinsichtlich des Druckes und Papieres ist über jedes Lob erhaben; die Anstalt von Fischer und Wittig in Leipzig darf mit freudiger Genugthuung auf diese Leistung hinsehen. Umfaßt doch allein die Geschichte der Baukunst 445 Seiten in größtem Lexikonformat bei gleichmäßig vorzüglichem Druck. Wenn das Ganze nur zerfällt in die beiden Hälften des Mittelalters und der Neuzeit, so erfahren doch die darin enthaltenen Unterabtheilungen (Frühzeit, Blüthe des romanischen Stiles, Uebergangsstil, Gothik; Renaissance, Barock, Rococo, Classicismus) eine gründliche und gediegene Auseinandersetzung. Beigegeben ist ein sehr sorgfältig gearbeitetes Verzeichniß der Orts- und Personen-

*) Geschichte der deutschen Kunst. 1) Die Baukunst. Von Dr. Robert Dohme. 2) Die Plastik. Von Dr. Wilhelm Bode. 3) Die Malerei. Von Prof. Dr. Hubert Janitschek. 4) Der Kupferstich und Holzschnitt. Von Dr. Friedrich Lippmann. 5) Das Kunstgewerbe. Von Prof. Dr. Julius Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

namen, der Textillustrationen und Tafeln. Letztere umfassen nicht weniger als 332, beziehentlich 54 Nummern. Die Geschichte der deutschen Plastik hat den geringeren Umfang von 258 Seiten, deren Text veranschaulicht wird durch 247 ihm eingefügte Abbildungen und 29 Tafeln. In 7 Capiteln wird geschildert der Anfang der Plastik unter den Karolingern und Ottonen (Bildwerke in Elfenbein), die Plastik als Schmuck der Kirchenbauten im 11. und 12. Jahrhundert, die erste Blüthe der deutschen Plastik im 13. Jahrhundert, die Plastik im Dienste der gothischen Baukunst, die zweite Blüthe, endlich der Niedergang der deutschen Plastik, sowie deren Auftreten im Dienste der Barock- und Rococo-Architektur. Zur Orientirung dienen dieselben Verzeichnisse, welche wir als Beigaben zur Geschichte der Architektur erwähnt haben.

In der Feststellung des äußeren Thatbestandes fortfahrend, müssen wir nunmehr unsere ganz besondere Genugthuung darüber ausdrücken, daß endlich ein kunstgeschichtliches Werk erschienen ist, welches die von unserer Zeit zu machenden Anforderungen an den künstlerischen Werth der Illustrationen wirklich erfüllt. Nach dieser Seite hin beginnt geradezu mit der angezeigten „Geschichte der deutschen Kunst" eine neue Epoche auf dem Gebiete unserer kunstgeschichtlichen Literatur. Bisher mußte man die berüchtigte Aufschrift „billig und schlecht" leider nur zu vielen Büchern mitgeben, deren Gegenstand die Kunstgeschichte war; es ist unglaublich, mit welcher anspruchslosen Kindlichkeit bis jetzt die meisten Verleger dem gerade hier so dringenden Bedürfniß der Veranschaulichung zu genügen gesucht haben. Die einzelnen Disciplinen der Technik und der Naturwissenschaften, der Welt- und Literaturgeschichte, hervorragende Dichtungen u. s. w. empfingen in ihren hierher gehörigen Schriften schon seit längerer Zeit immer gediegener werdende bildnerische Ausstattung, während die Kunstgeschichte den Schlaf des Gerechten fortschlief oder höchstens durch billige Herstellungen dem Bedürfniß des Volkes zu genügen suchte. Da lichtet nun das bisherige Dunkel ein deutscher Verleger, welcher das holde Dornröschen aus seinem Schlummer weckt und es schönheitstrahlend uns vorstellt. Er scheut nicht das Opfer, an eine Fülle von neu zu beschaffenden meisterhaften Abbildungen sein Vermögen zu setzen, und hat ein begründetes Anrecht auf die Erwartung, daß das deutsche Volk es ihm mit Zinseszinsen zurückzahlen wird. Jedenfalls wird es höchste Zeit, daß die bildenden Künste ähnlich gepflegt werden in weiten Kreisen wie die Poesie und Musik. Erhalten sich Künstler und Verleger auf der bisher innegehaltenen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit (mit einigen Ausnahmen in den letzten Lieferungen!), dann ist erreicht, was so lange ein frommer Wunsch bleiben mußte: das heutzutage unendlich erleichterte Sehen der Originale und das Studium der gedruckten Kunstgeschichte ergänzen sich gegenseitig, ja es kann sogar die fehlende Kenntniß von Originalen durch die hier gegebenen Abbildungen oft bis zu dem überhaupt möglichen Grade ersetzt werden. Das ist ein ungeheurer Fortschritt, welcher immer und immer wieder dem Verleger zur Ehre angerechnet werden muß; mögen seine Collegen hingehen und desgleichen thun!

Ferner haben wir anzuerkennen, daß das ganze Unternehmen einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Die vorzugsweise hier einschlagenden Werke von Ernst Förster sind längst durch die Fortschritte der Wissenschaft überholt; die größeren Schriften von Reber und Rosenberg setzen da erst ein, wo die Grote'sche „Geschichte der deutschen Kunst" aufhört. In den Specialgeschichten der einzelnen Künste ist natürlich mehr Material aufgespeichert, als für die Zwecke dieser Kunstgeschichte gebraucht wird. Hier sollte die Aufgabe gelöst werden, die Ergebnisse fremder und eigener Forschung auf wissenschaftlich gesicherter Grundlage zu einem großartig angelegten Familienbuch, zu einer Art von Bibel der deutschen Kunst auszugestalten; für die immer mehr wachsende Zahl der Künstler, Kunstdilettanten und Kunstfreunde ist diese Aufgabe in höchst befriedigender Weise gelöst. Es ist aber ungemein schwierig, Forscher, Kritiker und Darsteller in gleich vorzüglicher Weise zu sein; es erfordert eine seltene Begabung, das ungeheure Material nicht blos zu kennen, sondern auch unter die richtigen, maßgebenden Gesichtspunkte zu ordnen, die Gesetze des Kunstschaffens aus den gegebenen Bedingungen zu entwickeln, die Kunstwerke in edel populärer Sprache vor dem Geistesauge des Lesers wieder lebendig werden zu lassen.

Wenn nach dieser Seite hin die Geschichte der Plastik nicht ganz auf derselben Höhe steht wie die Geschichte der Architektur, so liegt dies nicht blos an einem Mangel in der Gestaltungskraft des Verfassers, sondern auch an der Sprödigkeit des Stoffes. Möchten doch die verehrten Mitarbeiter es nicht verschmähen, Beschreibung und Kritik der Kunstdenkmäler gleichmäßiger zu berücksichtigen, als dies nicht selten W. Bode, der Verfasser der Geschichte der Plastik, gethan hat. Möchten sie sich auch herbeilassen, am Schluß des Ganzen für die mit der Sprache der Kunstgelehrten nicht vertrauten Leser eine Erklärung der fachwissenschaftlichen Ausdrücke zu geben.

Ganz besonders zustimmend verhalten wir uns zu der Einrichtung, daß nicht die ganze riesige Arbeit auf den Schultern eines einzigen Mannes ruht, daß vielmehr fünf hervorragende Kunstgelehrte sich verbunden haben, um die Last gemeinsam zu tragen. Jeder vertritt sein besonderes Fach und legt in dem von ihm behandelten Abschnitt eine Menge von Einzelforschungen nieder, welche den neuesten Stand seines Lieblingszweiges der Kunstgeschichte uns vergegenwärtigen. Die Zeiten, wo noch ein Gelehrter alle drei bildenden Künste gleichmäßig als Schriftsteller in größeren Werken umspannen konnte, sind vorüber; wo dies scheinbar noch vorkommt, hat der Verfasser sammelnd, ordnend und kritisirend das von Anderen Geleistete zu einem Handbuch der gesammten Kunstgeschichte vereinigt. Die unserer Zeit eigenthümliche Arbeitstheilung kann aber natürlich nur dann fruchtbar werden für die große Kunstgemeinde, wenn alle einzelnen Gebiete in demselben Geiste angebaut werden. Das ist hier bis jetzt thatsächlich erreicht. Das Ganze ist aus dem besonderen Geist der Kunstgeschichte heraus geboren; die ästhetischen und culturhistorischen Elemente treten zurück, und dennoch erscheint die Kunstgeschichte nicht als eine Unterabtheilung der Culturgeschichte, sondern als eine selbständige Disciplin.

Was nun insbesondere die Geschichte der Architektur anlangt, so ist sie bearbeitet von Dr. Robert Dohme, welcher auf dem Titelblatt sich in stolzer Bescheidenheit nur als „Mitglied der Königl. Akademie des Bauwesens" (in Berlin) bezeichnet. Seit 1871 Bibliothekar des Kaisers, seit 1878 Directorialassistent der Nationalgalerie, hat er sich durch verschiedene Monographien aus der Geschichte der Architektur, sowie insbesondere durch die Herausgabe von zwei großen Sammelwerken einen Namen gemacht. Seine Geschichte der deutschen Architektur zeigt ihn als einen Meister der selbständigen Forschung, der scharfsinnigen und besonnenen Kritik, der plastisch abgerundeten Darstellung. Für ihn ist durch die Inventarisirung der Denkmäler die baugeschichtliche Arbeit in Deutschland in ein neues Stadium getreten; die für das Königreich Sachsen durch Richard Steche so erfolgreich unternommene Aufnahme des kunstgeschichtlichen Inventars erkennt auch Dohme ehrend an. Die aus jenen Specialforschungen entnommenen Einzelschilderungen benutzt Dohme nur als Unterlagen für das, was ihm die Hauptsache ist: die Entwickelungsgeschichte der deutschen Baukunst. Den Schwerpunkt seiner Arbeit legt er in das allmälige Ausreifen und Wechseln der baukünstlerischen Gedanken, welche er vor uns wieder lebendig werden läßt. Es gereicht uns nun zur großen Genugthuung, daß Dohme das bisher übliche Aufzählen aller einzelnen Bauwerke aufgiebt und die Beispiele nur so weit heranzieht, als sie zu seiner Beweisführung nöthig sind. Daraus folgt ganz von selbst, daß im Verlauf der Darstellung die Behandlung der einzelnen Momente etwa in demselben Maße abnimmt, als im Verlauf der Jahrhunderte die Zahl der erhaltenen Werke wächst. Hierbei entwickelt Dohme jeden Stil und jede Bauweise aus sich selbst, d. h. aus den jedesmaligen besonderen technischen und künstlerischen Voraussetzungen und Bedingungen. Natürlich schließt dies Verfahren nicht aus, daß hervorragende Bewegungen und Erscheinungen in der Baugeschichte auch durch culturhistorische Einflüsse bedingt sind; jedenfalls aber reifen die baukünstlerischen Ideen im Einzelnen fast ausschließlich auf dem Bauplatze selbst.

Wenn wir nun den Versuch machen müssen, das große Dohme'sche Werk sich selbst charakterisiren zu lassen, so wollen wir von vornherein bekennen, daß in diesem Falle nur von abweichenden Ansichten, nicht aber von dem Nachweis von Fehlern die Rede sein könnte. Wir hoffen, uns den Dank unserer Leser zu erwerben, wenn wir aus dem überaus reichhaltigen Material nur das herausgreifen, was dem Königreich Sachsen angehört. An Abbildungen sind vorhanden: ein Theil der Marienkirche in Zwickau, die Decke der Annakirche in Annaberg, der Grundriß des zweiten Stockes der Albrechtsburg zu Meißen, der Grundriß des königl. Schlosses zu Dresden, Details vom südöstlichen Treppenthurm des großen Schloßhofes zu Dresden, von einer Bronzesäule im Stallhof zu Dresden, Portal der ehemaligen Schloßkapelle zu Dresden, Grundriß der Frauenkirche, sowie die Kirche selbst, Grundriß der Hofkirche zu Dresden, Grundriß des Palastes im Großen Garten zu Dresden (Erdgeschoß), Mitteltheil der Fronte des Japanischen Palais daselbst; ferner das Portal an der Schloßkirche zu Chemnitz, Albrechtsburg in Meißen (Hofansicht mit dem Treppenthurm), königl. Schloß in Dresden (Nordseite der Hoffaçade), Hofkirche und Zwinger daselbst (letztere Wiedergabe ist geradezu ausgezeichnet). Damit nun aber

unsere Leser sich eine Vorstellung davon machen können, wie feinsinnig Dohme zu schildern versteht, lassen wir ihn selbst reden. Er sagt von den Bauten der sächsischen Lande, des alten Markgrafenthums Meißen mit dem Erzgebirge und einem Theil des Voigtlandes Folgendes:

„Dort hatte der neuentdeckte Silbersegen der Berge seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein rührig Leben wachgerufen. Schaarenweis zogen die Glück- und Arbeitsuchenden aus allen Theilen Deutschlands herbei; die alten Gebirgsorte erwuchsen zu ungeahnter Blüthe; neue Städte erstiegen aus dem Boden. So nahm auch die Baukunst, voran die kirchliche, hier einen neuen Aufschwung. Aber es ist, als sei etwas von jenem nüchternen, verständigen Geist des hier herrschenden Geschäftslebens in die Architektur übergegangen. Nicht, daß man kunstloser, knapper als vordem gebaut; im Gegentheil, auch der Gestaltung der Gotteshäuser kommt der schnell sich mehrende Reichthum des Landes zu Gute; nur durchweht die Gebäude ein neuer, man ist versucht zu sagen, reformatorischer Zug: die Kirche ist nicht mehr das Haus der Geistlichkeit, sondern das der Gemeinde; die für den Klerus bestimmten langgezogenen Chöre fallen weg. Das war freilich auch schon die Tendenz der städtischen Pfarrbauten seit länger als einem Jahrhundert gewesen, lag im Wesen der Hallenkirchen überhaupt. Aber hier kommt der Gedanke in besonders prägnanter Weise zum Ausdruck. Gleich der älteste Bau der Gruppe, die 1453 begonnene (freilich erst 1536 vollendete) Marienkirche zu Zwickau, bietet dafür ein lehrreiches Beispiel. Eine dreischiffige Halle, freiräumig, mit weiten Abständen der schlanken, aus concaven Seiten gebildeten Achteckspfeiler, breit angelegt, der Chorraum kaum merklich unterschieden vom Schiff, das Ganze durch ein gleichmäßig ausgebildetes, flach gespanntes Gewölbenetz ausdrücklich als ein Raum zusammengefaßt. Ohne Kapitell wachsen die Rippen in verschiedenen Höhen da, wo das einschneidende Gewölbe es verlangt, aus den Pfeilern hervor. So weit irgend möglich, sind die Profile nur aus flachen Kehlungen gebildet. Während an anderen Bauten derselben Zeit die Freude an reichem vegetabilen Ornament einen charakteristischen Zug bildet, fehlt hier — und so in der Gruppe vielfach — das Ornament ganz. Neu (nach dem Vorbild der schmalen Chorgalerie zu St. Lorenz in Nürnberg) ist die Anlage einer von Anfang an in der architektonischen Composition vorgesehenen, durch die ganze Kirche laufenden Empore: die Strebepfeiler sind halb nach innen gezogen; zwischen ihnen spannen sich die Wölbungen der Emporen, vor ihnen ist die Empore jedesmal aus drei Seiten des Achtecks herumgekröpft. Daß aber dies eigenartige Motiv keine willkürliche Spielerei des Zwickauer Architekten, sondern eine von praktischem Bedürfniß erzeugte Neuerung ist, zeigt seine Wiederkehr in den meisten Kirchen der Gruppe. In einem frühen Beispiel tritt hier auch jener bald zu allgemeiner Verbreitung in der sächsischen Schule gelangende Vorhangbogen auf, zum Theil erst als ornamentale Umrahmung spitzbogiger Thüren. Originell ist ferner hier die Anlage des im nördlichen Seitenschiff angebrachten, im Motiv gleichfalls aus St. Lorenz übertragenen, zur Empore führenden Treppenthurmes, hier mit doppelter Spindel, um die Auf- und Absteigenden nicht mit einander collidiren zu lassen. — Wie im Innern durch die Emporen, so macht sich auch am reichbelebten Aeußern die Betonung der Horizontalen auffallend geltend. In dem Empfinden der Zeit ist eben eine Umwandlung des architektonischen Schönheitsideals im Gange."

Hieran reihen wir die geistvolle, von Selbständigkeit des Urtheils ganz besonders zeugende Charakteristik des Zwingers zu Dresden.

„Matthias Daniel Pöppelmann, der Schöpfer des Zwingers, ist ganz der Sohn seiner Zeit und seiner Stadt; so sehr, daß sein architektonisches Wollen nur aus der Culturgeschichte des Hofes zu verstehen ist. Das Lebensprogramm August's des Starken kann man vielleicht am knappsten in die Worte zusammendrängen: eine ununterbrochene fürstliche Repräsentation in berauschender Pracht, vorgetragen bei völliger Unbedenklichkeit der Mittel. Seinen Lebensüberzeugungen wie seinem künstlerischen Ideal ist die zierliche Grazie Ludwig's XV. noch fremd; sein ganzes Auftreten hat durchaus den majestätisch prunkenden Zug des römischen Barock. Für Pöppelmann war die Aufgabe gestellt, einen weiten Festsaal unter freiem Himmel zu schaffen für die Maskeraden und Festaufzüge des Hofes. Wenn nun die Entfaltung des höchsten Luxus schon im Allgemeinen dem Charakter des Königs entsprach, so war sie ganz besonders angezeigt bei dieser die Decorationen des Theaters aus dem Reich der Illusionen in die Wirklichkeit übersetzenden Arbeit. Der Zwinger repräsentirt die phantastische Pracht der Bühnenarchitektur, gemäßigt durch eine einfache, klare und für den gegebenen Zweck überaus glückliche Grundrißdisposition. In den Portalgebäuden entfaltet sich vielleicht das höchste Maß decorativen Reichthums, welches die abendländische Kunst überhaupt entwickelt hat; aber dieser Reichthum ist beherrscht durch feines Empfinden für Massengliederung; die unvergleichliche Phantastik der Decoration ist es durch das hohe Schönheitsgefühl des Künstlers. Ich möchte absichtlich nicht von „Champagnerrausch" und ähnlichen poetischen Ausdrücken reden, welche so gern diesem Bauwerk gegenüber gebraucht werden, aber doch nur den Zug genialer Phantastik betonen, der ja unverkennbar im Zwingerbau lebt. Denn man soll nicht vergessen, daß hinter dem bunten Wirbel der Formen ein weiser, jedes decorative Stück an seinen rechten Platz bringender Künstler steht, der die gerufenen Geister bis zum kleinsten Kobold herab mit seinem Willen beherrscht und leitet. Und wie unbedingt schön sind zugleich viele Details für den, der die Schönheit nicht nur in einem bestimmten Baustil sieht.

Wo aber nahm Pöppelmann seine besondere Formgebung her? Sein Vorbild ist in erster Linie das malerische römische Barock. Von diesem kommt das Auf- und Abwogen der Glieder, das Krümmen, Biegen, Schwingen, die Phantastik des Aufbaues, die Vorliebe für die bewegte Silhouette. Aber der Meister kennt zugleich die französische Entwickelung: das Louis XIV. und die Régence. Darauf weist die Verwendung der „Culots", der eigenartigen jonischen Säulen; selbst die ganze Gliederung der langen Galerien ist nach französischen Vorbildern componirt. Das Louis XV. jedoch, das Rococo, hat mit dem Zwingerbau nichts zu thun! Die Häufung des Decors endlich, die eigenartige Behandlung desselben, die köstlichen blumengefüllten Vasen, die Wappenthiere, die originelle Bildung der Gesimse: das Alles ist specifisch Pöppelmann'scher Geist. Und der Individualität des Künstlers wird man auch die eigenartig barocken Dachkuppeln der Portale mehr zuzuschreiben haben, als etwaigen indischen Einflüssen; wenn schon es bekannt, daß August sich gelegentlich mit indischen Architekturen beschäftigte."

Hieran reihen wir einige Proben der Selbständigkeit, mit welcher W. Bode die Geschichte der deutschen Plastik bearbeitet hat. Ueber die berühmte Goldene Pforte am Dom zu Freiberg sagt er: „Man hat sich daran gewöhnt, diese Bildwerke als die hervorragendsten Leistungen romanischer Plastik zu feiern. In der That ist das Portal in Reichthum der Decoration, in Klarheit des Aufbaues, Zierlichkeit der Arbeit, Mannigfaltigkeit und Gedankentiefe des bildnerischen Schmucks, sowie im Schönheitssinn, der sich in den Gestalten kundgiebt, in Norddeutschland wol ohnegleichen. Aber in der Belebung der Figuren, in feiner naturalistischer Durchbildung, namentlich der Extremitäten, in Richtigkeit der Verhältnisse lassen diese Bildwerke doch noch Manches zu wünschen übrig. Die Schönheit dieser Gestalten ist eine mehr äußerliche und starre, nicht aus dem Verständniß der Formen herausgewachsene. Auch finden wir hier, bei rein romanischen Formen, in der Anordnung schon jene von der französischen Gothik eingeführte und für die Entwickelung der Plastik verhängnißvolle Anbringung der Figuren an den Archivolten des Thürbogens. An die Hauptdarstellung im Bogenfeld: die thronende Madonna mit dem Kinde zwischen den anbetenden Königen und dem Erzengel Gabriel und Joseph, schließen sich in den Archivolten vier Kreise der Darstellung durch kleine Einzelfiguren: Gottvater mit den Engeln, das Christkind mit den Propheten, der heilige Geist (Taube) mit den Aposteln und zu äußerst die Auferstehenden. Zwischen den Säulen der Seitenwände jederseits vier Statuetten in etwa halber Lebensgröße: Propheten des alten Testamentes und die beiden Johannes. Der Gedankeninhalt ist reicher als in der Decoration irgend eines anderen Portals in Nord- oder Mitteldeutschland, aber dabei doch einfach und ungesucht; und zugleich ist durch die Unterordnung der Figuren unter die architektonischen Linien in Verbindung mit der Ornamentik die große architektonische Wirkung des Portals trefflich zur Geltung gebracht."

Ueber den Sculpturenschmuck des Portals an der Schloßkirche zu Chemnitz vom Jahre 1525 sagt Bode: „Der Aufbau erinnert an den Schmuck spanischer Portale vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In reicher Einrahmung des charakteristisch sächsischen Baum- und Astwerks sind in flachen Nischen unten jederseits auf Sockeln von Blumenkelchen zwei Heilige angebracht, Statuen von wenig mehr als halber Lebensgröße. Darüber, etwas größer, Maria zwischen vier Heiligen und zu oberst zwischen zwei Engeln Gottvater mit dem Gekreuzigten im Schooße; im abschließenden Astwerk die Halbfiguren musicirender Engel. Hier zeigt sich der fränkische Einfluß noch stärker als in der „Schönen Pforte" zu Annaberg; in der Bildung der Figuren, in der Bewegung und

Gewandung werden wir an A. Krafft, in der weichen Behandlung des Fleisches, der lieblichen Kopfbildung und dem milden, freundlichen Ausdruck mehr an Riemenschneider erinnert. In den Verhältnissen der Figuren, in der Durchbildung der Köpfe und insbesondere der Hände, in den Motiven der Faltengebung, die zwar sehr knitterig, aber von großem Wurf sind, zeigt sich der unbekannte Meister dieser Bildwerke dem Annaberger Künstler noch überlegen. Der naturalistische Drang dieser Kunstrichtung, der sich schon in der Einrahmung so stark bethätigt, findet seine Freude an allerhand possirlichem und phantastischem Beiwerke: Affen, Drachen, Fasanen und andern Vögeln, welche in den Aesten klettern und auf- und abhüpfen."

Endlich führen wir an Bode's Urtheil über die bemalte Gruppe der Beweinung Christi in der Marienkirche zu Zwickau. „Sie ist in Lindenholz geschnitzt und in der feinen alten Bemalung trefflich erhalten. Da sie nach der Energie des Ausdrucks und der Trefflichkeit in der naturalistischen Durchbildung der Körper wol als Meisterwerk unter den sächsischen Bildwerken dieser Zeit gelten darf und nach dieser Richtung unter den deutschen Sculpturen überhaupt einen hohen Platz verdient, gebe ich nebenstehend eine Abbildung. Der Treue in der Wiedergabe des todten Körpers und in den verweinten Zügen der Maria entspricht ein gewaltiger Ernst der Auffassung und eine Meisterschaft in der Kenntniß des Körpers, welche der realistischen Wiedergabe der Körper den Eindruck des Abschreckenden völlig benimmt. Freilich verrathen die geraden Linien im Aufbau der Gruppe und die knitterigen Falten der Gewänder, denen jedes größere Motiv fehlt, als Schwäche dieses Naturalismus einen fühlbaren Mangel an Geschmack und an Schulung."

Bücherbesprechungen.

— z. **Kirchenideale und Kirchenreformen.** Ein Beitrag zur Beurteilung der Hammersteinschen Bewegung. Von Prof. Lic. theol. W. Bornemann. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1887. — Diese Schrift, ein Sonderabdruck aus dem „Evangelisch-Lutherischen Gemeindeblatt", referirt zunächst den bekannten Antrag, welchen Frhr. v. Hammerstein im königl. preuß. Abgeordnetenhause gestellt hatte und welcher unter Bezugnahme auf die der römisch-katholischen Kirche in Preußen gemachten Concessionen auch für die evangel.-lutherische Kirche die Gewährung einer größern Freiheit und Selbständigkeit und die Bewilligung reichlicherer Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse forderte. Nicht mit Unrecht macht der Verfasser diesem Antrag die Unbestimmtheit der Form zum Vorwurf, welche zwar den äußeren Umfang der Bewegung sehr gefördert, ihre Bedeutung und ihre Ziele aber in ein unsicheres Licht gerückt und ihren Charakter geschädigt habe, rügt auch nicht mit Unrecht an dem auf diesen Antrag gestützten Gesetzentwurf, welchen v. Kleist-Retzow im königl. preuß. Herrenhause eingebracht hat, daß er nach Wesen und Bedeutung ungleichartige Stücke nur zufällig und äußerlich mit einander verbinde. Nachdem der Verfasser zunächst rein sachlich über den Hammerstein'schen Antrag und seinen Inhalt referirt und die allgemeinen Grundsätze festgestellt hat, nach welchen seinem Dafürhalten nach die ganze Angelegenheit zu behandeln ist — wobei uns der Satz von besonderem Werth zu sein scheint, daß bei der angeregten Frage für uns Evangelische die Analogie der römischen Kirche, ihrer Einrichtungen, Errungenschaften und Ziele nie als entscheidend in Betracht kommen könne —, giebt er einen sachlichen Bericht über verschiedenartige Ideale, Kritiken und Reformvorschläge, welche der Hammerstein'sche Antrag bei Andersdenkenden hervorgerufen hat. Wir finden hier Referate über: Fabri, „Wie weiter? Kirchenpolitische Betrachtungen zum Ende des Culturkampfes", ferner: Pestalozzi, „Ein Wort über evangelische Kirche und Staat im Hinblick auf den Antrag der conservativen Partei im Abgeordnetenhause", derselbe, „Die gegenwärtigen Bestrebungen zur Befreiung der evangelischen Kirche in Preußen", derselbe, „Ein Wort über hirtenamtliche Arbeitsorganisation im Sinne der vom Reichsboten vertretenen Auffassung", weiter über: „Die drei Grundschäden der evangelischen Landeskirchen und der Weg ihrer Heilung, eine Wüstenstimme", dann über Beyschlag, „Die größere Freiheit der evangelischen Kirche nach römischem Muster" und „Das preußische Paritätsprincip, eine kirchenpolitische Streitfrage", endlich über einzelne Artikel in der „Protestantischen Kirchenzeitung", dem Organ der kirchlichen Linken, welche den nämlichen Gegenstand behandeln. Diese Referate sollen nicht nur orientiren, sondern auch darthun, „wie unendlich vielseitig, verwickelt und schwierig die hier in Betracht kommenden Fragen sind, wie ganz verschieden selbständige und urtheilsfähige protestantische Männer die augenblickliche kirchliche Lage ansehen und an der Lösung der vorliegenden Probleme arbeiten". Es folgt ein Rückblick auf die Kirchengeschichte, auf das älteste Christentum und den Staat, die Kirche des dritten Jahrhunderts, das Papstreich und die evangelischen Kirchenbildungen, um hieraus wichtigen Stoff und leitende Gesichtspunkte für dies Problem der Gegenwart zu gewinnen. Daran schließt sich endlich eine Beurtheilung der Hammerstein'schen Bewegung vom Standpunkte des Verfassers an. Er geht dabei, und dies ist gewiß richtig, von der Annahme aus, daß es sich in dem durch den Hammerstein'schen Antrag hervorgerufenen Streit nicht um eine einzige Frage nur handele, sondern um eine ganze Reihe von Problemen, die auf eine eigenthümliche, verwickelte und sehr verschieden zu deutende Art mit einander zusammenhängen. „Forderungen der Frömmigkeit und Gesichtspunkte der Kirchenpolitik, reine ideale Größen und sehr reale Verhältnisse, patriotische und christliche Gedanken, rechtliche und religiös-sittliche Urtheile, geschichtliche Ueberlieferungen und die Aufgaben der Gegenwart, nüchterne Berechnung und kühnes Vertrauen, alles das will beachtet sein." Der Verfasser lehnt, wie oben schon angedeutet wurde, die Analogie der römisch-katholischen Kirche, mit welcher der Gesetzentwurf motivirt wird, grundsätzlich ab. Er erachtet das Paritätsprincip für auf die Dauer unhaltbar und in sich widerspruchsvoll. Er bezeichnet die finanzielle Forderung als durchaus berechtigt, meint aber, daß die Dotationsfrage für sich allein zu erledigen sei. Er hält die kirchenpolitischen Aenderungen für unbedeutend, wenngleich discutabel und glaubt überhaupt, daß den Vorschlägen im Hammerstein'schen Antrag und in dem Kleist-Retzow'schen Gesetzentwurf, falls sie rein sachlich zu nehmen seien, nicht diejenige Bedeutung beizulegen sei, die ihm von Vertheidigern und Gegnern zugeschrieben werde. Hätten diese Forderungen eine größere Bedeutung, so liege diese in dem, was verschwiegen werde. Nach des Verfassers Auffassung bedürfen wir in der Gegenwart nicht äußere Mittel, sichtbare Erfolge, Massenwirkungen und Organisationen, sondern die Kräfte und die Einfalt rechten Glaubens. — Der Verfasser hat im Vorwort selbst als wahrscheinlich bezeichnet, daß man seinen Ausführungen den Vorwurf eines unpraktischen und unentschiedenen Idealismus machen werde. Diese Befürchtung ist insofern nicht ganz unbegründet, als die Schrift bei ihrer abfälligen Kritik der gemachten Vorschläge und bei dem Mangel eigener positiver Vorschläge eine große praktische Bedeutung kaum beanspruchen darf, dagegen hat die Broschüre, welche mit großer Wärme, oft mit einem gewissen poetischen Schwung geschrieben ist, jedenfalls das Verdienst, daß sie von echt evangelischem Geiste durchweht ist und uns durch Mittheilung der einschlagenden Literatur auf einem Gebiete zu orientiren vermag, welches für alle kirchlich gesinnten Kreise ein großes Interesse haben muß.

K-d. **Grützmann, Dr. Paul. Lehrbuch des Königlich Sächsischen Privatrechts.** Band 1. Allgemeine Lehren und Sachenrecht. 1887. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 412 S. — App.-Rath Schmidt, Prof. an unserer Universität für sächsisches Recht, starb zu früh für die Wissenschaft desselben; er konnte nur wenige Jahre den Studenten vortragen und gelangte in dieser Zeit nicht zu einem umfassenderen Werke. Die erst nach seinem Tode erschienenen „Vorlesungen über das im Königreiche Sachsen geltende Privatrecht" lassen allein erkennen, was von seinem reichen Wissen und seinem unermüdlichen Streben zu erwarten war, wie berufen er zu einer Darstellung dieses Rechtes war. Dieser Verlust ist umsomehr zu bedauern, als seit jener Zeit durch das Eingreifen der Bundes- und Reichsgesetzgebung der Wirkungskreis des sächsischen Privatrechts Beschränkungen erlitt, auch durch die später entstandene Aussicht auf ein bürgerliches Gesetzbuch des Deutschen Reiches mehr und mehr von einer umfassenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem sächsischen Privatrechte, von einer vollständigen Vorführung desselben, welche nicht blos an das bürgerliche Gesetzbuch und dessen Vorarbeiten sich anschloß, als von einem für anscheinend nur vorübergehende Zwecke bestimmten Unternehmen abgehalten wurde. Der Stoff selbst ist nicht leicht zu behandeln, die Grenzen des Rechtsgebietes sind zu schwankend und eine Bearbeitung des sächsischen Privatrechtes ist ohne ein Uebergreifen in das gemeine und Reichs-Recht nicht möglich. Dies erklärt wol zur Genüge, weshalb in so langer Zeit ein umfassenderes Werk über sächsisches Privatrecht nicht erschien, wenn es auch andererseits sein Gutes hatte; es war eine Zeit für das Schaffen und Wirken im Einzelnen gegeben, welche auch dazu benutzt wurde. Jetzt liegen die Verhältnisse

wieder günstiger. Auf den Erlaß eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist nicht sobald zu rechnen, und die berechtigte Anschauung macht sich geltend, daß auch nach dem Erlasse jenes Gesetzes und neben demselben noch längere Zeit das sächsische Privatrecht, wie andere Landesrechte, Geltung behalten werde, schon um bereits erworbene Rechte nicht zu beeinträchtigen. Das Nebeneinanderbestehen von Reichs- und Landesrecht giebt ferner häufig Veranlassung zu entscheiden, welches Recht anzuwenden sei, und dabei zu fragen, wo die Grenze zwischen beiden liege; dies jedoch setzt ein Eingehen auf die Grundlagen beider Rechte voraus. Hier aber liegt der Wunsch nach einem Führer durch das sächsische Recht nahe. Und so darf das oben angezeigte Werk als ein völlig zeitgemäßes Unternehmen betrachtet werden; es wird dem praktischen Juristen eine willkommene Gabe sein, um so mehr als nicht blos die sächsisch rechtlichen Bestimmungen, sondern auch die Grenzverhältnisse zum Reichsrechte eingehend erörtert werden, um den richtigen Weg zu weisen. Sind einige Ausführungen zu weit für ein Lehrbuch gehalten (z. B. S. 144 §. 41 unter I), so werden sie doch für einen großen Theil der Leser deshalb werthvoll bleiben. Gegen den Inhalt des ersten Bandes im Allgemeinen läßt sich nichts einwenden. Ueber einzelne Ansichten und Aufstellungen, denen nicht oder nicht allenthalben beigetreten werden kann, eingehendere rechtliche Ausführungen zu bringen, ist hier wol nicht der Ort; es mögen daher folgende wenige Bemerkungen genügen. Das S. 128 unter II Abs. 2 angegebene Verfahren bei Grundstückstheilungen findet nur statt, wenn die Verlautbarung vor der Steuerregulirung beantragt wird. S. 134 bei Anm. 9 erkennt der Verf. selbst an, daß das B. G.-B. in den §§. 276, 277, 2286 sich widerspricht, ohne die Möglichkeit einer einfachen und natürlichen Auslegung, und doch hat er zuvor S. 25 in längerer Ausführung Sintenis wegen seiner gegen mehrere Bestimmungen des B. G.-B. erhobenen Bedenken etwas zu scharf zurückgewiesen. Der Schlußsatz des §. 92 III S. 335 ist wol nicht richtig und die hier aufgestellte Ansicht dürfte anerkannten Grundsätzen des Hypothekenrechts widersprechen. Die rechtliche Wirkung der Vorrangsabtretung ist eine sehr bestrittene und muß erst noch zu voller Klarheit gebracht werden. Das B. G.-B. behandelt aber in §. 440 die Wirkung nur für die zunächst Betheiligten und deren Rechtsnachfolger, nicht aber dritten Hypothekengläubigern gegenüber; in letzterer Richtung müssen andere Rechtsgrundsätze zur Anwendung kommen. Wird eine vorausgehende Hypothek gelöscht oder fällt sie sonst weg, so rücken die nachstehenden Hypotheken im Range nach; nach jener Ansicht des Verf. müßten aber die nachstehenden Hypothekengläubiger es geschehen lassen, daß eine andere spätere Hypothek kraft der Vorrangsabtretung vor der ihrigen zur Befriedigung gelange. Auch bezüglich der Altgemeinden (§. 113) kann nicht allen Ausführungen beigetreten werden; so ist z. B. zu S. 380 zu beachten, daß die Altgemeinde nicht ohne Weiteres mit der Gesammtheit der Hüfner ꝛc. zusammenfällt. Was der Verf. S. 164 flg. unter IV über die gerichtlichen Veräußerungsverbote, insbesondere über Verwahrung und Vormerkung, und über den Einfluß der Reichsjustizgesetze hierauf ausführt, erscheint beachtenswerth, weil er darlegt, nicht nur wie weit die sächsischen Bestimmungen aufgehoben sind, sondern auch wie weit sie noch Beachtung beanspruchen. Das Werk ist von der Verlagshandlung in gewohnter Weise gut ausgestattet, nur dürfte eine sorgfältigere Buchstabencorrectur zu wünschen sein. In Anm. 2 zu §. 6 S. 14 muß es am Ende heißen: Siegmann behandelt nur den auf das Grund- und Hypothekenbuch, nicht den auf die Testamente, Todesfälle und Vormundschaften bezüglichen Theil. Hoffentlich erscheint der zweite Band, welcher den Schluß des Werkes bringen wird, recht bald, da damit erst das Werk für weite Kreise vollständig brauchbar wird.

C. H. **Die Geistesthätigkeit des Menschen** und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge von **J. G. Vogt.** Mit erläuternden Holzschnitten. Leipzig, M. J. Schmidt. 1887. — Der Verfasser dieser Schrift ist auf alle Fälle ein Mann, welchem in seiner Eigenschaft als Forscher und Denker die rückhaltloseste Anerkennung gebührt. Es tritt uns hier eine Form des Materialismus oder der mechanisch-naturwissenschaftlichen Welterklärung entgegen, mit deren Princip und allgemeinem Resultat sich auch ein wohlverstandener Idealismus wird einverstanden erklären können. Es ist dem Verfasser vielleicht selbst nicht vollkommen deutlich geworden, wie seine Weltauffassung als eine Basis und Handhabe zu einer läuternden Fortbildung der von ihm bekämpften idealistischen Seite der Philosophie angesehen werden darf. Wir müssen ihm zunächst darin Recht geben, daß aller derjenige Idealismus, welcher sich mit der Annahme eines Geistes oder anderer unsinnlicher Potenzen an sich zur Erklärung des Wirklichen trägt, eine wissenschaftliche Berechtigung jetzt nicht mehr beanspruchen darf. Die Annahme eines idealen Jenseits mag in anderer Weise für uns ein Bedürfniß sein und die Wirklichkeit mag auch Hindeutungen auf ein solches in sich enthalten, aber sie kann wissenschaftlich überall nur aus sich und aus ihren gegebenen und nachweisbaren Beschaffenheiten erklärt werden. Es giebt nach unserer Ansicht wol eine Möglichkeit oder Formel, wie der an sich ja so durchaus unerquickliche und ziellose Streit zwischen jenen beiden Weltansichten oder auch zwischen Materie und Geist geschlichtet oder zu einer uns innerlich wahrhaft befriedigenden und theils dem wissenschaftlichen, theils dem religiösen Bedürfniß Genüge leistenden Auffassung vereinigt werden kann. Nur darf die Naturwissenschaft allerdings nicht meinen, daß sie allein und als solche die einzige und ganze Wissenschaft von allem Wirklichen sei. Wenn der Verfasser den Denkprozeß und alles dazu Gehörige aus dem Mechanismus der Nerven und Zellen des Gehirns u. s. w. zu erklären versucht, so hat er hierzu als Naturforscher sowol das Recht wie die Pflicht, da ja alles Denken mindestens an solche mechanische Bedingungen und Functionen gebunden ist. Er thut dieses auch in einer Weise, die wir, ohne ihre sachliche Berechtigung näher controliren zu können, doch nur als eine in hohem Grade scharfsinnige, mit nachhaltender Consequenz fortschreitende und zugleich maßvolle und besonnene bezeichnen müssen. Ob es nicht zu weit gegangen sei, geradezu von Denkzellen u. s. w. zu reden, mag hier unentschieden bleiben; überall aber kann doch versucht werden, auch das Geistige so weit möglich hier in localer Weise zu fixiren und dieses nächstliegende physiologische Instrument des Denkens nach seinem Zusammenhange mit demselben genauer zu prüfen. Der Verfasser bedient sich hier auch des Vergleiches mit einem Clavier, zu welchem sich nach der gewöhnlichen Ansicht die Seele oder der Geist wie der dasselbe spielende Künstler verhalten soll. Es ist hierbei wol so viel richtig, daß das Gehirn allein und als solches mit seinem ganzen Mechanismus nicht zu denken vermag, aber es findet doch immer der Unterschied statt, daß der Geist nicht wie ein Künstler von Außen zu dem Instrument hinzutritt, sondern in ihm selbst und dem ganzen weiteren zu ihm gehörenden Apparat als in seiner eigenen jetzt wenigstens unabstreifbaren Hülle wohnt. Wir sind zunächst nicht berechtigt, von einem Geist oder einer Seele als einem andern Ich außerhalb des Körpers zu reden. Dieses Alles kann dem Verfasser bereitwillig zugestanden werden. Er ist aber doch mindestens auf dem Wege, sich über die gewöhnliche einseitige und äußerlich mechanische Ansicht vom Menschen und seinen Functionen zu einer andern höheren und vollkommeneren Auffassung alles Wirklichen zu erheben, als welche nur diejenige der immanenten Teleologie anzusehen sein wird. In uns lebt ein Gedanke oder ein einheitliches ordnendes und aufbauendes Formprincip, welches getrost auch als ein Geist oder eine Seele bezeichnet werden kann. Ob dieser Geist möglicherweise auch vom Körper getrennt ein Dasein besitzen könne, ist eine Frage, die zu entscheiden überhaupt keine Wissenschaft competent ist. Der Verfasser aber ist wenigstens durchdrungen von der Bewunderung dieser geistigen Ordnung im Wirklichen, die er auf eine bestimmte Function oder ein Vermögen des Empfindens zurückzuführen geneigt ist. Der Geist des Menschen aber kann auch überall nicht blos aus seinen realen Bedingungen durch die Naturwissenschaft sondern auch aus seinem lebendigen Wirken und seiner Entwicklung in der Geschichte erkannt werden. Der Idealismus in der Philosophie aber hat neben dem Realismus der Naturwissenschaft immer darin seinen Werth und seine Berechtigung, daß er nach anderen und höheren Zielen der wissenschaftlichen Erkenntniß des Wirklichen zustrebt, als sie im Gesichtskreis oder in der Ideensphäre seines Standpunktes zu liegen pflegen. Auch in der Geschichte und ihren ganzen Einrichtungen aber darf das Walten einer immanenten Teleologie angenommen oder erblickt werden. Wir freuen uns aber hier einem Standpunkte zu begegnen, mit welchem sich auch von der entgegengesetzten Seite aus reden läßt und welcher in edler und geschmackvoller Haltung die sonstigen Schroffheiten der gewöhnlichen mechanischen Weltansicht zu mildern und von sich abzustreifen vermocht hat.

—m— **Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen.** Herausgegeben von G. Poel. Zweiter Theil. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1886. VIII, 454 S. — Der zweite Band des trefflichen Memoirenwerkes, dessen an dieser Stelle bereits wiederholt gedacht worden ist, liegt nunmehr ebenfalls in neuer verbesserter und hie und da auch vermehrter Auflage vor. Auch während der Jahre 1808—1815, welche der Band umfaßt,

war es Rist vergönnt, so manches Interessante zu erleben und aus nächster Nähe zu beobachten. Nach seiner Rückkehr aus London, wo er in schwerer Zeit als diplomatischer Vertreter Dänemarks geweilt hatte, wurde Rist im Frühjahr 1808 zum dänischen Geschäftsträger in Hamburg ernannt, ein Posten, der hohe Bedeutung gewinnen sollte, als bald darauf die bisherige freie Stadt dem französischen Reiche einverleibt wurde. Mehr noch als die immerhin recht anziehenden Schilderungen aus seinen Hamburger Freundeskreisen, in denen er einige Jahre später eine treffliche Lebensgefährtin fand, verdient die Darstellung der französischen Verfassung, ihres Zusammenbruchs nach dem russischen Feldzuge, der Besetzung der Stadt durch Tettenborn und ihrer Wiedereinnahme durch die Franzosen Beachtung; einen besonderen Werth aber geben dem Buche die auf eigener Wahrnehmung beruhenden Charakteristiken der in jenem Drama handelnden Personen, vor Allem des Marschall Davoust und Tettenborn's. Die zweideutige Rolle, die Dänemark den damaligen Ereignissen gegenüber spielte und nachmals schwer zu büßen hatte, machte die Stellung des Geschäftsträgers oft zu einer sehr peinlichen und läßt den Entschluß Rist's, aus dem Staatsdienste auszuscheiden, als völlig erklärlich erscheinen. Er wurde im Sommer 1813 auf Wartegeld gestellt und ließ sich für einige Zeit in Hadersleben nieder, wo er mit vollem Herzen Antheil nahm an Deutschlands Befreiung vom Joche des ihm tief verhaßten Napoleon. Im Januar 1814 begab er sich, zum Mitglied der mit der Wiederbesitznahme und Reorganisation der Herzogthümer niedergesetzten Commission ernannt, nach Kiel und war theils dort, theils in Altona bis zum Juli thätig. Einige Monate später wurde er nach Paris zur Leitung der dort anzuknüpfenden Liquidationsverhandlungen gesandt; durch Napoleon's Rückkehr wurde sein dortiger Aufenthalt, von dem er außerordentlich viel Interessantes über Hof und Gesellschaft zu berichten weiß, in unliebsamer Weise im März 1815 unterbrochen. Er ist dann nicht wieder im diplomatischen Dienste thätig gewesen; doch soll ein dritter Band noch Einiges über Rist's spätere Lebensschicksale und eine Auswahl seiner Schriften bringen. Das Werk verdient in vollem Maße die gute Aufnahme, die es gefunden hat.

J. R. Lebensbilder. Neue Dichtungen von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Vor einigen Jahren erschien mit einem Roman „Margarethe Menkes", welcher der Kritik noch zu mancherlei Bedenken Veranlassung gab, zusammen eine Sammlung Gedichte, „Erloschene Sterne" betitelt, die sich durch eine nicht ganz gewöhnliche Plastik, Klarheit, lyrische Bildlichkeit, verbunden mit straffer, adliger Form namentlich in jenen Theilen hervorthat, die sich die Verherrlichung vergangener Größen der Weltgeschichte, von Nero's Octavia bis zum Staufen Konradin, angelegen sein ließen; der Verfasser war Hermann Friedrichs, ein jüngerer Poet, der bis dahin nur ein episches Gedicht: „Die Rache der Bajadere" veröffentlicht hatte. Jetzt liegt nun neu von ihm das oben genannte Bändchen vor, in welchem die gerühmten Eigenschaften sich wieder vorfinden, namentlich in den nicht ganz rein lyrischen, sondern episch-lyrischen Gedichten, in denen wol auch Friedrichs' hauptsächliche Begabung ruht, den „Sittenbildern aus dem modernen Griechenland", die wie die citirten „Erloschenen Sterne" kleine, festgefugte Bilder geben, in denen sich, wenn man auch eine gewisse Grellheit der Gegensätze noch wegwünschen möchte, eine gesunde, hellenische Lebensfreude geltend macht, als eins der Leitmotive des Schaffens unseres Dichters. Das Grelle empfinden wir besonders in dem sonst schönen Klosterstück „Die Narierin", dagegen erfreut das Bild von den badenden Mädchen in „Am Golf von Eleusis" nur und zwar durch die Keuschheit und Natürlichkeit der Behandlung und die kleine Idylle „Hebe" durch ihre Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Der Dichter wirbt hier vergebens bei dem „holden Mädchen von Kephisia" um einen Kuß; Hebe will ihn nur „mit des Vaters Segen", d. h. bei der Vermählung ertheilen.

„Einen Kuß nur, stolze Schöne,
Einen einz'gen Kuß in Ehren!"

fleht der Poet. Das Mädchen aber antwortet:

„Herr, man lehrte sonst Euch reden,
Heut muß ich Euch schweigen lehren.
Grausam mag es Euch erscheinen;
Aber also steht geschrieben:
Bei dem Kuß, den Einer fordert,
Ist noch Keiner stehn geblieben."

Im Gegensatz zu dieser abgeklärten gesunden Daseinsfreude stehen nun, in den rein lyrischen Gedichten, Elemente, die den Eindruck des allzu Jugendlichen, ja Unreifen hinterlassen. Zuerst ist da ein gewisser Weltschmerz, Pessimismus zu nennen. Beruhen diese zwei auf Erfahrung? Die ganze dichterische Persönlichkeit Friedrichs', seine ebengenannten Poesien lassen den Glauben an einen Ernst seines Schmerzes nicht recht aufkommen. Also müßte es Nachahmung, nicht Erfahrung sein, die hier spricht. Diese aber, da jede Poesie nur durch den Unterbau des Erlebten ihren Halt und Werth erhält, thäte der Dichter dann besser abzustoßen. S. 67 heißt es:

„Ist meiner Leiden Maß auch übervoll"

und S. 39 vergleicht Friedrichs sein Leben sogar mit Gethsemane:

„Durch all mein Dichten geht ein tiefes Weh,
Weil all mein Leben ein Gethsemane . . .
Ich schlepp mein Kreuz — ob ich auch Heide bin —
Wie Christus einst zur Schädelstätte hin.
Und mir giebt dort wie ihm den Todesstoß
Der große heil'ge Schmerz um's Menschenloos."

Das erscheint uns doch fast als ein wenig zu viel! Oder sollte der Unmuth einen anderen, sagen wir politischen Grund haben, sollte es wirklich die ideale „Weltrepublik" sein, zu deren Verfechtern sich Friedrichs an einer anderen Stelle bekennt, die ihm Sorge bereitet, weil sie aus ihrem Wolkenkuckucksheim sich noch immer nicht auf die prosaische, feste Erde herablassen will? Da wäre dem Poeten freilich nicht zu helfen und er dürfte es uns auch nicht verübeln, wenn wir uns von seinem Weltbürgerthum lächelnd abwenden, das wol ins vorige Jahrhundert paßte, als die Deutschen noch kaum ein Vaterland besaßen, aber nicht mehr in unsere praktische Zeit, da wir durch die mächtige geschichtliche Entwickelung der neuesten Jahrzehnte an ernstere, gesundere Ideale gewöhnt sind. Es wäre schade, wenn der Dichter sich in diese Art von Weltschmerz und Pessimismus, in jene grämliche Verbitterung hineinarbeiten wollte, die fern von der Heimath stets mehr als bereit ist, andere Völker und deren Sitten zu preisen (S. 13 „Den Neugriechen"), blos weil sie seinen Träumen näher stehen, vom eigenen Volke sich aber vorurtheilsvoll abzuwenden und an ihm ungerechterweise zu nörgeln. Dazu ist unser Dichter auch noch zu jung, das überlasse er älteren, nicht mehr zu bessernden Schwarzsehern. Erfrischend wirken unter den lyrischen Gedichten jene, die eine polemisch-satyrische Spitze aufweisen; sie sind interessant, scharf und wahr. So der der Schillerstiftung gewidmete „Deutsche Nationaldank", der mit den Versen anhebt:

„In der Weltstadt, gottverlassen,
Gab der Dichter sich den Tod" —

und mit der bitteren Strophe schließt:

„Ja, die Nichten und die Tanten,
Die versorgt ihr meisterhaft,
Wenn die wahren Gottgesandten
Noth und Elend hingerafft."

In dem Kampflied „Das Ça ira der Muse" nimmt der Dichter ja den rechten Standpunkt ein, wenn er singt:

„Nun ists genug der alten Leier,
Ich habe satt den Backfischton!
Merkt auf, ihr feilen Kunstentweiher:
Zu Ende geht der Mode Frohn;

Wir stehn an des Jahrhunderts Wende —
Im neuen ist für euch kein Platz,
Zu lang entweihten eure Hände
Mir Hochaltar und Tempelschatz —"

und auch wir haben immer die Ansicht vertreten, daß in der deutschen Literatur kein Erlöschen, sondern ein neuer Aufschwung bevorstehe, der sich schon durch die vollständige Erschöpfung der Größen vorzubereiten scheint, welche die vergangenen Jahrzehnte und deren Ideale vertreten, durch die überlebte Convention, welche in unsrer schönen Literatur jetzt herrscht; aber wenn der Dichter dann schließt:

„Auf, weih dem Umsturz Geist und Hände!
Der Mine Zündstoff liegt bereit.
Hinein der Zukunft Feuerbrände!
Und jenen die Vergessenheit —"

so vergißt er dabei in diesem Mahnruf an Andre, daß das bloße Einreißen des Bestehenden nichts nützt, sondern daß das Recht zum Zerstören nur durch neue positive Leistungen errungen wird, wie er sie ja selbst in seinen Gedichten bietet. Nicht die literarischen Petroleure und Anarchisten haben die Zukunft für sich, sondern die Schöpfer. Möchten alle diese schwachen Elemente allmälig in Hermann Friedrichs' Schaffen zurücktreten, damit seine nächste Gabe noch schlackenloser, vollkommener werde! Die Kraft zur Läuterung besitzt er.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 41. Mittwoch, den 25. Mai. 1887.

Städtebilder aus dem Meißner Hochlande.

Von Dr. G. Oertel.

1. Sebnitz.

In dem engen Thale, welches der kleine Sebnitzbach unmittelbar nach seinem Austritte aus Böhmen bildet, liegt die Stadt, die dem Bache den Namen gab. Die Häuser liegen nicht im Thale allein, sie klettern die Berge hinan und ziehen sich in langer Zeile am Bache und an der Landstraße hin bis an die böhmische Grenze. Im südöstlichen Querthale schließt sich an die Stadt das hübsche und wohlhabende Bauerndorf Hertigswalde. Die umgebenden Berge sind nicht hoch; am höchsten und steilsten ist der, auf dessen Gipfel die weithin leuchtende „Grenadierburg" thront, von deren fahnengeschmücktem Thurme sich ein herrlicher Blick nicht nur ins Thal hinein, sondern weit ins Land hinaus bietet. Besonders bezeichnend für das Bild, welches die Stadt gewährt, ist der hohe Viaduct der Schandau-Niederneukircher Bahn, der mit seinen mächtigen Bögen das Thal und die Neustädter Vorstadt überwölbt. Wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe liegend bildet der Wach- oder Wacheberg, den das Volk Hochbuschkoppe nennt, mit seinem herrlich bewaldeten Gipfel einen wirksamen Hintergrund des Stadtbildes. Die Häuser der inneren Stadt sind größtentheils neu und freundlich, besonders die um den lichtvollen, hübschen Markt. Rauchende Schlote kunden, daß im stillen Thale der Dampf, der mächtigste Diener des menschlichen Geistes, seine gewaltige Arbeit thut; aus den Häusern der Vorstädte hört man das einförmige Hin- und Hergehen des Weberschiffchens und den eigenthümlichen, meist schwermüthigen Gesang der böhmischen Blumenmädchen, welche die Pracht der blühenden Natur in wenn auch duftlosen, so doch das Auge entzückenden Gebilden nachahmen; überall gewinnt man den Eindruck einer frischen Regsamkeit und lohnenden Thätigkeit. Mühsam ist die Bestellung der Felder, die an den Berghängen liegen. Oft genug muß der kleine Besitzer der Mitwirkung des Zugthieres entsagen; und an Stelle des Pfluges und der Egge tritt Hacke und Rechen. Aber kein Fleckchen Erde bleibt unbenutzt, überall grünt die Saat der Ernte entgegen. Unmittelbar an die letzten Häuser der Stadt stoßen die ersten des böhmischen Dorfes Niedereinsiedel. Der Weg dahin, mag man nun auf dem linken Ufer der Sebnitz die Straße entlang gehen oder auf dem jenseitigen Ufer am Felsen- und Bergeshange hin, ist voll landschaftlichen Reizes. Der Bach, der die Wiesen des Thales mit dem sattesten Grün schmückt, belebt die Landschaft und bietet wechselnde Bilder. Einsiedel ist der Lieblingsausflug der Sebnitzer. Jetzt ist das „Niedergericht", nahe an der Grenze, das Ziel der meisten Spaziergänger, sonst wurde das goldhelle Hainspacher Bier wol am liebsten beim alten „Friedelbauer" getrunken. Da saß auf der Fensterbank Hochwürden der Herr Caplan und auf dem niedrigen Kanapee der alte Wirth mit seinem vom Käppchen bedeckten greisen Haupte, ein Bild idyllischen Stilllebens. Das Haus ward der Flammen Raub, an seiner Stelle steht ein neues, größeres und moderneres, das den alten Namen weiter trägt.

2. Hohnstein.

Wer Hohnstein einmal gesehen hat, vergißt es so leicht nicht wieder; wer einmal den „die Röhren" genannten, auf dem Hügelkamme hinführenden Promenadenweg gewandelt ist, wird das herrliche, im eigentlichen Sinne malerische Bild behalten, das die im Hochthale liegende kleine, ärmliche Stadt ihm bot. Die Häuser sind meist klein und unansehnlich, die Straßen eng und winkelig, der Markt unregelmäßig und schmucklos; aber die ganze Stadt hat einen herrlicheren Schmuck, das frische Grün blickt zwischen allen Dächern hervor und lugt über alle Giebel hin, des Fichtenwaldes geheimnißvolles Dunkel und der Felsen ernste Majestät scheinen zur Stadt zu gehören. Auf hohem Felsen, mit der Stadt durch eine Brücke verbunden, von schauerlichen Abgründen umgeben, thront das Schloß. Hier liegen mächtige Blöcke, wie von Riesenhand geschleudert in der Zeit, da die Welt ward; tiefgrünes Moos wuchert auf den Steinen, rings unter den wogenden Fichten breitet das Farrenkraut seine Wedel aus. Tief unten im Thale rauscht die Polenzbach, bald über die Kiesel in übermüthigem Spiele tändelnd, bald einer weltverlorenen Mühle zu ernster Arbeit das Wasser bietend. Bald treten die Felsenwände dicht an den Bach und scheinen ihm den Raum und dem Wanderer den engen Pfad zu neiden, bald wieder öffnet sich das Thal, und dunkelgrüne Wiesen, auf denen stille Blumen blühen, breiten sich zu beiden Seiten des Flusses. Unmittelbar unter dem Schlosse liegt, einladend zu süßer Waldesrast, das Gasthaus Preißner's, des biederen Thalwirthes, dessen treuherziges Wesen wol in der Erinnerung aller derer ist, die einmal den Fuß über seine Schwelle gesetzt. Drüben, dem Schlosse gegenüber, ragt der Hockstein, dessen Name nichts Anderes bedeutet, als der seines burggeschmückten Genossen. Wol hat auch sein Scheitel einst eine Burg getragen; aber sie ist verschwunden, auch die Spuren, die noch hier und da gefunden werden, wenn man sie mit Eifer und Verständniß sucht, werden mehr und mehr verwischt. Einen eigenen Reiz gewährt der Aufstieg durch die enge Felsspalte, in der, von kahlen Felsenwänden eng und immer enger eingeschlossen, der Wanderer nur einen schmalen Strich des blauen Himmels über seinem Haupte sieht. Die Hohnsteiner sind ein leichtlebiges und gutmüthiges Völkchen. Schmalhans ist bei vielen Küchenmeister, aber er scheucht dennoch nicht den Frohsinn aus dem Herzen und die Lieder von den Lippen. In der schönen Zeit des Jahres wandern manche als Fremdenführer durch das Gebirge hin, und die Kleinen suchen in den Wäldern die würzigen Beeren und die heilenden Kräuter, Moose und Zapfen zur Winterarbeit. Wenn dann der eisige Gast kommt, der die Fichtenzweige niederdrückt mit seiner weißen Last und die Wege und den Wald öde macht, dann sitzt der Mann hinter dem Webstuhle, und die Kinder flechten Körbe oder fertigen jene niedlichen Waldmosaikarbeiten, die als Andenken mit hinabgenommen werden in die waldlose Ebene. Fröhlich sind sie immer, fröhlich, wie das Bild ihrer Stadt im sonnigen Lenze. Diese Fröhlichkeit wird Jeder empfinden, den seine Wanderung ins Städtchen führte; er wird einstimmen in den Gruß, den Schreiber dieser Zeilen einst als lustiger Student dem Hohnsteiner Gesangvereine widmete:

> Alt Hohnstein, ehrenfeste,
> So lieb mir und so traut!

3. Neustadt.

In dem Thale der Polenzbach, dort, wo sie sich mit dem Burkersdorfer Wasser vereinigt, liegt zwischen den großen, reichen, lang gestreckten Dörfern Langburkersdorf und Polenz die Stadt Neustadt. Fast überall wird das Thal von Hügeln umschlossen, deren Wellenlinien das Auge erfreuen. Während im Norden der Berthelsdorfer Berg, im Nordwesten der Fuchsberg, im Westen der Karrnberg sich nur mäßig erheben, sind im Süden die Götzingerhöhe, so genannt nach dem treuverdienten Pfarrer von Neustadt, dem Entdecker und ersten Schilderer der sächsischen Schweiz, und be-

sonders der Unger, dessen bewaldeten Gipfel ein steinerner Thurm ziert, von beträchtlicher Höhe. Von der Götzingerhöhe hat man einen schönen Blick in das reiche, gottgesegnete Thal, vom Ungerthurme aus übersieht man die Kuppen und Felsenmassen des Elbsandsteingebirges fast in seiner ganzen Ausdehnung; erst der in dunstiges Blau gehüllte Kamm des Erzgebirges begrenzt die Aussicht. Freundlich, wie das Thal, ist auch die Stadt. Wenige Städte machen so den Eindruck des Netten und Wohlhabenden, wie dieses Städtchen an der Grenze des Meißner Hochlandes und der Lausitz. Die Häuser sind zum großen Theile neu und wohlgebaut, die vier fast in Kreuzform angelegten Hauptstraßen sind breit und reinlich, der Markt, in dessen Mitte das thurmgeschmückte Rathhaus steht, ist regelmäßig und groß. Was aber ganz besonders der Stadt das freundliche Aussehen verleiht, sind die zierlichen Landhäuser mit ihren gutgepflegten Gärten, die an den äußeren Enden der Hauptstraßen angelegt sind und den Blick des Wanderers zuerst auf sich lenken. Der vor wenigen Jahren neu erbaute hohe Kirchthurm hat dem Stadtbilde ein eigenartiges Gepräge gegeben, man könnte sagen, ihm erst etwas Individuelles verliehen, das ihm sonst mangelte. Neustadt hat ein Mineralbad, welches noch nicht so bekannt ist, wie es sein sollte. Die Quelle soll eisenhaltiger sein, als die Schandauer; freilich ist das Haus und der schöne, schattige Garten, der dasselbe umgiebt, noch klein. Nimmt man aber die herrliche Kastanienallee, die vom Bade nach dem Schießhause führt, und den größeren, hübsch angelegten Park des letzteren hinzu, denkt man sich die zwischen beiden gelegenen saftigen Wiesen und den Teich mit einbezogen in das Ganze, so würde ein herrlicher, weiträumiger und an Abwechslungen reicher Kurgarten entstehen, wie ihn manches mehr besuchte Bad nicht aufzuweisen hat. Die Luft ist wenn auch kühl, so doch immer erfrischend rein. Wohlthuende Stille herrscht im Thale, die nur manchmal unterbrochen wird durch das Schnauben des Dampfrosses, welches mühsam den Berg nach Krumhermsdorf hinauf keucht.

4. Stolpen.

Die alte Säulenstadt (stolp = Säule) Stolpen liegt auf einem Hügel, der sich, die Gegend beherrschend, aus dem landschaftlich nicht reizlosen Wesenitzthale erhebt. An einigen Stellen des Berghanges treten die sechsseitigen, schwarzblauen Basaltsäulen zu Tage; aus diesem Gesteine sind die meisten Häuser der Stadt, Kirche und Mauern gebaut, er lieferte das Material zu dem Pflaster der Gassen und des Marktes. Die Stadt ist klein und wächst nur langsam. Auch die Bahn hat den Verkehr nicht wesentlich gesteigert, sie führt tief unten im Thale oder vielmehr jenseit der Thalsohle vorüber. Um die von Osten nach Westen führende Hauptstraße und den in deren Mitte sich anlehnenden Markt haben sich die Häuser gruppirt. Sonst war das Pflaster der Straßen nicht wohl beleumundet; und Mancher mag wol seine Knochen gefühlt haben, den die müden Postgäule von der nun auch eingegangenen Bahnstation Fischbach durch die Stadt nach Neustadt fuhren. Jetzt ist es erneuert worden und beschämt das Pflaster mancher alljährlich „wühlenden" Großstadt. Der Markt steigt ziemlich steil an. Früher wuchs das Gras zwischen den Pflastersteinen und gewährte den Gänsen nahe und üppige Weide; jetzt hat auch er ein anderes, modernes Gewand angezogen. Das schlichte Denkmal Friedrich August des Gerechten, welches ihn ziert, ist, wenn auch kein bedeutendes Kunstwerk, so doch ein Zeichen der Anhänglichkeit und des treuen Sinnes der Bürger. Ueber dem Markte thront das Schloß; seine drei Thürme, von denen zwei noch erhalten, der dritte eine Ruine ist, sind ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Gegend. Höfe und Gräben, Brunnen und Zugbrücken reden von einer alten, lange vergangenen Zeit. Hier thronten die Bischöfe von Meißen; hinter diesen festen Mauern vertheidigte im dreißigjährigen Kriege der Prediger Sperling muthvoll die Stadt; hier schmachteten in schrecklichen, zum Theil unterirdischen Gefängnissen die Staatsverbrecher; hier endete der Gräfin Cosel wechselvolles, an Glanz und Elend gleichermaßen reiches Dasein; hier fiel im siebenjährigen Kriege der erste verhängnißvolle Schuß. Von den höheren Fenstern der Thürme aus bietet sich ein lieblicher Blick nach den walddunklen Bergen der Lausitz, nach den näher gelegenen Felsen der sächsischen Schweiz, nach den dunklen Kieferwäldern der Haide, nach dem im Norden beginnenden Niederlande. Von dem bewaldeten Gipfel des im Westen vorliegenden Hügels grüßt ein Thurm herüber; es ist die „schöne Höhe" bei Dittersbach, die ihrem vielversprechenden Namen alle Ehre macht. So verbindet das Städtchen mit dem idyllischen Wesen einer Kleinstadt, mit der lieblichen Schönheit der Umgebung den eigenthümlichen Reiz, den eine reiche Geschichte und ihre Zeugen dem Orte verleihen.

5. Bischofswerda.

Nicht mehr im eigentlichen Meißner Hochlande, sondern da, wo es an die Lausitz grenzt, aber noch in den Erblanden liegt die aufblühende Stadt Bischofswerda. Im Südosten begrenzt die Kette des Lausitzer Gebirges den Gesichtskreis; der stattliche Falkenberg, dessen Spitze einen weithin sichtbaren Thurm trägt, ist der nächste, höchste und schönste Berg dieser Kette. Nach Norden zu werden die Hügel niedriger, die Wellenlinien gestreckter, bis dann das Land übergeht in die stille, gleichmäßige Haide. In unmittelbarer Nähe der Stadt und gewissermaßen landschaftlich zu ihr gehörig erhebt sich der Butterberg, dessen eigenthümlicher Name mit dem deutschen Worte Butter wol nichts zu thun hat, sondern aus dem Wendischen entlehnt zu sein scheint. Zwar ist die Aussicht von dem auf dem waldigen Gipfel errichteten Thurme durch die nach Süden vorliegenden höheren Berge beschränkt, aber der Blick in die unmittelbare Umgebung mit ihrem reichen und anziehenden Wechsel von Wald und Feld, mit ihren hübschen Dörfern und den anmuthigen Bachthälern lohnt den Wanderer zur Genüge. Lohnender noch als die Aussicht ist der Aufstieg durch den tiefen, stillen Wald auf weichem, moosigem Wege. Die Stadt selbst hat wenig Eigenartiges; nur das Thürmchen des Rathhauses und dessen Freitreppe sind eine auffallende Eigenthümlichkeit. Die Anlage ist die der meisten ursprünglichen Städte; vom Markt zweigen 4 Hauptstraßen aus der Mitte der Viereckseiten ab, kleinere Gassen, die sich zum Theil allerdings zu bedeutenden Straßen entwickelt haben, beginnen an den Ecken des Marktviereckes. Bischofswerda ist eine reiche Stadt, ausgezeichnet durch die Rührigkeit ihrer Bewohner. Allüberall treten uns die Spuren dieser Thätigkeit entgegen, Arbeiter gehen in die Tuchfabriken, denen Bischofswerda seinen industriellen Ruf verdankt; andere wieder bekunden durch ihre Hände Farbe, welchem Gewerbe sie dienen. Die Wagen vor den Gasthöfen am Marktplatze zeigen, daß die Landwirthe der gesegneten Umgebung in der Stadt ihren Mittelpunkt und Börsenplatz haben. Alte Häuser sieht man nirgends, wurde ja die Stadt im Jahre 1813 bis auf wenige elende Häuser ganz zerstört. Die unmittelbare Umgebung ist freundlich, besonders nach dem Schießhause hin, hinter welchem auf einem mäßigen Hügel liebliche Promenaden angelegt sind. Das geistige Leben in der Stadt ist ein überaus reges, ganz besonders bringt ein großer Theil der Einwohnerschaft der neuen Reformbewegung Verständniß und Begeisterung entgegen. Die an der Spitze dieser Bewegung stehenden Männer haben fast alle, einmal und öfter, hier gesprochen und treue Verbündete im Kampfe gegen alle unser Volksleben zersetzenden Elemente gefunden.

6. Schandau.

Schandau ist Weltort, weit über die Grenzen Sachsens und Deutschlands bekannt und beliebt. Für die meisten Touristen, die in großen und immer größer werdenden Strömen das herrliche Fleckchen Erde, welches man sächsische Schweiz nennt, durchwandern, ist Schandau entweder Ausgangs- oder Endpunkt, für Alle die wichtigste Reisestation; Tausende, die der großen Städte und ihrer drückenden Enge, ihrer betäubenden Hast müde sind, suchen und finden hier in der ewig verjüngenden Natur Erholung; Tausende, die der Nebel Alt-Englands, die Sonnenhitze und Winterkälte Rußlands krank gemacht, hoffen Genesung, und ihre Hoffnung täuscht sie selten; denn über das ganze Thal könnte man das Wort schreiben, das eines der schönsten Fremdenhäuser des Ortes schmückt: „Quisisana", d. h.: Hier wird man gesund. Es scheint, als habe die Stadt den Felsen und dem Strome ihren Grund und Boden abgerungen; wie hineingezwängt in das Thal liegen die Häuser, die sich um den hohen Kirchthurm schaaren. Den Hintergrund bildet im Norden der Schloßberg; weiter aber umfassen der Lilienstein und der Winterberg als eigentliche Umrahmung das Stadtbild. Nach zwei Seiten hin hat die Stadt die Möglichkeit, sich auszudehnen, am Elbstrome entlang und im Thale der einmündenden Kirnitzsch. Wo beide Linien sich treffen, ist der Marktplatz. Daß Schandau ein vielbesuchter Badeort ist, ein Eldorado der Wanderer, bemerkt man auf den ersten Blick. Während in der Häuserreihe am Elbufer Gasthäuser zur Wanderrast laden, bieten im Kirnitzschthale Bade- und Kurhäuser den Kranken und Genesenden Heilung und Stärkung. Gerade das Kirnitzschthal scheint von der Natur bestimmt zu sein, uns culturmüden und abgehetzten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ein Bild der Ruhe zu bieten, nach der wir uns sehnen. Geschützt vor den rauhen Winden, fern von dem Geräusche, welches der Weltverkehr auch noch am Elbufer macht, wer wollte hier nicht genesen? Am Schloßberge hinan ziehen sich die Promenadenanlagen der Stadt.

Den Gipfel krönt eine Ruine, zwar künstlich angelegt, aber doch den Ort bezeichnend, wo einst das Thal beherrschend eine Burg thronte. Auf einem Felsvorsprunge befindet sich die Schloßbastei, ein eigenartig schönes Plätzchen. Hier bietet sich ein prächtiger Blick hinunter auf den allzeit lebendigen Strom mit seinen Dampfern und Kähnen, seinen Zillen und Flößen, auf die neue Brücke, die stromabwärts, wo die Lachsbach sich mit der Elbe vereint, ihre Bogen über des Stromes Wogen spannt, hinüber nach den schimmernden Bauten des Bahnhofes, dem das grünbewachsene, unmittelbar dahinter aufsteigende Felsgelände einen wirksamen Hintergrund giebt, den Strom hinauf und hinab auf die Felsen, die das ganze Bild wirksam umrahmen. Gehen wir der Quelle des Kirnitzschbaches entgegen, so gelangen wir in ein nie genug gerühmtes, an Wundern reiches Thal. Allmälig verlassen uns die Häuser der Stadt, einsame Mühlen am rauschenden Bach, zwischen den fichtenbewachsenen Felsen, winken hie und da. Wir begrüßen die eigenthümliche Felsbildung, welcher eine geschichtliche Ueberlieferung den Namen des Kuhstalles gab, dann wird das Thal enger und wilder, Waldpfade führen uns an die Schleusen, eine Flußpartie, deren eigenartige, geheimnißvolle Schönheit an den Königsee und seine märchenhafte Pracht erinnert. Des hüpfenden Baches Wellen sind durch eine fast ein Jahrhundert alte Mauer gestaut und scheinen den Spiegel eines Sees zu bilden. Unergründlich dunkel sind die so klaren Fluthen, durch die der Kahn fast geräuschlos gleitet. Felsen, thurmhoch sich erhebend, umringen uns; das Geräusch der Welt ist fern. Seltsame Blumen blühen am steilen Hange, Farrenwedel und riesige Blätter ragen über die Fluth, grünbedeckte Schlamminseln zeigen sich hier und da. So still ists, so einsam rings! Nur die Fichten, die in den Felsspalten wurzeln, rauschen ihre alte und ewig neue Melodie. Der eigene Reiz unberührter Natur liegt wie ein duftiger Schleier über den Wassern. Wer solchen Reiz noch nicht empfunden, dem möchten wir zurufen: „Komm und siehe!“ Manchem von der Uebercultur unserer Zeit krank gemachten Herzen wird dieses Thal ein wahres Quisisana sein.

7. Königstein.

Wie Schandau, ist auch Königstein an der Mündung eines Baches in den Elbstrom entstanden: wo die klare Biela sich ergießt, hat die Stadt sich gebildet. Wenig Raum bleibt zwischen Fels und Fluß für sie, daher schaaren die freundlichen Häuser sich eng um den Kirchthurm. Die größte Fähigkeit, sich auszudehnen, ist ihr längs des Stromes geboten, und diese Fähigkeit hat sie benutzt. Der Strom ist in mehr als einer Hinsicht das Lebenselement für die Stadt; die Anlagen an seinem Ufer, die landenden Kähne, die Schiffe, die der Ladung harren oder entlastet werden, bekunden, daß die Stadt die Wasserstraße zu lebhaftem Handel benutzt. Die Webstühle, deren gleichförmiges Geräusch aus so manchem Hause erklingt, bieten auch im Winter, wenn der Fluthen Macht vom Eise gebändigt und erstarrt ist, Verdienst. Im Norden steigt 240 m über das Thal der wildzerklüftete Felsblock, der ursprünglich Stein genannt, dann im Besitze der Könige von Böhmen den Namen des Königsteines bekam und diesen Namen der an seinem Fuße liegenden Stadt für deren ursprünglich sorbischen gab. Die Längsspalten im Stein machen den Eindruck gewaltiger Säulen, während die Querspalten den Schein erwecken, als sei der Fels in Terrassen über einander gethürmt. Drohend schauen die Kanonenmündungen über den Einschnitten der das Plateau umgebenden Festungsmauer in das friedliche Thal herab. In den Felsen hinein sind Höhlungen gehauen und zu geschützt sicheren Kasematten geworden. Schloßähnliche Gebäude mit hübschen Thürmen, so die Magdalenen-, Friedrichs- und Georgenburg, leuchten weithin, so daß sie dem Wanderer in der Ferne Orientirungspunkte in der Menge von Felskuppen und Steingebilden sind. Schon von Alters her war der Königstein eine berühmte und gefürchtete Feste. Nur kurze Zeit diente er als Schloßwohnung der Burggrafen von Dohna, noch kürzere Zeit als Kloster; fast alle Mönche zogen, gelockt vom Gesange der Wittenberger Nachtigall, stromabwärts in die alte Sachsenstadt. Jetzt ist freilich der Ruhm seiner Uneinnehmbarkeit geschwunden, seitdem die Geschütze vom gegenüber liegenden, etwas höheren Lilienstein ihn bedrohen und bestreichen können. Trotzdem bleibt er ein wichtiges Sperrfort für den Elbstrom nach Süden hin. Gebe Gott, daß die Kanonen nie ins Thal herniederdonnern, als bei freudigen Festen und zur Uebung im Frieden! Anders als der Charakter des Kirnitzschthales ist der des Bielagrundes. Des Flüßchens sorbischer Name deutet auf die Klarheit seines Wassers und die Freundlichkeit des Thales. Eigenthümliche Felsbildungen, die bald an Keulen (Herculeskeulen), bald an Thürme, bald an Kegel (Kegelstein) erinnern, erhöhen die Reize der Landschaft. Nahe am Königstein liegt Königsbrunn, eine Kuranstalt, im weltfernen, vom duftigen Hauche des lauschigen Waldes durchwehten Grunde. Weiter bachaufwärts gelangen wir zur ältesten Kaltwasserheilanstalt Sachsens, die noch heute eine der bekanntesten und besuchtesten ist, zur Schweizermühle. Wie viele Tausende mögen hier Genesung und Verjüngung, Erfrischung und Erholung gefunden haben! Es ist nicht der Quell allein, der die Genesung giebt; die Stille ist's, der Friede, der uns auf Schritt und Tritt umgiebt, es ist der köstliche Hauch, der den Staub von der Lunge fegt, es ist die Reinheit der Luft, die alles Beengende vom Herzen nimmt.

8. Pirna.

Da, wo die Felsen des Gebirges seltener werden, wo das Land in Wellenlinien zur Ebene verläuft, wo das Stromthal sich zur Aue weitet, liegt die Haupt- und Grenzstadt des Elbsandsteingebirges, Pirna. Die wilde Gottleuba, deren landschaftlich schönes, vor wenigen Jahrzehnten noch unbekanntes Thal jetzt das Dampfroß durchbraust, ergießt ihre Fluthen bei der Stadt in den Strom. Weiter werden die Räume, größer die Ausdehnungsmöglichkeit. Der alte innere Stadtkern bildet fast einen Kreis; die gebräunten Dächer und die älteren Häuser weisen auf eine Vergangenheit hin, die Hauptkirche ist eines der schönsten Baudenkmale Sachsens aus alter Zeit. Meist nach Westen hin hat sich um diesen Kreis die Stadt weiter gebildet. Hier sind die Fabriken entstanden, die den Thon der Aue formen und den Stein des Gebirges sägen; freundliche Gärten und gefällige Landhäuser geben dem Stadtbild ein anmuthiges Gepräge; weiter hinaus künden die wohlbestellten, wogenden Saatfelder, daß nun der unwirthliche Felsboden einem fruchtbaren Lande Platz gemacht hat. Wie Schandau und Königstein hat auch Pirna seinen Felsen, der die Stadt und das Thal beherrscht, den Sonnenstein. Steil steigt er aus dem Thale, der letzte Felskegel will uns nicht mehr hinein gehören in das Wellenland und die Aue. Auf seinem Plateau trägt er ein Schloß, dessen weite Gebäude mit den leuchtenden, schier unzähligen Fenstern stolz auf die Häuser des Thales hernieder schauen. Auch dieser Stein war einst eine trotzige Feste. Die arme Stadt hat den Trotz der Feste büßen müssen, so daß noch heute das „Pirnaische Elend“ im Volke bekannt ist, wie die Wurzener Marterwoche. Seit dem siebenjährigen Kriege sind die Werke gebrochen; Napoleon stellte sie wieder her, aber sie sind der Vernichtung anheimgefallen, wie das ganze Werk des selbstsüchtigen Advocatensohnes von Corsica. Schon 1814 wurden die Häuser der friedlichen Bestimmung zurückgegeben, Heimstätten und Heilstätten der Unglücklichen zu sein, deren Geist umschattet ist von der schrecklichen Nacht des Wahnsinns. Dieser segensreichen Bestimmung dient das Schloß noch heute. Wer die Elenden wandeln sieht in den freundlichen Gängen und lauschigen Wegen des großen Gartens, wer sie beobachtet bei den verschiedenen Spielen und Zerstreuungen, die ihnen geboten werden, dem wird es wohl schwer, sich zu sagen, daß diese Leute an dem schlimmsten Uebel kranken, welches den Menschen befallen kann. Hier oben wird gegen die unheimliche Macht ein energischer Kampf gekämpft, der, wenn auch nicht immer, so doch Gott sei Dank! oft siegreich endet. Weshalb man diesen Ort gewählt, wird jeder verstehen, der einen Blick hinab gethan vom Steine in die Stromesaue; der ganze Zauber der Natur wirkt auch auf solche Kranke beruhigend und heilungfördernd. Von dem Geräusche der Stadt dringt wenig hinauf; nur die Glockenklänge werden vom Lufthauche emporgetragen und weisen die Armen auf den, der der rechte Arzt ist des Leibes und der Seele.

Bücherbesprechungen.

□ Festpredigten. Herausgegeben von Emil Quandt, Superint. u. Pfarrer in Berlin. Dritter Band: Ein evangelisches Pfingstbuch. Leipzig, Fr. Richter (Joh. Lehmann Nachf.). — Was zur Empfehlung der ersten beiden Lieferungen dieser Sammlung von Festpredigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte in den früheren Anzeigen dieses homiletischen Werkes gesagt worden ist, das gilt auch von dieser Lieferung. Viele treffliche und edle Gaben, Zeugnisse des Pfingstgeistes, der auch durch die Kirche der Gegenwart rauscht, sind hier vereint. Befremdet hat uns, daß nur ein einziger theologischer Professor bez. Universitätsprediger in der Sammlung vertreten ist, Professor Achelis in Marburg, während wir doch Gottlob! auf den

akademischen Kanzeln so manchen Professor haben, der zugleich begabter und bekenntnißfreudiger Confessor ist. Auch die bayerische Landeskirche ist nur schwach vertreten, desto zahlreicher die preußischen Generalsuperintendenten. Mit besonderer Freude sind wir unter diesen einem bereits Heimgegangenen begegnet, der, obwol gestorben, doch noch lebt und dessen glaubenskräftiges Zeugniß unvergessen bleiben möge, wir meinen den vor länger als Jahresfrist verewigten Generalsuperintendenten D. Jaspis in Stettin. Seine Predigt war durch und durch evangelische Glaubens- und Gewissenspredigt; in seltener Weise hat er beide Momente in sich vereinigt. Auch die in dieser Sammlung vorliegende Pfingstpredigt, diese ehrwürdige Stimme von jenseit des Grabes, ist ein Beweis dafür. Wenn in einer der vorliegenden Predigten als Text das Hohelied Salomonis (4, 12—17) benutzt worden ist, so hat dies doch nur mit einem nicht unbedenklichen die Feststimmung dämpfenden Aufwand allegorisirenden Verstandes geschehen können, so viel Treffliches auch die Predigt sonst enthält.

—z. Die Taubstummen und ihre Wohlthäter. Ein Wort an Solche, die nicht taub sind. Von Th. Etter, Taubstummen-Erzieher. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, J. G. Wallmann. 1887. — Dieses Büchlein — von 80 Octavseiten — will nach der Vorrede das thätige Interesse für die armen Taubstummen erhalten, beleben oder auch erst wecken. Der eventuelle Reinertrag ist zum Besten Taubstummer bestimmt. Schon um dieses edlen, uneigennützigen Zweckes willen wünschen wir dem mit großer Wärme geschriebenen Büchlein eine Verbreitung in weiten Kreisen. Der Verfasser charakterisirt zunächst die Taubstummen als diejenigen Menschen, welche entweder ohne den Sinn des Gehörs den Schauplatz des Lebens betreten oder den ersteren schon in ihrer frühen Kindheit verloren haben und dadurch unfähig geblieben sind, die Sprache Anderer zu vernehmen und auf diesem Wege sie selbst auch zu lernen, und schildert alsdann mit beredten Worten, wie elend und arm alle Sprachlosen sich fühlen müssen. Doch auch diesen armen Menschen könne und müsse geholfen werden. Nun sei zwar schon Vieles und Großes auf diesem Gebiete geleistet worden, aber doch noch nicht genug. Um ersteres darzuthun, wird darauf hingewiesen, daß da und dort herrliche Institute aufgeblüht sind und daß die Zahl Derer groß ist, welche in diesen Anstalten und Schulen so vorgebildet worden sind, daß sie nun als glückliche und nützliche Glieder der großen menschlichen Gesellschaft in und mit ihr sich ehrlich, ja zum Theil sehr gut durchbringen und keineswegs zu Denen gehören, die keine lebendige Hoffnung über das Grab hinaus haben. Es wird als eine Hauptaufgabe der Broschüre, als Kern und Stern derselben gekennzeichnet, hervorragende Beispiele von Wohlthätern an Taubstummen mitzutheilen. Die nun folgende sehr fleißige Zusammenstellung solcher Beispiele bildet den eigentlichen Inhalt der Schrift. Wir müssen es uns selbstverständlich versagen, darauf hier näher einzugehen, Natur und Zweck jener Arbeit bringen es mit sich, daß wir kein vollständiges Bild, sondern nur einzelne, besonders charakteristische Züge aus dem Leben der behandelten Anstalten mitgetheilt erhalten. Wenn von unserem engeren Vaterlande referirt wird, daß im Jahre 1880 die Ausgaben für das Taubstummen-Bildungswesen im Königreich Sachsen über 200000 ℳ betragen hätten, die zum weitaus größten Theile vom Staate bestritten worden wären, so wollen wir dies dahin ergänzen, daß nach dem „Ersten Berichte über die gesammten Unterrichts- und Erziehungsanstalten im Königreich Sachsen" diese Gesammtausgaben im Jahre 1884: 235602 ℳ 14 ₰ betragen haben und hierzu 206314 ℳ 11 ₰ aus Staatsmitteln zugeschossen worden sind. Auch möchte zu der im Eingang der Schrift ausgesprochenen, gewiß zutreffenden Auffassung, daß eine Ausdehnung des Schulzwangs auf die Taubstummen wünschenswerth sei, die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß diese Einrichtung bei uns in Sachsen gesetzlich besteht, da §. 4 Abs. 6 des königl. sächs. Volksschulgesetzes vom 26. April 1873 vorschreibt, daß nicht vollsinnige Kinder in den hierzu bestimmten öffentlichen oder Privatanstalten unterzubringen sind, dafern nicht durch die dazu Verpflichteten anderweit für ihre Erziehung hinreichend gesorgt ist. — Es folgen die Worte eines taubstummen Lehrers und Schriftstellers O. Fr. Kruse, welche aus lebendiger Erfahrung heraus schildern, wie hochbeglückt den uncultivirten Taubstummen gegenüber ihre durch Erziehung und Unterricht humanisirten Leidensgefährten sich fühlen. Wie viel aber auch geschehen sein möge, dennoch lehre die Erfahrung, daß noch viel zu thun sei. Deshalb schließt der Verfasser mit der herzlichen und dringenden Mahnung, daß man auch in Zukunft und noch mehr, als bisher, der armen Taubstummen sich erinnern und erbarmen möge!

M.-Fr. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Mit einem Porträt der Frau v. Staël. 1. Halbband. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. VIII, 204 S. 5 ℳ — Referent bekennt offen, daß er es für eine sehr schwierige Aufgabe hält, ein abschließendes, alle Quellen gleichmäßig zu Rathe ziehendes Werk über Frau v. Staël zu verfassen, gehört doch dazu nicht weniger als die ganze schöngeistige und politische Literatur von etwa 1780 bis 1820, ungerechnet die späteren Einzelschriften, welche von der großen Frau als von einer Todten sprechen. Das Mißtrauen aber, welches er eben wegen der Größe des Stoffes der vorliegenden, von Frauenhand gefertigten Veröffentlichung entgegenbrachte, wich schon bei der Lectüre des 1. Capitels mehr und mehr der Zuversicht, daß sich hier eine wohlvorbereitete und den Gegenstand nicht nur mit Liebe, sondern auch mit Sorgfalt erfassende Persönlichkeit an das große Unternehmen gewagt habe. Hat bis jetzt eine der berühmten Schriftstellerin verwandte Dame, Frau Necker de Saussure, ihre erste und beste Biographie geliefert, so scheint nun eine zweite weibliche Hand ihr rühmlichst nacheifern zu wollen. In der unumgänglich nöthigen allgemeinen politischen Darlegung der Zeitverhältnisse bot dieser erste Band gerade für sie eine gefährliche Klippe, welche glücklich umsegelt ist; die folgenden 2 Bände, die binnen Jahresfrist folgen sollen, werden die Probe für das poetische Anempfinden abzulegen haben. Das 1. Capitel (Seite 1—77) giebt die Geschichte der Familie bis etwa 1768, besonders ausführlich der Mutter, und erweitert sich zu einer Charakteristik der ganzen in dem Hause Necker's vor der Revolution verkehrenden schöngeistigen Gesellschaft: Diderot, Buffon, der Abbé Galiani, Melchior Grimm und viele Andere, auch die vornehmen Damen des Kreises, treten deutlich hervor. Des 2. Capitels (78—146) Hauptinhalt bildet das erste Ministerium Necker's, dessen Darstellung im Einzelnen wol Anfechtungen erfahren dürfte, im Großen und Ganzen aber lichtvoll und vielseitig ist. Turgot's gewaltige Gestalt führt uns ein, Lafayette und der Einfluß des amerikanischen Freiheitskrieges auf Frankreich schließt diesen Abschnitt. Erst das 3. Capitel (147—204) macht mit dem Fräulein Necker, der späteren Frau v. Staël, selbst bekannt, mit der pedantisch strengen Erziehung durch die Mutter und mit dem Durchbruche ihres Genius gegen deren Wunsch, aber unter dem Schutze des Vaters, ferner mit Coppet, das 1784 der Eltern Eigenthum und Wohnsitz wurde, mit den Heirathsprojecten, in die sie gezogen wurde, und mit ihrer schließlichen Vermählung mit dem schwedischen Gesandten in Frankreich, Baron Staël, 1786. Wir sehen der Fortsetzung mit lebhaftem Interesse entgegen.

—m— Urkundlicher Stammbaum der Familie Triller vom Geschlechte des Köhlers, welcher im Jahre 1455 die Befreiung des Prinzen Albrecht von Sachsen herbeiführte. Aufgestellt und herausgegeben von Ernst Koch, Professor am Gymnasium Bernhardinum zu Meiningen. Meiningen, 1887. 4°. — Wir brachten früher an dieser Stelle bereits ein Schriftchen des Verfassers über die Familie Triller, „Trillersagen" betitelt, zur Anzeige. Von dem rastlosen Fleiße, mit welchem Koch seine, einem, wie uns freilich scheinen will, etwas undankbaren Gebiete zugewandten Studien fortsetzt, legt die uns vorliegende neue Publication rühmliches Zeugniß ab. Auf sieben Tafeln führt er die Genealogie der „echten" Triller — die mit Unrecht sich von jenem Köhler ableitenden Geschlechter berücksichtigt er hier gar nicht — von jenem „Turubel", dem heldenhaften Köhler und Prinzenbefreier, bis herab zu seinen noch heute lebenden Nachkommen; sorglich sind bei jeder einzelnen Nachricht die archivalischen und sonstigen Quellen angegeben.

M.-Fr. Ilse. Eine Harzmär von Jul. Ad. Ey. Leipzig, Renger 1887. 66 S. 2 ℳ — Ein allerliebst ausgestatteter, poetischer Bote vom Ilsenstein bei Ilsenburg am Rande des Nordharzes! In 80 Strophen, welche in 11 Abschnitte zerlegt sind, besingt ein dichterisch schon mehrfach hervorgetretener Harzer die heimathliche Sage, und mit immer neuem Zauber umfängt uns auch in diesem Gewande die alte Weise. Die Veränderungen, welche der Dichter an dem Inhalte der bekannten Erzählung vorgenommen hat, vertiefen wesentlich den Gehalt derselben. Ilsens Vater, Ilsung, wächst hier zu einer lebensvollen Figur empor, welcher der Zauberin Hagga Racheburst dadurch, daß er ihre Liebe verschmäht, und der Brockengötter Zorn dadurch, daß er sie herausfordert, auf sich, sein Geschlecht und sein Schloß herabzieht. Das Ganze ist durchaus wohlgefügt, die Sprache edel und kräftig, die Strophen sind gleichmäßig gebaut und geschickt gewählt, die Reime wol hier und da etwas kühn, im Ganzen aber wohlgelungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 42. Sonnabend, den 28. Mai. 1887.

Pfingstgruß.

Des Unerschaffnen lautes „Werde!“
Scholl durch die erste Frühlingsnacht,
Und reizumflossen stand die Erde
In ihrer vollen Lenzespracht.
Die Blüthenäste bald sich beugen,
Es blaut der Himmel endlos weit:
Die ganze Schöpfung ward zum Zeugen
Von ihres Schöpfers Herrlichkeit.

Verstummt, ihr finst'ren Lügengeister,
Die ihr an Gottes Dasein rührt,
Und gebt die Ehre ihm, dem Meister,
Den ihr in seinen Werken spürt!
Fühlt seines warmen Odems Wehen
In diesem Meer von Duft und Licht,
Und seine Stimme lernt verstehen,
Die ernst in Wettern zu euch spricht!

L.

O Weltengeist, den jener Glaube
Demüthig nur erfaßt, begreift,
Der hier in dieser Welt voll Staube
Als eine Himmelsblume reift —
Du Geist der Liebe, der die Seinen
Von Anbeginn voll Langmuth trägt,
Und um die Großen, um die Kleinen
Die Vaterarme schützend schlägt:

Zieh' ein in all die tausend Herzen,
Die heut' der Freude offen steh'n!
Entflamme rings der Wahrheit Kerzen
An deinem hoheitsvollen Weh'n.
Das Evangelium der Liebe
Laß in uns walten fromm und frei,
Damit ein jeder uns'rer Triebe
Ein Abbild deines Wesens sei!

E. J.

Ueber naturwissenschaftliche Methode und Materialismus.*)

Von Dr. Otto Zacharias.

Wenn es sich darum handeln würde, vor einem Kreise von wißbegierigen Laien in der Uhrmacherkunst die Frage zu beantworten, wie es möglich sei, daß ein Chronometer mit so großer Zuverlässigkeit seine Aufgabe als Zeitmesser erfülle, daß es Monate hindurch weder vor- noch nachgehe, ja daß es auch von schroffen Temperaturunterschieden so gut wie gar nicht beeinflußt werde — wenn es sich, setzen wir den Fall, für einen professionellen Uhrmacher um eine Beantwortung dieser Frage handelte: welchen Weg der Erklärung und Belehrung wird er wol einschlagen, um die Wißbegier der Fragesteller zu befriedigen?

Würden es seine Zuhörer für etwas mehr als einen Scherz ansehen, wenn er ihnen mit ernster Miene eröffnete: jenes vorzügliche Chronometer habe lediglich deshalb einen so genauen Gang, weil das zeitanzeigende Princip hier besser als durch eine gewöhnliche Cylinder- oder Spindeluhr verkörpert sei. Würde man dem betreffenden Erklärer nicht sofort die weitere Frage vorlegen, was er unter jenem „Princip“ und was er unter „Verkörperung“ verstehe? Denn an und für sich sind diese Ausdrücke nicht verständlich. Wenn nicht im Speciellen angegeben wird, wie es bei der Verkörperung eines zeitanzeigenden Princips zugeht, so involvirt die obige Auskunft nichts weiter, als die Umschreibung der nackten Thatsache, daß jenes Chronometer zuverlässiger und besser ist, als viele andere seinesgleichen. Aber das wußten wir ja schon und dafür wünschten wir ja eben eine Erklärung zu haben. Kein Mitglied der wißbegierigen Hörerschaft wird die Art und Weise, wie sich der docirende Uhrmacher aus der Affaire gezogen hat, für eine zufriedenstellende halten. Jeder wird vielmehr erwartet haben, daß derselbe das Gehäuse des fraglichen Chronometers öffnen und den Mechanismus des darin enthaltenen Werkes demonstriren werde. Denn eben hierauf bezog sich unsere Neugier. Wir wollten wissen, in welcher Weise die Reibung in den Zapfenlagern so erfolgreich vermieden werden konnte, ob die Uebersetzung der durch die Feder erzeugten Spannkraft auf die Räder eine derartige wie bei den gewöhnlichen Taschenuhren oder eine complicirter vermittelte sei und dergleichen. Wir hatten uns auf solche Auskünfte gefaßt gemacht; denn nur hierdurch wird es möglich, sich die ausgezeichneten Leistungen des betreffendeu Zeitmessers zu erklären und es zu begreifen, warum sein Gang ein zuverlässigerer sein könne, als derjenige anderer Uhren.

Wie der Hersteller des bewunderungswürdigen Mechanismus freilich dazu gekommen ist, gerade diese Verbesserungen an seinem Fabrikate anzubringen und die Mängel sammt und sonders abzustellen, welche bisher eine so zuverlässige Zeitmessung unmöglich erscheinen ließen — diese Frage wird natürlich durch eine noch so detaillirte Demonstration der inneren Einrichtung des Chronometers nicht gelöst. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der Erfinder selbst ganz plötzlich und ohne vieles Nachdenken dazu gelangte, diese oder jene Aenderung an dem bisherigen Chronometerwerke anzubringen, welche Neuerung sich dann späterhin zu seiner eigenen Ueberraschung ausgezeichnet bewährte. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man so etwas als einen „guten Einfall“ oder eine „gute Idee“. Eine solche Idee liegt zweifellos nicht blos den meisten Erfindungen auf dem Gebiete der Technik, sondern auch allen echten Kunstwerken

---

*) Nachdruck kann nur mit Genehmigung des Verfassers erfolgen.

zu Grunde. Die mechanische Ueberführung einer Idee aus ihrer geistigen Heimath in die materielle Welt nennen wir **zweckmäßige Thätigkeit.** Stehen wir als Zuschauer neben einem Maler, der die Skizze eines Gemäldes auf die Leinwand hinzeichnet, so sehen wir nichts als mechanische Bewegungen der betreffenden Künstlerhand, und es kommt uns beinahe wunderbar vor, daß wir die Figuren nicht auch so naturgetreu skizziren können, wie der Maler selbst. Wir vergessen dabei ganz, daß die Hand, welche den Zeichenstift oder die Kohle hält, nur das Werkzeug des Talentes ist, welches der Maler als geistigen Besitz in sich trägt. Ein Raphael ohne Arme ist allerdings nicht denkbar; aber ebenso wenig vermögen wir uns vorzustellen, daß die Sixtinische Madonna in der Vollendung, wie sie das Dresdner Original zeigt, ein Product der bloßen Zeichnentechnik und der Geschicklichkeit, Farben zu mischen, sei.

Ein bildlicher Vergleich dient oft recht gut dazu, um das, was sich in abstracto nicht so prägnant würde darthun lassen, im Spiegel der Analogie mit größter Deutlichkeit zu zeigen.

Wie jene wißbegierige Gesellschaft, von der Eingangs die Rede war, dem Chronometer gegenüber die Frage aufwarf, wie eine derartig genaue Zeitmessung möglich sei, so stehen wir Alle erstaunt vor den lebendigen Naturkörpern, den Organismen, und wollen darüber unterrichtet sein, wie deren mannigfaltige Lebensthätigkeiten zu Stande kommen. Vor 50 Jahren war man sehr rasch mit einer Erklärung der Vorgänge in den Organismen bei der Hand, indem man hypothetisch eine vis vitalis (eine specifische Lebenskraft) annahm, die in den Pflanzen und Thieren wirksam sein und alle die Erscheinungen hervorrufen sollte, durch welche sich das Belebte vom Unbelebten unterscheidet. Diese besondere „Kraft" sollte im Magen verdauen, in der Niere und in den anderen Drüsen secerniren, im Nerven empfinden und im Hirn denken. Außerdem sollte sie auch die gestörte Gesundheit wieder normal machen können, den Wundheilungsprozeß leiten und beim Zeugungsacte von einem Organismus auf den anderen überzugehen vermögen. Alles dieses wurde dem „vitalen Princip" aufgebürdet: dieses war sozusagen ein Mädchen für Alles. Aber man sah allmälig ein, daß mit der specifischen Lebenskraft doch eigentlich nichts erklärt werde. Die Wißbegier wurde durch dieselbe nicht besser gestillt, als durch die Eröffnung des oben erwähnten philosophischen Uhrmachers, daß im Chronometer eine zeitanzeigende Potenz verkörpert sei.

Das Leben ist (ebenso wie ein complicirtes Uhrwerk) eine völlig unbegreifliche Erscheinung für uns, wenn wir es nicht in einzelne Factoren zerlegen können, als deren Summe oder Product es aufzufassen ist. Wenn wir keinen Begriff von dem Mechanismus einer Maschine besitzen und nicht wissen, wo die angewandte Triebkraft ihren Angriffspunkt hat, so bleibt uns Alles unverständlich. Wollen wir also von den lebenden Naturkörpern mehr wissen, als ihre äußere sinnenfällige Erscheinung uns offenbart, so müssen wir in das innere Triebwerk des Organismus einzudringen suchen und zusehen, ob sich gewisse Vorgänge im Thier- und Pflanzenkörper als Ursachen, und andere als die Wirkungen davon feststellen lassen. Ist das möglich, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir auf dem eingeschlagenen Wege immer weiter vordringen können, und zwar mit der Hoffnung, unter Anwendung dieser streng **causalen** Methode die chemisch-physikalischen Bedingungen, von denen das Leben abhängig ist, nach und nach immer genauer kennen zu lernen. Daß wir uns in diesem Bezug nicht getäuscht fühlen werden, ist vollkommen sicher, und aus dieser festen Ueberzeugung entspringt für den Naturforscher (Physiologen) die Arbeitsfreudigkeit, mit der er in seinem wissenschaftlichen Berufe thätig ist. Daß der Fortbestand der Naturerscheinung, welche wir Leben nennen, wirklich an materielle Bedingungen geknüpft ist, lehrt die alltäglichste Beobachtung. Kein Organismus vermag weiter zu bestehen, wenn ihm die Nahrungszufuhr abgeschnitten wird. Ungenügende Ernährung hat Schwächung der Muskel- und Nervenkraft zur Folge, und wenn wir ein organisches Wesen überhaupt nicht mehr mit Nährstoffen versehen, so verhungert es und stirbt. Darum sagt ein bekanntes Sprüchwort mit Recht: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen." Hierdurch wird der physiologischen Wahrheit Ausdruck gegeben, daß die Nahrungsaufnahme eine der Hauptbedingungen für den Fortbestand des Lebens darstellt. Jeder Fuhrwerksbesitzer und jeder Reiter weiß, daß die Quelle der Muskelkraft für das Pferd in guter Fütterung zu suchen ist, und wie beim Pferde so verhält es sich auch bei allen anderen Organismen, welche Muskeln besitzen. Es ist also ganz gewiß, daß die mechanischen Kraftleistungen, welche ein Pferd oder ein Mensch zu produciren vermag, aus umgewandelten chemischen Spannkräften sich herleiten, wenn wir auch nicht in der Lage sind anzugeben: auf welche Weise die Umwandlung erfolgt. Der Stoffaufnahme entspricht aber auch eine Stoffausscheidung, und letztere wird hauptsächlich durch die verschiedenen Drüsen, welche im Organismus vertheilt sind, bewirkt. Die heutige Physiologie vermag genau anzugeben, wieviel Nahrung (Kohlenstoff) in den thierischen Körper eingeführt werden muß, um eine bestimmte Kraftleistung hervorzubringen, und somit ist es zweifellos, daß den rein mechanischen Thätigkeiten des Organismus bestimmte Aequivalente an chemischen Umsetzungen entsprechen, ja daß letztere die ursächlichen Bedingungen für die ersteren sind. Durch sorgfältige Experimente am lebenden Organismus (unter Anwendung der Vivisection) ist es gelungen, die interessantesten Aufschlüsse über die Function der einzelnen Organe, welche bei der Lebensthätigkeit einander unterstützen und sich gegenseitig reguliren, zu erhalten, so daß wir gegenwärtig voll und ganz auf dem Boden der Ueberzeugung stehen: **es seien dieselben chemischen und physikalischen Kräfte, welche in der Außenwelt thätig sind, auch im lebendigen Organismus wirksam.** Hierzu tritt noch der analytische Befund, welcher ergiebt, daß die Stoffe, aus denen der Thierkörper aufgebaut ist, keinerlei Besonderheit an sich tragen; daß es kein privilegirtes chemisches Element in der organischen Welt giebt, welches man als „Lebensstoff" par excellence betrachten könnte. Dieser chemische Befund hat jedoch in Verbindung mit den physiologischen Forschungsergebnissen eine große Anzahl von Naturforschern zu der falschen Ansicht verleitet, **daß die Lebenserscheinungen überhaupt nichts weiter seien, als Specialfälle der gewöhnlichen physikalisch-chemischen Prozesse, wie wir sie überall in der Natur constatiren können.**

Mit demselben Rechte könnte man die Behauptung aufstellen, daß der Kölner Dom ebenfalls nichts weiter sei, als ein Product der chemischen und physikalischen Kräfte des Baumaterials, aus dem seine Mauern, Pfeiler und Thürme mit allen ihren architektonischen Schönheiten und Zierrathen hergestellt worden sind. Bei der chemischen Analyse eines Fragmentes jenes herrlichen Erzeugnisses der mittelalterlichen Baukunst würde man in der That schwerlich auf einen specifischen „Domstoff" kommen, und so wäre, wenn man die Logik der Materialisten adoptiren wollte, der Schluß gerechtfertigt: daß ein Architekturwerk eigentlich nichts weiter sei, als ein etwas sorgfältiger arrangirter Steinhaufen, im Grunde aber nicht verschieden von denen, wie sie an der Chaussée aufgeschichtet sind, um gelegentlich Material zur Wegebesserung zu liefern.

Damit sind wir bei den Lehren des sogenannten **Materialismus** angelangt. Manche betrachten ihn nicht als das, was er thatsächlich ist, nämlich als eine unzulängliche wissenschaftliche Theorie, sondern erheben ihn zum Range einer Weltanschauung, womit gesagt sein soll: daß sich Alles, was im Universum geschieht, im Lichte der materialistischen Ansicht für den Verstand begreiflich machen lasse. Das ist aber nicht im Entferntesten wahr. Denn der Materialismus haftet mit seiner mechanischen Erklärungsweise nur an der Außenseite der Lebensvorgänge. Er erklärt die Entstehung der thierischen

Muskelkraft aus der Umwandlung der chemischen Kräfte, welche dem Nahrungsmaterial innewohnten. Aber der Muskel bewegt sich stets nur unter dem Einflusse des mit ihm verbundenen Nerven, und da hört die mechanische Erklärung schon wieder auf. Was ist das, was im Nerven sich fortpflanzt? Niemand weiß es bis jetzt.

In vorzüglicher Weise hat Prof. Rud. Seydel (Leipzig) in seinem Werke „Religion und Wissenschaft" (Breslau 1887) den vollkommenen Widersinn des Materialismus dargelegt. Mit Schärfe kehrt er den Hauptpunkt hervor, auf den es ankommt, wenn man die fade Kraft-Stoffelei ad absurdum führen will. Es ist dies die materialistische Erklärung des Empfindens und Denkens. Wie soll aus der räumlichen Constellation der Hirnmolecüle oder deren Schwingungen auch nur der einfachste Gedanke begreiflich werden? Aus blos äußerlichen Relationen, wie solche in der Lage, Ortsveränderung und Bewegungsweise materieller Theilchen gegeben sind, entsteht niemals eine Innerlichkeit, ein Bewußtseins-Inhalt irgendwelcher Art. Es ist unmöglich, daß etwas als Wirkung aus einer Ursache folge, was nicht schon vorher in letzterer enthalten war. Wenn irgendwoher berichtet würde, ein Marienbild habe am Charfreitag blutige Thränen geweint, so wäre das zwar ebenfalls ein unglaubliches Wunder, aber mit dem verglichen, daß die Stofftheilchen des Gehirns durch bloße Schwingungen Gedanken-Inhalte erzeugen sollen, würde es noch immerhin das bei Weitem kleinere sein.

Der Grundirrthum des Materialismus liegt, wie Seydel mit Recht hervorhebt, darin: daß er den nach Zwecken thätigen Willen, den wir in den höchsten sowol wie in den niedersten Lebensformen sich manifestiren sehen, aus bloßen Bewegungswirkungen des Stoffes begreiflich machen will. Das ist einfach unmöglich. Im Gegentheil sehen wir an vielen Beispielen in der organischen Welt, daß der Wille, wie er im Kampfe ums Dasein zu Tage tritt, eine Kraft ist, welche die Spuren ihrer Bethätigung dem Stoffe aufzudrücken vermag, anstatt ihrerseits von ihm bedingt zu werden. Die im Laufe der geologischen Perioden sich abändernden Charaktere einer Species sind in ihrer Entstehung nur verständlich, wenn wir sie als die bleibenden Wirkungen betrachten, welche die betreffende Organisation durch ihre eigene veränderte Willensbethätigung erfährt. In diesem Punkte hat Lamarck entschieden richtig gesehen, und früher oder später wird man dieses Moment bei Erklärung der Artenentstehung wieder mehr berücksichtigen müssen.

Trotz aller Schwächen der materialistischen Theorie soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß sie der Ausbildung einer strengen Methode förderlich gewesen ist. Es bleibt uns in der That nichts weiter übrig, als zuzusehen: wie weit wir mit alleiniger Hilfe von Physik und Chemie in Erforschung der Lebenserscheinungen gelangen können. Der auf solche Weise nicht ergründbare Kern wird dann um so deutlicher hervortreten und man wird sich überzeugen, daß auf dem Wege des bloßen Mechanismus die Erklärung der geistigen Thatsachen nicht zu finden ist.

Der Kreisspiel-Schatz.

Eine elsässische Pfingstidylle.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Sobald die ersten Blumen des Jahres in Wald, Feld und Garten ihre Kelche erschlossen, begann noch bis in die neuere Zeit in den Dorfschaften des ehemaligen „Hanauer Ländels" im Unterelsaß das alljährlich wiederkehrende „Kreisspiel". Eine der lieblichsten jener unschuldigen, doch deutungsreichen ständigen Jugendvergnügungen, in welchen der naive Volksgeist früherer Jahrhunderte Natur und Menschenleben sinnig zu verknüpfen wußte, gestaltete sich dasselbe mit seiner wochenlang aufsteigenden, im Pfingstfeste gipfelnden Lust für viele der Betheiligten zu ahnender Vorbedeutung der Zukunft, für Alle zu einer glücklichen, oft noch das Greisenalter froh umleuchtenden Erinnerung.

Jeder Sonntag versammelte nach dem Nachmittagsgottesdienste die Schaar der größern Knaben des Dorfes auf der zum Spiel bestimmten Wiese, von wo aus unter Schäkern und Lachen ein gemeinschaftlicher Angriff auf die ihrerseits zusammen im Garten oder Hofe einer Freundin verborgenen gleichalterigen Mädchen erfolgte. Obgleich jedes der letzteren ein in den ersten Wochen oft mühsam gesuchtes Blumensträußchen als künftiges Spielpfand sorglich bereit hielt, thaten sie doch scheu und spröde, und ließen sich erst durch eine Art erobernden Raubzugs der Knaben für Reih und Glied des Kreises gewinnen, in welchem sich schließlich Alle in regelmäßigem Wechsel der Geschlechter aufstellten. Einer der Knaben ging darauf außen um denselben herum, erst langsam, wie ungewiß der Wahl, plötzlich aber rasch zu einem der Mädchen tretend, das er leicht auf den Rücken schlug. Dieses verließ seinen Platz und wurde vom Knaben, dessen Arm ihm Hals oder Hüfte umschlang, oft stumm, oft unter Flüstern und Kichern eine Strecke von den Andern fortgeführt. Hier zog es schämig den Strauß, das dörfliche Ritterkleinod des Jahres, unter dem Fürtuch hervor und gab ihn dem „Kreisspiel-Schatz", der nun stolz damit in die Reihe zurücktrat. Der darauf erfolgende Umgang des Mädchens löste meist den Schatz einer „Kamerädin" aus derselben, welcher sich dann seinerseits den Strauß einer längst Erwählten zu erwerben wußte. So ging es fort unter Scherzen und harmlosem Necken, bis alle Sträuße vergeben waren und die Abendglocke die Betheiligten heimrief. Ließen auch leicht begreifliche Streitigkeiten mitunter Manchen von ihnen während einiger Sonntage das Spiel trotzend meiden, so führte sie doch der unwiderstehliche Reiz desselben bald wieder zurück. Denn mit dem wachsenden Jahre stieg die Pracht der Sträuße und die ahnungsvolle kindliche Traulichkeit der zwischen dem zehnten und sechzehnten Lebensjahre stehenden Paare, welche jedoch von Seiten der jungen Burschen in den seltensten Fällen bis zur Freiheit eines flüchtig geraubten Kusses ausartete. Am Pfingstmontage erhielten die treuen Straußspenderinnen alljährlich ihre Belohnung. Schon Tags zuvor war von den Knaben der schönste Maien im Hag geholt worden, zu dessen Ausschmückung sich in thauiger Frühe des Festes alle Spielbetheiligten zusammenfanden. Die Mädchen brachten den letzten und schönsten Strauß, welchen der „Kreisspiel-Schatz" mit einem einige Ellen langen, buntseidenen Bande am Maien befestigte. Nach dem Gottesdienste zogen die jugendlichen „Maienknechte", ein entsprechendes Lied singend, von Haus zu Haus, um unter dem bewundernden Schauen von Jung und Alt als ihr altes „Pfingstrecht" den Festeszoll an Eiern, Speck und Wein einzuholen, der ihnen selbst von den ärmsten Familien nach Möglichkeit verabfolgt wurde. Hausvater wie Hausmutter spendeten willig im vergnügten Erinnern an die eigene Kreisspielzeit. Die erworbenen Vorräthe wurden dann nebst dem Maien an einen dazu bestimmten Ort gebracht. Die Mädchen näherten sich scheu. Auch sie hatten Eier, Butter und weißen Semmelkuchen gesammelt. Kaum waren sie von den Jungen erblickt worden, so knüpfte Jeder sein Band vom Strauße am Maien und suchte es seinem „Kreisspiel-Schatz" aufzudrängen, wobei Mancher oft durch das halbe Dorf hinter demselben herlaufen mußte. Denn auch jetzt noch verlangte die Sitte des Spiels schüchterne Zurückhaltung der „Maiden" gegenüber den „Bürstlen". Endlich aber vereinigten sich Alle. Schmaus und Lust wurden allgemein. Der Wein blieb nicht ohne Wirkung. Er trieb zum Tanze und im Vollgenuß des Vergnügens weigerte sich das Maidele nicht, vom „Burst" auch noch die Spende eines bunt bemalten Lebkuchenherzens zu dem „Bängel" (Bande) anzunehmen. Der Abend des Pfingstmontags schloß eine fröhliche Zeit, deren Andenken das ganze Jahr Gespräche und Erzählungen der Dorfjugend verschönte, um mit allen ihren thaufrischen Wünschen und Ahnungen von Neuem für die Kinderherzen anzubrechen, wenn die ersten wärmeren Sonnenstrahlen die Knospen wieder hervorlockten.

In dem am Fuße des Bastberges gelegenen Dörfchen G........ wurde der letzte Kreisspielsonntag des Jahres gefeiert. Die warme Nachmittagssonne färbte das nach Thymian duftende kurze Gras der sich zum Berge hinanziehenden Wiese mit leuchtendstem Grün

und ein sanfter Luftzug fächelte die erhitzten Gesichter der jugendlichen Schaar, welche daselbst unter Plaudern und Lachen die nun schon stattlichen Sträuße vertheilte und empfing.

Ein Mädchen nur saß anscheinend theilnahmslos abseits unter einem Haselstrauch am oberen Rain der Wiese. Es bewegte sich nicht auf die lustigen zum Mitspielen auffordernden Rufe, welche aus dem Kreise wiederholt zu ihm herüber schallten. Bald träumerisch, bald erwartungsvoll blickten die blauen Augen über den Plan, während die im Schoße ruhenden Hände sorgsam einen Maiglöckchenstrauß umschlossen. Im Jahre vorher noch war es unter den frohen, obgleich eines der ärmsten, doch eines der fröhlichsten, und sein ebenso wenig mit Glücksgütern bedachter „Kreisspiel-Schatz" unter allen Buben des Dorfes der stattlichste gewesen. Wo mochte er jetzt sein? Was gäbe das Mejlenele nicht darum, wenn es das wissen könnte! Alle Geschehnisse seines fünfzehnjährigen Daseins verbanden es mit dem krausköpfigen Franz, dem einzigen Kinde der Försterswittwe. Zusammen hatten sie angefangen in die Schule zu gehen, waren immer in derselben Classe bei einander gewesen und der schmale Raum zwischen den elterlichen Wohnungen wurde von beiden im Laufe jedes Tages zu Spiel oder Ernst unzählig oft überschritten. Und als das Mädchen frühzeitig die Mutter verlor, blieb es mehr drüben als im eigenen Hause. So waren sie die allerbesten Freunde gewesen,so lange sie denken konnten. Als dann die Zeit kam, da Beide am Kreisspiel Theil nehmen durften, blieb es selbstverständlich, daß Strauß und Band unter ihnen getauscht wurden. Die schönsten Blumen hatte die Mejlen' stets zu finden gewußt, und das ganze Jahr lang war der Försterfranz darauf bedacht gewesen, die ihm kärglich zukommenden Extra-Sous zusammen zu sparen, um mit seinem „Bängel" an Pfingsten den Neid der Gespielen zu erregen. Wie glücklich waren sie alle diese Jahre hindurch, trotz ihrer Armuth! Da hatte ihm, vor Jahresfrist etwa, ein Kamerad, der Schreinermichel, aus Paris geschrieben, wie schnell man dort zu Geld kommen könne, und den Franz faßte das Wanderfieber. Mit einmal war er seines Dienstes beim Waldheger, der ihn wol langsam einst in des verstorbenen Vaters Stelle gebracht haben würde, überdrüssig geworden. Schneller und nachhaltiger wollte er der Mutter mühseliges Leben verbessern, und was versprach er nicht Alles der Mejlen' aus der Ferne! Die mochte nichts davon hören. Konnten sie doch Beide wie bisher, wenn auch unter harter Arbeit und Entbehrung, zufrieden und fröhlich sein in der Heimath. Warum in der Fremde ein ungewisses Glück suchen, wenn ihnen daheim bei gemeinsam getragener Mühsal auch gemeinsame Freuden erblühten? Und wenn nun die Zeit des Kreisspiels wiederkäme, meinte das Mädchen ferner, dann würde es ja ohne „Schatz" sein. Es wäre ohnehin das letzte Mal für Beide gewesen, daran Theil zu nehmen. Aber ein fremder Geist schien über den Försterfranz gekommen zu sein. Keine Vorstellung half. In einem Jahre wollte er wieder zurück sein, und in dieser Zeit konnte er in der Fremde schon gar viel erworben haben, glaubte er selbst felsenfest. Als er sich daher trotz der Thränen seiner Mutter, trotz Mejlenele's Bitten am dritten Morgen nach Empfang jenes Briefes, die Adresse des Freundes als einzigen Talisman in der Tasche, wenn auch trennungsschweren Herzens, doch frohen Muthes und voll Zuversicht auf den Weg nach der fernen großen Stadt begab, hatte er zu dem Mädchen gesagt: „Kannst aufs Jahr allweil dein Sträußle binden, wie seither. Ueber Eins bin ich an einem Spielsonntag wieder d'heim und bring' dir dein letztes Pfingstbängel, und das wird ein goldenes sein!"

Dann hatten sie nichts mehr von ihm vernommen. Seit nun fast einem Jahre war weder Gruß noch Brief von ihm gekommen und Niemand wußte über ihn Auskunft zu geben. Doch ging im Dorfe das Gerücht, der Schreinermichel sei unter die Soldaten nach Algier gegangen. Die Mutter beweinte ihren Sohn als todt. Er würde ja nicht schweigen, wenn Gott ihn nicht aus der Welt genommen hätte. Die Mejlen' aber dachte nicht so. Der Franz hatte beim Abschied gesagt, daß er aufs Jahr wieder heimkommen werde, und was er sagt, das macht er wahr. War ihm je ein Baum zu hoch, ein Weg zu weit gewesen, um ihr zu holen, was er versprochen hatte? Diese Gewißheit lebte fest in ihrem Herzen, und wenn er ihr auch an allen Enden fehlte, so blieb sie doch voll Vertrauen und verrichtete emsig und sorgsam ihre Arbeit. Dabei versäumte sie nicht, jeden freien Augenblick zu der verlassenen Mutter ihres Gespielen hinüberzuschlüpfen, um von ihm zu plaudern und ihre eigne unverbrüchliche Hoffnung auf seine Rückkunft der Zagenden mitzutheilen.

Als das Kreisspiel wieder begonnen hatte, gehörte die Mejlen' unter die Emsigsten, welche die ersten spärlichen Blüthen suchten. Wie sie selbst das bravste Mädchen im Dorfe und, darüber waren alle „Bursten" gleichfalls einig, „meineidi nett" war, hatte auch ihr Strauß stets den Preis verdient. Die Gespielinnen erkannten dies willig an, denn Mejlenele's freundliches und gefälliges Wesen hatte ihm unter ihnen eine große Beliebtheit verschafft. Doch trat es diesmal nicht mit in den Reihen. Mit klopfendem Herzen stellte es sich, seine Blumen in der Hand, auf den erhöhten Rand der Wiese, und während des Jubels der Gefährten blieb es unbeweglich, das Auge nach dem Wege hinüber gerichtet, welchen der Franz nach Paris eingeschlagen hatte. Auch als Sonntag für Sonntag die Abendglocke die heitere Schaar nach Hause trieb, ohne daß der Ersehnte gekommen war, verlor die Mejlen' den Muth nicht. Stets trat sie beim Heimweg zuerst in das Stübchen der Wittwe. „Nehmt Ihr ihn wieder, Mutter", sagte sie dann, ihren Strauß vor dieselbe legend, mit ihrem freundlichsten und zuversichtlichsten Lächeln; „ich hab' wieder umsonst gepaßt, — aber über acht Tag', da kommt er gewiß!"

So hatte sie es wochenlang getrieben, und wenn es ihr auch immer schwerer geworden war, eine Thräne der Enttäuschung zurückzuzwingen, merkte doch Niemand etwas davon, am wenigsten die vereinsamte Alte. Die Kreisgespielen, von denen manche, getrieben vom frohen, ums Zukünftige unbekümmerten Jugendsinn, anfangs wol zum Spott aufgelegt gewesen waren, ließen die Mejlen' endlich in ihrem seltsamen Gebahren mit einer Art achtenden Mitleids gewähren.

Auch die Sonne des letzten Spielsonntags sank unter, ohne daß der Verschollene sein Wort zu lösen gekommen wäre. Die Spielenden waren längst zerstoben und schon senkten sich die Abendschatten tief herab, als die Mejlen' ihren gewohnten Platz verließ und zögernd zur Försterin schlich. Schweigend legte sie den Strauß auf den Tisch und als sich das hoffnungsleere Antlitz der Mutter zu ihr aufrichtete, konnte das junge Mädchen zum ersten Male die Thränen nicht zurückhalten. Weinend umhalste es die alte Frau. „Laßt's gut sein, Mutter", sprach es dann, sich fassend. „Wenn er zum Fest nit d'heim ist, geh' ich ihn suchen. 's ist nun festgemacht, daß mich dem Herr Director seine Madam zu ihrer Schwester in Paris als Kindermaidele mitnimmt. Gleich nach Pfingsten reist sie ab, und bin ich nur erst in der großen Stadt, dann will ich den Franz schon finden. Und nun laßt's Greinen, Mutter; ich bring' ihn Euch wieder heim!"

Dann war der Pfingstsonntag gekommen und neigte seinem Ende entgegen. Die Burschen hatten in altüblicher Weise ihren Maien hereingeholt, und in froher Erwartung des morgigen Festes standen sie gruppenweise schäkernd und lachend auf der Dorfstraße, während die da und dort hervorlauschenden Mädchenköpfe eilig verschwanden, sobald ein lustiges Wort sie begrüßte.

Auch die Mejlen' hatte ihren letzten Strauß gewunden. Des versprochenen Bandes harrend, stand er im Fenster ihres Kämmerchens. Aus diesem hatte sie vor einem Jahre noch mit dem untenstehenden Franz geplaudert, während der vom Walde herüber kommende duftbeladene Luftstrich Beide umwehte. Verödet und unheimlich erschien es ihr jetzt, trotz des rosigen Abendscheins, der auf den Pfingströschen des Straußes lag. Still faltete sie ihre wenigen Kleider und Sachen zusammen, die auf dem Bette ausgebreitet waren, um in den daneben stehenden kleinen Kasten gepackt zu werden. Denn übermorgen ging's fort in die weite Welt, wo sie ihren Kindheitsfreund für die Mutter suchen wollte. Wird sie ihn auch finden? Ein bitteres Weh überkam sie. Nie hatte sie in solcher Weise empfunden, wie lieb ihr die Heimath sei. Wie traut war ihr dieser enge Raum gewesen, in dem sie nach der schweren Tagesarbeit stets so süß und traumlos geschlafen, so manche sorglose Stunde verbracht hatte. Und draußen? Was wußte sie von dem fernen Draußen, wo es kein Fleckchen Erde gab, auf dem für sie so viele warme Herzen schlugen wie hier! Sie verbarg das Gesicht in die Hände und weinte aus innerster Herzensgewalt.

Plötzlich hörte sie, das reiche goldblonde Haar zurückwerfend, auf zu schluchzen. Alles Leben schien sich in Auge und Ohr zu drängen, während die hochklopfende Brust zu springen drohte. Kam da nicht die sonnentrockne Straße herunter ein Schritt, den sie unter tausenden erkannt hätte? Sie horchte athemlos. Jetzt ging es unter ihrem Fenster vorbei; sie sah den obern Rand eines Käppi. Und nun hielt es still. Die Thür des Nachbarhauses wurde geöffnet. Einen Augenblick hielt sich die Mejlen' an der Lehne ihres Bettes. Dann stürzte sie zur Kammer und zum Häuschen hinaus. Sie wußte selbst nicht, wie sie plötzlich unter die Thüre der Försterin gekommen war. Da stand er mitten im Stübchen, hoch aufgeschossen, aber bleich wie der Tod, zur Mutter hinabgebeugt, die er in den Armen hielt. Das Mädchen blieb ganz still, die Hand aufs Herz gepreßt. Endlich schaute die Alte auf. „Hast wahr ge-

redt', Mejlen', da ist er!" rief sie, ihr die Hand entgegenstreckend. Franz starrte auf die Erröthende, welche den Blick scheu gesenkt hielt. „Hab' ich Wort g'halten, Mejlen'?" sagte er endlich. „Ich wußt's ja", erwiderte sie einfach. „Auch Dein Bängel bekommst; freilich kein golden's", setzte er kleinlaut hinzu. „Ich hab' kein Glück g'habt in der Fremd', und komm' schier noch ärmer heim, als ich weggangen bin!" — „'s macht nix, Franz", versetzte das Mädchen, „wenn Du nur wieder d'heim bist."

Am andern Morgen hätte die Neuigkeit, daß der „Kreisspiel-Schatz" der Mejlen' richtig heimgekehrt sei, fast den Antheil am Feste beeinträchtigt. Das Mädchen, welches mit seiner Beständigkeit und Treue fast ein Wunder gewirkt zu haben schien, war Allen ein Gegenstand der Bewunderung. „Burschen" wie „Maiden" ließen es sich nicht nehmen, Mejlenele's Strauß mußte den Ehrenplatz am Maien haben. Auch beim Tanze des Nachmittags konnte sich der von der Sonne Afrikas gebräunte, durch schwere Krankheit, die ihn zu fernerem Dienst untauglich gemacht hatte, einem sonst nie mehr zu entrinnenden Joche entgangene und auf den heimathlichen Boden zurückgelangte Bursch nicht weigern, seinen treuen „Kreisspiel-Schatz" umzuschwenken.

Als aber das Leben und Treiben auf dem Tanzplatze immer rauschender wurde, gingen sie ohne Verabredung, von selbst getrieben, den Rain entlang, an dem das Mejlenele so manchen Sonntag vergeblich geharrt hatte, zur Bergeshöhe. Viel hätten sie sich sagen wollen, und blieben doch stumm. Hand in Hand schritten sie dahin. Das bunte „Bängel" flatterte in den dicken Zöpfen des Mädchens; der Rosenstrauß zierte des Burschen Brust. Immer schwächer drangen Musik und Festeslärm zu ihnen herauf. Die tiefe Stille, welche sie umgab, als sie endlich hoch oben, am Fuß einer Tanne im Moos saßen, wirkte um so ergreifender.

Vor ihnen im hellen Sonnenschein lag das reiche, gesegnete Ländchen mit seinen Dörfern und Städtlein, seinen hellgrünen Rebhügeln und den fernen und nahen blauen Bergen. Alles war ihnen wie ein Traum. Es gab kein Gestern, kein Morgen, — nur eine selige Gegenwart.

„Was ist doch d' Heimath schön!" rief Franz aufjauchzend. „Wie hab ich mich gesehnt nach unserm Ländel! Vom Wanderfieber bin ich gründlich kurirt und will unserm Herrgott danken, wenn ich d'heim schaffen darf Tag und Nacht. Und Du, Mejlenele", fuhr er fort, „Du gehst nit mit auf Paris?" Das Mädchen blickte ihn strahlenden Auges an. „Wozu auch jetzt?" antwortete es. „Was ich suchen wollt', hab' ich ja gefunden!" — „Und für immer, Mejlenele, nit wahr, für immer! Dein Kreisspiel-Schatz bleibt Dein Schatz für's Leben!"

Er hatte sie an sich gezogen und einen Augenblick fanden sich ihre Lippen im ersten Kusse.

„Komm heim jetzt zur Muetter!" drängte das Mädchen, sich schüchtern aus seinen Armen windend.

Vor dreißig Jahren in Rom.

Von Anna Löhn-Siegel.

X. (Schluß.)

In der Umgegend von Rom.

Durch Hrn. Alfredo's nicht genug zu rühmende Gefälligkeit wurden mir Ausflüge in die Umgegend Roms, die ich allein nicht hätte unternehmen können, erleichtert und in jeder Hinsicht angenehm gemacht. In Tivoli lernte ich einen Freund meines sächsischen Landsmanns kennen, einen liebenswürdigen treuherzigen Schlesier, den Landschaftsmaler Arthur Blaschnick. Es war ein traulicher, deutschgemüthlicher Abend, den wir drei im Sibyllentempel zubrachten. Weil derselbe zum Gasthaus „La Sibilla" gehörte, wurde den dort Einkehrenden die hohe Annehmlichkeit gewährt, ein Symposion unter seinen wohlerhaltenen Säulen zu feiern, während gegenüber aus einem Doppeltunnel des Monte Catillo der Anio-Wasserfall hervorstürzte und die warme Abendluft mit kühlendem Staub erfüllte. Der treffliche Landschafter Blaschnick, den die deutschen Kunstgenossen um seines lautern Charakters willen: „Urmensch" nannten, suchte mich später in Rom auf und erfreute mich hoch durch ein Bild, das jenen berühmten Rundtempel zum Gegenstand hatte. Die in jenen Tempelhallen des alten Tibur bei „horazischem Nektar aus bekränztem Pokale" geschlossene Freundschaft überdauerte mehrere Italienreisen und blühte in Deutschland, selbst unter rauhem Himmel, fröhlich fort.

In Tivoli war es nothwendig, Esel zu dingen, um die Cascatellen und die Neptuns- und Sirenengrotte von verschiedenen Standpunkten aus in Augenschein zu nehmen. Dadurch kam ich zum ersten Male in meinem Leben auf einen Eselsrücken, wo ich mich anfangs durchaus nicht wohl fühlte. Erstens weil ich von dem spanischen Damensattel, der auf dem Rückgrate des Thieres hin- und herschwankte, beim Bergabreiten fast herabgestürzt wäre, und zweitens weil aus dem Eselsfell eine Unzahl jener kleinen Schwarzen hervorquoll, die der Treiber zwar euphemistisch „innocenti animali" (unschuldige Thiere) nannte, deren dichtes schwarzes Muster auf meinen weißen Unterkleidern mich aber doch sehr störend berührte. Nach und nach gewöhnte ich mich an die Reize eines Eselritts, besonders aus dem Grunde, weil die Sägewerkzeuge der „unschuldigen Thierchen" vom geduldigen Langohr stumpfer zu sein schienen, als die an andern animalischen Wesen geübten. Man fühlte wol die Marsch- und Turnübungen der letztern, aber das Hüpfen gerieth äußerst schwerfällig, die Stiche gelangen schwächlich, und selbst meine höchst empfindliche Außenhaut hatte nicht übertrieben zu leiden.

„Accidenti!" rief Hr. Alfredo plötzlich, der die Grenze von Latium vor mir erreicht hatte, und ich denke allen Ernstes, ein Unfall hat sich ereignet. Aber: Accidenti! war ein Lieblingsausruf meines wackern Landsmannes, er hatte sich nach langem Aufenthalte in Italien mancherlei Romanismen angewöhnt. Der Ruf sollte hier nichts bedeuten, als: Ueberraschung, und zwar eine angenehme.

Ein Künstler mit breitem Schlapphut kam des Wegs, langes dunkles Haar hing in glatten Strähnen um sein Haupt, blaßblaue Augen blickten sanft unter schwarzen Brauen hervor, die Gesichtsform wurde durch starke Backenknochen markirt. Es war der ungarische Maler Háan, Sohn eines protestantischen Superintendenten in Ungarn. Er malte gerade Papst Pius IX. für die Domkirche in Gran, ein Bild, das sehr gelobt wurde, und die Kunst ist ja interconfessionell.

Auch in Háan lernte ich eine liebenswürdige Künstlernatur kennen und erfreute mich später in Rom, wo ich sein auf dem Capitol gelegenes Atelier besuchte, an mancher trefflichen Arbeit. Eine Oelskizze, Genzanerin im neuerdings mehr und mehr verschwundenen Nationalkostüm, die er für mein Album stiftete, ziert es noch heute.

Nach dem Egerienthale fuhr ich mit Signor Alfredo in einem Wäglein, das ihm ein befreundeter deutscher Photograph in Rom zur Disposition gestellt hatte. Dabei ereignete sich ein komischer „accidente" (wie Hr. Alfredo nun einmal Zufälle, Ueberraschungen und Unfälle am liebsten bezeichnete), der aber bei einem Haare tragische Folgen gehabt hätte.

Als wir von der strada alle quattro fontane den jüngst abgetragenen, ziemlich steilen Hügel zu dem kleinen Thale hinabfuhren, das den Mons quirinalis von dem viminalis trennt, spannte ich den Regenschirm gegen die unvermuthet am trüben Himmel erscheinende Sonne auf. Das vielgeübte Werk war noch nicht vollendet, als das Pferd, das ein Feind vom Schirmaufspannen sein mochte, in vollem Galopp den gepflasterten Berg hinabraste und unser niedliches Gefährt herumriß, daß ich und mein Cavalier fürchten mußten, herausgeworfen zu werden. So schnell ich auch die dem römischen Gaul unheimliche Maschine, die er vielleicht als ein von hinten auf ihn gerichtetes Schießrohr ansah, wieder in Ruhestand versetzte, der Geängstigte war nicht so leicht zu besänftigen und jagte den damals kahl liegenden Hügel zur Kirche Santa Maria Maggiore in einem Tempo hinauf, daß Kies und Funken stoben. Nur mit Mühe war er zum Stehen zu bringen. Am Thal der Egeria, bei der Ruine des sogenannten Bacchustempels, worin sich eine höchst primitive Osteria befand und nur ein saurer Wein und ein trüber Kaffee zu haben war, wurde Halt gemacht und das inzwischen beruhigte Pferd der Obhut eines schwarzhaarigen Burschen übergeben, dessen Aeußeres ans Zigeunerische streifte. Als Camillo von der Nervosität des Gauls hörte, die denselben empfindlich gegen das Schirmaufspannen machte, begann er ihn zärtlich anzureden und ihm seine Reizbarkeit liebevoll vorzuwerfen. Warum? sollte ich später erfahren.

Das Thal der Freundin und Beratherin des Numa Pompilius, das Egerienthal, ist eigentlich keins, nur ein breiter Einschnitt im Wellenland der Campagna. Eine Heerde Büffel weidete in der Nähe des kleinen Nymphäums, in welchem der Quell noch rauschte und die Zwergfarren mit den zarten braunen Stielen unter der Berührung der Tropfen nickten. Das belebende Element drang aus allen Steinspalten und deshalb grünte das Innere der ganzen Grotte, und zarte Kräuter und Gräser polsterten die Wände. Nachdem auch der nächste Hügel mit dem Hain der ewig grünen Eichen, der um zahlreicher Büffelspuren willen abstoßend wirkte, besucht worden war, kehrten wir zu unserm Fuhrwerk am Bacchustempel zurück. Abermals bemühte sich der schwarzhaarige Bursche, unserm Pferde recht eindringlich zuzureden, es solle sich gut aufführen, und meinte, als er für seinen Wortschwall eine buona mano forderte, (das war des Pudels Kern), es werde nun alle Regen- und Sonnenschirme der Welt hinter sich aufspannen lassen. Ungläubig, wie immer, beschloß ich sogleich die Probe zu machen. Aber wehe! wie ich nur leise am Schirm zu schieben begann, sprang das Pferd schon wild in die Höhe und wäre sicherlich, wenn nicht alle Anwesenden zugegriffen hätten, mit dem Wäglein durchgegangen.

„Uh!“ rief der Bursche und fuhr sich mit beiden Händen in sein schwarzes Kraushaar, „die maladetta bestia bringt mich um das Trinkgeld!“ —

Eines Morgens begegnete ich in der Via Condotti dem Sohn Carl Maria's v. Weber, dem rühmlichst bekannten Techniker und Schriftsteller Max Maria v. Weber aus Dresden. Wir freuten uns des unerwarteten Wiedersehns. Leider war seine Zeit für Rom sehr kurz bemessen. „Drei kleine Wöchelchen“, scherzte er in sächsischem Dialekt, der die Deminutiva liebt. Wir kamen auf Pius IX. zu sprechen, der damals noch immer ein wenig den Liberalen zu spielen versuchte. Hr. v. Weber meinte:

„So weit ihm das von den Jesuiten gestattet wird. Einen neuen Beweis aber für seine humane Gesinnung und seinen Mangel an Bekehrungssucht hat er jetzt geliefert. Eine Protestantin hat sich zu ihm gedrängt und den Vorsatz ausgesprochen, zur allein selig machenden Kirche überzutreten. Der Papst hat geantwortet:

„Kommen Sie übers Jahr wieder. Siete un' entusiasta.“ (Sie sind eine Enthusiastin).

In Gesellschaft Hrn. v. Weber's und Signor Alfredo's bewunderte ich auch die zu Ehren Alexander's, des russischen Kaisers, von Pius IX. angeordnete Beleuchtung der Peterskuppel und die Illumination des Colosseums durch bengalische Flammen. Ich wußte nicht, welchem der beiden Prachtanblicke die Palme zu ertheilen sei.

„Ich auch nicht, was den Anblick betrifft“, sagte Hr. v. Weber, „aber um der Musik willen stelle ich die Kuppelbeleuchtung höher, d. h. um der Musik willen, die dort nicht gemacht wurde, während man bei der Colosseumsbeleuchtung sich die russische Nationalhymne mußte vorblasen lassen.“

Die drei gewaltigen Bogenreihen des Colosseums erglühten in verschiedenem Licht, roth, grün und goldig. Das ganze Architekturbild erschien dadurch, selbst in der Zerstörung, doppelt so gigantisch, als im Sonnen- oder Mondglanze.

Als Signor Alfredo und ich Hrn. v. Weber zur Corriera begleiteten, die ihn nordwärts, zunächst nach Florenz, führen sollte, sagte er:

„Was ist das? Man wünscht Manches, Vieles anders in Rom, moderner, bequemer, reinlicher, polizeilich-geordneter — und doch — nein! Es mag nur so bleiben, es ist interessanter so.“ —

Auf einer Fahrt nach der Gräberstraße, der via Appia, an welcher sich außer Alfred Noack auch der Maler Weinhold betheiligte, begegnete uns ein Priester mit dem Allerheiligsten, das er zu einem Kranken trug. Eine große Menschenmenge begleitete den Diener der Kirche und sang eine Litanei. Die Gasse war ziemlich eng, in welcher die Begegnung erfolgte, der Zug hätte sich seitwärts schmiegen müssen, um unsere Kutsche vorüber zu lassen. Aber sofort flüsterten beide Herren dem Kutscher zu, er solle, wenn er nicht umlenken könne, still halten, und der Mann nickte, als verstünde sich das von selbst. Weinhold sagte zu mir:

„Man würde uns steinigen, wenn wir den Priester mit dem Viaticum und den ihn begleitenden Zug der Frommen nicht ehrfürchtig vorüber ließen und nicht warteten, bis der letzte zerlumpte Bursche und das letzte alte humpelnde Weib unbehindert ihres Weges gegangen wären.“

Zugleich nahmen alle drei Männer auf dem Wagen die Hüte ab, und der Kutscher sang eine Strophe der Litanei mit. Dennoch warfen die vorüberziehenden Singenden manchen Blick finstern Mißtrauens auf uns, in denen sie sogleich Fremdlinge erkannten und Ketzer (inglesi) vermutheten, die ungeduldig sein möchten, daß der geheiligte Volksbrauch ihnen unerwünschten Aufenthalt bringe. Was mich betraf, so irrten sich die guten Leute, denn mir erschien, obwol Ketzerin, die Sitte schön und nachahmungswerth. Als ich zwanzig Jahre später wieder in Rom war und mit dem inzwischen längst eingeführten Hotelomnibus zum Eisenbahnhof fuhr, trat uns ein Priester mit dem Viaticum, begleitet von einigen Ministranten, in den Weg. Ihre Glöcklein läuteten vergeblich, kein singender Volkszug schloß sich mehr an den Mann Gottes an. Kaum daß einige geschäftig Vorübereilende den Hut lüfteten, höchstens knixten die Frauen. Der Omnibus eilte unbekümmert die Straße entlang, er durfte nicht warten, denn der Eisenbahnzug wartete nicht. Dem Kutscher fiel es nicht ein zu singen, die Insassen nahmen die Hüte nicht ab. Man brauchte nicht mehr zu fürchten, gesteinigt zu werden, denn die neue Zeit hatte überhaupt keine Zeit mehr, sich an alte Volksbräuche zu binden. Auch Rom war längst in die Aera des Dampfes eingetreten, und Denjenigen, der das alte Rom gekannt hatte, beschlich ein Gefühl romantischen Wehs, daß trotz alledem, was löblich besser, was lichtvoller und zeitgemäßer geworden, doch auch Manches verloren gegangen sei, was zum historischen Rom gehörte, und er empfand die Umwandlung ins Moderne wie einen — Anachronismus.

Ich gedachte der Worte Hrn. v. Weber's im Jahre 1857 auf dem Posthofe zu Rom, und obgleich ich mich tadelte, letzteres auf der Bahn des Fortschrittes und der Aufklärung nicht hinreichend dankbar anzuerkennen, konnte ich doch auch nicht umhin, immer wieder zu den alten Erinnerungen zu flüchten, wie zu einem Tempel, in welchem zwar mystisches Dunkel herrschte, aber auch jenes bestrickende Gemisch von Poesie und Aberglauben, das vorübergehend selbst den kühlen Ritter der modernen Verstandesrichtung zwang, vor den Altären der alten Götter zu knien.

Letzter Blick auf den Goldberg in Rom.

„Morgen muß ich fort von hier!“ hieß es für mich, und dieser Gedanke ließ mich nicht schlafen, ich stand vor 4 Uhr auf und schaute von meinem lieben Balkon hinab auf den geliebten monte d'oro, den mir das römische Volk so oft zum „Teatro diurno“ gemacht hatte. Trotz all' seiner Fehler, von denen freilich keine kräftig erziehende Hand es zu befreien suchte, mußte man dieses Volk um seiner natürlichen Begabung willen, die Unterricht und Bildung in manchen Fällen ersetzte, achten und lieben. Ohne so treffliche Naturanlagen hätte es unter den systematischen Verdummungsbestrebungen, deren sich geistliche und weltliche Machthaber ihm gegenüber seit Jahrhunderten schuldig gemacht hatten, unter dem fortgesetzten moralischen und politischen Druck, der es in geistiger Unmündigkeit erhalten sollte, eines der lasterhaftesten, gesunkensten werden müssen. Aber die auf der Hand liegenden Ursachen für die Fehler im Volkscharakter der Italiener verschwieg die schwarzgelbe „Augsburger Allgemeine Zeitung“, wenn sie denselben mit den schwärzesten Farben malte, schwärzer, als er es verdiente. —

Der Südländer scheint wenig Schlaf zu bedürfen. Er lebt bis tief in die Nacht hinein und ist am Morgen wieder früh auf den Beinen, um die kühlen Stunden zur Arbeit zu benutzen. Der Fremde sah diesen Morgenfleiß nur selten, denn er hatte sich ohne Omnibusse, Eisen- und Pferdebahnen zu müde gelaufen, um mit dem Volke aufzustehn.

Rechts blickte ich von meinem hohen Söller im vierten Stockwerk in den vicolo del monte d'oro, also in das Goldbergsgäßchen. Mein Gegenüber war dort die Hinterseite des Palastes Borghese, eigentlich ein Häuserviertel, klein und groß, hoch und niedrig. Auf der zweiten Hälfte des Balkons schaute ich auf das goldige Plätzchen selbst hinab, das ein fast regelmäßiges Viereck bildete. Signora Alba, meine Wirthin, hatte mir betreffs der Entstehung des Namens „Goldberg“ für diesen Platz eine wunderliche, ihrer Schulbildung entsprechende Erklärung gegeben. Wie sie Engländer und Deutsche fortwährend verwechselte, gelang ihr dies auch mit Kaisern, Päpsten, Kirchenvätern. Kaiser Augustus und der heilige Augustinus waren bei ihr ein und dieselbe Person. Diesem verlieh sie nun aber auch die goldenen Bienen, die doch Papst Urban VIII. aus dem Hause Barberini im Familienwappen trug, und behauptete, diese Bienen hätten auf dem Goldberge ihre goldstrotzenden Wohnungen gehabt, die Augustus entdeckte und des Goldes beraubte. „Wie? Der heilige Augustinus ein Räuber?“ rief ich, auf den Unsinn eingehend. — „Nun, so schlimm ist das nicht anzusehn, er nahm vor-

der Absolution," sagte Alba ernsthaft, „und Bienen sind doch keine Christenseelen."

Welch ein reges Leben und Treiben schon früh vor 4 Uhr auf dem einstigen Wohnplatze der goldenen Bienen des Kirchenvaters Augustus! Welches Geschrei, Ausrufen, Anpreisen! Die Blicke der Verkäufer erkletterten bald meinen hohen Standpunkt, und mehr als einmal mußte ich abwehrend winken, sonst hätten sie mir Grünkraut, Obst, Zwiebeln, Brod, und was weiß ich Alles! heraufgeschleppt. Durch das Geschrei hindurch tönte Glockengeläute und das Anschlagen der ora italiana, deren Zeitrechnung um 8 Uhr Abends, wenn das Ave Maria geläutet wurde, begann, so daß um 4 Uhr früh, nach ora francese, die mit unserer Tageseintheilung zusammentrifft, acht Mal angeschlagen werden mußte. Die verschiedenen Glockenstimmen der vielen Kirchen und Klöster bildeten bei der willkürlichen, tactlosen Art des Läutens, die hier üblich war, ein merkwürdiges, aber nicht gerade liebliches Tonchaos. Hatten die Glocken Roms doch überhaupt keinen sonoren Klang, nicht einmal die des Petersdomes.

Mit Himmelsstimmen und Menschenrufen mischte der Esel seine Klagelaute, und er, der weder dumm noch faul ist, war meines Mitgefühls stets sicher. An jenem Morgen beobachtete ich einen, der nicht müde wurde, zu schreien. Nach italienischen Begriffen war er also sehr glücklich, denn man versicherte mir, der gute Langohr schreie nur dann so anhaltend kräftig, wenn er zu viel schönes frisches Gras, seine Lieblingsspeise, genossen habe, etwas, das schwer zu glauben war.

Aber still, anständig und graziös lagerten die Ziegen, die Zierden der frühlingsgrünen Campagna, vor den Thüren, in welche ihr Hirt sammt seinem Hunde eingetreten war. Sie wurden am Morgen heerdenweise in die Stadt geführt, um die Milchbedürfnisse der geringeren Volksclassen zu befriedigen. Ich konnte den herben Beigeschmack der heimathlichen Ziegenmilch nie vertragen, mußte dagegen eingestehn, daß die italienische angenehmer schmeckte.

Da traten nun überall Frauen und Mädchen mit Gefäßen aus den Thüren und ließen die Milch hineinmelken in Gläser, Töpfe und Schüsseln, welche sie zu diesem Zwecke bereit hielten.

Auch Eselmilch schien begehrt zu werden. Ein Knabe kam auf einem weiblichen Esel geritten, hielt vor einem Hause, dasselbe öffnete sich (da in Italien die Häuser selten offen standen und erst auf Anklopfen oder Rufen sich aufthaten) und es erschien eine Frau mit einem Gefäß. Nachdem der Knabe der Eselin ein ansehnliches Quantum Milch entzogen hatte, trabten beide weiter. Wenn der Hirt nicht anwesend war, machten sich Kinder an die bereits gemolkenen Ziegen und suchten den entleerten Eutern noch einige Tropfen für ein kleines Töpfchen, das sie mitgebracht hatten, zu entziehen. Manches der stolzen, schönen Thiere war geduldig genug und ließ sichs gefallen, manches aber eilte mit keckem Sprunge hinweg und lagerte sich bei einer andern Gruppe seiner Genossen. Dies Alles geschah mit großer Zierlichkeit, besonders das Niederlegen, wobei nie unterlassen wurde, das eine Vorderbein unterzuschlagen, das andere auszustrecken.

Diese Ziegen waren meist schmutzig-gelb oder schmutzig-weiß von Farbe, selten schwarzbraun, aber sehr langhaarig und mit schönen hohen Hörnern versehen.

Ueberall auf dem Platze lag Heu und langes Gras umher, denn auch der Ziegenhirt kam auf einem kleinen Pferde oder Esel zur Stadt und brachte für seine Heerde das Futter mit, welches in den hohen ruthenähnlichen Halmen bestand, die im Frühling die Campagna an feuchten Stellen bedeckten.

Geschickt lenkte der Sorrentiner seinen zweiräderigen Karren mit den goldenen Früchten durch alle Hindernisse hindurch. Die köstlichen Cedri, die größte Citronenart, von dem Umfange eines Kinderkopfes, aus deren dicken Schalen der Citronat bereitet wird, waren mit dem Stiele abgebrochen worden und der Sinn für malerischen Aufputz, der dem Volke eigenthümlich ist, hatte einige Blätter daran gelassen, die den großen goldenen Fruchtkörper halb verhüllten. Daneben schimmerten die etwas blässeren gewöhnlichen Limonen, den größten Theil des Karrens nahmen jedoch die dunkelglänzenden Orangen und die kleineren, aber überaus wohlschmeckenden Portogalli ein. Signora Alba zog zur Herstellung einer kühlenden Limonade die Cedri den Limonen vor, und oft fand ich ein kolossales Cedro-Achtel in einem Glase mit Wasser auf ihrem Tische. Sie trank das Wasser ab und füllte frisches auf, bis das Fruchtstück saft- und geschmacklos geworden war. Zucker wurde nicht beigemischt. Kinder bissen den säuerlichen Fruchtkörper aus den einzelnen Achteln heraus, sammelten dann die dicken goldgelben Schalen und setzten sie wieder zusammen, indem sie große Dornen in die Längenseiten der Schnitte trieben und die Höhlung mit Erde ausfüllten. Dieses Spiel übten Ghita's Kinder mit viel Geschicklichkeit und hatten ihre herzliche Freude an einem wieder zusammengehefteten großen Cedrokopf, den sie oben mit einem brennenden Lichtstümpfchen krönten. —

Der Sorrentiner auf dem Platze schwenkte seine rothe Mütze und schrie:

„Arance! Arance! Son' dolci, dolcissimi!"

Und mit einer Geberde, als wolle er mir einige ins vierte Stockwerk hinauf an den Kopf werfen, rief er: „Vuol' Signorina?"

Ich konnte seiner goldenen Herrlichkeit nicht widerstehn und neigte bejahend das Haupt.

Aber meine Willfährigkeit, Apfelsinen zu kaufen, zog die speculativen Blicke eines Artischockenhändlers und eines Erdbeerenverkäufers auf sich. Auch sie stürmten in einem Tempo zu mir herauf, als sollten sie bei jedem Schritte auf der Treppe von glattpolirtem lapis Albanus ausgleiten und hinstürzen.

Doch nein, edles Gestein unter den Füßen zu haben, sogar den Fürsten des Gesteins, den Marmor, sind die Söhne der classischen Halbinsel gewöhnt. Ich hatte kaum Zeit, mich mit meinen goldenen Lieblingen ins Zimmer zu flüchten und die Thür zu verschließen. Dem Neapolitaner aber blieb es überlassen, seinen beiden Collegen-Händlern klar zu machen, daß ich ihre Waaren nicht mochte.

Auf dem großen zweirädrigen Karren des Grünhändlers sah es übrigens ganz prächtig aus. Er hatte seine Kräuter mit Geschmack geordnet. Neben dem dunkeln Grün der Artischocken ragten die blaßgrünen länglichen Stauden der fetten Lattuga (Salat) hervor, die vielgeliebte Volksspeise. Das zartgekrauste Geblätter des Fenchels stach angenehm ab gegen die langen steifen Schlotten der Zwiebeln. Letztere waren sehr dickleibig und auf dem Karren am reichsten vertreten. Sie glänzen weiß und roth, manche rosenroth, und wirken nicht thränenerpressend wie die unsern.

Der Erdbeerenverkäufer, dessen Waare so verführerischen heimathlichen Duft ausströmte, daß meine jüngere Orangenliebe fast daran gescheitert wäre, hatte sich inzwischen getröstet. Nachdem er in tiefem Basse und in hoher Stimmlage, aber immer mit Brustton: „Fravole! Fravole!" auf dem Platze herumgeschrien und alle Ballone und Fenster hinlänglich, wenn auch ohne großen Erfolg, gemustert hat, setzt er sich auf das Steinpflaster hin, lehnt sich mit dem Rücken an ein Haus und wartet die Ereignisse ab. Es scheint, daß er es von jetzt ab verschworen hat, ein einziges Wort zu reden, denn seine Unterhaltung mit den herantretenden Käufern wird nur pantomimisch geführt. Das geschieht hier zu tausend Malen des Tages auf folgende Art. Der Käufer tritt an den Verkäufer heran, der, beide Ellnbogen auf die Knie gestützt und das Haupt in den Händen haltend, apathisch dasitzt.

„Was kostet das Pfund von Euren Erdbeeren?"

Der Verkäufer streckt den Daumen und den Zeigefinger der einen Hand energisch hervor und hat damit gesagt, daß das Pfund zwei Bajocchi kostet.

„Ach, mein Freund", entgegnet der Andere, „das ist zu theuer. Zwei Bajocchi? Einen und höchstens einen halben!"

Der Verkäufer wiederholt die obenerwähnte Pantomime und richtet einen unerbittlichen Blick auf den Käufer. Höchstens bewegt er den Zeigefinger pendelartig in der Luft, was eine unwiderrufliche Verneinung andeutet.

„Nun wolan, so gehe ich weiter. Zwei Bajocchi ist mir zu theuer."

Der Verkäufer zuckt bezeichnend die Achseln und die Verhandlung ist zu Ende. Er hat vorher genug geschrien, nun schweigt er sich aus. Warum hat man sein früheres stürmisches Ausbieten nicht beachtet?

Anders ist es in Neapel. Das Quecksilbertemperament dieser Südländer läßt es zu einer ähnlichen stoischen Ruhe nicht kommen. Besonders Eßwaaren, die bald verzehrt werden müssen, bietet der Neapolitaner mit einer Zudringlichkeit und Heftigkeit aus, die belästigend wirkt. Der Römer scheint eher dem Grundsatz zu huldigen: „Was man nicht verkauft, das ißt man selber!"

Auf dem kleinen Platze ist es unterdessen immer lebendiger geworden. Vor der Thür seines Geschäftslocales arbeitet ein Sattlermeister mit seinen Gesellen. Diese Gassenmenschen müssen einmal Alles unter Gottes freiem Himmel vornehmen. Kein Handwerker fühlt sich wohl in seiner Bottega, wenn draußen die Morgensonne lacht. Nur vor der Mittagssonne flieht er und schließt die Jalousien.

Der Sattler ist soeben beschäftigt, einem alten himmelblauen

Sopha die Haut abzuziehn. Er und seine Gesellen arbeiten flink, aber die Augen haben sie demohngeachtet überall. Einem vorübergehenden Bekannten wird über den Goldplatz hinweg ein Witzwort zugebrüllt, er erwidert etwas Anzügliches, man bedroht ihn mit einem Klumpen Kalbs- oder Hundshaare, die man gerade in den Händen hat, aber das Alles geht mit einer solchen Behendigkeit vor sich, daß die Arbeit dadurch nicht einen Augenblick ins Stocken geräth.

Im Parterre des Nachbarhauses hat ein Herrenschneider seine Werkstatt aufgeschlagen. Auch er und seine Gehilfen sitzen vor der Thür und zerren ihre, oder vielmehr die Kleider anderer Leute, im Gassenstaube herum. Der eine der Arbeiter, ein flinker lebhafter Bursche, macht mit der dunkelgrünen, goldgestickten Hofuniform, die er zusammensetzt, wenig Umstände. Die Aermel und Schößen tanzen bei seiner temperamentvollen Behandlung der Arbeit auf den Steinen umher, und ich begreife nicht, wie dieselben reinlich, ja glänzend auf den Leib des gnädigen Herrn und in die Audienzzimmer des Papstes kommen sollen.

Der Schuster in unserm Hause, der mit Hilfe des phlegmatischen Schwagers meiner Frau Wirthin alte Stiefeln und Schuhe mit trügerischem Glanze bedeckt, die kleinen Löcher mit Pech verklebt, die großen im Oberleder mit runden Ochsenaugen benäht, selbst dieser Brave hat seinen Schemel auf den Platz hinausgerückt, weil die Morgenkühle ihn schmeichelnd lockte, und wird sich erst wieder in die Hausflur zurückziehn, wenn das Tagesgestirn mit der großen Hitze zu drohen beginnt.

Nach und nach sind der beladenen Karren und Esel auf dem Platze immer mehr erschienen.

Dort schreit ein sehr nachlässig, eigentlich nur halbgekleideter Bursche: „Aqua cetosa! Aqua cetosa! Un purgante eccellentissimo!" (Ein vortreffliches Purgirmittel.) Dazu erhebt er hoch in seiner Rechten eine langhalsige, halb mit Binsen umflochtene Glasflasche, die das säuerliche Mineralwasser enthält. Zwei große Körbe mit solchen Flaschen hängen vom Rücken seines Esels herab. Während der Bursche in singendem Tone seine treffliche Lazanz ausbietet, schreit der Esel mit weit vorgestrecktem Halse sein Morgenlied ab und beruhigt sich nicht eher, als bis ihm „ein Maul voll frisches Gras" zur Begütigung gereicht wird. Die Italiener sagen von diesem höchst nutzbaren, aber viel gemarterten Thiere: es singt! canta, non grida. Nicht: es schreit. Daß es aber, wie sie behaupten, aus purer Zufriedenheit singt, wurde durch den eben erwähnten Mineralwasserträger abermals widerlegt. Diese vierbeinige Apotheke sang so lange und so kläglich, bis sie Futter bekam, aber nicht weil sie in eine übermüthige Stimmung durch Ueberfluß an gutem Futter gerathen war.

Doch schien es, als sei dieser Aberglaube bei den Eseltreibern, mit denen ich in Verbindung kam, indem ich auf ihren Thieren ritt, nicht zu erschüttern. Einer derselben sagte deshalb mit tiefer Wehmuth im Tone von seinem Esel: „Poverino! Non può cantare!" (Der Aermste, er kann nicht singen.) Folglich: er kann seine Freude nicht aussprechen, der Beklagenswerthe!

Und diese Trauerkunde begleitete der Mann noch außerdem mit einer so tragischen Miene und Geberde, als stünde er auf dem Theater an der Leiche des ermordeten Julius Caesar.

Karren mit schönen kupfernen Milchurnen von antiker Form stehen jetzt vor einigen Häusern. Drüben an einer der Hinterthüren des Palazzo Borghese muß die Verkäuferin, die mit schwungvoller Bewegung das edle Gefäß vom Wagen genommen und sich aufs Haupt gehoben hat, lange harren, ehe geöffnet wird. In jenem Gebäudetheil befindet sich die Mädchenschule, die Fürst Borghese eingerichtet hat, und endlich erscheint eine der Schulschwestern mit dem Krüglein in der Thür und empfängt aus der Urne den Morgentrank. Diese Urnen enthielten Kuhmilch, denn die Ziegenmilch mochte doch nicht so allgemein beliebt sein, als man nach der Heerdenzahl, die am Morgen zur ewigen Stadt kam, zu urtheilen glauben sollte.

Zwei Bäckergesellen schieben einen kleinen Wagen voll hellbrauner, schön glänzender Brode zur nächsten Kramhandlung, wo allerhand Eßwaaren zu haben sind. Dies Brod nennen sie pane casariccio, hausbackenes Brod, die Rinde ist stark knusperig, ungeeignet für schlechte Zähne, wohlthuend und reinigend für die schönen des Italieners.

Ich steige von der Höhe meines Söllers herab und verfüge mich nach Café nuovo im Palaste Ruspoli, der täglichen Gewohnheit entgegen, die mich sonst warten heißt, bis mir ein Kellner von dort das Frühstück bringt.

Café nuovo lag am Corso, nicht fern von meinem Goldplatze. In den weiten palastwürdigen Sälen vorn heraus standen große Billards, an denen die Officiere der französischen Besatzung Roms vom Morgen bis in die sinkende Nacht thätig waren. Palast Ruspoli galt als eines der vornehmsten geselligen Standquartiere der Herren. Aber es gab noch ein lauschiges Plätzchen hinter dem Palaste, ein von Mauern umschlossenes Gärtchen, in welchem hochstämmige Oleander in voller Blüthe standen und die Luft mit einem würzigen Hauche, wie derjenige der bittern Mandeln, erfüllten. Im Hintergrunde des Gärtchens stürzte sich ein dem Wasserreichthum Roms entsprechender Brunnen über mehrere Marmorschalen in Muschelform herab und netzte die dunkelsammetnen Blätter der Callapflanzen, die das Becken umkränzten, mit silbernen Tropfen. Unter Feigen- und Oleanderbäumen, die in dem hartgetretenen Erdboden gleichwol kräftig wucherten, standen Sessel und kleine Marmortische und am Abend hingen Lampen zwischen den üppigen rothen und weißen Blüthentrauben des Oleanders und verbreiteten ein gedämpftes Licht. Ich langte an jenem Morgen so früh im Café an, daß das holde Gartenwinkelchen noch tief einsam lag. Der schläfrige Kellner, der kaum eine Stunde Nachtruhe genossen haben mochte, verschwand, nachdem er mich bedient hatte, und ich feierte eine der köstlichsten Schwärmerstunden im kleinen blühenden Oleanderhain, am leise rieselnden Brunnen, über mir der tiefblaue Himmel, um mich her holde Einsamkeit, fern tönend das Corsogeräusch des erwachten Roms, des Roms, von dem ich nun scheiden sollte. Muß doch ein Tröpflein Weh in jeden Freudenbecher fallen;

Bücherbesprechungen.

P.— Lehrbuch der musikalischen Composition von J. C. Lobe. Vierter und letzter Band: Die Oper. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Hermann Kretzschmar. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1887. VIII und 502 S. 10 ℳ, geb. 11,50 ℳ — Professor J. C. Lobe war ein tüchtiger praktischer Musiker, welcher das Geschick besaß, seine Kenntnisse und Erfahrungen in einer leicht aufzufassenden Weise darzulegen. Seine Erörterungen auf dem Gebiete der musikalischen Theorie und Composition wirkten in ihrer angenehmen Form recht günstig und wurden manchen gelehrteren Auseinandersetzungen auf diesem Gebiete vielfach vorgezogen. Diese Thatsache hat wol auch die berühmte Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel veranlaßt, eine neue Bearbeitung, welche den Anforderungen der Gegenwart entspricht, dem musikalischen Publicum, insbesondere aber den Studirenden der Musik in trefflicher Ausstattung darzubieten. Eine bessere Kraft zu dieser Neubearbeitung, als Hrn. Prof. Dr. Kretzschmar in Rostock, hätte die Verlagshandlung nicht finden können. Innig vertraut mit dem Organismus der Oper in ihren verschiedenen Richtungen und mit den einzelnen Vocal- und Instrumentalformen, sehr scharfsinnig im Urtheil und äußerst praktisch in der Verwendung des Stoffes ist es dem Neubearbeiter gelungen, dem Lobe'schen Werke ein längeres Leben zu sichern und durch gelungene Neugestaltungen sowie durch Bereicherung des Materials den Werth desselben in erheblichem Maße zu steigern. Dem Lehrbuch ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

J. R. Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler, Verfasser des „Herrn Commerzienrath" &c. Leipzig, Oskar Kuffs. 3 bez. 4 ℳ — Es ist eine schlichte Geschichte, die der Verfasser hier erzählt, in welcher durch die Verschmelzung zweier Menschen, die sich bisher feindselig gegenüber standen, zu einem Liebes- und Ehepaar ohne alle unkünstlerische Absichtlichkeit und Tendenz eine Art von symbolischer Versöhnung der widerstrebenden Elemente im Elsaß herbeigeführt wird: frisch geschrieben, mit gesundem Idealismus, anspruchslos, in etwas derber Holzschnittmanier gehalten, aber dafür auch natürlich, ohne jede Geziertheit und moderne Verirrung, so daß man das Buch als eine gute Volkslectüre, ja als eine veredelte Kalendergeschichte bezeichnen kann. Noch ist die Schilderung Vogler's etwas umständlich und breit und wirft sich mit Vorliebe auf die Ausmalung von Nebensachen, welche den Gang der Handlung hemmen. Möge der Verfasser diese Ausstellung bei seiner nächsten Arbeit nicht unberücksichtigt lassen, wie auch den Wunsch nach einem etwas eigenartigeren und bedeutenderen Gegenstande.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häveruick in Leipzig.

№ 43. Mittwoch, den 1. Juni. 1887.

Eine verschollene Quelle der sächsischen Städtegeschichte.

Es ist bekannt, daß in den Jahren 1348 bis 1351 eine furchtbare Pest die Länder Europas verwüstend durchzog. Die tiefe Erregung des schwer heimgesuchten Volkes machte sich damals in fanatischen Erscheinungen Luft, unter denen namentlich die unheimlichen Züge der Geißler und die Judenverfolgungen in den zeitgenössischen Chroniken oft erwähnt werden und in der Erinnerung der Nachwelt fortlebten. Auch in den thüringisch-sächsischen Landen erfolgte im Frühjahr 1349 eine allgemeine Niedermetzelung der wegen ihres Wuchers verhaßten Israeliten, denen man Schuld gab, daß sie durch Vergiftung der Brunnen die schwere Seuche veranlaßt hätten. „In dem XLIX. jare worden dye Juden gebrant czu vasnacht", meldet lakonisch eine gleichzeitige Dresdener Chronik; ähnlich lautet der Bericht der Altzeller Annalen: „Ao. 1349 in crastino Valentini (d. h. am 15. Februar) interfecti sunt omnes Judaei in terra Misnensi et Thuringia". (Monum. Germaniae histor. Script. Bd. XVI S. 45.) Markgraf Friedrich der Ernsthafte schrieb am 2. Mai 1349 an den Rath der Stadt Nordhausen, er habe allenthalben in seinen Landen die Juden „burnen" lassen wegen der „großen Bosheit, die sie an der Christenheit haben gethan: wenne sie die Christenheit getödtet wollten haben mit Vorgift, die sie in alle Borne geworfen haben"; er forderte den Rath auf, dort ebenso zu verfahren (Lesser, Histor. Nachricht von Nordhausen, 2. Ausg. S. 423).

Leider fehlen uns, während wir über die Vorgänge in Thüringen durch den Bericht des (Erfurter) Chronicon Sampetrinum genauer unterrichtet sind, für die meißnischen Lande, die ja überhaupt wenig historiographische Leistungen während des Mittelalters aufzuweisen haben, fast alle Einzelheiten. Doppelt beachtenswerth ist unter diesen Umständen ein Vermerk, den Hasche im Urkundenbuche zu seiner diplomatischen Geschichte Dresdens (S. 120) nach einem „alten Stadtbuche" mitgetheilt hat. Sein Inhalt ist in Kürze folgender: Im Jahre 1348 ertheilte Markgraf Friedrich dem Rathe den Befehl, die Juden zu tödten (mactare) und ihre Güter zu veräußern. Wie manche Städte die Gelegenheit benutzten, um ihren Grundbesitz zu erweitern — auch die Stadt Meißen kaufte eben damals (7. März 1349) den Judenberg (vergl. Cod. dipl. Sax. reg. Abth. II. Bd. 4. S. 25, dazu S. 34 f.) —, so beschloß auch im vorliegenden Falle der Rath, die Judengüter selbst zu erwerben. Allein der damalige Bürgermeister Matthias Mor (Ethiops) handelte diesem Rathsbeschlusse zuwider, indem er gemeinschaftlich mit Thiczko Gast die Judengüter insgeheim an sich brachte.

Hasche nimmt an, dieser Vorgang habe sich in Dresden abgespielt, und Andere, wie zuletzt noch Lindau in seiner Geschichte Dresdens (S. 110), schreiben ihm gläubig nach. Dagegen hat neuerdings Otto Richter (Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden S. 227) mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die dort erwähnten Personen in Dresden nicht vorkommen, daher ein anderer Schauplatz für das Ereigniß zu suchen sei.

Was war das nun für ein Stadtbuch, aus welchem der sonst gewissenhafte Hasche die Nachricht entnahm?

Die Antwort auf diese Frage giebt ein Werk, welches bereits mehrere Jahre vor Hasche's Buch erschienen ist. Carl Sam. Hoffmann in seiner „Historischen Beschreibung der Stadt, des Amtes und der Diöcese Oschatz" Bd. I (Oschatz 1813) S. 230 — nebenbei bemerkt eine der wenigen wissenschaftlich brauchbaren „Chroniken" sächsischer Städte — erzählt die nämliche Geschichte „nach einem Aufsatze im ältesten Stadtbuche Bl. 12". Oschatz also war der Ort, wo jene Veruntreuung stattfand, und die Quelle, die Hasche benutzte, war das älteste Oschatzer Stadtbuch.

Ueber dieses und aus ihm berichtet uns Hoffmann noch mancherlei, was unser Interesse zu steigern im Stande ist. Eine willkommene Ergänzung zu seiner „Histor. Beschreibung" bietet uns dabei eine von seiner Hand herrührende Urkundensammlung, die er als dritten Band jenem Werke beizufügen beabsichtigte, die aber thatsächlich ungedruckt geblieben ist; der gegenwärtige Besitzer, Hr. Buchdruckereibesitzer G. Stockmar in Oschatz, hat die Handschrift dem Hauptstaatsarchiv in Dresden zur Aufbewahrung übergeben. Hier finden sich die Abschriften von 23 Einträgen des Stadtbuchs, unter ihnen auch jener bei Hasche abgedruckte Vermerk.

Schon das Anfangsjahr des Stadtbuchs ist von Bedeutung. Aus seinem von Hoffmann (S. 437) theilweise mitgetheilten Titel geht namentlich hervor, daß das Buch im Jahre 1321 begonnen wurde, jedoch noch einige ältere Einträge enthielt (qui quamvis aliqua priora acta denuo coram judicio innovata contineat, est tamen anno incarnatonis domini millesimo trecentesimo vicesimo primo inceptus). In der That findet sich in der handschriftlichen Urkundensammlung ein Vermerk von 1317. Hoffmann S. 183 berichtet sogar von einer Willkür über Anlegung der Gräben vor dem Spittelthor, die „bey dem Jahre 1300" aufgezeichnet sei; allein das ist wol ein Irrthum.

Hiernach stammt unser Stadtbuch aus einer Zeit, in welcher die Quellen für die sächsische Stadtgeschichte noch recht spärlich fließen. Es ist unstreitig das älteste Stadtbuch einer sächsischen Stadt, von dem wir Kunde haben. Eine Uebersicht über die erhaltenen Handschriften dieser Art, die ich demnächst an anderer Stelle zu geben gedenke, wird dies völlig klar beweisen.

Auch sein Inhalt scheint ein sehr reichhaltiger und interessanter gewesen zu sein. Bekanntlich waren die „Stadtbücher" einerseits dazu bestimmt, die wichtigeren Beschlüsse des Raths und sonstige für die Geschäftsführung der Stadt belangreiche Angelegenheiten vor der Vergessenheit zu sichern. Dann aber dienten sie ferner zur Eintragung der mannigfachsten Rechtsgeschäfte von Privatpersonen; von jeher pflegten die vertragschließenden Parteien, der Testator, oder wer sonst dabei betheiligt war, ihre Abmachungen oder Bestimmungen vor dem Rathe kundzugeben, weil dies im Falle eines Rechtsstreits den Beweis bedeutend erleichterte. Dieselbe Wirkung hatte eine Verlautbarung im „gehegten Dinge", in den Sitzungen des Stadtgerichts, das nicht selten mit denselben Personen wie der Rath besetzt war. Während im späteren Mittelalter in der Regel — auch in Oschatz selbst, wie wir aus einem vom dortigen Rathe als Depositum dem Hauptstaatsarchive übergebenen Stadtbuche des 15. Jahrhunderts ersehen — das Stadtgericht eine besondere Buchführung neben dem Stadtrath hatte, diente jenes älteste Stadtbuch offenbar den Bedürfnissen beider; es ergiebt sich dies schon aus der Ueberschrift, in der es u. A. heißt: „Incipit liber acta in facie judicii confirmati stabilita continens, ferner aus den von Hoffmann S. 376 mitgetheilten Formeln, endlich aus den in jener handschriftlichen Urkundensammlung enthaltenen Einträgen selbst (vergl. auch Hoffmann S. 36, 191, 396, 412), welche theils Vorgänge „im sitzenden Rathe" theils solche „im gehegten Dinge" betreffen. Auch dies erhöht die Bedeutung des Stadtbuches; denn was wir über die Gerichtsverfassung der sächsischen

Städte in jener Zeit wissen, ist so dürftig, daß jede Ergänzung willkommen sein muß. Näher auf die uns bekannten Einträge einzugehen, dazu ist hier nicht der geeignete Ort; auch gewähren sie wol kaum ein zuverlässiges Bild des Ganzen, da Hoffmann bei der Auswahl der mitgetheilten Stücke solche bevorzugte, die für die Geschichte der Kirchen, der Stiftungen, des Stadtvermögens rc. von Wichtigkeit waren, für die rein rechtsgeschichtliche Bedeutung des Stadtbuchs aber weniger Interesse hatte.

Bemerken wir noch, daß das Buch bis 1360 in lateinischer, von da an in deutscher Sprache geführt wurde (Hoffmann S. 396) und daß ein Zinsregister des Hospitals zu Sanct Georgen in Oschatz aus dem 14. Jahrhundert ihm angehängt war (ebenda S. 41), so haben wir in der Hauptsache Alles berührt, was uns über das Stadtbuch bekannt ist. Sein Endjahr war vielleicht das Jahr 1467; wenigstens beginnt mit diesem Jahre das oben erwähnte jüngere Stadtbuch, und es ist nicht bekannt, daß zwischen beiden ein solches fehlte.

Diese wichtige Geschichtsquelle nun ist, seit Hasche sie benutzt hat, vollständig verschollen. Wahrscheinlich war sie schon damals (1817) nicht mehr im Oschatzer Rathsarchiv; sonst wäre der von ihm begangene Irrthum kaum erklärlich. Seitdem verliert sich ihre Spur völlig. Vergeblich haben Dr. v. Posern-Klett und Dr. Pfotenhauer vor Jahren nach ihr gefahndet; vergeblich haben der Verfasser dieser Zeilen und Hr. Bürgermeister Härtwig in Oschatz noch neuerdings alle Winkel des Oschatzer Rathhauses nach ihr durchstöbert: dort scheint sie mit Bestimmtheit nicht mehr zu liegen. Auch im Archiv des Amtsgerichts war sie nicht aufzufinden. Hat sie vielleicht das Loos so mancher werthvollen Handschrift städtischer Archive getheilt und ihr Ende unter dem Hammer des Goldschlägers gefunden? Oder liegt sie, ein vergessenes Erbstück, im Winkel irgend eines Privathauses? Oder ist sie in die Hände eines Sammlers oder Antiquars gelangt?

Die stille Hoffnung, doch noch eine Antwort auf diese Fragen zu erlangen und womöglich das Stadtbuch selbst der wissenschaftlichen Forschung wieder zugänglich zu machen, ist der Anlaß dieser Zeilen, deren Verfasser für jede Nachricht über den Verbleib der „verlornen Handschrift" sehr dankbar wäre.

Dresden. Dr. H. Ermisch.

Einiges über Edelsteine.

Von Dr. Gustav Stein.

Unter den zahlreichen Producten der Natur, die der Mensch zu seiner Ausschmückung verwendet, gehören unstreitig die meisten und kostbarsten dem Mineralreiche an. Gold, Silber, Kupfer, sowie einige andere Metalle und eine Anzahl von Mineralen, die man unter dem Namen Schmucksteine oder Edelsteine zusammenfaßt, geben hauptsächlich das Material zum Schmucke der Menschen her. Einige unter den letzteren sind es aber hauptsächlich, die schon seit der ältesten historischen und höchst wahrscheinlich weit in die vorhistorische Zeit zu den geschätztesten und begehrtesten Schmucksachen gerechnet wurden. Die Minen von Zabarah bei Kosseir am Rothen Meere, die heute noch die schönsten Smaragden liefern, waren nach einer dort aufgefundenen Hieroglyphenschrift schon 1650 v. Chr. bekannt. In den Büchern Mosis finden wir schon eine ganze Anzahl von Edelsteinen aufgezählt, welche bestimmt waren, die Priesterkleidung Aron's zu schmücken, und es ist unzweifelhaft, daß man damals schon den Diamant, Saphir, Rubin, Smaragd, Topas, Amethyst, Türkis und Achat gekannt hat.

Zu diesen ist seither nur eine geringe Anzahl von Edelsteinen hinzugekommen und die Namen der heute bekannten Edelsteine sind wol Jedem geläufig. Welches die heute gangbaren Edelsteine sind, wäre also bald gesagt, was aber überhaupt ein Edelstein sei, das richtig zu definiren, wäre eine recht schwierige Aufgabe. Edelsteine sind Schmucksteine, und was von Schmuck überhaupt gilt, gilt auch von diesen. Es werden bei der Aufnahme eines Steines in die Classe der Edelsteine wie bei allen Schmuckgegenständen blos die äußeren Eigenschaften berücksichtigt. Form, Farbe und Glanz werden in erster Reihe in Betracht gezogen, während auf den inneren Gehalt, auf den Stoff selbst, aus dem der Stein besteht, durchaus kein Gewicht gelegt wird. Man kümmert sich zum Beispiel durchaus nicht darum, daß der Diamant nur aus Kohlenstoff besteht, den wir in Form von Steinkohle in ungeheueren Quantitäten besitzen, und erwärmt sich nur für Diamanten, von den Kohlen aber läßt man sich selber erwärmen.

Wenn wir nun die Edelsteine heut zu Tage blos als Schmuckgegenstände verwenden und an ihnen nur ihre Schönheit, ihren Glanz und ihr Feuer bewundern und schätzen, so war dem doch nicht immer so. Die Alten wußten an den Edelsteinen viel mehr als die rein äußerlichen Eigenschaften zu schätzen und der Glaube an die Wunderkräfte und Tugenden der Edelsteine war schon im Alterthume, ganz besonders aber im Mittelalter ein sehr verbreiteter. Der berühmte Gelehrte Albertus Magnus, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte und wegen seiner großen Gelehrsamkeit als Zauberer galt, hat unter dem Titel „De virtutibus lapidum" ein eigenes Buch über die Tugenden der Steine geschrieben und er weiß gar Vieles hierüber zu berichten. Wenn wir nun auch heut zu Tage noch manchen gelehrten Unsinn zu lesen gewohnt sind — ich erinnere nur an die sehr reiche spiritistische Literatur der neuesten Zeit — so wird es doch gewiß Jeden, dem das erwähnte Büchlein zum ersten Male in die Hände fällt, in nicht geringes Erstaunen versetzen, darin folgende Anleitung zu finden: „Wenn du unsichtbar werden willst, nehme einen Stein, den man Opal (Ophthalmius) nennt, und wickle ihn in ein Lorbeerblatt. Er ist von solcher Tugend, daß er das Gesicht der Umstehenden blind macht." Noch gelungener ist aber, was über den Magnetstein gesagt wird. Da heißt es nämlich in einer Anleitung für Diebe, wie man am besten und bequemsten stehlen könne: „Wenn dieser Stein in den vier Ecken eines Hauses auf Kohlen gelegt wird, so werden die Schläfer aus ihren Betten fliehen und Alles zurücklassen, so daß die Diebe dann Alles nehmen können, was sie wollen."

Auch im Parzival des Wolfram von Eschenbach, der bekanntlich um dieselbe Zeit entstand, finden wir viele Stellen, die über die Tugenden und Heilkräfte der Edelsteine handeln. War doch der heilige Gral selbst ein solcher Edelstein. Von diesem heißt es im IX. Gesang des Parzival:

> Die wehrliche Ritterschaft,
> Höret, was ihr Nahrung schafft:
> Sie leben von einem Stein,
> Dessen Art muß edel sein.
> Ist euch der noch unbekannt,
> Sein Name wird euch hier genannt:
> Er heißet Lapis exilis.

Und weiter:

> Wär' einem Menschen noch so weh',
> Doch stirbt er nicht denselben Tag,
> Da er den Stein erschauen mag,
> Und noch die nächste Woche nicht.
> Auch entstellt sich nicht sein Angesicht.
> Die Farbe bleibt ihm klar und rein,
> Wenn er täglich schaut den Stein,
> Wie in seiner besten Zeit
> Einst als Jüngling oder Maid.
> Säh' er den Stein 200 Jahr',
> Ergrauen würd' ihm nicht sein Haar.
> Solche Kraft dem Menschen giebt der Stein,
> Daß ihm Fleisch und Gebein
> Wieder jung wird gleich zur Hand:
> Dieser Stein ist Gral genannt.

Auch wird erwähnt, daß das Bett des kranken Anfortas köstliches Räucherwerk und heilkräftige Steine schmückten. Es heißt davon:

> Das Spannbrett war auch sonst berathen
> Mit theueren Edelsteinen
> Und mit anders keinen.

Hierauf zählt der Dichter nicht weniger als 57 verschiedene Edelsteine auf und sagt von ihnen:

> Einige lehren hohen Muth;
> Zum Heil' und zur Gesundheit gut
> War der anderen Eigenschaft.
> Sie verliehen hohe Kraft,
> Wer es zu erproben wußte.

Aber auch schon die Griechen und Römer wußten mancherlei von den wunderthätigen Eigenschaften der Edelsteine. So galt, um nur das bekannteste Beispiel anzuführen, der Amethyst als ein Mittel gegen Trunkenheit, worauf sich auch sein Name (amethystos = Trunkenheit-Verhüter) bezieht. Aristoteles empfiehlt ihn besonders

dieser Tugend halber und giebt an, daß er zu dem Zwecke auf der Brust getragen werden muß. Bekanntlich war die Kunst des Steinschneidens bei den Alten eine sehr beliebte und auf einer sehr hohen Stufe der Vollendung stehende und es erscheint als besonders charakteristisch für ihre Denkweise, daß alle Darstellungen, welche auf Bachus Bezug hatten, in Amethyst gravirt wurden. Uebrigens wurde dem Amethyst auch die Kraft zugeschrieben die Zukunft im Traume zu verkünden. Auch der **Achat** stand bei den Alten im hohen Ansehen und es giebt ein dem Sänger Orpheus zugeschriebenes, wahrscheinlich aber aus späterer Zeit stammendes Gedicht, in welchem viel von seinen Wunderkräften erzählt wird, insbesondere, daß er dem Manne die Gunst der Frauen einbringe. Sollte das übrigens nicht heut zu Tage noch mancher schöne Edelstein bewirkt haben? — Unter die Steine, welche im Alterthum dem Achat angereiht und gleich diesem sehr hoch gehalten wurden, gehört auch der **Onyx**. Er wird von den griechischen Schriftstellern vielfach erwähnt und Plinius vergleicht ihn in seinen Farbenzeichnungen mit dem menschlichen Fingernagel. Der griechische Name Onyx selbst gründet sich auf diese Vergleichung. Die griechischen Dichter hatten an den Onyx die folgende Mythe geknüpft: Amor hatte einst der schlafenden Venus mit der Spitze eines Pfeiles die Nägel abgeschnitten und diese fielen in den Indus. Die Parzen sammelten jedoch die Nägel und verwandelten sie in den Stein Onyx.

Zu den Achaten gehört auch der **Karneol**, der besonders bei den Orientalen viel gilt Muhamed selbst soll gesagt haben, daß, wer mit einem Karneol siegle, immer in einem Zustand von Freude und Glückseligkeit sein werde. Großes Ansehen genossen auch die **Saphire** und Dioscorides berichtet von ihnen, daß, wer einen Saphir trage, die Gunst der Fürsten erlangen werde und vor Zauberei, Banden und Gefängniß sicher sei. — Nach Plinius, der uns trotz der Verworrenheit und Mangelhaftigkeit seiner Angaben auch auf diesem Gebiete manche werthvollen Nachrichten hinterlassen hat, stand der **Opal** bei seinen Zeitgenossen in sehr hohem Ansehen. Denn einer Gemme aus Opal wegen wurde der Senator Nonius von dem Triumvir Marcus Antonius in das Exil geschickt, weil er sich weigerte das kostbare Kleinod dem Letzteren zu überlassen. Er wollte lieber ins Exil gehen, als sich von seinem Opal trennen.

Höher aber noch als der Opal wird von Plinius der **Smaragd** geschätzt. Insbesondere weiß er den strahlenden Glanz desselben nicht genug zu rühmen und führt zum Beweise dessen den folgenden Bericht an: Auf der Insel Kypros befand sich auf dem Grabmal des Königs Hermias ein Löwe aus Marmor mit Augen aus Smaragd. Und diese Augen strahlten so stark in das benachbarte Meer, daß die Thunfische davon erschreckt zurückflohen, bis endlich Fischer, welche diesen ihnen nachtheiligen Umstand lange bewundert hatten, andere edle Steine in die Augen des Löwen setzten, worauf jene Erscheinung aufhörte.

Der vielgenannte Ring des Polykrates enthielt nach einer Nachricht des Pausanias ebenfalls einen Smaragd und der Ring war jenem Herrscher jedenfalls nicht nur wegen des kostbaren Stoffes, als vielmehr durch die ihm zugeschriebenen Tugenden so werthvoll, daß er seinen Verlust für ein großes Unglück hielt und wähnte, eine Wandlung seines stetigen Glückes abwenden zu können, wenn er denselben freiwillig opfere. — Noch höher jedoch als Griechen und Römer schätzten die Eingeborenen Perus den Smaragd. Nach dem Berichte de la Vega's (Histoire des Incas) verehrten die Eingeborenen des Mantathales einen Smaragd von der Größe eines Straußeneies als Gottheit unter dem Namen der Göttin Smaragd. Nur an hohen Festen dieser Göttin wurde er den Gläubigen unter großen Feierlichkeiten gezeigt. Die Priester derselben verstanden es aber den Glauben des Volkes dazu auszubeuten, um sich eine Menge von Smaragden zu verschaffen, denn sie wußten den Gläubigen die Meinung beizubringen, daß es die Göttin als ein angenehmes Opfer betrachte, wenn man ihr einige von ihren Töchtern, d. h. andere Smaragde zum Dienste weihe. Es mangelte auch nicht an Verehrern, welche der Göttin an Festtagen solche darbrachten. Nach der Eroberung von Peru fielen alle Smaragde, welche die Priester auf solche Weise zusammengebracht hatten, in die Hände der Spanier. Aber die Smaragdgöttin selbst war nirgends zu finden und man hat nie erfahren, wohin sie die Priester gebracht haben.

Nicht eigentlich zu den Edelsteinen gehörig, aber ein ebenfalls, besonders im Alterthume sehr beliebter Schmuckstein ist der **Bernstein**. Er wird bereits mit den ältesten Dichtungen und Mythen der Griechen in Verbindung gebracht. Die Mythe bezeichnet den Bernstein als Thränen der Schwestern des Phaeton, des Sohnes des Sonnengottes, der mit dem Wagen seines Vaters fast die Erde verbrannt hätte. Von Zeus mit einem Blitzstrahl getödtet und in den Eridanos gestürzt, wurde er von seinen Schwestern, den Heliaden, so untröstlich beweint, daß diese endlich von den mitleidigen Göttern in Pappeln verwandelt wurden. Doch auch da hörte der Strom ihrer Thränen nicht auf und selbst als Bäume vergossen sie die zu Bernstein verwandelten Thränen. Bei den staunenswerthen Fortschritten, welche die Elektrotechnik in der Neuzeit gemacht hat, ist es gewiß interessant, sich daran zu erinnern, daß der Bernstein es war, an dem man zuerst die Beobachtung der Elektricität machte. Thales von Milet war über diese Eigenschaft des Bernstein, welche bekanntlich darin besteht, daß der Bernstein durch Reiben leicht elektrisch wird und in diesem Zustande leichte Körper anzieht, so erstaunt, daß er glaubte, der Bernstein müsse eine Seele besitzen. Wie hoch man den Bernstein damals schätzte, beweist schon der Umstand, daß der Massilier Pytheas, zur Zeit Alexander's des Großen, eine eigene Entdeckungsreise unternahm, um zu erforschen, woher der Bernstein stamme. Bei den Römern war er außer als Schmuck auch als Räucherwerk sehr geschätzt und Julianus, der dem Nero ein Gladiatorenspiel besorgen sollte, schickte einen römischen Ritter eigens an die Ostküste zum Lande der Aestuyer und Veneder, um ungeheuere Mengen Bernstein kommen zu lassen. Dieselben wurden dann an einem einzigen Tage bei jenem Spiel verbrannt.

Sehr früh hat sich auch der Gebrauch entwickelt, die Edelsteine als Amulete zu tragen und dieselben in geheimnißvolle Verbindung mit den Planeten und den Jahreszeiten zu bringen. Im Einklange mit den zwölf Sternbildern standen die sogenannten Gesundheits-, Monats- und Zodiakalsteine. Man trug jeden Monat einen bestimmten Stein, dem gerade in dieser Zeit ein besonderer Einfluß zugeschrieben wurde. Um aber ganz sicher zu gehen und sich im Gebrauche der Steine nicht zu irren, faßte man oft auch alle 12 zusammen. So entspricht z. B. dem Januar der Hyacinth, dem Februar der Amethyst, dem März der Jaspis, dem April der Saphir &c. Sehr hübsch hat Theodor Körner die zwölf Monate mit den ihnen zugesellten Steinen und deren Einflüssen in seinem, Die Monatssteine betitelten Gedichte zusammengestellt.

Daß man bei der großen Beliebtheit der Edelsteine schon früh daran gegangen ist, dieselben nachzuahmen, ist leicht begreiflich. Schon Plinius spricht von Verfälschungen der Edelsteine und zwar von solchen durch Glasflüsse. Zu großer Vollkommenheit in dieser Kunst hatten es die alten Glaskünstler in Alexandrien gebracht und namentlich Theben war durch seine farbigen Gläser berühmt. Gegenwärtig ist einer der vorzüglichsten Materiale zur Erzeugung der gefälschten Edelsteine der, nach seinem Erfinder „Straß“ benannte Glasfluß. Derselbe gelingt oft so gut, daß er manchen echten Edelstein an Reinheit und Klarheit der Farbe noch übertrifft. Namentlich bekommen geschliffene derartige Glasflüsse einen ausgezeichneten Diamantglanz, wenn man sie auf einer polirten Zinnscheibe längere Zeit reibt.

Die Imitation beschränkt sich aber durchaus nicht auf die Herstellung farbiger Glasflüsse, die schließlich doch leicht an ihrer geringen Härte erkennbar sind. Eine sehr verbreitete Art der Fälschung besteht im Unterschieben wenig werthvoller Steine für viel kostbarere. So wird z. B. der farblose Topas, welcher von den Portugiesen Sklavendiamant genannt wird, sehr häufig zur Fälschung der Diamanten verwendet. Der hühnereigroße Diamant im Schatze des Königs von Portugal soll auch nur ein solcher Topas sein.

Die beliebteste Art der Fälschung der Edelsteine ist aber das sogenannnte Dobliren. Man unterscheidet halbechte, unechte und Hohldoubletten. Die halbechten Doubletten bestehen aus einem dünen, flachen Edelstein, welcher den Obertheil bildet und welcher auf einem Glasfluß von gleicher Farbe aufgeschmolzen ist. Diese Doubletten, welche natürlich einen ganz geringen Werth im Vergleich zu gleich großen ganz echten Steinen haben, zeigen gleichwol alle Schönheiten der letzteren und sind nur durch eine äußerst sorgfältige Prüfung von denselben zu unterscheiden. Die Hohldoubletten bestehen ebenfalls aus einem Ober- und einem Untertheil, doch besteht hier der Obertheil meist aus Bergkrystall, in dessen untere Fläche eine halbkugelförmige Höhlung ausgebohrt wird. Die Höhlung wird gut polirt, mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt und mit einem Krystallblättchen verkittet. Die unechten Doubletten werden ähnlich hergestellt wie die halbechten, doch bestehen Ober- und Untertheil aus Glasflüssen.

Wesentlich zu unterscheiden von den gefälschten Edelsteinen sind die **künstlichen** Edelsteine. Es verhält sich nämlich mit der Herstellung künstlicher Edelsteine, also echter, richtiger Edelsteine auf künstlichem Wege durchaus nicht so, wie etwa mit der Goldmacherei. Das Gold ist nach unserer heutigen Kenntniß ein Element und wird es voraussichtlich immer bleiben. Man wird dasselbe also

niemals aus anderen Stoffen machen können. Die Edelsteine bestehen aber ausnahmslos aus Stoffen, die in anderen Formen und Verbindungen in großen Mengen auf unserer Erde vorhanden sind. Es handelt sich also bei der künstlichen Herstellung von Edelsteinen nicht darum, den Stoff erst zu bilden, sondern den schon vorhandenen Stoff in die passende Form zu bringen. Unsere irdenen Töpfe enthalten z. B. die Bestandtheile, welche zur Herstellung von Rubinen und Saphiren nöthig sind. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr ferne, in der es galante Chemiker verstehen werden, ihre Frauen über das Zerbrechen eines solchen Topfes dadurch zu trösten, daß sie die Scherben in die schönsten Edelsteine verwandeln. In der That sind schon zahlreiche Versuche zur künstlichen Herstellung der Edelsteine gemacht worden. Insbesondere sind es die französischen Chemiker, die sich Verdienste auf diesem Gebiete erworben haben. Ebelmen zu Paris war der Erste, welcher 1847 eine Methode zur künstlichen Darstellung, nicht nur von Edelsteinen, sondern von Mineralen überhaupt erfunden hat. Es gelang ihm auch verschiedene Minerale und Edelsteine, ja selbst Rubin darzustellen. Der einzige Fehler war der, daß die Steine viel zu klein waren, um zu Schmucksteinen verwerthet werden zu können. Die Versuche Ebelmen's und anderer Forscher haben zur Genüge den Beweis geliefert, daß es principiell keiner Schwierigkeit unterliegt, gerade die kostbarsten Edelsteine künstlich herzustellen. Wird sich einmal die Industrie mehr der Sache bemächtigen, so ist es kaum zu bezweifeln, daß es auch gelingen wird, die letzten Schwierigkeiten zu überwinden und zum Verschleifen taugliche Edelsteine von genügender Größe herzustellen. Einen wirklichen vollen Erfolg von praktischem Werthe auf dem Gebiete der Edelsteinfabrikation haben wir aber doch auch schon zu verzeichnen und zwar beim Lazurstein oder Lapis Lazuli. Dieser ist nämlich nicht nur ein beliebter Schmuckstein, sondern er liefert auch in gepulvertem Zustande die, früher sehr kostbare Malerfarbe Ultramarin. Es ist nun gelungen, den Lazurstein auf chemischem Wege so darzustellen, daß er dem natürlichen vollkommen gleich ist, und seither ist es möglich das Ultramarin in großen Quantitäten hieraus zu gewinnen.

Gar Vieles ließe sich über die Edelsteine noch erzählen, aber schon aus dem bisher Gesagten läßt sich entnehmen, welch' interessantes Stück Culturgeschichte sich an die Geschichte der Edelsteine knüpft. Keine geringe Rolle aber ist es, die der König aller Edelsteine, der Diamant, in dieser Geschichte spielt, und ich will bei anderer Gelegenheit versuchen noch besonders hierüber zu berichten.

Bücherbesprechungen.

P.— **Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar.** 1. Abtheilung: Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind 1887. IV u. 299 Seiten. Preis 3 ℳ, 2,55 ℳ netto. — Die Wintersaison war bereits in der zweiten Hälfte im vollen Gange, als das vorliegende, splendid ausgestattete Werk erschien, dessen Inhalt sich an das verständige, kunstsinnige Publicum wendet, welchem es Herzensbedürfniß ist, die edlen Schöpfungen auf dem Gebiete der Tonkunst voll zu erfassen und im Innern für immer festzuhalten. Der Hörer muß bei Entgegennahme der Tondichtungen stets den melodischen Kern in sich aufzunehmen suchen, um mit Hilfe dieses thematischen Fadens den Intentionen des Componisten nach jeder Richtung hin folgen zu können. Diese Aufnahme der Werke und das Verständniß für dieselben wird aber wesentlich erleichtert, wenn sich der Hörer auf die Tonschöpfungen sicher vorbereiten und bereits vor dem Genuß der Kunstwerke mit dem melodischen Kern vertraut machen kann. Der erwähnte Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar bietet vortreffliche Analysen von Symphonien und Suiten in verhältnißmäßig knapper, dabei leicht eingänglicher und eleganter Darstellung, so daß die Laien immer das Wesentliche des Ganzen sogleich zu erkennen und den Hauptinhalt der einzelnen Theile mit Verständniß aufzufassen vermögen. — In England giebt man schon längst Concertprogramme mit Erklärungen von Tonwerken heraus; dieser deutsche Führer löst aber die Aufgabe in weit besserer Form und zugleich mit so praktischem Geschick, daß in der That durch die Veröffentlichung desselben die herrlichen Schätze unserer Tonkunst dem großen Publicum näher gebracht und zugänglicher gemacht werden. Dem vorzüglich geschriebenen Werke ist daher die weiteste Verbreitung zu wünschen; den **Musikfestbesuchern** wird es besonders willkommen sein.

J.R. **Zum Capitel: Billige Bücher.** Den vielfachen Versuchen, weitesten Kreisen für einen möglichst niedrigen Preis die Schätze der älteren und neueren deutschen und ausländischen Literatur zu erschließen, wie sie früher schon gemacht sind und neuerdings wieder gemacht werden (in Reclam's Universalbibliothek, Meyer's Volksbüchern u. s. f.), reiht sich ein neuer an in der **Kleinen Hausbibliothek für die Jugend**, herausgegeben von **Theod. Weyler** (Leipzig, Greßner & Schramm), von der uns soeben die ersten 22 Hefte (à 20 ₰) zugegangen sind. Dieselben bringen u. A. Wilhelm Hey's bekannte Fabeln, zu denen leider nur die reizenden Bilder Otto Speckter's fehlen, die mit jenen schon wie zu einem Werke verschmolzen erscheinen, Gustav Schwab's Volksbücher, Chamisso's Peter Schlemihl, Erzählungen von Christoph v. Schmid, Hauff, Zschokke, Fouqué, Gaudy, Märchen von Musäus, Andersen, Eberhard's Hannchen und die Küchlein, Swift's Reise Gulliver's nach Liliput, Campe's Robinson, Niebuhr's Griechische Heroengeschichten u. s. w. Mit dem Plane des Unternehmens, soweit er aus diesen Büchertiteln zu ersehen ist, sind wir einverstanden und können Demjenigen, der nach billigen Ausgaben, namentlich für die Jugend passend, sucht, nur anheimgeben, auch diese „Hausbibliothek" mit in Erwägung zu ziehen. Bedenken haben wir aber gegen folgenden Punkt: verschiedene Dichtungen Neuerer, wie Schwab, Chamisso, Zschokke, Musäus, Fouqué, werden **bearbeitet** wiedergegeben. Eine Bearbeitung aber hat nur dann Berechtigung, wenn die ursprüngliche Form, in der das Werk verfaßt, veraltet, schwierig zu lesen ist oder gegen die erste Fassung im Hinblick auf die Leser, denen das Werk neu geboten werden soll, irgendwie Bedenken vorliegen. Wer aber möchte diese Fälle auf Schwab's Volksbücher, Chamisso's, Fouqué's und der Anderen Schriften Anwendung finden lassen? Da sollte der Text des Originals dem Herausgeber doch ein noli me tangere sein! Heine's Harzreise vollends, mit welcher der uns vorliegende Theil der Sammlung abschließt, in usum delphini zu verstümmeln, erscheint uns fast als ein Verbrechen. Die kecken Ausschreitungen dieses Lieblings der Grazien sind so eins mit jenen Stellen, in denen er Maß hält, daß man jene nicht herausnehmen kann, ohne das Ganze zu zerstören. Auch sind Heine's Schöpfungen, wenige Lieder abgerechnet, die jedes Kind schon singt, gar nicht für die Jugend geeignet. Die Ironie der Harzreise beispielsweise ist für ein jugendliches Gemüth geradezu Gift. Der Herausgeber der „Hausbibliothek" muß daher, sowol was die Auswahl wie die Behandlung des Materials anbelangt, vorsichtiger sein.

P.— **Das Wetter.** Meteorologische Monatschrift für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von Dr. **R. Aßmann**. Verlag von Otto Salle in Braunschweig. — Zur Ausgabe gelangten die beiden rückständigen Hefte für die Monate März und April und das Heft für den laufenden Monat. Der Inhalt der vorliegenden drei Hefte ist wiederum ein vielseitiger und reichhaltiger. Prof. W. Börnstein discutirt das bezüglich der Gewitter vom 13. bis 17. Juli 1884 vorhandene Beobachtungsmaterial und gelangt unter Anderem auch zu interessanten Resultaten bezüglich der Einwirkung von Flüssen und Gebirgen auf den Lauf der Gewitter. — Dr. Bettin beschreibt eine von ihm erdachte Windfahne mit horizontaler Achse, bei welcher auch die verticale Componente der Windrichtung zur Verwerthung gelangt. — Von Dr. C. Lang wird ein von ihm im Gartenbauverein zu München gehaltener Vortrag publicirt, in welchem er ausführlich die Methode zur Vorausbestimmung der Nachtfröste mit Hilfe des Psychrometers darlegt. — An der Hand einer neuerdings erschienenen Publication von Dr. A. v. Danckelman bespricht Prof. W. Köppen die Regenverhältnisse Indiens und des Indischen Oceans, verglichen mit jenen der Tropenzone überhaupt. — Gregor v. Friesenhofen legt seine eigenen Ansichten dar bezüglich der Mitwirkung elektrischer Erdströme bei der Ausbildung der Cyklonen und Wetterphaenomene überhaupt. — W. Ule referirt über die Versammlung der Deutschen meteorologischen Gesellschaft in Karlsruhe. — Außer den von Dr. Wagner regelmäßig gegebenen Uebersichten über die Witterung in Centraleuropa findet sich noch ein die Witterung auf dem Inselsberge im Vorjahre behandelnder Artikel von Fr. Treitschke und eine Uebersicht über die Witterung des März 1887 in Norditalien von C. Ferrari. — Dr. Burgemeister veröffentlicht Beobachtungen über Brunnenwassertemperaturen in den Jahren 1884—86. Des Weiteren haben die mannigfachen Witterungsphaenomene des laufenden Jahres Stoff gegeben für eine Reihe kürzerer Mittheilungen und Notizen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 4. Juni. 1887.

Die Eroberung Hollands durch den General v. Bülow, 1813/14.

H. J. Die Eroberung Hollands durch den General v. Bülow bildet eine verhältnißmäßig wenig beachtete Episode der Freiheitskriege, ist aber nichtsdestoweniger eine glorreiche That, welche, von einem genialen Feldherrn aus eigner Veranlassung unternommen und mit höchster Energie zu glänzendem Erfolge durchgeführt, zum Gelingen der ersten großen Invasion Frankreichs durch deutsche Waffen sehr wesentlich beigetragen hat.

Die Schlacht von Leipzig war geschlagen. Napoleon eilte mit den Trümmern seines Heeres dem Rheine zu, gefolgt von den siegreichen Armeen seiner Ueberwinder.

Das 3. preußische Armee-Corps unter dem General v. Bülow, welches einen Theil der von dem Kronprinzen von Schweden geführten Nord-Armee bildete, hatte seinen ruhmreichen Antheil an dem Gelingen der Völkerschlacht beigetragen und denselben mit einem Verlust von 120 Officieren und 2000 Mann bezahlt.

Während Blücher den bei Leipzig geschlagenen Feind auf den Fersen drängte, rückte die Nord-Armee nach Mühlhausen vor, wo Bülow den Auftrag erhielt, mit seinem Armee-Corps die preußischen Länder Westphalens wieder in Besitz zu nehmen. Am 17. November traf das Hauptquartier in Münster ein, während schon von Minden aus die Brigade Borstell zur Einschließung der Festung Wesel und zur Beobachtung des Niederrheins entsendet ward. In Münster erhielt Bülow von Bernadotte den Befehl, weiter vorzurücken, die Linie der Yssel und des unteren Rheins zu besetzen und gleichzeitig Wesel zu beobachten.

Dem thatkräftigen, vorwärtsstrebenden Geiste des General v. Bülow genügte jedoch dieser verhältnißmäßig enge Wirkungskreis nicht, und schon war auch ein höheres und größeres Ziel, die Befreiung Hollands vom fremden Joche, in seinem Innern gereift und wurde mit der ihm eigenen Energie sofort begonnen.

In dem benachbarten Holland war nämlich durch die Niederlagen Napoleon's eine starke Gährung erweckt worden. Die Sympathien, welche die Revolution den Franzosen in Holland erworben hatte, waren durch die Gewaltherrschaft Napoleon's, welcher die Selbständigkeit des Landes vernichtete, schon längst in eine den Franzosen feindliche Stimmung umgeschlagen. Die Nationalität, und mit ihr alle die reichen Erwerbsquellen, die dem Lande aus dem Handel und der Schifffahrt flossen, schienen durch das Continental-System verschwunden. Die oranische Partei, vertreten durch den zu London im Exil weilenden klugen Prinzen von Oranien, hatte ihre starken Wurzeln im Lande behauptet und erhob jetzt kühn ihr Haupt, unter Leitung des Grafen v. Hogendorp, so daß der französische General Molitor, welcher in Holland den Oberbefehl führte und über etwa 14000 Mann zu verfügen hatte, den Vulkan unter seinen Füßen erkannte, dessen Ausbruch er sich nicht gewachsen fühlte.

Von diesen Verhältnissen hatte Bülow sichere Kunde und beschloß, sie schleunigst zu benutzen, bevor das erschöpfte Frankreich die Kräfte zu einem energischen Widerstande gefunden haben würde.

Wenn auch, wie Varnhagen sagt, dies kühne Verfahren, welches den noch fraglichen Willensmeinungen der Verbündeten in Betreff Hollands vorgriff und dessen künftiges Schicksal entschied, allerdings außerhalb der Befugnisse des militärischen Befehlshabers lag, so lag es doch zugleich so sehr in der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse, daß Bülow das Werk ungestört durchführen konnte, und weit entfernt wegen seiner Eigenmacht zur Verantwortung gezogen zu werden, nur Lob und Ruhm dafür erntete.

Nachdem er dem Könige sein Vorhaben gemeldet hatte, schritt er mit gewohnter Thatkraft an das Werk, dessen Grundzüge er bereits mit seinem talentvollen Freunde und Generalstabs-Chef General v. Boyen festgestellt hatte. Zunächst wurde sein Adjutant Rittmeister v. Auer mit geheimen Aufträgen für den Prinz-Regenten von England und den Prinzen von Oranien nach London gesendet, um die Billigung und Mitwirkung Beider zu gewinnen. Beides wurde mit Freuden gewährt.

Schon am 18. November erhielt Bülow in der Nachricht, daß der russische General Graf Benkendorf mit seinem Streif-Corps von Oldenburg aus in Holland eingefallen sei und schon Zwoll erreicht habe, eine Aufforderung, sein Vorrücken nach Möglichkeit zu beschleunigen. Und als er am 22. November erfuhr, daß der General Molitor, um dem drohenden Aufstande auszuweichen, bereits am 18. November mit allen Truppen Amsterdam verlassen und die ihm zur Verwendung im freien Felde bleibenden 5000 Mann bei Utrecht zusammengezogen habe, wurde der Vormarsch begonnen. — Der schon früher genannte Graf v. Hogendorp hatte sich an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, hatte nach dem Abzuge Molitor's aus Amsterdam dort die Wiederherstellung des Fürstenhauses Oranien ausgerufen und das Militär-Commando dem Grafen v. Limburg-Styrum übertragen.

Am 20. November erließ Bülow von Münster aus einen Aufruf an die Holländer, mit den Verbündeten gemeinsam gegen die Franzosen zu handeln, welcher in vielen Tausenden von Exemplaren über das Land verbreitet wurde und den preußischen Waffen vorausging.

Das 3. preußische Armee-Corps, welches in Münster und Umgegend cantonnirte, war zusammengesetzt aus 42 Bataillonen, 46 Schwadronen, 11 Batterien und 2 Jäger-Bataillonen. Da aber die Bataillone nur 400 Mann, die Jäger-Compagnien nur 40 Mann, die Batterien 70 Mann und die Schwadronen nur 70 Pferde stark waren, so betrug die Stärke des 3. Armee-Corps nur 20970 Mann. Dasselbe gliederte sich in die vier Infanterie-Brigaden des General-Lieutenants v. Borstell und der General-Majors Prinz von Homburg, v. Thümen und v. Krafft, sowie die drei Cavallerie-Brigaden des General-Lieutenants v. Oppen, General-Major v. Hobe und des Oberst v. Sydow.

Diesem gegenüber befanden sich zur Zeit der Invasion 14428 Mann französischer Truppen, deren Güte freilich derjenigen des 3. Armee-Corps nicht gleichzustellen war; aber sie bildeten die Besatzungen meist guter Festungen, die erst zu nehmen waren, und erhielten bald sehr erhebliche Verstärkungen.

Während das Gros des 3. Armee-Corps in und um Münster stand und wegen der so nöthigen Retablirung erst am 26. November Borken erreichen konnte, war der General v. Oppen mit der Avantgarde schon bis Bocholt auf der Straße nach Doesburg vorgeschoben, während der Oberst v. Sydow mit 3 Landwehr-Cavallerie-Regimentern und 2 Bataillonen zu einer Unternehmung auf Coverden entsendet war. Damit jedoch diese Vortruppen für sich allein stark genug wären, um gegen eine der Yssel-Festungen auftreten zu können, erhielt der Oberst v. Sydow den Befehl, sich der Avantgarde mehr zu nähern. Am 23. November rückte der General

v. Oppen gegen Doesburg vor und erfuhr, daß ihm eine Abtheilung Kosaken schon zuvorgekommen sei. Dieselben waren durch Ueberraschung in den Ort eingedrungen, jedoch sofort wieder gewichen, als sie die Annäherung feindlicher Infanterie bemerkten. Diese Nachricht veranlaßte den General v. Oppen, seinen Marsch möglichst zu beschleunigen, damit der Feind nicht Zeit gewönne, sich in dem Ort festzusetzen.

Doesburg ist zwar nur ein kleiner Ort hart an der Yssel, aber mit starkem Wall und tiefem Wassergraben umgeben. Die Cavallerie traf 3 Uhr Nachmittags vor dem Platze ein, fand aber die Zugbrücken aufgezogen und wurde bei weiterem Vordringen vom Walle aus mit lebhaftem Tirailleurfeuer empfangen. Sie mußte also das Eintreffen der Infanterie abwarten, welche um 4 Uhr Doesburg erreichte und unverzüglich zum Angriff auf das nächste Thor schritt. Nach einigen Kartätschschüssen verließ der Feind das Thor, gegen welches 2 Geschütze herangeführt waren, und die Jäger erstiegen auf mitgebrachten Leitern den oberen Rand der Zugbrücke, durchhieben die Ketten, so daß die Brücke herabfiel, worauf die nachfolgende Angriffs-Colonne stürmend eindrang. Was sich von feindlicher Seite zu retten vermochte, entfloh durch das jenseitige Thor; der Commandant nebst 40 Officieren und 120 Mann wurde gefangen genommen.

Um den Eindruck des Schreckens und der Bestürzung, den dieser kühne Sieg bei dem Feinde hervorgerufen, nach Möglichkeit zu benutzen, entsandte der General v. Oppen sofort den Major v. Sandrart mit seinem Husaren-Regimente und 50 Mann Infanterie auf dem rechten Ufer der Yssel, und den Major v. Müller mit 2 Escadrons Dragonern, 50 Füsilieren und 2 Geschützen auf dem linken Ufer des Flusses gegen Zütphen. — Der Major v. Sandrart, welcher früher ankam und sich unterwegs durch das Jäger-Bataillon v. Reiche vom Lützow'schen Streifcorps verstärkt hatte, griff schon am Morgen des 24. November an, wurde aber, nach einem hartnäckigen Gefecht, mit einem Verlust von 60 Todten und Verwundeten zurückgewiesen. Als jedoch am Mittag der Major v. Müller vom linken Ufer her das Kanonenfeuer eröffnete, verlangte der Commandant zu capituliren. Allein der General v. Oppen versagte den verlangten freien Abzug und beschloß den Platz am folgenden Tage zu stürmen; aber noch an demselben Abend ergab sich der Commandant mit seiner Besatzung von 300 Mann.

Schon am 25. wandte sich der General v. Oppen mit der schwachen, nur noch aus 3 Bataillonen, 1 Jäger-Compagnie, 4 Escadrons und 1 reit. Batterie bestehenden Avantgarde gegen Arnheim, um sich dieses festen Platzes zu bemächtigen und um Nymwegen zu beobachten, wo sich das Macdonald'sche Corps zur Unterstützung Hollands zusammenzog. Der General ließ die Vorstadt besetzen und die Stadt mit Granaten bewerfen, während er die Befestigungen recognoscirte; ein Angriff mit den schwachen Kräften war jedoch um so mehr unthunlich, als der Feind dem weiteren Vordringen einen energischen Widerstand entgegensetzte. Oppen versuchte deshalb durch das Anerbieten freien Abzugs den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen. Da dieser jedoch Verstärkung von Nymwegen her erwartete, so lehnte er ab. Das Heranrücken des Gros des Armee-Corps mußte also abgewartet werden.

Arnheim, am rechten Ufer des Rheins gelegen, über welchen hier eine Brücke führt, war früher mit mehreren Außenwerken und einem gedeckten Wege umgeben gewesen. Jetzt wurde die Umschließung der Stadt nur noch durch den Hauptwall mit 10 Bastionen gebildet. Der Graben war nur auf der unteren Rheinseite, da wo sich die Brücke und das Rheinthor befindet, trocken; hier war also der schwache Punkt.

Am 26. November wurde die Einschließung fortgesetzt. Die Brigade v. Krafft näherte sich von Doesburg, während die übrigen Brigaden folgten, mit Ausnahme der Brigade Borstell, welche zur Einschließung von Wesel detachirt war. Der General v. Oppen wollte sich um jeden Preis in den Besitz von Arnheim setzen, um den Marschall Macdonald zu verhindern, durch dieses Ausfallsthor von Nymwegen her die Verbindungslinie des 3. Armee-Corps zu durchschneiden. Er beschloß deshalb, nachdem sich die Brigade Krafft mit ihm vereinigt haben würde, zum Sturm zu schreiten, wozu ihm alsdann 12 Bataillone, 3 Batterien und 6 Schwadronen zur Verfügung standen. Am Abend des 29. traf Bülow in Doesburg ein und beschloß Arnheim am folgenden Morgen zu stürmen. Die näheren Anordnungen wurden Oppen überlassen, welcher befahl, daß der Angriff in 4 Colonnen auf die 4 Thore ausgeführt werden sollte. Im Allgemeinen war bestimmt, daß von jeder Colonne, sobald sie in ein Thor eingedrungen sein würde, ein Theil dort als Reserve zurückbleiben, ein andrer Theil gegen das nächste Thor vordringen und dieses von innen öffnen, der Rest aber in das Innere der Stadt vordringen solle.

Mit Tagesanbruch standen diese Colonnen zum Vorrücken bereit; jedoch ein dichter Nebel, wie sie zu dieser Jahreszeit in Holland gewöhnlich sind, veranlaßte, den Angriff noch um einige Stunden zu verschieben. Erst um Mittag war der Nebel soweit gefallen, daß man vorrücken konnte. Der gleichzeitige vierfache Angriff kam dem Feinde unerwartet und verwirrte seine Gegenmaßregeln, die überhaupt der einheitlichen Leitung entbehrten, wenn auch der Commandant General Charpentier den Ruf eines besonders tapferen Officiers genoß.

Die mit glänzender Bravour ausgeführten Attaquen stießen sämmtlich auf heftigen Widerstand, doch gelang es allen 4 Colonnen, sich der Thore zu bemächtigen und in die Stadt einzudringen, in welcher sich ein heftiges Straßengefecht entwickelte. Mit einem Verluste von 700 Mann an Todten und Verwundeten blieb der Platz in den Händen der Preußen, welche den tödtlich verwundeten Divisions-General Charpentier, den Brigade-General St. Marie, 24 Officiere und 1000 Mann zu Gefangenen machten. Der Rest der 4000 Mann starken Besatzung entkam über die Rheinbrücke. — Rühmend muß anerkannt werden, daß die Erstürmung auch nicht von irgend welcher Ausschreitung der Sieger begleitet war, so daß Damitz sagen kann: „Es mogte wol selten eine Stadt mit stürmender Hand genommen sein, in welcher nach vollbrachter Kriegsthat sogleich die größte Ordnung und Mäßigung in dem Grade eintrat, wie es hier der Fall war, so daß man nur den unbefleckten Waffenruhm dieses glänzenden Unternehmens der Erinnerung zu übergeben hat."

Es ist von mehreren namhaften Schriftstellern und soll auch selbst von dem General v. Grolmann getadelt worden sein, daß der General v. Bülow sich jetzt nach Utrecht wandte, anstatt auf Nymwegen zu marschiren, da nach Lage der Dinge bei dem Feinde höchst wahrscheinlich nicht allein dieser höchst wichtige Platz, sondern auch noch Herzogenbusch, Grave und der ganze Bommeler Waard ihm ohne Schwierigkeit zugefallen sein würde. Die Zustände bei dem Feinde lassen allerdings diese Annahme gerechtfertigt erscheinen. Da jedoch Bülow diese Verhältnisse auf feindlicher Seite nicht genau wissen konnte und gewiß mit Recht dahin strebte, sich zuvörderst eines Hauptortes im Innern von Holland zu bemächtigen, um von hier aus die Zügel der Regierung zu erfassen und dem Aufstande des Landes einen festen Haltepunkt zu geben, so erscheint die getroffene Wahl, gegen Utrecht vorzugehen, hinlänglich gerechtfertigt.

Am 1. December wurde deshalb das ganze Armee-Corps auf Utrecht dirigirt, wohin am 2. December Bülow sein Hauptquartier verlegte und seinen Truppen einige Ruhetage gewährte.

Der General Molitor, welcher nach Abzug der nöthigen Besatzungen augenblicklich über nicht mehr als 5000 Mann im freien Felde zu verfügen hatte, verließ schon am 30. November Utrecht, ging über den Leck und die Waal, verstärkte die Besatzung der Festung Gorkum und besetzte den Bommeler Waard, so daß jetzt das ganze Land nördlich des Leck in den Händen der Preußen und der russischen Streifcorps sich befand.

Napoleon, mit dem Gange der Dinge in Holland höchst unzufrieden, übertrug das Ober-Commando daselbst am 30. November dem General Decaen, welcher am 4. December in Antwerpen eintraf. Derselbe sollte die Truppen der Generale Molitor und Ambert durch die unter dem General Rampon vereinigten belgischen und holländischen Nationalgarden verstärken. Das 1. Armee-Corps, welches der Herzog von Piacenza bei Antwerpen vereinigte und welches man auf 16000 Mann zu bringen hoffte, sowie die 6000 Mann starke Division Roguet der jungen Garde sollten unverzüglich zu ihm stoßen, so daß er auf 32000 Mann rechnen konnte, mit denen er sofort die Wiedereroberung Hollands beginnen sollte. — Napoleon hatte ein hauptsächliches Gewicht darauf gelegt, daß der General Decaen seine Operationen mit denen des Marschalls Macdonald am Niederrhein in Verbindung bringen sollte; doch war dies unmöglich geworden, da sich Macdonald durch die Operationen des Generals v. Borstell hatte täuschen lassen. Er hatte Nymwegen verlassen und seine Truppen Düsseldorf gegenüber vereinigt. Borstell war nämlich, wie Eingangs bemerkt, mit der dem 3. Armee-Corps zugehörenden 5. Brigade zur Blockade der Festung Wesel detachirt worden und hatte Düsseldorf durch eine Abtheilung unter dem Obersten v. Hobe besetzen lassen. Von Düsseldorf aus unternahm nun am 2. December der Major v. Knobloch mit 2 Bataillonen und 3 Schwadronen einen außerordentlich kühnen und glücklichen Uebergang über den Rhein, welchen Macdonald für das Vorspiel

eines größeren Uebergangs der Alliirten an dieser Stelle ansah, deshalb seine Truppen aus Nymwegen nach Neuß zog und dadurch Bülow's Erfolge wesentlich erleichterte.

Auch Decaen rechtfertigte das Vertrauen Napoleon's nicht. Anstatt vor Allem die Festungen Willemstadt, Gertrudenburg und Breda mit Verstärkungen zu versehen und zu ihrem Schutze die Division Roguet aus Brüssel heranzuziehen, begnügte er sich damit, diese Division nach Loewen zu verlegen, um, seiner Instruction gemäß, mit Macdonald in Verbindung zu treten, der jedoch bereits nach Neuß abgezogen war. — Diese Unthätigkeit kam den Operationen Bülow's zu Gute.

Am 4. December war das angeblich 8000 Mann starke englische Hilfs-Corps unter dem General Graham auf der Insel Tholen in der Oster-Schelde angekommen. Dasselbe hatte jedoch auf der Ueberfahrt durch Stürme so sehr gelitten, daß es längere Zeit bedurfte, um offensiv auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Abgeordnete Hollands begrüßten Bülow in Utrecht als ihren Befreier, und luden ihn ein zu glänzenden Festen, die seiner im Haag und in Amsterdam warteten; jedoch zog er vor inmitten seiner vielfachen Arbeiten zu verbleiben, die ihm keine Muße gönnten. Außer der Sorge für seine Truppen, die seiner Leitung keinen Tag entbehren konnten und zu deren Retablirung er die reichen Schätze des Landes in vollem Maße ausnutzte, bemühte er sich unablässig um Heranziehung genügenden Ersatzes aus Westphalen, da es ihm bedenklich erschien, mit seiner geringen Stärke die feste Stellung des Gegners jenseits der Waal anzugreifen. Denn einestheils fehlte ihm ja noch immer die Brigade Borstell, trotz seiner vielfachen Bemühungen dieselbe durch andere alliirte Truppen vor Wesel abgelöst zu sehen, und anderntheils bot die Beschaffenheit des Landes dem Angreifer ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Holland ist nämlich zum größten Theil ein dem Meere durch den Menschen abgerungenes Land. Jede Fluth würde dasselbe überschwemmen, wenn nicht starke Deiche es beschützten. Der so überaus fruchtbare Boden dieser Flußniederungen wird aber in der nassen Jahreszeit, und auch schon nach längerem Regen, so weich und zähe, daß die gewöhnlichen Wege völlig unbrauchbar werden. Theils nun um den Folgen immerhin möglicher Deichbrüche zu wehren, theils der Communication wegen ist die ganze Niederung von unzähligen 20—30 Fuß hohen Dämmen durchschnitten, an denen hin auf künstlich erhöhten Plätzen die Dörfer und einzelnen Landgüter liegen, und auf denen in der nassen Jahreszeit die Communication allein möglich ist. An vielen besonders wichtigen Punkten, wie z. B. den Mündungen der Nebenflüsse und Canäle, dem Zusammenstoße als Straßenknoten wichtiger Dämme, an besonders günstigen Uebergangsstellen der Flüsse, befinden sich Forts, welche als Paßsperren dem Angreifer große Schwierigkeiten bereiten, jedoch keinen Vortheil gewähren, sobald sie genommen sind.

In besonders hohem Maße spricht sich dieser Charakter in der von den Franzosen jetzt besetzten Landschaft zwischen der Waal und der Maas, dem **Bommeler Waard** aus, welcher an den allein günstigen Uebergangspunkten über die Maas durch die Forts Löwenstein und St. Andries gedeckt wird. — Nichtsdestoweniger konnte der General v. Bülow bei weiterem Vordringen dies schwierige Terrain nicht umgehen; denn erstens war das Ueberschreiten der Waal unterhalb Gorkums zu dieser Jahreszeit wegen des hohen Wasserstandes und des Treibeises kaum möglich, zweitens wäre die rückwärtige Verbindung mit Deutschland im höchsten Maße gefährdet gewesen, und drittens hätte ihm, im Falle eines Unglücks, die unterhalb Gorkums sehr breite und reißende Waal verderblich werden müssen, da sie bei Treibeis nicht zu überschreiten ist. Aber die Verhältnisse drängten vorwärts. Das Ziel war nur halb erreicht, wenn man an der Waal stehen blieb; man mußte trotz der entgegenstehenden Hindernisse die Schwierigkeiten überwinden. Der Bommeler Waard mußte also zunächst genommen werden. — Zu diesem Zweck wurde am 12. December der General v. Oppen durch die Brigade v. Krafft verstärkt und aus dem Ganzen zwei Colonnen gebildet. Die erste, unter speciellem Befehl des Obersten v. Sydow, bestehend aus 5 Bataillonen, 1 Cavallerie-Regiment und 1 Batterie, sollte die Waal bei Bommel überschreiten, dann die Maas passiren, bis Herzogenbusch vordringen und einen Versuch auf diese Festung machen. Die zweite Colonne, unter dem General v. Krafft, zusammengesetzt aus 5 Bataillonen, 1 Jäger-Compagnie und 1 Cavallerie-Regiment, hatte die Aufgabe, Gorkum, welches eine Besatzung von 5000 Mann hatte, eng einzuschließen, dann die Meervede zu überschreiten (so heißen die Waal und die Maas nach ihrer Vereinigung) und Workum, Heusden und Löwenstein zu nehmen. Der directe Angriff des Bommeler Waard sollte dadurch unterstützt und den Franzosen der Rückzug auf Breda und Antwerpen abgeschnitten werden. — Die Brigade Prinz v. Homburg rückte zur Unterstützung der ersten Colonne bei Vianen und Culenburg auf Schiffbrücken über den Leck.

Die größte Schwierigkeit für die erste Colonne bestand vorläufig darin, daß es an Schiffen gebrach, um sie über die Waal zu bringen, denn die oberhalb bei Tiehl befindlichen Fahrzeuge konnten nicht das stark armirte Fort St. Andries passiren, und alle Fahrzeuge von unterhalb hatte der Feind bei Bommel und Löwenstein in Sicherheit gebracht. — Bommel, unmittelbar an der Waal gelegen, welche hier etwa 800 Schritt breit ist, war auf der Landseite durch 7 Bastionen mit nassen Graben und auf der Wasserseite durch eine starke Mauer geschlossen. Um den Uebergang zu begünstigen, hatte man Bommel gegenüber auf dem Deich die ganze Reserve-Artillerie aufgefahren, so daß 60 Geschütze vereinigt waren.

Am 14. December vor Tagesanbruch war es gelungen, so viele Fahrzeuge Bommel gegenüber zusammenzubringen, daß man 1000 Mann übersetzen konnte. „Die Truppen waren voll Muth, ein Jeder wollte der Erste sein; der General v. Oppen fuhr in dem ersten Boote Allen voran. Die Zurückbleibenden, die auf die Wiederkehr der Boote warten mußten, standen in größter Spannung am Ufer; sie horchten auf die immer schwächer werdenden Ruderschläge. Die Wellen gingen hoch, die Strömung schoß reißend dahin, und schnell war das kleine Geschwader in Nacht und Wogen den Blicken entrückt." — Und es war in der That ein gewagtes Unternehmen. Jeden Augenblick erwartete man das Aufblitzen des feindlichen Geschützes, dem zwar genügende Antwort bereit stand, jedoch ohne daß dadurch den Bedrängten unmittelbare Hilfe wurde, da sie im Gegentheil alsdann auf dem reißenden Strome inmitten des beiderseitigen Feuers sich befanden. — Allein die Fahrt blieb ungestört. Das ganze jenseitige Ufer war schwarz von Menschen, die aber nichts Feindliches beabsichtigten, sondern die Preußen mit begeistertem Jubelruf und dem nationalen „Oranje boven!" begrüßten. — Die Franzosen hatten nämlich, unterrichtet von den energischen Vorbereitungen Bülow's, nicht geglaubt, nachhaltigen Widerstand leisten zu können, und deshalb Bommel vor Tagesanbruch verlassen.

In größter Eile und unter thätiger Mitwirkung der Einwohner begann jetzt das Uebersetzen dieser Colonne, begünstigt durch die in Bommel vorgefundenen Fahrzeuge, und unverzüglich begann die Verfolgung, indem je eine Abtheilung östlich und westlich auf dem den ganzen Waard umgebenden hohen Deiche vorging, während eine dritte auf einem niedrigen Querdamme die Richtung nach dem Fort Crevecoeur einschlug. Die letztere Abtheilung fand jedoch den Feind in guter Stellung und die westlich vorgegangene stieß auf eine von Gorkum heranrückende überlegene feindliche Colonne, so daß, da es schon spät am Nachmittage war, für heute die weitere Verfolgung aufgegeben werden mußte.

Die zweite Colonne war gleichzeitig unterhalb Gorkum bei Hardielsfeld über die Meervede gegangen, hatte einen Ausfall aus Gorkum, der das Vorrücken verhindern sollte, zurückgeworfen und sich rasch der Forts Workum, Löwenstein und Heusden bemächtigt, welche nur schwach vertheidigt wurden. — Selbst das so günstig gelegene und gut armirte Fort Crevecoeur ward vom Feinde verlassen, sobald die v. Reiche'schen Jäger gegen dasselbe vordrangen, so daß der General v. Oppen schon am 16. December bis Herzogenbusch vorrücken konnte.

Während dieser siegreichen Fortschritte des 3. Armee-Corps waren auch die Russen nicht unthätig geblieben. Der General Graf Benkendorf, dessen Streif-Corps auf 3—4000 Mann herangewachsen war, hatte sich von Amsterdam über Rotterdam nach Dortrecht begeben, wo er sich am 7. December mit seinem Corps einschiffte, um in Nord-Brabant einzudringen. Am 8. December nahm er Werkendam, marschirte von da auf Breda und detachirte auf Gertrudenburg und Willemstadt.

Der General Decaen muß die Stärke der Russen sehr überschätzt haben; wenigstens wäre es sonst unerklärlich, warum er nicht denselben entgegentrat. Er befahl statt dessen die Räumung der festen Plätze Breda und Willemstadt. Der Besitz des letzteren war aber für die Alliirten deshalb von so großer Wichtigkeit, weil dadurch die Engländer einen sicheren Stützpunkt für ihre Flotte gewannen, den der General Graham auch sogleich benutzte, um hier eiligst seine Landungs-Truppen auszuschiffen.

Als Napoleon die Einnahme von Willemstadt, Gertrudenburg und Breda erfuhr, berief er den General Decaen ab, verhängte eine Untersuchung über ihn, übertrug dem Herzog von Piacenza (Lebrun) den Oberbefehl gegen Holland und gab energische Befehle zur Wiederherstellung seiner militärischen Lage gegen Holland. Die

Unthätigkeit der großen Heere am Rhein verleitete Napoleon, einen wichtigen Theil seiner besten Streitkräfte, über welche er schon anders disponirt hatte, von den entscheidenden Punkten abzuziehen und gegen Holland zu richten, da durch die dortigen Ereignisse, welche schon Belgien bedrohten, seine linke Flanke gefährdet wurde. Sechs Gardedivisionen und das 1. Armee-Corps sollten Bülow über die Waal und die Maas zurückwerfen, und Macdonald diese Unternehmung durch eine Bewegung von Nymwegen und Grave auf Herzogenbusch unterstützen.

Am 19. December begann Macdonald die ihm befohlene offensive Bewegung von Grave auf Herzogenbusch, und gleichzeitig rückte der General Graf Roguet mit 7000 Mann gegen Breda, welches er am 20. cernirte und schon an demselben Tage heftig zu beschießen begann. Die Lage des russischen Generals Graf Benkendorf, welcher mit 1500 Mann und 8 leichten Feldgeschützen Breda besetzt hatte, war eine sehr kritische, da unter seiner Mannschaft nur 400 Mann Infanterie sich befanden, und die Cavallerie bei der Vertheidigung des weitläufigen Platzes ihm mehr hinderlich als nützlich war. Bevor Bülow Hilfe bringen konnte, mußten mehrere Tage vergehen, und die kleine Schaar der Vertheidiger war deshalb lediglich auf ihren Muth angewiesen, den sie allerdings glänzend bewährte. Hätte ein gleichzeitiger Sturm auf mehrere Thore stattgefunden, so war Widerstand auf die Länge unmöglich. Die wiederholten Angriffe auf ein einzelnes Thor wurden jedoch energisch zurückgewiesen, und die Beschießung mit Geduld ertragen. — Bülow hatte auf die erste Nachricht von der Bedrängniß Bredas der Brigade v. Krafft den Befehl ertheilt, sofort über Heusden dorthin zu eilen, und bediente sich der List, ein Schreiben abzusenden, durch welches er den General v. Benkendorf benachrichtigte, er werde mit 15000 Mann unverzüglich eintreffen. Dies Schreiben wurde den Franzosen in die Hände gespielt und ließ sie in der vorrückenden Brigade v. Krafft das ganze dritte Armee-Corps erkennen. Da sie gleichzeitig von der anderen Seite über Zevenbergen englische Infanterie heranziehen sahen, zogen die Franzosen, begünstigt von eintretendem Nebel, am 23. December sich schleunigst auf Hoogstraten zurück. Die schwächliche Offensive Macdonald's war ein Luftstoß und ging nicht über Herzogenbusch hinaus.

Die Lage des Generals v. Bülow war trotzdem jetzt eine sehr mißliche; denn da die Brigade Borstell erst am 26. December vor Wesel abgelöst werden sollte, bedurfte sie doch geraumer Zeit, um Breda zu erreichen. Die Brigade Thümen mußte den Bommeler Waard besetzt halten, und da Gorkum und Herzogenbusch eingeschlossen bleiben mußten, so hatte Bülow nicht mehr als 8000 Mann bei Breda disponibel, um seine Operationen fortzusetzen. Die Schiffbrücken über die Waal und die Maas hatten des Eisgangs wegen abgebrochen werden müssen, so daß der General sowol seine Communication, als auch seinen Nachschub für längere Zeit unterbrochen sah. Der Feind verstärkte sich dagegen unter dem Schutze Antwerpens tagtäglich, und kam derselbe zur richtigen Erkenntniß von Bülow's Schwäche, so mußte dieser unfehlbar der großen Uebermacht erliegen. Durch tägliche gewaltsame Recognoscirungen nach rechts und nach links gelang es ihm, seine Schwäche zu verdecken, die Vereinigung Macdonald's mit dem 1. Corps bei Antwerpen zu verhindern und dadurch gemeinsamen Schlägen vorzubeugen, die ihn unter diesen ungünstigen Umständen mit Vernichtung bedrohten.

Am 26. December wurde endlich die Brigade Borstell vor Wesel von den Russen abgelöst, und suchte über Arnheim Bülow zu erreichen, hatte aber bei den winterlichen Wegen einen schwierigen Marsch. Um durch eine Offensive vom Rhein her entlastet zu werden, sandte Bülow seinen Oberquartiermeister, den Major v. Reiche, an den König und den Kaiser von Rußland nach Karlsruhe. Derselbe erreichte auch, daß Winzingerode den Befehl erhielt, mit seinem Armee-Corps über den Rhein zu gehen und Bülow zum Einbruch in Belgien die Hand zu bieten. Da Ersterer jedoch am 5. Januar zu diesem Zweck von Bülow die Unterstützung mit einer Brigade, besser noch einer Division verlangte, wußte dieser, was er von ihm zu erwarten habe, und würdigte ihn überhaupt nicht einer Antwort. Erst am 13. Januar entschloß sich Winzingerode über den Rhein zu gehen und ließ Bülow unterdessen in der mißlichsten Lage. Denn ihm gegenüber stand bei Westwesel, fünf Stunden von Antwerpen, der General Maison (Nachfolger des abberufenen Lebrun) mit 30000 Mann, während seine linke Flanke von Macdonald mit 15000 Mann bedroht wurde, und diesen 45000 Mann hatte Bülow, nach Eintreffen der Brigade Borstell, nur 13000 Mann gegenüberzustellen. Um den Feind über seine Schwäche zu täuschen, entschloß er sich, selbst zum Angriff zu schreiten, oder wie er sich selbst darüber ausdrückte: „Bei den wenigen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, muß ich in etwas den Bramarbas spielen, und die Leute glauben machen, es sei mehr, als ich wirklich habe." — Während die vierte Brigade zur Einschließung von Gorkum und Herzogenbusch zurückbleiben mußte, hatte Bülow seine drei verfügbaren Brigaden bei Breda zusammengezogen. Auffallenderweise hatte Macdonald sich dadurch veranlaßt gesehen, Nymwegen zu räumen und sich bei Geldern zu concentriren, wodurch Bülow völlig freie Bewegung gegen Maison erhielt. In der Absicht diesen in der Front zu beschäftigen, gleichzeitig aber seine linke Flanke zu umgehen und ihn dadurch von Antwerpen abzudrängen, brach Bülow am 10. Januar von Breda auf, während gleichzeitig der General Graham mit den Engländern über Rozendaal auf Antwerpen vorging. Der Angriff erfolgte am 11. Januar und wurde mit so großer Umsicht und so außerordentlicher Kühnheit ausgeführt, daß am 14. der Feind überall zum Weichen gebracht ward und sich unter den Schutz der Kanonen von Antwerpen zurückzog; denn dem General v. Oppen, welcher mit der Brigade Krafft und der Reserve-Cavallerie die Umgehung ausführen sollte, war es wegen des Glatteises nicht möglich, sein Ziel rechtzeitig zu erreichen. Das war aber natürlich auch Alles, was der General v. Bülow erwarten konnte; denn durch einen Handstreich war eine solche Festung mit ihrer Besatzung von 12000 Mann nicht zu nehmen, und an eine Belagerung war noch weniger zu denken, da es an dem hierzu nöthigen Geschütz fehlte und der General Maison mit seinen 30000 Mann in nächster Nähe im freien Felde stand. Allein der beabsichtigte Erfolg, den Feind durch diese kühne Offensive über die eigne Schwäche zu täuschen und von gefährlichen Unternehmungen abzuhalten, war vollkommen erreicht und mit dem, zwar schmerzlichen, Verlust von 30 Officieren und 500 Mann wol nicht zu theuer erkauft.

Bülow wäre nun am liebsten, seiner Bestimmung gemäß, mit seinem Corps gen Süden aufgebrochen, um sich der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher anzuschließen, doch mußte er zuvor die Ankunft des 3. deutschen Armee-Corps unter dem Herzog von Weimar erwarten, welches ihn in Holland und Belgien ersetzen sollte. Dieses stand jedoch noch am 18. Januar bei Münster und sollte erst am 5. Februar bei Breda eintreffen. Gorkum und Herzogenbusch waren die einzigen Punkte Hollands, welche noch rühmlichen Widerstand leisteten, doch gelang es dem General v. Hobe in der Nacht vom 25. zum 26. Januar Letzteres zu überrumpeln, während Gorkum sich bis zum 6. Februar hielt.

Da England vor Allem an dem Besitz von Antwerpen und der dort stationirten französischen Flotte gelegen war, so hatte der jetzt mit 1000 Mann Verstärkung eintreffende Herzog von Clarence für Graham den Auftrag mitgebracht, sich Antwerpens zu bemächtigen, und der General v. Bülow konnte sich der wiederholten Aufforderung zur Mitwirkung nicht entziehen, obwol er von der Vergeblichkeit eines solchen Unternehmens überzeugt war. Da Macdonald zur großen Armee Napoleon's nach Frankreich abberufen war und Maison sich vor dem auf Namur vorrückenden Winzingerode auf Mecheln zurückgezogen hatte, so war dadurch ein Unternehmen auf Antwerpen ungefährlich geworden, und glaubte deshalb der General v. Bülow seine Betheiligung nicht verweigern zu dürfen.

Am 30. Januar rückten Bülow und Graham von Breda und von Bergen op Zoom vor, und fanden den Feind im Vorterrain in starker Stellung. Der am Morgen des 1. Februar begonnene erste Angriff endete am Abend mit dem Rückzuge des Feindes, und am Abend des 2. Februar gelang es den Engländern und der Brigade Thümen, bis unter die Kanonen der Festung vorzudringen. In der Nacht vom 2. zum 3. wurden in diesen vorgeschobenen Stellungen Batterien erbaut, da Graham durch eine Beschießung die Uebergabe Antwerpens zu erzwingen hoffte. Während des 3., 4. und 5. Februar wurden nun die Stadt und der Hafen mit Granaten beworfen, allein mit so geringem Erfolg, daß Graham die Nutzlosigkeit dieses Bemühens erkannte, welche Bülow vorhergesagt hatte. Man entschloß sich nun um so mehr zur Aufgabe des Angriffs, als man erfuhr, daß der General Carnot die Vertheidigung von Antwerpen übernommen habe, welcher zu diesem Zweck von Napoleon wieder in Thätigkeit gesetzt worden war.

Da nun am 5. Februar das Gros des 3. deutschen Armee-Corps bei Breda eingetroffen war, so beschloß Bülow die Cernirung Antwerpens den Engländern zu überlassen und am 7. Februar mit seinem Corps über Brüssel nach Frankreich zur schlesischen Armee abzurücken. Vor seinem Abmarsche erhielt er am 6. Februar noch die freudige Nachricht von der Capitulation Gorkums, welche ihm durch ein Schreiben des Prinzen von Oranien in schmeichelhaftester Weise mitgetheilt wurde und durch welche nunmehr die Eroberung ganz Hollands völlig sichergestellt war.

Die Thumerei, der Dom und die Kreuzgänge in Freiberg.

Von M. v. Süßmilch.

Es hat sich in der neuesten Zeit eine lebhafte Agitation in Freiberg entwickelt, welche in der Niederlegung der Kreuzgänge, der Beseitigung der Thumerei (des Domherrenhauses) und der Freilegung des Domes gipfelt.

Wenn an einer Stelle gesagt wird: „die bei der Mehrheit der hiesigen Bürger verhaßten Kreuzgänge" — so heißt das offenbar etwas zu viel behaupten. Schwerlich sind die Kreuzgänge verhaßt; nur ihr abscheulicher Zustand, die durch ihre Lage verengte Passage: das sind die „gehaßten Dinge" — und diese Uebelstände lassen sich beseitigen, ohne das Kind, wenn man so sagen soll, mit dem Bade auszuschütten.

Es ist richtig, der Durchgang nach dem Untermarkte, in der Verlängerung der Schönegasse, ist eng und unbequem. Da kann man sich aber helfen, indem man die auf der Südseite dieses Gäßchens befindlichen Hinterhäuser niederreißt und eine Straße von entsprechender Breite und gleichmäßig vertheilter Steigung herstellt.

Es ist auch richtig, daß die Kreuzgänge in ihrem gegenwärtigen Zustande abscheulich sind. Der ungleiche Fußboden, die verräucherten, düsteren Wände, die mit Lattenverschlägen geschlossenen Fensteröffnungen, der ganze verlotterte Zustand derselben bedarf unzweifelhaft einer Abänderung. Damit ist aber nicht gesagt, daß man die Kreuzgänge wegreißen solle. Baufällig sind sie auf keinen Fall in dem Grade, um niedergelegt werden zu müssen. Man würde es später in hohem Grade beklagen, wenn man jetzt zu dieser doch überflüssigen Maßregel greifen wollte. Man braucht wol nicht daran zu erinnern, daß in Zwickau „der Anker", dieses alte, schöne, mittelalterliche Patrizierhaus, einem Gutachten „wegen Baufälligkeit" zum Opfer fiel, und daß man das alte Haus, welches so baufällig sein sollte, daß es sich gar nicht mehr halten könnte, nur mit der größten Anstrengung und Gewalt niederlegte. Man braucht aber wol auch nicht daran zu erinnern, daß es schon kurze Zeit darauf vielfach und tief beklagt wurde, diesem einseitigen Urtheile aus der Milliardenzeit Folge geleistet zu haben.

Die Ende des 15. Jahrhunderts erbauten Kreuzgänge mit ihren schönen Gewölben und Fenstern bedürfen in der That nur der entsprechenden Wiederherstellung, um einen würdigen und freundlichen Eindruck zu machen. Der Wandputz muß erneut, der Fußboden mit hellen Fließen oder Platten belegt und geebnet, die Fensteröffnungen mit Glas- oder hellen Butzenscheiben versehen, das vor ihnen stehende Strauchwerk ein wenig gelichtet und das nur zum geringen Theile beschädigte Maßwerk wieder hergestellt werden. Die Wandflächen des Innern sind entsprechend hell zu halten. Ob das Dach der Kreuzgänge einer Reparatur bedarf, läßt sich auf den Augenschein hin nicht beurtheilen. Unzweifelhaft aber wird durch die Wiederherstellung der Kreuzgänge ein zweckmäßiger und ansprechender Aufstellungsort für einen großen Theil des Freiberger Alterthums-Museums gewonnen.

Alle Diejenigen, welche die Niederlegung der Kreuzgänge verlangen, berücksichtigen aber nicht, daß die Ansicht des Domes wesentlich benachtheiligt werden wird. Der Dom mit seiner nüchternen, kahlen Façade wird, wenn man ihn vollständig freilegt, einen sehr wenig schönen Eindruck machen. Es ist gut, daß ein großer Theil dieser leeren und eintönigen Flächen durch den „grünen Kirchhof" verdeckt wird. Die Ansicht des Domes kann nur gewinnen, wenn auf der Südseite der Kreuzgänge eine hinreichend breite Straße angelegt und auch die Außenwand der Kreuzgänge einfach aber mit Verständniß im Geschmack vom Ende des 15. Jahrhunderts hergestellt wird. Wahrscheinlich finden sich sogar unter dem fingerdicken Kalkbewurf noch die Ueberreste der ursprünglichen Ausschmückung der Außen- und Innenwände.

Einzelne verlangen sogar, daß auch die auf der Nordseite des Domes gelegene Thumerei beseitigt werde. Hoffentlich wird keine der Forderungen eines übernüchternen Materialismus erfüllt. Der wahrscheinlich um 1480 vollendete Domherrenhof mit den kostbaren Sternkeilgewölben des Erdgeschosses und des großen Saales, welches letztere auf einem Mittelpfeiler ruht, erinnert an einzelne Räume der Albrechtsburg in Meißen, des bischöflichen Schlosses in Wurzen und des Schlosses Ruhethal in Mügeln. Unter Berücksichtigung dieser beiden letztgenannten Bauwerke würde der Bau dieser Gewölbe auf die Zeit von 1250 bis 1280 fallen. Daß das Domherrenhaus in seiner gegenwärtigen äußeren Erscheinung nicht bleiben darf, steht wol außer Zweifel; aber damit ist noch nicht die Nothwendigkeit der Niederlegung desselben erwiesen. Für die Ansicht des Domes selbst würde auch hierdurch Nichts gewonnen sein. Dagegen ließe sich auch das Aeußere der Thumerei nach einzelnem hier, am Wurzener und Mügelner Schlosse und an der Albrechtsburg Vorhandenen vollkommen zeitgemäß wieder herstellen.

In den Ruinen der Barbarakapelle in der Dippoldiswalder Heide steht die beherzigenswerthe Inschrift:

„Was uns das Alter vererbt,
Schone das junge Geschlecht."

Pädagogische Literatur.

—e— **Was kann die Schule zur Erhaltung christlicher Volkssitte beitragen?** Richtlinien und Grundgedanken, im Auftrage des 4. deutschen Schulcongresses in Hannover dargeboten von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. 2. Aufl. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1887. — Der Vortragende erkennt „an zahlreichen Zeichen der Zeit, daß der aus der festen inneren Verbindung von Volksthum und Christenthum, Familie und Kirche erwachsene Lebensbaum christlicher Haus- und Volkssitte aus den Wurzeln heraus in seinen Zweigen zu dorren beginne", bezeichnet alsdann in Kürze, was Familie und Kirche zu thun haben, um ihrerseits „die beiden ersten aller Bürgschaften für die Dauer christlicher Volkssitte zu geben", und verbreitet sich endlich über die einschlagenden Aufgaben der zwischen jenen Lebenskreisen liegenden Schule, welche „die Kirche als Stiftung aus sich herausgesetzt habe, um die aus der Familie hervorgehenden, mit unbewußter aber wahrer Volksart ausgestatteten Volkskinder und die durch die Kirche mittels der christlichen Taufe unbewußt aber wirklich ausgestatteten Gotteskinder in einer Person zu bewußter christlicher Gottes- und Volksgemeinschaft und zur Darstellung derselben im täglichen Leben, d. h. zur Uebung christlicher Volkssitte in den verschiedenen Lebens- und Berufskreisen zu erziehen". Die Schule kann — so führt der Verfasser aus — „für die Erhaltung christlicher Volkssitte beitragen durch Leben, Lehre und Schrift; an solcher (biologischer, didaktischer und literarischer) Pflege derselben kann sich die gesammte deutsche Schule betheiligen; Pflege und Vermittelung des Verständnisses der Sitte soll ein Unterrichtsprincip für alle Schulgattungen, alle Disciplinen, alle Lehrer sein, kein neuer Unterrichtsgegenstand, sondern ein Unterrichtsprincip, welches mit dem der Pflege heimathlichen Sinnes aufs engste zusammenhängt". Wir sind den weiteren Darlegungen über „Die Lebens-, Lehr- und Schriftpflege christlicher Volkssitte (These XII—XXXVI)" mit steigendem Interesse gefolgt, wohlthuend berührt von dem sittlichen Ernste des Verfassers; aber bei alledem ist uns der Eindruck zurückgeblieben, als werde die Schule auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht in der Lage sein, den aufgestellten Anforderungen voll zu entsprechen. Doch empfiehlt sich das vorliegende Schriftchen schon seiner anregenden Gedanken wegen zur Lectüre, auch Denen, welche den principiellen Standpunkt des Verfassers nicht theilen.

—e— **Die deutsche höhere Mädchenschule.** Geschichte und Entwickelung derselben bis in die neueste Zeit. Von Gotthold Kreyenberg. Frankfurt a/M. Moritz Diesterweg. 1887. 1 ℳ. — Zu den pädagogischen Fragen, welche die Aufmerksamkeit weiter Kreise gegenwärtig in Anspruch nehmen, gehört auch die der höheren Mädchenschule. Wir glauben daher die vorliegende Schrift, welche sich mit derselben beschäftigt, nicht unerwähnt lassen zu sollen, zumal sie aus der Feder eines Schulmannes stammt, der nicht nur langjährige Erfahrungen, sondern auch den Vorzug besitzt, an den Bestrebungen der neueren Zeit zu Gunsten der Fortentwickelung und Consolidirung des Töchterschulwesens thätigen Antheil genommen zu haben. Seiner eigenen Erklärung nach beabsichtigt der Verfasser keineswegs, die schwebende Frage ihrer Lösung zuzuführen; aber er will dieselbe in mancher Hinsicht klären und zu diesem Zwecke hauptsächlich zeigen, wie „der gegenwärtige Bau der deutschen höheren Mädchenschule allmälig entstanden ist". Den äußeren Anlaß dazu hat ihm die vor Kurzem erfolgte Veröffentlichung des Berliner Normallehrplanes gegeben, welcher „ohne Kenntniß der vorhergehenden Bestrebungen aus der Mitte der Mädchenschulpädagogen und überhaupt der Geschichte des deutschen Töchterschulwesens kaum verständlich ist". Diese Kenntniß sucht der Verfasser in 7 Abschnitten (zur Geschichte der Töchterschule, der Congreß zu Weimar 1872, weitere Schritte, die Conferenz zu Berlin 1873, Verwirklichung der Weimarer und Berliner Ideen, der Normallehrplan, die Hauptversammlung zu Berlin 1886) zu vermitteln, indem er zu-

gleich darlegt, „was die neueste Zeit dem Mädchenschulwesen als innerhalb seiner Organisation noch zu erfüllen auferlegt habe und was die Töchterschule behufs Klärung ihrer Beziehungen zum Gesammtschulwesen und zur Sicherung ihrer äußeren Stellung wünschen müsse". Im Schlußworte bemerkt der Verfasser zwar mit Vorsicht, „daß die harmonische Bildung in ihrer allseitigen Durchführung wie für alle Schulgattungen so auch für die höhere Mädchenschule ein Zukunftsgemälde sei", fügt aber hinzu, „es liege dieselbe keinesfalls außerhalb der Grenzen des Möglichen, ja Erreichbaren", und getröstet sich im Hinblick auf die vielen Lichtpunkte, welche das von ihm entworfene Bild zeige, mit der Hoffnung: „Wenn die Sterne nicht trügen, steht der deutschen höheren Mädchenschule eine glückliche Zukunft bevor." — Wir theilen diese Hoffnung Dr. Kreyenberg's und empfehlen seine Schrift, obgleich sie uns etwas wesentlich Neues nicht gebracht hat, zur Lectüre. Sie ist nicht blos „für den Leserkreis der Fachgenossen und für diejenigen Persönlichkeiten, welche sonst auch ex officio mit der Töchterschule zu thun haben, sondern auch für alle Gebildeten, Männer und Frauen, bestimmt."

—e— Die Volksschule und der Handfertigkeitsunterricht. Eine Beleuchtung der Zeitfrage vom Standpunkte der Schule und des praktischen Lebens. Von A. Bütow-Pyritz. Leipzig, Ernst Rust. — Hr. Bütow in Pyritz gehört zu den Gegnern des Handfertigkeitsunterrichts. Nachdem er zunächst die Geschichte desselben von Comenius bis in unsere Zeit dargelegt hat, versucht er den Nachweis zu liefern, daß die jetzt hervortretenden Bestrebungen, den Handfertigkeitsunterricht in Aufnahme zu bringen, weder ersprießlich für die Schule, noch zeitgemäß und in ihren Zielen praktisch fürs Leben seien. Zur Begründung der ersteren Behauptung erwähnt der Verfasser Folgendes: 1) Die Schule wird durch Neueinführung von Unterrichtsfächern in des Wortes vollster Bedeutung überbürdet und in ihren besonderen Zielen geschädigt. 2) Die Kinder werden durch die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts dem Einflusse des Elternhauses immer mehr entzogen. 3) Die Fertigkeit mit der Hand ist vorwiegend eine individuelle Anlage und wird so der Unterricht nicht die gehofften Früchte bringen. 4) Der Handfertigkeitsunterricht hat dazu die Nachtheile, daß er die Schüler ans Zimmer bannt, daß er nur vorwiegend die Bildung der Hand berücksichtigt, ja in manchen Fächern (z. B. beim Schmieden und bei den Laubsägearbeiten) die Gesundheit gefährdet. 5) Das Hantiren mit scharfen Werkzeugen ist mindestens sehr gefährlich für Kinder. 6) Die erziehlichen Momente des Handfertigkeitsunterrichts werden sehr in Frage gestellt, wenn Handwerksmeister den Unterricht besorgen. — In Betreff seiner zweiten Behauptung erscheinen dem Verfasser nachbezeichnete Punkte ausschlaggebend: 1) Der Handfertigkeitsunterricht war wol bei einer weniger vorgeschrittenen Industrie, als wir sie jetzt haben, zur Einführung an Schulen geeignet, nun aber wird durch die Maschinenarbeit und die dadurch bedingte Massenproduction, sowie infolge der Wohlfeilheit des Rohmaterials, welches die Fabrik zu Engrospreisen ankauft, der Gegenstand der Arbeit schon so billig, daß sich das Haus in diesem Bedarf mit den Erzeugnissen der Industrie versorgt. 2) Damit hängt zusammen, daß die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in mehr entwickelten Culturländern noch schwebt, während sie in den nordischen Ländern, wo die Menschen noch isolirt wohnen und mehr auf sich selbst angewiesen sind, als ein Bedürfniß erscheint. 3) Die Handfertigkeit kann leicht dazu führen, daß ernste Berufsarbeit durch sie vernachlässigt wird, und in den ärmeren Volksclassen verleitet sie unbedingt zum Diebstahl und zur Sonntagsentheiligung. 4) Selbst in Gebirgsdörfern werde sich die Handfertigkeitsschule nicht empfehlen. Das Haus arbeitet dort selber im Interesse der Industrie, und würden die Kinder, die unter der Aufsicht der Eltern mithelfen, durch die Arbeitsschule daran gehindert werden, dieselben wie bisher zu unterstützen. 5) Wird der Handfertigkeitsunterricht wirklich zur Einführung kommen und die Begeisterung finden, welche seine Anhänger erwarten, so werden viele Industriezweige lahm gelegt, eine Krisis im wirthschaftlichen Leben heraufbeschworen werden. 6) Der Handwerkerstand ist ohnehin schon so zahlreich in seinen Mitgliedern, daß man nur sein Elend vergrößern würde, wenn man ihm einerseits noch extra Kräfte zuführen wollte, anderseits aber sein Absatzgebiet verminderte. 7) Für die Gesundheit der Jugend ist die Bewegung im Freien am ersprießlichsten, und eigene Spiele sind die passendsten Beschäftigungsmittel, die dem Handfertigkeitsunterrichte in gesundheitlicher Hinsicht weit vorzuziehen sind. — Wenn wir nun auch der Ansicht beipflichten, daß die obligatorische Einführung des gedachten Unterrichts, die übrigens — soviel wir wissen — in Deutschland zur Zeit nirgends beabsichtigt wird, sehr viel gegen sich hat, so will es doch scheinen, als ob das abfällige Urtheil des Verfassers in der ganzen Frage wenigstens zum Theil auf ungenügender Sachkenntniß beruhe. Befriedigt haben uns seine Ausführungen nicht.

—e— Schulnaturgeschichte. Ausgabe A. Ein Handbuch für Lehrer. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Vogel. Heft 5. Meißen, Verlag von H. W. Schlimpert 1886. — Die Bearbeitung der vorliegenden, auf 6 Hefte berechneten Schulnaturgeschichte ist von dem Bezirksschulinspector Schulrath Grüllich in Dresden angeregt worden. „Von anderen derartigen Werken soll sich dieselbe — wie das Vorwort besagt — besonders dadurch unterscheiden, daß die Auswahl der behandelten Naturkörper eine beschränkte ist und namentlich auf diejenigen Rücksicht nimmt, welche in der Umgebung des Kindes vorkommen. Die Bedeutung der Einzelwesen für den Menschen und den Naturhaushalt, sowie die Beziehungen der Naturkörper zur Religion, Poesie und zum Aberglauben haben liebevolle Berücksichtigung gefunden, so daß neben der Verstandesbildung auch die Gemüthsbildung zu ihrem Rechte kommt und mannigfache ethische und ästhetische Anregungen geboten werden." Der Verfasser ist, wovon man sich bei der Lectüre bald überzeugen kann, redlich bemüht gewesen, das Versprochene zu halten, und es wird dies allen denjenigen Volksschullehrern, welche den Unterricht in der Naturgeschichte aus dem Gleise trockener Beschreibungen in geeignetere Bahnen leiten möchten, bei ihren Präparationen gewiß sehr willkommen sein. Vor einer bei dem Gebrauche des Werkes sehr nahe liegenden Gefahr warnt der Verfasser selbst, indem er sagt: „Der bei den einzelnen Naturkörpern gebotene Lehrstoff muß dann, wenn er für die bestimmte Unterrichtsstufe als zu umfänglich sich erweist, gekürzt und vereinfacht werden; zunächst sollen nur die eigentlichen Beschreibungen Verwendung finden, von den Erweiterungen und Zugaben aber blos so viel, als der Lehrer für seine Classe für ersprießlich und wünschenswerth hält." Hinsichtlich der Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes sind wir mit dem Verfasser nicht allenthalben einverstanden; wir glauben aber die Besprechung der hierbei zu berührenden Einzelheiten den Fachblättern überlassen zu sollen.

—e— Die Realienbuchfrage. Vortrag, in der Bezirkslehrerconferenz Leipzig-Stadt am 16. November 1886 gehalten von Adolf Lehmann, Schuldirector in Leipzig. Leipzig, Verlag von Gustav Fock 1887. — Bei der „Realienbuchfrage" handelt es sich im Wesentlichen darum, ob den Kindern ein theils bei dem Unterricht selbst, theils bei der Repetition zu benutzendes Buch in die Hand gegeben werden soll, das den gesammten in der Volksschule zu lehrenden Stoff aus der Geschichte, Geographie und Naturkunde enthält. Der Verfasser verneint die Nothwendigkeit der Realienbücher, indem er zugleich die von den Freunden derselben beigebrachten Gründe für ihre Unentbehrlichkeit widerlegt und die Nachtheile hervorhebt, welche mit der Einführung derartiger Leitfäden verbunden seien. „Das Realienbuch — so führt er eingehend aus — benimmt dem Unterricht den Reiz der Neuheit, legt dem Lehrer Fesseln an und hindert ihn an der Bethätigung seiner Individualität, beschränkt die Entwickelung der Selbstthätigkeit der Schüler und führt zur Ueberbürdung derselben." Da aber zugestanden werden müsse, daß der Realunterricht in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht selten der rechten Nachhaltigkeit entbehre, so versucht es der Verfasser auch, einige Mittel und Wege anzudeuten, wie diesem Uebelstande ohne Realienbuch abzuhelfen sei. Zunächst betont er hierbei den altbewährten Fundamentalsatz: Unterrichte anschaulich! Sodann fordert er, bei der Behandlung neuer Unterrichtsstoffe so oft als möglich auf das, was der Schüler früher gehört oder gelesen, was er in der Natur oder dem menschlichen Leben selbst beobachtet hat, auf bereits behandelte Objecte, selbst beobachtete physikalische Erscheinungen, heimathliche geographische Verhältnisse rc. Bezug zu nehmen. Ferner empfiehlt er zusammenfassende Wiederholungen in der Schule und als Anhalt für die häuslichen Repetitionen von den Kindern selbst geschriebene Merkhefte. Schließlich geht er noch darauf ein, wie das Schullesebuch den Realunterricht zu ergänzen, zu beleben, zu illustriren habe. Die hierzu bestimmten Lesestücke sollen lebendige, durch Eingehen auf Einzelheiten anschauliche und interessante Schilderungen sein, sollen die Kinder insbesondere mit dem deutschen Vaterlande und seinen Bewohnern bekannt machen, Berichte von Augen- und Ohrenzeugen (Quellenberichte) über Ereignisse früherer Zeiten und Zustände fremder Gegenden geben, und hinsichtlich ihrer Form sollen sie durchweg den Vorzug mustergiltiger Einfachheit haben. Wir haben den sehr zeitgemäßen Vortrag mit großem Interesse gelesen und freuen uns, daß Hr. Stadtrath Dr. Panitz in Leipzig den Anlaß zur Veröffentlichung derselben gegeben hat, da er „eine

größere Summe dessen, was die pädagogische Praxis in einem bestimmten Punkte als Norm anerkannt hat, in schlichter Form, aber wohl begründeter Weise darbietet".

—e— **Zeitschrift für den deutschen Unterricht.** Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand herausgegeben von Dr. Otto Lyon. 1. Jahrgang. 1. u. 2. Heft. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1887. — Der Herausgeber erblickt in einem gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts mit vollem Rechte ein Hauptmittel zur Förderung des Deutschthums überhaupt, sowie der deutschen Sprache und Literatur insbesondere, und daher ist die vorliegende Zeitschrift von ihm begründet worden, in welcher „wenn möglich alle Lehrer des Deutschen gleichsam einen Sammelpunkt finden, wo sie Rath und Belehrung suchen oder ertheilen können, und in welcher eine Erziehung unseres Geschlechts zur Sprachschönheit, Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit wirksam vertreten und gefördert werden soll, die ja zugleich den Weg bahnen können zu der so heiß erstrebten wirklichen Durchbildung, dem höchsten Ziele aller Erziehung". Demgemäß sollen zunächst die Grundfragen über die Behandlung des gesammten Unterrichtsstoffes in eingehenden Abhandlungen erörtert, namentlich auch Verständigung darüber herbeigeführt werden, was innerhalb des Rahmens der bestehenden Schulverhältnisse für die einzelnen Altersstufen als das Geeignetste erscheint und wie es anzupacken ist. Um den Sinn für die Schönheit der sprachlichen Form wiederzuerwecken, will die Zeitschrift ferner der Pflege des mündlichen Ausdruckes besondere Aufmerksamkeit zuwenden und auch bestimmte Fragen aus dem Gebiete der Poetik, Verslehre, Stilistik und neuhochdeutschen Grammatik in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen. Außerdem wird sie sowol Erörterungen über die Behandlung der Lectüre und Literaturgeschichte, als auch Erläuterungen unserer classischen Dichtwerke bringen, daneben aber auch hervorragenden Erscheinungen der gegenwärtigen Dichtung die gebührende Beachtung zu Theil werden lassen. Endlich will sie für Schülerbibliotheken und die Privatlectüre geeignete Werke empfehlen, auf Anfragen von Ausländern über Gegenstände der deutschen Grammatik und Stilistik Auskunft ertheilen, den Lehrern des Deutschen ein „Sprechzimmer" zur Mittheilung ihrer Erfahrungen, zum Austausche abweichender Meinungen, zur Aeußerung über streitige Fragen öffnen und in einer „Bücher- und Schriftenschau" wichtige Bücher der Fachliteratur, Programme, Aufsätze &c. anzeigen und beurtheilen. — Nach unserem Dafürhalten kommt das vom Verfasser begonnene Unternehmen einem wirklichen Bedürfnisse entgegen, und es wird auf die weitere Entwickelung des deutschen Unterrichts gewiß den besten Einfluß ausüben, wenn sich die künftig erscheinenden Hefte ihrem Werthe nach auf der Höhe der ersten beiden erhalten. Beiträge wie: Das Schriftthum der Gegenwart und die Schule (von O. Lyon), Gottfried August Bürger und sein Wilder Jäger (von J. Sahr), Aus den Anfängen des deutschsprachlichen Unterrichts (von A. Richter), Aus der deutschen Sprachlehre (von P. Schumann), Die Synthese im deutschen Aufsatze (von F. Schultz), Die Fachausdrücke der Grammatik (von Th. Gelbe), Ueber Eintheilung und Benennung der Nebensätze in der deutschen Grammatik (von O. Erdmann), Uebersetzer und Uebersetzungskunst (von L. Freytag), Das Verhältnißwort (von H. Spuller) &c. bilden den Inhalt derselben. Von den zahlreichen Mitarbeitern wollen wir neben Prof. Rudolf Hildebrand, welcher der Zeitschrift ein Wort „Zur Einführung" vorausgeschickt hat, nur einige Wenige nennen: Dr. Aßmus-München, G. Berlit-Leipzig, Felix Dahn-Königsberg, Prof. Dr. Dunger-Dresden, Prof. Dr. Kern-Berlin, Dr. W. Münch-Barmen, Albert Richter-Leipzig, Pastor Dr. Schneidermann-Leutzsch, Prof. Dr. Seemüller-Wien, Prof. Dr. Suphan-Weimar, Prof. Dr. Wilmanns-Bonn, Archivdirector Dr. Wustmann-Leipzig &c. Angesichts dieser und anderer Namen geben wir uns der Hoffnung hin, daß sich der Wunsch, welchen Prof. R. Hildebrand am Schlusse seines interessanten Vorwortes ausgesprochen hat, erfüllen wird: „Möge die junge Zeitschrift zum Besten unseres neuen Lebens wacker mitarbeiten, möge sie recht alt werden und — dabei immer jung bleiben, wie es der Lehrer für seine Jugend, die er vor sich hat, bleiben soll."

M.-Fr. **Die Stadtschulen während der Regierung der Kaiserin Katharina II.** Von Graf D. A. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von P. v. Kügelgen. St. Petersburg 1887. Buchdruckerei d. K. Akademie d. Wissenschaften. 200 S. — Der Name der Grafen Tolstoi hat für die Geschichte der Wissenschaft und Kunst und des Unterrichts in Rußland einen guten Klang. So enthält die öffentliche Bibliothek in St. Petersburg eine kostbare Sammlung altslavischer Drucke und Handschriften des Grafen F. A. Tolstoi, ein anderer, Fedor Petrowitsch, war selbst ein tüchtiger Bildhauer und Medailleur, der bekannteste ist der in den letzten Jahrzehnten als Minister der Volksaufklärung thätig gewesene. Von ihm wol, wenn wir uns nicht irren, stammt das vorliegende Buch, das von allgemeinerem Interesse ist und die Uebersetzung, welche es von geschickter Hand erfahren hat, durchaus verdient. Was von dem Minister in Betreff der Russificirung der Ostseeprovinzen früher geleistet worden, ist durch die neuesten Erlasse so in den Schatten gestellt worden, daß man genöthigt wird, auch Aeußerungen, welche in diesem Buch den Gegenstand streifen, genauer ins Auge zu fassen. Da muß nun hervorgehoben werden, daß hier die völlige Abhängigkeit der ersten volksunterrichtlichen Versuche in Rußland von den österreichischen Maria Theresia's und damit von den vorhergehenden Friedrich's des Großen mit historischer Objectivität durchaus anerkannt und in einem interessanten Vergleiche (S. 131—135) der Vorzug der damaligen österreichischen Unterrichtsreform vor der russischen in jeder Hinsicht klargestellt wird; in den Abweichungen, sagt Graf Tolstai offen, lag die Schwäche der neuen Regeln. Ob er freilich ein Recht hat, S. 39 zu betonen, von Maria Theresia sei das tief erwogene und auf die rechte Basis gestellte System des Volksunterrichts dadurch entstellt worden, daß es, statt des guten Endziels der Volksaufklärung, als Mittel zur Germanisirung und Katholisirung des Landes benutzt worden sei, ob er von „schutzlosen" slavischen Ländern und von „armen" Slaven in diesem Sinne reden und Galizien „ein rein russisches Land" nennen darf, welches von den ersten Jahren seiner Vereinigung mit dem österreichischen Reiche an germanisirt und polonisirt worden sei, wobei der „lateinische Fanatismus" das Uebrige that, das werden deutsche und polnische Oesterreicher bezweifeln. Sonst wird man aber nur noch einmal (S. 152—156) an den Panslavisten erinnert, als er die Ausdehnung des Unterrichtsplanes von 1782 auf die im Reiche bestehenden, älteren deutschen Schulen behandelt. Wir haben an dieser Stelle nicht Raum, um weiter auszuführen, welche Widersprüche in den betreffenden Sätzen enthalten sind und welche politische und moralische Unklugheit Rußland begeht, wenn es die Deutschen als ausgenutze Culturträger bei Seite wirft. Wir heben vielmehr sehr gern die Sorgfalt und den Scharfblick hervor, mit der unser Buch die Vorbereitung, die ersten Versuche und die allmälige Durchführung dieser segensreichen Culturarbeit Katharina's darstellt. Der Briefwechsel Melchior Grimm's mit der Kaiserin ist das 1. Stadium 1775—80; ihre Berathung mit Joseph II. in Mohilew 1780, die Gutachten des Baron Dalberg und des Philologen Schaden, der Einfluß des Akademikers Aepinus geben die Entscheidung für das österreichische System; wir sehen, es kommen nur deutsche Namen in Frage. Daß man Aepinus' Rath, vor Allem die Geistlichkeit besser zu bilden, in den Wind schlug, erklärt Tolstoi an verschiedenen Stellen für einen verhängnißvollen Fehler. Nun schaltet er (18—43) eine kurze Geschichte des österreichischen Systems des Elementarvolksunterrichts ein, wobei ihm freilich anstatt Helfert's Buch weit bessere Quellen zur Verfügung gestanden hätten, und beginnt mit der Uebersiedelung des bisherigen Directors der Volksschulen im Banat, Jankovics de Mirievo, die eigentliche Arbeit in Rußland. Denn dieser hat das Vorbild des Preußen Felbiger, welchen Friedrich II. auf den Wunsch Maria Theresia's als den Urheber des neuen Lehrsystems aus Schlesien entließ, in St. Petersburg nachgeahmt und sich dadurch eine ehrenvolle Stellung unter den Pädagogen Europas erobert. Im September des Jahres 1782 begann die Commission für Einrichtung von Schulen in der russischen Hauptstadt ihre Arbeit und 1783 wurde zur Vorbereitung von Lehrkräften ebenda die Hauptvolksschule eröffnet unter Jankovics' Directorat, der sich dabei allerdings nicht als sicherer praktischer Pädagog bewies und schon 1785 den Abschied aus diesem Amt erhielt. Die wichtigste Angelegenheit in der Schulreform, die Ausbildung von Lehrern, entsank damit seinen Händen. Die Abfassung von Lehrbüchern von 1782—1796 ist der zweite entscheidende Schritt, den die Commission veranlaßte; mit größter Ausführlichkeit, indem er Inhaltsangaben und Kritiken derselben einschaltet, giebt Tolstoi darüber Aufschluß (59—113); ein umfangreicher Abschnitt ist dabei Amos Comenius gewidmet, Jankovics' Verdienst darum rühmend anerkannt. Der Unterrichtsplan von 1782, der besondere Aufmerksamkeit auf die Methode richtete, nahm drei Arten von Schulen, kleine, mittlere und Hauptschulen, in Aussicht, zuerst wurden deren in St. Petersburg und in dem St. Petersburger Gouvernement eröffnet, 1785 gab es in der Stadt schon 1192 Schüler. Im folgenden Jahre wurden in 25 weiteren Gouvernements Hauptvolksschulen angeordnet und vom Jahre 1788 an eröffnet, von den sogenannten mittleren Schulen nahm man übrigens überall als unnöthig Abstand.

Das Statut der Volksschulen vom 5. August 1786 suchte nun in erster Linie die administrative und ökonomische Seite zu ordnen. In der letzteren lag bei dem streng festgehaltenen Princip der Unentgeltlichkeit des Unterrichts die größte Schwierigkeit; in Rußland, wo wie in Preußen die Jesuiten noch geduldet wurden, standen nicht wie in Oesterreich die diesem Orden abgenommenen Güter zu diesem Zwecke zur Verfügung. Für jede Gouvernementsstadt war eine Hauptvolksschule mit fünfjährigem Cursus angesetzt, die kleinen Schulen sollten außer in jener in den Kreisstädten existiren, sie hatten nur zwei Classen. An Dorf- und an Mädchenschulen wurde noch nicht gedacht. Trotzdem in dieser Weise aber eine wohlerwogene, schon durch die Erfahrung anderer Länder erprobte Gesetzgebung ins Leben trat, gab es doch noch viele Schwierigkeiten. Die Localorgane konnten meist ihrer Bestimmung nicht entsprechen, das Geld fehlte den Städten außerdem zumeist, und das einzige Lehrerseminar in St. Petersburg sollte alle Hauptschulen des Reiches versorgen, während Oesterreich in jeder Provinz ein solches besaß; die Geistlichkeit endlich war unfähig, sich an der Sache zu betheiligen; dazu war Felbiger's Stellung eine ungleich bedeutendere als die Jankovics'. Das zeigte sich am schlimmsten an dem Lehrerseminar, das bis 1796 immer tiefer sank und seit 1788 nur frühere Schüler als Lehrer hatte. Man wollte es 1789 sogar schließen, weil es unnöthig sei; so kurzsichtig war die Commission daran, seine Hauptquelle zu verstopfen. Von 1792—94 wurde wirklich kein Unterricht gegeben, und auch in der Folgezeit ging die Erneuerung sehr langsam vor sich. Aehnlich traurig sah es nun mit den Lehrern der einzelnen Schulen und mit dem Unterhalt aus, die Seiten 144—152 geben dafür krasse Belege. Das reichste Gouvernement, das von Moskau, wollte am wenigsten von der ganzen Sache wissen und allgemein konnten die Eltern und Angehörigen den Zweck des in den höheren Classen ertheilten Unterrichts nicht einsehen, weshalb der Besuch derselben ganz gering war. Auch die Commission selbst schlief nach den ersten vier Jahren fast ein. Trotz Allem ist Katharina's Verdienst hoch anzuschlagen, sie hat 223 Lehranstalten gegründet und ihrem zweiten Nachfolger Alexander I. in bedeutender Weise vorgearbeitet.

Sonstige Bücherbesprechungen.

K—d. *Bolze, A.*, Reichsgerichtsrath. *Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.* Bd. 3. 1887. Leipzig, F. A. Brockhaus. (6 M, geb. 7 M. 471 S.) — Der vorliegende dritte Band enthält die Entscheidungen des Reichsgerichts, welche bis gegen Ende des Jahres 1886 ergangen sind, in 1523 Sätzen, sowie ein gedrängtes, aber ausreichendes Register zu den drei bisher erschienenen Bänden. Der Band schließt sich in der inneren Einrichtung den beiden früheren an. Einzelne Mittheilungen sind da, wo der Gegenstand es erheischte, nur zum Vortheile des Werkes und zum besseren Verständnisse etwas ausführlicher gefaßt. Andere Sätze werden dagegen die Einsicht eines vollständigeren Auszuges wünschenswerth erscheinen lassen, besonders über die Thatsachen, welche der Entscheidung zu Grunde lagen; einen solchen Auszug zu geben, ist auch nicht der Zweck des Werkes, vielmehr ist dieser nur die Ertheilung der von der Praxis als ein Bedürfniß empfundenen Auskunft darüber, wo über eine einschlägige Rechtsfrage entschieden ist. Für die Reichhaltigkeit des Inhalts spricht wohl, daß z. B. das Hypothekenrecht mit 33 Sätzen, das Anfechtungsrecht mit 20 Sätzen, das Haftpflichtgesetz mit 17 Sätzen, der Handelskauf mit 38 Sätzen, die offene Handelsgesellschaft mit 16 Sätzen, die Beweislast mit 30 Sätzen, der Beweis durch Eid mit 37 Sätzen, die Begründung des Urtheils mit 25 Sätzen und die Rechtskraft des Urtheils mit 26 Sätzen vertreten sind. Das Werk ist als eine Ergänzung sonstiger Sammlungen von Entscheidungen sehr beachtenswerth und wird vorzugsweise der Praxis dienen.

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. *Daniel Sanders*. Heft 2. April 1887. — Gegen das erste Heft dieser neuen Zeitschrift hatten wir eine Reihe von Bedenken erhoben (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 23. April 1887). Um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, anzuerkennen, daß das zweite Heft einen bedeutend günstigeren Eindruck hinterläßt. Zwar die Fortsetzung der Besprechung, die der Herausgeber der kleinen Goethe'schen Künstlernovelle „Der Sammler und die Seinigen" widmet, ist abermals mehr breit, als tief. Aber der sonstige Inhalt des Heftes ist unserer Aufmerksamkeit und unseres Dankes werth. So findet Rümelin's vielgenanntes Büchlein *über die Berechtigung der Fremdwörter* eine wohlverdiente Abweisung durch Gustav Hauff. Sehr lesenswerth sind ferner die Darlegungen von Sanders über eine Akademie der deutschen Sprache, und auch die kleineren Beiträge bringen manches Gute. Ist man auch nicht allenthalben mit dem Herausgeber einverstanden — in den Bemerkungen zu Goethe's „Sänger" geht z. B. sicherlich die *Auslegung* an einigen Stellen in die *Unterlegung* über —, so gewährt es doch Genuß, einen so fleißigen und sorgsamen Beobachter der Sprache über das und jenes plaudern zu hören: ob man in Aufzählungen für „erstens" auch „erstlich" und „einmal" setzen dürfe, ob der 22. März dss. Js. richtiger der *neunzigste* oder der *einundneunzigste* Geburtstag des Kaisers heißen müsse u. s. w. Durchaus zu billigen sind die Warnungen, die Sanders ausspricht, z. B. vor so häßlichen Eigenschaftswörtern wie *eidesstattlich*, vor den breiten Formen *derselbe, dieselbe, dasselbe* an Stelle der leichtgeschürzten Fürwörter *er, sie, es* u. dergl. Wenn nur Sanders das ewige Sichselbstcitiren lassen wollte! Es dürfte nicht viel Leute geben, die eine so vollständige Sammlung der Sanders'schen Schriften besitzen, wie er sie bei jedem der Leser seiner Zeitschrift vorauszusetzen scheint.

Rudolf Beer.

J. R. Das von *Wilhelm Herbst* begründete *Deutsche Literaturblatt* (Gotha, Perthes) hat mit dem neuen Jahre seinen Redacteur gewechselt; an die Stelle von *Heinrich Keck* ist Dr. *Rudolf Pfleiderer* in Ulm getreten. Soeben geht uns auch der nunmehr abgeschlossene *neunte* Jahrgang dieses Literaturorgans zu. Wir haben die Richtung desselben schon öfter geschildert und können füglich von einer neuen Charakteristik absehen, nur möchten wir heute nochmals auf einen Punkt hinweisen, in welchem uns das „Deutsche Literaturblatt" zu fehlen scheint. Dieser betrifft die Berücksichtigung gewisser unreifer Erscheinungen in unserer Literatur, wie sie seit mehr als Jahresfrist sich Ellbogenraum zu verschaffen versucht haben, Erscheinungen, die wir unsererseits nicht einmal mit Namen nennen wollen, um ihnen nicht gleichfalls mit zu einer unverdienten, wenn auch flüchtigen Bekanntschaft zu verhelfen. Natürlich bestand beim „Deutschen Literaturblatt" diese Berücksichtigung meist nur in einer scharfen und gerechten Zurückweisung; aber wir halten auch eine solche nicht nur für überflüssig, sondern sogar für schädlich. Denn nichts hat dieser knabenhaften Bewegung, deren Bedeutung immer nur in der eigenen Einbildung bestand, mehr zu einer Beachtung verholfen, als die überstürzte Opposition, wie solche in einigen geachteten Preßorganen (u. A. „Post", „Berner Bund", „Grenzboten") gemacht wurde, welche in wohlgemeinter Voreiligkeit gegen die genannte Bewegung zu Felde zogen. Von dieser Unbedachtheit ist auch das „Deutsche Literaturblatt" nicht frei zu sprechen gewesen; das „Deutsche Literaturblatt" hat somit dazu beigetragen, das Uebel noch größer zu machen, als es von Natur ist. Weiß die Redaction denn nicht, daß sie mit solchen Artikeln, wie einer z. B. in der Nr. 7 des laufenden Jahres S. 25 zu lesen ist, diesen wüsten Schreiern, deren Anmaßung komisch wird, wenn man diese mit ihren Leistungen zusammen hält, nur einen Gefallen erweist? Die laute Zurechtweisung macht nur Propaganda und Reclame für die Angegriffenen; die empfindlichste Strafe für sie dagegen besteht in Nichtbeachtung, denn diese giebt sie der Vergessenheit anheim, der sie angehören. Nach diesem Recepte haben wir z. B. gehandelt und wir glauben damit das Rechte getroffen und unsererseits zur Unterdrückung des Unheils unser Theil beigetragen zu haben. Wir bitten daher die neue Redaction im Interesse einer gesunden Weiterentwickelung unserer Literatur inständigst, diesem Beispiele folgen zu wollen. Lasse sie doch diese lärmende Talentlosigkeit sang- und klanglos in das Nichts zurücksinken, aus dem sie hervorgegangen ist.

B. *Kommers-Abende.* Die Lieder des Allg. deutschen Kommersbuches mit Klavierbegleitung. 7. Abend. Lahr, Moritz Schauenburg. — Die siebente Lieferung, mit der der zweite Band der empfehlenswerthen Sammlung beginnt, giebt keinen Anlaß zu neuen Bemerkungen. Die Auswahl ist diesmal besonders glücklich: neben einer Reihe der schönsten Volkslieder erscheint der treffliche Altmeister Scheffel mit fünf Proben seiner frischsaftigen Poesie, und eine Anzahl allbekannter kräftiger Studentenlieder schließen sich an. Der ansprechende Klaviersatz, die geschmackvolle Ausstattung verdienen das gleiche Lob wie früher, so daß sich das schöne Unternehmen aufs Neue dankbare Freunde gewinnen wird, die wir ihm auch aufrichtig wünschen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 45. Mittwoch, den 8. Juni. 1887.

Das Wappen des Königreichs Sachsen und die sächsischen Landesfarben.

Von Dr. G. Oertel.

Das Wappen des Königreichs Sachsen, wie es den Kopf dieser Zeitung ziert, ist weder das ursprünglich sächsische Wappen, noch das Wappen der Wettiner, noch auch, wie man vielleicht vermuthen könnte, das der Mark Meißen. Das sächsische Wappenthier ist das Roß. Schon der Herzog Widukind soll nach seiner Taufe ein weißes Roß im rothen Felde als Wappen angenommen haben. Dies Sachsenroß ist durch Sage und Dichtung wohlbekannt, es ist auch das Wappenzeichen des vormaligen Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, die ja bekanntlich sächsische Lande waren.

Als Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde und seiner beiden Herzogthümer, Bayerns und Sachsens, verlustig ging, wurde letzteres im Jahre 1180 an Bernhard von Ascanien verliehen. Das Stammland Bernhard's war die Herrschaft Ballenstedt, und deren Wappen — fünf schwarze Balken im goldenen Felde — wurde nun auch das Wappen der sächsischen Herzöge. Es bekam aber ein merkwürdiges Beizeichen, den entweder von links nach rechts oder von rechts nach links, später ausschließlich in ersterer Weise über das Schild gezogenen „Rautenkranz". Dieser Rautenkranz, ein mit eigenthümlichen dreiblätterigen oder dreizackigen Ornamenten geschmückter Querbalken, erscheint erst auf einem Siegel Albrecht's II., des Enkels jenes Bernhard von Ascanien. Der Name „Rautenkranz" kommt im Anfange des 16. Jahrhunderts auf.

Die Erklärung dieses Beizeichens hat von jeher die Wappen- und Geschichtsforscher beschäftigt. Der Canonicus Crantzius in Hamburg, der Schöpfer des Namens, erzählt die Sage, daß der Kaiser, als er die Verleihung des Herzogthums vornahm, einen Kranz der in Deutschlands Weinbergen nicht ungewöhnlichen Raute (ruta graveolens) um die Stirn gewunden und diesen Kranz um das Ballenstedt'sche Wappen geschlungen habe. Daß diese Erzählung alles geschichtlichen Grundes ermangele, braucht nicht erst bewiesen zu werden; sie trägt den Stempel des Sagenhaften und ist eine jener Wappensagen, die ad hoc d. h. zur Erklärung eines sonst nicht wohl erklärbaren Beizeichens erfunden sind. Es brauchte also nicht erst daran erinnert zu werden, daß die Verleihung des Herzogthums im Winter geschah, mithin das Tragen eines Rautenkranzes in Deutschland unmöglich war. Andere haben in dem Kranze den altgermanischen Wehrgürtel, Andere die Dornenkrone gesehen; der eine Gedanke ist ebenso willkürlich und märchenhaft, wie der andere. Noch Andere verzichteten auf eine eigentliche Erklärung und sahen in ihm nichts, als einen grünen Laubkranz, vergaßen aber dabei, daß ja nun zu erklären sei, wie dieser Laubkranz ein Beizeichen des sächsischen Wappens hatte werden können. — Viele Anhänger hat die Meinung gefunden, daß der Kranz eine stilisirte Darstellung der Herzogskrone sei. Dem muß freilich entgegen gehalten werden, daß die Stilisirung in diesem Falle eine möglichst ungeschickte gewesen sein würde, daß ferner eine Bezeichnung der Herzogswürde im Wappen selbst etwas durchaus Ungewöhnliches ist, daß endlich die älteren Darstellungen des Rautenkranzes eine solche Erklärung vollkommen ausschließen. In neuerer Zeit neigte man sich nun der Anschauung zu, daß der Rautenkranz nichts als ein ornamentirter Querbalken sei, der aus irgend welchem Grunde Beizeichen des Wappens geworden. Der Genealoge v. Mülverstedt in Magdeburg sah in dem Querbalken eine „Minderung" des Wappens, die nichts als eine jüngere Linie bekundete. Zum Verständniß dieser Anschauung muß bemerkt werden, daß Bernhard von Ascanien sein Land unter seine beiden Söhne so theilte, daß der ältere Heinrich Anhalt, der jüngere Albrecht I. Sachsen bekam, daß auch dieser, nachdem er neue Erwerbungen gemacht, seinen Besitz unter seine beiden Söhne, Johann und Albrecht II., so theilte, daß wiederum der jüngere Sachsen erhielt. Thatsächlich haben also stets die jüngeren Linien das Herzogthum Sachsen besessen; es würde demnach nichts im Wege stehen, im Rautenkranze ein „minderndes", die jüngere Linie bekundendes Beizeichen zu sehen, wenn nicht der Umstand dagegen spräche, daß die älteren Linien, Anhalt und Lauenburg, später das Wappen der jüngeren annahmen, was sie nicht gethan hätten, wenn das Beizeichen eine mindernde Bedeutung gehabt hätte. Eine neue und meiner Ansicht nach wohlbegründete Erklärung gab Freiherr v. Mansberg im „Neuen Archive für sächsische Geschichte und Alterthumskunde". Jener Albrecht II. von Sachsen erwarb auch das Burggrafthum Magdeburg, dessen Wappenzeichen ein Adler war. Nach der Sitte der Zeit vereinigte er den burggräflichen Adler mit dem ursprünglich Ballenstedt'schen Schilde. Dadurch aber ward sein Wappen dem einiger verwandten Linien, besonders dem des Hauses Querfurt, welches auch Ansprüche auf das Burggrafthum Magdeburg zu haben glaubte, vollkommen gleich; er fühlte sich mithin zur Annahme eines in die Augen fallenden Beizeichens bewogen und wählte hierzu einen stilisirten Laubreis. An welche Art von Blättern hierbei gedacht ward, ist an sich vollkommen gleichgiltig. Das Beizeichen blieb nun im sächsischen Wappen, auch als der Adler nach der bald wieder eintretenden Verpfändung des Burggrafthums neben dem Balkenschilde verschwand, mithin der Grund der Annahme des Beizeichens gehoben war. Wenn nun nach dem Gesagten der Rautenkranz eine tiefere Bedeutung nicht hat, so möge ihm doch die symbolische Deutung bleiben, die er seither in Wort und Lied erhalten; sein Grün auf dem Schwarz und Gold des Schildes möge uns sinnbildlich sagen: „Durch's Kreuz zur Krone! Sachsenhoffnung und Sachsentreue stirbt nicht!"

So blieb denn das fünfmal durch schwarze Balken getheilte goldene Schild mit von links nach rechts gezogenem grünem Rautenkranze das Wappen der Herzöge von Sachsen. Unter Kaiser Karl IV. nahmen sie als Zeichen ihres Erzmarschallamtes die Doppelschwerter hinzu. So übernahm denn auch der Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin, Friedrich der Streitbare, als er im Jahre 1423 mit Kursachsen belehnt wurde, dieses Wappen mit in seinen Wappenschild. —

Das ursprüngliche Wappen der Wettiner zeigte blaue Pfähle im goldenen Schilde. Zuerst erscheint dies Wappen auf einer Urkunde Dietrich des Bedrängten aus dem Jahre 1196. Während das Siegel dieses Fürsten noch acht, ein anderes neun Pfähle zeigt, wird sehr bald die Zweizahl der Pfähle zur Regel. Dieses alte Wettiner Wappen wurde dann Wappen der Grafschaft oder Herrschaft Landsberg und ist in die Wappen mehrerer sächsischen Städte übergegangen, es bildet beispielsweise die rechte Hälfte des Leipziger Stadtwappens. Als Heinrich der Erlauchte Thüringen gewann, nahm er das Wappenzeichen dieser bedeutenderen Neuerwerbung, den Löwen, an. Bei der Theilung seines Reiches behielt der ältere Sohn zugleich mit dem Thüringer Lande das Thüringer Wappen, während der jüngere, welcher die Mark Meißen bekam, das väterliche Wappen zwar auch übernahm, aber die Farben änderte. So

wurde der schwarze Löwe im goldenen Felde das Zeichen des Markgrafthums Meißen und ist es geblieben. Auch dies Wappen findet sich noch in einigen Städtesiegeln, so in denen von Dresden, Freiberg u. s. w. Eine Zeit lang verschwand das Wettiner Wappen ganz aus dem Schilde der Markgrafen von Meißen, es kehrte erst im Jahre 1351 zurück, als diese ihr Stammland wieder gewannen.

Schon im ausgehenden Mittelalter war es Sitte gewesen, die Wappen der verschiedenen Gebietstheile neben einander zu stellen. Man hatte damals schon Doppelwappen uud quadrirte Wappen. Als nun Friedrich der Streitbare zur Mark Meißen und seinem sonstigen Besitze das Kurfürstenthum Sachsen bekam, nahm er dessen Wappen als den hervorragenden Theil an die erste Stelle seines Schildes. An derselben blieb es fortan, auch nachdem seit Heinrich dem Frommen die Sitte aufgekommen war, die Wappen in einem Schilde heraldisch zu vereinigen. Diese Sitte, die noch heute in manchen Kleinstaaten Deutschlands befolgt ist, blieb im Kurfürstenthum Sachsen bestehen, bis es aufhörte, Kurfürstenthum zu sein. Das große kurfürstliche Staatswappen enthielt 25 Schilde, in deren Mitte das Zeichen des Erzmarschallamtes sich befand. Am 29. December 1806 wurde durch königliche Verordnung bestimmt, daß die im Namen des Königs ausfertigenden Collegien sich vor der Hand und bis auf weitere Anordnung eines Siegels bedienen sollten, in welchem das bisherige herzoglich sächsische Wappen sich befinde.

Zu dem vollständigen Wappen gehörte das Helmkleinod über dem Wappenschilde. Die Helmzier der Wettiner war ein hoher ritterlicher Hut (manchmal auch eine Stange), oben endend in einem Busche von Pfauenfedern, seitwärts mit drei Doppellützen behangen. Dieses Kleinod behielten die Wettiner bei, bis Kaiser Karl IV. im Jahre 1350 den Söhnen des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften das Recht über die in ihrem Lande ansässigen Juden verlieh.

Seitdem zeigt das Wappen der Markgrafen von Meißen einen bärtigen Kopf als Helmkleinod, den sogenannten „Meißner Judenkopf", welcher die den Markgrafen verliehene Gerechtsame versinnbildlichen sollte. Als die Sitte der Wappenvereinigung aufkam, wurden auch die verschiedenen Helmkleinodien über dem die einzelnen Wappen vereinenden Schilde angebracht, so daß das große kurfürstliche Staatswappen 10 Helme zeigt. Im Jahre 1806 wurde selbstverständlich die Königskrone als Zier des sächsischen Wappens über dasselbe gestellt.

Dies ist die einfache Gestalt des königlich sächsischen Wappens, wie sie sich beispielsweise noch in den Siegeln der Militärbehörden findet. Seit 1858 wird der Schild von zwei Löwen gehalten. Unterhalb desselben befindet sich an grünem Bande der Hausorden der Rautenkrone und, durch die verbindenden Ornamente gehalten, das Band mit der Inschrift: Providentiae memor. — Noch weniger als das jetzige Landeswappen sind die sächsischen Landesfarben ursprünglich; sie sind weder die Farben des Herzogthums Sachsen, noch die der Mark Meißen, noch auch die des Hauses Wettin. Die Landesfarben sind eigentlich die Farben des betreffenden Wappens, demnach sind die Farben der Wettiner blau-gelb, die des Herzogthums Sachsen schwarz-gelb (schwarze Balken im goldnen Felde) und die der Mark Meißen gleichfalls schwarz-gelb (schwarzer Löwe im goldnen Felde). Die Farben des Königreichs Sachsen müßten demnach auch schwarz-gelb, oder mit Berücksichtigung des grünen Rautenkranzes schwarz-gelb-grün sein.

Sie sind es auch gewesen bis zum Jahre 1813. Am 12. November 1813 veröffentlichte der russische Statthalter Repnin ein Publicandum, welches die grüne Farbe als sächsische Nationalfarbe bestimmte. Darnach sollten die Kokarden grün sein, mit einem gelben und schwarzen Streifen umgeben, das Portépée aber von Silber, mit grünen, gelben und schwarzen Fäden durchzogen. In dieser letzteren Bestimmung erscheint zum ersten Male die Verbindung der weißen Farbe mit dem Grün des sächsischen Rautenkranzes. Als dann die sächsische Landwehr errichtet wurde, führte sie ein grünes Kreuz in weißer Fahne. Nach der Rückkehr des allgeliebten Königs Friedrich August erschien am 16. Juni 1815 ein Rescript, wonach die weiße Kokarde mit grünem Rande nicht nur vom Militär, sondern auch „als äußeres Zeichen der Eintracht und zur Belebung des nationalen Sinnes" von allen öffentlichen Beamten getragen werden sollte. Ebenso wurde verordnet, daß der am 12. August des gleichen Jahres gestiftete Civilverdienstorden an einem weißen Bande mit grünen Streifen zu tragen sei. So wurden die Farben grün und weiß Landesfarben des Königreichs Sachsen. Sie sind als solche weit volksthümlicher geworden, als es je die altsächsischen waren, sie haben tiefsinnige Deutungen erfahren und sich eingebürgert in der Poesie unsres Volkes. Liegt ja auch im glänzenden Weiß der Reinheit neben dem verheißungsvollen Grün der Hoffnung ein tiefer Sinn.

Zum Schlusse möge noch erwähnt werden, daß auch in den sächsischen Herzogthümern seit 1822 Grün-weiß anstatt des ursprünglichen Schwarz-Gelb Landesfarbe geworden ist, während das Großherzogthum Sachsen-Weimar die Farben des sächsischen Wappens, schwarz-grün-gelb, beibehalten hat.

Rundschau auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde.

—ψ— Von dem Prachtwerke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf" liegt uns jetzt ein zweiter Halbband, die erste Abtheilung des Uebersichtsbandes: „Naturgeschichtlicher Theil". Wien 1887, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, vollendet vor. Se. kaiserl. Hoheit der Kronprinz Rudolf hat es sich nicht nehmen lassen, das Werk, das nicht nur seiner ganzen Sympathie, sondern sich auch seiner thatkräftigsten Unterstützung zu erfreuen hat, eigenhändig einzuleiten; wer könnte auch wärmer für das schöne patriotische Unternehmen fühlen, als der Sproß des erlauchten Kaiserhauses, unter dessen Scepter einmal die weiten, herrlichen Lande stehen sollen, in die er sich jetzt mit wissenschaftlichem und künstlerischem Auge hineinlebt, um sie einmal nicht nur von Gottes Gnaden, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit sein zu nennen, um den seiner Obhut und Fürsorge anvertrauten Völkerschaften einmal nicht nur ein starker und mächtiger, sondern auch ein kundiger und gütiger Herrscher zu werden. Daß er sich in diesen Gedanken eingelebt hat, daß er sich bestrebt hat, wissend und liebend sein schönes österreichisches Vaterland zu erfassen, davon legt die Einleitung, in der er seine Gedanken enthüllt, beredtes Zeugniß ab. Wie kommende Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen, so giebt der zukünftige Kaiser schon hier seine Anschauungen kund, die ihn in Bezug auf seine späteren Unterthanen beseelen. Das Studium der innerhalb der Grenzen dieser Monarchie lebenden Völker ist nicht nur für den Gelehrten ein hochwichtiges Feld der Thätigkeit, so äußert er sich, sondern auch von praktischem Werthe für die Hebung der allgemeinen Vaterlandsliebe. Durch den wachsenden Einblick in die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der einzelnen ethnographischen Gruppen und ihre gegenseitige und materielle Abhängigkeit von einander muß das Gefühl der Solidarität, welches alle Völker unseres Vaterlandes verbinden soll, wesentlich gekräftigt werden. Jene Volksgruppen, welche durch Sprache, Sitte und theilweise abweichende geschichtliche Entwickelung sich von den übrigen Volksbestandtheilen abgesondert fühlen, werden durch die Thatsache, daß ihre Individualität in der wissenschaftlichen Literatur der Monarchie ihr gebührendes Verständniß und somit ihre Anerkennung findet, wohlthätig berührt werden; dieselben werden dadurch aufgefordert, ihren geistigen Schwerpunkt in Oesterreich-Ungarn zu suchen. Es ist daher gerade in unserem Vaterlande von hoher Wichtigkeit, die Ethnographie und ihre Hilfswissenschaften zu pflegen, da dieselben, ferne von allen unreifen Theorien und von allen Parteileidenschaften, das Material sammeln, aus welchem allein eine objective Vergleichung und Abschätzung der verschiedenen Völker hervorgeht. Und wo gäbe es einen Staat, fährt dann der hohe Autor weiter fort, so reich an Gegensätzen seiner Bodengestaltung, der naturhistorisch, landschaftlich und klimatisch so herrliche Mannigfaltigkeiten in seinen Grenzen vereinigend in der ethnographischen Zusammensetzung verschiedener Völkergruppen gleich interessante Bilder zu einem großen Werke liefern könnte? — In dem uns vorliegenden Halbbande erhalten wir nun von berufenen Specialisten: Orographie und Hydrographie, von Karl v. Sonklar. — Geologische Uebersicht von Oesterreich-Ungarn, von Franz v. Hauer. — Die klimatischen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns, von Julius Hann. — Oesterreich-Ungarns Pflanzenwelt, von Anton v. Kerner und Zoologische Uebersicht der österreichisch-ungarischen Monarchie, von August v. Mojsisovics.

Weiter sind von dem Werke: „Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, In-

dustrie und dem Volksleben geschildert von Moriz Bermann. Verlag von Gilbert Anger in Wien und Leipzig, welches sich die Aufgabe gestellt hat, eine allgemein erschöpfende, alle Phasen der staatlichen und culturellen Entwickelung umfassende Geschichte der österreich-ungarischen Monarchie in unserem Jahrhundert zu geben, nunmehr vier Hefte erschienen. Dieselben beschäftigen sich zunächst mit Oesterreich an der Wende des Jahrhunderts bis in die Mitte des vorigen zurückgreifend. Das Oesterreich von heute ist das Resultat des ganzen Entwickelungsganges, der Denkweise, der gemachten Erfahrungen und der darauf beruhenden Charaktereigenthümlichkeiten. Es muß die Zeitgeschichte in die Vergangenheit zurückgreifen, da sie die consequente Folge dieser ist. Auf diese Weise werden nur die Beziehungen verständlich, welche Oesterreich zur großen französischen Revolution, sowie die Kämpfe, welche es im Anfange dieses Jahrhunderts auszufechten gehabt hat. So werden zunächst die Momente vorgeführt, durch welche unter Maria Theresia und Josef II. der Grund zum heutigen Staatengebilde gelegt worden ist. Hierauf folgen Schilderungen der Einwirkung der französischen Revolution auf das Staats- und Völkerleben der Regierungsperiode Leopold's II., sowie Darlegungen des ersten Freundschaftsbündnisses zwischen Oesterreich und Preußen, des Regierungsantrittes Franz's II. und des Beginnes der französischen Kriege, wobei neben den politischen Erscheinungen auch die culturhistorischen, das Leben in Kunst und Wissenschaft in den Bereich der Betrachtungen gezogen wird.

Von den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", welche im Auftrage der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart durch Dr. Richard Lehmann, Professor der Erdkunde an der Akademie zu Münster i. W., herausgegeben werden und deren wir bereits zu wiederholten Malen in diesen Blättern gedacht haben, liegen jetzt wiederum eine Anzahl von Heften vor, durch welche der erste Band abgeschlossen wird und in welchen wir werthvolle und interessante Monographien zur physischen und Anthropogeographie unseres Vaterlandes erhalten. Zu erwähnen sind: Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) von Dr. F. E. Geinitz, Professor der Mineralogie an der Universität Rostock. Mit zwei Uebersichtskärtchen und zwei Profilen. — Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland von Dr. R. Aßmann, Oberbeamten — nicht „Oberbeamter", es ist eine altbekannte grammatische Regel, die der Schüler schon in der Sexta lernt, daß das Substantiv in der Apposition mit dem Beziehungsworte in Numerus und Casus und, wenn es ein Personennamen ist, an welchem das Personengeschlecht unterschieden wird, auch in dem Geschlechte übereinstimmen muß — also Oberbeamten am königl. preußischen Meteorologischen Institute und Docenten für Meteorologie zu Berlin Mit 10 Profilen und 7 Uebersichtskarten. — Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung von Dr. H. J. Biedermann, Professor der Statistik und des Staatsrechtes an der Universität zu Graz. — Paleographie der Cimbrischen Halbinsel. Ein Versuch die Ansiedlungen Nordalbingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geschichte nachzuweisen von Professor Dr. ph. K. Jansen.

Die letztgenannte Monographie giebt eine Darstellung der Städte nicht nur der preußischen Provinz Schleswig-Holstein, sondern auch des damit in Natureinheit stehenden eutinischen, lübischen und hamburgischen Gebietes nach deren örtlichen und staatlichen Verhältnissen. Der Zug wandernder Menschen bewegt sich nach denselben Gesetzen wie ein Fluß. Er sucht mithin ein natürlich gegebenes Bett, um es sofort zu benutzen oder erst zu gestalten. Seine Richtung geht also unter allgemeinen und gewöhnlichen Bedingungen auf die Ebenen, in die Thäler, längs der Flüsse, namentlich der größeren und beherrschenden: wandernde Völker suchen das Meer. Dieser Satz wird auch durch die Besiedelung der cimbrischen Halbinsel bestätigt. Der Verfasser schildert uns zunächst Lage und Bodengestalt des betreffenden Gebietes, worauf er den Gang der Bevölkerung von den urgeschichtlichen Zeiten bis zur Gegenwart verfolgt, von welch ersteren nicht nur die historischen Aufzeichnungen, die bis in das graue Alterthum zurückreichen, Nachricht ablegen, sondern von denen auch die stummen Gräber und Geräthe aus unbestimmbarer Vorzeit die erste ebenso sichere wie dunkele und unbestimmte Kunde geben. Das Ergebniß der interessanten anthropogeographischen Untersuchungen ist, daß der Natur und Lage des Landes entsprechend der Völker- und Menschenverkehr daselbst in zwei Hauptrichtungen sich bewegt hat, in einer nord-südlichen und einer ost-westlichen. Beide haben nothwendig eine Gegenrichtung: Süd-Nord und West-Ost. Welche dieser Strömungen jedesmal die ursprüngliche gewesen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, jedoch deuten Zeichen und Verhältnisse allgemeiner Art darauf hin, daß die Einwanderung von Osten und zwar zur See und zu Lande und die von Norden die frühere, die von Westen und Südwest zur See, die von Süden zu Lande die spätere gewesen ist. Auf das Unzweideutigste bezeugen die Ueberbleibsel der Urzeit eine Scheidung der Bevölkerung in eine östliche und eine westliche, eine der Ostsee und eine der Westsee zugewandte, eine dichtere und eine spärlichere, getrennt durch weite und unwirthliche Gegenden. Ausdrückliche geschichtliche Nachrichten und glaubliche geschichtliche Analogien gestatten die Annahme, daß die Halbinsel viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vor Christi Geburt in ihren höheren und festeren Theilen bewohnt und ausreichend bevölkert gewesen ist. Eine andere als eine „scythische", das heißt germanische Urbevölkerung ist nicht nachweisbar. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist eine skandinavische Einwanderung von Norden und eine slavische von Osten mit Sicherheit anzunehmen. Die zweite Einwanderungs- und Besiedelungsperiode, veranlaßt durch die Gestaltung einer romanisch-germanischen Weltmonarchie, beginnt mit dem Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts und dehnt sich in ihren Nachwirkungen über das 10. und 11. Jahrhundert aus. Die dritte Einwanderung fällt in das 12., die vierte in das 13., während die fünfte erst im 17. Jahrhundert erfolgt. Die Slaven bauen vorwiegend Burgen und Brückenköpfe, die Franken Burgen und Kirchen, das 12. Jahrhundert gleichfalls Burgen, Kirchen und Klöster, das 13. Kaufstädte und Klöster, das 17. Freistädte. Als innere Triebfedern erscheinen zunächst das Bedürfniß der Ausbreitung und Landerwerbung, dann nationaler Gestaltungsdrang, weiter theils der fürstlich-particularistische Zug der deutschen Entwickelung, theils das kräftig aufstrebende und aufblühende Städtewesen, endlich wieder fürstliche Reform- und Herrschaftspolitik, begleitend aber und mitwirkend, oft selbst bestimmend kommt in allen drei mittleren Perioden der missionarische Drang der katholischen Kirche, in der letzten das religiöse Freiheitsbedürfniß der evangelischen in Betracht, das selbst noch den vereinzelten Spätling unter den Ansiedlungen Schleswig-Holsteins im 18. Jahrhundert, Christiansfeld, erzeugt. Maßgebend aber erscheint in der ersten Periode nationaler Instinct, in der zweiten kaiserliche Staatsweisheit, in der dritten das ritterliche und fürstliche Interesse, in der vierten der bürgerliche Thätigkeitsdrang, in der letzten wieder fürstliche Politik. Von Nationalitäten sind, soweit sie überhaupt als solche, das heißt als grundverschieden angesehen werden können, vorzugsweise nur zwei betheiligt, die skandinavische und die deutsche, richtiger die Nord- und Südgermanen; von den letzteren diejenigen Stämme, welche die südwestliche Hälfte der continentalen Basis der Halbinsel bewohnen; von der östlichen Verlängerung der Basis ist nur vorübergehend die slavische Nation eingedrungen. Die Vertheilung der Bewohner über das in Rede stehende Gebiet ist bis heute im Wesentlichen dieselbe, wie in den ersten erkennbaren Urzeiten; wie dieselbe sich gestaltet hat, legt der Verfasser eingehender dar; wir müssen uns leider versagen, hier näher auf die interessanten Darlegungen einzugehen, nur bemerken wollen wir, daß dieselben auch vom volkswirthschaftlichen und socialen Standpunkte sehr der Beachtung werth sind. Was den Verkehr anbelangt, so stellt die Halbinsel noch immer, wie von jeher, eine große Brücke, einen langen Damm durch das nordische Binnenmeer dar, in welchem der Längenverkehr die Querbewegung weit überragt und im Vergleich mit den vorübergehenden Völkerbewegungen früherer und frühester Jahrhunderte jetzt eine Verkehrsader zwischen Norden und Süden, Nordosten und Südwesten trägt, deren schwellender Strom keinen Tag, keine Nacht mehr unterbrochen gedacht werden kann.

Das Klima eines Landes ist nicht allein von seiner größeren oder geringeren Entfernung vom Meere oder von seiner Höhenlage über dem Spiegel desselben abhängig, sondern wird auch beeinflußt von Factoren, welche durch eine gewisse mehr oder weniger starke Fernwirkung die dem Lande sonst eigenthümlichen Verhältnisse abändern. Das Meer, wie jede andere Quelle größeren Wassergasreichthumes der Luft, äußert seinen Einfluß nicht nur auf die ihm selbst zugehörigen Luftmassen, sondern auch in die Ferne auf seine weitere Umgebung. Aehnlich, aber doch in mannigfach anderer Weise, wirken Bodenerhebungen auf die ihnen benachbarten Landstriche ein, indem sie denselben ein eigenthümliches, streng örtliches Gepräge verleihen. Besonders charakteristisch wird dieser Einfluß der Gebirge dann, wenn die Unterschiede der Höhenverhältnisse auf kleinem Gebiete be-

deutende, wenig durch Uebergänge vermittelte sind. Wesentlich complicirt werden die Erscheinungen, wenn auf einem räumlich nicht zu weit ausgedehnten Gebiete mehrere Bodenerhebungen mit steilen Rändern und zwischen ihnen Flach- und Tiefländer in erheblicher Ausdehnung sich befinden. Den Versuch nun, aus einem derartigen bunten Wetterbilde einmal den markantesten Factor, den Einfluß der Bodenerhebungen, auszusondern und dessen Wirkungen nachzuspüren, hat Aßmann in Bezug auf das Klima Mitteldeutschlands unternommen; die Ergebnisse der interessanten Untersuchungen sind ebenso für die Meteorologie, wie für die Geographie von Werth.

Auf Grund seiner geologischen Orientirungsarbeiten in Mecklenburg giebt Professor Geinitz eine übersichtliche Darstellung des mecklenburgischen Geschiebestreifens, wobei auch interessante Beiträge zu manchen wichtigen Fragen der Glacialgeologie geliefert werden, insbesondere zu den Fragen einer mehrmaligen Vereisung Norddeutschlands in der Gliederung des Diluviums. Auch für die Praxis sind die Untersuchungen des Professor Geinitz von Wichtigkeit, die zugleich eine Uebersicht über die geologischen Grundlagen der topographischen Verhältnisse Mecklenburgs geben.

Was die Schrift Biedermann's: „Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung" anbelangt, so behalten wir uns vor, bei deren Bedeutung nicht nur für die Völkerkunde, sondern auch für die Politik, auf diese besonders zurück zu kommen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

—γ. Das erste deutsche Parlament und die Wehrfragen. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Von Emil Knorr, Oberstl. z. D. R. v. Decker's Verlag. Berlin 1887. — In großen Zügen entwirft der Verfasser im ersten Abschnitt seines Werkes die Entwickelungsgeschichte des ersten deutschen Parlaments, um sich dann im zweiten Theil in eine kritische Beleuchtung der damals versuchten Lösung der Wehrfragen zu vertiefen. Besonders Interesse erhält die Darstellung durch Einflechtung der „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung" von Seiten des damaligen Prinzen von Preußen. Wir entnehmen dem Vorwort, mit dem der allerhöchste Verfasser seine „Bemerkungen" einleitete, nur einige Sätze, genügend, um zu zeigen, wie damals, wie während seines ganzen Lebens das unablässige Bemühen unseres Kaisers auf Hebung und Entwickelung der vaterländischen Wehrkraft gerichtet war: „Welcher deutsche Militär hätte nicht mit Spannung dem Erscheinen des verheißenen Entwurfs einer Wehrverfassung für Deutschland entgegengesehen? — einer Verfassung, welche dem ersehnten Zweck der größeren Einheit und Selbständigkeit des gesammten Vaterlandes das bereiteste Mittel, ein schlagfertiges, kriegstüchtiges Heer bieten, und durch eine wohlgeleitete Kraftentwickelung der Nation, — für welche man das einstige Reichsheer doch halten muß, — die Sicherheit im Innern und das Ansehen nach Außen wahren sollte." Der Wunsch des damaligen Abgeordneten ist seitdem, allerdings in anderer Weise, als zu jener Zeit geplant war, in Erfüllung gegangen und aus dem Prinzen von Preußen ist dem neuen Deutschen Reiche zum Heil sein erster Kaiser geworden. — Das Werk Knorr's bietet einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Heeresentwickelung und wird als solcher in keiner größeren Bibliothek fehlen dürfen.

Kr. Von den „Monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evang. Volksschule", Langenberg bei Jul. Joost, liegen uns das 2.—5. Heft des 9. Jahrganges vor. Aus dem vielseitigen Inhalte treten als besonders beachtenswerth folgende größere Aufsätze hervor: 1) „Erinnerungen an den vom 5. bis 7. Oct. 1886 zu Hannover abgehaltenen IV. Deutschen Evangelischen Schulcongreß", aus denen hervorgeht, daß sich derselbe von außenher steigender Achtung und Anerkennung erfreuen durfte, die brüderliche Gemeinschaft der Theilnehmer stärkte und denselben eine Fülle heilsamer Anregungen für Verstand und Willen darbot. 2) „Die Simultanschule in Westpreußen, ein Beförderungsmittel des Polonismus". Von sachkundiger Seite wird hier nachgewiesen, daß die oft zur Vertheidigung der Simultanschule aufgestellte Forderung, dieselbe als ein Förderungsmittel des Deutschthums in national gemischten Bezirken trotz aller berechtigten religiösen Bedenken vor der Hand gelten zu lassen, durchaus unberechtigt sei. Vielmehr benutzt in Westpreußen, wo evangelisch und deutsch gleichbedeutende Begriffe ausmachen, die polnisch-katholische Partei die Simultanschule mit Geschick und Erfolg zur Stärkung ihres Einflusses. 3) „Die neuesten Kämpfe über die Schulgesetzgebung in Württemberg" fanden ihren Ausgangspunkt in einer vom württembergischen Volksschullehrervereine herausgegebenen Denkschrift: „Die württembergische Volksschulgesetzgebung im 50. Jahre ihres Bestandes", welche eine Neubearbeitung derselben im Sinne der aus moderner Weltanschauung resultirenden Emancipationsbestrebungen fordert. Vorliegender Artikel weist nach, daß es nur dann möglich sein werde, die vom Volksschullehrerstande so vielfach geschlossene unheilvolle Verbrüderung mit der modernen kirchen- und sogar christusfeindlichen Weltanschauung zu lösen, wenn sich conservative und christliche Elemente zu Anwälten der berechtigten Wünsche der Lehrerwelt nach Verbesserung ihrer äußeren Lage aufwerfen und in dieser Richtung bessere Leistungen erzielen, als zeither die Parteien des Freisinns und Fortschritts. 4) Ein Wort des Fürsten Bismarck aus seiner am 24. Jan. d. J. gegen die Wahlagitation des Centrums und der Fortschrittspartei gehaltenen Rede: „Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwickelung, auf die Schärfung des Urtheils durch die Schule nach ihrer vollständigen Emancipation" wird einer ernsten Erwägung unterzogen und der Befürchtung Raum gegeben, dasselbe könne möglicherweise den Muth der Gegner der confessionellen Volksschule neu stärken und sie zur Wiederaufnahme der gesunkenen Agitation für Errichtung von confessionslosen Schulen anspornen. 5) Ein ursprünglich der „Allgem. Dtsch. Lehrerzeitung" angehöriger Artikel über „Lehrerbildung in Frankreich" bietet viel Interessantes. Mehrere Aufsätze betreffen interne preußische Angelegenheiten. Die in jeder Nummer enthaltenen kurzen Nachrichten, eine Art Chronik über beachtenswerthe Erscheinungen auf dem Gebiete der Volksschule, können vielfach über erfolgte Aufhebung bestandener Simultanschulen berichten, eröffnen interessante Um- und Ausblicke auf einschlagende Verhältnisse in Frankreich, Holland und Rußland, werfen Streiflichter auf die Anschauungen des Vereins für Verbreitung der Volksbildung über die Wirksamkeit und Bedeutung der Volksschule, die nach einem Ausspruche eines Wanderlehrers dieser Gesellschaft ebenso wenig als die Kirche und der Staat irgend welche Befähigung zur Erziehung besitze, vielmehr nur Kenntnisse zu übermitteln, höchstens die Fehler der häuslichen Erziehung zu bekämpfen habe, und weisen hin auf die Praxis der Fortschrittspartei, sich dadurch die Zuneigung des Lehrerstandes zu erwerben, daß dieselbe beständig Anträge zu dessen Gunsten stellt, die den Staat mit neuen Ausgaben belasten würden, während sie gleichzeitig mit Hartnäckigkeit die Erschließung neuer Steuerquellen für die Staatscasse verweigert.

—g. Grübeleien eines Malers über seine Kunst. Von Otto Knille. Berlin, Gebr. Paetel, 1887. Der Titel dieses Buches ist irreführend. Der Verfasser bietet in keinem einzigen Satze „Grübeleien", sondern wohlerwogene Ergebnisse tüchtiger kunstgeschichtlicher Studien und ästhetischer Schulung. Er giebt nur ausgereifte Gedanken, und zwar in durchweg ansprechender Form, mit sicherem, aber bescheidenem Urtheil. Allerdings machen diese Aphorismen keinen Anspruch auf tieferen wissenschaftlichen Vollgehalt, aber sie enthalten für Kunstliebhaber eine belehrende und fesselnde Lectüre. Wir kennen nur wenig Maler, welche über ihre Kunst mit soviel innerer Berechtigung im Feuilletonstil schreiben können, wie O. Knille. Es sei gestattet, zu Einzelheiten der vorliegenden Schrift Stellung zu nehmen. „Unzweifelhaft" ist es denn doch nicht, daß zu dem Christus auf dem weltbekannten Tizian'schen Bilde „Der Zinsgroschen" ein Venetianer „gesessen" und allein diesem Heiland „ein wahrscheinliches Menschenantlitz" verliehen habe. Es ist nicht unbedenklich, bei der ohnehin herrschenden Sprachverwirrung den Begriff „Phantastik" als eigenthümliche Art einer gesunden Phantasie einzuführen im Unterschiede von „Phantasterei", als einer krankhaften. Wenn Knille eine festgegliederte technische Ueberlieferung für die heutige Malerei verlangt und die Ausdrucksmittel als solche international gemacht wissen möchte, so stimmen wir ihm darin bei. Wenn er aber den „Linienstil" allzu sehr herabdrückt und Michelangelo zu Gunsten von Rubens zurückdrängt, so können wir nicht folgen. Oder vermag denn nicht einmal ein so denkender Künstler wie Knille zu erkennen, daß Rafael der heiligen Barbara auf seiner „Sixtinischen Madonna" nicht ein Verhältniß zum „Publicum", sondern zur „Gemeinde" gegeben hat? Dagegen ist Knille's Stellung zur antiken Polychromie sowie zur Genremalerei der alten Holländer feinsinnig charakterisirt. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über Alfred Rethel, Böcklin, die Impressionisten, die Malerei der Zukunft.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 46. Sonnabend, den 11. Juni. 1887.

Ein geographisches Aschenbrödel.
Skizze aus dem deutschen Diaspora-Gebiet.

Von Dr. **Bernhard Schwarz.**

Ein bekanntes deutsches Märchen erzählt uns vom Aschenbrödel, jenem unglücklichen Königskinde, das von den eigenen Verwandten zurückgesetzt und gemißhandelt wurde, bis endlich seine Schönheit und Tugend die gebührende Anerkennung fand.

Es giebt solcher Aschenbrödel indeß nicht nur im Einzeldasein, sondern auch im großen Völkerleben. Hatte denn ein ähnliches Geschick nicht unsere eigene Nation, die Jahrhunderte lang vom Ausland verspottete und benachtheiligte, bis sie, von ihrem Befreier, unserem großen Staatsmann, aus dem Staube hervorgezogen, in wenig Jahrzehnten zur Gebieterin in Europa und selbst zur Grundbesitzerin in weiten überseeischen Gebieten erwuchs?

Aber Aschenbrödel müssen sogar manche Landstriche der Erde genannt werden, die, obwol reich beanlagt, doch nur geringe Beachtung, wenn nicht gar Verkennung finden. Unter diesen steht in erster Linie jenes Stück Europa, von dem in den nachfolgenden Zeilen ein kleines Bild entworfen werden soll, die Dobrudscha. Wie Viele giebt es denn auch, selbst in dem gebildeteren Theile unseres Publicums, die von dem Ländchen mehr als den Namen und die ungefähren Grenzen kennen! Dort aber, wo wir eine bestimmtere Vorstellung von jenem Gebiete finden, ist dieselbe eine zum größten Theil ganz schiefe. Da soll z. B. die Dobrudscha ein monoton gebildetes, ödes, baumloses, nur mäßige Schaftriften ergebendes Hochland, eine Steppe sein. Auf ähnliche Ansichten stoßen wir nicht nur bei unseren theoretischen Geographen hinter dem Lehrpulte, sondern selbst bei Reisenden, wie dem berühmten Erforscher Bulgariens, Kanitz, der allerdings lediglich die südlichen Grenzgebiete der Provinz kennen lernte. Ja, selbst die nächsten Nachbarn und die derzeitigen Besitzer des Dobrudscha-Landes wissen fast nichts von demselben oder verbreiten über das Gebiet die ungeheuerlichsten Dinge. In Bukarest z. B. vermochte mir im Frühling des Jahres 1885 keine Seele anzugeben, wie und von wo aus man eine Reise durch das in Frage kommende Stück Erde durchführen könne. Wol aber wurden Angesichts meines Planes vielfache Befürchtungen laut wegen Räubern und wilden Thieren, von welchen beiden das noch ganz wilde Innere wimmeln sollte. Kein Wunder, daß da auch Niemand über den Erwerb des Ländchens, das bekanntlich den Rumänen nach dem jüngsten russisch-türkischen Krieg von Rußland als Ersatz für das ihnen abgenommene Bessarabien überliefert wurde, eine Freude empfand, vielmehr allgemein in Regierungs- wie Volkskreisen die Ansicht herrschte, Rumänien habe einen miserablen Tausch gemacht. Selbst die Bemannung der Donaudampfer endlich, die in regelmäßigen Fahrten die West- ebenso wie die Nordseite des Gebietes passiren und damit fast im Halbkreis um dasselbe herum segeln, weiß von dem wie verzauberten Lande, das sie doch dicht vor sich sieht, keinerlei Nachricht zu geben.

Das ist aber nicht allein heute so, nein, ganz ähnlich stand es schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Das Alterthum, dessen glänzende Wohnsitze sich doch in so verhältnißmäßig geringer Entfernung von der Dobrudscha befanden, sah daselbst nur die traurige Heimath der barbarischen Horden des Nordens, die man mit dem unbestimmten Namen der Scythen bezeichnete. Und die Römer schickten gar ihre Verbannten dorthin. Der bekannteste unter denselben ist der Dichter Ovid aus der Augusteischen Periode, der aus dem vielleicht mit dem heutigen Küstendsche am Schwarzen Meere identischen Tomi derartig herzbrechende Klagen nach Rom sendete, als ob er nicht im milden Mittelmeergebiete, sondern etwa in den Tundren des nördlichen Rußlands oder Sibiriens seinen Platz gefunden.

Wir sehen nach alledem, daß eine dichte Finsterniß wie eine Art Verhängniß über jener Region liegt. Das sollte aber doch nicht also sein oder wenigstens fernerhin so bleiben. Zunächst schon deshalb nicht, weil gerade unsere Zeit so energisch und erfolgreich das Werk geographischer Aufhellung treibt, unser deutsches Volk auch hier wieder allen anderen voraus. Wo man dem Nord- und Südpol zu Leibe geht und den Schleier, der bislang über dem „dunklen" Continent lag, schon bis auf wenige Reste gelüftet hat, darf da ein Theil unseres alten Erdtheils Europa, des Sitzes der modernen Cultur, unbelichtet dastehen, zumal wenn derselbe unmittelbar an den wichtigsten Wasserstraßen gelegen ist?

Die Dobrudscha verdient aber die vollste Aufmerksamkeit auch noch von speciellen Gesichtspunkten aus. Sie ist vor Allem ein interessantes historisches Gebiet. Auf diesem Boden wogten schon in grauer Vorzeit Völkerschaaren hin und her, als von dem alten Mutterhause der Menschheit, von Asien aus wie aus einem überquellenden Kochtopfe ungezählte Horden sich über die Pontusländer als über breite Brücken nach Europa herein ergossen, dasselbe zu besiedeln. Manche Stämme, die jetzt weiter im Westen oder Norden sitzen, mögen bei diesem Hin- und Herschieben bereits Dobrudscha-Erde betreten haben. Leider läßt sich Genaueres aus dieser ältesten Geschichte des Landes nicht angeben. Wir wissen nur, daß seine ersten Bewohner Nomaden waren, die in eigenartigen, mit Rädern versehenen, also transportabeln Zelten wohnten.

Indeß frühzeitig sollte die Dobrudscha auch schon in den Umkreis der eigentlichen Weltgeschichte gezogen werden. Rund 500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung geschah es, daß von ihrem Gebiete aus der Perserkönig Darius I. in das Land jenseits der Donau einbrach, um die dortigen unruhigen

Stämme zu züchtigen, welche einige Zeit zuvor einen Einfall in Medien gemacht hatten. Das war das erste Mal, daß das schmale Ländchen die Passage zwischen der Balkanhalbinsel und den südrussischen Tiefländern zu vermitteln bestimmt war. Seitdem hat es durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage unzählige Male gleichen Zwecken dienen müssen. Nach den Persern sind deren Erben, die Griechen und Macedonier, diese Straße gezogen. Als dann die Weltherrschaft von der östlichsten Mittelmeerhalbinsel auf die mittlere, Italien, überging, spielte unser Erdwinkel sogar die Rolle einer richtigen Militärgrenze, einer Culturwacht gegen die nordwärts gelagerte Wildniß. Das beweisen am besten die in ihren letzten Resten noch vorhandenen Wälle oder Schanzen, welche die Römer wie anderwärts an den Endpunkten ihrer Macht so auch in dieser Gegend, speciell quer über den schmalsten Theil des Landes, auf der wichtigen Trace von Tschernawoda nach Küstendsche zogen. Das ist dort, wo die Donau vor ihrem letzten großen, nordwärts gerichteten Bogen dem Schwarzen Meere derart schon nahe kommt, daß man vor einigen Jahrzehnten sogar daran denken konnte, hier eine Canalsanlage zu machen. Beiläufig ließ man diese Idee wieder fallen, als wissenschaftlich nachgewiesen wurde, daß in der angedeuteten Richtung nicht, wie man lange geglaubt hatte, der ursprüngliche Donaulauf vorliege. Da indeß die technischen Schwierigkeiten Mangels größerer Erhebungen nur gering sein würden, zumal ein Seitenthal bereits fast bis auf die Hälfte des Weges ins Land hineinreicht, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Idee in unserer durchstechungswüthigen Zeit einmal wieder auftaucht und sogar zur Ausführung kommt, wodurch augenscheinlich nicht nur die Donauschifffahrts-, sondern auch die gesammten Machtverhältnisse jener Gegend die bedeutsamsten Verschiebungen erfahren würden.

Nachträglich bemerken wir noch zur Römerherrschaft in der Dobrudscha, daß es so schlimm damals in der kleinen Provinz keineswegs aussah, wie es nach den Jeremiaden des verbannten Ovid scheinen könnte. Vielmehr gab es damals dortselbst blühende Städte wie im Allgemeinen Aeußerungen des so hoch entwickelten Culturlebens vom Tiberstrande. Statuen, Münzen und ähnliche Dinge, die noch immer zahlreich aufgefunden werden, zeugen davon.

Die Byzantiner, die die Römer ablösten, gefielen sich gleichfalls in dem ihrem Centrum, Konstantinopel, überdies so nahe gerückten Landstriche. Die Hafenstadt Küstendsche erinnert in ihrem Namen schon an ihren großen Gründer, den Kaiser Constantin, und die Rumänen thaten Recht, als sie die türkische Verstümmelung verwarfen und mit „Costanza“ fast die alte Bezeichnung wieder herstellten.

Die bewegteste Zeit brach aber für die Dobrudscha mit der Türkenperiode an. In dem jahrhundertelangen Ringen zwischen Kreuz und Halbmond wurde sie oft genug zum blutigen Kampfplatz und fast unausgesetzt zogen über sie hin die Massen der Tataren und Janitscharen nordwärts oder die der Kosaken und Strelitzen südwärts. Namentlich seitdem die Fehde zwischen Islam und Christenthum sozusagen localisirt wurde zum Kriege zwischen Czar und Sultan, hat unser Ländchen eine Ausfallspforte bald für den einen, bald für den andern Theil gebildet.

In dieser so bewegten Vergangenheit der Dobrudscha liegt die Gewähr dafür, daß sie auch in der Zukunft noch eine Rolle spielen wird. Alle Welt weiß ja, daß die sogenannte orientalische Frage nur vertagt, noch nicht gelöst ist. Als ein Theil der Balkanhalbinsel, des Streitobjectes dieser Frage, wird darum jenes Ländchen einst wieder mit in die Bewegung gezogen werden. Und das um so mehr, als gerade seine gegenwärtigen politischen Verhältnisse die denkbar unnatürlichsten und darum unhaltbarsten sind, wie wir im Verlauf dieser Darstellung noch nachweisen werden.

Ueberdies verdient auch die Dobrudscha noch eine bessere Entwickelung. Denn bedeutend, wie ihre eben kurz skizzirte Geschichte, ist auch ihre natürliche Beanlagung. Ihre Verkehrsverhältnisse, ihr Klima, ihr Boden sind so verheißungsvoll, daß wir es hier geradezu mit einem Gebiet für Colonisation zu thun haben, da bisher eine entsprechende Schätzung und Ausbeutung eben noch in keiner Weise stattgefunden hat.

Indeß auch ohne dies fordert die Dobrudscha unsere vollste Beachtung heraus. Ihre Vegetation, ihre Thierwelt auch, vor Allem aber das Völkergewühl, das, gewissermaßen wie ein Niederschlag aus der langen, wild bewegten Geschichte des Landes, dort zur Erscheinung kommt, sind derart interessant, daß sie ohne Weiteres anziehen müssen. Endlich aber hat das an sich ja freilich eng umgrenzte Gebiet den vollsten Anspruch auf eine Würdigung seitens jedes echten Deutschen. Denn auf ihm haben seit einigen Jahrzehnten mehr denn 6000 unserer Landsleute eine neue Heimath gefunden und durch Fleiß, Intelligenz und Ausdauer ihre Existenzberechtigung daselbst nachgewiesen. So sollte denn wenigstens für uns die Dobrudscha kein Aschenbrödel mehr sein dürfen. Suchen wir uns also einmal etwas näher mit ihr bekannt zu machen. Wir thun dies, indem wir im Geiste einen Streifzug durch ihre hauptsächlichsten Theile unternehmen, wie es Schreiber dieses vor zwei Jahren in Wirklichkeit gethan.

Schon die Reise bis dorthin von unserer mitteleuropäischen Heimath aus ist hochinteressant. Berührt sie doch jene Länderstrecken, die wir gewöhnt sind, bereits dem „Orient“ zuzuzählen, der ja neben dem classischen Italien von allen europäischen Reisegebieten am meisten Anziehungskraft ausübt. Von Ungarn aus bieten sich uns zwei Wege. Wir können auf dem mächtigen Donaustrome ostwärts ziehen. In diesem Falle lernen wir jene engen Defiléen kennen, mittels derer das Gewässer schäumend und Kaskaden bildend die Karpathenmauer durchbricht, um aus Mitteleuropa, das es bis dahin so lang durchzogen, nach der Südostecke unseres Erdtheils hinaus zu gelangen. Man nennt bekanntlich die Passage, die zu den großartigsten Stromscenerien Europas zählt, das eiserne Thor. Und es ist auch ein Thor, das den Westeuropäer in eine ihm ganz neue Welt hinaus entläßt. Jenseits thun sich ihm zur Linken die weiten walachischen Tieflande auf, die mit ihren ausgedehnten Sümpfen, ihrem wilden Buschwerk, ihrer Verlassenheit schon etwas Asiatisches haben. Rechts dagegen zieht sich das hohe bulgarische Ufer hin, auf dem vielfache Ortschaften mit den bunten Kuppeln des griechischen Ritus oder auch schlanke Minarets mit blinkendem Halbmond bemerklich werden. Und dazu der so originelle Menschenschlag dortselbst, die hohen, schlanken Männergestalten mit dem scharfen Geierblick und einer ganzen kleinen Waffensammlung im Gürtel, oder die dunkeläugigen Frauen in den malerisch bunten Gewändern und geheimnißvollen Verhüllungen.

Mannigfaltiger fast noch, als diese alte Heerstraße nach den unteren Donaugebieten, ist der Landweg, den neu angelegte Schienenstränge dahin eröffnen. Aus den melancholischen ungarischen Weideebenen mit ihren berittenen Hirten und den hochragenden Ziehbrunnen steigen wir über schroffe Bergwälle hinauf in das siebenbürgische Hochland, wo mitten unter den wilden, zerlumpten Gestalten von Rumänen und Magyaren Leute mit deutschem Typus und deutscher Tracht, mitten unter zerfallenen Hütten deutsche Dörfer und Städte mit blanken Fenstern und weißen Wänden uns entgegentreten. Aber rastlos eilt das Dampfroß weiter. Wieder klimmt es hohe Berge, die transsilvanischen Alpen, hinan. Wild zerklüftete Felsmassen, aufragend aus endlosen Urwäldern, in denen unter Anderem noch der Bär haust, steigen um uns her empor, bis die eiserne Trace jenseits jäh sich senkt und auch hier wieder die unübersehbaren, getreidereichen Ebenen der Walachei uns umfangen.

Beide eben gekennzeichnete Straßen führen uns endlich nach Galatz, dem besten Ausgangspunkt für eine Dobrudschatour. Ueberdies bietet diese Haupthafenstadt Rumäniens an

sich schon des Interessanten genug. Mit ihrer ausgedehnten Häusermasse, die etwa 100 000 Einwohner umschließt, steigt sie von der breiten, trüben Donau eine lehmige Böschung hinan. Man könnte sie recht wohl das südosteuropäische Gegenstück zu dem nordwesteuropäischen Hamburg nennen. Hier wie dort der breite, für die größten Seeschiffe befahrbare Strom und einige Meilen weiter abwärts das freie Meer. Hier wie dort auch weitgedehnte Hinterlande mit reicher Production, hier im Süden allerdings mehr der Agricultur, dort im Norden mehr der Industrie. Hier wie dort aber Fahrzeuge aus allen Himmelsgegenden und Menschen aller Nationen.

Für unsere Zwecke ist Galatz indeß noch besonders deshalb wichtig, weil es uns den ersten wirkungsvollen und charakteristischen Eindruck von der Dobrudscha, unserem Ziele, vermittelt. Wir treten an das Donauufer. Jenseits liegt das ersehnte Land, aber wie so ganz anders, als wir es uns gedacht! Ueber einem schmalen, jedoch von der saftigsten Buschwelt eingenommenen Vorlande ragt hier ein ausgedehntes Gebirge, das Bergland von Matschin, mit den mannigfaltigsten Formen, mit Nadeln, Zacken, Kuppen und Kämmen in die Luft. Die schroffe Bildung läßt dasselbe viel höher erscheinen, als es sonst bei nur etwa 600 Meter Erhebung sich darstellen würde. Die weiten Hänge und Flanken aber sind einsam, nur von dunklen Wäldern eingenommen. Darum ist dieses erste Bild von der Dobrudscha neben seiner Großartigkeit zugleich auch ein so ernstes, düsteres.

Das ändert sich indeß, wenn wir nun dem verschleierten Lande näher rücken. Wir besteigen dazu eins der bequemen Dampfschiffe der österreichisch-ungarischen Donauschifffahrtsgesellschaft, die den Verkehr nach dem Mündungsdelta des Stromes unterhalten. Auf diese Weise werden wir an der ganzen Nordseite unseres Ländchens hingetragen und vermögen, noch umgeben von allem westeuropäischen Comfort, doch schon recht lehrreiche Beobachtungen über die Art unseres Reiseobjects anzustellen. Die ganze, mehrere Stunden währende Fahrt ist hochinteressant und, was man von diesem letzten Stücke der Donau gewiß nicht geträumt hätte, einer Rheinreise nicht so unähnlich. Zur Linken haben wir allerdings nur Flachland, das durch unübersehbare, goldgelbe Schilfmassen vielfach riesigen Getreideäckern ähnelt. Es ist Bessarabien, also ein Stück vom südlichen Rußland. Wirklich entdeckt man dortselbst auch mitunter ein patrouillirendes Kosakenpikett und hochaufgebaute Wachthäuser oder, obgleich selten genug, wol sogar eine bunte russische Kirchenkuppel über verfallenen Dörfern. Um so lohnender ist dagegen der Blick nach der andern Seite, wo wir eben die Dobrudscha haben. Noch lange begleitet uns hier das schon genannte Gebirge. Deutlich erkennen wir seine Thäler und malerischen Schluchten. Jetzt bemerken wir auch Ansiedelungen dortselbst, unter Anderem sogar ein Kloster mit hochragendem Thurme. An Stelle der düsteren Wälder sind in dieser Gegend, wenigstens in tieferen Partien, üppig grüne Weinberge getreten, die ein vortreffliches Traubenblut liefern. Es ist der gefeierte Bezirk von Sarika, den wir vor uns haben, der Rheingau jener Gegenden. Freilich nur haben die milden, leichten Weißweine, die dort erzeugt werden, es noch nicht zu einem ähnlichen Weltrenommée gebracht, wie ihre Collegen vom Rheinstrome, die Rüdesheimer, Johannisberger und dergl. Ihr Ruf dringt lediglich bis in die nächste Umgegend. Denn wer suchte auch in dem verrufenen „Steppenlande“ solche kostbare Naturgaben! In Wirklichkeit ist aber bereits jetzt die Dobrudscha ein nicht unbedeutendes Productionsgebiet für Wein, und bemerkenswerth erscheint es, daß auch die dortigen Deutschen emsigen Weinbau treiben, zumal es ausnahmslos Leute sind, die aus deutschen Weinregionen stammen.

Wir lernen bei unserer Fahrt auch zwei Dobrudscha-Städte kennen, zuerst nämlich Isaktscha, das mit seinen vergitterten Fenstern und minaretgekrönten Moscheen noch ganz einen türkischen Eindruck macht, und dann später, da, wo die Mündungsarme der Donau beginnen, Tultscha. Das Letztere ist bedeutend größer als das Erstgenannte. Aber seine frühere Bedeutung als Donauhafen hat es seit der Zeit verloren, wo Eisenbahnen den Donauweg nach Konstantinopel oder Odessa so stark abkürzten. Jetzt legt hier nur selten noch ein Dampfer an, der einen weiteren Cours hat, und die Segelschiffe der Einwohner faulen im Wasser. Trotz alledem macht die Stadt vom Strome aus noch immer einen trefflichen Eindruck. Die meist kleinen Häuschen sind höchst malerisch über einen steilen Hang zerstreut. Aus ihrer Mitte ragen grellfarbige Kirchenkuppeln empor und um das Ganze herum schlingt sich ein Kranz üppiger Wein- und Aprikosengärten. Das anziehende Städtebild erhält etwas besonders Originelles schließlich noch dadurch, daß auf der obersten Höhe der schroffen Böschung ein wahres Rudel von Windmühlen thront, die altersgrau und lebensmüde auf die Stadt zu ihren Füßen niederschauen.

In Tultscha, das ungefähr die Mitte der Nordflanke des Landes bezeichnet, gehen wir von unserem Dampfer weg, denn wir haben dort die beste Gelegenheit zu einem Eindringen ins Innere. Wie eine Diagonale läuft nämlich von da eine uralte, aber von den Rumänen neuerdings ausgebesserte Heerstraße, die einzige größere der ganzen Dobrudscha, quer durch das gesammte, ein langgestrecktes Parallelogramm bildende Ländchen bis Küstendsche hinunter. Leicht haben wir uns einen Wagen mit einem Paar flotten Pferden gemiethet, und wenn uns nicht etwa die stets argwöhnische rumänische Polizei noch ein Bein stellt, können wir bald schon unterwegs sein, hinein in ein fast noch jungfräuliches und darum nur um so reizvolleres Gebiet.

Zuerst gilt es den steilen Uferhang zu erklimmen, auf dem Tultscha lagert. Die Pferdchen keuchen, der einfache Wagen knarrt und ächzt. Aber endlich sind wir doch oben und werden nun, wenn wir uns rückwärts wenden, durch ein wahrhaft entzückendes Panorama belohnt. Allerdings der Hang, der nun unter uns liegt, ist entsetzlich kahl, denn es ist eine wasserlose Lehmhalde. Kein Baum, kein Strauch, kaum hier und da ein Gräschen gedeiht darauf. Als sei es mit dem Rasirmesser geschoren, so liegt das Erdreich da und lechzt mit seinen zerbröckelten Schollen und klaffenden Rissen wie mit aufgesprungenen Lippen nach erquickendem Naß. Aber was da oben fehlt, das tritt uns dicht darunter in erstaunlicher Menge entgegen. Wir übersehen mehrere breite Arme der Donau, die wie dunkle Stahlbänder aus der unermeßlich ausgedehnten Steppe herauf grüßen.

Aber auch vorwärts, ins Dobrudscha-Land hinein haben wir einen interessanten Blick. Allerdings liegt selbst in dieser Richtung der Boden noch immer fast ganz kahl vor uns. Aber er ist wenigstens äußerst mannigfaltig gebildet. Isolirte Hügel wechseln mit langgezogenen Kämmen, die coulissenartig hinter einander gereiht sind. Nirgends jedoch ist eine Spur von Leben zu finden. Nackt und unbenutzt liegt das Erdreich da, übergossen von dem hellen Lichte einer südlichen Sonne. Es ist, als wäre das Schöpfungswerk hier nicht ganz fertig geworden und als warte der Boden noch des Zauberwortes: „Die Erde bringe hervor Gräser und Bäume!“ Dafür haust daselbst häufig, auch bei heiterstem Himmel, ein übler Gast, der sausende Sturm, der wie eine Heerschaar entfesselter Dämonen über den Boden fegt und den einsamen Wandersmann hinunter in die Tiefe, in die Fluthen der Donau zu wirbeln droht.

Also doch Steppe, wird man sagen. Gewiß, so stellt sich uns die Dobrudscha entgegen, wenn wir in dieser Gegend in sie eintreten. Indeß muß vor Allem betont werden, daß sie selbst hier keineswegs unfruchtbar ist. Wo man nur Wasser beschaffen kann — und einzelne Brunnen und künstliche Rinnsale, die bemerklich werden, beweisen, daß dies selbst hier noch möglich ist, da sproßt es in diesen südlichen Breiten auch mächtig. Darum kein Wun-

der, daß wir schon in jener wenig einladenden Vorhalle des Ländchens eine deutsche Colonie finden. Es ist dies das Dörfchen Katalui, das in einer kleinen Mulde des Bodens liegt. Dicht hinter ganz verfallenen Bulgarenhütten der elendesten Art zieht sich eine lange Straße hin mit lauter kleinen, aber höchst sauberen Häuschen, die Mauern weiß getüncht, die Fensterladen grün oder blau gestrichen, die kleinen, viereckigen Fenster blank und schimmernd. Derartiges ist im Süden niemals einheimisches Gewächs, es läßt uns ohne Weiteres auf fremdes, auf deutsches Element schließen. Und unsere Vermuthung wird alsbald bestätigt, wenn kleine flachshaarige und blauäugige Buben und Mädchen uns ein deutsches „Grüß Gott" mit dem anheimelnden schwäbischen Accent entgegenrufen oder kräftige, knochige Gestalten uns mit einem festen, treuen Blick ins Gesicht die Hand schütteln.

Deutsch schon der Eindruck auf der Straße, und deutsch noch mehr natürlich das Leben in den Häusern selbst, die hohen, altväterischen Betten, der Glasschrank mit den großen Porzellantassen, dem Silberzeug und anderen Raritäten sowie das blanke Küchengeschirr. Das sind echte, alte deutsche Bauernstuben. Nur Eins fällt uns auf. Es sind die zahlreichen frommen Sprüche, die unter Glas und Rahmen die Wände zieren. Wer diese Sitte anderwärts beobachtet hat — ich für meinen Theil fand sie beispielsweise selbst noch mehrere Tagereisen im Innern von Camerun bei dem Missionar Richardson —, der weiß auch, daß er es mit Baptisten zu thun hat. In der That hat denn auch die eben genannte Secte gerade in jener Gegend Eingang gefunden, während die übrigen Dobrudscha-Deutschen fast ausnahmslos der lutherischen Kirche angehören. Nur das Dörfchen Malkodsch unweit Tultscha an der Donau ist von Katholiken bewohnt. Fromm, nicht gespreizt, sondern aus einem warmen Herzen heraus aber sind sie alle, und das ist leicht genug zu erklären. Einmal neigen überhaupt schon Alle, die in ähnlicher Weise in wildfremder Umgebung „wie Schafe mitten unter den Wölfen" wohnen, dazu, sich an einen höheren Schutz anzulehnen. Sodann aber liegt, abgesehen von dem im schwäbischen Naturell begründeten Zuge zum Pietismus, gerade den Leuten dort das gedachte Bedürfniß näher als Anderen. Denn sie haben eine ganze Leidensgeschichte hinter sich, reich an Thränen, Sorgen, Unruhen und Bekümmernissen. Es sei uns gestattet, darauf mit einigen Worten näher einzugehen.

Die Deutschen der Dobrudscha, fast insgesammt Württemberger der Abstammung nach, wanderten vor vielen Jahren, ja Jahrzehnten, ähnlich zahlreichen anderen ihrer Landsleute, die wir noch jetzt in Wolhynien, dann in der Krim, an der mittleren Wolga und selbst im Kaukasus finden, nach Rußland aus, um dort Ackerbau zu treiben. Sie hatten auch besten materiellen Erfolg und wurden, wie übrigens mehr oder minder alle Deutschen im Auslande, rasch wohlhabend. Aber die anfängliche Toleranz Rußlands den fremden Einwanderern gegenüber verwandelte sich bald in das Gegentheil. Man fing an, vom Standpunkt eines fanatischen Nationalitätsprincips aus an dem von jenen schwäbischen Colonisten zäh festgehaltenen deutschen Volksthum zu rütteln. Sie sollten, wie Rußland auch in diesem Augenblicke wieder von den noch dort verbliebenen Deutschen verlangt, die deutschen Namen ihrer Dörfer, wie z. B. Friedensthal, Gnadenfeld, Mariendorf, Heilbronn, Leipzig u. s. f., in russische umwandeln, ja sich unter Aufgabe ihrer deutschen Heimathsberechtigung russificiren lassen, Kriegsdienste leisten u. s. w.

Die biederen Schwaben dachten Angesichts dieser immer schlimmer werdenden Pressungen, daß es sich da doch noch besser unter Türken leben lasse, und wanderten in die nahe Dobrudscha aus, über der damals noch der Halbmond thronte. Sie hatten sich nicht getäuscht. Die klugen Osmanen schröpften die fleißigen Colonisten alljährlich einmal tüchtig, ließen sie aber sonst gewähren. Da kam der Krieg. Wilde Schaaren Tataren und selbst Tscherkessen, die Letzteren Auswanderer aus dem Kaukasus und auf Befehl des Sultans in der Dobrudscha angesiedelt, durchzogen raubend und sengend das Land und die armen deutschen Bauern, die eben erst in Rußland Haus und Hof aufgegeben hatten und kaum wieder etwas zu Fleisch gelangt waren, kamen von Neuem an den Bettelstab. Indeß auch damit war das Maß ihrer Leiden noch nicht erschöpft.

Wol wurde endlich Friede, aber die Provinz fiel jetzt den Rumänen anheim. Neue Beamte, darunter leider viele gänzlich untaugliche Subjecte, die nur das Parteiwesen in die Höhe gehoben, zogen ein und untersuchten mit strenger Miene die Besitztitel ihrer deutschen Unterthanen. Unglücklicherweise nun hatten viele derselben seiner Zeit verabsäumt, sich giltige Urkunden über ihren Landkauf zu beschaffen. Sie hatten das Gut einfach auf Treu und Glauben von dem früheren Eigenthümer übernommen. Jetzt standen sie rechtlos da und mußten häufig froh sein, wenn sie einen Theil der Felder, die sie eben noch die ihren nannten, von der neuen Regierung, der sie als herrenlos zugefallen waren, pachten konnten.

Viele waren dazu zu arm. Sie mußten wieder den Wanderstab ergreifen und fristen nun hier und da in den Städten als Tagelöhner oder dergleichen kümmerlich ihr Dasein. Indeß selbst Jene, die auf ihrer Scholle sich zu erhalten vermochten, sind in übelster Lage. Das alte russische Spiel hat abermals angefangen, nur daß es jetzt von rumänischem Chauvinismus inscenirt erscheint. Wiederum muthet man ihnen zu, daß sie ihr Deutschthum zu Gunsten der Nationalität aufgeben, unter der sie nun stehen. Ihr deutsches Schulwesen und sogar ihr evangelisches Kirchenwesen sind bedroht. Ist es den armen, gehetzten Leuten da zu verdenken, daß sie hilfesuchend den Blick aufwärts zum Himmel emporrichten, wohin sie der Glaube ihrer Väter weist? Scheint es doch in der That, als ob die Erde für sie keine Aussichten mehr böte. Den edlen König des Landes, der bekanntlich selbst ein Deutscher ist, erreichen ihre Klagen nicht so leicht, Dank den Intriguen der selbstischen Beamten, und wenn sie ihn auch erreichten, so sind ihm durch das nun einmal heutzutage die Politik aller Staaten bedingende Nationalitätsprincip selbst die Hände gebunden. Ebenso wenig ist das Mutterland Deutschland gewillt oder in der Lage, einzugreifen. Den Rumänen wurde die Dobrudscha zugesprochen und formell sind sie demnach ganz in ihrem Rechte, wenn sie das Ländchen so rasch als möglich sich völlig zu assimiliren suchen.

So scheint denn das kleine Häuflein jener 6000 Deutscher allerdings rettungslos verloren zu sein. Selbst der Ausweg der Auswanderung ist ihnen abgeschnitten, insofern wenigstens, als die Rumänen nicht dulden, daß sie ihre Aecker weiter verkaufen. Vermuthlich sieht man dieselben in Bukarest als eine Art Lehen an, das wol vererbt, aber nicht veräußert werden kann. Ohne Mittel aber in die Fremde zu ziehen, ist doch zu mißlich. Einige haben es allerdings unter Zuhilfenahme von etwas Spargeldern versucht, im fernen Canada sich wieder ein Heim zu gründen, die Unglücklichen sind da drüben aber von Auswanderungsagenten noch völlig ausgeplündert worden. Auch schienen sie unter dem nordisch-rauhen Klima jenes Landes schwer zu leiden.

Gewiß muß nicht nur jeder Deutsche, sondern sogar jeder Menschenfreund Mitleid haben mit solch traurigem Loos. Sollte man denn auch glauben, daß Derartiges in dem duldsamen und barmherzigen 19. Jahrhundert, noch mehr, daß es in einer Zeit möglich ist, wo Deutschland als die erste Macht in Europa dasteht und wo es im Begriffe ist, auch über ferne Ländereien seine starken Arme auszustrecken?

Doch Klagen nützen hier nichts. Darum fort mit den trüben Bildern! Aus den leidigen politischen Verhältnissen wenden wir uns wieder der großen, schönen Natur zu, um so mehr, als dieselbe nunmehr bald die überraschendsten Reize vor uns entfalten wird.

Die steppenartige Landschaft, die wir von Tultscha ab fanden, stellt nämlich nur einen etwa zwei Stunden breiten Saum dar. Dann wird die Scenerie ganz unvermuthet eine total veränderte. Wir gerathen in ein stark coupirtes Terrain. Tiefe Thalmulden und hohe Rücken umgeben uns. Gebirgsbäche rauschen, grüne Wiesenflächen glänzen und eine dichte Buschwildniß, oder aber, namentlich je weiter wir vorrücken, auch ausgedehnte Wälder bedecken die Gelände.

Die so plötzlich zur Geltung gekommene Pflanzenwelt muß uns übrigens um so mehr interessiren, als sie zumeist eine für uns fremdartige, mehr südeuropäische ist. Wir finden hier den wilden Birnbaum mit prachtvoll buschiger Krone, daneben die Corneliuskirsche mit dem geschätzten harten Holze, dann Eschen, Hainbuchen, Sumachstauden, die den berühmten Schwarzfärbestoff liefern, der im Handel Schmack heißt, Ahorne und ganz besonders die Silberlinde, so genannt nach ihren feingefiederten, grauweiß schimmernden Blättern. Dazu im Unterholz welch eine kostbare Blumenfülle! Da bemerken wir auf urwaldlichem, feuchtem Humus üppige Butterblumen, gelbe Iris, Vergißmeinnichtchen, Maiblümchen, Stiefmütterchen, Zwergmohnen, Zwergrosen, weiße Kornblumen, wilden Spargel, blaues Immergrün, vor Allem aber rothe Pfundrosen (Päonien) und Edelveilchen. Letztere bekleiden an manchen Stellen das Erdreich in so gedrängter Masse, daß es wie mit einem blauen Teppich belegt erscheint und wahrhaft berauschende Düfte die Luft erfüllen.

Auch das Thierreich ist in dieser bezaubernden Wildniß gut und durch Raritäten vertreten. Allnächtlich tönt das Geheul zahlreicher Wölfe durch die große Stille, ungeheure Königsadler schweben hoch über den Wipfeln der Bäume, auf den Feldern aber, die inmitten dieses Paradieses von Menschenhand bebaut werden, tummeln sich flinke, wieselartige Thierchen, die sogenannten Erdhasen oder Ziesel, die noch dadurch merkwürdig sind, daß sie aus ihrer Heimath, den Balkanländern, in denen man sie im Alterthum als „pontische Maus" kannte, allmälig nach Westen vorrücken, wo man sie bereits in Schlesien und in der Lausitz beobachtet hat.

So üppig die Vegetation in dieser Gegend ist, so bricht sich doch mitunter auf den scharfen Gipfeln oder auf steilen Halden das Gestein Bahn. Wir sehen dann weißgrauen Granit, rothen Porphyr und blaue oder grüne (Chlorit-) Schiefer vor uns. Diese Felsmassen haben aber auch eine praktische Bedeutung, denn sie enthalten große Massen von sogenanntem Eisenglanz und daneben auch silberführendes Kupfererz, den bekannten, schön grünen Malachit.

Es wird uns natürlich reizen, diese so anziehende Gebirgswelt nicht nur von unten, aus den allerdings hochidyllischen Thälern heraus zu betrachten, die theilweise an Thüringische oder Harzlandschaften erinnern, sondern auch einmal eine Höhe zu erklimmen. Wir wählen dazu gleich den Culminationspunkt des Ganzen, den Sakar Beir, den „Goldberg", so genannt nach den schönen Schwefelkieskrystallen, die man dort in Granit und Porphyr eingesprengt findet. Welch ein wunderbares Panorama, das sich uns auf diesem Gipfel erschließt! Fern im Westen stehen die schneebedeckten Gipfel der Karpathen, und im Osten glänzt der Spiegel des Schwarzen Meeres. Unermeßliche Flachländer überfliegt das Auge, von Bessarabien bis zur Walachei, und mitten durch schlängelt sich das Silberband des Donaustromes.

Aber unsere Aussicht unterhält nicht blos, sie belehrt auch. Wir lernen den Bau des Ländchens verstehen. Wir sehen uns inmitten einer hochgehobenen Landmasse, dem Centralgebirge der Dobrudscha, das, in der nordwestlichen Ecke, Galatz vis-à-vis, beginnend, bis herein in das Herz des Ländchens sich erstreckt. Diese Bergmasse bildet den Kern des Ganzen, an ihn legen sich ringsum niedrigere Plateaumassen an. Wir haben hier unverkennbar auch den ältesten Theil des ganzen Gebiets vor uns. Um die altvulcanischen Massen und krystallinischen Schiefer, die hier das Erdreich ausmachen, gruppiren sich die jüngeren Kalke, die in der Hauptsache die übrige Dobrudscha zusammensetzen. Beiläufig sind diese Kalke von so bunter Färbung und Streifung, wie man es nicht so leicht auf einem anderen engumgrenzten Gebiete finden dürfte.

Doch steigen wir nun wieder von unserer luftigen Höhe in die Thäler nieder, denn noch immer giebt es für uns in diesen zu sehen. So einsam nämlich auch dieses saftige Gebirgsland erscheint, wir finden hier doch, wenngleich nicht selten ganz versteckt, recht zahlreiche Dörfer. Die Bewohner derselben sind meist Bulgaren, schöne, schlanke Gestalten, wenigstens was die Männer betrifft. Diese letzteren stehen, wie bekanntlich überall im Oriente, auch hier der landläufigen Ansicht nach so hoch über dem weiblichen Geschlechte, daß die Angehörigen des letzteren bei einer Begegnung auf der Straße vor den Vertretern des ersteren ausweichen müssen, was freilich noch nicht so schlimm ist, wie in Montenegro, wo ich die schwachen Weiber den gestrengen Gemahlen die glühenden Kohlen auf der bloßen Hand zutragen und dann die Trägerinnen auch noch vor dem Manne niederknien, ihm die Hand küssen und nun erst seine lange Pfeife anzünden sah. Die Bulgarinnen der Dobrudscha verdienten übrigens wahrlich mehr Ehre, denn sie verstehen auf ganz einfachen, niedrigen Webstühlen bunte Teppiche zu weben, die fast unzerreißbar sind. Auch formen sie eigenhändig die Oefen der Häuser kunstvoll und unter Anwendung von allerhand Zierrath aus Thon.

Außer diesem südslavischen Stamme finden wir im Centralgebirge der Dobrudscha auch wieder unsere Landsleute. Ganz besonders anziehend ist das deutsche Dorf Atmadscha, das in einer engen, gießbachdurchrauschten Thalspalte hoch oben am Sakar Beir liegt, umgeben von saftigen Wiesen und wogenden Getreidefeldern. Seine sauberen Häuschen gruppiren sich um ein freundliches Kirchlein mit spitzem Thurme. Das Ganze ist ein Bild von erquickender Frische und wohlthuendstem Frieden. Der Menschenschlag erscheint dort noch kerniger als in der Niederung. Die Männer, die man daselbst sieht, mit ihren hohen schweren Stiefeln, ihren blauen Tuchjacken und den silberknöpfigen Westen, sind deutsche Bauern von echtem alten Schrot und Korn.

Wenige Stunden Fahrens bringen uns aus diesem schönen Gebirgslande südlich wieder hinaus und nun umfängt uns rasch von Neuem die weite Steppe. Aber diese ist in jener Gegend nicht mehr kahl, wie im Norden, sondern fast allenthalben, so weit das Auge reicht, ein welliger, saftig grüner Rasenteppich. Wunderbar contrastiren mit dem Colorit desselben die oft viele Meilen breiten und langen Strandseen, die von hier ab bis weit nach Süden hinab das Gestade säumen. Denn diese schimmern in der südlichen Sonne wie dunkelblaue Stahlflächen.

Das sind die berühmten Weidegebiete des Ländchens. Hier grasen, von zerlumpten moldauischen Hirten gehütet, Millionen von weißen Schafen, welche die berühmte, namentlich in England vielbegehrte Dobrudscha-Wolle liefern. Dem Steppencharakter entsprechen in dieser Gegend aber auch die übrigen Verhältnisse, namentlich die klimatischen. Während im nahen Gebirge die Sommertemperatur sich nicht allzu sehr von der des Winters entfernt, herrschen hier schroffe Extreme, tropische Gluth neben nordischer Kälte, und oft wechseln diese beiden sogar an einem und demselben Tage mit einander ab. Steppenartig ist dortselbst auch die Thierwelt. Denn man findet namentlich Störche, Reiher und vor Allem die Trappen vertreten.

Trotz alledem ist auch dieser Theil der Dobrudscha gut bevölkert. Indeß treten hier andere Elemente auf. Statt des Walachen und Bulgaren finden wir mehr Tataren und Türken, aber auch Juden, diese als Händler in den größeren Ortschaften, und Russen, letztere von der im Heimathslande verfolgten Secte der Lippowanen.

Man sieht, welch ein buntes Völkergemisch die Bewohner der Dobrudscha darstellen, beiläufig der beste Beweis dafür, daß

die neuen Besitzverhältnisse daselbst so wenig natürlich als möglich sind, denn es stehen dort einem Maximum von 30 000 Rumänen nicht weniger als 80000 Angehörige anderer Nationalitäten gegenüber.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß auch von anderen Gesichtspunkten aus die gegenwärtige Ordnung der Dinge daselbst anfechtbar erscheint, daß namentlich der breite Donaustrom für immer eine engere Verschmelzung der Walachei und der neuen Provinz verbieten wird, nicht davon zu reden, daß Rumänien weder die Mittel noch die Kraft besitzt, um ein noch so unausgenütztes Land, wie die doch immerhin etwa 200 Quadratmeilen umfassende, also fast dem Königreich Sachsen an Größe gleichkommende Dobrudscha ist, entsprechend zu cultiviren.

Bemerkenswerth für die eben geschilderte Steppenregion ist es, daß wir dort von den 11 deutschen Colonien des Landes nicht weniger als 4 treffen, darunter die größte, das stadtähnliche, auch gut besuchte Märkte abhaltende Koschelak. Es erhellt daraus, daß diese Steppen recht wohl in Ackerland umzuwandeln wären, denn unsere Landsleute betreiben dortselbst neben Vieh- und namentlich Pferdezucht eben Getreide- und Weinbau. Es ist also hier noch ein recht bedeutsames Gebiet für colonisatorische Bestrebungen. Wer weiß demnach, was wir dortselbst noch Alles entstehen sehen werden, wenn, was bei dem oft so raschen Wechsel der Dinge im Orient recht wohl möglich ist, das schöne Ländchen wieder einmal einen anderen Herrn gefunden haben wird.

Wir haben in Vorstehendem die hauptsächlichsten Verhältnisse des Landes kurz gekennzeichnet. Wir nehmen Abschied von demselben mit der alten Stadt Kaiser Constantins, Küstendsche, das, nahe der Südgrenze, auf hoher, steil abgebrochener Terrasse am weiten Meere liegt. Hier fluthet ja auch schon wieder westeuropäisches Culturleben. Hier giebt's eine kleine Eisenbahn, die in 2—3 Stunden durch eine theilweise sumpfige und darum fieberbehaftete Gegend zur Donau hinüberführt. Hier laufen die prächtigen Schiffe des österreichischen Lloyd auf ihrer Fahrt zwischen Odessa und Stambul an, hier herrscht endlich im Sommer ein überaus reges und auch schon an ziemlichem Comfort reiches Seebadeleben, bei welchem elegante Magyarinnen, Rumäninnen und Griechinnen die Stelle der britischen oder französischen Damen vertreten, die die Seebäder des Westens bevölkern.

Möchte diese alte römische Stadt in ihrem gegenwärtigen Aufblühen ein Vorzeichen sein für eine bessere Zukunft, die nach Jahrhunderte langen Stürmen dem ganzen reich beanlagten Ländchen zu gönnen wäre!

Theologische Literatur.

o. **Werbet Männer!** Konfirmationsrede am Sonntag Judica, 27. März 1887. Von D. Joh. Georg Dreydorff, Pastor. Leipzig, Druck von J. J. Weber. 1887. 15 S. — Eine eindringliche, von sittlichem Ernst und religiöser Wärme getragene Rede, welche den für männliche Confirmanden glücklich gewählten Text (1. Cor. 13, 11) zeit- und gemeindegemäß auslegt und welche gewiß bei den jungen Christen, denen sie (mit ausdrücklicher Nennung ihrer Namen) gewidmet ist, eine dankbare Aufnahme gefunden hat! Näher auf die Rede einzugehen müssen wir uns versagen; besonders aufgefallen ist uns nur der Satz: „es wäre traurig wenn ich euch heute noch ermahnen müßte, die" (d. h. Ungehorsam, Unwahrhaftigkeit, Trägheit, Trotz) „nicht in eure reiferen Jahre mit herüberzunehmen", da ja leider für gewöhnlich auch die reifere Jugend noch mit den genannten Sünden zu kämpfen hat. Um so mehr darf man den Verf. glücklich preisen, wenn jener Satz nicht blos die Bedeutung einer rhetorischen Wendung hat.

o. **Die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich und philosophisch begründet.** Zweite wesentlich vermehrte Auflage der Schrift „Ein Wissen für einen Glauben" von Prof. Dr. J. H. Schmick. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1886. VIII, 202 S. — Verf. hofft, „daß der Menschheit eine Zeit bevorstehe, in welcher der heutige Glaubenssatz bezüglich eines nachirdischen Lebens sich in einen Satz des Wissens verwandeln und mit dieser Umwandlung emancipirt sein werde von all dem mancherlei Zubehör, welches ihm nur so lange anhaften durfte, als er noch nicht ausgemacht den Charakter eines Naturdictats an sich trug". Wie fest Verf. von der Verwirklichung dieser seiner Hoffnung überzeugt ist, geht daraus hervor, daß er der ersten Auflage seines Buches den Titel gegeben hat: „Ein Wissen für einen Glauben". Wenn wir nun auch der Meinung sind, daß die Frage der Unsterblichkeit der Seele, so lange der Mensch dem irdischen Leben angehört, eine Glaubensfrage bleiben wird und daß sie mit den Mitteln der Wissenschaft sich nicht unanfechtbar beantworten läßt, ja wenn wir eine Apologie christlicher Anschauungen durch naturwissenschaftliche und philosophische Gründe sogar nicht für ganz unbedenklich halten, weil damit leicht der übernatürliche Charakter des Christenthums verwischt wird: so erkennen wir doch mit Freuden des Verf. redliches Streben an, in welchem er den Monismus, die Anschauung, als ob der Mensch eine absolute Einheit, durchweg stofflicher Natur wäre, bekämpft und für den Dualismus der menschlichen Natur eintritt. Es geht ein zuversichtlicher Ton durch das Buch hindurch, und dieser Ton schon ist geeignet, bei den Lesern den Glauben an das Dasein eines unvergänglichen geistigen Lebens im Menschen zu stärken. Freilich dünkt es uns, als ob dieser Ton mehr in dem Glauben des Verf. an die Unsterblichkeit der Seele als in den Resultaten seiner wissenschaftlichen Untersuchungen, die wol hie und da disputabel sein dürften, begründet wäre. Immerhin aber thut es wohl, wenn ein bewährter Vertreter der Naturwissenschaft mit Wärme für die Unsterblichkeit der Seele eintritt, und gewiß wird das Buch, auf dessen interessanten Inhalt wir gern aufmerksam machen, redlichen Zweiflern zur Glaubensbefestigung dienen.

☐ **Christliche Eschatologie.** Von Dr. Kliefoth, Geheimem Oberkirchenrath in Schwerin. Leipzig, Dörffling & Franke, 1886. 11 ℳ. — Die Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen, ist in neuerer Zeit mit Vorliebe behandelt worden, nicht immer in gesunder Weise und im evangelischen Geiste. Vielfach hat sich dieses Gebietes, das durch sein geheimnißvolles Dunkel die Phantasie so lebhaft reizt und, wie kaum ein anderes, ihr einen ungemessenen Spielraum öffnet, eine Phantastik bemächtigt, die ohne den festen Anhalt der Schrift ihre eigenen schwärmerischen Gedanken ausgesponnen und mit einer Sicherheit, die im umgekehrten Verhältniß zur Begründung der Sache steht, von den zukünftigen Dingen bis ins Einzelnste hinein geredet, während die Schrift eine weise Zurückhaltung beobachtet und viel weniger davon weiß, als jene Phantasten. Andererseits hat eine echte christliche Speculation die Andeutungen, welche die Schrift von den letzten Dingen giebt, in feinsinniger Weise zu combiniren und zu entwickeln versucht. Unter den christlichen Philosophen erinnern wir an Weiße und Fichte, den Sohn; unter den Theologen nennen wir Rich. Rothe, der freilich, wie sonst, auch auf diesem Gebiete starke Paradoxien ausgesprochen hat, Martensen, in dessen Dogmatik die Partie über die letzten Dinge zu den hervorragendsten des bedeutenden Werkes gehört, wenn sie auch nicht zu bestimmten Lösungen führt, Delitzsch, der namentlich über das zukünftige Verhältniß der Seele zum Leibe und über den Auferstehungsleib, seine Genesis und seine Beschaffenheit geistvolle Betrachtungen angestellt hat. Diesen Arbeiten christlicher Forschung schließt sich das gegenwärtige Werk in ebenso bedeutsamer, als scharf ausgeprägter Weise an. Der Verf. steht durchaus auf dem Standpunkt der Kirche, auf dem streng lutherischen Standpunkt und hält sich ganz an die Schrift, die ihm der allein giltige Maßstab auch auf diesem Gebiete ist. „Wir stehen unter der Schrift, unter dem Glauben, unter dem Christenthum, nehmen's wie es uns geboten wird und suchen's nach unsern Kräften so zu verstehen, wie es gegeben ist." — Die Schrift, die mit einer Erörterung über Begriff und Zweck und über die Quellen der Eschatologie, sowie mit einer interessanten Geschichte der Eschatologie eingeleitet wird, zerfällt in zwei Theile; der erste Theil behandelt die Vorbereitungen des Endes (die Bewahrung der Verstorbenen auf das Ende — Tod und Zwischenzustand, und die Vorzeichen des Endes — Zeichen und Wunder vor dem Ende, die allgemeine Predigt des Evangeliums, die Bekehrung der Juden und das Millenium u. s. w.); der zweite Theil handelt von dem Ende selbst, der Wiederkunft des Herrn, dem Weltgericht, der Auferstehung, dem Endgericht, der Vollendung aller Dinge. Der Verf. beherrscht den reichen und schwierigen Stoff mi[t] großer Sicherheit, ist mit der einschlagenden umfänglichen Literatu[r]

aufs genaueste vertraut und übt eingehendste Kritik nach allen Seiten hin, einen ungewöhnlichen Scharfsinn entwickelnd. Gegen die neueren Theorien und Anschauungen, mit denen man die Lehre von den letzten Dingen weiter zu bilden versucht hat, verhält er sich in der Hauptsache sehr spröde. Speciell die Anschauung von einem schon in diesem Leibe angelegten Auferstehungsleibe, der erst in der zukünftigen Auferstehung zur Erscheinung komme, eine Anschauung, die von der gläubigen Theologie der Gegenwart vielfach getheilt wird, verwirft der Verf. mit Entschiedenheit; die Auferweckung des Leibes ist ihm lediglich eine Schöpferthat des allmächtigen Gottes, während die neuere Theologie in ihr zugleich die Vollendung des Heiligungswerkes sieht, das von Innen heraus durch die Heiligung zur Verklärung führt, so daß die in Gott verklärte Seele aus sich heraus den verklärten Leib bildet. Die viel ventilirte Frage über die schließliche Bekehrung und Wiedersammlung der Juden wird negativ entschieden, ebenso die Lehre vom tausendjährigen Reich abgewiesen. Aufs Schärfste wendet sich der Verf. gegen die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (Apokatastasis), die ja freilich in der Schrift, so oft man auch versucht hat, sie in dieselbe hinein zu interpretiren, keinen Anhalt hat. Wenn dabei der Verf. Diejenigen der „Sentimentalität" beschuldigt, welche nicht sowol eine ewige Bestrafung der Gottlosen, als eine endliche Vernichtung derselben, eine Auflösung in Nichts lehren, wie es u. A. Rothe und Weiße thun, so ist dieser Vorwurf ungerecht; beide Forscher sind von so tiefem sittlichem Ernste gewesen und haben sich so unbedingt von dem alleinigen Interesse der Wahrheit leiten lassen, daß sie vor keiner Consequenz zurückgeschreckt sind. Die Gründe, welche die Genannten für ihre Anschauung von der endlichen Vernichtung der eines höheren, ewigen Lebensgrundes entbehrenden Seelen haben, hat der Verf. selbst wenigstens angedeutet, ein anderes Motiv ihnen unterzuschieben liegt kein Grund vor. Wenn nun auch das Werk mehr negative als positive Resultate bietet, so verdient es doch unbedingt das vollste Interesse des theologischen Publicums und aller ernsten, gebildeten Christen. Es ist eine der gründlichsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten, von kirchlichem Geiste getragenen Arbeiten über den ernsten und großen Gegenstand, über den so viel schriftwidrige, ungesunde und auf bloßen Reiz der Phantasie berechnete Literatur in der letzten Zeit zu Tage gefördert worden ist.

□ **Der Weg zur Kräftigung der protestantischen Kirche.** Vortrag von H. O. Lehmann, Professor der Rechte. Kiel, Lipsius & Tischer. 50 ₰. — Der Weg, den dieser im liberalkirchlichen Verein zu Kiel gehaltene Vortrag zu dem im Thema angegebenen Ziel vorschlägt, ist nicht neu. Fort mit den kirchlichen Dogmen aus Kirche und Schule, zurück zu Jesu einfacher Lehre! Das ist der Weg, den der Liberalismus nicht müde wird zu predigen, in dem Wahne, daß die Apathie und der Indifferentismus unserer kirchenflüchtigen Gebildeten dadurch gebrochen werde. Die Erfahrung beweist schlagend das Gegentheil. Die rationalistische Predigt hat von je die Kirchen geleert, die positive hat sie gefüllt. Und was der kirchliche Liberalismus, mit ihm auch der Verf., als „Dogmen" bezeichnet, ist gerade der Kern des Evangeliums, das, was das Evangelium heilskräftig macht. Zwar hebt der Verf. nur die beiden Dogmen von der Person Christi und von der Dreieinigkeit hervor, aber sein Widerspruch gilt nicht blos diesen einzelnen Dogmen als solchen, sondern der ganzen supranaturalen Anschauung des Christenthums, wie sein Eifer gegen die Wunder und für die unabänderlichen Naturgesetze beweist. Die einfache Lehre Jesu, die nach Ausstoßung jener anstößigen Lehren übrig bleibt, d. h. im Grunde nach Ausstoßung aller übernatürlichen, auf der Voraussetzung einer Offenbarung beruhenden Elemente des Christenthums, ist eben jener Rationalismus, der thatsächlich den Indifferentismus erzeugt hat, welcher curirt werden soll. Die Krankheit soll durch die Krankheit curirt, der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden!

□ **Buddhistischer Katechismus** bearbeitet von Henry S. Olcott, Präsident der theosophischen Gesellschaft. Erste deutsche Ausgabe. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). — Zu den Absonderlichkeiten dieser Zeit gehört auch die krankhafte Schwärmerei eines Theiles unserer Gebildeten für den Buddhismus, der in dem vorliegenden Schriftchen mundrecht gemacht und als die wahre Religion, als die Religion der Zukunft, welche in keiner Weise mit der Natur und den Naturgesetzen in Widerspruche stehe, angepriesen wird. Widerlich ist neben dem durchgehenden Kokettiren mit der modernen Geistesrichtung das Spiel mit Worten, die specifisch-christlicher Natur sind und die auf dem Boden des Buddhismus ganz anders verstanden werden; der Katechismus redet auch von Erlösung, von Wiedergeburt u. s. w., die Erlösung aber ist ihm Selbsterlösung und die Wiedergeburt wird viel mehr physisch als sittlich verstanden. Dem Buddhismus, obgleich er sich brüstet, die wahre Moralphilosophie zu sein, fehlt gerade der ethische Factor in bedenklichster Weise; von tieferem Bewußtsein der Sünde ist keine Rede, darum auch nicht von ernsteren sittlichen Forderungen. Eine solche bequeme Religion, die sich noch dazu durch ihre Verquickung mit spiritistischen Lehren und durch den geistreichen Anstrich, den sie sich giebt, Vielen empfiehlt, ist natürlich einem oberflächlichen Geschmack angenehmer, als das Christenthum mit seinem tiefen sittlichen Ernst. Der „Katechismus" ist ausdrücklich legitimirt von dem buddhistischen Papst, dem Hohenpriester Sumangala, und mit Anmerkungen der amerikanischen Ausgabe von Elliott Coues versehen.

□ **Der Baptismus und seine Bekämpfung.** Von Lic. Dr. Fr. Arnold, Privatdocent in Königsberg. Leipzig, Fr. Richter. — Die Schrift giebt eine klare und eingehende Charakteristik des Baptismus und deckt seine Grundirrthümer in überzeugender Weise auf. Was die von dem Verf. zur Bekämpfung der baptistischen Propaganda vorgeschlagenen Mittel anlangt, so hat er neben verschiedenen Mitteln, über deren Richtigkeit Alle einig sein werden, auch solche vorgeschlagen, die zweifelhafter Natur sind und gegen die sich von verschiedenen Seiten lebhafter Widerspruch erheben wird.

□ R. Florey's, weil. Pastors zu Auerswalde, **pfarramtlicher Rathgeber**, neubearbeitet von O. Koch, Pastor in Reichenbrand. Leipzig, J. Klinkhardt. 5 ℳ — Der Name des Pfarrers Florey, der als Emeritus vor einiger Zeit in gesegnetem Alter gestorben ist, steht bei der sächsischen Geistlichkeit noch in bestem, verdientem Andenken. Er hat auch die theologische Literatur durch verschiedene, in die praktische Theologie einschlagende Schriften bereichert. Eine seiner verdienstlichsten Arbeiten ist der „pfarramtliche Rathgeber", der einem wirklichen Bedürfniß entspricht, indem er dem Geistlichen für alle Stadien seines Berufsganges von der Wahl seines Berufes an bis zum Scheiden aus dem Amte und für die verschiedenen Functionen, die ihm obliegen, für jeden Zweig pfarramtlicher Thätigkeit den nöthigen Rath giebt. Er thut dies in doppelter Weise, indem er theils die für das geistliche Amt und die kirchliche Thätigkeit bestehenden gesetzlichen Bestimmungen für jeden einzelnen Fall und jeden besonderen Dienst des geistlichen Amtslebens zusammenstellt, ohne deswegen ein Gesetzescodex sein zu wollen, theils in brüderlicher Weise aus der Schrift und aus der geistlichen Praxis heraus, da wo das Gesetz keine Vorschrift giebt und geben kann, die nöthigen Winke und Weisungen giebt. Da nun aber die zweite Auflage des „Rathgebers" bereits im Jahre 1869 erschienen ist und seitdem die kirchliche Gesetzgebung Sachsens eine bedeutende, tief in das pfarramtliche Leben eingreifende Umgestaltung erfahren hat, so hat sich auch eine Umarbeitung des vorliegenden Werkes unbedingt nöthig gemacht. Florey konnte sie nicht mehr vornehmen; eine frische Kraft hat es mit kundiger Hand, in pietätsvoller Festhaltung der ursprünglichen Ordnung des Werkes, gethan und sich durch die Uebernahme dieser schwierigen Arbeit ein Verdienst um die sächsische Geistlichkeit, namentlich um die jüngeren Glieder derselben erworben. Die Schrift ist mit großer Gründlichkeit unter eingehendster Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebung durchgängig neu bearbeitet worden. Zu vermissen ist nur ein alphabetisches Sachregister, das den Gebrauch der dankenswerthen Schrift wesentlich erleichtern würde.

Sonstige Bücherbesprechungen.

W. **Handbuch für die Gerichtsschreiber der Königlich Sächsischen Justizbehörden.** Herausgegeben von Ernst Kriebisch, Gerichtsschreiber bei dem Königlichen Amtsgerichte Limbach. Dresden, C. Heinrich. Ende Februar 1887. 3 ℳ — Eine mit vieler Sorgfalt und großem Fleiße gearbeitete Zusammenstellung und Erläuterung der in den Reichs- und Landesgesetzen, besonders aber in den Verordnungen des königlich sächsischen Justizministeriums enthaltenen Bestimmungen über den Dienst und die Thätigkeit in den königlich sächsischen Gerichtsschreibereien. Das Buch, übersichtlich zusammengestellt, klar und faßlich in der Ausdrucksweise, wird nicht nur dem Gerichtsschreiber ein sicherer und unentbehrlicher Führer sein, es wird auch den mit der Aufsicht über die Gerichtsschreiberei beauftragten richterlichen Beamten durch seine Handlichkeit wesentliche Dienste leisten, vor Allem aber ist es denen zu empfehlen, welche sich für den Stand des Gerichtsschreibers in

unserem Lande vorbereiten wollen. Ein Inhaltsverzeichniß sowie ein ausführliches Sachregister erleichtern den Gebrauch des Werkes.

—z. Unter dem Titel: „Deutsche Reichs- und Preußische Staatsgesetze, betreffend das Staatskirchenrecht" ist kürzlich in der W. Möser'schen Hofbuchhandlung in Berlin eine von dem Bureau-Director des preußischen Abgeordnetenhauses A. Kleinschmidt verfaßte Zusammenstellung der einschlagenden gesetzlichen Materie erschienen. Die Stellung des Herausgebers verbürgt die völlig correcte und vollständige Wiedergabe aller in Betracht kommenden Gesetze und Verordnungen, und der Umstand, daß das Schriftchen (zum Preise von 1 ℳ 25 ₰) in 4. Auflage erscheint, beweist, daß dasselbe einem vorhandenen Bedürfniß entspricht. Wenngleich sich der Verfasser darauf beschränkt, die Gesetze und Verordnungen in ihrem Wortlaut ohne erläuternde Anmerkungen mitzutheilen, und nur bei späteren Abänderungsgesetzen angiebt, an welcher Stelle die abgeänderten Gesetzesparagraphen zu finden sind, so ist in gewissem Sinne doch in der Broschüre eine actenmäßige, kurz zusammengedrängte Geschichte des leidigen Culturkampfes enthalten, und hierin liegt der Grund für das Interesse, welches die Schrift auch in weiteren Kreisen beanspruchen darf und sicherlich finden wird. Der Reichsgesetze sind nur zwei, das Gesetz, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872 und das Gesetz, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874, abgedruckt, viel zahlreicher sind die königl. preußischen Gesetze und Verordnungen kirchenpolitischen Inhalts, nach dem Inhaltsverzeichniß 22. Sie beginnen mit dem Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen vom 11. Mai 1873 und schließlich mit dem neuesten Gesetz des Königreichs Preußen auf kirchenpolitischem Gebiete, dem jüngst erst publicirten Gesetz, betreffend Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze, vom 29. April 1887.

—y. Deutsches Heer- und Wehrbuch zum Nachschlagen für Jung und Alt, von Herrmann Vogt, Oberstlieutenant z. D. Berlin, R. v. Decker's Verlag. — Auf knappem Raum bietet das in handlicher Form gedruckte Heer- und Wehrbuch einen Ueberblick über den vielgegliederten Organismus des vaterländischen Kriegswesens für Jedermann. Vor allen Dingen sind die Erfordernisse zum Eintritt in Heer und Flotte unter den verschiedensten Vorbedingungen berücksichtigt. Das kleine Werk ist als Nachschlagebuch sehr zu empfehlen, umsomehr, als dasselbe in einem kürzlich erschienenen Nachtrage bereits die neue Eintheilung des deutschen Heeres und dessen neue Dislocation enthält.

P.— Stern-Atlas von Hermann J. Klein, Verlag von E. H. Mayer in Leipzig. 4. u. 5. Lieferung. à 1,20 ℳ — Die vorliegende Doppellieferung enthält 2 Bogen Text und 3 Karten. Der Text bildet die Fortsetzung des Kataloges interessanter coelestischer Objecte. Von den Karten stellen zwei in ihrer Gesammtheit den zwischen $7^h\ 20^m$ und $16^h\ 40^m$ gelegenen äquatorealen Theil des Himmels dar ($-\ 30^\circ$ bis $+\ 25^\circ$); die dritte Karte giebt Abbildungen und zwar enthält dieselbe neben 4 Zeichnungen von Nebelflecken nach Rosse, Holden und Trouvelot eine nichtretouchirte heliographische Reproduction einer von den Gebrüdern Henry in Paris aufgenommenen Photographie einer Partie des Himmels im Sternbilde des Schwanes. Nach Fertigstellung des Atlas, welcher sämmtliche einem guten unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne enthält, vermag man sich durch Vergleichung dieser Abbildung mit der betreffenden Atlantenkarte leicht ein Urtheil zu bilden, bis zu welcher Tiefe die Photographie in den Himmelsraum einzudringen vermag.

—g. Albrecht Dürer, von L. Kaufmann. 2. verb. Auflage. Mit einer Heliogravüre, fünf Lichtdrucken und neun Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1887. — Die zweite Auflage dieses Buches (184 Seiten in Hoch-Quart) hat durch die vortrefflichen bildnerischen Zugaben eine sehr dankenswerthe Bereicherung erfahren. Der Verfasser beherrscht die ganze Dürer-Literatur sowie die einschlagende Geschichtschreibung; er hat nicht schreiben wollen für die Fachgelehrten, sondern für weitere kunstfreundliche Kreise. Das ist ihm denn auch mit anerkennenswerthem Erfolg gelungen. Für eine seiner Hauptaufgaben hielt er es, Albrecht Dürer für die katholische Kirche zu reclamiren. Ob der große Maler äußerlich in der damaligen alten Kirche verblieb, ist nebensächlich; seine Werke athmen jedenfalls mehr allgemein christlichen, als specifisch katholischen Geist. Daß der Stich „Ritter, Tod und Teufel" das sanguinische Temperament darstellen soll, erscheint uns trotz der von Kaufmann beigebrachten Gründe nicht recht glaubhaft. Dagegen zeugt von großem Fleiß der Abschnitt, in welchem die Einwirkung Dürer's auf die spätere Kunst behandelt wird. Die ganze Arbeit hat ihren Schwerpunkt in der Biographie; aber auch das kunstgeschichtliche Material ist anschaulich geschildert und befriedigend charakterisirt.

J. R. Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 4 ℳ — Wiederum eine neue Gabe jenes liebenswürdigen Novellisten, dessen Begabung ja sowol durch den Stoffkreis seiner Heimath Schleswig-Holstein, den er sich gezogen, wie durch die Schranken seines quietistischen, großer Leidenschaft abholden Talents sehr begrenzt ist, der jedoch auf diesem engen Gebiete so Vollendetes zu leisten und so tiefe Wirkung zu erzielen weiß. Die beiden wieder sauberen Miniaturgemälden gleichenden Novellen stellen Folgendes dar. „Bötjer Basch": Der Böttcher (platt: Bötjer) Daniel Basch kommt erst an seinem Lebensabend dazu, sich einen Hausstand zu gründen; leider soll sein Glück nicht von langer Dauer sein. Sein Weib sagt ihm frühzeitig Lebewohl und legt sich unter die Erde, nachdem es ihn mit einem Sohne, Fritz, beschenkt hat. Einsam lebt Basch mit diesem seine Tage dahin, bis auch Fritz ihn verläßt, ja sogar, das Handwerk seines Vaters treibend, nach Californien geht. Da gelangt die Kunde von Fritzens vermeintlichem Tode nach Europa. Der Alte ist nunmehr ganz allein und in einem hypochondrischen Augenblicke will er sich das Leben nehmen, das ihm ja doch nichts mehr bieten kann. Der Selbstmordversuch mißlingt jedoch — zum Glück; denn der Todtgeglaubte kehrt zurück, seinem Vater noch ein friedliches Alter verschaffend, das dieser so sehr verdient hat, worauf Bötjer Basch wieder mit seinem frühverstorbenen Weibe vereint wird. „Ein Doppelgänger": John Hansen, ein gutgearteter, nur etwas heftiger Mensch, muß infolge einer unüberlegten Gewaltthat für sechs Jahre ins Zuchthaus wandern. Als er ins Leben zurückkehrt, sucht er sich nach besten Kräften ein ehrliches Dasein zu erarbeiten; er heirathet ein geliebtes und ihn wieder liebendes Mädchen; der Makel seiner Vergangenheit folgt ihm jedoch auf Schritt und Tritt und macht ihn mit seiner Familie zum Ausgestoßenen der Menschheit. Dieses Elend bewirkt auch Unfrieden zwischen John und seinem Weibe; es kommt zwischen Beiden zu wüsten Scenen, welche bei der leidenschaftlichen Natur der Gatten rasch mit Versöhnungs- und Liebesauftritten wechseln; einem jener erstgenannten Momente fällt John's Frau zum Opfer, die an den Folgen eines jähzornigen Schlages stirbt. John selbst geht nun auch zu Grunde, nachdem er vorher sich noch alle erdenkliche Mühe gegeben hat, das durch Zärtlichkeit an seinem Kinde wieder gut zu machen, was er an dessen Mutter verbrochen. In dieses Kindes, eines Mädchens, Gedächtniß lebt nun, da das Geschehene schon in seine frühesten Jahre fiel, das Bild des Vaters in doppelter Gestalt fort, in der eines Wüthrichs und der eines guten, sorgenden Beschützers, und selbst noch, als Christel schon glücklich verheirathet ist, kann sie sich von den traumartigen Jugendeindrücken nicht befreien, die besagen, daß sie eigentlich zwei Väter, einen guten und einen bösen, besessen habe. Den ersten liebt, den zweiten verabscheut sie. Dies Bewußtsein liegt wie ein Schatten über dem Glück von Frau Christine, bis die Aufklärung, die ihr von einem älteren Landsmann zu Theil wird, der ihre Kindheit mit angesehen hat, daß der böse und der gute Vater eins, sie von ihrem Wahn befreit, ihr die Ruhe des Gemüths ganz wiedergiebt, indem sie nun nicht mehr mit zwiespältigen Gefühlen, sondern nur noch mit denen des Mitleids und der Liebe des Mannes gedenken kann, dem sie das Leben verdankt. Diese beiden einfachen Geschichten, deren unendlicher Reiz in dem in wenig Worten nicht wiederzugebenden Detail beruht, hat der Dichter als Dritter, Beobachtender (er ist z. B. der Landsmann in der zweiten Novelle) mit erlebt und giebt sie nun als Erzähler wieder. Wie der Leser der Storm'schen Novellen sich entsinnen wird kommt diese Form der Berichterstattung aus der Erinnerung in ihnen öfter vor. Ist dieselbe nicht vielleicht charakteristisch für den Dichter? Entspringt nicht möglicherweise diesem handlungslosen Seitwärtsstehen des Erzählers von dem Lebensstrome und seinen Kämpfen jener wehmüthige Zug, der wie ein Leitmotiv durch alle Werke Storm's hindurchgeht, jene Lehre, daß die Welt zwar recht schön sei, aber das Wandeln in ihr doch nur einem flüchtigen Traume gleiche, einem kurzen Glück, einem langen Entsagen mit schnellem spurenlosen Verschwinden? Sehr schlagend hat Storm dieser Philosophie in der schönen Schlußstrophe der Chronik von Grieshuus Ausdruck geliehen, die also lautet:

„Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen;
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt und weiter fegt der Besen."

Aus solcher Philosophie entsteht dann jener Quietismus, von dem wir Anfangs dieser Zeilen gesprochen haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 47. Mittwoch, den 15. Juni. 1887.

Alfred von Gutschmid †.

Von **Franz Rühl.**

Mit Alfred v. Gutschmid, der am 2. März nach kurzem Krankenlager in der Vollkraft der Jahre zu Tübingen gestorben ist, hat Deutschland einen seiner größten Gelehrten, die historische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Meister verloren. Die Anlage seiner Arbeiten, die Stoffe, welche er mit Vorliebe behandelte, waren selten danach angethan, das lebhafte Interesse weiterer Kreise des gebildeten Publicums zu erregen, aber wenn jemals die Bewunderung der Fachgenossen im weitesten Sinne des Wortes einstimmig und ungetheilt gewesen ist, so war es bei Gutschmid der Fall, in dem die eigentlich sogenannte kritische Geschichtsforschung ihren höchsten und vollendetsten Ausdruck gefunden hat und in welchem die, welche ihm persönlich näher zu treten das Glück hatten, zugleich einen der vortrefflichsten Menschen verehrten. Zu einer vollständigen Würdigung seines Wesens und seines Wirkens ist es im Augenblick vielleicht noch nicht an der Zeit, ein kurzer Umriß seines Lebens und Charakters aber wird auch den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen sein.

Hermann Alfred Frhr. v. Gutschmid ist am 1. Juli 1831 zu Loschwitz geboren. Er stammt aus einer Familie, welche Sachsen viele hervorragende Männer gegeben hat. Ihr Gründer, sein Urgroßvater, war jener lausitzische Pfarrerssohn, der, zuerst Lehrer, dann Minister Friedrich August's I., sich so unvergeßliche Verdienste um Sachsen und die Heilung jener zahllosen schweren Wunden erworben hat, welche auswärtige Unterdrückung und innere Mißregierung dem unglücklichen Lande geschlagen hatten; sein Großvater war der bekannte Reitergeneral, welcher 1812 zu Pulawy in Polen während des Feldzuges starb. Sein Vater war Hof- und Justizrath in der vormaligen königl. sächsischen Landesregierung zu Dresden; er starb indessen bereits 1836, erst 36 Jahre alt, an den Folgen übermäßiger Anstrengung in seinem Berufe. Die Erziehung Alfred's und seiner zwei Schwestern fiel der Mutter zu, welche sich ihrer mit hingebender Liebe annahm. Alfred besuchte die Kreuzschule in Dresden, wo ihn besonders der Unterricht Köchly's anzog, den er stets als das Muster eines Lehrers betrachtet hat. Seine Individualität entwickelte sich sehr früh. „Unter den Schülern der Tertia“, so erzählte Köchly einmal auf einer Philologenversammlung, „war einer, der schrieb einen äußerst dürren Stil und übersetzte steif, beschäftigte sich aber mit gelehrten Collectaneen über alle möglichen Dinge; er war die Landplage der großen Dresdener Bibliothek.“ Das war Gutschmid. Bereits auf dem Gymnasium legte er den Grund zu seiner unermeßlichen Belesenheit, seiner hervorragenden Kenntniß alter und neuer Sprachen und seinem ausgebreiteten Wissen auf den allerverschiedensten Gebieten. Aber er ging damals so wenig wie später in den Büchern auf. Er liebte frohe Geselligkeit und vor Allem die Natur und stets sprach er mit besonderer Freude von den glücklichen Tagen, welche er als Knabe besonders in Loschwitz verlebt hatte, wo sein Vater den berühmten Körner'schen Weinberg gekauft hatte, der sich noch heute im Besitz der Familie befindet.

Im Frühjahr 1848 bezog er, wenige Wochen nach dem Tode seiner Mutter, überreif die Universität Leipzig, welche er später mit Bonn vertauschte. Eigentlich historische Vorlesungen hat er wenig besucht, sondern hauptsächlich philologische. In Leipzig hat besonders Moriz Haupt großen Einfluß auf ihn ausgeübt; von seinen Bonner Lehrern verehrte er insbesondere Lassen und Ritschl. Daneben gab er sich, durch Roscher angeregt, eifrig dem Studium der Staatswissenschaften hin und er hat auch diese Schule nicht umsonst durchgemacht. Indessen, es wird bei einem Geiste wie Gutschmid immer etwas Mißliches haben, nach dem Bildungsgange im Einzelnen und nach dem Einfluß der Lehrer zu forschen; für ihn reihte sich jede neue Thatsache sofort organisch in die Kette der ihm bereits bekannten ein, knüpften sich an jede neue Probleme und er war der Mann, sich an der Lösung eines jeden zu versuchen. Zunächst sogar ganz naiv, in dem festen Glauben, scharfer Logik und gründlichem Wissen müsse Alles weichen. Es muß ein Schauspiel für Götter gewesen sein, als der junge Student bei Haupt seine erste Abhandlung eingereicht hatte mit — Athetesen und Conjecturen zu Horaz. Er hielt sie standhaft allen Einwendungen gegenüber aufrecht, und als Haupt sich absolut nicht überzeugen lassen wollte, fragte er endlich: „Aber, wie kann Horaz so etwas schreiben?“ Haupt sah ihn an mit seinen großen rollenden Augen und wiederholte drei Mal voll Zorn: „Quia poëta est.“ Das nächste Mal brachte Gutschmid Conjecturen zu Vellejus Paterculus. „Das ist gut; dabei müssen Sie bleiben“, hieß es nunmehr und es scheint fast, als ob Gutschmid erst durch diese Erfahrung zur Erkenntniß seines Talentes gekommen wäre.

Ein Staats- oder Doctorexamen hat er nie gemacht. Er promovirte 1854 in Leipzig in absentia und brachte seine Dissertation „de rerum Aegyptiacarum Graecis ante Alexandrum Magnum“ im Philologus zum Druck, eine Abhandlung von seltener Reife und Gelehrsamkeit, an der noch heute wenig zu ändern sein dürfte. Er ließ sich dann als Privatgelehrter in Leipzig nieder, mit der Absicht, sich später zu habilitiren. Er trat hier in einen ungemein angeregten Kreis begabter und hochstrebender Männer, zu dem u. A. sein Jugendfreund H. v. Treitschke, dann Zarncke, Bursian und von Aelteren Gustav Freytag gehörten. Eine längere Krankheit veranlaßte ihn, 1857 auf einige Monate nach Dresden zu ziehen, und hier vermählte er sich mit einer Tochter des bekannten Leipziger Archäologen A. W. Becker. Gesammelt und gearbeitet hat er in dieser Periode viel, geschrieben ziemlich wenig außer zahlreichen Recensionen, die insbesondere im Literarischen Centralblatt erschienen. Allein 1857 und 1858 trat er plötzlich mit zwei Werken hervor, die ihn mit einem Schlage in den ersten Rang deutscher Gelehrten hoben. Es waren beides eigentlich Recensionen im großen Stil. Der Lemberger Bibliothekar Bielowski glaubte in polnischen Chroniken große Bruchstücke des Pompejus Trogus gefunden zu haben, der zur Zeit des Augustus die Geschichte der außerrömischen Welt geschrieben hatte und von dessen 44 Büchern fast nur der magere und mangelhafte Auszug des Justinus erhalten ist. Gutschmid vernichtete dieses Phantom, indem er nachwies, daß abgesehen von einer im 16. Jahrhundert in Polen vorgenommenen Fälschung einiger Bücher des Trogus jene Chronisten nur Justinus benutzt hätten. In diese Untersuchung, die an sich schon eine sehr ausgebreitete und keineswegs auf das Alterthum beschränkte Gelehrsamkeit erforderte und die durch ihre scharfsinnige und schlagende Beweisführung jeden Widerspruch sofort zum Schweigen brachte, sind nun eine Menge feiner und feinster Erörterungen über die entlegensten und die scheinbar bekanntesten Gebiete der Wissenschaft eingefügt, so daß die Bewunderung der Gelehrtenwelt allgemein war. Handelte es sich bei den „Fragmenten des Pompejus

Trogus und der Glaubwürdigkeit ihrer Gewährsmänner" um Dinge, die zunächst nur die Forscher angehen, so konnten die „Beiträge zur Geschichte des alten Orients" in mehrfacher Beziehung auch das Interesse weiterer Kreise ansprechen. Bunsen, der bekannte Günstling Friedrich Wilhelm's IV., der unter den Staatsmännern den Gelehrten, unter den Gelehrten den Staatsmann zu spielen liebte, war damals mit einem Werke über „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte" hervorgetreten, das nicht nur wegen der Stellung des Verfassers, sondern auch wegen seiner scheinbar großen Gelehrsamkeit und seiner glänzenden Resultate bedeutendes Aufsehen erregte. Gutschmid hatte die letzterschienenen Bände im Literarischen Centralblatt kurz besprochen und im Einzelnen Widerspruch erhoben, den er anderswo zu begründen versprach. Ohne das abzuwarten, griff Bunsen in der Vorrede des folgenden Bandes den „jungen, unbekannten Mann" auf das Heftigste an und glaubte offenbar, ihn völlig vernichtet zu haben. Er sollte erfahren, daß er mit einem Riesen angebunden hatte. Ich mag Bunsen, der immer ein bedeutender und merkwürdiger Mann bleibt, nicht mit Klotz vergleichen, aber das Schicksal ihres wissenschaftlichen Ruhms ist nur zu ähnlich. Die Analogie geht stellenweise bis ins Einzelnste hinein. Jedermann weiß, wie Lessing seinen Gegner wegen Martin Tuscher mitgenommen hat, dem Klotz das Lob des Fleißes nicht streitig machen wollte. Ist es aber nicht ebenso erheiternd, wenn Bunsen in der Abtrumpfung des jungen, unbekannten Mannes „eine eingehende Behandlung der Sanskritforschungen" ankündigte und nun Gutschmid nachweist, daß der Hr. Geheimrath die Sanskritnamen auf derselben Seite bald so, bald anders umschreibt und zwar die, welche im ersten Bande von Lassen's „Indischer Alterthumskunde" vorkommen, auf die eine, die, welche im zweiten vorkommen, auf die andere Weise und daß Lassen zwischen dem ersten und dem zweiten Bande mit der Transcription gewechselt hat? Aber Gutschmid's Buch ist keine bloße Polemik; es enthält daneben eine Fülle eingehender, selbständiger Untersuchungen über das orientalische wie das classische Alterthum, gleichmäßig ausgezeichnet durch kritischen Scharfsinn, gewaltige und gründliche Gelehrsamkeit und weiten Ueberblick über die historischen Zusammenhänge alter und neuer Zeit. Seit den „Beiträgen zur Geschichte des alten Orients" war Gutschmid's Ruhm fest begründet; wenige Jahre nachher konnte ihn Köchly unter dem lauten Beifall einer zahlreichen Versammlung als einen Stern erster Größe auf einem der dunkelsten und dornigsten Felder der Wissenschaft bezeichnen.

Im Jahre 1861 wählte die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften den Dreißigjährigen auf den Vorschlag von Fleischer und Brockhaus zu ihrem Mitgliede, im Jahre 1863 folgte er, der noch immer nicht zur Habilitation gelangt war, einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Kiel, wo er 1866 Ordinarius wurde. Hier knüpfte er ein enges Freundschaftsband mit seinen Collegen Nöldeke und Lipsius, das auch für ihre gemeinsamen Studien von wichtigen Folgen geworden ist. Land und Leute sagten indessen Gutschmid wenig zu, wozu auch der politische Gegensatz beitragen mochte, in dem er sich als Anhänger der preußischen Hegemonie zu der Bevölkerung fühlte. So war es ihm in vieler Rücksicht erwünscht, 1873 nach Königsberg übersiedeln zu können. Hier traf er nun freilich die allereigenartigsten Verhältnisse; Ostpreußen erschien dem Sachsen noch immer als ein wahres Colonialland. Er fand sich jedoch rasch hinein, wozu nicht am wenigsten der enge Verkehr beitrug, in den er mit Lehrs trat, der ihn stets aufs Neue mit Staunen und Bewunderung erfüllte und dessen wahrhaft einzige Persönlichkeit freilich nur die recht zu würdigen vermögen, welche mit ihm gelebt haben. Wahrscheinlich wäre Gutschmid der Albertina noch lange erhalten geblieben, wenn ihn nicht eine, allerdings unbeabsichtigte, Zurücksetzung, die er erfahren zu haben glaubte, bestimmt hätte, sich um eine Professur zu bewerben, die gerade in Jena vacant geworden war. Man rief ihn mit tausend Freuden. Im Begriff, von Königsberg abzureisen, vollendete er seine „Neuen Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland". Vielleicht erinnern sich die Leser noch des Aufsehens, welches dieses Buch machte. Es wurde nur Eins vielfach dabei übersehen. Gutschmid wandte sich nicht gegen die neue Wissenschaft als solche, streng genommen nicht einmal gegen ihre Ergebnisse, sondern gegen die vorschnelle Verwerthung scheinbarer Ergebnisse der Entzifferung zu historischen Zwecken, und wenn er neben George Smith vorzugsweise Schrader angriff, so geschah es, weil er eben der angesehenste unter den deutschen Assyriologen war. Wenn die Assyriologie jetzt so viel vorsichtiger vorgeht und auf so viel gesunderen Basen ruht als vor zehn Jahren, so wird dieser wahrhaft furchtbaren Polemik ein wesentlicher Antheil daran zugeschrieben werden müssen.

In Jena ist Gutschmid, so wohl er sich dort fühlte, nur drei Semester geblieben; schon im Herbst 1877 folgte er einem Rufe nach Tübingen. Es mag dazu beigetragen haben, daß er in Jena classische Philologie zu lehren hatte, was nicht eigentlich sein Fach war. Aber nun harrte er aus. Berufungen nach Göttingen und nach Straßburg hat er abgelehnt. Alles in Allem genommen muß es ihm doch bei den Schwaben gefallen haben. Und so grundverschieden sein Wesen von dem ihrigen war, er drang schließlich auch bei den Schwaben durch. Man war stolz auf diese leuchtende Zierde der Universität und man hatte allen Grund dazu: von weit her, auch aus dem fernen Auslande, sammelte er seine Schüler. In Tübingen schien er endlich auch beginnen zu wollen, sein unvergleichliches Wissen in größeren Werken in darstellender Form zu verwerthen. Er schrieb für die Encyclopaedia Britannica die großen Artikel über Iran (mit Nöldeke) und über Phönike (mit Socin), welche er beabsichtigte auch in deutscher Sprache und mit den begründenden und erläuternden Anmerkungen, welche in der Encyklopädie fortbleiben mußten, herauszugeben. Sie würden einen stattlichen Band füllen. Er begann auch andere lange gepflegte Arbeiten zum Abschluß zu bringen, wie die Ausgabe der Prologe zu Trogus, welche er meinem Justin als kostbaren Schmuck beigefügt hat. Er litt ab und zu an den Augen und in den letzten Jahren am Schreibkrampf, so daß ihm seine Tochter als Secretär dienen mußte, aber er war gesund und sein Körperbau zwar fein, aber zäh. Man durfte ihm noch eine lange Reihe von Jahren einer tief eingreifenden segensreichen Wirksamkeit versprechen, als ihn eine tückische Krankheit plötzlich dahinraffte.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Gutschmid's auch nur im Umriß vorzuführen, so daß seine ganze Bedeutung erkannt werden könnte, ist ungemein schwierig, auf engem Raume, wie er uns hier nur zu Gebote steht, unmöglich. Selbständige Werke hat er außer denen, welche wir angeführt haben, kaum veröffentlicht, aber eine außerordentlich große Zahl von Abhandlungen und Einzeluntersuchungen, die an den verschiedensten Orten zerstreut sind und die er selbst noch zu sammeln gedachte. Daß jetzt, nach seinem Tode, möglichst bald eine solche Sammlung erscheine, dürfen wir mit Bestimmtheit hoffen. Diese Aufsätze sind fast sämmtlich kritischer Natur, viele für ihren Gegenstand epochemachend, schwerlich wird sich eine darunter finden, die man unbedeutend nennen könnte. Sie behandeln die allerverschiedensten historischen und philologischen Gegenstände, alle mit gleicher Meisterschaft, mit einer gewissen Vorliebe allerdings quellenkritische und chronologische Fragen. Eigentlich darstellend ist, so viel uns erinnerlich, keine; auch seine letzte Arbeit, die Geschichte des Königreichs Osroëne, nicht, welche kurz nach seinem Tode in den Abhandlungen der St. Petersburger Akademie erschien, von der, wie von der Münchener, Gutschmid zum correspondirenden Mitgliede erwählt worden war. Was sie alle charakterisirt, das ist die vollständige Beherrschung und Durchdringung des Stoffs, die gründliche Erörterung und saubere Darlegung jeder Einzelheit, ein rücksichtsloser Wahrheitssinn, der kein unbequemes Problem zur Seite schiebt, und daneben eine glänzende, aber nie ausschweifende Combinationsgabe und eine Kunst positiver Kritik, wie sie — man darf es wol aussprechen — seit Scaliger nicht dagewesen ist. Denn das wäre ein großer Irrthum, wenn man etwa — gestützt auf die „Beiträge" und „Neuen Beiträge" oder auf jene herrlichen Untersuchungen über die „Nabatäische Landwirthschaft", über Moses von Khorene und über Agathangelos — Gutschmid für einen wesentlich negativen Kritiker halten wollte. Im Gegentheil: wenn einmal die Grundlagen der Ueberlieferung festgestellt und auf ihre Haltbarkeit geprüft waren, da gab es keinen positiveren Forscher als Gutschmid. Nicht eine Spur des Berichteten ging verloren, an seinem Orte, im gehörigen Zusammenhange kam auch das scheinbar Werthloseste zur Verwendung und nicht selten fand er da lauteres Gold, wo Andere nur taubes Gestein sahen. Ein noch größerer Irrthum wäre es freilich, wenn man glauben wollte, dieser Mann sei in den Einzelnheiten aufgegangen. Es ist allezeit der große Ueberblick gewesen, dem er zustrebte, und er erfaßte ihn stets auf das Glücklichste. Man kann das an hunderten von Stellen seiner Werke wahrnehmen; um aber blos Eins anzuführen: wie viel Historiker mag es wol geben, welche große Epochen mit so sicherer Hand zu zeichnen vermöchten, wie er in seinem Aufsatze über die Periodisirung der Geschichte gethan hat?

Ein großer und nicht unwichtiger Theil von Gutschmid's Arbeiten besteht in Recensionen, deren er eine unglaubliche Menge, namentlich für das Literarische Centralblatt, geschrieben hat.

Sie sind als Recensionen Muster der Gattung; sie waren ebenso gesucht als gefürchtet. Sie sind aber fast ausnahmslos viel mehr, als Recensionen. In ihnen legte Gutschmid einen Theil der werthvollsten Früchte seiner Studien nieder, wie sie ihm theils bereits früher erwachsen waren, theils sich eben in Anknüpfung an das Buch ergeben hatten. Woraus Andere lange Abhandlungen, bisweilen ganze Bücher gemacht hätten, das trug er hier scheinbar mühelos in knappen Worten auf wenigen Zeilen vor.

Daß ein Mann von diesen Studien auch ein gründlicher Sprachkenner war, wird Niemand bezweifeln und Gutschmid hat oft genug z. B. über die geringfügigen Leistungen der preußischen Gymnasien im Griechischen gejammert. Allein er überschätzte die Bedeutung der Sprachkenntniß für den Historiker nicht. Ein Menschenleben reicht nicht für alle Aufgaben aus und so begnügte er sich z. B. bei den orientalischen Sprachen mit jenen Elementen, die zum Verständniß und zur allfälligen Kritik des von den Männern der Sprachwissenschaft bereiteten Materials nothwendig sind. Wir haben nie gehört, daß ihm ein Orientalist ein Versehen vorgeworfen hätte, das in mangelhaftem Verständniß der Sprache seine Wurzel gehabt hätte. Auch auf dem classisch-philologischen Gebiet hat Gutschmid nur gelegentlich gearbeitet, obwol wir ihm eine Menge von Verbesserungen verdorbener Stellen verdanken. Sie sind alle geistreich und fein; wer viel mit Handschriften zu thun gehabt hat, wird sie bisweilen zu fein finden.

Die Orientalisten nehmen Gutschmid mit Vorliebe als den Ihrigen in Anspruch; mir scheint mit Unrecht. Die Forscher auf dem Gebiete des griechischen und römischen Alterthums haben dasselbe Anrecht auf ihn, und wer seine Abhandlung über Vincentius Kadlubek kennt, wird in ihm auch einen gründlichen Kenner des Mittelalters verehren. Daß er über neuere Geschichte — so viel wir wissen — nie etwas geschrieben, ist vielleicht Zufall; er war auch auf diesem Gebiete eingehend bewandert.

Als Docent war Gutschmid gleichfalls bedeutend. Seine Vorlesungen umfaßten in einem ziemlich weiten Cyklus die ganze alte Geschichte, sammt der Geschichte der griechischen und der römischen Historiographie. Daneben las er über einzelne Schriftsteller, wie Tacitus, Herodot, Josephus, Ammianus, Jordanis. Ich habe zwei Mal Gelegenheit gehabt, bei ihm zu hospitiren, in Kiel und in Königsberg, und die Schilderungen seiner Schüler stimmen mit meinen Beobachtungen wesentlich überein. Der Vortrag war klar, scharf, von reichem sachlichem Inhalt, die Controversen mit den Gründen für und wider gebührend hervorhebend, überall die weiteren Zusammenhänge andeutend, gelegentlich in Excursen näher ausführend. Die Vorlesung über griechische Historiographie gab nach dem Ausdruck eines gemeinsamen Schülers „eine ununterbrochene Reihe musterhafter und vorbildlicher methodischer Untersuchungen". Ich kann auch, nach dem, was ich von diesen Vorlesungen weiß, nicht glauben, daß der Vorwurf gerecht sei, den man ihnen wol gemacht hat, sie seien zu gelehrt gewesen. Die Schwierigkeit für den Anfänger lag wo anders. Gutschmid setzte ganz naiv eine gewaltige allgemeine historische Bildung und wenigstens eine gewisse Kenntniß der Staatswissenschaften bei den Zuhörern voraus uno unsere Gymnasien leisten nur zu häufig weder das Eine noch das Andere. In seinen historischen Uebungen hat Gutschmid eine Reihe trefflicher Specialschüler herangebildet, die zum Theil an deutschen und österreichischen Universitäten wirken; maßgebend ist sein Einfluß für zahlreiche Gelehrte gewesen, die nicht eigentlich seine Schüler sind; eine Schule in dem Sinne wie Waitz oder Mommsen zu begründen würde er schwerlich erstrebt haben, auch wenn die Orte, an denen er lehrte, dazu geeigneter gewesen wären.

Gutschmid hinterläßt einen ungewöhnlich reichen literarischen Nachlaß, der, wie wir hoffen, der gelehrten Welt nicht verloren gehen wird, obwol sich vielleicht wenig eigentlich Druckfertiges darunter befindet. Er liebte es nicht abzuschließen und er ließ Arbeiten liegen, weil er sich eine einzelne Notiz nicht zu beschaffen vermochte, welche vielleicht freilich nichts wesentlich Neues ergab, vielleicht aber auch der Fingerzeig zu neuen Forschungen werden konnte. In engeren Kreisen haben sich seit Jahren förmliche Mythen in dieser Beziehung gebildet; allein es kann versichert werden, daß nicht Alles Mythe ist und die griechische Historiographie, die Vorlesungen über Ammian und Josephus, die Abhandlung über die Quellen eines Theils des Trogus werden ja wohl mit manchem Anderen noch das Licht schauen.

Zum Schluß seien noch einige Worte über den Menschen gestattet, obwohl wir hier keine vollständige Charakteristik geben wollen. Wer Gutschmid zuerst sah, dem fiel er sofort auf als der vollendete Typus des Sachsen. Er sprach sein Lebenlang den reinsten Dresdener Dialekt. Er war gewandt, höflich unter allen Umständen, fein in seinen Formen, wenn auch diese Formen nicht immer ganz die unserer Zeit waren, dabei heiter und gesellig, in der Unterhaltung witzig, geistreich, gelegentlich einen jener drastischgutmüthigen Ausdrücke, an denen seine Landsleute so reich sind, nicht verschmähend. Dabei weiter von einer wahrhaft großartigen Naivetät, wie sie etwa Lobeck eigen gewesen sein muß. Er hatte das Herz beständig auf der Zunge, und wie er Alles anhören konnte, so meinte er, andere Leute könnten es auch. Er war zunächst sehr geneigt, bei Andren nicht nur dieselbe Güte des Herzens, sondern sogar dieselbe Gelehrsamkeit vorauszusetzen. Wenn er oft genug in Staunen setzte durch die wunderbaren Mittheilungen, die er gesprächsweise aus dem Schatze seines immer gegenwärtigen Wissens machte, so lag ihm nichts ferner, als imponiren zu wollen, und er war immer bereit zu lernen, von wem es auch sei. Aber er kannte doch auch die Welt und die Menschen genug, um bald zu durchschauen, woran er war, und Schwindel und Heuchelei haben oft genug den Stachel seines bitteren Spotts, die Geißel seines scharfen und stets treffenden Sarkasmus erfahren. Denn seine hervorragendste Eigenschaft war seine unbedingte Wahrheitsliebe. Aller hohle Schein war ihm verhaßt; der künstliche Aufputz, womit sich auch wirkliche Größen zuweilen umgeben, war ihm in der Seele zuwider. Wo er anerkennen konnte, gereichte es ihm zur lebhaftesten Freude und dann konnte er manchmal fast zum Enthusiasten werden; kleinlich in irgend einer Hinsicht wird ihn nie Jemand gefunden haben. Seine eigene Bedeutung kannte er wohl und wußte sie — wo nöthig — zur Geltung zu bringen; nach äußeren Ehren hat er nie getrachtet. Immer lag ihm die Sache am Herzen, nie seine Person. Was er in seinen Vorlesungen darbot, überließ er seinen Schülern zu freiem Eigenthum, damit zu schalten und zu walten, aber auch zahllosen Andern war er ein immer bereiter Helfer und fruchtbarster Förderer bei ihren Arbeiten zu Studien. Es genügt, auf den Hesychius von Flach und den ersten Band der Ausgabe des Eusebius von Schöne hinzuweisen, um das zu belegen. Nur Eins scheint wenig bei ihm ausgebildet gewesen zu sein: der feinere Sinn für das Dichterische und das Interesse an der Philosophie, soweit sie nicht Logik ist. Aber wir glauben kaum zu irren, wenn wir diesen Mangel gerade mit seinen großen Eigenschaften in Verbindung bringen.

Bücherbesprechungen.

o. **Parallel-Bibel** oder Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch D. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtext. In drei Bänden. I. Die Geschichtsbücher. II. Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. III. Das Neue Testament. Gütersloh, C. Bertelsmann. 135—140 Bogen in 24 monatlichen Lieferungen à 50 ₰. Das ganze Werk wird innerhalb zwei Jahren vollendet sein (Ende 1888). — In der „Parallel-Bibel" soll nach dem Prospect eine Bibelausgabe geboten werden, „welche unmittelbar neben dem Text der lutherischen Uebersetzung nach der Originalausgabe von 1545 in der zweiten Columne eine den Grundtext mit den Hilfsmitteln, welche die heutige exegetische Wissenschaft gewährt, genau wiedergebende, vollständige zweite Uebersetzung enthält". Nach den vorliegenden 5 Lieferungen zu urtheilen ist sowol der Feststellung des Luthertextes als der Ausführung der neben ihm gegebenen zweiten Uebersetzung eine große Sorgfalt zugewendet. Der Grundtext, auf welchem die zweite Uebersetzung beruht, ist für das Alte Testament der masorethische, für das Neue Testament der durch die Revisionsarbeiten der Neuzeit festgestellte Text, wie er nach Tischendorf's Ed. octava (Ed. tertia stereotypa) namentlich in der v. Gebhard'schen Ausgabe des Neuen Testaments vorliegt. Abweichungen vom masorethischen Texte des Alten Testaments haben in Randnoten Berücksichtigung gefunden. Die zweite Uebersetzung ist peinlich wörtlich, so daß beim Alten Testamente dem deutschen Ausdrucke nicht selten der hebräische Ursprung anzuspüren ist. Vielleicht ist aber gerade diese Eigenthümlichkeit der zweiten Uebersetzung denen besonders lieb, die mit der Grundsprache nicht vertraut sind. Jedenfalls darf nach den vorliegenden Lieferungen das Werk allen denen angelegentlich empfohlen werden, welche eine möglichst genaue Uebersetzung des Grundtextes wünschen, welche aber nicht in der Lage sind, selbständig forschend in das Verständniß desselben einzudringen. Nebenbei ist das Werk

geeignet, Laien ein Urtheil zu ermöglichen über die Nothwendigkeit und den Werth der gegenwärtig ihrem Abschluß entgegengehenden Bibelrevision. Am liebsten freilich möchte es die revidirte Bibel überflüssig machen und mit dazuhelfen, daß Luther's Arbeit in ihrer Ursprünglichkeit der Kirche erhalten bliebe. Ueber die Berechtigung und Erfüllbarkeit dieses Wunsches wollen wir nicht streiten, jedenfalls aber bietet das Werk allen Freunden der Bibel, denen die Grundsprachen derselben fremd sind, fördernde Handreichung und wird ihnen um so willkommner sein, je mehr seine Anschaffung erleichtert ist.

K—d. Reinhard, P., Assessor. Die Ausführung des Zwangsverkaufs im Zwangsversteigerungsverfahren. Ein Beitrag zur Erläuterung der K. Sächs. Subhastationsordnung. 1887. Leipzig, Veit & Comp. (1,80 ℳ 68 S.) — Das Gesetz vom 15. Aug. 1884 über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung unbeweglicher Sachen und die dazu gehörige Ausführungsverordnung, deren Bestimmungen ziemlich weit vom früheren Rechte abweichen, beeinflussen nicht blos das Verfahren, sondern auch in erheblicher Weise das bürgerliche Recht. So bleiben, während ehedem mit wenig Ausnahmen alle auf dem versteigerten Grundstücke haftenden Hypotheken infolge der Versteigerung zur Löschung gelangten, nunmehr die der Hypothek des Ausbringers vorgehenden Hypotheken bestehen und sind vom Ersteher in Anrechnung auf den Kaufpreis zu übernehmen; die Hypothekenforderung des Ausbringers und die ihr im Range nachstehenden Hypothekenforderungen werden aus den Erstehungsgeldern, soweit letztere nach Abzug von Kosten, der zu übernehmenden Hypotheken u. s. w. hierzu ausreichen, befriedigt und deshalb, bez. wenn sie ohne Anweisung bleiben, infolge der Zwangsversteigerung gelöscht, sofern nicht etwa der Ersteher die zu befriedigenden Hypotheken ebenfalls übernimmt. So einfach dies an sich ist, so verwickelt werden die Verhältnisse, falls entweder unter den vom Ersteher zu übernehmenden Hypotheken oder unter den aus den eingezahlten Erstehungsgeldern zu befriedigenden Hypotheken solche sich befinden, welche auf Grund gesetzlicher Rechtsgründe oder zur Sicherstellung ungewisser Forderungen eingetragen sind oder deren Forderungen noch nicht festgestellt sind oder endlich, für deren Forderungen andere Grundstücke oder Antheile derselben mitverpfändet sind. Hier kann es an der sofortigen Gewißheit mangeln, ob an der Hypothekenstelle eine Forderung zur Befriedigung gelangen werde, und welcher Hypothekengläubiger berechtigt ist, den auf die Hypothek entfallenden Erstehungsgelder-Betrag zu fordern. Das Gesetz hat die Interessen der Betheiligten dadurch zu wahren gesucht, daß im ersten Fall der Ersteher die Hypothek zwar zunächst in Anrechnung, dann aber, wenn der betr. Anspruch ganz oder theilweise aus einem anderen Grunde als infolge Befriedigung durch den Ersteher in Wegfall kommt, eine andere auf dem Grundstücke lastende Schuld zu übernehmen hat, zu dessen Bekundung eine bedingte Anweisung im Hypothekenbuche einzutragen ist, und daß im anderen Falle das Gericht den entsprechenden Theil der eingezahlten Erstehungsgelder, welcher nicht sogleich zur Auszahlung gelangen kann, zinsbar anzulegen hat, bis sich ergiebt, ob der Hypothekengläubiger daraus zu befriedigen sei oder nicht. Die hierdurch begründeten rechtlichen Verhältnisse bieten große Schwierigkeiten. Wenn der Verf. in dem oben angeführten Werke die Erfüllung des Zwangsverkaufs durch den Käufer (Ersteher) wie durch den Verkäufer (das Gericht) behandelt, hat von ihm jene eigenthümliche Gestaltung der dem Käufer obliegenden Erfüllungspflicht nicht übergangen werden können, und es ist anzuerkennen, daß der Verf. gerade diesen Theil an der Hand des Gesetzes eingehend und in der Hauptsache richtig erörtert hat. Dabei ist der von ihm nebenhin vertretenen Meinung vollständig beizustimmen, daß es für den Ersteher, welcher eine derartige Hypothek zu übernehmen hat, günstiger sei, in Beachtung der ihm vom Gesetze gewährten Ermächtigung den entsprechenden Kaufpreistheil bei Gericht einzuzahlen, weil er damit einer großen Verantwortlichkeit sich überhebt. Auch bezüglich des Eintretungsrechts des Erstehers wegen der von diesem befriedigten Hypothekenforderungen kommt der Verf. zu den richtigen, dem Gesetze entsprechenden Folgerungen, welche wol auch für das sonstige bürgerliche Recht die zutreffenden sind. Beizutreten ist dem Verf. nur nicht in der S. 34 unter VI a. E. geäußerten Ansicht über den Eintrag mehrerer Forderungen, wenn die bedingte Anweisung in Wirksamkeit tritt. Dann dürften wohl S. 61 bei Anm. 2 die Bestimmungen des Consulatsgesetzes und des Reichsgesetzes vom 1. Mai 1878, welche jetzt ebenfalls maßgebend sind, zu erwähnen sein. So selten nun die Fälle, in welchen Hypotheken der im Gesetz vom 15. August 1884, §. 16, Abs. 2 erwähnten Art wirklich in Betracht kommen, im gewöhnlichen Leben sind (bei einem der größten sächsischen Amtsgerichte ist dem Vernehmen nach trotz einer großen Anzahl Versteigerungen bis jetzt nur ein Fall der Verlautbarung einer bedingten Anweisung vorgekommen), so werden doch die hierüber grade ausführlicheren Erörterungen des Verfassers den Richtern wie den Parteien von großem Werthe sein, nicht nur weil sie in jenen Fällen Aufschluß geben, sondern auch weil sie überhaupt den Willen des Gesetzes über die Ausführung des Zwangsverkaufs klarzustellen unternehmen.

J. R. Aus dem Notizbuch eines Berliner Schutzmannes. Bilder aus dem Leben der Reichshauptstadt von Adolph Schulze. Leipzig, Karl Reißner. — Der Titel dieses Buchs klingt sensationell und schmeckt etwas nach Pikanterie, aber sieht man sich dasselbe näher an, so findet man doch, daß sein Inhalt schlicht und echt, wahr und gesund ist. Nach dem Begleitschreiben des Verlags soll der Verfasser, ein Autodidakt, wirklich Berliner Schutzmann sein; die hier gebotenen Schilderungen, die in etwas künstlerische Form gegossen sind, wären somit wirklichen Erlebnissen, vielleicht sogar den eigenen des Schreibers nachgebildet. Und in der That ist es auch der Unterbau des Erlebten, welcher den Skizzen ihren besonderen Reiz und sittengeschichtlichen Werth verleiht, das Thatsächliche, wie es z. B. in der ersten Nummer: „Vierundzwanzig Stunden auf der Polizeiwache" hervortritt. Da wird uns die ganze Einrichtung einer solchen Wache geschildert, wir sehen die Beamten in ihrem Thun und Treiben und sind Zeuge dessen, was sich in einem verhältnißmäßig engen Raume Alles an Ereignissen im Laufe eines Tages und einer Nacht zusammendrängt. Da wird ein Kerl gebracht, den man beim Betteln ertappte und deswegen in Haft behalten muß, ein kleines Kind, das sich verlaufen hat, seinen Eltern, die man ermittelt, wieder zugeführt; eine Frau, die von ihrem Manne gemißhandelt worden ist, sucht Schutz und Recht bei den Hütern des Gesetzes; Diebstähle werden angezeigt, eine Feuermeldung trifft ein; Betrunkene, die verhaftet sind, machen Skandal und werden in den Nebenraum gethan, um daselbst ihren Rausch auszuschlafen; bezechte Studenten, die sich einen „feudalen Jux" geleistet und den Nachtwächter „angeulkt" haben, müssen sich legitimiren und werden aufgeschrieben: wie man sieht, die Einzelheiten eines solchen vierundzwanzigstündigen Erlebnisses erstrecken sich über alle Gebiete des Lebens, vom ernsten bis ins komische. Die acht andern Nummern des „Notizbuches" tragen alle einen stark novellistischen Charakter an sich, insofern als sie sich um eine einzige Person bewegen und eine geschlossene Handlung bringen; ist die novellistische Seite auch nicht die stärkste unseres Erzählers und sind die geschilderten Fabeln auch nicht neu (neuere Berliner Sittenschilderer haben uns schon mit ihnen bekannt gemacht, und überdies wiederholt sich dasselbe Thema in allen Großstädten), so berühren uns die Geschichten doch durch ihre Lebenswahrheit, und die vielen feinen Einzelheiten regen unser Interesse neu an. Es ist ja meist ein Bild tiefsten Elends, das hier enthüllt wird, und viele der Skizzen (z. B. die von der „Taubenlene", eines leichtsinnigen Mädchens, das zur Prostituirten wird, der „Wrangeldore", eines unglücklichen Weibes, das sich dem Trunke ergiebt, des „Philosophen", eines begabten, studirten, aber nicht recht charakterfesten Menschen, der schließlich zum Bettler und Pennbruder herabsinkt) schließen mit dem fürchterlichen Augenblick ab, in dem die durch Leichtsinn, Unvorsichtigkeit und traurige Umstände gescheiterten Lebensschiffer, da sie keinen anderen Ausweg mehr sehen und an sich, Gott und der Welt verzweifeln, den Tod suchen, meist den in den Fluthen der Spree oder des Canals, der sich ihnen am bequemsten bietet; aber hie und da (in „Theuer erkauft", „Ein Hausmittel", „Ein Obdachloser") führt das Elend durch einen günstigen Zufall im letzten Moment doch noch zur Rettung und Läuterung, und ein milder Schluß entläßt den Leser. Und als Resultat all dieser Scenen aus dem großstädtischen Leben ergiebt sich die ernste Nothwendigkeit, daß etwas geschehen müsse zur Bekämpfung des Jammers, sei es vom Staate, sei es noch mehr von der Privatwohlthätigkeit. Auch unser Schutzmann steht auf diesem christlich-barmherzigen Standpunkte; die Polizei wird hier keineswegs als jene kalte, herzlose Macht hingestellt, die nach Bebel und den Achtundvierzigern nur zur Belästigung des Publicums, nicht zu dessen Schutze vorhanden sein soll; sie wird uns einmal von einer anderen, helleren Seite gezeigt, wie sie den Armen, Bedrückten und Unmündigen gegenüber sich fühlend und helfend verhält, rathend und gebend, wie jener Schutzmann in der letzten Geschichte, welcher dem obdachlosen jungen Menschen das Zehnpfennigstück reicht, für welches er sich selbst eine Tasse Kaffee kaufen wollte, damit der Hungernde und Frierende in einer Kaffeeklappe Schutz gegen die Winternacht finden könne.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 48. . Sonnabend, den 18. Juni. 1887.

Die Anwendung der Photographie in der Astronomie.

Von Dr. Bruno Peter.

Von den Hilfsmitteln der Neuzeit sind es besonders zwei, welche die moderne messende Astronomie mit Erfolg sich dienstbar gemacht hat: die Elektricität und die Photographie. Der elektrische Strom hat Verwendung gefunden bei der Construction der Chronographen und bei der Beleuchtung der astronomischen Meßwerkzeuge; die photographische Platte aber bestrebt man sich neuerdings für gewisse Beobachtungen direct an Stelle des messenden Auges zu setzen. Außer großen Ersparnissen an Zeit und Arbeit würde die letztere Methode auch den weiteren Vortheil bieten, daß die ihrer Lage nach zu fixirenden Punkte dauernd auf der photographischen Platte markirt bleiben und eine beliebige Anzahl nachträglicher Ausmessungen gestatten, während sie bei der directen Beobachtung mit dem Auge nur einen vorübergehenden Eindruck auf der Netzhaut hervorrufen, welcher sofort an Ort und Stelle durch geistige Operationen des Beobachters die möglichst beste Verwerthung finden muß. Beim Vorhandensein gleicher Bedingungen wird ferner der photographische Apparat auch immer in gleicher Weise arbeiten, während dieses selbst bei einem mit dem besten Nervensystem ausgestatteten Beobachter keineswegs der Fall ist, die Auffassungsweise desselben vielmehr nie ganz zu vermeidenden Schwankungen ausgesetzt ist; auch variirt diese Auffassungsweise von Beobachter zu Beobachter innerhalb nicht unerheblicher Beträge, so daß es stets besonderer Untersuchungen bedarf, um die Messungen verschiedener Astronomen mit einander streng vergleichen zu können. Der große Vortheil des photographischen Verfahrens in der messenden Astronomie ist für gewisse Arten von Beobachtungen daher augenscheinlich, sobald es gelingt, der photographischen Nachbildung die nöthige Exactheit und Schärfe zu verleihen, welche für diese Beobachtungen erforderlich sind. In der That ist man in neuester Zeit in dieser Hinsicht zu Resultaten gelangt, welche ganz erstaunlich sind und alles auf dem Gebiete der Stellarphotographie bisher Geleistete in den Schatten stellen. Allen Ernstes geht man mit dem Gedanken um, auf photographischem Wege eine Abbildung des gesammten Himmelsgewölbes bis zu Sternen 16. Größe herab herzustellen, welche an Treue der Darstellung kaum etwas zu wünschen übrig lassen dürfte und nicht nur unsere Kenntniß von der Topographie des Himmels in ganz ungeahnter Weise erweitern, sondern auch die erste sichere Grundlage bieten würde für Studien über den Bau des Weltalles. Für spätere Zeiten wäre in diesen Himmelskarten ein in keiner anderen Weise zu beschaffendes Material niedergelegt für Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Sterne und die Bewegung unseres eigenen Sonnensystems im Universum. Bis jetzt sind unsere Kenntnisse in diesen Dingen sehr mangelhafter Natur und gipfeln eigentlich nur in der Erkenntniß: es giebt am Himmel nichts Festes. Der Hauptgewinn von diesem großartigen Unternehmen im Gebiete der Stellarphotographie würde allerdings wie bei vielen anderen astronomischen Untersuchungen erst späteren Generationen vorbehalten sein.

Eine im April dieses Jahres vom Director des Observatoriums in Paris, Admiral Mouchez, einberufene internationale Versammlung von Fachmännern ist dem Gedanken einer genauen Photographie des gesammten Himmels bereits näher getreten und hat Beschlüsse gefaßt, um denselben auf Grund eines internationalen Unternehmens in möglichst einheitlicher Form und in absehbarer Zeit praktisch durchzuführen. Angesichts dieser Bestrebungen, welche geeignet scheinen, der praktischen Astronomie neue Bahnen zu erschließen, ist es wol auch für weitere Kreise von Interesse, die Entwicklung und den heutigen Stand der Stellarphotographie näher zu verfolgen. Bei aller Anerkennung der nicht zu leugnenden großen Vortheile der neuen Methode werden wir dabei aber doch sehen, daß auch ihr gewisse Grenzen gesteckt sind und daß sie für die subtilsten astronomischen Messungen die älteren Methoden keineswegs überflüssig macht.

Schon der Erfinder der ältesten Form der Photographie, Daguerre, beschäftigte sich mit Versuchen, die photographische Camera mit dem astronomischen Fernrohre zu verbinden und auf diese Weise Bilder coelestischer Objecte anzufertigen. Das Observatorium in Paris besitzt in seinen Sammlungen einen der ältesten dieser Versuche, wahrscheinlich von Daguerre selbst aufgenommene Daguerreotypen der Sonnenoberfläche während einer Sonnenfinsterniß. Die Unvollkommenheit der optischen Apparate für diese Zwecke und die geringe Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte waren aber Hindernisse, welche nicht zu weiteren Bemühungen auf diesem Gebiete zu ermuthigen schienen, namentlich wenn es Objecte von geringerer Lichtintensität betraf. So konnten z. B. die von Daguerre hergestellten Mondphotographien eigentlich nur den Nachweis liefern, daß auch der Mond chemisch wirksame Strahlen aussende. Trotz vereinzelter mehr oder weniger gelungener Versuche konnte sich die Photographie in der Astronomie nicht dauernd heimisch machen. Erst Mitte der 50er Jahre, nachdem auf dem Gebiete der photographischen Technik bereits erheblichere Fortschritte erzielt worden waren, wandten sich einzelne Astronomen, namentlich in Amerika und England, energischer dem photographischen Verfahren zu. Als die eigentlichen Begründer der Stellarphotographie müssen namentlich Bond, Rutherford, Draper und Warren de la Rue bezeichnet werden. Die von ihnen an verschiedenen Objecten erzielten Erfolge waren theilweise schon ganz erheblich und ermuthigten zu weiteren Arbeiten auf diesem noch unbebauten Arbeitsfelde. Aufsehen erregten namentlich die von de la Rue angefertigten getreuen Mondphotographien, zu deren Aufnahme er nur einer Expositionsdauer von 9^s bis 10^s bedurfte, während Draper, der Erste, dem überhaupt eine Mondphotographie gelungen war, zu einem guten Bilde 20 Minuten Expositionsdauer bedurft hatte. Das geeignetste Object bot indessen immer noch die Sonnenoberfläche dar, da dieselbe ihrer ungeheuren Lichtintensität wegen nur eine minimale Expositionsdauer erforderlich macht. Auch hier war es wieder de la Rue, welcher zuerst regelmäßige Sonnenaufnahmen anstellte mit einem von ihm eigens hierzu construirten Apparate, welcher der Typus für die Photoheliographen aller anderen Sternwarten geworden ist. Mit demselben erhielt er innerhalb der Jahre 1862 bis 1872 an 1721 Tagen 2778 wohlgelungene Sonnenphotographien. Heutigen Tages gehört das Photographiren der Sonne zu den laufenden Arbeiten mehrerer großer Observatorien, von denen hier nur das astrophysikalische Observatorium in Potsdam erwähnt werden mag, im Publicum specieller bekannt unter dem Namen der Sonnenwarte. Diese langjährig fortgesetzten Arbeiten haben ein reichhaltiges Material geliefert für das Studium der Sonnenrotation und der Erscheinungen

der Sonnenflecke, ein Material, welches in dieser Reichhaltigkeit mit so geringem Zeitaufwande bei gleichzeitiger hoher Sicherheit der Positionsbestimmungen auf keine andere Weise hätte beschafft werden können. Der Photographie sind auch nennenswerthe Aufschlüsse zu verdanken bezüglich der Corona der Sonne, welche man heutigen Tages unter günstigen Bedingungen jederzeit photographiren kann. Der Gedanke war nahe liegend, auch während der Venusdurchgänge von der Photographie Nutzen zu ziehen, um in rascher Folge ganze Serien von Abbildungen der Venus auf der Sonnenscheibe zu erlangen, aus denen dann auf Grund späterer Ausmessungen der Weg der Venus auf der Sonnenscheibe hergeleitet und durch Combinirung von Beobachtungen, welche auf passend vertheilten Stationen auszuführen waren, ein Werth für die Sonnenparallaxe abgeleitet werden konnte. Fast von allen Nationen, welche 1874 astronomische Expeditionen aussandten, wurde daher zur Beobachtung dieses Phänomens auch die Photographie verwandt. In diesem Falle entsprach der Erfolg den Erwartungen leider nicht in der erwünschten Weise. Von allen großen nationalen Expeditionsgruppen in umfassender Weise durchgeführt, hat das photographische Verfahren kaum ein Ergebniß geliefert, welches neben denen der anderen Methoden erheblich ins Gewicht fallen könnte. Bei der Wiederkehr des Phänomens 1882 hat man deutscherseits daher von einer Verwendung der Photographie ganz abgesehen. Ist nun zwar auch der Erfolg der Photographie in diesem speciellen Falle nicht der gewünschte gewesen, so haben doch die umfangreichen Vorversuche die Himmelsphotographie ganz nachhaltig gefördert.

So günstige Erfolge man im Laufe der Zeit auch mit der Anwendung der Photographie auf das Studium der Oberfläche der Sonne und des Mondes erzielt hatte, wollte es doch nie recht gelingen, die lichtschwächeren Gebilde, Fixsterne, Nebelflecke und Kometen photographisch zu reproduciren und saubere Abbildungen zu erhalten, aus denen durch nachträgliche Ausmessungen die Dimensionen und relativen Lagenverhältnisse festgelegt werden können. Es war zwar möglich, brauchbare Photographien einzelner heller Sterne und heller Doppelsterne herzustellen — der Sternwarte des Harvard College in Cambridge gebührt in diesem Punkte die Priorität —, auch die hellsten Partien von Kometen und hellen Nebelflecken stellten sich auf der photographischen Platte dar, der Reproduction größerer Himmelspartien mit Sternen verschiedener Größe stellten sich aber unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; namentlich wollte es durchaus nicht glücken, die lichtschwächeren Sterne photographisch zu fixiren. Die von einem Stern ausgesandten Lichtstrahlen, welche im menschlichen Auge das Bild eines Sternes erzeugen und denselben zu unserer Wahrnehmung gelangen lassen, sind bekanntlich keineswegs identisch mit jenen Strahlen, welche auf der photographischen Platte ein Bild hervorrufen. Während die optischen Strahlen in ihrer Gesammtheit mehr der Mitte des Spectrums angehören, liegen die wirksamsten chemischen Strahlen im blauen und violetten Theile desselben; zu photographischen Zwecken sind sonach die optisch-achromatischen Objective nicht ohne Weiteres brauchbar. Zur Herstellung der chemischen Achromasie, d. h. zur Vereinigung der chemisch wirksamsten Strahlen in einem Brennpunkte hat man besondere Objective construirt, welche dieser Bedingung genügen. Andererseits suchte man die nämliche Wirkung mit den gewöhnlichen astronomischen Objectiven durch geeignete Kunstgriffe zu erreichen, von denen der von Cornu angegebene der einfachste und zweckmäßigste zu sein scheint. Cornu trennte die Crown- und Flintglaslinse der gewöhnlichen Objective durch einen passenden kleinen Zwischenraum. War man nun aber auch auf dem Punkte angelangt, die Bedingungen der chemischen Achromasie mit thunlichster Strenge zu erfüllen, so stellte sich ein weiteres Hinderniß in der nicht genügenden Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte heraus, um gute Bilder lichtschwacher Objecte zu erlangen. Zur Begegnung dieses Mangels suchte man sich durch Verlängerung der Expositionsdauer zu helfen. Dies setzte aber wiederum ein ganz vollkommenes Uhrwerk voraus, welches das Fernrohr der täglichen Bewegung der Gestirne genau folgen läßt. Sollen auch die schwachen Sterne regelmäßige, scheibchenförmige Bilder geben, so muß durch das Uhrwerk ihr Bild während der ganzen Dauer der Exposition mit aller Schärfe genau auf dem nämlichen Punkt der Platte gehalten werden. Jede noch so geringe Abweichung von dieser Bedingung ruft eine Verzerrung des Bildes hervor. — Durch rastlose Energie gelang es nach und nach, alle diese entgegenstehenden Schwierigkeiten mehr und mehr zu beseitigen. Es waren besonders Draper und Common, welche sich diesem speciellen Zweige, der eigentlichen Stellarphotographie gewidmet hatten. Schon im Jahre 1881 erhielt Ersterer nach einstündiger Expositionsdauer eine Photographie des großen Orionnebels, welche die Structur der eigentlichen Nebelmasse gut erkennen läßt und Sterne bis zur 13. und 14. Größenclasse enthält. Störend auf derselben sind nur die großen Kleckse, als welche sich die hellen Sterne infolge der langen Expositionsdauer darstellen. Analoges gilt von Kometenphotographien, welche der Franzose Janssen der Astronomenversammlung in Straßburg vorlegte. Bei Beschränkung auf die helleren Sterne, etwa bis zur sechsten Größe herab, war es auch möglich gewesen, größere Partien des Himmels aufzunehmen. Durch Benutzung des sogenannten trockenen Verfahrens gelang es, diese Grenzen bedeutend zu erweitern. Während seiner Direction der Sternwarte in Cordoba hat Gould mehrere hundert Aufnahmen von Doppelsternen und Sternhaufen der südlichen Hemisphäre gesammelt, auf denen Sterne bis zur 10. und 11. Größe scharf gekommen sind. Seit seiner Rückkehr nach Nordamerika beschäftigt sich Gould mit der Ausmessung und Bearbeitung dieses werthvollen Materiales. Von zwei Seiten aus ist die Photographie auch bereits systematisch zu kartographischen Zwecken benutzt worden: die Brüder Pickering in Cambridge arbeiten an einer Aufnahme des ganzen Himmels bis zu Sternen 6. Größe herab und Gill am Cap will in gleicher Weise den Südhimmel aufnehmen bis zur 9. Größenclasse incl. Bei beiden Unternehmungen handelt es sich indessen nicht um die Erzielung scharfer Sternpositionen. Die Brüder Pickering verfolgen dabei photometrische Zwecke; Gill aber beabsichtigt nur die Herstellung eines Kataloges genäherter Positionen der südlichen Sterne, wie wir ihn in der Bonner Durchmusterung für die nördlichen Sterne bereits besitzen.

Alle bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Sternphotographie sind ganz neuerdings aber völlig in den Schatten gestellt worden durch die Arbeiten der durch zahlreiche Planetenentdeckungen schon bekannten Brüder Prosper und Paul Henry, Astronomen am Pariser Observatorium. Beide Astronomen waren beauftragt, die von Chacornac begonnenen Eklipticalkarten zu Ende zu führen. Diese mühsame Arbeit ging stetig vor sich, so lange es sich um die Partien außerhalb der Milchstraße handelte. Die Milchstraßenregionen aber schienen ihnen des ungeheuren Sternenreichthumes wegen ein unüberwindliches Hinderniß zu bieten, bis sie auf den Gedanken kamen, die Photographie zu Hilfe zu ziehen. Vom Director des Pariser Observatoriums, Admiral Mouchez, in ausgiebigster Weise unterstützt arbeiteten sie sich auf diesem Gebiete binnen Kurzem vollständig ein und ihrer Ausdauer ist es gelungen, den Fachgenossen photographische Clichés sternreicher Gegenden vorlegen zu können, welche die kühnsten Erwartungen noch übertroffen haben. Zu Statten gekommen ist ihnen hierbei die Anwendung der seit Kurzem in der photographischen Technik eingeführten außerordentlich lichtempfindlichen Brom-Gelatine. Die Aufnahmen der Brüder Henry enthalten alle Sterne bis zur 16. Größenclasse herab, Objecte, welche das Auge beim directen Durchblick durch Fernröhre von der nämlichen Oeffnung, wie sie die eben Genannten zum Photographiren verwendeten, nicht mehr wahrzunehmen vermochte. Die Form der Sternbildchen läßt dabei an Regelmäßigkeit nichts zu wünschen übrig; selbst an den helleren Sternen, welche als Scheiben von mehreren Minuten Durchmesser sich präsentiren, ist nach dem Urtheile von O. Struve die Abweichung von der Kreisform nicht oder nur sehr schwer mittels Messungen zu erkennen. O. Struve, ein competenter Beurtheiler in dieser Beziehung, welchem Originalclichés der Herren Henry vorgelegen haben, äußert sich dahin, daß die Schärfe, mit welcher sich die Aufnahmen der einzelnen kleinen Sterne erkennen und messen lassen, es über allen Zweifel erhebt, daß die Photographie auch auf dem Gebiete der Doppelsterne, Sternhaufen und partiellen Sternsysteme große Dienste zu leisten berufen ist.

Wie schon erwähnt wurde, verdanken die Herren Henry diese schönen Erfolge zum Theile mit der Anwendung des Brom-Gelatine-Verfahrens; nicht zum kleinsten Theile ist es aber auch dem sorgfältigen, mit großen Anstrengungen verknüpften Arbeiten derselben zuzuschreiben. Den zum Photographiren verwandten Apparat haben dieselben selbst erfunden und den optischen Theil desselben sogar eigenhändig verfertigt. Es besteht derselbe aus zwei starr mit einander verbundenen Fernröhren von $0^{M}33$ und $0^{M}24$ Objectivöffnung und $3^{M}43$ resp. $3^{M}60$ Brennweite. Das größere Objectiv besteht aus einer chemisch achromatisirten Doppellinse und liefert das Bild für die am anderen Ende befestigte photographische Camera; das kleinere Objectiv mit der größeren Brennweite ist ein gewöhnliches astronomisches und bietet, mit einem Mikrometerapparate versehen, dem Beobachter das Mittel, den ganzen Apparat immer genau auf den nämlichen Punkt des Himmels gerichtet zu halten. Die Verbindung beider Fernröhre ist parallaktisch montirt und zwar nach dem englischen oder Greenwicher System, um ein

Umlegen des Instrumentes unnöthig zu machen und fortwährend in der nämlichen Kreislage beobachten zu können. Ein gutes Uhrwerk läßt das Instrument der täglichen Bewegung der Gestirne folgen, wobei durch Anbringung der sogenannten „independant motion" Vorsorge getroffen ist, daß der Beobachter vom Ocular aus jederzeit noch kleine Aenderungen im Stundenwinkel vornehmen kann, um die nicht zu umgehenden kleinen Unregelmäßigkeiten des Uhrwerkes unschädlich zu machen. Aehnliche kleine Aenderungen müssen auch in Declination erfolgen, da infolge der Höhenänderung sich im Laufe länger dauernder Aufnahmen auch Aenderungen der Declination bemerklich machen, verursacht durch Aenderungen der Refraction. Der Beobachter darf dabei allerdings während der ganzen Expositionsdauer das Auge nicht vom Ocular des astronomischen Fernrohrs verwenden und muß den am Mikrometer desselben einmal eingestellten Punkt der aufzunehmenden Gegend durch Benutzung der „independant motion" unausgesetzt unverrückt an der nämlichen Stelle erhalten. Von seiner Sorgfalt und Ausdauer in diesem Punkte hängt der Erfolg ganz wesentlich ab. Die Expositionsdauer ist neben der Größe der Objectivöffnung abhängig vom Zustande der Luft und der angewandten Brom-Gelatine. Für das Instrument der Brüder Henry gelten bei gewöhnlicher guter Luft ungefähr die folgenden Mittelwerthe:

Stern-größe	Expositions-dauer	Stern-größe	Expositions-dauer
1	0^s005	9	8^s0
2	0^s01	10	20^s0
3	0^s03	11	50^s
4	0^s1	12	120^s
5	0^s2	13	5^m
6	0^s5	14	13^m
7	1^s3	15	33^m
8	3^s0	16	1^h20^m

Die Gebrüder Henry haben jede Platte zu 3 von einander unabhängigen Aufnahmen der nämlichen Gegend verwendet, indem sie zwischen zwei Aufnahmen das Instrument um beiläufig 3" bis 4" verrückten, dergestalt, daß jedes Sternchen sich in Form dreier in einem nahezu gleichseitigen Dreieck von 3" bis 4" Seitenlänge angeordneten Scheibchen darstellt. Auf diese Weise erhielten sie ein Mittel, sich gegen eine Verwechselung etwaiger kleiner Unregelmäßigkeiten oder Fleckchen der Platte mit schwachen Sternen zu schützen. Die Bilder der schwächsten Größenclasse präsentiren sich dabei auf der Platte dem unbewaffneten Auge als ein einfaches Scheibchen; mit einer mäßigen Lupe betrachtet haben sie Dreiecksform und erst unter dem Mikroskop treten die 3 Scheibchen getrennt hervor. Hellere Sterne behalten auch unter dem Mikroskop die Dreiecksform bei, während bei den hellsten Sternen die drei Aufnahmen nur eine geringe Vergrößerung des scheinbaren Durchmessers hervorbringen. Der lineare Durchmesser der Bilder der schwächsten Sternchen beträgt etwa $^1/_{40}$ bis $^1/_{10}$ Millimeter. Kleine Planeten, welche sich zufällig in der zu photographirenden Gegend befinden, werden sich infolge ihrer fortschreitenden Bewegung unter den anderen Sternen als kleine Linien auf der Photographie darstellen und werden schon durch den bloßen Anblick unmittelbar nach der Aufnahme mühelos erkannt werden können.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte eine weit größere ist als die des menschlichen Auges und daß daher die photographischen Aufnahmen noch viele schwächere Sternchen aufweisen, welche dem Auge entgehen. Zu berücksichtigen ist ferner, daß ein Unterschied besteht zwischen der Intensität der chemischen Strahlen und der der Lichtstrahlen, so daß die Photographie, streng genommen, den Himmel nicht genau in der Weise darstellt, wie er sich dem Auge darbietet; daß sie also unter Umständen schwächere Sterne heller, hellere aber schwächer erscheinen läßt. Vorläufige Untersuchungen nach dieser Richtung haben indessen doch ergeben, daß der Procentsatz derartiger Abweichungen nur ein geringer ist. Um zu zeigen, bis zu welchen Tiefen die Photographie den Himmel zu erschließen vermag, sei Folgendes erwähnt. Von der Pariser Sternwarte gelangte an O. Struve nach Pulkowa eine Copie auf Papier von der Photographie eines kleinen Theiles der Plejaden. C. Wolf in Paris hat die nämliche Gruppe vor dreizehn Jahren durch mikrometrische Messungen festgelegt, wozu er sich eines Instrumentes von der nämlichen Oeffnung bediente, wie das von den Herren Henry angewandte. Während nun die Photographie, zu deren Anfertigung wenige Stunden genügten, deutlich 202 Sterne erkennen läßt, zeigt die nämliche Partie der Wolf'schen Ausmessung nur etwa 124, zu deren Festlegung aber eine Arbeit von mehreren Monaten nöthig war. Dabei ist zu bedenken, daß bei der Uebertragung der Photographie von der Platte auf Papier eine volle Größenclasse verloren geht, welche auf dem Originalnegativ noch zu erkennen ist. — Ein nach Pulkowa gesandtes Glascliché aus einer sternreichen Gegend der Milchstraße im Sternbilde des Schwanes enthält auf etwa 4 Quadratgraden beiläufig 5000 Sterne, während die vollständigste Karte, die Argelander'sche, in dieser Gegend nur 170 Sterne aufweist bis zur Größe 9.5 herab. — Einen besonderen Triumph feierten die Brüder Henry, als sie sich mit Aufnahmen der Plejaden beschäftigten. Außer dem schon früher bekannten Meropenebel wiesen ihre sämmtlichen Photographien einen bis dahin noch völlig unbekannten unregelmäßig sichelförmig gestalteten Nebel bei dem Sterne Maja auf, dessen Existenz auf diese Weise durch die Photographie erst entdeckt wurde und zu dessen Nachweis durch directen Anblick es erst des mächtigen neuen Pulkowaer Refractors bedurfte.

Von den Vortheilen, welche der Astronomie durch planmäßige und geschickte Anwendung der Photographie erwachsen können, ließe sich noch eine ganze Anzahl erwähnen. Ich beschränke mich indessen hier darauf, nur noch auf den zurückzukommen, welchen die Photometrie der Gestirne aus ihr zu ziehen vermag und auch schon aus ihr gezogen hat. Die Bilder der Sterne, welche man auf photographischem Wege gewinnen kann, stellen sich bei sorgfältigem Arbeiten als Scheiben dar, deren Größe abhängig ist von der Helligkeit der Sterne und der Expositionsdauer. Die photographische Darstellung derselben kann sonach als photometrisches Maß dienen und in der That haben eingehendere Untersuchungen auch gezeigt, daß einfache Beziehungen zwischen Beiden bestehen und daß auf photographischem Wege Größenmessungen der Sterne möglich sind, welche nur um 0.2 Größenclassen von directen photometrischen Messungen abweichen. Die Gebrüder Pickering in Amerika sind auf diesem Gebiete bereits eifrig thätig gewesen, auch in Potsdam hat man sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt.

Bei den großen Vortheilen, welche die photographische Methode bietet, ist dieselbe aber doch auch nicht so frei von allen Nachtheilen, daß sie andere Methoden völlig ersetzen und überflüssig machen könnte, wie manche ihrer begeisterten Vertreter vielleicht meinen.

Von dem kostspieligen Apparate, welchen dieselbe nöthig macht, um in analoger Weise wie die Pariser Astronomen arbeiten zu zu können, wollen wir hier ganz absehen. Es ist auch bereits nachgewiesen worden, daß man zur strengen Controle des Uhrwerks eines zweiten nahezu gleich großen Fernrohrs wie des photographischen wahrscheinlich entbehren und diese Controle durch directe Fixirung eines Punktes auf der Platte selbst bewerkstelligen kann, wie es von Lohse und von Gotthardt geschehen ist. Sollen die photographischen Aufnahmen aber brauchbares und unter einander vergleichbares Material liefern, so ist es mit dem Anstellen der Aufnahmen allein nicht gethan, es ist dann zur eigentlichen Verwerthung der Platten noch ein weiteres und zwar noch recht erhebliches Arbeitsquantum erforderlich. In erster Linie ist es nothwendig, die Constanten des Apparates zu bestimmen und unter dauernder Controle zu halten. Um die einzelnen Platten unter einander in Beziehung bringen zu können, müssen für jede einzelne Brom-Gelatine-Bereitung gewisse Constanten bestimmt werden, welche deren Lichtempfindlichkeit und die davon abhängige Expositionsdauer für verschiedene Lichtquantitäten festlegen. Diese zu bestimmenden Größen können für die einzelnen Bereitungen beträchtlich verschieden sein. — Keine Linsencombination ist so vollkommen, daß sie über die ganze Breite des Gesichtsfeldes hinweg absolut frei von optischen Verzerrungen wäre. Bei den directen Messungsmethoden sucht man diesem Uebelstand in der Weise zu begegnen, daß man sämmtliche Messungen entweder direct in der Richtung der optischen Achse vornimmt oder doch ein zu dieser symmetrisches Arrangement trifft. Beim photographischen Verfahren ist es daher nöthig, um sich nach dieser Richtung hin von Fehlern frei zu machen, die auf photographischem Wege an verschiedenen Stellen des Sehfeldes bestimmten Positionen mit directen Messungen zu vergleichen und aus den so erlangten Abweichungen über das ganze Gesichtsfeld weg diese Verzerrungen zu bestimmen. — Des Weiteren ist bekannt, daß die scheinbare Höhe der Gestirne über dem Horizont durch die Refraction der Atmosphäre vergrößert wird. Der Betrag dieser Größe ist außer von den meteorologischen Elementen namentlich abhängig von der Höhe der Gestirne selbst. Bei der Vergleichung einzelner Platten unter einander würde hierbei nur die Differenz der Refractionen je zweier Objecte in Frage kommen; soll es sich nicht nur um ganz rohe Schätzungen und augenfällige Aenderungen handeln, so sieht man immerhin, daß derartige Vergleichungen zweier

etwa zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Platten nicht durch den bloßen Augenschein zu bewerkstelligen sind, sondern noch ein recht erhebliches Arbeitsquantum erfordern, um die Platten auszumessen und an die erhaltenen Zahlen die nöthigen Reductionsgrößen anzubringen. Soll eine Kartographie des Himmels auf photographischem Wege überhaupt den richtigen Werth erlangen, so müssen sämmtliche Platten ausgemessen und berechnet werden. Es ist dies schon erforderlich, um sich vor dem durch eine zufällige Vernichtung der Platten entstehenden Schaden zu bewahren. Gegen letzteren ist zwar vorgeschlagen worden, eine größere Anzahl von Copien auf Glas anzufertigen und diese an die größeren Sternwarten zu vertheilen, indessen würde auch dieses kein absolutes Palliativ sein, da über die Dauer der Platten absolut noch nichts bekannt ist, jedenfalls aber dieselbe keine unbeschränkte ist. Aus Allem sieht man jedoch, daß mit der in wenigen Stunden erfolgten Aufnahme der Platten jedenfalls erst der kleinste Theil der Arbeit gethan ist, wenn man von den Aufnahmen einen wirklichen Nutzen ziehen will. — Auf photographischem Wege ist es immerhin nur möglich, relative Positionen von Sternen zu bestimmen, zur Ableitung der absoluten Coordinaten ist es noch nothwendig, die absoluten Coordinaten eines oder besser noch mehrerer auf je einer Platte vorkommenden helleren Sterne zu besitzen. Zur Beschaffung dieser werden aber immer noch Bestimmungen an Meridianinstrumenten erforderlich sein.

Zum Schlusse muß ich noch auf einen Punkt hinweisen, welcher photographische Aufnahmen stets verdächtig erscheinen lassen wird, wenn es sich um Messungen von der größten Schärfe handelt. Es betrifft dieser die mechanischen Verzerrungen der auf der photographischen Platte ausgebreiteten chemisch wirksamen Schicht. Am größten waren diese Verzerrungen bei Anwendung des nassen Collodiumverfahrens, bei welchem während des Trocknens der Platten zuweilen ganz bedeutende Schiebungen und Dehnungen des Collodiumhäutchens und damit auch der auf ihm abgebildeten Objecte eintraten. Durch Einführung des trocknen Verfahrens und namentlich jetzt bei Anwendung der Brom-Gelatine hat sich diese Fehlerquelle wol erheblich gemindert, sie ist aber, wie mehrfache scharfe Untersuchungen dargethan haben, keineswegs völlig geschwunden. Diese mechanischen Verzerrungen können verursacht sein beim Hervorrufen, sie sind aber auch erklärlich durch eine nicht ganz gleichmäßige Vertheilung des chemisch wirksamen Salzes innerhalb der Gelatine und verursachen, daß der Beobachter nie ganz sicher ist, völlig einwurfsfreie Resultate zu erzielen, wenn es sich um äußerst geringe Quantitäten handelt.

So verlockend es scheinen mag, die Photographie auch bei derartigen feinen Messungen zu verwenden, wie sie die Bestimmungen von Parallaxen erfordern, werden doch in diesen Beziehungen directe Messungen immer eine große Ueberlegenheit besitzen gegenüber dem photographischen Verfahren.

Ein Wort über den Spiritismus.

Unter diesem Titel bringt die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ im 8. Heft des jetzigen Jahrgangs „aus der Feder eines der ersten Schriftsteller auf spiritistischem Gebiete“ (Karl du Prel in München) einen Aufsatz, der es unternimmt, jene „merkwürdige Erscheinung“ als berechtigt und die aus ihr sich ergebenden Lehren als einer höheren Stufe der Wahrheit angehörend nachzuweisen. Solche Ansprüche dürfen denn doch nicht einfach ignorirt werden, wenn das Urtheil auch der gebildeten Kreise nicht den bedenklichsten Schwankungen ausgesetzt sein soll. Es ist nöthig, daß solche Behauptungen Schritt für Schritt auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden. Im Folgenden sei damit ein Versuch gemacht.

Wenn der Verfasser jenes Aufsatzes richtig gerechnet hat, daß die sich täglich mehrende Anzahl der Spiritisten in den Culturländern mindestens 10 Millionen beträgt, so dürfte es allerdings an der Zeit sein, den Spiritismus nicht mehr „der stillschweigenden Verachtung“ zu überlassen, sondern ihn auf das Energischste, zwar nicht leidenschaftlich, wol aber mit den Waffen des kühl abwägenden Verstandes und der bisher gewonnenen Resultate der menschlichen Geistesbildung zu bekämpfen, damit schwache Gemüther aus dem Schweigen nicht ein Zustimmen herauslesen.

Der Verfasser bezeichnet zunächst den Spiritismus als eine Weltanschauung, die tiefe Bedürfnisse des menschlichen Herzens zu befriedigen verspricht, indem sie die Unsterblichkeit nicht etwa durch Gründe, sondern durch Thatsachen beweisen will. Hier finden wir die intellectuelle und ethische Wurzel der ganzen Erscheinung, die in unseren Augen eine Verirrung, eine Seelenkrankheit ist. Es ist die menschliche Sucht, das, was nun einmal Sache des Glaubens, des religiösen Bedürfnisses ist und nur innerlich zur Sache religiöser Erfahrung werden kann — und das ist die tröstliche Lehre von der Unsterblichkeit — zur Sache des Wissens, der materiellen Erfahrung zu machen. Es ist eine dem Glauben abgeneigte Vermengung des Unglaubens und Aberglaubens. Man vergleiche hierzu die Definition des Aberglaubens in der Religion, wie sie Reinhard in seinem „System der christlichen Moral“ giebt: es ist der Fehler, wo man sich bei der Erkenntniß und Verehrung Gottes nicht nach den Gesetzen der Vernunft, sondern nach vermeintlichen Erfahrungen und den Eingebungen der Phantasie richtet. — Wenn der Verf. als Grund der Empfänglichkeit für den Spiritismus den Zwiespalt anführt, in welchen die meisten Gebildeten durch die Unvereinbarkeit der naturwissenschaftlichen Resultate mit den christlichen Lehren gerathen, und das Unbefriedigtsein des menschlichen Herzens, wenn es den christlichen Glauben der wissenschaftlichen Erkenntniß zum Opfer gebracht hat, so ist ihm wol Recht zu geben; aber Hilfe hat hier nicht der Aberglaube, sondern der Glaube zu schaffen, der sein Recht und sein Gebiet behält, ohne der Wissenschaft das ihrige nehmen zu müssen. Den Unglauben durch den Spiritismus austreiben, das heißt die Teufel durch Beelzebub austreiben.

Das ganze Gewicht seiner Beweisführung für den Spiritismus legt der Verf. in die Thatsachen, auf die sich derselbe stützt. Gegen Thatsachen könne man nicht mit bloßen Verstandesgründen ankämpfen; Geistermanifestationen und Todtenerscheinungen seien nicht mit logischer Undenkbarkeit behaftet; die Wissenschaft sei nur berufen zur Erklärung der Thatsachen, die Existenz derselben aber könne von jedem Laien constatirt werden. Hier wäre zu erinnern, daß es sich bei dem Spiritismus nicht um allgemein bekannte, von Allen ohne Weiteres wahrnehmbare Thatsachen handelt, sondern um behauptete Thatsachen, die von der überwiegenden Mehrheit aller Menschen in Abrede gestellt werden, oder um Thatsachen, die nur unter gewissen, außerordentlich künstlichen Bedingungen zum Vorschein kommen, und daher schon durch die Umstände, die sie begleiten, Verdacht erwecken müssen. Und was sind es denn für Thatsachen? Nicht Geistermanifestationen und Todtenerscheinungen, sondern allerhand läppische Dinge, die zu Geistermanifestationen und Todtenerscheinungen von abergläubischen und z. Th. betrügerischen Menschen gestempelt werden, die schon oft als grobe Betrügereien entlarvt worden sind. Wol, die Wissenschaft hat es mit der Erklärung der Thatsachen zu thun. Wenn also auf einer Schiefertafel auf merkwürdige Weise eine Schrift entsteht, so sucht die Wissenschaft diese Thatsache zu erklären, ist aber nicht verbunden, aus dieser läppischen Thatsache die Thätigkeit eines abgeschiedenen Geistes zu folgern. Der Spiritismus hingegen substituirt seine Erklärung solcher und ähnlicher Thatsachen den Thatsachen selbst. Mit anderen Worten: Thatsache ist, daß auf einer Schiefertafel eine Schrift entstanden ist, nicht aber, daß ein Geist auf die Schiefertafel geschrieben hat.

Weiter behauptet der Verf.: „Alle Gelehrten, die eine gründliche Prüfung (des Spiritismus) vornahmen, sind noch bekehrt worden; alle Gegner aber gestehen auf Befragen selber zu, daß sie nicht auf Grund von Erfahrungen aburtheilen, sondern vor jeder Erfahrung.“ Diese Behauptung ist so kühn, daß sie einer ernstlichen Widerlegung gar nicht bedürfen sollte. Hat Karl du Prel alle Gelehrten befragt? Woher weiß er, daß Alle, die eine gründliche Prüfung vornahmen, bekehrt worden sind? Können nicht auch Gelehrte getäuscht werden? Ist das nicht schon geschehen? Haben nicht viele Bekehrte später ihren Irrthum eingesehen? — Es kann sein, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Gelehrten sich mehr mit dieser Angelegenheit beschäftigt hätten: sie hätte bei ernstlicher Prüfung jedenfalls nicht die Ausdehnung gewonnen, die sie jetzt leider erlangt hat. Schreiber dieses ist, wenn auch wissenschaftlich gebildet, nicht gerade ein Mann der Wissenschaft im engsten Sinne, so oft er sich aber — und er hat seit etwa 12 Jahren dazu wiederholt amtliche Veranlassung gehabt — mit den Erscheinungen des Spiritismus beschäftigt hat, so sind dieselben bei gründlicher Prüfung in haltlose Behauptungen, krankhafte Seelenzustände oder auch in grobe Täuschungen zer-

flossen. Es wäre zu wünschen, daß mehr Stimmen sich gegen dieses Unwesen erhöben, daß die stillschweigende Verachtung einer sachgemäßen Bekämpfung wiche.

Unser spiritistischer Schriftsteller findet eine hauptsächliche Ursache der Gegnerschaft gegen den Spiritismus darin, daß die spiritistischen Phänomene eine extreme Endform bilden, zu der die Mittelglieder noch zu wenig bekannt sind. Als ein solches bezeichnet er den Somnambulismus, bez. den Hypnotismus. Wie man nun auch diese Erscheinungen beurtheilen mag — und wir sind nicht gesonnen, uns jetzt eingehender damit zu beschäftigen —: so steht doch soviel fest, daß dieselben für den Spiritismus, d. h. für den Verkehr mit abgeschiedenen Geistern und die Thatsächlichkeit desselben nichts beweisen. Wenigstens sind sie ebenso gut als Beweismittel gegen den Spiritismus zu verwenden, nämlich insofern, als diese erregten Zustände (die wir für Krankheitserscheinungen halten) eine ziemlich wahrscheinliche Erklärung für die Zustände bieten, aus denen der Verkehr mit abgeschiedenen Geistern gefolgert worden ist. Wenn eine krankhaft erregte Person den Drang zum Schreiben in sich gefühlt und demselben nachgegeben hat, so war der Schritt für eine überreizte Phantasie nicht zu weit, zu glauben, ein abgeschiedener Geist sei die Ursache dieses Dranges: und hielt sich die überreizte Person einmal für ein Medium und fand sie als solches Gläubige und Bewunderer, so war damit dem ganzen weiteren spiritistischen Treiben Thor und Thür geöffnet. Uebrigens hofft auch der Verf. erst, daß die Professoren, die sich mit dahin zielenden Untersuchungen beschäftigen, schließlich auch Phänomenen spiritistischer Art begegnen werden. Constatiren wir also, daß sie ihnen noch nicht begegnet sind, — trotzdem daß alle Gelehrten, die eine gründliche Prüfung vornahmen, noch bekehrt worden sind —, und warten wir diese Begegnung ab.

Was der Verf. weiter über die Möglichkeit von Materialisationen sagt, sind philosophische Vermuthungen, die nichts beweisen, und Vorführung von allgemeinen Wahrheiten, z. B. wir verwechseln Ungewohntes mit Undenkbarem, deren Anwendung auf den Spiritismus eben erst noch erwiesen werden soll. Diesen theoretischen Theil seines Aufsatzes schließt er mit den hochklingenden Worten ab: „Die Gespenster des Mittelalters — — leben auf einer höheren Stufe unserer Erkenntniß in modificirter Gestalt wieder auf. Die Natur, die wir im Großen und Ganzen schon ergründet zu haben glaubten, hat uns wieder einmal überrascht durch die Aufdeckung einer ihrer Tiefen, deren Erforschung die Aufgabe des nächsten Jahrhunderts sein wird." Nun, die Erfahrungen der Vergangenheit mit den Teufelsbündnissen und Hexenprozessen machen uns wahrlich nicht nach einer Wiederholung lüstern. Und wenn die Geister sich in unsere irdischen Angelegenheiten mengen, wenn sie sich sogar unterfangen, aus unsern feuerfesten Geldschränken beliebige Sache herauszuholen, nachträglich vermögensrechtliche Anordnungen treffen, die kirchlichen Ordnungen für überflüssig erklären, neue sinnreiche Offenbarungen durch beschränkte Menschen erlassen &c.: dann wird man es uns nicht verdenken, wenn wir sie mit einem quos ego dahin zurückscheuchen, wo sie hingehören: in die Abgeschiedenheit — das unentdeckte Land, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.

Doch nicht Gründe, sondern Thatsachen sollen ja die Grundlage des Spiritismus bilden. Darum bringt uns du Prel auch noch eine solche, einen kurzen Bericht über einen Vorgang in einer spiritistischen Sitzung. Man darf wol annehmen, daß er den bedeutendsten aus dieser Sitzung ausgewählt hat. Und was ist derselbe? Daß ein abgeschiedener Geist Seite, Zeile und Wort in einem Buche bezeichnet, die eine Frau vorher aufgeschrieben hat. Wahrlich, ein für die Manifestation eines abgeschiedenen Geistes höchst würdiger Gegenstand. Oder wird die Sache etwa dadurch bedeutend, daß das gefundene Wort „Grabhügel" heißt. Da möchte man doch mit Shakespeare ausrufen: „Es braucht kein Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen." Wenn junge Leute in Gesellschaftsspielen Wörter aufgeben und rathen, so ist diese Sache etwa von derselben Bedeutung; wir halten solches aber nicht für Thatsachen, auf Grund deren wir das Recht für eine neue Weltanschauung, für eine höhere Stufe unserer Erkenntniß beanspruchen.

Ehe nun aber der Verf. den Vorgang selbst beschreibt, schickt er voraus, daß ein berühmtes Medium — Mr. Eglinton aus London — nach München gekommen sei, um spiritistische Sitzungen abzuhalten. Weil gleich die erste dieser Sitzungen sehr skeptische Urtheile hervorgerufen habe, so habe er (du Prel) für zwei Sitzungen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um solche Zweifel auszuschließen, und er versichert, daß es Bedingungen gewesen seien, unter denen sonst dergleichen Vorgänge zu Stande gekommen seien. Und nun kam zur siegreichen Widerlegung aller skeptischen Urtheile doch ein glänzendes Phänomen zu Stande? So sollte man doch denken. Nein: „ich hatte zwei Fehlsitzungen, in denen sich nichts der Erwähnung Werthes ereignete, wiewol im Ganzen fünf Stunden darauf verwendet worden waren." Das hätte doch Hrn. du Prel stutzig machen sollen! Aber nein, demüthig nimmt er die Fehlsitzungen als Strafe seines Vorwitzes, zumal einem Engländer gegenüber, hin, und — enthält sich nun der störenden Anordnungen. „In einer dritten Sitzung hatte ich als Eingeladener nichts anzuordnen, aber sie bot vorweg größere Chancen des Gelingens, weil die betreffende Familie dem Medium sehr sympathisch war und auch die übrigen Theilnehmer ihm als wohlwollend bekannt waren." Ich habe mich bei diesen Worten gefragt, ob du Prel den Spiritismus damit wirklich habe vertheidigen, oder etwa gar im Gewande der Vertheidigung verspotten wollen. Also es dürfen keine Vorsichtsmaßregeln gegen Täuschungen getroffen werden; die Familie, wo die Sitzung gehalten wird, muß dem Medium sehr sympathisch sein; auch die übrigen Theilnehmer müssen ihm als wohlwollend bekannt sein: dann sind Chancen des Gelingens da! Des Gelingens!? was soll denn gelingen? Ein Kunststück? — Ist der Verkehr der abgeschiedenen Geister mit uns eine Thatsache, so kann diese Thatsache doch nicht mißlingen! Es hängt also von der Kunst und Geschicklichkeit der Medien ab, ob die Geister uns ihre Existenz kundgeben oder nicht? Und, warum geschehen denn die „Thatsachen", auf welche die Spiritisten sich stützen, allemal im Verborgenen, unter den Tischen oder im Dunkeln? Warum schreibt der mysteriöse Schieferstift, von unsichtbaren Fingern gehalten, nicht vor Aller Augen die erhabenen Offenbarungen, mit denen bisher die Medien die staunende Mitwelt beglückt haben? Da wäre ja aller Streit zu Ende — und die behauptete Thatsache wäre eine wirkliche.

Doch sehen wir uns das von du Prel erlebte und berichtete Phänomen noch etwas näher an. Wir sind natürlich nicht dabei gewesen und können es darum nicht erklären; zur Bekehrung aber giebt es uns auch keine Veranlassung. Der Bericht giebt indeß doch zu denken. Die Hängelampe verbreitete genügende Helligkeit über den Tisch, — daraus müssen wir schließen, daß ein gewisses Halbdunkel den Geistern am sympathischsten ist. Hr. M. begab sich in ein vom Medium niemals betretenes Zimmer. Woher weiß dies du Prel, zumal die Familie mit dem Medium ziemlich befreundet gewesen zu sein scheint? Er holt ein Buch und legt es auf den Tisch. Die Frau des Berichterstatters wird nun aufgefordert, drei Zahlen aufzuschreiben, die Seite, Zeile und Wort aus dem Buche bezeichnen sollen. Es geschieht dies in kleiner Schrift auf eine Schiefertafel, und nachdem die Tafel unter dem Tisch umgewendet ist, wird sie dem Medium gereicht, daß sie auf den Tisch legt. Warum nun die Frau die Tafel unter dem Tische umwenden muß, dafür ist ein Grund nicht angegeben. Hierauf legt das Medium das Buch auf die Tafel und hält sie mit der Frau unter die Tischecke. Das geschieht so lange, bis Beide ermüden und die Tafel wieder auf den Tisch legen. Bis hierher ist noch nichts erfolgt. Nun nimmt das Medium zwei andere Schiefertafeln, legt einen Stift dazwischen und bindet sie mit einem Spagat (Bindfaden) zusammen. Diese Tafeln werden auch unter den Tisch gehalten. Etwa nach einer halben Minute hörte man zwischen den Tafeln schreiben und zum Schlusse, wie immer, dreimal klopfen. Und nun steht die „Botschaft" darauf natürlich englisch, da die Geister merkwürdiger Weise sich stets des Sprachidioms des Mediums (auch seines Stils, seiner orthographischen Eigenthümlichkeiten &c.) bedienen: P(age) 175 l(ine) 18 w(ord) 5 Grabhügel. Diese drei Zahlen stimmten mit den von meiner Frau geschriebenen überein, — so berichtet du Prel; worauf diese Gewißheit sich stütze, sagt er nicht.

Dies also die Thatsache. Und nun die Erklärung. Zunächst weist der Berichterstatter die Möglichkeit eines Betrugs zurück. Es müßte dann das Medium im Einverständniß mit Hrn. M., der das Buch geholt hat, und mit du Prel's Frau, die die Zahlen aufgeschrieben hat, gewesen sein. Und warum das nicht? Sie waren ja Beide dem Medium sehr sympathisch und als wohlwollend bekannt! So lange dieses Einverständniß genügt, um eine Thatsache natürlich zu erklären, die sonst meine ganze Weltanschauung umstürzen würde, so lange ist es mir auch erlaubt, die natürliche Erklärung der spiritistischen vorzuziehen. Aber jenes Einverständniß ist auch gar nicht nöthig. Die Schrift kann schon vorher auf der Tafel gewesen sein, und ist durch eine vorhergehende Befeuchtung sichtbar geworden. Das erstmalige vergebliche Halten der ersten Tafel braucht nur den Zweck gehabt

zu haben, die betreffende Dame zu ermüden und sie die von ihr aufgeschriebenen Zahlen vergessen zu machen. Die Tafel kann beim ersten Umwenden unter dem Tische vertauscht worden sein. Das Medium kann beim Schreiben der Zahlen diese wahrgenommen haben, wenn das auch dem Hrn. du Prel nicht möglich war. Kurz, es kann noch Vieles stattgefunden haben, was ich nicht weiß, nicht zu wissen brauche und auch nicht wissen mag, was hinreichend sein würde, einen ganz kleinen Betrug, eine Mogelei zu constatiren. Jedenfalls brauchte kein Geist aus dem Grabe und kein Mr. Eglinton aus London nach München zu kommen, um uns zu sagen, daß das fünfte Wort auf der 18. Zeile Seite 175 von Rotteck's Allgemeiner Geschichte „Grabhügel" lautet.

Auf die zweite Erklärung der Thatsache, wonach das Medium sich im Besitz einer physischen Kraft befinde, die es hierzu befähigt, läßt sich der Berichterstatter nicht ein, und wir haben hierzu auch keine Ursache, da uns die erste Erklärung, daß hier ein offenbarer Schwindel vorliegt, vollständig genügt. Wenn es aber so häufig vorkommt, daß Personen, und darunter auch gebildete und nicht gerade leichtgläubige, durch die Schaustellungen berühmter Medien getäuscht werden, so ist dies sehr erklärlich, wenn man bedenkt, wie bei solchen spiritistischen Sitzungen erst die Erwartung gespannt und dann die Geduld ermüdet, wie durch mancherlei Vorkehrungen und Andeutungen die Phantasie gereizt wird, und wie die meisten Theilnehmer mit dem mehr oder minder klaren Verlangen dasitzen, etwas Neues, Wunderbares zu erleben. Das ist wol auch unter der Sympathie und dem Wohlwollen zu verstehen, die sie dem Medium entgegenbringen müssen, wenn die — Sitzung gelingen soll. Mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Nun geht der Berichterstatter zur spiritistischen Erklärung des Vorgangs über. Indem er eine übernatürliche Erklärung annimmt, schließt er aus der Intelligenz und Unsichtbarkeit des Schreibers darauf, daß er ein Geist, bez. Gespenst sein müsse. Daß dieser Geist nun der eines verstorbenen Menschen sei, dafür gilt nur als Grund, daß die bei Tafelschriften thätigen Wesen dies auf Befragen selbst erklärt haben, — ein allerdings, wie du Prel selbst zugiebt, keineswegs zwingender Beweis.

Er schließt seinen Aufsatz mit der Erklärung, daß er sich nicht zum Vertheidiger des Spiritismus aufwerfen würde, wenn er nicht die Ueberzeugung hätte, daß seine Nachtheile — die sich erst mit der Zeit einstellen würden — ganz beträchtlich überwogen würden von seinen Vortheilen. Dem müssen wir allerdings die gegentheilige Ueberzeugung entgegensetzen. Die Nachtheile des Spiritismus haben sich schon eingestellt. Oder sind die Beförderung des heillosesten Aberglaubens, die Ausbeutung einer leichtgläubigen Menge durch Betrüger, die Verwirrung der religiösen und ethischen Begriffe, die schon bis zu groben Unsittlichkeiten und zu religiösen Schwärmereien geführt hat — sind das nicht ganz handgreifliche, Besorgniß erregende Nachtheile? Ist es nicht schon ein schwerwiegender Nachtheil, wenn man anfängt, Vernunft und Wissenschaft zu verachten? Und was sind denn die gepriesenen Vortheile? Die Kirche, und noch mehr die christliche Religion wird sich für den neuen Unsterblichkeitsbeweis aus solcher Erfahrung bedanken! Es ist gegen das Wesen der Religion, diese Dinge aus der Sphäre des Glaubens in die Sphäre sinnlicher Wahrnehmungen herabzuziehen. Die christliche Religion hat im Gegentheil Todtenbeschwörungen als etwas Ungöttliches, Unchristliches, Sündliches von jeher verworfen.

Mögen auch den sogenannten spiritistischen Erscheinungen noch andere Ursachen zu Grunde liegen, als der Humbug und Aberglaube, der mit ihnen getrieben wird: so viel steht fest, sie auf die Wirkung abgeschiedener Menschenseelen zurückzuführen, ist ein gewagtes, unbewiesenes und frevelhaftes Beginnen. P. Koch.

Der sächsische Historiker Andreas Möller.

Ein Gedenkblatt.

Von Dr. Reinhard Kade.

Vor nicht gar langer Zeit wurde an dieser Stelle an den sächsischen Historiker Joh. Christian Schöttgen anläßlich seines 200jährigen Geburtstages rühmend erinnert. (12. März 1887. Nr. 20.) Ihm verdankt ja Sachsen das große inventarium diplomaticum historiae Saxoniae superioris (1747) und seine Vaterstadt Wurzen die vortreffliche Wurzener Chronik; seiner Hand entstammen größere Werke aus der sächsischen Geschichte über Conrad den Großen und Otto den Reichen.

Das sind großartige Verdienste und einen solchen Ruhmeskranz hat sich der stille Freiberger Historiker und Chronist Andreas Möller aus Pegau nicht um seine Stirn geflochten. Aber doch muß auch er und gerade er neben Schöttgen einmal herausgestrichen werden, da die Lebenswege und Anschauungen bei Beiden ziemlich die gleiche Bahn liefen. Wie Schöttgen studirte auch Möller ursprünglich Theologie, wie er bezog auch dieser die Schule in Pforta, wie er vollendete Möller seine Studien in Leipzig, wie jener war er ein grundgelehrter Philolog. Nur in den orientalischen Sprachen und in der praktischen Medicin war Möller ihm über. Doch wieder wie Schöttgen gebrauchte er die deutsche Sprache, um seine Gedanken der größern Welt zu Gute kommen zu lassen, mit der Beide nie den Zusammenhang verloren. In den Chroniken beider Männer schlägt ferner die feine humoristische Ader. Nur der eine gewaltige Unterschied besteht darin, daß Andreas Möller fast 100 Jahre früher lebte. Sicher ein Umstand, der bei der Abwägung nur zu Gunsten Möller's ausschlagen kann.

Zunächst Einiges über sein Leben. Er war am 22. März 1598 in Pegau geboren, wo sein Vater Diaconus war. Früh zeichnete er sich in der dortigen Stadtschule aus, bekam das Pegauer Stipendium, um in Schulpforta 4 Jahre lernen zu können, und zog dann auf eigene Faust, als ihm eine kurfürstl. Unterstützung versagt blieb, nach Leipzig. Er konnte es nicht lange durchführen und nahm nach einem Jahre eine Hauslehrerstelle bei einem Frankfurter Patricier an, mit dessen Sohn er nach Heidelberg ging, allwo er besonders die pfälzische Bibliothek einsah und benutzte. Auf des Vaters Wunsch verließ er nach halbjähriger Frist diese Calvinische Universität am Neckar und kehrte nach Leipzig zurück, bekam auch eine Stipendiatstellung und wurde nach 4 Jahren auf Empfehlung des Leipziger Oberbibliothekars Ellinger nach Obereula bei Nossen zu einem reichen Grundbesitzer abberufen, um von da in das Haus des Freiberger Superintendenten Gensreff als Instructor zu ziehn. Die Tertiat- und Conrectoratstelle an der Freiberger Stadtschule fiel ihm bald zu und die reiche Bibliothek fand in ihm ihren Schützer. Da kamen die Kriegswirren des 30jährigen Krieges, die alles Leben ertödteten und alle Cassen erschöpften. Zwei Jahre blieb Möller's Besoldung aus, er sagte der Schule Valet und ergriff sein Lieblingsstudium der Medicin; er promovirte in Jena (1637) und prakticirte von nun an. 1653 gab man ihm das Freiberger Stadtphysikat, er gab in gleichem Jahre der Stadt seine schöne Chronik, als reiffte Frucht langjähriger archivalischer Studien. Nach vielen Trübsalen starb er 1660. —

Es kann hier nicht der Ort sein, auf Einzelheiten einzugehen, um so weniger, als sein Leben, auf's Genaueste nach besten Forschungen von mir dargestellt, demnächst zur Veröffentlichung gelangen wird. Aber was selbst in jener Biographie nicht in dem Maaße ausführlich dargelegt werden konnte, als es wünschenswerth gewesen wäre, ist Möller's zweimaliger Leipziger Aufenthalt in den Jahren 1616 bis 1620.

Es dürfte interessant sein, das Werden eines Bruder Studio im damaligen Pleißathen zu verfolgen. Und wir können es bis ins Kleinste, seit Möller's werthvoller lateinischer Briefwechsel von mir zum ersten Male durchsucht ist (Hamburger Stadt-Bibliothek).

Sehnsüchtig strebt der Jüngling nach fleißiger Schulzeit, sich an die Brust der alma mater zu werfen*) und als er endlich anlangt, „geißelt ihm der beständige Straßenlärm fast die Ohren entzwei". Auch trifft er es mit seiner Philine sehr miserabel. Die Frau Klessin ist ihm geradezu eine vierte Furie und ihr Haus däucht ihm ein Augiasstall. Seine Commilitonen hatten ihm schon gleich prophezeit, eine niederträchtigere Bestie könne nicht erfunden werden, und gemeint, er werde wol nicht länger als 6 Wochen bei ihr aushalten.**) Gute Empfehlungsbriefe ermöglichten es, daß er fort kam, und der berühmte Medicinalprofessor Siglicius nahm ihn gegen 12 Groschen wöchentlich in seinem Hause auf, während die andern Pensionäre daselbst 1 Thaler zu zahlen hatten. Dafür mußte er freilich die medicin. Lectionen desselben nachschreiben und den alten Herrn

*) 1616. Immatriculirt ist er schon 1615 unter dem Rector Joannes Curtius.

**) Es war im Hause des Schusters Leonhard Döhner.

Abends, wenn sein Famulus weg war, nach Hause begleiten. Aber nun konnte er dessen schöne Bibliothek benutzen und genoß den Umgang eines hervorragenden Mannes, der gern, um dem Neuling auf den Zahn zu fühlen, lateinisch und griechisch mit ihm plauderte. Daneben besuchte Möller eifrig seine theologischen und philosophischen Collegs. Er hört bei M. Fridericus: de bello gallico, synopsin historiae mundi universae und Theokrits Thyrsis; bei Curtius: Rhetoricam artis et partitiones Ciceronis oratorias; bei Preibisius: partes corporis humani; bei L. Müller: doctrinam sphaericam de ortu et occasu poetico et constitutione thematis coelestis; bei Bavarus: epistolas Horatianas; bei Lisco: dialecticam Philippi, beim Decan: synopsin doctrinae Philippi de fallaciis. Er frequentirt auch noch den Privatlehrer Phil. Wornicius und an den meisten Tagen der Hundstagsferien hört er einige Candidaten, besonders Ackermann de re publica. Das war gewiß für einen „Fuchs“ genug! Des erreichten Wissens froh ruft er schon nach einem Jahre aus, er habe solche Fortschritte gemacht, daß er leichtlich mit Glanz sich in der Fremde bewegen könne. —

Denn leider kam nun die Unterbrechung, die ihn auf ein halb Jahr nach Heidelberg entführte. Zurückgekehrt wohnte er anfangs wieder bei Prof. Siglicius und fristete sein Leben mit Mühe unter Beihilfe seiner Verwandten und einer Frau Dr. Freywald. Oft seufzt er: „heu duram et diram paupertatem, quae a studio me divellit“, seufzt, daß er nicht mehr in gewünschtem Umfang der Medicin sich widmen könne. Glücklich wird das 1. philosophische Examen überwunden (21. Juli 1618) und endlich hilft ein kurfürstliches Stipendium von 30 Gulden dem Bedrängten. Er zieht nunmehr ins Paulinum, sagt seinem Lehrer und Hauswirth Siglicius rührend Lebewol und studirt rührig weiter, indem er bei Curtius über Cicero hört, bei Preibisius Περὶ ψυχῆς, bei Klinger über Ethik. Auch übernimmt er in den Privatcollegien öfters die „partes respondentis“, ja er hält sogar selber eine Disputation über die impressiones meteorologicae, die er in „acroaterio (Hörsaal) Paulino“ beginnt. Sorglich die orientalischen Sprachen und namentlich das Hebräische betreibend bekam er am 27. Jan. 1620 das Magisterium. Den Senat seiner Geburtsstadt Pegau lud er zu der Feierlichkeit ein, den Superintendenten aus Grimma und noch 45 andere Personen forderte er dazu auf, die auch meistens zusagten und ihm ein Geldgeschenk gewährten, so daß der Doctorschmaus zwar 43 Thaler kostete, aber gegen 60 Thaler einbrachte.

Nun gedachte er Privatdocent zu werden und disputirte zunächst einmal öffentlich auf Wunsch des Prof. Siglicius „de dysenteria“ (Cholera), von der 1614 Leipzig stark heimgesucht worden war, und diese Schrift wurde „typis publicis“ gedruckt. (Verschollen.) Dann aber schlug er für den 3. Juli ein hebräisches Colleg am schwarzen Brete an, zu dem sich 12 Studenten glücklich anmeldeten. Und dies mühselige Docententhum führte der Jüngling über ein Jahr fort, bis ihn der reiche Gutsbesitzer in die Nähe von Rossen (1621) rief, der zwar hochbetagt noch Hebräisch von ihm lernen wollte.

Dies die Studienzeit des Freiberger Chronisten Möller. Wahrlich, er hat sie gut genützt. Denn als er in Freiberg später als 23jähriger Mann auftrat, konnte er in 6 Sprachen dichten, und ein Dr. Mathias Hoë v. Hoënegg aus Dresden erkannte ihm gerne die goldene Kette des gekrönten Dichters zu. Er hat in seinen verschiedenartigen Arbeiten dieser Auszeichnung stets Ehre gemacht.

Um so freudiger berührt es uns, wenn dieser Mann und so bedeutender Gelehrter in seiner Freiberger Chronik (1653) all sein fremdsprachliches Wissen fortwirft und seinem Freiberg in deutscher Sprache die Geschicke der Stadt aufzeichnet. Dazu schreibt er einen Stil, der für seine Zeit eine Musterleistung zu nennen ist, der sich die Reinheit der Muttersprache treulich angelegen sein läßt und die „à la mode-manier“ verdammt.

Das ist auch ein Historiker, auf den Sachsen stolz sein kann, der sich getrost neben einen Schöttgen stellen darf! Ein edler Mensch und ein großer Denker.

Rundschau auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde.

—ψ— Daniel's „Illustrirtes kleines Handbuch der Geographie“ schreitet rasch vorwärts. Von der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage liegt bereits der erste Band in der Bearbeitung von Dr. W. Wolkenhauer vollendet vor. Von den gewaltigen Fortschritten, welche die Erdkunde in den letzten Jahren gemacht, erhalten wir ein anschauliches Bild. All die neuen Entdeckungen, wie Errungenschaften der Forschung haben eine verständnißinnige Berücksichtigung gefunden, wobei auch der Herausgeber der colonialen Bewegung mit richtigem Maß und Ziel gerecht wird. Ganz besonders sind hiervon Afrika und Polynesien betroffen worden, bei deren Darstellung die deutschen Interessen gebührende Berücksichtigung gefunden haben, aber auch in allen übrigen Capiteln des Buches, das sich als ein sehr brauchbarer Wegweiser und Lehrmeister in der Familie empfiehlt, gewahrt man überall die mehrende, sichtende und verbessernde Hand. Nachdem die mathematische, physische und Anthropo-Geographie nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft skizzirt worden sind, werden in vier Capiteln Asien, Afrika, Amerika sowie Australien und Polynesien betrachtet, und zwar nicht in trockenem Schulmeisterton, lediglich für das Gedächtniß berechnet, sondern anregend, durch lebendige und fesselnde Schilderungen und erfrischende Mittheilungen den Geist für die Sache interessirend. Sehr instructiv sind die zahlreichen Illustrationen, die mit Verständniß ausgewählt sind und den Werth des Buches nicht wenig erhöhen, ebenso hat dieser erste Band durch ein ausführliches Register, welches ihm bereits beigegeben ist, wesentlich an Brauchbarkeit gewonnen.

Dem von uns bereits im vorigen Jahre in diesen Blättern erwähnten „Geographischen Jahrbuche: Die Weite Welt. Reisen und Forschungen in allen Theilen der Erde. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann“ hat der Verfasser Friedrich v. Hellwald einen neuen Band folgen lassen, der aber auf dem Titel sich in nichts von seinem Vorgänger unterscheidet, weder ist er als zweiter Band bezeichnet, noch trägt er eine Jahreszahl, selbst die Vorrede ist ohne Datum, so daß man nur aus dem Inhalt erkennen kann, welches der ältere und welches der jüngere Jahrgang ist. Wird das aber, wenn eine ganze Reihe von Bänden vorliegen werden, was dem Unternehmen zu wünschen ist, und die Ereignisse nicht mehr so frisch im Gedächtniß sind, wie gegenwärtig, dann noch so leicht sein wie jetzt? Was hat man mit der Unterlassung bezweckt, die sicher als eine für den Benutzer des Buches unpraktische bezeichnet werden muß? Will man, daß jeder Band immer als der neueste erscheint? Wir glauben kaum, daß die Verlagshandlung eine solche Absicht gehabt haben kann, oder ist das Ganze nur eine Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit, so hoffen wir beim nächsten Jahrgang das Vermißte zu finden. Was nun das Unternehmen an sich anbelangt, so ist es als ein sehr praktisches zu bezeichnen. Bei der Fülle der geographischen Literatur, die infolge des gesteigerten Reise- und Forschungstriebes, durch welche das gegenwärtige Zeitalter der Entdeckungen, das zugleich das letzte sein dürfte, sich so vortheilhaft auszeichnet, alljährlich auf den Büchermarkt gelangt, dürfte es selbst dem Fachmann nicht leicht werden, von all den massenhaften Erscheinungen Kenntniß zu nehmen, wie viel mehr dem Laien. Hellwald hat sich nun in seinen Jahrbüchern die dankenswerthe Aufgabe gestellt, die weiteren sich für Erdkunde interessirenden Kreise mit dem Inhalte der neuesten Reisewerke in Kürze bekannt zu machen. So erhalten wir in dem neuen Bande die Forschungsergebnisse des abgelaufenen Jahres, kein bedeutenderer Vorgang auf dem Gebiete der Geographie ist unberücksichtigt geblieben, so daß wir immer auf dem Laufenden erhalten werden, was bei der unaufhaltsamen Bewegung und der Schwierigkeit, ihr zu folgen, sicher allseitig mit Freuden begrüßt wird.

Von der vielen Fabrikarbeit, die man gegenwärtig auf dem Gebiete der illustrirten Reiseliteratur antrifft, macht das Werk: „Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauß. Verlag von Rainer Hosch, Neutitschein, Wien und Leipzig“ eine recht erfreuliche Ausnahme. Unser früher ausgesprochenes Urtheil über dasselbe wird jetzt durch die Fortsetzung vollinhaltlich bestätigt. Nachdem Land und Volk der drei nordischen Reiche uns zunächst im Allgemeinen vorgestellt und eine statistische Uebersicht derselben gegeben worden ist, werden wir zunächst nach Kopenhagen geführt, wohin wir von Stettin aus zu Schiff gelangt sind. Die Reize, welche die dänische Hauptstadt in so reichem Maße besitzt, werden uns zunächst in einem malerischen Gesammtbilde, in dem Natur und Kunst ein schönes, harmonisches Ganze bilden, vorgeführt. Was Kopenhagen an Sehenswürdigkeiten, an Kunstschätzen, an wissenschaftlichen Sammlungen besitzt, was es an landschaftlichen Reizen bietet, wird in liebevoller Weise geschildert, unterstützt durch treffliche Abbildungen, so daß man meint, nicht durch die Brille des Erzählers, sondern mit eigenen Augen zu schauen und an der Quelle zu empfinden. Nur ungern trennt man sich von den anmuthigen Bildern, den romantischen Scenerien, den

malerischen Schlössern und reichhaltigen Museen mit ihren seltenen und werthvollen Schätzen. An Kronborg vorüber, geht es nun durch das sturmreiche Kattegat nach Gothenburg, wo wiederum Halt gemacht wird, worauf dem Trollhättan-Canal ein Besuch abgestattet wird. Das nächste Ziel ist Christiania, das der Verfasser wiederum eingehend nach allen Seiten hin schildert, wobei er ebenso zu fesseln und zu belehren, wie anzuregen versteht, so daß Gewinn und Genuß nicht zu trennen sind. Die Eigenart von Land und Leuten in Natur, Cultur, Sitten und Gebräuchen findet in Wort und Bild eine entsprechende Darstellung.

In der kleinen Schrift: „Questions de l'esclavage au Brésil. Discours prononcé à la chambre des Députés le 15. Septembre 1886 par le Dr. Affonso Celso de Assis Figueiredo Junior, Député de la Province de Minas-Geraes à l'assemblée générale législative. Traduction de „L'étoile de Sud" Rio de Janeiro 1886" erhalten wir Kunde von einer Brandrede, welche der Abgeordnete der Provinz Minas-Geraes in Brasilien, Dr. Affonso Celso, im Gesetzgebenden Körper zu Rio Janeiro gehalten hat, und in der die Regierung scharf angegriffen wird. Dieselbe behandelt die Sclaverei in Brasilien und ist sowol durch ihren Inhalt wie Ton bemerkenswerth, der ein sehr erregter ist.

Von der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft in Wien. A. Hartleben's Verlag" liegt jetzt vom neunten Jahrgang der erste Semesterband vollendet vor. Derselbe zeichnet sich wieder durch eine Fülle gediegener Originalartikel aus, in denen ganz besonders auch die geographischen Tagesfragen gebührende Berücksichtigung finden. Dabei erhalten wir einen Ueberblick über die Vorkommnisse auf allen Gebieten geographischer Forschung und werden mit den neuesten Ereignissen schnell und zuverlässig bekannt gemacht. Auch an Personalien fehlt es nicht, berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende werden uns in Wort und Bild vorgeführt. Was der Büchertisch an Werken und Karten Neues bringt, wird gewissenhaft registrirt und zum Theil besprochen, ebenso wird über die Thätigkeit der geographischen Gesellschaften und verwandter Vereine berichtet.

Sonstige Bücherbesprechungen.

o. Bekenntnisse. Was sollen wir denn thun? Von Graf Leo Tolstoi. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von H. v. Samson-Himmelstjerna. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886. VIII, 218 S. — Graf Leo Tolstoi hat drei religiöse Schriften (1. Bekenntnisse, 2. Worin besteht mein Glaube? 3. Was sollen wir denn thun?) erscheinen lassen, deren erste und dritte im vorliegenden Bande vereinigt sind, während die zweite bereits früher erschienen ist. Alle drei sind von der russischen geistlichen Censur unterdrückt worden und haben im Originale nicht erscheinen dürfen. Trotzdem werden sie in Rußland begierig gelesen und sie verdienen es, auch bei uns gelesen zu werden. Denn wenn auch die beiden obengenannten Schriften Tolstoi's zunächst nur eine schneidende Kritik kirchlicher und socialer Zustände Rußlands enthalten und die Hohlheit und Oede gewisser moderner Gesellschaftskreise jenes Landes bloßlegen, so spricht doch aus ihnen ein solch rücksichtsloses Streben nach Wahrheit und ein solcher Eifer, der Wahrheit als einer rettenden Segensmacht Geltung zu schaffen für's Leben des Einzelnen und für die Gesellschaft, daß auch wir daraus für unser inneres Leben und für unsere Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage lernen können. In den „Bekenntnissen" schildert der Verf. in gewandter Form und mit scharfer Selbstkritik den Gang seines inneren Lebens, zeigt, wie er schon frühzeitig allen Glauben verloren, wie er, unbefriedigt bei irdischem Glanze und irdischer Fülle, lebensüberdrüssig nach einem festen Halt gesucht habe, wie er dadurch zu engerem Anschluß an die orthodoxe Kirche zurückgeführt worden sei, aber wie auch bald das Wesen dieser Kirche die Kritik in ihm wachgerufen und ihn zu einer selbständigen Untersuchung der Glaubenslehre veranlaßt habe. Das Ergebniß dieser Untersuchung wird in den „Bekenntnissen" nicht mitgetheilt, aber daß es dem Verf. nicht um Auflösung, sondern um Förderung des religiösen Lebens zu thun ist, zeigt der ganze Ton, der durch seine „Bekenntnisse" sich hindurchzieht. Die Frage, die Verf. im 2. Theile des vorliegenden Buches aufwirft, soll die höhere Gesellschaft zu ernster Buße und gründlicher Lebensänderung treiben. Verf. giebt eine ergreifende Darstellung des leiblichen und geistlichen Elends, das er in Moskau gesehen, berührt die Theilnahmlosigkeit der herrschenden Kreise gegen das Elend, schildert seine eigenen ohnmächtigen Versuche, demselben abzuhelfen, und verspricht Antwort auf seine Frage in einer neuen Schrift. Im Allgemeinen dürfte er die Antwort bereits gegeben haben in den auf S. 105 und 106 abgedruckten Bibelstellen: Luc. 3, 10, 11; Matth. 6, 19—25, 31—34; 19, 24.

J. R. Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Festrede gehalten am 26. April 1887 in der Aula der Universität zu Rostock von Reinhold Bechstein. Rostock, Universitäts-Buchdruckerei von Adler's Erben. — Die meisten der zum hundertjährigen Geburtstage von Ludwig Uhland erschienenen Schriften beschäftigten sich mit dem Dichter Uhland; die Lücke, die dadurch entstand, daß der Mann der Wissenschaft Uhland dabei zu kurz kam, wird durch die kleine Schrift von Reinhold Bechstein ausgefüllt. Bechstein geht hier der Reihe nach die Schriften Uhland's zur Geschichte der Dichtung und Sage durch, wie sie in den acht von Holland, Keller und Pfeiffer 1865 bis 1872 bei Cotta in Stuttgart herausgegebenen Bänden gesammelt vorliegen, die Forschungen über das altfranzösische Epos, die nordische Mythologie, die Sagenkunde der germanischen und romanischen Völker, Literargeschichtliches, die Monographie über Walter von der Vogelweide, die Vorlesung über das Nibelungenlied, Culturhistorisches, endlich die Sammlung der Volkslieder und die Studien über das Volksleben im Volksliede. Es ist das ein sehr dankenswerthes Unternehmen, da diese gründlichen und anziehend geschriebenen Arbeiten nur den Fachgelehrten bekannt zu sein pflegen, nicht aber dem weiteren Publicum, für das sie doch auch nicht ohne Interesse sind. Dabei verliert sich Bechstein aber nicht zu sehr in die philologischen Einzelheiten, er weiß immer die Einheitlichkeit der Persönlichkeit Uhland's festzuhalten, bei welcher der Gelehrte den Dichter, der Dichter den Gelehrten bedingte, dieser jenen, jener diesen befruchtete; trotzdem wir fast nur von den wissenschaftlichen Leistungen Uhland's unterrichtet werden, haben wir doch immer das Bild des ganzen Mannes, auch des Dichters vor Augen. Der Nachweis, wie der Dichter Uhland seine Nahrung aus den Studien des Gelehrten Uhland zog, sowol was den volksthümlichen Ton wie die Wahl der Stoffe der Gedichte anbelangt, wie für Uhland's politische Poesie das Vorbild Walter's von der Vogelweide in seinen Sprüchen bestimmend wurde, ist von Bechstein sehr klar und überzeugend geführt worden.

** Von der zweiten Auflage des Otto Spamer'schen Illustrirten Conversations-Lexikons für das Volk sind uns die Lieferungen 61—78 zugegangen, d. i. die Abtheilungen 11, 12 und 13. Das Unternehmen ist damit bis zum Buchstaben F. und dem Stichworte Florenz fortgeschritten. Die nunmehr fertig vorliegenden drei ersten Bände legen erfreuliches Zeugniß von dem redlichen Wollen und dem trefflichen Können der Herausgeber dieses seine Belehrung bis auf die Gegenwart erstreckenden Nachschlagebuches ab, welches sich besonders auch durch den Reichthum der beigegebenen Illustrationen auszeichnet. Die vorliegenden drei Bände zählen über 3000 Abbildungen, 38 Tonbilder und 26 Karten, unter den ersteren allein nahezu 500 Porträts zu den biographischen Artikeln.

** Von der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheinenden Encyklopädie der Naturwissenschaften liegen drei weitere Lieferungen vor. Lieferung 51 der 1. Abtheilung fördert das Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie vom Stichwort „Lithodomus" bis „Magyaren", während die Lieferungen 42 und 43 der 2. Abtheilung die Fortsetzung des Handwörterbuchs der Chemie bilden und u. A. bemerkenswerthe Beiträge von Dr. Stoehr in Kiel, Dr. Rügheimer sowie dem Herausgeber Dr. Ladenburg enthalten.

J. R. Schon mehrmals haben wir auf die von Friedrich Pecht herausgegebene Halbmonatsschrift „Die Kunst für Alle" (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann. Preis viertelj. 3,60 ℳ) hingewiesen; jetzt liegt uns wieder eine ganze Reihe von Heften vor, bis zum 1. Juni reichend, jedes vier selbständige Kunstblätter und eine Anzahl von Illustrationen im Text enthaltend, welcher letztere sich mit voller Objectivität über alle Richtungen der modernen bildenden Kunst verbreitet und in so allgemein verständlicher Weise gehalten ist, daß der Zweck des Unternehmens, eine Kunstzeitschrift für die weitesten Kreise, die bisher fehlte, bilden zu wollen, vollständig erreicht wird. Giebt uns ein in den Aufsätzen angeschlagenes Thema Anlaß, so werden wir wie früher gelegentlich wieder an dasselbe anknüpfen; einstweilen sei heute von Neuem auf die populäre Zeitschrift aufmerksam gemacht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 49. Mittwoch, den 22. Juni. 1887.

Geschichte und Gebräuche des Johannisfestes.

Von E. Glaser.

Das Johannisfest feiern wir am 24. Juni zum Andenken an die Geburt Johannes des Täufers. Schon im 4. Jahrhundert wurde es neben Weihnachten, Ostern und Pfingsten als ein Hauptfest der Christenheit gefeiert. In Beziehung auf den Märtyrertod des Johannes schmückte man das Fest mit Blumen, besonders mit Rosen als den Symbolen des Märtyrerthums. Eine solche Todtenfeier ist die Johannisfeier in Leipzig, man schmückt die Gräber und redet durch die Blume der Liebe, die in dieser Zeit in ihrer schönsten Entfaltung steht, zu den lieben Entschlafenen. In anderen Gegenden begegnen wir den Johannisfeuern; diese sollen sich beziehen auf das Verbrennen der zu Sebaste aufgefundenen Gebeine Johannes des Täufers durch Kaiser Julian den Abtrünnigen.

Die Feier des Johannisfestes ist aber viel älter als der Tag Johannes des Täufers. An diesem Tage feierte man im Alterthum das Fest der Sonnenwende und darauf deuten die Feuer, die man auf Bergen anzündete, oder auch die brennenden Räder, die man von den Bergen herabrollen ließ. Hier sehen wir deutlich den heidnischen Hintergrund, die Zeit des Sonnendienstes — den Sonnencultus. Das Rad erscheint als ein Bild der Sonne, von welcher Licht und Feuer ausgehen. Die Zeit der Sonnenwende war bei den Alten mit Recht eine sehr bedeutungsvolle Zeit. Die Sonne beschreibt den größten Himmelsbogen und die Erde steht in dieser Zeit in ihrer größten Pracht und Entfaltung da. Die Alten machten diese Tage zu einer Festzeit und verehrten die Sonne als die größte Wohlthäterin. Schon der fromme Hiob (Cap. 31, 26 und 27) schildert den hinreißenden Eindruck, den der Glanz der Sonne und das freundliche Licht des Mondes auf ihn machte, in folgenden Worten:

„Sah ich zum Sonnenlichte, weil es glänzet,
wohl zum Monde, der so herrlich wallet,
und war mein Herz im Stillen hingerissen,
daß ich den Handkuß ihnen zugeworfen?
Auch das wäre strafwürdige Schuld,
denn ich hätte Gott verleugnet in der Höhe!"

Die Sonne war bei allen Naturreligionen die Trägerin des physischen Lebens, und die Wahrnehmung, daß Alles durch sie lebt und webt, legte es einer lebendigen Naturbetrachtung nahe, sie, wie auch andere Himmelskörper, als lebendiges Wesen, ja als lebendige Person aufzufassen, und dieses führte im Gebiete der Naturreligionen zu dem uralten und weitverbreiteten Cultus des Sonnengottes. Der Sonnengott vermählte sich mit der Erde, befruchtete sie und brachte Alles zur herrlichsten Entfaltung. Nach den Worten des Psalmisten (19, 5—7) geht die Sonne heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg. Die Sonnensöhne bekämpften Alles, was der Erde verderblich werden konnte, ja sie wandelten selbst unter den Menschen und halfen aus jeder Noth. Die Verehrung der Sonne (der Baaldienst) hatte unter den Israeliten sich auch weit verbreitet. Zur Zeit des Königs Manasse waren in dem äußeren und inneren Vorhof des Tempels der Sonne und dem Himmelsheer Altäre errichtet, auf dem Dache hatte man Altäre erbaut zur Darbringung von Räucheropfern, die der Sonne und dem Himmelsheer gebracht wurden (2. Kön. 21, 3—6). Auch heilige Sonnenrosse wurden in dem Tempelvorplatz gehalten und Sonnenwagen standen zur Bespannung bereit (2. Kön. 23, 11). Bei den Persern, Indern gab es weiße, der Sonne heilige Pferde und Wagen und bei feierlichen Aufzügen, z. B. wenn der König zum Heiligthum zog, kamen diese zur Anwendung. Cäsar fand auch bei den alten Deutschen die Sonne, das Feuer und den Mond als Gottheiten vor. Als Bild der Sonne galt das Rad und deshalb werden noch heute die Wagenräder mit Pech bestrichen, mit Stroh umwickelt und von einem Berge hinabgerollt. Es ist dieses die uralte Vorstellung vom Sonnenrade. Diese historischen Gebräuche findet man noch sehr oft in Deutschland und die Kirche hat diese heidnischen Feuer, da sie das Volk derselben nicht entwöhnen konnte, in ihren Schutz genommen oder doch geduldet und mit den Festen der Heiligen in Beziehung gebracht; aber immer haben diese Oster-, Johannis-, Michaelis-, Martins- und Weihnachtsfeuer ihren heidnischen Charakter bewahrt. Diesen heidnischen Charakter sehen wir z. B. darin, daß das reine und heilige Feuer von der geweihten Osterkerze entnommen, oder daß dasselbe als ungeborenes, ganz reines Element durch Stahl und Stein von dem Priester hervorgerufen wird. Aus Kärnten weiß man, daß man am Ostersonntage im Hause alles Feuer ausgehen ließ und frisches (heiliges) Feuer heimtrug von jenem, welches vom Pfarrer auf dem Kirchhofe geweiht und mittels Stahl und Stein hervorgebracht wurde. Nach Montanus (Die deutschen Volksgebräuche) wurde auch früher in der Kirche das Feuer zur ewigen Lampe durch Reibung mit trockenem Holze hervorgebracht. Die Johannisfeuer wurden zu Ehren des Sonnengottes Bal angebrannt, und es ist nachgewiesen, daß diese Feuer von Phönizien aus sich dahin verbreiteten, wo die Phönizier Colonien hatten, und diese Feuer heißen noch heute in einigen Gegenden Norwegens Balderbal (Balders Scheiterhaufen), denn Balder war nach der nordischen Sage der Sonnengott. Es wird uns darüber Folgendes erzählt: Die erwachsenen und verheiratheten Leute hielten die Feier auf dem höchsten Punkte des Berges in folgender Weise ab. Sie bestrichen ein altes Wagenrad mit Pech, umflochten es mit Stroh, pflanzten einen etwa 12 Fuß hohen Pfahl in den Boden, steckten darauf das Rad mittels der Nabe, häuften Wellen darauf und zündeten es an, wenn die Dunkelheit eintrat. Wenn das Rad lichterloh brannte, die Flamme hoch aufloderte, sagten alle zugleich einen Spruch, richteten Hände und Arme empor und legten die Hände zur Bitte ineinander. Eine ziemlich ausführliche Nachricht giebt Grimm (Mythologie) über die Johannisfeier in Konz, einem lothringischen Dorfe, an der Mosel, unweit Sierk: Jedwedes Haus liefert ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Stromberges, wo sich gegen Abend Männer und Burschen versammeln; Frauen und Mädchen sind beim Burbacher Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh umwunden, daß gar kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Mitte eine stark zu beiden Seiten 3 Fuß vorstehende lange Stange gesteckt, welche die Lenker des Rades erfassen. Aus dem übrigen Stroh bindet man eine Menge kleiner Fackeln. Auf ein vom Maire (Bürgermeister) zu Sierk gegebenes Zeichen erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, das nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jubelgeschrei erhebt sich; Alle schwingen Fackeln in der Luft, ein Theil der Männer bleibt oben, ein Theil folgt dem rollenden Rade bergab zur Mosel. Oft erlischt es vorher. Gelangt es brennend in die Fluth, so weissagt man daraus eine gesegnete Weinernte, und die Konzer (Leute von Konz) haben das Recht, von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Weines zu erheben. Während das Rad vor den Frauen und Mädchen vorüberläuft, brechen sie in ein Freuden-

geschrei aus, und die Männer auf dem Berge antworten. Auch die Einwohner benachbarter Dörfer haben sich am Ufer des Flusses aufgestellt und mischen ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel. Ebenso sollen jährlich zu Trier die Metzger und Weber ein Feuerrad vom Gipfel des Paulsberges in die Mosel hinabgelassen haben. Dabei waren die Metzger beritten, die Weber zu Fuß. Wenn das Rad brennend in die Mosel rollte, so erhielten sie vom Erzbischof ein Fuder Wein. Diese Feuerräder beziehen sich auf die Sonne und das Herabrollen von den Bergen deutet an, daß die Sonne ihren höchsten Standpunkt verläßt und auch abwärts rollt. Das Versinken des Sonnenrades im Strome, das Verlöschen der Sonne hinter den Wolken ist ein günstiges Zeichen, weil es bedeutet, daß den von ihr versengten Fluren das himmlische Naß, der Regen, nicht fehlen werde. Das Johannisfeuer ward noch im Jahre 1497 zu Augsburg in Kaiser Maximilian's Gegenwart von der schönen Susanne Neidhardt angezündet und er tanzte an ihrer Hand den ersten Reigen um dasselbe; das Nämliche that 1578 der Herzog von Liegnitz auf dem Kynast. In Paris wurde noch im 17. Jahrhundert zu Johannis ein geschmückter Scheiterhaufen von dem Bürgermeister selbst angezündet, und in der Lausitz brennen die Feuer noch auf der sagenreichen Landskrone und in Oberschwaben auf den Stoppelfeldern, damit der Flachs recht lang wachse. Vor Allem im Süden Deutschlands und Frankreichs sind sie noch im Schwange, so im Seekreise, wo jeder Theilnehmer etwas Holz dazu mitbringen muß; in Ellingen, wo man noch vor wenigen Jahren Erbsen auf dem Feuer kochte und sie den Kindern gegen allerlei künftigen Schaden zu essen gab, in Gernsheim bei Mainz, wo der Pfarrer das Johannisfeuer weiht und wo man betet und singt, so lange es brennt; in Aix und Marseille ferner, wo man, wie auch in England, Dänemark und Deutschland, vielfach die Häuser mit Blumen und Heilkräutern schmückt und solche dann auch in das Feuer wirft, über das man springt; in andern französischen Orten, wo man unter Anführung des Ortsgeistlichen aus Schwertlilien und Binsenmark gefertigte Kreuze dem Feuer weiht, welche das Haus vor allem Unglück bewahren, und wo man bei dem Verlöschen des Feuers einen der heiligen Brände für sich zu gewinnen sucht, um sein Haus gegen den Blitzstrahl zu schützen, und in Spanien, wo der aufsteigende Rauch sehr charakteristisch zugleich Teufel und Hexen bannt, sowie Sturm und Gewitter vertreibt. So reichten diese Feuer seit undenklichen Zeiten durch ganz Europa und weit darüber hinaus. Ein älterer Kirchenschriftsteller Theodoret (quaest. 47 in 4. reg.) berichtet: Es herrschte im ganzen Alterthum die Sitte, einmal im Jahre auf den Straßen Scheiterhaufen zu errichten, durch welche Knaben und Männer hindurchsprangen, Kinder aber von den Müttern durch die Flammen getragen wurden, behufs der Reinigung durchs Feuer. Im 5. Buch Mose, im 18. Cap. V. 10 wird Israel ermahnt und gewarnt: „Wenn Du in das Land kommst, das Dir der Herr Dein Gott geben wird, so sollst Du nicht lernen thun die Gräuel dieser Völker, daß nicht unter Dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durch das Feuer gehen lasse u. s. w., Zauberer und Zeichendeuter." Solche Verbote gehen überall bis in unsere Zeit herab, ohne die Sitte zu vertilgen. Im südlichen Frankreich, z. B. in Marseille, werden am Johannistage alle Straßen und Plätze gereinigt, die Landleute tragen früh Morgens Blumen in die Stadt und Jedermann kauft diese. Außerdem sind die Häuser mit Kräutern geschmückt, denen heilsame Kraft, wenn sie vor Sonnenuntergang gebrochen werden, beigelegt wird. Einige dieser Kräuter wirft man in die Flammen und die jungen Leute springen darüber. Dr. Wilde beschreibt in einer kleinen Broschüre dieses Fest in Irland mit seinen Geigern und Pfeifern und wie es später in der Nacht ganz den Charakter der Saturnalien der Alten angenommen habe. Von Einigen, besonders von den Jüngeren, wurde diese Sitte, durch das Feuer zu laufen, nur aus Scherz geübt, während Andere es mit einer tiefer liegenden Nebenabsicht ausführten. So sah man manche der älteren Leute leise Gebete sprechen, während sie um das Feuer gingen. Wollte Jemand eine längere Reise unternehmen, so lief er dreimal hin und zurück durch das Feuer, um Glück unterwegs zu haben. Galt es eine Heirath, so that er es, um sich zur ehelichen Verbindung zu reinigen. Hatte er irgend ein Wagstück im Sinne, so lief er durch das Feuer, um sich unverwundbar zu machen. Wenn das Feuer matter wurde, gingen die Mädchen hindurch, um gute Männer zu bekommen, schwangere Frauen sah man hindurch gehen, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen; selbst Kinder sah man über die glühenden Kohlen tragen, ganz so, wie es in alten Zeiten bei den Kanaanitern Sitte war. Besonders von Bedeutung ist der sogenannte Feuersprung in Frankreich. Jedes Dorf hat sein Freudenfeuer, die jungen Burschen und Mädchen tanzen um dasselbe herum, dann laufen sie auseinander und suchen sich zu fangen. Hierauf folgt der Feuersprung, welcher oft über den Werth der Männer entscheidet, denn die heirathsfähigen Mädchen treffen gern darnach ihre Wahl, weil ein fester Fuß eine milde Hand verkündet. Plinius erzählt (Hist. Nat. VII, 2), daß unweit Rom, auf faliskischem Gebiet, einige wenige Familien wohnten, welche Hirpi genannt wurden. Selbige feierten alljährlich auf dem Berge Soracte ein Opferfest zu Ehren des Sonnengottes Apollo, wobei sie über einen brennenden Scheiterhaufen gingen, ohne sich zu verbrennen.

Auch der Wassercultus spielt am Johannistage eine wichtige Rolle. Es ist eine altheidnische Ansicht, daß Flüsse und Nixen vor oder am Johannistage ihr Opfer fordern. In dieser Bedeutung wurde am Johannistage, wo der Strom (wie auf Peter und Paul [29. Juni] und Simon Juda [28. Oct.]) ein Opfer fordert, soll nicht Jemand im Lauf des Jahres in ihm ertrinken, jährlich in Quedlinburg ein schwarzer Hahn in die Bode geworfen. Die häufigen Bäder in der Johannisfestnacht mögen wol manches Opfer gefordert und so die Nixensage begründet haben, aber wir finden noch andere Anklänge. Man hielt das Wasser am Johannistag für heilsam sowol zum Trinken als auch zum Baden. Im Württembergischen sagt man, ein einziges Bad in der Johannisnacht wirke so viel als neun Bäder in einer anderen Zeit genommen. Nicht allein Menschen, sondern auch Thieren war das Baden zu dieser Zeit heilsam. Haupt (in seinem Sagenbuche der Lausitz) führt einen Jugendbrunnen bei Görlitz an, die Wenden erzählen in ihren alten Liedern von der Verjüngungskraft ihrer heiligen Brunnen. In manchen Gegenden umkränzt man die Brunnen am Johannistage unter Gesang und Musik. Eine weit verbreitete Sitte ist auch das Thaubaden in der Johanniszeit oder Johannisnacht. Dem Thau in der Johannisnacht wurde eine ganz außerordentliche Wirkung zugeschrieben. Die Slaven in Istrien wälzen sich in der Johannisnacht im Thau umher, man glaubte dann vor Hautkrankheiten geschützt zu sein. In der Bretagne badet man gegen das Fieber in einem bethauten Haferfelde. Im Norden breitet man am Mittsommerabend in einigen Gegenden Betttücher auf dem Kirchhof aus, läßt den Thau darauf fallen und schlägt sie, so feucht wie sie sind, den an Hautausschlag leidenden Personen um die Gliedmaßen. Andere pflegen kleine Läppchen auszulegen, welche sie dann am nächsten Morgen aufnehmen, den Thau daraus ringen und diesen in Flaschen aufheben, um ihn bei vorkommenden Fällen zum Baden von Wunden und Hautausschlag anzuwenden. Am Mittsommerabend wanderte man nach den heiligen Quellen, um Wasser zu medicinischem Gebrauche daraus zu schöpfen oder Geldstücke als Opfer hinein zu werfen. In Schonen war die St. Olofsquelle die berühmteste von allen. Der Sonnengott war auch der Gott der Arzneikunde und deshalb mußten die medicinischen Kräuter, welche das Volk zu seinen Hauskuren brauchte, am Johannistage, zur Zeit der Sonnenwende, wo die Sonne oder der Sonnengott seine stärkste Kraft erreichte, gesammelt werden, wenn sie von kräftiger Wirkung sein sollten.

Dieser Gedanke führt uns auf den Pflanzen- oder Kräutercultus am Johannisfeste. Man schmückt heute noch die Wohnungen mit Zweigen, Blumen und behängt die Häuser mit Kränzen, Kronen und Guirlanden. In manchen Städten baut man vor jedes Haus eine Laube von Birkenstämmen und speist am Johannistage darin. Man schmückte sich auch selbst mit Blumen und Kränzen und warf diese dann unter allerlei Reimen und Sprüchen ins Feuer. So sagte man z. B. dabei: „Es geh hinweg und werd verbrannt mit diesem Kraut all mein Unglück." Die Zauberkräuter wurden von den Hexen am liebsten in der Mittsommernacht gesammelt, die Wünschelruthe fertigte man in dieser Zeit aus einer Haselstaude. Man sammelte Kräuter, besonders Johanniskraut, hing es in den Häusern auf oder stellte es in die Fenster als kräftiges Mittel gegen Zauberei und Leibesbeschwerden. Ein Oel, aus Kräutern bereitet, welche man am Johannistage gesammelt hatte, sollte alle Arten von Schußwunden heilen. In der Mittagsstunde des Johannistages pflegen ledige Mädchen neunerlei Blumen zu pflücken, unter denen Weide, Storchschnabel und Feldraute (Erdrauch, Fumaria officinalis) nicht fehlen durften. Diese Blumen wurden zu einem Kranze gewunden, dessen Fäden in derselben Stunde von der Binderin gesponnen sein mußten. Nun wurde der Kranz noch in derselben Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft er geworfen werden mußte, ohne hängen zu bleiben, so viele Jahre vergingen noch bis zu ihrer Verheirathung. Die ganze Handlung mußte stillschweigend

vorgenommen werden. Auch die Wurzel des Fünffingerkrautes (Potentilla), vor Sonnenaufgang am Johannistag gegraben, sollte dem, der sie trug, die Zuneigung Anderer verschaffen. Die Zauberer sammelten zur Bereitung ihrer Zaubertränke am Johannistag namentlich Lycopodium (Bärlapp), man nagelte auch diese Pflanzen an Stallthüren, um das Vieh vor Hexerei zu bewahren. Besonders sind es neun Kräuter, die am Johannistag gesammelt werden sollen. Praetorius erzählt von diesen neunerlei Kräutern: „Doch kann ich mich erinnern, daß ich am Johannistage allhier bei Leipzig mit einigen guten Freunden spazieren und botanisiren ging. Einer dieser Freunde erzählte mir, daß er von einem Quacksalber gehört, daß unlängst eine blocksbergische Hexe verbrannt sei, welche bekannt habe, daß sie Allen hätte schaden können, nur zwei Bauern im Dorf nicht, welche neunerlei Kräuter in ihren Häusern gehabt, die sie am Johannistag gesammelt hätten."

Bei allen diesen Gebräuchen sehen wir noch deutlich den heidnischen Hintergrund, die Zeit des Sonnendienstes. Jede Religionsveränderung bei einem Volke ist zunächst Religionsvermischung, denn die eingeführte Religion, möge sie nun mit überzeugender Gründlichkeit mitgetheilt, oder durch Feuer und Schwert aufgedrungen werden, vermag doch nicht mit einem Male aus dem innersten Leben des Volkes alle die seinen Wurzeln auszureißen, womit die frühere darin festgewachsen war, dazu gehören viele Generationen, ja Jahrtausende sind erforderlich, bevor sich dies ganz und gar bewerkstelligen läßt.

Bücherbesprechungen.

o. Neue Pilgerharfe. Eine Sammlung geistlicher Lieder für gemischten Chor. Herausgegeben von Rud. Wyß, Pfarrer in Wasen, Ct. Bern. Basel, C. F. Spittler. VIII, 344 S. — Das Bedürfniß christlicher Gesangvereine, welches der Verf. durch jahrelange Erfahrungen und als Leiter eigner Gesangchöre kennen gelernt hat, und der Auftrag der Verlagshandlung, an Stelle veralteter Liedersammlungen, namentlich der Pilgerharfe von Samuel Hofer, eine religiösen Sängerkreisen genügende neue Liedersammlung herzustellen, ist für Herausgabe und Charakter der „Neuen Pilgerharfe" maßgebend gewesen. Dieselbe enthält 158 Lieder mit Noten und berücksichtigt in denselben den Gang des Kirchenjahres, die Heilsanstalten und Gnadenmittel, das Gebetsleben, die göttliche Heilsordnung, besondere Zeiten und Verhältnisse (wie Geburtstag, Jahreswechsel, Natur, Abschied, Einweihungen, Erntedankfest, Ehebund) und die letzten Dinge. Allerdings enthält die „Neue Pilgerharfe" nur zwei Naturlieder und gar kein Vaterlandslied; sie will eben ihren Charakter als geistliche Liedersammlung streng bewahren. Als solche kann sie warm empfohlen werden, denn sie ist mit ebenso viel Geschick als Sorgfalt zusammengestellt und wohl geeignet, im Volke Lust und Liebe zum Gesang geistlicher Lieder zu nähren und zu wecken.

— Geschichte des Mittelalters. Vierte Periode. (1273 bis 1492.) Bearbeitet von Dr. Horst Kohl. (Auch unter dem Titel: Lehrbuch der Geschichte von Rudolf Dietsch. Zweiten Bandes vierte Abtheilung.) Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. — Während für das eigentliche Mittelalter eine Reihe zum Theil vortrefflicher Hilfsmittel existirt, welche auch demjenigen, der nicht in der günstigen Lage ist, den ganzen zum Studium des Mittelalters nöthigen kritischen Apparat benützen zu können, eine genauere Kenntniß des Mittelalters vermittelt, und während Giesebrecht's Kaiserzeit sich mit jedem Tage neue Freunde erwirbt und in immer weiteren Kreisen das Interesse für das deutsche Mittelalter erweckt, hat es für das Studium des ausgehenden Mittelalters bis jetzt an einem bequemen und leicht zugänglichen Hilfsmittel gefehlt. Auch ein größeres, zusammenfassendes Werk über diesen Zeitraum, das den Anforderungen der Wissenschaft durchaus genügte, besitzen wir nicht; Lorenz's Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert umfaßt bis jetzt nur einen ganz kleinen Theil der Periode, die man als das ausgehende Mittelalter zu bezeichnen pflegt, und ein Buch, das die zweite Hälfte dieser Epoche behandeln will und in den letzten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts einsetzt, wie Lindner's Geschichte des Deutschen Reichs vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation, ist ebenfalls bis jetzt über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen. Um so mehr macht sich das Bedürfniß nach einer nicht zu umfangreichen, übersichtlichen Darstellung des ganzen Zeitalters geltend, welche den Leser in den Stand setzte, sich mit den Resultaten der Einzelforschung ohne allzugroße Schwierigkeit bekannt zu machen. Allerdings kann sich diese Epoche an glänzenden Heldengestalten mit der eigentlichen Kaiserzeit nicht vergleichen; keiner der Kaiser dieses Zeitraums — man müßte denn etwa Maximilian und allenfalls Rudolf von Habsburg ausnehmen — steht so lebendig vor uns, wie etwa Karl der Große oder eine der kraftvollen Heldengestalten aus dem sächsischen, salischen und staufischen Hause, an keinem der hervorragenden Männer dieser Periode nehmen wir einen so menschlichen Antheil, wie an Ludolf, Herzog Ernst und Heinrich dem Löwen. Dagegen kommt dem ausgehenden Mittelalter nach einer anderen Seite hin eine ganz außerordentliche Bedeutung für unser Geistes- und Culturleben zu. Seit man begonnen hat, die Anfänge der Reformation genauer zu durchforschen und dem Zusammenhange Luther's mit den älteren Reformparteien nachzugehen, erscheint die Reformation immer mehr als das Resultat und die Vollendung jener großen religiösen Bewegung, die im vierzehnten Jahrhundert ihren Anfang nimmt und durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert zu verfolgen ist. Je weiter die Forschungen über diesen Gegenstand, deren Anfänge in den Untersuchungen Charles Beard's und Ludwig Keller's vorliegen, vordringen werden, desto deutlicher wird sich die Richtigkeit dieses Verhältnisses zwischen der Reformationszeit und den ihr vorangehenden Jahrhunderten herausstellen und ein um so größeres Interesse wird man diesem Zeitalter entgegenbringen. Um so freudiger wird es allgemein begrüßt werden, daß die Wünsche nach guten Gesammtdarstellungen dieses Zeitalters, welche mehrfach laut wurden, jetzt sich zu erfüllen beginnen. Die Cotta'sche Buchhandlung verheißt uns eine deutsche Geschichte im ausgehenden Mittelalter von berufener Hand, als Theil des von dieser Buchhandlung soeben begonnenen verdienstvollen Unternehmens einer deutschen Geschichte in Einzeldarstellungen. Dagegen liegt bereits in einem stattlichen Bande eine Bearbeitung der ersten Hälfte dieser Epoche von Horst Kohl vor, der in diesen Tagen der zweite Band gefolgt ist, welcher das ausgehende Mittelalter abschließt. Das Werk stellt sich äußerlich dar als eine Fortsetzung des von Rudolf Dietsch begonnenen, aber nur bis zur Mitte des elften Jahrhunderts geführten Lehrbuchs der Geschichte. Horst Kohl, der für das Mittelalter die Fortsetzung des nicht vollendeten Werkes übernommen, hat bereits in dem vorhergehenden Band das Zeitalter der Kreuzzüge in vortrefflicher Weise behandelt. Ueber die Aufgaben, welche er sich in dem vorliegenden Band gestellt, die Art der Behandlung und die Durchforschung des Materials spricht sich der Verfasser selbst folgendermaßen aus: „Je tiefer der Verfasser in die Geschichte des sinkenden Mittelalters eindrang, desto mehr häufte sich der Stoff, desto umfänglicher wurde die Arbeit. Die historische Forschung hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten mit großem Eifer diesem bisher noch wenig erhellten Gebiete zugewendet, und daher kommt es, daß für die einzelnen Theile desselben zwar nicht an werthvollen, mitunter recht umfänglichen Monographien, wol aber an brauchbaren, zusammenfassenden Darstellungen fehlt. Der Verfasser hat den Versuch gemacht, die reichen Schätze, welche er in den Einzelschriften vorfand, zu sammeln und für sein Lehrbuch zu verwerthen, um sie durch dasselbe auch weiteren Kreisen, vor Allem den Geschichtslehrern an Deutschlands höheren Schulen, denen Zeit und Gelegenheit zum Selbststudium der ausgedehnten Specialliteratur mangelt, zugänglich zu machen." Man muß dem Verfasser zugestehen, daß er es in dem ersten Bande in vortrefflicher Weise verstanden, die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen. Er entwirft ein überaus klares und anschauliches Bild der Entwickelung des Deutschen Reichs von Rudolf von Habsburg bis auf Wenzel's Absetzung. Die Resultate der zahlreichen Forschungen über einzelne Punkte weiß er geschickt einzureihen, ebenso die mannigfachen Streitfragen klar zu erörtern, das Wesentliche hervorzuheben und seine Stellung zu jeder einzelnen Frage kurz zu motiviren, ohne doch durch die Fülle der Details verwirrend zu wirken. Hervorzuheben ist besonders die ausgezeichnete Darstellung des Kampfes Ludwigs des Baiern mit der Curie und die treffliche Analyse, welche der Verfasser von dem Defensor pacis des Marsilius von Padua giebt. Von den allgemeinen Excursen kommt zunächst das Capitel über die große Pest vom Jahre 1348 in Betracht, ferner eine kurze Geschichte des Städtewesens und ein Abriß der Geschichte der Hansa. In dem ersteren hat Horst Kohl die wesentlichsten Resultate der neueren Forschung über die Pest, die Judenverfolgung und die Geißlerfahrten knapp zusammengefaßt; die Abhandlung über die Entwickelung der Städte und der Stadtverfassungen giebt eine orientirende Uebersicht der grade jetzt, wie bekannt, so vielfach debattirten Streitfragen über diesen Gegenstand, und ebenso dankenswerth ist die kurze Zusammenfassung der hansischen

Geschichte, da es bisher auch hier an einem ähnlichen brauchbaren Hilfsmittel gefehlt hat. Faßt man Alles zusammen, so kann man aussprechen, daß das Buch durchweg den Ansprüchen genügt, welche man an eine zusammenfassende Darstellung dieses Zeitalters zu stellen berechtigt ist. Hoffentlich läßt es das gebildete Publicum der Arbeit Kohl's gegenüber auch nicht an der verdienten Theilnahme fehlen. Auf den soeben erschienenen zweiten Band hoffe ich in nicht allzulanger Zeit zurückkommen zu können. G. Ellinger.

W. B. **Aus dem Burgfrieden.** Alt-Münchener Geschichten von Franz Trautmann. Mit Illustrationen von Philipp Sporrer. Augsburg 1886. — Kann eine einzige der menschlichen Eigenschaften in gesonderter Betrachtung ihr tieferes Verständniß finden? Ja, ist es überhaupt nur möglich, die eine von den anderen abzutrennen? Wie in der Schöpfung kein einziges Erschaffenes, kein Gebilde und Wesen, einzeln zu denken ist, sondern für seine Bedürfnisse und die Offenbarung seiner Kräfte ein jegliches anderes und dieses in unendlicher Kette wieder anderes voraussetzt, so daß die Natur fortwährend auf einander bezogen wie ein einziger Ring erscheint und die Teleologie in richtigem Sinne schon deshalb aus der Naturforschung niemals wird verschwinden können, — ganz in der gleichen Weise wird jede unsrer seelischen Eigenschaften von anderen bedingt und gehoben. Von dieser Wahrheit wird jede Ethik ihren Ausgang zu nehmen haben. Es regte solche Gedanken gerade das oben genannte Buch in mir an. Der Verfasser sagt:

Nehmt freundlich es nun an,
Was ich da froh und wechselnd ernst berichte
Und „wie" — nun ja, 's ist mir mal angethan,
Daß ich es lieb', das ganz Einfach' und Schlichte.
Ihr gönntet mir's, bei allem, was ich bot,
So gönnt es mir auch dieses Mal nun wieder,
Nichts ist gefärbt da nach der heut'gen Mod',
Was kommt, 's will sein gradweg, scheulos und bieder.

Außerdem nennt er zuletzt als das Merkmal seiner Darstellung das „voll herzinnig Fromme". Wer von diesem rühmlich bekannten Erzähler, der jetzt als Siebenziger im Geiste vorigen Schaffens rüstig fortwirkt, nur Weniges gelesen hat, der weiß, wie treffend er sich da selbst charakterisirt, und zugleich kennt er das Fromme von den übrigen von ihm selbst erwähnten Eigenschaften seiner Erzählungsart als unzertrennlich. Was ist auch das Fromme an sich und gar in der poetischen Darstellung, wenn es nicht die frohe Heiterkeit eines reinen Gemüthes oder die ernste Fassung, Festigkeit, Demuth in allen Lebensstürmen zur Begleitung hat? Solchen echten Ausdruck hat Trautmann bei allergrößter Schlichtheit auch diesem Bande seiner Erzählungen gegeben, welche durch treue Benutzung von Schriftstücken aus alten Tagen für München und jeden, der sich für die Schicksale der zweiten deutschen Hauptstadt interessirt, nicht blos einen großen culturgeschichtlichen Werth besitzen, sondern in ihrer Lebendigkeit und Eigenart die allgemeinste Theilnahme beanspruchen. Sie verdienen im besten Sinne ein Volksbuch zu heißen; denn, wenn sich der Humor des Verfassers wol zuweilen mit Hippel und Jean Paul berührt, so ist er doch weit volksthümlicher und einfacher, als Beide und zumal der Letztere. An Schalkhaftigkeit kann ihn Niemand, auch Rosegger nicht, übertreffen. Von vielerlei Zeugnissen brauchen wir, um das zu beweisen, aus dem vorliegenden Buche nur die eine Geschichte zu nennen: „Wer den anderen hinter's Licht führt." Der edle Graf Wolf von der Warth, der die Schwäche hat, seinen Durst nicht bezähmen zu können, und, ehe er sichs versieht, dabei seiner Habe verlustig wird, der aber dann, um sein Besitzthum wieder herzustellen, nach einer glücklichen Heirath ausschaut und bei vorgerücktem Alter, ohne eben verführerisch zu sein, hintereinander um drei Jungfrauen vergeblich sich vor seinem fürstlichen Herrn bewirbt, ist ein Meisterstück feiner Charakteristik! Welche künstlerische Hand gehörte dazu trotz der seltenen Schlichtheit, jenem Edelmanne bei so vielem Häßlichen noch ansprechende Züge zu leihen! Die drei Jungfrauen sind schon vergeben und ihre drei Getreuen befinden sich hochentrüstet über die Pläne des Grafen zur Stelle, von denen überdies der Eine von seinem Fürsten durch die Meldung von der Annahme seiner Bewerbung überrascht wird. Der Herzog Albrecht V. von Bayern selbst ist in seinem menschenfreundlichen Frohsinne die anziehendste Gestalt. Auch in anderen Schriften Trautmann's, wie im „Petrus Nöckerlein", den wir kürzlich mit vielem Genusse lasen, wird ein achtsamer Leser die Charakteristik in ihrer Feinheit oft bewundern. Kurzum, wir wissen, daß mit der Verbreitung dieser Bücher dem Volke ein Dienst erwiesen wird.

J. R. **Eine neue Zeitschrift für Dichtkunst und Kritik.** So wunderlich es angesichts der vorhandenen Ueberfülle an periodischer schönwissenschaftlicher Literatur klingen mag: es fehlt an einem Organe, das als ein würdiges Stelldichein der gesammten zeitgenössischen dichterischen Production in Deutschland gelten kann. So sehr die Behauptung vieler neu auftauchender Familienblätter, Monatsschriften, Revuen u. dergl., daß ihr Auftreten einem vorhandenen Bedürfniß abhelfen solle, zurückgewiesen werden muß, so entschieden ist auf dem Gebiete der höheren rein dichterischen Production: der Lyrik, des Dramas, des Epos, der Novelle eine Lücke vorhanden, die auszufüllen ist. Wir sprechen, um jedem Mißverständniß vorzubeugen, hier nicht von den Literaturblättern, deren Aufgabe darin besteht, die neuen Erscheinungen kritisch zu begleiten, sondern von einem Organ, das diesen Erscheinungen selbst eine Heimstätte bereitet. Nun ist mit dem Hinweis auf die vorhandene Lücke noch nicht gesagt, daß jeder redlich gemeinte Versuch, sie auszufüllen, auch von Erfolg gekrönt sein müsse; wir haben im Gegentheil gesehen, daß schon mehr als einmal (z. B. bei den verschiedenen journalistischen Unternehmungen der talentvollen Gebrüder Hart) Versuche in der angedeuteten Richtung, einen Sammelpunkt der ernst zu nehmenden poetischen Production unter Abwehr der seichten Unterhaltungs- und Modeliteratur zu bilden, aus dem oder jenem Grunde fehlschlugen, entweder weil sie nicht genügend vorbereitet, oder materiell nicht stark genug fundamentirt waren: denn auch bei ideellen Bestrebungen gilt Montecuculi's Ausspruch vom Gelde. Etwas Abhilfe gegen die Noth hat neuerdings die seit dem 1. Oct. v. J. erscheinende „Deutsche Dichtung", herausgegeben von Karl Emil Franzos, Verlag von Bonz & Comp. in Stuttgart (Preis halbj. 7,50 ℳ), geschaffen, auf die wir schon mehrmals hingewiesen haben, und die, wie die neuesten Nummern vom 1. und 15. Juni beweisen, ja auch Bestand zu haben verspricht; aber die „Deutsche Dichtung" befaßt sich zu einseitig mit dem Cultus von poetischen Reliquien und „alten Herren" der Literatur, die schon historisch geworden sind, weniger mit den guten werdenden Elementen, und trotz ihres allgemein gehaltenen Titels bildet sie im Wesentlichen doch nur ein Organ der Dichter Oesterreichs und Süddeutschlands. Aus der oben ausgeführten Erwägung heraus und gewissermaßen zur Ergänzung der „Deutschen Dichtung" ist nunmehr zum 1. Juli eine neue Zeitschrift für Dichtkunst und Kritik unter dem Titel: „Norddeutsches Journal", herausgegeben von Rudolf Eckart in Nörten, Hannover, Verlag von Karl Spannaus in Northeim, erschienen, von der uns die erste Nummer vorliegt. Was die „Deutsche Dichtung" für den Süden ist, soll das „Norddeutsche Journal" für den Norden werden, ein Publicationsblatt der maßgebenden Dichter daselbst, der Lyriker, Dramatiker, Epiker und Novellisten; zu betonen ist auch hier, daß nicht nur die Lyrik, wie in den bisherigen „Dichterhallen" und ähnlichen Blättern, sondern auch Drama, Epos, Novelle vertreten sein, also das Gebiet, wie auch nur billig ist, erheblich erweitert werden soll. Selbstverständlicherweise ist es die Absicht des Herausgebers, allen Dilettantismus streng fernzuhalten; denn das „Norddeutsche Journal" soll ja für das Publicum berechnet sein, nicht nur für die Dichter, die bei den früheren Unternehmungen mit den Abonnenten oft eins waren. Der Standpunkt des „Norddeutschen Journals" ist ein vornehmer: es geht von der Ansicht aus, über die man trotz ihrer Einfachheit heutzutage vielfach im Unklaren ist, daß Poesie eben Poesie und nichts Weiteres sein soll, und unterscheidet sich daher ebensosehr von den Organen einer geistlosen und oft dilettantischen Unterhaltungslectüre, wie es sich von allen ästhetischen Verirrungen fern hält. Kritisches wird nur nebenbei, am Schlusse jeder Nummer gebracht; die Kritiken sollen „mit strenger Verurtheilung aller Dilettantenarbeit nur das künstlerisch Vollkommene gelten lassen und hierdurch in etwas dem Bücherunwesen unserer Tage steuern". Die Zeitschrift erscheint halbmonatlich, 2½ Bogen stark, kostet halbj. 4 ℳ und ist unter Verschmähung alles äußeren unnöthigen Glanzes und der Spielereien wie Beigaben von Porträts, Autographen und Notenstücken anständig ausgestattet. Die erste Nummer enthält zahlreiche Gedichte, eine Novelle, den Anfang eines Epos von Heinrich Hart, eines dramatischen Gedichts von Gustav Kastropp, eine Kunststudie über Vautier, literarische Berichte und Recensionen. Ein weiteres Urtheil müssen wir uns noch vorbehalten; die Redaction hat mit dem eben charakterisirten Programm gleichsam einen Wechsel ausgestellt, den sie nun im Verein mit den Mitarbeitern einzulösen haben wird. Ob es ihr gelingen wird, die Eingangs dieser Zeilen erwähnte Lücke zu schließen? Wir wissen es nicht, erst die Zukunft kann uns darüber belehren. Jedenfalls hat sie unsern Wunsch für das Gelingen auf ihrer Seite und auf der unsern war die Pflicht, auf ihr neues Unternehmen, das „Norddeutsche Journal", hinzuweisen, der wir hiermit nachgekommen sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 50. Sonnabend, den 25. Juni. 1887.

Vom Wasgau und seiner höchsten Spitze.

Ein landschaftliches Charakterbild.

Von Hermann Ludwig.

Wer eine Fülle aus Berg und Thal, Wald und Wasser gestalteter, vom Reize sagenreicher Erinnerungen umflossener Naturschönheit auf bequemen, gefahrlosen Wegen fast ohne Anstrengung genießend in sich aufnehmen will, dürfte diesem Zweck mit einem Besuche des Wasgaus vollauf entsprochen sehen. In drei ziemlich selbständig entwickelten, in ihren Hauptachsen gleichlaufend zu einander streichenden Kämmen umsäumt dieses die natürliche Grenzmauer Deutschlands nach Westen bildende Gebirgsmassiv die linke Hälfte der oberrheinischen Tiefebene. Seine bei im Allgemeinen breiter Thalformation reiche und doch übersichtliche Gliederung, die in vielen von den Längsgraten in mannigfaltiger, reizvoller Gestaltung zur Ebene gesandten Querthälern Ausdruck findet, die verschiedenartige Gesteinsnatur als Grundlage wechselvoller, Geschmack und Stimmung in vielseitiger Weise anregender Landschaft geben demselben den Vorzug anziehender und eigenartiger Gebirgsbildung. Ungefähr vom Ormont bei St. Dié ausgehend, ziehen die Nordvogesen, der niedrigste der drei Kämme, in großem Bogen bei Straßburg, Zabern, Weißenburg weiter in der Richtung der Rheinpfalz. Die meist nach der Wetterseite dreiseitig abgestumpften Pyramiden ihrer höchsten Gipfel laufen häufig in der entgegengesetzten Richtung in breitgewölbte, auf der Kammhöhe kahle, theils mit Grasflächen bedeckte, nicht selten jedoch in schroffe und wilde Felsbildungen übergehende Gebirgsrücken aus, deren oft sehr steil in enge, tiefe und düstere Querthäler abstürzende Gehänge, mit dichter Bewaldung, meist Nadelholz, bestanden, riesige, zuweilen in ein wahres Labyrinth ausartende Blöcke unter Moos und windgebrochenen, vermodernden Baumstämmen bergen. So trägt dieser nördliche Theil des alten Wasgenwaldes mit dem Charakter einer oft großartigen, in ihrer üppigen aber eintönigen Vegetation an Urwald mahnenden Wildniß zugleich ausgesprochen den eines Sandsteingebirges das der Einwirkung der frei über die nordwestliche Ebene daherstürmenden, mit Meeresfeuchtigkeit beladenen Winde nur geringen Widerstand entgegensetzt und derselben die Form der Berge und Erosionsthäler verdankt. Voll Licht und Farbenpracht ist dagegen mit seiner Wachsthumsfülle, seiner artenreichen Flora, dem in seine breiten Thäler weit hineindringenden Anbau der Kamm der Südvogesen, der höchste Theil des Gebirgs, der, von Grund aus krystallinisch, aus theilweise von Grauwacke und devonischem Schiefer umsäumtem Granit besteht und mit seinen oft in tiefer Schartung eingeschnittenen mannigfach und schön geformten gewaltigen Häuptern vom Welschen Belchen über den Hoheneck zum Weilerthal hinzieht, an dessen Südseite er im Altenberg endigt. Jenseits dieses Thales steigt steil mit den Wänden seines devonischen Schiefermantels, von den Sandsteinvogesen durch das Thal der Breusch getrennt, der dritte Zug des Gebirges, das Hochfeld auf, ein breit gewölbter, langgezogener Granitrücken, der, mit seinen Thälern zur Breusch und in die Ebene abfallend, sich hoch über die nach Osten landschaftlich reizvollen Thal- und Gipfelbildungen seiner mit sedimentärem Gestein, meist Buntsandstein, überlagerten Ausläufer erhebt.

Jede dieser an sich deutlich unterschiedenen Ketten, welche in der Urzeit einmal größtentheils von Buntsandstein überlagert waren, haben außer der gleichen Richtung ihrer Hauptachse noch die Lage ihrer höchsten Gipfel mit einander gemein, welche sich bei jeder im südwestlichen Theile derselben befinden. Gleich langen auf den Strand rollenden Wogenkämmen verlieren sich die blauen, sanftgeschwungenen Bergwälle des alten Vosagus nach Westen. Nach Osten hingegen erhebt sich das Gebirge steiler und plötzlicher aus der lachenden, sonnigen Rheinebene, in welche die weitgeöffneten Thäler ihre wasserreichen Bergflüsse senden, von denen die der Südvogesen sämmtlich am Kamme entspringen, während jene der nördlichen, den höheren Ostrand des Gebirges durchschneidend, ihre Quellen weiter nach Westen haben. Die isolirt vorspringende westliche Lage, welche die Vogesenhalbinsel, schon fest mit dem germanischen Mutterlande verbunden, als Vormauer desselben am Elsässer Golf des Jurameeres einnahm, als das gallische Nachbarreich noch im Meeresgrunde lag, begünstigte von je die atmosphärischen Einflüsse, welche neben unterseeischen Strömungen der Vorzeit hauptsächlich die mannigfache und reizvolle Gliederung des Gebirges bewirkten. Zugleich auch vermittelt sie demselben das mildere Klima, welches ihm in Vegetation und Anbau einen südlicheren Charakter giebt, als ihn irgend ein deutsches Gebirge besitzt.

Waldberge in des Wortes vielseitigster Bedeutung, bieten die Vogesen namentlich in ihren nördlichen Zügen noch theilweise jene unermeßliche Welt von Wachsthum, deren meist dunkle, dichte Tannenforste in ihrer düstern, großartigen Einförmigkeit an die Zeit gemahnen, in der hier, am Wasigenstein, der das Grab des sagenhaften Königs Faramond decken soll, der echt germanische Dreikampf ausgefochten wurde, von dessen Stätte das älteste deutsche Heldengedicht erzählt:

> Waltari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
> In einem schattig finstern Forste ritt er ein.
> Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasigenwald,
> Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt —

an die Zeit, da Hörnen Siegfried's Jagdlust und Todesruf in diesen Gründen erscholl, von denen es im Nibelungenliede heißt:

> Nu wir der herverte ledec worden sin,
> So wil ich jagen riten bern unde swin,
> Hin ze dem Waskenwalde als ich vil dicke han.

Wasserdurchrieselte Wildnisse, durchduftet vom Lebenshauche endlos scheinender Waldbezirke, ahnungsvoll durchzittert vom Geflimmer gebrochenen Sonnenlichts, schrankenloses Sprießen, Grünen und Vermodern auf dichtem, von Wurzeln und um moosbewachsene Felsblöcke sickernden Wässerchen unterhöhltem Laubboden, weit und breit ein Schwelgen des Schweigens, in welchem das leise Rauschen der Wipfel, das Surren der Käfer nur mehr wie das sanfte Athmen eines Schlummernden erscheint, — das bietet der Wasgenwald dem Naturfreund, vorzugsweise in dem nördlichen Theile des Gebirgs, mitunter aber auch selbst noch in den Gegenden, in denen das Culturleben, wie hauptsächlich in den südlichen Zügen, tief in dasselbe eingedrungen ist. Waldeinsamkeit und Waldweben, durchhaucht von deutscher Sage und deutschem Liede! Neben uns herschreitend entrücken diese mitten in dem rastlosen Naturschaffen unser Empfinden der Gegenwart. Bei einer Wendung des sich anscheinend in bläuliche Nebelnacht des Forstes verlierenden Pfades stehen wir plötzlich auf felsigem Vorsprung oder hellgrüner Lichtung vor dem Gemäuer eines verfallenen Heiligthums oder den epheuumsponnenen Trümmern einer Burg:

Wie ein vermoostes Waldgeheimniß
Ruht das geborst'ne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumniß
Von dunkler Vorzeit Räthseln aus.

Da bevölkert sich dem Wanderer der Wald mit den mannigfachen Gestalten verdämmernder Urzeit der Geschichte. Felsen, Bäume, Nebel erscheinen gleich abenteuerlichen Schatten der alten germanischen Götter, Riesen und Zwerge, und er glaubt die Naturlaute ihrer Geschlechter im Sausen des Windes, im Fallen und Plätschern des Wassers zu vernehmen. Hifthornklang stolzer Lust der Feudaljagden scheint dazwischen zu klingen, Waffenlärm der ritterlichen Fehden und der Kämpfe jener Zeit, da mannlicher Bürgersinn sich auch den Rittern und Herren des Wasgaus siegreich entgegensetzte. Steigt man an steilen Schlittwegen, auf denen der Holzreichthum auf mühsame und nicht ungefährliche Weise zu Thal geschafft wird, aufwärts, vorbei an einsamen, auf Waldwiesen gelegenen Forsthäusern, über moosige Knüppelbrücken, unter denen tief unten im Grase der Bach murmelt, am Rande enger Schluchten entlang, aus denen jähe Schiefer- oder Sandsteinwände ragen, oder welche ein grünes Wipfelmeer füllt, über die sumpfige Quellenregion hinauf, wo graugrüne Blöcke, vom Wasser umrieselt, lustig sprießende Bäumchen tragen, so bleibt der Wald endlich zurück. Auf grasigen Halden vortretende Felsenrippen künden mit der Nähe des wasserscheidenden Joches die alpine Mattenregion, wo in den Südvogesen das Melkerhorn tönt und die Sennhütte mit ihrem in Röhren gefaßten Quell den Mittelpunkt für die dort oben weidenden Heerden bildet, welche in dem rühmlich bekannten Münsterkäse einen Ausfuhrgegenstand des südlichen Gebirgszuges liefern. Am schroffen Osthange des letztern liegen — eine der bemerkenswerthesten Eigenarten des Wasgaus — umgeben von zum Theil unzugänglichen Steilwänden in Zirkusthälern der Weiße, der Schwarze, der Daren- und der Belchen-See, welche als geologische und landschaftliche Merkwürdigkeiten betrachtet werden.

Einen ganz besondern Genuß gewähren dem Besucher des Wasgaus die Wanderungen auf den Kammhöhen des Gebirges. Die durch die erwähnten Umstände bedingten eigenthümlichen Witterungsverhältnisse trugen zur Bildung der langen, rundlichen Bergrücken bei, welche es ermöglichen, stundenweit bei geringem Steigen und Senken hoch über der grünen oder blauen Unendlichkeit unter schattigem Laubdach fortzugehen. Herrlich ist hier der Blick auf die von fern lichten, näher dunkelblauen oder sammetgrünen Höhen, die in mehrfachen und gleich den Jahresringen des Baumes sanft ineinander verschobenen, sich immer wieder seitlich öffnenden und verzweigenden Bogenschwingungen Thälchen und Thäler umschließen, welche dem Laufe der nach Westen abstürzenden oder dem Rhein zueilenden Bäche und Flüsse folgen. Zeitweilig im dunkeln Forst dahinwandelnd, an Ausschnitten der Thal- oder Tiefgegend vorüber, die gleich landschaftlichen Wandelbildern im Rahmen des Gezweiges erscheinen, befindet man sich dann wieder über lebensvollen Waldwegen, aus denen Thauduft und Glanz im Sonnenschein emporsteigen, über die nahen und fernen Höhen hinzittern oder in leichten Wölkchen gleich Schleiern in den Wipfeln aufschweben. Das gewährt unvergeßliches Genießen und Träumen, und ungern steigt man in die Thäler zu den Wohnungen der Menschen hinab, wo die Sägemühlen rauschen und schnarren und die Dampfschlote der Fabriken bis fast in das Herz des Gebirges hinein rauchen. Und doch, verläßt der Wanderer diese köstlichen, vornehmlich aus Roth- und Schwarztannen, weiter hinab aus Buchen, Eichen, Eschen und Ulmen bestehenden Wälder, die sich an den Kammhöhen hinziehen, steigt er hinab zu den östlichen Hängen des Gebirges, auf denen ziemlich hoch hinauf die Rebe dem Walde den Boden siegreich streitig macht, so hat er von den mit zahlreichen zerfallenden Burgen gekrönten Vorbergen einen fast verwirrenden Ausblick auf den Reichthum von Farben und Umrissen, den die Ebene bietet, welche jenseits des glitzernden Rheinstroms die blauen Bogen des Schwarzwaldes begrenzen, und zu denen Weinterrassen, den röthlichen Fels mit lichtem Grün der Rebe oder Obst- und Kastanienhainen umkränzend, den Uebergang bilden, während ihn rückwärts und zu den Seiten der blaue Wogenschwall des Wasgaus umgiebt. Und weithin schauend von den zerbröckelnden Denkmälern feudaler Gewalt senkt sich der Blick in jene noch heute malerisch anzuschauenden Städtchen, die Juwelen in der Bergeinfassung des Landes, meist verhältnißmäßig wenig von der Zeit veränderte Rahmen jenes bunten mittelalterlichen Lebens, das sich einst in ihren Mauern bewegte, aus deren Enge und Dunkel tiefe und fruchtbare Geister und Gemüther wie Wimpfeling, Geiler von Kaysersberg, Mentelin u. A. in das öffentliche Culturleben drangen. Der Blick von hier oben giebt dem Vogesenwanderer zugleich eine beredte Erklärung des alten elsässischen Wahrspruchs:

Drei Burgen auf einem Berg,
Drei Städte in einem Thal,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof
Ist das ganze Elsaß überall.

Auch der Wasgau hat seine „Sieben Wunder", die Hauptziele seiner Besucher: St. Odilien, die Ruinen von Girbaden, die Hohkönigsburg, den Nidecker Wasserfall (unweit des ungleich mehr noch eine Wanderung lohnenden Großen Donon), den Weißen und den Schwarzen See, das Hochfeld und endlich die höchste Spitze des Gebirges, den Großen Belchen.

Dort, wo der durchaus granitische Kamm der Südvogesen, über welchen mit der Wasserscheide auch die politische Grenze zwischen Deutschland und Frankreich geht, am breitesten ist, zweigt sich am Rheinkopf ein nach Südosten streichender, vorherrschend aus Grauwacke und devonischem Schiefer gebildeter Zug ab, der durch die eigenthümliche Gestaltung seiner Gipfel bemerkenswerth ist. Viele der letzteren bieten dem Auge trotz der Verschiedenheit des Gesteins und seiner Verwitterungsverhältnisse die gleiche Form: sie scheinen dem fortlaufenden Kamme gleich dem Halbrund eines Eies aufgesetzt. Im südwestlichen Theile dieses Zuges steigt der 1426 Meter hohe Große (auch Sulzer oder Gebweiler) Belchen in derartiger Gestalt auf.*) Der weite Ausblick, den er auf das Gebirgsmassiv an sich, die Rheinebene, den Schwarzwald bis zu den fernen Ketten der Berner Alpen gestattet, macht ihn um so mehr zu einem der sehenswürdigsten Punkte des Wasgaus, als der Aufstieg zu ihm nicht nur reich mit den verschiedensten Reizen der eigenartigen Natur des ganzen Gebirgs geschmückt, sondern auch für den durch das Elsaß Reisenden mühelos zu erreichen ist. In einen der Hauptschienenwege nach der Schweiz einmündende Zweigbahnen durchziehen theilweise und ganz die beiden Thäler von Gebweiler und St. Amarin, in welche der Berg nach Osten und Süden zu abfällt. Da von den verschiedensten Thalpunkten, Dank den Bemühungen des Vogesenclubs, bequeme, mit Wegweisern versehene und unter möglichster Berücksichtigung lohnender Ausblicke angelegte Wege zu seinem Gipfel führen, ist derselbe von hier aus in einem angenehmen Spaziergange von zwei bis vier Stunden ohne besondere Ermüdung zu besteigen. Rechnet man dazu, daß, selbst abgesehen von theils auch hier vorhandenen bessern Gasthäusern, die durchgehend wirthschaftlich wohlversehene Lage des Elsasses dem Reisenden in keinem Theile desselben in der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse Entbehrungen auferlegt, daß ferner bis zur Vollendung des neuen aus Stein aufgeführten Hauses eine Schutzhütte beim Gipfel des Berges wirthliche Unterkunft und Erfrischungen gewährt, so ergiebt sich der Besuch des Großen Belchens als ein leicht zu bewerkstelligender Ausflug, welchen auch der an Zeit und Weg gebundene „Sommerfrischler" gern in seine Reiseerinnerungen einreihen dürfte.

Die beiden genannten von der Lauch und der Thur bewässerten Thäler umschließen den Vogesengebieter. Reiche Vegetation und lebhafte Industrie inmitten malerischer Berg- und Waldschönheit bezeichnen in wunderlichem Gegensatze ihren Charakter. Weingehänge umsäumen ihren Eingang. Zu Gebweiler „in der Wanne" wie mit dem „Rangen" zu Thann schlug Bacchus im Elsaß zwei seiner von Alters her berühmten Wohnsitze auf. Haine von Fruchtbäumen, unter denen Edelkastanien, Nüsse und Kirschen — letztere zur Bereitung des hier wie im Schwarzwald überall gebrannten Kirschwassers — besonders stark vertreten sind, geben den von den natürlichen Verhältnissen begünstigten und durch landwirthschaftlichen Betrieb zu reicher Erzeugung angeregten Thalgründen einen südlicheren Anstrich.

Der Name Blumenthal (Florival), welchen die natürlichen Eigenschaften des Gebweiler Thales schon in alten Zeiten der vorderen Hälfte desselben im Volksmunde beilegten, erscheint daher noch immer berechtigt, trotz der Dampfschlote und Fabrikkasernen mit ihrem ständigen Dunstkreise von schwarzbraunem Rauche und den gleichförmigen, meist unordentlich aussehenden Arbeiterhäuschen, die neben einzelnen in wohlgepflegten Gärten und Parkanlagen liegenden Villen der Brodgeber eine Vorstadt des sich in fast nur

*) Den Namen Belchen, welcher von dem in der fränkischen Mundart eine rundliche Wölbung bezeichnenden Ausdruck Bolle abzuleiten sein dürfte, führen außer dem „Großen" noch zwei andere bedeutendere Höhen des Wasgaus: der Kleine Belchen oder Kahlenwasen (1274 Meter hoch) zwischen dem Münster- und Lauchthal und der Welsche Belchen (Ballon d'Alsace, 1290 Meter hoch) bei Giromagny.

einer Straße lang hinziehenden Gebweiler bilden. Die berühmte Baumwollindustrie des Elsasses findet gerade hier in unmittelbarer Nähe seiner großartigsten Natur ihre regste Vertretung. In den blühenden Ortschaften, die sich am Ufer des Flusses hinziehen, reihen sich in kurzen Zwischenräumen tief thaleinwärts Fabriken an einander, weiter hinein untermischt mit Sägemühlen, welche die auf Schlittwegen zugeführten Stämme verarbeiten. Wenn uns aber durch die elendaussehenden Schaaren von Hunderten in ihren Holzschuhen klappernd nach den ungesunden Stätten ihrer Arbeit ziehenden Bewohnern beiderlei Geschlechts die Jagd unserer Tage nach Erwerb peinlich nahetreten will, taucht in den von den Bergen schauenden Burgen, den Kirchen- und Klosterruinen das Mittelalter mit aller Gewalt des Andenkens einer Zeit auf, welche auf andere Weise das Element der täglichen Arbeit in den Dienst Einzelner zwang. Denn aus fast allen seinen Zeitabschnitten hat dasselbe in diesen Gründen redende Spuren hinterlassen, die mit wenigen Ausnahmen auf die hier mehrere Jahrhunderte mit außergewöhnlicher Machtentfaltung herrschende Abtei Murbach hinweisen. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte derselben erklärt so manches dem Wanderer in der Gegend Merkwürdige. Vom h. Pirminius, dem Günstling Karl Martell's an, der, durch eine alemannische Erhebung aus dem von ihm gestifteten Kloster Reichenau am Bodensee nach dem Elsaß verschlagen, mit seinen Genossen die Orte Lautenbachzell, Rimbachzell und Bergholzzell, unweit der Stadt Gebunvillare (Gebweiler) im Thale der Lauch, vor Allem aber die in der reizendsten Abzweigung desselben gelegene Abtei selbst gründete, war es dieses Murbach vorzugsweise, welches mit seinem durch die Gunst einzelner Herrscher beförderten Streben nach eignem Wachsthum und Unterwerfung der umliegenden Ortschaften beständige Verbindung der stillen Waldthäler mit dem großen Weltgetriebe unterhielt. Die fränkischen Kaiser, besonders Ludwig der Fromme, legten durch ausgedehnte Schenkungen den Grund zu der mächtigen Stellung, welche den „schwarzen Hund von Murbach" (das Wappen des Stiftes) in den Fehden des Landes, auf dessen Reichstagen die reichsunmittelbare gefürstete Abtei mit Sitz und Stimme vertreten war und ihr Wort unumwunden auszusprechen pflegte, wacker mitbellen und mitbeißen ließ. Heute sind es nur mehr — allerdings ansehnliche — Ueberreste, welche, im wohlerhaltenen Chor- und Querhaus der Kirche ein die Blüthezeit des romanischen Stils darstellendes Baudenkmal aufweisend, im lieblichen Thal von Murbach von einstiger Macht und Herrlichkeit erzählen. Ruinen auf den umliegenden Bergen, wie u. A. der Hugstein zwischen Bühl und Gebweiler, der Hohe Rupf, auf dem Rücken, der das Murbacher vom Widersbachthal trennt, blieben von jenen Burgen übrig, mit denen die Aebte das Land und den über das Wachsthum des Klosters besorgten Adel hier wie im Thurthale in Unterwürfigkeit und Schranken zu halten wußten. Auch die langen Kämpfe mit der Bürgerschaft der Stadt Gebweiler, deren Gerechtsamen namentlich der Abt Bartholomäus aus dem altelsässischen Geschlechte derer von Andlau derart mitzuspielen wußte, daß der Haß es damals sprüchwörtlich machte: „Dan einer von Andlaw in diese statt kam, das man ihn zu todt schlug," endigten in der französischen Revolution mit der Aufhebung und Zerstörung der mächtigen, schon im Jahre 1764 säcularisirten Abtei, deren Capitel sich seitdem in das ihm zugehörige Gebäude in Gebweiler zurückgezogen hatte, und ihrer reichen Besitzthümer im Thale. Von dem einst hier vorherrschenden geistlichen Regiment zeugen nicht nur einzelne werthvolle und zum Theil gut erhaltene Kirchen, wie die des heil. Leodegar in Gebweiler, deren Façade zu dem Bedeutendsten gehört, was der Uebergangsstil im Elsaß geschaffen hat, die schöne Pfarrkirche in Lautenbach u. s. w., sondern auch die uralten oder neueren Kapellen, Heiligengruppen und Kreuze an den Wegkehren, oft bis in die Wildniß hinein. Da und dort kniet denn auch noch heute an staubiger Straße, wo die Schaaren der Fabrikarbeiter gleichgiltig vorüberziehen, andächtig und unbekümmert um die Umgebung ein altes Mütterchen, oder oben im Walde eine Kräutersammlerin, ein beerensuchendes Kind, auch wol ein in seinem gefahrvollen Tagewerk irgendwie gemahnter Holzschläger vor solch stimmungsvoll in die Landschaft gefügtem Bildstock.

Auch im Thur- oder St. Amarinthale findet man die geschichtlichen Spuren der Einwirkung von Murbach. Doch sind dieselben hier ebenfalls von dem lebhaften Industrietreiben der Gegenwart, welches die Thäler des Oberelsasses so scharf bezeichnet, auf verwitternde Wahrzeichen der Vorzeit zurückgedrängt. Die sich im untern Theile des Thales zwischen dem Schloßberge und dem Staufen hinziehende Stadt Thann, welche der im 12. Jahrhundert hierher gebrachten Reliquie (Daumen mit Bischofsring) des h. Theobald ihre Entstehung verdankt, besitzt in ihrem diesem Heiligen geweihten Münster eine der prächtigsten gothischen (lange Zeit irrthümlich Meister Erwin zugeschrieben) Kirchen des Elsasses. Einst bekannt als vielfach mit Gerechtsamen wie Salzmonopol, Münzfreiheit u. A. von den Habsburgern begünstigte Geldquelle dieses Grafengeschlechts, welchem Thanner Unterstützung den Weg zum Throne bahnen half, verdankt sie ihren Ruf in der Gegenwart den Erzeugnissen ihrer großen chemischen Fabriken. Auch der am Schloßberge oberhalb Thann wachsende feurige „Rangenwein", von dessen „wadenbrechender" Kraft u. A. Fischart zu erzählen weiß, bewährt noch heute den Ruhm seines Namens. Die Eisenbahn führt durch das reich und anmuthig gegliederte, unter der Bezeichnung nach dem Städtchen St. Amarin bekanntere Thal der Thur, dessen schöne Einzelpunkte eine eingehendere Widmung lohnen, aufwärts bis an das Ende desselben zu dem Dorfe Wesserling. Der Col de Bentron schaut auf dasselbe herab, das durch seine Calicots (Articles de Wesserling), mit deren Verfertigung es bei 5000 Arbeiter nährt, für die industrielle Welt ebenso bemerkenswerth ist, wie für den Geologen durch eine ehemalige Gletschermoräne, für welche eine hier quer durch das Thal gehende, jetzt mit Häusern und Fabriken bebaute Bodenerhöhung gilt. Die Arbeiter von Wesserling waren es, welche im Jahre 1789 unter Anführung des Fabrikdirectors nach Murbach zogen und die Herrschaft der letzten geistlichen Nachkommen des h. Pirminius endgiltig brachen.

Dem in der Zeit beschränkten Reisenden, dessen Wahl unter den vielen anziehenden Wegen, welche aus diesen beiden Thälern zum Großen Belchen führen, von jenem Umstande geleitet werden muß, seien als bequemste und kürzeste Aufstiege der von Murbach oder der von der hinter Gebweiler gelegenen „Villa Bourcart" ausgehende empfohlen, welche beide über die „Judenhutplan" genannte Matte führen. Von der nördlichen Ecke der letzteren aus gelangt man auf einem Fußpfade über die Melkerei Redlerhütte in anderthalb Stunden zum Ziele. Den Naturfreund, welcher längere Zeit in diesem Theile des Gebirges verweilen kann, werden ohnehin verschiedene reizvolle Jochwanderungen wiederholt auf das höchste Haupt desselben führen, das ebenso der Jahres- wie der Tageszeit eigene mannigfache besondere Schönheiten aufzuweisen hat. Ein solcher, welchem zugleich daran liegt, die Kenntnißnahme des alpinen Charakters der Belchenflora mit herrlichen Waldgängen, landschaftlichen Fernblicken und sagenhaften Erinnerungen zu vereinen, wähle u. A. den Weg von Wünheim aus, das Tiefenbachthal aufwärts, an der 948 Meter hoch gelegenen Ruine Freundstein vorüber. Von letzterer aus bietet sich ein schöner Blick auf den Großen Belchen, den Roßberg und Molkenrain, das Dorf Goldbach und das Tiefenbachthal abwärts in die Ebene, bis zum Schwarzwald hinüber. Von der Höhe der Burg läßt die Sage einen Besitzer derselben, die Tochter im Arm, zu Roß in den Abgrund setzen, um sein Kind dem das Schloß belagernden unliebsamen Freier durch den Tod zu entziehen. Von hier aus ist der gradeste Aufstieg zur Belchenhöhe über den Gerstacker des kurzen Rasens wegen zwar etwas beschwerlich, doch lohnend, weil sich auf diesem Südhange des Berges, dessen stärkere Verwitterung mehr als auf der Nordseite im Hervortreten des als Wand oder Geröllhaufen sich kundgebenden Gesteins wahrnehmbar ist, vorzugsweise reich die alpine Vogesenflora entwickelt, der schon Haller eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Neben der dem Großen Belchen allein angehörenden Androsace carnea, sowie dem auch auf den übrigen höheren Rücken des Gebirgs vorkommenden gemeinen Fettkraut, dem gelben Fingerhut, der behaarten Berganemone, der duftenden Arnika, dem gelben Vogesenstiefmütterchen, der blauen Gentiana campestris durchziehen hier die dünne den Fels bekleidende Humusdecke die starken Wurzeln des großen Enzians, welche in den Monaten August und September von den Thalbewohnern zur Bereitung eines gesuchten bittern Branntweines eifrig gegraben werden.

Mit dem Aufstieg zum höchsten Wasgauhaupte läßt sich unschwer ein Besuch des von steilen waldigen Wänden umgebenen, sich in 1060 Meter Meereshöhe mit einer Wasserfläche von 75 Hektaren ausbreitenden Belchensees verbinden, der auf der durch das Lauchthal führenden Straße auch zu Wagen zu erreichen ist. Der vortheilhafteste Anblick desselben bietet sich seinem Abfluß gegenüber; von dort aus gesehen bilden die seitlichen Bergwände eine Perspective, welche die Ausdehnung der Wasserfläche scheinbar vergrößert. Die grausen Gespensterthiere, unter ihnen die Riesenforelle, welche einen Tannenbaum auf dem Kopfe trägt, mit denen die Sage den Belchensee bevölkert, scheinen sich vor anderthalb Jahrhunderten durch einen verwüstenden Racheact für eine ihrem heimathlichen Element gewordene Vergewaltigung Geltung verschafft haben zu wollen. Der See nämlich, welcher zur Zeit der Erbauung

der Festung Neubreisach als Behälter zur Spannung des das Baumaterial zu Schiff dorthin führenden Canals diente, wurde zu diesem Zweck von Vauban durch Schleusen 15 Meter über sein natürliches Niveau gepreßt. In unbegreiflicher Nachlässigkeit ließ man ihn, ohne die Gefahr zu beachten, welche darin für die Umgegend lag, in diesem Zustand, bis plötzliches Thauwetter, welches außergewöhnlich starken Schneefällen folgte, die Wassermasse derart steigerte, daß sie die Schleuse durchbrach und am Abend des 21. December 1740 mit vernichtender Gewalt zu Thal stürzte. Bis nach Isenheim ging die Zerstörung; Gebweiler wurde durch seine damals noch stehenden Stadtmauern gerettet. Die neuere Zeit hat in ungefährlicherer Weise durch einen Tunnel die Wasser für Industrie und Landwirthschaft nutzbar gemacht.

Vom See aus ist die Belchenhöhe in anderthalb Stunden ohne besondere Anstrengung zu erreichen. Dem Blick von oben auf die im Südosten von Jura und Alpen begrenzte Ferne, die frischgrüne Thalnähe und die großartig auswallenden Kammrücken und Kuppen bietet sich ein außerordentlich mannigfaltiges Rundgemälde. Nach Norden und Südwesten schaaren sich im Hoheneck und in den hohen Pässen des Thurthales die gewaltigsten Berge des östlichen Wasgaus, an denen die menschliche Wohnstätte bis in die höchsten Regionen steigt, während noch weiter nach Südwest die wilden, wenig bebauten, meist waldbedeckten französischen Vogesen mit dem Welschen Belchen sich gleich einem mächtigen Wogengewirr aufthürmen. Gerade im Westen öffnet sich das merkwürdige Vogesenthor des Col de Büssang, über welchen man von Wesserling aus zu den Moselquellen hinübergehen kann. Nach Osten aber durchschweift der Blick von Straßburg bis Basel die reiche vom Rhein durchströmte Ebene, in welcher zwischen den beiden Nachbarreichen so manche Schlacht geschlagen wurde. Von hier oben stellt sie sich blühend genug dar, um den seit Jahrhunderten um sie geführten Streit begreiflich zu machen. Die bogigen Wälle des Schwarzwaldes bilden die jenseitig begrenzende Schönheitslinie, welche in die der sich im Südosten am Horizont hinziehenden Schweizerberge übergeht. Reizvoll ist auch der Blick in das nahe St. Amarinthal, dessen malerische Gliederung hier ganz besonders sichtbar wird, und, noch näher, in die verschiedenen Einsenkungen und Sattlungen, in denen durch Heerden und Melkerhütten gekennzeichnete Alpenwirthschaften mit ihrem friedlichen Zauber einen Gegensatz zu den Erinnerungen bilden, welche das mitten unter ihnen liegende „Mordfeld", die Stätte, auf welcher nach der Ueberlieferung sieben Mönche des Klosters Murbach durch die Hunnen niedergemetzelt wurden, an wilde und grause Zeiten erregt.

Wie sehr der Belchen die Mühe des Besteigens lohnt, wußte man im Lande lange, ehe, wie in der Gegenwart, das Besuchen höherer Berge allgemeiner geworden war. Ein oft aufgesuchtes Ziel für den Genuß des Sonnenauf- oder Untergangs, lockte früher namentlich die Johannisnacht viele Wanderer an, welche die Wahrheit der alten vielbestrittenen und vielgeglaubten Behauptung zu erkunden strebten, nach welcher in der Mittsommernacht die ersten rosigen Boten des Tages schon wieder in Schwaben erscheinen sollten, während das Abendroth noch in Lothringen verglühe. Thatsächlich beschränkt sich die Wahrnehmung auf den von allen höheren Punkten in unseren Breitegraden zu beobachtenden Umstand, daß im Sommer-Solstitium die Gegend des Sonnenuntergangs durch lichtere Färbung am Horizont erkennbar bleibt, bis im Osten der ebenso unbestimmte graue Streifen des nahenden Morgens bemerkbar wird. Wer aber den Belchen in der Johannisnacht mit dem Glück des Sonntagskindes besteigt, hat einen wunderbaren, allerdings in seiner vollen Entfaltung seltenen Genuß zu erwarten. Noch vor dem eigentlichen Tagesschein zeigt sich der Reflex desselben im Südosten als anfangs kaum merklicher, dunkelrosiger, allgemach von oben nach unten an Größe und Intensivität gewinnender Punkt. Es ist die Spitze des etwa dreißig geographische Meilen entfernten Montblanc. Nach ihm entzünden sich theils in allmäliger Folge, theils gleichzeitig in ähnlicher Weise in großen Bogen nach Osten zu die Bergriesen des Berner Oberlandes, zuerst kaum wahrnehmbaren rosigen Schatten gleich, aber bald insoweit Lage und Gestalt kennzeichnend, daß ein geübter Belchenschauer sie erkennen und benennen kann. Dieselben gewinnen in diesen Augenblicken gegen ihre am Tage von hier wahrnehmbare Größe merkwürdig an Umfang und gewähren einen bewältigenden Anblick. In dem Maßstabe wie die Dämmerung sich erhellt, erblassen die lebendigen Farben dieser Erscheinung, bis endlich nur noch die mattweißen Schattenrisse über den Nebeln, welche die Jurakette umwogen, sichtbar bleiben. Dann aber erhebt sich das Tagesgestirn, siegreich Thau- und Morgendämpfe durchbrechend, über den Schwarzwald und überfluthet mit Strömen rothgoldigen Lichtes die Rheinebene und die waldigen Wasgaukuppen, zwischen denen die Thäler noch in duftigen stahlblauen Schatten ruhen. Freilich gehört ein besonders günstiges Zusammentreffen verschiedener Umstände dazu, jenes herrliche Schauspiel voll zu ermöglichen. Die Luft muß bei aller Freiheit von Dünsten und Wolken einen gewissen Feuchtigkeitsgehalt haben, der bei niedrigen Temperaturgraden oft durch späte Schneeanhäufungen beim Weilerloch und auf dem westlichen Rücken des Roßbergs begünstigt wird.

Der Sonnenuntergang gewährt an dieser Stelle, was die näheren Partien betrifft, kaum mindere Reize. Auch auf verschiedenen Punkten unterhalb der Spitze bringt derselbe schöne und mannigfaltige Beleuchtungswirkungen; so u. A. auf- und abwärts des Sattels der Hagerhütte, von wo aus man, im Schatten des Belchen- und Storkenkopfes stehend, westwärts prachtvolle Blicke auf licht- und farbenreiche Ausschnitte der Partien um den Gresson und den Welschen Belchen gewinnen kann. Aehnliches bietet sich zu dieser Tageszeit, wenn man, unterhalb der Rödelhütte, aus welcher dann der Abendrauch aufsteigt und der sich auf den Hornruf des Melkers allgemach die heimkehrenden Kühe nähern, weiter wandelnd, plötzlich den Belchen und tief unten das blitzende Becken des Sees erblickt.

Ohne Furcht vor den auf die Spitze des Wasgauhauptes gebannten trügerischen Feldmessern, welche bei Lebzeiten ihr Gewerbe, anstatt dem Recht, ihrem Vortheil dienstbar machten und heute sich ihnen anvertrauende Bergsteiger irre führen sollen, mag man zum Abstieg den steilen, aber walddustigen Schlittweg nach Goldbach wählen. Auch hier hört man den Hirtenruf auf den Almen, begegnet den den schwer beladenen Holzschlitten mühselig abwärts stemmenden oder den leeren auf dem Rücken hinauftragenden Holzschlägern. Wo der Wald sich lichtet, werden an den steilen Abhängen Getreideäcker sichtbar, deren Bearbeitung fast unbegreiflich erscheint, und Quellen rinnen in Röhren am Geröll und durch die Wiesgründe. Von Goldbach aus gelangt man abseits der Fahrstraße auf jähem Pfade unter mächtigem Buchendache ins Thal der Thur, aus welchem man in kürzester Zeit dem reizvollen Gebirge durch die Eisenbahn entführt wird.

Die Passionsmusiken Johann Sebastian Bach's und ihre Vorgänger.

Von La Mara.

Zwei eben erfolgte Veröffentlichungen in Breitkopf u. Härtel's Volksausgabe: die Matthäus-Passion des berühmten Dresdner Hofkapellmeisters Heinrich Schütz und die vielumstrittene Lucas-Passion, die uns unter Sebastian Bach's Namen dargeboten wird[1]) und in musikalischen Kreisen viel von sich reden macht, legen den Gedanken nahe, auch den Blick weiterer Kreise nicht nur auf jene beiden Werke, sondern zugleich auf die Entwickelung der Passionsmusik in Kürze zu lenken.

Bis in das frühe Mittelalter zurück (in der Sixtinischen Kapelle in Rom nachweislich bis in das 12. Jahrhundert) reicht der alte Kirchenbrauch, die Passionsgeschichte nach den Worten der Evangelisten während der Charwoche mit vertheilten Rollen am Altare abzusingen und, um sie der gläubigen Gemeinde möglichst zu Gemüthe zu führen, in primitiver Weise dramatisch darzustellen. Den erzählenden Theil (Evangelist) sang ein Priester „choraliter", d. i. ohne rhythmische Unterscheidung der einzelnen Noten, nur mit abgetheilten Phrasen; ein Anderer übernahm die Reden Christi, ein Dritter die der übrigen einzeln vorgeführten Personen; die Volksmenge (turba) wurde durch einen Chor vertreten. Später, als die geistlichen Schauspiele und Mysterien sich mittlerweile aus der schlichten liturgischen Passion entwickelt und selbständig von ihr abgezweigt hatten, kam das Scenische der Vorführung allmälig in Wegfall. Um das Ganze mehr musikalisch einzurahmen, fügte man meist zu Anfang eine für Chor componirte Ueberschrift: „Das Leiden unsers Herren Jesu Christi, wie es beschreibet der heilige Evangelist", und am Schluß einen kurzen chorischen Dank-, Bitt- oder Lobgesang hinzu, darin der religiösen Empfindung und

---

[1]) Beide im Clavierauszug mit Text von Arnold Mendelssohn und Alfred Dörffel, à 4 u. 3 ℳ.

Betrachtung Raum gegeben war. In dieser Form behandelte beispielsweise der große Meister der römischen Schule, Ludovico da Vittoria [2]), Palestrina's Freund und Zeitgenosse, die Passion. Daneben kamen mit der wachsenden Ausbildung des mehrstimmigen Gesanges auch durchgehends chorische, motettenartige Compositionen des lateinischen Passionstextes — wie sich solche von Hobrecht [3]), Jacob Gallus [4]) (1587) u. A. vorfinden —, sowie endlich eine dritte — von Scandelli [5]) und Orlando Lasso [6]) (1565) z. B. angewandte — Behandlung auf, in welcher die Erzählung des Evangelisten im Choralton recitirt wird, alles Uebrige aber mehrstimmig gesetzt ist.

All diesen verschiedenen Formen wies mit Anwendung deutschen Textes auch die protestantische Kirche in ihrem Passionscultus eine Stelle an, wie denn der Freund und Mitarbeiter Luther's, der sächsische Hofkapellmeister Johann Walther [7]), bereits 1530 eine Passion nach Matthäus und Johannes zu diesem Behuf herrichtete. Als frühestes gedrucktes Beispiel dieser Art gilt die auf der Leipziger Stadtbibliothek befindliche Matthäus-Passion Clemens Stephani's [8]) vom Jahre 1570 (in Nürnberg gedruckt). Sie steht in der für die Gattung gebräuchlichen transponirten ionischen Tonart (F-dur). Der „Chorus" ist vierstimmig gesetzt. Die Erzählung des Evangelisten, die Reden Christi, die des Petrus, Judas, Caiphas, eines ungenannten Jüngers („Discipulus"), der Magd („Ancilla" [9])) sind in der noch gegenwärtig im Collectengesang der protestantischen Kirche üblichen psalmodirenden Weise gehalten, die, meist auf einem Ton verharrend, nur bei Schluß der Phrase um einige Tonstufen hinauf- oder hinabsteigt. Am Ende singt der Chor nach allgemeinem Brauch die Worte: „Dank sei dem Herrn, der uns erlöset hat durch sein Leiden von der Höllen".

Noch im Jahrhundert der Reformation gelangte die deutsche Passion im protestantischen Gottesdienst zu allgemeiner Aufnahme. Gemäß dem bei diesem von Anbeginn betonten Princip der Betheiligung des Volkes durch den Gesang von Kirchenliedern wurde auch das Absingen der Passion durch von der Gemeinde gesungene Choräle nicht nur eingeleitet und abgeschlossen, sondern auch an gewissen Abschnitten unterbrochen. Als fester Bestandtheil der Musik eingefügt finden sich jedoch kunstmäßig gesetzte Choräle (wenn auch meist nur einer Singstimme, dem Discant, übertragene) zuerst — „zur Erweckung mehrer Devotion", wie es heißt — in der 1672 erschienenen Passion von Johann Sebastiani [10]). Als später in der evangelischen Kirche der Kunstgesang über den Gemeindegesang das Uebergewicht gewann [11]), übernahm der Sängerchor die ausschließliche Ausführung der Choräle, wie in der Kirchencantate so in der Passion, welche weiter durch allerhand aus der Oper und dem italienischen Oratorium entnommene Elemente mannigfache Bereicherung erfuhr.

Die letzteren führte ihr zum Theil Heinrich Schütz [12]), der größte und genialste deutsche Tonsetzer des siebzehnten Jahrhunderts, zu, der 57 Jahre lang zum Glanz und Ruhm der Dresdner Hofkapelle, damals der ersten Deutschlands, wirkte. Aus Italien, das er, der Schüler Giovanni Gabrieli's, wiederholt besuchte, „um sich nach der inzwischen aufgebrachten neuen Manier der Musik zu erkundigen", verpflanzte er das daselbst um 1600 geschaffene musikalische Drama sammt den damit entstandenen freieren Formen und Ausdrucksmitteln, wie Recitativ, Arie, Instrumentalbegleitung, nach Deutschland. Dieselben in deutscher Weise wesentlich fortbildend, schrieb er nicht nur die erste deutsche Oper („Daphne", 1627) und gewann speciell für die protestantische Kirchenmusik durch seine Motetten und geistlichen Concerte hohe Bedeutung, sondern begründete auch durch seine „Historia der fröhlichen und siegreichen Auferstehung unsers einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi" (1623) und die „Sieben Worte Christi am Kreuz" (um 1645) den Oratorienstil und stellte zugleich mit seinen vier Passionen (1665 und 1666) die Grundformen der Passion endgiltig fest. Man muß die genannten oratorischen und kirchlichen Werke, die ersten, welche das neugewonnene Recitativ, sowie in die Handlung eingreifende Chöre im wahren Oratorienstil enthalten, kennen, um zu verstehen, was Händel und Bach dem „Vater der deutschen Musik" danken. Von ihm empfing der in England lebende Meister das Oratorium, [13]) um es gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu classischer Vollendung zu führen; indeß sein großer Zeitgenosse, der Leipziger Thomascantor, Schütz' Erbe in der Passion antrat und diese zu höchster Höhe führte.

Um die längst in Vergessenheit gerathenen Schütz'schen Werke hat sich Professor Carl Riedel in Leipzig die dankenswerthesten Verdienste erworben. Nicht nur, daß er die hervorragendsten derselben mit seinem ausgezeichneten Gesangverein des Oefteren zur Aufführung brachte; er machte auch durch Veröffentlichung einer Zusammenstellung und Bearbeitung von Chören und Recitativen aus den vier Passionen des alten Dresdner Meisters dieses, dessen Lieblingswerk, dem Genießen weitester Kreise zugänglich. [14]) So bereitete er den Boden, aus dem gegenwärtig eine bereits begonnene Gesammtausgabe von Schütz' Werken erwachsen konnte. [15])

Hatte Riedel die vollständige Darbietung einer einzelnen der vier Passionen nach ihrer ursprünglichen Gestalt in der Besorgniß, daß die langen, häufig nur psalmodirenden Recitative ein heutiges Publicum ermüden würden, nicht gewagt und eben darum das Schönste, d. h. das den modernen Hörer am verwandtesten Berührende, sämmtlicher vier Passionen zu einem Ganzen vereinigt [16]), so fand nun, Dank seinem Vorgange, ein Andrer nach ihm — er trägt den klangvollen Namen Mendelssohn — dies Wagniß nicht zu groß. Das Ergebniß dessen ist die, wie Eingangs erwähnt, im Clavierauszug vorliegende Bearbeitung der Schütz'schen Matthäus-Passion. Sie wird Vielen willkommen sein und hoffentlich zur weiten Verbreitung eines edlen Kunstwerks beitragen, das zur Ausführung nur mäßige, nicht außergewöhnliche Chor- und Solokräfte und eine Orgel beansprucht. [17]) Vollkommen lebensfähig stellt sich dasselbe in der That auch in seiner Ganzheit noch heute dar und erregt mehr als ein blos historisches Interesse, möge es sich immer zu der gleichnamigen Schöpfung Bach's nur wie der Keim zur voll entfalteten Blüthe, wie Verheißung zur Erfüllung verhalten.

Unvergleichlich knapper giebt sich in dem älteren Werk die Form, in der die Arie noch keinen Platz findet und das Recitativ nur von kurzen, mehrfach nur vier- oder fünftaktigen Chorsätzen unterbrochen wird, auch das Belebende der Instrumentalbegleitung von Haus aus fehlt — denn die Passion wurde a capella gesungen. Neben dem formellen Unterschied aber fällt an dem älteren Werk noch ein principieller in die Augen. Bei Schütz gilt es allenthalben in erster Linie dem charakteristischen dramatischen Ausdruck, der Veranschaulichung der Situation und Handlung; nur im Introitus und Schlußchor kommen Betrachtung und Empfindung zu Worte. Bach dagegen erfaßt

---

[2]) Geb. um 1540 zu Avila in Spanien, 1575 Kapellmeister zu S. Apollinare in Rom.

[3]) Bedeutender niederländischer Meister, geb. um 1430, † 1507.

[4]) Auch Händl oder Hähnel genannt, berühmter Contrapunktist, geb. um 1550 in Krain, † 1591 in Prag als Kapellmeister Kaiser Rudolf's II.

[5]) Geb. 1517 zu Brescia, † 1580 als Hofkapellmeister zu Dresden, hervorragender Componist.

[6]) Geb. 1520 zu Mons im Hennegau, † 1594 als Hofkapellmeister zu München. Einer der größten Meister der Niederländer und des 16. Jahrhunderts.

[7]) 1496 — 1570, Herausgeber des ersten protestantischen Gesangbuchs.

[8]) Kirchencomponist, um 1520 Cantor in Nürnberg.

[9]) Vom lateinischen Texte her behielt man die lateinischen Personenbezeichnungen in der deutschen Passion lange bei.

[10]) Geb. 1622 zu Weimar, wurde 1661 kurbrandenburgischer Kapellmeister in Königsberg.

[11]) Die Hamburger Tonkünstler Keiser, Telemann, Mattheson schätzten den Choral als Gemeindegesang ziemlich gering, und Letzterer sagt in seiner „Critica musica" (1725) geradezu: „Kirchenlieder, insoweit sie von der Gemeine gesungen werden, sind bei mir gar nicht musikalisch .... Die Choräle können so wenig musikalisch heißen, als wenig man die Leute, so in der Kirche mitsingen, Musicos nennen mag."

[12]) Geb. 1585 zu Köstritz im Voigtland, † 1672 zu Dresden.

[13]) Ihren Namen erhielt die Gattung durch die von Filippo Neri 1558 gestiftete „Congregazione dell' Oratorio". Als erstes Oratorium gilt „La rappresentazione di anima e corpo" von Emilio de' Cavalieri, einem (gegen 1600 gestorbenen) römischen Edlen und Mitbegründer der Oper. Carissimi, Stradella, A. Scarlatti, Jommelli bildeten das Oratorium in Italien weiter.

[14]) Leipzig, Fritzsch 1870.

[15]) Von Philipp Spitta herausgegeben. Leipzig, Breitkopf und Härtel. (Die Echtheit der darin aufgenommenen Marcus-Passion bezweifelt der Herausgeber, laut Vorwort.)

[16]) Dasselbe enthält (laut Friedrich Spitta) 4 Chöre aus Matthäus, 11 aus Marcus, 2 aus Lucas, 7 aus Johannes; bei Auswahl der Recitative wurde Matthäus bevorzugt; Orgelbegleitung ist beigefügt.

[17]) Die von A. Mendelssohn hinzugefügte Orgelbegleitung kann, ebenso wie in Riedel's Bearbeitung, auch auf dem Clavier ausgeführt werden.

seine Aufgabe nicht als Dramatiker, sondern als Kirchencomponist; mit dem Mitgefühl des gläubigen Christen steht er den heiligen Vorgängen gegenüber. So waltet bei ihm, im Gegensatz zu Schütz, der das Declamatorische betont, das melodische Element vor; das Dramatische tritt hinter dem Lyrisch-Betrachtenden zurück, welch Letzterem Raum gewährt ward, in mächtigen Eingangs- und Schlußchören, Choralen, Arien, Chorsätzen und belebter Instrumentalsprache breit und voll auszutönen. Sagt doch Friedrich Spitta [18]) geradezu, Bach's Passionen unterschieden sich von den drei Schütz'schen (die Marcus-Passion nimmt er aus) wie eine Predigt über die Leidensgeschichte von einer scenischen Darstellung derselben.

Nicht unmittelbar übernahm Bach [19]) die Passion aus der Hand seines größten deutschen Vorgängers, der bereits dreizehn Jahre vor seiner Geburt starb. Er griff nur als auf sein eigentlichstes Vorbild auf dieselbe mit ihrem ernsten kirchlichen Geiste zurück, sich damit abseits des Weges wendend, den die Passion nach Schütz einschlug. Mehr und mehr verweltlichte dieselbe, seit an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts, unter steigender Einflußnahme des italienischen Oratoriums und der Oper, die freie Dichtung sich des heiligen Stoffs bemächtigte, um entweder Bibelwort und Kirchenlied aus ihrer Gemeinschaft ganz auszuschließen, oder mit ihnen einen ungleichartigen Bund einzugehen. Der kirchliche Charakter der Passion machte, wie die von Keiser [20]), Händel [21]), Telemann [22]), Mattheson [23]) in Musik gesetzten Dichtungen Hunold's, Postel's, Brockes' beweisen, deren Bahnen auch Graun's [24]) Passionen folgten, einem bunten, mehr theatralisch gefärbten Mischwesen Platz. In der That, es bedurfte der genialen Kraft des großen Sebastian, um aus den von ihm vorgefundenen verschiedenartigen alten und neuen Elementen eine Schöpfung von hoher künstlerischer Einheit zu gestalten.

Fünf Passionen hat Bach nach den Mittheilungen seines zweitgeborenen Sohnes Philipp Emanuel hinterlassen. Davon wurden uns durch Letztgenannten zwei, die nach den Evangelisten Johannes und Matthäus, vollständig im Original überliefert. Die drei anderen sollen in den Besitz Friedemann's, Bach's ältesten und genialsten, aber leider mehr und mehr verkommenden Sohnes, übergegangen sein, der sich nach des Vaters Tode mit Philipp Emanuel in den väterlichen Musikalienschatz theilte. Durch seine Schuld ging eine derselben vollständig, eine andere zum größten Theile verloren.[25]) Nur etwa ein Drittel dieser letzteren: der 1731 aufgeführten Marcus-Passion, blieb uns, wenigstens seinem musikalischen Inhalt nach — wie die Untersuchungen des um die Bach-Ausgabe hochverdienten Professor Rust, Bach's gegenwärtigen Nachfolgers im Leipziger Thomascantorat, ergaben — in der „Trauer-Ode" erhalten, welche Bach 1727 auf den Tod der Königin Christiane Eberhardine, August des Starken Gemahlin, schrieb und später für die Marcus-Passion benutzte. Als dritte der auf Friedemann vererbten Passionen ist die in Bach's Autograph, ohne Angabe eines Autors, noch gegenwärtig vorhandene Lucas-Passion [26]) von den Einen betrachtet worden, während die Andern, unter ihnen Autoritäten wie Hauptmann, Mendelssohn, Rietz, Rust, Robert Franz [27]), ihre Echtheit bestritten und in der betreffenden Handschrift nur eine der mehrfach von Bach's Hand herrührenden Abschriften fremder Werke erblickten. Spitta, Bach's Biograph [28]), bezweifelt sie nicht. Er führt nur ihre Entstehung bis vor das Jahr 1712, das ist in die Zeit der Weimarer Dienstbarkeit Bach's, zurück, der nach seiner Ansicht u. A. der „Actus tragicus" — die bekannte Kirchencantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" — entstammt.[29]) Das neuerliche Erscheinen des von Alfred Dörffel eingerichteten Clavierauszugs giebt nun den weitesten Kreisen der Bachfreunde Gelegenheit, sich selbst ein Urtheil in Sachen der Lucas-Passion zu bilden.

Der fertige große Meister Bach kann dieselbe, wie sie vorliegt, nicht geschrieben haben, das steht außer Zweifel. Einen Vergleich mit der Johannes- und Matthäus-Passion läßt sie nirgend zu. Nichts erinnert in ihr an die in jenen sinnfällig zu Tage tretende Größe der Formen, nichts an ihre Macht und Tiefe des Ausdrucks. Das Recitativ ist wenig entwickelt und ziemlich trocken gehandhabt. Die spärlichen, auf eingefügte lyrische Dichtungen componirten Arien — drei für Tenor, zwei für Sopran, eine für Alt, sowie ein Terzett für zwei Soprane und Alt — zeigen kleine Verhältnisse und nur sehr vereinzelte Züge, die, wie namentlich die letzte Tenor-Arie: „Laßt mich ihn nur noch einmal küssen", Bach'schen Geist athmen. Wer wollte z. B. im Frauen-Terzett auf seine Urheberschaft rathen? Auch die Chöre halten sich in knappester Fassung. Eine ganz hervorragende Rolle spielt dafür der Choral, der, äußerst einfach harmonisirt, sich fast regelmäßig mit den Recitativen ablöst, auch den Abschluß beider Theile übernimmt und nicht weniger als zweiunddreißig Mal auftritt. Das eigenartig Sinnvollste im Ganzen ist der der Erzählung vom Verscheiden des Herrn unmittelbar folgende Eintritt eines kurzen Instrumentalsatzes, der, als „Symphonia" bezeichnet, einen gesungenen Choral einrahmt und aus dieser selben, zuvörderst von Oboen und Fagotten vorgetragenen Choralmelodie „Ich hab mein Sach' Gott heimgestellt" besteht, welche nachmals auch in der erwähnten Tenor-Arie, theils als Zwischenspiel, theils begleitweise, noch einmal aufgenommen wird. In engen Grenzen hält sich die modulatorische Bewegung, einer Zeit gemäß, in der die um 1700 gefundene gleichschwebende Temperatur erst allmälig und wesentlich mit durch Bach in praktische Anwendung gebracht wurde. So steht der erste Theil vorwiegend in B-dur; erst im zweiten Theil treten des Oefteren Kreuztonarten auf. Ueber drei Kreuze und ebenso viele B aber gehen die Vorzeichnungen nie hinaus [30]), während Bach sich doch in seinen drei großen, 1707—8 geschriebenen Mühlhäuser Cantaten keine derartigen Schranken auferlegt. Im Actus tragicus setzt er zwei Sätze ungescheut in den damals gemiedenen Tonarten F-moll und B-moll; auch in dem herrlichen Mittelsatz der Rathswahl-Cantate „Gott ist mein König" („Du wollest dem Feinde nicht geben"), sowie im Mittelsatz der Cantate „Aus der Tiefe" („Ich harre des Herrn") modulirt er vielfach nach F-moll, As- und Des-dur.

Betrachtet nun Spitta die Lucas-Passion als „den ersten Versuch eines genialen Anfängers", so läßt sich dagegen wol das Bedenken erheben, daß das betreffende Werk hierzu einerseits zu fertig, andererseits zu arm an wirklichen Geniezügen ist, wie solche doch andere Jugendwerke Bach's, wie die erwähnten drei Mühlhäuser Cantaten, so überzeugend aufweisen. Genug, das letzte Wort wird

---

[18]) In der Broschüre „Die Passionen nach den vier Evangelisten von Heinrich Schütz." Leipzig, Breitkopf und Härtel 1886.

[19]) Geb. 1685 zu Eisenach, † 1750 als Cantor der Thomasschule zu Leipzig.

[20]) Geb. 1673 bei Leipzig, † 1712 zu Kopenhagen. Einer der frühesten und fruchtbarsten deutschen Operncomponisten.

[21]) Geb. 1685 zu Halle a. S., † 1759 zu London. Der große Meister des Oratoriums schrieb zwei Passionen (1704 und 1716).

[22]) Geb. 1681 zu Magdeburg, † 1767 als Musikdirector in Hamburg; äußerst fruchtbarer, aber conventioneller Componist.

[23]) Geb. 1681 zu Hamburg, † 1764 daselbst; bekannter Musikschriftsteller, auch Componist.

[24]) Geb. 1701 zu Wahrenbrück in Sachsen, † 1759 als Hofkapellmeister Friedrich's II. zu Berlin. Von seinen Compositionen war besonders sein Passions-Oratorium „Der Tod Jesu" hochgefeiert.

[25]) Prof. Ph. Spitta vermuthet, daß die eine spurlos verlorene Passion in Composition einer als Oratorium bezeichneten Dichtung Picander's (von 1725), im Stil der Brockes'schen, bestanden habe.

[26]) Im Besitz des Kammersängers Hauser in Karlsruhe.

[27]) Moritz Hauptmann, bekanntlich ein ausgezeichneter Bachkenner, der beispielsweise die ihm vorgelegte (1714 geschriebene) Cantate „Ich hatte viel Bekümmerniß" sofort, trotz ihrer, wie er sagt, „meisterlichen Factur", „den Motiven nach" als ein früheres Werk Bach's erkannte, schreibt am 28. März 1858: „Die Hauser'schen Autographa sind bis auf die (nicht S. Bach'sche, aber von seiner Hand geschriebene) Lucas-Passion an Hauser zurückgeschickt." Nicht minder bestimmt äußert sich Mendelssohn brieflich gegen Hauser: „Wenn das von Sebastian ist, so laß ich mich hängen." Rietz spricht, obgleich er nicht an Bach's Autorschaft glaubt, seine Meinung im Vorwort zur Matthäus-Passion (Bach-Gesellschaft IV.) etwas vorsichtiger aus. Rust schließt sich der Ansicht Hauptmann's an; Franz ist der Meinung Felix Mendelssohn's.

[28]) Johann Sebastian Bach. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1873 u. 1880. (Das in seinen Quellenforschungen äußerst reiche und werthvolle Werk wurde im Vorliegenden mannigfach benutzt.)

[29]) Neueren Forschungen zufolge wies Rust im Jahre 1881 (Bach-Gesellschaft XXVIII) die Entstehung des Actus tragicus zwischen 1707 und 1708 in Mühlhausen nach. Als Argument dient ihm u. A. die genaue Uebereinstimmung desselben mit den, laut Autograph, in Mühlhausen geschriebenen Cantaten: „Gott ist mein König" und „Aus der Tiefe" bezüglich Notation der Holzblasinstrumente. Dieselbe ist nämlich in allen drei Cantaten eine große Secunde höher als die der übrigen Stimmen, da die Stimmung der Mühlhäuser Orgel um so viel über dem Kammerton stand. (Eine ausgezeichnete Bearbeitung des Actus tragicus, wie anderer Cantaten, des Magnificat, der Matthäus-Passion, des Weihnachts-Oratoriums, der Trauer-Ode ꝛc. danken wir bekanntlich Robert Franz.)

[30]) Buchstäblich genommen, sogar nicht über zwei B, da mit Beibehaltung des alten Brauches auch bei Es-dur und C-moll am Anfang der Linie nur zwei B vorgezeichnet stehen und das As, so oft es vorkommt, der einzelnen Note vorgesetzt wird.

wol noch gesprochen werden müssen, und die Veröffentlichung des Clavierauszuges dürfte den willkommenen Anstoß dazu geben.[31])

Als Thaten reiffter, vollendetster Meisterschaft, ja schlechthin als die höchsten Erscheinungen ihrer Art stellen sich Bach's Johannes- und Matthäus-Passionen dar[32]). Die erstere wurde muthmaßlich am Charfreitag (7. April) 1724 — das ist im ersten Jahr nach Bach's Uebersiedelung nach Leipzig — zum ersten Male öffentlich zu Gehör gebracht. Ihr folgte fünf Jahre später (15. April 1729) die letztere nach. Verschieden geartet, wie die biblische Grundlage beider Evangelien, ist Bach's tonkünstlerische Wiedergabe derselben. Dem früher geschriebenen Werk ist ein mehr lyrischer, mystischer, eigenthümlich umschatteter Grundton eigen; das spätere charakterisirt ein dramatischerer Zug, eine bewegtere Handlung und wechselvollere Stimmung, und demgemäß eine reichere Mannigfaltigkeit der Kunstmittel und Formen. Dort, wo der Componist sich seinen Text auf eigene Hand (unter Benutzung und mehrfacher Verbesserung der Brockes'schen Passionsdichtung für die Arientexte) zusammenstellte, macht sich eine gewisse düstere Einförmigkeit fühlbar. Hier, wo der Wirkung des Ganzen die Mithilfe des Dichters Henrici oder, wie er sich nannte, Picander zu Gute kam, der, ob auch alles Andere als ein Genie, sich wenigstens auf Gliederung und Anordnung des Stoffes wohl verstand, kommt, ungeachtet der Einheit des Trauergefühls, welche Alles durchzieht, eine überraschend reiche Scala der Empfindungen zum Ausdruck. Auch in der Matthäus-Passion fehlt eine gewisse Beziehung zu dem Passionsgedicht des Hamburger Brockes nicht, das, als ein seiner Zeit bewundertes Meisterwerk, wie erwähnt, von Bach für die Johannes-Passion theilweise benutzt und zuvor bereits von Keiser, Händel, Telemann und Mattheson in Musik gesetzt worden war. Ihm entnahmen nun Bach und Picander für ihr gemeinsames Werk die allegorischen Gestalten der Tochter Zions und der gläubigen Seele; nur vervielfältigte sich bei ihnen die Letztere zu einem Chor der Gläubigen, und auch die Gesänge der Tochter Zions werden nicht einer bestimmten Solostimme, sondern wechselnden Stimmen und vielfach auch dem Chor in den Mund gelegt. In diesen verallgemeinerten allegorischen Gestalten kommt die unsichtbare Gemeinde zum Ausdruck, die das Verhältniß des neuen Bundes zum alten darstellt und die ganze heilige Tragödie mit ihren Betrachtungen begleitet, während daneben die kirchliche Gemeinde ihre Empfindung in den von ihr angestimmten Chorälen ausströmen läßt.

Eine tiefe Wirkung liegt in der modulatorischen Anordnung der Matthäus-Passion, auf die der scharfe Künstlerblick Moritz Hauptmann's zuerst hinwies.[33]) Der ganze erste Theil und im Wesentlichen auch die erste Hälfte des zweiten bis nach der Kreuzigung bewegen sich in der Region der Kreuztöne. Nach den in As-dur gesungenen Worten „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!" aber herrschen die B-Tonarten, die für die nach der vorausgegangenen Erregung und Anspannung eingetretene Entspannung die geeignete Unterlage bilden.

Es hat Musiker gegeben, die Bach's Passion nach Johannes den Vorzug vor der nach Matthäus gaben. Schreibt doch Robert Schumann an Hauptmann: „Es scheint mir kaum zweifelhaft, daß die Johannes-Passion die spätere, in der Zeit der höchsten Meisterschaft geschriebene ist; in der anderen spürt man, dächte ich, mehr Zeiteinflüsse, wie auch in ihr der Stoff überhaupt noch nicht überwältigt erscheint. Aber die Leute denken freilich, die Doppelchöre machen's."[34]) Als das macht- und glanzvollere, imposantere und in seiner Ganzheit vollendetere Werk wird nichtsdestoweniger die Matthäus-Passion mit ihrer breiten Anlage, ihren zwei Orchestern, Orgeln und Chören immer den Preis davontragen. An Werth der musikalischen Erfindung und Ausgestaltung im Einzelnen steht übrigens keins von beiden Werken dem anderen nach. Die Sologesänge, das heißt die metrischen Recitative, Arien und Duette, gehören — ob die der Matthäus-Passion sich auch als die reizvolleren und eingänglicheren bekunden — hier wie dort zu den schönsten, die Bach geschrieben. Auch in Behandlung der biblischen Secco-Recitative wird wesentlich nur der Unterschied augenfällig, daß in der Matthäus-Passion ein Streichquartett die Reden des Heilands begleitet und sein Haupt gleichsam von einem Heiligenschein umflossen zeigt. Dagegen giebt sich in den dramatischen Chorsätzen der letztgenannten Schöpfung, im Vergleich zu einem mehr malerischen Zug der früheren, eine gesteigerte dramatische Haltung kund. Oder bezeugen der grandios wirkende Volksruf „Barrabam!", das zweimal in steter Steigerung wiederholte „Laß ihn kreuzigen!", ja selbst das Zion und den Gläubigen übertragene „Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden?" nicht zugleich die naturwahrste und stilvollste, die Grenzen einer allgemeinen kirchlichen Stimmung nie überschreitende Charakteristik?

Nur zwei größere betrachtende Chöre fanden in der Johannes-Passion Aufnahme: die herrlichen am Anfang und Ende stehenden „Herr, unser Herrscher" und „Ruht wohl, ihr heiligen Gebeine". Gleich den Eingangschören seiner Kirchencantaten, in denen Bach den im Ganzen darzulegenden Empfindungsgehalt zusammen zu fassen liebt, vergegenwärtigt auch der erstbezeichnete Chor gleichsam den Prolog der kommenden Passionstragödie. An seiner Stelle stand ursprünglich der jetzt die Matthäus-Passion zierende Schlußchor „O Mensch, bewein' dein Sünde groß", der nun, sammt dem sich gleichfalls über einem Choral („O Lamm Gottes, unschuldig") aufbauenden bewunderungswürdigen Einleitungschor, den ersten Theil von Bach's größtem protestantisch-kirchlichen Werke durch zwei Choralbearbeitungen erhabensten Stils einrahmt.

Wie in den Cantaten des großen Meisters, so ist auch in den Passionen und den später entstandenen, ihnen verwandten Weihnachts-, Oster- und Himmelfahrts-Oratorien der Choral die bedeutsamste musikalische Macht. Nicht wie bei jenen ersten aber dient er hier nur als eigentlicher Träger der kirchlichen Empfindung: auch als wichtiges Kunstmittel wird er in Mitwirkung gezogen. Im einfachen vierstimmigen Satze, doch mit Bach'scher Feinheit der Harmonisirung eingeführt, gewährt er innerhalb des weiten, vielgliederigen Baues willkommene Gefühlsruhepunkte und sorgt für entsprechende Gruppirung und Abwechslung. So tritt in der Matthäus-Passion des Componisten Lieblingsmelodie: „O Haupt, voll Blut und Wunden" fünfmal mit immer gesteigerter Wirkung — zuletzt nach alter Tradition, wenn auch gegen die Vorschrift des Originals, a capella gesungen — hervor, und ebenso bildet in der Johannes-Passion Stockmann's dreimal erklingendes Passionslied „Jesu Leiden, Pein und Tod" den Mittelpunkt.

Indem Bach somit seinen auf den Choral gegründeten echt kirchlichen und nationalen Stil, wie er ihn zuvor in der Cantate bethätigt hatte, auf die Passion übertrug, vollzog er die künstlerische Einigung all der widerspruchsvollen Elemente, die vor ihm in dieser Letzteren Aufnahme gefunden hatten, und wurde auch für diese Gattung, wie für Orgelchoral, Fuge, Suite, Kirchencantate, zugleich Culmination und Abschluß.

„Er war der Letzte in dieser Zeit und bei seinen wunderwürdigen Gaben auch der größeste" — sagt v. Winterfeld in seinem trefflichen Quellenwerk „Der evangelische Kirchengesang"[35]) — „der ein gesundes Verhältniß zwischen kirchlichem Gemeine- und Kunstgesange aufrecht zu erhalten, ja selbst für jenen unmittelbar noch zu wirken strebte. War es nun die Ueberfülle seiner reichen Kunst, war es der bedingende, hemmende Einfluß seiner Zeit, die es dennoch verhinderten, daß er damals, wenn auch hoch gefeiert, doch nicht Mann des Volkes werden konnte?" Zunächst blieb Bach's Kunst selbst in der Kirche nur „eine Kunst für die Kundigen". Selbst für die volksthümlichste große Schöpfung des gewaltigen Meisters war seinen Zeitgenossen die rechte Schätzung nicht gegeben. Ihnen fehlte der Maßstab für seine einsame Größe. Erschwerte ihm doch sogar die Stadt, der sein Wirken unsterblichen Ruhm bereitete, die Ausübung seines Berufes dergestalt, daß er, ein Jahr,

---

[31]) Eine Aufführung der Lucas-Passion im philharmonischen Concert in Karlsruhe unter Felix Mottl's Leitung hat sie im Mai bereits zur Folge gehabt. Eine Besprechung derselben (Karlsruher Nachrichten, 18. Mai) macht uns mit der zuvor citirten brieflichen Aeußerung Mendelssohn's an den verstorbenen Kapellmeister Hauser bekannt.

[32]) Von beiden besitzen wir in der Breitkopf u. Härtel'schen Volksausgabe und der Edition Peters handliche und wohlfeile Clavierauszüge mit Text (à 3 ℳ), die sich zum Studium am Clavier wie zum Nachlesen bei Aufführungen trefflich eignen. Dabei war es dem Bearbeiter der erstgenannten Ausgabe, S. Jadassohn, augenscheinlich zunächst um leichtere Spielart und Unterstützung der Singstimmen, den Herausgebern der letzteren, Julius Stern und einem Ungenannten, vornehmlich um reichere Klangfülle und möglichste Wiedergabe der Vollstimmigkeit des Originals zu thun.

[33]) Opuscula. Leipzig, Leuckart 1874.

[34]) Die Bemerkung Schumann's findet ihre theilweise Begründung darin, daß, wie Rust im XII. Band der Bach-Gesellschaft nachweist, fünf Nummern der Johannes-Passion, nämlich: der Einleitungschor „Herr, unser Herrscher," die Tenor-Arie „Ach mein Sinn," das Arioso „Betrachte meine Seel'," die Tenor-Arie „Erwäge" und der Schluß-Choral „Ach Herr, laß dein' lieb' Engelein" nach 1729, also nach der Matthäus-Passion geschrieben sind.

[35]) III. p. 255. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1847.

nachdem er ihr die Matthäus-Passion geschenkt, in die bittere Klage ausbrach, daß er „einer wunderlichen und der Musik wenig ergebenen Obrigkeit gegenüber fast in stetem Verdruß, Neid und Verfolgung leben müsse“.[36]) Die nach ihm kamen, verloren vollends, Dank einem veränderten Zeit- und Kunstgeist, die Fühlung mit Bach's hoher, ganz von der Gottesidee getragenen Kunst. Aus der Kirche drängte die Musik hinaus in die Welt, in das Leben, aus der strengen Gebundenheit der Form zum freieren Tonspiel hin. Bühnen- und Instrumentalmusik sollten nun ihre Blüthezeit feiern. Was Wunder, wenn man über den neuen Bestrebungen und Idealen bald des ernsten Meisters mit dem himmelwärts gewandten Blick vergaß?

Nach hundert Jahren erst fand ein anderes Geschlecht den Weg zurück zu ihm, der mit Händel im Bunde Deutschlands Herrschaft unter den musikalischen Culturvölkern begründet und nicht allein einer ganzen Kunstepoche sein Gepräge aufgedrückt und sie zur Vollendung geführt, sondern zugleich auch jene neue vorbereitet hat, in deren Weiterentwickelung wir noch heute leben.

[36]) Eingehenderes über Bach's Leben und Schaffen siehe: La Mara, „Musikalische Studienköpfe.“ IV. 2. Ausg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Die Auferweckung der Werke Bach's für das Genießen der Gegenwart und Zukunft, die den letztverflossenen sechs Jahrzehnten zur Ehre und zum Segen gereicht, aber knüpft sich zunächst an die Wiederbelebung der Matthäus-Passion. Am 12. März 1829, hundert Jahre nach ihrer Geburt, brachte Felix Mendelssohn dieselbe nach langem tiefen Schlummer in der Berliner Singakademie wieder zu erstmaliger Aufführung, und alsbald wurde der Sinn für das hehre Werk und den Genius, der es geschaffen, im deutschen Vaterlande lebendig. Man begann die lange vergrabenen Schätze zu heben. Die Bach-Gesellschaft bildete sich, um Band um Band der großen Hinterlassenschaft ans Licht zu fördern, und bald wird sie am Ende ihrer schönen Aufgabe stehen.

In der Kirche, im Hause und Concertsaal zog Bach's hoher Geist wieder ein. So kam, all seinen anderen Werken voran, die Matthäus-Passion, wie im Allgemeinen in ihrer deutschen Heimath, so im Besonderen an ihrem Geburtsort Leipzig, endlich zu ihrem Rechte. In der Thomaskirche, in der sie der fromme Cantor einst seiner Gemeinde bescheerte, lauschen alljährlich am Charfreitag Tausende in stiller Andacht ihren geweihten Klängen und suchen und finden in ihr höchste religiöse und künstlerische Erbauung. Die protestantische Kirchenmusik, das ist gewiß, besitzt kein köstlicheres Kleinod, als diese Meisterschöpfung des größten Kirchencomponisten, den die Welt gesehen.

Bücherbesprechungen.

□ **Für die Feste und Freunde des Gustav Adolf-Vereins.** Barmen, Hugo Klein. — Unter diesem Titel erscheinen seit einiger Zeit für den Preis von je 10 Pfennigen kleine Hefte, die, in populärem Tone gehalten, volksverständliche, interessante Partien aus der evangelischen Geschichte, insonderheit aus der Geschichte der evangelischen Gemeinden in der Diaspora, christliche Lebensbilder u. s. w. darstellen, um das evangelische Bewußtsein in unserem Volke zu wecken und zu stärken, und welche zur Verbreitung bei Gustav-Adolf-Festen und anderen Gelegenheiten bestimmt sind. Mit gutem Erfolg hat man bei Missionsfesten in ähnlicher Weise populäre Missionsschriften in kleinen Heften verbreitet. Die uns vorliegenden Gustav Adolf-Hefte sind in frischem und anziehendem Tone geschrieben und Themata gewählt, die auch für größere Kreise von Interesse sind. Dr. Schott giebt eine Schilderung der „Bartholomäusnacht“; Dr. Kallsen ein Lebensbild aus der Reformationszeit Schleswig-Holsteins „Hermann Tast“; Dr. Rogge behandelt die „Aufhebung des Edictes von Nantes“; Dr. Dechent giebt eine Schilderung der „Reformation in den Niederlanden“; Dr. Weitbrecht erzählt die „Geschichte der evangelischen Salzburger“, R. Wolkau erzählt die leidensvolle „Geschichte des Protestantismus in Nordböhmen“; von unbekannter Hand wird der „Lazarus“ des Gustav-Adolf-Vereins: „Die Gemeinden Galiziens und der Bukowina“ vorgeführt, und ebenso von einem Anonymus das Lebensbild G. Savonarola's gezeichnet.

□ **Kirchliches Handlexikon.** Herausgegeben von Dr. ph. Meusel, Superint. in Rochlitz, unter Mitwirkung von Pastor Haack in Schwerin und Pastor Lehmann in Schedewitz. 6., 7., 8. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Auch über die vorliegenden Lieferungen dieses lexicalischen Werkes, das in seiner letzten Lieferung bis zum Artikel Calvin gediehen ist, kann, wie über die früheren, ein günstiges Urtheil gefällt werden. Die Artikel sind durchschnittlich sorgfältig und gründlich gearbeitet, in der Form kurz und bündig, auch die neueste Literatur meist berücksichtigend. Wenn die isagogischen Artikel über die biblischen Bücher sich auf das Nöthigste beschränken und auch sehr schwierige Probleme auf diesem Gebiet mit wenigen Bemerkungen erledigen, so mag dies seinen Grund in dem beschränkten Umfange finden, der nach der ganzen Anlage des Werkes auch für solche Artikel gegeben ist. Mit besonderer Liebe gearbeitet und in frischem, ansprechendem Tone gehalten sind namentlich die biographischen Artikel; wir erinnern an die Artikel über Blumhardt, Bogatzky, Brenz, Bucer, Bonaventura, Bonifacius, Bunsen u. s. w. Den Artikel über Bibelrevision hätten wir noch objectiver gewünscht; der Verf. tritt in dieser schwebenden Frage mit seinem subjectiven Urtheil, das sehr disputable Gründe gegen die Revision anführt, mehr hervor, als es sich mit dem Charakter eines solchen, zur Orientirung bestimmten Artikels verträgt. Wenn, um noch eine einzelne Bemerkung hinzuzufügen, in dem Artikel über das Böse am Schlusse das classische Werk von Jul. Müller zwar als eine „vortreffliche“ Monographie anerkannt aber dann hinzugefügt wird, daß der Werth desselben durch die falsche Theorie des Präexistantianismus „geschmälert“ werde, so ist letzterer Ausdruck entschieden viel zu stark. In einzelnen Artikeln wird mitunter ein zu erbaulicher Ton angeschlagen, während sonst im Ganzen der Ton recht gut getroffen ist.

— Mode- und Zeitkrankheiten werden häufig verwechselt. Als Modekrankheit könnte man höchstens die hysterischen Krankheitsformen in ihrer vielfachen Gestaltung ansehen, dagegen besitzt die Zeitkrankheit eine wirkliche reelle Bedeutung, verschieden in den Ländern und den Zeiten. In unseren gegenwärtigen Verhältnissen, welche sich immer mehr, besonders in den großen Städten, auf das amerikanische Leben zuspitzen, gewinnt auch die Zeiterkrankung Amerikas, die Magendyspepsie, eine immer größere Ausdehnung. Die abgespannten, gereizten Nerven bedingen an und für sich eine Störung der Magenverdauung, welche durch das hastige Essen vermittelst der meistens reducirten Kauwerkzeuge noch mehr verstärkt wird. Populäre Arbeiten aus dem Gebiete der Verdauung sind daher stets dankbar zu begrüßen und ist speciell die kleine Broschüre „**Diät und Wegweiser für Magenkranke**“ von Dr. **Boas** (Berlin, Steinitz Verlag, 1 ℳ) auch Gesunden zu empfehlen. Jeder unnütze Ballast von anatomisch-physiologischen Beschreibungen ist vermieden und das Hauptgewicht auf die Diät gelegt worden. Brauchbare Nährmittel für Magenkranke sind genau geschildert, woran sich eine Beschreibung der wichtigsten Magenkrankheiten anschließt. „**Langsames Essen bedingt langes Leben**“, möchte jeder Gesunde diesen Spruch beherzigen. — Im gleichen Verlag erschien ein anderes populäres Schriftchen, „Das Ohr, seine Pflege und seine Krankheiten“ von Dr. **E. Löwe**, 1 ℳ 50 ₰, welches wichtige Winke für die Erhaltung unseres Gehörorgans neben einer genauen anatomischen Beschreibung desselben bietet. Nicht genügend verurtheilt finden wir den allgemein benutzten Ohrlöffel, durch denselben wird der äußere Gehörgang nur gereizt und der Ohrenschmalz zu einem Propfen nach hinten gestoßen.
Dr. Tbe.

J. R. **Lebensbilder.** Erzählungen für die männliche Jugend von K. G. Paul. Leipzig, Eugen Peterson. 3 ℳ — Das Leben berühmter und tüchtiger Männer ist schon oft für die heranwachsende Jugend und zu Nutz und Frommen derselben erzählt worden; man zeigt der jungen Generation, wie diese Männer sich oft aus den dürftigsten Anfängen emporgearbeitet haben und durch eigne Kraft das geworden sind, was sie zu nachahmenswerthen Beispielen menschlicher Größe macht, und sucht dadurch die Jugend — nicht etwa auf den Gedanken zu bringen, gleichfalls berühmte Männer werden zu wollen, wohl aber zu möglichster Kraftentfaltung anzuspornen. Im Charakter solcher Lebensbilder sind auch die fünf hier zusammengestellten gehalten, von denen sich drei bekannten Männern zuwenden, dem Entdecker des elektrischen Lichtes Humphry Davy, dem Chemiker und Physiker Michael Faraday und Edison, während die zwei letzten sich das Leben namenloser, wohl erdichteter Persönlichkeiten zum Bericht wählen, um an ihnen nachzuweisen, wie man durch Fleiß „hinauf“, durch Hochmuth aber auch wieder „hinunter“ kommen kann. Da die Paul'schen „Lebensbilder“ gut geschrieben sind und ihren pädagogischen Zweck vollständig erfüllen, so mögen Eltern, Lehrer und Erzieher auf dieselben aufmerksam gemacht sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 51. Mittwoch, den 29. Juni. 1887.

Zu Friedrich Theodor Vischer's achtzigstem Geburtstage.

Von Dr. G. Oertel.

Am 30. Juni feiert im herrlichen Schwabenlande ein Mann seinen achtzigsten Geburtstag, der, wie selten ein anderer, die verschiedenste Beurtheilung erfahren hat, dem aber Freund und Feind gleicher Weise nachrühmen müssen, daß er eine markige, eigenartige Persönlichkeit ist und unbekümmert um die wechselnden Tagesmeinungen frisch und schneidig für das gekämpft hat, was er für recht und gut erkannte. Je seltener und weniger beachtet solche eigenartige, in sich gefestete Persönlichkeiten in unserer der Ursprünglichkeit feindlichen Zeit sind, um so mehr ist es Pflicht, auf diese hinzuweisen, ganz besonders wenn sich eine Gelegenheit bietet, wie es die Feier des achtzigsten Geburtstages ist.

Friedrich Theodor Vischer ward am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren, jener Stadt, deren eigenen Zauber Justinus Kerner in seinen Lebenserinnerungen lieblich und ausführlich geschildert hat. Nach dem frühen Tode des Vaters, welcher als Archidiaconus in Ludwigsburg treu im Geiste seiner Zeit gewirkt hatte, wandte sich die Mutter mit ihrem Sohne nach Stuttgart. Hier besuchte er das Gymnasium; von den Lehrern blieb besonders die Persönlichkeit des großen Schulmannes Roth im Gedächtnisse des Jünglings. In einem befreundeten Pfarrhause sah er den mit ihm verwandten Uhland, auf den Straßen der Residenzstadt den Oberbibliothekar Matthisson, den „Zuckerbäcker" der Poesie. Bei dem italienischen Kunsthändler, der in einem überbauten Gange der Stadtmauer seine Schätze feilbot, in der Werkstatt Dannecker's erwachte in dem Herzen des Knaben der Wunsch, Maler zu werden. Er entsagte diesem Wunsche mit Rücksicht auf die ärmlichen Verhältnisse seiner Mutter, wie aus einem Gedichte an seinen Ahnen Peter Vischer (Lyrische Gänge S. 40) hervorzugehen scheint, zunächst mit schwerem Herzen. Der Stipendien wegen unterzog er sich dem sogenannten Landexamen und ward im vierzehnten Lebensjahre in das Kloster Blaubeuren aufgenommen. Die eigenartige Poesie dieses Klosterlebens hat er selbst beschrieben (Altes und Neues III, 255 f.). Von seinen Lehrern ist besonders Baur in ihm lebendig geblieben. 1825 vertauschte er das Kloster mit der Universität Tübingen. Die Eigenthümlichkeit des Lebens im Stifte ist mehrfach geschildert worden; Vischer scheint sich weniger wohl gefühlt zu haben, als in dem kleineren Kloster. Die Studien begannen mit Physik und Philologie, gingen dann über zur Philosophie und schlossen mit der Theologie ab. In den langweiligen physikalischen Vorlesungen, deren Besuch ein Famulus controlirte, las er zuerst Goethe's Iphigenie; in der Philosophie kam er zunächst nicht über Kant hinaus, erst in den letzten Jahren seiner Studienzeit lernte er Hegel kennen. Schleiermacher war eben Berühmtheit geworden; der junge Theolog studirte ihn fleißig, wenn ihn auch die Doppelnatur in dem Wesen des großen Mannes nicht anmuthete. Noch im letzten Jahre seiner akademischen Lernzeit hospitirte er bei Uhland, oft war er Gast des Kerner'schen Hauses in Weinsberg, auch den unglücklichen Dichter Hölderlin besuchte er.

Nachdem er das Examen ausgezeichnet bestanden, ward er als Vicar nach Horrheim bei Vaihingen berufen und trat hier zuerst in das Leben ein, dessen Wogenschlag er hinter den Kloster- und Stiftsmauern nur von fern und gedämpft gehört hatte. Die ersten dichterischen Versuche stammen aus dieser Zeit. Schon im nächsten Jahre (1831) wurde er zum Repetenten im Kloster Maulbronn ernannt. Hier trieb er mit den rothwangigen Buben Griechisch und Latein, las auch den Macbeth nach Schiller und promovirte auf Grund einer Dissertation über die Gliederung der Dogmatik zum Magister. Nun unternahm er der Sitte der Zeit folgend seine Magisterreise, die ihn zunächst nach Göttingen führte, wo er die Brüder Grimm und den Archäologen Otfried Müller hörte, kennen und schätzen lernte. Von Göttingen führte ihn seine Wanderung nach Berlin. Bei Schleiermacher hospitirte er nur eine Stunde; in den Häusern, die sich dem jungen Magister gastlich öffneten, lernte er Chamisso, Kugler, Mendelssohn-Bartholdy und Andere kennen. In Dresden hörte er den alternden Tieck vorlesen, über Wien und München kehrte er nach Hause zurück, aber nicht wieder nach Maulbronn, sondern nach Tübingen. Er war zum Repetenten im Stifte ernannt worden. Hier entwickelte sich eine innige Freundschaft mit David Friedrich Strauß, der in gleicher Stellung wirkte. Außer dogmatischen und philosophischen Repetitorien las er unter großem Beifalle seiner Hörer über Goethe's „Faust". In dieser Zeit veröffentlichte er seine ersten Gedichte in dem Jahrbuche schwäbischer Dichter und dem deutschen Musenalmanach und pflegte einen Freundschaftsbund mit dem damaligen Vicar Mörike, einen Bund, der bis an das Grab und über das Grab hinaus fortdauerte. Im Jahre 1875 sprach Vischer an Mörike's Grabe, im Jahre 1880 an dem Denkmale, welches die Freunde dem letzten Schwaben gewidmet.

Nachdem er mit Mühe einer Berufung zum Diaconus nach Herrenberg entgangen war, habilitirte er sich im Jahre 1836 als Privatdocent an der Universität Tübingen. Seine Habilitationsschrift trug die Aufschrift: „Ueber das Erhabene und Komische", sein Respondent war der jetzige Prälat Karl Gerok. Schon im folgenden Jahre ward er zum außerordentlichen Professor ernannt und las außer ästhetischen auch rein philosophische Collegien. 1839 unternahm er seine erste Reise nach Italien, das auch für ihn zum Lande der Sehnsucht wurde. Noch achtmal ist er über die Alpen gegangen, um in der Fülle leuchtender Zeugen des Alterthums, unter dem ewig blauen Himmel neue Anregung zu finden und äußere und innere Stärkung mit in die nordische Heimath zu nehmen. Auch nach Griechenland führte ihn seine Wanderung. Lange blieben die Bilder von dieser Reise durch die poesieumwobenen Gefilde von Althellas, durch die heiligen Stätten einer großen Vergangenheit lebendig in seiner Seele, er hat sie festgehalten und uns überliefert in Sang und Schilderung.

Die Rede, welche er 1844 beim Antritte der ihm übertragenen ordentlichen Professur hielt, war der Grund einer über ihn verhängten Suspension, die ihn 2 Jahre von seinem Amte fern hielt. Lange innere Kämpfe hatte er durchzukämpfen; es schien ihm eines Mannes unwürdig, da weiter zu wirken, wo man ihn seiner eigenen Meinung nach ungerecht behandelt hatte. Endlich entschloß er sich, zu bleiben, wie er selbst offen sagt, mit Rücksicht auf das Haus, das er sich kurz vorher gebauet hatte, auf das Kindlein, das in der Wiege lag. Während der unfreiwilligen Muße entstanden die beiden ersten Bände seines Hauptwerkes: „Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen". Im Jahre 1848 erfaßte auch ihn der Sturm, der durch die deutschen Lande ging. Er bekennt es selbst „unklar gewesen zu sein, wie alle Welt". In den Reichstag gewählt, verbrachte er ein Marterjahr, da er schon von den ersten Tagen an die Aussichtslosigkeit des ganzen Unternehmens sah. Er gehörte hier der gemäßigten Linken an, erstrebte aber damals schon mehr nationale Einheit, als die sogenannte Freiheit. Daß er großdeutsch war, wie seine Landsleute alle, versteht sich von selbst. Zum

„Parteisimpel" ist er nie geworden. Als die Linke den Märzverein 1849 gründete, der die Revolution vorbereiten sollte, trat er trotz der kategorischen Aufforderung seiner Wähler demselben nicht bei. Im Sommer 1849 zog er mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, obwol er „den Unsinn klar einsah", nur weil er es für seine Pflicht hielt, das Schwere auf sich zu nehmen. Das Ende des Rumpfparlaments ist bekannt genug.

Im Jahre 1855 wurde Vischer nach Zürich gerufen, um an dem eidgenössischen Polytechnikum und der cantonalen Hochschule zu wirken. Hier lernte er den Dichter Gottfried Keller kennen, dessen dichterisches Werden er fortan mit regem Interesse verfolgte. 11 Jahre später kehrte er wieder zur schwäbischen Heimath zurück; aber seine Thätigkeit galt nicht mehr der Universität Tübingen allein, sondern auch dem Polytechnikum in Stuttgart. Im Sommer liest er da, im Winter hier seine ästhetischen und kunstwissenschaftlichen Collegien. Das Jahr 1870 ist nicht wirkungslos an ihm vorübergegangen; innigen Antheil hat er an seines deutschen Volkes Erhebung genommen, thränenden Auges hat er's geschaut, daß nun der Traum seiner Jünglingsseele Wahrheit geworden (Lyrische Gänge 120), er bewundert den Corpsburschen, der ganz Deutschland unter einen Hut gebracht (ebenda 164), und muß nun freilich hören, daß er von den früheren unverbesserlichen, blinden Genossen Erfolgsanbeter und Ischarioth gescholten wird. Gefallen läßt er sich's nicht, der streitbare Kämpe, er hat sie energisch heimgeschickt (ebenda 166). Was er unter dem Namen Philipp Schartenmayer damals gesungen, ist aus deutschem Herzen geboren und hat Widerhall gefunden in deutschen Herzen.

Eine ins Einzelne gehende Besprechung der Vischer'schen Werke würde einerseits über den Rahmen dieses Blattes weit hinaus reichen, andererseits bei aller Ausführlichkeit dennoch kein lebendiges Bild von der Art des Mannes zu entwerfen im Stande sein. Mit wenigen Andeutungen müssen wir uns begnügen.

Sein Hauptwerk ist die schon einmal genannte „Aesthetik", deren letzter Band im Jahre 1858 erschien, während der Plan zu derselben bereits im Jahre 1843 in den Jahrbüchern der Gegenwart veröffentlicht wurde. Sie ist also das Werk eines halben Menschenalters. Die äußere Anordnung des Stoffes wird bedingt durch den Gebrauch für Vorlesungen, zu dem sie bestimmt ist, die innere Gruppirung erfolgt nach den drei Kategorien: subjective, objective und subjectiv-objective Wirklichkeit des Schönen. Diese Dreigliedrigkeit beherrscht nicht nur das Ganze, sondern auch die einzelnen Theile seiner Ausführungen, so daß das ganze Werk als ein kunstvoll gefügtes, rhythmisch geordnetes Gebäude erscheint. Man kann füglich behaupten, daß Vischer der Begründer der modernen Aesthetik ist. Denn wenn auch spätere Bearbeiter des gleichen Stoffes in der Eintheilung und philosophischen Begründung mannigfach von ihm abweichen, so stehen sie doch alle auf seinen Schultern, auch diejenigen, die sich scheinbar in Gegensatz zu ihm stellen.

Ueberaus zahlreich sind die kleineren kritischen Arbeiten Vischer's, die er zum Theil unter besonderem Titel herausgab, zum Theil in zwei größeren Sammlungen, Kritische Gänge, 2 Bände, 1844, und Altes und Neues, 3 Bände, 1881/82, vereinte. Sie sind in der Hauptsache polemischen Charakters und in dem Sinne Gelegenheitsschriften, daß sie an eine neue Erscheinung oder ein Ereigniß anknüpfen. Er bespricht die Werke der bildenden und redenden Kunst in feinsinniger und eigenartiger Weise. Von den Malern finden besonders Overbeck und Rethel, von den Dichtern Mörike, Herwegh und Keller eingehende Besprechung. Lange und oft hat er sich mit Goethe's Faust beschäftigt. Wie kaum Einer beherrscht er hier den Stoff und ist in der zu einer gewaltigen Fluth angeschwollenen Literatur zu Hause. Er ist ebenso weit entfernt von ewig nörgelndem Kritikastergeiste, wie von himmelnder und verzückter Verehrung; er gehört nicht zu denen, die in dem hohen Meisterwerke nichts Anderes sehen, als ein willkommenes Object für allerhand philologische Kunststückchen, aber auch nicht zu denen, die aus jedem unschuldigen Worte etwas heraus pressen wollen, was ihrer Meinung nach der Meister „hinein geheimnißt" hat. Er betrachtet das Kunstwerk nicht als ein Fertiges, sondern als ein Gewordenes und sucht die Erklärung außer im Gedicht selbst auch im Leben des Dichters und ganz besonders in der Eigenthümlichkeit der Zeit, welcher es angehört. Aber nicht allein kritischen, literarischen und kunstwissenschaftlichen Inhalts sind seine Aufsätze, wir begegnen auch Studien über das Traumleben der Seele, über politische und sociale Fragen, über Thierschutz und Lebensmittelfälschung. Von ganz besonderem Interesse ist ein im Jahre 1844 veröffentlichter Plan zu einer Oper, in dem er die Nibelungensage als Grundlage einer großen, heroischen Oper empfiehlt und eine bis in die Sceneneintheilung hinein ausgearbeitete Skizze der Oper bietet. Die kleinen Schriften zeigen Vischer ganz besonders als Meister der Dialektik. Seine Beweisführung ist klar und scharf, seine Polemik fein und treffend. Auch da, wo wir ihm nicht Recht geben können, müssen wir zugeben, daß er seine Meinung gut begründet und überall ehrlich und tapfer verfochten hat. Sein Stil ist glänzend, seine Schreib- und Ausdrucksweise eigenartig, markig, manchmal knorrig, ohne jedoch in das Bizarre, Gesuchte und Gemachte zu verfallen. Man hat ihm hier und da vorgeworfen, er sei burschikos in seiner Kritik und seinen Ausführungen; und es muß zugegeben werden, daß er manchmal Worte wählt, die diesen Vorwurf nicht unberechtigt erscheinen lassen. Im Grunde genommen enthält aber dieser Vorwurf auch ein Lob, welches Vischer ganz besonders verdient. Fast alle Schriften durchweht ein jugendlich frischer Hauch, der uns wohlthuend anmuthet; fast alle verrathen, daß er mit seiner ganzen Seele, mit seinem der Begeisterung in hohem Grade fähigen Herzen bei der Arbeit war, daß er ein Stück seines Wesens in seinen Schriften gab. Man hat ihm auch nachgesagt, daß er ein übermäßig gesteigertes Selbstgefühl zeige; vollkommen mit Unrecht. Wie in den meisten gleichartigen Persönlichkeiten ist allerdings das Selbstgefühl bei ihm in hohem Grade entwickelt. Weil er überall seine ganze Persönlichkeit einsetzt, tritt auch sein Ich überall hervor. Wer aber Vischer genauer kennt, wird ihn nie und nimmer einer krankhaften Eitelkeit, einer hochmüthigen Selbstbespiegelung beschuldigen. Vischer's kleine Schriften werden viel zu wenig gelesen; sie sind für den werdenden Mann außerordentlich bildend und ihre Lectüre kann denen, die selbst literarisch thätig sein wollen, nicht genug empfohlen werden. Es hat sich in unsere Feuilletons durch Daudet und seine deutschen Copisten ein französelnder, mit „Esprit" renommirender „Causeriestil" eingeschlichen, der weder dem Wesen unserer Sprache noch der Art unseres Volkes entspricht. Gegenüber diesem prickelnden Stile wirkt Vischer's Schreibweise läuternd und stärkend. Freilich kann ein durch Süßigkeiten gründlich verdorbener Magen kräftige und gehaltreiche Kost nicht sofort vertragen.

Die eigenen dichterischen Erzeugnisse Vischer's stehen in innigem Zusammenhange mit seinen kritischen und ästhetischen Schriften und sind oft nur aus diesen heraus verständlich. Das älteste derselben ist: „Faust, der Tragödie dritter Theil." Es erschien im Jahre 1862 unter dem bezeichnenden Pseudonym: Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Wir können uns eine genaue Besprechung des Buches um so mehr versagen, als eine solche bei dem Erscheinen der dritten Auflage desselben (1886) in diesem Blatte erfolgt ist. Der Zweck des Gedichts ist eine Verspottung jener Erklärer des zweiten Theiles, die in ihrer grenzenlosen Deutewuth hinter allen, auch den gleichgiltigsten und kleinsten Dingen Symbol und Allegorie wittern und durch diese ihre Jagd nach „Erklärungen" uns die Freude am Genusse verbittern oder ganz rauben. Neben diesen „Sinnhubern" werden auch die „Stoffhuber" mit scharfer Satyre und kernigem Witze gegeißelt, die Leute, welche mit vollem Ernste Untersuchungen anstellen, ob er „um 6 Uhr oder sieben diesen Vers geschrieben", welche es für eine Errungenschaft der Wissenschaft halten, wenn sie glücklich herausgebracht haben, daß es „vor, nicht nach dem Essen gewesen, als er bei Lotten gesessen". Eine Fülle von scharfen, treffenden Bemerkungen enthält dieser dritte Theil der Komödie. Trefflich ist die Charakterisirung eines bekannten Goetheforschers (im weiteren Sinne) als des „tausendfachen Münzers von Goethe's letztem Hosenknopf", nicht weniger treffend die Bemerkung, daß „Faust" Ausstattungsstück geworden und die Hörer beim zweiten Theile dumpfen Staunens voll gaffen, ohne zu wissen, was sie sich denken sollen. Dabei zeigt der Dichter eine Beherrschung der Form, die unsere Bewunderung erregt. Vischer hat dieser seiner „Faust"-Fortsetzung wegen viele Angriffe erfahren, und man muß zugeben, daß er Handhaben zu solchen Angriffen bot, besonders denen, die in ihrem Geniecultus jedes Tüpfchen auf dem i, welches der Meister gemacht, für unübertrefflich halten. Wer aber schärfer hinsieht, wird auch in diesem Werke nicht ein Pamphlet erkennen, sondern ein Zeugniß der Liebe zu dem großen Dichter, den auch er lieb hat, „lieber als die anderen alle".

Eine durchaus eigenartige Schöpfung ist der Roman: „Auch Einer", in dritter Auflage 1884 erschienen. Vischer selbst nennt sein Werk nicht Roman, sondern „eine Reisebekanntschaft". Diese Reisebekanntschaft ist Albert Einhart, weiland Vogt, fernerhin nur Mensch, wie ihn seine selbstverfaßte Grabschrift nennt. Albert Einhart ist ein sonderbarer Kauz, dessen Verdruß über die das menschliche Thun durchkreuzenden Zufälle fast bis an den Wahnsinn streift. Der Keim zu Albert Einhart steckt schon in der Aesthetik; er ist ge-

wissermaßen ein Beispiel jener Tragikomik, die entsteht, wenn eine phantasievolle, feinfühlende Seele von allerhand solchen äußeren Störungen genarrt wird. Diesem Einhart wird eine eingewobene, an sich vollkommen selbständige Pfahldorfgeschichte, deren Entstehung in die Züricher Zeit fällt, und eine Reihe angefügter Tagebuchblätter zugeschrieben, in denen eine Fülle von Erfahrung und Lebensweisheit verborgen liegt. Das Ganze verräth den Einfluß Jean Paul's, und Vischer selbst giebt zu, daß dieser Einfluß maßgebend für ihn gewesen sei. Von Seiten des allgemeinen Lesepublicums hat Albert Einhart wenig Beachtung gefunden; er will auch nicht zu solchen sprechen, die im Halbdusel lesen wollen und literarisch genießen, wie die Amsel, die den Wurm hinunterschlenkert: ungekaut.

Seine lyrischen Gedichte sammelte Vischer im Jahre 1882 unter dem an die Kritischen Gänge erinnernden Titel: „Lyrische Gänge". In ihnen sehen wir ein getreues Lebensbild seines innern Werdens. Auch er krankt an dem Leiden der Zeit, dem Weltschmerze, der in seiner Jugend durch Heine und Andere modern zu werden begann. Sein Wesen und Treiben erscheint ihm als ein grauer Nachmittag; er weiß nicht zu sagen, ob Leben Nichts, ob Leben Etwas sei. Aber er erliegt diesem Weltschmerze nicht, im Gegentheil, er steht ihm souverän gegenüber. Manches erinnert an Heine, das Meiste aber zeigt eine ausgeprägte Eigenart. Die späteren Gedichte erinnern in ihrer Beschaulichkeit oft an den dem Dichter nahestehenden Mörike, so besonders die Lieder: Wanduhr und Amselruf. Eine eigentlich lyrische Natur ist Vischer nicht, seine Eigenart führte ihn mehr zur beschreibenden, didaktischen und satyrisch-epigrammatischen Dichtung. Damit soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß ihm hin und wieder ein echt lyrisches, stimmungsvolles und inniges Lied gelingt. Das Lied von dem Sohne, der am Bette der kranken Mutter lauscht, ob sie noch athme, das tiefgefühlte Lied an die Geliebte (S. 111), ganz besonders aber das prächtige „Auf der Eisenbahn":

> Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
> Jetzt rolle nur, Rad, und sause!
> Es geht nach Hause, nach Hause!
>
> Du kannst nicht jagen, o Wagen,
> Wie meine Pulse mir schlagen!
> Zur Geliebten sollst Du mich tragen.

sind Perlen der Poesie. Nicht nur der, welcher aus Interesse an dem Manne die Gedichte in die Hand nimmt, sondern auch der, welcher lediglich dichterischen Genuß sucht, wird Befriedigung finden.

Vischer hat ein arbeitreiches, mühe- aber auch ehrenvolles Leben hinter sich. Er gehört zu den glücklichen Naturen, auf welche das Alter keinen Einfluß zu haben scheint; wenigstens merkt man seinen letzten und allerjüngsten Werken ein Altern nicht an. Das Festspiel zur Uhlandfeier, das der Achtzigjährige schrieb, ist frisch und jugendlich, als sei ein begeisterter Jüngling der Verfasser. Möge ihm lange noch diese Frische, diese Jugendlichkeit, möge ihm der Zorn im Kampfe gegen das Gemeine bleiben, der seinem eigenen Geständnisse nach im greisen Herzen immer noch mit Jünglingsfeuer auflodert. Vischer ist von jeher ein streitbarer Mann gewesen, die Zahl seiner Feinde und Gegner ist groß. Auch wir stimmen nicht überall mit ihm überein; das hindert uns aber nicht, ihm diesen Geburtstagsgruß zuzurufen und zu bekennen: „Er ist ein Mann in des Wortes bester Bedeutung, klar im Denken und Handeln, zornig gegen das Rohe und Gemeine, ehrlich im Leben und Streben." (Im Uebrigen verweisen wir auf die nachstehende Besprechung der neuesten Auflage von Vischer's Dichtung: „Aus großer Zeit", Red.)

Bücherbesprechungen.

J. R. **Aus großer Zeit.** Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. Zweite Auflage. Tübingen, H. Laupp. 3,60 bez. 4,80 ℳ. — Diese von dem berühmten Aesthetiker und Dichter Friedrich Vischer herrührende Dichtung (1874 erschienen) liegt jetzt in neuer Auflage vor. Sie ist die erste poetische Darstellung des letzten großen Kampfes gegen Frankreich, von der man behaupten kann, daß sie ihrem Gegenstande gerecht wird und die uns Achtung eingeflößt hat. Zwar eine Dichtung allein kann man Vischer's „Aus großer Zeit" eigentlich nicht nennen; das Werk ist, weil es versificirte Geschichte bietet, eine Reimchronik (allerdings im besten Sinne des Worts) und eine Reimchronik beschränkt sich darauf, in dichterischem Gewande die Ereignisse wiederzugeben, wie sie geschehen sind, statt sie, wie ein Epos es thun soll, im Hinblick auf einen künstlerischen Mittelpunkt zu ordnen und zu beschneiden. Dafür zeichnet sich die Schilderung aber wieder durch rein dichterische Vorzüge aus, die manchem Schlachtenepos, das den letzten Krieg behandelt, fehlen: die Schlichtheit des Vortrags, die Abwesenheit jeglicher Phrase, die z. B. in den Schlachtenepen der Nachahmer Chr. Fr. Scherenberg's so üppige Blüthen treibt, die Anschaulichkeit der Erzählung, die köstliche Frische des Tons. Vischer räsonnirt eben nicht, sondern er bildet. Und zwar erreicht er dies durch Aneinanderfügen kleiner Bilder, realistischer Einzelheiten, wie er sie aus dem Gange eines Gefechts, Marsches, aus dem Lager in Feindesland genommen oder aus dem alltäglichen Leben daheim im Vaterland. Wir geben nur die Anfangsverse des Gedichts wieder, in denen der tiefe Frieden der Tage, die dem unvergeßlichen Juli 1870 vorausgingen, knapp und klar gezeichnet wird, emsige Arbeit des Alltags, der aber zugleich anzeigt, daß das deutsche Volk nicht rastet und nöthigenfalls bereit ist, den Störer seiner Ruhe mit bewehrter Hand zurückzuweisen:

> „Im Frieden lag das deutsche Land,
> Die Sonne sandte heißen Brand
> Und still geschäftig summte fort
> Der Arbeit Ton an jedem Ort;
> Der Schmied hantirt mit seinem Eisen,
> Der Musiker übt seine Weisen,
> Am Fenster sitzt das Schneiderlein
> Und fädelt seine Nadel ein,
> Und auf dem Platze spät und früh
> Der Hauptmann übt die Compagnie;
> Des Landmanns Schweiß zur Erde tropft,
> Der Bergmann im Gesteine klopft,
> Großmütterlein bewacht das Kind
> Und Alles müht sich, sorgt und sinnt."

In diesen Frieden bricht dann, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, anläßlich der Frage des spanischen Throncandidaten die Kriegsaussicht herein. Dieses Aneinanderfügen kleinen, reizvollen Details hat ja etwas Mosaikartiges an sich; man glaube aber nicht, daß das Gedicht Vischer's somit in solche Kleinigkeiten auseinanderfalle; was alle diese Bilder zusammenhält, das ist des Dichters Weitblick, der den großen Krieg immer als ein Ganzes mit wenigen energischen Erhebungen (Metz, Sedan, Kaiserproclamation) auffaßt, und seine kräftige nationale Empfindung, deren freudiger Optimismus so wohlthuend absticht gegen die ängstliche Schwarzseherei, die wenige Jahre später unter dem Drucke entarteter Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens selbst Jüngere ergriff. Dieser Pessimismus ist jetzt ja wieder im Schwinden; trotzdem thut es wohl und noth, solchen frisch zuversichtlichen Ausblick in die Zukunft bei einem Jüngling im Silberhaar gewahr zu werden. Wir empfehlen die Reimchronik Vischer's auch in dieser neuen Auflage der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlichst. Die dichterischen Arbeiten Vischer's (z. B. sein dritter Theil des Faust) sind nicht so bekannt geworden, wie seine ästhetischen Schriften, wenigstens in der großen Masse; vielleicht lag das daran, daß sie den Namen ihres Schöpfers nicht auf dem Titelblatt trugen; vielleicht aber auch an der gänzlich veralteten Ansicht, die leider immer noch Boden im Publicum hat, daß ein guter Theoretiker nicht auch ein guter Praktiker sein könne. Warum denn?

—e— **Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten** von Dr. P. Wessel, Oberlehrer am Gymnasium zu Küstrin. 1. Heft. Das Mittelalter. 1. Periode. Bis zum Untergange der Staufen (bis zur Vollendung der päpstlichen Weltherrschaft). Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1886. — Nach der Ansicht des Verfassers thut dem Geschichtsunterrichte außer wissenschaftlicher Genauigkeit vornehmlich eine einfache Gruppirung des Stoffes, Hervorhebung leitender Gesichtspunkte, praktische Auswahl der Details, insbesondere auch Anschaulichkeit der geographischen Verhältnisse noth, und auf diese Punkte hat derselbe bei Bearbeitung des vorliegenden Lehrbuches sein Hauptaugenmerk gerichtet. Er fügt „dem Texte, der für sich allein vollkommen verständlich ist und in minder bedeutenden Partien kaum erweitert zu werden braucht" zahlreiche Anmerkungen bei, welche dem Schüler interessante Einzelheiten, erläuternde Beispiele

und zum Verständniß nöthige Aufklärungen darbieten, ohne aber den Anspruch auf feste und dauernde Einprägung zu erheben. Auf die geographischen Bestimmungen ist um deswillen besondere Sorgfalt verwendet worden, weil „die politische Geschichte ohne Exactheit in denselben ein Nebelbild bleibe und die geringen Leistungen mancher Schulen im Geschichtsunterricht in erster Linie auf mangelhafte geographische Kenntniß und Anschauung zurückzuführen seien". Es liegt darin viel Wahres. Auch stimmen wir dem Verfasser von unserem Standpunkte aus gerne bei, wenn er behauptet, es komme Alles darauf an, für die weltbewegenden Persönlichkeiten und Ereignisse, die einen detaillirten Vortrag verlangen, ausreichende Zeit zu gewinnen. „Ist derselbe lebendig und eindrucksvoll," heißt es im Vorwort, „so haftet von den Einzelheiten genug im Gedächtniß, was in der folgenden Stunde seiten der Schüler wiedergegeben werden kann. Mag dann späterhin Vieles verloren gehen, das Beste des Geschichtsunterrichts, der **sittliche** Eindruck, den Begebenheiten und Personen zurücklassen, bleibt für das ganze Leben." Die Frage ist nur, ob das auch in typographischer Hinsicht gut ausgestattete und mit einigen instructiven Kärtchen versehene Lehrbuch, wenn es den Beifall der mit dem Geschichtsunterrichte betrauten Fachmänner fände, in unseren höheren Lehranstalten würde zur Einführung gelangen können. Denn — so viel uns bekannt — weisen die für die sächsischen Gymnasien und Realgymnasien maßgebenden Lehrordnungen der Prima nicht die Behandlung der mittelalterlichen, sondern die der neueren Geschichte zu.

— Die im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erscheinenden „**Meisterwerke der Holzschneidekunst**" rechtfertigen auch in ihrem IX. Bande, von welchem uns die ersten sechs Lieferungen (Nr. 97—102) vorliegen, ihren Ruf als eine der besten Publicationen in der Reihe der wohlfeileren illustrirten Lieferungswerke. Wie bisher, so hat die Leitung des Unternehmens auch dieses Mal den Wünschen der Beschauer in dankenswerther Weise Rechnung getragen, mit der Entwickelung zeitgenössischer Kunst gleichen Schritt gehalten. Neben vereinzelten Reproductionen nach Werken älterer Meister — Rubens' „Gastmahl des Herodes" aus dem Besitze Hermann Linde's in Neuyork — und besonderen Lieblingsschöpfungen des Publicums, wie Paul Martin's „Idylle", begrüßen wir hier freudig eine Reihe von Werken, die auf der Berliner Jubiläumsausstellung als Hauptvertreter moderner Kunstrichtungen angesehen werden durften. Das Können unserer decorativen Plastik ist durch die vier Vestibülgruppen des Ausstellungsgebäudes charakterisirt, die Richtung selbständigen plastischen Schaffens durch Eberlein's „Dornauszieher", F. Kühn's „Ganymed", Herter's „Aspasia", E. Hübner's „Frithjof" und Siemering's „Germania" für das Leipziger Siegesdenkmal. Alma-Tadema's „Sappho", Bokelmann's „Spielbank in Monte Carlo", Stoltenberg-Lerche's „Seemannsgeschichten", J. Wopfner's „Verfolgung eines Wilderers", H. Dahl's „Heuboot", Wahl's „Zu spät!", Grützner's „Schlesischer Zecher" und die Thierstücke Kröner's und Deiker's sind prächtige Typen für gesonderte Kunstbestrebungen und Künstlerindividualitäten. Selbst der industriell verwerthete Fortschritt unserer bautechnischen Leistungsfähigkeit bleibt unvergessen: eine Zeichnung Theuerkauf's vergegenwärtigt das „Innere der Centralmarkthalle in Berlin". — So tritt ein historischer Werth zu der rein künstlerischen Bedeutung dieser „Meisterwerke" der Holzschneidekunst hinzu. Auch dieses alten Ruhmestitels zeigen sich die neuen Lieferungen würdig, wenn auch nicht alle Holzschnitte auf gleichwerthige Vollendung Anspruch machen dürfen. Neben den zahlreichen stolzen Blättern, welche im Wetteifer mit anderen zum Theil mechanischen Reproductionsarten die coloristische Wirkung des Originals wiederzugeben suchen, behaupten die beiden anmuthigen Schnitte nach **Zeichnungen Ludwig Richter's** und **E. Hasse's** einen wohlgeschätzten Platz. Vielleicht sieht sich die Verlagshandlung veranlaßt, in den folgenden Lieferungen durch zahlreiche Reproductionen nach tüchtigen, für den Schnitt berechneten **Zeichnungen** den alten deutschen Holzschnitt auch in dieser ihm eigenthümlichsten Art wieder zu Ehren zu bringen. a.—

o. **Antichrist.** Drama in fünf Acten von **Adam Rame.** Leipzig, Johannes Lehmann Nachfolger Fr. Richter, 1886. 126 S. — Ein Antichrist, der zwar Gott und die Freiheit leugnet, aber für reine Liebe empfänglich ist, der zwar durch seine Ideen einen furchtbaren Umsturz aller Ordnungen herbeiführt, aber, zum Tode verurtheilt, im Gefängniß zur Erkenntniß seines Irrweges kommt und Gott wieder findet, entspricht, auch wenn er lange Zeit im Bunde mit dem Teufel erscheint, doch nicht recht der Idee, die in der Gemeinde vom Antichrist vorhanden ist. Unseres Erachtens müßte das Dämonische in dem Drama in noch ganz anderer Weise zur Darstellung gebracht werden, als es geschehen ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß es dem Verf. an Phantasie, dichterischer Gestaltungskraft und Formengewandtheit mangelte. Es finden sich manche Stellen in dem Stück, die von Schwung und Kraft des Gedankens wie von Schönheit der Form Zeugniß geben. Aber freilich der Zwiespalt zwischen dem gigantischen Gegenstande und der Ausführung wird trotzdem nicht ganz verdeckt, und um so mehr drängt sich dem Leser die Empfindung dieses Zwiespaltes auf, als Verf. offenbar durch den Goethe'schen Faust zu seiner Schöpfung angeregt worden ist und als sein Werk eine Vergleichung mit demselben nahelegt.

f. **Jagdliche Rundschau.** Rückblick auf wissenswerthe und interessante Vorkomnisse auf dem Gebiete der Jagd, Kynologie und Waffenkunde während des Jahres 1885/86. Herausgegeben von **Franz Krichler** und **Oskar Stein.** Berlin 1887. Wilhelm Baensch Verlagshandlung. — Jede Wissenschaft, jede Kunst und jedes Gewerbe, ja fast jedes Gebiet menschlichen Wissens ist im Besitze eines Centralblattes, welches gewöhnlich in Form eines Jahresberichtes alljährlich auf dasjenige einen Rückblick wirft, was auf dem betreffenden Gebiete erstrebt und erreicht worden ist, und alles das zusammenstellt, was irgend Wissenswerthes und Erwähnungswerthes sich in seinem Kreise zugetragen hat und was die Fachblätter der eigenen und verwandten Gebiete gebracht haben. Dem Leser eines derartigen Rückblicks wird in übersichtlicher Form und in gedrängter Kürze Nachricht von Allem gegeben, was für ihn von Interesse ist, und er erspart auf diese Weise Kosten und die Mühe, die gesammte Fachliteratur selbst durchzuarbeiten, um auf dem Laufenden zu bleiben. Einen solchen Jahresbericht für Jäger und Jagdliebhaber bietet die „Jagdliche Rundschau", indem sie in drei Theilen, welche Jagd, Kynologie und Waffenkunde behandeln, auf das hinweist, einen Rückblick auf alles das wirft, was im verflossenen Jahre auf diesen Gebieten vorgegangen ist und von dem voraussichtlich manches Wissenswerthe unbekannt blieb. Die Verfasser der „Jagdlichen Jahresberichte" bieten in ihrem ersten Jahrgang ein reiches und gut geordnetes Material und da sie bestrebt sein werden, die Rundschau fortgesetzt zu erweitern und zu verbessern, dürfte es ihnen auch nicht an Lesern unter den Freunden der grünen Farbe fehlen.

J. R. **Neie Geharnischte Sonetten** in meeglichster Gemiethlichkeet gedichdet vom jetzigen **Rendjeh Meisgen** in Dräsen. Leipzig, Karl Reißner. 1 ℳ. — Die hier zusammengestellten Sonette, fast hundert an Zahl, mit denen ein neuer Dichter der sächsischen Mundart auf dem literarischen Plane erscheint, über dessen Werth sich freilich jetzt noch kein Urtheil fällen läßt, leiden zum Theil an dem Mangel eines bedeutenden Gegenstandes; die Stoffe, die besungen werden, und die Mißstände, gegen die der anonyme Verfasser polemisirt, sind vielfach (z. B. S. 28, 32, 73 ff.) belanglos und wol selbst für den Ort, von dem sie ausgehen, für Dresden, kaum von großem Interesse. Wo jedoch ein allgemeiner fesselndes Thema angeschlagen wird, da muß man zugestehen, daß der Autor ganz gesunde Ansichten entwickelt, wie in dem den Balkanwirren gewidmeten Sonett, aus dem als besonders zeitgemäß wir hier den Schluß anführen:

> „Ee eenz'ger Ausweg wärd sich da blos finden, —
> Vom Leib Eirobens reißt den beesen Lappen,
> Wonach se gierig wie de Geier schnappen,
> Macht änne **Insel** aus den **Balkanländern!**
> Hernachens wärd sich gleich die Lage ändern,
> Dann meegen die Bulgaren, Griechen, Serben
> Sich ungesteert die dicken Heite gerben."

Unter der Rubrik „Solid'sches und Badriod'sches" befindet sich überhaupt viel treffend Gesagtes; so steht S. 41 und 49 eine scharfe Kritik des Terrorismus, den die reichsfeindlichen Parteien im Reichstage ausübten, und des guten Tons, der daselbst herrschte, — satirische Pfeilschüsse, die zum Glück seit dem 21. Febr. so ziemlich ziellos geworden sind. In dem Abschnitt „Närr'sches und Butziges" wendet der Verfasser sich in mehreren gelungenen Nummern gegen Schäden unsres gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens, gegen die Prüderie (S. 72), die Ausartungen der Herrenmode (S. 74), die vielen Kneipen (S. 88), die trotz der „schlechten Zeiten" (S. 92) entstehen u. s. f. Die Form der Sonette ist eine flüssige. Inwieweit das Mundartliche Anspruch auf Richtigkeit erheben kann, ob die Schreibweise die rechte ist, bleibe dahingestellt. Zum wenigsten müßte die letztere eine gleichartige sein, was aber (man vergleiche z. B. das Titelblatt mit dem Umschlag) nicht immer der Fall ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 52. Sonnabend, den 2. Juli. 1887.

Ein Brief Christian Fürchtegott Gellert's.

Zu Gellert's Geburtstag
mitgetheilt von Th. Distel in Dresden.

Der am 4. Juli wiederkehrende Geburtstag unseres frommen Landsmannes, Christian Fürchtegott Gellert, veranlaßt mich, heute einen beachtenswerthen Brief desselben, welcher sich in der Landesbibliothek zu Cassel (Man. hist. litter. 15 Nr. 1) befindet, mitzutheilen. Das sauber geschriebene Original (in IV°) wurde nach einer bei demselben liegenden Notiz von einem „Major Weiß" dem genannten Institute geschenkt und soll an „einen 1758 in Cassel lebenden französischen Obristen" gerichtet sein. Das fragliche Schreiben lautet wörtlich also:

„Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr Obrister,

Meine Lieder haben Ihnen so wohlgefallen, daß Sie sogar einige davon übersetzet; dieses ist sehr viel Ehre für mich und noch mehr für Ihren Charakter und Ihren Stand. Es ist wahr, ich kann als ein Deutscher von der Güte einer französischen Uebersetzung nicht urtheilen; aber Ew. Hwgb. wollen auch von mir nicht wissen, wie schön, sondern ob sie getreu und richtig übersetzet haben; und ich antworte Ihnen hierauf, daß Sie das Original mit besonderer Treue ausgedrückt haben.

Überhaupt bewundre ich an Ihrer Übersetzung das Verdienst der überwundnen Schwierigkeit; denn in ebendasselbe Versmaaß und beynahe Zeile für Zeile zu übersetzen: o wie unendlich schwer ist das! Es ist nicht möglich allen Zwang zu vermeiden; so wie es nicht möglich ist, in schweren Fesseln ganz frey einherzugehn; aber dennoch haben Ew. Hwgb. mehr geleistet, als man in diesem Falle von dem Poëten hoffen kann.

Wenn der vorige französische Prediger bey der hiesigen reformirten Kirche[1]) noch zugegen wäre, der ein trefflicher Kenner seiner Sprache und ihrer Poësie und ein großer Freund meiner Lieder war: so würde ich im Stande seyn, Ihnen einige Kriticken [sic!] zu überschreiben, die Ihnen weit angenehmer seyn würden, als mein ganzer Beyfall. Allein dieser wackre Mann lebt itzt in Paris und sieht seinem Tode an einer langwierigen Krankheit entgegen. Finde ich indessen noch einen Kenner der französischen Poësie, der bey der Einsicht Bescheidenheit besitzet: so werde ich ihm Ihre Übersetzung mittheilen und sein Urtheil melden. Übrigens danke ich Ihnen, gnädiger Herr Obrister, auf die verbindlichste Art für die Mittheilung Ihrer drey Übersetzungen; und wie sollte ich die Arbeit eines Mannes nicht verehren, der diejenigen Stunden, die andre von seinem Stande oft einem rauschenden Vergnügen aufopfern, nicht bloß der Poësie sondern sogar der geistlichen Poësie widmet und dadurch vielleicht manch edles Herz in Bewegung setzet. Möchten doch viele Officiere durch Ihr rühmliches Beyspiel zu der Liebe der Wissenschaften und der Religion ermuntert werden. Ich wünsche es von Herzen und verharre mit vollkommenster Ehrerbietung und Dankbarkeit

Leipzig, den 29. December 1758.

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden
gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

[Postscriptum:] Die Erinnerung des Todes[2]) halte für das schönste Stück, wenigstens nach meiner Empfindung; aber der Stolz[3]) gefällt mir auch besonders."

[1]) Gemeint ist Jes. Louis Pajon, geb. 21. Juni 1725 zu Paris, seit 23. März 1752 an der reformirten Kirche zu Leipzig; er starb erst am 24. Juli 1799 zu Berlin. — [2]) Vergl. Gellert's Schriften (1784) II, 113. — [3]) Ebenda S. 48.

Der Mailänder Dom und seine Façade.

Von Max Junghändel.

Ueberwältigend, phantastisch ist der Gesammteindruck des Mailänder Domes; gewaltig ist seine Masse: ein ganzes Gebirge, herbeigeschafft aus den Brüchen von Gandaglio und Baveno. Zauberisch ist die Fülle von Bildwerken, Baldachinen, von Hunderten aus den Pfeilern hervorwachsenden, mit Figuren und Figürchen geschmückten Fialen und von Tausenden die Dächer krönenden, lichtverklärten Wimpergen. Welch' reizvolle Wirkung in der originell aufgebauten, röthlich schimmernden Kuppel, jenem Weihgeschenk des Renaissancehumors am Grabe der verblichenen Gothik! Staunend bewundert man den Geist, die Phantasie und die Arbeitskraft, die in verschwenderischer Weise über diesen Bau ausgegossen sind. Wahrlich, eine der erhabensten Incarnationen politisch-monumentalen Hochgefühls! Ein Werk jenes hochstrebenden, gewaltthätigen Gian Galleazo Visconti, der nach Ermordung seines Oheims Barnabo die Gewalt an sich riß und dem man nachsagt, daß er nichts Geringeres im Sinne trage, als sich die Krone Italiens aufs Haupt zu setzen. Als dauerndes Symbol seiner uneingeschränkten Macht beschließt er kurz nach Antritt seiner Herrschaft um 1380 den Bau „der größten und prächtigsten Kirche der Christenheit, die gegen das ganze Alterthum in die Schranken treten soll".*)

Die gewaltigen Dome Frankreichs und Deutschlands zum Vorbild nehmend, übertrug er den Bau italienischen Künstlern, den Campionesi, einer alten Baugenossenschaft am Comer See angehörend. Diese gestalten die Plandisposition und den Aufbau derselben nach italienischen Anschauungsweisen und Constructionsprincipien, sowie den localen Verhältnissen entsprechend um und beginnen den Bau um 1385. Es mag aus den Institutionen der Baugenossenschaft resultiren, nach welchen jedes einzelne Mitglied derselben trotz etwaiger hervorragender Eigenschaften in der Gesammtheit der übrigen Mitglieder aufgehen mußte, daß uns kein Name des eigentlichen Schöpfers des Baues aus dem Dunkel der ersten Anfänge entgegentritt. So lange der

*) Urkunde von 1490.

Bau in den Fundamenten lag, tauchten über die Richtigkeit der Dispositionen keine Zweifel auf, in dem Maße jedoch, als die Mauern und Pfeiler emporwuchsen und die räumliche Ausdehnung auch dem Laienauge faßlich wurde, trat die Besorgniß ein, ob diese scheinbar dünnen Pfeiler und Widerlager auch im Stande sein würden, den enormen Schub der Gewölbe und die Last des Oberbaues zu tragen. In den kritischen Stadien des Baues erfolgten dann mehrfach Berufungen deutscher und französischer Meister. So begegnen wir denn von 1390 ab in den bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts reichenden „Annali della fabbrica del Duomo“*) unausgesetzt den Namen deutscher Meister, welche mehr oder weniger auf die Gestaltung des Baues Einfluß gehabt haben. Nach einander erscheinen Johann von Freiburg, Heinrich von Schwäbisch-Gemünd, Ulrich Ensinger, der Meister des Ulmer Domes, Wenzeslaus von Prag, Johann Rezemberger von Gratz und eine große Reihe deutscher Steinmetzmeister und Bildhauer am Bau. Die genaue Verfolgung der Geschichte ergiebt, daß die Dauer der Thätigkeit der einzelnen Meister oft eine nicht allzu lange war und daß diese nicht, wie behauptet wird, entlassen werden mußten, vielmehr freiwillig auf die Ausführung des Baues verzichteten, als dieselbe gegen ihre innere Ueberzeugung zu leiten. Die künstlerische Entwickelung des Baues war trotz vieler Wechselfälle eine stetig fortschreitende bis zu den großen Katastrophen der Pest, wo dieselbe gewaltsam unterbrochen wurde. Nachdem noch Omodes und Dolcebuono in der Zeit von 1490 bis 1510 die Kuppel in der überaus charakteristischen Formengebung des Domes errichtet, nahm 60 Jahre später, nach der Pestzeit, Pellegrino Pellegrini da Valsolda nicht Anstand, auf Befehl des Cardinal-Erzbischofs Carlo Borromeo dem ehrwürdigen gothischen Dome eine Façade in den Formen der Hochrenaissance zu geben. Zweifellos wäre dieselbe infolge des energischen Eingreifens des nachfolgenden Cardinals Federico Borromeo auch vollständig zur Ausführung gelangt, hätte nicht ein, an sich unbedeutendes Ereigniß, der Bruch einer großen, für die Façade bestimmten Granitsäule auf dem Transporte vom Bruche, eine Unterbrechung des Baues herbeigeführt, welche durch den bald nachher erfolgten Tod Borromeo's über 20 Jahre andauerte. Aus der Zeit des letzteren stammen die 5 Portale und die 2 Fenster auf der linken Seite.

Hoch verdienstvoll für seine Zeit griff 1645 der Architekt Carlo Buzzi bewußt auf die ursprüngliche Formengebung des Baues zurück, wählte an Stelle der von Pellegrini geplanten Säulen Pfeilervorlagen und bildete diese wie die oberen Fenster und die Giebel in gothischen Formen aus. Er behielt jedoch die in ihrer Art werthvollen Portale und Fenster Pellegrini's bei. Auch sein Entwurf gelangte nur theilweise zur Ausführung infolge der Intriguen und Ränke seiner Gegner. Wol kein anderer Bau der Welt ist in der Weise unter fortgesetztem Hader und Streit entstanden und fortgeführt worden, wie der Mailänder Dom. Wie die Geschichte lehrt, hat bis in die neuere Zeit immer ein Meister dem anderen die Stellung streitig zu machen versucht, war jeder Leiter des Baues den hämischsten Angriffen ausgesetzt. Jahrzehnte, Jahrhunderte sind in Berathschlagungen, Debatten und Planungen über die Art und Weise der Fortsetzung des Baues und den zu wählenden Stil verbracht worden. Es sind uns von der Façade allein ca. 65 Pläne überkommen, deren Studium von höchstem Interesse ist und Aufschluß giebt über das Problem der Façadengestaltung und die hierzu geeigneten Motive in ihren Variationen und Combinationen.

Hoch beachtenswerth sind aus dem 18. Jahrhundert die Pläne eines Merlo (1746), eines Leopold Pollack, Wien (1787), eines Felix Soave (1791), welche alle bestrebt sind, die Façade mit Beibehaltung der Pellegrini'schen Thüren und Fenster in gothischer Formgebung auszubilden, und sind ihre Pläne maßgebend geworden für die Gestaltung der jetzigen Front.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts findet plötzlich das resultatlose, jahrhundertlange Berathschlagen ein Ende. Wie überall, so war es auch hier der gewaltige Corse, welcher Wandel schuf. Trotz der kriegerischen Wirren findet Napoleon Zeit, sich des Domes anzunehmen, sei es nun aus Kunst- oder Staatsinteresse. Im August 1797 befiehlt er die Summen festzustellen und aufzubringen, welche für die Vollendung der Façade erforderlich sind. Acht Jahre später, am 20. Mai 1805, kurz nach seiner Krönung in Italien, schlug er mit einem Machtspruch den gordischen Knoten durch, dessen Lösung drei Jahrhunderte lang nicht glücken wollte. Er ordnete an, daß der Bau schleunigst und mit Innehaltung der größten Sparsamkeit zu beginnen und vollenden sei. In kürzester Zeit werden sodann die Vorarbeiten erledigt, die Pläne von Zanoia di Omegna und Carlo Amati genehmigt und die Façade hiernach in der Zeit von 8 Jahren ausgeführt. Sie spiegelt seltsam den Despotismus ihres caesarischen Urhebers wieder. Die Portale und Fenster des XVI. und die Strebepfeiler des XVII. Jahrhunderts müssen sich vereinigen mit der ausdruckslosen, nüchternen Gothik der oberen Fenster und Bekrönung aus dem XIX., ein Conglomerat von sich widerstrebenden Linien und Formen, das unschön, fast häßlich wirkt: das durch ein wandelvolles Geschick entstellte Gesicht eines Edelgeborenen, dessen gemischte, harte Züge nicht der Ausdruck seines Charakters, sondern die Folge der Rohheit und Unvernunft seiner Erzeuger und Leiter sind.

Dies Alles fühlte man sofort nach der Enthüllung der Façade im Jahre 1813 und trug sich alsbald wieder mit Plänen für ihre Neugestaltung. Aber erst in neuester Zeit ist es zu einer ernstlichen Erörterung derselben gekommen. 1883 fand an der Akademie der Brera eine akademische Concurrenz statt, aus welcher die bemerkenswerthen Entwürfe der Professoren Ferrario, Beltrami und Moretti hervorgingen. Infolge eines Vermächtnisses von 800 000 Lire des 1884 verstorbenen Mailänder Patriciers Aristide de Togni für die Neugestaltung der Domfaçade mit der Bedingung, daß diese innerhalb 20 Jahren zu erfolgen habe, ist das Todesurtheil über die jetzige Façade gesprochen. Mit großem Interesse nahm im Vorjahre die kunstgebildete Welt von dem ersten Schritt, dem Ausschreiben eines internationalen Wettbewerbes, Kenntniß und mit noch größerem verfolgte sie den Verlauf des soeben beendeten I. Theiles desselben. 128 Entwürfe waren aus allen Theilen Europas und Amerikas und sogar aus Asien (Turkestan) eingesandt und im Monat Mai bis Mitte Juni in den oberen 12 Sälen der Mailänder Akademie ausgestellt worden. Fast verwirrend war die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der mit bestem Takte ohne Rücksicht auf Qualität und Nationalität nach der Reihenfolge der Eingabe aufgehängten Projecte. Wie bei allen größeren Concurrenzen mit schrankenlosen Bedingungen fehlte es natürlich nicht an Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantasie, wie andererseits an den herrlichen Offenbarungen des bewußtvoll schaffenden Genies. Hier hängen die kindlichen Entwürfe zweier Priester, dort die sechs großen ernstes Studium und höchste Meisterschaft verrathenden Tafeln des bewährten Meisters; neben den einfachen, flotten Bleistiftskizzen die soliden, sicheren Federzeichnungen; gegenüber den schlichten, einfarbigen Blättern des alternden italienischen Meisters die kecken, mit höchstem Raffinement in Aquarell, Tempera und Oel gemalten Perspectiven des jüngeren deutschen Fachgenossen.

Groß sind durchgehends die Opfer an Zeit und Kraft, welche man der Aufgabe gebracht hat; einzelne Bewerber haben in nicht weniger als 10, ja sogar 15 Projecten die Lösung des Problems angestrebt. Schwieriger ist wol auch selten ein Problem gewesen. Die große Breite der Façade von 65 m gegenüber der geringen Höhe von 48 m, die große Differenz in den Höhen der Schiffe und die daraus folgenden unglücklichen Verhältnisse der Silhouette sind Schwierigkeiten für die Gestaltung, die erhöht werden durch die noch immer offenen Fragen: welche der am Bau vertretenen Epochen für letztere maßgebend sein soll, wie viele Portale, ob drei oder fünf, anzuordnen und ob zur Erzielung einer besseren Höhenwirkung Thürme zulässig sind.

Es ist schwer, sich darüber Rechenschaft zu geben, von welchen Principien die Künstler, bewußt oder unbewußt, bei ihrer Arbeit geleitet werden mochten. Nach eingehenden Vergleichen krystallisiren sich allmälig zwei Grundprincipien heraus. Sie wurzeln in den beiden Auffassungen, welche augenblicklich über den Ursprung und Charakter des Domes herrschen.

Die eine Auffassung, deren competentester Vertreter Oberbaurath Frhr. v. Schmidt ist, bezeichnet den Dom in seinem gesammten Organismus als ein Werk lombardischer Künstler, als Typus ihres bis zur höchsten Vollendung gebrachten Bausystems, und nur seine Detailbildung und sein Ornament als vom deutschen und französischen Formenschatz beeinflußt*); die Anhänger dieser Auffassung betrachten die Façade einfach als Stirnwand einer italienisch-gothischen Basilica

*) Publicirt auf Veranlassung der Dombauverwaltung 1875 bis 1885, eine wahre Fundgrube für die staatlichen, socialen und künstlerischen Verhältnisse Mailands von 1390—1872.

*) Abdruck in extenso des hochinteressanten Vortrags von v. Schmidt's auf der Jahresversammlung deutscher Ingenieur- und Architektenvereine zu Frankfurt in der „Wochenschrift des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins“ und der „Schweizerischen Bauzeitung“.

und lassen dann entsprechend dem Charakter derselben die Façade nicht als Schwerpunkt, sondern nur als Fortsetzung der Seitenfaçaden, als symbolischen Ausdruck der constructiven und räumlichen Idee des Gebäudes gelten. Sie bilden sie aus mit strenger Festhaltung der gegebenen Bedingungen, der Eintheilung des Grundplanes wie der Höhen des Aufbaues und mit Rücksicht auf die traditionell gewordenen Hauptlinien des Gebäudes. Für die Bekenner dieser Ansicht (und es sind zufolge der Autorität v. Schmidt's viele Deutsche) ist die Anordnung von Thürmen unmöglich, weil diese die dem Dom charakteristische Homogenität der Massen im Grundplan und den basilicalen Charakter der Façade zerstört. Sie beschränken sich auf eine Wiederholung der in den Seitenfronten, insbesondere den Kreuzschifffaçaden gegebenen Motive und suchen die Höhenwirkung durch geschickte Vertheilung der Massen und des Schmuckes zu erreichen.

In diesem Sinne gebildet ist vor Allem bemerkenswerth das Project des Professors am Mailänder Polytechnikum, Luca Cav. Beltrami. Mit mathematischer Schärfe, unter Berücksichtigung der ästhetischen, constructiven und historischen Verhältnisse begründet dieser in seinen umfangreichen Berichten die getroffenen Anordnungen. Die ganze Façade athmet eine seltene Vornehmheit. Die mittlere Partie in der Breite der drei Hauptschiffe ist als Risalit hervorgehoben und betont worden durch die Anordnung dreier reicher, eigenartig schöner Portale, durch ein mächtiges Mittelfenster und einen vielgestaltigen Bekrönungsschmuck von Figuren, Baldachinen und Wimpergen, sowie durch den Contrast der einfach gehaltenen, als Flügel wirkenden Seitenschiffe. Die Arbeit zwingt Jedem die höchste Beachtung ab und giebt Zeugniß von dem hohen Talent und dem eingehenden Studium ihres feingebildeten Verfassers. Genial ist ferner dessen Idee, die alten Renaissancearchitekturen der Façade in einem, neben dem Dome, in der Axe der Galerie Vittorio-Emanuele zu errichtenden Campanile zu verwenden. Eine glücklichere Verwendung konnten diese an sich werthvollen Theile nicht finden und ist der vorgelegte Entwurf vielleicht das Bestechendste, was dieser Wettkampf hervorgebracht hat.

Aehnlich in der Plandisposition ist der Entwurf von Heinrich Nordio, Triest. Auch hier ist durch drei reiche Portale und bedeutungsvollen Krönungsschmuck die mittlere Partie betont, doch wird die schöne Höhenwirkung nicht erreicht. Das Detail erscheint, wie bei allen Projecten der Wiener Schule, durch die Weise der Darstellung etwas hart. Der obere Abschluß wirkt durch die verschiedene Steigung der Wimperge und den zu steilen Giebel des Mittelschiffs ungünstig.

Von gleich vornehmer Erscheinung ist das Project von Weber, Wien. Das Hauptportal mit dem darüber liegenden großen Fenster, für welche der Autor in St. Pierre zu Laon ein ansprechendes Vorbild gefunden hat, wirkt reich, findet jedoch kein Gegengewicht in dem schmucklos gebliebenen Giebel des Mittelschiffs.

Besonderes Interesse beanspruchen die Entwürfe von Prof. Ferrario, welcher sich bereits seit den 60er Jahren mit Plänen für den Dom beschäftigt. Sie sind zweifelsohne die beststudirtesten Arbeiten des Wettbewerbes. An keinen anderen Projecten zeigt sich eine derartige Beherrschung der eigenartigen Formengebung des Domes. Die auf losen Blättern beigegebenen Studien und Skizzen zu Portalen und Fenstern sind das Beste, was jemals im Sinne der Domarchitektur geschaffen wurde.

Der jetzige Dombaumeister Cesa-Bianchi bietet ebenfalls eine ganze Reihe von Projecten und schließt sich in einigen derselben der Auffassung dieser Gruppe an. In genialer Freiheit verbindet er in seinen Projecten nordische und italienische Façadenbildung, indem er an Vorbilder wie St. Urbain, Troyes und den Straßburger Dom anknüpfend, der Façade gleichsam eine zweite, in keck durchbrochenem Netz- und Gitterwerk frei aufschießender steinerner Stäbe vorlegt. Er erzielt damit einen großen Reiz der Façade, wahrt jedoch nicht den Charakter des Domes. Im Projecte „Scuola Campionese" versucht er mit nicht viel Glück die Einfügung eines großen Radfensters.

Letzteres Motiv findet eine bessere Verwendung und Ausbildung in dem ersten Projecte des noch jungen, aber sehr talentvollen Giuseppe Locati. In einem zweiten versucht er die Lösung mit einem großen Mittelfenster im Sinne der Chorfenster. Die Projecte leiden an einer Ueberfülle von Detail und Figuren rc., außerdem ist die Härte der Winkel, welche durch die aufsteigenden Linien des Mittelschiffes und die horizontalen Bekrönungslinien der Abseiten entstehen, keineswegs gemildert.

Bemerkenswerth sind in dieser Gruppe noch die prämiirten Entwürfe von Prof. Gaetano Moretti, Giuseppe Brentano und Prof. Assolini. Ersterer bietet ein sehr tüchtig durchgearbeitetes Project, Brentano lehnt sich etwas an den Entwurf Beltrami's vom Jahre 1883 an und wetteifert mit diesem in Größe der Auffassung.

Eine besondere Stellung nimmt das Project von Ludwig Becker, Mainz, ein. Der Façade, nach dem vorentwickelten Princip gebildet, ist in der Breite der drei Mittelschiffe eine Vorhalle vorgelegt, die sich in ihrer überaus charakteristischen Gestaltung sehr glücklich dem Organismus des Gebäudes einfügt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß dieselbe bei einem nahen Standpunkt die ganze mittlere Partie überschneidet und die geschlossene Massenwirkung der Façade stört. Im Uebrigen bekundet die Arbeit, welche schon durch ihre elegante Darstellung Beachtung verdient, das hohe Talent und das feine Formgefühl ihres Verfassers. Sie ist zweifellos eine der besten des Auslandes.

Die andere maßgebend gewordene Auffassung über den Ursprung und Charakter des Domes, als deren berufenster Verfechter der Director der Mailänder Bauakademie, Prof. Camillo Boito gilt, geht dahin, daß der Mailänder Dom seiner Plandisposition nach nicht italienischen, sondern nordischen Ursprunges, der leibliche Bruder — fratello carnale*) — des Kölner Domes sei. Man bezieht sich hierbei auf einen alten, vergilbten, im Archivio civico befindlichen Grundplan, welcher noch die Anordnung des centralen Kapellenkranzes am Chore rc. zeigt und sich somit direct an nordische Vorbilder anlehnt. Sonach wäre der Mailänder Dom ein ursprünglich nordisch-gothischer, der durch die Campionesi gemäß ihrer nationalen Kunstanschauungsweise entsprechende Aenderungen und Amputationen erfahren hat. Nach dem Princip der nordischen Gothik bildet nun die Façade ein Monument für sich, in ihr ruht der Schwerpunkt, gipfelt sich der monumentale Effect des Gebäudes. Sie erhebt sich von den Schiffen in Proportionen, die ihr den Anschein eines selbständigen Haltes geben und darf in diesem Falle auch ihre eigene Bekrönung haben. Sie ist nicht gebunden an die stricte Wiederholung der in den Seitenfronten auftretenden Motive, sondern kann eigene entwickeln. Um die aufsteigende Tendenz des Baues in höchster Instanz noch einmal auszusprechen und um dem hochragenden Mittelschiff durch zwei mächtige Flankirungen einen Rahmen und den unselbständigen Seitenschiffen einen Abschluß zu schaffen, ist für sie das in der langen Reihe nordischer Kathedralen angewendete Motiv der Thürme gleichsam heilig geworden.

Es ist begreiflich, daß die zweitgenannte Auffassung ungleich mehr Anhänger gefunden hat als die erste und daß eine große Anzahl hervorragender Projecte eingereicht wurden, die nach diesem Princip entwickelt sind.

Am besten läßt sich die Anwendung des Thurmmotivs in den drei Arbeiten des bereits genannten G. Moretti studiren, welche die drei möglichen Hauptvariationen, einen Thurm in der Hauptaxe, zwei Thürme in den Axen der inneren und zwei in den Axen der äußeren Schiffe, aufweisen. Es ist ersichtlich, daß die erste trotz der schönen Durchbildung des etwas hohen Thurmes nicht opportun ist; ungleich besser ist das Project mit den mäßig hohen gut entwickelten Thürmen über den ersten Jochen der inneren Schiffe. Es ist jedenfalls auch dem dritten Project, mit Thürmen über den ersten Jochen der äußeren Seitenschiffe, vorzuziehen, welches durch die Ueberfülle von Figuren und den Aufbau über dem Mittelschiff bizarr wirkt.

Als eine charakteristische Lösung dieser Gruppe muß die Façade von Hartel & Neckelmann, Leipzig, mit zwei Thürmen in der Fronte der hervorgezogenen drei mittleren Schiffe gelten. Die reich ausgebildete Portalpartie, die ruhige Fläche darüber mit dem dominirenden Mittelfenster, die prächtige, aus den am Bau vorhandenen Horizontalen entwickelte Bekrönung und die sich vorzüglich in die Gesammterscheinung einfügenden Thürme, das Alles vereinigt sich hier zu einer großartigen Wirkung, die durch den Contrast der einfach behandelten, horizontal abgeschlossenen Seitenschiffe nur gesteigert wird. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß der geplante Vorbau am Hauptportal in der Art der Vorhalle am Regensburger Dom der italienischen Auffassung durchaus fremd ist. Die Durchbildung des Details hätte überhaupt mehr im Charakter des Domes geschehen können. Die vorzügliche Darstellung wie die vornehme Ausstattung lassen das Project auch äußerlich als eines der bemerkenswerthesten des Wettbewerbes erscheinen.

Sich sehr ähnelnd in Grundriß und Aufbau sind die Projecte von Eug. Deperthes, dem Erbauer des Pariser Stadthauses, und von Rud. Dick, der sich in Paris gebildet hat. Beide zeigen Thürme

*) Siehe: Mediolanum: „Il Duomo" pag. 177.

in den Axen der äußeren Seitenschiffe. Von bester Wirkung sind die Thürme Dick's, doch erinnern sie zu sehr an nordische Vorbilder.

Viel Aufsehen hat das zweite Project des bereits genannten 25jährigen Giuseppe Brentano erregt, welches die mittleren Schiffe vorgezogen und zwei Thürme über den ersten Jochen der äußeren Seitenschiffe zeigt. Dem Projecte ist ein gewisser großartiger Zug nicht abzusprechen, doch mangelt ihm eine gehörige Durchbildung des Details.

Von hohem künstlerischen Reiz, wenn auch nicht im Charakter des Mailänder Domes, ist das Project des St. Petersburger Professors Ciaghin, der jedenfalls aus der französischen Schule hervorgegangen ist. Die Façade ist im französischen Kathedralstil, mit starken Anklängen an Rheims und Amiens ausgebildet, zweifellos gehört das Portal mit der Partie des Mittelfensters zu den schönsten, welche die Concurrenz bietet. Die Darstellung ist außerordentlich pikant und von bester Wirkung mit Aufwand weniger Mittel. Im engeren Konkurs wird jedenfalls Ciaghin hervorragend betheiligt sein.

Professor Ferrario wie Dombaumeister Cesa-Bianchi sind je mit drei Projecten in dieser Gruppe vertreten, die allesammt hervorragende Lösungen im Charakter des Domes zeigen. Insbesondere die Thürme des 1883 gelegentlich der akademischen Concurrenz prämiirten Ferrario'schen Projectes: „El fine del Duomo sarà?" sind bis jetzt unübertroffen in Bezug auf charakteristischen Aufbau und Durchbildung.

Große Anziehungskraft auf die Laien übte das Project von Peters und Sehring, Berlin, aus durch den eigenartigen Grundgedanken und die auffällige Ausstattung. Die Verfasser behaupten kühn, daß es ein Frevel sei, die jetzige Façade ändern zu wollen, und daß sich der Dom jedem derartigen Versuch mit einem trotzigen „Noli me tangere" widersetzen würde. Sie belassen demgemäß die Façade wie sie ist und setzen ihr in den Axen der äußeren Seitenschiffe zwei Thürme von wenig glücklichem Aufbau vor, die durch ein mächtiges, von eigenartigen Pylonen durchsetztes Barockgitter verbunden werden. Auf drei großen Perspectiven von verblüffend raffinirter Darstellung werden dem staunenden Laien die pittoresken Vorzüge des Projectes bei Sonnen-, Mond- und Dämmerlicht vorgeführt. Malerisches Talent und große Auffassung lassen sich dem Projecte nicht absprechen, wol aber architektonisches Feingefühl und künstlerische Durchbildung.

Ein anderes, in den letzten Tagen vielgenanntes Project ist dasjenige des Engländers Brade aus Kendal. Ohne Rücksicht auf die gegebenen Bedingungen, die Höhen in den Seitenfaçaden und die eigenartige Formengebung, wird dem Dome eine neue Façade vorgelegt, die im Princip an diejenige des Domes von Siena erinnert. Trotz dieses Fehlgriffs in der Lösung erweist sie sich doch als das Werk eines Künstlers von feiner Empfindung und tüchtigem Können. Hält man fest, daß es sich um einen internationalen Konkurs zweier Grade, in demjenigen des I. Grades mehr um die Gewinnung von Ideen und die Wahl befähigter Künstler handelt, so erscheint die Wahl Brade's jedenfalls gerechtfertigt. Es macht daher einen unerquicklichen Eindruck, daß augenblicklich ein Theil der Mailänder Architektenschaft mit einigen jüngeren, bei der Wahl übergangenen Professoren an der Spitze officiell gegen die Zulassung Brade's zum II. Konkurs protestirt und durch eine an den Minister der öffentlichen Arbeiten gerichtete Petition den ganzen Wettbewerb zu annulliren strebt. Es dürfte allerdings schwerlich gelingen, das Preisgericht, welchem außer den hervorragendsten Künstlern Italiens Autoritäten wie Frhr. v. Schmidt, Prof. De-Dartein, Paris, Prof. Waterhouse, London, und Prof. Boito angehören, derartig zu discreditiren, daß der unternommene Schritt von Erfolg sein könnte.

Wie er auch enden mag, betrübend bleibt er immer, weil er beweist, daß ein Theil der Mailänder Architekten das persönliche Interesse nicht zum Nutzen seines erhabenen Tempels zu opfern vermag. Es entgeht dem Eingeweihten nicht, daß der Protest in seinen innersten Beweggründen nicht blos gegen die Zulassung Brade's, sondern überhaupt gegen die Antheilnahme der ausländischen Architekten gerichtet ist. Es ist ferner nicht zu verkennen, daß seit dem Vortrage von Oberbaurath v. Schmidt, welchen derselbe im Vorjahre in Frankfurt gehalten und der alsdann in extenso in fast sämmtlichen Mailänder Blättern in freier Uebersetzung veröffentlicht und begreiflicher Weise mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, sich die meisten Italiener darin gefallen, den alten deutschen und französischen Meistern jedweden Einfluß auf die Gestaltung des Domes abzusprechen und den Dom als ein ausschließlich italienisches Werk hinzustellen.

Ich fühle mich keineswegs berufen, an den Auseinandersetzungen des hochgeachteten Meisters Frhrn. v. Schmidt Kritik zu üben. Er liebt entsprechend seinem echt männlichen Wesen eine bestimmte, überzeugende Ausdrucksweise seiner Ansichten und sie ist in diesem Falle sogar etwas schroff. Nachdem ich im letzten Monat den Dom eingehend studirt, geht meine Ansicht dahin, daß man nicht mit dem vollen Brustton der Ueberzeugung behaupten kann, der Dom ist lombardisch-gothisch oder andererseits, wie Prof. Boito will, nordisch-gothisch. Es finden sich sowol in der Plandisposition, wie im Aufbau und in der Formgebung die Reminiscenzen beider Stile und es ist daher eher der Dom als das Compromiß italienischer und nordischer Anschauungsweisen und Bauprincipien zu betrachten. Eine gute, charakteristische Lösung für die fernere Ausgestaltung wird daher nur durch die Verschmelzung der Grundprincipien beider Stile zu erzielen sein.

Daher war es durchaus richtig, daß seiten der Dombauverwaltung ein internationaler Konkurs ausgeschrieben wurde. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Hälfte der Theilnehmer am II. Konkurs Nordländer sind, und daher kann es nur als günstig für die Gewinnung einer befriedigenden Lösung betrachtet werden, daß man sich im Schooße der Jury noch nicht einigen konnte, welche Principien als maßgebend für die Façadengestaltung vorgeschrieben werden sollen. Man lasse den Künstlern auch fernerhin volle Freiheit und diese mögen sich bewußt sein, daß nur durch gemeinsames, friedliches Zusammenstreben, durch rückhaltlosen, liberalen Austausch der gegenseitigen Anschauungen mit Hintansetzung aller nationalen Unterschiede das Ziel erreicht werden kann.

Hoffen wir, daß es im II. Wettbewerb dem Genius eines Künstlers gelingen möge, die nordischen und italienischen Anschauungsweisen in sich vereinigend eine Lösung zu gewinnen, deren Verkörperung dem Dome zur Zierde, Mailand zur Ehre und der Kunst zum Ruhme gereicht.

Mailand, Juni 1887.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.*)

I.

G. W. Becker an Oeser.

Leipzig den 29. Jun. 1776.

Verehrungswürdigster Freund.

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut; er hat mir einen sehr guten Tag gemacht. Daß Sie gesund sind, vermuthe ich auch, weil Sie nichts von einiger Unpäßlichkeit erwähnen. Ich bin diese ganze Woche mit Kopfschmerzen geplagt gewesen, und ich glaube, daß es sehr viel dazu beyträgt, weil ich Sie so sehr vermisse.

Ich erkenne Ihre Freundschaft, daß Sie mir die Winkelmannischen Briefe übergeben haben, und meinem verehrungswürdigen Oeser, dem ich sonst überall gehorche, werde ich auch itzt gehorchen. Ich wollte nur, wie ich Ihnen schrieb, Ihren letzten Willen hierüber noch wissen. Ich überschicke Ihnen hier die Briefe selbst. Ich habe schon die unnöthigen Stellen weggelassen; wollen Sie hie und da noch einen Namen weghaben, so dürfen Sie ihn nur wegstreichen: oder auch was Sie sonst noch zu ändern für nöthig finden. So dünkt mich, kann Ihnen nicht das geringste nachtheilig seyn. Und was das anbetrift, daß Sie sie Weissen, Heynen, abgeschlagen, so thut das auch nichts, denn damals waren noch gar keine von ihm gedruckt.

Dieser Brief von Bach war in einem Briefe an mich. D'Yverdein hat wieder zwo schöne Landschaften von ihm, die nach Engeland kommen.

H. Kreuchauf, Wendler, Weiße, Müller, Bause, Huber u. s. w. auch P. Aseli empfehlen sich Ihnen. Auch die Ferrari welche warten, bis Sie wieder kommen.

Doktor Müller ist mit Bertrams in Dessau gewesen, wo es ihm ungemein gefallen hat. Heute reiset der Geheimrath von Wedel, Weisse u. Platner hinüber. Diese Woche kömmt Basedow her.

*) Aus dem Nachlasse von Wilhelm Roßmann.

Die Schrift auf das Portrait des D. Bahrdt ist geschrieben. Es ist ein curioser Mann der liebe Schreyer; ich habe nicht von ihm weggedurft, und alles vorzirkeln müssen. Er ist auch schon mit 2 ℛ bezahlt.

Ueber Ihre Anekdote zu der Comedie habe ich lachen müssen. Wegen des allzugrossen Elends des Stücks muß man wirklich die Beleidigungen vergessen. Anfangs, gestehe ich, habe ich mich darüber geärgert, weil man in der Stadt vom Innhalte sprach; und das letztere wegen verdienter Züchtigung. Kornthal der Jüngere soll Cramer seyn.

Leben Sie wohl, mein verehrungswürdigster bester Freund, und vergessen Sie nie Ihren

gehorsamsten ergebensten
Becker.

Friederike Oeser an ihren Vater.

Verehrungswürdigster Vater,

Als ich meinen letzten Brief auf die Post geschickt hatte, bekam ich zu meiner grösten Freude, den geliebten Ihrigen in einer halben Stunde darauff.

Sie können nicht glauben mit welchem frohen Herzen ich nach Dölitz eilte, und wie viel Vergnügen wir bey Lesung deßelben empfanden. H. Dörrien u. H. Kreuchauf, waren so freundschaftlich mich im Wagen hinaus zu begleiten, u. auch diese nahmen den wärmsten Antheil an unserer Freude. Diese Woche habe ich einen Posttag versäumt, aber nicht etwan aus Nachläßigkeit, oder Mangel an Stoff, darum werden Sie mein bester Vater es mir verzeihen, ich wuste, daß Sie auf der Reise waren, u. wir haben auch ein schmutziges Waschfest gehalten. Ihr zweiter geliebter Brief von Hannover, den ich am 9. erhalten, und der eben so erwünschte, u. erfreuliche Nachrichten enthält ist eine neue Quelle des Vergnügens für uns. wir wißen es nur zu gut, wie sehr Sie uns lieben, und empfinden ieden Tag Ihre väterliche Zärtlichkeit, daran können Sie nicht zweifeln, das wir aber auf unserer Seite nur so schwache Proben unserer Liebe geben können, darum sind wir zu bedauern, wir verlassen uns auf Ihre Güte, und wenn es Ihnen ia so wohl in Niedersachßen geht: so werden Sie uns schon nachkommen laßen. Denn an Ihren fürchterlichen Vorschlag allein dort zu bleiben, können wir nicht einmal im Traume denken, und keinen von unsern Freunden kan ich mit aller meiner Scharfsicht dieserwegen eine Mine des Beyfalls ablauschen. Sie müßen also wieder zu uns kommen bester Vater, und so bald als möglich. Unser lieber Dörrien hilft mir mit schreiben, so daß ich in meinen Nachrichten doch nicht zurück bleibe, wenn ich gleich nur diese Woche einmal schreibe. Die gestrige Unruhe war gros, um unserer Sicherheit halber eilte ich noch Abends um 9 Uhr nach der Stadt, wo ich das Beste einpakte u. in Sicherheit brachte. Gott sey gedankt, daß wir mit dem blosen Schrecken davon gekommen sind. —

Hesse hat wieder geschrieben u. meldet daß er in Grünenhein ein Stück Marmor von 3 Ellen 6 Zoll gebrochen hat, wenn Sie es nicht brauchten wollte er es zu Caminen nehmen, ich habe ihm geschrieben daß sollte er seyn laßen, es möchte liegen bleiben bis Sie zurückkämen, Otto hat dem Amts-Inspector die 24 ℛ geschickt, dieser hat es dem iungen Gottschaldt hergeschrieben und angefragt ob er Hessen 12 ℛ davon geben sollte, die dieser verlangt. Ich habe ia gesagt, nur nicht auf einmal, oder doch wenigstens erst nach der angefangenen Arbeit, der Hr. Amts-Inspect. würde es schon recht machen, und selbst wißen wie er sie ihm geben sollte, u. müßte. Mit der Salzniederlage im Schloße wird es Ernst, die Post hat Befehl bekommen das Gewölbe wo das Postarchiv liegt zu räumen. und Rehling soll auch Platz machen; doch haben wir noch keinen Churfürstl. Befehl, und Hr. Bause der sich den academischen Angelegenheiten mit Treue und Fleiß annimmt ist heute deswegen beim Amtsrentverwalter gewesen, u. hat ihm gesagt, daß diese Forderung unmöglich statt finden könnte, die Gewölbe wären unumgänglich nothwendig zum Gebrauch der Academie, der Churfürst hätte sie dazu hergegeben, u. wir würden unsere Rechte zu behaupten wissen. Er hat ihn auf den Montag wieder bestellt wo es wohl in sein voriges Gleiß gebracht werden wird; mit nächstem Posttag schreibe ich mehr davon. Diesen Brief schicke ich gerade nach Hamburg, denn nun werden Sie wohl daselbst glücklich angekommen seyn, Gottlob daß Sie nun einmal so weit sind, Ihre Geschäfte nehmen doch nun ab, und unsere Hoffnung zu, Sie bald wieder bey uns zu haben; wir wünschen es sehnlichst. Wir haben hier sehr schlechtes Wetter gehabt und haben es noch abwechselnd. Es kann wohl kommen, daß wir um mehr als dieser Ursachen willen bald von D. herein müssen, es wird so kalt und so unruhig bey uns, doch wollen wir noch eine Woche zu sehen. Wir sind alle gesund, alle Ihre lieben Freunde und auch wir empfehlen uns Ihnen, ich küße Ihnen die Hände und bin

Leipzig
den 12. 7br.
1778.

Ihre
gehorsame Tochter
Fr. Oeser.

Dölitz ist das eine Stunde von Leipzig entfernt gelegene Dorf gewesen, wo Oeser in seiner kleinen Villa von Freitag bis Montag zu verweilen pflegte und häufig Gäste bei sich sah.

Lippert an Oeser.

Mein werthester Freund.

Der Brief den ich von Ihren Herr Schwager erhalten, hat mich sehr vergnügt. Ihre freundschaftliche Höflichkeit wegen meiner Zeichnung verbindet mich Ihnen auf eine andre Art, aber Sie können mir in Gottes Nahmen glauben, daß ich mich niemahls einer Sache rühmen werde, die ich nicht gründlich kan, wenn ich solche auch vernünftig zu beurtheilen weiß, daher ich mich selbst nicht schone noch weniger schmeichle. Sie mein werthester Freund werden es vielleicht vor eine Unhöflichkeit halten daß ich Ihnen zu Ihrer neuen Würde keine Senff von einer Art Gratulation gerieben habe; allein dieses schreiben Sie meiner Redlichkeit zu, wenn ich bedacht zu was vor eine mühseeligre Lebens Art man sie verdammt hat, wenn ich etwas vom Grund des Herzens Ihnen wünschen soll, so ist's das einzige, daß Sie Ihre Besoldung richtig bekommen und dabey gesund seyn mögen, aber welches das allervornehmste, daß Sie Ihre Stunden und alles das was Ihnen bis dato ernährt hat ohne Abbruch beständig beibehalten mögen; Eine Betrachtung, die ich ehedem in meiner äusersten Armuth gehabt und endlich glücklich zur Uebung gebracht habe, welche mir auch den Stoff zu meiner nothdürftigen Erhaltung gegeben, und welche ich niemahls mir aus den Kopf fegen will.

Es ist wahr! das Vergnügen eines ehrlichen Mannes ist groß, wenn er sich als einen solchen anzusehen hat, der zum allgemeinen Guten so wohl das Nothwendige, als auch das Nützliche beyzutragen im Stande ist; Es sind in der That Vorzüge, die uns fast gantz nur nicht den Magen schmeicheln, welcher ein so unverschämter Mahner ist, der sich durch das was Ehre, Vorzüge, Geschicklichkeit, ja was man sogar tugendhaft heißet niemahls befriedigen lassen will.

Der Schluß Ihres Briefes giebt mir etwas zu erkennen, welches ich noch ehe einmahl die Feder an mein Werk angesetzet, voraus gesehen habe. Daß ist: die Gelehrten werden abscheulich 4eckige Mäuler machen, wenn sie das, was ich schreibe, lesen werden, das wird einmahl Stoff zu schönen Caricaturen geben. Mein werther Oeser, ich habe nun auf 4000 Bücher zu meinem Werke angeschafft, und wenn ich aus allen den Folianten meinen Auszug von dem was zur Erklärung der Gemmen dran rahr ist machen wollte, so würde ein mäßig 8vo Bändgen draus werden, Ich schreibe vor diese Leute nicht, sondern vor meine Mittgenossen die Künstler u. diesen will ich sagen was wahr ist und was ich durch unsägliche Mühe mir seit 12 Jahren bekannt gemacht habe, ohne daß ich diese Leute abschreiben will, die einander schon seit 200 Jahren selber abgeschrieben haben; Was an ihnen gut und wahr ist, tadle ich keineswegs sondern lobe es und behalte es bey, das übrige muß mir gleichgültig seyn, ob es Hieronymus oder Hanß gesagt habe. Denn da mein Werk weder an Glauben, Religion, noch die Sitten sondern allein die Kunst angehet, habe ich meinem Bedünken nach ein größer Recht hierzu alß ein andrer. Christ der mir in den Catalogis von den 1 und 2 tausend so viel Sauereyen gemach', mich auch noch dazu betrogen, ist derjenige nicht, dem ich wie viele Gelehrte nach einer abergläubige Art thun, nach bethen will, die Wißenschaften sind jedermann gemein.

Zudem ist das Werk mein, und mir allein stehet die Freyheit zu darüber zu sagen und zu schreiben was ich will, wißens andre besser das soll mir lieb seyn, haben sie aber falsch gedacht und erklärt wer will mirs wehren, wenn ich etwas wahrhafftiges daran seze, und was den Künsten und Künstlern nützlich seyn kann? Außer wenigen Universitaeten hat mir noch kein einziger Gelehrter etwas abgekauffet, Ich bin gelobt worden, aber Christ noch viel mehr, da ich ihn doch das meiste ins Maul gegeben, alles was er gethan hat, ist, daß er den Catalog die Form eines Buches gab und ein hübsch Register drüber machte, daß habe ich in meinen Catalog zum dritten tausend auch gethan, weils keine große Kunst ist. Es ist keine Seite in meinem Werke, wo ich nicht zeige, das Christ falsch beschriebe u. erklärt hat, davor kann ich nicht, aber ich wäre ein großer Bärenhäuter wenn ich so niederträchtig seyn wolte und nachbethen, so wenig ich auch andren nachbethen wollen. Sie, werther

Freund werde es einmahl lesen und sehen, daß ich als ein ehrlicher Mann gehandelt habe, und ich will's noch erleben, daß man meine Erklärungen vor wahr halten wird, ob mans gleich mit Stillschweigen übergehen dürffte. Das ist mir aber auch gleich viel. Merke ich, daß man etwa hämisch in L. (eipzig) seyn will o ich laße es wo anders drucken, den jeder will Brod verdienen und ich habe schon halb und halb einen Verleger, und wenn ich eitel genug wäre auch Lob Redner, ohne sie bezahlen zu dürffen, wie es sonst immer der Gebrauch ist. Sie sehen also was ich mir zur Regel vorgeschrieben habe, wenn sie etwa noch ein innerlich Bedenken dabey haben sollten ob ich wohl das was ich hier sage auch leisten werde, so glauben sie mir sicher, das keine Eigenliebe, Eigen-Nuz, sondern allein vor die Künstler in der Welt etwas Gutes gethan zu haben, der einzige Bewegs Grund zu meiner Arbeit sey. ich bin von gantzem Herzen

Mein werthester Freund

Dreßd., den 21. Jul. 1764. — Der Ihrige Lippert.

Meinen herzlichen Gruß an ihrer lieben Frau und Kinder.

Philipp Daniel Lippert, geboren zu Dresden am 29. September 1702, fand nach vielbewegten Jugendjahren, die er theils in der Lehre bei einem Schneider, später bei einem Glaser, theils als Schreiber und schließlich als Lehrling bei einem Zeichenmeister zugebracht hatte, eine ihm mehr zusagende Beschäftigung in der Porzellanmanufactur zu Meißen. 1738 erhielt er eine Anstellung am Hauptzeughause in Dresden und wurde im folgenden Jahre Zeichenmeister der königl. Pagen. Als solchen lernte Winckelmann ihn 1763 kennen, der ihn sehr schätzte und als seinen alten, besten Freund bezeichnete (s. Brief vom 18. März 1763). Trotzdem in Dresden der Sammlertrieb sich regte, dem der Churprinz selbst, die Grafen Wackerbarth, Vitzthum und Moszinsky huldigten, so kümmerte sich die Brühl'sche Verwaltung nicht um ihn, den ersten, ja einzigen Kenner der alten Kunst (Justi, Winckelmann. Leipzig 1866. I. B. S. 361 ff.). Schon zu Anfang des Aufenthalts in seiner Geburtsstadt hatte Lippert bei dem Hofrath Wengler Pasten von geschnittenen Steinen gesehen, und erfand hiernach Pasten aus einer Mischung von sächsischer Talkerde mit Hausenblase, von denen er 1747 zuerst eine kleine Sammlung mit Verzeichniß herausgab. Zu einer späteren Ausgabe 1755 ließ er den Katalog schreiben vom Leipziger Professor der Geschichte und Poesie, Johann Friedrich Christ. Derselbe war 1701 zu Coburg geboren und hatte als Reisebegleiter eines Grafen Bünau eine reiche Anschauung sich erworben, besaß auch technische Fertigkeit im Kupferstechen (Otto Jahn, Aus der Alterthumswissenschaft, Bonn 1868, S. 25). Er starb am 3. August 1756 infolge des Schreckens über den Einfall der Preußen in Leipzig (Justi S. 374). Sein Schüler Christian Gottlob Heyne schrieb 1762 den Katalog zum dritten Tausend der Abdrücke. Hierauf wählte Lippert nur 2000 unter denselben aus und stellte eine neue Daktyliothek zusammen. 1776 gab er ein Supplement von 1049 Abdrücken, Maria Theresia gewidmet, heraus.

Im Jahre 1775 hatte Lessing ihn besucht, der seitdem das Geschenk Lippert's, eine Paste mit dem Todtengerippe und dem Schmetterling, am Finger trug.

Zwar war Lippert durch den Krieg, während desselben die Besoldung nicht bezahlt wurde, und da ihm auch sein Zeichnungsapparat verbrannte, in großer Noth gewesen, aber seine Vermögensverhältnisse besserten sich, und seit 1764 hatte er eine Anstellung als Professor der Antike an der Akademie. Sein im Weimarischen Museum befindliches Porträt hat Anton Graff gemalt.

Lippert an Oeser.

Mein geliebter Freund Oeser.

Alß ich vorm Jahre das Vergnügen hatte Sie zu sehen klagten Sie mir, daß ihre Academie gar nichts von Kunst Sachen hätten, und daß noch sehr viel fehlete um ihren Scholaren gnug Vorwürffe der Kunst zu geben, nur allein ihr Fleiß müße dieses alles ersezen, ich war im Herzen betrübt, ließ michs aber nicht merken, sondern nahm mir so gleich vor, so bald ich nach Dreßden käme, dem H. v. Hagedorn zu sagen was ich für dienlich hielt, bat ihm auch daß er doch antragen möchte, daß meine Dactyliothek der Academie gegeben werden möchte; er versprach es zwar, aber wie ich nur vor 4 Tagen von Hoffrath Färber im Cabinet erfahren habe, so hat er es nicht gethan, denn dieser sagte: Wenn er dieserwegen angetragen hätte, so wäre es in meine Hände gekommen, und ich würde es mit Vergnügen vorgetragen und es durchzubringen gesucht haben. Da ich nun sehe, daß nichts daraus werden wird, habe ich meine Dactyliothek zweymahl in 28 Tabletten aufgesezt, und will solche dem Churfürsten zu seinem Tage geben, damit er diese der Dreßdn. und Leipzig. zum guten Gebrauch geben möge.

Ich habe auch das Project zur Vermählungs Medaille machen müßen, da ich aber so wohl mit meinen Augen, als auch mit der Hand, welches durch viele Arbeit verdorben und zitternd ist, nicht fortkommen kan hat solche Casanova zeichnen müßen, und ich habe Das was an Zeichnung fehlerhafft war corrigiret; welches nun freylich eine große Erniedrigung für den Herrn Casanova war, denn ihm wurde vom Churfürsten befohlen, zu mir zu gehen, und die Zeichnung zu zeigen ob ich etwa noch was daran auszusezen finden möchte.

In diesen Jahre sind der Churfürst und seine beyden älteren Brüder nach und nach bey mir gewesen; ich habe also die gute Gelegenheit gehabt, auf meiner Stube dem Churfürsten nicht allein die ganze Fabrique mit samt den Geheimniß zu zeigen, sondern Ihm auch alles was zur Aufnahme der Künste und Wißenschafften dienen kan deutlich und umständlich gesagt, ich hatte auch darzu Zeit genug, denn er war 3 Stunden bey mir und mit Ihm kamen auch einige von meinen Vertrauten Freunden, die ich noch im Pagen Hauße unter meiner Zucht gehabt, mit welchen zuvor alles überlegt war. Zulezt an Pfingsten kam auch die Churfürstin die blieb noch länger, und dieser Prinzeßin habe ich den Rest gesagt, hier habe ich nun meinen ganzen Credit wieder her gestellet, denn mir der H. v. Hagedorn durch seine Übereilung und Narrheit unschuldigerweise bey Hofe vernichtiget hatte, daß man mich nun mehr für einen Menschen hält, der seine ganze Lebenszeit nach seinem Vermögen gutes zu thun gesuchet hat. wolte ich Ihnen die Umstände und Vorgänge alle erzählen, so würde dieses bey Ihnen den Anschein einer Ruhmräthigkeit haben. Nein! geliebter Freund! ich bin erstlich zu alt um eitel zu seyn, und zudem wird mirs auch in Ansehen des Interesse nichts helffen, die Gedenkungs Art des Hofes ist nicht so beschaffen, um große Vortheile zu hoffen; denn ich würde noch für meinem Ende gar viel thun, wenn der Hoff mich secundiren wolte, und meine guten Freunde haben dieserwegen offt etwas lauffen laßen, aber hierzu hat der Hof keine Ohren noch Gefühl. Seit 3 Jahren habe ich einen erstaunenden Schatz von Abdrücken in Siglacc aus England, Franckreich und aus verschiedenen privat Cabinets erhalten, daß wenn ich solche in Pasten verwandeln könnte, und einen Catalog darzu machen würde, Sachßen das einzige Land wäre, das diese Schönheiten der Kunst besizen würde. Solte ich mich nun als ein alter 67 Jehriger Greiß ohne Noth in Sorgen und Arbeit stecken, und noch darzu Geld borgen, das wäre unklug gehandelt, da ich noch bis izo 1000 Thlr. wegen des Verlags meines Buches schuldig bin, und mich winden muß wenn solche bezahlen will, anstatt der Glückseeligkeit würde ich meiner guten Tochter nichts als Elend zum Erbe hinterlaßen, welches ich bey Gott nicht verantworten könte.

Gott seegne Sie und dero Famille, und seyn Sie meiner aufrichtigen Freundschafft versichert. Es soll bis an unsere lezten Augenblicke von uns gesagt werden: sie thaten Gutes so lange sie da waren. ich bin

Dreßd. am 19 Decembr 1768 — Der Ihrige Lippert.

N. S. Wenn Sie das Cabinet werden erhalten haben so machen Sie ein in zwey oder drey Zeilen bestehendes Danksagungs Schreiben am Churfürsten, ich wills Ihm in seine Hände geben, und der H. v. Hagedorn soll davon nichts erfahren noch wißen, ich werde bey dieser Gelegenheit, an Sie handeln wie ein redlicher Freund gegen den andern handeln muß. ich bitte, thun Sie dieses! den ich kan den Churfürsten sprechen wenn ich will.

Bücherbesprechungen.

—g. **Gesetz und Verordnung.** Staatsrechtliche Untersuchungen auf rechtsgeschichtlicher und rechtsvergleichender Grundlage von Dr. **Georg Jellinek.** Freiberg i/B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. (VIII, 412 S. 10 ℳ) — Das Buch giebt eine ebenso erschöpfende als lichtvolle Darlegung von der Bedeutung der beiden wichtigen Begriffe: Gesetz und Verordnung im constitutionellen Staatsrecht vom historischen wie vom dogmatischen Standpunkte aus und bietet namentlich allen denen, die weder Zeit noch Gelegenheit

haben, die Originalquellen zu studiren, ein außerordentlich interessantes Material, um sich auf diesem für den praktischen Juristen ebenso wie für den Politiker beachtenswerthen Gebiete zu orientiren. Es gilt dies hauptsächlich von den tiefgreifenden Untersuchungen des Verfassers über das Verhältniß des constitutionellen Budgetrechts zur bestehenden Gesetzgebung. Hier ist der Verfasser, wie uns scheint, mit dem glücklichsten Erfolge bemüht gewesen, die noch so vielfach in unsrer Publicistik und unsern Parlamenten verbreitete Ansicht, als sei „die Ablehnung des Budgets, die Streichung gesetzlich fixirter Ausgaben, die Nichtanerkennung der zur Deckung derselben nothwendigen Summen nach dem Rechte des modernen Constitutionalismus ein legales Mittel zur Erreichung politischer Zwecke, eine gesetzliche Waffe, um ein Ministerium zu stürzen, oder eine erlaubte Form der Abgabe eines Mißtrauensvotums", an der Hand der Praxis und Wissenschaft der wichtigsten constitutionellen Staaten zu widerlegen. Sehr beherzigenswerth sind auch die Ausführungen des Verfassers über die durch Unterbleiben der verfassungsmäßigen Verabschiedung der Budgets geschaffene Rechtslage. Wenn er sich hierbei in Widerspruch zu der bekannten Budgetrechtstheorie des von ihm sonst mit Recht sehr hochgeschätzten Staatsrechtslehrers Laband stellt und die Ansicht vertritt, daß, auch wenn ohne Verschulden der Regierung das Etatsgesetz nicht zu Stande kommt, in der fortgesetzten Verwaltung nach einem nicht durch Gesetz festgestellten Wirthschaftsplane eine formelle Verfassungswidrigkeit liege, so ist hier nicht der Ort, über diese Frage ein abschließendes Urtheil abzugeben. Jedenfalls erkennt es auch der Verfasser als selbstverständlich an, daß in einem solchen Falle die Finanzwirthschaft des Staates und die Staatsverwaltung überhaupt fortgeführt werde. Nur könne dieses Factum nicht mit der geltenden Rechtsordnung in Einklang gebracht, sondern lediglich auf die vorhandene Nothlage gegründet werden. Er beruft sich in dieser Richtung auf die Worte, die der damalige Ministerpräsident v. Bismarck während des preußischen Verfassungsconflictes in der Landtagssitzung vom 27. Januar 1863 ausgesprochen hat: „Es reicht für mich die Nothwendigkeit hin, daß der Staat existire, und daß er nicht in pessimistischen Anschauungen es darauf ankommen läßt, was daraus wird, wenn man die Cassen schließt." Wenn aber die Leiter der Regierung in einem solchen Falle die Verantwortung auf sich nehmen, die Verwaltung selbst gegen den Wortlaut der Verfassung fortzuführen, so thun sie es sicher in dem Bewußtsein, eine politische Pflicht zu erfüllen, ein durch die Lage der Verhältnisse ihnen zugetheiltes Nothrecht auszuüben. Die Existenz eines solchen Nothrechtes, welches in extremen Verhältnissen die Staatsgewalt bez. diejenigen, die zur kritischen Zeit dieselbe inne haben, zur Ergreifung außerordentlicher, im geschriebenen Rechte nicht vorgesehener Maßregeln ermächtigt, kann unseres Erachtens kaum geleugnet werden. Man braucht nur an den auch von Jellinek erwähnten Fall eines Krieges zu denken, in dessen Laufe die Zusammenberufung der Volksvertretung unmöglich ist. Im Uebrigen ist gewiß dem Verfasser der vorliegenden Schrift darin beizustimmen, daß es sich im Interesse eines gesunden Staatslebens empfiehlt, gesetzliche Vorkehrungen zu treffen, durch welche die aus dem parlamentarischen Budgetrecht sich ergebenden Möglichkeiten von Conflicten auf ein Minimum reducirt werden. Bekanntlich hat man in unserem engeren königlich sächsischen Vaterlande die in den Jahren 1848 und 1849 nach dieser Richtung gemachten unliebsamen Erfahrungen sich zur Warnung dienen lassen und durch das Gesetz, eine Ergänzung und theilweise Abänderung der Verfassungsurkunde betr., vom 5. Mai 1851 gegen Wiederholung solcher Vorkommnisse Vorsorge zu treffen gesucht. Jellinek, der im Uebrigen auch die Verfassungsgeschichte der deutschen Gliedstaaten in ziemlich ausgiebiger Weise benutzt, hat leider diesen auch vom Standpunkte der staatsrechtlichen Dogmatik aus interessanten gesetzgeberischen Vorgang unerwähnt gelassen und nur eines andern in der sächsischen Verfassung vorgesehenen Mittels zur Schlichtung von Conflicten über die vorliegende Streitfrage gedacht, der in §. 153 der königlich sächsischen Verfassungsurkunde geordneten Anrufung des Staatsgerichtshofes zur Entscheidung zweifelhafter Verfassungsfragen. Ebenso lesenswerth wie die budgetrechtlichen Ausführungen des Verfassers sind auch seine übrigen Darlegungen über das Verhältniß zwischen Gesetzgebungs- und Verordnungsgewalt im constitutionellen Staate, insbesondere seine Auseinandersetzungen über die Begriffe des materiellen und formellen Gesetzes, der materiellen und formellen Verordnung, über die rechtswissenschaftliche Abgrenzung dieser Begriffssphären und deren mannigfache gegenseitige Berührung und Durchdringung im praktischen Staatsleben. Der Verfasser fußt hierbei hauptsächlich auf den grundlegenden Arbeiten Laband's, jedoch nicht ohne die Resultate derselben nach verschiedenen Seiten hin zu ergänzen und zu vervollkommnen. Im Ganzen genommen dürfen wir das vorliegende Werk zweifellos als werthvollen Beitrag zu jener von den deutschen Gelehrten inaugurirten wissenschaftlichen Behandlung des Staatsrechts bezeichnen, welche dasselbe nach den trefflichen Worten des Verfassers „aus dem flüssigen Elemente einer schwer zu begrenzenden Kunde vom Staate dauernd in den festen Aggregatzustand einer juristischen Disciplin hinüberzuführen" bemüht ist.

C. H. Am Webstuhl der Zeit. Beiträge zu einer gesunden, vernünftigen und freudigen Lebensauffassung. Von Dr. med. Hermann Klencke. Erster Theil. Motto: Ich wag's. Dresden und Leipzig, Verlag des Universum. 1887. — Dieses Buch gehört in das Gebiet der allgemeinen menschlichen Leibes- und Seelendiätetik und kann nach vielen Richtungen hin als ein ausgezeichneter Wegweiser zu dem erstrebten Ziele empfohlen werden. Der Verfasser hat insbesondere in seiner Eigenschaft als Irrenarzt mannigfache Gelegenheit zu Erfahrungen und Beobachtungen gehabt. Einsicht in die bestehenden Schäden und deren Ursachen ist überall die erste Voraussetzung zur endlichen Heilung oder Gesundung des Lebens. Ueber das bestehende Uebel unserer Zeit selbst und dessen Gründe oder Bedingungen wird nicht leicht Jemand abweichender Ansicht vom Verfasser sein können. Er nennt das betreffende Ding überall beim rechten Namen und schreibt in einer gediegenen, anregenden, frischen und gesinnungsvollen Weise. Die einzelnen Abschnitte des Werkes heißen nächst Vorwort und Einleitung: 1) Vier Generationen (richtiger vielleicht Zeitströmungen: Classiker, Romantiker, Naturforscher, Skeptiker und Nihilisten). 2) Grenze der Erkenntniß. 3) Ueber die Willensfreiheit. 4) Unzufriedenheit und Pessimismus. Ihre Ursachen und ihre Widerlegung. 5) Genie, Wahnsinn und Verbrechen. 6) Alkohol und Cultur. 7) Irrsinn und Irrenärzte. 8) Die Nervenkrankheiten im Lichte der modernen Culturzustände, als Krankheiten der Volksseele. 9) Die Erziehung einer neuen Generation. 10) Der Humor. So vielgestaltig das Uebel, so mannigfaltig werden auch die Mittel und Wege der anzustrebenden Heilung desselben sein müssen. Eine gesteigerte Nervosität ist zum Theil die nothwendige Folge des reichen und aus dem Zusammenströmen ganz verschiedener Elemente, Ziele und Richtungen hervorgehenden Culturlebens unserer Zeit. Wir können nicht einfach in die unmittelbare Naturfrische und Gesundheit anderer früherer Zustände in der Geschichte zurückzulenken versuchen. Der Kampf mit jenem Uebel muß von den verschiedensten Seiten zugleich aufgenommen und in Gang gebracht werden. Gründlich geholfen wird zunächst nur durch eine umfassende Reform unserer ganzen socialen Verhältnisse und allgemein menschlicher Daseinsbedingungen werden können. Der Mensch kann nicht gesund werden, wenn sein ganzes Leben nur in einem oft aussichtslosen und unfruchtbaren Ringen um das bloße Dasein als solches besteht. Hierfür wird zuletzt nur massenhafte und geordnete Auswanderung oder Colonisation das geeignete Mittel sein können. Wir leiden ferner an einem überschüssigen Reichthum von geistigen und sinnlichen Culturmitteln, auf deren falscher Anwendung namentlich das Krankheitsbild unserer höheren oder gebildeteren Stände beruht. Wir sind mit Recht stolz auf unsere deutschen Schulen und ihre Leistungen, aber es wird immer noch lange nicht genug darnach gefragt, in welchem Verhältnisse der Stoff des Wissens zu der Kraft, dem Lebensziele und der allgemeinen Gesundheit des Menschen steht. Das jetzt herrschende System ist so festgewurzelt, daß es ungemein schwer hält, wirklich neuen und reformatorischen Ideen in dasselbe Eingang zu verschaffen. Es wird einer ganz gewaltigen und vielseitigen Anstrengung des deutschen Geistes bedürfen, um das Ziel einer allgemeinen nationalen Gesundheit mit den gegenwärtig vorhandenen Mitteln und Bedingungen desselben in wirklichen Einklang zu bringen. Es muß hierzu auch mit manchen lieb gewordenen und von früher her überkommenen Vorurtheilen, Anschauungen und Traditionen gebrochen werden. Namentlich muß auch die Wissenschaft selbst nach Vereinfachung, Verdichtung und praktischer Concentration des ganzen Lehrstoffes auf den Universitäten und Schulen hinstreben, welches Ziel allerdings mit der jetzt herrschenden ausgedehnten Specialisirung des Wissens in Widerspruch steht. Ebenso verlangt der Verfasser mit Recht nach einer Poesie, welche wahre Lebensfreude und echten und gesunden Humor im Volke zu erwecken vermag. Es ist immerhin gut und wichtig, solche Ziele oder Ideale hinzustellen, wenn sie auch nicht unmittelbar und sofort werden verwirklicht werden können. Es ist auf alle Fälle gut, daß wir jetzt über die Zeit des bloßen Pessimismus und ver-

zweifelnden Weltschmerzes hinauszutreten und den ernsten Kampf mit dem einmal vorhandenen Uebel des Lebens und der Welt, welches zuletzt nur ein in uns und nicht außer uns liegendes ist, aufzunehmen angefangen haben. In diesen Kampf ruft uns das Buch des Verfassers hinein und wir glauben dasselbe als eine nach vielen Seiten hin anregende, aufmunternde und belehrende Lectüre empfehlen zu dürfen.

— Psychodramen-Welt von Richard v. Meerheimb. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag. Vierte, stark vermehrte Ausgabe der gesammten Monodramen neuer Form, nebst Biographie. Berlin. Verlag von Oscar Parrisius. — Ich habe mich immer in Widerspruch mit der von Gervinus und Eduard Devrient in Umlauf gebrachten Behauptung befunden, daß es eine dichterische Verirrung sei, Dramen für den Leser zu schreiben. Ist denn die Aufführbarkeit und der Erfolg auf der Bühne schon eine Gewähr für den dramatischen Werth einer Dichtung? Und kann andererseits das Lesen oder der mündliche Vortrag nicht auch schon einen Genuß gewähren, der gerade auf dem dramatischen Werth einer Dichtung beruht? Ich habe noch immer bemerkt, daß die seichtesten dramatischen Werke auf der Bühne den meisten Beifall gefunden, daß sie meist ungleich besser gespielt werden, als die dramatischen Meisterwerke. Warum auch sollte ein Dichter, der einen bedeutenden dramatischen Stoff und Gedanken nur in einer Form darstellen zu können glaubt, welche der gerade herrschenden Bühneneinrichtung widerspricht, sich aus Rücksicht auf sie davon abhalten lassen? Goethe's Götz und Faust wurden ursprünglich nur für Lesedramen gehalten und vom Dichter wol auch als solche geschrieben und heute gehören sie zu den vornehmsten Zierden unseres Repertoires und unserer dramatischen Literatur. Allein noch viel wunderlicher, als jene Behauptung, erscheint mir doch der in neuester Zeit von verschiedenen Seiten hervortretende Versuch, das Lesedrama, als das geistigere, über das Bühnendrama zu stellen, weil es nicht wie dieses durch die Darstellung für das Auge zerstreue und von dem Wesentlichen, den Worten der Dichtung, ablenke. Das Wesentliche des Dramas ist aber Handlung und zwar vollkommen vergegenwärtigte Handlung und diese kann durch die Worte des Dichters wol zum Theil, aber nicht vollkommen vergegenwärtigt werden. Das Auge scheint sogar für diese Vergegenwärtigung eine noch größere Bedeutung zu haben, da man nicht ins Theater geht, eine Handlung zu hören, sondern zu sehen, wie ja auch die Worte: Schauspiel, Schauspieler und Zuschauer beweisen. Ohne Zweifel können wir im Theater durch das Auge vielfach von der Handlung abgelenkt werden. Geschieht dies aber nicht auch durch das Ohr? Werden wir nicht auch oft durch eine falsche Betonung, einen singenden Vortrag, durch eine schlechte oder doch unangemessene Stimme gestört? Und dann die Worte des Dichters! Verbürgen sie uns allein schon die angemessene Darstellung einer Handlung? Ist es doch immer nur das Unangemessene, welches stört und überall stattfinden kann. Wo aber die Darstellung für das Auge der darzustellenden Handlung durchgehend ebenso angemessen ist wie die für das Ohr, da sind sie sich auch selbst einander angemessen, da schließt keins das andere aus. Sie ergänzen sich vielmehr und wesentlich diese Ergänzung ist es, auf welcher die Schauspielkunst, wie die Möglichkeit einer vollkommen dramatischen Darstellung beruht. Nichtsdestoweniger vertritt der geistvolle und verdienstreiche Verfasser des mir hier zur Beurtheilung vorliegenden Werks ebenfalls die entgegengesetzte Ansicht. Ja, er glaubt sogar in seiner „Psychodramen-Welt" ein Drama geschaffen zu haben, welches der Wirkung auf den Geist um so sicherer sei, weil es überhaupt scenisch gar nicht aufführbar ist. Das letztere ist es auch gerade, was sein Psychodrama, welches zugleich Monodrama ist, von allen früheren Monodramen unterscheidet und es zu einer ganz neuen Art des Dramas machen soll. Hr. Oberst v. Meerheimb stellt darin nämlich nie das Erlebniß nur eines Einzelnen, sondern das gleichzeitige Erlebniß Mehrerer oder Vieler in seiner Vielgestaltigkeit durch einen Einzigen dar. Ist aber diese Darstellung wirklich in allen Theilen eine unmittelbar vergegenwärtigende? Dadurch, daß das Erlebniß für die es darstellende Person unmittelbar gegenwärtig ist, ist sie es doch noch nicht für den Zuhörer. Vielmehr erfährt dieser bei Hrn. v. Meerheimb sehr Vieles und sehr Wesentliches nur erst mittelbar durch sie. Und dann — nicht jedes Erlebniß ist eine Handlung; und selbst die unmittelbare Vergegenwärtigung macht noch nicht jede Handlung zu einer dramatischen. Das Drama verlangt Gegensätze und zwischen diesen Gegensätzen einen Streit, einen Conflict, sowie dessen Entwicklung und endliche Lösung — und all dies muß durch die Darstellung vergegenwärtigt und wenigstens im Wesentlichen unmittelbar vergegenwärtigt werden. Wesentlich ist aber im Drama nicht nur der Held, sondern auch der Gegenspieler, welchen das v. Meerheimb'sche Psychodrama niemals unmittelbar vergegenwärtigen kann. Wenn ich hiernach die dramaturgischen Ansichten des Hrn. Obersten v. Meerheimb aber auch nicht allseitig theile, und seinen Psychodramen, denen ich zwar dramatische Elemente nicht abspreche, doch die wesentlichen Eigenschaften eines Drama nicht zuzuerkennen vermag, so sind es doch jedenfalls ganz eigenartige Dichtungen, welche dem angekündigten Zweck, „Material für den rhetoritisch-declamatorischen Vortrag zu bilden", in ganz neuer Weise entsprechen. In der That sind dieser Gattung der Vortragskunst ganz neue und lohnende Aufgaben darin gestellt. Der Dichter entfaltet dabei Geist und Gemüth, Schwung der Phantasie, Kraft des poetischen, wie des dramatischen Ausdrucks und eine ungewöhnliche Weite der Anschauung. Es ist erstaunlich, welche Vielseitigkeit er dieser kleinen Form bei äußerster Knappheit abgewonnen hat. Es ist in der That eine kleine Welt, die sich darin bei ihm offenbart, und dies wieder das, was diese Dichtungen zu einer bedeutsamen Gabe für die mündliche Vortragskunst macht.

R. P.

Dr. B. Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Prof. Dr. Daniel Sanders, 3. Heft, Juni 1887. — Dieses Heft bringt wieder mancherlei Anregendes und Erfreuliches. Dahin gehört zunächst der Aufsatz über die Aussprache deutscher Buchstaben, auf Grund von Bemerkungen einiger Rabbiner des 15. Jahrhunderts geschrieben von Dr. M. Güdemann. Aus dieser Arbeit geht hervor, daß so mancher Zweifel über die Aussprache, der uns noch heute beschäftigt, bereits im 15. Jahrhundert die Gemüther bewegt hat und daß der Uebergang des Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche sich nicht blos ganz allmälig, sondern sogar nicht ohne Widerstand vollzogen hat. Weiterhin zähle ich dazu die Plauderei über Schrift und Sprache von Postdirector Raab in Torgau. Freilich ist der dargebotene Kostebissen etwas zu karg bemessen, und ich sollte meinen, man dürfe derartige Arbeiten nicht ohne zwingende Gründe so brockenweise auftischen. Das leidige „Fortsetzung folgt" verstimmt mehr, als es reizt. Das Gespräch über die unschuldigen Fremdwörter (S. 112—116) klingt, so sehr man auch mit dem Inhalt übereinstimmen kann, ein bischen wie eine Secundanerarbeit; doch mag wol Manchem gerade dieser Ton nicht unbehaglich sein. Ernsthaft und kräftig schließt Gustav Hauff seine Besprechung des vielgenannten Machwerks von Rümelin über die Berechtigung der Fremdwörter. Der Vorwurf, daß der Kanzler einer deutschen Hochschule über Dinge geschrieben hat, über die er sich nicht genügend unterrichtet hatte, bleibt unzweifelhaft auf Rümelin sitzen, und daß er inzwischen schon Nachtreter und Nachbeter, natürlich ebenfalls in Universitätskreisen, gefunden hat (Delbrück in Berlin u. A.), das macht die Sache nicht besser. Auch die kleinen Mittheilungen sind sehr lesenswerth und anziehend; an der edlen Margarine ist nun freilich nichts mehr zu ändern. Essen wir keine! Daß es Pflicht der Behörden sei, Maler und Anstreicher schärfer überwachen zu lassen, damit sie nicht durch Sprachfehler auf Schildern das Sprachgefühl beleidigen und schädigen, damit hat Hermann Schrader (S. 128, Ueber das Binde-s in Zusammensetzungen) gewiß recht. Alltäglich trifft man ja auf geradezu haarsträubende Inschriften. Professor Sanders ist unzweifelhaft ein Gesinnungs- und Kampfgenosse des Sprachvereins, der durch seine große Belesenheit, seine wohlgeordneten Sammlungen u. s. w. berufen ist, mit in erster Reihe zu stehen. Aber die Seitenhiebe auf andere Gelehrte (auf Weigand S. 102) und das ermüdende Anführen seiner eigenen Werke sollte er lassen!

J. R. Friedrich und Ferdinands Buben- und Studentenstreiche. Eine rheinische Dorf- und Hochschulhumoreske in lustige Reimlein gebracht von Wilhelm Robbers. Düsseldorf, Felix Bagel. — Es sind dies fünf zusammenhängende Humoresken, bei denen man die unerreichbaren Vorbilder (Busch) herausmerkt, in den Motiven nicht neu und auch in der Versification noch mangelhaft, auf die wir jedoch, da sie im Uebrigen frisch, lustig und launig gehalten sind und durch diese Eigenschaften aus der Masse dessen, was heutzutage als „humoristische Literatur" oft aufgetischt wird, immer noch hervorragen, zudem weil sie gut illustrirt sind, hinweisen. Die Streiche tragen einen specifisch rheinischen Charakter an sich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 53. Mittwoch, den 6. Juli. 1887.

Eine Interpretationsfrage zu Goethe's Faust.

Von Dr. Harry Denicke.

Wir sind gewohnt, die Dichtung Goethe's als Bruchstücke einer großen Confession zu betrachten: der Dichter selbst hat sie so bezeichnet. Nun gilt ja Aehnliches von den Werken eines jeden Dichters, wofern er diesen Namen verdient: so objectiv er sie auch gestalten mag, er verkörpert darin doch stets im letzten Grunde sein eigenes Wesen. Aber er kann es *in sehr verschiedenem* Maße, mit größerer oder geringerer Unmittelbarkeit thun, und der obige Ausspruch Goethe's will eben besagen, daß er *ganz vorzugsweise* den Grundstoff seiner sämmtlichen Dichtungen aus seinem eigenen intimsten Wesen heraus schöpfte. Insofern liegt der viel und mit Recht gepriesenen Objectivität des großen Dichters ein nicht minder entschiedenes subjectives Element zu Grunde. Es versteht sich, daß dasselbe in den verschiedenen Gattungen seiner dichterischen Production und innerhalb dieser wieder in einzelnen Werken zu ungleicher Geltung kommt. Wenn seine lyrischen Erzeugnisse völlig eingetaucht sind in sein unmittelbares persönliches Empfinden, sich gleichsam als reale Bruchstücke seines Seelenlebens loslösen, so darf man eine gleiche Unmittelbarkeit von seinen figurenreichen epischen und dramatischen Dichtungen natürlich nicht erwarten. Auf diesen Gebieten gilt es immer *mannigfaltig* zu individualisiren: der Dichter kann zum höchsten an *eine* Figur sein ganzes Seelenleben übertragen, den anderen haucht er zwar auch Geist von seinem Geiste ein, aber es sind doch eben nur *Elemente* seines geistigen Lebens: die Einseitigkeit der Auswahl, die Art der Mischung oder den Energiegrad der einzelnen im Zusammenspiel aller bestimmt er dabei nicht mehr nach seinem eigenen Modell, sondern mit freiwirkender Phantasie, die in jedem neuen Falle dieselben Eigenschaften von Neuem gleichsam kaleidoskopisch durcheinander wirft. Am wenigsten wird nun der Dichter im Stande sein, seine *ganze* Subjectivität an seinen Helden abzugeben, wenn dieser ihm, *ohne ihm geistig nahe zu stehen*, in einer bestimmten, trotz aller dichterischen Freiheit doch immer Rücksicht gebietenden Form *überliefert* ist: dagegen würde er dazu in dem Falle völlig befähigt sein, daß sein Held, wenn nicht gar ein *freies Gebilde seiner* Phantasie, ihm, dem Dichter, doch durchaus *wahlverwandt* und zugleich sein *eigenes Leben* in allem Wesentlichen *direct in die Form poetischer* Darstellung übersetzbar wäre. Diese Erfordernisse treffen kaum jemals in vollem Umfange zu: aber je mehr sie zutreffen, um so eher wird sich der Dichter mit seinem Helden identificiren können. Dem Hauptwerk Goethe's, seinem „Faust", hat man seit lange eben mit dem Anerkenntniß, daß jene Bedingungen in ausnehmend hohem Grade eintrafen, den Charakter einer eingehenden und umfassenden Beichte beigelegt. Man hört und liest derartige Aeußerungen oft genug, und gemeint ist offenbar damit, daß weniger das ganze Werk als vielmehr die *Person des Faust ein ungewöhnlich reines und vollständiges Spiegelbild des* Dichters sei. Aber ich finde, daß diese Behauptung bei näherem Zusehen an einer *unzulässigen Unbestimmtheit*, ja *Fragwürdigkeit* leidet. Suchen wir denn die Giltigkeit dieses Urtheils präciser zu bestimmen bezw. einzugrenzen.

Da duldet es zunächst freilich gar keinen Zweifel, daß die einzelnen Stadien der Charakterentwickelung des Faust, seine metaphysische Geistesthätigkeit mit ihren leeren Ergebnissen, sein Genußleben mit seinen traurigen Erfahrungen, seine Hinwendung zur Kunst unter gleichzeitiger Abkehr von der Politik und schließlich sein praktisches humanes Schaffen durchaus in dem äußeren Lebens- und dem inneren Bildungsgange des Dichters vorgezeichnet waren: indessen nicht in der Ausschließlichkeit, mit welcher ein jedes der angegebenen Motive sich eine Weile in der Dichtung vordrängt, um dann gänzlich hinter dem nächsten zurückzutreten, und — wofern man wenigstens ein dem Gedicht entsprechendes Ueberwiegen des einen vor dem anderen Motiv im wirklichen Lebenslauf des Dichters statuiren wollte — auch nicht in der *Reihenfolge*, worin sie einander in der *Dichtung* ablösen. Aber nicht einmal jene Annahme erscheint zulässig: wie der Dichter sein Leben lang nie aufgehört hat über die höchsten Probleme menschlichen Nachdenkens zu reflectiren, so war er von Anfang an ein Künstler und von Anfang an ein Mensch von tüchtigem sittlichem Streben und doch auch wieder bis in sein hohes Alter hinauf von heftiger, immer wieder vorbrechender Sinnlichkeit. Diese Zeitweiligkeit und Ausschließlichkeit der berührten Grundmotive, in deren Aufeinanderfolge die Dichtung sich bewegt, war ein nothwendiger Tribut an die *künstlerische Darstellungsform*, bedingt durch die ungeheuerliche, fast erdrückende Massenhaftigkeit des Stoffs und, wie mir erlaubt sein möge in Parenthese kurz auszuführen, Dank der Meisterschaft des Dichters nur in *einem einzigen Falle* ein Opfer auf Kosten der *realistischen Wahrheit*. Wir können uns nämlich sehr wohl einen wirklichen Menschen vorstellen, der in seiner Kindheit naiv gläubig hernach zum skeptischen Philosophen wird und, da ihm das Philosophiren nicht blos Kopfes- sondern Herzenssache ist, verzweiflungsvoll den schwankenden und leeren Phantomen der Metaphysik den Rücken kehrt, um nun die Fülle seiner Leidenschaft nach einer anderen Richtung, in ein durchgeistigtes materialistisches Genußleben zu ergießen und darin sein unruhig drängendes Herz zu betäuben. Aber wie er schon hier nicht die Schranken seiner edel angelegten Natur durchbrechen, *nicht unter* ihr Maß, nicht in völlige Gemeinheit herabsinken kann, so zieht ihn der mächtige Drang zum Guten auch über dieses ihm subjectiv erreichbare tiefste Niveau wieder empor: er stellt nunmehr die einigermaßen beruhigte Fülle seiner Geistes- und

Willenskraft in den thätigen Dienst der sittlichen Idee, um darin ein volles irdisches Glück zu verdienen und zu finden. Keine Frage, eine solche Entwickelung hält sich durchaus in den Grenzen einer realen Individualität. Nun aber hat Goethe in jene Entwickelung eben noch ein anderes Motiv eingeschoben, ja ein Motiv von recht eigentlich centraler Bedeutung, indem sich der ganze, den aufsteigenden Entwickelungsgang des Helden versinnlichende zweite Theil des Faustwerks um dasselbe herumlegt: es ist die leidenschaftliche, andauernde und entscheidungsvolle Hingabe an das Schöne, an die Kunst. Wer möchte die ideelle Tiefe und die künstlerische Großartigkeit dieses Einschiebsels in Zweifel ziehen! Wir sehen unsere beiden größten Dichter auch hier als Freunde, als Geistesverwandte sich begegnen: Goethe verkündet hier aus gleich tiefer Ueberzeugung dieselbe Lehre, die von den Lippen seines edlen Genossen in so gewaltigen und weihevollen Accorden erklang: die Lehre, daß das Schöne zum Guten hinführe, wie der Vorhof zum Tempel, oder persönlich ausgedrückt, daß der berufene Priester der Schönheit, der Künstler, auch der berufenste intellectuelle und mehr noch sittliche Erzieher der Menschheit sei. Allein so wahr dieser Gedanke und so herrlich sein Ausdruck sein mag, er ist nicht realistisch in die Gesammtentwickelung des Faust eingefügt. Wer in so vollem Verstande wie Faust dem Schönen sich ergiebt, erst empfangend, genießend, dann in schöpferischer Activität, der ist zum Künstler geboren und bleibt bis an sein Ende, wozu ihn früh erwachende Neigung unwiderstehlich trieb; lebensunwahr ist demgemäß die plötzliche Aufnahme und ebenso der plötzliche Abbruch der ästhetischen Entwickelung Faust's, die somit nur als Episode erscheint, statt sein ganzes Leben zu umfassen und auszufüllen. Faust ist hier nicht mehr als individueller Mensch gefaßt, sondern nur als typischer Träger großer menschheitlicher Culturelemente oder auch, wie ich wenigstens andeuten möchte, als Vertreter des genau so entwickelten deutschen Volkes.

Doch ich gerathe in Gefahr oder bin ihr vielmehr schon verfallen, hier ein ästhetisches Gericht abzuhalten, wo es uns eigentlich nur auf die Frage nach der materiellen Uebereinstimmung zwischen Faust und Goethe ankommt. Wir stellten bisher also fest, daß und inwieweit die ideellen Grundmomente in den Entwickelungsphasen Faust's zugleich treibende Kräfte in dem Entwickelungsgange des Dichters gewesen sind. Aber damit haben wir doch nur einen Parallelismus zwischen einzelnen Erscheinungsformen des inneren Lebens in Faust und Goethe aufgezeigt, dagegen den eigentlichen Kern ihrer beiderseitigen Welt- und Lebensanschauung noch gar nicht verglichen. Ließe sich auch hier eine Identität erweisen, so dürften wir unbedenklich das Urtheil unterschreiben, daß Faust nur der maskirte Goethe sei. Gerade diese für das ganze Problem bedeutsamste Frage ist meines Wissens bisher nur unzulänglich behandelt worden. Wie steht es damit? Eines Menschen Weltanschauung bestimmt sich am besten nach seinem religiösen Princip: darum fragen wir: ist die Stellung, die der Dichter in seinem Gedicht zu Gott einnimmt, gleich der seines Helden? Faust hat in seiner Jugend den kindlichen Glauben verloren und durch die leidenschaftlichen Kämpfe seiner Seele, durch das angestrengteste Ringen seines Geistes nichts weiter erworben als religiöse Indifferenz oder besser religiöse Resignation: er ist nicht etwa zum Atheisten geworden, das hieße ja gleichfalls glauben, was er eben nicht vermag, er läßt vielmehr die Frage, ob ein Gott existirt, ob nicht, als unentscheidbar offen und weiß sich allmälig durch die Kraft seines Willens über das vormalige geradezu dämonische Interesse daran hinwegzusetzen.

Wie nun? Dürfen und sollen wir diese Anschauung auch als ein vollgiltiges Selbstbekenntniß des Dichters auffassen? Die Frage wäre zu bejahen, wenn das Gedicht mit Faust's Studien anhübe und mit seinem Tode schlösse. Freilich könnte man dann noch anderweite gegentheilige Aeußerungen des Dichters dagegen geltend machen: allein diese Einwürfe würden durch die Erwägung entkräftet werden, daß auf diesem speculativen Gebiet, wo nach Kant in Bezug auf kritische Stichhaltigkeit immer These gleichwerthig gegen Antithese steht, ein zeitliches Schwanken der Anschauung durchaus begreiflich sein würde und daß man auf der anderen Seite allen Grund habe, dem eigentlichen Lebenswerk des Dichters auch bei Aufhellung seiner tiefsten Grundanschauung den Vorzug einzuräumen. Inzwischen liegt die Frage aber nicht so einfach. Die Dichtung beginnt eben nicht mit Faust's Forschen nach der Wahrheit, sondern mit dem Prolog im Himmel, und endigt nicht mit Faust's Tod, sondern mit seiner Himmelfahrt. In der Anfangs- und Schlußscene stellt Goethe mit grandioser Kraft und Kühnheit Gott und Unsterblichkeit in objectiver Realität vor uns hin. Faust selbst bekennt sich zum entschiedenen Skepticismus und erfährt doch nach dem weiteren Verlauf des Gedichts die Realität eines Gottes. Es ist klar, daß hiermit eine tiefgreifende Verschiedenheit zweier dasselbe Thema betreffenden Anschauungen innerhalb des Faustganzen aufgedeckt ist, und es erhebt sich nunmehr die Frage: welcher von beiden huldigt in Wahrheit der Dichter? Steht er in Wahrheit auf dem Standpunkte der Schlußscene oder dem seines Helden? Ist das dort behauptete Vorhandensein eines Gottes und eines jenseitigen Lebens sein zuversichtlicher Glaube oder nur eine gewagte Hoffnung? Mit anderen Worten: setzt er diese Dinge positiv oder blos hypothetisch?

Nur in dem letzteren Falle würden die religiösen Weltansichten des Dichters und seines Helden zusammentreffen, während sie im andern Falle zwar nicht in einem diametralen aber conträren Gegensatze stünden. Welcher trifft zu? Ich möchte mich, da mir aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich ist, daß Goethe in seiner Faust-Figur, wie nachweisbarermaßen in den übrigen angegebenen Beziehungen, so auch in dem eigentlichen Kern seines Denkens und Empfindens sich selbst porträtirt hat, für den letzten Fall erklären, wage es aber immerhin nicht mit Bestimmtheit zu thun: wenn eine sichere Entscheidung überall möglich ist, so läßt sie sich höchstens aus einer abwägenden Gesammtkenntniß der Goethe'schen Werke heraus geben, vorausgesetzt, daß diese überhaupt eine der beiden Richtungen, sei es die positive oder skeptische, als die dominirende in dem Geistesleben des Dichters feststellen würde. Eine solche umfassende Kenntniß wohnt mir nicht bei, aber ich halte es nicht für müßig und unverdienstlich, jene Alternative einmal zur Discussion der Goetheforscher zu stellen.

Wie aber auch das Ergebniß lauten möchte, in einem und vielleicht dem wichtigsten religiösen Kernpunkt läßt sich meines Erachtens schon jetzt eine Uebereinstimmung des Dichters und seines Helden aufweisen, das ist in dem Begriff, den sich Beide von dem Verhältniß des sei es blos als möglich angenommenen oder aber geglaubten Gottes zur Menschheit machen. Er ist ohne Frage wesentlich abweichend von dem positiv-christlichen, und zwar liegt der Unterschied in einem durchaus veränderten Anspruch der Gottheit an den Menschen. Eine jede geoffenbarte Religion wird schon aus Gründen der Selbsterhaltung als ihr erstes Erforderniß den Glauben an ihre Offenbarungsthatsachen aufstellen, weil er die Wurzel ist, die sie überall trägt, mit der sie steht, mit der sie fällt. Unserm Dichter aber erschien ein Gott, der diesen fordere, als zu engherzig. Denn er fand, daß das Glauben nicht in des Menschen Macht gegeben, ihm mithin eine Verantwortlichkeit dafür von einem gerechten Gotte nicht zuzumessen sei. Goethe schränkte den freien rechenschaftspflichtigen Willen auf das sittliche Verhalten des Menschen ein, nimmt ihn aber nach der ganzen in seinem Gedicht niedergelegten Weltanschauung für dieses auch mit Entschiedenheit in Anspruch. Und so wird der milde Dichter zum Apostel eines

neuen und trostreichen Evangeliums, an das gewiß Jeder glauben möchte, der hier auf Erden gerungen hat um religiösen Glauben, ohne ihn doch erringen zu können. Er verwirft die starre Paulinische Lehre von der Rechtfertigung des Glaubens und beläßt den rastlosen und darum immer siegreicheren sittlichen Lebenskampf als das einzige Erforderniß, dem dann von obenher die unendliche Gottesliebe gnadenreich entgegenkommt, um auch den aus eigner Kraft unüberwindbaren Rest von sündlichem Egoismus und damit das letzte Hinderniß für ein Eingehen der Menschenseele in die heilige Gottheit aufzuheben. Schon nach dem Prolog ließ sich „der Herr" an dieser sittlichen Würdigkeit genügen, indem er vorschauenden Blicks die künftige Entwickelungsbahn Faust's ausdrücklich als „rechten Weg" bezeichnete. Wie die in Thun und Leiden sich selbst opfernde Nächstenliebe höher im Werthe steht als alle Weisheit und Kunst, so gilt sie vor einem liebenden Gott auch als Vollersatz des Glaubens — das ist's, wozu sich der Dichter mit freudiger Zuversicht in der Anfangs- und Schlußscene bekennt. Wie läßt er nun seinen Faust über diese Frage denken? Da ergiebt sich nun freilich, daß dieser sich nie darüber äußert, allein die dort gegebene Antwort erscheint als ganz aus seinem Sinne gegeben, erscheint als Consequenz seiner gesammten Weltanschauung. Was Goethe in jenen Scenen positiv sagt, meint auch Faust für den ja von ihm vorbehaltenen Eventualfall eines Gottes. Er ist sich bewußt, sein langes Leben hindurch mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft und mit dem schönen Erfolg wachsender innerer Befriedigung nach „dem höchsten Dasein" gerungen zu haben, und müßte mit einer etwaigen Weltvernunft und Gottesliebe die Annahme durchaus unverträglich finden, daß ihm dafür statt ewigen Lohnes blos wegen seiner unverschuldeten Glaubenslosigkeit ewige Verdammniß würde. Wir dürfen somit jenen am Anfang und Ende der Dichtung ausgesprochenen Glaubensartikel auch dem Faust unterstellen und ihn demnach mit voller Sicherheit als ein wirkliches credo des Dichters in Anspruch nehmen: sei es nun, daß er ihm in Uebereinstimmung mit seinem Helden nur einen bedingungsweisen Werth beimaß, insofern die Existenz eines Gottes auch für ihn nur eine unsichere Annahme war, oder sei es, daß er mit dem fest geglaubten Gott auch ihn ernstlich faßte und hegte.

Bücherbesprechungen.

—g. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Auf Kosten der königl. Staatsregierung herausgegeben vom K. S. Alterthumsverein. 8. Heft. (4 ℳ) Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, bearbeitet von Dr. R. Steche. Dresden. In Commission bei C. C. Meinhold und Söhne 1887. — Der Verfasser behandelt nach dem herkömmlichen Schema mit seiner erprobten Tüchtigkeit die künstlerische Ausbeute folgender Orte: Aue, Beierfeld, Bernsbach, Bockau, Breitenbrunn, Carlsfeld, Crandorf, Eibenstock, Griesbach, Grünstädtel, Grünhain, Hundshübel, Johanngeorgenstadt, Klösterlein, Lauter, Lößnitz, Markersbach, Neustädtel, Oberschlema, Oberstützengrün, Raschau, Rittersgrün, Schneeberg, Schönhaide, Schwarzenberg, Sosa, Zschorlau. Aus den beigegebenen Abbildungen haben wir hervorzuheben: die Ansichten von Aue, Eibenstock, Grünhain, Neustädtel, Schneeberg, Schwarzenberg; Grundrisse der Kirchen zu Carlsfeld und Schneeberg, besonders aber die Lichtdrucke: Altarwerk zu Carlsfeld, Südliches Joch der Wolfgangskirche zu Schneeberg, Altarwerk und umgebendes Innere derselben Kirche, Predella, Mittelstück und Flügel des Cranach'schen Altargemäldes daselbst ꝛc. Die angefügte Abbildung des früher der Stadtkirche zu Schwarzenberg gehörigen Teppichs läßt erkennen, wie schwer die Entzifferung der darauf eingestickten Scenen gewesen sein muß. Da es sich hier um ein hervorragend vaterländisches Werk handelt, so glauben wir, zunächst für einen weiteren Leserkreis diejenigen kunstgeschichtlich merkwürdigen Besitzthümer namhaft machen zu sollen, welche der Amtshauptmannschaft Schwarzenberg angehören. Es sind dies: das sattsam bekannte cyklische Oelgemälde des Lukas Cranach in Schneeberg; die Kirche zu Carlsfeld als erstes Beispiel eines Centralbaues im Lande; eine seltene Symbolisirung der Dreieinigkeit im Altarwerk der Kirche zu Neustädtel (ein Dreieck mit den drei verschlungenen Buchstaben A B C, welche wiederum durch ein Dreieck bekrönt sind); das Schiff der Kirche zu Schwarzenberg, weil ein einheitlich mit dem Chor verbundenes, 34,28 m langes und 18,60 m breites Schiff räumlich bedeutend wirkt, obwol es durch eine flache Holzdecke geschlossen ist. In derselben Kirche sind Chor und Schiff getrennt durch ein treffliches schmiedeeisernes Gitter, dessen mittlerer Theil zugleich als Lesepult ausgebildet ist. Aus dem genannten Gotteshaus wurde auch dem königl. Kunstgewerbemuseum in Dresden ein Teppich überwiesen; dessen Borte (23 cm hoch) ist mit Gruppenbildern bestickt, in denen die Sage von Tristan und Isolde (unvollständig) dargestellt sich findet. Endlich dürfte erwähnenswerth sein, daß die Stadt Schneeberg auffallend viel Künstler und Kunstgewerke hervorgebracht hat, deren Verzeichniß der Verfasser beibringt. An der Pforte des Rathhauses zu Lößnitz waren früher zwei steinerne Gewichte von je einem halben Centner angebracht, welche zu tragen zänkische Weiber verurtheilt wurden; auch befand sich auf dem dortigen Markte noch ein drehbares käfigartiges Narrenhäuschen. Treten wir nun der Arbeit des Verfassers selbst näher, so ermächtigt uns sein angesehener Name sowie die Bedeutung seiner Arbeit als eines staatlich unterstützten Quellenwerkes zu folgenden Bemerkungen. Gründliche Erforschung und übersichtliche Gruppirung des Materials, knappe Darstellung, Gebrauch thunlichst deutscher und allgemein verständlicher Ausdrücke, hervorragende Kenntniß kunstgeschichtlicher Parallelen, Selbständigkeit des Urtheils berühren wohlthuend. Die Bezeichnung „gekoppelte Säulen" ist sprachlich richtiger als die landläufige „gekuppelte"; doch hätte vielleicht das Wort „gemuthet" (Seite 6) in Parenthese erklärt und die Wendung vermieden werden können „sind in mit von gothischem Stabwerk umgebene Füllungen zerlegt" (Seite 24). Im Einzelnen weichen wir von dem verehrten Verfasser in folgenden Punkten ab. Wir sind geneigt, den dramatisch-malerischen und doch einfachen Aufbau der Figuren des Carlsfelder Altarwerks noch höher anzuschlagen als Steche. Der Christus auf dem Schalldeckel der dortigen Kanzel wird wol besser als der gen Himmel fahrende denn als der auferstandene bezeichnet; warum aber sind die an der Orgelwand befindlichen Bilder der Geburt und Grablegung gar nicht erwähnt? Auf einem der Kirche zu Johanngeorgenstadt gehörigen Kelche bedeuten die drei Darstellungen wol besser: die Geißelung, das Ecce-homo und die Kreuztragung; nicht den Opfertod, da ja in dem betreffenden zweiten Bilde Christus ebenso den Königsmantel (und Scepter!) trägt, wie auf dem ersten. Seite 26 fehlt die nähere Angabe, welche Vision des Ezechiel gemeint sei. In Bezug auf die Stadtkirche zu Schneeberg wird gesagt, daß in ihr das protestantische Bekenntniß seiner Erbauer zu klarstem Ausdruck gebracht sei. Abgesehen davon, daß hier Entwerfung des Planes und Grundsteinlegung noch in die vorreformatorische Zeit fallen, halten wir es für unmöglich, daß in einem Kirchenbau das evangelisch-lutherische Bekenntniß durch rein architektonische Mittel zum Ausdruck gelange. Man wird nur sagen können, daß viele gothische Kirchenbauten ungleich mehr als die romanischen der Predigt und der Gemeinde ihr Recht auch architektonisch werden lassen. Geradezu schmerzlich bedauern wir, daß Steche das berühmte Altarwerk des L. Cranach in Schneeberg nicht eingehender geschildert hat. Waren ihm hier die Hände gebunden durch irgend welche äußeren Rücksichten? Welche interessante kunstgeschichtliche Vergleichungen ließen sich z. B. bei der Darstellung des Abendmahles (Predella) anbringen. Daß Judas Ischariot nur als „der trinkende Apostel" bezeichnet wird, ist ein unbegreiflicher Irrthum; denn diesem steckt der Herr nur den Bissen in den Mund, während ein anderer Jünger am entgegengesetzten Ende der Tafel trinkt. Mit seiner Linken drückt Christus den Kopf des Johannes an sein Herz; merkwürdigerweise erinnern des Letzteren Züge mehr an die herkömmlichen des Täufers Johannes, während der Kellermeister unter den Jüngern den Typus des Apostels Johannes trägt. Köpfe und Haltung der Apostel sind in hohem Grade charakteristisch. Das mittlere Hauptgemälde, die Kreuzigung, erforderte eine genauere Angabe seines Inhaltes; mindestens mußten erwähnt werden: die durcheinander geknäuelten Gruppen unter dem Kreuz, der überschlanke Körper und das widerwärtig theatralisch aufgebauschte Lendentuch des Heilands. Dem

am Oelberge betenden Herrn erscheint der Engel in Gestalt eines Kindes, der Leib des Auferstehenden ist entsetzlich verzeichnet. Mit Steche fassen auch wir gegen Waagen den Tod so auf, daß dieser mit dem Spieß den Adam aus dem Paradies in die Hölle treibt. Hier ist interessant, wie der Teufel als häßliches Mann-Weib gebildet ist. Der hoch über Adam am Himmel sichtbar werdende Christus ist wol weniger als Weltrichter (nach Steche), denn als Pfand der Erlösung zu fassen. Endlich hätte der Verfasser wol hervorheben können, daß die Empfängniß der Maria gewöhnlich durch eine zur Jungfrau herabschwebende, an ihr Ohr sich setzende Taube symbolisirt wird, hier aber durch das vom Himmel herab auf sie zufliegende Christkindchen. Dieses Cranach'sche Altarwerk erklärt nun Steche für „eins der allerbedeutendsten in dem Kreise biblischer Darstellungen der beiden Cranach". Er sieht darin „eine großartige, gedanklich geschlossene, künstlerisch umfassende Ausführung evangelischer Symbolik und des evangelischen Glaubensbekenntnisses". Wir fürchten, daß dieser Panegyrikus außerhalb Sachsens ironisch genommen werden könnte. Von selbständiger Erfindung der kirchlich feststehenden Typen ist doch hier gar nicht die Rede. Specifisch evangelisch ist nur die Art, wie Adam durch das Blut Christi erlöst wird, obwol eine derartige Theologie auch sonst noch in der Malerei vorkommt. Oder soll es lutherisch sein, daß Adam hier durch den am Kreuze hängenden Christus erlöst wird, während er gewöhnlich durch diesen aus der Vorhölle geholt wird? In der Auferstehung der Todten (Rückseite der Predella) rühmt Steche, daß „der Lebenslauf eines gläubigen Mannes von der zartesten Kindheit bis zum Greisenalter" geschildert wird. Aber steht denn ein Lebenslauf siebenfach zugleich auf? Wir Protestanten sollten doch eine halb naive, halb hölzerne Wiedergabe der lutherischen Erlösungslehre in Farben nicht höher schätzen, als sie wirklich verdient.

J. R. Breide Hummelsbüttel. Roman von Detlev v. Liliencron. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Detlev v. Liliencron hat sich bisher nur als Lyriker und Dramatiker versucht; mit diesem „Breide Hummelsbüttel" tritt er auch unter die Romandichter. Wir sagen absichtlich Roman**dichter**, denn wenn diese Zeilen auch zum Theil darin bestehen werden, den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, worin er noch fehlt und worin seine Schwächen als Erzähler noch liegen, so wollen wir doch gleich von vorn herein betonen, daß man an diesem Buch von der ersten Seite an bis zur letzten jenen Wild- und Erdgeruch echter Poesie wahrnimmt, von dem Heine einmal spricht; abgesehen von der Frische und Kraft des Tons, die etwas von der eines Frühlingsmorgens an sich hat (wie köstlich ist gleich die Einführung der beiden feindlichen und verschiedenartigen Vettern Hummelsbüttel's zu Anfang!) war es vorwiegend das Erlebte, Durchgefühlte, was uns entzückte. Liliencron hat bei seinem Auftreten auf dem dichterischen Plane den nicht zu unterschätzenden Vortheil für sich gehabt, daß er, als er zu dichten begann, bereits etwas Erfahrenes hinter sich hatte, während heutzutage Viele gemeinhin schon beim Eintritt ins Leben zu schreiben anfangen und das Erfahren späteren Jahren überlassen, die ihnen dann sagen, daß sie sich früher geirrt hatten, und das, was sie hervorgebracht, keinen Inhalt besaß. Doch zurück zum Thema. Die Handlung des Liliencron'schen Romans ist bald erzählt, da sie sehr einfach ist. Breide Hummelsbüttel ist ein nicht übermäßig bedeutender, gutmüthig-leichtsinniger, charakterschwacher Holstein'scher Edelmann, der es zu nichts Rechtem im Leben gebracht hat; verheirathet, versteht er doch seine Frau nicht recht, unterhält sogar daneben, seiner sinnlichen Natur folgend, nicht gerade sehr gewählte Liebschaften; einem dieser Verhältnisse ist ein Kind entsprossen, das Breide aber vor seiner Frau geheim hält. Daneben geht es auch mit seiner Gutswirthschaft fortwährend bergab, so daß sein Vetter, mit dem er infolge alten Familienzwistes auf keinem guten Fuße steht, es ziemlich leicht hat, bei dem unvermeidlichen Konkurse das Gut Breide's an sich zu bringen, um so die gesammten Güter der Hummelsbüttels wieder in einer Hand zu vereinigen. Der vernachlässigten Frau, Heilwig, wird ein weiterer Vetter gefährlich, wenn schon das Pflichtbewußtsein sie vor dem Fallen bewahrt; aber Breide hat die in unbewachten Momenten gewechselten Blicke Beider doch bemerkt und eifersüchtig will er sich seiner Frau wieder versichern, die Mauer der Entfremdung, die sich zwischen Mann und Weib aufgebaut hat, einreißen. Er glaubt dazu im geeigneten Augenblicke das Geständniß seines Fehls mit der Bitte benutzen zu können, dem Kinde Sohnesstatt im Hause zu gewähren. Aber das Mittel der Aufdeckung des Geheimnisses, das unter gewöhnlichen Umständen vielleicht zu einem neuen Bunde geführt haben würde, versagt hier, da ein Dritter schon zwischen beiden Gatten steht, nicht nur seinen Dienst, sondern macht den Riß nur noch ärger; erst der vollständige Bankrott Breide's, der Verlust des Gutes und Vermögens erzeugt in der Frau den Entschluß, Vergangenes vergangen sein zu lassen und ihrem Mann, der fern von der Heimath eine Stelle als Eisenbahnschaffner angenommen hat, zu vergeben. In der Armuth und Fremde steht sie ihm treu zur Seite. Hier, in der redlichen Arbeit des Tages, scheint sich Breide's Schicksal bessern zu wollen; seine edleren Eigenschaften gewinnen die Oberhand, und da sich vermöge anderer Umstände, die auseinander zu setzen hier zu weit führen würde, die Aussicht wiederum eröffnet, daß Breide von Neuem in den Besitz von Gut und Vermögen gelangen könne, glaubt man schon mit einem erhellenden Ausblick in die Zukunft am Schlusse des Romans entlassen zu werden, als ein brutaler Zufall den Lebensfaden Breide's zerschneidet; bei dem tapferen Rettungsversuche an einem Kinde, das vor einen daherbrausenden Eisenbahnzug geräth, büßt er sein Leben ein. Heilwig, die nun allein in den Genuß der in Aussicht stehenden Glücksgüter tritt, nimmt den Knaben als Erbe des Namens der Hummelsbüttels an Kindesstatt an. Der geschilderte Ausgang Breide's ist unmotivirt. Er wäre begründet, wenn es mit Breide noch weiter bergab gegangen wäre und er nur nach einem Anlasse gesucht hätte, um anständig aus der Welt heraus zu kommen; dann wäre die Rettungsthat das letzte Glied in der Kette einer Entwicklung gewesen. So aber hat Breide seine Vergangenheit ja innerlich überwunden und es geht mit ihm wieder bergauf. Im Uebrigen leidet das Werk an einer gewissen Formlosigkeit, die um so mehr auffällt, als der Verfasser ja die strenge Zucht des Dramas an sich erfahren hat. Wir rechnen zu dieser Formlosigkeit weniger die nachlässige und willkürliche Schreibweise, die vielmehr etwas Anreizendes hat, wenn schon wir sie nur als einmalige Ausnahme gelten lassen möchten und nicht wünschen, daß sie zu Ungunsten einer gesetz- und regelmäßigeren in unserer Literatur die herrschende würde, wol aber die Auswüchse derselben. Hier ein Beispiel. S. 94 heißt es: „Noch immer war es Frühling, noch immer schwammen die Tandaradeitage, wie sie Hr. Walther von der Vogelweide nennt. Noch sangen die Vögel, noch kettete der Frühling nicht ganz in den Sommer hinein." Wir haben nichts gegen den etwas freien Ausdruck „Tandaradeitage", wol aber dagegen, daß diese Tandaradeitage „schwammen" statt: dahin schwammen, und dagegen, daß der Frühling noch nicht ganz in den Sommer hinein „kettete" für: sich kettete. Bedenklicher ist das scrupellose Hineinziehen von Zeitgeschichtlichem und von Tagesfragen in den Rahmen der Erzählung, das zwar jetzt Mode wird, aber ebenso wenig berechtigt ist, wie in den früheren Jahrzehnten bei dem „jungen Deutschland", wo diese Unart gleichfalls herrschte. Auch interessirt sich das Publicum durchaus gar nicht für diese persönlichen Ergüsse, deren Anlaß sich dem Auge des bloßen Lesers und Kritikers naturgemäß entzieht. Solche Abschweifungen, von denen einige wahrhafte hors d'oeuvre, Flecken auf dem sonst reinen Bilde sind, und welche der Verfasser bei reiferer Ueberlegung wol kaum wieder gut heißen dürfte, stehen z. B. S. 6, 68, 69, 121, 122, 142, 146, 218 f., 221 f. Eins dieser Einschiebsel besteht in einer langen Kritik eines neuen Wildenbruch'schen Stückes (die, nebenbei gesagt, einige hübsche Aeußerungen enthält, aber sonst den Nagel nicht auf den Kopf trifft): was hat nun solch eine Kritik, die mit der Handlung des Romans in gar keinem Zusammenhange steht, in demselben zu thun? In dieser Formlosigkeit, die eines pikanten Anreizes nicht entbehrt, liegt entschieden eine Gefahr für den Verfasser; es würde uns leid thun, wenn Liliencron's Erzählertalent an ihr Schaden nehmen sollte. Wir rathen dem Dichter daher dringend, in diesem Punkte auf sich zu achten, um diese Auswüchse bei einer zweiten Auflage des Buchs schonungslos wegzuschneiden; der Roman kann dadurch nur gewinnen. Nicht günstig für das Ganze erweist sich der Umstand, daß der Dichter an mehreren Stellen den Versuch macht, die Schwächen seines Helden und die seines obengeschilderten Vetters, der an religiösem Wahnsinn leidet, aus ererbter krankhafter Anlage zu erklären. Wenn Breide und der Andere geistig sieche Menschen sind, die keine Schuld an ihrem Unglück trifft, so gehören sie nicht in die Poesie, die nur gesunde Individuen gebrauchen kann, welche die Verantwortung für ihr Thun und Lassen zu tragen vermögen; Krankheitsprozesse soll man nicht dichterisch behandeln, denn sie erheben und läutern nicht, sondern drücken nieder, und außerdem ist das Mitleid und Interesse da ein rein pathologisches. Hoffentlich stößt Liliencron noch alle die hier angedeuteten Unvollkommenheiten ab; zu wünschen wenigstens wäre es, denn nach dieser Probe zu urtheilen, besitzt er zum Romancier ebensoviel Begabung, wie zum Dramatiker.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 54. Sonnabend, den 9. Juli. 1887.

An welchem Orte Sachsens wurde Bischof Arno von Würzburg erschlagen?

Localgeschichtliche Erörterung von Ed. Trauer.

Die in mehrere historische Werke übergegangene Annahme, daß der am 13. Juli 892 ermordete Bischof Arno von Würzburg auf der „Klaffenbacher Höhe" bei Chemnitz seinen Tod gefunden habe, scheint nicht vor das Jahr 1756 zurückzugehen. In dem „Historischen Curiositäten-Cabinet" vom Jahre 1756 — vergl. 14. Heft der Mittheilungen des Königl. Sächs. Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Geschichts- und Kunstdenkmale, Seite 42 — sprach Rector Richter in Annaberg, allem Anschein nach zuerst, diese Vermuthung aus und suchte sie zu begründen. Seine Ansicht fand in einer Chronik, durch welche der Gerichtsamtmann, spätere Geh. Regierungsrath Friedrich auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht wurde, Aufnahme. Friedrich schloß sich der Richter'schen Meinung an und führte sie weiter aus. Und da auch in Klaffenbach selbst eine „Sage" über die Tödtung eines Heidenbekehrers sich erhielt und an einen dort befindlichen Kreuzstein sich knüpfte — was übrigens Richter'n unbekannt war —, so gewann nunmehr die Richter'sche Muthmaßung festere Gestalt und geschichtliche Bedeutung. Dabei hielt man allgemein an der „Klaffenbacher Höhe" als Stätte des Todes Arno's fest, anstatt, wie es Friedrich that, die unmittelbare Nähe jenes Kreuzsteins, also das Dorf selbst, als solche gelten zu lassen.

Der Gedankengang Richter's ist unschwer zu errathen. Richter wußte, daß Arno auf einem Hügel in der Nähe der Chemnitz ermordet wurde. Ihm fiel der Name „Klaffenbach" auf und er suchte ihn mit der Mordstätte in Zusammenhang zu bringen. Unter seinen Händen wurde daher der erste Theil dieses Namens zu einem slavischen „glawa" oder „klawa" = Höhe, Haupt. Da die Hügel um Klaffenbach ein fließendes Gewässer nicht besitzen, so konnte er selbstverständlich für die Endung des Namens Klaffenbach das deutsche „bach" nicht gebrauchen: zu dem „klawa" paßte ihm vielmehr das slavische „bog" = Gott. Somit wurde aus „Klaffenbach" ein „klawa bog" („Gott der Höhe") und eine slavische Cultusstätte. Da nun, so folgerte alsdann Richter, auf der betreffenden Höhe „weiland ein großer Götzendienst müsse gewesen sein", so werden „die Heiden, welche sich daselbst in großer Menge zu ihrem Götzendienste werden versammelt haben", den Bischof, als er „ohne Zweifel gepredigt und Messe gelesen", daselbst erschlagen haben. Zu Richter's Zeiten existirten zwei Annahmen. Nach der einen sollte Arno bei Frankenberg ermordet worden sein, weil der Name Frankenberg auf eine fränkische Niederlage schließen lasse und Arno ein Franke gewesen sei. Sie läßt sich auf v. Eckhart (Comment. de rebus Franciae orient.) zurückführen. Von dieser Annahme scheint, wie aus der Friedrich'schen Darlegung geschlossen werden kann, Richter keine Kenntniß gehabt zu haben. Nach der zweiten ist Colditz der Ort des Todes Arno's, weil Bischof Eido oder Itho von Meißen in Rücksicht darauf, daß in Colditz ein großer „Märtyrer Gottes leibhaftig" begraben läge, sich im Jahre 1015 dorthin zur Ruhe bestatten lassen wollte, und weil jener Heilige mit Bischof Arno identisch sein könne. Diese letztere Annahme verwirft Richter mit vollem Rechte, wie er auch die erstere, hätte er sie gekannt, gewiß bestritten haben würde, da für ihn feststand, daß es in der Nähe der Chemnitz keine Oertlichkeit gebe, welche, dem Namen nach, geeigneter sei, für die Todesstätte des Bischofs gehalten zu werden, als die „Klaffenbacher Höhe".

1863 begann Friedrich seine Forschungen, zunächst an Ort und Stelle. Ihm wurde sogleich die mündliche Mittheilung, daß „oben im Dorfe ein steinernes Kreuz stehe, welches zum Gedächtnisse an Arno's Ermordung gesetzt worden sei". Er sah dieses Kreuz. Ein solcher der fernen Vergangenheit angehöriger Zeuge, eine solche bestimmte Sage aus dem Munde dritter, scheinbar völlig unbefangener Personen mußte, namentlich in Rücksicht auf die vorausgegangene, völlig selbständige Richter'sche Argumentation, allerdings überraschen und bestechen. Friedrich glaubte überdies annehmen zu dürfen, daß diese Ortssage nicht eine Folge der Richter'schen Erörterung, sondern älter als diese sei. Das zu Gebote stehende Material wurde freilich einer ernsten Prüfung nicht unterworfen.

Was in der Richter'schen Beweisführung die Deutung des Namens „Klaffenbach" als „Gott der Höhe" ist, das ist in der Friedrich'schen das Vorhandensein des Kreuzsteines, den er „Arnokreuz" nannte: beides Cardinalpunkte, welche den kühnsten Speculationen Spielraum boten und auftauchende Zweifel nicht in das gehörige Licht treten ließen. Diese Zweifel aber sind so triftig, daß sie Klaffenbach und die „Klaffenbacher Höhe" völlig bei Seite zu schieben geeignet sein dürften.

Beide, Richter und Friedrich, fußten auf Thietmar's, des im Jahre 976 geborenen Bischofs von Merseburg, Nachricht, welche in der nicht völlig genauen Uebersetzung nach Friedrich's Mittheilung lautet: „In der Provinz Dalaminzien, nicht weit von dem Flusse Caminizi in dem Gau Chutizi, starb Arno, der neunte Bischof von Würzburg, als er von einem Feldzuge gegen die Böhmen zurückkehrte und neben (richtiger: „unweit, nahe bei") der Landstraße auf der mitternächtlichen Seite in einem (muß heißen: „seinem") auf einem Hügel aufgeschlagenen Zelte Hochamt hielt, umringt von einem Haufen Feinde, mit den Seinigen den Märtyrertod bei geweihter Hostie, da wo heute noch („entzündete") Lichter gesehen werden, von denen selbst die Slaven glauben, daß dies die Seelen dieser Märtyrer seien." Weiter fand Friedrich in dem bereits erwähnten Commentar des Geheimrathes v. Eckhart (den Friedrich „Eccart" schreibt) die Stellen: „Der Ort, oder der Hügel, wo Arno getödtet worden, liegt auf dem linken Ufer der Chemnitz" und „es haben die Slaven den Bischof nicht nur als Märtyrer verehrt, sondern auch an dem Orte seines Todes Gedenkzeichen (signa apparentia) gestellt."

Hier ist Folgendes einzuschalten. Schon vor Thietmar (Richter und Friedrich nennen ihn Dittmar) wird das Ereigniß von Regino erwähnt, indem dieser in seinem Chronikon sagt: „Zu derselben Zeit (892) wurde Arnt, der hochwürdige Bischof der Würzburger Kirche, nachdem er auf die Aufforderung und den Rath des Thüringer Herzogs Popo zum Kampfe gegen die Slaven gezogen war, in eben diesem Kampfe getödtet." Thietmar nennt die Slaven Böhmen, also Czechen, und führt weiter aus, daß sich der Bischof, „umringt von einem Haufen Feinde und, nachdem er seine Gefährten alle in den Märtyrertod vorausgeschickt, sich selbst zur Ehre Gottes zum Opfer dargebracht habe". Leopold v. Ranke sieht in den letzteren Worten eine kirchliche Darstellung und giebt daher der Darstellung Regino's den Vorzug vor der Thietmar's. Er dürfte aber zu weit gehen, wenn er deshalb über-

haupt einen Zug gegen die Böhmen bezweifelt und an deren Stelle die Sorben setzt. Schon der Umstand, daß um jene Zeit Arnulf, unterstützt von den Magyaren, mit dem bayrischen, fränkischen und allemannischen Aufgebot gegen die Mährer unter Suatopluk vorging und, wenn auch vergeblich, die mährische Grenze überschritt, spricht für Thietmar. Uebrigens behauptet v. Eckhart nicht, wie Friedrich annimmt, mit Bestimmtheit, daß die Todesstätte auf dem linken Ufer der Chemnitz sich befände; er folgert dies nur, weil nach seiner Ansicht die östliche Grenze des Gaues Chutizi mit dem Chemnitzflusse zusammenfiel. Hieraus ergiebt sich, daß, wenn diese Grenze etwa, wie wahrscheinlich ist, durch die Zschopau gebildet worden sei, jener Hügel auch auf dem rechten Ufer der Chemnitz gesucht werden könnte, wenn nur sonst, was freilich nicht der Fall ist, ein solcher an geeigneter Stelle vorhanden wäre oder andere Gründe dafür sprächen. Im Uebrigen weicht die Friedrich'sche Darstellung nicht wesentlich von den Urkunden ab.

Es fragt sich nun, welchen Werth für diese urkundlichen Ueberlieferungen zunächst der Name „Klaffenbach" und sodann der Kreuzstein in Klaffenbach, ingleichen die Ortssage daselbst haben. Damit verbindet sich nothwendig die weitere Frage, wo, wenn nicht in Klaffenbach selbst oder auf der sogenannten „Klaffenbacher Höhe", denn eigentlich die Stätte der Ermordung des Bischofs Arno zu suchen sei. Die Ortslage dieser „Klaffenbacher Höhe" ist in der Natur nicht leicht zu bestimmen. Keinem Flurtheile des Dorfes Klaffenbach scheint die Bezeichnung „Klaffenbacher Höhe" officiell oder im Volksmunde beigelegt zu sein. An den westlich von Klaffenbach zwischen diesem Dorfe und dem Dorfe Adorf sich erhebenden Höhenzug haben wol weder Richter noch Friedrich gedacht, da kein noch so geringer Anhalt vorhanden ist, der zu Gunsten dieser Höhe spräche. In Frage kann nur derjenige Höhenzugsausläufer kommen, welcher sich von der parallel der Zwönitz an deren linkem Ufer von Meinersdorf her bis nahe der Dittersdorfer Haltestelle hinziehenden Bodenerhebung abzweigt und zwischen Klaffenbach einerseits und Eibenberg und Berbisdorf andrerseits in nördlicher Richtung nach Harthau zu vorschiebt. Dieser Ausläufer bildet den östlichen Thalrand Klaffenbachs, auf oder vielmehr an dem sich die Straße von Burkhardtsdorf nordwärts nach Harthau hinzieht. Er erscheint dem Auge als ein Conglomerat von sanft und breit, keineswegs aber steil und hoch ansteigenden Buckeln. Diese letzteren zeigen nichts Charakteristisches. Dagegen erhebt sich zwischen Eibenberg und Neueibenberg ein Hügel, der jüngst mit einem Aussichtsthurme gekrönte Geiersberg, welcher durch seine schöne, steile Kegelform, seine Bewaldung und isolirte Lage vortheilhaft ins Auge fällt, namentlich wenn man sich ihm von Süd her nähert. Dieser Berg möchte es wol sein, welchem Richter eine so bedeutsame Rolle zuweist. Allein der auf Eibenberger Flur sich erhebende Geiersberg gehört, wie in politischer Beziehung, so auch der Bodenform nach keineswegs zu dem Klaffenbacher, sondern zu dem Eibenberger Terrain. Er trägt auf seiner östlichen sanfteren Abdachung das Dorf Eibenberg, ist dagegen westlich durch eine Bodeneinsenkung und den dann folgenden, bereits erwähnten Höhenzugsausläufer von dem entfernter in einem verhältnißmäßig tiefen und engen Thale liegenden Dorfe Klaffenbach geschieden. An sich schon dürfte es mehr als gewagt erscheinen, den Namen eines beliebigen Dorfes einem fremden Hügel zuzutheilen, dann diesen Namen zu slavisiren und nunmehr daraus zu folgern, daß jener selbige Hügel heidnischem Cultus gedient habe. Aber mag man selbst zugeben, daß Richter möglicherweise nicht den Geiersberg, sondern nur überhaupt einen der dortigen, theilweise zu Klaffenbach gehörigen kleineren Hügel im Sinne gehabt habe — welchen er solchenfalls freilich etwas näher hätte bezeichnen sollen —, so kann damit doch nicht die Einwendung entkräftet werden, daß die gesammte fragliche „Klaffenbacher Höhe" nicht, wie die Urkunde besagt, an einem der beiden Ufer der Chemnitz, sondern gleichweit zwischen der Würschnitz und der Zwönitz sich befindet und daß bei dem jähen Absturz des Terrains nach Osten hin, wie der Augenschein lehrt, von einer Landstraße in der Richtung Ost-West, welche also den historischen Hügel, der Urkunde entsprechend, nördlich hätte liegen lassen, nicht im Entferntesten die Rede sein kann.

Die Brauchbarkeit des Namens Klaffenbach zur Bestimmung der Todesstätte Arno's dürfte schon hiernach zweifelhaft erscheinen. Noch mehr ist dies der Fall, wenn Name und Dorf Klaffenbach selbständig in den Kreis der Erwägung gezogen werden. In dieser Beziehung ist vorauszuschicken, daß, wie Friedrich es gethan, auch Hr. v. Süßmilch nicht abgeneigt zu sein scheint, die Mordstätte Arno's in das Dorf selbst zu verlegen, indem er in seinen „Wanderungen im Erzgebirge" — 2. Beilage zur Leipziger Zeitung vom 26. August 1886 — den Namen Klaffenbach aus klava-boje, klava bojiště = Mordstelle, Todtschlagstelle, Oberhauptsmordplatz, vielleicht auch aus klava-boha = Hauptgott ableiten zu dürfen glaubt. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die Endung „bach" im Namen des Dorfes Klaffenbach slavischen Ursprungs sei. Allerdings machte auch Dr. Ullrich Schneider, wahrscheinlich angeregt durch die Richter'sche Ansicht, die vogtländischen Dörfer, deren Namen auf „bach" enden, zu Cultusstätten eines slavischen Gottes „Bog". (Vgl. Wissenschaftl. Beilage zur Leipziger Zeitung vom 1. Januar 1885.) Ihm kam der vogtländische Dialekt zu statten, nach welchem Bach wie Booch ausgesprochen wird. Allein abgesehen davon, daß ein Weisbach bei Crimmitschau, auf welches sich Richter beruft, indem er sagt, daß dort ebenfalls „kein Tropfen Wasser fließe" und der Name dieses Ortes dennoch auf „bach" auslaute, gar nicht zu existiren scheint, so muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß im Zwickauer Regierungskreise mindestens 68 Orte mit der Namensendung „bach" vorhanden sind, die, soviel dem Verfasser bekannt geworden, sämmtlich an oder nahe bei fließenden Gewässern sich befinden. Alle, mindestens aber fast alle diese Orte tragen offenbar deutsche Namen, wie Grünbach, Rothenbach, Schwarzbach, Weißbach, Langenbach, Breitenbach, Steinbach, Wildbach, Schönbach, Erlbach, Eschenbach, Kirchbach 2c. Sie liegen häufig in der Nähe der Quelle des betreffenden Baches. Auch die Slaven huldigten bekanntlich einst der Sitte, ihren Niederlassungen denselben Namen zu geben, den sie dem durchfließenden Gewässer beilegten. So findet man in hiesiger Gegend in der Nähe der Quellen der Wyhra Dorf Wyhra bei Meerane, der Zwönitz Stadt Zwönitz, der westlichen Pleisa Dorf Steinpleis, der östlichen Dorf Pleisa bei Wüstenbrand, der Elster Bad Elster, der Mulde Dorf Mulda, an der Quelle der Flöha Dorf Flöha in Böhmen und an deren Mündung Flöha bei Chemnitz 2c., ja es ist historisch, daß selbst noch von dem Erbauer der Burg Meißen diese nach dem slavischen Namen des vorbeifließenden Baches benannt wurde. Nur gebrauchten die Slaven dabei sehr selten die Namensendung „bach" oder vielmehr „bog" oder „boh". Im Elsterthale bei Weida befinden sich z. B. auf einer eine echt slavische Colonie bildenden Strecke von $2\frac{1}{2}$ Wegstunden Länge fast ausnahmslos Orte mit slavischen Namen (Clodra, Crimmla, Nibra, Oticha, Zickra, Zschorta, Pösneck, Cöffeln, Losen, Zossen, Zwötzen, Poris, Sirbis, Gorlitzsch, Lietzsch, Loitzsch, Cronspitz, Köderitz, Liebschwitz, Meilitz, Unditz, Zedlitz 2c.), aber nicht ein einziges Dorf, dessen Name auf „bog" endigte. Sollten nun gerade die deutschlautenden Ortsnamen mit der Endung „bach" auf eine slavische Gottheit zurückzuführen sein? Nach Arnold: „Studien zur deutschen Culturgeschichte", befinden sich im eigentlichen Hessen ohne Nassau und die Wetterau, wo doch Slaven niemals saßen, nicht weniger als 400 Ortsnamen auf „bach". Es konnten die deutschen Colonisten hiesiger Gegend, als sie die von den Slaven freigelassenen Ländereien in Besitz nahmen, unmöglich eine ihrem christlichen Glauben unbekannte oder widerwärtige fremde Gottheit so respectirt haben, daß sie bei der Benennung ihrer Ansiedelungen nicht sowol an den an ihren Höfen vorbeifließenden, eine Hauptbedingung für ihre Niederlassung bildenden Bach, als vielmehr an jenen „Bog" gedacht hätten. Daß aber Klaffenbach eine Ausnahme von der Regel mache, ist durch nichts erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich. Es ist, im Gegensatz zu den meist in ihrer ursprünglichen Anlage noch ziemlich erkennbaren slavischen kleineren Dorfanlagen, ein langgestrecktes zweizeiliges, längs der beiden Ufer des Dorfbaches sich hinziehendes Dorf, dessen Gutszubehörungen, soweit es das Terrain gestattet, von jedem Wirthschaftshofe aus in langen Streifen bis zur Flurgrenze sich ausdehnen. Dies deutet den fränkischen mit dem deutschen Benutzungsrechte und Erbgange übereinstimmenden Charakter der Anlage genügend an. Auch ist Klaffenbach umgeben nur von Fluren, deren Namen schwerlich als slavische gedeutet werden können, nämlich Markersdorf, Neukirchen, Adorf, Jahnsdorf, Meinersdorf, Burkhardtsdorf, Eibenberg, Einsiedel, Berbisdorf und Harthau.

Als deutsche Ansiedelungen haben aber wol weder die eben genannten Orte, noch das inmitten derselben gelegene Klaffenbach zur Zeit des Todes Arno's schon bestanden. Denn wenn auch schon 846 sich 14 czechische Fürsten in Regensburg taufen lassen mußten und ganz Böhmen als Missionssprengel der Regensburger Diöcese zugeschrieben wurde, ferner 851, 856 und 857 — in welchem letzteren Jahre in Böhmen Wratislaw und sein Sohn Wlastislaw gegen Deutschland sich erhoben (Drivok) —, nicht minder 858 erbitterte Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven stattfanden, so hatte dies doch weder eine Erweiterung der deutschen Grenze, noch eine deutsche Einwanderung zur Folge. (Dr. Wachter.) Nur erst als 869 nach dem Eintritt innerer Verwickelungen im Deutschen

Reiche plötzlich die Schlesier, Mährer, Czechen, Ungarn, Siusler, Sorben u. A. m. in Thüringen und Bayern einbrachen, aber von den Deutschen besiegt wurden, wurde das Land des gefallenen Wlastislaw zum Herzogthume Prag geschlagen, auch, wie es scheint, das Gebiet von Sedlecko (die alte Zupenburg Sedlec, jetzt Zettlitz bei Karlsbad), die Ellbogener und Egergegend deutscher Hoheit und Christianisirung thatsächlich unterworfen, wenn auch noch nicht gesichert. (Drivok.) Aber das deutsche Vordringen in die entfremdeten germanischen Ursitze erfolgte nördlich des Erzgebirgs von den deutschen Ostmarken aus erst später; denn auch die Kämpfe in den Jahren 872, 874—877 vermochten eine Grenzerweiterung noch nicht herbeizuführen. Als aber zu Anfang des Jahres 880 die Slaven, darunter die benachbarten Czechen, Dalaminzier und Sorben wieder in das Land der Thüringer und der „treuen Slaven an der Saale" (Dr. Böttiger) verwüstend einfielen und vom Markgrafen Poppo, dem bereits erwähnten Herzog von Thüringen und Gaugrafen des Grabfeldes (aus dem Babenberger Hause) aufs Haupt geschlagen wurden, endlich auch wenige Jahre später das Deutsche Reich, sowie Frankreich und Italien sich unter dem Scepter Karl's des Dicken vereinigten, konnten — und zwar bis zu dem Jahre 892 — alle Sorben bis zur Mulde als unterworfen gelten (v. d. Gabelentz), „da sie den Deutschen Tribut zahlten und friedlichen Verkehr mit denselben unterhielten".

Sonach ist mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die deutschen Colonisten im Jahre 892 noch nicht bis zur Klaffenbacher Gegend vorgedrungen waren, also diese Gegend noch nicht bebaut haben konnten. Haben sie aber erst später Klaffenbach erbaut, so daß sie die Zeit der Mordthat hinter sich hatten, so würden sie doch nicht, um das Andenken an einen deutschen, von ihnen als Märtyrer verehrten Kirchenfürsten zu wahren, ihre Ansiedelung an christlich-heiliger Stätte nach einer slavischen Gottheit benannt haben. Man wird also wol das slavische „Bog", „boje", „boha" aus dem Namen Klaffenbach ausfallen lassen, und an dessen Stelle das deutsche „Bach" setzen müssen. Allerdings wird dadurch die geschichtliche Bedeutsamkeit der Richter'schen Beweisführung in ihrem Fundament verletzt und beseitigt.

Aber das „Arnokreuz"? Nun dieser Kreuzstein ist zunächst kein Unicum. In dem kleinen sächsischen Vogtlande allein wurdem dem Verfasser nicht weniger als 38 Kreuzsteine bekannt. Die unzählige Menge der in Deutschland vorhandenen, oder besser vorhanden gewesenen dergleichen Kreuze (Dr. Back, Dr. Brösigke ꝛc.) allein läßt an der dem Klaffenbacher Steine beigemessenen Bedeutsamkeit Zweifel beigehen. Die Veranlassung zur Errichtung solcher Kreuzsteine ist freilich noch nicht völlig klar gestellt; diese Steine dienten grundverschiedenen Zwecken. „Bisweilen bezeichneten sie Ding- oder Gerichtsstätten, bisweilen waren sie Grenzzeichen, wo das Kreuz sich auf eine geistliche Mark bezieht; in den meisten Fällen aber möchten sie Denkzeichen gewaltsamer Todesfälle an dem betreffenden Orte sein, wobei im Falle eines Todtschlages dem Mörder bisweilen die Setzung eines Kreuzsteins zur Pflicht gemacht worden ist." (v. Wietersheim.) Gleichwol ist einiger Anhalt zur Bestimmung des Zweckes der einzelnen Kreuzsteine geboten. Es bedarf keiner eingehenden Motivirung der Meinung, daß diese Kreuze nicht gesetzt worden sein können gleichzeitig als Grenz- und Gedenkzeichen. Welche Verwirrung in eigenthumsrechtlichen Fragen hätte daraus entstehen müssen! Jedenfalls war zwischen der Setzung der Grenzsteine und derjenigen der Mordkreuze eine lange Periode verstrichen, innerhalb deren der Zweck der zuerst gesetzten Male dem Volksbewußtsein verloren gegangen sein mußte. Die Grenzen, welche durch jene Steine markirt wurden, konnten nicht mehr vorhanden sein oder keiner Steinkreuzmarkirung mehr bedurft haben, als man anfing, der allgemeinen Sitte zu huldigen, Sühnezeichen zu stiften.

Nun ist aber bekannt, und wird durch urkundliche Ueberlieferungen bestätigt (vergl. S. 43 des 10. Heftes der Mitth. des Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, 1857), daß von Ende des 15. Jahrhunderts an dem Mörder die Setzung eines Steinkreuzes, auch bisweilen die Errichtung einer Gebühr an den „Voigt" für die Stätte des Kreuzes, zur Pflicht gemacht war. Ein solches im 15. oder 16. Jahrhundert entstandenes Mordkreuz ist nun freilich das Klaffenbacher Denkmal nicht: es ist bestimmt älter. Es zählt zu denjenigen Kreuzsteinen, welche sich durch ihre auffällige Massigkeit, um nicht zu sagen Plumpheit, sowie hauptsächlich durch darauf eingehauene Bildnisse auszeichnen. Diese Bildnisse, auf der vorderen Seite der Kreuzsteine befindlich, hier ein Schwert, dort eine Streitaxt, ein Rad, eine Sichel ꝛc. darstellend, sind in vertieften Umrissen gezeichnet. Gerade diese Figuren aber gewähren hie und da einen Anhalt zur Bestimmung des Alters dieser Art von Kreuzsteinen. Der von dem Verfasser bei Werda im sächsischen Vogtlande aufgefundene Kreuzstein läßt trotz seiner vorgeschrittenen Verwitterung das Bild eines Bischofsstabes erkennen. Der Nodus desselben ist noch romanisch, die Curvatura, sogenannte Schnecke, noch nicht sichelförmig zurückgebogen, wol aber setzt sich auf derselben bereits eine, nicht knopfartige, Verzierung in Gestalt eines Blattes an. Diese Merkmale lassen auf die Mitte oder zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts als Entstehungszeit schließen. (Dr. Karl Lind: Ueber den Krummstab.) Desgleichen fand Verfasser auf dem in Falkenstein im Vogtlande befindlichen Kreuzsteine eine Armbrust eingezeichnet. Sie stellt eine sogenannte Geißfußarmbrust dar, wie sie um die Mitte und gegen Ende des 12. Jahrhunderts gebräuchlich war. (Dr. Müller und Dr. Mothes: Illustr. archäolog. Wörterbuch.) Auf dem Klaffenbacher Kreuzsteine befindet sich der Umriß eines Schwertes. In der über das „Arnokreuz" von Friedrich aufgenommenen Urkunde vom 15. Juni 1863 ist ein im Chemnitzer Tageblatte s. Z. veröffentlichter Artikel enthalten, in welchem es heißt: „Das Kreuz hat die Form, wie wir sie in den aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts herrührenden Sculpturen an der goldnen Pforte zu Freiberg finden, während das Schwert ganz so gestaltet ist, wie das Schwert in dem Broncerelief an dem Dome zu Hildesheim, welches aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammt." Diese Zeitangaben, so sehr sie auch, ihre Richtigkeit zugegeben, von einander abweichen, lassen dennoch die Möglichkeit zu, das Klaffenbacher Kreuz dem 12. Jahrhundert zuzutheilen. Selbstverständlich kann auf ein wirklich erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts angefertigtes Denkmal nicht schon vorher, zu Anfang des 11. Jahrhunderts, ein Bild eingemeißelt worden sein, wol aber ist es zulässig, anzunehmen, daß bei Errichtung des Klaffenbacher Monumentes die veraltete Form eines Schwertes als Sinnbild in Anwendung gekommen sei. Die Form des Klaffenbacher Kreuzes war aber mindestens schon Mitte des 12. Jahrhunderts allgemein üblich, zu welcher Zeit auch die hier in Frage stehende Schwertform noch vorkam. Ja, Hr. v. Süßmilch, ein Waffenkundiger, dessen Urtheil maßgebend ist, sagt a. a. O. mit bestimmten Worten, das Klaffenbacher Schwert habe dieselbe Form, „wie die Schwerter des 12. Jahrhunderts, welche auf zahlreichen Denkmälern und Bildern dargestellt sind". Sonach steht der Annahme, daß das Klaffenbacher Kreuz der Mitte des 12. Jahrhunderts angehörig, nichts entgegen.

Noch ein anderer Grund spricht für diesen Zeitpunkt. Im Vogtlande finden sich nämlich die Kreuzsteine dieser Gattung auf der muthmaßlichen Grenze des Sprengels der Kirche zu Plauen vom Jahre 1122.*) Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß diese Kreuzsteine die Marksteine dieses Sprengels bildeten, deren Errichtung um so nöthiger war, als die thatsächliche Sprengelgrenze von der in der Stiftungsurkunde v. J. 1122 beschriebenen Gaugrenze wesentlich abwich. Sie können nicht allzulang nach dem Jahre 1122 gesetzt worden sein. Ließe sich nun der Klaffenbacher Kreuzstein mit einer geistlichen Mark in Verbindung bringen, so würde ihm umsomehr ein gleiches Alter, wie es die vogtländischen Sprengelkreuzsteine beanspruchen dürfen, zuzusprechen sein. Nun findet sich aber bei dem Umblick in der Specialgeschichte der dasigen Gegend und damaligen Zeit ein Ereigniß ersten Ranges vor: die Gründung des Benedictinerklosters zu Chemnitz in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Zu den Besitzungen dieses Klosters gehörten im Südwesten die Dörfer Neukirchen, Klaffenbach und Burkhardtsdorf, welche nach Einführung der Reformation an Wolf Hünerkopf um 7000 fl. verkauft wurden. (Vergl. S. 91, Heft 21 der Mitth. des Kgl. Sächs. Alterthumsvereins.) Demnach läßt sich der Klaffenbacher Kreuzstein nicht mit der Arnoaffaire in Zusammenhang bringen. Man thut besser, ihn für einen dem 12. Jahrhundert angehörigen Grenzstein des „Bergklosters" zu Chemnitz zu halten.

---

*) Die Grenze dieses Sprengels ist, nach der von dem Verfasser gewonnenen Ansicht, in ihrem südlichen Theile nicht identisch mit derjenigen Grenze, welche in der noch vorhandenen Urkunde über die Stiftung der Kirche zu Plauen vom Jahre 1122 beschrieben ist; vielmehr darf aus gewissen Gründen geschlossen werden, daß mit dieser letzteren Grenze die uralte Grenze des Gaues Dobna gemeint sei, welche die (nicht zum Kirchensprengel gehörig gewesene) Vogtei Vogtsberg mit umschloß. Demnach muß unterschieden werden zwischen der durch Kreuzsteine nach Süden hin — im Norden existiren keine solchen Grenzmale und waren dort wol auch nicht nöthig — markirten Kirchensprengelgrenze und der in der Urkunde von 1122 beschriebenen alten Grenze des Gaues Dobna.

Endlich bedarf noch die als Beweismittel mit gebrauchte Localsage einer kurzen Zurückführung auf ihren eigentlichen Werth. Einer solchen „Sage" ein tausendjähriges Bestehen zuzutrauen, hieße ihr zu viel Ehre erzeigen. Tausend Jahre! Wer die Stürme und Umwälzungen im politischen und culturellen Leben von zehn Jahrhunderten überdenkt, der wird schwerlich im Ernste noch von einer bis ins Kleinste gehenden tausendjährigen Dorfsage sprechen, die überdies den Landmann herzlich wenig interessirt. Welchen zweifelhaften Werth im Allgemeinen derartige mündliche Ueberlieferungen haben, mußte Verfasser leider genugsam erfahren. Solche Sagen ändern sich im Handumdrehen. Sollte doch bei einem Kreuzstein „vor vielen hundert Jahren" ein „Husar" ermordet worden sein, aus dem ein Jahrzehnt später ein „Briefträger" wurde. Wie lange wird es dauern, so wird dort „vor vielen hundert Jahren" ein Photograph mittels Melinits in die Luft gesprengt worden sein. An Ort und Stelle eingezogene Erkundigungen ergaben dagegen, daß der hochbetagte Erzähler der Sage, auf welchen sich der Gewährsmann Friedrich's bezog, „viel in einem alten Buche gelesen habe". Von einer mündlichen Ueberlieferung wußte man nichts. Schwerlich stand in jenem Buche etwas über den Kreuzstein, wol aber mochte die Richter'sche Annahme darin Ausdruck gefunden haben. Es wird wol jene „alte Chronik" gewesen sein, welche Friedrichen selbst zu Gesichte kam. Somit erklärt sich alles Uebrige. Die einer persönlichen Erfindung wie ein Ei dem andern ähnelnde „Sage" lautet ungefähr: „Die Klaffenbacher hielten ihre Zusammenkünfte auf dem Bochmann'schen Gute (!) unterhalb der Klaffenbacher Schänke (!), da, wo bis in die neuste Zeit an der Chaussee ein Meilenzeiger stand; da erschien ein „Herr", ein Heidenbekehrer — dessen Name dem Gewährsmann leider Gottes entfallen war —; die bösen Klaffenbacher vergriffen sich an ihm, trieben ihn vom Berg herab ins Thal bis zur Stelle, wo der Kreuzstein steht, und tödteten ihn daselbst." Der Erzähler wußte aber nicht mehr ganz genau, ob sie ihn erschlagen oder — — erstochen hätten. Wie schade! Eben dieser Erzähler, welchem das Verdienst nicht abzusprechen sein dürfte, der Erste gewesen zu sein, der den Klaffenbacher Kreuzstein mit der Arnoangelegenheit verwob und so Thietmar corrigirte, wird wol, offen gesprochen, auch der Vater jener „tausendjährigen" Ortssage sein.

Nach alledem vermag Verfasser weder dem Namen Klaffenbach, noch dem Kreuzstein und der Sage daselbst denjenigen geschichtlichen Werth beizumessen, welcher nöthig wäre, um Klaffenbach oder die „Höhe" daselbst als die Todesstätte Arno's anerkennen zu können. Zur Bestimmung der Oertlichkeit, wo der Bischof sein Leben beschloß, ist von höchster Wichtigkeit die Feststellung der in der Nachricht Thietmar's erwähnten Landstraße. Für den Augenblick will es unbegreiflich scheinen, wie Thietmar von einer Landstraße sprechen konnte. Vor dem geistigen Auge breitet sich ein ungeheurer, über Chemnitz bis auf den Kamm des Erzgebirges und darüber hinaus reichender Urwald aus, der die Berge höher und steiler, die Schluchten labyrinthischer, die Thäler enger und finsterer erscheinen läßt, als sie sind. Thatsächlich mußten die Waldpfade wilder und beschwerlicher, die Gewässer sumpfiger und reißender sein, als sie sich jetzt zeigen. Und doch ging der Bischof nicht allein, sondern sammt den für einen Kriegszug gegen ein ziemlich mächtiges Volk erforderlichen Mannschaften nebst allem Zubehör an Rossen, Fahrzeugen ꝛc. durch diesen Gebirgsurwald. Und ungezählte Male überschritt der Heerbann der Czechen, Mährer, ja selbst Ungarn in fliegender Hast, wie auf einer gebahnten Straße, dasselbe Waldgebirge, um unverhofft die Ländereien nördlich und nordwestlich des Erzgebirges zu überfluthen! Das will wie ein Räthsel erscheinen.

Faßt man aber die Bodenform der Gegend in ihrer Gesammtheit ins Auge, so wird man mühelos auf eine Spur geleitet, welche die allein mögliche Lösung dieses Räthsels zu bieten scheint. Von Chemnitz aus dehnt sich, ähnlich dem Rennsteig in Thüringen, eine Wasserscheide geradlinig bis zu dem Flusse Zschopau bei der Stadt Zschopau aus. Sogleich hinter Zschopau setzt sich diese Wasserscheide fort, läßt Marienberg nahe links liegen, läuft in derselben Richtung weiter und endet hinter dem Gebirgspaß bei Reitzenhain am „Polakenhügel". Aber nur die Wasserscheide, die natürliche Linie, endet daselbst, nicht die auf derselben entstandene Straße, in Sachsen Zschopauer Chaussee genannt. Sobald diese Straße die ganze Strecke des früheren Urwaldes durchlaufen, steigt sie, immer in derselben Richtung, vom Gebirgspaß hinter Sonnenberg herab nach Kommotau, trifft Postelberg und Schlan und erreicht im Herzen des alten gefürchteten Czechenlandes die Hauptstadt Böhmens, durchzieht Prag, geht über Beneschau, Wlaschin, Czechtitz nach Pilgram, erreicht bei Iglau das alte Mährenreich, führt nach dessen Hauptstadt Brünn und läuft über Austerlitz nach Ungarn. Diese in ihrer Richtung sich nahezu gleichbleibende Linie, eine eminent interessante Erscheinung, war offenbar bedingt theils durch die natürliche Bodenform des Miriquidigebirgs zwischen Chemnitz und Reitzenhain, theils durch die geographische Lage der Centren der alten Völkersitze, theils durch die politischen Beziehungen der Slaven zu den Deutschen in uralten Zeiten. Ob hierbei dem natürlichen und früher für eine Straße wol überhaupt dort allein geeigneten Uebergange über das Waldgebirg, oder einem der beiden anderen Factoren der Vorzug zu geben sei, wer wollte das entscheiden? Thatsache ist, daß die in Rede stehende Straße von den Ebenen Ungarns bis zu den Thoren von Chemnitz und über Chemnitz hinaus, im flacheren Lande allerdings dann in Verzweigungen, nach den Gefilden des nordwestlichen Deutschlands sich in fast gerader Flucht erstreckt und die Mittelpunkte der alten compacten feindlichen Völkermassen durchschneidet. Eine solche Erscheinung kann nicht auf beschränkte locale Bedürfnisse zurückgeführt werden, an welche in einem völlig unbebauten Urwald überhaupt nicht gedacht werden kann; es müssen derselben große, gewaltige, Jahrhunderte andauernde politische und nationale Bewegungen zu Grunde gelegen haben. Demnach aber vermochte Thietmar sehr wohl von der „Landstraße", wie von einer alten bekannten Sache, die einer näheren Beschreibung nicht bedurfte, zu sprechen. Diese Landstraße — eine wahre Länder- und Völkerstraße, welche wenige Meilen von der Grenze des Urwaldes da, wo sie die Zschopau überschreitet, mit einer slavischen Schutzveste versehen war, in Friedenszeiten wol auch dem Handelsverkehr zwischen den Völkerschaften des Norden und Süden diente, übrigens aber in Anbetracht des völlig unbebauten, beträchtlichen Urwaldes und im Mangel besserer und passenderer natürlicher Grenzzüge daselbst von der Veste Zschopau an bis zu dem Gebirgskamme die Grenzscheide zwischen dem Gau Chutizi und demjenigen Lande gebildet haben dürfte, welches sich von der Ostgrenze des Gaues Chutizi bis zu der Westgrenze des Gaues Nisani einschiebt — erreicht in dem Thalkessel von Chemnitz den Fluß gleichen Namens. Hier, bei dem Ueberschreiten der Chemnitz, stellten sich ihr am andern, linken Ufer des Flusses plötzlich zwei natürliche Hindernisse entgegen, welche zu überwinden sie nicht im Stande war: ein umfangreicher, nur erst nach dem Uebergange des Benedictinerklosters in weltlichen Besitz zum Theil in einen Teich, den jetzigen Schloßteich, verwandelter Sumpf und hinter diesem das Ufergelände mit dem Schloßberg. Deshalb ändert sie auf einer kurzen Strecke ihre Südost-Nordwestrichtung, indem sie südlich vom Schlosse die Richtung Ost-West annimmt (jetzige „Hartmannstraße" in Chemnitz) und demnach Sumpf und Schloßberg nördlich liegen läßt. Sobald aber das Terrain es gestattet, nimmt sie ihre Hauptrichtung (jetzige „Leipziger Straße" in Chemnitz) wieder ein. Dieser innerhalb der Stadt Chemnitz auf dem linken Ufer der Chemnitz gelegene Theil der altehrwürdigen Völkerstraße beansprucht die höchste Aufmerksamkeit. Er und der Schloßberg daselbst bilden diejenigen Punkte, auf welche die Ueberlieferungen Thietmar's und beziehentlich v. Eckhart's buchstäblich anwendbar erscheinen. An keiner andern Stelle als in Chemnitz selbst überschreitet eine Straße aus Böhmen die Chemnitz. Die von Burgstädt nach Mittweida südwest-nordöstlich führende Straße und einige kleine krumme Dorfwege können nicht in Betracht kommen. Ja, die Chemnitz selbst hat nur auf der kurzen Strecke von etwa 7 km, nämlich von dem Dorfe Altchemnitz über die Stadt Chemnitz bis zu dem Dorfe Furth, diejenige süd-nördliche Richtung, welche sich zu einem Uebergange aus Südost nach Nordwest eignet. Sogleich bei Furth nimmt sie selbst nahezu die Richtung der böhmischen Straße an, läuft also parallel derselben bis zu ihrer Mündung in die Mulde. Der Schloßberg erhebt sich auf dem linken Ufer der Chemnitz, bildet einen und zwar den mittleren Theil des Ufergeländes, fällt nach dem vor ihm sich ausbreitenden Schloßteiche steil ab, wird links und rechts von nur noch unbedeutenden Bodeneinsenkungen flankirt, nach hinten aber von der weiter ansteigenden Höhe kaum noch merklich durch eine solche abgegrenzt. Eine zweite Oertlichkeit nahe der Landstraße am linken (oder rechten) Ufer der Chemnitz, welche die Bezeichnung Hügel verdiente, findet sich nicht vor. Das dortige Ufergelände ist außer dem Schloßberg zu sehr gestreckt, als daß es den Namen eines Berges oder Hügels tragen könnte. Der Schloßberg ist circa 500 m vom Flußbett und circa 800 m von der Hartmannstraße entfernt. Dieser letztere Umstand könnte zu Bedenken Anlaß geben, da sich der Bischof, indem er sich fast einen Kilometer weit von der Landstraße entfernt haben müßte, der persönlichen Gefahr ausgesetzt haben würde. Daß aber letzteres thatsächlich der Fall war und

daß demnach mit dem urkundlichen „unweit der Landstraße" nicht ein unmittelbarer Anschluß des Hügels an die Landstraße gemeint sein kann, ist ja nicht in Abrede zu stellen. Sodann geht dies aus einer von Friedrich angezogenen Stelle der Würzburger Chronik von Lorenz Femiß v. Mergentheim hervor, welche lautet: „Die Deutschen sind, als sie den Tod Arno's erfuhren, so ergrimmt gewesen, daß sie den Feind von Stund an zurückgeschlagen und verjagt haben." Sie konnten also den Mord nicht verhindern, waren nicht einmal Augenzeuge davon, sondern erfuhren nur von ihm, aber rächten ihn doch von Stund an. Der Hügel lag also verhältnißmäßig nahe an der Landstraße, jedoch weit genug davon entfernt, um einen rasch ausgeführten Todtschlag zu vollbringen. Indessen bedarf der Beweggrund des Bischofs, weshalb er sich zur Ausübung der heiligen Handlung, bei welcher er ermordet wurde, gerade auf jenen außerhalb des Bereichs des augenblicklichen Schutzes durch sein Heer befindlichen Hügel begeben habe, doch auch der Beleuchtung.

Hierfür giebt es nur die eine ungezwungene Erklärung: Der Hügel war eine den Slaven geheiligte Stätte. Die Erbitterung, der Fanatismus der Slaven, welcher fast Angesichts der deutschen Streitkräfte zu dem Morde trieb, sowie die nach der Würzburger Chronik nicht wegzuleugnende Vertheidigung des Platzes gegen die deutsche Uebermacht lassen hierüber kaum einen Zweifel beikommen. War aber dieser Ort eine slavische Cultusstätte, dann war er auch, indem er zugleich dem Handel und der Justiz diente, als Sammelpunkt der einheimischen und fremden Slaven, ähnlich dem Hügel gegenüber Jocketa im Vogtlande, befestigt. Dieser letztere bedurfte auf denjenigen Seiten, welche jäh in das Thal der Trieb hinabstürzen, einer künstlichen Befestigung nicht, wol aber auf der hinteren westlichen Seite, wo er sich an einen ihn überragenden Berg anlehnt und von diesem nur durch eine mäßige Bodensenkung getrennt ist. Gerade dort war deshalb der Hügel, wie die zum Theil noch gut erhaltenen Ueberreste zeigen, von einem, an der schwächsten Stelle sogar doppelten, halbkreisförmigen, in der Weise, wie es anderwärts sehr oft der Fall ist, construirten Steinwall geschützt. Der Schloßberg zu Chemnitz hat seiner Gestalt und Lage nach viel Aehnlichkeit mit dem Hügel gegenüber Jocketa. Auch er dürfte auf der westlichen Seite in gleicher Weise befestigt gewesen sein. Und so erklärt sich die plötzliche Zusammenrottung der Slaven, als sie Arno in Ausübung christlichen Gottesdienstes erblickten, sowie die aufflammende höchste Erbitterung derselben und schließlich tollkühne Vertheidigung des Platzes einerseits. Andrerseits aber wird es nunmehr klar, warum der Bischof als Priester und Apostel gerade dorthin sich begab. Freilich ging er nur mit verhältnißmäßig wenigen Begleitern in das Heiligthum der Slaven. Aber man muß seinen Charakter in Betracht ziehen. Der Bischof Arno war seinem Wesen nach ein ganzer Mann, ein Glaubens- und Kriegsheld zugleich. Letzteres wird, davon ganz abgesehen, daß er an der Spitze eines Heeres auf einem Feldzuge sich befand, durch eine uns erhaltene Erzählung von einem glänzenden Bravourstück kriegerischen Muthes bestätigt. In Gemeinschaft mit dem bayerischen Vogte Rudolph nahm er einstmals auf Befehl des Königs Ludwig mittels eines „eilenden Heeres" in Böhmen die Braut des Mährenfürsten sammt starkem Gefolge und angeblich 614 Rossen gefangen. Seinem persönlichen Muthe als Priester und Soldat ist es zuzuschreiben, daß er, der unerschrockene, kühne, stets glückliche Held, mitten unter die Feinde trat und Hochamt hielt, vielleicht gar mit dem Nebenzweck, die heidnischen Slaven das christliche Uebergewicht fühlen zu lassen.

Aber noch ein anderer Umstand spricht für den Schloßberg zu Chemnitz. War nämlich dieser Platz eine Cultusstätte der Slaven, und wurde auf demselben die entsetzliche That vollbracht, dann mußte aus inneren Gründen dieser Berg zu einer christlichen Cultusstätte sich umgestalten, sobald die neue Lehre dort Fuß faßte, was fast unmittelbar nach der Ermordung des Bischofs stattfand. Der um jene Zeit von den Ufern der Mulde her unaufhaltsam vordringenden Christianisirung mußte der von dem Blute christlicher Märtyrer geröthete Boden ein willkommener Angelpunkt für die neue Gotteslehre sein. Das war auch sogleich der Fall und schon Thietmar konnte berichten, daß die inzwischen zum Christenthum bekehrten Slaven die diesen Hügel umgaukelnden Lichter, welche sich wol als dem großen Sumpf (jetzigen Schloßteich) entstiegene Irrlichter erklären lassen, für die Seelen der christlichen Märtyrer ansahen. Und v. Eckhart konnte bestätigen, daß die Slaven damals die Erschlagenen bereits als Märtyrer verehrten und an die Stätte der Ermordung derselben Gedenkzeichen setzten. Nach weiteren hundert Jahren aber trug eben dieser Schloßberg bereits ein reichdotirtes Kloster, das erste, oder doch eins der ersten im Meißner Lande, welches über vier Jahrhunderte lang das Licht des christlichen Glaubens über die Gegend um Chemnitz verbreitete. Muß man auch von der geschichtlich nicht verbürgten Nachricht absehen, daß schon im Jahre 618 nach einem Siege über die „Sorben" von dem Frankenkönige Clotar II. ein Kloster auf dem Schloßberg zu Chemnitz gegründet und nach alsbaldiger Zerstörung desselben durch die Slaven seiten des Sohnes Clotar's, Dagobert, erneuert und mit einer Burgwarte befestigt worden sei (wodurch, wäre dies erwiesen, der Schloßberg sowol für die Slaven als für die Deutschen noch ganz besondere Bedeutung als Cultusstätte erhalten haben würde), so wird man doch nicht umhin können, dem inneren Zusammenhang der Dinge ebenfalls Beachtung zu schenken, welcher für die Identität des historischen Hügels mit dem Schloßberg zu Chemnitz spricht.

Sonach dürfte Alles für diese Identität sprechen. So lange daher nicht eine andere Oertlichkeit sich findet, auf welche Ueberlieferung und Schlußfolgerung besser passen, und so lange nicht die Nachrichten Thietmar's und v. Eckhart's bezüglich der Beschreibung der in Rede stehenden Oertlichkeit eines wesentlichen Irrthums geziehen werden können, ist kein Grund erkennbar, zu bezweifeln, daß der Schloßberg zu Chemnitz diejenige alte heilige Stätte sei, auf welcher der erste Apostel dieser Gegend, Arno, der neunte Bischof von Würzburg, vor nunmehr nahezu tausend Jahren, am 13. Juli 892, als Märtyrer des christlichen Glaubens sein Blut verspritzte.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

II.

C. L. v. Hagedorn an Oeser.

Dresden, am 20. July 1764.

Hochedelgebohrner,
Hochgeehrter Herr Director.

... Von den aus Paris verschriebenen 524 Blatt erhalten Sie die Hälfte zum Gebrauch der Z. Academie in Leipzig für die untergeordnete Schule für Professions Verwandte, nach Anleitung des Leipz. Intelligenz Blattes N. 28. Das Verzeichniß über die nach und nach zu erhaltenden Blätter werden Sie mir ab- und unterschrieben zurückschicken. Jetzt schicke Ihnen einen Theil derselben nemlich die Ameublemens von le Fosse nach alphabetischer Suite, wo aber der Heft F. zweymahl vorkommt, deren eines mit dem dermalen aus Versehen (in Paris) mangelnden Heft B. künftig zu vertauschen steht, auch 25 Blatt Trophaeen in 5 Lagen vielleicht auch mehr, wenn das Paquet für H. D. Müller nicht zu stark wird. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren

Dresden, am 21. Jul. 1764. ergebenster Diener
C. L. v. Hagedorn.

Es wäre gut, daß sich ein junger Zeichner für Neumodische Stoffe unter den dortigen Scholaren mit Geschmack und Genie hervorthäte. Man könnte für ihn künftig sorgen.

Kobell an Oeser.

Mannheim d. 24. Merz 1780.

An Herrn Director-Öser.

Glaubten Sie nicht — mein werthester Herr und Freund — ich seye gestorben? — oder nach America gezogen, um da ein anderer Bourguignon zu werden — und der braven Hessen Dapferkeit — in so manchem Gefecht zu mahlen? oder die Cascade des Lorenzflußes auf ein gemälde überzutragen! — gott-lob ich binn Keines — nicht einmahl nach dem verwünschten Bayern bin ich gezogen — das unserem lieben armen, edlen pfälzer land, entweder nach und nach — oder auf einmahl — wenn sich es nicht ändert — den gar-aus macht — und Künsten und wißenschafften, welche eben bey uns in saamen schoßen — nun vollends verwelcken machen wird!

eine Kleine reyß hab ich voriges Jahr nach Düßelldorf gemacht — und da in unserer Gallerie sachen gesehen — die mir unver-

geßlich seyn werden — und die mich mehr und mehr in meiner gehabten meynung bestärckten, daß diese geweßene Künstler ganz anders in der mahlerey — von seithen des Handwercks — oder des physicalischen zu werke gegangen sind alß die meiste unserer jetzigen mahler — und das untermahlen — todtfarben — abschleifen über — über — und wieder übermahlen bey Ihnen ganz unnöthige — und unbekante sachen geweßen sind! nein Ihr geist eylte sich — so warm, so glühend alß möglich — durch die finger- und pinsels-spitzen auf das tuch oder brett getragen zu werden — und ihre einbildung schuff nicht geschwinder, alß ihre händ — hingeworffen war alles in einem gefühl — gedancken und darstellung — dann kam die stille — zufridene überlegung — und Vattersfreude und butzte — und zierte das liebe — mit der möglichsten Krafft, und Können gemachte Kind — zum gefallen aus — gab ihm schönere — und gefälligere harmonie von einem theil zum andern — und legte das stückgen butz hervor ins licht — und drückte jenes zurück ins schattigte oder ganz dunckle, und dann gab ers hinaus in die welt, und sagte — seht das kann ich — und sonst nichts — weiter geht meine Krafft nicht — der mangell und das ohnfertige da, ist ersetzt durch dieses deswegen so herrliche p.p.: — meinen satz — wahr und Klar fühlen Sie gewiß edler Mann! — auch soll bis diesen herbst ein redender beweiß von meinem glauben zu ihren augen kommen — dann ich will mich der erlaubnüß gewiß bedienen Herrn Winkler — und Ihnen etwas alle Jahr von dem Fortgang in meiner Kunst zum sehen zu schicken — und mir ihre Beurtheilung, und ihre Bemerckung zu nutz zu machen — erinnern Sie sich noch, was Sie für eine richtige — wahre — ihrer einsicht in die Kunst angemeßene beobachtung voriges Jahr, an einem damahl überschickten mondschein machten — Sie vermißten nemlich um den mond — und sonsten einen gewissen Dunst-Kreyß — oder lympus — wie Sie es nanten — o meine seele quälte sich, daß sie das nemliche fühlte, und es nicht finden nicht mittelst der materialien, und dem Handwerk geben konte — ich kante gar wahl van der neers meisterstücke — umgeben mit dem monde-glanz — und dem sogenannten Heer-rauch — schmelzend und ins ungewisse der nacht Kleydend — die ganze natur! — ich genoß und bewunderte sehr offt seine göttliche harmonie, die über licht und schatten-theile gleich süß in jeder einzlen parthie wie im schönen ganzen — sich hinüber schmelzte, und uns ganze täg zum bewundern an so liebe wahrheit zauberte — aber sie zu finden — überzutragen auf meine bemühungen und versuche — war über meine Krafft — meine seele faßte es — aber meine hände waren gebunden, und so weit konten Sie nicht reichen — aber diese reiße nach Düßelldorff, und die freundschafftliche bemerkung und mittheilung eines lieben Bildnißmahlers aus Hannover nahmens Eick — so ich da fande — haben mir endlich die banden abgelößt, und nun kann ich so weit würken, alß mein Geist dencken kann — meine arbeit soll Ihnen, mein edler freund mehreres beweißen — und Sie auch von dieser seithe zufrieden stellen. sagte ich es Ihnen nicht oft, Dieterich war ein Gott vom mahlen, Der wußte alles das — aber er starb wie ich glaub — und theillte es niemand mit! —

Hr. Geiser wird Ihnen meine neueste Kupferstich so ich voriges Jahr ätzte geben, nehmen Sie solche mit der freundschafftlichen nachsicht auf, mit welcher Sie den anfang davon annahmen — es ist immer eine ermunterung für mich — und eine empfehlung meiner arbeit, wenn ich sagen kann — Hr. Öser in Leypzig besitzt und schätzt diese meine arbeit auch! — ich hab die kleine Kupfer, um die liebhaber und Käuffer meines Werks — wegen denen zu schwarz gewordenen — und zer- und nicht genug geätzten Kupferstichen schadloß zu halten gemacht. Die zwey grose, sind gegenpart zu denen anderen nemlicher Größe — ich hoffe sie werden mit der netteren ausführung und bestimteren ausdruck derselben beßer alß mit all den anderen zufrieden seyn — ich hab sie alle statt mit scheid-waßer, wie die andern, mit äz-waßer geäzet.

Heben Sie nur doch einen zweyffell, wegen diesen Kupferstich — ich bitte Ihre gütige, mir bewährte Freundschafft darum? — nemlich warum es so schwehr hält, dieselbe in Kauf zu bringen — noch hab ich für all meine auslaagen — Zeit — und arbeit nicht mehr denn meine Kösten daraus gelößet — solte denn nicht bey Ihnen, ein Verleger gegen einen honorablen profit etwas davon übernehmen wollen? ertheilen sie mir doch deswegen einen freundschafftlichen Rath!

empfehlen Sie mich 1000mahl dem verehrungswürdigen Herrn Winkler — möchte ich doch bald das glück genießen, diesen Kunstschätzer und Gönner persönlich kennen ihn, und seine gesamlete schätze verehren zu können? welche freude wär das für mich! proponiren Sie Ihm doch noch etwas, ich hab von Paris ein gemälde zum Verkauf erhalten — gewiß — ich glaube, daß deßen gleichens von schönheit, und erhaltung von diesem meister nicht mehr existirt, ich kann hier herum keinen liebhaber dazu finden, ich binn also willens es seinem Besitzer wiederzusenden — wolte Hr. Winkler solches nicht zuvor sehen — wenn er das porto auslegen will, so will ich es Ihnen senden — ich binn gewiß des teutschen Vatters der Kunst sein meisterstück geht dann nicht mehr aus Leybzig! — es ist etwas über 3 schuh hoch — und über 2 breit — stellt Christum am öhlberg im Olivengarten bettend vor — ein mondschein, im Vorgrund die schlaffenden apostel — hinten die Kriegsschaar — und auf holz gemahlt — wer glaubt das van der Werff allein den schmelz und zauber der farb gewust — und ausführen konte, der komme und sehe dis Bild von Albert Durer — und rede dann — so viel ist gewiß, wärs mein — und unser Kurfürst gäb mir sein aus der Düßelldorffer Gallerie — davor, und noch was richts (sic) heraus, ich bedankte mich! ich bitte um eine antwort hierüber — leben Sie wohl, und lieben Sie mich, alß ihren ergebensten gehorsamsten und ganz eignen Diener Fer: Kobell.

Während Kobell hiernach begriff, daß es auf einen Bruch mit der schwerfällig und geistlos gewordenen Oeltechnik ankommen und daß man bei den Holländern in die Schule gehen müsse, wenn man wieder zu freier und lebendiger Wirkung gelangen wolle, glaubte Oeser den Bildern des bedrängten Künstlers dadurch aufhelfen zu können, daß er ihm, wie wir sehen werden, rieth, dieselben mit historischen Figuren zu staffiren — ganz und gar gegen dessen wahren Genius.

Das Gemälde, welches Kobell hier dem bekannten, auch von Goethe geschätzten, in Wahrheit und Dichtung (Buch VIII) erwähnten Leipziger Kunstfreunde und Sammler Gottfried Winkler anbieten läßt, ist, wenn er sich über den Urheber nicht irrte, verschollen; denn man weiß von keinem Oelbilde dieses Gegenstandes, das Dürer gemalt hätte. Es sind nur verschiedene Blätter, einige Handzeichnungen, eine Radirung und zwei Holzschnitte, vorhanden, in welchen er den am Oelberge betenden Christus dargestellt hat (M. Thausing, Dürer, Leipzig 1876, S. 248, 334, 345—6). In den beiden Holzschnitten (Bartsch 26 und 54) erscheinen die drei Apostel, wie auf dem von Kobell beschriebenen Gemälde, im Vordergrunde; in der Radirung (Bartsch 19) im Mittelgrunde.

Der in dem Briefe erwähnte Geiser, richtig Geyser, ist Christian Gottlieb der Aeltere, geboren 1742 zu Görlitz, ein tüchtiger Kupferstecher, der neben Bause an der Leipziger Akademie thätig war und namentlich viele Zeichnungen Oeser's radirte. Später hat er dessen jüngere Tochter Wilhelmine geheirathet.

Kobell an Oeser.

HochgeEhrtester Herr
Werthester Freund!

Den Rath, welchen Sie mir geben, bester Herr, fühlte ich schohn 1000 mahl in mir — mit aller strenge untersuchte ich dann meine Kräfften — überwoge solche mit der Zeit, und denen umständen meines Daseyns — und meiner Kunst — und fande dann immer, daß ich nur für das ländliche, gefühl, mithin bestimmung habe! — ich staune wohl mit stiller ehrfurcht, und bewundrung alle historische Wunder an — binn gebeugt vor ihrer Schönheit — und frommer anbetter dieser heiligtümmer! — aber daß meine seele in entzückung — in gebährende bewegung, in den Wunsch überginge — auch so etwas zu versuchen, daß Sie mit mahlerischem ungestüm anpoche, empfundene — eingesaugte bilder wider zugeben, wie im stillen thal süßer natur, das könnte ich nicht sagen! Welche glückseeligkeit hingegen, welche süße ahndung für mich — wann ich alle ächte gefühl-volle Kenner, und liebhaber — und erschaffende Künstler — einem ländlichen Ruisdaël — einen schmeltzenden Botts — einen denckenden Berghem — stillen Wynandt, und bezaubernden Wouvermanns bewundern — und einstimmig auf alle die Zauber ihrer Kunst würkenn sehe! — O wie schwillt dann mein Herz dem Wunsch entgegen, auch einst so auf meine liebe mitmenschen zu würken, auch einst ein liebling ihrer untersuchung — ihres Vergnügens zu werden! — Dann reitzt mich würklich in der natur das grose weit weniger, alß das stille sanffte, und ein plätschernde quelle, einige schuh hoch über mooßigte steine sich in ihrem schaum wälzend, ist mir 1000 mahl lieber — meiner seelen anschlagender, alß der sturz des Rheins bey Schaffhaußen! und so geht mirs mit allem, was ich im reiche der natur für das ländliche betrachte. Daher bester Freund, mein schluß, mein vester Vorsatz, mich in dem, wofür mein gefühl reg wird, und was meine seele wie ein schwamm in sich faßen — und einsaugen kann — bis zur äußersten mir möglichen Vollkommenheit zu üben — und nichts in

meinen gemälden widerzugeben, alß empfindung! — Dies bester Herr und Freund sind die ursachen, daß ich nicht gewagt meine landschafften mit historischen Staffaschen, zu bereichern sondern mit dem stillen wandernden landmann vorlieb nahm, wann Er bey untergehender sonne im Kühlen schatten schlieff — ausruhte, oder mit seinem Vieh nach Hauß ging! — überzeugung von mangell meiner wißenschafft unterließ ich das — was ich nicht so gut, alß mein anderes hervorbringen konte — ich binn von ihrer gerechtigkeitsliebe, und der Freundschafft für Künstler überzeugt, daß Sie mir gewiß Künftig deswegen nichts mehr zur last legen werden — und ihr gütiger lehrreicher rath nur dahin gehen wird, mir in dem gesach — welches mir bestimmt worden — immer vollkommner zu machen!

Was ihre freundschafft und liebe für mich — mir bey dem guten edlen Herrn Bausse wegen übernahm meiner Kupfer — sich zuwegen brachte — wird mein gantzes leben mit dem wärmsten Danck erkannt werden! indeßen haben mich Freunde fast überzeugt, daß ich beßer für meine sich für mich interessirende Freunde — für mich — und die liebhaber handlen würde, solches Werk ganz fertig anzukündigen — ich will Ihnen dahero um dero gütigen Rath deswegen bitten, und demselben gantz genau folgen — bis Künfftige Ostermeß getrauete ich mir es gantz fertig zu bringen, und bis diese meß Könte ich nur 110 — oder 112 stück ungefehr mit den neuen abdruck senden! — rathen sie mir dahero, und solte es bey der ersten abrede bleiben — so haben Sie die gütige freundschafft, und schreiben mir, bis wann meine Kupfer in Leypzig seyn müßen, und es soll nichts manglen.

Herrn Winkler hab ich auf sein gütigen brief wieder geantwortet, und Ihm den preyß für den schönen Albert Dürer — mit 65 louis reuss gemeldet, auch wie mein Vatter geschrieben welchen Vortheil ich dabey hab! er kann nun machen — was Ihm sein Känntnüß und liebe zur Kunst eingibt — ich wünsche vom Herzen, daß so ein herrliches Gemälde — in so einer Kostbaren samlung verbleiben mögte.

Empfehlen Sie mich denselben, Hr. Bausse — Geisser — und allen Künstlern — und erlauben Sie mir, mich mit den ehrfurchtsvollsten Gesinnungen der liebe, und freundschafft zu nennen

Ihren
Ganz gehorsamst ergebensten
Dr. Ferd: Kobell.

Mannheim d. 18. Aug. 1780.

Schnorr an Oeser.

Königsberg, den 10. Nov. 1788.

Theuerster, Verehrungswürdigster
Herr Professor!

. . . .

Der geheimde Rath Hippel, an den Sie mir ein Kompliment zu machen befohlen haben, freute sich überaus und lies mich auch Kurz darauf zu Tische bitten. Er äußerte viel Vergnügen, wenn er mir erzählte, als er bey und von Ihnen so gut aufgenommen worden. (Dieser Mann ist, welches Ihnen vielleicht unbekannt ist, eines armen Schusters Sohn und ein sehr armer Advocat gewesen.) Er ist glaub' ich vor 5 Jahren in Leipzig gewesen. Er ist hier mit unter die sehr wenigen zu zählen, die Geschmack haben; er hält viel auf schöne Gemählde und geschmackvolle Zimmer. Er versprach mir mich öfters mit auf seine Güter zu nehmen (daß er ein sehr reicher Mann ist, hab ich Ihnen noch nicht gesagt).

. . . .

Und nun daß Sie mir verzeihen und mich nicht vergeßen, dies sey die lezte Bitte

Ihres
gehorsamen Dieners
u. wahren Freundes
Schnorr.

Der Briefschreiber ist Johann Veit oder Veit Hans (in einem anderen Briefe an Oeser unterschreibt er sich „Ihr gehorsamer Sohn V. H. F.“) Schnorr von Karolsfeld, geboren zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge am 11. Mai 1764 *). Dem Willen des Vaters gemäß studirte er in Leipzig Jurisprudenz, wobei er jedoch auch Oeser's Unterricht fleißig benutzte. Nach des Vaters Tode widmete er sich ganz der Kunst, heirathete und ging von Oeser und Weiße empfohlen nach Königsberg, wo er durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt gewann. Die Bemerkung, welche er hier über Hippel's Herkunft macht, ist nicht richtig. Letzterer war als Sohn des Schulrectors zu Gerdauen in Ostpreußen (am 31. Jan. 1741) geboren.

*) Vater des Malers Julius Schnorr von Karolsfeld. Anm. d. Red.

Friederike Oeser an ihre Schwester.

L., d. 1. Decbr. 1802.

l. S.

Deiner holden Verordnung zu Folge, überschicke ich Dir hiermit 9 ℳ 15 ℊ in Silber-Geld; ich hoffe, da ich für die Gottsch [aldt] einen Einkauf zu machen habe, die Ducaten für 3 ℳ los zu werden, denn eigentl. stehen sie jetzt nur 23 ℊ. bekomme ich mehr, so werde ich mein zartes Gewißen nicht so kränken, sondern Dir, wenn's auch nur 1 ℊ wäre den ich drüber bekomme denselben nachzahlen. Euer Allerseitiges Wohlbefinden Ihr guten Kinderchen, würzt mir die Freuden meines Lebens, bleibt also hübsch dabey, und schließt Euch stets an die Edlen mit an, die für das Wohl der Menschheit besorgt sind!! ich will so schöne Geschichten erzälen, die rührende Beyspiele aufstellen. bonne parte der 2te der Hr. Bürg.Mstr. Einert, verbreitet ein Licht und einen Geruch um sich, der in Glanz und den reinsten Äther übergehen wird, wenn das Schicksal seinen Unternehmungen beysteht. Die Erste Anstalt die eine Armen Finanz Anstalt betrift ist durchgesezt. Ein jedes Viertel der Stadt hat einen Vorsteher bekommen (in den unsrigen ist es Ad. M. geworden) diese besorgen die Anschaffung der Victualien zu einem billigen Preise und verkaufen sie an die Armen. 2) eine Gesinde Polizey wird errichtet, die Herrschaften müßen von Zeit zu Zeit conduiten Listen einschicken, was schlecht ist wird ausgestoßen. 3) wird ein Leihhauß errichtet um den fürchterlichen Wucher den Hals zu brechen u. zu verhüten daß nicht so viel Geld nach Halle geschleppt wird. 4) ist eine kleine niedliche Gesellschaft errichtet (diese ist aber mehr privat Sache) dazu gehören Weise, Tischbein, Cappe, Dufour und noch ein paar, diese kommen alle Dienstag zusammen theilen sich ihre Kenntniße gegenseitig mit, u. suchen dadurch Geschmack und Eifer für alles Gute und Schöne, in's Publikum zu bringen, ich bin über Alles dies Seelen vergnügt, Oehler, Einert, Frege, Schröter u. noch Einige, haben tägl. Sitzung u. berathschlagen sich über das Wohl der Stadt. Drey Berliner Familien sind hergezogen weil es hier so erstaunlich wohlfeil zu leben ist, auch werden Erfurter kommen. Gestern bin ich Mittag und Abend bey Weißen's gewesen habe mich sehr wohl dort befunden unser Dyckchen kam Abends auch ein wenig hin, sie grüßen Alle. Die neueste Lecktüre ist das goldne Kalb, ein überaus witziges Werk ich stelle Tag u. Nacht auf es zu bekommen, habe es aber noch nicht erhaschen können meine gute Adlerst: ist auch sehr glücklich, künftig mehr davon. nach Wieeritsch kan ich erst künftige Woche die lezten Tage ich muß erst den Einkauf für die G: besorgen, der ich Gestern Proben von Casimir geschickt habe. Molly ist ein schlechter Finke, es wird wohl Nachkirmiß in W. seyn, u. da geht er einige Nächte drauf, Lebe wohl ich muß schliesen. Will Mad. S. ihr Leben in Altenburger Fräulein Stift als Gouvernante ausmergeln so kan ich ihr dazu verhelfen. Umarme Alles u. lebe wohl.

D. tr. S. Oeser.

Becker an Friederike Oeser.

Dreßden den 7 Nov. 1782.
Nachts halb 1 Uhr.

Liebste Freundinn!

So eben komme ich aus einer frölichen Gesellschaft von Zingg, und finde Ihren und der armen Regis traurige Briefe. Gott! hat sie denn Alles verloren. Hier ist mein ganzes Vermögen, das zwar seine baldige Bestimmung hat; aber nehmen Sie es immer hin. Es ist gerade so viel als sie itzt braucht, nemlich 80 ℳ. Brauchen Sie es nicht ganz, nun so heben Sie mirs auf, was übrig bleibt; denn in Leipzig brauche ich auch viel für Bücher zu bezahlen. Brauchen Sie es aber ganz, so schicken Sie es in Gottes Namen, nebst meinem herzlichen Bedauern an sie. Muß ich Gemälde dafür nehmen, so möchte ich freilich Pape's griechische Geschichte, oder die Schäfergeschichte von Dietrich, oder Mengs, Ruisdael, Rubens. Claude Lorrain, 2 Basreliefs von Papa, Ruisdael u. s. f.

Machen Sie das wie Sie es am besten finden; schreiben Sie ihr davon oder nicht. Das Geld brauche ich itzt freilich nothwendiger als Gemälde, die ich mir nie anschaffen wollte; und mittelmässige mag ich gar nicht.

Doch heut ist nur von Hülfe die Rede, und Gottlob! da ist Geld. Ich behalte noch einige Thaler übrig; die freilich nicht bis zum 18ten reichen, aber es wird auch Rath werden.

Die gute Regis wird bei der wenigen Liebhaberei und den theuern Preisen wenig Gemälde verkaufen; rathen Sie ihr doch.

Der letzte Brief der armen Unglücklichen ist an meinem Ge-

burtstag geschrieben. Das rührte mich doppelt. Warum haben Sie mir denn nicht gleich geschrieben. Wenn nur mein Christian morgen die Post nicht verschläft!

Hier folgen die Briefe zurück nebst dem Katalog, weil ich nicht weis ob Sie ihn brauchen. Schreiben Sie mir bald wieder und alles was Sie zu schreiben haben.

Ich war nicht böse auf Sie, aber äusserst beschäftigt. Mich freuts daß es besser mit Ihrer Gesundheit geht. Tausend Grüsse an die Ihrigen. Schlafen Sie wohl

Ihr

Freund

Becker.

Bücherbesprechungen.

△ Handausgaben von Königlich Sächsischen bez. Reichsgesetzen. 1) Darstellung der Culturkampfgesetze in ihrer Giltigkeit nach dem Friedensschlusse. Von Dr. G. Wendt, Gerichts-Assessor. (Berlin, Brachvogel & Ranft.) Eine Darstellung des Ganges und des schließlichen Ausganges des sogenannten Culturkampfes an der Hand der bezüglichen preußischen Gesetze, welche dergestalt zusammengestellt sind, daß jedem einzelnen später abgeänderten Paragraphen die in späteren Gesetzen erfolgten Abänderungen und Ergänzungen eventuell mit kurzen erläuternden Anmerkungen beigedruckt sind. 2) Die Genossenschaftsgesetzgebung, das Königlich Sächsische Gesetz, die juristischen Personen betreffend, vom 15. Juni 1868 und das Bundesgesetz, betreffend die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, vom 4. Juli 1868, nebst der Sächsischen Ausführungsverordnung vom 23. Juli 1868, sowie dem Abänderungsgesetze und der Ausführungsverordnung vom 25. März 1872, nebst Verweisungen und Parallelstellen enthaltend. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung.) 3) Das Königlich Sächsische Gesetz, die Wahlen für den Landtag betreffend, vom 3. December 1868, nebst Ausführungsverordnung vom 4. December 1868. Mit Anmerkungen versehen von C. Th. Paulig, Secretär im Ministerium des Innern. (Dresden, C. Heinrich.) Eine ganz praktische Handausgabe des Sächsischen Landtags-Wahl-Gesetzes, in welcher sowol auf die inzwischen eingetretenen Veränderungen in derjenigen Gesetzgebung, auf welche das Wahlgesetz Bezug nimmt, als auf die von den Kammern im Laufe der Zeit herausgebildeten Grundsätze bezüglich einiger Bestimmungen des Wahlgesetzes fortwährend hingewiesen wird, auch sonstige Winke in Betreff sachgemäßer Handhabung desselben gegeben werden.

△ Dem im October 1883 erschienenen ersten Bande des Staatsrechtes des Königreichs Sachsen von H. G. Opitz, Rechtsanwalt, Mitglied der II. Ständekammer des Königreichs Sachsen (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung) ist nunmehr der 2. und Schluß-Band gefolgt. Derselbe enthält im Wesentlichen die Lehre von den Ständen. Von der Beifügung der in der Einleitung des Werkes in Aussicht gestellten Darstellung der Rechtsverhältnisse der „in gewissen Beziehungen den Charakter einer repräsentativen Körperschaft an sich tragenden, aus der früheren Staatsverfassung übrig gebliebenen Organe der Kreisstände" sowie der abweichenden staatsrechtlichen Verhältnisse der Schönburgschen Receßherrschaften und des früheren Markgrafenthums Oberlausitz hat der Verfasser aus praktischen Gründen — um den Umfang des Werkes nicht allzusehr anschwellen zu lassen — abgesehen, doch hat er im Anhange wenigstens eine eingehende, übrigens nicht allzu günstige Besprechung der auch an dieser Stelle seiner Zeit angezeigten Abhandlung Dr. Deumer's „Der rechtliche Anspruch Böhmen-Oesterreichs auf das K. S. Markgrafenthum Oberlausitz" gegeben, welche das Rechtsverhältniß der sächsischen Oberlausitz zu Böhmen zu erörtern sucht. Nach einer Charakteristik der Stände und des Zweikammersystems beleuchtet der Verfasser die Zusammensetzung der beiden Kammern, die Dauer der Mitgliedschaft, die persönlichen Rechte und Pflichten der Kammermitglieder, giebt eine eingehende Darstellung des Wahlverfahrens sowie des Wirkungskreises der Stände und des Landtages, auf welchem die den Ständen zugewiesene Thätigkeit ausgeübt wird, erörtert die Rechte der Staatsregierung bei den Kammerverhandlungen, sowie die verschiedenen anderen Rechtsverhältnisse der Kammern, um im Anschlusse daran die Grundsätze zur Sicherung der Verfassung gegenüber den Unterthanen einer- und dem Staatsoberhaupte und dessen Organen andererseits, sowie die Mittel und Wege zur Erledigung zweifelhafter Punkte in der Verfassungsurkunde zu beleuchten. — Auch der vorliegende zweite Band stellt sich als ein Ergebniß fleißiger staatsrechtlicher Studien dar und ist im Ganzen als eine tüchtige Arbeit zu bezeichnen. Daß man mit allen Ansichten des Verfassers in den von ihm erörterten Fragen ohne Weiteres sich einverstanden erklären können werde, hat derselbe nach seinem Vorworte selbst nicht erwartet. Vielleicht ist an einem anderen Orte Gelegenheit, auf Einzelheiten in dieser Beziehung näher einzugehen: jedenfalls ist es dem Verfasser zu danken, daß er neben der Leuthold'schen systematischen Darstellung des Sächsischen Staatsrechtes, welche als ein Theil des von Marquardsen herausgegebenen Handbuches des öffentlichen Rechts gewissen räumlichen Beschränkungen unterworfen sein mußte, eigentlich den ersten Versuch einer ausführlicheren Behandlung dieser Materie unternommen und im Wesentlichen zielbewußt durchgeführt hat. Nicht uninteressant ist übrigens die gegenseitige Polemik der beiden Verfasser über die Zweckmäßigkeit und Berechtigung der ihren Darstellungen zu Grunde gelegten Systeme. Dr. Leuthold vermißt bei Besprechung des 1. Bandes des Opitz'schen Werkes in der Anlage desselben die „wichtige und jedenfalls in das Verfassungsrecht gehörige" Lehre von der Staatsgewalt als solcher, ihrem Wirken und materiellen Inhalt, während Opitz sich nicht davon zu überzeugen vermag, daß die in der Leuthold'schen Darstellung gewählte Haupteintheilung des Stoffes in Staatswesen, Staatszweck und Staatsorgane eine irgendwie nachahmenswerthe sei. Wir müssen den Autoritäten auf dem Gebiete des Staatsrechtes die Entscheidung darüber überlassen, welche Ansicht die richtige sei, welches der beiden Systeme den Vorzug verdiene. — Die äußere Ausstattung des Opitz'schen Werkes ist keine glänzende, genügt aber den an eine solche zu stellenden Ansprüchen. Der Preis von 8 ℳ für den zweiten Band erscheint uns sowol an sich als im Verhältnisse zu dem des ersten Bandes zu hoch.

C. H. Grundzüge der natürlichen Weltanschauung. Freidenker-Katechismus. Von Konrad Ettel.

> Fort aus der alten Satzung dumpfen Räumen
> Will ich den Fuß zu besserm Streben führen.
>
> Bodenstedt.

Dritte, revidirte Auflage. 60 ₰. Leipzig, Verlag von E. Thiele. — Es giebt einen Bund der Freidenker, der sich zu der sogenannten natürlichen Weltanschauung bekennt. Diese natürliche Weltanschauung ist keine andere als diejenige, wie sie durch den allgemeinen Standpunkt der sich allein an das Reale anschließenden Naturwissenschaft im Gegensatz zu allen innerlich idealen, insbesondere in der Religion ihren Ausdruck findenden Anschauungen oder Suppositionen des menschlichen Geistes vertreten wird. Ob gerade diese Anschauung die dem Geist selbst natürliche oder für ihn wahre und heilsame sei, ist freilich eine andere Frage. Man kann sich diesen innerlich nothwendigen Idealismus durch anscheinende Verstandeslogik hinwegklügeln, man kann die Stelle der Religion durch eine äußerlich utilistische Weltmoral zu ersetzen versuchen, aber man wird hierdurch doch zuletzt nur echtes Gold für werthloses Kupfer eingetauscht haben. Die für diesen flach vulgären Rationalismus gewählte Form ist hier die eines Katechismus, in welchem auf eine Reihe allgemeiner Fragen über die theoretische und praktische Weltstellung des Menschen Antworten gegeben werden, die aus der gleichen Quelle eines seichten und die Grenze der gewöhnlichen Popularität nicht überschreitenden Denkens geschöpft sind. Die dritte Auflage des Schriftchens scheint zu beweisen, daß dasselbe trotz der Abwesenheit eines neuen Gedankeninhaltes doch in gewissen Kreisen Anklang und Verbreitung gefunden hat.

** Seit einigen Jahren hat sich eine lebhafte Concurrenz unter den Kalender-Schreibern bez. Verlegern nicht nur bezüglich der Quantität und Qualität des Gebotenen, sondern auch in Betreff des thunlichst frühzeitigen Erscheinens dieser literarischen Erzeugnisse entfaltet. Noch im Laufe des ersten Halbjahres 1887 ist Payne's Illustrirter Familien-Kalender für das Jahr 1888 erschienen. Jeder Käufer desselben erhält 5 Beilagen, ein — allerdings eingeheftetes — Oeldruckbild, 1 Portemonnaie-Kalender, 1 Damen-Almanach, 1 Wand-Kalender und die Pläne verschiedener großer Städte je nach den verschiedenen Ausgaben. Mehr kann das Publicum für 50 ₰ in der That nicht verlangen. Was den Inhalt des Kalenders selbst anlangt, der wie bei den sogenannten Prachtwerken neuerdings Nebensache zu werden scheint, so ist derselbe reichhaltig, die einzelnen Beiträge sind natürlich nicht gleichwerthig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 55. Mittwoch, den 13. Juli. 1887.

Die Todtenstätten von Gize und Sakkâra.

Von Paul Pasig in Kairo.

Jedermann weiß heute, daß die Pyramidenfelder nichts sind als großartige Friedhöfe, deren Lage in der Wüsteneinsamkeit hart am Rande des Fruchtlandes, abgesehen von idealeren Gründen — denn die Wüste ist ein Bild des starren, bleichen Todes — besonders darin ihre Ursache hat, daß das urbare, fruchttragende Land nirgends einen so unschätzbaren Werth besitzt und darum nach Möglichkeit ausgebeutet werden muß, als gerade hier, wo sein Terrain ein so überaus beschränktes ist. Man pflegt gewöhnlich fünf Gruppen von Pyramiden zu unterscheiden, welche am östlichen Saume der libyschen Wüste in der Richtung von Nord nach Süd eine Strecke von etwa fünf Meilen einnehmen und als die Pyramiden von Abu Roâsch, Gize, Abusîr, Sakkâra und Dahschûr bezeichnet werden. Zweifellos nehmen unter diesen Gruppen die von Gize und von Sakkâra bei weitem das meiste Interesse in Anspruch, denn das Todtenfeld von Gize weist nicht allein die höchsten und die am meisten besuchten königl. Mausoleen in den nach Chufu und Chafra benannten Pyramiden auf, sondern ist auch die geheimnißvolle Stätte, wo der räthselhafte Sphinx sein majestätisches Haupt aus dem Wüstensande erhebt, während das Todtenfeld von Sakkâra in der sog. „Stufenpyramide“ eine augenfällige Pyramidenform, nach einigen sogar das älteste Baudenkmal der Welt, in der reichgeschmückten Mastaba des Ti eine Fundgrube von unschätzbarem Werthe für unser gesammtes altägyptisches Wissen, in den Apisgrüften nicht minder Denkmäler einer zwar spätern, nichtsdestoweniger aber bedeutsamen Culturepoche des Pharaonenlandes besitzt. Zudem befinden wir uns bei dem heutigen Sakkâra auf geheiligtem, historischem Boden: der Stätte des alten Memphis, von dessen einstiger Blüthe allerdings außer einigen trümmerhaften Mauerüberresten der verstümmelte Ramses-Koloß eine eigenartige, wehmüthige Vorstellung giebt.

Von Kairo lassen sich die Pyramiden von Gize zu Fuße in etwa drei Stunden, zu Wagen oder Esel in der Hälfte dieser Zeit erreichen. Am Nile angelangt, interessirt uns zunächst die in den Jahren 1870—1871 von einem Liller Werke hergestellte 390 m lange eiserne Brücke, deren beide Enden von je zwei mächtigen, bronzenen Löwen, ähnlich dem am Eingange des Lindauer Hafens, bewacht werden. Eine Viertelstunde, nachdem der Kanonenschuß von der Citadelle den Mittag verkündigt, bis 1 Uhr 50 Min. wird die Brücke für die Passage der größeren Nilschiffe geöffnet und ist daher für den Verkehr gesperrt. Das buntfarbigste, regste Leben entwickelt sich in den Morgenstunden auf derselben, wenn die oft aus zwanzig und mehr Kameelen bestehenden Karawanenzüge vor Allem üppiges Grünfutter (Klee), und die beladenen Esel, durch das laute Schreien und den Stecken ihrer Führer zu raschem Schritte angetrieben, allerlei Küchengemüse und sonstige Erzeugnisse des Landes der Stadt zuführen.

Hat man sich glücklich durch das Gewühl hindurchgewunden, so gelangt man in eine von prächtigen Lebbachbäumen beschattete, breite Allee, das Werk des im Jahre 1874 verstorbenen Gartendirectors Barillet, eines Parisers, dem Kairo und Umgebung seine entzückenden, schattigen Promenaden und Plätze verdankt. Zu beiden Seiten des fast in schnurgerader Richtung westwärts führenden Weges prangen üppige Saatfelder, die während der Nilüberschwemmung unter Wasser stehen. Geradeaus hebt sich in scharfen Linien die graugelb schimmernde Wüste deutlich vom grünen Fruchtlande ab, und auf dem hervorspringenden Plateau treten, in schräger, südwestlicher Richtung hintereinander stehend, die drei Pyramiden klar hervor, während der Sphinx noch unsichtbar bleibt. Noch eine kurze Wendung des hier durch hohe Mauern vor dem feinen Flugsande geschützten Weges — und wir stehen unmittelbar vor der sogen. „großen“ Pyramide. Nicht weit davon befindet sich ein vicekoniglicher Kiosk, und etwas entfernter, rechts am Wege, seit allerneuster Zeit ein „Mena-House“ benanntes Hotel.

Zweierlei ist es, was uns, wenn wir unmittelbar vor den Pyramiden stehen, sogleich in die Augen fällt. Zuerst bemerken wir, daß die scheinbar glattflächigen Außenseiten derselben sich nun als sehr ungleichmäßige, von riesigen Blöcken gebildete Stufen, die 1 m und darüber hoch sind, darstellen. Dann aber erkennen wir, daß keine einzige der Pyramiden streng genommen in eine Spitze ausläuft, sondern daß sie alle mehr oder minder abgeplattet sind. Bei der „großen“ Pyramide, der des Chufu, beträgt diese Abplattung 10 qm. Beide Eigenthümlichkeiten erklären sich aus den Einwirkungen mehrtausendjähriger Witterungsverhältnisse. Nicht nur löste sich infolge derselben jene letzte, die Stufen ausfüllende, mörtelartige Verkleidung im Laufe der Zeit los, sondern die ursprüngliche Spitze stumpfte sich zugleich mehr und mehr ab, so daß die Pyramiden von ihrer ursprünglichen Höhe mehr oder minder verloren. Dieselbe betrug bei der Chufu-Pyramide 146,52 m (jetzt 137,18 m), bei der des Chafra 138,44 m (136,40 m), bei der des Menkera 66,4 m (62 m). Uebrigens ermöglichen beide Defecte überhaupt erst ein Besteigen der Pyramiden. Das erkennt man so recht deutlich an der zweiten, der des Chafra, deren oberster Theil, wie schon der Augenschein lehrt, noch von der letzten, glatten Hülle überzogen ist und die daher nicht bestiegen zu werden pflegt.

Eine Besteigung der Pyramiden — die sogen. „große“ wird gewöhnlich dazu gewählt — gewährt einen einzigartigen, seltenen Genuß, denn nirgends in der Welt dürften Leben und Tod, Vergänglichkeit und Ewigkeit in so greifbarer, erschütternder Gestalt vor das Menschenauge treten, wie hier, wo der Blick nach Westen zu über die einförmige, graugelbe, in ewiges Schweigen gehüllte Wüste schweift, nach Osten dagegen sich ihm ein wechselvolles Gemälde darbietet, dessen Vordergrund das grüne, üppige Fruchtland mit einzelnen hervorragenden Palmengruppen und etwas entfernter der einem Silberfaden gleichende Nilstrom bildet, während Kairo mit dem dasselbe wenig überragenden, ca. 200 m hohen Mokattamgebirge, dem einförmigen Ausläufer der arabischen Wüste, das Gesammtbild wirkungsvoll abschließt. Wer sich übrigens die Mühe des eigenen Hinaufsteigens, bei dem es wegen der hohen Blöcke und der zwischen ihnen oft unbemerkt gähnenden Spalten der Hilfe einiger Beduinen bedarf, ersparen will, der findet immer einige dieser Wüstensöhne bereit, gegen ein „Bakschisch“ für ihn das Werk zu thun. Unser Begleiter Abdallah, der uns mit sichtbarem Stolz seine Empfehlungsbriefe des Kronprinzen von Oesterreich, der Professoren Schweinfurth, Meier u. A. vorwies, legte den Weg hinauf und zurück, zu dem gewöhnlich 20 bis 30 Minuten gebraucht werden, in der unglaublich kurzen Zeit von 8½ Minute zurück, und das bei einer Temperatur von + 20 Grad R. im Schatten und strahlender Sonne! Er hatte sich seine 3 Francs also buchstäblich „im Schweiße seines Angesichts“ verdient!

Der Sphinx, das zweite Wahrzeichen des Pharaonenlandes

und nach gewöhnlicher Annahme der gleichen Zeit, nämlich der vierten Dynastie (3124—2840 v. Chr. nach Lepsius) oder gar noch einer frühern Zeit als die drei Pyramiden angehörig, befindet sich ca. ¼ Stunde östlich von der zweiten Pyramide und ist gegenwärtig, da der Wüstensand auf allen außer auf der Westseite entfernt worden ist, in einer Vertiefung daliegend, in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen. Man erkennt sofort, daß, während Hals und Kopf des aus dem lebenden Felsen gehauenen Ungeheuers mit besonderer Kunstfertigkeit bearbeitet wurden, der dahingestreckte Riesenleib nur die allerrohesten Umrisse eines solchen zeigt. Ob die Rücksicht auf die Sandverwehungen, die ja zumeist nur Hals und Haupt hervorragen lassen, oder Mangel an Arbeitskräften, Zeit u. s. w. die Vollendung der Statue hinderte, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist auch die gegenwärtige Freilegung derselben voraussichtlich von nur kurzer Dauer, wenn nicht etwa durch eine Barrière dem andringenden Flugsande ein abwehrender Damm entgegengestellt wird. Was dem Beschauer, der vor dem Gesammtbilde steht, jetzt zunächst ins Auge fällt, das sind neben den riesigen Dimensionen des Ganzen die wunderbaren Proportionen, in denen dieselben gehalten sind, was in Rücksicht auf die Zeit der Entstehung des Standbildes besonders ins Gewicht fällt. Nach Mariette beträgt die Höhe von den liegenden Vorderbeinen bis zum Scheitel 20 m, das Ohr ist 1,37 m, die Nase 1,70 m, der Mund 2,32 m groß und das Gesicht mißt in seiner größten Breite 4,15 m. Der einstige Kopfschmuck ist an seinen beiden untern Enden verstümmelt, und braune Spuren an den Schläfen weisen auf eine ursprüngliche Bemalung jedenfalls des Antlitzes hin. Dasselbe muß, ehe es durch die Mameluken, die es als Zielscheibe benutzten und die Nase zertrümmerten, in so vandalischer Weise verstümmelt wurde, fast schön zu nennen gewesen sein, und noch jetzt scheint es, als könne man selbst in den negerhaft entstellten Zügen doch etwas mehr als Rohheit und Barbarei lesen. Daß wir es nämlich auch hier mit einem religiösen Denkmal zu thun haben, ist zweifellos. Man beachte nur vor Allem die Lage desselben hart am Wüstensaume, umgeben von Todtengrüften und majestätischen Königsmausoleen, sowie vor Allem auch seine Richtung nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Außerdem befindet sich zwischen den beiden liegenden Vorderbeinen eine kleine tempelartige Anlage, zu der eine breite Freitreppe herunterführt, und etwas südlich davon ein ziemlich wohl erhaltener Quaderbau, der gleichfalls vom Sande frei gehalten wird und unwidersprechlich religiösen Zwecken, vielleicht dem Ahnencultus, diente. Das Wort „Sphinx" (männlich) bedeutet: Hüter, Wächter. Unser Denkmal stellt also gewissermaßen den guten Genius dar, der, das Antlitz der Sonne, dem Quell des Lichts und des Lebens, zugewandt, den ringsum schlummernden Todten neues Licht und Leben, dem hart angrenzenden Fruchtlande aber Schutz vor dem Alles ertödtenden Wüstensande verhieß. Die umliegenden religiösen Stätten mögen daher entsprechenden Cultushandlungen gedient haben, deren Charakter mehr oder minder die ewig alte und doch stets neu bleibende Wahrheit von dem aus dem Tode emporkeimenden Leben symbolisirte.

Die Gräber rings sind theils Felsengräber, in den östlichen Abfall des Wüstenplateaus beim Dorfe Kafr eingemeißelt, theils sog. Mastabas oder ursprüngliche Freibauten, die zum größten Theile jetzt verschüttet sind und wenig Interesse bieten. Nur das wegen der auch anderwärts zu beobachtenden Aufzählung des Viehstandes seines Besitzes „Zahlengrab" benannte Monument, das die Ruhestätte eines Priesters des Königs Chafra darstellt, ist eines Besuches werth, nicht, weil seine Hieroglyphen und Sculpturen unsere besondere Aufmerksamkeit erregten — denn diese sind zum großen Theile recht unkenntlich und zerstört — sondern weil einzelne Darstellungen aus dem Leben der alten Aegypter, z. B. das Fällen von Bäumen, die Vermessung des Korns u. A., sowie die Repräsentanten der verschiedenen Thiergattungen überaus treu und naturwahr wiedergegeben wurden.

Will man indeß in dieser Hinsicht Studien machen und sich von der unglaublich hohen Stufe, auf der die Sculptur bei den alten Aegyptern stand, überzeugen, so empfiehlt sich ein Besuch des Todtenfeldes von Sakkâra, das in der Mastaba des Ti ein Grabmal von ebenso ehrwürdigem Alter als unschätzbarem künstlerischen Werthe besitzt, abgesehen von den übrigen Baudenkmälern, die das lebhafteste Interesse jedes Alterthumsfreundes beanspruchen.

Man erreicht Sakkâra am leichtesten, wenn man auf der Ligne de la Haute Egypte bis zur Station Bedraschên fährt, wozu etwa von der bei Kairo gelegenen Station Bûlak ed Dakrûr ¾ Stunden nöthig sind, und den übrigen Theil des durch einen ausgedehnten Dattelwald führenden, etwa 2 Stunden langen Weges auf den von Kairo am besten mitzubringenden muntern Eseln zurücklegt. Es giebt einen Frühjahrs- und einen Winterweg, von denen der erste während der Ueberschwemmung unpassirbar ist. Hat man Bedraschên im Rücken, so zeigen sich bald, im Walde verstreut, unförmliche Schutthaufen und aus ungebrannten Ziegeln bestehende, kaum mehr als solche zu erkennende Baureste — wir befinden uns auf der Stätte des alten Memphis. Menes, der erste irdische König des Pharaonenlandes, soll, wie erzählt wird, um 4000 v. Chr. hier an dieser Stätte dem Gotte Ptah, der das Weltenei zerschlug und Schöpfer des Himmels und der Erde ward, jenen großartigen, einer Burg zu vergleichenden Tempel erbaut und den Grund zu der noch zu Anfang der römischen Kaiserzeit bedeutenden, wenn auch durch die Gründung Alexandrias (332 v. Chr.) in ihrer Entwickelung empfindlich geschädigten Hauptstadt des alten Reichs gelegt haben.

Von den beiden Statuen, welche später den Eingang des Tempels schmückten, liegt eine noch an Ort und Stelle, freilich in einem Zustande, der die Verhältnisse selbst in sprechender Weise kennzeichnet. Es ist dies der Koloß Ramses II., den man, wenn man den „Frühlingsweg" einschlägt, in einer theilweise noch mit Wasser gefüllten Grube, das Gesicht nach unten gekehrt und jämmerlich verstümmelt, vorfindet. Nimmt man die fehlenden Beine in entsprechender Proportion hinzu, so ergiebt sich für die Statue eine Gesammtgröße von 13 m. Auch ohne die an derselben bemerkbaren und in überaus feiner Arbeit ausgeführten deutlichen Abzeichen der königlichen Würde, wie Brustschild mit Namenszug, Scepter, Gürtel mit Dolch, ist es unschwer, in ihr das Bild des Fürsten zu erkennen, der als Sesostris der Griechen um 1400 v. Chr. nicht nur das Reich bis nach Kleinasien und an den Tigris ausbreitete, sondern zugleich auch als Beschützer von Kunst und Wissenschaft seine Hauptstadt zu verschönern bemüht war. Er war gewiß einer der gewaltigsten Herrscher aller Zeiten, der in seinem autokratischen Bewußtsein keinen Widerspruch, keine andere Meinung duldete, und so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er auch derjenige Pharao war, der die an ihren Satzungen starr festhaltenden Israeliten, deren unglaubliche Vermehrung zudem eine Gefahr für seine selbstherrlichen Zwecke bildete, durch harte Gewaltmaßregeln unter sein Scepter zu beugen suchte (vgl. 2. Mos. 1, 11). Uebrigens ist diese Thatsache kein Beweis für des Königs persönliche religiöse Stellung. Im Gegentheil haben wir guten Grund zu der Annahme, daß Ramses II., jener mächtige Kriegs- und Friedensfürst, ein treuer Verehrer der heimischen Götter war. Läßt sich doch mit gutem Grunde vermuthen, daß er seine Bildsäule aus Dankbarkeit gegen die Gottheit vor deren Tempel aufstellen ließ, nachdem er in wunderbarer Weise sich, sein Weib und sein Kind aus der Hütte, die sein eigner, ihm mißgünstiger Bruder hatte in Brand stecken lassen, gerettet hatte.

Der Koloß wurde vom vorigen Khediven, der überhaupt wenig pietätvoll, am wenigsten aber patriotisch mit den Kunstschätzen seines Landes verfuhr, den Engländern geschenkt. Den Gedanken, die Statue, wie ursprünglich beabsichtigt, dem Britischen Museum einzuverleiben, hat man der Schwierigkeit des Transportes wegen aufgegeben, und eben jetzt, als ich sie an Ort und Stelle besichtigte, war man dabei, das Wasser aus der Grube zu entfernen, um, wie ich höre, das merkwürdige Kolossalbild nach entsprechender Restaurirung am gleichen Orte wie ehemals wieder aufzurichten.

Von hier führt der Weg direct hin zu dem hart an der Wüste gelegenen Dorfe Sakkâra, in dessen Nähe man 11 Pyramiden, links die von Dahschûr mit der merkwürdigen „Knick-Pyramide", rechts die von Sakkâra erblickt. Als meteorologische Seltenheit erwähne ich, daß es hier in den vorangehenden Nächten — es war am 4. Februar und in Kairo früh + 5° R. — Frost gegeben hatte, denn die Blätter der im Uebrigen üppig wuchernden Gurkenpflanzen waren erfroren und hingen welk und schwarz zur Erde. Nach kurzem Ritt in der Wüste macht man gewöhnlich Halt in Mariette's Haus, einem einstöckigen Blockhaus mit luftigem Vestibül und geräumiger, auch zum Uebernachten geeigneter Terrasse, nach dem im Jahre 1881 verstorbenen Gründer des ägyptischen Museums in Bûlak, dem Franzosen Aug. Mariette-Pascha, genannt. Hier erfrischt man sich in der Regel an den mitgenommenen Vorräthen — denn für den Leib ist hier nicht gesorgt — um dann in Begleitung eines Beduinen die umliegenden historischen Stätten zu besuchen. Viele von denselben, besonders die aufgefundenen Bildsäulen, sind jetzt wieder, um sie vor frevelhaftem Muthwillen und unvorsichtiger Neugier zu bewahren, unter den schützenden Wüstensand geborgen worden, und es bedarf zu ihrem Besuche besonderer Erlaubniß. Indessen ist das, was dem allgemeinen Wissenstrieb offen steht, so reichhaltig und belehrend, daß man nicht nur einen oberflächlichen Eindruck bekommt, sondern ziemlich gründliche Studien machen kann.

Der erste Gang gilt gewöhnlich der sog. Stufenpyramide, die als das weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend gelten kann. Sie besteht aus sechs, etwa je zehn Meter hohen, um annähernd je zwei Meter eingerückten Etagen. Diese Form erklärt sich daraus, daß wahrscheinlich infolge nicht bestimmt erkennbarer Einflüsse die in ihrer ursprünglichen Anlage einen Stufenbau bildende allgemeine Pyramidenform nach Loslösung des die Stufen ausfüllenden Materials zum Vorschein kam. Ist's das hohe Alter, welches aus diesem fast zur Ruine, sozusagen zum Skelett gewordenen Bauwerke spricht? Einige Forscher nehmen in der That an, daß die Stufenpyramide eines der ältesten, vielleicht das älteste Bauwerk der Welt ist, und führen ihre Entstehung auf die Zeit der 1. Dynastie (etwa 4000 v. Chr.) zurück, während andere an einen Erbauer aus der 5. Dynastie (etwa 2800 v. Chr.) denken. Auch in anderer Hinsicht ist die Pyramide merkwürdig. Bei ihrer 1821 stattgefundenen Eröffnung fand man in den zahlreichen Kammern außer mannigfachen Geräthschaften auch eine größere Anzahl von Mumien. Wurde sie etwa als eine Art Massengrab für verschiedene Dynastien benutzt? Oder befanden sich hier, wie Mariette vermuthet, die Apisgrüfte des alten Reiches?

Dies führt mich zu einer kurzen Besprechung der jetzt noch vorhandenen Apisgräber, welche etwa 15 Minuten westlich von Mariette's Haus, vom Sande bedeckt, aber durch einen mit einem gewaltigen Thore verwahrten, freigehaltenen Eingang zugänglich, sich befinden. Der Apis war bekanntlich das dem Ptah heilige Thier, eine schwarze, auf der Stirn mit einem weißen Dreiecke gezeichnete Kuh, die auf dem Rücken die hellen Umrisse eines Adlers, unter der Zunge einen Auswuchs in der ungefähren Gestalt eines Scarabäuskäfers zeigen und von einer, von einem Mondstrahle befruchteten weißen Kuh geboren sein mußte. Der Apis war Symbol der ewig neu gebärenden Naturkraft, und in Memphis wurden ihm im Apieum zu seinen Lebzeiten glänzende, ausschweifende Feste gefeiert. Aber auch im Tode hörte der Apis nicht auf, Gegenstand der höchsten Verehrung zu sein. In diesem Zustande galt er nämlich für eine Verkörperung der Seele des Osiris, des Licht- und Lebensgottes der alten Aegypter, des ewigen Herrschers der Unterwelt, wo es keinen Tod giebt. Die Griechen verschmolzen aus Unkenntniß die beiden Namen Osiris—Apis zu dem einen: Serapis und verstanden darunter eine besondere Gottheit der Aegypter. Aus diesem Grunde nannte man die Grüfte, in denen die verstorbenen Apisstiere beigesetzt wurden, das Serapeum, d. h. das ägyptische. Mariette entdeckte nämlich 1850 nicht weit von diesem, d. h. den Stiergrüften, ein mit Statuen geschmücktes, bereits von Strabo erwähntes Heiligthum, zu welchem eine Allee von Sphinxen führte und das man im Unterschied von den ägyptischen Stiergrüften das griechische Serapeum nannte. Jetzt ist von diesem nichts mehr zu sehen, nachdem seine Statuen und sonstigen Kunstschätze zum größten Theile im Louvre zu Paris Aufstellung gefunden haben. Auch der Oberbau des uns interessirenden ägyptischen Serapeums ist verschwunden und das Ganze vom Sande verdeckt, so daß man glaubt, wenn man in den in den lebenden Felsen gehauenen, dunkelen Gängen, welche die mittlere Ortstemperatur von + 21° R. bewahren, umherwandert, in der That in unterirdischen Räumen sich zu befinden. Zu beiden Seiten der Gänge, die eine Gesammtlänge von etwa 350 m, eine Breite von 3 m und eine Höhe von 5¼ m haben, stehen noch in 24 Nischen die riesenhaften, granitenen Särge der Apisstiere, deren Länge 4 m, Breite 2,30 m und Höhe 3,30 m beträgt, und deren jeder ein Gewicht von 65 000 Kilogramm besitzt — gewiß die gewaltigsten Särge der Welt! Vor Allem fällt dem Beschauer außer der Größe noch die überaus feine Bearbeitung des spröden Materials auf: die Außenseiten zumal sind so sorgfältig polirt, daß wir eine Arbeit allerneuesten Datums vor uns zu haben glauben. Und doch gehören diese Grüfte, nachdem die älteren aus der Zeit der 18. Dynastie (1600 v. Chr.) längst unzugänglich geworden waren, nach theilweisen Inschriften auf den Särgen selbst dem Zeitalter Psammetich's I. (631 v. Chr.), Amasis' (Ahmes II. 564—526 v. Chr.) und Kambyses (525—521 v. Chr.) an.

Mariette fand außer einigen Schmuckgegenständen, kleinen Steintafeln und Bildsäulen, die sich jetzt gleichfalls im Louvre befinden, nichts von Belang in den Särgen. Sie mögen bei früherer Ausplünderung jedoch eine reiche Beute ergeben haben, denn wie das Amt eines Apispflegers ein hohes war, so war auch die Bestattung eines Apis selbst eine ebenso prunkvolle als kostspielige. Wird uns doch erzählt, daß es zur würdigen Beisetzung eines nach Alexander's des Großen Tode gestorbenen Stieres außer den bereits vorhandenen Mitteln, die sehr beträchtlich waren, noch eines außerordentlichen Zuschusses von 50 Silbertalenten (230 000 ℳ) bedurfte, und daß ein Apispfleger die Bestattung des Stiers sich 100 Talente (gegen 500 000 ℳ) kosten ließ!

Unser letzter Besuch auf dem Todtenfelde von Sakkâra gilt der Mastaba des Ti, die etwa 260 Schritte nordöstlich von Mariette's Haus, gleichfalls tief im Sande vergraben, doch jederzeit zugänglich, liegt. Mastabas heißen bekanntlich im Unterschiede von den Felsengräbern jene größeren, aus regelmäßigen Quadern errichteten Freibauten, die eine Anzahl von Kammern enthielten, in denen dem Verstorbenen im Beisein von Priestern feierliche Culte abgehalten wurden. Der Leichnam wurde in der Regel in einen tiefen, in den Felsen gehauenen Schacht versenkt; dagegen wurden Bildsäulen des Todten in verborgenen Räumen aufgestellt, wo man ihnen durch kleine Oeffnungen räucherte. Den herrlichsten Schmuck dieser Mastaba, deren pyramidenförmiger Oberbau zum größten Theile bei den Ausgrabungen zerstört wurde, bilden die plastischen Wandverzierungen, von den einfachsten hieroglyphischen Typen bis zu den lebensvollsten und naturgetreuesten Darstellungen aus dem gesammten öffentlichen und privaten Verkehre der alten Aegypter. Da mit der Ausschmückung der Mastaba bei Lebzeiten ihres Erbauers und Besitzers begonnen wurde und mit dem Tode und der Beisetzung desselben alle Arbeit für beendet galt, so finden wir neben den vollendetsten Reliefdarstellungen auch die rohesten Rothstiftzeichnungen, denen nur noch die künstlerische Hand des Bildhauers fehlt. Auch sind viele der Bilder mit einer rothbraunen Farbe bemalt, und es ist gewiß, daß dieser im Ganzen ernste Farbenton den Eindruck der heiligen Stätte zu einem besonders würdigen und weihevollen machte.

Es liegt am Tage, daß nur Personen höhern Standes der Vorzug und die Ehre eines so kunstvoll ausgestatteten Grabmals möglich war. Unser Ti wird „Geheimrath" dreier Herrscher der 5. Dynastie (2800 v. Chr.) genannt und verwaltete zugleich ein hohes priesterliches Amt an den Pyramiden von Abûsir. Es ist ein erhabener Gedanke, die Trabanten und Berather eines mächtigen Herrschers auch im Tode noch um denselben versammelt zu sehen, gleich als ob sie von dem Bewußtsein durchdrungen wären, daß selbst der Tod die, welche im Leben einander zugehörten, nicht zu trennen vermöge! Wie stolze Herrscher schauen die tausendjährigen Pyramiden herab auf die stillen Todtengrüfte rings umher, in denen ihre einstigen Würdenträger ruhen, gleichsam noch immer des ersten Winkes ihrer längst zu Staub gewordenen Gebieter gewärtig!

Der Bilderschmuck der Mastaba des Ti ist vollendet in Form und Auffassung wie kaum ein ähnlicher, dazu so reich und mannigfaltig, daß uns ein klarer Blick in das internste Leben des alten Volks eröffnet wird. Der Schiffbau in allen seinen Einzelheiten bis zum Stapellauf des fertigen Fahrzeugs, die Erntearbeit, die Schlächterei, das Fettmachen der Gänse durch Nudeln und die Bereitung der letzteren, eine Jagd auf Nilpferde, kurz, fast jede Thätigkeit, die das Leben kennt, tritt uns hier im Bilde entgegen, und dabei so frisch, so lebenswahr, daß man billig staunen muß. Zudem fehlt es auch nicht an der Würze kindlich-naiven Humors, wie wenn der Schnitter den reifen Aehren zuruft: „Ihr seid zeitig!" oder: „Ihr seit nun groß genug!" oder der Eseltreiber sein saumseliges Langohr schilt: „Wenn du doch dein Thun und Treiben sehen könntest!"

Wir sind am Ende. Todtenfelder waren es, die wir eilenden Fußes im Geiste durchwandert haben, Todtenfelder, die für die rastlose Forschung zu unerschöpflichen Fundgruben, zu Quellen immer neuen, regeren Strebens geworden sind und denen fast jede Wissenschaft eminente Förderung und Bereicherung, die Aegyptologie aber zum größten Theile ihre Existenz verdankt. So predigen auch die stillen Wüstenfriedhöfe von Gize und Sakkâra die tröstliche Gewißheit, daß der Tod nicht Tod, sondern ewig unsterbliches Leben birgt.

Bücherbesprechungen.

□ „An meine lieben Deutschen im Ausgange des 19. Jahrhunderts" — unter diesem Titel ist ein Flugblatt erschienen, in welchem der „vom Glauben zum Schauen vollendete Luther" zeitgemäße Mahnungen und Warnungen nach Rechts und Links ausgehen läßt. Manches treffende Wort ist dabei ausgesprochen. Der Kraftgeist und die Kraftsprache Luther's ist freilich

bei diesem Luther ziemlich sublimirt, so daß der Wunsch nur desto lebhafter erweckt wird, es möchte einmal wieder ein wirklicher Luther als gottbegnadeter Heros zu dem zerfahrenen und glaubensschwachen Geschlecht unsrer Tage reden.

—g. Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1887. — Der die deutsche Kunst von 1795—1848 umfassende zweite Band dieses Werkes liegt jetzt abgeschlossen vor durch das Erscheinen der 9. und 10. Lieferung, welche beide die stattliche Seitenzahl von S. 289—489 enthalten. Es gereicht uns zur Befriedigung, daß der Verfasser die bedeutungsvollste Periode der neueren deutschen Malerei zu Ende führen durfte. In den beiden genannten Lieferungen giebt er uns einen Abriß von Leben und Werken folgender Künstler und Schulen: Peter v. Cornelius, Wilhelm v. Kaulbach, Moriz v. Schwind, Ludwig Richter, Die Düsseldorfer Akademie, Karl Friedrich Lessing, Alfred Rethel, Die Anfänge der Landschaftsmalerei in Düsseldorf, Andreas Achenbach, Die neuere Landschaftsmalerei in Düsseldorf, Die Genremalerei daselbst, Die Entwicklung der Malerei in Berlin. An die genannten Meister sind deren Schüler und Geistesverwandte angelehnt, unter den sonstigen Ueberschriften sind alle irgendwie nennenswerthen Maler der betreffenden Zeitabschnitte und Arten der Kunst untergebracht. Ein sehr umfängliches Material ist übersichtlich geordnet, eine oft auf eigene Anschauung sich stützende und vorsichtig abwägende Kritik wird geübt, der Strom der Darstellung fließt in gleichmäßig ruhiger Breite dahin. Obwol der Verfasser gebührend die Arbeiten seiner Vorgänger berücksichtigt, verleiht er doch dem Ganzen das einheitliche Gepräge seines Geistes. Die vollste Anerkennung der bewiesenen Tüchtigkeit kann aber denn doch auch nicht verschweigen, daß die moderne Kunstgeschichtschreibung es im Allgemeinen noch nicht über den Stil der höheren Chronik hinausgebracht hat. Die heutige Geschichtswissenschaft kommt unzweifelhaft dem Ideal einer Stoffbehandlung viel näher, in welchem sich gründlichste kritische Quellenforschung, geistige Durchdringung und künstlerisch-abgerundete Formgebung harmonisch verschmelzen. Auch bei Rosenberg können viele feinere Bemerkungen schließlich doch nicht entschädigen für eine gewisse Trockenheit des Aufzählens und Aneinanderreihens, für die kühl verstandesmäßige Behandlung des Gegenstandes. Rosenberg ist durchweg nüchterner Redactor und Kritiker, welchem es nicht gegeben ist, zu erwärmen, geschweige denn mit fortzureißen. Anscheinend will und kann er das nicht, denn wenn er das Beste sagen möchte, so läßt er Andere reden (Kugler, Jordan ꝛc.). Immerhin hätte seine Befähigung noch ausgereicht, um mehr einzelne farbensatte Bilder zu gestalten. Mehr, als bei einem Kunsthistoriker statthaft sein dürfte, neigt R. zu einer geringschätzenden Beurtheilung der classischen Zeit, wie sie heute bei dem jüngeren Malergeschlecht üblich ist; diese Herren steigen am liebsten dadurch, daß sie die Größe der Vergangenheit herabdrücken. R. ist ein strenger Vertreter des liberalen protestantischen Geistes in der Malerei; das Urchristenthum eines Ludwig Richter versteht er, während er Cornelius einseitigen Katholicismus vorwirft. Darin können wir ihm nicht folgen; das Christenthum des Cornelius deckt sich vollkommen mit demjenigen eines gemüthstiefen, phantasiereichen und positivgläubigen Protestanten. Was Einzelheiten anlangt, so bedauern wir, wegen Mangel an Raum deren nur wenige anführen zu können. Vortrefflich ist die Parallele zwischen den Apokalyptischen Reitern des Dürer und denen des Cornelius. Was aber den zum Ueberdruß heutzutage wiederholten Vorwurf anlangt, daß Cornelius schwere Zeichenfehler begangen habe, so sollte doch dem Gros der Maler gegenüber wenigstens ein Kunsthistoriker daran erinnern, daß ein so großer Künstler wie Cornelius meist absichtlich um höherer Gesichtspunkte willen von der Norm abgewichen ist. Man versuche, ob man sein Princip siegreich bekämpfen kann, erkläre ihn aber nicht für einen Ignoranten. Wenn R. von den großartigen Camposanto-Cartons sagt, daß sie ein verfehltes Dasein führen, so erscheint diese Klage als zu grell ausgedrückt; diese Schöpfungen sind sofort als Zeichnungen so selbständig gedacht, daß sie durch Uebertragung in Farben wahrscheinlich Einbuße an ihrer erhabenen Idealität leiden würden. Wenn R. nur denjenigen Bildern den Ehrennamen der Classicität zugestehen will, in welchen sich vollendete Zeichnung und vollendetes Colorit unablösbar durchdringen, so fürchten wir, daß entweder die gleichmäßig gehaltvollen Werke auf ein Minimum zusammenschwinden, oder daß viele gehaltlose Werke als classisch angesehen werden müssen, während sie doch nur correct sind. Es hat uns z. B. nicht gelingen wollen, in Alfred Rethel's gewiß hochbedeutenden Schöpfungen den undefinirbaren Hauch jenes Classischen im engeren Sinne des Wortes zu spüren, wie es R. vorschwebt. Wahrhaft erfreulich ist uns die Würdigung Pfannschmidt's durch R. gewesen; mit R. verwerfen wir den berühmten Kaulbach'schen Kinderfries und beanstanden die übliche Ueberschätzung von Reineke Fuchs desselben Meisters. Daß aber dieser Mann „1874 noch auf der Höhe des Weltruhms stehen und 1887 schon zu den vergessenen Größen gehören" soll, erinnert allerdings an das schnelle Reiten der Todten; es fragt sich aber nur, ob sich eher Wilh. v. Kaulbach oder die heutigen Maler dereinst werden zu Tode geritten haben. Ganz Vorzügliches leistet R. in seiner Besprechung der Landschaftsmalerei; besonders haben wir zu rühmen, daß er die Periode der Schnellmalerei bei Andreas Achenbach ausscheidet. Schließlich gedenken wir auch der Ausstattung des Buches, welches in Druck, Vignetten und Randleisten mit Opfern seiten des Verlegers hergestellt ist.

M.-Fr. Eine Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen deutschen Büchermarktes liegt in dem Umstande, daß unter den etwa 15000 neu erscheinenden Werken, welche in jedem Jahre bei uns das Licht der Welt erblicken, verhältnißmäßig sehr viele Neudrucke alter Schriften sich befinden. Wir haben derartige Sammlungen, welche seltener gewordene Bücher wieder zugänglich machen oder auf halbverschollene und doch werthvolle nochmals den Blick lenken wollen, fast auf allen Wissenschaftsgebieten. Spricht sich einerseits die alte deutsche Gründlichkeit darin aus, welche möglichst alle, selbst recht abseits gelegene Quellen noch ein Mal ins Auge faßt, ehe eine neue Rinne gezogen wird, so liegt doch auch andererseits in dieser Ehrfurcht vor dem Alten ein guter Theil unserer Kraft. Das Neue und Ueberraschende kommt nicht zum ungebührlichen Uebergewicht über das Alterprobte; die Neuerungssucht überlassen wir anderen Völkern, werden freilich dann wol auch einmal von fertigen Resultaten unserer Nachbarn überrascht, denen die Träumernation vorgearbeitet, die sie aber selbst nicht zu ziehen gewagt hat. Auf dem Gebiete der Pädagogik ist noch heute die Ehrfurcht vor unseren Größen vom Ende des vorigen und vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts fast unbegrenzt; es giebt noch heute keinen populäreren Pädagogennamen als Pestalozzi. Und wie sehr haben sich doch die Forderungen, welche der Schule gestellt werden, geändert! Im Grunde ist es auch hauptsächlich die Gesinnung, weniger die rein verstandesmäßige Einsicht, um derentwillen die alten Meister so hochgehalten werden. Unter den Sammlungen der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit steht nun die von Friedrich Mann herausgegebene, bei H. Beyer in Langensalza erscheinende Bibliothek pädagogischer Classiker obenan. Sie hat uns schon 15 meist mit sehr lesenswerthen Einleitungen und Anmerkungen versehene Neudrucke einzelner Schriften von Pestalozzi, Schleiermacher, Rousseau, Herbart, Amos Comenius, A. H. Francke, M. de Montaigne, Kant, A. H. Niemeyer, Basedow, Dinter, Fichte, Iselin und Locke gebracht, auch Friedrich's des Großen pädagogische Schriften und Aeußerungen sind hier zusammengestellt. Der neueste Band enthält J. P. Fr. Richter's Levana nebst pädagogischen Stücken aus seinen übrigen Werken und dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal. Mit Richter's Biographie herausgegeben von Dr. Karl Lange (XCIII, 341 Seiten, 4,50 ℳ). Daß dieser Band vollauf berechtigt ist, wird Jeder zugeben, der den geistreichen, hie und da wol barocken, aber ungemein anregenden Ausführungen in diesem Jean Paul'schen Werke gefolgt ist. Möge der Abdruck daher recht viele Freunde finden! Aber auch die Arbeit des Herausgebers verdient Anerkennung. Es haben ihm bisher ungedruckte Schriftstücke aus des Dichters Nachlaß zu Gebote gestanden, er kennt die Oertlichkeiten, in denen sich das Leben desselben zumeist abgespielt hat, genau und benutzt seine Kenntniß durchaus geschickt — so gelingt ihm die Darstellung des Jugend-, Schüler- und Lehrerlebens seines Helden besser als anderen Biographen. Darauf aber kam es in der Hauptsache hier an. Doch ist, das darf nicht unerwähnt bleiben, den großen Werken Jean Paul's in dieser Biographie — so wird es nun einmal genannt — zu wenig Raum gegönnt. Vom Siebenkäs, Titan, den Flegeljahren kein Wort! Wie kann man sich ohne deren Analyse eine klare Vorstellung von der Gedankenwelt, der auch die Levana entsprossen ist, machen? Zumal diese nach jenen entstanden ist? Und endlich muß der Satz, daß „die pädagogischen Gedanken hauptsächlich Jean Paul vor dem Schicksal, von der großen Menge der Gebildeten vergessen zu werden, bewahrt haben", gerechtes Aufsehen erregen. Referent ist einerseits Schulmann, gehört aber andrerseits zu der kleinen Gemeinde der Jean Paul-Verehrer, die nach Börne's Worten im nächsten Jahrhundert den Triumph ihres Helden erwartet. In der ersten Eigenschaft hat er bis jetzt recht wenig von des Dichters Einfluß gemerkt; das ästhetische Interesse spielt doch wohl auch heute noch die erste Rolle, obgleich Schulmänner sich am meisten mit ihm beschäftigen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 56. Sonnabend, den 16. Juli. 1887.

Diamanten.

Von Dr. Gustav Stein.

Der kostbarste aller irdischen Stoffe, aller Erzeugnisse der Natur sowie der Industrie ist der Diamant. Er ist es jetzt und war es seit der Zeit, als man ihn überhaupt kennt, und das ist schon recht lange her. Schon Hiob sagt: „Gold und Demant mögen der Weisheit nicht gleich kommen", und es läßt sich hieraus leicht der Schluß ziehen, daß man die beiden Stoffe schon damals als die kostbarsten betrachtet hat. Die Ersten aber, die den Diamant erkannt und als Schmuck gebraucht haben, sollen die Syrer gewesen sein. Anfangs diente der Diamant, den man nur roh oder höchstens an der Oberfläche polirt verwendete, nur zum Schmucke von Prunkgefäßen, Reliquien und ähnlichen Dingen. Die Anwendung, die heute die wichtigste und verbreitetste ist, zu Frauenschmuck, fällt merkwürdiger Weise in eine sehr späte Zeit. Erst unter Karl VII. fingen die französischen Damen an, sich mit Diamanten zu schmücken. Agnes Sorel, die durch ihren Geist und ihre Schönheit berühmte Geliebte des Königs, soll sie zuerst eingeführt haben. Unter Franz I. hatte der Luxus, den man mit Diamanten trieb, schon eine fabelhafte Höhe erreicht. Die Großen des Reiches wetteiferten darin, einander an Menge und Kostbarkeit der an ihren Kleidern zur Schau getragenen Diamanten zu übertreffen. Alle später hiergegen erlassenen Luxusgesetze waren vollkommen wirkungslos, wurden aber trotzdem bis in die Neuzeit wiederholt. Am merkwürdigsten war ein derartiges Luxusgesetz, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Senat zu Venedig vom Stapel ließ. Es hatte nämlich zu der Zeit in Venedig das Fabriciren und Tragen falscher Diamanten so sehr überhand genommen, daß der Senat, befürchtend, daß dadurch die echten Diamanten leicht eine Einbuße an ihrem Werthe erleiden könnten, die Verordnung erließ, daß Niemand bei hoher Strafe falsche Diamanten verfertigen, noch weniger aber tragen dürfe. Damit sich aber Niemand durch den unmäßigen Einkauf echter Diamanten allzusehr schädige, wurde zugleich festgesetzt, daß ein Bräutigam seiner Braut nicht mehr Juwelen schenken darf, als der zehnte Theil des Brautschatzes betrug. Ueberhaupt hat die Furcht vor einer möglichen Entwerthung der Diamanten mancherlei komische Folgen gehabt. So auch als im Jahre 1727 die ersten Diamanten in Brasilien gefunden und nach Portugal zum Verkaufe gebracht worden sind. Die europäischen Diamantenhändler, welche bis dahin Diamanten nur aus Indien bezogen hatten, bekamen ob der Nachricht einen nicht geringen Schrecken. In der Angst, es könnte die neue Entdeckung ein Herabdrücken der Preise bewirken, verbreiteten sie mit vielem Eifer die Sage, daß die brasilianischen Diamanten nur der schlechte Ausschuß der indischen Steine seien, die man nach Goa und von da nach Brasilien schicke, um sie zu verkaufen. Die Portugiesen ließen sich aber nicht überlisten, sondern kehrten ihrerseits die Sache um, schickten die brasilianischen Diamanten nach Goa und von da nach Bengalen, wo sie für indische ausgegeben und ebenso gut wie diese bezahlt wurden. Die Ansicht, daß es ganz verschiedene Gattungen von Diamanten gebe, „die sich in gewisse Classen theilen lassen, davon die geringsten nicht viel besser als gute Bergkrystalle sind", war damals eine allgemein verbreitete.

Aber nicht nur diese, sondern zahllose andere und zuweilen höchst ergötzliche Ansichten waren im Laufe der Zeiten über die verschiedenen Eigenschaften des Diamanten im Umlauf und es dürfte nicht uninteressant sein, dieselben hier ein wenig zu verfolgen.

Von den griechischen Schriftstellern ist wol Plato der erste, der eine etwas eingehendere Schilderung des Diamanten giebt. Er beschreibt ihn als einen bei der Scheidung und Reinigung des Goldes von Silber und Erz bisweilen vorkommenden Bestandtheil und hält ihn für die kostbarste Blüthe des Goldes, gleichsam für einen Goldknoten, in welchem sich der reinste und edelste Theil des Goldes zu einer lichten Masse condensirt habe. Daß der Diamant der härteste aller Körper ist, war den Griechen schon bekannt, doch faßten sie diese Eigenschaft so auf, daß er überhaupt nicht zu zerbrechen oder zu zermalmen sei, woher auch der griechische Name Adamas, der Unbezwingbare, stammt. Sehr ausführlich bespricht Plinius in seiner Naturgeschichte den Diamant. Auch Plinius hegt schon die Ansicht, daß es ganz verschiedene Arten von Diamanten gebe, deren er sechs unterscheidet. Darunter zählt er die indischen und arabischen, von denen er sagt, daß sie von unaussprechlicher Härte sind. „Auf den Amboß gelegt, stoßen sie den Schlag so zurück, daß Eisen und Amboß in Stücke zerspringen. Auch das Feuer bezwingen sie, denn man hat ihn noch nie verbrennen können." Im weiteren Verlaufe seiner Beschreibung kommt er dann zu einer Ansicht, die mit wenigen Variationen selbst bis in das 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung allgemein verbreitet war, nämlich: „daß die Macht des Diamanten über Stahl und Feuer durch Bocksblut gebrochen wird, indem er durch frisches und warmes Bocksblut erweicht wird und dann durch Hammer und Amboß zerschlagen werden kann. Aber auch so erst nach vielen Schlägen und immer noch Hammer und Amboß sprengend. Wenn er aber endlich zum Reißen gebracht wird, so zerspringt er in so kleine Stücke, daß man sie kaum sehen kann."

Etwas modificirt zwar, aber im Grunde ganz ähnlich finden wir die Ansicht im 13. Jahrhundert auf deutschem Boden wieder. Das Bocksblut hat im Laufe der Jahrhunderte seit Plinius an Kraft bedeutend gewonnen, denn es genügt nach damaliger Ansicht schon einen Diamant mit Bocksblut zu bestreichen, um denselben so weich zu machen wie einen Schwamm. Wir finden diese Ansicht deutlich im „Parzival" ausgesprochen. Bekanntlich hatte Parzival's Vater Gamureth sich im Mohrenlande eine unvergleichliche Rüstung errungen, zu welcher ein Helm oder „Härsenier" aus Diamant gehörte. Als nun Gamureth im Kampfe erschlagen wird und sein Knappe die Nachricht davon heimbringt, erzählt er den Hergang in den Versen:

Kein langes Leben Gott ihm gab,
Er zog das Härsenier sich ab,
Die Hitze zwang ihn zu der Frist.
Verfluchte heidnische List
Hat uns geraubt den Helden gut.
Ein Ritter hatte Bocksblut
Genommen in ein Glas,
Das schlug er auf den Adamas
Da ward er weicher denn ein Schwamm.

Mit einigen Varianten finden wir dieselbe Ansicht im 16. Jahrhundert wieder. Da heißt es z. B. unter Anderem in einem 1529 erschienenen Büchlein betitelt „Gart der Gesundheit", nachdem von der Härte des Diamanten allerlei Mögliches und Unmögliches berichtet wird: „Er wird aber doch weich gemacht und aufgethan, be-

sunder mit dem Fleisch und Blut eines bocks, ist daß der bock vorhin ettwan lang wein getrunken hat oder Syleseos gessen das in bergen wächst oder Petrosilien."

Mehr aber als von allen anderen Edelsteinen wurde von den Tugenden, geheimen Kräften und Wirkungen des Diamanten gefabelt. Es ist bei unserer heutigen Naturanschauung nur schwer begreiflich, wie selbst ernste Männer der Wissenschaft Dinge glauben und verbreiten konnten, die allem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen. Und doch haben sich einzelne dieser Ansichten noch bis zum Anfang unseres Jahrhunderts behauptet. Gegen die ungereimtesten derselben sind allerdings schon früh Stimmen laut geworden.

Interessant in dieser, wie in mancher anderen Beziehung ist ein, von einem Anonymus verfaßtes Werk, welches unter dem Titel „Der aufrichtige Jubelier" im Jahre 1729 erschienen ist. Das Werkchen, welches der Verfasser in genug origineller Weise „dem nach jedem Stand und Würde hoch und viel zu ehrenden, in die Jubelen verliebten Frauenzimmer übergiebet, dediciret und offeriret", behandelt auch den Diamant mit großer Ausführlichkeit. Von den geheimen Kräften desselben will aber der „aufrichtige Jubelier" nichts mehr wissen und er sagt unter Anderem: „Was sollte alsdann der Diamant wol werth sein, wenn er die Tugend hätte, daß er eine Ehefrau, der er ohne ihr Wissen auf das Haupt gebunden wird, dahin vermöge, daß sie ihrem Manne allein getreu bleibe und sich aus selbsteigener Bewegung freundlich zu ihm halte; so sie aber schon auf einen Holzweg gerathen und sich von dem Manne verlaufen, alle Liebesneigung in ihr völlig erstické, daß sie sich von ihrem Manne abkehre und dieser daraus die sichere Probe nehme, daß sein Ehegatte von den Eigenschaften des Diamanten abgewichen und die blinkenden Strahlen der Reinlichkeit und Keuschheit nicht mehr vertragen könne? Aber wenn dieser Stein solche Eigenschaft hätte, dörfte er beim Frauenvolk nicht so hoch geachtet, sondern als Verräther ihrer Herzen angesehen und gescheuet werden."

Etwas gläubiger ist schon unser Gewährsmann in Bezug auf die medicinalen Wirkungen des Diamanten. „Das allerzarteste Diamantenpulver wird zu etlichen Medicamenten genommen, und vor verschiedene Krankheiten gut gehalten" — sagt er — „wann es aber in noch etwas größeren Stücken eingegeben wird, soll es nach und nach die Gedärm zernagen und den Menschen unvermerkt sterben machen. Mit solchem Pulver soll sich auch der Paracelsus auf die Reise nach der Ewigkeit begeben haben."

Was übrigens die Heilwirkungen des Diamanten und anderer Edelsteine anbelangt, so war der Glaube an dieselben noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts so verbreitet, daß man eine ganze Reihe derselben in allen Apotheken finden konnte. Die neueren Forschungen der Chemie und Physik haben dem Diamanten manchen seiner, durch Jahrhunderte geglaubten Vorzüge geraubt. Seine Unbezwinglichkeit durch Stahl und Eisen, seine Beständigkeit im Feuer, sowie alle seine geheimen Kräfte sind längst ins Reich der Fabel verwiesen, trotzdem hat aber der Diamant keine merkliche Einbuße in seinem Werthe erlitten und er ist nach wie vor der Gegenstand zahlloser Nachahmungen geblieben. Es würde zu weit führen, alle die verschiedenen Arten der Verfälschungen einzeln zu beschreiben, auch habe ich schon bei früherer Gelegenheit Einiges hierüber erzählt und ich beschränke mich darauf, auf dieselben aufmerksam zu machen, denn:

> Was Gott durch die Natur vollkommen edel schafft,
> Wird durch der Menschen Kunst
> Vielfältig nachgeafft;
> Drum thu' die Augen auf
> Und lern' das Aechte kennen,
> Sonst wird man dich darzu
> Die tumme Einfalt nennen
> Wenn du Crystall bekommst
> Vor Diamanten Stein
> Und zu dem Schaden noch
> Must ein Gespötte sein,

sagt der aufrichtige Jubelier.

Mit dem Emporblühen der ernsten Forschung ist auch die Frage nach der Entstehung des Diamanten oft aufgeworfen, aber auf sehr verschiedene Art zu lösen versucht worden. Nachdem schon 1776 durch Lavoisier festgestellt war, daß der Diamant nichts Anderes als reiner Kohlenstoff sei, war es nur noch fraglich, auf welche Weise der Kohlenstoff zu der krystallinischen Form, die er als Diamant hat, gelangt sei. Die verschiedenen hierüber aufgestellten Ansichten lassen sich in zwei große Gruppen eintheilen, von denen die eine die directe Entstehung der Diamanten aus Kohlensäure oder Kohlenstoff, die andere aber eine Entstehung auf organischem Wege, durch eigentliche Zersetzungsprozesse aus Pflanzenstoffen annimmt. Letztere Ansicht hat ihren bedeutendsten Vertreter in dem allbekannten Chemiker Liebig gefunden. Liebig meint: „Die Wissenschaft bietet in allen Erfahrungen, die man kennt, außer dem Prozesse der Verwesung, keine Analogien für die Bildung und Entstehung des Diamanten dar." Somit wäre der Diamant, drastisch gesprochen, nichts Anderes, als ein Häuflein verfaultes Unkraut! Neuere Forschungen haben übrigens die ganze Ansicht von dem pflanzlichen Ursprung des Diamanten sehr unwahrscheinlich gemacht. Wie dem aber immer sei, Thatsache bleibt, daß der Diamant aus Kohlenstoff besteht, und daß er im Brennpunkt eines Brennspiegels unter lebhaftem Funkensprühen mit sehr glänzendem, röthlichem Lichte verbrennt. Daß aber zu der Erzeugung des Diamanten jedenfalls das Zusammentreffen von vielen glücklichen Umständen erforderlich ist, geht schon daraus hervor, daß der Diamant verhältnißmäßig selten ist, trotzdem er aus einem Stoff besteht, welcher der häufigste auf Erden ist. So wird z. B. der Gesammtbetrag aller Diamantbezirke Brasiliens von ihrer 1727 erfolgten Entdeckung bis zum Jahre 1850, also in 123 Jahren nur auf 44 Centner geschätzt. Dabei sind große Diamanten so selten, daß man im Durchschnitt unter 10 000 selten mehr als einen findet, der 20 Karat (ca. 4 Gramm) wiegt, während 8000 darunter sind, deren jeder weniger als 1 Karat Gewicht hat. Von den wenigen Diamanten, die durch ihre besondere Größe über das endlose Heer der kleinen Diamanten emporragen, hat aber auch jeder seine eigene Geschichte und meist eine solche mit blutigem weltgeschichtlichen Hintergrunde.

Die unschuldigste Geschichte unter den Diamantriesen hat der angeblich straußeneigroße, 6400 Karat (ca. 2½ Pfund) schwere Diamant des 1809 verstorbenen Hofrathes Beireis in Helmstedt. Beireis war ein Sonderling ganz eigener Art, und Goethe, der ihn einst in Helmstedt besuchte, giebt in den „Tag- und Jahresheften" eine ausführliche Schilderung dieses sonderbaren Kauzes. Unter allen möglichen und unmöglichen Curiositäten sollte Beireis auch den erwähnten, straußeneigroßen Diamanten besitzen. Er zeigte denselben nur sehr selten vor und erzählte, ein chinesischer Kaiser habe den Diamanten bei ihm versetzt. Goethe verweilte mehrere Tage in Helmstedt und Beireis hatte ihm alle seine Schätze und Sammlungen vorgezeigt, von dem Hauptschatz, dem großen Diamanten, war aber immer noch nichts zu sehen gewesen. „Doch eines Morgens — so erzählt Goethe — zeigte er mir in einem Bande der Reise Tournefort's die Abbildung einiger natürlicher Diamanten, die sich in Eiform, mit theilweiser Abweichung ins Nieren- und Zitzenförmige, unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Nachdem er uns die Gestalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen Gänseeies war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden; an der Seite bemerkte man einen schwachen Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich wurde. Mit seiner gewöhnlichen, ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierschnitzchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über diese Beweisthümer hinweg und erzählte die oft wiederholte Geschichte, wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in Kurzem verloren habe. Demungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt worden. Indessen er nun sich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatischer Prüfung eingedenk, das Wunderei vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte; weßhalb ich im Stillen wol einige Zweifel gegen die Echtheit dieses gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte."

Nach dem Tode Beireis' fand sich übrigens der Schatz in seinem Nachlasse nicht vor und blieb seither verschwunden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich aber nicht umhin, die für eifrige Goetheforscher gewiß wichtige Entdeckung mitzutheilen, daß sich Goethe in den oben mitgetheilten Angaben einen Irrthum hat zu Schulden kommen lassen. Ich habe nämlich, um mich über den angeblichen Diamanten Beireis' näher zu unterrichten, mit großem Eifer die drei dicken Bände von Tournefort's Reisen durchgesucht. Zu meiner Verwunderung habe ich aber weder die Abbildungen

noch die Beschreibungen irgend welcher Diamanten darin entdecken können. Dagegen enthält aber ein anderes Reisewerk, nämlich Tavernier's „Six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes“ Abbildungen von Diamanten, die vollkommen zu Goethe's Beschreibung passen. Und so wird es wol Tavernier's und nicht Tournefort's Reisewerk gewesen sein, welches Goethe in Händen hatte.

Die Geschichte der übrigen großen Diamanten wird zwar verschiedenartig, immer aber ziemlich abenteuerlich erzählt, doch würde es zu weit führen, wollte ich die Geschichte auch nur der berühmtesten Diamanten hier mittheilen. Ich will zum Schlusse nur noch bemerken, daß die Gelehrten nicht nur über die Entstehung, den Werth, die Eigenschaften und über die Geschichte der Diamanten stets sehr verschiedener Meinung gewesen sind, sondern auch über das, was man wol am besten die Aesthetik derselben nennen könnte. Allerdings sind die meisten darüber einig, daß dem Diamanten, richtig angewendet, auch in ästhetischer Beziehung ein hervorragender Platz unter dem Schmuck, insbesondere dem Frauenschmuck gebührt, dennoch hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die dem Diamant alle Berechtigung zu dieser Function entschieden absprechen. Am originellsten ist, was in dieser Beziehung Ernst Brücke in seiner „Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe“ sagt. „Wenn man sieht, wie sie keinen Kopf verschönern, wol aber durch ihr grelles Licht manchen alt und häßlich machen, so fragt man sich mit Recht, wie lange sich wol die Damen noch mit diesen glitzernden Schätzen schmücken würden, wenn sie nicht mehr kosteten, als die Glasperlen, welche die Bäuerin um ihren Nacken hängt.“

Zum Troste für alle Diamantenbesitzer will ich endlich nur noch bemerken, daß diese Ansicht bis jetzt durchaus keine Anerkennung gefunden hat, und daß ein schöner Diamant nach wie vor die erste Stelle unter den Schmucksteinen einnimmt und wol noch auf lange hin einnehmen wird.

Die Heilsarmee.

Von Dr. Krömer.

Nicht mit Unrecht hat man England von je als eine Herberge rechten und lebendigen Christenthums angesehen und noch heute wird den Engländern Keiner den Ruhm streitig machen, das kirchlichste Volk zu sein. Es gehört zu meinen heilsamsten Erfahrungen, vor Jahren einst in Schottland einen lebendigen Eindruck bekommen zu haben, daß das Christenthum die größte Macht der Erde ist. Aber mag immer, wenn man das Leben einer einzelnen Gemeinde durchgeht, die leibliche und geistliche Versorgung als eine liebevoll ausreichende erscheinen, den schreienden Nothständen, welche die ungeheuren Massen unserer modernen Großstädte mit sich bringen, hat auch London nicht entgehen können. Die Grenzen der einzelnen Gemeinden stoßen keineswegs regelrecht an einander, vielmehr bleiben zwischen den wohlgepflegten Gärten des Gemeindelebens manche Wüsten der Verkommenheit und des Elendes ohne den heilsamen Sonnenschein des Evangeliums, ohne den befruchtenden Thau der Sacramente.

Die erst seit den siebziger Jahren mit gesetzlichem Zwang ausgerüstete Schule ist ohne Religion; die Staatskirche mochte den Dissenters, die Dissenter den Staatskirchlichen kein Vorrecht zugestehen. Wer sich nun nicht ausgesprochen zu einer Gemeinde hält, dessen religiöses Bewußtsein kann in der umtobenden Menge verloren gehen. Ganze Viertel besonders im nördlichen Osten Londons waren verwahrlost. Ungezählte Familien verkamen bei der mühseligsten Arbeit in den finstersten, verschmutztesten Wohnungen, verfielen dem Elend und dem Laster, der Verbitterung und der Sünde. Je und je drang einmal ein markdurchdringender Aufschrei der „Ausgeworfenen“ in die selbstgefällige Sicherheit, hin und wieder erleuchtete einmal eine Untersuchung diese grauenvollen Untiefen, zahlreiche Unternehmungen Einzelner haben versucht diese unergründlichen Abgründe auszufüllen — aber wann wird hier die Sonne alle Sümpfe austrocknen können? Dieselbe Erscheinung in Paris, in Wien, in Berlin, auch in London. Wie kann hier geholfen werden? Rath zu geben ist hier nicht so schwer als die Ausführung. Gestaltet absehbare Gemeinden! Ehe aber solche Maßnahmen auf den Rathhäusern gebilligt, von den Consistorien genehmigt und endlich durch die Parlamente mit allerlei Verkürzungen hindurch gebracht worden sind, ist die Verwilderung längst über die alten Grenzen wieder weit hinaus gedrungen.

Darum schauen wir mit Theilnahme auf die Anstrengungen, die in dieser Noth von der erfinderischen Liebe gemacht worden sind. Einer der Ersten auf dem Plan war Mac All mit seinen Andachts-Hallen für die Arbeiter in Paris, in Aller Munde ist das Werk Stöcker's in Berlin, welcher durch seine Diakonen auf geistlichem Gebiet, durch seine christlich-sociale Arbeiter-Partei auf politischem Gebiet erfolgreich thätig ist. Dahin gehört die evangelisirende Arbeit der Amerikaner Moody und Sankey und am allerauffallendsten die Bewegung des „Generals“ William Booth (geb. 1829 zu Nottingham). Erzogen in seiner Kindheit innerhalb der Staatskirche, seit seinem 14. Jahre den Wesley'schen Methodisten zugewandt und in dieser Kirche als gewaltiger Erweckungsprediger seit seinem 17. Jahre thätig, ist er seit 1861, da seine Kirchen-Conferenz die besondere Art seines Auftretens nicht billigte, selbständig und unabhängig von jeder Kirchengemeinschaft zum Führer jener ungezählten und unter dem Namen Heilsarmee (Salvation Army) bekannten Schaar herangewachsen, deren Gerücht bereits die ganze Welt erfüllt. Mit eiserner Geduld und Zähigkeit hat er sich bemüht, die derbe und packende Redeweise des Volkes sich anzueignen, mit erstaunlicher Hingebung hat der aristokratische Mann Alles abgestreift, was als erkältende Form des Anstandes und der Sitte den Pöbel von der Kirche fernhält, eine mächtige Seelenkenntniß verstand es, unter schlagendem Witz die Pfeile rettender Liebe in die verwundeten Herzen zu werfen. Unterstützt von seiner geistig ihn wol noch überragenden Gemahlin, Katharina Booth, hat er den Massen aber nicht nur gepredigt, sondern hat sie auch fest gehalten, hat sie an seinem Werke als Mithelfer betheiligt, hat sie zu seiner Armee, sich selbst zu ihrem General gemacht.

Erfolge ohne Gleichen haben ihn aber sein Werk ausdehnen lassen nicht allein über die Provinzen, über Canada, Amerika und Australien, auch in Indien, in Schweden, in Frankreich, in der Schweiz und neuerdings in Deutschland (Stuttgart) wehen seine Banner, marschiren seine Bataillone. Im Jahre 1886 sind 464 neue Corps gesammelt, 1116 Officiere neu ausgebildet worden, so daß die Armee im Ganzen jetzt 1786 Corps unter 4192 Officieren zählt. Für ihre Zwecke besitzt die Heilsarmee 1200 Gebäude, welche zu dem Preise von 180 000 Pfd. Sterl. (d. i. 3 600 000 ℳ) theils neu gebaut, theils angekauft worden sind. Die Einnahmen dieses Jahres betrugen 73 430 Pfd. Sterl. (d. i. 1 486 600 ℳ) gegen 69 768 Pfd. Sterl. (d. i. 1 395 360 ℳ) im vorhergehenden Jahre. Dadurch ist die Bewegung nicht blos ins Ungeheuerliche gewachsen, sondern sie hat auch zu den Heiden übergehend den festen Boden gefunden, christlichen Lebens verlassen.

Nicht mehr blos belletristische Schriftsteller, wie der bekannte Otto Funcke in Bremen (Englische Bilder in deutscher Beleuchtung 1882) und Hermann Dalton in St. Petersburg (Ferienreise eines evangelischen Geistlichen 1886) haben sich mit ihr befaßt, sondern bereits in wissenschaftlicher Weise hat man sie der Kritik unterworfen und vor ihr gewarnt. Hierher gehören die Schriften von R. Schramm (Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England, Berlin 1883), von Prof. D. Kolde (Die Heilsarmee, Erlangen 1885) und von J. Pestalozzi (Was ist die Heilsarmee? Halle 1886).

Wenn man einigermaßen mit den möglichst auffälligen, bunten Placaten und Aufschriften in den Straßen Londons vertraut ist, wird man mehr und mehr auch die Spuren der Heilsarmee in dem bunten Gewühl herausfinden. Hier ist eine Bretterbude mit der Aufschrift Barracks, dort ein anderes auffälliges Gebäude mit brennend rothen Placaten als zur Heilsarmee gehörig erkennbar. Dann begegnest du Leuten, welche militärische Mütze und unter dem offnen Rock eine rothe Tricotjacke tragen; auf der Brust mit der goldgestickten Inschrift „Heilsarmee“. Weiterhin wird dir von Mädchen in dunkelbrauner Kleidung mit einem „S“ am Kragen und rothem Bande am Hut eine Zeitung „War-Cry“ (Kriegsruf) angeboten. Bist du im Besitz der neuesten Nummer, so wirst du von den übrigen ebenso gekleideten Austrägerinnen militärisch gegrüßt, was sich höchst spaßhaft ausnimmt. Trittst du in der Abendzeit in eine Baracke, so findest du eine kleine Truppe beisammen, die sich durch Gesang und Gebet rüsten, einen Angriff zu machen. Sie ordnen einen kleinen Zug: voran die Fahne, dann die große Trommel, dann Trompeten und zuletzt die Sänger und Sängerinnen — so ziehen sie durch die Straßen mit möglichst auffallendem Jubel das müßige Volk zum Gottesdienst einzuladen. Abgesehen von der Fahne und der großen Trommel ist das in England nichts Auffälliges. Auf offener Straße predigen, singen und beten kannst du jeden Sonntag

hören — auch die Einladungen durch einen singenden Chor sind nichts Seltenes.

Die Menge ist nicht gerade groß, die diesmal eingebracht wird — diese lärmenden Aufforderungen alle Tage wiederholt verlieren nach und nach an Kraft; immerhin haben sich einige Hunderte eingefunden. Die Zuhörer befinden sich einem geräumigen Podium (Plattform) gegenüber, auf welchem die leitenden Officiere Platz genommen haben. Hinter ihnen befinden sich die übrigen Soldaten der Armee, ein gut Theil mit Blasinstrumenten ausgerüstet, ein Clavier, auch eine Harfe ist vorhanden.

Nun erwarte nur nicht etwa etwas Feierliches oder Ernstes oder Gezwungenes. Lautes Lachen schallt dir bei dem Eintritt entgegen, denn der leitende Officier, der vielleicht ein Schiffszimmermann ist, erzählt die launigsten Geschichten aus seiner lockern Vergangenheit, in ausgelassener Freude schlägt er sich auf den Leib, daß er den Griffen des Satans entronnen, daß ihn sein Heiland selig gemacht hat; darum fordert er zum Schlusse seines Berichts auf, wir sollten mit ihm sein Lieblingslied singen und unter Begleitung des Claviers singt er erst Solo, worauf dann der Chor mit allen Instrumenten wild lärmend und alle mit fortreißend einfällt.

Darauf erzählt ein junges Mädchen, welche Erfahrungen sie bei ihren Hausbesuchen gemacht und wie sie einem alten Spötter Jesum angepriesen, daß zu hoffen sei, er werde sich noch gewinnen lassen.

Auch aus dem Publicum werden Stimmen laut. Ein Matrose erzählt, wie er Jesum gefunden und dem Laster entsagt habe. Auch ein Spötter fehlt nicht, der erzählt, daß er sich von der Nutzlosigkeit des Betens überzeugt habe. Nachdem der Störenfried hinausbefördert ist, giebt der alte Zimmermann schlagfertig eine überraschend schöne Rechtfertigung des Gebets und versetzt die etwas verwirrt gewordene Zuhörerschaft wieder in den richtigen Zug lustiger Munterkeit. Darauf gab Einer eine mehr theologische Ansprache über ein Schriftwort — alle Reden aber wurden mit einem jener rauschenden Lieder beschlossen, deren Refrain von Allen unter lautem Händeklatschen, mit dem Auf- und Niederwiegen des ganzen Leibes laut jubelnd und schreiend mitgesungen wird.

In den Ansprachen der oft eben erst gewonnenen Soldaten, deren bei einem Meeting immer möglichst viele, gelegentlich bis zu 50 und 60, gehalten werden, liegt eine Eigenthümlichkeit der Heilsarmee. Hier kommt immer wieder eine neue Geschichte zum Vorschein und mancher Trunkenbold oder Dieb ist gewonnen worden, wenn er seinen Sündengenossen auf einmal mit neuen Zungen reden hörte. Ein längerer, lehrhafter Vortrag wird möglichst vermieden, das halten die Massen nicht aus. Alles muß rasch vorwärts eilen, alles Reden muß nicht nur gewürzt, sondern womöglich auch mit Kraftworten oder Witzen gepfeffert sein. Dafür beanspruchen sie aber auch nicht etwa den Titel Predigt, welche sie als den Inbegriff der Langweiligkeit verwerfen, sondern wie die bessern Stände in ihren Clubhäusern verkehren, so öffnen sie ihre Casernen und Hallen den armen Massen, damit sie nicht in den Höhlen des Lasters, des Spiels, der Trunksucht untergehen. Die Leute müssen alle Abende beschäftigt sein, damit sie nicht rückfällig werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß denn auch das Auftreten der Frauen beurtheilt werden, das dem Fremden am anstößigsten erscheint. Frau General Booth hat eine eingehende gelehrte und geistreiche Rechtfertigung dieser ungewohnten Sitte in ihrer Schrift „Female Ministry" versucht, der selbst ein so ernster Kritiker wie Pestalozzi nicht alle Beweiskraft abzusprechen wagt.

Vor der Beendigung wird eine Collecte gesammelt; der Vorsitzende rechnet vor, wie kostspielig Alles in dieser Welt sei, und wie jedes Corps sich zuvor selbst erhalten muß, ehe es etwas in die Hauptcasse abführen kann.

Zuletzt kommt das Hauptstück, gleichsam das Herzstück der Heilsarmee. Zunächst werfen sich einige der Heilssoldaten in das Gebet; sie bitten, daß von den vielen Seelen, welche noch in der Gewalt des Teufels stehen, möchten einige bekehrt werden zum Frieden, zur Seligkeit der Armee. Das Beten aber dieser meist noch recht unreifen Burschen in einer fleischlichen Erhitzung, mit lautem Schreien und mit allerlei Windungen des Leibes begleitet, hat etwas Heidnisches an sich; es erinnert an die Anstrengungen der Baalspriester (1. Kön. 18), ist aber in seinem fanatischen Wesen, da es mächtig an das Gewissen anstürmt, oft von erschütternder Wirkung. Sobald sie einen ergriffen sehen, holen ihn die Cadetten oder Officiere hervor zur Bußbank, welche vor dem Podium steht. Dort knieen sie nieder, neben und mit ihm, den Arm um seinen Hals schlagend, ein Heilssoldat, bis das Bußgeschäft verrichtet ist und der wiedergeborne Mensch als Heilssoldat sich erhebt, um andern Tags auf der Plattform vielleicht bereits sein erstes Zeugniß abzulegen.

Auch sonst in quäkerischen oder methodistischen Gemeinden wird für die Bekehrung des eben eingetretenen Fremdlings gebetet, auch Moody hatte am Schlusse jeder seiner Versammlungen eine Menge, die auf der Bußbank knieten, aber weder geht vorher dies abstoßende fleischliche Beten, noch folgt darauf der Triumph einer also im Sturme erlangten Heiligung. In allen Gemeinden bedarf die Heiligung der Stille und der Zeit, aber in der Armee geht Alles mit Dampf; eben noch im Sündenpfuhl, jetzt leuchtend in der Glorie der Heiligung. Moody und Pearsall Smith wiesen, die sie gewonnen hatten, der geordneten Seelsorge ihrer Kirchen zu, Booth hält sie fest als lauter Salzkörner, die Heilsarmee lauter Salz. Als Booth in Clapton anfing, arbeitete er trotz aller Verrottung der Verhältnisse doch unter wesentlich christlichen Leuten — der Anstoß, den er Vielen gab, hat Viele hingeleitet zum Evangelium und zum Glauben, die sie vorher versäumt hatten. Wohin aber will er die Inder und Chinesen, die Muhamedaner und Neger weisen, die unter heidnischen Verhältnissen aufgewachsen sind, da er doch Taufe und Unterweisung verschmäht und alles Hauptgewicht auf diese Buße legt, die in diese wenigen Minuten eingepreßt wird? — denn die Heilssoldaten, obwol die Rückfälle und Abfälle auch unter ihnen zahlreich vorkamen, fühlen sich von keiner Schwachheit mehr angefochten, sie sind ganz glücklich und ganz selig, die Armee garantirt ihnen die Seligkeit. Hier ist die verwundbare Herzstelle, an der sie einmal verbluten wird. Die Absage von Unzucht, Branntwein, Dieberei, Lästerung ist doch noch keine Heiligung, und wenn auch die Einzelnen unwissend sich im Eifer Solches einreden, so können doch, die sie dazu anleiten, von der Verantwortung nicht freigesprochen werden, daß sie das Ideal des Evangeliums verkümmern, indem sie es in das beschränkte Maß der Heilsarmee zwingen. Wie viele Menschen nun auch der General aus dem Dienst der Sünde hervorgezogen, wie viele er dem ehrbaren Leben wieder zugeführt hat, was er ihnen giebt, ist doch nur eine erkünstelte und erschlichene Gerechtigkeit, die in einer ernsten Stunde aufrichtiger Prüfung zusammenbrechen muß.

Woher aber nimmt der General die vielen Officiere für seine auf allen Enden der Erde kämpfenden Bataillone? Im Nordosten Londons, in Clapton, dem ärmsten Stadttheil, hat er ein früheres Waisenhaus für 22 750 Pfd. Sterl. (455 000 ℳ) erworben. Hier befindet sich die „Kriegs-Akademie", das Seminar für die Officiere. Die Soldaten, die sich dazu eignen, werden hier im „Training Home" ausgebildet und abgerichtet; in drei Monaten ist das ganze Studium vollendet. Zu beiden Seiten des Hauptgebäudes, welches einen mächtigen Saal für 10 000 Personen enthält, befinden sich Seitenflügel, welche die Wohn-, Schlaf- und Unterrichts-Räume der Cadetten bergen. Durch Stiftung einer Freistelle kann sich Jeder verdient machen. Der eine Flügel für die männlichen Cadetten steht unter der Leitung des Sohnes Herbert Booth, der Frauenflügel unter der Leitung von Frl. Emma Booth.

An Ersteren hatte ich eine Empfehlung. Freundlich führte er mich durch das ganze Haus, die Bureaux, die Wirthschafts- und Unterrichtsräume, erklärte die Wappen und Inschriften, die sie schmückten, zeigte mir die „Kriegswagen", in welchen die Soldaten wie in einem fliegenden Hotel unter freiem Himmel übernachten können. Er ist eine edle Erscheinung von überaus einfachem und einnehmendem Wesen, hat aber an Ueberarbeitung gelitten, da ja die laute Art ihres Treibens zu solcher Abspannung führen muß. Er erzählte, was für erhebende Erfahrungen an diesen einfachen Leuten, die oft nicht lesen und schreiben können, er mache, welche treffende Gedanken sie in ihrer Natürlichkeit aussprächen. Einen besondern Lehrplan hätten sie nicht, die Unterweisung sei eine durchaus für die Zwecke der Armee berechnete, wie man die Leute anzufassen, wie man sie aufzusuchen, zu sammeln, zu leiten und zu regieren habe.

Es ist gewiß auffällig, daß ein Mann, der in jedem aristokratischen Salon mit Anmuth und Gewandtheit sich bewegen würde, sein Leben den verlorensten und verlassensten unter seinen Brüdern widmet. Erst Tags zuvor hatte er 40 Officiere nach Canada abgeordnet, fort und fort werden neue Ausfälle ins flache Land bald nach dem Norden, bald nach dem Süden geplant. Auch aus Indien, aus Frankreich und der Schweiz, ja selbst aus Deutschland wären Zöglinge vorhanden. „Hr. Doctor", so sprach er zum Abschied, da er abgerufen wurde, „wenn Sie 10 000 Pfd. übrig haben, geben Sie sie mir, und wir kommen nach Deutschland."

Das ist ihr Plan; ihr Feldzug gilt der ganzen Welt; so lange und so weit es noch unbekehrte Sünder giebt, wollen sie streiten. Das Hauptquartier aber, von welchem aus alle diese umfassenden

Expeditionen geleitet werden, befindet sich in der Mitte der Stadt auf der Königin-Victoria-Straße. Ein mächtig in die Straße hinausragendes Schild mit der weithin lesbaren Inschrift: „Are you saved?" „Bist du gerettet?" macht das große Haus kenntlich. Hier befinden sich die Bureaux, in welche die Nachrichten von der ganzen Welt einlaufen, die Redaction des War-Cry und der Buchhandel der Armee, hier sind die Säle für die Anfertigung der Uniformen, ja ein Saal für die Architekten der Armee. Leider war der General, dem ich sollte vorgestellt werden, nicht in der Stadt; so wurde ich, da sein andrer Sohn Brammell Booth schwer hört, zu George Railton, der über das Schriftwesen der Armee gestellt ist (Commissioner of Intelligence), geführt. Dieser, der Geschichtsschreiber der Armee, ist ein studirter Theolog. Auch er war infolge von Ueberarbeitung krank gewesen und befand sich erst in den Anfängen wiederkehrender Genesung. Er theilte mir mit, daß ihm kürzlich ein lutherischer Geistlicher aus Deutschland versichert hätte, die Heilsarmee befinde sich in völliger Uebereinstimmung mit der Lehre der lutherischen Kirche. So hatte ich ihn zu belehren, daß Wort und Sacrament in der lutherischen Kirche die beiden Angelpunkte wären, wogegen er nur den Act der Buße in ihren öffentlichen Versammlungen als ein Gotteswerk anführen konnte. In der Lehre vom Amt berufen sie sich, ganz wie die Schwarmgeister, auf den Geist, der durch sie und in ihnen redet, und der den General berufen hat.

So schwebt die ganze Heilsarmee unter ausdrücklicher Verachtung des Taufbefehls und der Einsetzung des Abendmahls in der Luft. Wenn es anfänglich scheinen konnte, als sollte sie in todtes Kirchenwesen Leben bringen, so ist diese Annahme nun unmöglich, da sie ihre Glieder von den geordneten Kirchen löst. Wovon sie selbst aber leben will, da sie ihre Glieder nur immer in neuen Kampf hineintreibt, ist unerfindlich. Der fortwährende, aufregende Lärm muß die Seelen erschöpfen, die Portionen aber erquickenden Gotteswortes sind zu winzig, die verbrauchten Kräfte zu erneuern. Booth giebt zu, daß seine Weise nur für das niedere Volk sich eigne, aber werden nicht auch diese zum Bewußtsein kommen, daß man ihnen ein zurechtgestutztes und verkrüppeltes Christenthum bringt? Schon manche Kasernen und Baracken fangen an sich zu leeren; in Chester sah ich ein großes verlassenes Gebäude — was ist aber ein Vorwärtsstürmen werth, wenn das gewonnene Terrain wieder aufgegeben wird? Die Heilsarmee hat zur Zeit noch viele reiche und opfernde Freunde, aber zu vermeiden ist es nicht, daß sich das Urtheil über ihr Treiben immer mehr klären und abkühlen wird. Mit Recht haben daher Prof. D. Kolde und Pestalozzi in den erwähnten Schriften ihre warnende Stimme gegen die Verpflanzung dieses fremden Gewächses in unsern heimischen Boden erhoben.

Aber eine heilsame Lehre können wir von ihr mit herübernehmen: Bekümmert euch um die Massen in ihrer Noth, in ihrer Verlassenheit, helft ihnen, daß sie an eure Liebe zu ihnen glauben, redet zu ihnen Herz zu Herz in einer Sprache, die sie verstehen. Lasset das Christenthum nicht fade und langweilig werden, singt fröhlich und jauchzet, gebt Zeugniß davon, wenn es ohne Heuchelei oder Ueberhebung geschehen kann, was ihr an euerm Christenthum habt, und gebt dem Evangelium in eurer Unterhaltung und in euerm Leben den Ehrenplatz, der ihm gebührt: Eins ist noth.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

III.

Becker an Friederike Oeser.

Dreßden, den 2 Okt. 1783.

Wertheste Freundinn,

Wenn H. Ackermann ein hübsches Mädchen gewesen wäre, so wäre er freilich nicht H. Ackermann gewesen, und dann wäre es noch darauf angekommen, ob ich mich bei Ihnen dafür bedankt hätte. Verzeihen Sie nochmals, es war warlich nicht meine Schuld, daß ich ihm nicht einige Höflichkeit habe erweisen können; er kam nicht zu mir, und ich wußte nicht, wo er wohnte. Sonst suche ich gern jedem Fremden, der zu mir kömmt, und nicht bessere Wegweiser hat, zum Leiter zu dienen. Ich habe der Gelegenheiten von Hohen und Niedrigen itzt öfter als ich gern sehe. Indessen kömmt einem doch bisweilen ein interessantes Geschöpf darunter vor.

Ich bilde mir wohl ein, daß Sie Döliz wieder verlassen haben werden, ohne mir etwas in meinen Garten zu schicken. Schon gut! Weihnachten werde ich dann freilich auch nicht nach Leipzig kommen, und mir viel Neues von Ihnen erzählen lassen.

In Sachen pro et contra Hanß Oeser wenden Sie sich nur gerade an mich; denn ich bin sein Vormund, sein Freund, aber auch sein Zuchtmeister. Ich halte ihn kurz und lang, und er folgt mir. Ich sehe immer mehr, daß Hanß in seinem Leben nicht allein gehen kann, und so will ich ihn denn leiten und führen so lang als möglich. Da er völliges Vertrauen auf mich setzt, so können Sie leicht denken, daß ihm meine Freundschaft nicht nachtheilig seyn müsse.

Sie wundern sich, daß Hanß Geld braucht, da er doch fleißig ist? Ei, wie hat Ihre Weisheit so straucheln können! Als ob man übernatürlich durstig seyn müsse, um guten ungarischen Wein zu trinken.

Vielleicht glauben Sie gar, daß der arme H. für mich um nichts und wieder nichts arbeitet, weil Sie so spitzfindig fragen? Wissen Sie demnach, daß ich von H. noch keine andere Zeichnung habe, als die einzige die ich schon in Leipzig hatte. Ich möchte manche, die er macht, haben; da ich sie ihm aber nicht selbst so bezahlen kann, als ich ihm dafür zu verschaffen hoffe, so behalte ich folglich keine.

H. hat deswegen doch Kredit bei mir, weil er mir folgt, und ich lasse ihn nicht in Nöthen. Daß er ein bischen mehr braucht, als ein anderer junger Künstler, das ist sehr natürlich. Aber wer ist Schuld daran? Wer hat ihn verwöhnt? — Indessen schränkt er sich sehr ein. Und glauben Sie nicht, daß H. auch alte Reste hat? — Dieß alles ist ihm von mir verziehen, weil ich ihn aus der Unordnung und Trägheit herausgerissen habe.

H. ist fleißig. Er hat, seit Sie nichts von ihm gesehen, zwei hübsche Landschaften gemalt, und acht bis neun schöne Zeichnungen verfertiget, die weit besser sind, als die, so er ausgestellt hatte. Ausserdem hat er, auf meinen Rath, viel nach der Natur studiert, und sich ein kleines Kapital von Skizzen gesammelt, von deffen Interessen er nach und nach zehren kann. Das Studium nach der Natur muß ihn weiter bringen, und hat ihn auch in der That schon weiter gebracht. Übrigens muß er Skizzen vorräthig haben, um sie im Winter ausführen zu können. Das ist sehr natürlich. Auch sind ihm fertige Zeichnungen nothwendig, theils der Repetirung und des Studiums, theils der Liebhaber wegen, um etwas von seinen Zeichnungen zeigen zu können.

Sie sehen also, liebe Freundinn, daß ich kein falscher und übler Rathgeber und Vormund bin. Ich meine es gut mit Ihrem Bruder und mit Ihnen auch.

Sie können warlich nicht mehr thun als Sie thun; das weis ich zu wohl. Aber alles was Sie itzt thun, muß Ihnen freilich künftig einmal wieder zu Gute kommen: das ist billig, und Hanß selbst sieht es ein. Sollte ich die Zeit erleben, so rechnen Sie darauf, daß ich H. so disponiren werde, wie es seine Pflicht ist; und vielleicht ändern sich indessen auch seine Aussichten. Kurz, er soll der Natur und Billigkeit gemäß handeln.

Weil wir einmal von diesem Zeitpunkte reden, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, was ich Sie schon in L. bat, nämlich mir unter ihren besten Freunden einmal den Vorzug mit zu lassen, aus Ihres Vaters Verlassenschaft, eigne Zeichnungen von ihm, von Mengs, Bach und einigen andern wählen zu dürfen. Was Andre bezahlen können, werde ich zu bezahlen mich bemühen. Ich habe deswegen schon einmal Ihr Wort erhalten, und erinnere Sie wieder daran.

Daß Papa ihm das Geld schicken möchte, wünschte ich selbst; er könnte es immer thun. Was er ihm auch schicken wird, ist doch gewiß nicht so viel, als die Zeichnungen werth sind, die er ihm aus Karlsbad mitgenommen hat. Suchen Sie doch der Sache eine gute Richtung zu geben.

Wenn Ihr lieber Vater meine Bitte wegen der Canci nicht erfüllen will oder kann, so schicken Sie mir das Blatt diese Messe wieder zurück. Haben Sie es ihm wegen der Landschaften gesagt? Leben Sie wohl. An jedes Glied Ihrer Familie und an alle Freunde herzliche Grüße.

Der Ihrige
W. G. Becker.

Gelegentlich bitte ich um den dritten Transport meiner Strümpfe.

Becker an Friederike Oeser.

Dreßden, den 7. Febr. 1788.

Wertheste Freundin,

Herr Kreuchauff hat neulich, weil ich wenig Zeit hatte, den freundschaftlichen Auftrag von mir erhalten, Ihnen den Tag meiner Hochzeit zu bemerken: heute aber habe ich das Vergnügen, Ihnen die frohe und glückliche Vollziehung derselben zu melden. Abends am 30. Januar, als dem Geburtstag meiner Schwester Gregory wurden wir im Beyseyn von unsern Verwandten und meines Minchens Pathen, der Frau Hofräthin Matthäi und des Herrn Geheimen Finanzraths von Rachel, getraut. Es waren 24 Personen, und Hofrath Adelung vertrat die Stelle meines Verwandten. Die Hochzeit wurde bei H. Gregory gefeiert, der sichs ausgebeten hatte, da wir unsere Bekanntschaft bei ihm gemacht, und an seinem Geburtstage uns verlobt hatten. Alles war prächtig. Bei Tische hatten wir eine vortrefliche Musik, und alle waren sehr lustig.

Uns zu Ehren brannte eine schöne Dekoration von H. Professor Theil erfunden und gemalt. Auf einem Säulenstück, wie Gellerts Monument, stand eine Vase, und über derselben schwebten zwei Genien, welche auf Wolken, welche eine Art von Schild hielten, auf welchem stand: es lebe der 30 Januar 1788. In der Säule, welche mit Buschwerk umgeben war, brannte ein V in blauem, und ein B in rothem Feuer. Als wir dieß so von weitem besahen, schwebte Hymen mit seiner Fackel vorüber, und berührte damit die Vase, aus welcher nun hohe Flammen emporloderten.

Diese Illumination währte bis früh 2 Uhr, wo wir aus einander giengen. Nach und nach erlosch das V, und das B wurde immer stärker. Die Idee des Ganzen ist von meinem Schwager Gregory. Alles nahm sich vortreflich aus. — Am andern Tage waren wir wieder alle beisammen von 1 Uhr bis 2 Uhr des Nachts; wir blieben aber nur bis 12 Uhr und schlichen uns davon. Alles war wieder so schön wie den Tag vorher, bei Tische war wieder Musik, und abends, wo noch mehr junge Leute gebeten waren, wurde getanzt. Am nämlichen Morgen bekamen wir gar viele Besuche, die uns neckten und quälten. Die Gäste alle waren ausserordentlich vergnügt, weil sie wußten, daß sie Zeugen von der Verbindung eines glücklichen Paares waren, welches sich ohne Eigennutz, aus bloßer Neigung und Liebe gewählt hat. — Gedichte kann ich Ihnen nicht schicken, weil uns bloß in Prosa gewünscht worden ist; denn Niemand wußte daß Hochzeit seyn sollte. Die Gäste wurden sämmtlich in den großen Saal geführt, als zur Trauung alles bereit war, und erstaunten nicht wenig, als sie sahen, was vorgehen sollte.

Vorgestern und gestern haben wir unsere Quasi-Visiten gemacht, und nun stehen uns die ordentlichen und Gegenvisiten und Gastmale bevor, dergleichen auch ein großes bei meinem Schwiegervater statt der Hochzeit seyn wird. Mein Minchen und ich befinden uns indessen in unserm Ehestande recht wohl (nicht wohl dictirt mir meine böse Ehehälfte) — ich darf also das nicht fortsetzen, was ich schreiben wollte, weil sie mich Lügen straft.

A propos, liebe Freundin, haben Sie mir etwa durch Jemand (etwa durch Gandtners) einen Blumenkranz zugeschickt? Das Mädchen, so ihn brachte, wollte nicht sagen, von wem die Schachtel käme, und lief fort. Sobald er von Ihnen ist, wird ihn meine Frau mit Vergnügen tragen, und dankt Ihnen mit mir dafür aufs freundschaftlichste: ist er aber nicht von Ihnen, so trägt sie ihn nicht, bis sich die Sache so entwickelt, daß sie ihn tragen kann. Die Aufschrift war à Mr. le Prof. Baeckert. Ist er aber nicht von Ihnen, so schicken Sie uns ja keinen, liebe Freundin: die guten Blumen sind sehr theuer, und ich habe meinem Minchen schon allerlei gekauft. Geben Sie ihr lieber ein andres Andenken von Ihnen, eine Zeichnung von Ihrer Hand, worauf ich ohne dieß noch Anspruch zu machen habe.

Antworten Sie mir bald, empfehlen mich Ihren lieben Eltern und Geysers und behalten Sie uns lieb. Von Hanßen wird Ihnen Kreuchauff auch erzählt haben.

Leben Sie wohl: ich verbleibe stets — Der Ihrige
In Eil. — W. G. Becker.

Becker an Friederike Oeser in Leipzig.

Dresden, den 28. Apr. 1799.

Entschuldigen Sie, liebe Freundin, daß ich Sie schon wieder mit einem Schreiben behellige, da Sie vielleicht sehr beschäftiget sind. Als ich heute unter verschiedenen Papieren suchte, fand ich ein Fragment von Winckelmann, das mir einmal mitgetheilt worden. Da ich mich nun erinnere, daß Ihr Herr Vater noch einige ungedruckte Aufsätze und Briefe von ihm besaß, so bitte ich Sie, mir dieselben mitzutheilen, um sie in den Erholungen, die ich herausgebe, abdrucken zu lassen. Es versteht sich, daß der Brief, Casanova betreffend, beider Männer wegen, nicht so abgedruckt werden darf, wie er ist. Recht gern erbiete ich mich, wie billig, zu einem Honorar von 6 ≠ für den Bogen. Sollten Sie noch mehr Ungedrucktes oder interessante Briefe von geschätzten Männern, oder ungedruckte Gedichte von guten Dichtern haben, so bitte ich ebenfalls darum; aber wegen der Winkelmannischen erbitte ich mir binnen itzt und 14 Tagen Antwort. Sie würden mir mit diesen Reliquien des berühmten Mannes Freude machen, wenn sie schon so viel ich mich erinnere, von keiner Wichtigkeit sind; selbst mit den ersten Handschriften der frühesten kleinen Schriften von ihm. Ich wollte dabei Gelegenheit nehmen, zu zeigen, welchen großen Einfluß Ihr Herr Vater auf seine Bildung zum Kunstschriftsteller gehabt hat.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens.

Immer der Ihrige
W. G. Becker.

Becker an Friederike Oeser.

Dresden, den 27. Jun. 1799.

Theuerste Freundin.

Madame Pfarr hat uns besucht und mir das Packet mit Ihrem gütigen Briefe und Winkelmanns Reliquien eingehändiget. Allerdings ist nichts darunter von Erheblichkeit; das Fragment vom mündlichen Vortrag pp. ist indessen doch angenehm, wenn es gleich ein Fragment von einem Entwurf ist. Ein Auszug aus dem Junius und einige andere kleine Auszüge werde ich wahrscheinlich ebenfalls benutzen, weil sie — von Winkelmann sind und doch nicht mit seinem Namen gedruckt werden können. Die frühere Bearbeitung seiner kleinen ersten Kunstschrift will ich mit der gedruckten vergleichen, ob Fragmente davon zu gebrauchen wären. In diesem Fall hätte ich gern etwas von dem Einfluß erwähnt, den Ihr würdiger Vater auf seine Bildung zum Kunstschriftsteller gehabt hat. Die Briefe habe ich nicht gefunden. Huber hat doch vielleicht nur die Briefe auszugsweise und französisch benutzt; sie können aber so immer gedruckt werden. — Den Rest der Papiere sende ich gleich mit zurück.

Alle ungedruckte und druckbare Gedichte würde ich ebenfalls, wenn Ihnen nicht eine andere Bestimmung lieber ist, in den Erhol. aufnehmen und Ihnen berechnen; ja selbst seine Biographie, wenn sie nicht einzeln gedruckt werden soll. Ich hätte mich gern dazu erboten, allein ich habe H. Kreuchauff nicht vorgreifen wollen, weil ich wußte, daß er dazu gesammlet haben würde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ihrige W. G. Becker.

Becker an Friederike Oeser.

Dresden, den 16. April, 1810.

Wertheste Freundin.

Das Gerücht hat mir gesagt, daß Sie mit Ihrer Frau Schwester Ihre Wohnung in Dresden aufzuschlagen gedenken, und dieser Gedanke ist gar nicht übel. Auf diese Weise dürfte auch ich wieder hoffen, meine alten biedern Freundinnen öfters zu sehen. Ich wünsche in der That, daß es nicht ein bloßes Gerücht seyn möge, damit wir das Vergnügen haben, Sie beide recht oft bei uns zu sehen.

Für den jungen Herrn Geyser wird der Aufenthalt gewiß von großem Nutzen seyn, zumal wenn er den Herrn Matthäi, den Sie kennen, und der ein wahrer und einsichtsvoller Künstler geworden ist, zum Führer wählt. Einen bessern kann er hier nicht finden.

Nun eine Bitte, liebe Freundin! Sie besitzen fünf Briefe von Winkelmann an Ihren verstorbenen würdigen Herrn Vater, um deren Verschaffung ich von Weimar aus zur vollständigen Ausgabe seiner Schriften gebeten worden bin. Auch bin ich vorlaut genug gewesen, sie zu versprechen, weil ich glaubte, daß Sie selbige zu einem solchen Zwecke nicht vorenthalten würden. Auch ist Winkelmanns Verhältniß mit Ihrem Herrn Vater in dessen Biographie so dargestellt worden, daß sie kaum fehlen dürfen, um dieß aus seinen eignen Briefen darzuthun. Die Stelle, welche Casanova in demselben betrifft, würde wegbleiben müssen, weil die Beschuldigung da sie nicht erwiesen ist, einen Schatten auf Winkelmanns Charakter würfe, da man weiß, daß er wegen der Täuschung mit einem für antik ausgegebenen Basreliefs sehr rachsüchtig gegen ihn dachte. Uebrigens möge die Anklage dahin gestellt bleiben. — Ist Ihnen an den Originalbriefen gelegen, so sollen Sie dieselben wieder erhalten. Ich wünsche in der That, daß Sie meine Bitte erfüllen,

und ich würde es zum Ruhm Ihres Herrn Vaters wünschen, der mir unvergeßlich ist.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Ihrige W. G. Becker.

Becker an Friederike Oeser.

Dresden, den 2. Jun. 1810.

Meine theure Freundin.

Sie haben mir mit der Nachricht, daß Sie Ihr Vorhaben aufgegeben haben, zu uns nach Dresden zu kommen, kein Vergnügen gemacht. Ich hoffte in Ihrer und Ihrer Frau Schwester öfterer Gesellschaft die alten Zeiten durch Erinnerung zu erneuern. Diese sind mir noch immer lebhaft im Gedächtniß, ob ich mich gleich aus denselben auf alle Weise versetzt sehe. Indessen lebe ich meiner Familie und meinen Beschäftigungen doch am allermeisten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie mir Winkelmanns Briefe mitgetheilt haben. Sie erfolgen hierbei zurück. Herr Hofrath Meyer hat sie abgeschrieben, wird aber vielleicht erst in 2 Jahren davon Gebrauch machen können, wie er mir schreibt. Ich habe gegen ihn geäußert, daß man Sie schon darum gebeten und Honorar dafür geboten habe, was ich auch selbst geben würde. Hierauf hat er sich erklärt, daß er das ebenfalls thun wolle, wenn die Zeit komme, wo er davon Gebrauch machen könne, nur bäte er, daß sie vorher nicht gedruckt würden, was ich ihm auch zusagen zu können glaubte. Ich finde billig, daß Sie eine Entschädigung dafür erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ihr beiderseitiger alter Freund W. G. Becker.

Schnorr an Friederike Oeser.

Nachschrift zu einem Briefe d. d. Königsberg 25. Jan. 1789. Abends 10 Uhr.

„Noch ein Paar Worte, Bestes Fritzchen! Mein ganzes Glück hab' ich Ihrem Papa zu danken, und Sie können versichert seyn, daß ich Ihnen tägl. im Stillen die größte Glückseligkeit von Gott erflehe. Glauben Sie, meine Beste, daß damit mein ganzes Herz übereinstimmt, und Sie zweifeln nicht, wenn Sie nicht die größte Niederträchtigkeit voraussetzen. Denk ich so manchmal an diejenigen Stunden, wo er recht väterlich mit mir sprach; o so wein ich die heißesten Thränen. Schenk' ihm doch Gott noch ein langes Leben! noch einmal muß ich Ihn wiedersehen, den guten redlichen Alten!! O über das Schicksaal, das mich von diesem Hauße trennte!! Es sey! Der Augenblick des Wiedersehens wird mir alles vergelten! Ich konnte nicht anders, dies will ich Ihnen noch beweisen — —. Noch einmal beruhigen Sie mich ja, ob ich noch Seine Liebe besitze? Bey Gott, dem Allmächtigen, dieser Verlust könnte den größten Grad von Traurigkeit bey mir bewirken, mein Nahme ist

Schnorr."

Schnorr schreibt in seiner „Handschriftlichen Autobiographie" über Oeser's Töchter: „Das Töchterpaar war sehr liebenswürdig und obgleich im Aeußerlichen ohne Reiz, so fand sich Jedes doch bald von der seltenen Bildung des Geistes angezogen. Das sanfte Wesen war ein Erbtheil ihrer verehrten Mutter, begabt mit einer ungewöhnlichen praktischen Lebensphilosophie." (Band I, S. 210.)

Von Königsberg aus bewirbt sich Schnorr mit Erfolg als Zeichen- und Schreiblehrer für die Handelsschule zu Magdeburg.

Bücherbesprechungen.

R. B. Prof. Dr. Daniel Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Große Ausgabe, Preis 3 ℳ. 15. Auflage. Berlin 1887, Langenscheidt's Verlags-Buchhandlung. — Wenn ein Buch wie das vorliegende 15. Auflagen erlebt, so ist damit der Beweis erbracht dafür, daß es erstens einem Bedürfnisse abgeholfen hat und daß es zweitens brauchbar ist. In der That ist dies Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten von Sanders eine reiche Quelle der Belehrung für Jeden, der mit Freude und Theilnahme das frisch pulsirende Leben unserer theuren Muttersprache beobachtet. Man hört oft die Meinung aussprechen, es sei doch schade, daß über so viele Erscheinungen in der deutschen Sprache das eigne Sprachgefühl nur ungenügenden Aufschluß gebe, daß in so vielen Fällen Schwanken und Unsicherheit auch bei den besten Schriftstellern herrsche. Das ist in gewisser Beziehung zuzugeben, und ich habe auch schon manchmal die Franzosen z. B. um die Sicherheit beneidet, mit der sie irgend einer Wendung gegenüber ohne viel Besinnen erklären: das ist gut Französisch oder: das ist es nicht. Aber wir wollen doch auch nicht vergessen, daß die im Deutschen herrschende Flüssigkeit und Beweglichkeit oder, wie Andere sagen, Willkür ihren Grund darin hat, daß das Deutsche die einzige Cultursprache ist, die sich von Jahrtausenden her aus sich selber entwickelt und fortgebildet hat, während die romanischen Sprachen auf einem Grunde erwachsen sind, aus dem ihnen kein Saft mehr zuströmen kann, daß jene, wie Fichte sagt, nur auf der Oberfläche sich regen, in der Wurzel aber todt sind. Dieses Bewußtsein sollte uns mit stolzer Freude erfüllen, und die kleinen Unbequemlichkeiten für den Sprachgebrauch, die sich daher schreiben, sollten wir gerne mit in Kauf nehmen. Wie vielfach, ja wie massenhaft geradezu die Fälle sind, in denen unsre Sprache zwischen zwei, drei Möglichkeiten die Wahl läßt, davon giebt das Sanders'sche Buch einem erst einen Begriff, und staunenswerth ist der Fleiß, mit dem der Verfasser seine Belegstellen aus den entlegensten Quellen herbeiholt. Manchmal freilich scheint er mir darin auch etwas zu weit zu gehen. Wenn er z. B. Zeitungsartikel als Quellen benutzt, so dürfte er darin entschieden ein wenig wählerischer sein. Man weiß, wie liederlich viele Zeitungen mit unserer lieben Muttersprache umgehen, wie erpicht viele der heutigen Pfennigzeilenschreiber auf Neubildungen sind, und ihnen geschieht zweifellos zu viel Ehre, wenn sie dafür nun auch noch als Sprachschöpfer gedruckt werden. Unter dem Worte derart liest man z. B.

in neuerer Zeit findet sich — nicht nachahmungswerth — zuweilen auch flektirtes derart: von derarten Maßnahmen. Volks-Zeitung 14, 12.

Unter dem Titelkopfe „Sächsischer Genitiv" führt er folgende Stellen mit an:

Jene wunderschöne, zarte Gestalt, von derem Zauber die Sage sich erhalten hat. Bazar 13, 17c. Zum Troste der „Armen Seelen", derem Andenken der Tag gewidmet ist. Gartenlaube 15, 721b. Daß an derem Modelle fortgearbeitet wird. Leipziger Nachrichten (1865) 2836b.

Solche Mißbildungen verdienen doch wahrlich nicht, unsterblich gemacht zu werden, wenn sie einmal gedruckt werden, ist es schon zu oft. Und noch einen Wunsch hätte ich für eine spätere Auflage dieses Wörterbuches. An vielen Stellen müßte weit entschiedener gesagt werden: falsch, verkehrt, unsinnig oder dgl. Es macht sich in dem lieblichen Garten der deutschen Sprache viel Unkraut breit, und dem gegenüber ist es nicht damit gethan, daß man sein Vorhandensein bestätigt und seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener Classe bestimmt, sondern es muß ausgejätet und verbrannt werden. Mit diesen Bemerkungen empfehlen wir dieses Nachschlagebuch zu recht fleißiger Benutzung und schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, daß es in weiten Kreisen das Seinige zum richtigen Gebrauch unserer reichen, schönen, theuren Muttersprache beitragen möge.

—g. Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte, von Prof. Dr. Alwin Schultz. Leipzig, G. Freytag. 1887. — Von diesem wiederholt durch uns rühmend angezeigten Werke liegt die 13.—15. Lieferung vor. Wir empfangen darin in sehr gelungenem Farbendruck: die „Geburt der h. Jungfrau" von Andrea del Sarto, eine Grabplatte der Königin Fredegunde in Saint-Denis, eine Grabplatte des Bischofs Frumaldus von Arras († 1180). Außerdem enthalten diese Lieferungen eine ganze Reihe von instructiven Textillustrationen. Im Verfolg des Capitels über Malerei handelt der Verfasser von der Stickerei und Weberei der Wandteppiche, von der Miniaturmalerei, der Pastellmalerei, der Staffeleimalerei, der Mosaik, der Glasmalerei, der Emailmalerei, dem Niello. Sodann bildet einen besonderen Abschnitt die Darstellung der vervielfältigenden Künste (Holzschnitt und Kupferstich in ihren verschiedenen Arten). Die Ausführungen des Verfassers sind einfach, anschaulich und zuverlässig; dem Laien wird sein Buch gute Dienste thun.

—m— Geschichte Schlesiens von Dr. C. Grünhagen, Geh. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Zweiter Band. Bis zur Vereinigung mit Preußen (1527—1740). Mit einem Bändchen Quellennachweisungen. Gotha, F. A. Perthes. 1886. VII, 446 und 46 SS. 8°. — Dem ersten Bande des verdienstlichen Werkes, den wir s. Z. an dieser Stelle angezeigt haben, ist nach kaum zwei Jahren ein zweiter und Schlußband gefolgt; er führt die Geschichte Schlesiens bis zur Einverleibung in

den preußischen Staat. Wie während des Mittelalters das Ringen zwischen dem deutschen Wesen und dem Slaventhum, so ist seit dem 16. Jahrh. der Kampf der Confessionen der rothe Faden, der sich durch die schlesische Geschichte hindurch zieht. Wie ein einleitendes Capitel darlegt, hatte sich die Lehre Luther's sehr früh in den schlesischen Fürstenthümern fast allgemein Eingang verschafft, ohne erheblichen Kampf, ja zunächst fast ohne eine eigentliche Kirchenspaltung herbeizuführen. Als nach dem Tode König Ludwig's Schlesien in Ferdinand I. den ersten Erbherrn habsburgischen Stammes erhielt, zeigten sich zwar bald entschiedenere Gegensätze zwischen den Anhängern der alten und denen der neuen Lehre; allein die letzteren waren weitaus in der Majorität und die Zeitumstände sowol als die milderen Anschauungen Ferdinand's und seines Nachfolgers Maximilian II. gestatteten zunächst eine ruhige Fortentwickelung der Reformation. Unter Rudolf II. und durch ihn begann der inzwischen neugestärkte Katholicismus kräftiger zu reagiren; aber wieder waren es die politischen Verhältnisse, welche den schlesischen Ständen die Erlangung jenes Majestätsbriefs vom Jahre 1609 ermöglichten, der „die vollständige paritätische Gleichberechtigung der beiden Religionsparteien festsetzt mit einer Freiheit und Consequenz, für die man sich im 17. Jahrhundert vergebens nach Beispielen umsieht", aber leider nur kurzen Bestand hatte. So weit führt uns das 1. Buch des Werkes; es behandelt eine der erfreulichsten Perioden der schlesischen Geschichte, während welcher auch unter den schlesischen Fürsten einzelne wie Friedrich II. von Liegnitz und Georg II. von Brieg ein allgemeineres Interesse zu erwecken vermögen, während andere allerdings wie Friedrich III. von Liegnitz und sein aus den Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen bekannter abenteuerlustiger Sohn Heinrich XI. dem späteren Verfalle vorarbeiteten. Ein furchtbares Bild des Elends entrollt dagegen das 2. Buch, welches die Zeiten des dreißigjährigen Krieges behandelt. Bekanntlich gehört Schlesien zu denjenigen Ländern, die damals am schwersten heimgesucht wurden, und fast unglaublich sind die theilweise noch ziffermäßig nachzuweisenden Verheerungen, die der Krieg angerichtet hat. Namentlich aber begann schon mit den ersten Jahren desselben jene schonungslose Unterdrückung der lutherischen Lehre, die ihren empörendsten Ausdruck in den Dragonaden der Lichtensteiner (1628—1629) gefunden hat. Der westphälische Friede besserte die Lage der schlesischen Protestanten nur wenig; mit Recht betitelt der Verfasser sein drittes, die Jahre 1649—1740 umfassendes Buch „Schlesien in den Zeiten kirchlicher Reaction". Die Jesuiten hielten ihren Einzug im Lande, gründeten sogar in dem protestantisch gebliebenen Breslau eine Universität; neue Klöster entstanden, immer mehr wurden die dürftigen Rechte, welche der lutherischen Bevölkerung verblieben waren, unterdrückt. Auch der Einfluß, welchen die Landstände früher auf die Regierung ausgeübt hatten, schwand mehr und mehr, namentlich seit 1675 der letzte selbständige schlesische Fürst, Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz-Brieg, gestorben und sein Land trotz der Versuche des großen Kurfürsten, es auf Grund der alten Erbeinigung an sich zu bringen, in den Besitz des Kaisers gelangt war. Es ist kein Wunder, daß Karl XII. von Schweden im Jahre 1706 mit Jubel begrüßt wurde, als er Schlesien durchzog; durch den Altranstädter Vertrag sicherte er bekanntlich den schlesischen Protestanten eine wenigstens einigermaßen leidliche Lage. Daß es der durch anderthalb Jahrhunderte fortgesetzten Religionsverfolgung nicht gelungen ist, den Protestantismus in Schlesien zu unterdrücken, muß man als einen fast wunderbaren Beweis seiner Lebenskraft ansehen. Begreiflich aber ist es, daß sich zwischen dem habsburgischen Herrscherhause und dem Volke eine Kluft bildete, welche dann die Eroberung des Landes durch Friedrich den Großen vielfach als eine Befreiung erscheinen ließ. — Daß im Einzelnen auch dieses Werk von der oft bewährten eingehenden Specialkenntniß und Sorgfalt des auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte hochverdienten Verfassers nur einen neuen Beleg giebt, brauchen wir nicht besonders hervorzuheben. Grünhagen hat vor Kurzem sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Leiter des Breslauer Staatsarchivs gefeiert — möge ihm noch eine lange, erfolgreiche Thätigkeit an demselben beschieden sein.

o. S. Kierkegaard's Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale, von A. Bärthold. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1886. VIII, 141 S. — Verfasser ist ein hochbegeisterter Verehrer Kierkegaard's, und wenn es auch etwas Wohlthuendes hat, zu sehen, daß der viel verkannte und geschmähte, zuletzt vereinsamte Däne selbst in Deutschland Anhänger gefunden hat, so will es nüchterner Betrachtung doch scheinen, als ob Verf. in seinem Streben, Kierkegaard's Größe aufzuzeigen, etwas zu weit gegangen wäre. Indeß trotzdem ist die Darstellung des Verf. so gehalten, daß der unbefangene Leser sich selbst ein Urtheil darüber bilden kann, in wie weit Kierkegaard die sittlich-religiösen und christlichen Ideale verwirklicht hat. Wer darum einen Einblick in das eigenthümlich geartete Leben jenes Mannes erhalten will, dem empfehlen wir des Verf. mit viel Liebe und feiner Darstellungsgabe gearbeitete Schrift, besonders auch deshalb, weil sie sich von der Breite und Ausführlichkeit freihält, welche neuerdings von manchem Biographen beliebt wird. A. Michelsen bezeichnet in Herzog's Realencyklopädie Kierkegaard als „Urheber und Führer einer einflußreichen Richtung innerhalb der dänischen Volkskirche der Neuzeit, als originellen Denker und Dialektiker, als fruchtbaren Schriftsteller auf ästhetischem, philosophischem und religiösem Gebiete, als Meister in allen Gattungen und Formen der Darstellung"; die vorliegende Biographie nun möchte auch den Lebensgang dieses Mannes in gewissem Sinne als ein Meisterstück, als eine Verwirklichung seiner Ideale nachweisen. Allein gerade das Leben Kierkegaard's mit seiner Entsagung, seinen Kämpfen, seiner Vereinsamung, seiner ganzen Tragik erweckt in dem Leser den Zweifel, ob die Anschauungen, von denen es geleitet war, wirklich immer die richtigen gewesen sind. Ein Mann, der mit Vorliebe die Paradoxie des Christenthums zum Ausdruck bringt, der bei aller Hochachtung vor Luther doch die Erfolge der Reformation für ein bedenkliches Zeichen lutherischen Christenthums ansieht, der selbst an den Aposteln eine auf Gewinnung der Menschen berechnete Abschwächung der Weise ihres Meisters rügt, der vermöge einer angebornen und durch Erziehung genährten Schwermuth den Kreuzesernst des Christenthums schroff geltend macht: ein solcher Mann kann das nothwendige Salz sein für eine Zeit, in der die ästhetische Betrachtung des Lebens vorwiegt, er kann uns imponiren durch den Muth, mit dem er der herrschenden Anschauung entgegentritt, durch die Opferwilligkeit, mit der er auf manche Annehmlichkeit des Lebens verzichten zu müssen glaubt, ja er kann uns selbst ein Führer sein zu einer strengen Erfassung der Nachfolge Christi, — als das höchste Ideal einer gesunden christlichen Persönlichkeit braucht er uns doch nicht zu erscheinen. — Eine große Bedeutung hat in Kierkegaard's Leben seine Liebe zu Regine Olsen gehabt, mit der er sich verlobt, der er aber das Wort zurückgegeben hat, weil er, wie es scheint, das Ideal einer christlichen Ehe mit ihr nicht verwirklichen zu können glaubte. Die Leidensgeschichte dieser Liebe hat einen Niederschlag gefunden in einem Werke, das als Fortsetzung von dem vor längerer Zeit in d. Bl. angezeigten „Entweder — Oder" anzusehen ist und auf das wir hiermit aufmerksam machen wollen: „Stadien auf dem Lebenswege. Studien von Verschiedenen. Zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von Hilarius Buchbinder. Uebersetzt von A. Bärthold. Leipzig, Druck und Verlag von Johannes Lehmann, 1886. VI, 500 S." — Es ist keine Lectüre zu behaglichem Genuß, sondern eine Nachdenken fordernde Betrachtung über Liebe und Ehe, reich an Geist und Kunst der Darstellung, in welcher die religiöse Auffassung der Ehe gegenüber der ästhetischen und ethischen als die höchste zur Geltung gebracht wird. Kierkegaard scheint eine große Vorliebe für Pseudonymität zu besitzen, wenigstens hat er in den „Stadien" reichlichen Gebrauch davon gemacht (so wird z. B. neben dem Herausgeber Hilarius Buchbinder als Verf. des 1. Abschnitts William Afham, als Verf. des 2. ein Ehemann, als Verf. des 3. und 4. Frater Taciturnus genannt). Hat Kierkegaard auch damit seiner Darstellung einen gewissen Reiz verliehen, so ist doch dem Leser bisweilen die Möglichkeit genommen, klar zu erkennen, was des Schriftstellers eigentliche Meinung sei. Das Buch zerfällt in vier größere Abschnitte, deren erster (in vino veritas), eine Nachbildung des platonischen Symposions, eine Reihe geistsprühender pikanter Tischreden über Liebe enthält, deren zweiter (Verschiedenes vom Ehestande und den Einwendungen dagegen) eine warme Befriedigung athmende Betrachtung eines glücklichen Ehemannes über die Ehe bietet, deren dritter, ausführlichster („Schuldig?" — „Nicht-Schuldig?"), in der Form eines erdichteten Tagebuches Blicke in Kierkegaard's Liebes- und Leidensgeschichte thun läßt, jedoch nur, um damit „im Religiösen zu orientiren", und deren vierter (Schreiben an den Leser von Frater Taciturnus) sich mit psychologischen Problemen beschäftigt. In einem Schlußwort wird der Religiöse als der Weise proclamirt. Die Fülle der Gedanken ist bewundernswerth, die Tendenz des Buches wohlgemeint, allein trotzdem ist es fraglich, ob der äußere und innere Erfolg desselben den Erwartungen des für den Autor begeisterten trefflichen Uebersetzers entsprechen dürfte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 57. Mittwoch, den 20. Juli. 1887.

Neue Darstellungen der Edda.

Von Walter Bormann.

Die Theilnahme für die altgermanische Welt, die deutschen sowie nordischen Sprachdenkmale des Mittelalters ist deutlich im Schwinden begriffen. Hatten ausgezeichnete Germanisten von einer staatlichen Einigung der Deutschen eine Wiederbelebung des Interesses für unsere Vorzeit erwartet, so scheint umgekehrt, je lebendiger wir in die Gegenwart eintreten, die ehrwürdige Vergangenheit uns desto ferner zu rücken. Es ist die Vergangenheit einer reichen und schöpferischen Phantasie. Und kann es denn so befremdlich erscheinen, daß für eine solche der Antheil mehr und mehr verloren geht, da wir doch wahrnehmen müssen, daß für alle reinen Erzeugnisse der Phantasie, auch für unsere große neuclassische Poesie und für jegliches dichterisches Schaffen der Gegenwart die Zuneigung unseres Volkes sich auffällig verringert? Nicht in Allem — man muß es gestehen — hat seit dem Aufleben des Reiches das eigentliche Leben der Deutschen sich gesteigert und das vorausgegangene geistige Wirken und Weben erscheint an allgemeiner nationaler Kraft sicherlich bedeutsamer.

Es giebt der Schwierigkeiten manche, welche dem Eindringen gerade jener alten Dichtungen in unser Volksbewußtsein im Wege stehen. In dem übertriebenen Grade ist eine Wiederbelebung unmöglich, den Karl Simrock anstrebte, der „den vaterländischen Göttern Auferstehung in unseren Herzen" begehrte und die Deutschen aufforderte, „die ihrem Geiste eingebornen und noch einwohnenden Götter zu verehren". Stärkeren Zauber als alle Runensprüche Odin's müßte der besitzen, der eine abgelebte Cultur zum Leben zurückrufen wollte. Es liegt auf der Hand, wie viel klarer Jakob Grimm, der den verborgenen Spuren des germanischen Heidenthums doch in so rührender Liebe nachgegangen war, das Wesen desselben betrachtete, wenn er einen „Keim des Verderbens und der Verwirrung" in ihm selber entdeckte, „welcher ohne Dazwischentritt der christlichen Lehre es zerrüttet und aufgelöst haben würde". Ungefähr die gleichen Anschauungen sind es, mit denen Werner Hahn, dessen neueren Bemühungen um das Verständniß der Edda diese Zeilen gewidmet sind, seiner Aufgabe nahe tritt. Die Ueberzeugung von der innerlichen Hinfälligkeit jener alten Götterwelt kann seine Liebe und Ehrfurcht desto weniger mindern, je mehr er eben aus dem alten Glauben selbst schon tiefwurzelnde sittliche Triebe herauswachsen sieht, welche einer reineren Ausbildung im Christenthume sich entgegenneigten. Welch eine wundersame Kunde ist uns in dieser durch lange Jahrhunderte jeder Kenntniß entrückten Ueberlieferung der Edda aufbewahrt worden mit dem Dunkel eines Räthsels, aber doch auch mit lockendem Glanze geheimnißvoll strahlend! Ja, fürwahr wie viel Leben und Licht erschimmert in diesen merkwürdigen Dichtungen! Ein Räthsel sind sie nicht blos durch ihre lückenhafte Niederschrift, durch unsere unzulängliche Kenntniß ihrer Zeit, über welche uns sonst nur spärliche Quellen zufließen; sie selbst auch haben sich von Anbeginn gern in die Gestalt des Räthsels gekleidet, sie streben nach mystischer Umhüllung, sie lieben es, ein Fragen und Forschen über die höchsten Dinge feierlich darzustellen, und sie erwecken dergestalt, wie ein großes Räthsel, die Vorstellung von einer Fülle von Leben und Weisheit. Nur kleine Reste sind es, aber die Spuren einer Welt. Die Natur in ihren tausendfachen Gebilden ist Eines in ihnen geworden mit dem menschlichen Geiste und mit den Gottheiten; alles Trachten und Sehnen der Menschenbrust, ihr Gutes und Schlimmes fand Gestalt in solcher Naturbeseelung. Nicht ganz so räthselvoll ist der die Heldensagen enthaltende Theil der Edda; in ihnen ist die Kunst der poetischen Ausführung übrigens jedenfalls im Allgemeinen höher zu achten, welche durch lebhafte Gespräche, anschauliche Erzählung, sinnvolle Beiwörter eine schon nicht arme Cultur bezeugt und in der That manche Erinnerungen an den unübertrefflichen Sänger von Chios wachruft, obwol der Unterschied von dieser höchsten epischen Kunst auch hier einzusehen ist. Denn, wie der germanische Geist überall spröder als der griechische, schon durch die Einflüsse der umgebenden Natur bedingt, sich zur Außenwelt verhält, so sind es auch in den Eddaliedern mehr die Leidenschaften des Inneren, welche dargestellt werden, die in der germanischen Dichtung immer wilder aufgewühlt und gewiß auch nicht ohne Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu so schauerlich erschütternden Begebnissen gesteigert wurden. Wie viele Schwierigkeiten sich sonst immer bei der Auffassung der Edda darbieten mögen, so wird jeglicher Zweifel über den germanischen Ursprung derselben ewig zu Boden gleiten. Das hat schon Jakob Grimm in der Vorrede zu seiner „Deutschen Mythologie" auf das Bestimmteste ausgesprochen, aber allerdings damit nicht hindern können, daß neuerdings wieder zwei nordische Gelehrte, A. Chr. Bang und Sophus Bugge, alte Bestrebungen auffrischten und die Edda theilweise aus griechisch-römischen und jüdisch-christlichen Einwirkungen herleiteten, wobei ihnen durch Konrad v. Maurer und Oskar Brenner in München Unterstützung geleistet wurde. Diesen Stimmen trat Werner Hahn in der „Allgemeinen Zeitung" (1881, Nr. 127 und 128 Beil.) mit einem Aufsatze entgegen, der an kritischer Schärfe und Höhe der Gesichtspunkte über das Gewöhnliche weit hinausragt und die trefflichsten Belehrungen gewährt. Man kann die Bemühungen dieses verdienten Mannes, mit denen er ununterbrochen beflissen ist, ästhetisches Verständniß und die edelsten geistigen Schätze in weiten Kreisen zu verbreiten, nicht genug anerkennen und schuldet ihm einen immer größeren Dank. Schon in dem kleinen Bande seiner „Literaturgeschichte" hat er ein vorzügliches, durch wirkliche geschichtliche Zurückhaltung und dennoch durch Selbständigkeit hervorragendes Buch dargeboten, das sich von den vielen Arbeiten aller derer, welchen die überaus schwierige Aufgabe eines solchen Unternehmens das Leichteste von der Welt scheint, merklich scheidet und gerade jetzt einer noch vermehrten Beachtung werth ist. Auch seine „Deutsche Poetik" muß wegen vieler fruchtbarer Gedanken zusammen mit den Werken von Carriere und Gottschall als eine Quelle wichtiger Unterweisung auf diesem Gebiete angesehen werden, auf dem die Befriedigung aller der Unergründlichkeit des Gegenstandes entsprechenden Anforderungen ein kaum zu bewältigendes Ziel ist.

„Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen" (Berlin, Leonh. Simion 1887) heißt das Buch, in dem Werner Hahn jetzt die Stoffe der Edda dem deutschen Volke lieb und bekannt machen möchte. Nicht blos eine Pflicht des Wissens darf es sein, die uns eine Bekanntschaft mit der Mythologie unserer Vorfahren auferlegt, sondern, da es sich um einen Gegenstand der Phantasie und Dichtung handelt, kommt es darauf an, daß er zunächst auch der Phantasie sich darbiete. Die Eddalieder sind nun aber in ihrem alten Gewande wegen der mancherlei Kenntnisse, die sie voraussetzen, und wegen der Menge bedeutungsvoller Namen, die uns heutzutage völlig fremd und leer klingen, in der That für unseren poetischen

Genuß nicht leicht zugänglich. Hahn hat deshalb in dem vorliegenden Buche eine Anzahl von Darstellungen der Göttersage in eine neue Form gebracht, indem er überall mit höchst schlichter, gegenständlicher Erzählung, die dem alten naiven Stoffe gemäß ist, denselben in eine Fassung brachte, welche dem heutigen Verständnisse entgegenkommt. Er ist dabei methodisch mit ebensoviel Feinheit wie Scharfsinn verfahren, indem er da, wo die Edda bei der Erwähnung der wichtigsten Vorfälle sich oft nur mit den kürzesten Andeutungen genügen läßt, dieselben in ihrem tieferen Sinne erfaßt und nicht allein Namen und Beiwörter, sondern auch die Beziehungen der Götter zu ihren Gattinnen[1]) und Kindern benutzt, um die äußerst lückenhafte Ueberlieferung in ihrem Wesen zu ergänzen. Er versichert, daß „ihm für Alles der alte aristotelische Satz als Norm gegolten habe, daß der Charakter der Personen und Thatsachen, wie diese in der Ueberlieferung festgestellt sind, nicht geändert würde. Nicht Erfindungen im vollen Sinne des Wortes, sondern folgerichtige Ausführungen sind gestattet erschienen." In Betreff seiner Ausdeutung und Ausspinnung unscheinbarer Einzelnheiten bemerkt Hahn fein: „Die Arbeit, durch welche die Lösung dieser Aufgaben ermöglicht wurde, ist mit der Arbeit eines Naturforschers vergleichbar, der eine körperliche Wahrnehmung in ihre Elemente auflöst. Nachdem das Geistesspectrum, mittels dessen die Farben des Alterthums sich brechen und nebeneinanderstellen, einmal gewonnen war, fügte sich allmälig leichter ein Gewinn zum andern. Eine Menge innerer Beziehungen konnte aufgedeckt, bisher ungelöste Geheimnisse konnten enthüllt werden." Von dergleichen Lösungen des Eddaräthsels, wie sie Werner Hahn sich darlegten, erwähnen wir hier nur die Entstehung Heimdall's, dessen Geburt durch die „neun Schwestern" von ihm mit dem Wissensdrange seines Erzeugers Odin in Zusammenhang gesetzt wird, und ferner die Vereinigung Odin's mit Rinda, deren Frucht die Geburt Walis ist. Für dieses Letztere hat Hahn das dunkle Lied Fiölsvinnsmál herbeigezogen, ohne daß er freilich, so weit unser Urtheil hierfür zureicht, alle Räthsel desselben erschlossen hat.

In jedem Falle sind die Auffassungen Hahn's so geistvoll und tiefdringend, daß sie Interesse und Würdigung nach allen Seiten verdienen, ohne selbstverständlich von vornherein eine dogmatische Geltung beanspruchen zu können. Es ist zu hoffen, daß auch die gelehrte Forschung dem Buche gerecht werde, die leider nur zu oft sich Allem verschließen zu müssen glaubt, was nicht akademisch geaicht ist und gar an Stelle einer nur unterrichtenden Vortragsweise sich in das Gewand der Phantasie hüllt. Die wirkliche Wissenschaft macht aber ihrem Namen Ehre, indem sie vor allen Dingen bescheiden ist, Belehrung und Wahrheit suchend, wo sie irgend ihrer habhaft zu werden vermag. Es werde daran erinnert, daß auch Simrock sich in seinem „Heldenbuche" eine freie Gestaltung des Ueberlieferten aus dem Geiste desselben zugestand. Das von Hahn angefügte Namenverzeichniß giebt zudem als Anhang die dankenswerthesten Ausführungen zugleich mit den etymologischen Unterweisungen und kann als die trefflichste Einführung in die alte germanische Götterwelt benutzt werden. Das ganze Buch ist mit jener Liebe und jenem reinsten tief in das Ethische eindringenden pädagogischen Sinne gearbeitet, der, wie er auch die übrigen Schriften Werner Hahn's auszeichnet, zwar in hohem Grade der Jugend, aber nicht weniger auch dem ganzen Volke und zumal den gebildetsten Theilen desselben zu Gute kommen soll; denn, was das lebensfroheste Alter wahrhaft zu fördern im Stande ist, erweist sich frei von den falschen Reizen, welche den abgestumpften Geschmack stacheln, und voll gesunder Anregung.

Fast durchweg hat Hahn den Prosastil zur Anwendung gebracht, theils vielleicht um so mit Rücksicht auf die herrschende Strömung seinem Streben die Bahn zu erleichtern, theils auch wol, um die mancherlei neuen Ansichten, welche er giebt, in ein klareres Licht zu setzen. Ganz in Versen hat er nur das eine Stück „Walhall" abgefaßt. Er hat dabei im Anschluß an die Eddalieder Stabreime und zwei Tonstärken für jeden seiner Verse gewählt, die er sonst reimlos, wie dort, je zwei zu einer Verszeile verband und, wie gleichfalls dort nicht selten, zu je vier längeren Versreihen (bezüglich acht kürzeren Versen) in eine Strophe zusammenfügte. Man ersieht, daß sich hieraus später auch das Gesetz der Nibelungenstrophe entwickelt hat, die W. Hahn gewiß richtig nur mit vier Tonstärken in der Langzeile im Gegensatze zu der herkömmlichen Meinung und neueren Behandlung auffaßt (s. die Einleitung zu seiner Uebersetzung der „Nibelungen", Stuttgart, Spemann), was ich in besonderem Aufsatze noch weiter zu begründen mich bestrebte[2]) („Die Form der Nibelungen" „Allg. Ztg." 1885, Nr. 225—7). Die nämliche Versweise hat aber Hahn in jenem einzelnen Gedichte angewandt, in die er bereits frühere Bearbeitungen der Edda einkleidete.

Denn schon 1867 hat er unter dem Titel „Helgi und Sigrun" (Berlin, H. Kaiser) einen Theil der alten Heldensage zugleich mit einer schätzenswerthen Abhandlung und darauf in seinem Buche „Edda, Lieder germanischer Göttersage" (Berlin, Haude- & Spener'sche Buchhandlung 1872) viele wichtige Abschnitte dieser letzteren, ebenfalls mit belehrenden Erläuterungen, in poetischer Umbildung veröffentlicht.

Er hat besonders in dieser zweiten Gestaltung der Edda eine Gabe gereicht, die selbst mehr noch als die prosaische Bearbeitung in „Odin und sein Reich" Anerkennung verdient und, wenn irgend ein Buch, auf allgemeinste Theilnahme Anspruch hat. Es ist daher zu wünschen, daß die bisher kundgegebene Beachtung sich für diese Arbeit noch erheblich steigere. Der Vergleich einer Versbehandlung mit einer prosaischen Wiedergabe gerade eines solchen Stoffes vermag wie nichts Anderes die Bedeutung der gebundenen Rede darzuthun, welche in Wahrheit mit viel höherem Rechte den Namen der ungebundenen führen dürfte, als die Prosa, die im Verhältnisse zu ihr da allein als eine gebundene Rede erscheint. Nur im Verse gelangt dieser Stoff zu freiem und großem Ausdrucke. In Prosa hätten „Odin's Wandlungen" geringen Eindruck hervorgebracht:

„Stark ist Odin und vielgestaltig
Fürst der Zeiten, Fürst der Welten.
Viel sind der Götter, viel neben Odin,
Doch er allein verrichtet, was alle.
Wolkenführer, Donnergott,
Flammenauge, Gluthenfacher,
Früchteschweller und Schneeaufschicht,
Hundert der Namen nennen ihn nicht.[3])
— — — — — — — — — — — —
Helmesleuchte, Irrwegschleicher,
Heeresfreude, Sangesfürst,
Wahrheitssucher, Lugersinner,
Siegeshort und Leichenschöpfer.
— — — — — — — — — — — —
Es rufen ihn alle, doch anderen Namens
Jeder der Menschen, jedes der Völker.
Denn ohn' Ermüden ist Odin auf Fahrten
Ueber die Lande, die Lüfte dahin.
— — — — — — — — — — — —
Und ruhelos eilt er, ruhelos irrt er;
Großes vollführt er, Vollführtes verdirbt er, —
Der Schrecken der Erde, Schrecken der Lüfte,
Bis hin zur Welten- und Götterverwirkung ꝛc.

Hat sich durch solche Wiederdichtungen des alten Stoffes W. Hahn nicht im wahren Sinne als einen Dichter gezeigt?

Alle die Schwierigkeiten, welche dem vollen Verständnisse der Edda im Wege stehen, wollen wir zuletzt nun noch kurz andeuten. Nach Inhalt und Form sind die Eddalieder von W. Grimm in der „Deutschen Heldensage" trefflich gekennzeichnet; es kommt nur darauf an, zu ergründen, wie sie zu dieser abgerissenen Gestalt, zu

[1]) Die uns genauer bekannte griechische Mythologie muß uns belehren, daß diese Beziehungen, wie z. B. die zwischen Zeus und Hera, Hephästos und Aphrodite immer auf einem tieferen Grunde beruhen.

[2]) Es sind wenigstens zwei Tonstärken als die Grundform einer Hälfte des Nibelungenverses anzunehmen. Da aber im Unterschiede zu den antiken Sprachen und ihren Hebungen und Senkungen der Accent der germanischen Sprachen ein logischer ist und auch im Verse einst allein auf logischen Tonstärken beruhte, so erhellt leicht, daß solche logischen Tonstärken nicht immer dasselbe Gewicht, sondern oft ein sehr verschiedenes je nach der Bedeutung haben. Daher können denn für einen Hauptton auch mehrere Tonstärken minderen Grades eintreten und so finden wir anstatt zweier Tonstärken in einer Vershälfte der Nibelungen zuweilen eine größere Zahl. Der logische Accent derselben pflegt dann immer schwächer zu sein. Der Eddavers unterscheidet sich vom Nibelungenverse hauptsächlich dadurch, daß in ihm schon durch den Stabreim die gleichmäßige Vertheilung auf zwei Tonstärken vorgeschrieben wird, und ferner durch jenen die Glieder mit zwei Tonstärken zu selbständigen Versen werden, während die Nibelungenstrophe durch den Reim andere Verhältnisse herbeiführt.

[3]) Bei den Namen sind die Stabreime begreiflicher Weise zum Theil weggefallen. Simrock hat sie auch sonst oft ganz fallen lassen. Sie stehen im Sinne ihrer alten Bestimmung stets am Anfange der Stämme, nicht immer am Beginne der Wörter.

der oft angewandten dialogischen Form und zu dieser Versart kamen, wie ferner diese Stoffe mit der deutschen Heimath zusammenhängen, welche Einflüsse der Angelsachsen oder Kelten anzunehmen seien. Die Möglichkeit einiger Spuren des Christenthumes in ihnen soll auch keineswegs vollständig zurückgewiesen werden. Auffällig ist es unbedingt, daß hier ein Volk an Götter glaubte, deren Untergang es voraus wußte, und von dieser Erwägung aus kann die Götterdämmerung sowie die Hinweisung auf den Einen stärkeren Gott, der endlich herrschen werde, als spätere Zuthat einigermaßen verdächtigt werden. Bestimmte Zweifel sind aber auch hierüber vor der Hand nicht gerechtfertigt. Die Anführung der heidnischen Götter, die zunächst nach Odin's Verderben emporsteigen, Balder's und Höder's, Wali's und Widar's, Modi's und Magni's, muß schon als ein Gegengrund gelten. Außerdem bedenke man die ausnahmsweisen Verhältnisse der fahrenden Normannen und die Natur ihres Landes. Wenn sie mit ihren Göttern aus der Fremde von Land zu Land weit daher irrten und dann eine Heimath fanden, die, obwol sie ihre schon anfängliche Rauhheit in geschichtlicher Zeit nach K. v. Maurer (Island seit der geschichtlichen Entdeckung rc. München 1874) nicht wesentlich verändert zu haben scheint, dennoch in mancher Weise noch unwirthlicher wurde, so ist ja zu begreifen, welche anderen Einwirkungen hier stattfanden, als bei den Griechen, denen unter ihrem immerblauen Himmel ihre Götter unsterblich dünken mußten. Kann es ferner auffallen, daß die Götter in der Edda mit Vorliebe in ihrem übelsten Thun gezeigt werden, was auch etwa schon christliche Einmischungen muthmaßen ließe, so ist wieder zu erwägen, daß zur Belustigung des Volkes solche Darstellungen, die auch die Götter in menschlicher Schwäche vorführten, wol beliebt waren. Humorvoll im besten Sinne und die vorzüglichsten Stücke der Göttersage sind Thrymskvidha und Rigsmál.

Auch geographische Forschungen können in gewissem Umfange für die Ergründung alter Sagenstoffe von Werth sein. Karl Ernst v. Bär's Schrift „Ueber die homerischen Localitäten in der Odyssee" (Braunschweig 1878), die wegen der Gediegenheit ihrer Ausführungen in Deutschland eine viel größere Beachtung zu beanspruchen hat, mag das beweisen. Eine rückhaltlose Zustimmung freilich ist der, welcher nicht gleichfalls in der Lage ist, die ihm beschriebenen Gegenden durch den Augenschein zu prüfen, zu ertheilen nicht leicht geneigt. Ueberhaupt ist es klar, daß geographische Erklärungen dieser Art mit den allerbesten Gründen gestützt werden müssen, wie sie z. B. für Bär in der Uebereinstimmung einer von ihm geschauten höchst eigenartigen Landschaft mit der homerischen Schilderung gegeben waren.

Man hat bei allen solchen Erörterungen die Rechte der Phantasie wie bei dem Dichter so bei dem Hörer oder Leser in hohem Grade in Rechnung zu bringen. Wenn man sich auch der sinnbildlichen Uebertragungen von einer Erscheinung der Natur zur anderen, von den sinnlichen Wahrnehmungen zum Geistigen und vom Geistigen andererseits zum Individuellen und Sinnlichen wohl bewußt ist, muß man dennoch das dichterische Gebilde so aufnehmen und genießen, wie es sich in seiner schließlichen naiven Fassung unmittelbar uns darbietet. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir mit Märchen und Mythen zu thun haben, die niemals nach einem einzigen verstandesmäßigen Richtmaß in allen Punkten abzumessen sind, obwol man auch wiederum zu weit ginge, wollte man die vielfachen Anregungen des Wirklichen, die ja offenbar ihre Grundlage sind, außer Acht lassen. Die Sage aber pflegt Alles außerordentlich zu vergrößern. Nennt z. B. Homer ein Land, in dem der ausziehende Hirt dem heimtreibenden begegnet, so ist bestimmt deshalb nicht anzunehmen, daß er von Island und Norwegen gewußt habe, sondern die Beobachtung, daß, je weiter die Schiffe hinausfuhren, desto mehr auch die Tageslängen sich veränderten, war dem Dichter merkwürdig genug, um nun sogar eine Gegend zu erdichten, in der es einen immerwährenden Tag gab. Die Dienste der Etymologie und vergleichenden Mythologie sind desgleichen für die Erforschung jener Sagenwelt höchlich willkommen zu heißen; nur muß man sich dabei nicht von jedem tanzenden Irrwisch verblenden lassen. So ist die Aehnlichkeit der Namen Lucifer und Loki, da Loki ursprünglich der Feuergott ist und von J. Grimm sein Name[1]) auch entsprechend gedeutet wird, ganz anders als durch fremde Einflüsse zu erklären. Die aber, welche aus der mehr oder minder großen Uebereinstimmung der Edda mit fremden Sagenkreisen voreilige Schlüsse ziehen, lade ich ein, zuerst die Behandlung der Orestessage bei Euripides und darauf Shakespeare's Hamlet zu lesen; eine größere Aehnlichkeit als hier häufig zu finden, ist nicht denkbar, aber wer könnte da eine Entlehnung behaupten? Wandelt denn nicht unabhängig von einander die Phantasie der Einzelnen und der Völker, zumal bei verwandten Stämmen, so oft dieselben Wege?

Die Mühen der Arbeit mögen uns von immer neuer Beschäftigung mit der Edda nicht zurückschrecken. Vornehmlich wäre, da Simrock's Uebersetzung in der bisherigen Ausgabe das Verständniß in keiner Weise erleichtert, eine solche verdeutschte Edda neben W. Hahn's Büchern sehr zu wünschen, welche Anmerkungen unter dem Texte und ferner die Parallelstellen brächte, um die Bekanntschaft mit der gesammten altgermanischen Mythologie ersprießlich zu fördern.

[1]) Der Zusammenhang mit lukan (schließen) ist nach J. Grimm nur scheinbar und Loki durch fortgeschobenen Laut aus Logi (von liuhan = leuchten entstanden (s. Dtsch. Myth. 221—22).

Theologische Literatur.

☐ D. Tholucks Leben dargestellt von Professor L. Witte, Superint. und geistl. Inspector der königl. Landesschule Pforta. Zweiter Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. — Der zweite Band dieser höchst interessanten Biographie, deren ersten Band wir s. Z. ausführlicher in diesen Blättern besprochen haben, hat wesentliche Vorzüge vor diesem. Der überaus reiche Stoff, der dem Verf. aus den verschiedensten Quellen zugeflossen ist, zum Theil aus eigenem Verkehr mit dem eigenthümlichen Manne, ist übersichtlicher geordnet, die Darstellung ist abgerundeter und gedrängter, und namentlich ist der Verf. der Versuchung entgangen, der er dort mehrfach erlegen, von seinem Gegenstande abzuschweifen und auf die Geschichte der Kirche im Allgemeinen näher einzugehen, als es das Verständniß fordert. Der Verf. hat die Tugend der Beschränkung, die auch den Meister in der Biographie macht, über der Arbeit gelernt. Der vorliegende Band beginnt mit der Uebersiedelung Tholuck's nach Halle, einem für die dortige Universität und weit über die Universität hinaus für das kirchliche Leben seiner Zeit überhaupt epochemachenden Ereigniß. Tholuck hat in Halle, wo die verschiedenen theologischen Richtungen der Zeit nach einander ihre Vertreter gehabt haben, den Kampf mit dem alten Rationalismus unter heißem und schwerem Ringen aber siegreich und glänzend mit dem alten Schwert des Wortes Gottes und mit den Waffen moderner Bildung, deren er in seltener Weise mächtig war, geführt. Es ist ein trauriges Bild, das Bild des Kampfes, den der alte, im Absterben begriffene Rationalismus mit erbitterter Wuth gegen den Geist einer vertieften gläubigen Theologie, der in Tholuck verkörpert war, gekämpft hat. Die ganze Gehässigkeit der Polemik, die den einfachsten Anstand verleugnet und die gemeinsten Mittel nicht verschmäht, tritt Einem hier erschreckend entgegen; den Culminationspunkt erreicht dieselbe in dem theologischen Philister Dr. Fritzsche in Rostock, der seinen Hallenser Collegen secundirt in seiner Schmähschrift: „Wie Herr Dr. Tholuck die heil. Schrift erklärt, wie er leben lehrt und dichtet". Die Urbanität hat zwar zu keiner Zeit zu den Tugenden der Gelehrten, auch nicht der theologischen gehört, und die wissenschaftlichen Fehden auch in unseren Tagen sind in der Art, wie sie geführt werden, nicht gerade ein Zeugniß für die sittlich befreiende Kraft der Wissenschaft, aber besser ist's doch in diesem Stücke geworden; eine solche Polemik, wie sie z. B. ein Fritzsche, ein sonst verdienstlicher Exeget, damals gegen Tholuck führen konnte, würde jetzt kaum möglich sein. Die Haltung Tholuck's bei diesen Fehden ist eine durchaus edle und würdige; er ist seinen Gegnern ebenso sittlich als geistig überlegen. Wie mit dem alten Vulgärrationalismus, so hat Tholuck auch mit dem speculativen Rationalismus einen tapferen Kampf geführt, namentlich mit dem damals die ganze theologische Welt durch sein „Leben Jesu" in gewaltige Bewegung versetzenden David Strauß. Zu den besten Gegenschriften gegen jenes Werk gehört die glänzende Schrift Tholuck's: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte". Der Kampf, den Tholuck mit seinen rationalistischen Collegen in Halle und deren Gesinnungsgenossen zu kämpfen hatte, fand seinen Abschluß etwa um das Jahr 1840, mit welcher Zeit ein entschiedener Wendepunkt eintrat; die positive Richtung, die durch Julius Müller in bedeutsamer Weise verstärkt wurde, gewann das Uebergewicht. Interessant ist es übrigens für uns Sachsen, was beiläufig erwähnt sei, zu erfahren, daß Tholuck unter dem Minister v. Einsiedel einen Ruf als Hofprediger und Consistorialrath nach Dresden, an der Seite von Ammon erhielt, den er in richtiger Erkenntniß

der Stelle, auf die ihn Gott sichtbar geführt und für die er wie prädestinirt war, ablehnte. Tholuck war ein geborener akademischer Lehrer. Mit besonderer Wärme und Liebe entfaltet der Verf. das Bild seines akademischen Lebens und Wirkens; zuerst das Bild des geistesmächtigen Universitätspredigers, der zu den bedeutendsten homiletischen Größen des Jahrhunderts gehörte, mit einer glänzenden Beredtsamkeit begabt; dann das Bild des akademischen Seelsorgers, des Studentenvaters, der ebenso, wie er von der Kanzel gewaltige Griffe ins Gewissen der studirenden Jugend hineingethan hat, auch im individuellen Verkehr mit dem Einzelnen in der Kraft der Liebe Christi und einer unvergleichlichen Gabe der Seelenleitung und Erziehung es so wunderbar verstanden hat, an der Jugend Seelsorge zu üben und sie für den zukünftigen Beruf heranzubilden, eine wahrhaft rührende und tief erbauliche Gestalt, die einzig in ihrer Art dasteht. An das Bild des Universitätspredigers und Seelsorgers schließt sich das Bild des Professors im engeren Sinne, im Colleg, im Examen, in der Facultät, des „Raths", wie er gerne als Mitglied der kirchlichen Behörde genannt wurde, und das Bild seines häuslichen Lebens an der Seite der edlen und trefflichen „Frau Räthin" mit einer Fülle interessanter, höchst eigenthümlicher und liebenswürdiger Züge. Das vorletzte Capitel: „Aus der alten in die neue Zeit" giebt einen Eindruck von der bedeutenden Wandlung der Zeiten auf kirchlichem Gebiet, welche zu einem nicht unwesentlichen Theile durch Tholuck selbst mit herbeigeführt worden ist. Die zerstreuten Ausläufer des alten Rationalismus, die in den sog. Lichtfreunden sich zusammenfaßten und die in der Provinz Sachsen ihren Heerd hatten, forderten Tholuck noch einmal zum Kampf gegen den alten Feind heraus; in Wort und Schrift hat er sie glänzend bekämpft. Nicht minder hat er mit der ganzen Mannhaftigkeit eines christlichen Charakters das scharfe Schwert seiner einschneidenden, gewaltigen Rede gegen die Revolution geführt. Dabei war er nichts weniger, als ein Mann blinder politischer und kirchlicher Reaction. Das Berechtigte in den Forderungen einer neuen Zeit erkannte er willig an und insbesondere hat er gegenüber einer todten Orthodoxie, die veraltete Formen des evangelischen Kirchenwesens und der Theologie künstlich repristiniren wollte, entschieden Front gemacht, so unparteiisch er anderseits auch in seinen hervorragenden kirchenhistorischen Schriften über das 17. Jahrhundert die Lichtseiten jenes Zeitalters der Orthodoxie neben ihren Schattenseiten dargestellt hat. „Auf Reisen — und die letzte Reise" lautet die Ueberschrift des letzten Capitels, das in seiner ersten Hälfte zum Theil sehr ergötzliche und erheiternde Scenen erzählt, in seiner zweiten Hälfte aber sehr ernste und erschütternde Blicke in den tragischen Ausgang des überaus gesegneten und bedeutenden Lebens aufschließt, das noch durch dieses Dunkel geistiger Umnachtung wenn auch nicht ohne helle Lichtblicke hindurch führte. Das angefügte umfängliche Verzeichniß der Schriften Tholuck's giebt ein Bild von dem enormen Fleiß des seltenen Mannes als Schriftstellers, und doch ist dies nur eine Seite der großen, bedeutsamen Wirksamkeit des edlen, hochbegabten Theologen, der es in besonderer Weise verstanden hat, seine reichen Gaben zum Besten der Kirche auszunutzen, und in ihre neuere Geschichte so wirksam eingegriffen hat.

□ **Kirchengeschichte Deutschlands** von D. **Alb. Hauck**, Professor in Erlangen. Erster Theil. Bis zum Tode des Bonifacius. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 10 ℳ 50 ₰. — Ein bedeutendes literarisches Unternehmen, das dem deutschen Gelehrtenfleiß alle Ehre macht, tritt mit diesem ersten umfangreichen und inhaltsvollen Theil eines auf vier Theile angelegten Werkes ins Leben. Die Bahn auf diesem Gebiete hat Rettberg vor vierzig Jahren mit seiner Kirchengeschichte Deutschlands gebrochen, die aber leider infolge seines frühen Todes unvollendet geblieben ist und nur bis zum Tode Karl's des Großen führt. Ein anderer deutscher Gelehrter, der die Arbeit fortzusetzen begonnen, hat sie auch nicht zu Ende führen können. Der Verf. ist in diese Arbeit mit gründlichster Gelehrsamkeit und voller Beherrschung des Stoffes auf Grund tief eindringender Untersuchung eingetreten und hat seine Aufgabe mit ebenso viel Wärme und Hingebung, als mit bedeutenden Gesichtspunkten erfaßt. Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein, ein kritisches Urtheil über diese hervorragende Arbeit zu geben; das muß den fachmännischen Zeitschriften überlassen werden. Gleichwol ist die Anzeige des Werkes auch in diesen Blättern vollkommen gerechtfertigt, da der Verf. nicht blos für gelehrte Kreise, sondern für ein weiteres Publicum geschrieben hat. Der Verf. hat zu diesem Zwecke die gelehrten Untersuchungen und Quellenbelege in Anmerkungen unter dem Text verwiesen; die Darstellungsweise des Verf. aber ist eine solche, daß ihr auch Nichttheologen, alle höher gebildeten Laien, die an historischen Forschungen Interesse haben und denen speciell die mit der Geschichte unseres deutschen Volkes überhaupt so eng zusammenhängende Geschichte der deutschen Kirche ein Gegenstand warmer Theilnahme ist, mit Freude und mit Gewinn folgen können. Der Verf. hat den reichen, mitunter recht verwickelten Stoff in klarer Uebersichtlichkeit geordnet, versteht den Leser in anschaulicher Schilderung in die Situation zu versetzen und durch Hervorhebung der interessanten und charakteristischen Züge der Geschichte, namentlich auch durch glückliche Einfügung von geeigneten Quellencitaten, zu fesseln. Besonders sind dem Verf. nach unserm Eindruck die Charakteristiken der hervorragenden und einflußreichen Persönlichkeiten gelungen. Mit großer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit wägt der Verf. namentlich bei Persönlichkeiten, über die das Urtheil der Geschicht schwankt, die verschiedenen Momente ab und hebt treffend die wesentlichen Punkte hervor. Dies gilt in sonderlicher Weise von der Darstellung und Beurtheilung des Bonifacius, an dessen Charakter und Wirksamkeit wiederholt ein dem in seiner Art immerhin großen Manne und seiner Zeit fremder Maßstab gelegt worden ist. Der vorliegende erste Theil, der die älteste Geschichte der deutschen Kirche bis zum Tode des Bonifacius (im Jahre 755) umfaßt, zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch behandelt das Christenthum in den Rheinlanden während der Römerzeit, das zweite Buch handelt von der fränkischen Landeskirche, das dritte Buch von der Thätigkeit der angelsächsischen Missionen in Deutschland und ihrem Verhältniß zu Rom, insonderheit von der missionirenden und organisirenden Thätigkeit des Bonifacius. Möchte es dem Verf. vergönnt sein, sein großartig angelegtes Werk zu vollenden, resp. es bis zu dem in Aussicht genommenen Ziele durchzuführen, bis zum Zeitalter der Reformation!

□ **Worin liegt die Kraft evangelischer Amtsthätigkeit?** Antrittspredigt am 2. Sonntag nach Trinitatis 1887 gehalten von Lic. Dr. **Hartung**, Pfarrer zu St. Petri in Leipzig. Leipzig, G. Wolf. — Man kann einer evangelischen Gemeinde nur Glück wünschen, die einen so tief im Evangelium gewurzelten, seiner göttlichen Vocation und seiner Verantwortung vor dem höchsten Richterstuhle, wie des Ziels, zu dem er seine Gemeinde zu führen, und des Wegs, den er dazu einzuschlagen hat, so bewußten Leiter an der Spitze hat. In wahrhaft wohlthuender Schlichtheit, frei von allen rhetorischen Künsten, entwickelt der Verf. auf Grund seines ebenso glücklich benutzten, als glücklich gewählten, tief durchdachten Textes seinen Standpunkt mit großem Ernste und zugleich herzgewinnender Freundlichkeit. Mit vollem Rechte hebt der Prediger denen gegenüber, welche die Wirksamkeit des Geistlichen und ihren Erfolg lediglich auf seine Persönlichkeit stellen, mit Nachdruck hervor, daß das Amt als solches noch immer für den Geistlichen wie für die Gemeinde eine sittliche Macht ist, die nicht unterschätzt werden soll. Noch heben wir zwei Sätze heraus, die ebenso für die Gemeinde beherzigenswerth, als für den Prediger charakteristisch sind: „Ich bitte Gott, daß er mich nicht in großen Dingen und Erfolgen, sondern in der stillen Treue im Kleinen, die vor ihrem Gewissen hier und vor dem Richterstuhl Christi droben bestehen will, die Krone meines Amtes suchen lasse." Und: „man verlange nicht besondere Künste von uns, am besten dienen wir euch, wenn wir Gott dienen an seinem Wort und seiner Gemeinde."

□ **Für Zeit und Ewigkeit.** Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von **P. Kaiser**, Hauptpastor an der deutschen St. Gertrudskirche zu Stockholm. 2. Auflage. Gotha, G. Schloeßmann. 7 ℳ 50 ₰. — Die Predigten verdienen aus der Fluth der Predigtliteratur hervorgehoben zu werden; sie haben einen eigenthümlichen Charakter. Der Verf. versteht es der Ueberschrift entsprechend, die er seinen Predigten giebt, mit dem Worte Gottes in die mannigfachen Beziehungen des irdischen Lebens nach den verschiedensten Seiten hineinzugreifen und das Licht der Ewigkeit richtend und sichtend, tröstend und verklärend, hineindringen zu lassen. Der Verf. hat auch die Gabe geschickter und sinniger Textbenutzung, wenn man auch hin und wieder noch eine größere Vertiefung in den Text wünschen möchte. Dazu versteht der Verf. durch Beispiele aus dem Leben und der Geschichte die Gedanken der Schrift zu illustriren. Seine besondere Stärke hat der Verf. in der Form: die Predigten sind mit großer Gewandtheit, frisch und lebendig gearbeitet. Sie eignen sich auch sehr zur häuslichen Erbauung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 58. Sonnabend, den 23. Juli. 1887.

Aus der Kampfzeit der sächsischen Baumwollindustrie im 18. Jahrhundert.

Von W. Zöllner, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium zu Chemnitz.

Chemnitz und Plauen waren in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Hauptplätze der sächsischen Baumwollindustrie, die Chemnitzer Manufactur gleichzeitig die älteste im Lande. Aber es waren schwere Zeiten, welche diese Industrie damals durchzukämpfen hatte. Die seit dem 30jährigen Kriege dauernd gewordenen politischen Erschütterungen hatten, abgesehen von den unmittelbaren Lasten, welche daraus den einzelnen Staaten und Stadtgemeinden erwuchsen, den Welthandel ins Schwanken gebracht, und fortgesetzte Unruhe beherrschte den Weltmarkt. Die Baumwollpreise stiegen mehr und mehr, und namentlich die Chemnitzer und die von derselben abhängige Industrie anderer Orte litt ganz besonders unter dem Druck der in der Stadt angesiedelten macedonischen Baumwollhändler (vergl. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 37 v. 8. Mai 1886). Kriegstrubel und Einfuhrverbote auswärtiger Staaten verminderten das Absatzgebiet für sächsische Baumwollwaaren immer mehr, und es ward immer schwieriger, namentlich der englisch-französischen Concurrenz Stand zu halten, zumal der diesseitigen Baumwollmanufactur schon in nächster Nähe, im benachbarten Schönburgischen Territorium, ein bedeutender Gegner erwachsen war.[1]) Denn dort konnte man unter wesentlich günstigeren Bedingungen arbeiten als in Sachsen. Von Jahr zu Jahr wurden die Klagen der betheiligten Kreise über den Rückgang des Geschäftes lauter. Noch vor dem 7jährigen Kriege hatten vor Allem die Chemnitzer Canevas (Canesaße), welche nächst den holländischen die besten waren, einen bedeutenden Absatz gehabt, aber bereits kurz vor jenem Kriege hatte diese Fabrikation einmal vorübergehend unter einer plötzlichen Schwankung der Baumwollpreise zu leiden gehabt. Nach dem Jahre 1748 nämlich waren die Baumwollpreise infolge von Ueberproduction auf den westindischen Vorinseln sehr schnell und außerordentlich tief gefallen. Als dann aber die dortigen Plantagenbesitzer sich deshalb auf den Anbau von Kaffee, Cacao, Ingber und Zucker warfen, stiegen die Baumwollpreise mit derselben Schnelligkeit wieder zu abnormer Höhe empor. Der Rückschlag hiervon wurde für die hiesige Manufactur äußerst fühlbar, und als man bis zum Jahre 1753 endlich wieder in die vorige Lage gekommen war, da brach dann bald der gerade für Chemnitz wieder so verderbliche 7jährige Krieg aus. Zwar hob sich nach demselben die hiesige Fabrikation wieder, so daß z. B. im Jahre 1764 bereits wieder 50 000 Stück Canevas ausschließlich der Kattune in Chemnitz gefertigt wurden. Allein jetzt kam eine Ueberfülle von Waaren auf den Markt, und der Absatz fehlte. Oesterreichischerseits war der Handel gesperrt, und so fehlten den Chemnitzern auf der Leipziger Ostermesse von 1764 die Siebenbürger Abnehmer. In Schweden und Dänemark bestanden gleichfalls Einfuhrverbote für baumwollene Waaren, sächsischerseits war zeitweilig die Ausfuhr von Kattunen nach Hamburg verboten, und der früher so schwungvoll betriebene Absatz baumwollener Waaren nach Holland hörte fast ganz auf, weil diese Waaren vom ost- und westindischen Markte mehr und mehr verdrängt wurden. Auch in den nächsten Jahren besserte sich die Lage der Baumwollmanufactur nicht. Zu den bereits verschlossenen Absatzgebieten gesellten sich auch noch Polen und Rußland, weil der Transport dahin, und namentlich der über Lübeck und Danzig nach Rußland führende, sich immer mehr vertheuerte. Und hierdurch ward nicht nur die Canevasfabrikation zu völligem Rückgang gebracht, sondern seit 1766 war auch das Geschäft in Kattunen bedroht, zumal da große Massen dieser Waaren von Ostindien aus auf den Londoner Markt gebracht wurden. Und während sich diese Uebelstände verschlimmerten, indem z. B. 1767 500 000 St. Kattune in England ankamen, die man wegen des dazu verwendeten Materials (gelbe Baumwolle) und der größeren Billigkeit wegen den sächsischen vorzog, traten jetzt noch neue Uebelstände hinzu, welche namentlich die Chemnitzer Canevasfabrikation gänzlich zu vernichten drohten. Durch die immer mehr in Aufnahme gekommene Cotonnade waren die Spinnerlöhne wesentlich theurer geworden. Dazu erwuchs den eigentlichen Handelsgeschäften eine ärgerliche Meßconcurrenz, indem die Webermeister selbst mit ihren geringen Waarenvorräthen die Leipziger und andere Märkte bezogen und ihre Fabrikate zu Schleuderpreisen an den Mann brachten. Der diesen Preisen entsprechende Werth der Artikel trug aber sicher nicht dazu bei, den Ruf sächsischer Fabrikate zu heben. Nun hatten zwar die Chemnitzer Häuser dadurch auf ihre Rechnung zu kommen versucht, daß sie sich mit den Schönburgischen Webern in Verbindung setzten, denen sie die Wolle verlegten und die fertige Waare abkauften. Aber ehe letztere wieder nach Chemnitz zurückgelangte, waren so viel Abgaben darauf zu entrichten, daß die Fabrikate eben immer noch um ein Beträchtliches theurer waren, als die von Schönburgischen Geschäften erzeugten. Denn der Weber in Ernstthal, Hohenstein, Mülsen und anderen Orten der Schönburgischen Herrschaft, der für Chemnitzer Kaufleute arbeitete, mußte den Werth seiner Waaren an der Landesgrenze mit 9 ₰ vom Thaler versteuern. Dann wurden in Chemnitz 4 ₰ Stempelsteuer von jedem Stück Waare erhoben; außerdem mußte der empfangende Kaufmann neben 1 Procent für die im Grossohandel nach dem Auslande zu führende Waare noch 6 ₰ vom Thaler von aller Waare an die Generalaccise entrichten und die durch Innungs- und Ortsstatut bestimmte Siegelungssteuer bezahlen. Und schließlich wurden auch noch dem Käufer der Waare 2 ₰ pro Thaler als „Nachschuß" abverlangt. Ja zu guterletzt hatte man solchen Schönburgischen Webern auch noch an der Wüstenbrander Grenzzollstätte den auf ausländischen Waaren ruhenden Impost auferlegt. Und hierzu kam noch ein anderer, die Kattunfabrikation schädigender Uebelstand. Der auf diesen Waaren angebrachte sächsische Landstempel nämlich, kraft dessen die Hamburger Kaufleute vom Ausfuhrzoll befreit wurden, hielt vielfach beim Bleichen nicht Stand, und jene auswärtigen Händler mußten deshalb den üblichen Zoll entrichten. Noch nie sei eine Messe so schlecht verlaufen, klagten daher die Chemnitzer Kaufleute, wie die Leipziger Michaelismesse von 1767. Die herrschende Arbeitslosigkeit und der bevorstehende Winter aber nöthigten die Weber der Stadt, sich aus dieser zu entfernen, so daß an einem einzigen Tage 40 solcher Weber ihre Papiere zurückverlangten.

[1]) Hierfür und für die übrige Darstellung der allgemeinen Industrielage die Belege entnommen: Königl. Hauptstaatsarchiv Loc. 2235 u. 2238: der Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commercien-Deputation Meßrelationes v. 1729—69 Vol. I ff. und derselben Hauptberichte Vol. 1 ff.

Nicht minder schlecht stand es aber auch um die baumwollenen Strumpfwaaren. Der bedeutendste Vertreter dieser Gattung, der Chemnitzer Kaufmann Esche, hatte zu jener Michaelismesse von 1767 von 9 Kisten Strumpfwaaren noch nicht ganz 2, und zwar zumeist auf Ziel verkaufen und von den alten Außenständen nicht einmal den 6. Theil beitreiben können und war mit kaum 300 Thlr. Baareinnahme von Leipzig zurückgekehrt. Nicht zu verkennen war dabei, daß hieran die Chemnitzer Strumpfwaaren zum Theil die Schuld selbst trugen. Namentlich war auch hier durch die einzelnen, die Messen besuchenden Meister mangelhafte Waare auf den Markt gebracht worden, die vordem zahlreiche holländische Kundschaft hatte sich von dem in Mißcredit gerathenen Chemnitzer Strumpfgeschäft weggewendet, und höchstens in Frankfurt a. O. war noch einiger Absatz zu erzielen. Zwar waren die Kaufleute und Fabrikanten auf das Rührigste bemüht, durch Einführung neuer Web- und Strumpfwaarenartikel das Geschäft wieder zu heben. So wurden neuerdings Zirsacas und brochirte Cotonnade gefertigt, im Jahre 1773 hatte der Weber Mathes zum ersten Mal mit gutem Erfolg die englischen Piqués nachzuahmen versucht, und bald wurden dieselben ein Hauptartikel der Chemnitzer Manufactur, nachdem namentlich der Kaufmann Bugenhagen auch 1785 die pelouchirten Piqués eingeführt hatte. Derselbe Bugenhagen brachte gleichzeitig baumwollene Doppelmoltons, sammetne Canevas und zahlreiche Modeartikel auf den Markt. Im Jahre 1787 begann der Webermeister Salomon Hösel mit der Herstellung extrafeiner Kattune nach ostindischer Art und ein Johann Gottfried Hunger mit der Anfertigung eines dem englischen Wallis gleichkommenden Artikels. 1789 begann ein Johann Julius Reinwarth mit der Herstellung halbseidener Mousselinets und 1790 mit der seidner, auf englische Art gefertigter Chaments, gar nicht zu gedenken der zahlreichen andern gestreiften oder sonstwie gemusterten, bunten Baumwollartikel. Auch die Strumpfwirkerei bemühte sich um Einführung neuer Waarenmuster. Neben den bisher gefertigten weißen und buntfaçonnirten Strümpfen und Mützen führte der schon genannte Kaufmann Bugenhagen 1785 die bunten Tricotwesten ein. Im Jahre 1789 stellte ein Daniel Friedrich Theunert zuerst nach englischer Art gefertigte Patentstrümpfe her, 1791 ein Johann Wilhelm Heinrich Fuchs eine vorzügliche Sorte Moltonstrümpfe, Joh. Christian Uhlig halbseidene Strümpfe und ein Johann Christoph Mathes weiße, mit blumigen Kanten auf Piquéart gewirkte Gilets. Nicht minder war die im Jahre 1735 von der Regierung errichtete Landes-Oekonomie-Manufactur und Commerziendeputation auf das Eifrigste bemüht, durch Aufmunterungen und Unterstützungen aller Art der mißlichen Geschäftslage entgegenzuarbeiten. Und in Wirklichkeit war das Chemnitzer Geschäft trotz der herrschenden Uebelstände ein ganz bedeutendes. So waren z. B. auf den Leipziger Ostermessen von 1766 und 1767 36 beziehentlich 40 Chemnitzer Handelsfirmen vertreten, die einen lebhaften Handel nach Rußland, Holland, Italien und Spanien betrieben. Im Jahre 1780 gab es in der Stadt ca. 540 Leinewebermeister, die mit ca. 600 Gesellen auf 13—1400 Stühlen meist für die Häuser am Ort arbeiteten. Nebenbei beschäftigten dieselben Verleger auch zahlreiche Strumpfwirker auf den benachbarten Dörfern. Außerdem waren fünf Kattundruckereien, die Schlüssel'sche, als die älteste, mit 5, die Schulze'sche mit 9, die Seifert'sche mit 10, die Hübner'sche mit 15, die Pflugbeil'sche mit 17, alle 5 mit zusammen 56 Drucktischen thätig. Die letztgenannte Firma Pflugbeil u. Comp. (Alberti) gab ihrer Druckerei aber bereits im Jahre 1784 einen bedeutenden Aufschwung, indem sie mit staatlicher Hilfe eine für 70 Tische eingerichtete Kattundruckerei massiv erbaute. Und so arbeiteten die Chemnitzer Kattundruckereien im Jahre 1789 bereits auf 116, 1792 auf 133 Drucktischen. Schließlich waren auch neben den 4 Rathsbleichen noch die von Sichert, Treffurt und Pflugbeil, im Ganzen also 7 Bleichen im Gang.

Trotz aller Rührigkeit von Seiten der Kaufleute und Gewerbtreibenden, trotz all der Unterstützungen, mit denen die Regierung die Chemnitzer Manufactur, wie die des ganzen Landes zu fördern suchte, blieb dieselbe aber doch im Darniederliegen begriffen. Der Grund hierzu lag aber nicht blos in den besprochenen Uebelständen, sondern vor Allem darin, daß die sächsische Fabrikation in Bezug auf gewisse Garnsorten vom Ausland abhängig war und bei ihrem immer noch üblichen Hand- und Radgespinnst nicht mehr mit dem englischen Maschinengespinnst concurriren konnte. Natürlich war das den betheiligten Kreisen gar wohl bewußt, und je mehr die hiesige Industrie zu leiden und zu kämpfen hatte, mit um so größerem Eifer war man allseitig bemüht, zu helfen und vorwärts zu kommen. Und so kam es, daß gerade die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts für unsere sächsische Textilindustrie eine Zeit des lebhaftesten und schwersten Kampfes wurden, eines Kampfes, an dem namentlich die Chemnitzer Manufactur einen hervorragenden Antheil nahm.

Einige Hauptmomente dieses Kampfes mögen im Nachfolgenden der Betrachtung unterzogen werden. — Schon ehe man das Ziel verfolgte, durch Nachahmung und Neuerfindung von Spinn- und anderen Hilfsmaschinen der englischen Concurrenz entgegenzutreten, hatte man vielfach versucht, nach einer anderen Seite hin sich der Abhängigkeit vom Ausland zu entledigen. Da galt es vor Allem, das Geheimniß der Türkischrothfärberei nachzuahmen, um sich auf diese Weise von jenen griechischen oder macedonischen Kaufleuten zu befreien, welche den alleinigen Verkauf dieser viel verwendeten Garnsorten in ihren Händen hielten, wie sie ja auch das gesammte sächsische Baumwollgeschäft an sich brachten. Bereits am 3. Juni 1763 hatte der Leipziger Kammerrath Johann Christian Raabe bei der Regierung um ein Privilegium exclusivum auf 50 Jahre nachgesucht, das ihm gestatte, baumwollene und leinene Garne bleichfest türkisch zu färben und die dazu nöthigen Garne in sämmtlichen hiesigen Landen einkaufen und spinnen zu dürfen.[2]) Die wiederholt, zuletzt noch im April 1765, von ihm zur Probe eingesendeten türkischroth gefärbten Garne hatte die Commerzdeputation nach Lauban zur Bleiche geschickt, sie hatten aber die Probe nie bestanden. Die Deputation hatte aber auch sonst gleich von Anfang an Bedenken getragen, das erbetene Privilegium zu empfehlen. Denn bliebe Raabe der alleinige Besitzer des Färbegeheimnisses, so hätte jenes Privilegium durchaus keinen Zweck und Nutzen, entdeckten aber noch Andere dasselbe, so würden sie durch ein solches Privilegium exclusivum aus dem Lande in die Nachbarstaaten getrieben, und dann hätten Raabe und das Land selbst nur Schaden. Selbst zu dem auf den Garnkauf bezüglichen Gesuch Raabe's verhielt sich die Regierung ablehnend, weil dadurch das den Plauenschen Baumwollwaarenhändlern unterm 5. April 1764 ertheilte Reglement beeinträchtigt und gegen ein die verbotene Wollausfuhr belangendes Generale vom 17. September 1763 gehandelt werde. Durch den freien Garnaufkauf seiten Raabe's würde die voigtländische und erzgebirgische Manufactur leiden, nur in den verordneten Marktstädten solle man Raaben den freien Garnkauf gestatten. Im Uebrigen aber empfahl die Commerzdeputation diese ersprießliche Erfindung durch alles Andere möglichst zu unterstützen. Infolge hiervon ward das Raabe'sche Gesuch unterm 27. Juli 1765 beanstandet. Aber bald tauchten neue Versuche in Bezug auf Türkischrothfärberei auf. Zunächst war es ein Macedonier oder Grieche, Panayot Wangelino aus Wien, der sich mit dem Chemnitzer Bleichmeister Christian Gottlieb Seiffert verband und in der vom Rath ermietheten Pfortenbleiche eine Türkischrothfärberei einrichtete, zu deren Betrieb 2 große kupferne Kessel und 6 große Fässer aufgestellt wurden.[3]) Unterm 29. Juli 1767 erhielten die Unternehmer ein auf 12 Jahre lautendes Privilegium. Dasselbe gestattete dem Wangelin nicht nur Garne, Kattune, Barchente und andere Zeuge zu färben, sondern auch Baumwolle zubereiten und spinnen zu lassen, befreite ihn und seine Arbeitsleute von jedem Innungszwang und verbot jedem seiner Arbeiter und Lehrlinge innerhalb der gegebenen Frist die Errichtung einer gleichen Färberei. Außerdem gewährte die Regierung dem Panayot Wangelin, da die von ihm eingesendeten Garnproben die Bleiche und andere Versuche völlig bestanden hatten, einen zweimaligen Vorschuß von je 1000 Thlr. Trotzdem arbeitete Wangelin ohne Erfolg, hatte sogar schon 2 Jahre danach, also 1769, bei 5889 Thlr. 16 Gr. Einnahme ein Deficit von 943 Thlr. 16 Gr. 9 Pf. zu verzeichnen, und die Regierung that bereits Schritte zur Beitreibung der gewährten Vorschüsse. Wangelin gab verschiedenen Umständen die Schuld dieses Nichterfolges. Zunächst habe ihn der Chemnitzer Rath, obwol er ihm seiner Zeit alle Unterstützung versprochen hätte, doch von Anfang an unterdrückt und ihm vor Allem verboten, das Garn am Orte spinnen zu lassen. Ebenso habe der Rath ausländischen Händlern mit türkischen Garnen gestattet, ihre Waaren pfund- und viertelpfundweise in den Gasthöfen der Stadt an Jedermann zu verkaufen. Der von der Regierung gewährte Vorschuß sei ihm ferner stets nur in kleinen Posten verabfolgt worden, so daß er sein Unternehmen nicht habe forciren können. Aber auch mit dem Verhalten der Regierung schien Wangelin nicht ganz zufrieden. Gerade in der schönsten Sommerzeit habe ihn dieselbe

---

[2]) Hauptstaatsarchiv Loc. 1419, das von dem Kammerrath Raabe gesuchte Privilegium exclusivum etc. bel. ao. 1765.

[3]) Hauptstaatsarchiv, a. a. O. fol. 56 ff.

nach Dresden berufen, damit er sein arcanum den dortigen Schönfärber Arndt lehren sollte. Sein Geschäft in Chemnitz hätte natürlich in dieser Zeit still gelegen, während der Lohn für die Arbeitsleute fortgegangen sei. Auch habe er seinen Schwager Uhlmann aus Böhmen nach Chemnitz kommen lassen, ein Jahr lang in Kost, Logis u. A. freigehalten und sein Geheimniß gelehrt, damit er später einen sicheren Mitarbeiter an ihm hätte. Als dieser Uhlmann aber im Besitz des Geheimnisses gewesen sei, habe ihn die Regierung auf Vorschlag des Chemnitzer Rathes nach Dresden berufen. Auch gedenkt Wangelin schließlich in seiner Eingabe noch des großen Hasses, den er sich durch die Anlegung der Färberei bei seinen in Chemnitz mit türkischer Baumwolle und ebensolchen Garnen handelnden Landsleuten bereitet habe. Darnach war also Wangelin der schwer Benachtheiligte; er bat um Erlaß des Vorschusses und um Deckung des Deficits. Ein Bericht der Commerziendeputation vom 31. Juli 1769 bestätigte seine Klagen und bemerkte nur noch, daß Wangelin's Geschäft deshalb nicht gehe, weil die Erzeugung des baumwollenen Garnes bei den herrschenden Spinnerlöhnen ihm viel theurer zu stehen komme, als den türkischen Garnlieferanten, die mit Sklaven arbeiteten. Aber Beide, Wangelin und Regierung, scheinen nicht ganz ehrliches Spiel gehabt zu haben. Wenigstens gewinnt man diesen Eindruck beim Durchgehen der weiteren in dieser Angelegenheit geführten Verhandlungen und Acten. Dem Deputationsreferat vom 31. Juli 1769 steht ein ebensolches vom 30. August desselben Jahres gegenüber, welches in Allem das Gegentheil aussagt und namentlich den Chemnitzer Rath in Schutz nimmt. Und nachdem auch die oberste Behörde, das geheime Commerzienconsilium, auf Grund jenes letzten Referates Entschließung gefaßt hatte, erfolgte am 2. Januar 1770 die höchsten Orts gegebene Entscheidung, man solle von einer Beitreibung des an Wangelin verabreichten Vorschusses vorläufig absehen, den Macedonier aber inmittelst sorgsam überwachen, damit er nicht etwa seine Färbereigeräthschaften verkaufe. Auch solle man ihm sein Privilegium lassen, von weiteren Vorschüssen jedoch ganz absehen, wegen sonstiger Ausnutzung des Färbegeheimnisses aber zu gelegener Zeit Bericht erstatten. Und in dieser letzten Bestimmung liegt jedenfalls der Schlüssel zu der sonst ziemlich undurchsichtigen Geschichte. Wangelin hatte nämlich seiner Zeit außer den Garnproben auch eine schriftliche Beschreibung seines Färbegeheimnisses bei der Commerziendeputation niedergelegt, in deren Acten es heute leider nicht mehr zu finden ist. Im Besitz dieses, sowie des nach Dresden berufenen Uhlmann und des in dem Verfahren unterwiesenen Schönfärbers Arndt beabsichtigte jetzt wol die Regierung, das erworbene Geheimniß selbst und durch Landeskinder ausüben zu lassen. Daher hatte sich die Commerziendeputation in der allerdings richtigen Annahme, daß die Türkischrothfärberei nur als Nebenbetrieb eines bereits bestehenden Färbereigeschäfts zu behandeln sei, bereits im Jahre 1769 mit dem als geschickten Färber bekannten Oschatzer Schönfärber Beyer in Verbindung gesetzt und ihn aufgefordert, unter der Anleitung Uhlmann's eine türkische Garnfärberei einzurichten. Beyer hatte aber zu hohe Forderungen gestellt. Die Deputation sah daher von ihm ab, war aber sehr erfreut, als sich der Generallieutenant Graf Vitzthum v. Eckstädt auf Möllau erbot, mit Hilfe Uhlmann's, dem die Regierung nur seine bisherige Auslösung fortgewähren sollte, selbständige Versuche mit der Färberei anzustellen. Mit größter Gewissenhaftigkeit ging Graf Vitzthum, der, wie er sich selbst ausdrückte, das Geheimniß seinem Vaterlande erhalten wollte, weil Wangelin bei seiner Denkungsart nirgends Vertrauen erwecken und an keinem Orte aushalten würde, an die Erlernung der Färberei, richtete dazu ein gut verschließbares Gewölbe seines Schlosses ein, führte den Schlüssel zum Gewölbe stets bei sich selbst und ließ Uhlmann nur in seinem Beisein arbeiten. Dabei ließ der Generallieutenant das Garn erst nach seiner eignen Anweisung durch Uhlmann färben, dann mußte dieser wieder mit andern Garnproben dasselbe, aber selbständig thun. Beide Proben stimmten auch an Farbe und deren Haltbarkeit überein. Denn Graf Vitzthum prüfte selbst die Erzeugnisse seiner Färberei, indem er sie in der schärfsten Potaschenlauge beuchte, mit Seife wusch und auf dem Grase bleichen ließ. Und gleichzeitig schickte er Proben an den Commerzienrath Steinbach nach Lauban und an den Kaufmann Esche nach Chemnitz, damit auch diese einen Versuch auf ihren Bleichen machten. Und auf der Chemnitzer Bleiche bestanden die Farben; nur fehlte denselben, wie das auch bei Wangelin's Garnen der Fall war, „das Liebliche" oder das „Feuer" der echt türkischen Garne. Aber Vitzthum hoffte auch hier durch ausgedehnteren Gebrauch und rationellere Behandlung des Hazala anstatt des bisher verwendeten holländischen Krapps bald bessere Erfolge zu erzielen. Uebrigens war der Verbrauch von türkischrothem Garn in Chemnitz selbst nicht allzu stark. Esche verarbeitete damals nicht ganz 100 Pfd. im Jahre. Dagegen fand dieses Garn eine stärkere Verwendung bei der Lausitzer Leinenmanufactur. Inzwischen war aber auch der Macedonier Wangelin nicht unthätig gewesen. Am 5. Februar 1770 hatte er sich in Dresden persönlich für den Bescheid vom 2. Januar bedankt, gleichzeitig aber ein Gesuch eingereicht, ihm doch einen weitern Vorschuß von 2000 Thlrn. in Quartalsraten von 500 Thlr. gegen vierteljährliche Rechnungsablegung zu gewähren, widrigenfalls er sich genöthigt sähe, anderweit Unterkommen zu suchen. Aber sein Gesuch hatte selbst mit dieser letzten Drohung keinen Erfolg. Die Commerziendeputation wies in ihrem Gutachten darauf hin, daß man das Geheimniß Wangelin's schriftlich in den Händen habe, daß Graf Vitzthum und der Dresdner Färber Arndt die Kunstgriffe der türkischen Färberei jetzt inne hätten und daß man demnach durch den Wegzug Wangelin's vor der Hand unmöglich etwas verlieren könne. Gleichzeitig schlug die Deputation vor, dem bei seiner „leichtsinnigen und unordentlichen Wirthschaft" verarmten und subsistenzlos gewordenen Wangelin, der übrigens sein Chemnitzer Unternehmen im Stich gelassen hatte und nach Zwönitz verzogen war, weder einen ferneren Vorschuß noch eine Pension zu gewähren und ihm auch, falls er seine Färberei nicht bis zu einer bestimmten Frist in Betrieb setze, sein Privilegium zu entziehen. Für Uhlmann, der mittlerweile auch vom Grafen Vitzthum wieder entlassen worden war und ein weiteres Monatsgehalt von 10 Thlr. beanspruchte, schlug die Deputation die Uebertragung eines geringen Dienstpostens am Hofstaat vor, wenn man ihn nicht wieder in einer Färberei unterbringen wolle. Zu den angeführten gegen Wangelin sprechenden Gründen kam nun noch, daß man an maßgebender Stelle der ganzen Türkischrothfärberei noch kein allzugroßes Gewicht beilegte, da wegen des herrschenden Klimas 30 Wochen lang im Jahre überhaupt nicht gefärbt werden und das hier erzeugte mit dem echt türkischen Garn zunächst im Preise noch nicht concurriren konnte. Als einzigen Vortheil erkannte man an, daß der Versuch vor Allem bei feineren Garnsorten zu verwenden sei, die man unter den echt türkischen Garnen nicht fand. Deshalb entschied denn das geheime Commerzienconsilium am 11. September 1770 dahin, daß dem Wangelin jede weitere Unterstützung zu entziehen, sein Privilegium zu nehmen, der Wegzug außer Landes zu gestatten, der Vorschuß von 2000 Thlrn. zu schenken und als letzte Abfindung semper pro semel ein Reisegeld von 100 Thlrn. zu gewähren sei. Das geschah auch, da aber gleichzeitig die Commerziendeputation die von Wangelin zurückgelassenen Färbereigeräthschaften mit Beschlag belegte, so wendete sich der Macedonier noch mit einem Immediatgesuch an den Kurfürsten und erlangte auch die Ueberlassung jener Färbekessel und Fässer. Nun gerieth er aber wieder mit dem Chemnitzer Rath in Streit, der jetzt noch ein weiteres Halbjahr Miethzins für seine Pfortenbleiche verlangte, da dieselbe nicht zur rechten Zeit geräumt worden war. Aber noch einmal schienen sich Wangelin's Aussichten bessern zu wollen. Bei den Versuchen mit den Vitzthum-Uhlmann'schen Garnen auf der Laubaner Bleiche hatten sich die Proben nicht bewährt. Dieser Gegensatz zu den Chemnitzer Bleicherfolgen erklärte sich daraus, daß die Chemnitzer baumwollenen Waaren, in denen man das Türkischroth verwendete, bei weitem weniger stark durch die Bleiche angegriffen werden durften, als das bei den Lausitzer Leinenwaaren stattfand. Da nun aber Wangelin's Garne trotz ihrer minder schönen Farbe alle Proben bestanden hatten, so trug man einen Augenblick Bedenken, den Macedonier so ohne Weiteres fallen zu lassen. Die Commerziendeputation verglich die schriftlich bei ihr niedergelegte Färbemanier Wangelin's mit dem Vitzthum'schen Verfahren und fand, daß beide im Ganzen übereinstimmten, Vitzthum-Uhlmann aber in Bezug auf die Quantität der zu verwendenden Ingredienzien ganz wesentlich abwichen, so daß sie meist das doppelte, bei einzelnen Materialien sogar das dreifache Quantum brauchten. Das machte „die Sache der Aufmerksamkeit werth". Die Deputation schickte zunächst Wangelin's Aufsatz zur genauen Untersuchung an den „geschickten Chymiker" Bergrath Dr. Börner in Meißen und beantragte, den Wangelin, der übrigens inzwischen auch Leute in Dresden gefunden haben wollte, die ihm ihre Unterstützung in Aussicht gestellt hätten, nicht außer Landes zu lassen, sondern ihn bis zur Entscheidung der Sache mit einem vorläufigen Monatszuschuß in Sachsen zurückzuhalten, den Uhlmann dagegen mit einem einstweiligen, „geringen Subsistenz-Quanto bis zu einer vorkommenden Versorgsgelegenheit zur Geduld zu verweisen". Das geschah denn auch und Wangelin er-

hielt einen monatlichen Zuschuß von 8 Thlrn. Zunächst suchte Wenzel Uhlmann diese günstige Wendung auszunutzen. Er kam mit einem Gesuche um 500 Thlr. Vorschuß ein, weil er beabsichtige, seines Schwagers Wangelin Färberei in Chemnitz fortzuführen, ward aber abschlägig beschieden, denn die Deputation war jetzt der Ansicht, wenn der Staat überhaupt noch eine größere Summe auf die Sache verwenden wolle, diese lieber dem Oschatzer Schönfärber Beyer zukommen zu lassen, und schlug deshalb eine letztmalige Abfindung von 50 Thlrn. für Uhlmann vor. Am 25. Januar 1772 ging aber auch der Bericht über die Dr. Börner'sche Untersuchung ein. Der Bergrath Börner, der nebenbei selbst bereits früher in Leipzig Versuche auf dem Gebiete der Türkischrothfärberei gemacht hatte, wies nach, daß das Wangelin'sche Verfahren mit einem in einer französischen Schrift von Hachat dargelegten übereinstimme, und daß bei der Menge der zu verwendenden Ingredienzien die nach dieser Methode gefärbten Garne niemals mit den importirten türkischen Garnen würden concurriren können. Gleichzeitig erbot sich aber Börner, eine leichtfaßliche Anleitung zur Färberei auszuarbeiten. Jetzt ließ man Wangelin und Uhlmann fallen; letzterer erhielt seine 50 Thlr., ersterem wurden die bereits früher bewilligten 100 Thlr. Reisegeld genehmigt, falls er sie nicht schon ausgezahlt erhalten hätte, und Börner ward beauftragt, neue, auf Baum- und anderer Wolle, Leinewand und Seide haltbare Farben zu erfinden. Ein nochmaliges Gesuch Wangelin's, in welchem er von Leipzig aus um eine Pension bat, ward zu den Acten gelegt.

Da man die Sache für zu wenig nutzbringend ansah und deshalb nicht gewillt war, allzugroße Opfer zu bringen, so verhielt sich die Regierung auch allen weiteren Versuchen und Anerbietungen gegenüber sehr zuwartend in der Angelegenheit. So erbot sich im Jahre 1774 ein Jurist, Heinrich Gottfried Thienemann, ein vormaliger Rath und Amtmann in gräflich Stolberg'schen Diensten, der durch Familienverhältnisse in den Besitz einer ungarischen Zeugwaarenhandlung nebst zugehöriger Färberei und Presse (Appretur) in Gera gelangt war, gegen einen Vorschuß von 11000 Thlrn. zur Anlegung einer Türkischrothfärberei nebst Appretur nach englischem Muster auf sächsischem Gebiete, ward aber abschlägig beschieden. Denn die bisherigen Erfahrungen mit der Türkischrothfärberei hatten eben vorsichtig gemacht, und in der Appretur wollener Zeuge, bei der es hauptsächlich auf die Preßspähne ankam, von welchen die Engländer ein so großes Geheimniß machten, hatten es Oehler in Crimmitschau und Ranft in Frankenberg, der nach englischer Art appretirte, schon weit gebracht. Und den geforderten hohen Credit konnte die kurfürstliche Prämiencasse überhaupt nicht zahlen, da sie damals gerade die Großenhainer Kattundruckereien zu unterstützen hatte. — Ein anderes Anerbieten, in Dresden eine Türkischrothfärberei zu errichten, welches ein Johann Heinrich Reinhard und ein angeblich in Augsburg aufhältlicher Kaufmann Gignoux von Wien aus durch den dortigen kursächsischen Bevollmächtigten, Graf v. Hoyen, machten, wies man gleichfalls zurück, nachdem man durch eingeholte Erkundigungen erfahren hatte, daß Reinhard eine anrüchige Person sei und bereits einmal wegen schwindelhafter Errichtung einer Wollfabrik in Gotha im Gefängniß gesessen habe. — Schließlich machte noch ein Dresdner Hoflieferant Moses Metz, ein Jude, im Jahre 1776 den Versuch, eine türkische Garnfärberei zu errichten, nachdem sich ihm ein Glaubensgenosse aus Schlesien, Meier Moses Friedländer, erboten hatte, die technische Leitung der Färberei zu übernehmen. Der Jude war bescheidner als die bisherigen Unternehmer, er bat nur für seinen Schlesier und dessen Bedienten um Befreiung von Zoll, Geleite, Personensteuer, Nahrungsgeld u. s. w. während eines zweimonatlichen Aufenthaltes in Dresden. Das gewährte die Regierung, nachmals sogar für einen dritten Monat, sonst aber wurde auch aus dieser Sache nichts; wenigstens erfährt man nichts weiter aus den betreffenden Acten. Die ganze Angelegenheit gerieth jetzt ins Stocken; erst späterhin gelang es der sächsischen Industrie, auch auf diesem Gebiete ersprießliche Fortschritte zu machen.

Wichtiger waren aber für die ganze sächsische Baumwollenindustrie die Bestrebungen jener Zeit auf technisch-maschinellem Gebiet. Das hier herrschende Uebergewicht Englands und auch Frankreichs mußte, das sah man allgemein ein, für die hiesige Manufactur vernichtend werden, wenn man eben auch hier nicht fortschritt. Und so machte man denn in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von Seiten der Regierung und der Industriellen die lebhaftesten Anstrengungen, namentlich das Rocken- und Radgespinnst der Baumwolle durch Maschinengespinnst zu ersetzen, und die in England und Frankreich benutzten Spinn- und andern Hilfsmaschinen nachzuahmen oder neue zu erfinden. Der ersten Verwendung von Spinnmaschinen und zwar durch einen Chemnitzer begegnen wir im Jahre 1782, wo der dortige Commerzienrath Lange [4]) zur bessern Förderung der von ihm bereiteten Wergwolle sich durch einen aus Paris gewonnenen Franzosen drei Spinnmaschinen hatte herrichten lassen, auf denen zu Ernstthal unter strengster Geheimhaltung gearbeitet wurde. Ein Mann konnte auf diesen Maschinen die Arbeit von 6 Spinnern verrichten. Natürlich wurden auch diese Maschinen noch mit der Hand oder durch Trittbrett in Bewegung gesetzt. Einen weiteren Versuch zur Einführung der Spinnmaschinen machte im Jahre 1784 der schon oft genannte Kaufmann Bugenhagen, indem er mit einem Franzosen de Bonafort in Verbindung trat.[5]) Da dieser aber zu hohe Forderungen stellte, obwol seine Maschine nur Garn bis zu ca. 62½ spann, und da der Franzose auch schon mit der Gothaischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft hatte, so ließ Bugenhagen seinen Plan wieder fallen. In demselben Jahre trat aber noch der Zimmermann Mathias Frey mit einer von ihm erbauten Spinnmaschine auf [6]), die in Chemnitz von einer aus dem Kaufmann Esche und 4 Mittweidaer Webern und Spinnern bestehenden Commission geprüft und, da sie, von 1 Person bedient, so viel an mittleren Garnsorten lieferte, als 2 Mann mit dem Rad fertig stellten, für brauchbar erfunden wurde. Frey erhielt als Belohnung eine Prämie von 400 Thlrn. Die Firma Gräser in Langensalza [7]) schaffte sogleich 3 solcher Maschinen an, und da sie nach einem Jahre deren Vortheile vor der Handspinnerei bestätigte, wurde dem Frey bis auf Weiteres eine Jahrespension von 200 Thlrn. ausgesetzt. Im darauf folgenden Jahre 1785 fertigte Frey weitere 8 Spinnmaschinen, von denen der Kaufmann Bugenhagen 4 erhielt. In derselben Zeit construirte der Chemnitzer Strumpfwirker Friedrich Wilhelm Lindner auch Wirkstühle nach englischem Muster. Da die Spinnmaschinen aber ein regelmäßiger vorbereitetes Wollmaterial erforderten, so verwendeten Bugenhagen und andere Fabrikanten seit 1787 auch eine vom Leineweber Johann Gottfried Pfaff in Zschopau erfundene Krempelmaschine[8]), die der Chemnitzer Leineweber Christian Wilhelm Forckel bereits wesentlich verbessert hatte, so daß sie auch für Schafwolle verwendbar war. Gleichzeitig hatte derselbe Forckel auch einen Webstuhl für leichte Herstellung leinener Damaste und anderer gezogenen Waaren erfunden. Währenddem kamen nun die Frey'schen Spinnmaschinen immer mehr in Aufnahme und wurden bald von Wirkstuhlbauern und Tischlern in Chemnitz um ein Bedeutendes wohlfeiler, als Frey lieferte, nachgeahmt. Und da man auf ihnen namentlich stärkere Garne herstellte, so wurden sie vor Allem von der Mittweidaer Kattunmanufactur verwendet, so daß dort im Jahre 1790 bereits 50 Stück solcher Spinnmaschinen im Gang waren. Zur Herstellung feinerer, tüchtiger und haltbarer Garnsorten aber, wie man sie in Chemnitz zu Mousselinen und anderen dünnen Webwaaren verarbeitete, waren die Frey'schen Maschinen durchaus nicht zu gebrauchen. Deshalb hatte der Chemnitzer Werkmeister Irmscher sich bemüht, die Frey'sche Spinnmaschine zu verbessern, und nunmehr nahm sich auch die Landescommerziendeputation der Sache eifrigst an, zumal sie mit einem in Dresden weilenden Chevalier Landriani in Verbindung getreten war, der sich bei ausgedehnten technischen Kenntnissen bereit gezeigt hatte, durch allerhand Vorschläge die Textilindustrie des Landes zu fördern [9]). Bereits in den ersten Tagen des Jahres 1790 hatte Landriani in Begleitung des damaligen Directors der Commerziendeputation, des Geheimrath v. Ferber, Chemnitz besucht und sich durch eingehende Beobachtungen von dem Stand der dortigen Baumwollindustrie genau unterrichtet. Nach Dresden zurückgekehrt, entwarf Landriani zunächst in einem Promemoria eine genaue Schilderung des augenblicklichen Standes der Sache in Chemnitz und fügte dem die bereits mündlich in Chemnitz gemachten Vorschläge zur weiteren Ausbildung des Chemnitzer Maschinenwesens auch schriftlich bei. Landriani, über dessen sonstige Lebensstellung in jener Zeit sich nichts auffinden läßt, zeigte sich, wie ihn auch die Chemnitzer Fabrikanten nach dem persönlichen Verkehr mit ihm beurtheilten, als einen einsichtsvollen, sachkundigen

---

[4]) H.-St.-A. Loc. 1416. Acta das von dem Commerzienrath Langen zu Chemnitz gesuchte Privilegium exclus. etc. betr. ao. 1781.

[5]) H.-St.-A. Hauptbericht der Landes-Oeconomie- 2c. und Commerziendeputation zum Jahre 1784.

[6]) a. a. O.

[7]) H.-St.-A. Hauptbericht der Commerziendeputation von 1785.

[8]) H.-St.-A. Hauptbericht d. C.-D. zu 1787.

[9]) Für das Folgende benützt H.-St.-A. Loc. 2420 Acta des Chev. Landriani, Vorschläge zur Vervollkommnung der Chemnitzer Baumwollen-Waaren-Manufactur 2c. ao. 1790 sq.

Gelehrten und Fachmann. Zunächst hatte er bei seinem Besuch in Chemnitz sein Augenmerk auf das Wollkrempeln gerichtet und gefunden, daß dies fast durchgängig noch mit der Hand geschah. Und auch die in vereinzelten Fällen verwendete Pfaff'sche, von Forckel verbesserte Krempelmaschine, bei welcher die Wolle noch mit der Hand auf die die Krempel führende Walze gehalten wurde, entsprach durchaus noch nicht den Anforderungen der Zeit und den englischen Krempelmaschinen, welche durch Wasserkraft oder „Feuerpumpen" in Bewegung gesetzt wurden und daher die durch Menschenhand oder Pferdekraft nicht zu erzielende Gleichmäßigkeit der Bewegung besaßen. Sodann faßte Landriani vor allen Dingen die Chemnitzer Spinnerei und die dabei verwendete Frey'sche, von Irmscher verbesserte Spinnmaschine ins Auge. Da ergab sich denn, daß diese Maschinen wol den englischen Jennys verwandt seien, aber einer weit älteren, als der damals schon in England verwendeten Art, und mehr mit den zur Zeit noch in der Normandie gebräuchlichen übereinstimmten. Darnach war an diesen Chemnitzer Spinnmaschinen der Gang des Steges oder Wagens noch sehr unregelmäßig, weil er lediglich von der Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der den Steg fortschiebenden Person abhing, so daß beim Ausziehen der Faden öfter riß. Ferner enthielten diese Chemnitzer Jennys noch keine Vorrichtung zur Herstellung des so wichtigen Vorgespinnstes, der sogenannten Schläuche oder Lunten. Und schließlich zeigte auch die Einrichtung der Spulen an den Chemnitzer Spinnmaschinen noch ganz wesentliche Mängel. Jede der Spulen erhielt da noch ihre Bewegung durch eine Schnur ohne Ende, welche über einen großen, in horizontaler Richtung umlaufenden Cylinder gespannt war. Dadurch war aber ein durchgängig gleichmäßiger Umtrieb sämmtlicher Spulen unmöglich, und die schneller umlaufenden Spulen gaben einen fester gedrehten Faden als die langsamer umlaufenden. Infolge dieser Mängel jedenfalls wurden denn auch diese Spinnmaschinen in Chemnitz noch gar nicht allgemein verwendet, sondern man verharrte zumeist noch bei der alten, wenig wirthschaftlichen, einen ungleichen, schwachen, mangelhaft gedrehten und groben Faden ergebenden Handspinnerei. Alle diese Mängel hatte der Chevalier Landriani den Chemnitzer Fabrikanten, und nachmals auch der Commerziendeputation erläutert und hatte auf die Vorzüge der in England zur Zeit verwendeten einfachen Jennys, der zusammengesetzten oder Mule-Jennys und der Cotton Mills aufmerksam gemacht. Von diesen drei in England benutzten Arten von Spinnmaschinen eignete sich die letztgenannte, die Cotton Mills, obwol sie große Mengen guten Gespinnstes mit geringen Kosten lieferte, nach Landriani's Ansicht für Chemnitz am wenigsten. Sie beanspruchte zu viel Raum, war sehr theuer und complicirt und setzte daher die größte Geschicklichkeit des Arbeiters voraus. Dagegen hielt der Chevalier die englischen Mule Jennys zum Chemnitzer Betrieb für geeignet. Bei ihnen wurde der Faden nicht nur durch den Zug und Fortgang des Wagens gestreckt, sondern auch durch eine Zusammenstellung von Cylindern gleichförmig verlängert und breitgedrückt, denn der Steg wurde durch eine eiserne Kette, deren Glieder in die Zähne eines Rades griffen, fortgeschoben. Die Spulen aber mit dem gleichfalls auf jenen Jennys erzeugten Vorgespinnste waren nicht in runde Löcher eingezwängt, sondern liefen in ovalen Löchern, welche in eiserne, an Stahlfedern befestigte Bleche eingelassen waren. Dazu wurden die Spulen durch einen einzigen Gurt, welcher durch Reibung mit einer unter den Spulen angebrachten Rolle bewegt wurde, in Drehung versetzt. Mit solchen Jennys fertigte man in England Mousseline, welche den ostindischen an Feinheit nichts nachgaben. Was aber nun die Hauptsache von jenem Besuch Landriani's in Chemnitz war, Irmscher'n und Forckel'n wurde unmittelbar darnach befohlen, mit einer der von Irmscher gebauten Spinnmaschinen nach Dresden zu kommen, woselbst ihnen Landriani specielle Unterweisungen nebst einer genauen Zeichnung zu Verbesserungen gab, die Irmscher an seiner Spinnmaschine vornehmen konnte. Forckel'n konnte Landriani nur über die ungefähre Hauptidee der englischen Krempelmaschinen unterrichten und ihm dieselben nur skizziren, da eine ganze Zeichnung solch einer Maschine in England selbst sehr schwer zu erlangen gewesen sei. Beide Arbeiter waren dann, so ausgerüstet, nach Chemnitz zurückgekehrt, nachdem sie von der Commerziendeputation beauftragt worden waren, in der Verbesserung ihrer Maschinen so lange fortzufahren, bis die Leistungsfähigkeit den englischen Jennys und Krempelmaschinen möglichst gleichkomme. Commissionsrath und Amtmann Dürisch in Chemnitz sollte die Arbeiten der beiden Männer beaufsichtigen. Und bald konnte er Günstiges nach Dresden berichten. Die von Irmscher verbesserte Spinnmaschine spann die Baumwolle viel feiner, gleicher und in größeren Quantitäten, als die bisherige Construction. Allerdings war namentlich die Gleichheit des Fadens noch nicht vollkommen, auch riß derselbe noch zu oft, weil weder die zur Fortbewegung des Wagens dienende eiserne Kette, noch die messingnen Cylinder und Getriebe auf dem Stege mit der erforderlichen Genauigkeit gearbeitet waren. Das lag aber nicht an Irmscher, sondern an dem in Chemnitz damals noch herrschenden Mangel an geschickten Eisen- und Messingarbeitern. Ganz Vorzügliches leistete dagegen bereits die von Forckel sehr einfach construirte, von einer Person leicht zu bedienende Krempelmaschine, auf welcher auch mittels der auf einer 2. Walze angebrachten Trichter und Cylinder ein gleichmäßiges, einen seidenartigen Glanz aufweisendes Vorgespinnst erzeugt wurde. Auf Dürisch's Meldung wurden nun die Chemnitzer Maschinen nach Dresden geschickt, zu deren Bedienung den Erbauern noch eine „Fileuse" und der Webermeister Martenstich mitgegeben wurden. Die Commerziendeputation führte die Maschinen dem Kurfürsten vor. Letzterer hatte zur besseren Beurtheilung derselben den Kaufmann und Manufacturverleger Höfer aus Plauen herbeigezogen, und dieser äußerte sich namentlich höchst anerkennend über die Forckel'sche Krempelmaschine, durch welche, wie er versicherte, eine ordinäre macedonische Baumwolle überraschender Weise einer fast noch einmal so theueren, mittleren Domingowolle ähnlich werde. Der Preis stellte sich für die Spinnmaschine auf 157 Thlr. 23 Gr. 6 Pf., der der Krempelmaschine auf 115 Thlr. 10 Gr. Zur Belohnung wies man jetzt Irmscher'n eine Jahrespension von 80, Forckel'n von 150 Thlrn. an, gestattete ersteren, auf Kosten der Regierung einen Uhrmacher zur Herstellung der Ketten, Cylinder und Getriebe in Arbeit zu nehmen, und gab Forckel'n außerdem noch 25 Thlr. zur Anschaffung einer Drehbank.

(Schluß folgt.)

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

IV.

Schnorr an Friederike Oeser.

Magdeburg, den 23. Jun. 1789.

Verehrungswürdige Freundin!

Von meinem Vergnügen will ich schweigen, da ich voraussetze, daß mein Freudengeschrey nach Leipzig zu durch die Luft zu Ihnen auf's Schloßdach gefallen, und Sie also gleich gewußt, wenn ich hier eingetroffen und auf dessen Gröse schließen konnten. Nehmen Sie sich bey meiner Ankunft in Acht, daß ich Sie nicht erdrücke. — Ich springe Decken hoch, wenn ich mich im Geiste mit Ihnen und Ihrer lieben Schwester p. wieder das Dölitzer Gefülde durchwandern sehe; in Ihrem Garten, dem lieben Garten auf Ihrem Befehl Kirschen, Erdbeeren p. pflücken kann p. Gott! dies alles glaubte ich nicht wieder zu sehen; fürchtete auf immer entfernt von meinem Vaterlande und was noch noch mehr, entfernt von Ihnen und den Meinigen mein Leben beschließen zu müssen. Und so bald, so bald sind meine Wünsche erfüllt worden. Ich kann Gott nicht genug danken! — Liebes bestes Fritzchen, Wenn Sie manchmahl des Abends in Döliz in Ihrem lieben Gärtchen seyn sollten oder manchmal Ihre Augen zum Himmel emporrichten; so denken Sie an — mich und sehen in grosen Bär hinein, wohin ich ebenfalls öfte sehen werde, damit wir doch manchmal nach einen Punkt sehen. — Lachen sie immer über mich. Genug, ich freue mich wenn ich manchmal mit Ihnen einen Gesichtspunkt habe. — Sobald mir's möglich ist, so werd' ich nach Leipzig eilen; denn ich kann es kaum erwarten, das grose Vergnügen unsers Wiedersehens. Ich thue Wunder, wie viele Jahrhunderte ich weggewesen wäre; aber kurz u. gut, es ist mir einmal so, da ich zweifelte Sie jemals wiederzusehen. — Ich war kaum in Königsberg 3 Wochen, so zeichnete ich, indem mir die grose Liebe zu Ihrem lieben Vater die Hand führte, Sein Bildniß, u. ich glaube es beynahe ganz getroffen zu haben, so lebhaft war es in meiner Seele eingedrückt. Die Freude über dies gelungene Unternehmen war unbeschreiblich da ich Ihn im Bilde alle Tage sehen konnte. Sie sollen es zu sehen bekommen! — Da mich jezt noch in Ansehung meiner ersten Geschäfte die Zeit

ein wenig preßt, so werden Sie mir verzeihen, daß ich so hergeplappert habe, wie der Schnabel stund

Ihres
immerwahren u. ich
weiß nicht was alles — —
Schnorr.

Am Rande: Ich finde bey Durchlesung meiner Briefe — daß sie dereinst zu mir sagen werden lange geborgt, ist auch nicht geschenkt — Sinnor! da hat er was aufs Maul!!! ein andermal schreib er in aller Rücksicht beßer! Meinetwegen, wenn es nun einmal aufgeladen ist.

Magdeburg d. 3. Novbr. 1789.

Verehrungswürdigste Freundin!

Noch nie hab' ich gegen Sie geklagt — aber ich wollt' auch nicht eher klagen, bis ich Sie, Theuerste Einzige Freundin, und mich durch etwas auch erfreuen könnte. Zuerst also von meiner — — nichts weniger als erheiternden Lage; damit der leztere Innhalt Sie alles erstere, so weit ich's wünsche, wieder vergeßen mache. —

Ich hab also Vormittags um 8 Uhr Stunde in der Schule und von 9. bis 12. Privat-Stunde außerhalb dieser; von 1. bis 5. nacheinander wieder in der Schule — wo mein Geschäfte ist, tägl. 250 Stück Federn zu schneiden, einen elenden Buchstaben — den ich schon in meinem 12. Jahre beßer machte — zu verweisen und zu korrigiren, und mit einer Schulmeisterlichen Miene und Ton meine Unterthanen in Schulmäsiger Ordnung zu erhalten, jeden kleinen wider die Schulgesetze laufenden Fehler in meine Schreibetafel notirn, damit sogl. die Schulgerechtigkeit ihr Schwert zücke. Komme ich nach Hauße so find' ich meine verdrüßliche, hypochondrische Schwiegermutter, die jede Kleinigkeit mit krankem Auge betrachtet — der bald die Weste, bald der Schuh, bald diese Schnalle, bald jener Strumpf bald der Rock bald jener Huth — und so in weiblichen Sachen nicht recht ist, u. so vieler verdrüßlichen Stunden Urheberin wird, und das Kritteln und ängstliche kranke Betrachten und Abwechßeln bald dieses bald jenes Raths nicht aufhört. Nicht genug; sondern nun wird auch meine sonst gewis heitere und nichts weniger als zur Traurigkeit geneigte Frau dadurch niedergeschlagen — bey so gestellten Dingen sizz' ich nun die übrigen Paar Stunden zu Hauße mit Ohren die hören, mit Augen die sehen, und mit einem Herzen das empfindet — denn meine Frau ist noch sehr froh, wenn ich gegenwärtig seyn kann, und bittet mich sehr darum — weil doch alsdann ihre Lage ein bischen erträglicher wird. Ich könnte nun öfters recht gut diesem Dinge einigermaßen abhelfen, wenn ich nur einen Menschen kennte, geschweige einen Freund — zu dem wir öfters gehen könnten — aber da ist niemand — unglaublich — ich kenne nur Personen, mit denen ich keinen Umgang theils haben kann, theils haben möchte. — Alles ist übrigens vestungsmäßig, man darf nicht einmal hingehen wohin man will alles, alles erinnert einen an große Eingeschränktheit alles läßt einem fühlen, wie tagelöhnermäßig man behandelt werde. Traurig! Freundin! Trauriger für den, der sonst so willig, so gerne alles zu erfüllen sich aus gutem Herzen bestrebt — dem nun dabey alle Nahrung beinahe für seinen Geist abgeschnitten oder doch sehr karglich zugemessen ist — zumal bey dem Gedanken, bey dem Bewußtseyn anderswo alles dies so reichlich genießen zu können — bey dem Gefühl der so em — Alle Posttage beynahe kommt noch dazu ein erschreklicher Brief von meiner Frauen Bruder. Es ist schrecklich!! pfindlichen Entbehrung Ihrer und Ihrer Verehrungswürdigsten Familie Freundschaft. Verzeihen Sie freundig! schon so lang ist der Innhalt meiner Klagen! — Das beste oder schlimmste hätt' ich bald vergessen — alle Abende muß ich in etl. 20 Büchern 4—5 Seiten in jedem, vorschreiben, anstatt diese Zeit mit Unterhaltung oder mit einem guten Buch zu bringen zu können. Nun denken Sie einmal — zumal ich jezt vorzüglich wünsche, recht viel in meinen Kopf und Finger zu schaffen! — — Ich bin bis jezt (so wie die meisten meiner H. Kollegen) durch die Herren Kuratoren der Magd. Hdlgsschule noch mit keinem Menschen bekannt, oder an jemand empfohlen worden. (War ich nicht mit dem einzigen Manne, dem Kriminalrath Niethack bekannt — zu dem ich alle Tage ein Mahl gehe — so lief ich auf u. davon.) Dieser Tage ereignete sich doch ein angenehmer Umstand. Es schickte der neue Gouverneuren einen gewissen Hauptmann Lukatu zu mir und lies sich erkundigen, ob ich in ihrem Hauße Lection ertheilen wolle! Daß ich ja sagte, können Sie glauben — dann unser nunmehriger Gouverneur v. Kalkstein ist so wie seine Gemahlin dem völlig übereinstimmenden Urtheile Aller zufolge einer der bravsten Kavalliere — den andern Tag kam der Hauptmann — ein außerordentlich komplisanter Mann — wieder u. bestimmte die Stunde, und ich hab' nun bereits auch angefangen. Die Generalin selbst ist Zeichnerin, Musikalisch und Kennerin einiger Sprachen u. außerordentliche Liebhaberin der schönen Wissenschaften, überhaupt. Sie empfing mich mit vieler Artigkeit, zeigte mir einige Köpfe mit schwarzer Kreide gezeichnet, denen ich's sogl. ansahe, daß die Originalia von Raphael sind, welches Ew. Excellenz sehr wunderte. Ich unterrichte nun daselbst eine gewisse sehr nahe Anverwandte — denn eigne Kinder haben sie nicht — eine Fräulein v. Bork von 20 Jahren, welche schon etwas zeichnen gelernt. — Ich hab' nun ein Bild in Oehl — mein erster Versuch — eine eigne Invention außen Oberon unter Händen, ist es fertig, so schicke ichs dem Papa zur Korrektur — doch ich komme zu Weyhnachten selbst wieder nach Leipzig, wo ich das Urtheil mündlich empfangen werde; Es gerathe nun wie es wolle; ich las deshalb den Muth nicht sinken. Man thut, was man kann. Das was fertig ist, hat mir doch schon vielen Beyfall erworben. Lachen Sie nur — es ist auch lächerlich. — Ich bin ein Paar Tage krank gewesen und bin noch nicht ganz wieder gesund — ein Beweis kann Ihnen, liebe Freundin, dieser Brief abgeben, geschrieben zu Anfang der Nacht zwischen 10 und 12 wo ich ganz einsam bey dem schwachen Schimmer der Lampe und des Mondes sitze. Sie werden Mühe haben ihn zu lesen, aber ich kann mir nicht helfen. — Der Abt T. ist wirklich Ihnen schon erwähnter Ursachen wegen abgesetzt, allein man glaubt, er werde die Stelle wieder einnehmen, da der Herzog von Braunschweig beym König für ihn bitten will. Er mag nun freylich dumme Streiche gemacht haben. Sie taugt auch nichts, weniger, als er. Schade um seine Kenntniße. — Ich muß nun zum Schluß eilen. Einen Plan, welchen ich mir in Rücksicht meiner Lage gemacht, werde ich Ihnen in einem 2ten Brief schreiben, eher schreiben Sie also nicht an mich; doch Ihre Geschäfte verbitten eine geschwinde Antwort ohnehin. Ich hab freylich sehr viel geschrieben, aber immer nicht, was ich wollte. Indeß, Freundin empfehlen Sie mich Ihrem mir so theuern Vater u. Mutter u. Geißers u. der Fr. Doct. Börner 10000 mahl. Ich bin immer und ewig

Ihr wahrer
Freund Schnorr.

Hier schicke ich Ihrem lieben Vater die versprochenen sogenannten grauen Erbsen.

Meine Frau läßt sich allen auf's wärmste empfehlen.

Magdeburg, den 4. Jan. 1790.

Verehrungswürdigste Freundin!

Schon wieder ein Jahr dahin, und mit diesem zugleich ein Jahr meines Lebens! Wunderbar war in den beyden lezten Jahren mein Schicksal — das meinige nicht allein, sondern eben so vieler meiner Mitbrüder. Wer weis, wie noch wunderbarer dessen Eigensinn für mich und andere in der Zukunft seyn wird. Es sey immer: bisher konnt' ich im Ganzen genommen, nicht mich beschweren: — Gewiß Theuerste Freundin sind Ihnen die Feyertage ruhig vergangen: für mich und meine Frau waren sie wenigstens hinlänglich vergnügt. Bey diesem Wechßel der Jahre ist mein einziger u. größter Wunsch der, daß Gott Ihnen allerseits, besonders meinem nunmehro 73jährigem zweyten Vater Oeser noch lange Gesundheit schenke. Der Verlust Ihres theuern Vaters wird mir dereinst tiefer in's Herz bringen als der Todt meines Vaters — halten Sie es nicht für Uebertreibung. Hier am meisten — obgleich schon genug in Königsberg — fühl' ich, wie unentbehrlich mir Ihr lieber Vater ist, wie oft ich seinen Rath vermissen muß. Der Kriminalrath Niethak ist zwar mein wärmster Freund, mein eifrigster Vertheidiger, ein Mann, der sehr viele Kenntnisse besitzt und eine wichtige Rolle spielt — aber er ist mir nicht den 8ten Theil das, was mir Ihr Vater ist. Ich besinne mich, daß ich mich in diesem Ton schon oft wiederhohlt habe — aber mein Herz ist einmal zu voll davon. Nun liebste Freundin, [in] 4 Wochen will ich meine Stelle in aller Gelassenheit aussagen. Dann bleib ich noch 4 Monathe in derselben, werde also nach Pfingsten Magdeburg verlassen. Ich bitte Sie daher, schreiben Sie mir nun so bald es Ihnen mögl. ist. Ich fühle zu sehr, wie nöthig es ist, nach Vollkommenheit zu streben, und die schöne Gelegenheit, unter der Aufsicht und Anführung Ihres mir so würdigen Vaters etwas zu lernen und überhaupt in Leipzig mehr zu studiren, nicht vorbey zu lassen. Mein Herz ist jezt so voll, so voll, daß der Raum von 10 Bogen nicht hinreicht, Ihnen alles zu sagen. Ich weis daher öfters nicht, was ich schreiben soll. Ich verspare alles bis auf Wiedersehen.

In der Hoffnung von Ihnen balde einen Brief zu sehen bin ich

Ihr
ewig wahrer Freund
Schnorr.

Verzeihen Sie, daß ich durch Bestellung des beyliegenden Briefes auf die Post inkommodire.

Empfehlen Sie mich Ihrem theuersten Vater u. Mutter u. Geißers 1000 mal.

Es scheint, als wenn man mich nunmehr genauer kennen lernte, u. auch mehr achtete, wenigstens ist der geistl. Kurator — mit welchem ich immer unzufrieden war, so höflich, so komplisant als ich's nicht verlangen kann.

Damit es mir auch an Bewegung nicht fehle, so beschäftige ich mich mit dem Bau eines französischen Sophas.

Die Witterung ist hier sehr traurig.

Mademoiselle
Mademoiselle Oeser
franco. Leipzig.
im Schlosse abzugeben.

Magdeburg, am 28. Feb. 1790.

Verehrungswürdigste Freundin.

Nun haben Sie doch eine Zeitlang Ruhe vor mir gehabt; wundern muß es Sie allerdings. — Daß mir der Verlust meiner alten verehrungswürdigsten Freundin u. Wohlthäterin sehr schmerzhaft ist, können Sie leicht sich vorstellen. Ich verehre noch Ihre Asche: denn Sie war von so vielen Ihres Geschlechtes eine Ausnahme. Ich habe den Weisischen Kindern ein Andenken gemacht: hier sehen Sie es selbst, ob ich deßen mich nicht schämen darf. Laßen Sie den Papa auch urtheilen. Meine Gedanken sind diese: Es steht in einer Felsenlücke eine Vase, woran in der Mitte der Todt als Jüngling mit umgestürzter Fackel und den Blick nach dem über ihn schwebenden Schmetterling und zugleich gen Himmel wendet. Zur linken Seite steht Nemesis, u. zur rechten die Göttin des Frühlings und der Hofnung mit einer Lotusblume in der rechten Hand. Diese Stelle besucht die Familie; sie findet eben noch einen Wanderer, der knieend betet. Ein schon alter Mann erinnert sich an seine Näherung dem Grabe, u. macht vielleicht die Bemerkung, daß man keinen Tag ganz sicher vor dem Todte sey, worüber seine Gattin weint, die beyden andern rühmen Ihren Lebenswandel und segnen und opfern noch Ihrer Asche. Das eine Kind setzt einen Rosenstock pp. u. viele andere Gedanken die ich bey den und jenem Gegenstand gehabt. Nun sagen Sie ganz aufrichtig, ob es erträglich gemacht und gedacht? Sie werden nun die Gütigkeit haben es zu Weisens zu schicken, wenn es mir wenigstens keine Schande macht. So hab hier noch so manche Idee — des Abends bey einer guten Lampe, als die bequemste Zeit — entworfen, die ich dem Papa alle mitbringen werde, damit er mir die Fehler und das etwanige Gute zeigen kann.

. . . .

Itzt nur noch den so innigen Wunsch, Gott erhalte Sie allerseits noch recht lange gesund, von Ihrem

ewig dankbaren
Schnorr.

Die Verstorbene, deren Andenken Schnorr durch seine Zeichnung zu ehren wünschte, war ohne Zweifel die Schwiegermutter Christian Felix Weiße's, die Wittwe des berühmten Arztes und Wundarztes Hofrath Dr. Platner. Aus des Dichters Selbstbiographie, herausgegeben von dessen Sohn Chr. Ernst Weiße und dessen Schwiegersohn Samuel Gottlob Frisch, Leipzig 1806, S. 215, erfahren wir, daß sie im J. 1790 im 86. Jahre ihres Alters starb; „bey wenigen," ist daselbst beigefügt, „wird in diesem Alter ihr Einfluß auf Kinder und Enkel so schmerzlich vermißt werden." Der vor der Urne knieende Wanderer ist natürlich Schnorr selbst, der „schon alte Mann", welcher sich mit seiner Gattin nähert, Weiße, welcher damals im fünfundsechzigsten Lebensjahre stand, während seine Lebensgefährtin etwa 47 Jahre alt sein mochte.

Magdeburg am 21. April 1790.

Verehrungswürdigste Freundin!

Wie siehts aus? Ja! oder Nein? — ich zittere vor einer Antwort: Ich hoffe: und welcher Mensch hofft nicht, so lange ihn dieses tröstet. Ich hab diesen Vorschlag hin und her überlegt, und finde — freylich nur ich — nichts nachtheiliges; im Gegentheil für mich wäre dieses eine Quelle, woher ich ein Vierteljahr mir und meiner Familie Unterhalt verschaffte, doch sey es wie es wolle. Sagt der Papa Nein! so hat er gewiß die gegründetsten Bedenklichkeiten. Denn sonst machte Er sich das größte Vergnügen daraus, mich auf diese Art glücklich zu machen. Liebe Freundin, nur 4 Zeilen, wenn es Ihnen mögl. ist, und Sie haben alles gethan, was ich verlangte. Gewiß, Verehrungswürdigste Freundin, ist in den Händen der würdigen Oeserischen Familie mein Glück beynahe ganz. Und gewiß muß Ihnen der Gedanke, einer Familie so vieles Glück verschafft zu haben — und ich bin nicht der einzige — viele Freude machen. Und wer ist nun wohl der glücklichste Theil? Der glücklich macht, oder der es gemacht worden? — Wie sehr beruhigt mich das Bewußtseyn, daß ich so vielen Armen, so gut ich konnte half. — Doch ich will Sie nicht unaufhörlich mit Briefen plagen. In 5 Wochen will ich von hier abgehen. Ich hoffe, es soll alles gutgehen; wenigstens ist mein Vorsatz rechtschaffen u. überaus vortheilhaft in Ansehung der Zukunft. Leben Sie wohl Verehrungswürdigste Freundin

Ihr
gehorsamster Diener
u. getreuer Freund
Schnorr.

Viele Complimente von meiner Frau.

Hier siehts überall kriegerisch aus; bey jedem Schmidt stehet großes Geschütz, jeder Sattler muß Geschirr u. so alle Handwerker Kriegsgeräthe bey Execution verfertigen. Kurz wo man hin sieht, sieht's fürchterlich aus. Die armen Officiers Weiber weinen recht sehr. Die hiesigen Truppen müßen nach Schleßien marschiren.

Theologische Literatur.

☐ **Christi Person und Werke.** Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus. Von D. G. **Thomasius**. Dritte Auflage, nach des Verfassers Tode bearbeitet von Pfarrer und Inspector Lic. F. J. **Winter**. Erster Band. Erlangen, A. Deichert. — Ein ehrwürdiges Werk, das bis zu einem gewissen Grade epochemachend in die lutherische Dogmatik der neueren Zeit eingegriffen und das jedenfalls eine der bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete ist, liegt hier in neuer Gestalt vor. Bei dem großen Umfang, den das Werk, das ursprünglich in vier Bänden erschienen ist, infolge der reichen dogmengeschichtlichen Ausführungen hatte, die in demselben mit aufgenommen worden waren, erschien es wünschenswerth dasselbe zu verkürzen und namentlich die Verkürzungen an den gedachten Partien vorzunehmen. Dies erschien um so unbedenklicher, als die inzwischen erschienene Dogmengeschichte des seligen Thomasius die erwünschteste Ergänzung bietet. Andererseits bedurften andere Partien der Ergänzung, namentlich die biblische Begründung, die vom Verf. in sehr beschränktem Umfange gegeben war, und bei der nicht unbedeutenden Productivität der jüngsten Zeit gerade auf dem Gebiete der Dogmatik mußte auch der hervorragenderen literarischen Erscheinungen, die hier einschlagen, aus den letzten Jahrzehnten gedacht und mußten die Hauptrichtungen charakterisirt werden, nach welchen die dogmatische Entwickelung in dieser Zeit sich entfaltet hat. Mit großer Pietät hat der rühmlichst bekannte Verf., der bereits verschiedene beachtenswerthe theologische Arbeiten herausgegeben hat, die Herstellung des Werkes in diesem Sinne übernommen und theils die nöthigen, durch eckige Klammern bezeichneten Ergänzungen hinzugefügt, theils die Kürzungen vorgenommen, Beides mit sorgfältiger und vertrauter Hand, ohne Verletzung der Arbeit, ganz im Geiste und Sinne des ehrwürdigen Verf. und mit genauer Kenntniß des gegenwärtigen Standes der theologischen Forschung. Möchte das Werk, das in **zwei** Bänden, statt ursprünglich in vier, abgeschlossen sein soll, in nicht ferner Zeit vollendet werden, auch in dieser neuen Gestalt reichen Segen stiften und zur Förderung der theologischen Erkenntniß im Geiste weitherziger und milder Positivität, wie sie Thomasius eigen war, beitragen!

☐ **Ein schöner Sonnenuntergang.** Frei aus dem Englischen übertragen von L. W. Gotha, F. A. Perthes. 1,60 ℳ — Eine tief ergreifende Erzählung liegt hier vor. Ein reichbegabter Jüngling in Glasgow, in voller Jugendkraft und Jugendlust hoffnungsvoll sich entwickelnd, wird infolge eines unglücklichen Falles bedenklich krank und die Krankheit führt ihn einem frühen, von dem Arzt als unvermeidlich erkannten Ende entgegen. Der edel angelegte, in frommem Elternhause unter tiefen Eindrücken christlicher Sitte und zugleich eines reichen Geisteslebens aufgewachsene Jüngling entfaltet in diesem Leiden eine große Innigkeit und Tiefe

inneren Glaubenslebens, das um so erbaulicher wirkt, als es eine durchaus gesunde Blüthe ist und nichts Krankhaftes und Ueberschwängliches an sich trägt. Der Sonnenuntergang eines jugendlichen, früh dahinschwindenden, in edelster Jugendgluth vor seinem Scheiden aufleuchtenden Lebens wird zum verheißungsvollen Sonnenaufgang eines früh für die Ewigkeit gereiften Lebens, auf dem ein Glanz himmlischer Verklärung ruht. Die Erzählung beruht auf den Mittheilungen der Mutter des Jünglings, einer wahrhaft edlen christlichen Frau, die sich über die Krankheit ihres Sohnes Niederschriften gemacht und in schlichter Einfachheit darin niedergelegt hat, was ihr Mutterherz empfunden. Diese Mittheilungen, an eine ferne Schwester gerichtet, waren zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sind aber dann auf Wunsch von Freunden der Familie dem Druck übergeben worden. Die Schrift, die mit ihrer unmittelbaren Lebenswahrheit etwas ungemein Bewegliches und Tieferbauliches hat, verdient die weiteste Verbreitung.

□ Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Verfasser: „von Mara nach Elim". Gotha, F. A. Perthes. 3 ℳ. — Die Leidensgeschichte Christi ist mit der stillen Größe und heiligen Erhabenheit des leidenden Erlösers, mit der Welt von Contrasten, die sich in ihr vereinigen, und mit der Fülle und Tiefe der christlichen Empfindungen, die sich an sie anknüpfen, ein unerschöpflicher Gegenstand für die heilige Dichtung. Der Verf. hat denselben mit großer Liebe ergriffen und sich mit tiefem, andächtigem Sinnen in denselben versenkt. Die Motive, die er der Passion Christi mit tiefer und wahrer Empfindung und mit feinem Verständniß entnommen, hat der Verf. in sehr ansprechender und gewandter Form ausgestaltet. Die Dichtungen sind von wirklichem poetischem Werth und können nur angelegentlich empfohlen werden.

□ Evangelische Handagende. Herausgegeben von Dr. theol. G. Chr. Dieffenbach, ev.-luth. Oberpfarrer zu Schlitz. Erster und zweiter Band. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, G. Schloeßmann. — Die Dieffenbach'sche Agende zählt zu den besten neueren Agenden und hat sich in weiten kirchlichen Kreisen eingebürgert. Der Umstand, daß sie in dritter Auflage erscheint, spricht ebenfalls für ihre Tüchtigkeit. Sie berücksichtigt auch solche Bedürfnisse, die in den alten Agenden nicht befriedigt sind, weil sie erst in neuerer Zeit hervorgetreten sind, giebt z. B. Anleitungen zur Feier des Christabends und des Sylvesterabends, der Fastengottesdienste, der Missionsfeste, eines Abendmahlsgottesdienstes am Gründonnerstagabend u. s. w. Der Verf. hat mit vollem Rechte sich nicht auf den bloßen Wiederabdruck alter Formulare beschränken zu müssen geglaubt, sondern zugleich eine Fortbildung und ein neues Schaffen auf dem alten Grunde angestrebt. Die neue, dritte Auflage ist vielfach bereichert worden, wenn auch ihr Grundbestand derselbe geblieben ist. Den Responsorien sind sorgfältig ausgewählte kirchliche Melodien beigegeben, die altkirchlichen Introiden sind aufgenommen, die Gebete vermehrt und eine Anzahl Kanzelvota beigefügt worden. Die Ausstattung dieser trefflichen, nach kirchlichen Grundsätzen gearbeiteten, durch große Reichhaltigkeit sich auszeichnenden, übersichtlich geordneten Agende ist eine sehr würdige und dem Gegenstand entsprechende.

□ Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge. In Verbindung mit mehreren Geistlichen herausgegeben von den Pfarrern Lic. Leonhardi und Lic. Zimmermann. Jahrgang 1886. Preis 9 ℳ 60 ₰. Leipzig, B. G. Teubner. — Diese homiletische Zeitschrift hat sich längst nicht blos in Sachsen, sondern in der lutherischen Kirche Deutschlands überhaupt eingebürgert. Sie zählt zu den besten Repräsentantinnen dieses Zweiges der theologischen Literatur. Auch im vorliegenden Jahrgang, dem 28. der Zeitschrift, die früher unter dem Namen: „Gesetz und Zeugniß" erschien, hat sie sich bewährt als ein Sammel- und Mittelpunkt tüchtiger, gläubiger Predigt und Pastoraltheologie. Viele der gelieferten Predigten und Casualreden sind vorzügliche Zeugnisse für die Geistes- und Lebenskraft, die der evangelischen Predigt der Gegenwart in allen ihren lebendigen Vertretern innewohnt. Dazu kommen treffliche Artikel über Homiletik und Seelsorge und sorgfältige eingehende Recensionen. Von sächsischen Theologen haben Beiträge geliefert: Oberhofprediger D. Kohlschütter, Prof. D. Luthardt, Hofprediger D. Rüling, Superint. D. Pank, Superint. D. Meier, Schulrath Grüllich, Pastor Dr. Kleinpaul (Brockwitz), P. prim. Leßmüller, P. Kummer (Wiederau), P. Planitz, Diac. Bendixen, P. Lehmann (Strauch). Im Uebrigen ist das ganze lutherische Deutschland vertreten, namentlich Nord- und Mitteldeutschland. Kögel, Quandt, Dieffenbach, Engelhardt, Beck-Kissingen zieren die Zeitschrift mit trefflichen, zum Theil ausgezeichneten Beiträgen.

□ Evangelisches Hirtenbuch. Herausgegeben von Christian Müller, ev.-luth. Pfarrer zu Fürstenau. Erster Band. Gotha, G. Schloeßmann. — Eine Pastoraltheologie von streng kirchlichem Standpunkt, aus gründlicher und tiefer Schrift- und Seelenkenntniß und reicher Amtserfahrung heraus, mit engem Anschluß an die bewährte Tradition der Kirche geschrieben, ein Buch, das zu ernster Auffassung des geistlichen Amtes und zu gewissenhafter Führung desselben eine gesegnete Anregung und Anleitung geben kann. Der vorliegende erste Band behandelt „Das Hirtenamt und die Seelenpflege nach Wesen und Ziel".

Sonstige Bücherbesprechungen.

P.— Zenker, Sichtbarkeit und Verlauf der totalen Sonnenfinsterniß in Deutschland am 19. August 1887. 1,20 ℳ. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. — Die von fachmännischer Seite abgefaßte Broschüre ist bestimmt, weitere Kreise für das bevorstehende seltene Phänomen zu interessiren und Anregung zu geben, dasselbe durch Anstellung möglichst zahlreicher Beobachtungen verschiedenster Art auch von Seiten der Laien für wissenschaftliche Studien nutzbar zu machen. Nach Voranstellung eines Abschnittes über Finsternisse überhaupt und Besprechung der am kommenden 3. August stattfindenden Mondfinsterniß sind die Erscheinungen der am 19. desselben Monates eintretenden totalen Sonnenfinsterniß eingehend behandelt. Die Dimensionen und Bewegungsverhältnisse des Mondschattens, der Weg der Totalität, verfinsterte Dämmerung und Partialität sind besprochen. Eine beigegebene Karte und beigegebene graphische Hilfsmittel ermöglichen es dem Laien, sich mit geringer Mühe für irgend einen Beobachtungspunkt innerhalb Deutschlands über den ganzen Verlauf der Erscheinung zu orientiren und darauf vorzubereiten. Nach einer kurzen Besprechung der Natur der Sonne wird zum Schluß noch die Frage „Was ist zu beobachten?" in ansprechender Weise behandelt. Die Schrift erreicht vollständig ihren Zweck, auf die bevorstehende Sonnenfinsterniß vorzubereiten, und kann unseren Lesern bestens empfohlen werden.

P.— Hermann J. Klein, Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. 6. Lieferung. Leipzig bei Eduard Heinrich Mayer. — Die vorliegende Lieferung enthält einen Bogen Text — Fortsetzung des Kataloges interessanter Himmelsobjecte — und zwei Karten mit Abbildungen von Nebelflecken und Sternhaufen, nach Zeichnungen von Tempel, Lohse, Trouvelot und Vogel. Auf der einen Karte ist auch die Umgebung des sogenannten Tychonischen Sternes (Nova 1572) nach den Messungen von d'Arrest dargestellt. Die sauber ausgeführten Abbildungen sind aus der lithographischen Anstalt von E. A. Funke in Leipzig hervorgegangen.

J. R. Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Neue Folge. Berlin, Gebr. Paetel. 4 ℳ. — Verf. bietet hier den versprochenen zweiten Band seiner vor Jahresfrist (s. Wiss. Beilage 1886. Nr. 39) unter dem gleichen Titel erschienenen Skizzen. Seine diesmaligen Wanderungen erstrecken sich auf den Norden und das Centrum der Reichshauptstadt; dann wird noch der Frühling in Berlin und das Erwachen der Weltstadt an einem Wintermorgen geschildert. Wir können nur wiederholen, daß Rodenberg nicht nur zu den unterrichtetsten, sondern auch zu den gemüthvollsten Plauderern über das heutige Berlin, das er für die Nachwelt im Wort festhalten will, gehört; er geht mit ganzem Herzen, mit Liebe an seine Arbeit, und in der Subjectivität der Schilderung liegt das eigentlich Fesselnde des Buchs. Freilich wird es uns der Verfasser nicht verargen können, wenn wir in manchen Punkten seine Ansichten über Berlin als zu sehr von einseitiger Begeisterung, von allzu rosigem Optimismus eingegeben betrachten müssen; ein auf einem anderen Standpunkte stehender Beobachter möchte doch wol hie und da zu andern Resulten gelangen, als sie bei Rodenberg gezogen werden. Einige Nachlässigkeiten im Stil stören auch diesmal wieder den aufmerksamen Leser; S. 216 verliest Bismarck im Norddeutschen Reichstage die Kriegserklärung „gegen Frankreich" statt: Frankreichs; der Absatz S. 258 zeigt einen verworrenen Satzbau. Hoffen wir, daß Rodenberg seine im Vorwort ausgesprochene scherzhafte Drohung, sich „eines Tages noch einmal an die liebgewordene Arbeit" zu machen, d. h. uns noch einen Theil seiner „Bilder" zu schenken, ausführen möge.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 59. Mittwoch, den 27. Juli. 1887.

Aus der Kampfzeit der sächsischen Baumwollindustrie im 18. Jahrhundert.

Von W. Zöllner, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium zu Chemnitz.

(Schluß.)

Der Chevalier Landriani hatte aber bei seinen Chemnitzer Besuchen auch noch andere Zweige der dortigen Industrie ins Auge gefaßt. So hatte er die Chemnitzer Fabrikanten in Bezug auf die Appretur der Waaren auf eine in England verwendete Maschine aufmerksam gemacht, durch welche die Zeuge zugleich gekämmt und gebürstet würden, was namentlich bei Sammeten, Barchenten und ähnlichen Waaren ein großer Vortheil sei. Gleichzeitig hatte der Chevalier den Chemnitzern angerathen, sich auf jeden Fall wenigstens Kenntniß von einer anderen Maschine zu verschaffen, vermittelst deren die Irländer ihre Waaren preßten, damit dieselben auf dem Transport nicht so leicht aus der Ordnung kämen. Ferner hatte er auf den gerade für die Chemnitzer Manufactur sehr bedeutenden Nutzen der Druckmaschinen hingewiesen, durch welche die Zeuge mit einer oder zwei Farben bedruckt werden könnten und der gewöhnliche Formendruck ganz entbehrlich gemacht würde. In Hinsicht auf die Leinenmanufactur, welche allerdings ihre Hauptbedeutung in der Lausitz hatte, hatte Landriani in Aussicht gestellt, auf Verlangen Modelle von Maschinen zum Glätten und Wächsen der Leinewand zu verschaffen. Sodann waren von ihm die in Chemnitz gefertigten Krempeln einer sorgfältigen Besichtigung unterzogen und dabei gefunden worden, daß der dazu verwendete, weniger gute böhmische Draht durch steiermärkischen zu ersetzen sei, daß besseres, gleichmäßiger gearbeitetes Leder dazu verwendet werden und die Ausstechung der Löcher nicht mehr auf so zeitraubende Weise, wie bisher, nämlich mit der Hand, sondern auf maschinellem Wege, durch einheitlichen Druck erfolgen müsse. Diese von Landriani gerügten sowie der Uebelstand, daß die Spitzen an den Zähnen der Krempeln durch das Schneiden mit der Scheere zu rauh und bärtig wurden, hatten allerdings zur Folge, daß die inländische Waare stets rauher ausfiel und leichter schmutzte als die englische. Das Alles wurde nun von den Chemnitzer Webern allerdings anerkannt und eingesehen, aber sie erklärten auch, nicht in der Lage zu sein, die in der Schweiz eingeführten, maschinenmäßig hergestellten Krempeln anschaffen zu können, da von diesen das Stück 18 Louisdor koste.

Nicht minder hatte Landriani der Chemnitzer Bleicherei und namentlich der vom dasigen Kattundrucker Schulze am stärksten betriebenen chemischen Bleicherei mit „deptologisirter Salzsäure" seine Aufmerksamkeit zugewendet und hatte auch hier den Färber mit verschiedenen Handgriffen und Vortheilen bekannt gemacht und hatte weiter versprochen, einen Kitt zum Ausziehen der Gefäße, in denen das chemische Bleichwasser präparirt wurde, und eine feste, gelbe Druckfarbe zu verschaffen. Und schließlich war er auch bemüht gewesen, die an den Chemuitzer Webstühlen, denen ja auch die in den übrigen, sächsischen Industrieorten verwendeten im Ganzen glichen, bemerkbaren Uebelstände in das richtige Licht zu setzen. Er hatte die Anschaffung einer in England gebräuchlichen, Caribais genannten Maschine empfohlen, mit welcher der englische Weber das Schiff durchschieße und so die Arbeit verkürze. Diese Maschine sei besonders zur Herstellung von Barchenten, Canevas und ähnlichen Waaren geeignet, zumal da man mit ihr zu gleicher Zeit zwei Stück weben könne. Namentlich aber waren durch Landriani die von den sächsischen Webern verwendeten Blätter oder Kämme getadelt worden, und der Chevalier hatte schon bei seinem ersten Chemnitzer Besuch einen dortigen Blattbinder aufgefordert, die Blätter anstatt mit gepichtem Bindfaden doch mit Draht zu binden, schließlich aber sowol in Chemnitz als auch gegenüber der Staatsregierung den Wunsch ausgesprochen, man sollte doch versuchen, ob man sich nicht einige oder mehrere von den Blättern, welche ein französischer „Künstler" zu Rouen auf einer von ihm erfundenen Maschine herstellte, zur Nachahmung verschaffen könnte.

Alle diese in Chemnitz angestellten Beobachtungen und die daselbst gemachten Vorschläge hatte der Chevalier Landriani auch in seinem Promemoria vom 6. Februar 1790 der sächsischen Regierung vorgelegt, und bereits am 13. März desselben Jahres hatte dieselbe ihren Gesandten in London und Paris auf die Beschaffung von Maschinenmodellen und -Zeichnungen bezügliche Aufträge ertheilt. Schon am 21. Mai konnte der in Paris weilende sächsische Gesandte, Legationsrath Rivière, seiner Regierung die Mittheilung machen, daß er sich aus Rouen 2 Roots oder Kämme verschafft und sie nebst Kostenberechnung und Beschreibung abgesendet habe, während er weitere Erwerbungen dieser Art in Aussicht stellte. Weniger günstig lautete der am 17. Juni 1790 von London eingehende Bericht des dortigen Gesandten, Graf Brühl. Derselbe theilte mit, daß bei der strengen Geheimhaltung in der englischen Industrie wol schwerlich etwas zu erlangen sein werde und daß er auch die englische Bezeichnung für das Wort „Krempelmaschine" nicht habe finden können. Während nun hierauf die Commerziendeputation resolvirte, daß der englischen Gesandtschaft zu erläutern sei, unter Krempelmaschinen verstehe man „Machines à carder", übermittelte sie die inzwischen eingetroffenen französischen Kämme einigen vogtländischen Mousselinfabrikanten und einem durch Herstellung seiner Kattune sich auszeichnenden Webermeister von Chemnitz zur Prüfung. Die Vogtländer fanden die französischen Kämme wegen der Rohrzähne zur Herstellung ihrer Waaren feinerer Gattung vorzüglich brauchbar und nannten deren Qualität eine bei Weitem bessere als diejenige der Kämme, welche sie bisher aus Chemnitz und dem Schönburgischen Hohenstein bezogen hätten. Nur seien jene französischen Kämme vorläufig noch um $1\frac{1}{2}$ Sechszehntel einer Dresdner Elle zu kurz und um eine Fingerbreite zu schmal; verbesserten sie sich auch nach dieser Seite hin, so würde man gern solch ein Blatt mit 1 Thaler bezahlen, während man bisher die sächsischen schon mit 12 bis 20 Gr. gehabt hätte. Auch der betreffende Chemnitzer Leineweber erkannte die Genauigkeit in der Arbeit der französischen Kämme an, wies aber darauf hin, daß der Chemnitzer Blattbinder Klemm jetzt auf maschinellem Wege ebensolche, auch zur feinsten Arbeit verwendbare Kämme fertige, nur habe es ihm bisher an dem bei den französischen Kämmen verwendeten, feineren Rohre gefehlt. Der französische Probekamm mit stählernen Zähnen dagegen sei nur zur Fabrikation solcher Baumwollwaaren zu gebrauchen, welche einen stärkeren Faden erforderten, also bei Wintermanchestern, Barchenten u. A.

Und da nun bald darnach auch der genannte Blattbinder eine sehr gute Probe seiner Kämme einreichte, so bewilligte ihm die Commerziendeputation eine Prämie von 10 Thlrn. zur Beschaffung feineren Rohres, ließ gleichzeitig aber auch am 11. December 1790 an den Legationsrath Rivière in Paris die Aufforderung ergehen, genaue Erkundigungen über die Preise der Rouener Kämme einzuziehen. Mittlerweile hatte nun auch Rivière die bereits in Aussicht gestellten weiteren Schritte gethan und konnte am 12. Mai 1791

seiner Regierung von Paris aus melden, daß er 2 Sortimente von Krempel- und Spinnmaschinen für Baum- und Schafwolle, wie sie in Frankreich bei mehreren Manufacturen mit gutem Erfolg gebraucht würden, erwerben könne, deren Preis sich auf 17000 Livres stelle. Nach Rivière's Beschreibung standen nun allerdings wenigstens die französischen Krempelmaschinen der sächsischen, von Forckel construirten wesentlich nach, denn während die letztere nur von einer Person bedient zu werden brauchte und dabei noch das Vorgespinnst lieferte, erforderte die Bedienung der französischen Krempelmaschine zwei Personen, und das Vorgespinnst mußte besonders auf drei Maschinen hergestellt werden. Dagegen verdienten die angezeigten französischen Spinnmaschinen wegen des von ihnen gelieferten Feingespinnstes alle Aufmerksamkeit. Namentlich die eine von ihnen stellte die feinsten Garne sowol zur Kette als zum Einschuß her, während die von Irmscher verbesserte Frey'sche Spinnmaschine bis jetzt noch kein Gespinnst in den feinsten Nummern geliefert hatte. Und nicht minder erregte schließlich das Sortiment französischer Spinn- und Krempelmaschinen für Schafwolle die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise, da derartige Maschinen in Sachsen bis dahin noch gar nicht gebräuchlich gewesen waren. Um ganz sicher zu gehen, legte nun die Commerziendeputation den Rivière'schen Bericht dem Kaufmann und Innungsverwandten der vogtländischen Manufactur Baumgärtel zu Plauen und den beiden Kammerräthen Frhrn. v. Lorenz zu Mittweida und Oehler in Crimmitschau zur Begutachtung vor. Letzterer sprach sich dahin aus, daß alle bis jetzt gemachten Versuche, Schafwolle mit Maschinen zu krempeln und zu spinnen, keinen Erfolg gehabt hätten, da diese fettige und ölige Wolle bei dieser Behandlung pechartig würde. Nach seinem Dafürhalten eigneten sich eben allein die warmen Menschenfinger zur Herstellung eines feinen Fadens aus Schafwolle.

Frhr. v. Lorenz wies gleichfalls die Bedeutung der französischen Maschinen wenigstens für die Mittweidaer Weberei zurück, weil die daselbst im Betriebe befindlichen 80 Spinnmaschinen bereits das zur Fertigung ordinärer Baumwollwaaren erforderliche Gespinnst zur Genüge lieferten, machte aber auf die Verwendbarkeit der französischen Spinnmaschinen bei der Mousselinfabrikation aufmerksam und sprach sich bezüglich der ausländischen Krempelmaschinen dahin aus, daß dieselben, falls ihre Beschaffung nicht zu theuer käme, für die Herstellung der melirten schafwollenen Waaren von Vortheil sein könnten. Das Urtheil Baumgärtel's schließlich ging von umfassenderen Gesichtspunkten aus. Dieser vogtländische Industrielle hatte kurz zuvor England bereist und die größten Fabrikstädte des Königreichs besucht. Da hatte er bei der herrschenden Geheimhaltung zwar wenig Gelegenheit gefunden, sich von der Construction der dortigen Maschinen zu unterrichten, um so mehr aber, sich von der Qualität der englischen Fabrikate zu überzeugen, und hatte dabei gefunden, daß die Engländer mit Hilfe ihrer Maschinen, auf welche sie, wie Baumgärtel darüber berichtet, fast unglaubliche Summen verwendeten, alle hier zu Lande gefertigten Waaren sowol feiner als auch billiger lieferten. Bereits jetzt würden z. B. alle schweizerischen Mousselinartikel um zwanzig Procent wohlfeiler als in Sachsen hergestellt, und in Manchester hätte man zur Fertigung von Tafelzeugen und Leinwanden, wie sie in der Gegend von Zittau fabricirt würden, in großen Häusern mehrere Maschinen aufgestellt, welche durch „Dampfwasser" oder durch Pferde getrieben würden. Daher sei auch der ostindischen Handelscompagnie von London aus bedeutet worden, in Zeiten auf die Herbeischaffung anderer als der bisherigen baumwollenen Waarenartikel bedacht zu sein, da England selbst binnen 2 Jahren in Bezug auf die bisherigen Artikel das Bedürfniß von ganz Europa decken und dazu noch um 40 Procent billiger liefern würde. Baumgärtel war daher der Meinung, daß, wenn jene französischen Maschinen leistungsfähig oder nach englischem Muster hergestellt wären, man zu ihrer Anschaffung schreiten müsse, denn die sächsische Industrie, welche ja ihren Hauptabsatz im Ausland zu suchen habe, sei genöthigt, mit Aufbietung aller Kräfte der englischen Concurrenz entgegen zu treten.

Auf Grund dieser Gutachten ließ nun die Commerziendeputation am 29. October 1791 dem Legationsrath Rivière nochmals die Weisung zugehen, die Nutzbarkeit der betreffenden französischen Maschinen unter Zuziehung sachkundiger Leute noch einmal einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und darüber Bericht zu erstatten. Und dieser Bericht erfolgte denn auch am 22. Juni 1792, und Rivière fügte ihm ein Sortiment von Garnproben bei, welche auf den von ihm genau beschriebenen französischen Maschinen hergestellt waren. Dieses Garnsortiment schickte hierauf die Deputation an den Commissionsrath und Amtmann Dürisch in Chemnitz und den Kaufmann Baumgärtel zu Plauen, damit diese an Ort und Stelle Versuche damit machten. Am 10. August bereits ging der Bericht Baumgärtel's ein. Was da zunächst die ihm übersendeten 4 französischen Garnsorten anlangte, so enthielten diese nach Plauenscher Weise und dortigem Gebind nur 14 bis 24 Zahlen, während man in Plauen aus dem Pfund selbst der geringsten macedonischen Baumwolle 30 Zahlen spänne. Der Faden der französischen Garne ferner sei zu stark und deshalb mit Ausnahme der 24 Zahlen pro Pfund enthaltenden Garne zur hierländischen Kattunfabrikation unbrauchbar. Wegen ihres Wollreichthums aber, weniger wegen der höhern Spinnerlöhne seien diese französischen Garne an sich auch theurer, als das hiesige Handgespinnst, ein Uebelstand, der allerdings auch an den englischen Maschinengarnen zu tadeln sei. Dagegen müsse die Haltbarkeit der französischen Garne anerkennend hervorgehoben werden. Bezüglich der französischen Spinnmaschinen sprach sich Baumgärtel dahin aus, daß er sie nach der Rivière'schen Beschreibung für glückliche Nachahmungen englischer Vorbilder halte und daß ihre Beschaffung bei dem in Sachsen herrschenden Mangel an baumwollenen Garnen sehr wünschenswerth sei, zumal wenn sie, wie die englischen, nach Belieben auf feines und starkes Gespinnst gestellt werden könnten. Schließlich empfahl Baumgärtel noch für den Fall eines Ankaufs des französischen Maschinensortiments doch einen mit der Aufstellung und Ingangsetzung der Maschinen Vertrauten aus Frankreich mit anzuwerben, da alle diese Maschinen, wie er, Baumgärtel, in England gesehen habe, zum guten Theil aus Uhrmacherarbeit beständen.

Eingehender behandelte der am 22. September 1793 erfolgende Bericht des Chemnitzer Amtmanns Dürisch das französische Maschinensortiment unter folgenden fünf Punkten: 1) Die auf Wasserbetrieb gestellte Krempelmaschine sei für Chemnitz zu theuer; denn wenn sie auch täglich, von zwei Weibern bedient, 20 Pfund Wolle kremple, so habe man doch nach der Beschreibung anzunehmen, daß diese Wolle zuvor erst geschlagen und gereinigt werden müsse, und diese Vorbereitung von 12 Pfund Baumwolle allein nehme schon die volle Tagesarbeit einer Person in Anspruch. Die bei weitem billigere Forckel'sche Krempelmaschine, auf welcher eine Frauensperson täglich 6 Pfund geschlagene und gereinigte Baumwolle zubereite, leiste demnach Vortheile genug. 2) Brauchbarer für die Chemnitzer Maschinenspinnerei schien dem Amtmann Dürisch eine von Rivière unter Nr. 2 beschriebene Maschine zum Doubliren und Ausziehen der Wolle, unter der man allgemein eine Maschine zur Herstellung des Vorgespinnstes verstehen zu müssen glaubte. Diese Maschine erregte aber um so mehr Aufmerksamkeit, als sich mehr und mehr herausgestellt hatte, daß die von Forckel an seiner Krempelmaschine angebrachte Vorrichtung zur Herstellung der Locken denn doch ein zu klarer Maschinenspinnerei taugliches Vorgespinnst noch nicht lieferte, während das von kaum noch vier Personen am Orte mit der Hand gefertigte Vorgespinnst sich als noch weniger verwendbar für die Maschinenspinnerei erwies. Forckel arbeite zwar, berichtete Dürisch, seit einem halben Jahre nach der ihm von Baumgärtel in Plauen auf Grund des von ihm in England Beobachteten gemachten Angabe an einer solchen Vorspinnmaschine, aber vorläufig noch ohne Resultat, und so komme es, daß die seiner Zeit so rüstig begonnene Maschinenspinnerei schon wieder in Rückgang gerathe. „Wäre die jetzt von Landriani in Aussicht gestellte Zeichnung einer Vorspinnmaschine schon vor drei Jahren Forckel'n zugegangen, so wären wir jetzt weiter." 3) Bezüglich der „Mécanique continue" genannten Spinnmaschine zu 8 und 32 Spindeln, deren Beschreibung im Rivière'schen Bericht zu kurz sei, vermuthe man, daß ihr Zweck dahin gehe, die auf der Krempelmaschine erzeugten Locken nach und nach dünner aus einander zu ziehen und ihnen gleichzeitig etwas Draht zu geben, um aus solcher mit der größten „Egalität" hergestellten Lunte auf der Spinnmaschine das feinste Garn spinnen zu können. Sollte diese Vermuthung die richtige sein, so wäre für die Chemnitzer Manufactur auch die Anschaffung dieser Maschinen erwünscht. 4) Dagegen hielten Dürisch und seine Gewährsleute die mit Nr. 5 und 6 im französischen Sortiment bezeichneten Spinnmaschinen für entbehrlich, da sie in jeder Beziehung der neuerdings von Irmscher verbesserten Spinnmaschine, mit welcher Dürisch seit 4 Monaten ganz erfolgreiche Versuche angestellt hatte, nachständen. Auf den französischen Maschinen würden täglich 12—15 Pfd. Baumwolle von Nr. 12 bis 40 gesponnen, wozu man 7 Männer und 11 Kinder brauche. Das gleiche Quantum würde dagegen in Chemnitz von 10 Personen auf 7 Spinnmaschinen verarbeitet, welch letztere zusammen incl. der Krempelmaschinen 600 Thaler, also immer noch nicht

12 000 Livres, wie die beiden französischen, kosteten. Bedenke man nun, daß in Chemnitz auch feiner, nämlich 40 bis 60 Zahlen das Pfund, gesponnen würde und daß das tägliche Spinnerlohn pro Person 6 Gr. 8 Pf. betrage, so wäre zu erkennen, daß die Chemnitzer Spinnerei immer noch wohlfeiler und vortheilhafter sei, als die französische. Und trotzdem die Chemnitzer Maschinen nur auf 40 Spindeln eingerichtet seien, spinne doch eine Person täglich 60 französische Zahlen aufs Pfund. Wolle man nun gar so starke Garne fertigen, wie sie die französischen Maschinen lieferten, so ließe sich noch mehr herstellen. Außerdem glaubten die Chemnitzer in den nach Pfaff's Erfindung an den Spindeln ihrer Maschinen, mit welchen grobe und feine Garne von 16 bis 70 Zahlen aufs Pfund hergestellt werden könnten, angebrachten Federn eine Vorrichtung zu besitzen, von der selbst die Franzosen und Engländer noch nichts wüßten. Dazu komme, daß die französischen Weifen viel kürzer als die sächsischen seien. Denn die Chemnitzer Zahl enthalte 1200, die Plauensche 1000 Dresdner Ellen, die französische Zahl aber nur 700; und die französische Elle sei noch um 1½ Zoll kleiner als die Dresdner, so daß 40 französische Zahlen Garn nur 23½ hiesige Zahlen ausmachten. Wenn demnach die französischen Maschinen das Pfund Baumwolle bei 40 Zahlen auf 28 000 Ellen Garn brächten, so würden durch die Chemnitzer Maschinen aus einem Pfund geringer gelber Wolle bei 60 Zahlen 72 000 Ellen Garn mit Leichtigkeit hergestellt. Solche geringe Garne aber, wie die französischen Maschinen erzeugten, würden in Chemnitz gar nicht fabricirt, da Nr. 30 das stärkste, hier zur Verarbeitung kommende Garn sei. Und schließlich seien die französischen Garne auch noch außerordentlich ungleich und unrein und könnten sich auch darin nicht mit den Chemnitzer Producten messen. Der einzige Vorzug des auf von Wasser getriebenen Maschinen gefertigten französischen Garnes vor dem hiesigen bestehe in seiner geringeren Rauhheit. Um den Unterschied zu erweisen, hatte Dürisch ein Paar Strümpfe aus der besten französischen und der geringsten Chemnitzer Maschinengarnsorte zum Vergleich herstellen lassen. 5) beschäftigt sich Dürisch noch mit der im französischen Sortiment enthaltenen Weifmaschine und berichtet, daß er selbst schon vor geraumer Zeit die Idee zu einer solchen angegeben habe, die dann von Pfaff in Zschopau ausgeführt worden sei. Und diese Weifmaschine, welche man der Irmscher'schen Spinnmaschine aufgesetzt habe, erfülle bei leichter Beweglichkeit die an sie gestellten Anforderungen vortrefflich und erspare wöchentlich 18 Stunden Arbeitszeit. — Demnach, schloß Dürisch diesen seinen Bericht, würde die Anschaffung der französischen Vorspinnmaschinen Nr. 2, 3 und 4 allein von Nutzen, dagegen die Absendung einer Person nach Frankreich sehr erwünscht sein. Nur, glaube er, werde sich Niemand bei der jetzigen, schrecklichen Lage dieses Landes dazu entschließen wollen. Zeichnungen oder Modelle würden aber schließlich auch genügen. Vor Allem aber bat Dürisch, daß man sich um eine Zeichnung der auch von Rivière erwähnten englischen Jennys bemühen möge, die bei 125 Zahlen aufs Pfund ein Gespinnst lieferten, wie man es von solcher Feinheit in Chemnitz noch nicht zu Stande gebracht hätte. Vielleicht könnte Landriani wieder eingreifen, Forckel würde dann schon weiter arbeiten.

Nachdem hierauf der Director der Commerziendeputation, Conferenzminister v. Wurmb, Excellenz, über diese technischen Gutachten an den Cabinetsminister, Frhrn. v. Gutschmidt, Excellenz, am 21. November 1792 mit dem Bemerken berichtet hatte, daß die Beschaffung der französischen Maschinen nicht mehr gut möglich sei, da der Gesandte Graf Beust und der Legationsrath Rivière inzwischen Paris wegen der tumultuarischen Zustände in Frankreich verlassen hätten, schlug er im Sinne der Commerziendeputation vor, durch einen der beiden sächsischen Vertreter mit den französischen Maschinenbauern wenigstens wegen Erlangung von Zeichnungen und Modellen in Unterhandlungen zu treten, dabei aber auch Landriani's Vorschläge zur Verbesserung des sächsischen Maschinenwesens nicht außer Acht zu lassen, da sich dieselben bisher durchgängig bewährt hätten. Der Verkehr mit letzterem würde nun allerdings bald sehr erschwert werden, da der Chevalier inzwischen zum kaiserlich königlichen Bevollmächtigten in Wien accreditirt worden sei. Nach einem ministeriellen Schreiben vom 29. Januar 1793 war dann die Regierung sofort auf die Vorschläge der Commerziendeputation eingegangen, hatte Rivière die nöthigen Anweisungen ertheilt und dem Chevalier Landriani zwei Irmscher'sche Spinnmaschinen zu weiterer Prüfung und Vervollkommnung nach Dresden schaffen lassen. Und so konnte dieser am 3. Juni 1793 ein letztes Promemoria einreichen, in welchem er diese neu verbesserten sächsischen Spinnmaschinen für vorzüglich erklärte und nur noch auf den Mangel einer leistungsfähigen Krempelmaschine hinwies, für deren Herstellung er aber bei seinem nur noch kurze Zeit währenden Aufenthalt in Dresden noch durch eine eingehende Darlegung seiner Gedanken über diesen Gegenstand sowie durch eine ausführliche Zeichnung sorgen werde. — Beides fehlt, es kam wahrscheinlich infolge von Landriani's baldigem Weggang, von dem wir nichts weiter erfahren, nicht zur Ausführung. Damit trat aber in der ganzen sächsischen Baumwollspinnereifrage eine kleine Pause ein, bis erstere mit dem Ausgang des vorigen und dem Beginn unseres Jahrhunderts in ihren dritten, später noch zu besprechenden Entwickelungsabschnitt hinübergeleitet wurde.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. (1797 bis 1806.) Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel 1887. 208 S. 5 *M.* — Der Herausgeber hat aus sehr verschiedenen Theilen ein recht interessantes Buch zusammengestellt. Seine eigene Einleitung von 17 Seiten giebt ein Urtheil über Merkel und seine Bedeutung, dem man fast überall zustimmen kann, alles Uebrige ist eine wirksame Compilation von Merkel'schen Sätzen, die bisher in drei Büchern verstreut waren. Daß Merkel, der rabiate Gegner Goethe's und Schiller's, in seinen Beobachtungen öfter Feinheit verräth, wird Niemand leugnen, ebenso wenig aber, daß er sich noch besser auf Medisance versteht und von unsäglicher Eitelkeit geplagt wird. Dies Buch soll nun keine Ehrenrettung sein, wird Merkel auch kaum einen Freund erwerben und ist doch in seinen drei verschiedenen Abschnitten nach mehrfacher Richtung hin zeitgemäß. Am meisten allgemeiner Theilnahme verdient heute der letzte, in welchem der damalige Herausgeber des „Freimüthigen", der Napoleon I. am kühnsten entgegentretenden preußischen Zeitung, seine Erinnerungen an die Jahre 1805 und 1806, wie sie in Berlin und Preußen verliefen, bringt. Daß darin ein höherer politischer Geist sich verriethe, kann man freilich nicht sagen, Patriotismus und Medisance mischen sich auch da; aber der Augenzeuge, der mit Beyme in öftere vertrauliche Berührung tritt und von der Königin Luise einen Dankbrief erhält, verdient in jedem Falle Beachtung, auch wenn er über Lombard und über die Juden nur den gewöhnlichsten Klatsch bringt. Sowol Berlin als Stettin und Königsberg, wie sie in den letzten Monaten des Unglücksjahres 1806 aussahen, werden uns plastisch vor Augen gestellt. Der 1. Abschnitt führt uns von Riga nach Lübeck, Leipzig, Jena und Weimar. Er enthält die Bosheiten, welche der nicht zur Geltung gekommene schriftstellernde Glücksritter ausheckt, um sich zu rächen. Wieland, vor Allem Herder sind seine Heroen, auf die infolge dessen Beziehungen zu ihnen ein eigenthümliches Licht fällt. Der Letztere verschafft ihm dann 1797 eine Stellung bei dem dänischen Premierminister Schimmelmann in Kopenhagen, die ihm Gelegenheit giebt, im 2. Abschnitt die Schillerverehrung in Dänemark lächerlich zu machen; er hielt es aber nur kurze Zeit aus und kehrte noch im selben Jahre nach Weimar zurück, wo er jetzt Jean Paul und Falk kennen lernte. Trotz der vielen von mir angestrichenen Stellen, die zum Widerspruche oder wenigstens zum zweifelnden Nachdenken anregen, scheint es unmöglich, einige herauszugreifen, ohne zu viel Raum in Anspruch zu nehmen. Eine allgemeinere, culturhistorisch interessante Beleuchtung erhält hier von Seiten eines scharfblickenden Ausländers das Leben in Leipzig, Jena, Weimar und Kopenhagen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die verschiedenen spitzen Bemerkungen aber über unsere Dichter und Denker mögen vielleicht auf einen Theil der Lesewelt die größte Anziehungskraft üben, wir wollen ihnen an dieser Stelle zu keiner größeren Verbreitung verhelfen.

M.-Fr. Beiträge zur Geschichte Ludwig's des Bayers und seiner Zeit. Von Dr. Anton Chroust. I. Die Romfahrt 1327—1329. Gotha. F. A. Perthes. 1887. VIII, 270 S. 5 *M.* — Die drei Jahre, welche Ludwig der Bayer auf italienischem Boden zubrachte, um eine Kaiserpolitik im alten Stile zu verfolgen, sind nicht der einzige Gegenstand des oben angegebenen Werkes, welches fast gleichzeitig mit Altmann's „Römerzug Ludwig des Bayern" erscheint, ein volles Viertel wird der unerläßlichen Darstellung sowol der italienischen Parteikämpfe seit Heinrich's VII. Tod als auch der vorbereitenden Maßregeln Ludwig's und seiner

Stellung zu Italien und den Päpsten von 1313—1327 gewidmet. Die Bemühungen des Königs, die ghibellinische Partei zu kräftigen, werden also volle 15 Jahre hindurch verfolgt, mit den Gegenmaßregeln des Gegenkönigs Friedrich's des Schönen verglichen und die Einzelheiten in diesem verwickelten Prozesse durch eine Reihe von Untersuchungen, die zum Theil in dem Anhange ausgeführt werden, dargestellt. Auf den langen Kampf zwischen der Curie und dem Könige, welcher von 1323 bis zum Tode des letzteren dauerte, geht das Buch mit Recht nicht ein, da andere Veröffentlichungen (Müller, Preger) neuerdings darüber genügend Licht verbreitet haben, dagegen muß vor Allem die Stellung der Visconti und anderer Ghibellinenführer seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen. Der Romzug selbst, die Kaiserkrönung und Papstwahl daselbst und der schließliche Rückzug aus Italien nach dem zweiten Aufenthalte in dem auf dem Hinmarsch zur Unterwerfung gezwungenen Pisa werden mit allen wichtigeren Details als der Hauptgegenstand erzählt, und jeder wird dieser Darstellung wegen des vorsichtigen Verfahrens bei der Feststellung der Thatsachen und der knappen und doch leichten Ausdrucksweise mit Interesse folgen. Da mir der Raum zu einer ausführlichen Inhaltsangabe fehlt, so hebe ich nur die Abschnitte über die Kaiser- und Papstwahl hervor, zumal beide Ereignisse wegen ihrer Kühnheit und der Verletzung sonst gebräuchlicher Formen allgemeines Aufsehen erregten, und diejenigen, welche das Scheitern von Ludwig's Plänen erklären. Der Verfasser ist weit davon entfernt zu beschönigen, sondern tadelt energisch die Unterlassungssünden, deren sich der Kaiser schuldig macht, die ganze Planlosigkeit seines Unternehmens und die Härte und Unduldsamkeit, die er in Italien bewies. Der Mangel an Thatkraft verschlimmerte die ohnehin schon höchst bedenklichen Verhältnisse, unter denen der Geldmangel und der Tod oder die Uneinigkeit der Anhänger die wichtigsten sind, so daß der völlige Zusammenbruch der kaiserlichen Macht erklärlich wird.

—m— Der Reichstag von Nürnberg 1522—23. Von Dr. Otto Redlich. Leipzig, Gustav Fock. 1887. 8°. 149 S. — Wol keins unter den Werken Ranke's hat zu einer solchen Fülle von Specialforschungen Anlaß gegeben, als seine Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation; und wenn auch die meisten dieser Arbeiten schließlich im Großen und Ganzen zu den Resultaten zurückkehren, die der Altmeister mit dem ihm eigenen intuitiven Blicke auch da, wo er mit ungenügendem Materiale arbeitete, gewonnen und oft mehr angedeutet als ausgeführt hat, so verdankt man doch jenen Untersuchungen manche Berichtigung und Belehrung im Einzelnen. Dies gilt auch von der uns vorliegenden sauber ausgeführten Detailforschung. Ranke war wol der Erste, der sich eingehend mit dem vom November 1522 bis in den Februar 1523 währenden Nürnberger Reichstage beschäftigt und namentlich das interessante Verhältniß desselben zu seinem bekannteren Vorgänger, dem Wormser Reichstage von 1521, in helles Licht gesetzt hat; eingehende archivalische Studien, namentlich in Dresden, Weimar, auch in Frankfurt a. M., setzten den Verf. der vorliegenden Arbeit in die Lage, den Ergebnissen der Ranke'schen Untersuchungen nachzugehen — und diese Prüfung ergab in der Hauptsache, daß Ranke überall das Richtige und den richtigen Ausdruck dafür getroffen, während in Einzelheiten allerdings Manches nachgetragen und geändert werden konnte. Die Gegenstände, mit denen sich der Reichstag zu beschäftigen hatte und auf die wir hier nicht weiter eingehen können, waren die Bewilligung einer Türkenhilfe, die Unterhaltung des Reichsregiments, das erst 1521 eingerichtet war und jetzt schon wegen Mangels an Mitteln in seiner Existenz bedroht schien, die Einrichtung eines Reichszolls, Maßregeln gegen die hauptsächlich durch das Treiben der großen Handelsgesellschaften bewirkte allgemeine Preissteigerung, die Sickingensche Fehde u. a.; vor Allem interessant sind die Verhandlungen über die durch den päpstlichen Nuntius Chieregati geforderte Ausführung des Wormser Edicts gegen Luther und die Unterdrückung seiner Lehre: es ist bezeichnend, daß eine der neuen Lehre günstige Majorität sich schon jetzt entschieden geltend machte. Zu irgendwie erheblichen Resultaten gelangte der Reichstag weder in diesem noch in den anderen Punkten. Sehr willkommenes Material für die Kenntniß der Vorgänge im Einzelnen bot der schon von Ranke und neuerdings namentlich von Wülcker benutzte anziehende Briefwechsel des kursächs. Abgeordneten zum Reichsregiment Hans von der Planitz mit seinem Kurfürsten, der hoffentlich in der von der Münchener historischen Commission geplanten Herausgabe der Reichstagsacten des 16. Jahrhunderts vollständig veröffentlicht werden wird.

a.— Eine ungemein glückliche Wahl hat die Redaction der „Kunst-Revue" — Beiblatt der von Richard Fleischer herausgegebenen „Deutschen Revue" — getroffen, als sie zur jüngsten „Kunstbeilage" die Photographien nach Steinle's „Maientag" und Uhde's „Jünger von Emmaus" bestimmte. Steinle und Uhde — eine Welt scheint zwischen diesen beiden Namen zu liegen, eine unüberschreitbare Kluft die hier zufällig einander gegenübergestellten Schöpfungen zu trennen. Und dennoch wird die spätere Kunstgeschichtschreibung beide Meister fast als Zeitgenossen betrachten dürfen, denn Eduard v. Steinle ist erst im vorigen Jahre aus dem Leben geschieden, und Fritz v. Uhde steht im reifen Mannesalter: wahrlich die Gewähr dafür, daß die spätere kunsthistorische Forschung der Malerei unseres Jahrhunderts Vielseitigkeit und reiche Entwickelung unumwunden zugestehen wird! Freilich war Steinle der fast vereinsamte greise Vertreter einer Kunstrichtung, die uns modernen Menschen wie ein Gruß aus fernen Tagen erscheint — wird Uhde von Vielen als der Apostel einer neuen Kunstgeschichte gepriesen. Ein sinniges Bild aus jenen Zeiten, die uns so recht eigentlich als die Blüthperiode der Romantik gilt, ist Steinle's hier veröffentlichte Zeichnung. Schon auf der jüngst von der Berliner Nationalgalerie veranstalteten Sonderausstellung der Werke des Meisters hat gerade dieses besonders innig zu Aller Herzen gesprochen. Es ruht auf ihm der ganze Zauber, der den Illustrationen der Märchen, Sagen und Romanzen Unvergänglichkeit sichert, die gleiche Keuschheit, wie über seinen religiösen Darstellungen; aber wir bedürfen hier nicht der Erinnerung an ein bestimmtes, poetisch gefaßtes Stoffgefühl, nicht erst wird das religiöse Gefühl um seine Zustimmung befragt. Eine reinmenschliche schlichte, auf den ersten Blick verständliche Scene ist hier erwählt. Am Waldesrand, wo zwei von verschiedenen Theilen des Berges herabführende Pfade münden, um sich in der breiten zum Städtchen geleitenden Fahrstraße zu vereinen, trifft sich — ob zufällig? — eine jugendliche Schaar. In traulichem Verein und froher Lustbarkeit sind zur Linken die Jünglinge genaht; auf dem Pfade zur Rechten hemmen die Mädchen beim Anblick der lustigen Gesellen züchtig den Schritt. Wem gebührt der Vortritt auf der nun gemeinschaftlichen Straße? Wer will sich dem muthwilligen Geflüster der nachfolgenden Schaar aussetzen? Mit köstlicher Frische und Anmuth und zugleich mit einer heut wenig Meistern eigenen Keuschheit gelangt die ganze Liebenswürdigkeit dieser Situation zum Ausdruck. Es ist ein stummes und dennoch verständliches Gedicht, in welchem die Frühlingsstimmung des sonnigen „Maientages" hochpoetisch anklingt. — Uhde's „Jünger von Emmaus" — von der Berliner Jubiläumsausstellung noch in Aller Gedächtniß — gelangt in der trefflichen Bruckmann'schen Reproduction fast zu besserer Geltung, als sie das Original selbst gewann. Der herbe Farbenton verliert bei der Uebertragung in die Sprache der Photographie seine bisweilen abstoßende Wirkung. Die prächtige Vertheilung von Licht und Schatten, die volle Körperlichkeit der Gestalten tritt hier doppelt glänzend hervor, der „echte" Ausdruck, der allen Uhde'schen Köpfen zu eigen ist, spricht hier inniger, weil der aschfarbene, oft schmutzig erscheinende Gesammtton fehlt. So gewinnen die beiden Bauern, an deren Tisch der Herr sich zum Segensspruch niedergelassen, an Charakteristik und Christus selbst an ergreifender Wahrheit. — Die beiden hier vereinten Bilder dürfen als bezeichnende Typen für die Eigenart ihrer Schöpfer gelten. Steinle, der Schüler und Nachfolger der Nazarener, der Romantiker, steht dem modernen „Realisten", dem Anhänger der französischen Impressionistenschule, um den uns selbst unsere wälschen Nachbarn nach ihrem eigenen Eingeständniß „beneiden", gegenüber. In einer längst verklungenen Zeit leben die Gestalten des Einen — der Andere erachtet die Menschen seiner unmittelbaren Umgebung werth, Träger ewiger, göttlicher Ideen zu sein. Innig und zart, von märchenhaftem Glanze umflossen sind die Ideale Steinle's, bescheiden, in Linie und Farbe nur andeutungsweise wiedergegeben, wie Naturen reineren Blutes, zarterer Formen als die irdischen Menschenkinder, naturwüchsige Menschen mit allen Schlacken des irdischen, modernen Daseins behaftet, im grellen unerbittlichen Tageslicht — so treten uns Uhde's Gestalten entgegen. Es ist hier nicht der Ort, den Weg zu verfolgen, der von der Richtung des Einen zu der des Anderen führte. Wer die äußere Geschichte unseres Landes, die innere Entwickelung unserer Grundanschauungen im Auge behält und mit ihr die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts vereint, wird ihn ohnehin schnell finden. Wir mußten uns hier darauf beschränken, die historische Bedeutsamkeit der beiden neuen Publicationen neben ihrem absoluten Kunstwerth hervorzuheben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 60. Sonnabend, den 30. Juli. 1887.

Die beiden Plinius und ihre Besitzungen und Sommerfrischen am Comersee — lacus Laricus.

Von Medicinalrath Dr. **Friedrich Küchenmeister**, Blasewitz.

Ein Theil der alten Römer suchte als Sommerfrischen auf im Osten die welligen Küsten des adriatischen Meeres und noch lieber im Westen die italienischen Küsten des Ligurischen Meeres (des Golfs von Genua) und des Tyrrhenischen Meeres bis hinab nach den liparischen Inseln und zur Südspitze Italiens. Besonders der Golf von Gaëta, mit dem nahen Capua, der Golf von Neapel (dem übrigens der Vesuv nahe liegt) und der Golf von Salerno waren Lieblingsaufenthaltsorte. Freilich suchen wir heute vergebens nach dem Glanzpunkte aller römischer Bäder, nach dem weltberühmten Bajae, am Golf von Puzzuoli, fast in einer Linie mit Neapel nach Westen zu; heute bedeckt einen großen Theil der alten Pracht das Meer mit seinem Sande, und statt der Elysäischen Felder Glanz sieht man nur noch einige ärmliche Fischerhütten und Bauerhöfe. Niemand sucht mehr Hilfe in dem Schwitzbade „ad myreta“ (Myrrhenhain), das Horaz besingt, Niemand weidet sich mehr an dem Gewühle der Stadt, das Seneca in seiner 56. Epistel beschreibt. Ein anderer Theil der alten Römer hatte seine Besitzungen in der Nähe der großen oberitalienischen Seen, des Lago maggiore (langer See) = lac majeur = lacus Verbenus (der Alten); des lacus Cerisius (Luganer See); lacus Laricus (Comersee); lacus Sabinus (lac Iseo), des kleinsten dieser Seen, und des lacus Benacus (Gardasees). Ihre Höhenlage ist der Reihe der Aufzählung nach: 197 Meter = 591′; 271 Mtr. = 813′; 213 Mtr. = 639′; 198 Mtr. = 594′ und 69 Mtr. = 207′. — Am Comersee befanden sich die Besitzungen und Sommerfrischen der Plinii. Am besten gelangt man zum Comersee von Deutschland aus über Trafoi und das Stilfser- oder Wormserjoch, so benannt von dem 1396 Mtr. = 4000′ hoch gelegenen, auch schon von den alten Römern besuchten Schwefelbade Bormio. Von dem 2757 Mtr. = 8270′ hoch gelegenen Passe dieses Joches, das nur wenig von Santa Maria (2835 Mtr. = 8600′) überragt wird, hat man eine herrliche Rundschau. Man unterlasse es nicht, von der Paßhöhe einen Blick geradeaushin auf den Ortler zu werfen, den man in einem Theile, dem kleinen Ortler, fast greifen zu können vermeint, und einen weiteren Blick rückwärts nach dem Großglockner bis zu den Anfängen der Dolomiten ganz im Osten. Im Norden und Nordwesten verschließt der ganz kahle Monte Pressara das Münsterthal und nach Westen hin öffnet sich das Thal, durch das die Landstraße und die brausende, an zahlreichen Felsblöcken und Wasserfällen ihr Wasser zerstäubende Adde ziehen und man gelangt auf mannigfachen Schlangenwindungen der Landstraße hinab in das kleine Städtchen Bormio, um hier oder im nahen Bade Bormio selbst Nachtquartier zu nehmen. Von hier aus führt am andern Morgen ein Betturino den Reisenden hinab in das in südlicher Pracht prangende Velteliner Thal, welches ihm einen der edelsten norditalienischen Weine, den Saffela, und wenn die Zeit paßt, die wohlschmeckendsten Pfirsiche in selten schönen und großen Exemplaren darbietet.

Als ich so in Betrachtung der schönen Natur versunken dahin fuhr durch das wunderliebliche Thal, sah ich ganz nahe am Fahrweg einen Bienenkasten mit arbeitenden Bienen stehen und ließ als alter Bienenzüchter den Wagen halten. Ganz verschieden von der bei uns üblichen Art treibt man hier die Bienenzucht und doch mit beweglichem Baue an „Dzierzon“-Stübchen. Ein schmaler, kaum etwas mehr als eine Spanne breiter und hoher viereckiger Kasten von ziemlicher Länge, horizontal gelagert, faßt die Bienen des Stockes. Die Vorder- und Hinterwand (die man bei kalten Nächten, regnigtem Wetter und gegen den Herbst hin wohl verschließt) sind an hellen Sommertagen ganz geöffnet; die ganze offene Fläche dient als Flugloch. Das Ganze ist gleichsam ein offener Beobachtungsstock, in dem die Biene mit goldgelben Hinterleibsringen (die jetzt auch bei uns eingeführt ist und weniger stechlustig, wenigstens im Süden, ist) fleißig arbeitet. Schon Virgil beschreibt im 4. Buche seiner „Georgica“ diese hellgelbe Biene im Gegensatz zur dunklen, die wol weniger unsere schwarze deutsche, als die graulichschwarze „Krainer“ Biene gewesen sein dürfte. Er spricht von Schwärmen und von den verschiedenen, die Schwärme begleitenden jungen Königinnen, die er fälschlich für männlichen Geschlechtes hielt, also „Rex“ nannte, wie ja noch heute auch wir von einem „Weisel“ reden. Dann fährt er fort:

V. 88. Aber sobald Du vom Kampf sie getrennt hast beide, die Führer,
Wer der geringre Dir scheint, den opfre dem Tod, daß als Stärkrer
Nicht er Dir schade, den bessern allein laß herrschen im Hofstaat
Einer erglüht wie Brand von im Golde erglänzenden Flecken —
Denn zwei Arten es giebt — er, der Beßre und Schönre vom Ausehn
Leuchtet in röthlichen Schuppen; doch jener in rauhem Gehäre
Träge nur schleppt er sich hin und den Breitbauch hinter sich ruhmlos.[1])

Das eigentliche Vaterland der ligurischen Biene beginnt jenseits der Alpen, etwa unter 46° nördlicher Breite. Wie weit hinab nach Süden ihr Verbreitungsgebiet reicht, weiß ich nicht; doch erhielt ich durch den Leibarzt des verstorbenen Königs Otto von Griechenland, Dr. Roser, zwei Bienenstöcke vom Hymettus, der um den 38° herum liegt. Von diesen Stöcken war der eine die ligurische Biene; der andere eine schwarzgraue, wie sie s. Z. aus Krain bei den nordischen Imkern eingeführt wurde. Der Verbreitungsdistrict der eigentlichen deutschen, grauen Bienen geht bis an die Nordseite der Alpen, etwa bis 47°; bald darauf scheint gegen Süden zu die graue Krainer Biene zu beginnen, etwa um den 45° n. Br. Auch die Grenze des Verbreitungsbezirkes dieser Biene nach Süden zu kenne ich nicht, nur weiß ich, daß in den nordafrikanischen, ägyptischen und türkischen Gebieten sich noch eine vollständig, und nicht nur an einigen Körperringen gelbe Biene findet, die einst als „türkische Biene“ in den Handel kam.

Mit meinen Hymettusbienen selbst hatte ich ein eigenes Mißgeschick. Ich hatte dem, der mit mir den Bienenstand theilte, die Erlaubniß gegeben, sich eine Tafel Brut aus dem Stocke zu entnehmen, um besondere Schwärme dieser Art sich zu erziehen. Er hatte sie sammt der Königin mit nach einem nahen Dorfe transportirt. Die Wiedereinfuhr der Königin in den Stock mißglückte. Dies war die gelbe Art. Mit der schwarzen Art hatte ich selbst

[1]) Für die des Lateinischen kundigen Leser setze ich die letzten vier Verse des Urtextes her:

„Alter erit maculis auro squalentibus ardens;
Nam duo sunt genera: hic melior, insignis et ore
Et rutilis clarus squamis; ille horridus alter
Desidia latamque trahens inglorius alvum.“

Unglück. Der verstorbene Geh. Regierungsrath v. Kiesewetter, einer der ersten Hymenopterologen, wünschte dieses Stockes Königin zu sehen. Ich entsprach seinem Wunsche und entnahm dem Stocke die Tafel, auf der die Königin sich befand, und hielt sie leider gegen die Sonne. Auf einmal flog die Königin ab, doch bald setzte sie sich wieder auf meinen linken Arm. Da fing ich sie schnell und erschreckt, wie ich war, warf ich sie — die keine halbe Minute von der Tafel entfernt gewesen war — unbedachter Weise auf die in den Stock gehangene Tafel. Im nächsten Augenblicke war sie eine Leiche, von ihren eigenen Bienen erstochen.

Dabei sei noch bemerkt: Beide Originalstöcke der Bienen des Hymettus hatten die Form eines auf die Spitze gestellten Zuckerhutes; das Flugloch lag nahe der Spitze. Ueber die weite Oeffnung waren starke, sehr lange Stäbe von Olivenholz gedeckt, an denen man die Waben bei großer Vorsicht unverletzt ausheben konnte.

Die Bienenstöcke waren durch die Freundlichkeit eines Capitäns vom österreichischen Lloyd glücklich über Malta, wo am Ankunftstage ihnen ein Ausflug gestattet wurde, nach Triest und von da nach Wien und so zu mir gelangt. In Triest und Wien hatten die österreichischen Bienenzüchtervereine sie übernommen und ihnen je einen Tag Ausflug gestattet. Sie waren also ausgezeichnet transportirt worden. Doch zurück zu unserer Reise.

Bald nachdem sich das herrliche Velteliner Thal geschlossen hat, kommt man nach Colico, das, hart am Comersee gelegen, am Abend ein gefährlicher Aufenthalt für den Fremden und wegen seiner „Kaltfieber-Malaria“ verrufen ist. Man unterlasse deshalb, etwa noch einen Spaziergang des Abends am Seeufer zu machen. Es ist falsch, wenn wir von den Nächten Italiens uns ein Bild machen, wie das einer sogenannten „italienischen Nacht“ bei uns. Die Nächte Italiens sind kalt und gefährlich und nicht Jeder kommt bei der Kühle derselben (z. B. durch Schlafen bei offenem Fenster) „mit betäubtem dumpfen Kopfe und einer großen Müdigkeit am nächsten Tage“ davon, wie Luther und sein Begleiter bei der Wanderung nach Rom.[2]) Hat man in Colico mit solcher Vorsicht genächtigt, so besteigt man am nächsten Morgen das Dampfschiff und fährt südlich hinab bis Bellaggio, wo der See sich in den östlichen kürzeren Arm: Laco di Lecco, und den längeren westlichen Laco di Como (im engeren Sinne) theilt. Auf diesem letzteren Arme fahren wir längs des schönen, mit Villen reich besetzten Ufergeländes gegen Como zu, nahe vorbei den ererbten Besitzungen der Plinier in Comos Nähe. Schon Virgil nennt den Comersee den größten der oberitalienischen Seen (Georgica II, 189), der zugleich der schönste ist.

„Soll ich vom Meer, Italien oben und unten bespülend,
Singen? von Größe der See'n? dem Comos als größten? dem Garda's,[3])
Der, wenn er brauset in Ebbe und Fluth, heult Meeren vergleichbar?“

Unter den genannten Villen befindet sich am östlichen Ufer auch eine „Villa Pliniana“. Es ist dies eine Villa, erbaut auf jener Stelle, von der Cajus Plinius secundus major (der Aeltere) in seiner „historia naturalis“ II, 106 schreibt: „Im Gebiete von Como befindet sich eine ergiebige Quelle, die zu einzelnen Stunden des Tages stätig anschwillt und wieder zurückfällt“. Ueber dieselbe Quelle verbreitet sich ausführlicher Cajus Plinius secundus minor im 30. Brief des 4. Buches an Licinius: „Ich habe Dir aus meiner Heimath Como statt eines kleinen Geschenkes eine Frage mitgebracht, die Deiner hohen Gelehrsamkeit in ganz besonderem Grade würdig ist. Es entspringt eine Quelle auf einem Berge, welche über Felsen herabrinnt und von einem kleinen, künstlich angelegten Speiseplatz (coenatiuncula manu facta) aufgenommen wird. Hier ein wenig verweilend ergießt sie sich in den Comersee. Sie hat eine wunderbare Natur: drei Mal in jedem Tage steigt und fällt sie bei regelmäßig zu- und abnehmendem Wasser. Man sieht dies ganz deutlich und kann mit größtem Vergnügen diese Beobachtung machen. Man lagert sich daneben und hält seine Mahlzeit; man nimmt aus der Quelle selbst — denn sie ist sehr frisch — seinen Trunk. Indessen nimmt sie in bestimmten, abgemessenen Zwischenräumen ab und zu. Legt man einen Ring oder sonst Etwas in das Trockene, so wird er nach und nach bespült und endlich ganz zugedeckt; dann kommt er wieder zum Vorschein und wird allmälig ganz frei (deseritur); setzt man die Beobachtung fort, so kann man dieses zum 2. und 3. Male sehen. Ist es irgend eine verborgene Luft, welche die Mündung und den Schlund der Quelle bald öffnet, bald schließt, je nachdem sie hineindringt oder hinausgestoßen wird? Dies sehen wir auch bei Flaschen und anderen derartigen Gefäßen, welche keine weite und ganz freie Oeffnung haben. Denn auch bei diesen geräth, auch wenn man sie schief und abwärts hält, durch einen gewissen Widerstand der Luft zurückgehalten, wie unter wiederholtem Schluchzen, das, was man ausgießt, ins Stocken. Oder hat die Quelle die gleiche Natur, wie der Ocean? Und steigt und fällt dieses kleine Wasser abwechselungsweise nach denselben Gesetzen, wie bei jenem Ebbe und Fluth eintritt? Oder ist, wie bei den Flüssen, welche in das Meer münden und durch widrige Winde und die entgegendringende Fluth zurückgestaut werden, Etwas vorhanden, was den Ausfluß dieser Quelle zeitweise zurücktreibt? Oder haben die verborgenen Adern ein gewisses Maß, so daß, während der Abfluß sich wieder sammelt, die Strömung geringer und träger ist, nach geschehener Ansammlung aber wieder rascher und reichlicher hervortritt? Oder ist irgend eine verborgene und unsichtbare Wage da, welche, wenn sie leer ist, den Quell in die Höhe und hinaustreibt, [dagegen] wenn sie sich füllt, ihn aufhält und verstopft? Forsche Du, denn Du vermagst es, nach den Ursachen, die ein solches Wunder bewirken. Mir genügt es, diese Erscheinung deutlich beschrieben zu haben.“

Das, was heute „Villa Pliniana“ genannt wird, war freilich nie im Besitz der Plinier und ist keine altrömische, sondern eine ganz neumodische Villa. Sie liegt zwischen Molina und Torno am Ostufer in einer Bucht des westlichen Armes des Comersees, der, wie wir gesehen haben, speciell den Namen: Laco di Como führt, und macht sich vom See aus kenntlich durch eine kleine Pyramide. Die sogenannte Villa selbst ist eine rothe, düstere, einfache Villa, 1570 von einem der Mörder des Herzogs Farnese erbaut, dem Grafen Anguissola, und war (wenigstens noch in den 70er Jahren) im Besitze der Fürstin Belgiojoso.

Weiteres, als obige kurze Notiz, wissen wir über den Comersee seiten des älteren Plinius nicht. Es ist aber vielleicht interessant, einige Zeit bei diesem berühmten römischen Gelehrten und Staatsmann zu verweilen.

Plinius, der Aeltere, war in Comum (Como) 23 nach Christi geboren, war in jungen Jahren ein sehr thätiger Rechtsanwalt, kam 45 als römischer Reiterofficier, 50 als Reitergeneral in das Gebiet der Chaucen und in die Donauländer zu stehen, besuchte 67 Afrika, als Procurator Spaniens, wurde verschiedentlich im Staatsdienste verwendet und lag als Admiral der Ruderflotte im August 79 in dem von Augustus angelegten Hafen von Misene vor Anker. Zu erwähnen ist noch von ihm, daß er einer der weitest gereiften Römer und ein Mann von einer großartigen literarischen Thätigkeit und einem bewundernswerthen Fleiße war,[4]) den er nur durch einen kurzen Schlaf unterbrach. Kaiser Vespasian, mit dem er, wie mit anderen Kaisern, sehr vertraut war — nur Tiberius sperrte ihn wegen seiner Freundschaft mit Sejanus sieben Jahre lang ein — gestattete diesem älteren Plinius, daß er ihm vor Tagesgrauen Rapport machen durfte; denn der Kaiser selbst arbeitete auch die Nächte hindurch. Der jüngere Plinius nennt sich seinem Onkel gegenüber einen Müßiggänger. Zumal in den letzten Jahren, wo Plinius der Aeltere sehr stark geworden war, ging er wenig spazieren und hatte stets Schnellschreiber (eine Art Stenographen) bei sich, denen er, nachdem er selbst aufgehört hatte, von dem, was er las oder sich vorlesen ließ, Excerpte zu machen, diese Excerpte[5]) dictirte.

[2]) Bei Luther's Reise nach Rom, die Seidemann in 1509/10, Cordatus aber in 1510/11 setzt, erkrankten nach dem Bericht des Prof. Dr. med. Paul Luther (Luther's Sohnes) Luther und sein ihn begleitender Augustinerbruder, als sie Nachts bei offenem Fenster geschlafen, wie oben bemerkt. Ihr Wirth brachte durch Darreichung von Granatäpfeln die Wanderer so weit, daß sie doch, wenn auch äußerst matt, am folgenden Tage ihre Wanderung auf eine Meile fortsetzen konnten.

[3]) Vom Gardasee und seiner regelmäßigen „Ora“ wird später gesprochen werden.

[4]) Der jüngere Plinius zählt im 5. Briefe seines 3. Buches, der an Bäbius Macer gerichtet ist, folgende Werke seines Onkels auf: über den Lanzenwurf bei der Reiterei; 20 Bücher über die Kriege mit den Deutschen; 37 Bücher über Wissenswürdiges aus der Natur (seine berühmte historia naturalis, welche allein noch erhalten ist); über den jungen Redner; von dem Schwankenden und Zweifelhaften im Sprachgebrauch; über das Leben des Pomponius secundus und 31 Bücher Fortsetzung der römischen Geschichte des Aufidius Bassus, dessen Tod er ebenfalls beschrieb. Aber mit obiger Ausnahme ist Alles verloren gegangen.

[5]) Er hinterließ seinem Neffen, dem jüngeren Plinius, noch 160 Bände von Collectaneen, in denen jedes Blatt in kleinster Schrift auf beiden Seiten beschrieben war. Für einen Theil dieser Collectaneen hatte der Consul Largius Licinius vergeblich 400 000 Sesterzien (65 670 ℳ) geboten.

Das Ende des älteren Plinius beschreibt sein Neffe am Genauesten in dem 16. und 20. Briefe des 6. Buches seiner Epistolae, die an seinen Freund, den Geschichtschreiber Tacitus, auf dessen Bitte um nähere Auskunft gerichtet sind.

„Plinius der Aeltere lag im August 79, wie schon erwähnt, als Admiral mit seiner Ruderflottille im Golf von Puzzuoli zwischen dem Cap Puzzuoli und Misenum (dem heutigen Misene) vor Anker. Es waren dem Ausbruch des Vesuv einige Tage lang Stöße, wie Erdbeben vorausgegangen, was in Campanien nichts Seltenes war. Am 23. August Mittags gegen 1 Uhr meldete des jüngeren Plinius Mutter ihrem Schwager (dem älteren Plinius), es zeige sich nach Süden zu eine Wolke von außergewöhnlicher Größe und baumähnlicher Gestalt, die einer Fichte gleiche, einen langen Stamm habe und sich allmälig in Aeste theile. Je nachdem sie mehr oder weniger Asche mit sich führte, sah sie bald glänzend weiß, bald wieder schmutzig und fleckig aus. Der Admiral wollte die Sache wissenschaftlich näher betrachten und ließ eine leichte Yacht in Bereitschaft stellen, in der ihn Plinius der Jüngere begleiten sollte, wenn er wolle, was dieser jedoch ablehnte. Da kam plötzlich ein Brief an den Admiral, durch den ihn das Schiffspersonal in Retina (jetzt Resina) in dem Golf von Neapel ersuchte, sie abzuberufen und der Gefahr zu entreißen. Er ging mit einer Anzahl Vierruderer sofort unter Segel, und dictirte auf der Fahrt Alles, was ihm begegnete und auffiel, seinem Schreiber. Bald fiel heiße Asche in die Schiffe, und bei weiterer Annäherung gegen Neapel zu Bimssteine und schwärzliche Steinbrocken. Man kam plötzlich in eine Untiefe, welche durch die ins Meer gefallenen Eruptionsmassen erzeugt war. Er überlegte, ob er umkehren solle, doch rief er alsbald dem Steuermann zu: fortes fortuna juvat, Pomponianum pete „dem Muthigen hilft Fortuna, suche Pomponianum zu erreichen; (sc. praedium, steure der Villa des Pomponianus zu)". Dies war die Richtung gegen Stabiae zu (das beiläufig bemerkt damals nur theilweise, ganz aber erst 471 nach Christus bei einer neuen Eruption des Vesuvs verschüttet wurde, K.). Die Villa lag in einer der vielen hier befindlichen, durch das wellenförmig gekrümmte Ufer gebildeten Buchten; Pomponianus hatte seine Habseligkeiten schon aufs Schiff bringen lassen, um bei noch mehr nahender Gefahr sofort damit zu entfliehen. Plinius landete, um den Zitternden zu beruhigen, und verhielt sich ganz wie gewöhnlich, als ob nichts passire, badete sich und speiste heiter mit Jenem zu Abend. Da mehrten sich die Feuersäulen am Vesuv; Plinius machte dem Pomponianus, um ihn zu trösten, weiß, es seien dies brennende, vom Landvolk selbst angezündete Bauernhöfe, dann legte er sich zur Ruhe und schlief etwas schwer und schnarchend, was bei dem starken Herrn nicht auffällig erschien. Indessen häufte sich die Asche im Hofe immer höher, und man weckte ihn, damit er nicht verschüttet werde. Er stand auf und ging zu Pomponianus und den Andern, die noch wach geblieben waren, und berieth sich mit ihnen. Die Gebäude erzitterten durch Erdbeben und außen flogen die Bimssteine herum, so daß man zum Schutze gegen den Steinregen sich Tücher, Kissen u. dergl. um den Kopf band. Schon war anderwärts der Tag des 24. August angebrochen, hier mußte man mit Fackeln sich Licht verschaffen. Man ging ans Gestade, wo man das Meer in höchster Aufregung sah. Plinius ließ sich hier ein Tuch ausbreiten und nahm oft frisches Wasser zu sich. Die Flammen und der Schwefelgeruch, der ihnen vorausging, vertrieb die Andern, ihn machten sie munter. Auf 2 Sclaven gestützt erhob er sich, sank aber plötzlich wieder nieder, wie sein Neffe meint, weil ihm der dichte Dampf den Athem gehemmt und seinen oft an Krämpfen leidenden Magen gesperrt hatte. Am 25. August früh fand man seinen Körper unversehrt, ohne Verletzung und in seinem gestrigen Gewande todt; er glich mehr einem Schlafenden."

Während dessen hatte Plinius der Jüngere mit seiner Mutter lange in Misenum, ruhig den Livius studirend, ausgehalten, als es ihnen doch zu arg wurde und sie Misenum verließen, gefolgt von den bestürzten Misenern. Man blieb im Freien stehen, woselbst die ruhig haltenden Wagen schwankten, selbst wenn man Steine unter die Räder legte. Das Meer wurde von der Küste weggetrieben, die See war weit zurückgewichen und auf dem Trocknen mit Seegewächsen bedeckt. Landwärts zerborst eine schwarze, schreckliche Wolke, in Flammen größer als Blitze sich entladend; dann fiel die Wolke auf die Erde und in die See, Capri und das Cap Misenum selbst gänzlich einhüllend. Plinius jr. ergriff seine Mutter an der Hand und zog sie so schnell als möglich fort; schon fing Asche an zu fallen, ein dicker Dampf zog den Fliehenden nach. Sie bogen von dem Wege aus, sie setzten sich und bald ward dunkelste Nacht. Die Menschen heulten und schrien in Verzweiflung; man betete zu den Göttern, und Andere meinten, es gäbe keine mehr; Andere vermehrten die Schrecknisse durch Lügen, z. B. Misene existire nicht mehr, sei verbrannt. Es wurde wieder etwas heller, wie von einem fernen Feuer, dann ward es unter Aschenregen wieder dunkler; man mußte, um nicht von der Asche verschüttet zu werden, wiederholt aufstehen und die Asche abschütteln. Plinius der Jüngere selbst war stets ganz ruhig geblieben und hatte nicht geseufzt. Endlich löste sich der dicke Dampf in eine Art Rauch oder Nebel auf; die Sonne brach durch, aber schwach, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Weiße Asche bedeckte, wie Schnee, die Gefilde. Man kehrte nach Misene zurück und pflegte seinen Leib, so gut es ging; die Nacht darauf war angstvoll, das Erdbeben dauerte fort. Plinius jr. und seine Mutter harrten dennoch in Misene aus, bis sie Nachricht vom Onkel hatten. Diese brachte ihnen die Verkündigung seines Todes." Fragen wir nun: wann starb wol Plinius der Aeltere? Ich meine am 24. August noch, alsbald nach seinem verunglückten Versuche aufzustehen. Als man ihn hinfallen sah, hat man ihn wahrscheinlich für todt gehalten und nun flohen die durch die Naturereignisse erschreckten Sclaven, gleich den Anderen, und suchten sich zu retten. Als man am 28. August zurückkehrte, fand man seine Leiche. Anders erzählt Sueton den Tod des Genannten in seiner Vita Plinii (Lebensgeschichte des Plinius). Nach diesem soll er, seinen Tod voraussehend, einen Sclaven beauftragt haben, ihn zu tödten. Da sich aber keine Wunde nach Plinius jr. gefunden, so kann man der Erzählung des Sueton keinen Glauben beimessen.

Wir wenden uns nun zu Plinius dem Jüngeren allein. Er wurde ebenfalls in Comum, wo sein Oheim, dessen Erbe er gewesen, reich begütert war, geboren und zwar 62 nach Christus. Somit war er bei seines Oheims Tode 17 Jahre alt. Er liebte, wie wir bald sehen werden, seine Vaterstadt und verweilte durch die ganze Zeit seines Lebens österes daselbst; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß er jene Jahre (von 94—96), wo er dem ihn hassenden und ihn verfolgenden Domitian aus dem Wege gehen wollte, in Comum zubrachte.

Anfangs war er Sachwalter in Rom und behaupteten seine Zeitgenossen, daß man keinen größeren Redner als ihn nach Cicero's Tode gehabt habe. Für die Zeit seines Aufenthaltes in der Stadt Rom (sei es um seiner Rechtsanwaltschaft, sei es später des kaiserlichen Dienstes wegen) lebte er (21. Brief des 3. Buches) in seinem Hause auf dem von Maecen von den Grabstätten der Armen und Verbrecher einst gereinigten und zu einem der schönsten der 7 Hügel Roms gewordenen Mons Esquilinus, der nunmehr nur die Gräber der Edleren, z. B. eines Maecenus, und neben ihm das des Horaz, sowie das des Properz beherbergte. Hierher kehrte er meist im October zurück, nachdem er die Sommerzeit in der Nähe Roms auf Villegiaturen verbracht hatte.[9] Die eigentlichen Gerichtsferien, die

[9] Die Sommerfrischen, die Rom näher lagen und von Plinius dem Jüngeren aufgesucht wurden, sind: das nicht weit vom Meere gelegene, in wenig Stunden erreichbare Laurentium, in der Nähe von Laurent (dem heutigen Torre Paterna). Es lag zwischen dem Ausfluß des Tiber in das Tyrrhenische Meer bei Ostia und dem alten Lavinium und Latium. Seiner gedenkt er im I. Buch der Briefe 9 und 22 und sehnt sich darnach, um sich von einer Krankheit zu erholen. Es war nur 17 Miglien von Rom entfernt, d. i. 17mal 5000 = 85 000 Fuß oder 3½ deutsche Meilen und durch Reiten leicht zu erreichen. Ferner gehört hierher das von ihm sehr gerühmte Tuscum. Hier legte er nach IV, 4 den Grundstein für ein von ihm gegründetes öffentliches Gebäude. Von ihm spricht er weiter IV, I. Abschnitt 3; V, 18; IX, 15 Abschnitt 1 u. 3, 36 u. 40; genau beschrieben hat er es V, 6. Dies Landgut lag im Etrurischen (= Toscanischen) am Tiber. Er hatte es als Erbtheil von seinem Ur- und Großvater her, indem es diese als schon selbst nicht mehr junge Leute bewohnt hatten. Ferner besuchte er noch die Sommerfrischen, die ihm von seiner reichen zweiten Frau und deren Mutter Pompeja Celerina, die das Erbe mit ihm getheilt hatte, und deren Gatten Beltius Proculus zugefallen waren, als: Ocriculum in Umbrien, an der Mündung des Nar in den Tiber (das heutige Otricoli); Narnia (ebenda, heute: Narni), am Nar an der Flaminischen Straße, mit einem berühmten Bade; Perugia in Etrurien, zwischen dem Trasimenischen See und dem Tiber (heute Perugia), Carsulae oder Carsuli in Umbrien (I, 4); weiter Alsium in Etrurien nach VI, 10 (das heutige Lustschloß Palo der Familie Orsini). Ferner besuchte er gern als Sommerfrische die Güter seines Schwiegergroßvaters Fabatus, wie Ameria (das heutige Amelia im früheren Kirchenstaate nahe dem Badimo d. i. Lago di Bassanello, VIII, 20). Auch nach Centumcellae (dem heutigen Civita Vechia?), der Sommerresidenz des Trajan, entfloh er vor der sommerlichen Hitze Roms. — Noch erwähnt Plinius einige andere Orte als Sommerfrischen. VII, 3 fragt er den Praesens, der nicht nach Rom zurückkehrte, ob er denn immer in

in Rom auf den Monat Juli fielen, wird er eher auf den entfernteren Besitzungen bei Como haben zubringen können. Er achtete sehr werth die sanitären, guten Folgen der Sommerfrischen und hielt sie z. B. hoch für Stubengelehrte (I, 24, Brief an Baetius Hispanus). In diesem Briefe schreibt er: „Ferner ist ja den Herren Stubengelehrten wie Tranquillus (mein Hausfreund) ist, so ein kleines Stück Erde (wie Tranquillus sich eben kaufen wollte) genug und übergenug, um sich den Kopf zu erleichtern, die Augen zu stärken, am Rande hinzuschlendern, einen und denselben Fußpfad abzutreten, alle ihre Weinstöcke zu kennen und alle ihre Weinstöcke abzuzählen. Zumal wenn man das Greisenalter erreicht, muß man der Ruhe pflegen, und bald auf dem Lande, bald auf dem Wasser, wie Du Pomponius Bassus sich Bewegung machen. Die letzte Zeit unseres Lebens sind wir dies uns selbst schuldig, wie ja auch die Gesetze es anordnen, welche die, welche mehr als 60 Jahre zurückgelegt haben, der Ruhe überlassen wissen wollen." (IV, 23.) (Pensionäre gab's freilich damals wol noch nicht, die von Staatswegen Pensionen im Civildienste bezogen.)

Zur Erholung ließ er seinen Vorleser Eucolpius (VIII, 1) gegen dessen Blutspucken (das er der Hitze und dem Staube zuschreibt) auf dem Lande wohnen. „Zudem geben das gesunde Klima, das Landleben, die Ruhe ihm eben so sehr Aussicht auf Gesundheit wie auf Muße."

Seine zweite Gattin Calpurnia, die ebenfalls frühe starb, wie seine erste Gattin, sendete er, um sie nahe zu haben, krankheitshalber nach Campanien (VII, 3), das er auch selbst (VI, 28) besucht. Seinen Freigelassenen und Vorleser Cosimus, den er wegen Blutspuckens nach Aegypten gesendet hatte (V, 19), von wo er nach langer Abwesenheit gekräftigt heimkehrte — ein Beweis für das Ansehen, in dem Aegypten bezüglich klimatischer Kuren schon damals stand — sendete Plinius bei einem Recidiv des Blutspuckens nach der Villa des Paullinus in Forojalium, heute Cividale bei Udine, in ein Gebirgsklima, nördlich von Triest, etwa reichlich 3 Meilen von der Küste des Golfs von Triest (also Alpenklima).

Wenn seine Zeit es erlaubte, wenn die Pachtverhältnisse ihn zwangen, dann suchte Plinius der Jüngere auch gern selbst seine Besitzungen in und bei Como auf, welches Letztere er als seine Vaterstadt besonders liebte und zu verschönern suchte.

Im 3. Briefe des 1. Buches schreibt er an seinen ebenfalls in Como geborenen Freund Caninius Rufus:[1])

„Was macht Comum, meine und Deine Wonne? Was das reizende Landhaus vor der Stadt? Was die liebe Säulenhalle mit ihrem ewigen Frühling? Was das tiefschattige Platanenwäldchen? Was der smaragdene und in Brillanten schillernde Canal (Euripus = Wasserleitung)? Was der anliegende, dienstbare See? Was die sanfte und doch so feste gestatio (d. i. der Fußpfad, auf dem sich die wohlhabenden Römer z. B. nach dem Essen von ihren Sclaven herum tragen ließen). Was das von der Sonne umkreiste und von ihrem Strahle erleuchtete Bad? Was der große, was der kleine Speisesaal? Was die Wohn- und Schlafzimmer? Fesseln sie Dich und theilen sie sich wechselnd in Deinen Besitz? Oder lässest Du Dich, wie früher, durch den Eifer für Deine häuslichen Angelegenheiten zu häufigen Ausflügen verlocken? Fesseln sie Dich, so bist Du der Glücklichen und Auserwählten einer; wenn nicht, so zählst Du zu den Alltagsmenschen. Ueberlaß doch die kleinlichen Sorgen Anderen und treibe behaglich in der Einsamkeit Studien."

An denselben schreibt er II. Buch, 8. Brief: „Lebst Du den Wissenschaften, oder dem Fischfange, oder der Jagd, oder allen zugleich? Denn man kann ja Alles zugleich an unserm Comersee (Larius) treiben? Lockt doch der See durch seine Fische, der ihn umgebende Wald durch sein Wild, und das ungestörte Stillleben dort zu wissenschaftlicher Beschäftigung unwiderstehlich an. Aber magst Du nun Alles zugleich oder irgend etwas davon treiben, ich kann nicht sagen, daß ich Dich beneide. Und doch peinigt es mich, daß mir nicht auch ein Genuß gegönnt ist, nach dem ich mich ebenso sehne, wie der Kranke nach Wein, Bad und frischer Quelle. Werde ich denn nie diese beengenden Fesseln, wenn ihre Lösung versagt ist, zerreißen? Ich glaube nie. Denn zu meinen Geschäften häufen sich immer neue" u. s. w. Plinius weilt in Como z. B. nach dem Briefe an Pontius.

V, 15: „Ich hatte mich soeben nach unserem Municipium (jedenfalls ist Como gemeint) begeben, als mir die Nachricht zukam, Cornutus Testullus habe die Aufsicht über die aemilische Straße (aemilia via) erhalten." Letztere führte nach den Einen von Rimini (Ariminium, an der Mündung des Marecchia ins Adriatische Meer, woselbst man noch heute einen Triumphbogen des Augustus und eine herrliche, aus weißem Marmor erbaute Brücke des Tiberius sieht) nach Aquileja, das im 2. Jahrh. n. Chr. ein fester Platz der Römer gegen die Illyrier und im 4. Jahrh. äußerst volkreich war, bis es 452 Attila zerstörte, das heute noch viele Alterthümer zeigt und nördlich vom Adriatischen Meere, westlich vom Isonzo gelegen, durch den Canal Ansora mit dem Meere verbunden ist; nach den Andern nur nach Bologna — Bononia (südlich von Modena und nördlich von Florenz gelegen, der in der Zeit der Päpste so berühmt gewordenen Universitätsstadt). Die letztere Straße hätte allerdings nach Nord-West abbiegend nach Mediolanum (Mailand) und von da nach Como geführt und spricht der Brief des Plinius mehr für die letztere Straßenrichtung. Jener Cornutus Testullus war des Plinius Amtsgenosse in der Verwaltung des Staatsschatzes, im Consulate; damals, als er schrieb, war Cornutus Straßeninspector (curator viarum) und in gleichem Range stehend mit Plinius: curator alvei Tiberis et riparum (wie wir sagen würden, Wasserbauinspector des Tiber). Plinius, als er dieses schrieb, war bei seinem Großschwiegervater Fabatus, der in Como lebte, und bei der Tante seiner Frau, die ihren Grundbesitz in Como hatten. „Ich wandelte auf meinem kleinen Feldbezirk umher, hörte viele Klagen meiner Bauern, las, doch nur ungern und oberflächlich, die Rechnungen durch; auch hatte ich bereits mit Anstalten zur Abreise begonnen. Denn ich bin in meinem Urlaube sehr beschränkt."

Ebenso war Plinius der Jüngere in Como VI, 1; denn wahrscheinlich auf Como bezieht sich, was er da an Tiro schreibt: „So lange ich jenseits des Po war und Du im Picenischen" [in der Gegend von Ancona und der Marken mit seinem berühmten Hafen (jetzt Freihafen), dem besten am Westufer des Adriatischen Meeres mit einem Molo Kaiser Trajan's (112 n. Chr. erbaut) und einem Triumphbogen], „vermißte ich Dich weniger; wol aber, seitdem ich in der Hauptstadt bin und Du noch im Picenischen. — Komme doch bald."

Was er für Comos Aufblühen und Pracht thun konnte, that er: VI, 30. „An Fabatus: Wir müssen wahrlich Deinen Geburtstag ebenso feiern, wie unsere eigenen, da die Freude über diese lediglich von Dir abhängt; denn Deine Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist es, welche uns hier ein frohes und bei Dir (in Como) ein ruhiges Leben bereitet."

VII, 32 an seinen Großschwiegervater Fabatus: „Ich bin erfreut darüber, daß Dir die Ankunft meines Tiro angenehm war; aber ganz einzig entzückt es mich, daß Du schreibst, es hätten bei Gelegenheit der Anwesenheit des Consuls eine Menge Sclaven die Freiheit erhalten. Denn ich wünsche, daß unsere Vaterstadt (Como) in jeder Hinsicht in Aufnahme komme, vornehmlich in der Zahl der Bürger, denn das ist die festeste Zierde der Städte. Auch das freut mich, ohne daß ich deshalb eitel darauf wäre, daß Du noch weiter bemerkst, ich und Du seien durch dankende und rühmende Erwähnung geehrt worden. Denn das Lob ist, wie Xenophon sagt, das Angenehmste, was man hören kann, namentlich wenn man es zu verdienen glaubt. Lebe wohl."

X, 24. Plinius an Trajan: „Als Dein verewigter Vater, o Herr, durch eine sehr schöne Rede und sein ruhmwürdiges Beispiel alle Bürger zur Freigebigkeit aufgefordert hatte, bat ich ihn um die Erlaubniß, die Standbilder der Kaiser, die ich auf entlegenen Gütern, welche nach öfterem Besitzwechsel auf mich gekommen waren, und ebenso wie ich sie überkommen, aufbewahrt hatte, in meine Vaterstadt (Como) bringen zu lassen und sein eigenes Standbild beizufügen. — Die Decurionen stellten mir zur Ehre des Werkes selbst — er wollte die Standbilder in einem Tempel aufstellen — die Wahl des Platzes frei." — (Dann bittet er dieserhalb und wegen Ordnung eigener Angelegenheiten — Verpachtung seiner Güter — um Urlaub, sowie darum, das in der Ausführung begriffene Werk auch mit des Kaisers Standbilde zu schmücken, und schließt:) „Ich werde also, Herr, Deiner Huld die rasche Ausführung eines frommen

---

Lucanien oder in Campanien, auf seinen oder seiner Frauen Gütern zurückbleiben wolle? — III, 7 Silius Italicus, der wegen eines Geschwulstleidens sich durch freiwilliges Verhungern tödtete, lebte auf seinem Landgute bei Neapel. Aus VIII, 17 ersieht man, daß die Ufer des Anio für Anlage von Sommervillen sehr beliebt waren. Plinius erzählt, wie bei einer Ueberschwemmung des Tiber des Anio Wässer so zurückgestaut worden wären, daß er viele Villen beschädigt, ja weggerissen habe. — Die Umgegend von Formiae hatte ebenfalls viele Villen. In dem auch von Horaz wegen seines Weines gepriesenen Orte hatten seine Sclaven den grausamen Acilius zu erwürgen versucht (III, 14); den Plinius aber gingen Formiaes Bewohner durch Sabinus an, ihnen eine Rechtssache zu führen.

[1]) Ich folge im Allgemeinen der Uebersetzung von Kleßmann und W. Binder, doch nicht sclavisch.

Werkes und die Ordnung meiner häuslichen Verhältnisse zu verdanken haben, wenn Du mir wegen dieser beiden Angelegenheiten einen Urlaub von 30 Tagen bewilligst. Eine knapper zugemessene Zeit kann ich nicht bestimmen, da sowol das Municipium (Como), als die Güter, von denen ich spreche, über den 125. Meilenstein hinaus liegen."

Der Kaiser Trajan antwortet X, 25 dem Plinius: „Du hast viele Privat- und öffentliche Gründe für Dein Urlaubsgesuch angegeben; für mich aber wäre Dein Wunsch allein schon hinreichend gewesen; denn ich zweifle nicht, daß Du so bald als möglich wieder zu Deinem geschäftvollen Amte zurückkehren wirst. Daß Du mir ein Standbild an dem von Dir gewünschten Orte errichtest, will ich mir, obwol ich es sonst mit dergleichen Ehrenbezeugungen sehr genau nehme, gefallen lassen, weil ich mir nicht den Anschein geben will, als hindere ich Deine Ergebenheit gegen mich in ihrem Laufe."

V, 17. An seinen Großschwiegervater Fabatus: Ich habe Dein Schreiben erhalten, woraus ich ersehen habe, daß Du eine prächtige Säulenhalle unter Deinem und Deines Sohnes Namen geweiht und Tags darauf zur Verschönerung der Thore (Comos wahrscheinlich) eine Summe Geldes ausgesetzt hast, so daß die Vollziehung einer früheren Freigebigkeit zugleich der Anfang einer neuen ist. Ich freue mich fürs Erste deshalb, weil man Deine That sehr rühmen wird (gaudeo primum tua gloria), wovon bei unserer nahen Verwandtschaft ein Theil auf mich zurückfällt; sodann, weil ich das Andenken meines Schwiegervaters durch so herrliche Werke verewigt sehe; endlich, weil unsere Vaterstadt (Plinius und Fabatus waren aus Como) so aufblüht, deren Verschönerung durch jeden Anderen mir angenehm, durch Dich aber im höchsten Grade erfreulich ist." Schließlich bittet Plinius den Fabatus, in dieser Freigebigkeit fortzufahren, denn er werde stille zu stehen nicht vermögen.

Ueber Como handelt Plinius ferner im 7. Briefe des 5. Buches an Calvisius: „Bekanntlich kann ein Gemeinwesen weder zum Erben eingesetzt werden, noch ein Erbbevorzugung (nec praecipere posse rempublicam constat) erhalten. Saturninus aber, der mich zum Erben eingesetzt (die alten Römer setzten gern ihre Sachwalter zu Erben oder Legataren ein), hat unserer Vaterstadt (Como) ¼ vermacht, hernach aber, statt dieses ¼, ihr auf 400 000 Sesterzien (65 670 Mark) ein Vorzugsrecht gegeben (praeceptionem quadringentorum millium dedit). — (Das war rechtlich eine ungiltige Verfügung.) Mir aber ist der Wille des Verstorbenen — ich fühle eine gewisse Bangigkeit, wie die Rechtsgelehrten diese Sprache aufnehmen werden (fügt der Rechtsanwalt Plinius in Parenthese bei) — heiliger, als das Gesetz, besonders hinsichtlich dessen, was er der gemeinschaftlichen Vaterstadt (auch Saturninus war aus Como) zukommen lassen wollte. Sollte ich, der ich ihr von meinem Vermögen 1 Million Sesterzien (circa 180 000 Mark) geschenkt habe, ihr 400 000 Sesterzien, wenig mehr als den dritten Theil dieses Betrages, von einem fremden Vermögen absprechen? Ich weiß, daß Du nicht anders urtheilst, als ich, da Du eben dieses Gemeinwesen als der beste Bürger liebst. Es wäre daher mein Wunsch, daß Du, wenn sich die Decurionen das nächste Mal versammeln, ihnen mit Schwung und Bescheidenheit angäbest, was Rechtens ist, dann aber beifügtest, daß ich der Verfügung des Saturninus gemäß 400 000 Sesterzien herzugeben mich erbiete. Sein Geschenk, seine Freigebigkeit ist es ja; mein Verdienst sei einzig der Vollzug. Ich hielt es für überflüssig, hierüber amtlich zu schreiben, einmal, weil ich wol wußte, daß Du bei unserer innigen Freundschaft und bei der Dir eigenen Klugheit ebenso bereit, als fähig bist, meine, wie Deine Stelle zu vertreten; sodann, weil ich besorgte, das Maß, welches Dir beim mündlichen Vortrage einzuhalten ein Leichtes ist, in einem Briefe nicht ebenso eingehalten zu finden. Denn der Rede geben Mienen, Geberden und die Stimme selbst das gehörige Maß; ein Brief dagegen, welcher aller dieser Empfehlungen ermangelt, ist der Böswilligkeit der Ausleger ausgesetzt. Lebe wohl." Wie sehr er an seiner Vaterstadt hing, zeigt auch der Brief an Priscus (VI, 8), in dem er wegen des Attilius Crescens eine Bitte an ihn richtet, den er, den Priscus und jeder gebildete Mann liebe. „Ich aber liebe ihn nicht nur so, wie viele Andere, sondern mit aller Innigkeit. Unsere Vaterstädte (Como und Verona) sind nur eine Tagereise von einander entfernt, und wir selbst — und dies ist die feurigste Liebe — fingen schon als Jünglinge an, einander zu lieben. Diese Liebe dauerte auch in der Folge fort und erkaltete nicht bei reiferem Urtheile, sondern wurde nur noch stärker" u. s. w.

Plinius baute sich selbst eine Villa am Comersee: IX, 7 an Romanus: „Du bauest, wie Du mir schreibst. Gut, so habe ich denn einen Vertheidiger gefunden (iuveni patrocinium). Denn weil ich mit Dir baue, baue ich schon mit Vernunft (aedifico enim jam ratione tecum). Denn auch darin gleicht sich die Sache, daß Du ans Meer, ich an den Comersee baue. An seinem Ufer habe ich mehrere Landhäuser (villae), aber zwei davon, die mir das meiste Vergnügen machen, machen mir auch das meiste Geschäft. Das eine liegt auf einem Felsen, wie in Bajae, mit Aussicht auf den See; ebenfalls wie in Bajae, berührt es den See. Daher pflege ich jenes meine Tragödie, dieses meine Komödie zu nennen; jenes, weil es gleichsam auf dem Kothurn (Schuh mit hohem Absatz), dieses, weil es gleichsam auf dem Soccus (Schuh ohne Absatz) steht. Jedes hat seine eigene Schönheit, und sie bieten ihrem beiderseitigen Besitzer eben durch ihre Verschiedenheit um so mehr Reiz. Dieses nimmt weniger vom See in Anspruch (utitur lacu propius), jenes dehnt sich breiter an ihm aus; dieses zieht sich in einer sanften Krümmung nur um eine einzige Bucht herum, jenes scheidet mit einem hochaufstrebenden Felsrücken zwei Buchten von einander: dort erstreckt sich ein gerader Spazierweg (gestatio, Bahn für die den Herrn Tragenden) in langem Rande an dem Ufer hin, hier bildet er durch eine geräumige Terrasse eine sanfte Biegung; jenes wird von den Wellen nicht berührt, an diesem brechen sie sich; von jenem aus kann man den Fischfangenden zusehen, von diesem aus selbst Fischfang treiben und die Angel aus dem Schlafgemach, und fast von dem Bette aus, wie aus einem Kahne auswerfen. Dies sind für mich Gründe, an Beide das noch Fehlende anbauen zu lassen, weil bei Beiden noch Platz dazu da ist" u. s. w.

Allerdings klagt Plinius wiederholt über die Noth und Plagen, die ihm die Besitzthümer machen. Er schreibt an Valerianus (II, 15): „Gefallen Dir die Güter, seitdem sie Dein Eigen sind? Das ist freilich selten der Fall, denn was man erlangt hat, scheint nie so schön, als was man erstrebt. Mit mir gehen meine mütterlichen Erbgüter (am Comersee lagen sie! K.) nicht gerade glimpflich um; doch habe ich meine Freude daran, weil sie eben von meiner Mutter stammen, und bin auch sonst durch das lange Mitanfehen unempfindlich geworden. Das ewige Klagen führt doch endlich dahin, daß man des Klagens überdrüssig wird." Besondere Noth macht ihm die Verpachtung.

Er entschuldigt sich gegen Paullinus, daß er nicht sogleich am 1. Januar den officiellen Anstandsbesuch gemacht habe (IX, 37), weil er auf seinen Gütern festgehalten wurde, um sie auf mehrere Jahre zu verpachten und neue Einrichtungen zu treffen. „Denn im letzten Lustrum haben sich, ungeachtet der bedeutenden Nachlässe, die Rückstände gehäuft; daher denken die meisten meiner Pächter gar nicht mehr daran, ihre Schuld zu vermindern, an deren vollständiger Abtragung sie ohnehin verzweifeln; ja sie raffen zusammen und verzehren die Früchte, weil sie glauben, sie sparen sie nicht für sich selbst. Ich muß daher dem überhandnehmenden Uebelstande begegnen und abzuhelfen suchen, und das einzige Heilmittel hierfür ist, wenn ich nicht um baares Geld, sondern um einen Ertrags-Theil verpachte, und sodann einige von meinen Leuten als Aufseher über die Arbeiter und Hüter der Früchte anstelle; außerdem giebt es ja auch keine gerechtere Art von Einkünften, als die, welche das Erdreich, die Luft und die Jahreszeit einbringt. Freilich erfordert dies große Treue, scharfe Augen und zahlreiche Hände; indeß muß man doch einen Versuch machen und, wie bei einer alten Krankheit, jedes Mittel zur Veränderung anzuwenden suchen" u. s. w.

Man sieht, Plinius hatte mit Irland ähnlichen Pachtverhältnissen zu kämpfen.

X, 24 an Kaiser Trajan: „Doch kann ich bei meinem aufrichtigen Charakter es deiner Güte nicht verhehlen, daß du hierdurch (durch den für Aufstellung der Kaiserstatuen in einem zu Como zu erbauenden Tempel) nebenbei auch den Vortheil meines Hauswesens in hohem Grade förderst. Denn die Verpachtung der Güter, welche ich in eben dieser Gegend besitze und welche zudem über 400 000 Sesterzien = gegen 57 000 ℳ beträgt, gestattet so wenig einen Aufschub, da der neue Pächter schon das nächste Beschneidungsgeschäft der Reben besorgen muß. Ueberdies nöthigen mich die anhaltenden Mißjahre, an Pacht-Nachlässe zu denken, die ich nicht berechnen kann, wenn ich nicht an Ort und Stelle bin. Eine knapper zugemessene Zeit kann ich nicht bestimmen, da sowol das Municipium (Como), als die Güter, von denen ich spreche, über den hundert und fünfzigsten Meilenstein hinausliegen" (nahezu 70 Meilen beträgt die Entfernung von Rom bis Como auf der Karte gemessen).

Daß Plinius von ererbten Besitzungen einige verkaufte, sehen wir aus VII, 11 (Brief an Fabatus, seinen Schwiegergroßvater), der sich wundert, daß er seinen Antheil für 700 000 Sesterzien = 101 411 ℳ an Corellia verkauft hatte, während sie 900 000 =

143 244 ℳ werth seien. „Ich bot der Corellia, schreibt er, von meinen Gütern an, was und wie viel sie wolle, mit Ausnahme der von Vater und Mutter ererbten, denn diese kann ich selbst nicht einer Corellia abtreten." Er wollte seinen dortigen Landbesitz nicht vergrößern. — Auch nach Brief 1 des sechsten Buches an Tiro hielt sich Plinius wahrscheinlich in Como (jenseits des Po) auf, während Tiro im Picenischen, in der Gegend von Ancona am Adriatischen Meere, weilte.

Im Comer-See trieb Plinius der Jüngere (cfr. oben) gern Fischfang; theils angelte er von seiner Villa aus am Ufer des Sees, theils fischte er vom Kahne aus mit Netzen auf dem See, theils lag er der Jagd ob. So schreibt er an Fuscus (IX, 36): „Auch gehe ich zuweilen auf die Jagd, doch nicht ohne Schreibtafel, um, wenn ich auch nichts fange, doch etwas heimzubringen." Ein gewaltiger Nimrod aber war Plinius sicher nicht, wie theils schon hier aus der Schreibtafel, ganz besonders aber aus I, 6 an Cornelius Tacitus hervorgeht:

„Du wirst lachen; immerhin. Ich (Du kennst ja den Helden), ich habe drei Eber, drei prächtige Eber gefangen. In eigener Person? höre ich Dich fragen. In höchsteigener, ohne mich jedoch im Geringsten aus meiner behäbigen Gemüthlichkeit bringen zu lassen. Ich saß bei den Netzen; in nächster Nähe lagen nicht etwa Jagdspieß und Lanze, sondern Griffel und Schreibtafel (stylus et pugillares); ich dachte über etwas nach und schrieb es nieder, um, wenn auch mit leerer Hand, mindestens mit voller Tafel (Schreibtafel: plenas ceras) heimzukehren. Du brauchst diese Art zu studiren keineswegs geringschätzig anzusehen. Es ist merkwürdig, wie der Geist durch die körperliche Bewegung und Thätigkeit gehoben wird. Denn der Wald, die Einsamkeit und jene eigenthümliche Stille, die bei der Jagd herrschen muß — Alles reizt mächtig zum Denken. Also, wenn Du zur Jagd gehst, kannst Du auf meine Gefahr deinen Brodkorb und deine Flasche Wein, aber auch Deine Schreibtafel mitnehmen (ut panarium et lagunculam, sic etiam pugillares feras). Du wirst die Erfahrung machen, daß Minerva ebenso gut auf den Bergen haust, wie Diana."

Unwillkürlich möchte man, wenn man diesen Brief liest, fragen: Ob wol Luther ihn gekannt und ihn sich zur Richtschnur genommen haben mag? Denn es ist aus seinem Leben bekannt, daß, als ihn sein Freund und Gevatter, der Hofmarschall v. Löser, bei dem er zur Erholung weilte, mit auf die Jagd genommen, Luther ein Buch zum Studiren zu sich gesteckt hatte und er, als ein von den Hunden verfolgtes Häslein zwischen seinen Füßen durchschlüpfen wollte, es, aufgeschreckt aus seinen Studien, ergriff und, um es vor den Hunden zu schützen, es in seine Kutte steckte, weil es ihm leid that, es zu tödten.

Es erübrigt wol noch, Einiges über des Plinius des Jüngern persönliche Verhältnisse zu sagen. Im Gegensatz zu seinem Onkel, Plinius dem Aelteren, war er von zartem und schwächlichem Körperbau. Nachdem er längere Zeit als Sachwalter — und Jedermann nannte ihn den zweiten Cicero, wie schon bemerkt wurde — gewirkt hatte, ergriff er die Staatscarrière und erklimmte die höchsten staatlichen Stellungen. Er war ein durch und durch wissenschaftlicher und gelehrter und im Allgemeinen außerordentlich liebenswürdiger und freigebiger Mann, ein sehr reicher Herr, der seinen Reichthum benutzte, um, bei seiner streng heidnischen religiösen Richtung, Tempel zu bauen, die Standbilder der als Götter verehrten Kaiser zum Schmuck seiner Vaterstadt aufzustellen, ihr (nach Sueton) eine Bibliothek zu begründen und auf seinen Besitzungen Schulen zu errichten (IV, 13). Was seine Amtsführung anlangt, so war er ein umsichtiger und das Wohlbefinden seiner Untergebenen staatlich fördernder Beamter, seinen Sclaven und Freigelassenen, man könnte sagen, ein guter Vater. So sorgte er in den ihm anvertrauten Provinzen für Theater (X, 40. 41. 48. 49); für Wasserleitungen (X, 46; z. B. in Sinope; und 91. 92); für Anlegung von Bädern (X, 24. 75); für Canalisation (X, 50. 69, woselbst er dem Nicomedischen See einen Ableitungscanal schaffen wollte, damit die Adjacenten ihre erbauten Früchte und ihr Holz an Orte bringen konnten, woselbst diese Sachen gut bezahlt wurden; die Antwort des Trajan hierauf findet sich in Brief 51); er suchte die Erhumationsfrage zu ordnen (X, 73) und wollte eine freiwillige Feuerwehr errichten (X, 42), während Trajan mehr für Berufsfeuerwehr gestimmt war.

Er hatte eine dichterische Ader in sich (VII, 4 theilt er an Pontius mit, daß er in seinem 14. Jahre ein griechisches Trauerspiel, auf der Insel Icaria eine lateinische Elegie auf Icaria und das Meer, und Verse elegischer und heroischer Gattung geschrieben, von denen einige noch in seinen Briefen enthalten sind). Besonders legte er sich auf die Abfassung von elfsylbigen Versen, sogenannte Hendekasyllaba, von denen, wie er erzählt, einige sogar zur Laute und Cither gesungen wurden. Aber mit wenigen Ausnahmen sind alle Gedichte verloren gegangen. In Prosa besitzen wir noch den Panegyricus auf seinen Freund und Gönner Trajan. Von 16 seiner Reden haben wir nur noch Fragmente. Den Todten wünscht er gern die Ehre, daß ihrem Andenken durch Errichtung von Monumenten Genüge gethan werde. Er beklagt sich (VI, 10) gegen Albinus, daß er in Alsium auf dem Gute seiner Schwiegermutter habe sehen müssen, daß das Grabmonument des früheren Besitzers des Gutes, Rufus Vergerius, noch nicht fertig war. „Unwille und Mitleid ergreift mich, daß 10 Jahre nach dem Tode des Mannes, dessen ruhmvolles Gedächtniß über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, seine Reste und seine Asche unbeachtet, ohne Inschrift und Namen daliegen, obwol Rufus selbst ein Grabmonument verordnet und eine Inschrift dafür verfaßt hatte."

Die geistreichsten Männer seiner Zeit waren mit ihm in Verkehr, besonders aber bestand ein inniges Freundschaftsbündniß zwischen ihm und Cornelius Tacitus, dem berühmten römischen Geschichtschreiber.

Beide standen sich auch darin nahe, daß Beide zu jenen Familien gehörten, die der Feuerbestattung huldigten. Daß des Tacitus Asche, als die eines Ketzers, von Pius V. in alle Winde zerstreut wurde, ist bekannt. Wir wissen nicht, wo die Asche des Plinius, die nach dem Folgenden viel eher das Schicksal der Asche des Tacitus verdient haben könnte, ruht. Er starb 110 nach Christi Geburt.

Nur Eines trübt für uns Christen das schöne Bild dieses Plinius. Er war ein strenger Heide und noch herrschten in ihm jene Gedanken vor, die Nero beherrscht hatten. Er meinte wie dieser, daß das Christenthum, welches die alten Götter niederzuwerfen immer mehr sich anschickte, der größte Feind der alten Macht des römischen Kaiserreiches sei. Deshalb inscenirte er während seiner Amtirung in Kleinasien Christenverfolgungen. Er ließ die, welche auf die Anfrage: „ob sie Christen seien?" dies bekannten, hinrichten. Diejenigen, welche römische Bürger waren, ließ er vormerken, um sie zur Aburtheilung mit anderen Transporten nach Rom zu senden. Ueberhaupt machten ihm die Untersuchungen über diese Christenfrage mannigfache Scrupel in seinem Innern. Deshalb schrieb er dieser Frage wegen X, 97 an Trajan: „denn die Sache schien mir deiner Erwägung wol werth, hauptsächlich wegen der Anzahl der dabei Gefährdeten." Der große und gerechte Kaiser schrieb ihm zurück: „sein Verfahren sei ganz gesetzlich, man könne aber keine bestimmte Norm für sein Handeln festsetzen. Aufsuchen soll man die Christen nicht, werden sie aber angegeben und überwiesen, so sind sie zu bestrafen, jedoch so, daß, wer da leugnet, ein Christ (Christianus) zu ein, und dies durch die That selbst beweist, d. h. dadurch, daß er unsere Götter anruft, obgleich er früher verdächtig gewesen, wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll. Namenlose Anklagen aber dürfen bei keiner Anschuldigung berücksichtigt werden; denn das wäre das schlimmste Beispiel und unserem Zeitalter ganz zuwider." Wer den interessanten Brief des Plinius liest, würde noch einige denkwürdige Einzelheiten finden.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel eines Correctors mit einer Leipziger Druckerei während der Reformationszeit.

Von Diaconus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

Im Jahre 1525 war Luther mit der Drucklegung des Wintertheils seiner Kirchenpostille beschäftigt. Mancherlei sonstige Arbeiten hatten dieselbe verzögert, und als endlich das Manuscript vollendet in der Druckerei war, stahl ein Setzer die letzten Bogen der Handschrift und gab sie in Nürnberg gedruckt heraus. Luther war über diese Frechheit aufs Tiefste entrüstet. Er wandte sich unter dem 26. September 1525 an Bürgermeister und Rath der Stadt Nürnberg, um durch dieselben wenigstens dies zu erreichen, daß die Nürnberger Drucker „doch sieben oder acht Wochen harreten, daß unsere auch das Brod neben ihnen hätten und nicht so schändlich

durch sie um das ihre bracht werden". Und als dann der Wittenberger Druck noch vor Ende des Jahres 1525 zur Ausgabe gelangte, trug er an der Spitze eine geharnischte „Vorrede und Vermahnunge an die Drucker". Sie beginnt: „Gnade und Friede! Was soll doch das sein, meine lieben Druckerherren, daß einer dem andern so offentlich raubt und stiehlt das Seine, und unternander euch verderbt? Seid ihr nu auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meinet ihr, daß Gott euch segenen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? Ich habe die Postillen angefangen von der heiligen drei Könige Tage an bis auf Ostern; so fähret zu ein Bube, der Setzer, der von unserm Schweiß sich nähret, stiehlet meine Handschrift, ehe ichs gar ausmache, und trägts hinaus, und läßt es draußen im Landeßdrucken, unser Kost und Arbeit zu verdrucken. Wolan, Gott wirds finden. Was du dran gewinnest, da schmiere die Schuch mit. Du bist ein Dieb, und für Gott schuldig die Wiederstattung."

In der Zeit durch andere Arbeiten beschränkt, vielleicht auch durch die eben erwähnte unliebsame Erfahrung veranlaßt zog sich Luther von der Bearbeitung der Postille zurück. Noch war der Sommer- und der Festtheil derselben zu ediren. Er übertrug die Herausgabe dem Magister Stephan Roth aus Zwickau, welcher sich seit 1523 als ein begeisterter Schüler Luther's in Wittenberg aufhielt. So erschien denn 1527 der Sommertheil und der Festtheil und 1528 nochmals der Wintertheil in Roth's Bearbeitung, sämmtlich autorisirt durch eine Vorrede Luther's.

Es war nicht das erste Mal, daß Roth mit Buchdruckern in Berührung kam. Von seinen literarischen Arbeiten aus früherer Zeit berichtet Dr. Georg Müller in seinem „Mag. Stephan Roth" (Beiträge zur Sächs. Kirchengeschichte. 1882. S. 59 ff.). Ein Briefwechsel zwischen ihm und den Druckern bestand aber damals, wenn überhaupt, dann nur sehr spärlich. Die stete Möglichkeit mündlichen Verkehrs machte ihn unnöthig. Das wurde anders, als Roth von Wittenberg nach Zwickau zurückkehrte. Am 15. Februar 1528 trat er sein Amt als Zwickauer Stadtschreiber an.

Seit dieser Zeit datirt ein außerordentlich lebhafter Briefwechsel mit Druckern und „Buchführern" in Wittenberg, Leipzig, Nürnberg und andern Städten. Erhalten sind nun freilich in Zwickau nur die Briefe an Roth. Schon lange war deren Herausgabe durch den Schreiber dieses im Vereine mit einem Collegen geplant, hat sich aber infolge einer eigenthümlichen Veranlassung verzögert. Während nämlich im Handschriftenkatalog der Bibliothek nur ca. 800 Briefe an Roth verzeichnet sind, fanden sich in dick mit Kohlenstaub belegten Bündeln auf den Decken einiger Bücherschränke knapp gerechnet ca. 1000 weitere Briefe an Roth. Diese sind vor ca. 150 Jahren unter dem Titel 'Epistolae levioris argumenti' bei Seite gelegt worden und seitdem unberührt geblieben. Wie passend der Titel gewählt ist, mag daraus beurtheilt werden, daß sich unter diesen „minderwerthigen" Briefen auch ein Originalbrief Luther's vorfand.

Von der Veröffentlichung dieses gesammten Materials muß natürlich abgesehen werden. Aber der Prüfung und genauen Durchsicht ist es wol werth und es wäre zu wünschen, daß diese reiche Fundgrube ausgebeutet würde. Der praktischste Weg wäre vielleicht der, daß solches ausschnittweise geschähe. So würden z. B. die zahlreichen Briefe Joseph Levin v. Metzsch' (vgl. dieses Blatt 1887 Nr. 21) bedeutsames Material zu einer Monographie über diesen Mann, das 'ornamentum totius nobilitatis Voitlandiensis' nach Spalatin's Worten, bieten. Von außerordentlichem Werthe sind aber viele andere Briefe aus diesen Bündeln auch für die Erforschung der Geschichte des Buchdrucks in der Reformationszeit. Die fortgeschrittene Wissenschaft macht es jetzt zur Pflicht — so z. B. bei der Weimarer Lutherausgabe — daß der Herausgeber eines Druckes aus der Reformationszeit möglichst von allen erschienenen Drucken ein Exemplar zur Hand hat, daß er — und das ist oft sehr schwer — Druckort, Drucker und Zeit des Erscheinens (behufs der Bestimmung der Priorität) feststellt. Hierfür bieten die Briefe an Roth vielfältige Handhaben.

Als eine kleine Probe dafür seien im Folgenden auswahls- und z. Th. auszugsweise einige Briefe des berühmten Leipziger Druckers Melchior Lotter bz. seines „Dieners" Wolff Heyl an Stephan Roth in Zwickau mitgetheilt, sämmtlich dem Jahre 1529 entnommen. Da führt uns gleich der erste, vom 5. Januar, nochmals in die Eingangs erwähnte Postillenangelegenheit. Melchior Lotter schreibt „Dem achtbarnn wirdigen Hrn. Magistro Steffano Rodt", den er in der Eile fälschlich als „Prediger" titulirt, Folgendes:

Gottes Gnade sey mitt euch Amen.

Achtbar wirdiger liber her Magister, Nochdem E. A. W. mir schreibt der postillen halber, des trag ich kegen E. A. w. gros gefallen mit grosser danckfagung. E. A. w. sal vornehmen, wie sichs umb dy postillen helt. Zu wittembergk haben yr ethlich zusamen gethun unnd mir die postillen noch gedruckt, on zweyffel auch uffs new lassen corrigirn. Die weil ich aber die postillen zum ersten mit grosser schrifft gedruckt hab unnd auch mit sunderlichem fleys unnd schonen figurn zu Eren dem Erwirdigen Herrn Doctori martino itzunnd auffs new angehaben zudrucken unnd das summerteyl aus gots gnaden schier auß ist, haben mir sy zu wittembergk auß sunderlichen neyde nicht wollen vergunnen zu drucken, do von ich E. A. w. vill zu glagen hette, das E. A. w. auch nicht gefallen würde, so ichs e. a. w. erzelet. So nun E. A. w. des gesinnet ist dy postillen uffs new zu castigiren, bin ich hoch erfrewet. Ich hoffe, dy ich itzund drucke, E. A. w. ob gott wil, nicht ubel gefallen werden, bald mit gots gnaden sollen verkaufft werden. In des kan E. A. w. das exemplar mit gutter zeyt machen, daß ich auch sunderlich umb E. A. w. vergleichen will. So will ich auch so balde das summertheil auß ist, euch zwei zuschicken, eins zu emendirn, das andere dorinnen ihr leset. Hie mit bevele ich E. A. W. dem Almechtigen gotte. Datum leypzk in vigilie Epiphanie 1529 Jar.

E. A. W.

williger diner

Melchior lotter.

Am 19. Januar schreibt, da Lotter „nicht selber schreiben konth aus gescheften", Wolff Heyl an Roth und schickt ihm „widderumb 1 sommertheil der postillen", der also in den letzten vierzehn Tagen fertig geworden war. Auch fordert er ihn auf „was E. a. w. fur bucher haben wil, zeichet mir uff in mitler zeit, ee man gehn Franckfurth zeucht, so wil ich sie bestellen". Zugleich frägt er an, ob Roth bereit sei, Conrad Pellikan's (in Zürich) Psalter „in gebetts weiss zu vordeutzschen".

Am 13. Mai wendet sich Lotter abermals selbst an Roth wegen der Festpostille. Roth scheint sich zur Mitarbeit nur verstanden zu haben, wenn typographisch nichts gespart würde. Es sollte, wie wir heute sagen würden, eine Prachtausgabe werden. Lotter verspricht denn auch: „ich wil mich mit dem drucken, wie mir E. W. in den briven gar fleissig angezeiget hat, mit der Hulff gottes recht halten, keinen fleys sparen, sal auch E. W. mit der gnade gottes, so nach seinem gothlichen willen der druck verendet wird, befinden." Nun hieß es aber vorsichtig sein, damit auswärtige Drucker durch das Erscheinen der Postille überrascht wurden und Lotter durch genügenden und raschen Absatz des Werkes bald auf seine Kosten kam. Darum fährt der Briefschreiber fort: „Ich schick E. W. ein Postill zu corrigiren, bitt ich E. W. ganz guttiglich, nymandes dor von zu sagen, das sie E. W. auffs new corrigir, so lang ich disse verschleys, bey mir bleibt es heymlich, wu ichs offenbaret, det ich mir meynen eygen schaden. Achtbar Herr, so yr mir dye sermones habt angezeiget, so auffs new hinein kumen ins de sanctis (d. i. Festpostille), bitt ich, E. W. woll mir anzeigen die euangelia auff die selbigen sermones, wu ich sy finde, das ich die figurn dar nach machen las, dan ich nym kein figur, ich kün es dan nicht umbgehn der matery halben, dy vor gedruckt ist, ich las ein newe machen, es kost, was es wolle."

Lotter's Dankbarkeit gegen seinen eifrigen Corrector zeigt sich im besten Lichte in einem Briefe vom 10. Juni: „Mein gantz freunthlich willigen dinste bevor, Achtbar wirdiger liber Herr Magister, ich hab empfangen den sermon. Ewer w. darff nicht dor mit eylen, die weil dy sermones auffs ende kumen. Ich hab gehort, das der psalterium Pellicani schon deutzsch sey, ich wils wol erfarn, wu nichts dran ist, wil ich E. W. zu wissen thun, der halben wollen wirs so lange lassen beruhen. Ich hab meinem wolffen (Wolff Heyl) bevolhen, So etwas newes vorhanden sey, das soll er E. W. schicken unnd alles, was yr begeret. Ich wolt E. W. gern grünen Lachs geschickt haben, ist werlich keyner feyl gewest, ich wolt euch nicht dor mit lassen, so er vorhanden were, so ich gleich umb 1 ø 4 groschen geben solt. Die winterpostill mit gots gnaden wollen wir auch machen. Wen E. W. will, so mochts E. W. mit der zeyt ymmerdar mit machen. So balde das de Sanctis ein ende gewindt, will ichs anfahen."

Inzwischen schien doch Lotter's Unternehmen nach Wittenberg verrathen worden zu sein. Während am 10. Juni Lotter noch meinte sicher zu sein und sich darum nicht beeilen zu müssen, spornt bereits am 29. Juni Heyl den Zwickauer Stadtschreiber zu größter Beschleunigung an: „Wen es E. w. wol ging, wer mir liep, lieber Er magister, es ist mein vleissig pit von wegen meins hern, wollet die Sermones vorfertigen auffs forderlichst alß euer wirde kan, welche ir wollet haben, die man zu der postillen von den festen sal drucken. Dan Michel Lotter (in Wittenberg) hat sie uff gelegt uff

zwue pressen zu maideburgk (Magdeburg), solchs hat der alte herr nicht gewuſt." Neben der Arbeit an der Poſtille war Roth mit der Verdeutſchung von Pellikan's Pſalter für dieſelbe Druckerei beſchäftigt. Am 22. Juli ſchreibt ihm Heyl: „Auch leſt euch mein her ſagen, das ir nicht eylen darfft mit dem pſalter pellicani, allein leſt er e. w. pitten, wollet yn vleiſſigk verdeuczſchen, uff das yn der gemeyn man auch vornehmen kan, dan er hat ſuſten mher, was zu drucken, derhalben iſt es nicht eylendts."

Die folgenden Briefe ließen mit Leichtigkeit den Fortgang der Angelegenheit ſchildern. Wir brechen hier ab. Es war nur unſere Abſicht, auf das vorhandene Material aufmerkſam zu machen. Vielleicht findet ſich eine Kraft, daſſelbe zu bearbeiten.

Bücherbeſprechungen.

M.-Fr. Correspondance de Marie Louise 1799—1847. Lettres intimes et inédites à la Comtesse de Coloredo et à Mademoiselle de Poutet, depuis 1810 Comtesse de Crenneville. Avec trois portraits. Vienne 1887. Ch. Gerold fils. 345 S. 8 ℳ = 4 fl. — Der Hof Napoleon's I. iſt neuerdings in mehreren Memoiren, z. B. von den Damen Rémuſat und Durand, in ſehr unterhaltender und lebenswahrer Weiſe gezeichnet worden; das oben genannte Werk, welches völlig unerwartet eine der Briefſchreiberin wegen hochintereſſante Briefſammlung veröffentlicht, ſtreift denſelben Gegenſtand. Freilich ſind es nicht Streiflichter auf die großen Ereigniſſe am Anfange unſeres Jahrhunderts, welche hier gegeben werden. Das Intereſſe beruht von Anfang bis Ende nur in der Perſon der Schreiberin ſelbſt, der öſterreichiſchen Erzherzogin, dann franzöſiſchen Kaiſerin, endlich Herzogin von Parma, Piacenza und Guaſtalla und Gattin des Generals Neipperg, und zwar wird die bisherige Anſicht über ihren Charakter dadurch nicht geändert, ſondern nur beſtärkt. Was für eine tragiſche Perſönlichkeit wäre Marie Luiſe, wenn ſie nur größer wäre! Da ſie von der Natur nicht ſo geſchaffen worden iſt, hat ſie trotzdem glücklich werden können im bürgerlichen Sinne des Wortes. Wer ſollte ſie deshalb ſchelten? Aber eine ſeltſame Zuſammenſtellung wird Jedermann, welcher Sinn für hiſtoriſche Größe hat, in der Verbindung der beiden Perſonen, Napoleon's I. und Marie Luiſe's, finden, nicht nur, wie man gewöhnlich betont, ihrer Abſtammung, ſondern ihres Charakters wegen. Einer gewiſſen paſſiven Größe entbehrt der letztere nicht ganz, der idyllenhafte Ton jedoch, der über dieſen zum Theil doch mitten aus den großartigſten Ereigniſſen heraus geſchriebenen Briefen liegt, beſtimmt den Haupteindruck. Wenn ich die intereſſanteſten namhaft machen ſollte, ſo würden es die ſein, welche beweiſen, wie die Prinzeſſin zuerſt Napoleon fürchtet, ja verabſcheut (1808 und 9), dann am 24. April 1810 aus Compiègne von der Seite des ihr aufgezwungenen Gatten aus ihr Glück preiſt und in dieſer Stimmung bleibt bis zu der Trennung. Die hohe Politik exiſtirt für dieſe brieflichen Ergüſſe abſolut gar nicht. Am 19. April 1821 aber, als ſie durch die Piemonteſiſche Zeitung (!!) den Tod ihres erſten Gemahls erfährt, kann ſie ſchreiben, ſie habe für ihn nie das geringſte Gefühl von Liebe empfunden, ſie hätte ihm jedoch gern noch lange Jahre Glück und Leben gegönnt — aber weit von ihr entfernt!

P.— W. F. Lolling, Die Quadratur des Zirkels. Sichere Löſung einer bislang als Problem betrachteten wiſſenſchaftlichen Frage. 1 ℳ. Commiſſionsverlag von G. Kramer, Hamburg. — Wir wollen unſeren Leſern aus dieſer ganz „ſichern" Löſung nur die nachſtehenden zwei Sätze verrathen: „Es ſteht aber unwandelbar feſt, daß eine gerade Linie durch Biegung in Bogenform, welche einem Zirkel entſpricht, in ihrer Länge an der inneren Seite verliert und an der äußeren gewinnt, und zwar in dem Verhältniſſe 1 : 3,15. Bei der Rectificirung der Kreislinie, d. h. bei deren Verwandlung in eine gerade Linie, hätten die Forſcher eine Berechnung des Reſultates der angeſtellten Meſſungen nur unter Beachtung dieſer Eigenthümlichkeit vornehmen dürfen, alſo die Differenz zwiſchen dem inneren Verluſte und dem äußeren Gewinne, welche für die Linie eines Kreiſes von 10 cm Durchmeſſer annähernd 0,83 mm ausmacht, der Länge der geraden Linie hinzurechnen müſſen; wäre dies geſchehen, würden auch ſie ſchon zu der von mir ermittelten Zahl 20 : 63 oder 1 : 3,15 gelangt ſein." Nach dieſer Auslaſſung wird man ſich wol auch nicht wundern, wenn der Verfaſſer bei ſeiner „ſichern" Löſung den Inhalt eines beliebigen ſchiefwinkligen Dreiecks gleich dem halben Product zweier Seiten ſetzt. Die böſe Mathematik!

o. Irrgangs Heimfahrt. Eine Geſchichte in vierundzwanzig Abenteuern. Von Max Vorberg. Zweite Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1886. VI, 117 S. — In Irrgang iſt ein Menſch gezeichnet, der ein tiefes Verlangen nach der ewigen Heimath hat. Seit er vom Grabe ſeiner Mutter hinausgegangen iſt in die Welt, trägt er dies himmliſche Heimweh in ſeiner Bruſt; in keinem irdiſchen Gute findet er Befriedigung ſeiner Sehnſucht, bis er müde und matt, ein Greis geworden, durch den Tod zur Ruhe kommt und nach Erkenntniß der Fehler ſeines Lebensweges in den Himmel eingeht. Die Darſtellung iſt ſinnig und poetiſch, bisweilen phantaſtiſch und märchenhaft. Darum darf man wol auch unter dem Tode, der dem ſuchenden Herzen zum Finden hilft, das Abſterben des alten Menſchen verſtehen. Sollte Verf. den leiblichen Tod als den Freund bezeichnen, der das Herz zur Ruhe bringt, und die Läuterung des innern Lebens erſt in das Jenſeits legen, in die Zeit zwiſchen Sterben und letztem Gericht, ſo würde damit dem Weltſchmerz und der ſittlichen Trägheit ein bedenkliches Zugeſtändniß gemacht, was wir bei der geſunden Glaubensanſchauung des Verf. nicht für wahrſcheinlich halten, um ſo weniger, als uns ein klares unzweideutiges Zeugniß dieſer Anſchauung in einer zweiten Schrift des Verf. vorliegt (Der Lutherhof von Gaſtein. Zweite Auflage. 1886. 167 S.). Wenn wir auf dieſe zweite Schrift des Verf. nicht näher eingehen, ſo geſchieht dies lediglich darum, weil ſie bereits beim Erſcheinen der erſten Auflage in dieſem Blatte beſprochen worden iſt. Wir können nicht verhehlen, daß ſie uns noch mehr angeſprochen hat als „Irrgangs Heimfahrt", und empfehlen ſie deshalb aufs Neue allen Freunden der Reformationsgeſchichte und allen Beſuchern Gaſteins als eine anregende und anmuthende Lectüre, in der Wahrheit und Dichtung zu einem ſchönen Ganzen verwoben ſind.

J. R. Humoriſtiſches. Aus einer ganzen Reihe uns zugeſandter humoriſtiſcher Novitäten des F. Freund'ſchen Verlags in Leipzig mögen folgende hervorgehoben ſein. Zwei betreffen das ſtudentiſche Leben, insbeſondere das von Leipzig: „Profit! Scherze aus dem Reiche der alma mater. Fiducit! Geſammelt von einem luſtigen Bruder Studio" bringt eine Reihe kleinerer Humoresken und Witze aus dem Studentenleben mit ſeinen ſich in jeder Generation gleichbleibenden Motiven, die zum Theil allerdings nicht neu ſind, denn wir entſinnen uns, ſchon Verſchiedenem davon in den „Fliegenden Blättern" und anderswo begegnet zu ſein; dennoch aber möge die Sammlung als Beitrag zum Capitel „Studentenhumor" dankbar begrüßt werden; das „Studentenleben von Mario Lindner" äußert ſich über das Burſchentreiben von Klein-Paris in derſelben Weiſe, wie das vorhergehende Bändchen deſſelben Verfaſſers über die Zuſtände in unſerer Stadt überhaupt; etwas ſarkaſtiſch und ſpöttiſch, hier das Richtige treffend, dort neben das Ziel ſchießend; man merkt, daß der Verfaſſer nicht ſo recht im vollen Studentenrauſche drin, ſondern mehr abſeits beobachtend geſtanden hat, und da ſieht Manches anders aus, als es in Wahrheit iſt; außerdem verträgt dies jugendlich tolle Leben mit ſeinem annoch geringen Inhalt keine rechte Kritik, es will genoſſen ſein, wie der Schaum des edlen Getränkes, um das ſich des deutſchen Studios Dichten und Trachten vielfach dreht, des Gerſtenſaftes, dann verfliegt es und iſt geweſen. Als werthvollſtes erweiſt ſich ſicher das Heft „Im Lande der Revanche. Eine deutſche Tiſſotfahrt", ein ſatiriſches Werk, das die jetzigen unhaltbaren Zuſtände in Frankreich in ſchonungsloſer Weiſe geißelt und gerade in rechter Stunde kommt; treffend wird namentlich die innere Hohlheit und Erbärmlichkeit des Treibens der Patriotenliga geſchildert, und wer ſehen will, wie nach des Verfaſſers Annahme die Déroulède, Sansboeuf und Leſſar dazu kamen, aus dem Chauvinismus der Franzoſen Capital zu ſchlagen und einmal zur Abwechslung auch den Patriotismus zum Gegenſtand einer Actiengeſellſchaft zu machen, der leſe das Capitel S. 128. — Sonſt ſcheint uns noch erwähnenswerth: „Der verzauberte Apfel. Eine Seminariſtengeſchichte von H. Bauer, Stuttgart, Robert Lutz", eine Humoreske, die in ihrem erſten Theile, in der Schilderung, wie der junge zum Theologen beſtimmte Württemberger die Qualen des „grimmen Landexamens" zu beſtehen hat, ehe er ins „Stift" kommt, recht ergötzlich wirkt und auch den Eindruck des Erlebten hinterläßt, ſpäter jedoch zu ſehr zur unmöglichen Caricatur wird und den Boden des Wahrſcheinlichen unter den Füßen verliert, um noch feſſeln und beluſtigen zu können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 61. Mittwoch, den 3. August. **1887.**

Zur Charakteristik von Jules Verne.

Von Georg Lehnert.

Als der Pariser Journalist Hetzel anfangs der sechsziger Jahre den ihm vorschwebenden Plan einer Zeitschrift für die Jugend (Le magasin d'éducation, zuerst erschienen 1862) zu verwirklichen begann, beauftragte er Jules Verne, die Geographie und die Naturwissenschaften für diese Zeitschrift zu bearbeiten, und bat ihn, die Belehrung in ein anziehendes, unterhaltendes Gewand zu kleiden, dem vor allen Dingen nicht jener die Jugend so gewaltig fesselnde Ausputz des Phantastischen und Wunderbaren fehlen möge. Jules Verne, geboren 8. Febr. 1828 zu Nantes, war, nachdem er das Collège seiner Vaterstadt durchlaufen, nach Paris gegangen, hatte dort juristische und naturwissenschaftliche Vorlesungen gehört, dann der literarischen Laufbahn sich zugewandt, bereits 1850 ein einactiges Lustspiel, Pailles rompues, im Baudeville, einem angesehenen Theater von Paris, auf die Bretter gebracht und in der Folge mehrere Opernlibrettos geschrieben. Er wurde der von Hetzel gestellten Aufgabe gerecht in der Erzählung einer Reise; der außerordentliche Beifall, welchen dieser phantastisch-naturwissenschaftliche Roman fand, bestimmte ihn, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. So hat er, immer unter Festhaltung des Hetzel'schen Gesichtspunktes, die vielen Reisebeschreibungen geschaffen, welche, in alle lebenden Culturſprachen übersetzt, ihn zu Ruhm, Ehre und Reichthum geführt, seinem Namen im Ohre aller Knaben einen zauberischen Klang verliehen haben. An der Hand einiger dieser Reiseschilderungen, und zwar derjenigen, welche von der deutschen Jugend am meisten gelesen werden, will die nachstehende Betrachtung versuchen, einen Beitrag zur Charakteristik des Jugendschriftstellers Verne zu liefern. Sie will zeigen, in welcher Weise Verne Belehrung und Unterhaltung verbunden hat und welchen Nutzen und welchen Schaden seine Lectüre der Jugend bringen kann.*)

Die Absicht, belehren zu wollen, mußte Verne mit Nothwendigkeit auf eine Methode hinführen. Die Methode steht bereits fest in seinem ersten Werke, sie behält er auch bei in allen späteren: er verknüpft eine dramatisch belebte Handlung eng mit dem, worüber er belehren will, ja macht oft jene direct von diesem abhängig. Um einen Einblick in die Durchführung dieser Methode zu gewähren, genügt es, den Inhalt der ersten Reiseschilderung, „Fünf Wochen im Ballon" (Bd. 5 der „Collection Verne"), theilweise wiederzugeben.

Das Buch beginnt mit der Sitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London am 14. Jan. 1862. Es werden dem Doctor Samuel Fergusson 2500 Pfund Sterling zu einer Reise bewilligt, welche dieser in einem Ballon quer über Afrika hinweg ausführen will, um die Reisen Barth's und Speke's zu verbinden und so die in der Erforschung Centralafrikas bestehende Lücke auszufüllen. Dieses kühne Vorhaben erregt gewaltiges Aufsehen. Die hervorragendsten, sämmtlich namentlich genannten Tageszeitungen und Fachzeitschriften Europas und Amerikas besprechen es auf das Lebhafteste; Fergusson wird der Held des Tages. Die englische Regierung stellt sofort ein Schiff zum Transport des Ballons nach Zanzibar, dem Ausgangspunkt der Reise, zur Verfügung. Dick Kennedy, ein Freund Fergusson's, eilt, als er von dessen Plänen durch die Zeitungen erfährt, aus seiner schottischen Heimath nach London, um Fergusson von der Reise abzuhalten. Fergusson sagt ihm auf den Kopf zu, daß er, Dick, an dieser Reise theilnehmen werde. Dick geräth in Entsetzen und beschließt, nun erst recht sein Möglichstes zur Verhinderung der Reise zu thun und, wenn nöthig, zu diesem Zwecke bis Zanzibar mitzufahren. Dem Diener Fergusson's, Joe, erscheint es nur selbstverständlich, daß er seinen Herrn begleitet; es ist ja seine Pflicht als Diener. Ohne Rücksicht auf Kennedy's Einreden trifft Fergusson seine Maßnahmen. Er bestimmt sein und seiner Begleiter Gewicht, das Gewicht der Waffen, Instrumente (Thermometer, Barometer, Compaß u. s. w.), der Lebensmittel und sonstigen Ausrüstungsgegenstände und bemißt danach das Fahrzeug. Er läßt einen Doppelballon anfertigen, bestehend aus einem kleineren, 67000 Kubikfuß fassenden, und einem größeren, den kleineren umschließenden Ballon von 90000 Kubikfuß Inhalt und trifft Vorkehrungen, diesen Doppelballon in Zanzibar mit Wasserstoff (= Gas, das vierzehnmal leichter als Luft ist) zur Hälfte füllen zu können. Verne unterläßt nicht, die Berechnungen des Doctors mit der größten Genauigkeit wiederzugeben. Die Ueberfahrt nach Zanzibar geht rasch und glücklich von Statten. Erst auf dem Schiffe giebt Fergusson an, wie er sein Luftschiff steigen und fallen lassen kann, ohne Gas zu verlieren. Er zerlegt Wasser mit Hilfe des elektrischen Stromes in Wasserstoff und Sauerstoff, benutzt diese beiden Gase zur Herstellung eines Knallgasgebläses und erwärmt damit ein von der Gondel ausgehendes Schlangenrohr, das, fest mit der Hülle des völlig geschlossenen Ballons verbunden, in diesen mündet. Mit Erwärmung des Rohres wird auch das Gas im Innern des Ballons erwärmt und dehnt sich aus: der Ballon steigt; hört die Erwärmung auf, so zieht das Gas sich zusammen, der Ballon sinkt. Da die Luftströmungen je nach der Höhe verschieden sind, ist Fergusson in der Lage, jederzeit mit Hilfe seines Ausdehnungsapparates die seinem Vorhaben günstige Strömung aufzusuchen zu können. Auch diese Darlegungen sind von den genauesten Berechnungen begleitet. Am 15. April ist man in Zanzibar. Um vor den fanatischen Negern gesichert zu sein, welche in der Unternehmung ein gotteslästerliches Beginnen erblicken, muß man die Füllung des Ballons mit dem aus Eisen und Schwefelsäure erzeugten Wasserstoff auf der außerhalb des Hafens gelegenen kleinen Insel Kumbeni vornehmen. Am 18. April Abends ist die Füllung beendet; am nächsten Morgen, kurz vor der Abfahrt, tritt Kennedy auf Fergusson zu und fragt:

„Ich habe doch Alles, was in meinen Kräften stand, gethan, um diese Reise zu hindern?"

„Das bezeuge ich Dir."

„Dann kann ich mein Gewissen in Bezug auf diesen Punkt beruhigen, und — ich begleite Dich."

Um 9 Uhr steigt der Ballon auf; der Wind führt ihn über die Meerenge dem Continente zu.

Dies die Exposition. Stets schickt Verne der eigentlichen Reiseschilderung eine lebhafte, anregende, die Neugier spannende Exposition voraus; stets auch legt er diese (und den Schluß) so an, daß er durch allerhand kleine, geschickt angebrachte Züge und Striche

*) Die in Frage kommenden Erzählungen finden sich in den ersten beiden Serien der seit Kurzem im Verlage von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig erscheinenden „Collection Verne", welche sich durch gute Ausstattung und große Wohlfeilheit vortheilhaft auszeichnet. Es ist im Texte auf die Nummern der Bände Bezug genommen.

das Geschilderte als Wiedergabe wirklicher Ereignisse erscheinen lassen kann. Und nun zur Reise selbst.

Schon am Tage nach der Abfahrt beginnen die Abenteuer. Kennedy wird fieberkrank. Fergusson bewirkt das Emporsteigen des Ballons über die von den Fiebermiasmen geschwängerte Luftschicht und bald ist Dick wieder gesund. Am Nachmittage läßt man den Anker in den Zweigen einer großen Sykomore sich festhaken; Dick und Joe steigen hinab, um auf die Jagd zu gehen. Eben haben sie eine Antilope erlegt, als vom Ballon her ein Schuß ertönt. Eilends zurückkehrend, finden sie Baum und Ballon von einer Heerde Paviane belagert. Einige wohlgezielte Schüsse vertreiben die Affen. Man verbringt aber doch der Sicherheit wegen die Nacht in den Lüften, nimmt am Morgen Wasser ein und ist gegen 2 Uhr Mittags über der Stadt Kaseh, dem Sammelpunkte der von Süden und Westen kommenden Karawanen. Ein reges Marktgetriebe herrscht in der Stadt. Der Ballon senkt sich hinab; die Einwohner Kasehs, Mondanbeter, halten ihn für den Mond und die Reisenden für Söhne des Mondes. Sie erweisen ihnen göttliche Ehrenbezeugungen und führen Fergusson zu ihrem kranken Könige, den dieser im letzten Stadium der Säuferkrankheit findet. Dick ist in der Gondel zurückgeblieben und unterhält für alle Fälle das Knallgasgebläse in Thätigkeit; am Fuße des Baumes, in dessen Zweigen der Ballon verankert ist, hält Joe Wache und läßt sich anbeten, giebt auch, als seine Verehrer ihm einen Huldigungstanz vorführen, seinerseits ein Balletsolo zum Besten. Bald erscheint Fergusson wieder, aber inmitten einer aufgeregten Volksmenge, die Miene macht, den Ballon anzugreifen. Denn eben taucht der wirkliche Mond am Horizonte auf. Schon wollen die Reisenden das Ankertau kappen, als einer der Zauberer Kasehs auf den Baum klettert, in der Absicht, den Ballon am Anker herabzuziehen. Kaum löst er aber den Anker von den Zweigen, so steigt der Ballon, dessen Füllung von Kennedy ja genügend warm gehalten worden war, rasch empor und mit ihm, rittlings auf dem Anker sitzend, der Zauberer. Eine halbe Stunde später wird der unfreiwillige Luftschiffer wieder auf festen Boden gesetzt. In der Nacht werden die Reisenden von einem furchtbaren Gewitter überrascht und müssen mit größter Schnelligkeit durch die Blitze sprühende Wolke zu 12 000 Fuß Höhe emporsteigen. Als sie Tags darauf in einer weiten, reich von Thieren belebten Grasebene den Anker auswerfen wollen, haftet dieser zwischen den Stoßzähnen eines Elephanten fest. Im rasenden Galopp, den Ballon nach sich ziehend, stürmt das Thier dahin, einem am Horizonte sich erstreckenden Walde entgegen. Dessen Bäume müssen den Ballon unfehlbar zerreißen; Dick Kennedy, ein so sicherer Schütze er ist, kann bei dem Schwanken des Ballons den Elephanten nicht tödtlich verwunden; endlich, 20 Meter vor den ersten Bäumen, trifft eine Kugel das Auge und eine zweite das Herz des Elephanten. Der nächste Tag bringt eine große Freude; Fergusson kann feststellen, daß der Ausfluß des Ukerewe-Sees der Nil ist. Zwei Tage später werden die Reisenden Zeugen einer Schlacht zwischen zwei Negerstämmen und der damit verbundenen Scheußlichkeiten; am Abend gelingt es ihnen, einen französischen Missionar, einen jungen Lazaristenpriester, der eben geschlachtet werden soll, den Händen seiner Peiniger zu entreißen. Leider stirbt der Arme infolge der erduldeten Leiden schon in der folgenden Nacht. Die einsame Felsenschlucht, in welcher die Reisenden den Missionar bestatten, erweist sich mit goldhaltigen Felsstücken dicht besät: „Dieser Priester, der das Gelübde der Armuth abgelegt, ruht hier in einer Goldmine." Joe wird fast närrisch vor Freude über das Gold und belastet die Gondel mit etwa 1000 Pfd. Erz. Es kommt zu einer ungemein heiteren Scene: das Knallgasgebläse kann nicht bewirken, daß der Ballon sich hebt; unter großem Widerstreben, fast Stück für Stück, opfert Joe endlich 400 Pfd. seines Schatzes.

Dieses Bruchstück wird genügen, um ein Bild von der Durchführung der Methode zu geben und zu zeigen, daß Verne bei einer solchen Handlung reichlich Gelegenheit findet, über Land und Leute, über Pflanzen und Thiere Centralafrikas sich zu verbreiten sowie, da diese Kenntnisse ja nur die Resultate der Forschungsreisen sind, auch über diese ausführlich zu berichten. Vielfach kleidet er seine Belehrungen in die Form eines Gespräches zwischen den drei Reisenden, das bei der weiter unten hervorzuhebenden scharfen Ausprägung der Charaktere stets anziehend und lebhaft, oft humoristisch ist.

Aehnlich geht Verne in allen anderen Erzählungen zu Werke. In der „Reise nach dem Mittelpunkt der Erde" (Bd. 4 der Collection) hält er Vorlesungen über Geologie und Paläontologie. Er läßt drei Reisende in den erloschenen Krater des Vulkans Sneffels auf Island eindringen, durch lange unterirdische Gänge zu einem unterirdischen, von längst ausgestorbenen Thieren belebten Meere und von dort nicht nach dem Mittelpunkte der Erde, sondern in den Krater des eben thätigen Vulcans Stromboli auf den Liparischen Inseln gelangen. Der Vulcan wirft sie aus, natürlich ohne daß sie Schaden nehmen. Einen Cursus über Selenographie und Kosmographie enthält die „Reise um den Mond" (Bd. 2), deren Exposition in „Von der Erde zum Mond" (Bd. 1, vergl. Nr. 25 der Wiss. Beil. dss. Js.) gegeben ist. Die Reise wird, wieder von drei Männern, ausgeführt in einer großen, hohlen Aluminiumgranate, welche in Florida abgeschossen wird, den Mond in einer Ellipse umkreist und zur Erde zurückkehrend in den Stillen Ocean fällt. „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer" (Bd. 6 und 7) verflicht die Ergebnisse der Tiefseeforschung mit der Wiedergabe einer Reise, welche in einem unterseeischen Boote durch alle Meere der Erde hindurchführt. Ueber die Nordpolexpedition und ihre Resultate belehren zwei Erzählungen, von denen „Abenteuer des Capitän Hatteras" (Bd. 9 und 10) die Entdeckung des Nordpols schildert, während „Im Land der Pelze" (Bd. 17 und 18) von der Gründung und den Schicksalen eines Forts der Hudsonsbaicompagnie handelt. Das Fort wird im Norden Amerikas, jenseits des 70° nördl. Breite, am Cap Bathurst angelegt. Das Cap und seine nächste Umgebung sind aber im Grunde nichts als eine mächtige, von Erde überdeckte, mit Pflanzen und Thieren besetzte Eisinsel, die an den amerikanischen Continent angefroren ist. Durch ein Erdbeben wird diese Eisinsel sammt dem Fort und seinen Bewohnern vom Festlande getrennt, treibt lange im Eismeere umher, passirt endlich die Beringsstraße und landet, fast ganz zusammengeschmolzen, an den Aleuten. Wieder nach Afrika führen die „Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer in Südafrika" (Bd. 8). In ihnen wird berichtet, wie jene sechs Männer in Südafrika, das eingehende Schilderung erfährt, eine Gradmessung ausführen. Einen besonderen Platz nehmen die beiden Beschreibungen einer Reise um die Erde ein.*) Die „Reise um die Erde in 80 Tagen" (Bd. 3) wird von einem Engländer, seinem Bedienten und einem jenen irrthümlich verfolgenden Polizeiagenten über Europa, Afrika, Asien und Amerika infolge einer Wette ausgeführt; sie hat als Buch und später als Ausstattungsstück große Erfolge erzielt. „Die Kinder des Capitän Grant" (Bd. 11—13) reisen in der Yacht des Lord Glenarvan, mit diesem und der Lady Glenarvan, auf dem 37. Grade südl. Breite um die Erde, um ihren Vater aufzusuchen, welcher, laut einem vom Seewasser halb zerstörten Flaschenbriefe, auf diesem Breitengrade Schiffbruch gelitten hat. Sie durchstreifen Patagonien, Australien und Neuseeland und finden endlich ihren Vater auf einer einsamen Insel des Großen Oceans wieder. Dieses Buch ist mit Recht zu einem Familienbuche geworden.

So verschieden Vorwurf und Schauplatz der Handlung sind, alle diese Erzählungen, und neben ihnen noch viele andere, sind nach derselben oben gekennzeichneten Methode gefertigt. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Methode den Leser gleichsam spielend zwingt, im Verfolg der Handlung die Belehrung aufzunehmen.

Allein die Belehrung, welche Verne bietet, ist nur wenig werthvoll. Denn neben einer gewiß anerkennenswerth großen Menge von positiven Thatsachen bringt Verne wissentlich und geflissentlich Unmögliches, von ihm nur Erdachtes und darum Falsches, das dem lesenden Knaben um so gefährlicher wird, als es in der Regel mit geschicktem Kunstgriff durch in bestimmtester Form ausgesprochene Scheinbeweise als wissenschaftliche Errungenschaft, oder durch entsprechende Redewendungen als längst bekannt, als selbstverständlich hingestellt wird. So bezeugen z. B. alle Beobachtungen, daß von der Oberfläche nach dem Mittelpunkt der Erde zu eine allmälige, wenn auch nicht stetige Temperaturzunahme statthat, die unabhängig ist von dem im Mittel nur 25 Meter tief reichenden Einflusse der Sonnenstrahlen. Es läßt sich aus dieser Zunahme mit Sicherheit schließen, daß in den Tiefen, welche von den „nach dem Mittelpunkt der Erde" reisenden drei Männern erreicht werden, eine Menschen und Thiere sofort tödtende Wärme herrscht. Es ist demnach ein Passiren der von Verne erdichteten unterirdischen Verbindung zwischen Sneffels und Stromboli einfach unmöglich, ebenso die fingirte Existenz jenes famosen unterirdischen Meeres mit der lebenden paläontologischen Sammlung. Verne erkennt selbstredend die Temperaturzunahme nicht an. In der „Reise um den Mond" läßt Verne alle die Theorien über den Mond verwirklicht sein, welche die

*) Andere, hier nicht in Betracht kommende Erzählungen spielen in China, in Sibirien, in Indien, am Amazonenstrome, in Mexiko, in Nordamerika, auf dem Atlantischen Ocean u. s. w.

Wissenschaft stets einleitet mit „man darf auf Grund der Beobachtungen vielleicht annehmen, daß“; ganz abgesehen sei von dem, was er selbst noch hinzu erfindet. Glücklicherweise tritt hier, was nicht in allen derartigen Erzählungen der Fall ist, die Unausführbarkeit der Reise deutlich hervor. Aehnlich auch in „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer“. Schon die Kraft, welche das unterseeische Boot bewegt, erklärt Verne selbst dunkel genug als von dem „dynamischen Princip der Elektricität“ geliefert und verstärkt durch ein geheimnißvolles System von Hebeln. Beides ist natürlich nur dem Capitän des Bootes bekannt. Im Verlaufe dieser Reise wird kühn geschildert, wie die noch von Niemandem erblickte nächste Umgebung des Südpols aussieht, wird ein von Niemandem constatirter unterirdischer Canal zwischen Rothem und Mittelländischem Meer durchfahren, wird die sagenhafte Atlantis sammt einer mit ihr versunkenen Stadt besucht. In „Abenteuer des Capitän Hatteras“ werden die Regionen nächst dem Nordpole und dieser selbst geschildert, wohin doch nachweislich noch keines Menschen Fuß gedrungen ist; in „Im Land der Pelze“ läßt Verne einfach ein Cap fortschwimmen: kurz, keine von allen genannten Erzählungen, selbst „Die Kinder des Capitän Grant“ nicht, ist frei von geographischen oder naturwissenschaftlichen Phantastereien und Unmöglichkeiten. Man wolle die Gefahr, die in diesen Phantasiegebilden liegt, nicht unterschätzen. Der Knabe, dem ohnehin die zur Scheidung von Wahrem und Erdichtetem nothwendige umfassende geographische und naturwissenschaftliche Vorbildung gänzlich abgeht, nimmt, fortgerissen von dem leichtflüssigen, lebendigen Vortrage, oder befangen von Verne's Scheinbeweisen, Alles für baare Münze, ohne zu stutzen oder gar zu prüfen.

Zudem trägt ihn auch die Begierde vorwärts, Weiteres von dem Schicksale der kühnen Reisenden zu hören. Denn, man muß es Verne lassen, er hat es verstanden, dem Knaben sympathische Charaktere, und diese mit großer Schärfe, zu zeichnen. Aber auch hier, im Formen und Zusammenstellen der Persönlichkeiten, verfolgt Verne eine bestimmte Methode. Er besetzt drei Rollen: 1) die des Leiters der Reise, welcher fest und unentwegt seinem Ziele zustrebt, alle Hindernisse zu überwinden weiß; 2) die eines Begleiters, welcher entweder aus freien Stücken sich anschließt oder, was öfter der Fall, als Untergebener des Führers an der Reise Theil nimmt und unerschütterlich dem Gebote seiner Pflicht folgend treu zu seinem Herrn steht; und 3) die Rolle eines zweiten Begleiters, welcher durch Zufall oder durch mit dem Reisezwecke nicht direct in Verbindung stehende Absichten in die Reise hineingerissen wird und demgemäß oft das unzufriedene oder doch zweifelsüchtige Element darstellt. Den Vertretern von Rolle 2 und 3 fällt außerdem noch die Aufgabe zu, der Handlung humoristische Färbung zu verleihen. Es genügt, wenn eines der „Verne'schen Reisetrios“ geschildert wird, jenes aus „Fünf Wochen im Ballon“. Die erste Rolle spielt Fergusson. Hochgebildet, von einer unzähmbaren Reiselust erfüllt, hat er sich mit allen Errungenschaften der Wissenschaften vertraut gemacht, welche seinen Zwecken dienen können; fest auf sich und auf Gott vertrauend, verzweifelt er selbst in der höchsten Gefahr nicht, sondern bleibt kühl, ernst, voll ruhiger Ueberlegung. So kalt er scheint, so schnell ist er bereit, den Forderungen der Nächstenliebe zu gehorchen, auch wenn dies mit Lebensgefahr verbunden ist oder die Erreichung seines Reisezieles völlig in Frage stellt. Die zweite Rolle giebt Joe. Er ist das Muster eines Dieners, immer gut gelaunt, immer auf dem Posten; für ihn ist sein Herr Alles. Er ist voll trocken humoristisch sich äußernder Lebensweisheit, findet Alles natürlich, gewinnt Allem die erträgliche, wenn möglich die lustige Seite ab. Dick Kennedy, eine offene, beharrliche, nicht allzuweit und allzuhoch denkende Natur, ein Mann der That und nicht des lange Ueberlegens, ist Vertreter von Rolle 3. Nur in einzelnen Zügen verändert finden wir diese drei Gestalten wieder in der „Reise nach dem Mittelpunkt der Erde“, in der Reise nach dem Mond und um den Mond, nur daß hier der Spieler der zweiten Rolle nicht Diener ist, in „Zwanzigtausend Meilen unterm Meer“, wo der Herr des Rolle 2 gebenden Dieners als Erzähler mehr gegen den Capitän Nemo in den Hintergrund tritt, und endlich noch in der „Reise um die Erde in 80 Tagen“. In den anderen Erzählungen sind die drei Rollen zum Theil mehrfach besetzt und dementsprechend die Charaktere modificirt. Das Interesse des lesenden Knaben wird sich meist den Vertretern von Rolle 1 zuwenden und im Allgemeinen hat Verne in ihnen Männer gezeichnet voll der besten Eigenschaften. Nur einige Wenige sind auszunehmen, z. B. Phileas Fogg, der um einer Wette willen auf seiner Reise um die Erde nicht nur sein, sondern auch Anderer Leben aufs Spiel stellt. Liebe zur Wissenschaft, Liebe zum Vaterlande, Liebe zum Nächsten, unerschütterliches Pflichtgefühl sind die hervorragendsten Eigenschaften der Verne'schen Helden, die Grundlagen seiner Erzählungen. Stets ist Verne zu zeigen bemüht, daß der Mensch alle ihm sich entgegenstellenden Hindernisse der materiellen Welt durch Muth und Ausdauer, dank seiner Geistesgaben, kraft seines Wissens überwindet, daß immerdar das Gute über das Böse siegt. Ist das schon einem französischen Romanschriftsteller der Neuzeit hoch anzurechnen, so noch mehr der Umstand, daß in keiner seiner Schriften sich auch nur ein anstößiges Wort, geschweige denn eine solche Handlung findet oder daß eine Nationalität verletzt wird. Nie auch trifft man auf ein Wort des Spottes über eine Religion, oft aber auf wahre Religiosität.

Die Schablone, nach welcher Verne gearbeitet hat, erklärt, wie er, neben manchem anderen Werke, in 25 Jahren gegen 50 Bände Reisebeschreibungen liefern konnte. Es mußte diese Schablone im Vorstehenden etwas stark betont werden, weil es nur so möglich wurde, auf dem zugewiesenen Raume denkenden Eltern und Erziehern die wichtigsten Fingerzeige zur Beurtheilung Verne'scher Schriften zu geben. Für Werke ersten Ranges wird sie überhaupt wol Niemand halten.

Die Siegesbotschaft.

Ein Bild aus den Augusttagen des Jahres 1870.

Von **Eduard Jost.**

Milde Sommerlüfte wehten, golden sank die Sonne nieder;
Aus der Bäume dunklem Laube klangen munt'rer Vögel Lieder.
Weithin lachten Flur und Aue in des Segens reichster Fülle,
Auf des Städtchens holdem Frieden lag des Sommerabends Stille.

Dort, in eines Gartens Raume sitzt ein Greis mit weißen Haaren,
Ihm zur Seite steht ein Enkel, Jugendlust im Blick, dem klaren,
Und ein Weib schaut auf die beiden und dann wieder in die Ferne,
Thränen, heiße, schwere Thränen feuchten ihrer Augen Sterne.

War der Gatte doch gezogen, als des Königs Ruf ertönte,
In den Kampf für Deutschlands Ehre, die der Erbfeind frech verhöhnte.
Tage, Wochen sind vergangen; Sehnsuchtsqual im treuen Herzen
Harrt sie täglich einer Kunde, die da lind're ihre Schmerzen. —

„Großpapa!“ spricht da der Enkel — 's war ein lieber, schöner Knabe —
„Sieh', du weißt, daß ich Soldaten für mein Leben gerne habe;
Aber das gefällt mir nimmer, daß den Vater sie genommen,
Kann ich nicht zu ihm gelangen? Wird er wol bald wiederkommen?

Wär' ich nur schon groß, ich nähme unsern Schimmel aus dem Stalle
Und ich ritt' dann zu dem Vater, mit mir wol die Buben alle.
Von der Wand nähm' ich die Flinte, und du solltest dann gleich sehen,
Wie wir lustig Alle, Alle gegen die Franzosen gehen.

Ach! die garstigen Franzosen! Großpapa, du sprachst von ihnen,
Gelt, du sahst sie schon, die Bösen, die zum Kriege sich erkühnen?“ —
Lächelnd strich der Greis die Locken seinem lieben Enkelkinde,
Nickte dann und sprach mit Rührung: „Höre was ich dir verkünde:

Ja, ich habe sie gesehen! Ach es waren schlimme Tage!
Im geliebten deutschen Lande schallte Schmerzenslaut und Klage;
Denn der blut'ge Zwingherr Frankreichs, der Napoleon sich nannte,
Drückte wie mit ehr'nem Fuße alle schönen deutschen Lande.

Doch da tönte eines Tages des geliebten Königs Stimme,
Und das Vaterland erhob sich in gewaltig edlem Grimme.
Und wir zogen voll Begeist'rung gegen des Tyrannen Scharen,
Gegen jene welschen Horden, die so lang uns Geißel waren.

Ja, ich zog wie jüngst dein Vater freudig fort von Weib und Kindern,
Nicht der Anblick meiner Lieben, keine Thränen konnten's hindern.
Hah! Auf Leipzigs weiten Eb'nen ist mein junges Blut geflossen,
Und auf Waterloos Gefilden hab' ich's abermals vergossen.

Warf mich auch die Kugel nieder, sah ich doch auf blut'gen Bahnen
Flieh'n die übermüth'gen Feinde, sinken ihre stolzen Fahnen.
Und es gönnte mir der Himmel viele schöne Friedenstage,
Viele Jahre zu genießen, reich an Freuden, ohne Klage.

Und in Frieden wollt' ich scheiden, da noch einmal muß ich sehen
Jene Tage wiederkehren, Deutschland auf zum Kampfe stehen!
Deutschland, ja das ganze Deutschland zieht hinaus zum heil'gen Streite
Gegen jenes Zwingherrn Neffen, der nur lechzt nach blut'ger Beute;

Der auf Blut und Leichenhügeln seinen Thron sucht zu erhalten,
Der in tollem Ringen spottet des Geschickes heilig' Walten.
Darum freue dich, mein Enkel, daß dein Vater zog von dannen,
Und du, Tochter, weine nimmer, such den Schmerz wie ich zu bannen."

Also sprach der Greis; er faltet langsam dann die welken Hände,
Schaut empor, als ob zum Himmel ein Gebet er leise sende.
Und mit seinen klugen Augen schaut der Enkel zu dem Alten,
Dessen Wort er wohl verstanden, das er treulich fest will halten.

Und der Abend war gesunken auf des Städtchens holden Frieden,
Tiefe Stille rings. — Der Sonne letzter Strahl, er war geschieden.
Und die lieben Sterne kamen, und bei heller Mondesleuchte
Lag die Welt, als ob den Frieden keine Macht ihr je verscheuchte.

Plötzlich, horch! — ein fernes Summen, ein Gewirr von Rufen, Schreien,
Näher, immer näher dringt es zu dem Hause, zu den Dreien.
Hoch! Das klingt wie Jubel! Wahrlich das sind Siegeslaute!
Ja, „Victoria!" erschallt es durch die Heimathstadt, die traute.

„Siegreich bringen Deutschlands Heere in des frechen Galliers Lande!
Eine Veste fiel! — Vernichtet ist der Turkos wilde Bande!
Und der fränk'sche Feldherr fliehet vor den kernig deutschen Hieben,
Von dem Glanze seines Heeres ist ein Schimmer kaum geblieben."

O, wie klang dem Greis die Kunde, und wie sprach's aus seinen Blicken!
An das Herz drückt er den Enkel stumm, in seligem Entzücken.
„Dank dir, Gott", sprach er dann leise, „daß du gabst mir diese Stunde,
Daß ich an des Lebens Abend noch vernahm die Siegeskunde!

Ja, mein Deutschland, aus dem Kampfe wirst hervor du siegreich gehen;
Du bist einig! — Da kann nimmer dir ein Feind ja widerstehen!"
Und der Greis und seine Tochter, und der Enkel, Alle schickten
Still ein Dankgebet zum Himmel, den die hellen Sterne schmückten.

(Dem „Gemüthlichen Jahresboten für 1887" entnommen.)

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. **Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Prinz-Gemahl von England, ein Bild seines Lebens und Wirkens.** Rede am 59. Geburtstage Sr. Maj. des Königs Albert von Sachsen gehalten von Dr. Otto Dost, Realgymnasialoberlehrer. Plauen i. V. F. E. Neupert. 1887. 32 Seiten. 80 ₰. — Ein wohlgelungener Panegyricus auf einen der edelsten Söhne unseres Volkes, den nun schon seit mehr als 25 Jahren die kühle Erde deckt. Besonders treten in der Lebensbeschreibung die Jugendjahre und in der Aufzählung der Verdienste um England die Einflüsse auf das künstlerische Leben dieses Landes hervor; von dem politischen Wirken, über das uns neuere diplomatische Veröffentlichungen, z. B. des Grafen Vitzthum v. Eckstädt, dankenswerthe Aufschlüsse gebracht haben, wird, offenbar der jugendlichen Zuhörerschaft wegen, vor welcher die Rede gehalten wurde, fast gar nicht gesprochen.

M.-Fr. **Abhandlungen aus der Griechischen Geschichte von Max Duncker.** Mit einem Vorwort von A. Kirchhoff und einer photolitographischen Karte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887. VI, 164 Seiten. 4 ℳ. — Aus den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, und zwar der Jahre 1881—1886, sind hier sieben Vorträge des verstorbenen Verfassers der Geschichte des Alterthums zusammengestellt und nochmals abgedruckt, welche sämmtlich die griechische Geschichte behandeln. Sie betreffen ohne Ausnahme umstrittene und viel behandelte Punkte der Ueberlieferung, sind zum Theil schon früher allgemein angenommen, zum Theil auch bekämpft worden. Trotzdem ist ihr nochmaliger Abdruck, der nur wenige Veränderungen aufweist, sowol des Verfassers als der Sache wegen verdienstlich. Duncker's Methode tritt ganz deutlich bei diesen Einzeluntersuchungen zu Tage, seine Schreibweise zeigt sich hier, in diesen kurzen Abhandlungen, von einer noch vortheilhafteren Seite als in den dickleibigen Bänden des großen Buches. Der erste Aufsatz behandelt die Ackervertheilungen, die in dem spartanischen Staate an die Mitglieder des Herrenstandes vorgenommen worden sind. Die erste setzt Duncker nach 800 v. Chr., sie betraf das eben eroberte untere Eurotasthal. Die zweite trat nach dem Schluß des ersten messenischen Krieges, also kurz vor 700, ein und umfaßte einen großen Theil Messeniens, während fast der ganze Rest nach dem zweiten Kriege aufgetheilt wurde; den Besiegten von Leuktra nahm Epaminondas, etwa 340 Jahre später, diese Beute wieder ab. Die Berechnungen, welche Duncker daran knüpft, um die Zahl der Bürger Spartas und die Größe der Ackerloose festzustellen, bewegen sich auf rein hypothetischem Gebiete. Einem noch interessanteren Theile der griechischen Geschichte sind alle übrigen Aufsätze entnommen, nämlich der Zeit der Perserkriege und des Perikles. Der erste von diesen, der durch eine Karte des Schlachtfeldes von Marathon erläutert wird, sucht das Terrain dieses Kampfes und der beiderseitigen Lagerplätze festzustellen: Darnach lagerten die Athener in dem Thale von Eulona, dicht nördlich an dem heutigen Orte Brana, und östlich davon zwischen Blezisa und dem Bache von Marathon spielte sich die Schlacht ab. Gegenüber Curtius hält Duncker bekanntlich fest, daß ein Kampf mit allen disponibeln Kräften stattgefunden habe, 10000 Hopliten gegen etwa 60000 Perser, so daß er das Stärkeverhältniß mit dem der Schweden und Russen 1700 bei Narwa vergleicht. Die Einzelheiten dieses Vortrages sind von besonderem Interesse. Die nächsten beschäftigen sich mit dem angeblichen Verrath des Themistokles und dem Prozeß des Pausanias. Der Erstere wird auch hier als Opfer der Politik Spartas, welches den Fall des Pausanias benutzte, um sich des Themistokles zu entledigen, und der Parteiwuth des Alkmäon und Kimon dargestellt, während von dem Letzteren angenommen wird, daß er den Bosporus, Sestos und den Hellespont thatsächlich den Persern wieder in die Hand gespielt habe, von den Athenern aber trotz seiner persischen Truppen aus Byzanz vertrieben und nur mit Widerwillen gegen eine sehr starke Partei endlich von den Behörden seiner Vaterstadt 466 fallen gelassen worden sei. Der umfangreichste Aufsatz kommt nach einer gründlichen Revision des Thatbestandes zu dem von Dahlmann und Krüger schon gezogenen, von Grote wieder zweifelhaft gemachten Schluß, daß der sogenannte Kimonische Friede eine spätere attische Sage sei, daß in Wahrheit Perikles nach Kimon's Tode 449 oder 448 den Kallias nach Susa geschickt habe, um eine Uebereinkunft zu treffen, in diesem Bemühen aber gescheitert sei. In engstem Zusammenhange damit steht der letzte Vortrag, welcher des Perikles Fahrt in den Pontus als einen Ausfluß derselben Politik hinstellt, Persien nicht ernstlich mehr zu schaden, sondern zu einem Friedensschlusse die Hand zu bieten, auf der andern Seite aber betont, daß dieses Unternehmen Athen doch wesentlichen Nutzen gebracht habe. Duncker setzt es in das Jahr 444. Der vorletzte Aufsatz endlich verweist ein angebliches Gesetz des Perikles über die „Unebenbürtigen", d. h. gegen die von einem attischen Vater und einer nichtattischen Mutter in rechtsgiltiger Ehe erzeugten Athener in das Reich der Mythe. Wir scheiden von dem interessanten Buche mit dem Eindrucke, daß trotz der so vielfach discutirten Themata ein Meister wie Duncker ihnen immer wieder neues Leben, neue Keime zu weiteren Schlußfolgerungen zu entlocken vermocht hat; es sind recht beherzigenswerthe Vorbilder für unsere jungen Historiker, deren Doctordissertationen an solchen Mustern nur gewinnen könnten.

J. R. **Franz der Streber.** Von v. Miris. Illustrirt von Hans Schließmann. Zweite Auflage. München, Braun & Schneider. — Dies Büchlein des Verlages der „Fliegenden Blätter" gemahnte uns unwillkürlich an Paludan-Müller's tiefsinniges Epos „Adam Homo", denn sein Inhalt giebt auch das Leben eines Strebers ab, eines Menschen, dem die Mittel durchaus gleichgiltig sind, wenn er nur durch dieselben seinen Zweck, Amt und Ehren, erreicht. Freilich — der Verfasser hat auch gar nicht in Wettbewerb mit dem großen dänischen Dichter treten wollen — fehlt hier jene furchtbar satirische Schärfe, durch die sich Paludan-Müller's Werk auszeichnet; v. Miris sieht den Stoff von der behaglich-humoristischen Seite an und unterstellt seinen Helden dem Lichte der Lächerlichkeit. Im Uebrigen macht sich wol das Bestreben geltend, Busch nachzuahmen; wenn es doch nicht gelungen ist, es diesem Classiker des modernen Humors gleich zu thun, so wollen wir deshalb mit unserem Verfasser nicht rechten, denn das Genie kann man sich eben nicht geben. Unterhaltend und belehrend ist das von Schließmann's scharfem Stifte illustrirte Werkchen doch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 62. Sonnabend, den 6. August. 1887.

Catull, seine Villa, sein Aufenthalt und die „Ora“ am Gardasee — Lacus Benacus.

Von Medicinalrath Dr. Friedrich Küchenmeister in Blasewitz.

Es giebt verschiedene Wege, um nach dem Gardasee zu gelangen. Nehmen wir den Weg von Lecco, der Stadt am östlichen Arme des Comersees, aus und fahren wir mit der Bahn nach Desenzano, an der südwestlichen Spitze des Gardasees. Er liegt am tiefsten unter den oberitalienischen Seen, nur 69 m = 207′ über dem adriatischen Meere (circa 100′ tiefer als der Elbpegel an der Dresdner Augustusbrücke). Die Alten nannten ihn Lacus Benacus. Heute trägt er seinen Namen von dem zwischen S. Vigilio und Bardolino in einer Bucht des Sees am Flüßchen Tesino gelegenen Flecken Garda. Auf der äußersten nördlichen Felsenspitze des Vorgebirges Sirmio (heute Sirmione), das wie eine lange schmale Landzunge von dem breiten Süduser des Sees hineinragt in den Gardasee und diesen in eine westliche Hälfte mit Desenzano und eine östliche mit der früher österreichischen Veste Peschiera theilt, wo der Mincio den Abfluß des Gardasees bildet, lag des Catull Villa. Er besingt letztere im 31. Gesang (der Ausgabe von Tauchnitz), im 28. (der Leydener Ausgabe) und ist dies einer seiner liebtlichsten Gesänge:

„Unter Halbinseln und Inseln, Du Prachtängelein,
Sirmio, die da trägt der Neptun, beide im weiten
Meer, so wie in der Landseen klarem Gewässer,
Wie gern und wie freudig betret' ich Dich wieder.
Kaum glaubt' ich selbst, daß nach Verlassen Bithyniens,
Wie auch von Thyniens Flur ich in Ruhe Dich sähe.
O, was ist sel'ger nach Ueberstehen von Sorgen?
Wenn ableget die Lasten das Herz, abgemühet
Von in der Fremde vollbrachter Arbeit zurück wir
Zur Heimath kehren und im ersehnten Bett ruh'n?
Dies kann uns allein die Größe der Sorgen vergelten.
Froh sei gegrüßt, Du mein herrliches Sirmio.
Freut euch, ihr Wellen des Gardasees!
Lustige Geister, des Hauses Bewohner lachet nun Alle. —

Heute finden wir freilich nur noch armselige, geringfügige Reste von ihr, die Grotta di Catullo, ein unterirdisches Gewölbe und Ueberbleibsel eines jener einst so berühmten, bekannten Römerbäder. Die Villa selbst ist abgenagt von den von Norden her gegen die Spitze von Sirmio anprallenden Wogen, welche der gewöhnliche, sommerliche Nachtwind, der Sover (obere, von oben kommende Wind) und der als Nordsturm über die Alpen mit Sturmesgewalt anstürmende Tramontana (trans montes, d. i. über die Alpen hereinbrechende Sturmwind) im Laufe der Jahre gegen die Villa des Catull heranwälzte. An ihr, wie an einem Eisbrecher, brechen sich die Wellen nach Westen gegen Desenzano und nach Osten gegen Peschiera zu und haben sie diesen Wogenbrecher selbst mit der Zeit abgenagt. Leider wissen wir nicht, wie weit es von der äußern Grenzwand der Villa bis zu der heutigen Grotta di Catullo war; wir kennen nicht nach Metern, wie viel von der felsigen Halbinsel abgespült ist. Wüßten wir dies, so könnten wir wol auch die Tausende von Jahrtausenden berechnen, bis endlich die Halbinsel selbst und mit ihr der Ort Sirmione und das Fort „Castello“ ebenso weggewaschen sein werden, wie die Villa des Catull selbst.

Hier auf der Spitze von Sirmione also lebte Catull, wenn auch nicht stetig, doch sehr häufig, wenigstens im Sommer. Hier dichtete er einen großen Theil seiner 116 Gedichte, die er in Nr. 1 dem Cornelius Nepos dedicirt hat. Hierher gehört auch das 64. (Tauchnitzer Ausgabe von Lucian Müller) und 59. Gedicht (Leydener Ausgabe) des 86 vor Christi geborenen und 57 vor Christi, also nur 30 Jahre alt, verstorbenen Dichters. Dies Gedicht ist das Epithalamium (Hochzeitsgedicht) des Peleus und der Halbgöttin Thetis, der Eltern des Achilles. Uns interessiren nicht die Beschreibung des Brautgemaches der Thetis, das ihr ihr zukünftiger Gatte, der thessalische König Peleus, hatte errichten lassen und dessen Einrichtung die Thessalier vor Einzug der neuen Königin betrachteten; nicht der gewirkte Teppich, der die Liebesqualen der von Theseus verlassenen Ariadne — welche der von seiner Lesbia verlassene Dichter Catull aus eigener Erfahrung nachempfand — und die Strafe bildlich darstellte, die die Erinnyen dem treulosen Theseus bereiteten; nicht das Herbeieilen der Halbgötter zum Hochzeitsfeste ihrer Collegin, wol aber die Beschreibung, die Catull von dem Abzuge der schaulustigen Thessalier aus dem königlichen Palaste macht, die vor den nahenden Halbgöttern und Halbgöttinnen sich zurückziehen.

Man wird fragen, warum soll uns gerade dieser Theil des Gedichtes interessiren? welcher singt V. 269—277:[1])

„Als nun mit gierigem Blick am Zuschaun Thessalas Jugend
Satt sich gesehn, fing an sie zu weichen den himmlischen Göttern.
Und wie ein frischer Zephyr anreget die Wellen mit Wehen,
Morgens früh und bei ruhigem See vorwärts sie da gleiten,
Wenn Aurora sich hebt von der Schwelle der schweifenden Sonne,
Wie da zuerst langsam sie, mit mäßigem Säuseln getrieben,
Vorwärts schreiten (es tönt, wie Kichern in leisem Geplätscher)
Und beim wechselnden Wind sie sich höher und höher erheben,
Um im purpurnen Licht weit weg hinschwimmend zu glänzen:
Also die Jugend hier- und dorthin enteilet, des Schlosses
Halle ein Jeder verläßt mit nach Hause enteilendem Fuße.“

Die gesperrt gedruckten Verse sind nämlich die Beschreibung des am Gardasee herrschenden periodischen Windes, der die „Ora“ (aura) genannt wird und von dem wir wol in diesen Versen die einzige, aus dem Alterthum auf uns gekommene, genauere Beschreibung besitzen. Denn die Verse in den Virgil'schen Georgicis, in denen der Dichter dem Gardasee Ebbe und Fluth zuschreibt, wie einem Meere, beziehen sich nicht sowol auf die Ora allein, sondern vielmehr auf den Wechsel der Ora und ihres Gegenwindes, des Sover (sovra).

Damit das Gesagte richtig verstanden wird, muß ich Einiges

---

[1]) Hic, qualis flatu placidum mare matutino;
Horrificans Zephyrus proclivas incitat undas
Aurora exoriente vagi sub limina solis,
Quae tarde primum clementi flamine pulsae
Procedunt (leni resonant plangore cachinni),
Post vento crescente magis magis increbescunt,
Purpureaque procul nantes a luce refulgent:
Sic ibi vestibuli linquentes regia tecta
Ad se quique vago passim pede discedebant.

über die nichtperiodischen und periodischen Winde des Gardasees sagen.

Der nicht periodisch wechselnde, sondern nur gegen die kalte Jahreszeit hin auftretende Wind wurde „Tramontana“ genannt. Von ihm spricht Plinius der Aeltere im 9. Buch seiner „Historia naturalis“, in der 36. Lection der „Sipontiner Ausgabe“, wie folgt: „Es giebt im Veronesischen einen italienischen See, den Lacus Benacus (Gardasee), dessen Abfluß der Minciofluß ist, zu dessen Ursprung jährlich ohngefähr im October unter der Herrschaft des herbstlichen Gestirnes, wenn schon der See sich zum Gefrieren anschicken will, wie bekannt ist, die Aale hinabgetrieben werden und zusammengeknäult durch die Fluthen in so bewundernswürdiger Menge in zu diesem Zwecke seitlich angelegten, stagnirenden Tümpeln sich einfinden, daß sie hier Knäuel von Tausenden bilden.“ *)

Dieser „Tramontana“ genannte, sturmähnliche Wind bricht zur Herbstzeit als winterlicher Sturm vom Nordpol kommend und über ganz Nord- und Mitteleuropa wehend über die rhätischen Alpen hinunter nach der italienischen Ebene und wirbelt den Gardasee auf, stets in der Richtung von Norden nach Süden, also von Riva gegen die Spitze von Sirmio hin, hierbei die Aale in gleicher Richtung vorwärtsjagend.

Ein ähnlicher kolossaler Aalfang findet heute noch am See von Commaggio statt; doch ist hier nicht ein Wind die Ursache des Zusammengetriebenwerdens der Fische in seitlich des Ausflusses des Commaggiosees angelegten Tümpeln, sondern die Fische werden bei ihrem Hinabziehen in das Meer durch eingesetzte Hürden und dergleichen nach den Tümpeln geleitet und hier in Masse gefangen.

Anders aber ist es mit den periodischen Winden des Gardasees, deren wir zwei haben; einmal die von Süden nach Norden (von Desenzano-Sirmione-Peschiera gegen Riva) zu von 10 Uhr früh bis Nachmittags gegen 3—4 Uhr wehende „Ora“ (aura) und sodann deren Gegenwind, der von Norden nach Süden, von Riva gegen die genannten Orte wehende Sover (Oberwind), der um 10 Uhr Abends einsetzt, um Mitternacht am stärksten ist und förmlich heult und in den ersten Morgenstunden aufhört. Zwischen dieser Zeit und früh 10 Uhr und zwischen 4 Uhr Nachmittags bis gegen 9—10 Uhr Abends herrscht Windstille. Noch ehe diese geendigt, oder mit ihrem Ende tritt ein ganz schwaches Kräuseln des Sees früh gegen 10 Uhr bei Peschiera und Desenzano ein, und pflanzt sich fort gegen Sirmio und von da weiter nach Norden.

Dieses tägliche Spiel der Wellen konnte Catull jeden Morgen sehen und diese seine Beobachtung hat er in den obigen Versen beschrieben. Anfangs sieht man beim Eintritt nur einzelne schwache Wellen, die natürlich nur mäßiges Säuseln verursachen, gerade wie bei Entleerung eines großen gefüllten Saales oder Hauses erst nur Einzelne aus dem Saale und ziemlich lautlos heraustreten („es tönt wie Kichern in leisem Geplätscher“); dann wird das Drängen der aus dem Hause Strömenden immer mächtiger. Der Wind wird stärker, die Wellen thürmen sich höher auf. Hiermit schließt der eigentliche Vergleich. Es fügt aber Catull noch eine Bemerkung hinzu, die nicht der Entleerung eines Hauses oder Saales zusteht, sondern die ganz allein der „Ora“ zukommt. Und dies ist der Beweis, daß Catull in dem obigen Bild sicherlich die „Ora“ in Gedanken gehabt und gemeint hat. Wenn die Wellen von Peschiera-Sirmione-Desenzano hinauftreiben gegen S. Vigilio-Salo, um sich daselbst zusammenzudrängen, sich zu verschmälern und dadurch immer höher sich zu erheben und in Riva als kolossale Wellen anzukommen: dann steht die Sonne schon hoch über dem See und über der vom Gardasee südlich gelegenen Ebene und scheint schon schräg gegen die Kämme und Gipfel der nach Norden treibenden Wellen. Bei solchem Stande „schwimmen die Orawellen von Sirmione weg nach Norden zu in purpurnem Lichte“. So sah sie Catull von Sirmio aus bei hellen Tagen. Dies ist der Hauptbeweis, daß Catull hier von der „Ora“ spricht und er beschreibt sie zwar poetisch, aber vollständig richtig.

Es scheint fast, als habe man bisher gar nicht hierauf geachtet. Die Sternwarte von Wien ging mich vor zwei Jahren um einen Separatabdruck (den ich leider nicht mehr fand) jener Arbeit an, die ich im Jahre 1873 über diesen Gegenstand in der österreichischen Zeitschrift für praktische Heilkunde in den Nummern 10 und folgende veröffentlicht habe, wahrscheinlich um meine Angaben zu prüfen.

Von der folgenden Windstille und von dem Gegenwind (Sover, der obere Wind), dessen Entstehen und Zunahme und Wirkung auf die Wellen des Sees konnte Catull in Sirmio keine Beobachtungen der nächtlichen Finsterniß wegen, die während des Wehens des Sover herrscht, anstellen. Es ist daher leicht erklärlich, daß Catull nicht von dem Sover spricht, der ja gar nicht in das Bild paßte, das er wählte. Von dem Beginne der Ora aber spricht er und konnte er sprechen, selbst von den Zuständen, die sich kurz nach Sonnenaufgang abspielen, wo sich der See vom Sover und seinen Wellen beruhigen will. Denn dies waren Schauspiele, die er selbst am frühen Morgen beobachten konnte.

Welches sind denn aber die eigentlichen Ursachen dieser periodischen Winde, die beide gemeinsam das Bild einer Art Ebbe und Fluth erzeugen?

Gegen die Zeit des Sonnenaufgangs ist es überall in der Natur kühl, auf den Bergen wie über dem See. Anfangs gleich, wenn die Sonne im Osten heraufgestiegen, beleuchtet sie die nördliche Berglehne der Alpen und erwärmt die auf ihr ruhende Luftschicht. Noch kann die Sonne in den ersten Stunden des Morgens nicht hinabdringen auf den See. Dies geschieht erst, wenn sie schon höher am Horizont und zwar gegen 9—10 Uhr über das östliche Ufer des Sees heraufgestiegen ist. Dann kann sie auch auf den See wärmend einwirken, ganz langsam erst das westliche Ufer erreichend, von dessen Kamm sie hernieder auf den See ihren Einfluß ausüben kann, ihn schichtenweise erwärmend. Die auf den nördlichen Bergen schon erwärmte Luft steigt auf, die kühle Luft über dem See rückt nach und somit tritt eine von unten nach oben gerichtete Luftströmung von Süd nach Nord zu über dem See ein, und dies ist die Ora. Je heißer es wird auf den Bergen, um so schneller rückt die Anfangs immer noch kühlere Luft über dem See nach, bis endlich die Mittags- und Nachmittagshitze auch ihn, wie die Bergluft, gleichmäßig erhitzt hat. Indem der wärmere Luftstrom nach den Bergen zieht, rückt auch die wärmere, sich ausdehnende Luft der nun schon annähernd gleich erwärmten Luft der Ebene zum Ausgleich nach. Wie schon bemerkt, ist die Wärme der Luft am Nachmittage überall gleich über dem See und auf den höchsten Berglehnen. Dann tritt allmälig Ruhe in der Luftbewegung ein und kommt die nachmittägige Windstille zur Erscheinung. Die Berge kühlen sich Nachmittags etwas ab; der See, da für ihn die Sonne um 3—4 Uhr, selbst im Sommer, untergeht, tritt schon frühe in den Schatten, doch ist die Abkühlung deshalb nicht so gar gewaltig, weil noch durch einige Stunden die seitlichen Felswände die aufgesaugte Wärme in der engen Schlucht des Sees auf den See von rechts und links zurückstrahlen, und der südlichste flachere Theil des Sees immer noch eine größere Wärme an sich hat, da ihn die Sonne länger trifft. Gleichzeitig aber kühlt die Verdunstung den See wieder ab. Nach Sonnenuntergang ändert sich dies. Die freigelegene, hohe nördliche Berglehne kühlt sich ziemlich schnell und stärker ab, als der See. Mit Zunahme der Nacht werden die Temperaturunterschiede zwischen der Luft über den Nordbergen und über dem See immer schroffer und stärker. Die Berge sind bedeutend kühler, als der See und es strömt nun die kalte Luft hernieder auf den See; erst langsamer, dann aber stürzt sie hinab ins Thal und um Mitternacht heult der Sover von Riva gegen Sirmio hin. Gegen den Sonnenaufgang tritt ein Ausgleich ein und die Luft beruhigt sich in einer nächtlichen Windstille. Die Lage des Sees von Nord nach Süd zu, und die von den Felsen gebildeten Seitenwände der besonders im Norden engen Schlucht des Sees, der nur in seiner untersten Hälfte freier wird, begünstigen diese Verhältnisse. Der Sover selbst geht von Nord oder Nordost nach Süd oder Südsüdwest, und die Ora, der Gegenwind, in der entgegengesetzten Richtung.

Auch wir haben in unserem Elbthale eine annähernd schwache Art Ora und eine größere nachmittägige und mitternächtliche Windstille, die nur durch einen ganz kurzen, gleichsam als Stoß erkennbaren Gegenwind am Spätabend, in der Nähe der Zeit des Sonnenuntergangs zu empfinden ist. Freilich müssen die Tage ganz klar und hell sein und sogenannte obere West- oder Ostwinde fehlen, die ihren eigenen Gang gehen, wenn man diese „Orezza“ beobachten will. Sie geht nicht von Süd nach Nord, wie die Ora des Gardasees, sondern, weil unser Elbthal von Ost nach West offen ist, auch von Ost nach West.

Dies erklärt sich aus Folgendem. Das sächsische Elbthal wird im Osten geschlossen durch den zum größeren Theil zu Sachsen, zum kleineren zu Böhmen gehörigen „großen Winterberg“, dem

---

*) Lacus est Italiae Benacus in Veronensi agro, Mincium amnem transmittens, ad cujus emersus, anno tempore Octobri fere mense, autumnali sidere, ut palam est, hiemato lacu, fluctibus glomeratae volvuntur (sc. Anguillae) in tantum mirabili multitudine, ut in excipulis ejus fluminis, ob hoc ipsum fabricatis, singulorum millium globi reperiantur.

gegenüber, auf dem linken Elbufer, der „hohe Schneeberg“ sich jenseits des Flusses anschließt. Doch kommt letzterer bei unserer Frage weniger in Betracht. Ist die Elbe in Sachsen eingetreten, so nimmt sie ihren Lauf durch eine sehr enge Schlucht, an deren beiden Seiten steile Sandsteinfelsenwände stehen, immer von Osten gegen Westen zu die Schlucht offen lassend. Erst unterhalb Pirna erweitert sich das Thal mit der allgemeinen Tendenz, daß das rechte Ufer von einer ansehnlichen Berglehne, die zum Theil sehr steil ist, gebildet wird, während das linke Ufer sich immer mehr abflacht, und die eigentlichen Berge weiter zurück gerückt sind.

Wenn nun früh die Sonne aufgestiegen, so erwärmt sie zunächst und im Laufe des Tages immer mehr die Westlehne des großen Winterberges. Die warme Luft desselben steigt empor und zieht (aspirirt) die kältere Luft aus der Elbe-Schlucht nach, die von der Sonne, erst wenn sie über der Schlucht steht, also erst ziemlich spät getroffen werden kann und eben deshalb kühler bleibt. Die Kühle der Luftschicht in dieser Schlucht wird noch gemehrt durch den Theil der Abkühlung, welche auf Kosten der Verdunstung des Elbwassers durch die Tageswärme an sich kommt. Von Mittag an und am Nachmittag kann die Sonne auch die Elbe gleich dem Winterberge und gleich der großen Elbebene erwärmen. Die Luft gleicht sich überall im ganzen Elbgebiete aus, und es tritt zwischen 4—5 Uhr Windstille ein. Wenn die Sonne untergeht, tritt nochmals ein kurzer Kampf ein, aber man empfindet ihn kaum, oder nur durch eine kurze Zeit einem Windstoß gleich. Die Abkühlung der Westlehne des Winterberges tritt erst ein, wenn die Verdunstung des Elbwassers auch schon die Luft über der Elbe mehr abgekühlt hat. Um Mitternacht haben wir eine fast absolute Windstille nach heiteren Tagen, während am Gardasee um Mitternacht der Sover am heftigsten heult. Wer einmal in der Mitternachtsstunde über die wegen ihres Zuges am Tage so sehr verrufene Dresdner Augustusbrücke geht, der wird erstaunt sein über die Ruhe und Stille der Nächte, die auf heitere Tage folgen. Kein Lüftchen rührt sich. Da kann sich Niemand eine rothe Nase holen, deren Häufigkeit Ende vorigen Jahrhunderts der Dresdner Arzt und Reisende Dr. Tilenius, der die Stürme Islands, wie den Zug der Brücke seiner Vaterstadt während der Vor- und Nachmittagsstunden sehr wohl kannte, dem Zuge der Elbbrücke zuschrieb, so daß er die „Dresdner rothen Nasen“ deshalb die „Dresdner Auswischer“ nennt.

Der periodische Elbthalwind ist immerhin empfindlich und hat unser Elbthal, besonders unser Blasewitz in den Ruf von „Zug“-Orten gebracht, wenn er auch blos eine Orezza und noch lange keine Ora ist.

Dieser Luftbewegungen in unserem Elbthale wegen habe ich in meiner Praxis den Eltern angerathen, ihre kleinen Kinder im Sommer von früh 7 bis gegen 9—10 und Nachmittags von 4—5 bis zum Sonnenuntergang ausgehen oder ausfahren zu lassen; von 10—4 oder 5 aber sie zu Hause zu halten. Man wird gut daran thun, diese Zeiten einzuhalten, und vermeidet es dabei auch, die kleinen Kinder der Mittagshitze, die von Vielen für die Ursache von Kinderdiarrhöen in der heißen Zeit angesehen wird, auszusetzen.

Wie es scheint, achtet das Publicum in neuerer Zeit auch auf die Periodicität dieses Sommerlocalwindes im Elbthale.

Daß ähnliche Betrachtungen ganz besonders ins ärztliche Fach einschlagen und nicht blos Liebhabereien entsprechen, dürfte aus dem Buche des Hippokrates „Ueber Luft, Wässer, Orte“ (περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων) hervorgehen, womit ich schließen will:

„Wer mit der Arzneikunst recht vertraut werden will, hat Folgendes zu beachten. Zuerst wende man seine Aufmerksamkeit auf die Jahreszeiten und auf den Einfluß einer jeden derselben; denn sie gleichen sich ganz und gar nicht; vielmehr sind sie auch an sich durch ihre eigenen Abwechselungen verschieden. Man achte auch auf die Winde, sowol auf die warmen, als auf die kalten, besonders aber auf die allgemein herrschenden und nächstdem auf die einer jeden Gegend eigenthümlichen (Local-)Winde.“

Eine neue Biographie von Annette von Droste-Hülshoff.

Von Georg Müller-Frauenstein.

Es sind jetzt mehr als zehn Jahre vergangen, daß mir ein geistvoller Mann, mit dem mich mein Beruf alltäglich zusammenführte, mit dem Ausdrucke tiefster Ueberzeugung sagte: „Wer Annette's v. Droste-Hülshoff Werke nicht kennt, kennt die größte Dichterin aller Zeiten nicht.“ Ich hatte ihre Gedichte schon seit lange gewürdigt und war von ihrer Eigenart immer mächtig erregt worden, dies Wort berührte mich aber tiefer, als ich im Augenblicke verrathen konnte. Erst später wurde mir ein persönlicher Grund zu dieser Aeußerung klar: Der Unglückliche, nach seinem Universitätsstudium evangelischer Theolog, war ein geheimer Katholik, verhehlte dies aber aller Welt, weil er sonst seine Stellung an einem strenglutherischen Gymnasium verloren hätte. Wie mögen, so sagte ich mir später, als das Geheimniß bekannt wurde, in sein zerrissenes Herz Annette's geistliche Lieder gefallen sein, wie oft mag er darin Trost gesucht haben, wenn er seine Charakterschwäche vor sich selbst verfluchen mußte! Doch enthält sein Urtheil auch eine allgemeinere Wahrheit; jedenfalls gesteht heute selbst der nichtkatholische Deutsche, daß Annette bis jetzt unsere größte Dichterin geblieben ist.

Wenn demnach die Literaturgeschichte ihr mehr und mehr gerecht wird, so trägt sie nur eine Ehrenschuld ab. Und wer sich darüber unterrichtet, muß die besonders in dem letzten Jahrzehnt ihr gewidmeten Arbeiten als sehr verdienstlich anerkennen. Levin Schücking war der Erste, der 1862 eine interessante Biographie seiner langjährigen Freundin veröffentlichte. Ihre Briefe an einen andern, ihr nahestehenden Schriftsteller, an den Professor Schlüter in Münster, gab dieser 1877 heraus, Schücking folgte dann wieder 1879 mit einer Gesammtausgabe ihrer Werke, welche 1884—86 durch eine noch vollständigere, von Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff veranlaßte, abgelöst wurde. Um die bisher sehr lückenhaft dargestellte Lebensgeschichte der Dichterin haben sich am meisten Wilhelm Kreiten und Hermann Hüffer bemüht, von Beiden sind in diesem Jahre werthvolle Lebensbilder derselben erschienen. Das Werk des Erstgenannten, des bekannten Juristen und Historikers in Bonn, ist es vor Allem, welches der folgenden Darstellung zu Grunde liegt.*) Noch nie ist ein solches Material zu diesem Zwecke vereinigt gewesen, und Hüffer war der rechte Mann, es zu benutzen. Durch die Nichten der Verstorbenen, die Freifräulein Hildegund und Hildegard v. Laßberg, denen das Buch gewidmet ist, war ihm der mehrere hundert Bogen starke Nachlaß übergeben worden, dazu standen ihm die zahlreichen Briefe Annette's an ihre Schwester, ferner der Letzteren tagebuchartige Aufzeichnungen, und noch eine ganze Anzahl bisher nicht benutzter Papiere zu Gebote, die ihm von verschiedenen Seiten zur Verfügung gestellt waren. An mehreren Orten weist er auf spätere Ausführungen von Einzelheiten hin, die er noch plant; die Masse des neuen biographischen Stoffes ist aber schon in diesem Werke sehr bedeutend. Für einige Nebenpersonen scheint mir die Ausführlichkeit fast größer, als das Interesse verlangt.

Am 10. Januar 1797 auf dem Stammsitze der Familie Hülshof bei Münster geboren, welcher 360 Jahre vorher deren Eigenthum geworden war, entstammt Annette einer Landschaft, in der damals, wie in Weimar die antik-classische, so die christlich-kirchliche Lebensauffassung ihren Ausdruck fand. Der Name Droste als ursprünglicher Amtsname mit derselben Bedeutung wie Truchseß gebührt zwei Linien, sowol den Truchsessen des Bisthums als des Domcapitels Münster. Aus der letzteren, deren erstes Glied 1226 genannt wird, nicht aus der Linie Droste-Vischering, ist unsere Dichterin hervorgegangen. Der Urgroßvater Heinrich Wilhelm I. war ein Meister auf der Flöte, die Großmutter für Malerei und Musik gleichbegabt, auch dem Vater Klemens August II. war etwas davon zugekommen; die Mutter Therese v. Haxthausen besaß vor Allem einen klaren, ruhigen Verstand. So versteht man, daß Annette, das zweite Kind, nie eine gewisse Scheu im Verkehr mit der Mutter ablegte, während sie sich ihrem Vater ganz ohne Befangenheit eröffnen konnte. Sie lernte bald vollkommen lateinisch, und von anderen Sprachen eignete sie sich später französisch, englisch, italienisch und holländisch an. Schon aus den Jahren 1804—8 sind dreißig Kindergedichte von ihr erhalten, so daß 1804 ein Verwandter sagte: In ihr keime eine zweite Sappho, und beinahe gleichzeitig mit dem poetischen regte sich ihr musikalisches Talent.

Ihre Entwickelung vollzog sich unter den glücklichsten Familienverhältnissen, dabei verlebte sie die Jugendzeit auf dem Lande und mit der nahen Hauptstadt bestanden zahlreiche geistig anregende Verbindungen. Eine ganz ungewöhnliche Begabung verrathen schon zwei Gedichte aus dem Jahre 1809. Als ihr bester Berather er-

*) Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha, Perthes 1887. XIX, 368 Seiten. 7 Mark.

scheint damals der Professor Sprickmann, der sie wahrscheinlich auf die Dichter des Hainbundes und die Classiker in Weimar als Vorbilder hinwies. Unter seinem Antheil entstand das erste an sich werthvolle Gedicht Annette's „Das befreite Deutschland" im Januar 1814. Auf dem Stammsitze der mütterlichen Familie, Bökendorf bei Brakel, lernte sie Wilhelm Grimm kennen, hier fand auch die ihr schon eigenthümliche Neigung, das Volksthümliche in Sprache und Sitte jeder Art zu beobachten, wirksamste Förderung. Sie hat seitdem nie aufgehört, Volkslieder zu sammeln, und neben den Texten auch den Melodien ihre Aufmerksamkeit zugewendet. So wurde ihre Beobachtungsgabe geschärft, ihr Wortschatz bereichert und die eigenthümliche Kraft ihres Ausdrucks erhöht.

Ihre erste Freundin, mit gleichen Neigungen wie sie ausgestattet, tritt uns in der Gestalt der Generalin Thielmann, der höchstgestellten Dame der preußischen Militärverwaltung in Münster, entgegen, einer Freibergerin, deren Vater Berghauptmann und Professor war und deren Schwester, Julie v. Charpentier, als zweite Braut Novalis' bekannt ist. Ihren ersten Freund (Sprickmann) und diese ihre erste Freundin fand sie charakteristischer Weise in Personen, welche dem Alter nach ihre Eltern hätten sein können.

In ihre Jugendzeit fällt nun noch das 1813—14 in zwei Acten ausgearbeitete, nur als Fragment erhaltene Trauerspiel „Bertha", in sehr schöner Sprache geschrieben, wenn auch nur selten wirklich dramatisch angelegt. Manche Züge weisen darin auf eine trübe Seelenstimmung hin, wie sie auch von Briefen desselben Jahrzehnts belegt wird. Sie scheint sich nicht nur durch die bekannte Thatsache zu erklären, daß geistig begabte Menschen, wenn sie die Schwelle eines reiferen Alters überschreiten, sich häufig unter dem Drucke eines selbstquälerischen Unbehagens fühlen. Hüffer deutet an, daß Annette in früher Jugend nicht ohne schmerzlichen Kampf einer entschiedenen Neigung entsagen mußte. Doch hält er es mit Recht für unzart, in ein Geheimniß eindringen zu wollen, über das die Dichterin selbst einen Schleier geworfen hat. Kein einziges ihrer veröffentlichten Gedichte ist übrigens der Geschlechtsliebe gewidmet. Wie in „Bertha" spielt jedoch auch in dem 1818 gefertigten größeren Epos „Walther" die unglückliche Liebe eine Hauptrolle. Leider fehlt auch diesem Gedicht die letzte Feile, die Handlung ist aber überhaupt von der einfachsten Art, die Personen halten sich meist in der Verschwommenheit der damaligen romantischen Rittergeschichten, doch steht es weit höher als die nur im Manuscript erhaltene, 1819 geschriebene Novelle „Ledwina".

Diese trat in den Hintergrund vor einem ihrer berühmtesten Werke, dem „Geistlichen Jahr", dessen älteste acht Lieder in dieselbe Zeit gehören. Schon am 9. October 1820 überreichte die Dichterin ihrer Mutter ein Manuscript mit Gedichten für jeden Sonntag der ersten Hälfte des Kirchenjahres, den begleitenden Brief muß man selbst lesen (S. 69—71), er ist höchst charakteristisch. Schon in dieser Abtheilung sind die ergreifendsten ihrer religiösen Lieder enthalten, sie sind von unvergänglichem Werth und legten zuerst Zeugniß davon ab, daß in Annette eine ganz ungewöhnliche eigenthümliche poetische Kraft lag. Die Fortsetzung erfolgte erst 1839 und 1840, und nach der Dichterin Tode haben 1851 ihre Freunde Schlüter (gestorben 1884) und Junkmann (1886 als Professor der Geschichte in Breslau gestorben) dies ihr, ursprünglich für die Großmutter zur Erbauung gefertigte, Lieblingswerk dem großen Publicum zugänglich gemacht. Es giebt die individuellsten Aeußerungen eines Geistes wieder, der in gewaltigem, oft schmerzlichem Ringen seine heiligsten Besitzthümer aus der Fluth des Zweifels gerettet hat und noch unter dem Eindrucke der bestandenen Gefahren seine Sorgen und Hoffnungen, seine Freuden und Drangsale in mannigfaltig wechselnden, beinahe immer eigenthümlichen Worten offenbart. Wenig tritt das Dogmatisch-Confessionelle hervor, jedes tiefer empfindende Gemüth, jeder schärfer prüfende Verstand wird diesen Gefühlen und Erwägungen Raum geben.

Es folgten von 1821 bis 1824 Jahre, aus denen nur Proben ihrer musikalischen und malerischen Thätigkeiten und sehr wenige Einzelnachrichten über ihr Leben vorliegen. 1826 starb ihr Vater, und wie ihre Jugend damals den Jahren nach abschloß, so auch ihre bisherige Lebensweise. Die Mutter bezog nämlich mit den beiden Töchtern eine kleine Familienbesitzung, eine Meile von Hülshof, Rüschhaus; dies war von nun an Annette's Aufenthaltsort, in dem sie besonders von 1829 an von häufigen Krankheitsanfällen gepeinigt war. Im letztgenannten Jahre schloß sie eine innige Freundschaft mit Adele Schopenhauer, 1834 verließ ihre Schwester Rüschhaus, da sie sich mit dem Freiherrn v. Laßberg verheirathete, und diese Lücke blieb unausgefüllt, während an die Stelle des 1833 gestorbenen Sprickmann Schlüter als treuer Freund trat. Dem Verhältnisse zwischen diesem blinden Gelehrten und der 7 Jahre älteren Dichterin verdanken wir eine Anzahl der anmuthigsten und bedeutendsten Briefe. Sie erscheint hier als vollkommen entwickelte Persönlichkeit im Verkehr mit einem durch die höchsten Interessen ihr verbundenen Freunde, zu dem sie, wenn auch an geistiger Bedeutung ihm überlegen, doch in manchem Sinne hinaufblickt. Die Briefe an Sprickmann sind die eigenthümlichsten, es findet sich wol kein zweites Beispiel, daß ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen mit einem bedeutenden, bereits dem Greisenalter sich annähernden Manne in solchem Tone gesprochen hätte. In der Correspondenz mit der Schwester liegt ihr ganzes Herz offen, die vierte wichtige endlich, diejenige mit Levin Schücking, ist bis jetzt nicht bekannt geworden.

Nach einer achtjährigen Pause entfaltete sich 1829 Annette's poetischer Genius aufs Neue, vielleicht suchte sie wie schon einmal in früher Jugend darin Trost und Beruhigung. Sie beschäftigte sich zunächst bis 1834 mit dem epischen Gedicht „Das Hospiz auf dem Sanct Bernhard", dessen dritter Gesang mit dem glücklichen Ausgange von ihr selbst nicht veröffentlicht worden ist; es bezeichnet den Uebergang zu einem neuen und zugleich schon völlig ausgebildeten Stil, dessen Ausdruck gedrängt, nicht selten herb und streng, ohne jede Sentimentalität erscheint. Unmittelbar daran schließt sich das zweite größere Gedicht „Des Arztes Vermächtniß" mit denselben, hier schon fast an die Grenze der Manier streifenden Eigenthümlichkeiten. Der Zusammenhang tritt weniger deutlich hervor, aber meisterhaft ist der Einfluß einer einzigen schaurigen Nacht auf das Gemüth eines scheuen, gutmüthigen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit ausgeführt. Beide Gedichte waren im Herbste 1834 vollendet, das folgende Jahr führte sie zum ersten Male nach der Schweiz, zu der Schwester in Eppishausen; diesem Aufenthalte verdanken wir einen der schönsten Briefe an Schlüter (134—144). Mit dem Schwager, so herzlich zugethan sie einander waren, trat sie übrigens nie in eine so unbefangene Herzensverbindung wie mit dem Freunde in Münster, neben welchem nach der Rückkehr in das Rüschhaus seit 1837 auch Wilhelm Junkmann hervortritt. In diesem eben genannten Jahre begann sie ihre größte und großartigste epische Schöpfung, die „Schlacht im Loener Bruch", welche dann sofort 1838 in der ersten Auflage ihrer Gedichte neben den beiden anderen 1834 vollendeten epischen Schöpfungen und einer Auswahl ihrer bisherigen Lyrik erschien. Dieses Ergebniß eines schon mehr als vierzigjährigen Lebens hatte freilich auf dem Büchermarkte wenig Erfolg. Man schämt sich fast es niederzuschreiben, aber es ist zu charakteristisch: von der ganzen ersten Auflage sind nur 41 Exemplare verkauft worden.

Um so größer war aber die Rolle, welche Annette 1839 in einem kleinen Schriftstellerkreise in Münster spielte, welcher sich in dem Hause ihrer zärtlichsten Freundin Elise Rüdiger versammelte und welchem besonders noch Levin Schücking angehörte. Freiligrath tauchte auch einmal auf, trat ihr aber nicht näher, um so mehr Schücking, der von jener Zeit an bis 1845 im Vordergrunde ihrer Freunde steht. Außer anderen Umständen führte sie gleiche schriftstellerische Thätigkeit zusammen, denn auch Annette wendete sich damals, einer allgemeinen Richtung der Zeit folgend, ihrem engeren Heimathslande zu. Das Lustspiel „Perdu oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe", das sie übrigens nie hat drucken lassen, zog ihr freilich nur Vorwürfe zu, da sich alle ihre näheren Bekannten davon getroffen fühlten; es ist mehr ein dialogisirter Scherz als ein Drama. Volle Beachtung verdient aber ihre Theilnahme an Schücking's „Malerischem und romantischem Westfalen", seinem „Dom zu Köln" und der „Dunkeln That", und in ihrem eigenen, seit 1841 betriebenen Prosawerke „Bei uns zu Lande auf dem Lande", das leider nicht zur Vollendung gelangt ist, hatte sie einen Gegenstand erfaßt, den Niemand so trefflich bearbeiten konnte als sie: eine Darstellung westfälischer Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zwei allein druckfertig ausgeführten Capitel verrathen eine solche Fülle von liebenswürdigem Humor, eine so erwärmende historische Treue und dabei so freie dichterische Anordnung, daß man die Nichtvollendung sehr bedauern muß. In den Sommer 1841 gehört auch die letzte Gestaltung der einzigen Novelle, die wir von ihr besitzen, „Die Judenbuche", ein allgemein anerkanntes Meisterwerk, in den folgenden Winter ihr letztes größeres episches Gedicht: „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers".

Erst die nächsten Jahre jedoch sollten ihr Talent auf seinem Höhepunkte zeigen, die meisten lyrischen Gedichte, die ihr Aller Herzen gewannen, entquollen ihrem Innern erst bei dem zweiten Aufenthalte am Bodensee, auf der Meersburg, dem Schlosse ihres Schwagers an dem badischen Ufer. Hier blieb sie vom October

1841 wieder fast ein Jahr lang, hier weilte damals Schücking als ihres Bruders Bibliothekar, hier hat sie in wenigen Wintermonaten infolge einer Wette mit dem Freunde die weitaus größte Zahl ihrer weltlichen Gedichte niedergeschrieben, hier am Bodensee gerade die, welche am besten das innerste Wesen einer westfälischen Landschaft wiederspiegeln. Von Laßberg's Freunden traten ihr damals Uhland, den sie ein gutes, schüchternes Männchen nennt, und Hermann Reuchlin näher. Dies Jahr ist der Höhepunkt ihres Lebens.

Auf der Rückreise lernte sie noch in Bonn Simrock kennen, „einen langen, schwarzen, zugleich lebhaft und düster aussehenden Mann". Das westfälische Klima sagte ihr jedoch durchaus nicht mehr zu, 1843 siedelte sie mit der Mutter nach dem Bodensee über und kaufte das Fürstenhäuschen, einen steinernen Pavillon dicht vor Constanz. Aber trotzdem sie in Philippa Pearsal auch eine neue Freundin am Bodensee gewann, ist sie doch nicht mehr recht zum Genusse der neuen Heimath gekommen.

Die „Neuen Gedichte", von Cotta verlegt, erschienen 1844 und begründeten ihren Ruf, als sie schon wieder im Rüschhaus war; hier, nicht am Bodensee, hat sie die nächsten drei Jahre verlebt. Bei den Standesgenossen und Landsleuten fand sie weniger Anerkennung als bei Fremden, trotzdem arbeitete sie 1845 die „Westfälischen Bilder aus einer westfälischen Feder" aus, eine Beschreibung ihrer Heimathprovinz, allerdings ein unzureichender Ersatz für das unvollendete größere Werk, und fertigte noch eine ganze Anzahl geistlicher und weltlicher Gedichte. Während Schücking sich ihr mehr und mehr entfremdete, blieben Elise Rüdiger und Schlüter ihre treuesten Freunde in der Prüfungszeit, die nun, ganz besonders von 1846 an, über sie hereinbrach. Ihre körperlichen Leiden ließen sie zuerst von der Reise nach dem Bodensee immer wieder abstehen, sie blieb allein im Rüschhaus, während die Mutter dahin abreiste, und vergrub sich einige Monate in völlige Einsamkeit. Dann übersiedelte sie nach Hülshof, wo sich ihre Krankheit zu einer Blutruhr verschlimmerte, und endlich noch in höchst angegriffenem Zustande nach Meersburg.

Vom 1. October 1846 an ist sie daselbst dieses letzte Mal bis zu ihrem Tode gewesen, genoß noch den schönen Sommer des Jahres 1847, aber ein Herzfehler, die Ursache des Uebels, brachte ihr am 22. Mai 1848 einen Bluthusten, der am 24. Nachmittags zu einem Herzschlage und dem schnellen Ende führte. Auf dem Friedhofe bei Meersburg liegt sie bestattet.

Der Biograph nennt ihr Leben ein selten begünstigtes, da sie ganz ohne äußeres Hinderniß ihre innere Entwicklung zur Reife gebracht habe, doch betont auch er, daß sie, wenn ihre Existenz weniger unabhängig und sorgenfrei gewesen wäre, die Ausbildung ihres Talentes wol noch entschiedener als die Aufgabe ihres Lebens betrachtet haben würde. Denn nicht selten stoßen uns Härten und Unklarheiten, fehlerhafter Satzbau, auch matte, dem Reim und Rhythmus zu Liebe gewählte Worte auf, und doch wäre es unrichtig, wenn man glaubte, sie habe es sich leicht gemacht oder es an Fleiß fehlen lassen. Vielmehr hat selten ein Schriftsteller so viel am Wortlaute gefeilt wie sie, aber sie besaß das Schönheitsgefühl, das dem echten Künstler bis zur völligen Befriedigung keine Ruhe läßt, doch nicht in dem Maße, wie es ihrer übrigen Begabung entsprochen hätte. Sie wollte der Form keinen irgend nützlichen Gedanken opfern. Jedoch alle diese Einschränkungen haben nur dann einen Sinn, wenn man festhält, daß einem so großartigen Talente gegenüber beinahe unbegrenzte Ansprüche am Platze sind. Ihre umfangreichen Erzählungen zwar, in denen die Neigung zum Grausenhaften mehr als anderswo hervortritt, haben, so schön sie sind, ihren Ruhm nicht begründet, dies thaten vor Allem die Lieder des „Geistlichen Jahres" und die in der Ausgabe von 1844 enthaltenen Gedichte; unter den letzteren bringen unzweifelhaft die Balladen aus Westfalen, im Besondern die originellen Haidebilder, am meisten zum Herzen. Am besten gelingt ihr der Ausdruck einer gehaltenen, nicht leidenschaftlichen, aber deshalb nicht weniger starken, reinen Empfindung. Von anderen Dichtern hat sie im Grunde wenig angenommen, weder von den Romantikern noch den Göttingern; Schiller hat sie mehr beeinflußt als Goethe, am meisten wol Byron, Scott und die verwandten englischen Dichter.

Was uns aber aus der vorliegenden Biographie wieder am meisten klar wird, das ist der Umstand, daß wir in dieser durchaus originellen deutschen Dichterin eine Persönlichkeit schätzen müssen, welche mit offenem Herzen für Natur und Kunst, für Wissenschaft und Literatur ihren eigenen Weg geht, ohne doch mit einem Schritte die Grenze zu überschreiten, welche das feinste weibliche Zartgefühl gezogen hat, eine Schriftstellerin, von der nur Gutes bekannt ist. Von wie vielen Menschen kann man das sagen?

Friedrich Hebbel's Gedanken über Dichtung und Drama.

Friedrich Hebbel hatte von der Natur ein bedeutendes, aber oft stockendes Dichtertalent empfangen. Er hat es ihr oft nur mit ebenso großer Anstrengung abgerungen, als der Noth des Lebens sein Wissen und seine Bildung. Von allen Wissenschaften zog ihn am meisten die Philosophie an. Fiel seine geistige Entwickelung doch noch in die Zeit, da diese das ganze geistige Leben beherrschte. Kein Dichter hat vielleicht so ausdauernd über Leben und Dichtung philosophirt, als er. Seine kürzlich erschienenen Tagebücher*) geben darüber überraschende Beweise und Aufschlüsse. Sind sie doch, wie er selbst einmal sagt, mehr eine Sammlung von aphoristischen Gedankengängen, als ein Merkbuch innerer und äußerer Erlebnisse und Zustände. Welch eine Fülle von Gedanken und Ideen zu neuen Dichtungen und Dramen begegnet man nicht darin. Ihnen allen aber liegen Probleme zu Grunde, die auch den Philosophen beschäftigten. Oft sind es auch nur einzelne Charakterzüge, welche er festzuhalten sucht, die ihm aber den ganzen Charakter, eine ganze Situation in Erinnerung bringen sollten. Selbst ungewöhnliche Vorfälle des täglichen Lebens hält er zu gleichem Zwecke fest, besonders auch Träume, da ihm der Traum als Bruder der Dichtung galt und beide, nach ihm, derselben Grundkraft der Seele entsprangen (263)**). Einen weit größeren Raum nehmen aber die Gedanken ein, die er von seinen täglichen Betrachtungen über Kunst, Dichtung und Drama gelegentlich darin eintrug. Wenn man ihnen auch nicht durchgehend beipflichten kann, sind sie doch überall anregend und belehrend und verdienen es wohl, in einen übersichtlichen Zusammenhang gebracht und in eine kritische Beleuchtung gestellt zu werden.

Die Poesie galt Hebbel für die letzte Wurzel aller Kunst (108), wenn sie auch in der wirklichen Welt schlimmer als alle anderen Künste gestellt sei. Er findet den Grund dafür in dem Umstand, daß sie nicht wie die übrigen Künste eine Seite habe, mit der sie ans Handwerk grenzt. Ein anderer dürfte wol auch in dem Materiale der Kunst, der Sprache liegen. Eine Sprache spricht Jeder, und Jeder, der eine Sprache spricht, glaubt in einem bestimmten Umfang auch dichten, jedenfalls Dichtungen beurtheilen zu können. Da aber die Sprachen verschieden sind, jede Nation ihre Sprache, ihre Literatur, ihre Dichtung hat, so kann diese letztere in dieser Beziehung auch niemals ursprünglich die universale Bedeutung der übrigen Künste haben, sondern sie erst allmälig durch Uebertragung in andere Sprachen gewinnen. Dies würde aber nicht möglich sein, wenn ihr nicht doch in anderer Beziehung, durch ihren Stoff und Inhalt, eine universale Bedeutung innewohnte. Wir werden sogar gleich sehen, daß sie hierdurch die universalste Bedeutung von allen übrigen Künsten hat.

„Unstreitig — heißt es bei Hebbel — ist die Sprache das allerwichtigste Element, wie der Poesie überhaupt, so speciell auch des Dramas, und jede Kritik thäte wohl, bei ihr zu beginnen. In der Fabel, selbst in den Contouren der Charaktere versteckt sich das Abstracte zuweilen sehr tief, in der Sprache offenbart es sich dem ästhetischen Sinn sogleich. Aber freilich muß man, ehe man sich an die Analyse der Sprache wagt, den Unterschied zwischen einer Darstellung, einer unmittelbaren Abspiegelung des Lebensprozesses und einer Relation, einem verständigen Aufzählen seiner verschiedenen Momente und seines endlichen Resultats erkannt haben. Dann wird man ganz andere Seiten ins Auge fassen als die äußerliche Beschaffenheit des Satz- und Periodenbaues." Und zwar deshalb, weil dem wahren Dichter „mit jedem Schritt, den er thut, eine Welt von Anschauungen und Beziehungen, die zugleich rück- und vorwärts deuten, aufgeht, und der nur dann den Eindruck macht, den er machen will und soll, wenn er uns diesen schwellenden Reichthum, diese unendliche Lebensfülle mit genießen läßt." — Auch denke der Mensch eben so wenig Alles aus, wie er Alles ganz empfinde. „Die Lebensäußerungen kreuzen sich, sie heben sich auf und dies vor Allem soll der dramatische Stil veranschaulichen. — Daraus folgt denn, daß die beliebte Leichtigkeit des Dialogs sehr oft ein Fehler sein kann und die Schwerfälligkeit eine Tugend. Uebrigens kennt man den Strom, der die wenigsten Blasen aufwirft: es ist derjenige, in dem die wenigsten Fische schwimmen" (196). Die Sprache war Hebbel überhaupt das Geheimniß aller Geheimnisse. Besonders geheimnißvoll erschien ihm das Sprechenlernen der Kinder. „Wenn ein Erwachsener es sollte, er würde schlecht bestehen; er muß sich, um eine neue Sprache zu erobern, immer auf eine ihm schon geläufige zurückbeziehen können" (194). Sollte dies nicht darauf hinweisen, daß das Sprechenlernen

---

*) Friedrich Hebbel's Tagebücher. Herausgegeben von Felix Bamberg. 2. Bde. Berlin, G. Grote, 1885 und 1887.

**) Diese Zahl, wie alle folgenden Zahlen beziehen sich auf den 2. Theil der Tagebücher.

in einem bestimmten Umfange ebenso wie das Gehenlernen auf functioneller Beanlagung des menschlischen Organismus beruht? Hebbel'n ist die Sprache aber wesentlich ein Product des poetischen Geistes, „denn wäre die Sprache ein Product des logischen Geistes, so würden wir nur eine haben" (453). Es ist aber wahrscheinlicher, daß auf die Sprachbildung *alle* geistigen Anlagen eingewirkt haben und zwar nicht am Wenigsten unter den Antrieben des physischen Bedürfnisses und des Geselligkeitstriebs. Die Sprache besteht aus sinnlichen Zeichen, die für den Geist und zwar nur für ihn eine bestimmte Bedeutung haben, eine Bedeutung, die, wenn auch nicht ausschließlich, so doch mit eine conventionelle und überlieferte ist. Kinder haben ursprünglich sehr oft für die Gegenstände andere Zeichen und Laute, sie drücken ihre Empfindungen ursprünglich durch andere Zeichen und Laute aus, als die, welche sie später erlernen. Daher auch die Möglichkeit des Erlernens verschiedener Sprachen. Die Dichtung, die sich zu ihren Darstellungen dieser conventionellen, symbolischen Wortzeichen bedient, kann die Gegenstände, welche sie nachahmend darstellt, zwar nicht so unmittelbar, wenn auch nur, was die äußere Erscheinung betrifft, darstellen, wie die anderen nachahmenden Künste, aber sie besitzt dafür in ihnen ein Mittel, welches sie der Beschränkung dieser letzteren enthebt und ihr gestattet, ihre Darstellungen über das ganze, nicht blos äußere, sondern auch innere Leben auszudehnen, so weit der Geist in Natur und Wesen desselben einzudringen vermag, ja diesen selber mit darzustellen und zu offenbaren.

Die Sprache hat aber nicht nur eine Sinnbedeutung, auf welcher die poetische Darstellung vorzugsweise beruht, sondern auch eine Klangbedeutung, welche für sie von nicht zu unterschätzendem Werthe ist, weil sich im Tone und Klange die inneren Zustände einzig *unmittelbar* offenbaren. Hebbel sieht in dem Empfindungslaut sogar die Wurzel der Sprache (523), woraus sich wol eben erklärt, daß er die Sprachbildung dem poetischen Geiste zuschreibt. Von dieser Ausdrucksfähigkeit des Klangs einer Sprache ist noch der Wohlklang an sich zu unterscheiden. Ueber diesen spricht Hebbel sich folgendermaßen aus: „Die Sprachen nach dem Wohlklang zu beurtheilen, ist eine Unangemessenheit . . . Die Sprache ist allerdings die sinnliche Erscheinung des Geistes, aber das Sinnliche dieser Erscheinung liegt in der Gedankenabbildung durch das Spiel mannigfaltiger Laute . . Man muß sich nicht einbilden, wie Franzosen und Italiener doch thun, daß eine Sprache erst dann sinnlich werde, wenn sie angenehm in das so oder anders gewöhnte Ohr fällt, sondern zugeben, daß sie sinnlich ist, sobald sie unterscheidende Zeichen für die innere Welt, wie für die äußere hat, ohne sich zu oft zu wiederholen oder zu verwirren, und das ist vorzugsweise bei der deutschen der Fall" (175). Von dieser aber heißt es: „Ich glaube, wir Dichter in deutscher Sprache sollten nicht sowol nach positivem Wohlklang streben, als den Mißklang nach Kräften zu vermeiden suchen. Sie ist keine klingende und wir können sie nicht dazu machen, wenigstens nicht, ohne sie ihres Vorzugs, den Gedanken in all seinen Gliederungen vollständiger, als irgend eine andere der neueren auszudrücken, zu berauben. Es ist ein Anderes, ob man nur ihre musikalischen Wörter gebrauchen, d. i. neun Zehntheile ihres unermeßlichen Zeichenschatzes ungebraucht lassen will, und ein Anderes, ob man die geradezu unmusikalischen und barbarischen bei Seite legt und, namentlich im Vers, sich eine gar zu unmelodische Anhäufung klangloser Consonanten zu umgehen bemüht" (138).

Mit dem Wohlklang hängt auch der Rhythmus zusammen. Er ist aber ein Wohlklang, der, obschon mit in der Natur einer Sprache liegend, doch durch die Kunst nach bestimmten Gesetzen entbunden werden kann. Von Goethe's gelegentlichem Ausspruch, daß alles Poetische rhythmisch sein sollte, will Hebbel nichts wissen. „Es giebt Gegenstände, die im Ganzen durchaus poetisch sind, im Einzelnen aber so nahe an das Gebiet der Prosa streifen, daß sie das Pomphafte, was dem Vers anklebt, nicht ertragen, in alltäglicher Prosa aber freilich auch nicht aufgehen und darum ein Mittleres verlangen, welches aus beiden Elementen zu bilden. Dahin gehört z. B. der Stoff einer bürgerlichen Tragödie. Die meisten Menschen halten den Vers an sich schon für eine Leistung und sind darum so nachsichtig gegen Alles, was in Versen vorgetragen wird" (282).

Dem Gegensatz des logischen und des poetischen Geistes wird von Hebbel eine zu ausschließende Bedeutung beigelegt. Auch der poetische Geist verfährt logisch und soll logisch verfahren. Daher Hebbel auch sagt: „Der Verstand macht so wenig die Poesie, wie das Salz die Speise, aber er gehört zur Poesie, wie das Salz zur Speise" (304). Ebenso glaubt er den denkenden Menschen zu sehr vom empfindenden trennen zu können, wenn er jenen den allgemeinen, diesen den individuellen Menschen nennt (220). Er spricht der Musik die Fähigkeit ab, das Individuelle auszudrücken (373), wogegen Rich. Wagner gerade ihr allein diese Fähigkeit einräumen zu dürfen glaubt. Es ist Beides nicht richtig. Die Musik kann nichts ausdrücken, wozu es einer begrifflichen Bezeichnung bedarf, was sie aber ausdrücken kann, vermag sie auch individuell auszudrücken. Wogegen die Poesie allerdings einen großen Theil der Empfindungen nicht *unmittelbar* ausdrücken kann, sondern nur mittelbar durch die aus Begriffszeichen gebildeten Gedanken, unmittelbar aber blos soweit, als die Empfindungen in den Wortklang und Rhythmus eingehen. Der Dichter muß den denkenden Menschen daher immer mit dem empfindenden in sich verschmelzen. Er soll zwar immer nur Individuelles schaffen, dieses muß aber stets eine allgemeine Bedeutung haben. Schon in der Sprachbildung wirken beide Elemente zusammen, da sie Zeichen für beide hat. Auch wenn der Dichter aus der Empfindung schafft, kann er nur mittels der Sprache durch die Gedanken schaffen. Wörter und Gedanken bilden das Material seiner Kunst „Jedes Wort — sagt Hebbel — ist an sich schon Gedanke, aber kein Gedanke ist es ganz, der noch keine Wörter gefunden hat. . . . Die Wörter sind aber nur so lange Gedanken, als sie abgesondert für sich stehen und nicht aneinander geschoben werden, aber sie lösen sich augenblicklich, sowie sie sich nur berühren, gleich gefrorenen Quecksilberkügelchen wieder in das unbestimmte allgemeine Element auf, über dem der Geist schweben und woraus er das Bild seiner selbst und dessen, was in ihm vorgeht, erschaffen soll" (128). In diesem Sinne heißt es auch später: „Jeder neue Künstler trägt neue Gedanken in neuer Sprache vor. Die Sprache selbst will erlernt sein, bevor die Gedanken verstanden werden können" (489). Den Gedanken aber liegen, nach ihm, immer Bilder zu Grunde, was er schon daraus schließt, daß im Fieber die Gedanken der Menschen sich wieder in Bilder, in Phantasien auflösen (313). „Der Bilderreichthum mittelmäßiger Poeten — heißt es hiermit im Einklang — geht immer aus ihrem Denkunvermögen, aus ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus seiner rohen Vorstellungsschale heraus zu lösen, hervor. Mittelmäßige Kritiker halten aber das, was nur Vorstellung d. h. noch *nicht einmal* Gedanke ist, für Anschauung. Die Anschauung umfaßt immer den Gedanken und die Anschauung zugleich (303).

„Ob Anschauungen poetisch sind — sagt Hebbel — d. h. ob sie wahr sind, das heißt wieder, ob sie aus einem reinen oder raffinirten Act der Phantasie hervorgegangen sind, erfähet man am besten von den Kindern. Alles, was von Kindern kommt, oder doch kommen kann, ist allgemein menschlich und darum auch, wenn es im poetischen Kreise liegt, poetisch" (202). Echte Anschauungen sind aber nach ihm nicht blos Gedanken, sondern „Gedankenmütter". Solche Gedanken nennt er wol auch Ideen. Sie seien im Drama dasselbe, „was der Contrapunkt in der Musik ist: Nichts an sich, aber Grundbedingung für Alles" (461). Eine Idee sei nur dann lebendig im Kunstwerk, wenn sie sich von ihren verschiedenen Seiten und in ihren Gegensätzen darin darlebt. „Je größer die Poeten sind, um so weniger werden sie sich, ihrer subjectiven Vorliebe folgend, mit Entschiedenheit auf die linke oder die rechte Seite stellen; nur die Halben, die von dem Kampf, den jeder tiefere Mensch durchkämpfen muß, ohne jemals zu einem schachbrettmäßigen Sieg zu gelangen, nichts wissen, schlachten ihrem sogenannten Ideal den Gegensatz, der bei ihnen natürlich nie lebendig wird, sondern Schemen und Schatten bleibt, kaltblütig ab und geben ihm, wenn sie ihn niedergestreckt haben, noch einen Fußtritt obendrein; der wahre und ganze Dichter macht gar bald die Erfahrung, daß Ideal und Gegensatz, Licht und Schatten sich nicht gegenseitig aufheben, sondern sich gegenseitig bedingen, und daß sie nur in den ersten Stadien so breit aus einander fallen, sich später aber auf höchst beunruhigende Weise in einander verlieren. Von dem dramatischen Dichter versteht sich dies von selbst und leuchtet wol den Meisten ein, wenn sie sich die Sache auch nur unvollkommen vorstellen mögen, aber es gilt von jedem; jeder Dichter ist den Ideen gegenüber das, was dem dramatischen gegenüber die von ihm dargestellten Charaktere sind" (50). Hiermit hängt wol auch zusammen, daß, nach ihm, im Drama der Grundgedanke nie ausgesprochen werden soll, weil alle Personen an ihm mitsprechen (359). Auch daß das Häßliche, weil es der Niederschlag des Schönen ist, doch nur so weit eine Berechtigung im Kunstwerke hat (322), gehört mit hierher. „Wäre es den Menschen doch endlich beizubringen, daß der dramatische Dichter sich in demselben Sinne auf jede Species menschlicher Charaktere einlassen muß, wie der Naturforscher auf jede Thier- und Pflanzengattung, gleichviel, ob sie schön oder häßlich, giftig oder heilsam ist, indem er die Totalität darzustellen hat" (348). Der wahre Dichter soll indifferent sein, wie die Natur, eben weil er Natur ist (86). Diese Indifferenz bezieht sich aber lediglich darauf, daß er die Idee mit *gleicher* Liebe von ihren verschiedensten Seiten und in ihren entschiedensten Gegensätzen darstellen soll. „Zur Kunst gehört Liebe, denn Liebe ist der physischen Wärme analog und nur an der Wärme reift die Geburt" (259). Unter „Dichten" aber versteht er, „das Universum wie einen Mantel um sich herumzuziehen und sich so darin einzuwickeln, daß das Fernste und Nächste gleichmäßig erwärmt" (208). Wenn der Dichter aber auch vom Gedanken ausgeht und nur durch Gedanken darstellen kann, so kommt doch Alles darauf an, daß er damit Gestalten darstellt. Den Unterschied beider hat Hebbel einmal scharf betont: „Warum verzehrt ein Gedanke den andern, so daß auf den tiefen immer ein tieferer, auf den weiten immer ein weiterer, noch mehr umfassender folgt? Weil der Gedanke es immer mit dem Ewigen (Hebbel meint wol dem Allgemeinen) zu thun hat und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil im Individuum erzeugt, nie völlig los wird, seiner Natur nach abstreifen muß. Warum schlägt eine Gestalt nicht auch die andere todt; warum ist jede wirklich lebende bleibend und ewig? Weil das Individuelle

ihre Basis ist und nothwendig zu ihr gehört." Hieraus geht hervor, daß der Philosoph immer ins Allgemeine strebt, der Dichter aber auf das Individuelle gerichtet sein soll, woraus zugleich folgt, daß der philosophische Gedanke anders geartet ist und sein muß, als der poetische, und der poetische anders, als der jeder anderen Kunst. Das Grunderforderniß eines poetischen Gedankens ist, daß er im Individuellen das allgemein Menschliche darstellt. „Das Nothwendige bringen aber in der Form des Zufälligen — das ist das ganze Geheimniß des dramatischen Styls" (261). Als Beweis des dramatischen Werths eines Gedankens sieht Hebbel es an, wenn derselbe nicht an mehr als Einem Orte gebraucht werden kann. „Kann ers, so taugt er nichts. Das Bein, das du abtreten, das Auge, das du herausnehmen kannst, hast du auch irgend wo gekauft" (425). Große Gedanken können nach ihm nicht einfach genug ausgesprochen werden, weil die Poesie nie vom Bildertand abhänge; „aber kleine verlangen Putz" (198). Da die Kunst vor Allem gestalten soll, so ist ihm alle beschreibende Poesie nichtig. „Ist aber die reflectirende nicht auch eine beschreibende?" (245). Zum Darstellen gehört nach ihm zweierlei: „Erstlich, daß der Gegenstand in die ihm eigenthümlichen Grenzen eingeschlossen, dann, daß er mit dem allgemeinen Kreise, dem er angehört, in die natürliche Beziehung gebracht wird" (259).

Mit Entschiedenheit tritt Hebbel gegen jede Art von Tendenzdichtung ein. „Man setzt sich nicht zum Clavierspielen nieder, um die mathematischen Gesetze zu beweisen. Ebenso wenig dichtet man, um etwas darzuthun. Ach, wenn die Leute das einmal begreifen lernten! Es ist ja an aller höheren Thätigkeit des Menschen gerade das das Schöne, daß Zwecke, an die das Subject gar nicht denkt, damit erreicht werden" (316). Weil der wahre Dichter als eine Art Natur wirkt, hat man bei ihm das Gefühl, „als ob Dinge emportauchten, die im Chaos stecken geblieben sind". Den großen Unterschied zwischen Natur und Kunst erkannte er gleichwol sehr gut. „Die Kunst kann sich nicht, wie die Natur, ins Unermeßliche ausdehnen und die Natur sich nicht, wie die Kunst, ins Enge zusammenziehen: hierin unterscheiden sie sich und aus diesem Unterschied sind die Grundgesetze der Kunst abzuleiten, so wie die meisten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst, auf ihn zurückzuführen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Nothwendigkeit freier Beschränkung; das singuläre Kunstgebilde muß mit dem Universum in Verbindung gesetzt und doch auch von demselben abgeschnitten, die Adern der Natur müssen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden. Hiergegen verstößt Shakespeare, aber man vergiebt es ihm nicht allein, man hat ein Gefühl, als ob man ihm nichts zu vergeben, sondern ihm für die Grenzverwirrung noch zu danken hätte. Warum? Wahrscheinlich, weil in diesem Dichter die beleidigende subjective Willkür so ganz wegfällt, daß uns sein Individuum völlig verschwindet und daß wir durch das Medium der Kunst eine unmittelbare Naturwirkung zu erfahren glauben" (179). Er tadelt es an Dichtern, die keinen Gedanken fallen lassen können und hierdurch einem Bildhauer gleichen, der aus Liebe zum Marmorblock sich nicht zum Wegmeißeln des überflüssigen Materials entschließen kann (191). Er erkennt es als Fehler der eignen Werke an, daß sie zu viel Eingeweide, während die der anderen zu viel Haut haben (374). In diesem Sinne sagt er wol auch, daß er sich hüten müsse, seine Ideen so consequent durchzuführen. „Es ist sicher, daß ich mich im Hauptpunkt nicht irre, daß jedes Drama ein festes, unverrückbares Fundament haben muß. Muß es darum aber auch jeder Charakter haben und jede Leidenschaft, die in einem Charakter entsteht?" (203). Einen besonders großen Werth legt er auf die subjective Wahrheit der Dichtung. Ihm schien es eine Sünde, „gegen den heiligen Geist der Wahrheit zu sein, wenn der Dichter seinem Kunstwerk eine Versöhnung mit der menschlichen Situation und den Weltzuständen überhaupt einzuhauchen sucht, von der er selbst noch fern ist" (259).

Je strenger aber die Forderungen waren, welche er an den Dichter stellte, desto strenger mußte er ihn auch von dem gewöhnlichen Dichterling, dem Afterpoeten unterscheiden. „Die wahre Poesie sucht das Außerordentliche gewöhnlich darzustellen, die falsche das Gewöhnliche außerordentlich" (372). Zwischen dem wahren Dichter und dem falschen, „der des Publicums wegen schreibt", war ihm ein Unterschied, „wie zwischen einem Menschen, der seine innigste Ueberzeugung ausspricht, und einem anderen, der den Leuten etwas vorschwatzt, um ihnen Spaß zu machen und sie für sich zu gewinnen". Wie es in der realen Welt nichts Lächerlicheres gebe, „als Kronprätendenten, die Karrenschieber sind, so in der idealen nichts Verächtlicheres, als gemachte Poeten, und in beiden Fällen aus gleichem Grund, wegen der hohen Würde des Königs- und Dichteramts." „Das gemeine Theaterstück, wie es bei uns die Bühnen überschwemmt — sagt er ein ander Mal — hat es mit den allergewöhnlichsten Zuständen und Menschen zu thun. Es braucht sich nicht erst Glauben zu erkämpfen, denn es versteht sich von selbst; auf jeder Straße trifft man den Helden und sein Schicksal obendrein. Das poetische Drama kann gar nicht existiren, ohne mit dieser Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgiltig, ob es sich in einer Bürgerstube oder einem Königssaal abspinnt. Das Publicum, man sage was man wolle, läßt sich auch ebenso gern beim Schopfe nehmen und über alle Erbsenfelder und Düngerhaufen weg durch die Lüfte führen, wie der Prophet des alten Bundes, der Speise aufs Feld trug. Aber es muß der Engel des Herrn sein, kein eitler Narr, der die Hand ausstreckt. Nun giebt es jedoch eine Menge Gesellen, die sich berufen fühlen, seine Rolle zu spielen, ohne seinen starken Arm zu haben; da ist es denn kein Wunder, wenn Habakuk sich wehrt, denn was hätte er davon, wenn er sich willig zeigte? Ausgerissene Haare, Schmerz im Nacken [und einen zerbrochenen Grützkopf."

Hebbel unterschätzte deshalb das Studium der Natur und der Wirklichkeit keineswegs. „Sie wissen — heißt es S. 186 —, daß ich auch von der Poesie eine gewisse Realität verlange und ihr das Recht, erst die Erscheinung zu erdichten oder eine wirklich vorhandene willkürlich zu wenden und ihr dann einen schiefen Gedanken unterzulegen, nicht einräumen kann." „Die Handwerker der Kunst nehmen es meistens sehr leicht mit der realen Welt (dies hat sich gerade bei ihnen heute völlig verändert), sie wissen nicht, daß diese in der Kunst, die, wenigstens die dramatische, es mit lauter Ungläubigen zu thun hat (Hebbel hat hier nur das poetische Drama im Auge), ein doppeltes Fundament haben muß" (279). Allein er ist ein Gegner des flachen Naturalismus. „Es gehört mit zu den Illusionsmitteln der Kunst, das Gebild der schöpferischen Phantasie in einen gewissen Einklang mit der Wirklichkeit zu setzen. Immer aber bleibt es Mittel, wird nie Zweck, außer auf der allerunterſten Stufe" (518). „Wahrheit in Kunst und Poesie! Gewiß. Aber hoffentlich zum weinenden Auge doch nicht auch die fließende Nase? Dennoch hat noch Keiner Thränen vergossen, ohne den Schnupfen zu bekommen. Also die Grenzen respectirt, Gevatter Dorfgeschichtenmann" (440). Hebbel strebte nach einer Versöhnung von Idealismus und Realismus. „Realismus und Idealismus" — fragt er einmal —, „wie vereinigen sie sich im Drama? Dadurch, daß man jenen steigert und diesen schwächt. Ein Charakter z. B. handle und spreche nie über seine Welt hinaus, aber für das, was in seiner Welt möglich ist, finde er die reinste Form und den edelsten Ausdruck, selbst der Bauer" (411). Auch fand er, daß alles Realistische ein ideales Moment habe, „sei es nun das der Jugend, der Liebe, des Traums u. s. f." (463). Da ihm die Vorstellung der Idee das Wesentliche war, so galt ihm das Wunderbare auch noch für werthvoller, als die Naturwahrheit. Ist ja doch die Natur zuletzt das größte der Wunder, nur daß es sich jederzeit als Gesetz offenbart! „Das Wunderbare ist doch nur wunderbar, d. h. unvermittelt hervortretend, in Bezug auf die Erscheinungsreihen, die sich eben abspinnen und die Welt bilden, nicht aber in Bezug auf die Idee, die dieser als unerschöpfliche Mutter einer unendlichen Menge von möglichen Weltformen zu Grunde liegt; vielmehr muß es dieser Idee viel besser entsprechen und sie viel tiefer offenbaren, als das sogenannte Natürliche, an dessen Stelle es tritt, und sich dadurch in ein noch Natürlicheres, d. h. Zweckmäßigeres verwandeln, sonst ist es Alfanzerei" (456).

Aehnlich wie zur Natur stellt Hebbel den Dichter auch zur Geschichte. „Für wen das von der Geschichte abweichende historische Drama eine Sünde an ihr ist, für den muß auch der Tisch eine Sünde am Baum sein" (248). Auch die Uebereinstimmung mit ihr ist ihm nur Mittel, nicht Zweck Wie weit entfernt er jedoch ist, der Willkür in der Auffassung geschichtlicher Thatsachen das Wort zu reden, geht aus dem hervor, was er über dramatische Charaktere sagt. „Woher entspringt das Lebendige der echten Charaktere im Drama und in der Kunst überhaupt? Daher, daß der Dichter in jeder ihrer Aeußerungen ihre Atmosphäre wieder zu spiegeln weiß, die geistige, wie die leibliche, den Ideenkreis, wie Volk und Land, Stand und Rang, dem sie angehören. Daraus geht die wunderbare Farbenbrechung hervor, die jedes Allgemeine als ein Besonderes erscheinen läßt und eben den Reiz erzeugt" (281). „Der dramatische Individualisirungsprozeß ist vielleicht durch das Wasser am besten zu versinnlichen: Ueberall ist das Wasser Wasser und der Mensch Mensch; aber wie jenes von jeder Erdschichte, durch die es strömt oder sickert, einen geheimnißvollen Beigeschmack annimmt, so der Mensch ein Eigenthümliches von Zeit, Nation, Geschichte und Geschick" (374). „Wie jede Krystallisation von gewissen physikalischen Bedingungen abhängt, so jede Individualisirung des menschlichen Wesens von der Beschaffenheit der Geschichtsepoche, in die es fällt. Diese Modificationen der Menschennatur in ihrer relativen Nothwendigkeit zur Anschauung zu bringen, ist die Hauptaufgabe, die die Poesie der Geschichte gegenüber hat" (202).

Wiederholt weist Hebbel darauf hin, daß die poetischen Charaktere mit einer gewissen Nothwendigkeit aus ihrer Natur zu entwickeln sind. „Die Charaktere im Drama werden nur dann mit der höchsten Meisterschaft behandelt, wenn der Dichter, um in die Oekonomie seines Stückes den nöthigen Gewinn von ihnen zu ziehen, ihnen gar nicht erst besondere Entschlüsse unterzulegen braucht, sondern wenn ihre Handlungen unmittelbar aus ihrer Natur hervorgehen" (253). Er verlangt diese Nothwendigkeit, wol etwas zu weitgehend, sogar für die Verhältnisse, in welche die Charaktere gerathen. Im Leben geschehe es freilich, daß diese Verhältnisse ihnen wenig oder gar nicht entsprächen, in der Kunst dürfe dies aber nie vorkommen, am Wenigsten im Drama, hier müßten sie immer mit Nothwendigkeit aus der Natur der Menschen, die in sie gerathen, hervorgehen (266).

Was den Stoff betrifft, so erklärt Hebbel es für eine Täuschung,

daß er für den Künstler schon etwas an sich selbst sei und dem gestaltenden Geist einen reinen Gehalt entgegenbringe. Kaum aber dürfte er damit dem Stoff jeden Werth für den Künstler absprechen wollen. Bietet sich dieser doch ebenfalls schon in irgend einer Form dar, von welcher der Künstler keinesfalls Alles verwirft. Liegen in ihm doch Gedankenkeime, die er möglichenfalls weiter entwickelt, ausbildet und gestaltet. Wahr ist dagegen, daß immer nur erst das, was er aus dem Stoffe gestaltet, in das Bereich seiner Kunstleistung fällt. Hiermit steht es wol auch im Zusammenhang, wenn Hebbel sagt, daß das Was im Drama bekannt sein dürfe, nie aber das Wie (416).

Hebbel unterscheidet Sittlichkeit von Moralität und von Decenz oder Schicklichkeit. Mit der Sittlichkeit dürfe der wahre Dichter sich nie in Widerspruch befinden, mit der Moralität könne es, wenn auch nur selten, mit der Schicklichkeit dagegen sehr oft der Fall sein. „Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelerscheinung äußert; was thut der Künstler, was thut vor Allem der dramatische Dichter anders, als daß er diese Harmonie aufzeigt und sie an jedem Punkt, wo er sie gestört sieht, wieder herstellt." Die Moralität ist aber nach ihm die angewandte, die nur auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit. „Mit ihr kann der Dichter bei gebrochenen Erscheinungen, in denen die Natur und selbst die Gesellschaft experimentirt, in Zwiespalt gerathen. Die Convenienz (wie er hier die Decenz plötzlich nennt) ist, wie schon ihr Name beweist, nichts Ursprüngliches, sondern eine Uebereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität, ganz so viel als davon naiv und instinctiv ist, in sich aufnehmen kann und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt" (191). Hebbel verargt es Niemand, die Beobachtung der Decenz von der Kunst zu verlangen, allein er glaubt, daß dies, streng durchgeführt, ihren Begriff aufheben heißt. — Er hält es für nöthig, im Drama zwischen Natur und Schuld zu unterscheiden. „Das Böse einer ursprünglich edlen, aber verwilderten Natur giebt die Schuld, das ursprünglich in dem Charakter bedingte Böse die Natur." Wie der Begriff der tragischen Schuld ist nach ihm auch der Begriff der tragischen Versöhnung nur „aus der ursprünglichen Incongruenz von Idee und Erscheinung zu entwickeln, die sich in letzterer als Maßlosigkeit, die natürliche Folge des Selbsterhaltungstriebs, des ersten und berechtigtsten von allen, äußert" (95). „Es ist thöricht, — sagt er wol mit Beziehung hierauf — von dem Dichter das zu verlangen, was Gott selbst nicht darbietet, Versöhnung und Ausgleichung der Differenz. Aber allerdings kann man fordern, daß er die Differenzen selbst gebe und nicht in der Mitte zwischen dem Zufälligen und Nothwendigen stehen bleibe. So darf er jeden Charakter zu Grunde gehen lassen, aber er muß zugleich zeigen, daß der Untergang unvermeidlich wie der Tod mit der Geburt selbst gesetzt ist" (4). „Diejenigen, die vom Tragödiendichter fordern, daß er nicht blos die sittliche Idee retten, sondern zugleich auch den Helden vom Untergange bewahren soll, fordern eigentlich etwas eben so Unvernünftiges, als wenn sie vom Arzt verlangten, daß er den Organismus nicht blos von der Krankheit befreien, sondern dann die Krankheit selbst auch, als eine individuelle Modification des allgemeinen Lebensprozesses, respectiren und also am Leben erhalten soll" (211). Hebbel fand, daß Aristoteles durch seine Begriffsbestimmung des Tragischen noch mehr, als durch seine Lehre von den drei Einheiten geschadet habe, obschon jene Bestimmung ganz richtig sei, wenn man darin nur eine Beschreibung der Wirkung des Tragischen, nicht aber eine Definition seines Zwecks erblicke. „Allerdings muß die Tragödie Furcht erregen, denn wenn sie es nicht thut, so ist dies ein Beweis, daß sie aus nichtigen Elementen aufgebaut ist, und wenn sich zur Furcht nicht Mitleid gesellt, so zeigt es an, daß die dargestellten Charaktere oder die Situationen, in die sie hineingerathen, sich vom Menschlichen und vom Möglichen oder doch Wahrscheinlichen zu weit entfernen" (157). Mit Recht lehnt er sich ferner gegen die weitverbreitete Ansicht auf, daß die Deutschen nur deshalb kein Lustspiel besäßen, weil es ihnen an einer Hauptstadt gefehlt habe. „Was hat Shakespeare's Lustspiel mit London zu schaffen?" ruft er aus (365). „Den Komödiendichter auf die Hauptstadt-Sitten beschränken, ist soviel als den Maler auf die Modekostüme beschränken" (371).

Laube glaubte, daß Hebbel erst unter seinem Einfluß zu der Einsicht gelangt sei, daß die Bühne Rücksicht vom Dichter verlange; allein schon im Jahre 1846 findet sich in den Tagebüchern das Distichon vor:

Dichte, Dichter, nur halte Dich in den Grenzen der Bühne!
Wachse, Knabe, nur nie über den Maßstab hinaus! (159).

Allein er verstand unter den Grenzen der Bühne etwas Anderes als den Maßstab, an welchem man hier so oft die poetischen Erzeugnisse mißt. Daher es bald darauf bei ihm wieder heißt: „Wenn es sich bestätigen sollte, daß die Poesie für ewig von der deutschen Bühne verbannt ist, so beweist dies die unverbesserliche Schlechtigkeit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse, aber es beweist nicht, daß die dramatische Kunst sich nach der Bühne bequemen, daß sie schlechter werden soll, als sie ist" (229). Wie alle großen Dichter dachte auch Hebbel, ob schon er selbst eine sehr strenge Kritik übte, zu Zeiten von dieser sehr niedrig, ja wegwerfend. Allerdings hat die Kritik oder das, was sich dafür ausgiebt, an ihm schwerer, als an irgend einem großen Talente gesündigt. „Es giebt nur eine einzige Kritik, die zu respectiren ist. Diese entwickelt aus dem Innersten der Sache heraus. Sie sagt zum Dichter: Das hast du gewollt, denn das hast du wollen müssen, und untersucht nun, in welchem Verhältniß sein Vollbringen zu seinem Wollen steht. Jede andere ist vom Uebel" (245). Ist aber das, was der Dichter gewollt hat, nicht ebenfalls noch der Kritik zu unterwerfen? Andererseits hat der Werth der wahren Kritik vielleicht von keinem Dichter eine so entschiedene Anerkennung als gerade von Hebbel in den Worten erfahren: „Der Dichter, der selbst im Centrum seiner Schöpfung steht, erfährt erst durch fremde Urtheile, wie viele Standpunkte von der Peripherie aus möglich sind, und das gereicht ihm sowol zum Genuß, als zur Belehrung" (344).

Hebbel hatte sich gleich mit dem ersten Werke eine Schaar begeisterter Anhänger gewonnen, die in den letzten Jahren seines Lebens bedeutend gewachsen war. Im Großen und Ganzen verhielt man sich aber ablehnend gegen ihn. So tief, so ernst, so warm er es mit seiner Dichtung genommen, so viel er über sie nachgedacht, so sehr er sie unmittelbar aus dem Volksgemüthe zu schöpfen gesucht und auch vielfach geschöpft hat, so hat er im Herzen des Volkes doch niemals recht Wurzel geschlagen. Er versuchte auch dieses sich klar zu machen und sprach es, wahrscheinlich im Hinblick auf den Mißerfolg seiner Julie, mit der ihm zu Zeiten eigenen Härte aus: „Der Dichter, der den Weltzustand, wie er ist, aufdeckt, muß nicht Liebe von seinen Zeitgenossen fordern! Wann hätten die Leute ihren Henker geküßt?" (187). Ein ander Mal tröstet er sich: „Das letzte Schicksal eines Dramas ist immer gelesen zu werden, warum soll es nicht anfangen, wie es doch einmal endigt?" (461). Und Lesedramen sind leider bis auf den heutigen Tag die meisten der Dramen des unzweifelhaft größten Dramatikers der Neuzeit geblieben.

R. Prölß.

Bücherbesprechungen.

—g. Hoeppner, Schule der Blumenmalerei (vollständig in 12 Lieferungen à 4 ℳ). Leipzig, E. Zehl's Verlag. 1887. — Von diesem Werke liegt uns die 5. und 6. Lieferung vor, welche in gleich vorzüglicher Sauberkeit, Schönheit und Methode wie die bereits erschienenen die Entwickelung des Vergißmeinnicht, der Apfelblüthe, der Glockenblume, der Pfirsichblüthe von der Umrißzeichnung bis hindurch zur vollendeten Ausführung enthalten. Es ist die Eigenthümlichkeit dieser Schule, daß jedesmal die vier Blätter einer Vorlage zeigen (Umriß, Untermalung, Vertiefung des Colorits, das fertige Bild), wie die in Blatt 4 gestellte Aufgabe zu lösen ist. Es wird also in sehr instructiver Weise die Behandlung und Mischung der Hauptfarben dem Auge anschaulich vorgeführt, und darin liegt der ganz besondere Werth, welchen dieses Unternehmen besonders für die aquarellirende Damenwelt hat.

J. R. Von dem im Frühjahr angezeigten „Particularist Bliemchen in Italien" von Gustav Schumann ist jetzt der zweite Theil unter dem Titel „Bliemchen in Rom und Neapel" (Leipzig, Reißner. 1 ℳ) erschienen, der sich wie sein Vorgänger in der bekannten Weise des biedren Dresdener Philisters des Weiteren über Italien verbreitet. Allerdings sind es ja nur gewisse Aeußerlichkeiten, vornehmlich die Schattenseiten des italienischen Lebens, die Bliemchen sieht, die Unreinlichkeit und Bettelhaftigkeit des Volks, und eigentlich Neues über das gelobte Land der Kunst findet man auch nicht in dem Büchlein; aber das war auch wol gar nicht beabsichtigt; sollte diese Italienreise doch nur den Zweck haben, die Persönlichkeit des bekannten „Helden" einmal in südlicher Umgebung zu zeigen. Freilich verblaßt die Frische und Farbe der Gestalt etwas, je mehr sie sich von der heimischen Erde entfernt; wurzelt sie ja doch so recht in dieser und nimmt aus ihr die Nahrung, um die Blüthen ihres volksthümlichen Humors zu treiben, und so wäre dem Verfasser anzurathen, sich künftig wieder mehr dem engeren Vaterlande zuzuwenden; er findet für seine Satire ja auch da immer noch Stoff genug. Wie trefflich er dieselbe zu handhaben weiß, zeigt er z. B. wieder in der Gestalt des „Fistel-Krause", in der er erbarmungslos den unsinnigen Cultus geißelt, der mit Tenoristen und anderen Operngrößen getrieben wird; irren wir nicht, so hat dem Verfasser die gute Musikstadt Leipzig das Material zu dieser Episode geliefert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 63. Mittwoch, den 10. August. 1887.

Bühne und Theater in China.

Von Leopold Katscher.*) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

I.

Seit den chinesisch-russischen Reibungen der siebziger und den franco-chinesischen Verwicklungen der achtziger Jahre unserer Zeit, sowie seit der Ueberschwemmung Californiens mit Myriaden von Gelbgesichtern wird in deutscher Zunge viel, sehr viel über das himmlische Reich der Mitte geschrieben, nicht nur in der Presse, sondern auch in Buchform. Seit zehn Jahren sind mindestens sechs deutsche Original- oder Uebersetzungswerke über Sitten und Gebräuche der ostasiatischen Zopfträger erschienen. Aber in all diesen Büchern ist ein ebenso interessanter wie wichtiger Punkt des nationalen Lebens, die Literatur, recht spärlich, zum Theil gar nicht, bedacht.

Um so erfreulicher ist es, daß wir Deutschen endlich in den Besitz eines Specialwerks über die maßgebendste und bezeichnendste Abtheilung der chinesischen Literatur, das Theaterwesen, gesetzt worden sind. Das Verdienst, „Das Theater und Drama der Chinesen“ (Breslau 1887, Ed. Trewendt) geschrieben zu haben, hat sich kein Geringerer erworben als unser berühmter Literarhistoriker und Dramatiker Rudolf v. Gottschall, dessen Name auf diesem Gebiete jedenfalls zu den angesehensten gehört und der daher durchaus berufen war, eine tüchtige Arbeit über den selbst in den gebildetsten Kreisen nahezu unbekannten Gegenstand zu liefern.

Daß wir's nur sogleich sagen: v. Gottschall hat sich seiner Aufgabe so würdig entledigt, daß zweifellos selbst jeder deutsche Chinaforscher aus seinem Buche, das zum ersten Male System in die Sache bringt, reichen Nutzen ziehen wird. Das ist des Lobs genug für den Fleiß des Verfassers. Noch anerkennenswerther aber ist, daß er es gleichzeitig verstanden hat, einen so fernliegenden Stoff auch für ein großes Publicum anziehend zu verarbeiten. Um unsere Leser nach der Lectüre des Buches lüstern zu machen, wollen wir in Kürze Einiges über das chinesische Bühnen- und Theaterwesen, vorwiegend an der Hand der ungemein vielseitigen und reichhaltigen Darstellung unseres Gewährsmannes, mittheilen, — wie gesagt: nur Einiges.

Auch in China sind Unglücksfälle von der Art des Wiener Ringtheaterbrandes oder des Brandes der Pariser Komischen Oper nicht unbekannt. Im Jahre 1844 z. B. äscherten die Flammen zu Canton ein sehr umfangreiches Schauspielhaus ein, das so überfüllt war, daß mehr als zweitausend Personen umkamen. Die chinesischen Theater sind nämlich meist aus Bambus und Matten „erbaut“ und durch die zur Nachahmung von Donner und Blitz dienenden Raketen der größten Feuersgefahr ausgesetzt. Das Publicum ist aber — tout comme chez nous! — so bühnenfreundlich, daß es sich aus der Lebensgefahr nichts macht. Drei Seiten des Vierecks des gesammten Theaterraumes werden von den Zuschauerbänken, die vierte von der Bühne eingenommen. Hinter den Bankreihen befindet sich eine Damengalerie.

Die dramatischen Unterhaltungen sind häufig mit Religionsübungen verbunden; dies geht so weit, daß vor den wichtigsten Götzentempeln ständige Bühnen stehen, auf denen an Feiertagen gespielt wird. Kranke Personen pflegen gewissen Gottheiten gegenüber zu geloben, daß sie im Genesungsfalle diesen zu Ehren Theatervorstellungen veranstalten lassen werden, zu denen dann das Volk freien Zutritt hat, freilich ohne sich niedersetzen zu können. Reiche Leute lassen in ihren Häusern den von ihnen eingeladenen Gästen zu Ehren durch berufsmäßige Theatertruppen Aufführungen veranstalten, wobei die Gäste das Recht haben, sich über ein beliebiges Stück aus dem Repertoire der betreffenden Truppe zu einigen, zu welchem Zwecke die Titel der Stücke, auf dünnen Elfenbeintafeln verzeichnet, herumgereicht werden. Die in dieser und anderer Weise auf Erwerb ausgehenden, regelrechten Schauspielgesellschaften sind ziemlich zahlreich. Jeder derselben müssen ein bis zwei Personen angehören, welche literarische Grade erworben haben. Im Allgemeinen ist der Schauspielerstand aber dennoch sehr verachtet und kein Schauspieler kann sich zu höheren Ehren aufschwingen. Dies rührt daher, daß die meisten „Komödianten“ der Classe der unfreien Sklaven entstammen; die Bühnenleiter kaufen nämlich kleine Sklavenkinder an, um sie für ihre Zwecke zu erziehen und auszubilden. Aber lediglich Knaben, denn weibliche Schauspieler darf es nach dem Gesetze eigentlich nicht geben. Wol wenden sich hier und da Weiber diesem Berufe zu, aber nur solche von üblem Lebenswandel. Früher allerdings, zur Blüthezeit des Dramas, unter der Mongolendynastie, war dem anders; seit jedoch Kaiser Khienlong eine „Actrice“ in seinen Harem aufnahm, darf kein „anständiges“ Weib mehr auf die weltbedeutenden Bretter kommen. Die Frauenrollen werden daher fast immer von Knaben, Jünglingen oder auch Eunuchen gegeben.

Das Repertoire ist bei jeder Truppe ein feststehendes von fünfzig bis sechszig Stücken. Diese werden ein- für allemal einstudirt und auf Wunsch aus dem Stegreif jederzeit ohne Probe aufgeführt. Die Besetzung erfährt man erst allmälig während der Aufführung und zwar dadurch, daß jeder Schauspieler beim ersten Auftreten seinen Namen und den der Rolle nennt. In jeder größeren Stadt giebt es mehrere Bühnengesellschaften, die aus je zehn bis hundert Personen bestehen. Je nach der Quantität, aber auch der Qualität, hat man, wenn man eine Truppe zu einer Vorstellung miethen will, etwa achtzig bis vierhundert Mark zu bezahlen, also im äußersten Falle noch immer wenig genug, um die Häufigkeit der Salongastspiele zu erklären. Gute Schauspieler werden während der Vorstellung nicht, wie bei uns, mit unpraktischen Kränzen belohnt, sondern mit Geldgeschenken und Speisen, in erster Linie mit dem zwar recht prosaischen, aber im Lande der Zopfträger hochgeschätzten Schweinebraten. Diese nützlichen Beifallsbezeigungen werden den Künstlern nicht etwa zugeschleudert, sondern von den Dienern der Spender ungenirt auf die Bühne getragen. Nach dieser ersten Illusionsstörung folgt die zweite, daß einer der nicht im Stücke beschäftigten Schauspieler, als Gottheit gekleidet, erscheint, sich verneigt und eine Papierrolle entfaltet, auf der in großen Schriftzeichen der Dank der Truppe für die Geschenke zu lesen ist.

Die Illusionsstörungen sind damit nicht erschöpft. Die chinesische Bühne steht hinsichtlich ihrer ganzen Einrichtung noch jetzt hinter der englischen im Elisabethinischen Zeitalter zurück. Daß die Theater und auch insbesondre die Bühne selbst von unübertrefflichster Einfachheit sind, wäre nicht schlimm. Daß die Darsteller sich und ihre Partien nennen, haben wir schon bemerkt. Im Uebrigen steht Alles auf dem Standpunkt des „Mannes mit Laterne und Hund und Dornbusch“ und des „Mannes mit Mörtel und Steinen“ in Shakespeare's „Sommernachtstraum“. Erhält ein General den Befehl,

*) Verfasser von „Bilder aus dem chinesischen Leben“ (Leipzig, 1881) und „Aus China“ (Leipzig, 1887).

nach einer entlegenen Provinz zu marschiren, so schwingt er eine Peitsche, schreitet unter Trommelschlag, Tamtamgetöse und Trompetengebläse mehrmals um die Bühne herum, bleibt dann stehen und theilt dem Publicum seine Ankunft am Bestimmungsort mit. Auch tritt ein und derselbe Schauspieler sehr häufig in Einem Stück in mehreren Rollen auf; Gottschall erwähnt sogar, daß ein zwölf Partien umfassendes Drama manchmal von fünf Personen dargestellt wird. So unentwickelt übrigens das scenische Element ist, so sehr es an Coulissen und Täuschungen fehlt, ebenso ausgebildet ist das Kostümwesen. Die Blüthe der chinesischen Seidenindustrie hat einen großen Glanz der Theatergewänder gezeitigt, und diese sind nicht nur prächtig, sondern auch, wie bei den „Meiningern", historisch- oder lebenstreu und mit hoher Sorgfalt für alle Einzelheiten gearbeitet. Macht eine Standeserhöhung des Helden eine Veränderung seiner Kleidung nöthig, so wird im Text des Stückes darauf hingewiesen. Von „historischer" Treue sprechen wir deshalb, weil die meisten geschichtlichen Dramen Stoffe aus älteren Zeiten behandeln, denn aus der gegenwärtigen, bereits seit ungefähr zweihundert Jahren währenden Epoche der Tatarendynastie dürfen Stoffe historischer Natur nicht genommen werden.

Zu den primitiven Illusionsstörungen gehört auch, daß das Orchester — und an Musik darf's nie fehlen — im Hintergrunde der Bühne Platz nimmt, sowie daß der Scenenwechsel vor den Augen der Zuschauer stattfindet — den abendländischen Vorhang kennt man ebenso wenig wie die Coulissen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß ein Theater-„Gebäude" oft im Laufe weniger Stunden errichtet wird oder daß zu Bühnendarstellungen großentheils Räume benutzt werden, die sonst eigentlich nur für Musik und Tanz bestimmt sind.

Wir werden sofort sehen, daß mit der höchst mangelhaften Bühnentechnik eine ebenfalls sehr mangelhafte literarische Technik, eine überaus einfache „Mache" und eine sprunghafte Entwickelung Hand in Hand gehen.

II.

„Ein praktisches, industrielles Volk," sagt Gottschall, „wird auch ein praktisches, realistisches Drama haben." Praktisch und betriebsam, — ja, das sind die Gelbgesichter! Und weil sie keine positive Religion im Sinne anderer Völker haben — ihre Staatsreligion ist bekanntlich ein System der Moralphilosophie —, so ist ihr Theater weder vom Religionscultus abhängig, noch aus demselben hervorgegangen. „Ein Volk," fügt unser Gewährsmann hinzu, „welches das Familienprincip zum Princip des Staatslebens erhebt, wird vor Allem das Familiendrama pflegen und in jener Sphäre, welche wir dem bürgerlichen Schau- und Lustspiel einräumen, das Beste leisten." Das Drama der Chinesen ist in der That ein getreuer Spiegel des chinesischen Lebens, ebenso nüchtern, steif, in kleinem Schnitzwerk ausgezeichnet, in zierlichen Nippsachen trefflich, ebenso beherrscht von Mandarinen und Staatsprüfungen, ebenso patriarchalisch, autoritätsgläubig, pietätvoll, sittenrein und dabei doch frivol, ebenso naiv und dabei doch bildungsstolz und welt-unzugänglich.

Die Entstehung des Dramas in China läßt sich auf den, der Thang-Dynastie angehörigen Kaiser Hiuen-Tsong zurückführen, der vor etwa 1070 Jahren lebte. Er gründete und leitete die „Kaiserliche Akademie der Musik" im kaiserlichen Birnbaumgarten. (Ein Musik-Ministerium gab es schon vor etwa 2500 Jahren.) Dort unterwies er eine größere Anzahl Bevorzugter selber in der Schauspielkunst, deren Jünger noch heute oft „Schüler des Birnbaumgartens" genannt werden. Hiuen-Tsong war auch der allererste chinesische Dramatiker. Zunächst wurden „die zerstreuten Blumen der Poesie, der Musik und des Tanzes zum Kranze des Dramas vereinigt", in den ersten Jahrhunderten wol meist von Musikern, die eine dürftige Handlung gewiß nur ersannen, um für ihre Lieder eine gute Grundlage zu haben. Auf unsere Zeit ist aus der ganzen ersten Periode — Gottschall theilt die chinesische Dramengeschichte in vier Abschnitte ein — kein einziges Stück gekommen; wir wissen nur, daß man damals die dramatischen Arbeiten „Musik des Birnengartens" nannte. In der zweiten Periode hießen sie zur Abwechslung „Vergnügungen der blühenden Wälder" und bewahrten noch immer in hohem Grade ihren musikalischen Ursprung. Die Lyrik überwog und die Handlung war ohne energischen Fortgang, ohne spannende Entwickelung. Dennoch ist der literarische Werth dieser Stücke im großen Ganzen ein höherer als der der dritten Periode, welche als die „classische" gelten kann und in welcher „regelrecht", aber auch handwerksmäßig gearbeitet oder vielmehr compilirt wurde. Hundert von den Dramen dieser Zeit sind unter dem Titel „Yuen-jin-pe-tschong" gesammelt worden und bilden den Grundstock des Repertoires der Bühnen. Viel dichterische Begabung steckt nicht in ihnen, aber sie sind wegen ihrer „Musterhaftigkeit" geschätzt und haben einige Lichtseiten, die der zweiten Periode abgehen: größere Bühnenfähigkeit, Gedrungenheit der Form, gewandtere Ausspinnung des dramatischen Fadens. Dabei stahlen die „Classiker" ohne Umstände die lyrischen Gesänge ihrer Vorgänger. In der Musik-Akademie bestand die „classische" Dramenfabrik; unter Leitung des Directors der ersteren arbeiteten die Autoren des „Yuen-jin-pe-tschong" zusammen und dadurch erzielten sie eine Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der Kunstform, die bald maßgebend wurde.

Dennoch verließ die vierte Periode (seit 1341 bis jetzt während) den Boden der „Classicität" und wandte sich der „freieren und bequemeren Form des dialogisirten Romans" zu; doch haben die aus dieser Zeit stammenden Stücke sich nie derselben Beliebtheit erfreut wie die „classischen" — der Druck des nun einmal anerkannten ästhetischen Gesetzes lastete eben allzu schwer auf ihnen. Auch in Europa sind — mit einer einzigen Ausnahme, dem berühmten „Pipaki" — lediglich Stücke aus der Yuen-Sammlung bekannt geworden, natürlich nur als „Buchdramen". Nebenbei bemerkt, ist „Pipaki", wahrscheinlich das beste Theaterstück der Chinesen, wol auch das längste: es hat 42 Abtheilungen und blieb wegen seines Umfangs mehrere Jahrhunderte lang unaufgeführt, bis es endlich gekürzt und „bearbeitet" wurde.

Die chinesische dramatische Literatur hat infolge ihres durchweg nationalen Charakters ein originelles Gepräge. Da die Unterthanen des „Sohnes des Himmels" bekanntlich alle Ausländer für Barbaren halten, so denkt kein Dichter daran, sich seine Stoffe von jenseits der Großen Mauer zu holen. So kommt es, daß die Bühnenwerke dieses seltsamen Volkes ein wirkliches Sittengemälde des gewaltigen ostasiatischen Reiches darbieten, ein Bild, das in culturgeschichtlicher Hinsicht ebenso wichtig und werthvoll ist, wie es von ästhetischem Interesse sein muß.

Aber nicht nur Spiegelbilder der Nationalsitten sind die chinesischen Stücke — jedes von ihnen verfolgt noch einen eigenen Zweck, es soll einen moralischen Nutzen haben; sonst gilt es nach dortigem Maßstabe für werthlos und unsinnig. Nach freier Beweglichkeit der Kunst, nach selbständiger Schönheit wird bei der herrschenden Nüchternheit nicht gefragt. Die Eingezwängtheit in den Staatsmechanismus bringt es mit sich, daß nicht nur das Vergnügen, sondern auch die unmittelbare Nützlichkeit gefordert wird. „Die chinesische Bühne," sagt Gottschall, „soll auch der Staatsraison dienen. Es ist die einzige Bühne der Welt, deren ästhetische Grundzüge im ... Strafgesetzbuche zu finden sind. Der Zweck der theatralischen Aufführungen wird von den Criminalisten dahin bestimmt, daß die Lebensgemälde, welche sie den Zuschauern vorführen, fähig sein sollen, sie zur Uebung der Tugend anzuleiten. Das Moralprincip ist also die Seele des Dramas; diese Moral selbst aber ist eine durch das peinliche Gesetz festgestellte Staatsmoral." Allerdings verfahren die Verfasser der historischen Stücke meist, als wären diese nichts weiter als eine Art Ergänzung zu dem in der Schule gebotenen Geschichtsunterricht — das ist übrigens ebenfalls ein „Zweck" —, aber bei der Mehrzahl der anderen Dramen läßt sich eine ganz bestimmte „Moral" nachweisen, und überhaupt fällt Einem nach dem Lesen fast jedes Stückes der Spruch von dem sich erbrechenden Laster und der sich zu Tische setzenden Tugend ein. Unser Autor bemerkt noch: „Vielen Dramen ist das moralische Etikette freilich in sehr äußerlicher Weise angeheftet; dagegen giebt es viele andere, deren tieferer Sinn sich nicht durch einen Gemeinplatz landläufiger Moral ausdrücken läßt."

Da das chinesische Gesetz die Unsittlichkeit als ein Verbrechen hinstellt, so bedroht es die literarischen Vertheidiger oder Schürer „verwerflicher Leidenschaften" mit strengen Strafen. Aber ebenso wie die Begriffe von Sittlichkeit überhaupt verschieden und dehnbar sind, so stimmen auch die Ansichten über die etwaige Unsittlichkeit eines Stückes im Besonderen nicht immer überein. Jedenfalls gelangt man beim Durchblättern vieler Dramen zur Ueberzeugung, daß die Praxis, wie in vielen anderen Dingen, auch hier viel lauer ist als die Theorie oder daß „der sittliche Zweck das unsittliche Mittel heilige". Die folgende, vor etwa fünfzehn Jahren erlassene Cantoner Verordnung beweist, daß es manchmal recht arg getrieben werden muß. Das Schriftstück, das wir John Henry Gray's „China" entnehmen, ist überdies für das ganze in Rede stehende Bühnenwesen ungemein bezeichnend und sei daher vollständig angeführt:

„Ich, der Provinzialschatzmeister Wong, habe in Erfahrung gebracht, daß das Volk von Canton dramatische Darstellungen außer-

ordentlich gerne sieht. Warum? Weil es, wenn man die Götter anbetet, nothwendig ist, sie durch Theatervorstellungen besonders zu ehren. Das Theater ist daher für das Volk eine Quelle des Genusses und es giebt natürlich kein Gesetz, welches dem Einhalt thun könnte oder wollte. Es ist aber dringend nöthig, daß die aufgeführten Stücke darauf hinzielen, die Menschen zur Gottesfurcht, zur Anhänglichkeit an den Thron und zur Elternverehrung anzuspornen. Die Darstellung unzüchtiger Dramen führt unbedingt zur Vernichtung der Sittlichkeit. Viele vornehme Leute nehmen zu ihrem Verdruß wahr, daß in dieser Stadt solche Stücke nicht selten gespielt werden und daß darin gewöhnlich sogar weibliche Personen mitwirken. Ich bin gebeten worden, dem Unfug zu steuern. Daher befehle ich hiermit allen Bühnenleitern, dafür zu sorgen, daß derlei Abscheulichkeiten fernerhin nicht mehr vorkommen. Ich betone, daß ich die Zuwiderhandelnden nicht nur verhaften, sondern auch streng bestrafen lassen werde."

III.

Im Rahmen eines Aufsatzes ist es uns selbstverständlich unmöglich, auf die analytisch-kritisch-literarhistorische Seite des Gegenstandes mit derselben Gründlichkeit einzugehen, wie Gottschall in seinem interessanten Buche, welches das Ergebniß eifriger und umfassender Studien ist. Wir können nur Weniges berühren und auch dies nur in großen Zügen. Mit den einzelnen Gattungen, in die er das Gesammtgebiet der einschlägigen Literatur eintheilt — historisches Trauer- und Schauspiel, bürgerliches Drama, Zauberstücke, Charakter- und Intriguenlustspiel, modernes Drama — können wir uns hier nicht beschäftigen; wir müssen uns auf Allgemeines beschränken, auf ästhetische Bemerkungen über Bau und Wesen des chinesischen Dramas, und in solchen Dingen ist unser Gewährsmann bekanntlich zu Hause wie irgend Einer.

Was die dramatische Composition betrifft, so gleicht sie im großen Ganzen der abendländischen und hält die einzelnen Theile des Stückes streng auseinander. Der Prolog, den zahlreiche Stücke haben, enthält die Exposition; in der „zweiten Periode" mehr declamatorisch als dramatisch, wurde jeder Prolog von einem einzelnen Schauspieler vorgetragen. Hat ein Stück kein solches „Vorspiel", so sind die Voraussetzungen des Dramas, wie in Europa, im ersten Act gegeben. Die „Intrigue" läuft bis zum Schlusse des dritten Actes. Das „mustergiltige" Drama muß vier Acte enthalten; der vierte enthält Enthüllungen, Belohnungen, Bestrafungen, Entscheidungen und die „Moral". Neue Personen treten auf; hohe Staatsbeamte und kaiserliche Entschließungen spielen Schicksal, indem sie den Knoten lösen oder durchhauen. Die nicht-„classischen" Stücke weichen von dieser Eintheilung indessen oft so sehr ab, daß viele sich bis zu Dutzenden von Acten versteigen.

„Von Einheit der Zeit und des Ortes ist keine Rede," betont Gottschall. „Die einzelnen Scenen der Acte sind nicht von einander geschieden .... Da die Bühne der Chinesen keine eigentliche Verwandlung kennt und auch nicht, wie die altenglische, durch einen Zettel die Scene anzeigt, so wird die Bekanntmachung des Ortswechsels den Personen selbst in den Mund gelegt." Aber so mechanisch und primitiv die Fortführung der Handlung nach Zeit und Ort, sowie die Herbeiführung des Schlusses durch obrigkeitliche Befehle auch sei, die „Intrigue" der Dramen ist dennoch sehr häufig spannend und wirksam ausgesponnen. Die chinesischen Dramatiker verstehen sich ganz gut auf die Bühnenkniffe und Kunstgriffe ihrer „westlichen" Collegen, und so zeigen sie in der Schürzung des Knotens nicht selten eine erhebliche Gewandtheit; dagegen wirkt das fast unfehlbar eintretende Lösen desselben durch die Staatsgewalt auf den europäischen Leser einer größeren Zahl chinesischer Stücke ebenso komisch wie unangenehm.

Wirklich tragische, auf dem Kampf sittlich berechtigter Mächte beruhende Conflicte kommen nur selten — und auch dann verkümmert — zum Ausdruck. Desto häufiger wird der rührende Wechsel des Menschenschicksals in lebendigen Bildern — freilich meist recht grellen und sprunghaften — behandelt. Ob die Glückswandlungen begründet werden können oder nicht, darauf kommt es den Verfassern nicht an; sie wollen lediglich die Gemüther ergreifen, und dies gelingt fast stets, selbst wenn die vorgeführten Dinge auf noch so schwachen Füßen stehen und mit noch so rohen Strichen angedeutet sind. Hierher gehört z. B. in erster Linie der ebenso einfache wie alltägliche Behelf des Wiedererkennens, von dem die meisten Dramatiker einen ungebührlich umfassenden Gebrauch machen.

Ueber die Charakterzeichnung seiner chinesischen Berufsgenossen äußert unser Autor: „Die Charaktere sind, gleich den Situationen, oft mit oberflächlichen oder grellen Strichen gezeichnet und lassen nur zu sehr die Drähte erkennen, an denen sie tanzen. . . . Eigentliche Helden von Mark und Kern hat die chinesische Bühne nicht; die Hauptgestalten der Tragödien haben einen schwächlichen Zug, wie denn große Leidenschaften dem „Reiche der Mitte" fremd und nur die sanfteren Empfindungen des Familienkreises dem Geschmacke der Menge genehm sind." Dennoch fehlt es nicht an einzelnen scharfen und feinen Zügen in der Charakteristik. Recht störend ist für den europäischen Geschmack der Umstand, daß die Personen sich meist im Stile der Puppenkomödien ankündigen, indem sie selber, außer ihrem Namen, auch noch ihren Rang, ihre Titel und Haupteigenschaften angeben. „Auch in der Entwickelung der Charaktere," heißt es bei Gottschall sehr richtig, „finden sich so viele gewaltsame Sprünge, so viele marionettenhafte Roheiten, daß es schwer hält, damit die zahlreichen Züge sinniger Welt- und Menschenbeobachtung in Einklang zu bringen."

Bemerkenswerth ist, daß die Stücke der „Yuen"-Sammlung dem weiblichen Geschlecht sehr viel Spielraum gewähren. Daraus geht hervor, daß die Frauen in der Zeit der mongolischen Herrschaft freier gewesen sein müssen als unter der tatarischen Dynastie. Auffallend bleibt, daß nur das „glänzende weibliche Laster" eine große Rolle spielt, während von der „glänzenden weiblichen Jugend" wenig Aufhebens gemacht wird. Und doch kann es nicht an Vorbildern gemangelt haben. In allen Gegenden des Landes finden sich „officielle" Ehrendenkmäler — Triumphpforten, Tafeln u. s. w. — für besonders tugendhafte Frauen.*) Wie nahe läge es, die guten Eigenschaften und edlen Thaten der von Staatswegen geehrten Weiber dramatisch zu verwerthen! Kein einziges der sehr zahlreichen Dramen, die den „weißen Teufeln" bekannt geworden sind, feiert z. B. die fünf jungen Mädchen, denen bei King ein Tempel geweiht worden ist, weil sie lieber sterben als in die Hände einer Räuberbande gerathen wollten, die damals in der genannten Stadt hauste. Die ganze „Yuen"-Sammlung enthält nur Ein Drama, in welchem eine Frau von heldenmüthigem Wesen vorkommt.

Der Prosadialog der Bühnenstücke ist im Allgemeinen ohne dichterischen Schwung, doch fehlt es ihm nicht an „Leichtigkeit des Conversationstons, Beweglichkeit des Ausdrucks, Schlagkraft der Rede und Gegenrede". Einzelne Zauberpossen erinnern in ihrem Haschen nach witzigen Wortspielen an die Elisabethinische Zeit des englischen Dramas, während einige andere wegen ihrer zwischen Scherz und Ernst leicht abwechselnden Sprache auf Verwandtschaft mit den Pariser Boulevardstücken Anspruch haben. Viel Gewicht wird auf die Poesie gelegt. Will einen Bühnendichter einen Charakter vertiefen, oder will er pathetischer und leidenschaftlicher sein als sonst, so schiebt er Gesänge ein. Wir haben erwähnt, daß das Drama in China aus der Liederpoesie hervorgegangen; diese ist denn auch allezeit seine belebende Seele geblieben und ohne ihre Kenntniß würden wir für das chinesische Drama nur ein sehr unzulängliches Verständniß haben. Die Bekanntschaft mit den Versen der Theaterstücke verdanken wir in erster Linie den Sinologen Julien und Bazin, sowie den Uebersetzern Pereire (französisch) und Davis (englisch).

Die lyrischen Einlagen der Bühnenwerke weisen eine Fülle prächtiger, lieblicher Naturschildungen in Verbindung mit Gefühlsergüssen auf. Der Gesang vertritt gleichzeitig den innigen Ausdruck der Empfindungen und das fehlende decorative Element. Bei dem herrschenden Mangel an technischer Bühnenausstattung müssen die dichterischen Beschreibungen der Phantasie des Zuschauers nachhelfen. Auch der Exposition kommt die gehobene Sprache der Verse zu Gute, indem sie ihr lyrische Stimmung verleiht, während sie sonst ziemlich trocken sein würde.

Zu den besten Stücken gehört „Der Kreidekreis", und unter den Deutschen dürfte es auch das bekannteste sein, denn Reclam hat es in seiner weitverbreiteten „Universalbibliothek" in einer Uebersetzung Wollheim da Fonseca's veröffentlicht —, eine Thatsache, welche Gottschall trotz seiner großen Belesenheit entgangen zu sein scheint, denn er schreibt (S. 137) nur, das Drama sei von Julien ins Französische übertragen und „auch im Deutschen mehrfach analysirt worden". Es wird angemessen sein, die Handlung mindestens Eines Bühnenwerks hier mitzutheilen, um ein praktisches Beispiel vorzuführen. Wir wählen eines, das zwar von Gottschall nicht mitgetheilt wird, das aber den Vorzug besitzt, einen guten Durchschnittsbegriff von der einschlägigen Literatur zu geben. Wir finden die Analyse in dem bereits erwähnten Gray'schen Buche.

*) Ausführliches darüber steht in den „Bildern aus dem chinesischen Leben" von Leopold Katscher. (Leipzig, 1881.)

Zeit: 14. Jahrhundert unserer Aera; Zweck: Darlegung der großen Vortheile und Segnungen der kindlichen Liebe, des Lernfleißes und der Gottesverehrung.

Lai Mungtsching, ein Sohn sehr armer Eltern, zeichnete sich durch großen Fleiß und durch hohe Elternverehrung aus. Als seine Eltern zu alt waren, um arbeiten zu können, und er selbst nicht genug zu verdienen vermochte, begab er sich täglich in ein buddhistisches Kloster, um sich von den Mönchen die von ihrer Tafel kommenden Abfälle zu erbitten. Eines Tages ersuchten ihn die seines häufigen Erscheinens überdrüssig gewordenen Mönche, auszubleiben; doch schenkten sie ihm zum Abschied einige Geldstücke, die ihn in den Stand setzten, etwas Reis und Brennholz zu kaufen. Auf dem Heimwege wurde er von einem großen Hunde angefallen; vor Schrecken ließ er den Reis fallen, den sofort einige Hühner aufpickten. Zu Hause erzählte er seinen hungernden Eltern sein Ungemach, und als sie Hungers gestorben waren, beschloß er nothgedrungen, seine Frau zu verkaufen, um die Kosten der Beerdigung aufzutreiben. Im Begriff, diese Absicht auszuführen, begegnete er auf der Straße einem alten Manne, der mit ihm ein Gespräch anknüpfte und sich nach Anhörung seiner Leidensgeschichte bereit erklärte, die Frau zu kaufen, welche ihrem neuen Gebieter denn auch sofort in dessen Wohnung folgte. Sie ahnte nicht, welches Glück ihrem gewesenen Gatten bevorstand, dessen Elternliebe von den Göttern nicht vergessen worden war. Ueberdies hatten seine Eltern trotz ihrer Armuth häufig kleine Beträge für die Erhaltung von Tempeln gespendet. Der Greis theilte seiner jungen Frau mit, er sei einst das Oberhaupt der buddhistischen Priesterschaft gewesen und habe als solches viele Jahre hindurch in einem Tempel gewohnt, der von den Vorfahren Lai Mungtsching's erbaut und erhalten worden sei. Kaum hatte der alte Mann zu Ende gesprochen, verschwand er plötzlich — er stieg zum Himmel auf. Die Frau erschrak gar sehr, denn sie war der Ansicht, daß sie es mit einem verkleideten Engel zu thun gehabt hatte. Sie wollte zu ihrem ersten Gemahl zurückkehren, begegnete demselben jedoch auf dem Wege; ihre unerwartete Rückkehr und noch mehr ihr Bericht über die Mittheilungen des Greises überraschten ihn. Das Ehepaar eilte nun zusammen nach Hause, um mit dem Erlös des Verkaufs der Frau die Eltern anständig beerdigen zu lassen. Zu ihrer grenzenlosen Freude fanden sie diese wieder am Leben und von größter Behaglichkeit umgeben. Und da der junge Mann sehr begabt war, wurde er bald ein tüchtiger Kenner der Nationalclassiker, was zur Folge hatte, daß er der höchsten literarischen Auszeichnungen theilhaftig wurde und sich zu den wichtigsten Ehrenstellen emporschwang.

Der chinesischen Bühnenliteratur mangelt es nicht an der freien Selbstbestimmung ihrer Helden, auch nicht an der Darstellung menschlicher Sitten, Gefühle und Leidenschaften oder an originellen Formen; „aber dem dichtenden Volksgeist selbst fehlt" nach Gottschall „die höhere Autonomie des Selbstbewußtseins". Dieses ist in einem verknöcherten Staatsmechanismus verknöchert und daher rührt es, daß auch die Dichtung sich in engen Schranken bewegt. Gewiß, manches Einzelne greift über die letzteren hinaus; im Allgemeinen aber ist der Inhalt zwerghaft, die Form marionettenhaft und das Ganze schwankt meist zwischen mechanischen Aeußerlichkeiten — mit unwahrscheinlichen Begründungen — und einer „ebenso verständigen wie dichterischen Angemessenheit" hin und her. „Der Kampf der Gegensätze läuft episch neben einander her, statt sich mit dramatischer Schärfe gegenüber zu treten. Nirgends wird die That aus den Tiefen der Seele hervorgeholt, sondern stets als etwas Fertiges roh hingestellt. Die Begebenheit erhebt sich nirgends zur Würde einer dramatischen Handlung." Nur selten findet sich unter den handelnden Personen „ein kräftiger Schoß, eine vereinzelte schöne Blüthe"; meist schrumpft der schlanke Menschenwuchs unter dem Drucke der chinesischen Convenienz ins Winzige zusammen.

Die ganze, ungemein interessante Mischung von Unreifem und Bedeutendem, die sich im Drama jenes merkwürdigen Volkes zeigt und die vom Verfasser aufs Vorzüglichste geschildert wird, findet ihre Erklärung, wie gesagt, im ganzen Wesen des „Reichs der Mitte", welches an einem aus Unvollkommenheit und hoher Entwickelung gemischten Zustande zäh festhält.

Daß unser Autor die zahlreichen Stücke, deren Handlung er mittheilt, sowie die Gesammtgruppen, in welche er die in Rede stehende Literatur eintheilt, aufs Trefflichste analysirt, ist bei ihm geradezu selbstverständlich; ebenso daß die vielen Proben, die er abdruckt, mustergiltig übersetzt sind, die Gedichte wie die Prosa. Mit Gründlichkeit der Forschung und Darstellung verbindet er jene Gefälligkeit der Form, die man an dem berühmten Dichter, Kritiker und Literarhistoriker gewohnt ist. Kurz, er hat in einem bislang arg vernachlässigten Gebiete ein „standard work" geschaffen, dessen Lectüre allen Freunden der Völkerkunde einerseits und des Theaterwesens anderseits Belehrung und Genuß vollauf bietet.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. **Bildnisse der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I.** 53 Porträts nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Prof. **Heinrich Schneider** u. A. nebst biographischen Umrissen für die reifere Jugend und das Haus, erzählt von Dr. **E. D. Mund v. Pochhammer.** Gotha, F. A. Perthes, 1886 (VIII, 500 S., 10 M). — Ein altes Buch mit neuem Text! Denn das Werthvollste sind und bleiben die 53 Porträts, zu denen einst der Oberschulrath F. Kohlrausch den erklärenden Text geliefert hat, während jetzt ein neuer Herausgeber einen anderen, nur für die Jugend berechneten gefertigt und bis zum Jahre 1871 fortgeführt hat. Die treffliche Ausstattung und die Originalbildnisse machen das Buch geeignet zu einem schönen Weihnachtsgeschenk für die Jugend; mit dem Text zu streng ins Gericht zu gehen verhindert die Offenheit des Herausgebers, welcher selbst gesteht, daß alles Verdienst daran anderen Darstellern, deren Worte er stellenweise genau wiedergebe, in vollem und alleinigem Maße gebühre. Wenn er unter den so benutzten Büchern auch ziemlich veraltete, jedenfalls wenigstens mehr Werke zweiten Ranges aufzählt, so soll doch zugegeben werden, daß der Text sich ganz hübsch liest und hinter anderen Büchern der Art für die reifere Jugend nicht zurücksteht. Für diese wären freilich wol noch mehr Resultate neuerer Forschungen, die nicht mehr anzufechten sind, nutzbar zu machen gewesen, doch entwaffnen uns die oben angegebenen Worte des Herausgebers, der übrigens in durchaus patriotischem und lutherischem Sinne seine Aufgabe aufgefaßt hat.

J. R. **Im Wandel der Zeiten.** Reflexionen, Bilder und Träume von **Fritz Frenzel.** Leipzig, Eugen Peterson. 4 M — Es ist nichts Neues, was uns in diesem Büchlein geboten wird; in Vers und Prosa plaudert der Verfasser bald von der Macht der Mutterliebe, bald besingt er den schon so oft besungenen Liebesfrühling im Menschenleben, dann geht er das Jahr mit seinen Eindrücken und Stimmungen durch, zuletzt beschäftigt ihn Gelegentliches, wie die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit „moderner Bildung"; da aber die Form, in der das Alte wiederholt wird, eine edle und der Standpunkt des Verfassers meist zu billigen ist, so kann man die Zeit, die man an die Lectüre des Werkchens wendet, keine verlorene nennen. Dasselbe ist vom Verleger sehr hübsch ausgestattet worden.

△ Der Fortbestand der Zeitschrift: „**Die Frau im gemeinnützigen Leben**", Archiv für die Gesammt-Interessen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande, bisher von Amélie Sohr allein, neuerdings von derselben in Gemeinschaft mit Marie Loeper-Housselle herausgegeben, ist nicht ohne Mühe zu ermöglichen gewesen, wie wir dem Vorworte der Herausgeberinnen zu dem 1. Vierteljahrshefte des II. Jahrganges entnehmen. Es ist nur der finanziellen Hilfsbereitschaft wohlwollender Freunde des Unternehmens zu danken gewesen, daß das letztere über Wasser gehalten worden ist. Inzwischen ist der Verlag des „Archivs" aus den Händen der Firma R. Schultz & Comp. in Straßburg in die der Firma W. Kohlhammer in Stuttgart übergegangen und erfolgt die Auslieferung der einzelnen Nummern an die Einzelabonnenten nicht mehr, wie bisher, direct, sondern ausschließlich durch den Sortimentsbuchhandel, soweit die Zeitschrift nicht bei der Zeitungspost bestellt worden ist. Das vorliegende Vierteljahrsheft enthält außer einer nach mehrfachen Richtungen Interesse gewährenden Abonnenten-Liste eine Darstellung der **geschichtlichen Entwickelung des badischen Frauenvereins** aus der Feder der Mitherausgeberin Marie Loeper-Housselle, ferner Aufsätze über die Frauenfrage, Frauenmoden, aus dem Frauenarbeitsleben von verschiedenen Verfasserinnen und Verfassern — auch eine Leipzigerin, Frau Geheimrath Windscheid, hat einen kurzen Bericht über die Gründung des Mädchenhorts in Leipzig beigetragen —, sowie verschiedene Recensionen und Mittheilungen. Wir wünschen dem Unternehmen besten Erfolg!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 64. Sonnabend, den 13. August. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

V.

Die Familie von Bünau.

Die von Bünau gehören unstreitig zu den ältesten Adelsgeschlechtern Sachsens. Ihre älteste Geschichte ist sagenhaft. Ein Kern von Wahrheit wird indessen wol auch in dem enthalten sein, was Laurentius Peckenstein, Kurf. Sächs. Historicus, in seinem Theatrum saxonicum (Cap. 10, S. 49) berichtet, „daß die von Bünau in Italien vor etlichen hundert Jahren sollen Fürsten gewesen sein, und nach dem sie aus ihren Landen durch Krieg verjaget, hierauff den Gräfflichen Stand geführet haben". Das Bünauische Geschlecht habe nämlich „seinen Ursprung von einem Italiänischen Fürsten-Stamm, von den Pedemontanis, welcher im Jahr Christi 1232 durch unbillige Kriegsgewalt von Thoma, einem Saphoyschen Graffen, ihrer Erbländer sollen beraubet worden sein, und als sie in Sicilien beym Keyser Friderico II. Beystand gesucht, der aber selbst zu kriegen vollauf gehabt, haben sie bey denen deutschen Fürsten umb Hülff angehalten, die sich solcher auch nicht unterfangen wollen, derowegen sie haussen in Teutzschland blieben, und sich mit Freyherrn, Panerherrn, auch vornehmen Adelichen Geschlechtern befreundet, und bekräfftiget solches der Autor mit derer von Bünau zweyhelmichten Wapen, welches auch der Herren von Bünau gewisses Zeichen, sintemahl solches Wapen die Pedemontanische Fürsten von uhralters her geführet, dahero es auch zweiffels ohne kommen, daß von denen meisten Historicis das Bünauische nebenst dem Schönbergischen, Pflügischen und Schleinitzschen Geschlechtern vor die Columnen und Seulen des gantzen Meißnischen Adels geehret und gehalten worden, doch andere löbliche Adeliche Geschlechter unverkleinert."

Ein Herr von Bünau soll auch Kurfürst von Trier gewesen sein und bei einer Kaiserkrönung zu Frankfurt vom Kaiser folgende Bitten gewährt erhalten haben:

„Erstlich, weil er des Geschlechts einer von Bünau gewesen, welche zwey Helm führeten, daß er sein Chur-Hütlein auff den einen Helm setzen möchte.

Zum Andern, daß die von Bünau unterschiedliche gewisse Namen haben möchten, als diese drey: Heinrich, Rudolph und Günther.

Drittens, daß er seinen gantzen Schatz, den er in seinem Stifft erübrigt, dem Geschlechte derer von Bünau zum ewigen Gedächtniß vermachen möchte."

Die Hinterlassenschaft des Kurfürsten belief sich „auff etliche Tonnen Goldes" und wurde „an acht Stammhäuser des Bünauischen Geschlechts angewendet, als zwey in Böhmen, zwey in Meissen, zwey in Thüringen, zwei im Voigtlande".

Ein Chronist von Schulpforta erwähnt, „daß Anno 1180 Rudolph von Bünau des Bischoffs Udonis Confirmation, als ein Zeuge unterschrieben; auch hat Frau Margaretha, gebohrne von Bünau, eine Gemahlin Hn. Jobsten von Werder, als das 9. Turnir Anno 1119 von Ludolpho, Hertzogen zu Sachsen, in der Stadt Göttingen gehalten worden, bey der Schau- oder Helmtheilung den Danck ausgetheilet". Im Jahre 1670 befand sich noch „in dem alten Stamm-Hause zu Teichern" das Begräbniß eines „Rudolph von Bünau, Ritter des güldenen Fliesses (zu welchen Dignitäten sonsten nur Königliche, Fürstl. und Gräffl. Stands-Personen gelangen mögen) weyland Caroli V. Feld-Oberster in Spanien, der in acht öffentlichen Feld-Schlachten mit victorisiret hat".

Ein Vorfahre dieses Rudolph von Bünau, „Heinrich von Bünau zu Tauchern, Stelzner genannt, Ritter", nahm nach Spalatin's Bericht an der im Jahre 1493 von Friedrich dem Weisen veranstalteten Wallfahrt nach Palästina Theil. Ebenso finden wir einen Heinrich von Bünau auf Teuchern — ob derselbe, wie der eben genannte, müssen wir dahingestellt sein lassen — unter den Edelleuten, welche im Jahre 1517 Bernhard von Hirschfeld auf seinem Zuge nach dem heiligen Grabe begleiteten.

Der Reformation schlossen sich die von Bünau bald an. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 befanden sich im Gefolge Friedrich's des Weisen nicht weniger als fünf Vertreter ihres Geschlechts: Rudolf von Bünau zu Brandis, einer der Söhne Heinrich's v. B. zu Meuselwitz, Günther v. B. zu Breitenhain, Günther v. B. zu Elsterberg und einer von Bünau zu Thanrode. Als Amtleute im vogtländischen Kreise blieben daheim: Veit von Obernitz, Amtmann zu Plauen, und Rudolf von Bünau, Amtmann zu Pausa.

Auch unter der der Reformation rasch zufallenden Geistlichkeit befand sich ein Heinrich von Bünau. Er war Archidiaconus zu Osterwick im Kreise Halberstadt und hatte sich 1520 an Luther mit der Bitte gewandt, ihm Caplane zu verschaffen. Luther's Antwortschreiben ist noch erhalten. Schon im April desselben Jahres hatte Heinrich von Bünau den bekannten Thomas Münzer, damals Caplan und Beichtvater der Bernhardinernonnen im Kloster Beutitz vor Weißenfels, an seine Kirche zu berufen gesucht, obwol er wußte, daß der Genannte mit Luther's Wissen mit dem Rathe von Zwickau in Unterhandlung stand. „Ich wil euch wider nicht lossn," schreibt Bünau unter dem 21. April aus Leipzig an Münzer, „ist mirs muegelich, Szo wil ich e. a. W. alß schir helffen als die von Czwickaw, lost euch nicht grauen noch vorsurn." Münzer ließ sich aber von seinem Entschlusse, nach Zwickau zu gehen, nicht abbringen. Nach König, Geneal. Adels-Hist. I, 137 wurde Heinrich von Bünau 1535 Pastor primarius zu Camitz, verheirathete sich, mußte deshalb weichen und ging nach Schlesien. Dort nahm ihn Herzog Friedrich von Liegnitz auf und stellte ihn an der Kirche zu Hayn an, wo Bünau die Reformation einführte, aber bereits 1536 starb.

Der Reformation zugethan war ferner Günther von Bünau in Meuselwitz, welcher den ersten evangelischen Pfarrer, Antonius Zimmermann, nach Meuselwitz berief. Dieser Zimmermann, des Evangeliums wegen durch Herzog Georg aus Teuchern vertrieben, erhielt, wie Seckendorf aus den Visitationsacten berichtet, seiten der Visitatoren ein so ehrenvolles Zeugniß, wie kein anderer Geistlicher der Altenburger Ephorie. Noch eine ganze Anzahl nicht unbedeutender Männer aus dem Geschlechte von Bünau zur Zeit der Reformation könnten genannt werden. Indeß möchte uns das von unserm Ziele zu weit abführen. Unerwähnt bleibe aber nicht, daß ein Rudolph von Bünau damals dem Evangelium wieder untreu ward. Er verließ seine Stellung als praefectus aulae des Herzogs Heinrich und begab sich an den Hof Herzogs Georg. Luther's Urtheil über ihn in den Tischreden (Cordatus' Tagebuch S. 211) ist ein sehr abfälliges.

In freundschaftlichem Verkehr dagegen stand Luther schon zeitig mit Günther von Bünau auf Elsterberg. An diesen, der zugleich Domherr in Merseburg war — falls wir nicht zwei verschiedene Personen gleichen Namens vor uns haben — schrieb der Reformator am 28. September 1520, um falsche Nachrichten bez. einer in Wittenberg stattgefundenen Disputation zu berichtigen. Zugleich meldet er Eck's Ankunft mit der Bulle, der er wie einer Blase (bullam sive ambullam) lachend entgegensehe. Günther von Bünau auf Elsterberg war auch unter der Zahl der Visitatoren im Jahre 1528. 1538 finden wir ihn bei Luther in Wittenberg, um sich wegen einer Ehesache Raths zu holen (Lauterbach's Tagebuch S. 7). Günther von Bünau war vermählt mit einer geborenen von Elb, sein Sohn Rudolph (auf Elsterberg und Coschütz) mit Geneva von Schlegel, dessen Sohn Rudolph „uff Elsterberg, Coschitz, Thürnhof rc. Churfl. Durchl. zu Sachsen wol-meritirter Appelation-Rath zu Dresden, Hauptmann und Steuer-Einnehmer im Voigtland" mit Agnisa von Pflug, „Hans Pflugen uff Frauenhayn" Tochter.

Diesem Rudolph, dem Enkel Günther's von Bünau, ward am 7. Januar 1600 auf dem Schlosse Haynsburg ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Heinrich erhielt. Es ist vielleicht nicht uninteressant zu hören, wie die damalige Zeit, die für Etymologie noch nicht das geringste Verständniß hatte, diesen Namen erklärte. M. Daniel Beerensprung, Pfarrer von Elsterberg, hat es für nöthig befunden, dies in der unserm Heinrich von Bünau gehaltenen Leichenrede genau zu erörtern. Da ist denn Heinrich nach des Einen Meinung soviel als „domi dives, Heimreich", nach des Andern „Heldenreich, a veteri vom alten Wort Hein, welches so viel heist als einen guten Kriegs-Mann; die beste Meinung wird seyn, daß Heinrich komme her vom Wort Hayn, welches auch die Schrifft 1. Buch Mos. 18. braucht, q. d. Heinrich der viel Hayne und Güter hat". Heinrich erhielt seinen ersten Unterricht auf dem elterlichen Schlosse durch Privatlehrer, dann besuchte er die Schulen zu Zeitz und Jena, „worinnen er seine fundamenta Pietatis und was ihme sonsten zu seinem Stande nöthig, geleget". Ritterliche Künste und Tugenden lernte er am Hofe zu Weimar, „daselbst er sieben Jahr lang Page gewesen, und dabey im Reuten und andern Adelichen Exercitiis wolgeübet, darauff Ihre Fürstl. Durchl. zu Sachsen ihn Wehrhafft gemacht. Und weil es Adelichen Personen wol anstehet, frembde Lande zu besehen oder in Kriegs-Diensten sich ritterlich zu halten, hat unser wol-seliger Juncker es auch nicht unterbleiben lan, sich deßwegen seine fortuna zu suchen, unter die Churfl. Sächs. Armee als seinem gnädigsten Herrn und Landes-Fürsten in Kriegs-Dienste begeben, da ihm, wegen seines tapffern wolverhaltens unterschiedliche Officia, so wol zu Pferd als zu Fuß, absonderlich die Hauptmannsstelle offeriret worden, welche er aber aus erheblichen Ursachen recusiret."

Während seiner Kriegsdienste „hat er auch zu Chamitz in Ober Lausitz, in seinem domahligen Quartier, umb seine Liebste geworben, da dero Eltern Kriegswesens halber dahin geflohen". Erst im Jahre 1627 fand zu Loß in der Oberlausitz die Hochzeit mit Anna von Gersdorf, der Tochter Joachim's von Gersdorf auf Loß und Kauffung, statt. So glücklich die Ehe nach innen war, so mancherlei und schwer waren die Anfechtungen von außen. Beide hatten viel unter den Drangsalen des Krieges zu leiden. Das Schlimmste gab es wol zu ertragen, „als Anno 1633 den 6. Octobr. unsern Heinrich von Bünau eine Keys. damals Feindliche Parthey überfallen und gen Eger gefangen weggeführet, woselbst er vier Wochen lang, biß er ranzioniret, gefänglich gehalten worden, da er bey wehrender Captivität viel Ungelegenheit, sonderlich wegen grassirender Pest grosse Gefährligkeit hat müssen ausstehen, zu geschweigen des vielfältigen Ausplünderns und anderen Ungemachs, welches der Krieg mit sich gebracht hat."

Aus Heinrich's Ehe mit Anna von Gersdorf gingen drei Söhne und acht Töchter hervor. Zwei Söhne und sieben Töchter überlebten den Vater. Die beiden Söhne, Rudolph und Heinrich, waren bei des Vaters Tode in Fürstl. Sächs. Diensten zu Halle. Die älteste Tochter, Agnisa, war unverheirathet; Anna Dorothea war vermählt mit dem Oberstlieutenant Cunrad von Bosern auf Rußdorf; Anna Helena mit Friedrich Cachedonier „uff Rindleben, Fürstl. Pfalz-Gräffl. Stiffts-Rath und Hofemeister zu Quedlinburg, auch Domherrn zu Naumburg". Ledig waren noch bei des Vaters Tode Anna Margaretha, Anna Sophia, Anna Rosina und Maria Magdalena.

Heinrich's erste Gattin starb am 8. Mai 1654. „Aber weil wegen seines Haußwesens und lieben Kinder er nicht einsam verbleiben können," vermählte er sich am 18. November 1656 abermals mit „Anna Catharina von Brandsteinin, gebohrne Kröppin, des Herrn Wolffgang Erasmi vom Brandstein, weyland uff Moschwitz, hinterlassenen Frauen Witwen, mit welcher er eine Friedliche, Gott und Menschen behägliche Ehe, in die fünffthalb Jahr und etwas drüber besessen, zumal weil sie sich in seinen humor wol hat können richten, seinem Haußwesen vorseyn, Kinder und Gesinde regieren".

Heinrich von Bünau wird als ein guter Christ gerühmt, der „je und allewege Gott vor augen gehabt, weder fluchen noch schweren geliebet, Gottes Wort fleißig gehöret, die Diener Göttliches Wortes geehret, andächtig gebetet und die lieben seinigen nach Abrahae Exempel zu allen guten gewehnet". Besonders wird hervorgehoben, daß er „zu Verschaffung des Communion-Weins dem evacuirten Gottshauß zum besten Jährlichen einen Reichsthaler aus dem Hause Thürnhof am heiligen Neuen Jahrs-Tage zu liefern legiret". Im Jahre 1660 verehrte Heinrich's Gemahlin dem Altar der Elsterberger Pfarrkirche „eine schöne silberne vergüldete Schachtel zum Oblaten beym Gebrauch des heiligen Abendmahles".

Heinrich von Bünau starb am 13. Juli 1661 Mittags 12 Uhr. Am 28. August ward er „in sein Erb-Begräbniß bey der Stadt- und Pfarr-Kirchen zu Elsterberg mit Christ-Adelichen Solennitäten zu Ruhe gebracht".

Mit ihm verlassen wir die Vogtländische Linie seines Geschlechtes und wenden uns zu einem in derselben Zeit lebenden Gliede der Trebener Linie, die aber damals auch im Vogtlande ansässig war. Der Gründer dieser Linie ist Heinrich von Bünau „uff Treben, Churfl. Durchl. zu Sachsen hoch-wohlbestalter Rath und Hauptmann zu Coldiz", vermählt mit Marie von Schönberg. Dessen Sohn Heinrich „uff Treben, Breitingen, Haselbach, Neuhauß, Thurm, Buch, Brand und Ramßdorff, Churfl. Durchl. zu Sachsen hochwohlbestalter Hauptmann der Assecurirten Aemter Weyda, Arnßhaug und Ziegenrück" war vermählt mit Magdalena, der Tochter des „Hanß Friederich von Gotsmann auff Neuhauß, Burg, Thurm, Brand, weyl. Churfürsten Johann Friederichen des Beständigen Kammer-Juncker, hernach Hertzog Johann Friederichen des Mitlern zu Sachsen Rath und Amptmann zu Heldrungen, der letzte dieses Geschlechts in Teutschland". Ein Sohn dieser Ehe, Heinrich, vermählt mit Eva Elisabeth von Schönberg auf Blankenhain und Rußdorf, besaß außer diesen noch die Güter Treben, Breitingen, Haselbach und Mannichswalda und bekleidete das Amt eines Altenburgischen Landeshauptmanns und Directors der Obersteuereinnahme. Auf das Schönberg'sche Geschlecht einzugehen ist hier nicht der Ort. Die Geschichte desselben ist vortrefflich durch P. Fraustadt bearbeitet. Nur sei erwähnt, daß der Großvater (mütterlicherseits) dieser Eva Elisabeth war der Freund Luther's, Hans Löser auf Pretzsch, „der Chur Sachsen Erb-Marschalch, geheimter Rath, vice Hof-Richter zu Wittenberg, und perpetuus Commissarius der Universität daselbst".

Hans Löser, eine interessante Person aus der Reformationszeit, hat unseres Wissens leider noch keinen Biographen gefunden. Es sei uns daher verstattet, hier einmal auf seine vielfachen und innigen Beziehungen zu Luther einzugehen. Schon Hans Löser's Vater war mit Luther bekannt. Dieser, gleichfalls Hans geheißen, war „Ritter des heiligen Grabes, Keyser Maximiliani primi Obrister wider die Venediger und der Chur Sachsen Erb-Marschalch, ein tapfferer Gottseliger umb die hohe Landes-Obrigkeit und das liebe Vaterland hochverdienter Mann, ist Anno 1459 mit Hertzog Heinrichen von Sachsen zum heiligen Grabe gezogen und allda nebenst andern 9 fürnehmen von Adel zum Ritter geschlagen worden. Nach seiner glücklichen Anheimkunfft ist er Keyserlicher Mayst. mit einer starcken Reuterey zu gezogen, und derselben bey Ravenna eine herrliche Victori erhalten, in dem er die Frantzosen biß uffs Haupt geschlagen. Wannenhero auch der Römische Keyser ihme dieses Ehren-Gezeugniß an denen Churfürsten zu Sachsen Fridericum Tertium nachschreibet: An diesem Manne haben wir ein recht Adeliches altes Teutsches Gemüth jederzeit gespüret, und dermassen befunden, daß er mit der Faust fertig, von Rath listig und behende und der seinem Feinde jederzeit unerschrocken und ungescheuet einiger Gefahr begegnet."

In Pretzsch hat Luther sich oft befunden. Im December 1524 traute er dort in Gegenwart Amsdorf's, Jonas' und Melanchthon's den jungen Hans Löser mit Ursula von Portzig. Im Spätherbst 1531 weilte er auf dem Schlosse, um dort, wie er sagte, seines Kopfes Sausen und Schwachheit durch Bewegung des Leibes zu vertreiben. Auch zur Jagd fuhr er da mit hinaus; auf dem Wagen aber hielt er ein „geistlich Gejägd", nahm seinen Psalter zur Hand und entwarf eine Auslegung des 147. Psalms, die er nachher als

sein edelstes und unter viele theilbares Wild mit einem liebenswürdigen Schreiben vom 16. December 1531 Hans Löser widmete.*) Löser war auch der Pathe von Luther's Sohn Paul, während Luther schon früher bei Löser's Sohn Hans (geb. am 8. Juli 1532) unter 54 Taufpathen Gevatter gestanden hatte. Luther's Freund war mit seinem Kurfürsten 1547 in der Schlacht bei Mühlberg. Am 28. Mai 1571 fing er das Schloß Pretzsch an neu zu bauen. Der Bau ward im Jahre 1575 vollendet.

Wir kehren zu seiner Enkelin, Eva Elisabeth von Schönberg, der Gemahlin Heinrich's von Bünau, zurück. Sie ward 1592 zu Störmthal geboren. Ihr Vater, Friedrich von Schönberg, starb am 21. April 1597, zwölf Jahre später folgte ihm die Mutter, Anna geb. Löser. Achtzehn Jahre alt vermählte sich die verwaiste Eva Elisabeth mit Heinrich von Bünau. Dieser starb bereits 1625 „unter dem Hauß Sachs. Altenburg, in Gesandtschafft nach Wien verschicket, zu Saalfeld". Erst 34 Jahre später folgte ihm die Wittwe, am 30. December 1659 (in der Kirche zu Blankenhain beigesetzt am 30. Januar 1660.)

Aus dieser Ehe waren vier Söhne hervorgegangen: der älteste, Heinrich, fiel 1630 bei Leipzig, ein anderer fiel gleichfalls in der Schlacht, auch der dritte starb frühzeitig. Nur ein Sohn, Heinrich, überlebte die Mutter.

Dieser Heinrich von Bünau war am 28. April 1614 auf dem Schlosse Treben geboren. Nach des Vaters Tode zog die Mutter mit ihren Söhnen nach Blankenhain. 1628 bezog Heinrich mit Adam Timäus („hernach J. U. Doctor und Gräffl. Mannsfeldischer Cantzler") die Universität Leipzig. Bereits im Jahre 1630 aber hat er sich „aus Leipzig, von der grassirenden Pest verjagt, wieder nach Hause begeben, da nach kurtzen Verweilen, weil Arte et Marte ein rechtschaffener von Adel sol berühmt seyn, Er sich auch nach und zu dem Krieg gewendet". Hier beginnt Heinrich's Kriegsdienst. Erst nach zwanzig Jahren kehrte er in die Heimath zurück.

Im Jahre 1630 hatte sich Heinrich in Kriegsdienste begeben. Nachdem er kurze Zeit „dem Oberst Heinrich von Schleinitz auffgewartet", trat er als „Freyreuter" in dessen Compagnie ein. „Nun denn der Hoch Edle Herr Oberste sein tapfferes Gemüth, Treu und Männliche Hertzenshafftigkeit verspüret, hat Er Ihn zum Corporal, und bald in 6 Wochen hernach zum Wachtmeister verordnet, da Er Zug und Wachten wohl versehen, auch sich in Parthieren sehr wohl verhalten, also daß der Herr Oberste Wachtmeister Schippach ein sonderliches Auge auff ihn gehabt und unter seinem Regiment Ihme ein Cornet anvertrauet."

„Als aber Ihre Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, Johann Georg I. Christmilder Gedächtniß, sich mit der Keyserlichen Armada conjungiret, Magdeburg blocquiret, auch selbe occupiret, haben in selber Belägerung etliche Officirer zu avanciren gesuchet, welches Er aber abgeschlagen, dieweil es täglich ein Ansehen gehabt, als wenn sie ein Haupttreffen mit dem Feinde halten würden, wie denn auch bey Wittstock**) geschehen, in welcher Schlacht einer von den Schwedischen Feinden Ihme seine Standari zu fassen bekommen, und Ihn also rückling auffs Pferds Rücken nieder gerissen, die Standari wollen loßreissen, kommt sein Herr Oberster Wachtmeister gleich dazu und gibt Feuer auff den Kerl, daß er todt vom Pferde herunterfällt, und wurde die Standari also Mannlich erhalten.

„Nachdem aber die Regimenter in etwas waren deloschiret worden, hat der Hoch Edle Herr Rittmeister von Nostitz Ihn zum Lieutenant gemachet, welches Officium er auch eine zeitlang mit allen Ehren bedienet.

„Weiln aber selber Zeit der Hoch Edle Herr Oberste Carol Bose sel. mit etlichen Regimentern vor Erffurt geschickt worden, ist eine Reduction unter denen Regimentern vorgangen, da hätte" unser Heinrich von Bünau „seine Charge wol behalten können, aber er hat freywillig abgedanckt und ist mit etlichen andern Officirern und mit dem Hoch Edlen Hn. Obersten Georg Rudolph von Ramsdorff zur Keyserlichen Hatzfeldischen Armada in Westphalen gangen, da denn ein offentliches Treffen bey Lemmigau vorgegangen, und der Herr Feld-Marschall Hatzfeld nechst Göttlicher Hülffe victorisiret, hat Er neben seiner Gesellschafft den Hrn. Generaln Ferens, Printz Rupperichen, einen vornehmen Englischen Graffen, und andere vornehme Officirer gefangen bekommen, da sich denn der Herr General Hatzfeld zurück in Westphalen und in das Darmstädtische Land, die Regimenter zu recourdiren gezogen. Weiln aber der General Salis, so wohl der Herr General Marcini anderer Orten grossen Schaden gelitten von Schwedischen Völckern hat der Herr General Hatzfeld mit 14 Regimentern Cuorassirern wohl mundiret, zur Keyserl. Haupt-Armada gehen müssen, welche sie auch zu Prag angetroffen. Nun es denn bey der Haupt-Armada Proviants und Futters halben sehr knapp hergegangen, hat Heinrich von Bünau, weil er nicht in Diensten gewesen, mit andern reformirten Officirern und dero Knechten sich auffgemacht, einen Tropp formiret und nach der Schlesien zugegangen, da sich denn auch allenthalben Schwedische Völcker befunden. Es hat aber ihnen damals das Glück wolgewolt, daß sie unterschiedliche Schwedische Parthenen geschlagen, und immer je mehr und mehr sich an Mannschafft und Reutern verstercket, auch gute Beuten erlanget, worzu denn nicht wenig beförderlichen gewesen die Päße, welche ihnen der Herr Graff Philipp von Mannsfeld, Keyserl. Schlesischer Commendant, ertheilet, daß sie, wo sie hin kommen, sind eingelassen und wohl accomodiret worden, hat sichs begeben, daß sie in Jahresfrist achthalb hundert Gefangene, worunter zwar auch die Futeraschirer mit begriffen gewesen, haben einbracht.

„Nachdem aber Ihre Churfl. Durchl. zu Sachsen Christmilder Gedächtniß mit seinen und etlichen Keyserl. Regimentern unter dem Commando Hertzog Frantz Albrechts von Sachsen sel. vor Görlitz, worinnen der Herr Oberste Wancke gelegen, begeben und unter dem Hoch-Edlen Hn. Obersten Hans Georg Haubold von Schleinitz eine Compagnie vacant gewesen, hat der Herr Oberste solche unserm Heinrich von Bünau anpraesentiret und offeriret, welche er auch mit schuldigem Ehren Danck acceptiret, allda so lang verblieben, biß Anno 1642 Er vor Leipzig in der andern öffentlichen Feld-Schlacht geschlagen und mit gefangen, aber von Keyserl Majest. wieder, wie allemal, rantzioniret worden. Als ihnen aber vor Horschütz der Feind eingefallen und etliche Regimenter totaliter ruiniret, worunter es auch das Schleinitzische Regiment mit betroffen, hat wohlgedachter Hoch Edle Herr Oberste Schleinitz bey Ihrer Churfl. Durchl. abgedancket, das Regiment aber hat sollen reduciret werden, da haben die sämmtlichen Hn. Officirer Heinrich von Bünau als der Zeit ältesten zehnjährigen Rittmeister, mit einem unterthänigen Supplicato an Ihre Churfürstl. Durchl. abgefertiget, die er zu Hertzbergk angetroffen, und weil er mit einer sonderbaren Svada und höfflichen, zierlichen Beredsamkeit von GOtt dem Herrn begnadet, hat er so viel erhalten, daß Ihre Churfl. Durchl. an Ihre Keyserl. Majest. geschrieben, daß das Regiment möchte stehen und recuordiret werden, wie geschehen, immassen er auch vor Ihrer Keyserl. Majestät Ferdinando III. Christlöblicher Gedächtniß, in Person, Regiments wegen, dreymal gnädigste Audientz gehabt. Hiernechst überkam der Hoch Edle Herr Christian von Seidewitz, als ein Oberster, das Regiment, solcher machet unsern Heinrich von Bünau zum Obersten Wachtmeister; wie nun dieser Herr Oberste Seydewitz vor Iglau in Mähren auff der Wache von seinen eignen Reutern, da er sich gegen die Schild-Wache nicht gemeldet, und als wäre er Feind, erst Feuer gegeben, mit zweyen Kugeln durch den Kopff todt geschossen wurde, bekam der Hoch Edle Herr Hans Christoph Naso das Regiment und machte Heinrich von Bünau zum Obersten-Lieutenant, wurde auch selber Zeit bald darauff in einem ernstlichen Gefechte vom Feind mit 5 Kugeln durch die Achsel geschossen, aber GOtt Lob, wieder zu recht ausgeheilet, daß Er mit gesundem Leibe endlichen nach Hauß gelanget. Anderer Gefährlichkeiten, so im Kriege täglich paßiren zugeschweigen, so hat er doch jederzeit Gottes starcken Engel-Schutz umb sich gehabt, daß ob ihn gleich einmahl auff der Parthene das Steigleder am Bein entzwey geschossen worden, daß der Biegel wegfiel, muste es ihm das Bein doch im geringsten nicht verletzen. Da Ihn einsmahls eine Musqueten Kugel am Kopff streiffete, die Haar versengete, so muste es doch dem Haupte nichts schaden, so starck war seiner Hoch-Adelichen Fr. Mutter Gebet, wie Er dann selbst in kein öffentliches Treffen zog, Er hatte sich dann zuvor mit Buß, Beicht, Communion und andächtigem Gebeth verwahret, seinen 91. Psalm andächtig und: Was mein GOtt will, das gescheh allzeit, gebetet.

„Anno 1645 gieng ein Haupt-Treffen vor Gangkowitz in Böhmen für, darinn wurde Heinrich von Bünau als Oberster Lieutenant wiedergefangen, und büssete allen Vorrath ein, den Er bey sich hatte, wurde aber wieder rantzioniret und kam zu seinem Regiment, welches sich damals befande unter dem Commando des Graffen von Buchheym; Als aber der hochansehnliche Feld-Marschalck Holtz-Apffel bey der Haupt-Armada erschossen worden und Succurs vom Corpo des Feld-Marschals Buchheym hat müssen dahin geschicket werden, hat itzterwehnter Herr General unsern Heinrich von Bünau, wie dessen Order noch verhanden, mit seinem eigenen Regiment zu Fuß, 300 recuordirten Reutern und 6 Compagnien zu Pferde, jede 50 Mann starck, darzu commandiret geschicket,

*) Köstlin, Luther's Leben II, 270.
**) 4. October 1636.

welche Er auch mit gutem Glück, wie Er GOtt dafür hertzlich gedancket, aber in grosser Gefahr hat nach Passau gebracht, allda denn das Regiment zu Fuß zu denen Fuß-Völckern gestossen, die recuordirten Reuter zu ihren Regimentern, die 6 Compagnien aber hat Er zu commandiren behalten, allda Oberste Dienste gethan und auch Oberstes Verpflegung bekommen. Mittlerweile ist die kleine Seite zu Prag dem Feind übergegangen, darinn der wohllfel. Herr Oberste an baarem Geld, Kleidungen und andern köstlichen Mobilien, auff etliche tausend Thaler werth verlohren und mit eingebüsset, ist Succurs unter dem Hn. Feld Zeugmeister Goltz und dem Hn. Feld Marschalcken Lieutenant Sporcken und Mißling dahin geschickt, und Heinrich von Bünau gleichsfals mit seinen Troppen darzu commandiret, und sie nun ein baar Meilen von Prag ankommen, ist Kriegs-Rath gehalten worden, ob man die Belagerung solte angreiffen oder nicht? Worauff die Herren Officirer sich sämmtlichen resolviret, wie sie den Feind würden finden, zu attaquiren. So ist unser Heinrich von Bünau mit 500 Pferden von der Generalität commandiret, sich nacher Prag zu begeben, fleißig zu recognosciren, ob der Feind noch allda stände oder nicht? Gefangene zu verlieren oder zu bringen, den Halß dran zu setzen, ist Er 3 Viertel Meil wegs vor Prag stehen blieben, von dannen einen Corporal mit 10 Pferden, drauff einen Lieutenant mit 25 Pferden, ferner einen Rittmeister mit 50 Pferden, mit gleichmäßiger Order commandiret, welche denn alle zurücke gebracht, daß des Feindes Lager auffgehoben und die Feinds-Armee nacher Brandeiß marchiret, die Kleine Seite aber mit Schweden besetzt blieben, als hat Er solches posta per posta dem Hn. FeldZeugmeister zu wissen gethan, welcher gegen dem Tag anmarchiret kommen, sich in Betallien gesetzt, und Ihn mit denen commandirten Troppen biß an Prag mitgenommen, in Prag sich der Herr Feld-Zeugmeister biß gegen Abend auffgehalten, als Er sich aber heraus begeben, hat Er die Regimenter in wenig Dörffer dichte zusammen geleget, und weiln denn die Wache gleich an seinen untergebenen Troppen gewesen, hat Er unter ihnen mit die Wache biß andern Tages gegen Nacht halten müssen. Hierauff ist das Geschrey kommen, daß der Friede zwischen dem Römischen Keyser und der Cron Schweden geschlossen, ist sein Regiment nach Schlesien marchiret und allda verblieben, biß es Anno 1650 gäntzlich abgedancket worden."

Damit hatten Heinrich's von Bünau Kriegsdienste ihr Ende gefunden. „Frisch und Gesund, mit vielen Leuten und Pferden" kehrte er in die Heimath zurück, wo ihm seine Mutter das Gut Mannichswalda „auff gewisse Conditiones" übergab. Er bewirthschaftete es selbst, und zwar gut: „Denn aus guten Soldaten werden gemeiniglich gute Haußwirthe." Johann Georg II. übergab ihm „umb seines löblichen Wohlverhaltens willen das Gleit zu Crimmitzschau ad vitam zu geniessen" und zeichnete ihn 1668 in Altenburg durch Verleihung des Titels „Kriegsoberster" aus.

Am 28. August 1649 hatte sich Heinrich von Bünau zu Neuhauß in Ungarn mit Anna Catharina, der Tochter des Andreas Freiherrn von Pranck auf Jüdenberg, vermählt. Aus dieser Ehe gingen ein Sohn und drei Töchter hervor. Der Sohn, Heinrich, und eine Tochter, Anna Magdalena, starben frühzeitig. Maria Elisabeth war mit Hanß Georg Haubold von Schleinitz auf Cospoda, fürstl. brandenburgischem Kammerjunker und Cornet zu Baireuth, verheirathet; Dorothea Sophia war bei des Vaters Tod noch ledig. — Während der zwanzig Jahre, die unserm Bünau nach seiner zwanzigjährigen Kriegszeit noch beschieden waren, scheint er sich wenig Ruhe gegönnt zu haben. Vor Allem kam es ihm darauf an, seine ererbten Güter, die im Kriege sehr gelitten hatten, wieder in den alten Zustand zu versetzen. „Was im Kriege an Gebäuden und Feldern verwildert war, hat Er alles durch GOttes Segen wieder in guten Stand gebracht, viel neue kostbare Gebäude, auff etliche tausend Gülden werth (wie bauen seine Lust war) hin und wieder auffgeführet, alles durch seine Verwalther und Haußhalter in richtiger Monat- und Jährlichen Rechnungen ordentlich gehalten." Seine Baulust bethätigte er auch auf kirchlichem Gebiete, besonders auf seiner Besitzung Blankenhain.

Im Frühjahr 1670 stellte sich bei unserm Heinrich von Bünau ein Beinleiden ein. Dasselbe schien bald wieder schwinden zu wollen. Am 27. Mai zog der Oberst mit seiner Familie auf sein Gut Schneckengrün, „daselbst Jahr und Tag zu wohnen". Aber schon am 12. Juni mußte er sich nach Altenburg begeben, um sein neu ausbrechendes Leiden von dem Hofmedicus Raabe curiren zu lassen. Die Krankheit nahm rasch überhand. Am 23. Juni dictirte er noch dem Blankenhainer Pastor Balthasar Spitzner seinen Lebenslauf. Am 24. Juli, einem Sonntag, früh halb drei Uhr starb er. Am 26. Juli ward die Leiche unter „Glocken Klang und Gesang" nach Blankenhain gebracht und am 21. September in der neuerbauten Gruft an der Kirche beigesetzt. Dies geschah mit wahrhaft fürstlichem Pomp. Die uns vorliegende „Process-Ordnung" besteht aus nicht weniger als 41 Nummern. Balthasar Spitzner hielt die Leichenrede über Joh. 3, 16.

Es bleibt uns noch übrig, kurz auf die Wesensteiner Linie des Bünauischen Geschlechtes zurückzukommen. Heinrich von Bünau auf Wesenstein befand sich mit unter den Schiedsrichtern, welche im Jahre 1536 zwischen Herzog Georg und dem Kurfürsten von Sachsen in Religionsstreitigkeiten vermitteln sollten, auch unter denen, welche im Jahre 1539 den Streit zwischen Antonius von Schönberg und Herzog Georg zu schlichten berufen wurden. Antonius war wegen des Evangeliums vom Herzog gezwungen worden, seine Güter zu verkaufen und sein Schloß Schönberg zu verlassen, wogegen die Schönbergische Familie Einspruch erhob.

Diesem Heinrich von Bünau auf Wesenstein und Planckenstein gebar seine Gattin, Margarita, geb. von Miltitz, am 21. October 1547 einen Sohn, welcher den Namen Rudolf erhielt. Seit dem Jahre 1566 diente dieser dem „Vater August" als Page. Nach drei Jahren kehrte er nach Hause zurück und vermählte sich 1571 mit Christina, der Tochter des sächs. Geheimrats Hans von Schleinitz, welche 1602, ohne Kinder zu hinterlassen, starb. Rudolf vermählte sich 1605 zum zweiten Male, und zwar mit Margarite, der Tochter Lothens von Ponicau auf Kriebstein. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Rudolf von Bünau starb am 24. Januar 1622 in Dresden. Noch am 19. Januar war der Kurfürst bei ihm zur Tafel gewesen.

Seine trefflichen Charaktereigenschaften fanden in dem späteren Zwickauer Superintendenten M. Peter Kirchbach, damals Schloßprediger zu Wesenstein, einen beredten Verkündiger. Dieser rühmt seine Treue gegen Kaiser und Kurfürst, seine Fürsorge für seine Verwandten, seine wahrhaft väterliche Gesinnung gegen seine Untergebenen. „Wem hat in theuren Zeiten und mißwachsenden Jahren," so ruft er aus, „Korn und Getreydig gemangelt, daß dieser euer Lehnherr (nicht etwa umb sattsame zahlung, sondern nur umbs halbe Geld und darzu wol auff 1. 2. 3Jährigen borg) nicht gelassen? Wer thut viel dergleichen im gantz Meißner Lande, keinen hiermit zu nahe geredet? Inmassen denn J. G. noch dieses Jahr sorgfeltig für ihre arme Unterthanen gewesen, und etzliche Hundert Scheffel in Böhmen für dieselben einkauffen lassen wollen, hat aber, wegen unrichtigkeit des Müntzwesens nicht darzu kommen können. — Jetzo tretet herfür, ihr Haußarmen Leute, ihr Hospital Weiber und Personen, ihr kranken preßhafftigen Diener und Dienerin, Wer hat wol an euch gethan und euch offte in seiner Küchen mit einem stücke Fleisch, zugemüß, stücke Brods, Käse rc. speisen lassen, hats nicht der seelige Herr Rudolff von Bünaw gethan, und seine beyde Gemahlin. O wie manche gute Suppen habt ihr droben in der Schloßküchen, wie manchen Trunck Bier (vom Weine wil ich schweigen), genossen! Wer hat wol an euch gethan im Hospital zu Burckhartswalda allhier, hats nicht der selige Herr von Bünaw und seine in der Erden rühmliche Gemahlin, Frau Christina von Schleinitzin gethan? Die hats erbauet, die hat ehrliche reditus und Einkommen darzu geordnet von dem ihrigen. — Jetzo schweige ich, wie manchen armen Capellenknaben er nicht ein, sondern viel Jahr gekleidet, ihme kostgeldt wöchentlich geben. Ihr armen Chorschüler, wer hat euch wol gethan, daß ihr zum Wansenstein von zweyen Praeceptoribus in der Schulen, in eurem Catechismo, im Gebeth, in Tugend, in guten Sprachen und Künsten könnet unterrichtet werden, umbsonst und ohne vergelt, wozu ihr nur lust habt? daß noch mancher darauß in die Churfürstlichen Landschulen und dann auff Academien geschicket worden, der jetzt hinwieder der Kirchen Gottes und den Schulen dienen kan, hats nicht der Edle Herr von Bünaw gethan, der diese Schule gestifft, auffgerichtet und erhalten, auch meistentheils nach seinen gelehrten Gesellen sich umbgethan, die hernach aus solcher Schulen zu fürnehmen Kirchen und andern Emptern sind befördert worden. — Wer hat Euch und mich, ihr Geistlichen Pastores vocirt, gefördert, geliebet, geehret, ewren Söhnen, so zum studiren tüchtig, stipendia geben, derer J. G. selige Gemahlin 5 verordnet? Wer hat uns Kirchen und Predigstüle, Tauffsteine und Altar nicht nur erhalten und bessern helffen, nechst GOtt, sondern auch von neuen auffgerichtet, sonderlich die schöne Kirche, Orgel, Geleute, Altar und Predigstuel zu Prießnitz in Böhmen, die dieser unser Kirchenpfleger von grund auff, von seinen eigenen und einigen Kosten erbauet, und ob ihme schon vom ErtzBischoffe zu Prag inhibition geschehen, nicht fortzufahren in dem Gebäu oder die Kirch mit einem Päbstlichen Praedicanten zu besetzen, daß zwei Jahr sein löblich intent verhindert worden, hat

er doch es wol zu machen wissen und nicht abgelassen, bis er indult und erläubnüß bekommen."

Am 4. April 1594 führte Rudolf von Bünau eine „Stallordnung" ein, „die da vermag, daß nicht alleine seine Reisige und andere Knechte sich alles fluchens, schwerens, zanckens, sauffens, spielens, unzucht ꝛc. enthalten, auch Sontäglich und Wöchentlich fleissig zur Kirchen und Predigt sich halten sollen, Sondern diß ist auch ein lobwürdiger Punct drinnen, daß J. G. ernstlich darinnen befehlen, alle Tage für dem frühstücke zwey Capitel in der Bibel zu lesen, desgleichen des Abends auch zwey, wann sie die Pferde beschicket, auch alle Fest- und Sontage die Evangelia und Episteln mit den Außlegungen, darzu J. G. die Bibel und Postil Lutheri in die Thorstube gelegt, sowol auch neulich eine neue Bibel den Mägden erkaufft, inmassen Er auch in die Schule und an viel örter Biblien verordnet, damit es niemand an übung der Gottseeligkeit mangeln möchte."

M. Peter Kirchbach hielt am 2. Februar in der Schloßkapelle zu Wesenstein dem Heimgegangenen die erste Leichenpredigt. Am 9. Februar ward die Leiche nach Wesenstein überführt; zuvor fand in der Frauenkirche zu Dresden ein Trauergottesdienst statt, in welchem der Dresdner Superintendent Aegidius Strauch predigte. Tags darauf hielt Kirchbach die zweite Predigt. Erst am 20. März fand die feierliche Beisetzung in dem Bünauischen Erbbegräbniß zu Burkhardtswalda statt, bei welcher Kirchbach seinem Patron und Freunde auf Grund von 2. Chron. 24,16 f. die letzte Leichenpredigt hielt.

Elisa von der Recke in Leipzig.

Eine hundertjährige Erinnerung.

Im Anschlusse an eine Rarität auf dem deutschen Büchermarkte, die „Briefe einer Kurländerin. Auf einer Reise durch Deutschland. Zwei Theile. Berlin 1791" hatte Schreiber dieser Zeilen schon vor einigen Jahren die Absicht, den Lesern dieser Blätter einige Notizen vorzuführen, die an den mehrfachen Aufenthalt Elisa's von der Recke in unsrer Stadt anknüpfen, bis jetzt aber bei uns wenig oder gar nicht bekannt sein werden. Die Verfasserin dieser Briefe war die kurländische Pfarrerstochter Sophie Becker, die vertraute Freundin und Reisebegleiterin der schöngeistigen Kurländerin. In der bekannten „Collection Spemann" ist nun in letzter Zeit ein Werk erschienen, das es von Neuem nahe legt, in der gedachten Hinsicht an dieser Stelle einige Mittheilungen zu machen, nämlich das Buch: „Vor hundert Jahren. Elisa von der Recke's Reisen durch Deutschland, 1784—86, nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker."

Die „Briefe einer Kurländerin" geben nur etwa ein Drittel von dem Inhalte eines Tagebuchs wieder, das Sophie Becker auf der gedachten Reise mit emsigster Sorgfalt führte, eilen zufolge dessen oft mit kurzen Worten über lange Zeiträume hinweg, und leiden auch inhaltlich viel unter der gebotenen Rücksicht auf Lebende. Das Tagebuch aber, durch einen glücklichen Zufall ganz neuerdings im Original-Manuscripte wieder aufgefunden, ist unmittelbar unter dem Eindrucke der Verhältnisse und ohne jede Rücksicht auf ein etwaiges Leserpublicum geschrieben, und wirft weit interessantere, zum Theil sogar höchst überraschende Schlaglichter auf eine lange Reihe namentlich literarisch hervorragender Persönlichkeiten.

Es wird sich daher wol rechtfertigen lassen, diejenigen Stellen des Tagebuchs, die für den Kreis der Leser dieser Blätter von Interesse erscheinen, denselben nachstehend in einigen kurzen Auszügen mitzutheilen.

Zur Einleitung sei zunächst erwähnt, daß Elisa von der Recke, damals eben dreißig Jahre alt, um die Folgen einer schweren Krankheit zu verwinden, im Sommer 1784 aus ihrer kurischen Heimath auf einige Zeit in südlichere Gegenden ging, namentlich auch um in Karlsbad „den Sprudel zu trinken".

In ihrer Begleitung befand sich ihre gleichaltrige Freundin, die schon genannte Sophie Becker, eine zweite Gesellschafterin Namens Julie Reichardt, ein Arzt, Hofrath Lieb aus Mietau, und, da die Gesellschaft in einem eigenen mächtigen Reisewagen fuhr, ein Kutscher, Namens Töll. Die Karlsbader Kur war Elisa zur Zufriedenheit bekommen, und sollte daher im folgenden Jahre wiederholt werden. Um nun eine zweite Reise zu sparen, beschloß man, in Deutschland zu überwintern, und zwar in Wülferode bei Ellrich am Südharze, dem behaglich eingerichteten Landhause des Dichters Göckingk, mit dem Elisa schon seit längerer Zeit in vertraulichem Briefwechsel gestanden hatte, und der als „Sekretarius und Kanzleydirektor" an der Kammer in Ellrich angestellt war. Auf der Reise nach Wülferode nun berührten die allenthalben mit bemerkenswerther Zuvorkommenheit aufgenommenen kurländischen Gäste zum ersten Male unter Anderm auch unser Leipzig. Es wird des Interesses nicht entbehren, an dieser Stelle wiederzugeben, wie Tiedge, der zu jener Zeit in der von Arnstedt'schen Familie zu Ellrich als Hauslehrer lebte, und der nachmals mehr denn zwei Jahrzehnte hindurch der unzertrennliche Freund und Reisegenosse Elisa's werden sollte, in seinen Briefen an seinen Freund Johannes Mohr in Magdeburg die beiden bemerkenswerthesten Personen unter der kurländischen Reisegesellschaft, die bezaubernde Elisa selbst und alsdann deren geistreiche Freundin Sophie Becker, schildert.

„Die hohe Elisa", schreibt der Dichter der Urania da unter Anderm, „die ich nie gesehen, und dennoch gleich erkannte, lächelte himmlisch-freundlich auf mich herab. Als dieser Blick mich berührte, sah ich nichts weiter, so zeichnete sie sich vor den weiblichen Gestalten aus, welche sie umgaben. Ein wahrhaft fürstliches Wesen ist ihr Schmuck. Denke Dir eine erhabene junonische Gestalt, vereint mit der Lieblichkeit und Anmuth einer Hebe oder Psyche. Diese zarte Anmuth mildert jene majestätische Hoheit, die dann wieder diese Anmuth verherrlicht. Ihr Anstand ist eine wahrhaft vornehme Haltung, und doch so natürlich. Sie weiß nicht, welche mächtige Wirkung ihre Persönlichkeit hervorbringt; und doch ist es, als verdoppele sie ihre himmlische Freundlichkeit, um den Eindruck ihrer Erscheinung zu mildern, der Alles um sie her darnieder hält. Und dieses ganze geistige Leben und Sein stellt sich dar in der allereinfachsten Form. Ein glänzendes, kastanienbraunes Haar, von einem blauen Bande zusammengehalten, ist ihr Diadem. Ein durchaus zierrathloses, um den Hals geschlossenes Gewand, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheins „chemise" genannt, fließt an der feinen Gestalt zwanglos herab. Aber ihr Gesicht — obwol nicht mehr im Frühlinge der Zeit — ist blühend, offen und ausdrucksvoll. Wohlwollen ist in diesem Gesichte der hervorragendste Zug, um den sich ein zartes Leben bedeutungsvoller harmonischer Mienen bewegt. Die Stirn fein gewölbt, heiter, klar, fast möchte ich sagen gedankendurchsichtig. Und welch ein Auge! Groß, dunkelblau, sprechend, eine sichtbare Seele! Man fühlt sich wunderbar von ihrem Anblicke betroffen."

Und Sophie Becker nennt er „nichts weniger als schön, aber anziehend, wenn sie spricht, wenn sie erzählt, kurz, eine Frauensperson, welche erst im näheren Umgange eine sonnenwarme Liebe wecken wird".

Und nun zu den Anführungen des Sophie Becker'schen Reisetagebuchs über die mehrmalige Anwesenheit der kurländischen Reisegesellschaft in unserer Stadt. Naturgemäß kann es sich nur darum handeln, aus denselben einige Auszüge allgemein interessanterer Natur hier wiederzugeben, da der knapp zugemessene Raum eine weitere Verbreitung über dieselben nicht gestattet.

Es war gegen den 10. October des Jahres 1784, als man von Dresden her, wo man besonders mit der als Dichterin unter dem Namen „Tina" bekannten Gräfin Christiane Brühl in vertrautem Verkehre gestanden, in Leipzig einfuhr, und zwar über Hubertusburg, „ein Dorf fünf Meilen von Leipzig, seines schönen Bieres wegen berühmt". Zumeist waren es Professoren und Künstler, zu denen in unserer Stadt die geistesverwandten Kurländer sich hingezogen fühlten. In erster Linie findet in dieser Beziehung Christian Felix Weiße Erwähnung, der damals zumeist auf seinem Stötteritzer Landgute sich aufhaltende bekannte Herausgeber der pädagogischen Zeitschrift: „Der Kinderfreund".

„Weiße", schreibt Sophie Becker von ihm unter Anderm, „ist ein sehr angenehmer Mann, und seine sanfte Miene flößt sogleich Vertrauen und Liebe ein. Die älteste Tochter ist ein ernstes, sanftes Mädchen. Ihre beiden kleinen Schwestern sind muntere, witzige Geschöpfe, die mit einer besonderen Fertigkeit Alles beantworten, so daß, wenn die kleinen Mädchen sprachen und ich die Augen zuhielt, ich dachte, es werde ein Dialog aus dem Kinderfreunde vorgelesen. Mir war es auffallend, daß die beiden kleinen Mädchen von neun bis elf Jahren fast alle Schauspiele gelesen hatten, und der Vater damit ganz und gar nicht unzufrieden schien. Sie sprachen dabei sehr schön deutsch und wissen mit vielem Anstande Complimente zu erwidern."

Dann wieder andrer Orten: „Weiße's Landgut liegt eine halbe

Meile von der Stadt sehr angenehm. Er ist ein so liebenswürdiger Hauswirth als Schriftsteller."

Nächst der Familie Weiße findet in Sophie Becker's Aufzeichnungen Johann Friedrich Bause nebst seiner Familie am öftersten Erwähnung, der bekannte Kupferstecher, der sich seiner Zeit eines bedeutenden Rufs erfreute, und der in dieser Hinsicht seine Berühmtheit mit einer seiner Töchter, Namens Juliane Wilhelmine, theilte, der 1768 in unserer Stadt geborenen und 1837 daselbst verstorbenen Gattin des Bankiers Löhr. Von der Bause'schen Familie erzählt unsere Quelle unter Anderm: „Bause und seine Töchter gehören unter die Zierden der Stadt Leipzig. Sein Haus ist oft voller Fremden, welche die Harmonika hören, und vielleicht noch mehr die Spielerin sehen wollen. Diese ist nicht sowol schön, als anmuthig und begleitet ihre Geschicklichkeit, sowie ihre jüngere Schwester, mit vieler Bescheidenheit. Wir sind öfter bei ihm gewesen, auch mit ihm und seinen Töchtern in zwei Gesellschaften zusammengekommen, und allemal hat sie mehr noch ihre Bescheidenheit als Geschicklichkeit ausgezeichnet. Es sollte mir leid sein, wenn Bause wirklich so geizig wäre, als man von ihm sagt."

An andrer Stelle heißt es alsdann noch: „Wir sahen bei Bause eine ansehnliche Sammlung der Zeichnungen, die seine Tochter nach großen Meistern gemacht hatte. Sie weiß sich in alle Manieren zu schicken. Mein Herz überließ sich in dem Zirkel dieser liebenswürdigen Familie einer wollüstigen Wehmuth. Ach, Alles rief ihnen das Bild der seligen Mutter und Gattin zurück. Bause machte mir beim Abschiede ein Geschenk mit den Gedichten, welche ihr Tod veranlaßt hatte, auch einem Exemplare von Rost seiner neuen Cantate „Die Christen auf Golgatha", von Schicht componirt."

Ein Bruder der verstorbenen Ehegattin Weiße's war der Universitätsprofessor Ernst Platner, bekannt dadurch, daß er auf seine Kosten einen höchst zweckentsprechenden Hörsaal erbauen ließ, weil der ihm zu diesem Zwecke behördlich zur Verfügung gestellte Raum seinen Ansprüchen nicht genügte.

„Als wir ihn", heißt es von diesem merkwürdigen Manne, „befragten, ob er denn keinen Ersatz dafür vom Kurfürsten zu erwarten hätte, so antwortete er uns Folgendes: „Der Fürst ist in der That im strengsten Verstande ein gerechter Herr, und würde mir, sobald ich ihm die Nothwendigkeit meiner Auslage dargethan hätte, selbige gewiß erstatten. Allein dergleichen Dinge führen ihn stets auf die Frage — wie hoch steht sich ein Professor? — und da haben wir unsern ganz eigenen Vortheil dabei, daß es ihm nicht ganz bekannt werde. Unser festgesetztes Gehalt ist nur 50 Reichsthaler, aber ein jeder von uns hat Antheil an gewissen öffentlichen Gebäuden, an gewissen zur Akademie gehörigen Landgütern, und kann so viel Holz zur Consumtion fordern, als er will. Dabei bleiben wir in Kriegszeiten von allen Abgaben frei, und sind so gänzlich unabhängig vom Fürsten, daß wir Professoren unsere erledigten Lehrstühle ohne sein Wissen selbst besetzen." Das Letztere gefällt mir außerordentlich gut. Bei diesem Platner haben Elisa und ich zwei philosophische Collegien gehört. Er ist in Gesellschaft ein munterer Mann, voll feiner Einfälle."

Ueber diesen Collegienbesuch findet sich in den „Briefen einer Kurländerin" noch folgende interessante Notiz: „In der That hatte der Hr. Professor die Güte, uns zwei Mal den Zutritt in seine Lehrstunden zu verstatten, und damit wir nicht störten und gestört würden, so bekamen wir unsern Sitz in einem an den Saal stoßenden Cabinette, dessen Thür halb offen stand. Ich habe mit Vergnügen das sittsame Betragen der Studenten beobachtet. Die größte Stille herrschte den ganzen Vortrag hindurch, und ließ uns auf unsern entfernten Sitzen kein Wort verlieren."

Das gute Verhalten der damaligen Leipziger Studentenschaft kennzeichnet sich in dem Tagebuche alsdann noch weiter in den anerkennenden Worten: „Uebrigens merke ich nicht, daß Leipzig eine Universität ist; es geht Alles gar ruhig und still her."

Von Buchhändlern wird Dyk, bei dem die ersten geistlichen Lieder Elisa's von der Recke mit Compositionen erschienen waren, kurz erwähnt, während Reich's etwas ausführlicher gedacht wird. „Sein Haus", heißt es in kurzer Auslese in dieser Beziehung unter Anderm, „wird durch die große Menge Porträte von Graff merkwürdig. Er hat eine sehr artige Frau. Er selbst ist ein sehr origineller Mann. Ich selbst wurde bei einem Diner, welches der Hr. Kriegsrath Müller gab, der jetzt auch regierender Bürgermeister ist, und obendrein noch die Würde eines alten Junggesellen hat, seine Nachbarin. Seine Behauptung gegen eine Nachbarin von der andern Seite, daß gute Herren auch gute Bediente haben, machte mich zuerst auf ihn aufmerksam, nun fragte er mich, ob ich unter seinen Gemälden nicht auch das Bild eines seiner treuen Bedienten bemerkt hätte. Jetzt erfolgte die ganze Geschichte desselben, die zwar jeden Zuhörer für den guten Anton, noch mehr aber für den Herrn einnahm, durch dessen edle Behandlung er so gut geworden. Die trockene Art, mit der Reich seine menschenfreundlichen Grundsätze einfließen ließ, schien mir das Gepräge eines Herzens, das über die Besorgniß, für eitel gehalten zu werden, erhaben ist. Ich bemerkte indessen, daß Hiller, welcher gleich neben mir saß, nicht von alledem so durchdrungen wurde, als ich. Ich fragte ihn nachher um seine Meinung, und er sagte mir, daß Reich wirklich viel Gutes thäte, aber blos, um hernach das Vergnügen zu haben, es Andern zu erzählen, und daß er sich in jeder Gesellschaft für die wichtigste Person hielte; daß auch nicht der geringste Dienst für einen Freund verschwiegen bliebe. O, dachte ich bei mir selbst, so ist es denn so schwer, das Gute um des Guten Willen zu lieben, nur mit dem unsichtbaren Zeugnisse eines gegenwärtigen Gottes zufrieden zu sein! Dennoch glaube ich, daß diese Art von Eitelkeit, welche statt Perlen Tugenden anlegt, für das menschliche Geschlecht das Beste wäre."

Von gesellschaftlichen Vergnügungen, welche die kurländische Reisegesellschaft in Leipzig mitmachte, findet sich, neben dem erwähnten Essen bei Karl Wilhelm Müller, noch der Ball erwähnt, „den hier der fremde Adel zur Meßzeit giebt, und auf dem wir zwar wol Gesichter, nicht aber Menschen kennen gelernt haben. Doch Minister v. Wurmb und seine Gemahlin, die Elisen durch die Gräfin Brühl empfohlen wurde, gehören schon unter die interessanten Personen."

Ferner gedenkt die Tagebuchschreiberin nach dieser Richtung hin noch der „Komödie, wo die Acteure mit ihrem Spiele uns indeß keine Lust machen wollten", sowie der öffentlichen Concerte in dem „Leipziger Concertsaale, der gewiß in Deutschland nicht so leicht seinesgleichen hat, von Oeser's Hand gemalt". Von Interesse ist weiter noch die kurze aber ansprechende Schilderung einiger Merkwürdigkeiten, die man in dem sogenannten Quergarten sah, „der zur Meßzeit der Sammelplatz aller Fremden ist". Sophie Becker erzählt hiervon wie folgt:

„Ich habe auch den berühmten Schachspieler und eine Sprechmaschine hier gesehen. Ersterer ist ein Türke, der an einer Kommode sitzt. Ehe das Spiel angeht, zeigt ein Mann den Zuschauern das Innere der Kommode. Dieses besteht aus verschiedenen schön gearbeiteten Rädern und Wolzen. Alsdann zeigt er auch den Rücken des Mannes, in welchem man zwei sich kreuzende Stahlfedern sieht. Ein kleines Kästchen aber nimmt er aus der Kommode ganz hinaus, und stellt es auf einen neben dem Türken stehenden Tisch, mit dem Rücken gegen die Zuschauer. Nun erbietet sich einer, mit dem Türken Schach zu spielen, das Spiel wird vor ihm auf die Kommode gesetzt, und derselbe Mann zieht das Uhrwerk durch einen Schlüssel wie bei einer Uhr auf, und nimmt hierauf seinen Platz zwischen Uhr und Türken. Alles, was ich an dem Manne bemerken konnte, war, daß er allemal, wenn der Türke ziehen sollte, die Hand in die Tasche steckte, die zunächst an ihm stand, und sie ziemlich erhitzt wieder herauszog, wenn sein Türke zu pausiren hatte. Die Sprechmaschine aber besteht aus einem Blasebalge, von dem 60 Röhren in eine Kiste laufen, die nur ungefähr 1½ Schuh hoch und lang ist. Aus dieser Kiste nun kommt die Stimme eines dreijährigen Kindes, welches französisch spricht, zum Exempel: "Papa, mama, mama me fait mal, simpathie, hipochondrie, Xenophon," und der schweren Worte und Reden mehr. Dabei ist der Erfinder, Hr. von Kempelen, nichts weniger, als ein Charlatan, räsonnirt vielmehr recht angenehm über die Mechanik seiner Maschinen. Auch hat er versichert, daß, wenn er seinen Plan mit diesen Erfindungen ausgeführt hätte, er das Geheimniß selbst entdecken würde, und daß man sich alsdann sehr wundern würde, nicht darauf gefallen zu sein."

Soweit mit unserer kurzen Blumenlese aus Sophie Becker's Aufzeichnungen über den Aufenthalt der kurischen Gäste in unsrer Pleißestadt. Nicht ohne Interesse wird es sein, denselben noch einige Worte über das künftige Lebensgeschick der liebenswürdigen Erzählerin anzuflechten. Im Jahre 1787 ward die auch als Dichterin bekannt gewordene Sophie die glückliche Gattin eines nahen Verwandten Göckingk's, den sie in dessen gastlichem Heim kennen gelernt, des auf literarischem Gebiete gleichfalls gut berufenen damaligen Referendars Johann Ludwig Georg Schwarz. Am 26. October 1789 aber erlag die junge Frau, der wir obige Aufzeichnungen verdanken, den Folgen ihrer ersten Entbindung. In Halberstadt ruhen ihre Gebeine. Paul Lemcke.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

V.

C. Reinhart an Göschen. Dresden am 20sten Sept. (1785). Mein lieber Göschen. Schon vor 14. Tagen hab ich die 4. Zeichnungen an H. Crusius abgesendet ich weis aber nicht ob er sie richtig erhalten hat; und ob sie ihm recht gewesen sind. Er wird mir einen Gefallen thun, wenn Er zu ihm gehn will und sich darnach erkundigen. wenn er sie Ihm bezahlen will, so nehm ers immer über sich das Geld an mich zu schikken. Denn ich bin iezt ein armes luder. Mein logis weis er ia. in Müllers Haus an der Töpfer gasse. — Sieht Er Herr das mus Er mir besorgen, ich bin einmal wider sein diener. Gestern hab ich Schiller in Luschwitz besucht. Die leutchens leben recht fidel zusammen. Morgen kommt er herein nach der Stad. Leb Er wol Ewig S. Freund. Reinhart Grüs Er mir alle bekannte. Ich bin hir sehr fleisig.

Schiller war am 12. September als Körners Gast nach Dresden gekommen, nachdem er etwa im Juni mit Körner im Verfolg einiger schwärmerischer Briefe die erste persönliche Begegnung in Kahnsdorf gehabt hatte. Er befand sich in begeistertster, dichterisch hoffnungsreichster und höchstglücklicher Stimmung. „Mir ist wohl", schrieb er am 13. Sept. an Huber, „und in der jetzigen Fassung meines Gemüthes kenne ich keine andere Besorgniß mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit. Erblicke in mir Dein eigenes Schicksal. Wie mir jetzt ist, wird Dir in wenigen Wochen auch sein. — Betrachte mich also als den — — „sel'gen Spiegel Deiner Seligkeit". Ich schreibe Dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geschäften, und mitunter auf dem Clavier klimpern. Wie viel Stimmung giebt mir das zu einer Unterhaltung mit Dir!" (Briefw. zwischen Schiller u. Körner I, 53) Die Weiberchen waren Minna Stock, welche seit Anfang August Minna Körner geworden war, und deren Schwester Dora. Huber, der Dritte im Freundschaftsbunde der Männer, zu dem auch Göschen hinzugezogen war, sollte ebenfalls bald nach Dresden kommen. Johann Christian Reinhart, der Schreiber dieses Briefes, war seinem Vater, dem Archidiakonen und Vesperprediger zu Hof, Peter Johann Reinhart und dessen Ehefrau Magdalene Wilhelmine Friederike geb. Müllner am 24. Januar 1761 geboren, hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt und, nachdem er über das Thema „De utilitate artis pingendi in rebus sacris rite institutae" die Abschiedsrede gehalten, zu Ostern 1778 die Universität Leipzig bezogen, um Theologie zu studiren. Bald von Zweifeln ergriffen, fing er an die theologischen Collegien zu meiden und suchte dagegen die Schule Oeser's auf, der ihn, wie wir aus einem Briefe der seit dem Jahre 1764 verwittweten Reinhartin vom 24. März 1779 erfahren, demnächst auch in sein Haus aufnahm und unentgeltlich unterrichtete, und den die Mutter in eben jenem Briefe bat, ihn auch um ein Billiges an seinen Tisch zu nehmen. Auch machte er fleißige anatomische Studien an Menschen- und Thier-Leichen. Zu Anfang 1783 ging er nach Dresden, um in die Akademie einzutreten, die damals von einem feindlichen Directoren-Paare, Casanova und Schenau, regiert wurde. Nachdem er jedoch, während er auf der Galerie nach Berchem copirte, dem aus dem Zwiespalte der Häupter entspringenden unerquicklichen Treiben auf der Akademie eine Weile von Außen zugesehen, zog er es vor, für sich zu bleiben. Nur kurze Zeit genoß er der privaten Unterweisung Klengel's, dann machte er allein die Natur zu seiner Lehrmeisterin und zeichnete mit seinem Freunde Konrad Geßner in der an landschaftlichen Schönheiten so reichen Umgebung Dresdens. Im Sommer 1784 lernte er in Karlsbad Elisa von der Recke kennen, die damals bereits von ihrem Gatten geschieden war, und da sie, wie er, nach Gotha zu gehen gedachte, wo er den Herzog Ernst zu besuchen wünschte, so schloß er sich, gefesselt durch ihren Geist und ihre Anmuth, ihr an. Die Reise ging aber auf großen Umwegen nur sehr langsam von Statten und führte über Dresden, Leipzig, Dessau, Wülferode, wo Göcking lebte, und Göttingen; dann über Gotha, wo sich Reinhart mit Doell befreundete, weiter nach Erfurt, wo er Dalberg, und nach Jena, wo er Wieland und Herder kennen lernte. Von da ging er nach Leipzig. In Leipzig verkehrte Reinhart eifrig in jenem geistig und künstlerisch angeregten Kreise, der sich in Richter's Kaffeehause zusammenfand und dessen bedeutendste Mitglieder der Theaterdichter Jünger, der Schauspieler Reinecke, der Buchhändler Göschen, der Dr. Otto Gehler, mit welchem Reinhart Anatomie getrieben, Huber, Mauser und der Arzt und Romandichter Dr. Albrecht waren, dessen Gattin Sophie eine Zierde der Leipziger Bühne bildete. Auch mit seinem alten Lehrer Oeser, mit dem Componisten Hiller und mit Felix Weiße traf er hier zusammen. Mit diesem Kreise trat auch Schiller in Beziehung, als er im Frühjahr 1785 nach Leipzig kam, und Reinhart schloß sich ihm näher an. Den Sommer über setzte sich in Gohlis, wo das Albrecht'sche Ehepaar jenen Kreis um sich versammelte, diese freundschaftliche Beziehung fort, unter deren Einwirkung sich auch der junge Maler zu manchem dichterischen Versuche angeregt fühlte. Das „Er", welches sich in dem vorliegenden Briefe so scherzhaft ausnimmt, war durch Schiller in dem ganzen Kreise eingeführt worden, und zwischen dem Maler und dem Dichter ist es bis zu des Letzteren Tode in Gebrauch geblieben. Dem Briefe zufolge ist Reinhart schon vor Schiller nach Dresden gereist. Sein Aufenthalt war diesmal von kurzer Dauer; er ging nach Prag, um mit seiner Geliebten zusammenzutreffen, von welcher unten die Rede sein soll, und kehrte dann nach Leipzig zurück.

C. Reinhart an Doell. Leipzig am 28. Jan. 1786. Liebster Freund! Die Ursache warum ich Ihnen so spät antworte, vermuthen Sie vielleicht von selbst. Ich fand ihren Brief gestern als ich von Gnand Stein bei Chemnitz zurük kam, wohin ich um etwas Nach der Natur zu malen gereist war. was vor herrliche Parthieen hab ich gesehn, Schade daß mann nicht alles mitnehmen kan. wenn ich nicht dadurch daß man so viele Schöne Sachen vorbei gehen, und Sie im Stiche lassen mus einem eine melancholische laune gehabt hätte so könnte ich mich einer höchst vergnügten Reise rühmen. Ich beneide das Wild das zeitlebens in der freien Luft leben kan, um dies Einzige. Ich will auch Zeit meines lebens mich an die Natur halten, und statt ihr eine Skize abzunehmen und Farbe, Beleuchtung und zufälle dem Gedächtnisse anzuvertrauen, das, es mag es hernach so treu widergeben als es kan, gegen die Natur alles Matt bringt, lieber diese Schönheiten mit Pinsel und Pallette gleich auf freiem Felde kopiren. ich habe es gesehn, daß das flüchtigste Bild was man sich mit Farbe nach der Natur macht mehr werth ist als die fleisigste Zeichnung ohne Kolorit, wenigstens fürs Studium. Doch ich komme in ein Kunstgeschwäzze, anstatt Ihnen lieber Freund gebührende Antwort zu geben. Meine Zeichnungen sagen Sie haben Ihnen bis auf den Schindanger der freilich nur eine Narren Posse sein sollte gefallen. Ich würde mich freuen wenn ich Ihr Urtheil ganz verdient hätte, und nichts von Ihrer Gefälligkeit abrechnen dürfte. Sie verlangen von mir einen billigen Preis der ganzen Sammlung und weil Sie glauben, daß Durchl. Herzog sie behalten würde. Ich kan dis nicht anders bestimmen als ich zeige Ihnen ohngefähr die Zeichnungen an, und sezze den Preis dazu für den ich gewöhnlich dergleichen Blätter entweder in Absicht der gröse oder des darauf verwandten Fleises verkaufe Müggendorfer Hohle 4 Louisd'or. Durchsicht eines Felsen in Sanspareill 4 L. Bäume zur Rechten, links fährt ein Karren durchs wasser. invent. 5 L. große Eiche zur linken ein Wagen mit leuten will umfallen inv. 6 Louis. große Bäume woraus ein Knabe Kühe in den Flus treibt, zur Rechten eine Mühle inv. 8 Louis. eine zwischen Bäume und Felsen eingeschlossene landschaft in die breite. im Mittelgrunde ein Steg worüber ein Mann geht inv. 2 L. Mühle zu Salenstein bei Hof und Campagna, ebendaselbst., beide 6 Ducat. Eine Felsen Parthie in der Gegend von Carlsbad 2 Louis. Marbach bei Nossen 3 Ducaten. Windmühle bei Leipzig 2 Ducaten. der Schindanger 2 Louis. Ich habe so gut ich konte die Zeichnungen angegeben da ich das eigentliche Verzeichnis davon nicht finden konnte. Sie werden sich schon herausfinden. Sie werden die Preise bei der in den meisten Blättern fleisigen ausführung gewis nicht übertriben finden. es ist mir zu ihrer Verfertigung beinahe der ganze Winter hingegangen, und der Profit den ich dadurch suche ist, diesen Sommer ruhiger studiren zu können, da mein ganzes Vermögen meine Hände und Kopf sind. Verzeihen Sie mir nur daß ich Sie damit beschwerte, in ieden Fall befehlen Sie wider über mich. Empfehlen Sie mich dem Durchlaucht. Herzog nochmals und bleiben Sie mein Freund wie ich der Ihrige. C. Reinhart.

Schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Leipzig hatte Reinhart von dem Herzog Georg von Meiningen, der auf ihn durch die Herzogin von Gotha, seine Schwester, aufmerksam gemacht war, die Einladung erhalten, in seine Dienste zu treten, jedoch dankend abgelehnt, da er, wie er jetzt sei, weder dem Herzoge noch sich selbst in der ihm zugedachten Stellung genügen könne. Im December 1786 gerieth er jedoch ganz zufällig in dieses Verhältniß. Auf einer Reise nach Erlangen begriffen, wo er seinen Bruder Amandus, Hofmeister der Prinzen Narischkin, besuchen wollte, berührte er Meiningen und fuhr auf dem Bocke der Postkutsche sitzend und das Horn blasend in die Stadt ein. Der Herzog hatte den fröhlichen Bläser, der eine schöne und originelle Erscheinung machte, vom Fenster seines Schlosses aus gesehen, ließ ihn hinauf bitten und lernte nun in ihm Denjenigen kennen, dem er jene Stelle angetragen. Es gelang ihm, den jungen Künstler festzuhalten, und dieser blieb statt einiger Stunden beinahe drei Jahre in Meiningen, bis in den October 1789. Ohne dienstliche Verpflichtungen über sich zu nehmen, wohnte er im Schlosse und wurde der vertrauteste Freund des Herzogs, der es liebte, frei

von allem Zwange mit tüchtigen, eigenartigen und geistig lebendigen Naturen zu verkehren. In der Begleitung des Herzogs oder von ihm gerufen gelangte Reinhart auch nach Weimar, von wo der folgende Brief geschrieben ist.

C. Reinhart an Göschen. Weimar d. 6. Mai (1787). Lieber Göschen. Zweimal in einen Tag an Sie zu schreiben ist warlich zu viel — das thun nur die Verliebten. Mich treibt dismal die eiserne Nothwendigkeit dazu. Diesen Augenblick bin ich müde und naß hier angekommen, und zu meinen Schrecken erfahren daß mein Herzog morgen früh schon wieder fort will, statt wie er erst sagte 8 Tage hier zu bleiben. Ich mus Sie also bitten wenn Sie meine Sachen noch nicht abgeschikt haben, sie zurück zu halten, und sie hingegen durch einen sichern Fuhrman untern geleide Gottes gerade nach Meinungen an mich zu schicken. Morgen abend hoffe ich schon dort zu sein... Wegen der Herausgabe von Göthens Schriften fiel mir unterwegens ein Gedanke ein, den Sie überlegen sollen. Schikken Sie Chodoviecky denn elenden Quark zurück er mus nicht glauben daß die Leute so dum sind diese Excremente für gute waar zu nehmen und suchen Sie daß Angelica Kaufmann ihnen ein paar eigenhändig radirte Blättchen zu Werthers L. liefert. Sie hat schon mehr radirt. Ist eine billige und gefällige Frau. und sie haben iezt gute Gelegenheit es zu erlangen da Göthe selbst in Italien ist. Sie geben dadurch wegen den Neuheit der Sache ihrem Werke einen grosen Reiz und Ruf und sichern es destomehr für Nachdruk. Angelica ist sehr bekannt und geschäzt, und ihr Styl ist der eigentliche für solche Szenen. Folgen Sie meinem Rath es wird Sie gewis nicht reuen. Doch überlegen Sie es erst, es kommt auf ein paar Monathe an. Schreiben Sie selbst an Sie — Sie ist eine teutsche und wird gewis mit Freude dem schönen großen teutschen Genius ein zierliches Kleid anziehn helfen. Leben Sie wohl. Ich bin stets Ihr Freund C. Reinhart.

Reinhart war um diese Zeit noch viel zu sehr in Oeser's Kunstansichten befangen, um Chodowiecki würdigen zu können. Letzterer hatte für Deyverdun's französische Uebersetzung des Werther (Maestricht, Dufour u. Roux 1776) zwei Kupfer, Lotte im Ballanzuge das Brod austheilend und Werther's Zimmer nach dem Selbstmord, geliefert (Engelmann, Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche Nr. 151 und 152), von denen das erstere, wie Engelmann mit Recht hervorhebt, zu seinen reizendsten Blättern gehört. Sicherlich hatte dieses den deutschen Verleger bestimmt, ihm die Illustration seiner Ausgabe der Goethe'schen Schriften zu übertragen. Vier Zeichnungen waren von Chodowiecki gefertigt worden: zu Werther (Lotte und Werther am Brunnen in Thalheim), zu Götz, zum Triumph der Empfindsamkeit und zu Stella. Diejenige zu Götz ist in der That schwach, wie alle Darstellungen des Meisters in mittelalterlichem Kostüm; in den übrigen, so klein sie sind, erkennen wir echte Zeitbilder und wahre Spiegelungen des sentimentalen Geistes, der die Schriften charakterisirt. Göschen hat jene Kupfer gebracht, sich jedoch auch an Angelica gewandt und zum V. und VIII. Theile hat sie die Titelbilder geliefert. Vielleicht hatte Chodowiecki die ganze Ausgabe illustriren sollen. Von Meiningen aus erbittet sich Reinhart unter dem 11. Oct. 1787 gegen Lieferung von Zeichnungen Reinold's Reden über die Materei, Home's Grundsätze der Kritik, die neue Ausgabe der Blumauer'schen Gedichte, Stolberg's Uebersetzung des Sophokles und Lessing's Dramaturgie. In der dortigen Buchhandlung sei außer den goldenen Schulbüchern nicht viel zu haben. Auch wünscht er zum Geschenk für seine Freundin T. ein Exemplar von Goethe's Schriften und von Don Carlos auf Schreibpapier zu erhalten. — Anfang Nov. sendet er die bestellte Zeichnung zu einem Erbauungsbuche: „Eine junge Dirne, die sich der Religion (als die zwischen Gott und den Menschen Frieden stiftet und uns auch zum Grab getrost hinblicken läßt) in die Arme wirft. Der Vorfall ist nicht im heutigen Geschmack — darum sehn Sie sie im antiken Costum." „Sollten die von mir bestellten Bücher", schreibt er am Schluß dieses Briefes, „mehr machen das zahle ich gerne heraus. Denn die Aufklärung meins Kopfs ist mir zu lieb, als daß ich nicht gerne einen Thaler dafür geben wollte." Die Freundin T., deren Reinhart in einem dieser Briefe gedenkt, war Thekla Podleska, eine junge Böhmin, welche Hiller zur Sängerin ausgebildet hatte und die in die Dienste des Herzogs von Kurland zu Mitau getreten war. Der junge Künstler hatte sich mit ihr in Leipzig verlobt. Zur Verheirathung kam es nicht. Als Reinhart später nach Rom ging, ließ er elf Jahre lang die Geliebte ohne Nachricht. Sie heirathete dann den Musiker Battka, der sie sehr unglücklich machte, während Reinhart selbst sich schon früher mit einer Römerin verbunden hatte. Thekla bewahrte ihm bis an ihr Ende eine schwärmerische Zuneigung. Im Spätsommer 1788 lernte Reinhart durch Vermittelung des Erbprinzen von Coburg in Ansbach den Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth kennen, der ihm antrug, auf seine Kosten nach Rom zu gehen. Ueberglücklich nahm der Künstler dies Anerbieten an, kehrte aber noch einmal nach Meiningen zurück, wo der Herzog vergeblich Alles aufbot, ihn zu halten, und trat im October des nächsten Jahres die Reise nach Rom an. Am 23. December traf er daselbst ein.

Bücherbesprechungen.

o.— Des Aurelius Augustinus Metaphysik im Rahmen seiner Lehre vom Uebel, dargestellt von Dr. Konrad Scipio, Prediger an St. Jacobi in Stettin. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1886. IV, 113 S. — Wenn auch der Inhalt der vorliegenden Schrift dem Titel derselben nicht genau entspricht, da der Verfasser nach einer Einleitung über „Augustin und seine Zeit" in einem analytischen Theil „I. das Wesen Gottes" und „II. die Schöpfung", in einem synthetischen Theil „III. die Welt als Kosmos" und „IV. das Uebel" behandelt und nach einer ethischen Erörterung („V. die Persönlichkeit und der Kosmos") mit einer Betrachtung über „die kosmische Dialektik" abschließt; wenn auch schon dem äußern Umfange nach der 3. Theil, in welchem die Welt als Kosmos abgesehen vom Uebel behandelt und eine feine Entwickelung der Begriffe ordo, modus und species gegeben wird, als Mittelpunkt der Arbeit des Verfassers erscheint und demnach das Uebel vielmehr im Rahmen der augustinischen Metaphysik als die Metaphysik im Rahmen der Lehre vom Uebel betrachtet wird, so kann doch diese kleine äußerliche Ausstellung den Werth der vorliegenden von des Verfassers guter philosophischer Begabung und Bildung zeugenden Abhandlung nicht schmälern. In ebenso anspruchsloser als anerkennenswerther Weise dient des Verfassers Schrift der Würdigung „des universellsten Denkers der alten Kirche" und liefert zugleich einen schätzbaren Beitrag zur Behandlung der theologischen Principienfragen. Möge die Arbeit anregend mit dazu helfen, daß dem großen Kirchenvater, in dessen Schriften unser Luther in seiner Weise zu Hause war, eine größere Beachtung und ein fleißigeres Studium zu Theil werde, als es gemeinhin der Fall ist.

P.— Die totale Sonnenfinsterniß am 19. August 1887 nebst Uebersicht über die hervorragendsten Sonnenfinsternisse innerhalb Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. — In der aus Anlaß des bevorstehenden seltenen Phänomens erschienenen Literatur nimmt dieses Schriftchen eine hervorragende Stelle ein. Nach einem kurzen Excurs über Sonnenfinsternisse überhaupt werden die Details der bevorstehenden näher besprochen. Für 63 Orte innerhalb Deutschlands sind genaue Zahlenangaben bezüglich des Sonnenaufganges, der Zeit der größten Verfinsterung und des Endes derselben nebst dem Betrage der Verfinsterung gegeben. Rathschläge für erfolgreiche Ausnutzung der Totalität für Laien sind vorangestellt. — In der sich hieran anschließenden Uebersicht über die hervorragendsten Sonnenfinsternisse innerhalb Deutschlands in diesem und dem folgenden Jahrhundert sind für alle Finsternisse, bei welchen mehr als die Hälfte des Sonnendurchmessers vom Monde verdeckt wird, die Centrallinien der Verfinsterung und die Beträge derselben angegeben. — Ein instructives Bild über den gesammten Verlauf der Verfinsterung am 19. August gewährt die Darstellung mit verschiebbarer Mondscheibe, welche vor Kurzem im gleichen Verlage (Preis 50 ₰) erschienen ist.

J. R. Im Weichbilde des Bären. Berliner Skizzen von Paul Lindenberg. Berlin, J. L. V. Laverrenz. 1 ℳ — Zu den Schriftstellern, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, das moderne Berlin in Schilderungen für die Mit- und Nachwelt festzuhalten, gehört auch Paul Lindenberg; wir haben auf seine in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienenen Bändchen über die Reichshauptstadt schon früher an dieser Stelle aufmerksam gemacht. Jetzt bietet Lindenberg wieder einen Band wol schon vorher in Zeitschriften veröffentlichter Skizzen (Hinter den Coulissen des Opernhauses, Von den Berliner Theatern, Des Kaisers Heimstätten, Der Hofball, Die Markthallen, Das Asyl für Obdachlose u. s. w.), welche mehr als bloße Momentphotographien sind und zeigen, daß der Verfasser bestrebt ist, seinen Stoff durch geschichtliche Rückblicke zu vertiefen und durch einen warmen Ton zu beleben. In dieser Hinsicht besitzt Lindenberg ja ein gutes Vorbild an dem trefflichen Wanderer durch Berlin Julius Rodenberg. Nur muß sich unser neuer Schilderer der deutschen Metropole vor unnützen Wiederholungen hüten; auch empfiehlt es sich, bei Zusammenstellung einzelner Aufsätze zu einem Buche darauf zu achten, daß keine Widersprüche mit unterlaufen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 65. Mittwoch, den 17. August. 1887.

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. Bernhard Schwarz.

A. Wichtigkeit des Landes. Die Literatur.

Von allen Theilen des in unserer Zeit zu so hoher Bedeutung gelangten afrikanischen Continents ist kaum ein anderer so merkwürdig als jener, der den Negerfreistaat Liberia umschließt. Nicht allein, daß dort die eigenartige Natur des tropischen Afrikas sowol nach Seite ihres Reichthums als nach Seite ihrer Schrecken so zu sagen potenzirt auftritt, nein, noch ungleich mehr fordert das erwähnte, auf diesem Boden etablirte politische Gebilde unser Interesse heraus. Und das zwar zunächst schon von rein theoretischem, staatswissenschaftlichem Standpunkte aus. Denn es steht in der ganzen unermeßlichen menschlichen Culturgeschichte nahezu als ein Unicum da, daß eine Privatgesellschaft, noch dazu eine solche von uneigennützigem, philanthropischem Charakter, staatenbildend aufgetreten ist. Dann hat die Sache aber auch eine eminent praktische Bedeutung und zwar gerade für unsere Colonien gründende Zeit. Die in letzterer Hinsicht mehr oder minder fundamentale Frage, die Frage der Erziehung des Negers zur Cultur, sie hat mit der Gründung von Liberia wenigstens einen Versuch zu ihrer Lösung erfahren. Und wenn dieser Versuch auch, wie leider nicht mehr geleugnet werden kann, Dank einem falschen Liberalismus, einer unklaren Humanität, mißglückt ist, so bleibt die lehrreiche Bedeutung desselben doch bestehen: Liberia zeigt den in Afrika interessirten europäischen Culturstaaten, wie man es nicht machen muß.

Daneben ist die kleine schwarze Republik auch wichtig wegen der Rolle, die ihr unbestritten in der Zukunft, und zwar der allernächsten, noch vorbehalten ist. Sie erscheint überschuldet infolge einer leichtsinnigen Finanzwirthschaft. Der Staatsbankerott mußte eigentlich schon in diesem Jahre ausbrechen. Die Gläubiger haben noch eine kurze Prolongation gewährt. Aber dieses Jahrzehnt wird nicht ablaufen, ehe der völlige Zusammenbruch erfolgt ist. Was wird dann geschehen? Wer wird der Erbe der in der That gar nicht zu verachtenden Hinterlassenschaft sein? England, das allerdings der Hauptgläubiger ist? Aber Deutschland hat dort bei weitem die meisten Handelsinteressen! Zugleich blickt auch Frankreich mit lüsternen und argwöhnischen Blicken auf den fetten und bequemen Bissen. So dürfte denn um Liberia dereinst leicht eine Art orientalische Frage zweiter Auflage entbrennen, gerade so etwa, wie ähnliche Verwickelungen in Zukunft bezüglich Marokkos sich ergeben können.

Schließlich wird speciell für uns Deutsche Liberia immer bedeutsam bleiben als das Land, das die sterblichen Ueberreste eines unserer Besten, des Dr. Gustav Nachtigal, umschließt. Denn wenn der Dichter sagt, daß die Stätte schon heilig ist, die ein großer Mensch betrat, so wird dies noch mehr gelten von dem Stück Erde, wo ein solcher seine Ruhestatt gefunden. —

Bei der in dieser Weise nachgewiesenen großen Wichtigkeit jenes Gliedes am afrikanischen Riesenleib erscheint es überaus auffallend, daß wir bis vor Kurzem so gut wie gar keine Literatur über das Land besaßen. Das ist erst neuerdings besser geworden. Es erschienen zwei Bücher über Liberia, beide im Jahre 1885, nämlich 1) eine französisch geschriebene, fast ausschließlich geschichtlich gehaltene Schrift von dem bekannten Colonel Wauwermans, Präsiderten der königl. geographischen Gesellschaft in Antwerpen, und 2) ein holländisches Werk: „Mededeelingen over Liberia“ von J. Büttikofer. Der Letztere, ein junger Zoologe, z. Z. Custos an dem königl. Museum in Leiden, besuchte in Gemeinschaft mit dem Naturforscher Sala, welcher leider nicht wieder heimkehren sollte, die Nordhälfte der Republik in den Jahren 1879—82 und drang dabei ein gut Stück ins Innere vor. Seine Beobachtungen sind sehr umfassend und die Darstellung gewinnt nicht selten sogar einen poetischen Hauch. Ohne allen Zweifel muß das Buch dieses Herrn zu den besten Monographien gezählt werden, die je über ein Stück von Afrika geschrieben wurden. Leider fand dasselbe in Deutschland, wol seiner bei uns im Allgemeinen wenig verstandenen Sprache halber, nur geringe Beachtung, weshalb die in den nachstehenden Zeilen gebotene freie Wiedergabe des hauptsächlichsten Inhalts wol am Platze sein dürfte. Hierbei sei gleich noch bemerkt, daß Hr. Büttikofer soeben eine zweite Reise nach Liberia glücklich durchgeführt hat und nunmehr daran ist, seine gesammten Forschungsresultate in einem deutsch geschriebenen, illustrirten Werke zu veröffentlichen, auf das wir das geographische Publicum schon im Voraus aufmerksam machen wollen.

B. Der Eindruck vom Lande bei einer Küstenfahrt.

Ehe der Verfasser auf Grund der Büttikofer'schen Arbeit an eine systematische Darstellung der Verhältnisse des Landes geht, will er in Kürze noch den Eindruck schildern, den er selbst von demselben gewann. Es war im Herbst des Jahres 1885, als ich im Auftrage der deutschen Reichsregierung eine Reise nach Camerun unternahm. Ich benützte dabei einen der Wörmann'schen Dampfer, welche in mindestens allmonatlicher Fahrt von Hamburg nach Westafrika laufen und dabei fast alle nennenswerthen Punkte an der Küste des letzteren berühren. In dieser Weise lernte ich nicht weniger als 4 Hafenplätze Liberias kennen.

Wir hatten Senegambien passirt, das erste tropische Land, das ich mit meinen Augen erblickte. Ich war von demselben nicht wenig enttäuscht worden. Kommt doch dortselbst fast noch die in der That unferne Wüste zur Geltung. Grellfarbige, dürre Sandstreifen säumen das träge Meer, dahinter monotones Gebüsch und über alledem eine wahrhaft sinnbethörende Sonnengluth, das ist die Scenerie, die „das französische Indien“ dem Reisenden vorführt. Nun war es Abend geworden. Im grellen Scheine eines der in jenen Breiten fast alltäglichen Gewitter sahen wir nach mehrtägiger Fahrt von Neuem Land, Liberia; wie würde dieses sich zeigen? Der erste Eindruck war auch hier nicht günstig, wenngleich charakteristisch genug. In ziemlicher Höhe gewahrten wir vor uns ein mattes Lichtchen, das Leuchtfeuer von Monrovia, der Residenz, das seinen Namen fast wie lucus a non lucendo hatte. So verarmt ist schon das kleine Gemeinwesen, daß es an dem noch dazu von bösartigen Riffen umdrohten Eingang in seinen Hafen nicht einmal eine anständige Leuchte unterhalten kann, sondern sich mit einem trüben Oellichte behilft.

Am andern Morgen, wo dieses letztere von der strahlenden Tropensonne abgelöst wurde, war das Bild freilich ein total verändertes. Unser Fahrzeug ankerte in einer weiten, schön geschweiften, von zahllosen Canoes mit fast nackten, lärmenden Eingeborenen belebten Bucht, an deren Südseite sich das Cap Mesurado nahezu 250

Fuß hoch erhob. An seinem Fuß schwarze Basaltblöcke, gegen welche ununterbrochen eine wilde, weißschaumige Brandung donnert. Aber über diesem dämonischen Treiben ein wahres Paradies, ein von schlanken Palmen, üppigen Büschen, schillernden Blumen und endlosen Ranken gebildetes Dickicht, das die Flanken des Berges bis zu dem Leuchtthurm auf seiner Spitze überkleidet, das Ganze ein wahres exotisches Treibhaus, ein tropisches Schaustück von solcher Ueppigkeit, solch blendender Farbenpracht und Lichtstärke, daß der Nordländer, der zum ersten Male in die äquatorialen Regionen kommt, wahrhaft wortlos dasteht.

Im grellsten Contraste zu diesem Tableau voll südlicher Herrlichkeit erscheint, sobald man im Kahn die wie fast überall in Westafrika so auch an diesem Punkte recht ungestüme Brandung passirt hat, eine grasige Lehne, über welche einige Dutzend nette, ein- und zweistöckige, mit spitzen Dächern versehene Häuserchen sammt Kirche und Thurm verstreut sind. Man könnte wähnen, ein thüringisches Dörfchen vor sich zu haben. In Wahrheit erblicken wir Monrovia, die Hauptstadt des schwarzen Freistaates. Freilich diesem Range entspricht es wenig, daß wir dann nach dem Landen holperige Straßen finden, daß hie und da Kühe, Schafe und Ziegen das auf den öffentlichen Plätzen ungenirt sprießende Gras abweiden und daß die wenigen Laternenpfähle zerbrochene Laternen tragen und selbst schief und krumm stehen. Das vermag aber den idyllischen Eindruck des Ganzen nicht zu stören, eher noch zu erhöhen. Ist doch auch an den Häuschen selbst, die rechts und links stehen, nichts auszusetzen. Jedes von ihnen besitzt etwas Anziehendes. Hier thront vor einer Thüre ein mächtiger Mangobaum mit Laub, das blutroth und gelb gefärbt erscheint, wie bei uns die Blattmassen im Herbste. Dort rauschen auf einem zierlichen Balkon oder aus einer grün umrankten Veranda heraus die buntatlassenen Gewänder, welche den üppigen Leib vornehmer Negerinnen umschließen. Anderwärts wieder dringen selbst die Töne eines Instrumentes, des feuchten Klimas wegen meist eines Harmoniums, aus einem freundlichen Salon, in welchem wir moderne Möbel, Bilder mit Goldrahmen und Gardinen bemerken, während in dem Garten daneben dunkelhäutige Stutzer im Modeanzug, mit Stehkragen und Lackstiefeln, Krokett spielen. Wer würde hinter dieser freundlichen Außenseite die allgemeinste und totalste Fäulniß vermuthen, die dort in der That zu Hause ist?

Auch die anderen Punkte des Ländchens, die ich sehen durfte, zogen nicht wenig an. In unserem nächsten Anlegeorte, Fishtown mit Namen, lief vor der kleinen Reihe der Häuser, unter welch letzteren sich auch hier wieder eine Wörmann'sche Factorei befand, dicht am Meere eine förmliche Allee von wahrhaft gigantischen Baumwollbäumen hin, an deren Fuße die weißgekalkten Tonnen, welche das Palmöl enthielten, der Einschiffung harrten. Dicht dahinter begann der meilenweit sich ausdehnende Urwald, den zahllose Kautschuklianen zu einem schier undurchdringlichen Dickicht verflochten. Nur einzelne schmale Negerpfade leiteten zu Waldblößen, auf denen in größeren oder kleineren Gruppen die elenden Hütten von Eingeborenen standen, eine jede überschattet von hohen Cocospalmen, an deren äußersten Astenden zahllose Webervögel ihre zierlichen, kugelrunden Nester derartig aufgehängt hatten, daß sich die langen Wedel zur Erde niederbogen.

Noch interessanter muß der nächste Platz, den wir von dort aus erreichten, die Stadt Sinoe (spr. Seinu) heißen, die schon durch ihren Namen an Holland erinnert, welches in der That auch nach Deutschland die meisten Handelsinteressen an jenem Punkte wie überhaupt in ganz Liberia hat. Vom Meere aus bemerkt man übrigens von Sinoe gar nichts. Man sieht sich nur der breiten Mündung des gleichnamigen Flusses gegenüber, in welchen man mittels Ruderboots über eine furchtbare Brandung nicht ohne Gefahr hinein gelangt. Ist man aber einmal jenseits der üblen Barre, so fährt man behaglich auf dem breiten, tiefen Gewässer aufwärts, das durch seine trübgelben Fluthen und die riesige Urwaldsvegetation rechts und links auf den Ufern an die Staffage amerikanischer Riesenströme gemahnt. Nach 1—2 Stunden ist der genannte Ort erreicht, der neben einer deutschen auch eine holländische Factorei umschließt. Nicht so leicht wird man einen Ort finden, wo man das gigantische tropische Wachsthum so beobachten kann, wie dort. Gleich hinter der kleinen Stadt ziehen sich Sümpfe und Wasserlachen weit in den stillen Urwald hinein. Und da giebt es nun ein wundersames Glühen und Leuchten. Riesige Aroideen und Wasserlilien entfalten über einem Gewirr von fetten, prächtig gezeichneten Blättern ihre großen, schneeweißen Kelche, während dicht daneben hohe Cannas die grellrothen Blüthenstengel in die Luft strecken. Ueber diese farbenschillernden Naturboskets aber breiten Weinpalmen ihre mächtigen Wedel wie schützende Arme aus. Hier zeigt sich Tropenherrlichkeit, aber auch Tropentücke. In diesem unvergleichlichen Chaos herrscht eine Atmosphäre so schwer, so feuchtwarm, so drückend, daß dem Fremdling bald der Kopf benommen und die Beine schwer wie Blei werden, während das Herz hastig zu klopfen beginnt und die Lungen krampfhaft athmen. Man erkennt es bald, daß hinter der gleißenden Herrlichkeit der Tod in Gestalt der gefürchteten Fieber steht, und athmet erleichtert auf, wenn man diesem Treibhaus wieder entronnen ist.

Der letzte Punkt, den wir innerhalb der schwarzen Republik anliefen, war Cap Palmas. In lebhaftester Bewegung eilte ich an dem Morgen, wo wir dortselbst Anker warfen, auf Deck. Ich sollte ja des unvergeßlichen Nachtigal's Grab sehen. Aber der erste Eindruck war eine Enttäuschung. Statt des hochragenden, stolzen Caps, wo ich mir unseren großen Todten schlummernd dachte, zog sich nur ein verhältnißmäßig niedriger, mit einigen wenigen Palmen besetzter, dürrrasiger Hügelkamm vor mir hin. Aber als ich dann trotz der an jenem Tage wahrhaft unerträglichen Sonnengluth auf die höchste Kuppe hinaufgestiegen war, wo das Terrain mit schwarzen Felswänden zu dem wild brandenden Ocean abbricht und das Auge die weite, unermeßliche Wasserfläche bis dahin überfliegt, wo dieselbe mit dem duftigen Horizont in Eins verschwimmt, da erkannte ich doch, daß der edle Mann, der da droben eingesenkt wurde, auch eine seiner würdige Schlummerstätte gefunden. —

Dies sind in kurzen Strichen die Eindrücke, die ich bei einer flüchtigen Fahrt an der liberianischen Küste entlang gewann. Möchten sie den Leser gereizt haben, nun auch Eingehenderes über das ferne Ländchen und seine Verhältnisse zu erfahren.

I. Grenzen und allgemeine Bodenformen.

Der originelle schwarze Freistaat Liberia hat seinen Platz in jenem Theile des tropischen Westafrikas gefunden, der vordem den Namen „Pfeffer"- oder „Körner"-, auch „Malaguetta-Küste" — bekanntlich wegen des ehemals von dort massenhaft eingeführten Malaguetta-Pfeffers, der „Paradieskörner" (grana Paradisi, cardamomum piperatum oder grana Meleguetta, von Amomum granum paradisi Afzel) — führte.

Genauer sind die Grenzen der kleinen Republik kaum anzugeben. Man kann nur noch sagen, daß dieselbe, außer westlich an den Atlantischen Ocean, gegen Norden an die englische Colonie Sierra Leone und südlich an den westlicheren Theil der sogenannten, zur Zeit noch herrenlosen, d. h. nicht auch schon von einer europäischen Colonialmacht beschlagnahmten Elfenbeinküste stößt, obwol sie nach beiden Richtungen hin neuerdings sich immer mehr eingeengt sieht und zwar dort von den vorrückenden Engländern, hier von den unbotmäßigen Eingeborenen, wovon später noch die Rede sein wird.

Landeinwärts, nach dem Herzen des Continents zu, steht die Sache noch schlimmer, indem dort trotz der bestimmten Linien, welche die Karten anzugeben wissen, und trotz der verschiedensten, mit den Häuptlingen der vorgefundenen Ureinsässigen abgeschlossenen „Verträge" an eine wirkliche, auch nur einigermaßen stabile Abgrenzung absolut nicht zu denken ist. Infolge dessen müssen auch alle Versuche, für das kleine Reich einen bestimmten Flächeninhalt anzugeben — man findet gewöhnlich 450 □ Meilen genannt —, als ganz werthlos bezeichnet werden. Man kann nur sagen, daß die schwarzen amerikanischen Einwanderer von der dortigen Küste als Basis aus mehr oder minder weit reichende Besiedlungsversuche unternommen haben, wie man sich denn überhaupt die ganze Lebensbethätigung des Staates nicht über ein gewisses Territorium gleichmäßig und umfassend ausgebreitet, sondern lediglich da und dort partiell, oasenartig, ohne äußeren localen Zusammenhang auftretend vorstellen muß.

Uebergehend zu einer generellen Charakterisirung der äußeren Bildung des dortigen Erdreichs, so haben wir, wenn wir der hergebrachten Methode folgen und zunächst der horizontalen Gliederung des Bodens gedenken, vor Allem zu betonen, daß auch jener Küstenstreifen, der beiläufig ungefähr eine Länge von 800 Kilometer hat, an der allgemeinen Eigenschaft der Umrandung Afrikas, wenig variirt zu sein, in hohem Maße theilnimmt. Im Allgemeinen bildet das Ufer Liberias einen fast geradlinig verlaufenden, niedrigen Sandstreifen ohne Dünenbildung. Nur eine verhältnißmäßig große Zahl von ins Meer mündenden Flüssen sowie einige bedeutendere Vorgebirge bewirken mehrfache Unterbrechungen des sonst so monotonen Gestades.

Was die letzteren, die liberianischen Caps angeht, so macht Büttikofer mit Recht darauf aufmerksam, daß dieselben insgesammt in genau westlicher Richtung ins Meer vorspringen und, während sie an ihren sanfteren nördlichen Abhängen theilweise bedeutendere

Buchten mit gutem Ankergrund bilden, dagegen nach Westen und Süden jäh, mit Felswänden und rauhen Zerklüftungen abstürzen, so daß sie nach diesen Seiten hin immer von einer furchtbaren Brandung umgeben erscheinen, die sie dort ganz unnahbar macht.

Unmittelbar an den erwähnten Ufersandstreifen, der meist sehr schmal ist, schließt sich landeinwärts ein Sumpfgürtel an, welcher eine Breite von 1—2½ geographische Meilen besitzt. Dies ist die Region der Mangrove-Buschwälder und der zahlreichen, das ganze Gebiet wie mit einem Netz von Wasseradern durchziehenden stagnirenden „Creeks", wie wir eine solche überall an diesen ganzen Gestaden Westafrikas, soweit dieselben innerhalb der Tropen liegen, vorfinden. Diese ganze morastige Partie stellt zur Zeit der Fluth, in deren Bereich sie noch liegt, sowie noch mehr in der Regenzeit eine einzige, unermeßliche Seefläche vor. Deshalb ist in dieser Gegend auch an stehende menschliche Wohnsitze, von ganz vereinzelten Fällen, wo höher gehobene, inselartige Theile zur Geltung gelangen, abgesehen, nicht zu denken. Nur in der Trockenzeit kommen hier und da grasige Blößen und sandigere Streifen zum Vorschein, auf denen dann Eingeborene sich niederlassen, um Fische zu fangen oder sich dem Reisbau und der Palmölgewinnung zu widmen.

Hinter dieser Sumpfzone beginnt das Erdreich anzuschwellen, anfangs langsam und gleichmäßig, später energischer und in größerer Mannigfaltigkeit, so daß sich allmälig ein Hügelland ausbreitet, das schließlich sogar schon das Ansehen eines wirklichen Gebirges gewinnt. Diese Region besitzt eine Breite von mehreren Tagereisen und stellt das werthvollste Terrain des Landes in agricultureller Beziehung dar. Denn von dem dortselbst noch immer bedeutenden Wasserreichthum abgesehen, findet sich in dieser Landschaft jener oft ziegelrothe, stark eisenschüssige, übrigens meist auch schon auf den Vorgebirgen der Küste zu Tag ausgehende Lehm, der der rechte Boden für den berühmten Liberiakaffee ist. Darum zeigt sich dieses Hügelland auch stark bevölkert, nicht nur von Eingeborenen, sondern auch von „Liberianern", die hier, vorzugsweise längs der Flüsse, Kaffee- und Zuckerrohrplantagen angelegt haben. Weiter landeinwärts nimmt diese Cultur jedoch rasch ab und der letzte Theil dieses Gürtels weist ausgedehnte Urwälder auf, in welche die zuvor herrschenden Buschwälder übergehen. Hier finden sich auf vereinzelten Rodungen nur noch wenige Ansiedlungen von Eingeborenen, die dort ihren Reis und Maniok bauen.

Auf diese Zone folgt eine noch bedeutend höhere Terrasse, die Hochebene der Mandingos, ein vorzügliches Weideland, welches sich einige Hundert Kilometer weit ins Innere von Afrika hinein erstreckt. Dieselbe ist mehr oder minder stark gewellt und geht schließlich in das hohe, uns noch so wenig bekannte Konggebirge über, welches diese gesammten Küstengebiete von den Ländereien des oberen und mittleren Niger abschließt.

II. Die Flüsse des Landes.

Nach dem bisher Gesagten kann man sich schon denken, daß die Ströme Liberias trotz ihrer mehrfach in der That höchst ansehnlichen Wassermenge doch nur einen mäßig langen Lauf haben werden. Denn das eben genannte Konggebirge, die Wasserscheide zwischen dem Niger und den liberianischen Gewässern, dürfte im Durchschnitt nicht weiter als etwa 200 Kilom. von der Küste entfernt sein, so daß also diese Zahl im besten Falle die Lauflänge eines liberianischen Flusses bezeichnen würde. In der That kommen auch, so viel wir bis jetzt wissen, einige dieser Wasseradern, so der Manna, der Marfa, der kleine Cap Mount-, der St. Paulsfluß und der Cavally, von dort.

Einen weiteren Nachtheil ergiebt das geschilderte, rasche, treppenartige Ansteigen des Terrains. Infolge dessen sind diese an sich schon kurzen Wasserläufe auch noch bis mehr oder minder nahe an den Ocean heran von Stromschnellen und Kaskaden durchsetzt und haben demnach nur einen kurzen, für die Schifffahrt benutzbaren Unterlauf. So ist der schöne, nahe bei der Hauptstadt Monrovia mündende St. Paulsfluß nicht weiter als bis auf 5 geogr. Meilen zu befahren, während dagegen bei anderen, wie bei dem Manna, dem Marfa, dem St. Johnsfluß und dem Cavally, die schiffbare Lauflänge doch wenigstens 15—20 geogr. Meilen und darüber beträgt.

Zum Lob dieser Ströme muß jedoch noch gesagt werden, daß sie wenigstens auf diese an sich kurzen Strecken sich so günstig erweisen, daß sie für leichtere Flußdampfer meist selbst in der trockeneren Jahreszeit noch eine gute Fahrbahn ergeben. Und das um so mehr, als sie diesseits der Wasserfälle, ganz ähnlich wie die Gewässer an anderen Punkten der westafrikanischen Küste, z. B. in Camerun, unvermittelt in ein so niedriges Land eintreten, daß die Gezeiten des Meeres weit stromaufwärts zu reichen vermögen. Ja, in der Region der Mangroven gehen diese liberianischen Flüsse nicht selten in ganze Seen auseinander.

Die eigentliche Mündung ist dann freilich fast immer von einer Barre durchzogen und von einer theilweise recht üblen Brandung umgürtet, für den internen Verkehr wird dies indeß durch die erwähnten Creeks wieder etwas ausgeglichen, da dieselben die meisten der vorhandenen Flüsse unter einander in Verbindung bringen.

Man kann sich demnach die Bedeutung dieser Wasseradern für das Land wol denken, zumal wenn man erwägt, daß andere Communicationswege durchaus fehlen. Und so erklärt es sich denn auch, warum die liberianischen Colonisten, wie schon erwähnt, fast ausschließlich an diesen Gewässern aufwärts mit ihren Culturen gegangen sind.

Uebrigens nehmen eine ganze Anzahl der liberianischen Flüsse, darunter selbst solche von sehr beträchtlicher Breite, ihren Ursprung nicht im Hochgebirge, sondern nur in dem ungleich näheren Hügellande, eine Thatsache, die gewiß den Wasserreichthum dieser Gegenden deutlich bekundet. Sie setzen sich aus einer Unmasse von Waldbächen zusammen und schlängeln sich trägen Laufes durch die Sumpfregion, um schließlich gleichfalls über breite Barren, wenn auch nur mit geringen Wassermengen, ins Meer zu fallen.

Bücherbesprechungen.

—e— **Leibniz' Bedeutung in der Geschichte der Mathematik.** Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs gehalten in der Aula des Polytechnikums zu Dresden von Dr. Axel Harnack, ordentl. Professor der Mathematik &c. Dresden, v. Zahn & Jaensch 1887. — Zur Veröffentlichung seines Vortrags ist der Verfasser theils durch den Gedanken bestimmt worden, daß den wissenschaftlichen Reden, welche an den Hochschulen bei festlichen Gelegenheiten regelmäßig gehalten werden, in ihrer Gesammtheit schließlich eine historische Bedeutung zukomme, theils aber durch den Wunsch, seine Meinung in einigen darin gestreiften Fragen, von deren richtiger Lösung das Gedeihen der technischen Schulen und der höheren Lehranstalten überhaupt abhänge, einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Wir empfehlen den durchweg fesselnden Vortrag, welcher die eigenartige Beanlagung unseres großen Landsmannes, seine Bestrebungen und seinen Einfluß auf die Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland trefflich darlegt, zu sorgfältiger Lectüre, wollen aber nicht unterlassen hier mitzutheilen, was der Verfasser unter Bezugnahme auf den gegenwärtigen Streit über die Einrichtung unserer Mittelschulen S. 21 bemerkt: „Der Strom geistigen Lebens, der von Leibniz für Deutschland ausging, floß zuerst mehr breit als tief. Aber in allen Schulen, den mittleren sowol wie den höheren, ist sein Einfluß bemerklich. Auf den deutschen Hochschulen fand die Infinitesimalrechnung alsbald ihre Vertreter, in den mittleren vertiefte und erweiterte sich der mathematische Unterricht, zum Theil mit viel zu weitgehenden Anwendungen auf technische Handfertigkeiten und Künste. Damals entstanden die neuen Realschulen, welche freilich zuerst bedenkliche Vermischungen des Gymnasialunterrichts mit dem gewerblicher Fachschulen darboten. Denn es erhob sich jene wohlberechtigte Forderung einer zugleich mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung, die gegenwärtig noch zu einer Trennung unserer Mittelschulen geführt hat. Vielleicht wird dieser Zwiespalt sich mit der Zeit wenn auch nicht völlig lösen, so doch mildern. Irre ich nicht, so muß sich eine Einigung über das Maß der in der Mathematik und Naturwissenschaft zu stellenden Anforderungen erzielen lassen. Denn wenn von der einen Seite zugestanden wird, daß eine gründliche Vorbildung in diesen Wissenschaften für unsere jetzige Jugendbildung und zwar für jeden höheren Beruf unerläßlich ist, so wird man andererseits zugeben müssen, daß detaillirte Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturerscheinungen sich nicht frühzeitig anlernen lassen, daß daher in der Chemie sowol wie in der Physik jede Steigerung der Anforderungen, die über die Grundlagen hinausgeht, von Uebel sein würde. Dann wird nicht mehr der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht im Gegensatz zu dem der classischen Sprachen gestellt werden können — der Bildungswerth zwischen diesen verschieden gearteten Fächern läßt sich überhaupt nicht abwägen —, sondern es wird die Frage die leichter discutirbare Form gewinnen: ob die alten oder die neueren Sprachen vorzugs-

weise das historische und sprachliche Bildungselement im Jugendunterrichte sein sollen.“ Man wird zugeben müssen, daß sich der Verfasser — wie er selbst sagt — bemüht hat, ein Urtheil „sine ira et cum studio“ zu gewinnen.

—g. **Einführung in die antike Kunst.** Ein methodischer Leitfaden für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Dr. **Rudolf Menge**, Professor. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 34 Bildertafeln in Folio. Leipzig, E. A. Seemann. — Obwol unter steter Bezugnahme auf die beigegebenen, sehr geschickt ausgewählten Abbildungen ist doch dieses Buch als ein selbständiger Leitfaden gehalten. Er ist durch Eigenschaften ausgezeichnet, welche ihn für seinen Zweck ganz besonders empfehlenswerth machen. Der Verfasser verfügt über eine Fülle der zutreffendsten anschaulichen Ausdrücke, charakterisirt seine Stoffe mit einer meisterhaften und doch erschöpfenden Kürze, beherrscht ein reiches Material als Pädagog ohne Gleichen und beseelt den in solcher Anordnung trockenen Stoff sogar mit einer gewissen Wärme. Wir kennen kein Buch, welches für den ins Auge gefaßten Zweck so mustergiltig wäre, als die Menge'sche Arbeit. Darum sei sie auch von uns auf das Wärmste empfohlen.

M.-Fr. **Iwan von Golowin, Die Geschichtliche Entwickelung des Russischen Volkes.** Leipzig, F. Reinboth. XIII, 200 Seiten. 3 Mark. — Zum Verständniß dieses wunderlichen Buches ist man fast genöthigt, anzunehmen, der Verfasser lasse es sich etwas kosten, um seinem früheren Werke „Der Russische Nihilismus“ ein zweites nachzusenden; der Verlagsbuchhandlung wenigstens traut wol kaum ein Kritiker zu, daß sie sich Hoffnung auf Absatz bei anderen Leuten mache, als solchen, denen der Titel ins Auge sticht. Was sollen wir Deutsche mit solchen, glimpflich ausgedrückt, halb barbarischen Werken? Ich zweifele daran, daß irgend ein Angehöriger unserer Nation dieses Buch Golowin's zu Ende lesen kann, ohne dazu gezwungen zu werden. Der arme Recensent ist leider in dieser Zwangslage, er räth aber, wenn er nicht geradezu schadenfroh sein will, Niemandem zu diesem Experiment. Seine eigene Erfahrung davon ist fast die, als ob er auf dem Prokrustesbett gelegen hätte. Der Anfang, die ungeheuerliche Vorrede und die noch komischere Einleitung, bietet eine recht erheiternde Lectüre; aber wehe dem, der sie zu lange austehnt! Der Aerger über die unerhört schlechte Form, über den Hochmuth und Eigendünkel, den der Inhalt verräth, erstickt bald jede andere Regung. Es ist fast unbegreiflich, wie ein Ausländer der deutschen Lesewelt ein solches Deutsch vorsetzen kann, ohne daß ihm Jemand in den Arm fällt. Grammaticalische, orthographische und Interpunktionsfehler schwirren nur so durch einander, der Ausdruck ist in vielen Fällen kaum verständlich. Der Plural von „Thal“ heißt z. B. Thalen, von „Idol“ Idolen, von „Schmuck“ Schmücke, das Wort „Verein“ ist sächlich, „Epos“ ist männlich, das Zeitwort „befehligen“ wird mit dem Dativ construirt, Geschlechtswörter fehlen in unverantwortlicher Weise. Proben von Golowin's Orthographie und zugleich seiner Namenskenntniß sind: Atilla, Olearus, Slosser, Adjudant, Prometeus, Hyparboraen, Lapländer, Arianer (für Arier), Polyteismus, Metodius, Panonien, Pretendanten, Etnographie, Eyder, Cadax, Thiebet, Vergentorix, Bysanz, Porphyregent. Blüthen des Golowinschen Ausdruckes sind z. B. „Der Fluß Phasis schart Gold“, „Milet, der zur See mit Tyr und Karthagen wetteifern konnte, hat 3000 Colonien (!) gegründet“, „Griechenland ist von vielen Bergen durchschnitten“, „die Völker haben sich in diesem unfreundlichen Klima niedergesetzt“, „die Sarmaten drangen auf die Ufer der Wolga“, „die Saken haben über eine große Strecke Landes sich erstreckt und lange in der Geschichte gelebt“, „die Bolgaren haben sich an der niederen Kama angesessen“, „die Wariäger erstreckten ihre Macht auf Flüssen und erweiterten den Namen Rußlands weit und breit“, „der König der Russen ergriff die Flucht bei Ansicht der Dänen allein“, „die Samogeten sind von Letten erobert werden“, „er trat in sein Zelt wegen Verhandlungen“ ꝛc. Noch schlimmer aber ist der Stil; von Gedankenverbindung, Uebergängen, planmäßiger Ordnung des Verwandten ist keine Rede. Vielleicht ist das Vorbild, wie so oft bei den Slaven, französisch, jedenfalls ist es geschmacklos. Ein französisches Sprichwort aber ist es, das da sagt: Der Stil ist der Mensch; darnach schon allein wäre unser Buch gerichtet. Die packendsten Beispiele dafür sind zu lang, um hier angeführt zu werden. Ich citire nur die schönen Sätze: „Die Obri waren von hohem Wuchs und spannten die Slaven-Frauen vor die Ackergeräthe und sind von einer epidemischen Krankheit plötzlich hinweggerafft worden“, „die Hyparboraen mögen Lapländer sein, aber sie leben nicht Jahrhunderte und werfen sich nicht in's Meer, um dem Leben ein Ende damit zu setzen“, „Ordnung ist nicht immer da und auf dem Monument der Jahre soll ein Scherzer geschrieben: Packt euch weg“, „die Waringer aßen Pferdefleisch. So that auch der russische Großfürst Swiatoslaw. Er trug einen Zopf. So sollen die Wariager gethan haben, aber die Klein-Russen thun es bis jetzt“. Sollen wir noch vom Inhalte reden? Ich lege nur fünf kurze Sätze vor: „Der christliche Glaube konnte schwerlich sich unter Slawen erhalten“, „Duschina wurde der Starke genannt, aber er war auch weise, da er Gesetze gab, die vom slawischen Geiste durchdrungen waren“, „die Boier (Gallier) kamen in das Land der Zschechen im Jahre 587 vor Ch. G.“, „die Slaven waren nicht alle tapfer und nicht alle gut“, „bis jetzt segeln die russischen Pommern gerne nach Norwegen“. Wer glaubt mir, daß alle angeführten Fehler sich auf den ersten zwanzig Seiten und in der kurzen Einleitung finden? Welche Zeitschrift hat überflüssigen Raum für die übrigen?

J. R. **Auch Einer.** Eine Reisebekanntschaft von **Friedrich Theod. Vischer.** Dritte, neu durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Wie mancher unsrer Leser wird dies Buch, das nun vor bald zehn Jahren in erster Auflage erschien, nicht kennen, und doch ist es eins der eigenartigsten, die in deutscher Sprache geschrieben sind. Launenhaft, es ist wahr, und in seiner zersprengten Form anscheinend ohne alle Composition ist es, dabei jedoch für den, der näher zusieht, in seinem Durcheinander von Erzählung und Tagebuch unendlich kunst- und forravoll; grade hierdurch sowie durch die Plastik der geschilderten Persönlichkeiten, auch durch den bedeutsamen Hintergrund unsrer Zeit unterscheidet sich „Auch Einer“ von den Schriften Jean Paul's, mit denen man das Vischer'sche Capriccio manchmal wol verglichen hat. Bei Vischer ist die willkürliche Erzählungsweise ein Zeichen der Herrschaft des Schriftstellers über seinen Stoff, während aus der Jean Paul's nur das Unvermögen redet. Und welche Summe von Geist, tiefer des Nachdenkens werther Weisheit steckt in dem Werk! In dieser Lebensgeschichte des Albert Einhart ist zugleich, weil der Held ganz in seiner Zeit steht, ein vollständiges Bild unsrer Zeit, ihrer Kämpfe, Widersprüche verborgen, sieht man ihre Abgründe, das was ihr fehlt und noth thut. Bekanntlich — so kann man wol sagen, denn wir haben es ja mit der **dritten** Auflage von Vischer's Werk zu thun — ist Auch Einer ein Mensch, dem die höchste Fähigkeit des Empfindens, ja sogar des dichterischen Gestaltens eigen ist, dem aber das Geschick mit diesen Gaben zugleich eine höchst unheilvolle mit auf den Lebensweg gegeben hat, nämlich einen — chronischen Katarrh, der sich stets in den Momenten, da A. E. unsre höchste Bewunderung erregt, einstellt und ihn der Lächerlichkeit preisgiebt; so ist denn unser Sokrates mit dem Stockschnupfen gezwungen, sich von der Welt zurückzuziehen und seitwärts von ihr ein einsames, tiefes aber oft auch recht unglückliches Leben zu führen. Der erste Band ist der eigentlichen Handlung des Buchs, der Begegnung des A. E. mit dem Erzähler, gewidmet; in ihm walten die burlesken Züge, die unser Lachen erregen, vor; bei solchen kranken Menschen dreht sich schließlich das ganze Leben um ihr Uebel, das für sie förmlich in den Mittelpunkt der Erscheinungswelt tritt, wie die Beobachtung lehrt; wie A. E. in seiner humoristisch-archäologischen Pfahldorfgeschichte die Mythologie der Altvordern der schweizerischen Seen auf dem Katarrh aufgebaut hat, den der Aufenthalt über dem Wasser beschleunigen und lösen sollte, so bringt der sonderbare Kauz sogar Shakespeare's Helden in Verbindung mit diesem Leiden und will z. B. die Katastrophe in „Othello“ aus dem: Mich plagt ein böser Schnupfen! logisch herleiten. Aber bei diesen Verrücktheiten bleibt es bei A. E. nicht; je weiter wir in den Selbstbekenntnissen des zweiten Bandes vordringen, desto mehr tritt das Zufällige, Schrullenhafte, die menschliche Schwäche zurück, um dem allgemein Giltigen, Ewigen Platz zu machen, erhalten wir den Schlüssel zu dem Charakter dieses Sonderlings, so daß das Lachen allmälig verstummt und wir diesen „Auch Einen“, d. h. auch einen echten Menschen im Unterschiede von dem seelenlosen Product in menschlicher Gestalt lieb gewinnen, ob der Stürme, die in diesem Leben gewüthet haben, erschüttert werden und von seinem Grabhügel gerührt Abschied nehmen. Es wäre ja absurd, zu behaupten, daß Vischer sich hier selbst gezeichnet habe, aber viel von seinem eignen, ursprünglichen Wesen hat er doch in diesen A. E. hineingelegt, das ersieht man z. B. schon aus dem Tagebuch, das eine Fülle der feinsten Bemerkungen über Menschen und Leben, ja sogar über die Thierwelt enthält. Wie hat der Mann allein die Hunde und Katzen beobachtet!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 66. Sonnabend, den 20. August. 1887.

Zur Erinnerung an Julius Hammer, den Begründer der Deutschen Schillerstiftung.

Am 23. August dieses Jahres vollenden sich bereits 25 Jahre, daß ein Leben erlosch, welches in Dichtungen, wie in Bethätigungen den edelsten Richtungen zugewendet war. Zumal die so segensreich fortwirkende Schillerstiftung daraus hervorging, erscheint es als eine Aufgabe ehrenden Gedenkens, das Bild dieses Lebens zu vergegenwärtigen.

Friedrich Julius Hammer ward zu Dresden am 7. Juni 1810 (nicht 1811, wie er später selbst angab) geboren, und nachdem derselbe schon auf der Kreuzschule sich durch dichterische und philosophische Arbeiten bemerklich gemacht, fand sich sein Vater, zuletzt Rechnungssecretär im Ministerium des Innern, bewogen, dem geistig so belebten Sohne das Studium der Rechte zu ermöglichen. Seit Ostern 1831 diesem Studium zu Leipzig gewidmet, fühlte sich Hammer jedoch mehr und mehr zur Fortbildung früherer Neigungen berufen; voll Strebens, als Docent eine Stellung zu erwerben, kehrte er nach drei Jahren nach Dresden zurück.

Hier ward er durch den Erfolg eines kleinen Lustspieles ermuntert, sich ganz der literarischen Laufbahn hinzugeben, er ging 1837 deshalb wieder nach Leipzig, den damaligen Mittelpunkt schöngeistigen Schriftstellerthums. Durch das Alltagsbedürfniß genöthigt, entwickelte er zunächst durch Betheiligung an Zeitschriften eine rege Thätigkeit, er veröffentlichte Novellen und beschäftigte sich viel mit dramatischen Arbeiten. Doch, seinen geschichtlichen und philosophischen Studien treu, blieb Hammer (wie er selbst bekannte) nach Kräften darauf bedacht, sich in der Gefahr der Zersplitterung die innere Sammlung rein und fest zu bewahren und aus ihrem sittlichen Kerne heraus strebend zu leben, lebend nach Vervollkommnung zu streben.

Seit 1845 wieder in Dresden, ward er bald Mitarbeiter der „Constitutionellen Zeitung", bis ihm 1851 die Leitung des Feuilletons derselben eine festere Stellung bot, die nicht allein dadurch ihn befriedigte, die Erscheinungen in Kunst und Literatur und die Interessen derselben schrittweise zu begleiten, sondern die ihn auch zu dem schönen Bewußtsein erhob, mit der Fülle seiner Kräfte Führer der öffentlichen Meinung, ja belebender Bildner für eine höhere, veredelnde Richtung in Sachen des Geschmackes zu werden. Die mit dem Jahre 1848 eingetretene Zeit der Aufregung mit besonnenem Sinne betrachtend, suchte Hammer die beglückende Bedeutung engerer und natürlicher Bande zur Erkenntniß zu führen; sein Vortrag über „Die Familie und ihr Einfluß auf die Gesellschaft" (1851 gedruckt) sollte als Vorläufer einer größeren Arbeit über das Familienleben gelten; leider ist solche nicht zur Ausführung gekommen.

Dagegen erschien in demselben Jahre 1851 unter dem Titel: „Schau um dich und schau in dich" eine Sammlung lyrisch-didaktischer Gedichte, welche die weltversöhnende, nach innerem Ringen geklärte Stimmung ihres Verfassers zum gelungenen Ausdrucke brachte. Im Gegensatze zu einer damals vielfach verbitternden und erregenden Lyrik, abweichend auch von Rückert's und Schefer's lehrhaften Dichtungen, wußte Hammer in wohlthuendem Ermahnen und Warnen das Gemüth aller Empfänglichen zu gewinnen. Wie groß und wie dauernd die Zahl seiner Verehrer, läßt die 30. Auflage erkennen, welche bis zum Jahre 1885 zur Verbreitung dieser Gedichte erforderlich wurde.

Aber nicht allein auf der Höhe seines Schaffens, sondern seines Lebensganges überhaupt durfte sich Hammer jetzt fühlen; sein „Schau um dich" ist seiner Braut Malwine Dreßler gewidmet, die ihn noch 1851 als Gattin beglückte. Aus nun auch äußerlich gesicherter Stellung gingen noch fernere Sammlungen von Gedichten hervor; 1854 „Zu allen guten Stunden" (5. Aufl. 1887), 1859 „Fester Grund" (4. Aufl. 1882) und „Auf stillen Wegen" (3. Aufl. 1878), 1862 „Lerne, liebe, lebe" (4. Aufl. 1882). Morgenländischen Studien entstammten 1860 das osmanische Liederbuch „Unter dem Halbmond" und 1861 eine Uebertragung der „Psalmen der heiligen Schrift" in gereimten Versen. Die Geltung seines Namens bezeugt auch eine Sammlung von Gedichten Andrer, welche er 1861 unter dem Titel „Leben und Heimath in Gott" herausgab, ein Schatz frommsinniger Lieder aus den Fundgruben der seelenvollsten, erhabensten Lyrik, der sich deshalb in steter Beliebtheit erhält (10. Aufl. 1886).

Ganz im Herzen des für Alle mitfühlenden Dichters lag es jedoch, nicht allein glücklich sein zu können. Zumal hatte er während seiner Betheiligung an der Journalistik tiefe und betrübende Blicke in das Leben mancher Schriftsteller gethan. Als daher 1855 eine Anregung Hammer's, den 50jährigen Todestag Schiller's durch Errichtung einer Gedenktafel am Pavillon im ehemaligen Weinberge Körner's zu Loschwitz zu feiern, die allgemeinste, wahrhaft großartige Betheiligung zur Folge gehabt hatte, da war es auch Hammer wieder, welcher hinweisend auf die Kämpfe Schiller's mit dem äußeren Leben, die Idee einer Schillerstiftung darlegte.

In dem denkwürdigen Aufrufe hierzu, den er in der „Constitutionellen Zeitung" vom 25. April 1855 veröffentlichte, heißt es unter Anderem: „Fast alle Genossenschaften besitzen Wittwen- und Waisencassen. Nur die deutschen Schriftsteller müssen in der Regel vor dem Gedanken zittern, ihre Hinterbliebenen in Sorge und Mangel zurückzulassen. Große Geister sind selten, aber an ehrenwerth strebenden Autoren, die Liebe und Wahrheit im Herzen tragen, ist Deutschland reich. Soll es arm sein an Mitteln, ihre Nachkommen vor Noth zu bewahren? Die Gewißheit des lebenden und wirkenden Schriftstellers: daß, wenn er die Augen schließt, für die Seinen gesorgt sei, ist diese Aussicht nicht ein immer erwärmender und erleuchtender Lichtblick in sein Herz, in seinen Geist, in die Quelle seiner Kraft, die er seinen Zeitgenossen, oft unter herben Entbehrungen und aufreibenden Anstrengungen, widmet? Aber was sind Entbehrungen und Anstrengungen gegen das Gefühl, sich in schöner, edler Weise auszuleben? Unser Schiller hegte dieses Gefühl in wahrhaft großem Sinne. Und die Freundschaft, wie männlich schön und zart reichte sie ihm die Hand! Auch die starke Hand der Nation kann zur Freundschaft werden! An diesem schönen, vielumfassenden Worte laßt uns festhalten und ein Werk stiften, das Schiller's Geist fort und fort beseelen wird, weil dieser segnend fortlebt in Allen. England hat sein Shakespeareasyl, möge Deutschland bald seine Schillerstiftung in dem angedeuteten Sinne haben!" Der 100jährige Geburtstag Schiller's im Jahre 1859 wurde als Tag einer möglichen ersten Auszahlung in Aussicht genommen.

Wie in bald darauf folgender Versammlung der Plan Hammer's auch auf verdiente hilfsbedürftige Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche sich dichterischer Formen bedient, ausgedehnt wurde, wie sich „Hoch und Gering, Fürst und Bürger" lebhaft an dem schönen Werke betheiligten, wie in mehreren größeren

Städten Zweigvereine sich bildeten, so daß bereits 70000 Thaler gesammelt waren, ehe die 1859 durch den Hammer befreundeten Major Serre zu Dresden unternommene Schillerlotterie noch 300000 Thaler dem Zwecke zuführte — bedarf nur der Erwähnung, um des sinnvollen Begründers des Ganzen immer aufs Neue dankbar zu gedenken.

Namentlich auch in Nürnberg hatte der Aufruf Hammer's Anklang gefunden, ebenso zur Schillerlotterie hatten dortige Frauen werthe Gaben eingesandt; hierdurch hatten sich Verbindungen angeknüpft, die ihn 1859 sogar bewogen, ein erst 1857 mit Vorliebe erbautes eigenes Haus zu Pillnitz zu verlassen, um größere Theile dieses und der folgenden Jahre in der ihn so anheimelnden alten Stadt Bayerns zuzubringen. Seiner Begabung und Neigung zum Vorlesen dramatischer Stücke mochte er jedoch hier zu oft gefolgt sein; bald nach seiner Rückkehr 1862 unterlag Hammer einer typhös gewordenen Erkrankung, nachdem der emporringende Ruf: „Auf, auf!" noch einmal den Zug seines ganzen Wesens bezeugt hatte. Unter ehrendster Theilnahme ward er auf dem Friedhofe des benachbarten Hosterwitz bestattet.

Die Schillerstiftung hat im deutschen Volke Wurzel gefaßt; allein sie ist doch, wie die Festschrift ihres Verwaltungsrathes zum 10. November 1884 nach 25jährigem Bestehen hervorhebt, noch nicht hinlänglich in demselben verzweigt, sie vermag deshalb noch keineswegs den an sie gestellten Ansprüchen gerecht zu werden. Möchten diese Erinnerungen an ihren Begründer und an ihren so edlen Zweck zugleich Anlaß werden zu erweiterter Mitgliedschaft!

Julius Hammer wurde am Geburtstage 1882 in unmittelbarer Nähe seiner früheren Wohnung zu Pillnitz aus den Mitteln der Tiedgestiftung ein Denkmal errichtet; einer Pyramide aus rothem Porphyr ist sein Bildniß, von Gust. Kietz gemeiselt, eingefügt. Bei der Weihe desselben sprach Gust. Kühne:

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Stieg es aber leuchtend nieder,
Leuchtet es noch lang zurück.

E. am Ende.

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. Bernhard Schwarz.

III. Klima und sanitäre Verhältnisse.

Die vier Jahreszeiten der gemäßigten Zonen des Erdballs vermindern sich unter den Tropen bekanntlich bis auf zwei, die Trockenzeit und die Regenzeit. So ist's auch in Liberia und zwar macht sich hier die erstere etwa während unseres Winters, von Ende November bis Ende April, also fünf Monate lang, die letztere während unseres Sommers, von Mai bis Anfang November, also für sieben Monate geltend. Man darf indeß nicht glauben, daß diese beiden tropischen Jahreszeiten haarscharf geschieden sind, vielmehr existiren auch zwischen ihnen Uebergangszeiten, ähnlich unserem Frühjahr und Herbst, die Zeiten der Tornados, der Gewitterstürme. Ja, auch innerhalb der betreffenden Jahreszeit selbst und wenn diese ihren Höhepunkt erreicht hat, fehlt es an Erscheinungen aus der anderen, d. h. in der trocknen Periode an Regen und in der Regenzeit an trockenen Tagen, nicht, ebenso wie, conform mit der bald längeren, bald kürzeren Dauer unserer Jahreszeiten und ihrer so verschiedenartigen Intensität, auch unter den Tropen jene beiden Jahreszeiten von verschiedener Art und Länge zu sein pflegen.

Der Verlauf des Jahres in Liberia ist in dieser Hinsicht etwa folgender: Die ersten sechs bis sieben Wochen, also der ganze Januar und der größte Theil des Februars, sind heiter und trocken, so daß die Pflanzer daran gehen können, hinderndes Buschwerk auszuroden und das infolge der herrschenden trockenen Wärme bald dürre Reisig zu verbrennen. Nach dieser Zeit macht sich an dem bis dahin hellen Himmel allmälig eine sich rasch verstärkende Wolkenbildung bemerkbar, verbunden mit einem gleichfalls mit der Zeit immer lauter und anhaltender werdenden Donner. Dazu gesellen sich mehr und mehr auch gewaltige Orkane, bis endlich das beängstigende Kreisen der Naturmächte in einem niederprasselnden Platzregen zum Ausbruch kommt. Derartige Ungewitter mit wahrhaft blendenden, oft sekundenlang den ganzen Horizont röthenden elektrischen Entladungen, betäubendem Donnergetöse und kurzem, aber sehr intensivem Regen erscheinen dann bis in den April hinein als tägliche Gäste. Und ihre Wirkungen können unter einem Himmelsstrich von einer so durchaus acuten Art auch nur sehr rapide sein. Die in der vorhergegangenen Trockenzeit, ähnlich wie bei uns im Winter, erstorbene Natur wird wieder lebendig, das verbrannte Colorit, das sie noch eben hatte, macht von Neuem einem üppigen Grün Platz und die von den Farmern jetzt in die nasse Asche der Buschbrände hinein geworfene Reis- und Maissaat schießt bald wundersam empor.

Man sieht, man hat es in der That mit einem unserem Frühjahre verwandten Stadium zu thun. Doch währt dasselbe nur kurze Zeit. Bereits mit unserem Lenzmonat, dem Mai, gehen die bisherigen Strichregen in wirkliche Landregen über, die rasch das Erdreich in einen vollgesogenen Schwamm und die Atmosphäre in einen Dampfkessel verwandeln. Es herrscht dann wochenlang eine wahre Treibhaustemperatur, die, so vortheilhaft sie auch für die Vegetation heißen muß, doch für das menschliche Naturell nur nachtheilige Folgen hat. Die Transpiration wird gehemmt, die Verdauung gestört, körperliches Unbehagen, verbunden mit einer qualvollen Ueberreizung der Nerven und psychischen Affectionen, tritt auf und steigert sich in vielen Fällen bis zu gefährlichen Leberkrankheiten und Gallenfiebern.

Zum Glück erscheint in der zweiten Hälfte des Juli wenigstens einmal eine kurze Pause in dieser Tortur. Ein bis zwei Wochen lang herrschen heitre Tage, welche von den Schwarzen zugleich zur Aberntung der Reisfelder benutzt werden. Dies ist die sogenannte kleine Trockenzeit. Unmittelbar nach ihr nimmt die nasse Periode wieder ihren Anfang und zwar tritt dieselbe nunmehr mit solcher Intensität auf, daß oft eine ganze Woche nichts als ein einziger, ununterbrochener Regenguß ist. Infolge dieser wahrhaft wolkenbruchartigen Niederschläge schwellen dann die klaren, rauschenden Waldbäche zu tosenden, trübgelben Strömen, die Sümpfe und Moräste zu weitgedehnten Seen an. Große Strecken Landes liegen überschwemmt, aller Verkehr ist unterbrochen und die Neger hocken träge in ihren Hütten, wie bei uns Dachse und Füchse in ihren Höhlen, wenn der Winterschlaf sie umfangen hält.

Das geht durch zwei ganze Monate, August und September, so fort, bis endlich im October die Gewitterstürme wieder einsetzen und den perpetuirlichen Regen abermals zu einem periodischen gestalten, der schließlich unter allabendlichem matten Wetterleuchten ganz versiegt und der trockenen Jahreszeit die Herrschaft abtritt. Dieser verhilft der im November beginnende „Harmattan", ein namentlich während der Nächte wehender kalter Landwind, mehr und mehr zum völligen Durchbruch. Er trocknet das dampfende Erdreich und bannt die ungestümen Gewässer wieder in ihre geordneten Bahnen. Jetzt fallen nur noch mächtige Thaumassen in den kühlen Abendstunden, bis mit der Wende des Jahres die Atmosphäre endlich wieder rein ist und die nahezu ganz trocknen Wochen von Neuem erscheinen, die am Anfang jedes Jahres stehen.

Aus diesen kurzen meteorologischen Angaben wird man sich bereits ein Bild von den klimatischen und sanitären Verhältnissen des Landes construiren können. Es ist ganz natürlich, daß die größten Temperaturschwankungen in die Trockenzeit fallen, in der am Tage die Sonne, ungehindert durch Wolken, ihre größte Gluth zu entfalten vermag, während, namentlich so lange der Harmattan weht, die Nacht den tiefsten Quecksilberstand ermöglicht.

Im Uebrigen ist das Klima ein in hohem Grade constantes. Der gewöhnliche Thermometerstand beträgt früh 6 Uhr etwa 25° C., Mittags 30°, Abends 6 Uhr bei Sonnenuntergang 20°, so daß man eine mittlere Temperatur von etwa 28° C. annehmen kann, was die mittlere Tageswärme eines normalen europäischen Sommers kaum überschreitet. Die niedrigste Nachttemperatur beträgt selten unter 24° C., die höchste Tageswärme ebenso kaum jemals über 31—32°. Eigentlich unerträgliche Hitze ebenso wie auffallende Kälte, wie sie anderwärts auch selbst in wirklich tropischen Regionen vorkommt, sind demnach in Liberia, wenigstens im Küstengebiete, nicht zu constatiren. Auf den höheren Plateaus im Binnenlande mögen freilich ebenfalls bedeutendere Extreme zu Hause sein. Mindestens sind dort schon die Nächte bedeutend kühler als in der buschreichen Niederung in der Nähe des Meeres.

Indeß gerade diese zwar an sich nicht excedent hohe, dafür aber anhaltende Wärme des liberianischen Litorales muß, wie man sich gleichfalls denken kann, eine stark erschlaffende Wirkung auf den Körper und die Seele des Europäers ausüben, so daß also auch hier an eine eigentliche Acclimatisation desselben nicht zu denken ist, vielmehr ein regelmäßiges, etwa nach dreijährigem Aufenthalte im Lande erfolgendes zeitweiliges und wo möglich auf die Dauer eines

halben Jahres ausgedehntes Zurückgehen in ein gemäßigteres Klima für ihn ebenso nöthig wird, wie anderswo in ähnlich gearteten tropischen Gebieten.

Gleichwol ist nach Büttikofer's Ansicht das Klima Liberias bedeutend günstiger, als das der Goldküste und des Küstenstrichs vom Calabar bis Camerun. Das Malaria-Fieber tritt zwar daselbst ebenfalls, aber ungleich weniger gefährlich als dort auf. „Kein einziger der mir bekannten Sterbefälle unter den Weißen," sagt der Reisende, „durfte lediglich auf Rechnung der Malaria kommen." Es werden einzig und allein organische Gebrechen, an denen man zu Hause früher oder später auch zu Grunde gegangen wäre, durch das Tropenklima rasch verschlimmert. Dafür verschwindet hier die Empfänglichkeit für andere, in Europa so verhängnißvolle Uebel, wie Krankheiten der Lungen und Luftwege. Ebenso sind unsere epidemischen Krankheiten, z. B. Typhus, Cholera, Diphtheritis und die meisten anderen Kinderkrankheiten, in Liberia ganz unbekannt. Die Pocken kommen nur unter den Eingeborenen im Süden vor. Desgleichen ist das gelbe Fieber noch niemals aufgetreten.

Demnach stellt sich auch der Procentsatz der Sterbefälle unter den Weißen in Liberia gar nicht auffallend hoch.

Was speciell das Fieber, diese Geißel des tropischen Afrikas, anlangt, so macht es sich hier mehr in Form der Intermittens, ganz wie bei uns, denn als anhaltende Erkrankung, namentlich auch ohne vorhergegangene rheumatische Gliederschmerzen, Verdauungsbeschwerden, wirre Träume oder völlige Schlaflosigkeit geltend, die anderwärts die Kräfte so rasch verfallen lassen. Im Gegentheil erscheint es nicht selten mit einem Delirium, das bei einem eben noch ganz Gesunden mitten etwa in heiterster Gesellschaft ausbricht. Bemerkenswerth ist es auch, daß es nicht nur in den Sumpfgebieten der Küste, sondern selbst noch in den höheren, trockenen Regionen des Innern auftritt. Büttikofer bekam die Krankheit sogar in einer Entfernung von fast 20 geogr. Meilen vom Meere, brachte jedoch auch wieder in Erfahrung, daß die heftigsten Anfälle immer durch Märsche und Canoefahrten im Morastlande des Ufers erzeugt wurden.

Den Anfang der Erkrankung bildet auch in Liberia meist ein bald in Fieberhitze übergehender Schüttelfrost. Mit einem starken Schweiß pflegt das Ganze nach 1—3 Stunden vorüber zu sein. Doch kehrt der Anfall am 2. oder 3. Tage zur selben Stunde zurück, wenn man nicht unterdeß durch Chinin vorgebeugt hat. Mitunter erscheinen die Anfälle auch täglich, gelten dann aber für unbedenklicher. Die Bluttemperatur erreicht dabei leicht die enorme Höhe von 42° C.

Büttikofer beobachtete bemerkenswerther Weise die Krankheit, obwol dann immer weniger stark auftretend, auch bei den Amerikanegern, niemals jedoch bei den eigentlichen Eingeborenen.

Dagegen sind diese letzteren in kaum geringerer Weise, als die der kaukasischen Rasse Angehörigen, einer Anzahl anderer Erkrankungen, namentlich solcher, die von Verdauungsstörungen herrühren, unterworfen. So z. B. dem sogenannten Gallenfieber, das dem intermittirenden Fieber ähnelt, indeß zugleich mit Gallerbrechen, Appetitlosigkeit und Gelbsuchtserscheinungen einhergeht. Gegen dieses böse Leiden empfiehlt Büttikofer nach eigenen Erfahrungen Calomel (Quecksilberchlorür) als vorzüglichstes „Radicalmittel".

Dysenterie, in anderen Tropengebieten bekanntlich eines der verheerendsten Uebel, kommt in Liberia ebenso wie in ganz Westafrika wenig oder gar nicht vor. Doch darf man deshalb selbst die leichteste Diarrhoe nicht vernachlässigen, da eine solche leicht einen chronischen und dadurch die Kräfte rasch erschöpfenden Charakter annimmt.

Sehr häufig treten dagegen hier, wie an der ganzen Westküste, Obstructionen auf und sind deshalb Laxanzen sehr im Gebrauch. In Verbindung mit dem eben genannten Leiden stehen wol auch die bei den Einwohnern des Landes und zwar selbst solchen jüngeren Alters überaus verbreiteten Hämorrhoiden.

Weiter kommt häufig eine Art Blutentartung, jedenfalls eine directe Folge der mannigfachen Fiebererkrankungen, vor, die sich u. A. sehr drastisch dadurch äußert, daß, wenn man sich in die Hand sticht oder schneidet, zuvörderst nur ein Tropfen Wasser erscheint.

Vielfach treten auch, namentlich während der die Verdunstung der Haut erschwerenden schwülen Regenperiode, Anschwellungen der unteren Extremitäten auf, gegen welche man dortselbst mit gutem Erfolge ein einfaches Hausmittel, nämlich das Aufschlagen von Blättern der Banane oder einer im Lande wild wachsenden Sedum-Art, anwendet. Die immigrirten Schwarzen werden außerdem auch von Wassersucht befallen.

Sehr bösartig sind ferner die, wie es scheint, der ganzen Westküste Afrikas eigenen, aus spontanen Hautwunden sich entwickelnden Furunkeln an den Waden und Knöcheln, die in manchen Fällen nie oder doch erst nach Jahren unter Zurücklassung großer schwarzer Flecken heilen und während ihrer durch die feuchte Wärme der Luft und die starke Transpiration des Körpers bedingten langen Dauer namentlich über Nachts dem Patienten viele Schmerzen bereiten. Sie waren es beiläufig auch, die den holländischen Reisenden nach schwerem Leiden endlich wieder in die Heimath zurücktrieben, ganz ähnlich, wie es dem Schreiber dieser Zeilen in Camerun erging.

Ebenfalls recht lästig, wenngleich ganz unbedenklich, ist die überall in den Tropen auftretende „Prickly heat", in Liberia kurzweg „heat" genannt, der „Rothe Hund", wie diese durch eine Affection der überbürdeten Schweißdrüsen hervorgerufene Hautentzündung anderwärts, z. B. im Bereich des Rothen Meeres, wo sie sehr häufig ist, getauft wurde. Büttikofer nimmt bei Erwähnung dieses durch qualvolles Jucken auf der stark gerötheten Haut, welches infolge von Kratzen nur noch schlimmer wird, sich bemerkbar machenden Uebels wol mit vollstem Rechte Veranlassung, dem Tragen von baumwollenen Unterkleidern anstatt des Flanells in den Tropen das Wort zu reden.

Endlich wäre noch der Landplage der Sandflöhe zu gedenken, die nach Büttikofer von den portugiesischen Colonien im Süden aus eingeschleppt und dann immer weiter nordwärts an der Küste vorgedrungen, nach Andern von Südamerika herübergekommen ist. Als der holländische Reisende in Liberia landete, fehlte das Thierchen (pulex penetrans) dortselbst noch gänzlich, während es bei seiner Abreise bereits überall im Lande davon wimmelte. Das Insekt, dort zu Lande chigre genannt, bohrt sich bekanntlich in die Fußsohle oder noch lieber unter die Nägel der Fußzehen ein, um dort seine Eier abzulegen, die bei ihrer späteren Entwickelung ein juckendes und bohrendes Gefühl in dem afficirten Gliede erzeugen und schwer heilende Wunden hinterlassen, ja bei Vernachlässigung den Verlust der ganzen Zehen bedingen können. Der Weiße ist natürlich durch sein Schuhwerk und seine größere Reinlichkeit besser vor dieser „Küstenplage" geschützt als der Farbige.

Merkwürdigerweise erwähnt Büttikofer nichts davon, daß die Neger mittels einer Nähnadel das sich durch sein Jucken verrathende, auch für das Auge in Gestalt eines kleinen, schwarzen Punktes unter der Haut bemerklich werdende Insectenei leicht und geschickt zu entfernen wissen, wie sie es gegenwärtig an der ganzen Westküste thun. Möglich, daß sie damals, wo das Leiden in Liberia erst zum Vorschein gekommen war, diese operative Praxis noch nicht zu üben verstanden.

IV. Die Bestandtheile des liberianischen Bodens.

Selbstverständlich haben wir es bei diesem Capitel nicht mit dem Sumpfgürtel des Litorales, der Alluvialgebiet darstellt, sondern erst mit dem dahinter beginnenden Hügelterrain zu thun, das wir schon früher als einen rothen, eisenschüßigen Lehm charakterisirten. Derselbe schließt zahlreiche runde Stücke „Bohnerz" ein und muß, ausgebreitet wie er selbst über die höchsten Erhebungen des Erdreichs ist, als das Verwitterungsproduct eines Muttergesteins betrachtet werden, welches den Grundstock dieses Hügelgeländes ausmacht. Es ist dies ein jüngeres Eruptivgestein, das hier und da an den Hängen und namentlich an den Felsbänken, über welche die Katarakte der Flüsse hinabstürzen, zu Tage tritt.

Büttikofer constatirte jenen ziegelrothen Eisenocker auch am Cap Mesurado, dann bei Cap Mount und schließlich selbst noch gelegentlich seiner Heimreise in Sierra Leone. Ich füge dem hinzu, daß ich das gleiche Erdreich in Cap Palmas sah, wo der holländische Reisende nicht war, sowie daß der bekannte schwedische Colonist Knutson es sogar noch auf der Westseite des Camerungebirges in bedeutender Ausdehnung antraf. Es scheint diese Bodenbildung demnach der geognostische Charakter eines großen Theiles des westafrikanischen Küstengebiets zu sein.

Neben der eben erwähnten jüngeren Eruptivformation kommen auf dem Boden von Liberia auch noch krystallinische Schiefer vor; dagegen scheinen die Sedimentbildungen völlig zu fehlen, wenigstens konnten Versteinerungen nirgends entdeckt werden.

Die erstgenannten primären Gesteine führen, wie Untersuchungen von beigebrachten Proben in Leyden ergaben, auch Erze, deren Vorhandensein anderwärts gleichfalls constatirt worden ist. So fand sich gediegenes Kupfer auf dem Cap Mesurado und Quecksilber in den Tafelbergen hinter Gran-Bassa. Von Eisen wurde bereits geredet. Auch Gold ist vorhanden, doch wurde dasselbe zur Zeit nur erst auf den Plateaus im Innern gefunden, wo die Eingeborenen

es aus den vom Konggebirge kommenden Bächen waschen. Im letzteren dürfte man also das Muttergestein dafür zu suchen haben.

Sonach ist Liberia jedenfalls nicht arm an werthvollen Metallen. Indeß wird zur Zeit nur erst Eisen gewonnen. Denn das bei den Mandingos gesammelte Gold kommt dem Lande nicht zu gute, sondern nimmt seinen Weg längst schon nach Sierra Leone. Es ist zur Zeit auch wenig Aussicht darauf, daß ein ausgiebigerer Bergbau ins Leben tritt, wie folgender Vorfall beweist, den Büttikofer mittheilt. Die sehr günstigen Resultate, welche aus Liberia nach England gesandte und dortselbst untersuchte Gesteinsproben ergeben hatten, bewogen vor einigen Jahren eine englische Minengesellschaft, bei der Regierung der Negerrepublik unter sehr vortheilhaften Anerbietungen um eine Concession zum Abbau von Erzen einzukommen. Indeß die in Liberia herrschende kleinliche Gesinnung und das Mißtrauen gegen Alles, was von den Weißen ausgeht, bewog die dunkelhäutigen Machthaber, die Offerte abzulehnen. Seitdem kümmert sich Niemand mehr um die in jenem Territorium ruhenden Schätze.

V. Die liberianische Pflanzenwelt.

A. Allgemeines Vegetationsbild.

Tropische Wärme — die Republik erstreckt sich vom siebenten bis zum vierten Grad N. Br. — und der gekennzeichnete Wasserreichthum müssen in dem Ländchen eine reiche Vegetation aus dem Boden zaubern. Indeß tritt dieselbe dem vom Meere her Ankommenden nur etwa auf den Abhängen der Vorgebirge, so namentlich am Cap Mesurado, entgegen, während im Uebrigen gerade die Niederungen nahe der Küste nichts als den schon erwähnten eintönigen Mangrovenwald zeigen, der das ganze Gestade des tropischen Westafrikas wie eine häßliche Hecke von unermeßlichen Dimensionen säumt.

Ohne Reize sind freilich für den aufmerksamen Beobachter auch diese vielverschrieenen Buschmassen nicht. Vor Allem ist ihr Aufbau und ihr Wachsthum hochinteressant. Auf ungezählten, aus dem Wasser ragenden Bogen, gebildet von völlig kahlen, etwa fingerdicken Ruthen, wuchern, wild durcheinander gewirrt, knorrige Zweige mit harten, mattgrünen Blättchen, so daß das Ganze den Eindruck eines auf Stelzen stehenden Waldes macht. Diese merkwürdigen Unterbauten oder Naturroste, die sich jene Wasserpflanze giebt, sind Luftwurzeln, die von den Aesten abwärts wachsen, bis sie die Oberfläche des Wassers erreichen, wo sie sich dann in drei bis vier Theile zerlegen und so, auf dem seichten Grund bald einwachsend, ein ganzes Wurzelgestell bilden, über welchem die Pflanze sich später immer weiter ausbreitet. Neue Aeste senden darauf auch neue Luftwurzeln da und dort aus und in dieser Weise wird allmälig ein ganzes Labyrinth von solch eigenartigen Arkaden mit oben darüber schwebenden Blattmassen, eine ganz besondere Art „hängender Gärten" fertig.

Aber dabei bleibt es nicht. Zwischen jenen dünnen, eng gestellten und verworrenen Naturpfeilern setzt sich, namentlich im Bereiche von Flußmündungen, wo aus dem Land heraus viel Erde herbeigeführt wird, welche durch die Fluth eine Rückstauung eben in diese Buschmassen hinein erfährt, Schlamm fest, der sich allmälig verdichtet und schließlich in festes Land übergeht. In gleichem Schritt mit einer solchen Consolidirung des Untergrundes entwickelt sich nun auch die erst so zaghaft dünne und niedrige Pflanze vertrauensvoller und treibt förmliche Bäume, die fünf und mehr Meter hoch in die Luft streben, unter deren Gewicht aber freilich die gedachten Tragpfeiler sich nur immer mehr in Bogen krümmen.

Man erkennt leicht, daß in dieser Weise der Mangrovengürtel nach der Wasserseite hin immer mehr sich verbreitern und das Meer an Terrain verlieren muß, wie man dies an andern Punkten der afrikanischen Westküste, so in dem ungeheuren Nigerdelta und in der Camerun-Bai, noch deutlicher wahrnehmen kann. Die Mangrove erscheint demnach als ein bedeutsamer Landbildner im Haushalte der Natur. Landeinwärts gräbt sie sich dagegen durch diesen Bodenverdichtungsprozeß selbst ihr Grab. Denn sobald das eigentliche Festland fertig ist, wird sie von anderen Pflanzen, namentlich Pandanusarten, abgelöst.

Weiter sind diese Amphibien unter den Kindern Floras bemerkenswerth durch den Umstand, daß ihre Fortpflanzungskeime sich bereits entwickeln, ehe sie den Mutterstamm verlassen haben. Dieselben kommen am Ende der kleinen Früchte zum Vorschein in Form von grünen Zapfen, die nach unten schnell bis zu einer Länge von einem halben Meter und mehr anwachsen; die an den Spitzen dieser Knospen zu Tage tretenden rothen Wärzchen senden, sobald der ganze junge Trieb den Schlammboden erreicht hat, ganze Bündel winziger Wurzelfasern aus.

Endlich ist jene Rhizophoren-Region noch anziehend durch das in ihrem Bereich zur Geltung kommende Thierleben. Denn wenn dieselbe auch als Brutstätte der schlimmsten Fiebermiasmen, wofür sie mit so vielen Anderen der holländische Gelehrte gleichfalls ansieht, kein Aufenthalt für den Menschen genannt werden kann, so darf sie doch nicht, wie dies oft geschieht, als von allem animalischen Treiben entblößt betrachtet werden. Vielmehr kommt daselbst ein wahres idyllisches Stillleben der Natur zur Entfaltung, das Büttikofer in sehr anschaulicher Weise schildert. An den ins Wasser hängenden Zweigen sitzen Massen schmackhafter Austerschnecken, der schwarze Schlamm wimmelt von eilfertig hin- und herkriechenden Spinnen, Krabben und den sonderbaren, rothäugigen, ihre Brustflossen als Beine benützenden Kletterfischen. Pinselohrschweine wühlen im Sumpfe, Krokodile lauern am Wasser auf eine durstige Antilope oder ein Bisamthier, und ganze Schwärme lästiger Stechfliegen und Mosquiten schweben über dem Boden. Noch reicher vertreten ist die Vogelwelt. Prächtige Eisvögel, die aus den Zweigen auf Fische niederstoßen, Mangrove-Reiher, die ihre Nester in dem Gebüsch haben, Brachschnepfen, schwarze Störche, Silberreiher, grüne Ibisse, Kormorane, Schlangenhalsvögel, wilde Enten, grünfarbige Holztauben sowie schwarze Wasserfalken nebst schwarz-weißen Seeadlern werden massenhaft bemerkbar.

Die an den Mangrovengürtel sich zunächst anschließenden steppenartigen Gelände mit einem Gras, das viel zu hart und kieselsäurehaltig ist, um Wiederkäuern zur Nahrung dienen zu können, enthalten, einzeln oder in kleinen Gruppen beisammen stehend, vor Allem einen „Flaschenbaum" (Anona senegalens. Pers.) mit mißgestaltetem Stamme, trockenen, grau-grünen Blättern, aromatisch duftenden Früchten (den „wilden Pfirsichen" der Einwohner) und einer abstringirend sowie antifebril wirkenden Rinde.

Die nun folgende Palmenregion umschließt vor Allem die bekannte Oelpalme (Elaeis guineensis), die übrigens, weil auf jedem, trocknem wie feuchtem, Boden gedeihend, noch bis auf die Vorterrassen der Mandingo-Plateaus hinauf, jedoch nie in ausgedehnterem Urwald, sondern mehr auf Blößen, dann auch zwischen anderen Hölzern und allenfalls in kleineren Hainen vorkommt. Sie ist mit ca. 30 m Höhe die höchste aller liberianischen Palmen. Im Alter zeigt sie sich oft mit Farren und Schlingpflanzen überzogen. Sonst bilden die Blattnarben an dem schlanken Stamme empor eine regelmäßige, von den Eingeborenen zum Herabholen der Früchte benutzte Treppe.

Der Baum, wol der größte Schatz des tropischen Westafrikas, giebt dortselbst einen etwa ebenso umfassenden Wohlthäter ab, wie die Dattelpalme in der subtropischen Region. Die in der Form einer Ananas ähnelnden, bis 50 cm langen und mehr als 30 cm dicken, 30—40 kg wiegenden, an kurzen Stielen unter dem Wedel der Baumkrone sitzenden Fruchtkolben enthalten etwa pflaumengroße Früchte, unter deren fettiger, orangefarbener Lederhaut ein gleichfarbiges, ölreiches Fleisch liegt. Durch Pressen desselben gewinnen die Einwohner des Landes das berühmte Palmöl, während der gleichfalls reichlich Oel ergebende Stein, den das Fleisch einschließt, wegen seiner Härte meist erst in Europa zerschlagen wird.

Das Palmöl, das beiläufig ebenfalls die Orangefarbe zeigt, bildet mit den Palmkernen ganz ähnlich wie in den meisten andern Gebieten der weiten Guinea-Bai das bedeutendste, ja nahezu einzige Ausfuhrproduct des Landes, ebenso wie Beides auch ein Hauptnahrungsmittel seiner Bewohner und, was die Früchte anlangt, selbst vieler seiner Thiere, so der gewöhnlichen und fliegenden Eichhörnchen, der vegetarianischen Fledermäuse, der Nashornvögel, der Mandelkrähen u. s. w. ausmacht, nicht zu gedenken der Buschantilopen, der Wildschweine, verschiedener Nager, sowie zahlreicher Insekten und Schlangen, die wenigstens noch die zu Boden gefallenen Nüsse sich zu Nutz machen. Ferner liefert noch der durch Ausschneiden der Knospen der Krone u. dergl. gewonnene Saft der Palme den erfrischenden „Palmwein" und ihr Holz endlich die „Palmkohle".

Von geringerem wenngleich noch immer sehr bedeutendem Werthe für das Land ist die nur auf sumpfigem Terrain, namentlich an den Ufern der Creeks, die sie mit ihren eine Länge von 10 m und mehr erreichenden Blättern oft ganz überschattet, vorkommende, ungleich niedrigere „Weinpalme" (Raphia vinifera Beauv.), deren Früchte zwar nicht verwendet werden, die aber dafür in ihren langen, auch leicht spaltbaren Blattrippen für den Häuserbau der Eingeborenen sowie für allerhand Flechtereien das vorzüglichste Material und endlich gleichfalls einen vielgerühmten Palmwein liefert.

Auch die Kokospalme, welche das gleichfalls Oel gebende Kopra, d. i. das Fleisch der Nuß oder richtiger des Steines derselben liefert, und die bekanntlich nach Westafrika nur importirt worden ist und daher nirgends wild, sondern immer nur bei den Ansiedelungen vorkommt, gedeiht in Liberia trefflich und könnte einen bedeutsamen Nahrungszweig ergeben, indeß findet sie sich, von der Umgegend von Cap Palmas abgesehen, nur erst vereinzelt an der Küste. Dagegen hebt Büttikofer als eine Zierde der Landschaft noch die Tamarinden, Akazien und Mimosen hervor, die man häufig antrifft.

An die eben charakterisirte Buschregion schließen sich die eigentlichen Urwälder, in welchen zunächst verschiedene Riesenbäume ein majestätisches Laubdach schaffen, so namentlich die an ihrer weiß-grauen Rinde erkennbaren, erst in einer Höhe von 20—30 m ihre gigantischen Aeste aussendenden, nicht selten 10—15 m im Umfang messenden, mit wahren Kanten oder Strebepfeilern und dazwischen liegenden tiefen Nischen emporwachsenden Bombax- oder Wollbäume (Eriodendron anfractuos.), deren schwammiges Holz leicht zu verfertigende aber auch ebenso leicht vergängliche Canoes liefert.

Unter der grünen Riesenkuppel, die die ungeheuren Kronen solcher Urwaldstitanen über die stille Landschaft wölben, erhebt sich dann, wie Büttikofer treffend sagt, ein Hochwald zweiten Ranges, ein Wald im Walde, von niedrigeren, dafür aber ungleich dichter stehenden, nicht selten nach Art der Mangroven auf Stelzenwurzeln balancirenden Bäumen.

Zwischen diesen wieder wuchert endlich ein von Lianen, die oft nicht dicker wie ein Bindfaden sind, anderwärts aber auch wieder die Stärke eines Mannsleibes haben, zu einem nur mit dem Faschinenmesser und der Axt zu durchbrechenden Chaos verschlungenes Unterholz.

Das Wachsthum hat hier einen so ungeheuerlichen Charakter, daß selbst die Kräuter des Bodens, die bei uns kaum ein paar Zoll emporragen, noch Mannshöhe erreichen. Dazu die vom grellsten Roth bis zu den tiefsten Tönen schwankenden Farbennüancen der unnatürlich großen Blätter, die freilich statt des weichen, saftigen Grüns unserer Wälder nur ein hartes, lederartiges, glänzendes Aussehen haben, als seien sie, die heiße Sonne besser zu ertragen, mit Lack überzogen worden.

Selbst bis ins Luftreich oder aber bis ins flüssige Element hinein erstreckt sich die überquellende Zeugungskraft der Natur, indem Stämme und Aeste von den verschiedensten Schmarotzern, Farren, Orchideen u. dergl. mit oft prachtvollen Blüthen umwuchert erscheinen und in stillen, dunklen Sümpfen mannshohe Aroideen mit riesigen Blumenkelchen und Blättern an armlangen Stielen, Schwertelblumen (Irideen) und die verschiedensten größeren oder kleineren Wasserlilien (Nymphäaceen) gedeihen.

Dies ein allgemeines Uebersichtsbild der liberianischen Pflanzenwelt, von der der Reisende abschließend sagt, daß sie mehr den Charakter des Großartigen als des Anmuthigen habe, mehr überrasche und überwältige, als entzücke und befriedige.

Bemerkenswerth ist es auch noch, was über den Blattwechsel der Bäume und Sträucher hinzugefügt wird. In dieser Hinsicht herrscht nämlich große Verschiedenheit. Manche Pflanzen werfen das Laub genau nach einem, manche erst nach etwa zwei Jahren und zwar zumeist in der trockenen Periode ab, andere beginnen dabei mit nur einem Ast und lassen den zweiten später folgen, noch andere erneuern ihre Blätter unmerklich während des ganzen Jahres, eins nach dem andern, so daß man zu dem Glauben kommen kann, daß sie überhaupt niemals wechseln, weil sie immer grün und belaubt erscheinen.

B. Die liberianische Flora vom praktischen Gesichtspunkte aus.

Die eben beschriebenen Urwälder sind reich an kostbaren Nutzhölzern von sehr bedeutender Härte und der buntesten Färbung, indeß der Mangel an Verkehrswegen und Schneidemühlen bedingt es, daß diese Schätze entweder noch gar nicht oder unter Anwendung der primitivsten Werkzeuge nur für den einheimischen Bedarf, für Haus- und Schiffsbau Benutzung finden. Lediglich Rothholz, das von einem niedrigen, verkrüppelten Baume auf Blößen im Urwald stammt (Baphia haematoxylon Hook fil.) und namentlich in Frankreich zum Färben des Weins begehrt wird, findet in kleineren Mengen Ausfuhr. Sehr gut gedeiht dann ein Indigo-Strauch, dessen Saft die Einheimischen zum Färben von Stoffen sowie beim Tätowiren benutzen. Eine Ausbeutung der wichtigen Pflanze für den überseeischen Handel ist indeß noch nicht eingeleitet worden. Auch die ungemein zahlreichen Gummigewächse, Lianen (Landolph.) und Ficus-Arten, werden noch wenig beachtet. Mehrere stark tanninhaltige Rhizophoren-Gattungen gelangen wenigstens bei dem Gerben im Lande zu einer ausgedehnten Verwerthung. Ebenso werden die zahlreichen Lianen von den Eingeborenen als Taue und dergl. benützt und zwar überragen die betreffenden Machwerke durch ihre erstaunliche Haltbarkeit alle unsere Seilerarbeiten. Eine ähnliche Verwendung, namentlich zur Herstellung von Stricken, Beuteln, Fischnetzen, Hüten und selbst Regenschirmen, alles von größter Dauerhaftigkeit, findet auch der Bast von den verschiedensten Palmen und Pandaneen, dann allerlei Binsen, Gräser und dergl. — Medicinpflanzen kommen ebenfalls in Menge vor, werden indeß, mit Ausnahme der bekannten „Kalabar-Bohne" (Physostigma venenos. Balf.), gleicher Weise einzig und allein unter den Schwarzen als Hausmittel gewürdigt. — Von der so nützlichen und auch viel benützten Oelpalme wurde schon früher gesprochen.

Wenig zahlreich sind die eßbaren Früchte der liberianischen Wildniß. Von der auch in dieser Hinsicht bereits erwähnten Oelpalme abgesehen, kommt hier zunächst die Tamarinde mit ihren angenehm säuerlichen Bohnen, dann die „Busch-Pflaume" (bush-plum) in Betracht, deren grünlich-gelbe Früchte frisch gegessen, dann aber auch gedörrt und selbst zu einem mit Ingwer vermischten, wohlschmeckenden Biere verwendet werden. Auch Wein mit kleinen, blauen, sauren Trauben kommt, namentlich auf dem Cap Mount, wild vor; derselbe scheint, nach einem von Büttikofer in Robertsport angetroffenen Exemplare zu urtheilen, beiläufig auch angepflanzt wohl zu gedeihen und dann süße Früchte zu bringen. Sehr viel gegessen und auf den Mandingo-Plateaus selbst als Zahlmittel verwandt wird die sehr bittere, die Speichelabsonderung befördernde sowie Hunger und Durst vertreibende Cola-Nuß, die Frucht eines auf Blößen im Buschterrain reichlich gedeihenden, niedrigen, großblättrigen Baumes (Stercul. acumin. Beauv.). Endlich tritt noch die Ananas mit ihren ca. 50 cm hohen Büschen namentlich in der Region der Grassteppen in ausgedehnten Beständen auf.

Was die liberianischen Culturpflanzen anlangt, die in ungleich größerer Zahl in Betracht kommen als die Gaben der wilden Flora des Landes — nebenbei bemerkt haben dieselben ihre ursprüngliche Heimath meist in anderen Erdtheilen als in Afrika, namentlich in Amerika —, so sind als die einzigen Getreidearten Mais und Reis zu nennen, die beide trefflich gedeihen, aber doch infolge der Faulheit der Bevölkerung nicht in ausreichender Menge gebaut werden, so daß namentlich noch eine starke Einfuhr von Reis, meist ostindischen Ursprungs, stattfindet. Von Knollenfrüchten werden erzielt Kassave und Bataten.

Die erstere, auch Maniok, im Lande Cassada, genannt, stammt von einer auf jedem Boden, namentlich aber auf Buschrodungen gedeihenden Euphorbiacee (Manihot utilissima Phl.). Ihre Cultur wird meist von den Eingeborenen betrieben, welche die aus Stengeln alter Pflanzen geschnittenen Stecklinge bei Eintritt der Regenzeit in die Erde legen, worauf sie bereits nach einigen Wochen 1—2 m hohe, mit breiter Blattkrone gezierte Schößlinge und nach 6 Monaten große, genießbare Wurzelknollen besitzen, von denen man von da ab ganz bequem den täglichen Bedarf entnehmen darf, während die übrigen noch Jahre lang weiter wachsen können, ohne selbst bei erreichter Armesdicke an Wohlgeschmack zu verlieren.

Die Batate („süße Kartoffel", sweet potato), die Wurzelknolle einer Convolvulacee (Batat. edul. Chois.), anlangend, so wird diese, weil bereits nach drei Monaten ergiebig, wenn schon dafür auch viel weniger mehlig und von unangenehm süßlichem Geschmack, sowie kaum größer, nur meist länglicher als unsere europäische Kartoffel, mehr von den Liberianern als den Eingeborenen und zwar mittels Setzlingen aus den langen Ausläufern von alten Feldern gezogen und bildet das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Classen der Colonisten.

Weniger Anbau findet die in anderen Theilen der Westküste, namentlich im Camerungebirge so häufige Koka, eine Arumart mit mehligen, großen, länglichen Knollen (Colocasia escul. Schott.), die Arrowroot-Pflanze (Maranta arundinacea) und die Yams-Wurzel (Dioscorea).

Von Oelpflanzen, die in Westafrika eine so große Rolle spielen, kommt von importirten Gewächsen außer der Kokospalme, die wir schon nannten, nur noch die „Erdnuß" oder „Erdmandel" in Betracht, die Frucht einer auf Buschrodungen gezogenen, jedoch auch wild gedeihenden Papilionacee (Arachis hypogaea), welche in Form einer in einer kleinen Hülse ruhenden Doppelbohne vor der Reife sich von den Ranken in die Erde senkt und darauf dort von den Colonisten, aber auch von „Grundschweinen" und „Erdeichhörnchen" ausgewühlt wird. Die werthvolle Oelfrucht, die man auch geröstet verzehrt, geht von Liberia indeß nicht annähernd in solchen Un-

massen aus, wie aus Sierra Leone u. s. w. Der vielfach wild nahe bei den Negerdörfern wachsende Ricinus wird überhaupt nicht benutzt.

Sehr wichtig ist dagegen der gleichfalls wild vorkommende, von den Liberianern in großen Plantagen gezogene Kaffee, der unter dem Namen „Liberiakaffee" namentlich in England bereits so gesucht ist, daß man das Pfund (engl.) mit 20 Dollarcents bezahlt und die englische wie holländische Regierung schon wiederholt mit großen Kosten junge Pflänzchen aus Liberia nach den Pflanzungen in den Ländern am indischen Ocean bringen ließ. Das Product bildet zur Zeit nach dem Oel den bedeutendsten Handelsartikel des Staates. Die Bäume werden in Liberia in Abständen von 8, 10 und neuerdings selbst 12 Fuß in Quadraten gepflanzt und so niedrig gehalten, daß man die Pflückung ohne Leiter vornehmen kann. Die Hauptblüthezeit fällt hier in den Anfang der trocknen Periode und währt nur zwei Tage, während welcher ein kostbarer Geruch die Luft erfüllt. Bis zur Reife brauchen die Früchte zwei Jahre, so daß die Pflanze Blüthen sowie halb- und ganz reife Früchte zugleich aufweisen kann. Dabei gedeiht sie auf dem humusärmsten Boden, in der Ebene wie auf sterilen Hängen, sofern nur jener eisenschüssige Thon, von dem wir schon mehrmals sprachen, vorhanden ist, welcher, wie es scheint, die Grundbedingung dieser hoffnungsreichen Cultur bildet. Die schönsten Kaffeefarmen des Landes finden sich am St. Pauls-Fluß, doch könnte der Anbau ein ungleich ausgiebigerer sein, wenn die schwarzen Farmer mehr Mittel und mehr Ausdauer hätten, um die vier ersten Jahre, in denen eine junge Pflanzung noch keine Ernte giebt, sich gefallen zu lassen. Auch würde es zur Erzielung einer noch besseren Qualität nöthig sein, daß man die Kaffeebohnen, statt ihnen, wie man jetzt thut, eine Nothdarre zu geben, noch ein Jahr lang in den Hülsen liegen ließe. Doch steht auch dem die leidige Geldnoth entgegen.

Ebenso gut gedeiht in Liberia der Cacao, der indeß tiefgründigen, beschatteten Boden verlangt, auch, weil die aus Samen gezogenen Pflänzchen das Umpflanzen in die Plantagen nur schwer vertragen, ungleich schwieriger zu erzielen ist. Es ist deshalb seine Cultur nur erst gering und eine Ausfuhr noch nicht möglich. Auch Tabak wird lediglich in kleinen Mengen und zwar ausschließlich auf den Mandingo-Plateaus gebaut, so daß in diesem Artikel noch eine bedeutende Einfuhr stattfindet. Dagegen wird viel Zuckerrohr, und zwar wiederum namentlich am St. Pauls-Fluß bis über die Mühlenburg-Mission hinauf, gebaut, zumal es, geradeso wie der Reis, hier zu Lande auf nassem wie trockenem Boden trefflich fortkommt. Doch lohnt diese Cultur zur Zeit wenig, da das Geld fehlt, um größere Fabriken zur Verwerthung des Products anzulegen. Man besitzt kaum einige primitive Raffinerien und Destillationen und erzielt daher nur wenig Zucker und Rum, so daß auch in dieser Beziehung noch ein starker Import von auswärts her zur Geltung kommen kann.

Gemüse, die recht wol prosperiren würden, finden sich, von etwas Kohl, Bohnen, Tomaten, einigen Arten Eierpflanzen (Solanum melongena L.) und einem Portulak, von denen auch Einiges wild anzutreffen ist, abgesehen, nicht vor. Häufiger sind Cucurbitaceen, namentlich Kürbisse, deren Schalen häufig mittels Einschnitte mit kunstvollen Verzierungen versehen werden, gewöhnliche und Wassermelonen, sowie Flaschenkürbisse, aus denen man Kalabassen und Trinkschalen oder Musikinstrumente (Lauten und Castagnetten) verfertigt. Hierher gehört endlich noch der Melonenbaum (engl. papaw, Carica papaya L.), eine der nützlichsten Pflanzen des Landes. Dieselbe entwickelt sich überall in der Nähe der Häuser aus weggeworfenen Kernen ohne Mühe, schießt, in dieser Hinsicht selbst noch den Ricinus übertreffend, bereits im ersten Jahre zu Mannshöhe und im 3. oder 4. zu 6—8 m Länge bei einer Dicke von allerdings kaum 20 cm auf und gleicht dann infolge ihrer Blattnarben und breiten Wedelkrone etwas einer Palme. An der Basis der großen, langgestielten, handförmig zertheilten Blätter sitzen, dicht geschaart, das ganze Jahr hindurch gelbe Trichterblüthen und gestreifte, gleichfalls schon im ersten Jahre erscheinende Früchte, die man, da der Baum zu weich ist, um erstiegen zu werden, abschlägt. In unreifem Zustande, wo sie grün gefärbt sind, ergeben sie eingemacht ein erquickendes, an Apfelmus erinnerndes Compot, reif werden sie gelb und haben ein fast zu zartes Fleisch, das man mit Zucker oder auch mit Essig und Oel genießt. Besonders wichtig aber ist es, daß sie, ebenso wie die auch als Surrogat für Seife verwendeten Blätter, einen Milchsaft besitzen, von dem einige Tropfen, in den Kochtopf gegeben, selbst das zäheste Fleisch in kurzer Zeit gar machen, so daß man sich mit Recht wundern muß, daß die europäische Speculation sich noch nicht dieses Mittels bemächtigt hat, zumal sich jener Wundersaft leicht sammeln und conserviren läßt. Allerdings stirbt der Baum bald wieder ab, was aber bei seiner leichten Fortpflanzungsart kein großer Nachtheil ist.

Von eigentlichen Obstbäumen haben wir in erster Linie die nie wild, dafür aber in zahllosen Exemplaren überall in der Nähe von jüngeren oder alten, zerstörten, oft allerdings schon ganz verschwundenen menschlichen Ansiedlungen vorkommende, also wol importirte Banane (die „plantains", Mus. paradis., sowol wie die eigentliche Banane, Mus. sapient.) zu nennen. Sehr häufig, jedoch nur an der Küste und jedenfalls von hispano-lusitanischen Sklavenhändlern eingeführt, daher auch die ehemaligen Sklavendepots markirend, ist dann auch der Mangobaum (Mangifera indica L.), der durch seinen starken Stamm und prächtige Blattfülle an unsere schönsten heimathlichen Bäume erinnert, jedoch die Eigenthümlichkeit aufweist, daß häufig nur die eine Hälfte seines mächtigen, bis zu völliger Undurchsichtigkeit dichten Wipfels blüht, während die andere Früchte trägt. Die letzteren ähneln reif in Form und Farbe einer Pfirsiche und sind saftig, jedoch von etwas terpentinartigem Geschmack. Ferner ist zu nennen der originelle „Sauersack-Baum" (Anona muricata, engl. soursop), ein kleiner, krüppelhafter Stamm mit einer monströsen, igelartigen, kopfgroßen, grünen Frucht, die in einem weißen, angenehm säuerlichen Fleisch kleine schwarze Kerne enthält. Ich selbst traf die seltsame Pflanze in ziemlicher Anzahl auf dem Cap Mesurado. Seltner ist der „Süßsack" (sweetsop, Anona squamosa), dessen Frucht süß schmeckt, aber nicht annähernd so erquickt, wie jene. Auch der ostindische „Guajaben"- oder „Guavenbaum" (Psidium pomiferum [Guajava Raddi] L.) kommt vor und zwar werden, ebenso wie in der asiatischen Heimath des Baumes, auch hier neben den säuerlich schmeckenden, apfelgroßen Früchten die Blätter mit benutzt, indem man aus ihnen einen antifebril wirkenden Thee bereitet. Sodann finden sich verschiedene, der ganzen Westküste eigene Citrusarten, Apfelsinen u. s. w., in Gärten und Farmen wie auch in verwildertem Zustande im Freien. Letzteres gilt namentlich von einer kleinen, sehr sauren aber saftreichen Citrone, die eine bei Fieberanfällen recht heilsame Limonade ergiebt.

Von Gewürzen tritt an der Küste und auch im Innern der „spanische Pfeffer" auf, den die Eingeborenen nicht weniger wie die Liberianer an ihren Speisen in Masse lieben. Außerdem liefert ein einheimischer wilder Strauch in seinen Beeren ein an Schärfe den Früchten der erstgenannten Pflanze kaum nachstehendes Surrogat. Eine besonders wichtige Rolle spielt aber in Liberia der viel gebaute und trefflich gedeihende Ingwer, dessen knollenartige Wurzelstöcke sogar außer Landes gehen, noch mehr aber von den einheimischen Frauen zur Bereitung eines pikanten Brodes („Gingerbread") und ganz besonders eines stark moussirenden und erfrischenden Bieres („Gingerbeer") benutzt werden.

Endlich treffen wir auch die wichtigste aller Textilpflanzen, die Baumwolle, und zwar in ausgezeichneter Güte; dieselbe wird indeß fast nur auf den Mandingo-Hochlanden, wo sie sogar wild vorkommt, in größerer Menge auf ausgedehnten Feldern gewonnen und dort auch zu einem Gewebe, das einen im Lande gut gehenden Handelsartikel („country-cloth") bildet, verarbeitet. Eine Ausfuhr erfährt das kostbare Product zur Zeit leider noch nicht.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

VI.

C. Reinhart an Göschen. Rom d. 7. Apr. 1810. . . . Für die armen leute die mit dem Morgenstern im lande umherziehn, habe ich einen kleinen Aufsatz gemacht der ein paar Freunden denen ich ihn vorgelesen sehr gefallen hat, und den Sie mit nächster Post erhalten sollen. Dr. Demuth dem er so gefallen wollte ihn selbst an Mahlmann zum Druk einsenden. lieb soll mirs seyn wenn Sie ihn in dieser oder einer andern Zeitschrift wollen abdrucken lassen, nach dem Sikler sein Aufsatz gelesen worden. Die Hunde, Sie sollen sehen in welchen Sie gestochen haben. hätte ich alle die Kunstnachrichten aus Rom hier deren Verfasser ich wohl

kenne, und die daher alle absurd seyn müssen so wollte ich Sie ganz anders herumholen. Da heißt es mit Recht wie Freund Schiller sagte, Siehst du doch aus als wenn Dich ein Tübinger Buchdruker in die Welt gesezt hätte. So viel in Eile. Ich umarme Sie unveränderlich der Ihrige C. Reinhart.

Er meldet auch, daß er mit Sickler schon am neuen Jahrgange des (Hesperischen) Almanachs arbeite, erwartet aber noch die Exemplare vom ersten. Im Juni des Jahres 1808 hatte Reinhart seinem Freunde Göschen den Verlag eines „Almanachs aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst" angetragen, den er mit Fritz Sickler, dem Archäologen, herauszugeben beabsichtigte. Der erste Jahrgang erschien auf das Jahr 1810 und wurde günstig aufgenommen; nur das „Morgenblatt" hat wol eine abweichende Meinung geäußert, und Reinhart, der tadelnde Urtheile nicht vertragen konnte, am allerwenigsten von „Kunstschreibern", war sofort mit einer Replik zur Hand. Ob dieselbe irgendwo veröffentlicht worden, ist uns unbekannt; in der Zeitschrift, welche Mahlmann redigirte, „für die elegante Welt", findet sie sich nicht. Wahrscheinlich war sie, einem Spottgedicht nach zu urtheilen, welches Reinhart demselben Gegner zusandte (Baisch, 223) nichts weniger als elegant. Der Oldenburgische Regierungsrath Dr. Wilhelm Demuth war mit v. Huldenberg im Jahre 1806 zuerst nach Rom gekommen und befand sich jetzt wieder daselbst in Begleitung des Erbprinzen von Oldenburg.

C. Reinhart an Heydeck a Papigno presso Terni. Rom d. 11. Sept. 1817. Mein werthester Freund! ... Kommen Sie doch recht bald nach Rom zurük — endigen Sie in Ariccia Ihre vom vorigen Jahre unvollendeten Studien. Ich denke, Sonntags nach Ariccia zu gehen. Obschon es unnöthig war die Auslage für die Pinsel mir durch Vogel zustellen zu lassen, so sage ich Ihnen nur in parenthesi daß ich Vogel nicht gesehen habe. Wie können Sie aber auch verlangen daß ein so rechtgläubiges k. Schaaf mit einem Bock aus D. M. Luth. Heerde sich verunreinigen möge! — Die Jagd geht allgemein hier sehr spaarsam. — Mann findet sehr wenige Wachteln wegen der großen Trokenheit der Felder ... Glauben Sie mir daß ich auch Sie oft hieher gewünscht habe. Sie wißen wie eng der Zirkel meines Umgangs gezogen ist. Da das Klima in Terni sich früher ändert als in Rom wegen der höhern lage, so suchen Sie bald fertig zu werden und nach Rom zu kommen. Ich habe eine Einladung nach Palombara wo ich nie gewesen bin und dahin will ich gehen so bald ich v. Ariccia zurükkomme, wo ich mich dismal nicht lange aufhalten kann, und da könnten Sie mitgehen. — Denken Sie vor allen Dingen daran nun Ihre Studien für ein Gemälde zu nuzen! Der Pfarrer studirt ja um zu predigen. Einen Brief auf d. Caffé [vermuthlich v. Blanchard] hätte ich Ihnen gern geschikt ich sah ihn aber heute nicht und vermuthe es habe ihn jemand anders genommen und besorgt. Hess habe ich kaum einmal gesehen. Mann kann nicht einsamer leben als ich lebe. Meine Jagd Gesellen die ich des Abends sehe ausgenommen, komme ich zu niemand. Wenn Sie also kommen wollen wir zuweilen ein Gläßchen des Abends anstoßen — oder in Albano Spinacello und Lattarini verzehren. Die große Eiche bey Albano, vulgo la Quercia bella ist umgestürzt — Große Horden von Sgrassatoris verpesten die Gegend über Velletri etc. so daß jezt die ganze päpstl. Armee mobil gemacht wird um gegen sie auszuziehn. Seyn Sie auf Ihrer Rückreise vorsichtig den ohnweit Rom alla Merluzza sind Leute geplündert worden und bey Otriculi der päpstl. Courir. Ruhl ist aus dem Raupenstand in den eines Schmetterlings übergegangen, d. h. er hat die Altteutsche Tracht abgelegt und kleidet sich nun wie die andere Canaille. Seine Garderobe hat er glaube ich an Overbek verkauft der sich iezt altteutsch kleidet. Ich schwaze Ihnen aber so vil unerhebliches Zeug vor daß Sie müde werden es zu lesen. Ich will Sie also fürder nicht mehr mit meinem Geschreibsel ermüden. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. In meinem Hause ist alles wohl. C. R. Der Herzog von Dessau ist gestorben.

Adolph Heydeck, Landschaftsmaler und Kupferstecher aus Dessau, lebte seit dem Jahre 1813 in Rom und wohnte während des Sommers mit Reinhart, dem er sehr zugethan war, in Ariccia. Vogel kann Karl Christian, der Sohn Christian Leberecht's, sein. Er war zum ersten Male im Jahre 1813 nach Rom gekommen und katholisch geworden. Möglich, daß er im Jahre 1817, demselben, in welchem er die Fresken in der Schloßkapelle zu Pillnitz auszuführen begann, wiederum nach Rom gekommen ist. Doch kann auch der mit diesem ganz gleichalterige Ludwig Vogel, gebürtig aus Zürich, gemeint sein, der 1810 mit Overbeck und Schnorr nach Rom gekommen, 1813 in seine Heimath zurückgekehrt war. Reinhart's Abneigung gegen die nazarenische Richtung, die schon aus einigen Andeutungen dieses Briefes ersichtlich ist, tritt später noch schärfer hervor.

C. Reinhart an Adolf Heydeck auf Capri. ... Ein Brief der in der Allgem. teutschen Zeitung über die dem Kaiser zu Ehren gemachte Ausstellung erschienen, von den Kunstwerken sehr wenig — von der Nazarenerschaft aber desto mehr sagt (und von den mann muthmaßlich Bartholti als Urheber angiebt) hat diesen frommen Jüngern sammt und sonders einen gewaltigen Stoß gegeben. Sehr gut geschrieben, etwas Salza piccante nicht gespart, und im Ganzen viel Wahrheit. Wenn Sie diese Zeitung irgendwo in Neapel vorfinden können, bitte ich Sie diesen Brief zu lesen. Wenn er wirklich von Bartholdi ist, macht er ihm Ehre. Vorausgesezt, daß mann gleich beim ersten Blick sieht daß ihn kein Künstler sondern ein laye geschrieben hat. — Es macht ihm aber Ehre daß er diesen Heuchlern und heimlichen Zungendreschern die Wahrheit so derb in den Bart gesagt hat. Sie können denken welchen lärm die Jüngerschaft in Rom geschlagen hat, — Mann sprach sogar vom Stok! ... Rom, d. 1. Aug. 1819. Der Ihrige C. R.

Dieser, auch bei Baisch S. 255 ohne Datum mitgetheilte Brief bezieht sich auf einen Aufsatz in der Beilage zu Nr. 124 der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1819.

C. Reinhart an Heydeck auf Capri. Rom d. 8. Sept. 1819. Werthester Freund! ... Zu meinen Neuigkeiten aus Rom füge ich noch hinzu daß Cornelius und Eberhard heute früh nach München abgereißt sind. auch 2 andere Teutsche die ich nicht kenne. Sie sind nun wahrscheinlich schon in Capri. Nehmen Sie sich bey dem was Sie nach der Natur machen, (malen oder zeichnen) für zu vieler Ausführung in acht; denn nicht gerechnet daß man gewöhnlich mehr in die Studien macht als mann, wenn mann sie hernach brauchen will, zur verfertigung eines Gemäldes nöthig hat, kosten sie so viel zeit daß mann nur wenig machen kann. Ganz ausgeführte Studien kann mann nur da machen, wo mann sich lange, und mit Bequemlichkeit aufhält. Halten Sie sich also blos an das bedeutende — und laßen alle Kleinigkeiten und zu viel Detail weg. Ich weiß daß ich schon so zu Ihnen sprechen kann und fürchte nicht daß Sie mir meine Freiheit übel nehmen. Ich sage es weil ich weiß daß Sie zur Ausführung (die ich wie Sie wißen auch sehr schäze) incliniren. Salomo aber sagt Alles zu seiner Zeit. Leben Sie recht wohl liebster Freund und behalten Sie mich lieb. R.

C. Reinhart an Heydeck in Neapel. Rom d. 27. Mai 1820. Mein lieber Freund Ich wunderte mich sehr daß Quandt mir nicht ein paar Zeilen von Ihnen mitgebracht hat, und glaubte Sie daher sicher auf dem Lande. Heute fand ich Ihren Brief bey Giustino und freue mich daß Sie wohl sind. Das gleiche kann ich Ihnen von mir sagen. Ich bin die Vigilia vom Himmelfartsfest, und den Festtag selbst mit Capogrossi, und Luigi Diadei in Porto d'Anzo gewesen, und haben in [zu] Drey zwey hundert und etliche siebenzig Wachteln geschoßen. Sie werden mir glauben wenn ich Ihnen sage daß diese Tage für mich himmlische Tage waren. Wir hatten das Glük grade zwey Tage zu treffen, wo ein ziemlicher Zug war, und hätten wir des Morgens, wegen des Ungeheuren Thaues mit den Hunden jagen können, würden wir noch weit mehr geschoßen haben. Einen Genueser Schiffskapitain, einen sehr wakren Mann, mit den wir Bekandtschaft gemacht hatten, gefielen die Wachteln sehr, und uns seine herrlichen Weine von der Insel Elba die er am Bord führte und so vereinigten wir uns täglich zum Mittags und Abend Essen, wobey auch die frischen Fische nie fehlten die mir besonders gefielen. Herrliches Wetter — gute Betten im Palast Corsini machten endlich daß alles vollkommen gut war. Ich habe oft an Sie gedacht und Sie zu uns gewünscht. Quandt war einige mal bei mir. Ich mache ihm noch eine Zeichnung und gestern hat er mir ein Gemälde bestellt, worüber vielleicht die Bürger aus Nazareth die langen Ohren schütteln werden... Die Dame die Sie bei Posilipo kennen lernten ist die Wittwe des Lord Graven und nachher mit dem Markgrafen von Anspach, nachdem er das Land an Preußen abgetreten hatte, verheirathet. Es ist derselbe der mich nach Rom geschikt hat und mir sehr wohl wollte. Sollte sich einmal im Gespräch Gelegenheit finden, dürften Sie Sie nur an einen jungen Maler erinnern den der Markgraf Alexander im Jahre 89 als Pensionair nach Rom sandte. Sie sollte sich meiner wohl erinnern, denn der Markgraf führte mich selbst auf Seinem Lustschloß Triesdorf zu Ihr. Auch habe ich Sie in Rom ein Jahr später gesehen, als der Markgraf eine Reise nach Italien machte. Wahrscheinlich besizt Sie auch ein paar Zeichnungen von mir die ich damals den Markgrafen in Anspach gab. Sagen Sie ihr auch daß das Geld was mir der Markgraf gegeben nicht weggeworfen war. Sie und ihr Sohn sind beide wie man zu sagen pflegt, steinreich! Denn zu

ihrem Vermögen ist das ungeheure Vermögen des Markgrafen von Anspach gekommen. Quandt bleibt noch ohng. 14 Tage hier. — Junge Teutsche sind mehrere angekommen — altteutsch immer gekleidet nur daß die Rockfalden anfangen kürzer zu werden — denn einige tragen Jaken die nur bis auf den Nabel reichen mit tausend Knöpfen — alles schwarz versteht sich, so daß sie einen desarmirten Husaren nicht ungleich seyn mögen. ein diker Knotenstok vertritt die Stelle des Säbels. Ich kenne keinen — mag auch keinen kennen lernen . . . Grüßen Sie alle guten Freunde und behalten Sie mich lieb. R.

Der Brief ist theilweise bei Baisch, S. 258, abgedruckt. Bezüglich der Landschaft schrieb Quandt, der bekannte Dresdner Kunstfreund, demnächst auf der Rückreise von Florenz aus unterm 24. Juni an Reinhart: „Ich freue mich recht sehr darauf, eine Landschaft von Ihrer Hand in meine Sammlung zu bekommen, und werde dadurch Ihren Freunden gewiß auch eine große Freude machen. Auch wird es für die jungen Landschaftsmaler in Dresden von gutem Nutzen sein, wenn sie eines Ihrer Gemälde zu sehen bekommen, weil leider bei uns durch Klengel eine nachlässige, flüchtige und neblige Manier eingeführt ist.“ (Baisch, 259.)

Bücherbesprechungen.

—e— **Die Mission in der Schule.** Ein Handbuch für den Lehrer. Von Gustav Warneck, Dr. theol. Dritte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1887. 2 M. — Der Titel des vorliegenden Handbuchs ließ uns zunächst befürchten, daß den Schulen mit einem neuen Lehrgegenstande eine neue Bürde auferlegt werden solle. Dies ist aber die Absicht des Verfassers nicht. Denn er sagt S. 6: „Es ist weder angänglich noch nothwendig, der Missionsgeschichte besondere wöchentliche Unterrichtsstunden zuzuweisen. Der Lectionsplan ist so schon besetzt genug. Auch wäre es eine unverständige Forderung, diese Geschichte in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange in der Schule behandeln zu wollen. Es ist hier vielmehr das Princip der Concentration des Unterrichts in Anwendung zu bringen, der Missionsstoff also theils in die religiösen Lehrstunden, theils in den erd- und weltkundlichen Unterricht einzuflechten, theils an das Lesebuch anzuschließen, wenn dasselbe erst einige missionsgeschichtliche Lesestücke enthält. Nur etwa vier Extrastunden möchte ich für eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums erbitten und zwar am Schlusse des biblischen Unterrichts, speciell in Anknüpfung an die Apostelgeschichte.“ Der Gedanke, insbesondere beim Religionsunterrichte geeigneten Ortes die Aufgaben und Arbeiten der Mission so zu berücksichtigen, daß die Schüler für dieselben erwärmt werden, hat für uns von jeher viel Ansprechendes gehabt. Und wir sind auch heute noch der Ansicht, es werde die Erfolge des gedachten Unterrichts, obschon die Zahl der für denselben bestimmten Lehrstunden nicht erhöht werden kann, in keinerlei Weise beeinträchtigen, wenn der Mission öfter und eingehender, als es im Allgemeinen bisher geschehen sein mag, gedacht würde. Die erforderliche Zeit kann gewonnen werden. Es kommt nur darauf an, im planmäßigen Lehrstoffe die passenden Anknüpfungspunkte zu finden und bei seiner Behandlung theils dasjenige auszuscheiden, was erfahrungsgemäß völlig wirkungslos bleibt, theils auf jene behagliche Breite zu verzichten, die nur langsam vorwärts bringt und überdies die Aufmerksamkeit abstumpft. Wer sich darüber zu orientiren wünscht, wo und wie im Unterricht der Volksschule und höherer Lehranstalten der Mission gedacht und gedient werden kann, dem rathen wir angelegentlich das Studium des Warneck'schen Handbuches, zu dessen Empfehlung schon der Umstand gereichen dürfte, daß es in wenigen Monaten 3 Auflagen erlebt hat. Der Stoff ist darin folgendermaßen gegliedert: 1) Einleitung; 2) Grundgedanken; 3) Die Mission in der biblischen Geschichte; 4) Ein Gang durch die Apostelgeschichte; 5) Kurzer Abriß der Missionsgeschichte; 6) Die Mission im Katechismusunterrichte; 7) Die Mission im geographischen Unterrichte; 8) Die deutschen Colonien; 9) Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan? — Darauf, daß jede Schule eine ihren besonderen Verhältnissen entsprechende Auswahl zu treffen haben werde, weist der Verfasser im Vorworte ausdrücklich hin.

R. B. **Zeitschrift für deutsche Sprache**, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Heft 4, Juli 1887. — Alles, was zu Lob und Tadel der früheren Hefte gesagt worden ist, trifft auch für dieses zu. Man freut sich mancher feinen Beobachtung, staunt über den unermüdlichen Sammelfleiß des Herausgebers, ärgert sich ein oder das andere Mal über seine mehr als behagliche Breite und die unaufhörlichen Verweisungen auf seine eigenen Bücher, muß aber am Ende doch wünschen, daß derlei Arbeiten mehr gelesen werden, als es bisher geschieht. Läse und beachtete man sie, so würde unsere liebe Muttersprache nicht Tag für Tag von Unberufenen bereichert um Wörter, zu denen nicht das mindeste Bedürfniß vorliegt. In diesen Tagen las ich von einer rückgradigen Bewegung, wofür man bis jetzt rückläufige oder noch besser Rückwärtsbewegung sagte. Heute erst wieder begegnet mir eine Anzeige, in der ein Stickereigeschäft eine Tapissieristin sucht. Wer nur noch einen Rest von Sprachgefühl hat, dem muß solch ein Wort Uebelkeit verursachen. In dem vorliegenden Hefte wird u. A. an einigen Beispielen gezeigt, wie wenig sich der höchste deutsche Gerichtshof an die Vorschrift hält, die in seiner Geschäftsordnung enthalten ist: „Die Entscheidungsgründe sind in bündiger Kürze unter strenger Beschränkung auf den Gegenstand der Entscheidung und thunlichster Vermeidung von Fremdwörtern und nicht allgemein üblichen Ausdrücken abzufassen.“ Man höre nun einen Satz aus einem Urtheile des Reichsgerichts: „Vorstehende Normen konsequieren aus den Bestimmungen des Preuß. Landrechts. . . . Es herrscht Uebereinstimmung in der oberrichterlichen Judikatur und der herrschenden Doktrin des preußischen Rechts, wenn auch in Bezug auf einzelne Nuancen der juristischen Konstruktion eine Verschiedenheit stattfindet.“ (Vom 22. April 1885.) Es ist in der That sehr nützlich, wenn auch den hochgelehrten Herren vom Reichsgericht gelegentlich das Sprachgewissen ein wenig geschärft wird. Zu fürchten ist blos, daß die Zeitschrift für deutsche Sprache sich nicht in die Studirstuben derselben verirrt. Auch das Kaufmannsdeutsch kommt wieder einmal mit an die Reihe: die beliebten Wendungen „antwortlich Ihres Werthen“ und „der Angefragte“ und andere werden besprochen. Dem Inhalte nach sehr anziehend, wenn auch etwas breitspurig ist die Auseinandersetzung von Hauff über das Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe, das die leichtflüssigen und flinken Wörtchen er, sie, es beinahe schon zu verdrängen droht. Auch die Gegenbemerkungen von Sanders sind sehr lesenswerth. Alles in Allem: auch dieses Heft der Zeitschrift für deutsche Sprache enthält vieles Gute und verdient, viele aufmerksame und bildungsfähige Leser zu finden.

—y. **Dislocation und Eintheilung der französischen Armee.** Nach authentischen Quellen. Leipzig, Verlag von Moritz Ruhl. Preis 1 M. — Die authentische Quelle kann und darf nur sein die officielle französische répartition et emplacement des troupes de l'armée française. Paris, imprimerie nationale, Preis 50 Centimes (40 Pfennige). Die deutsche Uebersetzung hat 40 Seiten, während das Original 69 aufweist, mit anderen Worten: sie ist weniger übersichtlich und entbehrt mehrerer allerdings unwesentlicher Detaillirungen; der Preis ist auffällig hoch im Verhältniß zu demjenigen des Originals, obwol eine große geistige Arbeit mit der Uebersetzung nicht verbunden gewesen sein kann. Auch wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß bereits ausgezeichnete Werke über die Dislocation der französischen Armee existiren wie die Dislocationskarte von Hauptmann Tröltzsch und das bereits in der 14. Auflage bei E. H. Mayer in Leipzig erschienene „Sattelbuch über Frankreich und die französische Armee“, welches außer der Armee-Eintheilung noch die französischen Uniformbilder, sowie das Wesentlichste über Organisation, Kampfweise &c. der französischen Armee enthält und ungefähr zu demselben Preise zu erhalten ist.

** Zu den besseren Erzeugnissen der Kalenderliteratur, wenn nicht zu den besten, gehören der Gartenlaube-Kalender (Verlag von E. Keil's Nachfolger) und der Deutsche Reichsbote. Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1888. Sehr reichhaltig ist besonders der Inhalt des ersteren; die Gedichte, Erzählungen, Skizzen, zeitgemäßen Betrachtungen u. s. w. von Frida Schanz, Arthur Lewin, Karl Weitbrecht, Sanitätsrath Dr. Fürst, A. Lammers, Adolf und Karl Müller u. A. sind sämmtlich lesenswerth, der Rückblick auf die merkenswerthen Ereignisse vom Juli 1886—1887 von Schmidt-Weißenfels ist ebenso hübsch geschrieben, wie illustrirt, hervorgehoben mag ferner der Aufsatz v. Gottschall's „Vom Büchermarkte“ werden. — Der „Deutsche Reichsbote“ ist ein wirklich gutes Volksbuch; derselbe bietet für 40 ₰ mehrere gediegene Erzählungen und Aufsätze, zum Theil illustrirt, Anekdoten u. s. w. und als Gratiszugabe ein Farbendruckbild „Unsere Hohenzollern“ sowie einen fertig aufgezogenen Wandkalender. Möge auch der vorliegende Jahrgang sich zahlreiche Freunde erwerben!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 67. Mittwoch, den 24. August. 1887.

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. Bernhard Schwarz.

VI. Die Fauna von Liberia.

In der Thierwelt des Landes, die, wie man sich nach unserer Schilderung der klimatischen und pflanzlichen Verhältnisse denken kann, eine reiche ist, spielen die Affen eine bedeutende Rolle.

Dieselben, obwol in der Hauptsache Vegetarianer, lieben doch ausnahmslos daneben noch animalische Leckereien, als Spinnen, Käfer, Larven und Ungeziefer, welch letzteres sie sich gegenseitig vom Pelz abzulesen pflegen.

Ferner leben sie gesellschaftlich und zwar so, daß sie nicht nur ihre Streifereien bei Tag in größeren oder kleineren Vereinigungen ausführen, sondern auch Abends gemeinsam die Ruhe suchen, wobei sie ganz ähnlich, wie in unseren zoologischen Gärten, häufig die komischsten Stellungen und Verschlingungen zeigen.

Ein altes, erfahrenes Exemplar, das meist schon Pulver gerochen hat und an dessen Leib man oft noch Narben von Schußwunden findet, giebt für dieses communistische Treiben immer den Führer ab. Dieser Veteran weckt am Morgen, wenn kaum das erste blasse Licht die Nacht durchbricht, mittels eines tiefen, brummenden Kehltons und stellt sich dann an die Spitze der stets in Gänsemarsch wandernden Colonne; er wählt für die Reise von Baumkrone zu Baumkrone die stärksten Aeste aus und sorgt für die Sicherheit des Zuges. Sobald er lauschend stehen bleibt, thun dies auch alle anderen, ebenso wie sie sich wieder weiter bewegen, wenn das Oberhaupt nicht länger zögert. Wittert dieses eine wirkliche Gefahr, so bleiben sämmtliche Betheiligte bewegungslos in den Zweigen sitzen, daß auch das schärfste Auge sie nicht entdecken kann. In bedenklichen Fällen wenden sie sich, immer wieder mit dem Leiter an der Tête, zur Flucht, wobei sie in Todesangst selbst dünnere Baumäste als Brücken nicht verschmähen. Das dann hörbar werdende Bellen und Schreien der Thiere, verbunden mit dem Knacken und Rauschen der Aeste und Zweige, ergiebt ein Getöse, wie bei der „wilden Jagd" der Sage. Das Vertrauen und der Gehorsam gegenüber dem Anführer ist indeß so groß, daß, sobald dieser nur einmal arglos den etwaigen Standort eines Jägers passirt hat, die übrigen gleichfalls folgen, selbst wenn unterdeß das Verderben hereinbricht. Darum thut denn auch der Nimrod am besten, wenn er an solchen Stellen Posto faßt, wo die Affen bei ihren Zügen vorüber zu kommen pflegen. Erst auf ihren Futterplätzen scheint die absolute Herrschaft des Chefs vorläufig suspendirt zu sein, denn es tritt nun eine gewisse Sorglosigkeit ein, welche die muntern Geschöpfe behaglich fressen, mit einander spielen und sogar förmliche Gefechte anstellen läßt.

Rührend ist die Art, wie die Thiere sich ihrer Jungen annehmen. Die Affenmutter sorgt für das Kleine, von denen sie immer nur eins auf einmal besitzt, mit größter Hingabe. Bei den Streifzügen trägt sie dasselbe, das ihren Leib fest umschlungen hält, mit sich von Baum zu Baum und sucht es, auch wenn sie selbst tödtlich verwundet wurde, noch mit den erschlaffenden Armen zu schützen, indem sie zugleich abwechselnd drohende und flehentlich bittende Blicke um sich wirft. Selbst an einer gewissen Erziehung fehlt es nicht, denn wenn der junge Affe zu viel Lärm macht oder sonst ungebärdig ist, pflegt ihn einer der Affenväter auszuschelten.

Büttikofer vermochte 10 verschiedene Arten dieser Thiere im Lande zu constatiren, nämlich den Chimpanse (Simia troglodytes), 3 Arten von Stummelaffen (Colobus), 5 Arten Meerkatzen (Cercopithec.) und einen Nachtaffen (Nicticebus potto).

Der Chimpanse (bei den Liberianern „babun") kommt nicht nur im Innern, sondern mitunter selbst an der Küste vor, doch ist er sehr unstät. Er hält sich meist auf dem Erdboden auf und steigt nur auf Bäume, wenn drunten nicht genug Früchte liegen. Obwol Genossenschaftsleben auch bei ihm die Regel, kommen doch einzelne Eremiten, alte Individuen, vor, wie auch bei andern Affen. In der Landessage spielt das Thier, das den Eingeborenen Symbol der Klugheit und Stärke ist, eine große Rolle. Die Neger behaupten auch, daß dieser Affe bei freundlicher Behandlung ganz zahm und zu verschiedenen Diensten fähig werde, wie Holz zu holen, Kinder zu warten, die Vögel vom Reisfeld zu verscheuchen u. s. w.

Die beiden nächstgenannten Gattungen, Stummelaffe und Meerkatze, leben im Gegensatz zum Chimpanse immer auf Bäumen und kommen nur herunter, um zu trinken oder eine Waldblöße zu überschreiten. Die Trupps dieser beiden Arten zählen oft bis zu hundert und mehr Exemplaren. Doch sind sie insofern von einander unterschieden, als die auch geistig weniger befähigten und etwas plumpen Colobus-Affen sich zumeist nur von Baumblättern nähren, so daß sie zu ungleich weniger ausgedehnten Wanderungen gezwungen sind, als die gewandten, klugen Meerkatzen, welche übrigens, ebenso wie die Colobusarten, wenn sie satt sind, noch ihre beiden Backentaschen mit Reservenahrung füllen.

Was den Nachtaffen, ein kleines, wollhaariges Thier mit Glotzaugen in dem runden Katzenkopfe, anlangt, so schläft derselbe, während alle übrigen Affen Tagaffen sind, über Tags in hohlen Bäumen und dergleichen und kommt nur Nachts zum Vorschein, um Nahrung zu suchen oder mit seines Gleichen in den Zweigen zu spielen. Auch er ist ein Liebling der liberianischen Sage.

Unter den sehr zahlreichen Nagethieren stehen die Eichhörnchen oben an, die indeß ebenso wenig, wie irgend welche von den 19 afrikanischen Eichhörnchen-Arten, den charakteristischen Schmuck der Haarbüschel an den Ohren tragen, den wir bei den europäischen Gattungen antreffen. Im Uebrigen stimmt die sehr ausgebreitete Familie der liberianischen Baumeichhörnchen in ihrer Lebensweise mit den unserigen überein, doch besitzen manche einen mehr runden als flachen Schwanz, oder helle Längsstreifen an den Seiten, weiches Sammethaar oder aber Rückenborsten u. s. w., und eine Art (Sciurus aubin.), die grau ist mit einem schwarzen Rückenstreifen und eben solchem Schwanz, hat ihre Wohnung in hohlen Bäumen.

Kaum weniger häufig sind die bereits früher erwähnten Erdeichhörnchen („groundsquirrels", Xerus erythropus), die helle Seitenstreifen, sowie starre, graubraune Rückenhaare und Füße haben, welch letztere mehr zum Scharren als zum Klettern eingerichtet sind. Sie leben in selbstgemachten Höhlen in der Erde, ähnlich wie die Hamster, und thun dort oft auch großen Schaden.

Auch Flugeichhörnchen mit einer Art Fallschirm zwischen den Pfoten und Knorpelwülsten unter dem Schwanz, die beim Klettern Stützpunkte abgeben, kommen vielfach vor. Sie sind durchaus Nachtthiere.

Als letztere müssen auch die in zwei Arten auftretenden Stachelschweine (Hystrix cristata), die in der Buschregion unter Felsen und Baumwurzeln Höhlen mit mehreren Ausgängen bauen,

bezeichnet werden. Dieselben werden theils wegen des Schadens, den sie auf den Feldern anrichten, theils wegen ihres weißen, schmackhaften Fleisches ebenso gejagt, wie das „Erdschwein" („groundhog", Aulacodus Swinderian.), welches in Lagern auf dem Boden lebt und Rückenborsten trägt.

Von dem in Liberia massenhaft vertretenen Volke der Mäuse sind zuerst zu nennen die durch Schiffe eingeschleppte europ. Hausratte (Mus ratt.), die „braune" oder „Wander-Ratte" (M. decuman.) und die „ägyptische Ratte" (Mus alexandrin.). Dazu kommen mehrere Arten von Mäusen im engern Sinne, meist zweifarbig gestreift und in den Büschen lebend, und endlich eine Zwergmaus (Mus minutoides), eins der kleinsten Säugethiere der Erde, das in der Nähe der menschlichen Wohnungen in Hecken und hohem Schilf aus Moos und Gras kugelrunde Nester baut.

Auch die Fledermäuse spielen in Liberia eine bedeutende Rolle. Die kleinen insektenfressenden Arten weilen über Tag meist unter den Palmblattdächern der Negerhütten, die größeren Früchtefresser hängen zur selben Zeit, den Kopf nach unten, in wahren Klumpen an den Zweigen der Bäume im Urwald, zur Nachtzeit aber fliegen sie in ganzen Trupps in fast geräuschloser Weise und auf meilenweite Entfernungen nach Nahrung aus, wobei sie ein froschartiges Quaken hören lassen und ihre Jungen, von denen jede Mutter immer nur eins besitzt, an die Brust gepreßt tragen. Verwundet bergen sie dasselbe in ihrer Flughaut.

Von größeren und mittleren Raubthieren kommen aus dem Katzengeschlecht an der Küste wie im Innern der feige, in der Nacht die Schaf- und Ziegenställe der Colonisten überfallende Leopard und eine Tigerkatze (Felis celidogaster), dann zwei Zibethkatzen (Viverra civetta, so groß wie ein Fuchs und auf dem Erdboden lebend, sowie eine kleinere, einem Marder ähnelnde, Viv. genettoides, auf Baumen hausend) vor. Unsere Hauskatze fand der holländische Reisende überall, selbst noch in den entlegensten Negerdörfern.

Hundeartige Raubthiere scheinen ganz zu fehlen. Wol aber giebt es in den Flüssen eine diesem Lande allein eigene Otterart (Lutra liberiensis).

In den Büschen lebt vielfach ein dachsfarbiger, zottiger, mit seinem Rüssel trichterförmige Löcher in die Erde grabender kleiner Ameisenfresser von seltsam hastigem Wesen (Crossarchus obscur.), der sehr zahm wird und dann in den Negerhütten den Kammerjäger abgiebt. Auch eine zierliche Spitzmaus kommt häufig vor.

Ausgiebig vertreten sind die Wiederkäuer. Es findet sich vor Allem ein an Größe unserem Rindvieh nicht nachstehender Büffel (Bos pumilus, „bush cow"), der sich trotzdem sehr geschickt zu verbergen weiß, im Sumpfgebiet und dem anstoßenden Buschwald lebt, die Felder durch Zerstampfen der Saaten mehr noch als durch das Abweiden derselben schädigt und angeschossen äußerst gefährlich wird.

Von Antilopen treffen wir wol nicht die Steppen-Antilopen, dafür aber um so zahlreicher die Busch-Antilopen, und zwar die hübschesten und seltensten Arten, mannigfach gezeichnet und gefärbt, von der Größe einer Ziege bis herab zu der reizenden Zwerg-Antilope (A. spinigera), welche ein nur 2 cm hohes Geweih und Beinchen so dünn wie ein Pfeifenrohr hat.

Am Meere und an den Flüssen, in denen es bei Gefahr bis an die Nase untertaucht, lebt ein Bisamthier von gelber Farbe mit weißen Flecken und Streifen (Hyaemoschus aquatic.).

Von den Dickhäutern findet sich der Elephant, aber nur noch im Innern bezw. auf den Mandingo-Plateaus, von welch letzteren auch fast allein noch das Elfenbein des Küstenhandels stammt.

Rhinozerosse fehlen ganz, ebenso das große afrikanische Flußpferd, doch kommt eine kleinere, etwa 2½ Fuß hohe und kaum 4 Fuß lange, nur Liberia eigene Art vor (Hippopotam. liberiens., „sea cow", „water cow"), welche weniger im Wasser weilt, als sein ungeschlachter Verwandter, vielmehr sich mit Vorliebe im Busch aufhält und gelegentlich meilenweite Wanderungen unternimmt. Das Fleisch ist etwas grob, sonst aber dem Schweinefleisch ähnlich. Das Thier lebt nicht in ganzen Trupps, wie andere Flußpferde, sondern nur paarweise und ist nicht leicht aufzufinden.

Das letztere gilt auch von dem einzigen vorhandenen Wildschweine, dem Pinselohrschweine (Sus penicillatus), das gelb von Farbe, am Kopf schwarz, nicht ganz so groß wie unser Wildschwein ist und an den Ohren lange Haarbüschel trägt. Es lebt in Trupps von 5—12 Stück in den Sümpfen, wo oft das Mutterschwein in einem selbstgewühlten Kessel mit den Ferkeln, die Schnauzen nach dem Centrum des Lagers gekehrt, ruht, während der Eber Wache hält und eine etwaige Gefahr signalisirt. Nachts durchsuchen diese Thiere die Büsche nach Nahrung, abgefallenen Baumfrüchten, Wurzeln, Insekten, Larven u. s. w.

Von den originellen Schuppenthieren wurden mehrere Arten constatirt, darunter eine (Manis longicaudatus) mit sehr langem, zugespitztem Schwanz, welche trefflich klettert und daher viel auf den Bäumen lebt. Mit seiner langen Zunge holt das Thier Insekten und Larven aus alten Baumstämmen. Droht Gefahr, so rollt es sich wie ein Igel, die Schnauze nach innen, zusammen. Daneben ist noch das Riesenschuppenthier zu nennen, das wegen seiner Dicke weder klettern noch sich zusammenrollen, wol aber äußerst rasch laufen kann. Charakteristisch ist besonders der dicke, stumpfe Schwanz. Das Thier lebt in selbstgemachten, mit Ein- und Ausgangscanälen versehenen Höhlen am Boden, versteht mit seinen krummen Klauen die Termitenwohnungen zu durchbrechen und zieht dann mittels seiner langen, klebrigen Zunge die Insassen derselben massenhaft heraus. Ebenso fängt es Flugameisen. Von beiden Insekten fand Büttikofer im Magen eines getödteten Schuppenthieres ca. 12 Liter. Dasselbe maß 1½ m in der Länge und wog fast 40 Kilo.

Endlich tritt im Unterlauf der meisten Ströme (bis an die Katarakte) noch ein riesenhaftes Säugethier, die „Seekuh" (Manatus senegalensis, „malentine" bei den Liberianern, der „Lamantin") auf, das in Trupps lebt, sich nur von Wasserpflanzen nährt und 4—5 m lang, sowie gegen 10 Centner schwer wird. Das blaßrothe, etwas grobe Fleisch läßt sich noch recht wohl essen und erinnert einigermaßen an Schweinefleisch.

Was die sehr interessante liberianische Vogelwelt anlangt, so ist es zunächst auffällig, daß die sonst in Westafrika sehr zahlreichen Raubvögel, so z. B. der schöne Adlerhabicht von Senegambien und andere Tagraubvögel, sowie Eulen, nur spärlich vertreten sind. Sehr häufig finden sich allein der westafrikanische Seeadler (Gypohierax angolensis), der vornehmlich von Fischen, aber auch von Oelpalmennüssen lebt und nahe am Meer, wie gleicher Weise an den Flüssen in den höchsten Bäumen, namentlich den Wollbäumen, nistet, und der ebenfalls nur in den unersteiglichsten Wipfeln wohnende schwarze Wasserfalke, der in der Jugend unserem europäischen völlig gleich ist, im Alter aber einen gelben Schnabel bekommt, so daß man ihn zu einer besonderen Art (Milvus aegyptic. oder parasitic.) erheben konnte.

Dann kommt noch oft vor ein schöner Hühnergeier (Circus Swainsonii), der, dicht über den Boden fegend, in Sümpfen und auf Fruchtfeldern auf kleine Säugethiere und Reptilien Jagd macht und bei einem Steppenbrand, ebenso wie der Wasserfalke, kühn durch die Rauchwolken schwebt, um vor dem Feuer fliehende Thiere zu erhaschen. Rechnen wir dazu noch zwei Arten Sperber und eine Eule (Ulula Woodfordii), so ist nahezu das ganze Capitel erschöpft.

Von Raben giebt es in Liberia wie in ganz Westafrika nur eine Art (Corvus scapulatus), die ganz so lebt und schreit, wie unsere Krähe.

Von Schwalben tritt außer einer einheimischen, sehr zierlichen Gattung von November bis Mai die aus dem fernen europäischen Norden stammende Bauernschwalbe (Hirundo rustica) als Zugvogel auf, die ausnahmsweise hier auch brütet.

Von Nachtschwalben (Ziegenmelkern) constatirte Büttikofer zwei Arten, die sich am Tag auf dem Boden unter Strauchwerk bergen, des Nachts aber auf Waldblößen nach Insekten jagen.

Außerordentlich macht sich und zwar mit den farbenschillerndsten Gattungen die große Familie der Eisvögel in Liberia geltend. Die ansehnlichste derselben ist überall im Gebiet der Mangrove heimisch, wo sie, oft aus bedeutender Höhe, ins Wasser auf Fische stößt, welche sie darauf meist gleich im Fluge verzehrt. Sie baut ihre Nester in selbstgegrabene, 6—10 Fuß lange horizontale Gänge in steilen Flußufern.

Aehnlich zahlreich und mit mancher wundersam bunten Species kommt das Geschlecht der Bienenfresser (Merops) zum Vorschein. Diese Vögel halten sich meist auf weit vorspringenden Baumästen auf freien Plätzen, Grassteppen oder in Farmen auf, wo sie nach Art ihres Geschlechts in größeren Schwärmen unter lautem, zitterndem Geschrei umherflattern.

Ganz besonders erwähnenswerth sind dann noch die Honigsauger (Nectarinien), die in Afrika bekanntlich die Stelle der Kolibris vertreten und die kleinsten Vögel des Continents vorstellen. Bei nicht wenigen Arten zeichnen sich namentlich die Männchen durch prachtvollen metallischen Glanz des Gefieders aus. Ihre zierlichen

Nester fertigen diese Thierchen in Form eines ovalen Beutels mit seitlichem Eingang und kleinem, vorstehendem Schutzdach aus Gras, Baumrinde und Baumwolle, füttern sie mit Pflanzenwolle, hängen sie an niedrigen Zweigen, nicht selten über dem Wasser auf, und legen meist nur 2, höchstens aber 4 Eier hinein, die kaum größer als eine Erbse sind.

Was die Singvögel angeht, so ist in dieser Hinsicht Liberia und Westafrika überhaupt zwar nicht so gut ausgestattet, wie Europa, gleichwol aber doch nicht so arm, als man gemeinhin wähnt, obwol freilich mehrere der vorhandenen Arten mehr nur betäubenden Lärm als angenehme Musik machen, beziehentlich sogar keine anderen Töne zur Verfügung haben, als solche, welche täuschend das Miauen einer Katze nachahmen. Einige, so die Drymoëca-Arten, zeichnen sich auch wieder durch kunstvollen Bau der beutelförmigen, aus Wurzelfasern verfertigten und mit Baumwolle wattirten Nester aus, welche an den Blättern eines Zweiges so aufgehangen werden, daß ein besonders starkes Blatt, welches mit dem Schnabel rundum durchstochen und förmlich auf das Nest aufgenäht wird, Dach und Vordach bildet.

Weiter zeigen sich mehrere Species von Bachstelzen, dann von Fliegenfängern, letztere theilweise dortselbst nur im Winter als Zugvögel lebend, ferner eine Staaren-Art mit weißem Bauche, und aus der großen Familie der Sperlingsvögel namentlich die mit mehreren Unterarten zur Geltung kommende Gattung der Webervögel, welche in großen, oft 100 Paare u. m. zählenden Schwärmen beisammen leben und ihre Beutelnester insgesammt in eine einzige Baumkrone, sei es einer Palme oder eines Eriodendron, gewöhnlich in der Nähe menschlicher Wohnungen bauen, so daß die Zweige sich oft unter der Last der in ganzen Klumpen an ihnen hängenden winzigen Wohnungen tief abwärts neigen.

Jedenfalls um des besseren Schutzes halber werden dabei häufig Bäume gewählt, wo ein Seeadler nistet, und nicht selten die Nester am Rande von dessen Horst selbst fest gemacht, ohne daß es dadurch zu Zwistigkeiten zwischen den Vertretern der beiden so ungleichen Vogelarten käme. Dafür giebt es um so mehr Meinungsverschiedenheiten unter den kleinen Baukünstlern selbst, wobei es ohne sinnbetäubenden Lärm, blutige Köpfe und zerstörte Nester nicht abgeht. Die letzteren sind im Uebrigen so fest an die Baumzweige angeheftet, daß selbst der ärgste Orkan sie nicht abzureißen vermag. Sie werden aus Schilf kugelförmig mit einer Oeffnung nach unten verfertigt, so daß sie sich wie ein Schneckenhaus ansehen. Die größeren Arten jener Thiere legen dahinein 2, die kleineren 3—4 grüne, braunpunktirte Eier. Einige Webervögel, die nicht in so großen Genossenschaften leben, bauen sehr starke, indeß luftige Nester in Retortenform mit einer quer herabhängenden Röhre, an der auch während der Brütezeit eifrig weiter gebaut wird, bis sie eine Länge von 6 Fuß erreicht und bis dicht an den Boden herabhängt. Der Vogel versteht dieselbe gleichwol auf seinem Fluge im Nu zu passiren. Auch sonst giebt es noch manche Verschiedenheiten unter diesen Thieren. Einige Arten sind grün und gelb mit ziemlich geradem Schnabel, andere zeigen eine schwarze Grundfarbe mit grellem, metallisirendem Scharlachroth an Kopf, Brust und Schwanz, kurzem Schnabel und gedrungenem Körperbau. Wieder andere haben korallenrothe Schnäbel und in vielen Fällen tragen die Männchen lange, wehende Schwanzfedern. Auf den Reisfeldern richten sie alle größeren Schaden an.

Von der in Europa nicht bekannten Familie der Bananenfresser ist in Liberia eine Art zu Hause. Es sind dies Vögel mit grünem Balg, feuerrothen Flügeln, kurzem Schnabel und hohem Kopfstutz nach Art unseres Wiedehopfes, die mit der Behendigkeit von Eichhörnchen über die Zweige laufen und durch die dichtesten Wipfel schlüpfen. Ihr Geschrei gleicht dem der Mandelkrähe, mitunter jedoch auch dem Miauen einer Katze.

Dieser Gruppe verwandt ist der „wilde Pfau" der Liberianer („peafowl" oder „peacock", Turacus giganteus), der so groß wie ein Haushahn wird und einen dichten Kopfbusch trägt. In Trupps von 4 bis 5 Exemplaren sitzt er auf den höchsten Bäumen, wo er, seinen scheibenförmigen Schwanz auf und ab bewegend, den Hals reckend nnd die Flügel hängen lassend, seine mißtönigen Schreie ausstößt.

Von den lediglich von Früchten, namentlich Palmennüssen lebenden, durch eigenartiges, lautes Geschrei gekennzeichneten Nashornvögeln hat Büttikofer in Liberia 8 Species nachgewiesen. Eine von ihnen, ein schwarzer Vogel mit weißen, losen Federn auf dem Kopfe und einem langen, kegelförmigen Schwanz, lebt unter Affen, welche er angeblich durch sein miauendes Geschrei in Gefahr warnt.

Von Papageien werden in Liberia nur zwei Arten angetroffen. Die bei Weitem häufigste ist Psittacus timneh, der liberianische Vertreter des bekannten „Grauchens" (Ps. erythracus), welch letzterer nur von der Goldküste ab bis zum Congo vorkommt und dort beiläufig mittels eines Lockvogels und unter Anwendung von Leimstangen und Leimschnuren auf den Maisfeldern behufs des Exportes nach Europa gefangen wird. Die genannte liberianische Varietät ist bedeutend kleiner, hat einen leicht gerötheten Schnabel, aber nicht so schön rothen Schwanz und ist auch nicht so gelehrig, wie jene südlichere Art. Doch ist die Lebensweise dieser liberianischen grauen Papageien ganz die gleiche, wie die ihrer äquatorialen Verwandten, indem sie zu Hunderten Jahr für Jahr immer dieselben Bäume zum Nachtquartier wählen, wo sie dicht an einander gedrängt auf den Zweigen sitzen, um von da beim ersten Morgengrauen unter großem Lärm auf Nahrung auszufliegen. Bei Sonnenuntergang, einzelne Nachzügler auch später, kehren sie eben dahin mit demselben Getöse zurück. — Die andere Art ist Psittacula Swinderiana, gleichfalls liberianische Repräsentanten einer südlicheren Varietät (Psittacula pullaria), und ebenso auch kleiner, jedoch farbenprächtiger, als diese letztere, ein niedlicher Papagei, der in Gruppen von kaum einem Dutzend in den höchsten Baumkronen wohnt.

Auch Spechte kommen vor und zwar zeigen dieselben ganz die nämliche Lebensweise wie die unsrigen, indem sie alte Bäume beklopfen u. dergl.

Dasselbe gilt von den Sporen-Kukuken (Centropus-Arten), die ganz wie unsere Kukuke sich verhalten, jedoch ein anderes Geschrei hören lassen, nämlich dö, dö, weshalb sie von den Liberianern auch Dödö genannt werden.

Ueberaus zahlreich und vielfach sehr farbenschön sind die Tauben in Liberia, unter welchen ebensowol unsere echte Taube wie die Turteltaube vertreten ist. Eine Art Papageitauben ist prachtvoll grün. Sie lebt vorzugsweise von Mangroveknospen, bringt jedoch einen Theil des Jahres auch im Innern zu. Sie baut ein einfaches Nest aus kleinen Wurzeln und Zweigen in die Bäume, ganz wie unsere Holztauben, und legt zwei weiße Eier hinein.

Von Hühnerarten leben in Liberia wild das schöne Perlhuhn, mehrere Rebhühner und ein sehr schmackhaftes Waldhuhn.

Das große Volk der Wat-, Sumpf- und Schwimmvögel hat im Gebiete der kleinen Republik zwar zahlreiche Arten aufzuweisen, doch erscheinen diese selbst im Verhältniß zu dem wasserreichen Charakter des Landes nur mit spärlichen Exemplaren und bei Weitem nicht in so großen Trupps vertreten wie in südlicheren Gebieten der westafrikanischen Küste. Es finden sich Arten von Regenpfeifern oder diesen verwandten Gattungen, die zum Theil auch bei uns heimisch sind, sowie ein an den Flüssen lebender Lappenkiebitz mit langen, von beiden Wangen herabhängenden Hautstücken. Von den Reihern sind einige Arten international, einige aber auch speciell westafrikanisch. Manche von ihnen leben allein, manche aber auch, namentlich die kleineren Gattungen, gesellschaftlich. Sie legen in ihre aus Zweigen verfertigten Nester in den Mangrovebüschen 2—3 Eier. Einzelne Arten, die in der Jugend schneeweiß erscheinen, nehmen späterhin eine schieferartige Färbung an. In Gemeinschaft mit dem großen Silberreiher findet sich hie und da auch ein schwarzer Storch mit halbnacktem, weißem Kopf. Von Ibissen trifft man 2 Sorten, von denen die eine in Gruppen von 4—5 Stück in den höchsten Baumkronen übernachtet. Recht zahlreich sind ferner Schnepfenarten, darunter auch einige europäische. Rallen kommen ebenfalls vor, sind jedoch selten. Von Flamingos wurde bisher nur ein einziges Exemplar am Cap Mount getroffen. In derselben Gegend zeigt sich mitunter eine große Gans. Desgleichen ist die „afrikanische Lappengans" vorhanden. Von Enten aber kommt nur, indeß an der Küste ebenso gut wie im Innern, die schöne Wittwenente (Dendrocygna viduata) vor.

Von Seeschwalben finden sich mehrere Arten am Meeresgestade. An den Flußmündungen zeigen sich auch die sogen. Scheerenschnäbel (Rhynchops flavirostris), mit langen, sichelförmigen Flügeln und lichtgelbem, an beiden Seiten stark zusammengedrücktem, scharfrandigem Schnabel, von welchem die obere Hälfte kürzer ist als die untere. Das paarweis lebende Thier ist sehr neugierig und daher durch irgend etwas Besonderes, das man in seine Nähe wirft, leicht vor den Schuß zu bekommen. Längs der Flüsse und Creeks sieht man endlich noch auf ins Wasser hängenden oder in demselben treibenden Stämmen den Schlangenhalsvogel, der angeschossen schnell untertaucht.

Uebergehend zu den **Reptilien**, so finden wir in Liberia zunächst die Schildkröten gut vertreten, und zwar zuerst durch eine **Landschildkröte** mit einem betreffs des hinteren Theiles beweglichen Rückenschild, welches mit der vorderen Hälfte durch eine Art Scharnier verbunden ist. Das Thier, das etwa 30 cm lang wird, lebt an Waldsäumen und in Krüppelholz, sein Fleisch ist unschmackhaft, obwol es von den Einheimischen gegessen wird. Dazu treten zwei **Süßwasserschildkröten**, von denen die eine ebenso klein, wie die vorgenannte, aber häufiger ist, während die andere bei mehr als ½ m Breite über 1 m lang und gegen 1 Ctr. schwer wird. Sie ist unten weißgelb, im Uebrigen dunkel olivengrün und geht Nachts an Land, um nach abgefallenen Palmennüssen zu suchen. Endlich gehören hierher noch drei **Seeschildkröten**, nämlich 1) die über 6 Fuß lange und bis zu 8 Ctr. wiegende, trotzdem aber sehr rasch sich fortbewegende, schwärzlich-blaue, mit weißen, großen Flecken, die sich selbst auf den langen, flachen, flossenartigen Pfoten finden, gezierte, im Fleisch und unter der Haut große Mengen eines werthvollen Thrans einschließende „**Lederschildkröte**" (Dermatochelys coriacea), so genannt wegen ihres weichen, lederartigen Panzers, der, wie ich in der Camerunbai an dort ebenfalls sehr häufigen Exemplaren beobachtete, nach dem Trocknen faltig schrumpft und durchschimmernd wird, — 2) die bekannte „**Suppenschildkröte**", viel kleiner als die vorige, aber mit starkgewölbtem, hartknochigem Schild, — und endlich 3) die **Karettschildkröte**, die in den schön marmorirten oberen Hornplatten ihres Rückenschildes das bekannte Schildpatt liefert.

Während die letzt erwähnte Schildkrötenart auch von Fischern in See geangelt wird, lauert man den beiden unter 1 und 2 genannten am Strande auf, wohin alle drei Arten während der großen Trockenzeit, von November bis Januar, in der Nacht gehen, um in den lockeren Ufersand je 50—100 kugelrunde, von einer Pergamenthaut umgebene, sehr fette, wohlschmeckende, im gesottenen Zustande auch leicht aufzubewahrende Eier zu legen, welche von der Sonne ausgebrütet werden.

Von **Krokodilen** birgt Liberia die gewöhnliche Art im Unterlauf der Flüsse und in den Creeks sowie das viel kleinere Crocodilus frontatus auf den Sandbänken der Mündungen. Das Fleisch beider ist schmackhaft und die Haut liefert ein treffliches Leder, doch wird unter Umständen auch sie von den Negern, in eine Suppe zerstückt, gegessen. Unglücksfälle durch diese Thiere kommen selten vor, vielmehr sind dieselben so scheu, daß sie, wenn sie sich am Ufer sonnen, wobei sie oft mit halbem Leibe im Wasser bleiben, beim geringsten Geräusch mit raschem Sprung oder auch unter völlig geräuschlosem Abwärtsgleiten wieder in ihrem Elemente verschwinden.

Neben dem Krokodil kommt in Liberia in Flüssen und auf den Sandbänken der Mündungen auch der mit Ruderschwanz und Schwimmpfoten versehene, ebenso rasch laufende wie schwimmende **Warans** (Varanus od. Monitor stellatus, der „guano" der Einheimischen) vor, dessen Fleisch gleichfalls sehr schmackhaft ist, ebenso wie auch seine Haut gegerbt wird.

Eidechsen sind in verschiedenen Arten, so in mehreren kleineren, als auch in wurmartigen, in der Erde lebenden, vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

—e— **Gegen den Homer-Cultus in unseren Schulen.** Von Dr. **W. Fischer.** Leipzig, Siegismund & Volkening 1887. 60 ₰. — Wie gegen den Gebrauch der vollständigen Bibel in unseren Schulen, so erheben sich von Zeit zu Zeit auch Stimmen gegen die übliche Verwendung der Homerischen Dichtungen beim Unterrichte. Wenn derartige Angriffe bisher einen wesentlichen Erfolg nicht gehabt haben, so liegt dies nach unserer Auffassung hauptsächlich daran, daß man den Werth der gedachten Bildungsmittel in den weitesten Kreisen dankbar zu würdigen weiß und nicht gemeint ist, ihre volle Wirkung wegen einzelner Bedenken, die etwa erhoben werden können, sich irgendwie verkümmern zu lassen. Was nun der uns unbekannte Verfasser des vorliegenden Schriftchens auf 22 Seiten gegen den Homercultus in unseren Schulen vorbringt, wird an der bestehenden Uebung um so weniger etwas zu ändern vermögen, als es sich auf die Wiederholung der gewöhnlichen, keineswegs durchschlagenden Einwände beschränkt, ohne Neues von Bedeutung hinzuzufügen. Und daß er nur **gelegentlich** auf sein Thema gekommen ist, sagt er selbst: „Es war wol mindestens 45 Jahre her, daß ich nichts mehr von Homer gelesen hatte, als ich in der Absicht, zu bestimmen, in welchen Theil der griechischen Bronzezeit die von Homer geschilderte Zeit zu setzen sei, die Uebersetzung von Voß und das vortreffliche Buch Helbig's über das Homerische Epos zur Hand nahm. Hatte ich nun die Bewunderung für Homer, die mir auf der Schule beigebracht war, treu bewahrt und war dieselbe noch unterhalten durch mancherlei begeisterte Lobeserhebungen, wie man sie hier und da liest, oft genug wol von Leuten, die den Homer ebenfalls seit ihrer Schulzeit nur platonisch geliebt haben, und hatten sich mit meinen Erinnerungen die Eindrücke verwischt, die ich aus Bildern, wie denen von Cornelius und Preller, erhalten hatte, so wurde ich jetzt sehr ernüchtert." In keinem Falle läßt sich die berührte Frage nur so gelegentlich abthun, wie der Verfasser an dem Erfolge seiner Schrift zweifellos erfahren wird.

— **Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen für den Anfangsunterricht im Englischen.** Von Dr. **Edmund Wilke**, Oberlehrer am Realgymnasium zu Leipzig. (Verlag von Reißner in Leipzig, 1887.) — Wenn es allerdings richtig ist, daß die Zahl der neusprachlichen Methodenbücher schon eine sehr beträchtliche, so geht aber auch daraus, wie aus dem Anwachsen der Schulbücherliteratur überhaupt das beständige Streben der deutschen Pädagogen nach methodischer Vertiefung hervor, und wer wollte leugnen, daß schließlich Alles auf das Wie beim Unterricht ankommt und daß darin noch Vieles zu thun bleibt? Der vorliegende Leitfaden ist ein erfreulicher Beitrag zur Methodik des englischen Sprachunterrichts. Der Verfasser erkennt die Wichtigkeit der formalen Ausbildung an, aber er stellt sich auf einen Vermittelungs-Standpunkt, er möchte auch auf die praktische Ausbildung mehr Gewicht legen, und es muß anerkannt werden, daß er nicht mechanisch, sondern nach geistbildender Methode verfährt. Die Uebungsbeispiele sind frei von aller Trivialität und ganz geeignet, die Schüler gut in die Sprache einzuführen und das in der Grammatik Gelernte in zweckmäßiger Weise zu befestigen. Das Buch wird in den unteren Classen gute Dienste leisten; zu den methodischen Vorzügen gehört noch besonders die Hervorhebung der Gehörübungen.

Dr. **Wittstock.**

J. R. **Eine Sommerschlacht.** Von **Detlev Frhr. v. Liliencron.** Leipzig, Wilh. Friedrich. — Nach der neulich erfolgten eingehenderen Besprechung von Liliencron's erstem Roman („Breide Hummelsbüttel") können wir uns bei Anzeige dieser Novität kürzer fassen. Es wird hier eine Reihe von Skizzen und Studien unter einem Titel zusammengestellt, der, wie jetzt vielfach Mode ist, weniger Bezug auf den Gesammtinhalt des Buchs als vielmehr die Aufgabe hat, dem Werk einen unterscheidenden Titel, dem Kind einen Namen zu geben. Vor vielen ähnlichen Studiensammlungen zeichnet sich die Liliencron'sche durch eine ungemeine Frische und Ursprünglichkeit, eine wohlthuende Freudigkeit in der Lebensauffassung, eine seltene Fähigkeit, Stimmung zu erzeugen, scharfe Beobachtungsgabe und einen offenen Sinn für das Große aus: die Jagd- und Kriegsskizzen z. B. zeigen, daß ein Jäger und Krieger von Beruf und Lust die Feder geführt hat. Des Dichters Land, das grüne, flache, meerumschlungene Schleswig-Holstein mit seiner ehrlichen, nüchternen Bevölkerung wird uns mit großer Treue und Liebe geschildert. Trotzdem wir somit das Buch mit Nutzen und Genuß aus der Hand gelegt haben, möchten wir den Verfasser doch bitten, auf diese kleinen Sachen nicht zu viel Gewicht zu legen und sie nur als das zu betrachten, was sie thatsächlich sind: als nebensächliche Arbeiten. Der Beifall, den solche Skizzenbücher wie diese „Sommerschlacht" jetzt finden, steht unserm Wunsche freilich vielleicht hindernd im Wege; man liebt heutzutage diese ungenirte Art zu erzählen, das liebenswürdige Preisgeben des Berichtenden; diese abgerissene Form, die bald zum Erlebniß, bald zur Novelette wird, bald Reflexion, bald Plauderei ist, ohne eigentliche feste Composition, ohne rechten Mittelpunkt besitzt ja auch etwas Anziehendes, sowol für den Schaffenden, wie für den Leser; aber wir können sie doch nur als ein Nebengebiet der Literatur gelten lassen, das namentlich der, der Größeres zu leisten und ein festes, straffes Kunstwerk, die höchste Aufgabe für einen Künstler, zu schaffen vermag, einmal zur Abwechslung betreten kann, aber nur zur Abwechslung! Solch ein Künstler ist Liliencron. Möge er daher neben diesen erfrischenden kleinen Sachen auch seines eigentlichen Berufes nicht vergessen!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 68. Sonnabend, den 27. August. 1887.

Zum 100jährigen Bühnen-Jubiläum von Schiller's Don Carlos, am 29. August 1887.

Von Theodor Gesky.

Das letzte Jugenddrama Schiller's, das namentlich in seiner ersten Hälfte noch lebhaft an die Sturm- und Drangperiode des Dichters erinnert, in den späteren Acten aber schon die Keime und Knospen enthält, welche während seiner classischen Periode sich zu herrlichen Blüthen entfalteten, aus denen goldene Früchte heranreiften, ist Don Carlos, dessen 100jähriges Bühnen-Jubiläum alle Jünger und Verehrer der deutschen dramatischen Dicht- und Schauspielkunst am 29. August d. J. feiern. Kein Drama des Dichters, mit Ausnahme seines Wallenstein, der jedoch den Don Carlos etwa um den vierten Theil an Länge übertrifft, nahm seine poetische Thätigkeit so lange in Anspruch und zeigt deshalb die Spuren des wechselvollen und unruhigen Lebens des Dichters so sehr als dieses dramatische Gedicht. Schon im Jahre 1783 hatte Schiller in Bauerbach, wo er Ende 1782 bei Frau v. Wolzogen ein gastliches Asyl gefunden hatte, seinen Don Carlos begonnen. Das Sujet, welches sich so mächtig in die von Dalberg geforderte Bühnenbearbeitung von „Luise Millerin" drängte, beschäftigte den Dichter fortwährend in Mannheim, Leipzig und Gohlis, wenn auch hier Schiller's Thätigkeit etwas erlahmte; doch erst gegen Anfang des Sommers 1787 ward das Drama in dem Gartenhause auf dem Körner'schen Weinberge bei Loschwitz am Ufer der Elbe vollendet. In seinem ersten Briefe über Don Carlos gesteht Schiller selbst: „Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werkes zu weitläufig angelegt."

Die Fabel seines Don Carlos schöpfte der Dichter aus der romanhaft zugestutzten, historischen Novelle des Franzosen St. Real: Dom Carlos, novelle historique et galante, die, arm an geschichtlicher Wahrheit, desto reicher an dramatisch wirksamen Situationen war und deshalb eine so mächtige Anziehungskraft auf Schiller ausübte. Nach neueren Quellenforschungen eines Llorente, Ranke und Prescott sind als erdichtet zu betrachten drei bisher als historische Thatsachen angenommene Irrthümer: nämlich das angebliche Liebesverhältniß zwischen dem Infanten und seiner Stiefmutter, der Königin Elisabeth, ferner die von Wilhelm von Oranien behauptete Vergiftung der Königin auf Philipp's II. Befehl und der Tod des Prinzen durch ein Urtheil der Inquisition.

Adam Freiherr v. Dietrichstein begleitete im Auftrage des Kaisers Maximilian II. dessen beide Söhne Rudolf und Ernst 1563 an den spanischen Hof; und seine Berichte, die unmittelbar an den Kaiser gerichtet sind, — eine Vermählung seiner ältesten Tochter, der Erzherzogin Anna, mit Don Carlos war in Aussicht genommen — entbehren somit sicher nicht der Glaubwürdigkeit. Aus diesen Schriftstücken, die in den „Quellen zur Geschichte Kaisers Maximilian II." von M. Koch abgedruckt sind, geht deutlich hervor, daß Don Carlos in der That nicht der ideale, schwärmerische, für religiöse und politische Freiheit begeisterte Jüngling war, wie ihn uns Schiller's Dichtung in verklärter Gestalt zeigt, sondern ein schwächlicher, schiefgewachsener, hinkender, unansehnlicher Mensch, der, kindisch und von unmäßiger Eßlust erfüllt, seine Zeit unthätig vergeudete. Ferner ergiebt sich aus Dietrichstein's Briefen, daß der Prinz zu seiner Stiefmutter keine geschlechtliche Zuneigung hatte, sondern daß vielmehr seine Tante, die acht Jahre ältere, schöne Prinzessin Johanna, wahrscheinlich von Herrschsucht geleitet, die Gemahlin des bedauernswerthen, unmännlichen Infanten zu werden sich bemühte. Endlich versichert Dietrichstein, daß die Verhaftung des Prinzen lediglich aus politischen Gründen erfolgte, und Koch schließt aus den einzelnen Berichten Dietrichstein's, daß es Verbrechen und Anschläge gegen die Sicherheit des Staates waren, nicht ein Attentat gegen das Leben seines Vaters, des Königs Philipp, infolge deren Don Carlos verhaftet wurde. Das Schweigen des Beichtvaters des Infanten über dessen geheime Verbindung mit den Niederländern und der Umstand, daß Dietrichstein's geheimer Bericht an den Kaiser im Wiener Archiv nicht mehr vorhanden ist, scheinen darauf hinzudeuten, daß der Prinz darnach strebte, sich mit Hilfe seiner Verbündeten in den Besitz der Niederlande zu setzen.

Der erste Entwurf des Dramas fällt noch in die regellose Jugendperiode des Dichters, welcher Die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe ihre Entstehung verdanken. Die harte Schule des Lebens, welche Schiller im Kampfe um das Dasein in Mannheim und Oggersheim durchzumachen hatte, war nicht ohne Einfluß auf die gereizte Stimmung und den negirenden, polemischen Charakter geblieben, der in den beiden ersten Acten zum Ausdruck gelangt. Nur hier und da macht sich der Umgang mit Charlotte v. Kalb durch den besänftigenden und mildernden Einfluß auf das verdüsterte Gemüth des Dichters geltend, und in den herrlichen Scenen zwischen Carlos und Posa scheint die rührende Jugendfreundschaft Schiller's und Streicher's eine dichterische Verklärung gefunden zu haben. Aber erst durch die freundliche Wendung, welche die Freundschaft Körner's und der Anschluß an seine Familie auf das Schicksal des Dichters ausübte, sehen wir der Freude schönen Götterfunken in seinem Herzen erglühen.

Das reine Glück, welches dieser herzliche Freundschaftsbund in seiner Seele erwachen ließ, möchte der Dichter segnend ausströmen lassen über die ganze Menschheit: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Mit Recht hat Kuno Fischer darauf hingewiesen, daß diese Tragödie das dramatische Selbstbekenntniß des Dichters ist, das er im Glauben an die ewige Wahrheit der Geschichte, — „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" — der in seiner „Resignation" zum poetischen Ausdruck gelangt, vollendet hat. Freundschaft und Liebe werden in Don Carlos einem geschichtlichen Weltzwecke geopfert, und die Dichtung spiegelt nicht allein Schiller's Charakter ab, wie er in der entscheidenden Krisis sich darstellt, wir sehen darin auch die Entwickelungsphase des Dichters aus dem Jüngling zum Mann Leben und Gestalt gewinnen. Nach Schiller's eigenem Ausspruch sollte Don Carlos von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven vom Julius von Tarent, dem einzigen Drama, das Leisewitz gedichtet, und den Puls von ihm selbst haben. Ferner gesteht er, daß während der Arbeit die Person des Don Carlos, der ursprünglich der Hauptheld war, in seiner Gunst gefallen und Posa, der Vertreter der ewigen Rechte der Menschheit, der Apostel der Gewissensfreiheit, allmälig an seine Stelle getreten sei und vorwiegend am Ende des dritten Actes die Hauptperson des Dramas bilde. So ward aus dem Familiengemälde in Philipp's II. Hause, in dessen Rahmen Don Carlos unser Interesse am meisten in Anspruch nimmt, und worin der Despotismus des Königs in seiner Familie geschildert werden soll, eine Staatsaction, erfüllt von kosmopolitischen Ideen, als deren Repräsentant und Vorkämpfer der

Marquis Posa jetzt in den Vordergrund tritt. Freilich ist die zu ideale Haltung des Marquis nicht mit Unrecht angegriffen worden, und Schiller hat selbst sich dagegen zu vertheidigen versucht. In der That läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieser Posa mit seinen Träumen von Völkerbeglückung schwankend in der Wahl der Mittel und in gewissem Sinne allerdings ein Schwärmer ist. So können wir es nicht recht verstehen, daß Posa, dessen Zukunftspolitik auf Carlos, den zukünftigen Herrscher Spaniens, basirt, diese Hoffnung fallen läßt, als er in König Philipp, diesem „sentimentalen Tyrannen", Humanitätsgedanken entdeckt. Eine so plötzliche und unmotivirte Wandlung in dem Charakter eines Despoten ist psychologisch unwahr. Und insofern ist die Königin berechtigt, dem Marquis als innersten Beweggrund seiner Handlungsweise Stolz und Egoismus vorzuwerfen:

„— Mögen tausend Herzen brechen,
Was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet,
O, jetzt — jetzt lern' ich Sie versteh'n! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt." —

Und so betrachtet auch Philipp Posa's Freundschaft mit Carlos nur als Mittel zum Zweck, wenn er Schiller's eigenes Urtheil von dem Helden in den Worten niederlegt:

„Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern."

Schiller hat in seiner Dichtung der Intrigue einen zu großen Spielraum gegönnt, so daß die Charakterzeichnung, die in seinen Jugenddramen weit schärfer hervortritt, hierdurch mehr, als wünschenswerth ist, zurückgedrängt wird. Dagegen nehmen wir in der Sprache des Dramas einen wahrhaft künstlerischen Fortschritt wahr. Die naturalistische Prosa hat sich in den Vers verwandelt, und das Metrum bewirkt das Ebenmaß und die Schönheit des Ausdrucks, der namentlich in der zweiten Hälfte des Gedichts zum Durchbruch gelangt. Wenn wir freilich im Bau der Tragödie die innere Einheit vermissen, so wird dieser Fehler uns nicht Wunder nehmen, da uns ja die Entstehungsgeschichte des Dramas hinlänglich bekannt ist. Die Katastrophe ruht nicht, wie dies im Wallenstein der Fall ist, auf einer Hauptperson, sie wechselt vielmehr ohne innere Vermittelung zwischen Posa und Carlos. Dazu kommt noch, daß die Intrigue, die sich mehr für die Komödie eignet, zu sehr in den Vordergrund tritt und nachtheilig auf die Einheit und Klarheit der Handlung einwirkt. Doch das sind Fehler, die Schiller mit liebenswürdiger Wahrheitsliebe selbst zugestanden hat, und deshalb durfte er mit vollem Rechte hinzufügen, daß man manchen Fehler wegen der correlativen Schönheit nicht missen möchte. In der That sind manche Scenen von wahrhaft hinreißender Schönheit erfüllt, und der Wohllaut der Sprache, der unser Ohr gefangen nimmt, und die Gluth der Empfindung, die unser Herz begeistert, werden noch länger als ein Jahrhundert ihre bezaubernde Wirkung von der Bühne herab auch auf künftige Geschlechter nicht verfehlen.

Das Drama wurde nach und nach veröffentlicht. Schiller ließ zuerst in der „Thalia" von 1785 Scenen vom ersten bis zur Hälfte des dritten Actes abdrucken, die später erheblich gekürzt wurden, ohne etwas Wesentliches vermissen zu lassen. Das ganze dramatische Gedicht erschien in Göschen's Verlag erst 1787; in den späteren Ausgaben von 1801 und 1804 tilgte Schiller noch mehr Verse. Den ersten Act hatte er bereits im December 1784 dem Herzog Karl August von Weimar, der damals am Hofe zu Darmstadt bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig IX., weilte, in Gegenwart der Glieder des hessischen Hofes vorgelesen. Die Dichtung hatte die Zuhörer lebhaft ergriffen und das Schicksal des unglücklichen Prinzen auf alle einen tiefen Eindruck gemacht. Schiller, hierdurch ermuthigt, sprach dem Herzog gegenüber sogar den Wunsch aus, sein Werk ihm widmen zu dürfen. Schon am 27. December überraschte ihn der gütige Fürst noch von Darmstadt aus durch die Ernennung zum herzoglich weimarischen Hofrath. Damit war zugleich der erste Schritt zu Schiller's späterer Uebersiedelung und Anstellung in Weimar gethan. —

Schiller hat Don Carlos „das Lieblingskind seines Geistes" genannt, das er vier Jahre lang mit zärtlicher Liebe gehegt und gepflegt, das er in Schutz nahm, wenn es angegriffen ward, das er immer und immer wieder in neuem Gewande erscheinen ließ. In einem Briefe an Dalberg, dem er das Sujet verdankte, schreibt er 1784: „Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." Streicher, dem Schiller die fertigen Scenen vorlas, war von dem jambischen Rhythmus und der Melodie der Verse ganz entzückt und beschwor den Freund, bei ähnlichen Stoffen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen, ein Rath, den Schiller bekanntlich auch befolgt hat. — Auch den schönen Park zu Schwetzingen bei Mannheim soll der Dichter im Sommer 1784 besucht haben, um, wie seine Gattin erzählt, für den ersten Act seiner Dichtung Localstudien zu machen und die nöthige Stimmung zu finden. Gewiß war auch die herrliche Umgebung des deutschen Elbflorenz, mit dem Blick auf die grünen Rebenhügel des schönen Stromes bis zu den Höhen der sächsischen Schweiz, nicht ohne Einfluß auf die glückliche Vollendung der Dichtung. Als im Wohnhause des Körner'schen Weinberges bei Loschwitz eine bauliche Veränderung vorgenommen werden sollte, mußte Schiller das Winzerhäuschen beziehen, in dem sich die Waschküche befand, durch welche der Eingang in sein Stübchen führte. In jener Zeit, wol im Herbst 1786, war es, wo der Dichter sein „unterthänigstes Promemoria an die Consistorial-Rath Körner'sche weibliche Waschdeputation" den Damen des Hauses überreichte, in welchem der niedergeschlagene Trauerspieldichter voller Humor sich über die Störung beklagte, welche sein Werk durch die große Wäsche erfuhr. Da das Gedicht den meisten Lesern bekannt sein wird, so lassen wir nur ein paar Strophen hier folgen:

„Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe —
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe." —

„Was hör ich? — einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.
Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen."

In das Jahr 1786 fällt auch sein neckischer Verkehr mit Auguste Segadin, einem lebhaften und schönen Mädchen, dessen Vater mit der Familie Körner befreundet war und in dem Loschwitz gegenüber liegenden Dorfe Blasewitz ein Gut besaß. Diese „Gustel von Blasewitz", die er später in Wallenstein's Lager verewigt hat, worüber sie freilich sehr ungehalten war, starb als verwittwete Senator Renner erst 70 Jahre nach jenen fröhlichen Tagen, am 24. Februar 1856.

Schließlich erübrigt es noch, der ersten Aufführung des Don Carlos und des Mannes zu gedenken, durch dessen Anregung Schiller's Werk in Hamburg auf die Bühne gelangte. Es war dies der größte und genialste Schauspieler des 18. Jahrhunderts, Friedrich Ludwig Schröder, der 1786 die Leitung des Hamburger Theaters zum zweiten Male übernommen hatte. Er war es, so sehr er auch die frühere Sturm- und Drangperiode Schiller's verurtheilt hatte, der in ihm doch das „größte lebende dramatische Genie der Deutschen" erkannte. Der Schauspieler Beck in Mannheim theilte seinem Freunde Schiller diesen Ausspruch mit und die Folge davon war, daß Schiller am 12. September 1786 an Schröder schrieb und ihm alle seine künftigen Stücke anbot. Schröder suchte den Dichter zur Uebersiedelung nach Hamburg zu bestimmen. Nach reiflicher Ueberlegung lehnte Schiller jedoch in einem Briefe vom 18. December 1786 eine bleibende Stellung in Hamburg ab, da er ohne Zustimmung des Herzogs von Weimar kein Engagement eingehen könne. Zugleich fragte er an, ob Schröder die Jamben auf der Bühne zu bieten wage oder ob er eine Prosabearbeitung vorziehe. Schröder wählte mit künstlerischem Scharfblick den Don Carlos in Jamben, bekam aber nicht nach sechs Wochen, wie Schiller versprochen hatte, sondern erst nach sechs Monaten das Werk zugesandt.

Am 13. Juni 1787 schrieb Schiller an Schröder: „Die Umstände, welche diesmal den Don Carlos verzögert haben, kommen zum Glück nicht sogar oft wieder, und wenn sie kommen so kommen sie nicht zugleich. Eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigeren Dingen." Damit spielt der Dichter auf sein vorübergehendes Liebesverhältniß zu Fräulein v. Arnim an, deren Bekanntschaft er auf einem Maskenball in Dresden gemacht hatte. Doch damals war der Liebesrausch schon verflogen.

Schröder nahm die Einstudirung des Dramas sofort in Angriff und bereitete die Darstellung mit der größten Sorgfalt vor. Am 29. August 1787 fand die erste Aufführung statt und erregte

einen sensationellen Erfolg. Schröder als König Philipp war unvergleichlich, schon für den nächsten Tag forderten die Zuschauer eine Wiederholung des Dramas. Reineke ließ am 14. September in Leipzig den prosaischen Carlos folgen. Hier ersticht sich der Prinz und betheuert die Unschuld seiner Mutter. Philipp sinkt schmerzlich bewegt auf die Leiche. Kein Wunder, daß diese an die Rührstücke Kotzebue's erinnernde Bearbeitung keine sonderliche Wirkung hervorbrachte. In Berlin erlebte Don Carlos am 22. November 1788 die erste Aufführung und machte einen bedeutenden Eindruck, nachdem in Mannheim die erste Darstellung (6. April 1788) kein besonderes Glück gehabt hatte.

Die Dichtung fand allmälig immer eingehenderes Verständniß; auch an die Jamben gewöhnte sich das Publicum bald, nachdem Schröder mit richtigem Kennerblick das Stück in dieser Gestalt zuerst über die Bretter hatte gehen lassen. So hat sich Don Carlos immer mehr in der Gunst des deutschen Volkes befestigt und ist bis zum heutigen Tage Repertoirestück aller Hof- und größeren Stadttheater geblieben. Möge der hundertjährige Gedenktag der ersten Aufführung des Don Carlos nicht vorübergehen, ohne daß auch dieses dramatische Werk des Lieblingsdichters der deutschen Nation seinen Verehrern auf einigen großen Bühnen in würdiger Weise vorgeführt wird!

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. **Bernhard Schwarz**.

VI. Die Fauna von Liberia (Fortsetzung).

An **Schlangen** und vor Allem an **giftigen** ist Liberia überaus reich. Die schönsten, jedoch zugleich auch gefährlichsten der letzteren sind die **Nattern**, namentlich die etwa 6 Fuß lange, mit einem faustgroßen, vom Nacken scharf abgesetzten Kopf, auf der Nase mit zwei hornartigen Aufsätzen versehene, mit zwei langen Giftzähnen bewaffnete **Nashorn-Viper** (Vipera rhinoceros), die sehr träge und nur an ihrem kurzen, dünnen Schwanze äußerst empfindlich ist. Die letztere Eigenschaft hat unter den Negern zu einer hübschen, von Büttikofer mitgetheilten Thiersage geführt. Als Gott nämlich die Schlangen gebildet hatte und eben daran war, ihnen die Schwänze zuzutheilen, schlief die faule „Cassade snake" (so heißt sie im Lande) ein und fand bei ihrem Erwachen nur noch ein kleines Schwänzchen übrig, da ihre Verwandten sich bereits die schönsten und längsten Schwänze ausgesucht hatten. Gott gab nun der zu kurz Gekommenen jenes kleine Endchen, indem er sagte: „Du bist selbst daran Schuld, daß du nicht so bedacht wurdest, wie es deinem Rang und deiner Größe geziemt. Gieb nun Acht, daß du nicht auch noch dieses armselige Schwänzchen verlierst, denn du würdest keinen anderen mehr bekommen können!" Seitdem wacht die „Cassade-Schlange" über ihren Schwanz. Man kann ihr auf den Kopf und selbst auf den Rumpf treten, das läßt sie gleichgiltig. Tretet ihr aber auf jenen eifersüchtig gehüteten Theil, so beißt sie wie wüthend um sich und ihr seid verloren.

Eine kaum weniger gefährliche Art ist die hell-gras-grüne, an Kopf und Hals blau gefleckte, schuppige Vipera chloroëchis, die einen prehensilen Schwanz hat wie die süd-osteuropäische Sandotter (V. ammodytes), ohne indeß, wie diese, auf Sträucher zu steigen. Angegriffen, richtet sie sich halb auf, wirft den dicken Kopf mit den zornfunkelnden Augen in den Nacken und zeigt die Giftzähne in dem weitoffenen Rachen.

Sehr häufig zeigt sich auch die zu den Brillenschlangen gehörige „**Todesnatter**" (V. atropos), die von ansehnlicher Größe ist, trefflich mit über Wasser gehaltenem Kopfe schwimmt und in die Häuser dringt, woselbst sie mit Vorliebe die verstecktesten Winkel aufsucht, um auf Ratten und Mäuse Jagd zu machen. Endlich sei noch die gleichfalls in großen Mengen auftretende Naja rhombeata genannt.

Es kommen übrigens trotz des gefährlichen Charakters dieser Thiere nur verhältnißmäßig wenig Unglücksfälle durch dieselben vor, obwol die Eingeborenen mitunter so sorglos sind, daß dem holländischen Reisenden viele lebende Exemplare von Kindern zugetragen wurden. Als gutes Gegenmittel lernte auch Büttikofer einen tüchtigen Rausch kennen, den man sich sofort nach dem Unfall antrinken muß, da der rasch ins Blut übergehende Alkohol das Schlangengift zu paralysiren scheint. Der holländische Reisende, der dieses Mittel mehrmals bei gebissenen Negern zur Anwendung brachte, mußte freilich dann erleben, daß jeden Tag Menschen kamen, welche von Schlangen verletzt zu sein behaupteten und nach der angenehmen Heilungsart verlangten.

Von nicht giftigen Schlangen verdient ihrer Größe halber — sie wird angeblich bis 9 m lang — die im ganzen Lande wenn auch nicht in größerer Menge vorkommende vermeintliche Riesenschlange („Boa constrictor" der Einheimischen, richtiger Python hieroglyphicus) genannt zu werden. Viele Arten wohnen mit Vorliebe auf Bäumen und zwar oft sehr hohen, wo sie sich von Vögeln, Eiern, Insekten rc. nähren. Nicht selten sieht sie dort der Jäger oder der Schiffer im Boote von vorstehenden Aesten niederhängen und wol gar sich über seinem Haupte schaukeln.

Von den gleichfalls sehr zahlreichen **Fröschen** fällt vor Allem ein über eine Hand langer **Riesenfrosch** auf, den deshalb die Liberianer auch „bullfrog" (Ochsenfrosch) nennen, obwol er an Größe hinter diesem seinem Namensvetter in Amerika zurücksteht. Daneben giebt es eine Unzahl meist sehr kleiner aber schön gezeichneter **Baumfrösche**, die sich zur Laichzeit in den angeschwollenen Creeks und überschwemmten Pflanzungen versammeln. Von **Kröten** macht sich die ganz wie unsere „gemeine Kröte" lebende „**Tigerkröte**" (Bufo pantherinus) geltend. Sehr häufig ist die mit zwei Species auftretende, zum Geschlecht der **Wabenkröten** zählende Xenopus-Art, charakterisirt durch sehr starke Schwimmflossen an den fleischigen Hinterpfoten und einen deutlich ausgebildeten Nagel an den vier inneren Zehen. Endlich kommen wurmartige, in der Erde lebende Froscharten vor, so eine, die sich gern in Ameisenhaufen aufhält.

Unter den sehr zahlreichen und meist auch recht schmackhaften liberianischen **Fischen** erregt das meiste Interesse der in allen Flüssen, besonders gern aber in den stillen Creeks lebende, nur etwa fußlange, indeß unverhältnißmäßig dicke **Zitteraal** (Malapterus electricus), gelbbraun von Farbe mit schwarzen Flecken und fleischigen Bartfasern an Ober- wie Unterkiefer. Schon fingerlange Exemplare vermögen einen empfindlichen elektrischen Schlag zu ertheilen, wenn man sie anrührt.

Mehrere Arten von liberianischen Fischen, die in Sümpfen leben, vergraben sich dort, wenn die eintretende trockene Jahreszeit diese trocken legt, und halten im Schlamm eine Art Winterschlaf, aus dem sie jedoch, nachdem die wiederkehrende Regenzeit den Tümpel von Neuem unter Wasser gesetzt hat, stets sehr abgemagert erwachen. Die schwarzen Weiber verstehen übrigens diese seltsamen Fische auszugraben, sobald nur erst durch die Sonne eine harte, tragende Kruste sich über dem Morast gebildet hat.

Ebenfalls höchst merkwürdig ist der bereits früher genannte **Springfisch** („jumping fish" oder „Big eye" bei den Einheimischen, Periophthalmus Koelreuter.), der in den Küstensümpfen lebt, indeß zumeist außer Wasser weilt, wo er mittels seiner zu einer Art von Füßen vergrößerten Brustflossen mit hoch aufgerichtetem Kopfe unter vielen seines Gleichen auf dem trockenen Schlamme herum spaziert. Nur bei Gefahr flieht er ins Wasser, das er mehr springend als schwimmend mit über die Oberfläche hervorgestrecktem Kopfe durcheilt. Das originelle Thier wird kaum länger als ein Finger, ist aber von schöner mattgrüner Farbe, hat zwei lange, hohe, blaue Rückenflossen und ebensolche Rückenflecken und weitvorstehende, rothe Glotzaugen weniger im als am Kopfe.

Von den zahlreichen **Fischen**, welche das **Meer** an den liberianischen Gestaden beherbergt und die bei der Armuth des Landes an Schlachtthieren eine doppelt wichtige Rolle spielen, ist außer dem gar nicht seltenen **Haifisch** besonders erwähnenswerth noch ein mächtiger **Sägefisch**, dessen völlig grätenloses Fleisch, ebenso wie das des Hais, recht wohlschmeckt. Ein von Büttikofer gefangenes Exemplar war 15 Fuß lang, über die Brustflossen 6 Fuß breit und hatte eine 3 Fuß lange Säge.

Die **Weichthiere** anlangend, so sind die **Seeschnecken** an der liberianischen Küste nur unbedeutend vertreten, jedenfalls wegen der dort stets so heftigen Brandung. Nur **Austern**, und zwar große und sehr schmackhafte, finden sich, wie schon früher erwähnt, an den Mangroven der Creeks und Flußdeltas. Ihre Schalen liefern den Liberianern in vielen Gegenden den Kalk zum Bau der Häuser und zum Weißen der Wände. Zahlreicher sind die **Land- und Süßwasserschnecken**, darunter einige der schönsten und größten Arten von Achatschnecken. Die Schneckenhäuschen einer Art müssen beiläufig am St. Paulsfluß, wo die Austern fehlen, der Bevölkerung den benöthigten Kalk liefern.

Was die Insekten anlangt, so ist es zunächst auffällig, daß man in Liberia viel weniger von Fliegen und Moskiten geplagt wird, als in andern Tropengegenden. Am häufigsten sind noch die auch in Europa vorkommenden „Goldfliegen“ und auf den Gewässern eine selbst durch dicke Kleider hindurch stechende Bremse. Die Moskitos scheinen auf die Küstenregion beschränkt, sind aber selbst dort so spärlich, daß man die bekannten Moskito-Netze nirgends nöthig hat.

Dafür sind Termiten und Ameisen derart häufig, daß man Liberia einen einzigen großen Ameisenhaufen nennen könnte.

Die ersteren, die Termiten, anlangend, so findet man deren originelle Bauten allenthalben, nicht nur im Urwald des Innern, sondern auch nahe der Küste, ja selbst mitten in der Hauptstadt Monrovia, und manches wüst liegende Gebäude zeugt von der Zerstörungskraft jener Mineure. Es kommen von diesen Thieren namentlich zwei Arten im Lande vor. Die erste ist Termes mordax, in der Buschregion, wo sie steinharte aber höchstens 1 m hohe Häuser in Pilzform baut, deren Inneres durch die Menge der Zellen ein schwammartiges Aussehen hat. Zuweilen sind mehrere solcher Bauten auf einander gesetzt. Häufiger noch ist T. bellicosus, welche bald im Urwald bald in der Steppe ihre öfters sogar mit Seitenthürmchen versehenen, bis 5 m hohen und 12 m im Umfang messenden Riesenbaue aufführt. Dieselben werden zwar meist um einen Baumstamm herum oder in einen Busch hinein gebaut, da aber das Holz von den Thieren bald weggefressen wird, so steht der steinharte Lehmkegel, der je nach Bedürfniß mit jedem Jahre vergrößert wird, schließlich ganz kahl da. Auf seiner Außenseite kommt indeß nie eine Termite zum Vorschein, denn die Bauarbeit wird nur von innen nach außen und ausnahmslos des Nachts gethan. Ja die Thierchen sind so lichtscheu, daß sie selbst abgefallene Aeste, die sie sich zu Nutz machen wollen, vorher mit einer Schicht Erde bedecken, um unterirdisch zu dem Ziele gelangen zu können. In gleicher Weise legen sie überall, wohin sie ziehen wollen, auf Straßen und an Mauern hin, mit Erde überdeckte Gänge an.

Bei Beginn der Trockenzeit erfolgt die Paarung der Thiere in der Luft, wobei dann immer die um die nämliche Zeit aus Europa zur Ueberwinterung eintreffenden Schwalben unter den nicht selten die Sonne verdüsternden Schwärmen von Männchen und Weibchen reichliche Mahlzeiten nach der langen Entbehrung der Seereise finden. Uebrigens dringen die Thierchen selbst in die menschlichen Wohnungen, so daß rasch Alles mit ihren abgefallenen Flügeln wie auch mit umherkriechenden, flügellosen Termiten übersät ist. Denn alsbald nach der Begattung verlieren Männchen wie Weibchen ihre Flugapparate, so daß sie in Unmasse eine Beute nicht nur von Vögeln, sondern auch von Eidechsen, Fröschen, Ameisen 2c. werden können. Von den wenigen Zurückgekehrten wird dann in der Regel nur eins der befruchteten Weibchen in jedem Bau in einem faustgroßen Lehmklumpen im Centrum des Hauses eingemauert. Derselbe hat rund herum kleine Löcher, damit die Arbeiter der eingeschlossenen Mutter Nahrung zuführen können. Der Hinterleib dieses Thieres wird nun allmälig so lang und dick wie ein Finger und schließt viele Dutzende von Eiern ein. Diese Stammhalterin nennen die Colonisten bug-a-bug queen („Termitenkönigin“), denn mit bug-a-bug, d. h. Popanz, bezeichnen sie jene Insekten überhaupt.

Von den Ameisen bilden namentlich die Wander- oder Treiberameisen („drivers“) eine große Landplage, da dieselben, namentlich in der nassen Jahresperiode, wo sie die zunehmende Feuchtigkeit aus ihren unterirdischen Wohnungen vertreibt, in großen heerwurmartigen Zügen insonderheit zur Nachtzeit die menschlichen Wohnungen überfallen und darinnen zwar alles Ungeziefer, namentlich die in den Tropen so häufigen, oft 2—3 Zoll langen, ekelhaften Schaben oder Kakerlaken sowie selbst Ratten und Schlangen vernichten, aber zugleich auch vielfachen Schaden anrichten.

In der nassen Zeit steigen auch manche Arten auf die Bäume und legen dort auf der unteren Seite der Blätter provisorische Wohnungen an. Unter ihnen findet sich eine große, schwarze, überaus bösartige Sorte, und wer, wie ich einmal im Binnenlande von Camerun, zufällig einen solchen Baum anrührt, wird einen Schmerz empfinden, den er sein Lebenlang nicht wieder vergißt.

Bienen kommen in Liberia in den Urwäldern des Innern und namentlich an der Grenze der Mandingo-Plateaus in hohlen Bäumen und zwar oft in großer Höhe häufig vor, aber allein die Mandingos gewinnen das Wachs, die Liberia-Neger dagegen, welche, von dem Summen der Bienen aufmerksam gemacht, gern die betreffenden Stämme erklettern, um rasch das ganze Nest herabzureißen, pressen nur den Honig aus und werfen das Wachs weg.

An Käfern, namentlich größeren Arten, ist Liberia, jedenfalls infolge der zahlreichen gefräßigen Ameisen, sehr arm. Von dem für die äquatorialen Gegenden so charakteristischen Geschlechte Goliath findet sich nur eine Art.

Schmetterlinge sind in Menge und auch durch schöne Arten vertreten. Doch fehlen die so geschätzten Gattungen des viel wärmeren Camerun.

Die Geradflügler (Orthopteren) treten namentlich mit zahlreichen Heuschrecken und Kakerlaken (die größere, Periplaneta americana Fab.) auf. Die offeneren, mit Gestrüpp bewachsenen Gegenden zeigen in Menge mehrere Arten von Phasma und Mantis. Ebenso giebt es eine Masse Sorten von Baum- und Blattwanzen sowie Cicaden.

Von Kellerwürmern kommt ein großer, in äußerst schmerzhafter, ja selbst gefährlicher Weise beißender Skolopender („Centipede“ bei den Liberianern) vor. Ebenso finden sich große Julus-Arten („Millionenfüßler“), die indeß nur durch ihren schlechten Geruch und dadurch lästig werden, daß sie überall hinkriechen. Die Wanderameisen vertilgen auch diese unangenehmen Hausfreunde der Negerhütten.

Ferner ist ein Skorpion und eine grob behaarte große Spinne (Mygale, bei den Liberianern irrthümlich „Tarantula“ geheißen), welche sich mit einem Sprung auf ihr Opfer wirft, häufig und gefürchtet, so daß die dortige Sitte, am Abend sein Lager und früh seine Kleider und Schuhe zu untersuchen, sehr gerechtfertigt erscheint.

Von Crustaceen besitzt Liberia fast nur Krabben, diese aber in allen vier Formen, als Land-, Süßwasser-, Brakwasser- und Seekrabben und in vielen, theilweise durch ihre Größe oder ihre schöne Färbung ausgezeichneten Arten. So giebt es eine riesige, muskelstarke Landkrabbe, die über Tag in einer selbstgemachten Höhle in der Nähe von Wasser ruht, wohin sie auch Zeug- und Lederstücke schleppt, Nachts aber nach Würmern, Insekten, kleinen Schlangen, jungen Hühnern und Enten sowie anderen Vögeln jagt. In den Mangrove-Sümpfen trifft man verschiedene, meist kleine, aber originell gebaute oder gefärbte Arten von Süßwasserkrabben, am Strand eine ebenso rasch vor- und rückwärts wie nach der Seite laufende und blitzschnell die von den Wellen angespülten Weichthiere aus der Brandung erhaschende Art. Die See selbst hat verschiedene große, prächtige Gattungen.

Von Würmern ist besonders erwähnenswerth der bald roth bald grün schillernde Riesenwurm (Lumbricus), der oft 1 m lang und so dick wird wie ein kleiner Finger. Er vertheidigt sich gegen die Ameisen mittels eines ätzenden, durch Zusammenziehen der Haut ausgespritzten Saftes und wird deswegen auch von den Menschen gefürchtet. Der berüchtigte Guinea- oder Gürtelwurm (Furia medinensis) scheint dagegen in Liberia nicht oder doch nur ganz selten vorzukommen. In den Süßwassersümpfen wird ein in Menge anzutreffender, etwa daumenlanger Blutegel sehr unangenehm.

VII. Die Bevölkerung.

1. Die Eingewanderten.

Wie schon wiederholt in unserer bisherigen Darstellung angedeutet wurde, haben wir auf dem Boden von Liberia zwei weniger ethnographisch, der Rasse nach, unterschiedene, in dieser Hinsicht vielmehr nahe verwandte, wol aber durch Culturstand und noch mehr Geschichte scharf von einander sich abhebende nationale Elemente, ein eingesessenes und ein zugezogenes, zu unterscheiden. Wir sehen uns also bei diesem Capitel zu einem Blick auf die Vergangenheit veranlaßt.

Die letzten Wurzeln des kleinen Negerfreistaates liegen noch jenseits seiner eigentlichen, in dieses Jahrhundert fallenden Gründung. Wir haben sie in den Bestrebungen zur Aufhebung der Sklaverei zu suchen, wie dieselben schon in den letzten Decennien des vorigen Säculums sich geltend machten. Man erinnert sich, daß sie vorzugsweise von der germanischen, speciell der englischen Welt ausgingen, wie denn die Behandlung der Sklaven in dem germanischen Amerika von jeher eine bessere gewesen war, als in dem romanischen, wo beispielsweise Entlaufungen ungleich mehr vorkamen. Bekannt sind die Namen von Männern wie James Ramsay und T. Clarkson, welche, der Letztere auf Anregung der in dieser Frage sehr thätigen Universität Cambridge, vielgelesene Schriften über die Beseitigung der Sklaverei verfaßten, sowie von William Wilberforce, einem Schüler jener Hochschule, der die Sache sogar im Parlamente zur Sprache brachte.

Die theoretische Behandlung der wichtigen Frage mußte aber

schon um deswillen sehr bald in eine praktische übergehen, als man nach kurzer Zeit schon darüber in Verlegenheit gerieth, was mit den immer zahlreicher werdenden befreiten Sklaven geschehen solle. Sie paßten nicht hinein in die Verhältnisse der bereits so weit entwickelten modernen Cultur, sie vermochten sich innerhalb derselben keine Existenz zu schaffen, sondern verfielen vielfach der größten Noth und dem Laster oder sie wurden, wo sie in größerer Anzahl vorhanden waren, gar die Quelle von Bedrohungen für die alte Gesellschaft. So kam man denn ganz von selbst auf den Gedanken, sie wieder in ihr Element, in ihre afrikanische Heimath zurückzuführen. Es war in den achtziger Jahren, daß zuerst ein Engländer, Dr. Smeathman, in dieser Hinsicht einen ganzen Colonisationsplan aufstellte. Und entsprechend der im britischen Charakter liegenden Thatkraft gelangte die Idee auch bald zur Ausführung. Es trat ein „afrikanisches Comité" zusammen unter Vorsitz von Jonas Hanway und mit Grandville, Sharp und dem schon genannten Smeathman als Beiräthen. Man beschloß, es vorerst mit einer kleineren Ansiedlung von Freigelassenen an der Sierra Leone-Küste zu versuchen. Dort hatte England schon lange bedeutsame Handelsinteressen und so hatte man ja auch Aussicht, nach echt englischer Art das Gute mit dem Nützlichen zu verbinden. Ein geeignetes Terrain war in jener Gegend leicht erworben und so ging denn bereits im Mai des Jahres 1787 eine erste Abtheilung von 400 Schwarzen, denen man unkluger Weise auch 60 weiße Sträflinge und liederliche Dirnen beigesellte, nach Westafrika ab, wo dieselben die bekannte englische Colonialstadt Freetown gründeten. Aber dieser Anfang sollte kein glücklicher sein. Der treffliche Dr. Smeathman, den man zum Leiter der ganzen Expedition gemacht hatte, fiel dem Klima zum Opfer und unter seinem unfähigen Nachfolger Thompson gerieth die junge Pflanzung infolge der Trägheit und der Zügellosigkeit der Colonisten in völligen Verfall. Nicht wenige von den Schwarzen entwichen nach den großen Sklavenstädten jener Küstenstriche und fielen unter Umständen sogar wieder den Sklavenjägern in die Hände. Aber britische Zähigkeit ist nicht so leicht zu entmuthigen. Grandville, der an die Spitze der Ansiedelungsgesellschaft in London getreten war, sandte 1791 Falkonbridge nach Sierra Leone, um die versprengten Ansiedler wieder zu sammeln, indeß der Capitän Clarkson aus britischen Colonien neue Zuzügler herbeiführte. Damals erstand die Stadt Granville; daneben konnte auch Freetown wieder hergestellt werden. Es vermochte sogar nur eine vorübergehende Störung in dem neuen Aufblühen der Niederlassung zu verursachen, daß ein französisches Kriegsschiff dieselbe noch im genannten Jahre unter dem Vorwand angriff, daß das Ganze nur ein verkappter Sklavenmarkt sei, wobei man sich erinnern muß, daß auch in Frankreich unterdeß die antisklavischen Regungen die Oberhand gewonnen hatten, wie denn der Nationalconvent am 4. Februar 1794 (16. Pluviôse des Jahres 2) wirklich die Aufhebung der Sklaverei aussprach. Die englische Colonie gedieh trotzdem immer mehr und wurde in der Folge das Centraldepot für die zahlreichen Sklaven, welche von den englischen Kreuzern auf aufgebrachten Sklavenschiffen vorgefunden wurden. In der Gründung dieser bemerkenswerthen Niederlassung wird man aber eben mit Recht auch die ersten Keime für den Freistaat Liberia zu suchen haben.

Freilich in Amerika, von wo die Schöpfung des letzteren ausging, kamen infolge der eigenartigen Verhältnisse, welche für die weißen Pflanzer den Besitz von Sklaven als eine unumgängliche Nothwendigkeit erscheinen ließen, ähnliche philanthropische oder negrophile Bestrebungen erst ungleich später zum Durchbruch, als in Europa. Die Nordstaaten der Union, wo man nach Lage der Sache weniger den farbigen Arbeiter benöthigte, geriethen mit dem Süden bald hart zusammen. Trotzdem mehrten sich die Freilassungen von Sklaven, und das Elend, dem diese letzteren verfielen, ließ auch hier den Gedanken an eine passende Versorgung derselben bald hervortreten. Der Vorgang Englands sowie die Erwägung, daß der Neger in dem Lande, dem er gewaltsam entrissen worden war, auch am besten gedeihen werde, und endlich die Hoffnung, daß man in dieser Weise zugleich den ganzen unerschlossenen Erdtheil werde cultiviren, den Neger durch den Neger zur Civilisation bringen können, lenkten ebenfalls die Blicke auf Afrika und speciell auf die Sierra Leone-Küste, welche ja auch von allen Theilen der tropischen Westküste den Vereinigten Staaten am nächsten lag. Mitunter hatte man wol auch daran gedacht, innerhalb der Union selbst solche Negercolonien anzulegen. So hatte ein Pflanzer in Kentucky letztwillig seinen Sklaven die Freiheit gegeben und eine Summe zum Ankauf eines Terrains am Ohio ausgesetzt. Aber die weißen Nachbarn lehnten sich mit Waffengewalt gegen die Durchführung dieser Bestimmung auf. Man mußte also aus allen möglichen Gründen bei Afrika stehen bleiben.

Es war Elias Caltwell, der schließlich den Stein ins Rollen brachte. Namentlich mit Hilfe der Freimaurer-Logen gelang es ihm, einen Neger-Colonisations-Verein („American colonisation society for colonising the free people of colour of the United-States") zu begründen, der am 31. Dec. 1816 im Capitol zu Washington unter Vorsitz von Henry Clay, dem langjährigen Führer der abolitionistischen Partei, die erste Sitzung abhielt.

Bruder Jonathan zeigte sich dabei ideeller angelegt, als der praktische John Bull drüben in Europa. Man stellte den Grundsatz fest, daß die ganze Angelegenheit sich nur auf rein philanthropischem Boden bewegen dürfe, sowie daß bei der Etablirung der geplanten Neger-Colonie nicht mehr Weiße, als absolut nöthig sei, zugelassen werden sollten, daß man vielmehr auf eine stetig wachsende Theilnahme der schwarzen Colonisten an der Verwaltung ihres Gemeinwesens bedacht zu nehmen habe, bis dieselben endlich fähig sein würden, einen völlig freien Staat darzustellen. Die Guinea-Küste, für die man sich von vornherein entschloß, mußte aber gerade auch mit Rücksicht auf den letztgedachten Punkt höchst günstig erscheinen, da, wie man sich sagte, das dortige für die Weißen verderbliche Klima eine Einmischung der Letzteren in die Entwickelung der Ansiedelung nicht so leicht zulassen würde.

Die Details der Ausführung anlangend, so beschloß man, jedem Colonisten außer freier Ueberfahrt ein Haus, 30 Acker Landes, Ackergeräthe nebst Sämereien und Lebensmittel für die erste Zeit zu bewilligen. Ein Weißer, so wurde gleichzeitig bestimmt, sollte innerhalb der Colonie kein Land erhalten können, selbst nicht für etwaige derselben geleistete Dienste. Diese scheinbar so wohlangebrachte Maßregel, die ein von der Partei der Sklavenhalter als Schreckgespenst an die Wand gemaltes allmäliges Zurückfallen der schwarzen Colonisten in die Sklaverei von Weißen verhindern wollte, sollte freilich in der Zukunft gerade zum Verhängniß der ganzen Gründung werden, wie wir weiter unten noch zeigen werden.

In Amerika gab man sich indeß den besten Hoffnungen hin. Der Verein wuchs rapid. Schon 1829 hatte er 110 Zweigvereine, die sich über das ganze Land verbreiteten. Auch fehlte es nicht an Zuwendungen aller Art von Seiten des Publicums. Wiederholt schenkten Sklavenhalter für das Unternehmen 60 und 80 Sklaven auf einmal, und wenn auch das Ganze von einem unreifen Freiheitsbegriffe ausging, wie ihn eine Republik nur zu leicht hervorbringen konnte, so dient es doch jenem Verein, wie der ganzen amerikanischen Union zu hoher Ehre, daß sie, um nur eins anzuführen, in Zeit von einem halben Jahrhundert für jenen philanthropischen Zweck nicht weniger als etwa 14 Millionen Frcs. aufwenden konnte.

Trotz der Energie, mit der die gedachte Gesellschaft vorging, verstrichen übrigens doch zwei Jahre, ehe alle Vorbereitungen zur Ausführung des Planes beendet waren. Jetzt gingen zwei Delegirte, Mills und Burgers, nach Afrika, um einen geeigneten Platz zu suchen. Sie bezeichneten als solchen ein Terrain nahe bei der englischen Colonie Sierra Leone. Aber als nun zwei Jahre später, 1820, eine erste Expedition von 88 Schwarzen oder Farbigen unter der Führung von drei Weißen von Neuyork aus nördlich von Freetown ankam, fand sie bei dem englischen Gouverneur Mac Carthy, dem die so ganz verschiedenen Principien, auf denen die neue Colonie begründet werden sollte, bange machten, eine wenig freundliche Aufnahme. Man wandte sich daher südwärts und erwählte die niedrige, sumpfige und ebenso auch einem weiten morastigen Festlandsstriche ganz nahe gelegene Insel Sherbro für die Niederlassung. Die üblen Folgen blieben denn auch nicht aus Schon während der ersten Monate erlagen die drei weißen Leiter der Expedition sammt 22 Schwarzen dem Fieber. Der Rest flüchtete sich unter Führung eines thatkräftigen Negers, Elias Johnson mit Namen, nach Sierra Leone. Schon im nächsten Jahre langte ebenda eine zweite Expedition an, deren Häupter, Capitän Stokton und Dr. Eli Ayres, einstweilen die mitgebrachten Colonisten dort zurückließen, um nach einem passenden Punkte zu suchen. Die beiden Herren gelangten nach Cap Mesurado, wo es ihnen sehr wohl gefiel, zumal die kleine dort befindliche Insel Bushrod, zwischen dem St. Pauls-Fluß und dem Stokton-Creek, eine festungsartige Zuflucht gegen die Eingeborenen zu gewähren schien. Unter Zuziehung eines Mulatten, der auf einem benachbarten Eilande im Mesurado-Fluß eine Factorei unterhielt, gelang es auch, von den eingeborenen Häuptlingen der Gegend ein größeres Stück Land in der Umgegend des Caps für einige Gewehre, Perlen, Messer, Hüte, Stiefeln, Regenschirme, sowie

etwas Pulver, Tabak, Seife, Rum u. dergl. zu erwerben. Indeß als dann Ende April 1822 das Gros der Colonisten ankam, erklärten die mißtrauischen Eingeborenen den Handel für ungiltig, so daß die Expedition froh sein mußte, als sie auf dem winzigen Inselchen jenes Mulatten, das nachmals den Namen Perseverance-Insel erhielt, eine vorläufige, freilich sehr ungenügende Zufluchtsstätte fand, während die weißen Leiter der Abtheilung sich beeilten, von Amerika Hilfe und neue Tauschwaaren zur Gewinnung eines Terrains herbei zu holen. Unterdeß litten die armen Einwanderer große Noth. Krankheiten decimirten ihre Reihen und dazu wurden die Lebensmittel immer knapper. Nur dem Muthe und der Entschlossenheit ihres schwarzen Oberhauptes von der Sherbro-Insel her, des trefflichen Elia Johnson, beiläufig des Vaters von dem gegenwärtigen Präsidenten des Freistaates, war es zu danken, daß nicht Alles aus Rand und Band ging. Seine Antwort an die Abgesandten der amerikanischen Colonisationsgesellschaft, welche das Anerbieten überbrachten, die Colonisten wieder nach den Vereinigten Staaten zu führen, lautete: „Zwei Jahre habe ich ein Heim gesucht, und nun ich's gefunden, will ich auch da bleiben!" Ja, der unerschrockene Mensch wußte es durchzusetzen, daß man endlich einen gewaltsamen Landungsversuch auf Cap Mesurado machte. Gleichzeitig erschien von Amerika her der seiten des Colonisationsvereins ernannte neue weiße Director der Ansiedelung, der sehr tüchtige Jehudi Ashmun, mit 50 weiteren Colonisten und Lebensmitteln. Nun begann man den Urwald auszuroden und eine Stadt, das nachmalige Monrovia, sammt einem Fort mit einigen Geschützen zu errichten. Die letztere Maßregel war sehr am Platz gewesen. Denn bald darauf erfolgte ein furchtbarer Angriff von einem ganzen Tausend von wilden Eingeborenen, den die Colonisten hinter ihren Verschanzungen auf der obersten Höhe des Vorgebirges abwarteten. Indeß sie würden wol auch trotz der tapfersten Gegenwehr endlich haben capituliren müssen, wenn ihnen nicht in der größten Noth, als schon Munition und Lebensmittel auszugehen drohten, ein englisches Kriegsschiff zu Hilfe geeilt wäre. In der Folge kam es auch durch Vermittelung des Gouverneurs von Sierra Leone zu einem Friedensschluß, infolge dessen der mächtige Häuptling King George sich an den Junkfluß zurückzog und nicht wenige seiner Unterthanen selbst um Aufnahme in den Verband der Colonie nachsuchten. Freilich die englische Intervention war nicht ganz selbstlos gewesen. Der gedachte Gouverneur benützte die Gelegenheit, um, wenn auch ohne Erfolg, die junge Colonie zum Anschluß an Sierra Leone und zur Annahme der englischen Oberhoheit aufzufordern. So datiren denn also die englischen Anschläge auf den kleinen Freistaat, die im Laufe der Zeit immer mehr hervortraten und über kurz oder lang wol auch zu einer definitiven Annexion führen dürften, bereits aus den Tagen der ersten Anfänge der Colonie.

Jetzt hatte nun die amerikanische Einwanderung auf Cap Mesurado festen Fuß gefaßt, wobei wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß dieses verhältnißmäßig günstige Terrain damals schon kein unbekanntes mehr war. Denn wie sich nach dem Vorbild Englands in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auch Dänemark nach einem afrikanischen Asyl für die schwarzen Freigelassenen aus seinen Colonien umgesehen und dabei, nebenher bemerkt, das heutige Akrabong am Volta an der Goldküste gegründet hatte, so war sogar in Schweden in Norköping eine philanthropische Gesellschaft auf eine ähnliche Idee gekommen und die von derselben ausgesandten Reisenden, Waldström, Sparrmann und Arrhenius, hatten Cap Mount und Cap Mesurado als die geeignetsten Punkte für eine Ansiedelung gedachter Art bezeichnet.

Im Jahre 1824 erschien, vom amerikanischen Verein entsandt, Dr. Gurley, um die junge Colonie zu inspiciren. Er konnte bereits ausgedehnte Pflanzungen bewundern und auch der am Cap Mesurado angelegte Ort erschien schon recht stattlich. In seiner Freude gab er dem letzteren zur Ehre des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Monroe den Namen Monrovia, sowie der ganzen Ansiedelung die Bezeichnung Liberia.

Von da ab ging es mit dem Unternehmen rasch vorwärts. Fast alljährlich eintreffende Zuzügler bedingten zunächst schon eine Erweiterung des Grundbesitzes, wobei natürlich die fruchtbaren Landschaften an den bei Monrovia mündenden Flüssen St. Paul und Mesurado zuerst ins Auge gefaßt, bald jedoch auch andere Gebiete herangezogen wurden. Ebenso wenig aber blieben Verbesserungen nach innen aus, indem man namentlich Schulen gründete und andere gemeinnützige Einrichtungen entstehen ließ.

Auf diese Weise glaubte die schwarze Ansiedlerschaft sich bereits nach kaum einem Vierteljahrhundert des Bestehens, im Jahre 1847, als eine von Amerika unabhängige Republik erklären zu können. Wirklich sprachen auch binnen Kurzem schon die europäischen Großmächte ihre Anerkennung aus. Aber der Mutterstaat jenseits des Oceans sah tiefer als sie. Er zögerte mit dem gleichen Acte volle zehn Jahre. Das hinderte indeß die selbstbewußten Liberianer nicht, ihren Weg weiter zu gehen. Es wurde eine förmliche Verfassung geschaffen, bei welcher man die Verhältnisse der Union zu Grunde legte. An der Spitze des Reiches sollte ein Präsident, neben ihm aber eine Volksvertretung stehen, die einen Senat und ein Haus der Gemeinen umschlösse. Zum Sitz der Regierung wurde Monrovia, zur officiellen wie Umgangssprache die englische bestimmt. Als Cardinalpunkt des Staatsgrundgesetzes stellte man volle Glaubens- und Gewissens- wie Rede- und Preßfreiheit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und die Unfähigkeit der weißen Rasse, im Lande Grundbesitz zu erwerben oder ein Staatsamt zu bekleiden, auf.

Trotz des bedenklichen Charakters namentlich der letztgenannten Bestimmung, die indeß innerhalb der Bevölkerung von allen Paragraphen den größten Beifall fand, ging auch nach diesem großen Schritte Anfangs Alles noch recht gut. Es loderte eine so allgemeine Begeisterung für die junge Schöpfung empor, daß man mit leichter Mühe die Mittel aufzubringen vermochte, um auf dem Cap Mesurado eine kleine Festung anzulegen, ein wenn auch sehr bescheidenes Kriegsheer aufzustellen und aus einigen umgeänderten liberianischen Kauffahrern selbst eine Flotte zu bilden.

Zu gleicher Zeit wurde jetzt die territoriale Ausdehnung und Abrundung planmäßig und energisch betrieben. Es hielt dies allerdings mit Hilfe des Schnapses, den man leider die Eingeborenen bald lieben gelehrt hatte, nicht sehr schwer, zumal man so diplomatisch war, die angestammten Häuptlinge jener auch nach dem Erwerb ihres Landes in ihrer Würde zu belassen, indem man ihnen nur zur Pflicht machte, gegen die Colonie in keiner Weise feindselig oder hinderlich aufzutreten und für ihre Unterthanen volle Verantwortlichkeit zu übernehmen. So vermochte man bald schon die ganze Küstenstrecke von dem bei der früher genannten Insel Sherbro ausmündenden Flusse Big Boom bis zum Cap Palmas hinunter zu beschlagnahmen. Ja, als es 1857 gelang, eine Verschmelzung mit der 1834 auf denselben Principien wie Liberia begründeten südlichen Schwestercolonie Maryland zu bewirken, dehnte sich das Gebiet der Republik gar bis an den Pedrofluß, die Grenze der „Zahnküste", also über die ganze lange Pfefferküste von Sierra Leone ab, d. h. fast 1000 Kilometer weit, aus. Es blieb auch nicht bei einer formellen Occupation. Es wurden vielmehr auf dieser ungeheuren Uferstrecke mehrere Etappen angelegt, so die Colonie Robertsport am hohen Cap Mount und nahe bei dem großen Strandsee Fisherman-Lake, dann südwärts von der Hauptstadt der Ort Gran Bassa, am Ausfluß des St. Johnsflusses, Sinoe (spr. Seinu) am gleichnamigen Strome und Harper am Palmencap. Ebenso reichten die Ansiedelungen bald landeinwärts, namentlich an den Flüssen aufwärts bis zu den Katarakten, ja mitunter, wie z. B. beim St. Paulsfluß, noch ein gut Stück über diese hinaus. Man konnte sonach auch eine Eintheilung in Provinzen vornehmen, deren man vier machte, Montserrado mit Cap Mount, der nördlichste Theil, dann Gran Bassa, Sinoe und Maryland oder Cap Palmas. Jede dieser counties erhielt das Recht, zwei Abgeordnete in den Senat zu wählen.

In gleicher Weise hob sich der Handel gewaltig und dehnte sich rasch bis zur Mandingoebene aus, von wo außer dem üblichen Palmöl und Palmkernen auch Pferde, Rinder, Baumwolle und Kattune einheimischer Arbeit, Reis, Elfenbein und Waschgold auf den liberianischen Markt gelangten.

Dabei wurde auch der innere Ausbau, die moralische Hebung des Ganzen nicht vernachlässigt. Im Jahre 1862 konnte man in der Hauptstadt sogar, allerdings hauptsächlich mit amerikanischen Subsidien, eine höhere Lehranstalt mit schwarzen Professoren begründen, an der besonders Mathematik und Naturwissenschaften, sowie Sprachen, darunter auch Lateinisch, Griechisch und Arabisch, getrieben werden.

So schien es denn allerdings, als ob an dieser Küste ein wahrhaft glückliches Gemeinwesen erblühen und das Problem der Civilisation der dunkelfarbigen Rasse vollkommen gelöst werden sollte, an derselben Küste, die seit alter Zeit eine Hauptstütze der Negersklaverei gewesen war, zu der weit aus dem Innern viel betretene Sklavenpfade, stets erfüllt von unglücklichen, mit Ketten und Halsgabeln an einander gekoppelten Schwarzen, herausführten, und in deren Mangrovecreeks noch zur Zeit, als schon die englischen Kreuzer das traurige Handwerk lahm zu legen sich bemühten, die Sklavenhändler lange eine treffliche Zuflucht fanden.

In Wahrheit aber kam es anders. Zunächst erwies sich schon die erlangte räumliche Ausdehnung des Staates als eine Illusion. Die Abgrenzung war und blieb in der Hauptsache eine rein formelle. Nicht allein das ungeheure Urwaldsterrain im Innern, sondern auch große Strecken an der Küste blieben völlig brach und ungenützt liegen, und wie schon früher erwähnt, vermochte sich die Colonisation des Landes nur um die wenigen Hafenstädte herum und im Unterlauf der Flüsse geltend zu machen. Ebenso illusorisch erwiesen sich die Verträge mit den Häuptlingen. Diese letzteren kümmerten sich nicht im Mindesten um die Abmachungen, führten unter einander und gelegentlich selbst gegen die Regierung Krieg, verwüsteten oft genug sogar die Pflanzungen und wußten bis auf den heutigen Tag unter sich die Sklaverei nach wie vor aufrecht zu erhalten. Die liberianischen Behörden aber erwiesen sich zu schwach und zu indolent, um etwas gegen diese Unbotmäßigkeit zu unternehmen. Sie werden von den Eingeborenen einfach ausgelacht. Ja, was speciell die Sklaverei anlangt, so ist dieselbe durch die Colonisten selbst in der Weise wieder zur Einführung gekommen, daß dieselben Eingeborene, welche sie von Fürsten im Innern, beiläufig das Stück für 15—20 Dollars, kaufen, adoptiren und dann bei ihrer Arbeit verwenden.

Aehnlich steht es mit dem Handel. Statt den Weißen alle Landungsplätze des Gestades zu erschließen, hat man ihnen in jüngster Zeit erst sämmtliche Häfen ausdrücklich verschlossen, mit einziger Ausnahme von 6, nämlich Cap Mount, Monrovia, Gran Bassa, Sinoe, Cap Palmas und noch einer erst vor Kurzem eröffneten Anlegestelle am Cestos-Fluß zwischen Gran Bassa und Sinoe. Im Innern aber dürfen fremde Kaufleute überhaupt keine Handelsniederlassungen haben.

Die Folge der letzteren Maßregel war, daß sich ein Zwischenhandel bildete, der mehr und mehr nur zu einer Aussaugung der Eingeborenen seiten der liberianischen Kaufleute führte. Die Ersteren wurden des natürlich bald überdrüssig und so sank der Waarenaustausch mit dem Binnenlande ebenso wie das mercantile Leben der für die Ausländer geschlossenen Hafenplätze in kurzer Zeit auf Null herab. Ja, manche der alten Handelswege, die vordem aus dem Hinterlande, beziehentlich von dem reichen und relativ cultivirten Mandingogebiete nach der liberianischen Küste führten, haben sich andere Bahnen gesucht, wie schon früher bezüglich des Waschgoldes aus den beregten Bezirken angegeben wurde, und umgehen das überdies auch durch ein exorbitantes Zollsystem abgesperrte Land.

Auf diese Weise ist weiter auch eine totale Zerrüttung der Finanzen des Freistaates herbeigeführt worden, denn seine Einnahmen bestehen vorzugsweise in Zöllen und Abgaben für Handelslicenzen, die man auf der einen Seite nicht hoch genug normiren konnte, während man sie sich andererseits in der eben angegebenen Weise ganz widersinnig selbst beschnitt. In den letzten Jahren vermochte man jährlich nur noch etwa 85000 Dollars zu erzielen, während die Ausgaben 120000 Dollars betrugen. Dazu kommt, daß die vorgenannten Einnahmen in halb entwerthetem Papiergeld eingehen.

Um in diese ganzen complicirten Verhältnisse einen klaren Einblick zu erschließen, müssen wir etwas weiter ausholen. Das in Liberia circulirende Geld, für welches das amerikanische Münzsystem angenommen wurde, besteht theils in Kupfermünzen von 1 und 2 Cents, die in Amerika geprägt werden, theils in Banknoten, die in Beträgen von 5 Cts. bis 10 Dollars zur Ausgabe gelangten. Mit diesem Papiergelde wurde in leichtfertigster Weise verfahren. Ohne daß man sich fragte, ob und wie man dasselbe werde wieder einlösen können, warf man es in Masse unter die Leute, während man es entsprechend einer scheinbar harmlosen Bemerkung auf dem Papiere: „giltig für Zollzahlungen" (Receivable for duties) bei den Staatscassen nur zurücknahm zur Begleichung gewisser Steuerforderungen, so für ⅞ des ad valorem-Zolls, der Branntweinimportlicenz, ferner zur Zahlung von Gerichtskosten u. dergl. Da nun die Liberianer fast gar nichts importiren, also auch kaum in die Lage kommen, Zölle zu zahlen, so geriethen sie bald mit dem Papiergeld in ihrer Hand in Verlegenheit. Man warf sich damit auf die weißen Kaufleute, die ja oft Zoll zu bezahlen hatten und also die fatalen Zettel verwerthen konnten. Der auf diese Weise in die Factoreien strömenden Banknoten waren aber so viele, daß die Masse selbst den dortigen Bedarf an Zollzahlungsmitteln in Kurzem überstieg. Man mußte mitunter jahrelang die Papiere im Kasten liegen lassen, ehe man sie wieder an die Regierung absetzen konnte. Das verursachte Zinsenverluste, und um diese auszugleichen, gaben die weißen Händler die Waaren zu weit höheren Preisen an die mit Papiergeld in der Hand erscheinenden schwarzen Kunden ab als zuvor, ja nahmen dasselbe bald gar nicht mehr an.

Die Regierung mußte sich infolge dessen schließlich doch zu einem Einhalten auf dem anfangs so bequemen, aber bald ebenso bedenklich gewordenen Wege, ihrem permanent gewordenen Geldmangel durch Zettelausgabe zu steuern, herbeilassen. Es wurde ein Theil des zurückgelangten Papiergeldes cassirt und die Anfertigung von Neuem ganz sistirt. Infolge dessen besserte sich der Credit der Staatsnoten wieder etwas, indeß wird die Annahme derselben noch immer von zahlreichen In- wie Ausländern verweigert.

Von Silber kommt beiläufig nur solches amerikanischen oder englischen Ursprungs in Umlauf, welches aber durch die Veys, welche die Münzen als Schmuck benutzen, vielfach wieder dem Verkehr entzogen wird.

Was die schon erwähnten Zölle anlangt, so giebt es ebenso eine Eingangs- wie Ausgangssteuer. Der ersteren unterliegen alle Waaren aus dem Auslande und zwar in besonders hohen Beträgen die Messingwaaren, ferner Gewehre, Pulver und Blei, sowie Tabak. Die hier in Betracht kommenden Summen dürfen außerdem nur in Gold gezahlt werden, welches, da einheimische Goldmünzen nicht existiren, von den weißen Händlern ebenso wie die Importwaare selbst aus der Heimath bezogen werden muß. Außerordentlich hoch ist auch die Branntweinimportlicenzsteuer, die für jeden der geöffneten Häfen (Port of Entry), sowie für jeden einzelnen Import nicht weniger als 2000 Dollars beträgt, die jedoch in Papiergeld erlegt werden können. Auch ist hier eine gewisse Umgehung des Zolls insofern ermöglicht, als hinsichtlich der Menge des mit einem Male gelandeten Branntweins keinerlei Beschränkung besteht, so daß die Factoreien immer ein sehr großes Quantum dieser Waare auf einmal beziehen, um die Steuer möglichst selten bezahlen zu müssen. Ueberdies unterliegt auch noch jede einzelne Gallone des Getränks einem Zoll von 33⅓ Cts. Alle anderen Artikel zahlen einen ad valorem-Zoll von 12½ %, der zu ⅛ in Gold zu bezahlen ist, während für die restirenden ⅞, wie schon erwähnt, Papier genommen wird. Was die Ausgangssteuer anlangt, so beträgt dieselbe für die Gallone Palmöl 3, für das Bushel Palmkerne 2 und für das Pfund Kaffee 1 Ct. Charakteristisch für die Zustände im Lande ist es noch, daß stets, wenn ein fremder Handelsdampfer angekommen ist und der Weiße, um die Steuer zu bezahlen, zum „Unterschatzmeister" (Sub-Treasurer) geht, eine ganze Masse von kleineren Beamten, die ihren Sold auch nur in Anweisungen von der Regierung erhalten, hinter ihm drein zieht und sich lärmend und unter ungestümen Forderungen vor dem Haus jenes Beamten anstaut.

Eine weitere Folge namentlich der hohen Branntweinlicenz ist ein Schmuggelsystem, das in immer wachsender Ausdehnung und mit bemerkenswerther Dreistigkeit betrieben wird. Der im Lande rasch sehr in Aufnahme gekommene Fusel wird nur noch selten von den Factoreien, wo er ja theuer sein muß, sondern meist von den häufig die liberianischen Häfen anlaufenden englischen Dampfern gekauft und an zollamtlich nicht überwachten Küstenplätzen ins Land gebracht, was um so leichter möglich ist, als an der ganzen fast 100 deutsche Meilen langen Uferlinie nicht mehr als 20—30 Zollbeamte stationirt sind, die bei der Machtlosigkeit der Regierung zudem nicht selten noch eine mehr klägliche als imponirende Rolle spielen.

Konstantin Rammstedt, ein ehemaliger deutscher Agent in Liberia, dem wir auch die eben mitgetheilten Angaben verdanken („Deutsche Colonialztg." IV, 3. Heft, S. 80 ff.), theilt hierzu ein interessantes Beispiel mit. Im Jahre 1884 wurde das Negerdorf Cavally-River fern im Süden des Ländchens zum „Eingangshafen" erhoben und ein Zollbeamter daselbst eingesetzt. Derselbe wurde indeß schon beim ersten Versuch, seines Amtes gegenüber den ihren Schnaps landenden Eingeborenen zu warten, weidlich durchgeprügelt und verjagt. Erst als der Gouverneur von Cap Palmas, der den Mann installirt hatte, einen Drohbrief an den Häuptling der Gegend sandte, durfte der Beamte zurückkehren. Derselbe war nunmehr jedoch so schlau, daß er jedesmal, wenn Eingeborene mit einer Ladung „Gin" sich dem Strande näherten, zufällig im nahen Walde etwas zu schaffen hatte. Seitdem vertragen sich beide Theile recht wohl mit einander; was aber die Staatscasse dabei für Geschäfte macht, wird man sich leicht denken können.

Endlich erhebt die Regierung noch einen Kopfzoll von einem Dollar von den sogenannten Kruboys, d. h. jenen Eingeborenen, die fortwährend in bedeutender Zahl auf fremden Schiffen außer

Landes gehen, um auf diesen Fahrzeugen selbst oder in südlicher gelegenen Factoreien Dienste zu leisten. Aber auch diese beträchtliche Einnahme wird dem Staate oft durch Unterschleife u. dergl. verkümmert. So cassirte einst ein Beamter für 50 solcher Arbeiter, die beiläufig nicht selten noch Sklaven sind, welche aus dem Innern stammen und mit denen die eingeborenen Häuptlinge einen förmlichen Handel treiben, die gesetzliche Summe von 50 Dollars von dem Capitän des betreffenden Dampfers ein, steckte davon aber 38 in seine Tasche und zwar ohne daß ihn für die bald bekannt gewordene Unterschlagung irgend eine Strafe traf, da er zufällig der Sohn des Gouverneurs („Superintendent") der Provinz Maryland war.

Die finanziellen Verlegenheiten der schwarzen Regierung sollten übrigens durch besondere Umstände noch erheblich gesteigert werden. Anfang der siebziger Jahre vermochten nämlich auch die leichtsinnigsten unter den dunkelhäutigen Machthabern sich nicht ferner der Erkenntniß zu verschließen, daß etwas zur Sanirung der so verfahrenen materiellen Lage des Landes geschehen müsse. Denn selbst die europäischen Firmen im Lande, bei denen man bis dahin noch immer bei besonders dringlichem Geldbedarf eine Anleihe hatte machen können, weigerten sich, noch ferner Credit zu geben, da alle die General-Government Orders, Sub-Treasurer Orders, Approved bills u. s. w., die man ihnen unter Versicherung demnächstiger Zurückerstattung für vorgestreckte Summen in die Hand gedrückt hatte, keine Einlösung mehr fanden.

Leider nur verfiel auch jetzt noch Niemand auf den allein rettenden Gedanken, die immensen Naturreichthümer des Landes unter Heranziehung europäischer Intelligenz und europäischen Capitals aufzuschließen, sondern man nahm nach dem Vorbild mancher moderner Staaten seine Zuflucht zu einer Anleihe im Auslande, bei dem reichen England, natürlich auch jetzt wieder, ohne das Wie der Rückzahlung ernsthaft ins Auge zu fassen. Im Gegentheil wurde selbst das auf diese Weise erlangte Geld rein vergeudet. Man nahm nämlich 100000 Lstrl. auf, die mit 7% verzinst und nach 15 Jahren, d. h. 1886, zurückerstattet werden sollten. Der vorerwähnte Gewährsmann, Rammstedt, erzählt nun, daß die englischen Kaufherren jene Summe keineswegs ganz voll und baar gezahlt, vielmehr für den größten Theil derselben nur einen kleinen, etwa 25 Fuß langen Schraubendampfer geliefert hätten, der als Kriegsschiff mit einer Kanone ausgerüstet wurde, aber bereits bei den Probefahrten von unkundiger Negerhand auf den Strand bei Monrovia gesetzt wurde, wo er noch jetzt als Wrack liegt. „Für einen andern Theil des Geldes wurden in den Trödlerläden Uniformstücke zusammengekauft und damit die liberianische Armee ausgerüstet. Der nun noch verbleibende Rest der Anleihe wurde in Baar ausgezahlt, fiel aber so gering aus, daß die Leiter des Staats denselben der Einfachheit wegen unter sich und ihre Anhänger vertheilten." Büttikofer stellt die Sache etwas anders dar, indeß war auch nach ihm das Resultat der ganzen Unternehmung ein wenig erfreuliches.

Der Holländer weiß gleichfalls, daß von dem Betrage ungefähr nur die eine Hälfte wirklich in Betracht kommen konnte, da die andere durch Provision der Agenten, Abzug der ersten Zinsen, Reisespesen der liberianischen Abgesandten und dergl. verschlungen wurde. Auch die dann restirende Summe wurde nur zum Theil baar, im Uebrigen, natürlich unter abermaligem Gewinn der britischen Geldleute, in Waaren geliefert. Besonders charakteristisch ist jedoch das Schicksal des endlich wirklich zur Disposition verbleibenden Baarbetrags des Anlehens. Als nämlich der damalige Präsident der Republik, Excellenz Roye, der die ganze Sache in England persönlich abgemacht hatte, mit der ersten Rate in der Tasche in Monrovia eintraf, beschuldigte ihn eine mächtige Clique, daß er unehrlich bei den Verhandlungen zu Werke gegangen sei, warf ihn sammt seinem Sohn ins Gefängniß und plünderte sein Haus, wobei selbst einige niemals geahndete Mordthaten vorkamen. Der vorgefundene Betrag der Anleihe wurde von den Meuterern getheilt. Der jedenfalls ganz unschuldige Präsident aber entwich in der Nacht aus dem Gefängniß und suchte schwimmend nach einem englischen Dampfer zu entkommen, ertrank jedoch in der Brandung, angeblich weil er, der ein vermögender Mann war, seine Taschen zu sehr mit rasch zusammengerafften Schätzen beladen hatte. Wenig besser erging es dem Minister des Auswärtigen (Secretary of States) Johnson, dem jetzigen Präsidenten, welcher etwas später mit der zweiten Rate heimkehrte. Er hörte schon in Sierra Leone, daß man auch ihn festnehmen wolle. Wirklich stieg alsbald nach der Einfahrt des betreffenden englischen Dampfers eine Anzahl schwarzer Herren zu diesem Zweck an Bord. Indeß der Capitän ließ sie über Bord werfen und nahm den bedrängten Beamten mit nach San Paolo de Loanda, von wo derselbe eine Erklärung nach Monrovia erließ, daß er das Geld nur bringen werde, wenn man ihm schriftlich die Zusicherung gebe, ihn unbehelligt zu lassen. Trotzdem wurde er bei seiner Ankunft dann doch verhaftet, jedoch bald wieder freigegeben; indeß gelangte auch das von ihm abgelieferte Geld nur zum geringsten Theil an die einzelnen Provinzen zum Zwecke der Hebung des Handels und des Ackerbaues. So der Bericht Büttikofer's.

Was indeß immer auch aus der Anleihe geworden sein möge, sicher ist, daß sie eine Schuld darstellt, die Liberia niemals zurückzahlen kann, zumal es sich bei Contrahirung derselben verpflichten mußte, vor ihrer Tilgung keine anderweitige Anleihe aufzunehmen. In der That ist denn auch in der ganzen Zeit daher nicht nur die festgesetzte jährliche Amortisation, sondern selbst die Zinszahlung unterblieben, so daß das Capital jetzt schon auf das Doppelte seiner ursprünglichen Höhe angewachsen ist. Eine Gnadenfrist wurde der bedrängten Republik allerdings noch einmal zu Theil, denn England ließ sich herbei, eine Prolongation bis 1889 eintreten zu lassen. Mit diesem Jahre dürfte aber der Staatsbankerott, der in diesem Falle zugleich den Verlust der staatlichen Selbständigkeit bedeuten wird, sicher ausbrechen. England wird sich als Aequivalent für seine Forderung das ganze schöne und hoffnungsvolle Ländchen einverleiben und damit seine Sierra Leone-Colonie zu einem recht ansehnlichen Besitze an der afrikanischen Westküste abrunden. John Bull setzt sich ja, in Afrika wenigstens, am liebsten immer in ein schon etwas hergerichtetes Nest.

Vielleicht, daß England überhaupt schon bei Gewährung der ganzen Anleihe eine derartige Eventualität im Auge hatte. Denn die britischen Capitalisten kannten ohne Zweifel die verzweifelte Lage der liberianischen Finanzen und ahnten, daß an eine Rückzahlung nie zu denken sein würde. Wenigstens deutet darauf auch noch eine zweite Differenz hin, die im selben Jahre, 1871, zwischen der großen europäischen Seemacht und dem kleinen Negerreiche losbrach und die in ihrem Verlaufe bereits eine Art Anfang vom Ende darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

☐ Der Beruf der Feuerwehr im Lichte des göttlichen Wortes. Predigt von Dr. Blochmann, Oberpfarrer und Superintendent. Preis 15 ₰. — Eine interessante Casualpredigt, bei Gelegenheit des 11. sächs. Feuerwehrtages in Pirna gehalten, ein warmer, schwungvoller Gruß der Kirche an die Männer, die nach dem tiefchristlichen Wort unseres Dichters: „Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein" im selbstverleugnenden Dienst der Bruderliebe ihr Leben einsetzen. Der Predigt sind zwei Schriftworte zu Grunde gelegt: 1. Joh. 4, 11 und Jes. 43, 2, das erste eine Mahnung an die Bruderliebe, das andere eine Verheißung des göttlichen Schutzes in Wassers- und Feuersnöthen. So glücklich beide Texte gewählt sind, so geschickt sind sie auch ausgeführt und die verschiedenen Momente, die der Fall bot, in ansprechender und erbaulicher Weise ohne gesuchte Geistreichigkeit benutzt.

J. R. Der Nachtwächter von Ellrich. Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen von Fritz Peter. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 5 ℳ. — Ein schlichtes, kunst- und anspruchsloses Bild aus der Altväter Tagen, in dem das kleinstädtische Leben mit seinen engen aber anheimelnden Verhältnissen mit Liebe, Treue und nicht ohne einen gewissen trockenen Humor veranschaulicht wird. Die Zeit ist die der Fremdherrschaft zu Anfang des Jahrhunderts, der Ort ein Harzer Städtchen; einen eigentlichen Helden, der das Interesse vorwiegend auf sich zöge, besitzt das Buch nicht, es sind mehr die Erlebnisse Aller in der Stadt, vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter herunter, der Honoratioren, kleinen Leute, Dienstboten und Kinder, die uns in Anspruch nehmen. Da wo die Geschichte aus dem Rahmen des Berichts des Erlebten heraustritt und psychologisch entwickeln, d. h. Kunstwerk werden will, z. B. in der Liebesgeschichte der Bertha Römisch, die in Wahnsinn und Selbstmord endet, in dem Ausgang des curiosen Referendars Schmaling, wird sie schwächer; hier sieht man die Grenzen des Talents, die dem Verfasser gezogen sind. Deshalb nannten wir das Charakterbild eben auch kunstlos. Der Werth des Buchs besteht in der Kleinmalerei vergangener Zustände.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 69. Mittwoch, den 31. August. 1887.

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. Bernhard Schwarz.

VII. Die Bevölkerung.

1. Die Eingewanderten (Fortsetzung).

Wie wir wissen, hatte Liberia allmälig seine Grenze von Cap Mount aus bis nahe an die Sherbro-Insel und an das englische Gebiet vorgeschoben und zwar durch Verträge mit den in jener Gegend hausenden Stämmen der Manna, Gallina und Cassa. Diese Acquisition blieb indeß, ganz nach der Art Liberias, eine rein formelle, es geschah nichts zu einer Besiedelung und Erschließung des Gebiets, vielmehr überließ man dasselbe auch ferner den Eingebornen zu unbeschränkter Benutzung. Diesen Umstand beuteten eine Anzahl englische Kaufleute aus dem nahen Sierra Leone aus, indem sie in der neuen Provinz Liberias Handelsniederlassungen anlegten, die trefflich prosperiren mußten, da dort keine Zollstationen bestanden. Diese Händler waren aber nach englischer Art zugleich politische Provocateurs. Sie wiegelten die Gallinas, welche in alter Fehde mit den Beys bei Cap Mount standen, auf. Namentlich that dies ein gewisser Harris, dem einstens eins von den Schmuggelschiffen, die er heimlich in die liberianischen Häfen zu senden pflegte, confiscirt worden war. Dieser Mensch besaß einen großen Einfluß auf die eingebornen Häuptlinge der beregten Gegend, da er von mehreren derselben Töchter zur Frau genommen hatte. Die Intriguen glückten, die Gallinas unternahmen blutige Raubzüge in das Bey-Gebiet und bedrohten selbst Cap Mount. Liberia sah sich zum Einschreiten gezwungen. Unter dem Feuer eines amerikanischen Kriegsschiffes, wie man sich ein solches in ähnlichen Fällen schon oft von dem amerikanischen Mutterstaat erbeten hatte, landeten die liberianischen Truppen an der fraglichen Küste, doch vermochten sie nichts auszurichten, da die Aufständischen die Uferdörfer verbrannten und sich dann eiligst in die Sümpfe zurückzogen. Bei letzterer Gelegenheit waren nun auch einige Waarenvorräthe der genannten englischen Kaufleute vernichtet worden, obwol man liberianischer Seits den Gouverneur von Sierra Leone rechtzeitig von dem geplanten Executionszug hatte unterrichten lassen. Indeß England wollte eben jedenfalls einen Anlaß zu Händeln haben.

Die Angelegenheit wurde von ihm aber sehr schlau eingefädelt. Zunächst nämlich gedachte man des eben erwähnten fatalen Vorfalles noch mit keinem Worte, sondern drang nur auf eine definitive Festsetzung der Grenze zwischen Sierra Leone und Liberia, wobei man natürlich bereits weitgehende Ansprüche erhob, so daß zehn Jahre lang eine Einigung nicht erzielt wurde. Endlich erschien 1882 ein Kanonenboot mit dem Gouverneur von Sierra Leone, Sir Havelock, an Bord vor Monrovia, um die Grenzfrage zum definitiven Austrag zu bringen. Dabei rückte der englische Beamte auch mit Entschädigungsansprüchen für die elf ganze Jahre früher von seinen Unterthanen erlittene Einbuße heraus und forderte rund 42000 Dollars, indem er zugleich erklärte, daß, im Falle Liberia nicht zahlen könne oder wolle, Ihrer Majestät Regierung sich mit Abtretung der Ländereien von Sherbro bis an den Marfa-Fluß bei Cap Mount begnügen werde. Anfangs war übrigens Se. Excellenz naiv genug, auch noch 50000 Dollars für den erwähnten Harris zu verlangen, obgleich doch dessen von Liberia beschlagnahmtes Schmuggelschiff von einem englischen Kriegsschiff sehr bald gewaltsam aus dem liberianischen Hafen entführt worden war. Nach längerer Unterhandlung ließ der britische Gouverneur die letztere Forderung wieder fallen, bestand dafür aber um so energischer auf der ersteren.

Der damalige Präsident Gardner befand sich in der größten Verlegenheit. Die englischen Kanonen drohten und Geld war natürlich nicht in der Staatscasse. Er willigte endlich in die Gebietsabtretung vorbehältlich der Genehmigung des Senats, trotzdem daß vor seinem Hause drohende Zusammenrottungen stattfanden und die Aufregung in der ganzen Residenz eine ungeheure war.

Der schnell zusammenberufene Senat war so klug, auf die erst Ende des Jahres stattfindende Tagung der Abgeordneten zu verweisen, und beauftragte den Präsidenten, auf eine etwa unterdeß eintretende gewaltsame Annexion des streitigen Gebiets durch England mit einer feierlichen Protestnote an alle christlichen Mächte zu antworten. „Denn," so gab ein etwas schwülstiger Artikel des in Monrovia erscheinenden „Observer" der allgemeinen Volksstimmung Ausdruck, „in einem Zeitraum von 60 Jahren hat Liberia einen Theil Westafrikas in Besitz genommen und theilweise civilisirt. Diese That ist eine der bewunderungswürdigsten des 19. Jahrhunderts. Die Liberianer sind stolz auf ihr erbliches Gebiet und fühlen sich sittlich verpflichtet, diese ruhmreiche Erwerbung ungeschmälert ihren Nachkommen und den Millionen von Negern zu hinterlassen, die noch jetzt in der Verbannung leben. Sie können nicht gestatten, daß gerade der Theil ihres Landes, der die Wiege des Freistaates trug, den Handelsinteressen von Sierra Leone geopfert wird. Den diesbezüglichen Ansprüchen Sir Havelock's nachgeben, wäre gleichbedeutend mit nationalem Selbstmord."

England war indeß nicht unthätig. Der Gouverneur begab sich in eigner Person zu den Fürsten der Gallinas, unter denen er zuvor schon für eine Abtretung ihres Gebietes an England hatte werben lassen, und wußte durch gute Worte und Geschenke selbst die Widerstrebenden zur Unterzeichnung seines Documentes zu bewegen, wobei, um der Komödie einen gewissen ehrlichen Anstrich zu geben, der ausdrückliche Vorbehalt gemacht wurde, daß Ihre Majestät von Großbritannien auch in die freiwillige Gebietsabtretung der Häuptlinge willige.

Darauf besuchten bereits Mitte Juni jenes Jahres weitere Abgesandte Englands die liberianische Hauptstadt mit der Erklärung, daß man nicht bis zum December warten könne, sondern eine sofortige Entscheidung fordern müsse. Eine in der Eile zusammengerufene Versammlung von liberianischen Notablen votirte indeß auch jetzt dahin, daß die Ansprüche Englands auf Schadenersatz und also auch auf eine Gebietsabtretung gänzlich unberechtigt seien. Die Angelegenheit blieb demnach unentschieden, England aber machte von seinem Rechte als der Stärkere Gebrauch und verleibte sich in der letzten Zeit die umstrittenen Gebiete thatsächlich ein.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß ähnliche Zusammenstöße mit dem mächtigen Britannien bereits selbst im Süden von Liberia vorkamen. Dort unterhält in Taboo, einem großen Negerorte zwischen Cap Palmas und dem Rio Pedro, ein englischer Händler schon längst eine blühende Factorei, ohne der Aufforderung zur Steuerzahlung je nachgekommen zu sein. Liberia beschwerte sich deswegen in London und es erschien in der That eines Tages ein englisches Kriegsschiff vor der gedachten Negerstadt. Doch blieb trotzdem Alles beim Alten. Der Kaufmann macht seine guten Geschäfte und lacht über die ganze Republik.

Glatter lief eine Verwickelung mit Deutschland ab. Im Jahre 1886 strandete nämlich ein deutscher Dampfer, der „Carlos", zwischen Sinoe und Palmas und die Bemannung, welche in Booten das Festland zu erreichen suchte, wurde von Eingeborenen überfallen und bis auf das Hemd ausgeplündert, so daß sie im traurigsten Zustande nach Sinoe gelangte, wo sie bei den holländischen und deutschen Kaufleuten die freundlichste Aufnahme fand. Da nun aber Liberia nicht die Macht besaß, die von Deutschland geforderte Genugthuung zu gewähren, verschaffte sich das letztere diese selbst, indem es durch eine Corvette die Dörfer der Strandräuber bombardiren ließ. Für den gleichzeitig geforderten Schadenersatz im Betrage von 4500 Dollars forderte die wie immer zahlungsunfähige liberianische Regierung eine halbjährige Frist. Aber Deutschland mußte noch ein Kriegsschiff schicken und mit einer Beschießung der Hauptstadt drohen, ehe man sich dazu bequemte, die verlangte Summe zu bezahlen, d. h. sie von den europäischen Kaufleuten zu dem Zweck zu entlehnen. Die von dem deutschen Kriegsschiff seiner Zeit aufgebrachten und behufs ihrer Bestrafung an die Regierung in Monrovia abgelieferten Rädelsführer bei dem Raub ließ man in letzterer Stadt bald wieder frei, da man sie weder noch länger füttern noch es mit ihrem mächtigen Stamme verderben wollte.

Kann sich nach Alledem der schwarze Freistaat politisch kaum noch über Wasser halten, so steht es fast noch schlimmer mit seinem moralischen Einfluß auf die vorgefundenen einheimischen Elemente, von dem doch die Gründer des Ganzen sich so viel versprochen hatten. In dieser Hinsicht kann nicht geleugnet werden, daß die eingewanderten Neger, statt den Eingeborenen ein gutes Vorbild zu geben, in nicht wenig Fällen sogar noch sittlich unter diesen stehen und durch das Beispiel des Lugs und Trugs, wie überhaupt aller möglichen Laster und Ausschweifungen, namentlich der Trunksucht, nur schädlich wirken. Daher kommt zu dem Haß, den die Eingeborenen gegen die „amerikanischen Brüder" hegen, vielfach noch Abscheu und Verachtung.

Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß alle Immigrirten auf so tiefer Stufe stehen. Im Gegentheil haben noch Alle, die Gelegenheit hatten, die Verhältnisse Liberias durch eigene Anschauung kennen zu lernen, stets auch solche Schwarze gefunden, welche im vollsten Sinne des Wortes edle und gediegene Charaktere heißen mußten. Dies gesteht auch Büttikofer ein und ich für meine Person machte u. A. die Bekanntschaft des Bürgermeisters von Monrovia, der ebenso wie ein Mann von tadellosen weltmännischen Manieren, so auch ein Mensch von offenem, ehrlichem Wesen war. Die deutschen Kaufleute bezeichneten ihn mir zugleich als einen der wenigen „Liberalen", d. h. Solcher, die die großen Schäden des Staates zugeben und auf eine Besserung ausgehen. Rammstedt weiß Aehnliche zu nennen. Er macht vor Allem auf den trefflichen Bischof Ferguson aufmerksam, der, im Süden der Union geboren, schon als Kind mit seinem Vater, einem freigelassenen Sklaven, nach Liberia kam. Derselbe Autor rühmt auch den gegenwärtigen Präsidenten Johnson als einen „hervorragenden" Mann. Schon der Lebensgang dieses hohen Würdenträgers ist bemerkenswerth.

Geboren 1837 in Monrovia als Sohn des schon früher genannten energischen Mitbegründers der Republik, des Negers Elia Johnson, der sich durch Fleiß und Intelligenz ein Vermögen erworben hatte und blühende Kaffee- und Zuckerrohrplantagen nahe beim Cap Mesurado besaß, zeichnete sich Hilary Johnson schon in der Elementarschule und dann in der „Alexander high School" der Hauptstadt durch Talent und Eifer aus, so daß ihn der auf den Jüngling aufmerksam gewordene damalige Präsident Benson zu seinem Privatsecretär ernannte. Später übertrug ihm die „Baptist high School" in Days Hope das Amt eines Vorstehers und 1857 trat er an die Spitze der Redaction des „Liberia Herald". Im Jahre 1861 wurde er in das Repräsentanten-Haus gewählt. Im folgenden Jahre besuchte er mit dem Präsidenten die Weltausstellung in London sowie mehrere europäische Höfe. Darauf amtirte er eine Reihe von Jahren als Staatssecretär und wurde 1867 zum Professor der Philosophie und Literatur am „Liberia College" ernannt, eine Stelle, die er 11 Jahre lang versah. Im Jahre 1870 besuchte er mit Präsident Roye Amerika und England und sah sich 1883 sogar zum Oberhaupt des Staates gewählt. Nach Ablauf seiner Amtszeit 1885 erfuhr er die Ehre einer Wiederwahl.

Berühmt ist seine Rede nach dem Zusammentritt des Senats und des Abgeordnetenhauses Ende 1883, in welcher er die Schäden des kleinen Gemeinwesens rücksichtslos aufdeckt und energischen Reformen aller Art, darunter auch der äußersten Sparsamkeit das Wort redet. So bemerkt er u. A., daß es leider unwiderleglich habe festgestellt werden können, wie nur etwa zwei Dritttheile der Einkünfte dem Staatsschatze auch wirklich zugeführt würden. Er müsse mit aller Strenge darauf dringen, daß andere Maßregeln ergriffen würden, um die Einnahmen des Staates zu sichern.

Weiterhin scheut sich der treffliche Mann auch nicht einen anderen Krebsschaden des Landes klarzulegen, nämlich die vielfach verbreitete Trunksucht. Nicht wenige der Kämpfe der Eingeborenen unter sich sowie die meisten der Unruhen unter den civilisirten Bewohnern, die schließlich auch zum Verlust werthvoller Menschenleben geführt hätten, seien hauptsächlich dem unmäßigen Genuß des Alkohols zuzuschreiben. Eben dadurch würde die Bevölkerung aber auch geistig heruntergebracht, manches kostbare Talent brach gelegt und ein Geist der Faulheit und Verschwendung unter bis dahin betriebsamen Stämmen erzeugt, kurz, so zu sagen das Mark des Landes rasch verzehrt. „Ich fordere Euch auf, Mitbürger," so schloß diese denkwürdige liberianische Thronrede, „in Eurer Eigenschaft als Gesetzgeber diesen Thatsachen offen ins Gesicht zu sehen, die schwerwiegende Masse der Uebel, mit welchen sie den Staat belasten, in Betracht zu ziehen und, wenn Ihr sie auch nicht gleich gänzlich zu beseitigen vermögt, doch wenigstens den traurigen Folgen Einhalt zu thun, die über uns hereingebrochen sind."

Leider machten indeß die Indolenz oder gar Feindseligkeit der maßgebenden Persönlichkeiten, sowie die allgemeine Ohnmacht des ganzen Staatswesens auch die guten Absichten und Gesetze dieses ausgezeichneten Präsidenten zum größten Theile illusorisch. Und damit haben wir nur ein besonders eclatantes Beispiel für die allgemeine Regel, daß nämlich die wenigen Guten der großen Masse Verkommener da draußen gegenüber so gut wie nichts zu thun vermögen. Man ahmt wol äußerlich die großen modernen Staatswesen nach in Consulaten, Staatsanleihen, Titeln und Würden, aber das Alles ist nur ein Firniß, unter welchem sich der traurigste Verfall und erschreckende Uncultur verbirgt.

Auch die unter den Liberianern bestehenden Freimaurerlogen zeigten sich nicht stark genug, um einen wahrhaft versittlichenden Einfluß auszuüben. Sie mußten im Gegentheil gleichfalls nur dazu dienen, hohler Eitelkeit und Prahlerei Gelegenheit zur Bethätigung zu verschaffen; man blieb auch hier an der äußerlichen Form hängen.

Endlich läßt sich selbst von der Wirksamkeit der Religion dortselbst nur in sehr beschränktem Maße wirklich etwas Gutes sagen. Bei der Wichtigkeit gerade dieses Punktes aber soll der Beweis hier etwas ausführlicher geführt werden.

Für Liberia kommen zwei Religionsformen in Betracht, der Islam, der vom Innern heraus vorwärts bringt, und das Christenthum, welches von der Küste aus im Lande sich Eingang zu verschaffen sucht. Was nun den ersteren angeht, so gewinnt er auch in diesem Gebiete des tropischen Afrikas mit erschreckender Schnelligkeit immer mehr Boden. Die so zahlreichen und auch schon culturell ziemlich entwickelten Mandingo-Stämme sind bereits sämmtlich der Lehre Muhameds gewonnen, welche durch zahlreiche braune Missionare namentlich aus Marokko fleißig gepredigt wird.

Diese geradezu rapide Zunahme des Islam läßt sich übrigens leicht erklären, wenn man erwägt, wie sehr derselbe mit seiner einfachen Dogmatik, seiner laxen Ethik, die namentlich die Polygamie erlaubt, und den Verheißungen sinnlicher Genüsse nach dem Tode der Negernatur zusagen muß, während das Christenthum mit seiner ungleich complicirteren Lehre, seinen asketischen Forderungen und seiner ganzen Uebersinnlichkeit für dieselbe viel weniger bequem ist.

Läßt sich aber auch die Thatsache des raschen Fortschreitens des Islam leicht genug erklären, so muß sie nichts desto weniger doch recht sehr zu denken geben. Nicht allein, daß, wie Rammstedt meint, die Negervölker als Bekenner jener Religion für die europäische Cultur verloren sind und Sklavenraub und Sklavenhandel dann für unabsehbare Zeiten weiter fortbestehen werden, nein, auch die europäische Cultur und selbst die materiellen Interessen der modernen Welt in jenen Regionen werden durch die Ausbreitung des Muhamedanismus ernstlich gefährdet. Die zum Islam bekehrten Stämme drängen überall in Westafrika nach der Meeresküste hin und werden mit ihrer numerischen Uebermacht und ihrer von den Arabern überkommenen größeren Kriegstüchtigkeit die jetzt dort sitzenden schwächeren Stämme erdrücken. Ohne Zweifel wird Europa, dessen Besitzungen gegenwärtig meist noch durch eine breite Zone heidnischer Schwarzer von den muhamedanisirten Afrikanern geschieden sind, einst, wenn mit diesen Letzteren eine directe Berührung hergestellt ist, noch schwere Kämpfe um seine Stützpunkte in jenen so wichtigen Gebieten führen müssen.

Rammstedt hat also gewiß Recht, wenn er sagt: „Die Lösung der Aufgabe, die eingeborenen Neger zu civilisiren und sie der Cultur und dem Christenthum zu unterwerfen, ist eine Existenzbedingung Liberias. Gelingt diese den Liberianern nicht, so liegt es auf der Hand, daß die erdrückende Uebermacht heidnischer Völker sie ersticken wird."

Um so mehr ist es zu beklagen, daß innerhalb der kleinen schwarzen Republik, die ein rechtes Saatkorn der Cultur im dunklen Erdtheil werden konnte, das Christenthum eine so schwache Wirksamkeit entfaltet. Im Allgemeinen widmen sich die in zahlreichen festen Stationen über das ganze liberianische Küstengebiet verstreuten Missionare, meist Weiße, die auch mit weißen Frauen verheirathet sind, fast nur der Heranbildung der ihnen von den Eltern anvertrauten oder verwahrlosten und verwaisten Kinder der Eingeborenen. Sie unterrichten dieselben in ihren Schulen unentgeltlich in allen elementaren Fächern, so in Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, und leiten sie, was besonders wichtig ist, nebenbei auch zu allerhand andern nützlichen Beschäftigungen, namentlich zum Ackerbau in den mit den Missionsstationen immer verbundenen Plantagen an.

Viele von den Zöglingen dieser Erziehungsanstalten sind eine Art Adoptivkinder irgend eines Herrn oder einer Dame im fernen Amerika. Nach einer in dem letzteren sehr häufigen Sitte verpflichten sich nämlich solche Menschenfreunde auf einen gewissen Zeitraum, gewöhnlich 10 Jahre, zur Zahlung eines bestimmten Betrages, meist 25 Dollars, pro anno, wofür dann in einer jener liberianischen Missionsstationen ein verlassenes Negerkind auferzogen wird. Dasselbe bekommt in der Taufe zumeist auch den Namen seines fernen Wohlthäters oder Wohlthäterin. Diese letzteren sollen nicht selten Nachkommen von ehemaligen Sklavenhaltern sein, so daß also ihre That als eine Art Sühne für die Vergangenheit erscheint.

Nach Büttikofer's Ansicht brächte diese pädagogische Thätigkeit der christlichen Sendboten nur selten wirklich dauernden Gewinn. „Der als Kind in einer solchen Anstalt erzogene und gekleidete Neger kehrt, erwachsen, zu seinen Landsleuten zurück, trägt die mitgebrachten Kleider ab und bindet später nach Landesgebrauch wieder ein Tuch um seine Lenden."

Rammstedt hat indessen darüber viel günstigere Beobachtungen gemacht. Er erwähnt zunächst schon, daß in jenen Missionsschulen auch besonders talentvolle Zöglinge zu Lehrern und Missionaren herangebildet werden. „In Cap Palmas befindet sich das sogenannte Asyl, eine Erziehungsanstalt für Töchter von Eingeborenen, und in Half Cavally, einem Negerdorfe etwa 4 Stunden vom Cap, ist das Hofmanns-Institut, in dem Knaben bis zum 16. Jahre ihre Erziehung erhalten. Verheirathet werden die jungen Christen nach vollendeter Erziehung mit einander und in besonderen Dörfern und Colonien angesiedelt. Mancher schwarze Missionar oder Lehrer, der im schwarzen Tuchanzug den Weißen mit europäischen Manieren begrüßt und in gutem Englisch sich zu unterhalten versteht, trägt die über der Nase sich hinziehende blaue Marke, der beste Beweis, daß die directen Abkömmlinge von sogenannten wilden Eingeborenen sehr wohl unsere Cultur in sich aufzunehmen im Stande sind. Mich besuchte in Harper häufig ein solcher, in dem Hofmanns-Institut erzogener Schwarzer, dessen Vater, ein Grebro-King, ihn der genannten Schule übergeben hatte. In dem Institut hatte er den Namen Appelton als Familiennamen erhalten und war nach beendigter Erziehung nach Fishtown, einem Negerdorfe, unter lauter Eingeborene als Dorfschullehrer geschickt worden. Bei einem solchen Besuche brachte er auch seine Frau mit, die gleichfalls im Asyl erzogen war. Ich bat Beide, an meinem Nachmittagskaffee Theil zu nehmen, und ganz wie Europäer wußten sie sich zu benehmen. Ein Gespräch entwickelte sich über naheliegende Sachen und nur zu natürlich kam Mr. Appelton auf seine Kinder zu reden. Er erzählte mir von seinem zehnjährigen Söhnchen, der so besonders gut lerne und den er gern in eine deutsche Schule geben möchte, doch seien die Kosten völlig unerschwinglich für ihn; ob ich ihm nicht behilflich sein könnte, seinen Wunsch zu verwirklichen. Ueber seine Schule äußerte er: Die Schule wird an fünf Tagen der Woche regelmäßig mit dem Vorlesen eines Abschnittes aus den Büchern des Neuen Testaments in der Grebro-Sprache eröffnet. Die Kinder sind begierig zu lernen. Die Native-Kinder besonders schätzen ein Buch mehr als die Kinder von Liberianern."

Noch geringer als unter den Eingeborenen ist die Wirkung der Religion unter den eigentlichen Liberianern. Die einseitige Betonung und Pflege des rein Aeußerlichen tritt auf diesem Gebiete überaus stark zu Tage. Anfangs ging allerdings auch hier Alles recht gut. Es wurden Kirchen gebaut, Priesterseminare gegründet und gut dotirte Pfarrstellen geschaffen. Seitdem indeß mit der Emancipation des Staates von Amerika auch die Subventionsgelder aus letzterem Lande immer knapper geworden sind, hat sich das geändert. Die Geistlichen werden nur noch sehr schlecht oder gar nicht mehr bezahlt, so daß vielfach keine eigentlichen Theologen, sondern Laien, ehrsame Schuster und Schneider, die Kanzel einnehmen und von da in oft noch dazu recht burlesker Weise ihre Salbadereien ertönen lassen. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß derartige Gebräuche zum Theil direct aus Amerika ins Land verpflanzt wurden, sowie daß das mehr und mehr in Liberia über Hand nehmende Sectenwesen daran bedeutenden Antheil hat. Besonders sind es die Baptisten und Methodisten, die sich festzusetzen vermochten, und namentlich die bekannten „Erweckungen" (revivals) spielen unter der schwarzen Bevölkerung eine große Rolle. Von den exaltirten Predigern werden zu diesem Zwecke in den gottesdienstlichen Versammlungen die Höllenstrafen und dergleichen in den krassesten Farben gezeichnet, bis bei dem oder jenem Zuhörer, am häufigsten bei Frauenzimmern, eine Art Paroxysmus ausbricht, der die Betreffenden meist selbst noch durch die Gassen rennen und unter gellenden Lauten ihre soeben erfolgte Bekehrung verkünden läßt. Am nächsten Sonntag werden diese Wiedergeborenen dann feierlichst getauft, wobei in der Regel neue Komödien dieser Art sich abspielen.

Am meisten kommt dieser künstlich erzeugte Fanatismus zur Geltung bei den sogenannten camp-meetings, die in Liberia ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie die Stierkämpfe in Spanien oder die Wettrennen in England. Dieselben werden in oder richtiger bei Monrovia jährlich einmal, im Februar, abgehalten und währen nicht weniger als 8—14 Tage. Zu ihnen strömen selbst zahlreiche Gäste aus entfernteren Landestheilen. An passenden Stellen, namentlich auf noch mit einzelnen schattenspendenden Baumriesen bestandenen Blößen im Urwalde, werden Zelte und Laubhütten sammt einer Kanzel errichtet und um diese letzteren alle in der Residenz vorhandenen Sitzapparate, Kirchenbänke, Stühle 2c., aufgestellt. Am Morgen des ersten Festtages ist dann nach diesem Platze eine wahre Wallfahrt unterwegs, Männer und Frauen, Alte und Junge, Greise im schwarzen Anzug mit hohem Cylinderhut und junge Stutzer in moderner Kleidung, Salondamen mit langem Schleppkleid und halbnackte Arme, die Einen mit affectirtem Ernst, das Gesangbuch in der Hand, die Anderen lärmend oder gar kokettirend. Eingeborene Diener, die kaum mehr als den bekannten Lendenschurz tragen, transportiren hinterdrein Tische, Betten, Küchengeräth, Lebensmittel und was sonst noch zu einem längeren Bivouak nöthig ist. Am Versammlungsorte walten dann Geistliche in langen, schwarzen Tuchröcken, angethan mit dem unvermeidlichen weißen Halstuch, ihres Amtes, indem sie mit wahrhaft dämonischer Lust in den Herzen der leicht erregbaren Menge wühlen, bis auch hier wieder Verzückungen oben geschilderter Art, verbunden mit Ohnmachten und Krämpfen, losbrechen. Diese Predigten dauern häufig bis tief in die Nacht hinein. Dabei kommen indeß auch die leiblichen Bedürfnisse nicht zu kurz. Mächtige Kessel dampfen über lodernden Feuern und überall werden Gruppen schmausender Menschen bemerklich. Am Abend kehren Einige nach Hause zurück, um am Morgen wieder heraus zu wandern, die Mehrzahl übernachtet jedoch im Freien, wo an Bäumen und Pfählen befestigte Laternen und Palmöllampen Licht spenden. Doch pflegen dann auch die Büsche und dunkleren Partien des Waldes vorzugsweise von jungen Leuten beiderlei Geschlechts, und zwar nicht immer in harmloser Weise, belebt zu sein. Am letzten Tag zieht die ganze Versammlung in langer Procession, die Geistlichen an der Spitze, in die Stadt zurück. Eine Andacht in der neuen Methodistenkirche beschließt die Festlichkeiten.

Besser, als auf dem kirchlichen Gebiete, steht es auf dem des Schulwesens. Die früher erwähnte Bestimmung der Verfassung, wonach der Volksunterricht unentgeltlich zu gewähren ist, wird im Allgemeinen in der Praxis auch zur Durchführung gebracht und wo überhaupt eine Schule in der Nähe ist, können die Colonisten auch ihren Kindern etwas Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen lassen. Indeß macht die indolente große Masse von diesen Bildungsmitteln noch bei Weitem nicht ausgiebigen Gebrauch. Zudem ist es auch nicht selten um diese Schulen recht übel bestellt. Es fehlt an geeigneten Localitäten und auch an Lehrmitteln. Die Lehrer sind schlecht besoldet und daher selten tüchtige Persönlichkeiten, zumal Seminare nicht existiren. Man merkt es auch auf diesem wichtigen Gebiete, daß der Einfluß Amerikas, der früher recht ansehnliche Anläufe zu einem guten Schulwesen bewirkt hatte, in

Wegfall gekommen ist. Nur die Privatschulen stehen auf einer etwas höheren Stufe, doch vermag von ihnen selbstverständlich nur die vermögendere Classe der Bevölkerung Gewinn zu ziehen.

Was die höheren Lehranstalten angeht, so ist das seiner Zeit ebenfalls mit amerikanischem Gelde geschaffene Priesterseminar längst geschlossen und das umfangreiche Gebäude, welches zu diesem Zwecke geschaffen wurde, bereits völlig verfallen. Nur das auch jetzt noch aus reichen amerikanischen Mitteln schöpfende, schon früher genannte „Liberia College", welches jungen Schwarzen eine höhere Ausbildung geben will, steht noch immer in Blüthe und hat einige tüchtige Gelehrte unter seinen Professoren, so Dr. Blyden u. A. Neuerdings wurden an diese Anstalt auch zwei weiße Lehrer berufen. Die Söhne reicher Eltern endlich beziehen häufig auch auswärtige Universitäten, namentlich in Amerika, seltener schon in England.

Um nach dem mancherlei Ungünstigen, was wir bisher in Liberia fanden, auch einmal etwas Rühmenswerthes anzuführen, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Bevölkerung im Umgang und zwar sowol unter sich als den Weißen gegenüber eine gewinnende Freundlichkeit an den Tag legt, die sich in den vornehmeren Kreisen, namentlich der Hauptstadt, sogar bis zu einer wirklich aristokratischen Finesse steigert. Bei Begegnungen auf der Straße ist es Mode, daß man stehen bleibt, sich die Hände schüttelt und in etwas umständlicher Weise Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden und dem der Familie bis zu den entferntesten Verwandtschaftsgraden einzieht. Sehr üblich sind auch kurze Visiten namentlich an kühlen Abenden, weshalb denn auch ein „Salon", eine „gute Stube" (Parlor) in keiner Wohnung fehlen darf. Leider nur tritt die dem kleinen Staatswesen da draußen nun einmal nach jeder Hinsicht anklebende Hohlheit und Oberflächlichkeit auch hier insofern zu Tage, als man mit einem Liberianer nicht so leicht über das leichte Geplauder und die ceremoniösen Höflichkeitsphrasen hinweg zu einem ernsteren und gediegeneren Gespräch kommen wird. Auch ist die verbindlich lächelnde Miene wenigstens den Weißen gegenüber nur eine täuschende Maske, hinter welcher zumeist der glühendste Haß steckt, mit dem man sich nun einmal gewöhnt hat, alles Fremde zu betrachten. Diese Gesinnung entspringt theils aus politischer Eifersucht, aus Furcht, daß der Europäer die Freiheit, auf die man so stolz ist, bedrohen könne, theils aber auch aus kleinlichem Neid, und das zwar in allen Fällen, wo man den Weißen in guten Verhältnissen findet, zumal wenn er dieselben einem Aufenthalte im Lande verdankt. Denn rückhaltlos auch die geistige Ueberlegenheit, die größere Thatkraft und den größeren Fleiß des europäischen Wesens zu begreifen und anzuerkennen, dazu vermag sich das Volk von Liberia noch nicht aufzuschwingen.

Auch der eingeborene Neger hat sich des Wohlwollens des eingewanderten schwarzen Elementes nicht zu erfreuen. Obwol im Grunde doch von ganz gleicher Rasse und erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit den Sklavenfesseln entronnen, pflegt der echte Liberianer doch mit dem hoffährtigsten Dünkel auf Jenen herabzusehen. Selbst sein doch so zur Schau getragenes Christenthum vermag ihn nicht zu überzeugen, daß der einheimische Schwarze sein natürlicher Verwandter ist. Es ist allgemeine Sitte, denselben als den „faulen", „stinkenden" oder „schmierigen Buschnigger" zu bezeichnen.

Kein Wunder daher, daß Liberia auch die an seine Gründung geknüpften philanthropischen Hoffnungen, daß es ein Stützpunkt der gegen die Negersklaverei gerichteten Bestrebungen, ein leuchtendes Beispiel von Negerfreiheit werden würde, die doch einen der Hauptgründe des ganzen Unternehmens bildeten, nicht im Geringsten erfüllt hat. Wir haben schon erwähnt, daß man es versteht, unter der Form der Adoption sich Sklaven zu halten. Eine andere Weise, solche zu gewinnen, ist die, daß man Eingeborene tief in Schulden bei sich gerathen läßt und dann nicht wieder losgiebt. Man verwendet daneben beiläufig allerdings auch noch viele Lohnarbeiter, die außer freier, freilich sehr dürftiger Kost in der Regel 1 sh. pro Tag, jedoch nicht baar, sondern in allerhand Waaren, namentlich in Tabak und Kattun, erhalten.

Ein großer Uebelstand im wirthschaftlichen Leben der schwarzen Republik, der ebenso demoralisirend auf die dunkle Bevölkerung wirkt wie er schwere finanzielle Schädigungen für die Weißen im Lande im Gefolge hat, ist das überaus verbreitete Borg- (Trust-) System, welches sowol von dem Farmer wie von dem Händler gehandhabt wird. Der Erstere macht häufig bei einer europäischen Firma eine Anleihe, um beispielsweise eine Kaffeeplantage anzulegen, indem er sich dem Darleiher gegenüber verpflichtet, seiner Zeit alle Ernteerträgnisse an diesen abzuliefern. In den meisten Fällen folgt der ersten Bitte um einen Vorschuß bald eine zweite und dritte, denn die Pflanzung will nach der Anlage doch auch gepflegt sein und endlich muß man Arbeiter miethen zum Aberntent. Ist das letztere aber schließlich geschehen, so liefert der gewissenlose Schuldner meist nur einen kleinen Theil des Ertrages an seinen gutmüthigen Gläubiger ab, während er das Uebrige heimlich an irgend eine andere Factorei gegen baar verkauft. Trotzdem weiß er sich durch gelegentlich erneute Theilzahlungen und heilige Versicherungen in den meisten Fällen doch wieder von der zuerst benützten Stelle Geld zu verschaffen.

Ganz ähnlich macht es der Zwischenhändler. Er entnimmt von dem Weißen, der ja nach dem Gesetz im Innern keinen Handel treiben darf, Waare auf Credit und bringt Anfangs auch immer regelmäßige Zahlung, natürlich in Naturalien, sobald er von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt ist. Infolge dessen vertraut ihm der europäische Agent bald größere Posten an und nun beginnt meist nach kurzer Zeit schon der Betrug. Der schwarze Händler kommt und jammert, daß er nicht zahlen könne, da ihn schweres Unglück getroffen; Boote, mit Palmöl beladen, seien umgeschlagen, Eingeborene, denen er selbst wieder habe borgen müssen, hätten nicht bezahlt und dergleichen. Der mitleidige Weiße glaubt diesen Angaben und eröffnet dem hartgeprüften Manne, der mit der ehrlichsten Miene von der Welt vor ihm steht, einen neuen Credit, während derselbe in Wahrheit die für die entliehenen Waaren im Binnenlande eingetauschten Rohproducte längst schon bei einer anderen Firma abgesetzt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

—e— **Die Zillerianer strictester Observanz** nach ihren neuesten literarischen Productionen beurtheilt von Dr. G. Kühn. Altenburg, Victor Dietz 1887. — Der Verfasser der vorliegenden Broschüre, welche — wie im Vorworte bemerkt wird — nur auf örtliche Verhältnisse sich bezieht und deshalb auch ausschließlich auf die am Verlagsorte erschienene und vorwiegend verbreitete Literatur Rücksicht nimmt, gehört keineswegs zu den blinden Gegnern der sogenannten wissenschaftlichen Pädagogik. Denn nach seinen eignen Worten „ist es nicht genug anzuerkennen, wie der Herbart-Ziller'schen Schule Tüchtigkeit des Lehrers und seiner Leistung Alles ist, wie hohen Werth sie auf die sittlich-religiöse Ausbildung der Jugend legt und wie sie in treuem, unermüdlichem Fleiß ohne Nebenabsichten, ja mit rühmenswerther Selbstverleugnung ihrem Berufe obliegt". Aber bekämpfen will er „die nur ganz kleine Zahl der Jünger strictester Observanz, welche in Ziller's praktischen Schriften die pädagogische Methodik einfach abgeschlossen wähnen, des Meisters bisweilen recht sonderbare Einfälle für eine Art Offenbarung ansehen und welchen das „Er hat's gesagt" Beweis und endgiltige Entscheidung bedeutet". In diesem Sinne bespricht er mit Freimuth einige vor Kurzem erschienene Schriften der gedachten Schule, ohne aber in den Ton einer geradezu verletzenden Polemik zu verfallen. Seinen Stoff behandelt er nach folgenden Gesichtspunkten: die philosophische Grundlage, die allein giltige Methode, die Agitation, die Concentration — ein Aushängeschild, das Joch des Princips, das leichte Joch der Kinder. Im Schlußcapitel wird zusammengefaßt, worauf es dem Verfasser besonders ankommt. Bietet seine Arbeit auch nichts wesentlich Neues, so verdient sie doch wegen ihres aufklärenden, bez. warnenden Inhalts einige Beachtung.

—g. **Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte**, von Alwin Schultz. Leipzig, G. Freytag. 1887. — Dieses brillant ausgestattete Werk, mit ca. 300 Text-Abbildungen und 14 Farbendrucktafeln ausgestattet, liegt nunmehr vollendet vor. Die letzten uns zugegangenen Lieferungen handeln über Technik und Geschichte der vervielfältigenden Künste bis herab auf unsere Tage. Mit einigen Worten über die Technik der Kunstgeschichte schließt dann das Ganze. Wir können nur wiederholen, daß der Verfasser nüchtern, zuverlässig und sachgemäß alles Material zusammengetragen hat, welches dem Laien ein Bild von den äußeren Vorbedingungen des Kunstverständnisses geben kann. Vielleicht keinem der lebenden Kunsthistoriker ist das ästhethische Element der Kunst so fremd wie Alwin Schultz, aber auf dem hier betretenen Gebiete ist er ein sicherer Führer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 70. Sonnabend, den 3. September. 1887.

Ueber den geplanten Umbau Venedigs und die Gefährdung seiner historischen Schönheiten.

Wol kaum eine zweite Stadt Italiens hat bis auf unsere Tage in dem Maße ihren eigenartigen, mit der historischen Entwickelung eng zusammenhängenden Charakter bewahrt wie die herrliche Lagunenstadt Venedig. — Die nationalen Interessen des heutigen Königreichs Italien liegen weit ab von denen jener zu Bruche gegangenen Hochburg klericaler Macht und Größe, welche seine herrlichsten Kunstwerke zeitigte und den meisten seiner Wohnplätze ihren specifischen Charakter gab; kein Wunder daher, daß die Ueberbleibsel jener Zeit mehr und mehr verschwinden, um Neuerungen Platz zu machen, die den praktischen Bedürfnissen unseres realistischen Zeitalters besser angepaßt sind. Schnurgerade, rechtwinklig sich schneidende Straßen, mit Asphaltpflaster, Pferdebahngeleisen und im trockensten Kasernenbaustile gehaltenen Façaden sind daher heutzutage selten fehlende Anzeichen für das Aufblühen italienischer Städte. Turin und Mailand streiten sich um den zweifelhaften Vortheil des modernsten Gewandes, aber auch die ewige Roma enthält ganze Viertel, welche sich ihrer Anlage und ihrem baulichen Charakter nach kaum von Stadttheilen unserer Metropole an der Spree unterscheiden.

Ganz anders in Venedig, es dürfte hier schwer fallen, auch nur eine einzige Straße aufzufinden, welche, in eine andere Stadt versetzt, dort nicht sofort als etwas ganz Fremdes auffallen würde, oder auch nur drei nebeneinanderstehende Häuser zu bezeichnen, von denen nicht wenigstens eines sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit sofort als ein Stück der alten Dogenresidenz kennzeichnen würde. Auf den entferntesten, inmitten altersgrauer, rissiger Riesenmauern sich hinziehenden, schmalen Wasserstraßen, wie auf dem palastumsäumten Canale grande, in all jenen winkligen Gassen und Gäßchen, zwischen eisenvergitterten, düstern Kaufhäusern, wie auf dem farbenschimmernden, fröhlich belebten Marcusplatze, überall umgeben uns noch in Venedig die steinernen Wahrzeichen eines entschwundenen großen Geschlechtes, das bei genialster Verquickung der aus dem prachtliebenden Morgenlande heimgebrachten Eindrücke mit ernster abendländischer Architektur gleichsam eine für sich dastehende Welt ins Leben rief, die, weil einzig in ihrer Art, den Nachkommen nur um so heiliger sein sollte. — Trotzdem würde man irre gehen, wollte man annehmen, daß Venedig die verhältnißmäßig gute Erhaltung seiner historischen Schönheit nur jener wünschenswerthen Pietät gegen das durch Alter und Geschichte Geheiligte verdanke. Es sind vielmehr die Schwierigkeiten, welche sich hier dem Zerstören und Wiederaufbauen entgegenstellen, sowie der beständige Geldmangel in den städtischen Cassen die hauptsächlichsten und prosaischen Gründe, an welchen ein ausgedehnter Umbau bislang gescheitert ist, denn an der Lust, auch hierin mit anderen italienischen Städten zu wetteifern, hat es den Venetianern keineswegs gefehlt. — Soeben ist wieder ein großartiges Bebauungsproject zu den Acten gelegt, weil die Ausführung an der Geldfrage scheiterte.

Trotzdem bezeichnet dieser Vorgang eine Epoche in der Entwickelung Venedigs, ist doch bei den betreffenden Senatsberathungen thatsächlich der Antrag gestellt: „einen Theil der Wasserstraßen der Stadt zuzuschütten, die Hauptstraßen für den Wagenverkehr einzurichten und die Stadt durch einen zweiten Damm mit dem Festlande bei Mestre zu verbinden.“ Gegen diesen Vorschlag hat zwar sogleich eine Majorität Stellung genommen, das Einbringen desselben aber und die Annahme des erwähnten, jetzt zu den Acten gelegten großartigen Projects durch den Stadt- und Provinzialrath zeugen für die Veränderungslust der Venetianer und man muß darauf gefaßt sein, jene Pläne bei einem besseren Stande der städtischen Finanzen in ihrer bisherigen oder in veränderter Form wieder auf der Tagesordnung erscheinen zu sehen. — Es sollten nach denselben gegen 40 Straßen neuangelegt bezw. auf 6—7 m verbreitert und auf einer Grundfläche von 37 000 qm neue Baulichkeiten mit einem Inhalte von 400 848 cbm aufgeführt werden. Die größten Umwälzungen sollten sich in den beiden Stadttheilen St. Marco und Castello vollziehen, in denen sich der Hauptfremdenverkehr bewegt, $\frac{2}{3}$ der neuanzulegenden oder zu verbreiternden Straßen entfielen auf den Ersteren, $\frac{1}{3}$ auf den Letzteren. Drei neue Zugangswege sollten den Verkehr vom Marcusplatze zur Rialtobrücke, zum Campo di St. Luca und Piazza St. Moisé erleichtern. Den großartigen Quai an der Riva degli Schiavoni beabsichtigte man bis zum Giardino pubblico durchzuführen, wodurch eines der charakteristischsten Uferbilder Altvenedigs an den Squeri da Nave der Vernichtung anheimgefallen sein würde. Bei Feststellung der Entwürfe war zwar die Absicht ausgesprochen, daß besonders werthvolle und interessante Gebäude erhalten bleiben sollten, das alte Haus der Dandolo an der Riva del Carbon und die Scuola dei calzolai bei St. Toma waren aber bereits die ersten der Vernichtung geweihten Ausnahmen, andere wären ihnen gefolgt und manches Werthvolle der Spitzhacke und dem Brecheisen anheimgefallen, das jetzt zur Freude der Kunstfreunde noch einige Zeit erhalten bleibt.

Dem Bekanntwerden des beabsichtigten Attentats auf die Schönheiten Altvenedigs folgte ein erbitterter Kampf in der italienischen Presse, welcher auch diesseits der Alpen seinen Widerhall fand. An der Spitze der Hauptgegner des Projectes stand der italienische Professor Molmenti, welcher in einem offenen Schreiben (lo sventramento di Venezia) das Ueberflüssige und Verbrecherische der Neubauten, deren Ausführung nach seiner Ansicht den Charakter Venedigs vollständig verändern mußte, darzulegen suchte. Auf seine Anregung traten Hunderte von angesehenen Künstlern und Gelehrten Italiens durch Namensunterschrift einem Proteste bei und man darf annehmen, daß diese Vorgänge nicht ohne Einfluß auf das schließliche Geschick jenes Projectes gewesen sind. Die Bedeutung jener Bewegung geht aber über die Erreichung dieses nächsten Zweckes weit hinaus, sie zeigt uns, daß einsichtige Männer auch in Italien dem Vandalismus entgegentreten, welchem in den letzten Decennien so manches der Erhaltung Würdige zum Opfer gefallen ist, ihr Appell an die breiten Schichten der Bevölkerung in diesem Sinne bleibt immerhin ein verdienstliches Werk. Nicht nur die großen Projecte, welche mit einem Schlage ganze Straßen neu entstehen lassen, ändern den Charakter einer Stadt, die durch das tägliche Bedürfniß bedingten Reparaturen und kleineren Neubauten können ihren Kunstschätzen im Laufe der Zeit ebenso verderbenbringend werden, wenn sie nicht sachgemäß überwacht werden. Nimmt auch Venedig mit seinem Gesammteindruck heute die Sinne jedes Fremden völlig gefangen, so wird doch der, welcher die Stadt vor 10—15 Jahren gesehen, oder der, welcher in der glücklichen Lage ist, in ihr einen längeren Aufenthalt nehmen zu können, überall auf Spuren stoßen, welche auf eine wirkliche Gefährdung der Schönheiten der Stadt hinweisen. So ist beispielsweise der unvergleichliche Canale grande, die vielleicht schönste, jedenfalls aber architektonisch künstlerisch reichdecorirteste Straße der Welt, heute

schier zu einer Ausstellung von Firmenschildern aller Art degradirt, welche in nichts Anderem mit einander wetteifern als in der Größe ihrer Buchstaben und dem Schreienden ihrer Farben. Neben den geschmackvollsten Palästen der alten Patriziergeschlechter aus den ersten Anfängen der Größe Venedigs erheben sich schon eine Anzahl Stuckfaçaden in Weiß, Chocoladebraun und knallendem Roth, welche der Thätigkeit der Baupolizei ein höchst ungünstiges Zeugniß ausstellen. In mehreren der alten Paläste haben die Künstler in der bekannten Venetianer Glasmosaik ihre Ateliers aufgeschlagen und die dem Canal zugekehrten Façaden zu Reclamezwecken in ihrer Weise restaurirt. Findet sich unter diesen Leistungen auch mancherlei wirklich künstlerisch Gelungenes, so scheinen mir doch im Allgemeinen große, goldglänzende Flächen mit gleißenden, lebhaften Farben nicht zu dem würdigen Ernste zu passen, den die Wohnungen der alten Aristokratie der Dogenstadt sonst zur Schau tragen. Ganz fremd aber berühren unter den hierhin gehörigen Decorationen diejenigen, welche Motive wählten, die mit der venetianischen oder italienischen Geschichte nicht den geringsten Zusammenhang haben, wie beispielsweise die Medaillons der Königin von England und anderer europäischer Potentaten, welche die Fensterbögen eines der ältesten, dem Verfalle nahen Palazzos in der Nähe des Bahnhofs ausfüllen. Sehr unglückliche Griffe sind auch vielfach bei Anwendung moderner Eisenconstructionen gemacht. Keinem, der darauf achtet, wird der große Contrast entgehen zwischen der Rialtobrücke, diesem Meisterwerke der Brückenbaukunst des 16. Jahrhunderts, und den beiden nördlich und südlich derselben den Canale grande in nüchterner, gradliniger Form überspannenden Eisenbrücken. Einen weiteren Beleg bietet hierfür die neue Pescheria (Fischmarkt), eine offene Halle aus Eisen und Holzwerk, die, entworfen ohne den geringsten Versuch der Uebereinstimmung mit der Architektur der dieselbe umgebenden Paläste, an das Bild des Judas unter den auserlesenen Jüngern des Herrn erinnert. Die letztgenannten Verstöße gegen einen in der ganzen Welt als mustergiltig anerkannten Baustil fallen doppelt schwer ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß geschmackvolles Gitterwerk einen Theil jener Architektur ausmachte und man also nur aus dem vorhandenen reichen Formenschatze zu schöpfen brauchte, nach dem Beispiele vieler Privaten, die sogar Eisenguß bei Restaurationsarbeiten an ihren Häusern in Uebereinstimmung mit den Forderungen der vorhandenen Architektur zu bringen gewußt haben.

Professor Molmenti hat sich der Mühe unterzogen, alle Verunglimpfungen aufzuzählen, welche sich auch die entlegeneren Viertel Venedigs in den letzten 20 Jahren haben gefallen lassen müssen, und weist damit dem Stadtrathe die Conservirung und Erhaltung des Bestehenden als ein Feld der Thätigkeit an, auf welchem sich dauernd höchst Verdienstliches leisten läßt. Das Bedürfniß der Sanitirung und Verkehrserleichterung in Venedig ist doch wol nicht in dem Maße vorhanden, daß es die Ausgabe vieler Millionen rechtfertigte. Venedig war von jeher eine der gesundesten Städte Italiens und der Gesundheitszustand der Bewohner der dichtbevölkerten Stadttheile ließe sich entschieden noch auf eine leichte, kostenlose Weise heben, wenn Schule und Haus sich zu einer endlichen strengen Erziehung der Jugend zu Ordnung und Reinlichkeit die Hand reichen möchten, denn hier gilt es den Hebel anzusetzen, wenn das alte Erbübel der italienischen Unsauberkeit einmal aus dem Volke verschwinden soll. Was die Nothwendigkeit der Verkehrserleichterung anbelangt, so rufe man sich doch in das Gedächtniß zurück, daß im 16. Jahrhundert die Straßen der Stadt auch ohne alle jene Vermehrungen und Verbreiterungen der Neuzeit einer reichen rührigen Einwohnerschaft genügten, welche an Zahl die heutige um mehr als das Doppelte übertraf.

Der Stadtrath hat aber an einen Umbau und eine Verschönerung Venedigs auch voreilige optimistische Hoffnungen für einen plötzlichen Aufschwung der Stadt zu knüpfen gewagt. Nichts ist verfehlter wie dieser Rückschluß; Venedigs Rückgang ist immer noch begründet in dem allmäligen Vorrücken des Po-Deltas, welches nach den neuesten Ermittelungen pro Jahr gegen 60 m beträgt, und der dadurch bedingten Versandung der Lagunen, ferner in dem Verluste des weiten Hinterlandes der österreichisch-ungarischen Monarchie und in dem Umstande, daß die Interessensphären der Hafenplätze Livorno, Spezia, Genua, Triest und Pola die seinigen zu nahe berühren. An all Diesem vermögen in unserer Zeit, wo ohnehin überall ein Druck auf Handel und Industrie lastet, die umfassendsten Neubauten im Innern der Stadt nichts zu ändern, selbst nicht, wenn man eine jener Musterstädte des praktischen Verkehrslebens aus der „neuen Welt" an Venedigs Stelle setzte.

Willi Relltek.

Scheffel's Leben und Dichten von Johannes Prölß.*)

Eine so umfängliche Arbeit, wie die vorliegende, über einen Dichter, dessen Leben scheinbar in den einfachsten Verhältnissen verlief und der trotz des ungewöhnlichen Ruhmes, dessen er sich schon zur Zeit seines Lebens erfreute, seine ohne Zweifel eben so naturwüchsige, als seltene Begabung fast schon in den Werken der Jugend erschöpft zu haben scheint, dürfte auf den ersten Blick überraschen. Allein je weiter man der lebensvollen Darstellung des Biographen folgt, desto mehr wird man nicht nur von der lichtvollen Wärme, mit welcher er seinen Gegenstand erfaßt und behandelt hat, gefesselt und angemuthet, sondern auch überzeugt, daß es in diesem Leben, über welches doch schon so viel geschrieben worden, noch sehr viel aufzuhellen und zu berichtigen gab, daß es sich darin um ein ganz ungewöhnliches tragisches Dichterschicksal handelte, das um so mehr ein allgemeineres Interesse in Anspruch nimmt, als es mit einer der wichtigsten ästhetisch-literarischen Fragen zusammenhängt, der Frage nach dem Verhältniß des Dichters historischer Stoffe zur Geschichte und zur Geschichtsforschung. Es gehört zu den Vorzügen des vorliegenden Werks, diese Seite seines Gegenstands, welche bisher noch ganz übersehen worden, nach ihrer Bedeutung erkannt, ins volle Licht gestellt und in ergreifender Weise zur Darstellung gebracht zu haben. Nur, indem er den Lebensbeziehungen Scheffel's mit so unermüdlicher Sorgfalt, mit so freiem, offenem Blick und Urtheil bis ins Einzelste nachging, ist ihm dies aber möglich geworden. Seine Methode und Darstellung, bei welcher er insoweit ganz auf dem Standpunkt der neuesten literarischen Forschung steht, ohne dabei doch die geistigen Ziele der älteren Schule aus den Augen verloren zu haben, darf hierin geradezu musterhaft genannt werden. Allerdings hatte er aber das Glück, allenthalben dem bereitwilligsten Entgegenkommen zu begegnen. Auch dürften für eine solche Methode die Verhältnisse kaum so leicht wieder gleich glücklich liegen, da Scheffel zu den wenigen bedeutenden Menschen gehörte, die in ihrem nächsten Umgang keinen Neider und Feind haben, daher die über ihn von den verschiedensten Seiten kommenden persönlichen Mittheilungen überall mit einander im Einklang standen, was wol die beste Gewähr für ihre Wahrheit ist. — Victor v. Scheffel, geb. am 16. Februar 1826, studirte auf den Wunsch des Vaters die Rechte. Schon hier ist bemerkenswerth, daß er sich von den eigentlichen Fachstudien, besonders dem Studium des römischen Rechts, mehr abgestoßen, als angezogen fand, dagegen ein um so lebhafteres Interesse an der historischen Seite des Gegenstands, vor Allem an der Rechts- und Culturgeschichte des Mittelalters, an dem Studium der Denkmäler des altdeutschen Rechts und des Verhältnisses nahm, in welchem Land und Leute nach ihrer Eigenthümlichkeit zu der Entwicklung desselben gestanden. Dieser innere Widerspruch trat aber um Vieles lebendiger hervor, als er in das praktische Leben eintrat, mit so großer Gewissenhaftigkeit er auch die Pflichten seines Berufs erfüllte. Er entwickelte sich sogar zum Conflicte, als die schon seit seiner Kindheit gepflegte Neigung zur Malerei sich entschiedener geltend machte und er in ihr seinen wahren Beruf erkennen zu sollen glaubte, vielleicht nur, weil er darin Rettung aus ihm unleidlich gewordenen Verhältnissen sah, wogegen er auf sein poetisches Talent, eine von der Mutter ererbte Anlage, obschon dieses sich, freilich in meist nur scherzhaften Gelegenheitsgedichten, bereits vielfach zum Ergötzen seiner Freunde und Studiengenossen bethätigt hatte, ja er damit sogar an die Oeffentlichkeit getreten war, zur Zeit kein Gewicht legte. Nur erst nach längerem Kämpfen gelang es ihm, die Zustimmung des Vaters zu der gewünschten Berufsveränderung zu erlangen und als fahrender Maler nach Italien ziehen zu dürfen. So groß nun aber auch Lust, Eifer, Begabung waren, so stellte sich doch der Mangel an der nöthigen technischen Vorbildung zu bald nur heraus. Es war eine schwere Enttäuschung, als sein Freund Engerth, der aus Scheffel's Liedern und seinem allerdings hinreißenden Erzählertalent diese Ueberzeugung geschöpft, mit der Erklärung hervortrat, daß seine wahre Begabung keineswegs in der Malerei, sondern nur in der Dichtung liege. Dem tiefen Schmerz der Enttäuschung aber folgte rasch die Erkenntniß der Wahrheit und mit ihr die Versöhnung

*) Berlin 1887, Verlag von Freund und Jeckel.

Mit frischem Muth warf er sich in den Strom der neuen Bahn, in welcher er endlich seinen wahren Beruf gefunden. Der Erfolg, welchen er, wenn auch zunächst nur in kleineren Kreisen, gleich mit der ersten größeren Dichtung, dem „Trompeter von Säkkingen" errang, der so recht unmittelbar dem Herzen des Volks entsprungen zu sein schien, steigerte noch den Trieb zur Bethätigung. Aus dem Studium der St. Gallischen Klostergeschichte erwuchs ihm in rastlosem Schaffen sein größtes und vollendetstes Werk, der Roman: „Ekkehard". Die juristischen und germanistischen Studien seiner früheren Tage waren, wie der Verfasser des mir vorliegenden Werkes hier sagt, also doch nicht verloren gewesen, da sie in dieser Dichtung ihre poetische Verkörperung und Verschmelzung gefunden. Auch weist er aufs Ueberzeugendste den innigen Zusammenhang beider Dichtungen, die auf den ersten Blick aus der Phantasie und dem Studium entsprungen zu sein scheinen, mit dem Leben und Erlebnissen des Dichters bis ins Einzelne nach. Selbst das, was in der Darstellung Manchem nur künstlich und alterthümelnd erschienen, sei durchaus nichts Gemachtes, sondern der eigenste Naturlaut des Dichters. Den Anstrengungen, die sich derselbe bei dieser Arbeit auferlegt hatte, folgte jedoch eine wachsende Erschöpfung der körperlichen, wie geistigen Kräfte, was um so verderblicher werden sollte, als er, erregt von seinen großen Erfolgen, zu immer neuem Schaffen sich angespornt fühlte. Er vermochte die neuen poetischen Pläne nicht zu bewältigen und eine heftige Gehirnentzündung, die ihn endlich völlig darnieder warf, legte ihm lange die größte Enthaltsamkeit von aller geistigen Anstrengung auf. Seine poetische Kraft war zwar keineswegs hierdurch gelähmt, wol aber erschüttert worden. Der Gegensatz des historischen Forschers und des historischen Dichters trat infolge davon um so entschiedener und verhängnißvoller in ihm hervor, als er bei seinen poetischen Arbeiten ein immer größeres Gewicht auf das Studium der Geschichtsquellen legte. Schon in Venedig war hierdurch ein dort geplanter Aretino-Roman, in Toblino eine die Gestalt Georg Frundsberg's zum Mittelpunkt habende Dichtung ins Stocken gerathen, jetzt mußte auch noch ein in Südfrankreich entworfner Albigenser-Roman nach längerem vergeblichen Ringen wieder aufgegeben werden. — Unter diesen Umständen mochten ihm die fast gleichzeitig an ihn herantretenden Anträge, die Laßberg'sche Bibliothek der Büchersammlung des Fürsten v. Fürstenberg in Donaueschingen einzureihen und die mehr nur auf ein Ehrenamt hinauslaufende Stelle eines Bibliothekars der Wartburg zu übernehmen, fast als eine Art Rettung erscheinen. Mit gehobenem Lebensmuth und Vertrauen wendete er sich bald darauf der ihm vom Großherzog von Weimar nahegelegten Aufgabe zu, den „Sängerkrieg auf der Wartburg" zum Gegenstand eines großen geschichtlichen Romans zu machen. Allein mit welcher Energie und Ausdauer er sich derselben auch hingab, so sollte der innere Widerspruch seiner geistigen Beanlagung doch gerade diesem Werke besonders gefährlich werden, zumal ihn seine Thätigkeit in Donaueschingen immer mehr zum historischen Quellenstudium angeregt hatte und die dortigen Bücherschätze ihm für die geplante neue Arbeit die kostbarsten historischen Aufschlüsse darboten. Auch war es, wie der Biograph des Dichters bemerkt, bei diesem neuen Werke nur eine äußere Anregung, nicht aber wie früher ein eignes geistig-gemüthliches Interesse, was ihn bestimmte. Mit je größerem Eifer er sich demselben unterzog, um so mehr versenkte er sich in das Studium der ihm dargebotenen Quellen, desto mehr trug das Interesse des Forschers es über das des Dichters davon. Was Jenem als Sieg, als eine neue kostbare Entdeckung erschien, griff hemmend und störend in den Prozeß der dichterischen Gestaltung ein, die ihn wiederholt zu bedeutenden Aenderungen nöthigte, so daß ganze, bereits fertig gewordene Theile wieder verworfen wurden. Johannes Prölß ist diesem Werdeprozeß und seinen Störungen aufs Umsichtigste nachgegangen und glaubt für letztere noch einen zweiten Grund in der geistigen Beanlagung des Dichters zu finden. So groß das epische Talent desselben auch sei, sei dessen lyrische Begabung doch noch ungleich reicher und quellender gewesen. Auch vermochte er sich in dieser immer noch leicht zu bethätigen, als er schon in so schwerem Ringen mit der Bewältigung seiner neuen epischen Aufgabe lag. Schon in seinen früheren Arbeiten war es ihm nicht immer gelungen, das lyrische Element völlig in Einklang mit dem epischen zu bringen. Auch hierin muß „Ekkehard" als Krone seiner Dichtung bezeichnet werden. Im „Trompeter von Säkkingen" tritt dagegen das Lyrische bisweilen mit zu großer Selbständigkeit und in zu großer Breite hervor. Ungleich mehr würde dies aber noch in dem beabsichtigten neuen Werke der Fall gewesen sein, wie einzelne Bruchstücke desselben: „Frau Aventiure" und „Bergpsalmen" beweisen. Die Veröffentlichung dieser Bruchstücke läßt allein schon erkennen, wie peinlich dem Dichter das vergebliche Ringen nach der Vollendung des Werkes wurde, welches er der Welt, die von seiner Dichterbegabung einen so hohen Begriff gewonnen hatte, schuldig zu sein glaubte. Die Anerkennung, der Ruhm, die ihn von allen Seiten in einem Maße umrauschten, wie dies kaum einem anderen Dichter zur Zeit seines Lebens jemals zu Theil geworden ist, gereichte ihm ohne Zweifel zu großem Trost und zu hoher Befriedigung. Allein sie mochte ihn andererseits auch bisweilen das Tragische jenes vergeblichen Ringens noch tiefer empfinden lassen. Mannigfaches häusliches Unglück trat dann hinzu, sein scheinbar so sonniges, glänzendes Leben trüber und trüber zu machen, bis er zuletzt, mit zweifellos schwerem Entschluß, der Vollendung des Werks, dem er einen so großen Theil seines Daseins gewidmet, völlig entsagte.

R. P.

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. Bernhard Schwarz.

VII. Die Bevölkerung.

1. Die Eingewanderten (Schluß).

Wenn, wie wir gezeigt haben, mit dem allgemeinen Verfall in Liberia natürlich auch eine große Verarmung einhergeht, so ist es gar nicht verwunderlich, daß das alltägliche Leben der schwarzen Colonisten einen sehr einfachen Charakter trägt. Das gilt vor Allem schon von den Wohnungen. Dieselben erscheinen im Allgemeinen sehr gleichartig. Fast ausnahmslos stehen die Häuser nicht direct auf dem Erdboden, sondern auf ½—2 m hohen Pfählen oder, wo man das Material dazu hat, auch Steinsäulen. Diese Bauart ist selbstverständlich billiger als die Fundirung des Hauses auf dem Untergrunde selbst, daneben muß dieselbe aber auch recht praktisch heißen, denn einmal vermag in dieser Weise der Wind unter den Wohnungen durchzustreichen und etwaige Miasmen zu zerstören, sodann bleiben die Räume dabei während der langen und intensiven Regenzeit wenigstens von unten her trocken und endlich wird das ganze Bauwerk in solcher Weise auch besser vor den schrecklichen Termiten und Ameisen geschützt, zu welchem Zwecke man übrigens die gedachten Roste noch mit Theer zu bestreichen pflegt. Auf 8—12 solcher Holzpfeiler oder Steinsäulen wird nun das stets nur einstöckige Gebäude, das aus einem Balkengerippe mit Bretterverschalung besteht, aufgeführt. Die nicht selten schiefen Thür- und Fensteröffnungen werden mit roh gearbeiteten Thüren resp. Läden versehen. Fensterscheiben findet man nur sehr selten. Das Dach bilden eine Art Schindeln. An der Vorderfronte des Gebäudes fehlt niemals eine überdeckte Veranda, zu der einige hölzerne oder steinerne Stufen von der Straße aus hinaufführen. Das ist der Lieblingsplatz der Bewohner und darum findet man daselbst auch immer einige kunstlos aus Stroh oder Schilf geflochtene Sessel und die sehr beliebte Hängematte. Um das Holzwerk gegen den Regen wie gegen die stechenden Sonnenstrahlen zu schützen, wird das Ganze mit Kalkfarbe geweißt.

Das Innere anlangend, so sind dort nicht immer die Balken noch einmal mit Brettern verkleidet, da so die Wohnung kühler und auch besser gegen Ratten und Schlangen geschützt ist, welche erfahrungsmäßig mit Vorliebe doppelwandige Häuser aufsuchen. Der ganze Raum, den das Gebäude gewährt, wird von einer Holzwand in ein größeres Wohn- und Empfangszimmer, den schon genannten „Parlor", und ein kleineres Schlafzimmer („bed room") abgetheilt. Hinter diesen Gemächern ist unter einem Dachvorsprung meist noch eine Vorrathskammer („backshade") angebracht. Der Bodenraum wird im Bedürfnißfalle mit als Schlafstube verwendet.

Das Meublement ist ebenfalls sehr einfach. Außer einigen Sesseln gedachter Art und mehreren roh gezimmerten Tischen, verschiedenen Kisten und Koffern, sowie einer entsprechenden Anzahl von sehr breiten Bettstellen mit einem dem warmen Klima angemessenen harten Lager findet man gewöhnlich nur noch einen großen Schaukelstuhl („rocking-chair") für die Hausfrau und etwa einen kleinen, halbblinden Spiegel, sowie einige schlechte Wandgemälde mit oder ohne Rahmen. Eine Uhr ist sehr selten vorhanden, da die Schwarzen am Tage die Zeit fast bis auf Minuten genau nach

dem Stand der in den Tropen ja auch mit solcher Regelmäßigkeit um 6 Uhr auf- bez. untergehenden und Mittags lothrecht über dem Haupte hängenden Sonne, in der Morgendämmerung dagegen nach dem Hahnenschrei zu berechnen wissen.

Endlich ist noch der Küche zu gedenken, die immer ein separates Bauwerk hinter dem Hauptgebäude bildet, indeß selten mehr als eine primitive Bretterhütte mit einem Palmenblattdache und einem aus einigen Steinen oder Holzklötzen am Boden gebildeten Feuerherde ist. Zu ihr führen einige Stufen aus einer Hinterthür hinab.

Das ganze größere oder kleinere Grundstück (yard) pflegt mitunter von einem Zaun umgeben zu sein.

In größeren Orten, namentlich in Monrovia, wie auch in mehreren der blühenden Farmen am St. Paulsfluß, der schönsten im ganzen Lande, findet man natürlich auch schon bessere Gebäude mit Steinmauern, sowie Ziegel- oder Zinkdach, desgleichen auch im Inneren luxuriöseres Mobiliar. Die reicheren Pflanzer pflegen übrigens häufig eine doppelte Wohnung zu haben, indem sie in der Regenzeit in der Residenz sich aufhalten, während der Ernte dagegen in kleinen Villen auf der Farm wohnen, wo sich sonst nur ein Aufseher aufhält.

Auch von der Nahrung der Liberianer ist nicht viel zu sagen. Die Hauptspeise bildet gedünsteter und mit Palmöl übergossener Reis, auf welchen häufig noch ein aus in Palmöl gekochten Batatenblättern bestehendes Gemüse nebst etwas Fisch gelegt wird. Die ärmere Bevölkerung auf dem platten Lande kann vielfach selbst das Geld für den ja zumeist importirten Reis nicht erschwingen und begnügt sich mit selbstgebauten Kassaven und Bataten.

Fleisch und Milch oder Milchfabrikate sind infolge des dürftigen Viehbestandes große Raritäten. Allerdings die Rinder, die man im Lande trifft, machen den besten Eindruck. Sie sind freilich nicht sehr hoch, sondern mehr gedrungen gebaut, haben kurze Beine, einen kleinen Kopf, zierliche Hörner, graubraune Farbe mit einem helleren Streifen längs des Rückens und ähneln etwas der Allgäuer Art. Indeß der Uebelstand ist, daß man nur in der Hauptstadt und in einigen der größeren Küstenplätze kleinere Mengen der nützlichen Thiere findet, da Weiden mit brauchbarem Gras nicht vorhanden sind und an eine Stallfütterung bei der Indolenz der Colonisten nicht zu denken ist. Auf den Mandingo-Plateaus, wo prächtiges Gras in Masse wächst, kommen außer zahlreichen Pferden und Schafen allerdings auch ansehnliche Heerden von Rindern beiläufig von einer viel größeren und stärkeren, röthlichen und langgehörnten Rasse vor, doch hat der früher sehr bedeutende Zutrieb derselben nach dem Markt von Monrovia seit der Durchführung des thörichten Abschlußsystems der Republik längst völlig aufgehört. Auch Schafe, die übrigens durchgängig nicht Wolle sondern Haare haben, finden sich wenig. Nur eine kurzbeinige Ziege trifft man häufiger, ebenso wie kleine schwarze Schweine, die indeß kaum, wie Büttikofer meint, mit aus Amerika gekommen sind, da ich dieselbe Art auch in südlicheren Gebieten der Westküste, namentlich in Camerun und zwar selbst noch weit im dortigen Binnenlande antraf. Indessen gilt das Fleisch dieser Borstenthiere allgemein als für zu erhitzend bei einem so warmen Klima.

Ueberhaupt ist der an den Sonnabenden stattfindende Wochenmarkt in Monrovia sehr armselig bestellt. Einige zerlumpte Weiber von Eingeborenen halten in der Nähe des Mesurado-Flusses mit einigen Bananen, Orangen, Kassaven u. dergl., sowie allenfalls noch mit etwas grünen Bohnen, einem Topf Zuckersyrup und einigen Flaschen Ingwerbier feil, während daneben schmutzige Fischer in höchst unsauberen Canoes Fische gegen Tabakblätter anbieten. Das ist Alles. Mit Recht erinnert hierbei der holländische Reisende an die so ungleich besseren Verhältnisse in der benachbarten englischen Stadt Freetown, wo in einer großen gepflasterten Markthalle täglich schon bei Sonnenaufgang frisch geschlachtetes Fleisch von Ochsen, Schafen und Schweinen und eine Menge von Fischen zu haben ist, ebenso wie von sauber gekleideten Negerinnen alle möglichen Gemüse und tropischen Producte in geläufigem Englisch offerirt und gegen baare Münze verkauft werden, wie sich denn diese unter europäischer Leitung stehende Negerstadt auch durch die verschiedenartigsten anderen Einrichtungen auf das Vortheilhafteste von der liberianischen Republik abhebt. Es giebt dort u. A. Wagen sammt Pferden, Eseln und Zugochsen, Dinge, zu deren Ersatz man in Liberia nur die Tragkraft des Menschen hat, ferner breite, fahrbare Straßen, eine große Wasserleitung, welche das ganze Jahr hindurch reichliches kaltes Trinkwasser aus dem Gebirge herbeiführt, luftige Schulgebäude und eine ausgezeichnete Polizei.

Nicht viel besser als mit den festen Speisen ist es in Liberia mit den Getränken bestellt Nur der Kaffee, der viel, jedoch ohne Zucker, genossen wird, ist, wie schon früher erwähnt, vortrefflich. Im Uebrigen ist der Consum der von Europa aus eingeführten ordinären Spirituosen („Rum" und „Gin"), wie allenthalben an der Westküste, sehr beträchtlich. Allerdings giebt es in ganz Liberia keine öffentlichen Gasthäuser oder Cafés, indeß sind die ebengenannten Getränke in allen Factoreien zu haben und in Privatwohnungen giebt es Höhlen genug, wo dem Trunk und Spiel gehuldigt wird, wie denn auch dem gewöhnlichen Mann für eine Flasche Schnaps alles Mögliche feil ist. Daß die besser Situirten auch in dieser Hinsicht wieder besser leben und verschiedenartige Luxusgetränke consumiren, bedarf kaum noch der besonderen Erwähnung.

Allgemein ist auch das Tabakrauchen und Schnupfen, das selbst von dem „schönen" Geschlecht geübt wird und sogar schon bis auf die Eingeborenen sich fortgepflanzt hat.

Die Kleidung der amerikoliberianischen Schwarzen entspricht gleichfalls der schon wiederholt betonten Armuth der Bevölkerung. Die Männer auf dem Lande tragen meist Rock, Hose und Weste aus blauem Kattun, mitunter aber auch allerhand alte, von den englischen Dampfern eingehandelte europäische, im Laufe der Zeit gewöhnlich vielfach mit den verschiedenartigsten Lappen ausgebesserte Kostüme, dazu einen Stroh- oder Filzhut. Die Füße bleiben in der Regel unbedeckt. Auch die Frauen hüllen sich in der Woche der Mehrzahl nach in die dürftigsten Lumpen und halten überhaupt wenig auf Sauberkeit. An Sonn- und Festtagen erscheinen sie dagegen in modernen Gewändern und mit prunkvollem Aufputz.

Was das commerzielle und nautische Wesen innerhalb der schwarzen Republik angeht, so müßten wir zu den Bemerkungen, die hierher aus anderen Capiteln unserer Darstellung gehören, vor Allem noch hinzufügen, daß der Großhandel sich vorzugsweise in den Händen dreier großer ausländischer Firmen befindet, nämlich einer deutschen (C. Wörmann in Hamburg), einer holländischen (Hendrik Müller & Co. in Rotterdam) und einer amerikanischen (Yates & Porterfield in Neuyork), von denen jede auch eigene Dampfschiffe und Segler unterhält. Die beiden erstgenannten Handelshäuser besitzen in allen offenen Häfen des Landes feste Factoreien, während die amerikanische Firma ihre Artikel gleich auf den Schiffen während des Anlegens derselben aus freier Hand gegen baar verkauft. Es handelt sich bei diesem letzteren Geschäft vorzugsweise um Conserven, Pökelfleisch und ähnliche Nahrungsmittel und geben hierfür meist vermögendere Privatleute aus den liberianischen Städten die Kunden ab.

Eine ähnliche Thätigkeit, wie diese Fahrzeuge aus der Union, welche beiläufig meist nur Segelschiffe sind, üben auch die englischen Dampfer aus, welche den Postdienst übernommen haben. Viele Leute aus ihrer Bemannung, namentlich die Quartiermeister, unterhalten nämlich auf denselben auf eigene Rechnung ganze kleine Magazine in ihren Kajüten, aus welchen sie gegen Baargeld fertige Kleidungsstücke, Toiletteartikel, Wäsche, Galanterie- und Kurzwaaren, Spirituosen, namentlich Cognac, Dosen-Milch und Dosen-Butter u. dergl. abgeben, wobei sie natürlich viel niedrigere Preise stellen können, als die Factoreien am Lande, deren Waaren dem hohen Eingangszoll unterworfen sind, so daß den angesiedelten Firmen durch jene schwimmenden Wanderlager eine nicht unbedeutende Concurrenz erwächst.

Die eben erwähnten englischen Postdampfer gehören zwei Linien an, der African Steam-ship Company und der West-African Steam Navigation Co. Sie genießen für das Besorgen der Post das Vorrecht, kein Ankergeld bezahlen zu müssen. Jede Woche berührt eines dieser Fahrzeuge die liberianische Küste. Indeß wird dabei öfters der eine oder der andere Hafen übersprungen, wenn man dort nicht von Fracht, die, wie schon erwähnt, der Hauptsache nach in Palmöl besteht, so viel erwarten kann, daß die Kosten für das Anlaufen entsprechend gedeckt würden. Denn diese Fahrzeuge sind natürlich in der Hauptsache auf die Einkünfte aus dem Speditionsgeschäft angewiesen. Infolge dessen erleidet, nebenbei bemerkt, die Ablieferung der Postsäcke mitunter eine bedeutende Verzögerung.

Die Passagierbeförderung wird außerdem auch von der Wörmann'schen Linie besorgt, welche wenigstens alle Monate, häufig aber auch schon in vierzehntägigen Fristen eins ihrer meist schönen, großen und trefflich geleiteten Dampfschiffe nach diesen Gestaden laufen läßt.

Für den Küstendienst existiren noch eine Anzahl Kutter und ähnliche kleinere Fahrzeuge. Büttikofer spricht sogar von einem eisernen Flußdampfer, der, nachdem er Jahre lang vorher als Wrack auf einer Sandbank im St. Pauls-Fluß gelegen, unlängst von einer

liberianischen Firma nach entsprechender Reparatur zur Unterhaltung eines geregelten Dienstes zwischen der Residenz und den blühenden Farmen und Handelsplätzen längs jenes Flusses via Stokton-Creek in Verwendung gebracht wurde. Zur Zeit meiner Anwesenheit war indeß von dieser Binnenlinie nichts mehr zu hören, wol aber sah ich einen gestrandeten Dampfer mittlerer Größe unweit der Mündung jenes Creeks liegen, von dem mir gesagt wurde, daß er von liberianischen Schwarzen als Wrack gekauft und für den Küstendienst eingerichtet wurde, bis er nach kurzer Zeit abermals verloren ging. Ob dieses Fahrzeug mit dem von dem holländischen Reisenden erwähnten oder aber mit jenem seiner Zeit in England bei Gelegenheit der Anleihe erworbenen identisch oder ob vielleicht gar alle drei ein und dasselbe Schiff sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Neben den genannten fremden Firmen betheiligen sich auch einige wenige einheimische Handelshäuser theils mit eigenen Mitteln theils mit englischem Gelde an dem liberianischen Exportgeschäft, indem sie die von ihnen im Lande aufgekauften Naturproducte mittels der englischen Postdampfer ausführen.

Schließlich wollen wir nicht verfehlen, die Mittheilungen Büttikofer's über diesen Gegenstand aus eigner Anschauung noch dahin zu ergänzen, daß, wie wir bereits einmal andeuteten, die weitaus überwiegenden Handelsinteressen, geradeso wie an der ganzen Westküste bis über den Congo hinunter, auch in Liberia Deutschland hat.

Die Gegenstände des liberianischen Handels anlangend, so ist von den Ausfuhr-Artikeln schon früher die Rede gewesen. Die Importwaaren aber sind im Allgemeinen dieselben, welche man in allen anderen Factoreien in Westafrika zu sehen bekommt, nämlich außer den gedachten Lebensmitteln, wie Reis, Pökelfleisch, Conserven, Trockengemüse, sowie Mehl (in Fässern), Heringen, Sardinen ꝛc., besonders Spirituosen, die erwähnten ordinären Arten, Rum und Gin (Genèvre), daneben aber auch mehrfach feinere Sachen, so Flaschenbier (Porter, Hamburger, Bayrisches), Weine (Bordeaux, Portwein, Sherry, Champagner), ferner in großen Massen (in Fässern und Ballen) Tabak (amerikanischen Ursprungs, aber vielfach über Europa eingeführt) in Blättern, die mit Ausnahme etwa von Monrovia, wo infolge zahlreicher daselbst lebender Beamter bereits gemünztes Geld etwas häufiger ist, noch immer das gebräuchlichste Zahlungsmittel namentlich für kleinere Beträge bilden, indem 1 Blatt etwa so viel wie 2 Dollar-Cents, ein head (6 Blatt) = 10 Dollar-Cents gelten und 6 heads ein bar bilden. Eine große Rolle spielen auch die Schnittwaaren und verwandte Branchen, vor Allem kattunene Stoffe und eben solche Taschentücher, welch Letztere vielfach von den Eingeborenen als Lendenschurze benutzt werden, in geringerer Menge ferner wollene Artikel, wie Decken, Hemden, Jacken und dergl., dann Leinenzeuge und Segeltuch sowie selbst Seide, Spitzen, Gardinen, Shawls, Handschuhe, Sonnen- und Regenschirme oder ein Mittelding von beiden, fertige Herren- und Damenkleider sowie Schuhe von der gröbsten Sorte bis zu den feinsten Salonstiefeletten. Dazu gesellen sich alle möglichen Galanteriewaaren, darunter die 2—3 cm langen Achat-Korallen, die per Stück eine Mark kosten und im Innern als Geld gehen, desgleichen thönerne Tabakspfeifen, Papiere, Bilder (Lithographien und Oeldrucke in breiten Goldrahmen), Spiegel aller Art, Ledertaschen und Reisekoffer sowie eine Masse Toiletteartikel, wie Pomade, Parfüms, Kämme, Seifen u. A. m.

Ebenso wird eine Unmasse Hausgeräth umgesetzt, wie Küchen- und Tafelgeschirr, vom eisernen und thönernen Kochtopfe bis zu Porzellan- und Glasgefäßen, Lampen sammt dem dazu benöthigten Petroleum, kupferne Kessel und als Specialität große, flache Kupfer- oder Messingschüsseln („neptunes"), die bei der Salzgewinnung Verwendung finden, Schmiede- und Bandeisen, Kupfer- und Eisendraht, sowie alle möglichen stählernen Werkzeuge und Maschinen für Haus, Werkstatt und Ackerbau, darunter namentlich die von den Colonisten wie den Eingeborenen bei allen möglichen Arbeiten benutzten Buschmesser (cutlasses), aber selbst auch schon Nähmaschinen, und endlich die verschiedenartigsten Waffen, Dolche, Säbel, Hirschfänger, Steinschloß- und Percussionsgewehre sammt Schießpulver. —

Was das „Postwesen" angeht, so ist die Republik durch Vertrag vom 1. April 1879 dem internationalen Postverband beigetreten. Der Dienst, vermittelt durch die erwähnten englischen Dampfer, ist, von einzelnen Unregelmäßigkeiten früher gedachter Art abgesehen, im Ganzen doch so sicher, daß dem holländischen Reisenden während seines zweijährigen Aufenthaltes im Lande nicht ein einziger Brief verloren ging. Außer verschiedenen Briefmarken sah ich bei meinem Besuch von Monrovia auch Postkarten für den internen Verkehr. Briefboten giebt es dagegen nicht, so daß man die mit einem Dampfer einlaufenden Briefschaften und Zeitungen sich auf den Postbureaus (office) selbst abholen muß. Es besteht indeß, und zwar auch behufs Einlieferung von Postsachen seiten des Publicums, die löbliche Einrichtung, daß die Schalter während der ganzen Zeit, wo ein Dampfer im Hafen ankert, auch in den Nachtstunden, geöffnet bleiben. Unter dem Postbeamten-Personal traf ich in Monrovia, nebenbei bemerkt, auch eine schwarze Dame und zwar in der hohen Eigenschaft als Postmeisterin. Nach Orten, wo keine Schiffe anlegen, ist die Besorgung freilich sehr unregelmäßig, da sich dieselbe in diesem Falle auf zufällige Gelegenheiten und Gefälligkeiten angewiesen sieht.

Die politische Verbindung mit der Außenwelt wird durch Consulate vermittelt, wie solche Deutschland, Dänemark und Belgien — letzteres verwendet dabei schwarze Beamte —, Holland und die Vereinigten Staaten in Monrovia unterhalten. Der Vertreter der letzteren führt den Titel eines Ministerresidenten und Generalconsuls.

2. Die Eingeborenen.

Die Ureingesessenen Liberias stellen im Allgemeinen einen gesunden und kräftigen Menschenschlag dar. Was die Statur anlangt, so sind sie mehr kurz und untersetzt, als lang, obwol ausnahmsweise auch hochaufgeschossene Figuren vorkommen, namentlich unter den Mandingos auf den Hochlanden. Durchweg aber haben sie auffallend magere Hände und Finger, die wie krankhaft gekrümmt aussehen. Im Bezug auf Schädelbildung herrscht das Langköpfige (Dolichocephale) vor, indeß mit nur wenig bemerklich werdender schiefer Zahnstellung (Prognatis). Auch die Backenknochen treten nicht besonders stark hervor, obwol der Kopf oberhalb und unterhalb bedeutend schmäler wird, so daß dieselben die Breitenaxe des Ovals bilden, welches das Gesicht darstellt. Das letztere erscheint übrigens beim Lachen nur selten zu einem eigentlichen Grinsen verzogen. Die Nase ist allerdings etwas breit angelegt und die Nasenflügel stehen weit ab, trotzdem muß dieselbe doch entschieden viel weniger häßlich heißen als bei anderen Negervölkern, zumal die Nasenspitze seltener nach oben, sondern im Gegentheil oft nach unten gerichtet ist, dergestalt, daß man fast von Habichtsnasen reden könnte. Ebenso sind die Lippen nicht übermäßig dick und aufgewulstet, sondern in manchen Fällen geradezu dünn. Sehr schön erscheinen die glänzend weißen Zähne, denen man überdies durch fleißiges Ausspülen des Mundes, sowie häufiges Putzen mittels kleiner Stückchen weichen Holzes auch Pflege angedeihen läßt. Aehnliches beobachtet man, beiläufig bemerkt, auch bei andern schwarzen Stämmen. Ich sah z. B. die Bakwiri im Camerun-Gebirge sich gern die Zähne poliren. Eine Verunstaltung des Gebisses, wie das anderwärts beliebte Spitzfeilen oder gar Ausbrechen der Schneidezähne, kommt auf Liberia-Boden nicht vor. Eine unverkennbare Zierde sind dann auch die von langen Wimpern beschatteten großen, schwarzbraunen, leuchtenden Augen. Mit Recht macht Büttikofer endlich noch auf den weitverbreiteten Irrthum aufmerksam, als ob unter den Negern eine besonders auffällige Gleichartigkeit der Gesichtszüge zum Vorschein käme und die Ausprägung der Individualität fehle. Dies scheint nur für den ersten Anblick so. Hat sich das Auge erst längere Zeit an die neuen Erscheinungen gewöhnt, so treten die specifischen Merkmale der einzelnen Personen fast ebenso bestimmt und scharf hervor, wie bei uns, wo dieselben durch ein gesteigertes Geistesleben ja allerdings noch mehr ausgeprägt sein müssen. In gleicher Weise wird man bei längerer Beobachtung unter jenen Negern neben allerdings zahlreichen häßlichen sogar vereinzelte wirklich schöne Menschen zu entdecken vermögen.

Sehr interessante Resultate ergeben die Beobachtungen über die Hautfarbe. Während diese letztere nämlich bei den aus allen möglichen afrikanischen Negerrassen zusammengewürfelten amerikanischen Einwanderern, die sich zudem unter einander wiederum vielfach vermengt haben, in den verschiedensten Nuancen und zwar selbst bis zur Ebenholzschwärze herab auftritt, findet man bei den Eingeborenen des Landes nur ein theils helleres, theils gesättigteres, niemals indeß sehr dunkles Braun. Indeß giebt es auch hier, wie bei allen Schwarzen, partielle Abweichungen. So ist die innere Hand und die Sohle der Füße u. dergl. immer sehr hell, während die Gelenke, z. B. an den Ellbogen, den Knöcheln, den Knien u. s. f., durchweg dunkler gefärbt erscheinen als die übrigen Körpertheile.

Was die neuerdings viel ventilirte Frage nach der Farbe der Neugeborenen anlangt, so kommen dieselben auch nach Büttikofer's

Beobachtungen weiß oder richtiger röthlich-weiß zur Welt, indeß werden sie meist schon nach einigen Tagen dunkler und zeigen wenige Wochen später das normale Colorit. Einzelne von den Kleinen behalten allerdings die angeborene helle Farbe und werden Albinos. Die Haut derselben bekommt aber oft statt des röthlich-weißen einen mehr gelblich-weißen Ton. Das Haar zeigt dieselbe Färbung, ist aber weniger dicht und grob als das normaler Neger. Die Iris des Auges schimmert röthlich, die Pupille dunkelroth. Der Körperbau ist schwach und zart. Der holländische Reisende sah niemals einen ausgewachsenen Albino, so daß er zu dem Glauben neigt, daß dieselben überhaupt nicht alt werden. Es war dies jedoch entschieden nur Zufall, da ich für meine Person mehrmals in Liberia, so z. B. in Sinoe, ältere Albinos antraf. Sonderbar ist es, daß die Missionsschulen des Landes mit Vorliebe gerade jene sogenannten „Mondschein-Kinder" (moonlight-children) aufnehmen sowie daß dieselben von ihren dunklen Mitschülern keineswegs verachtet werden. Häufig beobachtete Büttikofer partiellen Albinismus, d. h. mehr oder weniger große weiße Flecken auf den Händen, den Füßen, den Vorderarmen, den Schienbeinen, ja selbst im Gesicht und an dem Hals.

Bemerkenswerth ist ein ganz eigenartiger, gewiß äußerst seltener Fall von Elephantiasis (E. Arabum), jener in den Tropen so häufigen Hautkrankheit, den Büttikofer an einem noch jungen kräftigen Mann ziemlich weit im Innern wahrnahm. Die Hautverdickung (Pachydermie) trat hier nicht, wie ich es in Camerun ausnahmslos wahrnahm, an den unteren Extremitäten, sondern am Rumpf in der Weise auf, daß der Kranke wie von einem pechschwarzen, etwa fingerdicken, baumrindenartigen Küraß, der Arme und Hals frei ließ, umgeben schien.

Im normalen Zustande ist die Haut der Eingeborenen sehr weich und fast sammtartig anzufühlen, obschon sie, genauer besehen, wie voll kleiner Ritzen erscheint. Desgleichen ist sie viel dicker und schwammähnlicher als die unsrige, also, wie der Reisende treffend bemerkt, für die tropische Hitze ebenso eingerichtet wie die früher erwähnten glänzenden, dicken, lederartigen Blätter der dortigen Bäume. Endlich behauptet unser Gewährsmann auch, daß sie eine stark nach Butter riechende Fettigkeit absondere, welche den bekannten unangenehmen Negergeruch verbreite. Man weiß, daß gerade dies von vielen Autoritäten bestritten und jener Geruch nur als der gewöhnliche Schweißgeruch erklärt wird, der natürlich infolge der stärkeren Schweißdrüsen-Entwicklung und -Absonderung der schwarzen Rasse auch bedeutend intensiver auftritt als bei den Weißen. Nach meinen Erfahrungen möchte ich mich der letzteren Ansicht anschließen.

Sehr verbreitet ist die Sitte, das Aussehen der Haut künstlich zu heben. Namentlich geschieht dies mit dem Rücken, auf welchem, gewöhnlich gelegentlich der zur Feier der erreichten Mannbarkeit veranstalteten Festlichkeiten, mittels einer Nadel symmetrische, nach den Rippen verlaufende Reihen von Stichen angebracht werden, welche durch Einreibung eines ätzenden Saftes zu kleinen Wärzchen vernarben dergestalt, daß das Ganze das Aussehen von Perlenschnüren gewinnt. Mitunter wird auch Indigo oder Kohle in die Wunden eingerieben, und es ist nur ein neuer Beweis für die relativ helle Naturfarbe der Haut jener Neger, daß jene künstliche schwarze Färbung sich deutlich abhebt. Häufig bemalt man auch den Körper und besonders das Gesicht mit weißem oder gelbem Thon, was den Vortheil hat, daß dadurch der erwähnte specifische Geruch absorbirt wird. Büttikofer glaubt, daß die Bemalung mitunter wol sogar zu eben diesem Zwecke unternommen wird. Dieselbe ist übrigens nicht immer eine totale, sondern oft nur eine theilweise. Beispielsweise ziert man gern Arme und Beine mit weißen Ringen, so daß der Betreffende das Aussehen eines Zebras erhält. Besonders künstlerisch oder medicinisch angelegte Naturen lieben es auch, sich ihr ganzes Skelett aufzumalen, so daß jeder Knochen zur Darstellung gelangt. Den besten Geschmack legen bei dieser ganzen Sache die Repräsentantinnen des schönen Geschlechts an den Tag, nicht nur, indem sie bessere Farben wählen, nämlich gewöhnlich rothen Thon, gelben Ocker und blauen Indigo, sondern indem auch ihre Zeichnungen meist schön geschwungene Linien darstellen. Endlich liebt man es auch vielfach, die Haut mit einem parfümirten Palmöl einzureiben, um sie geschmeidig zu erhalten.

Auch das „Wollhaar", das nebenbei in Wirklichkeit weniger gelockt als so zu sagen spiralförmig gewunden ist, wodurch es allein das wollige Ansehen erhält, außerdem auch nicht gleichmäßig über den Kopf vertheilt erscheint, sondern in kleinen, durch Intervalle geschiedenen Bündeln auftritt, und im Alter sammt den wenigen Barthaaren ebenso erbleicht, wie das unsrige, erfährt vielfach eine künstlerische Behandlung. Es wird rings um den Kopf zu kleinen Franzen zusammengeflochten oder man ordnet es zu großen, hornartig vom Schädel abstehenden Büscheln. Hie und da, namentlich bei dem Stamm der Golahs, pflegen sich die Männer den Kopf ganz kahl zu scheeren oder aber nur derartig auszuschneiden, daß die seltsamsten Figuren, Ringe, Halbmonde, Dreiecke u. s. w., entstehen. Das weibliche Geschlecht benützt für seine Frisur auch falsches Haar, das mit dem echten auf dem Scheitel zu einem meist mit einem Amulet oder einer silbernen Spange gezierten hohen, mit Fett und Oel durchtränkten Aufsatz zusammengeflochten wird. Bei dieser Arbeit helfen sich die schwarzen Frauen gegenseitig, indem sich eine zwischen die Kniee der anderen setzt. Eine derartige Sitzung, die meist vor den Thüren der Hütten stattfindet, nimmt immer mindestens 3 Stunden in Anspruch und bietet mit der oft ein Dutzend und mehr betragenden Schaar von harmlos plaudernden und lachenden dunkelhäutigen Weibern ein originelles Bild.

In Hinsicht auf die Kleidung ist zu bemerken, daß die Kinder bis zum zehnten Jahre gewöhnlich ganz nackt gehen oder höchstens etwa vom sechsten Lebensjahre ab eine Schnur um die Lenden tragen, von der vorn ein kleiner Lappen herabhängt, welcher bei Mädchen nicht selten mit Perlen besetzt ist. Größere Mädchen, namentlich beim Vey-Stamme, haben häufig eine dicke Perlenschnur um die Lenden, an welcher vorn und hinten ein zwischen den Beinen durchgezogener, etwa handbreiter und mit Quasten besetzter Stoffstreifen befestigt ist. Bei den Erwachsenen, insonderheit den Männern, sieht man in der Regel nur einen auf verschiedene Art angebrachten Lendenschurz, gebildet von dem unvermeidlichen, von den Factoreien pro Stück für 1 Mark gelieferten Taschentuch („handkerchief"). Lediglich bei Festlichkeiten oder wenn sie ausgehen tragen die Männer der besseren Stände ein langes, ärmelloses Hemd aus einheimischem oder importirtem, meist blau und weiß gemustertem Stoffe, das vorn auf der Brust eine weite Tasche hat, oder sie werfen auch nur ein großes Stück inländisches Zeug in geschmackvollen Falten um den Körper in der Weise, daß der rechte Arm frei bleibt. Auch bei den Frauen reicht in ähnlichen Fällen der Schurz von den Knieen bis unter die Arme herauf. Bei einzelnen Individuen aus dem männlichen Geschlecht, die schon etwas mehr mit der Cultur in Berührung gekommen sind, findet man sogar eine Art allerdings sehr kurze, an Schwimmhosen erinnernde Beinkleider.

Die Füße bleiben in der Regel völlig unbekleidet. Nur die Mandingos pflegen sich, jedoch nur einzig und allein in ihrer Heimath und auch da nur mehr aus Luxus, zierlich geschnittener Holzsandalen mit sehr hohen Hacken zu bedienen, welche mit Riemen an den Füßen befestigt werden. Auch der Kopf wird meist unbedeckt gelassen. Seltener benützt man eine Mütze aus einheimischem Stoff oder die in den Factoreien geführten rothen oder schwarzen Zipfelmützen. Auch Hüte, die man aus Gras flicht, kommen vor, während die Weiber sich nicht selten aus einem Taschentuch einen kleidsamen Turban schlingen. (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. **Aus den Briefen Leopold von Ranke's an seinen Verleger.** Als Handschrift gedruckt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1886. — Hr. Carl Geibel bietet uns hier ein ähnlich interessantes Werk über Ranke, wie es die Firma Cotta vor zehn Jahren über Schiller durch W. Vollmer hat ausführen lassen. Es ist mit großer bibliographischer Sorgfalt hergestellt, unterscheidet z. B. die Briefe nach gewissen Aeußerlichkeiten in sechs Arten, bietet aber auch im Inhalte des Interessanten genug. Vom Anfange des Jahres 1867 begleiten wir hier die Beziehungen zwischen unserem großen Historiker und seiner Verlagsfirma bis zu dem allerletzten Briefe, den er überhaupt in seinem Leben geschrieben hat. Auf beide Parteien fällt dabei ein sehr liebenswürdiges Licht; der freundschaftliche Antheil, den die eine an dem Wohle der andern nimmt, erhebt diese Schreiben trotz des Vorwiegens buchhändlerischer Mittheilungen über den Ton von Geschäftsbriefen. Dabei bekommt der Leser einen interessanten Einblick in die Ranke'sche Arbeitsmethode und in den Antheil, welcher jüngeren und älteren Gelehrten bei dem Abschlusse seiner Werke gehört; endlich fällt manches Urtheil über andere Geschichtschreiber, nach deren Bedeutung und Werth die Verlagshandlung sich bei ihm erkundigte, wenn ihr Werke angeboten wurden. Hie und da finden sich Kritiken Ranke'scher Bücher berührt. So heißt es von einer solchen Julian Schmidt's über die

Päpste 1875, sie enthalte vieles Verkehrte, während Schmoller's Urtheil über die Denkwürdigkeiten Hardenberg's 1879 ihm Dank abnöthigte. Unerwartet wird den meisten die Bemerkung Ranke's über beschränkte und von Eifersucht eingegebene Recensionen in dem Schreiben vom 21. März 1879 kommen. Es soll sich dies offenbar nur auf eine Duncker'sche vorhergegangene Kritik beziehen; im Allgemeinen konnte er sich wirklich darüber nicht beklagen. Die einzige Einzelheit, welche wir über das persönliche Verhältniß beider Theile nicht gern unterdrücken möchten, sei die für den Verleger so anerkennende Bemerkung in einem Briefe vom 22. December 1881: „Auch mir hat die Verbindung mit Ihnen bisher nur Segen und Gedeihen gebracht; auch ich also bin Ihnen Dank schuldig.“

M.-Fr. Das Leben Thomas Carlyle's. Aus dem Englischen von J. A. Froude. Uebersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes, 1887. VI, 370 Seiten und XII, 408 Seiten. 12 M. — Referent erinnert sich nicht in den letzten Jahren ein Buch gelesen zu haben, das ihn so gefesselt, so ergriffen hätte als dieses; er kann es jedem ernster Denkenden nicht warm genug empfehlen, gerade wie er sich selbst auf die zweite Lectüre desselben freut. Der größte Geschichtschreiber Englands in unserem Jahrhundert, einer der edelsten, selbstlosesten Menschen, die je gelebt, voll von Idealen und voll von dem Wunsche, die Menschen einmal wieder zur Verwirklichung der Idee zu bringen, daß die Welt in der That und in Wahrheit von einem gerechten Gott regiert werde, dabei unermüdet an seiner eigenen inneren Reinigung arbeitend — dieser Mann und sein Leben ist der Gegenstand. Ein langjähriger Freund desselben, selbst ein bedeutender Geschichtschreiber, der schon acht Jahre vor dessen Tode von ihm selbst zu seinem Biographen bestimmt und zu diesem Behufe mit einer großen Masse von Manuscripten und Briefen ausgestattet wird — das ist der Schreiber. Und ein sehr geschickter Uebersetzer und genauer Kenner des Schriftstellers Carlyle, der schon früher gerade desselben großen Engländers erstes Werk übertragen hat, ist der Bearbeiter, welcher mit geschickter Hand aus dem vierbändigen Originale ein deutsches Werk in zwei Bänden herausgeschält und mit Anmerkungen versehen hat, so daß dieses nun unserer Literatur zur Zierde gereicht. Nirgend merkt man die Uebersetzung; selbständig hinzugefügt sind zwei Beilagen, die nach autoritativer Quelle über unserer Kaiserin Zusammenkunft mit Carlyle berichten und den Briefwechsel Bismarck's mit demselben wiedergeben. Das angehängte Verzeichniß der in dem Werke genannten Schriftsteller entschädigt allerdings nur wenig für das fehlende Register oder ein sonstiges Mittel, den reichen Inhalt gewissermaßen aus der Vogelperspective zu überschauen. Unmöglich erscheint es, in Kürze von dem hier ausgebreiteten Stoffe ein genügendes Bild zu entwerfen; die Grundzüge des eigenartigen Lebensganges Carlyle's sind ja auch schon bekannt genug, selbst bei uns, sogar die ehrwürdige Mutter und die unübertreffliche Gattin sind uns keine fremden Gestalten mehr. Aber es kann nicht genug hervorgehoben werden, wie die genauere Betrachtung solcher Menschen jeden Andern, der für die unvergänglichen Ideen der Menschheit ein warmes Herz hat, erquickt und erhebt. Bis tief in den zweiten Band hinein (S. 303) ist das Werk nur nach Carlyle's Briefen, Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten gearbeitet, von da an wird mehr und mehr Froude selbst die Hauptquelle. Am wohlthuendsten ist neben dem Haupteindruck, daß hier ein ganzer Mann vor uns steht, für deutsche Leser der Umstand, daß dieser selbe wie kein Anderer für die Verbreitung des deutschen Gedankens, deutscher Forschung und deutscher Geschichte in England gearbeitet hat. Darum haben seine darauf bezüglichen Urtheile ein so hervorragendes Interesse, z. B. über Schiller (I, 59—61, 82), Goethe (von 61 an, 172; II, 100), über Herder (I, 153), Luther (217 f.), Tieck's Accorambona (II, 136). Man vergleiche dagegen, was er von George Sand (II, 94) sagt und wie er aus Paris flüchtet (II, 231), weil ihm Prosper Merimée gesagt hat, daß er „Goethe nur für einen mittelmäßigen französischen Lehrling halte“. Die Beschreibung der zwei Rundreisen in Deutschland, welche Carlyle seines Buches über Friedrich den Großen wegen für nöthig hielt, ist im höchsten Grade charakteristisch (I, 287 f. und II, 236 f.). Sächsische Leser sind da aufmerksam zu machen auf die Briefe aus Weimar (II, 244 und 247) und die folgenden aus Niederrathen, Teplitz, Berlin und Dresden. Von dem Reichthume des Inhalts soll es nur zeugen, wenn ich die beiden Briefe Mazzini's (II, 164 f.), den Brief Peel's (II, 161) und den von Disraeli (II, 379), die sehr scharfen Urtheile über Gladstone (z. B. II, 347, 377), über Englands Mißwirthschaft in Irland (II, 193 und öfter), über die Kunst im Allgemeinen (II, 102 f.), auch über Emerson (II, 97 und öfter) heraushebe. Froude's Verdienst andererseits wird jeder anerkennen, der die Charakteristik Carlyle's selbst liest (I, 118 f., II, 99, 303 bis 312, 387 f.); dessen Schreibweise wird trefflich analysirt II, 41. Höchst werthvoll finde ich endlich die Behandlung der Hauptwerke des Geschichtschreibers, seiner französischen Revolution (II, 41—46, 51 f.), seines Cromwell (II, 156 f.) und Friedrich's des Großen (II, 232, 279 f.). Man verzeihe die vielen Zahlen; sie werden Jedem, der über das Werk einen Gesammtüberblick haben will, bei dem Fehlen eines jeden Orientirungsmittels von Nutzen sein; fehlt doch sogar eine Inhaltsübersicht! Selbst lesen aber möge, das ist der dringende Wunsch, mit dem ich schließe, ein Jeder dieses herzerquickende Buch. Der wärmste Verehrer Goethe's im Auslande, dem dieser so viele Beweise von Hochachtung übersendete, auch seine „kleine brave Frau“, deren Bild in den hellsten Farben leuchtet, und die ganze schottische Bauernfamilie, aus der dieses Licht Großbritanniens hervorging, verdienen es wahrlich.

— Collection Verne, Serie III. (Band 21—30). Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Man kann Verne's Reisebeschreibungen in drei große Gruppen theilen. Die erste Gruppe umfaßt die Reisen, welche in der geschilderten Weise niemals ausgeführt werden könnten, die zweite solche Reisen, die so, wie erzählt, immerhin statthaben könnten, und die dritte die Darstellungen historischer Reisen. Die Erzählungen der Gruppen 1 und 2 sind sämmtlich nach derselben Methode gearbeitet, welche in dem Artikel „Zur Charakteristik von Jules Verne“ in Nr. 61 der Wiss. Beil. dss. Js. gekennzeichnet wurde; die Werke der Gruppe 3 bringen bekannte Thatsachen in anschaulicher, lebhafter, populärer Schilderung. Auch diese Schriften haben ihren, allerdings engeren Leserkreis gefunden. In der vorliegenden Serie sind alle drei Gruppen von Reisebeschreibungen vertreten. — Zu Gruppe 1 ist zu rechnen „Reise durch die Sonnenwelt“ (Bd. 25 und 26). In einer Neujahrsnacht streift ein Komet, die Gallia, die Erde und entreißt dieser einen großen Theil des Mittelländischen Meeres nebst mehreren Küstenpunkten und einer der Balearen. Dabei sind Pflanzen, Thiere und Menschen mit auf die Gallia gerathen. Sie alle können dort leben, denn die Gallia hat auch einen Theil der Erdatmosphäre mit sich fortgerissen. Genau nach zwei Jahren, fast zur selben Minute und an derselben Stelle, trifft die Gallia wieder mit der Erde zusammen. Die unfreiwilligen Bewohner der Gallia haben früh genug durch Rechnung die Zeit des Zusammenstoßes gefunden und rechtzeitig einen Luftballon angefertigt, in welchem sie im Momente des Zusammenstoßes wohlbehalten zur Erde gelangen. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß jener Komet, sein zweimaliges Zusammenprallen mit der Erde und alles Andere nur erfunden ist. Die Erzählung bietet Verne reichlich Gelegenheit, astronomische Belehrung zu ertheilen. — Der Gruppe 2 gehören an: „Der Chancellor. Tagebuch des Passagiers J. R. Kazallon“ (Bd. 21), „Der Courier des Czaar (Michael Strogoff)“ (Bd. 22 und 23), „Ein Capitän von funfzehn Jahren“ (Bd. 27 und 28) und „Ein Drama in Mexico“ (Anhang zu Bd. 23). Zwei dieser Erzählungen seien hervorgehoben. Zunächst „Ein Capitän von funfzehn Jahren“. Auf der Fahrt von Auckland nach Valparaiso finden der Capitän und fünf Matrosen eines Walfischfahrers bei der Jagd nach einem Walfische den Tod. Jetzt befinden sich auf dem Schiffe außer der Gattin des Rheeders, deren Kind und Dienerin nur noch ein fünfzehnjähriger Leichtmatrose, der Schiffskoch und fünf erst kurz vorher von einem Wracke errettete freie Neger. Jener Leichtmatrose wird zum Capitän gewählt. Er versucht, allein auf Compaß und Log (Vorrichtung zum Messen der Fahrtgeschwindigkeit des Schiffes) angewiesen, das Schiff nach der Küste von Südamerika zu führen. Der Schiffskoch bewirkt durch ein unter das Compaßgehäuse verstecktes Stück Eisen, welches die Magnetnadel ablenkt, daß der Leichtmatrose falsche Richtung einschlägt und das Schiff nach der Küste von Angola in Afrika steuert. Dort liefert der Schiffskoch, ein ehemaliger Sklavenjäger, Alle in die Hände eines Sklavenhändlers. Sie werden ins Innere geschleppt; nach unendlichen Mühsalen, unter großen Gefahren erlangen sie endlich die Freiheit wieder und erreichen ihr Vaterland. Im Großen und Ganzen hält sich die Handlung innerhalb der Grenzen der Möglichkeit und nur vereinzelt werden diese überschritten. Land und Leute jenes afrikanischen Gebietes werden eingehend geschildert, der Sklavenhandel mit seinen Greueln findet zum Theil ergreifende Darstellung. — Einen besonderen Platz nicht nur in dieser Gruppe, sondern unter allen Reisebeschreibungen Verne's nimmt „Der Courier des Czaar (Michael Strogoff)“ ein, insofern als diese Erzählung von Anfang an bestimmt war, dramatisirt zu werden. Ein ehemaliger russischer

Officier, Organeff, hat die Tartaren zu einem Einfalle in Sibirien aufgereizt. Michael Strogoff erhält den Befehl, dem in Irkutsk commandirenden Bruder des Czaaren einen Brief zu überbringen; die strengste Geheimhaltung seiner Mission wird ihm zur Pflicht gemacht. Von Nischni Nowgorod an begleitet ihn ein junges Mädchen, Nadia Fedor. Nadia, die zu ihrem nach Irkutsk verbannten Vater reist, gilt unterwegs als Michael's Schwester. Organeff hat Kunde von Michael's Sendung erhalten. Er nimmt die in Omsk lebende Mutter Michael's gefangen; auch Michael fällt unerkannt mit vielen Anderen kurz darauf in seine Hände. Organeff verlangt, daß Michael's Mutter ihm den Sohn zeige; sie thut es nicht. Da läßt Organeff die Gefangenen einen Kreis bilden und befiehlt, die Mutter Michael's zu peitschen. Wie Organeff erwartet hat, springt Michael, ehe noch der erste Schlag die Mutter trifft, dazwischen und verräth sich so selbst. Mit einem glühend gemachten Säbel werden ihm die Augen geblendet. Organeff nimmt den Brief des Czaaren, eilt damit nach Irkutsk und giebt sich dort für den Courier aus. Eben will er Irkutsk den Tartaren überliefern, da erscheint Michael und entlarvt ihn. Michael war, geführt von Nadia, Organeff mit Aufbietung aller seiner Kräfte, jeglicher Gefahr trotzend, nachgeeilt. Zum Schlusse stellt sich auch heraus, daß Michael seines Augenlichtes nicht verlustig gegangen ist. Als der glühende Säbel vor seinen Augen vorbeigeführt wurde, waren diese so mit Thränen ob des Anblicks seiner Mutter erfüllt, daß keine Blendung, sondern nur eine Entzündung der Augen eintreten konnte. Das Buch ist reich an dramatisch wirksamen Scenen und giebt lebendige Schilderungen von Land und Leuten im europäischen und asiatischen Rußland. — Vertreter der dritten Gruppe ist „Die Entdeckung der Erde" (Bd. 29 und 30). Nachdem Verne die Reisen beschrieben hat, welche von 505 v. Chr. bis 1254 n. Chr. ausgeführt worden sind, schildert er die Fahrten Marco Polo's und Ibn Batuta's, die Schicksale Johann von Bethencourt's, Christoph Columbus und seine vier Reisen, die Eroberung Indiens und der Gewürzländer, das Treiben der Conquistadoren in Mittelamerika, die erste Reise um die Erde (Magellan), die bis Anfang des 17. Jahrh. unternommenen Polarexpeditionen und die Aufsuchung der Nordwestpassage, die von Drake, Cavendish, De Noort und Walter Raleigh unternommenen Reisen, die Reisen von Missionaren und Kaufleuten, die Fahrten Dampier's, die Thätigkeit von Hudson, Baffin, Champlain, La Sale u. s. w. u. s. w. Das Buch geht nicht weiter als bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Georg Lehnert.

— Geschichte der römischen Dichtung. Von Otto Ribbeck. I. Dichtung der Republik. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1887. 7 M. — Eine Geschichte der römischen Dichtung, die, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, sich nicht nur an den engern Kreis der Gelehrten, sondern an ein größeres Publicum wendet, fehlte bisher in der deutschen Literatur und dieser Mangel ist vielfach schmerzlich empfunden worden. Die bisherigen zusammenfassenden Darstellungen in den römischen Literaturgeschichten haben mit Heranziehung des ganzen Gelehrtenapparates die Poesie in das große Gebiet der literarischen Schöpfungen des Römervolkes eingeordnet und jene bei einer systematischen und, wie nicht anders zu erwarten ist, trockenen Behandlungsweise als den Theil eines großen Entwickelungsganges aufgefaßt. Es war eine der schwierigsten Aufgaben, die an einen classischen Philologen herantreten konnte, das umfangreiche Gebiet der römischen Dichtung unter einem einheitlichen Gesichtspunkte und in einer lebendigen Schilderung zusammenzufassen, die nicht nur von dem thatsächlich Gegebenen und Bekannten ausgeht, sondern dies als den Ausfluß der Culturentwickelung betrachtet. Die Schwierigkeiten sind um so größer, als namentlich für die Dichtung der republicanischen Zeit die Quellen äußerst spärlich theilweise fließen, da „streckenweise ja nichts als ein weites Trümmerfeld, übersäet mit Bruchstücken, Splittern und Brocken, vor uns liegt, die in ihrer Verwüstung oft kaum erkennbar und verständlich sind". Und doch ist es wieder eine der lohnendsten und wichtigsten Aufgaben, das, was in Trümmern und durch ein Spiel des Zufalls uns erhalten ist, zu sammeln und hieraus auf den ursprünglichen Zustand der verloren gegangenen Dichtungen zu schließen. Lernen wir doch aus jenen Ueberbleibseln einer großen Entwickelung die eigenartigsten Schöpfungen des römischen Volksgeistes kennen, mit Allem, was ihn bewegt und belebt hat. Eine derartige Aufgabe, welche dem Kritiker und Geschichtschreiber die schwierigsten Probleme und Anforderungen stellt, zu lösen, war Niemand mehr berufen als Otto Ribbeck, und es war längst kein Geheimniß mehr, daß von ihm die ersehnte Darstellung der Geschichte der römischen Poesie zu erwarten war. Liegt doch von Anfang seiner umfangreichen und, wie er selbst mit Stolz behaupten darf, erfolgreichen literarischen Thätigkeit an der Schwerpunkt seines Schaffens auf dem Gebiete der römischen Poesie, auf dem die philologische Wissenschaft ihm eine Reihe der hervorragendsten Arbeiten, namentlich für das republicanische Zeitalter verdankt. Eine Sammlung und kritische Bearbeitung der Fragmente der römischen Tragiker und Komiker gehört zu seinen Jugendarbeiten; im Anschluß an die ersteren hat er dann später eine umfassende Geschichte der römischen Tragödie im Zeitalter der Republik verfaßt, wo sein klarer Blick und seine divinatorische Begabung, aus den Bruchstücken ein anschauliches Bild zu schaffen, am meisten Bewunderung verdienen. Nicht minder hat er als Schüler Ritschl's seine Aufmerksamkeit der plautinischen Komödie zugewendet und, um von einer Reihe von Ausgaben römischer Dichter und Sonderuntersuchungen zu schweigen, in der Herausgabe der Virgil'schen Dichtungen mit ihren classischen Prolegomenis die wichtigste Grundlage für das Studium des gefeierten Dichters geliefert. So stellt sich denn der soeben erschienene erste Band seiner „Geschichte der römischen Dichtung" als das Ergebniß jahrelanger, mühsamer Arbeit dar, die, weil sie in fast allen ihren Theilen umfassende Vorarbeiten aus seiner Hand zur Voraussetzung hat, in ihrem originellen Gepräge doppelt fesselnd ist. Wir wiesen bereits darauf hin, daß Ribbeck's Buch sich an ein größeres Publicum wendet, das nicht mitten in philologischen Studien steht: infolge dessen ist auch der ganze wissenschaftliche Apparat, der den Fluß der Schilderung nur gestört hätte, vorläufig vermieden. Die glanzvolle und lebendige Darstellung beginnt mit der Schöpfung der römischen Poesie, mit der Geschichte der bei verschiedenen Anlässen gesungenen ernsten und komisch-lustigen Weisen, leitet dann zu den ersten großen Vertretern der national-römischen Dichtung über, behandelt ferner das Drama, wobei die beiden großen Komiker Plautus und Terenz ausführlich behandelt sind, endlich die Satire, das Lehrgedicht (Lucrez) und schließt mit Catull und seiner Schule, ein Capitel, das deshalb, weil der leidenschaftliche Dichter unserm modernen Gefühlsleben am nächsten steht und seine Lyrik mit ihrer Freude und Liebe und ihrem Haß und Schmerze eine Dichternatur verräth, wie sie unserer Zeit nicht fremd ist, ungetheiltes Interesse beanspruchen kann. Man darf auf die Fortsetzung des Werkes, dessen Erscheinen wir mit größter Freude begrüßt haben, um so mehr gespannt sein, als im nächsten Bande die großen Dichter des augusteischen Zeitalters Behandlung finden werden, deren Werke uns am meisten in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Rom, 29. Juli 1887. Dr. Julius Vogel.

△ Antisemiten-Katechismus. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materiales zum Verständiß der Judenfrage. Von Thomas Frey. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, Theodor Fritsch 1887. — Die Aufgabe, in gedrängter Form die wichtigsten Aufzeichnungen, Aussprüche von Zeitgenossen und verstorbenen Schriftstellern über die Judenfrage, Auszüge aus rabbinischen und arabischen Werken, kurze Antworten auf die die Ziele der antisemitischen Bewegung und deren äußere und innere Veranlassung betreffenden Fragen, statistische Notizen über die Ausbreitung des jüdischen Elementes im Allgemeinen und in besonderen Berufskreisen zusammenzustellen und zu einem wirksamen Agitationsmittel für die antijüdische Propaganda zu gestalten, ist in dem vorliegenden Katechismus mit großem Geschicke gelöst worden. Man braucht nur die beigebrachten Auszüge aus dem Talmud, dem bekannten Religions-Buche der Juden, welches aus den Aufzeichnungen der Rabbiner in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entstanden ist, in das Auge zu fassen: dieselben sind so geschickt gruppirt, daß ein gewisser Beweis für die Behauptung des Verfassers, daß das Bewußtsein einer sittlichen Weltordnung bei den Juden auch nicht spurweise vorhanden, bei denselben vielmehr Alles dem in ihnen mächtigsten Triebe, dem Egoismus untergeordnet sei, von dem Leser allerdings als erbracht angesehen werden muß. Interessant ist die beigefügte Juden-Statistik, die sich u. A. auch auf die Gesammtzahl der Professoren und Docenten an deutschen Universitäten und die Zahl der Juden unter denselben, auf die Aufzählung der Juden in der Literatur und Journalistik, Musik, an der Bühne, in der Justiz, in höheren Verwaltungsämtern, in der Medicin, im Schulwesen, im Baufach und in der Technik erstreckt. Auch die „Judennoth" in den höheren Lehranstalten der deutschen Reichs-Hauptstadt wird durch besondere Tabellen veranschaulicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 71. Mittwoch, den 7. September. 1887.

Zola und sein Naturalismus.*)

Auf das eigene Streben und Wirken, nicht auf die Wunderthaten einer fremden Hilfsmacht, soll der Mensch, der nach Selbstbefreiung und Bürgerglück ringende Mensch der Jetztzeit vor Allem, irdisch bauen. Wenn dies ein gewöhnlicher Naturalismus, wie der gemalte Tiger vor einer Thierbude, wäre, so müßten alle edlen Menschenfreunde der Gegenwart mit ihrem Ideal: das göttlich dem Menschen Gegebene, das göttlich Wahre in ihm erforschen, heißt Gott selbst erforschen, echte Naturalisten sein.

Denn nur mit dem realistischen Sinne von einer sittlichen Gerechtigkeit des Menschen: That und Folge, und einer ewigen, einer großen allgemeinen Weltgerechtigkeit daneben und darüber haben wir unsere Zeit und die Geschichte derselben zu betrachten und zu untersuchen. Indessen das hohe Werk der Natur und doch zugleich das Wesen eines sich selbst überlassenen Wirkens: der Mensch, es lebt mit noch anderen Menschen. Es ist davon seinen Nächsten, als einer Einheit und einem Ganzen, verpflichtet. Jeder Mensch ist der Natur verantwortlich, verantwortlich der Gesellschaft.

Der Mensch helfe heutzutage den Menschen, und die Menschen werden mehr oder weniger dem Menschen helfen.

Erkenne, sieh, fühle deine Grenzen. — Diese wenigen Sätze über die fortlaufende Entwicklung des Begriffes von einem Naturalismus, der meist nur Fortschritt ist, erschienen uns zuerst nöthig, um darzuthun, daß wir Zola gerecht werden möchten. Worte des großen Philosophen Schelling sollen uns dabei vorschweben, begleiten!

„Wollte man sich mit Bewußtsein", sagt Schelling, der zugleich größte, noch unerreichte Aesthetiker der Neuzeit, „der Natur ganz unterordnen und das Vorhandene mit knechtischer Treue wiedergeben, so würde man wohl Larven hervorbringen, aber keine Kunstwerke."

Mit dem Hinscheiden Ludwig's XIV. war in Frankreich eine Thatsache verbunden, die den vollständigen Sieg des Naturalismus hervorrufen mußte. Was die Sinnlichkeit noch gefesselt gehalten hatte, die Frömmelei und höfische Sitte, schwand und unverschleiert durfte die Liederlichkeit sich zeigen. Was jede Fiber der Menschen bewegte, die Genußsucht, lag in der größten Freiheit vor Jedermann, der sich zu den Gebildeten zählte, zur Ausnützung da, sie wurde angefeuert, belobt und belohnt. Es fehlte keineswegs an Einzelnen, die ihr Glück und ihre Befriedigung in dem unendlichen Gut der reinen Idee des Christenthums, in einer Liebe zu der ganzen Menschheit suchten; allein wo sollten, wo konnten diese die allumfassende Menschenliebe, die göttliche Liebe in rein menschlicher Erscheinung unter dem Regenten, unter Ludwig XV. noch auffinden, geschweige recht ausüben? Es entstand darum, was man fortan mit „esprit" bezeichnete.

Die Sache gefiel. Der Geist wurde Mode, indem das Herz, das man sonst hatte, doch ein Etwas an Stelle der inneren Harmonie haben wollte. Es ließ das Herz sich nicht gut gänzlich verleugnen. Man redete doch noch davon. Der Inbegriff dieser neuen Erscheinung, zeitweilig sich Blut zu fühlen von gewöhnlicher Menschen Blut und sich trotzdem zu dünken von einer unerreichbaren Ausnahme, steht in Voltaire leibhaftig, ja selbst nicht ohne eine gewisse Größe und Erhabenheit des menschlich-französischen Egoismus vor uns.

Rousseau's, des Verfassers von „Emil", Stimme blieb dabei für Frankreich wie die Stimme des Predigers in der Wüste; Rousseau's gewaltiger Einfluß hat sich weit mehr auf das Ausland und dessen Bildung erstreckt. Nicht sittlich rein genug im Gemüth, nicht lebendig genug in dem Glauben an das Christus-Ideal, legte Rousseau sein eigenes unmittelbares Landgeistlichen-Ideal an das Wesen der Menschheit, und er ergriff so zwar die Menschen, jedoch keine Menschheit. Schon Bernhardin de Saint-Pierre mit seinem Roman „Paul und Virginie" vermochte die „Heloise" zu verdrängen.

Wir haben es nicht mit der großen politischen Revolution, mehr mit der geistigen Umgestaltung daraus hervor, insbesondere jedoch mit dem französischen Naturalismus im Roman zu thun. Der befreite französische Volksgeist nahm keinen Himmelsflug. Wahrhaft große Dichter, Victor Hugo, Musset, George Sand, dies unsagbare Genie, bekunden das. Lamartine und Andere stiegen auf hohe Berge und wähnten sich zwischen Wolken bereits im Himmel. Dem Hahn, der sich fast zum Aar gemacht hätte, fehlte eins, die großartige Einsamkeit. Wer hätte dort seine Stimme gehört? Seltsam genug, daß eine Frau, eben George Sand, etwas der nur mit Gott geeinigten Menschenseele empfand und suchte. Aber auch ihre Einsamkeit war nur die natürliche der Nacht, und nicht diejenige des Auf- und Niederganges der Tagessonne.

Die Pathen zu Zola's Romanen sind Crébillon, Mirabeau und Diderot, von Zeit zu Zeit sieht sogar der berüchtigte Marquis de Sade dem rücksichtslosen Zola über die Schultern ins Buch; aber der rechte Vater von „Nana"; „Todtschläger"; „Erzählungen von Ninon"; „Leichtfüßige Histörchen"; „Zum Paradies der Damen" &c. &c. ist Rétif de la Brétonne. Wie bei diesem, finden wir ehrliche, treue, häufig geniale französische Sittenschilderung in Zola's Naturalismus. Letzterer ist sehr oft, vielleicht zu oft, empörend, unbarmherzig mit dem feinfühlenden Leser, er ist auch zuweilen moralisch verworfen. Aber ist er denn unberechtigter, als der Naturalismus von Goethe's Philine, Schiller's Lady Milford, weil er nicht so überzuckert dargestellt erscheint? Machen denn die hohen Worte der edlen Charlotte in den „Wahlverwandtschaften" von dem „Schicksal, das sich hartnäckig gewisse Dinge vorzunehmen scheint", keinen Eindruck des herbsten Realismus auf das Wollen und Empfinden des um eine höhere, vollkommenere Idealbildung Bemüheten? Welche gewisse Dinge? — Man denke nur nach. Es sind Worte, wie Goethe sie seine Natalie des „Wilhelm Meister" nicht reden ließ; aber wie sie doch jeder welterfahrene Mensch oft genug spricht, sobald sein Leben nicht gerade größer als die Sprache ist, das Leben sich nicht selbst gerade durch That nur aussprechen kann.

Eingedenk aber müssen wir bei Zola bleiben, daß die Schilderung geschlechtlicher Lust, liebens- und unliebenswürdiger Liederlichkeit in Frankreichs Literatur sehr alt ist. Nur trägt die erschlaffte Gesellschaft von heute, statt der derben Natur des Mittelalters, eine raffinirte Reizung in sich, und an Stelle der einstigen Naivetät ist ein leichtfertiges Genießen, ist vielfach die witzelnde, geschraubte Zote getreten. Auch diese heißt wieder „esprit".

Ferner haben wir bei den Franzosen zu berücksichtigen, wie völlig anders geartet das antike Wesen, das Ideal des Alterthums Wurzel geschlagen hat, als bei uns in Deutschland. Ihnen wurden Griechen und Römer von Boccaccio's Lehrstuhl in Italien bekannt; wir erhielten diese Wissenschaft durch edle Mönche. Dies scheint noch wenig Menschen beigefallen zu sein. Aeußerlichkeit,

*) Der Standpunkt des Herrn Verfassers ist selbstverständlich nicht der unsrige; die Begründung desselben dürfte indeß nicht ohne Interesse sein. Red. d. L. Z.

Endlichkeit, sinnliche Liebe, dies Ideal der alten Culturvölker, fand den fruchtbarsten Boden in Frankreich, während bei uns mehr die geistige Macht: Subjectivität, Unendlichkeit, geistige Liebe, durch den Minnegesang erhalten, fortdauerte, die Grundlage des deutschen Wesens blieb. Nur der prüfende Verstand nahm bei uns die altclassische Bildung in sich auf. Lessing selbst, ein wahrlich antiker Charakter, drückte immer nur das weltbewegende Princip des Christenthums, das neue Leben der heiligen Liebe aus. Wenn er über den großen Corneille oder Voltaire's „Merope" ironisirt, meint er im Grunde als ehrlicher Deutscher und Pfarrerssohn nichts Anderes, als: Aeußerlichkeit habt ihr Franzosen von den Griechen und Römern; ich jedoch stehe mitten in dem von diesen geahnten Geisterreich, bin dem Ewigen verwandt, habe eine unermeßbare Höhe über mir, eine unendliche Tiefe zu meinen Füßen. All mein Streben geht zu dem Hohen, ich weiß in dem Menschen die Kraft, es zu erreichen. Euch indeß mangelt das Wahre, die innere Wärme des geistigen Lebens.

Auf dem Gebiete des Geistes ist es seit einem Jahrhundert in Frankreich, wie schon angedeutet, nicht anders geworden. Der Hauch von Poesie, der Duft von Schönheit, dann und wann von Zola, als einem mächtigen Geist, ausgestreut, sind noch die silbernen und goldenen Feensamen Corneille's, sie sind nicht die Ausstrahlungen einer sich ihrer Hoheit und Würde freudig bewußten Seele.

An drei der erhabensten Lehrer der Kunst, welchen kein gebildeter deutscher Aesthetiker und berufener Schriftsteller vorüber kann, an Philostratus, Plotinus und Longinus, sehen wir, ungeachtet seiner Griechheit, das moderne Frankreich achselzuckend vorüberschreiten. Es hat sich das gerächt.

Weiß dieser sonst durchaus eigenartige Zola nur Etwas von Plotin's Lehre der Idealität der Kunst, der unmittelbaren Nachbildungen der göttlichen Ideen? Weiß er „von einer über alles Seiende erhabenen, unaufhörlich schaffenden Kraft"? Einer Kraft, die Gegenstand unendlicher Sehnsucht ist? Aber als ein Schriftsteller von Gottes Gnaden fühlt Zola doch Einiges davon und führt es mit französischer Ueberladung, mit manchem Wortschwall und Affectation ins Treffen. Wie müßte Longin's Theorie des Erhabenen bei ihm in jüngeren Jahren gewirkt haben, nachwirken! Dieser geistreiche Philologe mit seinem Satze, daß die Natur allen Urstoff des Großen und Erhabenen, den Stoff zu den Werken des Genies gebe, und kein Unterricht könne das Erhabene einflößen, brächte er damit nicht Wasser auf Zola's Rädermühle! Und vielleicht hätte der in seinen Ausschweifungen und Verirrungen zu weit Fortfliegende dann weiter noch gelesen, daß nur durch die Kunst nöthige Schranken und Schicklichkeiten der Aeußerung des Genies gezogen würden.

Des Genies? Entsetzlich. Ist denn Zola gar ein Genie?

Ganz gewiß. Noch „Madelaine Bérat"; „Die Schuld des Pastors Mouret"; „Germinal"; „Therese Raquin" und ein halbes Dutzend geringerer Jahrgänge müssen es bekräftigen. Zudem hat der aufmerksame Leser sicherlich längst gemerkt, daß wir Zola vorschieben und den französischen Naturalismus eigentlich in dem modernen Führer meinen. Aber auch in jenen Sphären, zu denen man nicht hinaufgehoben wird, sondern hinabfährt, der Hitze wegen den Anstand abstreift, giebt es Genies. Mephisto z. B. fliegt nicht auf einem Adler, — aber fährt auf seinem Mantel, der natürlich nicht einmal gerollt ist. Ja, Goethe verstand sich meisterlich auf seinen tiefdenkenden Sophisten Philostratus.

Philostratus! Dessen „Phantasie, durch den Adel ihrer schöpferischen Kraft, die Erfindung, in ihr Recht eingesetzt", sie fehlt Zola gewiß nicht; allein wie wir oben angemerkt haben, dieser Emil ist doch mehr Franzose als Weltbürger; und Zola's reproductive Einbildungskraft überwuchert sein Genie. Würde er hierin Maß halten können, wie weit anerkennender müßten sogar seine Verdammer — hauptsächlich Leute, die selbst dem Heiligen Geist auf die Finger sehen — die selten mehr als zwei oder drei von Zola's Werken gelesen haben, sich eine lebendige Idee von dem dargestellten selbstverständlichen Naturalismus in Frankreich innerlich bilden, und die vorgeführten Personen und Verhältnisse gleichsam berufenes Leben in sich gewinnen lassen. Sind nun Zola's Romangestalten die Larven, von denen Schelling spricht?

Nein! Es sind vollberechtigte Menschen im französischen National- und Geistesleben; wenn man durchaus will, im Naturalismus. Im französischen, rein normalen Naturalismus, der sehr wenig von dem verbissenen deutschen Naturalismus, der unaufhörlich Mangel an philosophisch-ästhetischer Bildung zu verbergen hat, in sich trägt. Das Geistloseste, worauf der neueste deutsche Naturalismus verfallen konnte, war wohl, Zola als Gründer einer naturalistischen Schule erheben, nachahmen zu wollen. Zu dem nur rohen Naturalisten, der eine Schwimmhose, einen gewöhnlichen Menschen photographirt, fehlen Zola die gewöhnlichen Züge. Er hat zu viel George Sand im Leibe, um nachgeahmt zu werden, um mit deutschen Worten den Prozeß gemacht zu bekommen. Wie so traurig ist selbst Ibsen's Genie an der Nachahmung gescheitert! Er brachte Anchovismenschen mit ungeheuer viel Lorbeerblättern und Specereien auf's Theater. Zola erzählt, sein Wesen gehört nicht auf die Bühne. Von großen Künstlern, von tiefen Denkern hat er den Satz: „Alle menschliche Kunst ist eine Nachahmung der schöpferischen Natur, übernommen. Er mißversteht ihn; aber er copirt nicht äußerlich treu nur den Flaneur und Cancantänzer. Wenn er Alles zu sagen scheint, läßt er immer noch dem Leser zu denken übrig; er wirkt nie langweilig, abstoßend selbst wirkt er anregend.

Ein solcher Schriftsteller, der nur Großes schaffen will, Kleines nach der großen allgemeinen Weltgerechtigkeit schaffen muß, denkt gewiß am wenigsten mit nüchternem Verstande an die zwei Heerlager der Idealisten und Naturalisten, will durchaus nur Naturalist, wie Philine mit der Scheere, sein. Zola als Franzose documentirt gern, ja mit Vorliebe, daß die Wahrheiten des wirklichen Lebens die abbildliche Wahrheit des Dichters überragen, er betont gar zu gern, überall stehe das Elend des Daseins über dem eigentlichen Genuß und Werth des Lebens; jedoch bekundet der Dichter in ihm dabei nicht gänzlich idealistisch, und völlig nach Schelling'schem Sinne, mit allen seinen Romanen — den einen Moment des vollsten Daseins? Den Augenblick einer vollendeten Schönheit: die Rose erblüht?

Freilich kündet Zola nicht deutlich, nicht dichterisch-prophetisch, daß eben dieser Moment des Daseins auch derjenige sei, den das individuelle Dasein, nach seinen Wandlungen, in alle Ewigkeit fortlebt. Zola blickt am liebsten dem Vergehen in der Natur nach, das Werden überläßt er der Ansicht seiner Leser.

Er erscheint dem innersten Wesen nach schwerlich als ein reiner Naturalist. Der Idealismus ist ihm kein Gegensatz, wir meinen, weit eher eine naturnothwendige Bedingung des Lebens, eine etwas lästige. Woher denn sonst seine innige Verschmelzung von Idee und Form?

Noch einmal, Zola denkt französisch durch und durch, als Jemand, der das geistige Leben der übrigen Völker längst im Sacke hat, und sich nur noch wenig darum kümmert. „Was brauchen wir Ihren Kant," sagte ein berühmter Professor, Lehrer des Schreibers dieser Zeilen, „wir haben ja unseren Leibniz!" Und er citirte diesen seitenlang auswendig — unsern Leibniz.

Zola ist von allen Strömungen des geistigen, des öffentlichen Lebens in Frankreich beeinflußt und was er daraus empfängt, das wirkt er als ein bedeutender Mensch nur wieder zurück. Der ganze eigenthümliche Typus der Gegenwart: die Büchner'schen Ansichten über Kraft und Stoff, die geisterbeherrschende Macht der Materie, jedem Pariser in Fleisch und Blut übergegangen — aus der Haut müßten sie mit der deutschen Kost fahren — kann wol einen Dichter, der kein Schiller, in der schönen Form die schöne Seele, ist, dazu bewegen, die naturalistische Behandlungsweise für den Gipfelpunkt der Dichtung anzusehen.

Es giebt gewiß nächstens eine berufene Feder zur Beleuchtung auch des deutschen Naturalismus. Dann soll die nähere Darstellung von Zola's Schaffen für Diejenigen erfolgen, die sich etwa fürchten, diesen zeitgemäßen Autor kennen zu lernen. B. Wichmann.

Die Entwicklung des deutschen Rechts im Mittelalter.

K—d. Bereits früher, gelegentlich einer Besprechung des deutschen bürgerlichen Rechts in der Wiss. Beil. (Nr. 236 v. 11. Oct. 1886) ist auf die Institutionen des deutschen Privatrechts von Dr. Andreas Heusler (im systemat. Handbuche der deutschen Rechtswissenschaft, von Prof. Dr. Binding im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig herausgegeben) hingewiesen worden. Zu dem damals nur berücksichtigten ersten Bande ist inzwischen der zweite Band erschienen, welcher als Abschluß des Werkes das Sachenrecht (Immobiliarsachenrecht, Gewere, Eigenthum, Leibzuchtsrecht, Satzungsrecht, Leihe, Mobiliarrecht), das Obligationenrecht, das Familienrecht

(Eherecht, eheliches Güterrecht, Rechtsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern, Vormundschaft) und das Erbrecht (Erbrecht und Verfügungen auf den Todesfall) bringt.

Die Absicht Heusler's, das Privatrecht des deutschen Mittelalters als einen in sich abgeschlossenen Rechtsorganismus darzustellen und durch genaue Feststellung der Rechtsbegriffe wie durch logische Entwicklung der Rechtssätze die Rechtsidee zu erschöpfen, ist erreicht worden, soweit es bei einem solchen bahnbrechenden Werke möglich ist, welches die Forschungen zu einem der Rechtswissenschaft förderlichen Vorgehen auf neuen Wegen führen will. Deswegen und weil das Werk einen umfassenden Einblick in die Rechtsentwicklung früherer Zeiten, in den damaligen Rechtszustand unsers deutschen Vaterlandes giebt, ist dasselbe dem Rechtsgelehrten gleichwie dem Geschichtsforscher zu dienen im Stande. Die lebendige Darstellung, welche immer mit den Quellen in Fühlung bleibt, und bestimmt gefaßte Gedanken werden jeden Leser zum Nachdenken anregen, selbst wenn derselbe der Meinung Heusler's nicht überall sich anschließen wollte. Die reiche Fülle des im vorliegenden zweiten Bande enthaltenen Wissenswerthen läßt sich nicht wohl in einen kurzen Auszug bringen; mögen daher nachfolgende Bemerkungen nur auf den großen Werth des Buches hinweisen.

Vielen wird gewiß die Darlegung Heusler's von Interesse sein, daß das deutsche eheliche Güterrecht ursprünglich der Gütergemeinschaft nahe gekommen und das Gütertrennungsrecht eine jüngere Bildung ist, während bisher das letztere verbunden mit einem bloßen vormundschaftlichen Verwaltungsrechte des Ehemanns über das Vermögen der Ehefrau (Güterverbindung) als das ältere angenommen wurde. Das Zurückkehren zur Gütergemeinschaft, wenn auch den neuen Verhältnissen angepaßt, wird dann ein Wiederaufleben alter deutscher Rechtsanschauungen mit sich bringen.

Anziehend ist ferner die Ausführung über die Begriffe von Familie und Sippe im alten deutschen Rechte, über ihre Unterschiede und über das ihnen entsprechende Erbrecht. Die Familie war die Hausgenossenschaft und diese beruhte lediglich auf der Unterwerfung aller Hausgenossen unter die Munt des Hausherrn, ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft und ohne die Nothwendigkeit einer solchen; die Sippe war der Verband aller Blutsgenossen. Der Gemeinderschaft der Hausgenossen gehörte das Grundstück, die Hufe; diese fiel beim Ableben des Hausherrn ohne Weiteres an die Söhne als Mitglieder der Gemeinderschaft. Das bewegliche Vermögen war dagegen Eigenthum des Einzelnen und fiel beim Mangel von Abkömmlingen an die Sippe kraft Erbrechts. Erst nach und nach verwischten sich diese Unterscheidungen, wenn auch einzelne Reste sich bis in die neuere Zeit erhielten (Stammgüter, Heergewäte, Gerade).

Jener Uebergang der Grundstücke weist zugleich auf eine Abweichung des deutschen Sachenrechts vom römischen hin. Das letztere kennt keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen. Das deutsche Sachenrecht gestaltete dagegen den Rechtsverkehr an Sachen verschieden, je nachdem es sich um liegendes oder fahrendes Gut handelte. Dies nicht etwa darum, weil es eine Gegensätzlichkeit des innern Wesens bei Liegenschaften und Fahrniß annahm, welche ja nicht vorhanden ist; Gründe vielmehr theils rechtlicher Natur, theils und ganz besonders wirthschaftlich-socialer Natur haben das Sachenrecht an Liegenschaften und Fahrniß in verschiedene Bahnen gelenkt. Der Grund und Boden war ursprünglich nicht Privateigenthum, sondern gehörte, wie erwähnt, der Gesammtheit der Stammesgenossen, der Familie; er war der freien Verfügungsgewalt des Hausherrn entzogen. Wie die Betheiligung an der Markgemeinschaft, die Zugehörigkeit zur Markgenossenschaft an das Grundstück geknüpft war, so hing für die Familie der feste Halt in der socialen Ordnung vom Sondereigen am Grund und Boden ab, weil mit diesem das Genossenschaftsrecht erworben und verloren wurde. Diese Bedeutung des Grundeigenthums für die sociale Stellung, als Bedingung der Unabhängigkeit und Freiheit, ließ den Schwerpunkt des Rechtslebens im Grund und Boden finden und regte die rechtsbildende Thätigkeit gerade auf dem Gebiete des Immobiliarsachenrechts zu schöpferischer Kraft an, wie auf keinem anderen Gebiete des Vermögensrechts. Wir erinnern nur an die Ausbildung der Gewere, des Lehns- und Leiherechts, des Satzungsrechts. Gewiß wird jeder Leser unter dem Eindrucke der Heusler'schen Ausführungen seinem Ausspruche beistimmen: „Darum ist auch das Immobiliarsachenrecht eine der glänzendsten Schöpfungen des deutschen Rechts und innerhalb derselben wieder die Gewere als der plastische Ausdruck des thatsächlich realisirten und dargestellten Rechts eine Leistung ersten Ranges hinsichtlich harmonischer und bis in das Kleinste consequenter Rechtsbildung. Was wir juristische Technik nennen, finden wir hier in so vollendetem Maße, wie bei irgend einem Institute des römischen Rechts." Jene sociale Bedeutung fehlte der Fahrniß und wirkte daher nicht auf eine weitere Ausbildung des Sachenrechts für bewegliche Gegenstände hin. Für letztere unterschied das deutsche Recht nicht zwischen dinglichen und persönlichen Rechten; es gewährte ursprünglich nicht einmal abstracten Rechten Schutz gegen Rechtsverletzungen, diesen vielmehr nur dann, wenn die Rechtsverletzung die Natur eines Vergehens hatte, also bei Eingriffen in einen thatsächlich vorhandenen Herrschaftsbestand (Diebstahl und Raub — Diebstahlsklage) oder bei widerrechtlichem Vorenthalten der Sache durch denjenigen, welcher sie zu einem bestimmten Zwecke erhalten hatte, und hier durch Bestrafung des Verbrechers wie durch Wiederherstellung des durch die Rechtsverletzung gestörten Zustandes. Erst bei fortschreitender Entwicklung bildete sich der Begriff des Rechts an einer beweglichen Sache heraus. Neben der Verfolgung der Rechtsübertretung wurde nun auch das dingliche Recht um seiner selbst willen geschützt; bürgerliche Klagen ersetzten theilweise und schmälerten die Delictsklagen, jedoch nur in beschränkter Weise, da man selbst zu einer Klage des Ausleihers gegen denjenigen, welcher vom Vertrauensmanne erworben hatte, nicht gelangte. „Hand muß Hand wahren", bei diesem Grundsatze ist das deutsche Sachenrecht für bewegliche Sachen verblieben. Die Einfachheit der Verhältnisse erheischte eine Weiterentwicklung nicht, und daß jener Grundsatz auch für eine höhere Cultur genügt, beweist seine Geltung in unserem Handelsrechte, nachdem das Handelsgesetzbuch ihn auf einem Umwege aus dem französischen Rechte herüber wieder aufgenommen hat.

Bei der erwähnten Bedeutung des Grundeigenthums wird es wohl gerechtfertigt sein die Entwicklung der Eigenthumsübertragung an der Hand Heusler's noch kurz vorzuführen. In der frühesten uns bekannten Zeit, wie die lex Ribuaria darthut, begaben sich die Parteien nach Vereinbarung des Kaufvertrages mit Zeugen auf das Grundstück selbst, um hier die Sale (traditio, Uebergabe der Liegenschaft) vorzunehmen. Die Sale war eine Reihe feierlicher Handlungen, wohl von entsprechenden Redeformeln begleitet; der Veräußerer überreichte dem Erwerber zunächst den Handschuh, dann einen auf dem Gute abgebrochenen Zweig und ein aus dem Boden gehobenes Rasenstück (um den Gegenstand festzustellen) ꝛc., führte den Erwerber an die Grenzen des Gutes und verließ dann vor den Augen der Zeugen in feierlicher Weise das Grundstück (um sich vom Gute völlig loszusagen). Die Ueberreichung und Annahme des Handschuhs (manus vestita de praedio — Investitur) bedeutete die Einräumung der Herrschaft über das Gut. Um die Sale mit Rechtswirkung des Eigenthumsüberganges außerhalb des Grundstücks vornehmen zu können, kam bald die traditio per cartam auf, bei welcher die Urkunde, als gleichwerthig mit dem Grundstücke selbst, nebst daraufliegendem Zweig und Rasen übergeben wurde und der Veräußerer unter Gebrauch der festuca erklärte, daß er aus dem Grundstücke herausgehe. Weil die Grundstücksveräußerungen an sich in der Grafschaft selbst stattfinden sollten, um ihnen die für Betheiligte und Einspruchsberechtigte erforderliche Oeffentlichkeit zu geben, galt die traditio per cartam nur bei Veräußerungen innerhalb der Grafschaft; bei einer solchen außerhalb der Grafschaft folgte ihr eine wirkliche Besitzübergabe, in der Regel auf dem Grundstücke selbst, nach. Später, in der Blüthezeit des Mittelalters, wurde das Eigenthum wieder zunächst durch Uebergabe des Handschuhs übertragen; die Urkunde behielt nur den Charakter eines Beweismittels und die Uebergabe von Zweig und Rasen war eine nicht mehr verstandene Förmlichkeit geworden. Dagegen beginnt die zum Schlusse erfolgende rechtsförmliche Entsagung aller Rechte am Gute (Auflassung, resignatio, abdicatio, werpitio, exfestucatio genannt), welche der Form nach verschieden, dem Inhalte nach überall gleich ist, hervorzutreten, wenn sie auch lediglich den Verzicht auf den Rückfall des dem Erwerber eingeräumten Herrschaftsrechts, keine Rechtsübertragung enthält. Letztere bedurfte der Sale. Mit der Verkümmerung der alten feierlichen Formen gingen am Ende des 13. Jahrhunderts Sale und Gewere in der Auflassung auf und die letztere allein genügte jetzt zur Eigenthumsübertragung. War nun schon früher, blos der Feierlichkeit wegen, die Eigenthumsübertragung häufig vor Gericht, im echten Ding vorgenommen worden, so wurde vom 12. Jahrhundert an angenommen, daß diese Uebertragung vor echtem Dinge, vor sitzendem Rathe oder Gerichte erfolgen und von diesem als thätigem Theile, nicht als bloßem Zuschauer bestätigt, gefertigt werden müsse; dagegen wurde einer außergerichtlichen Uebertragung kein rechtlicher Werth beigelegt. Dazu mag zunächst das Interesse der Erwerber geführt haben; der Richter forderte die zum Einspruche Berechtigten dazu auf und stedigte, wenn keine Anfechtung erfolgte, den Erwerb der Sache,

welche vom Veräußerer vorher oder gleichzeitig übergeben wurde, mit dem Banne (wirkte den Frieden); damit waren die entgegenstehenden Einspruchsrechte der Erben und Anderer ausgeschlossen und das Eigenthum am Grundstücke und mit Wirkung gegen Dritte gerichtlich zugesprochen. Da dieses Friedewirken auch bei vorliegender Zustimmung der Erben und anderer Berechtigten gesucht wurde, so ist ein weiterer Grund für das gerichtliche Uebertragen in dem öffentlichen Interesse bez. im Interesse der Grafen, Gerichts- und Landesherren an der Ueberwachung der Eigenthumsveränderungen wegen der auf den Gütern haftenden öffentlichen Pflichten und Lasten zu suchen. Dies zeigte sich am besten bei Veräußerungen im Hoferechte, wo der Grundherr vom Veräußerer das Grundstück aufgelassen erhielt und letzteres dem Erwerber übergab, also lediglich eine Herrschaftshandlung vornahm. Auch in den Städten beruhte die gerichtliche Fertigung meist auf einem Genehmigungsrechte des Stadtherrn, welchem ebenfalls oft aufgelassen wurde. Vielleicht kann bei dem Zwange zur gerichtlichen Fertigung noch beabsichtigt gewesen sein, die einzelnen Gebiete gegen einander abzuschließen und zu verhindern, daß Grundstücke durch Veräußerung der eigenen Gewalt entzogen und unter fremde Gerichtsbarkeit gebracht wurden.

Vom 14. Jahrhundert an, mit dem Rückgange der gerichtlichen Fertigung, welcher besonders zugleich mit dem Verfall der Landgerichte und unter dem Einflusse des römischen Rechts erfolgte, trat an ihre Stelle die Fertigung von Brief und Siegel als Beweis und Bekräftigung des Rechtsgeschäfts. Nur die Städte blieben hauptsächlich bei der gerichtlichen Vollziehung der Eigenthumsübertragung, wenngleich unter veränderten Verhältnissen, wie z. B. infolge der Aufhebung des Einspruchsrechts der Erben. Dann hielt auch das sächsische Recht und das Magdeburger Stadtrecht noch an dem Grundsatze der echten Gewere fest, welche jene gerichtliche Fertigung zur Voraussetzung hatte. Die Fertigung aber erfolgte gewöhnlich nicht mehr vor dem sitzenden Gerichte, sondern vor dem Gerichtsschreiber durch Protokollirung der Handänderung, oft sogar nur durch öffentliche Siegelung, wobei hier und da einzelne zu einem eigenen Siegel Berechtigte diese Siegelung selbst vornahmen (z. B. in Zürich die Stadtbürger). Mit diesen Aenderungen trat eine andere Neuerung ein. Die Protokolle über die Eigenthumsübertragungen (Liegenschaftsfertigungen) wurden chronologisch, sei es für sich, sei es mit anderen Handlungen (wie Verpfändungen, Erbtheilungen) gemischt, in Gerichts- (Stadt- oder Raths-) bücher, Gerichtshandelsbücher rc. eingetragen und hierbei ist es z. B. für Sachsen bis zur Einführung der Grund- und Hypothekenbücher verblieben. An einzelnen deutschen Orten wurde eine Art Grundbuch (Schreinsbuch, Verlaßbuch rc.) eingerichtet; dieses bot eine gewisse Uebersichtlichkeit des Inhalts wie etwa durch Zusammenstellung der Eintragungen nach örtlichen Beziehungen (Straßen, Thorbezirken) und deutete so entfernt schon auf unser jetziges Grundbuchssystem; in Köln findet sich sogar in der Bestimmung, daß alle Handänderungen, selbst die durch Erbrecht und Eheschluß erfolgenden, in die Schreinsbücher eingetragen werden mußten, ein Grundsatz unsers jetzigen materiellen Grundbuchrechtes vor. Wenn nunmehr die Fertigung im Gerichtsbuche, später im Grundbuche die Handlung ist, welche im Sinne des römischen Rechts das Eigenthum überträgt, so ist sie nicht mehr blos Verzicht, wie die alte Auflassung, sondern eine rechtsbegründende Handlung gleich der Sale, und der Inhalt der alten Auflassung ist in der neuen Rechtsbildung ganz verloren gegangen.

Damit kommen wir schließlich noch zu einer Ansicht, welche Dr. Heusler entgegen der gemeinen Meinung — daß unser Sachenrecht vom römischen Rechte am wenigsten berührt, das Forderungsrecht aber innerlich und äußerlich nach dem römischen Rechte umgestaltet worden sei — ausspricht, daß nämlich das Sachenrecht in seinen äußeren Erscheinungen, wie in den Grund- und Hypothekenbüchern, Fahrnißklagen rc. nur noch deutschrechtlich sei, dagegen innerlich, zumal im Immobiliarsachenrechte, allein mit den Kräften des römischen Rechtes wirke, welches jene Erscheinungen durchdringe und in Bewegung setze, wogegen im Forderungsrechte lediglich der äußere Bau römisch geworden, die innere Kraft jedoch deutsch geblieben sei. Diese Ansicht Heusler's ist nicht unberechtigt und hat auch schon von anderer Seite, wie z. B. bezüglich der Gesammtschuldverhältnisse, Unterstützung gefunden. Möge daher das Werk Heusler's die Anregung geben nicht nur sich mehr in unser deutsches Recht zu versenken, sondern auch das, was davon lebensfähig ist, wieder hervorzusuchen und zur Geltung zu bringen; gewiß würden damit manche Theile des römischen Rechts, welche ungeachtet ihrer Geltung keinen rechten Eingang in unser Rechtsleben gefunden haben und uns wie unserem Culturstande nicht zusagen, dauernd beseitigt werden.

Bücherbesprechungen.

R. B. Verdeutschungswörterbuch für Schule und Haus von Dr. Carl Blasendorff, Oberlehrer am Königlichen Bismarck-Gymnasium zu Pyritz. Berlin, Weidmann, 1887. — Den größeren Verdeutschungswörterbüchern von Dunger, Sanders und Sarrazin, deren jedes seine eigenartigen Vorzüge hat, folgen jetzt verschiedene kleinere, bequem handliche Wörterverzeichnisse, die demselben Zwecke dienen. Das neueste derselben ist das oben genannte. Der Verfasser hat sich schon durch mehrere Arbeiten als ein eifriges Mitglied des Sprachvereins hervorgethan, und auch diese seine Zusammenstellung verdient im Allgemeinen alles Lob. Natürlich wird man dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten beistimmen, er erwartet das auch selbst nicht, wie er am Schlusse des Vorwortes andeutet. Manches Wort konnte unbeanstandet bleiben, weil es nahezu volles Bürgerrecht bei uns erlangt hat; dahin rechne ich z. B., um nur einige zu nennen, abkarten (heimlich verabreden), Bai (Bucht), Baracke (Feldhütte, Bude), Barbar, barbarisch, Kamerad u. a. Ein Wort wie Champignon verdeutschen zu wollen mit Blätterpilz oder Tafelpilz dürfte auch ein vergebliches und unnützes Bemühen sein: Namen übersetzt man nicht. Auch die gewählten Ersatzwörter werden nicht allenthalben ansprechen. Für Amputation ist nicht zu sagen Abnahme, weil dies Wort in anderem Sinne (= das allmälige Schwinden) gebräuchlich ist, sondern entweder Ablösung (was der Verfasser daneben giebt) oder das Abnehmen. Neben Würzgeruch (für Aroma) durfte das schöne Wort Duft nicht fehlen. Solcher Kleinigkeiten finden sich einige; aber der Gesammteindruck des Büchleins ist doch der einer wohlüberlegten und maßvollen Auswahl, und wir wünschen dringend, daß es recht bald in zahlreichen Abdrücken seinen Weg in Schule und Haus finden möge.

R. B. Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Sanders. 5. Heft, August 1887. — Der reiche Inhalt dieses Heftes bietet wiederum dem Freunde unserer Muttersprache manche schätzenswerthe Belehrung. Ich mache besonders aufmerksam auf die kleinen Mittheilungen, die einige vortreffliche Bemerkungen zur Fremdwörterfrage bringen. Die Bedenken, die hier Frhr. v. Münchhausen gegen die vielfache und zum Theil geradezu falsche Anwendung der Modewörter Enquête, prägnant, paralysiren, distinguirt äußert, sind vollauf berechtigt. Ob freilich Leute, die nun einmal von dem Dufte der Fremdwörter berauscht sind, sich durch solche Darlegungen werden belehren lassen, das darf billig bezweifelt werden. Aus der deutschen(?) Rechtssprache werden wieder zwei prächtige Beispiele veröffentlicht, von denen wenigstens das eine hier Platz finden mag: Präclusivdecret. In Convocationssachen wegen Immobilienlicitation für N. N., Mandatar zu O., als Bevollmächtigter des X. X. zu P., werden infolge amtsgerichtlicher Proclamata vom 31. Januar h. a. (cf. Publicandum im vorletzten Amtsblatt) alle diejenigen Creditoren, welche ihre realen Ansprüche im Angabetermin nicht declarirt haben, hierdurch angedrohtermaßen excludirt. So spricht und schreibt man in dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld. Sehr beherzigenswerth ist auch der Warnruf von Hermann Koppel über die Fehler in dem Gebrauche des Bindewortes „und“. Freilich hat diesen Schnitzern bereits Lehmann in seinem Buche „Sprachliche Sünden der Gegenwart“ einen ganzen Abschnitt (S. 71—126) gewidmet. Aber ist es in den zehn Jahren seit dem Erscheinen dieses Buches besser geworden? Zum Schlusse spreche ich dem Herausgeber der Zeitschrift noch einmal den Wunsch aus, daß er, soweit es ihm irgend möglich, nur abgeschlossene, in sich gerundete Aufsätze abdrucken möge. In dem vorliegenden Hefte stehen vier Fortsetzungen von Arbeiten, die in früheren Heften begonnen wurden, und ein Schluß (Hauff, über Rümelin's vielgenanntes Buch: Die Berechtigung der Fremdwörter). Es ist schlimm genug, daß die schönwissenschaftlichen Blätter nicht von dem leidigen Gebrauche lassen, die Erzählungen immer in Brocken zu veröffentlichen und den Leser jedesmal an der spannendsten Stelle mit ihrem verwünschten „Fortsetzung folgt“ zu kränken. Zeitschriften wissenschaftlichen Gepräges sollten diesen Unfug nicht mitmachen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 72. Sonnabend, den 10. September. 1887.

Vom elsässer Wein.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Rheinland — Weinland! Auch für das Elsaß gilt dieses Wort. Die östlichen Abhänge des Wasgaus bieten dem Anbau der Rebe äußerst günstige natürliche Bedingungen und seit Jahrhunderten nehmen ihre Erzeugnisse unter den Rheinweinen im weitern Sinne des Wortes eine ehrenvolle Stelle ein.

Durch die Römer war der Weinbau ins Land gekommen; Plinius der Aeltere spricht von dem Wein der Sequaner, welche zum Theil das obere Elsaß innehatten. Doch konnte der Anbau bei den fortwährenden Kämpfen, deren Zeuge das Land namentlich in den letzten Zeiten der römischen Herrschaft war, zu keiner beträchtlichen Entwickelung gelangen und auch die nach dem Sturze derselben vorhandenen Rebanlagen gingen in der folgenden Zeit der Einfälle und Durchzüge barbarischer Völkerschaften zu Grunde.

Das Wiederaufleben des Weinbaues im Elsaß und das eigentliche Heranwachsen desselben zu wesentlicherer Bedeutung fällt in die Zeit der ersten fränkischen Könige. Der Frieden, dessen sich das unter einem eigenen Herzog stehende Land nun vorerst erfreute, wurde zur eifrigen Anpflanzung der Rebe benutzt und in weniger als einem Jahrhundert waren die meisten der östlichen und mittäglichen Abhänge der Vogesen mit Wein bebaut. Rodern, St. Pilt (Albalwiller), Rappoltsweiler, Sigolsheim und andere Städtchen im Oberelsaß, Orschweiler, Kienzheim, Scherweiler, Barr, Wangen u. a. im Unterelsaß erscheinen in Schenkungs- und Bestätigungsurkunden des 7. und 8. Jahrhunderts als Orte, in deren Bann Weinberge angelegt waren. Auch auf den königlichen Wohnsitzen und Meiereien, deren man im 7. Jahrhundert im Elsaß dreizehn zählte, ohne die Villae Regiae, fand der Weinbau sorgfältige Pflege. Aus den Capitularien der fränkischen Könige ist ersichtlich, daß schon zu Ende des 6. Jahrhunderts bei jedem dieser königlichen Wohnsitze eine gewisse Anzahl Rebgelände, eine Kelter und andere zur Weinbereitung nöthige Werkzeuge vorhanden waren und der Monarch oft selbst mit seinen Oekonomen bezüglich der Verwaltung des Rebgutes und dessen Erträgnissen in die geringsten Einzelheiten einging. Auch bedrohte das salische Gesetz die Entwendung einer Traube sowie das Ausreißen oder Abhauen eines Weinstocks mit schweren Strafen.

Unter diesen günstigen Umständen stand der Weinbau des Elsasses im 9. Jahrhundert schon auf einer Höhe, daß sein Ertrag nicht nur den Bedarf der Bewohner deckte, sondern sich bereits eine einträgliche Ausfuhr entwickelt hatte. Friesische Kaufleute, in deren Händen damals der Handel längs des Rheins lag, verführten den elsässer Wein bis an die Küsten der Nordsee und selbst Frankreich schätzte ihn, trotz des eigenen Reichthums. Im 14. Jahrhundert, als der Burgunder die Grenzen seiner Heimath noch nicht überschritten hatte, wurde der „Elsässer“ nach dem Zeugniß verschiedener Chronisten in Holland, England, Skandinavien getrunken. Wie beliebt er in Deutschland war, zeigen u. A. hierauf bezügliche Aufzeichnungen des 15. Jahrhunderts aus Frankfurt a. M. „Der elsässer Wein,“ heißt es in denselben,[1] „welchen man theils aus dem Elsaß selbst kommen ließ, theils in Frankfurt von Straßburgern oder anderen Weinhändlern kaufte, war zum Theil theurer als der Rheinwein. Im Jahre 1488 bezog man für den Bedarf auf einem Reichstage vier verschiedene Sorten im Fuderpreise von 33, 34, 36 und 52 Flor.... Der elsässer Wein wurde übrigens, was vom Rheinwein nicht angeführt wird, auch in Weinschenken verzapft, und zwar neuer 1445, zu derselben Zeit als der Frankfurter neue 10 Heller kostete, für 16 Heller.... Der Elsässer muß in Frankfurt beliebt gewesen sein, weil man 1496 einem Fremden das Verzapfen desselben mit Rücksicht darauf gestattete, daß damals kein einheimischer Bürger Elsässer besitze. Auch wird er 1492 dem Frankfurter Wein als guter Trank entgegengesetzt.“

Als „guten Wein“, neben „Reinfal“ (kostbarem süßen Wein), nennt ihn auch Sebastian Brant (Narrenschiff Cap. 63):

> Die dryncken nit den schlächten wyn,
> Es muß Reynfal, Elsasser syn.

Hans Sachs ruft begeistert:

> O wie hab ich jetzund den besten
> Gefewerten Elsasser weyn.[2]
> Vnd wenn jn trincken sollt allein
> Gott vnd auch Jchannes der Tauffer,
> Welcher gewest ist sein vorlauffer
> So weyß ich ye der wein war gut
> Vnd wärt erfrewen jm den mut.

Mit Bezug auf seine Stärke schreibt der elsässische Rabelais Joh. Fischart (Gargantua 90):

> Es kommt ein zeit heißt Fasenacht
> In der regiert mit gantzer Macht
> Ein Planet heißt der Elsässer
> Macht einem oft das Köpflin schwer.

Diese Eigenschaft legt dem „Elsässer“ auch ein im Jahre 1584 in Augsburg erschienenes „Wein-Büchlein“ bei, welches „Stamm, Artten, Kräfften und Eygenschafften“ der deutschen Weine in „verständliche Reime“ bringt:

> Von Stärck Elsässer hat sein Lob,
> Steigt aber eim ins Hirn grob.

Heute nimmt Elsaß-Lothringen als Weinland, dem Gesammterträgniß entsprechend, den ersten Platz im Deutschen Reiche ein. Bei einer Bodenfläche von 1450810 Hektaren zählt es über 32000 Hektare Weinberge, wovon etwa 30000 im Ertrag stehen und durchschnittlich 1500000 Hektoliter Wein liefern. Dieselben vertheilen sich auf 1047 — von im Ganzen 1698 — Gemeinden. Von diesen sind 159 Weinorte im engeren Sinne, und zwar kommen 69 auf Unterelsaß, 55 auf Oberelsaß und 35 auf Lothringen. Ueber 90000 Rebleute sind mit der Pflege des Weinstockes beschäftigt. Der Durchschnittswerth der elsässischen Weingelände kann zu 8000 ℳ für den Hektar angenommen werden und als durchschnittlichen Reinertrag rechnet man gegen vier vom Hundert. Während in Lothringen fast nur Rothwein gepflanzt wird, überwiegt im Elsaß der Weißwein bei Weitem. Die schon im 9. Jahrhundert daselbst neben den in beschränktem Maße ge-

[1] G. L. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Frankf. 1868.

[2] Der „gefeuerte Wein“ war Most, dessen Gährung in eigens dazu eingerichteten geheizten Räumen (Feuerkammern) beschleunigt wurde, um ihn federweiß an entferntere Orte senden zu können.

bauten Edelgewächsen des Riesling, Roth- und Grauklevner verbreitetsten Traubensorten: Elben (Elbling), Hünsch (Heunische) und Großer Räuschling verschwinden mehr und mehr, um bewährteren Arten Platz zu machen. Im Allgemeinen gelangen bei 25 Sorten zur Verwendung, in erster Reihe Gutedel, Knipperle (Ortlieber) und Sylvaner. Der gemischte Rebsatz ist vorherrschend und die vielen nebeneinander gepflanzten Arten sind der Grund, daß den meisten Tisch- und gewöhnlichen Weinen ein ausgesprochenes Gepräge abgeht. Nur wenige Orte bauen reinen Satz von Edelgewächs in bemerkenswerthem Umfange zur Erzielung von Riesling, Tokaier- und Muskateller-Weinen oder lesen dieselben gesondert.

Die Weinkarte des Elsasses war von Alters her eine mannigfaltige. Nur flüchtig seien, ihrer geographischen Lage folgend, die bekanntesten der zahlreichen rebenumrankten Ortschaften erwähnt, welche früher den Weinruhm des Landes in erster Reihe vertraten und von denen dies vielfach noch heute gilt.

An den Abhängen der Nordvogesen nächst Weißenburg, bei den Orten Rott, Schweigen, Steinfelz, Kleeburg, reift die fleischrothe Velteliner und die graue Ruländer Traube (Grauklevner); bei Wörth wächst ein geschätzter sehr geistiger Rothwein an den Geländen von Lampertsloch, welcher Ort zugleich auch wegen seiner noch heute in Betrieb stehenden Petroleumquellen schon im 17. Jahrhundert einen Ruf hatte, und von Morsbronn, bei welchem Dorfe ein Denkmal mit der Inschrift „Aux cuirassiers dits de Reichshofen" an eine der blutigsten Episoden des letzten deutsch-französischen Krieges erinnert. Den „Goldbock" von Zabern erklärte seiner Zeit der Großfürst Konstantin von Rußland für „einen der besten französischen Weine"; als vorzüglichstes Gewächs dieser Gegend galt der Rothwein der Benedictinerabtei in Neuweiler. Auch Buchsweiler (im 8. Jahrhundert fränkischer Meierhof), Prinzheim, die einst gleichfalls berühmte Benedictinerabtei in Maursmünster, Westhausen und Zettersweiler standen schon früh wegen ihrer Erzeugnisse in bestem Ruf. Oberehnheim, der Geburtsort St. Odilia's, der Patronin des Elsasses, lieferte den „Pistolenwein". Den Namen erhielt dieses Gewächs gelegentlich eines Besuchs des Kaisers Maximilian I. im Jahre 1516 (oder Ferdinand I. im Jahre 1562; beide Besuche sind geschichtlich beglaubigt), der des Lobes über den ihm vorgesetzten Wein nicht ermüdete. „Das wissen wir, Majestät," meinte ein anwesender Rebbauer, „daß er gut ist, und wir haben noch bessern, den trinken wir aber selbst." Der Kaiser lachte über diese naive Grobheit, ließ dem Bauer zwei silberbeschlagene Pistolen geben zum Andenken an seinen derben Bescheid und sprach: „Der beste Oberehnheimer Wein muß von nun an Pistolenwein heißen!"

Die Klöster hatten sich auch im Elsaß um die Pflege der Rebe große Verdienste erworben. Noch während des 18. Jahrhunderts wuchsen die besten, edelsten Weine des Unterelsasses auf einem 40 Acker umfassenden, ganz südlich gelegenen Rebberge bei Wolxheim — noch heute der vorzüglichste Ort dieses Landestheiles, welcher milde und feine Dessertweine erzeugt — und einem 18 Acker großen, am Mönchsberg bei Eichhofen, die beide der Abtei Altdorf gehörten, sowie am Finkenberg (Finkenwein) bei Molsheim, welchen die Karthäuser daselbst besaßen. Der Kastell- und Wibelsberg bei Andlau, einst Eigenthum des dortigen Damenstifts, die Gelände bei Orschweiler, welche der Abtei Ebersmünster eigen waren, und mehrere dem Straßburger Domcapitel gehörige Rebberge bei Ottrott und St. Lienhard, am Fuße des Odilienbergs, lieferten gleichfalls weißen und rothen Wein von ausgezeichneter Beschaffenheit. Das St. Ulrichsthal, an dessen Eingang Ottrott liegt, rühmt ein alter Spruch:

> Willst du haben gut rothen Wein,
> So fahr' in St. Ulrichs Thal hinein.

Der Heiligensteiner Klevner (Traminer) schließt sich diesen Gewächsen ebenbürtig an. Die Außenseite des Rathhauses in Heiligenstein ist mit dem Standbilde des Erhard Wantz geziert, welcher die Rebleute dieser Gegend im Jahre 1742 den Klevner — (Kleven ist der deutsche Name des Städtchens Chiavenna in Oberitalien) — bauen lehrte. Derselbe zeichnet sich durch hohen Weingeistgehalt und feine Blume aus. Mittelbergheim mit seinem „Ritteney" und „Zotzenberg", der „Neubruch" bei Diefenthal und das Gelände des Ortenbergs bei Scherweiler erzeugen Rothweine, die man ihrer Feinheit und ihres Feuers wegen stets schätzte. Bei St. Pilt, am Fuße der Hohkönigsburg, wächst ein Wein, der Fischart zu dem Ausruf hinriß: „Rother von St. Pilt — O wie mild!" Nicht minder angesehen waren und sind die Erträgnisse von Rodern; jene des „Tempelhofes" bei Oberbergheim, der zuerst den Tempelherren, dann dem Johanniterorden gehörte; mehrerer Gelände bei Hunaweier und Zellenberg und namentlich die feinen Rieslinge und kräftigen Tokaier der Bezirke Trott- und Zahnacker und des Geisbergs von Rappoltsweiler, welcher Ort seinen Ruf in Deutschland in der jüngsten Zeit wieder rühmlichst in Erinnerung brachte. Letzteres gilt, neben manchen anderen elsässischen Weinorten, besonders auch von Reichenweier, dessen ausgezeichneten Erzeugnissen im Laufe der letzten Jahre auf deutschen Ausstellungen gleichfalls hohe Auszeichnungen zu Theil wurden. Sein „Schönenburger", „Lüppelsberger" und „Sporen" galten von altersher für die besten Weine des Landes. Merian's Topographia Alsatiae erzählt: „Wie man schon von Alters den hiesigen (Reichenweirer) Wein in Ehren hielt, kann sich dadurch beurkunden, daß der Bischof Berchtold von Straßburg allen Wein abführen ließ, als er um 1325 Reichenweier in einem Strauß mit dem Grafen von Wirtemberg befehdete." Es reihen sich würdig an: Beblenheim, Kienzheim, welches 1563 in den Besitz von Lazarus Schwendi, des berühmten Landsknechtsführers der Habsburger, kam, welcher die Tokaier Reben einführte; Sigolsheim, einst Eigenthum der Abtei Ebersmünster, dessen gefährlich wirkender Wein schon zur Zeit Karl's des Großen einen „heilig mäßigen" Mann um seine Unschuld brachte, wie der Mönch von St. Gallen, ein Chronist des 11. Jahrhunderts, erzählt; Kaysersberg mit seinem dem Burgunder gleichkommenden „Geisburger"; Ammerschweier, welches in guten Jahren bis zu 40 000 Ohm Wein geerntet haben soll; Katzenthal, von dessen edelm Rebensaft Fischart (Gargantua) in Verbindung mit einer der genannten Reichenweirer Sorten sagt:

> O Katzenthaler und Lüppelsberger von Reichenweier,
> Wie halten euch meine Lippen so theuer!

Bei Kolmar wächst der „Hartwein", welcher schon im Mittelalter sehr geschätzt war; am Eingang des sich dort öffnenden Münsterthales, bei Türkheim, der „Brand" und der „Edelsberger", als „Türkenblut" gefeierte Rothweine; bei Zimmerbach im gleichen Thale der „Geisbühl" und „Prinz Max". Dem Hauptzuge des Wasgaus wieder folgend, verdienen besonders Egisheim, Rufach, Bergholz-Zell und Jungholz Erwähnung. Im vorletzten Ort wurde das Gemeindegelände mit der ausdrücklichen Bedingung unter die Einwohner vertheilt, nur edle Rebenarten darauf zu pflanzen, und man scheint dieser Verpflichtung gewissenhaft nachgekommen zu sein, denn ein alter Spruch versichert:

> Der Reichenweirer und Bergholzzeller,
> Die thun gut in unserem Keller.

Bei Gebweiler, mitten im regsten Industrietreiben des Landes, gedeihen zugleich vorzügliche Weine. Unter ihnen ist der „Kütterle" — er soll seinen Namen von einem der ersten Bepflanzer des Berges haben, der Kutter hieß und wegen seiner kleinen Gestalt Kütterle genannt wurde — als tückischer „Wadenbrecher" berüchtigt, während sich der „Olber" durch die feine Blume auszeichnet. Die Gebweiler Gelände Wanne, Säring u. A., die Abhänge der „Hube" und Uffholz liefern diesen kaum nachstehende Erträgnisse. Der stärkste, feurigste Wein des Elsasses, der „Rangen", wächst bei dem Städtchen Thann im Thale der Thur. Die südlich gelegenen Gelände des Rangen erheben sich terrassenartig steil übereinander und erzeugen durch Wärmeausstrahlung eine hohe Temperatur. Der nach Feuerstein riechende sehr alkoholreiche Rangenwein ähnelt im Geschmack dem weißen Südtiroler, welcher an den Abhängen längs der Etsch zwischen Meran und Bozen gedeiht. Er wirkt überaus berauschend und die Nerven angreifend. Der Chronist Ichtersheim meint, es könne kein Mann ein Maß davon trinken „ohne bodenwerfenden Rausch", trotzdem der Rangen „wie Milch einschleichet", und auch die „Kleine Thanner Chronik" schreibt in dieser Hinsicht: „Ein Jeder, so dessen genossen, wird dieselbige schlimme, bekannte und gemeine Wirkung gespürt haben und bekennen müssen, daß ein Mann ohne Rausch und Bodenfallen mit einer guten Maß nicht wol bestehen kann, er hüte sich dann wol vor dem Luft- und Spazierengehen... Er will halt seltener, höflicher, bescheidener und behutsamer als andere Weine, und — darf ich es sagen? — mäßig und daheim getrunken werden. Aber wer weiß allezeit, ob er unter anderm Wein nicht auch Rangenwein bekomme?" — Weit natürlicher erscheint die Frage, ob nicht weit öfter dem Rangenwein anderer Wein beigesetzt wurde, wenn man u. A. liest, daß am Hofe Maria Theresia's, wo er durch den Erzieher der Kinder des Prinzen von Löwenberg, einen Elsässer, bekannt geworden war, sechsmal mehr „Rangen" getrunken wurde, als die Weinberge bei Thann hervorbrachten. Fischart (Gargantua 16) erklärt die unwiderstehliche Gewalt des „Rangen" folgendermaßen: „Im Rangenwein zu Dann, da steckt der heilig St. Rango, der nimpt den Rang und ringt so lang, bis er einen

rängt und trängt unter die Bänd." — „St. Urbans Plag und der Rang wird Vielen machen bang!" heißt es in desselben Dichters „Aller Praktik Großmutter", eine Prophezeiung, die wie auch der alte, einst sehr verbreitete Fluch: „Daß dich der Rang, das ist St. Urbans Plag und Feuer, anstoß!" auf den verderblichen Einfluß im Uebermaße genossenen Rangenweins hinweist. Auf dem Rangenberg stand eine St. Urban geweihte Kapelle, daher die Zusammenstellung der Verwünschungsformel.

Der genannte Heilige wird von den elsässischen Rebleuten besonders hochgehalten; sein Festtag (25. Mai) gilt als Weinzeichen:

Het Sankt Urwe Sunneschin
Git's im Herbst e guete Win!

„Das Urbansfest wird in denen Wein-Orten des oberen Elsasses noch heut zu Tage begangen," heißt es in einer Notiz des „Journals von und für Deutschland" vom Jahre 1785. „Hat der Winterfrost die Weinberge beschädigt, oder es fällt am Tage des Umzugs schlechtes Wetter ein, so wird die mit Blumen und Reblaub geschmückte Puppe des Heiligen regelmäßig in den Brunnen geworfen." — Im Sundgau (dem südlichsten Theile des Elsasses) ist St. Morand der Schutzheilige der Winzer, im übrigen Oberelsaß Papst Leo IX., ein geborner Elsäßer. Ein Altargemälde in der Kirche von Kaysersberg stellt letztern mit einer Traube in der Hand dar.

Die besten der vorerwähnten Gewächse faßt ein alter elsässischer Weinspruch zusammen:

Ze Thann im Range,
Ze Gebwiller in der Wanne
Ze Türkheim im Brand
Wachst der beste Win im Land.

Nicht mit Unrecht setzen die Reichenweirer hinzu:

Aber gege de Richewirer Spore
Hen alli 's Spiel verlore!

Die elsässischen Dichter der neuern Zeiten blieben in ihren Ergüssen zum Preise der einheimischen Weine nicht hinter denen früherer Jahrhunderte zurück. So erklärt Ehrenfried Stöber († 1835), einer der für die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte im Elsaß so verdienstvollen Männer:

Helljesteiner, Muschkedeller,
Wolzemer un Kitterle,
Richewirer, Berger, Zeller,
Lutter gueti Winele!

und G. D. Arnold († 1829) ruft in seinem von Goethe geschätzten Lustspiel in Straßburger Mundart „Der Pfingstmontag" begeistert aus:

Un was sin nit d' Win so guet!
Sin dies Kopfinfirer![*])
Gschereßler, Dirkebluet,
Bebler un Rapschwirer,
Strohwin, Klewner, Finkewin
Duen wie Gold im Becher;
Kidderle un Rangewin
D' ärgste Wadebrecher!

Unter den rechtsrheinischen Sängern der Neuzeit zum Lobe des reichsländischen Rebensaftes mahnt J. V. Scheffel:

Bedenk', was die Reben all' wollen,
Von Wolxheim herauf bis nach Thann!
Der Wein reift fürwahr nicht zum Schmollen,
Der reift zum Schmolliren heran!

Der Volksmund, welchem für die guten Weine des Landes bezeichnende Namen wie „Landskraft", „Octoberthee", „Türkenblut" 2c. geläufig sind, erwies sich nicht minder erfinderisch in solchen für die schlechten. Es giebt für dieselben eine Reihe ursprünglicher Ausdrücke, die mitunter ein ganzes Bild in einem Worte enthalten. „Briej" (Brühe), „schlechte Briej", „Bubberi", „Burlegiger", „Blämbe", „Lentsche", „Sunneglitzer" sind Bezeichnungen für saure Weine, deren schlechteste Sorte „Kratll d' Wand nuf" (Klettre die Wand hinauf) heißt. Auch der überall bekannte „Racheputzer" fehlt nicht unter ihnen. Andere „Gsöffs" sind der „Trinkwein", der „Lire" oder „Labbelire", ein schwacher Haus- und Gesindewein, den man aus den Trebern, über welche Wasser gegossen wird, gewinnt und im Haus verbraucht; der „Frindswin", den man Freunden, mit welchen man es nicht genau nimmt, vorsetzt, der „Guetefrindswin", der noch einen Grad geringer ist, da man einen „guten Freund" mit dem man noch weniger Umstände macht, damit bewirthet; der „Gesellschaftswin", der zusammenzieht und zusammenhält, jedoch mehr Mund und Eingeweide der Genießenden, als die geistigen Bande der Gesellschaft; endlich der „Dreimännerwin", so genannt, weil zu seinem Genusse drei Männer erforderlich sind, einer, welcher den Trinker festhält, ein zweiter, der diesem den Wein einschüttet und ein dritter, das unglückliche Opfer, welches trinkt.

Wie das Verfälschen des Weines wurde auch das Vermischen desselben mit Wasser in früheren Zeiten im Elsaß mit schweren Strafen geahndet. Das „Heimlich Buch" der Stadt Straßburg führt im Jahre 1353 unter den „Verbrechen" des Besselers (Küfers) Liebnig neben Giftmischerei und Vielweiberei auch auf, daß er „wasser under win schutte". Ein solcher „Verbrecher" soll, bezeichnend für die Sagenbildung im Weinlande, als „gespenstiger Küfer" noch heute in Straßburg umgehen. Bei der Finkweiler Brücke wartet er, wie die Ueberlieferung erzählt, des Nachts mit boshaftem Lachen des einsam Vorübergehenden, um ihn zu schrecken. Da er bei Lebzeiten des unredlichen Gewinnes halber den edeln Wein mit Wasser versetzte, muß er hier wandeln und man hört ihn rufen: E Schobbe Win un e Schobbe Wasser machen au e Hallmooß (Halbmaß)! — Schlechtes Maß beim Weinverkauf erlag nach der ältesten Straßburger Polizeiordnung der Strafe des „Schupfens", wiederholten Untertauchens des durch ein eigenes korbartiges Strafwerkzeug festgehaltenen Verbrechers in schmutzigem Wasser.

Es ist begreiflich, daß in einem so gesegneten Weinlande der Volksgeist an dem Gedeihen des in manchen Gegenden einzigen Erwerbszweiges höhere Wesen betheiligte und dieselben noch heute, halb im Scherz, halb im Ernst, fortleben und wirken läßt. Die „Weingeister" erscheinen als Vorauskünder des Gerathens oder Verderbens der Weinlese. So hört man, wenn ein gutes Jahr bevorsteht, um die Zeit der Rebenblüthe in den Brunstatter Geländen bei Mülhausen den Lärm eines fröhlichen Festes. Gläserklingen, Tanzen und Lachen ertönt aus dem Innern des Hügels und das „Wigigerle" (Weingeigerlein) fiedelt lustig darauf los, während man, wenn die Ernte nicht gerathen wird, nur einzelne klagende Saitenklänge vernimmt. Durch die Ettendorfer Rebberge bei Hochfelden im Unterelsaß wandelt in zu erwartenden guten Jahren zu derselben Zeit das „Schellenmännlein", dessen helle Silberglöckchen bald leise, bald lauter durch die warme Sommernacht klingen; zuweilen erblickt man es auch an einen Weinstock gelehnt, eine Traube in eine Schale auspressend. Steht aber eine Mißernte bevor, so sitzt das Schellenmännlein mit leerer Hand und trauriger Miene am Rain und blickt die Vorübergehenden schüchtern an. Aehnlich treibt es die „Weiße Frau" vom Pauliner Schlößchen nächst Weißenburg, welche, von einem langen Schleier umwallt, mit einem schweren Schlüsselbunde rasselnd und freundlich die ihr Begegnenden grüßend, einen guten Herbst anzuzeigen pflegt. Das „Weinbrünnlein", eine Quelle in einem Keller in Wangen, fließt nur, wenn der Wein gerathen wird. In solchen Jahren läßt auch der in das Küferkämmerlein der Felsenburg Falkenstein im Philippsburger Thale gebannte Schloßküfer seinen Küferschlag so kräftig erschallen, daß es im ganzen Thale widerhallt und aus dem Schloßkeller von Arnsburg bei Oberbronn, wo schon seit Jahrhunderten große Weinvorräthe liegen, die zu heben jedoch noch Niemand gelang, da man trotz allen Suchens weder die Thür noch auch nur eine ins Kellergewölbe dringende Ritze entdecken konnte, steigt dann im Frühjahr süßer Weinduft empor. Auch die älteste elsässische Sage bezieht sich in ihrem Kernpunkt auf den einheimischen Rebensaft, dessen mittelbare Verherrlichung sie bildet. Nach ihr soll Herkules, nachdem er die Rinder des dreileibigen Geryon erlangte und dieselben nach seinem Abkommen mit Eurystheus unter der Bedingung als sein Eigenthum heimtreiben durfte, daß er täglich ohne Ausnahme eine Strecke von zwanzig Meilen mit ihnen zurücklege, über die Pyrenäen und die Gebirge des südlichen Galliens wandernd, auf dem Wege, den einst auch Bacchus eingeschlagen hatte, als er den Tribokern die Kunst, Reben zu pflanzen, lehrte, über den Wasgau ins Elsaß gekommen sein. In Argentovar, dem heutigen Horburg, wollte er, müde von der noch nicht ganz vollendeten vorgeschriebenen Meilenzahl, des Abends eine kurze Rast halten und erquickte sich am Weine, nach dem Verfasser der lateinischen Handschrift, welche die Sage überliefert, an „Rangen" oder Reichenweirer. Derselbe übte selbst auf Herkules eine derartige Wirkung, daß dieser einschlief und zu spät erwachte, um das Ziel seiner Tageswanderung, Basel, noch erreichen zu können. In der Eile des Aufbruchs vergaß er seine

[*]) Kopfeinfeurer.

Keule, welche, als Erinnerungszeichen aufbewahrt, später, als Kolmar gegründet wurde, dahin kam und Aufnahme in das Wappen dieser Stadt fand.

Ein eigenartiges culturgeschichtliches Interesse gewähren die Aufzeichnungen der Zeitgenossen über die guten Jahrgänge früherer Zeiten, in denen man im buchstäblichen Sinne oft nicht wußte, was man mit dem überreichen Segen beginnen solle. Während, wie Kleinlawel's gereimte Straßburger Chronik erzählt,

Im Tausent sibentzigsten Jahr
An Wein ein solcher Mangel war,
Daß Meß vnd Nachtmahl mit beschwerdn
Nit vberal kont ghalten werden,

gab es im Jahre 1255 einen so reichen Herbst, daß man aus Mangel an Fässern viele Trauben an den Stöcken hängen ließ; die geringern vorräthigen Weine wurden von Vielen statt Wasser zum Kalklöschen und zum Anrühren des Mörtels verbraucht. In Straßburg galt ein Saum (3 Ohm) Wein 14 Pfennige.[1]) Ein gleicher Segen ist in den Jahren 1300 und 1306 verzeichnet. Man erntete im Elsaß damals so viel und so guten Wein, daß man den alten geringern durch öffentliche Ausrufe umsonst ausbot, um nur Raum für den neuen zu bekommen. Auch das Jahr 1333 brachte einen solchen Ueberfluß:

In dem Jahr wuchs so viel Wein, daß
Man nicht Faß gnug kunt haben,
Darumb viel vmb ein lähres Faß
Ein Faß voll fürn[2]) Wein gaben.

Im Jahr 1386 bekam mancher Rebbauer nicht so viel Geld für seinen Wein, als er für das Binden der Fässer ausgeben mußte; denn ein Fuder Wein kostete 1 Gulden, ein Faß dieses Inhalts aber 4 Gulden. Das 15. Jahrhundert brachte dem Elsaß gleichfalls reiche Weinjahre. 1465 erntete man zwar sehr viel, aber sehr sauren Wein; in der erwähnten Reimchronik heißt es darüber:

Sehr viel Wein wuchs in dem Jahr,
Jedoch so sawer darneben,
Das wer jhn tranck leibweh bekam,
Viel wurden krank nachmahlen
Vnd wer deß Weins zu viel einnahm,
Mußt's mit der Haut bezahlen.

Besser war es 1473, in welchem Jahre man nicht nur hinsichtlich der Menge, sondern auch der Güte außergewöhnliche Ergebnisse verzeichnen konnte. Die Lese fand schon im August statt. Da der Sommer ungemein trocken gewesen war, gab es fast kein Gemüse, so daß man im Herbst drei Ohm Wein gegen einen Sechter Rüben eintauschen konnte. 1484 wurde wieder so viel Wein geerntet, daß man ihn nicht aufzuheben wußte und alle Krankenhäuser reichlich damit beschenkte. Man soll selbst ein Ohm Wein für ein Ei gegeben haben. 1493 goß man wieder den vorräthigen Wein weg, um den Ueberfluß an neuem sehr guten bergen zu können. Aus dem 16. Jahrhundert sind ähnliche Berichte vorhanden. So von 1509 und 1529. In letzterem Jahre bot man drei Fuder alten, geringern Wein für ein Ohmfaß und konnte es nicht erhalten. Da bauten, wie die Chroniken melden, die Reicheren gemauerte Weinstuben, welche 400 bis 700 Ohm fassen konnten. Auch im Jahre

Tausend fünfhundert dreyßig und neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

Ein Edelmann kam daher auf den eigenartigen Gedanken, seine Vorräthe an einem bestimmten Tage durch seine Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Die dabei entstandenen Streitigkeiten gaben reichlichen Anlaß zu Strafen, welche dem Eigenthümer des Weins als Gerichtsherrn mehr eintrugen, als jede andere Verwerthung desselben. Im folgenden Jahrhundert gab es namentlich 1615, 1624 und 1630 vortrefflichen Wein in großer Menge. Im letzteren Jahre wurden in Straßburg allein zum Weißenthurmthor 7499 Fuder 22½ Ohmen eingeführt. „Den 6. October 1631," erzählt Künast in seiner Chronik, „kaufte ich in dem Dorfe Kleinbach bei Fleckenstein einen Ohmen guten Wein um 5 Batzen und gab ihn den Gästen im Wirthshaus zum besten."

[1]) Die angeführten Maße und Geldsorten verhalten sich wie folgt: 1 Fuder = 24 Ohm; 1 Ohm = 24 Maß (etwa 47 Liter). 1 Gulden = 10 Schilling (= 2 Francs); 1 Schilling = 1½ Batzen oder 12 Pfennig. Dabei ist der gegen heute etwa neunmal höhere Geldwerth zu berücksichtigen.

[2]) vorjährigen.

Der erste, besonders bezüglich der Güte vortreffliche Herbst des 18. Jahrhunderts war 1706. Wegen des außerordentlich heißen Sommers und der anhaltenden Dürre blieben die Beeren der Trauben klein wie Wachholderbeeren. Kurz vor der Lese kam jedoch ein ausgiebiger Regen; sie schwollen auf und es gab einen ungemein süßen Wein. 1710 war gleichfalls ein gutes Jahr. „Anno 1739," heißt es in einer alten Aufzeichnung, „da der Wein blühte, glaubte Niemand, daß es viel geben würde; man versah sich also auch nicht sonderlich mit leeren Fässern. Als aber der Herbst kam, wußte man ihn nicht aufzuheben. Er war überdies auch sehr gut. Viele schütteten ihn eine Zeit lang in Wasch- und Gerberbütten. Er war so unwerth, daß man den Ohmen im Herbst für 8 Schilling verkaufte; aber nachher schlug er mit jedem Tage auf; schon im November galt er 1 Gulden 4 Schilling. Gottlose Weinbauern sagten damals: Wenn es übers Jahr noch so einen Herbst giebt, so wollen wir unsere Aecker mit Wein sprengen (gießen)." Es folgte ein Mißjahr. 1752, 1753, 1759, 1762 waren wieder gesegnete Jahrgänge, ebenso 1776, in welchem Jahre allein die Stadt Luzern aus dem Oberelsaß für eine Million Livres Wein gekauft haben soll.

Ein Land, in welchem der Wein in solcher Menge floß, mußte für das germanische „Nationallaster", von dem schon Tacitus berichtet, ein besonders günstiger Boden sein. Die bacchischen Sitten und Gebräuche des Elsasses bilden denn auch einen eigenen Abschnitt der Weingeschichte des Landes, aus dessen Fülle kurz Einiges erwähnt sei.

Das auch im Elsaß heimische alte Sprüchlein:

Ein Trunk auf den Salat
Schadet dem Doctor einen Dukat';
Ein Trunk auf ein Ei
Schadet dem Doctor zwei!

welches den Wein — denn was kann im Weinlande „ein Trunk" anders sein? — gewissermaßen zum „Universalmittel" erhebt, fand hier begreiflicherweise zu allen Zeiten die weitgehendste Auslegung und die Aerzte wurden und werden in diesem Sinne um unberechenbare Dukatenmengen geschädigt.

Mit Bezug auf die Liebe der Landesbewohner zum Wein liest man in Seb. Münster's Kosmographie: „Das arbeitsame Volk, so darinnen (im Elsaß) ist, verzecht gemeinlich all sein Gut, spart nichts in Zukunft und darumb, so etwa durch Reif, Kälte oder Krieg ein Unfall kommt, leiden sie Mangel und schwere Theuerung." Hierauf weist auch eine einheimische Sage, nach welcher Petrus, als er eines Tages mit Christus auf Erden wanderte, Lust bekam, mit elsässischen Bergknappen neuen Wein zu trinken. Christus entläßt ihn mit ernster Warnung. In der Schenke, welche Petrus aufsucht, geht es hoch her; gute und schlechte Witze fliegen hinüber und herüber. „Du," sagt einer der Gäste zu Petrus, „Du mit Deinem langen Barte, mach uns eins auf, wir wollen tanzen." Petrus wollte mit einem Witz antworten und machte die Thür auf, indem er sagte: „Wartet, ich will Euch eins aufmachen!" Die Bergknappen aber nahmen diesen Scherz übel, prügelten Petrus derb durch und warfen ihn hinaus. Christus erwiderte auf sein Jammern und sein Bitten um Bestrafung der groben Burschen: „Sie sollen, bis sie höflicher geworden sind, des Sonntags vertrinken, was sie in der Woche sauer verdient haben!"

Unter den verschiedenen Trinkgebräuchen war namentlich das uralte „Bescheid thun", dessen Verweigerung dem Betreffenden das derbe „Sauf' oder lauf'" nebst Spott und Verachtung der übrigen Zecher zuzog, im 15. und 16. Jahrhundert zu solch üppiger Entwickelung gelangt, daß der Straßburger Magistrat mit Polizeiverordnungen gegen dieses „ärgerlich Laster" vorgehen mußte. Neben dem „Kuntschafft"- (Kameradschaft-) Trinken — „man trinckt auf kuntschafft und du", heißt es bei Fischart (Gargantua) — hatte sich das „Willkomm-Trinken" im Laufe der Zeit gleichfalls in einen allen Gesitteten zum Anstoß gereichenden Unfug verkehrt, von dem Moscherosch erklärte:

Das Willkomm-Saufen hat der Teufel
Zu Hof erdacht; darum ich zweifel
Ob solche Leut' auch Christen seyn,
Dieweil sie saufen wie die Schwein.

Der Johannestrunk oder Johannessegen, ursprünglich nur am Tage St. Johannis des Evangelisten üblich, war allmälig zum „Lebewohl-Zutrank" geworden, der am Schluß von Schmäusen und Gelagen zum Abschied gereicht wurde, wie dies u. A. aus einem humoristischen Büchlein Seb. Brant's (De moribus et facetiis mensae, 1490) zu ersehen ist, in welchem es heißt:

Darnoch es an ein scheiden got,
Des ist ein frischer trunk der bot ....
Von gwonheit blibts nit vnderwegen,
Eym jeden gibt man sant Johans segen.

„Wie sant Johans segen auff ist kummen", erzählt ein anderer elsässischer Schriftsteller, der Barfüßermönch Johannes Pauli in seiner Schwanksammlung „Schimpf und Ernst". Ein reicher Mann „war zu armen Tagen kommen" und da er sich schämte, seine Noth Freunden und Bekannten kund zu thun, ging er in den Wald und rief den Teufel. Er versprach demselben Leib und Seele, wogegen dieser ihm zwölf Jahre lang ungeschmälerten Reichthum zusicherte; „wann er gelt wolt haben, solt er vnder der Holderstauden in seinem garten graben". Der „verdorben man fing wieder an ein herlich stad zu füren". Am Ende der vereinbarten Frist nahm er nach einem köstlichen Gastmahl Abschied von seinen Freunden und erklärte, daß er nun fortgehen und nie mehr mit ihnen essen werde. Da fiel ihm seine Tochter um den Hals und ihren Bitten gelang es, dem Vater das Geheimniß zu entlocken. Sie sprach zu ihm: „Vatter, du weist das ich mir sant Johansen Evangelisten zu einem patronen vnd beschirmer meiner junckfrawschaft erwölet hab; in des namen vnd eer thu ein trunck mit mir." Der Vater that es. Als er darauf in den Wald kam, bekannte der Teufel in höchster Wuth, daß er seiner Seele dieses Trunkes wegen nichts anhaben könne, schleifte ihn aber durch Dornen und Gestrüpp und ließ ihn endlich halb todt liegen. Wieder zu sich gekommen, kehrte der Mann nach Hause zurück und erzählte nun aller Welt, was ihm geschehen war. „Vnd das kam dem bapst für vnd er satzt vff, das man vff sant Johanstag wein solt gesegnen vnd sant Johans segen trincken." — „Es ist noch recht," setzt der Verfasser hinzu, „das man sant Johans segen trinckt wann gut freund von einander scheiden wöllen."

Im häuslichen Leben aller Familien, in denen ein gewisser Wohlstand herrschte, spielte der „Schlaftrunk" eine wichtige Rolle. Man wählte dazu einen besonders guten alten Jahrgang, öfter noch mit Obst oder Gewürz versetzten Wein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich in den reichen Häusern der Schlaftrunk zu einem vollständigen Mahl gestaltet, zu welchem man Fische, Geflügel, Pasteten, eingemachte Früchte, seltene Gewürze und Zuckerwaaren auftrug. Die „Teutsche Speiskammer" von Hieronymus Bock enthält darüber ausführliche Mittheilungen.

Die weniger begüterten Bewohner des Elsasses bekundeten durch ihren Durst nicht minder ihren germanischen Ursprung. Bezeichnend hierfür ist ein Schwank in dem genannten Buche Joh. Pauli's. „Ein bauer hatt ein fraw und ein esel," heißt es darin. „Es kam sie einmal ein andacht an, daß sie verhieß, keinen wein zu trinken, es wer dann, daß sie etwas verkaufft oder hette kaufft, so wolte sie den weinkauff zu trinken ausgenommen haben, den wolte sie nicht verreden. Es wehret etwan vierzehen tag, da hett sie gern wein getrunken. Sie sprach zu ihrem mann: Meister, gieb mir deinen esel zu kauffen. Der Mann thet es; da trunken sie den weinkauff. Vnd morgens kaufet ihn der mann wider, da hetten sie aber weinkauff zu trinken. Vnd also trieben sie das für vnd für, das war das gelübde nicht gebrochen."

Von der Zechlust des „schwachen Geschlechts" im Elsaß gab u. A. die „Weiberfastnacht" im Sundgau beredtes Zeugniß. Am Fastnachtssonntag, dort „Hirztag" genannt, hatten die Weiber und Jungfrauen allein das Recht, die Wirthshäuser zu besuchen. Truppweise zogen sie dahin und begegneten sie einem Manne, so fielen sie über ihn her und pfändeten ihn an Hut oder Mütze, die er dann mit einigen Flaschen Wein einlösen mußte. Auch das Münsterthal kannte bis zum Jahre 1681 einen solchen „Weibertag". Da zogen die Weiber vermummt mit einem aufgeputzten Bock und einem schellenbehangenen Pferd, das zwei Weinfässer trug, durch die Straßen und kein Mann durfte sich vor Abend, selbst am Fenster nicht, sehen lassen. In Straßburg wurden am sog. „Schwörtag", an welchem bis zur Revolution alljährlich der neuerwählte Ammeister (Bürgermeister), der Rath und die Bürgerschaft die alte reichsstädtische Verfassung beschworen, die Frauen auf Gemeindekosten bewirthet, daher das Wort: „Der Männer Schwörta, der Weiber Zechta!" Ein allgemeines Aergerniß war ein bacchischer Brauch, der sich bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts am Vorabend des Kirchweihfestes des Straßburger Münsters, zu welchem sich namentlich die Landleute sehr zahlreich einzustellen pflegten, in diesem Gotteshause abspielte. Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Weinstiftung des „langen Ellenhard", eines Pflegers des Frauenwerks (Münsterbaus), gab Anlaß zu einem den geheiligten Räumen hohnsprechenden Unfug, einer „orgia Bacchi Venerisque sacra aut tartareas Plutonis faces", wie Wimpfeling (Argent. Episcop. Catalogus, 1508) schreibt. Die Chronik des Maternus Berler berichtet darüber: „Nun was zu Straßburg ein solche Gewonheit, das jerlich am abent der Kirchweihung des obersten Tempels ein groß volk uß allen Flecken, weib und mann, in den tempel zusammen kam, do erhupt sich dan ein solche vngestumigkeit mit schwetzen, lachen, suffen vnd fressen; vnd so eins ettwen entschlieff, so sandt man etlich boß knaben, die hefften derselbigen mentel oder kleyder mit negel uff die stiel vnd benck; etliche negten [nähten] vnder weillen zwey zesammen. Auch legt man ein faß mit wein in sanct Catharinen capell vnd wem wein gebrach, der fand yn ze kouffen. Vnd geschah groß h...... vnd bybery [Büberei], darvon nit ze schreiben." Der Mißbrauch wurde auf das entschiedene Auftreten Joh. Geiler's von Kaysersberg hin im Jahre 1481 abgestellt.

Noch seien zwei alte elsässische „Trinkgesellschaften" erwähnt, welche, eigenartige Erscheinungen ihrer Zeit, ausschließlich fröhlichem Zechen im engeren Kreise Gleichgesinnter gewidmet waren.

Die ältere derselben, der „Wagkeller" in Kolmar, hatte sich im 14. Jahrhundert gebildet. Unter ihren Mitgliedern finden sich Patrizier, Gelehrte, obrigkeitliche Personen und solche aus dem höheren Handwerk aufgeführt; Geistliche waren ausgeschlossen. Diese anfänglich auf der ernsten Grundlage „zur Erhaltung der Stadt beizutragen" ruhende Gesellschaft erkannte bald als einzigen Zweck, bei guter Mahlzeit und heiterer Unterhaltung das vaterländische Gewächs nach Kräften zu feiern. Zwölf vorgeschriebene Festgelage vereinigten im Laufe des Jahres die Mitglieder, deren Zahl durch die Satzungen der Gesellschaft zwar nicht begrenzt war, jedoch sechzig nie überschritten zu haben scheint. Der durch Jahrhunderte sich eines fröhlichen Bestehens erfreuende „Wagkeller", dem durch ansehnliche Vermächtnisse seiner Mitglieder Weinberge, Teiche u. s. w. zugefallen waren, nahm ein klägliches Ende. Nachdem der Kolmarer Magistrat in dringendster Noth einen Theil des prächtigen Silbergeschirrs der Gesellschaft verkauft hatte, um das Geld für die Winterquartiere der französischen Armee zu erschwingen, lebte sie 1713 noch einmal auf und ging endlich in den Stürmen der Revolution 1795 unter.

Die zweite Trinkvereinigung war die ritterliche „Hornbruderschaft". Auf dem das Städtchen Zabern, die einstige Residenz der Bischöfe von Straßburg, beherrschenden Hohbarr findet man noch heute die Trümmer eines gegen Ende des 12. Jahrhunderts erbauten Schlosses. Der Bischof Johann von Manderscheidt-Blankenheim hatte diese baufällig gewordene Burg im Jahre 1583 wiederherstellen lassen. Er faßte den eigenartigen Gedanken, hier oben eine Brüderschaft fröhlicher Zecher zu stiften, und brachte denselben am 17. Mai 1586 zur Ausführung. Wer in dieselbe auf genommen werden wollte, mußte ein Trinkhorn, das vier Liter hielt und mit altem „Küppelsberger", dem Lieblingsweine des lebenslustigen Bischofs, oder einer anderen edeln Sorte gefüllt wurde, auf einen Zug leeren. Nicht jeder, wenn auch sonst erprobte Trinker war dieser Aufgabe gewachsen. Dem Herzog von Bassompierre setzte die Bruderschaft, wie er in seinen Memoiren erzählt, derartig zu, daß er fünf Tage lang in Zabern krank lag und während der nächsten zwei Jahre keinen Wein riechen, geschweige denn trinken konnte. Dennoch gelangte er später zur Würde eines Mitgliedes. „Dame Horn", wie das Trinkgefäß, ein altes Familienstück Derer von Manderscheidt, genannt war, wurde wie eine Königin geehrt; man erwies ihr Huldigungen, wie sie im Geiste der Zeit einer solchen zukamen. Fremde von Auszeichnung, auch Frauen, durften ihr „Bescheid thun", eine hohe Ehre, der nicht zu entsprechen für eine schwere Beleidigung der Gesellschaft gegolten hätte. Alle, welche aus dem Horn zu trinken das Glück gehabt hatten, waren nach heutigem Sprachgebrauche „außerordentliche" Mitglieder der Bruderschaft; „wirkliche" Mitglieder wurden nur jene, welche die vorgeschriebenen Aufnahmeproben erfolgreich bestanden, und es finden sich unter ihnen manche bekannte Namen. Die Ereignisse der Weltgeschichte schienen ohne Einfluß auf die fröhlichen Zusammenkünfte der Hornbruderschaft zu sein. Als die Schweden schon über den Rhein gingen, fand auf dem Hohbarr — am 29. September 1632 — noch eine feierliche Versammlung statt und drei Söhne des Landes — ein von Wangen und zwei von Landsperg — wurden aufgenommen, nachdem sie das Horn zweimal geleert hatten. Wenn auch die Vereinigungen in der nun folgenden Zeit, in welcher das Elend des dreißigjährigen Krieges über das blühende Land hereinbrach, nicht so regelmäßig wie sonst stattfanden, so überdauerte die Hornbruderschaft doch auch diese Stürme, und selbst als am 31. Januar 1634 der Administrator des Bisthums das Schloß

Hohbarr den Truppen Richelieu's übergab, huldigten Sieger und Besiegte der „Dame Horn". Der erste französische Gouverneur von Hohbarr, Isaak von Saint-Simon, der Großoheim des bekannten Memoirenschreibers, beeilte sich, Mitglied des berühmten Trinkerordens zu werden; ihm folgten die französischen Edelleute, welche einen Ehrgeiz darin suchten, in dem Streben nach dieser Auszeichnung den deutschen nicht nachzustehen. Selbst die französischen Damen bezeugten dem Horn ihre Hochachtung. So liest man in den Annalen der Bruderschaft u. A.: „Moi, Madelaine de Saint-Simon, fille du gouverneur de Saverne, avous venu (sic) à Haut-Barr et y avous demeuré quinze jours, et n'a pas voulu manquer de rendre le devoir que l'on a coutume d'observer, qui est de boire dans la grande corne; ce 3 octobre 1634." Am 15. November 1635 wurde der Hohbarr von den kaiserlichen Truppen unter dem General Gallas zurückerobert. Von diesem Tage bis zum 15. Juli 1636, dem Zeitpunkte der Wiedereinnahme des Schlosses durch den Cardinal Lavalette und den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, hörte man nichts von der Bruderschaft. Nachher lebte sie noch einmal auf; aber mit dem westfälischen Frieden, welcher das Schloß dem Bischof von Straßburg geschleift zurückgab, fand sie ihr Ende. Das Trinkhorn wurde im bischöflichen Schlosse in Zabern aufbewahrt. Hier zeigte es eines Tages der Cardinal v. Rohan der Frau v. Noailles und diese schrieb in das Register der Trinkbruderschaft: „Arrivée à Saverne par un hasard personel, j'ai vu la corne et n'y ai point bu; ce 18 juillet 1729. La maréchale de Noailles." Das war die erste verächtliche Weigerung, die erste Demüthigung, welche die an Huldigungen gewohnte „Dame Horn" erfuhr. Mit ihr sprach gewissermaßen der Geist der neuen Zeit sein Urtheil über die zur „Merkwürdigkeit" herabgesunkene „Königin".

Der Reichthum der Rebhügel des Wasgaus hat sie alle überdauert, die alten bacchischen Sitten und Bräuche, auf die letzterer im Laufe der Jahrhunderte herniederschaute; stolz und freudig kann der Bewohner des gesegneten Landes heute wie ehemals mit einem eingeborenen Dichter (Ehrenfried Stöber) ausrufen:

Vivat 's Elsaß, unser Ländel,
Das so gueti Winle het!

Die Negerrepublik Liberia, eine verfehlte liberale Gründung.

Frei nach dem Holländischen des Büttikofer und auf Grund eigener Anschauung dargestellt von Dr. **Bernhard Schwarz.**

VII. Die Bevölkerung.

2. Die Eingeborenen (Fortsetzung und Schluß).

Sehr beliebt und gebräuchlich sind Schmucksachen. Westlich von Monrovia, und zwar namentlich bei den Veys, sind vorzugsweise silberne Armbänder, Agraffen und große Medaillons in Mode, welche man, wie schon früher erwähnt, aus amerikanischen Silbermünzen fertigt und an gleichfalls silbernen, oft sechsfachen Halsketten auf der Brust trägt. Anderwärts, insonderheit bei den Krus, findet man auch kupferne und eiserne Armringe. Goldener Schmuck ist nur bei den Mandingos zu treffen. Glasperlen sind nicht mehr so gesucht wie früher. Man verwendet sie höchstens noch zu den schon besprochenen Leibgürteln für größere Mädchen oder zu Halsketten für kleine Kinder. Um so geschätzter sind die bereits erwähnten Achatkorallen, die im Innern zugleich als Münze gelten. Noch mehr werden in Silber gefaßte Zähne von Krokodilen, Wildschweinen, Flußpferden, Wildkatzen und vor Allem von Leoparden am Hals, an den Armen und an den Knöcheln getragen. Nur um seiner vier Backzähne willen wird nicht selten für den Kopf eines alten Leoparden im Binnenlande ein Sklave gegeben. Dieser hohen Preise wegen bilden Leoparbenzähne sogar den würdigsten Schmuck für Fürsten und deren Weiber. Aus meiner Erfahrung füge ich hier noch an, daß derselbe Artikel auch in Camerun, namentlich im Gebirge und weiter im Innern, sehr begehrt war und mit Vorliebe als Halsschmuck getragen wurde. Immerhin mußten jene Zähne dort billiger sein als in Liberia. Denn mein Vey-Koch kaufte sie während unserer Binnenlandswanderung überall begierig auf und verlangte zu diesem Zweck wiederholt Vorschüsse von mir. Von Landeskundigen wurde mir übrigens — dies zur Erklärung der Büttikofer'schen Mittheilung über die hohe Schätzung der Kauwerkzeuge gerade jenes Thieres — mitgetheilt, daß diese letzteren als höchst wirksame Amulete gelten. Heirathsfähige Mädchen zieren sich sehr häufig auch mit Ketten aus an einander gereihten Silbermünzen, welche als Hals- oder Armbänder und selbst Leibgürtel benutzt werden. Während Büttikofer am Fisherman-See jagte, kam öfters eine Frau aus einer benachbarten Stadt in Begleitung von zwei hübschen Töchtern zu ihm, um ihm dieselben zur Ehe anzubieten. Diese Mädchen trugen auf ihrem zierlich geflochtenen, hoch aufgekämmten Haarzopf silberne Diademe, dann an dicken Halsketten Medaillons aus gleichem Metall und ebensolche Leibgürtel, Fußspangen, Armbänder und Fingerringe, so daß sie förmlich von Silber strotzten. Amüsant ist, was der Holländer bei dieser Gelegenheit noch erzählt. Als er nämlich scherzweise mit der kupplerischen Mutter sich auf eine Debatte über den Preis der beiden Dirnen einließ, flüsterte ihm einer seiner Neger ins Ohr, er möge sich in Acht nehmen, denn die Schmucksachen würden von der Mutter sofort nach der Verheirathung zurückgefordert.

Sehr bemerkenswerth ist die Neigung zur Sauberkeit, welche den Eingeborenen eigen ist und die man ebenso an ihren Leibern wie an den Wohnungen und selbst in den Straßen und Plätzen der Ortschaften gewahren kann. Sie heben sich in dieser Hinsicht überaus vortheilhaft von dem eingewanderten amerikanischen Elemente ab. Die Eingeborenen baden sich sehr viel, und wo sie das nicht können, waschen sie sich wenigstens jeden Abend auf einem eigens zu diesem Zwecke umzäunten Platz, auf welchem sie nackt niederkauern und sich aus einem Kessel mit Wasser übergießen.

Das hindert freilich nicht, daß sie im Allgemeinen ebenso wie die Kälte, so auch Nebel, Thau und Regen scheuen, obwol sie, wenn sie nur erst einmal auf der Wanderung naß geworden sind, bald nichts mehr darnach fragen.

Wir wenden uns nunmehr zu dem wichtigen Capitel von der Gliederung der eingeborenen Bevölkerung in eine Anzahl von Stämmen. Die wichtigsten dieser letzteren sind: 1) die **Krus**, 2) die **Golahs**, 3) die **Busies**, 4) die **Passies**, 5) die **Mandingos**, 6) die **Dehs**, 7) die **Veys**, 8) die **Gallinahs**, — diese alle in der Umgebung oder westlich von Monrovia, dann 9) die **Bassas** und 10) die **Grabos**, beide östlich von der Hauptstadt, und zwar die ersteren in der Provinz Bassa, die letzteren beim Cap Palmas. Ueber die zwischen den beiden zuletzt genannten noch wohnenden Stämme ist zur Zeit noch so gut wie nichts bekannt.

Was den ersterwähnten Kru-Stamm, einen der wichtigsten und bekanntesten von allen, angeht, so hat derselbe kein gemeinsames Oberhaupt und ebenso auch nur eine kleine Küstenstrecke zwischen Sinoe und Cap Palmas als Stammsitz mit allerdings sehr zahlreichen Vertretern inne, welche verwegene See- und Strandräuber sind. Im Uebrigen erscheinen die Krus über das ganze liberianische Litorale zerstreut und zwar finden sich ihre Niederlassungen (Kroo-towns) meist in der Nähe eines Hafens, so dicht wie möglich an der See, was nicht verhindert, daß diese Schwarzen sich möglichst fern von anderen Eingeborenen und liberianischen Colonisten halten. Geborene Seeleute, wie sie sind, verachten sie nämlich alle ihre Rassegenossen als in dieser Hinsicht tief unter ihnen stehend. Ebenso gewinnen sie es nicht über sich, Ackerbau zu treiben, sondern überlassen dies ihren Weibern oder Sklaven. Dafür verstehen sie meisterhaft ihre Canoes aus Baumstämmen herzustellen und dieselben selbst bei stürmischem Wetter auf hoher See zu tummeln, wie ein Reiter sein Pferd. Desgleichen gehen sie sehr gewandt mit der Angel um. Vor Allem aber liefern sie die an der ganzen Guinea-Küste hochgeschätzten Kroo-boys, welche sich auf die Schiffe, die in diesen Meeren fahren, gegen Geld als Arbeiter verdingen und an Stelle der weißen Matrosen, die im heißen Klima ohne Gefahr keine schwereren Dienste zu verrichten vermögen, die Geschäfte des Löschens und Ladens und dergleichen in mustergiltigster Weise, mit ebenso unermüdlicher Willigkeit, wie bewundernswerthem Geschicke, besorgen. Zu ähnlicher Thätigkeit lassen sie sich auch von den Factoreien, und zwar bis Camerun und selbst noch weiter südwärts anwerben. Ihr Lohn beträgt monatlich gewöhnlich 5 bis 7 Dollars sammt Kost, welch letztere pro Mann täglich in etwa $1\frac{1}{2}$ Pfund Reis mit ein wenig Salzfleisch, Stockfisch oder Speck besteht, das sie sich Alles selbst in der „Kruküche", einer kleinen elenden Hütte auf dem Schiffsdeck oder im Factoreihofe, zubereiten, und gelegentlich einem Schluck „Rum" oder „Gin". Der betreffende Contract wird schriftlich, d. h. unter Ausstellung eines sogenannten „book" seiten des weißen Miethers und in der Regel unter Assistenz des Häuptlings des in Frage kommenden Krudorfes ab-

geschlossen, wobei der Dorfmonarch gewöhnlich auch den für den ersten Monat pränumerando zu zahlenden Lohn in die Tasche schiebt.

Bei dieser Gelegenheit macht Büttikofer auf eine interessante Thatsache aufmerksam, nämlich die an heilige Scheu grenzende Hochschätzung, die jene Krus dem erwähnten „book“ gegenüber an den Tag legen. Ich bemerke hierzu, daß ich Aehnliches auch unter den Eingeborenen Camеruns beobachtete und daß, da auch andere Afrikareisende gleiche Erfahrungen gemacht haben, es scheint, als ob dem Neger überhaupt dieser große Respect vor dem geschriebenen Worte eignete. Es fällt einem Kru gar nicht ein, daran zu zweifeln, daß der Weiße die durch das einfache Stück Papier eingegangene Verpflichtung auch wirklich halten werde. Kann er das Schriftstück auch nicht lesen, so weiß er doch noch nach Jahr und Tag die Bedeutung aller der in seinem Besitz befindlichen und von ihm aufs Sorgfältigste aufbewahrten „Bücher“, kennt das Datum ihrer Ausstellung und die Höhe der ihm dadurch garantirten Summe. Unter Umständen kommt es übrigens unter den Schwarzen wirklich bis zu einer abergläubischen Furcht vor beschriebenem Papier. Der holländische Reisende theilt hierzu ein erheiterndes Beispiel mit. Ein Missionar von der Station Mühlenburg sandte einst einen seiner schwarzen Diener mit einer schriftlichen Vollmacht in eine Stadt weit im Innern, um die Auslieferung der dort gefangen gehaltenen Frau eines Arbeiters aus der Mission zu verlangen. Der betreffende Häuptling weigerte sich indeß, das Weib loszugeben, und so legte denn der Bote endlich das erwähnte Papier auf den Kopf des auf einem öffentlichen Platze des Ortes aufgestellten Götzenbildes und machte Miene, sich zu entfernen. Dies wirkte. Die ganz erschrockenen Einwohner riefen den Boten zurück, übergaben ihm die Gefangene und baten ihn inständig, doch ja das Papier, welches Niemand von ihnen anzurühren wagte, wieder mitzunehmen.

Die Krus, deren Stammesabzeichen ein etwa einen Finger breiter, von der Nase aus in gerader Linie über die Stirn laufender Tätowirstreifen ist, sind meist klein und untersetzt, aber durchweg von herkulischer Kraft. Ihrer oben betonten Lieblingsbeschäftigung entsprechend, lieben sie es auch in ihrer äußeren Erscheinung den Seemann bez. überhaupt den Culturmenschen herauszukehren, indem sie häufig die abgelegten Kleider von europäischen Matrosen, Uniformstücke von Marineofficieren, breite Filz- oder Strohhüte, Sonnenschirme und nicht selten sogar Beinkleider tragen. Auch die Frauen kleiden sich besser als die anderer eingeborener Stämme und binden sich oft 2 und 3 Decken über einander um die Hüfte. Desgleichen sind Schmucksachen, namentlich Elfenbeinarmbänder, sehr gebräuchlich, welch letztere die Männer von ihren Seefahrten in südlicheren Gebieten mit zurückbringen.

Desgleichen legen sie viel Werth auf die Wohnung. In ihren allerdings niedrigen und engen, aber aus trefflichem starken Flechtwerk hergestellten Hütten findet man geflochtene Bänke und Stühle, mitunter sogar einen Tisch und stets bequeme, mit weichen Matten oder wol auch einheimischen Stoffen bedeckte Bettstellen.

Der größere Wohlstand der Krus verräth sich endlich noch in ihrer Kost. Sie leben, wie auf den Schiffen so auch zu Hause, meist von Reis, den sie entweder durch ihre Frauen bauen lassen oder in den Factoreien kaufen. Dazu tauschen sie sich auf den fremden Fahrzeugen gegen frische Fische Salzfleisch, Speck und dergl. ein. Im Verzehren von Aas, das sie irgendwo treffen, so eines schon halbverwesten Alligators oder eines an den Strand gespülten Delphin-Cadavers, zeigen sie sich indeß noch weniger wählerisch als andere Schwarze.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es überhaupt ein Irrthum ist, wenn man glaubt, daß die Neger wegen des wärmeren Klimas, in welchem sie leben, auch geflissentlich weniger erhitzende Nährstoffe consumirten. Sie sind Vegetarianer nur aus Noth, weil Fleisch bei ihnen meist sehr rar ist. Wo sie es dagegen haben können, vertilgen sie Wärme erzeugende Lebensmittel, wie Fett und Spirituosen, in wahrhaft unglaublichen Mengen. Sie trinken Palmöl wie Wasser und verschlingen Speck mit ähnlicher Gier, wie der Eskimo Thran zu sich nimmt. Es läßt sich dies nur daher erklären, daß der nackte Tropenbewohner im Grunde ebenso viel Eigenwärme abgeben muß, wie der in Pelze gehüllte Bewohner hoher Breiten und daß also auch hier ebenso wie dort ein Ersatz dieses Wärmeverlustes nöthig wird.

Zu bemerken ist noch, daß ebenso wie unter fast allen Küstenstämmen von Westafrika, so auch unter den Krus die Sage geht, daß sie früher weiter im Innern gewohnt und nur durch Kriege nach der Küste getrieben worden seien. Ich vermochte übrigens eine ähnliche Tradition selbst noch bei Binnenstämmen in Camerun, so bei den Bakundus von Messinge ba Kaka zu finden.

Die Veys nehmen das weite Gebiet von Monrovia bis zum Marfa-Fluß ein und zwar in der Weise, daß sie sich mit ihren Niederlassungen von dieser langen Küstenlinie noch einige Tagereisen ins Land hinein erstrecken. Sie stehen unter einigen mächtigen Fürsten und zwar die östlicher wohnenden unter einem gewissen Vey John oder John Gray, die westlicheren unter Varlah, Freeman und Marana Sandfish. Der letztgedachte ist bei Weitem der einflußreichste von allen. Er residirt in der starkbefestigten Stadt Kobolia am Marfa-Fluß und befindet sich stets auf Kriegsfuß mit den Stämmen der Gallinahs am Mannah, Solyman und Gallinah. Die Veys sind gut gebaut und zeichnen sich durch ihre Milde und Freundlichkeit namentlich auch den Weißen gegenüber aus. Im Feld freilich zeigen sie sich dafür ebenso feige und haben deswegen von Nachbarn und Räubern viel zu leiden. Dagegen sind sie tüchtige Handwerker und geschickte Landbebauer. Sie lieben, wie schon früher erwähnt, silbernen Schmuck und sind auch leidenschaftliche Spieler. Ihre Sprache ist sehr vocalreich und wohllautend. Sie besitzen auch seit ca. 50 Jahren eine ganz eigenartige Schriftsprache, welche durch ein Glied der weitverzweigten Häuptlingsfamilie der Grays eingeführt worden sein soll. Leider macht der Islam unter ihnen rapide Fortschritte. Ein äußeres Stammesabzeichen besitzen sie nicht.

Die Gallinahs, die westlichen Nachbarn der Veys, wohnen vom Mannah- bis zum Gallinahfluß, sowie von diesem Küstenstrich noch weit in das Innere hinein, woher sie übrigens gleich den Krus vor Zeiten gekommen zu sein scheinen. Den schon erwähnten Krieg mit den Veys führen sie nicht selbst, sondern lassen ihn durch die Söldnerheere der Kossos ausfechten. Sie selbst sind ein künstlerisch angehauchtes Volk, das zierliche Holzschnitzereien und treffliche Silberschmiedearbeiten liefert. Doch gewinnt auch unter ihnen der Islam immer mehr Anhang. Auch die Gallinahs haben, wie die Veys, einige weitgebietende Oberhäupter.

Der Deh-Stamm besitzt ebenfalls eine eigene Sprache und war früher sehr mächtig, ist aber durch stete Kriege namentlich mit den anstoßenden Golahs fast ganz aufgerieben worden und heutzutage auf einige engbegrenzte Gebiete bei Monrovia am kleinen Cap Mount-Fluß und am Mittellauf des St. Paul beschränkt.

Um so mächtiger sind dafür die Golahs in den Urwaldgebieten am Mittellauf des ebengenannten Stromes bis nahe an die Mandingo-Plateaus. Sie verdanken ihre starke Stellung namentlich ihrem ebenso kriegstüchtigen wie diplomatisch schlauen König Fan Kwe Kweh in der wohlverschanzten Stadt Sublum im Flußgebiet des kleinen Cap Mount. Die Golahs, die übrigens ebenfalls kein äußeres Merkmal haben, gehen auch stets bewaffnet, sind sehr stolz auf ihren Kriegsruhm und haben ein finsteres, mißtrauisches und diebisches Wesen. Weißen Reisenden pflegen sie Schwierigkeiten zu bereiten. Auch ihre Sprache klingt rauher als die der Veys und ist bei Weitem ärmer an Vocalen.

Aehnlich kriegerisch, aber gleichzeitig auch habsüchtig sind ihre östlichen Nachbarn, die Pessies, welche in einem fast ununterbrochenen Krieg mit den Busies leben.

Diese letzteren, welche westlich vom St. Paul und nördlich von den Golahs in einem welligen, thalreichen Hügelland wohnen, treiben ausgedehnten Ackerbau, ernten namentlich viel Baumwolle, weben Decken und halten in befestigten Städten lebhafte Märkte ab. Sie sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag, der sich äußerlich durch einen von den Schläfen bis zum Kinn herablaufenden blauen Tätowirstrich kenntlich macht, während ihre Nachbarn, die Pessies, diesen Strich von den Ohren bis zum äußersten Augenwinkel ziehen.

Hinter diesem Stamm beginnt dann die Mandingo-Hochebene mit dem schon oft erwähnten sehr kopfreichen und weit ausgebreiteten, gleichnamigen Stamme. Die Mauern der oft sehr großen Städte dort sind, ebenso wie die Gebäude, aus dem in Masse daselbst vorhandenen Lehm. Da die fast unübersehbaren Weideflächen nur vereinzelte Bäume haben, bedient man sich des Mistes der Pferde und Kühe als Brennmaterial. Zwei Hauptcentren dieses Stammes sind die ansehnlichen Orte Musardu und Madina. Außer einem hochentwickelten Ackerbau finden wir hier noch eine nicht weniger vorgeschrittene Weberei. Ferner versteht man es vortrefflich Leder herzustellen und zu verarbeiten, Goldwaaren zu fabriciren und alle möglichen Eisenartikel zu schmieden. Für die letztere Branche hat man eigene Schmelzöfen, die man übrigens auch schon bei den Busies antrifft. Die Mandingos sind ausnahmslos Muhamedaner. In allen Städten unterhalten die zahlreich vertretenen Derwische Schulen, in denen sie die Jugend die arabische Sprache lesen und schreiben lehren. Diese ganze ver-

hältnißmäßig weitgediehene Cultur documentirt sich auch in einer gewissen Manierlichkeit und Gesittung, deren Einfluß noch bis zu den Veys hinabreicht.

Die Sprachen aller dieser Stämme zeigen zwar manche Uebereinstimmung, daneben sind sie aber doch so verschieden, daß die Leute des einen Stammes sich mit denen eines anderen nicht verständigen können und es zweifelhaft erscheint, ob diese Idiome wirklich insgesammt zu einem Sprachstamm gehören. Bemerkenswerth dürfte es noch sein, daß namentlich betreffs des Consonanten R eine große Verschiedenheit stattfindet, indem derselbe in einer Anzahl überhaupt rauherer Dialekte, wie in der Sprache der Pessies, der Bassas und vor Allem der Krus, sehr hart prononcirt wird, während er in dem weichen Idiom der Veys und Golahs fast wie ein L klingt.

Wenn wir oben sagten, daß an sich die Leute verschiedener Stämme sich unter einander nicht zu verständigen vermöchten, so gilt dies jedoch nur, so lange dieselben eben keine andere als ihre specielle Stammessprache zu handhaben verstehen. In Wirklichkeit giebt es aber unter jedem Stamme genug Leute, und zwar nicht selten Knaben von 12 bis 15 Jahren, welche 3 bis 4 verschiedene Negersprachen sprechen. In verkehrsreichen Binnenstädten treten auch neben einander verschiedene Idiome auf. So hört man in der Vey-Stadt Boporo außer der Vey-Sprache noch Mandingo, Pessie, Busie, Bundie, Golah, Deh, Hurrah und Mambunah durch einander.

Daneben finden sich allenthalben, selbst weit im Innern, immer Mehrere, die in ihrer Jugend einige Zeit an der Küste zubrachten, und von daher noch geläufig englisch reden. Näher am Meere sind zahlreiche Bewohner der Negerdörfer wenigstens des sogenannten Negerenglisch mächtig, das eine Art lingua franca fast an der ganzen Westküste von Afrika bildet. Auch die liberianischen Colonisten gebrauchen im Verkehr mit den Eingeborenen dieses Kauderwelsch, während sie unter einander das eigentliche Englisch sprechen.

Endlich trifft man überall auch im fernsten Binnenlande in der Sprache der Schwarzen noch spanische und portugiesische Fragmente, so das Wort save = Wissen, indem man im Negerenglisch beispielsweise sagt: me not save, ich weiß nicht. Außerordentlich verbreitet ist der Ausdruck „palaver“, der zunächst irgend eine öffentliche Versammlung, Verhandlung bezeichnet, zugleich aber ebenso, wie das spanische Ursprungswort „palabra“, eine überaus weite Bedeutung hat. Beispielsweise hört man: „that be no p'laver“ = es ist nicht der Mühe werth, darüber zu sprechen, oder: „that be wowo p'laver“ = das ist ein schlimmer Fall, oder: „i make you p'laver“ = ich bringe Dich vor den Richter u. s. w.

Um auch von der staatlichen Einrichtung dieser Eingeborenen zu sprechen, so haben die erblichen Fürsten, welche an der Spitze eines Stammes oder Stammestheiles stehen, weder eine glänzende Hofhaltung noch ein stehendes Heer noch überhaupt eine besonders große oder gar unbeschränkte Macht, obwol sie, selbst die kleinsten unter ihnen nicht ausgenommen, immer eine gewisse Würde zu wahren wissen. Nur in Kriegszeiten scheint ihnen ihr Volk ganz von selbst eine Art von Dictatur zuzugestehen. Ebenso sind Reisen eine Gelegenheit für den Häuptling, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Er hat dann immer einen wahren Troß von hohen Würdenträgern und Kriegern bei sich, welche in die feinsten Togas gekleidet sind und eine Masse von Waffen, alte europäische Cavalleriesäbel, schwere Reiterpistolen und schöngearbeitete Dolche einheimischen Fabrikats, tragen. Deßgleichen befindet sich dann ein Theil des Harems im Gefolge des Herrschers, welch Letzterer als Zeichen seiner Würde eine Mütze von Otter- oder Leopardenhaut auf dem Kopfe hat, während seine Füße, ebenso wie jene seiner Begleiter, bloß bleiben. Auch ein Recht zur Besteuerung haben diese schwarzen Potentaten niemals, ihr Besitzthum wird lediglich von ihren Frauen und Sklaven gebildet. Von ersteren haben manche jener kleinen Monarchen 20, 50, 100 und mehr, von letzteren nicht selten sogar einige Hundert aufzuweisen. Es ist eine solche Anhäufung von Personal übrigens um deswillen sehr erleichtert, weil der Fürst mit der Herrschaft immer auch die Frauen, Sklaven und das übrige Eigenthum seines Vaters erbt. In vielen Fällen hat ein Stammesoberhaupt auch Vasallen, denn jede größere Niederlassung steht unter einem Häuptling (chief, headman). Doch sind dieselben in Friedenszeiten völlig unabhängig und sie legen sich sogar gern den Königstitel bei, obwol sie in ihrem Dorfe im Grunde nur eine patriarchalische Rolle spielen und ebenso wie ihr Lehnsherr keinerlei Abgabe von ihren Unterthanen erhalten, sondern auf den Ertrag der Arbeit ihrer Frauen und Sklaven angewiesen sind.

* * *

Wir hätten nunmehr das Wissenswertheste über unseren Gegenstand beigebracht. Wer sich über denselben noch eingehender zu informiren wünscht, der sei auch zum Schluß nochmals auf das in einiger Zeit erscheinende große Reisewerk Büttikofer's hingewiesen, in welchem er namentlich auch die sehr interessanten persönlichen Erlebnisse des Forschers nachlesen kann.

Was uns anbetrifft, so läge es nunmehr wol nahe, noch auf ein eingehendes Raisonnement über die Nothlage der schwarzen Republik, sowie die Ursachen derselben uns einzulassen. Indeß glauben wir, daß auf Grund der vorstehenden Ausführungen der geneigte Leser wol im Stande sein wird, sich selbst ein zutreffendes Urtheil zu bilden. Nur das Eine wollen wir nochmals betonen, das wir bereits in der Ueberschrift andeuteten, daß das an sich so hoffnungsreiche Ländchen im letzten Grunde doch das Opfer von nichts Anderem als einem falschen Liberalismus ist. Es war zuerst schon verhängnißvoll, wenn auch ganz gut gemeint, daß Amerika bei der Gründung des Staates die Ausschließung des Weißen zum Princip machte und zwar in einer so unbeschränkten Form. Es hat damit selbst die Emancipationsgelüste in den Schwarzen herausgefordert. Der nächste Fehler war dann der, daß, als diese Gelüste endlich zur That, zur Unabhängigkeitserklärung schritten, der Mutterstaat drüben über See nicht eingriff und sein Protectorat, nöthigenfalls mit Gewalt, noch ferner aufrecht erhielt. Freilich ein Freistaat konnte das nicht gut riskiren, ohne sich und seinen vergötterten Principien selbst ins Gesicht zu schlagen. Der Liberalismus band dem Schöpfer die Hände, daß er unthätig dem losbrechenden Verfall seiner Schöpfung zusehen mußte.

Durch dieselben Gründe ist die amerikanische Union auch für die Zukunft an einer rettenden Thätigkeit Liberia gegenüber verhindert, da dieselbe nach Lage der Sache eben nur noch ein Gewaltact, die Schaffung einer Zustandsvormundschaft für das gänzlich verlotterte Staatswesen sein könnte.

Wird also eine Hilfe überhaupt erscheinen und von welcher Seite? Die erstere Frage darf wol angesichts des gegenwärtigen Interesses Europas für den „schwarzen“ Erdtheil unbedingt bejaht werden. Es wird spätestens 1889 eine liberianische Frage geben. Aber wer wird dann den gordischen Knoten durchhauen? England ist, wie erwähnt, formell dazu am meisten berechtigt. Ob aber von dieser Seite ein wirkliches, umfassendes Heil, ich meine auch eine so nöthige moralische Hebung Liberias kommen kann? Nach dem, was England in anderen Colonien gethan bezw. erzielt hat, nach dem Raubsystem, das es namentlich in Afrika vielfach befolgt, zu urtheilen, wol schwerlich. Viel geeigneter wäre Deutschland, das unbestritten von allen europäischen Nationen die meiste Befähigung besitzt, eben nicht nur materiell, sondern auch moralisch zu colonisiren. Ob aber diese Großmacht bei der außerordentlichen politischen Rücksichtnahme, die sie zu üben durch die Verhältnisse verurtheilt ist, wirklich auch in die Lage kommen wird, einen allerdings ja durch seine dortigen großen Handelsinteressen gerechtfertigten maßgebenden Einfluß in Liberia auszuüben, das vermag heute noch Niemand zu sagen. Zu wünschen aber wäre es im beiderseitigen Interesse, zu wünschen, daß unsere, Gott Lob, noch gut monarchische Art mit ihrer festen, zielbewußten Hand da draußen wieder gut machte, was republicanische Unklarheit und Unsicherheit so arg verfahren hat.

Bücherbesprechungen.

P. Praktische Wetter-Vorherbestimmung am Abendhimmel von einem auf den andern Tag. Von K—t. Leipzig, Hugo Voigt. 50 ₰. — Der anonyme Verfasser versucht aus dem Aussehen des Abendhimmels unter Berücksichtigung des Verhaltens von Barometer und Wind locale Witterungsregeln aufzustellen.

** Der Gesellschafter. Volkskalender für Norddeutschland 1888. Oldenburg, Gerhard Stalling. — Ein gutes Buch, das reichhaltige und dabei gesunde Volkskost bietet, allerdings zunächst für die Verhältnisse des nordwestlichen Deutschlands berechnet ist, aber auch in anderen Theilen des deutschen Vaterlandes gern gelesen werden wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 73. Mittwoch, den 14. September. 1887.

Zu Theodor Storm's siebzigstem Geburtstage.

Von Dr. G. Oertel.

Zu den verhältnißmäßig seltenen Dichtern, die in weiser Erkenntniß der Grenzen ihrer Begabung sich auf ein ihrer Eigenart entsprechendes Gebiet zu beschränken wissen, in diesem aber zur Meisterschaft gelangen, gehört der Mann, der heute, am 14. September, fern im Norden seinen siebzigsten Geburtstag feiert, Theodor Woldsen Storm. Ueber vierzig Jahre sind verflossen seit der Veröffentlichung seiner ersten Lieder, und es ist auch beinahe vierzig Jahre her, daß er uns die duftige Geschichte vom Immensee erzählte; daß er älter geworden, merken wir nur an der größeren Reife und feineren Durcharbeitung seiner neuesten Werke, sonst ist das Gesicht des Dichters unverändert, der Hauch der Jugendlichkeit, der uns an den ersten Werken entzückte, weht uns auch aus den jüngsten herzerfrischend entgegen.

Des Dichters Heimath ist die schleswigsche Kreisstadt Husum, die dem Einen vielleicht als Haupthandelsplatz der holsteinischen Austern, dem Anderen durch einen Ausflug von den benachbarten Nordseeinseln Sylt und Föhr, dem Dritten durch jene hübsche Mär von dem alten Mütterlein, das die Bewohnerschaft der Stadt vor der drohenden Springfluth durch Preisgabe ihres Häuschens rettete, bekannt ist. Hier in der seitab liegenden grauen Stadt am Meere verbrachte der Dichter die Jahre seiner Jugend, das Rauschen des Meeres war oft sein Wiegenlied, von den Wundern und dem seltsamen Zauber der See finget und sagt er gern. Eine tiefe Liebe zu dieser seiner Heimath füllt seine Seele, sein ganzes Herz hängt an der grauen Stadt, über der lächelnd der Jugend Zauber gebreitet liegt.

Seine Gymnasialbildung empfing er in Lübeck; von hier aus begab er sich nach Kiel und dann nach Berlin, um die Rechte zu studiren. Ein inniger Freundschaftsbund wurde in Kiel zwischen dem Dichter und den beiden, auch aus Schleswig stammenden Brüdern Theodor und Tycho Mommsen geknüpft. Sie gaben gemeinsam im Jahre 1843 das „Liederbuch dreier Freunde“ heraus. Wie verschiedene Bahnen sind doch jene einst eng verbundenen drei Jünglinge gewandelt! In der Mitte Deutschlands, in der Hauptstadt des Reiches wirkt Theodor Mommsen als der bedeutendste Kenner des römischen Rechts, des römischen Schriftthums und der römischen Geschichte. Tycho Mommsen hat sich nach Süden gewandt und waltet in Frankfurt a/M. als Rector des Gymnasiums, nur Theodor Storm ist dem heimischen Norden und der Dichtkunst treu geblieben.

Nach Vollendung seiner Studien ließ sich Storm als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Aber kaum hatte er sich ein Heim gegründet, als ihn ein bitteres Geschick in die Fremde trieb. Die deutschen Bundestruppen hatten trotz der glänzenden Waffenthat von Düppel die Waffen niedergelegt, das meerumschlungene Schleswig-Holstein war wieder dänisch geworden und sollte es nach den Londoner Festsetzungen in alle Ewigkeit bleiben. Theodor Storm war durch und durch Deutscher. Er lieh seinem Ingrimme über das dänische Wesen und die verrätherischen Bundeshelfer im Heimathlande flammende Worte, er verbarg seinen Schmerz über die vergeblich Gefallenen nicht, sondern ließ ihn ausklingen in dem herzbewegenden Liede von den Gräbern an der Küste. Aber der Schmerz vermag die stille Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht zu ertödten, noch weniger kann ihn die drohende Gefahr bestimmen, seine deutsche Gesinnung irgendwie zu verbergen. Lieber will er ins Elend hinaus betteln gehen und eine neue Stätte suchen für sein Haus, als sich zu unwürdiger Verleugnung seines Wesens bequemen. Nur zu bald sollte, was er geahnt, Wahrheit werden. Er verlor wegen seiner Feindschaft gegen das dänische Wesen sein Amt und bald stand der Reisewagen gerüstet vor der Thür, bald hieß es Abschied nehmen von dem Rauschen des Meeres, von der so innig geliebten heimathlichen Erde. Mit Weib und Kindern, deren jüngstes noch in der Wiege gebettet war, ging er den schweren Weg. Und doch schaut er hoffenden Auges in die Ferne; sein flehentliches Gebet ist, daß die Söhne dereinst mit festem Fuße wieder auf die heimische Scholle treten mögen, seinem Kinde ruft er das in seiner Schlichtheit so herrliche Wort zu: „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland!“ Die preußische Regierung stellte den Heimathlosen sofort als Assessor in Potsdam und drei Jahre später als Kreisrichter in Heiligenstadt an. Aber obwol er vor Allem im erstgenannten Orte den anregenden und für seine dichterische Entwickelung förderlichen Umgang mit den Berliner Dichterkreisen genoß, schlief doch die manchmal zum Heimweh sich steigernde Sehnsucht nach dem vaterländischen Norden nie ein. In schlafloser Nacht lauscht er, ob der Wind nicht zur Rückfahrt wehen möge, seines Weibes Angesicht bannt allein die Schatten, und der geliebten Heimath Zukunft sieht er in seiner Kinder Augen. Die Hoffnung trog nicht. Das Jahr 1863 kam. In Deutschland klang das Lied von der hohen Wacht deutscher Sitte, es ging ein frischer Zug durch die Welt, reinigend und befreiend. Mit Bangen schaut Storm der Entwickelung der Ereignisse zu. Er fürchtet noch, daß man nicht wagen werde, das Londoner „Papier zu heben“, er ruft die Todten auf, ein zweites Leben zu wagen, damit ihre Gräber in deutscher Erde seien, in die Welt hinaus klingt sein zorniges Wort: „Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!“ Endlich geschah, was er so lange ersehnt.

> Und die sich stets entgegenstemmen
> Dem Geist, der größer ist als sie,
> Sie waren in den Kampf gerissen
> Und wußten selber kaum noch wie,

singt er von dem Kampfe. Der Sieg der deutschen Waffen führte den Dichter wieder heim. Elf Jahre nach seiner Fahrt in die Fremde grüßte er als Heimkehrender die vom Nebel gedrückten Dächer der über Alles geliebten Stadt. Er ward in dieser als Amtmann, später als Amtsrichter und Amtsgerichtsrath angestellt und lebt seit 1880 in dem Dorfe Hademarschen im Ruhestande.

Storm ist in erster Linie Lyriker. Zwar ist die Zahl der von ihm gedichteten Lieder nicht groß — außer der erwähnten Sammlung erschienen noch „Sommergeschichten und Lieder“ 1851 und seine „Gedichte“, die 1880 in sechster Auflage abgedruckt sind — aber auch in seinen Novellen zeigt er mehr lyrische als epische Begabung. Er ist Meister in der Stimmung; die Fabel seiner Novellen ist oft ganz schlicht, in wenigen Worten wiederzugeben, die Bedeutung derselben und ihr Vorzug besteht in dem lyrischen Elemente, in jenem eigenen poetischen Zauber, der das Lied und die Mär wieder- und nachklingen läßt in dem Herzen des Hörers.

Ein frischer Hauch des kräftigen und gesunden Optimismus weht aus seinen Liedern. Vergolden will er die grauen Tage des Herbstes und die blauen des Lenzes genießen. Fröhlich singt er im Octoberliede:

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Seine Naturbilder sind meisterhaft; möge er nun die Haide schildern mit ihren Gräbermalen, den blühenden Kräutern, dem aufsteigenden Haideduft, den summenden Bienen, den sonnbeschienenen Kathen, dem hinziehenden Uhrenschlagen, oder den Meeresstrand mit seinen einsamen Vogelrufen, seinem huschenden Geflügel, seinen traumhaft liegenden Inseln, oder die Mondnacht mit ihrem seligen, Welt und Herz umfangenden Frieden. Besonders gern schildert er die geheimnißvolle Mittagseinsamkeit, jene Stunde, von der die Griechen sagten, Pan schliefe, und von der unsere Landleute meinen, daß in ihr das Mittagsgespenst umgehe. Der eigenartige Zauber der Mittagszeit, da die Luft über dem schwankenden Grase zittert, da der Vogelsang und das Leben verstummt, da die Räder des Weltwerks still zu stehen scheinen, ist von Keinem sinniger beobachtet und stimmungsvoller geschildert worden, als von Storm.

Aber auch die Regungen des Herzens, Leid und Freude, Weh und Lust, klingen in seinen Liedern wieder. Er beklagt des armen Harfenmädchens Verlassenheit in dem ergreifenden und so recht zum Singen geeigneten Liedchen:

Heute, nur heute
Bin ich so schön,
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein,

er singt das Weh des Scheidens und der Trennung auf Nimmerwiedersehen, er gedenkt mit inniger, fast Thränen lockender Wehmuth der früh geschiedenen blassen Schwester und ihres Heimganges, „da die Syringen blühten", er schildert mit der ihm eigenen verhaltenen Wehmuth den Augenblick, da die Gattin vom Manne, die Mutter vom Kinde geht, um zu schlafen, und die dann folgende trübe Zeit, da Andere auf dem Platze sitzen, auf dem sie einst gesessen, da die Mondesstreifen durch die Gitterstäbe der Gruft hinwandeln über ihren Sarg. Das herrliche, in die Herzen hinein klingende Lied: „O bleibe treu den Todten!" welches gewissermaßen Gegenstück zu dem Freiligrath'schen: „O lieb', so lang du lieben kannst" ist, stehe ich nicht an über dieses zu stellen.

Seine Liebeslieder sind fast sämmtlich tief empfunden und von bleibendem Werthe. Der eigene wehmüthige Grundton ist auch hier vernehmbar. Nicht der Weltschmerz, noch weniger der philosophische Pessimismus ist die Grundstimmung der Liebeslieder Storm's, sondern jenes leise, das Herz durchzitternde Weh, das uns ergreift, wenn uns mancher Wunsch unerfüllt, manch stürmisches Verlangen ungestillt blieb. Ob der Dichter sein eigenes Leben in seinen Liedern sich spiegeln ließ, wissen wir nicht; aber, was er singt, klingt, als wenn es nicht nachempfunden wäre. Ich kann mir nicht versagen, ein Gedichtchen anzuführen, das wol mit das schönste ist, welches wir von ihm besitzen und das ganz besonders deshalb hier Platz finden möge, weil es bezeichnend ist für des Dichters Art und Stimmung:

Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen still und hold;
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Wol mit das Zarteste in der ganzen deutschen Lyrik sind seine Kinderlieder. Wie gern hören wir ihm zu, wenn er von dem kleinen Manne singt, der auf seinem Schoße sitzt, der nun nicht mehr spielen will, nur beim Vater sein, dessen kleine Seele nun heraustritt und zu dem Vater hinein verlangt! Denselben Kleinen, die auf seinen Knien gesessen, giebt er dann herrliche Worte mit auf den Lebensweg. Er empfiehlt ihnen die Wahrheit, lobt die erfrischende Wirkung, die zu Zeiten goldene Rücksichtslosigkeiten haben können, und warnt sie eindringlich vor dem Tanze um di goldenen Kälber und dem Carrièremachen.

Weit weniger gelungen sind seine satirischen Lieder. Eine Natur, wie die Storm's, ist zum Sarkasmus nicht beanlagt. Es liest sich zwar ganz ergötzlich, wie er die Eitelkeit der Staatskalenderanbeter geißelt, wie er die falsche Humanität an dem Beispiele der 56 Katzen, die aus den 7 geschonten Maikätzchen werden, verspottet, aber die Ausführung ist zu weich; man merkt es eben dem Dichter an, daß er hier nicht recht heimisch ist.

Mit entschiedenem Glücke hat er sich in Nachahmungen des Volksliedes versucht. Der Liederkranz: Geschwisterblut ist freilich ohne bleibenden Werth; die dumpfe, verhüllt erotische Grundstimmung macht den Eindruck des Krankhaften, und die Nachahmung des Volksliedlichen ist nur in den Aeußerlichkeiten und Schnörkeln gelungen, die naive Unmittelbarkeit, welche dem Volksliede den ihm eigenen Reiz verleiht, fehlt vollständig. Weit höher stehen die kleineren Lieder von dem Mädchen, dessen Mutter nicht gewollt, von der Nachtigall, durch deren Sang die Rosen und Herzen aufspringen, von dem fernen Schatz, der nach Hause einen Brief schreibt. Die Gestalten sind nicht neu; und manche der Klänge muthen uns an, als wären sie schon einmal an unser Ohr gedrungen, aber sie schmeicheln sich in Ohr und Herz hinein, weil sie klingen wie die Weise des Wanderburschen, wie das Lied der Nachtigall selbst.

Endlich möge am Schlusse der Besprechung des Lyrikers Storm noch erwähnt werden, daß er auch in der Mundart seiner Heimath gedichtet hat. Die mundartliche Dichtung, deren Berechtigung jetzt nach langem Kampfe wol allgemein anerkannt ist, hat ihren Vorzug vor der schriftsprachlichen Poesie darin, daß sie, weil sie gewissermaßen sich der Naturlaute des Volkes bedient, vielmehr aus dem Volksgemüthe geschöpft zu sein scheint und in der Regel mehr auf das Gemüth wirkt. Daß Storm die Mundart beherrscht und sie dichterisch wol zu verwenden weiß, wird am besten aus dem kleinen, lieblichen Liede „Gode Nacht" ersichtlich:

Oever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God' Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Wegen
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient op de Däken,
Uns' Herrgot hölt de Wacht. —

Weit bekannter, als die lyrischen Schöpfungen des Dichters, sind seine Novellen, deren erste „Immensee" im Jahre 1849 entstand. Die Titel der einzelnen anzuführen unterlasse ich, da die bloßen Namen nur Klang sind und eine eingehende Besprechung den Rahmen dieses Blattes weit überschreiten würde. Fast alljährlich hat Storm eine oder mehrere neue Novellen veröffentlicht, zunächst in der Regel in Zeitschriften, dann, meist zu zweien oder vieren vereint, als Bücher oder vielmehr als Büchlein. Das kleine Duodezgewand eignet sich am besten für die Kinder der Storm'schen Muse.

Einen großen Roman hat der Dichter nicht geschaffen, sein ausschließliches Gebiet ist das der kleinen Novelle und des novellistischen Stimmungsbildes.

Wie schon einmal erwähnt, ist die Handlung in den meisten Novellen durchaus unbedeutend, der Gang derselben schlicht und einfach, ohne alle spannende Effecte und ohne große bestimmende Ereignisse. Der moderne Durchschnittsleser, der, um einen landläufigen Ausdruck zu wählen, amüsirt sein will, der jede Schilderung als langweilig überschlägt und nur Handlung, Spannung und Ueberraschung verlangt, wird Storm's Erzählungen unbefriedigt aus der Hand legen. Der Werth und der Reiz derselben liegt in der Schilderung der Umgebung und des Innenlebens der Personen. Diese Schilderungen sind nun zum großen Theile meisterhaft. Er weiß die umgebende Natur, Haus und Zimmer bis ins Kleinste hinein so zu gestalten, daß der Eindruck demjenigen entspricht, welchen die Personen und die Erzählung macht. Die Bilder gewinnen dadurch ein einheitliches Wesen; über dem Ganzen und allen seinen Einzelheiten liegt ein Duft, Alles ist der Grundstimmung entsprechend. Die psychologische Entwickelung der dargestellten Personen ist klar und durchsichtig; es ist weder

etwas Sprunghaftes, noch etwas Unbegründetes oder Unentsprechendes in seiner Schilderung. Die Probleme, die er löst, sind in der Regel einfach und ungesucht; doch berührt er auch manchmal schwierigere Fragen des menschlichen Seelenlebens. Wie natürlich und wahr ist in den „Söhnen des Senators" die plötzliche Entzweiung zweier Brüder und ihre Versöhnung geschildert, wie packend hat er die allmälige Entfremdung des Vaters und des Sohnes in „Hans und Heinz Kirch" dargestellt, wie wunderbar ist ihm in der Erzählung „Schweigen" die Darstellung der entsetzlichen Angst vor der Wiederkehr des Wahnsinns und die Schilderung der endlichen Befreiung von dieser Angst gelungen! Am liebsten behandelt er das Thema des Entsagens in dieser oder jener Form. Er zeigt hier unzweifelhaft einen pessimistischen, manchmal sogar einen weibischen und krankhaften Zug. Der alte Naturforscher im „Waldwinkel", der ein junges Mädchen mit in seine Einsamkeit nimmt, demselben einen Theil seines Vermögens schenkt und dann ruhig zusieht, wie jenes Mädchen mit dem ihm überlassenen Gelde und einem kraushaarigen Jägerburschen am Abende vor der Hochzeit durchgeht, ist eine wenig anmuthende Erscheinung. Man kann im Allgemeinen die Beobachtung machen, daß Theodor Storm am schönsten schildert, am lebenswahrsten gestaltet, am meisten zu Herzen spricht, wenn die Motive, die er wählt, schlicht und einfach sind. Da weiß er uns die Gestalten so lieb und theuer zu machen, daß wir mit einem gewissen Schmerze von ihnen Abschied nehmen; da weiß er Stimmungen in uns zu wecken und Saiten in uns anzuklingen, die noch lange nachzittern. Leider ist er aber auch einem Fehler nicht entgangen, der einem Dichter seiner Art nur zu nahe liegt, er ist bei dem Suchen nach besonderen Problemen in das Bizarre verfallen. Ganz besonders zeigt diesen Fehler eine seiner letzten Schöpfungen: Der Herr Etatsrath. Jener Etatsrath, der sich alltäglich vor seinem Schranke bis zur Bewußtlosigkeit betrinkt, sein Sohn, der sich zu Tode trinkt und arbeitet, die blasse Phia, die den Verführungskünsten des schurkischen Käfer zum Opfer fällt, sind nicht poetische Bilder, sondern Caricaturen, total verzeichnet und fast durchweg widerlich häßlich. Diesen Charakteren entspricht denn nun auch das Beiwerk der Geschichte, welches ebenso den Eindruck des Seltsamen, Gesuchten und Bizarren macht. Angesichts dieses und einiger ähnlichen Werke könnte man Bleibtreu Recht geben, wenn er die Eigenart Storm's verschnörkelte Manierirtheit nennt. Das ist Manier; und Manier wirkt selbst dann wenig anmuthig, wenn sie die Uebertreibung einer an sich anmuthigen Eigenart ist.

Gewisse Gestalten kehren gern wieder, so der einsame Alte, die mit der Liebe eines Anderen ringende Frau, die spielenden und nach und nach sich verliebenden Kinder; auch mancherlei Beiwerk sehen wir hier und da wieder, so den geheimnißvollen, verwilderten Garten, weltferne Haidehäuser, wundersame Bilder; aber doch ist die Gestaltungsfähigfähigkeit des Dichters zu groß, als daß diese Wiederkehr ermüdend wirkte oder auf eine gewisse Armuth schließen ließe. Theodor Storm giebt seinen Erzählungen selten einen bestimmten localen Hintergrund. Wol können wir aus der Sorgfalt in der Schilderung localer Einzelheiten schließen, daß ihm ein Bild vorgeschwebt habe; ob dieses Bild aber nach der Wirklichkeit entworfen oder ein Geschöpf der frei schaffenden Einbildungskraft des Dichters sei, können wir in den meisten Fällen nicht entscheiden. Alte Seestädte mit ihren hohen Giebelhäusern, ihren kräftigen, wetterharten Männern, ihren ehrenwerthen, festgeschlossenen Familien, einsame Schlösser mit hohen Ahnensälen, verschnörkelten Gärten, dunklen Gängen, stille, verlorene Dörfer, verborgen im geheimnißvollen Walde, umgeben von der ins duftlose Grau sich dehnenden Haide, bewohnt von einfachen Leuten, zu denen der Wogenschlag der Zeit nur leise klingt, sind seine Lieblingsstätten.

Es würde aber noch ein bedeutsamer Zug in dem Dichterbilde Storm's fehlen, wenn nicht seiner Erzählungsweise Erwähnung gethan würde. Die meisten Erzählungen des Dichters klingen, auch wenn sie nicht den Stempel des Alterthümlichen tragen, wie aus alter, ferner Zeit herüber. Wenn wir sie lesen, gewinnen wir nicht den Eindruck, als lebten wir sie mit, sondern als hörten wir sie erzählen oder erführen sie aus alten Papieren. Dieser Eindruck wird schon durch gewisse Aeußerlichkeiten hervorgerufen. Selten erzählt der Dichter seine Mären selbst, oder, wenn er es thut, so erzählt er sie als Erinnerungen aus fernab liegender Kindheit und Jugend. Oft hören wir sie aus dem Munde eines alten Mannes, als Lebenserinnerungen desselben oder als Bilder, die vor der Seele aufstiegen. Manchmal wird die Geschichte einer alten Chronik, einem lange verborgenen, wieder aufgefundenen Papiere nacherzählt. Alles das trägt dazu bei, den Novellen jenen eigenartigen Duft zu verleihen, der sie auszeichnet.

Die Sprache beherrscht der Dichter fast vollkommen; die Erzählung fließt glatt und gleichmäßig dahin, er entzückt durch den Wohllaut seiner Worte und durch die künstlerische Formung seiner Sätze. Die Storm'schen Novellen machen fast sämmtlich den Eindruck des Durchgearbeiteten und Ausgefeilten. Ein Schnellschreiber ist er nicht. Hier und da entschlüpfen ihm allerdings provinzielle Eigenthümlichkeiten, er schreibt „hucken" für hocken, er wundert sich, daß Jemand so gut „aussehen worden ist", erzählt, wie sie einen „zu bluten schlugen" und braucht öfters Ausdrücke, wie „bis zu dem Ende aus". Manche derselben scheinen absichtlich gewählt, wenigstens passen sie ganz hübsch in den Ton und die Weise der Erzählung; andere aber sind thatsächlich nur ungerechtfertigte mundartliche Besonderheiten. Zuweilen finden sich auch Worte, die der Schriftsprache nicht angehören. In einer prosaischen Schilderung sagt der Dichter: „Die Sperlinge priesterten." Das Wort ist an sich recht hübsch, die eigenthümliche Flügelbewegung der Vögel ist tonmalend wiedergegeben. Wir können uns dasselbe dort, wo es steht, auch wol gefallen lassen. Dagegen gebraucht er am Schlusse eines lyrischen Gedichtes als Reim das Participium „gedahlt" (niederdeutscher Provinzialismus für „geplaudert"). Eine derartige Form ist besonders an so auffälliger Stelle kaum zu vertheidigen.

Nach menschlicher Voraussicht haben wir von Storm noch manche Gabe zu erwarten. Möge es ihm vergönnt sein, diese Erwartung zu erfüllen! Trotz mancher Schwächen ragt er weit über die Menge der Durchschnittsnovellisten empor, nicht nur durch die überall bemerkbare Eigenart seines Wesens, sondern auch durch die schlichte Einfachheit, in der das Geheimniß seines Zaubers ruht.

Bücherbesprechungen.

△ **Das Rothe Kreuz im Völkerrecht und im Vereinswesen.** Eine Skizze von Dr. Treuenpreuß. Berlin 1887, Verlag der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt. — Die vierte internationale Vereinsconferenz des Rothen Kreuzes ist für den 22. September d. J. nach Karlsruhe einberufen. An der Spitze des Verzeichnisses ihrer Berathungsgegenstände steht die Aufgabe, ein für das internationale Rothe Kreuz, insbesondere für die Verwundetenpflege, nützliches Unternehmen in das Leben zu rufen; daneben wird die wichtige organisatorische Frage in Betreff der Stellung des internationalen Comités und der Beziehungen der Centralcomités der verschiedenen Nationen unter einander diese zum zweiten Male auf deutschem Boden tagende Conferenz beschäftigen. Um die Theilnahme an der letzteren und das Interesse für das Rothe Kreuz überhaupt in weiteren Kreisen nachhaltig anzuregen, hat der Verfasser in der vorliegenden, der Großherzogin Luise von Baden, Protectorin des Badischen Frauenvereins, der um das Rothe Kreuz hochverdienten Fürstin gewidmeten Broschüre im Anschlusse an sein im Jahre 1881 veröffentlichtes Schriftchen „Das Rothe Kreuz und das Völkerrecht" eine Darstellung des gegenwärtigen Entwickelungsganges des als eine gemeinsame Schöpfung der betreffenden Vereine und Regierungen sich charakterisirenden großartigen Werkes gegeben, nachdem er eine kurze Geschichte des Rothen Kreuzes und der Genfer Convention vorausgeschickt hat. Die Verhandlungen der letzten internationalen Vereins-Conferenz, welche nach langer Unterbrechung im Jahre 1884 zu Genf zusammentrat — es waren 15 Jahre vergangen, seitdem die vorhergehende Conferenz in Berlin getagt hatte —, sind eingehender behandelt, weil eine Reihe von Fragen aus diesen Verhandlungen auch die diesjährige Karlsruher Conferenz beschäftigen wird.

M.-Fr. **Abhandlungen aus der Neueren Geschichte.** Von Max Duncker. Leipzig, Duncker und Humblot. 1887. 393 Seiten. — Zehn Aufsätze des verstorbenen berühmten Geschichtschreibers sind in diesem von H. v. Treitschke bevorworteten Bande vereinigt. Nur der erste ist noch nicht gedruckt, er enthält einen 1858 in Tübingen gehaltenen Vortrag über „Feudalität und Aristokratie". Diese packende Parallele aus der Ständegeschichte von Europa nimmt als Mittelpunkt die Entwickelung des englischen Adels im Gegensatz zum continentalen und schließt mit einer patriotischen Ermahnung an die deutsche Aristokratie, ihrer Pflichten in der Neuzeit sich zu erinnern. Nur zum geringeren Theil gehört der Inhalt unter den Titel des ganzen Buches, denn vom Mittelalter ist weit mehr die Rede als von der neueren Zeit, trotzdem

möchten wir den Aufsatz nicht missen, so gedrängt und interessant ist Aufbau und Schlußfolgerung. Nach ihm besteht der gegenwärtige englische Adel aus den natürlichen Elementen, welche überall einen Adel constituirt haben und constituiren werden: aus dem hervorragenden Besitz, aus hervorragender Intelligenz und aus hervorragendem Verdienst. Zwar ist nun die Gunst der Geschichte, welche England das glückliche Zusammentreffen der nationalen, religiösen und politischen Entwickelungskrisen gewährt hat, Deutschland versagt worden, aber es liegt in der Hand des deutschen Adels, den Kampf der Stände anders und besser zu enden als in Frankreich. Er muß begreifen, daß das natürliche Uebergewicht des großen Grundbesitzes über den kleinen, des Gebildeten über den minder Gebildeten, des weiteren Horizonts über den engeren erst dann beginnt, wenn es keinen Streit über Rechte und Pflichten zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz mehr giebt. Er muß bereit sein, die größten Lasten für den Staat zu übernehmen, wenn er die geachtetste Stelle in demselben einnehmen will. Wir haben, so fährt Duncker fort, keinen Grund, Frankreich um seine politische Lage zu beneiden, wir haben ebensowenig Grund, alle Institutionen Englands vortrefflich zu finden. Es sind gute Grundlagen gesunder politischer Organisation in Deutschland erhalten oder wiederbelebt worden. Unsere Verwaltung besteht aus Elementen, mit welchen weder die englische noch die französische an sittlicher Tüchtigkeit den Vergleich aushält. Die Wirksamkeit unserer Beamten wird um so wohlthätiger sein, je weiter ihre Organisation sich von der der französischen Präfecten entfernt, je größerer Spielraum der richterlichen Gewalt gestattet wird, die Verwaltung innerhalb der Schranken des Rechts zu halten. Unser Bauernstand ist glücklicher Weise nicht wie der Englands durch das Uebergewicht des großen Grundbesitzes in seiner Mehrzahl in Pächter verwandelt worden, unser Bürgerstand ist im Besitz größerer politischer Befähigung als der englische. Unsere Bürger und Bauern besitzen größere Neigung, größere Tüchtigkeit und größere Hingebung für die Verwaltung ihrer Gemeinden als die Bürger und Bauern Englands. Der große Grundbesitz aber hat diejenige sociale Stellung, er kann die Muße und Unabhängigkeit haben, welche die dauernde Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten fordert. Vertauscht er jedoch nicht ernsthaft die feudale Stellung mit der communalen, so wird ihm kein vorübergehender Erfolg das Schicksal ersparen, bei Seite geschoben zu werden. — Wer hörte nicht aus diesen Sätzen den Frankfurter Parlamentarier heraus, der dem rechten Centrum angehörte, aber auch den patriotischen Preußen, der felsenfest an die große Zukunft des Vaterlandes glaubte und schon vor 30 Jahren diese auf die Opferwilligkeit aller Stände sich gründen sah? Alle übrigen Aufsätze, 9 an Zahl, haben schon früher, mehr oder weniger, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Der zweite erschien in den Sitzungsberichten der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und enthält einen Vortrag von 1882 über die Bildung der Coalition des Jahres 1756 gegen Preußen, in welchem bewiesen wird, daß schon im Frühjahre dieses Jahres Rußland und Oesterreich Preußen anfallen wollten und nur, um des Erfolges sicher zu sein, den Angriff auf das nächste Jahr verschoben, außerdem aber, daß die Feindseligkeit Rußlands gegen Preußen, die von England mehr als zehn Jahre genährte und bezahlte Feindseligkeit Rußlands, es ist, welcher der Löwenantheil am Ausbruche des siebenjährigen Krieges gebührt. Auf der anderen Seite hat Hannover in Englands Hand diesen und den Feldzug von 1806 veranlaßt. Der folgende Aufsatz, 1885 in den Preußischen Jahrbüchern erschienen und seitdem viel besprochen, knüpft daran an und zerstört die Legende, daß Englands Beistand Friedrich II. in den Stand gesetzt habe, der großen Coalition zu widerstehen; er giebt vielmehr unanfechtbare Beweise von Englands damaliger zweideutiger Politik gegen Preußen. In den beiden ersten Jahren des Krieges habe das Bündniß das letztere erheblich geschädigt, in den letzten anderthalb seien Englands Leiter sogar auf Friedrich's II. Verderben bedacht gewesen. Die Subsidien reichten nicht aus, auch nur die Kosten eines Feldzugs zu decken, Oesterreich erhielt gerade doppelt so viel von Frankreich. Doch hat unzweifelhaft die Vertheidigung Hannovers durch niederdeutsche Truppen Preußen 5 Feldzüge hindurch die Last von den Schultern genommen, auch die Armeen Frankreichs allein bestehen zu müssen. In unser Jahrhundert führt der vierte, 1881 in den Preußischen Jahrbüchern erschiene Artikel „Die Landung in England", in welchem Napoleon's I. jahrelange Rüstungen, um den alten Gegner zu treffen, im Einzelnen verfolgt werden, aus der genauen Vergleichung der verschiedenen Befehle aber das Resultat sich ergiebt, daß er trotz aller entgegenstehenden Angaben doch ernstlich immer nur den Krieg gegen Oesterreich 1805, nicht den gegen England, im Auge gehabt hat. Die beiden folgenden, 1877 und 1878 in derselben Zeitschrift gedruckten Aufsätze liefern über des Ministers Hardenberg Politik in den Jahren 1803—1806 einen etwas anderen Aufschluß, als es Ranke mit seiner Veröffentlichung von dessen Denkwürdigkeiten gethan zu haben glaubte, sie suchen eben aus diesen Papieren und anderen Urkunden den Nachweis zu bringen, daß dieser späterhin gegen Napoleon so energisch handelnde Staatsmann damals weit davon entfernt gewesen ist, eine feste Haltung ihm gegenüber einzunehmen, daß man vielmehr ungerechterweise den Köng Friedrich Wilhelm III. und Haugwitz allein aufbürde, woran er den wesentlichsten Antheil gehabt habe. Eine Art Fortsetzung dazu bildet der 7., ebenda 1878 erschienene, Abschnitt insofern, als er feststellt, daß der König von Preußen 1809 zum Kriege fest entschlossen war, durch Rußland aber in unzweideutiger Weise gewarnt wurde, so daß Friedrich Wilhelm III., entgegen dem Rathe seiner ganzen Umgebung, zurückhielt; die damalige, unter den gegebenen Verhältnissen wol die richtigste, Politik sei die des Königs allein gewesen, sagt Duncker. Die drei letzten Artikel, schon in Weech's Badischen Biographien, der Nationalzeitung von 1884 und den Preußischen Jahrbüchern desselben Jahres gedruckt, haben einen biographischen Inhalt und betreffen die neueste Zeit. Die alten Bundesgenossen Duncker's vom rechten Centrum im Frankfurter Parlament, der spätere badische Minister Karl Mathy und der ebenfalls verstorbene Historiker Gustav Droysen, sind die Helden des ersten und letzten, der mittlere spricht warme Worte der Verehrung bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern aus.

—a. Der Sammler, Organ für die allgemeinen Angelegenheiten des Sammelwesens jeder Art und Richtung, erscheint in seinem 9. Jahrgange im Selbstverlage des Herausgebers Dr. Hans Brendicke in Berlin und die vorliegenden illustrirten Nummern (deren 12 halbjährlich gegen 3 ℳ 40 ₰ auch durch die Buchhandlung Ed. Strauch in Leipzig bezogen werden können) bestätigen den Ruf dieser für Sammler so anregenden und belehrenden Fachzeitschrift. In wechselnden Formen der Darstellung, in längeren Aufsätzen, wie in kurzen Notizen und gruppirten Zusammenstellungen weiß die Redaction eine Fülle von Mittheilungen darzubieten, welche Münzen, Siegel, Wappen, Gemmen, ebenso Stiche, Schnitte, Autographe, Alterthümer überhaupt betreffen wie naturwissenschaftliche, Kunst- und Bücherliebhabereien, Postwerthzeichen und Völkerkunde, besonders auch das Kunstgewerbe, und welche über die in diesen Richtungen bekannt werdenden Versammlungen, literarischen Erscheinungen, Persönlichkeiten, Kataloge, Versteigerungen und andere Vorkommnisse berichten. Genannt seien z. B. die Aufsätze über die Kunstsammlungen R. Zschille's in Großenhain mit Abbildungen der in Bestecke, Messer, Gabeln und Löffel eingeschlagenen Marken (worauf wir näher zurückkommen werden), über das Wiener Album in Bild und Schrift, zur Beethovensammlung, über die Sammlung Tagglasco in Rom, die Beidenhänder (zweihändige Schwerter), über eine astronomische Standuhr zu Camburg (1657), Handwerkssymbolik, alte Wiener Pfennige und deren Werthschwankungen, über ein Richard Wagner-Museum, ägyptische Mumien und das Oeffnen derselben, über Autographensammlungen, K. v. Rothschild's altchinesische Vasen, zur Charakteristik der Siegel, das Fälschen der Postwerthzeichen, hebräische Pergamente. Für Naturwissenschaftler sind Aufsätze über den Ursprung unserer sogenannten Unkräuter, über die Getreidehalmwespe, lebende Kröten in Steinen, sogar eine entomologische Novelle. Somit finden alle Freunde des Sammelns ihre Interessen berücksichtigt.

** Das 2. Vierteljahrsheft des Archivs für die Gesammt-Interessen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereins-Lebens „Die Frau im gemeinnützigen Leben" (Stuttgart, W. Kohlhammer) regt von Neuem die Frage der Ausbildung weiblicher Aerzte für Frauenkrankheiten im Interesse des Zartgefühls und der erhöhten Gesundheit der Frauen an und fordert zur regen Agitation nach dieser Richtung auf. In einem anderen Aufsatze behandelt Prof. Dr. Euler das Thema der Befähigung und Berechtigung der Frauen zur Ertheilung des Mädchen-Turnunterrichts, während Emma Bremer in London interessante Aufschlüsse über die Erwerbsverhältnisse der Frauen in England an der Hand der Statistik giebt, und von anderen Seiten die Frauenvereine zu Danzig und ihre gemeinnützige Thätigkeit, sowie die Vereine für Ausbildung und Verwendung von Krankenpflegerinnen, insbesondere der „Wiesbadener Verein vom Rothen Kreuz" zum Gegenstande der Darstellung gemacht werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 74. Sonnabend, den 17. September. 1887.

Ein Ausflug ins Glarnerland.

Von Dr. Chambon.

„Ich zweifele, ob je das Höchste, was die Kunst uns bietet, die Schrift des Weisen, der hinreißendste Vortrag auf den Geist des Menschen einen so tiefen, einen so überwältigenden Eindruck hervorbringt, wie ihn der Anblick der Natur von hohem Alpengipfel in seiner Erinnerung zurückläßt."

(Aus einer Rede von Quintino Sella.)

Wenn von einer Reise in die Schweiz die Rede ist, pflegt man gemeiniglich an die reizvollen Ufer des Vierwaldstätter Sees oder an die Wunder des Berner Oberlandes zu denken; vor dem geistigen Auge erscheinen die rebenbekränzten Gestade des Genfer Sees, die schneebedeckten Zinnen der stolzen Berninagruppe, welche auf das grüne Engadin herabschauen, oder die eleganten Kurhäuser von Ragaz, Baden und anderen berühmten Badeorten. Aber außer diesen vielbesuchten und vielgerühmten Gegenden, durch welche der rastlose Fremdenstrom fluthet, wo palastähnliche Hôtels in fortwährendem Wechsel und beständiger Unruhe heute Tausende beherbergen, die sich morgen wieder nach allen Richtungen zerstreuen, giebt es noch viele stille Alpenthäler und friedliche Gebirgswinkel, welche, obgleich reich an erhabenen Naturschönheiten und großartigen landschaftlichen Bildern, von dem Verkehr kaum berührt werden und deshalb der Hauptmenge der Touristen so gut wie unbekannt sind.

In eine solche Gegend sollen die folgenden Zeilen den freundlichen Leser führen, in eine Gegend, die, trotzdem sie nahe an einer Hauptverkehrsstraße liegt, dennoch verhältnißmäßig selten besucht wird, ohne durch irgend Etwas diese Vernachlässigung zu verdienen.

Es war an einem schönen, klaren Juliabend, als ich, am Seequai in Zürich schlendernd, mich an der entzückenden Aussicht erfreute, welche sich von diesem bevorzugten Punkte dem Auge darbietet. Auf der einen Seite erhebt sich steil der dunkele, bewaldete Uetliberg, von dessen zackigem Kamm das große Hôtel auf die Stadt herabblickt; seine Fortsetzung, die Albiskette, überhöht als niedriger Höhenzug den See und scheint einer Reihe von hellen Villen, Landhäusern und lieblichen Ortschaften als Hintergrund zu dienen, welche sich in ununterbrochener Folge am grünen Seeufer aneinanderreihen. Auf der anderen Seite wird der Blick durch sanftgeschwungene Hügel begrenzt, an deren Abhängen zwischen Rebbergen und Obstbäumen lichte Häuschen und freundliche Dörfer eingebettet liegen. Der See vor mir war von Booten belebt, deren weiße Segel gleich Schwänen ruhig und sicher auf den Wellen ihres Weges zogen; weit in der Ferne zeigte ein feiner Rauchstreifen das Herannahen eines Dampfers an. Von den Thürmen der altehrwürdigen Stadt wurde der Sonntag eingeläutet: die vollen, sonoren Accorde des Geläutes von St. Peter rollten über die schimmernde Wasserfläche, schienen Widerhall bei den Glocken von Küßnacht und Thalweil zu finden und breiteten beim Ausklingen eine feierliche, beruhigende Abendstimmung über die Gegend. Ich lehnte an der Quaimauer und betrachtete die erhabenen, schneegekrönten Häupter des Glarnerlandes, die sich im Süden gewaltig über dunkeln Vorbergen erheben und ihre Riesenleiber hoch in den klaren Aether recken. Da ragen der Glärnisch, der weiße Tödi und die spitzen Clariden; zwischen ihnen der eisgepanzerte Bifertenstock und noch viele Trabanten von geringerem Rang. Die untergehende Sonne vergoldete die breiten Felsenmauern des Glärnischs und schien sich von seinen Schrofen nicht trennen zu können; immer wieder wechselte die Beleuchtung und das Spiel der Lichter ließ mich des prächtigen Anblicks nicht müde werden. Da kam mir der Wunsch, selber oben auf der stolzen Felszinne in der Region des Lichtes zu stehen und auf die kleine Welt herabzuschauen; ich empfand die Sehnsucht, mich über menschliche Verhältnisse und Kleinlichkeiten zu erheben, mich wieder einmal ganz in die gewaltige Einsamkeit des Hochgebirges zu versenken und die Eindrücke, welche die unberührte Natur bietet, unmittelbar aufzunehmen. Günstiger konnte die Witterung für eine Hochtour gar nicht sein; ein lieber Freund, erprobt und zuverläßig auf Firn und Eis, stand mir zur Seite und so zögerten wir nicht lange, uns zu einem Ausflug ins Glarnerland zu entschließen.

Am nächsten Morgen führte uns der Schnellzug den See entlang dem Thal der Linth zu. Die anmuthig gelegenen Ortschaften am Zürichsee, Thalweil, Wädensweil und Richtersweil erschienen und entschwanden unseren Blicken; in der Mitte des Sees wurde einen Augenblick die weltverlorene kleine Insel sichtbar, auf welcher an unbekanntem Ort die sterblichen Reste des edlen Ulrich von Hutten ruhen. Der von keinem Dampfschiff befahrene Obersee jenseits der großen Brücke nach Rappersweil macht einen einsameren, wilderen Eindruck als der belebte, heitere Zürichsee; seine versumpften Ufer sind mit Wäldern von hohem Schilf bedeckt, aus dem beim Herannahen eines Menschen scheue Wasservögel auffliegen. Bei dem ansehnlichen Ort Laachen verläßt die Bahn den See und durchzieht den Landstrich zwischen Walen- und Zürichsee. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts war der ganze Thalboden ein unbewohnbarer Sumpf, der Fieber und Krankheiten über die Umgegend verbreitete. Durch die unermüdliche Thätigkeit des Zürichers Hans Konrad Escher wurden in den Jahren 1807—16 die Linth und der Ausfluß des Walensees canalisirt, die ganze Thalsohle trocken gelegt und auf diese Weise viele Quadratkilometer Landes der Cultur gewonnen. Die Regierungen der betheiligten Cantone, Zürich, St. Gallen, Glarus und Schwyz, ehrten nachmals den Leiter und geistigen Urheber dieser riesigen Arbeit durch das Prädicat „von der Linth" und man kann beifügen, daß wol selten für ein gemeinnützigeres Werk ein solcher Adelstitel verliehen wurde. Bei Ziegelbrück zweigt die Bahn nach Glarus und weiter das Linththal hinauf ab. Hier ist man schon den Alpen nahe; die Berge von beiden Seiten sind enger an einander herangetreten und zeigen in ihren Formen einen ganz anderen Charakter als die zahmen Höhen am Zürichsee. Von der Station aus hat man einen schönen Blick über das Glarner Unterland nach Glarus hin: der Glärnisch schließt als Hintergrund das Thal ab; seine gewaltigen Massen imponiren durch die kolossale Steilheit der Wände, die ohne Vorberge, nur am Fuße mit Wald umsäumt, direct von der ebenen Thalsohle aufsteigen. Wie ein trotziger Vorposten schiebt sich der stumpfe Kegel des Vorderglärnischs vor; hinter ihm erscheinen die höheren Spitzen des massigen Felsengestells, Vreneli's Gärtli und der Ruchen, zwischen denen wie ein Silberstreifen der obere Rand des Gletschers sichtbar wird. Unten im Thal Alles grün, voll pulsirenden Lebens und Thätigkeit, darüber die todten, starren, mit ewigem Eis bedeckten Felsenwildnisse — welch merkwürdiger Gegensatz innerhalb eines so eng begrenzten Raumes!

Bis Ziegelbrück war der Zug, der weiter durch den Arlberg nach Wien fährt, sehr besetzt gewesen; die Wagen der Linththaler Bahn waren um so leerer und wir bemerkten sofort, daß der Hauptstrom der Fremden am Glarner Thal achtlos vorübereilt. Man fährt von Ziegelbrück bis Glarus etwa fünfundzwanzig Minuten; die Bahn quert das fruchtbare, sorgfältig angebaute Unterland und berührt einen Ort, an welchen sich eine für die Geschichte des Cantons bedeutsame Erinnerung knüpft. In und bei Näfels — man könnte es das Glarner Sempach nennen — erkämpften am 9. April 1388 die Glarner unter Anführung von Matthias am Bühel und Albrecht Vogel einen vollständigen Sieg über ein weit überlegenes österreichisches Heer und damit ihrem Gemeinwesen die Selbständigkeit. Die bemerkenswerthesten Punkte des alten Schlachtfeldes sind durch Denksteine bezeichnet und bis zur Stunde wird die Erinnerung an die Schlacht durch eine Feier wachgehalten, die alljährlich am ersten Donnerstag im April stattfindet. Es ist ein hübscher, sympathisch berührender Zug, der dem Charakter des Volkes zur Ehre gereicht, daß die Epigonen sich pietätvoll an das erinnern, was ihre Väter in schwerer Zeit für die Sicherstellung des Staates und damit für die Wohlfahrt kommender Geschlechter thaten, daß sie sich noch jetzt nach einem halben Jahrtausend daran erinnern, nachdem alle politischen Beziehungen, welche in früherer Zeit vielleicht den Staatslenkern eine solche Mahnung an die kriegerischen Tugenden der Väter wünschenswerth erscheinen ließen, längst geschwunden sind.

Es war Mittag, als wir am Ort unserer Bestimmung ankamen. Glarus macht auf den Fremden den denkbar günstigsten Eindruck; nach dem großen Brande, der im Jahre 1861 den größten Theil der Stadt in Asche legte, wurde der Ort mit breiten, regelmäßigen Straßen wieder aufgebaut und nur wenige, winklige Gassen thalaufwärts lassen erkennen, wie das alte Glarus aussah. Die netten Häuser zeigen ein freundliches Aeußere und der Gesammteindruck, den sie machen, erweckt im Beschauer die Vorstellung von einer gewissen durchschnittlichen Wohlhabenheit der Bewohner; überall ist das Bestreben sichtbar, Licht und Luft zuzulassen, die ganze Anlage der Stadt zeigt eine der Hygiene zweifelsohne sehr dienliche Raumverschwendung und jegliches Zusammendrücken der Häuser in engen Höfen und finstern Gassen ist durchaus vermieden. Die meisten Gebäude haben an der Vorderseite kleine Vorgärtchen und diese grüne Einfassung der Straße verleiht dem Städtchen einen überaus freundlichen Anstrich; zu beiden Seiten erblickt man Blumenbeete zwischen üppigen Gesträuchen und je nach Lust und Neigung des Besitzers sind die Wege zierlich eingefaßt oder mit hellem Kies bestreut. Eine ganze Anzahl von stattlichen Gebäuden, theils öffentliche, theils Privaten gehörige, lenken die Aufmerksamkeit auf sich: schon beim Einfahren in den Bahnhof war uns das große, neue Cantonspital aufgefallen, das mit seiner eleganten Veranda eher einem Hotel als einem Krankenhause ähnlich sieht. Die schöne, doppelthürmige Pfarrkirche dient beiden Confessionen und der schattige Garten, welcher das dicht dabei gelegene Pfarrhaus umgiebt, ist mir in besonders guter Erinnerung, weil ich unter seinen Bäumen angenehme Stunden mit dem würdigen Seelsorger und dessen Familie verleben durfte. Das neue Rathhaus am Markt, der Sitz der höchsten Behörden des Cantons, der stattliche „Glarner Hof" am Bahnhof und eine ganze Reihe von eleganten in Gärten gelegenen Villen, welche reichen Fabrikanten gehören, seien zur Vervollständigung des Bildes noch erwähnt.

Wir nahmen im Gasthaus „Zu den drei Eidgenossen" Quartier, einem behaglichen, wackeren Haus, wo der Fremde nicht nur eine Nummer ist, sondern wo Wirth und Wirthin sich freundlich um ihn bekümmern und für sein leibliches Wohl aufs Beste sorgen. Die Aussicht vom Fenster meines Zimmers gab mir eine Vorstellung von der prächtigen Lage von Glarus. Der geründete, schroff ansteigende Vorderglärnisch gerade über der Stadt giebt der ganzen Gegend das Gepräge; gegen seine riesigen Dimensionen erscheinen die Gebäude von Glarus so winzig, wie die hölzernen Häuschen aus der Spielschachtel eines Kindes. Der frischgrüne Wald, der sich bis zur halben Höhe des Berges hinanzieht, hebt sich anmuthig von den graubraunen himmelanstrebenden Felsenwänden ab und einige Streifen Schnee, die vielleicht hoch droben in Felsenrunsen, verborgen vor den Strahlen der Sonne, liegen geblieben sind, setzen die Lichter auf und markiren deutlich die zerrissenen Formen des Gesteins. Durch den tiefen Einschnitt, welcher den Eingang in das Klönthal andeutet, vom Glärnisch getrennt, begrenzt im Westen das kahle Felsenmassiv des Wiggis das Thal; ebenso wie sein Nachbar in ungeheueren Steilwänden vom Thalboden ansteigend, ist er ihm doch durch die vielen Zacken und Spitzen unähnlich, welche sein Haupt krönen und deutliches Zeugniß von der zerstörenden Kraft der Atmosphärilien ablegen; überall an seinen Felsenflanken und schwindelnden Graten machen sich Felsenthürmchen und bizarre Pfeiler eigenwillig los und steigen schlank und zierlich in die Lüfte. Die Thalbewohner erzählen von dem wilden Gesellen manche schlimme Geschichte: im Winter und zur Zeit der Schneeschmelze donnern an ihm die Lawinen und stürzen, begünstigt durch die enorme Steilheit des Gewändes, mit zerstörender Kraft bis in bewohnte Gegenden hinab. Gegenüber dem Glärnisch und dem Wiggis, auf der anderen Thalseite, steigen sanftere Berge auf. Die Felsenwände sind weniger steil, weniger wild und zerrissen; grüne Matten und Wälder gehen höher hinan und geben den Hängen ein freundlicheres Ansehen. Hoch, hoch droben auf kleinen Almen gewahrt man wol noch mit bewaffnetem Auge eine Sennhütte als Zeichen, daß dort noch Menschen wohnen und von den Gaben der Natur, den kräftigen Alpenkräutern und dem duftigen Bergheu, für ihre Sennwirthschaft Nutzen ziehen. Freilich, auf dem Kamme des Gebirges sitzen auch stolze, geschwungene Hörner auf: da ist die Frohnalp, eine kühne, spitze Pyramide, und der schlanke Gipfel des Schilt, welcher den Wanderer für die Beschwerden des Aufstiegs mit einer herrlichen, umfassenden Rundsicht belohnt. Thalaufwärts, dem Lauf der Linth entgegen, wird der Horizont durch den entfernten Höhenzug der Freiberge geschlossen. Das sind stolze Gesellen, der beschneite Kärpfstock, der seine breite Felsenbrust trotzig dem Beschauer darbietet, dahinter der noch höhere Hausstock und noch mehrere Andere, welche ahnen lassen, daß sie schon dem Reiche des ewigen Eises angehören, dem der stolze Tödi mit silberschimmernder Firnkrone als Fürst gebietet.

Die Thalebene um Glarus herum ist bebaut; zu beiden Seiten der Linth ziehen sich Felder und grüne Wiesen hin, zwischen darin liegen reinliche Gehöfte und stattliche Fabrikgebäude, welche die Wasserkraft eines mit jugendlichem Ungestüm vom Berge herabstürzenden Wildbaches ausnutzen. Die freundlichen Ortschaften in der Nähe der Stadt, Riedern, Nettstall und wie sie heißen mögen, zeigen die Anwesenheit fleißiger Menschen an und bilden in dem anmuthenden Landschaftsbild das Gegenstück zu der unbewohnten Hochgebirgsregion unmittelbar darüber. Die Bewohner von Glarus, soweit ich mit ihnen zusammenkam, sind gegen den Reisenden höflich und zuvorkommend; sie freuen sich, wenn dem Fremden ihr heimathliches Thal gefällt und unterstützen ihn gern mit ihrem Rath, wenn es sich um Ausflüge und Touren handelt. Ich weiß wirklich nicht, warum bei allen diesen großen Vorzügen Glarus so wenig von Touristen besucht und besonders, warum es so wenig als Standquartier gewählt wird. Die Zahl der größeren und kleineren Ausflüge, Bergbesteigungen und Thalwanderungen ist fast unerschöpflich und der nur einigermaßen rüstige Fußgänger findet ein weites Feld für seine Wanderungen.*)

Wir hatten für unsere Tour auf den Glärnisch einen Führer bestellt, welcher mir von der Section Tödi des Schweizer Alpenclubs als zuverlässig empfohlen worden war. Der Mann stellte sich vor, machte auf uns einen sehr guten Eindruck und gab uns die nöthigen Erklärungen. Wir verabredeten mit ihm das Nähere und setzten den Aufbruch auf den nächsten Morgen fest. Der Glärnisch ist kein einzelner Berg, sondern vielmehr ein ziemlich ausgedehnter Gebirgscomplex, welcher, getrennt von der Hauptkette, sich am Nordabfall der Alpen vorschiebt. Seine bedeutende Höhe, die ihn alle unmittelbaren Nachbarn überragen läßt, sowie seine isolirte Lage stempeln ihn zu einem hervorragenden Aussichtspunkt: ebenso wie er von beinahe allen Orten der nördlichen und centralen Schweiz, des südlichen Schwarzwaldes und des badischen Oberlandes gesehen wird, ebenso gewährt er von seiner Spitze eine weite, länderumfassende Rundsicht. Nach drei Seiten furchtbar steil ohne Absatz bis in die begrenzenden Thäler abstürzend ermöglicht die sanftere Abdachung auf der vierten einen verhältnißmäßig leichten Zugang. Auf dem Rücken des Glärnischs, umgeben von den Spitzen des

*) Ueber Glarus und Umgegend sowie über den ganzen Canton giebt das kleine Werkchen „Glarnerland und Walensee" (Europ. Wanderbilder, Orell Füßli und Comp.) die beste Auskunft. Neben Schilderungen von Land und Leuten findet man auch interessante Angaben über die für den Canton so wichtige Industrie, über Lebensweise, Sitten und Gebräuche, sowie viele historische Notizen. Das kleine Buch, dessen Verfasser der Stadtpfarrer Dr. Buß in Glarus ist, erhebt sich nach Inhalt und Darstellung weit über das gewöhnliche Niveau der Reiseliteratur und kann jedem Touristen, der seine Schritte nach dem Glarnerland zu lenken beabsichtigt, angelegentlich zum Vorstudium empfohlen werden. Auch die Illustrationen sind vorzüglich und unterstützen die Darstellung in hohem Maß.

Systems, lagert ein großer Gletscher, dessen unterer Theil stark geneigt und bedeutend zerklüftet ist, während sich das höhere Firnbecken in mäßiger Neigung bis zu den Gipfelgraten hinanzieht. Die Spitzen sind der niedrigere, abstehende Vorderglärnisch über Glarus, dahinter Vreneli's Gärtli und um das Gletscherbecken herum der Ruchen, weiter zurück der Bächistock oder Hinterglärnisch über dem Dorf Linththal und endlich Feuerberg und Nebelkäppler über dem Klönthal. Die meisten Expeditionen wählen den Ruchen als Ziel und wir folgten auf Vorschlag des Führers diesem Gebrauch.

Die Besteigung des Ruchen-Glärnischs gilt in touristischen Kreisen weder für gefährlich, noch für besonders schwierig. Die Bezeichnungen „leicht, ungefährlich, ohne Mühe zu erreichen", angewendet auf Alpengipfel, sind jedoch mit einer gewissen Reserve zu verstehen, da sie auf Grund eines ganz anderen Maßstabes ertheilt werden, als wenn sie sich auf Excursionen im Mittelgebirge beziehen. Bei dem Reisenden, der die Region des Hochgebirges betritt, werden mit Rücksicht auf die größeren Erhebungen der zu besteigenden Berge, sowie auf die weit bedeutenderen Terrainschwierigkeiten eine ganze Reihe von persönlichen Eigenschaften als vorhanden vorausgesetzt, denen man im gewöhnlichen Leben und bei Wanderungen im Hügelland gar nicht oder nur in beschränktem Maße bedarf. Ausdauer im Steigen und Klettern, körperliche Kraft und Gewandtheit müssen sich mit Vorsicht, Ruhe und vollkommener Schwindelfreiheit paaren; nur ein an allen Organen gesunder Körper erträgt vorkommenden Falles die Unbilden der Witterung ohne Beschwerde, nur einem solchen können die in vielen Fällen bedeutenden Anstrengungen des Steigens zugemuthet werden, ohne daß er dauernden Schaden leidet. Die Einsicht, was in einzelnen Fällen zu geschehen hat, auf welche Weise dieser oder jener Gletscher zu queren, diese oder jene Wand zu erklettern ist, vor allen Dingen die rechtzeitige Erkenntniß der mannigfaltigen Gefahren, welche dem Berggänger drohen, wird erst durch längeren und wiederholten Aufenthalt auf Fels und Eis erworben. Hierdurch, durch die Erfahrung, unterscheidet sich der geübte Hochtourist von dem Neuling, aber der Letztere ist nur zu oft geneigt anzunehmen, daß er auch ohne Erfahrung, allein durch den Besitz der zuerst genannten körperlichen Eigenschaften zu Unternehmungen befähigt sei, an die sich nur der erprobte Steiger wagen dürfte. Der Schweizer Alpenclub wendet sich neuerdings in einer vielerorts verbreiteten Bekanntmachung „an die Touristen im Gebirge", aus welcher ich einige bezeichnende Sätze anführe. Es heißt da:

„In früheren Zeiten hatte man nur Grauen vor den Bergen, in unseren Tagen spielt man mit ihnen; die eine Uebertreibung ist so unvernünftig wie die andere, aber jene war unschädlich, die heutige kostet Menschenleben.... Die Ursache der meisten Unfälle muß man in der Sorglosigkeit suchen: oft verleiten eifrige Touristen schwache Genossen zu übermäßig schwierigen Touren, öfter noch stürzen sich junge Leute im Wahne, Erfahrung durch Kraft ersetzen zu können, in Abenteuer, deren Ende ein tragisches sein kann. Die Unbesonnenheit schafft die Gefahr selbst da, wo keine vorhanden ist.... Die beste Sicherheit besteht für alle Reisenden immer und unter allen Umständen darin, daß sie zuverlässige Führer nehmen und ihnen gehorchen."

Diese Mahnung ist sehr beherzigenswerth und ich wünsche, daß sie recht viel gelesen wird.

Die unvermeidlichen, nicht vorherzusehenden Gefahren, die dem Touristen drohen, der unter Begleitung tüchtiger, ortskundiger Führer im Hochgebirge wandert, sind, wenn anders er die Eingangs erwähnten Eigenschaften besitzt, nicht groß, nicht größer vielleicht, als sie auf der Eisenbahn oder dem Schiff an uns herantreten. Der Führer kennt den Weg, er weiß zur rechten Zeit anzuseilen, er vermeidet steingefährliche Couloirs und hat einige Erfahrung in Betreff des zu erwartenden Wetters. Die meisten Unfälle haben ihren Grund darin, daß der Tourist den Weisungen des Führers nicht folgt, daß er unbegangene, unbekannte Wege wählt oder wol gar ohne Führer geht. Dies bringt uns auf das Thema der jetzt leider so Mode gewordenen führerlosen Touren. Ein wichtiger Factor bei allen Hochtouren ist selbstverständlich die Ortskenntniß, welche den Wanderer gefährliche Stellen vermeiden läßt; nun mag ein sehr geübter Bergsteiger, dessen Leistungen denen eines guten Führers gleichstehen — und es giebt ja wol deren, wenn auch nur wenige — es mag ein solcher auch ohne Localführer auf unbekanntem Gebiet sich zurechtfinden, dies mag vorkommen, jedenfalls ist es aber eine Ausnahme. Aber auch dieser, der erprobte, geübte Berggänger, verschafft sich durch die Begleitung unbedingt eine größere Sicherheit und man kann daher füglich als Regel ohne Ausnahme annehmen, daß alle Touristen, welche das Gebiet des Hochgebirges betreten, den ortskundigen Localführer brauchen, in vielen Fällen sogar viel nöthiger, als sie vorher meinen; wenn Ueberschätzung der eigenen Leistungen, Unerfahrenheit oder gar Leichtsinn den Touristen zum Gehen ohne Begleitung verleiten wollen, so sollte er sich doch erinnern, daß der Gefahren, die ihn in der trostlosen Oede der Gletscher oder im unwirthlichen Gewirr der Felsen treffen können, gar viele sind, daß menschliche Hilfe weit ist und daß durch eine Unbesonnenheit eine Fahrt, die zum Vergnügen und zur Erholung unternommen wurde, schrecklich enden kann. Ich glaube im Namen vieler aufrichtiger Freunde des Gebirges zu handeln, solcher Freunde, die um der Natur selber willen in den Bergen wandern, nicht um durch ihre Leistungen in touristischen Kreisen sich einen Namen zu machen, wenn ich ernst und eindringlich vor führerlosen Touren warne und gegen die Anempfehlung derselben durch Wort und Schrift entschiedenen Protest einlege. Ein durch seine fieberhafte Thätigkeit in den Alpen ausgezeichneter Bergsteiger hat vor einiger Zeit in einem Artikel, welcher für führerlose Touren Stimmung machen sollte, höhnisch Tourist und Führer mit Kind und Kindermädchen in eine Linie gestellt; ich finde das sehr unrecht, ja, man könnte vielleicht noch ein anderes Wort brauchen, wenn man erwägt, daß den meisten Lesern jenes Ergusses die bergsteigerischen Eigenschaften abgingen, im Vertrauen auf welche jener Herr den kühnen Vergleich wagte. Die bedeutenden englischen Bergsteiger Whymper, Tyndall, Leslie Stephen und Andere sind nur in ganz seltenen Fällen ohne Führer gegangen, und wenn sie es gethan, haben sie es nicht Anderen als etwas Nachahmenswerthes hingestellt. Der Erste der Genannten, Whymper, schließt sein Buch „Scrambles amongst the Alps" im Gegentheil mit gewichtigen Ermahnungen zur Vorsicht, die durch den Ernst, mit dem er sie vorträgt und durch seine eigene Autorität doppelt zu Herzen gehen müssen. Was den oft gehörten Einwand anlangt, die Anwesenheit der Führer störe den echten, wahren Naturgenuß, so wird mir der Leser, der auch schon in der Schweiz oder Tirol mit diesen bescheidenen, zuverlässigen Männern wanderte, zugeben, daß es nicht der Fall ist; ich finde im Gegentheil, daß man sich im Beisein eines Begleiters den Eindrücken der äußeren Welt viel mehr hingeben kann, da man nicht beständig auf die Richtung des einzuschlagenden Weges zu achten hat.

Es liegt mir natürlich ferne, durch die voranstehenden Zeilen überhaupt vom Bergsteigen abhalten zu wollen: Angesichts der sich von Jahr zu Jahr erschreckend mehrenden Unglücksfälle in den Alpen möchte ich nur zur Vorsicht mahnen, möchte Jedem, der solche Touren beabsichtigt, die Erwägung ans Herz legen, daß eine Unvorsichtigkeit ihm selber Tod, seinen Angehörigen aber Unglück und unsäglichen Jammer bringen kann.

Wir hatten mit dem Führer den Aufbruch auf sechs Uhr Morgens verabredet; da es indessen die Nacht hindurch geregnet hatte und zur angegebenen Zeit der Himmel noch sehr trüb aussah, so verschoben wir den Abmarsch um einige Stunden und es war neun Uhr geworden, als wir aufbrachen. Der Tag ließ sich nicht sehr günstig an; schwere Wolken hüllten die Bergspitzen ein und wir konnten uns mit Sicherheit auf einige tüchtige Strichregen gefaßt machen. Dennoch wollten wir unseren Plan nicht aufgeben, theils im Vertrauen auf die steigende Tendenz des Barometers, theils dem Führer folgend, welcher — wie sich später zeigte, mit vollem Recht — für den nächsten Tag einen klaren Himmel voraussagte. Nach meiner Ansicht darf man bei vorhabenden Gebirgstouren wegen des Wetters nicht allzu ängstlich sein; ausgesprochen schlechte Witterung, Landregen oder Sturm verbieten selbstverständlich jede Excursion in höhere Regionen, aber wegen eines zweifelhaften Himmels soll man auch sein Unternehmen nicht gleich ganz in Frage stellen. Nicht Jeder kann auf schönes Wetter warten und dem Muthigen, der sich nöthigenfalls nicht scheut, einmal tüchtig naß zu werden, lächelt wol Glück und Sonne. Zum Umkehren ist immer noch Zeit.

Wohl versehen mit Eisaxt und Gletscherseil wanderten wir dem Eingang in das Klönthal zu. Die Besteigung des Glärnischs wird in der Weise ausgeführt, daß man am ersten Tag unter der Spitze des Ruchens vorbei das Klönthal entlang den ganzen Stock des Glärnischs umgeht, um die geöffnete Seite des Systems über etwelche Thalstufen und Vorberge hinweg zu gewinnen. Dort steht, zwar schon ziemlich hoch, aber doch noch etwas unterhalb des Gletschers, die neue Clubhütte, welche in großartiger Bergwildniß ein behagliches Nachtquartier bietet. Am zweiten Tag erreicht man möglichst früh die Spitze und kann entweder auf demselben Wege zu guter Zeit in Glarus oder auf rauherem Bergpfad über einen Hochpaß in Linththal eintreffen.

Der Vorderglärnisch hatte eine Wolkenkappe aufgesetzt und auch der Wiggis war von wogenden Nebeln verhüllt, als wir zwischen diesen beiden Thalwächtern hindurch in die tiefe Schlucht hineinwanderten, die der stürmische Löntsch, der Abfluß des Klönthaler Sees, gerissen hat; über dem Horizont zeigte sich aber wieder ein Streifchen blauen Himmels und wir durften hoffen, zwischen den Regengüssen lohnende Durchblicke zu haben. Durch das freundliche Dorf Riedern über den Bergbach, vorbei an einigen großen Fabriken, windet sich der gut gehaltene Fahrweg, um bald in den engen, wilden Löntschtobel einzutreten. Auf der einen Seite überragt eine Felsenmauer, die Fortsetzung des Wiggis, das Thal; kühn und schroff schwingt sich vom höchsten Grat das zackige Felsenhorn des Deyenstockes empor; auf der anderen wurde uns in diesem Augenblick für kurze Zeit die Spitze des Ruchens sichtbar: ungeheure Steinklippen und unnahbares Felsengewänd, gegen welches der Vorderglärnisch sichtlich zusammenschrumpft, zeigte sich zwischen zerfließendem Gewölk in schwindelnder Höhe über uns, in einer Höhe, welche dem Beschauer die Ueberzeugung einflößt, daß diese Schrofen nicht mit dem Thal in Verbindung stehen können, daß sie von der Erde losgelöst hoch in den Wolken schweben. Neben der Spitze auf dem Grat erkannten wir mit dem Glas deutlich das grüne Gletschereis. Der Führer erzählte uns beim Weiterwandern, daß, so unmöglich es scheint, doch an diesen Abstürzen ein Pfad auf die Spitze hinaufführt, freilich ein gefährlicher, schwindliger Steig über schmale Grasbänder, entlang an abschüssigen Felsenleisten und entsetzlich steilen Hängen; Blick und Fuß müssen da fest und sicher sein, kein Tritt darf fehlgehen, keine Bewegung versagen. Unser Weg zieht sich fort am tobenden Bache hin, der zwischen dunklen, waldbewachsenen Hängen sich ein Bett gegraben hat. Wüthend stürzt der Löntsch über ungeheuere Blöcke, die wol vor Zeiten vom Glärnisch herab in sein Bett gerollt sind, wie rasend prallt er gegen jedes Hinderniß und schleudert seinen grünlich weißen Schaum weithin über das kochende Gewässer. Wogendes, wirbelndes Wasser drängt sich zwischen rundgeschliffenen, schlüpfrigen Steintrümmern hindurch, verschwindet unter ihnen, kommt als sprudelnde Quelle wieder zum Vorschein und stürzt aufs Neue in das Gewoge. Die sprühenden Wassertropfen netzen das Moos des Ufers und perlen von den Zweigen und Blättern der am Rande stehenden Büsche herab. Der Stamm einer Tanne ist quer über den Bach gestürzt; seine Wurzeln haben dem Andringen des feuchten Elementes nicht Stand halten können, er ist dem wüthenden Feind zum Opfer gefallen und liegt als gestürzter Riese im schäumenden Bergstrom. Der Wildheuer, der am anderen Ufer des Löntschs seinem gefährlichen Gewerbe nachgeht, hat sich eine einfache, schwankende Brücke aus zwei Baumstämmen gezimmert: wer schwindelfrei ist, gehe darüber und schaue von der Mitte in das tobende Element hinab! Das Wasser brüllt, zischt und gurgelt, schäumt gegen den Kühnen hinan, als wolle es ihn hinabreißen und mit sich fortrollen in rasendem Lauf. Der Weg, der durch den Engpaß stark steigt, erreicht beim Austritt aus demselben das Plateau, wo unter den Wänden des Glärnischs der friedliche, von grünen Wiesen umsäumte Klönthalsee liegt und das Spiegelbild des gewaltigen Felsengestelles in allen Einzelheiten wiedergiebt. Die Schönheiten des Thales sind viel gerühmt und früh bekannt geworden. Hier hielt sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts oft und längere Zeit der Idyllendichter Salomon Geßner auf; in einer einfachen Hütte drüben über dem See wohnend, wurde er durch den Anblick der einsamen, majestätischen Natur und durch das liebevolle Versenken in die Wunder der Schöpfung zu den dichterischen Werken begeistert, die seinen Namen bekannt gemacht haben. In der That, der Ort ist wie für einen Poeten geschaffen und wer es noch nicht ist, könnte es dort wol werden!

Leider wurde uns an jenem Tag das liebliche Landschaftsbild nicht sichtbar; eine schwere Wolkenbank lagerte in halber Höhe der Berge und Regenschleier hüllten die Ufer des Sees in einförmiges Grau. Wir waren schließlich gezwungen, in einer Hütte am Gestade Schutz vor dem herabstürzenden Naß zu suchen und das Schlimmste vorübergehen zu lassen. Indessen verzog sich das Unwetter rascher als wir gedacht hatten; als wir nach einer halben Stunde den freundlichen, in einem Wäldchen gelegenen Weiler Vorauen erreichten, schien die Sonne hell am blauen Himmel und der letzte Nachzügler des schwarzen Gewölks verschwand hinter den Bergen jenseits des Linththales. Hinter Vorauen theilt sich der Weg: der Saumpfad zieht an den grünen Berglehnen hinauf dem Kurort Richisau und weiter dem Pragelpaß zu, der die Verbindung mit Schwyz vermittelt, wir wendeten uns nach der anderen Seite, um in das enge Bergthal der Roßmatter Klön einzubiegen, welche das Schmelzwasser des Glärnischfirns dem Thale zuträgt. Steil hinan durch einen träumerischen Wald, vorüber an stillen Bergwiesen, auf denen die verwitterten Stümpfe der gefällten Bäume mit frischem Grün übersponnen sind, wo sich blaue Glockenblumen und die gelben Sterne der Arnika leise wiegen und Zwiesprache mit den schwirrenden Insekten zu halten scheinen, stiegen wir dem Lauf des Baches entgegen; bald strömte er leise plätschernd neben unserem Weg, bald stürzte er sich lustig als Wasserfall in einen Schlund und tobte tief unter uns in enger Klause. Die Matten des Silberenstockes und die felsigen Hänge des Nebelkäpplers schauen von oben herab und senden dem Wanderer würzige Gebirgsluft als Willkommen entgegen. Wir schritten an einer schmutzigen Sennerei vorüber und bogen in den Thalkessel ein, der vom Glärnisch und seinen hohen Nachbarn, dem Bösen Faulen und dem Pfannenstock, umstanden ist. Von hier, von der letzten Alphütte, beginnt der eigentliche Aufstieg über abschüssige Grashalden zur Hütte und wir setzten uns, ehe wir diesen letzten Theil des Weges in Angriff nahmen, zu einer kurzen Rast an einer Quelle nieder. Der Ort ist wol werth, daß man dort anhält und sich umsieht. Hoch droben hat der Eisstrom des großen Gletschers seine breiten Ausläufer über die Lehne des Berges hinabgeschoben; zerklüftet und zerborsten hängt er an jäher Wand und scheint jeden Augenblick in das Thal hinabstürzen zu wollen. Ueber ihm zeigt sich das weiße Haupt des Bächistockes und gegenüber engen die Zacken und Mauern des Feuerberges das Firnmeer ein, dessen Andringen sie unbesiegbaren Widerstand entgegen stellen. An grüner Halde unterhalb des Firns bemerkten wir die helle Hütte, neben welcher, lustig an einem Fahnenmast flatternd, das weiße helvetische Kreuz auf rothem Feld uns freundlich zuwinkte. Der starke Gletscherbach stürmt den Berg hinab, überspringt die Absätze und Bänder und stürzt sich schließlich als gewaltiger Wasserfall mit einem Satz über eine hohe Felswand hinab; sein Brausen ist der einzige Ton, der die tiefe Stille der Gegend unterbricht. Der Faulen, an dessen beinahe lothrechten Seiten kein Gras Wurzel zu fassen vermag, der einsame, weiße Pfannenstock, der abgelegen und beinahe nie besucht aus Karrenfeldern aufsteigt, schließen den Kessel jenseits und bilden kein unwürdiges Gegenstück zum Hinterglärnisch.

Der Hirte war zu uns getreten und wechselte mit unserem Führer einige Worte; durch ihn erfuhren wir, was uns sehr angenehm war, daß wir die einzigen Gäste in der Hütte sein würden. „Chommet guet uffi!" rief er uns beim Scheiden nach.

Nach zweistündigem mühsamen Steigen war die Hütte erreicht; dieselbe ist von der rührigen Section Tödi (Glarus) des Schweizer Alpenclubs erbaut und vermag sich, nach Ansicht des Verfassers, den besten Hüttenbauten in Tirol zur Seite zu stellen. An lawinensicherem Orte auf einem soliden Steinfundament aus Holzwerk errichtet, enthält sie, wie gebräuchlich, ein geräumiges Gastzimmer, das zugleich als Küche dient, und drei Schlafräume, die mit bequemen Pritschen, sauberen Kopfpolstern und Wolldecken ausgestattet sind; in der nächsten Umgebung des Gebäudes ist der Boden geebnet und eine kleine Terrasse vor dem Hause giebt Gelegenheit, an schönen, warmen Abenden draußen im Freien zu sitzen und sich in der Stille der Bergeinsamkeit an der Aussicht zu freuen. Wer je in der Lage war, in der schmutzigen Enge einer Sennhütte übernachten zu müssen, der wird den alpinen Corporationen zu großem Dank für derartige Unterkunftshütten verpflichtet sein, die einmal dem Bergsteiger gestatten, die Anstrengungen des langen Aufstiegs auf zwei Tage zu vertheilen, und ferner ihm ein reinliches, behagliches Nachtquartier gewähren. In der Regel wird für den Aufenthalt in einer solchen Hütte eine Kleinigkeit bezahlt, so hier ein halber Franc für die Nacht, was gewiß nicht auf gewinnsüchtige Absicht seiten der besitzenden Section schließen läßt. Die Glärnischhütte ist während der Sommermonate von dem Führer Abraham Stüssi bewohnt, der sie mit seiner Frau verwaltet und für die Verpflegung der Besucher sorgt. Man erhält bei ihm Wein, Kaffee, Brod und Conserven zu Preisen, welche von der Section Tödi festgesetzt sind und welche, ebenso wie das oben erwähnte geringe Schlafgeld, beweisen, daß die trefflichen Alpenfreunde in Glarus nicht ihren Vortheil, sondern lediglich das Interesse des Bergsteigers im Auge haben. Wir brachten in Gesellschaft der freundlichen Leute einen angenehmen Abend zu; Frau Stüssi bereitete uns bei der Ankunft einen köstlich schmeckenden Kaffee mit Ziegenmilch und setzte uns auch Ziegenbutter vor, von welch letzterer ich jedoch bemerke, daß sie Geschmackssache ist. Nachdem bei einer Flasche Wein und einer Cigarre noch einige Stunden verplaudert worden waren, begaben wir uns früh zur Ruhe, um für den nächsten Tag gestärkt zu sein.

Es mochte gegen 1 Uhr sein, als ich zum Fenster hinaus-

blickte: zu meiner Freude sah ich, daß der Himmel sternenklar war und daß wir somit auf eine günstige Aussicht rechnen durften. Um 3 Uhr erhoben wir uns, tranken rasch etwas Kaffee und machten uns im Morgengrauen auf den Weg. Derselbe führt an der alten Hütte vorbei aufwärts über eine Halde, die mit Steintrümmern übersäet ist; bald stark steigend, bald wieder eine gerundete Kuppe auf ziemlich ebenem Pfad umgehend, gelangten wir an eine sehr steile Wand, welche zu dem Plateau des Gletschers hinauf führt. Hier beginnt der Theil des Aufstiegs, der, ohne geradezu gefährlich zu sein, doch Vorsicht und einige Uebung erfordert, da ein Fehltritt oder eine Schwindelanwandlung die Lage des Wanderers zu einer äußerst peinlichen machen kann. Der ohnehin nicht breite Pfad verengert sich noch mehr, zieht, oft kaum noch erkennbar, auf schmalen Grasbändern und Felsenrippen steil aufwärts und windet sich um vorspringende Pfeiler von zerbröckelndem Gestein herum. Bald sind große Blöcke zu überklettern, welche ein Weiterkommen scheinbar unmöglich machen, dann wieder muß man kleine Schutthalden queren, die unter dem festen Tritt zu gleiten drohen. Die Eisaxt wird mit der Eisenspitze horizontal fest in den steilen Absturz des Berges gestoßen und giebt dem Körper Halt: dicht neben dem Fuß, der oft kaum Raum zum Aufsetzen findet, fällt das Gewänd in die Tiefe ab. Nachdem wir so eine Weile geklettert waren, stiegen wir in die Wand ein, das heißt, wir suchten den Weg nicht mehr entlang des Hanges zu finden, sondern klommen direct in einer Felsenrunse in die Höhe. Hierbei steht der Hintermann beinahe senkrecht unter seinem Vorgänger und einige Vorsicht muß angewendet werden, damit Keiner stürze und im Falle die Folgenden mit hinabreiße, oder damit kein losgelöster Stein die Nachkommenden beschädige. Der Bergstock ist ziemlich nutzlos; mit den Händen klammert sich der Steiger an festen Felszacken an, langsam und bedächtig muß jede Bewegung geschehen, muß jeder Unterstützungspunkt geprüft werden. Wo die Hände nicht mehr ausreichen, wird die stählerne Kralle des Pickels mit kräftigem Schwung in eine Spalte des Gesteins geschlagen, damit sich der Träger am treuen Instrument in die Höhe ziehen kann. „Bist du fest?“ ertönt oft die Frage von unten nach oben, dann reicht der Vorausschreitende den hilfreichen Stiel des Beiles nach unten und zieht den Kameraden zu sich herauf. So erreichten wir eine kleine Anhöhe, die uns den Einblick in den Eisbruch des Firns gewährte. Der Gletscher ist hier von vortretenden Felsköpfen eingeengt und hat sich infolge dessen, gepreßt und geschoben von der ungeheueren Wucht des nachdringenden Eises, in den wildesten Formen, Zerreißungen und Verschlingungen in die Höhe gebäumt. Haushohe Eisblöcke, durch Spalten zerrissen, durch die Einwirkung der Sonne in dünne Wände zertheilt, thürmen sich über einander, lassen Höhlungen und Klüfte frei, welche an der Oeffnung grünlich beleuchtet sind, weiter innen aber mit schwarzem Schlund in die eisige Nacht führen. Dieser Theil des Gletschers ist nicht zu begehen; wir wanderten auf festem Boden dem Rande des Firns entlang und betraten ihn erst weiter oben, wo die vielen Spalten allerdings noch immer Vorsicht zur Pflicht machen, aber doch kein erhebliches Hinderniß in den Weg legen. Die Schneedecke war durch die vorangegangenen warmen Tage vollständig weggeschmolzen worden, das blanke Eis, das unter dem Hieb des Pickels wie Glas splitterte, lag überall zu Tage. Ueber einige Spalten halfen uns sichere Eisbrücken, welche sich kühn geschwungen über den Schlund spannten und nach unten in lange Zapfen und Stalaktiten ausliefen, andere Klüfte wurden umgangen und bald standen wir im oberen Firnbecken, das, unähnlich der unteren Hälfte, sich ohne Risse wie ein beschneiter, mäßig geneigter Hang vor uns ausbreitete. Mittlerweile war die Sonne aufgegangen; das wolkenlose Himmelsgewölbe hatte die matte, stahlgraue Farbe der kurzen Sommernacht mit einem dunkeln Blau vertauscht, welches sich im Osten in der rosigen Morgenbeleuchtung aufzulösen schien. Der Gletscher vor uns sowie das Thal, aus dem wir heraufgekommen waren, lagen noch in tiefem Schatten, aber die weiße, steile Wand des Bächistockes zu unserer Seite begann purpurn zu glühen, während die ersten Strahlen des Tagesgestirns sich zwischen den Felszacken des zum Gipfel führenden Grates über uns leuchtende Pfade bahnten und das Gestein vergoldeten. Wir stiegen in der Mulde aufwärts; nach vorn und seitwärts versperrten noch die Gipfelmassive des Glärnischs die Aussicht, aber nach Westen hin schweifte der Blick schon ungehindert in die Ferne. Da erhob sich über die dazwischen liegenden Bergzüge, weiß und klar, die Kette der Urner und Engelberger Alpen, darunter unser alter Freund der Urirothstock, weiter der Titlis und die zerrissenen Spannörter; die glitzernden Zacken und Spitzchen zeichneten sich auf der Bläue des Firmamentes ab und ließen durch die Schärfe der Umrisse die Entfernung vergessen, die sie von uns trennte. Noch ein Stück höher und die nicht zu verkennende Gestalt des Pilatus wurde sichtbar, vor ihr ein schimmerndes Stück des Vierwaldstättersees. Je höher wir kamen, desto mehr der uns so lieb gewordenen Berge der Urcantone erschienen; die Hörner der Mythen waren noch in duftigen Morgennebel gehüllt, aber die Frohnalp ob Brunnen lag im hellen Sonnenschein und die Häuschen des Stoos leuchteten auf grüner Matte. Jetzt betraten wir die Felsen des Grates: noch einige Minuten Kletterns und wir standen oben auf der Schneide, geblendet und überrascht von dem Anblick, der sich uns plötzlich offenbarte. Die hemmenden Schranken, welche die Felswände dem Auge auferlegt hatten, waren geschwunden: frei breitete sich die Rundsicht vor uns aus und vor unseren Füßen öffnete sich der Abgrund, der vom Gipfel des Glärnischs sich bis in das Klönthal hinabsenkt. Unvermittelt, scheinbar senkrecht, stürzt die Wand des Berges über zweitausend Meter ab; als wir hinabzuschauen versuchten in die fürchterliche Tiefe, da faßte uns unwillkürlich Grauen und wir traten zurück, damit Kopf und Fuß nicht unsicher werden möchten. Doch nicht lange hielten wir uns auf; uns gelüstete nach dem Höchsten und nach einer kurzen Kletterei über gut gangbare Platten und ungefährliches Felsengetrümmer war der Steinmann auf der Spitze des Ruchens erreicht. Dort erst öffnet sich die ganze Aussicht, der weite, unermeßliche Blick, der dem trunkenen Auge gestattet, über Höhen und Thäler, über Seen, Flüsse und Länder bis dahin zu schweifen, wo das Blau des Himmels sich mit dem Grau des Horizontes mischt.

Der Mensch, der gewöhnt ist, drunten in der Ebene in dumpfen Städten zu leben, bemißt Alles nach dem kleinlichen Maßstab, welcher sich ihm in den umgebenden Verhältnissen darbietet; wird er hinauf versetzt auf luftige Alpenspitzen, wo er sich hoch über den festen Boden erhoben fühlt und wo alle Dimensionen ins Unendliche vergrößert erscheinen, dann fühlt er sich verwirrt und der Geist muß sich erst an die Umgebung und die neuen Eindrücke gewöhnen, die so gewaltig auf ihn einstürmen. So erging es auch uns, wir brauchten einige Zeit, um zum Genuß zu gelangen.

Ganz nahe vor uns, nur getrennt durch eine klaffende Schlucht, deren Boden wir wegen der Steilheit des Gewändes nicht sehen konnten, ragt die zweite Spitze des Glärnischs, der Felszahn, der wegen des charakteristischen viereckigen Schneefeldes auf dem geneigten Hang den Namen Breneli's Gärtli trägt: der isolirte Pfeiler sieht so unnahbar aus, daß man meint, es sei unmöglich, hinauf zu gelangen. Der Vorderglärnisch, von Glarus aus so gewaltig anzusehen, liegt weit unter unserem Standpunkt und verdient zwischen so viel Riesen keine Beachtung. In schwindelnder Tiefe zieht sich das Klönthal mit seinem See; der Fahrweg, den wir Tags zuvor nach Vorauen herauf gestiegen waren, windet sich wie ein weißes Fädchen zwischen Wiesen, ja, wir erkannten sogar als winziges Würfelchen die kleine Schutzhütte am Gestade des Sees. Von Glarus sind nur einige Häuser in grünem Thal sichtbar, um so schöner präsentiren sich die Berge jenseits der Linth, der Schilt, der wildzerrissene, kahle Mürtschenstock und neben und hinter ihnen noch viele blaue Höhenzüge, die, getrennt durch dunkele Thäler und tiefe Einschnitte, zahlreiche kühngeformte Spitzen emporsenden und mit den höheren Gebirgsgraten des Bündnerlandes verschmelzend sich bis zum Horizont erstrecken. Drüben der gewaltige Sentis und neben ihm, ganz nahe, die sieben Churfirsten über dem Walensee, dessen eines Ende zu uns heraufglänzt, sind uns liebe, alte Bekannte und wir freuen uns, ihnen von ihrem höheren Nachbar aus einen Gruß zuwinken zu können. Nach Norden und Westen dehnt sich unabsehbar das Hügelvorland und die Ebene: der schimmernde Zürichsee und Zürich, das liebliche Aargau, über den Rigi hinweg die Gegend von Luzern und weiter im Vordergrund die Gebirge der Urcantone liegen offen da, während die Kämme des Jura und des Schwarzwaldes am äußersten Rande des Gesichtskreises als feine, dunkele Streifen erscheinen. Mir ist die Aussicht von einem günstigen Standort am Rande der Alpen über die Ebene hinweg besonders reizvoll; den Beschauer überkommt viel mehr das Gefühl der eigenen Höhe, als wenn er rings umgeben ist von wildem Gebirge, von Gletschern und Spitzen, die ihn vielleicht überragen; freilich macht sich in letzterem Fall mehr das Großartige geltend, wohingegen in ersterem das Liebliche und Anmuthige überwiegt. Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir bei unserer Rundschau der nahen Tödigruppe: da ist vor allen Dingen der weiße Tödi selbst, durch die Nähe wahrhaft erschreckend in seiner Erscheinung, neben ihm, durch einen Eisstrom getrennt, der Bifertenstock, weiter die Clariden und der Gemsfayren, alle in schneeigem Gewand erglänzend. Spitze neben Spitze der Eisdecke entragend, die alle verbindet, machen sie

einen unvergeßlichen Eindruck und lassen nicht glauben, daß durch ihre Oeden hindurch der Fuß des Menschen gut gangbare, ungefährliche Pfade wandeln kann.

Wir sind lange dort oben gesessen auf sonnigem, warmem Fleckchen am Steinmann an dem windstillen Sommermorgen und es that uns herzlich leid, als wir schließlich aufbrechen mußten. In weitem Schwung schleuderte der Führer beim Abmarsch die geleerte Weinflasche in die Tiefe, aber, so aufmerksam wir horchten, wir vermochten das Geräusch des Aufschlagens nicht zu vernehmen.

Rasch war auf dem gleichen Weg die Hütte erreicht, nach kurzer Rast ging es abwärts nach Vorauen und als wir am Nachmittag auf einem kleinen Leiterwagen nach Glarus hinab fuhren, grüßten wir hinauf zu unserem luftigen Sitz vom Morgen und waren dankbar für den Schatz von Erinnerungen, die wir mit hinweg nehmen durften.

Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen.

(Zusammengestellt von Pfarrer Dr. ph. jub. A. H. Kreyßig.)

Von Pfarrer M. J. Herz in Pausa.

Nachdem W. Baur in seinem bekannten Buche das Interesse für das „deutsche evangelische Pfarrhaus" auch in weiteren Kreisen zu wecken verstanden hat, darf auch das Pfarrhaus einer einzelnen Landeskirche auf eine gewisse Berücksichtigung rechnen. Und bei der Vorliebe für Albums aller Art in unserer Zeit dürfte gerade diese Form die in weitesten Kreisen am meisten ansprechende für die Geschichte der Geistlichen innerhalb einer Landeskirche sein. Seit vier Jahren besitzt nun unsere sächsische Landeskirche ein solches Album der lutherischen Geistlichen seit der Reformation bis auf unsere Tage. Ein Diener unserer Landeskirche, Pfarrer Kreyßig in Leicha bei Lommatzsch, bietet in demselben eine Arbeit, die ein Menschenalter ausgefüllt hat. Unseres Wissens kann keine andere Landeskirche sich eines ähnlichen Werkes rühmen. Wer nur einigermaßen die Schwierigkeiten kennt, welche es bei einem derartigen Unternehmen zu überwinden gilt, wird die Ausdauer, den Fleiß und die Umsicht des Verfassers bewundern müssen. Trotzdem hat das Buch noch lange nicht die Würdigung gefunden, die es verdient. Und diese Zeilen möchten darum dazu beitragen, dem Buche die allseitige Beachtung und seinem Verfasser die verdiente Anerkennung auch außerhalb der theologischen Kreise zu gewinnen.

Das Album enthält auf 600 Seiten zusammengedrängten aber deutlichen und übersichtlichen Drucks die sämmtlichen geistlichen Stellen Sachsens in alphabetischer Reihenfolge und führt bei jeder Stelle die sämmtlichen Stelleninhaber seit der Reformation bis auf unsere Tage an. So weit möglich, ist in kurzen Daten jedes Geistlichen Lebensgeschichte beigefügt, wie es eben ein Album verlangt. Angefügt ist dem Buche ein fast fehlerfreies Namenregister — gleichzeitig die mühseligste und werthvollste Arbeit bei dem ganzen Werke. Schon dieses Namenverzeichniß fesselt unsere Aufmerksamkeit.

Es sind rund 4500 verschiedene Namen, die hier aufgeführt werden — eine verhältnißmäßig geringe Zahl bei durchschnittlich 1100 Stellen und einem Zeitraume von etwa 350 Jahren, über den berichtet wird. Unter diesen 4500 Namen befinden sich nur folgende 36 Adelige: v. Ammon, v. Behr, v. Bernewitz, v. Brause, v. Bünau, v. Criegern, von der Dahme, v. Döhlen, v. Feilitzsch, v. Heinrichshofen, v. Helmrich, v. Hirscheid, Hoë v. Hoënedk, zur Horst, v. Jagemann, v. Larisch, v. Liehn, v. Lindenau, v. Löben, v. Mosch, v. Rade, Sahr v. Sahr, v. Sandau, v. Schlotheim, v. Sütphen, v. Teubern, v. Trauwitz, von der Trenck, Treusch v. Buttlar, v. Trützschler, v. Weiß, v. Wichmannshausen, v. Wildschütz, v. Zedtwitz, v. Zezschwitz, v. Zobel. Eine nicht geringe Zahl von Geistlichen hat, wie das Album ausweist, den ursprünglichen Adel abgelegt. Im 16. und 17. Jahrhundert finden wir dem Geschmacke der damaligen Gelehrtenwelt entsprechend viele lateinische Umbildungen ursprünglich deutscher Namen, wie: Faber (Schmied), Scultetus (Schulze), Sutorius (Schuster), Molitor (Müller), Ursinus (Bär), Beatus (Seliger), Rivandus (Bachmann), Rutta (Raute), Avenarius (Habermann), Olearius (Oehler) 2c. Sonst bietet das Namenverzeichniß das bunteste Bild. Alle Stände und Berufsarten sind vertreten vom Kaiser bis zum Bauer, auch ein Papst, ein Bischof, ein Abt fehlen nicht. Zahlreich vertreten sind auch Ortsnamen, als: Freiberg, Kosel, Kostnitz, Frankenstein, Lommatzsch, Marburg, Oschatz, Roßbach, Pensa, Rostock, Delitzsch, Lübeck, Zeitz, Stollberg 2c. Aus Thier- und Pflanzenreich, aus allen Lebensbeziehungen hat man Geschlechtsnamen hergenommen. An die Mythologie erinnern Achilles, Janus, Pan, Venus u. A., an das alte Testament Adam, Mose, Israel, Josef, Job u. A. Leicht ließe sich aus den Namen der menschliche Körper zusammensetzen, denn es fehlt nicht an Namen wie Haupt, Hand, Fuß, Bauch, Mund, Zahn, Leber, Niere, Herz 2c. Alle denkbaren Eigenschaften finden wir vertreten, als: Weise und Dümmler, Kahl und Harig, Süß und Sauer, Weiß und Schwarz, Frisch und Schlaff, Groß und Klein, Dickert und Dürr, Liebe und Haß 2c.; selbst Christ und Heide, Hunger und Essen, Deutschmann und Undeutsch fehlen nicht. An das neue Testament klingen an: Matthäus, Marcius, Lucas, John, Paul; an die Kunst und Literaturgeschichte: Schiller, Lessing, Heine, Wieland, Gellert, Gödicke, Gerstäcker, Hammer, Opitz, Rückert, Händel, Weber, Rietschel, Schilling, Schinkel; an die Kirchengeschichte: Luther, Augustin.

Ein Bestreben tritt deutlich hervor: bedenklich klingenden Namen eine gefälligere Form zu geben; wir erinnern nur an Schweingel. Und bemerkenswerth erscheint es uns, daß gerade die Inhaber unschöner Namen es verstanden haben, durch ihr Wirken diesen Namen einen guten Klang in unserer Landeskirche zu verschaffen. Als schlagendes Beispiel wollen wir nur folgendes anführen, das gleichzeitig einen Fehler im Album berichtigt. Als erster lutherischer Pfarrer wird bei Pausa ein Caspar Hasenbach oder Hasenloh angeführt. Der Mann heißt aber, wie wir uns überzeugt haben, thatsächlich Hosenloch; so hat er sich selbst geschrieben. Dieser Mann war von Haus aus ein Deutschritter, der sich aber trotz der Feindschaft seines Ordens gegen die Reformation nicht abhalten ließ, in Schleiz die Lehre Luther's zu vertreten und zu verkünden. Das hatte zur Folge, daß man nach Absetzung der unfähigen Geistlichen in Pausa durch die Visitatoren ihn dahin 1532 als Pfarrer berief. Hier hat er sich nach dem Zeugniß des Superintendenten Georg Raute in Plauen als ein „feiner, frommer und gelahrter Priester" bewiesen und mit seiner Gemeinde das schwere Brandunglück, welches 1540 die ganze Stadt, auch Kirche, Pfarre und Schule in Asche legte, mit heldenmüthigem Gottvertrauen getragen. 1544 aber wurde er von dem dankbaren Schleiz, das seine ehemalige Wirksamkeit nicht vergessen hatte, als Superintendent dahin berufen, wo er sich um Amt und Stadt treu verdient gemacht hat.

Doch wenden wir uns nach diesem Blick ins Namenregister dem Buche selbst zu. Um sich einen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, welche es hierbei zu überwinden galt, muß man wissen, daß die vorhandenen Unterlagen sehr zerstreut sind. Werke ähnlicher Art giebt es wol, aber sie sind meist sehr lückenhaft und fehlerhaft. Wenn der Verfasser in der Vorrede klagt, daß viele Geistliche, an die er sich mit der Bitte um Mitarbeit und Auskunft gewandt habe, ihm ablehnend oder gar nicht geantwortet hätten, so hat das wol zumeist darin seinen Grund, daß sehr viele sächsische Archive, durch Brände zerstört, wenig zuverlässiges Material bieten. Und es dürften nicht gerade viele Geistliche Beruf und Zeit haben, sich mit derartigen höchst zeitraubenden und äußerste Geduld fordernden Alterthumsforschungen abzugeben. Mit welcher Vorsicht man dabei auch vorhandene, scheinbar zuverlässige Documente zu behandeln hat, dafür nur eine Probe.

Im Kreyßig'schen Album finden sich unter Pausa folgende Pfarrer aufgeführt: 1532 Hasenbach (Hosenloch), 1540 Mühling, 1550 Kölbel, 1561 Mühling. Das ist die wörtliche Abschrift eines im 17. Jahrhundert angefertigten und im Pfarrarchive aufbewahrten Katalogs der Geistlichen. Nur ein geübtes Auge entdeckt, daß ursprünglich der Katalog folgende Aufzeichnungen enthalten hat: 1532 ist Hr. Caspar Hosenloch Pfarrer worden, 1540 hat Ihme succedirt Hr. Wolfgang Kölbel, 1561 ist gefolgt Hr. Johann Mühlig 2c. Eine spätere Hand hat nun sich berufen geglaubt, die Zahl 1540 in 1549 umzuändern und zwischen den beiden ersten Geistlichen einzuschalten: 1540 succedirt Nicol Mühlig, welcher biß 10 Jahre blieb, verstorben 1550, ist erhalten worden von rath und Kasten mit 15 Altschock halb W. halb M., welche 15 Altschock — vide Kastenrechnung 1550. Die letztere Bemerkung zeigt den Grund der Abänderung. Der betreffende Verbesserer im 17. Jahrhundert hatte in den Kirchrechnungen von 1540—1550 jenen an den Pfarrer Mühlig bezahlten Posten gefunden und daraus den Schluß gezogen, daß dieser Pfarrer aus Versehen im Katalog weggelassen worden sei. In Wahrheit liegt aber die Sache so, daß der genannte Nicolaus Mühlig der letzte katholische Pfarrer in Pausa war, welcher wegen seiner Unfähigkeit zum Predigen mit dem von ihm gehaltenen Prediger durch die Visitatoren 1529 seines Amtes

für verlustig erklärt und pensionirt wurde, aber in seinem eigenen Hause bis zu seinem Tode 1550 in Pausa wohnen blieb und einen bescheidenen Ruhegehalt genoß.

Kreyßig hat sich weiter bemüht, nach Möglichkeit den Stand zu erkunden und anzugeben, welchem die Väter der einzelnen Geistlichen angehört haben. So wenig vollständig dies hat geschehen können, so gewinnen wir doch schon so ein Bild von den Gesellschaftskreisen, aus denen die Diener unserer Landeskirche hervorgegangen sind. Es wird durch das Album zum klaren Ausdruck gebracht, daß zwar alle Stände Kirchendiener gestellt haben, daß aber die Wiege der überwiegenden Mehrheit aller Geistlichen in den letzten drei Jahrhunderten in Pfarrhäusern gestanden hat. Freilich finden sich auch in dieser Richtung mancherlei Fehler im Album, die dadurch entstanden sind, daß der Verfasser sich durch Vermuthungen hat leiten und durch den Schein irre führen lassen. Auch hier nur ein Beispiel. 1708—1721 amtirte in Pausa ein Diaconus Andreas Unteutsch, in Langenbach aber war 1734—1750 ein Johann Paulus Undeutsch aus Pausa Pfarrer. Aus dem Geburtsorte hat der Verfasser des Albums geschlossen, daß Letzterer ein Sohn des Ersteren gewesen sein müsse. In Wirklichkeit aber ist der am 19. Mai 1703 zu Pausa geborene Pfarrer zu Langenbach der Sohn eines Hufschmieds.

Und was die Jahreszahlen des Amtsantritts bei den einzelnen Geistlichen an den verschiedenen geistlichen Stellen anlangt, so ist uns hier die Ungleichmäßigkeit in den Angaben aufgefallen. Bekanntlich vergingen in früheren Jahrhunderten oft Monate, ehe der berufene und confirmirte Geistliche sein neues Amt antreten konnte, bedingt durch die Forderung des bei jedem Stellenwechsel geforderten Amtsexamens und die Umständlichkeit und Langwierigkeit der Amtsübergabe an den Nachfolger und der Uebersiedelung an den neuen Ort, sowie durch das Bestreben der Superintendenten, den Gemeinden unnöthige Kosten für Fortkommen und Bewirthung der Kircheninspectionsmitglieder zu ersparen, daher man die an Ort und Stelle vorzunehmende Abnahme der Kirchrechnung mit der Einführung des neuen Geistlichen zu verbinden pflegte und deshalb letztere oft bis zum Termin der ersteren hinausschob. So darf man sich nicht wundern, daß wiederholt ein Geistlicher gar nicht seine neue Stelle antrat, sondern im alten Amte vom Tode ereilt wurde — letzterer in einigen Fällen nachweisbar durch die Reisen des betreffenden Geistlichen zur Probepredigt und zum Amtsexamen herbeigeführt. Kreyßig's Album giebt nun meistens das Jahr der Berufung, in vielen Fällen aber das des wirklichen Amtsantritts an. Wir meinen, daß durchweg nur das Jahr des wirklichen Amtsantritts hätte angegeben werden sollen; denn hatte z. B. der Diaconus Nagler in Pausa 1606 bereits die Vocation zur dasigen Pfarrstelle in der Hand, so konnte er doch erst nach Ablauf des Gnadenhalbjahres der Wittwe seines Vorgängers, d. i. 1607 wirklich die Pfarrstelle übernehmen und seine Antrittspredigt halten.

Wir erwähnen diese Fehler und Mängel nicht, um den Werth des Albums zu verringern, sondern um dazu anzuspornen, daß dem hochverdienten Verfasser die Herausgabe einer zweiten wirklich verbesserten Auflage ermöglicht werde. Um aber den Werth des Buches in das rechte Licht zu stellen und seinem Verfasser möglichst allseitige Anerkennung und Mitarbeit zu erringen, wollen wir einige Auszüge mittheilen, die wir uns ganz gelegentlich aus dem Buche gemacht haben.

Es gilt als eine bewundernswerthe Leistung und besondere Gnade, wenn ein Geistlicher 25 oder 30 Jahre an einem und demselben Orte gewirkt hat. Man sehe nur die ersten 100 Seiten des Albums durch, und man wird finden, daß sich dort 190 Geistliche aufgezeichnet finden, die mehr als ein Menschenalter, d. i. über 40 Jahre einem und demselben Amte vorgestanden haben. In unserem Sachsen dürften sich also seit den Tagen der Reformation über 1000 solche Fälle nachweisen lassen. Und dabei bedenke man, daß derartige Fälle von treuem Aushalten bei der Gemeinde sich nicht nur bei wohl dotirten Stellen, sondern gerade bei denen mit oft geradezu erbärmlichem Gehalte finden. Wir staunen, wenn wir hören, daß Geistliche, die von den Drangsalen des 30jährigen Krieges heimgesucht worden sind, die furchtbarsten Mißhandlungen erduldet und Monate lang im Gefängniß geschmachtet haben, bei ihren Gemeinden treu bis zum Tode aushielten und ein Alter von 80—90 Jahren erreichten. Welche Fülle von Kraft muß in diesem Theologengeschlechte gewesen sein!

Noch höher steigt unser Staunen, wenn wir bei einer genaueren Durchsicht des Albums die Bemerkung machen, daß es Theologengeschlechter in Sachsen giebt, die auf Jahrhunderte zurückblicken können. Wir erinnern hier nur an das Geschlecht der aus Rochlitz stammenden Matthesius, von denen zwei, Vater und Sohn, Diaconen in Lausigk im 16. und 17. Jahrhundert waren, ihre directen Nachkommen aber in Roßwein (17. Jahrhundert) und Annaberg (18. Jahrhundert) geistliche Aemter verwalteten und an anderen Orten Seitenlinien bildeten.

Daß der Sohn dem Vater in demselben Amte folgt, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, die fast auf jeder Seite des Albums illustrirt wird. Wir wollen darum hier nur die Fälle hervorheben, wo Vater und Sohn **über** zwei Menschenalter eine und dieselbe geistliche Stelle inne gehabt haben. Wir geben das von uns gesammelte Material chronologisch geordnet.*)

Wir haben damit den Beweis erbracht, daß die anderen Landeskirchen nachgerühmte Stetigkeit und Seßhaftigkeit ihrer Geistlichen auch der sächsischen eigenthümlich ist. Aber nicht genug damit; unsere Landeskirche weiß von Fällen zu berichten, wo eine geistliche Stelle beinahe zum Erbgut einer Familie geworden und in dem Besitz des betreffenden Geschlechts bis zu seinem Aussterben geblieben ist. Und diese Thatsache kehrt im Album so häufig wieder, daß wir in der Lage sind, fast für jeden Buchstaben des Alphabets mindestens eine Theologenfamilie namhaft zu machen, die in mehr als zwei Gliedern eine geistliche Stelle in ihrem Besitze erhalten hat.

Wir sehen, daß Kreyßig's Buch den Namen eines Albums in der That verdient; vorstehende Skizzen haben zeigen wollen, wie man sich aus demselben mit Leichtigkeit kleinere Familienalbums bilden kann. Aber damit ist die Nutzbarmachung des Buches noch nicht erschöpft. Es läßt sich aus demselben ein statistisches Material gewinnen, wie wir es vollständiger und reichhaltiger kaum irgendwo zusammengetragen finden. Doch wird die Verwendung des Werks nach dieser Richtung erst dann wirklich lohnend, wenn alle Absichten des Verfassers, die er bei Abfassung seines Albums gehabt, durch allseitige Mitarbeit zur Verwirklichung gebracht werden. Wir wollen nur einige Wünsche in dieser Richtung zum Ausdruck bringen, da wir eine zweite Auflage des Albums bestimmt erwarten.

Die alterthumsforschenden Gesellschaften in Sachsen bieten auch in dieser Beziehung werthvolle Unterlagen. Ganz unerläßlich ist die möglichste Ausnutzung der Visitationsprotokolle, die ja zum großen Theile schon veröffentlicht sind (die über das Vogtland sollen in diesem Jahre von dem Alterthumsvereine zu Plauen veröffentlicht werden). Dann werden Fehler wie z. B. der, daß Andreas Jhan erster Pfarrer in Pausitz bei Riesa gewesen sein soll, während er in Wahrheit in Pausitz bei Trebsen gewirkt hat, vermieden werden. Und auch sonst liefern die Alterthumsvereine für das Album brauchbares Material. Wir müßten also dringend mahnen, diese Vereine, denen ja viele Geistliche angehören, zur Mitarbeit heranzuziehen. Daß daneben jeder einzelne Geistliche mit seinem Pfarrarchive und seinen Kirchenbüchern werthvolle Beiträge namentlich zur Ergänzung biographischer Notizen liefern könnte, versteht sich von selbst. Die in unseren Tagen an vielen Orten herausgegebenen Ortschroniken erfüllen bereits diesen Zweck. Und welche Fülle von Stoff und Unterlagen könnten mit Leichtigkeit die Alterthumsforscher von Fach dem Verfasser des Albums zur Verfügung stellen!

Man wende nicht ein, daß dadurch der Stoff zu sehr anwachsen würde. Es schadete gar nichts, wenn das Werk in mehrere Abtheilungen, etwa nach den vier Kreishauptmannschaften, zerlegt würde. Das würde den Werth nicht verringern und den Absatz erhöhen.

Wenn es diesen Zeilen gelungen ist, Anregung und Lust zur Mitarbeit an diesem Werke, zum Weiterbau auf dem von Pfarrer Kreyßig gelegten soliden Grunde zu erwecken, so ist ihr Zweck völlig erreicht. Und wenn der Schreiber dieser Zeilen auch zu den Amtsbrüdern gehört, die einst den hochgeehrten Verfasser des Albums bei der Mitarbeit aus erkannter Unfähigkeit im Stiche gelassen haben, so kann er jetzt versichern, daß er durch diesen beschämenden Anlaß bestimmt worden ist, sich von seiner Abneigung gegen derartige Forschungen zu bekehren und ein Werk fördern zu helfen, das unserer sächsischen Landeskirche nur zur Ehre gereichen kann und, wenn richtig ausgeführt, unserer Zeit und zumal dem Theologengeschlechte unserer Tage einen hellen Spiegel vorzuhalten geeignet ist.

*) Das hier folgende, sehr umfängliche, fast nur frühere Jahrhunderte umfassende Verzeichniß ist zur Aufnahme von nicht genügend allgemeinem Interesse. Red.

Bücherbesprechungen.

☐ Die Machtstellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart. Vortrag von Dr. Richard Löber, evangel. Hofprediger und Consistorialrath in Dresden. Dresden 1887. v. Zahn & Jaensch. — Die Summa dieses Vortrags, den der Verf. auf der Thüringer kirchlichen Conferenz in Rudolstadt am 27. April d. Js. gehalten hat, faßt sich in folgenden Thesen zusammen: „Die Machtstellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart erweist sich 1. in dem treuen Bekenntniß zu Jesus Christus, dem alle Gewalten dienen müssen; 2. darin, daß die Kraft des evangelischen Glaubens in dem Kampfe gegen Lüge und Ungerechtigkeit immer reicher sich entfaltet; 3. darin, daß der evangelische Glaube inmitten unwahrer Verbindungen und schwächlicher Vereinzelungen wahrhaft ausgleichend und einigend wirkt." So schlicht und einfach diese Sätze sind, so reich und bedeutsam ist ihre Ausführung, die aus der Tiefe des evangelischen Glaubensbewußtseins heraus helle Schlaglichter auf die geistigen Kämpfe und Interessen der Gegenwart und die Lage der Kirche innerhalb derselben wirft und sie nicht selten in eigenthümlichem, überraschendem Lichte zeigt. In geist- und kraftvoller Sprache wird mit siegesfreudigem Tone der evangelische Glaube als eine imponirende Geistes- und Lebensmacht erwiesen, die alle Gebiete des geistigen Lebens beherrscht und die gerade da, wo sie am gebrochensten erscheint, ihre herrlichsten Triumphe feiert. Auch wo der Verf. in der ihm eigenthümlichen Weise starke Paradoxien ausspricht, folgt man ihm, wenn nicht mit Zustimmung, doch mit vollem Interesse. Besonders wohlthuend ist auch an dem Vortrag, der auf der gedachten Conferenz einen großen Eindruck hinterlassen hat, der kräftige Ausdruck freudiger Zuversicht auf die Macht der evangelischen Wahrheit im Kampfe gegen Rom und auf die Zukunft des Protestantismus.

☐ Friedrich Wilhelm II. Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung von D. Paulus Cassel. Gotha, F. A. Perthes. — Friedrich Wilhelm II., der Neffe und Nachfolger Friedrich's des Großen, der Großvater unseres Kaisers, der vom 17. August 1786 an bis zum 16. November 1797 regiert hat, ist vielfach sehr ungünstig beurtheilt worden. Der Verf. hat den hundertjährigen Gedächtnißtag des Regierungsantritts Friedrich Wilhelm's II. im vorigen Jahre benutzt, um auf Grund reichsten, aus den verschiedenartigsten Quellen mit großem Fleiße herbeigeschafften Materials eine Apologie des Königs zu schreiben. Die Apologie ist freilich zum Panegyricus geworden; ein so geschickter Anwalt der geistreiche Verf. ist und mit so großer Wärme er für den viel Verleumdeten eintritt, so ist ihm doch die Ehrenrettung nur bis zu einem gewissen Grade gelungen, weil er auch die Anstöße im Charakter und im Regiment des Königs hat beseitigen wollen, die keine Apologie beseitigen, wenn auch vielleicht in milderem Lichte beurtheilen kann. Den einen Anstoß bildet die starke sinnliche Neigung des Königs, die der Verf. bedeutend abzuschwächen sucht und für die er allerlei mildernde Gründe anführt, die aber ein Flecken bleibt, wenn sie auch zu einer „Modesünde" herabgesetzt wird. Den anderen Anstoß bildet die Gewaltsamkeit, mit welcher der sonst so weiche, milde und gütige König seine strenge religiöse Ueberzeugung geltend zu machen gesucht und die ihren schärfsten Ausdruck in dem famosen Wöllner'schen Religionsedict gefunden hat, welches zum Schutz der Gemeinden vor Lehrwillkür diejenigen Geistlichen, welche von den Bekenntnißschriften der Kirche abwichen, mit Amtsentsetzung, unter Umständen mit noch schwererer Strafe bedrohte. So ernst es dem Könige mit dieser Maßregel sicher gewesen ist, mit der er die wahre Gottesfurcht bei dem Volke nach seinen eigenen Worten zu befördern gesucht, so muthig auch die That in gewissem Sinne war, so war sie doch ein entschiedener Mißgriff, ein Versuch, einem der Kirche entfremdeten, in glaubensloser Aufklärung erwachsenen Geschlecht das Bekenntniß der Kirche auf gewaltsamem Wege octroyiren zu wollen. Mit aller Beredtsamkeit will es dem Verf. nicht gelingen, das Edict als eine rettende und befreiende That zu erweisen. Dagegen folgt man mit ungetheiltem Interesse und Zustimmung denjenigen Partien der Schrift, in welchen der wohlwollende und liebenswürdige Charakter des Königs und namentlich seine echt deutsche Gesinnung, sein Kampf gegen das herrschende Franzosenthum, seine Richtung auf große nationale Ziele, die ihm freilich zu erreichen versagt war, ins helle Licht gestellt werden. Einige zum Theil sehr charakteristische Beilagen sind beigefügt, unter ihnen auch das oben erwähnte Religionsedict.

—a. In der „Deutschen Verlagsanstalt" zu Stuttgart (vormals Eduard Hallberger) ist vor Kurzem dem großen „König Ludwig-Album", welches das Bildniß Ludwig's II. und zwölf Ansichten aus seinen Schlössern nach Original-Aquarellen von Prof. H. Breling enthält, eine kleinere Ausgabe in Cabinet-Photographien gefolgt. Seitdem die königlichen Schlösser allgemein zugänglich geworden sind, hat ihre Pracht und Eigenart, vorher nur wenigen Auserwählten bekannt, allseitige Bewunderung erregt. Mag die Richtung, in welcher sich die Kunstbestrebungen Ludwig's II. bewegten, hier bisweilen wenig originell und national, dort phantastisch, bizarr, ja krankhaft erscheinen — die Schöpfungen, welche ihr entstammen, werden ihre charakteristische Bedeutsamkeit für alle Zeiten bewahren und auch in der Folge ihren eigenartig umstrickenden Zauber ausüben. So darf eine Publication, welche sich die Wiedergabe dieser Stätten zur Aufgabe macht, gewiß auf allseitiges Interesse rechnen. Auch der hierbei eingeschlagene Weg erscheint an sich äußerst glücklich. Nicht mechanische Reproduction, sondern ein freies künstlerisches Abbild wird geboten und zur Wiedergabe die Aquarellmalerei erwählt, welche dem Charakter gerade dieser Schöpfungen prächtig entspricht. — Dennoch hat der Künstler durch einen — wie sagen wir nur? — Mißgriff die Wirkung seiner Abbilder als echter Kunstwerke selbst stark beeinträchtigt: er begnügt sich auf keinem einzigen Blatt mit der Wiedergabe der künstlerischen Schöpfungen selbst, sondern er zeigt uns auf jedem seiner Bilder auch den intellectuellen Urheber, die Person des Königs. Wir erblicken ihn in allen Gemächern, auf dem Lindenbaum, im Garten, in der Grotte und in der Hundinghütte bei Linderhof, im Burghofe und auf der Marienbrücke bei Neuschwanstein, am Fortunabrunnen in Herrenchiemsee und — hier sogar in einer recht wenig pietätvollen Art der Auffassung — im Park vom Schlosse Berg. Auf dem einzigen Bild, auf welchem die Person des Königs selbst fehlt, „Vor der Hundinghütte", giebt sein prächtiger Schlitten und die Dienerschaar von seiner Anwesenheit im Innern Kunde. Das ist ein entschiedener Mißgriff, ja eine Geschmacklosigkeit, welche an das Sensationsbedürfniß der großen Masse appellirt, den künstlerischen Eindruck aber stört. Warum denn auch in der künstlerischen Wiedergabe den Widerspruch, welcher zwischen dem Geist dieser Schöpfungen und demjenigen ihrer Entstehungszeit liegt, so grell hervorkehren, warum den Zauber, der jetzt gerade in ihrer Einsamkeit auf ihnen ruht, stets durch modern gekleidete Gestalten und betreßte Lakaien illusorisch machen? Es kommt hinzu, daß der Künstler der an sich hier freilich sehr nahe liegenden Gefahr nicht entgangen ist, sich in den meisten Fällen mit einer wenig künstlerischen Darstellung der Züge und der äußeren Gestalt des Königs in einer erzwungenen Stellung zu begnügen, bei welcher zudem meist die Pose herrscht. — Setzt man sich über diesen principiellen Mißgriff hinweg, so wird man einigen dieser Darstellungen — besonders derjenigen des Schlosses Herrenchiemsee und des Gartens und Arbeitszimmers in Linderhof — volle Anerkennung nicht versagen können. Die photographische Reproduction durch Jos. Albert ist trotz des kleinen Maßstabes gut gelungen, und die einfache aber würdig gehaltene Ausstattung seiten der Verlagsanstalt empfiehlt diese neue, zudem wohlfeilere Ausgabe.

M-Fr. Graf Leo Tolstoy, Russische Bauern. Deutsch von Ernst v. Glehn. Leipzig, Carl Reißner. 1887. 126 Seiten. 1 ℳ — Seit Turgeniew's Tode ist Graf Leo Tolstoy unbestritten die erste literarische Größe Rußlands; die „Russischen Bauern" geben dafür wieder einen Beleg. Von den vier hier zusammengestellten Geschichten steht meiner Ansicht nach die dritte obenan: „Was die Menschen am Leben hält". Ihr fast ebenbürtig ist die erste „Zwei Greise". „Ein Kerzlein" und „Auf Feuer hab' Acht, daß Du es zeitig löschest" stehen, wenigstens nach meinem Urtheil, etwas zurück. Aber alle vier sind prächtige Bauerngeschichten, denen man es anfühlt, wie warm das Herz des Verfassers für das niedere Volk seiner Heimath schlägt und wie ihm die edelsten Mittel gerade die passendsten erscheinen, um den guten Kern, der in jenem liegt, zu erhalten und zu stärken. Jede der Erzählungen stellt nämlich eine Bekräftigung einer bestimmten Bibelstelle dar: Evang. Johannis 4, 19—24, Matthäi 5, 38, 39, 1. Brief Johannis 3, 14 f. und 4, 7—20, endlich Ev. Matth. 18, 21—35. Volles Lob verdient der Uebersetzer, er hat seine Aufgabe weit besser erfaßt, als z. B. der Anonymus, welcher dieselben Erzählungen in der „Gegenwart" übertragen hat; weit glücklicher als dieser hält er die russische Ausdrucksweise fest, während dort Alles in banaler Weise verflacht ist und die Eigenthümlichkeiten ganz verwässert erscheinen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 75. Mittwoch, den 21. September. 1887.

Sächsische Volksschullehrer vor der Zeit der Seminare.

Zum 23. September.

Zur Feier des hundertjährigen Bestehens des königl. Schullehrer-Seminars zu Friedrichstadt-Dresden hat ein früherer Schüler dieses Seminars, Schuldirector Albert Richter in Leipzig, unter obigem Titel bei Friedrich Brandstetter in Leipzig eine Schrift erscheinen lassen, in welcher die Frage beantwortet wird, wo die sächsischen Volksschullehrer früherer Jahrhunderte ihre Vorbildung genossen, wie sie sich auf ihren Beruf vorbereitet haben.

Man hat viel gespottet über die Lehrer, welche beim Unterrichten Röcke ausbesserten und Schuhe flickten, aber man hat selten bedacht, daß auch aus Handwerkerkreisen gar mancher geschickte und gewissenhafte Lehrer hervorgegangen ist, wie denn die vorliegende Schrift dafür zahlreiche Beispiele bringt. Gar mancher Handwerksmeister der alten Zeit war in Bibel, Katechismus und Gesangbuch gar wohl beschlagen, schrieb eine hübsche, deutliche Handschrift und verfügte, was für den Schulmeister der alten Zeit eine Hauptsache war, über eine durchdringende Singstimme, die zur Leitung des Kirchengesanges wohlgeeignet war. Dazu war früher das Orgelspiel in Bauern- und Handwerkerkreisen etwas gar nicht Ungewöhnliches; gar mancher Dorforganist fand im Behinderungsfalle in seiner Gemeinde mehr als einen Stellvertreter.

Hatte man doch im sechzehnten Jahrhundert auch Prediger aus den Kreisen der Handwerker genommen, hatte doch Luther zur Begründung der Nothwendigkeit lateinischer Schulen selbst gesagt, jeder Bürger müsse Lateinisch gelernt haben, „um im Nothfalle als Prediger gebraucht werden zu können“. An ein regelrechtes Studium der Theologie hatte Luther dabei so wenig gedacht, wie Bugenhagen ein solches gefordert hatte, als er im Jahre 1540 den Bürger und Leinweber Leonhard Titze in Wittenberg, einen geborenen Leisniger, „zum Prediger von Lommitzsch ordinieret“. Aus dem Chemnitzer Bezirk berichten alte Nachrichten, „daß man aus Mangel an Gelehrten dazumahl das Predig-Ambt mit Handwerksleuten hat müssen bestellen wie zu Glössen, einem Dorf in Chemnitzer Inspection, Nicol Flaschenmacher, ein Schneider, Anno 1542, und in eben dieser Ephorie anderswo ein Leinweber namens Mathias Seidel, ingleichen ein Schuster das Pastorat verwaltet“.

Warum sollte man die Handwerksleute nicht auch als zu Lehrämtern tauglich erachtet haben? Es kann freilich nicht geleugnet werden, daß unter den Handwerker-Lehrern viele auch das Lehren nur als Handwerk und manchmal kaum als solches trieben, daß ihnen das Handwerk oft die Hauptsache, das Lehramt nur Nebenbeschäftigung war; aber es gab auch Leute darunter, die ein innerer Beruf zu dem Lehramte geführt hatte und deren Wirken lange in gesegnetem Andenken gestanden hat. Uebrigens mußten sie, bevor sie angestellt werden konnten, vor dem Superintendenten des Bezirkes eine Prüfung bestehen und vor dem Pfarrer und der Schulgemeinde eine Probe ablegen, die sich bei Kirchschulstellen auch auf Orgelschlagen und Predigtvorlesen erstreckte. Schon im Jahre 1578 wurde zu Naundorf bei Oschatz ein Buchbinder aus Freiberg, Namens Clemens Kühne, als Schulmeister erst angestellt, nachdem er „geprüft und im Katechismo wohl unterrichtet befunden“ worden war. Dagegen berichten kirchliche Nachrichten aus Gleißberg bei Nossen als etwas Außergewöhnliches, daß während der Drangsale des siebenjährigen Krieges Albinus Müller, ein Tuchmacher aus Roßwein, „ohne Examen und Probe“ zur Stelle gekommen sei.

Mit der Uebertragung von Lehrämtern an Handwerker setzte sich übrigens nach der Reformation nur ein Brauch fort, dem wir schon im Mittelalter begegnen. Wenn auch nicht auf allen Dörfern schon vor der Reformation Schulen vorhanden waren, in denen das Lesen und Schreiben gelehrt ward, so war doch überall Vorsorge getroffen, daß den Kindern der Gemeinden wenigstens die zehn Gebote, der Glaube, das Vaterunser, das Ave Maria, wol auch etliche Psalmen durch Vor- und Nachsagen eingeprägt wurden. Gewöhnlich geschah dies Sonntags Nachmittags in der Kirche und in erster Linie waren dazu die Pfarrer verpflichtet. Oft aber, ja in der Regel übertrugen diese das Geschäft der Kinderlehre den Kirchendienern oder Küstern. Wo ein solcher nicht vorhanden war, unterblieb die Kinderlehre wol ganz, und das preßte Luthern in der Vorrede zu seinem Katechismus den Ausruf aus, das Volk „lebe dahin, wie unvernünftige Säue“.

Durch landesherrliches Gesetz waren die Küster in Sachsen seit 1557 zur religiösen Unterweisung der Kinder verpflichtet. In den „General-Artikeln“ von diesem Jahre wurde verordnet, daß die Küster „alle Sonntage nachmittags und in der Woche auch auf einen gewissen Tag die Kinder den Katechismus und christliche deutsche Gesänge mit Fleiß und deutlich lehren und mehrmals in den vorgesprochenen Artikeln des Katechismi wiederum überhören und examiniren“ sollen.

Wirkliche Küsterschulen, in denen lesen und schreiben, zuweilen auch rechnen gelehrt wurde, bestanden auch zu dieser Zeit schon an manchen Orten, gesetzlich angeordnet wurden dieselben aber erst durch die kurfürstlich sächsische Schulordnung von 1580. Für die Pfarrer bestand jedoch die Verpflichtung fort, die Kinder zu unterrichten, wenn die Errichtung einer Küsterschule unmöglich erschien. In der angeführten Schrift werden zahlreiche Belege dafür beigebracht, daß Pfarrer auch die Schule mit besorgten. Hier nur einige:

In Medingen bei Radeburg war um 1540 der Pfarrer Lorenz Partsch zugleich Schulmeister und Organist. Er bittet in dem genannten Jahre „bei den eingepfarrten zu verschaffen, das er einen eigenen Kirchendiener haben möchte, denn ihm bey der Communion zu schwer auch fast unmöglich seyn wolte, das er zugleich das hochwürdige Sacrament außteylen und die Kirchengesenge selbst füren und halten solte“.

In Altenhof bei Leisnig war fast das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch die Schulstelle mit dem Pfarramte verbunden. Erst 1594 begegnet David Ritter als erster Kirchner und Schulmeister dieses Dorfes. In Zschorla bei Schneeberg ward von 1546 bis 1555 der Schuldienst vom Pfarrer mit verrichtet, das Läuten aber durch den Hirten besorgt. In Zehren bei Meißen gab es einen Schulmeister von 1545 bis 1567. Von da an bis 1625 war die Verpflichtung, Schule zu halten, mit dem Diaconate verbunden, von 1625 an gab es wieder besondere Schulmeister.

Als 1658 in Beyersdorf bei Löbau der Pfarrer Caspar Conrad starb, „sind die Herrschaften, damit nun künftig die Pfarrherrn von den Schulmeisterverrichtungen möchten befreit sein, schlüssig geworden, einen gewissen und ordentlichen Schulmeister zu setzen“.

Für Leulitz bei Wurzen bestimmt schon eine Matrikel vom Jahre 1574 das „Einkommen des Custodis“. Gleichwol ist der Ort lange Zeit ohne einen besonderen Schulmeister gewesen. Eine Nachricht vom Jahre 1694 sagt u. A.: „Es ist der Pfarr- und Schuldienst zu Leulitz sehr schlecht; daher auch nach der in der Kirche

daselbst gefundenen Nachricht Anno 1588 mit Genehmhaltung des löbl. Consistorii der damalige Schulmeister Andreas Schollmann dimittiret, hiergegen die Schule und des Schulmeisters Verrichtung dem Pfarrer zugleich anvertrauet und aufgetragen worden, bis Anno 1620 George Kaltenhöfer den Pfarrdienst zu Leulitz überkommen, welcher den Schuldienst zu verpflegen sich geweigert, also daß der damalige Collator, Tippold von Schönfeld, inhalts der Akten sich über denselben deswegen beschwert und verlangt hat, daß der Pfarrer drei Acker Feld, so zur Schule gehört, abtreten möchte. Ehe aber diese Sache erörtert worden, hat Kaltenhöfer wegen der dazwischengekommenen Kriegstroublen die Pfarre verlassen, dergestalt auch selbige bis Anno 1663 von anderen Pfarrern versehen worden. Zu solcher Zeit ist Christoph Weyrauch als Pfarrer nach Leulitz gekommen, welcher bis Anno 1680 sowohl den Schul- als Pfarrdienst versehen." 1680 erbaute man in Leulitz ein Schulhaus und der erste Schulmeister war Christian Werner, 1681 bis 1693.

Eine ganz eigenthümliche Veranlassung lag vor, als im siebzehnten Jahrhundert der Pfarrer zu Leuba bei Ostritz zeitweilig Schule hielt. Der von 1617 bis 1675 daselbst angestellte Schulmeister Christoph Hensel, der in geschichtlichen Urkunden schlechtweg „des Klosters Branntweinschenke" heißt, ließ sich des Brennens und Schenkens wegen oft durch seinen Pfarrer in der Schule vertreten; darum wird von dem 1614 bis 1666 amtirenden Pfarrer Valentin Förster gesagt: „hat für den Schulmeister oft Schule gehalten und die liebe Gemeinde in Ordnung gebracht".

Wie hier das Branntweinbrennen als Nebengeschäft des Lehrers erscheint, so zählt die vorliegende Schrift noch eine Menge anderer Nebenbeschäftigungen der Lehrer voriger Jahrhunderte auf. Hier seien nur ein paar besonders interessante Fälle erwähnt. In Ringethal bei Mittweida gehörte das Ueberfahren über die Zschopau zu den Verpflichtungen des Schulmeisters. Als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts diese Einrichtung abgeschafft wurde und der Lehrer eine jährliche Entschädigungssumme von zwei Thalern erhielt, beklagte sich der damalige Inhaber der Stelle bitter darüber und nannte in seiner Eingabe jenes Nebengeschäft „das allerbeste Accidenz bei dem Schuldienste".

Im Jahre 1757 bat der Schulmeister Gottlob Messerschmidt in Körlitz bei Wurzen beim Consistorium zu Wurzen um eine jährliche Zulage von sieben oder acht Thalern „wegen bedrängter Lage unter jetzigen Kriegstrubeln" und führt zur weiteren Begründung seiner Bitte an: „weil der wegen Unterhalt und Abrichtung der königlichen Jagdhunde nach Hubertusburg lange Jahre daher bezogene Nebenverdienst, der ansehnlich gewesen und den größten Zugang und Subsistance verschafft, seit Einrückung der königlich preußischen Truppen auf einmal weggefallen."

Neben den Lehrern aus Handwerkerkreisen finden wir an den Volksschulen aber auch Männer thätig, die eine tüchtige Bildung genossen hatten, die durch die lateinische Schule gegangen waren und wol auch Universitätsstudien gemacht hatten. Nicht nur an Stadtschulen, sondern auch in Dorfschulen finden wir zahlreiche Theologen, die entweder auf ihre Anstellung im geistlichen Amte warteten oder auch bis ans Lebensende treu im Schulstaube ausharrten. Wir ersparen uns hier die Beispiele, deren das vorliegende Schriftchen sehr interessante bringt.

Auffallender ist es, unter den sächsischen Volksschullehrern vergangener Jahrhunderte auch Juristen zu finden. Magister Gehr, einer der Leipziger Geistlichen, die von Zeit zu Zeit die Winkelschulen ihres Viertels zu besuchen und über den Befund Bericht an den Rath zu erstatten hatten, schreibt freilich einmal, daß er „oft gewünschet, daß diejenigen, welche ihrem Vorgeben nach jura studieret, keine Schulhalter allhier werden möchten, denn sie machen gemeinlich wunderlich Zeug, wenn sie einen biblischen Spruch oder Glaubens-Artikel denen Kindern erklären sollen". Aber manche Juristen wurden auch ganz tüchtige Schulmeister. So wird großes Lob gespendet Hrn. „Andreas Petermann, Not. Publ. Caes.", der 1723 im Alter von 84 Jahren als Schulmeister in Lockwitz bei Dresden starb. Er wird gerühmt als „ein Mann, der sein perfect Latein und Griechisch verstand, eine solide Erudition besaß und eher ein Rector auf einem großen Gymnasio hätte sein sollen, als ein Schulmeister auf dem Dorfe. Weil er aber mit der Demuth einen Bund gemachet, so blieb er mit dem größten Vergnügen im niedrigen Stande und wies, daß man auch da seinem Gott dienen müsse." Auch in Reinhardsdorf bei Schandau unterrichtete von 1666 bis 1668 ein kaiserlicher Notar, in Bernstadt in der Lausitz wurde 1625 Martin Closius, cand. jur., als Schulmeister und Organist angestellt. Weitere Beispiele bietet das Schriftchen Seite 14 f.

Neben den Volksschullehrern, welche Universitätsstudien gemacht hatten, finden sich auch solche, welche sich nur durch den Besuch einer lateinischen Schule zu ihrem Amte vorbereitet hatten. Die Gesetzgebung nahm auf solche Schüler, welche sich auf der lateinischen Schule nur zur Uebernahme eines Volksschulamtes tüchtig machen wollten, besondere Rücksicht. Namentlich finden sich darauf bezügliche Bestimmungen in der Schulordnung von 1773, und die ersten sächsischen Seminare sind, wie das vorliegende Schriftchen nachweist, aus diesen besonderen Veranstaltungen in lateinischen Schulen hervorgewachsen.

In welcher Weise sich diese zukünftigen Volksschullehrer einige Unterrichtspraxis erwarben, wie schon durch die Schulordnungen auf solche Schüler Rücksicht genommen ward, wird von dem Verfasser ausführlich nachgewiesen. Es wird dabei auch das Institut der sogenannten Pädagogen oder Hausinformatoren erwähnt, die gegen freie Wohnung und Kost in einer Bürgerfamilie die Ueberwachung jüngerer Schüler übernahmen.

Höchst anschaulich führt in das Leben eines solchen Pädagogus ein die Selbstbiographie des Schulmeistersohnes Daniel Naubitzer aus Mittweida, der auf der Schule zu Torgau und auf der Universität zu Leipzig studirte und 1586 Schulmeister in Sonnewalde wurde. Auf seine Torgauer Schulzeit zurückblickend schreibt er über seine Thätigkeit als Pädagogus: „bin also fast ganzer sex Jahr ein Torgischer pädagogus und discipulus gewesen bei vier unterschiedlichen Herren, bei welchen ich neben meiner pädagogia vielerley Hausarbeit und Pächeley (bächeln = sich abmühen) habe müssen thun und verrichten, also das ich habe müssen mit Jobst Zuckermachern ettlich mahl zu merkten ziehen und gleichsam sein Kramknecht sein zu Wittenbergk, Hertzbergk, Jeßen, Brettin u. s. w. Und Schläge dabei ausstehen.

Bei Hanß Schuhknechte dem Lohgerber vorn Leipzigischen Thore habe ich offtmahls müssen getretene Leder im Schubkarren aus der Gerbergassen rauf vorm Spitalthor anheim führen und im Lohhause treiben helfen.

Bei Bartel Fritzschen, welcher jährlich ein acht oder neun Gebrewe hier gethan, habe ich müssen ein Meltzer und Brewgehülffe sein und manchen Sonnabend und nach dem brewen ettliche vierzig Zuber Waßer auf der Achseln zum Bade tragen, daneben auch sonsten oftmahls bis in die sinckende Nacht mit Bier und Wein holen wie ein Hausknecht aufwarten.

Bei Valten Weißhansen Wundarzten bin ich zwar wohl mit Hausarbeit an meinen studiis nicht gehindert worden, sondern habe meiner knaben mit der institutione privata in peculiari musaeo fleißig abwartten, und wenn wir offt Gäste gehabt, viel aufwarten müssen in multam noctem, habe ihne auch gar viel artzneykunststücke bey nacht ausschreiben und ihn auch, wenn er entweder auf die Trinckstube oder sonsten zu den Nachbarn zum abendtrunck gangen und gerne lange gesessen hat, heimholen müssen.

Habe mich aber allerseits bei ihnen also gehalten, das sie mich lieb gehalten und nicht gerne von sich gelassen."

Wir müssen wegen Raummangels übergehen, was der Verfasser über die Ausbildung zukünftiger Volksschullehrer durch Geistliche und Lehrer, über die bei den Superintendenten abzulegenden Prüfungen und einzureichenden Arbeiten sagt, was er ferner beibringt über die Titel „Kinderlehrer, Katechet, Schulmeister", über einzelne ausgezeichnete Lehrer und Lehrerbildner, sowie über einzelne „räudige Schafe unter der Herde", über „fahrende" Lehrer, Reihelehrer, Winkelschullehrer, über die Schulen der Stadtschreiber und Stuhlschreiber u. s. w. Auch das müssen wir übergehen, was der Verfasser über die Lehrerinnen früherer Jahrhunderte sagt, obgleich wenig bekannt zu sein scheint, daß im sechzehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Mädchenschulen fast nur Lehrerinnen angestellt wurden.

Aus der großen Anzahl von Lebensläufen, die der Verfasser mittheilt, wählen wir zum Schluß einen aus, durch welchen der Verfasser, nachdem er zahlreiche Beispiele für die während des dreißigjährigen Krieges auch in der sächsischen Lehrerschaft eingerissene Verwilderung beigebracht hat, nachweisen will, daß Begeisterung für Schule und Lehramt auch in den Nöthen des dreißigjährigen Krieges noch in einem jugendlichen Herzen glühen konnte.

Martin Kretzschmar, der im Jahre 1704 fast neunzig Jahre alt als Schulmeister zu Hayda bei Riesa starb, war 1614 als der Sohn sehr armer Eltern zu Kossebaude bei Dresden geboren. Nur ein paar Wochen jährlich wurde der Knabe zur Schule geschickt, sonst mußte er seine Geschwister warten und den Eltern bei ihrer Haus- und Feldarbeit helfen. Gleichwol hatte er nicht nur lesen und schreiben gelernt, sondern sein Lehrer hatte ihn auch mit den Noten bekannt gemacht und ihm etwas Latein beigebracht. Heimlich

hatte er sich einen halben Thaler gespart, von dem er das Schulgeld für einen längeren und regelmäßigeren Schulbesuch bestreiten wollte, um dereinst Lehrer werden zu können. Aber der Vater ließ das nicht zu; nach der Eltern Willen sollte er, wie er selbst sagt, „Schneider und Fiedelmann" werden. So war er sechzehn Jahre alt geworden, als die Eltern plötzlich an der Pest starben. Auch die Großeltern starben damals, und Martin war mit seinen drei Geschwistern ohne alle Mittel zum Leben. Da vermiethete er sich als Pferdejunge; weil er aber hier kein Mittel vor sich sah, seinen Lieblingswunsch, Lehrer zu werden, möglichst bald befriedigen zu können, lief er davon, und im Lande umherziehend erwarb er sich ziemlich rasch einige Mittel, indem er „mit Bildern" (man könnte an Bilder denken, die auf Pappe gezogen waren) in den Schenken Komödie spielte. Nach und nach hatte er sich damit zehn Thaler erworben. Schon machte er Pläne, wie er dieselben zur Erfüllung seines Lieblingswunsches verwerthen wollte, da wurde er von plündernden Soldaten überfallen und seines Geldes beraubt. Nachdem er darauf eine Weile als Schanzarbeiter in Dresden sein Brod verdient hatte, wendete er sich endlich dem Handwerke zu, zu dem ihn schon die Eltern bestimmt hatten. Er wurde Schneider und trieb dieses Handwerk fünf Jahre lang. Die Lust zum Lehrerwerden erwachte aber aufs Neue in ihm, nachdem er einen Sparpfennig vor sich gebracht hatte, und trotz seines Alters besuchte er noch mehrere Dorfschulen, die ihm allein zur Erwerbung von Kenntnissen zugänglich waren und in denen er sich jedenfalls auch im Unterrichten übte. So brachte er es doch so weit, daß er Kinderlehrer in Gohlis bei Dresden und später in seinem Geburtsorte werden konnte. Sechs Jahre lang hatte er in diesen beiden Aemtern gestanden; da wünschte er, auch das Rechnen noch zu erlernen, wozu er bis jetzt keine Gelegenheit gehabt hatte. Er verließ seine Kinderlehrerstelle und ging nach Dresden, um sich dort unter der Leitung des Rathsstuhlschreibers Kupfer, der auch eine Rechenschule hielt, im Rechnen zu üben. Darauf nahm er wieder eine Kinderlehrerstelle an. Auch verheirathete er sich um diese Zeit. Im Jahre 1649 wurde ihm der Schuldienst zu Hayda bei Riesa angeboten. Kretzschmar schlug ihn unerwarteter Weise aus. Es störte ihn, wie er selbst sagt, die Unbequemlichkeit, daß er Sonntags früh um vier Uhr zum sogenannten Vorläuten nach Leutewitz, dem Filialdorfe, hätte wandern müssen. (Der Gottesdienst in Leutewitz begann im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr, weil der Pfarrer Vormittags auch noch in Hayda predigen mußte.) Dagegen ließ sich Kretzschmar bei der in Hayda eingetretenen Schulvacanz bereit finden, wenigstens an dem damals gefeierten Friedensfeste die gottesdienstlichen Gesänge zu leiten, wozu er seiner starken und wohllautenden Stimme wegen aufgefordert worden war. Der damalige Collator der Haydaer Schulstelle, Dr. Georg Abel Ficker in Riesa, war bei der Feier des Friedensfestes auch zugegen und erklärte, daß er Kretzschmar als Schulmeister da behalten werde. Kretzschmar weigerte sich, bat um seine Freiheit, Alles umsonst. Der Collator erklärte: „Er muß hier Schulmeister werden; wer hat ihm geheißen, meine Kirche zu betreten und da zu singen." Der Anfangs sich Weigernde mußte sich endlich fügen und zog nach Hayda. Dr. Ficker hätte den tüchtigen Schulmeister und Sänger später gern nach Riesa versetzt, „wenn er hätte Orgel schlagen können". Vor seinem 1704 erfolgten Tode stiftete Kretzschmar der Gemeinde zu Hayda auf seine Kosten noch ein Leichentuch „für 13 Gulden ohne Macherlohn". Wahrscheinlich hat er es, früher erworbene Fertigkeiten verwerthend, selbst genäht.

Bücherbesprechungen.

□ Ein Gang durch's Wupperthal in diesem Jahrhundert von A. Sincerus. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. — Eine Geschichte der kirchlichen Entwicklung des Wupperthales in diesem Jahrhundert bietet vorliegende kleine, aber bedeutsame und lehrreiche Broschüre, von scharfer und geistvoller Feder geschrieben, mit höchst interessanter Charakteristik der merkwürdigen Gegend, durch welche die kundige Hand des Verf. führt, ihrer eigenartigen Bevölkerung und der hervorragendsten geistlichen Kräfte, zum Theil hochbedeutender Männer, die mit großem Segen dort gearbeitet haben. Nur mit Wehmuth kann man dies merkwürdige Stück neuerer und neuester Kirchengeschichte lesen; denn nach einer Zeit reichster und verheißungsvollster Blüthe des Wupperthales zeigen diese Blätter einen zunehmenden Niedergang des kirchlichen und geistigen Lebens in jener Gegend seit den fünfziger Jahren. Wenn es auch an aufrichtig wahren Christen im Wupperthal nicht fehlt, so ist doch der Glaubensgeist im Großen und Ganzen ermattet und beherrscht nicht mehr, wie früher, das Volk; das Geschäftsleben hat einen ungeahnten Aufschwung genommen; der Socialismus mit seiner zersetzenden und vergiftenden Macht hat dort breiten Boden gewonnen und Rom hat angefangen, in höchst bedenklicher Weise Propaganda zu machen und das weissagende Wort eines früheren bedeutenden Wupperthaler Geistlichen, des Dr. Kohlbrügge, erfüllen zu helfen: „Das Wupperthal kommt kirchlich noch einmal unter die Herrschaft Roms." Dies sind die ungefähren Grundzüge des Bildes, das der Verf. von dem kirchlichen Zustande des jetzigen Wupperthales zeichnet. Mag derselbe auch vielleicht zu düster gemalt haben und zu schwarz in die kirchliche Zukunft des Wupperthales nicht blos, sondern unseres ganzen Geschlechtes sehen, jedenfalls verdient die Broschüre die vollste Aufmerksamkeit des kirchlichen Publicums und giebt Anlaß zu ernstem Nachdenken.

M.-Fr. Beiträge zur Geschichte Rußlands. Nach bisher unbenutzten russischen Originalquellen. Von A. C. Wiesner, Leipzig, Reinhold Werther. 140 S. 2,25 ℳ. — So wahr es ist, daß der Westen Europas von Rußland und speciell der russischen Geschichte vielfach falsche Begriffe besitzt, so wenig allgemeine Berechtigung hat doch der genannte Schriftsteller zu seiner pessimistischen Auffassung unserer Kenntniß von Rußland. Er zählt die russischen Quellen, die er benutzt hat, auf; die wichtigeren darunter sind aber in den deutschen Darstellungen längst ausgebeutet; Karamsin's werthvolle Geschichte des russischen Kaiserreichs ist schon vor mehr als 60 Jahren ins Französische und von 1820—1833 ins Deutsche übertragen, Naruczewicz' Geschichte der polnischen Nation ist von Lelewel's Werken längst in den Schatten gestellt, über Peter's I. und seines Sohnes Alexis' Verhältniß zu einander haben uns die letzten Jahrzehnte mehrere werthvolle Beiträge geliefert. Wir müssen eher annehmen, daß unsere deutschen Historiker, z. B. Hermann, dem Verfasser unbekannt geblieben sind. Der letzte Aufsatz, die Palastverschwörung gegen Paul I., aus Herzen's Glocke übersetzt, deckt sich dem Inhalte nach mit den Angaben in den Memoiren eines Kurländer Edelmanns, welche Bienemann's „Aus den Tagen Kaisers Paul I." verwerthet haben, er giebt also eine willkommene Bestätigung, aber nichts Neues. Am wenigsten scheinen bis jetzt benutzt die Quellen zu Pugatschew's Kosakenaufstand, von welchem das Buch eine interessante Darstellung bringt, ohne freilich das Räthsel, welches in dieser Persönlichkeit liegt, lösen zu können. Daraus soll kein Vorwurf abgeleitet werden, eher aus dem eigenthümlichen Schwanken, mit dem der Werth der europäischen Cultur für Rußland beurtheilt wird. In der Hauptsache ist der uns Deutschen auch nicht mehr unbekannte altrussische Standpunkt hier vertreten, daneben wird das Mongolenthum lebhaft angeklagt, Rußland verdorben zu haben. Peter I. wird mit dem Satan verglichen, der dem Volke Macht, Reichthum und gutes materielles Dasein habe geben, aber seinen Geist nehmen wollen. Und Katharina II. war unserem Buche zufolge eine Mongolin ihrem Geiste, ihrer Erziehung (!) und Denkungsart nach; „sie war die vollkommenste Verwirklichung des Ideals der damaligen Zeitbegriffe". Ebenso eigenthümlich wie dieser ist der folgende Satz: „In diesem Weibe war das 18. Jahrhundert mit den durch Iwan den Grausamen und seine Nachfolger vertretenen Absichten und Zwecken verkörpert." Solch eine Darstellung mögen wol die benutzten polnischen Bücher geben; ob sie aber dadurch wahr wird, ist billig zu bezweifeln. Die einzigen Personen, welche Gnade finden, sind Peter III. und der Polenkönig Stanislaus August und die Aussichten, die uns selbst gestellt werden, sind schlimm genug, denn „da ganz Europa keine große, völkerbewegende Idee besitzt, so triumphirt eben der mongolische Schrecken Rußlands".

—e— Die Pflege der christlichen Volkssitte durch die Schule. Von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Zweiter Abdruck. Gütersloh, C. Bertelsmann 1887. 1 ℳ. — Vor einiger Zeit haben wir Gelegenheit genommen, auf ein Schriftchen des Verfassers aufmerksam zu machen, in welchem er Richtlinien und Grundgedanken zur Beantwortung der Frage angiebt: „Was kann die Schule zur Erhaltung christlicher Volkssitte beitragen?" Die Veröffentlichung erfolgte im Auftrage des vierten deutschen Schulcongresses zu Hannover. Wer die 36 Thesen, mit welchen Hr. Dr. Freybe die erwähnte Frage beantwortet, gelesen hat, wird mit uns vielleicht den Wunsch nach einer weiteren Ausführung derselben getheilt haben. Diesem Wunsche nun kommt der Verfasser mit der jetzt vorliegenden

Broschüre entgegen, die er selbst als erweiterte Form des auf Grund der „Richtlinien" in Hannover gehaltenen Vortrags bezeichnet. Auch in dieser Form haben uns seine Gedanken großentheils angesprochen, fühlt man es doch überall deutlich heraus, daß er von der Wichtigkeit seines Gegenstandes tief durchdrungen und von warmer Liebe zu unserem Volke erfüllt ist. Unsere schon früher geäußerten Bedenken aber, es werde der Schule denn doch mehr zugemuthet, als sie für gewöhnlich leisten kann, sind nicht abgeschwächt, sondern erheblich gesteigert worden. Um dies zu begründen, glauben wir nur eine der zahlreichen Forderungen des Verfassers hier anführen zu sollen. „Soll die sonntägliche Feier — so heißt es S. 39 — der Jugend lieb werden, so ist das ganze Kirchenjahr sammt der Gottesdienstordnung (Liturgie) ihr zum Verständniß zu bringen, damit sie das Alles mit durcherlebt. Da ist dann wieder ein reiches Feld, um herrliche Aehren und viel fruchtbare Samenkörner für die Pflege christlicher Volkssitte zu gewinnen. Insbesondere die Darstellung des Kirchenjahres in seiner echt deutschen Verbindung von Natur- und Heilsfreude wird die Jugend für die Kirche gewinnen; ebenso die Geschichte der Kirchenbaukunst, die Behandlung der kirchlichen Sinnbilder und Zeichensprache (Symbolik und Ikonographie), für welche die Jugend ein lebendiges Interesse zu haben pflegt; das Alles in aller Einfalt ohne gelehrten Ballast. Wenn z. B. das durch Kind, Löwe, Stier und Adler bezeichnete viergestaltige Evangelium die Jugend in der Kirche in Stein oder Farben anschaut, so muß sie solche Symbolik auch verstehen lernen; ebenso die Bedeutung des Apfelbaumes (Erbsünde), des Einhorns, des Pelikans, des Fisches, des Hahnes, des Hirsches, des Phönix, des Schwans, des Widders, des Oelzweigs, der Rose, endlich auch die Bedeutung der kirchlichen Farben. Nach allen den angedeuteten Seiten kann der Religions- wie Geschichts- und deutsche Unterricht recht viel dazu beitragen, daß es schließlich im Herzen heißt: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt." Hiernach kann sich Jedermann ein Urtheil bilden. Zu dem Unmöglichen ist auch die Schule nicht verpflichtet. Aber wir ehren die gute Absicht des Verfassers.

— Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Englisch-Deutschen Wörterbüchern. Von Dr. A. Hoppe. Erste Abteilung: A — Close. Berlin, 1888, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. — Obgleich das Werk noch nicht vollständig vorliegt, läßt es sich doch schon als eine schätzenswerthe Bereicherung der englischen Lexikologie bezeichnen. Eine solche Arbeit ist nicht leicht, denn um die frische Sprache des Lebens, wie sie ja immer erst in die neuesten Schriften eindringt, ehe sie in die Lexika und in die Grammatiken übergeht, zu fixiren, kommen neben der genauen Kenntniß der neuesten Literatur, wie sie der Verfasser und seine Mitarbeiter offenbar besitzen, noch Zeitungen, Flugschriften, Possen &c. oder sonstige leichtere Lectüre in Betracht, und darin, daß eine lebende Sprache, wie alles Lebende überhaupt, fort und fort pulsirt, liegt die Schwierigkeit, etwas Vollständiges zu liefern. Um so mehr muß aber anerkannt werden, daß der Verf. mit emsigem Sammlerfleiß einen reichen Sprachschatz aufgehäuft hat und durch die Beispiele, deren jedes ein für sich verständlicher Satz ist, die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter plastisch hervortreten läßt, so daß dem Suchenden die erforderliche Phraseologie an die Hand gegeben ist. Ein Buch, das mit einer Menge neuer Wörter oder neuer Bedeutungen, mit einer Menge Idiotismen (gerade ein wichtiger Punkt im Englischen), figürlicher Redensarten und Sprichwörter als nothwendiger Lückenausfüller zwischen die Lexika tritt und dabei noch eine Fülle mannigfaltiger Belehrungen in sich aufgenommen hat, wird natürlich Allen, welche in den Geist und die Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache mehr eindringen wollen, willkommen sein. — Daß das Walker'sche orthoepische System verlassen ist, kann man nur billigen, denn dasselbe ist nicht ausreichend. Dr. Wittstock.

B. Franz Oberreich, Zwei Gesänge für gemischten Chor, op. 22 (Nr. 1: Inniges Verbinden. Nr. 2: Meereszauber). Leipzig, Rob. Forberg. Das Mutterherz, für gemischten Chor, op. 20. Abschied hat der Tag genommen, für Männerchor, op. 19. Waldeseinkehr, desgl., op. 11. Der Blinde, Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, op. 18. Leipzig, Licht & Meyer. Im Weinkeller, Lied für eine Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, op. 14. Leipzig, C. F. Kahnt. — Diese Compositionen tragen im Wesentlichen den gleichen Charakter; eine magere Erfindung, die nichts aus einem Gusse herzustellen vermag, die nur mühsam ihre Fäden weiterspinnt, sucht ihre Dürftigkeit hinter allerlei Seltsamkeiten und Gesuchtheiten zu verstecken und möchte gern mehr aus sich machen, als ihr gegeben ist. Der Componist möchte durchaus nichts Triviales sagen, und das ist gewiß löblich, obschon es ihm nicht immer glückt. Aber diese Neigung führt ihn zu harmonischen Absonderlichkeiten und gequälten Wendungen, die einem musikalischen Ohre kein Vergnügen bereiten und der Verbreitung der Compositionen nur hinderlich sein können. Wenn wir von op. 22, Nr. 1 („Inniges Verbinden"), dem sich eine einfache, natürliche Anmuth nachrühmen läßt, absehen, so sind uns wenig Quartette begegnet, die so viel Gezwungenes und Gesuchtes, so wenig Sinn für Sangbarkeit und gute Klangwirkung merken ließen. Insbesondere op. 22, Nr. 2 („Meereszauber") leistet hierin das Aeußerste. Einzelne hübsche Gedanken finden sich hie und da verstreut, aber der Componist bringt sich durch gewisse unglückliche Eigenschaften selbst um ihre Wirkung. Weil ihm nichts in einem Wurfe gelingt, sondern er nur einzelne Phrasen mosaikartig zusammensetzt, gebricht ihm auch leicht die Uebersicht des Ganzen: daher der Mangel an Zusammenhalt, an Steigerungen und Höhepunkten; die Modulation fließt eben unbestimmt hin und her, ohne daß sich ein greifbarer musikalischer Kern bilden könnte. Daher auch gewisse Unebenheiten des Periodenbaus und die zahlreichen unerwarteten Wendungen, die sich mit der musikalischen Logik nicht immer vertragen wollen. Mit seinen Texten geht der Componist ziemlich willkürlich um, die Declamation ist oft wenig sinngemäß, und unberechtigte Wiederholungen sind nicht selten. In der zweiten Strophe des Liedes „Abschied hat der Tag genommen" gestattet er sich sogar den Reim durch Umstellung der Worte „klein und groß" zu zerstören, weil die betreffende musikalische Phrase auf einen Accent zudrängt, für den das Wort „groß" mehr geeignet schien. Das Lied „Der Blinde" läßt sich recht hübsch an, aber der weitere Verlauf ist wieder um so unerquicklicher und die Begleitung mehrfach recht ungeschickt. Die nur scheinbaren Vorhalte in Takt 9, 12 u. ö. sind ganz nach Dilettantenart. Sonstiger kleiner Unziemlichkeiten nicht gedenkend, heben wir nur den Schluß hervor, der mit seinem taumelnden Umhertasten und unvermutheten Einlenken in die Haupttonart die Vorstellung eines Ertrinkenden hervorruft, der plötzlich unversehens einen rettenden Halt gefunden. Wo ein gesunder musikalischer Sinn, hervorragendes technisches Geschick, ein für feine Klangwirkungen empfängliches Gehör hervortritt, können wir den Mangel an wirklicher Begabung zeitweilig wol vergessen: wir bedauern sagen zu müssen, daß dies bei den bezeichneten Compositionen nicht der Fall ist.

** Der „Königlich Sächsische" Amtskalender für Gemeindebeamte, insbesondere Bürgermeister, Gemeindevorstände, Gutsvorsteher, Standesbeamte, Ortscassenverwalter u. s. w., neuerdings herausgegeben von einem höheren Verwaltungsbeamten bei Roßberg in Leipzig, während die früheren Herausgeber Wolke und Ludwig ein Concurrenzunternehmen im Verlage von Mauckisch in Freiberg erscheinen lassen, liegt auch für das Jahr 1888 in der früheren Einrichtung und Ausstattung vor. Derselbe hat die Aufgabe, jedem Gemeindebeamten einen umfassenden Ueberblick über die von ihm an den einzelnen Tagen zu besorgenden Amtsgeschäfte vor Augen zu stellen und nebenbei ihnen einen gedrängten Auszug des für sie Wissenswerthen aus den neueren Gesetzen und Verordnungen zu bieten. — An das größere Publicum wendet sich der Sächsische Königs-Kalender für das Schaltjahr 1888 (Dresden, Engelhaupt & Beyer), ein hauptsächlich auch militärische Verhältnisse berücksichtigendes mit vortrefflichen Holzschnitten geschmücktes, reichhaltiges Volksbuch. Der illustrirte Jahresrückblick enthält u. A. die wohlgetroffenen Porträts des Kaisers Wilhelm, des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, des Prinzen Wilhelm des Jüngeren von Preußen, des Prinzen Heinrich von Preußen und des Erzherzogs Otto von Oesterreich mit ihren hohen Verlobten bez. Gemahlinnen, des Dr. Mackenzie, des französischen Grenzcommissärs Schnäbele, der inzwischen zum Professor der deutschen Sprache avancirt ist, der Präsidenten des Reichstages, des neuen Gouverneurs von Berlin General v. Werder, Rudolf Gneist's, Botho v. Hülsen's, Ludwig Uhland's, Johannes Scherr's, Herm. v. Dechend's, Alfred Krupp's, der verschiedenen Afrikareisenden Zöhlke, Lüderitz, Dr. Lenz, des verstorbenen bayerischen Justizministers v. Fäustle, des Cardinalstaatssecretärs Jacobini, des Pater Beckx, des Grafen v. Beust, des General Boulanger, des französischen Ministerpräsidenten Rouvier und des derzeitigen Kriegsministers General Ferron, Katkow's, Lord Churchill's, des englischen Schatzkanzlers, der Mitglieder der bulgarischen Regentschaft im trauten Vereine mit General Kaulbars u. s. w. Weniger Geschmack haben wir dem beigelegten Oelfarbendruckbild „Königin Luise bekränzt auf der Flucht nach Memel den Prinzen Wilhelm mit Kornblumen" abgewinnen können, dessen Ausführung Einiges zu wünschen übrig läßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 76. Sonnabend, den 24. September. 1887.

Wie Straßburg an Frankreich kam.

Zur Erinnerung an den 27. September.

Als im Sommer 1870 Deutschlands Söhne zu den Waffen gerufen wurden zum Streite wider den Nachbar, mit dem wir doch so gern in Frieden leben möchten, da erhoben sich sofort allenthalben in gelegentlichen und verabredeten Versammlungen, in denen die Wogen nationaler Begeisterung zuweilen allerdings gar sehr hoch aufwallten, Stimmen, welche entschieden verlangten, daß der Preis des aufgedrungenen Kampfes, der Preis, den man sich nicht wieder verkümmern lassen dürfe, die Wiedererlangung der Provinzen sein müsse, die in den Zeiten der Schwäche dem Reiche entwendet waren. Und als nach den Tagen dumpfer Schwüle die ersten Gewitterschläge erfolgten, und nach Weißenburg, Wörth, Metz die Luft sich auch in der Hinsicht klärte, daß man gewahren konnte, es stehe dem Feinde kein freundwilliger Helfer zur Seite, da gewann jenes Verlangen immer festere Gestalt, so daß seine endliche Erfüllung im Frankfurter Frieden als etwas Selbstverständliches hingenommen wurde. Heutzutage will es mitunter so scheinen, als mehre sich die Zahl derer, die angesichts der unverhüllt vor Augen liegenden Rachekriegsbestrebungen Frankreichs jene Zurücknahme alten Reichslandes fast bedauern. Dem gegenüber ist Manchem die nachfolgende Schilderung vielleicht nicht unwillkommen, in der in aller Kürze gezeigt werden soll, wie der französische König Ludwig XIV. seinen Vergewaltigungen im Elsaß die Krone aufsetzte, indem er die freie deutsche Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden dem Reiche entwendete.

Es war in der Nacht vom 27. zum 28. September des Jahres 1681, als der französische Dragoneroberst von Asfeld aus einem benachbarten Gehölz, in dem er sich versteckt gehalten, mit 2000 Dragonern und 2000 Mann Fußvolk plötzlich über die Zollschanze Straßburgs herfiel. Die wenigen Stadtsoldaten, welche sich in dieser Schanze befanden, gaben zwar Feuer, ergriffen aber sofort die Flucht, als sie die Uebermacht der Feinde gewahr wurden. Asfeld ließ hierauf die Zollschanze sowie alle Zugänge zur Stadt besetzen. Auf die Kunde hiervon gerieth in Straßburg Alles in die größte Aufregung.

„Umb 2 Uhren gegen Tag," schreibt der Straßburger Reiffeissen in seinem Memoriale[1]), „hat man angefangen die Mordglock zu leuthen, dessen die Ursach gewessen, daß die Franzosen die Zollschantzen occupirt und eingenommen."

Die waffenfähigen Bürger eilten auf ihre Sammelplätze, die schweizerischen Soldtruppen, 400—500 Mann stark, besetzten die Wälle, der Rath versammelte sich. Sogleich wurden zwei Staffetten, eine nach Wien an den Kaiser Leopold, die andre nach Regensburg an den Reichstag abgesandt, worin „um die nöthige Hilfe und Sorgfalt" gebeten ward, „in einer für die Ehre des ganzen Reichs so bedeutsamen Angelegenheit", „da man sich von so ungerechtem Ueberfall keine andere Vorstellung machen könne, als daß er das Vorspiel zu einem unheilvollen Anschlag auf die Stadt selbst sei". Beide Couriere wurden von den Franzosen aufgefangen. Der französische Resident in Straßburg, Frischmann, um die Ursache des plötzlichen Angriffs gefragt, antwortete — und zwar vollständig der Wahrheit gemäß — er wisse von Allem — Nichts.

Man schickte den Stadtschreiber Güntzer zum Obersten Asfeld. Derselbe antwortete auf die Vorstellungen Güntzer's, er habe auf höhern Befehl gehandelt; der General von Montclar habe in Erfahrung gebracht, daß kaiserliche Truppen den Rheinpaß besetzen wollten; um denselben zuvorzukommen, habe er sich der Zollschanze bemächtigt und dadurch der Stadt Straßburg einen wirklichen Dienst geleistet. Als Güntzer ihm erwiderte, es sei weit und breit auf 40 Stunden in der Runde kein kaiserlicher Soldat zu finden, entgegnete der Obrist achselzuckend, sich in weitere Erörterungen einzulassen, sei gegen seine Ordre; es möge der Straßburger Rath mit dem General von Montclar, seinem Vorgesetzten, sich verständigen.

Am folgenden Tage näherte sich dieser der Stadt. Ein Schreiben, das der Straßburger Magistrat an ihn sandte, nahm er nicht an; er begehrte eine Deputation. Man schickte alsbald einige Rathspersonen an ihn ab. Montclar erklärte ihnen gerade heraus: die Stadt sei durch den westfälischen und Nymweger Frieden dem König zugesprochen; der Monarch habe es bisher nicht für zweckmäßig gehalten, sein Recht geltend zu machen, jetzt fühle er sich dazu bewogen, da er in Erfahrung gebracht, daß kaiserliche Truppen in die Stadt verlegt werden sollten. Die Stadt habe sich zu erklären: „ob sie Ihre Königl. Majestät von Frankreich vor ihren Souveränen Herrn erkennen und deren protection an- und eine Garnison einnehmen wollte mit dem Anhang, wann sie Sich in Güte accommodieren und in die Sache schicken würde, Sie dadurch ihre jura und privilegia in salvo erhalten könnte, widrigenfalls aber nichts andres zu gewärtigen hätte, als daß Gewalt gebraucht und sie von Dero bereits vor der Stadt liegenden starken und stündlich sich vermehrenden Anzahl Völker und deren bisher in Bereitschaft stehenden Artillerie, munition und Feuerwerken bald zu raison und devotion mit äuserstem Schaden und Nachtheil gebracht werden würde." Die Abgeordneten wiesen auf den Wortlaut des westfälischen Friedensvertrages hin und auf die Thatsache, „daß die Stadt jederzeit als souveräne Herrschaft mit Frankreich traktiert habe". Sie könnten nicht allein über sich verfügen, da sie von jeher mit eidlicher Treue an Kaiser und Reich gebunden seien, auch jenen Friedensschlüssen zufolge habe der französische König nicht für sich allein, sondern nur im Verein mit den contrahirenden Parteien das Recht zur Auslegung dieser Verträge; wenn er dagegen handle, werde ihn der Vorwurf treffen, den Frieden gebrochen zu haben. Nun erklärte auch der General, sowie vordem der Oberst: er habe nur die ihm gegebenen Befehle auszuführen; am folgenden Tage werde der Minister Louvois anlangen, an den möge man sich wenden.

Dieser traf auch wirklich Montag um Mittag im französischen

[1]) Dieses sowie die folgenden Citate aus Reiffeissen's Memoriale sind der Schrift eines Anonymus „Zur Geschichte der Straßburger Capitulation 1681. Histor. Rückblicke eines Elsassers auf die Zeit von 1648—1697. Straßburg 1881" entnommen. Außerdem vergl. „Elsaß und Lothringen", Nachweis u. s. w. von Adolf Schmidt. Leipzig 1859, ferner: Hutzelmann, „Angriffe Frankreichs auf Elsaß und Lothringen". Nürnberg 1873, sowie Sybel, Histor. Zeitschr. 1883, Nr. 541 ff.

Hauptquartier zu Illkirch ein. Er sagte zu den Abgeordneten, er sei nicht gekommen, um lange Unterhandlungen zu pflegen, sondern um des Königs Befehle zu vollziehen. „Wenn man sich nicht," setzte er in drohendem Tone hinzu, „den andern tag morgens umb 7 Uhren ergeben würde, so wäre keine genad mehr vorhanden und würde die statt mit feuer und schwerdt in grund verderbt werden."

Was nun? Die Stadt, von 40000 Franzosen eingeschlossen, konnte von nirgends her Hilfe erwarten. Die eigene Wehrkraft war durchaus unzulänglich. 14 Bastionen waren zu vertheidigen. An Soldtruppen standen zur Verfügung die schon erwähnten 400—500 Mann; die Bürgerschaft, gerade damals von einem hitzigen Fieber heimgesucht — ein großer Theil der Kaufleute war zudem in Frankfurt zur Messe — konnte höchstens 3000 Waffenfähige aufstellen, die aber im Waffenhandwerk nicht mehr geübt waren.

Der Rath theilte die französischen Zumuthungen den 300 Schöffen, den Mitgliedern des Kirchenconvents, den Professoren der Universität, sowie den auf den Wällen versammelten Bürgern und dem kaiserlichen Bevollmächtigten mit und bat um ihre Willensäußerung. Alle Gründe für und gegen die Uebergabe — 18 an der Zahl — wurden der Bürgerschaft vorgelegt. Das letzte Argument lautet also:

„18) Da die Stadt ihren Ruin vor Augen gesehn: so hat man endlich nichts anderes bei sich befunden und resolvieren können, denn, daß, nachdem man um seiner Conservation willen sich bis aufs Mark und Bein angegriffen, aber eben damit vollends in Ohnmacht gesunken, es weit besser gethan sein würde, es nach dem Exempel vieler andrer auch großer Potentaten und Gewalten, die ihre Stette und Schlösser sammt anderen Festungen lieber in Zeiten übergeben, als bis alles darunter und darüber gegangen, erwarten wollen, auch diesseits durch einen erträglichen Accord das Unglück so viel möglich zu divertiren und abzuwenden, als mit unschuldigen Weib und Kind in die euserste Desolation gesetzt und zu einem Brand und Aschenhaufen, davon der Stadt vor diesmal kein Mensch hätte erretten können, gemacht zu werden."

Der Rath schlug also die Uebergabe als das kleinere Uebel vor. Um auch mit den Bürgern Rücksprache nehmen zu können, die auf den Wällen Wache gestanden hatten, bat der Rath um Aufschub bis Dienstag Mittag, den man nur mit Mühe bewilligt erhielt. Louvois antwortete sehr ungehalten; sein Brief schließt mit den charakteristischen Worten: „Fangen Sie endlich an, Sich den Schutz und die Gnade des größten Königs der Welt zu verdienen."

Die Bürgerschaft nahm den Vorschlag des Raths an, und so wurde am Dienstag Mittag in Illkirch die Capitulation unterzeichnet, in der die Stadt Straßburg ihre bisherige Unabhängigkeit aufgiebt, vom deutschen Reiche sich lossagt und den Beherrscher Frankreichs als ihren souveränen König und Schutzherrn anerkennt. Noch an demselben Tage wurde die Stadt von 1500 Franzosen besetzt, und ohne Verzug der Bau einer Citadelle und mehrerer Casernen in Angriff genommen. Am 3. October bestätigte Ludwig die Capitulation und am 4. ließ Montclar den Rath der „königlichen" Stadt Straßburg dem König, ihrem obersten Herrn und Gebieter, Treue und Gehorsam schwören. Louvois konnte im Hinblick auf das erreichte Ziel ausrufen: „consummatum est", es ist vollbracht.

Denn mit der Einnahme Straßburgs war der Schlußstein dem Gebäude eingefügt, das aufzuführen Ludwig XIV. sich vorgenommen, dessen Bau er betrieben hatte, seitdem er selbst die Regierung in die Hand genommen hatte: die völlige Souveränetät über das ganze Elsaß.

Der Grund freilich zu diesem Gebäude war schon früher gelegt. Im westfälischen Frieden hatte das Haus Habsburg die Rechte und Befugnisse, die es über einen Theil des Elsaß besaß, der Krone Frankreich abgetreten. Die deutschen Reichsstände und die elsässischen Reichsstände sahen in der Oberherrschaft Frankreichs nur ein Protectorat und meinten, in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich sei nichts geändert. Anders die französischen Staatsmänner. Ihre Bestrebungen waren von Anfang an auf die völlige Annexion des ganzen Elsaß gerichtet, wenn sie auch zunächst nicht deutlich zu Tage traten. Die Einrichtung eines obersten Gerichtshofs mit den Rechten eines Parlaments zu Ensisheim, dem einstigen Sitze der österreichischen Regierung, im Jahre 1658 das Ansinnen des Landvogts an die zehn Städte der Landvogtei, dem Könige von Frankreich den Eid der Treue zu schwören, die militärische Besetzung der Städte Colmar und Schlettstadt, das Herabreißen der Mauerkrone, des Sinnbilds alter Reichsherrlichkeit, in allen diesen Städten bezeichnen die Etappen auf dem Marsche zum vorgesteckten Ziele.

So hatte man bei dem Abschlusse des Friedens von Nymwegen (1679) es erreicht, daß das ganze Elsaß, mit Ausnahme der einzigen Stadt Straßburg, direct oder indirect unter Frankreichs Botmäßigkeit stand. Um die Sache unter dem Schein des Rechten zu Ende zu führen, wurden die berüchtigten Reunionskammern ins Leben gerufen. Da dem Könige von Frankreich die volle Souveränetät über die im westfälischen Frieden erworbenen Reichslande gebühre — sagte man — so sei er auch berechtigt, Alles und Jedes zurückzufordern, was irgend einmal mit den erworbenen Territorien in Verbindung gestanden habe. Aufgabe der Kammern war es nun, solche Beziehungen ausfindig zu machen, zu begründen und durch richterlichen Ausspruch zu sanctioniren. Auf Grund der Aussprüche dieser Kammern konnten schon am 9. August 1680 sämmtliche Herrschaften des Elsaß aufgefordert werden, dem König von Frankreich den Eid der Treue zu schwören und das französische Wappen an den öffentlichen Gebäuden anzuschlagen. Die meisten Herren des Elsaß beugten sich; wer es nicht that, dem wurden seine Güter eingezogen. Auch die freie Reichsstadt Straßburg wurde durch die Maßregel der Reunionskammer zu Breisach insofern getroffen, als sie für ihre 4 Aemter, welche das Straßburger Stadtgebiet bildeten, den Eid der Treue zu leisten hatte, und das, obwol sie 24 Urkunden von 1418 bis 1613 vorlegte, aus denen das volle Eigenthumsrecht der Stadt Straßburg unzweideutig hervorging.

Hierdurch war der Fall Straßburgs, der zwölf Monate später stattfand, deutlich geweissagt. Die Besitznahme auch dieser freien Reichsstadt war ja bei Ludwig längst beschlossene Sache. Wie sie in Scene gesetzt wurde, ist im Vorhergehenden gesagt, auch gesagt, wie der General Montclar der Straßburger Deputation gegenüber auf das Recht hinwis, das seinem Herrscher durch die Bestimmungen des westfälischen Friedens auf den Besitz Straßburgs gegeben sei.

Wie steht es denn nun mit diesem Recht? Es ist ja wahr, die Paragraphen dieses Vertrags, die von den Gebietsabtretungen an Frankreich handeln, sind unklar, ja einander scheinbar widersprechend.[2]) Und so hat denn noch in allerneuester Zeit der Franzose Legrelle[3]) es unternommen, den Nachweis zu führen, daß Straßburg rechtmäßig an Frankreich gekommen sei. Allein es geht ihm, wie sein Kritiker in der Allgemeinen Zeitung[4]) treffend bemerkt, fast wie dem Propheten Bileam, der zu fluchen gekommen war und doch segnen mußte; wenigstens das beweisen die zahlreichen Briefe Ludwig's, seiner Minister und Gesandten, sowie andere Schriftstücke, die Legrelle selbst beibringt, daß in den 30 Jahren nach dem westfälischen Friedensschlusse weder Ludwig noch irgend einer seiner Leute daran gedacht hat, aus jenen Artikeln ein Recht auf den Besitz Straßburgs herleiten zu wollen.

Da nennt Ludwig die Straßburger seine guten und lieben Freunde und Nachbarn, da heißt es: „es giebt keine Stadt im Reich, welche besser als Straßburg den Eifer kennt, welchen meine Vorfahren immer für die Erhaltung der deutschen Freiheit und besonders für die Rechte und Privilegien Ihrer Republik bethätigt haben." Ein andres Mal verlangt er Beachtung der Neutralität, fortwährend unterhielt er einen Gesandten bei der Republik, in der Vollmacht des neuen französischen Gesandten Frischmann wird ausdrücklich die Reichsunmittelbarkeit der Stadt

[2]) Besonders §. 87, der zunächst besagt: „Es soll der allerchristlichste König gehalten sein, nicht nur die Bischöfe von Straßburg und Basel nebst der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen durch Elsaß dem römischen Reiche unmittelbar unterworfenen Stände, die Aebte von Murbach und Lure u. s. w. u. s. w. in derselben Freiheit und in demselben Besitz der Unmittelbarkeit gegen das Römische Reich, dessen sie sich bis dahin erfreut haben, zu belassen, so daß er keine königl. Oberhoheit darüber hinaus über sie beanspruchen könne, sondern mit den Rechten zufrieden bleibe, welche immer dem Hause Oesterreich zustanden und auf Grund dieses Friedenstractats der Krone Frankreich abgetreten werden" und nun den Schlußsatz bringt: „so jedoch, daß durch diese gegenwärtige Erklärung von dem oben zugestandenen Herrenrechte nichts entzogen werde". Die Reichsunmittelbarkeit ist klar und unzweideutig zugesichert, also muß doch, will man nicht baren Widersinn annehmen, mit dem Ausdrucke „Herrenrechte" irgend etwas Anderes gemeint sein; jedenfalls hat man, wie das die vorausgegangenen Verhandlungen klar machen und die bis in die sechziger Jahre geübte Praxis bestätigt, damit das Landvogteirecht bezeichnen wollen, das Oesterreich bisher in der sogenannten Decapolis gehabt hatte; auf die freie Reichsstadt Straßburg selbst aber gewährt weder dieser noch irgend ein anderer Paragraph auch nur einen Schimmer von Recht.

[3]) Louis XIV. et Strasbourg etc. Gent 1878.

[4]) Münchner Allgem. Zeitg. 1884, Nr. 185 Beilage.

anerkannt und die Versicherung gegeben: „der König begehre nichts anderes als in ein durchaus freundliches Verhältniß mit ihr zu treten“ u. A. m. Noch im Jahre 1680 erklärt der Gerichtshof von Breisach: „der Gerichtshof wisse sehr wohl, daß Straßburg eine freie kaiserliche Reichsstadt sei, er wolle auch keine ihrer Freiheiten antasten.“ Erst da die Besitznahme vollzogen wird, ist die Rede vom Recht, das im westfälischen Frieden zuerkannt sein soll. Auch daß die französische Regierung bemüht war, wie das höchst wahrscheinlich ist, die falsche Nachricht von einem Einverständniß mit der Straßburger Regierung zu verbreiten, hatte doch nur den Zweck, das Gehässige des Friedensbruchs und der Treulosigkeit wenigstens theilweise von Ludwig abzuwälzen. Denn falsch ist das bis in die neueste Zeit vielfach geglaubte Gerücht, Straßburg sei durch Verrath gefallen. Wohl gab es einzelne französisch Gesinnte in der Stadt, allein diese hatten gar keine Gelegenheit, ihren üblen Willen zu bethätigen. Die Uebergabe der Stadt war, wie man gesehen, eine Handlung unabweislicher Nothwendigkeit; nicht durch Verrath seiner Regierung ist Straßburg gefallen. Straßburg ist gefallen, weil es im deutschen Reiche an der nöthigen Kraft, vielfach auch an gutem Willen fehlte, den ruhmsüchtigen Eroberungsgelüsten Ludwig's thatkräftig entgegenzutreten.

Dies weiter auszuführen, dürfte überflüssig sein. Man erinnere sich nur, welch klägliche Rolle die Abgeordneten der Reichsfürsten auf dem Reichstage spielten, der seit 1663 stehend in Regensburg tagte, wie man dort die allererbärmlichsten Kleinigkeiten mit der allergrößten Gründlichkeit behandelte, so daß man z. B. 1681, als über die Streitigkeiten mit Frankreich verhandelt werden sollte, über die Berathungen wegen der dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten gar nicht hinauskam (wie man erwog, welche Abgesandten bei den Gastmählern, die der kaiserliche Commissarius gab, auf roth ausgeschlagenen Stühlen und Fußteppichen sitzen, von Edelknaben bedient sein und mit goldenen Messern und Gabeln essen sollten, welche dagegen sich mit grünen Stühlen ohne Teppich, mit Lakeien und silbernen Gabeln zu begnügen hätten, ob man bei den Verhandlungen an einem runden Tische oder an mehreren sitzen sollte u. s. w.); wie die Reichsarmee in ihrer Buntschecktigkeit, bei dem absoluten Mangel eines kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen den Officieren der drittehalbhundert Contingente, an sich schon ein gar wenig zuverlässiges Werkzeug in der Hand ihrer Befehlshaber war, wie zudem diese, wenn die Reichsstände wirklich einmal eine außerordentliche Anstrengung gemacht hatten, wie im Jahre 1691, durch ihre Uneinigkeit Alles verdarben; wie die Reichsfürsten, theils geradezu in französischem Solde, französische Interessen zu fördern beflissen waren, theils angesichts der solchergestalt von vornherein beeinträchtigten Anstrengungen nun ihrerseits die Lust verloren, für das Reich thatkräftig einzutreten. Und der Kaiser Leopold? Wie sehr ihm die wichtigsten Interessen des Reichs am Herzen lagen, mag man aus Folgendem ersehen. Die Nachricht vom Fall Straßburgs wurde ihm überbracht, als er sich anschickte, mit den Damen seines Hofes zu einer Lerchenjagd aufzubrechen. Obwol gleichzeitig noch andere Hiobsposten einliefen, wurde das Programm, diesen Tag der Jagdlustbarkeit zu widmen, nicht geändert. „Die reiche Jagdbeute“, heißt es, „tröstete den Kaiser“ über den Verlust der Stadt, von der Karl V. gesagt hatte, wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst dieses zu retten eilen. Dazu rechne man die Verwickelungen Oesterreichs mit Ungarn, die von Ludwig natürlich mit allem Fleiße begünstigt wurden; im Hintergrunde drohend den Erzfeind der Christenheit, die Türken: dann wird man es verstehen, daß, obwol das Volk im Allgemeinen empört war über den schmählichen Fall Straßburgs und seinem Unwillen und Groll in zahllosen Schriften offen und kräftig Ausdruck gab, das Reich sich nicht zu thatkräftigem Handeln aufraffte, daß vielmehr ein Waffenstillstand mit Ludwig abgeschlossen wurde, der ihn vorläufig im Besitz Straßburgs ließ, so erklärt es sich, daß die kriegerischen Anstrengungen, die dann endlich gemacht wurden, es doch nicht verhindern konnten, daß ein Frieden wie der von Ryswick geschlossen wurde, in dem Deutschland die Abtretung Straßburgs an Frankreich förmlich und feierlich anerkannte.

So ist Straßburg französisch geworden durch den Mangel an Kraft, durch den Mangel an vaterländischem Sinn den französischen Vergewaltigungen gegenüber, ist französisch geblieben, auch da der vaterländische Sinn in den Freiheitskriegen mächtig erwacht war, in Ermangelung der Kraft den abgünstigen Verbündeten gegenüber und ist wieder deutsch geworden doch nicht anders als durch die geeinte Kraft des gesammten Deutschlands, durch den aus tiefem Schlummer erwachten, aber desto mächtiger und entschiedener sich geltend machenden vaterländischen Sinn in Haupt und Gliedern.

Daß es aber deutsch bleiben wird, dafür bürgt einstweilen zwar noch nicht die Geneigtheit seiner Bewohner, dafür bürgt einstweilen nur der einige Wille der deutschen Fürsten und unser gutes Schwert. Möge aber auch die Nation nimmer jener Eingangs erwähnten Gefühlsschwäche anheimfallen, vielmehr sich stets vor Augen halten, daß die Zurücknahme alten Reichslandes kein Act des Siegerübermuths und der Vergrößerungssucht war, sondern der Pflicht des neuerstandenen Reiches gegen sich selbst.

Franz Brandt.

Beitrag zur Shakespeare'schen Charakteristik Heinrich's V.

Von Richard Vetter, Dresden.

Die Glanzperiode des englischen Mittelalters hat Shakespeare personificirt in der Heldengestalt Heinrich's V., des zweiten Lancasters auf dem englischen Throne. Er ist eine jener Gestalten, die sich aus dem Relief des bunten Fürstenzuges, den die „Königsdramen“ vorführen, mit besonderer Plastik hervorheben, eine gewaltige Erscheinung, um die sich, wie die Trabanten um den Planeten, eine Menge kleinerer Geister gruppiren, abhängig von jener und in ihrem Wirken auf ihre Umgebung dieselbe charakterisirend.

Freilich ist es nicht leicht, ja fast unmöglich, Shakespeare zu folgen bei der Darstellung dieses Charakters, den wir anfangs als leichtfertigen Zechbruder zu Eastcheap kennen lernen und dann als den tugendsamsten König, der je einen Thron innegehabt, bewundern sollen. Rümelin hat Recht, wenn er sagt: „Der Prinz ist in dem Könige kaum wieder zu erkennen; und es ist unerklärlich, wie Gervinus an der ungetheilten Bewunderung, die er Heinrich IV. zollt, auch hinsichtlich der psychologischen Darstellung dieses Charakters festhalten kann.“

Bezüglich der Frage: Wie konnte aus dem Prinzen Heinz ein durch die herrlichsten Tugenden sich auszeichnender König werden — und zwar im Handumdrehen? läßt uns Sh. im Unklaren; wir müßten denn annehmen, daß der Mensch durch bloße gute Vorsätze sich bessern könne. „Wie soll insbesondere die Thronbesteigung den von glühendem Ehrgeiz verzehrten, in wildem Treiben, an mitunter schalen Späßen Jahre lang sich ergötzenden Prinzen in einen christlichen Heldenkönig voll Demuth, Milde und Weisheit verwandeln können? War er damit schon ein anderer geworden, wenn er die eigenen Sünden gemäß der lex regia an Dienern und Freunden, die er nun als seine Verführer hinstellt, gestraft hatte? Und wie kommt er auf einmal zu den gottseligen Reden, da er doch im Hause der Frau Hurtig so ganz andere Sprüche gelernt hatte? — Es fehlt nach unserem Gefühl an psychologischem Zusammenhang, an der ethischen Motivirung.“ (Rümelin.) Allerdings erscheint uns dieser unmotivirte Umschwung unverständlicher als dem Zuhörerkreise Shakespeare's. Schrieb er doch vor Allem für die männliche Jugend der höheren Stände, denen er zwei Bilder des jugendlichen Helden zeichnen wollte: das eine, als Prinzen, unvortheilhaft, ja abschreckend, das andere, als König, edel, nacheiferungswürdig. Allein soweit dürfen wir entschieden nicht gehen, die unbedingte Unmöglichkeit einer solchen Charakterumstimmung behaupten zu wollen. Nein, wir finden in der reichen Beanlagung des Prinzen Heinrich edle Keime, die sich entfalten konnten und sollten. —

Der Prinz Heinrich, wahrscheinlich seinem Geburtsorte nach Heinrich von Monmouth genannt, war in den meisten seiner Charaktereigenthümlichkeiten das Gegentheil von seinem Vater. Seinen scharfen Verstand, der mit Leichtigkeit alle Verhältnisse durchdrang, könnte man vielleicht ein Erbstück nennen — nur mit dem Unterschiede, daß der Sohn diese hohe Geistesgabe in edlerer Weise anwandte, als es der Vater gethan. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß frühzeitig zwischen Beiden eine Entfremdung eintrat, die noch mehr gefördert wurde durch Verleumdungen gegen den Prinzen, denen der Vater willig Gehör schenkte. Princeps offensus regis familiaribus, qui (ut fertur) seminaverant discordiam inter patrem et filium (Otterbourne). Es ist geschichtlich erhärtet, daß der Prinz Ende 1411 nicht mehr Mitglied des geheimen Rathes war. Für einen Charakter wie Heinrich IV., den Percy einen „schmeichelnden Windhund“ nennt, der ein langjähriger Praktiker der Heuchelei war, die einen integrirenden Bestandtheil

seines ganzen Wesens ausmachte, mußte ein Blick auf einen solchen Sohn keine rosige Perspective eröffnen. Er, der König, hatte es allerdings verstanden, durch seine Meisterschaft im Heucheln immer eine unschuldige, glatte Außenseite zu zeigen, sich mit Leichtigkeit — ohne das Gewissen zu fragen — den gebotenen Verhältnissen anzupassen. Seinen Vortheil und sein Ziel ließ er dabei nie aus dem Auge, Aller Blicke wußte er auf sich zu lenken, Alle — wenn auch die Mehrzahl widerwillig — zu umgarnen und in seinen Dienst zu stellen, bis er endlich sein Ziel, den Thron, erreicht hatte. Wie? das war ihm gleich; der Zweck heiligte die Mittel. Der kalte Egoist konnte daher unmöglich seinen Sohn verstehen und beurtheilen, der offen seinen jugendlichen Neigungen lebte, unbekümmert um das, was die höheren Kreise von ihm urtheilten, unbekümmert um die Pflichten seiner hohen Stellung als Thronerbe. Wehmüthig klagt der Vater gegen Northumberland, den Vater des jungen Heinrich Percy:

„Ein Sohn, den Ehre stets im Munde führt,
Der Stämme gradesten im Wald,
Des holden Glückes Liebling und sein Stolz:
Indeß ich, wenn ich seinen Ruhm betrachte,
Wüstheit und Schande meinem jungen Heinrich
Seh' auf die Stirn gedrückt."

In der That: das Jugendleben des Prinzen Heinrich war kein für einen Prinzen würdiges, der berufen war, den Thron zu besteigen. Wenn auch Sh. bei der Darstellung desselben trübe Quellen, besonders Holinsheds Chronicle benutzt, so bleibt doch nach Beseitigung der falschen Farben ein wenig günstiges Bild übrig, welches auch selbst die besten der gleichzeitigen Geschichtschreiber von ihm entwarfen. So berichtet Tit. Liv. Forojuliensis: Musicis delectabatur, veneria et martialia mediocriter secutus; und Elnham, Vita Heinr. V: Pro tempore juventutis lascivae aemulator assiduus, instrumentis organicis plurimum deditus, laxo pudicitiae freno etc.

Sein Vergnügungsort ist das liederliche Wirthshaus zu Eastcheap, wo die saubere Frau Hurtig und die zweifelhafte Dortchen Lakenreißer walten. Hier ist der Prinz von Wales ein unter dem vertraulichen Namen „Heinz" bekannter Gast, hier dominirt er unter den lockeren Gesellen, deren Bild in dem wüsten Schlemmer Falstaff, einer von Sh. erdichteten Persönlichkeit, veranschaulicht wird. Welch' großen Einfluß Prinz H. als Herr dieser Geister ausgeübt haben mag, geht daraus hervor, daß ihn Falstaff als seinen Verführer beschuldigt: „Du hast viel verschuldet, Heinz: Gott vergebe es dir! Eh ich dich kannte, Heinz, wußte ich von gar nichts, und nun bin ich, die rechte Wahrheit zu sagen, nicht viel besser, als einer von den Gottlosen." Hier in diesem berüchtigten Locale wurden alle die schändlichen Pläne geschmiedet, die dann gewöhnlich in corpore ausgeführt wurden. Sh. erzählt einen der tollsten: den Straßenraub bei Gadshill, der wol auch geschichtlich erhärtet ist, wenigstens erzählen ihn Stows Annals. Sh. läßt den Prinzen von Falstaff aufgefordert werden, an dem geplanten Raube der nach Canterbury gehenden Pilgrime theilzunehmen. Es ist, als ob sich die im Grunde edle Natur des Prinzen gegen ein solches Ansinnen auflehnen wolle; er erwidert: „Wer? ich ein Räuber? ich ein Dieb? ich nicht meiner Treu!" Freilich ist diese edle Regung nur ein Strohfeuer; denn als ihm der schlau berechnende Falstaff wegen dieser Weigerung Mangel an Mannhaftigkeit, an echter Brüderschaft vorwirft, lenkt er sofort ein: „Nun gut, einmal in meinem Leben will ich einen tollen Streich machen." Und er führt ihn aus: mit Poins fällt er verkleidet nicht über die Reisenden sondern die Räuber her, die ihn zuvor zur Mitwirkung aufgefordert hatten, und freut sich dann herzlich des gelungenen Streiches. Das berüchtigte Local zu Eastcheap ist es, wo die liederliche Gesellschaft sich wiederum zusammenfindet und wo, zum Ergötzen des Prinzen, Falstaff den an ihm, Bardolph und den anderen Diebsgesellen begangenen Raub erzählt; hier ist es, wo man sich nicht scheut, die Königswürde in den Staub zu ziehen, indem erst Falstaff, dann aber der Prinz Heinrich selbst den König spielt, dessen Functionen nachahmt zum allgemeinen Ergötzen: der Thronerbe Englands, nachdem er — wie er rühmend erzählt — vorher mit einer Rotte von Küfern Brüderschaft gemacht hat! Der Vater hatte wol Grund zu klagen:

„Ich weiß nicht, ob es Gott so haben will
Für mißgefäll'ge Dienste, die ich that,
Daß sein verborgner Rath aus meinem Blut
Mir Züchtigung und eine Geißel zeugt:
Doch du in deinem Lebenswandel machst
Mich glauben, daß du nur gezeichnet bist
Zur heißen Rache und des Himmels Ruthe
Für meine Uebertretung."

Allein wir würden irren und unrecht urtheilen, wenn wir nur diese starken Schatten des prinzlichen Jugendlebens ins Auge fassen und nicht auch die hellen Lichtpunkte auf uns wirken lassen wollten, die gleich kurzen Blitzen diese Schatten durchzucken.

Und deren giebt es erfreulicherweise nicht wenige.

Auf der blutgetränkten Ebene von Shrewsbury kämpft der Prinz im Dienste des Vaterlandes wie ein Held, nicht achtend seiner schweren Wunden. Hier ist er nicht der tolle Jüngling, wie dort bei Gadshill, hier fühlt er sich als einer der Ersten berufen, sein Leben für die höchsten Zwecke in die Schanze zu schlagen. Den Unterschied zwischen dort und hier läßt Sh. scharf hervortreten durch die Scene zwischen Falstaff, dem wüsten Schlemmer, der, mit einer Flasche Sekt in der Tasche, müßig dem Schlachtengetümmel zuschaut, und dem Prinzen, der ihm entrüstet zuruft: „Was? ist dies eine Zeit zu Späßen oder Possen?"

Es ließe sich wol die Annahme besprechen, ob nicht Sh. die Gestalt des Falstaff erdichtete, um den Prinzen in seinen Fehlern scharf zu unterscheiden von den professionellen Schlemmern seiner Umgebung.

„Mich führen, Herr?" — ruft er Westmoreland zu, der ihn, weil er allzustark blutet, ins Zelt führen will — „ich brauche keine Hilfe. Verhüte Gott, daß einer Schramme wegen der Prinz von Wales verlassen sollt' das Feld, wo blutbefleckt der Adel liegt im Staub und Aufruhr im Gemetzel triumphirt."

Und er kämpft heldenmüthig weiter, wird der Lebensretter seines Vaters und macht so durch diese eine That alle Verdächtigungen zu nichte, welche gleißnerische Ohrenbläser dem Vater eingeflößt hatten, sodaß dieser nicht ohne Rührung ausruft:

„Du hast gelöset die verlorne Meinung
Und dargethan, mein Leben sei dir theuer,
Da du so edle Rettung mir gebracht."

Douglas wird von ihm zur Flucht gezwungen und Heinrich Percy getödtet, der Held, der noch nie bezwungen wurde. Der Prinz sagt selbst von ihm:

„Als dieser Körper einen Geist enthielt,
War ihm ein Königreich zu enge Schranke;
— — — — — — — —
Kein bessrer Krieger lebt
In diesem Lande, wo du leblos liegst."

Wieder läßt Sh. Falstaff auftreten in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Wie elend nimmt er sich aus gegen die jugendliche Heldengestalt: er fürchtet sich noch vor dem todten Percy und — sticht nach dem Leichnam. Trotz alledem werden wir aber diese Thaten, die der jugendliche Kämpfer vollbringt, nicht als große, sittliche Thaten bezeichnen können, die der Ausfluß eines durchgebildeten sittlichen Charakters sind. Wir werden den Prinzen überhaupt noch nicht als einen Helden preisen, der mit reiflicher Ueberlegung seine Kräfte zur Erreichung eines idealen Zieles einsetzt. Nein! Wir sehen hier deutlicher als irgendwo, daß der natürliche unerzogene Mensch jede Gelegenheit beim Schopfe faßt, seine innewohnende Kraft, die zur That drängt, rasch anzuwenden, ohne zu erwägen, ob die That mit den Gesetzen der Moral im Widerspruche steht oder nicht. Die beiden Bilder, der Raub bei Gadshill und der Heldenkampf auf der Ebene von Shrewsbury, lehren uns dies. Freilich, soweit dürfen wir wiederum nicht gehen, den hier zu Tage tretenden Heldenmuth etwa als Tollkühnheit bezeichnen zu wollen. Damit würden wir dem Prinzen Unrecht thun. Wir meinen, daß die Schlacht auf der Ebene von Shrewsbury einmal eine günstige Gelegenheit für den Prinzen war, seine herrlichen geistigen und körperlichen Fähigkeiten in rechter Weise zu verwerthen, zum andern aber auch, ihn zu erziehen, indem sie ihm seine hohen Pflichten als Erben des bestrittenen Thrones ernstlich nahe legte. Und diese harte Schule des Kampfes zeitigte bei einem solchen Menschen ihre Früchte: sie erzeugte zwar nicht einen fertigen Charakter, bahnte aber eine Charakterbildung an: aus dem tollkühnen Jüngling begann ein heldenmüthiger Mann zu werden. Das Werden dieses Charakters kündet sich noch in anderen Zügen an. Wir heben deren besonders zwei hervor, die jeden wahren Heldencharakter auszeichnen: die Bescheidenheit und die Großmuth.

So wenig wir vorhin geneigt waren, den Heldenmuth als vollendet hinzustellen, ebensowenig thun wir es auch hinsichtlich dieser Tugenden; aber ebensowenig können wir denen beipflichten, welche die Bescheidenheit zu gänzlichem Mangel an Selbstbewußtsein, die Großmuth zur Gleichgiltigkeit herabwürdigen wollen. Es ist wohlthuende Bescheidenheit, wenn der Prinz an sich hält und schweigend zuhört, als Falstaff sich fälschlich rühmt, Heinrich Percy

getödet zu haben, und Großmuth ist es, wenn der Prinz, nachdem er seinen königl. Vater gebeten, den Douglas in seine Macht zu geben, diesem trotz seines Angriffs auf das Leben des Königs die Freiheit schenkt.

„Sein Muth", sagt der Prinz, „an unsern Helmen heut bewiesen,
Hat uns gelehret, wie man hohe Thaten
Selbst in der Gegner Busen ehren muß."

Heldenmuth, Bescheidenheit, Großmuth sind die drei herrlichen Tugenden, die sich an ihm entwickeln und deutlich an ihm hervortreten. Wie schwer erscheint uns doch die Verantwortung und die Schuld des Königs, der es versäumt hatte, durch eine zielbewußte Erziehung die reichen Gemüthsanlagen seines Sohnes hegen und pflegen zu lassen! Wie groß erscheint uns im Allgemeinen an diesem Beispiele die Macht und Bedeutung der Erziehung!

Es ist, als ob Heinrich IV. die ganze Wucht seiner Verantwortung vor seinem Ende noch gefühlt habe. Lebend hat er verschwindend wenig für den hohen Beruf seines Sohnes gethan — höchstens geklagt über die verübten Streiche —, sterbend legt er dem einen seiner Söhne die Sorge für den Prinzen Heinrich warm ans Herz, und es scheint, als ob er, besonders wohl nach den ruhmvollen Thaten desselben, seinen Sohn besser verstehen gelernt habe. Sh. legte dem Könige hierbei die herrlichen Worte in den Mund:

„— Er ist hold, bemüht man sich um ihn:
Er hat des Mitleids Thrän' und eine Hand,
So offen wie der Tag der weichen Milde;
Jedoch, wenn er gereizt, ist er von Stein,
So launisch wie der Winter, und so plötzlich
Wie eis'ge Winde beim Beginn des Tags;
Drum gilt es, seine Stimmung zu beachten:
Schilt ihn um Fehler, thu es ehrerbietig,
Siehst du sein Blut zur Fröhlichkeit geneigt;
Doch wenn er finster, laß ihn frei gewähren,
Bis seine Leidenschaften selber sich,
So wie ein Walfisch auf dem festen Boden,
Zernichten durch ihr Treiben." (Act II, 4.)

Freilich, zu dem festen Vertrauen auf eine gänzliche Umkehr seines Sohnes hat er sich wol nie erheben können. Sein Mißtrauen spricht sich klar aus in den Worten, die er dem Prinzen noch vom Sterbebette aus entgegenschleudert, als dieser voreilig sich die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. — Der Tod des Vaters brachte dem Prinzen die Krone. Die neuen Verhältnisse, die heiligen Pflichten, die diese hohe Stellung ihm auferlegte, brachten den entstehenden Charakter zur Reife. Das Gelöbniß, das er noch in der Nacht nach des Vaters Tode in die Hände eines frommen Mönches ablegte: ein neuer Mensch zu werden, war nicht mehr ein bloßes Gelöbniß, sondern ein heiliger Entschluß, den auszuführen er schon begonnen hatte.

Die oben erwähnten Geschichtschreiber bestätigen diese Thatsache, so Tit. Liv. Forojul: praeteritos errores confessus, vitam et mores penitus emendavit, ita ut post patris obitum **nullus lasciviae locus** in eo unquam fuerit inventus; ähnlich Elham: but as soon as he was crowned, enoynted and sacred, **sodenly he was changed into a new man** — und endlich Otterbourne: Repente mutatus est in **virum alterum**, honestati, modestiae et gravitati studens. Die Geschichte seiner nur 9jährigen Regierungszeit zeigt uns den trefflichen König, der mit seinen größeren Zwecken am inwendigen Menschen wuchs, zeigt uns den vollendeten Charakter. Aus dem Saulus wurde ein Paulus. Es hatte sich in ihm eine Umwandlung vollzogen, rasch und doch nicht oberflächlich, eine Umwandlung ähnlich der des großen Kirchenlehrers Augustin.

Die Grundelemente seines Charakters traten in seiner Wirksamkeit als König in schöner Vollendung an ihm hervor: sein **scharfer Verstand** befähigte ihn zu dem feinen Strategen, als welcher er uns entgegentritt in den Kämpfen mit den Franzosen, seine **unverwüstliche Thatkraft**, die oft in derber Sinnlichkeit sich befriedigt, diente in jenen Kämpfen höheren Zwecken, und beides machte ihn zum trefflichen Helden; seine **Bescheidenheit** wurde zur **Demuth** und ungeheuchelten **Frömmigkeit**, die alle auf blutgetränktem Gefilde errungenen Erfolge dem Lenker aller menschlichen Geschicke anheimgiebt; seine **Großmuth**, die ja eine Frucht der Demuth ist, verlieh seinem Haupte einen schöneren Glanz als aller Königsschmuck, einen Glanz, der mit seinem frühen Tode nicht erbleichen konnte.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

VI.

C. Reinhart an A. Heydeck in Dresden („im Baumgartenschen Hause auf der äußeren Rammschen Gasse"). Rom d. 16 9^ber^ 1825. Ich danke Ihnen liebster Freund für Ihr doppeltes Geschenk, Schillers Leben und Ihre schönen Kupferstiche die ich mit Ihren Schreiben v. 7. Aug. d. J. begleitet vorgestern erhalten habe. Meine Antwort auf Ihren spätern Brief worin Probedruke von dreyen dieser Blätter lagen, muß bereits in Ihren Händen seyn. Was ich dort gesagt habe, that ich weil Sie es von mir verlangten nach meiner Einsicht und mit Offenheit, obgleich Ihre Stiche immer auch so bleiben können. Nur wünschte ich in den Baum, wo die vorwärts schreitende Figur und der See in dem Mittelgrund ist, die Gleichförmigkeit des Tons und der Parthieen durch einige Tiefen unterbrochen, welches Sie mit leichter Mühe erreichen können, und dadurch diesen Baum auf den Platz der ihm gehört, näher am Vorgrund bringen. Ich sage Ihnen offenherzig — (Sie wißen daß ich nicht schmeicheln kann) daß mir Ihre Blätter das gröste Vergnügen gemacht haben. Sie haben in Rom bey Jedem der sie gesehen allgemeinen Beifall erhalten, und es war keiner der sie nicht zu besitzen wünschte. Fahren Sie nur fort, es geht ganz vortrefflich. Die Art Ihrer Behandlung finde dem Charakter Poussins sehr angemeßen. behalten Sie diese immer bey. Auch wäre es Zeit daß Sie das Mißtrauen in sich selbst ablegten, wahrscheinlich ist dieses ein Nachklang Ihrer früheren Erziehung, von der Sie mir einiges erzählt haben. Ihre Anlage, Ihr Studium und was Sie nun leisten berechtigt Sie schon zu etwas mehr Zutrauen in sich selbst. Fahren Sie mit Ihrer Sammlung doch ja fort. Ganz unfehlbar belohnt sich Ihre damit gehabte Mühe und Zeitaufwand in der Folge. Die Gallerie des Card. Fesch existirt wie ehemals. Ob da kopirt werden kann weis ich nicht, will mich aber bey Jemand erkundigen der dort bekanntt ist. Wohl sollte ich glauben daß durch Empfehlung eines Ministers oder sonst angesehenen Person die Erlaubniß zu haben seyn werde. Der Card. hat so viel alte Gemälde zusammengekauft (die wahrscheinlich eine Reise nach America zu machen haben), daß schon länger als ein Jahr 2. Restauratori infimi generis zu einem gewißen Preiß täglich restauriren, der Pallast wo er wohnt, ist bis in die Suffitten voll gesteckt und um die übrigen zu beherbergen hat er ein Kloster gemiethet welches auch beinahe angefüllt seyn soll. Das Gemälde v. Poussin im Pallast Corsini ist wo ich nicht irre durch einen Kupferstich v. Gmelin bekandt gemacht worden. Zwey Gemälde von P. die hier zu verkaufen sind, und die sehr schön seyn sollen, soll ich in diesen Tagen sehen und beurtheilen, da sie Lord Chinnaert für den ich bei s. hiersein etwas gemacht habe kaufen will, aber erst meine Meinung darüber zu hören verlangt. Sollte er sie kaufen so habe ich Gelegenheit eine Zeichnung davon zu machen die Sie in der Folge brauchen können. Ein sehr schöner ist im Pallast Sciarra und 2 aus dem Hauße Colonna in das von Barberini gekommen. Beide in Tempera worunter eines ehemals zum Deckel eines Pianoforte gehörig sehr fleißig ist. Noch sind viele Gemälde v. Poussin hier die noch nicht gestochen sind. Die schönen Tempera Gemälde in der Gallerie Colonna und einige die aus dem Vorrath dieses Hauses ein [an?] Duca Landi müßen gekommen seyn. Doch ich will Sie Ihnen nicht alle aufzählen. Vielleicht erhält Sie diese Unbestimmtheit in Spannung und reizt Sie wieder nach Rom zu kommen, welches einen großen Wunsch von mir erfüllte. Neuigkeiten wollen Sie von Rom haben? Dell Armi hat nach einer schweren Krankheit die Sprache verloren. Dafür ist Link sehr zur Sprache gekommen. Risum teneatis amici! Link ist von Rom abgereißt aber vorher von Sr. Heiligkeit non so per qual strada e per qual merito zum Architetto Pontificio ernannt worden. Wir wolltens alle nicht glauben — es ist aber wahr. Denn Freunde haben das Diplom gesehen. So glaube ich denn bei meiner Wenigen Anlage zu geistlichen Sachen wol auch noch einmal Bischoff werden zu können. Den Tod von Bartholty werden Sie gehört haben. Schnorr macht sich viele Ehre mit s. Freskomalereyen in der Villa Massimi. Die Wände eines Zimmers wo Veith die Decke gemalt hat soll Koch iezt in Fresco dort ausmalen. Ich fürchte K. habe irgend eine alte Sünde abzubüßen. Denn nach s. Art zu malen

und unter uns gesagt bei der geringen anatomischen Kenntniß des Menschl. Körpers — die freilich in kleinen Figuren sich verstecken läßt wird er dort manchen Stein des Anstoßens finden wo die Figuren lebensgroß sind, und das Fresco eine schnelle Hand erfordert, und eine sichere Hand. Ich sehe jezt sehr deutlich wie viel mir mein vieles Zeichnen nach der Natur, Gewandheit verschafft hat geschwind zu arbeiten und jeden Pinselstrich stehen zu laßen, bei den Arbeiten in Tempera die ich für Massimi mache. Die Tempera ist zimlich dieselbe Art wie das Fresko — ja die Lüfte sind schwerer zu machen weil die Farbe hier unter der Hand troknet und nicht Zeit läßt wie im Fresko, sie zusammenzuarbeiten. Ich lege einen Abdruk bey von einem heil. Georg den Sie freilich bemittleiden mögen wenn ich Ihnen sage daß ich ihn per Carità für ein Franciscaner Kloster in der Mark nahe bey Ascoli gemacht habe — Sehen Sie das Pferd nicht an. Einen geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Die guten Pfaffen haben mir einige vortreffliche Schinken geschickt, Mich versichert, daß sie mich alle Tage in ihr Gebet einschließen (Dabey erspare ich viel Zeit) und haben mich eingeladen sie zu besuchen. Da ihr Kloster (St. Giorgio) so romantisch zwischen Bergen liegt die so hoch sind, daß im Sommer um 20 Uhr keine Sonne es mehr bescheint, möchte ich wol künftigen Sommer eine Ausflucht dahin machen. Mann sieht einmal etwas neues. Mann zehrt vom Drachen von Pfaffen und den heil. Georg, den ich übrigens unter allen heiligen am meisten liebe weil er ein Reitersmann und aktiv war. Was Sie mich um eine Wohnung fragen soll sich schon finden. Kommen Sie nur, und kommen Sie bald. H. V. der nach R. kommen und ein gewißes Portrait malen soll, soll sich nur mit Gelb Schwarz und Weiß versehen, so ist s. Pallette reich genug. Der Mann ist krank benimmt sich im ganzen nicht übel. Grüßen Sie mir doch vielmals H. Quandt. Sagen Sie ihm das Bild worauf ich ihn schon lange warten laßen soll meine erste Arbeit sein wenn ich m. Temperagem vollendet. So bitte ich auch Veit zu grüßen und Naeke. Ich erinnere Sie noch lieber Freund mir einmal mit Gelegenheit den bewußten Roman zukommen zu laßen der in Dessau spielt. Imgleichen wenn Sie einmal einige gute Blätter v. Kolbe auffinden könnten, die ich recht gerne bezahlen will. Nochmals meinen besten Dank für Schillers leben. Es hat mir viel Freude gemacht. Über die Entstehung des Geister Sehers hätte ich dem Verf. Aufschluß geben können, da mir Sch. sie selbst mündlich mitgetheilt hat. Leben Sie wohl das ist ein langes Gewäsch geworden. R.

In einem Briefe vom Juni 1829 fragt er an, ob nicht in irgend einem deutschen Journale eine Anzeige oder Beschreibung seiner für Massimi gemachten Gemälde erschienen sei, und erzählt, daß der König von Bayern bei seiner letzten Anwesenheit ihm ein in München zu bauendes Zimmer in Tempera zu malen aufgetragen habe wie dasjenige im Palast Massimi.

C. Reinhart an Heydeck. Rom, d. 28. Jan. 1832. Mein werthester Freund! Ich war wirklich Ihretwegen in Sorgen, da Sie so lange Zeit gegen Ihre Gewohnheit nichts von sich haben hören lassen, und hatte mir schon vorgenommen an Sie zu schreiben um von Ihnen selbst einen Beweiß Ihrer Gesundheit zu fordern. Desto erfreulicher war mir Ihr Schreiben vom 8. Debr. welches mir Ihr Landsmann Hr. Bildhauer Woltreck nebst den Abdrücken Ihrer schönen Sammlung nach Casp. Poussin und Weinbrenners Leben ect. überbrachte, und wofür ich Ihnen recht herzlich danke. Ich vermiße dabei 3 Blätter wovon Sie mir früher Probedruke geschickt haben. Eines mit 3 Säulen im Vorgrund, denen des Jupiter Stator im Capitol ähnlich mit Figuren die fischen. 2. das Blatt nach Orizonte wovon Sie das Gemälde besitzen, u. 3. den schönen Sturm in die Höhe mit Elias und den Engeln und dem Herrn in der Luft wovon das Original ehemals in der Gallerie Colonna war, und wovon der Cardinal Fesch eine Wiederholung mit einiger Veränderung von Poussins Hand besitzt. Sie werden doch diese Blätter nicht etwan verworfen haben? Diese Sammlung hat bey allen Künstlern denen ich sie gezeigt habe großen Beifall gefunden. mehrere wünschen sie zu besitzen. Warum haben Sie mir den Preiß davon nicht gemeldet? Thun Sie doch dieses nächstens. Warum haben Sie den Poussin den Sie bey Palmaroli gekauft haben noch nicht gestochen? Ich weiß daß Sie schon damals hier eine Zeichnung davon gemacht haben. Gern will ich Ihnen von Zeit zu Zeit mit einigen Zeichnungen beistehen. Sie haben einen der kleinen Poussins die ich besitze. Das Gegenbild dazu ist der Brunnen zwischen Ariccia u. Genzano ohnweit Galloro. Wenn Sie mir die Größe von Ihrer Zeichnung, oder einen Probedruk davon senden will ich Ihnen sogleich eine Zeichnung, von dem sehr schönen poetischen Gemälde des Brunnens machen und senden. Noch besitze ich 2 große in die Höhe und 2 in die Breite. Fahren Sie doch ja eifrig fort, Ihre Sammlung zu vermehren. Es ist zugleich eine sehr gute Spekulazion, wie Sie in der Folge sehen werden. Bleiben Sie immer bey der bisher beobachteten Behandlung. Sie ist diesem Meister sehr angemessen. — Warum aber mein lieber Freund kommen Sie nicht selbst wieder für einige Zeit nach Rom? bey den jetzigen Eilwagen macht man ja die Reise so geschwind. Sie würden hier Ihre Sammlung beträchtlich vermehren können. Cardinal Fesch allein hat ein ganzes Zimmer voll u. Sie könnten ja zugleich hier zeichnen und radieren. Dieses bitte ich Sie reiflich zu überlegen. Hr. Woltreck hat mir viel Gutes von Ihrem Theater Vorhang gesagt. Ich wünschte ihn wohl zu sehen. Die Idee eine Landschaft dazu zu wählen gefällt mir weit besser als die gewöhnliche das Tuch mit allegorischen Figuren vollzustopfen wie es auch bey den Theatern in Rom der Fall ist, die noch immer dazu schlecht conzipirt u. ausgeführt sind, weil hier für Theater Decorazion so wenig bezahlt wird, kein guter Künstler sich also dazu hergiebt. Herrn Pozzi bitte ich von mir freundschaftlich zu grüßen. Es ist freilich eine lange Zeit daß er in Rom war. Des alten Freund Weinbrenner leben hat mich auch wieder lebhaft in verfloßene Zeiten zurückversetzt. Was hat sich seitdem nicht hier so wie allerwärts geändert! Ich bin noch immer mit den 4 Aussichten über Rom von der Villa di Malta genommen, beschäftigt, es ist eine art von honetter gallere für mich, der nie gern Veduten gemacht hat und nun in höchsten Sinn des Worts Veduten machen müssen. Ich habe um mich etwas zu erholen ein Bild in Oel indeßen zwischen unter gemacht — denn jene 4 Gemälde sind in Tempera. Das ist ohngefähr die Idee. — Ich habe mir einen Fischer gedacht der auf dem Kahn eingeschlafen ist u. der Gefahr nahe einen Wasserfall herabzustürzen von einem Jäger aufgeweckt wird, der seine Beute (was unter seine Füße liegt soll ein Rehbock vorstellen) von sich geworfen. Es ist Gewitterluft am Himmel u. Wind in den Bäumen. Ein anderes kleines Gemälde in Oel habe ich auch indessen für Torlonia gemacht. Dies sind meine Thaten. Ich fürchte lieber Freund Sie werden erschrecken wie Sie einen so langen Brief erbliken. Ich muß aber doch noch einer Sache erwähnen, die Sie vielleicht meinetwegen interessirt. In der letzten Münchner Kunstausstellung vor 2 Jahren war ein Gemälde von mir welches ich für den Grafen Schönborn verfertigt mit ausgestellt. Es stellte die Psyche vor wie ihr der Adler das mit Stygischen Wasser gefüllte gefäs überbringt. Die Landschaft hatte ich ganz dem Sujet gemäß komponirt. wie ich es aus Apulejus genommen hatte. Der langweilige und eingebildete Schorn gab in den so genanndten Kunstblatt eine Beschreibung der Ausstellung, wo er auch meines Gemäldes zwar mit vielem Lob erwähnt (woran mir aber nichts gelegen ist) dabey aber sagt es sey glatt und geleckt gemalt, worüber die meisten Künstler in München gelacht haben, weil das gerade bei mir der Fall nicht ist. ja einer hat ihn sogar in einem öffentlichen Blatte darauf geantwortet. Diesen Schorn nun habe ich ein ziemlich hartes Sendschreiben zugeschickt — Er hat aber die stachlichten Pillen verschluckt und — nicht geantwortet. Dieser Brief hat in Rom unter den Künstlern und andern Teutschen Epoche gemacht. Ich habe ihn wenigstens 8—9 mal in Künstlergesellschaft vorgelesen, warum ich gebeten war. Es wurden mehrere Abschriften davon genommen, — Man wollte einigen Witz darinnen finden. Nun kam mein Freund, der jüngst in Sizilien zu früh leider für die Wissenschaft verstorbene und nicht genug zu bedauernder Dr. Westphal von seiner 2. Reise nach Egypten zurück — las auch meinen Brief u. vor Freude außer sich, rief er mir zu, beim Sakrament der Brief muß gedruckt werden — Geben Sie mir ihn doch ich sende ihn an Sauerlaender in Aarau — der ihn gewiß drukt. Ich gab ihm das Schreiben. Sauerlaender mochte wol Rücksichten haben u. machte allerley Entschuldigungen — ich ließ nun den Brief an Hess in Basel zuruckschicken, wo ihn nun ein Freund von Hess, der Buchhändler Neukirch druken will. Ich bin überzeugt daß er der Materie wegen in der Künstlerwelt Leser genug finden wird, u. daß es des Buchhändlers Schaden nicht seyn wird da er das Mscrpt. umsonst bekömmt. Ich habe mir blos einige Abdrüke für Freunde ausbedungen, und wie Sie hören, daß er gedrukt ist, fordern Sie unter dieser Kathegorie ein Exemplar durch Hieronymus Hess. In München wird er Aufsehen genug machen. Ich habe Schorn den Handschuh verächtlich genug zugeworfen — er soll nur kommen, ich will ihn schon bedienen mit einem noch gröberen. hab ich doch noch das grobe Geschütz und zuletzt Congrevische Raketen. Es mußte aber einmal so ein Wort an die Kunstschreiber gerichtet werden; denn es gilt Schorn nicht allein

sondern der ganzen unnüzen Raçe. Gzls Briefe sind mir wol einmal zu Gesicht gekommen in einer franz. Ausgabe. Ich habe sie aber nicht gelesen. Ich erinnere mich aber daß ich — ich weiß nicht mehr mit wem, darüber gesbrochen, der Sie mir für apogryph erklärte und meinte Sie seyen von einem Franzosen geschrieben. Das müßte sich aber doch bei Aufmerksameren Lesen erkennen lassen. Leben Sie nun wohl mein Bester. Ich wünsche Ihnen Geduld diesen langen Brief zu lesen. Der Ihrige C. Reinhart. — (Ale Signor Adolfo Heideck Pittore ed Incisore a Dessau Germania.)

C. Reinhart an den Landschaftsmaler und Kupferstecher Heydeck in Dessau. Mein lieber Heydeck. Rom d. 13. 7br. 1832. . . Sie haben mir nicht gemeldet ob Sie die Kupferstiche erhalten haben die ich Dillis mitgegeben habe? Wie geht Ihr Werk vorwärts? Koch läßt Sie grüßen. Er wünscht sehr, daß mein brief mit seiner so genandten Kunst Chronik gedrukt würde, die er nach s. gewöhnlichen Art im Styl des Tyrolerbastel geschrieben hat — an Sauerländer gesandt dan an Hochteich in Basel jezt an Raumer in Berlin. Ob sie dort gedrukt wird ist noch die Frage. Zwar ist durch 6maliges abschreiben streichen und korigiren von verschiedenen etwas mehr gesunder Sinn hinein gekommen, denn so wie es von ihm kam war es durchaus nicht zu lesen und erregte eher Mitleiden. Einiges ist ganz von mir, andres von Ginelli der jezt in Leipzig lebt auf s. Bitten aufgesezt. Es ist eine eigne laune als Schriftsteller auftreten zu wollen ohne schreiben zu können. Doch genug hievon. Leben Sie wohl C. R.

Im ersten Theile dieses Schreibens theilt Reinhart triumphirend einen zweiten Brief an Schorn mit, den er unter dem 25. Juli 1832 geschrieben habe. Derselbe ist platt und witzlos und verdient die Mittheilung nicht. Von dem ersten Schreiben, auf das er sehr stolz ist, spricht er nicht nur in diesem Briefe, sondern noch in sieben folgenden bis zum Juni 1836.

C. Reinhart an Heydeck in Dessau. Rom d. 26 Mai 1838. Mein werthester Freund! ... Daß Ihnen die lezte Zeichnung so wol gefallen, war mir sehr erfreulich zu hören. Zwar hab ich die frühern mit eben dem Fleiß gemacht, das schlechte Papier machte aber daß ich mich quälen muste. Die andern zwey werde ich Ihnen bis München besorgen, und Dillis bitten daß er sie Ihnen zusendet. Recht begierig bin ich die, so ich gezeichnet in Kupfer zu sehen. Machen Sie sie doch bald! Was Sie über Strauß Geschichte Jesu sagen, mag in rein theologischer Ansicht wol seine Richtigkeit haben, deßwegen haben Sie aber meine Neugierde nicht unterdrükt, und der Alte Adam treibt mich es zu lesen. Glauben Sie nicht daß ich dadurch mehr Heide werde als ich es schon bin. Prof. Wagner bereut es recht sehr daß er es da er vorigen Jahrs in München war, nicht mitgebracht hat, auch er wünscht sehr daß ich es bekomme. Ein Geistlicher in München hat ihn so viel davon gesagt, es sey mit so viel Scharfsinn geschrieben — so daß es schwer wäre es zu widerlegen — Müße aber auch mit großer Aufmerksamkeit gelesen werden. Wenn Sie also glauben daß Woltreck sich damit befaßen würde es im Fond seines Coffers wo es der Visitation leichter entgeht mit nach Rom zu bringen würde ich Sie bitten es mir zu verschaffen und den Preiß dabei zu melden. Da das Werk in Rom sehr verpönt ist wäre es am besten einen Versiegelten Umschlag unter der Addresse des Grafen Spaur Königl. Bayrischen Gesandten in Rom — oder des Hrn. v. Mehlem bayrischen Gesandtschafts Secretair, darum zu machen ... D. J. Rt.

Historische Literatur.

—m— Das 23. Heft (1886) der Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein, herausg. von Heinr. Gerlach (Freiberg i/S. 1887), bringt an erster Stelle einen Aufsatz von Dr. Reinh. Kade über Andreas Möller, jenen wackeren Conrector und Stadtphysikus zu Freiberg, der sich durch sein Theatrum Freibergense chronicum den wohlverdienten Ruf des begabtesten und ehrlichsten der älteren sächsischen Stadtchronisten erworben hat. Kade, der demnächst eine größere Biographie Möller's veröffentlichen wird, giebt hier einige Vorstudien zu derselben; sie betreffen: Möller's Testament, namentlich das zu Gunsten der Freiberger Bibliothek ausgesetzte Legat, das nachher freilich für nicht giltig erklärt wurde; das in dieser Bibliothek befindliche und dem Hefte in wohlgelungenem Lichtdruck beigefügte Porträt Möller's; sein Wohnhaus (Obermarkt 12); seine Thätigkeit als Componist und Lustspieldichter; endlich seinen Namen, wobei nachgewiesen wird, daß er selbst sich meistens „Müller", oft aber auch „Möller" genannt hat. Da letzteres auch in seiner Chronik wiederholt der Fall ist, so ist es wol am rathsamstem ihm diesen Namen zu lassen, während die aus der Latinisirung „Mollerus" gebildete Form „Moller" allerdings ganz verwerflich ist. In einem zweiten Aufsatz macht Kade auf eine neuerdings entdeckte Familienchronik, ein sogenanntes „Ehebüchlein" aufmerksam, welches im Anfange des 17. Jahrhunderts von Lorenz Beyer angelegt wurde und eine Reihe genealogischer Nachrichten zur Geschichte der Freiberger Geschlechter des 16. und 17. Jahrhunderts sowie acht sauber ausgeführte Wappenbilder enthält. Den größten Theil des Heftes nimmt die Fortsetzung des instructiven Aufsatzes von Konrad Knebel über „Handwerksgebräuche früherer Jahrhunderte, insbesondere in Freiberg" ein. Handelte der erste Abschnitt von den Lehrlingen, so bespricht Knebel nunmehr auf Grund der fleißig benutzten gedruckten Literatur und ziemlich viel handschriftlichen Materials den Gesellenstand: Leben und Sitten, Arbeit und Lohn, die Wanderschaft, endlich die Entstehung corporativer Vereinigungen innerhalb des Gesellenstandes. Wir bedauern, auf den inhaltreichen Aufsatz an dieser Stelle nicht näher eingehen zu können. Paul Knauth ergänzt seine früheren Ausführungen über den Dichter Heinrich von Freiberg dahin, daß er wegen der von E. Kraus hervorgehobenen wesentlichen Unterschiede zwischen der Ritterfahrt Johannes' von Michelsberg einerseits und der Tristanfortsetzung sowie des Gedichts von h. Kreuz andererseits die Existenz von zwei Dichtern dieses Namens, eines älteren und eines jüngeren Heinrich von Freiberg annimmt, von denen aber der letztere schwerlich in irgend welchen Beziehungen zu Freiberg gestanden hat. Ed. Heydenreich giebt weitere Ergänzungen zu seiner Freiberger Bibliographie.

—m— Altes und Neues über Karl Stülpner. Mitgetheilt von Hermann Lungwitz. Ehrenfriedersdorf, G. Löseke. 1887. 8°. 75 S. — Gewisse Figuren aus der Verbrecherwelt haben sich von jeher einer publicistischen Beliebtheit zu erfreuen gehabt, um die sie Mancher beneiden möchte. So giebt es auch über den Helden des vorliegenden Schriftchens, den Wildschützen Stülpner aus Scharfenstein, geb. 1762, gest. 1841, eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die sich freilich größtentheils nicht über das Niveau der gewöhnlichsten Colportageliteratur erheben. Das Beste davon ist das 1835 erschienene Schriftchen von Carl Heinr. Wilh. Schönberg; dasselbe ist aber gegenwärtig sehr selten, da es nur in geringer Auflage gedruckt und bald nach dem Erscheinen verboten worden sein soll. Es beruht auf eigenen Erzählungen Stülpner's und ist daher die relativ treueste Quelle für seine Lebensgeschichte; der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat es derselben zu Grunde gelegt, aber sich möglichst Mühe gegeben, noch Genaueres und mehr über seinen Helden in Erfahrung zu bringen. Er hat sein Büchlein hauptsächlich auf die Volksbibliotheken des Erzgebirges berechnet und für diesen Zweck den richtigen Ton auch wohl getroffen; ob freilich die Verherrlichung des verwegenen Wilderers und vielfachen Deserteurs trotz der mannigfachen — übrigens größtentheils von ihm selbst erzählten! — Züge seines Edelmuths gerade eine besonders zuträgliche Nahrung für die Phantasie unserer braven Erzgebirger ist, das müssen wir dahingestellt sein lassen.

—m— Urkundliche Nachträge zu den Geschichtlichen Nachrichten von dem reichsritterlichen Geschlechte Eberstein vom Eberstein auf der Rhön. Herausgegeben von Louis Ferd. Frhrn. v. Eberstein. Sechste Folge. Berlin, Wilh. Baensch. 1887. 342 SS. Lex. 8°. — Entwurf einer zusammenhängenden Stammreihe des freifränkischen Geschlechts Eberstein von den in den ältesten Urkunden erscheinenden Vorvätern an bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Louis Ferdinand Frhrn. v. Eberstein. Zugleich enthaltend: Fehde Mangold's v. Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg. 1516 bis 1522. Dritte Auflage. Berlin, Wilh. Baensch. 1887. 136 u. 79 SS. Lex. 8°. — Wieder liegen uns zwei neue Publicationen des unermüdlichsten unter den deutschen Genealogen vor. Die 6. Folge der „Nachträge" wird zum größten Theile ausgefüllt durch eine Arbeit über die „Ebersteine zu Gehofen und ihre Nachkommen", welche sich an die in der 5. Folge veröffentlichte „zusammenhängende Stammreihe des freifränkischen Geschlechts Eberstein" ergänzend anschließt. Aus der Fülle der genealogischen Nachrichten, die der Sammeleifer des Verfassers zusammengebracht hat, hebt sich Einiges von allgemeinerer Bedeutung hervor. Vor Allem sind beachtenswerth die Correspondenzen des dänischen Feldmarschalls Ernst Albrecht v. Eberstein

(geb. 1605, † 1676), der während der Jahre 1657—1660 in den dänisch-schwedischen Kriegen eine hervorragende Rolle spielte, mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm; der Verfasser hat dieselben im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufgefunden. Mit Interesse wird man auch die Briefe, welche der Major Heinrich Friedrich Wilhelm Frhr. v. Eberstein während der Jahre 1806 und 1807 aus seiner Garnison Stallupöhnen an seine Gemahlin richtete, die Tagebuchnotizen des späteren Generals August Frhrn. v. Eberstein aus den Freiheitskriegen u. Ae. lesen. Daß daneben allerdings sehr Vieles lediglich für die Familiengeschichte von Werth ist, bedarf kaum der Bemerkung. Den Band schließen „Historische Nachrichten über die Aemter Leinungen und Morungen“ seit dem 16. Jahrh., die ebenfalls frühere Mittheilungen ergänzen. — Der in der zweiten Schrift uns vorliegende Versuch, durch Aufstellung einer zusammenhängenden Stammreihe das reiche Material, das v. Eberstein in den 6 Folgen der Nachträge veröffentlicht hat und das vielfach die Angaben seiner 1865 erschienenen Familiengeschichte modificirt, bequemer verwendbar zu machen, ist sehr dankenswerth. In 20 Tafeln und 2 Uebersichtstafeln wird die Genealogie des Geschlechts übersichtlich dargestellt; zahlreiche geschichtliche Notizen erläutern das Tabellenwerk. Dringend zu wünschen wäre allerdings, daß auch ein alphabetisches Register zu den „Nachträgen“ erschiene; durch Numerirung der einzelnen Familienmitglieder in den Stammbäumen hätte ein solches bedeutend erleichtert werden können. Angehängt ist diesem „Entwurf“ die dritte Auflage einer kleinen Schrift des Verfassers, die schon vor zwanzig Jahren lebhaftes Interesse erregt hat. Sie enthält nach einer kurzen Einleitung die dem ehemaligen Nürnberger Rathsarchive entnommenen Actenstücke über die Fehde, welche Mangold v. Eberstein im Interesse seiner „verwandten Unterthanin“ Agatha Odheimerin in den Jahren 1519—1522 gegen die Stadt Nürnberg führte, namentlich die vor dem Rath gemachten Aussagen der Gefangenen; ein für die Sittengeschichte der Zeit höchst schätzbares Material, das noch immer nicht ausreichend benutzt worden ist.

—m— **Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend.** Heft I. Zwickau, 1887. 8°. — Fast mit jedem Jahre wächst die Zahl unserer localhistorischen Vereine, und die Zunahme des geschichtlichen Interesses, die sich darin zeigt, kann man gerade in unsrer rasch lebenden Zeit, in welcher ganze Städte und Stadttheile oft in wenigen Jahren einen völlig veränderten Charakter zeigen, nur mit Freude begrüßen. Wie Vieles hat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, hier und da sogar noch bis in die neueste Zeit hinein, der Mangel an historischem Sinn, der sich manchmal fast wie eine thörichte Feindseligkeit dem Alten gegenüber ausnimmt, zwecklos zerstört und gleichgiltig verkommen lassen! Die Geschichte manches unserer städtischen Archive, der Zustand manches schätzenswerthen Denkmals des Kunstfleißes unserer Vorfahren weiß davon unglaubliche Dinge zu berichten. Die Leistungen der einzelnen Vereine sind allerdings verschieden, je nach der geschichtlichen Bedeutung des Orts und den Fähigkeiten der leitenden Persönlichkeiten. In beiden Beziehungen darf der jüngste dieser Vereine, der im Jahre 1885 gegründete Alterthumsverein für Zwickau und Umgegend, getrost in die Zukunft schauen. Die alte Stadt, der er seine Hauptthätigkeit widmet, verdient es wohl, daß auch nach der wackern Arbeit Herzog's, die noch immer unter den sächsischen Städtechroniken einen Ehrenplatz verdient, ihrer Geschichte mehr Aufmerksamkeit zugewendet werde, als längere Zeit hindurch der Fall war; ein verhältnißmäßig reiches Stadtarchiv und eine in ihrer Art einzige Stadtbibliothek, die ja namentlich für Reformationsgeschichte eine noch weitaus nicht erschöpfte Fundgrube ist, fordern dazu auf. Und daß die Sache in den richtigen Händen ruht, davon legt das erste literarische Lebenszeichen des Vereins erfreuliches Zeugniß ab. Es berichtet zunächst über seine Gründung und bisherige Thätigkeit; schon die Auszüge aus den gehaltenen Vorträgen beweisen, daß der Verein mit wissenschaftlichem Ernst an seine Aufgabe herangetreten ist. Den größten Theil des Heftes füllt ein Aufsatz von Dr. **Ernst Fabian**: „Die Stadt Zwickau unter den Einwirkungen des schmalkaldischen Krieges“. Nach einem kurzen Ueberblick über die wirthschaftlichen und politischen Zustände der Stadt in der Reformationszeit behandelt der Verfasser eingehend ihre bewegten Schicksale seit dem Eintreffen der ersten Nachrichten über das Anrücken des böhmischen Heeres (Juni 1546). So treu auch die Bügerschaft dem alten Landesherrn ergeben war und so wacker sie sich auch zur Abwehr gerüstet hatte, zwang sie doch die völlige Aussichtslosigkeit einer Vertheidigung, am 7. November 1546 ohne Schwertstreich zu capituliren; von Verrätherei, an die man hat glauben wollen, findet sich keine Spur. Die Verhandlungen, welche der Capitulation vorhergingen, die lebhafte Bewegung in der Bürgerschaft, die für ihren Kurfürsten und für ihre Religion gern Gut und Blut darangesetzt hätte, sind anschaulich dargestellt. Es folgte dann für die Stadt eine schwere Leidenszeit, in welcher ihr Wohlstand die empfindlichste Einbuße erlitt, wie der Verfasser auch ziffermäßig darstellt. Zu ihrem neuen Landesherrn konnte sie trotz der Bemühungen des Rathes lange nicht in ein leidliches Verhältniß kommen, wozu namentlich der leidenschaftliche Eifer der Geistlichen, des Stadtpfarrers Mag. Leonhard Bayer und des Predigers zu St. Katharinen Mag. Ehring, aber auch die fortdauernd feindselige Stimmung der Einwohnerschaft beitrug. Daß der Rath trotz dieser mißlichen Verhältnisse für die Wiederherstellung der Schule, des „besten Kleinods“ der Stadt, viel gethan hat, wird besonders hervorgehoben. Die Arbeit beruht hauptsächlich auf den fleißig benutzten Archivalien des Rathsarchivs; die wichtigsten Schriftstücke werden als Beilagen wörtlich mitgetheilt. Es wäre vielleicht wünschenswerth gewesen, daneben noch das Dresdener Hauptstaatsarchiv heranzuziehen; ist dasselbe auch schon wiederholt eingehend für diese Zeit benutzt worden, so bietet es doch ohne Frage dem localgeschichtlichen Forscher noch manches Neue.

Sonstige Bücherbesprechungen.

Δ Die Hefte 2 u. 3 des XIV. Bandes (Neue Folge) der **Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt**, unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung und der juristischen Literatur herausgegeben vom Oberlandesgerichtsrath **Brückner** in Jena (Jena, Hermann Pöhle), enthalten wiederum einige bemerkenswerthe Abhandlungen über particularrechtliche Fragen sowol, als die Reichsgesetzgebung berührende. Von den letzteren heben wir hervor die Abhandlungen des Staatsanwalts Bollert in Weimar über die Anrechnung der Untersuchungshaft, des Rechtsanwalts Dr. Fuld in Mainz über die bekanntlich streitige Frage, ob die deutschen Schutzgebiete Inland im Sinne des Strafgesetzbuchs seien, sowie des Rechtsanwalts v. Boß in Gera über die Frage des fahrlässigen Meineids bez. die Frage, wann und unter welchen Voraussetzungen der Widerruf einer fahrlässigen eidlichen Bekundung ein strafbefreiender sei. Außerdem enthält jedes Heft einzelne bemerkenswerthe Entscheidungen des gemeinschaftlichen Thüringischen Oberlandesgerichts zu Jena und eine literarische Umschau.

M.-Fr. **Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege.** Von **Joh. Gust. Droysen.** 2. Auflage. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1886. X, 342 Seiten und VIII, 519 Seiten. 15 ℳ — Mein Exemplar der ersten Auflage dieses bekannten Buches trägt die Jahreszahl 1846 und umfaßt 1208 Seiten, diese zweite nach 40 Jahren erscheinende ist weit enger gedruckt und enthält über 340 Seiten weniger, giebt aber wörtlich denselben Text; ich habe wenigstens trotz Nachschlagens recht vieler bezeichnender Stellen nur winzige Aenderungen gefunden; warum in dem Inhaltsverzeichnisse eine Anzahl Worte gestrichen sind, habe ich nicht einsehen können. Leider fehlt auch der 2. Auflage ein Namensregister, schon bei der ersten ein fühlbarer Mangel. Trotzdem haben diese im Winter 1842—43 auf der Kieler Universität gehaltenen Vorlesungen schon längst eine 2. Auflage verdient, und trotz der geringen Verbesserungen im Einzelnen wird sich Jeder dieser hinreißenden Darstellung jener großen Periode erfreuen. Der große Zusammenhang der Begebenheiten in der 2. Hälfte des vorigen und in den ersten 15 Jahren unseres Jahrhunderts ist hier vortrefflich entwickelt, Droysen sprach es vor 45 Jahren zum ersten Male aus, was der Deutsche heute allgemein zu glauben berechtigt ist, daß in dem Siege des durch Stein umgeschaffenen Friedericianismus über den Napoleonismus der Kern der nationalen Einigung Deutschlands zu suchen sei. So sind, wenn auch die seither eingetretene und von Droysen in seinem Vorwort so sehnlichst herbeigewünschte Oeffnung der deutschen Archive viele Einzelheiten des Buches zu berichtigen nöthigt, doch die leitenden Gedanken desselben vollkommen aufrecht geblieben.

—m— Kürzlich ist ein praktischer „**Kleiner Führer durch die Bergstadt Freiberg in Sachsen**“, verfaßt von dem verdienten Herausgeber der Zeitschrift, **Heinr. Gerlach**, erschienen (44 S., 12°; Preis 30 ₰), auf den wir gern Gelegenheit nehmen aufmerksam zu machen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 77. Mittwoch, den 28. September. 1887.

Adam Ernst Senfft von Pilsach.

Von Dr. Johannes Müller.

Wenn von den kirchlichen Zuständen oder von der politischen Gesinnung der städtischen Bevölkerung im Verhältniß zur ländlichen die Rede ist und es sich darum handelt, die Gründe für die zwischen beiden beobachtete Verschiedenheit anzugeben, so hat man, mein' ich, einen Grund vielfach gänzlich übersehen oder doch nicht recht gewürdigt.

Beiläufig sei übrigens bemerkt, daß jener Unterschied in seinen Aeußerungen wol in die Augen springt, in Wirklichkeit und an sich aber gar nicht so bedeutend ist, als man in der Regel besonders unter Städtern anzunehmen geneigt ist. Wiewol auch manche Stadtbevölkerung durchaus kein Musterdeutsch spricht, mag zugegeben sein, daß dialektische Abweichungen und eine gewisse Geradheit und Unmittelbarkeit im Charakter, die sich bis zur Derbheit steigern kann, augenfällige Merkmale der meisten Landbewohner sind. Sonst aber ist z. B. Unglaube durchaus nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, und umgekehrt politische Unreife, Rohheit rc. durchaus nicht blos auf dem Lande, sondern auch in den Städten reichlich zu finden.

Mit einem gewissen Recht sagt Diac. Wächter in seiner Schrift über „Die sociale Gefahr in Sachsen“: „Was das gute, sittliche Vorbild anlangt, so hebt sich die ländliche ackerbautreibende Bevölkerung vortheilhaft von der städtischen, industriellen ab. Die Gegensätze zwischen Großbauer und Tagelöhner sind kaum weniger scharf, als die zwischen Fabrikant und Arbeiter. Allein während diese fortwährend auf dem Kriegsfuße mit einander stehen, so vertragen sich jene im Allgemeinen recht gut. Der Bauer von altem Schrot und Korn ist Meister in der Kunst, Leute zu behandeln. Die Würde und Haltung seines Wesens wird durch keinen leidenschaftlichen Ausbruch des Zorns, durch keine wegwerfende oder beleidigende Redensart gestört. Er hat seinen Reichthum im Innern des Hauses verborgen, und wenn er auch bestrebt ist, bei feierlichen Gelegenheiten standesgemäß aufzutreten, so wahrt er doch nach Außen hin sorgfältig den Schein eines bescheidenen Mannes, der sich genau in seinen Grenzen hält. Er giebt noch etwas auf Kirche und Religion. Im Gotteshause hat er seinen festen Platz, den er nicht gern leer läßt u. s. w. Wie lange diese guten Eigenschaften noch Stand halten werden, läßt sich freilich nicht voraussagen, weil der böse Geist der Zeit schon allenthalben in die Bauernschaften einbricht. Vor der Hand aber bekommt dem Socialismus die rechte Landluft augenscheinlich nicht, während er zwischen den Palästen und Fabriken der Großstädte seine wahre Lebensluft findet.“ Es ließe sich hier Manches beanstanden. Z. B. ist doch die würdevolle, leidenschaftslose Haltung mancher Bauern sehr fraglich, und das Trachten nach dem Schein der Bescheidenheit hat — neben dem zeitweiligen Protzenthum — seinen Grund in der Angst vorm Steuerngeben. Im Allgemeinen aber treffen die Erörterungen „über die sociale Gefahr“ auch in diesem Stücke, in Verhältniß von Stadt- und Landbewohnern zu.

Der Unterschied, wie er thatsächlich vorliegt, hat seinen Grund darin, daß bei der Abgeschlossenheit und Uebersehbarkeit der meisten Landgemeinden gute Einflüsse erleichtert und gemehrt, nachtheilige aber abgeschwächt oder ganz abgewehrt werden konnten. In erster Linie ist es die Kirche, besonders das sie vertretende Pfarramt, das besonders in übersehbaren Gemeinden und im Allgemeinen doch überall eine segensreiche Wirksamkeit entfalten kann. (Hierüber giebt's Bücher, Broschüren, Zeitschriften, ganze Bibliotheken, Vorträge und Artikel ohne Zahl, denn hierher gehört die ganze Literatur der Pastoraltheologie und der inneren Mission.) Dann aber sind es, und darauf sei hier hingewiesen, auch die Patronatsherrschaften, die einen bedeutenden, nachhaltigen Einfluß auf die Gemeinden üben können. Diejenigen Patrone, die mitten in der Kirchgemeinde stehend durch Lust und Liebe zum Gotteshause und zum Gotteswort und durch edle Wohlthätigkeit für kirchliche Zwecke den Parochianen ein gutes Beispiel geben und dabei mit denselben weise Ernst und Wohlwollen paarend stets in Frieden leben, diese Männer sind ohne Zweifel von großem Einfluß auf die socialen Verhältnisse ihrer Umgebung, besonders aber auf die Entwickelung des kirchlichen und religiösen Lebens auf dem Lande. Mag es nun auch zu allen Zeiten Kirchenpatrone gegeben haben, die nur ihre Rechte, nicht aber ihre Pflichten wahrnahmen, so hat doch unsere Landeskirche zu allen Zeiten eine große Zahl edler, wahrhaft kirchlich gesinnter und wohlthätiger Kirchenpatrone gehabt, deren man heute noch dankbar rühmend gedenkt, besonders im 16., 17. und 18. Jahrhundert haben viele solch edler Männer gelebt, und auch die Neuzeit hat solche „Schutzväter“ und „Schirmherren“ der einzelnen Kirchen aufzuweisen.

Was die Neuzeit betrifft, so erinnere ich an alle die Mittheilungen über das Thun und Spenden vieler Kirchenpatrone, davon im Consistorialverordnungsblatt und in den Zeitungen zu lesen ist; erst in den letzten Tagen las ich von einem Legat eines Gliedes der wohlthätigen Familie v. Arnim in Höhe von 30 000 ℳ zur Ermöglichung kirchlicher Armenpflege in der Parochie Cainsdorf. Unsere Ephorie (Borna) betr., will ich, ohne auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, nur erinnern an die Erhöhung des Kirchenvermögens zu Eythra um 3000 ℳ durch Kammerrath Unger im Jahre 1840; an das 1810 vom K. P. u. Accisrath Bennemann für Elstertrebnitz legirte Kirchenbaugeld im Betrage von 3000 ℳ, das 1840 auf 6000 ℳ angewachsen war; an die reichlichen Beiträge des Patrons Grafen von Hohenthal-Püchau zum Kirchenrenovationsbau in Michelwitz im Jahre 1839, nicht minder an die in ihren Zinsen für Arme bestimmten und von den betreffenden Pfarrern verwalteten beträchtlichen gräflich Hohenthal'schen Legate in all den gegen 30 diesem Patronate unterstehenden Kirchgemeinden rc. rc.

Ein edler Kirchenpatron im vollsten Sinne des Wortes ist Adam Ernst Senfft von Pilsach gewesen, der Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts (1648—1715) lebte und wirkte, denn sein Leben wirkt heut' noch reichen Segen. Heute noch ist sein Beispiel in Liebe zum Gotteshause und zum Gottesworte unvergessen, seine Kirchenordnung wird heute noch beachtet, seine milden Gaben werden heute noch von den Kirchendienern und den Armen der Gemeinde dankbar empfangen. Seine und der Seinen Geschichte ist auch für weitere Kreise theilweis wirklich interessant. Pilsach ist ein in früheren Zeiten viel größer gewesenes Rittergut bei dem Städtchen Neumark, ca. 10 Kilometer von Nürnberg entfernt. Auf diesem Rittersitz findet sich die Familie Senfft nachweisbar schon im 15. und 16. Jahrhundert, denn 1619 starb Georg Sigmund Senfft von Pilsach, welcher der „letzte ist in der Reihe der Senffte“, die in der Kirche zu Pilsach begraben liegen.

Der Sohn dieses Georg Sigmund, nämlich Friedrich Thomas Senfft von Pilsach, saß auch auf Pilsach und war vermählt mit Marie Magdalene von Brandt. Aber im Jahre 1628 wanderte Friedrich Thomas Senfft von Pilsach, ohne daß die Familie das Gut Pilsach damals schon veräußert hätte, mit einer Anzahl Edelleuten „der Religion wegen" aus dem Lande und trat in brandenburgische Dienste und wurde Kammerrath und Oberamtmann zu Pegnitz. Was für religiöse Beweggründe den lutherisch gesinnten Edelmann damals zur Auswanderung veranlaßt haben, ist wol nicht ganz klar zu stellen. Doch ist dabei zu erwägen, daß Maximilian I. von Bayern und Ferdinand II. von Steiermark (seit 1619 Kaiser) zusammen als Jesuitenschüler in Ingolstadt erzogen waren und sich später die Ausrottung des Protestantismus in ihren Gebieten angelegen sein ließen, während doch der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Hessen und der Senat und Magistrat der Stadt Nürnberg schon unter den Unterzeichnern der augsburgischen Confession zu finden sind. Hessen-Cassel wurde 1604 durch Landgraf Moritz calvinisirt, und als ihm in demselben Jahre auch Hessen-Marburg zufiel, flohen die lutherischen Professoren nach Gießen, wo der eifriglutherische Ludwig V. von Hessen-Darmstadt eine lutherische Universität gründete. Ein Verdienst dieses streng lutherischen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und der Universität Gießen ist's wol auch, daß in der allerdings kurzen Zeit, in welcher auf Anordnung des Reichsgerichts Hessen-Marburg mit Hessen-Darmstadt vereinigt war, das Lutherthum daselbst wieder so weit gekräftigt wurde, daß es fortan in Oberhessen vorherrschend neben dem Calvinismus bestand, während Niederhessen reformirt blieb. Es ist daher wol mit Recht anzunehmen, daß Friedrich Thomas Senfft von Pilsach, dem 1618 sein Sohn Michael Albrecht geboren worden war, seines lutherischen Bekenntnisses wegen den Sitz der Väter verließ. Solche lutherische Bekenntnißtreue erbte fort in der Familie dieses edlen Mannes. Sein Sohn, Michael Albrecht Senfft von Pilsach, dessen Familie bald nach dem 30jährigen Krieg wegen Streitigkeiten, in die sie mit der Ritterschaft in der Pfalz gerathen war, nach Darmstadt zog, trat in hessen-darmstädtische Dienste und war Burgmann von Gießen und hessen-darmstädtischer Obristlieutenant. Er war vermählt mit Anna Dorothea von Schwalbach, von der ihm in Gießen oder Darmstadt am 17. Februar 1648 ein Sohn geboren ward, der in der heil. Taufe die Namen Adam Ernst empfing. Anna Dorothea Senfftin von Pilsach geb. von Schwalbach starb 1655 und ihr Gemahl, Mich. Alb. Senfft von Pilsach, folgte ihr 62 Jahre alt 1680 im Tode nach. Sein Sohn, der eben erwähnte Adam Ernst Senfft von Pilsach, aus dessen Jugendzeit nichts Genaues bekannt ist, begann seine Laufbahn in hessen-darmstädtischen Diensten als Rath und Hofmeister des landgräflichen Erbprinzen Ludwig. Als solcher bekam er vom Landgrafen auch den Auftrag, den Ehecontract des Erbprinzen mit der Prinzessin Erdmuthe Sophie von Sachsen-Zeitz zu vermitteln, was manche Hin- und Herreise und manchen Aufenthalt an sächsischen Höfen nöthig machte. Jedenfalls haben sich für Adam Ernst Senfft von Pilsach auch am kurfürstlich sächsischen Hofe manche Anknüpfungspunkte dargeboten, so daß er, obgleich er als Burgmann zu Gießen seines Vaters Nachfolger geworden war, 1680 als Kammerrath in kurfürstlich sächsische Dienste trat. Er verheirathete sich mit Sophie Marie Helene Freiin von Holzhausen, die vielleicht eine ferne Verwandte von ihm war, wie aus der Geschichte der Erwerbung des Gutes Löbnitz ersichtlich ist.

Von 1681 bis 1685 bekleidete er das Amt als Hofmeister der Kurfürstin, der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg III. Als er auf diese Stellung 1685 resignirte, nahm er wieder Bestallung als Kammer- und Bergrath. Gleichwol hatte er auch noch den Titel eines Burgmannes zu Gießen und führte ihn bis zu seinem Tode. Zur Belohnung für Treue und Gewissenhaftigkeit im Staatsdienst empfing er am 18. November 1693 das Prädicat als kursächsischer Geheimrath; und als solcher erwarb er das Rittergut Löbnitz bei Groitzsch mit Collatur über Gatzen.

Sie ist nun höchst interessant, diese Erwerbung des altschriftsässigen Rittergutes Löbnitz, das bis 1692 eigentlich Kammergut des vormaligen Bisthums, nachmaligen Stiftes Zeitz und Jagdschloß der Herzöge von Sachsen-Zeitz gewesen war. Es läßt sich hierüber Folgendes feststellen: Adam Ernst Senfft's von Pilsach Großonkel mütterlicherseits war nämlich Johann Melchior von Schwalbach, Ritter und Burgmann zu Gießen und Friedberg in der Wetterau, kurfürstlich sächsischer Generalfeldzeugmeister, Obrist über ein Regiment zu Fuß, auch fürstlich hessen-darmstädtischer Kriegsrath. Dieser Johann Melchior von Schwalbach war vermählt mit Clara Katharina Schütz von Holzhausen und hinterließ bei seinem Tode außer seiner Wittwe nur zwei Töchter seines verstorbenen Bruders, nämlich Anna Agnes von Schwalbach und Anna Dorothea von Schwalbach, nachmals verehelichte Senfft von Pilsach, die Mutter Adam Ernst Senfft's von Pilsach. Zur Hinterlassenschaft gehört u. A. eine Forderung von 73 765 Thalern an den Kurfürsten, eine Schuld, die theils durch den seit 10. August 1631 rückständigen Sold, theils durch baare Vorschüsse zur Artillerieausrüstung aufgelaufen war. Joh. M. von Schwalbach hinterließ, wie schon angedeutet, keine Nachkommen, und so fiel sein ganzer Nachlaß incl. der Forderung von 73 765 Thalern zur Hälfte an seine Wittwe Clara Katharina Schütz von Holzhausen und je zu einem Viertheil an seines Bruders Töchter Anna Agnes und Anna Dorothea von Schwalbach. Letztere nun, die Mutter Adam Ernst Senfft's von Pilsach, war schließlich durch Erbschaftsgang und testamentarische Bestimmung sogar in den Besitz der Hälfte obiger Forderung gelangt. Indeß hat sie († 1655) trotz aller diesbezüglichen Maßnahmen nichts ausgezahlt erhalten. Und auch ihr Gatte Michael Albrecht Senfft von Pilsach († 1680) hat es nicht erlebt, daß die Summe ausgezahlt worden wäre. Sein Sohn, nun eben der kurfürstl. sächsische Kammerrath Adam Ernst Senfft von Pilsach, hatte anfangs auch kein Glück in dieser Angelegenheit, denn trotz mehrfach erfolgter Anregung war die Forderung immer unberücksichtigt geblieben, was bei der Ebbe, die zu damaliger Zeit in allen Staats- und Kriegscassen herrschte, nicht auffallen kann. — Adam Ernst Senfft von Pilsach scheint aber gerade damals Baarmittel nöthig gebraucht zu haben, wahrscheinlich eben um sich in Sachsen anzukaufen. In jene Zeit fällt auch erst der Verkauf des Familienstammsitzes Pilsach, welches Gut Adam Ernst Senfft von Pilsach 1688 an Georg Meiller, den Bürgermeister von Amberg, verkaufte. Ein neues Familiengut in Sachsen schien daher nunmehr dem Kammerrath äußerst wünschenswerth. — Am 3. Januar 1690 richtete er daher an den Kurfürsten ein dringliches Gesuch um Auszahlung der erwähnten Theilsumme (also ca. 37 000 Thaler). Er schrieb darin u. A.: „Ich bin bereit, von dem ganzen Posten ein ziemliches schwinden zu lassen und bitte der Kriegskanzlei zu befehlen, wegen Auszahlung des Postens annehmliche Vorschläge zu thun." Infolge dessen resolvirte Kurfürst Joh. Georg III. an die Geheimen Kriegsräthe „Wir möchten ihm (dem Kammerrath Senfft von Pilsach) in diesem seinem billigen Gesuch gern willfahren, und die Geh. Kriegsräthe sollen deshalb mit ihm ins Einvernehmen treten." — Aus den Acten geht nun nicht hervor, welche Summe Adam Ernst Senfft von Pilsach auf die für die damalige Zeit sehr hohe Forderung vom Kurfürsten bekommen habe; man nimmt daher mit Sr. Exc. dem Hrn. General Senfft von Pilsach (d. Z. in Dresden) wol mit Recht an, daß er gar kein Geld, was damals sehr rar war, erhalten hat, sondern mit Land und zwar mit der Pflege Löbnitz und wol auch Großpriesligk entschädigt worden ist. — Nun erfahren wir zwar aus alten Pegauer und Groitzscher Nachrichten etwa Folgendes: Das Rittergut Löbnitz war Kammergut des vormaligen Bisthums, nachmaligen ev. Stiftes Zeitz. Die Stiftsherrschaft war 1681 an den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz übergegangen. Noch 1684 wohnte die Wittwe Moritz's, des Vaters Moritz Wilhelm auf dem Rittergute Löbnitz. Letzterer „verkaufte" 1693 die „Pflege Löbnitz sammt Collaturrecht über Gatzen und Michelwitz an Adam Ernst Senfft von Pilsach". An einer anderen Stelle lesen wir: Herzog Moritz Wilhelm brachte 1662 durch Kauf auch noch das Amt und die Stadt Pegau an sich, „verkaufte" dagegen wieder verschiedene fürstliche Kammergüter an Privatleute. So kam das Kammergut Pflege Löbnitz mit Großpriesligk am 26. Januar 1693 in den Besitz des kurfürstlichen Geheimrathes Adam Ernst Senfft von Pilsach.

Gleichwol machen diese Nachrichten obige Annahme nicht unmöglich, ja nur noch wahrscheinlicher, denn im Grunde war die Entschädigung mit Land für die Betheiligten, die eigentlich Baargeld zu geben bez. zu fordern hatten, doch auch ein Kauf, wie denn auch manche andere Besitzveränderung damals sich so vollzogen hat. — Der Geheimrath Adam Ernst Senfft von Pilsach, seit 26. Januar 1693 also Besitzer des Rittergutes Löbnitz, hatte offenbar obendrein auch baares Geld herausbekommen, denn — und dadurch documentirte er sich als praktischer Gutsbesitzer — er kaufte zu dem Gute Löbnitz, das bis dahin fast nur aus Wald und Wiesen bestand, noch Bauernfelder hinzu und legte das Vorwerk Röthnitz an. Um jene Zeit war dem Rittergute Löbnitz auch „der zu Grözsch gelegne Weinberg zusambt dabei befindlichen Winzerhause, die Weinkelter, Keller und was mehr dazu gehörig und allda vorhanden" noch zugetheilt. Indeß der Groitzscher Feuerwein und der ganze „Weinbau" muß doch, wie heute noch, nicht besonders hervorragend gewesen sein, denn Adam Ernst Senfft

von Pilsach sah bald ein, daß ihm der (1 Stunde entfernte) Groitzscher Berg wenig nütze, und verkaufte ihn sammt Zubehör den 5. Oct. 1701 an seinen Gerichtsdirector, den Pegauer Stadtschreiber Christian Benjamin Walther, dem der Berg nahe lag, um 450 Gülden (= 1465 ℳ, im Verhältniß zum jetzigen Kornpreis etwa 4400 ℳ). Aber noch in einer Urkunde (von Walther) vom Jahre 1712 heißt es: „Ein zum groitzscher Berg gehöriger Gartten oder Insul (300 ℳ werth) lehnt jetzo dem Geh. Rath Senfft und erbzinset jährlich Mich. 20 Groschen" .... „ein Stück Garten und Wiese (450 ℳ werth) lehnet nach Löbnitz und giebt dahin jährlich Mich. 20 Gr. Erbzins." Später, 1720, kam Berg und Stadt Groitzsch in den Besitz des Stiftsrathes J. F. Born in Zeitz und 1738 an die Familie derer von Schwentendorf.

Wie schon erwähnt, war mit Löbnitz auch das **Kirchenpatronatsrecht** über Gatzen (und Michelwitz) an Adam Ernst Senfft von Pilsach gekommen. Und wahrlich er ist ein rechter Kirchenpatron, ein treuer und gewissenhafter Fürsorger und Berather für die Gemeinde gewesen. Zunächst wurde er der **Erneuerer der Kirche zu Gatzen**. Im Jahre 1638 war nämlich die Kirche zu Gatzen durch die Schweden in einen Schutthaufen verwandelt, aber trotz aller Armuth der Parochianen bald, wenn auch nur nothdürftig, wieder aufgebaut worden, so daß sie schon am 25. Oct. 1639 wieder in gottesdienstlichen Gebrauch genommen werden konnte. Obgleich nun bis 1669 fast ununterbrochen noch gebaut und gebessert wurde, blieb die Kirche doch unschön und klein. Da faßte nun eben der edle Adam Ernst Senfft von Pilsach den Entschluß, die Gatzener Kirche nicht nur zu vergrößern, sondern auch zu verschönern. Und er hat's wahr gemacht: Adam Ernestus Senfft a Pilsach in annis 1697, 98 et 99 templum hoc renovari, amplificari et in praesentem formam redigi atque solemni die sedecimo (16.) Octobris 1699 noviter inaugurari curavit — so lautete die Inschrift an der herrschaftlichen Kapelle in der Kirche zu Gatzen, worüber auch das Senfft'sche und das Holzhausen'sche Wappen prangt. Und in der That, der „Chronik von Gatzen" pag. 29 ist zu entnehmen: Senfft von Pilsach vergrößerte und verschönerte die Kirche zu Gatzen auf eigene Kosten. Er ließ den Altarplatzanbau anfügen und darunter das Erbbegräbniß; er schenkte neue rothseidene, reichgestickte Altar-, Taufstein- und Kanzelbekleidungen (Reste noch vorhanden). Er schenkte neue Kanzel, Orgel, Pulte, Stühle, Bänke und Schränke, dazu eine ca. 100 Bände umfassende Kirchenbibliothek. Die Gatzener Kanzel (vordem von Herzog Moritz aus der Schloßkirche in Zeitz geschenkt) schenkte Senfft von Pilsach 1697 nach Michelwitz, wo sie noch ist.

Aber nicht nur in äußerlichem kirchlichen Wesen wollte der treue Kirchenpatron erneuernd und ordnend wirken, sondern auch im inneren, in Sachen des Gottesdienstes und des kirchlichen Lebens überhaupt. Er hat unter dem 18. October 1701 eine gar treffliche „**Kirchenordnung**" für die Kirche zu Gatzen aufgestellt, die alljährlich am Kirchweihfeste zu verlesen war, heute noch im Originale im Pfarrarchive zu Gatzen vorhanden ist und, was die Hauptsache ist, im Wesentlichen heute noch zum Segen für die Gemeinde gehandhabt wird. Diese Kirchenordnung hier mitzutheilen würde zu weit führen, denn sie umfaßt gegen 30 ausführliche Abschnitte, die stellenweise gar vortreffliche Handhaben zu einer Art Kirchenzucht angeben; es ist ein gar interessantes Document aus der Vorzeit. Heut zu Tage hört und merkt man von Kirchenzucht fast nur in Vorträgen und Kirchenzeitungsartikeln, hier aber finden wir wirkliche That.

Der Erste aber, der sich nach der Kirchenordnung richtete, das war er selbst: Er besuchte, wenn er in Löbnitz weilte, allsonntäglich mit seiner Familie die Kirche und war ein regelmäßiger Gast am Tische des Herrn — ein ernster Christ in jeder Beziehung. Und wenn seiner Zeit (1562) sich Erasmus von Könneritz in Lobstädt verdient machte um Zucht und Sitte in der Gemeinde, so daß ihm der dortige Pfarrer Friedrich das Buch „vom Saufteufel" widmen konnte, so hat Adam Ernst Senfft von Pilsach einfacher und unmittelbar durch sein Thun und Leben sich gewiß gleiches Verdienst erworben. Und seine Verdienste sind an maßgebender Stelle nicht unbeachtet geblieben; solch ein Mann sollte an einflußreicher Stelle stehen: Am 10. September 1708 wurde Adam Ernst Senfft von Pilsach **Oberconsistorialpräsident** und somit nach Dresden, der Residenz Friedrich August's, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, berufen. Auch in dieser hohen Stellung hat der edle Mann höchst verdienstlich gewirkt. Die ohne Zweifel von ihm angeregten kirchlichen Rescripte und Mandate aus jener Zeit beweisen das. Ich erwähne das Rescript von 1709, die Kirchentrauer für Kirchenpatrone betr., das uns bezeugt, wie wichtig ihm das Amt eines Patrons erschien, und das Rescript vom 16. Mai 1710 über die Abschaffung unnöthiger Titulaturen in öffentlichen Kirchengebeten, ein Rescript, das die wahrhaft christliche Demuth des Oberconsistorialpräsidenten kennzeichnet, denn der Landesherr hat auf Vortrag des Oberconsistoriums in jenem Erlaß „auf Abschaffung der unnöthigen und weitschweifigen Tituln im allgemeinen Kirchengebet sein christfürstliches Absehen gerichtet, auf daß hinfüro von Hochgeboren, Hochwohlgeboren, von gnädigen Herren und gnädigen Frauen in solchen Vorbitten abgesehen werde". Interessant und höchst bezeichnend für damalige Zustände ist auch das Mandat von 1711, daß kein Pfarrer, Schulmeister oder Kirchendiener bei Strafe der Suspension oder Remotion Wechsel ausstellen soll. Ganz besonders aber erinnert an das Verständniß des treuen Kirchenpatrons für kirchliches Leben und Volkswohlfahrt, für Wohl und Wehe der Gemeinden das Rescript vom 17. September 1710 „wegen der Pfarrer Verhalten im Unterricht der Leute" und die Oberconsistorial-Verordnung von 1713 „die Besuchung der Schule durch den Pfarrer". Letztere ist eine Instruction für Localschulinspectoren, wie sie besser eigentlich nicht sein kann; und in der ersteren erblicken wir wol mit Recht einen Aufruf zur Belebung der Katechismusunterredungen, denn dort mahnt das Oberconsistorium: die Pfarrer sollen die erwachsenen jungen Leute „besonders vornehmen und prüfen, ob sie nicht nur ihren Katechismus und gute biblische Sprüche gelernt, sondern auch, ob sie den heilsamen Verstand derselben gefasset und die Sache zu Herzen genommen hätten, ingleichen ob sie in der Erkenntniß Gottes ihres Heilandes, der Gnadenordnung und ihrer selbst, absonderlich in der Lehre von der Buße, vom Glauben, von der Wiedergeburt und Erneuerung sattsam unterrichtet wären."*)

Das **gute Beispiel**, das der Hr. Oberconsistorialpräsident als Kirchenpatron gegeben hatte und noch gab, hat gewirkt in weiten Kreisen; gerade in jener Zeit wurde von Kirchenpatronen viel gethan für Kirche und Schule, für Armenpflege. Nur Weniges aus der Ephorie Borna mag hier erwähnt sein: Hr. von Kötteritz erbaut 1715 aus eigenen Mitteln die Kirche zu Steinbach; Heinrich von Osterhausen stiftet 1703 und 1733 für Pfarre und Armuth in Böhlen beträchtliche Legate, ebenso Hr. von Einsiedel in Roda. Die Dagrott'sche (Dachrod'sche?) Familie stiftet in Trautzschen ein Legat zu Gesangbüchern für Confirmanden; Julius von Helldorf erbaut 1699 zum größten Theil auf eigene Kosten die Kirche zu Kieritzsch und Tobias von Zehmen ebenso 1700 die Kirchen zu Trages und Hainichen; F. von Helldorf beschenkt 1695 Kirche und Pfarre von Kosterwitz und Frhr. Julius von Apel legirt 1350 Thlr. für Pfarre und Schule von Trautzschen; Hr. Gregorius von Kreutzen baut die Pfarre zu Benndorf und beschenkt sie mit Grundstücken, Frau von Pöllnitz und Hr. von Ponikau schenken der Kirche zu Benndorf beträchtliche Legate; Heinrich Haubold von Bose verlängert, erhöht und verschönert 1699 die Kirche zu Breitingen u. s. w. Näheres besagt die Sächs. Kirchengallerie.

Wenn es die Pflicht irgend erlaubte, kam der Hr. Oberconsistorialpräsident nach seinem Landsitz Löbnitz. Er hat der Gemeinde auch nach der Zeit der Kirchenrenovation manche Wohlthat erwiesen. Mit Strenge wachte er über dem Kirchenvermögen, ja er legte durch mancherlei bare Geschenke (zuletzt im Jahre 1709) mit den Grund zu dem jetzt nicht unbedeutenden Vermögen der Kirche zu Gatzen. Und am 10. Dec. 1709 stifteten er und seine edle Gemahlin das Senfft von Pilsach'sche Legat (lt. Stiftungsurkunde im Pfarrarchiv), wovon die Pfarrer und Kirchschullehrer und Kirchenknaben von Gatzen und Michelwitz und die Armen der Parochie Gatzen die Zinsen ziehen.

Die **letzten Lebensjahre** hat Adam Ernst Senfft von Pilsach, nachdem er sich aus dem Staatsdienste zurückgezogen hatte, in Löbnitz zugebracht. Es war ihm ein stiller, wenn auch nur kurzer Lebensabend beschieden. An seinen Kindern erlebte er Freude. Seine Tochter Henriette Regine († 1739 in Löbnitz) war verheirathet gewesen an Herrn Heinrich Friedrich von Ende, 1724—1733 Erbgerichtsherr auf Löbnitz († 1733 in Löbnitz). Beide wurden in der Erbgruft beigesetzt. — Johann Friedrich Senfft von Pilsach, der Sohn des Oberconsistorialpräsidenten, ward zur Freude seiner Eltern fürstlich-darmstädtischer Major und Kammerjunker. „Er war ein Freund der Kirche, ein gütiger Herr gegen seine Untergebenen und ein rechtlicher frommer Mann." Er war Besitzer des Rittergutes Löbnitz 1715—1724. Seine Gattin, Frau Helene Louise Senfftin von Pilsach geb. Dacheroth (Dachröden), schenkte der hiesigen Sacristei den 5. August 1720 eine schöne (noch vorhandene) Bibel. Und

*) Zittau und andere Städte stellen Katecheten an.

der Gatte selbst schenkte der Kirche 20 Thaler Beitrag zur Anschaffung einer neuen Glocke, während seine Anverwandte, Fräulein Anna Regine von Racknitz, der Kirche eine silberne, stark vergoldete Abendmahlsweinkanne verehrte. Man sieht, die edle Freigebigkeit im Senfft von Pilsach'schen Hause war erblich geworden zur Freude des Hauptes der Familie. Doch auch ihm sollten trübe Tage kommen Adam Ernst Senfft von Pilsach fühlte sich krank, fühlte den Tod nah'n; ja, er scheint zuweilen ganz besonders lebhafte Todesahnungen gehabt zu haben. Gottvertrauen und Christensinn war auch jetzt seine Zierde. Zuerst starb ihm seine Gattin, sie starb in Dresden am 27. Februar 1712, am 10. März a. ej. wurde ihre Leiche von Dresden nach Gatzen ins Erbbegräbniß gebracht und ihr am 13. März D. Judica die Gedächtnißpredigt gehalten. Die Todesahnungen des Wittwers mehrten sich; mit ihnen aber auch seine Gebetskraft und Sterbensfreudigkeit. Beides bezeugte er in einem Liede, das er sang, gar sinnig und schön. Adam Ernst Senfft von Pilsach ist nämlich der Dichter des Liedes Nr. 366 im Zeitzer Gesangbuch, welches bis 1883 in der Kirche zu Gatzen im Gebrauch war. Dies Lied (ein herrliches Sterbelied von 11 Strophen mit dem Anfange „Herr, du kennest meine Tage") ist vielen Gemeindegliedern immer noch lieb und werth, hat aber leider im neuen sächsischen Landesgesangbuch keine Aufnahme gefunden. Den Schluß bilde die Abschrift der Todesnachricht Nr. 8 vom Jahre 1715: „Der Hochwohlgeborene Herr, Herr Adam Ernst Senfft von Pilsach, Burgmann zu Gießen, Erblehn- & Gerichtsherr der Pflege Löbnitz und Großpriesligk, königl. polnischer und kurfürstl. sächs. Geheimbder Rath und des Oberconsistorii Praesident verstirbt auf seinem Gute zu Löbnitz den 26. Juni Abends ¾11 Uhr sanft und selig. Sein Leichnam ist den darauffolgenden 29. Juni Abends in aller Stille beigesetzet und die Gedächtnißpredigt bei adligen Solemnitäten den 28. Juli, als Dom. VI. p. Trinit. gehalten worden; hat gelebt 67 Jahr 4 Mon. 9 Tage & 12 Stunden. Requiescat in pace!"

Bücherbesprechungen.

K—d. Petersen, Dr. Jul., Reichsgerichtsrath, und Wilh. Frhr. v. Pechmann, Rechtsconsulent, Gesetz, betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften, vom 18. Juli 1884. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, 1887. Lief. 1 (Bg. 1—6, Art. 173—180 d). Preis 1 ℳ 60 ₰. — Der Commentar des verst. Reichsgerichtsraths Dr. Puchelt zum Allg. D. Handelsgesetzbuche war bereits im ersten, das Gesellschaftsrecht mit umfassenden Bande der 3. Auflage erschienen, als das ebengenannte Reichsgesetz verkündet wurde; kurz nach Abschluß des zweiten Bandes verstarb der verdienstvolle Verfasser des Commentars und deshalb unterblieb wol bisher eine Ausdehnung des Commentars auf das Reichsgesetz von 1884. Nach der Anzeige der Buchhandlung und nach der äußeren Einrichtung des angezeigten Werkes wird letzteres die Ergänzung des Puchelt'schen Commentars bringen; nach der inneren Einrichtung ist es aber ein völlig selbständiges Werk, welches von dem Puchelt'schen mehrfach abweicht, da die Erläuterungen zum Theil in weiteren Erörterungen bestehen, die Rechtsprechung in anderer Form berücksichtigt ist, neben den Erläuterungen noch besondere Anmerkungen gebracht werden. Die Abänderungen sind ganz berechtigt, um so mehr, als die Rechtsprechung zum neuen Reichsgesetze noch nicht Vieles ergeben hat. In der vorliegenden ersten Lieferung sind u. A. der Begriff der Commanditgesellschaft auf Actien, ferner Gesammtcapital der Commanditisten, Actien, Antheilscheine, Einlagen, sowie die Feststellung und der Inhalt des Statuts (Gesellschaftsvertrages), die rechtliche Natur der Zeichnung, die Nothwendigkeit der Eintragung, die Aufgabe des Registerrichters mehr oder weniger eingehend erörtert, wobei die Verfasser Stellung zu den bereits vorhandenen Streitfragen nehmen, auch die Entscheidungen sächsischer Gerichte berücksichtigen. Kann zwar erst nach Vollendung des Werkes dasselbe endgiltig beurtheilt werden, so darf es doch schon jetzt nach dem Inhalte der ersten Lieferung nicht nur den Besitzern des Puchelt'schen Commentars als Ergänzung, sondern auch überhaupt als eine Erläuterung des Reichsgesetzes von 1884 empfohlen werden, welche die Bedürfnisse der Praxis nicht aus dem Auge läßt.

L.— Frankreich und die französische Armee. Ein Sattelbuch für den Feldgebrauch. Vierzehnte Auflage. Leipzig 1887, Eduard Heinrich Mayer. — Dieses Büchelchen, dessen wohlbekannter Herr Verfasser sich in neuester Zeit, wir wissen nicht warum, mit dem Schleier der Anonymität verhüllt, hat binnen weniger Jahre die vierzehnte Auflage erlebt. Diese Thatsache macht es eigentlich überflüssig, noch etwas zu seinem Lobe zu schreiben. Wir beschränken uns deswegen darauf, zu constatiren, daß der Herr Verfasser mit seinen auf das Sorgfältigste gesammelten und wohlgeordneten Notizen über den dermaligen Zustand der Armee unseres Erbfeindes Tausenden von deutschen Officieren einen großen Dienst erwiesen hat, und sind fest überzeugt, daß weitere Tausende von Kameraden sich beeilen werden, die Hand nach dem Sattelbuche auszustrecken, sobald nur erst dessen unbestreitbare Nützlichkeit noch allgemeiner bekannt geworden sein wird.

L.— Rußland und die russische Armee. Ein Sattelbuch für den Feldgebrauch. Nebst einem Anhang über die rumänische, serbische und bulgarisch-ostrumelische Armee. Leipzig 1887, Eduard Heinrich Mayer. — Das Sattelbuch über die russische Armee ist neu, aber es steht demjenigen über die französische Armee an Gediegenheit des Inhalts in keiner Weise nach und wir können nur wünschen, daß dasselbe ehebaldigst sich einer ähnlichen Verbreitung in unserem vaterländischen Kriegsheere zu erfreuen haben möge, wie jenes.

R.B. Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Heft 6, September 1887. — Der Herausgeber fährt in diesem Hefte fort mit seinen Erläuterungen zu Goethe's Aufsatz „Der Sammler und die Seinigen", zu einem Briefe Heinrich Heine's und zu Schiller's „Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück einer wahren Geschichte". Aus diesen Besprechungen, die, wie ich schon zu früheren Heften bemerkte, neben goldnem Weizen auch viel werthlose Spreu enthalten, möchte ich diesmal als besonders lesenswerth hervorheben die auf S. 251 ff. sich findende Abhandlung über das Fürwort ich und den Ersatz desselben. Der Spott, mit dem Sanders die Kaufleute übergießt, die als Ausbunde der Höflichkeit und Feinheit die Ich ganz aus ihren Briefen verbannen, ist durchaus berechtigt. Seltsam ist nur, daß der Verleger der Zeitschrift, J. F. Richter in Hamburg, die Hefte verschickt mit einem Rundschreiben, welches beginnt: Gestatte mir, Ihnen ein Exemplar der soeben in meinem Verlage erschienenen Ztschr. f. d. Spr. u. s. w. Aus den kleinen Mittheilungen und dem Briefkasten (S. 280—288) läßt sich der erfreuliche Schluß ziehen, daß die Zeitschrift sich schon einen recht ansehnlichen Leserkreis erworben hat. Möge derselbe sich immer mehr und mehr erweitern!

J. R. Zur Guten Stunde. Illustrirte deutsche Zeitschrift. Berlin, Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik). Viertelj. 2,50 ℳ. — Eine neue illustrirte Wochenschrift! „In der Eigenart ihrer Ausstattung und der trefflichen Auswahl des Textes liegt die Berechtigung ihrer Existenz", heißt es in dem Begleitschreiben; damit wird geschickt die Frage umgangen, die sich einem Jeden, der dies erste Heft in die Hand bekommt, unwillkürlich aufdrängt: ist für das neue Unternehmen denn eine Lücke vorhanden, die es ausfüllen will? Indeß ist die Bedürfnißfrage für das Gedeihen eines Blattes ja nicht immer entscheidend; wird es gut geleitet und Entsprechendes in Wort und Bild geboten (und mit dem vorliegenden Hefte hat man sich alle mögliche Mühe gegeben), so kann es, auch ohne gerade nöthig zu sein, sein Glück machen, wie z. B. „Vom Fels zum Meer" zeigt. Was für „Zur Guten Stunde" einnimmt, ist das Heranziehen jüngerer und besserer, weniger bekannter Kräfte (Ferd. Avenarius, Günter Walling, Bulthaupt, Detlev v. Liliencron, Xanthippus u. s. w.) zur Mitarbeiterschaft, während neu auftauchende Journale sich sonst gewohnheitsmäßig und gedankenlos immer nur an die „berühmten Namen" als pièces de résistance zu halten pflegen: vielleicht geht aus dieser Berücksichtigung des frischen Blutes in unserer Literatur eine wirkliche Eigenart der neuen Zeitschrift hervor. Zu einem weiteren Urtheil muß die Entwicklung des Blattes abgewartet werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 78. Sonnabend, den 1. October. 1887.

Ueber tägliche Temperaturschwankungen in drei verschiedenen Höhenlagen des sächsischen Erzgebirges während der Periode 1876—1885.

Von J. Berthold, Schneeberg.

Von allen meteorologischen Elementen sind es insonderheit zwei, welchen infolge ihres unmittelbaren Einflusses auf alles organische Leben von Seiten der Laienwelt ein größeres Interesse entgegen gebracht wird: die Temperatur und der Niederschlag. Trotz stetig fortschreitender Bildung erwärmen sich die breiten Schichten des Volkes noch immer für Pankratius und Servatius, für Siebenschläfer und Märzennebel mehr, als für wichtige wissenschaftliche Entdeckungen, hohe politische Fragen und stolze Siege moderner Technik. Und dieses Interesse muß sich aus praktischen und psychologischen Gründen noch steigern, sobald eine einschlägige Untersuchung mehr Extreme und Ausnahmsfälle als Durchschnittswerthe und normale Bewegungen ins Auge faßt. Infolgedessen hofft der Verfasser auch in weiteren Kreisen ein entgegenkommendes Interesse zu finden, wenn er es jetzt unternimmt, ausführlicher über die nur selten berechneten täglichen Temperaturschwankungen in dem klimatisch interessantesten Theile unseres Vaterlandes zu berichten. Zugleich aber betrachtet er das Folgende als erste wünschenswerthe Ergänzung zu seiner früheren Abhandlung über „Das Klima des Erzgebirges".*)

Um auch den in meteorologischen Dingen weniger heimischen Lesern das Verständniß der das Ganze beherrschenden Idee zu erleichtern, muß einleitend Folgendes erwähnt werden.

Stellt man sich den jährlichen Wärmeverlauf von Tag zu Tag graphisch dar, so zeigt das Temperaturdiagramm nicht etwa eine einfache, regelmäßig auf- (Sommer) und absteigende (Winter) Wärmecurve, sondern die erfahrungsgemäß zwischen je zwei benachbarten Tagen stattfindenden Temperaturdifferenzen bewirken eine Zickzacklinie, welche bald den Vergleich mit einem scharf gezähnten Blatte, bald denjenigen mit einer unregelmäßig geschweiften Wellenlinie aushält. Wäre die Temperatur eines Erdortes lediglich vom Stande der Sonne abhängig, so müßte vom kältesten Tage des Jahres ab bis zum wärmsten jeder folgende Tag im Verhältniß zum vorhergehenden eine geringe Wärmezunahme (für Wien z. B. 0.11° C.) aufweisen, während sich diese Differenz im zweiten Halbjahr in eine annähernd gleichgroße (ca. 0.15°) Abnahme verwandeln würde. Diese Idealwerthe bezeichnet man als die mittlere tägliche periodische Aenderung der Temperatur. Von ihr ist in vorliegender Abhandlung ganz abgesehen worden. Hier galt es vielmehr, die unperiodischen, unregelmäßigen Temperaturveränderungen von einem Tage zum anderen in Untersuchung zu ziehen und unter die klimatischen Constanten des Erzgebirges einzuführen. Es erübrigte also zunächst, aus den Terminbeobachtungen der drei berücksichtigten Stationen (Döbeln, Schneeberg, Reitzenhain) die wahren Tagesmittel für die auf die bezeichnete Periode entfallenden 10 989 Beobachtungstage zu bestimmen, sodann aus ihnen für je zwei benachbarte Tage die Differenzen zu berechnen, und endlich diese interdiurnen Differenzen nach Dekaden, Monaten, Jahreszeiten, Jahren und Pentaden zusammenzustellen, ihre Durchschnitts- und Extremwerthe abzuleiten und gegenseitig zu vergleichen. Der wissenschaftliche Werth einer derartigen Untersuchung wird sonach in erster Linie von dem Grade der Vergleichbarkeit des zu Grunde liegenden Beobachtungsmaterials abhängen. Da nun die vom Verfasser ausgewählten Stationen in ganz gleichem Höhenabstande liegen (Döbeln 190, Schneeberg 483, Reitzenhain 778 m), an denselben die Beobachtungen zu gleicher Zeit, ohne Unterbrechung und ohne Beobachterwechsel unter Controle der Centralstation angestellt worden sind, so dürfte das in umfangreichen Tabellen niedergelegte Zahlenmaterial bezüglich seiner Vergleichbarkeit selbst hohen Anforderungen genügen.

*) 4ter Bericht des königl. Seminars zu Schneeberg. 1886.

I.

Die Mittelwerthe der Temperaturveränderungen von einem Tage zum andern.

Das 10jährige Mittel der in Rede stehenden Temperaturveränderungen beläuft sich für Döbeln auf 1.90, für Schneeberg auf 2.00 und für Reitzenhain auf 2.08 Grad des 100theiligen Thermometers.*) Die von vornherein zu erwartende Thatsache einer Zunahme der täglichen Temperaturveränderlichkeit mit der Höhe wird sonach von vorstehenden Werthen, wie auch von sämmtlichen Jahresmitteln des untersuchten Decenniums vollauf bestätigt und kann diese Steigerung im Mittel mit 0.03° pr. 100 m Erhebung notirt werden. Dagegen lehrt ein Blick auf die Mittelwerthe für die

Jahr	1876	77	78	79	80	81	82	83	84	85	1876—85
Döbeln . . .	1.98	1.89	1.61	1.90	1.82	2.18	1.87	1.80	2.00	1.93	1.90
Schneeberg. .	2.02	1.98	1.47	1.96	1.84	2.28	1.91	2.08	2.04	2.16	2.00
Reitzenhain .	2.14	2.04	1.65	2.10	2.03	2.31	2.00	2.08	2.11	2.19	2.08

einzelnen Monate und Jahreszeiten, daß diese Tendenz zum Steigen nicht das ganze Jahr hindurch gleichmäßig besteht. Sie ist vielmehr im Juli (0.063° pr. 100 m), Juni und März am ausgeprägtesten, gelangt im Februar und December annähernd zum Stillstand, um im October und November in das Gegentheil überzugehen.

Monat	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
Döbeln	1.98	1.90	1.93	1.79	2.09	1.96	1.83	1.62	1.73	1.90	1.94	2.10
Schneeberg . .	2.13	1.80	2.14	1.98	2.39	2.18	1.96	1.80	1.77	1.95	1.80	2.07
Reitzenhain . .	2.19	1.97	2.24	1.93	2.34	2.26	2.27	1.82	1.91	1.86	1.92	2.23

Für die Dekadenmittel schien ein Zeitraum von 10 Jahren gleich von vornherein zu klein, als daß sich der Höhenunterschied der Stationen ausnahmslos bemerklich machen könne. Und in der That bestätigen nur 53% derselben das fragliche Gesetz, während bei 36% die Variabilität mit der Höhe wechselt (besonders im December), bei 8% sinkt (besonders im November) und bei 3% sich von der letzteren unabhängig zeigt. In einzelnen März- und Junidekaden erreicht die von der Höhe bewirkte Steigerung 15%, im Januar und Juli 12%, im August und Mai 10% der mittleren täglichen Veränderlichkeit. Wechselvoller wird das Bild bei genauer Durchsicht der einzelnen (120) Monats- und (360) Dekadenwerthe; es erweisen sich als

*) Nur dieses ist in vorstehender Abhandlung gemeint.

	steigend:	fallend:	wechselnd:	gleich:
von den Monatsmitteln. .	45%	12%	31%	12%
von den Dekadenmitteln				
im Jahr	35	20	39	6
„ Sommerhalbjahr . .	37	17	38	8
„ Winterhalbjahr . . .	31	24	39	6

Am größten war der Einfluß, welchen die Seehöhe auf die Temperaturveränderlichkeit ausübte, in der 2. Märzdekade 1880. Hier betrug die völlig regelmäßige Steigerung per 100 m Erhebung das Zehnfache des obenerwähnten Mittels (1.6, 2.5, 3.4). Noch dreimal wurden gleiche, beziehentlich höhere Werthe erreicht, nur daß sich dann stets der Abhang variabler zeigte als der Kamm. Solches fand statt: 1881 I_2 (4.2, 5.1, 3.3), 1882 V_1 (2.8, 4.0, 3.1) und 1877 VIII_1 (1.5, 3.7, 2.5).

Bezüglich der absoluten Größe der Mittelwerthe sei zunächst erwähnt, daß die interdiurnen Temperaturintervalle ihr Maximum im Jahre 1881, ihr Minimum 1878 erreichten. Beide Jahresmittel weichen ziemlich genau um 13% von dem normalen Werthe ab und würde sich das Plus des Maximums sogar bis auf 19% steigern, wenn man statt des bürgerlichen Jahres die Zeit vom October 1880 bis September 1881 setzte. Auch äußert sich die Erscheinung nicht lediglich in den Mitteln, sondern auch in den Extremen. Auf das Jahr 1881 fällt kein einziges Monatsminimum, dagegen 35% aller Maxima, und in gleicher Weise ist 1878 frei von jeglichem Maximum, aber belastet mit 28% aller Minima.

Die Temperaturintervalle sind im Allgemeinen für das Niederland im Sommer am kleinsten und im Winter am größten, für das Gebirge dagegen hat der Herbst die kleinsten und der Frühling die größten Werthe. Uebernormal erscheint die tägliche Temperaturveränderlichkeit des Mai, December, Juni, Januar, unternormal diejenige des August, September, April und Februar, wobei es der Mai bis zu einer positiven Abweichung von 14%, der August zu einer negativen von nur 12% bringt. Die absolut größte Veränderlichkeit besaß der Januar 1881 (3.3), die kleinste der August 1880 (1.2). Während sonach jener das Januarmittel von St. Petersburg und das Jahresmittel von Bogoslowsk und Barnaul erreichte, wetteifert dieser mit den Augustmitteln von Lissabon, Mailand und Athen. Nicht uninteressant erweist sich nach dieser Richtung hin die bunte Reihe der Dekadenmittel. Es erreichten oder übertrafen folgende Dekaden die vorstehenden Variabilitätswerthe

2.4°: XII_2, VI_1,
2.3°: V_3, I_3,
2.2°: V_2, XI_3, V_1,
2.1°: VII_3, III_3, I_2,
2.0°: III_1, I_1, XII_1, VI_1, IV_2, II_2, III_2, II_2, VII_3,
1.9°: IX_2, X_1,
1.8°: X_3, X_2, VI_3, IV_1, XII_3, VIII_2, XI_2, VIII_3,
1.7°: VII_1, IV_3, IX_3, IX_1,
1.6°: XI_1, VIII_1 und II_1.

Die im Volksmunde berüchtigte Dekade der Eismänner (V_2) wird sonach von 4 anderen nicht unwesentlich übertroffen und sind namentlich die positiven Temperatursprünge in der Christwoche und die negativen beim Jahresschlusse so dominirend, daß die 3. Decemberdekade entschieden die Reihe zu eröffnen hat. Hingegen erscheint es auffällig, wie sich die beiden benachbarten Dekaden des Januar und Februar in so erheblichen Gegensatz stellen können, daß der Werth der letzteren um nicht weniger als 34% tiefer steht. Erinnert man sich jedoch der schönen, ruhigen, echten Wintertage, welche die erste Hälfte des Februar erfahrungsgemäß in sanitärer Hinsicht auszeichnen, so wird man sich mit dem Ergebniß der Untersuchung auszusöhnen wissen.

II.

Absolute und relative Häufigkeit der Temperaturschwankungen von bestimmter Größe.

Jahr	Zahl der Intervalle von 0 bis 2°	2—4° +	2—4° —	4—6° +	4—6° —	6—8° +	6—8° —	8—10° +	8—10° —	10 bis 12° +	10 bis 12° —	12 bis 14° +	12 bis 14° —	14 bis 16° +	14 bis 16° —
Döbeln	222.1	55.0	49.7	14.3	15.5	2.4	4.2	0.7	1.1	—	0.1	0.1	—	0.1	—
Schneeberg .	217.5	55.3	47.2	15.2	18.8	3.8	4.2	0.9	1.9	0.1	0.2	0.2	—	—	—
Reitzenhain .	207.5	59.9	52.1	15.2	17.0	5.1	5.9	0.7	1.7	0.1	0.2	0.1	—	0.1	—

Wahrscheinlichkeit (‰) einer Temperaturveränderung

Jahr	unter 2°	über 2° +	über 2° —	über 4° +	über 4° —	über 6° +	über 6° —
Döbeln	608	198	194	48	57	9	15
Schneeberg . . .	596	207	197	55	69	14	17
Reitzenhain . . .	568	222	210	58	68	16	22

Wichtiger als die alle Einzelheiten verdeckenden Mittelwerthe erscheint uns die nach Größe und Zeichen gegliederte tabellarische Zusammenstellung interdiurner Temperaturintervalle von bestimmter Größe, und namentlich muß vom hygienischen Standpunkte aus den negativen Temperatursprüngen, den sogenannten Rückfällen ein größeres Interesse zuerkannt werden. Die vom Verf. aufgestellten hier nur in ihren Endresultaten vertretenen Tabellen verbürgen folgende Thatsachen:

a) Im Erzgebirge kommen vereinzelt tägliche Temperaturschwankungen bis zu 15° vor und ist ein Unterschied von Niederung und Kamm in dieser Hinsicht nicht zu bemerken.

b) In dem untersuchten Zeitraume sind bei allen Stationen die höchsten Schwankungen ausschließlich positiver Art gewesen. Es haben sich Temperaturrückfälle über 12° nicht ereignet.

c) Von sämmtlichen täglichen Temperaturintervallen sind 59% unter- und 41% übernormal und vermehren sich die letzteren auf dem Gebirgskamme um 2% (43%) zu Gunsten der Niederung (39%).

d) Positive und negative Temperatursprünge (über 2°) halten sich in der Niederung annähernd das Gleichgewicht (21% und 20%); bei Kammstationen erreichen die positiven ein Plus von 2%.

e) Sobald die Schwankungen 4° übersteigen, stehen die negativen numerisch entschieden im Vortheil und stellt sich das Verhältniß beider auf 1,205. Es zählt Schneeberg alljährlich 19 solcher Sprünge mehr als Döbeln und Reitzenhain 2 mehr als Schneeberg.

f) Dieses Uebergewicht der Temperaturrückfälle steigert sich bei Intervallen von 6° und darüber zum Verhältniß 1,385 und ist diese Steigerung auch bezüglich der drei verschiedenen Höhenlagen eine ganz gleichmäßige.

g) Die Schwankungen über 4° betragen 12%, diejenigen über 6° 3% aller Intervalle.

h) Weiter ist hervorzuheben, daß

a) die positiven Sprünge

	von 2—4°	4—6°	6—8°	8—10°
ihr Maximum im	Frühling	Frühling	Winter	Winter
„ Minimum „	Winter	Herbst	Sommer	Sommer,

b) die negativen Sprünge

	von 2—4°	4—6°	6—8°	8—10°
ihr Maximum im	Herbst	Frühling	Frühling	Sommer
„ Minimum „	Frühling	Sommer	So. u. Herbst	Hbst. u. Wint.

haben.

i) Discutirt man obigen Gedanken für die einzelnen Monate, so erscheint es räthlich, sämmtliche Temperaturschwankungen in 3 Gruppen (unter 2°, 2—4°, über 4°) zu theilen. Die erstere hat ihr Maximum im August, ihr Minimum im Mai, die zweite ihr Maximum im Mai, ihr Minimum im December, die dritte ihr Maximum im October, ihr Minimum im Mai. Während im August ⅔ aller Intervalle unter 2° liegen, ist dies im Mai nur bei der Hälfte der Fall und stellt sich die Reihenfolge der Monate in dieser Beziehung wie folgt: August, September, November, December, October, Juli, Januar, März, April, Februar, Juni, Mai.

k) Im Mai kommen auf 1 positive Temperaturschwankung über 6° 4 negative, im December auf 1 negative 2 positive. Kein andrer Monat hat ein derartiges Mißverhältniß aufzuweisen.

III.

Ueber die größten Temperaturschwankungen innerhalb 24 Stunden.

Bei den drei obengenannten Stationen sind während der Periode 1876—85 in den einzelnen Monaten folgende Maximalsprünge vorgekommen:

Monat	Döbeln +	Döbeln —	Schneeberg +	Schneeberg —	Reitzenhain +	Reitzenhain —
I	8.4	8.2	11.2	10.5	8.5	8.5
II	8.7	7.5	9.0	8.2	8.0	7.3
III	8.5	9.9	7.4	9.2	11.4	11.7
IV	5.8	9.3	8.3	10.2	6.4	7.1
V	6.3	8.2	8.4	10.0	7.3	10.1
VI	5.1	9.9	7.1	9.8	6.9	12.4
VII	6.1	10.0	6.4	8.9	6.5	10.4
VIII	5.6	7.3	7.1	7.9	6.0	7.8
IX	5.2	8.1	6.1	8.3	7.0	8.1
X	7.7	8.7	9.8	6.6	9.8	7.3
XI	8.6	8.5	9.5	7.7	9.7	8.2
XII	14.5	8.3	12.6	8.5	14.8	8.5
Jahresmittel	7.54	8.66	8.58	8.82	8.58	8.95

Die größte interdiurne Temperaturschwankung trat bei allen Stationen am 28. December 1876 ein und erreichte eine Höhe

von 13—15°, welcher Betrag nach einer vom Professor Hann 1875 geführten Untersuchung*) beispielsweise den Orten Warschau, Upsala, St. Petersburg, Sidney, Melbourne zukommt. Leipzig scheint in dieser Hinsicht um ein Geringes (2°) hinter Döbeln zurück zu stehen, und während sich die fragliche Größe unter Anderm für Orte der italienischen Küsten nicht über 10° erhebt, steigt sie in Westsibirien und Central-Nordamerika bis auf 26°. Wenn auch die in der Tabelle verzeichneten absoluten Maxima sämmtlich positiver Natur waren, so stehen doch die Mittelwerthe der Erkaltungen durchschnittlich 7 % höher, als diejenigen der Erwärmungen. Nur das durch sein geringes Temperaturintervall ausgezeichnete Jahr 1878 macht hiervon eine Ausnahme. Die beiden letzten Jahrgänge (1884 und 1885) dagegen haben sich durch so bedeutende Temperaturrückfälle unangenehm bemerklich gemacht, daß bei ihnen das Uebergewicht der negativen über die positiven Sprünge in Reitzenhain nicht weniger als 40 % betrug.

Auch bei den Maximis entfallen die größten negativen Intervalle auf Mai und Juni, die positiven auf December, die kleinsten negativen auf Herbst und Februar, die positiven auf den Hochsommer. Der Höhenunterschied der Stationen macht sich hier in etwas geringerer Weise geltend, wie nachstehende Zusammenstellung der Jahresmittel lehrt:

	+	—
Döbeln	5.16	5.54,
Schneeberg . . .	5.55	5.91,
Reitzenhain . . .	5.64	6.08.

In der diesjährigen Augustnummer der Meteorologischen Zeitschrift (Hann-Köppen) publicirt Prof. Dr. Ragona seine Untersuchung über die Maxima der täglichen Temperaturveränderungen zu Modena für die Periode 1861—1880. Er hebt hierbei besonders hervor, daß die positiven Aenderungen im Jahre drei Maxima und Minima, die negativen nur zwei solcher Extreme haben. Untersucht man das erzgebirgische Material nach dieser Richtung hin, so zeigt sich eine Uebereinstimmung nur in der Zahl der positiven Aenderungen. Eine vergleichende Zusammenstellung beider wird das Gesagte bestätigen, nur wolle man bedenken, daß beide Columnen nicht streng vergleichbar sind, weil Modena sich auf eine 20jährige, das Erzgebirge dagegen nur auf eine 10jährige Periode bezieht.

	Modena		Erzgebirge (Schneeberg und Reitzenhain)	
	+	—	+	—
Maxima	Mai Aug. Decbr.	Juni Aug. —	März Mai December	Januar März Juni September
Minima	Febr. Juli Oct.	— Juli Dec.	Februar April September-August	Februar April August October
Maximum maximorum:	Mai	Juni	December	Juni
Minimum minimorum:	Oct.	Dec.	September	October

IV.

Verhältniß der Länge, Häufigkeit und Stärke der Erwärmungen zu den beziehentlich gleichen Attributen der Erkaltungen.

a) Durchschnittslänge der Temperaturperioden gleichen Zeichens in Tagen.

Es betrug in Tagen:

	die mittlere Länge der		das Mittel aus den Maximis der		die absolut größte Länge der	
	Erwärmungen	Erkaltungen	Erwärmungen	Erkaltungen	Erwärmungen	Erkaltungen
Döbeln	2.52	2.50	4.92	4.75	7.9	8.1
Schneeberg . .	2.47	2.29	4.88	4.38	7.9	6.6
Reitzenhain . .	2.46	2.47	5.03	4.75	8.2	7.5

Für die weitere Untersuchung erscheint es wünschenswerth, zu erfahren, wie oft innerhalb eines Monats Erwärmungs- und Abkühlungsperioden mit einander abwechseln oder: wie viel Tage lang die Wärme durchschnittlich im Jahre ununterbrochen zu- resp. abnimmt. Obige kleine Tabelle giebt zunächst Antwort auf die letzte Frage, und man erkennt aus ihr, daß sowol zwischen der Länge der Perioden beider Zeichen, als auch zwischen den gleichartigen Perioden in den einzelnen Höhenlagen kein wesentlicher Unterschied besteht und die Annahme eines 12maligen Zeichenwechsels im Monat sich mit der Wahrheit decken wird. Die einzelnen Monatsbeträge dagegen zeigen in diesem Punkte schon erheblichere Unterschiede. Im Frühling erreichen die Wärmeperioden ein entschiedenes Maximum (2.8), im Herbst ein weniger scharf ausgeprägtes Minimum (2.3). Bei den Abkühlungsperioden fällt die Maximallänge auf den Winter (2.7), die minimale auf den Frühling (2.3). Die kürzesten, aber dabei intensivsten Kälteperioden hat der Mai (2.0), die längsten der Februar (2.8), die kürzesten Wärmeperioden der October (2.1), die längsten Februar, März und April (2.9, 2.8, 2.8). Im Juli, August und September stehen in allen Höhenlagen die Längen beider Perioden im Gleichgewicht. Es sind dies Thatsachen, die sich wol am natürlichsten aus den Declinationsveränderungen der Sonne erklären lassen.

Die mittleren Maxima schließen sich in ihrem Größenverhältniß und ihren Bewegungen eng an die besprochenen Mittelwerthe an, nur daß hier die längsten Erwärmungsperioden ganz entschieden auf April (5.8) und Mai (6.0), die Abkühlungsperioden auf December (5.4) und Januar (5.4), jene also 1—2 Monate später, diese 1—2 Monate früher fallen. Die entsprechenden Minima ereignen sich im Juli (dort October) und Mai (dort auch Mai) und haben die Werthe: 4.3, 3.4. Die absolut längsten Perioden ununterbrochen steigender resp. fallender Temperatur, welche in den Jahren 1876 bis 1885 im Erzgebirge vorgekommen sind, betragen:

	Erwärmung		Erkaltung	
	in Tagen	in Graden	in Tagen	in Graden
Döbeln	13	12.1	13	5.6
Schneeberg . .	11	10.2	9	12.5
Reitzenhain . .	10	9.1	10	14.3

Hierbei ist besonders zu beachten, daß die Temperatur-Zu- resp. Abnahme in solchen langen Perioden eine stetige, relativ geringe ist. Selten wird man in Zeiträumen von 8—10 Tagen mehr als 2 übernormale Intervalle zählen.

b) Verhältniß der Häufigkeit und Stärke der Erwärmungen zu jener der Erkaltungen.

	Häufigkeit			Stärke		
	D.	Sch.	R.	D.	Sch.	R.
Frühjahr . .	1.23	1.21	1.22	0.91	0.88	0.84
Sommer . .	1.15	1.07	1.11	0.84	0.87	0.86
Herbst . . .	0.84	0.86	0.86	0.99	0.98	0.95
Winter. . .	1.00	1.03	1.00	1.11	1.05	1.16
Jahr . . .	1.055	1.042	1.051	0.958	0.948	0.941

In beiden Tabellen ist die Anzahl beziehentlich Größe der Erkaltungen als 1 gesetzt und würden mithin die darin stehenden Zahlen wie folgt zu verstehen sein: a) D. = 1,055 d. h. auf 1000 Rückfälle kommen 1055 Steigerungen der Temperatur oder b) R. = 0.941 d. h. betrüge jeder Rückfall im Jahresdurchschnitt 1°, so würde jede Erwärmung nur mit 0.941° zu notiren sein. Zur Bestimmung beider Verhältnisse sind nur die Temperaturveränderungen von 2° und darüber benutzt worden.

Das Erste, was man augenfällig aus obiger Tabelle ersieht, ist die den Meteorologen bekannte Thatsache, daß die Rückfälle wol an Zahl den positiven Perioden nachstehen, dagegen durchschnittlich intensiver auftreten und rascher vorübergehen. So hatte beispielsweise Reitzenhain in den einzelnen Jahrgängen beziehentlich:

82 77 75 80 78 88 74 78 84 91 } also im { 80.7 Erwärmungen u.
80 78 68 88 75 84 65 79 72 80 } Durchschnitt { 76.9 Abkühlungen.

Dagegen betrugen die mittleren Intensitäten beziehentlich:

3.8 3.4 3.3 3.5 3.6 3.9 3.6 3.5 3.2 3.5 } also im { 3.52°
3.6 3.5 3.3 3.6 3.6 4.1 3.7 3.5 4.2 4.2 } Durchschnitt { 3.75°.

Aehnliches ergiebt sich bei den andern Stationen, nur müssen wir leider hierorts auf das Tabellendetail verzichten. Das oben Gesagte gilt ganz besonders hinsichtlich des Frühlings und Sommers, kehrt sich aber im Herbste (bezüglich der Häufigkeit) und im Winter (bezüglich der Stärke) in das Gegentheil um. So dominiren die Perioden steigender Temperatur im Mai hinsichtlich ihrer Zahl (1:1.40), im December hinsichtlich ihrer Größe (1:1.27); die Perioden fallender Temperatur haben ihr numerisches Uebergewicht im October (1:0.74), dasjenige der Intensität im Mai und Juni (1:0.78). Beide Perioden sind dagegen bezüglich der Anzahl im Winter, bezüglich der Größe im Herbste einander gleich.

*) Sitzungsber. der Wiener Akad. der Wissensch. 71. Band. II. Abthlg. Aprilheft 1875, welcher Schrift auch die sonst zum Vergleich herangezogenen Daten entnommen sind.

V.

Die Gestalt ausgeprägter Temperaturwellen für die Station Schneeberg.

Selbst einen weniger aufmerksamen Beobachter muß die Erfahrung gelehrt haben, daß die Temperaturrückfälle nicht allein bezüglich ihrer Intensität, sondern auch nach ihrer Dauer sehr verschieden sind. Bald erreicht schon am zweiten Tage die Curve ihre Ausgangshöhe, bald kehrt sie erst nach 3-, 4-, 5- und mehrtägigem, wellenförmigem Verlaufe zu jener zurück, so daß sich vereinzelt Temperaturwellen bis zu 20tägiger Dauer vorfinden. Auch hier ist die Länge das erste Attribut der Welle. Und wie man in der Physik neben dieser vornehmlich auf Amplitude und Form der Wellen achtet und von ihnen z. B. Stärke und Klangfarbe des Tones abhängig sein läßt, so kann es nur als logische Consequenz erscheinen, jene Gesichtspunkte auch bei den Temperaturwellen zu verfolgen. Auch hier muß die Größe der Amplitude mit der Stärke der Temperaturschwankung zusammenfallen und in der Form des Diagramms, in dem Verhältniß des absteigenden zum aufsteigenden Schenkel, in dem gradlinigen oder gebrochenen Verlaufe wird sich der Einfluß ausprägen, welchen die Temperaturschwankung auf das organische Leben ausübt. Geleitet von diesen Erwägungen, untersuchte der Verf. das 10jährige Material der Schneeberger Aufzeichnungen. Es ergaben sich dabei so beachtenswerthe Resultate, daß man nur bedauern konnte, nicht ein 30—50jähriges Diagrammmaterial zur Verfügung zu haben. Bald erreicht die Welle ihre Ausgangshöhe nicht, bald schießt sie energisch über dieselbe hinaus; hier fällt der absteigende Ast steil zur Sohle, dort steigt er terrassenförmig in die Tiefe; bald wird die successive Steigung durch Rückfälle unterbrochen, bald strebt sie stetig zur Höhe; hier zeigt sich eine secundäre Welle im Wellenthale, dort im aufsteigenden Aste oder sie fehlt auch nicht selten ganz. Jede Wellenlänge, jede Jahreszeit, ja jeder Monat hat sein eigenthümliches Gepräge.

Statt weiterer Beschreibung lassen wir noch zum Schluß wenigstens die Jahresmittel der Wellenwerthe folgen:

Zahl der Fälle	Länge der Welle in Tagen	Dauer des absteigenden Astes in Tagen	Entfernung des Wellenberges vom Thale in Graden	Dauer des aufsteigenden Astes in Tagen	Ueberschuß des Endes über den Anfang in Graden	Zahl der Secundärwellen im Wellenthale
86	3	1	3.0	2	—0.1	—
85	4	2	4.0	2	0.1	—
56	5	2	4.0	3	0.3	—
42	6	3	5.8	3	0.4	—
43	7	4	6.0	3	—0.2	—
27	8	4	6.4	4	0.2	—
25	9	4	5.9	5	1.4	—
18	10	3	7.3	7	—0.6	—
13	11	4	6.0	7	1.8	—
19	12	4	7.4	8	0.8	2
3	13	6	9.6	7	1.8	—
4	14	6	9.0	8	—1.1	1
2	15	5	9.0	10	0.5	—
4	17	7	11.6	10	0.4	3

Versucht man das Gesammtresultat der Untersuchung kurz zu resumiren, so würde es in folgenden Sätzen geschehen können:

1) Das Erzgebirge, mit einem mittleren Variabilitätswerthe von 2.0° und einer Schwankung der Monatsbeträge von 0.5°, steht bezüglich der interdiurnen Temperaturschwankungen nur um 0.1° höher als Mitteleuropa und mit Uetliberg (874 m), Warschau (107 m), Upsala und Santa Fé (2087 m) auf gleicher Stufe, nur daß in letzterem Orte die Jahresschwankung die doppelte Höhe erreicht.

2) Die größte Veränderlichkeit zeigt für das ganze Gebirge der Mai, die kleinste der August; die stärksten und meisten Extreme haben December (+) und Mai (—), die geringsten und wenigsten August—April (+) und Februar—October (—). Ueberhaupt erweist sich der Frühling weit veränderlicher als der Herbst und wird dadurch sein sanitärer Werth, auf den alljährlich Tausende ihre Hoffnung setzen, bedeutend herabgemindert.

3) Der Verdacht großer Veränderlichkeit, in welchem fast aller Orts der April steht, ist in jeder Hinsicht hinfällig, man mag auf seine Mittel oder Extreme achten, mag seinen Verlauf an Gebirgs- oder Niederungs-, an Küsten- oder Binnenlandsstationen verfolgen. Ueberall zeigt der April ein secundäres Minimum der Variabilität.

4) Der Einfluß der Seehöhe, welcher durch die Gleichung 100 m = 0.03° ausgedrückt werden kann, ist im Erzgebirge ein normaler und annähernd derselbe, welchen Prof. Hann bei der Stationsgruppe „Zürich-Uetliberg-Rigi" fand. Der Unterschied zwischen Kamm und Niederung erscheint den im Volksmunde verbreiteten Gerüchten gegenüber so verschwindend, daß man es kaum versteht, wie überhaupt derartige absprechende Urtheile über das Gebirgsklima entstehen konnten. Wenn auch auf dem Kamme eine um 2 % stärkere Frequenz der übernormalen Intervalle zu constatiren ist, so bewegen sich doch die hier hauptsächlich in Betracht kommenden Extreme mit den niederländischen in fast gleichen Grenzen.

5) Darf man von Schneeberg, welches sich bei der früheren klimatologischen Untersuchung als echte Mittelstation erwiesen, auf den ganzen mittleren Abhang schließen, so würde die Veränderlichkeit seiner Temperatur etwas größer sein, als ihr nach der Höhenlage zukäme.

6) Das Maximalintervall von 15° wird einem für das Erzgebirge nicht zu hoch erscheinen, wenn man bedenkt, daß es Orte wie Kairo, Smyrna, Athen, Lissabon, Mailand bis zu einem solchen von 10° und die sibirischen Orte sogar bis 26° gebracht haben. Leider liegt noch für kein einziges deutsches Mittelgebirge eine analoge Untersuchung vor, um die Resultate vergleichen zu können, was kaum zu Ungunsten des Erzgebirges ausfallen dürfte.

7) Unter den Intervallen von 0—4° giebt es mehr positive als negative, unter denen über 4° dagegen mehr negative als positive. Im Allgemeinen ist die Zahl der Erkaltungen geringer, die Intensität derselben aber stärker als diejenige der Erwärmungen. Auch fällt die Wärmecurve bei den verschiedensten Längen stets schneller, als sie hierauf steigt.

8) Es erscheint für das Erzgebirge normal, wenn die Temperatur aller 2½ Tagen umschlägt. Die Wärmeperioden sind um ein Geringes länger als die Abkühlungsperioden und tritt alljährlich 140 bis 150 Mal Zeichenwechsel ein. Ganze Dekaden mit constanter Temperaturtendenz sind eine Seltenheit, zumal wenn sich zwei benachbarte zu einer 20tägigen Temperaturwelle vereinigen.

9) Wie wir die frühere klimatologische Untersuchung über das Erzgebirge mit einer günstigen Bilanz für dasselbe abschließen konnten, so auch die gegenwärtige. Auch in Bezug auf den hygienisch wichtigen Factor der Temperaturveränderlichkeit ist unser heimisches Bergland besser als sein Ruf. Und wenn Verfasser bedenkt, daß er noch in den kaum verflossenen Sommerferien Gelegenheit hatte, in dem Lesebuche (Auflage 1887) eines Berliner Schulkindes einen Artikel über das Erzgebirge zu finden, welcher von Uebertreibungen und Entstellungen der Thatsachen so angefüllt war, daß man 25% des ganzen Machwerks als völlig auf Unwahrheit beruhend hätte streichen müssen, so kann nicht häufig genug hervorgehoben werden, daß das Erzgebirge bezüglich seines Klimas eine ganz normale Stellung unter den deutschen Mittelgebirgen einnimmt.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

VIII.

J. G. v. Müller an Frauenholz. Stuttgard d: 20. Oct: —92. Hiemit erhalten Sie die versprochene Abdrücke, nämlich 6. T. mére und 1. älteren vorzüglich schönen, den ich für den verlangten Abdruck avant la lettre beilege weil ich keinen solchen mehr habe. Ein Probdruck von Mendelssohn und Spangenberg folgt auch mit, sogut ich sie noch hatte. Sind sie nicht schön genug, so senden Sie mir sie wider gelegentlich zurück. Von Louis XVI folgen hier 2. Abdrücke. Der mit der leichtgestrichelten Unterschrifft ist einer der lezten, und zimlich harmonisch, aber im ganzen zu grau. Ich bin überzeugt, daß der Druck kräfftiger kommen muß. Zum Beweiß lege ich einen andern kräfftigeren bei, der einige Monate früher gemacht wurde. Stellen Sie beide in ein gleiches Licht, so werden Sie den unterschied finden. Da nun bei ersterem vieles und besonders der Kopf überarbeitet worden ist, und doch so matt herausgekommen ist, so muß nothwendig die Schuld am Druck ligen. Mit meinen Probdrücken habe ich bißher vielleicht auch deßwegen nicht ganz réussirt, weil ich mit verschiedenen Gattungen Papier die Probe machen wolte. Wegen der Verschiedenheit des Kopfes mit dem von M. Bervic gestochenen muß ich bemerken, daß das orig: Gemälde, nach welchem ich gearbeitet, von M. Duplessis ganz nach der Natur gemacht worden ist, und daß ihm der König selbst mehrmalen dazu gesessen

hat; daß hingegen das von M. Callet gemalte nicht nach dem König selbst gemacht, sondern allem Vermuthen nach aus andern portraits zusamen getragen worden, daher der Kopf nach dem Geständniß des M. Bervic selbst etwas ins übertriebene ausgeartet ist. Ich darf ohne Vorurtheil von dem Kopf meines Blats behaupten, daß er mehr Wahrheit im Ausdruck hat als jener, und die bekannte Herzensgüte des Originals ganz gut darstellt. Aber diß muß ich auch bemerken, daß Duplessis den König ein par Jahre früher gemalt hat, als Callet sein Gemälde verfertigte. Von diesen Bemerkungen wäre vielleicht in der zu machenden Ankündigung etwas beizufügen. Doch, Salvis melioribus. Von den mir neulich übersandten englischen Blättern kann ich noch nicht sagen, ob und welche ich davon anbringen werde. Der Liebhaber, dem ich sie zeigen möchte, ist gegenwärtig abwesend. Für mich selbst gedencke ich wenigstens ein par zu behalten. Leben Sie recht wohl J G Müller. Vor 4—5 Tagen müssen Sie einen Brief von mir erhalten haben.

Auf diese Platte, neben der Schlacht von Bunkers-Hill die vorzüglichste des berühmten Stechers, beziehen sich noch zwei Briefe vom 17. und vom 31. Oct. In letzterem schließt er den Verkauf derselben um den Preis von 150 Carolin und 15 Abdrücke ab, wobei zu bemerken ist, daß ihm der König von Frankreich 9000 Lire für die Platte gewährt und ihm dann seine Arbeit zu freier Verfügung überlassen hatte. Bezüglich der Unterschrift bemerkt er: „Ich weiß zwar wohl daß etwas auffallendes in derselben, die Aufmerksamkeit der Liebhaber reizen kan; aber ich wünschte doch, daß für die arme Königliche Familie nichts Kränkendes darin vorkäme." Die Platte erschien erst im Jahre 1793 nach dem Tode des Königs bei Frauenholz, der den berühmten Kupferdrucker Rambog aus Paris nach Nürnberg kommen ließ, um den Druck auszuführen. Die Unterschrift lautet: „Louis Seize: Il voulut le bonheur de sa nation et en devint la victime." Den Stecher Charles Clément Bervic (1756 bis 1822) hatte Müller, als er im Jahee 1770 nach Paris kam, als Schüler Wille's getroffen, dessen Rath und Umgang auch er benutzte. (Berthold Pfeiffer, Die Kupferstecher J. G. Müller und F. Müller, in den Württemb. Vierteljahrsheften 1881, S. 167) Das Gemälde, nach welchem Bervic stach, hatte Callet 1784 gemalt. Müller begann die Zeichnung zu seiner Platte im April 1785 zu Paris. An letzterer selbst arbeitete er 5 Jahre. Seit dem 23. Nov. 1776 war er Professor der Kupferstecherkunst in Stuttgart und erster Kupferstecher des Herzogs. Der im Eingang des Briefs erwähnte Stich „Tendre Mère" nach einem Gemälde Friedrich Tischbein's stellt Müller's erste Frau mit ihrem Kinde dar — ein entzückend schönes Weib, das ihm im Juli 1781 auf einer Reise in Paris starb. Die Platte wurde 1783—84 gefertigt. Ueber Müller ist auch Haakh, Beiträge aus Württemberg zur neueren Deutschen Kunstgeschichte, 1863, S. 32 ff. zu vergleichen.

J. G. v. Müller an Frauenholz. Stuttgard d: 4. May—94. Überbringer dieß, mein Freund Herr Cotta, Buchhändler in Tübingen wünscht Ihre persönliche Bekanntschafft zu machen. Solten Sie je in ein Verkehr mit einander kommen, so werden Sie Ihn als einen bidern gutdenkenden Mann finden. Er ist würklich auf dem Weg nach Leipzig. Da er durch Nürnberg geht, so ersuchte er mich um diese adresse an Sie... Durch Herrn Wießner werden Sie die 2. Blätgen von Ketterlinus erhalten haben. Schlotterbek wird allernächstens die seinige auch endigen. Die Geschichte von der verirrten Gemme ärgert mich sehr. Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen in der Sache helfen könte! Herr Schiller wird in ein paar Tägen von hier abreisen. Er muß Ihnen neulich geschrieben haben. Sie werden Ihm wohl seine Abdrüke nach Sachsen senden sollen. Ich erwarte Nachricht von Ihnen, wenn ich das Gemälde dem N. Boten übergeben solle. Leben Sie wohl. Viele Complimente von meiner Frau und mir, versteht sich, vorzüglich auch Ihrer lieben Helffte. J G Müller.

Der erwähnte Cotta ist Johann Friedrich, geb. 1764. Er schloß sich Müller auf dessen dritter Pariser Reise im J. 1785 an und Letzterer gewann ihn so lieb, daß er Tisch und Wohnung mit ihm theilte. (Pfeiffer, S. 176.) Ketterlinus und Schlotterbeck waren Schüler Müller's. Das Porträt Schiller's nach Graff hatte Müller schon 1793 zu stechen begonnen und nun nach der Natur beendet. Nach Empfang der Abdrücke schrieb Schiller an Frauenholz (Jena, 26. Mai 1794): „Die Arbeit ist vortrefflich ausgefallen, der Stich voll Kraft und doch dabei voll Anmuth und Flüssigkeit. Auch finden es alle, die es bei mir sahen, ähnlich und mehr als sich unter diesen Umständen erwarten ließ, getreu"; wobei zu bemerken ist, daß Schiller nur wenig gesessen hatte. (Pfeiffer S. 179.)

Böttiger an den Legationsrath Bertuch (in Kissingen). Weimar, July 10. 95. ... Hier schlept, stolpert oder rennt alles im alten Schlendrian. Vorige Mitwoche ist Hofmann auf der Rückreise hier durchgegangen, und hat den Planen, die der Architect Ramée dem Herzog vorgelegt hatte, den Stempel seines Beifalls aufgedrückt. Die Bekanntschaft dieses Ramée ist mir sehr viel werth. Ich freue mich des schönen Gedankens, durch mehrere Stücke des M. J. Zeichnungen zu einem geschmackvollen Gartenhaus von der Hand dieses Meisters zu geben, wovon ich schon den Anfang bei ihm gesehen habe. Mit einer guten Beschreibung kann dieß außerordentlich lehrreich, und eine Zierde des Journals werden. Dem Park, besonders im Sterne und beim Fischerhause, stehen große Bouleversemens bevor. Il faut sabrer toutes ces arbres, sagt der Franzos. Die armen Dryaden! Freund Tischbein hat nun auch eine sehr glückliche Sitzung des Herzogs gehabt. Gestern, wie Wieland saß, kam auch die verwitwete Herzogin, u. bezeigte über die kleine Galerie ihren lauten Beifall. Die Gräfin Egloffstein wird sprechend und schön wie eine Hebe.... Unwandelbar Ihr Böttiger.

Böttiger an Bertuch den Landkammerrath. Dresden d. 5. Januar XI.... Kügelgen vollendet eben seine Pandora, das Gegenstück zur Begeisterung. Dann werden diese zwei nebst dem Genius des Guten und Bösen nach Frankfurt wandern. Seine Verkündigung hat der König von Preußen für 100 Ducaten gekauft. Was sagte man zu Göthes Bildniß und zu dem kunstreichen Schrift-rahmen darum in Weimar? Was zu dem Bardua Porträt von der Frau HR. Schopenhauer? Brudergruß und Freundschaft von Ihrem Böttiger.

Böttiger an Bertuch den Landkammerrath. Dresden d. 17. Sept. XII... Unser Kügelgen hofft noch immer Tischbeins Nachfolger in Leipzig zu werden. Der Leipziger Worthier interessire sich sehr für ihn und schreibe seinetwegen an den Alvermögenden Marcolini. Freilich schreit der arme Schnorr mit seinen 8 Kindern gewaltig! Kügelgen hat sich durch seine zwei neuesten Porträts von Dörrien und Mahlmann in Leipzig wider eine neue Stufe im Porträthimmel gebauet. Jetzt arbeitet er an einer ausgeführten Skizze in Oel zu seinem Endymion. Mehreres hat er zur Ausstellung nach Berlin geschickt...

Böttiger an Bertuch d. Ä. D.(resden) d. 23 Nov. 6. Mein geliebter Freund! Ich habe den alten Zingg über unsern unvergeßlichen Kraus ausgefragt, um Ihnen einige Nachrichten über Krauses Kunstleben in Paris zu verschaffen. Allein, wenn man Zinggen nicht bei einer wohlservirten Tafel zum Tischnachbar haben kann, ist nicht viel mit ihm anzufangen. Er nahm natürlich an dem Tod seines alten Freundes vielen Antheil zumal da die nächste Veranlassung so traurig war. Aber zu ausführlichen Details war er nicht zu bringen da sollten wir Macheln darüber hören, der gerade auch um diese Zeit in Paris war! Folgendes ist alles, was ich erfahren habe: „Ich bin, so sagte Zingg, 1759 nach Paris gekommen und bis 64 dort geblieben. Kraus kam zu Ende 1760 hin und gehörte zu unserer frölichen Landmannschaft, die sich zu gewissen Tagen unter einander zu Ernst und Scherz versammelte. Er brachte viel Feinheit der Sitten und eine gute Erziehung mit, galt unter uns für einen anstelligen, alles gern versuchenden, aber nirgends tief eindringenden Mann und genoß die algemeine Schätzung seiner Bekannten. Er veranstaltete und bewirthschaftete unsre kleinen Feste und Landpartieen. Man kann nicht sagen, daß er eigentlich unter Greuze studirt habe; da dessen Manir bei aller Lieblichkeit doch viel festes hatte, was nicht in Krauses Studienplan lag. Boucher war sein Mann. Er war Landschäftler, Historienmaler, Porträtist, alles bis zu einem gewissen Grad. Mit Wille stand er nur in den Verhältnissen algemeiner Bekanntschaft. Da ich lange selbst bei Wille gewohnt habe; so weiß ich bestimmt, daß er nur sehr selten zu ihm kam. Zu unserem Kreise gehörte damals besonders auch noch Schmutzer, Philipp Hackert, der jetzt in Florenz ist, und der Baumeister Holzhaus nachmals in Copenhagen. Er hatte die Klugheit, nie mehr seyn zu wollen, als sein Talent und seine Kunst ihm gestatteten und ohne Schmeichler zu seyn, kannte und schonte er die Launen der Vornehmen. So hab ich gesehen, daß er im Hause der Gräfin Werther sehr viel galt und vermochte. So wußte er durch seine anspruchlose Bescheidenheit die oft schwer zu befriedigenden Launen seines Herzogs so gut zu ertragen und zu leiden, daß, wie er mir selbst einmal bei einem Besuch in Dresden erzählt hat, der Fürst am Ende doch immer wieder auf ihn zurück kam." So weit Zingg, dessen Urtheil, wie mich dünkt, wenn auch nicht mit Vorgunst, doch nicht ohne Wahrheit gefällt ist.

Böttiger an den Legationsrath Bertuch vor jetzt in Würzburg. [Weimar d. 6. März 1796] ... Daß unser Tischbein mit 400 Thr. in Dessau engagirt und jetzt schon in

Berlin ist, um die königlichen Prinzessinen zu mahlen, wissen Sie. Die edlen Menschen werden Ihnen ihren Dank am besten selbst abstatten. Hier ist alles beym alten Glais. Göthe hämmert in Jena, wo er, nach seiner Versicherung allein noch einige Laune zum Schriftsteller hat, an seinem ewigen Meister. Wieland spricht immer lauter davon, daß er aus Zürich nicht zurückkommen werde! Der Herzog opfert hinter Ihrem Garten Tialfs göttlicher Kunst. Sonst wird einen Tag wie den andern nur ein Stück aufgeführt, heißt: Die Baasen. Wenn werden wir wieder Ihr Angesicht schauen? Sehnsuchtsvoll Ihr Böttiger.

Im Mai 1796 ging Goethe abermals nach Jena, um den Wilhelm Meister zu beenden. Er schrieb dann an Meyer, daß er allerlei löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht habe, nur gerade das nicht, was er sich vorgenommen. (Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 32.) Ende August jenes Jahres wurde das Werk vollendet.

Böttiger an Hrn. L. R. Bertuch. Dresden d. 23. August 1804. Theuerster Freund! . . . Zugleich lege ich das Manuscript, quantum satis, hoffe ich, für den September des Merkurs bei. Dazu muß dießmal auch ein Kupfer kommen, und so erfolgt hier gleich die fertige Kupferplatte. Der wackre Bildhauer Schadow, mit dem ich in ununterbrochenem und mir sehr lehrreichem Briefwechsel stehe, bot mir eine gleich fertige Tafel an. Ich verstand, daß er sie eben vorräthig habe. Allein, wie ich wünsche, hat er sie durch Hennen stechen lassen und fordert 2 Frd'or, als so viel er dem Kupferstecher selbst gegeben hat. Sie werden diesen kleinen Aufwand ja nicht scheuen. Es ist wirklich eine interessante Neuigkeit, die bei der jetzigen Ausstellung in Berlin Aufmerksamkeit erregen wird. Ich kann nicht leugnen, daß ich um so lieber im Merkur ein gelungenes Werk von Schadow bekannt mache, je despotischer und wegwerfender Göthe u. Cop. den braven Berliner Künstler, dem Tiek noch lange nicht gleich kommt, seit einigen Jahren behandelt haben. Doch Sie kennen ja Schadowen selbst und haben ihn auch lieb. . . Mit Treue und Liebe Ihr Böttiger.

Böttiger an den Landkammerrath Bertuch. Dresden d. 24. April 1807. Mein theuerster Freund! Ich habe die Blume schon in den Händen, die Göthe auf Amaliens Grab gestreut hat. Es ist nicht zu leugnen, daß sie manche aromatische Ausdüftungen verstreut. Aber hie und da riecht man doch auch den Minister, der dem Lebenden schöne thut. Da ich als Redacteur des Merkurs bekannt bin und sich Göthe noch das letztemal in Carlsbad so bäurisch grob gegen mich genommen hat, daß es aller Welt auffiel: so kann ich, verzeihen Sie mir diese Weigerung, sein Specimen nicht in den Merkur aufnehmen, ohne den Anschein zu haben, als wollte ich ihm doch den Hof machen. Auch ist es eine große Frage, ob Vater Wieland mit allem, was Göthe sagte oder verschwieg, zufrieden ist. Endlich erscheint dieß Andenken auch sogleich in Eichstädts Alg. Lit. Z. Wir kommen viel zu spät damit. Ein kleines Porträtchen von der unvergleichlichen, von mir mit unsäglichem Schmerz beweinten Fürstin ist fast zu klein. Aber wir wollen hier eine Allegorie auf sie erfinden und diese soll vor dem September des Merkurs kommen. Bis dahin erhalten wir noch manche Materialien. Ich bin selbst durch Ihre Gnade im Besitz einer Abschrift Ihres Tagebuchs über Italien. Vielleicht erhalte ich von der Aebtissin von Gandersheim, ihrer noch lebenden Schwester, an die sie es eigentlich schrieb, die Erlaubniß, etwas daraus bekannt machen zu dürfen. Das würde unsern Merkur zieren. Bleiben wir also bei der La Roche, wenn Sie sonst nichts Besseres wissen... Unwandelbar treu Ihr Böttiger.

Rundschau auf dem Gebiet der Erd- und Völkerkunde.

—φ— Mit den naturwissenschaftlichen Werken theilen in unserer Zeit die geographischen und statistischen das Verhängniß, schnell zu veralten. Das letzte „Zeitalter der Entdeckungen“ wie die politischen und socialen Bewegungen der Gegenwart haben einen fortwährenden Wechsel zur Folge, so daß heute bereits abgethan ist, was gestern noch in Geltung war. Diesem Schicksale wäre auch unrettbar das treffliche „Handbuch der Geographie und Statistik von Stein und Wappäus“ verfallen, wenn nicht die Verlagshandlung von J. C. Hinrichs in Leipzig bemüht wäre, der eilenden Wissenschaft zu folgen und so das in den Jahren von 1855 bis 1872 in siebenter Auflage erschienene stattliche Werk durch Ergänzungen wenigstens auf dem Gebiete der Statistik auf dem Laufenden zu erhalten. Als eine solche haben wir soeben in verbesserter Auflage „Statistische Skizzen der europäischen und amerikanischen Staaten nebst den auswärtigen Besitzungen der ersteren“ von Professor Dr. H. F. Ritter v. Brachelli, Vorstand des statistischen Departements im k. k. österreichischen Handelsministerium. Zwei Abtheilungen. Leipzig, 1887. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung“ erhalten. Schon der Umstand, daß die erste Abtheilung des Werkes, welche die österreichisch-ungarische Monarchie nebst den occupirten Ländern Bosnien und Herzegowina und dem zollvereinten Fürstenthum Liechtenstein umfaßt, bereits in elfter, und die zweite Abtheilung, welche die übrigen europäischen, sowie die amerikanischen Staaten behandelt, in sechster Auflage erschienen sind, beweist, welches Anklanges sich die Publication zu erfreuen hat. Ganz besonders zeigen sich aber die neuen uns vorliegenden Auflagen der beiden Abtheilungen der allgemeinen Gunst, die der Arbeit bisher geworden, in uneingeschränktem Maße würdig, indem sie einen wesentlichen Fortschritt gegen die früheren Ausgaben erkennen lassen. Nach zwei Seiten hin ist die sorgfältige und genaue Arbeit erweitert worden, erstens dadurch, daß der Verfasser der statistischen Skizze der europäischen Staaten die auswärtigen Besitzungen derselben mit einbezogen, und dann, daß er denselben auch noch die amerikanischen Staaten hinzugefügt hat. Daß die bis auf die allerjüngste Zeit reichenden Daten in der umfassendsten Weise berücksichtigt worden sind, so daß das Werk dem neuesten Stande der Statistik entspricht, versteht sich bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers wol von selbst. Auf Einzelheiten hier einzugehen, verbietet die Natur des Stoffes, nur bemerken wollen wir noch, daß außer den geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten auch die Urproduction, Handel, Industrie, Gewerbe, Verkehr und Colonisation, sowie die verschiedenen socialen, politischen und militärischen Institutionen, wie Unterrichtswesen, Kirchenwesen, Staatsverfassung, Staatsverwaltung und Staatshaushalt, sowie die bewaffnete Macht die eingehendste Berücksichtigung gefunden haben.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen die „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ auch den actuellen Verhältnissen, die nicht nur eine rein wissenschaftliche, sondern auch eine praktische Bedeutung haben, so der Nationalitätenfrage, die in unserer Zeit, in der die Völkerindividualitäten eine so hervorragende Rolle spielen, eine so große Wichtigkeit für die Politik besitzt. So verdanken wir der umsichtigen Leitung der Publicationen bereits die beiden werthvollen Monographien über die Nationalitäten in Tirol von Professor Bidermann und über die Nationalitätsverhältnisse Böhmens von Dr. L. Schlesinger, deren beider wir seiner Zeit eingehender in diesen Blättern gedacht haben. Hierzu gesellt sich nun gegenwärtig eine umfangreichere Arbeit: „Nationalität und Sprache im Königreiche Belgien. Von Karl Brämer, Geh. Rechnungsrathe und Mitglied des königlich preußischen statistischen Bureaus zu Berlin. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1887.“ Auf Grund rein amtlicher Veröffentlichungen hat der Verfasser die einschlägigen Verhältnisse in Belgien, wo zwei gleich mächtige Volksstämme um das Maß der Sprachberechtigung ringen, auf das Sorgfältigste in statistischer Beziehung untersucht und dabei namentlich drei Punkte: die Staatsangehörigkeit, die Beziehung zwischen Aufenhalt und Heimath und die Familiensprache in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Nach diesen Gesichtspunkten ist die wissenschaftliche Behandlung der Aufgabe gegliedert worden, wobei der Verfasser, damit aus den Veränderungen, welche während der jüngsten Zeit stattgefunden haben, die wirksamen Kräfte geschätzt werden können, die Ergebnisse der beiden letzten großen Volkszählungen nebeneinander gestellt hat. Das statistische Material, welches uns vorgeführt wird, ist ein überaus reiches, wenige Regierungen haben, wie der Verfasser anerkennt, eine annähernd gleiche Menge von Zahlen veröffentlicht wie die belgische, freilich ist der Werth derselben nicht immer ein gleicher, vielfach sind sie nicht von dem Gesichtspunkte, die Wahrheit zu ergründen, gesammelt worden, sondern mit Rücksicht auf die politische Opportunität, so daß der Werth und die Bedeutung der statistischen Angaben sich ändert, je nachdem die Freisinnigen oder Klericalen am Ruder sind; absichtlich wird da Manches verschwiegen, was die Verhältnisse in einem anderen Lichte erscheinen lassen könnte. So wird die Schulstatistik des Königreiches bis in die kleinsten Einzelheiten angeführt, aber über das wichtige Moment dabei, über die Unterrichtssprache, erfährt man nichts. Ein dickleibiger Band enthält das Verzeichniß aller öffentlichen Beamten, aber in welchen Kirchen wallonisch, in welchen vlämisch gepredigt wird, kann man daraus nicht ersehen. Gefährlich und zu falschen Schlußfolgerungen leicht Veranlassung gebend

sind für den gewöhnlichen statistischen Compilator derartige Einseitigkeiten und Lücken. Der Verfasser hat sich aber nicht täuschen lassen und mit Scharfsinn das oft verführerische Material benutzt. Wir können hier unmöglich Schritt für Schritt auf die Thatsachen, noch auf die daraus gezogenen Ergebnisse eingehen, können uns aber aber nicht versagen, noch einige Punkte zu berühren, die gerade vom deutschen Standpunkte von Wichtigkeit sind, indem es sich auch hier um einen Kampf zwischen Romanenthum und Germanenthum handelt. So sagt der Verfasser: „Wer unbefangen die Hauptergebnisse der amtlichen Sprachenstatistik liest, geräth in die Gefahr, die beider Landessprachen Kundigen in einem paritätischen Lande, wie es Belgien ist, halbschiedlich auf Wallonen und Vlämen zu vertheilen, und sofort in die weitere Gefahr, den ungeheuerlichen Fortschritt des Welschthums als einen natürlichen, von den Vlämen zugestandenen anzuerkennen. Kopfschüttelnd vielleicht, aber ohne dawider anzukämpfen, ergiebt er sich in den allmäligen Untergang einer ehedem gottbegnadeten, mächtigen Völkerschaft; und doch ist der Widerstand nicht nur berechtigt, er ist sogar nothwendig und muß von Deutschland aus erfolgen. Die Holländer, welche zunächst zum Eingreifen verpflichtet sind, grollen noch immer über den Abfall des Südens, obschon sie äußerlich gute Miene zu machen für politisch halten; sie lehnen, dem Anscheine nach ergrimmt über geringe Abweichungen im sprachlichen Ausdruck, sogar die Gemeinschaft literarischer Beziehungen nach Möglichkeit ab. Wir aber haben die Treue nicht vergessen, mit welcher die Vlämen im letzten Franzosenkriege fast Mann für Mann im Geiste bei uns standen, und während wir nicht daran denken, den uns sprachlich mehr und mehr abgewandten Brüdern unser Hochdeutsch oder gar unsere Macht aufzudrängen, dürfen wir in Aufrechthaltung unserer besonderen Culturausgabe im Leben der Menschheit nicht dulden, daß ein theurer Stamm von echt germanischem Geiste dahin sieche, auch nicht dulden, daß ein Schleier über seine innere Kraft gezogen werde." Daß die Dinge sich historisch zum Nachtheil der Vlämen entwickelt, ist leider auch hier wieder die Schuld der germanischen Machthaber. So wurde es dem Verfasser bei Untersuchung der geschichtlichen Entwickelung des Verhältnisses beider Völker zu einander wahrscheinlich, daß seit der staatlichen Ordnung der Dinge nach der allgemeinen Völkerwanderung die Wallonen aus ihren Stammsitzen in vlämisches Land vorgedrungen sind, und als gewiß stellte sich heraus, daß die Fürsten und Herren von deutschem Geblüthe ebenso wenig dem Welschthum entgegengearbeitet haben, wie es von Seiten des jetzigen Königshauses geschehen ist. — Ueberaus interessant und wichtig ist die vom Verfasser mitgetheilte Thatsache in Bezug auf die Zweisprachigen, wonach von der für das Jahr 1880 angegebenen Menge der Utraquisten als Maximum bei der günstigsten Berechnung nur ein Fünftel derselben als Antheil für die Wallonen in Anspruch genommen werden kann, obgleich diese Höhe Bedenken erregen könnte, denn nach einer anderen Berechnung könnte man sogar von zehn Zweisprachigen neun den Vlämen und nur einen einzigen den Wallonen zuschreiben. Dem allgemeinen Durchschnitte nach haben von je 1000 männlichen Bewohnern der kleinen, von der Sprachgrenze nicht mehr beeinflußten Landgemeinden auf dem wallonischen Gebiete 2 und auf dem vlämischen 41, von ebenso vielen männlichen Bewohnern des ganzen übrigen Landes 15 beziehentlich 176 die Nebensprache erlernt. „Wie hoch stehen also, fragt angesichts dieser Thatsachen der Verfasser, die Vlämen an Bildung den Wallonen voran! An Bildung? Nein, an Afterbildung!" Weiter wird an das deutsche Nationalgefühl beschämenden Thatsachen mitgetheilt, daß auf dem abgelegensten vlämischen Dorfe je der 25. Mann einer ihm fremden Sprache mächtig ist. Gesetzt, bemerkt hierzu der Verfasser sehr richtig, daß ein so großer Theil der Bevölkerung sich zu den Gebildeten rechnet, so würde es im vlämischen Belgien ein nothwendiges Zubehör der Bildung sein, französisch parliren zu können. Am Ende sind unsere Schullehrer, Förster, Kaufleute, Handwerker und Bauern nicht dümmer als die vlämischen; aber man komme ihnen einmal mit der Zumuthung, sich für ungebildet zu halten, weil sie nicht französisch sprechen! Und nun gar an den übrigen Orten mit je dem 6. Mann, der französisch kann, während man 11 bis 12 Mal so lange suchen muß, ehe man an solchen Orten im wallonischen Sprachgebiete einen Wallonen trifft, der deutsch oder vlämisch versteht. Auf die Volkserziehung der Vlämen werfen diese Verhältnißsätze ein überaus klägliches Licht. Müssen die armen Menschen, einem Vorurtheil oder verkehrten Maßregeln der Verwaltung zu Liebe, sich im Unterricht mit einer fremden Sprache quälen, ob sie Talent haben oder nicht, ob sie in anderen Lehrfächern vorwärts kommen oder nicht! Da sind die Wallonen klüger: sie behalten Zeit, in den nothwendigen Gegenständen sich zu unterrichten; sie behalten damit aber auch Zeit, klüger und wohlhabender als die anderssprachigen Mitbewohner ihres Landes zu werden. Das Uebel frißt selbstverständlich fort, immer weitere Kreise werden zum Studium der Sprache des bevorzugten Volkes gewonnen, und zuletzt bleiben nur die Armen und wirklich Unwissenden als Stock der Vlämen übrig. Unter solchen Verhältnissen muß nach und nach aus den zweisprachigen Vlämen ein reines Welschthum hervorgehen. Es ist ein Unrecht, das der sich als gebildet ansehende Vläme seinem Volksthume zufügt, indem er den französischen Sprachunterricht als eine Nothwendigkeit ansieht. Das Umgekehrte wird man bei den Wallonen niemals finden.

Einen seltenen Hochgenuß gewährt das Studium des neuesten Werkes von Franz v. Löher: „Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt von Rütten u. Loening." Eine Fülle von Wahrnehmungen, Studien und Ideen werden geistreich und formgewandt, anziehend und fesselnd uns hier geboten, die nicht nur reiche Belehrung und ein „verum gaudium" im Seneca'schen Sinne gewähren, sondern ganz besonders auch angethan sind, unser deutsches Nationalgefühl zu heben und zu festigen. Es ist dies der innerste Kern aller dieser culturhistorischen und ethnographischen Abhandlungen; mag der Verfasser auch noch so in die Weite schweifen, uns in fremde Länder, zu fremden Völkern führen, Alles hat nur den Zweck, uns das „Wesen unseres Volkes klarer und die Erkenntniß von Grund und Dauer seiner alten und neuen Vorzüge und Schwächen allgemeiner zu machen, um uns in unserem nationalen Selbstbewußtsein zu kräftigen". So ist das Werk auch, und in hervorragender Weise, eine patriotische That und die Wissenschaft zeigt uns hier, was für eine politische Macht sie ist, welch hohe nationale Bedeutung sie besitzt, wenn sie sich in den Dienst des Volkes stellt, freilich muß es so keusch und rein, so edel und voll von Begeisterung geschehen, wie uns v. Löher alle seine Schriften, und so auch die vorliegenden „Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde" darbietet. Wie der Verfasser bemüht ist, in den farbenreichen Bildern immer einen Grundton, den deutschen, festzuhalten, geht am besten aus den folgenden warm gefühlten Worten hervor: „Manchen schönen Abend vertiefen wir uns in die anziehenden Räthsel der Länder- und Völkerkunde und lauschen ausgezeichneten Männern, die unser lebhaftes Interesse mitten hineinführen in fremde Welttheile und schwierige Fragen. Möge man nun einmal das große Ländergefüge und seine Geschichte lediglich vom deutschen Standpunkte aus betrachten. Alle anderen Völker finden es ganz natürlich, sich auf diesen egoistischen Standpunkt zu stellen, und bis zum dreißigjährigen Kriege hatten die Deutschen dieselbe Gewohnheit. In jüngster Zeit, so tief wir auch noch unter der Höhe des welthistorischen Berufes stehen, welche unsere Nation im Mittelalter erfüllte, und so Vieles und Gutes noch andere Völker, namentlich Engländer und Franzosen, Russen und Nordamerikaner, in der Welt draußen vor uns voraus haben, so ist uns doch von der Entwickelung der neuesten Geschichte eine Pflicht gleichsam wieder aufgenöthigt, die Pflicht, Gegenwart und Zukunft der Völker von der Herzmitte Europas aufzufassen, das heißt also, weil wir Deutsche nun einmal diese Herzmitte Europas einnehmen, die Pflicht, aus der angenehm kühlen Ruhe der Betrachtung herauszutreten und die Völkerverhältnisse, wie sie in der alten und neuen Welt sich gestalten, zunächst darnach zu behandeln, inwieweit wir selbst dadurch gehindert oder geschädigt werden." Das Schwert und die Stärke der Arme haben uns wol wieder emporgehoben, die Stelle aber zu behaupten, welche wir erkämpft, eine Weltstellung einzunehmen, dazu wird uns nur die sittliche Kraft und die Macht des Geistes befähigen, ohne welche physische Gewalt stets zu Schanden werden muß.

Sonstige Bücherbesprechungen.

K—d. Bendix, Rechtsanw., Die Deutsche Konkursordnung vom 10. Febr. 1877. Handausgabe für den praktischen Gebrauch bearbeitet. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandlung 1887 (183 S., Pr. 2 ℳ geh., 2 ℳ 50 ₰ geb.). — Das Werk enthält die Konkursordnung, das Einführungsgesetz, das preußische Ausführungsgesetz vom 6. März 1879 und ein Sachregister in handlicher Form. Die nur der K.-O. beigefügten Anmerkungen geben theils kurze Erläuterungen, theils Parallelstellen zu einzelnen Bestimmungen; hin und wieder sind einschlagende Entscheidungen des Reichsgerichts erwähnt. Soweit Landesrecht in Frage kommt,

wird allein das Allg. Landrecht und das Rheinische Recht angezogen, und darauf ist bei einzelnen Ausführungen Rücksicht zu nehmen, z. B. bei Anm. 6 zu §. 1 u. Anm. 1 zu §. 202 über die Antretung u. s. w. der Erbschaft (die Wirkungen derselben bez. der Anfechtung werden nicht erörtert). Für den augenblicklichen Handgebrauch reichen die Erläuterungen aus, welche auf den Sinn des Gesetzes kurz hindeuten wollen.

H. **Der Culturkampf zwischen Asien und Europa.** So betitelt sich eine kleine im Verlage von H. Reuther in Berlin erschienene Schrift des Dr. Ad. **Wahrmund**, die sich die Aufgabe gesetzt hat, uns über die wahre Bedeutung dessen, was man schlechthin die orientalische Frage zu nennen beliebt, aufzuklären. Daß der Verfasser von dieser orientalischen Frage nicht gering denkt, geht schon aus dem von ihm gewählten Titel hervor. Rußland ist in seinen Augen eine wesentlich asiatische Macht. Daß sie es gewesen und leicht wieder werden kann, wird man ihm allerdings zugeben müssen.

a. Seit unserer letzten Besprechung der im Verlage von J. J. **Weber** in Leipzig erscheinenden **Meisterwerke der Holzschneidekunst** ist eine stattliche Anzahl von neuen Lieferungen ausgegeben worden: jetzt liegt bereits die 11. Nummer des IX. Bandes (Lieferung 107) vor. Wir müßten schon Gesagtes wiederholen, wenn wir den neu erschienenen Heften völlig gerecht werden sollten; so beschränken wir uns darauf, nur die inhaltlich oder formal bedeutsameren Reproductionen hier kurz namhaft zu machen, indem wir vorausschicken, daß auch diese neuen Lieferungen den alten Ruhm des Unternehmens völlig rechtfertigen. — Unter den Nachbildungen von classischen Werken älterer Meister ist Fra Bartolomeo's „Grablegung" besser gelungen, als Palma Vecchio's „Violante". Mit besonderer Freude begrüßen wir die Wiedergabe der Schnorr'schen Zeichnung aus dem Kreis der für den Königsbau Ludwig's I. bestimmten Darstellungen des Nibelungenliedes. Die Holzschnitte nach modernen Schöpfungen bieten von Neuem ein reiches und vielseitiges Bild. Im Kreis des Genres sind die Zwischenstufen, welche von den sonnigen, launigen Darstellungen einer „Marietta" Adolf Echtler's, der „Günstigen Kritik" Blume-Siebert's, des „Verspäteten Mittagessens" Adolf Eberle's und des köstlichen Bildes Ernst te Peerdt's „Pierrot und Pierrette" zu der realistisch-wahren, aber abschreckenden Schilderung des irdischen Elends in Karl Becker's „Ende der Austräglerin" führen, vertreten. Lindenschmit's „Luther in Augsburg", Piloty's „Rath der Drei zu Venedig" und Moritz v. Beckerath's „Götz unter den Zigeunern" kennzeichnen die Historienmalerei, O. v. Kamele's „Stilfser Jochstraße" und M. Haubtmann's „Montrosa" die Landschaft, Werke Andreas Achenbach's und Karl Saltzmann's das See-, Beckmann's und Kröner's das Thierstück. Unter den Reproductionen von plastischen Schöpfungen heben wir den köstlichen „Jolo" Paul Werner's und die fein empfundene Gruppe Heinrich Möller's „Aesop" hervor. Eine besonders treffliche Leistung des Holzschneiders ist das Gewand der lesenden Jungfrau nach W. A. Stade's Gemälde: „Interessante Lectüre". — Im gleichen Verlage ist soeben ein „**Album für Jagdfreunde**" unter dem Motto „**Oculi — da kommen sie!**" erschienen, dessen Reichhaltigkeit im Verhältniß zum Preis (2 ℳ) in der That erstaunlich und nur dann erklärlich ist, wenn man in Rücksicht zieht, daß es sich hier nur um eine Zusammenstellung bereits vorhandener und anderweitig verwertheter Reproductionen handelt. Selbst so aber bleibt das hier Gebotene (52 Darstellungen) schon durch die Auswahl der vereinten Blätter dankenswerth. Das Jägerleben in Freud und Leid, das unserer Kunst so häufig liebenswürdigen Stoff gegeben, zieht hier in flotten Bildern Grützner's, Eberle's, Eckwall's vorüber. Wir verfolgen es bis in das ideale Reich der Phantasie: selbst Makart's Jagdzug der Diana fehlt nicht. Ihnen eint sich eine große Anzahl von Darstellungen aus dem Thierleben selbst, die fast durchgängig nicht nur das Auge des Jagd-, sondern auch das des Kunstfreundes erfreuen, da sie zum größeren Theile von den Meistern des modernen Thierstückes, einem Kröner, Decker und Beckmann stammen. Ein Text ist dem Heft nicht beigegeben worden: es bedarf dessen auch nicht, denn die Abbildungen selbst sprechen deutlich genug und dürfen ja gerade jetzt überall auf freundliches Gehör rechnen, wo ihr Motto „Oculi — da kommen sie!" eine langersehnte fröhliche Zeit verkündet.

J. R. **Ben Hur.** Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewis Wallace, General der nordamerikanischen Bundesarmee und vormals Vereinigten Staaten-Gesandter in Konstantinopel. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. **Hammer**. Mit Porträt von General Lewis Wallace. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 5 bez. 7 ℳ. — Eine treffliche Erzählung, wennschon sie den Wunsch nach einer künstlerischen Darstellung der Zeit und des Lebens Christi, die sowol der Gewalt des Inhalts wie dem gerecht werden müßte, was wir heutzutage das Realistische nennen, nicht überflüssig macht. Ihre Schwäche besteht darin, daß sie weniger **bildet** als vielmehr von den Ereignissen redet, ihre Stärke in einer edlen Gesinnung, für die der Ideengehalt des Stoffes die Hauptsache ist und die das üppige Colorit der südlichen Welt einer entlegenen Zeit, deren Ausmalung bei den meisten culturhistorischen Romanen, welche die alte Welt in ihrem Untergange darstellen, sich Selbstzweck ist, Nebensache sein läßt. Es kommt Wallace wirklich nur darauf an, die erlösende Macht der Lehre Christi an dem überlebten Alterthum zu zeigen. Rom steht auf der Höhe seiner Macht, es beherrscht den Erdkreis und alle Völker; aber ein geheimer Ingrimm erfüllt die Nationen; sie sehnen sich darnach, das verhaßte Joch abzuschütteln, auch die geknechteten Juden, die auf den ihnen von den Propheten geweissagten Messias hoffen, der sie wieder zu politischer Größe führen, ja zu Herren der Welt machen soll. Dieser Messias kommt auch, aber er ist nicht der stolze, weltliche Herrscher, wie ihn die Israeliten, unter ihnen der edle Ben Hur aus altem Geschlecht, der unter Roms Faust ungerecht hat leiden müssen, sich erträumt, sondern eine milde Gestalt von rein geistiger Größe, der jedes Ansinnen, sich zum König von Juda ausrufen zu lassen, abweisend spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Die Juden, die nur im Haß gegen ihre Feinde leben, verstehen ihn nicht und geben ihn seinen Gegnern preis; nur wenigen Auserwählten, darunter Ben Hur, geht die Wahrheit der Lehre Christi auf, sie entsagen ihren Racheplänen und gesellen sich unter dem überwältigenden Eindruck der Kreuzigung den ersten Christen zu. Das ist der Inhalt der Erzählung. Sie enthält viele schöne und ergreifende Momente, so das erste Hervortreten des jungen Zimmermannssohnes, als er dem unschuldig in Ketten geschlossenen Ben Hur den Krug Wasser zur Erquickung reicht und dem Helden des Romans zum ersten Male die Ahnung von der Macht der Liebe als etwas Neues aufgeht, das dem Alterthum fremd war und ihm trotz seiner Schönheit und Größe etwas Erkältendes verleiht; so die Scene, da der begeisterte Täufer in der Wüste beim Anblick des jungen Erlösers verzückt in den Ruf ausbricht: Sehet das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt; so die Gefangennahme Jesu, so endlich die Kreuzigung mit all ihren furchtbaren Einzelheiten. Die Gestalt Christi tritt, namentlich im ersten Bande, gegen die übrigen Personen etwas zurück; sie schreitet so zu sagen nur über den Hintergrund der Bühne; das ginge noch an; aber Wallace setzt auch gewissermaßen die Kenntniß der biblischen Geschichte voraus, und das ist ein Fehler. Mit dieser Voraussetzung thut er ja natürlicher Weise keinen Fehlschlag; aber künstlerisch höher würde das Werk stehen, wenn der Erzähler die Gestalt Jesu und ihr Wirken wirklich so verkörpert hätte, daß sie auch dem verständlich wäre, der nichts von ihr wüßte; das ist aber bei Wallace nicht der Fall. Wir kommen mit diesem Tadel wieder auf den Eingangs erwähnten Mangel des **Bildens** beim Verfasser zurück; hier liegt die Grenze seines Könnens. Trotzdem verdient die edle Erzählung empfohlen zu werden, sie ist keine bloße Unterhaltungslectüre.

J. R. **Die beiden Republiken.** Roman von J. **Riemann**. Leipzig, Eugen Peterson. 5 bez. 6 ℳ. — Es ist kein Kunstwerk von Belang dieses Werk, wol aber ein Roman, dessen Entwickelung unsere Zustimmung herausfordert und der sich namentlich zu einer bildenden Lectüre innerhalb der Familie, für die reifere Jugend und ähnliche Kreise eignet. Schon der Stoff zieht empfängliche Gemüther an: es werden hier Danzigs Leidensjahre während der Franzosenherrschaft geschildert, da die berühmte See- und Handelsstadt durch den Tilsiter Frieden vorübergehend zu einer kleinen Scheinrepublik gemacht wurde, die weiter keinen Zweck besaß, als Bonaparte zu einem festen Waffenplatze und Stützpunkt im Osten Deutschlands zu dienen. Auf dem Hintergrunde dieser geschichtlichen Ereignisse werden nun die Schicksale einer hervorragenden Danziger Familie aufgetragen, mehrerer Geschwister, die, weil elternlos dastehend, gleichfalls eine kleine Republik für sich bilden, eigenartige kräftige Männer und Frauen, die der Noth ihrer Zeit gewachsen sind. Zwar verläßt uns von Anfang an die beruhigende Gewißheit nicht, daß Alles zu einem guten Ende führen werde; aber da auch der Ernst des Lebens in der Erzählung zu seinem Rechte kommt, ist der Vergleich derselben mit jenen charakterlosen, flachen Romanen doch ausgeschlossen, die nur spannen und nach dem Nervenkitzel der Aufregung durch einen glücklichen Schluß um die Gunst des Lesers buhlen wollen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 79. Mittwoch, den 5. October. 1887.

Die Mission als weltgeschichtliche Liebesmacht.

Von Dr. Franz Schnedermann.

Weltgeschichte und Mission — welches ist ihr Zusammenhang, ihr gegenseitiges Verhältniß? Wenn diese Frage schon in eine philosophische Geschichtsbetrachtung hineinführt und wenn auch in der Geschichte die Philosophie nicht umhin kann, auf das Letzte und Höchste zu gehen, wie uns schon Paulus gezeigt hat, so kann die Antwort wol nur diese sein: Welt ist nur da, wo eine Einheit ist, sonst ist's nur ein Haufe zusammenhangsloser Geschöpfe; diese Einheit kann doch die Mannigfaltigkeit nicht ausschließen sollen, sie muß also dadurch verbürgt sein, daß alle Kräfte von Einem Mittelpunkte ausgehen und dahin zurückströmen — und dieser Mittel- und Einheitspunkt muß zugleich oben sein, so daß ein Bild entsteht ähnlich dem, mit welchem Goethe eine der großen Philosophien des Alterthums (die platonische) auf ihren Ausdruck gebracht hat, daß sie nämlich einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich den Himmel sucht. Deutlicher gesagt, der Mittel- und Einheitspunkt der Welt, ohne den sie gar nicht Welt wäre, muß Gott sein; der Begriff der Welt ist überall nur da vorhanden gewesen, wo Gottes gedacht wurde als dessen, der wie den Anfang so das Ziel der Welt bestimmt hat — er ging verloren und zerfaserte sich, wo man Gott verlor. Und nun belehrt uns der Apostel in den ersten Capiteln des Briefs an die Römer, übereinstimmend mit den Urgeschichten der Genesis: eine Zeit war da, wo die Menschen, die damals die bewußte Erdwelt ausmachten, Gott kannten und in seinem Preise ihre Einheit fanden. Aber diese Zeit ist durch Schuld der Menschen abgebrochen worden. Wiewol sie wußten, daß ein Gott ist, haben sie ihn doch nicht mehr gepreiset als einen Gott, noch ihm gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden und ihr unverständiges Herz ist verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden. Eine mechanische Einheit, einen äußerlich sinnenfälligen Mittelpunkt — so zeigen uns dort die ersten Blätter der Bibel — wollten die Menschen sich geben; laßt uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche; denn wir werden vielleicht zerstreuet in alle Länder! Aber dieses großsprecherische und großthuerische Unterfangen zeigt bereits, daß die wahre und einfache innerliche Einheit aufgegeben ist; sie müssen einen gemacht ungeheuerlichen Ersatz suchen; das unheimliche Gefühl des Auseinanderfallens kommt mit Recht über die Menschen, weil sie von Gott mit Unrecht gefallen sind. Und nun folgen wir dem Apostel Paulus weiter in den Schritten, die er durch die Weltgeschichte thut. Es ist in den bewegten Augenblicken zu Lystra, da er in Gefahr steht, mit Barnabas als menschgewordener Gott angebetet zu werden; da ruft er der Menge das Wort von dem lebendigen Gott zu, dem Schöpfer Himmels und der Erden; dieser, spricht er, hat in vergangenen Zeiten lassen alle Heiden wandeln ihre eigenen Wege — damit ist das Wort ausgesprochen, das lösende und deutende: damals, als die Menschen Gott offenkundig aufgaben, sind sie, mit Ausnahme der Familie und des Volkes der Offenbarung, auch von Gott aufgegeben worden; das Heidenthum oder die Heidenthümer sind entstanden; Gott hat die Völker, die Heiden lassen wandeln ihre eigenen Wege. Doch nicht lediglich um in der Irre zu wandeln? Doch nicht ganz ohne Zweck und Ziel? Nein; wiederum steht Paulus inmitten einer lebhaft erregten heidnischen Bevölkerung; es sind die kritisch gestimmten und doch neugierig lauschenden Athener, die ihn umgeben. Und hier enthüllt er Gottes Gedanken weiter. Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, ihn, der nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns, das war der Zweck, als Gott Ziel gesetzt hat und zuvor versehen, wie lange und wie weit der Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollten. Sie haben ihn nicht gefunden; je mehr die Cultur sich verfeinerte und überfeinerte, desto tiefer sank die Sittlichkeit, desto krasser bildeten sich die beiden sich freilich auch berührenden Endpunkte heraus: Unglaube und Aberglaube. Aber als so der Menschen auf sich selbst gestellte Kraft ihre Ohnmacht überzeugend genug dargethan hatte zum bleibenden Denkmal für alle Zeiten, da schlug Gottes Stunde. Nunmehr, sagt Paulus, gebeut Gott, indem er die Zeiten der Unwissenheit übersehen will, allen Menschen an allen Enden Buße zu thun, weil es in Christo Gericht giebt — da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn.

Sehen wir nicht hier schon, wie Weltgeschichte und Mission sich gegenseitig fordern? Die Weltgeschichte ist an ihrem größten Wendepunkte angekommen, sofort tritt da auch der Gedanke der Mission auf; Gott gebeut allen Menschen an allen Enden Buße zu thun. Denn der Anspruch des Evangeliums als der höchsten Offenbarung Gottes an die Menschen, über die hinaus es keine weitere geben wird, kann ja kein anderer sein als der, Gotte gegenüber wieder die Welt zu stellen, die Welt wieder zur Welt zu machen durch ein neues Verhältniß zu Gott, der Welt ihren Mittel- und Einheitspunkt, der eben Gott war, zurückzugeben, dort also durch die Gnade wieder anzuknüpfen, wo durch Sünde und Schuld die rechte Linie abgebrochen war. Und ist nun, seit das Christenthum in der Welt ist, die Weltgeschichte in dieser Linie gegangen? Es ist mißlich, den Schein zu erwecken, als wolle man mit dem Apostel Paulus wetteifern; wie würde er in großen Strichen die bis heute offenbar gewordenen Gedanken Gottes zeichnen! Daß das Römerreich sich zwar zuletzt als überwunden bekennen mußte, aber doch nicht mehr verjüngt werden konnte, das ist das erste Geheimniß. Und doch blieb und wurde wieder Rom der beherrschende Punkt: daß mit dem Germanenthum, welches auf den Plan der Geschichte trat, zugleich Rom eine erzieherische Aufgabe ohnegleichen erhielt, das ist das zweite Geheimniß. Aber Missionsarbeit war dabei immer zu thun und wurde gethan, an den Germanen selbst mit Einschluß der nordischen Völker, an den Slaven. Ein Stillstand trat ein; der Niederschlag der Kreuzzugsbewegung war zugleich eine religiöse Gleichgiltigkeit dem Islam gegenüber. Mit der Entdeckung der neuen Welttheile beginnt das dritte Geheimniß. Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, wie es zu erklären sein möge, daß jenes Jahrhundert, welches von außen her die Eindrücke der überseeischen Gebiete und von innen her die Gewissenskämpfe der Reformation durchzuarbeiten hatte, kein Missionsjahrhundert werden konnte. Was wir auch gegen das 18. Jahrhundert sagen mögen, der Zug zum allgemein Menschlichen, dem es folgte (um nur den Einen Namen Herder zu nennen!), scheint doch nothwendig gewesen zu sein, um dann, als Glaubensleben und Liebe zur Kirche Jesu Christi neu erwachten, diesen neuen Kräften zugleich die Richtung auf die Weiterarbeit in der Völker- und Weltmission zu geben.

Wir sind mit dem allen schon mitten in dem durch die Ueberschrift

angekündigten Thema. Ranke sagt einmal [1]): große Ereignisse der Weltgeschichte geschehen nicht ohne eine große moralische Anstrengung; sie bedürfen dieses geheimnißvollen inneren Kerns. Er hebt da eine menschlichsittliche Triebfeder hervor. Was er meint, ist nach dem Zusammenhang unbeugsame Willenskraft und Charakterstärke. Ich möchte dem eine göttlichsittliche Triebfeder an die Seite setzen, das ist die Liebe. Daß in der Weltgeschichte die in Gottes Herzen wurzelnde und von ihm in den Menschen-, den Christenherzen angezündete Liebe waltet, zeigt die Mission.

Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick, als Sanherib, der Assyrerkönig, vor Jerusalem lag, oder, wenn nicht er selbst, so doch ein großer Theil seiner Macht. Lange schon hatten sich über das israelitische Nordreich die Schatten der Unterdrückung durch die gewaltige Weltmacht des Ostens gebreitet; [2]) die Schatten waren zur Nacht geworden; nun war für das Südreich Juda dasselbe Schlimmste zu befürchten: Herr, halte im Bau den Weinstock, den deine Rechte gepflanzt hat (Ps. 80)! Trotzig und höhnend reden Sanherib's Feldherren mit den Abgesandten des judäischen Königs Hiskia und mit dem bange von der Mauer her horchenden Volke: haben auch die Götter zu Hamath und Arpad, zu Sepharvaim und Samaria die Einwohner dieser Städte von der Hand des assyrischen Königs der Könige erretten können? Aber hier in Juda stand den Assyrern doch eine andere Macht gegenüber als in Ktesiphon und Aleppo, in Epiphania und selbst Samaria: das war die Macht des Glaubens an den auch den Weltmächten überlegenen Offenbarungsgott, wie dieser Glaube, schwach noch und ungeprüft, lebte in Hiskia, stark aber und felsengewiß in dem Propheten Jesaja. Jahrzehnte hindurch hat er die Ereignisse der Geschichte seines Volkes begleitet mit auf den Grund gehendem, mahnendem Wort; auch ein entscheidender Augenblick war es, als er, Jesaja, dem Hause Juda die Alliance des himmlischen Königs anbot wider die zwei nordischen Könige, die drohend herangezogen kamen und vor denen den Jerusalemern das Herz bebte, wie die Bäume im Walde beben im Winde (Jes. 7) — der damals regierende König Judas, Ahas, hatte diese Zumuthung an seinen Glauben vornehm abgelehnt; ihm gefiel es besser, den Assyrerkönig Tiglath-Pileser durch Tribut geneigt zu machen und zur Hilfe herbeizurufen. Das war im Jahre 732 gewesen; jetzt, im Jahre 701, pochte schon das Gericht für solche kurzsichtig diesseitige Politik an die Thore Jerusalems: mit dem Finger Sanherib's, der die Folgerung aus jenen Geschenken und Tributen zog. Aber ein andersgesinnter Mann saß jetzt auf dem Throne. Hiskia trug Gotte dem Herrn, der an den Vätern sich glorreich errettend geoffenbart, die furchtbare Noth der Gegenwart vor, in echt menschlicher Angst, mit echt israelitischer Hoffnung auf den allein wahren Helfer. Und nun erging das Wort des Propheten, ihm und den Seinen zum Troste, mächtig wie nie zuvor: die Jungfrau Tochter Zion spottet deiner, Sanherib, und die Tochter Jerusalem schüttelt das Haupt dir nach; wen hast du gelästert, über wen deine Stimme erhoben? Du hebest deine Augen empor wider den Heiligen in Israel. Ich kenne deinen Auszug und Einzug und dein Toben wider mich; aber ich will dir einen Ring an die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul (Cap. 37). Wie ein mächtiger Wald naht sich von Norden die feindliche Heeresgewalt dem gerade nach dieser Seite unbewehrten Jerusalem; wehe den unbefestigten Landstädtchen, über die sie erdrückend sich wälzt, wehe bald auch der Hauptstadt selber — aber siehe, ein noch Mächtigerer bringt in dem Augenblicke, den er sich vorbehalten, den Wald zu Falle, daß ein Kind die wenigen übrigbleibenden Stämme nachzählen und aufschreiben kann (Cap. 10)! Es ist bekannt, wie sich diese Weissagungen erfüllten: der Engel des Herrn schlug in einer Nacht mit Pestilenz hundertfünfundachtzigtausend Mann im Lager der Assyrer; dies und die Nachricht vom Heranrücken eines ägyptischen Heeres nöthigte den Sanherib zu schleuniger Rückkehr in sein Land. Und die Mission? Die Mission als Macht der Liebe in der Weltgeschichte? Das eben geschilderte Ereigniß ward ein Brennpunkt für sie. Dichtung und Prophetie wurden durch dasselbe auf die Höhe eines Weitblicks gehoben, der zugleich liebendes Umfassen war. Unser Gott, sagte und empfand Israel, hat sich durch dieses Ereigniß (dem die neuere Geschichtschreibung Zeugniß gab, wenn Niebuhr es mit der Katastrophe von Moskau gleichsetzte) als der lebendige, als der Gott der Weltgeschichte erwiesen; welche andere Folge kann diese Offenbarung ohne gleichen haben, als daß die heidnischen Völker, die solcher großen Dinge Zeugen geworden sind, diesem Gotte die Ehre geben und sich zu ihm bekehren? Herrliche Dinge werden von dir gepredigt, du Stadt Gottes; die Philister und Tyrer, sammt den Mohren, haben ihre geistliche Heimath daselbst (Ps. 87). Die Prophetie malte vorausschauend die Folgen des erst noch künftigen Ereignisses in Tönen der Liebe, die nicht rührender sein können. Mit dem Interesse, wie nur irgend der Freund eines fremden Volkes es haben kann, denkt sich Jesaja in die Zustände der umwohnenden nahen und fernen Nationen hinein. Mit Wohlgefallen schildert er die Schönheit und Eigenthümlichkeit des äthiopischen Volkes und Landes (Cap. 18): wozu aber euere Unruhe? Wozu die Boten, die ihr hin und her schickt, um euere Mannschaft gegen Assur aufzubieten? Horcht nur und wartet: Assur ist schon gefallen! Ihr aber werdet euch zum Opfer darbringen dem, der solches gethan hat. — Klagend erhebt er seine Stimme über den Jammer der Moabiter, in deren Land der Feind, eben Assur, verwüstend gefallen ist (Cap. 15 f.); es ist ein Gesang in deine Weinernte gefallen, nämlich der Triumphgesang der Niedertreter, während man sonst zum Austreten der Trauben in der Kelter fröhlich sang. Aber — nun schlägt ja für euch, in Leid und Gebeugtsein, die Stunde der Bekehrung; eure Uebrigen werden sich flüchten zu dem Gott, der gerade auch an Assur sich mächtig bewiesen haben wird. — Das Herrlichste aber, wiederum mit den eigenthümlichen Farben der Geschichte und Art gerade dieses Landes, wird über Aegypten gesagt. So hoch hat, abgesehen vom Christologischen, nie ein Prophet gestanden wie Jesaja, als er die Worte sprach oder schrieb (Cap. 19 am Schlusse): zu der Zeit (wenn die Aegypter und die gedemüthigten Assyrer selbst sich bekehrt haben werden zu dem wahren Gott) wird Israel selbdritt sein mit den Aegyptern und Assyrern; und der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!

Da, wo Ranke in seiner Weltgeschichte von Paulus spricht, entschuldigt er sich fast, daß er es so eingehend, so genau ihn von Reise zu Reise begleitend thut; aber, meint er, seine Wanderung hat ein universalhistorisches Interesse. Und wenn irgendwo, zeigt sich dann nicht hier wieder die Liebe als treibend in der Weltgeschichte? 20 Jahre und eher mehr hat er gearbeitet; man konnte von ihm sagen wie Jakob von sich: des Tages verschmachtete er vor Hitze und des Nachts kam kein Schlaf in seine Augen; 16 Gemeindegründungen werden in der Apostelgeschichte mit Namen aufgeführt, fast ausnahmslos in Lebens- und Verkehrsmittelpunkten, wo mit der Mannigfaltigkeit der sich begegnenden Bedürfnisse auch die Aufgabe die verwickeltste war — auch, daß wir Christen sind, geht ja auf Paulus als menschliches Werkzeug zurück. Man lese das von ihm selbst in heiliger Erregung und zugleich mit nüchternster Wahrhaftigkeit aufgestellte Verzeichniß seiner Berufsleiden und Mühen (2. Cor. 11), um einen Eindruck von hingebendem Wirken zu bekommen — an die Corinther schreibt er das, und eben die Gemeindebriefe, unter ihnen aber keiner so großartig wie die an jene Gemeinde, sind der Beweis, daß der Pulsschlag des apostolischen Arbeitens die Liebe ist: ich bin von Christo ergriffen und euch umfaßt mein Herz, als die ihr auch zu solchem Heilsverhältniß bestimmt seid, mit innigem Verlangen.

Auf die weltgeschichtliche Bedeutung der germanisch-nordischen wie der Slavenmission wurde schon hingedeutet. Nun von den älteren Missionaren wissen wir da zu wenig; und von Winfrid oder Bonifatius, d. h. dem Manne, dessen Kommen ein gutes Glück bedeutet, muß wol noch immer gelten: von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Aber wer auch diesem Manne sein Wirken im Dienste des päpstlichen Stuhles zum scharfen Vorwurf macht, wer auch nicht einräumen will, daß es eine Nothwendigkeit gewesen, jugendlich neue Bildungen an Roms geprüften Bau anzulehnen und in ihn einzugliedern und so die ostfränkische, nachher deutsche Kirche zu einer römischen zu machen, wird doch den Liebeseifer anerkennen müssen, der diesen Angelsachsen über das Meer herüberführte und dann von Organisation zu Organisation trieb und dann wieder zur Heidenpredigt bis in den Tod. Es darf auch hier des großen Karl gedacht werden, der durch seine Vorschriften über Sonntagsheiligung und seine Bemühungen um Hebung der Predigt sich als einen wahren Freund der Kirche wie des Volkes bewiesen hat, der durch seine Gründung von Bisthümern äußerlich das Erforderliche zu thun suchte zur Befestigung des Christenthums auch in neugewonnenen Gegenden, der innerlich in derselben Linie durch seine Vorschriften über Beichte und Glaubenshauptstücke ein Vorgänger Luther's geworden ist, nämlich Luther's als des Verfassers der beiden Katechismen. Es ist Otto's von Bamberg zu gedenken mit seinem Wirken unter den Pommern, eines der weisesten und liebe-

[1]) Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation III, 189.

[2]) Vergl. zu dieser alttestamentlichen Ausführung insbesondere die erklärenden Werke von Delitzsch.

vollsten Missionare, die es je gegeben; und wer dürfte den unermüdlichen Ansgar, den Apostel des Nordens, vergessen?

Wenden wir uns nun, mit Uebergehung solcher Namen wie Franz Xaver und Bartolomeo de las Casas, mit Uebergehung auch solch edler Gestalten wie Plützschau, Ziegenbalg und Schwartz und, um wieder nach einer ganz andern Weltgegend zu blicken, John Elliot und Hans Egede, mit einem größeren Schritte gleich der neuesten Zeit zu, so liegt es nahe und mag es gestattet sein, drei Namen hervorzuheben, die vor unseren Augen dadurch glänzen, daß ihre Träger bei der Missionsarbeit, den Aposteln gleich, im eigentlichen Sinne zu Märtyrern geworden sind: John Williams, Allen Gardiner und John Coleridge Patteson. Daß hier nicht weltgeschichtliche Bedeutung zu zeichnen versucht wird, findet gewiß Entschuldigung; stehen wir doch noch immer nur erst am Anfange der neueren Bewegung; aber die Liebe leuchtet deutlich und wärmend hervor.

Beim Versuche, das Evangelium den Neuhebrideninseln zu bringen, wie das nachher von den Eingeborenen ihm errichtete Denkmal sagt, ließ Williams am 20. November 1839 unter den Keulenschlägen der Wilden von Erromanga sein Leben.

Ueber den treuen Schiffscapitän und Missionar Allen Gardiner findet sich eine ergreifende Schilderung in Burkhardt's Missionsbibliothek; er starb, wie alle seine Gefährten, infolge gänzlicher Entkräftung durch Hunger an der Küste der Pictoninsel unweit des Feuerlandes, wahrscheinlich noch am 6. September 1851, von welchem Tage seine nachher aufgefundenen letzten Aufzeichnungen datiren. Da lautet es: „ich kann nicht auf und weiß nicht, ob mein Gefährte noch im Leibe ist oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. . . . Ich lebe nun oder ich sterbe, sei es nur in ihm." — „Bis hierher hat mich Gott erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst. Noch eine kleine Weile, und (es folgen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Lob zu singen . . ." Eine Felseninschrift über der Sterbegrotte eines seiner Gefährten nannte die Stelle Ps. 62, 6—9: Meine Seele harret nur auf Gott, denn er ist meine Hoffnung u. s. f. Nahrungsmittel waren ihnen auf die Falklandsinseln nachgesandt worden, aber kein Schiff hatte sie von dort aus an die rechte Stelle bringen mögen; die selbstmitgenommenen gingen durch Räubereien der Eingeborenen oder durch die Fluth zu Grunde.

Zu dritt nannte ich John Coleridge Patteson; er fand seinen Tod am 20. September 1871 unter den mörderischen Händen einiger Bewohner der Insel Nucapu in der Santa Cruzgruppe der Südsee. Und doch, wenn irgend Einer unter den neueren Missionaren eine Liebe zu den heidnischen Stämmen im Herzen trug, die völlige Hingabe der ganzen Person war, so ist es Patteson gewesen. Aus den Berichten über ihn weht uns diese Liebe mit hinnehmender Gewalt entgegen. Er ist wie ein Kind unter den Kannibalen; einsame Nächte unter ihnen ruhend fühlt er, wie wehrlos er ihnen preisgegeben ist; aber er fürchtet sich nicht, und mächtig zieht es ihn zu ihnen hin. Eines Tags, erzählt der Seeofficier Tilly, der ihn begleitete, kamen wir einer Insel zum ersten Male nahe; Patteson, wie er oft gethan, watete nach dem Ufer und begab sich mitten unter die zweihundert Leute, die dort versammelt waren, und verkehrte mit ihnen. Dann kam er zum Schiff zurück und ließ es so anlegen, daß die Insulaner auf ihren Canoes herankommen und ihre Geschenke empfangen konnten. „Und dies ist's, worauf ich hinweisen möchte: auf den Blick seines Angesichts, so lange der Verkehr mit ihnen währte. Ich war davon völlig betroffen, es war ein Blick von so außerordentlicher Sanftmuth und einer solchen Sehnsucht nach ihnen." Und er hat auch große Gewalt geübt, auf die Erwachsenen und auf die Kinder, blos durch den Liebeszug, der von ihm ausging. Ja, die Kinder, die ihm die Eingeborenen zum Unterricht und zur christlichen Erziehung anvertrauten, wie lernte, wie lebte, wie litt er mit ihnen in Krankheit und Tod! Die Fülle der Innigkeit und des Selbstvergessens, die in ihm war, ist eigentlich unbeschreiblich; aber sie spricht in den Briefen, die er an seine Schwester Fanny schrieb, aus jeder Zeile. Und nun kam, nicht ohne ernste Vorspiele, der Tag der Trauer für die Seinen, jener 20. September des Jahres 1871. Wieder näherte sich Patteson einer von ihm noch nicht betretenen Insel; ihre Bewohner hatten sich bisher feindlich gezeigt, aber um so mehr brannte sein Herz, auch ihnen den zu bringen, der der Friede ist mit Gott und unter den Menschen. Das Schiff konnte nicht nahe genug ans Land kommen, er stieg in den Kahn und fuhr hinüber; es drängte ihn, mit ihnen in Verkehr zu treten, obwol die Leute am Ufer unschlüssig zu sein schienen, wie sie sich zu ihm verhalten sollten, ja obwol, wie es schien, Einige ihn warnten. Er ging unter den Eingeborenen dem Innern der Insel zu; es verging einige Zeit. Da, drei Kähne nähern sich vom Lande her; der eine wird abgestoßen, die beiden andern rudern eilig zurück. Man nimmt den allein schwimmenden Kahn auf; die Leiche! ruft einer; ja nun erkennen die Gefährten mit tiefem Schmerze ihres theuren Missionsbischofs Leiche in dem Kahn; fünf Wunden waren an seinem Leibe. Die eine schien sofort tödtlich gewesen zu sein, die vier anderen waren ihm nur beigebracht worden, weil die fünf Wunden die Rache einiger Eingeborenen dafür sein sollten, daß kürzlich fünf Männer auf den Inseln durch Weiße geraubt worden waren; einige dabeiliegende Kokosblätter, in die man fünf Knoten gemacht, bestätigten dies. So ward Patteson als ein rechter Christ seinem Meister ähnlich; sie tödten den, dem vor Liebe zu ihnen das Herz brechen wollte, sagt sein Biograph W. Baur.

Märtyrer sind nun nicht blos die, die gewaltsam oder durch ein besonderes Unglück wie Gardiner ihr Leben lassen, sondern auch die, die mit Leib und Seele ihrem Berufe hingegeben sich selbst verzehren. Unsere Leipziger Missionare, wenn sie von drüben wieder herüberkommen, haben mir oft den Eindruck gemacht: das sind auch Männer, die sich selbst zum Opfer darbringen, wie verbrannt von außen durch die heiße Sonne Indiens, eine Gluth, die, zusammen mit den sachlichen Schwierigkeiten ihres Berufs, ihnen gewiß nur dann recht erleichtert wird, wenn sie im Innern das Feuer der Liebe zu Christo und zu den Seelen tragen, die es zu gewinnen oder zu bewahren gilt. Oder wäre der edle Livingstone kein Märtyrer, der bis zum Tode treue Bekämpfer der „offenen Wunde am Leibe der Menschheit", der Sklaverei? Im Herzen Afrikas ist aber vor wenigen Monaten wieder Blut der Missionare geflossen.

Im Mittelalter galt für das Wirken eines Lehrers eine brennende Kerze als das beste Sinnbild; sie dient mit ihrem Leuchten der ganzen Umgebung, indem sie sich selbst verzehrt; aliis inserviendo consumor setzte man als Selbstbekenntniß des Lichtes hinzu. Man hat dies vor Allem auf den großen Lehrer der Reformationszeit, Melanchthon, angewendet. Es paßt aber nicht blos auf Lehrer, es paßt auf jedes sich selbst vergessende Liebeswirken. Und so kehren wir wieder zum Anfang zurück. Im Dienst für die Anderen darf ich mich selbst nicht schonen — gilt dies nicht zuerst von dem, dem wir „Arbeit gemacht haben mit unseren Sünden und Mühe mit unseren Missethaten"? Es ist vor Allem der Evangelist Markus, der diesen Eindruck aufreibender Liebesarbeit wiedergiebt, wie der Herr sich nicht einmal Zeit nimmt zum Essen und wie er sich dabei abspannt und, so fürchten wenigstens die Seinen, überanstrengt. Er, der für uns herniederkam, hat nicht an sich gedacht, sondern nur an uns; und diese seine Liebe hat überwältigende Macht; sie ist es, die die Welt wieder zur Welt Gottes machen wird, daß das erreichte Ziel der Weltgeschichte die Vollendung des im Eingang besprochenen keimhaften Anfangs sei: eine Einheit droben, nach oben und von oben.

Bücherbesprechungen.

☐ Innere Mission an den Studenten. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. — Dieses Schriftchen, von jugendlicher Feder im Eifer für die religiöse Bildung, die kirchliche und sittliche Zucht der Studirenden, der zukünftigen geistigen Führer des Volkes, geschrieben, hat viel Sensation gemacht. Der Verf. verlangt eine besondere geistliche Pflege der Studenten, die bei aller anerkennenswerthen Haltung im Großen und Ganzen doch an unleugbaren sittlichen Schäden litten und zu einem großen Theile der Kirche entfremdet seien: dem Bedürfniß soll hauptsächlich durch Anstellung eines Studentenpastors genügt werden, der als specieller akademischer Seelsorger in engstem Verkehr mit der studirenden Jugend stehen müsse, ihr geistlicher Freund, Berather und Tröster, und der auch besondere Studentengottesdienste und Communionen abzuhalten habe. Als die Aufgabe dieser Arbeit der innern Mission an den Studenten bezeichnet der Verf. die Erweisung des Christenthums als einer Kraft des Lebens und die Ueberwindung der intellectuellen Zweifel an den religiösen Wahrheiten. Wir können uns mit dieser Idee, mit der Anstellung eines Studentenpastors, auf die im Wesentlichen die Vorschläge des Verf. hinauslaufen, durchaus nicht befreunden, wenn wir auch das Motiv, aus dem sie hervor-

gegangen ist, gern anerkennen; sie ist ein charakteristisches Product der weitverbreiteten Neigung unserer Zeit, statt auf naturgemäßem und geordnetem Wege, mit Benutzung der gegebenen Mittel, auf außerordentlichem Wege in künstlicher Weise geistige und sittliche Nothstände zu heben; statt die vorhandenen Mittel sittlicher und religiöser Bildung und Erziehung mit Eifer und Treue zu benutzen, will man immer etwas Neues machen, Alles will man ins Treibhaus nehmen, auch die religiöse und sittliche Bildung der akademischen Jugend, die aller forcirten pädagogischen Einwirkung naturgemäß zuwider ist. Ein besonderer Studentenpastor neben den anderen Geistlichen, neben den Professoren, die vor Allem berufen sind, die Erzieher, die sittlichen Pfleger und Hüter der Studirenden zu sein, speciell neben dem Universitätsprediger, der in besonderer Weise dazu verpflichtet ist und dem man für diese hochwichtige Thätigkeit vielleicht noch mehr Raum schaffen könnte, erscheint uns ebenso unnöthig als unthunlich, nicht organisch herausgewachsen aus den bestehenden Ordnungen, sondern mechanisch eingefügt, ein todtgeborenes Kind. Soll die religiöse und sittliche Bildung und Erziehung der Jugend recht gefördert werden, so kommt es vor Allem darauf an, daß auf den früheren Stufen der rechte Grund gelegt werde, kommt es an auf die Pflege des religiösen Lebens im Hause, in der Familie und auf die religiöse Bildung und Erziehung in den Gymnasien, d. h. nicht auf christliche Dressur, nicht auf Abrichtung für das kirchliche Bekenntniß, daß man's wie einen Mantel um sich nimmt, unter dem sich das unbekehrte Herz verbirgt, sondern auf Weckung und Pflege gesunder charaktervoller christlicher Frömmigkeit. Uebrigens ist Gott sei Dank! der sittliche Stand unserer akademischen Jugend bei allen Mängeln und Schäden im Großen und Ganzen ein erfreulicher und jedenfalls nicht ein derartiger, daß er außerordentliche, aparte Veranstaltungen der Art, wie sie hier empfohlen werden, rechtfertigen dürfte.

□ Dreiundvierzigster Bericht des Vereins für die evangel.-lutherische Diakonissenanstalt zu Dresden auf das Jahr 1886. Dresden, Ramming'sche Buchdruckerei. — Der vorliegende Bericht giebt ein anschauliches und lebendiges Bild von der vielseitigen, reichen und gesegneten Thätigkeit der mannichfach verzweigten, in kräftiger Blüthe stehenden Anstalt, die aus kleinen Anfängen entstanden sich in stetigem Fortschritt entwickelt hat und einst vielfach angefochten allgemeine Anerkennung im öffentlichen Urtheil mit vollem Recht gefunden hat. So groß der Segen der Anstalt ist und so reiche Unterstützung sie auch gefunden hat, in den letzten Jahren insonderheit auch in ansehnlichster Weise aus öffentlichen Mitteln, so groß sind doch fortgesetzt die mit dem innern und äußern Wachsthum der Anstalt wachsenden Bedürfnisse derselben.

J. R. Otto Franz Gensichen: Tamina. Eine Dichtung. Immortellen. Berlin, Eugen Grosser. — Der ganze Gensichen steckt in diesen beiden neu erschienenen Dichtungen, namentlich in der ersten derselben, der poetischen Erzählung „Tamina", mit all seinen Schwächen und Vorzügen. Wieder treten uns zwei bei dem Dichter beliebte Typen gegenüber: das Weib, welches infolge Unerfahrenheit und Unselbständigkeit einem Gatten angehört, den es nicht lieben kann, und der Mann, der nach seinen Tannhäuserfahrten schon etwas bedenklich dem Wildgeruch des Wüstlings verfallen ist und in der unglücklich vermählten Frau plötzlich sein Ideal sieht; erblicken und lieben ist eins und — der Ehebruch ist fertig. Und diese beiden Personen werden mit einem sentimentalen Zuge ausgestattet, der wie für Dumas' Margarethe Gauthier dem Leser die Thränen der Rührung für diese Gefallenen entpressen soll — wen vermag diese ungesunde Verquickung angenehm zu berühren? In „Tamina" besinnt die Frau sich nun infolge ihres Fehltritts auf sich selbst; sie steigt aus dem Abgrunde wieder empor, in den sie gerathen, und auch dem Manne gelingt ein Gleiches, so daß Letzterer später dem ahnungslosen Gemahl der Geliebten gegenüber „schweigend das Gebet gen Himmel schicken" kann:

Vergieb mir du,
Was ich an ihm verbrach! Verzeihung nicht
Dem Reuigen der Allerbarmer zu."

Es klingt fast wie eine Profanation, die Allgüte des Ewigen hier für den begangenen Betrug in Anspruch zu nehmen, der doch mit gar keiner rechten Sühne wieder wett gemacht wird. Denn es erregt Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit sich Gensichen über den Begriff der Schuld hinwegsetzt. Schon in „Felicia" beleidigte die mangelnde Sühne nach der Schuld; auch in „Tamina" können wir das, was die beiden Ehebrecher nach ihrer That folgen lassen, die einfache Rückkehr zur Pflicht, als keine ausreichende Sühne erachten. Unserem sittlichen Gefühl wird auch dadurch keine Genugthuung, daß die Schuldige S. 59 und 60 besonders versichert, ihr nach dem Fall geborenes Töchterlein, das sie in Erinnerung an die selige Stunde (also schön war sie doch!) im Ragatzer Thal Tamina genannt, sei erst ein Jahr nach eben dieser Stunde geboren: dies Bestreben, den Werth eines Fehls von seinen Folgen abhängig zu machen, könnte eher komisch wirken, wenn die Thatsache des ethischen Mangels, den wir constatirt, nicht sehr ernst stimmen müßte. Und wie finden sich diese beiden Irrenden, denen, um sie unserer Theilnahme näher zu führen, die Berechtigung und Sühne ihres Handelns abgeht? Es ist nicht die tiefe, seelische Neigung, die man wol die Liebe auf den ersten Blick genannt hat, sondern es ist etwas ganz Anderes, tiefer Stehendes, was sie zusammenbringt, — doch man höre Gensichen selbst. Beide treffen sich; sie strauchelt über seinen zufällig vorgehaltenen Stock, er hält die Wankende aufrecht, daß sie nicht stürzt:

„Ein leiser Schrei! Schon hält sein starker Arm
Sie wieder aufrecht; vollste Klarheit spendet
Das Licht des Mondes; wie gebannt, geblendet
Starrt Aug in Aug; ihr Hauch umweht ihn warm —"

es „erblaßt bei ihm vor dem neuen Bild ein älteres Bild" (so schnell, Hr. Flatterer?) und die Liebe ist fertig. Wirklich die „Liebe"? Von allen Gaben, so führt der Verfasser weiter aus,

„die den Menschen schmücken,
Sind zwei zumeist, die wie mit Zauberkraft
Die Geister fesseln, bändigen, berücken:
Das Auge und die Stimme."

Demgemäß heißt es ein paar Seiten weiter denn auch: Sie

„lauscht von Neuem mit entzücktem Ohr
Auf seiner Stimme Wohllaut, die das Jagen
Der wilden Wellen (der Tamina) klangvoll übertönt."

Es hat etwas Brutales und Gewöhnliches, dies Heften der Liebe an bloße, sinnliche Aeußerlichkeiten, genau so Brutales und Gewöhnliches, wie in einer von Gensichen's „Vier Erzählungen" der Moment, da ein Weib in Liebe zu einem Manne entbrennt, blos weil es dessen Körperkräfte, in einem Kampfe mit einem riesigen Wilderer entfaltet, bewundert. Für alle diese Schwächen vermag die Musik der Sprache, auf der sich Gensichen's Verse wiegen, das farbig und blendend gemalte Bild der Umgebung der Alpennatur doch nur ungenügend zu entschädigen; doch seien diese formellen Vorzüge, um dem Besprochenen vollständig gerecht zu werden, erwähnt. Reiner wirken die auf persönlichen Erlebnissen aufgebauten „Immortellen" desselben Verfassers, die der Erinnerung an Verstorbene gewidmet sind; nur ist einige Breite und Wiederholung in den Reflexionen zu tadeln.

** Grammatik der Tanzkunst. Theoretischer und praktischer Unterricht in der Tanzkunst und Tanzschreibekunst oder Choregraphie. Nebst Atlas mit Zeichnungen und musikalischen Uebungsbeispielen mit choregraphischer Bezeichnung und einem besonderen Notenhefte für den Musiker von Friedrich Albert Zorn, Lehrer der Tanzkunst am kaiserl. russischen Richelieu-Gymnasium in Odessa. Leipzig, J. J. Weber. — Was zunächst den Titel anlangt, so hat der Verfasser im Vorworte, das zu lesen er „sehr bittet" — es scheint ihm also nicht unbekannt, zu sein, daß das häufige Schicksal der Vorworte das Gegentheil ist — ausreichend die Anwendung des Wortes „Grammatik", sowie der Schreibart „Choregraphie" statt des üblicheren „Choreographie" motivirt. In dem Werke selbst werden zunächst die einfachsten Grundsätze der Tanzlehrkunst aufgestellt und wird sodann mittels einer eigenartigen Methode bis zur Darstellung der schwierigsten Bühnentänze fortgeschritten. Eigenartig ist die Methode besonders insofern, als hiernach der Schüler bei jeder Stellung und Uebung auch zugleich die betreffenden choregraphischen Schriftzeichen kennen lernt, wie es beim Unterricht in der Musik mit der Notenschrift geschieht. Auf diese „Tanzschrift" legt der Verfasser hauptsächlichen Werth: er ist überzeugt, daß mit derselben alle Tänze, selbst die großartigsten Ballete, ebenso deutlich geschrieben werden können wie die Musik vermittelst der Notenschrift. — Wir bekennen offen, daß wir in die Geheimnisse der neuen Tanzschrift einzudringen nicht einmal den Versuch gemacht haben; wir glauben sowol dies als die eingehendere Beurtheilung der Methode des Verfassers den Fachmännern bez. Fachanstalten — daß es eine Akademie der Tanzlehrkunst auch in Deutschland, nämlich in der Reichshauptstadt, giebt, haben wir zu unserer Zerknirschung erst aus dem Vorworte zu der vorliegenden „Tanz-Grammatik" ersehen und erfahren! — überlassen zu sollen, indem wir schließlich nur noch constatiren, daß die Verlagsanstalt an einer splendiden Ausstattung des Werkes sammt Beilagen (Atlas und Notenheft) es nicht hat fehlen lassen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 80. Sonnabend, den 8. October. 1887.

Die Einheitsschule nach Professor Löwenthal.

Von Dr. med. Taube-Leipzig.

Die Streitfrage um die Schule beginnt in neuester Zeit wieder heftiger zu entbrennen, zu der Frage der Ueberbürdung und dem Kampfe zwischen Gymnasium und Realschule ist die Klage über die ungenügende Vorbereitung für das höhere Studium getreten. Es war bis jetzt zu bedauern, daß immer nur die alten Schlagwörter, Rückgratsverkrümmung, Kurzsichtigkeit, Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen, wieder auftauchten, ohne daß das geringste Neue hinzugefügt wurde. Auf diesem Gebiete der sogenannten Schulhygiene hat aber gerade die Schule der Neuzeit ihre größten Fortschritte zu verzeichnen und es ist nur zu bedauern, daß im Durchschnitt das Haus der Schule nicht nachgefolgt ist. Wer wie der Arzt Gelegenheit hat, die Subsellien, das Sitzen, die Beleuchtung im Hause zu beobachten, wird einen viel größeren Schaden den Hausarbeiten als der Schule zuschreiben müssen. Einen großen Theil der Ueberbürdung könnten die Eltern ihren Kindern dadurch abnehmen, wenn sie dafür sorgten, daß die wochenlang vorher aufgegebenen Schularbeiten nicht bis zu dem letzten Termin verschoben, sondern von Beginn an erledigt würden. Was die Gleichstellung des Realgymnasiums anbelangt, so haben vor mehreren Jahren bei der allgemeinen Abstimmung über 90% von ärztlichen Vereinen sich für die Beibehaltung der Gymnasialbildung ausgesprochen. Sie erkannten gewisse Nachtheile derselben an, fanden aber in dem Plane des Realgymnasiums nicht das Ideal, wie es ihnen zur Bildung ihrer Nachkommen vorschwebt. Auf welche Art hier Abhilfe zu erzielen ist, zeigt ein vor Kurzem unter dem Titel „*Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts von Prof. Löwenthal-Lausanne*“ (Wiesbaden, Bergmann) erschienenes Buch. Dasselbe muß allen Schulmännern dringend empfohlen werden, da ich bei der Schwierigkeit, das nachfolgende kurze Referat einem streng logisch geschriebenen Buche zu entnehmen, mehr auf das Original verweisen muß.

Eine normale Bethätigung der seelischen Functionen ist ebenso nothwendig zum Wohlbefinden, als die der sämmtlichen anderen rein körperlichen Functionen. Jede Störung des Wohlbefindens beruht auf einer Ueberanstrengung einer Function, positive Unlust, oder auf einer nicht genügenden Bethätigung, negative Unlust. Positive Lust entsteht durch eine normale Function, negative Lust durch das Aufhören einer übertriebenen Function. Der Bestand der seelischen Function ist eine Nothwendigkeit für den Bestand des Lebens überhaupt. Diese seelische Function besteht in der *Aufnahme* von äußeren Eindrücken, im *Festhalten* derselben, im Einordnen (Classificiren) auf Grund vergleichenden Abwägens und im Anwenden der so gewonnenen Begriffe auf neue Eindrücke, zur Bildung neuer Begriffe. Diesen Vorgang stellt das *Lernen* dar, und sein Ergebniß ist *Wissen*. Der Ablauf ist ganz ähnlich der körperlichen Ernährung. Die äußeren Eindrücke sind wie die Nahrungsmittel die Erreger der eigenartigen Function, ihr Festhalten, Verbinden und Einordnen ist gleich dem Verarbeiten der Nahrungsmittel zu Nährstoff, als Endergebniß bei der körperlichen Verdauung Eigenproduction neuer Zellen, in der anderen Eigenproduction neuer Begriffe gleich Wissen, in beiden Fällen Umsatz des Aufgenommenen in eine neue der Eigenart des umsetzenden Factors entsprechende und zu seinem Fortleben nothwendige Form.

Zu diesem *Umsatz* gehört die Zufuhr entsprechender Nährmittel und Ungestörtsein der Verdauungsthätigkeit. Das körperlich hungrige Kind will essen, ebenso das geistig hungrige Eindrücke sammeln und vergleichend deuten. Das geistige Sattsein äußert sich gleich dem körperlichen durch Verweigern weiterer Nahrungsaufnahme. Ein gleiches Dictat enthielt nach 5stündigem Unterricht 33% mehr Fehler als am Morgen. Das geistige Nahrungsbedürfniß ist gleich dem körperlichen *nur durch eigenen Stoffumsatz zu befriedigen*; wie das zugeführte Fleisch in seine Bestandtheile zerlegt werden muß, um für den Organismus nutzbar gemacht zu werden, ebenso kann die geistige Nahrung nicht fix und fertig dem Gehirn einverleibt werden. Eine zweckentsprechende Befriedigung des geistigen Nahrungsbedürfnisses ergiebt eine Stärkung der Function (Ausbildung der normalen Lernfähigkeit), normale Beschaffenheit des Ergebnisses der Function in Quantität und Qualität (Erwerb von ausgebreitetem und fruchtbringendem, wirklichem Wissen) Wacherhaltung des natürlichen Triebes (Steigerung des angeborenen Wissenwollens zur Lernfreude, zur Wißbegierde). Die zweckwidrige Befriedigung hat das Gegentheil, Schädigung der Lernfähigkeit, Anhäufung von unverdauten und deshalb fruchtlosen Wissensbrocken, von vermeintlichem Wissen, Abschwächung bis zur Unlust zum Lernen, woraus sich gern jener Haß gegen das Wissen überhaupt entwickelt, zur Folge. Die dargebotene geistige Nahrung muß überhaupt verdaulich sein für Menschengehirne, sie muß der jeweilig vorhandenen Verdauungsfähigkeit entsprechen, sie muß auf die Verdauungsthätigkeit anregend wirken, und es muß stets im Auge behalten werden, daß die geistige Verdauungsthätigkeit, gleich jeder anderen Function, sich zeitweilig erschöpft und daß sie durch andere Vorgänge in Mitleidenschaft gezogen wird. Neben dem Wissen des Unterrichtenden ist die unbedingte unter gar keinen Umständen zu verletzende *Wahrhaftigkeit* das vornehmste Erforderniß für jeden Unterricht. Das Lehren ist in letzter Linie gleich: Anleitung des Lernenden zum eigenen Beobachten- und Deutenkönnen.

Sämmtliche Unterrichtsgegenstände lassen sich ihrem inneren Wesen nach in zwei große Gruppen sondern: a) Mittel zum Erwerb von Wissen, *Lernwerkzeuge*, oder b) eigentliche *Wissensgegenstände*, deren Besitz Einblick gewährt in das wirkliche Verhalten der Dinge. Beide können wieder allgemeine oder specielle sein.

Allgemeine Lernwerkzeuge sind: 1) die Muttersprache, 2) Lesen und Schreiben, 3) Elementarrechnen (Kenntniß der Ziffern und des Begriffs der Zahlen), 4) Zeichnen. — Diese Lernwerkzeuge sind unbedingt nothwendig zum Erwerb der Wissensgegenstände, sie sind nur durch eigene Anschauung zu erlernen und nur durch steten Gebrauch zu vervollkommnen. Sie müssen ohne Ausnahme als Mittel zum Erwerb der Wissensgegenstände *vor denselben* gelernt werden. Die Lernwerkzeuge werden also mechanisch durch Nachahmen des sinnlich Wahrgenommenen angeeignet und ebenso mechanisch durch eine stets gleichbleibende Uebung vervollkommnet, die Wissensgegenstände dagegen können auch in ihren Elementaranfängen, dem allgemeinsten unbestimmten Ueberblicke, nur durch logische Thätigkeit erworben und nur durch methodische Aneignung und logische Verarbeitung immer neuen Materials vertieft werden. Die Geschehnisse im Leben der Menschen, ihrer Umgebung und ihres Aufenthaltsortes, der Erde, bilden den wichtigsten Wissensgegenstand für den humanistischen Unterricht, die Culturgeschichte des Menschen-

geschlechts im weitesten Sinne mit all ihren Hilfswissenschaften, vor Allem der Naturlehre. Ferner ist eine bestimmte Ausstrahlung cultureller Entwickelung so wichtiger Art, daß sie die Schule von Anfang an berücksichtigen muß, die Moral. Von Wissensgegenständen gehören demnach in die Schule:

1) Allgemeine Naturkunde. 2) Allgemeine Physik und Chemie (soweit ihre Normen sich in den alltäglichen Geschehnissen des Lebens kundgeben, alles Weitere gehört auf die Universität oder Fachschule). 3) Geschichte. 4) Geographie, d. h. wirkliche Kenntniß, nicht Beschreibung unseres irdischen Aufenthaltsortes. 5) Moral. Der jetzige schulgemäße Religionsunterricht verfehlt seinen Zweck, wir sollen vom Greifbaren zum Begriffe gehen, und er beginnt mit der Abstraction, welche der höchsten Stufe ausgereiften Denkens entspricht, dem Gottesbegriffe. Der Religionsunterricht soll auf das wirkliche Leben angewendet werden, die Religion ist die Resultante des ganzen positiven und negativen Wissens, sie wird nicht fertig gegeben, sondern muß sich in dem Menschen nach der Eigenart seines Gesammtwissens entwickeln. Mit dem Nächstliegenden ist zu beginnen, das seines Daseins sich freuende Kind verdankt dasselbe seinen Eltern und Vorfahren, das Weiterleben mit anderen Menschen kann nur unter Aufrechterhaltung gegenseitigen Zutrauens im weitesten Sinne des Wortes stattfinden, also Fremdrücksicht und Wahrhaftigkeit (das erste Gebot der praktischen Moral würde dadurch allerdings lauten: „Liebe Deinen Nächsten wie er es verdient"), Dankbarkeit, Familienliebe, Vaterlandsliebe, Nächstenliebe. . . .

Betrachten wir den in unseren Schulen zu verarbeitenden Lehrstoff, so hat derselbe gegen das vorige Jahrhundert gewaltig zugenommen, und ist diese Vermehrung rein empirisch durch Anhäufung des Neuen zum Alten zu Stande gekommen. Da die Lateinschulen sich stetig bis zur Universität entwickelt hatten und das moderne Wissen sein Recht forderte, so entstanden neben den classischen die sogenannten realen Unterrichtsanstalten, sie bedeuten die Verwirklichung eines an sich geradezu absurden Grundsatzes, desjenigen nämlich, daß es zwei Arten von Bildung gebe, eine sogenannte classische und eine reale, vollständig zuwiderlaufend der thatsächlichen Entwickelung, welche nur ein Bildungsziel kennt.

Um dies etwas auszugleichen, kam in den Gymnasien zu dem alten Lehrstoff zuerst etwas, dann immer mehr Neues hinzu, und die Realgymnasien suchten die Lücken, welche ihre Abiturienten von dem Wissen der Alten trennt, gleichfalls mehr auszufüllen.

Wie die Gymnasien durch eine klaffende Lücke von unserer modernen Bildung getrennt sind, so fehlt dem Studiengange der Realschulen die organische Verbindung mit der Vergangenheit, der Gymnasialabiturient müßte mehr praktisches Wissen, der Realabiturient mehr Idealität sein Eigen nennen, als dies jetzt der Fall ist. Alle wirklich humanistischen Schulen müssen die volle Aneignung der Lernwerkzeuge ermöglichen und diese nicht zu dem vermeintlichen Gunsten der Wissensgegenstände zurücksetzen, d. h. das Dach vor den Mauern aufsetzen.

Auf diesen Grundsätzen baut Löwenthal seine Einheitsschule auf. Jeder Schulunterricht beginnt mit dem 8. Jahre. Lesen, Schreiben und die ersten Anfänge des Rechnen sollen die Eltern oder, falls es dieselben nicht im Stande sind, Vorbereitungsschulen lehren. Die Schule selbst zerfällt in drei Stufen. Die Unterstufe hat richtig wahrzunehmen, die Mittelstufe das Wahrgenommene richtig zu deuten und den Wahrnehmungskreis zu erweitern, die Oberstufe soll den Gesichtspunkt erhöhen und zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten anleiten.

Um eine Anschauung der Schule zu geben, führe ich den Stundenplan der ersten Classen an, bezüglich der interessanten Lehrmethode der Fächer selbst muß ich auf das Original verweisen.

A. Unterstufe. 4 Classen. 1. Classe 8.—9. Jahr.

1) Muttersprache 12 Stunden wöchentlich. 2) Zeichnen 2 Stunden. 3) Rechnen 3 Stunden. 4) Handfertigkeitsunterricht 1 Stunde. 5) Gesang 1 Stunde. 6) Turnen 2 Stunden. 7) Freispiele 4 Stunden. 8) Moral 1 Stunde. 9) Geschichte 2 Stunden. 10) Geographie 2 Stunden. 11) Naturkunde 2 Stunden.

Mit dem 12. Jahre Entlassung in die praktische Lehre mit oder ohne Fachlehranstalt oder

B. Mittelstufe. 4 Classen. 5. Classe 12.—13. Jahr.

1) Muttersprache 6 Stunden. 2) Fremdsprache 4 Stunden. 3) Latein 6 Stunden. 4) Zeichnen 2 Stunden. 5) Rechnen 3 Stunden. 6) Turnen und Freispiele 6 Stunden. 7) Religion 1 Stunde. 8) Geschichte 2 Stunden. 9) Geographie 2 Stunden. 10) Naturkunde 1 Stunde.

C. Oberstufe. 2 Classen. 9. Classe 16.—17. Jahr.

1) Literaturgeschichte 6 Stunden. 2) Griechisch 6 Stunden. 3) Vergleichende Sprachstudien 2 Stunden. 4) Geschichte der religiösen Entwickelung 1 Stunde. 5) Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen 3 Stunden. 6) Repetitorium zu Physik, Chemie ꝛc. 3 Stunden — im Anschluß an 5 —. 7) Repetitorium der Geographie 1 Stunde. 8) Höheres Rechnen 2 Stunden. 2 Nachmittage körperliche Uebungen obligatorisch, 3—4 Stunden. 4 Nachmittage zu Hausarbeiten frei; letzteres auch in der

Schlußclasse 17.—18. Jahr.

1) und 2) bleibt. 3) Allgemeine Kunstgeschichte 2 Stunden. 4) Religion 1 Stunde. 5) Höheres Rechnen Repetitorium 1 Stunde. 6) Allgemeine vergleichende Anthropologie, Gesundheitspflege 3 Stunden. 7) Entwickelungsgeschichte des Denkens (Logik) 2 Stunden. 8) Entwickelungsgeschichte des Rechts (Elemente der Verfassungs- und Rechtskunde) 3 Stunden.

Ich habe dem geistreich geschriebenen Buche nur so viel entnommen, um einen Einblick zu gewähren und den Boden zu einer kurzen Kritik zu gewinnen. Dieselbe kann sich nur gegen Einzelheiten richten, der Werth der Arbeit kann nicht bestritten werden. Großem Widerspruch wird von Seiten der Schulmänner der Vorschlag von Löwenthal begegnen, die Kinder in den Anfangsgründen von den Eltern unterrichten zu lassen. Auch vom hygienischen Standpunkte aus ist dieses vollständig zu verwerfen. Gerade der erste Unterricht muß schon gleichmäßig und planvoll, als das Fundament der ganzen Folge, geleitet werden. Unsere sächsischen Volksschulen nehmen hier eine anerkannt bevorzugte Stellung ein. Den besten Beweis für deren Güte bildet die Thatsache, daß die Söhne unserer bestsituirten Familien nicht mehr wie früher in Instituten erzogen werden, sondern immer mehr die Bürgerschulen besuchen. Man sehe nur früh, mit welchem Eifer und Liebe sich die kleinen Leute zur Schule rüsten, um das Vortheilhafte unsrer jetzigen Lehrmethode zu begreifen. Ferner ist unhaltbar die Entlassung im 12. Jahre. Von Seiten eines Mediciners ist dieser Gedanke besonders auffallend, ein 12jähriger Knabe kann ebenso wenig in eine anstrengende Lehre gehen, als ein 12jähriges Mädchen schwere Arbeit verrichten. Die Zeit der ersten Reife, durchschnittlich das 14. Lebensjahr, muß hier als maßgebend bezeichnet werden. Vollständig zu bekämpfen ist seine aufgestellte Moral. Unser Religionsunterricht, vorzüglich auf den Gymnasien, hat oft große Schäden. Die Uebersetzung einiger Verse des griechischen Neuen Testamentes in den höheren Classen kann mit derselben Berechtigung auf dem Stundenplan als Griechisch bezeichnet werden, für dieses Alter wäre der Löwenthal'sche Moralunterricht gerechtfertigt. Dagegen bei dem Beginn damit im 8. Lebensjahre würden bei consequenter Durchführung nur Materialisten, aber keine Christen erzogen. Wenn Prof. Löwenthal vorschlägt, das christliche Hauptgebot „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst" umzuändern in „wie er es verdient", so kann er die christliche Religion ebenso wenig verstehen, als den kindlichen Geist. Wie kann ein Kind den Nächsten richtig beurtheilen? Da die Religion der Extract unseres positiven und negativen Wissens ist, so kann unbeschadet mit dem negativen begonnen und auf dem in dem Kinde schon wohnenden Gottesbegriff weiter gebaut werden.

Seine mehrere Capitel durchlaufenden Angriffe gegen die Gymnasien enthalten viele Wahrheiten, er erkennt aber selbst den Bildungswerth der lateinischen Sprache durch die Knappheit und scharfe Genauigkeit ihres Ausdrucks an und reiht sie seiner Einheitsschule, vom 12.—16. Jahre wöchentlich 6 Stunden, ein, nur soll empirisch mit dem Lesen eines Classikers begonnen werden (ähnlich der Langenscheidt'schen Methode und dem empirischen Lernen des Hebräischen durch die jüdischen Knaben). Für die neueren Sprachen sollte diese Methode mehr berücksichtigt werden, aber der Werth der Latein-Sprache liegt viel weniger in der idealen Beigabe, welche der Gymnasiast erhält, als in der zugleich mit erlangten grammatikalisch logischen Bildung, die dem Geiste auf keine ähnliche Weise angeeignet werden kann, als durch den Einblick in den Bau und die Handhabung der bekanntesten Sprache. Aus diesem Grunde muß energisch für die Beibehaltung der nicht übertriebenen Grammatikalbehandlung der lateinischen Sprache eingetreten werden. Dagegen ist vom hygienischen Standpunkt dringend zu bekämpfen, daß dem kindlichen Geist zu derselben Zeit eine zweite Sprache auf diese Weise beigebracht wird, dies hebt den Nutzen der ersten auf, spannt den Geist ab und schafft die geistige Ueberbürdung. Die griechische Sprache, welche auch Löwenthal nur provisorisch beibehalten hat, muß ausgeschaltet werden, wenn eine Abhilfe geschafft werden soll. Der oft angeführte Grund der Nothwendigkeit des Griechischen für

Theologen und Philologen ist der beste Gegenbeweis, die humanistische Schule hat kein Fach zu bevorzugen. Auf gleiche Weise ist eine Bevorzugung der Naturwissenschaften zu Gunsten der Mediciner, worauf sich die Realgymnasien berufen, vollständig unnöthig, sogar oft schädlich. Nur das für das allgemeine Wissen Nothwendige gehört in die Schule. Universität, Polytechnikum, Fachschule beginnen vom Anfang; größere erlangte Kenntnisse der Naturwissenschaften, z. B. Physik, auf der Schule führen nur dazu, die betreffenden Collegien nicht oder schlecht zu besuchen. Eine Trennung der Schule, wie sie jetzt besteht, muß mit den Jahrzehnten zu einer immer mehr fortschreitenden Spaltung führen. Hierdurch werden nur beklagenswerthe Zustände geschaffen. Ein Kind kann in den ersten Schuljahren noch nicht über seine Zukunft beschließen und wird Manchem hierdurch, wie es leider schon jetzt geschieht, eine Aenderung seines Lebensplanes unmöglich gemacht. Ueberhaupt giebt die Schule für den Werth des späteren Menschen in seinem künftigen Berufe eine ganz unsichere Prognose. Diejenigen Kinder, welche auf den höheren Schulen der Stolz der Lehrer sind, überanstrengen oft ihre Gehirnthätigkeit und sind schon auf der Universität aufgebraucht, andererseits muß der Lehrer gerade zwischen dem 15. und 17. Jahre mit einer geistigen Schlaffheit rechnen, welche auf Wachsthumsverhältnisse zurückzuführen ist und sich später vollkommen ausgleicht. Von größter Wichtigkeit ist noch die Beendigung des Schulcursus spätestens mit dem 19. Jahre. Das Freiwilligenjahr und das verlängerte Universitätsstudium fordern gebieterisch diese Maßregel.

In Neapel vor dreißig Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

I.

Vor dreißig Jahren begann der Schienenstrang für den von Rom kommenden Reisenden erst in Capua. Sinnverwirrendes Geschrei begrüßte den niedlichen, aus nur vier Wagen bestehenden Eisenbahnzug in Neapel. Ein Lastträger wollte mich auf seinen Armen durchs Gewühl tragen, da der Koffer schon seinen Mann gefunden hatte. Die Beamten der Mauth machten uns mit Worten, Blicken, Händen begreiflich, daß, wenn wir auf Untersuchung des Gepäcks bestünden, es uns sehr schlimm ergehen könne, und nach einsichtsvoller Ueberreichung einiger Carlini von unserer Seite rannte der braune Lazzarone mit dem Koffer zu einer Droschke, schwang den Hundertpfündigen mit Leichtigkeit hinauf zum Kutscher, dem das Collo beinahe auf den Schooß fiel, und fort ging's in schärfstem Trabe, als würden wir von Räubern verfolgt. Ich flüsterte meinem Reisegefährten, dem Xylographen Alfred aus Sachsen, zu:

„Die geberden sich ja Alle, als hätten sie den Sonnenstich! So schlimm waren sie noch nirgends.“

Ich fand ein Logis im weltberühmten Fremdenviertel Santa Lucia am Meere, das jetzt niedergerissen wird, dicht vor mir der Austernmarkt, am Horizont der Vesuv in seinem lila Sammetmantel mit der unnachahmlichen Bergschleppe, die in Wellenlinien nach Sorrent und Massa bis zum Promontorium Minervae ausläuft. Das Zimmer mußte seiner Aussicht halber für das gelten, was es an Bequemlichkeit und Reinlichkeit nicht war: nämlich schön.

Die Thüren hatten so breite Spalten, daß die Nachbarn durchschauen konnten. Gegen diesen Uebelstand mußten aufgehängte Kleider helfen. Die Balconthür, zugleich Fenster, klapperte beim leisesten Windhauch und gab einen stöhnenden Ton von sich. Er klang wie ein Seufzer aus Magennöthen. Die Kommode mit Marmorplatte hatte keine Vorderfüße und stand also schmerzlich nach vorn gebeugt vor mir. Allnächtlich kämpfte ich, nicht mit Banditen, aber mit den kleinen gepanzerten Rothhäuten. Gegen dieselben half nicht einmal die mir von einem deutschen Chemiker angerathene Mischung von Hirschhorngeist und Terpentin, mit welcher ich das Bettgestell bepinselte und die meine Geruchsnerven entsetzlich peinigte.

Unten auf dem Austernmarkte schrieen die braunen Händler, als wollten sie sich morden, aber sie scherzten nur. Ihre Art vergnügt zu sein machte mir den Eindruck, als wären sie, begeisterungstrunken, gerade im Begriff, einen neuen Masaniello an Stelle des Königs auf den Thron zu setzen.

Meine Wirthin, eine Ledige von ungefähr 30 Jahren, ist nicht unhübsch, schwarz von Haar, blaßbraun von Hautfarbe, aber ein Augenpaar leuchtet hinter schwarzen Wimpern hervor, als hätte es seine Gluth dem Krater drüben abgeborgt, den ich immer dampfen sehe. Sie hat ihre Mutter bei sich, mit der sie unaufhörlich zankt. Die Stimme der Alten ist so häßlich gellend und schrill, als die der Tochter tief und klangvoll. Sie singen ein gutes Duett zusammen.

An der Mutter ist nichts mehr schön, als die zwei Reihen Perlenzähne, die mich stets von Neuem fesseln, wenn sie den Mund zu unlieblichem Geschrei öffnet. Ich sehe die Frau nur um des Alabasters willen an, das in zierlichstem Rundbogen hinter den Lippen steht.

Auf der unbedachten Loggia laufen Hühner umher, ein junger Hahn solfeggirt äußerst kraftvoll. Wenn ich den beiden Frauen sage, sie möchten doch nicht so grimmig schreien, antworten sie unisono, es sei der Hahn gewesen, der „gesungen“ habe. Dazwischen rasen einige Katzen auf und nieder, wilder als die unsrigen, sie fauchen fürchterlich, wenn man sich ihnen in liebevollster Absicht nähert. Ich habe es aufgegeben, sie streicheln zu wollen. Aber mit den Hühnern halten sie gute Gemeinschaft, d. h. sie würgen sie nicht. Mir scheint, die Hühner führen einen tapferen Schnabel, nicht selten hacken sie die Katzen bis auf's Blut.

Die Tochter lebt eine Novelle nach Boccaccio, sie hat einen Geistlichen zum Liebhaber, mit dem sie beim herrlichsten Wetter in einer geschlossenen Kutsche spazieren fährt. Den Prete bekommt man aber nicht zu sehen, es geht Alles sehr heimlich zu. Zugleich treibt sie einen Handel mit alten Kleidern und fragt mich oft, ob ich nichts verkaufen oder kaufen wolle.

Der Bediente, der alle Verrichtungen eines Dienstmädchens bei uns zu leisten hat, ist eine höchst originelle Persönlichkeit, wie sie wol nur auf neapolitanischem Boden reifen kann. Daß man in Italien die männliche der weiblichen Dienerschaft vorzieht, war mir nun längst klar geworden. Die Dienerinnen, hieß es, wollen nur faullenzen, liebeln, in die Messe und auf den Corso laufen.

Unser Leporello ist höchstens 16 Jahre alt und hat eine mulattische Gesichtsbildung: hohe Backenknochen, aufgestülpte Nase, aufgeworfene Lippen, krauses schwarzes Haar, gar zu große schwarze Augen, Brauen und Wimpern, die wie mit Kohle in sein Gesicht von brauner Grundfarbe gemalt sind, aber tadellos weißes Gebiß. Ich bilde mir ein, er sei der Sohn eines vom dunkeln Erdtheil herübergeschifften verlaufenen Kaffern und einer vorurtheilsfreien Italienerin, die nach einem christlichen Stammbaum wenig fragte.

Der junge Sprößling des von mir erfundenen Phantasiepaares mag wol noch im Wachsen sein. Aermel und Hosenbeine sind bereits zu kurz geworden. Er trägt Wochen- und Sonntags dieselben ärmlichen Kleider, welche die Spuren aller seiner Dienstverrichtungen aufweisen. Auf seinem wolligen Haupte thront ein kleines schwarzes Sammetkäppchen, das er nie, selbst nicht beim Gruße, ablegt. Ich vermuthe, er schläft auch damit. Wäre er älter, so würde man annehmen müssen, er schütze eine Glatze so sorgfältig vor dem Gesehenwerden. Ein Bart sproßt ihm noch nicht, aber er reibt sich nicht selten das Kinn, als ob er ihn mit Ungeduld erwarte.

Alles, was dieser „Adolescens“ (so hat ihn jüngst ein deutscher Gelehrter genannt) thut, geschieht wie aus gnädiger Herablassung, und ist etwas vorgefallen, das seiner Fahrlässigkeit oder Vergeßlichkeit aufgebürdet werden muß, so sagt er mit seiner krähenden Jünglingsstimme, nachdem er mich eine Weile schweigend angesehen hat:

„Non fa niente!“ (Das thut nichts!)

Beklage ich mich über unsauberes Waschwasser, so tönt es heiser: „Non fa niente!“

Spricht die Padrona, er solle den Kaffee noch nicht zu mir ins Zimmer tragen, er sei noch trübe, müsse sich erst klären, so steht er einige Augenblicke vor dem Herde und betrachtet die Kanne, dann nimmt er sie aber doch ganz gelassen und trägt sie fort, indem er mit unsicherer Stimme meckert: „Non fa niente!“

Im Uebrigen findet man ihn stets heiter und guten Muthes. Gleich einem neapolitanischen Kutscher der Landstraße thut er seine Arbeit meist singend. Er schustert auch ein wenig, und die Gewerbefreiheit im Regno kommt seiner Flickerei zu statten. Dann kauert er unter den Hühnern auf der Loggia an der Erde, flickt und singt: „son' ciabattino, son' ciabattino!“ (Ich bin

Schuhflicker ꝛc.) Weiter habe ich von dem Liedchen nichts verstanden, das im neapolitanischen Dialekt abgeorgelt wurde. Wenn ich um eine Erklärung seiner Ausdrücke aus der lingua maccaronica bitte, weil ich sie nur halb oder gar nicht verstehe, sieht er mir gleichgiltig ins Gesicht und sagt trocken:

„Non capisce niente!“ (Sie verstehen nichts!)

Er schläft des Nachts auf einem Sack, in welchem Lumpen und Papiere an Stelle der Federn oder Roßhaare verborgen sind. So sagt die Wirthin und lacht. Ich habe aber niemals einen Menschen gesehen, der sich in seiner Stimmung so gleich geblieben wäre, als dieser jugendliche neapolitanische Diener. Er war arm wie eine Kirchenmaus und bediente doch stets Leute, die Alles hatten, was auch ihm wünschenswerth sein mußte, und dennoch war er stets zufrieden, dennoch sang er immer heitere Lieder. Als ich ihn einmal darum belobte, sah er mich groß an und schien nicht zu begreifen, was da lobenswerth sei. Aber er besann sich und sagte dann lachend:

„Sto sempre allegro, è meglio di piangere.“ (Ich bin immer lustig, es ist besser als zu weinen.) Und dabei carikirte er das Weinen mit einer höchst possirlichen Grimasse.

„Ein junger Stoiker, eine Abart vom Diogenes, zwar ohne Tonne, aber mit Lumpensack“, sagte ich einmal.

Da hemmte er seinen schleppenden Gang über die Loggia, stand still und frug:

„Wer ist Diogenes?“

„Ein berühmter Philosoph des Alterthums.“

„Aeh“, quäkte er im höchsten Fisteltone, „credeva un mulattiere!“ (Ich glaubte, ein Mauleseltreiber!)

Es ist auch hier zu Lande leichter, sagte ich mir, die Lehren der Stoa zu befolgen, als beispielsweise bei uns im Norden. Der Süden kommt jedem einfachen, anspruchslosen Bedürfen entgegen, macht bequeme Einrichtungen, häusliches Behagen nicht so unbedingt nöthig, als in den nördlichen Breiten unseres Globus. Die lachende Natur, die süße Luft, die Billigkeit der Lebensmittel — wahrlich, es war keine Großthat, sich hier Genügsamkeit und Nichtsthun, und Eines um des Anderen willen, zur Pflicht zu machen.

Und wie hübsch: durch solche arbeitslose Beschaulichkeit erlangte man auch noch als Sectenstifter Auszeichnung, ja Weltruhm!

Das Sonntagsvergnügen des neapolitanischen Diogenes bestand darin, daß er sich nach gethaner Arbeit auf die Loggia setzte und Violine spielte, aber welche Violine? Die der Phantasie. Das heißt nämlich, er kratzte mit einem Stück Canna auf dem andern herum, hielt beide und behandelte: sie wie Instrument und Fiedelbogen, ahmte das Tempo des Liedes nach, welches er dazu sang, und schien sehr glücklich. Als ich herzutrat, hörte mein Stoiker auf zu phantasiren und begann die umherlaufenden Hühner an den Schwänzen und Flügeln zu fassen, daß sie laut kreischten. Die Wirthin eilte auf das Geschrei ihrer Lieblinge herzu, da ergriff Diogenes wieder seine beiden Cannastücken, spielte aber nicht. Ich war verdrießlich, daß ich das Privatvergnügen meines Diogenes nicht hatte länger beobachten können, und bat ihn, sich nicht stören zu lassen. Er blieb sitzen, wie er saß, mit weit vorgestreckten Beinen, und sah mich an, als hätte ich gar nicht mit ihm geredet. Die Wirthin hieß ihn singen und sagte: „Ecco il piacer' dei poveri!“ (Das ist das Vergnügen der Armen!) Aber Diogenes rührte sich nicht, lächelte ironisch und schien darauf zu warten, daß wir uns wieder entfernten. Ich frug ihn, welches Lied er zuletzt gesungen habe, er antwortete mit seinem krächzenden: „Eh!“, womit die Italiener ihre Antworten so gern einleiten, und das sie so kraftvoll auszustoßen wissen.

Ich wiederholte meine Frage.

„Aeh!“ schrie er da schärfer, als vorher, und sah mich schelmisch an und hieb mit dem Stück Canna, das den Fiedelbogen darstellte, durch die Luft. „È una canzonetta napoletana.“ (Es ist ein neapolitanisches Liedchen.)

„Ma quale?“ frug ich dringender. (Aber welches?) Er blickte verschmitzt die Wirthin an und sagte, in seiner nachlässigen Stellung verharrend: „Vuol' saper tutto!“ (Sie will Alles wissen!) Dann sich zu mir wendend: „Non è niente per Lei, è una componetta dai vapori.“ (Es ist nichts für Sie, es ist eine Composition von den —)

Die Padrona brach in ein Gelächter aus, er aber fügte trocken einige nähere Erklärungen über die vapori hinzu, die für deutsche Damenohren allerdings beleidigend waren. Alte Frauen, Mädchen und Priester kamen bei diesen Illustrationen am schlechtesten weg.

Ich aber hörte, gepanzert durch das: „homo sum“ des Terentius, lernbegierig zu.

Als Diogenes seine Erläuterungen geendet hatte, setzte er noch mit einem halben Lächeln hinzu: „È un picciol' scherzo per noi, che non abbiam' altro.“ (Es ist ein kleiner Spaß für uns, die wir keinen andern haben.)

Und nachdem er mir einen verabschiedenden Blick zugeworfen und seine Schattenpartie zugekehrt hatte, begann er seinen Gesang mit unsicherer, heiserer Stimme aufs Neue, geigte wuchtig auf dem zweiten Stück Canna hin und her und endete nicht eher, als bis die Miethbewohner zu Hause eingetroffen waren und es wieder an's Bedienen ging.

II.

In den Straßen Neapels hatte man einen schlimmen Stand oder Gang. Kutschen, Menschen, Karren, Esel, Alles raste durcheinander, und nirgends war ein Schutzmann zu sehen, der das Gewühl überwachte, der rettend eingreifen konnte. Wenn dieses Volk südlicher Breiten nicht eine so bewunderungswürdige Gewandtheit und Aalglätte im Ausweichen, Sichschmiegen, im Davoneilen, durch riesige Sprünge Flüchten hätte, sie müßten sich unter einander manchmal erdrücken oder überrennen. Die Kutscher vollends fuhren wie das Wetter, und wenn sie Jemand überfahren hatten, so fragte die Polizei nicht danach, weil sie eben nicht da war.

Wir nordischen Fußgänger besaßen die wünschenswerthe Gelenkigkeit nicht. Ich war oft verblüfft durch das Gedränge und Gebrüll, blieb stehen, wo es galt zu fliehen, wollte Athem schöpfen oder eine Merkwürdigkeit betrachten, und hatte doch schon wieder einen Pferdekopf auf der Schulter und zwei weiche Eselsohren an den Händen, denn während ich mich nach dem gutmüthigen Pferdegesicht umsah, war mir ein Langohr von vorn ganz nahe getreten. Seitwärts auszubiegen schien aber kaum möglich, denn dort schob gerade ein Pomeranzen-, Citronen- oder Grünkrauthändler seinen zweiräderigen Karren mit ungeheurem Geschrei vorüber und in meinen Weg zur Flucht vor Pferdeköpfen, Eselsohren, Menschentritten und Ellenbogenstößen. Was thun? Fliegen wäre das Einzige gewesen, um sich aus dem tollen Knäuel zu retten, aber das war und ist noch nicht erfunden.

Mehr als einmal mußte ich für zerrissene Ober- und Unterkleidkanten, zersplitterte Mantillenfranzen und Aehnliches, das man mir am Anzuge unabsichtlich in Verwirrung gebracht hatte, die Hilfe der jungen dicken Locandiera in der „corona di ferro“ auf dem Toledo in Anspruch nehmen. In der „eisernen Krone“ pflegten wir zu Mittag zu speisen, mein Reisebegleiter und ich, und just auf dem Toledo, dieser stärksten Pulsader Neapels, war das Menschengewühl am furchtbarsten, die Schutzlosigkeit am größten.

Mit der guten dicken Speisewirthin schloß ich in kleinen Toilettennöthen eine Art Freundschaft, die also auf Nadel, Fingerhut und Zwirn fußte, und als ich einst eine Stickerei am Ueberwurf nothdürftig wieder zusammengeheftet hatte, umarmte sie mich temperamentvoll, küßte mich und sagte mit Bezug auf das neueste Mißgeschick, das mir widerfahren war:

„Wir sind ja Alle schwache Menschen mit Kleidern, die zerreißen.“

Da ich fast täglich den vorzüglichen und billigen Mittagstisch in der „Eisenkrone“ aufsuchte, empfing das zarte Verhältniß noch eine materielle Stärkung, und die hübsche Signora ermahnte mich oft, ich solle nur ja, wenn ich auf dem Toledo im Gewühl nicht mehr auszuweichen wisse, in ihre Arme flüchten und mich an ihrem Tisch erquicken.

Das glatte Lavapflaster der Straßen ist auch so recht zum Rollen der Wagen eingerichtet, sie schlüpfen fast unhörbar über die breiten Platten dahin. Wenn das Corsofahren auf dem Toledo abgehalten wurde, tauchten überall Blumenhändler auf. Sie entzückten mich mit ihren prachtvoll aufgeputzten Holzgestellen, die sie durch das größte Gedränge zu balanciren wissen, schon den ganzen Tag, aber das Schönste schienen sie für die abendliche Corsostunde aufbewahrt zu haben. Man konnte sich nicht satt sehen an den Riesenbouquets von Rosen, vielfarbigen Nelken, Granaten, weißen Lilien, Verbenen, Magnolien und anderen Blumenberühmtheiten. Auf dem Gipfel einer solchen graziös zusammengestellten Pyramide thronte die Kolossalblume, die weiße Magnolie, und in ihrem gelblich angehauchten Schooß schienen sich alle Wohlgerüche Arabiens versammelt zu haben. Man läßt ihren Kelch nicht ganz zum Erschließen kommen, sondern bindet ihn mit den am nächsten stehenden starken Blättern des Magnolienbaumes so fest, daß die Herrliche nur einen verstohlenen Blick in ihr goldiges Innere gestatten kann.

Die Corsofahrt beschränkte sich nicht auf den Toledo, sie ging über den Schloßplatz nach strada dei Giganti, Santa Lucia und

Chiaja, bis zum Posilipp hinaus. Am Largo di Castello, Schloßplatz, wimmelte es Abends von Eisessern, denn dort lag das berühmte Café Europa. Dort hielten elegante Equipagen mit holden Signoras in luftigen Toiletten, begleitet von schwarzbärtigen, braunwangigen Cavalieren, und die Kellner fuhren dazwischen herum und präsentirten die hochbeliebte Erfrischung. Marmortischchen und Stühle nahmen fast die Hälfte des breiten Platzes ein, denn so luxuriös das Innere des Cafés ausgeschmückt war, man sehnte sich nach Luft, nach dem kühlen Abendwehen, das vom Meere herauffächelte.

Das Eis Neapels hatte Ruf, es knirschte unter'm Löffel und wurde in einer Form verabreicht, die unsern ländlichen Butternäpfchen ähnelte.

Anders erquickte sich die niedere Volksclasse. Sie umstand die Volksküchen, die hier, wie in Rom, auf öffentlichen Plätzen ihre Genüsse feilboten. Ein solches Plätzchen lag dicht am Toledo, und von dort her posaunte man schon von weitem in allen Tonlagen: „Maccaroni lunghi, lunghi, lunghi!" und auch mir wurde ein Teller mit dieser heißgeliebten Nationalspeise plötzlich vor den Mund gehalten. Das war überhaupt eine merkwürdige Sitte. Speisen, Früchte, Blumen, Alles, was gut riecht und gut schmeckt, wurde Einem mit unglaublichem Geschick im Gehen unter die Nase geschoben. Es war plötzlich da, man fuhr erschrocken zurück, wehrte ab, aber die Ueberraschung wiederholte sich bald. So fuhr mir einmal ein Teller mit Seeschnecken, letztere ein Lieblingsgericht des Volkes, unter den Hut, während von der anderen Seite eine Hand aus den Wolken, d. h. diejenige eines herkulisch gebauten Citronenhändlers, Saft aus einem seiner Gelblinge auf diese castanie di mare herabträufelte.

Die Meerkastanien wurden, wie so vieles andere Gethier des unerschöpflichen Nahrungsbronnens, roh genossen. Ich aber, eine Feindin dieser Schalenbewohner, zahlte Geld, weil ich sie nicht zu essen vermochte. Ich hatte den Teller sammt Schnecken und Citronensaft vor Schrecken über das plötzliche Erscheinen desselben in meiner Mundgegend zur Erde geworfen. Eine alte Frau raffte, während ich das „Scherbengericht" bezahlte, mit staunenswerther Geschwindigkeit den ganzen Mischmasch vom Boden auf, so schnell, daß selbst die flinken Straßenjungen, die überall herumlungerten, es ihr nicht gleichthun konnten, und machte sich hastig ans Verschlingen der Schnecken. Sicherlich stampfte sie auch einige Thonbrocken des Tellers mit klein, denn ihre Kauwerkzeuge waren im glänzendsten Zustande. Ich kannte sie schon, sie war eine Bettlerin, stand immer an gewissen Straßenecken des Toledo und schmetterte Volkslieder in den Sturm und Drang der Menschenmasse hinein. Was mir an ihr auffiel, war der erste Kropf, den ich in Italien erblickte. Diese hier zu Lande so äußerst seltene Auszeichnung hatte sie sich wol erschrien, wenigstens bildete ich mir es ein, obwol alle übrigen männlichen und weiblichen Schreier keine Kröpfe zeigten. Soweit man bei diesen Anstrengungen in die Mundhöhle hineinschauen konnte, zweierlei war stets mit Vergnügen und künstlerischer Genugthuung zu bemerken: die Schönheit der Zähne und die tadellos richtige Lage der Zunge. Beim Singen- und Sprechenlernen im Deutschen ist es für den Kunstjünger oft eine der schwierigsten Aufgaben, die richtige Zungenlage zu erobern. Hier dagegen ahnen die Sprecher und Sänger gar nicht, wie kunstgerecht sie ihr Handwerkszeug behandeln. Und darum erschreien sie sich auch keine Kröpfe und Brüche. Freilich hilft ihnen dabei ganz außerordentlich ihre auf der Zunge liegende Sprache. Wie es die „vecchia gozzuta" (die kröpfige Alte) angefangen hatte, die Kegelkugel unter dem Haubenband sich zu beschaffen, war also nicht recht einzusehen.

Meine rundliche Locandiera aus der „corona di ferro" versicherte, die Bettlerin habe sich „quella massa" (diese Masse) dort unterm Kinn wachsen lassen, um Mitleid zu erregen und bessere Einnahmen zu machen.

Auf dem Toledo mußte man sich vorzugsweise, d. h. mehr als in anderen Gegenden Neapels, vor Taschendieben hüten. Mein Reisegefährte verlor gleich beim ersten Spaziergang über die mächtig belebte Straße ein schönes gelbseidenes Taschentuch aus der Rocktasche. Ein baumwollenes gäben die genialen Geschwindkünstler, erzählte man uns, nicht selten enttäuscht zurück. Einige deutsche Landsleute, die wir in einem Kaffeehause antrafen, meinten zu dem Verlust: „Da ist nichts zu machen. Gehen Sie auf die Polizei, so fragt der Beamte: Wo tragen Sie Ihr Taschentuch? Sie antworten darauf: Wie üblich, hinten in der Rocktasche. Ja, freilich dann, erwidert der Commissar, ist Ihnen nicht zu helfen. Wer wird das Taschentuch hinten in der Rocktasche tragen? Das gehört in die Brusttasche. Abgemacht."

Außerordentlich empfänglich zeigte sich das Volk für ein wenig Höflichkeit und einige schmeichelhafte Worte, ja, in einem Grade, wie er mir noch nirgends vorgekommen war. Ein Erdbeerverkäufer, ein wahrer Masaniello von Erscheinung, majestätisch in Haltung und Geberden, verlangte mir für eine Rotola (zwei Pfund nach unserm Gewicht) einen unverschämten Preis ab. Mein Reisegefährte wurde echt deutsch grob gegen den farnesischen Herkules. Dieser zuckte die Achseln, zog seine Erdbeeren, die er mir schon, wie üblich, unter den Hut geschoben hatte, damit ihr göttlicher Duft mich dem Handel günstig stimme, schnell zurück und nahm eine spöttische, fast verächtliche Miene an.

Da aber seine Früchte ausgezeichnet schön waren, ließ ich mich herbei, ihm einige Schmeicheleien darüber zu sagen und ihm sanft vorzuwerfen, wie er gegen eine Dame so unfreundlich sein könne, was ich, als Fremde, denn von der berühmten „Gentilezza" der Neapolitaner denken müsse? und was der scheinbaren Ueberredungsfloskeln mehr waren. Und siehe da, der Mann wurde weich wie Wachs, ja, er kam mir, als ich mich schmollend abgewendet hatte, nachgelaufen und bat mich förmlich, die Früchte für den von mir bestimmten Preis zu nehmen.

Nicht als ob diese zarte Behandlung einer Geschäftsangelegenheit überall Anklang gefunden haben würde, aber die meisten Händler ließen sich doch durch freundliches Zureden etwas von ihren Fremdenpreisen abhandeln. Dies Volk sieht sich gar gern human begegnet, während andere Nationen sehr gleichgiltig dagegen erscheinen, besonders wenn es sich um Preisherabsetzung handelt.

Gelegentlich eines Spazierganges an der Chiaja, dort, wo jetzt der ganze Strand in eine Palaststraße verwandelt wird, betrachtete ich das ergötzliche Schauspiel eines Fischzuges. Die braunen Fischer, auf dem schwarzlockigen Haupte die rothe oder roth gewesene phrygische Mütze, die zugleich Futteral für den Geldbeutel und für das Austernmesser ist, zogen in langen Reihen das umfangreiche Netz ans Ufer. Zuweilen lösten Knaben den Vater ab und bewährten tüchtige Muskelkraft, bald sprangen sie wieder zu uns auf die Straße herüber, schlugen Purzelbäume und bettelten um eine buona mano für das unerbetene Kunststück, um sich „maccaroni lunghi, lunghi, lunghi" zu kaufen. Dabei sperrten sie den Mund auf, daß man das Zäpfchen in der Rachenhöhle erblickte, und machten mit den Händen die Bewegung, als ließen sie die lieben Nudeln in den Hals hinunterschlüpfen.

Ganz in der Nähe der Villa reale, wo dieses natürliche Schauspiel aufgeführt wurde, befanden sich die im Bau begriffenen Seebäder, zwei Reihen lose gefügter Zellen, so lose, daß ein kleiner Sturm sie manchmal als Spielzeug betrachtete und in ihre einzelnen Theile zerlegte.

Die Italiener seien für ihre Gesundheit sehr besorgt, theilten mir deutsche Landsleute mit, die schon seit Jahren in Neapel ansässig waren. Auch beim Baden beobachteten sie große Vorsicht. Vor Anfang Juli ginge kein Italiener ins Wasser. Diejenigen, die sich schon jetzt kühn in die Fluthen stürzten, seien Fremde, hauptsächlich Damen, in erster Linie die unternehmenden Töchter Albions.

Auch ich versuchte den Fluthensturz, allein er bekam mir nicht gut und ich verschob die Fortsetzung auf spätere Zeit. Die Einrichtung der Badezellen ließ unendlich viel zu wünschen. Nicht der geringste Comfort lockte herbei, an Badewäsche war gar nicht zu denken, noch viel weniger an ein Stück Teppich, um die nassen Füße darauf zu setzen, wenn man, ohne Amphitrite zu sein, dem Meere entstieg.

Die Italiener von 1857 waren, im Gegensatze zu ihren abgehärteten Vorfahren, etwas zur Wasserscheu geneigt. Waschen und Baden schienen ihnen eher Last als Erquickung zu sein. Aber der Luft setzten sie sich, besonders durch Mangel an Kleidung, mit wahrem Behagen aus. Luft- und Sonnenbäder zu nehmen, die inzwischen längst auf die Liste der angesehensten Heilmittel emporgestiegen sind, schien Bedürfniß. Nur der Kopf war, wie immer, gut bedeckt, sowol durch üppiges Haar, als auch durch die cupola dei vecchj, die phrygische Mütze, die jedoch schon damals der neuern Kopfbedeckung zu weichen begann, nämlich der wollenen, runden Deckelmütze, wie sie die Marine trägt.

Hier, wie überall in Italien, erregte der Esel auf meinen Streifzügen durch Stadt und Land mein auf Achtung und Mitleid gestütztes Wohlwollen. Ich fand, durch ernsthafte Eselstudien belehrt, daß das Sprichwort: vom Pferd auf den Esel kommen, im Süden keinen erniedrigenden Sinn hat. Der graue Kreuzträger, ein Kreuzträger in des Wortes schlimmster Bedeutung, sollte der innig bedankte, zärtlich behandelte Freund des Volkes sein, und er ist das gemarterte

Aschenbrödel unter der nützlichen Thierwelt. Wenn er, wie nicht selten, unter der grausamen Rücksichtslosigkeit seines Besitzers zu leiden hatte, wäre ich gar leicht in zornige Rufe und Verbote ausgebrochen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, ausgelacht und doch nicht gehört zu werden. Immer wieder dieser verabscheuungswürdige Zug der Grausamkeit unter der ungebildeten Volksmasse! Da lassen sie die guten Thiere mit Weihwasser besprengen am Festtage des animalischen Patrons, und sollten eigentlich sich selbst einige Adern öffnen und ihr Blut verspritzen, um aus diesem wilden Safte den starken Antheil vom reißenden Thiere herauszulassen, der darin rollt. Wie oft mischte ich mich, meinen Zorn mühsam bekämpfend, mit gütlichem Zureden in solche Thiergräuelscenen, vom menschlichen Thiere aufgeführt, und sagte doch zu mir selbst ohne scherzhaften Anklang, daß es das undankbarste Geschäft sei, sich hier zum Eselsadvocaten zu machen. Genug davon! Aber eines Vorfalls muß ich doch noch gedenken. Da trappelte ein armer guter Grauling schwerbeladen die Chiaja entlang. Binsenkörbe mit Kohlköpfen riesiger Art hingen ihm zu beiden Seiten herab, die Körbe berührten fast den Erdboden, der Besitzer lenkte ihn an den Ohren und schrie seine Waaren aus, daß er braunroth im Gesicht wurde. Kommt ein Kapuziner gegangen, wechselt mit dem Grünhändler einige Worte, faßt darauf den Schwanz des Esels und läßt sich von dem überlasteten Thiere auch noch ziehen!!

Es war ein Wunder, daß der unglückliche Kreuzträger durch das angehängte mönchische Ungeheuer nicht zu Boden sank, mir aber riß der Geduldsfaden. Ich sagte wuthbebend zu dem Manne Gottes: er solle doch das Thier nicht so mißhandeln, das einst Christum beim Einzuge in Jerusalem getragen habe, die Madonna werde ihm seine That gedenken und ihren Zorn auf ihn ausschütten. Wunder über Wunder! Der Kuttenträger ließ ab vom Kreuzträger, ich hatte es kaum gehofft, obgleich ich annehmen durfte, daß der Grausame nicht ohne Bildung sei, denn auf seiner starken Höckernase saß eine Brille. Gut, daß mein würdiger Reisebegleiter nicht zugegen war, er würde mich wol gewarnt haben, in solche verjährte Volkseigenthümlichkeiten erzieherisch einzugreifen. Doch hier gelang einmal das nicht zu Hoffende.

Der Esel hat auch noch außer seiner vielseitigen Nutzbarkeit das Verdienst, eine der wirksamsten Staffagen des südlichen Stadt- und Landlebens zu sein. Aufgeputzt gleich den Pferden und beladen mit allerhand Krimskrams, bringt er große Abwechslung in die Genrebilder des täglichen Verkehrs. Manchmal trägt er ein Bret auf dem Rücken, das einen richtigen Ladentisch vorstellt. An den vier Ecken ragen Stöcke empor, daran hängen die ausgebotenen Zucker- und Bäckerwaaren, Semmelringe, Bretzeln und allerhand Aehnliches. Auf dem Tische selbst liegen Brode aufgethürmt. Handelt der Eselsbesitzer mit Kartoffeln, so spießt er auf einen blätterlosen Zweig einige seiner schönsten Knollen als Lockspeise. Klingeln, Bänder, bunte Federn, Pelzflecken, Läppchen, Muschelschalen, was ihm in die Hände kommt und zu auffallendem Putz dienen kann, hängt er dem Esel und den Waaren auf. An der einen Seite des Schautisches hat er die Waage befestigt, wenn seine Verkaufsgegenstände gewogen werden müssen. Das schwere bronzene oder eiserne Ding schlägt dem beklagenswerthen Schautischträger auch noch in das eine Hinterbein, wenn er ausschreitet. Darum thut er gewiß so wenig Schritte als möglich in der Minute, und so zögernde und vorsichtige.

Die Waage ist noch immer dieselbe, wie vor achtzehnhundert und mehr Jahren, nur daß die schönen Zierrathen oft fehlen, welche die Ausgrabungen von Pompeji und andere Funde dieser Art auszeichnen. An Stelle der fein ciselirten, porträtähnlichen Kaiser- und Consulköpfe des Alterthums erblickte ich oft Thierköpfe oder zierlich gearbeitete Knöpfe. Aber auch darin lag doch nur eine Nachahmung der Antike, denn in der pompejanischen Abtheilung des Museo Borbonico waren ja an den bronzenen Fleischerwaagen so prachtvoll ausgeführte Stier- und Schweinsköpfe zu sehen, daß man mit Staunen die Höhe erkannte, auf welcher vor fast zwei Jahrtausenden das Kunstgewerbe stand.

Entgegen unserm deutschen Sprüchwort, komme ich vom Esel aufs Pferd. Selten sieht man hier ein unschönes Pferd. Die Rasse ist berühmt, und mit Recht. In Dresden hatte ich oft der Kutsche der Prinzessin Amalie von Sachsen nachgesehen, die gewöhnlich mit zwei langgeschweiften schwarzen Pferden bespannt war. Es sollten Neapolitaner sein. Wie stolz schritten sie aus, wie majestätisch trugen sie die Köpfe. Es waren Thiere, die Modell stehen konnten. Ihre Brüder, die ich jetzt täglich bewunderte, thaten es ihnen gleich, sowol an Schönheit der Gestalt, als auch an königlichem Anstand. Man versicherte mir wiederholt, die Neapolitaner pflegten ihre Pferde gut und es mochte etwas Wahres daran sein, denn niemals sah ich hier eines, das Aehnlichkeit mit unseren europamüden abgerackerten Droschkengäulen hatte. Sie sind im Gegentheil gut genährt, noch besser geputzt und haben Lust zum Laufen.

Aber nirgends hatte ich noch so viele gestürzte Pferde gewahrt, als in Neapel. Daran mochte das unsinnig schnelle Fahren Schuld sein, das Abhetzen der schönen Thiere und manche unbeachtete Erkältung in Folge davon. Auch sagte man mir, daß die Pferde auf dem glatten Lavapflaster, wenn sie nicht sehr scharf beschlagen sind, leicht ausgleiten und stürzen. Neapel ist amphitheatralisch an die Seehöhen hinangebaut, die meisten Straßen sind abschüssig und das hitzige Naturell des Volkes weiß nichts von Geduld und Maß. Alles muß schnell gehen, schnell wie der Puls in seinen Adern hüpft. Da wird nun auch nicht daran gedacht, daß die herrlichen Thiere beim übermäßig raschen Laufen und bei dem tollen Gedränge in den Straßen gar leicht einen Stoß erhalten können, der ihnen eine innere Verletzung zuzieht und ihrem Leben gar plötzlich ein Ende macht. Aber der Kutscher glaubt das Pferd gesund, so lange es nicht am Gehen gehindert ist. Diese Ansicht sprach der Maler Götzlaff aus.

Nichts Trübseligeres als ein solches gestürztes, äußerlich makelloses Thier auf einem niedrigen Karren an den Ort schaffen zu sehen, wo auch der trefflichste Schnellläufer Ruhe findet. Oft schleifte es die schöne wellige Mähne im Schmutze dahin, und wenn zwei auf einem Karren transportirt wurden, wie es zuweilen geschah, mußte man sich wundern, daß nicht eines um das andere herabfiel, denn auch dieses traurige Geschäft wurde mit rasender Eile ausgeführt, wodurch sich das Mitleid des Thierfreundes noch schmerzlicher angeregt fühlte.

In der Nähe meiner Wohnung bettelte oft ein altes Weib, ähnlich wie jenes vom Toledo, nur ohne Kropf. Die Alte war über alle Begriffe häßlich, sonnenverbrannt wie unser Halbmulatte von Bedientem. Ihre Bitte predigte sie mit gen Himmel stierendem Blicke, denn sie gab vor, blind zu sein. Dazu zerarbeitete sie sich in wunderlichen Bewegungen und schüttelte den Kopf, als solle sie die Haube verlieren. Ihre Stimme war tief und stark, so daß man, wenn man sie nur hörte, nicht sah, glauben konnte, ein Mann beweise durch diese Brusttöne, daß er gute Lungen habe.

Die schauspielerisch geschulte kleine Frau spielte aber einmal herzlich schlecht. Ein Fremder kam des Wegs und sah mit Betrübniß der Fortschaffung eines gefallenen Pferdes zu. Ja, er trat an den Karren heran und schien die damit beschäftigten Männer nach der Todesursache des schönen Thieres zu fragen. Schnell humpelte die Alte, die also nicht blind war, auf die andere Seite des Karrens und hielt dem todten Pferde eine Art Leichenrede, während sie dem mitleidigen Fremdling die hohle Hand entgegenstreckte. Ich verstand nicht viel von der seltsamen Predigt, aber genug, um die schlaue Berechnung zu durchschauen, welche die Schauspielerin aus der Rolle fallen ließ.

Eine neue Poetik.*)

J. R. Eine neue Poetik! Allerdings, wer in ihr das sucht, was man sonst gewöhnlich in Lehrbüchern der Poetik zu finden pflegt, außer der allgemeinen ästhetischen Einleitung Aufklärung über das Technische in Lyrik, Epos und Drama, den Vers, wird sich bei Baumgart enttäuscht fühlen. Grade diese Theile der ars poetica schließt der Verfasser aus und bietet (auf über 700 Seiten Großoctav) vielmehr nur eine rein ästhetische Untersuchung der Hauptgrundsätze der Poetik, die er „bis zu einem bestimmt formulirten Ergebniß" führt. Oder zu führen sucht, denn, wie der Verfasser in dem Vorwort gleich vorausschickt, hat es unüberwindliche Schwierigkeiten, eine Theorie der Dichtkunst aufzustellen, da es „auf diesem Gebiete kaum einen einzigen Satz von unbestritten geltendem Ansehn" gebe. Nur in einem Punkte möchte Einigkeit herrschen, darin, „daß ein rein deductives Verfahren (das die geltenden Sätze aus der Allgemeinheit ableitet) nicht zum Ziele führen" könne, sondern daß „allein auf dem Wege der kritischen Untersuchung des Vorhandenen Resultate zu erhoffen" seien. Wie schon von dem Titelblatte zu ersehen ist, beschreitet Baumgart also den Weg der Induction und

*) Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst von Dr. Hermann Baumgart, Professor an der Universität Königsberg i. Pr. Stuttgart, J. G. Cotta.

Demonstration. Und von wem geht er aus als dem Endpunkt seiner Wanderung durch die Jahrhunderte? Von Aristoteles. Dieser, dessen Ansichten in der Poetik neuerdings vielfach bemängelt sind, z. B. von Bernays, ist ihm sogar das Kriterium, mit dem er an diejenigen herantritt, welche für die heutige Poetik überhaupt grundlegend gewesen sind, Lessing, Schiller und Goethe. Lessing's Laokoon und Hamburgische Dramaturgie, Schiller's ästhetische Abhandlungen (Goethe kommt mehr gelegentlich in Betracht) prüft Baumgart an Aristoteles und findet, daß der Grund, den diese Werke für unsere neuere ästhetische Betrachtung geliefert haben, nicht überall tragfähig und der Besserung bedürftig sei. Lessig hatte im Laokoon den Fundamentalsatz aufgestellt, daß Handlungen allein das Object der Poesie bildeten, „Gegenstände, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen", oder wie er später für Handlungen setzt: Bewegungen, während die Malerei (bildende Kunst) Körper wiederzugeben habe. Hier faßte Lessing die Aufgabe der Poesie zu eng; neben der Darstellung der Handlung, die im Epos geschieht, also des Nacheinanders (des Successiven) kann auch die des Nebeneinanders (des Coexistenten) bestehen; die Poesie kann malen (nach Lessing sollte sie nicht malen), wie unsre Lyrik zeigt, z. B. das von Baumgart angeführte Goethe'sche: Ueber allen Gipfeln ist Ruh. Dagegen bleibt der Lessing'sche Satz so gefaßt zu Recht bestehen, „daß das Mittel der Dichtung die Bezeichnung von Bewegungen, Vorgängen, ihr Element das Successive sei, wie das Mittel der Malerei die Darstellung von Körpern, Situationen, ihr Element das Coexistente; die Gegenstände können beiden Künsten gemeinsam sein." Als Beispiel für den Irrthum Lessing's, daß es in der Poesie darauf ankomme, das Coexistente in etwas Successives zu verwandeln (wie der Laokoon dies an der Beschreibung des Achill'schen Schildes, der Kleidung des Agamemnon darzulegen versucht), führt Baumgart S. 46—48 eine Stelle aus Lohenstein an, die Lessing's Vorschrift durchaus entspricht und doch todt und unanschaulich bleibt, während die Beschreibung des Hochzeitsanzuges von Cid und Ximene in Herder's Gedicht nur Aneinanderreihung von Einzelheiten bringt, aber dennoch durch deren Fülle und Pracht (es geschieht in 7 Strophen) den Eindruck des Ungewöhnlichen hervorruft, berauscht, fast erdrückt und so thatsächlich bis zu einem gewissen Grade ein Bild giebt, wenn auch nicht jede Einzelheit in der Erinnerung des Hörers, im Bilde haften bleibt. Nachdem nunmehr die Fassung so erweitert ist, daß neben den „Handlungen" auch den „Empfindungen" die Poesie offen stehe, schließt sich mit einer dritten Hauptgattung der Kreis der für die Dichtung vorhandenen Gegenstände ab, mit der, für welche Baumgart in der deutschen Sprache keine rechte Bezeichnung findet, die er unter der des griechischen „Ethos" zusammenfaßt, wobei freilich nicht etwa an Sittlichkeit zu denken sei, „als ob mit der Erzielung ethischer Wirkungen die Vorstellung moralischer Besserung verbunden werden müßte", sondern z. B. an die Ballade, mit deren Definition der Verfasser gleich an einem Beispiel zeigt, was er unter seiner dritten Hauptgattung, dem Ethos, verstanden wissen will. Alsdann geht Baumgart nun ins Einzelne über, auf die Romanze, die Reflexionsdichtung, didaktische, satirisch-humoristische Poesie, das Epigramm, die Fabel und Parabel, die Symbolik in der Dichtung, die verschiedenen Zwecke, Mittel und Formen der dichterischen Nachahmung der Handlungen in der poetischen und komischen Erzählung, im Epos, wozu sich uns keine Bemerkung aufgedrängt hat, um schließlich in einer breit ausgeführten Betrachtung des Dramas, Schauspiels, der Tragödie und Komödie zu gipfeln. In Betreff der letzteren führt Baumgart (S. 666) die in einem Fragment neu aufgefundene Definition des Aristoteles an, die ein interessantes Gegenstück zu der berühmten der Tragödie bildet. Diese selbst bleibt nun felsenfest bestehen. Die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen und zwar nicht etwa das eine oder die andre, sondern Beides. In diesem Punkte irrte auch Lessing, der sich hier wiederum das Correctiv Aristoteles gefallen lassen muß, mit dessen Ansehen der Reformator der deutschen Literatur bekanntlich leicht fertig zu werden erklärt hatte, wenn er es nur auch mit seinen Gründen gekonnt hätte. Lessing gab schließlich zu, daß eine der beiden Empfindungen in der Definition genüge, die des Mitleids, da die Furcht sich ja aus demselben von selbst ergebe; aber diese einseitige Auslegung führte auf Abwege. Nicht nur ihn, sondern auch später Schiller, „der in der Anschauung von dem Wesen der tragischen Affecte ohne eigene Prüfung der Lehre Lessing's" folgte und das Princip der tragischen Dichtung im Rührenden und Erhabenen suchte. Die praktischen Folgen waren bei Schiller im Großen und Ganzen immer noch nicht beträchtlich, da des großen Dichters genialer Instinct ihn richtiger leitete als seine Einsicht (er förderte die Erkenntniß vom Wesen des Dramas mehr durch seine dichterische Thätigkeit), aber bemerkbar machten sie sich doch, z. B. in der „Maria Stuart", die zu sehr bloße Rührung bezweckt, als daß sie im Zuschauer nicht ein dieselbe abweisendes Gefühl hervorrufen müßte. Die Furcht bildet erst das Correctiv des Mitleids; die Mitleidempfindungen sollen durch die Furcht, die der Furcht durch das Mitleid geläutert werden (S. 512). Auch war Lessing nicht ganz frei von einer lehrhaften Auffassung des Zwecks der Tragödie, so daß Goethe sich zu der abwehrenden Bemerkung gedrungen sah: „Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken." „Lessing's Interpretation (S. 430) verleitet dazu, die Grenzen der Definition ungebührlich zu erweitern und die Vorstellung einer möglichen Folge anstatt des Wesens des Kunstwerkes selbst ins Auge zu fassen; dagegen verengt Goethe's Auffassung die Definition, indem sie den wesentlichen Umstand verkennt, daß die entscheidende Bestimmung für die objective Beschaffenheit der tragischen Handlung von Aristoteles in die Forderung gelegt ist, daß ihr die Kraft ertheilt werde, die reinen Empfindungen der Furcht und des Mitleids hervorzurufen, — wo anders also als in der Seele des Zuschauers?" — S. 358 sagt Baumgart: „Das Gebiet der Tragödie reicht so weit, als dieser Zweck (der dramatischen Nachahmung) darin besteht, durch gesetzmäßigen Verlauf der Handlung die Uebermacht des Schicksals über die menschliche Kraft zu zeigen und demgemäß die Furcht vor demselben zu erwecken und das Mitleid mit denen, die darunter leiden." Das gilt von der antiken Tragödie, aber wie steht es mit der modernen (Shakespeare's), die das Schicksal in die Brust der Menschen verlegt hat? Baumgart's Standpunkt erscheint da nicht ganz klar. S. 467 heißt es: „Das tragische Mitleid verlangt einen unverdient Leidenden." Auch bei uns Modernen? Und litten die Helden der alten Tragödie unverdient? S. 472 deutet der Verfasser selbst die Schuld des Oedipus an, des „jugendlich in Rath und That Sieggewohnten und Selbstvertrauenden", und S. 475 spricht er von dessen „raschem Sinn", der „vorschnell entschlossenen, leidenschaftlich-jähen Gemüthsart". S. 473 dann wieder heißt es: „Der Fluch, d. h. die Bestimmung zum Unglück, die nach dem gewöhnlichen, unabänderlichen Lauf der Dinge einem Menschen durch Umstände, die selbst vor seiner Geburt liegen, also ohne jedes Verschulden von seiner Seite, mitgegeben sein kann, wäre auf keine Weise stärker und eindringlicher auszudrücken, als es durch das Symbol dieser Sage (des Oedipus) geschehen ist." In den eben angeführten Eigenschaften des Oedipus aber liegt ja eben seine Schuld, die ihn fällt, in dem heftigen, über sich hinausstrebenden, hochfahrenden Wesen des Mannes, der, genial beanlagt, sogar das nie gelöste Räthsel der Sphinx zu bewältigen vermag und sich vermißt, in dem trotzigen, harten, herben Sinn; diese Eigenschaften ziehen sich sogar als Familienfehler schon durch das ganze Geschlecht hindurch, von Laios an, als dieser im Hohlwege dem unerkannten Sohne gegenüber jähzornig aufbraust, bis herab auf die rasch und unbedacht einander mordenden Brüder Eteokles und Polyneikes, bis auf Antigone, von der, der Unbeugsam-Eigenwilligen, der Chor klagt:

> „Wild tritt des wilden Vaters Art am Kind hervor:
> Dem Mißgeschick sich fügen hat sie nicht gelernt."

Und ist Prometheus ohne Schuld und sind es die anderen Gestalten der hellenischen Tragik? Ein Untergang ganz ohne eigenes Verschulden, nur durch die übergroße Macht von Außen, ist untragisch, wirkt niederdrückend, nicht erhebend, wie man es z. B. an der neuesten Verirrung der tragischen Kunst, an Ibsen und seinen „Gespenstern" sehen kann. — Im Uebrigen ist das Baumgart'sche Werk reich an einer Fülle geistreicher und feinfühliger Bemerkungen über seinen Gegenstand, die zum Nachdenken reizen und hohen Genuß bereiten; wir können aber die Klage nicht unterdrücken, daß der Verfasser dem Leser die Lectüre durch den Mangel einer übersichtlichen Stoff- und Capiteleintheilung mehr erschwert hat, als nöthig war. Man meint so oft in dem end- und marksteinlos dahinlaufenden Strome der Auseinandersetzung zu ertrinken und hat alle Mühe, sich an dem Leitseil des durchgehenden Gedankens zu halten. Durch mehr Uebersichtlichkeit hätte das dickleibige Buch an Lichtheit sicherlich gewonnen. Auch wären uns statt des einen unförmigen Folianten zwei oder drei handliche Bände lieber gewesen. Müssen Klarheit und Eleganz denn immer Gegner der Gründlichkeit sein?

Sonstige Bücherbesprechungen.

□ **Zum Confirmandenunterricht.** Von Dr. Karl Braune, weil. Geh. Consistorialrath und Generalsuperintendent. Zweite unveränderte Auflage. Altenburg, V. Dietz. — Ein Schriftchen von der Hand eines seit Jahren vollendeten, hervorragenden

evangelischen Theologen und hochverdienten kirchlichen Würdenträgers. Das Schriftchen ist aus einer langen, gesegneten Praxis hervorgegangen und trägt in seiner Anordnung, wie in seiner Ausführung ganz den Stempel des unvergeßlichen Mannes, seines scharfen und feinsinnigen Geistes, wie seines glaubenswarmen Herzens. Ob nicht einzelne Partien dieses Leitfadens für den Confirmandenunterricht an Kindern gebildeter Eltern doch noch etwas zu viel voraussetzen, lassen wir dahingestellt.

Kr. Von den Monatlichen Mittheilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule (Red. H. Krieger, Druck u. Verlag von Jul. Joost in Langenberg) liegen die Hefte 7—9, Juli bis September, nebst Beiblättern vor. — Nr. 7 übt eine scharfe Kritik über die 27. Allg. Deutsche Lehrerversammlung in Gotha, insbesondere über den Vortrag des Pfarrers Bähring aus Minfeld im Königreich Bayern „Ueber den Weg zur Verständigung zwischen Schule und Kirche", welche in der besonnenen Mahnung an alle christlichen und conservativen Gesinnungsgenossen gipfelt, zwar dem Geiste, welcher in dieser Versammlung herrscht, mit Weisheit entgegenzuarbeiten, aber ja nicht mit äußeren Mitteln der Hemmung und Beschränkung oder des Verbotes, sondern von innen heraus durch Erstrebung eines innigen Zusammenschlusses der wirklich christlich gesinnten Elemente des Lehrerstandes, zu welchem durch die Begründung des „Deutsch-evangelischen Schulcongresses" ein Anfang gemacht worden ist. Nr. 8 bespricht in ihrem Leitartikel „Die katholische Lehrerzeitung (Breslau) und die 27. Allg. Deutsche Lehrerversammlung" die auffällige Erscheinung, daß neuerdings die katholische Lehrerschaft mit ihrer früheren Gewohnheit, sich von den Allg. Deutschen Lehrerversammlungen fern zu halten, gebrochen zu haben scheint und „in einem innerlich unwahren Liebäugeln mit dem im Bähring'schen Vortrage zu Tage tretenden protestantischen Radicalismus sich gefällt", vielleicht um, wie es den Ultramontanen in Holland gelang, die evangelische Volksschule zu Fall zu bringen und der sogen. neutralen (religionslosen) Staatsschule durch Verbrüderung des Ultramontanismus mit dem protestantischen Unglauben die Bahn zu bereiten. Ein zweiter Artikel derselben Nummer „Die (Breslauer) katholische Schulzeitung für Norddeutschland rc." findet in der Art und Weise, wie dieses katholische Lehrerorgan über die Gothaer Versammlung und Bähring's Vortrag berichtet, neue Beweise für ihre oben entwickelte Anschauung. Die aus warmem Idealismus hervorgegangene Empfehlung großer Lehrervereinigungen, welche der Breslauer Stadtschulrath Dr. Pfundtner im dortigen Lehrerverein laut werden ließ, scheint dem Verfasser dieses Artikels ganz dazu angethan, jenes leidige Bündniß zwischen Radicalismus und Ultramontanismus, das sich auf politischem Gebiete längst vollzogen hat, auch auf das der Schule zu verpflanzen. Nr. 9 enthält an ihrer Spitze eine Einladung zur Generalversammlung des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule, bei welcher hauptsächlich die Nothwendigkeit der Gründung einer in christlichem Geiste redigirten Lehrerzeitung erörtert werden soll. Alsdann beginnt in dieser Nummer eine mit reichen Citaten ausgestattete Besprechung der in Stuttgart bereits in 3. Auflage erschienenen Tendenzschrift Sadrach A. B. Dnego, deren formalen Schönheiten und geschickter inneren Anlage volle und willige Anerkennung gezollt wird, deren Inhalt aber als Offenbarung „des Geistes religiöser und sittlicher Verirrung und Verwirrung, der in einem großen Theile der heutigen Lehrerwelt herrscht, dem Christus-Entfremdung als fortgeschrittene Religiosität und Mangel an Christensinn als Tugend, Edelmuth und wahre Geistes- und Herzensgröße erscheint" verurtheilt wird. Jedenfalls ist es zu weit gegangen, wenn einem „großen Theile der Lehrerwelt" eine solche bedauerliche Geistes- und Herzensstellung nachgesagt wird. Mögen Einzelne derselben verfallen sein, die bei weitem größere Anzahl der jetzt lebenden Lehrer steht auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses und betrachtet es als die schönste Aufgabe, die ihnen ihr Amt stellt, die heranwachsenden Geschlechter zu frommer Gläubigkeit und praktischem Christenthume zu erziehen. Man möchte der Redaction der Monatlichen Mittheilungen hier die Mahnung an's Herz legen, in wohlmeinendem Eifer um eine gute Sache sich doch nicht zu Urtheilen hinreißen zu lassen, die weit über das Ziel hinausschießen. — Ein Artikel im Beiblatte zu Nr. 7 „Eine sonderbare Verfügung" bespricht eine Verordnung der obersten preußischen Schulbehörde, welche es den Lehrern, Orts- und Kreisschulinspectoren, Schulvorständen und Deputationen verbietet, andere als amtliche Anfragen über die inneren oder äußeren Verhältnisse ihrer Schulen eher zu beantworten, als ihnen hierzu die auf ordnungsmäßigem Wege einzuholende Genehmigung der Regierung ertheilt wurde. Dieselbe wird als lästig für die Betheiligten wie für die Behörden, als auffällig, einem Mißtrauensvotum ähnlich und insofern als bedenklich bezeichnet, als in derselben die Gefahr beschlossen liegt, den sittlichen Geist des Freimuths und der geraden Offenheit zu unterdrücken. Jede Nummer bietet eine Anzahl interessanter Mittheilungen aus dem Schulleben verschiedener Länder.

Kr. Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung. Unter Mitwirkung bewährter und erfahrener Pädagogen und Aerzte herausgegeben von Dr. C. Pilz. 48. Band, 1. u. 2. Heft. Leipzig, Verlag von C. Kempe. Jährlich 2 Bände à 2 ℳ 25 ₰. — Wie ein lieber alter Freund, der eine Zeit lang aus unserem Gesichtskreise entschwunden ist, dann aber plötzlich wieder vor uns hintritt, kamen dem Ref. die vorliegenden beiden Hefte der Cornelia zu Gesicht. Vor einer Reihe von Jahren hatte er als treuer Leser und in einigen Fällen als Mitarbeiter der Cornelia lebhafte Theilnahme zugewendet, bis wechselnde Lebensverhältnisse seine Aufmerksamkeit in andere Richtung lenkten. Die erste Frage, welche sich in solchen Fällen des Wiederfindens uns aufdrängt, ist die, ob der lange entschwundene Freund in den Tagen der Trennung sich verändert habe, ob er noch in früherer Kraft und Frische vor uns erscheine, oder ob er alt, unbedeutend, kraftlos geworden sei. Die Zeitschrift Cornelia hat sich die schöne und eigenartige Aufgabe gestellt, ein Sprechsaal für alle Interessen der häuslichen Erziehung zu sein, und dient dieser wichtigen Aufgabe nun bereits nahezu ein Vierteljahrhundert mit ausdauernder Treue und gesegnetem Erfolge. Auch in den vorliegenden beiden Heften weht der alte frische Zug der Begeisterung für die Interessen der Erziehung, der den Herausgeber zu glücklicher Auswahl der Fragen führt, die in den Kreis der Betrachtung zu ziehen sind, und den rechten anregenden Ton bei deren Erörterung treffen lehrt. Heft 1 enthält ein sinniges Gedicht „Dem Neugeborenen" von A. Godie, ein Gespräch über Mädchenerziehung, eine Betrachtung über die „Rechtlosigkeit des ersten Kindesalters", in welcher sich der Verfasser, Dr. med. L. L. Frhr. v. Lesser, gegen die verkehrten Maßregeln und Grundsätze wendet, welche bei der Erziehung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren bei uns noch meist in Anwendung kommen und zahlreiche Opfer an Leben und Gesundheit fordern. Ebenfalls dem Gebiete der Gesundheitspflege gehört die Belehrung „Ueber die Gefahren der Entwickelungsjahre für unsere Jugend" an, welche Hofrath Dr. Krug in Chemnitz in Heft 2 darbietet und in welcher dies heikle Thema in ebenso zarter als gründlicher Weise erörtert wird. Das 2. Heft wird mit einem netten Gedicht von Johanna Baltz „Kleinmütterchen am Bett" eingeleitet. Wichtige pädagogische und moralische Anregungen bieten die Artikel „Ehre dem Alter!" von Hildebrandt-Strehlen, „Ueber Zeit und Pünktlichkeit" von Erna Velten, „Ueber Eigensinn und seine Heilung", über „Häusliche Aufgaben". Jedes Heft schließt mit einem Feuilleton, welches interessante Notizen aus dem Gebiete der öffentlichen und häuslichen Erziehung, ernste Anregungen und heitere Episoden darbietet. Möge die „Cornelia" in immer mehr Familien Eingang finden, denen es Ernst ist um die Erziehung ihrer Kinder. Sie wird als treue Hausfreundin sich bewähren!

—a. „Der Sammler, Organ für die allgemeinen Angelegenheiten des Sammelwesens jeder Art und Richtung" enthält in seiner neuesten Nummer 11 einen Aufsatz zur Geschichte und Cultur der Victoria regia L., setzt in Nr. XI die Berichte aus Italien von Hans Koch fort und giebt über norwegisches Papiergeld zugleich durch 5 Abbildungen verschiedener Arten desselben Auskunft. Zur Handwerkssymbolik werden die Abzeichen der Glaser und Emailleure, der Zimmerer, Schlosser und Hufschmiede bildlich dargestellt und erläutert. Einer Rundschau über neue Postwerthzeichen folgen Nachrichten über Funde und Ausgrabungen, Auctionen, Fachkataloge u. dgl. Neu eingeführt ist in letzteren Nummern die Tafel der Angebote und Gesuche; zugleich ist ein Sprechsaal jedem Leser unentgeltlich geöffnet, so daß Händler wie Sammler der ihnen nützlichen Fachzeitschrift immer größere Beachtung zuwenden werden.

—a. Ein Sammler-Almanach, welcher für Weihnachten dieses Jahres vom Herausgeber der illustrirten Zeitschrift „Der Sammler" vorbereitet wird, kündigt sich als ein eigenartig neues Unternehmen an. Dieser Almanach sucht allen Freunden des Sammelns sich dadurch nützlich zu machen, daß er denselben zunächst eine Uebersicht der Fachzeitschriften, Fachvereine und der neuesten Fachliteratur darbietet, sodann wird derselbe die wichtigsten Fälschungsarten auf etwa 12 einzelnen Sammelgebieten zur Kenntniß bringen. Kunstgewerbliche, naturwissenschaftliche oder Alterthumsvereine, welche für ihre Zwecke besondere Anliegen berücksichtigt zu sehen wünschen, werden ersucht, solche bis zum 15. October beim Verlage des „Sammlers" (Dr. H. Brendicke in Berlin W., Winterfeldtstraße 21) zu melden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 81. Mittwoch, den 12. October. 1887.

Inhalt: Erinnerungen an Emanuel Geibel. — Bücherbesprechungen (Der Schnellrechner, von H. F. Kameke. Periodische Literatur: Kunst für Alle, herausgeg. von Friedrich Pecht; — Deutsches Dichterheim; — Norddeutsches Journal, herausgeg. von Rudolf Eckart; — Von Haus zu Haus, herausgeg. von Anny Wothe; — Ueber Land und Meer).

Erinnerungen an Emanuel Geibel.

—g. Der um die Mitte unseres Jahrhunderts bis zu den Sternen erhobene, jedenfalls tiefinnige, formvollendete und fromme Emanuel Geibel hat in seinen Werken sich selbst ein unvergängliches Ehrendenkmal gesetzt, und seine Vaterstadt Lübeck erfüllt nur eine Bürgerpflicht, wenn sie ihm ein großes Denkmal in Stein und Erz errichtet. Schon manche Ehrenkränze sind dem unvergeßlichen Lyriker geweiht worden, neuerlich auch wieder von dessen Jugendfreund Carl C. T. Litzmann, welcher aus „Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern" einen Strauß gewunden. Diesem Buche (Berlin 1887, Wilh. Hertz) hat nicht nur der Verfasser, sondern die Familie und viele Freunde des Heimgegangenen ihr Bestes einverleibt, was sie über Geibel beibringen konnten. Wir glauben, unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die interessantesten Züge aus diesem werthvollen Beitrag zu einer späteren Geibel-Biographie hier zusammenstellen. Zunächst der Jugendzeit des gefeierten Dichters entnehmen wir folgende Einzelheiten.

Emanuel Geibel und dessen Mitschüler am Gymnasium zu Lübeck schwärmten schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre für Deutschlands Einheit; aber wie verschieden sich auch Jeder die Verwirklichung seines Ideals vorstellte, so glaubten sie doch übereinstimmend, daß diese Einheit nur durch einen Krieg mit Frankreich zu erreichen sei. Geibel zeichnete sich schon auf der Schule so sehr als formgewandter Dichter aus, daß sein Director einmal unter vier Augen äußerte: „Geibel besitzt eine Herrschaft über Sprache und Versbau, wie sie bei keinem andern Dichter, selbst nicht bei Goethe sich finden." Der junge Mann studirte mit Feuereifer unsere Classiker und Romantiker, Shakespeare und Byron. Heinrich Heine's Buch der Lieder enthusiasmirte ihn, ja er trug sich schon damals mit dramatischen Plänen. Nicht weit von Lübeck freilich, in Husum, wußte man damals so wenig von der neueren deutschen Literatur, daß Theodor Storm den Dichter Uhland für einen alten Minnesänger hielt.

Ueber sein Studentenleben in Bonn schreibt Geibel selbst: „Wenig behagliche Existenz nach dem geistig verwöhnten Leben in Lübeck. Keine gleichgestimmten Freunde, Langeweile in den theologischen Collegien, nur der alte Nitzsch (der nachmalige Propst von Berlin) fesselt mich. Dagegen manche Allotria mit Lust gehört und getrieben: Mythologie, Literaturgeschichte, Aeschylos." Bald faßte Geibel den Entschluß, die Theologie aufzugeben und classische Philologie zu studiren. Auch hier wieder ist charakteristisch, was er in Berlin seinem Tagebuch anvertraut: „Gehört bei Böckh Literaturgeschichte, bei Steffens Anthropologie; Ranke; Lachmann's Weise, die Alten zu behandeln, d. h. gar nichts zu geben als Textkritik, stößt mich entschieden ab. Lebhaft angeregt wurde ich durch Droysen's Aristophanes." „Da die Collegien mir verhältnißmäßig wenig gaben, so habe ich die poetische Literatur der Griechen selbständig durchgearbeitet, was für mein Leben der beste Gewinn aus meiner Studienzeit geblieben ist." Der junge Student trat damals mit allen ästhetisch bedeutsamen Kreisen Berlins in Verbindung. Im Haus der Bettina verkehrte er viel und war durch sie auch mit Savigny in Berührung gekommen. Sein Vater hatte ihn bei Hitzig und Neander eingeführt.

Ein ganz besonderes Verhältniß gewann er zu Chamisso und zu Franz Kugler. In der sogen. literarischen Gesellschaft lernte Geibel noch kennen: Eichendorff, Raupach, Streckfuß, Holtey, Ph. Wackernagel. Auch zu Gruppe, Gaudy, Häring, Kopisch und Schöll trat er in Beziehung. Häring besaß ein Haus in der Wilhelmstraße, dessen in den Garten führender Flügel mit dem sogenannten Poetenthurm endete. Häring selbst bewohnte den ersten Stock dieses Thurmes, über ihm wohnte Ludwig Rellstab, und im dritten Stockwerk hauste Emanuel Geibel. Bemerkenswerth ist, was Letzterer unter dem 17. Februar 1839 aus Athen schreibt: „Griechenland ist das herrlichste Land unter der Sonne, das an großartiger Schönheit und stillem beruhigendem Reiz selbst Italien bei weitem überbietet. Die bloße Existenz ist hier schon Genuß, das bloße Bewußtsein ‚zu leben', diesen klaren Aether zu athmen, diese reinen Formen der Berge und Thäler, dieses unsterblich schöne Ebenmaß der Gebäude stündlich betrachten zu dürfen, gewährt der Seele eine Empfindung des innigsten Behagens. Der Süden hat mich wie in einem Zaubernetze gefangen; ich kann mich nicht losreißen von diesem durchsichtigen Himmel, diesem glänzenden Meer, noch nicht — ich muß den Becher erst in langen durstigen Zügen geleert haben, bevor ich zurückgehe in das Land, wo es jede Woche sieben Mal regnet, und wo es alle Tage Philister giebt. Griechenland ist ganz das Land für einen Poeten. Mitten im December habe ich am Ufer des Ilyssus Veilchen gepflückt und in Ambelokippi die herrlichsten Orangen gebrochen. Im Januar schon tönt die ganze Luft von Vogelgesang, die Kraniche schwärmen, der Delphin sonnt sich auf der glänzenden Fluth; und kommt auch einmal ein einzelner trüber Tag dazu, so schwillt der Rasen am nächsten Morgen nur um so weicher empor, und die Sonne steigt um so klarer hinter dem blauen Pentelikon empor."

Geibel besaß in seinen jüngeren Jahren eine weiche, klangvolle Barytonstimme; er sang, wenn auch ungeschult und ohne Noten, doch mit entzückendem Ausdruck. Oft erging er sich mit seinem Bruder Konrad, einem Musiker von Fach, in poetisch-musikalischen Improvisationen. Zuweilen machten sie sich den Scherz, eine Nummer der „Lübeckischen Anzeigen" musikalisch vorzutragen, und fielen dabei aus einer Melodie in die andere; bald sangen sie recitativisch, bald pathetisch-arienartig. Auch liebte es Geibel, bisweilen mit dem einen oder dem andern seiner Freunde „in die Tiefe" (des Rathsweinkellers) zu steigen und im heimlichen Winkel der „Rose" bei einem Glas Rheinwein oder Schaumwein fröhlich zu sein. Daraus bildete sich eine „Ritterschaft der Rose", welche viele Jahre hindurch bestand.

Seit 1846 verkehrte Geibel viel im Hause der Frau Dr. Trummer, welche er als 12—13jähriger Knabe noch als Jungfrau von Orleans auf der Bühne bewundert hatte. Deren zweite Tochter Amanda hatte damals eben ihr 13. Lebensjahr vollendet; sie war märchenhaft lieblich und erinnerte stark an Minna Herzlieb, das Urbild der Goethe'schen Ottilie. Sie besaß hohe dichterische Begabung und erzählte wunderschön Geschichten. Geibel gab ihr Unterricht in der Metrik und deutschen Literatur. Als 1850 die Mutter dieser seiner Schülerin gestorben war, schrieb er aus der Ferne an die älteste Tochter:

„Es drückt uns wol nieder und läßt uns nicht zum Frieden kommen, wenn Menschen uns kränken und verstören; wem aber Gott selbst einen reinen, großen Schmerz sendet, dem läßt er auch Kraft angedeihen, daß die Seele darin nicht untergehe, sondern sich erhebe, und weist ihm selbst die Stätte, wo der rechte Balsam wächst."
Im November des Jahres 1851 verlobte sich Geibel mit Amanda; von nun ab nannte er sie „Ada", weil er „ihr Mann sein, ihr aber aus ihrem Namen herausnehmen wollte". Aus einem Briefe an seine Braut citiren wir folgende Stelle: „O Du, wie soll ich

Dir danken, daß Du mich liebst, und weißt doch recht gut, wieviel Dunkles, Unbändiges und Verkehrtes in mir ist. Du wirst noch davon zu leiden haben; aber habe Geduld, nimm mich hin, wie ich bin; ich will mir Mühe geben, den bösen Geist in mir zu überwinden, und sanfter und milder zu werden. Liebe ist ja Kraft, und Gott wird helfen. Und bin ich Saul, so sollst Du David sein, der Frieden sagt und singt, und leise nach oben deutet. Glaube mir, damit zwingst Du mich immer. Vor Menschen vergesse ich wol die Achtung, weil sie mich so oft getäuscht haben; aber das Heimweh zum himmlischen Vater ist stärker in mir, als alles andere. Nicht wahr, Kind, das hat Dich Deine selige Mutter auch gelehrt, daß das der letzte innerste Kern Deines Wesens sein müsse? Daran wollen wir zusammen arbeiten, daß dies göttliche Leben in uns immer reiner und lebendiger werde. Das allein ist das wahre Heil und der höchste Segen der Ehe, gemeinschaftlich Pilger zu sein nach der Seligkeit, die nicht von dieser Welt ist."

Als König Max II. von Bayern im Februar 1852 Geibel eine sogenannte Ehrenprofessur an der Universität in München antrug, ging Geibel dorthin, um sich zunächst zu orientiren. Unter dem 8. März 1852 schrieb er an seine Braut: „Ich kann dem da droben nicht genug danken, daß er mir nach so viel Irrthum und Verwirrung zuletzt doch noch aus reiner Gnade Dein frommes Kinderherz geschenkt, damit ich nicht verwaist sei und am Ende, wie ein Geizhals über seinen Reichthümern, über all den geistigen Schätzen, die sich mir aufschließen, am Gemüthe darbe und hungere."

An seinem Hochzeitstage (26. August 1852) wimpelte unter seinem Fenster (er wohnte an der Trave) das Schiff „Emanuel Geibel" und der Dichter selbst gedenkt in seiner „Lachswehr" des Tages:

Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal,
Ein sel'ger Mann, und rings an froher Tafel hin
Die Schaar der Lieben, Haupt für Haupt, und neben mir
Im Schmuck der Myrthe golderglüht die süße Braut,
Die mir Beglücktem an des Herbstes Grenze noch
Den vollen Frühling ihrer jungen Seele gab.

Bis zum 10. September blieb das neuvermählte Paar noch in Geibel's bisheriger Junggesellenwohnung; dann fuhren sie nach München. Bei der Abreise hatten Freunde für sie das letzte Halb-Coupé im Zuge mit dem Rückblick auf Lübeck belegt und mit Blumen geschmückt. Keiner ahnte, daß es für die junge Frau ein Rückblick auf Nimmerwiedersehen war.

In München selbst fand Geibel regen Verkehr mit geistesverwandten Naturen (Heyse, Riehl u. A.). Zu Hause las der Dichter seiner jungen Frau Eigenes und Fremdes vor; Sonntags lasen sie zusammen eine Predigt, besonders gern von Nitzsch (dem späteren Propst von Berlin.)

Auch die Werkstätten der Maler besuchte Geibel oft mit seiner Frau; bei Wilh. v. Kaulbach war er heimisch. Mit den Vorarbeiten für seine Vorlesungen nahm Geibel es sehr ernst und gewissenhaft. Er las sie seiner Ada vor und nahm die Vorträge mit ihr durch. Als Geibel sein erstes Colleg über Poetik begann, fand er sein Katheder bekränzt und mit einem Lorbeerkranz geschmückt; der ganze Saal war überfüllt von Zuhörern, aber bald mußte er einem größeren weichen. Geibel fand eben große Theilnahme nicht blos in den Kreisen der Studirenden, sondern auch der Gelehrten und Künstler.

An einem geselligen Abende bei Dingelstedts ging es sehr lustig her. Zufällig kam bei Tische die Rede auf Anapäste; da meinte Dönniges, Geibel verstünde wol dieses Versmaß nicht zu behandeln. Letzterer bewies sogleich in improvisirten Versen das Gegentheil, und Dönniges antwortete wieder in Versen. Jetzt strömten von allen Seiten die Verse in den verschiedensten Maßen herzu; die meisten und schönsten sprachen Geibel und Dingelstedt.

Aehnlich interessant ist ein Zusammensein mit Liszt bei der Fürstin Wittgenstein. Dort äußerte Geibel, daß Shakespeare's „Sturm" reichen Stoff zu musikalischer Ausführung böte. „Liszt stimmte mir bei — so schreibt Geibel —; wir ließen die Hauptmomente des zauberhaften Schauspiels an uns vorübergehn, und der große Dichter machte uns wärmer und wärmer, je mehr wir uns in seine Wunderwelt vertieften. Endlich sprang Liszt auf und setzte sich an den Flügel. Ich hab' ihn immer gern phantasiren hören, aber gestern spielte er hinreißender als je. Alles, was wir vorhin durchgesprochen hatten, klang nun in phantastischen Tongebilden wieder an unsere Seele, Meeressturm und Schiffbruch, Angst und Liebe, Caliban's thierisches Fluchen und Stephano's lachende Trunkenheit; und dann wieder, wie aus hoher Luft hersäuselnd, Ariel's silberne Elfenglöckchen, und über Allem endlich Prospero's ordnendes Walten. Liszt fühlte selbst, daß ihm mehr gelungen war als gewöhnlich."

Schon im Sommer 1847 hatte Geibel den ersten Anfall jenes Leidens gehabt, welches ihn in seinem ganzen ferneren Leben nicht wieder verließ. In München aber quälte es ihn oft und sehr. 1859 schrieb er an Schärer, daß er fast jede arbeitsfähige Stunde dem siechen Körper abringen müsse. Die wissenschaftlichen Arbeiten griffen ihn nicht so an; sobald er aber auch nur eine Stunde poetisch thätig gewesen, mußte er wegen Kopfschmerz aufhören.

Von Wichtigkeit sind eine Anzahl von Urtheilen, welche Geibel gefällt hat. Einige derselben führen wir hier an. Unter dem 16. Juni 1852 schreibt er von Ems aus an seine Braut: „Unter meinen alten Liedern ist nichts von poetischem Werth; es sind eben flatternde Klänge einer dunkel angeregten Seele, formlos, unfertig, ohne alles Gewicht. Von einem ungewissen Trieb geleitet, tastete ich damals nach Melodien, denen ich keinen Gehalt zu verleihen wußte, weil ich ihn selbst noch nicht hatte. Es war aber doch eine schöne Zeit für mich, da ich sie schrieb. Ich war gesund, durch und durch heiter, und die dämmernde Vorahnung des künftigen Dichterberufs machte mich unaussprechlich glücklich."

Sehr richtig ist ferner sein Urtheil über das berühmte Gallait'sche Bild „Die Brüsseler Schützengilde erweist Egmont und Hoorn die letzten Ehren" (1851):

„Der Naturalismus (muß heißen: Realismus) in der Ausführung kann unendlich wirksam sein; aber die Kunst sollte solche Gegenstände nicht wählen. Warum stellte der Maler nicht lieber die Helden dar, wie sie zum Tode gingen? Er hätte dann im Ausdruck der Gesichter, in Gang und Haltung die Ueberwindung des dunkeln Geschickes, die freudige Opfertreue, den inneren Sieg ausdrücken können, und wir würden uns dem Bilde gegenüber nicht bedrückt, sondern aufgerichtet und erhoben gefühlt haben. Die starre leibliche Vernichtung aber, ohne Andeutung der siegenden Idee, das Gräßliche ohne Versöhnung liegt meines Erachtens außerhalb der Grenzen des Schönen; mit großem Talent ergriffen kann es packen und erschüttern, erfreuen niemals." — Ueber die Darstellung des Othello durch den Neger Ira Aldridge äußert Geibel Folgendes: „Der ganze Mensch war wie das losgelassene Element; jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort rasender Sturm der Leidenschaft. Er war eben Othello wie er sein soll." In unseren Augen beweist dieses Urtheil, daß Geibel weder den Charakter des Othello in seinem innersten Wesen erfaßt, noch auch an schauspielerische Leistungen den höchsten Maßstab zu legen verstanden hat.

Als Geibel's Vater gestorben war, richtete der Dichter ein rührendes Bekenntniß an seine Frau: „Ich habe es Dir oft gesagt, daß ich unter allen Kindern wol am meisten die Vorzüge und Schwächen meines Vaters erbte. Neben dem tiefen Zuge des Herzens nach göttlichen Dingen, neben dem ernstesten Ringen nach den Gütern des Himmels, neben großer Flugkraft des Gedankens und gläubiger Empfindung trat bei ihm im häuslichen Leben nicht selten eine fast harte Unfügsamkeit, ein Mangel an Selbstbeherrschung, eine augenblickliche Maßlosigkeit hervor, welche ihm und uns manches Herzeleid bereitete. Gerade in diesen Fehlern bin ich sein getreuer Abdruck. Darum bitte ich Gott von Herzen, daß er mir seinen gnädigen Beistand schenken möge, diese Erbsünde mehr und mehr zu überwinden, von der auch Du schon oft genug hast leiden müssen. Vergieb mir das, mein Herz, und bitte mit mir um Sanftmuth und Geduld; glaube nur, wenn ich oft Manches zu leiden habe, es sind das himmlische Mahnungen, die mich zu unausgesetzter Wachsamkeit über mich selbst führen sollen." Desgleichen schreibt Geibel unter dem 4. Juni 1854: „Wie schwer ist es, Geduld zu lernen! Ich arbeite nun seit Jahren daran, und mein trotziges Herz will sich noch immer nicht geben. Immer noch drängen sich die Wünsche des Fleisches als die mächtigsten vor, immer noch sind die Bitten: gieb uns unser täglich Brod! und: erlöse uns von dem Uebel! die dringendsten. Ich kann nur bitten: Herr, hilf meinem Unglauben; nimm die dunkle Sehnsucht gnädig an und wirke selbst in mir den rechten Geist, daß aus Trübsal Geduld erwachse, und aus Geduld die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt."

Es sei gestattet, an dieses tiefernste Bekenntniß einen hochkomischen Stoßseufzer zu reihen. Unter dem 24. Mai 1854 schreibt Geibel: „Im Wagen traf ich mit einer blassen, viel redenden Dame zusammen, die mich nach meinem Porträt erkannte und nun in hergebrachter Phraseologie mit dem ganzen Schwall ihrer literarischen Weisheit überströmte. Da war kein Ende von Gutzkow und Gottschall und, der Himmel weiß, wem sonst noch, daß mir Hören und Sehen verging. Hätte ich nicht die Gewißheit gehabt, daß bei

der Nähe von Ohlau die Sache höchstens eine halbe Stunde dauern könne, so wäre ich grob geworden; nun hielt ich die Ohren steif und ließ es über mich herabrieseln. Als ich aber ausgestiegen war, mußte ich mich nothwendig erst in der frischen Abendkühle von all der geschraubten Unnatur erholen."

Das eheliche Glück Geibel's war nur von kurzer Dauer; sein Weib wankte nach langen Leiden gegen Ende des Jahres 1855 dem Tode entgegen. Während des Krankenlagers hatte Geibel seiner Ada oft eine Predigt von Harleß, Luger oder Ahlfeld vorgelesen. Der 126. Psalm wurde ihr Lieblingspsalm; ihrem Gatten hatte sie gesagt, daß sie wol die Nähe des Todes spüre, daß ihr aber gar nicht davor graue. Am Abend ihres Sterbetages sagte sie, nachdem sie lange geschwiegen: „ich sterbe"; nach einer Weile zu ihrem Manne: „noch einen Kuß" und dann „leb wohl"; darnach fiel sie in einen festen Schlaf, in dem ihr Athem fast klang, wie starker Gesang, „ihr Schwanenlied" nannte es Geibel; nach einer halben Stunde verstummten diese wunderbaren, langgezogenen Töne, es folgten noch einige tiefe Athemzüge, und sie hatte vollendet.

In der Nacht nach dem Tode glich Ada auffallend ihrer Mutter. Später im Sarge, im weißen Gewande, den Kranz im Haar, den Palmenzweig in der Hand, war sie von engelgleicher Schönheit, schöner, als sie je im Leben gewesen. Ein Freund sagte an ihrem Sarge zu Geibel: „Jetzt verstehe ich: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Moriz v. Schwind versuchte sie so zu zeichnen, legte aber bald tiefgerührt den Stift bei Seite. In seinem „Märchen von den sieben Raben" hat er die Skizze verwerthet. Die in der ersten Halle des Rundbildes rechts stehende, aufwärts blickende Gestalt mit dem Kranz trägt auf der Schulter ein Band mit dem Namen „Ada".

Geibel hat seinen Schmerz um die Verklärte in folgenden Strophen ausgehaucht:

Wie die Stunden leise fluthen,
Well auf Well im ew'gen Lauf,
Hört die Wunde sacht zu bluten,
Hört das Herz zu zucken auf.
Wie Gesang entfernter Schwäne
Lockt der Lenz mich wieder fort,
Und zur Wohlthat wird die Thräne,
Zur Erlösung wird das Wort.
Und der Schmerz, der mich zerrissen,
Da ich stumm vor ihm erlag,
Nimmer könnt' ich nun ihn missen,
Seit ich von ihm klagen mag.
Wie gereift von heil'gem Feuer
Wächst mein Herz in ihm empor;
Ach und himmlischer und treuer
Lieb' ich nur, was ich verlor.

Als Geibel einmal vom Grabe seiner Gattin nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Der Abschied von dieser Stelle wird mir noch recht schwer werden, wenn ich einmal fortziehe. Ich weiß freilich, daß ich mein Liebstes nicht dort unten im Staube zu suchen habe; aber das Menschenherz ist ein eigen Ding; es will sich sein Sinnbild nicht nehmen lassen und klammert sich gewaltsam an das Sichtbare." Fast noch zarter empfunden ist das, was er am 6. Nov. 1857 in einem Briefe nach Hause berichtet: „Am Allerseelentage standen die Rosen auf Ada's Grab über und über in Blüthe. Ich hätte beinahe für Mariechen (sein Kind) eine gebrochen; aber es hielt mich etwas zurück, ich weiß selbst nicht was." Ein ander Mal schreibt er: „Ich bin hier (in München) jetzt auf mich allein angewiesen und es kommen Tage vor, an denen ich kaum ein Wort spreche. Aber es giebt ja Bücher, Gedanken und Erinnerungen, und oft ist es mir, als ob ich in dieser tiefen Stille mit der Natur inniger vertraut würde und sie doppelt genösse." „Der Fürst und die Fürstin Carolath verweilten auf ihrer Reise nach Gastein hier zwei Tage. Das war eine gute Zeit für mich; diese frohe, harmlose Unterhaltung, die sich doch meist um bedeutende Dinge drehte, that mir unendlich wohl. Die Fürstin weiß eben auf Alles einzugehen. Durch die Weise, wie sie hört und erwidert, löst sie mir die Lippen, so daß das Beste, was in mir ist, selbst wenn es bis dahin nur gestaltlos dämmerte, ihr gegenüber unwillkürlich hervorspringt und feste Form gewinnt." Endlich führen wir an ein Zeugniß von Geibel's dankbarer Gesinnung. Unter dem 10. März 1864 schreibt er Mittags 12 Uhr: „Der König hat Abschied genommen von seinen Kindern, man erwartet jeden Augenblick die Auflösung. Ueberall begegnete ich weinenden Augen und ich will gern gestehen, daß ich mit weinte. Ich verliere einen edlen Schutzherrn, der mir herzlich zugethan war. Was aber soll aus dem Lande werden, dessen Zügel nun in die Hände eines kränklichen, kaum siebenzehnjährigen Knaben fallen?"

Wir schließen mit dem verhältnißmäßig wichtigsten Theil unserer Mittheilungen über Emanuel Geibel, indem wir mehrere bedeutsame Aussprüche von ihm hier wiedergeben. Bekanntlich setzte er seine ganze Kraft an das Drama „Brunhilde". Er war sich bewußt der ganzen Schwierigkeit, welche ein Gegenstand der mittelalterlichen Heldenpoesie dem modernen Dichter bietet. Er sah die Hauptschwierigkeit in der doppelten Anforderung, „einerseits die überlieferten Heroengestalten durch psychologische und ethische Vertiefung unserem Bewußtsein so nahe zu bringen, daß sie ein menschliches Interesse in uns zu erregen vermöchten, andrerseits aber dennoch denselben von ihrer ursprünglichen starren Größe so viel zu lassen, als die ungeheuern, im Stoffe gegebenen Motive erforderten, um nicht als unwahr und mit ihren Trägern in Widerspruch zu erscheinen". Als seine Tragödie „Brunhilde" in Hannover aufgeführt werden sollte, bestimmte er, daß dort Marie Seebach die Trägerin der Hauptrolle würde. Er wußte wohl, daß deren körperliche Mittel nicht völlig für die Brunhilde ausreichten; allein er war wenigstens vor einem Vergreifen in der Auffassung sicher, auch ging bei der Seebach kein Wort verloren. Ueber die Aufführung in München (3. Januar 1861) berichtet er: „Der erste und vierte Aufzug zogen am wenigsten, der zweite und fünfte schlugen gewaltig durch, der dritte aber war von so kolossaler Wirkung, daß ich erstarrt und völlig überwältigt dem eigenen Werke gegenüber saß."

Ueber Auerbach's „Barfüßele" äußert er sich also: „Ich habe es mit reiner Freude gelesen; nur mußte ich mir freilich hinterher gestehen, daß das reizend geschilderte Mädchen oft über ihren Horizont hinaus denkt. Das ist immer ein gefährlicher Punkt, wenn ein Culturdichter das innere Leben von Naturmenschen darstellt. Darf er sie klar sein lassen über Dinge, die sie nach ihrer ganzen Bildungsstufe höchstens dunkel ahnen und empfinden können? Wie weit geht das Recht des Idealisirens, namentlich in der Novelle, die doch nicht blos ein menschlich-sittliches Problem lösen, sondern auch thatsächlich vorhandene Culturzustände schildern will?"

Ueber Gervinus schreibt er: „Neulich war G. auch ein paar Wochen hier, und ich habe mich mit ihm, trotzdem daß unsere Ansichten über viele Dinge fast diametral entgegengesetzte sind, doch ganz wohl zu befreunden vermocht. Er ist keine eigentlich geniale Natur, aber ein geistvoller Mensch, der unendlich viel gelernt hat, und nun das erworbene Material zu construiren sich getrieben fühlt, was denn freilich oft in sehr subjectiver Weise geschieht."

Ueber die große Schauspielerin Frau Bulyowsky urtheilte er, daß er seit zwanzig Jahren auf der deutschen Bühne nichts gesehen, was an ihre Maria Stuart oder Sappho reichte. Dabei sei jede ihrer Rollen ein rein für sich abgeschlossenes Kunstwerk, ohne die mindeste Aehnlichkeit untereinander.

Tiefschmerzlich ist die Klage, welche Geibel im November 1871 einem Briefe anvertraut. „Der Mensch gewöhnt sich freilich an Alles, auch an ein gewisses Maß von Schmerzen und Beschwerden, und ich würde mich daher wol allmälig in das Unabänderliche mit Heiterkeit schicken lernen, wenn ich mich nur durch dies stete Siechthum nicht an jeder zusammenhängenden Production, oft an jeder selbstthätigen Arbeit überhaupt gehindert sähe. Ich hätte, nachdem ich mir endlich über das Wesen und die Gesetze der dramatischen Kunst klar geworden, namentlich auf diesem Gebiete so gern noch etwas vor mich gebracht; allein dazu gehört eben ein, wenigstens zeitweilig ununterbrochener Strom, eine stetige Anspannung und Concentration der Kräfte, deren ich nicht mehr fähig bin und schwerlich jemals wieder fähig sein werde. Nun ich will zufrieden sein, wenn mir nur hin und wieder noch eine lyrische Frucht beschieden ist, die sich meistens, wenn auch langsam gereift, doch in wenigen guten Stunden pflücken läßt."

Es ist merkwürdig, wie sehr sich Geibel zum Drama hingezogen fühlte, obwol seine Begabung eine ausgesprochen lyrische war. Wenn er „das Geheimniß der dramatischen Entwicklung, die Kunst der langsam anwachsenden, fortwährend sich steigernden Wirkung" auseinandersetzte, bekam seine Rede etwas Feierliches; er erhob sich und stand da, den Kopf leicht zurückgeworfen, den Blick emporgerichtet. Schon im Jahre 1849 hatte er einer jungen Dame geantwortet: „Die Lyrik — selbst bei bedeutenden Talenten — füllt kein Leben aus. Glauben Sie das mir, der es aus schmerzlicher Erfahrung kennen gelernt hat. So lange ich nur die eigene Stimmung, die Empfindungsschauer in Freud und Leid, die Eindrücke der umgebenden Natur, ja die Höhen und Tiefen der Liebe und Leidenschaft auszusprechen wagte — mit andern Worten, so lange ich eben allein, oder doch vorzugsweise Lyriker war, habe ich in der Poesie schöne Stunden und selige Augenblicke, aber keine Befriedigung meines innersten Wesens gefunden. Erst seitdem ich den Muth gewonnen habe, mich in größere objective Arbeiten, in epische und dramatische

Darstellungen zu vertiefen; erst seitdem ich gelernt habe, mit großen Stoffen künstlerisch zu ringen, ist mir das eigentliche Schaffen in der Poesie ein frommes Tagewerk geworden, aus welchem eine wohlthuende Heiterkeit in mein jetzt sonst vielfach verschattetes Leben zurückströmt." An letzter Stelle bringen wir hierbei die goldenen Worte, welche Geibel über den Unterschied des wahren Dichters vom Dilettanten gesprochen hat: „Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit, zu corrigiren. Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant, und dieser wird auch in günstiger Stunde um eine leidlich entsprechende Form nicht verlegen sein. Aber nur der Dichter ist im Stande, unabhängig von der vorübergehenden poetischen Stimmung den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln. Diese Fähigkeit und dies Bedürfniß, alles unwesentliche Beiwerk auszuscheiden, oder auch durch Hinzufügung einer ursprünglich nicht beabsichtigten Pointe dem ganzen Gedicht die künstlerische Abrundung zu geben, unterscheidet den wirklichen Poeten vom Dilettanten. Und ohne diese strenge ernste Arbeit am eigenen Werk bleibt auch der Reichstbegabte am letzten Ende in seiner Kunst ein Stümper."

Bücherbesprechungen.

— Der Schnellrechner. Lehrbuch des gesamten Rechnens nach der neuen Schnellrechen-Methode. Von H. F. Rameke. Elfte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann, 1887. — Hatte uns der Titel des Buches etwas mißtrauisch gemacht, weil wir hier einen Verstoß gegen das Hauptgesetz alles Unterrichts, die Gründlichkeit, wodurch überhaupt nur große Fertigkeit oder, wie der Verf. es nennt, Schnelligkeit erreicht werden kann, befürchteten, so muß doch anerkannt werden, daß der Verf. sich bestrebt hat, anschaulich zu verfahren, und daß sein Buch im Großen und Ganzen als recht brauchbar und praktisch bezeichnet werden kann. Auf Einzelnes müssen wir aber bei der Wichtigkeit des Gegenstandes doch hinweisen. Zunächst hätte im §. 1 noch erwähnt werden sollen, zwischen Ziffer und Zahl zu unterscheiden. Wenn dann der Verf. ganz richtig sagt (§. 2): „Das Zahlensystem beruht auf dem dekadischen Gesetz", so hätten wir nun „nach der neuen Schnellrechen-Methode" erwartet, daß die Zahlen von Eins bis Zehn und ihre Verbindungen und Trennungen durch oft wiederholte Anschauungen recht vielspurig gemacht würden. Ist dieser Grund sicher gelegt, so kann man in der That ein „Schnellrechner" werden. Das Rechnen ist nämlich für den, der die Zahlen im ersten Zehner aus klaren, reifen Anschauungen gewonnen hat, sehr leicht, weil sich immer nur wiederholt, was in diesem Zehner, als der Grundlage des ganzen Zahlensystems, vorkommt. Dies kann man bei allen Operationen erkennen. Nehmen wir z. B. die Brüche; bei ihrer Entstehung herrscht dieselbe Gesetzlichkeit, wie bei der Entstehung der ganzen Zahlen, nur rückwärts gewendet, die Eins verkleinernd. Der Verf. ist über diese Grundlage zu schnell hinweggegangen. Ferner sagt er (§. 16): „Man muß das Einmaleins auswendig lernen". Ist das wirklich die neue Rechenmethode? In den alten Schulen wurde es allerdings so gemacht, den Schülern wurde mechanisch eingelehrt: 6×6 ist 36, daß der Werth des Rechenunterrichts in der Schärfung des Verstandes liegt, war terra incognita, die Kinder lernten das Einmaleins hersagen wie den Katechismus, ohne Verständniß. So ging es nach Adam Riese fort, bis endlich Pestalozzi kam und auf Anschauungen drang, und von da an datirt die wahre neue Rechenmethode. Nach Pestalozzi'schem Princip wird nicht, wie der Verf. es thut, mit der Regel begonnen, als seien Regeln im Rechnen die Hauptsache, die Regel soll nicht am Anfange stehen, sondern erst am Ende, sie wird entwickelt, sie wächst aus der Sache selbst hervor, wird vom Schüler selbstthätig gefunden und erkannt. Der Fortschritt geschieht von der Anschauung des Einzelnen aus, wird durch Schluß fortgesetzt und gelangt in Erkenntniß des Gesetzmäßigen zur Regel des Verfahrens. Die Regel voranstellen, sie mittheilen und anwenden lassen, ohne daß sie verstandesmäßig, selbständig und selbstbewußt gefunden worden, ist irrationeller Mechanismus. Dennoch kann das Buch in der Hand eines tüchtigen Lehrers gute Dienste leisten, und unter dieser Bedingung würden wir es für Fortbildungsschulen empfehlen. Dr. Wittstock.

J. R. Periodische Literatur. Mit dem vorliegenden Heft vom 1. Oct. beginnt die von uns schon des Oefteren besprochene „Kunst für Alle" (herausgegeben von Friedrich Pecht, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München. Viertelj. 3,60 M.) ihren dritten Jahrgang. Die der Popularisirung der bildenden Kunst dienende Halbmonatsschrift hat es verstanden, in weiten Kreisen Interesse für ihre Aufgabe zu erregen; allgemeinverständlich geschriebene, durch gute Illustrationen erläuterte Aufsätze, wie der des Herausgebers in der neuen Nummer über den „Humor in der deutschen Kunst", sorgen dafür, daß dies Interesse rege erhalten werde, ebenso die vier Vollbilder, die jedes Heft enthält. Diese werden allerdings jeder Richtung in der modernen Malerei gerecht, von der langweilig todten eines Paul Thumann (Die Parzen) bis zu den lebensvollen, interessanten Darstellungen von Vautier (Eine bange Stunde) und Defregger (Kriegsgeschichten), aus denen man ersehen kann, wie man einem Bilde einen geistigen Mittelpunkt zu geben hat, um den sich Alles wie um eine Sonne bewegt, bis zu Gabriel Max' Seelenmalerei (Vater unser), die sich mit Vorliebe in das Ringen und Kämpfen einer Person vertieft. Zum Schluß wird uns noch einmal das unglückselige Bild von Frau Hermine Schmidt v. Preuschen, Mors imperator, vorgeführt, das man doch nun endlich zu den Todten werfen sollte, zu denen es gehört. Es ist unbegreiflich, wie Pecht dies unbedeutende Opus noch loben kann; muß denn immer die correcte Mittelmäßigkeit zu Ungunsten des Kraftvollen, an dem man vielleicht etwas auszusetzen findet, in den Himmel gehoben sein? „Das Bild ist technisch durchaus befriedigend, hat sogar entschieden coloristische Qualitäten, und der Gedanke ist durchaus correct" Als ob man solch einem Sujet, das die Malerin darzustellen unternommen, mit „befriedigender Technik", „coloristischen Qualitäten" u. s. w. gerecht zu werden vermöchte! Diese Eigenschaften reichen für ein Stillleben aus, nimmer aber für einen großartigen Gegenstand, wie er eine moderne Variation des mittelalterlichen Todtentanzthemas ist. Und so ist denn auch dieser Mors imperator ein Stillleben geblieben; die einzelnen Theile haben wir beim Beschauen in der Hand, es fehlt leider nur das geistige Band, das nur das Genie geben konnte. Genie aber besaß die gute Dame nicht, ebenso wenig wie Tact, der sie davon hätte abhalten müssen, ihr Werk mit einer Ausstellung in Berührung zu bringen, die unter der Aegide des greisen, neunzigjährigen Kaisers steht. Nun, die gerechte Zurückweisung der Jury hat sich ja für die Malerin als nicht unrentabel erwiesen und ihrem Bilde zu einem äußeren Erfolge verholfen. Hoffentlich kehrt sie nun aber wieder zu ihrem Gebiete, dem des bescheidenen Stilllebens, zurück. Das nächste Heft wird anläßlich des 60. Geburtstages des genialen A. Böcklin (16. Oct.) ein Böcklin-Heft sein. — Wie die „Kunst für Alle" nur der bildenden Kunst, so widmen sich das „Deutsche Dichterheim" (Dresden-Striesen, Paul Heinze. Halbj. 5 M.) und das „Norddeutsche Journal" (Herausgeber: Rudolf Eckart. Verlag von Karl Spannaus in Northeim. Vierteljährlich 2,60 M.) nur der Poesie. Das erstere, in welches auch die „Deutsche Dichterhalle" vor einigen Jahren aufgegangen ist, ist ja in literarischen Kreisen bekannt; seine neue Nummer, mit welcher der achte Jahrgang eröffnet wird, zeigt wiederum, wie es sich einen vornehmen, von allem Dilettantismus freien Charakter bewahrt hat; das „Norddeutsche Journal" ist erst neuerdings entstanden, tritt mit dem vorliegenden siebenten Heft in sein zweites Quartal ein und hat mit einem erweiterten Programm (es nimmt auch größere epische und dramatische Dichtungen auf) ebenfalls die Vertretung der jüngeren Kräfte unserer Dichtkunst unter Abweisung aller modernen ästhetischen Verirrungen und alles Dilettantismus auf seine Fahne geschrieben. Möchte nur auch die für diese Unternehmen so nöthige Theilnahme des Publicums nicht ausbleiben! — Für die Frauenwelt ist ein neues Organ entstanden: „Von Haus zu Haus." Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt herausgegeben von Anny Wothe (Leipzig, Adolf Mahn. Vierteljährlich 1,50 M.); es bringt Romane, Novellen, Artikel über Kunst, Literatur, Musik, Theater, Mode und Handarbeiten, Frauenfrage, Kindererziehung, Hauswirthschaft, Küche, eine „Knurr- und Brummecke für die Männer", einen „Schmollwinkel für die Frauen", eine „Seufzerlaube für die Backfische" und Aehnliches; der Inhalt, soweit nach der ersten Nummer geurtheilt werden kann, hält sich nicht ganz frei von jenem süßlichen Tone, in den von Frauen für Frauen redigirte Journale leicht zu verfallen pflegen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß von der Octavausgabe von „Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ein neuer Band, der dritte (Schluß-) Band des Jahrgangs 1886/87, mit dem diesem illustrirten Weltblatt charakteristischen Inhalt vorliegt. Das Blatt vereinigt sich bekanntlich nunmehr mit der in Berlin erscheinenden „Deutschen Illustrirten Zeitung".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 82. Sonnabend, den 15. October. 1887.

Die Vehmgerichte des Mittelalters.

Von Otto Julius Bierbaum.

Der Begriff des Mittelalterlich-Geheimnißvollen hat in keiner Erscheinung eine so unheimlich lebenskräftige Verkörperung erfahren, wie in dem landläufigen Bilde, welches man sich von den Institutionen der sogenannten Behme macht. Noch heute wirkt allein dieser Name auf uns mit einer Art von Schauer; — alle Schrecken einer erbarmungslosen, unsichtbar waltenden und rächenden Macht sind in dieses dunkle Wort eingefaßt, welches in uns alsogleich das Bild eines düsteren Gewölbes hervorruft, in welchem vermummte Gestalten bei flackerndem Fackelschein hochnothpeinlich zu Gerichte sitzen, wo Folterinstrumente scheußlich-grotesker Form herumstehen, wo Heulen und Zähneklappern der unglücklichen Opfer tönt, denen ein sicherer, grausamer Tod aus fanatischem Richtermunde gewiß ist. Nicht blos eine mit grausamer Phantasie allzu üppig begabte Belletristik ist daran schuld; es sind nicht allein die Kunos von Kyburg und ihre geistesverwandten Roman- und Schauspiel-Nachkommen, oder Reminiscenzen an Kleist's liebliches phantastisches Käthchen von Heilbronn und den unheimlichen Rächer der Gerechtigkeit, der im Goethe'schen „Götz" schauerlich wortlos über die Bühne schreitet, durch welche dies düstere Bild in das Gesammturtheil des Volkes geprägt wurde — sondern diese Versuche, den interessanten Stoff eines derart von Geheimnissen umgebenen Gerichts poetisch zu gestalten, sind nichts als das letzte Glied jener aus Furcht und Grauen gewobenen Meinungen und Schilderungen, welche bereits in den mittelalterlichen Quellen die Wahrheit verdunkeln und den Blick trüben. Erst in ziemlich neuester Zeit ist es heller auf diesem Gebiete geworden. Der Verfasser der „Patriotischen Phantasien", Justus Möser, der wie selten einer fast instinctiv das Richtige traf, wo es Deutsch-Volksthümliches galt, kann gewissermaßen als der Herold gelten, welcher zu einer lebhafteren Theilnahme an der Untersuchung dieses Stoffes aufrief, indem er demselben die Eigenschaft einer Nationalsache beimaß und selbst einige kurze Andeutungen darüber gab.*) Es kann hier nicht der Ort sein, die Entwickelung der Behmeforschung von da ab zu verfolgen, — es möge genügen, darauf hinzuweisen, daß diese juristisch-historische Doppelfrage am glänzendsten von zwei Männern beantwortet worden ist, die in der Hauptsache Juristen waren: Karl Friedrich Eichhorn und Karl Georg Wächter. Diesen Beiden sind die Resultate vorzüglich zu danken, welche in diesem Aufsatz kurz zusammengefaßt sind. Bevor sich derselbe jedoch seinem eigentlichen Thema, der Klärung des Behmeinhalts, zuwendet, erscheint es von überleitendem Interesse, die höchst merkwürdigen Bemühungen im Zusammenhang schnell zu betrachten, welche man gemacht hat, um nur den Namen der Behme zu erklären, und welche in ihrer wundersamen Gesuchtheit und schnörkelhaften Ueberfülle von Materialverwendung ein lebhaftes Bild der eigenartigen, noch ganz in speculativer Unsicherheit schwankenden Ideen geben, die selbst in Gelehrtenkreisen über diese Institution im Schwange waren. — Wol selten hat sich eine solche Menge der verschiedenstwerthigen Personen mit einer sprachwissenschaftlichen Frage in so theils tiefgründlicher, theils oberflächlich phantastischer Weise und unter Anwendung eines solch krausen Apparates von Wissenschaft und divinatorischer Einbildung beschäftigt. Schon die verschiedene Schreibart mußte zu verschiedener Herleitung führen. Außer dem Wechsel von V und F, von kurzem und langem e finden sich nämlich noch andere abweichende Schreibweisen: wie Fehem, Vimme, Feyme (mit ey und ay) und Faem, die nun alle auf die speculativen Philologenköpfe jener Zeit höchst verführerisch wirkten. Aus Nord und aus Süd, aus dem gewöhnlichsten Werktagswortgebrauch und aus dem ehrwürdigen Schatze der Gelehrtensprache suchte man die geheimnißvolle Wurzel zu holen. Weil man aus der Schweinezucht den Ausdruck „Swine upfemen", d. h. einzelne Schweine zur Mast auf die Weide treiben, kannte, so gelangte man schließlich zu der gelehrten Definition: Behme sei gleich „separatum aliquid", wie ja ein Behmschwein nichts sei, als ein „porcus ex ceteris selectus" — während das verwandte Gebiet des Ackerbaus mit seinem Ausdruck „Feime" = abgesondertes Getreidebündel gleichermaßen auf eine solche Bedeutung hinweise. Auch die Thatsache, daß in einzelnen Gegenden Deutschlands der Rahm, die Sahne, also das Abgesonderte der Milch „Fam" heißt, wurde dafür ins Feld geführt, daß die Eigenschaft des Gerichts als die Böses und Gutes absondernde Behörde im Staate zu der Namengebung bewogen hätte, denn die Behmgerichte seien ja recht par excellence dazu fähig gewesen, die Gesellschaft — abzusahnen, despumare. Diese Erklärer blieben im Lande und nährten ihre Etymologie redlich mit den Anschauungen ihrer Zeit, während Andere weit ausgriffen, um die tiefversenkte Wurzel zu dem Räthselworte zu suchen. Aus dem Altnordischen brachte man herbei „voem = heilig", indem man auf die richterliche Gewalt der Behmgerichte in religiösen Dingen und auf gewisse feierliche Ceremonien derselben zielte; aus dem Isländischen holte man „fimr = schnell", indem man auf den kurzen Prozeß der augenblicklichen Henkung nach erfolgtem Spruche deutete, und das Friesische mußte sein Verbum „fimelen, famelen" herleihen, welches „greifen" bedeutet und auf den ersten Blick als sehr annehmbares Stammwort erscheinen mußte, da im Friesischen wirklich „Fimelthings", wenn auch mit ganz anderen Befugnissen als die westfälischen Behmgerichte, existirten. Das waren die Germanisten. Die Lateiner aber warfen dem entgegen das alte „fama" in die Wagschale, indem sie keck behaupteten, die Behmgerichte seien sogenannte „Leumundsgerichte" gewesen, welche auf Grund des persönlichen Rufs der Einzelnen, seiner fama zu Gericht gesessen hätten. Leider wird diese Etymologie durch die Thatsachen über den Haufen geworfen und die Liebesmüh der Alt-Philologen wäre ganz umsonst gewesen, wenn sich nicht einige kühn genug in den klingenden Strudel der alten Hellenensprache gestürzt und mit lautem οιοι! das Verbum φιμόω herbeigebracht hätten, dessen Imperativ φίμου immerhin nicht ganz ohne war, denn in der That war ja die letzte Sentenz der Behme stets der Weidenstrick, der kalte Befehl: „Schnür zu!" Aber freilich — welch eine Etymologie! Sie ähnelt doch gar zu sehr der scherzhaften Verdeutschung Fischart's für „fundament" nämlich „unten am End". Doch gab es noch schönere: Strickgericht

*) Zuerst in der „Berlinischen Monatsschrift" v. J. 1786, S. 375, dann in die „Patriotischen Phantasien" (ein Sammelwerk seiner Tochter) übergegangen.

von rimen, der Strick; Wehegericht von dem „Weh mir!" der ungebildeten Verurtheilten und dem „Vae mi" der Lateinkundigen; Fahnengericht, weil unter kaiserlichem Banner gerichtet werden wäre, Fehdegericht, weil sie das Fehdeunwesen bekämpft — und noch andere philologische „Erlustirungen" mehr. Erst durch Jakob Grimm kam etwas mehr Licht in dieses Wortgestrüpp, in welchem wahrhaft tolle Phantasieblüthen aufwucherten.

Grimm erklärt in einer Zuschrift an Wigand, den Verfasser einer früheren Monographie über die Vehmgerichte, daß dieses Wort nichts weiter bedeute, als Gericht schlechthin — eine Erklärung, die später eine inhaltliche Ergänzung erfuhr, indem man dem Worte noch den engeren Begriff „Banngericht" zusprach.

Seinen Ursprung aber hat das Wort naturgemäß, wie die Institution selbst, im Niedersächsischen.

Die Vehmgerichte sind erwachsen aus den grundgermanischen Rechtsüberzeugungen jenes halsstarrigen, knorrigen deutschen Volksstammes, welcher durch Elbe, Unstrut, Ruhr und Niederrhein von den übrigen deutschen Völkern abgeschlossen ein nationales Sonderleben zu führen bestrebt war in hartnäckiger Beibehaltung des alten Glaubens und des alten Rechts. Den Glauben haben die Sachsen fahren lassen, als der Frankenkaiser ihrer 20000 köpfen ließ, aber ihr Recht hat ihnen der große Karl wohlweislich nicht genommen, wenn er ihr Gebiet auch in den Bezirk seiner Administration zog und nach seinem Verwaltungssystem in Bisthümer und Pfarrsprengel gliederte. Und seltsam, welch einen Eindruck diese Handlung edelster Staatsklugheit auf dieses Volk machte. Nicht allein, daß die Sachsen darüber in Karl dem Großen den rücksichtslosen Vernichter ihres selbständigen Volksthums vergaßen und ihn in späterer Zeit sogar mit dem Nimbus eines Volkshelden umgaben: sie stempelten ihn direct zum Vater ihres Rechtes. Während ihres ganzen Bestehens haben sich die „Freigrafen" als „Kaiser Karl's Richter" gefühlt, und deutsche Kaiser, selbst wenn sie der Vehme nicht günstig waren, wie Friedrich III., haben das anerkannt; dieser z. B. im Frankfurter Reichsabschied vom Jahre 1442, in welchem er sagt: daß die Vehmgerichte es anders „nicht halten sollen, denn als das von Anbeginn durch den heiligen Keyser Karolus den Großen, Unsern Vorfar im Reich geordnet und gesetzt ist". Ebenso klingt es aus alten Schriften über die Vehme, Vehmrechtssammlungen und dergl. heraus, in welchen hier und da sogar das Jahr angegeben wird, in dem Karl der Große die Vehme „einsetzte", nämlich 772, und das, in welchem sie sich auflöste, nämlich anno 1502. — Etwas Wahres liegt in dieser Volksempfindung, denn in der That ist es die Aufpflanzung des Karolingischen Schöffengerichtes auf die alte sächsische Gerichtsverfassung, aus welcher sich das eigenartige „Freigericht" und dann die Modification desselben, die Vehme entwickelt hat. Aus der breiten Schicht der Freien, wie sie jene aristokratische Sachsenrepublik auch nach ihrer Unterwerfung weiter bewahrte, wußte sich der große kaiserliche Administrator das nöthige Material zu seinen Schöffen leicht zu nehmen. An Stelle der früheren, ausschlaggebenden Majorität der Volksversammlung der freien Geschlechter trat freilich der kaiserliche comes, welcher als Gaugraf einem großen Gerichtsbezirke vorstand, aber eben die compacte Masse der Freien wurde nun auch im gerichtlichen Sinne als „freischöffenbar" ausgezeichnet und ihr so die Möglichkeit gegeben, das alte Standesgefühl der „Edelinge und Frilinge" zu bewahren. Auf Jahrhunderte hinaus fühlten sich diese hauptsächlich in ihrer juristischen Eigenschaft und hielten auch dann noch, als die Macht des kaiserlichen comes geschwunden war, unter Vorsitz eines selbstgewählten, aber noch immer unter „Königsbann dingenden" d. h. auf kaiserliche Rechtsverleihung gestützten Beamten feierlich Gericht. Der Vorsitzende aber, als Nachfolger der alten kaiserlichen Gaugrafen und zugleich Vertreter des freien Sachsenstandes, erhielt den aus beiden Eigenschaften zusammengesetzten Namen „Freigraf, liber comes, comes liberum". Sie selbst waren Freischöffen, der Gerichtsbezirk die comitia libera. Aber wohl gemerkt: Diese comitia libera war nur das Gericht der Freien —; wer unter landesherrlicher Vogtei stand und sich nicht einzig dem Kaiser unterthan fühlte, war davon ausgeschlossen und gehörte zum territorialen Gerichte. Diese Art der Freigerichte traten aber anfangs, etwa noch um die Mitte des XII. Jahrhunderts noch nicht in ihrer Reinheit auf, sondern wurden nominell noch von einem Gaugrafen präsidirt, wenn auch freilich die eigentliche Leitung und der Schwerpunkt der Entscheidung beim Freigrafen lag, der gewissermaßen die Stellung eines Vicepräsidenten hatte. Aber bald erstarkten sie in diesem Verhältniß zu vollster Selbständigkeit, und obgleich sich eine Art theoretischer Würde noch einige Zeit bei den Gaugrafen erhielt, so waren doch bald zweifellos die wirklichen Richter einzig die dinegravii oder vicecomites, die Freigrafen, die nun auch ihr Amt persönlich aus den Händen des Kaisers empfingen. Ja bald kam es so weit, daß auch die eigentlichen Gaugrafen, die als Stuhlherren ja schon an und für sich höchste juristische Autorität waren, daß auch sie, wollten sie anders ihre theoretische Würde praktisch activ ausüben, sich vom Kaiser mit der Ding- oder Freigrafschaft noch besonders belehnen lassen mußten. Aber andrerseits freilich begann die wachsende Territorialgewalt, der natürlich die kaiserlichen Freigerichte nicht angenehm sein konnten, diesen bald gefährlich zu werden. Schließlich war ihr Zusammenhang mit der Kaisermacht eigentlich nur noch ein idealer, nothdürftig durch die Belehnung mit dem Königsbann aufrecht erhaltener. Sogar ihre Gerichtsabgaben flossen statt in den kaiserlichen Fiscus in den Säckel des Stuhlherrn und es kann nicht zweifelhaft sein, daß die alten westfälischen Freigerichte schließlich von der immer größer werdenden Territorialgewalt ausgesogen worden wären, wenn sie es nicht verstanden hätten, sich nothwendig und mächtig zu machen, indem sie zu den Zeiten der größten rechtlichen Unsicherheit ein Moment in ihre Institutionen aufnahmen, welches einzig und allein fähig war, der Gerechtigkeit auch damals unter allen Umständen Nachdruck zu verschaffen. Und das war die Heimlichkeit. In der Aufnahme dieses Momentes liegt ihre Regeneration begründet, hierin liegt aber zugleich auch die Eigenschaft, welche aus den Freigerichten das machte, was wir speciell unter **Vehme** verstehen. Denn wenn auch Wigand in seiner bereits erwähnten Monographie als einen Grundsatz die Behauptung hinstellt: „Freigericht und Vehmgericht, westfälisches Gericht und heimliches Gericht sind ganz gleichbedeutende Begriffe", so muß zwar zugestanden werden, daß eine scharfe Abstufung zwischen diesen Institutionen, ein Zeitpunkt etwa, wo die Freigerichte aufhörten und sich in Vehmgerichte umwandelten, nicht aufgestellt werden kann, aber es muß zu gleicher Zeit auch ganz entschieden bemerkt sein, daß mit der prononcirten Heimlichkeit eine außerordentlich starke Modification des alten Freigerichts eintritt und daß wir als Vehme doch nur eben diese später unter neuen Voraussetzungen entstandene Institution ansehen. Schon der Umstand, daß das Wort Vehme vom Volke **nur** in Verbindung mit einer Rechtserscheinung gebraucht wird, deren Hauptcharakteristicum die Heimlichkeit ist, berechtigt uns dazu, denn das beweist doch, daß sich aus diesem Merkmal der **modificirten** Freigerichte heraus die Gesammtmeinung über diese Institution gebildet hat, und daß dem Volke **selbst** diese Art von Gericht, wenn nicht als etwas ganz **Neues**, so doch unbedingt überraschend Neuartiges erschien, obzwar die sonstige Structur der Gerichte dieselbe blieb. Denn das muß immer im Auge behalten werden: der entwickelungsgeschichtliche Anschluß an die alten Freigerichte blieb auch in der Praxis bewahrt, und diese „heimlichen" Gerichte waren, wenigstens anfangs, durchaus nicht heimlich schlechthin, sondern nur in gewissen Fällen — worin allerdings der Hauptschwerpunkt ihrer Wichtigkeit lag. Sie behielten nämlich zuerst das alte, drei Mal im Jahre zu festbestimmter Zeit stattfindende „echte Ding", an welchem alle Gerichtszugehörigen ungeladen theilnehmen mußten, bei. Doch war die Competenz dieses sogenannten „ungebotenen" Dings eine sehr geringfügige, etwa ein Gerichtshof für Bagatellsachen, und sie wurden durch die hinreichende Behandlung, welche die Territorialgerichtsbarkeit diesen Angelegenheiten angedeihen ließ, bald überflüssig. Dennoch erhielt sich auch dieser mit dem eigentlichen Vehmbegriff nicht zusammengehörige Ueberrest der Entwickelung noch ziemlich lange, aber ohne irgend welche Bedeutung, und das „verbotene" Ding wurde durchaus Hauptsache und Regel. In diesen „verbotenen" Gerichten, welche man infolge ihres Namens später nicht selten als „untersagte, ungesetzliche" Gerichte aufgefaßt hat, während ihre Bezeichnung nur den Gegensatz zu ungebotenen Gerichten bezeichnen soll, treten nun die Heimlichkeitsmomente in Kraft und zwar je nach dem Stadium der gerichtlichen Handlung in dreifach verschiedener Weise, nämlich 1) in Bezug auf die eigentliche Gerichtssitzung und Beschlußfassung, 2) betreffs der Urtheilsverkündung, 3) bezüglich der Vollstreckung. Bevor nun versucht werden soll, an der Hand dieser drei Punkte eine Schilderung vehmgerichtlichen Verfahrens zu geben, wird es nöthig sein, einige Worte über die Competenz dieser Gerichte, über das, was nach ihrem Ausdruck „Vehmwroge" war, zu sagen.

Hierbei ist in erster Linie ihr Charakter als kaiserliche, speciell als Criminalgerichte und als Gerichte in Sachen der verletzten Religion ins Auge zu fassen. Im Uebrigen spricht sich die Ausdehnung ihrer Competenz am besten in dem Grundsatze aus, daß sie stets dann ihre Eingreifepflicht für gegeben erachteten, sobald ein

Verbrechen von dem eigentlich competenten Gerichte nicht geahndet werden, sobald ein Verletzter bei seinen Richtern nicht Recht erhalten konnte — mit Ausnahme von Geldstreitigkeiten, welche der Vehme ausdrücklich entrückt bleiben sollten. In keiner Hinsicht war die Ausdehnung ihrer Competenz durch irgend welche Grenzen innerhalb Deutschlands beschränkt, sondern sie richtete gleichmäßig durch Deutschland hin, im Nord wie Süd gleich gefürchtet, wenn auch häufig nur widerwillig anerkannt. Ja, oft beschwerten sich die Reichsstände über Competenzüberschreitungen seiten der heiligen Vehme, wie sie bald hieß — doch blieb es trotz vieler Verhandlungen beim Alten, denn im Grunde hatten die Kaiser persönliches Interesse mit diesen Gerichten gemein. Auch die privilegia de non evocando, welche sich einzelne Fürsten erwarben und durch welche sie nebst ihren Unterthanen aus dem Machtbezirke der westfälischen Gerichte herausgetreten sein sollten, hatten wenig Wirkung. Denn erstens enthielten sie stets die Clausel, daß sie nur so lange giltig und zu Rechten sein sollten, als der Landesherr auch wirklich und in gebührender Schnelligkeit rechtliche Schlichtung in seinen Landen walten ließe, und dann kümmerten sich die Freigrafen meist so wenig um solche Privilegien, daß die Fürsten gezwungen waren, in ihren Landen jeden gerichtlichen Verkehr mit Westfalen unter strengen Strafen zu verbieten.

Was die Personalfrage betreffs der freigräflichen Machtausdehnung anlangt, so gehörten natürlich zuerst unter allen Umständen vor den Richterstuhl der heimlichen Vehme sämmtliche Wissende, Schöffen sowol als Freigrafen, und von der übrigen Bevölkerung waren nur ausgenommen Juden, Geistliche, Frauen und Kinder, wie es in einem Rechtsbuch heißt: „Man soll keinen Pfaffen, noch keinen Geistlichen, der geschoren und geweiht ist, nicht an einen Freistuhl laden, auch kein Weibsbild noch Kinder, die zu ihren Jahren nicht gekommen sind, auch keinen Juden, noch Heiden, noch Alle, die den Christenglauben nicht erkannt haben, weil sie des Gerichts nicht würdig sind: die Alle soll man nicht an Freistuhl laden.“ Aber auch hier überschritten die Freigrafen nicht selten die Grenzen ihrer Rechte, indem speciell Geistliche, sobald sie wissend geworden waren, vor die Vehme gezogen, Frauen allerdings nur vor das offenbare Ding geladen wurden und indem man betreffs der Juden auf allerlei spitzfindige Wendung bedacht war, um auch sie dem Gerichte zu unterstellen. Aber Stand und Vermögen retteten vor der Vehme nicht: nur der Kaiser, nur die geheiligte Person, welche als Nachfolger des großen Vehmbegründers dem Reiche als Schirmer und Mehrer vorgesetzt war, konnte nicht von den Richtern in Westfalen abgeurtheilt werden. Die Reichsfürsten aber konnten vor die Vehme geladen werden, und es fehlt nicht an Beispielen, daß Herzöge und Kurfürsten dort geurtheilt wurden, wie z. B. Wilhelm von Sachsen und die Herzöge Heinrich und Ludwig von Bayern. In einem Rescript des Kaisers Sigismund heißt es ganz ausdrücklich: „Nun wißt ihr wohl, daß kein Churfürst, Herr noch niemand anders vor solchem heimlichen Gericht mag gefreiet sein.“ — Aber einzelne Freigrafen scheuten selbst den letzten Schritt nicht und streckten ihre Hand aus nach der kaiserlichen Majestät. Es klingt ganz seltsam, wenn man liest, wie z. B. Friedrich III. mehrmals vor die westfälischen Tribunale geladen wurde, mit der ernsthaften Drohung, daß man im Falle seines Nichterscheinens Urtheil und Sentenz über ihn ergehen lassen wolle „nach des Freistuhls Recht, als ob Ihr ein ungehorsamer Kaiser wäret!“ Doch muß hinzugefügt werden, daß damals die große Majorität der Freistühle diesen Schritt als gesetzwidrige Ueberhebung erkannte und von den betreffenden Freigrafen drohend die Rücknahme ihrer gefährlichen Kühnheit forderte.

Und wer waren die, in deren Hände eine solche ungeheuerliche Competenz gelegt war: Macht über Leben und Tod vom geringsten Sassen hinter dem Pfluge bis zum reichsunmittelbaren Fürsten hinter Wall und Graben, in einem Bezirke, der so groß war als das alte, mächtige Reich, von den Küsten des deutschen Meeres bis hin zu den ragenden Alpen —? Es ist bereits gesagt worden, daß es ursprünglich die sächsischen Freien waren, welche als Freigrafen und Freischöffen das Erbtheil der alten Gaugrafschaft übernahmen und allmälig von dem alten particularistischen Freigericht zu dem **Reichsgericht** der Vehme gelangten. Doch muß hier Einiges hinzugefügt werden. Der Name Freigraf könnte leicht zu der Meinung verleiten, die Vorsitzenden dieser Gerichte seien stets Angehörige des Ritterstandes gewesen — und in der That schätzten es sich Fürsten und auch Kaiser zur Ehre, Freigrafen des heimlichen Gerichtes zu sein. Aber Regel und Nothwendigkeit war dies durchaus nicht. Die einzige Bedingung war, frei und von westfälischem Blute zu sein. Aber innerhalb dieser Stammeszugehörigkeit konnte jeder Freie, gleichviel ob adelig oder bürgerlich, diese Würde bekleiden, wenn er nur makellosen Rufes und befähigt dazu war. Ja, die gefürchtetsten und in ihrer Competenzauffassung kühnsten Freigrafen waren nur Angehörige jenes hartknochigen, unbeirrt selbstbewußten westfälischen Bauernstammes, der bis in unsere Zeit eifersüchtig über seinen alten Rechten wacht — ein jeder Einzelne König auf seinem Hofe. Auch die waren Bauern, von denen bereits berichtet wurde, daß sie es wagten, Kaiser, Kanzler und Kammergericht vor ihr Tribunal zu laden: die Freigrafen Dietrich Ditmarsheim, Heinrich Smedt und Herman Grote. — Um Freischöffe zu werden, waren dieselben Bedingungen nöthig, mit Ausnahme der westfälischen Abstammung. Und in diesem letzten Punkte war die Möglichkeit jener umfassenden Ausdehnung des Schöffenbundes gegeben, welcher freilich als eigentliche Genossenschaft, wie man gewöhnlich annimmt, nicht bestanden zu haben scheint, wenn auch gewisse geheimgehaltene Erkennungszeichen der einzelnen Vehmegewaltigen bestanden haben. Diese Zeichen und alles zum Verständnisse des Gerichtes Nöthige erfuhren die auswärtigen Schöffen an Ort und Stelle in Westfalen selbst —, denn nur auf „rother Erde“ konnte man zum Freischöffen gemacht werden. Dies hätte bei der Schwierigkeit des Reisens in jenen Zeiten ein großes Hinderniß der Ausbreitung sein können, aber in Wirklichkeit ist es nicht der Fall gewesen, denn aus allen Gegenden des Reichs kamen freie Männer herbeigeströmt, welche alle Anstrengungen und Gefahren nicht scheuten, um Mitglieder dieses mächtigen Gerichtes zu werden, obwol sie, da wiederum nur in Westfalen Gericht gehalten werden durfte, eigentlich doch nur die Eigenschaft als Nachrichter, d. h. Henker hatten, sobald sie in ihre Heimath zurückkehrten. Die Gründe zu diesem Zudrang lagen in den ganz außerordentlichen Vortheilen der Zugehörigkeit, welche, wie im weiteren Verlauf einleuchten wird, in der That so große waren, daß man sich nicht wundern kann, wenn jede Stadt in ihrem Rath, jeder Fürst an seinem Hof wenigstens einen Schöffen des heimlichen Gerichts haben wollte. — Ueber die Erkennungszeichen und Aufnahmeförmlichkeiten, welche ganz mit geheimnißvollem Dunkel umgeben sind, weiß man nur wenig. Ein bei Wigand und dann bei Wächter angeführtes Vehmweisthum giebt einige Andeutungen, aus denen die auch sonst häufig aufgezeichneten Worte „Strick, Stein, Gras, Grein“ als die „heimliche Vehme“ herausklingen, ohne daß eine Erklärung dafür gegeben wird. Als sogenanntes „Nothwort“ wird „Reinir dor Feweri“ angegeben und schließlich folgendermaßen der Schöffengruß gelehrt:

„De ankommende Scheppe legt sine rechtere Hand up sine linkere Schulture und segget:

Eck grüt ju, leve man,
Wat fange Ji hie an?

Darna legget he sine rechtere Hand up des anderen Scheppen sine linkere Schulder, undt de andere doet des Glicken und segget:

Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin!“

Diese Losung und alle andere Heimlichkeit „vor Weib und Kind, Sand und Wind“ geheim zu halten, mußte der Schöffe mit feierlichem Schwure schwören, dessen Mißachtung nach Vehmart geahndet wurde, nur noch mit der Auszeichnung, daß ein solcher eidbrüchiger Verräther sieben Fuß höher gehängt wurde, als ein „verurtheilter, verfehmter, missethätiger Dieb“. Es war also immerhin auch eine gewisse Gefahr mit dem Freischöffenthum verbunden, mindestens für solche, die ihre Zunge nicht zu wahren wußten. Aber ungleich größer waren die Vortheile, welche sich aus der folgenden Schilderung des Vehmverfahrens ergeben werden.

Gleich in dem Hauptgrundsatze allen Vehmverfahrens zeigt sich eine Bevorzugung der Freischöffen. Nur ein solcher konnte nämlich als Ankläger auftreten, nur ein solcher also überhaupt ein Eingreifen der Vehme bewirken, da diese nur auf Anklage in Rechtsfälle eintrat. Ja, er hatte nicht allein Klagerecht, wie ein Privater, sondern directe, eidlich übernommene Anklagepflicht, wie ein moderner Staatsanwalt. Und durch den ganzen Gerichtsgang der Vehme hindurch, von dieser Klage des Freischöffen an bis zur „höchsten Wette“ d. h. dem summarischen Verfahren des Weidenstrickes, bleibt immer die Stellung des „Wissenden“ eine exceptionelle, oftmals geradezu exorbitant bevorrechtete. Dies wird auch in der folgenden Schilderung immer als eine Hauptvehmeeigenthümlichkeit hervortreten.

Was zuvörderst die Aeußerlichkeiten anlangt, so muß entgegen den düsteren Phantasiebildern von Kellerdunkel und nächtlicher Verstecktheit hervorgehoben werden, daß die Sitzungen der Vehme, gleichviel ob beim heimlichen oder offenen Ding, stets am hellen Tag, im Lichte der Sonne und im Freien, an den alten, ehr-

würdigen „Malplätzen" statthatten. Es herrschte wie bei allen alten deutschen Gerichten Feierlichkeit und strenge Würde, nur in noch erhöhtem Grade und verbrämt durch jene wundersame, oft in Versen ausklingende Sachsensprache, sowie durch alte symbolische Bräuche, wie z. B. das Ausmessen des Platzes, auf welchem der Stuhl des Freigrafen steht, und dergleichen mehr. Vor dem Grafen lag als Symbol des Rechtes und des Christenglaubens das kreuzförmige Schwert und als Hinweis auf die Strafe der weidengeflochtene Strick. Sobald sich der Graf gesetzt hatte, „hegte" er das Gericht, d. h. er berief die Schöffen, deren mindestens sieben zugegen sein mußten (eine Zahl, die sich in einem Falle auf 800 gesteigert haben soll), um sich herum, und besprach in feierlicher Weise zunächst die Formalitäten betr. Ort und Zeit, wobei der Frohnbote des Gerichts, wie der Sprecher im Chor, die Gesammtheit der Schöffen vertrat, indem sich zwischen ihm und dem Grafen ein förmlicher Dialog (oft schon in althergebrachten Versreden sich bewegend) entspann. Die Freischöffen waren barhäuptig und ohne Harnisch und Waffen, nur mit einem Mantel über den Schultern. Feierliche Stille mußte herrschen, im offenbaren Ding sowol als in der heimlichen „Acht". Bei ersterem war außer den Schöffen noch der sog. „Umstand" da, d. h. die im Kreise herumstehenden „unwissenden" Gerichtszugehörigen, welche sich aber bei Todesstrafe entfernen mußten, sobald durch Spruch des Grafen aus dem ungebotenen Ding das gebotene wurde. — Trat nun in einer solchen Sitzung auf die feierliche Mahnung des Freigrafen an die Klagepflicht der Schöffen aus den Reihen derselben einer mit einer Klage auf, so befaßte sich das Gericht zuvörderst mit der Competenzfrage, ob die Sache „Vehmwroge" sei oder nicht. Lautete der Entscheid bejahend, so geschah, wenn der Angeklagte nicht zur Stelle war, nach alten deutschen Rechtsgrundsätzen die Ladung des Angeklagten in den bestimmten Fristen und mit den bestimmten Abstufungen. — Schon im Sachsenspiegel findet sich die Ladungsfrist von sechs Wochen und drei Tagen —; diese wurde vom Vehmgerichte gegenüber den Unwissenden angewandt, die also nach Ablauf dieser Zeit zu erscheinen hatten, falls ihnen nicht ein weiterer Termin zugestanden wurde. Für Wissende waren drei solcher Termine von vornherein die Regel, denen sogar noch ein vierter, der sogenannte Königstag, hinzugefügt werden konnte. Doch verfielen solche, welche den ersten und zweiten Termin versäumt hatten, einer schweren Geldstrafe. Die Art der Ladungsüberbringung war bei Freigrafen und Freischöffen, und bei jedem Termin eine andere, so daß sich vorzüglich in der Steigerung der Anzahl der Ueberbringer von Termin zu Termin eine feierliche Mahnung an die Wichtigkeit der Sache ausdrückte. So wurde ein Freigraf das erste Mal durch 7 Freischöffen und 2 Freigrafen, das zweite Mal durch 10 Freischöffen und 4 Freigrafen, das dritte Mal durch 21 Freischöffen und 7 Freigrafen geladen; ein Freischöffe aber erhielt die Ladung erst durch 2, dann durch 4 Freischöffen, zuletzt aber durch 6 Freischöffen und einen Freigrafen. Die Ladung an Unwissende geschah entweder durch den Frohnboten des Gerichts, oder durch 2 Freischöffen. Alle Wissende wurden vor die heimliche Acht, Unwissende vor das offenbare Ding gefordert. — Daß solche Ladungen nicht selten mit Gefahren verbunden waren, beweist die Existenz bestimmter Regeln, wie sich die Boten der heimlichen Vehme zu benehmen hätten, wenn ihr Auftrag bei directer Ueberbringung ihre Sicherheit gefährdete. Sie sollten dann die Ladung des Nachts vornehmen, z. B. an das Schloß des Angeklagten reiten, einen Span aus dem Thore hauen und in die Lücke ihre Ladung klemmen, den Span aber als Beweis der Ausführung mitnehmen. Oder sie sollten, wenn sich die Ladung gegen eine Stadt richtete (denn nicht selten wurden ganze Städte, Wissende und Unwissende, sofern sie unter Vehmecompetenz standen, vorgefordert), ihren Brief heimlich in einer Kirche oder an einem öffentlichen Platze niederlegen. War aber die Wohnung des Beklagten nicht bekannt, so wurde der Brief in 4 Exemplaren ausgestellt und in allen 4 Himmelsrichtungen des wahrscheinlichen Aufenthaltslandes auf Kreuzwegen nebst einer Königsmünze niedergelegt.

Wenn nun der Angeklagte nach erfolgter Ladung auch zum letzten Termin nicht erschien und das Gericht vergeblich gewartet hatte, „bis die Sonne auf dem Höchsten gewesen, bis Mittags in die dritte Uhr" und wenn auch keiner der Freischöffen für ihn aufstand und an seiner Stelle für ihn antworten wollte, dann erhob der Kläger nochmals feierlich seine Klage vor der heimlichen Acht, diesmal aber in Gemeinschaft mit 6 Eideshelfern, d. h. solchen Freischöffen, welche, ohne Zeugen der Klagethat gewesen zu sein, eidlich beschworen, daß sie aus Ueberzeugung dem Kläger Glauben schenkten. Vorher aber rief der Freigraf den Angeklagten noch zu vier Malen feierlich auf, zu erscheinen und sich zu verantworten. Blieb es still, so trat der Ankläger vor, kniete nieder, legte die Hand auf das Schwert des Grafen und klagte in der Art folgender Formel nochmals: „Der N. N. hat (folgt das Verbrechen) . . . darum hab' ich ihn angeklagt, und er ist geheischt und geladen nach dem Recht des heiligen Reichs. Und er hat das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmäht und ist ungehorsam gewesen und hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in seiner Bosheit verhärtet und seine angeborene Tugend also vergessen, weshalb er um seiner Missethat willen Reif und Galgen verdient und seinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freischöffen. Daß dies wahr ist, deß helfe mir Gott und die Heiligen!" Schlossen sich nun 6 Freischöffen in der oben angegebenen Weise dieser Anklage an, so war der Angeklagte „übersiebent" und verfehmt. In feierlichster Weise wurde die „Vorführungsformel" gesprochen: daß der Angeklagte „geworfen sei vom höchsten Grad zum niedersten Grad, herausgesetzt aus allen Frieden, Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette und den höchsten Unfrieden, und unwürdig gemacht, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos —, daß sein Hals dem Stricke geweiht sei und sein Leichnam den Thieren und Vögeln der Luft". Dann warf der Graf den Weidenstrick über das Gericht hinaus und die Schöffen spieen aus. Der Ankläger erhielt das Urtheil schriftlich ausgefertigt und mit Siegeln versehen, Alle aber die Mahnung, den Verfehmten, wann und wo sie ihn träfen, zu greifen und an den nächsten Baum zu henken. Das Wichtigste hieran war, wie schon Eingangs erwähnt, daß dies Urtheil aufs Strengste verschwiegen gehalten wurde, und daß jeder Schöffe im ganzen Reiche bei Todesstrafe verpflichtet war, das Henkeramt auszuüben, sobald er das Urtheil des heimlichen Gerichtes schriftlich vor sich sah und außer ihm noch mindestens zwei Schöffen am Orte waren. Denn drei mußten zugegen sein, so war es bestimmt, um Mißbräuche zu vermeiden. — Das war also bedeutend mehr, als die gewöhnliche Acht, nach der der vogelfrei Erklärte getödtet werden konnte, wenn man ihn bekam, und seine Freunde nicht mächtiger waren als das Recht, sondern das war ein wirkliches Todesurtheil, dessen Vollziehung infolge des Eidschwures vieler Tausender und jener schleichenden Heimlichkeit ziemlich gesichert war. Eine Appellation gegen die Verfehmung war eigentlich nur dem Wissenden möglich, weil nur er vor die heimliche Acht, die einzige competente Stelle dafür, gehen konnte. War ein Unwissender verfehmt, so konnte er nur durch die Gnade des Kaisers gerettet werden, der ihm, wie es heißt, „eine Frist, Aufschub und Tag geben soll von 100 Jahren 6 Wochen und einem Tag". — Bei dem Verfahren gegen den gehorsamen Angeklagten, der sich zur rechten Zeit dem Gerichte stellte, ist eine gewisse Entwickelung zu bemerken, sowol in Bezug auf den Gerichtsgang gegen Wissende, wie gegen Unwissende. Der alte Rechtsgrundsatz des Zeugen- oder besser Eidhelferbeweises, wenn auch des modificirten, blieb auch hier die alleinige Basis. Es gab keinen langwierigen Wortkrieg zwischen den Parteien, keine aus taktischen Gründen verlangten Terminverschiebungen, keine subtilen Paragraphcommentare, keine Berge von aufeinander gehäuften Beweisen und Gegenbeweisen, Replik und Duplik: der ganze Vehmeprozeß, ohne irgend welches inquisitorische Moment, selbstverständlich ohne Tortur und Fragepein bestand kurzweg aus den schnell sich folgenden drei Prozeßelementen: Klage, Antwort, Urtheil. Gefunden aber wurde das Urtheil nach altgermanischem Herkommen durch Abwägung der Consacramentalen, der Eideshelfer. Das mag unseren Rechtsanschauungen allzu primitiv erscheinen: zu jenen Zeiten war es weit mehr am Platze, als der bereits von gelehrten Juristen empfohlene und betriebene römische Prozeß. Die Vehme fühlte sich in ihrem engen Zusammenhange, in ihrer Zusammensetzung aus freien, erprobt-redlichen Männern noch immer als die alte germanische Gemeinde, in welcher Jeder im Lichte vollster Oeffentlichkeit die Art seines Wesens bekundete und als freier Mann jeglichen Verdacht und jede Anklage, war er nicht auf frischer That ergriffen, einfach von sich wies, entweder durch seinen eigenen Eid, indem er aufs Schwert schlug und sich nöthigenfalls zum Zweikampf (Gottesgericht) stellte, oder durch die Eidesleistung seiner Verwandten. — Anfangs bekannte sich die Vehme zu ersterem Modus (aber nur betreffs der Wissenden), später, als diese Bevorrechtung, sich mit einem einfachen Eide von jeder Anklage zu reinigen, doch zu unverhältnißmäßig erschien, nahm man das Zweite an, das Aufbieten seines Anhangs gegen die klägerischen Helfer. Eideshelfer konnten aber natürlich wiederum nur Wissende sein. — Der Gang dieses gegenseitigen Ueberbietens war bei Verklagung eines Wissenden folgender. Der Kläger erhebt in Gegenwart des Incriminirten (ihm ins Gesicht) die Klage —, der Beklagte schwört mit der Hand auf dem Gerichtsschwert, daß er

unschuldig sei. Da weist der Kläger zwei Eideshelfer auf, mit welchen er selbdritt den Reinigungseid des Einen vernichtet. Aber der Angeklagte bringt diesen wieder zu Giltigkeit, indem er nun den Kläger übersiebent, d. h. im Verein mit sechs Eideshelfern nochmals seine Unschuld beschwört. Der Kläger mußte nun dreizehn schöffenbar freie Männer auf seiner Seite haben, um auch diese Uebersiebenung zu nichte zu machen, und auch dies nicht mit der sicheren Aussicht, nun den Angeklagten überwunden zu haben, denn nun stand diesem noch die Möglichkeit offen, sich mit zwanzig Eideshelfern ein für allemal zu reinigen. Der Freigraf ließ darauf die Schöffen zusammentreten, welche nochmals den Verlauf prüften, und verkündigte dann das ihm von diesen übermittelte Urtheil, gegen welches bei Todesstrafe nichts gethan werden durfte. — Dies war das Verfahren gegen Wissende. Wie war es aber bei Nichtangehörigen der Vehme, die gar nicht vor der heimlichen Acht erscheinen durften, vor welcher doch allein der Vehmwroge-Prozeß verhandelt wurde . . .? Nach Wigand half man sich Anfangs sehr einfach, indem man Unwissende überhaupt gar nicht vorlud, sondern einfach nach den geschilderten Gebräuchen über sie als Abwesende urtheilte. Doch konnte das unmöglich Gesetz bleiben, weil dann ja eine jede solche Anklage identisch mit Verurtheilung gewesen wäre. Wie und wo sich aber dann später ein Prozeß gegen Nichtschöffen abgespielt hat, ob vor dem offenbaren Ding oder durch Vertreter vor dem gebotenen, heimlichen Gericht — das ist nicht ganz sicher. Nach der sehr plausiblen und durch mancherlei Andeutungen unterstützten Hypothese Wächter's wäre der Gang so gewesen, daß ein solcher Beschuldigter sich Anfangs durch zwei Eideshelfer selbdritt reinigen konnte, dann eine eventuelle Uebersiebenung durch den Ankläger mit 13 Eideshelfern auslöschen konnte, aber der Verurtheilung verfallen war, sobald 20 auf Seite seines Gegners standen.*) Wenn sich dies so verhalten hat, so war freilich seine Stellung doch ziemlich trostlos —: wie sollte er als Nichtschöffe eine solche Zahl zum Auftreten gegen ihre eigenen Genossen bereiter Schöffen finden! — Und nun war noch eine Möglichkeit des vehmgerichtlichen Einschreitens vorhanden —, diejenige, welche unserem Empfinden als die schrecklichste erscheint, nämlich das Verfahren bei „hebender Hand, bei blickendem Schein, bei gichtigem Mund", d. h. die sofortiger Henkung eines in flagranti ertappten oder freiwillig selbstgeständigen Verbrechers. Waren zufällig drei Vehmangehörige Augenzeugen eines unter die Competenz des heimlichen Gerichtes gehörigen Verbrechens, so hatten sie nicht allein das Recht, sondern die ganz bestimmte Pflicht, an dem Verbrecher das ganze Gerichtsverfahren summarisch Augenblicks in die „letzte Wette" zusammenzufassen: sie griffen ihn und hängten ihn auf. Ebenso war es, wenn ein Verbrecher selbst seine That erzählte (wie es in jenen Zeiten der Rohheit als nicht gar selten angenommen werden darf) und zufällig ein Wissender zugegen war: eiligst mußte er suchen, zwei Vehmgenossen zu finden und die Gerechtigkeit zu sühnen.

Es ist klar, daß eine solche Gerichtsinstitution, welche bis zu diesen Consequenzen vorschritt, welche ein förmliches Netz von Geheimpolizei oder besser Geheimscharfrichterei über alle deutschen Lande hin bildete, eine geradezu schreckenerregende Stellung einnehmen mußte. Diese kaiserlichen Reichsgerichte, wie sie sich selbst nannten, hatten in der That bald eine so über alle Verhältnisse hinausgehende Macht errungen, und waren vielfach in so mißbräuchliche Ausnutzung dieser Gewalt gerathen, daß sie selbst manchen Kaisern gefährlich erschienen und wol auch in Wirklichkeit bald mehr Landplage wurden als heilsame Schutzwehren gegen Zügellosigkeit und Verbrechen. Bald häufen sich Anklagen auf Anklagen gegen die ehedem über allen Verdacht erhabenen westfälischen Richter. Bestechlichkeit, Unfähigkeit, gehässige Motive heftete man an die Institution des Freischöffenthums und den Freigrafen warf man vor, daß sie juristische Simonie trieben, indem sie die Pforte zur Vehmangehörigkeit nur gegen klingende Münze öffneten. Die ganze Einrichtung aber begann man als eine ungeheuerliche Majorisirung des deutschen Reichs durch eine kleine Zahl unverschämter Bauern anzusehen, die von Jurisprudenz keine Ahnung hätten. Der letztere Punkt zeigt uns auch eine der Quellen jener Anklagen. Die aufgeregtesten Widersacher der heiligen Vehme waren nämlich, außer den Theologen, die gelehrten Zunftjuristen. Ihnen war offenbar der Mangel auch nur des leisesten Anklangs an das römische Recht und die Eigenschaft als ausgebildetes Laiengericht anstößig; die Gottesgelehrten aber entsetzten sich über die Kühnheit, mit der sich die westfälischen Richterbauern selbst über Satzungen der Kirche wegsetzten, indem sie z. B. keine Vehmeangelegenheit dem Beichtvater vertrauten, und bei ihren Executionen den Delinquenten ohne die Sterbesacramente vom Leben zum Tode brachten. Einer der wüthendsten Gegner der Vehme, um so aufgebrachter, als er zugleich Jurist und Theolog war, ist der pfälzische Capellan Johannes von Frankfurt gewesen, aus dessen folgendem Wehruf man die hochgradige Erregtheit jener Kreise gegen die Vehme entnehmen mag. Ohne auch nur im Entferntesten wenigstens eine historische Berechtigung dieser Institution anzuerkennen, steigert er seine Anklagen zu dem rhetorischen Pathos folgender Worte: „Heu, heu, et iterum heu, et proh dolor! Quanta caecitas, quanta abusio, quantaque immiseratio atque caritatis refrigeratio, vel potius totalis exstinctio illorum hominum, qui non (ut puto) recte sibi potestate tradita utantur, si tamen aliqua sit talis, et non potius frivola adinventio." — Aber weder die klagenden Reichsstände, noch die Verachtung der Juristen, noch das lateinische Pathos der Theologen haben die Vehme zerstört. Wie wir keinen bestimmten Zeitpunkt zu nennen wußten, wo sie mit all ihrer Eigenart klar erkenntlich aus dem alten Freigerichte auftauchte, so ist auch nicht der Zeitpunkt zu nennen, an dem sie außer Thätigkeit gesetzt, etwa aufgelöst wurde.

Langsam, unmerklich, nach und nach schwanden diese ehrwürdigen Reste altgermanischer Rechtsauffassung dahin, naturgemäß zugleich mit den Zuständen, aus denen sie ihre Lebenskraft zogen. Das Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnet etwa den Anfang von ihrem Ende. Mit dem Entstehen des Reichskammergerichts, des ewigen Landfriedens, der Verfassungsregelung und scharfen Territorialbegrenzung sowie der größeren Machtfülle der einzelnen Landesherren waren die Bedingungen ihres Untergangs gegeben. Zwar kämpften sie noch hartnäckig durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch um ihre alte Stellung und um die Prärogative ihrer Würde, kehrten sich nicht an die Carolina und hielten zäh an ihren alten Weisthümern fest; bald ohnmächtig wie in der Agonie, bald auch wild und fieberhaft trotzig — aber all' dieses Stemmen gegen die Wucht des Zeitgeistes war doch nur eine traurige Caricatur ihrer alten Kraftfülle. Das Reichskammergericht auf der einen, die landesherrliche Gewalt auf der andern Seite theilten sich in die Beute. — So blieb ihnen denn schließlich nur das Land ihrer Herkunft Westfalen — und auch nicht auf lange mehr. Was ehedem in lichtstolzer Macht sich gewaltig über ganz Deutschland hingebreitet hatte, fand schließlich nur noch Aufnahme in dunkler Sage und in einigen wenigen starren Bauernherzen, die noch zu des Kaisers Napoleon's Zeiten in alt geheimnißvoller Weise sich verbunden hielten und deren noch heute einige die alte „Losung" treu verschwiegen bewahren sollen: Die letzten Freischöffen auf rother Erde.

*) Ob Wächter sich diesen Verlauf vor dem ungebotenen oder verbotenen Gerichte denkt, ist nicht klar ersichtlich.

Goethe und Tennyson.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ist soeben von Deutschland und England aus zu gleicher Zeit Licht auf eine bisher dunkel gebliebene Stelle in dem berühmten Klagegedichte „In Memoriam" des englischen Laureaten geworfen worden, worüber ein kurzer Bericht die Leser der Wissenschaftlichen Beilage wol auch interessiren dürfte. Ist ja Tennyson auch bei uns der bestbekannte und gelesenste neuerer englischer Dichter und nimmt jetzt beim deutschen Publicum etwa die Stelle ein, wie früher Lord Byron. Auch neben diesem gab es ja andere große, nach heutiger Schätzung ihn weit übertreffende Dichter; er war aber in gewissem Sinne der Vertreter seiner Zeit und daher seine Bedeutung und die ihm zu Theil gewordene Anerkennung. Ebenso ist Tennyson der Vertreter des wenigstens in England während der Regierung der jetzigen Königin herrschenden Zeitgeistes, und da er nebenbei in der Form excellirt und alle seine englischen Zeitgenossen in dieser Hinsicht übertrifft, so hat man ihm in seinem Vaterlande vorzugsweise gehuldigt und diese Huldigung hat sich denn auch nach anderen Ländern hin verpflanzt und in Deutschland besonders durch vielfache, meist sehr gelungene Uebersetzungen bethätigt. Unter diesen Umständen also, denken wir, muß es deutsche Kenner des Dichters interessiren, zu erfahren, daß er auch ein Goethekenner war und, nach seiner eigenen Aeußerung, in der ersten Strophe der obengenannten Dichtung sich auf ihn bezogen hat. Nach der Uebertragung derselben seiten Agnes v. Bohlen's lautet die Strophe wie folgt:

„Mir galt es wahr, wovon mit hellem Klange
Ertönen reich und voll des Sängers Saiten:
Es kann der Mensch empor die Staffel schreiten
Aus todtem Selbst zu höherem Lebensgange."

Man hatte, merkwürdiger Weise genug, da man ja Tennyson einfach darüber hätte befragen können, seit dem Erscheinen der Dichtung in England vergeblich sich darum bemüht, zu ermitteln, auf welchen Dichter Tennyson sich in der Strophe bezogen habe, bis endlich eine Anfrage in einer jüngsten Nummer der so nützlichen „Notes and Queries" eine Antwort hervorrief, die den gewünschten Aufschluß brachte. Sie ging von Dr. Gatty aus und lautete dahin, daß es Goethe sei, den der englische Laureatus dabei im Auge hatte. Von ihm, Gatty, selbst darüber befragt, habe Tennyson erwidert, er sei zwar nicht in der Lage, ihm die besondere Stelle in Goethe's Werken nachzuweisen, es sei aber Goethe's Glaubenssatz gewesen. Nachdem ich diese Mittheilung in den „Times" gelesen hatte, versuchte ich meinerseits, ob es mir gelingen werde, die betreffende Stelle oder eine ihr ähnliche bei Goethe zu finden. Da wurde ich von einem mir befreundeten Goetheforscher auf den die Woche vorher in den „Grenzboten" erschienenen höchst interessanten Artikel aus den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe" aufmerksam gemacht, und das Gesuchte war gefunden. Es war die letzte Strophe des Gedichts „Selige Sehnsucht" im Westöstlichen Divan:

„Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber (dort: „müder") Gast
Auf der dunkeln Erde."

Diese Strophe hatte der Verfasser des beregten Artikels nämlich auf einem Blatte, welches der Fremdenliste in der Wassermühle im Körnbachthal bei Ilmenau angefügt war, von anderer als Goethe's Hand geschrieben vorgefunden und ihr voran entdeckte er den eben nicht anerkannten, von ihm jedoch für echt gehaltenen Vers von Goethe, also lautend:

„Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach."

Nach dem Vorangehenden werden meine Leser wol auch wie ich mit dem Verfasser des Artikels übereinstimmen und sich dieser neuen Bereicherung der Goethe'schen Dichtung erfreuen. Des Näheren aber muß ich sie auf den schöngeschriebenen Artikel selbst verweisen, der ja namentlich Leipziger Lesern leicht genug zugänglich ist.

David Asher.

Bücherbesprechungen.

L.— Der Deutsch-Dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. II. Band. Berlin 1887. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Der zweite Band dieses hochbedeutsamen Werkes steht dem ersten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Den Kern seines Inhalts bildet die Beschreibung der beiden hervorragendsten Waffenthaten des ganzen Deutsch-Dänischen Krieges von 1864, nämlich der Belagerung und Erstürmung der verschanzten Stellung des Dänischen Heeres auf den Düppeler Höhen und des Ueberganges des I. Preußischen Corps nach der Insel Alsen. Nachdem der Leser einen klaren Einblick in die Schwierigkeiten erhalten hat, welche sich beiden genannten Unternehmungen in den Weg stellten, wird er von der ruhig vornehmen und dabei doch so anziehenden Darstellung förmlich zum Augenzeugen der Anstrengungen und Gefahren gemacht, welchen sich die Belagerer mit freudiger Hingebung bis zum sieggekrönten Ende unterzogen. Nur Schritt für Schritt ging es vorwärts, und wenn die selbstbewußte Sicherheit, mit welcher die oberste Leitung ihre Anordnungen traf, dem fachmännischen Leser im höchsten Grade imponiren muß, so verdienen eine nicht mindere Bewunderung die über alles Lob erhabene Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, welche die kühnen Gedanken ihrer Führer in ebenso viele Heldenthaten verwandelten. Die Beschreibung des Düppel-Sturmes und der Eroberung von Alsen enthält Einzelnheiten in beträchtlich größerer Zahl, als dies sonst in kriegsgeschichtlichen Werken üblich ist, und manchem der Leser mag dieses starke Anschwellen des Stoffes vielleicht nicht ganz sympathisch sein. Uns aber, wir gestehen es offen, gefällt diese Neuerung recht wohl, denn sie bringt das ursprünglich vorwiegend fachwissenschaftliche Buch unserem ganzen Volke näher, indem Hunderte von vaterländischen Familien die Ruhmesthaten ihrer Söhne darin verzeichnet finden. Neben Düppel und Alsen treten die Kriegsereignisse in Jütland und zur See bescheiden zurück, wenngleich auch sie das volle Interesse, namentlich des militärischen Lesers, wohl verdienen. So ist z. B. das kleine Gefecht bei Lundby am 3. Juli 1864 von ganz hervorragender Bedeutung, weil hier zum ersten Male ein vollgiltiger Beweis von der erdrückenden Ueberlegenheit des Hinterladers im Vertheidigungskampfe gegen den Vorderlader erbracht wurde. Eine nur 109 Mann zählende preußische Infanterieabtheilung unter Führung des Hauptmanns v. Schlutterbach hatte am Südausgange des genannten Dorfes Stellung genommen. Der bedeutend stärkere Feind entwickelte, bis auf 300 Meter herangekommen, eine schwache Schützenlinie, und ging dann, in Colonne formirt, im Laufschritt mit Hurrahruf gegen die Preußen vor. Erst nachdem die Dänen bis auf 200 Meter heran gekommen waren, ließ Hauptmann v. Schlutterbach das Feuer eröffnen, welches infolge des ruhigen, gleichmäßigen Ladens salvenartig abgegeben wurde. Noch etwa 80 Meter vermochten die Dänen ihre Bewegung fortzusetzen, dann aber wichen sie, nachdem sie im Ganzen drei Salven ausgehalten hatten, in Unordnung zurück, wobei die Mannschaften in dem hohen Getreide zu beiden Seiten der Straße Schutz suchten. Der Verlust der Dänen in diesem Gefechte, welches kaum 20 Minuten gedauert hatte, betrug 3 Officiere und 85 Mann an Todten und Verwundeten; 12 Mann wurden gefangen genommen. Die preußische Abtheilung hatte 3 Verwundete. Die Schilderung der Gefechte zur See kennzeichnet den Mann vom Fache, ist aber doch auch für Festlands-Leute vollkommen verständlich und höchst anziehend geschrieben. Mit derselben Meisterschaft, welche wir an den politischen Berichten des I. Bandes zu bewundern hatten sind diese Dinge auch im II. Bande behandelt worden, es sind dies, ganz abgesehen von ihrem geschichtlichen Werthe, Actenstücke von wahrhaft classischer Bedeutung. In dem reichen Schatze der fast 150 Seiten starken „Anlagen" nehmen vor Allem die aus der Feder des „großen Schweigers" hervorgegangenen Denkschriften unser vollstes Interesse in Anspruch, es sind das Geistes-Strahlen, die jedes Soldatenherz bis ins Innerste erwärmen und erquicken müssen. Auch dem II. Bande des Deutsch-Dänischen Krieges ist eine große Anzahl sehr schön ausgeführter Pläne beigegeben, welche zur Erhöhung des Werthes dieses auch sonst vorzüglich ausgestatteten Buches ihren redlichen Theil beitragen.

γ. Das deutsche Officiercorps und seine Bedeutung für Königthum und Gesellschaft. Von Oldwig von Uechtritz. Heilbronn, Verlag von Henninger. Preis 1 Mark. — Die geistreich und unparteiisch geschriebene Abhandlung ist als besonderes Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Frhr. v. Ungern-Sternberg und G. Schlosser) erschienen.

—g. Geschichte des Barockstils in Italien, von Cornelius Gurlitt. Mit 217 Illustrationen, zahlreichen Zierleisten, Vignetten und Initialen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1887. — Dieses Werk stellt sich dar als einen Abschnitt aus der „Geschichte der neueren Baukunst" von Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke und Cornelius Gurlitt. Innerhalb dieses groß angelegten Ganzen hat Letzterer die Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Classicismus auf sich genommen. In der uns vorliegenden ersten Abtheilung behandelt er auf 561 Seiten zunächst die Entwickelung des Barockstils in Italien. Es gereicht uns zu großer Genugthuung, daß hier Kunstgelehrte und ein Künstler sich zusammengethan haben, um gemeinsam ein bedeutendes Werk hinauszuführen; wir können nur wünschen, daß das gegebene und mit so viel Erfolg gekrönte Beispiel recht oft befolgt werden möge. Gurlitt erweist sich als seinen berühmten Vorgängern ebenbürtig; soweit der durchgebildete zielbewußte Architekt in Frage kommt, übertrifft er sie sogar. Gurlitt hat sich bei hervorragender Begabung in umfassenden, eindringenden Studien zunächst eine treffliche kunstgeschichtlich-ästhetische Allgemeinbildung angeeignet. Ausgerüstet mit dieser Grundlage hat er die mühsamsten und umfänglichsten Originalforschungen vorgenommen; er ist aber nicht dabei stehen geblieben, ein riesiges Heumagazin von Notizen anzulegen und sich daraus wie so mancher mit Titeln und Orden gekrönte Bauheld behaglich wiederkäuend immer selbst bei jeder Gelegenheit zu citiren. Gurlitt hat vielmehr den gewaltigen Stoff innerlich durchdrungen und trefflich gegliedert, so daß man die ungeheure darauf verwendete Arbeit gar nicht merkt; die Verbindung des Allgemeinen und des Besonderen ist so mustergiltig, ausgereifte Urtheile werden in so anschaulicher, klarer und selbst schöner Sprache dargeboten, Künstler, Kunst- und Culturhistoriker vereinigen sich so harmonisch, daß es eine wahre

Freude ist, den Darlegungen des Verfassers zu folgen. Am meisten aber hat uns imponirt die classisch-einfache Art, mit welcher Gurlitt aus dem Wesen der Sache heraus urtheilt und den verwickeltsten Problemen gerecht wird. So hat er denn nicht blos eine Lücke in der betreffenden Literatur ausgefüllt; er hat auch seinem Stande wie sich selbst ein Ehrendenkmal gesetzt, welches auch an dieser Stelle seine wohlverdiente Würdigung finden soll. Wir maßen uns nicht an, den verdienten Forscher in untergeordneten Einzelheiten maßregeln zu wollen; diese Maulwurfsarbeit können manche seiner Collegen besser besorgen als wir. Wol aber halten wir uns für berufen, die selbständige Eigenart desselben dem Leser einigermaßen ins rechte Licht zu stellen. Wie freudig stimmen wir Gurlitt zu, wenn er sagt: „Alles Ausgraben und Hervorfördern von Nachrichten, alle Sonderuntersuchungen können nur Unsicheres ergeben, wenn der innere Zusammenhang der Dinge nicht verstanden wird, wenn das Einzelne nicht in Bezug zum Allgemeinen gesetzt werden kann." „Es ist mein Bestreben, die Erscheinungen der Baukunst mehr aus den geschichtlichen Verhältnissen zu erklären, als sie von vorher gefaßten Grundsätzen aus abzuurtheilen." Der erste Band zerfällt in zwei Bücher, in denen die Spätrenaissance in Italien sowie der italienische Barockstil behandelt wird. In 9 bez. 23 Capiteln erfahren wir nach vorzüglich orientirenden Einleitungen das Nähere über die einzelnen Schulen und Meister. Aus der Fülle des dort Gebotenen gestatten wir uns, folgende Stellen für unseren Leserkreis auszuheben: „Der nordische Gothiker hatte beim Schaffen den Blick nur nach vorwärts gerichtet und schuf in Weiterausbildung seines eigenen Wesens. Er kannte keinen Conflict zwischen den Planen seiner Phantasie und der Erkenntniß seines Urtheils. Anders bei den Meistern der späteren Renaissance. Ihr Werk wird an den Schöpfungen nicht nur der gegenwärtigen Zeit, sondern vielmehr an denjenigen einer längst vergangenen hoch über die eigene geschätzten Periode gemessen. Die Formensprache wird nicht mehr vom Meister zum Schüler in ruhiger Folge gelehrt, sondern jeder sucht über seine Vorgänger hinaus in den Resten der Antike einen Lehrer, von dem klare Auskünfte nur schwer zu erlangen sind. Dieser Zwiespalt mußte bei dem mächtig erregten geistigen Leben der Renaissance zu inneren Conflicten führen. Es mußte zu Grenzstreitigkeiten kommen zwischen der freien Individualität des künstlerischen Genius und den sich immer strenger ausbildenden Gesetzen. Die Einen suchten die Antike zu übertreffen, die Anderen sie neu zu beleben und zu selbständigem Schaffen dadurch zu kommen, daß sie sich ganz mit dem Wesen der Classicität erfüllten. Diese beiden Parteien bekämpften sich mit wechselndem Erfolg und schaarten sich um Michelangelo und Palladio. Michelangelo ist der Titane des individuellen Wollens; und so ist er der Vater des Stils geworden, den wir Barock nennen. Palladio hingegen ist der Meister innerer, auf dem Studium der Antike basirender Gesetzmäßigkeit; er strebt nicht nur nach der Form, sondern auch nach dem Geist der Alten. Suchte Michelangelo im Centralbau ein originellchristliches Gotteshaus zu schaffen, so strebte Palladio darnach, die Kirche mit den Formen des Tempels künstlerisch zu versöhnen. Wo im Staats- oder Gesellschaftsleben der Zug nach logischer Klärung, nach festen Formen, nach gesetzlicher Regelung der Verhältnisse vorwaltet, da wird man überall die Geistesart Palladio's vorherrschend finden. Wo aber das Gemüthsleben namentlich in religiöser Beziehung vorwaltete, wo zugleich das keck sich vordrängende Ich die gesellschaftliche Ordnung bezwang, die menschliche Regel und das Gesetz von den Unterströmungen mächtiger Leidenschaften durchbrochen und die Willkür herrschend wurde, da ist Michelangelo's Geist mächtig." Ueber die an Bramante und Rafael sich anschließende Schule von Architekten urtheilt Gurlitt folgendermaßen: „Seit dem Bau des Palazzo Farnese verschwinden für Rom die Ordnungen schnell aus den Façaden. Die überzeugende Wucht des berühmten michelangelesken Hauptgesimses hatte die folgende Architekten-Generation belehrt, daß es unmöglich sei, unter demselben Einzelformen zur Erscheinung zu bringen, welche nur zu den Stockwerken im Verhältniß, doch nicht in directer Beziehung zu dem bekrönenden, dominirenden Baugliede stehen. Die Palastfaçade wurde zu einem gedrungenen Körper, den zwar Verticale gliedern, aber nicht theilen. Noch wagte man sich zwar an große, mehrere Stockwerke zusammenfassende Ordnungen nicht heran. Aber mehr und mehr wird durch die Behandlung der Gurtprofile, der Rustika an den Ecken angedeutet, daß das Erdgeschoß der Sockel, die oberen Geschosse der tragende Theil und das Gesims der Gesammtabschluß eines Systemes sei. Um diesen Gedanken scharf und schlagend auszudrücken, vermied man jedes störende Detail. Ein herber Ernst, eine bei minder fein empfindenden Künstlern oft beleidigend wirkende Größe der Gliederungen bemächtigt sich der Façaden, welche nicht mehr den Blick aus der Nähe vertragen, sondern allein für die Fernsicht, für das Zusammenfassen der ganzen Composition in einen Blick berechnet sind." Ueber den vielbesprochenen berühmten Hauptaltar von Sct. Peter in Rom schreibt Gurlitt: „Die dem Altar zu Grunde liegende Idee ist die des altchristlichen Tabernakels, d. h. des auf Stützen ruhenden, den heiligen Raum auszeichnenden Thronhimmels. Auf den Gebälkstücken liegt der mit Lambrequins geschmückte, leichte Rahmen des Thronhimmels auf. Vier frei aus Ecken über dem Gebälk gegen die Mitte aufgeschwungene Consolen vereinen sich wie Rippen zu einem kuppelartigen Gebilde über die Mitte des Altars und halten ihrerseits wieder die Weltkugel und das Kreuz empor. Hier handelt es sich also nicht um eine statischen Gesetzen folgende Architektur, sondern um ein völlig freies decoratives Gebilde. Nirgends erheben die Formen den Anspruch, als seien sie für das Tragen und Stützen von Lasten bestimmt; energisch lehnen sie die Zumuthung ab, als seien sie mehr, als frei aufsteigende, rein ornamentale Gestaltungen, die nur bestimmt sind, die Grenzen des heiligen Gebietes festzustellen. Die alte Idee des Tabernakels ist mithin durch Bernini ebenso neu wie geistvoll fortgebildet. Er mußte auf die frühere Art der völligen Ueberdeckung des Altars mit einer Kuppel verzichten, da an dem gewählten Standorte in Sct. Peter durch den Tisch des Herrn alles Licht genommen worden wäre. Hierdurch gelangte er zu dem phantastischen, aber auch phantasievollen Ausbau, welcher nun das Grab des heiligen Petrus umgiebt."

J. R. Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Dresden, Kunstwart-Verlag. 1. Stück. — Bei Ankündigung eines neuen periodischen Unternehmens sucht man gewöhnlich dem Leser zuerst kurz und bündig Zweck, Absicht und Richtung des Blattes kund zu thun; bei diesem „Kunstwart", den der Dichter des seelenvollen Gedichtes „Die Kinder von Wohldorf" jetzt herausgiebt, geräth man aber in Beantwortung der Frage: was soll er? einigermaßen in Verlegenheit und möchte mit Wagner's Gurnemanz lieber zu dem ausweichenden: „Das sagt sich nicht" seine Zuflucht nehmen. Wenigstens sagt es sich nicht so ohne Weiteres, denn wenn der Leser diese Zeilen hinter sich hat, wird er doch ungefähr ahnen können, was Avenarius will, und mehr wie einer Ahnung möchten wir auch hier nicht Ausdruck leihen, — schon aus dem Grunde, weil wir selbst nicht mehr wissen. Mit den üblichen Eingangsworten: Was wollen wir? ist es bekanntlich eine eigene Sache; einfach herausgegriffen und abgedruckt wirken diese Sätze kahl, leicht als Phrasen, namentlich in einer Zeit, in der so viel an der Literatur herumreformirt wird, wie heutzutage; man wird argwöhnisch gegen dieses Doctern und zieht es vor, zu warten, bis statt der eben aufgeworfenen Frage die andere beantwortet werden kann: Was bringen wir? Ein Organ soll geschaffen werden, „das dem Gebildeten vom dichterischen, musikalischen, bildnerischen und sonstigen Kunstleben die Kenntniß all dessen vermittelt, was er eben als Gebildeter kennen muß". Also kein neues Literaturblatt will der „Kunstwart" sein, auch keines jener Journale, in denen sich die neuen Erscheinungen ein Stelldichein geben, dazu fehlt dem Blatt schon der Raum, denn in ihm kann man sich nicht sehr breit machen, wenn man sich über das Eine, was auf dem Gebiete der Poesie, Musik und bildenden Kunst noth thut, verständigen will. In dieser Verständigung über die genannte Frage scheint uns nun der Schwerpunkt der Avenarius'schen Rundschau zu liegen; den Standpunkt auf hoher Warte der Kunst, von dem aus man nur das sieht, was über das Mittelmaß herausragt, nicht das niedere Gewimmel des Kleinlichen, muß man festhalten, will man das verstehen, was in dem vorliegenden ersten Stück zu lesen ist und was die folgenden Stücke noch mehr verdeutlichen und vervollständigen sollen. In sechs Rubriken kommt das Wesen des Blattes zum Ausdruck, von denen die erste Leitaufsätze über irgend eine wichtige Frage der Dichtkunst, des Theaters, der Musik, der bildenden Künste, des Kunstgewerbes oder eines verwandten Gebietes, die zweite eine Rundschau über die einzelnen Gaue im Reiche des Schönen, wichtige Schöpfungen und Bücher, die dritte einen Sprechsaal bringt, der später zum Kampfe der Geister dienen soll, die vierte lose Blätter enthält, welche mit allerlei ernsten und heiteren Sachen in Vers und Prosa über Kunst und Künstlerleben beschrieben werden sollen, die fünfte eine Zeitungsschau zusammenstellt, deren Mittheilungen nach dem Inhalt der Aufsätze geordnet werden wird, die sechste endlich dem Verkehr der Leitung des Blattes mit seinen Freunden gewidmet ist. Es kommt nicht darauf

an, daß absolut Neues berücksichtigt und berührt wird; die Hatz nach dem Allerneusten, die ein Charakteristicum auch unserer Feuilletons bildet, will der „Kunstwart“ nicht mitmachen. Es kann daher vorkommen, daß ein Buch, das vor Jahren schon erschienen, besprochen oder auf eine öffentliche Aeußerung zurückgegriffen wird, die man schon längst vom Staube der Vergessenheit bedeckt glaubte. Und noch in einem Punkte unterscheidet sich der „Kunstwart“ von anderen neuen journalistischen Unternehmungen. Wol liegt es in seinem Interesse, eine möglichst breite Unterlage im Publicum zu gewinnen, die ja meist doch mit dem Erfolg und der Erfüllung des angestrebten Zieles eins ist; aber er hascht nicht nach der Masse und sucht nicht möglichst viel Theilnehmer auf einmal zu erraffen, sondern er wendet sich vorerst an Einzelne. Mit Einzelnen Verständigung über die schwebenden Fragen zu erzielen, den Einzelnen aus dem Ganzen zu gewinnen — nicht umgekehrt, wie es sonst gemacht wird, um schließlich das Ganze ohne den Einzelnen zu besitzen — das ist das Streben des „Kunstwarts“. „Unverkennbar (so heißt es S. 4 in dem Leitartikel „Unsere Künste“) scheint es uns, daß sich in unserer Dichtung eine Wendung zum Besseren bemerkbar macht. Freudig begrüßen wir vor Allem Eines. Die spielerische, auf der Oberfläche herumgeistreichelnde Art des Schriftthums, die das Feuilleton großgenährt, wird bei dem gebildeten Theil der Genießenden mehr und mehr mißachtet, zeige sie sich nun im Gedicht, als Erzählung oder auf der Bühne. Und auch in die Schaffenden ist ein größerer Ernst eingezogen, ein volleres Bewußtsein von den gewaltigen Aufgaben, welche die Dichtung unserer Zeit zu lösen hat, will sie eben die Dichtung unserer Zeit sein. Es mangelt diesem Bewußtsein nicht an Irrthümern des Gedankens sowol wie der Empfindung, die, ausgewachsen am Baum unserer Kunst, nur verkrüppelte Aeste geben könnten. Aber es mangelt auch weder an kraftvollen Zweigen, die neu ergrünen Jahr um Jahr, noch an frisch aufstrebenden jungen Trieben voller Saft. So giebt uns keine Kunst ein Recht, mißmuthig auf ihr derzeitiges Schaffen zu sehen. Und was das Beste ist: wo wir noch keine Gesundheit finden, finden wir doch zum Mindesten die Vorzeichen der Gesundung.“ Dem stimmen wir vollständig bei; es sind das dieselben Gedanken, denen wir schon öfter an dieser Stelle Ausdruck zu leihen versucht haben. Ahnt der Leser nun, was mit der Gründung des „Kunstwarts“ bezweckt wird? Ist für denselben, der marktschreierisch angestrebte äußere Ziele bei Seite schiebt, ein inneres Bedürfniß vorhanden? Wir glauben diese Frage mit Ja beantworten zu können. Wie das Programm dieses getreuen Wardeins der Kunst sich im Einzelnen gestalten wird, können wir allerdings nicht ahnen; vielleicht, daß er seine Waffe gegen die zolaistische Bewegung in unserer Literatur, die neueste Verirrung, welche deren Entwicklung beeinträchtigt, durch das Herausfordern des Widerspruchs und des Gegendrucks aber gefördert hat, richtet — vielleicht! Vielleicht auch bereitet er etwas Anderes vor, mehr. Wir können's nicht wissen. Jedenfalls ist ihm die Bahn aber gut geebnet; die Sehnsucht nach Besserung in unseren literarischen Zuständen ist ja vorhanden. Einmal muß der schon gewagte Vorstoß doch von Erfolg begleitet sein. Der „Kunstwart“ tritt übrigens in einem äußerlichen Gewande auf, das seinem Namen alle Ehre macht; er ist sehr gediegen und edel ausgestattet. Monatlich erscheinen zwei Stücke; der Bestellpreis beträgt vierteljährlich 2,50 ℳ.

— **Volapük-Almanach für 1888**, verfaßt von *Sigmund Spielmann*, Vorstandsmitglied des Wissenschaftlichen Weltsprache-Vereins „Volapük“ in Wien. Leipzig, Verlag von Eduard Heinr. Mayer. Preis 1 ℳ. — Wir haben vor Kurzem (Nr. 225 der Leipz. Ztg.) bereits unsere Meinung geäußert über die Bestrebungen, der ganzen Menschheit *eine* Sprache geben zu wollen. Diese Meinung ist auch durch das vorliegende Büchlein eher bestärkt, als erschüttert worden. Der Inhalt des kleinen Kalenders ist folgender: Bildniß Johann Martin Schleyer's, Kalendarium, Vorwort, Leben J. M. Schleyer's, Entwickelung des Volapük (nebst Anführung der in den einzelnen Staaten *diplomirten* (!) Volapüklehrer), Bericht über den 2. internationalen Volapükistencongreß, kurze Grammatik, Uebungsbeispiele, einige Handelsbriefe, Volapük-Hymne, deutsche, österreichische und ungarische Nationalhymne und ein Verzeichniß von Volapükliteratur. Das steht Alles auf 80 Seiten Klein-Octav, man kann für 1 Mark nicht mehr verlangen. Wer sich seinen gesunden Menschenverstand noch nicht hat ver-*schleyern* lassen, der wird den Rath des weisen Gamaliel (Apostelgeschichte 5, 38) befolgen: Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Aber an einigen Proben möchten wir doch zeigen, wie in solchen Büchern unserer schönen Muttersprache mitgespielt wird. „Der geniale Mann, dem wir diese *epochale* Erfindung verdanken“ (S. 16) wird uns in folgenden geschmackvollen Sätzen geschildert (S. 14): Eine hohe Stirne wölbt sich über einer scharfen Brille, durch welche ein matter Blick aus seinen überreizten, immer schwächer werdenden Augen dringt, die stets in der Tiefe eines dunkel schattigen Ringes liegen. Trotz seiner 56 Jahre umrahmen eine Fülle grauen Haares und ein ihm ausnahmsweise bewilligter Vollbart sein Gesicht. Wäre keine andere Nothwendigkeit zum Wachsenlassen des Bartes, so müßten die *Zeitsecunden* ihn dazu zwingen, welche er beim Rasiren brauchte und die seiner Arbeitszeit geraubt würden; und die Zeit, sie drängt, *wenn man den absteigenden Ast seiner Lebenshälfte betreten!* Schleyer's Benehmen, sein Wesen, die Leutseligkeit, die verkörperte, reine Liebe zur Menschlichkeit. Das ist das Bild dieses interessanten Mannes, *dessen Züge*, einmal gesehen, einem so lebendig vorschweben, daß man es (!) durch ein paar kräftige Linien und Striche schnell zu zeichnen im Stande wäre. — Aus den Beschlüssen des internationalen Volapükistencongresses, der vom 6. bis 9. August dieses Jahres in München getagt hat, heben wir folgenden wegen seiner tiefgehenden Bedeutung und wegen seiner Sprachform hervor (S. 49): „Bezüglich der Umstandswörter, welche mit „o“ endigen, wurde beschlossen, daß, obwol diese Endung besser wäre, als die auf „iko“, dürfe man jene Endung nicht verwenden, bevor die zukünftige Akademie über diesen Punkt entschieden habe.“ Auch die Volapük-Hymne (S. 75) verräth seinen dichterischen Sinn. Wir theilen nur die dritte Strophe mit:

Hoch denn lebe diese Sprache
Und der geistvoll sie erfand!
Und wer fördert diese Sache,
Müset(!) über Meer und Land,
Eine Sprache sei, ein Mund,
Auf dem ganzen Erdenrund!“

Es muß einen ungemein erhebenden Eindruck machen, diese faden Verse von den Herren Volapük-Studenten (in München giebt's ja schon einen Lehrstuhl für das neue Fach) etwa nach der Weise: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ absingen zu hören. Seit nunmehr acht Jahren spukt der Unfug des Volapük in Deutschland. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese edle Erfindung nun bald *den absteigenden Ast ihrer Lebenshälfte* betreten wird.

Rudolf Beer.

N—r. Der neue (38.) Jahrgang des „*Forst- und Jagdkalenders*“, herausgegeben von *Judeich* und *Behm*, ist soeben bei Julius Springer in Berlin erschienen. Von Jahr zu Jahr sind die Herausgeber bemüht gewesen, die von den verschiedensten Seiten laut gewordenen Wünsche nach kleinen Abänderungen zu berücksichtigen, und so ist es gekommen, daß heutigen Tags dieser Kalender ein unentbehrlicher Begleiter des Forstmanns, Jägers, Waldbesitzers u. s. w. auf seinen Gängen im Walde und ein übersichtlicher Rathgeber selbst im Zimmer bei den mancherlei Arbeiten und Fraglichkeiten geworden ist. Das Hilfsbuch mit seinen Tabellen und Notizen, welches im Kalender über 80 Seiten umfaßt, ist so reichhaltig und gut geordnet, daß es nicht nur viele sonst nöthige Tafeln und Bücher ersetzt, sondern an Vollständigkeit auch kaum noch etwas zu wünschen übrig läßt. Dabei verdient besondere Anerkennung die Fehlerfreiheit infolge der gründlichen Durchsichten. In dem Jahrgang pro 1888 sind die Schonzeiten für das Wild nach den neuerdings mehrfach erfolgten gesetzlichen Veränderungen auf das Laufende gebracht worden. Außerdem ist die sehr praktische Einrichtung getroffen, daß die Wirthschaftstabellen über Hauungen und Forstverbesserungen nicht mehr eingebunden, sondern als kleines Heft, in die Taschen des Kalenders passend, beigegeben worden sind. Es erwächst damit der Vortheil, daß die hierher gehörigen Zusammenstellungen, welche gewöhnlich für ein Jahrzehnt oder Jahrfünft entworfen sind, nicht in jeden einzelnen Kalender von Jahr zu Jahr eingeschrieben werden brauchen, sondern nun stets für den nächsten Jahrgang direct übertragbar sind. Trotz dieser mehrfachen Verbesserungen ist der Preis der bisherige niedrige geblieben, derselbe stellt sich für diesen I. Theil des Kalenders auf 2 ℳ bei Leinwandeinband und auf 2 ℳ 50 ₰ bei Ledereinband. Der II. — namentlich der Statistik gewidmete — Theil erscheint Ende November zum Preise von 1 ℳ 50 ₰ für die Käufer des I. Theiles, während sonst sein Einzelpreis auf 2 ℳ normirt ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 83. Mittwoch, den 19. October. 1887.

Zu Wilhelm Roscher's siebzigstem Geburtstag.

„Oft bin ich darüber getadelt worden, daß man bei Controversen nicht deutlich genug sehen könne, auf welcher Seite ich selber stehe. Wäre dies in der That begründet,... so wäre das unstreitig ein schwerer, kaum schnell genug zu corrigirender Fehler. Natürlich abgesehen von den Fällen, wo die einander bekämpfenden Lehren alle nur theilweise richtig sind und deshalb erst ihre Combinirung die ganze Wahrheit darstellt. Indessen hat der gegen mich erhobene Tadel wol überwiegend etwas Anderes im Auge: nämlich meine Stellung gegen Controversen über die Frage, nicht das was da ist, sondern was da sein soll. Hier bin ich nun allerdings principiell der Ansicht, daß Forderungen, welche von großen Parteien Menschenalter hindurch festgehalten worden sind, welche die Praxis Menschenalter hindurch beherrscht haben, wol gar bei den verschiedensten Völkern auf entsprechender Entwickelungsstufe wiederkehren, nicht blos auf Irrthum beruhen, sondern auf wirklichen, vielleicht übel formulirten Bedürfnissen. Treten nun solche Forderungen miteinander in Kampf, so ist es mein Streben, die besten, tiefsten Gründe aufzusuchen, die jede von ihnen für sich geltend machen kann; mit anderen Worten, ihre relative Wahrheit nachzuweisen.... Wo bleibt dann aber, wird man fragen, die zusammenhaltende Einheit, welche aus diesen, zwar nicht Widersprüchen, aber doch Gegensätzen ein wissenschaftliches Ganze bildet? Im Principe des Fortschritts als solchen kann ich sie nicht suchen: es giebt ebensowol Fortschritte bergunter, wie bergauf; und bei Völkern wie bei Einzelnen ist das Altern und Verfallen auch ein beständiges „„Fortschreiten"". Ich suche vielmehr jene Einheit in der steten Beziehung auf das organische Ganze des Volkslebens, wie es von den rohesten Anfängen allmälig zum Gipfel der Blüthe und Reife emporsteigt, um dann schließlich, nach den allgemeinen Gesetzen alles irdischen Lebens, wieder zu sinken.... Zuerst also die Ueberzeugung, daß auch in wirthschaftlichen Dingen der Geist wichtiger ist als die Materie, diese von jenem stärker beeinflußt wird, als umgekehrt, jener von dieser.... Ich halte ferner unter den vielen Harmonien, deren Vorhandensein den Gipfelpunkt eines Volkslebens charakterisirt, für eine der wichtigsten und bezeichnendsten das harmonische Gleichgewicht zwischen der Centralisirung des Staates im Ganzen und der zwar beschränkten, aber innerhalb dieser Schranken noch lebendigen Autonomie seiner einzelnen Theile, namentlich der Familien, Gemeinden, Corporationen, Stände, Provinzen. Das anarchische Ueberwiegen der Theile, wie es in jedem Mittelalter gewöhnlich ist, gehört der Unreife an, während das despotische Ueberwiegen der Centralgewalt ein Hauptkennzeichen und Förderungsmittel der Ueberreife und des nationalen Sinkens bildet. Hierzu kommt der Grundsatz, daß bei jeder Persönlichkeit, Völkern wie Einzelnen, mit der wachsenden Reife auch die Freiheit der Selbstbestimmung wachsen muß. Wol giebt es Ausnahmen von dieser Regel bei der Unvollkommenheit der menschlichen, Irrthum und Sünde unterworfenen Natur. Aber wer eine solche Ausnahme für ein hoch cultivirtes Volk behauptet, dem liegt in jedem Falle die Beweislast ob..... Da endlich jede Freiheit nur dann würdig zu benutzen und lange zu behaupten ist, wenn sie auf einer entsprechenden sittlichen Selbstbeherrschung ruhet, diese Selbstbeherrschung aber, wenigstens für gewöhnliche Menschen (d. h. also namentlich für jedes Volk im Ganzen), nur auf religiöser Grundlage zu hoffen steht: so müssen gerade die freien, hochcultivirten Völker (ähnlich wie die unbeschränkten Herrscher), wenn es auf die Dauer gut gehen soll, nie vergessen, „„daß sie nur ein anvertrautes Gut verwalten und von ihrer Verwaltung dem großen Machthaber, dem einzigen Herrn und Gründer aller Gesellschaft, ernste Rechenschaft abzulegen haben."" .... Ich meinerseits bin fest überzeugt, daß alle unsere heutigen Pläne socialer Reform, so klug sie ausgedacht und so großartig sie angefaßt werden mögen, keine Hoffnung des Gelingens haben, wenn nicht eine Wiederbelebung echter Religiosität im Volke ihre Unterlage bildet."

Es ist der ganze Roscher, der aus diesem Selbstbekenntniß*) spricht, und mit des Meisters eigenen Worten kommen hier, prägnanter als es irgend ein Anderer zu sagen vermocht hätte, die beiden Hauptrichtungen seines Wesens und Wirkens zum Ausdruck: sein abgeklärter historischer Sinn, der allen menschlichen Dingen, auch den volkswirthschaftlichen, mit der vollendeten Objectivität des geschichtlichen Forschers gegenübersteht, damit aber in unverkennbarem Zusammenhang als Zweites: seine festgegründete Ueberzeugung, daß auch für unser wie überhaupt für jedes Volk nur in echter und positiver Religiosität das Heil sei.

Er selbst sagt es ja, daß gar Manchem diese seine Objectivität zu weit gehe, und in der That hat es niemals an Solchen gefehlt, die ihm seine „Weltflüchtigkeit", seine Abneigung, auf die brennenden Tagesfragen einzugehen und im Lärm der Tagespolitik sein Wort vernehmen zu lassen, zum Vorwurfe machen wollten. In klarer Erkenntniß seiner Bestimmung und Eigenart hat er es auch stets abgelehnt, sich in den deutschen Reichstag wählen zu lassen, und selbst an wissenschaftlichen Congressen, wie z. B. den Versammlungen des von ihm mit begründeten Vereins für Socialpolitik, wo er, ohne große Reden zu halten, doch nicht selten sehr bestimmt und bestimmend in die Debatten eingriff, hat er sich in den letzten Jahrzehnten nur noch selten betheiligt. Ueber eine der brennendsten Tagesfragen, die Frage „Kornhandel und Theuerungspolitik" hat er bereits im Jahre 1846 ein damals mancher Regierung

*) S. die Selbstkritik des III. Bandes seines „Systems" in Schmoller's Jahrb. N. F. Bd. VI. S. 351.

zur Richtschnur ihrer Agrarpolitik gewordenes Buch, über ein nicht minder actuelles Thema: „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung" hat er gleichfalls im Jahre 1846 — damals freilich ohne für diese Frage Interesse und Verständniß in Deutschland zu finden — geschrieben. An dem Streit unserer Tage über beide Themen hat er sich dagegen eben so wenig betheiligt, wie an der Tagespolitik überhaupt. Aber darf das im Ernst ein Vorwurf sein für den philosophirenden Historiker, für den Mann der Wissenschaft, deren erstes und letztes Ziel die Wahrheit, die rücksichtslose unentwegte Forschung nach Wahrheit sein soll? Und wenn er kein anderes als dieses Ziel kannte, glauben unsere „Praktiker" im Ernst, daß er deshalb ohne Einfluß geblieben sei auf den realen Verlauf unserer wirthschaftlichen und socialen Entwickelung? Wol die größere Hälfte der jetzt lebenden juristischen Generation hat zu seinen Füßen gesessen und nicht nur aus der unendlichen Fülle seines Wissens, sondern auch von der Methode des Meisters, seiner Art, Menschen und Dinge zu beurtheilen, ein mehr oder minder großes Theil davon getragen. Wenn die alten Parteien allmälig zerfallen, die ehemals allmächtige Phrase immer mehr an Terrain verliert, Sinn und Verständniß für das geschichtlich Gewordene zusehends wächst, und eine heranwachsende Generation mehr und mehr sich ruhiger, sachlicher Discussion und Prüfung öffentlicher Fragen zuneigt, dann ist es nicht in letzter Linie der Altmeister der historischen ökonomischen Schule gewesen, dem wir diesen im Grunde genommen doch recht „praktischen" Wandel der Dinge verdanken. Und wenn auch der Schreiber dieser Zeilen, dem das wenig beneidenswerthe Glück blüht, im journalistischen Beruf ohne die sonst übliche Ueberlegungsfrist täglich „Stellung nehmen" zu müssen zu den stündlich in unserem öffentlichen Leben neu auftauchenden „Fragen", sich in Mitten des Tagestrubels doch so gut es eben gehen will im Einklang zu halten sucht mit jenem obersten Grundsatz streng objectiver Behandlung auch der socialen und wirthschaftlichen Fragen, so will auch er mit diesem Bekenntniß an dieser Stelle zu seinem bescheidenen Theil nur den Zoll des Dankes dem allverehrten Lehrer abtragen, der solche Denkweise uns Allen einzuimpfen gewußt hat.

Aber auch in der Richtung, auf die wir oben an zweiter Stelle hinwiesen, ist Roscher vorbildlich geworden für Alle, die es ernst nehmen mit der Zukunft unseres Volks. Ohne Steigerung und Verallgemeinerung echter Religiosität im Volke ist nach seiner Ansicht jede Reform unserer socialen Verhältnisse unhaltbar. Nach hundert Jahren, sagt er in seiner Geschichte der Nationalökonomik, wird man es undenkbar finden, wie jetzt so viele übrigens wackere und gescheite Männer sich hierüber täuschen konnten, und andererseits beruhigend hebt er am Schluß des ersten Bandes seines „Systems" hervor, daß noch kein religiös und sittlich tüchtiges Volk, so lange es diese höchsten Güter bewahrte, verfallen sei, — aber freilich auch nur so lange. Ihm ist die Volkswirthschaftslehre nicht „die Lehre von der Kunst reich zu werden", sondern vielmehr die Lehre vom rechten Gebrauch der irdischen Güter. In dem Register seiner Geschichte der Nationalökonomik findet sich die Bibel häufiger angeführt als Adam Smith. Als tief begründet führt er die Worte von Leibniz an, man könne mit keiner Wissenschaft, außer der Mathematik, ernstlich reden, bevor man sich mit ihr nicht darüber verständigt habe, wie sie zu Gott stehe. Darum ist er auch aufgebracht gegen die irreligiöse Halbbildung, mit der heut zu Tage manche Gebildete den Socialismus bekämpfen zu können glauben. Aber andererseits warnt er auch die Theologen vor kecken universalhistorischen Geschichtsconstructionen, da selbst ein Paulus die Wege Gottes unerforschlich nenne, und gegenüber dem katholischen Volkswirth Perin bemerkt er, daß dessen Forderung, den Vortheil des Nächsten höher als den eigenen zu stellen, mehr verlange als der Heiland selbst, der doch nur gesagt habe, ein Jeder solle seinen Nächsten lieben gleich als sich selbst.

Nicht der Zweck dieser flüchtigen, in der Hast des Tages geschriebenen Zeilen kann es sein, die wissenschaftliche Bedeutung Roscher's zu würdigen. In des Gegenstandes würdiger Weise wird dieser Aufgabe sich nur einer jener Männer unterziehen dürfen, in deren Gemeinschaft er die deutsche Wissenschaft auch auf dem von ihm vertretenen Gebiete zur ersten der Welt erhob. Was uns zur Aufgabe verbleibt, ist nur noch ein kurzer Abriß von Roscher's Leben und Wirken.

Am 21. October 1817 zu Hannover geboren, erhielt er seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, um vom Jahre 1835 ab in Göttingen Geschichte, Philologie und Jurisprudenz, die letztere bis zu den rein praktischen Collegien, zu studiren. Kaum 21 Jahre alt promovirte er im Jahre 1838 zu Göttingen, studirte dann in Berlin, wo er namentlich Ranke und Barth hörte, und habilitirte sich 1840 an der Göttinger Universität. Dort las er im Winter 1840/41 Nationalökonomik und Finanzwissenschaft, Vorlesungen, die er seitdem 47 Jahre hindurch fortgesetzt hat. Im Jahre 1843 wurde er dort außerordentlicher, 1844 ordentlicher Professor. Ein Besuch v. Falkenstein's, der im Jahre 1847 bei ihm hospitirte, hatte im Frühjahr 1848 seine Berufung an die Universität Leipzig zur Folge, wo er seine bleibende Heimath fand und jetzt noch segensreich wirkt. Rufe nach anderen Orten, u. A. dreimal nach Wien, dreimal nach München, wo König Max sich persönlich für seine Berufung interessirte, sowie die in das Jahr 1869 fallende Berufung nach Berlin lehnte er ab, weil die Fürsorge der sächsischen Regierung und die Verhältnisse unserer Universität ihm seine hiesige Stellung lieb und werth machten. Nicht ohne Stolz auf die Stätte seines Wirkens sind denn auch die Vorreden seiner Werke datirt: Universität Leipzig, den . . .

Roscher hatte sein System als Ganzes und in den Haupttheilen schon 1843 als 26 Jähriger fertig. Sein erstes größeres Werk über Leben, Werke und Zeitalter des Thucydides erschien 1842, 1843 folgten seine ältesten volkswirthschaftlichen Arbeiten „Ueber den Luxus" und der „Grundriß zu Vorlesungen über Staatswissenschaft nach geschichtlicher Methode". 1846 erschienen die bereits erwähnten Arbeiten über „Kornhandel und Theuerungspolitik" und über „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung", letztere bekanntlich im Jahre 1885 zum dritten Male aufgelegt und mit einer s. Z. von uns besprochenen Arbeit von Robert Jannasch verbunden. Aus den Jahren 1847—1848 datirt dann der „Umriß zur Naturlehre der Staatsformen" und aus dem Jahre 1851 die „Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im 16. und 17. Jahrhundert". Von den Werken der folgenden Jahre sind außer dem noch zu erwähnenden System die „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" (3. Auflage 1878), „Die deutsche Nationalökonomik an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts" (1862), „Zur Gründungsgeschichte des Zollvereins" (1870), „Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform" (1872), Monographien in Rau's Archiv, in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, in der Deutschen Vierteljahrsschrift 2c. sowie die „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" (München 1874) zu nennen. Die letztere umfangreiche Arbeit — sie umfaßt über 1000 Seiten — war ein Werk aus der großen Sammlung, die König Max von Bayern veranlaßt hatte, um die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland zu erlangen. Mehr als tausend Namen sind in diesem Werke Roscher's behandelt, darunter keineswegs nur volkswirthschaftliche Schriftsteller, sondern auch Staatsmänner, Dichter, Denker, Beamte 2c. Unter Anderem findet sich dort eine eingehende Darlegung der volkswirthschaftlichen Anschauungen Luther's, Churfürst August des Ersten von Sachsen, dem Roscher als „dem größten deutschen Staatswirth seiner Zeit" einen größeren Abschnitt widmet, Friedrich Wilhelm's I., Friedrich des Großen, Lessing's, Goethe's 2c. Aus der neueren Zeit sind Weinlig und Reuning, mit denen Roscher

in vielfachem Verkehr stand, in ihrer Bedeutung für die Volkswirthschaftspolitik der sächsischen Regierung in jenem Werke gewürdigt worden.

Das große Werk seines Lebens aber, das allein ausreichen würde, seinen Ruf als den Altmeister historisch-ökonomischer Wissenschaft zu begründen, bleibt sein auf vier Bände angelegtes „System der Volkswirthschaft“, dessen erster Band, die Grundlagen der Nationalökonomik behandelnd, im Jahre 1854 erschien, in die meisten europäischen Sprachen, selbst ins Serbische, Rumänische rc. übersetzt wurde und bis zum Jahre 1886 achtzehn Auflagen erlebte. Fünf Jahre später, im Jahre 1859, folgte der zweite Band (Nationalökonomik des Ackerbaus), der dritte Band (Handel und Gewerbe) kam 1881, der vierte (Finanzwissenschaft) im Jahre 1886 heraus In der Vorrede zu diesem letzten Bande wird uns noch eine kürzere zweite Abtheilung desselben, die über das Armenwesen handeln soll, versprochen. Möge dem verehrten Mann auch dieser letzte Abschluß seines großen Werkes noch vergönnt sein, möge er uns in gleicher Rüstigkeit und Frische noch lange erhalten bleiben. —l.

Bücherbesprechungen.

□ Das Gebet des Herrn. Predigten über das heilige Vaterunser von Georg Jacob, Pfarrer in Neschwitz. Dresden, H. Morchel, 1887. — An Predigten über das heilige Vaterunser ist kein Mangel. Der Reiz, das Gebet aller Gebete vor der Gemeinde auszulegen und sich mit ihr in seine Fülle und Tiefe sinnend zu versenken, wird sich immer wieder erneuern und zu keiner Zeit wird die Predigtkunst das Meer von Gedanken, das in ihm liegt, erschöpfen. Die vorliegenden Predigten sind ein beachtenswerther populärer Beitrag zu der großen homiletischen Vaterunserliteratur; es sind glaubenswarme, von großer Innigkeit christlicher Empfindung getragene, in schlichtem volksthümlichen Ton gehaltene und zu Herzen gehende Predigten, die gewiß der Gemeinde, in der sie gehalten worden sind, zu vieler Erbauung gereicht haben und zur Verbreitung im christlichen Volke empfohlen werden können.

—e— Der geographische Unterricht nach den Grundsätzen der Ritter'schen Schule historisch und methodologisch beleuchtet von Dr. Hermann Oberländer, weiland Seminardirector in Pirna. Vierte vermehrte Auflage, herausgegeben von Dr. Ludw. Gäbler, Schuldirector in Roßwein. Grimma, Verlag von Gustav Gensel. 1887. — Die erste Auflage dieses werthvollen Buches erschien im Jahre 1869. Sie fand eine sehr günstige Aufnahme und hat wie die folgenden (1875 und 1879) nicht wenig dazu beigetragen, die Grundgedanken der von Ritter begründeten Schule mehr und mehr zur Geltung zu bringen. Gegenüber der herkömmlichen Lehrweise, bei dem geographischen Unterrichte eine Menge von Einzelheiten und Merkwürdigkeiten aus den verschiedenartigsten Wissenszweigen planlos aneinander zu reihen, oder auch das politisch-statistische Material in den Vordergrund der Behandlung zu stellen, betonte der Verfasser die Forderung der neueren Zeit, daß die Darlegung der Wechselbeziehung und Wechselwirkung, in welcher die geographischen Objecte zu einander stehen, und die eingehende Betrachtung des physischen Bildes der Erdlocalitäten den Kern des Unterrichtes bilden müsse. Nach dem im Jahre 1885 erfolgten Tode Dr. Oberländer's hat einer seiner Schüler, Schuldirector Dr. Gäbler, die Herausgabe der jetzt vorliegenden vierten Auflage des „geographischen Unterrichts“ in die Hand genommen. Da derselbe von dem Wunsche geleitet wurde, das Lieblingswerk seines Lehrers „möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt“ zu erhalten, glaubte er nur im dritten Abschnitte des zweiten Theiles (Erdbeben, Vulcanismus, säculare Hebungen und Senkungen) Einiges umarbeiten, im Uebrigen aber sich darauf beschränken zu sollen, die Literatur zu vervollständigen, einige kleine Versehen, sowie antiquirte Ansichten richtig zu stellen und der gegenwärtigen Schulorthographie Rechnung zu tragen. Wir stehen nicht an, das in mehrfacher Hinsicht sehr lehrreiche Werk aufs Neue angelegentlich zu empfehlen.

L.— Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. I. Theil: 1820—1832. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1887. 6 ℳ. — Dieses hochbedeutsame Buch bietet vor Allem dem Geschichtsforscher eine wahre Fundgrube der erwünschtesten Aufklärung über die wahren Ursachen, den inneren Zusammenhang und den thatsächlichen Verlauf der historischen Ereignisse in Europa während des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts. Anspruchslos in ihrer Form, aber den Stempel der reinsten Wahrheit an der Stirne tragend, führen diese Briefe und Berichte den Leser so unmittelbar hinein in die nun schon weit hinter uns liegende Zeit, daß er ihren aufgeregten Pulsschlag förmlich zu fühlen glaubt. Selbstverständlich beziehen sich die Denkwürdigkeiten des Generals v. Natzmer in erster Linie auf sein preußisches Vaterland und vor Allem auf das erhabene Königshaus der Hohenzollern, mit welchem er, als Flügeladjutant des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III., eine Reihe von Jahren hindurch in nahe Berührung gekommen war. Aber auch über die politischen und militärischen Verhältnisse der anderen Staaten Europas zeigt sich der General, Dank seiner zum Theil geradezu intimen Verbindungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten seiner Zeit, auf das Genaueste orientirt und urtheilt, bei aller Objectivität, über Dinge und Personen mit so treffender Schärfe, daß dem Leser auch selbst die letzte Spur der Unklarheit oder des Zweifels entschwinden muß. Hochinteressant für den Politiker und Militär sind die Berichte des Generals an seinen König über die Zustände in Italien, welche er aus eigener Anschauung im Hauptquartier des österreichischen Generals Grafen Frimont bei dessen Feldzuge gegen das aufständische Königreich Neapel kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erkennt er die vielfachen politischen Mißgriffe der damaligen italienischen Regierungen und sagt genau die üblen Folgen voraus, welche später wirklich eingetreten sind. Mit nicht minderer Offenheit und vollster Sachkenntniß bespricht der General auch die anderen historischen Begebenheiten seiner Zeit, den Aufstand der Griechen, die Thronbesteigung des Czaren Nicolaus, den russisch-türkischen Krieg, die Julirevolution und die Losreißung Belgiens von dem Königreiche der Niederlande. Das Beste aber von Allem, was er dem Leser zu bieten hat, sind unseres Erachtens die Charakterskizzen des Generals über die in persönlichem Verkehr mit ihm gestandenen Mitglieder des preußischen Königshauses. Mit tiefster Ehrfurcht und wahrhaft rührender Liebe spricht er von seinem Könige, und Alles, was er von diesem edlen Monarchen erzählt, beweist nur auf's Neue, wie wohl verdient derselbe in der Geschichte den Beinamen „des Gerechten“ führt. Noch näher allerdings, als der „liebe alte Herr“, stand dem General der jüngere Bruder Seiner Majestät, Prinz Wilhelm. Dieser bekannte sich offen, vor Gott und den Menschen, als dessen intimster Freund und Waffenbruder und hatte thatsächlich kein Geheimniß vor ihm. Die Briefe dieses königlichen Prinzen sind wahre Spiegelbilder seines edlen Herzens, seines wahrhaft gottesfürchtigen Gemüthes und seiner hohen Bildung. Haben für den Geschichtsforscher vielleicht alle Briefe, welche General v. Natzmer von den Mitgliedern des preußischen Königshauses empfangen hat, den nämlichen Werth, so gilt dies nicht in gleicher Weise für den Militär. Denn für den Letzteren sind unbedingt am interessantesten die Meinungsäußerungen des damals jüngeren Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen „Deutschen Kaisers“, welcher, ein geborener Soldat, sich mächtig hingezogen fühlte zu dem hochbegabten und jugendlich*) schneidigen Truppenführer und seine aufrichtige Freundschaft dem Manne schenkte, auf dessen Charakterfestigkeit, Gesinnungstreue und gediegenes Wissen er sich mit voller Zuversicht verlassen konnte. Mit Bewunderung erkennen wir in diesen Briefen des jungen Prinzen die ersten deutlichen Spuren seiner späteren Feldherrngröße. Möchten die Denkwürdigkeiten des Generals v. Natzmer so fleißig gelesen werden, als sie es in der That verdienen, und zwar nicht nur von unseren Historikern und Militärs, sondern von allen Gebildeten des deutschen Volkes. Keiner derselben, davon sind wir überzeugt, wird das schöne Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

— G. Oe. Franz Blanckmeister, Alte Geschichten aus dem Sachsenlande. II. Reihe. Barmen, Verlag von Hugo Klein (der Familien-Bibliothek fürs deutsche Volk Band 97/98). — Alte Geschichten sind's im doppelten Sinne, sie stammen aus alter Zeit und werden nicht zum ersten Male erzählt. Die Gestalten, die der Verfasser uns vorführt, wie die vier gelehrten sächsischen

*) General v. Natzmer bekleidete schon in seinem 38. Lebensjahre die Charge eines Divisionscommandeurs.

Bauern, der hochmüthige Silberherr von Annaberg, sind schon bekannt, und die Sagen und Geschichten von der doppelt theuren Hochzeit des Leipziger Dr. jur. Jonas Möstel, von dem Prinzen Lieschen, welcher oder vielmehr welche gar viele Herren und Städte des Vogtlandes und Erzgebirges genarrt hat, von der Pelzmütze der Eibenstöcker Stadtrichterin dürften Manchem nicht mehr neu sein. Aber es ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers, daß er diese alten Mären aus dem Staube der Chroniken wieder hervorgesucht und dem Volke in neuem und ansprechendem Gewande geboten hat. Gerade unseres Landes Geschichte und die Chroniken unserer Städte sind reich an Sagen und Mären, die recht wol dem Volke wieder erzählt werden können und eine bessere geistige Kost sind, als die Phantasiemachwerke, die ihm in der Regel geboten werden. Solche alte Geschichten wieder zu erzählen, dazu ist Blanckmeister der rechte Mann. Er versteht es, die längst begrabenen Gestalten lebendig zu machen, er trifft den Ton edler und einfacher Volksthümlichkeit und zeigt eine anmuthende Frische und lebenswahre Gegenständlichkeit in der Schilderung und in der Erzählung. Manchmal scheint es, als seien die Nutzanwendungen für Jedermann, welche er mit den Geschichten zu verknüpfen pflegt, etwas zu lang ausgesponnen, man merkt den Beruf des Erzählers hier und da heraus. Diese kleine Ausstellung hindert uns aber nicht, das Büchlein für ein Volksbuch im guten Sinne des Wortes zu erklären. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß der Verleger den Geschichten ein sauberes und hübsches Gewand gegeben hat. Es wirkt dies um so anmuthiger, als man bei sogenannten Volksbüchern leider fast immer schlechtes Papier und noch schlechteren Druck findet. So verdient denn das Büchlein aus mehr als einem Grunde ein freundliches Geleitswort.

γ. Grant as a soldier. By Augustus W. Alexander, of the St. Louis bar. Grant als Soldat, von August W. Alexander. — Das Buch behandelt General Grant's militärische Laufbahn von Belmont bis Appomattox. Dem Bericht über jede von Grant geleitete militärische Operation folgt eine sachgemäße, aber wenig wohlwollende Kritik über Grant's Maßnahmen und Verhalten. Der Autor, welcher, wenn wir recht unterrichtet sind, lange Adjutant des General Sherman war und später der Cadettenschule in West Point vorstand, zerstört in seinem Buch ein Ideal des nordamerikanischen Volkes, die Heldengestalt des Generals Grant. Diesseits des Oceans ist dem General Grant von fachmännischer Seite wol noch nie das Prädicat eines hervorragenden Führers zugelegt worden, anders in Nordamerika, wo man in und nach dem Secessionskrieg das patriotische Verlangen fühlte, einen großen, des Vertrauens der Nation würdigen General zu besitzen. Den Glauben daran sucht der Autor von Grant as a soldier durch die Wucht seiner Kritik zu zerstören. Was er damit erreicht, lassen die Beurtheilungen der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen über das vorliegende Buch ungefähr errathen. Wir geben einige solcher „Besprechungen" wieder, da es dem deutschen Leser nicht uninteressant sein dürfte, zu erfahren, mit welcher rührenden Offenheit Recensenten in Amerika ihre Meinung sagen: „Dieses Buch wird nie populär werden und soll es auch nicht werden. Der Verfasser scheint nicht den geringsten Respect vor der öffentlichen Meinung zu haben, und die öffentliche Meinung wird im Stande sein, das zu vergelten. Er ist jedenfalls Herr des Stoffes, aber er weiß es und behandelt deshalb vielleicht die Ideale des Volkes beinahe verächtlich." — „Wenige Werke, bestimmt, ein volksthümliches Ideal zu zerstören, sind so leicht verständlich geschrieben." — „Das Buch ist ein Schlachthaus militärischer Größen." — „Wenn Jemand das Buch kauft, mag er bedenken, daß er nicht der einzige Esel in der Welt ist, sondern daß es auch Esel giebt, die Bücher schreiben." — „An Kraft der Gedanken, Reinheit des Stils, Umfang des Wissens und absoluter Furchtlosigkeit der Aeußerung ist es in der Kriegsliteratur noch nicht übertroffen." — „Ein ungewöhnlich gemeines und grobes Buch." — „Selbst diejenigen, welche den volksthümlichen Glauben an General Grant's militärisches Genie theilen, werden die kaustischen Kritiken mit Interesse und Bewunderung für deren Feinheit lesen." — Erwähnen wir noch kurz die hauptsächlichsten Data aus Grant's Laufbahn. Der Beginn war wenig glücklich. Mit 20000 Mann auf dem Mississippi gegen den Conföderirtengeneral Polk, der bei Belmont mit schwachen Kräften stand, entsendet, wurde er empfindlich von der Minderzahl geschlagen und erreichte mit Mühe die Schiffe. Bei dem Vorgehen der nördlichen Truppen gegen die befestigte Stellung der Conföderirten bei Fort Donelson entfernte sich Grant von der Armee an dem Tage, wo der Kampf unausbleiblich war, nachdem man bereits zwei Tage gegenübergestanden, anscheinend, weil ihn wichtige Nachrichten abriefen. Sein Rivale, General Clernand, ein früherer Advocat, übernahm inzwischen das Commando und siegte; Grant als Oberbefehlshaber erntete später den Ruhm dafür. Später des Oberbefehls wegen Verdachts der Trunkenheit und Entfernens von der Armee für kurze Zeit entsetzt, entging Grant bei Corinth einer entscheidenden Niederlage nur durch das Eintreffen von Unterstützungen, welche ihm die beinahe dreifache Ueberlegenheit über die Conföderirten und den Sieg über dieselben nach zweitägigem Kampfe verschafften. Am meisten zum Vorwurf gereicht dem General Grant sein Vorgehen zur Eroberung von Vicksburg. Nach dem Siege bei Corinth wäre es leicht gewesen, das schwachbesetzte Vicksburg zu nehmen; schließlich, als sich Grant drei Wochen nach der Schlacht zum Angriff entschied, war es hinreichend stark befestigt und besetzt, um sechs großartig angelegte Expeditionen der Unionsarmee zu vereiteln. Soviel nur, um zu zeigen, daß die Thatsachen dem Autor in seinem Urtheil Recht geben. Wer einmal ein echt amerikanisch geschriebenes Buch lesen will, dem können wir in der That das Buch von Alexander empfehlen. Es kostet 1 Shilling 50 d. (Doll. 1,50) beim Autor in St. Louis direct — echt amerikanische Art des Vertriebs — oder durch den Buchhandel.

J. R. Erinnerungen an Dr. Josef Victor v. Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. Zweite verbesserte Auflage. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin. 2 ℳ. — Diese neue Auflage des von uns schon anläßlich der ersten angezeigten Büchleins ist hier um verschiedene Mittheilungen vermehrt, die zwar, wie die des ganzen Werkchens, weniger mit der Scheffel'schen Dichtung als mit dem Leben des Dichters und seinem Charakter in Verbindung stehen, aber für den künftigen Biographen und wol auch für den Leser einiges Interesse besitzen.

— Französische Handels-Correspondenz. Von G. Förster und Emile Labaite. 5. bis 8. Tausend. Leipzig, Reinboth. — Das Buch ist nicht für den Schulgebrauch bestimmt, wie die Stilisirung der deutschen Uebungsbeispiele beweist, aber es ist für Alle, welche im praktischen Leben stehend mit der französischen Handels-Correspondenz zu thun haben, als recht brauchbar zu empfehlen. Der Stoff ist mannigfaltig und unmittelbar aus dem Geschäftsleben genommen, und es ist ein ganz richtiges Verfahren, daß abwechselnd ein französischer Brief zur Anschauung und gleich nachher ein deutscher zum Uebersetzen gegeben wird. Ein solches Hilfsbuch ist um deswillen ein Bedürfniß, weil die Franzosen nur in ihrer Muttersprache zu schreiben pflegen, während man bei den Deutschen die Correspondenzführung in fremder Sprache gewohnt ist. Daß übrigens die französischen Musterbriefsteller, an denen es bekanntlich nicht fehlt, fortwährend Absatz finden, dürfte wohl ein Beweis sein, daß diejenigen zu schwarz sehen, welche infolge der politischen Ereignisse die geschäftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich als abnehmend bezeichnen. Dr. Wittstock.

J. R. Der Kampf ums Recht. Drama in 4 Acten von Heinrich d'Altona. Annaberg, Rudolph & Dieterici. 1 ℳ. — Ein ziemlich rohes und plumpes Tendenzstück! Und zwar handelt es sich in demselben nicht um eine Tendenz immerhin höherer Art, wie sie etwa in den Phrasen vormärzlicher Dramen zum Ausdruck kam, sondern um eine ungleich prosaischere, poetisch noch viel weniger zu verwerthende, um die jetzt in Fluß gekommene Bewegung, welche auf eine Entschädigung unschuldig Verurtheilter hindrängt. Es ist traurig genug, es immer noch betonen zu müssen, daß solche Themen, die in der Presse und auf den Parlamentstribünen ja zu erörtern sein mögen, den Absichten der Kunst zuwiderlaufen und daß es bei diesem Grundsatze keine Ausnahmen von der Regel giebt, wie der Verfasser in der Vorrede eine solche Ausnahme für sich in Anspruch zu nehmen naiv genug ist, keine! Die Ausführung zeigt eine gewisse theatralische Geschicklichkeit, aber sie ist, abgesehen von ihrer allzu großen Knappheit, die der Wirkung auf der Bühne nicht günstig ist, grobkörnig, ohne psychologische Feinheit, ohne tiefere Motivirung (warum erscheint denn zuletzt der Bankdirector, an dessen Auftreten sich ja die Katastrophe knüpft, im Gerichtssaale?), so daß auch die Aufnahme im Theater eine zweifelhafte sein dürfte. Vielleicht auch, daß gerade die aufdringliche Art, mit welcher der Verfasser im Publicum Propaganda für seinen Zweck zu machen sucht, dem Werk verhängnißvoll wird, den Zuschauer unangenehm berührt und ihn zum Widerspruch reizt. Wir würden von dem Stücke übrigens keine Notiz genommen haben, wenn nicht, wie der Begleitbrief der Verlagshandlung ausweist, von gewisser Seite der Versuch gemacht würde, diesem „Kampf ums Recht" einige Bedeutung beizulegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 84. Sonnabend, den 22. October. 1887.

Das erste deutsche Colleg zu Leipzig am 24. October 1687.

Zur Erinnerung an Christian Thomasius.

Ein Universitätsjubiläum von allgemeinem Interesse für ganz Deutschland, von besonderem für die Leipziger Hochschule steht am 24. October d. Js. bevor. An diesem Tage sind gerade 200 Jahre verflossen, daß Christian Thomasius (geb. 1. Januar 1655, gest. 23. September 1728), ein Sohn des berühmten Leipziger Professors Jakob Thomasius, die erste öffentliche Vorlesung in deutscher Sprache begann. Einschneidend und folgenschwer für die Zukunft war diese Neuerung, in deutscher Sprache zu lesen und zu schreiben, welche Thomasius so keck war, einzuführen, und es bleibt ein geschichtlich denkwürdiger Tag, an welchem jenes erste deutsche Programm über des Spaniers Grazian Grundregeln an das schwarze Brett der Leipziger Universität angeschlagen wurde. Damit war fürs Erste der Bann des lateinischen Formalismus gebrochen, ein für die deutsche Wissenschaft und Cultur entscheidender Schritt.

Von competenter Seite ist nachgewiesen worden, daß Thomasius das erste deutsche Colleg am 24. October 1687 las. In dem Einladungsprogramm sagt er, daß er das Buch des Grazian „zwischen hier und Ostern" zu erklären gedenke, und daß er „Montag nach der Zahlwoche Vormittag 9 Uhr den Anfang zu machen vorhabens" sei. Die Michaelismesse 1687 begann am 16. October. Nun dauerte die Messe gesetzlich zwar nur eine Woche, thatsächlich aber drei Wochen, d. h. sie begann bereits am 9. October mit der sogenannten Vorwoche, dann folgte, feierlich eingeläutet, am 16. October die eigentliche Meßwoche und darauf die sogenannte Zahlwoche. Montag nach der Zahlwoche war also der 24. October.

Thomasius trat in dem Einladungsprogramm mit Leib und Seele für das gute Recht der deutschen Sprache ein. Der betreffende Passus, welcher in gewisser Beziehung auch noch auf heutige Verhältnisse Anwendung finden kann, lautet wie folgt:

„So ist auch offenbahr, daß wir in Teutschland unsere Sprache bey weitem nicht so hoch halten als die Frantzosen die ihrige. Denn an statt, daß wir uns befleißigen solten, die guten Wissenschaften in teutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus, und bemühen uns, die lateinischen oder griechischen Terminos technicos mit dunckeln und lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sey nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs höchste kommt zu nichts mehr als Histörgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder derer höheren Facultaeten Lehren und Grund-Regeln in selbiger vorzustellen. Denn wie viel sind unter uns, die da meynen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stück eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehrt seyn."

Christian Thomasius war der Anfänger der deutschen Aufklärung. Energie, Schlagfertigkeit, Gewandtheit, Witz und Rührigkeit, verbunden mit der Gabe, plan und verständlich zu reden, befähigten ihn, seine Aufgabe siegreich durchzuführen. Durch den verwegenen Bruch mit der altehrwürdigen Tradition schlug Thomasius die erste Brücke zwischen Wissenschaft und Leben; der verrottete lateinische Schlendrian war beseitigt und damit für eine frischere und volksthümlichere Behandlung der Wissenschaften der Weg geebnet. Wenn auch die Geringschätzung der classischen Sprachen, welche Christian Thomasius geflissentlich zur Schau trug, nicht unwesentlich darin seinen Grund hatte, daß seiner durch und durch realistischen Natur der Geist des Alterthums fremd und verschlossen geblieben war, und daß ihm sogar die Sprache selbst Schwierigkeiten bereitete, so verdient Thomasius doch die höchste Anerkennung für sein Streben, das literarische Ansehen des Vaterlandes dadurch zu heben, daß der deutschen Sprache die sorgsamste Pflege zu Theil werde. Was ihm auch die Geschichte der Wissenschaft von seinem Ruhme absprechen mag, die Culturgeschichte muß ihm diesen Verlust in um so höherem Maße zusprechen.

An diesem Platze mag der Umstand Erwähnung finden, daß Thomasius in seinem ersten Universitätsprogramm (1687) behauptete, ein Prinz könne ohne Latein zu einem vollkommenen Regenten, ja zu einem Philosophen auf dem Throne erzogen werden. Man glaubt zu der Annahme berechtigt zu sein, daß diese Abhandlung den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seiner Ansicht von der Nutzlosigkeit des Lateins mitbestimmt habe.

Frisch und keck, kampfesmuthig und voll unbeirrbarer Siegeszuversicht verfolgte Thomasius sein Ziel. Alles, was er schrieb, strömte einen kräftigen Hauch aus; seine herzhafte Kritik zerzauste die altehrwürdigen Traditionen und fegte den lateinischen Schlendrian von den Kathedern. Sein Vorgang fand rasch Nachfolge und schon 1717 konnte Thomasius in den „Summarischen Nachrichten" rühmen, „durch Gottes Gnade sei der nützliche Gebrauch der deutschen Sprache so weit durchgedrungen, daß man nicht allein in Halle (dem nachherigen Wirkungskreis des Thomasius), sondern auch auf anderen protestirenden Universitäten angefangen, publice und privatim in deutscher Sprache zu lesen".

Sollte das literarische Ansehen des Vaterlandes gerettet werden, so galt es eben zunächst die sorgsamste Pflege der deutschen Sprache. Zu diesem Zwecke munterte er sogar dazu auf:

„Die deutsche Sprache durch dienliche Uebersetzungen in Aufnahme zu bringen, wozu die Buchführer nicht wenig contribuiren könnten, wenn sie in Verlegung solcher Bücher sich nach rechtschaffenen Leuten, die sich zum Uebersetzen schickten, umbthäten, und nicht den nächsten, den liebsten, der es am wohlfeilsten zu thun sich offerirete, darzu erlieseten, weil doch dieses fast eine unbetrügliche Regel ist, daß wer sich seine Arbeit so gar schlecht bezahlen läßt, gemeiniglich ein Hümpler sey, der nicht viel verstehe." (Monatsgespräche. Anderer Theil. Halle 1688.)

Wenn Thomasius in seinen ästhetischen Urtheilen den Schwächen seiner Zeit unterlag, so ist doch seine Theilnahme für die deutsche Literatur hoch anzuerkennen. Ohne auf die vielen Verdienste, welche er sich um die Aufklärung des deutschen Volkes erworben, des Näheren einzugehen, sei noch die im Jahre 1688 erfolgte

Gründung der ersten literarischen Zeitschrift in deutscher Sprache, der Monatsgespräche, erwähnt. Hierin besonders tritt er überall als der echte und rechte Aufklärer, als Vertheidiger der lange unterdrückten Rechte des gesunden Menschenverstandes auf und predigt ohn' Unterlaß den allgemeinen Nutzen der Wissenschaft. Thomasius ist der echte Anfänger des achtzehnten Jahrhunderts, der Begründer des neuen Zeitgeistes.

Heliander.

Melchior Grimm.

Der Antheil, welchen verschiedene der in Paris lebenden Ausländer an der geistigen Bewegung der französischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert genommen haben, ist eine ebenso auffällige, als beachtenswerthe Erscheinung. Man braucht dafür nur an den Schweizer J. J. Rousseau, den Neapolitaner Galiani, den Pfälzer Baron v. Holbach und an Melchior Grimm zu erinnern. Wenn Letzterer auch nicht entfernt die literarische Bedeutung Rousseau's oder Holbach's gewonnen hat, so darf dagegen der persönliche Einfluß, welchen er ausübte, nicht unterschätzt werden. Besonders aber ist die Vermittlerrolle, die er zwischen dem französischen Geiste und dem der übrigen Völker Europas gespielt, zu beachten.

So viel nun aber auch aus dem Leben des denkwürdigen Mannes schon allgemeiner bekannt geworden ist, so haben doch erst die in letzter Zeit aus dem Dunkel der Archive hervorgetretenen Mittheilungen volles Licht darüber verbreitet und eine seiner Bedeutung und der Wahrheit allseitig entsprechende Darstellung desselben möglich, zugleich aber auch zu einem Bedürfniß gemacht. Ich führe von diesen Mittheilungen nur die erst kürzlich veröffentlichten Briefwechsel Grimm's mit Katharina II., mit der Herzogin Louise Dorothea von Sachsen-Gotha, mit der großen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, sowie mit Madame Necker an, denen ich dann noch die Erhebungen der Herren Lucien Perey und Gaston Maugras über das Leben Madame d'Epinay's, in welchem Grimm eine so große Rolle gespielt, und die erste vollständige, gegen die früheren fast auf das Doppelte vermehrte Ausgabe der Grimm'schen „Correspondance littéraire" von M. Tourneur anfüge, um die Fülle des zu berücksichtigenden neuen Materials erkennen zu lassen. In einem kürzlich erschienenen Werk: Melchior Grimm, l'homme de lettres — le factotum — le diplomate*) hat Hr. Edmond Scherer sich der hier vorliegenden Aufgabe mit ebenso viel Geist und Urtheil, als Gründlichkeit und lichtvoller Klarheit unterzogen. Hr. Scherer stellt seinen Gegenstand mit nicht minderem Antheil, mit nicht minderer Unparteilichkeit dar, als es von einem Deutschen irgend geschehen sein könnte. Er nimmt sogar gelegentlich den Deutschen gegen einen Deutschen in Schutz, der in Grimm irriger Weise einen politischen Spion zu erkennen geglaubt. Nur ein einziges Mal, doch nur in einer Anmerkung, bricht eine gewisse nationale Voreingenommenheit bei ihm durch, insofern er bei ein paar ganz nebensächlichen Irrungen Danzel's Gelegenheit nimmt, vor der deutschen Gelehrsamkeit zu warnen, bei der sich unter dem Eifer der Untersuchung und unter dem Aufwand der Begründung bisweilen viel Flüchtigkeit verbärge. Besondere Anerkennung verdient, daß Hr. Scherer es Grimm gewissermaßen zum Lobe anrechnet, bei aller Vorliebe für französisches Wesen und französische Bildung im Herzen doch ein Deutscher geblieben zu sein. Noch bevor Lessing und Wieland sich angekündigt und da Goethe nur eben erst das Licht der Welt erblickt, habe Grimm den Franzosen in einem merkwürdigen Vorgefühle erklärt, daß die Deutschen zwar weder Geschmack und Anmuth, wol aber Genie hätten, „das Genie, das Alles erreicht und durch Nichts ersetzt werden kann". „Seit etwa drei Jahren — habe er dann noch hinzugefügt — gleicht Deutschland einem Vogelhause, dessen kleine Bewohner nur auf die Jahreszeit warten, um ihren Gesang zu erheben. Vielleicht ist diese für die Musen meines Vaterlandes ruhmreiche Zeit nicht mehr fern" („Mercure"), wogegen er den Franzosen mit kritischem Geist gegenübergestanden, die in seinen Augen, wie er einmal bemerkt habe, keinen anderen Vorzug vor den übrigen Nationen hätten, als „die Fröhlichkeit des Charakters und eine Lebhaftigkeit, welche an Ausgelassenheit streife, die aber, eine mächtige Triebfeder im Unglück, sie oft dem Abgrund wieder entreiße, in welchen sie dieselben erst selber hineingestürzt". Was bei ihnen vorherrsche, sei die Einbildung, die Eitelkeit, das kindische Wesen: „O ihr Athener — rufe ihnen daher dieser nach Attika verschlagene Barbare zu — ihr seid wie die Kinder." Bei vieler Anerkennung lasse er in seiner „Correspondance littéraire" eigentlich keine französische Kunst gelten, weder die Musik, noch die Malerei, weder die Reime, noch die Gartenkunst. Auch Goethe'n erschien nichts so auffällig darin, als der das Lob so sehr überwiegende Tadel.

*) Paris, Calman Lévy. 1887.

Friedrich Melchior Grimm wurde am 26. Sept. 1723 in Regensburg geboren, wo sein Vater als evangelischer Prediger wirkte. Wenn die Verhältnisse des letzteren auch so behagliche waren, um seinen Kindern eine gute Erziehung geben zu können, so besaß er doch kein Vermögen. Nachdem Melchior das Regensburger Gymnasium durchlaufen hatte, bezog er, wahrscheinlich 1743, die Leipziger Universität, wo er die Rechte studirt zu haben scheint und wo neben Mascow besonders Gottsched und Ernesti Einfluß auf ihn gewannen. Schon früh traten an ihm zwei Charakterzüge hervor, welche sein ganzes späteres Leben bestimmten, der Trieb sich Persönlichkeiten von geistiger Bedeutung anzuschließen, sowie der andere, die Gunst der Großen zu suchen. War dieses letztere bis dahin für den Unbemittelten doch fast der einzige Weg zu Aemtern und Ansehen in der Gesellschaft gewesen. Selbst noch ein Mann von so bedeutendem Ruf wie Voltaire verschmähte es aber nicht, um die Gunst einer Pompadour mit niedrigen Schmeicheleien zu werben. So sieht man denn auch den nur 18jährigen Gymnasiasten Grimm einerseits schon den Anschluß an einen der berühmtesten damaligen Gelehrten Deutschlands, an Gottsched, suchen und dabei nicht geringe Proben in der ihm gleichsam angeborenen Kunst der Schmeichelei ablegen. Auch war der Versuch vom besten Erfolge gekrönt, da Gottsched, und zwar von seinem Standpunkt keineswegs mit Unrecht, sich sofort bereit erklärte, das ihm nur kurze Zeit später von Grimm zur Beurtheilung vorgelegte Trauerspiel „Banise" nach einigen von ihm vorgeschlagenen Veränderungen in dem 1743 erschienenen vierten Theile seiner „Deutschen Schaubühne" aufzunehmen. Und kaum, daß Grimm seine, wie es scheint, abgekürzten Studien in Leipzig 1745 beendet hatte, als er auch schon andererseits wieder in den Dienst des Barons, späteren Grafen v. Schoenberg als Hofmeister seines jüngsten Sohnes trat, ihn selbst aber zunächst (wahrscheinlich als Secretär) zur Kaiserkrönung nach Frankfurt a. M. begleitete. Man dürfte vielleicht einwenden, daß Grimm hierzu nur durch zufällige äußere Verhältnisse und Umstände bestimmt worden sei, da Baron Schoenberg ein Freund der Grimm'schen Familie und dessen Sohn Gottlob Grimm's ältester und vertrautester Schulfreund war, der ältere Bruder des letzteren aber dieselbe Stellung bei Gottlob bekleidet hatte, die er jetzt bei dem jüngeren Schoenberg einnehmen sollte. Allein Grimm's ganzes späteres Leben beweist, daß auch schon dieser Schritt ein wohl überlegter war. „Grimm — sagt Hr. Scherer — war zum Höfling geboren." Als Galiani von einem Choleraanfall hörte, den Grimm glücklich überstanden hatte, legte er ihn scherzhaft dem Uebermaße der Höflichkeit seines Freundes zur Last. „Die cholera morbus — schrieb er ihm von Neapel — ist eine Folge der Leiden, die Sie Ihrem Unterleib durch zu viele und tiefe Verbeugungen zugezogen haben. Helfen Sie diesem Uebelstande ab und kommen Sie nach Neapel, hier die Unhöflichkeit zu erlernen." Selbst Katharina II. spottet einmal: „Ich wußte es ja schon lange, daß Sie sich nicht glücklicher fühlen, als wenn Sie bei, neben, zunächst, vor oder hinter einer deutschen Fürstlichkeit sind und Gott weiß, wo Sie diese immer auszugraben wissen oder wo Ihnen davon immer wieder ein so fruchtbarer Regen herkommt." Doch war es nicht nur Lebensklugheit, was ihn die Gunst der Großen zu suchen trieb, sondern auch innerste Neigung; so wie das, was ihm dieselbe so rasch gewinnen ließ, nicht nur seine Geschäftsgewandtheit, sondern auch das Vertrauen zu seiner Zuverlässigkeit, Treue und Uneigennützigkeit war.

Grimm begleitete seinen Zögling 1749 noch nach Paris, womit sein Amt bei diesem seinen Abschluß erreichte. Durch dessen Bruder, seinen Herzensfreund Gottlob, welcher einige Monate früher in französische Kriegsdienste getreten war, erhielt er eine Anstellung bei dem ebenfalls in französischen Diensten stehenden, reichen und leichtlebigen jungen Grafen v. Friesen, nachdem er zuvor vorübergehend bei dem auf Besuch in Paris weilenden Erbprinzen von Sachsen-Gotha als Vorleser angestellt gewesen war. Hier war er in ein vertrauliches Verhältniß zu dem Caplane des Prinzen, dem späteren Gothaischen Consistorialpräsidenten Klüpfel, getreten, der

ein ebenso begeisterter Freund J. J. Rousseau's war, als letzterer dies wieder von Grimm wurde. Rousseau machte ihn dann mit Diderot und Raynal bekannt und führte ihn bei Holbach, Mad. d'Epinay und Mad. Chenonceaux ein, wodurch er sehr bald mit den vorzüglichsten Geistern der französischen Hauptstadt bekannt und vertraut wurde, deren Zahl er vermehrte. Besonders eng wurde das Verhältniß zu Diderot, das bis zum Tode des letzteren keine Abschwächung erfuhr. Ueberhaupt war wol Rousseau der Einzige, der sich, wie mit all seinen Freunden, auch mit ihm überwarf.

Wer freilich Grimm's „Banise" gelesen hat, wird billig erstaunen, den Dichter derselben nur wenige Jahre später unter den gefeiertsten Größen der tonangebenden Gesellschaft des damaligen Europas zu sehen. Allein zunächst wird man das Alter, in dem sie geschrieben worden, wohl zu bedenken haben, sowie die Thatsache, daß Grimm sehr bald darüber, vielleicht sogar über die einst bewunderten Meisterwerke Gottsched's viel geringschätziger dachte, wenn er auch, der Treue und Beständigkeit seiner Natur gemäß, das freundschaftliche Verhältniß zu diesem unverrückt aufrecht erhielt, zumal er mit ihm auch noch fernerhin in einer seiner wichtigsten Bestrebungen ganz übereinstimmte, in dem Bestreben nämlich, die deutsche Sprache und Literatur durch das Studium und Beispiel der hochentwickelten französischen Sprache und Literatur in ihrer zurückgebliebenen Entwickelung zu fördern. Er war überhaupt der Meinung, daß eine Wechselwirkung der Geistescultur der verschiedenen Nationen einer jeden nur ersprießlich werden könne, wie er sich in Bezug auf die deutsche und französische auch nach beiden Seiten hin dafür thätig erwies. Schon 1747 beabsichtigte er in Deutschland eine Ausgabe von Voltaire's „Mémoire sur la satire" mit einer Einleitung in französischer Sprache erscheinen zu lassen. Der im Jahrgang 1750 der „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" enthaltene Aufsatz über die neuen Erscheinungen des französischen Theaters ist wahrscheinlich von ihm. Gleichzeitig eröffnete er im Pariser „Mercure" seine Briefe über deutsche Literatur. Auch war er wahrscheinlich der geistige Urheber des ganz nur diesem Zwecke gewidmeten „Journal étranger", wenn er auch sehr bald von der Redaction desselben zurücktrat, angeblich, weil ihn seine in ähnlicher Absicht unternommene „Correspondance littéraire" (seine bedeutendste und umfassendste Leistung in dieser Richtung) zu sehr in Anspruch nahm.

Ein zweiter Erklärungsgrund der überraschenden Verwandlung, die sich an dem Verfasser der „Banise" in Paris zu vollziehen schien, lag aber darin, daß es um Vieles leichter war, Gedanken, Ideen und Dinge in einer hochentwickelten Sprache, die dafür die vollendetsten Muster darbot, anmuthig und geistvoll zum Ausdruck zu bringen, als in einer Sprache, die noch roh und ungelenk ihrer Ausbildung harrte. Grimm ist nicht das einzige Beispiel dafür. Vielmehr zeigt sich etwas Aehnliches fast bei Allen, die damals auf höhere gesellschaftliche oder auf höfische Bildung Anspruch erhoben. Sie vermochten sich fast Alle mit Geist, Geschmack und Gewandtheit in der französischen Sprache auszudrücken, während sie sich in der deutschen nur ganz unbeholfen bewegten. Daher auch die Vorliebe für erstere, worin Friedrich der Große allen Andern voranging. Doch sollte ihm gerade von diesem größten Verächter deutscher Sprache und Literatur, um dessen Gunst er lange vergeblich gebuhlt hatte, die Genugthuung werden, bei der ersten persönlichen Begegnung mit den Anfangsworten der „Banise":

> Hier hast du meine Hand; ich will Banise retten,
> So viel mir möglich ist: doch besser wär's, wir hätten
> Vorlängst daran gedacht —

begrüßt zu werden; wobei freilich ein leiser Spott mit eingeflossen sein könnte, da der große König auch später gern die Gelegenheit wahrnahm, sich über die Schwächen Grimm's, den er zwar schätzte, aber doch gelegentlich als Herrn de la Grimmalière verspottete, lustig zu machen. Daß unsere Sprache unter dem Einfluß der französischen wirklich an Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und Geschmack des Ausdrucks gewann, bedarf keiner weiteren Ausführung. Der Hinweis auf Wieland genügt.

Grimm begegnete sich mit Rousseau in der leidenschaftlichen Liebe zur Musik. Auch war sie das Gebiet, auf welchem er durch seinen Brief über die Oper „Omphale" den Grund zu dem Ansehen legte, das er fortan in weiten Kreisen genoß, und das Zeichen zu dem Kampfe gab, der zwischen den Anhängern der französischen und denen der italienischen Oper entbrannte. Noch größeres Aufsehen erregte Grimm aber mit seiner etwas später gegen die französische Oper und Musik gerichteten Satire: Le petit prophète de Böhmisch-Brod, deren glückliche Einkleidung und deren salbungsvoller biblischer Ton hierzu wesentlich beitrug. Grimm war auf diesem Gebiete der Vorläufer Rousseau's, stand aber dabei wol unter dem Einfluß von dessen Gedanken und Ideen. Auffällig wenigstens ist, daß er, ganz so wie dieser, Rameau anfangs geschont wissen wollte, ihn plötzlich aber um so heftiger angriff. Noch Ende 1751 hatte er Gottsched gebeten, mit Rameau glimpflicher umzugehen, den er zu seinen Bekannten zähle und der von allen Kennern als einer der größten Musiker aller Zeiten betrachtet werde.

So wichtig nun auch der von Grimm mit Rousseau gegen die alte französische Oper geführte Kampf und die Parteinahme für die von dem Neapolitaner Duni begründete neue für die Entwickelung der ganzen modernen Oper gewesen sein mag, so glaube ich doch, daß diese Verdienste noch von denjenigen überwogen werden, die sich Grimm um die Förderung des Genies des jungen Mozart erwarb. „Dieser Mr. Grimm — schreibt Mozart's Vater am 1. April 1764 — mein großer Freund, von dem ich hier Alles habe, ist Secretär des Herzogs von Orleans, ein gelehrter Mann und ein großer Menschenfreund. Alle meine übrigen Briefe waren nichts. Ja wohl der französische Botschafter in Wien! Ja wohl der kaiserliche Gesandte in Paris und alle Empfehlungsschreiben vom Minister zu Brüssel, Grafen Cobenzl! Ja wohl Prinz Conti, Herzogin von Aiguillon und die Anderen, deren ich eine Litaney herietzen könnte! Der einzige Mr. Grimm, an den ich von einer Kaufmannsfrau in Frankfurt einen Brief hatte, hat Alles gethan. Er hat die Sache nach Hofe gebracht. Er allein hat mir 80 Ld'or bezahlt, also 320 Billets abgesetzt. . . . Sehen Sie, was ein Mensch kann, der Vernunft und ein Herz hat!" Es ist sehr zu bedauern, daß dieses so schön eingeleitete Verhältniß bei dem dritten Pariser Aufenthalt Mozart's, 1778, wie es scheint ohne Verschulden Grimm's, mit einem Mißklange schloß.

Im Jahre 1755, kurz vor dem Tode des Grafen v. Friesen, war Grimm in den Dienst des Herzogs von Orleans getreten. Es war eine Art Ehrenposten, der ihm 2000 Livres jährlich eintrug und ihm Zeit zu seiner „Correspondance littéraire" ließ, die er im Mai 1753 eröffnet hatte. Er scheint hierzu vom Abbé Raynal aufgemuntert worden zu sein. Ein Concurrenzunternehmen war es jedenfalls nicht, da Raynal ihm 1755 noch seine „Nouvelles littéraires", ein ähnliches Unternehmen, überließ. Grimm's „Correspondance" war nur für fürstliche Personen bestimmt, die ihm jährlich zwischen 400 und 1500 Livres zahlten. Der erste Abonnent ist unbekannt. 1754 gewann er die Herzogin von Sachsen-Gotha und die Landgräfin von Hessen dafür. Die Königin von Schweden, König Stanislaus August von Polen, der Großherzog von Toscana, die Markgräfin von Anspach, Katharina II. schlossen sich an. Grimm lud sich damit eine ungeheure Arbeitslast auf, die ihm den Namen des Chaise de paille eintrug und den Grund zu seinem späteren Augenleiden legte. Der Mangel an Zeitungen und die strenge Censur, der diese unterworfen waren, gaben diesen vertraulichen Correspondenzen Werth und Bedeutung. Die Grimm'sche nimmt einen bedeutenden Rang unter denselben ein. Sie ist, wie Herr Scherer, der werthvolle Aufschlüsse über verschiedene andere, insbesondere die Metra'sche giebt, sagt, eine Fundgrube für das Studium der damaligen französischen dramatischen Kunst. Er nennt Grimm einen Vorläufer der heutigen Kritik, derjenigen nämlich, welche sich nicht mit der Anzeige und Darlegung eines Werkes begnügt, sondern es auch beurtheilt, das Urtheil begründet und Grundsätze dafür aufstellt. Wenn er aber bei Grimm auch die Gründlichkeit und den Scharfsinn anerkennt, so vermißt er dagegen bei ihm oft Geschmack und klagt über die Neigung zur Declamation, zu der ihm ein Hang zum Rührenden und der Eifer bei vorgefaßten Meinungen verleite. Es fehle der „Correspondance" daher keineswegs an einseitigen, schiefen Urtheilen. Die Nachwelt habe über Vieles ganz anders gerichtet, als er. Auch hat ihn schon Diderot eines Tages in seiner offenen launigen Weise, es handelte sich um die Besprechung einer Uebersetzung der „Nächte" von Young durch Le Tourneur, darüber zur Rede gesetzt: „Vergessen Sie doch nicht, daß der Ruf derjenige Theil des Honorars eines Autors ist, den er am höchsten schätzt. Und doch berauben Sie dessen Hrn. Le Tourneur — Sie, den man den gerechtesten der Richter nennt! Ah, Monsieur Grimm, Monsieur Grimm! Ihr Gewissen hat sich da sehr beschwert. Wenn Sie heute Abend beim Nachhausegehen aus der Comédie Italienne, wo Sie sich von Mad. de Forbach hinreißen ließen, etwas in sich selbst blicken wollten, und die Töne Gretry's in Ihrem Ohre nicht mehr die Stimme Ihres Gewissens übertönen, so würden Sie fühlen, daß Sie ein verteufelt mißliches Handwerk für eine zaghafte Seele treiben!" Grimm fühlte das Treffende dieses Vorwurfs und hatte die Ehrlichkeit, den ihn enthaltenden Brief in seine „Correspondance" aufzunehmen, mit

der Bemerkung, ihn in Erz graben und in seinem Arbeitszimmer aufhängen lassen zu wollen, um immer an die Hinfälligkeit seines Gewerbes erinnert zu werden. Grimm ist übrigens nicht der alleinige Verfasser der „Correspondance“. Die Berichte über Malerei sind von Diderot's Hand. Dieser, Madame d'Epinay, Damilaville und später Meister ersetzten ihn bei seinen häufigen Reisen. Von 1774 an überließ er dieses Geschäft sogar völlig an Meister.

Grimm hatte mit seiner „Correspondance“ sehr glücklich gerechnet. Sie trug ihm nicht weniger als das Vertrauen zweier geistvoller deutschen Fürstinnen und das noch ungleich schwererwiegende Katharina's II. ein. Seinem Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, eröffnete sich hierdurch ein fruchtbares Feld. Sein erster Versuch darin war zwar kein glücklicher gewesen. Seine Geschäftsgewandtheit, sowie der ungewöhnliche Einfluß, dessen er sich in Paris erfreute, hatten schon 1759 die Stadt Frankfurt bestimmt, ihn zu ihrem Vertreter daselbst mit 24 000 Livres Gehalt zu ernennen, eine Stellung, die er jedoch durch unvorsichtige Aeußerungen über die französische Regierung, die durch Verletzung des Briefgeheimnisses zu deren Kenntniß gelangten, schon 1761 wieder verlor. Auch der 1765 gemachte Versuch, den Einfluß der Herzogin von Sachsen Gotha zur Wiederherstellung der noch immer gestörten Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen zu benützen, hatte nicht den erwünschten Erfolg. Und ebenso wenig gelang es ihm, die französische Regierung zur Auszahlung der an Sachsen-Gotha noch schuldigen Kriegsentschädigung zu bewegen. Dagegen bewährte sich Grimm als trefflicher Agent in Sachen der Kunst und der Mode. Der Lohn für seine angestrengte Thätigkeit sollte ihm aber erst nach der Herzogin Tode zu Theil werden. 1769 wurde er zum Gothaischen Legationsrath, 1776 zum bevollmächtigten Minister in Paris ernannt.

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, welche fünf Töchter hatte, suchte er sich dagegen dadurch gewogen zu machen, daß er nach allen Kräften um die Verheirathung der letzteren bemüht war. Dies gelang ihm jedoch, wie es scheint, nur bei der Zweitjüngsten. Grimm ist in der That der Vermittler der Heirath der Prinzeß Wilhelmine mit dem russischen Czarewitsch Paul gewesen. Natürlich wurde er denn auch als Reisebegleiter des Prinzen Ludwig von Hessen zu den 1773 stattfindenden Hochzeitsfeierlichkeiten zugezogen. Auch erreichte er bei dieser Gelegenheit endlich das langerstrebte Glück, in die Gunst Friedrich's II. aufgenommen zu werden. Dies Alles aber wurde noch durch das Verhältniß verdunkelt, das er zu Katharina II. gewann. Der Eindruck, welchen die Haltung, das Wesen und der Geist Grimm's auf diese Fürstin ausübten, grenzte fast an Verzauberung. Vergebens aber suchte sie ihn festzuhalten. Sie konnte nichts weiter von ihm erlangen, als das Versprechen, baldmöglichst wiederzukommen. Bei den Gründen, die ihn zu dieser ablehnenden Haltung bestimmten, fiel sein Verhältniß zu Mad. d'Epinay ohne Zweifel sehr ins Gewicht. Wie man über dieses Verhältniß, auf das ich hier nicht näher eingehen kann, auch immer denken mag, so ist Grimm's Haltung zur Zeit ihres Unglücks doch um so ehrenhafter, als die frühere Liebe längst erkaltet war und dem kühleren Gefühl der Freundschaft, Achtung und Pflicht Platz gemacht hatte. Im Jahre 1776 trat Grimm seine zweite Reise nach St. Petersburg an und fand hier dasselbe herzliche Entgegenkommen. Auch jetzt widerstand er jedoch den verlockenden Aussichten, die sich ihm hier für die Zukunft eröffneten. Einige Vortheile verstand er sich gleichwol zu sichern, die bei der Gunst, welche die mächtige Kaiserin für ihn hegte, bescheiden genug erscheinen. Sie ernannte ihn 1777 zum russischen Staatsrath und Obersten (welches letztere ihm wieder den Spott Friedrich's II. eintrug) mit einem jährlichen Gehalte von 2000 Rubeln, wofür er als geheimer Agent in Paris für sie thätig sein sollte. Aus dem Briefwechsel, welcher zwischen ihm und der Kaiserin bis zu deren Tode bestand, tritt diese, die sich darin mit der größten Zwanglosigkeit äußerte, von der liebenswürdigsten Seite mit all ihren unleugbar großen und glänzenden Eigenschaften hervor, zugleich aber auch das fast unbegrenzte Vertrauen, das sie zu Grimm's Einsicht und Rechtschaffenheit hatte. Grimm hat es jederzeit zu rechtfertigen gesucht. Er hat es nie zu seinem oder seiner Freunde Vortheil mißbraucht. Er nahm das gute Herz und die Freigebigkeit seiner Gönnerin stets nur für das wahre Verdienst und das unverdiente Unglück in Anspruch und hat hierdurch viel Gutes bewirkt. Nichts bezeugt seine Uneigennützigkeit besser, als der Umstand, daß sein ganzes, durch eine 40jährige angestrengte und dabei erfolgreiche Thätigkeit erworbenes Vermögen bei der Beschlagnahme durch die revolutionäre Regierung (1792) nicht mehr als 60 000 Livres betrug, welche, als sie ihm drei Jahre später in Assignaten zurückerstattet wurden, gerade noch hinreichten, um drei Paar Spitzenmanchetten und ein paar Stücke Mousseline dafür zu kaufen.

Grimm hatte, zu Ehren des Gedächtnisses von Madame d'Epinay, deren Enkelkind Emilie de Belsunce, die er an einen Grafen von Bueil verheirathete, an Kindesstatt angenommen und schon in Frankreich als Universalerbin seines Vermögens eingesetzt. Dessen nun völlig beraubt und flüchtig geworden, empfahl er sie der Gunst Katharina's, die diesem Wunsche großherzig entsprach. Sie erhob Emilie zu ihrer Ehrendame, setzte ihr dafür ein Jahrgehalt aus, gab ihr eine Mitgift von 10 000 Rubel und sandte an Grimm nur in den Jahren 1794—96 für ihn und hauptsächlich für sie nicht weniger als 60 000 Rubel. Die fortgesetzten Klagen Grimm's über „sein Elend und seine Lumpen“ sind dem gegenüber nicht zu verstehen. Durch Grimm's Hände gingen auch noch jetzt die Unterstützungen, die Katharina den französischen Emigrirten gewährte. Am 17. November 1796 wurde ihm aber seine große Gönnerin, die ihn nur eben noch zu ihrem Ministerresidenten in Hamburg ernannt hatte, durch den Tod entrissen. Ihr Nachfolger bestätigte diese Ernennung. Es scheint jedoch, daß Grimm nur kurze Zeit in Hamburg gelebt hat. 1801 traf ihn Goethe in Gotha, wohin er sich zurückgezogen hatte und wo er, halbblind und verdüstert, sich mehr und mehr in ein Einsiedlerleben vergrub. Er starb am 19. Dec. 1807 im Alter von 84 Jahren. Seine Begräbnißstätte, die Gustav Freytag im Jahre 1867 durch Wiederherstellung vor dem Verfall rettete, befindet sich aber in dem nahen Dorfe Siebleben. Die Unterredungen mit Friedrich dem Großen, die vertraulichen Unterhaltungen, die er in St. Petersburg alltäglich mit der großen russischen Kaiserin hatte, der langjährige vertrauliche Briefwechsel mit dieser und jener glänzende Abend in Spa, wo er neben Joseph II. in der Loge des Prinzen Heinrich von Preußen saß — waren die Höhepunkte eines Lebens, dem es auch sonst nicht an bedeutenden, glänzenden, schönen Erinnerungen gefehlt, das aber in seinem letzten Theile um so stiller, dunkler und trauriger verlief.

Robert Prölß.

In Neapel vor dreißig Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

III.

Der kleine, aber in tropischer Pflanzenpracht strahlende Garten, der sich an das königliche Schloß anschmiegte, reizte uns, einmal näher zu treten. Aber auch diese harmlose Neugier war in den Augen der Schildwachen verbrecherisch. Sie wiesen uns zurück, es sei verboten, sich dem königlichen Garten auf so zudringliche Art zu nahen. Und wir lugten doch so bescheiden durchs eiserne Gitter, das wie ein mächtiger Blumenkorb die Herrlichkeit umschloß.

Die politischen Verhältnisse waren, wie männiglich bekannt, die traurigsten. Seitdem König Ferdinand II. vor ungefähr einem halben Jahre Gegenstand eines Attentates geworden, zog er sich argwöhnisch in die Abgeschlossenheit seiner Paläste zurück, änderte aber sein grausames Regiment nicht, das die Gefängnisse täglich von Neuem mit Verdächtigen anfüllte. Es war gerade die Zeit, wo er durch Concessionen an die katholische Kirche sich den Beistand der Geistlichkeit zu sichern suchte. Hatte ihm doch Pius IX. den schmeichelhaften Titel „Rex piissimus“ verliehen, frömmster König. Doch die bängliche Situation, in der sich das Regno befand, und die überall drohenden Ausbrüche der Unzufriedenheit des Volkes mit dem herrschenden Regierungssystem kümmerten mich damals nicht zu sehr. Eintritt in das königliche Schloß zu erlangen, war unter den besagten Umständen allerdings schwierig, aber durch Canäle, die meinem wackern Reisebegleiter offen standen, wurde auch dieser Wunsch erfüllt. Nur die Besichtigung der Königszimmer, die im zweiten Stockwerk lagen, war unter keiner Bedingung gestattet.

Auf der hohen Marmorterrasse, die vor den Gemächern der

Königin sich wie ein schwebender Semiramisgarten hinzog, störte nur der Blick in den nahen Casernenhof. Er machte uns klar, daß wir auf einem politischen Krater weilten, der jeden Augenblick seine Schlünde verderbenbringend öffnen konnte. Die Anzeichen vollständiger Kriegsbereitschaft, Mordinstrumente, Kugeln, Granaten, dunkel aufgehäuft und bestimmt, in die Reihen des eigenen Volks vernichtend einzuschlagen — und oben darüber der lachende südliche Himmel, die göttliche Aussicht nach dem Vesuv mit seiner lilasammetnen Bergschleppe, nach den Höhen von Sorrent und Massa bis zur zackigen Insel Capri, die wie ein geheimnißvolles Schriftzeichen auf dem silberflimmernden Meere lag.

Die Marmorterrasse der Königin glich einem Götterhain. Myrthen, Lorbeer, Oleander, Citronen, Orangen und verschiedene niedere Palmenarten, farbenprächtige Blumenrabatten und süßduftende Gewürzsträuche wechselten in kunstvollen Gruppen mit einander ab und umfriedeten die entzückendsten Aussichtsplätze. Eine glückliche Herrscherin hätte hier alle Wonneschauer einer segenspendenden, angebeteten Majestät und dankbar bejubelten Landesmütterlichkeit empfinden können.

Im zweiten Schloßhofe ließ der König eine Marmortreppe bauen, ein Prachtwerk, dessen Vollendung sich einer größeren Beschleunigung erfreute, als alle übrigen begonnenen Bauten Neapels, die infolge der politischen Mißverhältnisse und der allgemeinen Unsicherheit der Zustände sämmtlich stocken. Der allerhöchste Wille hatte bestimmt, daß die Treppe zu einem gewissen Familienfesttage fertig werden solle, und man bestrebte sich, den Machtspruch zu verwirklichen. Vielleicht sollte es der Jahrestag des glücklich abgewendeten Attentates auf König Ferdinand sein, als bei einer Parade zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä ein gemeiner Soldat aus den marschirenden Reihen auf den Herrscher losgestürzt war und sich mit einem Mordversuch befleckt hatte.

Die Pracht im Innern des Schlosses war keine blendende. Die bourbonischen Lilien prangten überall, wo sie sich mit und ohne Geschmack anbringen ließen. Bis zu einer lästigen Menge waren sie ausgestreut. Selbst an jedem der aus Stein erbauten Schilderhäuser bemerkte ich vier von diesen in Stein gemeißelten steifen Dreiblättern.

Die berühmte Gewehrgalerie und Rüstkammer, des Königs Steckenpferd, fand ich weit unter der Dresdener, sowol an Werth, als auch an Zahl der Gegenstände. Hier zeigte man das Bajonett, mit welchem der arme, längst hingerichtete Agesilar Milano die neapolitanische Bevölkerung, seine Landsleute, von einem Tyrannen hatte befreien wollen.

Seltsam nahmen sich die Schildwachen zu Pferde aus, die vor dem Schlosse und vor dem Theater San Carlo wie lebendige Reiterstatuen hielten. Diese Auszeichnung wurde dem Schauspielhause aber nur während der Vorstellung zu Theil. Auch die Kunst empfing also eine kriegerische Mahnung, sich nicht über die scharfgezogenen Grenzen des hier Erlaubten hinaus zu wagen.

Gegenüber dem Kunsttempel zogen sich die Läden der Schildpatthändler hin. Hier gab es viel Seltenes und Schönes zu sehen. Die mit Gold und Silber eingelegten Arbeiten übten auf den Fremden eine große Anziehungskraft. Hatte man das wunderliche Thier, das die herrliche durchsichtig braune Masse liefert, dem Meere selbst entheben sehen, so steigerte sich der Wunsch, ein solches, mit goldenen oder silbernen Sternchen übersätes Armband in Schlangenwindungen am Handgelenk zu fühlen. Aber die Herren Verfertiger ließen sich ihre kleinen Kunstwerke auch gar theuer bezahlen. Ein schöner Schildpattschmuck kostete beinahe so viel, als ein goldener.

Um einen weit hinaus auf die Straße gerückten Schautisch standen einige Bauern. Unschlüssig ob sie kaufen sollten oder nicht, rückten sie die Filzhüte bald weit hinaus, bald in die Stirn herein, daß sie geradezu auf die Nase herabrutschten. Unangenehm berührte es mein Auge, daß ihre Köpfe durchweg rasirt waren. Ich hatte schon auf der Reise durch das Königreich, schlechtweg „Regno" genannt, diese, wie in den Gefängnissen geschorenen Häupter gewahrt, selbst bei den Kindern, denen Locken so schön gestanden haben würden.

Der dunkle Haarschmuck, der in leichten natürlichen Ringeln um ein blühendes Mädchenantlitz flattert, welch ein anmuthiger Anblick!

Ihn gewährte eine bildschöne Fischverkäuferin auf dem vom Gold und Silber des Meeres überstrahlten Fischmarkt. Wäre nicht der meine Geruchsnerven so stark verletzende faulige Duft gewesen, ich hätte stehen und schauen können, denn das schwarzlockige Mädchen mit den blitzenden Gluthaugen, dem lachenden Munde mit Perlenzähnen, wie es da von dem merkwürdigen, schuppengepanzerten Gethier umgeben saß und es hin und her warf, glich einer Märchenerscheinung, einer Abundantia des Meeres.

Es war wunderbar, wie diese Fische schillerten und glänzten, unbedingt mehr als ihre Brüder der nördlichen Seewässer. Manche regten sich noch. Die Armen wurden ja nur durch Entziehung ihres Lebenselements getödtet, der salzigen Fluth. Thunfische von Mannslänge lagen da, ihr schönes, rindartiges festes Fleisch wird gern gegessen. Der Fischmarkt soll mit Arkaden versehen werden, allein bis jetzt ist es beim Wollen geblieben, nur die Gerüste stehen und man versicherte uns, sie würden noch lange stehen. Die Verschleppung der öffentlichen Angelegenheiten war ja mit ein Hauptgrund der allgemein laut werdenden Klagen. Die nothwendigsten Bauten rückten nicht vom Fleck, dazu gehörte die Ueberwölbung des Fischmarktes. Wie nun erst die nicht unbedingt nöthigen, die Kunstbauten! Auf dem Platze der Villa Reale stand seit lange ein großer Bretterverschlag, der einen unvollendeten Brunnen barg und den Platz verunzierte. Die Regierung hörte die Klage von Einheimischen und Fremden, aber sie blieb ungerührt wie in jeder andern Hinsicht, und es war, als strebe sie danach, so mißliebig als denkbar zu sein.

Auf dem Fischmarkte trieben sich merkwürdig viel Geistliche umher. Sicherlich waren es Feinschmecker, denn unmöglich konnte sie die von uns bewunderte Vielfarbigkeit und Vielförmigkeit der Seebewohner anlocken. Uebrigens sah man in Neapel weit weniger Preti und Frati als in Rom, aber die man sah, hatten ein vernachlässigteres Aussehen, als diejenigen, über denen das Auge des heiligen Vaters unmittelbar wachte. Die neapolitanischen Vertreter der Kirche trugen auf ihren zum Theil gedunsenen und lüstern dreinschauenden Gesichtern Spuren häßlicher Leidenschaften. Sie gehörten auf den Fischmarkt, wo sie mit ihren gierigen Blicken gewiß die schon von den alten genußsüchtigen Römern hochgeschätzte, leckere Muräne suchten und mit den hübschen unter den Händlerinnen Scherzworte im für mich unverständlichen Dialekt Neapels wechselten, welche die jüngeren erröthen machten, die älteren zu einem Lachjubel veranlaßten.

Auch in ihrer Kleidung zeigte sich die hiesige päpstliche Cohorte salopp und schmutzig. Von geistlichem Anstand war gleich gar keine Spur. Ich sagte zu meinem ehrenwerthen Reisebegleiter:

„Und bei solch einem Seelenkündiger beichten zu müssen? Wenn er nicht reines Herzens ist, so sollte er doch wenigstens reinlich in der Erscheinung sein."

Man hörte in Neapel auch nicht so viel läuten, als in Rom, vielleicht weil die heiligen Männer zu viel auf den Märkten der Fische, Gemüse u. s. w. zu thun und zu suchen hatten.

Heute, zum Namenstage des Königs, weckte mich eine infernalische Kanonade. Vom Castell S. Elmo, vom Castell dell' Uovo, von der Hafenbatterie, kurz, aus allen Regierungsschlünden tönten unaufhörlich Salven, die aber im Volke kein Echo fanden. Alle vor Anker liegenden Schiffe antworteten dagegen äußerst lebhaft. Sie mußten doch loyal scheinen, hatten sich hübsch bunt gemacht, Flaggen aufgehißt, und lustig flatterten die Wimpel im Morgenwinde, während es aus den Luken blitzte und knallte. Sogar ein dunkler gewaltiger Engländer, der ziemlich nahe dem Strande von Santa Lucia lag, donnerte heuchlerische Festgrüße, während er sein Pulver lieber ganz anders verwendet hätte. England, Frankreich und Sardinien waren im Jahre 1856 auf dem Pariser Friedenscongreß, besonders durch Graf Cavour auf die Zustände im Königreiche beider Sicilien aufmerksam gemacht, in den König gedrungen, eine Milderung des Regierungssystems und eine Amnestie zu bewilligen, allein vergeblich. Die englischen und französischen Gesandten verließen Neapel und die neapolitanischen Botschafter in Paris und London erhielten ihre Pässe zugeschickt. Oesterreichs Einfluß hatte den Sieg davon getragen. Alles blieb beim Alten, also beim Schlechten. Der schwarze Engländer drüben auf der blauen Fluth sollte von Malta herübergeschickt worden sein, um seine Landeskinder zu schützen, wenn etwa der Ausbruch einer Revolution auf die immer unter dem Boden fortglimmende Gährung folgen würde. Die glücklichen Engländer begaben sich dann an Bord ihres Leviathans und dampften ab sammt Hab und Gut, wir armen Sachsen, Preußen, Bayern, Württemberger, und wie wir uneinigen Deutschen alle heißen mochten, hatten keine Flotte und also keinen Schutz im Falle eines blutigen Aufstandes. Man konnte uns tödten und berauben, kein Hahn krähte darnach, wir gingen unter im allgemeinen Gemetzel.

Der Vesuv und die Eilande brüllten den Donner der Geschütze zurück. Sechsfaches Echo bekundete den Aufruhr der Lüfte. Leider, oder auch glücklicherweise, war unser politisches Bewußtsein noch so

schwach entwickelt, daß es durch die tief demüthigenden Erwägungen über unser eigenes Vaterland und die Folgen seiner Uneinigkeit nicht gar zu sehr erschüttert wurde, wenn wir auch der anerkannten Unsicherheit der hiesigen Zustände halber beschlossen, die göttliche Trinacria, die sich zu einem energischen Aufstand rüstete, sofort aus dem Reiseprogramm zu streichen. Mit Schmerz! —

Ja, in den Lüften war keine Ruhe mehr, es rumorte dort oben wie in den Gemüthern der geknechteten Neapolitaner und Sicilianer, und ihre feuerspeienden Berge konnten als donnernde Sprecher für den allgemeinen Volksunwillen gelten.

Vom Vesuv, der gerade damals zwei neue Krater geöffnet hatte, wand sich eine dunkle Rauchsäule herab, gleich einer Riesenschlange, die ihren Durst im blaßschimmernden, leise zitternden Meere zu löschen ging.

Ich stand auf dem Balkon und konnte mich nicht losreißen von dem unvergleichlichen Bilde, das sich vor meinen Blicken ausdehnte. Dieses Erwachen der Natur, des Lebens und der Bewegung — es war an Tönen und Farben ein unnachahmliches Wachsen, ein Aufwallen, Sichsteigern und Verschmelzen, das sich unauslöschlich der Seele einprägte. Da zog sich die herrliche Linie des Golfs hinaus, so weit das Auge reichte, und sanft rauschte die Brandung heran und schaukelte die Schiffe und Barken, die wie eine Heerde Schwimmvögel auf der glitzernden Fluth ruhten. Plötzlich zuckten die ersten Strahlen der Sonne im Osten auf, es war wie ein Zauberschlag, der alles Leben, Bewegen, Glänzen, Schillern und Tönen verdoppelte.

IV.

Am andern Tage hatte sich der Himmel verdunkelt. Ein Geist und Körper bedrückender Scirocco lag über Stadt und Meer. Meine Wirthin versicherte, er käme von Afrika herüber und sei ein böser heidnischer Geist, der das Christenthum nicht zur Ruhe kommen lassen wolle.

Ob ihr das der geheimnißvolle geistliche Liebhaber gesagt hatte? Die seltsame Lehre klang danach. Heidnisch oder nicht, der Scirocco war lästig.

Maler Götzlaff, mit dem wir zuweilen zusammen kamen, entwarf eine lehrreiche Schilderung vom neapolitanischen Volkscharakter, die auf langjähriger Erfahrung fußte. Er sagte: „Die Neapolitaner sind wie die Weiber. Im Grunde gutmüthig, aber wunderlich und wechselvoll, leicht beleidigt und dann übertrieben empfindlich, sich selbst in Worten und Thaten widersprechend."

Ein schönes Frauenlob!

Am meisten hob er den Eigensinn, die Halsstarrigkeit in kleinen Dingen hervor, und wie leicht sie zu gewinnen wären, wenn man ihnen scheinbar den Willen thäte und ihrer Eitelkeit schmeichelte. „Also lauter Weibereigenschaften," schloß er. Zum Glück durfte ich mir davon nichts sonderlich annehmen, hielt aber dennoch gewissenhafte Prüfung.

Lobend gedachte er ihrer Ehrlichkeit, etwas, was ich am wenigsten erwartet hatte.

„Niemals hört man von einem Einbruche, und wie leicht wäre er bei diesen schlotternden Riegeln und Fensterwirbeln! Dagegen erfreuen sie sich am Uebervortheilen, nützen gern des Fremden Unbekanntschaft mit dem Gelde, Gewichte, Maße, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, und sind entzückt über das Gelingen einer solchen kleinen List. Auch das Taschentuchentziehen oder Herausziehen zählt der Neapolitaner unter die unschuldigen Streiche der List."

Ein Beamter versicherte mir, der König habe alle Räuber aus seinem Reiche verbannt und seit langer Zeit sei kein Raubmord-Anfall im Regno vorgekommen. Vierzehn Tage nach unserer Ankunft ereignete sich aber doch wieder ein solcher bedauerlicher Fall. Nicht im Regno, sondern noch drüben im Kirchenstaate, nämlich bei dem im bekannten Operntext, wie in der Wirklichkeit für Räubergeschichten auserlesenen Terracina. Aber die Briganten waren nicht päpstliche, sondern neapolitanische Unterthanen gewesen, und der Gegenstand des Ueberfalls der Hauptwagen der königlichen Post, mit welcher die Herren Räuber sehr gut Bescheid gewußt hatten. Man erzählte, die Sache sei so ziemlich glimpflich verlaufen, denn die Räuber sollten in ihrem saubern Handwerk noch sehr geringe Erfahrung gezeigt haben. Sie waren höflich gewesen, hatten die Damen sanft auf die Erde gelegt, um gütigst faccia in terra zu machen. Hierauf folgte die Ausräumung der Kutsche und dann die ungehinderte Weiterfahrt der Insassen, denen die Herren Briganten wiederum höflich beim Einsteigen behülflich gewesen waren. Ein Herr sollte gebeten haben, ihm wenigstens seinen Trauring zu lassen, und nach kurzer Berathung mit dem Bandenhaupt war die Rückgabe erfolgt. Wie artig! Die Beichaise konnte sich diesmal ihrer Langsamkeit rühmen, sie war so weit hinter dem Hauptwagen hergetrotdelt, daß das Theater längst wieder geräumt gewesen war, als sie am Orte der That anlangte. Nach kaum vierzehn Tagen hatte man übrigens die Attentäter eingefangen und die vermißten Gegenstände wieder erobert. Nur sollte es oft kaum minder schwierig sein, die geraubten Werthsachen von der neapolitanischen Polizei wieder zu erlangen, als von den Räubern selbst. Das Legitimiren, Pässeprüfen, Zeugnisseforderu, Begutachten derselben nähme kein Ende und mache viele Kosten.

Unsere Kirchenbesuche waren bald abgethan. Die hiesigen Kirchen versprachen von Außen viel, aber das Innere hielt nicht Wort. Wer von Rom kommt, ist, was Architektur und künstlerischen Schmuck der Gotteshäuser betrifft, verwöhnt. Die Kirche, die dem Schutzpatron Neapels, dem heiligen Januarius, geweiht ist, machte als Gebäude einen achtunggebietenden Eindruck, aber im Innern war sie geschmacklos überladen. Man zeigte uns in einem Fläschchen das getrocknete Blut des Heiligen, das, wenn ich nicht irre, alljährlich an seinem Namenstage durch ein Wunder flüssig werden soll. Das Blut sah aus wie eine kleine Stange Vanille. Ich weiß nicht, ob wir das echte Fläschchen zu sehen bekommen haben und das echte gedörrte Blut, aber echt war das Silber, das wir für den Anblick zahlen mußten.

Vor dem Hauptportale fand ich die alte kleine Liederschmett'rerin wieder, die ich vom Toledo und von Santa Lucia her kannte. Sie improvisirte oder betete etwas wie einen Lobgesang an den heiligen Januarius und sein Blut. Eine Dame stand neben ihr, die ihr ein Geldgeschenk gereicht hatte und die Alte gar aufmerksam betrachtete. Es war eine Deutsche, deren Bewunderung den Zähnen der Sängerin galt. „Ach", sagte sie zu mir gewendet, „ich würde der Frau eine Leibrente aussetzen, wenn ich mir dafür ihr Elfenbein in den Mund zaubern könnte."

Die Arme litt sehr an Zahnweh, ihre linke Wange war hochgeschwollen. Später sah ich sie auf einem Balkone der Toledostraße stehn und fand meine Landsmännin, da sie gerade ungeschwollen war, sehr schön. Ein weißes Kleid umfloß ihre zarte Gestalt, Schärpenbänder flatterten im Windhauch und kosten mit Blumen und Schlingpflanzen, die am Eisengeländer des Balkons emporkletterten. Ich hörte, die Dame sei eine talentvolle deutsche Sängerin, die Genesung von einem chronischen Leiden in den südlichen Lüften suchte.

Die vielen Balkone, welche die Fenster zu Thüren machen und die an allen Häusern angebracht sind, geben den Façaden ein vornehmes, palastähnliches Gepräge. Die hohen Prachtbauten am Toledo strotzen von Balkonen mit zierlichen Geländern und Blumentöpfen. Sie sind oft so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander stehn können, aber es ist ein reizender Anblick, sie bevölkert zu sehn. Das geschieht gegen Abend, wenn Kühlung vom Meere und von den Bergen in die Stadt dringt. Da stehn die Fenster offen, die Jalousien sind zurückgeschlagen worden, weiße Vorhänge flattern heraus und schlingen sich um die Eisenstäbe, als wären festliche Fahnen angebracht worden zur lieblichen Abendfeier. Buntgekleidete Damen zeigen sich, wenn sie nicht vorziehn, eine Corsofahrt zu machen, sie fächern, plaudern, tändeln, winken herab, wenn Bekannte hinaufnicken, und entwickeln dann eine so lebhafte Zeichensprache, wie sie eben nur den Südländern gegeben ist. Zuweilen wird so laut gelacht und geschwätzt, daß man unwillkürlich hinaufschaut.

Wer dieses fröhliche Neapel sah, konnte kaum glauben, daß er auf politisch-vulcanischem Boden schritt. Am Albergo dei Poveri, ein Armenpalast von sechzig Fenstern Front, sechs Stock Höhe und mit einer prachtvollen, in Säulenhallen endigenden Freitreppe, hatte ein Volksauflauf stattgefunden. Weshalb? Wodurch veranlaßt? Das erfuhr Niemand. Soldaten hatten die Leute mit Kolbenstößen auseinandergejagt, wurde erzählt.

Nicht weit davon lag der botanische Garten. Als wir eines Sonntags dort anlangten, hätte man glauben können, es fände wieder eine Zusammenrottung statt. Aber es waren nur Schaulustige, die sich auf den Freitreppen drängten, um in den palmenreichen Garten zu gelangen. Der Zudrang war so stürmisch, daß Bewaffnete von Oben herab der Brandung wehren mußten. Sie ließen nur die Bessergekleideten herein, die Zerlumpten wurden rauh zurückgewiesen und durften sich nur von Weitem an den Goldgarben der Dattelpalmen in Blüthe ergötzen, die in den blauen Himmel ragten wie zusammengebundene Sonnenstrahlen.

Noch gab es keine öffentlichen Orte in Italien, wo Concerte gehalten und Tanzmusik gemacht wurde, in den Tagesblättern also

keine Ankündigungen von musikalischen und tanzlichen Vergnügungen mit Schweinsknöchel-, Karpfen-, Pfannkuchen-, Käsekäulchen- und allen möglichen andern Schmäusen, wie bei uns. In den einzigen Anstalten ähnlicher Art, Osterien und Cafés, waren stabile Concertanten nicht zu finden, Musikchöre noch weniger. Es kam Einer oder Eine und klimperte auf der Guitarre oder bearbeitete eine Geige, sang dazu nicht immer gut, eher schlecht, und ging wieder, wenn eine leidliche Einnahme gemacht worden war. Auch hatten sich zuweilen einige Musikanten zusammengethan, Guitarre, Geige, Flöte, und ein Improvisator lieferte den hauptsächlichsten Unterhaltungstheil, indem er die Anwesenden mit witzigen oder übertrieben lobenden Verschen in zwei und mehr Zeilen anfang.

Am meisten erfreute sich der Improvisator unten am Meeresstrande des allgemeinen Beifalls, er, den wir nicht verstanden, denn er sprach die echte lingua maccaronica, die ihr eigenes Wörterbuch hat und die auch der Norditaliener nicht immer verstehen kann.

Da stand der prächtige Mensch, eine Göttergestalt, und agirte wie der trefflichste Schauspieler und sprach und sang in allen Tonlagen, ahmte die Weiber nach, die Preti, die Soldaten, und seine braunen Beine und Arme arbeiteten in der Luft, und die Tonne, auf der er stand, wackelte, als solle er jeden Augenblick herabstürzen. Aber er hielt sich, der Elastische, der geborene Akrobat, und der Beifall wuchs von Minute zu Minute, denn Alles mußte seiner dramatischen Darstellung dienen, sogar das Schwanken des Untergrundes und der Versuch der phrygischen Mütze, das schwarzlockige Haupt bei einer gewagten Stellung oder Bewegung zu verlassen. Man sagte von ihm: „Lavora bene!" (Er arbeitet gut.) Hin und wieder wurde dem unermüdlichen Naturkünstler von den dankbaren Zuhörern ein Glas Wein — vino sincero — gereicht. Ja, er war aufrichtig, dieser Wein, herb, zusammenziehend, aber nur erst seit der Traubenkrankheit. Vorher war aller Wein gut, den das Volk trank, und äußerst billig. Jetzt half über die Säure nur die altübliche Gewohnheit hinweg, den Wein gewässert zu trinken.

Ein Haupt- und Sonntagsvergnügen der neapolitanischen Fischer und Schiffer bestand auch darin, unter ihren am Strande auf Stöcken ausgespannten trocknenden Netzen wie unter lustigen Zelten zu sitzen und Karten zu spielen, seltener das Morraspiel. Der ausgesetzte Gewinn bestand in gebratenen Kastanien, auch Meerkastanien oder einem Fisch.

Maler Götzlaff sagte zu mir: „Luft und Sonne formen diese schönen Leiber, die des Künstlers Freude sind, Essen und Trinken thuts nicht, denn das ist meist armselig. Deutsche Zweckessen giebts gar nicht, die Genüsse sind seit Jahrhunderten dieselben einfachen, naturgemäßen. Ebenso ists mit den Vergnügungen. Will der Italiener Musik hören, so macht er sie sich selbst, oder er geht in die Kirche und, wenn er Geld hat, ins Theater."

Bücherbesprechungen.

□ Dr. Hornburg, Handbuch für den Confirmanden-Unterricht. Zweiter Theil. Leipzig, Fr. Richter 1887. — Der erste Theil dieses Handbuchs ist bereits in diesen Blättern besprochen und dasselbe dabei warm empfohlen werden. Das über den ersten Theil gefällte günstige Urtheil kann auch über den zweiten Theil ausgesprochen werden, welcher das zweite Hauptstück oder die evangelische Glaubenslehre in gleicher Weise nach dem Gang des lutherischen Katechismus und mit Berücksichtigung der kirchlichen Bekenntnißschriften behandelt. Der Verf. entwickelt in klarer und überzeugender Weise den kirchlichen Standpunkt, berücksichtigt auch in angemessener Weise das erbauliche Element speciell durch fleißige Benutzung des kirchlichen Liederschatzes, und bringt auch wiederholt gut gewählte Citate aus Schriften hervorragender Kirchenlehrer, insbesondere Luther's; nur wünschten wir, daß dergleichen Citate noch häufiger angeführt würden. Je weniger leider Luther gelesen wird, desto mehr thut es Noth, daß er auf solchem Wege dem evangelischen Volke bekannter wird. Die Schrift ist auch bis zu einem gewissen Grade apologetisch gehalten, sie sucht die Glaubenslehren in ihrer inneren Begründung nachzuweisen. Aus diesem Grunde empfiehlt sich dieselbe auch als geeignete Lectüre für alle wohlgesinnten Gebildeten, welche das Bedürfniß einer klaren Unterweisung über die wichtigsten Glaubenswahrheiten und der genaueren Bekanntschaft mit der Lehre der Kirche haben.

7. Tagebuch über den Feldzug des Erbgroßherzogs Karl von Baden 1806—1807, von Ludwig v. Grolman. Herausgegeben von Fr. v. d. Wengen. Freiburg i/Br., Herder'sche Verlagshandlung. — Darf das Tagebuch einestheils schon insofern Interesse beanspruchen, als es uns mit den damaligen Erlebnissen des späteren Großherzogs Karl von Baden, des Gemahls der Adoptivtochter Napoleon's, Stephanie de Beauharnais, bekannt macht, so wird es anderntheils zu einer schätzbaren Quelle für die Geschichte des Krieges von 1806/7, indem dasselbe vielfache Mittheilungen über die handelnden Persönlichkeiten bietet, welche um so mehr an Werth gewinnen, als der Autor in seiner bevorzugten Stellung als persönlicher Adjutant des Erbgroßherzogs Gelegenheit zu ebenso eingehenden, wie sicheren Beobachtungen fand. Während im ersten Theil u. A. eine Beschreibung der Schlacht bei Jena, an welcher der Erbgroßherzog in der Umgebung des Kaisers Napoleon theilnahm, enthalten ist, bietet der zweite eine Schilderung des Winterfeldzuges in Polen, welche uns Einblicke in die damaligen Zustände bei der französischen Armee gewinnen läßt, wie sie anderwärts mit solcher Freimüthigkeit noch nicht dargelegt worden sind. Ebenso gestaltet sich der dritte Theil, welcher die Belagerung von Danzig behandelt, zu einer Sammlung interessanter Mittheilungen, die manchen bemerkenswerthen Aufschluß geben. Als Probe greifen wir die Schilderung der Nacht heraus, welche der Schlacht von Jena vorausging: „Ungefähr 500 Schritte hinter der Mitte des Lannes'schen Corps war auf einem Absatze des Landgrafenberges das Bivouak des Kaisers. Es bestand aus einer Hütte, vor welcher ein kleiner hölzerner Tisch und einige Stühle standen. Unmittelbar davor brannte das Feuer, durch eine kleine Strohwand gegen den Wind geschützt. Etwas seitwärts war ein anderes Feuer für die Hauptpersonen des Gefolges. Einige Schildwachen waren auf 30 Schritte ausgestellt, um das zu nahe Andrängen Schaulustiger zu verhindern. Die Garde bildete um diesen Punkt ein Carré, in welcher Form sie auch bivouakirte. Der Kaiser war sehr munter, und wer ihn sah, hätte glauben sollen, die Schlacht sei schon gewonnen. Er war, wie gewöhnlich, in seiner grünen Gardejäger-Uniform und hatte darüber den einfachen grauen Ueberrock, den er in jeder Schlacht zu tragen pflegte. Später ließ er sich ein rothes Taschentuch um den Kopf binden und zog sich für kurze Zeit in das Innere der Hütte zurück. Dann kam er wieder heraus und schrieb beim Scheine von vier Wachskerzen. Er speiste mit den Marschällen Lefebvre, Ney und Soult, sowie mit dem Erbgroßherzoge und ließ es sich recht gut schmecken. Dann stand er am Feuer und sprach mit den Marschällen, unterhielt sich mit Officieren, die Meldungen und Anfragen zu machen hatten u. s. w. Mitten in der Nacht schlug er einen Spaziergang vor, um die Preußen zu sehen. Vor der Front des Lannes'schen Corps wurden sogleich die feindlichen Bivouaks mit ihren unzähligen Feuern sichtbar; alle Höhen, soweit das Auge reichte, waren mit solchen bedeckt. Man konnte deutlich die Bewegungen der Leute vor den Feuern auf der gegenüberliegenden Anhöhe erkennen. In der Mitte zwischen den beiderseitigen Lagern brannten die Feuer der Pikets. Vor ihnen standen die Vorposten, theilweise auf weniger als Flintenschußweite von einander. Der Kaiser ging bis vor die äußersten Posten und so nahe an die Preußen heran, daß man sie an ihrem Piketfeuer zählen konnte. Bei seiner Rückkehr fielen sogar vor den französischen Vorposten einige Schüsse auf ihn." — Es erübrigt noch, auf die vorzügliche Umarbeitung hinzuweisen, welche der Herausgeber sowol im historischen Interesse, indem er manches mit Hilfe neuerer Quellen präcisirte, als auch um das Tagebuch lesbarer und übersichtlicher zu gestalten, vorgenommen hat.

** Die letzten neu ausgegebenen Lieferungen von der Encyklopädie der Naturwissenschaften (Breslau, Eduard Trewendt) gehören zum Theil (Lief. 52 und 53) dem Handbuche der Botanik und dem Handwörterbuche der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie an, zum Theil (Lief. 44 und 45 der 1. Abtheilung) führen sie den chemischen Theil der Encyklopädie fort und zwar schließen sie den 5. Band desselben ab. Aus den verschiedenen Aufsätzen und Artikeln, welche diese Lieferungen bringen, heben wir hervor die Fortsetzung der interessanten Zimmermann'schen Abhandlung „Die Morphologie und Physiologie der Pflanzenzelle", den Griesbach'schen anatomischen Artikel über die allgemeine Entwickelung des Menschen, die Hellwald'schen ethnologischen Aufsätze, die Beiträge der Professoren Engler über „Kautschuk" und Drechsel über „Knochen".

△ Das Doppelheft 3/4, mit welchem der 8. Band des Neuen Archives für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde (Dresden, Wilhelm Bänsch) abschließt, bietet an größeren Abhandlungen dar „Eine politische Denkschrift des kurfürstlich sächsischen Geheimen Raths Abraham von Sebottendorf — welcher mehrere Jahrzehnte hindurch einen bedeutenden Einfluß auf die kursächsische

Politik ausgeübt hat; auch das für Kursachsen so verhängnißvolle Testament Johann Georg's I. trägt seine Unterschrift — für Johann Georg I. vom Jahre 1639", eingeleitet und herausgegeben von J. O. Opel, den Schluß des Aufsatzes von Johannes Müller in Waldenburg über die Anfänge des Sächsischen Schulwesens, dem sich eine Darstellung des Deutschen Schulwesens in Dresden (1539—1600) aus der Feder Georg Müller's anschließt, während K. Berling eine umfangreiche Studie über das Leben und Wirken des kursächsischen Hofmalers und Kupferstechers Heinrich Göding beiträgt, des bekannten Verfassers eines Kupferwerkes, in dessen Vorrede gesagt ist, daß er „dem Hochlöblichsten Chur f. Haus zu Sachßen in die 40 Jahr mit seiner Mahlerkunst unterthenigst gedient" habe.

** In unserem Blatt ist wiederholt des Vortrages Erwähnung gethan worden, welchen Dr. Oskar v. Hase über die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig in der 28. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure am 15. August d. J. gehalten hat. Derselbe war in dem internationalen Anzeiger für Buchhandel und Buchgewerbe „Export-Journal" zugleich in französischer und englischer Uebersetzung zum Abdruck gelangt und ist nunmehr auch in einem Separatabdrucke bei dem Herausgeber und Verleger dieses Journals erschienen.

S. Heinrich Heine's Werke. Illustrirte Prachtausgabe, herausgegeben von Heinrich Laube. Vollständig in ca. 90 Lieferungen à 50 ₰. Wien, Leipzig, Prag. Verlag von Sigmund Bensinger. — Von dieser umfangreichen Lieferungsausgabe der Heine'schen Werke liegen uns heute nunmehr Lieferung 71—82 vor und hiermit hat bereits der sechste oder Schlußband seinen Anfang genommen. Die neuesten Hefte enthalten den übrigen Rest der „Französischen Zustände" und den ersten Theil von „Shakespeare's Mädchen und Frauen". Der Schilderung der „Französischen Zustände" ist manches gelungene und charakteristische Bild beigegeben; nur scheint uns hier des Guten manchmal fast zu viel gethan, wiewol Viele auch das nicht ungern sehen werden. Dasselbe gilt auch im Ganzen von den Abbildungen zu „Shakespeare's Mädchen und Frauen". Auch die Illustrationen sind größtentheils recht charakteristisch gehalten und zum Theil auch, wie die Abbildungen der Helena und der Jungfrau von Orleans, von nahezu vollendeter Schönheit, zum Theil aber auch, wie die der Lavinia, unschön und entbehrlich, zum Theil, wie, um mit Heine selber zu reden, die „der juten Macbeth, die eine sehr bese Bestie sint", wenn auch den Heine'schen Worten gemäß, aber doch von gar zu abstoßender Häßlichkeit. Wir ersehen eben auch hieraus wieder, daß sich die alte Lehre immer und immer wieder bewahrheitet: wer des Guten zu viel thut, schadet sich selber. Möge das der Verleger des illustrirten Heine bei den Schlußlieferungen dieses sonst so schönen und empfehlenswerthen Werkes noch rechtzeitig beherzigen und vor Allem erwägen, daß nicht Alles, was ein Dichter — sei es ein Heinrich Heine oder sonst wer — geschrieben, auch illustrirt werden muß und darf!

J. R. Ein Verhältniß. Roman von Karl v. Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel. 4,50 ℳ — Karl v. Perfall hat als Romanschriftsteller noch keine lange Vergangenheit hinter sich; er begann mit Darstellungen des Treibens der höheren Gesellschaft und hat sich jetzt mehr in die Sphären des niederen Lebens versenkt, das er mit Liebe und photographischer Treue wiedergiebt. In den Kreisen des Alltagslebens spielte schon der süddeutsche Roman „Die Langsteiner", den wir seiner Zeit dem Leser anzeigten; in fast noch niedrigere Zirkel steigt das obengenannte Werk hinab, das neben den „Langsteinern" die beste Leistung ist, die Perfall bisher geboten hat. Wieder wählt er Süddeutschland, und zwar München zum Schauplatze seiner Handlung und schafft dieser dadurch sofort einen realen deutlichen Boden, wie das jetzt bei den neueren realistischen Erzählern ja beliebt ist, obwol dieser Kunstgriff das Erzählte an und für sich noch nicht wahr macht. Aber bei dieser mehr oberflächlichen Realität läßt es Perfall auch nicht bewenden; er sucht die dichterische Wahrheit in noch Anderem, in dem Herausgreifen der Charaktere aus der umgebenden Wirklichkeit, in der psychologischen Entwickelung, die kaum einen Einwand aufkommen läßt. Es ist ja keine besonders gewählte Gesellschaft, mit deren Schicksalen uns Perfall bekannt macht, schon mehr der Typus des Durchschnittsmenschen, fast gewöhnliches Volk; so repräsentirt Karoline das alternde Mädchen des bescheidenen Mittelstandes, das außer seiner starken Liebe nichts Bedeutendes an sich hat, so ragt Otto Bertram nur um einen Grad über die Geistes- und Herzensbildung des gewöhnlichen Handlungsreisenden empor, ein gutmüthiger, bequemer Genußmensch, der, und das ist der Angelpunkt der Handlung, sein egoistisches Junggesellenleben nur ungern der Selbstlosigkeit der Ehe opfert; erst ein schweres Schicksal macht aus dem „Verhältniß" Beider, das deshalb ans Unsittliche streift, weil es wol Rechte, aber keine Pflichten kennt, eine wirkliche Ehe, deren sittlicher Werth noch dadurch besonders klar gemacht wird, daß das Paar Karoline-Bertram einerseits einem jungen Ehepärchen musterhaften Charakters, andererseits einer Courtisane und ihren Liebhabern gegenüber gestellt wird. Diese geschickte Gegenüberstellung zeugt von einem wohldisciplinirten Dichtergeiste ebenso wie der klare Gang der Handlung, dem man mit dem Kopfnicken der Zustimmung folgt; die plastische Deutlichkeit der Gestalten läßt einerseits auf scharfe Beobachtungsgabe, andererseits auf schöpferische Fähigkeit, der warme Ton der Erzählung auf tiefe Antheilnahme mit den Freuden und Leiden der geschilderten Menschenclasse schließen. All diese Eigenschaften sind wieder unleugbare Vorzüge des neuen Perfall'schen Werkes. Aber was wir, wie schon an den früheren Romanen des Verfassers, vermißten, fehlt auch hier, das ist der Humor. Die Darstellung des allzu Alltäglichen würde unendlich gewinnen, wenn sie durch Humor geadelt wäre; so in der nackten Wiedergabe der Formen, ohne die farbige, verklärende Beleuchtung des Humors, die ein Dickens und Fritz Reuter zu geben verstanden, wirkt sie auf die Dauer erkältend und abstoßend. So interessant der Roman Perfall's mit seiner Fülle aus dem gemeinen Leben ist — viele Erzeugnisse von der Art möchten wir, hintereinander wenigstens, nicht lesen. Es muß eben zu Rechten bestehen bleiben, daß es gewisse Stoffe giebt, die uns poetisch nur durch den Humor nahe gebracht werden können, wie z. B. das Kleinleben. Dieser Mangel an Humor ist es auch gewesen, der Perfall den Vergleich mit Zola zugezogen hat mit dem er sonst natürlich nichts gemein hat; auch Zola besitzt keinen Humor und in diesem Mangel liegt ein gut Theil des Widerwärtigen, das in den Schriften dieses sonst hoch begabten Mannes steckt. Wenn Perfall sich in seiner Vorrede sonst gegen den Vorwurf verwahrt, ein Nachfolger von Max Kretzer und Genossen zu sein, so ist er, wie schon angedeutet, im Recht; von dieser Gesellschaft trennt ihn schon sein Optimismus. Den Pessimismus stellt Perfall als das entscheidende Kennzeichen des Naturalismus überhaupt hin. Nun, eine Definition des Naturalismus giebt es noch nicht; mit diesem Versuche dürfte es wol ein wenig zu eng genommen sein. Wir fassen den Begriff weiter. Was ist die Kunst Michelangelo's und Shakespeare's anders als Naturalismus? Das Wort, das nur augenblicklich etwas dem Verruf anheim gefallen, ist ja an und für sich kein unedles, es bezeichnet besonders Anlehnen an die Natur. Nur muß man zwischen dem künstlerisch berechtigten Naturalismus dieser Meister und dem unberechtigten Zola's unterscheiden. Die Grenze zwischen beiden dürfte etwa durch „Troilus und Cressida" bezeichnet werden, ein Stück, in dem Shakespeare, weil er in ihm seiner persönlichen Galle und Menschenverachtung allzu sehr das Wort lieh, Zola sehr nahe kommt. Der Realismus würde dann das Conterfei des kleinen Lebens bedeuten — auch Perfall ist in diesem Sinne Realist —, der große Zug, der dem Realismus abgeht, somit das Charakteristicum des Naturalismus sein. Das sind so Andeutungen, die in der Aesthetik der Zukunft ihre Erledigung finden werden. Der Perfall'sche Roman ist übrigens nur für ein reifes Publicum zur Lectüre geeignet.

* Warme Empfehlung verdient der aus der Fluth der Kalenderliteratur vortheilhaft sich abhebende Sächsische Volkskalender für das Jahr 1888 (Verlag der Niederlage des Schriftenvereins zu Dresden) mit seinem wahrhaft volksthümlichen, kernigen Inhalte, historischen Erzählungen, vaterländischen Bildern, zeitgemäßen Betrachtungen u. s. w. Auch ein hübsches Titelbild, den Empfang der Glückwünsche des Königs Albert und des Prinzen Georg von Sachsen durch Kaiser Wilhelm an Allerhöchstseinem 90. Geburtstage darstellend, fehlt nicht. — Ein alter und willkommener Freund ist speciell den sächsischen Landwirthen, neben diesen aber auch anderen Hauswirthen, Geschäftsleuten u. s. w. Dr. William Löbe's Taschen-Kalender für die Sächsischen Haus- und Landwirthe, der nunmehr bereits als 30. Jahrgang erscheint (Leipzig, Reichenbach'sche Buchhandlung). Zu den früheren Tabellen sind neu hinzugetreten solche über den Preis der käuflichen Düngemittel, über Samenmischungen für Weiden, über das Verhältniß der Körner zum Stroh, zur Bildung bleibender und kurz dauernder Grasländereien; mittlere Arbeitsleistung guter landwirthschaftlicher Maschinen u. s. w. Auch für das Schaltjahr 1888 sind vier verschiedene, für preußische, deutsche, sächsische und österreichisch-ungarische Haus- und Landwirthe bestimmte Ausgaben des Kalenders veranstaltet worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 85. Mittwoch, den 26. October. 1887.

Bianca Capello.

Der Klang dieses Namens läßt die Gestalt einer Frau vor unseren geistigen Augen aufdämmern, die durch Schönheit, Schicksale und ihre Freundschaft mit Tizian und Torquato Tasso die leuchtendste Erscheinung des sechszehnten Jahrhunderts gewesen ist. Und da gerade dreihundert Jahre seit ihrem Tode, durch Gift, verflossen, bietet es ein Interesse, wenn das Lebensbild dieser schönen Venezianerin vor uns entrollt wird . . .

Die Familie Capello zählte zu den ersten Geschlechtern der Dogenstadt und besaß in der via maggio einen Palast, der als Sehenswürdigkeit Venedigs berühmt war. Bartolommeo Capello, ein Mitglied des „Rath der Zehn", welche die Republik beherrschten, war der Vater Bianca's, die, im Jahre 1543 geboren, schon als Kind wegen ihres Goldfadenhaares gepriesen wurde. Es schien ein Erbstück ihrer Familie zu sein. Nach einer Sage soll ihr Stammherr mit seiner hübschen Gattin einst nach Rom gereist sein. Als das kunst- und schönheitsliebende Römervolk die junge Venezianerin im bestrickenden Schmuck ihres goldigleuchtenden Haares erblickte, rief es aus: „Che capello! Welch' prächtiges Haar!" . . . Um die Erinnerung an diesen Triumph, den seine Frau in Rom gefeiert, bleibend in der Familie zu erhalten, änderte der Gatte seinen Namen in: capello, Haar, um.

Bianca, die eine classische Erziehung genoß, war mutterlos, als sie zur Jungfrau erblüht, und blieb sich selbst überlassen . . . Während die Hauptfront ihres Palastes von den Fluthen bespült wurde, säumte das Hinterhaus eine enge Gasse, in der auf der entgegengesetzten Seite das Haus des Kaufherrn Salviati, der für den reichsten Mann Italiens galt, lag. Im Fenster dieses Kaufhauses erblickte Bianca eines Tages einen jungen Mann, der ihr wegen seiner Wohlgestalt und gefälligen Geberden so gefiel, daß sie seine Grüße erwiderte und eine Begegnung suchte. Er stellte sich ihr als Sohn des Salviati vor, der das Bankgeschäft in Venedig leitete; die kostbaren Kleider, die er trug, und der Siegelring mit dem Wappen der Florentiner Salviati bestärkten Bianca in dem Glauben, daß der einzige Sprosse des Millionärs ihr — Bräutigam sei.

Sie soll damals, im Lenz ihres Lebens knospend, wundersam schön gewesen sein; dies bekennen ihre Zeitgenossen und verkünden uns ihre Porträts, die Bordone, Tizian und die ersten Meister des sechszehnten Jahrhunderts gemalt haben. Tizian rief, nachdem er das Bild der Bianca vollendet, aus: „Ich habe niemals ein schöneres Fleisch gemalt!" Und Piombo sprach das aus, was damals ganz Italien im Stillen dachte: „Bianca Capello ist das schönste Frauenbild der Welt!"

Da Signore Capello ahnenstolz war und Bianca mit einem Patrizier von Venedig verheirathen wollte, so ließ sie sich von Salviati überreden, mit ihm nach Florenz zu entfliehen. Es geschah im Winter und die Flüchtlinge mußten auf versteckten Wegen durch die Thäler und über die schneeverhüllten Höhen der Apenninen wandern; denn die Söldner der Republik Venedig folgten ihren Spuren.

Bianca war das Opfer eines schändlichen Betrugs geworden. Ihr Bräutigam hieß nicht Salviati, sondern Pietro Bonaventuri und diente als Schreiber im Kaufhaus zu Venedig . . . Er hatte Namen und Siegel der Salviati benützt, um das Herz der schönen Venezianerin zu gewinnen, und war zum Dieb geworden, der aus der Casse seines Brodherrn zehntausend Ducaten stahl. Dies hatte der Rath der Zehn ausgekundschaftet und sprach über Bianca Capello und ihren Entführer die Acht aus. Nach der Sitte jener Zeit wurden ihnen Sbirren nachgesandt, die, wo immer sie die Verfehmten begegneten, durch Dolchstiche das Bluturtheil an ihnen vollziehen sollten.

Bonaventuri, der in einer einsamen Kirche sich mit Bianca trauen ließ, führte sie in das Haus seines Vaters, der ein armer Krämer war. Die Familie, die kaum das tägliche Brod verdiente, begrüßte den Eintritt der schönen Bianca mit Jubel. „Wir werden durch sie unser Glück machen," flüsterte Donna Bonaventuri beim Anblick ihrer Schwiegertochter. Und so geschah es auch.

Francesco von Medici, der an Stelle seines siechen Vaters Cosimo Regent von Toscana war, erblickte eines Tages Bianca und wurde vom Glanz ihrer Schönheit so bezaubert, daß er nicht ruhte, bis er ihr Hausgenosse geworden. Das hatten Pietro Bonaventuri und seine Eltern heiß ersehnt; während er Stallmeister, Kammerherr und Begleiter des Prinzen Francesco zum Lohne dafür wurde, daß er die Ehre seiner Frau preisgab, lebte diese in einer prächtigen Villa, die neben dem Palazzo Pitti lag, oder in Pratolino auf dem Landsitze des Fürsten . . . Obwol Staatsrücksichten den Prinzen Francesco bewogen, eine Schwester des römisch-deutschen Kaisers Maximilian II., Giovanna d'Austria, zu ehelichen, entsagte er doch nicht seiner Liebe zu Bianca Capello . . . Donna Giovanna litt darum schwere Qualen und gerieth in so arge Aufregung, daß sie eines Morgens Bianca, der sie auf der Brücke Santa Trinità begegnete, durch ihre Diener in den Arnostrom werfen lassen wollte. Die Klugheit ihres Beichtvaters rettete sie vor einem Mord. Der Gram über die Untreue ihres Gatten aber nagte wie ein Todtenwurm in der unglücklichen Fürstin und brach ihr das Herz; sie starb nach kurzer Ehe. Jetzt löste Herzog Francesco sein Wort, das er einst Bianca gegeben hatte, und ließ sich heimlich mit ihr trauen. Da sie aber ihm, der vom Papst Pius V. zum Großherzog erhöht worden war, nicht ebenbürtig, so erklärte sie die Republik von Venedig — als ihre Tochter; ein Act, der sie an Rang über alle Fürstinnen Italiens erhob und einst auch an Katharina Cornaro vollzogen worden war. Im Jahre 1579 fand die Doppelkrönung der Bianca Capello statt; mit dem goldenen Horn als Tochter der Republik Venedig und mit der Krone als Großherzogin von Toscana.

Ihr Gatte Pietro Bonaventuri war fünf Jahre früher von den Herren dei Ricci, die ihn wegen einer Liebschaft mit Donna Cassandra bestrafen wollten, auf offener Straße erdolcht worden.

Als Großherzogin von Toscana wandte Bianca ihre volle Gunst den Künstlern zu; Tizian Vecellio war ihr liebster Gast und sie bot dem Torquato Tasso, der geächtet von den Fürsten Italiens umherirrte, in ihrem Hause ein Asyl.

Es ist das unsterbliche Verdienst Bianca's, daß Tasso, dem die Accademia della crusca durch die Verdammung seines Epos: „Das befreite Jerusalem" den Todesstoß gab und bis zum Wahnsinn trieb, nicht unterging.

Er fand bei ihr Schutz und Gunst und hat ihr die herrlichsten Sonette gewidmet. Sein prächtiges Lied: „Mentre mia stella", das populärste in Italien, ist zum Preis ihrer Schönheit gesungen worden.

Der Großherzog Francesco wünschte von Bianca ein Kind zu haben. Und das Verlangen, diesen Wunsch zu erfüllen, obwol sie wußte, daß die Freuden der Mutterschaft ihr versagt seien, trieb sie zu einem Betrug.

Eine Frau aus Bologna verkaufte ihr Kind und es wurde,

nachdem die Großherzogin die häßliche Komödie einer Wöchnerin meisterlich gespielt, untergeschoben ... Der Großherzog begrüßte, getäuscht von der eigenen Gattin, den Neugeborenen Antonio als einen echten Medici und träumte schon, daß dieser sein Nachfolger in Toscana sein werde.

Das Geheimniß dieses Betruges blieb, trotzdem daß Bianca alle Mitwisser vernichten ließ, nicht verborgen; es wurde dem Bruder des Großherzogs, dem Cardinal Ferdinando, der in Rom lebte, erzählt und dieser ward dadurch der Feind Bianca's.

Sie zitterte bei dem Gedanken, daß dieser Kirchenfürst eines Tages die Zeugnisse, welche die Wahrheit vom untergeschobenen Kinde beweisen und die heute noch im geheimen Archiv zu Florenz liegen, dem Großherzog in die Hände geben werde!

Das mußte sie um jeden Preis verhindern. Sie ruhte nicht, bis Cardinal Ferdinando endlich am Hof zu Florenz erschien und an einem Fest, das ihm zu Ehren auf dem Landsitze zu Poggio a Cajano veranstaltet wurde, Theil nahm. Während des Mahles credenzte Bianca ihrem Gast eine Torte, die sie, wie sie sagte, selbst bereitet hatte.

Während der Cardinal zögerte, von der angebotenen Speise zu nehmen, ergriff der Großherzog hastig ein Stück und aß es mit den Worten:

„Ihr fürchtet wol, daß wir Euch vergiften werden?"

Nach wenigen Minuten rüttelten Krämpfe den Leib des Großherzogs, er verfiel in Todespein und starb unter entsetzlichen Qualen.

Während Alles im Speisesaal in namenloser Aufregung hin- und herrannte und die Leiche des Landesfürsten umdrängte, saß Bianca, wie ein Marmorbild, regungslos auf ihrem Thron.... Als das Wort „Vergiftet" aus dem Munde der Aerzte, die alle Heilmittel anwendeten, an ihr Ohr klang, erwachte sie aus der Erstarrung, griff nach einem Stück Torte, aß es langsam und starb unter denselben Qualen wie der Großherzog. Es geschah dies am 19. October 1587. Während Francesco in der Gruft der Medici eingesargt wurde, ließ der Cardinal Ferdinando, den das Volk zum Großherzog von Toscana ausrief, die Leiche der Bianca Capello in einem verlassenen Todtenfeld vor der Stadt einscharren ... Die Ursache des plötzlichen Todes des Großherzogs und der Bianca Capello blieb lange ein Räthsel, das erst durch die Auffindung eines Documentes im Archiv zu Florenz gelöst worden ist.

Bianca Capello hatte die Torte, die sie selbst zubereitet, vergiftet und wollte durch diese Speise ihren ärgsten Gegner, den Cardinal Ferdinando dei Medici, aus dem Leben jagen. Sein Zaudern aber rettete ihn; an seiner Stelle fiel der Großherzog der Rachsucht Bianca's zum Opfer.

Als sie klar erkannte, daß ihre That entdeckt worden und der Ruf „Giftmischerin" ihr entgegengellte, wählte sie freiwillig den Tod, der ihr als Strafe für ihr Verbrechen drohte.

So endete Bianca Capello, die schönste Frau ihrer Zeit, die durch den Pinsel eines Tizian und durch die Sonetten des Torquato Tasso unsterblich geworden ist. J. Pederzani-Weber.

Rundschau auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde.

—v—. Seit der Reichthum an edlen Metallen versiegt, seit der einstmals so ergiebige, fast unerschöpflich scheinende Boden vielfach ausgesogen worden ist und infolge dessen, wie anderer mißlichen Verhältnisse, namentlich infolge der Aufhebung der Sklaverei, der Plantagenbau wesentlich zurückgegangen ist, hat sich die Aufmerksamkeit von den Westindischen Inseln und dem benachbarten Festlande von Südamerika anderen jungfräulichen Gebieten zugewendet und das jetzt fast ausschließlich das Interesse aller Kreise, der wissenschaftlichen nicht minder wie der handeltreibenden, in Anspruch nehmende Afrika ist, wir möchten sagen, gleichsam eifersüchtig bestrebt, sich allein huldigen und den Hof machen zu lassen, obgleich andere Gebiete ein nicht minderes Anrecht auf Beachtung haben, als der jetzt in Mode stehende und wie die Mode Alles tyrannisch beherrschende Schwarze Erdtheil. Daß es auch an der Nordostküste Südamerikas noch Gegenden giebt, welche in Europa noch wenig oder gar nicht gekannt und der Erforschung werth sind, beweisen die „Westindischen Skizzen. Reise-Erinnerungen von K. Martin, Professor der Geologie an der Universität zu Leyden. Mit 22 Tafeln und einer Karte. Separatausgabe des ersten Theiles von: K. Martin, Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. Leyden, E. J. Brill. 1887." Zwar war die geologische Untersuchung des Landes der Hauptzweck der Reise des Verfassers, die er theils gemeinschaftlich mit einigen anderen holländischen Naturforschern, theils getrennt von diesen in der Zeit vom December 1884 bis März 1885 ausgeführt und dabei namentlich das obere Surinam in Niederländisch-Guyana sowie Curaçao und die zu dieser Gruppe gehörenden kleinen Inseln Aruba und Bonaire, desgleichen einen Theil von Venezuela besucht hat, doch schien es ihm wünschenswerth, auch die nebensächlichen, nicht geologischen Beobachtungen einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Diesem Umstande verdanken wir den vorliegenden stattlichen und trefflich ausgestatteten Band, in dem wir anziehende Schilderungen von Land und Leuten erhalten, die nicht nur für den Forscher, sondern auch für weitere Kreise Interesse bieten. Was der Verfasser uns giebt, ist nur selbst Geschautes und Beobachtetes; er hat nicht in den Fehler verfallen wollen, der so vielfach begangen wird, daß er die Zustände der verschiedensten Zeiten zu einem voluminösen aber ungenauen Gesammtbilde vereinigte. Wer sich eingehender über den Gegenstand unterrichten will, der findet in der genauen und zuverlässigen Angabe der Quellen, aus denen Martin geschöpft hat, sowie in dem dem Werke angehängten ausführlichen Literaturverzeichnisse reichlich Gelegenheit. Auch auf den beigegebenen Tafeln ist, wie der Verfasser versichert und wie man es auch den Abbildungen gleich ansieht, nicht das Geringste construirt worden, wir erhalten hier eine getreue Wiedergabe der Natur, die sich theils auf Photographien, theils auf Zeichnungen, von Martin selbst angefertigt, stützt. Der wichtigste und werthvollste Theil des Werkes ist die Binnenlandreise zum oberen Surinam, wo der Verfasser Gelegenheit hatte, die spärlichen Ueberreste der einst so mächtigen Indianerstämme, der Cariben und Arawakken, zu welchen als Dritte im Bunde die Warauen gehören, kennen zu lernen. Martin stellt in Abrede, daß Krankheiten die Schuld am Aussterben der Indianer trügen, er meint, daß es sich dabei nur um Veränderungen in den Existenzbedingungen seit Ankunft der Europäer handeln könne. Unter diesen spiele ganz besonders die Vermischung der Indianer mit den Negern und Weißen eine große Rolle. Es ist deswegen auch nicht zu bezweifeln, daß ein großer Theil der Indianer in der Bevölkerung von Weißen und Schwarzen aufgegangen ist, während Andere durch die Berührung mit europäischen Sitten und Gebräuchen ihre Eigenart und somit auch ihre Kraft eingebüßt haben. Aber auch der Umgang mit den Negern ist den armen Indianern verderblich geworden, denn eine große Zahl von Rothhäuten befindet sich geradezu in einem Leibeigenschaftsverhältniß zu den Schwarzen. Letztere wissen nämlich eine Verlegenheit, in der sich der Indianer befindet, oder ein ihn anwandelndes Gelüste nach Branntwein derart auszunutzen, daß sie als Bezahlung für irgend eine Lieferung vom Schuldner eine bestimmte Arbeitsleistung annehmen. Sorglos geht der unschuldige Indianer auf diese Kniffe der schlauen Afrikaner ein und manchmal ist er so tief verschuldet, daß alle Zeit seinem Gläubiger gehört, während er es in dem den Naturvölkern eigenen Rechtsgefühle niemals wagt, seine einmal eingegangenen Verpflichtungen zu vernachlässigen. So hat sich das Blatt völlig zum Nachtheile der Indianer, die einstmals die mächtigen Herrscher im Lande waren, gewendet, denn früher verfolgten die kriegerischen Cariben die weggelaufenen schwarzen Sklaven, die jetzt freie Leute sind, und lieferten sie gegen Bezahlung ihren Herren wieder aus. Trotz des Einflusses der Weißen sind die Indianer hier thatsächlich alle noch Heiden, wenngleich manche die Taufe äußerlich empfangen haben, denn der Indianer ist der christlichen Lehre nicht zugänglich. Die Warauen werden als die klügsten der drei angeführten Stämme, aber auch als die leichtsinnigsten geschildert, und diesem Umstande ist es wol mit zuzuschreiben, daß dieselben jetzt am meisten zusammengeschmolzen sind, wie denn überhaupt die leichtfertige, durch Berührung mit den Europäern mehr und mehr genährte Lebensweise wol als eine der Hauptursachen bezeichnet werden muß, welche den ursprünglichen Bewohnern des Landes den Untergang bereitet hat. So berichten auch Missionäre, daß bei Epidemien acht Heiden, welche durch Ausschweifungen aller Art geschwächt sind, gegen einen bekehrten Indianer starben. Schon vor etwa dreißig Jahren wohnten die Warauen nur noch am Nickerio, während Ten Kate sie vor Kurzem bei Oreala antraf. Die Arawakken und Cariben sind in kleinen Gruppen über Surinam zerstreut, und zwar am Unterlaufe der Ströme, geschieden von den Indianern, welche die Gebirge des Binnenlandes bewohnen. Die Arawakken sollen die ältesten Bewohner des Landes gewesen sein, wie aus den Namen der Flüsse und Orte von Surinam hervorgeht; die Warauen sollen vom Orinoko gekommen sein, während die

Cariben als Eindringlinge im Lande zu betrachten sind und vor Ankunft der Europäer als Eroberer herrschten. Diese wenigen Daten mögen genügen, um die Aufmerksamkeit auf die anziehenden Schilderungen des Verfassers zu lenken, der, ohne den wissenschaftlichen Standpunkt preiszugeben, es verstanden hat, ein lebenswahres, durch Natürlichkeit fesselndes Bild von Land und Leuten zu geben.

Zu der classischen Reiseliteratur der Neuzeit müssen auch Ernst Häckel's „Indische Reisebriefe" gezählt werden, welche, in zweiter vermehrter Auflage im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschienen, ebenso den wissenschaftlichen Forscher, wie den künstlerisch fühlenden Darsteller erkennen lassen, der einen gelehrten Stoff in ansprechender Form wiederzugeben versteht, es versteht, den Leser hineinzuziehen in den Kreis seiner persönlichen Interessen und ihn darin festzuhalten. Die „Wunderinsel Ceylon" wird uns hier in ihrer üppigen Tropennatur, mit denkendem Auge geschaut, mit fein empfindendem Pinsel gemalt, farbenprächtig und farbenfrisch, durch eine Fülle von wenn auch nicht sensationellen, so doch interessanten und anziehenden Ereignissen und Erlebnissen gehoben, vorgeführt. Als Zoolog kann der Verfasser natürlich nicht umhin, auch dem ζῶον πολιτικόν seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So bilden denn auch die Menschen eine anziehende Staffage in der in ihrer Pflanzen- und Thierwelt so üppigen Tropennatur, und unter diesen nehmen wieder die Singhalesen, die Urbevölkerung der Insel, eine hervorragende Stelle ein. Ganz entzückt ist Häckel von den schönen Singhalesenkindern; ein brauner Häuptling konnte ihm eine ganze Schaar allerliebster Knaben und Mädchen, eines immer hübscher als das andere, vorstellen, es waren deren sechszehn. Nur die älteren Kinder waren halb bekleidet, während bei den jüngeren ein um die Hüften geschlungener Bindfaden, an dem vorn in der Mitte eine Silbermünze hing, die Kleidung symbolisch andeutete. Arme und Beine waren mit silbernen Ringen geschmückt. Da hatte ich denn, sagt Häckel, die schönste Entwickelungsgeschichte der singhalesischen Körperform in einer Reihe vollendeter Typen vor Augen, um so interessanter, als gerade dieser Theil der Küstenbevölkerung wegen seines reinen Singhalesenblutes berühmt ist und in der That auch wol sehr wenig fremde Beimischung enthält. Die zierliche und bei den älteren Mädchen ungewöhnlich üppige Körperform, mit auffallend kleinen Händen und Füßen, mochte wol den größten Theil der zweiunddreißig Eigenschaften aufweisen, welche nach den singhalesischen Dichtern zur Schönheit erforderlich sind, vor Allem das lange schwarzlockige Haar, die mandelförmigen Augen, schwellenden Lippen, Busen gleich der jungen Cocosnuß und dergleichen mehr. Die Hautfarbe war zimmtbraun in verschiedenen Abstufungen, bei den kleinen Kindern heller. Die glückliche Mutter aller dieser sechszehn hübschen Kinder, eine freundliche dicke Matrone von vierzig Jahren, war offenbar nicht wenig erbaut von der ästhetischen Befriedigung, die Häckel ihr über ihr Familienglück aussprechen ließ. Eine solche Frau wird hoch in Ehren gehalten, denn sie hat keinen geringen Werth bei dem wichtigen Umstande, daß bei den Singhalesen die männlichen und weiblichen Geburten in permanentem Mißverhältnisse stehen. Auf je zehn Knaben sollen durchschnittlich nur acht bis neun Mädchen geboren werden. Das schöne Geschlecht ist hier zugleich das seltene, wozu Häckel die Bemerkung macht: „Selten freilich ist es auch schön". In ursächlichem Zusammenhange mit dieser Erscheinung, wenigstens theilweise, steht wol auch das merkwürdige Verhältniß der Polyandrie. Trotzdem die englische Regierung seit Langem eifrig bemüht ist, dasselbe zu unterdrücken, besteht es dennoch fort, wahrscheinlich sogar auch sehr verbreitet, besonders in den entlegenen Theilen der Insel. Nicht selten haben zwei oder drei Brüder eine Frau gemeinschaftlich; es soll jedoch auch Damen geben, die sich des Besitzes von acht bis zwölf anerkannten Männern erfreuen. Doch wir wollen nicht mehr aus dem reichen Inhalte des Buches verrathen, das man ein unterhaltendes nennen könnte, würden nicht so viel Aus- und Einblicke auf wissenschaftliche Fragen geboten, die in der heutigen Weltanschauung eine so hervorragende Rolle spielen und die ungetheilte Aufmerksamkeit des denkenden Lesers in Anspruch nehmen.

Weniger farbenprächtig, weniger Herz und Sinn erfreuend und ästhetische Befriedigung gewährend ist die Reise Wilhelm Joest's: „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien", welche uns ebenfalls in zweiter Auflage, im Verlage der M. du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung in Köln erschienen, vorliegt. Nicht minder als Häckel ist aber auch Joest Meister der Darstellung, dem ganz besonders die Gabe zur Verfügung steht, mit wenig Worten treffend zu charakterisiren. So erhalten wir von dem Verfasser ein Bild des noch immer falsch beurtheilten Sibiriens, dieses Zukunftslandes, das reich an treffenden Schlaglichtern ist. Obgleich der Reisende die weite Strecke von der Küste des Japanischen Meeres bis an den Rhein nur im Fluge durcheilt hat, so haben sich ihm doch Momenteindrücke eingeprägt von jenen öden und an landschaftlichen Reizen so armen Gegenden, die durchaus nichts von der „überwältigenden Langeweile" in sich tragen, welche dem Reisenden während dreier langen Monate eine unabschüttelbare Begleiterin war. Von Wladiwostock, diesem zukunftsreichen Hafenorte an der pacifischen Küste Sibiriens, führt uns der Verfasser über Chabarowka, Blagowjeschtschenks und Strjetensk nach Werchan Udinsk, von wo aus ein Ausflug nach Kjachta unternommen wurde. Wie bekannt, liegt diese Stadt, eine Großstadt plötzlich in der Wüste, dicht an der chinesisch-mongolischen Grenze. Schon vor Jahrhunderten verkehrte China über Kjachta mit dem Abendlande, mancher Reisende gelangte von hier aus zuerst in das himmlische Reich und brachte Kunde von der großen mongolischen Wüste. In Kjachta berühren sich zwei Welten und tauschen hier ihre Erzeugnisse aus, es bildet die Grenze zweier grundverschiedener Erdstriche, denn einige hundert Werst südlich treten wir in die wasserlose Wüste Gobi, ebenso viele Werst nördlich sind wir am Baikalsee mit seiner interessanten Relictenfauna und im Quellgebiete zweier der größten Ströme der Erde, des Jenissei und der Lena. Dabei war aber Joest im hohen Grade überrascht, denn er hatte gehofft, ja erwartet, hier wenigstens einen Ort mit asiatischem Charakter zu treffen, den er bisher in Sibirien vergeblich gesucht hatte, statt dessen bot sich seinen von der Einförmigkeit ermüdeten Augen eine schöne, breite, aus zwei Reihen stattlicher Steinhäuser gebildete Straße dar. Da trifft man mehrere Gymnasien, eine Apotheke, einen Club, selbst einen öffentlichen Garten mit hübschen Pavillons an, kurz, anstatt in einer asiatischen Grenzstadt hätte man, das Straßenpublicum abgerechnet, meinen können, sich ebenso gut in einer kleinen europäischen Residenz oder in einem modernen Badeort zu befinden. — Von Kjachta ging es wieder nach Werchan Udinsk und von da über den Baikalsee nach Irkutsk, weiter dann zum Ob und nach Jekaterinburg im Ural auf der Grenze zwischen Asien und Europa und endlich zurück in die Heimath.

Sonstige Bücherbesprechungen.

□ Dietel, Missionsstunden. III. und IV. Heft. Leipzig, Fr. Richter. — Diese Missionsschrift, die in einzelnen Heften erscheint und dazu bestimmt ist, den Geistlichen für die Missionsstunden, welche sich überall, wo sie mit Wärme und Liebe gehalten werden, einer guten Aufnahme bei den Gemeinden erfreuen, eine Handreichung zu geben, ist bereits früher in diesen Blättern besprochen worden. Sie soll indessen nicht blos den Geistlichen eine wünschenswerthe Hilfe sein, da namentlich vielbeschäftigte Geistliche nicht in der Lage sind, die Quellen eingehend zu studiren und aus ihnen direct zu schöpfen, sondern sie soll auch in weiteren Kreisen die Kenntniß und das Interesse der Mission wecken und ist dazu vorzüglich geeignet. Die Kenntniß der Mission, speciell der evangelischen, ist noch immer in weiten Kreisen, auch bei wohlgesinnten und treuen Gliedern der Kirche, recht mangelhaft; die verkehrten Urtheile, die man oft namentlich über evangelische Mission hören und lesen muß, haben darin ihren Grund. Das dritte Heft behandelt die Mission in Sumatra, Borneo, Java, auf den Sangi- und Talentinseln, in Ceylon u. s. w., das vierte Heft führt nach Afrika, dem „dunkeln" Erdtheil, der für uns Deutsche jetzt ein erhöhtes Interesse durch unsere Colonien an der Westküste Afrikas gewonnen hat und der für die Mission von der größten Bedeutung ist, in welchem dieselbe unter den größten Schwierigkeiten der Cultur so hervorragende Dienste geleistet hat und bahnbrechend vorangegangen ist. Dieses vierte, mit großer Sorgfalt und mit vielem Geschick in klarer und anschaulicher Darstellung geschriebene Heft möchten wir ganz besonders der Beachtung empfehlen.

□ Biblische Poesieen von Christoph Hoffmann. Gotha, F. A. Perthes 1887. 1,60 ℳ. — Der im Jahre 1885 verstorbene württembergische Theolog Christoph Hoffmann, der an den kirchlichen und politischen Zuständen Europas verzweifelnd die Sammlung eines Volkes Gottes im gelobten Lande sich zur Aufgabe gestellt und eine deutsche Colonie daselbst gegründet, war ein vielseitig begabter Mann, auch ein poetisches Talent. In seinem Organ, der „Süddeutschen Warte", und in besonderen Schriften hat er Proben seiner Poesie niedergelegt. Die vorliegende Sammlung biblischer Poesieen ist diesen entnommen und nach dem Tode des Verfassers von Prof. W. Paulus in Isingen zusammengestellt worden. Die Sammlung umfaßt verhältnißmäßig einen kleinen, aber hochbedeut-

samen und an poetischen Motiven überaus reichen Abschnitt der biblischen Geschichte: von der Schöpfung bis zum Tode Abraham's. Diese Poesieen sind zunächst vom Verfasser für die deutsche Jugend bestimmt gewesen, um ihr durch die erhabenen Ideen der heiligen Schrift die Richtung auf die ewige Wahrheit zu geben. Aber auch erwachsene Leser werden an denselben Genuß und Erbauung finden. Die wunderbare Weihe und der hohe Reiz, der auf den alttestamentlichen Erzählungen aus den Jugendtagen des menschlichen Geschlechtes ruht, hat in diesen Poesieen einen edlen und würdigen Ausdruck gefunden. Wenn auch manche dieser Poesieen mehr eine Paraphrase der biblischen Geschichte sind und der poetische Werth derselben ein ungleicher ist, so zeichnen sich doch die meisten durch lebendige, warme Anschaulichkeit und poetische Kraft aus, einzelne, wie z. B. die Sintfluth, Abram's Auszug, Abram's Reisen, erheben sich zu hohem poetischem Schwung.

M.-Fr. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. 2. Halbband. Mit einem Porträt der Frau v. Staël. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887. Seite 205 bis 521. — Pünktlich, genau wie vorher angekündigt, erscheint die 2. Hälfte des ersten Bandes dieser interessanten Biographie, deren erster Halbband in Nr. 41 der Wiss. Beilage dieses Jahres angekündigt worden ist. Und sie hält, was der Anfang versprochen. Das Buch erweitert sich in diesem Bande zu einer fesselnd und zugleich maßvoll geschriebenen Geschichte der inneren Kämpfe Frankreichs von 1786 bis zum Frühjahr 1791. Der Nachdruck liegt also, wenn wir nach einer darauf bezüglichen Andeutung auf dem Titelblatte suchen sollen, auf den Worten „ihre Freunde", und zwar sind es nicht so sehr wie im ersten Halbbande die literarischen als die politischen, damit zugleich deren Gegner, welchen hier der breiteste Raum eingeräumt wird. Die Hauptperson selbst tritt sehr zurück, ihre Schicksale werden nur nebenher mit erwähnt, im Zusammenhange zumeist mit denen des Vaters. Der Band beginnt mit der officiellen Vorstellung der soeben verheiratheten Baronin Staël von Holstein bei Hofe am 3. Februar 1786 und endet mit dem Tod Mirabeau's im Frühjahre 1791. Thatsächlich, wenn auch nicht formell, war die junge Ehe schon nach wenigen Jahren gelöst, trotz der zwei Kinder, welche in ihr innerhalb dieser Zeit das Licht der Welt erblickten, und von denen das erste sehr bald wieder starb. Das vierte Capitel (das erste dieses Halbbandes) behandelt als ersten Hauptgegenstand die Briefe der Staël an den Schwedenkönig Gustav III., in denen sie ihm Pariser Neuigkeiten mittheilt, verbreitet sich dann über das gesellige und literarische Leben in Paris kurz vor dem Ausbruche der Revolution, besonders über den Einfluß der Frauen, die völlig in Rousseau's Ideenkreise befangen waren, über des Letzteren Einfluß und über die Gedanken überhaupt, welche die große Revolution beförderten, und stellt zum Schluß Madame Roland und Frau v. Staël einander gegenüber, so weit sie unter Rousseau's Eindruck handeln und schreiben; der Letzteren Briefe über ihn werden dabei sorgfältig verwerthet. Das 5. Capitel wendet sich schon weit mehr von der Hauptfigur ab; sein Gegenstand ist fast nur die innere Politik, vor Allem die Finanznoth Frankreichs; die Ministerien Calonne und Brienne, die Notabelnversammlung, das zweite Ministerium Necker, dessen Gegner und dessen Partei ziehen an uns vorüber, Mirabeau und Sieyes treten auf, und die Wahlen von 1789 führen uns schon mitten hinein in die bewegte Atmosphäre der Zeit. Das 6. Capitel giebt zuerst die Ereignisse bis zu Necker's vorläufiger Entlassung, seine Reise nach Brüssel und Genf, seine Rückkehr nach Paris und den Wiedereintritt ins Ministerium. Dann folgen die Gestalten Lafayette's und Talleyrand's, der Sommer von 1789, in dem die philosophische Phrase auf der Rednertribüne von Versailles herrscht, auch Mounier, über den erst ganz neuerdings eine noch nicht benutzte, tüchtige Biographie von L. de Lanzac de Laborie erschienen ist, tritt gebührend hervor. Mit der gewaltsamen Ueberführung des Hofes und der Nationalversammlung nach Paris führt dieser Abschnitt über zu dem 7., welcher das Ende des Jahres 1789, die vergeblichen Vorschläge Mirabeau's gegenüber der maßlosen Eitelkeit Lafayette's und dem Mißtrauen des Hofes, die Ereignisse von 1790, die Einziehung des Kirchenvermögens, die weiteren Bedrückungen der Geistlichkeit, Mirabeau's Verbindung mit dem Hofe, das Julifest, Necker's endliche Abdankung im Herbste 1790 und Mirabeau's Tod erzählt. Mit der Art, wie Personen und Ereignisse dieser so unendlich oft dargestellten Periode hier aufgefaßt werden, kann jeder vorurtheilslose Leser sich einverstanden erklären; wir haben wirklich eine pragmatische Darstellung vor uns, ohne Voreingenommenheit und ohne Haschen nach äußerem Effect. Die considérations der Frau v. Staël kommen wol hier und da zu Worte, sonst aber geben weit bedeutendere Quellen, die besten, welche wir besitzen, den Stoff und die Färbung.

J. R. Illo von der Rednitz. Charakterbilder aus dem letzten Decennium. Wahrhaftigen Erlebnissen nacherzählt von Karl Jenzen, Schiffscapitän. Leipzig, Zangenberg & Himly. 2 ℳ. — Das Charakteristicum auf dem Titelblatt dieses Büchleins ist etwas zu allgemein gehalten, es müßte lauten: Bilder von dem schamlosen Treiben von Speculanten und Industrierittern vorwiegend jüdischer Rasse zu London, welche den ankommenden Deutschen, namentlich den Schiffscapitänen, den Hals abzuschneiden suchen, wenn diese nicht mit ihnen unter einer Decke arbeiten wollen. Denn die edle Zunft der Veitel Itzig und Compagnie wird uns hier vorgeführt, wie sie, vaterlands- und ehrlos, in Londons Häusermeer ihre Schlingen auswirft, Erfahrungslose und Ehrliche zu fangen, leider vielfach mit Erfolg und ungestraft, geschützt durch die eigene, angeborene Schlauheit und die weiten Gesetze des britischen Inselreichs. Vor dieser gemeingefährlichen Menschenclasse zu warnen, ist vorwiegend des Verfassers Aufgabe; einen künstlerischen Zweck verfolgt er in den in Romanform niedergelegten Erlebnissen nicht, wie auch die Compositionslosigkeit der Erzählung, der Mangel jedes Psychologischen, die ungelenke Schreibweise des Capitäns den Anspruch, den man an ein Kunstwerk erheben kann, vollständig ausschließen. Das Bild aus dem Leben Londons aber ist ein erschreckendes und der Abgrund der Verworfenheit ein solch tiefer, wie ihn Dickens in seinen düstersten Schilderungen nur zu enthüllen vermocht hat.

—a. Ein Zeitungsmuseum in Aachen, im Besitze dessen Begründers Oskar v. Forckenbeck, ist von ganz eigenartig werthvoller Bedeutung. Nicht, daß dasselbe, wie anderwärts, eine möglichst große Anzahl von Probenummern enthalte, war die Absicht des Sammlers, vielmehr sind es wesentlich Festnummern, welche entweder bei längerem Bestehen einzelner Zeitschriften, oder bei besonderen Ereignissen und Erinnerungstagen erschienen sind, sowie Nummern andern chronikalischen Inhalts, welche v. Forckenbeck für sein geschichtlichen Zwecken gewidmetes Museum in großer Reichhaltigkeit zu vereinigen gestrebt hat. Eine Sammlung vollständiger Zeitungen zu solchem Zwecke ist schon vor fast 100 Jahren (durch Joach. v. Schwarzkopf in seinem Buche über Zeitungen) als eine wünschenswerthe bezeichnet worden; neuerdings, wo es immer unausführbarer wird, die Masse der Tagesblätter irgendwo aufzunehmen, beschäftigte sich Oberbibliothekar Lepsius in Berlin mit dem Gedanken, Provinzialmittelpunkte zu schaffen, um alle Aeußerungen der Tagespresse für die Orts- und Zeitgeschichte zu bewahren. Inzwischen war es ein einzelner Mann, der, durch zufälligen Fund eines älteren Blattes angeregt, das ihn 1854 auf einer langsamen Fahrt zu Schiffe fesselte, den rechten Weg getroffen, um wenigstens denkwürdige Zeitungsnummern vor Zerstörung und Vernichtung zu retten. Ausgebreitete Reisen hatten seine Sammlung schon zu einer ansehnlichen gefördert, sie enthielt unter fast 10000 Blättern in mehr als 30 Sprachen z. B. bereits 283, welche zur goldenen Hochzeitsfeier des Kaiserpaares am 11. Juni 1879 ausgegeben worden waren; da betrat endlich 1885 v. Forckenbeck den Weg der Oeffentlichkeit, indem er sich an die Herausgeber deutscher Blätter im In- und Auslande mit einem Aufrufe wendete, ihm alle Fest- und Sondernummern für sein Museum zugehen zu lassen. Auch eine im Jahre darauf in Aachen veranstalte Ausstellung erhöhte die Theilnahme dafür und der wesentlichen Unterstützung von Seiten der „Kölnischen Zeitung" folgten mehr und mehr andere. So ist die Zahl der eingegangenen Festnummern zu fast allen denkwürdigen Tagen aus dem Leben des Kaisers, namentlich zum 90. Geburtstage, eine so große, daß schon hierdurch das Zeitungsmuseum sich als ein echt vaterländisches Unternehmen kennzeichnet. Dasselbe umfaßt jetzt über 16000 Nummern, auch ältere, darunter eine geschriebene von 1596, welche zum Theil in eigens hergestellten Schränken mit auf Rollen laufenden Schubläden untergebracht sind; auch die Anfertigung eines übersichtlich geordneten Verzeichnisses ist begonnen. Die Mehrzahl dieser Zeitungsschätze ist aber noch in Kisten verpackt und harrt der geeigneten Unterbringung, für welche es dem Besitzer an Raum fehlt. Hr. v. Forckenbeck ist daher bereit, das Ganze, über welches der Curator des Museums, Mr. Schlesinger, im Archiv für Post- und Telegraphie Nr. 16 dieses Jahres Ausführlicheres berichtet, irgend einer Behörde oder Stadt, lediglich gegen Ersatz der in den letzten zwei Jahren entstandenen Verwaltungskosten, zu überlassen, dafern sich dieselbe zur Nutzbarmachung des Museums für die Allgemeinheit und zu weiterer Förderung desselben erbietet. Jedenfalls könnte dasselbe immer mehr zu einem zeitgeschichtlichen Archive bedeutsamster Art sich entwickeln.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 86. Sonnabend, den 29. October. 1887.

Hans Herrig's Lutherfestspiel.

So wird denn auch bei uns Hans Herrig's Lutherfestspiel seinen Einzug halten, nachdem es in einer ganzen Reihe protestantischer Städte Deutschlands durch seine an die Wagner'schen Festspiele gemahnende künstlerische und religiöse Weihe Tausende ergriffen und erbaut hat. In wenigen Tagen, am Geburtstage des Reformators, werden, wie bekannt, die Lutherfestspiele in der Alberthalle beginnen. Hans Herrig ist dem Leipziger Publicum bisher nur durch den Text zu dem Musikdrama „Harald der Wiking", das vor Jahren im Neuen Theater gegeben ward, bekannt; von seinen vielen selbständigen Dramen (Alexander, Kaiser Friedrich der Rothbart, Konradin, Jerusalem, der Kurprinz, Nero, Columbus) hat leider noch keines hier von der Bühne herab sprechen dürfen. In dem „Luther" nun haben wir es, das hat uns die Durchsicht der Buchausgabe bestätigt,*) zweifelsohne mit einer dichterischen Erscheinung von Bedeutung und Eigenart zu thun, einer Erscheinung, die sich wol neben Zacharias Werner's Tragödie „Martin Luther" oder „Die Weihe der Kraft" (1807), das älteste Drama, welches das Leben des Reformators behandelt, und das bedeutendste bisher, als eine selbständige Leistung stellen kann; Herrig beschränkt sich nicht darauf, die blos äußerlich ins Auge fallenden theatralischen Momente des Stoffes auszuwählen und uns vor Augen zu führen, Momente, die von vornherein des Beifalls sicher sind, sondern er greift tiefer und stellt das innerliche Leben und Ringen Luther's dar, das darum nicht weniger dramatisch ist. Darin liegt der Werth dieses „Luther". Man höre.

In sieben Bilder oder Acte etwa, die durch Gesänge, Choräle unterbrochen sind, bei denen die Zuschauerschaft mitwirken kann, läßt sich Herrig's Festspiel auseinander nehmen. Im ersten treffen wir Luther in seiner Klosterzelle zu Erfurt an, selbstquälerischen Zweifeln hingegeben, unzufrieden, unglücklich: der Jüngling verzweifelt daran, Gottes Geboten je gerecht werden zu können:

„Mir im Herzen werden licht
Will es trotz meiner Bitten nicht.
Des Menschen Herz, ach! ist verderbt
Seit er von Adam's Schuld geerbt ....
Wer kann wissen, wie oft er fehle!
Auf eine Sünde, die wir nennen,
Kommen tausend, die wir nicht kennen.
Wie die Fliegen am Leime kleben,
Sitzen auch wir am Bösen fest:
So bleibt immer ein kranker Rest,
Wird uns nimmer Alles vergeben —"

oder, wie es an einer andern Stelle in der anschaulich kräftigen Sprache Luther's heißt: „Der Mensch muß dem Teufel die Suppe würzen." So schließt denn der jugendliche Grübler:

„Was hilft mir nun mein geistlich Amt,
Was hilft mir all mein Mühn und Ringen?
Was Gott verlangt — es kann kein Mensch vollbringen!
Verloren bin ich und verdammt!"

Da weist ihn der fromme Staupitz, der den jungen Mönch in seiner Zelle aufsucht, liebevoll auf den Glauben hin, als auf den Weg, der, wenn das „Gesetz" einem Berge gleicht, durch diesen Berg hindurchführe, ohne zu ahnen, welch ein Samenkorn er damit in des Jünglings Seele senkt. Dieser, wie erleuchtet, ruft aus:

„Soll ich an diesem Wort mich letzen,
So müßt' es ja der Glaube sein,
Der ohne Aengstlichkeit und Qual,
Vertrau'nd auf Gottes gnäd'ge Wahl
Und die Erlösung könnt' gewinnen —
Darüber laßt mich weiter sinnen —"

und kommt zu dem Schluß, daß „da kein Mensch gerecht, da jeder irrt", der Mensch „durch den Glauben selig werde". Staupitz ist fast betroffen von der Wirkung und Tragweite seines Trostes: „Das ist ein seltsam kühner Schluß" entgegnet er, und will sein Wort in dem: „Was wär' ein Glauben ohne Werke?" fast zurücknehmen; allein die siegende Gewalt von des nunmehr Zweifelsbaren Erkenntniß, daß „Geschenk der Gnade das Kleid ist, daran am Tisch sitzt, wer erlöst," reißt ihn, den Ruhigen, Besonnenen, doch zu dem Ausruf der Bewunderung hin:

„Als sähest Du eine neue Welt,
Stehst Du da — wie ein siegender Held,
Und mich dünkt, daß Gott Dich befehligt,
Der an sich verzweifelt erst:
Daß Du einst noch den Menschen lehrst,
Was Dich selber beseelt und beseligt!"

Die neu gewonnene Wahrheit, daß der Glaube dem Menschen zu seiner ewigen Seligkeit verhelfe, und daß ohne den Glauben die Werke todtes Thun seien, muß naturgemäß zum Conflict mit derjenigen Institution der römischen Kirche führen, in der die Ansicht, daß die Werke allein heiligen, den rohesten Ausdruck gefunden hatte, mit dem Ablaßkram. Diesem und der Anheftung der 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg ist das zweite Bild gewidmet. In Wittenberg ist Luther Doctor der Theologie und Magister geworden; Studenten treten auf, einer, ein reicher Bursche, den erkauften Ablaßzettel in der Hand, froh der scheinbaren Vergebung seiner Sünden, ein anderer, ohne diesen Talisman, ein armer Teufel, dem nichts übrig bleibt, als sich künftig „zu bessern", wenn er nicht in der Hölle braten will; ein Ritter gesellt sich diesen hinzu, der von Luther gehört hat, und sich ihm, weil er mit dem kühnen Lehrer einverstanden ist, zur Verfügung stellen will, dann Melanchthon und Staupitz; die noch vom Wahne der Sündenvergebung durch den Ablaß Befangenen werden von ihrem Irrthum überzeugt und Alle stimmen der Anheftung der Thesen zu, auch Staupitz, der hier noch als Luther's Freund erscheint:

„O Wittenberg im Sachsenland,
Ich schaue einen hellen Brand,
Von deiner Schloßkirch flammt der Schein
In alle deutschen Gau'n hinein!"

Den Thesen und Luther's Weigerung, zu widerrufen, wenn man ihm nicht aus der heiligen Schrift, daß er fehle, beweisen könne, folgt die Bannbulle und deren Verbrennung durch den Gebannten: drittes Bild. Aber ehe dieser Act, der einer Lossagung von Rom

---

*) Luther. Ein kirchliches Festspiel zur Feier des 400jährigen Geburtstages Martin Luther's in Worms gedichtet von Hans Herrig. Vierte Auflage. Berlin, Friedrich Luckhardt.

gleichkommt, vollzogen werden kann, muß Luther noch den herben Schmerz erleben, daß der Berather seiner Jugend, Staupitz, sich von ihm trennt: so weit, bis zum Aufruhr gegen den, der doch „der höchste Mund auf Erden, dem zu gehorchen wir sind verpflichtet", gegen den Papst, kann es Derjenige nicht kommen lassen, der zwar die Schäden der alten Kirche einsah und gegen diese Schäden gern mit ankämpfte, nicht aber gegen diese alte Kirche selbst. In einer bewegten schönen Scene scheiden Luther und Staupitz von einander, Beide von der Nothwendigkeit dieser Trennung überzeugt, Beide aber auch darob von Schmerz erfüllt. Bild vier bringt dann die berühmte Reichstagsscene, die dem Leser bekannt ist, bekannt vielleicht auch durch die großartige Darstellung in der Tragödie Zacharias Werner's, der hier eine Ensemblescene im großen Schiller'schen Stile schuf: Herrig folgt in seinem Bilde dem bereits feststehenden historischen Gange Zug für Zug und läßt dann aus dem Für und Wider der Fürsten sich das Kampflied: Ein feste Burg entwickeln, mit dem die Scene abschließt — vielleicht ist dies der Höhepunkt der Wirkung, den das Lutherfestspiel überhaupt erreicht. Von diesem Höhepunkt eilt es dann in drei Bildern zum Abschluß, von denen das fünfte Luther auf der Wartburg die Bibel übersetzend, das sechste die Schwärmer, Sectirer, Bilderstürmer in Wittenberg zeigt, während das Schlußbild Luther im Kreise seiner Familie vorführt. Mit dem Reichstage zu Worms ist das Gebäude der Reformation ja gerichtet, es gilt nunmehr, das Haus innen auszubauen, gelegentlich auch rein zu halten und zu vertheidigen. Auf der Wartburg pflegt Luther mit dem Burghauptmann Hans v. Berlepsch Gespräche über den Werth der deutschen Sprache und die Nothwendigkeit, in dieser dem Volk die Bibel zu bieten; da kommt die Nachricht von den Unruhen zu Wittenberg. Entschlossen eilt der Reformator, seiner persönlichen Sicherheit nicht achtend, von seinem Bergasyl wieder hinab in die Welt. In Wittenberg hat inzwischen Melanchthon nicht vermocht, den Ansturm der Aufrührer, der Bilderstürmer, Schwärmer und der rebellischen Bauern zu bewältigen, schon erliegt er ihren wilden Reden. Da naht Luther, in der Hand das „Newe Testament", die Verdeutschung der Evangelien. Mit dieser Waffe überwindet er die Anführer der drei genannten aufständischen Gruppen, indem er ihnen aus der Bibel die Thorheit ihres Beginnens nachweist. Sie halten ergriffen das Buch in Händen. Der schlichte Bauer ruft wie gebannt aus:

„Deutsch Satz für Satz!
Deutsch wie ich selber red und schwatz . . .
Was sonst im Kloster lag an der Kette,
Wenn ich das selber zu Eigen hätte,
Das wär' ein herrlicher Besitz!"

Luther darauf:

„Mög er Dir denn auch werden nütz!
Andächtig in der Bücher Buch
Nach immer neuen Schätzen such!
In dieses Reichthums holder Fülle
Wirst Du zufrieden bald und stille
Und trägst Du selber sanft Dein Joch,
Wie sollt es da Dich drücken noch?
Wol weiß auch ich, daß diese Welt
Viel Teufelsunrath noch enthält,
Daß Macht und Reichthum oft sich nähren,
Indem sie vom Brod des Armen zehren.
Doch wird Gewalt das ändern nicht,
Die hängt Gewicht nur an Gewicht,
Verknüpft mit Sünden neue Sünden.
Hier kann nur Liebe überwinden!"

Die deutsche Bibel ist da, aus der nun Jeder sich die Bestätigung des Rechtes der Reformation herauslesen kann, der Baum derselben von den saftraubenden Auswüchsen gereinigt, nun kann Luther ruhen, um dann zu sterben. Den großen Mann ruhend, umgeben von seinem Weibe, seinen Söhnen, Töchtern und Freunden, zeigt uns das siebente, das letzte Bild. Und zwar ist dies ein derart anmuthendes, schönes Bild, daß der katholische Scholar aus Ingolstadt, der nach Norddeutschland gekommen, um einmal das „Ungeheuer" Luther zu sehen, davon ganz bewältigt und bekehrt wird, und ihm die Ahnung von der Wahrheit aufdämmert, daß Luther seinem Werke erst dadurch die Krone aufsetzte, daß er auch für den Priester die deutsche Familie wieder zu Ehren brachte. In gewissem Sinne bildet das Schlußbild ein Gegenstück zu dem Momente, da Luther sich von Staupitz trennt; er verlor dort den alten Freund, um hier Ersatz in der Familie zu finden. Beginnt auch das heilige römische Reich ein morsches Ding zu werden, giebt es auch, so meint der Held des Festspiels, noch kein deutsches Reich, so wirkt neben Kirche und Schule doch der Segen der Familie:

„Nicht schaffen kann's die Schul' allein.
Die Kirche wird bald öde sein,
Wenn jedes Haus nicht, unbeirrt,
Zu einem Tempel Gottes wird.
In Lieb und sel'ger Herzensruh —
So, deutsches Haus, gedeihe Du!"

Wie man sieht, fällt das Stück in eine Reihe einzelner Momente auseinander, die durch kirchliche Gesänge doch nur lose verbunden wären; der Dichter hat es aber verstanden, diese mehr epischen Einzelheiten durch einen festen dramatischen Rahmen zusammenzufassen. Als eine Art von moderner Chor befinden sich vor den Spielenden neben dem realen Zuschauer noch ideale, ein erläuternder Ehrenhold und ein Rathsherr des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie jener vom Standpunkte unserer Zeit, so betrachtet dieser von dem der vorlutherischen Periode die Handlung auf der Bühne. Er ist noch ganz ein Kind des Mittelalters, versteht zuerst die inneren Beschwerden des Jünglings in der Mönchszelle nicht, ist mißtrauisch gegen ihn als gegen einen Ketzer, meint, so schlimm werde es am Ende mit den Schäden der Kirche nicht stehen, auch die Geistlichen seien Menschen und wollten leben und was der Gründe mehr sind, mit denen der alte Herr die sich an ihn herandrängenden Gedanken abzuweisen sucht. Allmälig verstummt jedoch seine Widerrede, interessirt ihn der „wunderliche Geselle" da oben, der „wie ein Heide Gottes Zorn fürchtet" und die „Welt gleichsam von vorn anfängt"; während er zuerst sagte:

„Wir haben die Sache leichter genommen,
Ablaß erbeten und auch bekommen.
Wer wollte grämen sich noch groß,
Wenn ihn erst sprach die Kirche los" —

sieht er später ein, daß Luther sich mit dem Seelenheil des Christen doch ernster beschäftige, als er es gethan, und ganz im Recht mit seinem Auftreten gegen den verdorbenen römischen Klerus sei, nur wird es ihm um den Mann bange, es werde dem so gehen wie einst dem Johann Huß, er handle eigentlich thöricht — bis endlich alle diese Bedenken bei Seite fallen und der Alte rücksichtslos, fast in die Handlung auf der Bühne eingreifend, ganz auf des Streitenden Seite tritt und ihm, überwältigt von der Vertheidigung vor Kaiser und Reich, zujauchzt:

„Du bist hindurch! Heil, wackrer Held,
Auch Dich kein Widersacher fällt —
Doch seltsam klingt mir's durch's Gemüth,
Was er da sprach, fast wie ein Lied,
So gottesfroh, so kühn, so stark,
Durchbrausen müßt es die deutsche Mark!"

Der Rathsherr, ganz erfüllt von dem, was er vor seinen Augen hat vor sich gehen sehen, schließt denn auch mit einigen prophetischen Worten das Stück. Da er sah, was nach seiner Zeit geschah, kann es seinem weiteren Blick auch nicht schwer fallen, das noch zu schauen, was nach Luther's Jahrhundert kam, in seiner Spitze: das neue Deutsche Reich. Diese Umrahmung, die Herrig den sieben Bildern giebt, ist ungemein dramatisch, sie vertieft das Interesse an dem auf der Bühne Geschehenden, wir erleben nicht nur dieses, sondern auch dessen Wirkung auf ein unbefangenes Gemüth und diese Wirkung geht auf uns über. Nicht nur etwas Vergangenes, in den sieben Bildern, erblicken wir, sondern auch etwas Gegenwärtiges, die innere Wandlung des Rathsherrn, des idealen Zuschauers. Das bringt uns in enge Fühlung mit dem Gange der Handlung, und diese selbst, die sonst in einzelne epische Momente auseinanderfallen würde, erhält dadurch, wie gesagt, einen festen, dramatischen Rahmen.

Das Aneinanderreihen epischer Momente, die Verbindung des Stückes mit dem Zuschauer durch den Ehrenhold führt uns auf den Punkt, den wir bisher noch nicht berührt haben, auf den Charakter von Herrig's „Luther" als kirchliches Festspiel. Wir sagten oben, dieses Lutherfestspiel sei ein Werk, das selbst neben Zacharias Werner's Tragödie Anspruch auf Bedeutung und Eigenheit erheben könne: wir müssen das hier begründen. Werner's Tragödie ist ganz weltliches Drama, bestimmt, vom Theater herab zu wirken; Herrig's Werk ein Festspiel für die Kirche oder einen andern bevorzugten Platz, wurde es doch in Worms zuerst an heiliger Stätte aufgeführt. Es ist ein Versuch, die alten kirchlichen Spiele wieder bei uns einzubürgern. Ob dieser Versuch mehr als ein Experiment bleiben wird, muß die Zukunft lehren; uns beschäftigt hier nur die Eigenart der Idee. In alter Zeit, wo Kirche und Theater noch

nicht getrennt waren, bestand in diesen Vorführungen, die sich zumeist auf die biblische und Legendengeschichte beschränkten, die einzige Theaterunterhaltung des Volks; dann, als die dramatische Kunst aus der Kirche heraustrat, behielt sie den einen Zug doch immer noch bei, dem Volke die Vergangenheit zu Nutz und Lehre, zur Erhebung und Nacheiferung mitzutheilen. Reste dieser Kunst haben sich bis heute erhalten, man denke nur an die Festspiele in Rothenburg, welche die Geschichte vom Meistertrunk, der die Tauberstadt einst aus großer Gefahr rettete, zur Darstellung bringen. Diese alten Volksspiele will Herrig wieder beleben, natürlich so, daß heute in geschmackvoller Erneuerung dem Volke die Höhepunkte seiner Geschichte wieder zu Gemüthe geführt werden. Eine ähnliche Tendenz verfolgte der Dichter schon in seinen schon oben genannten selbständigen Dramen; in seinem „Luther" hat er dieser Absicht jedoch die Krone aufgesetzt. Und man muß es Herrig lassen: er hat es verstanden, das alte volksthümliche Spiel auf seine geistvolle Weise zu modernisiren: er benutzt Alles, was von der Form der alten Volksspiele noch lebenskräftig ist, und giebt dem Ganzen einen liebenswürdig alterthümlichen Anstrich; nirgends aber ist ein unberechtigtes Zurückfallen in überwundene Zustände, ein kindisches Archaisiren bemerkbar; der Inhalt, der dem „Luther" gegeben worden, ist durchaus neu, modern. Mit diesem Charakter als Festspiel hängt sodann auch die Eigenthümlichkeit der Darstellung zusammen: die Personen sind nicht eigentlich individualisirt, sondern Typen; in großen Zügen sind sie hingestellt, wie die ganze Handlung, die mehr symbolisch als realistisch ist, in großen Zügen gehalten ist, dennoch aber in den großen Zügen charakteristisch, lebendig. Welch eine Fülle von Leben wohnt nicht allein in diesem Luther, wie groß, wie einfach in seinem Empfinden und Denken, wie schlicht, fromm und kindlich steht er vor uns da, in jedem Zoll ein wirklicher „Held"! Wie schon bemerkt, ob das Vorgehen Herrig's mehr als ein interessantes Experiment bedeuten wird, vermögen wir nicht vorauszusagen: dem Zauber und der hinreißenden Wirkung dieser echt protestantischen Dichtung aber wird sich kein Freund der evangelischen Kirche, kein Freund der Kunst überhaupt entziehen können.

Und so möge Hans Herrig's Lutherfestspiel diesen Zauber und diese Wirkung auch in unserm Leipzig ausüben und sein Theil mit zur Kräftigung der protestantischen Bewegung beitragen, die jetzt im deutschen Volk aufgestanden ist. Julius Riffert.

Die Ortsnamen des Königreichs Sachsen.

Von Dr. R. Reedon.

Es ist noch nicht lange her, daß man die Wichtigkeit der Ortsnamen für die politische Geschichte und Culturgeschichte eines Landes erkannt hat. Grundlegend waren und im Großen und Ganzen heute noch unübertroffen sind Förstemann's Werke: „Das altdeutsche Namenbuch" (1859) und „Die deutschen Ortsnamen" (1863). Seitdem sind die von ihm selbst gewünschten Monographien schon ziemlich zahlreich erschienen.

Das Folgende soll eine Uebersicht über die Art der Entstehung, die Bestandtheile und die Wandlungen der dem Königreich Sachsen angehörenden Ortsnamen geben. Und zwar nehmen wir dabei den Begriff Ort zunächst im engsten Sinne, als eine größere oder kleinere Gesammtheit von bleibenden menschlichen Behausungen, obwol bisweilen auch Fluß- und Bergnamen u. dergl. mit in Betracht gezogen werden müssen. Von den sächsischen Ortsnamen haben bisher fast nur die slavischen systematische Behandlung erfahren, neuerdings besonders durch die Arbeiten von G. Hey. Und allerdings verdienen diese es auch in erster Linie, da sie uns von den ältesten festen Ansiedlungen in unseren Landen Kunde geben. Ortsnamen aus den Zeiten der germanischen Urbewohner derselben haben sich gar nicht oder nur ganz vereinzelt und unsicher erhalten; denn unsere germanischen Vorfahren kannten ja damals, wie uns Tacitus berichtet, weder befestigte Plätze, noch überhaupt nennenswerthe zusammenhängende Ansiedlungen; vereinzelt bauten sie ihre Hütte, wo ihnen eine Quelle, ein Hain gefiel. Im fünften und sechsten Jahrhundert überflutheten dann, von Osten kommend, die Slaven die Lande zwischen Weichsel und Elbe, Elbe und Saale, nach Süden hin drangen sie bis zum Adriatischen Meere vor. Also auch unser engeres Vaterland ward ganz von ihnen besetzt. Ein weniger als die Germanen wanderlustiges, mehr seßhaftes und geselliges Volk, bei welchem Handel und Gewerbe bereits eifrig neben dem Ackerbau getrieben ward, gründeten sie überall, wohin sie kamen, Dörfer und befestigte Orte, und gaben ihnen Namen in ihrer Zunge. Von alten deutschen Ortsbezeichnungen übernahmen sie in der Hauptsache nur die Namen der großen Flüsse: die Elbe vor allen (zum nord. elf = Fluß), die Elster (zum Stamm al- „treiben" oder alis-strod = Erlenfluß?), die Saale (sal = gehen, eilen), die Eger, wol auch Mulde und Spree. Die Slaven besetzten naturgemäß zunächst die fruchtbarsten Gegenden mit dem mildesten Klima, bei uns also die nordsächsische Ebene und die Flußthäler, letztere zumeist mit Ausnahme des Flußoberlaufs. Erst im zehnten Jahrhundert begann endlich die Wiedereroberung des Landes an der Elbe durch die Deutschen, seit König Heinrich I. Er gründete die Burg Meißen, die nach Hey's wahrscheinlicher Ansicht nicht nach dem nördlich davon vorbeifließenden Bache so benannt ist, was der alte Chronist Thietmar von Merseburg behauptet, sondern myslnü ist als „Ort auf der vorspringenden Höhe" zu fassen. Unter Otto dem Großen entstanden die Mark Meißen und die Ostmark oder Lausitz, 967 ward das Bisthum Meißen gegründet. Da die slavische Bevölkerung nicht ausgerottet ward, sondern vielmehr noch lange Zeit an Zahl überwog, so übernahm man auch fast alle ihre Ortsbenennungen und erst allmälig entstanden reindeutsche Ansiedelungen mit entsprechenden Namen, so daß aus der Zeit des zehnten und elften Jahrhunderts noch sehr wenige Orte deutschen Klanges in Sachsen bekannt sind, wie Förstemann's Namenbuch, das die deutschen Ortsnamen bis 1100 sammelt, zeigt. Eines der ältesten und deshalb interessantesten Dörfer, welches Thietmar († 1018) in seiner Chronik erwähnt, ist Magdeborn = Medeburun, von Dr. Hey in diesem Blatte als Ort des Medibor, also aus dem Slavischen erklärt, während Andere an deutscher Abstammung (von buri = „Wohnung") festhalten. Die deutschen Colonisten in unseren Marken waren wol zum größten Theil thüringischen Stammes, doch fehlten auch Franken und Niederdeutsche nicht. Sie stiegen nun, da das flache Land bald mit Flecken und Dörfern gefüllt war, auch höher in den Thälern der Flüsse und Bäche hinauf, selbst die Wälder auf den Kämmen des Erzgebirges begannen sich zu lichten. Die Gründung von neuen Ortschaften hat seitdem nicht aufgehört und geht noch in der Gegenwart vor sich, wenn auch naturgemäß immer seltener, wofür die bestehenden um so rascher wachsen.

Nach den eben gegebenen geschichtlichen Bemerkungen ist es klar, daß wir bei unseren deutschen Ortsnamen, welche uns vorzugsweise beschäftigen sollen, es fast ausschließlich mit ziemlich jungen, neueren Wortschöpfungen zu thun haben, da die älteren slavischen Ursprungs sind. Immerhin ist nur ein kleiner Theil auch der ersteren ohne weiteres verständlich; die meisten sind im Laufe der Jahrhunderte mannigfaltig umgestaltet, verkürzt und verderbt worden, besonders ist die Volksetymologie hier thätig gewesen und hat die unbekannt oder unbequem gewordenen alten Wortbestandtheile in ähnlich klingende und geläufige moderne verwandelt. Andere Namen wieder muthen uns fremd an, weil die Worte, welche sie bilden, ihre alte Bedeutung verloren und neue angenommen haben. Da gilt es nun, einerseits die ältesten Formen der Namen aus den Urkunden aufzusuchen, andererseits der ältesten Bedeutung der Grundwörter nachzuspüren. Dann ergeben sich für den Forscher zwei große Classen von Ortsnamen, die bei den verschiedensten Völkern zu allen Zeiten wesentlich gleich wiederkehren. Entweder ist nämlich bei der Namengebung eine Person das Bestimmende gewesen oder eine Sache, sei diese nun charakteristisch für die Gegend, Form oder Bestimmung der ursprünglichen Ansiedlung. Adelung bezeichnete die so entstehenden Classen als die ethische und physische, besser ist der neuere Ausdruck subjectiv-geschichtliche und physisch-locative. Beispiele mögen sein Johanngeorgenstadt und Wiesenthal. Ganz genau und vollkommen ist freilich diese Unterscheidung ebenso wenig, wie einer der Gattungsnamen; es giebt Orte, welche sich schwer oder gar nicht in eine der beiden Classen unterbringen lassen, wie z. B. Gottreu, Morgenröthe, Herrnhut. Doch sind diese willkürlichen Benennungen, durchwegs jüngeren Ursprungs, nur seltene Ausnahmen.

In den subjectiv-geschichtlichen Ortsnamen kann nun die bestimmende Personalbezeichnung wiederum verschiedener Art sein. Entweder ist nämlich die Person mit dem Eigennamen, Ruf- oder Familiennamen benannt, oder nur appellativ, nach ihrem Rang,

Titel oder Stand: Burkhardshain, Seelingsstädt einerseits und Königswartha, Gräfenhain, Herrenhaide, Frauendorf andererseits. Zu letzteren gehören auch die zahlreichen Zusammensetzungen mit frô ahd. = Herr, wie Frohnau, Frohburg (wo das n wol durch Volksetymologie verloren). Die betreffende Person war entweder der Gründer oder Besitzer des Ortes, und das ist wol bei alten meist der Fall, oder eine beliebige andere historische Persönlichkeit. Letzteres ist besonders bei modernen Gründungen üblich geworden; man vergleiche z. B. die deutsch-amerikanischen zu Ehren Bismarck's, oder die nach Washington, Lincoln genannten. Diese vertreten gewissermaßen die Schutzheiligen in mittelalterlichen Namen (St. Micheln, St. Michaelis, Marienberg). Solche Namen nun, wie Königfeld, Hartmannsdorf, Johnshain, Hoyerswerde, Ulrichsberg bieten geschichtlich wenig Interessantes; denn in den seltensten Fällen wird sich feststellen lassen, wer jener König oder jener Ulrich gewesen ist. Ausgenommen sind die in helleren historischen Zeiten entstandenen Städte und Schlösser, wie Moritzburg, Johanngeorgenstadt, das 1654 unter Johann Georg I. von böhmischen Exulanten auf dem Fasten- oder Hungerberge gegründet und nach ihrem neuen Schutzherrn getauft ward, dann Jöhstadt, eigentlich Josephsstadt, welches bekanntlich zur sogenannten heiligen Familie der Bergstädte gehört, von denen Jöhstadt und Marienberg nach Christi Eltern, Annaberg und Joachimsthal nach seinen Großeltern benannt wurden.

Bei weitem anziehender sind diese Worte von der sprachlichen Seite. Sie enthalten sehr oft höchst alterthümliche Personennamen, Rufnamen, die wir heute nur noch im Gewande von Familiennamen haben oder die gänzlich verschwunden sind, oder auch heute noch gebräuchliche Rufnamen, die aber bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und verwandelt erscheinen. So haben wir in Gerichshain nach der urkundlichen Form den Namen Gering, der auch noch in Geringswalde auftritt, in Hilbersdorf Hildebrand, in Herzogswalde Hartigis, in Röhrsdorf (bei Pulsnitz) Rudigis oder Rudiger, Witich in Wittgendorf, Wittichenau, Erbo in Erbisdorf, Etzil in Etzdorf, Schering in Schirgiswalde, Rigmar in Rückmarsdorf, Lutiger in Leutersdorf. Wilsdruff ist Wilandisdorf, in Langenwolmsdorf steckt ein Wolfram, in Rennersdorf ein Reinmar, Hugo erscheint in Hökendorf, Heukendorf, Heusdorf, Hausdorf. Die verkürzten Formen von Bernhard, Hermann, Reinhard, Rudolf, Conrad, Eckehard sind in Bernsdorf, Hermsdorf, Reinsdorf, Rudelsdorf, Cunnersdorf, Eckersdorf leicht zu erkennen. Durch Volksetymologie sind entstellt Baalsdorf aus Baldewinsdorf, Falkersdorf aus Volkhersdorf. Otto findet sich in Otzdorf und Ottenhain, Bruno in Bräunsdorf, Burkhard mit der Koseform Bucco, Bocco in Boxdorf, Bockendorf, Albrecht in Albersdorf, Olbersdorf, Olbernhau, versteckt sich aber nach den Urkunden auch in Ullendorf (bei Meißen). Die häufigen Ebersdorf, Eberswalde sind ebenfalls, wie es scheint, in der Regel aus Ebirhardesdorf &c. entstanden, einige werden aber auch direct vom „Eber" abgeleitet sein, wie z. B. Ebersbach bei Bautzen. Manche schwanken zwischen zwei ähnlich klingenden Personennamen, so erscheint Ehrenfriedersdorf urkundlich als Erbirsdorf und Ernfriedersdorf, Erkmannsdorf (bei Radeberg) als Erkinbrehtisdorf, Ertmannsdorf und Ertmaresdorf, Eschdorf (bei Radeberg) als Ezwinsdorf und Eudinsdorf u. ä. Eigenthümlich ist bei diesen Personennamen der althochdeutsche Genitiv auf -is, der sich noch oft in den Ortsnamen gehalten hat, so in Jahnishausen, Erbisdorf, Dippoldiswalde, Leupoldishain, Schirgiswalde, Rugisheim. Erwähnung mag ferner noch Mergendorf finden, worin wol Niemand ein Sente-Mariendorf suchen dürfte. Umgekehrt hat Venusberg nichts mit der gefährlichen Göttin zu thun, sondern ist ein harmloser Fenchelberg (Feinigsbergk von ahd. fenich, mhd. vench, Fenchel). Von den Standesbezeichnungen sind die der Geistlichen besonders häufig: Pfaffenhain, Pfaffengrün, Mönchswalde, Probst, Einsiedel. Bischofswerda ist nach einem Bischof von Meißen Bruno II. benannt; Bischof findet sich bisweilen zu Bisch gekürzt, wie in Bischheim. Einigemale findet sich auch ein Personenname ohne allen Zusatz für einen Ort, so Siegmar, Hempel, Siegfried, Neidhard. Sie sind mir in alten Urkunden nicht vorgekommen, über ihre älteste Gestalt etwas zu erfahren, wäre sehr interessant. Daß ein Ort ursprünglich auf so unnatürliche Weise benannt worden sei, ist kaum glaublich; wahrscheinlich sind die Namen durch Volksetymologie entstanden. Nicht unerwähnt dürfen endlich Namen, wie Frankenhausen, Frankenau, Sachsendorf, Flemmingen, Waldsachsen, Schwaben und Franken (bei Waldenburg) bleiben. Angehörige der hier namengebenden Völkerstämme hatten sich offenbar an den betreffenden Orten zahlreich, so daß sie auffielen, inmitten einer anders gearteten Bevölkerungsmasse angesiedelt. Doch müßte man bei einer diesbezüglichen Einzeluntersuchung sehr vorsichtig sein, da Franke, Sachse und Schwabe schon ziemlich früh als Bei- bezüglich Familiennamen vorkommen, also auch solche in jenem Falle vorliegen können. In Mülsen sollen durch Heinrich I. gefangene Milziener angesiedelt worden sein.

Genau ebenso sind auch slavische Orte von Personennamen abgeleitet. Da sie kein allgemein sprachliches Interesse bieten, führen wir nur die Städtenamen der Art nach Hey's Deutung an: Bautzen und Pausa (Ort eines Budis), Colditz (Familie und Ort des Chvalata, etwa = „Gepriesener"), Crimmitschau (Ort des „Steuermanns"), Kohren (Ort des „Kränkel"), Löbau (von Lubij = der „theure"), Netzschkau (Nečaj = ein „non exspectatus"), Pegau (Pěga = der „Scheckige, Sommersprossige"), Taucha (Tucha = der „Ahnende"?), Pirna (perunova Stätte, Berg des Donnergotts), Wehlen (Velin = der „Große"), Zöblitz (von olw. sobot = der „Zobel"), Zwenkau (Svinka = „Schweinichen"). Die slavischen Ortsnamen enthalten in der Regel nur einen Wortstamm, an welchen mannigfache Ableitungssilben gehängt werden, um ihn in den verschiedensten Zusammenhang zu bringen. So bezeichnet das Suffix -ani die Bewohner: dol Thal, dolani Thalbewohner (Dahlen), dol-ici kleines Thal (Dölitz). Die adjectivbildenden Suffixe inŭ, ovŭ, avŭ u. a. bilden Namen, bei denen dann irgend ein allgemeiner Begriff vĭsi Ort, gora Berg, struga Bach und dergl. ergänzt werden muß. Die deutschen Ortsnamen sind dagegen fast durchgängig zusammengesetzte Wörter. — Wir haben uns oben bei der Betrachtung der ersten großen Classe nur mit dem ersten Theile des Wortes, dem bestimmenden Personennamen beschäftigt; der zweite Theil, das Grundwort (-dorf, -hain, -walde) ist bei beiden Classen gleicher Art. Es erscheint bei der zweiten, den objectiv-locativen Ortsnamen, wie wir sie nannten, sowol als Grund-, wie als Bestimmungswort. Die Zahl dieser Grundwörter ist in unserem Lande eine beschränkte, da um die Zeit der Neubesiedelung desselben der Wortschatz der germanischen Sprachen schon bedeutende Einbuße erlitten hatte, viele von den etwa 500 Grundwörtern — so hoch schätzt Förstemann ihre Zahl — bereits verschollen, vergessen, unbräuchlich geworden waren. Sie bezeichnen, wie oben erwähnt, entweder die Eigenthümlichkeit der zur Ansiedelung gewählten Gegend, also etwas Natürliches, oder die Beschaffenheit, Bestimmung u. s. w. der Ansiedelung selbst, also etwas vom Menschen Hinzugethanes.

Die häufigste und allgemeinste Bezeichnung einer Ansiedelung ist -dorf, welches einfach eine Anzahl Wohnstätten mit dem dazu gehörigen Grundbesitz bezeichnet. Während es in anderen Gegenden Deutschlands häufig in Ortsnamen zu -troff, -trupp entstellt auftritt, findet sich bei uns in Sachsen eine derartige Metathesis nur ganz vereinzelt, in Wilsdruff, daneben Weistrop und Mühltroff (im Voigtlande). Bei der häufiger werdenden Gründung befestigter Orte verbindet sich dann mit dem obigen Begriff der eines offenen, unbefestigten Ortes. Im Gegensatz dazu bezeichnet Burg den befestigten, während Stadt in diesem Sinne viel jüngeren Ursprungs ist, nach Förstemann sich kaum vor dem achten Jahrhundert in Ortsnamen findet. Der Stamm des Wortes bezeichnete ursprünglich nur die Wohnstätte, war also ein ganz allgemeiner Begriff. Wir haben es bei uns nur in den Städtenamen Johanngeorgenstadt, Jöhstadt, Liebstadt, Neustadt, das Deminutiv in Neustädtel, alles neueren Gründungen. Bernstadt erscheint noch urkundlich als Bernsdorf. Wo wir den Umlaut noch haben, bei den Marktflecken und Dörfern Markranstädt, Lobstädt, Burgstädt, Seelingstädt, Schönerstädt, liegt wol auch der ältere Begriff des Stammes noch vor. Viel häufiger dagegen ist Burg, das oft mit Berg wechselt, sogar in den urkundlichen Formen desselben Ortes. Beide gehen offenbar auf denselben altgermanischen Stamm für „bergen" zurück, wie lateinisch mons und munio auf einen gleichen. Man birgt sich in den Schluchten oder hinter der Wand des Berges, wie hinter den Mauern der Burg. So erklärt es sich, daß wir bisweilen Orte von ganz geringer Höhe als -berg bezeichnet finden und daß Ortsnamen auf -berg regelmäßig auf einen wenigstens früher befestigt gewesenen Platz deuten. Dorfnamen dieser Art sind verhältnißmäßig selten; denn um die Burgen bildeten sich dann leicht volkreiche Ansiedlungen, welche mit der Zeit zu Städten wurden. So gehen zahlreiche Städtenamen auf -burg und -berg aus, oder

auch auf -stein, welches ebenfalls auf das Vorhandensein einer auf hohem Felsen gelegenen Burg deutet. Fels findet sich nur vereinzelt, in Wildenfels. Im Slavischen ist das entsprechende Wort für Berg hora, gora, das sich als Gor-, Gur-, Göhr-, Hor- in zahlreichen Worten zeigt. Als zweiter Bestandtheil einer Zusammensetzung tritt es nur selten auf: In Lissahora (Fuchsberg), Sokulahora (Falkenberg), Belgern (Weißenberg), Malter (Hammerberg?) und in Mehltheuer, wo die Volksetymologie ihr Spiel getrieben hat. Dazu kommt noch klŭmŭ der Hügel, wozu die unzähligen Ortschaften und Berge Colm, Culm, Colmnitz u. s. w. gehören (auch Lommatzsch), endlich kamenĭ Stein, welches die ebenso häufigen Kamenz und Kemnitz veranlaßte, und kremy Kiesel, Fels, wozu Grimma gehören dürfte. Von selteneren Stämmen ähnlicher Bedeutung sind abzuleiten außer dem obenerwähnten Meißen noch Mügeln (mogyla = Hügel), Nossen (nosinu = Nasenberg), Rochlitz (vrocholec = Berggipfel), Mutzschen (mysĭkani = die Leute von der kleinen Höhe). Wie aber die Bergorte der Slaven bei Weitem nicht so häufig, wie die der Germanen, so auch die Burgen nicht; hrad, grad = Burg findet sich nur in einer kleinen Anzahl Namen, zu denen Groitzsch gehört.

Eine ganz allgemeine Bezeichnung für eine Ansiedelung ist -hausen — -husen, ein alter Dativ Pluralis von hus. Es ist ja bekannt, daß man im Mittelalter vor den Ortsnamen in der Regel die Präposition ze zu zu setzen pflegte, woraus sich die Dativendungen, die wir noch heute in Dippoldiswalde, Neukirchen haben, erklären, während sie an anderen mit der Zeit sich abgeschliffen haben. Der Plural -hausen deutet also auf gleichzeitige Ansiedlung mehrerer Familien. Er ist bei uns übrigens nicht sehr häufig. Ferner -heim, welches ursprünglich = Haus, Dorf. Auf Einzelsiedlungen, um die sich später größere Flecken bildeten, weisen -hof, -mühle, -garten u. ä., auf ein uraltes Kirchlein als Ausgangspunkt -kirch, -kirchen, auch wol Einsiedel. Brücken waren noch selten, und um so größer verhältnißmäßig der Verkehr um sie, so daß auch an ihnen frühzeitig Wohnung gesucht ward, daher die Namen auf -brück, -brücken. Das Gleiche fand statt, wo eine bewegliche Brücke, eine Fähre bestand, daher Wendisch-Fähre an der Elbe. Bei weitem häufiger, als das deutsche Furt (Furth bei Chemnitz, Wegefarth bei Freiberg) ist das slavische brodŭ in Kötzschenbroda, Golberode, Diesbar, Folbern an der Röder. Das farblose -land ist selten, öfter erscheint -feld, das ursprünglich das beackerte Land im Gegensatz zur Almende, dem nicht bebauten Gemeindeland, der Weide und dem Forst, bedeutet.

Auch der Gegensatz zum Berg, das Thal, fehlt nicht. Ein besonders tiefes, mit steilen Wänden, wird als Grund bezeichnet. Der Slave, der ja mit Vorliebe im Thale seine Orte gründete, hat noch mehr Ausdrücke dafür: dolŭ (wovon Dahlen, Döhlen, Dalzig, Dölitz u. ä.), draga, dupa (hohles Thal, dazu Toppschädel bei Nossen), dĭbrĭ, dŭno (Dohna), gląb-, glŭbina, hlubina (tiefes Thal, mit Abfall des Guttural im Anlaut zu Leuben, Liebau).

Mit Vorliebe verwandte man das Wasser mit seinen verschiedenen Erscheinungsformen zur Namengebung. Am häufigsten als fließendes, als Fluß und Bach. Die größeren Flüsse eigneten sich dazu am wenigsten, da ja jeder an ihnen liegende Ort hätte nach ihnen benannt werden können. Nach der Elbe ist wol keiner bezeichnet, Chemnitz kann „Steinort", wie „Steinbach" bedeuten, ebenso Kamenz, Mulde und Spree haben je zweien nahe an der Quelle gelegenen Ansiedlungen den Namen gegeben: Mulde und Muldenberg, Spreedorf und Spremberg (Sprewenberg). Dagegen gehören hierher Zschopau (sapava die tosende, sprühende), Regis (reka = Fluß), Pulsnitz (pulsnica = schleichender, träger Bach); Oelsnitz ist wahrscheinlich auch olšĭnica Erlenfluß, so daß es dasselbe bedeutete, wie das an der Schwarzen Elster gelegene Elstra, das wol von den einwandernden Slaven nach dem deutschen Flußnamen benannt wurde, da es früher Elstrow heißt. Doch könnte Oelsnitz auch die Bedeutung von Elsterberg, der weiter an demselben Flusse abwärts gelegenen Stadt, haben. Nicht zu vergessen ist, daß vereinzelt auch der Stadt- oder Dorfname das Frühere sein kann, da wir ja ein Löbauer Wasser, eine Freiberger Mulde, eine Gottleube haben. Der letzte Name gehört hierher, wenn die Erklärung Hey's: „Tiefes Thal mit Bergmannshütten" richtig ist. Das Bedürfniß der Geographen oder Landkartenzeichner hat entschieden in neuerer Zeit manchen individuellen Namen für Bäche und Flüßchen geschaffen, die bei dem Bauer vorher und auch jetzt noch oft einfach „der" oder „die Bach" heißen. Doch ist diese Benennung eines Wasserlaufs nach einem Dorf oder einer Stadt eine durchaus moderne Erscheinung, so daß Sebnitz nicht hierher gezogen werden darf, da es bereits 1241 als Bachname erscheint, obwol die Bezeichnung „Froschbach" oder „Froschlöffelthal" nicht besonders für das klare Gebirgswasser passen will. So kehren denn die Worte auf -bach auf unserer Karte immer und immer wieder, während das Slavische nichts völlig Entsprechendes daneben zu setzen hat, da eben Zusammensetzungen nicht üblich sind; nur aus der Endung und dem Sinne des Grundwortes erkennen wir in der Regel, wenn struga, rěka zu ergänzen sind. Bezeichnend für das Verhältniß der Lage slavischer und deutscher Ansiedlungen in einem Thale ist das Beispiel der beiden nordwestlich von Dresden gelegenen Dörfer Kemnitz und Steinbach, von denen das erste an der Mündung des kurzen Wasserlaufs in die Elbe, das zweite, mit Namen gleicher Bedeutung, an der Quelle desselben, anderthalb Stunden höher, sich ausbreitet. Die Quelle bezeichnen Born und Brunn, ein See erscheint selten in Namen. Unter Sand ist zumeist das Ufer zu verstehen: Weißensand. Aue hieß ursprünglich wol ein vom Wasser umflossenes Landstück, später überhaupt ein bewässertes Wiesenland. Ein altes Wort für Insel ist wert, werder, welches in den Ortsnamen, in denen allein es sich erhalten hat, umgestaltet ist zu -werth, -werda (Bischofswerda), wol auch zu -wartha. Um die Herkunft der zahlreichen Born, Brunn, Borna, Börnichen streitet sich übrigens mit dem deutschen -born das slavische brŭno = Lehm. Das letztere liegt entschieden in Borna (bei Leipzig), Born (Bornis) (bei Liebstadt), Bornitz bei Oschatz zu Grunde, desgleichen in Barneck.

Zahlreiche Stämme weisen ferner auf die ausgedehnten Wälder hin, die noch bis ins spätere Mittelalter hinein wenigstens große Theile unseres heimischen Bodens bedeckten. Die Haide erstreckte sich über die ganze nördliche sächsische Ebene; das bezeugt sowol das häufige Vorkommen dieses Wortes in Namen, als auch des entsprechenden slavischen gola in den verschiedenen Gohlis, Gölzscha, Gölzschen u. ä. Auch Riesa, neben welchem ein Ort „Heyde" liegt, bedeutet nichts anderes, als eben dies, ebenso vielleicht Roßwein (vrěsovina). Auf eine ähnliche Gegend deuten -hain = dem ahd. hag „Gehege" oder der Weiterbildung hagau „Buschwerk, Dornbusch", womit sich dann das slavische gaj haj = „Hain, Busch" berührt. Unzweifelhaft zu letzterem gehören die Hainitz, sowie Jahna (bei Ostrau). -waldo dagegen scheint mehr dem dichten Bergwald eigenthümlich zu sein. Das alte hart für Wald soll nach einer Ansicht mit hirte zusammen zu stellen sein und einen Wald bezeichnen, in welchen das Vieh zur Weide getrieben wird, nach Anderen einen Hochwald. Als Grundwort kommt es bei uns wol nur in Lindhardt (bei Naunhof) und Eichardt (bei Leisnig) vor, sonst sind hier noch die verschiedenen Hartha, Harthau nicht zu vergessen. Ein mhd. loh = Gehölz haben wir noch in den Bärenloh (bei Wiesenthal und bei Markneukirchen), vielleicht auch in Bärenklau (bei Bärenstein), in Hohenlohe, als Bestimmungswort in Lohberg (bei Falkenstein). Wie -brunn und -born, so entsprechen sich oberdeutsches -reuth und niederdeutsches -rode, beide aus derselben Wurzel erwachsen, welche auf den Kampf mit der Wildniß, der Ausrottung des Urwaldes hindeutet. -reuth überwiegt im Voigtlande und benachbarten Gebieten, sonst kommt es nur vereinzelt vor, in Kalkreuth an der Röder, in Berreuth bei Dippoldiswalde, im Uebrigen herrscht -rode: Blumrode, Weiderode, Pfaffrode, Ritzgerode (Rihdagesrode), Wülperode (= Wendilburgorode). Der slavische Stamm rotŭ ist erst aus dem Althochdeutschen entlehnt und liegt nur in Rötha vor. Die Slaven hatten eben das mühevolle Roden nicht in dem Maße nöthig, wie die Deutschen; sie hatten für ihre Ansiedlungen noch die lichten Flußthäler und ähnliche bequeme Gegenden zur Verfügung. Riegerode, Zaukerode haben nichts mit -rode zu thun; sie sind slavisch. Vereinzelt findet sich -hau für eine Stelle, wo die Bäume gehauen sind, so Olbernhau, Holzhau. Vom Roden durch Feuer, bisweilen möglicherweise auch von zufälligen Waldbränden berichtet -brand, in Wüstenbrand, Reichenbrand, Brand (bei Tharandt). Ist in Vogelsang sang gleichen Sinnes, von „sengen" abzuleiten? -stock bezeichnet die stehengebliebenen Wurzeln abgehauener Bäume; in Eibenstock scheint es eher gleich „Berg" zu sein. Dazu stellt sich Penig (von pĭnĭ = Wurzelstock). Zu vergleichen ist auch Stöckigt (bei Plauen). Verwandten Sinnes mit diesen Worten scheint Räumigt (im Kirnitzschthal), wobei doch wol an „räumen, Raum schaffen" (für den Menschen und seine Behausung) zu denken ist. Dem Voigtlande eigenthümlich ist endlich das massenweise auftretende -grün, welches als

Grundwort für Ortsnamen uns so fremd anmuthet, daß man es sogar aus dem slavischen -hora abzuleiten versucht hat. Dagegen spricht aber schon, daß es fast nur mit deutschen Bestimmungswörtern zusammengesetzt erscheint; es kann also nichts anderes, als einen Grasplan bedeuten. Einigemale findet sich im Erzgebirge das ahd. hlita, mhd. lite = Bergabhang als leite(n), Hatherleithen, Voigtleithe, Planerleithe, Mühlleithen, Waschleithe; ein Berg Morgenleite bei Schwarzenberg. -salz weist in der Regel auf Fundstätten von Salz hin; so war Altensalz an der Trieb im Voigtlande eine Salzquelle, welche 1542 durch Ueberschwemmung zu Grunde gegangen und, wiederangebaut, 1740 gänzlich aufgegeben worden sein soll. Dagegen wurde Neusalza 1670 durch vertriebene böhmische Protestanten auf dem Grundbesitze eines Hrn. v. Salza angelegt. Letztere Ableitung vom Personennamen ist jedenfalls auch bei Salzenforst anzunehmen. Sonst kommt Forst nicht vor, aber ein Förstgen bei Grimma und in der Lausitz, wo auch ein Großförstgen. Ob das alte mark = Grenze noch als Grundwort erhalten, ist zweifelhaft; in Neumark liegt wol eher ein verkürztes -markt vor. Ebenso zweideutig ist Mark- als differencirender Zusatz in Markranstädt, Markkleeberg, Markneukirchen, Mark-Siedlitz. Mark im Sinne von Grenze müßte man dann so erklären, daß Ansiedler, welche beispielsweise aus einem Neukirchen auf altem deutschen Gebiete nach den Marken zogen, die neue Gründung im Unterschiede zum alten Heimathsorte so zubenannt hätten.

Damit hätten wir die hauptsächlichen in unseren Ortsnamen auftretenden Grundwörter behandelt; einige seltenere mögen noch übrig sein, wie -hübel für Hügel, -rinne u. dergl. Die meisten von diesen Worten erscheinen aber auch als bestimmender, erster Theil der Ortsnamen, werden also untereinander zusammengesetzt. Beispiele mögen außer schon gelegentlich erwähnten sein: Dorfhain, Thalheim, Burgstädt, Dorfstadt, Waldheim, Waldenburg, Wiesenthal, Wiesenburg, Kirchdorf, Mühlwiese, Stockhausen. Eine zweite, häufigere Art von objectiv-locativen Ortsnamen sind diejenigen, in welchen die natürliche Lage oder Beschaffenheit des Ortes durch ein Adjectivum charakterisirt wird. Die meisten davon sind noch völlig verständlich ohne weitere Erklärung, wie Breitenfeld, Schönau, Tiefenbrunn, Hohenstein. Manche sind jedoch durch Verkürzung und Entstellung des Beiworts weniger klar, z. B. Grumbach (Grunenbach, Grünbach), Gelenau (von mhd. geil = üppig blühend; wahrscheinlicher als von sl. jelenÿ = Elenthier), Senftemberg („sanft" ansteigend?), Gleisberg (gliz = glänzend).

Sodann spielen die Pflanzen, besonders die Bäume, eine große Rolle. Die Eiche, die Königin unserer Wälder, erscheint nicht allzuoft in deutschen Namen, in Eichau, Eichgraben, Eichigt; häufiger in slavischen: Zehren, Schieritz, Scheerau, Priesa (von cerŭ), in den zahlreichen Deuben, Döbeln u. ä. (von dabŭ); aus dąbravnikŭ, Dombravnik ist mit der Zeit ein Thumirnicht (am Colditzer Walde) geworden. Die Buche, welche in niederen Gegenden heimisch ist, hat deshalb ebenfalls mehr slavischen Orten den Namen verliehen. Zu buky gehören Bocka, Bockwa, Bockau, zu grabu (Weißbuche) Gröba, Gröben, Groß- und Klein-Graebe, Grüngräbchen und Straßgräbchen nördlich von Kamenz. Für die Umgegend von Leipzig ist besonders charakteristisch die Linde, die außer Lindenau, Lindnaundorf bekanntlich auch Leipzig selbst den Namen gegeben hat. Der Ahorn wird vertreten von Ohorn (bei Pulsnitz, Mohorn (= am Ahorn, bei Tharandt), Abhorn (bei Lengenfeld), sowie in Jauer, Gauernitz, Gävernitz und dem Städtchen Geyer (von javorŭ). Die Erle hat bereits Erwähnung gefunden, aber auch Eibenstock und Eibenberg, Espenhain, Ersenschlag, Eschefeld, Haselbach, Birkenhain, Schleenheim, Moosheim und entsprechende slavische Orte fehlen nicht. Tanne und Fichte treten besonders im Erzgebirge auf, die Kiefer nur im slavischen Wortgewand häufig, Bora, Boritz u. A. von borŭ, Canitz, Jahna (bei Meißen), Connewitz, Kunitz, Kühnitzsch von hvoja, khojna (Kiefer oder Fichte). Obstbäume und andere Culturpflanzen stellen ein kleineres Contingent: Kornhain (dasselbe, wie Zittau von žito Getreide), Hopfgarten, Affalter (bei Stollberg), was der mittelhochdeutsche Name des Apfelbaums ist, synonym mit dem benachbarten Gablenz (von jablŭ). Ein solcher nackter Baumname ohne Zusammensetzung mit einem Grundwort findet sich auch sonst: Schönlind im Voigtland, Schnarrtanne, Lichtentanne, Fichte bei Gottleuba, Linda bei Kohren und Freiberg. In den ersten Fällen ist wol ursprünglich ein „an der" oder „zur" dazu zu denken, Linda wahrscheinlich aus „Lindau" entstanden. Dagegen sind Buch und Eich (bei Lengenfeld), Birk alte Ausdrücke für ein Gehölz, wie Lindigt, Eichigt, Häselicht; das letztere durch Volksetymologie zu Häßlich (bei Kamenz) geworden. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

□ Das Neue im Christenthume gegenüber dem altclassischen Heidenthume. Von Lic. Dr. Höhne, P. in Zscheila. Leipzig, 1887. Verlag der Ronge'schen Buchhandlung. — Das von dem Verf. behandelte Thema ist eins der interessantesten und wichtigsten für eine tiefere Erkenntniß der Bedeutung des Christenthums. So viel dasselbe auch behandelt worden ist, sei's daß man den Unterschied der christlichen von der altclassischen Weltanschauung vorwiegend betont, sei's daß man die Anknüpfungen zwischen beiden mehr hervorgehoben und gezeigt, wie auch durch die altclassische Welt tiefe Ahnungen der christlichen Wahrheit hindurchgegangen, das Thema ist noch lange nicht erschöpft. Der Verf. vorliegender überaus inhalt- und lehrreicher Schrift ist ganz der Mann für eine solche Arbeit, vor Vielen dazu befähigt durch eine seltene Vereinigung eines positiv-christlichen Standpunktes und tüchtiger theologischer Begabung mit gründlichster Kenntniß des classischen Alterthums und gleichzeitig philosophischer Durchbildung; mit dem classischen Alterthum sich vertraut zu machen hatte der Verf. besondere Veranlassung in langjähriger Lehrpraxis an Gymnasien. Dem Vorgange Derer folgend, welche die frühere mechanische Weise verlassen haben, die classische Anschauung mit der christlichen durch Zusammenstellung hervorragender Aussprüche griechischer Dichter und Philosophen mit entsprechenden Stellen der heiligen Schrift zu vergleichen, hat der Verf. vielmehr einzelne große und umfassende Gesichtspunkte aufgestellt, nach welchen er unter Beibringung eines reichen Materials aus der altclassischen Literatur, insbesondere der poetischen und philosophischen, der früheren und der späteren Zeit das große Thema seiner Schrift behandelt, seinen Stoff vollkommen beherrschend in seltener Vertrautheit mit der einschlagenden Literatur und in ausgereiftem, ebenso positivem, als freiem und weitherzigem Urtheile. Im ersten Haupttheile seiner Schrift bespricht der Verf. den im engeren Sinne des Wortes religiösen Unterschied zwischen dem altclassischen Heidenthum und dem Christenthum: dort eine falsche Theologie in unlauterer Vermischung zwischen Unendlichem und Endlichem, hier die rechte Theologie in der höchsten Gotteserkenntniß, der Erkenntniß des persönlichen Gottes; dort das Ziel der Cultus des Vergänglichen, die Apotheose des Diesseits, hier die Wahrheit des Seins, des Jenseits; dort eine falsche Anthropologie mit dem Traum der Selbstherrlichkeit des Menschen, hier die rechte mit der tieferen Anschauung von der Sünde und der Schuld; dort nur eine entweder fingirte oder erstrebte Versöhnung, hier die Wirklichkeit wahrer Versöhnung und Erlösung und damit erst die Gewinnung der rechten Stellung des Menschen zu Gott und zu der Welt. Im zweiten Haupttheil der Schrift wird das Thema nach der ethischen Seite behandelt, der ethische Unterschied zwischen beiden Weltanschauungen in Theorie und Praxis beleuchtet. Das neue Verhältniß des Menschen zu Gott und der Welt bedingt auch ein neues Verhalten desselben. Die sittlichen Begriffe der antiken Welt, die eines einheitlichen Princips und der tieferen religiösen Grundlage entbehren, finden nach beiden Seiten hin ihre rechte Correctur und höhere Fortbildung im Christenthum mit dem verkörperten sittlichen Princip in Christo. Aus den tieferen sittlichen Anschauungen des Christenthums heraus werden auch erst die socialen Ordnungen neu gestaltet und werden die engen Schranken in dem geselligen Leben der antiken Welt dem universalen und wahrhaft humanen Standpunkt des Christenthums entsprechend durchbrochen. Aus dieser Skizze erhellt schon der reiche und hochinteressante Inhalt der Schrift, der wir die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten wünschen, insonderheit aller akademisch Geschulten. Die Schrift ist eine schöne und gründliche Apologie des Christenthums. Für den Gebrauch der Schrift würde es sich sehr empfehlen, daß demselben ein Register angefügt würde und daß die citirten Stellen, soweit es nicht bereits geschehen ist, wörtlich angeführt würden, und zwar mit Uebersetzung, letzteres für diejenigen Gebildeten, die der altclassischen Sprachen nicht mächtig und doch gebildet genug sind, um im Uebrigen die Schrift mit Interesse lesen zu können.

o. Christian Friedrich Spittler's Leben. Von Johannes Kober. Mit Spittler's Porträt in Stahlstich. Basel, C. F. Spittler (J. L. Jäger & Paul Kober-Gobat), 1887. XIV, 356 S. — Es giebt keine wirksamere Apologie des Christenthums, als ein Leben, reich an Früchten der Gerechtigkeit. Ein solches Leben wird uns in dem vorliegenden Buche geschildert. Es ist erstaunlich, welche Fülle von segensreichen Werken im Gebiete der äußeren und inneren Mission der sel. Spittler ins Dasein gerufen und bis zu seinem erbaulichen Heimgang gepflegt hat. Wer seine Biographie liest, der wird dem Urtheil seiner Pflegetochter zustimmen, die von ihm schreibt: „Sein ganzes Leben war ein beständiges Lieben. Ein Arbeiter in seines Gottes Hause ist er gewesen und zwar ein erfinderischer, welcher, ohne müde zu werden, darauf sann, wie er dasselbe schmücke und ziere, oder wie er die ferne Stehenden herbeiführe, kurz, wie er dem HErrn in seinen Gliedern dienen und nützen möchte. Es hatte daher seine volle Richtigkeit, wenn er einst ein kaufmännisches Genie genannt wurde. Denn wie ein Kaufmann fortwährend speculirt und nach Gewinn trachtet, also gab ihm sein schöpferischer Geist immer neue Gedanken ein zur Förderung der Reichssache Christi. Doch vor Allem war sein verborgener Umgang mit Gott, sein Wandel mit Ihm und vor Seinen Augen, die Werkstätte und das Cabinetsgeheimniß seines gesegneten rastlosen Wirkens." Spittler ist ein Beweis dafür, daß das Leben in der Kirche nicht durch die Verfassung, nicht durch Vereine, sondern vor Allem durch Persönlichkeiten bedingt ist, und welch großen Segen es der Gemeinde bringt, wenn die Lehre vom allgemeinen Priesterthum in That und Wandel verwirklicht wird. Unwillkürlich muß die Biographie eines solchen Mannes bei empfänglichen Lesern einen erbaulichen und erwecklichen Einfluß ausüben, und sie wird dies um so mehr, als sie schlicht, lebensvoll und mit Wärme geschrieben ist. Fernerstehenden dürfte sie vielleicht zu umfangreich erscheinen, aber denen, die zu Spittler und seinen Werken irgendwie Beziehung haben, wird sie gerade durch ihre Ausführlichkeit, besonders durch die reichen Mittheilungen aus Spittler's umfassender Correspondenz lieb und werth sein. — Zugleich benutzen wir die Gelegenheit, um auf eine kleine, in Spittler's Verlag erschienene Geschichte hinzuweisen (In Seilen der Liebe oder Eine Geschichte vom Verlieren und Wiederfinden. Für jung und alt, erzählt von Maria Liebrecht. 96 S.), die in christlichem Geiste geschrieben, im Volkston gehalten, sich angenehm liest, und dieselbe zur Anschaffung in Volksbibliotheken zu empfehlen, wozu sich übrigens auch Spittler's Leben sehr gut eignet.

C. H. Philosophisches Repetitorium für Studirende und Candidaten der Philologie und Theologie, von Dr. phil. August Vogel. Erster Theil: Geschichte der Philosophie. Dritte Auflage. (2 ℳ 50 ₰.) Zweiter Theil: Logik von F. Ch. Poetter. Zweite Auflage. (1 ℳ 80 ₰.) Gütersloh, 1886 u. 1887. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. — Die Vorbereitung für das Examen ist der ausgesprochene Zweck dieser Bearbeitungen zweier der wichtigsten Gebiete aus dem Umfange der Philosophie. Wir geben zu, daß sie im Allgemeinen diesem Zwecke entsprechend eingerichtet und angelegt sein mögen. Was die Logik betrifft, so ist der überlieferte Gehalt derselben mit Recht auf das Nothwendigste und Wesentlichste reducirt worden, ja es hätte hier wol unbeschadet jenes Zweckes noch weiter gegangen werden können. Kein vernünftiger Examinator wird jetzt noch den für die wahre Lehre vom Denken überflüssigen scholastischen Ballast der gemeinen Logik in den Kreis seiner Fragen hereinziehen mögen. Auch in der Geschichte der Philosophie dürfte im Ganzen das richtige Maß für die Charakteristik der einzelnen Erscheinungen getroffen worden sein. In der neuesten Philosophie wird der herrschenden Zeitrichtung entsprechend wieder auf Kant und seine Lehre das Hauptgewicht gelegt. Inwiefern die Philosophie jetzt einmal in ihrem gegebenen oder überlieferten Bestande zu einem Gegenstande des Examens geworden ist, so mag dieses ganze Repetitorium wegen seiner relativen Kürze und Einfachheit seine berechtigte Stellung in unserer jetzigen Literatur einnehmen. Dieser ganze Zustand selbst aber wird vom Standpunkt alles wahren und eigentlichen Interesses an der Philosophie schwerlich als ein echter und gesunder anerkannt werden können. Man versteht jetzt unter wissenschaftlicher oder akademischer Philosophie einen gewissen Niederschlag großer und bewegender Gedanken aus der Vergangenheit. Was aber diese Gedanken alle für einen Werth oder eine Bedeutung haben und wie sie unter sich und mit dem sonstigen Leben der Zeit zusammenhängen, wird durch eine bloße äußerliche und handwerksmäßige Darstellung derselben niemals erkannt und gezeigt werden können. Man thut überhaupt unrecht, Alles, was zur Philosophie gehört, ohne Weiteres so wie irgend einen anderen gewöhnlichen Lehrstoff zu behandeln. Der wirkliche Werth einer näheren Kenntniß der allgemeinen formalen Bestimmungen der Logik für unser Denken wird jetzt kaum noch sehr hoch angeschlagen werden können. Das wahrhaft Wesentliche dieses ganzen Apparates ist ja ohndies in das Fleisch und Blut unseres neueren wissenschaftlichen Denkens übergegangen. Was die Kenntniß und die Werthschätzung der einzelnen philosophischen Systeme in der Geschichte betrifft, so unterliegt alles dieses zum Theil dem Wechsel verschiedener Auffassungen und Strömungen im Leben der Zeit. Es hat jetzt beinahe den Anschein, als ob wir in der Philosophie ganz wieder auf Kant und seine Zeit zurückgefallen wären und als ob Alles, was nach ihm gefolgt ist, eigentlich überflüssig und werthlos für die Wissenschaft und das Leben gewesen sei. Worin zuletzt die wahrhafte Seele und das echte Wesen der Philosophie bestehe, davon ist jetzt in der Wissenschaft kaum mehr die Rede. Das ganze Interesse, welches durch das Examen an ihr erzeugt wird, ist nur ein erzwungenes und künstlich gemachtes. Es ist an diesem Zustande jetzt nichts zu ändern, da er mit dem ganzen sonstigen Mechanismus unserer Wissenschaft zusammenhängt. Die vorliegenden Schriften mögen ihrem Zwecke entsprechen, aber dieser Zweck selbst wird nicht als ein mit dem echten und wahrhaften Geiste der Philosophie übereinstimmender angesehen werden dürfen.

— Der Seminargedanke in Kursachsen und seine erste staatliche Verwirklichung. Von Dr. Pohle, Seminardirector. Dresden, Verlag von Alwin Huhle, 1887. — Wir haben in diesem Blatte schon zwei Broschüren besprochen, welche aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des königl. Schullehrer-Seminars zu Dresden-Friedrichstadt geschrieben worden sind. Die Eingangs bezeichnete ist die eigentliche Festschrift zur Feier jenes freudigen, bedeutungsvollen Ereignisses. — Der Verfasser behandelt nach einleitenden Worten im ersten Theile den Seminargedanken in Kursachsen im 18. Jahrhundert, im zweiten die erste staatliche Verwirklichung jenes Gedankens zu Ende des 18. Jahrhunderts. In den einleitenden Worten werden die Volksschulanfänge in Kursachsen, die Küsterschule in Dörfern und Flecken, die Winkelschule in den größeren Städten, Volksschullehrerbildung im 17. und 18. Jahrhundert, Unterricht und Zucht, Klagen darüber und Verbesserungsversuche geschildert. Es folgt im ersten Theile eine Darstellung des ersten Seminarversuchs, angeregt am Reformationsjubelfest i. J. 1717 und angestellt von V. E. Löscher, um dann die Beurtheilung zu kennzeichnen, welche der Seminargedanke in Kursachsen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gefunden hat. Hier wird der Verdienste des Grafen Peter v. Hohenthal, des Gründers und Leiters des Leipziger Intelligenzblattes, aus welchem, so viel wir wissen, später die Leipziger Zeitung hervorgegangen ist, des Oberconsistorialraths Dr. Johann Christoph Rädler und Anderer um die Pädagogik gedacht und geschildert, wie die Bewegung zu Gunsten zu errichtender Seminare im Oberconsistorium und auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg immer lebhafter wurde. Der zweite, weit kürzere Theil beschreibt die Gründung und erste Einrichtung des Friedrichstädter Seminars und schließt mit einer Periodisirung der sächsischen Seminargeschichte. Anhangsweise sind beigefügt ein Brief Dinter's an den Oberhofprediger Reinhard vom 21. Juni 1797 und ein Vortrag desselben ausgezeichneten Pädagogen an die Seminarcommission vom 30. August 1807, welcher eine summarische Darstellung der Veränderungen, die im Friedrichstädter Seminar unter Dinter (1797—1807) vorgegangen sind, einige Worte über die Hauptgrundsätze, die Dinter als Seminardirector befolgt hat, und offene Anzeige dessen enthält, was nach Dinter's Ueberzeugung zum Besten des Instituts noch zu wünschen war, als er dasselbe verließ, endlich eine Zeittafel bemerkenswerther Thatsachen aus der Geschichte des Seminars, Lehrer- und Schülerverzeichnisse. Der Verfasser hat viel Material mit großem Fleiß und mit viel Geschick zusammengestellt, und Alle, welche sich für die geschichtliche Entwickelung unseres sächsischen Volksschulwesens und die damit in Verbindung stehenden Seminareinrichtungen interessiren, werden in dem Buche manchen werthvollen Aufschluß, manches zutreffende Wort finden. Zwei Bemerkungen möchten wir aber nicht unterdrücken. Die eine gilt den einleitenden Worten, welche von Volksschule und Lehrerbildung im 16., 17. und 18. Jahrhundert handeln. Sie füllen 68 von überhaupt 153 Seiten, stehen aber denn doch unseres Erachtens mit dem eigentlichen Gegenstande der Festschrift nicht in so nahem Zusammenhang, daß eine derartige ausführliche Behandlung gerechtfertigt wäre. Die andere Bemerkung gilt der Periodisirung der sächsischen Seminargeschichte. Der Verfasser unterscheidet dabei: A. die alte Zeit (1787—1840) mit der Periode 1) der

grundlegenden Ordnung von 1787—1820 und 2) des Uebergangs zur neuen Zeit, d. i. des allmäligen Ausgleichs der Sondereinrichtungen an den verschiedenen Seminaren bis zur einheitlichen Gestaltung von 1820—1840; B. die neue Zeit (1840—1876) mit 3) der Periode des gesunden Laufs (1840—1857) und 4) der des versuchten, aber bald gehemmten Rücklaufs (1859 bis 1876) und endlich C. die neueste Zeit, in deren erster Periode wir noch stehen. Unser Einwand richtet sich, indem wir dahin gestellt sein lassen, ob wirklich die Einrichtungen und das innere Leben der Seminare in der Zeit von 1840—1857 im Allgemeinen gesünder, als späterhin, gewesen sind, speciell gegen die Bezeichnung der 4. Periode von 1859—1876, die der Verfasser an anderer Stelle die des ängstlichen Rücklaufs mit dem Hinzufügen nennt, daß dem Rücklaufe durch die Generalrevision der Seminare im Jahre 1865 und deren spätere Aenderungen im Seminarwesen von der höchsten Behörde ein schnelles Ziel gesetzt worden sei. Abgesehen davon, daß die Zeit von 1857 bez. 1859 bis 1876 kaum eine Periode des Rücklaufs genannt werden dürfte, wenn nach der Meinung des Verfassers diesem Rücklaufe bereits im Jahre 1865 ein Ende gemacht worden ist, entspricht nach unserer Kenntniß die gewählte Bezeichnung auch nicht völlig den thatsächlichen Verhältnissen. Wir sind der Meinung, daß die große Reformbewegung, welche in der Zeit von 1865 bis 1873 auf dem Gebiete des Seminarwesens sich zweifellos vollzogen hat, nicht oder doch nicht ausschließlich auf die Initiative der obersten Schulbehörde zurückzuführen ist, sondern daß in jener Zeit vor Allem auch aus den Seminaren heraus unter der einsichtsvollen Leitung ihrer Directoren mächtige Bestrebungen zum Zweck einer Umgestaltung der Seminare sich geltend gemacht haben und daß diese von der Regierung in den Jahren 1873 und 1876 zum Abschluß geführt worden sind.

—g. Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium bis zum Einbruche der Barbaren, von Victor Duruy. Uebersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. 56.—59. Heft, à 80 ₰. Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig. — Diese Hefte des schon oft von uns angezeigten Werkes handeln von Tafelluxus, Kleidung und Wohnung, Luxus bei den öffentlichen Bauten, Theater und Amphitheater, Uebertreibungen der Sittenschilderer und der Dichter bei der düsteren Schilderung der Zustände der römischen Gesellschaft. Der Text dieser vier Hefte ist mit 57 Bildern und Tafeln versehen, zum Theil hochinteressanten Inhalts. Es ist in der That staunenswerth, über welch eine Fülle von Illustrationsmaterial die Verlagshandlung gebietet; in Verbindung mit solch einem vortrefflichen Text muß dasselbe ein möglichst anschauliches Bild der geschilderten Periode dem Leser verschaffen.

J. R. Der Oberförster von Margrabowo. Roman von Adolf Streckfuß. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 8 bez. 9 ℳ. — Bloße Unterhaltungslectüre dem Publicum anzuzeigen ist im Ganzen und Großen zwecklos; sie findet ihren Weg zu dem Leserkreis schon durch die Leihbibliotheken und hat damit ihren Ruhm dahin. Nur wenn uns einmal ein bekannterer Name auf dem Titelblatt begegnet, mag eine Rücksichtnahme begründet sein; ein solcher tritt uns auf dem des vorliegenden Romans entgegen. Der Verfasser ist der Sohn des verdienstvollen Uebersetzers Dante's, Ariost's und Tasso's, und hat sich als Localforscher von Berlin („Vom Fischerdorf zur Weltstadt; 500 Jahre Berliner Geschichte") und durch einen Band: „Die große französische Revolution und die Schreckensherrschaft" einen Namen gemacht; seine Thätigkeit als Erzähler, wenigstens soweit nach diesem „Oberförster von Margrabowo" geurtheilt werden kann, ruft jedoch ernstliche Bedenken wach. Will Streckfuß weiter nichts als einen Criminalroman schreiben, der nur die fieberhafte Spannung des Lesers, aber kein ästhetisches Wohlgefallen erregen soll, nun gut, so hat die Kritik nichts mit ihm zu schaffen. Gehen aber seine Ansprüche höher, und wir nehmen das an, will er psychologisch wirken, so muß er es sich schon gefallen lassen, wenn wir ihm auf dem Wege, den er geht, entgegentreten. Der Verfasser hat es in seinem Werke zu zeigen unternommen, wie ein Mann, dem die schwersten Verbrechen auf der Seele lasten, jahrelang ungestört weiter freveln und sich dabei noch der Achtung, ja Beliebtheit seiner Mitbürger erfreuen kann; seine Unthaten, denen er immer neue hinzufügt, bleiben eben unentdeckt. Er bildet das Haupt einer Räuber-, Einbrecher- und Mörderbande, welche die ganze Gegend, in welcher der Roman spielt, heimsucht und unsicher macht. Nun, daß solche Zustände, welche an die in den böhmischen Wäldern zur Zeit Karl Moor's erinnern, heutzutage in Deutschland möglich sein sollen, schließt eine starke Unwahrscheinlichkeit in sich ein; aber wir wollen die Voraussetzung einmal gelten lassen; hat Streckfuß doch den Schauplatz seines Romans an die russische Grenze im Osten verlegt, wo die Begriffe von Recht und Unrecht, Mein und Dein durch das Schmuggelwesen verwirrt worden sein mögen. Wenn wir für diese Unwahrscheinlichkeit aber nur durch poetische Wahrheit entschädigt würden! Dies ist leider nicht der Fall. Es würde zu weit führen, alle die Einwände zu erheben, die sich gegen den Lauf der Handlung richten, wie die Frage, warum denn der Oberförster von Margrabowo, eben jener moderne Rinaldo Rinaldini, seine Tochter, die infolge der Ereignisse der Vorgeschichte getrennt von ihm lebte, zu sich auf sein einsames Forsthaus kommen läßt, da an diesen Entschluß sich ja die Entdeckung des Verbrecherwesens knüpft; solch wichtiger Schritt müßte wohl motivirt sein; auch die Harmlosigkeit der in Rede stehenden Räuber, wie der Behörden und Städter, mit denen der Oberförster verkehrt, ist eine ziemlich arge; wie reimt es sich mit der Klugheit und Abgefeimtheit des Schurken, bei all seinen Einbrüchen einen die Betroffenen und die Polizei höhnenden Zettel zurückzulassen, da die Handschrift des Oberförsters, die ihn schließlich auch verräth, ja als die eines Honoratioren und Beamten stadtbekannt sein mußte. Aber auch all diese Schwächen möchten hingehen, wenn die Personen nicht jeder psychologischen Vertiefung bar wären. Völlig unvermittelt, wie äußerlich aufgeklebt, stehen die Eigenschaften im Charakter des „Helden" sich gegenüber, die, welche im Unmenschen noch die menschlichen Züge aufweisen sollen, deren auch der Verrohteste nicht entbehrt, neben seiner Habgier die Liebe zu seiner Tochter, die Freundschaft zu seinem treuen Genossen, dem Forstwart Eisulf u. s. f. An und für sich ist solche Charaktermischung ja nicht unmöglich; es hat Abruzzenräuber gegeben, welche die erbarmungslosesten Mörder und dabei gute, ja zärtliche Gatten und Väter waren. Aber bei Einhard, dem Oberförster von Margrabowo, glaubt man an die Verbindung solcher heterogener Elemente nicht, und, was nicht ganz unwichtig ist, es fehlt auch der Boden der besonderen Verhältnisse, aus denen solche abnormen Menschen emporwachsen können. In Italien wurden dieselben durch den Volkscharakter und die politischen Zustände gezeitigt. Man schüttelt den Kopf dazu, wenn Einhard II, 180 sich nach vollbrachter Diebesarbeit einer behaglich-fröhlichen Stimmung hingiebt, wie sie nur einem reinen Menschen eigen sein kann; die Lustigkeit der Gauner ist andrer Natur. Hat denn der Mann gar kein Gewissen? Selbst ein Richard III. wird uns durch ein solches erst menschlich näher gebracht. Dann wieder wird (man erlasse uns hier die Belege, sie würden uns zu weit führen) der Bandit sentimental; wirkt dies schon unleidlich, so widert es vollends an, wenn ein ander Mal der Criminalpolizist des Romans gewissermaßen der Gegenspieler Einhard's, Kucziasky, der schließlich auch sein Theil von der poetischen Gerechtigkeit in Gestalt einer guten Partie einheimst, sich weinerlichen Betrachtungen über seinen Stand hingiebt. II, 186 wird dann wieder das Bild, das wir uns mühselig von dem Oberförster zu entwerfen versucht haben, zerstört, wenn es heißt: „Er (Einhard) fühlte keinen Schmerz darüber, daß er die Tochter verloren hatte (das widerspricht allem Vorhergehenden!), seinem Herzen hatte sie niemals nahe gestanden (nicht?), er war überhaupt unfähig einen Menschen wirklich zu lieben (o! o! seine Tochter nicht? und widmet doch seinem Forstwart freundschaftliche Gefühle!), aber er hatte seine Zukunftspläne darauf gebaut" u. s. f. Bei solchen Widersprüchen und Unmöglichkeiten hört jeder Ernst des dichterischen Schaffens auf. Erhebt Streckfuß als Erzähler wirklich Anspruch auf Beachtung, so muß er es mit seiner Kunst etwas weniger leicht nehmen, als er es hier gethan hat.

□ Der evangelisch-lutherische Hausfreund. Kalender auf das Schaltjahr 1888. Herausgegeben von Th. Willkomm, sep. evang.-luther. Pastor zu Planitz. Preis 40 ₰. Zwickau, Joh. Heermann, und Dresden, in Commission bei H. J. Naumann. 40 ₰. — Dieser aus den Kreisen der lutherischen Separation hervorgegangene, für diese zunächst bestimmte Kalender trägt einen vorwiegend erbaulichen Charakter. Die Aufsätze und Geschichten, die in ihm enthalten sind, dienen fast durchweg diesem Zwecke. Indessen ist der Ton, in dem Alles gehalten ist, ein kräftiger, volksthümlicher, nicht der einer weichlichen und süßlichen Frömmigkeit. Bilder sind wenig beigegeben, aber gute; namentlich haben wir uns gefreut, daß verschiedene Bilder von Ludwig Richter darin aufgenommen sind, die nicht genug unter unserem Volke verbreitet werden können. Die Ausstattung ist eine sehr gute. Der Kalender tritt seinen vierten Jahrgang an. Von den früheren Jahrgängen, die uns auch vorgelegen, gilt dasselbe, wie von diesem Jahrgang.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 88. Sonnabend, den 5. November. 1887.

Henrik Ibsen.

Von Walter Bormann.

Die Zuneigung der Deutschen für alles Fremde ist trotz den berechtigten Vorwürfen, welche gegen eine falsche Sucht und Nachäfferei erhoben werden, doch auch unsere beste Tugend, sobald sie die richtigen Wege und Ziele findet. Sie allein wird uns den geistigen Einfluß, welcher der staatlichen Machtstellung des Reiches entspricht, echt und würdig erobern; denn indem wir uns dem Eigenwesen und den Vorzügen des Fremden nicht verschließen, werden wir mit anderen Völkern ein geistiges Band knüpfen, das den überlegenen Schöpfungen unseres Geistes, wofern uns solche gelingen, bei jenen Eingang verschafft und uns ohne Selbstverblendung und Vermessenheit still und unmerklich nach Kraft und Werth dann eine führende Rolle zuweist. Auch Pomp und Flitter können das geistige Ansehen eines Volkes bei andern Völkern zuweilen begründen; aber lebendig, fruchtbar, dauernd wird es dort nur wachsen, wenn es geistige Thaten, wie ein schattender Baum seine Blätter, von selber webt.

Ohne die freie Selbständigkeit, die uns mitten in der Theilnahme für Fremdes nie abhanden kommen darf, ist freilich diese nichts als ein verderbliches Laster und leider fehlt uns jene ungeachtet alles des wahrhaft Großen, dessen sich das deutsche Schriftthum berühmen darf, immer noch allzu sehr. Kein Waffensieg hat das geändert; erst die Wiedergewinnung einer geklärten, charaktervollen Weltanschauung, die der Menschheit frommt, wird unser Selbstbewußtsein festigen, daß es auch wieder eigenthümlich gestalte. Inzwischen haben in den letzten Jahrzehnten mehr oder minder vortreffliche Werke von Ausländern in Deutschland eine ungemein freundliche Aufnahme gefunden, die in der Anerkennung nicht immer das wünschenswerthe Maß bewahrte, wie vor Allem die Erzählungen des geistreichen Turgenjeff, die Dramatik der Augier, Sardou, Dumas Sohn, Daudet's berühmter Roman „Fromont jun. und Risler sen.", der bei aller Meisterschaft den Fluß seiner Erzählung doch zuletzt nur verneinend im Widerlichen und Grausen wie in einem Höllendampfe verqualmen läßt, endlich auch die Werke der Skandinavier, wie die Björnson's und in jüngster Zeit mit einer theilweise höchst geflissentlichen Beeiferung diejenigen Henrik Ibsen's.

Pessimismus ist die Grundstimmung im literarischen Zusammenwirken unserer Tage in Europa. Alles, was heut zu Tage Realismus heißen will, hat fast durchgängig diese Geistesrichtung angenommen, ohne daß mit dem Wesen derselben sein ursprünglicher Begriff von vornherein zusammenginge, wol aus dem Grunde, weil der hohe Aufflug nach Recht und Freiheit gerade in unserer Zeit überall der irdischen Schranken, der Fehlbarkeit und Ohnmacht sich bewußt wird. Ibsen ist es besonders, der neuerdings von einer Schaar seiner Anhänger als der Apostel und Prophet für diese trübe Zeitstimmung, als der wahrhaftige, kühne, rücksichtslose Realist unter den Dichtern bekränzt wird.

Wir gewiß sind es nicht, die einen frisch grünenden Lorbeer knicken möchten oder überhaupt wähnten, das je zu können. Uns wird die prophetische Stimme, welche mit neuen Lehren die pilgernde Menschheit auf ihrem weiten Gange erquickt, heilig sein und sehnsüchtig werden wir ihr lauschen; denn wir glauben an das Streben und Fortschreiten des Menschenthums. Leider aber muß es denen, welche einer unerbittlichen Kritik gegenüber den Werth Ibsen's mit einer wohlfeilen Berufung an die Zukunft und deren vorausgesagter Gerechtigkeit retten wollen, unumwunden erklärt werden, daß die Kritik maßlos unfähig und blind sein müßte, welche jemals vor dem Verfehlten und Kunstwidrigen der Werke Ibsen's ihr Auge verschlösse. Vor dem Bedeutenden und Schönen aber, was in jenen die geniale Anlage des Dichters bezeugt, verschließen auch wir uns nicht und können doch zu unserem Leidwesen von allem dem niemals bestochen werden, unser allgemeines Urtheil umzuwandeln. Auf den Ruf eines Propheten vollends scheint uns keinerlei Anspruch zu haben, wer wie Ibsen überall und ausschließlich verneint. Diese Ueberzeugungen, welche wir bereits aus den früheren Dichtungen Ibsen's gewannen und unverhohlen zur Aussprache brachten, drängt uns abermals Ibsen's neues Werk auf: Rosmersholm, Schauspiel in vier Aufzügen.*)

Nichts Trostloseres kann es geben, als diese Dichtung. Wie Ibsen jedem Herkommmen den Krieg erklärt, so bricht er auch mit den ästhetischen Ueberlieferungen und nennt sein Stück, obschon die Hauptpersonen desselben untergehen, ein Schauspiel. Wie sehr aber auch der Genius nach Lessing seine eigene Norm ist und wie ganz ein jedes neue Werk auf sich selber ruhen soll, so wird gerade ein großer Dichter die alten Begriffe, die in den Benennungen des Trauerspiels und des Tragischen so vielfach ihre ehrwürdige Bestätigung empfangen haben, niemals verwirren wollen und würde auch wissen, daß er Unmögliches versuche.

Es ist traurig, daß Ibsen das nicht weiß, daß er von allem einfach Schlichten sich lossagt, was doch allein die Grundlage auch für etwas bedeutendes Neues gewähren kann. Kürzlich hat der Dichter in Norwegen vor seinen Landsleuten der Welt neue Ideale an Stelle der verbrauchten alten Ideale verheißen und damit auf das Deutlichste den kranken Wahn selbst enthüllt, von dem er befangen ist. Was sind denn Ideale? Kann man sie abschaffen wie eine Mode, abstreifen wie ein Gewand? Das Gute, das Schöne, das Wahre sind Ideale der Menschenbrust und sie führen diesen Namen, weil sie abgezogen von der Sinnenwelt unbeweisbar nur geglaubt werden können. So sind allerlei Eigenschaften, Verhältnisse, Pflichten für uns ebenfalls idealer Natur, wie Freundschaft, Liebe und mit besonderer Beziehung Kindesliebe, Gattenliebe u. s. w. Diese Ideale, die nicht im Wissen, sondern im Glauben beruhen, sind es, denen die Gesittung der ganzen Menschheit zustrebt und die ihr als der gemeinsame Schatz von Geschlecht zu Geschlecht im Wandel der Zeiten unwandelbar erhalten bleiben. Ohne sie giebt es keine Einheit im Streben der Geschichte und, wie die angeblich abgenutzten Ideale nach Ibsen die Vergangenheit von der anbrechenden neuen Zeit trennen müssen, so würden wieder die vermeintlichen neuen Ideale ebenfalls altern und einer späteren Epoche unverständlich sein, so daß jedes Jahrhundert vielleicht nur sich selber lebte und die Bestrebungen im einen wie im anderen wol nichts wären als unaufhörlicher Irrthum.

Und sehen wir nun zu, welche sogenannten Ideale es denn seien, die Ibsen unserem Fühlen nahe bringt. Das Ideal seines Helden Rosmer ist es, „frohe Adelsmenschen" zu machen; denn Schuldlosigkeit und Freude sollen adeln. Es ist das ein schön gesprochenes

*) Aus dem Norwegischen von A. Zinck. Leipzig, Reclam.

Wort, aber es ist nicht mehr. Eine erlösende, neue Lehre für die Welt ist es nicht; denn in seinem Kerne ist dieser Gedanke nicht am wenigsten gerade durch sein Alter so anmuthend. Daß die Schuldlosigkeit nicht für alle Welt und noch minder für zarte Gewissen zum alltäglichen Besitze werden kann, weiß Ibsen ja auch und belegt es eben durch sein Stück. Damit aber Rebekka, die durch die übelste Vergangenheit jedwedes Vertrauen an ihre Glaubwürdigkeit verwirkt hat, den Seelenadel beweise, der durch die erwachte Liebe über sie gekommen sein soll, welche Probe hat sie abzulegen? Ueber den Steg muß sie sich in den Mühlbach schwingen und Rosmer begleitet sie und macht sie damit „zu seinem rechtmäßigen Weibe". Der dämonische Selbstmord hat ja im Drama so oft eine erschütternde Wirkung; aber angewidert wenden wir uns von solcher Verzerrung ab. Daneben wird uns gesagt, wie schwach der Mensch sei, und wenn uns diese Einsicht freilich sowol nachsichtig gegen Andere wie stark machen kann, indem sie uns zu doppelter Strenge gegen uns selbst führt, so ist sie in unrechter Anwendung vor Allem angethan, uns zu verweichlichen, wie sie das im Zusammenhange bei Ibsen augenscheinlich nur bewirken kann. Die Selbstmörder gehen ja auch nach ihrer „freigewordenen Lebensanschauung" mit der Betrachtung in den Tod: „Es giebt keinen Richter über uns. Und deshalb müssen wir sehen, daß wir selbst Justiz üben." Wenn es also keinen richtenden Gott giebt, so möchte es allerdings zu machen sein, daß wir das Leben uns nehmen. Aber wo finden wir im Leben selbst Gerechtigkeit und Kraft, zumal wenn wir so schwache Geschöpfe sind? Oder soll der Selbstmord das höchste sittliche Ziel sein? Dergleichen Weisheit ist es wol nicht, deren unsere kränkelnde Zeit bedarf; sie ist längst überreich daran. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu sehen, daß Ibsen's neue Ideale vollständig ohnmächtig sind. Man versuche doch überhaupt das Kunststück, nach dem Christenthume die Welt noch mit völlig neuen sittlichen Idealen zu beschenken, — ob das glücken wird? Für jede Zeit aber nehmen je nach dem Leben und Weben der Gegenwart die unveränderlichen Ideale verschiedenen Ausdruck an und Sache des Dichters wird es sein, sie demgemäß immer neu zu gestalten. Darauf verzichtete Ibsen; er wollte zu viel und sein Unterfangen und sein Erfolg ist Ohnmacht!

Dem entsprechen alle Gestalten des Stückes, die in Wahrheit keine sind, von Anfang bis zu Ende. Wie überall, so bewährt sich auch hier die künstlerische Wahrheit, daß die Form im Sinne Schiller's Gestalt und Gehalt zugleich, daß sie Seele ist, die den rohen Stoff belebt hat. Rosmer, der so edel und gut hingestellt wird, ist die Schwäche und Weichlichkeit selbst und vergebens wird es versucht, ihn mit dem Heroismus eines Selbstmordes zu erhöhen. Nein, dieser wird ihn nicht adeln; ob nicht höchstens er selbst den Selbstmord gänzlich entadeln mag? Er läßt sich zu Allem bestimmen, dieser edle, gewissensstrenge Rosmer, dessen Ideal die Schuldlosigkeit ist; ohne daß er es weiß, ja nur ahnt, ist er von seiner klugen Freundin auf die Seite der freien Partei gedrängt, ist noch bei Lebzeiten seiner Gattin von eben jener Freundin völlig in Beschlag genommen worden, so daß jene Unglückliche aus Schmerz darüber in Wahnsinn fiel. Und nachdem so Entsetzliches vorhergegangen, kann dieser sittenstrenge Rosmer, der mit seiner Freundin schon lange in einem reinen Verhältnisse zusammenlebt, das aber einer „geistigen Ehe" gleich sein soll, Rebekka zum wirklichen Ehebunde mit den Worten einladen: „Es muß geschehen! Es muß! Ich kann nicht, ich will nicht mit einer Leiche auf dem Rücken durchs Leben gehen. Hilf mir sie abwerfen, Rebekka!" Dem ernsten Herrn, der nicht einmal lachen kann, verziehen wir gern manche Sünde gegen diese fürchterliche Rohheit. Die künftige Gattin will er sich damit gewinnen, daß er ihr erklärt, er wolle die Todte „aus dem Buche seines Lebens löschen, ganz und gar, für alle Zeiten". Auch von der freien Partei wird dann Rosmer durch seinen Schwager Kroll wieder leicht entfernt, als ihm Rebekka im Lichte der Verbrecherin erschienen ist, und ebenso leicht von Jener zurückerobert, auch für die freigeistigen Anschauungen wiedergewonnen und dergestalt würdevoll stirbt er jenen Märtyrertod; denn „die Lebensanschauung der Rosmers adelt, aber sie tödtet das Glück". So charakterisirt ihn Rebekka. Was an dieser geadelt sei, läßt sich beim besten Willen nirgends entdecken. Sie selbst erklärt sich durch Rosmer nach einer stürmischen Sinnlichkeit, mit der sie ihn durch wahrhaft entsetzliche Verbrechen voll schleichender Hinterlist für sich gewann, für geadelt inmitten der Macht einer wahren Liebe — wenn uns durch ihr Handeln und Benehmen nur der Dichter das gezeigt hätte! Sie macht im Gegentheil in allen ihren Reden noch den Eindruck einer listigen Intrigantin, sie lauscht und hat kleinliche Schwächen. Die schwersten Beleidigungen vermag sie gelassen anzuhören; ihr scheint Ehre, Wahrheit fortwährend noch ebenso fremd, wie jedweder Zartsinn. Sie ist durch ihre Verschlagenheit die Mörderin der Gattin Rosmer's geworden und da kann sie diesen fragen: „Wenn es in Deiner Macht stünde, Beate zurückzurufen — zu Dir — nach Rosmersholm — würdest Du es dann thun?" So redet die „geadelte" Rebekka! Lange noch hofft sie auf die Vereinigung mit Rosmer und der Entschluß eines freien Geständnisses steigt in ihr sehr spät auf, nachdem sie von allen Seiten beschimpft und entehrt wird und Rosmer's Tiefsinn endlich das Gewissen in ihr weckt. Wäre Rebekka nach des Dichters Willen als entschlossene Verbrecherin behandelt, so wüßte man, woran man wäre; so aber fehlt es dieser Gestalt, wie der ersten durchaus an Klarheit und Schärfe und man sieht nicht einmal deutlich, wann sich in ihr die Sinneswandlung einstellt und sie sich entschließt, ein Geständniß zu machen. Eine ganz schattenhafte Gestalt ist gleichfalls der Rector Kroll, Rosmer's Schwager, der als wohlgesinnter Fanatiker der Gegenpartei allerdings im Ganzen mit rühmenswerther Unparteilichkeit hingestellt wird, aber überall viel mehr redet, als handelt und die Handlung bestimmt, so daß er keinerlei Interesse wachzurufen im Stande ist. Von den verkommenen Mortensgard und Brendel als Nebenpersonen verlohnt es sich nicht zu reden. Auf alle diese Personen kann nur wiederum der Titel eines früheren Ibsen'schen Dramas bezogen werden, der so ganz auch auf die Figuren und den Inhalt desselben paßte: Gespenster! Es sind Gespenster und nichts als Gespenster.

Ebenso ohnmächtig und unkünstlerisch, undramatisch ist die ganze Handlung von „Rosmersholm". Daß der Vorwurf des Stückes an sich, wenn er dämonisch aufgefaßt und kraftvoll durchgeführt wäre, höchst wirkungsvoll hätte werden können, läßt sich nicht leugnen. Vor Allem hätte man dann die Dinge in dramatischer Ausführung sehen müssen, die uns jetzt nachträglich in den unbestimmtesten Umrissen erzählt werden; denn diese Begebenheiten sind zu außergewöhnlich und von ihrem richtigen Verständnisse hängt zu viel ab, als daß wir sie im Drama selbst entbehren möchten. Wir meinen also die Umgarnung der unglücklichen Gattin Rosmer's durch Rebekka, all deren List und Schlauheit gegenüber dem Manne und dessen Verhalten gegen sie sowol, wie gegen die wahnsinnige Frau. Wie dann eine solche schleichende Verbrecherin wie Rebekka nachher durch Rosmer und die echte Liebe veredelt werden konnte, das mußte der Dichter erst recht unsrer Anschauung vorführen, wofern die Veredlung denkbar ist, was wir dahingestellt sein lassen. Der nothwendige dramatische Fortschritt ist keineswegs in den vier Aufzügen glücklich gegeben; sie enthalten vieles Unnütze, viele novellistische Kleinmalerei von allerhand Zufälligkeiten, die mit der Entwickelung nichts zu schaffen haben, viele nur allzu ausgesponnene Reden, welche die Lage wenig verändern. Schon in besseren Arbeiten Ibsen's, wie in dem psychologisch interessanten Schauspiele „Nora", ist das dramatische Leben oft sehr mangelhaft und es bedarf einer genialen Darstellung, um das auszugleichen. In „Rosmersholm" aber kann die Darstellung schwerlich etwas bessern, noch verschlechtern und die Kritik kann nur wiederholen, was sie schon über die „Stützen der Gesellschaft" und die „Gespenster" zu sagen hatte, daß hier nicht die Wahrheit der Schönheit und nicht die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert worden, sondern daß diese Kunst weder wahr noch schön und durchaus barbarisch sei.

Und dennoch fällen wir dies verdammende Urtheil nur mit schwerem Bedauern, wenn wir die geniale Kraft, die aus so vielen Einzelheiten hervorleuchtet, nicht nothgedrungen, sondern aus vollem freiem Antrieb bewundern müssen. Von der hohen dichterischen Begabung Ibsen's kennen wir längst genug Proben, um an ihr nicht zweifeln zu können; aber es ist ein schwer zu lösendes Räthsel, wie eine Kraft, die im Kleinen oft so unergründlich tief erscheint, in der Gestaltung des Ganzen trotzdem so wenig vermag. Auch in „Rosmersholm" sind manche Seelenvorgänge, wenn man sie von dem Uebrigen getrennt betrachtet und der Unwahrheit des Ganzen vergißt, in der natürlich lebendigen Prosa Ibsen's ergreifend ausgedrückt und es ziehen manchmal so viele innere Stimmungen in treffender Raschheit an uns vorüber. Die dramatische Kraft, die in der Anlage des Ganzen sehr vermißt wird, wie eigen ist es, daß sie im Einzelnen oft sich so glänzend darlegt!

Die besonderen Verhältnisse Norwegens, Sitte und Art des Volkes mag bei Ibsen vielleicht noch Manches erklären, was uns entgangen ist; zur Aenderung des allgemeinen Urtheils könnte das nichts beitragen. Ja, wenn wir der wundervollen Landschaften gedenken, die auf der letzten Münchener Kunstausstellung die Heimath jenes germanischen Gebirgsvolkes voll überwältigender, strahlender Größe den Blicken vorzauberten, so finden wir zwischen dieser Natur und dieser Kunst schwer den rechten Zusammenhang. Turgenjeff's schwermüthige Weltauffassung steht im Einklange mit der Natur

jener düsteren, sich unendlich erstreckenden russischen Föhrenwälder, die uns dieser Dichter selbst beschreibt. Nur eben in der gedrungenen, gefühlsmächtigen Redeweise mancher einzelnen Stellen weicht die Naturwahrheit Ibsen's von derjenigen der Franzosen und Turgenjeff's ab und er erscheint uns deutlicher als der kühne Sohn seiner Heimath.

Solange Poesie noch Poesie ist, ist sie auch Begeisterung. Wie „die Sonne Homer's auch uns lächelt", so ist seit seinen Tagen bis heute darin die Kunst sich allezeit treu geblieben. Daher ist es so einfach zu sehen, wie die Form einer Dichtung von ihrem Gehalte nicht getrennt werden kann. Nicht blos das Frohe, das Edle und Gute hat der Dichter darzustellen; das Finstere auch, das Unheilvolle, das Verbrechen gehört in das Reich seiner Kunst und wir sind keine Anhänger jener poetischen Gerechtigkeit, die unter allen Umständen einen edlen Willen im irdischen Getriebe über das Unedle triumphiren lassen soll, obwol wir allerdings wünschen, daß am Abschlusse seiner das schwere Weltleid umfassenden Darstellungen der Dichter uns mit einem versöhnenden Eindrucke entlasse. Die Hauptsache bleibt immer, daß das Göttliche in der Welt dem Dichter aufgegangen sei, was ihn allein begeistern kann. Entweder ist die Welt des Lebens und Strebens werth; dann wird auch nach dem Worte eines edlen Sängers, so lange Gott lächelnd auf seine Schöpfung wie auf eine Riesenblume blickt, der Duft dieser Blume den Dichter ewig entzücken. Andernfalls ist Alles, was die Sonne bescheint und erweckt, des Lebens nicht werth; dann ist es viel weniger zu begreifen, wie es noch der Poesie werth sein könnte.

W. v. Schlegel hat, während er das „Ankünsteln des Fremden" bekämpft, gesagt, daß immer an Stelle „bloßer Nachahmung" gleichsam eine „Wiedergeburt" treten müsse. Trotz allen übertriebenen Huldigungen scheinen uns solche Stücke Ibsen's für unsere Dichtkunst gänzlich unfruchtbar; denn wie soll das wiedergeboren werden, was im eigentlichen Sinne nicht einmal geboren ist?

Die Ortsnamen des Königreichs Sachsen.

Von Dr. A. Reedon.

(Schluß.)

Thiernamen haben wir sehr häufig, sie weisen aber nicht immer auf das frühere Vorkommen des betreffenden Thieres an dem Orte hin. Denn bekanntlich ist eine Masse von altdeutschen Personennamen durch Zusammensetzung mit Thiernamen gebildet, z. B. Wolfgang, Bernhard, Eberhard, und die Koseformen der ersteren lauten dann meist genau, wie die letzteren. Einige dieser irreführenden Namen, wie Bocksdorf, Ebersbach erwähnten wir schon. In den zahlreichen Zusammensetzungen mit Bären- dürfte hier und da Berno stecken, doch war der Bär noch bis in die neuere Zeit ein vereinzelter Bewohner des Erzgebirges und die Bärenstein, Bärwalde dort erhalten ohne Zweifel noch die Erinnerung an ihn. In noch fernere, vorslavische Zeit würden die Auerbach, Auerswalde weisen, wenn nicht wenigstens Auerswalde bei Chemnitz als ein einfaches Ulrichswalde nachzuweisen wäre. Die Spuren des Wolfes erhält noch Welka bei Bautzen; Wolfshain bei Leipzig entpuppt sich als Wolfwineshain. Eulendorf enthält die Koseform Uhle von Ulrich. Während der Biber jetzt auf sächsischem Gebiete nicht mehr vorkommt, war er früher noch an mehreren Stellen heimisch: bei Meißen liegt Bieberstein, bei Radeburg ein Biberach (aha = Fluß); ein Zufluß der Freiberger Mulde heißt Bobritzsch, d. i. Biberbach, wozu die Orte Bobritzsch und Boberau gehören. Auch Hirsch und Reh, Falke und Taube, Hund und Katze, Ochse und Ziege sind vertreten und erregen keinen Anstoß, wogegen Raupenhain und Käferhain verdächtig klingen, und Kuhschnappel bei Glauchau wol aus kosna pole (schrägabfallende Felder) entstanden ist, aus dem Slavischen jedenfalls. Trachau (Trachenowa) an den Trachenbergen bei Dresden scheint wirklich einer Sage den Ursprung zu verdanken.

Redeten hier die vielen Namen von jagdbaren Thieren noch deutlich von der Jagdliebe unserer germanischen Vorfahren, so spricht sich auch in dieser sprachlichen Beziehung die Vorliebe der friedlicheren Sorben-Wenden für die Thätigkeit in Feld, Hof und Haus unverkennbar aus; die Ortsnamen sind hier viel eher von Feld- und Hausthieren, von ländlichen Geräthen oder Einrichtungen entnommen: Pferd, Stute, Kuh, Ziege, Katze, Hund, Gans und Taube, Hahn und Henne, Marder und Maulwurf, Habicht, Amsel, Eidechse, die Traube, Epheu, Brombeere (ostružina, dazu Ostritz), Kornrade, Butterblume und Veilchen, Mistel, Hopfen und Erbse; dann Hütte und Stall, Scheuer (odry, dazu Oederan) und Kelter, Heuschober, Töpferscheibe und Webstuhl, Korb und Strick, Hammer und Sense — alle spielen eine Rolle. Die Eigenthümlichkeit der slavischen Ortsnamenbildung durch Suffixe ermöglichte oder erleichterte diese Mannigfaltigkeit; die germanische Bildung durch Zusammensetzung, deren zweiter Theil fast durchgängig Ortsbezeichnung, ist dagegen gar nicht zum Benennen nach einem Gewerbe, einem Geräthe geeignet. „Wergdorf" z. B. würde unbeholfen, ja undeutsch klingen, kudelari (Kändler bei Chemnitz) = „die Wergmacher oder -händler" ist für die slavische Sprache nicht auffällig. Allerdings haben wir auch Orte im Deutschen, welche nach einem dort getriebenen Gewerbe u. dergl. benannt sind, doch verräth schon ihre ganz eigenartige Form und Bildung eine verhältnißmäßig späte Entstehung. Hierher gehören vor Allem die auf Bergbau und Bergindustrie bezüglichen Zinnberg, Glashütte, Schmalzgrube, Hammer, Silberstraße, Zinnwald u. a. Die Entdeckung des Erzreichthums unseres Erzgebirges fällt bekanntlich erst in Otto's des Reichen Zeit, oder es ist doch wenigstens erst seit dieser Zeit die Entdeckung wirklich fruchtbar gemacht worden. Ist in Gottleuba und Guttau (am Löbauer Wasser) wirklich guta „die Bergmannshütte" enthalten, so würden wir vereinzelten Bergbau schon in slavischer Zeit haben. Dagegen ward das Flößen schon sicher damals betrieben: Plauen (von plavu = Floß) und Planitz beweisen es, ihnen entspricht ein Floßberg. In Köthendorf ist wol an kothe = „Lehmhütte, Hütte" zu denken. Stollberg erscheint urkundlich auch als Stalburg.

Wir sahen schon oben, daß zahlreiche Ortschaften allmälig um ein einzelnes Haus herum erwachsen sind, und wie die Bezeichnung des letzteren dann oft ohne weitere Zusammensetzung zum Ortsnamen geworden ist. Die Namen auf -hof, -kirche, -mühle u. s. w. waren schon betrachtet, als Beispiele noch kühneren Gebrauchs mögen noch folgen: Klösterlein und Zelle, Mühlgut, Herbergen und Adlerschenke, Buschbad und Jägerhof. Schlegel bezeichnet irgend ein Hammergut. Etwas Aehnliches, wie Neubau, Neuer Anbau bezeichnet das öfter vorkommende Folge (Heilige Folge bei Schandau, wahrscheinlich von volgen = agrum arare, novare) und Neue Sorge (bei Schandau, Mittweida, Kallenberg). Sorge hat hier die Bedeutung von „Besorgung" und scheint als Ort ursprünglich ein auf neugerodetem Land angelegtes Gut zu bezeichnen, dessen Besorgung von einem älteren ausging. Erwähnung mag noch finden das Wort Warte, welches ein hoch gelegenen Punkt bezeichnet, von dem aus man einen weiten Fernblick hatte und der sich deshalb zur Wacht-, Beobachtungsstation eignete. Wir haben ein Nieder- und Oberwartha am linken Elbufer, wozu dann Dresden als Wartburg nicht übel passen würde, von drezda = Lauer, Hinterhalt, während es sonst von trasi = Fähre abgeleitet wird.

Nun hatten aber unsere Vorfahren auch die schöne Sitte, ihre Wohnhäuser, soweit es anging, mit individuellen Namen zu versehen. Auch so benannte Stätten konnten dann die Pathen ganzer Dörfer und Flecken werden, woraus sich wol mancher auffallende Ortsname erklärt. Zumeist, doch nicht nothwendigerweise, waren es Gasthäuser, Herbergen an der Landstraße. Der Ort „Weißer Hirsch" ist ein naheliegendes Beispiel. In Leipziger Urkunden wird ein „huss zum Fuchszagel" (= schwanz) erwähnt. Als ein Dorf darum erwuchs, mochte der Name gar zu unpassend erscheinen; zuerst ward ein Fuchshol daraus und dann mit Anlehnung an die vielen Hain der Gegend Fuchshain. Bei einer immerhin bedeutenden Anzahl von Namen freilich wird auch die letzte Art der Erklärung nicht passen. Sie enthalten irgend einen concreten oder gar abstracten Begriff. Wir nennen Handwerk, Leichnam, Pfannenstiel (im Erzgebirge), Ninive (in der Lausitz), Elterlein, Nebeln, Himmelreich (bei Pirna), dazu Gutenfürst, Irrgang, Unwürde. Bei Fleißig, Ungewiß, Kindisch, Siebenhitz weist der Ausgang der Worte auf slavischen Ursprung hin; die Volksetymologie hat dann dabei kühne Werke gethan. Bei Siebenlehn könnte man an ahd. hleo, mhd. le = Hügel denken und im ersten Theile einen Personennamen vermuthen, oder an die Lehne, den Spitzahorn; an Lehn = feudum

wol am wenigsten. Gottreu, Silberblick, Morgenröthe, Himmelfahrt sind Bergwerksorte, im Verhältnisse zu alten Namen willkürlich benannt. Einige slavische Parallelen wären nach Hey's Etymologie: Nerchau = Ort ohne Ordnung, voll Unraths, Sayda = Ort der Last und Beschwerde, Strehla = Pfeil, Glauchau = tauber, leerer Ort.

Wir haben betrachtet, wie mit den bisherigen Mitteln, der Masse der Grund- und Bestimmungswörter, der Verschiedenartigkeit ihrer Zusammensetzung, dem Wetteifer beider einheimischen Sprachen — wie mit alledem eine schier unendliche Menge von Ortsnamen geschaffen werden konnte. Sehen wir auf der einen Seite mit Bedauern so manchen alten charakteristischen Wortstamm ausgerottet, verschollen und vergessen, so daß wir ein Verarmen der Sprache nicht leugnen können, so bemerken wir andererseits doch wieder den Sprachgeist thätig, durch neue Möglichkeiten der Namengebung die Lücken auszufüllen. Und doch belehrt uns ein flüchtiger Ueberblick über die Karte, daß der gleichnamigen Orte Zahl noch eine gewaltig große ist. Es giebt in Sachsen 14 Naundorf, 9 Hermsdorf, 8 Schönefeld und Neudörfel, 7 Ebersbach und Schönau u. s. f. Zum Theil waren eben die Bedingungen und Verhältnisse, unter denen Ansiedelungen entstanden, die gleichen, zum Theil wollte man den liebgewordenen Namen des Heimathsorts bei einer Neugründung nicht missen. So entstand die Nothwendigkeit, durch weiteren Zusatz gleichlautende Ortsnamen zu differenziren. Dieser Zusatz tritt nun, abgesehen von modernen und ganz umständlichen Ausdrücken, wie „Schönefeld bei Leipzig", regelmäßig vor den Namen und ist möglichst kurz. Nach der Lage unterscheidet man zunächst Ober- und Unter- oder Nieder-, selten Mittel-, nach der Beschaffenheit Groß- und Klein-, Dürr- (Dürrröhrsdorf, Dürrengerbisdorf), Dorn- (Dornreichenbach, -hennersdorf), Steinigt- (wolmsdorf), Krumm- (hermsdorf), Spitz- (kunnersdorf), Langen- (wolmsdorf) u. ä., endlich nach dem Ursprung Alt- und Neu-. Alt- erscheint häufig als Zusatz bei Dörfern, die neben gleichnamigen Städten liegen, z. B. Altmittweida bei Mittweida. Diese Erscheinung erklärt sich folgendermaßen: Die Slaven hatten wenig befestigte, wenigstens systematisch befestigte Plätze. Die deutschen Eroberer setzten sich deshalb bei ihrem Vordringen in den günstig gelegenen slavischen Flecken fest und theilten von der betreffenden Dorfmark ein Stück ab, um auf diesem Befestigungen anzulegen, aus denen dann die Städte mit der Zeit erwuchsen. Beide, das übrig gebliebene Dorf außerhalb der Mauern, wie die Stadt, trugen dann meist den gleichen Namen, nur das Dorf mit dem Zusatz Alt-. Gelegentlich hat freilich der Ort seinen slavischen Namen mit einem neuen deutschen vertauscht. So haben wir im westlichen Theile von Sachsen noch jetzt Altoschatz, Altmügeln, Altleisnig, Altgeringswalde, Altmittweida, Altchemnitz, und es ist wol nicht zufällig, daß diese zusammen eine verhältnißmäßig gerade von Norden nach Süden laufende Linie bilden; es mag zu einer gewissen Zeit die Barrière gegen den noch slavischen Osten gewesen sein. Dazu kommen weiter nach Westen Altengroitzsch und Altranstädt. Auch in der Lausitz haben wir Altlöbau, Altbernsdorf (-bernstadt), Altzittau (nur noch als Stadttheil „Alte Sitte" im Volksmund), während Bautzen schon im Besitze der Wenden ein stark befestigter Ort war. Bei den deutschen Dörfern mit Alt- oder Neu- haben wir zumeist wol anzunehmen, daß die allmälig erlangte weite Ausdehnung nothwendig machte, die Theile des Dorfes zu unterscheiden. Wo wir bei einer Stadt jenes Alt- vermissen, da ist es entweder im Laufe der Jahrhunderte durch Zufall gänzlich geschwunden oder, unverständlich geworden, durch das einfache „Dorf" ersetzt worden, welches wir in Dorf-Wehlen, -Lengefeld, -Stollberg, Dörfel-Marienberg, Altdorf-Geithain noch finden, obwol hier das Dorf auch spätere Ansiedlung vor den Stadtmauern sein könnte. Anderen Ursprung haben die Altstadt benannten Dörfer, welche dicht neben einer Stadt liegen. Sie verdanken ihren Namen der Uebertragung einer schon bestehenden Stadtgerechtigkeit auf eine neue Anlage, wozu der Grund in der ungünstigen Lage der alten zu suchen ist. Der alte Ort sank dann zum Dorf, bez. zur Vorstadt herab. Knothe weist dies in seinem Aufsatz über die Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz für Ostritz und Kamenz nach; ähnlich verhält es sich mit Stolpen. Neu- dagegen bezeichnete einen frisch gerodeten Platz, der von der alten Ansiedlung aus bevölkert wurde. Es tritt übrigens vielfach als Nauen-, Naun- auf, aus mitteldeutschem nuwen entstanden, allerdings nur in einfachen Zusammensetzungen, wie Naundorf, Naunhof, wo es eher noch den Charakter eines Bestimmungswortes trägt. Auch für Klein- erscheint, jetzt nur noch vereinzelt, früher öfter, ein älteres Wort Wenigen-, so Wenigen-Borna, Klein-Thiemig bei Großenhain und manche andere, in älteren Urkunden noch als Wenigen Tymenk u. s. w. Es ist „wenig" in der älteren Bedeutung von „klein, dürftig, gering". Die Unterscheidung von Groß- und Klein-, soweit sie überhaupt alt ist, erklärt sich daraus, daß die deutschen Einwanderer in den Marken die Wenden aus dem größten Theile ihrer alten Dorfmark verdrängten und sie zwangen, sich abseits, zumeist auf weniger günstigem Boden anzusiedeln. Das „wenige" oder „kleine" Dorf war dann die spöttisch-geringschätzige Bezeichnung der neuen Heimstätte der Verdrängten. Der Zusatz Wendisch- bez. Deutsch- entscheidet nach Knothe keineswegs sicher über die Nationalität der ersten Dorfbewohner, sondern bezeichnet oft nur die später überwiegende Bevölkerung des betreffenden Ortes. Außerhalb der Lausitz finden sich nur noch wenige Namen mit diesem Zusatz: Deutsch- und Wendisch-Luppa, -Bohra. In der Oberlausitz ist die Differenzirung überhaupt am größten; wir haben z. B. Ober-, Mittel-, Nieder-, Neu-ober-, Neu-mittel- und Wendisch-Sohland, ein Ober- und Nieder-, Groß-, Dürr-, Dorn- und Seifhennersdorf. Ein auf neugerodetem Lande angelegtes Dorf empfing wol bisweilen den Zusatz Rode-, der jetzt als Roth-, Rott- erscheint. Für Rothschönberg wenigstens und einige ähnliche deutsche Namen ist diese Ableitung die wahrscheinlichste, ebenso wie bei Rothenfurt, während andere den Zusatz vom slav. hrod = „Schanze, Burg" herleiten, was aber nur bei Rothnaußlitz und vielleicht Rottwernsdorf (Rothiboresthorf) in Betracht kommen dürfte. Von den Mark haben wir schon gesprochen; in Mark-kleeberg liegt, um dies nachzuholen, offenbar ein Eigenname (Marcus?) vor, da wir ein entsprechendes Knaut-kleeberg in der Nähe haben, worin Knaut = Knut. Auch sonst finden wir Personennamen zur Differenzirung verwandt: Reinhardsgrimma, Bobenneukirchen, Liebertwolkwitz, endlich die nach verschiedenen Heiligen benannten Theile des Dorfes Mülsen, zwischen Zwickau und Callenberg, wo ausnahmsweise der Zusatz gewöhnlich hinten angefügt wird: Mülsen-St. Jacob, -St. Niclas, -St. Micheln, wozu vielleicht ursprünglich noch ein -St. Annen gehörte, aus dem dann Stangendorf geworden wäre. Besser ist wol, es mit der Stangenleithe, einem jetzt verschwundenen Gehölz in der Nachbarschaft, zusammenzubringen. — Vereinzelt erscheint auch ein Flußname: in Schnaudertrebnitz und Elstertrebnitz bei Pegau.

Wie slavische Namen, wenn die Slaven völlig verdrängt oder germanisirt worden waren, durch Volksetymologie einen deutschen Klang erhielten, dafür haben wir schon viele Beispiele gefunden, wir führen deren noch einige an: Nebelschütz, Otterschütz u. ä., Schöneck (zu Svin = Schwein, wozu auch Zwenkau und Zwönitz), Oschatz (Osseg = Hürde, Verhau), Gottscheina (Goecschen), Meusegast = Musegost, Lieberose aus Luboraz, Luberase, Langelaube aus Langenleuba, Mannschatz bei Oschatz, Dreißig = Dragoszewiz. Sodann wurde häufig eine deutsche Endung — in weiterem Sinne — an den slavischen Namen gesetzt: Zschoppenthal, Göritzhain, Mutzscherode, Belgershain u. A. Auch bei einzelnen voigtländischen Namen auf -grün und -reuth muß dies angenommen werden, wo der erste Theil desselben sonst jeder Erklärung spottet, wie in Gopplasgrün, Wernitzgrün, Mißlareuth. Weiter aber wurde der slavische Ortsname auch ins Deutsche übertragen: Buchwalde war Bukojna, Warte Stróža, Berge Zabor. Ebenso häufig ist die Beilegung von ganz neuen Bezeichnungen mit ganz verschiedenem Sinne, dazu Hochkirch bei Bautzen, wend. Bukecy (Leute des Buk), Ebendörfel = Bělecy (Leute des Belk), Königswarthe = Rakecy (Rak = Krebs). Nicht selten ist der Fall, daß die Deutschen ein wendisches Dorf nach dem deutschen Besitzer neu benannten und daß die Wenden dann, da diese Bildungsweise von Namen auch bei ihnen gebräuchlich ist, die neue Bezeichnung annahmen, natürlich nicht, ohne sie ihrer Sprache anzupassen. So haben wir Wolbramecy = Steinigtwolmsdorf (-wolframsdorf), Bedrichecy = Friedersdorf, Kundraciecy (die Leute des Conrad) = Kunnersdorf. So entstanden nach Knothe scheinbar echt wendische und doch eigentlich deutsche Ortsnamen, wie Jenkwitz, wend. Jeńkecy, d. h. die Leute des Jeńk = Klein-Johann. Die bisherigen Beispiele der Verdrängung eines wendischen Namens durch einen deutschen waren der Lausitz entnommen, wir haben solche aber natürlich auch anderwärts. So hieß Großenhain vormals Osseg = Hürde, Verhau, Holzschlag, ein Dorf Kotenowicz bei Meißen wurde in Ketzergasse umgetauft, anstatt Stolpen erscheint Jockrim. Bisweilen läßt sich noch das Uebergangsstadium erkennen, wo beide Namen noch im Volke bekannt sind, so z. B. aus den Worten einer Urkunde von 1506:

im dorffe Watzewicz, itzunder Jhonshausen genannt (Jahnishausen bei Riesa, nach Johann v. Schleinitz, einem Freunde Luther's). Freilich ist in solchen Fällen oft nicht ein bloßer Namentausch anzunehmen, sondern es ist auf einer irgendwie wüst gewordenen Mark ein neues Dorf mit neuem Namen entstanden, wie Kornhain bei Wurzen auf der Stätte des alten Carnal, Reinhardsdorf bei Schandau auf der eines alten Fichtendorf ꝛc. So erklärt es sich, daß schließlich nicht nur ein deutscher Name den slavischen, sondern, daß auch ein deutscher den anderen verdrängt. Sehr oft giebt die Umwandlung eines Dorfes in eine Stadt auch zu einem solchen Namenwechsel Veranlassung. So hieß Jöhstadt bis 1540, wo es Bergfreiheit erhielt, Gißdorf, Marienberg wurde 1520 auf den Fluren des Dorfes Wüstenschlette oder Schlettau angelegt, Markneukirchen ist wahrscheinlich aus dem Dorfe Drobitzschen entstanden. Bisweilen führt auch irgend ein anderes wichtiges Ereigniß und die dadurch hervorgerufene Veränderung in den Zuständen eines Orts zu seiner Umtaufung. So schien dem Besitzer des Dörfchens „Arme Ruh" bei Zwickau dieser Name nicht mehr passend, als der Ort von den Silbertransporten aus den Schneeberger Bergwerken in die Zwickauer Münze zu profitiren begann, und er ließ es „Silberstraße" nennen (1474). Aber auch reine Willkür der Besitzer scheint uns oft entgegenzutreten. So hieß Lunzenau bis 1327 Mühlhausen, seinen neuen Namen erhielt es durch den Burggrafen Otto v. Leißnig-Rochsburg, die fürstlich schönburgischen Orte Ober- und Unterpfannenstiel bei Lößnitz hießen bis ins 16. Jahrhundert Eichert und Grefenau.

Den obigen Ausführungen ließen sich natürlich noch viele Einzelheiten zur Ergänzung beifügen; mancher merkwürdige Name bedarf noch der Erklärung, manche interessante Frage konnte nur gestreift werden, wie z. B., inwiefern wir aus Form und Inhalt der Namen auf die Herkunft der Ortsgründer, also auf den Antheil der verschiedenen deutschen Stämme an der Colonisation in unseren Gegenden schließen können. Doch denken wir auch durch unsere allgemeine Betrachtung gezeigt zu haben, wie interessante Einblicke unsere Ortsnamen in die Geschichte der Heimath und den Geist ihrer Sprache gewähren.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

IX.

J. A. Koch an Frauenholz in Nürnberg. Rom den 25 July 1797. Hochzuverehrender Herr! Ihre zwey Briefe vom 4ten und 8ten July habe ich erhalten, mit vielem Vergnügen will ich für sie arbeiten, besonders da ich von vielen Künstlern gehört habe, daß sie billig sind. In ihrem zweiten Schreiben euserten sie sich, mir für diese Platte 70 Scudi zu geben, und wünschen einen Pendent für den nemlichen Preis. Freylich mag die bloße Radiernadel allen Liebhabern, welche einen polierten Stich wünschen nicht gefallen, ich bin nicht Kupferstecher, sondern Mahler, ich wollte, und konte nur ein Mahlerisches-radiertes Blatt liefern, welches mich 3 Monath Zeit um es zu verfertigen kostete. Daß Kupfer und sonstige Werkzeuge allein kosteten mich 15 Scudi. Überdieß zu leben, mit allem was ich täglich sparsam brauche kan ich mit unter einem Scudo nicht auskommen . . . Aguila*) und Santo Bartholi**) welche nach Raphael und Julio Romano radierten sind meine Muster, für Landschaften zu radieren schätze ich die Manier des Herrman Schwanefeld. Als ich die erste Zeichnung machte hatte ich nicht im Sinn sie zu radieren, sondern ich machte sie geradezu, weil der Gegenstand, meine Einbildungskraft frappierte. Diese Zeichnung ist koloriert und für den Grabstichel ganz fleißig ausgeführt. Vor einigen Monathen, in der nemlichen Größe hatte ich einen Pendent angefangen, nemlich den General Buonaparte wie der seine Soldaten anfeuert die Brücke von Arkoli zu erstürmen. Da diese Zeichnung bey mir nicht bestellt war, und ich sie nur aus eigener Mahler Laune anfieng, ließ ich sie liegen, dieweil andere Geschäfte mir in den Weeg trathen, welche ich meins Lebensunterhalts willen vollenden muß. Eine solche Zeichnung kan ich für weniger nicht als 60 Spanische Scudi effective verfertigen. Folglich um einen Pendent zur ersten Platte zu verfertigen würde ich die 2te nicht für 100 Scudi machen können, sondern ich müßte 100 und sechzig darfür bekommen . . . Die französische Revolutionsgeschichte ist reichhaltig zu Mahlerischen Darstellungen, ich glaube daß sie allgemein ohneracht des Parthеygeistes in der Kunst dargestellt gefallen wird, besonders da Handlung, Krafteuserung und Leben in diesen Begebenheiten, dem Künstler Stoff geben. Folglicht wan sie viele Gegenstände dieser Arth wünschten so würde es sehr dienlich sein, daß sie mir die Portraite von verschiedenen Generalen, Deputirten oder sonstigen Hauptheldеn dieser merkwürdigen und Handlungsvollen Begebenheiten schicken könten. Das Portrait des Hauptgenerals der Italiänischen Armee Buonaparte und verschiedener anderer könte ich hier selbst bekommen. Compositionen dieser Arth bekommen mehr Interesse wan die Hauptpersohnen getroffen sind. Der Italienische Krieg hat mehrere Gegenstände welche für die Kunst zu bearbeiten sind. Sie können also mir schreiben welchen Gegenstand sie wollen oder es meinem Guthdünken überlassen. Überdies will ich ihnen auch etwas von meinen übrigen Arbeiten von meiner Hauptbeschäfftigung der Landschaftsmahlerey sagen, vielleicht kann ich ihnen auch hierinnen dienen. Ich habe viele Studien aus den Schweitzeralpen, vorzüglich aus denen Thälern Lauterbrunnen, Grindelwald, aus Untersеen, und Ober Hasle, nach der Natur zum Theil mit Wasserfarben gezeichnet. Ich habe mehrere der Interessantesten Wasserfälle dieser Gegenden: als den Staubbach, Schmadriglätscherbach, und den Aarenfall bey der Alpe Handek auf der Grimsel. Viele wilde Berg- und Glätscheraussichten, als die Jungfrau, die Glätscher im Grindelwald, in Breitlauinen, in der Lauteraaren, den Grimselberg mit dem Hospital. Auch habe ich viele reizende mit angenehmen Gegenständen Abwechslenden Gegenden aus dem Haslithal. Da man von Schweitzer Alpen Gegenden radiert oder gestochen wenig erträgliches hat glaube ich man könte eine Samlung machen welche Interessieren würde, besonders da ich die Puncte jeglicher Ansicht von ihrer Manigfaltigsten und Mahlerischsten Seite zu nehmen suchte. Ich würde diese Studien ganz rein Coloriert, oder mit Sepia in eine Farbe zeichnen, sie selbsten radieren oder stechen lassen. Eben so könte ich ihnen mit Italienischen Gegenden dienlich seyn, nur müßte ich auch vorher die Größe in welcher sie etwas von mir wünschten, bestimmt wissen. Mein Hauptsächlichstes Fach der Landschaftsmahlerey ist die Historische oder Dichterische Landschaft hierinn habe ich mehrere Zeichnungen coloriert und ohne Farben, auch in Öhlfarben gemahlt und sehr ausgeführt, mit Historischen Gegenständen stafiert: Als den Hylas welcher von den Nimpfen geraubt wird in einer waldichten Gegend, und eine Aussicht auf das Meer und das Schiff der Argonauten. Der Poliphem, Azis und Galathea in einer Landschaft mit dem entfernten Meer und dem Berg Etna. Die Tochter des Alkinous Nausika welche mit ihren Gespielen den Uliß findet nachdem er von Neptun verfolgt Schiffbruch gelitten, in der Ferne ist die Stadt und der Hafen der Feyaken. Macbeth und die 3 Hexen ebenfalls in einer Landschaft theils vom Mond theils vom Bliz erleuchtet. Diana und Acteon. Orest verfolgt von seiner Mutter und den Furien, in einer fürchterlichen Gegend. Apoll unter den Hirten, in einem Baum und weidereichen Thale. Cadmus welcher einen Drachen tödtet in einem finstern Wald. Das Urtheil des Paris auf dem Berg Ida. Abraham welcher von 3 Engln besucht wird. Herkules auf dem Scheideweeg der Tugend und des Lasters. Und die Sündfluth. Dis sind die Gegenstände welche bisher meine Beschäftigung ausmachten. Ich schreibe ihnen deswegen hiervon, das sie wenigsten wissen was die Gegenstände meiner Beschäftigung sind, um sich, im Fall sie in ihre Unternehmung taugen sich ihrer zu bedienen. H. Reinhart läßt ihnen sagen, daß er ihren lezten Brief erhalten habe, und mit nächstem ihnen Antworten werde. Sie werden die Güte haben wenn ich sie bitten darf daß sie mir die Brüder Falkin [?] vielmahls grüßen. ich bin mit vieler Hochachtung ihr Koch.

Frauenholz brachte die erstgenannte Platte „Der Schwur der Franzosen in der Redoute von Montenesimo, zu siegen oder zu sterben" käuflich an sich, desgl. einen Theil der genannten Landschaften mit historischer Staffage.

Koch an den Baron v. Rumohr in Florenz. Viel geehrtester Herr Baron. In allen Sachen in Betreff des Horni, seie es was es wolle sind wir in Richtigkeit, die Behauptung ausgenommen das ich gesagt haben solle, das Horni keine Kunstfähigkeit habe. Zwischen Talent und Genie ist ein unterschied, Talent und

---

*) Francesco Faraonio Aquila, 1676 geb. zu Palermo, 1700 in Rom thätig.

**) Pietro Santi Bartoli 1635 (Perugia), 1700 Rom.

Fähigkeit habe ich ihm niemals abgesprochen, und für das Erfinden hatte ich ihm jederzeit aufgefordert auf jegliche arth und weise, das nachahmende Talent fand ich bey ihm mehr hervorleuchtend als das erfindende. Gleich wie bey dem anfang der Kunst überhaupt die Idee mehr herrschte als die Nachahmung der Natur das nämliche trift auch bey den einzelnen Künstlern zu. Das will aber gar nicht sagen das das so verrufene Nachahmen, besonders der Natur so etwas Geringes seye, den wen diesem also wäre so müßte man den größten Theil der selbst ruhmvollsten Künstler ausstreichen. Auch wollte ich daß Horni seine Zeit eintheilte selbst wenn er mir untermahlte so war meine Idee daß er fürs erste auf die Akademie gieng um nach dem Nakten zu zeichnen, zweitens, daß er nach dem Scelet des Menschen zeichne und Fischers Anleitung darüber durchlese und sich in Kopf präge um nach diesem die Anatomie besser zu verstehen. Den wer den menschlichen Körper versteht hat den Schlüssel zu allen sichtbaren Gegenständen welche man zeichnet das ist die Gramatik der Kunst. Zu diesem Behuf waren schon 3 stunden für den Tag bestimmt. Der Graf Sügheim oder sonstige Künstler zeichnen Studien nach Gewändern, nach dem Leben allda konte Horni umsonst mit derbey seyn. Daß Horni das untermahlen meiner Bilder so mechanisch ansah ist nicht meine Schuld. Er hatte die Freyheit meine Sachen selbst zu verbessern, indem er zu diesem Behuf konte Studien nach der Natur machen, wen ich selbsten Sachen in Bildern wiederholen muß, so wie den Monte Mario so habe ich Spielraum genug etwas neues und besseres hineinzubringen. Das Haslithal ist das einzige Bild allwo Horni dieser meiner Idee gemäs gearbeitet hat. Das Bild für die Herzogin von Weimar hatte ich ihn anfangen lassen, er könte es schon längst vollendet haben daran habe ich ihn nicht gehindert, aber bevor man mahlt will ich das dasjenige was gemahlt werden soll auf dem Papier richtig beysammen und verdaut seyn mus. Zu diesem wenn Horni etwas für mich mahlte so hatte ich ihm versprochen von jeglicher Sache wenn solche versilbert wäre nach Verhältnis etwas abzugeben so wie ich bey dem Bild für H. [nicht leserlich, etwa: Armstrem] gethan habe und es thun werde so bald ich das Geld dafür empfangen habe. Horni wollte so wie er mir sagte nur zu mir in die Kost und die Lehre gehen, dieweil er sich beängt finde, hierin hat er in Vielem recht besonders da meine Wohnung für mich allein selbst sehr unbequem ist, indem die Zimmer nicht gesondert werden konten, beide Theile fanden sich daher noch unbequemer und gestörth, kein Theil war eigentlich bey sich zu Hauß. Übrigens hatte er es nicht besser und nicht schlechter als ich selbsten. Meine Meinung war so wie Sie sich selbsten in Ihren Briefen an mich deutlich ausdrükten just [?] der arth alter Meister gemäß das Horni mit mir die Arbeiten ausarbeiten helfen sollte, wobey ich ihn nach und nach in das weitere hineinführen sollte. Das Gras kan man nicht wachsen sehn jedes Ding will Zeit. Ob man mich recht verstanden hat das weis ich nicht, Gewinn hatte ich bey der Sache keinen, ich that, was ich gethan aus Liebe und Freundschaft für Sie, das weis ich daß Sie es mit Horni wohl gemeint haben, das er auch wohl selber guth einsieht aber es ist immer schwürig es so zu machen das jedermann darbey zufrieden ist. Nur macht Horni was, und wie er es will. Auf diesem Weg leben die meisten Künstler hier, und viele mit gutem Erfolg. Diese Sachen sind keinen allgemeinen Reglen unterworffen, was für mich eine Regel und Weise ist kan für einen andern nichts werth seyn, und also umgekehrt. Was ich in dieser Sache gethan, habe ich nach meiner Überzeugung gethan, also genug von dieser Sache welche in Ordnung ist, wobey kein Theil dem andern etwas vorwerfen kan. Mit dem Bild für Passavant bin ich beynahe fertig es kostete mich eine gewaltige Arbeit auch habe ich das zweite weith voran, und ich hoffe es solle mir guth gelingen. Ich habe wieder von meinem Freund Nott aus England durch reisende Engländer einen Brief bekommen, worinn er mich um das Portrait der Laura ersucht. Herr Schnor wird sich wohl einige Zeit in Florenz aufhalten, wenn er auf der Reise nach Rom dorth ankommen wird, möchten Sie ihm sagen daß er mir dieses Portrait der Laura ins kleine copiren möchte. Sie wissen sicher allwo solches Portrait von Simon Memmi sich findet. Der Kopf braucht nicht größer zu sein als ein Scudo. Herr Schnor wird es am meisten im Sinn und Gusto des alten Meisters auffassen. Sollte Schnor vor Ende dieses Winters nicht kommen so sein Sie so guth und lassen es durch jemand andern zeichnen, und sagen mir was die Sache kostet. Die Zeichnung darf nicht fleisiger sein als das Bild ist, nicht nach Moderner Weise mit den hunderttausent Tinten und mezzo Tinten sondern so schlicht und Ehrlich als das Original ist. Das kan auch nicht so viel Zeit kosten. Zu Anfang des Monath März müßte ich die Zeichnung haben, die Engländer welche solche mit sich nehmen verreisen zu ende des Monath März. Ich war mit Frh, und Horni bey drey Wochen auf einer Fußreise bis Subiako da haben wir schöne Sachen gesehen und zusammengewirkt, besonders in der Campagna, da sind die herrlichsten Motive für Landschaften. Wegen der Madona Laura bitte ich Sie, mir bald Nachricht zu geben. Der Eberhart hat uns hier ein wenig verlassen, er streicht ein wenig in Toskana herum, er wird wohl bey Ihnen gewesen sein, ich habe ihm einen Grus an Sie aufgeben. Ist der Wallis noch in Florenz ich lasse ihn grüssen, so auch den Benvenuti. Der Carton des Cornelius wird treflich, so hat auch Overbeck eine stupende Zeichnung zu seinem Fresko Gemähld für Massimi gemacht. Meine Frau und Ich grüssen Sie vielmahl wir empfehlen uns Ihrer ferneren Freundschaft und Wohlgewogenheit indessen bin ich Ihr aufrichtiger und ergebener Freund

Rom den 30. Novembr. 1817. Joseph Koch aus Tyrol.

Koch an v. Rumohr in München. (angebl.) Rom den 24 octob. 1810. Werthester und Hoch zu verehrender Herr, Viele Freude macht es mir daß Sie sich meiner noch so lebhaft erinnern, Warum kommen Sie nicht auch einmahl wieder nach Rom, freilich ist alles sehr verändert und nicht mehr das alte, aber so ist es überall, deswegen hier vielleicht noch besser als irgend wo. Diesem ohneracht macht die rückerinnerung Freude. Schade das Sie meine Zeichnungen weggegeben haben, nicht wegen ihres Werthes, sondern vielmehr der Erinnerung wegen, jedoch diesem kann geholfen werden, mit Gelegenheit kan ich Ihnen andere Scitzen und dergleichen zum Andenken schiken. Ich habe viele Zeichnungen nach der Natur gemacht, und 20 Blätter auf Subscription in Kupfer geäzt, mit vielem Fleis, das ganze Werk wird 50 Blätter stark, worunter die interessantesten Gegenden in, und um Rom erscheinen werden, wenn ich das Bild so vor Herr von Asbeck bestellt ist abschike, so werde ich Ihnen, und Herrn Robert Langer jeglichem ein Exemplar zum Andenken schiken. Vielleicht werden die dortigen Kunst und Buchhandlungen auch auf das Werklein anspruch machen so bald sie solches zu Gesichte bekommen. Das bestellte Bild werde ich sogleich anfangen so bald die Leinwand troken seyn wird, Subiako und umliegende Gegend können Sie, und wissen das solche sehr schön, deswegen hievon viel zu sagen unnütz ist. In der Kunst des Mahlens habe ich viele Fortschritte gemacht. Ich weiß nicht ob Sie die Landschaft mit dem Ritter Georg so in München ist gesehen haben, dieses Bild kann sich doch wohl nicht verändert haben, ich habe wenig daran geändert und wenig Asphalt dazu gebraucht, hier hat man es sehr klar und kräftig gefunden. Ich werde thun was mir möglich ist aber das meine Arbeit jedermann gefallen kann, wird wohl nicht möglich sein können, den jeder spricht nach seiner Einsicht, wenn ich nur keine Boshafte von Misgunst dictierte Urtheile höre so bin ich schon zufrieden. Eine andere Composition der Landschaft mit den 3 Königen hat der Erbprinz von Baden gekauft für den Preis von 100 Scudi, das Bildlein wahr noch einmahl so groß als dasjenige so Sie von mir hatten, aber es war mir viel besser gelungen. Hier findet man das ich die Historien besser mahle als die Landschaften, den wirklich habe ich mehrere gemahlt. Die Francesca und Paula nach Dante sehr klar, kräftig, und durchsichtig gemahlt, kaufte von mir der Graf Apponi aus Wien, vor wenigen Jahren. Die Mahlerin Reinhart so vor kurzer Zeit in Wien war, hat das Bild in gutem Zustand gesehen. Hier habe ich ein 4 Fuß breites und 3 Fuß hohes ganz Historisches Bild weit vorgerückt. Cristus unter den Doctoren im Tempel disputirend samt Maria und Joseph welche ihn suchen. Die Figuren sind halb lebensgroß. Es war nebst der Landschaft mit dem Georg von dem Münchner Hoff bestellt, habe aber keine Lust es dorthin zu schiken, dieweil ich wohl weis, wie mans dorten macht. Vielleicht wird sich ein anderer Liebhaber, und Gelegenheit finden, um diese Arbeit zu vollenden.

Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtige Meinung, in Rücksicht der Klarheit des Mahlens, wenn Sie spätere Arbeiten von mir sehen, werden Sie diese Klarheit nicht vermissen. Besonders wenn Sie Historien von mir gemahlt sehen würden. Wie ich höre, so mahlen radieren Sie, mit Gelegenheit wünschte ich auch etwas von Ihren Fortschritten zu sehen, und zum Andenken zu haben. Vor einiger Zeit sind ein paar geschikte junge Mahler hir aus Wien angekommen. Herr Vogel von Zürch, und Herr Overbec aus Lübek, mit angefangenen Öhlgemählden im Geiste der alten Deutschen Schule, so wohl in Zeichnung, Caracteristik, Sinn, und Weise, ihre Bilder machen mir wonnigliche Freude dieweil viel Leben darin ist. Das Bild von Vogel stellt die alten Schweizer dar, nach

der Schlacht bey Morgarten wie sie nach Hauß triumphierend zu den Ihrigen zurük kehren. Gemählde kan man nicht beschreiben man muß sie sehen. Nur so viel. Wenn Vogel tausend Köpfe und Gestalten in Bewegung verschiedener Phisionomie und Ausdruk darstellte würde die unentliche Verschiedenheit der Natur darin erscheinen. Das Bild von Overbec stellt den Einzug Cristi in Jerusalem vor ebenfalls im obigen Carakter. Die Ausführung dieser Bilder sind mit der Ausführung der Alten Deutschen Schulen, manchmahl etwas troken aber mit unendlicher Wahrheit und Delicater Ausführung. Ich finde das nur auf diesem Weeg eine Kunst Existieren kann, wenn solche auch in der Ausführung nicht solcher Meisterhafter Gewandheit sich rühmen kann, so ergreift sie mit Ernst und Liebe jeglichen Gegenstand bis auf die Wurzel mit lebendigem Geist. Diejenigen so das höchste Verdienst der Mahlerey in elende Reglen stupiden Vorurtheilen, Gedankenleeres Machwerk setzen haben vor solche Arbeiten einen Abscheu. Für den Doctor Kohlrausch habe ich auch zwei historische kleine Bildlein gemahlt, die 3 Engel welche bey Abraham zu Gast Essen und weissagen — und Lots Töchter in der Höhle zu Segor. Der Prinz Murat hat auch einen Loth mit seinen Töchtern von mir gekauft. Wirklich habe ich eine Zeichung sa ich des Abends bey Lichte mache unter Händen, so mir nicht übel gerathen ist. Cristus wie er die Väther der Vorzeit aus der Vorhölle erlöset. Ich werde also eine Gegend von Subiako für den Herrn von Asbeck mahlen. Sie kennen diese Gegend, wenn ich das Bild nach München schike werden sie das Vorurtheil zernichten indem Viele dorten sagen als plündere ich den Poussin. Poussin nahm seine Gegenstände aus Italien deswegen werden diese immer Ähnlichkeit haben ohne das man deswegen stilt, doch wird derjenige so Augen, und Sinn hat immer Verschiedenheiten finden in dem Auffassen dieser Gegenstände. So wie ich höre so ist der Danais in München angestellt? Der Herr Tiek ist noch nicht in Rom so wie man sagt das er hie her kommen solle. Die Majestät der Spanischen Sprache hat mich gereizt solche zu erlernen, ich habe die Croniken von Herera und Torquemada bey mir, ich wünschte so balde wie möglich den Don Quixott in Originalsprache zu lesen. Meine Frau Casandra grüßt Sie vielmahls auch ihre Mutter Lauretta, ihre Schwester Constanze befindet sich gegenwärtig in Wien, und ist mit dem Bildhauer Kikling alldorten Verheurathet, das wird Ihnen doch selzsam vorkommen. Ich empfehle mich vielmahl dem Herrn Direktor Langer und seinem Sohn Robert. Erinnern Sie sich ferner meiner, mit Achtung bin ich ihr aufrichtiger Freund Koch pittore Tyrolese.

Bücherbesprechungen.

□ Der Brief des Jacobus, ausgelegt von Fr. Luger, Past. em. Leipzig, Dörffling & Franke. — Der Verf. ist ein in weiten Kreisen bekannter, ehrwürdiger Theolog, der die besondere Gabe praktisch-erbaulicher Schriftauslegung besitzt und mit dieser Gabe in seiner einstigen Gemeinde zu Lübeck mit großem Segen bis zu seiner Emeritirung, aber auch über ihre Grenzen hinaus als theologischer Schriftsteller gewirkt hat. Seine Muße hat nun der ehrwürdige Verfasser dazu benutzt, um den Brief des Jacobus, über welchen er in seiner Amtsführung mit besonderer Liebe gepredigt, zum Zwecke häuslicher Erbauung, sowie zum Gebrauch bei Lesegottesdiesten in einzelnen Betrachtungen zu bearbeiten. Diese Arbeit von so bewährter Hand ist in hohem Grade dankenswerth. Die Schriften der Bibel, wenn auch für alle Zeiten geschrieben, haben doch wieder im Einzelnen ihre besonderen Zeiten: der Brief des Jacobus ist ganz besonders ein Brief für unsere Zeit. Der Nachdruck, mit welchem Jacobus eine kräftige Bethätigung des Glaubens fordert, die Energie, mit welcher er auf den Ausgleich der socialen Gegensätze durch die Liebe dringt und den Egoismus der Besitzenden durch die Erinnerung an ihre Schuld und Verantwortung vor Gott bekämpft, eignen den Brief in besonderer Weise für die Gegenwart, die Zeit rühriger Thatkraft und die Zeit der socialen Frage. Der Brief hat denn auch erst in unserer Zeit diejenige Beachtung und eingehende Behandlung gefunden, die er verdient. Der praktische Commentar, den der Verf. dazu liefert, gehört zu den beachtenswerthesten Leistungen auf diesem Gebiete. Er ist eine ausgereifte, edle und gesunde Frucht, ein Muster praktischer Auslegung, in der sich die Gabe der Lehrhaftigkeit und der Erbaulichkeit in vorbildlicher Weise ergänzen und die in gemeinverständlicher, eindringlicher Sprache eine Fülle von Anregungen für das christliche Leben bietet. Möchten diese Betrachtungen in recht viele evangelische Häuser Eingang finden und möchten die Geistlichen, die an dieser Auslegung sehr viel lernen können, sie recht verbreiten helfen!

a. Bruno Piglhein's Panorama „Jerusalem und die Kreuzigung Christi". Holzschnittfolioausgabe in eleganter Mappe 8 ℳ, in Rolle 7 ℳ; in Photographie-Cabinet-Ausgabe in Mappe 6 ℳ Erläuterung von Dr. Ludwig Trost. Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart 1887. — Keine Kunstgattung mag an und für sich so wenig zur Reproduction verlocken, wie das moderne Panorama. Auf unbedingte Illusion berechnet, ist es auf die mannigfaltigsten Ausdrucksmitttel angewiesen, darf Malerei, Plastik und Gegenstände der Wirklichkeit vereinen, dem Beschauer einen unveränderlichen Standpunkt anweisen, die Lichteffecte nicht nur durch die Farben, sondern durch die Vertheilung wirklichen Lichtes aus natürlicher oder künstlicher Quelle hervorrufen. Bei der Reproduction geht es all' dieser weitgreifenden Hilfsmittel verlustig und wird auf die rein malerische Darstellung beschränkt, welche Licht und Schatten in sich selber trägt: das Rundbild weicht der Wiedergabe auf ebener Fläche, der Standpunkt des Beschauers wird indifferent. Diese Schwierigkeit muß um so bedeutsamer werden, wenn eine einfarbige Reproduction gewählt wird. Keine leichte Aufgabe also war es, welche die Verlagshandlung bei der Reproduction des Piglhein'schen Meisterwerkes in Holzschnitt und Photographie unternahm: um so dankenswerther, wenn sie trotzdem gelungen ist. Das Erreichte verdient diesen Dank in hohem Grade. Die uns vorliegende Holzschnittausgabe bringt das Riesengemälde — in Wirklichkeit füllt es eine Fläche von 120 zu 15 Meter — so gut zu Geltung, wie es eben nach Maßgabe der zu Gebote stehenden Mittel nur irgend möglich ist. Geschickt ist es in einzelne Tafeln zerlegt, die das Einzelstudium gestatten und dennoch, ausgebreitet, ein treffliches Gesammtbild bieten. Daß dieser Wiedergabe die packende Wirkung des Originals abgeht, Vorder- und Hintergrund sich nicht genügend lösen, die stereoskopische Darstellung verloren ging, kann nicht Wunder nehmen; ebenso wenig, daß der poetisch gestimmte eigenartig duftige Lichtton, welcher dieses Panorama zu einer so eigenartigen sinnigen Schöpfung machte, hier fehlt. Dafür ist gerade diese Reproduction inneren Werthes gewiß. Mit Unrecht betrachtet man die moderne Panoramenmalerei als ein Stiefkind der Kunst. Wer dem Panorama die Geltung eines echten Kunstwerkes abspricht, möge einmal die Schöpfer einer solchen Darstellung in ihrer Werkstätte belauschen: ernstere, vielseitigere Arbeit erheischt keine andere Kunstgattung. — Der Text Dr. Trost's, welcher dem Werke zur Erläuterung beigegeben ist, ist wohl geeignet, die gangbare Ansicht im obigen Sinne zu berichtigen. In äußerst anmuthiger Darstellung schildert er das Werden des Riesenwerkes, die Vorbereitungen in der Heimath, die an Reizen aber auch an Mühen reiche Studienfahrt ins gelobte Land, die harte echte Künstlerarbeit nach der Rückkehr, das allmälige Entstehen und die durchdachte Ausführung des Werkes. — Eine solche Schöpfung hat sicherlich mindestens den gleichen Anspruch, wie jedes andere Kunstwerk, durch die Reproduction Tausenden zugänglich zu werden: so darf gerade diese Publication allseitigen Dankes gewiß sein.

△ Zur Reformation des Rechtsunterrichtes. Von v. Kirchheim, a. o. Professor des Rechts in Heidelberg. Leipzig, Georg Böhme. — Ein Sonderabdruck eines in der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift" erschienenen und bereits dort beifälligst aufgenommenen Beitrages zur Lösung einer Frage, die seit einigen Jahren aufgetaucht ist und nicht wieder verschwinden zu wollen scheint und die in der That als eine brennende bezeichnet werden kann, die Frage über die Ausbildung unseres Juristenstandes. Es ist geradezu wohlthuend, daß der Verfasser abweichend von den „berühmten Mustern" keineswegs den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf die Klagen über die Trägheit und den unwissenschaftlichen Sinn der Studirenden legt, sondern auf einen Punkt hinweist, der nach unserer Ansicht und Erfahrung allerdings in erster Reihe in Betracht kommt und als eine Hauptquelle der auf diesem Gebiete bemerkten Mißstände bezeichnet werden muß, die mangelhafte Methode vieler Rechtslehrer. Was in dem vorliegenden Schriftchen über die Professoren der Rechtswissenschaft, die ihre Vorlesungen gemächlich beginnen, die erste Hälfte des Semesters nicht weit kommen, dann die Stundenzahl verdoppeln und verdreifachen, über die geradezu abschreckende Art, wie von mancher Seite das römische Recht gelehrt wird, über den sich hier breit machenden Specialismus und über die antiquarische Methode, über die formalistische Weise, in welcher einzelne juristische Docenten die Wissenschaft lehren, das Alles ist gewiß aus der Seele Derjenigen geschrieben, die unter solch verfehlter Lehr-

methode gelitten haben oder noch zu leiden haben. Unsere Hochachtung dem Verfasser, daß er es gewagt hat, diesen bisher entweder ganz ignorirten oder klug umgangenen Punkt offen zu bezeichnen, ohne sich um das Anathem seiner Collegen zu kümmern, das über ihn wegen dieses „indiscreten Ausplauderns aus der Schule“, wegen dieser „unzarten Mäkeleien“ an den eigenen Standesgenossen ergehen wird. Vertiefung der Wissenschaft, nicht Vermehrung des Wissensstoffes, sondern Stählung der Denkkraft, Anregung zu tieferem Eindringen, das ist es, was der Verfasser mit Recht von der innerlichen Umbildung des Unterrichts auf den Universitäten fordert. Das römische Recht soll nach seinen Vorschlägen nicht aufgehoben werden, vielmehr reiner und freier von philologischer Beimischung als die größte Rechtsdogmatik aller Zeiten bestehen bleiben. Die Grundlage sollen auch ferner die rein systematischen Vorlesungen bilden, die etwas verkürzt im Sinne Puchta's, nicht was in allen Büchern steht, darzulegen haben; eingehende Erörterungen der Einzelgegenstände werden in Sondervorlesungen stattfinden; praktische Uebungen werden als Ergänzung, nicht als Ersatz eintreten.

R. B. Hermann Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der ersten Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Dresden, 1887, Verlag der Albanus'schen Buchdruckerei (Chr. Teich). Preis 1 ℳ 60 ₰. — Wer die Schriften über Fremdwörterwesen und Sprachreinigung kennt, der weiß, daß die Abhandlung, die Dunger seinem Verdeutschungswörterbuch beigegeben hat, zu den gediegensten und maßvollsten Arbeiten über diesen Gegenstand gehört. Dunger war darum auch der rechte Mann, den Sprachverein gegen die in neuerer Zeit laut gewordenen Angriffe in Schutz zu nehmen. Er thut dies in vorliegender Festschrift. Weit entfernt, in den hochmüthig absprechenden Ton Hermann Grimm's zu fallen oder der recht unfeinen Kampfesweise Hans Delbrück's mit gleichen Waffen zu begegnen, giebt er in ruhiger, klarer Darstellung ein ganz vortreffliches Bild von dem heutigen Stande der Bewegung. Das Büchlein zerfällt in zwölf Abschnitte. Der erste berichtet über die gegenwärtigen Bestrebungen, unser Deutsch von den entbehrlichen Fremdwörtern zu säubern, und über den Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Die Abschnitte 2—5 sind den neuerdings erstandenen Gegnern gewidmet, der sechste wägt die Gründe für und wider Sprachreinigung gegen einander ab. Im siebenten werden die Zugeständnisse der Gegner zusammengestellt, sodann wird die Zahl der im Deutschen üblichen Fremdwörter auf Grund der reichhaltigsten Fremdwörterbücher angegeben. Der achte Abschnitt bringt eine Vergleichung der Deutschen mit anderen Völkern und einige spottende Aeußerungen von Ausländern über unsere Wortmengerei. Im neunten Abschnitt wird die geschichtliche Entwickelung des Fremdwörterwesens dargelegt, im folgenden die Frage über Armuth oder Reichthum der deutschen Sprache und ihre Bildungsfähigkeit erörtert. Der vorletzte Abschnitt bezeichnet die Forderung der Sprachreinheit als eine Vorschrift des guten Geschmackes und beweist, wie sehr Klarheit und Verständlichkeit durch rein deutschen Ausdruck gewinnen. Der letzte Abschnitt endlich betont die nationale Seite der Sache, namentlich gegen Rümelin's und Delbrück's entgegengesetzte Ausführungen. Es ist unmöglich, in kurzen Worten von dem reichen Inhalte des ausgezeichneten Buches eine Ahnung zu geben. Es spricht in demselben ein Mann zu uns, der mit ganzem Herzen an seiner Muttersprache hängt, und wer für die Schönheit und Klangfülle, für den Zauber und Reichthum unseres lieben Deutsch noch nicht ganz unempfindlich geworden ist, dem wird es eine Freude sein, das Buch zu lesen.

R. B. Der Kampf gegen die Fremdwörter, eine zeitgemäße Auseinandersetzung von Dr. Paul Pietsch, Professor an der Universität Greifswald. Berlin, Adolf Reinecke, 1887. 1 ℳ 50 ₰. — Es ist ganz unverkennbar, daß in den Kreisen unserer Hochschulen die Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins im Allgemeinen einer sehr kühlen Zurückhaltung, ja selbst feindseligem Widerstande begegnen. Einzelne rühmliche Ausnahmen, wie Professor Rudolf Hildebrand hier in Leipzig, können an diesem Gesammteindrucke nichts ändern. Noch in jüngster Zeit ist in der „Deutschen Universitätszeitung“ eine namenlose Arbeit unter der Ueberschrift: „Nochmals das Fremdwort“ erschienen, die in demselben Sinne wie Rümelin, Herman Grimm und Hans Delbrück die Bemühungen um die Reinheit unserer Muttersprache behandelt, das Wirken des Sprachvereins vom hohen Pferde herab belächelt, dabei aber in so liederlichem fehlerhaftem Deutsch geschrieben ist, daß sie in den Augen aller Urtheilsfähigen nur als ein neuer Beweis für die Nothwendigkeit der Reinigungsbestrebungen gelten kann. Um so wohlthuender berührt es, wenn ein deutscher Professor offen für die Ziele, die der Sprachverein anstrebt, eintritt. Dies geschieht in dem vorliegenden Büchlein. Professor Pietsch hat in demselben eine Reihe von Aufsätzen, die er im November und December 1886 in der „Schlesischen Zeitung“ veröffentlicht hat, vereinigt und da und dort erweitert. Eine kurze geschichtliche Darlegung erörtert zuerst die Entstehung des Fremdwörterunwesens im Deutschen. Sodann geht der Verfasser auf die Sprachreiniger früherer Zeiten ein und legt die Gründe dar, warum sie so wenig Erfolge erringen konnten. Nachdem er hierauf den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit behandelt hat, beantwortet er die Frage: Worin liegt die innere Berechtigung des Kampfes gegen die Fremdwörter, und warum ist die möglichste Reinheit der Sprache ein erstrebenswerthes Gut? Er beweist, daß die Fremdwörter die Klarheit und die Schönheit unserer Sprache beeinträchtigen und ihre Eigenart gefährden. Am Schlusse lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Anzeichen der Besserung und mahnt die Schule an ihre Pflicht, in den Herzen der ihr Anvertrauten die wahre Liebe zur Muttersprache und die Hochachtung vor ihrer Reinheit zu erwecken. Wir wünschen von Herzen, daß die Hoffnung in Erfüllung gehe, die der Verfasser am Schlusse des Vorwortes ausspricht: seine Darlegungen möchten die Erkenntniß verbreiten, daß nur gemeinsame Arbeit unseres ganzen Volkes haltbare Schranken gegen das Fremdwörterunwesen schaffen kann.

P. Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung von Hermann J. Klein; Verlag von Eduard Heinrich Mayer in Leipzig. 7. und 8. Lieferung. Die vorliegende Doppellieferung enthält zwei Sternkarten und zwei Bogen Text. Die Sternkarten stellen die Gegend um den Nordpol herum dar, der Text bildet den Schluß des in Katalogform angelegten Verzeichnisses besonders interessanter Objecte.

J. R. Sanct Michael. Roman von E. Werner. Zwei Bände. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. — Von den Requisiten, mit denen die selige Marlitt, deren beste Nachtreterin E. Werner ist, zu arbeiten pflegte, fehlt hier kaum eins: da ist der „interessante Mann“, zur Abwechslung einmal häßlich statt schön, aber sonst vermöge seiner Fülle von ritterlichen Tugenden ganz darnach angethan, die Herzen der Backfische höher schlagen zu machen, obendrein Officier, ein Kriegsheld, dessen Zukunft nach dem Willen der Verfasserin im großen Generalstab sicher gestellt ist; da rettet dieser schwertgewaltige Michael Diejenige, die ihm von Anfang des Romans an zugedacht ist, aus Lebensgefahr, aus Sturm und Unwetter von der entsetzlichen Adlerwand, und sie mit ihren Haaren „wie Märchengold“ und ihren unbestimmt schillernden Feenaugen, Hertha, sieht ebenfalls nach einem bekannten Marlitt'schen Recept ein, daß das, was sie als Haß gegen ihn bisher ausgelegt hatte, Liebe gewesen; natürlich ist sie adlig, er bürgerlich und die ganze Atmosphäre, in die wir im Roman eintreten, ist die des exclusiven Adels mit seinen Stammburgen und seiner mittelalterlichen Verachtung des nicht Blaublutigen, mit dem unvermeidlichen dunklen Punkt in der Familiengeschichte, der Mesalliance eines Mitglieds und dessen Verstoßung, wie das Alles die hinter dem Schreibtisch sitzende, dem Leben ferne Dame sich als „Gesellschaft“ zusammenconstruirt hat. Wie die Wirklichkeit wenig dementsprechend aussieht, so arbeitet die Natur auch anders, als E. Werner, psychologisch feiner, weniger plump, gezwungen und roh; die Art und Weise, wie (z. B. II, 157) Michael den Kampf mit den Angehörigen Hertha's aufnimmt, ist ziemlich grob und täppisch, die Geschichte des verrückten Freiherrn v. Eberstein mit den Traditionen seines Geschlechts aus dem zehnten Jahrhundert stark Caricatur. All diese Eigenschaften lassen ein weiteres Eingehen auf den Roman zwecklos erscheinen. Die Ansichten über diese Familienblättererzählungen haben sich zudem ja jetzt geklärt. Während diese Romane früher dominirten und für die ernsthafte Literatur insofern gefährlich wurden, als man sie als Maßstab für den Werth jeglicher Erzählungskunst überhaupt betrachten wollte, hat man sie jetzt in die Grenzen zurückgewiesen, in die sie gehören, in die einer bescheidenen Specialität. Es ist eben mehr Ernst jetzt in unsere Literatur eingezogen; die bloße Spielerei des „Dichtens“ hat aufgehört. Werke, die vor zehn, fünfzehn Jahren noch das Entzücken weiter Kreise zu erregen vermochten, muthen heute schon veraltet an; man begreift nicht mehr, wie sie einst so viel von sich reden machen konnten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 89. Mittwoch, den 9. November. 1887.

Zum Martinstage.

Von A. Tille.

Der Martinstag hat für das deutsche Volk, ja weit über dessen Grenzen hinaus, so weit nur der Protestantismus reicht, dadurch, daß er der Tauftag Luther's geworden, eine gewisse geschichtliche Bedeutung gewonnen, und diese wird ihm wol noch manches Jahrhundert erhalten bleiben. Ja der Name Dr. Martin Luther hat sich in der Vorstellung des Volkes so mit dem Martinstage verbunden, daß der Landmann, wenn er auf die dem Martinstage eigenthümlichen Bräuche blickt, welche schon sein Großvater und Urgroßvater in der gleichen Weise pflegten, unwillkürlich an Luther denkt. Und doch reichen jene Gebräuche in eine viel frühere Zeit zurück als in das Geburtsjahr Luther's, ja sie sind bedeutend älter als der Name Martinstag, während die Legende, wie wir später sehen werden, sie als diesem gleichalterig hinstellt. Der Martinstag hat seinen Namen vom heiligen Martin, welcher der Legende zufolge in seiner Jugend Kriegsdienste geleistet haben soll. Als ihm einstmals im Winter ein fast nackter Bettler begegnete, soll er diesem die Hälfte seines Kriegsmantels gegeben haben. Später ging er ins Kloster und wurde schließlich Bischof. Als es Sitte wurde, jeden Tag einem besonderen Heiligen zu widmen, nannte die alte Kirche wol ziemlich willkürlich den 11. November nach diesem Heiligen, der, wenn er auch später in den Dienst der Kirche trat, doch im Bewußtsein des Volkes als Kriegsmann fortlebte, auf einem Schimmel reitend mit Schwert und Mantel abgebildet wurde, und somit gerade so aussah, wie man sich den alten Gott Wuotan durch die Lüfte ziehend dachte, an dessen Stelle er im Volksglauben trat. Daß man dem Wuotan nach der Ernte gewisse Opfer brachte, geht deutlich aus einer Reihe von Bräuchen hervor, welche zum größten Theile noch heute in Norddeutschland üblich sind und in deren Gesängen Namen wie Wod, Wold u. ä. vorkommen. Da auch Wuotan Kriegsgott war, so lag es nahe den dem heil. Martin geweihten Tag in jene Zeit zu setzen, welche vorzüglich dem Wuotan heilig war. Die Wahl des 11. November ist wol willkürlich. Es war dies wol ein Tag, der mitten aus der heidnischen Festzeit herausgegriffen war, aber wie alle altheidnischen Festbräuche nach dem Eindringen des Christenthums allmälig auf diejenigen Tage übergingen, welche die Kirche als die wichtigsten bezeichnete, so auch beim Martinstage. Wie sich das Frühlingsfest an die christliche Lätare-, Oster- und Walpurgistagsfeier, das Fest der Sommersonnenwende an die Lostage des Sommers und insbesondere an den Johannistag, und an das heidnische Julfest um Mitte Winter das christliche Weihnachtsfest knüpfte, so liegt dem Martinstage die Bedeutung der heidnischen Herbstfeier zu Grunde. Es könnte leicht die Frage entstehen, warum man nicht den Michaelistag gewählt, da doch der Erzengel Michael dem heil. Martin an kirchlicher Bedeutung gewiß nicht nachstand. Doch dem ist zu entgegnen, daß der Michaelistag mitten in die Ernte hineinfiel und namentlich Obst und Wein an ihm noch nicht geborgen waren. Denn wo der Michaelistag als rein örtlicher Erntefesttag auftritt, trägt er immer deutlich den Stempel eines Dankfestes für die Getreideernte. Auf diese Weise bekam der Martinstag seine Bedeutung und das Volk kennzeichnete diese unbewußt dadurch, daß es mancherlei Aberglauben mit ihm verband. In Tirol und einigen Gegenden des bayerischen Hochlandes rechnet man ihn noch heute unter die dreißig sogenannten „Schwendtage“ oder Unglückstage des Jahres, an denen man nichts einigermaßen Wichtiges vornehmen darf, wenn es nicht mißlingen soll. Doch ist gerade dieser Aberglaube nicht allzuweit verbreitet. Im übrigen Deutschland gilt er vielmehr als der eigentliche Lostag des Herbstes, d. h. als derjenige Tag, dessen Witterung vorbedeutend für das Wetter des ganzen Winters ist, und zwar knüpft sich zugleich der Glaube an ihn, daß er meist sehr kalt ist und den Winter geradezu bringt. In Oberösterreich sagt man: „Nach Martini scherzt der Winter nicht.“ Sonst heißt es vielfach:

„St. Martin
Macht Feuer im Kamin“

oder in Schlesien: „Zu Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten“, worin eine Andeutung auf die Schneeflocken des Winters und auf das Roß des heil. Martin zugleich liegt. Aber nicht nur eine neue Jahreszeit leitet er ein, es haben sich auch noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts Beweise erhalten, daß mit ihm in alter Zeit das Volk sein neues Jahr begann. Noch um 1850 war es Sitte, daß am Martinitage das neue Pachtjahr seinen Anfang nahm, und wol weil da der Pachtzins fällig war, sagt man: „St. Martin ist ein harter Mann.“ Die gallicanische Kirche begann ehedem am Martinstage das neue Kirchenjahr, und man aß an diesem Tage Fastenspeisen, um würdig in dasselbe einzutreten.

Von der eigentlichen Bedeutung des Martinstages als des Tages eines Gesammterntefestes ausgehend gelangen wir zu mancherlei Aufschlüssen über Punkte, die uns wol sonst dunkel bleiben würden, wenn wir uns nicht an die schon mehr kindische Deutung der Legende anschließen wollen. Daß man in der heidnischen Zeit der Götter Minne, d. h. Gedächtniß trank und daß diese Ehre späterhin auch den bevorzugteren Heiligen zu Theil wurde und man so auch Martinsminne trank, ist bekannt und hat zu einem argen Mißverständniß Anlaß gegeben. Noch mehr ist dies aber bei folgendem Brauche der Fall. Am Martinstage pflegte man zum ersten Male den frisch gepreßten Most zu versuchen, den der Heilige dem Aberglauben nach an diesem Tage in Wein verwandelte. Vielleicht opferte man auch in früherer Zeit Wein, wie uns noch am Rheine an diesem Tage ein Obstopfer bezeugt ist. Daher stammt der Spruch:

„Heb (Faß) Martine,
Trink Wein ad circulum anni!“

oder der Reim:

„Post Martinum
Bonum vinum.“

In württembergischen Klöstern hatte sonst der Prälat die Pflicht, allen Leuten seines Ortes den „Martinswein“ zu geben. So z. B. erhielt in der Probstei Rellingen jeder Lehensmann ein Maß, jeder Greis und jede Frau ein halbes Maß, Knecht, Magd und selbst das Kind in der Wiege ein Viertelmaß oder einen Schoppen. Um diesen Brauch zu erklären, deutete die spätere Legende die frühere schwankartig um. Man machte aus der von dem heil. Martin bekannten Geschichte von der Manteltheilung eine unfrei-

willige Handlung, indem man erzählte, er habe dem Wirthe seine schuldige Zeche mit einem Stück seines Gewandes bezahlen müssen. Damit ward er der Schutzheilige der Säufer, und man nannte jeden, der sein Gut verpraßt hatte, einen „Martinsmann". Selbst Mönche gebrauchten diese Bezeichnung gegenseitig als Schimpfwort. In einem Kloster entstanden auch wol die Reime:

„St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne cerevisiam,
Und hatt' er kein pecuniam,
So ließ er seine tunicam."

Die Beziehung des Martinstages zum Weine hat sich noch in einem eigenartigen Brauch erhalten, der in gewissen Zügen an die Sitte der Ostereier erinnert. Wie uns der frühverstorbene Hallesche Gelehrte Emil Sommer in seinen „Sagen, Märchen und Bräuchen aus Sachsen und Thüringen" mittheilt, stellten noch um die Mitte dieses Jahrhunderts zu Halle a. S. die Kinder der Halloren am Martinstage Krüge mit Wasser in die Saline. Die Eltern gossen dann das Wasser heimlich aus und füllten die Krüge mit Most, legten auf jeden ein Martinshorn (ein besonders für diesen Tag und nur für ihn gebackenes hornförmiges Brödchen), versteckten sie und hießen die Kinder den lieben Martin bitten, daß er ihr Wasser in Wein verwandle. Dann gingen die Kinder Abends in die Saline und suchten die Krüge, indem sie riefen:

„Marteine, Marteine,
Mach's Wasser zu Weine!"

Vielerorts haben sich am Martinstage geradezu Spuren einer Festfeier erhalten. Diese bestand meistens in Umzügen. Man ließ einen Burschen, der wie der Heilige angekleidet war, auf einem Schimmel unter starkem Geleit durchs Dorf reiten. Wo ein Kloster in der Nähe war, gingen diese Umzüge meist vom Kloster aus, und die frommen Brüder nahmen dabei Gelegenheit, dafür, daß der Heilige das ganze Jahr über das Vieh vor Krankheiten und die Bäume vor Raupen beschützt hatte, in reichlichem Maße sich Geld und Lebensmittel spenden zu lassen. Besonders Gänse waren dabei als Gabe üblich. Bisweilen trat auch das sogenannte Herbstpferd auf, d. h. ein Pferd, welches von einem Burschen, der einen mit weißen Tüchern behängten umgekehrten Backtrog wagerecht auf seinem Rücken trug, gebildet wurde. Auch der „Pelzmärte" war üblich, so z. B. in vielen schwäbischen Dörfern. Dies war ein Bursche, der vermummt und mit Kohle geschwärzt einher ging, mit einer Kuhschelle klingelte und an die Kinder je nach ihrer Folgsamkeit bald Ruthenhiebe, bald Nüsse und Aepfel vertheilte. Er entspricht vollständig dem Knecht Ruprecht im sächsischen Erzgebirge, welcher am heiligen Abend erscheint. Auch sonst werden die Kinder beschenkt. So beschenkt in Westfalen jeder Hausvater die Kinder mit etwas und sagt, das habe ihnen der heilige Martinus gebracht. Am Rhein tritt vielfach ein Martinsmännchen auf, welches ganz in Stroh gehüllt erscheint. Dieser Aufzug steht jedenfalls in Beziehung zu der Eigenschaft dieses Tages, daß er Kälte bringt. In vielen niederdeutschen Gegenden verfolgen die Theilnehmer an den Umzügen, welche meist durch Knaben gebildet werden, noch einen besonderen Zweck mit ihrem Einherziehen. Sie sammeln nämlich Holz oder sonstige Brennstoffe, wie Bohnenstroh, zum Martinsfeuer ein. Namentlich zwischen Koblenz und Köln bitten sie Haus für Haus in einem langen Gedicht darum, welches sie gemeinsam singen. Nach einer jeden Strophe schreien sie zusammen: „Krien wer nüs?" Empfangen sie etwas, so bringen sie ein Hoch aus, müssen sie mit leeren Händen abziehen, so singen sie ein Spottliedchen auf die Frau des Hauses. Aus dem gesammelten Brennstoff wird am Abend der Haufen zum Martinsfeuer aufgeschichtet, auf welches wir später noch einmal zurückkommen werden. Meist wird dieser Zweck in den beim Einsammeln gesungenen Liedern besonders hervorgehoben. In Cleve tragen die Knaben bei ihrem Umzuge auf einem Stocke eine große Düte mit Zuckerwerk u. dergl. Von dieser hängt ein langer Papierstreifen zur Erde, den man anzündet und bis zur Düte fortbrennen läßt. In Düsseldorf, Barmen und Bonn ziehen gleichfalls Knaben umher. Sie tragen auf Stöcken ausgehöhlte Kürbisse, Gurken oder Rüben herum, in welche Gesichter in der rohesten Form ausgeschnitten sind. In dem hohlen Raum brennt ein Licht. Bisweilen sind Augen, Nase und Mund mit farbigem Papier verklebt. Mit diesen feurigen Köpfen steigen sie dann auf die nahen Berge und zünden mit ihren Lichtern die Martinsfeuer an. Oft geht einer von ihnen vermummt vorher und heißt dann eben Martinsmännchen.

Im Lüneburg'schen ist bei den Umzügen der Knaben folgendes Lied üblich:

„Märten, Märten Ehren,
De Appel und de Beren,
De Nötte et' ick geren.
Use Hahn un jue Hahn
Dat sünt en Paar Zikumpen,
Wenn se up de Mische staht,
Lat se sick nich lumpen.
Papier un Purgementen
Dat sünt en Paar Studenten.
Appel up dem Boome,
Up't Jahr en jungen Sohne;
Beeren in dem Neste,
Up't Jahr 'ne junge Schwester.
Gevt uns wat, gevt uns wat,
Lat uns nich tau lange stahn,
Wie möt vor Nacht noch wieder gahn!"

Wo sie nichts bekommen, bedanken sie sich wie am Rheine mit einem Spottliedchen, wo ihnen aber etwas zu Theil wird, singen sie:

„Wi wünschet Fru N. einen goldenen Disch,
Up allen veir Ecken en gebraten Fisch;
Wi wünschet Fru N. einen goldenen Wagen,
Womit se möge na'n Himmel fahren!"

Zu den obigen Reimen sei noch bemerkt, daß „Beeren" Eier bedeuten.

Auf die Umzüge folgt in der Regel sofort das Martinusfeuer, welches zumeist am Rhein üblich ist, wo es schon am Vorabend des Martinstages stattfindet. An diesem Abend flammt es hell auf allen Bergeshöhen längs des Stromes, der so einen großartigen Anblick darbietet. Eigenthümlich ist dem Martinsfeuer am Niederrhein, daß in ihm ein Korb verbrannt wird, der ursprünglich wol überall, wie noch jetzt in Dordrecht, allerlei Obst enthielt, das im Brennen ausgeschüttet und aufgegriffen wurde. Hier haben wir einen Zug, welcher noch deutlich ein Opfer erkennen läßt. Es ist dies wol ein Dankopfer für die reiche Ernte, das ursprünglich dem Gotte dargebracht wurde. Oder sollte man, wie Simrock meint, die Leichenfeier des sommerlichen Jahresgottes darunter zu verstehen haben, dessen Ueberreste man sinnbildlich den Flammen übergab? Hierauf dürften auch Wilhelm Mannhardt's Untersuchungen über die Wachsthumsgeister hinweisen. Gleichwol ist gewiß die einfachere Erklärung eines Dankopfers vorzuziehen. Auch des Martinsfeuers hat sich die Legende erbarmt und es in der ihr eigenen sinnigen Weise zu deuten gesucht. Einmal, so erzählt sie, wäre der heil. Martin sammt seiner Zelle beinahe ein Raub der Flammen geworden, und ein andermal rettete er, nachdem er selbst Feuer in einen Heidentempel geworfen, ein dicht neben diesem stehendes Haus eines Christen durch ein Wunder vor dem Verbrennen. Zur Erinnerung daran zündet man Martinsfeuer an. (!) Noch ärmlicher ist folgende gleichfalls der Legende entnommene Deutung: Da der heil. Martin die Hälfte seines Gewandes einem Bettler gegeben, muß er nothwendiger Weise frieren. Die ihm zu Ehren angezündeten Martinsfeuer sollen ihm Gelegenheit geben, sich ein wenig zu wärmen. (!) Man sieht doch wenigstens daraus, daß der Legendendichter mit dem armen Heiligen einiges Mitleid verspürte und kein allzu verhärtetes Herz besaß.

Wie bereits bei dem Halle'schen Brauche erwähnt wurde, hat der Martinstag sei eigenes Gebäck. Diese Sitte ist nicht nur eine örtliche, sondern auch weiterhin verbreitete. Das Gebäck hat jedoch verschiedene Gestalt und tritt nicht immer als Horn auf. Meistens kommt es in Form von kleinen Kuchen vor, welche die Knaben auf ihren Umzügen als Spende erhalten. Auch dienen diese Kuchen geradezu als Fastenspeise, doch dies nur vereinzelt. Im Ganzen ist das Martinsfest ein Tag des Wohllebens. Tritt doch an diesem Tage die vielberühmte Martinsgans im Speisezettel allenthalben auf. Auch mit dieser Sitte hat der heil. Martin ursprünglich nichts zu thun. Doch ist sie sehr früh auf den heil. Martin übertragen worden; denn schon die alte Martinskirche zu Worms trägt eine Gans auf ihrem Dache. Die Martinsgans ist nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Norwegen, Schweden und Böhmen sehr verbreitet. Am Rheine wird sie bereits am Vorabende des Martinstages verzehrt. Auch an sie knüpft sich ein Aberglaube. Aus ihrem Brustbein nämlich erkennt man, ob der kommende Winter kalt oder gelinde sein wird, je nachdem dasselbe mehr weiß oder roth ist. So geht der Glaube in Schlesien und in der Mark. In Ost- und Westpreußen heißt es: wenn es hell und klar ist, wird es einen strengen Winter geben, ist es aber grob und dunkel, so steht viel Schnee und laues Wetter bevor. Bisweilen ersetzt der Volksbrauch die wirklichen Gänse durch Backwerk in Gansform oder durch holzgeschnitzte Gänse. So in Wesserau, einem Städtchen im Pilsener Kreise in Böhmen. Dort besteht am Martinstage die Sitte,

am Eingang zu der dem heiligen Martin geweihten und mit seinem Bildniß in halber Lebensgröße geschmückten Kapelle den Wallfahrern Gebilde von allerlei Thieren zu verkaufen oder auch gegen Entrichtung einiger Kreuzer zu leihen, welche die Leute auf dem Altar des Heiligen in dem Glauben opfern, daß nun der heilige Martin die Erhaltung der entsprechenden Hausthiere von Gott erbitten werde. Denn zur Martinsfeier gehören nicht ausschließlich Gänse, sondern auch Hühner, Kühe, Schweine u. s. w. Dies hat Simrock in seinen „Martinsliedern" nachgewiesen. Es beruht dies lediglich darauf, daß unser Heiliger der Schutzherr aller Hausthiere und somit auch ihr himmlischer Vertreter ist. In Deutschland ist die Martinsgans ungemein verbreitet, am wenigsten noch am Rhein, wo es wenig Gänse giebt. Wir begegnen ihr sogar auf dem Speisezettel öffentlicher Anstalten. So werden die Zöglinge der Fürstenschule zu Grimma am 11. November mit Gänsebraten gespeist. Uebrigens giebt es schon aus dem Jahre 1683 eine Abhandlung über die Martinsgans. Wir meinen das zu Leipzig erschienene Buch von Fromman de ansere Martiniano. Auch an der Martinsgans hat die Legende ihre verknüpfende Kraft versucht. Doch der heil. Martin stand einer einfachen Gans doch etwas fern und die Kirchensage gerieth darob in nicht geringe Verlegenheit und zog sich endlich dadurch aus der Schlinge, daß sie „nach berühmten Mustern" arbeitete und erzählte, wie folgt: Einstens wollten die frommen Mönche ihren noch frömmeren Klosterbruder Martin zum Abte ihres Klosters machen. Selbiger hatte aber keine geringe Scheu vor so ehrwürdigem Amte und versteckte sich daher. Aber Gott hatte ihn einmal zu diesem Berufe ausersehen, und da nun die Mönche den frömmsten seiner Knechte ohne höhere Hilfe unmöglich gefunden hätten, so befahl Gott einer Gänseheerde, welche in der Nähe von Martin's Versteck weilte, mächtig zu schnattern. Sie lenkte dadurch die Aufmerksamkeit der Mönche auf jenen Ort, und diese fanden den Gesuchten, und er wurde wol oder übel zum Abt gemacht. Dieses Meisterstück der Erfindung verdankt seine Entstehung einem Satze, der sich früher schon denkenden Männern aufdrängte und heute noch gilt. Er lautet: Jedes Ding muß doch seinen Grund haben.

Nicht zu verwechseln mit der Martinsgans ist das Martinsvögelchen, welches jedoch vielleicht einst aus ihr hervorgegangen ist. Es ist dies ein sagenhafter Vogel, der von Deutschland aus westlich fliegt über den Rheinstrom entgegen den Feinden des Reiches. In einem Kinderliedchen heißt es von demselben:

„Dat flügt dober,
dat stüft dober
bis öwer den Rhin."

Wir kommen jetzt noch zu einem Brauche, der uns zu erkennen giebt, wie man in dem heil. Martin so recht eigentlich den Schutzherrn des Viehstandes sah. In Bayern und Oesterreich überreicht nämlich der Gemeindehirt am Martinitage jedem Hauswirth, welcher Vieh besitzt, ein bis zwei Gerten, die er unter gewissen Feierlichkeiten gebrochen und geweiht hat. Die Bauern stecken sie den Kühen hinter die Raufe, auf das Dach oder über die Stallthür und nehmen sie im Frühling wieder herab, damit die Mägde mit ihnen die Kühe zum ersten Weidegang aus dem Stalle treiben. Dabei bedienen sie sich alterthümlicher Sprüche, mit denen sie der Heerde, den Wiesen und den Aeckern Fruchtbarkeit für das folgende Jahr anwünschen. In Etzendorf in Niederbayern ist folgender Spruch üblich:

„Kommt der heilig St. Märten
Mit seiner Gerten,
Soviel Kranewitbeeren,
Soviel Ochsen und Stiere,
Soviel Zweige, soviel Fuder Heu!
Steckt sie hinter den Kühbarn,
So wird aufs Jahr keine Kuh verloren,
Und steckt sie hinter die Stallthür,
Treibt sie aufs Jahr mit Freuden herfür."

In Niederösterreich heißt es unter Anderem:

— „Kommt der Sanct Mirt mit seiner Ruthen;
Soviel die Ruthe Zweige hat,
Soviel soll auch der Bauer Vieh haben.
Nehmt ihr die Ruthen in eure Hand,
Steckt ihr's wohl auf ober der Wand,
Wohl hinter das Dach,
Am St. Gregorietag (12. März, Tag des Austreibens).
Treibt das arme Vieh aus,
Durch alle Engeln aus!"

Zum Schlusse sei noch ein alter Lübecker Brauch erwähnt: Die Martensmannambassade, welche sich genauer behandelt bei Asmus, Lübecker Volkssagen, findet. Sie bestand bis zum Jahre 1805 und gründete sich wol auf eine Art feierlichen Umzug, bei welchem der Wein eine große Rolle spielte. Die Sage erzählt über sie folgendermaßen: Einst wurde ein Obotritenfürst von den Lübeckern am Martinstage bewirthet. Ihm schmeckte der Lübecker Wein sehr gut, und als er denselben lobte, gaben ihm die Wirthe zu verstehen, wenn ihnen der Herzog ein kleines Stück Land schenke, so wollten sie ihm dafür jährlich ein Geschenk von Wein schicken. Der Fürst ging darauf ein und erbot sich sogar für die Weinspende auch noch jährlich ein Stück Wild an die Stadt Lübeck zu verschenken. Die Lübecker nahmen jedoch mehr Land, als der Fürst ihnen zugestanden, und dieser rächte sich dafür, indem er jener Gesandtschaft, welche ihm den Wein nach seiner Hauptstadt Schwerin brachte, die Beobachtung einer ganzen Reihe kleinlicher Förmlichkeiten auferlegte, ohne welche die Weinsendung keine volle Geltung haben sollte. Diese Sage ist sicher erst entstanden, als man die seit alter Zeit bestehenden Feierlichkeiten bei jener Gesandtschaft, deren Fahrt auf einen Umzug zurückzuführen ist, nicht mehr verstand und sich durch eine Bestimmung eines Fürsten zu erklären suchte, für die jedoch auch erst wieder ein hinreichender Grund aufzufinden war. Wir haben es bei diesem Brauche jedenfalls mit einer Verbindung eines Umzuges und der Entrichtung einer Jahressteuer an Wein zu thun, welche Lübeck dem Landesfürsten schuldete. Daß diese Steuer am Martinstage gezahlt wurde, kann uns nicht befremden, da wir aus obigen Ausführungen wissen, daß mit dem Martinstage vielerorts das Pachtjahr zu Ende ging.

Bücherbesprechungen.

□ **Kirchliche Correspondenz für die deutsche Tagespresse.** Herausgegeben von Pfarrer Brecht in Oberkochen in Württemberg. Verlag von Eugen Strien in Halle. — Diese Correspondenz, die als ein Flugblatt wöchentlich einmal erscheint und zunächst dazu bestimmt ist, die deutsche Presse über wichtigere Vorgänge des kirchlichen Lebens, speciell über alle solche Erscheinungen, die das confessionelle Verhältniß der evangelischen und der römischen Kirche betreffen, zu orientiren, scheint noch lange nicht genügend bekannt zu sein und in der wünschenswerthen Weise von der Tagespresse benutzt zu werden. Die Correspondenz wird mit großem Geschick redigirt. Sie enthält theils kirchliche Nachrichten, theils einzelne größere Artikel. Namentlich verfolgt der Verf. mit dem scharfen Auge eines treuen evangelischen Wächters alle ersichtlichen Erscheinungen der römischen Propaganda, die zumal in den Gegenden, wo der Katholicismus überwiegt, überaus geschäftig ist, nicht minder geht er der katholischen Presse nach und hebt ihre charakteristischen Aeußerungen hervor, um sie mit schlagenden Argumenten zu widerlegen, sei's in kürzeren Entgegnungen, sei's in längeren Artikeln. Um einen der letzteren vor anderen herauszuheben, so machen wir z. B. auf einen durch mehrere Nummern hindurch fortgesetzten Artikel über „Reformation und Kunst" aufmerksam, der die so oft aufgestellte und so oft widerlegte Meinung, daß die Reformation die Entwickelung der Kunst gehemmt habe, an der Hand einer ganzen Reihe von geschichtlichen Thatsachen und von Namen der hervorragendsten, auf evangelischem Boden erwachsenen Künstler zurückweist. Nicht kunstfeindlich, sondern im höchsten Grade kunstfreundlich ist das Princip des Protestantismus. Die „Kirchliche Correspondenz" ist zugleich Organ des evangelischen Bundes und bringt alle wichtigeren Mittheilungen von demselben. Sie ist, von ihm angeregt, eins der literarischen Mittel des Bundes zur Bekämpfung römischer Uebergriffe. Die große Mühe, welche die Herausgabe eines solchen Flugblattes, das unentgeltlich vertheilt wird, verursacht, sowie der Eifer und die große Gewandtheit in der Redaction desselben verdienen eine eingehende Berücksichtigung und Benutzung des Blattes von Seiten der Tagespresse.

—a. **Studien über Schiller** zu eingehenderer Kenntniß von Leben, Anschauungen und Werken desselben haben in letzteren Jahren vielfach auch die Lehrer an deutschen Gymnasien beschäftigt. Eine Inhaltsangabe der in Schulprogrammen gedruckten Arbeiten möge solche noch weiteren Kreisen bekannt machen. Ausdrücklich als einen Beitrag zur Geschichte der geistigen Entwickelung Friedrich Schiller's bezeichnet E. Keller-Freiburg i. Br. seine Studie über des Vaters „Johann Kaspar Schiller's Jugend und militärische Dienstjahre"; Frz. Anders-Berlin behandelt „Schiller's Flucht aus der Heimath" als eine sittlich berechtigte That. Das Bedeutsame seiner Anschauungen entwickeln Abhandlungen von

A. Rothe-Meppen: „Schiller's Einfluß auf das deutsche Nationalgefühl", „Schiller's Lebensideal" von L. Drewes-Helmstädt, „Der Begriff des Schönen bei Schiller" von Paukstadt-Charlottenburg, „Ueber den vermeintlichen Wechsel von Schiller's Ansicht vom Verhältniß des Aesthetischen zum Sittlichen" von Howe-Dirschau, „Schiller in seinen Beziehungen zur Musik" von Klötzer-Zittau; ferner erörtert O. Schanzenbach-Stuttgart „Französische Einflüsse bei Schiller". — Zur Erläuterung der Dramen gab K. Koch-Münstereifel „Bemerkungen zu Wallenstein", Mühlenbach-Ratibor behandelt „Die dramatische Idee in Wilhelm Tell", H. Schneeberger-Münnerstadt „Die Wechselbeziehungen zwischen Schiller's Tell und Shakespeare's Julius Cäsar", Arnold-Königsberg i. Pr. „Schiller's Auffassung und Verwerthung des antiken Chors in der Braut von Messina", Joh. Pohl-Linz a. Rh. giebt Beiträge zur „Kritik (der Texte) von Goethe's Faust, seiner Ballade Mignon und Schiller's Braut von Messina". — Die Gedichte betreffen: F. Bettinger's-Crefeld Abhandlung über „Schiller's Weltanschauung in seiner Lyrik", A. v. Sander's-Kempen „Erläuterungen des Liedes von der Glocke", Fr. Widder's-Lahr Studie „Schiller als erzählender Dichter", W. Merken's-Birkenfeld „Bemerkungen über Schiller's Metrik, besonders im Taucher". — Schließlich seien die „Berichtigungen zu Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges" genannt, wovon Kirsch-Neiße einen ersten Theil zum Abdruck brachte.

M.-Fr. Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: W. Freiherr v. Biedermann. Mit Bildniß und Handschriftnachbildung. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1887. (XXVI. 1 Bl. 525 S.) — Wie alle Goetheschriften des bekannten Herausgebers zeichnet sich auch diese durch ihre Sorgfalt in der Einleitung, den Anmerkungen, Verzeichnissen und Seitennachweisen aus; das Streben, alle Fremdwörter zu vermeiden, tritt gleichfalls deutlich hervor, selbst das Wort Register ist vermieden. Auch dem Verleger gebührt wegen des einnehmenden Aeußeren und wegen der Nachbildung des von Schnorr v. Carolsfeld gefertigten Bildes volle Anerkennung. Der Inhalt bringt zu einer großen Zahl schon gedruckter Briefe Goethe's fünf neue, als sehr willkommenen Hauptgegenstand aber alle Briefe Rochlitz' an jenen, durch welche die ersteren erst recht verständlich und nutzbar werden. Und wir müssen gestehen, der Eindruck, welchen Rochlitz hier macht, ist ein durchaus angenehmer. Wenn auch keine großartig angelegte Natur, so ist er doch überall verständig und selbständig. Auf der einen Seite besorgte er für den Dichter vieles Geschäftliche in Leipzig, berichtete von da über Neuheiten, gab ihm über Persönlichkeiten und Schriftstücke Aufschluß, lieferte auch zu Zeiten Stücke für das Weimarer Theater, auf der anderen begleitete er Goethe's schriftstellerische und dramaturgische Thätigkeit mit größter Theilnahme und kluger Kritik. So beurtheilt er die Aufführungen der Weimarer Theatertruppe in Leipzig, spricht sehr oft über Faust, Iphigenie, Tasso, Egmont, Götz, Stella, die natürliche Tochter und schüttet in umfangreichen Ergüssen seine Eindrücke von „Aus meinem Leben", „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister's Wanderjahre" aus. Darin findet sich gar manche feinsinnige und benutzbare Bemerkung, auf die wir gern im Einzelnen hinweisen möchten. Der Briefwechsel beginnt 1800, wird schon 1807—1809 immer lebhafter, erreicht seinen größten Umfang von 1817 an und endet mit dem Tode des Dichters. Er bietet infolge seiner Vollständigkeit einen allgemeinen Genuß und kann deshalb auch anderen Lesern als den Goetheforschern mit gutem Gewissen empfohlen werden. Zum Schluß eine Kleinigkeit: Warum „Verzeichniß" neben „Bildnis"?

γ. Geschichte des Königlich Sächsischen 6. Infanterie-Regiments Nr. 105 und seine Vorgeschichte 1701 bis 1887; mit Benutzung officieller Quellen bearbeitet von Larraß, Oberst und Commandeur des Kgl. S. 6. Inf.-Rgts. Nr. 105; im Commissionsverlag von Giesecke u. Devrient, Leipzig. — Unser sächsisches Regiment, welches fern von dem engeren Vaterlande auf der Grenzwacht am Rheine steht, kann stolz auf seine ruhmreiche Vergangenheit sein und dankbar dem Historiographen, welcher seine „Regimentsgeschichte" schrieb. Man ist versucht, unter der schlichten Bezeichnung „Regimentsgeschichte" eine Sammlung von historischen Daten zu erwarten, die lediglich für den Geschichtsforscher und den Truppentheil, dessen Vergangenheit erzählt wird, Interesse haben. Anstatt dessen bietet sich dem Leser ein Geschichtswerk dar, welches ein reiches Quellenstudium zu einer fesselnden Darstellung der kriegerischen Ereignisse von Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, soweit die sächsische Armee und das 105. Regiment daran Theil genommen, verarbeitet hat. Man braucht nur auf die packenden Schilderungen der Ereignisse von 1756—63, 1806, 1807, 1812 und — last but not least — 1870/71 hinzuweisen, um daran den Wunsch zu knüpfen, daß diese neueste Armeegeschichte als ein Ruhmes- und Ehrenbuch, welches die edlen Thaten so vieler braver Sachsensöhne der Vergessenheit entreißt, die allgemeinste Verbreitung in dem Vaterlande finde, das sich jederzeit ein dankbares Andenken für die Tapferen bewahrt hat, welche für dasselbe gekämpft und geblutet haben. Um aus der Fülle des Inhalts nur ein Beispiel herauszugreifen, so zeigt sich in der schlichten Darstellung der Schlacht von St. Privat, die ohne jeden Zusatz anführt, daß als Bataillonsadjutanten nach derselben wegen des erheblichen Verlusts an Officieren zwei Portépéefähnriche verwendet werden mußten, die soldatische Anspruchslosigkeit, wie das tiefempfundene Gefühl der Anerkennung sich in der Wiedergabe folgender Episode ausdrückt: „Der Soldat der 7. Compagnie Dölling, Bursche des Bataillons-Commandeurs, hatte von diesem den Befehl erhalten, bei dem Packwagen des Bataillons zu verbleiben. Während des Gefechts war plötzlich der Soldat neben seinem Herrn, das Gewehr eines Gefallenen in der Hand. Auf die erstaunte Frage, warum er hier sei, antwortete Dölling: Er habe der Familie des Herrn Majors versprochen, denselben in Gefahr nicht zu verlassen, und sein Versprechen wolle er halten." Er that es auch, bezahlte seine Treue aber mit dem Leben! — Wir wollen nicht unterlassen, zum Schluß auch der eleganten, dem Inhalte würdigen Ausstattung des umfangreichen Werkes zu gedenken, welches, obwol es sich durch sich selbst empfiehlt, auch an dieser Stelle unserem Leserkreise nochmals empfohlen werden soll.

J. R. Das Asylrecht. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — „Ohne Poesie der Erfindung und Stimmung ist auch die flüchtigste und mißlungenste von Jensen's Schöpfungen nicht" — dieser Ausspruch aus Adolf Stern's „Geschichte der neueren Literatur" fiel uns ein, als wir den neuen Roman des vielschreibenden Poeten Jensen lasen. Die eingelegte Novelle vom Asylrecht der guten freien Reichsstadt Isny aus dem Mittelalter erinnert vermöge ihrer originellen Erfindung und ihres barocken Humors geradezu an Gottfried Keller, den bedeutendsten der lebenden deutschen Dichter, aber was diese Einlage umgiebt, die Beziehungen von zwei Paaren zu einander, die sich gegenseitig anziehen und abstoßen, bis wenigstens das eine von ihnen sich bereit erklärt, vor den Standesbeamten zu treten, ist, sieht man von einigen interessanten satirischen Zeichnungen der Verlogenheit gewisser Gesellschaftskreise ab, öde und interesselos, zudem entsetzlich weitschweifig — über sechshundert Seiten hat man zu lesen, und auf diesen findet sich nur herzlich wenig Handlung vor.

— Gedicht zur Vermählung des Herzogs Johann Georg (I.) von Sachsen. Mitgetheilt von Archivrath Dr. Distel in Dresden. Zu der 1604 vollzogenen Vermählung des Herzogs Johann Georg (I.) von Sachsen mit der württembergischen Prinzessin Sibylla Elisabeth schickte Sebastian Hornmolt, doctor juris utriusque et lector publicus in Tübingen, neben anderen Werken seiner Muse auch folgende Glückwunschreime an das fürstliche Paar, welche im königl. sächs. Hauptstaatsarchive aufbewahrt werden. Liest man die Anfangsbuchstaben derselben von oben nach unten, so erhält man den Namen des Bräutigams, aus einzelnen in den Schlußworten der einzelnen Zeilen befindlichen Buchstaben läßt sich der Name der Braut auf gleiche Weise herstellen. Damit hat es aber der dichterische Tausendkünstler noch nicht bewenden lassen, denn in der Mitte seiner Verse sind in Kreuzesform zweimal die Buchstaben zu dem Worte „Jesus" enthalten. Nicht des Inhaltes wegen, sondern nur um die Spielerei darzuthun, in welcher sich die damalige Poesie gefiel, theile ich die Worte Hornmolts — unter Hervorhebung der charakteristischen Buchstaben — hier mit. Sie lauten also:

Jhr hochgeborne fürstlich**S** bluets,
O wie seyt ihr so christl**I**chs gemuets!
Heut kompt ir zsamen alle **B**aid
Als new ehleut, inn lieb, in la**I**d.
Nicht allzeit kan man frö**L**ich sein,
Nicht steets **J**n trauren sch**L**affen ein.
Es hat sein z**E**it, gott waißts **A**llein.
Secht! **J**r s**E**it **S**ein, dr**U**mb **S**ols so s**E**in.
Gott hat nun e**U**ch zusamen pf**L**icht,
Eim jeden **S**chon sein hertz ger**I**cht
Ohn falsch, in lieb und trew, der **S**chaff
Ruch, frid, gsundhait, halt inn die str**A**ff,
Geb kind, ehr, gut, sterck, langes le**B**en
Inn einigkhait unnd freuden **E**ben
Unnd dann nach disem jammer**T**hal
Seeligkeit dort im himmelssa**A**l.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 90. Sonnabend, den 12. November. 1887.

Zum hundertjährigen Todestage Christoph von Gluck's.

Von La Mara.

> Ja, Wahrheit gabst du wieder deiner Kunst,
> Verschmähtest leerer Töne süßen Tand,
> Auf die Gefahr, der Menge zu mißfallen,
> Lessing der Oper, die durch Göttergunst
> Bald auch in Mozart ihren Goethe fand:
> Der Größte nicht, doch ehrenwerth vor Allen.
> David Strauß.

Wiederum feiern wir, die wir gegenwärtig im Zeitalter der musikalischen Jubiläen leben, das Gedächtniß eines unserer größten Tonmeister. Am 15. November begehen wir die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem Christoph Willibald von Gluck sein ruhmreiches Tagewerk hienieden beschloß. Als den „Lessing der Oper" preisen die Schlußverse des oben angeführten Sonetts sinnvoll den großen Opernreformator, der, Wesen und Aufgabe seiner Kunst scharfsinnig erfassend, ein reinigender Geist und Prophet der Wahrheit, den Kampf gegen den schönen Schein und leeres Sinnenwesen, gegen Formalismus und eitles Virtuosenthum in der Musik zuerst und mit Glück aufnahm. Durch Gluck erst ward die dramatische Tonkunst zur Einfachheit und Natur zurückgeführt, hat sie den Ausdruck erhabener Größe in Schmerz und Leidenschaft gelernt. Erst durch ihn ward die Opernbühne, die sich zufolge der Herrschaft der Gesangsvirtuosen in einen Concertsaal verwandelt hatte, ihrer eigentlichen Bestimmung wiedergegeben und auf derselben neben der Ton- auch der Dichtkunst zu ihrem Rechte verholfen. Als Wesentlichstes galt Gluck die Entwickelung des Dramas. Was sie aufhielt: die sich über Gebühr in den Vordergrund drängenden Arien, Duette und ihres Gleichen, beschränkte er auf das knappeste Maß, wogegen er das Recitativ als eigentlichen Träger der Handlung zu künstlerischer Bedeutung erhob und somit das declamatorische Princip einführte, das ein Jahrhundert später in Richard Wagner's Kunstwerk zur Herrschaft gelangte.

Es hat, vom rein musikalischen Standpunkt betrachtet, ohne Zweifel größere und universellere Musiker gegeben, als Gluck es war. In dieser Beziehung überragten die andern großen classischen Meister: Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, ihn, in dem der Poet, der Dramatiker dem Tonkünstler die Wagschale hielt. Aber gerade letztere Eigenschaft befähigte ihn zur Lösung seiner specifischen Aufgabe gleicherweise, als daß neben der productiven Kraft eine reflective in ihm thätig war. Naiv schaffende Genien wie die Haydn's und Mozart's erweisen sich nicht zu reformatorischen Thaten geschickt und ein Kunstwerk wie dasjenige Gluck's kommt nicht ohne Reflexion zur Erscheinung. Als einheitliches Kunstwerk aber dachte Gluck zum ersten Mal die Oper, und daß er das Gedachte auch zu verwirklichen und das von den Italienern und Franzosen stofflich Errungene im Dienst einer höhern Idee zu verwenden und zu entwickeln verstand: das bedingt seine unsterbliche Größe und Bedeutung. Als den Begründer einer wirklichen musikalisch-dramatischen Kunst halten wir Gluck in Ehren.

Nicht wie seine von den Verhältnissen begünstigteren Kunstgenossen Bach, Mozart, Beethoven, die in frühester Jugend schon das künstlerische Erbe ihrer Väter antraten, genoß Gluck den Vortheil, gleichsam in Musik geboren und auferzogen zu werden. Nicht von seinen Eltern ererbte er das Künstlerblut, das ihm in den Adern floß. Als der erstgeborene Sohn eines Försters kam er in dem Dorfe Weidenwang bei Neumarkt in der bayrischen Oberpfalz am 2. Juli 1714 auf die Welt. Eine musikalischere Atmosphäre umgab ihn, als sein Vater, der früher Leibjäger des berühmten Prinzen Eugen von Savoyen gewesen war, 1717 von Bayern nach Böhmen übersiedelte, wo er bei verschiedenen Cavalieren, zuletzt beim Fürsten Lobkowitz, sowie endlich bei der Großherzogin von Toscana, als Forstbeamter in Dienste trat und mit den Seinen bald da, bald dort seinen Wohnsitz nahm.

Im Walde wuchs Christoph mit seinen Geschwistern unter der Hut des strengen, tyrannischen Vaters auf. Ritt dieser in den Forst, so mußte er und sein jüngerer Bruder, um sich hart zu gewöhnen, ihn häufig, selbst im kältesten Winter, barfuß begleiten und ihm Jagd- und Meßgeräth nachtragen. Sollte doch auch Christoph, altem, nahezu hundertjährigem Familienbrauche gemäß, ein Waid- und Forstmann werden. Ihm lag jedoch die Tonkunst im Sinne, die in Böhmen ohnehin von Alters her in der Luft zu liegen scheint. Ihre Elemente eignete er sich, lebendigen, feurigen Naturells, wie er war, schon mit der ersten Schulbildung zugleich an. Als er dann 1726 für sechs Jahre das Jesuitencollegium in Kommotau bezog, setzte er neben den wissenschaftlichen auch die musikalischen Studien fort. Zu dem schon früher eifrig betriebenen Gesang, wie Violin- und Violoncellspiel trat nun auch Klavier- und Orgelunterricht hinzu, und der Musikchor der Ignatiuskirche bot ihm zur Ausübung seiner Künste willkommene Gelegenheit. Bald mußte ihm die Musik sogar seinen bescheidenen Lebensunterhalt gewähren.

Nachdem er 1732 behufs weiterer Ausbildung nach Prag gegangen war, flossen die Beiträge aus dem Elternhause immer spärlicher; denn der Vater hatte noch für sechs jüngere Kinder zu sorgen. So blieb dem Aeltesten nichts übrig, als sich frühzeitig auf die eigenen Füße zu stellen. Durch Unterricht im Gesang und auf dem Violoncello suchte er sich fortzubringen; zugleich machte er sich als Sänger und Instrumentalist in verschiedenen Prager Kirchen nützlich und erwarb sich in der Teinkirche sogar eine sichere „monatliche Bestallung". An Ferientagen aber zog er als fahrender Spielmann auf den Dörfern der Umgegend umher. Wurden ihm seine Leistungen daselbst auch oft statt mit klingender Münze nur mit Eiern belohnt, so wußte er diese doch praktisch durch Umtausch gegen das nöthige Brod zu verwerthen. Allmälig wagte er mit seinem Lieblingsinstrument, dem Violoncello, auch in größeren Städten zu concertiren, wobei ihm der musikliebende böhmische Adel und zumal das fürstlich Lobkowitz'sche Haus vielfältig Gunst und Unterstützung angedeihen ließ. Durch letzteres auch empfing er, als er sich im Jahre 1736 nach Wien wandte, dort nicht allein Wohnung und Unterhalt, sondern zugleich Unterweisung in den Anfangsgründen der Composition.

Wien mit seinem glänzenden, vom Hofe seit jeher emsig gepflegten Musikleben erschloß dem eifrigen Kunstjünger eine neue Welt. Sein glühender Bildungsdrang sah sich hier ein weites Feld eröffnet. Am glücklichsten aber fügte es sein Stern, daß ihn eines Tages ein kunstverständiger Italiener: Fürst Melzi singen und spielen hörte und so großes Wohlgefallen an ihm fand, daß er ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und mit nach Mailand nahm. Dort vollendete Gluck in vierjährigen Studien unter Leitung des

als Tonsetzer und Lehrer hochangesehenen Sammartini seine künstlerische Ausbildung. Achtundzwanzig Jahre alt trat er sodann mit der für Mailand geschriebenen Oper „Artaserse", deren Text Metastasio, den gefeiertsten und fruchtbarsten der damaligen Librettisten, zum Verfasser hatte, (1741) zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit. Der Beifall, den dieses sein Erstlingswerk davontrug, begründete seinen Ruf. Bald bewarben sich andere Bühnen um seine Arbeiten. So brachte er während der nächsten Jahre (1742—45) in Mailand die Opern „Demofoonte", „Siface" und „Fedra", in Venedig „Cleonice" und „Ipermenestra", in Cremona „Artamene", in Turin „Poro" zur Aufführung. Dank dem Erfolge dieser Werke sah der „Giovine Tedesco" sich bereits den ersten Componisten Italiens beigezählt, und sein Ruhm verbreitete sich derart, daß die Direction des Haymarket-Theaters ihn alsbald nach London berief.

Mit seinem Gönner Fürst Lobkowitz gemeinsam begab sich Gluck 1745 über Paris nach der britischen Hauptstadt. Doch die Oper „La caduta de' Giganti", mit der er sich daselbst im Januar 1746 einführte, blieb ihm, ebenso wie ein ihr folgendes Pasticcio seiner Composition „Piramo e Tisbe" den Erfolg schuldig. Selbst Händel soll mit Bezug auf die genannte Oper geringschätzig über Gluck geäußert haben: „Mein Koch Waltz versteht eben so viel vom Contrapunkt wie er." Als ihm jedoch der Componist, über seinen Mißerfolg verstimmt, die Partitur vorlegte, sagte er begütigend: „Ihr habt Euch mit der Oper zu viel Mühe gegeben, was hier nicht wohl angebracht ist. Für die Engländer müßt Ihr auf irgend etwas Schlagendes und recht auf das Trommelfell Wirkendes sinnen." In der That erzielte Gluck, nachdem er infolge dieses Rathes den Chören seiner Oper Posaunen zugesetzt hatte, bei den wiederholten Vorstellungen gesteigerten Beifall.

So wenig Händel von Gluck gehalten zu haben scheint, so viel bekannte Dieser von Jenem gelernt zu haben, dessen Bild er neben seinem Bette seinen steten Platz anwies, um, wie er sagte, gleich beim Erwachen den hehren Genius zu begrüßen, den er sein Lebenlang als Muster studirte. Der beste Gewinn seines Londoner Aufenthalts erwuchs Gluck sicherlich aus der persönlichen Begegnung mit Händel und aus der tiefen und nachhaltigen Anregung, die er aus dessen Oratorien schöpfte. Die sich in ihnen kundgebende Wahrheit und Gewalt des Ausdrucks, ihre unvergleichliche Kunst der Chor- und Massenbehandlung wurden ihm vielfach vorbildlich.

Nicht minder ward die Bekanntschaft mit der französischen Oper in Paris für Gluck folgewichtig. Er hatte bisher nach dem Muster der Italiener geschaffen, wie jene die sinnliche Schönheit des Gesanges zum ausschließlichen Mittel- und Zielpunkt seines Kunstwerks gemacht. Gleich allen welschen Componisten und Librettodichtern, hatte er dem Träger der Oper: dem Sänger, der, vermöge einer zu höchster Vollkommenheit ausgebildeten Gesangstechnik, eine absolutistische Herrschaft auf der Bühne behauptete, gedient und dessen Virtuosität nach Vorschrift zur Geltung zu bringen sich bemüht. Mochte sich auch ein seine deutsche Abkunft charakterisirendes Streben nach gesteigerter Ausdruckswahrheit und Rücksichtnahme auf den Text in seinen Arbeiten mannigfach bemerkbar machen, so kamen dieselben im Ganzen doch nicht über die übliche Opernschablone hinaus. Fern, das ist gewiß, lag ihm, der erst spät zu regelrechter künstlerischer Zucht gelangte und spät ihr entwuchs, der ohnedies nicht mit sonderlicher Leichtigkeit producirte, zunächst auch gar keine andere Weise als die herrschende italienische kannte, von Haus aus der Gedanke, als Reformator aufzutreten. Erst als Frucht langjähriger künstlerischer Erfahrungen konnte derselbe in ihm reifen. Auf dem Wege zu diesem Ziele war Paris und die dort gepflegte Oper eine wichtige Station.

Nach einer anderen Richtung als in Italien hatte sich die Oper in Frankreich entwickelt. Dem Geist der französischen Nation und Sprache gemäß, erfuhren die italienischen Formen daselbst frühzeitig eine Umbildung, obgleich es auch hier ein geborner Italiener: Lully, war, dem man die Begründung der großen Oper, der noch gegenwärtig bestehenden „Académie royale de musique", dankte. Der ursprüngliche Pomp- und Festcharakter dieser musikalischen Schauspiele, wie er dem Hofe des prachtliebenden vierzehnten Ludwig entsprach, verblieb ihnen dauernd. Scenische Effecte, glanz- und wechselreiche Kostüme, Decorationen, Aufzüge und Ballets waren und blieben wesentliche Bestandtheile der großen Oper. Im Gegensatz zum italienischen Musikdrama, bei dem das musikalische, das gesangliche Element das bestimmende war, blieb hier das dramatische das maßgebende. Erscheint dort der Arie, dem Ruhepunkt der Empfindung, die ausschließliche Theilnahme zugewandt, das Recitativ, das den Fortgang der Handlung bezeichnet, dagegen nebensächlich behandelt, so überwiegt hier das letztere und eine energisch rhythmisirte Declamation beherrscht den Gesang.

So fand Gluck unter Lully's Nachfolger, dem gelehrten und gefeierten Rameau, die französische Oper vor, durch die der erste Keim zu seinem nachmaligen reformatorischen Werk gelegt werden und die durch ihn hinwiederum ihre eigentliche Ausbildung erfahren sollte.

Fürs Erste schuf Gluck noch in der bisherigen Weise weiter, sich der Eigenthümlichkeit seiner Begabung selbst noch nicht vollbewußt. Er ging gegen Ende 1746 nach Deutschland. In Hamburg verrichtete er bei einer italienischen Operngesellschaft eine Zeit lang Kapellmeisterdienste. In Dresden feierte er im Juni 1747 als Festcomponist („Le nozze d'Ercole e d'Ebe") die Vermählung einer Tochter Kurfürst August's III. mit dem Kurfürsten von Bayern. Mit Anfang 1748 nahm er sodann seinen Wohnsitz in Wien, das fortan der dauernde Mittelpunkt seiner künstlerischen Thätigkeit blieb.

Ein Mittelpunkt der Kunst und insbesondere der Musik war Wien — „Italien in Deutschland", wie man es genannt hat — schon Dank der natürlichen Beanlagung seines Volkes von je gewesen. Auch die italienische Oper hatte hier frühzeitig Aufnahme und Pflege gefunden.

Was Kaiser Ferdinand III. begonnen, hatten seine Nachfolger Leopold I., Josef I. und namentlich Karl VI. zu höchster Vollkommenheit geführt, so daß die Kaiserstadt an der Donau die ersten Bühnen Italiens getrost in die Schranken fordern durfte. Auch auf Maria Theresia hatte sich die Musikliebe ihrer Vorfahren vererbt. Sie ließ neben dem deutschen Schau- und Singspiel, dem sie im Burgtheater eine eigene Stätte erbaut hatte, auch die italienische Oper fortbestehen, und bald nach Gluck's Ankunft in Wien, am 14. Mai 1748 feierte die letztere den Geburtstag der Kaiserin mit einem neuen Werke des vielgenannten Tonsetzers: „La Semiramide riconosciuta". Der glänzende Erfolg desselben sicherte Gluck's Stellung in Wien. Die kaiserliche Familie zeichnete ihn durch ihre Gunst aus. Alle Thüren öffneten sich ihm, und mit dem Ruhme fesselte er zugleich auch die Liebe und das häusliche Glück an seine Seite, das eine Wienerin, Marianne Perger, die Tochter eines begüterten Kaufherrn, ihm durch ihre Vermählung mit ihm am 15. September 1750 schenkte. Zwar fehlte dem Hause, das er mit ihr begründete, der Kindersegen; doch war es an Freunden reich, ein Sammelplatz vornehmer Geister in Kunst und Wissenschaft. Einheimische und Fremde von Bedeutung fanden sich als gern gesehene Gäste darin ein. War Gluck selbst doch unablässig bestrebt, die Mängel seiner ersten Erziehung durch ernste Studien auszugleichen, so daß er sich ein Maß allgemeiner Bildung erwarb, wie es wol bei keinem anderen Musiker seiner Zeit anzutreffen war.

Dabei schuf er vor wie nach in seiner Kunst rüstig weiter, durch Einladungen bald hierin, bald dorthin gerufen. In Kopenhagen brachte er (1749) eine Serenade „Tetide", in Rom die Oper „Telemacco", in Neapel (1751) „La clemenza di Tito" zur Aufführung. Wie jegliche Größe fand auch die seine ihre Neider. So erregte eine Arie aus letztgenannter Oper („Se mai senti spirarti sul volto", die später als Schlußarie im zweiten Act der taurischen Iphigenie ihren Platz fand) den einmüthigen Widerspruch der neapolitanischen Maestri, weil, wie sie behaupteten, die Regeln des Satzes darin verletzt worden seien. Als sie die fragliche Partitur jedoch ihrem Oberhaupte Durante vorlegten, wies dieser ihre Einwürfe mit den Worten zurück: „Ich mag nicht entscheiden, ob diese Stelle ganz den Regeln der Composition gemäß sei. Das aber kann ich Ihnen sagen, daß wir Alle, bei mir angefangen, uns höchlichst dessen rühmen dürften, eine derartige Stelle erdacht und geschrieben zu haben."

Bereits 1754 führte Gluck den Römern wieder zwei neue Opern: „Il trionfo di Camillo" und „Antigono" vor. Der stolze Muth, mit dem er dabei seine Gegner besiegte, trug ihm den Orden vom goldenen Sporn und den damit verbundenen Titel eines „Ritters von Gluck" vom Papste ein.

Auch in Wien begann um diese Zeit eine vielseitige Thätigkeit für ihn. Im Sommer 1754 hatte er daselbst das Amt eines Kapellmeisters an der Hofoper mit einem jährlichen Gehalt von 2000 Gulden auf sich genommen. Zu seinen dramatischen Arbeiten kam nun noch die Beschäftigung mit Kammercompositionen, Melodramen und Symphonien, die er für die häuslichen Feste der Kaiserfamilie schrieb. Sie sind längst verschollen, und selbstverständlich haben wir uns in letzteren nicht Repräsentanten jener höchstentwickelten Instrumentalform vorzustellen, die wir gegenwärtig unter diesem Namen begreifen und die bekanntlich erst durch

Haydn ihre Ausbildung empfing. Gluck's Aufgabe lag nicht innerhalb der reinen instrumentalen Kunst. Er war seinem ganzen Naturell nach Dramatiker, nicht absoluter Musiker, was allerdings nicht ausschließt, daß, als sich seinen Tönen später große tragische Stoffe verbanden, sich auch sein Instrumentalsatz in neuer Weise belebte und sein Orchester eine eindringliche charaktervolle Sprache redete. Seine Alcesten- und Iphigenien-Ouvertüren — die ersten wirklichen Orchesterprologe, die auf das zu schauende Tondrama und seinen tragischen Inhalt vorbereiten — beweisen dies zur Genüge.

Ausschließlich Wien und dem kaiserlichen Hofe kamen die Arbeiten der nächsten Jahre zu Gute. In bunter Reihe folgten sich die Opern: „Le Chinesi" (1754), „La danza", „L'innocenza giustificata" (1755), „Il rè pastore" (1756), die Serenade „Tetide" (1760, zur Vermählung des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Josef), sowie das Ballet „Don Juan, oder das steinerne Gastmahl" (1761), welch letzteres dieselbe Fabel wie Mozart's gleichnamige Oper behandelt. Dies Alles war — gleich der für Bologna componirten Oper „Il trionfo di Clelia" (1762) — im gewohnten italienischen Stil geschrieben. Dazwischen liefen auch Arbeiten im französischen Genre mit unter, das neuerlich auf Wunsch des nach Abwechslung verlangenden Wiener Hofes gepflegt ward. So entstand eine Anzahl kleiner französischer Operetten, die in den kaiserlichen Lustschlössern zu Schönbrunn und Laxenburg, in der Favorite oder der Wiener Hofburg nur in Gegenwart der kaiserlichen Familie und des eingeladenen Adels zur Darstellung gelangten.*) Von ihnen allen blieb einzig und allein „Der betrogene Kadi" („Le cadi dupé") noch auf der heutigen Bühne lebendig und zeigt uns den großen Tragöden Gluck in der ihm freilich minder natürlichen heiteren Maske. Auch da wirkt er mit einfachen Mitteln; die Charaktere sind lebensvoll gezeichnet, und einzelne Züge deuten auf den Opernreformator hin, dessen epochemachende Wandlung sich damals vorbereitete. Befördert wurde letztere ohne Frage durch jene französischen Arbeiten, die, in so bescheidener Gestalt sie sich geben, doch das Streben nach dramatischer Wahrheit und Charakteristik, nach prägnanterer Declamation nachdrücklicher bekunden als im Ganzen seine italienischen Opern.

Nicht dauernd vermochte Gluck in den Bahnen eines fremden Volkes zu wandeln. Er war zu deutsch, zu ernst und tief geartet, um an der sinnlichen Klangschönheit bleibend Genüge zu finden, um nicht dem Drang nach natürlicher Darstellung der Empfindung immer rückhaltloser Gehör zu geben. Vielleicht auch hatten ihm die Bestrebungen für Hebung des deutschen Schauspiels in Wien die Augen über Absicht und Wirkungsfähigkeit der Scene geöffnet, indeß sich seiner gereiften künstlerischen Erfahrung die Erkenntniß seiner eigensten Begabung erschloß. Gewiß ist, daß seine künstlerische Individualität seinem Reformwerk mächtigen Vorschub leistete. Nicht in sinnlicher Anmuth, lebendiger Unmittelbarkeit, blühender Erfindung, formeller Vollendung lag Gluck's Größe. Hier stand er den Italienern — wie dem späteren Mozart — gegenüber im offenbaren Nachtheil. Auch seiner Coloratur gebrach die spielende Grazie, die Jenen eignet. Sein Boden war die Tragödie, Schwung, Pathos waren die Kräfte, durch die er wirkte. Genug, die Texte Metastasio's, mochten sie immer noch die besten der vorhandenen sein, genügten ihm, dem jetzt 48jährigen Manne, nicht länger. Er begehrte eine höhere poetische Grundlage für ein neues, einheitlicher zu gestaltendes Musikdrama, wie es ihm vor der Seele schwebte, und das Glück sandte ihm in Ramiro di Calzabigi, einem Italiener mit ihm verwandten Kunstgesinnungen, den Dichter seines „Orpheus".

Mit der genannten Oper vollzog sich zuerst Gluck's Reform. Sie trat, mit allen Zügen künstlerischer Größe ausgestattet, wahr, schön und einfach, als eine völlig neue Erscheinung zwischen die bis dahin auf der Opernbühne geschauten Gebilde. Mit den gewohnten Opernformen brach der Tonsetzer hier noch nicht; er gestaltete sie nur den Bedingungen gemäß um, welche sich aus dem poetischen Inhalt ergaben. Die Arie entledigt sich ihrer alten Schablone, die überwuchernde Coloratur wird eingeschränkt, das Recitativ tritt, statt als dürftiges Secco, meist begleitet und charakteristisch behandelt, als Träger des specifisch Dramatischen auf. Der Chor betheiligt sich an der Handlung, Instrumentirung und Harmonie dienen als Mittel zur dramatischen Charakteristik. Auch Tanz und scenischer Schmuck kommen nicht als eitles Schaugepränge, sondern nur durch die Situation motivirt zur Verwendung. Ueber dem Ganzen waltet das Gesetz der Einheit.

Am 5. October 1762 erlebte der „Orpheus" auf dem Hofburgtheater zu Wien seine erste Darstellung, um, trotz anfänglicher Gegnerschaft, bald auf nahezu allen europäischen Bühnen seinen Einzug zu halten. Seiner alten Lehrmeisterin, der italienischen Oper, wandte Gluck aber auch nach seiner ersten Reformthat noch nicht endgiltig den Rücken. Des Oefteren noch kehrte er zu ihr und Metastasio zurück, wie die Oper „Ezio" (1763) und die Festspiele „Il parnasso confuso" und „La corona" (1765) beweisen, deren erstes bei Josef's II. zweiter Vermählung durch vier Erzherzoginnen gesungen und von Erzherzog Leopold am Klavier begleitet wurde. Auch eine französische komische Oper: „La rencontre imprévue", die unter dem Titel „Die unvermuthete Zusammenkunft, oder die Pilgrime von Mekka" auch andere Bühnen überschritt, entstammt dieser Zeit. Sie alle sind — gleich sämmtlichen Arbeiten Gluck's, außer seinen Reformationsopern und dem „Kadi" — längst verklungen und vergessen!

Entschiedener noch als im „Orpheus" nahm Gluck mit der Oper „Alceste" die begonnene Reform in Angriff. Sie strebt noch bewußter und consequenter das vorgesteckte Ziel an und bekennt sich ausdrücklich als den Versuch einer neuen Richtung. Ihre berühmte Zueignungsschrift an den Großherzog Leopold von Toscana enthält sein künstlerisches Glaubensbekenntniß, die offene Proclamation des Musikdramas, wie Gluck es will, und somit den Absagebrief an die bis dahin geübte Opernpraxis. Sie lautet, ursprünglich in italienischer Sprache abgefaßt, folgendermaßen:

„Als ich es unternahm, die Oper „Alceste" in Musik zu setzen, war es meine Absicht, alle die Mißbräuche zu vermeiden, welche übel angebrachte Eitelkeit der Sänger und allzugroße Nachgiebigkeit der Componisten in die italienische Oper eingeführt und damit das prächtigste und schönste Schauspiel zum langweiligsten und lächerlichsten herabgewürdigt haben. Ich bestrebte mich daher, die Musik auf ihre wahre Bestimmung zurückzuführen: nämlich der Poesie für den Ausdruck und die Situationen des Gegenstandes zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder sie durch unnütze, überflüssige Verzierungen abzuschwächen. Ich meinte, die Musik müsse für die Dichtung das sein, was für eine correcte, wohl angelegte Zeichnung die Lebendigkeit der Farben und der wohl vertheilte Contrast von Licht und Schatten sind, welche dazu dienen, die Gestalten zu beleben, ohne ihre Umrisse zu schädigen. Demnach habe ich den Darsteller weder im Feuer des Dialogs durch ein langweiliges Zwischenspiel unterbrechen, noch ihn mitten im Worte auf einem günstigen Vocal festhalten wollen, damit er entweder in einer langen Passage mit der Beweglichkeit seiner schönen Stimme glänze oder abwarte, daß das Orchester ihm Zeit lasse, zu einer Cadenz Athem zu schöpfen. Ich glaubte nicht, über den zweiten Theil einer Arie, der vielleicht gerade der leidenschaftlichste und wichtigste ist, rasch hinweggehen zu sollen, um regelmäßig vier Mal die Worte des ersten zu wiederholen, oder die Arie da schließen lassen zu dürfen, wo vielleicht der Sinn nicht schließt, nur um dem Sänger zu gestatten, daß er seine Fertigkeit im Variiren einer Passage zeigen könne. Genug, ich versuchte, alle jene Mißbräuche zu verbannen, gegen welche der gesunde Menschenverstand und die Vernunft sich seit Langem vergeblich auflehnen.

„Ich bin der Meinung, daß die Ouverture die Zuhörer auf die darzustellende Handlung vorbereiten und gleichsam deren Inhaltsangabe bilden soll, daß die Verwendung der Instrumente je durch das Maß des Interesses und der Leidenschaft bedingt werde, und daß zwischen Arie und Recitativ kein zu großer Einschnitt im Dialog zu lassen sei, damit er nicht die Periode widersinnig verstümmele oder die Kraft und Wärme der Handlung zur Unzeit unterbreche.

„Ferner glaubte ich, mich mit allen Kräften einer schönen Einfachheit befleißigen zu sollen; darum vermied ich es, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken. Ich habe nie auf irgend eine Neuerung Werth gelegt, dafern sie nicht durch Situation und Ausdruck auf natürliche Weise herbeigeführt war, und es giebt keine Regel, die ich nicht zu Gunsten der Wirkung gern opfern zu müssen geglaubt hätte.

„Dies sind meine Grundsätze. Zum Glück ward meiner Absicht in wunderbarer Weise durch das Textbuch entsprochen, in welchem der berühmte Verfasser, indem er einen neuen dramatischen Plan ausführte, alle blüthenreichen Schilderungen, überflüssigen Gleichnisse und sentenziösen kalten Sittensprüche durch die Sprache des

*) Sie heißen: „Les amours champêtres" (1755), „Le Chinois poli en France", „Déguisement pastoral" (1756), „L'île de Merlin", „La fausse esclave" (1758), „La Cythère assiégée" (1759), „L'ivrogne corrigé" (1760), „Le cadi dupé" (1761), „Le diable à quatre", „L'argent enchanté" und „On ne s'avise jamais de tout".

Herzens, kraftvolle Leidenschaften, interessante Situationen und ein wechselreiches Schauspiel ersetzte. Der Erfolg hat meine Ansichten gerechtfertigt, und die allgemeine Billigung einer so aufgeklärten Stadt bekundet es deutlich, daß Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit die großen Grundbedingungen des Schönen in allen Schöpfungen der Kunst sind.

„Trotz alledem, ungeachtet der wiederholten Aufforderung der geachtetsten Personen, mich zur Veröffentlichung dieser meiner Oper durch den Druck zu entschließen, bin ich mir des ganzen Wagnisses meines Unternehmens bewußt, gegen so tief gewurzelte Vorurtheile anzukämpfen; und sehe mich genöthigt, mich mit dem mächtigen Schutz Euerer königlichen Hoheit zu waffnen, indem ich um die Gunst bitte, Dero erhabenen Namen, welcher die Stimmen des erleuchteten Europa in sich vereinigt, diesem meinem Werke voransetzen zu dürfen. Der große Beschützer der schönen Künste, welcher über eine Nation herrscht, die den Ruhm hat, die Wiedererstehung derselben aus allgemeiner Unterdrückung herbeigeführt zu haben und von jeder derselben die größten Muster in einer Stadt aufzustellen, welche stets zuerst das Joch gemeiner Vorurtheile abwarf, um sich den Weg zur Vollendung zu bahnen: er allein kann die Reform dieses edlen Schauspiels unternehmen, an dem sämmtliche schöne Künste so großen Antheil haben. Gelingt dies, so wird mir der Ruhm, den ersten Anstoß dazu gegeben zu haben, sowie dieses öffentliche Zeugniß von Dero hoher Protection verbleiben, mit dem ich die Ehre habe, mich in tiefster Ehrfurcht zu nennen

Ew. königl. Hoheit unterthänigst ergebener Diener

Christoph Gluck."

Gleich jeglicher tiefgreifenden Neuerung fand auch diejenige Gluck's auf der einen Seite begeisterte Anhänger, auf der andern energische Widersacher. Zu ersteren gesellte sich der für den Aufschwung des deutschen Schauspiels thätige Sonnenfels, der nach der ersten Vorstellung der „Alceste" im Burgtheater am 26. December 1767 schrieb: „Ich befinde mich im Lande der Wunderwerke. Ein ernsthaftes Singspiel ohne Castraten, eine Musik ohne Solfeggien, oder wie ich es lieber nennen möchte, ohne Gurgelei, ein welsches Gedicht ohne Schwulst und Flatterwitz! Mit diesem dreifachen Wunderwerke ist die Schaubühne nächst der Burg wieder eröffnet worden!" Andere dagegen spöttelten über die langweilige „Seelenmesse", als welche sie das ernste, tief tragische Werk bezeichneten, das doch, zumal in seinem ersten Act, Wirkungen erzielte, die nicht nur ihrer Zeit völlig neu erscheinen mußten, sondern zu allen Zeiten erhaben und bewundernswerth bleiben.

Gluck selbst gab in der Widmung seiner nächsten Oper „Paride ed Elena" (1769) — sie blieb, gleich „Orpheus" und „Alceste" von Calzabigi gedichtet, die mindest bedeutende und mindest bekannte unter seinen Reformationsopern — zu erkennen, daß er sich der Tragweite der ihm erstehenden Gegnerschaft wohl bewußt war. „Bei Herausgabe der „Alceste" — heißt es darin u. A. — leitete mich kein anderer Beweggrund als die Hoffnung, Nachfolger auf der nun eröffneten Bahn zu finden, welche, durch den Beifall eines aufgeklärten Publicums angeeifert, den Muth haben würden, die in das italienische Schauspiel eingeführten Mißbräuche abzuschaffen und dasselbe möglichst der Vollendung zuzuführen. Ich beklage, dies bisher vergeblich angestrebt zu haben. Die Feinschmecker und Ueberklugen ohne Zahl, die das größte Hemmniß für den Fortschritt der Künste bilden, sind gegen eine Methode losgebrochen, welche, wenn sie Boden gewinnt, alle ihre Ansprüche auf Urtheil und Leistungsfähigkeit mit einem Mal vernichtet. Man hat geglaubt, nach ungeschickten, schlecht geleiteten und noch schlechter ausgeführten Proben ein Urtheil über „Alceste" abgeben zu können. Im Zimmer hat man die Wirkung berechnet, die sie im Theater hervorbringen könnte . . . Je mehr man nach Wahrheit und Vollendung strebt, um so mehr sind Bestimmtheit und Genauigkeit von Nöthen. Unmerkbar fast sind die Züge, die Rafael von der Schaar der Dutzendmaler unterscheiden. Irgend eine Veränderung des Umrisses, welche die Aehnlichkeit einer Caricatur nicht zerstört, entstellt einen schönen Frauenkopf vollständig. Nur einer geringen Veränderung in der Ausdrucksweise bedarf es, um meine Arie im „Orpheus" „Che farò senza Eurydice"*) in einen Marionettentanz zu verwandeln . . . Darum ist die Gegenwart des Componisten bei Ausführung derartiger Musik gewissermaßen ebenso nothwendig wie die Gegenwart der Sonne in den Werken der Natur. Er ist die Seele und das Leben derselben und ohne ihn bleibt Alles in Verwirrung und Finsterniß. Doch muß man auf derlei Hindernisse gefaßt sein, so lange man auf dieser Welt und unter Menschen lebt, die sich, weil sie ein Paar Augen und Ohren, gleichviel was für welche, haben, berechtigt glauben, über die Kunst zu urtheilen. Die Manie, gerade von den Dingen sprechen zu wollen, die sie am wenigsten verstehen, ist zum Unglück ein nur zu gewöhnlicher Fehler der Menschen . . . Wenn man die Wahrheit sucht, muß man dem Gegenstande gerecht zu werden streben, den man unter den Händen hat. Die größten Schönheiten der Melodie und der Harmonie werden zu Fehlern und Unvollkommenheiten, wenn sie nicht am rechten Orte sind. Ich hoffe in Bezug auf die Absicht, die gewünschte Umwandlung in den Componisten hervorzubringen, von meinem „Paris" keinen besseren Erfolg als von „Alceste", vielmehr sehe ich hier immer größere Hindernisse voraus; gleichwol werde ich mich dadurch nicht von neuen Versuchen zum Besten meines guten Zweckes zurückhalten lassen."

Er hielt Wort. Weiter ging er, der Mann mit dem idealen Streben und stolzen, unbeugsamen Willen, auf dem begonnenen Wege, aller Hemmnisse nicht achtend. Schuf er, vom Hofdienst aufgefordert, nebenher auch noch einiges Leichte, Gelegentliche — wie die Festspiele „Le feste d'Apollo", „Bauci e Filemone" und „Aristeo" für Parma (1769) — das vorgesteckte große Ziel behielt er doch unausgesetzt im Auge. In Wien, wo ihm eine nicht zu unterschätzende Gegenpartei, mit Hasse und Metastasio an der Spitze, im Wege stand, blieb ihm freilich fürs Erste ebenso wenig zu hoffen, als in Norddeutschland, dessen Kritik: Agricola, Kirnberger, Forkel, Nicolai, sich ihm gegenüber feindlich verhielt; wie ja selbst der musikliebende Friedrich der Große das Urtheil verbrach, daß Gluck „keinen Gesang habe und nichts vom großen Operngenre verstehe". Als geeigneterer Boden für Verwirklichung seiner Ideen erschien ihm Frankreich. Lully's und Rameau's Oper, die dort die Bühne beherrschte, war mit ihrer Richtung auf das Dramatische, auf charakteristischen Ausdruck seinem Ideal verwandter; hatte sie doch selbst, wie erwähnt, an Entstehung desselben Antheil gehabt. Ein passendes Gedicht bot ihm Bailly du Rollet, ein kunstbegeisterter französischer Gesandtschaftsattaché, mit seiner Bearbeitung von Racine's „Iphigénie en Aulide" dar, und Gluck zögerte nicht, es in Musik zu setzen. Den Zugang zu der Pariser Académie royale bahnte ihm, auf Maria Theresia's und Josef's II. mächtige Fürsprache, seine ehemalige Schülerin: die Dauphine Marie Antoinette. Der deutsche Künstler ward eingeladen, nach Paris zu kommen, um die Inscenirung seiner „Iphigenie" zu leiten.

Er traf im Spätsommer 1773 daselbst ein. Auch in Paris stieß er auf Hindernisse aller Art, zu deren Ueberwindung es der ganzen Energie seiner Natur bedurfte. Auch hier spalteten sich die Musikfreunde und Kenner in Parteien. Seit im Jahre 1752 eine Gesellschaft italienischer Buffo-Sänger nach Paris gekommen war und sich mit verschiedenen komischen Opern ihrer Heimath schnell ein Publicum gewonnen hatten, waren deren Anhänger unter dem Namen „Buffonisten" zu den Anhängern der französischen Nationaloper, den „Antibuffonisten", in Gegensatz getreten. Mit Heftigkeit entbrannte der Streit. Schriftsteller mischten sich in den Kampf. Neben Grimm und Diderot trat auch Jean Jacques Rousseau auf die Seite der Italiener und deckte nicht allein die Mängel der französischen Oper schonungslos auf, sondern wagte in seiner „Lettre sur la musique française" sogar den Ausspruch, daß die französische Sprache für Musik gänzlich untauglich sei. Auf Betrieb ihrer Gegner mußte die italienische Operngesellschaft am Ende Paris räumen; die Opera buffa aber hinterließ eine heilsame Anregung. Eine neue Schule erstand, welche die Vorzüge des italienischen Gesangs mit den Forderungen des nationalen Geschmacks in Einklang zu bringen strebte. Monsigny, Philidor und vornehmlich der Belgier Grétry bildeten die französische komische Oper, die echte musikalisch-dramatische Repräsentantin des Nationalcharakters der Franzosen, aus. Die große Oper harrte bisher noch einer ähnlichen Vervollkommnung. Sie sollte ihr durch Gluck, der, von der italienischen Schule her kommend, dem dramatischen Gesang Freiheit und Schönheit, der Ausdruckswahrheit Idealität zu verleihen verstand, zu Theil werden. In „Iphigenie" erscheint diese Aufgabe gelöst. Sie vergegenwärtigt zugleich einen entschiedenen Fortschritt über die ihr vorausgegangenen Opern des Meisters. Hier haben wir Charaktere und Leidenschaften, Handlung und dramatische Conflicte, und mit der lebendigen dramatischen Handlung hängt auch die reichere musikalische Gliederung des Ganzen, die weitere Entwickelung von Ensemblesätzen zusammen.

Das Einstudiren seines neuen Werkes ergab für Gluck gleichwol Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Am empfindlichsten war ihm die „barbarische Beschaffenheit" des französischen Gesangs, die gänzlich ungenügende Bildung der Sänger und Sängerinnen. Mit

*) „Ach, ich habe sie verloren!"

unsäglicher Mühe mußte er Solisten, Choristen, selbst Instrumentalisten erst allmälig zur Höhe ihrer Aufgabe emporziehen. Freilich, er war schwer zu befriedigen, der ungeduldige Mann, der an sein wie an Anderer Können stets den strengsten Maßstab legte und keinerlei Pflichtversäumniß ungestraft hingehen ließ. Als Orchesterführer war er gefürchtet; mit zahllosen Wiederholungen peinigte er während der Proben die Kapellmitglieder, so daß diese in Wien, wenn er dirigirte, doppeltes Spielgeld erhalten mußten. Die Pariser Sängerinnen, die siegesgewiß ein „Bravo" von seinen Lippen zu hören erwarteten, brachte er mit seinem kalten „Mademoiselle, il faut bien recommencer!" zur Verzweiflung, und nur seine Versicherung, sich, dafern sie nicht singen wollten, bei der Königin zu verabschieden und sofort nach Wien zurück zu kehren, ließ sie gute Miene zum bösen Spiel machen und sich seinen Anforderungen fügen.

Sogar mit dem Ballet und dessen Hauptvertreter, dem berühmten Vestris, gab es Kämpfe. Dieser „le dieu de la danse" wollte, obwol Gluck bereits das Mögliche gethan hatte, das Ballet in hervorragenderer Weise an der Oper betheiligt wissen. „So tanzt im Himmel, wenn Ihr der Gott des Tanzes seid, nur nicht in meiner Oper!" herrschte Gluck ihn endlich an, da er keine Ruhe geben wollte. Dann wieder begehrte er allen Ernstes, die „Iphigenie" mit einer Chaconne zu schließen. „Mit einer Chaconne?" rief der Tondichter entrüstet, „haben die Griechen Chaconne getanzt?" Schließlich wagt Vestris gar, zu behaupten, daß man nach Gluck's Balletmusik nicht tanzen könne. Er muß auf Befehl Marie Antoinette's den Ritter Gluck um Verzeihung bitten. Kaum aber erblickt dieser, der groß und stark war, den kleinen Mann, als er ihn unter den Armen faßt und eine Balletmelodie aus „Iphigenie" trällernd wohl oder übel dazu im Zimmer umher springen läßt. „Sehen Sie wol," spottet er endlich, nachdem er den Athemlosen auf einen Stuhl fallen ließ, „sehen Sie wol, daß meine Balletmusik tanzbar ist?"

Am 19. April 1774 kam es endlich nach allerhand Intriguen zur ersten, von allen Seiten mit brennender Ungeduld erwarteten Aufführung der „Iphigenie in Aulis". Der Erfolg war getheilt. „Ich bin von derselben hingerissen," schreibt Marie Antoinette ihrer Schwester Marie Christine. „Man kann von nichts Anderem mehr reden; in allen Köpfen herrscht infolge dieses Ereignisses die außerordentlichste Gährung. Unglaublich, man entzweit und bekämpft sich, als ob es sich um eine religiöse Angelegenheit handle." Erst bei der ersten Wiederholung entschied sich Gluck's Sieg. Der zu erwartende Widerspruch der jedem Fortschritt abholden Anhänger Lully's und Rameau's einer-, wie der Italiener andererseits blieb natürlich nicht aus, obwol der Standpunkt Beider jetzt bereits thatsächlich ein durch Gluck überwundener war. Der Streit währte hüben und drüben fort — nur Rousseau bekannte sich als besiegt und zählte hinfort zu Gluck's aufrichtigsten Bewunderern. Selbst Voltaire, das Orakel der Franzosen, trat alsbald für den deutschen Meister ein, dessen Ansehen dermaßen stieg, daß man kaum einen anderen Musiker neben ihm zu nennen wagte. In Schaaren drängte man sich — ein bei der Pariser Oper beispielloser Fall — zu den Proben seiner Opern, so daß Tausende zurückgewiesen werden mußten. Fürsten und Vornehme beeiferten sich, ihm, wenn er den Tactstock niederlegte, Ueberrock oder Perrücke zu reichen, die er während der Probe abzulegen pflegte. Allen voran zeichnete ihn Marie Antoinette aus, deren Gast er in Paris war. Er hatte sogar bei ihrer Toilette stets Zutritt, und sie ließ sich gern von ihm aufwarten. Seine Gesellschaft war eine allseitig begehrte, und als bevorzugt galten die, welche sich derselben erfreuen durften.

Bei lebhaftem feurigen Naturell und liebenswürdigem Humor im geselligen Verkehr war ihm doch selbst seinen Freunden gegenüber ein förmliches höfisches Wesen eigen. Sobald er aber am Flügel saß, war er ganz Musiker. Mit Vorliebe sprach er von Musik, zumal von der eigenen. Noch als 71jähriger Greis gerieth er bis zu Thränen in Leidenschaft und Feuer, wenn die Rede auf seine Opern kam; war er doch auch bei der Arbeit derart von seinem Gegenstand erfüllt, daß er Schlafen und Essen vergaß und des Nachts aus dem Bette, beim Speisen von der Tafel aufstand, um seine Gedanken niederzuschreiben. Bezeichnend für ihn ist der Ausspruch: „Ehe ich arbeite, suche ich vor allen Dingen zu vergessen, daß ich Musiker bin. Ich vergesse mich selber, nur um meine Personen zu sehen. Den Plan der Oper entwerfe ich immer, wenn ich mitten im Parterre sitze. Bin ich einmal mit der Composition des Ganzen und mit der Charakteristik der Hauptpersonen im Reinen, so betrachte ich die Oper als fertig, obgleich ich noch keine Note niedergeschrieben habe. Diese Vorbereitung kostet mich aber auch gewöhnlich ein ganzes Jahr und zieht mir nicht selten eine schwere Krankheit zu."

Vierzehn Vorstellungen der „Iphigenie" hatten der Direction 70818 Livres eingebracht. Gluck selbst empfing für die Oper wie für jede folgende ein Honorar von 20000 Livres. Außerdem war ihm bei Aufführung von drei Opern eine lebenslängliche Pension von 1000 Livres zugesichert, die sich später auf 3000 steigerte. Den Parisern weiterhin auch die Bekanntschaft mit einer französischen Umarbeitung seines „Orpheus", sowie mit seinen älteren Operetten „L'arbre enchanté" und „La Cythère assiégée" vermittelnd, kehrte er im Frühjahr 1775 nach Wien zurück, woselbst ihn seine hohe Gönnerin, die Kaiserin, nachdem er 1764 sein Hofkapellmeisteramt niedergelegt, 1774 mit dem gleichen Gehalt zu ihrem „Hofcompositor" ernannt hatte. Er brachte zwei neue Aufträge der Pariser Akademie in Gestalt der Quinault'schen Operndichtungen „Roland" und „Armide" mit in die Heimath. Doch nur letztere kam zu musikalischer Ausführung. Die angefangene Arbeit an ersterem verbrannte Gluck sofort, als ihm zu Ohren kam, daß, zufolge eines unehrlichen Spiels der welschen Partei und der Geliebten des Königs, Gräfin du Barry, gleichzeitig mit ihm auch Piccini den Auftrag zur Composition des „Roland" erhalten hatte. Diesen, den angesehensten der derzeitigen italienischen Operncomponisten, hatte man zu Gluck's Rivalen ausersehen, um damit zugleich gegen seine Beschützerin, die nunmehrige Königin Marie Antoinette, einen Streich zu führen. Bitter beschwerte sich Gluck in einem Briefe an du Rollet über die ihm angethane Beleidigung, indem er sich zugleich zu einem Angriff auf seinen Gegner herbeiließ. Die Veröffentlichung dieses Schreibens in der „Année litteraire" vom Jahre 1776 gab das Signal zum Ausbruch eines Kampfes, wie er mit ähnlicher Leidenschaft wol nie in künstlerischen Fragen entbrannte. Als „Gluckisten" und „Piccinisten" standen sich jetzt die Parteien gegenüber. Gluck selber betheiligte sich mehrfach an der journalistischen Polemik, und nicht nur die Musiker und Kritiker befehdeten sich in Zeitungen und Flugschriften aufs heftigste, auch das Publicum, die höchsten Kreise französischer Literatur und Gesellschaft, selbst die königliche Familie sah sich hineingezogen in das fanatische Treiben.

Im April 1776 dirigirte Gluck in Paris seine für dort neu bearbeitete „Alceste". Sie fiel durch und wurde ausgezischt. In Verzweiflung stürzte der Meister aus dem Opernhause und warf sich, thränenden Auges, einem ihm begegnenden Freunde mit den Worten in die Arme: „Alceste est tombée!" „Oui," lautete die Antwort, „mais elle est tombée du ciel!"

Ein Jahr später, am 23. September 1777, hatte „Armide" ein ähnliches Schicksal in Paris wie „Alceste". Auch sie lebte sich erst allmälig in die Gunst des Publicums ein. Minder heimisch allerdings als in der Welt der Antike, dem Stoffgebiet seiner anderen Meisteropern, war Gluck's Genius im Bereich der mittelalterlichen Romantik, in dem „Armide" spielt. Für das Phantastische, Zauberhafte ist seine Weise zu pathetisch, feierlich, für den Ausdruck sinnlichen Liebesspiels zu keusch und vornehm gemessen, obschon er selber meinte, wenn er der ewigen Seligkeit verlustig gehe, so müsse es wegen der sinnlichen Gluth dieser Liebesscene sein. Was die Größe dieses Tondramas bedingt, ist nicht das Gluck vollkommen fern liegende erotische, sondern das dämonische Element darin.

Einige Monate später, im Januar 1778, debütirte Piccini, der sich in der ihm aufgedrungenen Rolle eines Rivalen des großen deutschen Künstlers so unbehaglich wie möglich fühlte, mit seinem „Roland". Gluck war großmüthig genug, seinem kleinmüthigen und verzagten Gegner durch Leitung der Proben seiner Oper zu Hilfe zu kommen, so daß dieser den Beifall, den dieselbe fand, in erster Linie Gluck's sieggewohnter Führerschaft zu danken hatte.

Ja, groß und edel wie seine Werke, war Gluck selbst. Die Gunst der Großen wie der Menge, so sehr er sich derselben erfreuen durfte, galt ihm wenig. Er schmeichelte Niemandem, wollte durch nichts glänzen als durch eigenes Verdienst. Seinen Kunstgenossen leistete er gern Beistand. Salieri und Méhul half er Laufbahn und Ruhm begründen. Auch Mozart, dessen leuchtend aufgehender Stern sich noch mit seinem untergehenden berührte, erfuhr seine warme Theilnahme. Zahllose Wohlthaten übten Gluck und seine Frau in der Stille. Die Ehren und Glücksgüter, mit denen der Himmel ihn gesegnet hatte und die seinem stolzen Unabhängigkeitsbedürfniß zu Statten kamen, sollten auch Anderen zum Segen gereichen. Natürliche Erben waren ihm ohnehin nicht gegeben; selbst seine geliebte Nichte Marianne, die er an Kindesstatt angenommen und die, wie er in einem Briefe an Wieland sagt, seine einzige Hoffnung, sein Trost und die Seele seiner Arbeiten war, raubte ihm ein früher

Tod. Auch seinem sonst so glücklichen, bevorzugten Leben fehlte es, wie jeglichem Menschendasein, eben nicht an Schatten. Doch schmückte es die Freundschaft der Besten, und die Vornehmsten unseres Volkes, Klopstock, Wieland, Herder an ihrer Spitze, brachten ihm ihre begeisterten Huldigungen dar. Was sie an ihm besaß, wußte die Welt schon bei seinen Lebzeiten — eine rühmenswerthe Ausnahmserscheinung im Leben eines deutschen Künstlers.

Mehr und mehr verstummten endlich auch Gluck's Gegner in Paris. Sein meisterlichstes Werk: die auf einen Text von Guillard gesetzte „Iphigenie in Tauris“, fand sich bei ihrem Eintritt in die Oeffentlichkeit am 18. Mai 1779 fast einstimmig anerkannt. Man war entzückt, hingerissen von dieser „heiligen Musik“, wie Herder sie nannte. Der Geist der Antike war durch sie wieder auferweckt worden in all seiner hehren Größe und Wahrhaftigkeit, und was man einst zwei Jahrhunderte früher bei Schöpfung der Oper gewollt, das war nun zu glorreicher Erfüllung gekommen.

Die Reformation der Oper in Gluck's Sinne war damit beendet. Er zog sich, nachdem er die Pariser noch mit einem kleineren Werk „Echo et Narcisse“ (September 1779) beschenkt, nun endgiltig nach seinem lieben Wien zurück. Dort sah er aus der Ferne dem traurigen Schiffbruch zu, den Piccini mit seiner „Iphigenie in Tauris“ (im Januar 1781) erlitt, indeß seine eigene Oper gleichen Namens am 2. April 1782 ihre 151. Vorstellung erlebte und die Lieblingsoper der Franzosen blieb, wie sie sich auch in Deutschland unter den fünf großen Meisteropern Gluck's, die unsere Bühnen zieren, in besonderer Gunst erhielt.

Beschaulicher Ruhe hingegeben, verbrachte Gluck seine letzten Jahre. Er beschäftigte sich wol noch mit einem früher begonnenen Werke: der „Hermannsschlacht“ seines Lieblings Klopstock, dessen Oden er auch in Musik übertragen hatte; ja er schrieb dem Dichter, daß er mit Vollendung dieser höchsten Aufgabe seine musikalischen Arbeiten zu beschließen gedenke. Einzelne Gesänge daraus, die „fast ganz declamatorisch, selten nur melodisch“ gehalten waren, trug er dem ihn besuchenden Berliner Kapellmeister Reichardt im Sommer 1783 mit schwacher rauher Stimme am Klavier vor. Er verjüngte sich völlig in der Begeisterung, und die Thränen liefen ihm über die Wangen herab. Fast Alles stand schon fertig vor seinem Geiste; bei seiner Gewohnheit, Alles im Kopfe erst auszugestalten, brachte er es aber nicht auf das Papier. Seine Lieblingsschöpfung nahm er mit sich ins Grab. Während einer Spazierfahrt mit seiner Gattin nahte ihm nach wiederholten Schlaganfällen ungeahnt am 15. November 1787 der Tod und machte seinem Leben ein schnelles Ende.

Auf dem Matzleinsdorfer katholischen Friedhof in Wien wurde er am 17. November unter Theilnahme zahlloser Leidtragender in die Erde gebettet. Seinem Grab gab man auf einer einfachen Tafel die Inschrift:

Hier ruht
ein rechtschaffener deut-
scher Mann. Ein eifriger
Christ. Ein treuer Gatte.
Christoph Ritter Gluck,
der erhabenen Tonkunst
großer Meister.
Er starb am 15. November 1787.

Die dankbare Nachwelt errichtete ihm im Jahre 1846 ein stattlicheres Grabdenkmal: einen Obelisken mit Gluck's in Erz gegossenem Medaillon. Im Würfel unter dem Obelisken erhielt der alte Denkstein seinen Platz. Doch soll Gluck nicht für alle Zeiten dort ruhen. Neuerdings plant man eine Uebertragung seiner irdischen Reste mit denen Beethoven's und Schubert's vereint in die Gräberhalle für berühmte Männer innerhalb der großen Todtenstadt des neuen Wiener Centralfriedhofs.

Gluck's Reform lebte und wirkte weiter. Naturgemäß wurden, da sie zugleich die Ausbildung des französischen Opernideals bedeutete, ihre Resultate zunächst deutlicher in Frankreich als bei uns wahrnehmbar. Der Charakter der großen Oper in Paris wurde wesentlich durch Gluck bestimmt, und die Besten, die für sie schufen: Méhul, Cherubini, Spontini, wurzelten in seiner Größe. Sie steigerten die dramatische Ausdrucksfähigkeit der Musik mannigfach; über Gluck hinauszuwachsen aber vermochte keiner von ihnen.

In seinem deutschen Vaterland blieb er, der große Tragiker, ohne directen Nachfolger. Mozart, der ihm den Herrscherstab in der Oper aus der Hand nahm, schlug, obgleich er im „Idomeneo“ verwandten Zielen zusteuerte, bald andere Wege ein. Seine unspeculative reine Musiknatur suchte ihre Aufgaben in anderer Richtung. Gluck beklagte oft, daß keiner unter den Deutschen von ihm lernen wolle. Nichtsdestoweniger haben sie Alle, von Mozart angefangen, von ihm gelernt: die Wahrheit und Natürlichkeit, die er der Kunst zurückgewonnen, blieb hinfort ihrer Aller unveräußerliches Erbtheil.

Hundert Jahre nach Gluck aber kam Einer, der an ihn anknüpfte, freilich weiter ging, als Jener gewollt und geahnt. Gluck hatte zuerst die Nothwendigkeit einer vollkommenen Einheit zwischen Wort- und Tondichtung mit Bewußtsein und als Grundsatz ausgesprochen und diesen Grundsatz durch Thaten von ewiger Giltigkeit beglaubigt. Ein einheitliches Kunstwerk mit geschlossenen Einzelformen, mit Arie, Recitativ, Tanzstück &c., als durch ihn höher entwickelte, für sich selbständige Gestaltungen, hatte er geschaffen. An eine Beeinträchtigung der Formen seiner Kunst, an Lösung der traditionellen Fesseln zu Gunsten des Dramas jedoch hatte er nicht gedacht. Nun dachte Richard Wagner da weiter, wo Gluck zu denken aufgehört hatte, und baute auf dem Fundament der classischen Musiktragödie seines Vorgängers sein neues romantisches Musikdrama auf. Damit erfüllte sich, was einst Herder prophetischen Geistes mit Bezug auf Gluck ausgesprochen: „Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der — diesen Trödlerkram werthloser Töne verachtend — die Nothwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindungen und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine Musikus brüstet, daß die Poesie seiner Kunst diene, stieg er hinab und ließ, so weit es der Geschmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuließ, den Worten, der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. Er hat Nacheiferer, und vielleicht eifert ihm bald Jemand vor: daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Klingklangs umwirft und ein Odeum aufrichtet, ein zusammenhangend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Action, Decoration Eins sind.“

Im „Kunstwerk der Zukunft“ hat sich des Dichters Ahnung verwirklicht. So lebt Gluck, nachdem ein Jahrhundert über seinen Tod dahingegangen, noch heute mittelbar und unmittelbar für uns weiter, als einer der Ewigen in der Kunst, die nicht sterben hienieden.

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 7. Nov. unter Vorsitz Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg.

Die Versammlung, welcher Se. königl. Hoheit Prinz Friedrich August beiwohnte, wurde mit Begrüßung der Mitglieder durch Generallieutenant v. Carlowitz eröffnet, welcher des am 11. Juni d. J. nach Schloß Moritzburg unternommenen Vereinsausfluges gedachte. Es erfolgte hierauf der vorläufige Bericht über den Stand der Inventarisationsarbeiten, welche in der Januarsitzung 1888 eine ausführliche Besprechung finden werden, wie über die durch Historienmaler Krauße ausgeführte Restaurirung des Giebelwandschmuckes der Kirche zu Klösterlein bei Aue. Ferner folgte ein Bericht über das Vereinsmuseum, aus welchem an das königl. prähistorische Museum die prähistorischen und verwandten Gegenstände abgegeben worden sind. Die seiner Zeit beschlossene Etikettirung der Museumsgegenstände ist vollendet, zu ihnen haben sich kunsthistorisch sehr bemerkenswerthe Altarwerke gesellt, der Klosterkirche zu Grimma entstammend, welche dem Verein schon seit dem Jahre 1872 übergeben sind, bisher aber wegen Raummangels keine Aufstellung finden konnten; der Besuch des Vereinsmuseums hat im Laufe dieses Jahres erfreulicherweise zugenommen. Angemeldet wurden sechs neue Mitglieder und durch einstimmigen Zuruf wurden die Städte Mylau und Zschopau, sowie das Museum zu Mylau als Mitglieder aufgenommen. Den Beschluß der Sitzung bildete der Vortrag des Archivraths Dr. Ermisch: „Aus der Geschichte des Archivgebäudes am Taschenberge zu Dresden“, welcher erweitert im nächsten Hefte des „Neuen Archives für sächsische Geschichte“ erscheinen wird. Südlich und westlich fügten sich an das kurfürstliche Schloß Gartenanlagen, in welchen im Jahre 1586 ein hölzernes Judicirhaus errichtet wurde, welches mit den Ritterspielen des Hofes in Verbindung stand; an seine Stelle trat im Jahre 1597 ein Ballhaus, aber auch dieses wurde im Jahre 1664 durch ein vom Oberlandbaumeister Wolf Kaspar v. Klengel errichtetes Komödienhaus verdrängt. Größe und prächtige Ausstattung dieses, namentlich Opernaufführungen dienenden Baues rühmen die Zeitgenossen und zeigen die Kupferstiche von Harms, welche der Vortragende mit anderen bezüglichen Zeichnungen und

Schriften ausgelegt hatte. Als unter Kurfürst Friedrich August I. die französische Komödie am Hofe Eingang fand und für deren Zwecke seit 1646 ein neues Schauspielhaus errichtet worden, wandelte man das Komödienhaus zur katholischen Hofkapelle um. Nach der Errichtung der katholischen Hofkirche durch Chiaveri (1751) diente ferner das Gebäude dem Orgelbauer Gottfried Silbermann als Werkstätte und Wohnung. Hier schuf der Meister sein Hauptwerk für die katholische Hofkirche und in diesem Gebäude schloß er am 4. August 1753 seine Augen. Doch die Wandlungen des Gebäudes waren noch nicht beendigt. Nachdem dasselbe 1755—57 abermals als Ballhaus, darauf als Vorrathsraum benutzt worden war, erfolgten seit 1802 bedeutende Veränderungen des Gebäudes nach den Plänen des Oberlandbaumeisters Hauptmann, um das geh. Archiv aufzunehmen (1809), und mit dem Jahre 1834 entfaltete sich in den erweiterten Räumen die Thätigkeit des königl. Hauptstaatsarchives, mit welchem im Jahre 1873 das königl. Finanzarchiv vereinigt wurde. Nach der bevorstehenden Ueberführung des Archives in einen Theil des umgebauten königl. Zeughauses wird das Gebäude niedergelegt werden und Gartenanlagen werden sich an der erinnerungsreichen Stätte entfalten.

Dr. Steche.

Karl Woermann's Katalog der königlichen Gemäldegalerie zu Dresden.

Als Julius Hübner am 1. September 1882 das Amt eines Directors an der königlichen Gemäldegalerie niederlegte, machte er seinem Herzen in einem Sonett Luft, in welchem er von den „lieben" Bildern Abschied nahm. Dieselben anredend, verstieg er sich zu der kühnen Behauptung: „Wir kennen uns! Ich darf es kühnlich sagen, Denn keiner hat euch so wie ich gekannt."

Wer nach diesem nicht gerade bescheidenen Bekenntniß Umschau hielt, in wie weit diese Kennerschaft Hübner's von urtheilsfähigen Männern anerkannt wurde, und welchen Ansehens sich der von ihm verfaßte Katalog der Galerie in den Kreisen der Kunstforscher erfreute, dem mochten wol Stimmen genug zu Ohren kommen, welche diese unbedingte Kennerschaft mindestens als eine poetische Uebertreibung bezeichneten. War es doch ein offenkundiges Geheimniß, daß Hübner's „für seine Zeit anerkennenswerther" Katalog schon lange nicht mehr den Anforderungen entsprach, die man nach den Fortschritten der Kunstwissenschaft an eine derartige Arbeit zu stellen berechtigt ist, da seine Zuweisungen der einzelnen Gemälde sich in vielen Fällen im Widerspruch zu den sicheren Ergebnissen der neueren Forschung befanden. Nicht nur, daß Hübner hartnäckig fortfuhr, die Echtheit der Holbein'schen Madonna zu vertheidigen, nachdem die deutsche Kunstwissenschaft fast einstimmig in ihr eine Copie erkannt hatte, eine Behauptung, welche durch die neuerlich erfolgte Restauration des Darmstädter Originals durch Alois Hauser in München glänzend bestätigt worden ist, fanden unter seiner Mitwirkung auch eine Reihe von Erwerbungen älterer Bilder statt, welche von der Kritik ebenfalls ziemlich einstimmig als wenig glücklich und zum Theil zu kostspielig hingestellt wurden.*) Und selbst in Fällen, wo es gelungen war, ein wirklich bedeutendes älteres Gemälde zu gewinnen, irrte sich Hübner in ihrer Taufe, indem er z. B. einen charakteristischen Lorenzo di Credi für einen Leonardo da Vinci erklärte, die „Heilige Familie" des Piero di Cosimo fälschlich dem Signorelli zuschrieb und die „Römische Berglandschaft" François Millet's als „ein Bild von seltenster Schönheit aus der Blüthezeit" Gaspar Poussin's bewunderte.

Es wäre Unrecht, um dieser und ähnlicher Irrthümer willen das Verdienst Hübner's um die Galerie und ihren Katalog herabsetzen zu wollen, da auf diesem schwierigen Gebiete selbst die größten Kenner bisweilen gestrauchelt sind. Aber die Art, wie er seine Ansichten vertrat, und die Unbekümmertheit, mit der er an den Resultaten der neueren Kunstforschung achtlos vorüberging, macht es erklärlich, daß man sein Scheiden aus dem Amte nicht eben bedauerte.

Um so allgemeiner war die Freude, als sich die Nachricht verbreitete, daß die königliche Staatsregierung Hrn. Dr. Karl Woermann aus Düsseldorf zu Hübner's Nachfolger ernannt habe, und daß der neue Director, der sich durch seine Mitarbeiterschaft und selbstständige Fortsetzung von Woltmann's Geschichte der Malerei bereits einen geachteten Namen erworben hatte, sofort an die Ausarbeitung eines neuen Kataloges gehen werde.*)

Woermann hat die auf ihn gesetzten Erwartungen im vollsten Maße gerechtfertigt. In der kurzen Zeit von fünf Jahren hat er die schwierige Aufgabe einer vollständigen Neukatalogisirung des ganzen Galeriebestandes erledigt und ein Werk geschaffen, das sich den neuen Verzeichnissen der Berliner, Wiener und Münchener Gemäldesammlungen in wissenschaftlicher Hinsicht ebenbürtig zur Seite stellt und in praktischer Beziehung sie sogar übertrifft.

Denn während z. B. das beschreibende Verzeichniß der Gemälde der Wiener Belvederes von Eduard von Engerth und ebenso das von Julius Meyer in Gemeinschaft mit W. Bode und L. Scheibler bearbeitete Verzeichniß der Berliner Museumsbilder alphabetisch angeordnet sind und schon deshalb für die praktische Benutzung unzweckmäßig erscheinen, hat Woermann mit Recht die bereits von Hübner eingeführte Eintheilung nach Schulen beibehalten und dieselbe sogar bei den modernen Bildern des zweiten Stockes durchzuführen versucht. Dazu kommt noch, daß der neue Dresdner Katalog trotz der Fülle von Belehrung, die er bietet, den Umfang eines leicht handlichen Bandes nicht überschreitet und für den mäßigen Preis von vier Mark zu haben ist, während Engerth drei große Octavbände in Anspruch nahm, die zwar vortreffliche Dienste für das Studium zu Hause leisten, aber abgesehen von ihrem höchst ansehnlichen Preis nur unbequem vor den Bildern selbst gebraucht werden können.

Im Uebrigen gleicht die Einrichtung von Woermann's Katalog in allen wesentlichen Stücken den eben genannten Vorbildern. Jedes der verzeichneten Gemälde ist mit kurzen Worten, jedoch stets ausreichend beschrieben, so daß fortan über die Identität eines Bildes kein Zweifel mehr möglich ist. Zur Orientirung über die kunstgeschichtliche Stellung der Künstler wurden die nöthigsten Daten über ihr Leben beigefügt. Sie beruhen auf den besten neueren Forschungen und beweisen, daß Woermann auf diesem Gebiete ungewöhnlich unterrichtet ist. Wo es nöthig erschien, eine noch nicht allgemein bekannte oder anerkannte Angabe zu rechtfertigen, findet man ihre Begründung in Hinweisen auf die betreffende Literatur. Dasselbe Verfahren ist auch überall da eingeschlagen worden, wo es sich um die Umtaufe oder Neubenennung eines Bildes handelt. Ueberhaupt dürfte dem sorgsamen Verfasser kaum eine Erwähnung eines Bildes der Dresdner Galerie in der kunsthistorischen Literatur entgangen sein. Er kennt Alles, von den umfassenden Untersuchungen über die Galerie an bis zu dem geringsten Aufsatz in einem Journale, und wo er fremde Resultate unberücksichtigt läßt, darf man annehmen, daß dieselben der Berücksichtigung nicht werth sind. Auf diese Weise ist sein Katalog ein zuverlässiger Führer nicht nur durch die Säle der Dresdner Galerie geworden, sondern leistet auch demjenigen die besten Dienste, welcher sich durch den Anblick der einzelnen Gemälde zu einer eingehenderen Beschäftigung mit kunstgeschichtlichen Fragen angetrieben fühlt.

Zur Entscheidung darüber, ob ein Gemälde als echt oder als Copie anzusehen sei, ist es von wesentlicher Bedeutung, seine Geschichte zu kennen. Woermann hat daher eine große Sorgfalt auf die Ermittelung der Herkunft der Gemälde, über ihren Ankauf oder ihr erstes Auftauchen in den Galerieverzeichnissen, verwandt und das Ergebniß seiner diesbezüglichen Forschungen regelmäßig mitgetheilt. Demselben Zwecke dient die Reproduction der Künstlerinschriften, welche eigens für den neuen Katalog von dem Galerieinspector Gustav Müller neu gezeichnet wurden. Hand in Hand mit dieser umfangreichen Arbeit ging die Ausmessung aller Bilder nach ihrem räumlichen Umfang**) und die Ermittelung der verschiedenen zur Verwendung gelangten Holzarten, welche in vielen Fällen für die Zuschreibungen der Gemälde eine entscheidende Bedeutung haben. Als eine höchst erfreuliche Neuerung, welche sich z. B. in dem Verzeichniß des Berliner Museums noch nicht findet, haben wir die Hinweise auf die Vervielfältigungen der Bilder in Stichen, Holzschnitten, Photographien u. s. w. zu begrüßen. Es wird durch sie dem Kunstfreund, der eine Reproduction eines ihm besonders zusagenden Werkes zu erwerben wünscht, Gelegenheit gegeben, sich leicht über

---

*) Am schärfsten trat O. Eisenmann in einem die „neueren Erwerbungen der Dresdener Galerie" behandelnden Aufsatz der „Kunstchronik" (XVI. Sp. 649—655) gegen Hübner auf.

*) Vgl. M. Thausing, Wiener Kunstbriefe. Leipzig 1884. 8°. S. 335–339, und Carl Hoff, Künstler und Kunstschreiber. München 1882. 8°. S. 13.

**) Die Verschiedenheiten der diesbezüglichen Angaben zwischen dem neuen und alten Katalog fallen besonders auf, da man annehmen sollte, daß in diesen mathematischen Dingen größere Irrthümer unmöglich wären.

die verschiedenen Nachbildungen zu orientiren und seine Wahl unabhängig von dem Vorschlage des Kunsthändlers zu treffen.

So viel dürfte sich aus diesen knappen Bemerkungen über die äußere Einrichtung von Woermann's Katalog ergeben, daß wir es hier mit einem durchaus praktisch angelegten Buche zu thun haben, welches sich sicher bald die Gunst aller Galeriebesucher erwerben wird. Da indessen für das Bedürfniß vieler derselben der Katalog unnöthig umfänglich erscheinen könnte, hat die königl. Generaldirection gleichzeitig mit der größeren eine kleinere Ausgabe im Preise von Mark 1,50 erscheinen lassen, deren Benutzung sich für alle Diejenigen empfiehlt, welchen es genügt, die Schätze der Galerie überhaupt kennen zu lernen.

Fallen die praktischen Vorzüge des neuen Kataloges schon auf den ersten Blick deutlich in die Augen, so bedarf es zur Feststellung seines wissenschaftlichen Werthes allerdings einer eingehenderen Prüfung, welche den Fachblättern vorbehalten bleiben muß. Doch wollen wir nicht unterlassen, auch an dieser Stelle hervorzuheben, daß Woermann mit der bereits an ihm gerühmten Beherrschung der einschlägigen Literatur eine Ruhe und Sachlichkeit in der Beurtheilung verbindet, die auf das Wohlthuendste berührt. Statt durch Aufstellung glänzender Hypothesen zu blenden, hat er in zahlreichen Fällen die ursprüngliche Bezeichnung der Bilder wieder hergestellt, und wo er eine Umtaufe vorgenommen hat, giebt er stets die Gründe an, die ihn dazu bewogen haben. Daß dieselben allerdings ziemlich häufig nöthig gewesen sind, hat in dem unkritischen Verfahren seines Vorgängers seinen Grund. Wer sich die Mühe nimmt, die Angaben seines Kataloges mit denen des Hübner'schen zu vergleichen, der wird schon nach wenigen Seiten finden, daß die Abweichungen bedeutend hervortreten. So sind von 672 Bildern der italienischen Schule allein bei 138 veränderte Angaben nöthig geworden. Mancher stolze Name ist dabei aus dem Register verschwunden, manches Original zur Copie herabgedrückt, manches eigenhändige Werk als ein Schulbild erwiesen worden. Holbein's Madonna wird in Zukunft ebenso wenig als Original gelten können wie Moretto's „Madonna von Paitone", die „büßende Magdalena" Correggio's erscheint nicht mehr unter den eigenhändigen Werken des Meisters, Leonardo da Vinci fehlt ganz in den Reihen der Galerie, und das von Hübner als ein vortreffliches Bild bezeichnete Selbstporträt Albert Cuyp's hat nebst zwei anderen dem Künstler untergeschobenen Gemälden diesen Ruhmestitel wieder aufgeben müssen. Für diesen Verlust, welcher übrigens für jeden unbefangen urtheilenden Menschen gar nicht existirt, entschädigt uns eine Reihe gleichfalls berühmter Namen, die zum Theil in der Galerie noch nicht zu finden waren. Sano di Pietro, Piero di Cosimo, Giov. Fr. Caroto, Carlo Portelli, Francesco Salviati, Pier Francesco Bissolo, Francesco Cossa erscheinen zum ersten Male im Katalog, während die Namen eines Denijs Calvaert, der früher nur mit einer Copie nach Raphael vertreten war, eines Vincenzo Catena, Lorenzo di Credi, Dosso Dossi und vor Allem Giorgiones von den ihnen fälschlich zugeschriebenen Bildern getrennt und den wirklich von ihnen herrührenden zuertheilt sind.

Es versteht sich, daß Woermann bei diesen Neubenennungen und Umtaufen sich vielfach die Zuschreibungen Lermolieff's angeeignet hat, der zuerst als ein entschiedener Gegner der Hübner'schen Bestimmungen aufgetreten ist. Indessen verfährt er auch Lermolieff gegenüber durchaus selbstständig, indem er ihm nur nach vorausgegangener Prüfung und Vergleichung beipflichtet und nicht selten die himmelstürmenden Urtheile dieses Kenners mildert. Dafür befindet er sich häufig in Uebereinstimmung mit den Ansichten Crowe's und Cavalcaselle's, während ihm für die Untersuchung der Niederländer G. F. Waagen's und W. Bode's Forschungen, für die altdeutschen und frühniederländischen Bilder L. Scheibler's Mittheilungen willkommene Unterstützung boten.

So gewissermaßen unter der Mitwirkung der anerkanntesten Kunstkenner unserer Zeit entstanden und mit allen Hilfsmitteln, die dem modernen Forscher zu Gebote stehen, durchgeführt, bietet Woermann's Katalog die größtmögliche Garantie in Bezug auf die Sicherheit seiner Resultate. Ohne Zweifel wird die fortschreitende Entwickelung des vergleichenden Bilderstudiums noch mancherlei Irrthümer in Woermann's Arbeit berichtigen, ohne Zweifel wird es seinen eigenen Bemühungen gelingen, diese und jene ungelöst gebliebenen Räthsel zu ergründen: jedesfalls steht schon heute so viel fest, daß wir durch ihn die dauernde Grundlage eines allen Anforderungen der Kunstwissenschaft genügenden Verzeichnisses erhalten haben. Dr. L.

Bücherbesprechungen.

γ. Beitrag zur theoretischen und praktischen Ausbildung der Cavallerie im Felddienst nebst erläuternden Beispielen. Von Junk, Rittmeister. Gera, A. Reisewitz. Preis 2,40 Mark. — Das sehr anregend geschriebene Buch fußt noch auf dem inzwischen veralteten grünen Buch über Felddienst; die vom Verfasser ausgesprochenen Anschauungen über Nothwendigkeit und Entwickelungsgang einer peinlich sorgfältigen Einzelausbildung des Cavalleristen im Felddienst bestehen aber nichtsdestoweniger voll zu Recht. Man kann und wird in einzelnen Punkten anderer Ansicht sein als der Verfasser; viel Anregendes und Beherzigenswerthes wird aber der Reiterofficier gewiß aus der Lectüre des Buches schöpfen. Man darf nicht vergessen, daß die deutsche Reiterei ihren großen und verdienten Ruf weniger dem „rittigen" Menschenmaterial zu verdanken hat, aus dem sie sich rekrutirt, als der vorzüglichen Ausbildung dieses Materials, wodurch dasselbe in den Stand gesetzt wird, als Auge und Ohr der Armeeleitung verwendet zu werden. Der Ersatz, wie ihn die meisten österreichischen Reiterregimenter und theilweise auch russische Reitertruppen haben, läßt sich, was Verständniß für das Pferd und Reiten anbetrifft, kaum mit dem unseren vergleichen. Was hat aber der deutschen Cavallerie das große Uebergewicht verschafft? Lediglich das, daß sie nicht nur mit den Schenkeln, sondern mit Verstand reitet. Das „Warum" und „Wozu", das Verständniß beim Reiter zu wecken und so weit als nur möglich auszubilden, das ist der Wunsch des Verfassers, darauf hinaus zielt seine Schrift.

M.-Fr. Alt-Egypten von D. Miquel Morayta, Professor an der Universität Madrid. Deutsch von Dr. Adolf Schwarz. Berlin 1888. Karl Siegismund. 75 Seiten. 1,50 ℳ. — Wer die große Zahl neuerer deutscher Arbeiten über das Wunderland der Pharaonen kennt, wird zunächst in Zweifel sein müssen, ob diese spanische Abhandlung auch in deutschem Gewande zu erscheinen nöthig hat, zumal wenn er merkt, daß die deutschen gelehrten Schriften über diesen Gegenstand nur wenig neben den französischen hier zu Rathe gezogen sind. Aber wenn der Verfasser auch durchaus nicht neue Aufschlüsse zu geben in der Lage war, ist doch die Gewandtheit, mit welcher er den großen und großartigen Stoff behandelt, höchster Anerkennung werth. Es ist eine sehr angenehme Lectüre, wohl zu empfehlen Jedem, der für wenig Geld ein abgerundetes Bild der altägyptischen Cultur studiren möchte. Er findet zuerst eine kurze, aber lebendige Uebersicht über die Geschichte der ersten zwölf Dynastien, eine deutliche Darstellung der Götterwelt Altägyptens in ihrer Einheit und ihrer Vielheit und eine Skizze der Anschauungen von der Schöpfung der Welt und des Menschen. Es folgen Einzelheiten über den Cultus und das Priesterthum, über die Vorstellungen von der menschlichen Seele und der Auferstehung des Fleisches, über die geschichtlichen Veränderungen in dem Begriffe des Jenseits, endlich eingehendere Mittheilungen über das Sittengesetz, die bürgerliche Gesetzgebung, Sprache und Schrift, Literatur und Gelehrtenthum, Kunst und Wissenschaft. Den Schluß macht eine gedrängte Uebersicht der späteren Geschichte und ein geschichtsphilosophischer Umblick unter den Völkern der alten Zeit, der in dem Satze gipfelt: Aegypten wurde im ersten Abschnitte der alten Geschichte das, was Griechenland im zweiten und Rom im dritten waren: der große Erzieher, welcher die erste Stelle auf dem Wege der immer voranschreitenden Menschheit einnahm. Die Uebersetzung liest sich gut, die Ausstattung ist recht gefällig.

J.— Ole Bull, der Geigenkönig. Ein Künstlerleben. Frei nach dem Original der Sarah C. Bull bearbeitet von L. Ottmann. Stuttgart, Lutz 1886. Preis 3,50 ℳ. — Das vorliegende Buch gehört nicht zu jenen Künstlerbiographien höheren Stils, die uns mit dem Lebensgang des Geschilderten zugleich ein Bild des Zeit- und Kunstlebens vorführen, in dessen Mitte er stand und dessen Einwirkungen die Entwickelung seiner künstlerischen Persönlichkeit wesentlich bedingten; es beschränkt sich auf Anführung der Ereignisse und Thaten, aus denen sich das Dasein des betreffenden Künstlers zusammensetzte. Das Leben Ole Bull's, der mit seiner Geige die Welt unermüdlich durchwanderte, war ein wechselvolles, ereignißreiches, und so liest sich auch das von der Hand seiner zweiten Gattin, Sarah C. Bull, einer Amerikanerin, in anspruchsloser Weise gezeichnete, von L. Ottmann fließend übersetzte Lebensbild wenn nicht im tieferen Sinn belehrend und anregend, so doch unterhaltend und angenehm. Das beigegebene Porträt charakterisirt aufs Liebenswürdigste die eigenartige und bedeutende Individualität des berühmten nordischen Tonkünstlers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 91. Mittwoch, den 16. November. 1887.

Das Loth, ein Hilfsmittel der Schifffahrt.

Mit den Fortschritten und Vervollkommnungen des Seewesens ist der Schifffahrtsbetrieb vielfach in neue Bahnen gelenkt. Auch die Art der Navigirung hat nach manchen Seiten hin Veränderungen erfahren. Wenn man die Schifffahrt der Alten mit derjenigen der Neuzeit vergleicht, so fällt der gewaltige Umschwung zu Gunsten der letzteren in die Augen. Mußten sich unsere Vorfahren im Wesentlichen darauf beschränken, Küstenfahrt zu betreiben, weil sie den Weg über die weiten Meere nicht zu finden vermochten, so durchkreuzen heute unsere geschwinden Schiffe unbedenklich und ohne Fährlichkeit den unermeßlichen Ocean und erreichen mit fast unfehlbarer Genauigkeit zur bestimmten Stunde den Bestimmungshafen am entfernten Meeresgestade. Was ist es nun, das diese großartigen Veränderungen hervorgerufen hat? Ist es die vollkommnere Bauart der Schiffe, ist es die Dampfkraft unseres Jahrhunderts oder die größere Intelligenz, der Muth und die Kühnheit unserer heutigen Seefahrer, oder ist es endlich die genauere Kenntniß der Meere, ihrer Küsten und ihrer Untiefen und Gefahren? Ohne Frage haben alle diese Dinge mitgewirkt, das Seewesen seiner heutigen Vollkommenheit entgegenzuführen; aber der letzte Grund der eingetretenen Veränderungen liegt doch in den vorzüglichen Hilfsmitteln, welche der modernen Navigation oder Schiffsführung im Gegensatz zu der der Vergangenheit zu Gebote stehen. Wenn die Alten sich damit begnügen mußten, nach dem Stande der Gestirne und längs der Küsten hinsteuernd mühsam ihren Weg von einem Orte zum andern zu finden, so vermag die Navigation des neunzehnten Jahrhunderts fast zu jeder Stunde den Ort eines Schiffes auf See mit nahezu absoluter Genauigkeit festzustellen. Die zuerst von Regiomontanus berechneten Mondtafeln und die jetzt mit vollendeter Genauigkeit vorausbestimmten astronomischen Elemente der Schiffsrechnung, die für die Temperatureinwirkungen compensirten, vorzüglichen Marineuhren und die mit unvergleichlicher Präcision gearbeiteten Spiegelinstrumente zur Bestimmung von Winkeln setzen den Navigateur durch ein paar schnelle Messungen am Himmelsgewölbe und durch Rechnungen, die oft in wenigen Minuten auszuführen sind, in den Stand, das „Besteck“, d. h. den Ort des Schiffes auf See mit großer Sicherheit zu bestimmen. Aber wie, wenn der Himmel in düsteres Grau gehüllt ist, wenn dichte Nebel auf dem Meere lagern, wenn Regen und undurchdringliches Gewölk oft Tage, ja selbst Wochen lang jeden Anblick der Gestirne verwehren; wird der Seemann auch in solchen Lagen auf dem pfadlosen Meere sich zurecht finden, wird es ihm auch dann noch möglich sein, den Gefahren, die ringsum auf ihn lauern, zu entgehen und sicher den Weg zum fernen Hafen zu bestimmen? Es ist zweifellos, daß Dunkel und Nebel die größten Feinde der Schifffahrt sind, zumal wenn sie in engen Gewässern auftreten, wo schon eine geringe Abweichung vom richtigen Curse verhängnißvoll wirken kann, aber hilflos ist der erfahrene und umsichtige Schiffer auch unter so schwierigen Umständen keineswegs. Außer seinen astronomischen Tafeln, seinem Chronometer und Sextanten stehen ihm noch andere Mittel zu Gebote, auf die er sich, wenn er sie recht zu nutzen versteht, auch im Dunkeln wohl verlassen kann. Da ist zuerst der Compaß, sein alter, lieber Freund, der ihm auch in der finstersten Nacht als Führer dient, das Logg, mit dem er die zurückgelegten Distanzen mißt, die Seekarte, die ihm ein getreues und übersichtliches Bild von der Meeresfläche, den Küstenlinien, den Leuchtfeuern, den Meerestiefen, den Bänken und Untiefen und noch vielen andern Dingen zeigt, die zu einer sichern Schiffsführung nothwendig sind, und endlich das Loth oder, wie der Landbewohner es nennt, das Senkblei, ein unansehnliches Instrument und doch so werthvoll und geschätzt zu Zeiten, wo alle andern Hilfsmittel ihren Dienst versagen.

Während Chronometer, Sextant, Seekarte, Compaß und Logg verhältnißmäßig neuen Ursprungs sind, scheint das Loth so alt zu sein wie die Schifffahrt selbst. Schon Lucas erzählt in seiner Beschreibung der Reise des Apostels Paulus nach Rom: „Und sie senkten den Bleiwurf und fanden zwanzig Klafter tief und über ein wenig von dannen senkten sie abermal und fanden fünfzehn Klafter.“ Mit diesen wenigen Worten beschreibt der Evangelist die Anwendung des Lothes, die im Allgemeinen heute noch dieselbe ist wie vor zweitausend Jahren. Eine Erweiterung hat der Gebrauch des Lothes in der Neuzeit nur insofern erfahren, als es mit der Einführung der Seekarten nicht mehr allein zur Bestimmung der Meerestiefen, sondern gleichzeitig zur Feststellung der Beschaffenheit des Meeresbodens dient. Diese erweiterte Gebrauchsfähigkeit des Lothes, verbunden mit den in großer Vollkommenheit hergestellten Seekarten, hat das Loth nun zu einem ganz vortrefflichen Mittel gemacht, um den Ort und den Weg des Schiffes auf See in dickem Wetter zu bestimmen. In dunkelster Nacht, bei undurchdringlichem Nebelwetter, wenn die effectvollsten Leuchtfeuer ihren Dienst versagen, wenn die Gestirne und alle Instrumente von Menschenhand den Seefahrer in Stich lassen, vermag das Loth noch sicher, viel sicherer als der beste Compaß den Schiffer durch die gefahrvollsten Gründe und Untiefen hindurchzuleiten.

Jeder Seemann kennt das Loth, jenen Bleikolben, jene „links geschlagene“ dünne Hanfleine, von der er schon als Junge auf seiner ersten Reise lernte, daß er sie bei Leibe nicht, wie das übrige Tauwerk, „mit der Sonne“, d. h. in einer Richtung, welche der Bewegung des Uhrzeigers entspricht, „aufschießen“ dürfe; aber nicht jeder Seemann versteht das Loth gut zu werfen, nicht jeder Schiffsführer vermag aus den Lothwürfen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Das Werfen des Lothes erfordert Körperkraft und Geschicklichkeit, zur richtigen Verwerthung der Lothwürfe als Mittel der Ortsbestimmung gehören Erfahrung, Umsicht und Combinationsvermögen.

Auf jedem Schiffe befinden sich mindestens zwei Lothe, das sogenannte Handloth, welches zur Feststellung geringerer Wassertiefen gebraucht wird und das schwere Loth, das nur in Gewässern von größerer Tiefe Anwendung findet. Das Handloth ist 6—10 Pfund, das schwere Loth 30—40 Pfund schwer. Zu jedem derselben gehört eine Leine von gehöriger Länge und Dicke. Die Handlothleine ist in der Regel 25, die schwere Lothleine 100 Faden (1 Faden = 6 Fuß) lang. Beide Leinen sind in Faden oder Meter eingetheilt und in den Theilungspunkten mit passenden Marken versehen. Diese Marken werden nach altem Seegebrauch auf der Handlothleine in 2, 3, 5, 7, 10, 13, 15, 17 und 20 Faden angebracht und zwar besteht die Zwei-Fadenmarke aus einem Streifen Leder, welches einmal gespalten ist, die Drei-Fadenmarke aus einem Läppchen von blauem Haartuch. Dann folgt in 5 Faden ein weißes Leinwandläppchen, in 7 Faden ein Streifen rothen Flanells, in 10 Faden Leder mit einem Loch in demselben, in 13 Faden wieder ein blauer, in 15 ein weißer, in 17 ein rother Lappen, welche aus denselben Stoffen sind, wie die in resp. 3, 5 und 7 Faden angebrachten, und endlich in 20 Faden ein Bändzel (Bindfaden) mit zwei Knoten. Die verschiedenen Farben sind gewählt,

um bei Tage auf den ersten Blick die Fadenzahl, welche durch die Marken bezeichnet werden, erkennen zu können, die verschiedenen Stoffe aber, um im Dunkeln durch Fühlen den dann mangelnden Gesichtssinn zu ersetzen. Sind die Hände durch Kälte und Nässe erstarrt, so führt der Seemann die Marke zum Munde, um mit den Lippen den Dienst zu verrichten, den die Finger alsdann versagen. Die schwere Lothleine wird nicht so speciell eingetheilt als die Handlothleine. Sie bekommt in der Regel in 10 Faden einen Bändzel mit einem Knoten, in 20 Faden 2 Knoten, in 30 Faden 3 Knoten u. s. w. und zwischen den Knoten in jedem fünften Faden eine Marke, welche aus einem Läppchen oder einem Bändzel besteht.

Wenn ein Schiff in seichtem Wasser, namentlich auf Strömen, Revieren, in engen Fahrwassern oder in Gewässern sich bewegt, die reich an Bänken und Untiefen sind, so wird das Handloth benutzt. Häufig wird es fortwährend geworfen, d. h. sobald eine Tiefenmessung genommen ist, erfolgt schon ein neuer Lothwurf, damit der Schiffer in jedem Augenblick vor der Annäherung zu gefährlichen Stellen gewarnt wird. Der Mann am Loth ruft die jedesmal gefundene Wassertiefe laut aus, so daß der Schiffsführer und der Lootse sie deutlich hören. Gewöhnlich steht der Seemann, welcher das Handloth wirft, an der Außenseite des Schiffes in den Fockrüsten oder großen Rüsten. Mit dem Unterleibe ruht er, vornübergeneigt, gegen einen Gurt, sodaß er den Oberkörper und die Arme durchaus frei bewegen kann. In dieser Stellung wirft er das an der Leine befestigte Loth, indem er es ein- oder zweimal im Kreise von ein oder ein und ein halb Faden Radius über den Kopf schwingt, so weit nach vorn, daß die Leine in dem Augenblick, wo das Loth den Grund erreicht hat, senkrecht auf und nieder zeigt. Je nach Bedürfniß wird von der Leine ausgegeben oder, wenn das Loth zu früh den Grund berührt, von derselben wieder eingeholt. Die nächste über dem Wasser befindliche Marke läßt leicht die richtige Wassertiefe erkennen. Es gewährt einen schönen Anblick, einen gewandten Lothwerfer an seiner Arbeit zu sehen. Das Loth, mit Wucht im Kreise geschwungen, fliegt im weiten Bogen nach vorn, oft bis unter die Fockraa, und vermag, bei gehöriger Schwere, an einer dünnen Leine befestigt, noch auf 15 und 17 Faden Tiefe bei 7 Knoten Fahrt rechtzeitig den Grund zu erreichen, um eine zuverlässige Messung zu gestatten.

Viel beschwerlicher und zeitraubender als der Dienst mit dem Handloth ist der mit dem schweren Loth. Es wird auf tiefem Wasser, in offener See gebraucht und dient nicht sowol dazu, vor drohender Gefahr zu warnen als vielmehr die Besteckrechnung, d. h. den nach Compaß und Logg bestimmten Schiffsgang und Schiffsort zu controliren. Am Boden des schweren Lothes befindet sich eine flache Höhlung. Diese Höhlung wird vor dem Gebrauche mit reinem Talg ausgefüllt, an welches sich, sobald das Loth auf den Grund stößt, Theilchen des Meeresbodens festsetzen. Diese Theilchen werden beim Aufholen als sogenannte „Grundprobe" mit an die Oberfläche befördert. Auf dem Talg sieht man bald feinen oder grobkörnigen Sand von verschiedener Farbe abgedrückt, bald Kies, kleine Steine, Muscheln, Corallen und bald wieder gelben Lehm, Mergel oder weichen Thonschlamm je nach der Art des Grundes. Das Loth giebt also, außer über die Wassertiefe, gleichzeitig Aufschluß über die Beschaffenheit des Meeresbodens. Sobald das Loth wieder an Deck kommt, wird die untere Talgscheibe mit den anhaftenden Grundtheilchen vom Lothe abgeschnitten und neben diesen Grundproben das betreffende Datum nebst Stunde, sowie die gefundene Meerestiefe vermerkt, sodaß die fortlaufenden Lothwürfe über eine Reihe von Oertern Aufschluß geben, die, mit den in der Seekarte enthaltenen Angaben über Tiefe und Bodenbeschaffenheit verglichen, den vom Schiff zurückgelegten Weg aufs Genaueste zur Darstellung bringen. So lange die Angaben des Lothes mit den in der Karte über den muthmaßlichen Schiffsort gegebenen Daten übereinstimmen, so lange ist der Schiffer sicher, von seinem Curse nicht verschlagen zu sein; stellen sich aber fortgesetzte Abweichungen ein, so ist es die oft recht schwierige Aufgabe des Schiffsführers, aus den Ergebnissen der Lothwürfe auf die wirkliche Position des Schiffes zu schließen. Ein einzelner Lothwurf kann wol unter Umständen vor nahender Gefahr warnen, sonst aber hat er wenig oder keinen Nutzen. Nur die Resultate fortgesetzter Lothungen vermögen dem Schiffer über den zurückgelegten Weg und den Ort des Schiffes Gewißheit zu verschaffen. In Gegenden, wo die Tiefen sich wenig oder gar nicht ändern, und wo außerdem der Charakter des Meeresbodens keine nennenswerthen Verschiedenheiten aufweist — dies gilt z. B. von fast allen Theilen des Ostseebeckens —, ist das Loth als Mittel zur Orts- und Wegbestimmung nicht zu verwerthen. Dagegen eignen sich andere Gewässer, die große Verschiedenheiten in der Formation des Meeresbodens zeigen, ganz besonders zur Verwendung des Lothes. Zu solchen Meeren gehört u. a. die Nordsee. Die Nordsee hat seit alten Zeiten als ein Gebiet gegolten, das dem Schiffer infolge seiner wechselvollen Tiefen und seiner eigenartigen Bodenverhältnisse den Gebrauch des Lothes bei dickem Wetter zur unerläßlichen Pflicht macht. Manche Schiffer und namentlich die englischen und holländischen Fischer orientiren sich in der Nordsee allein durch das Loth, mit einer Sicherheit, die nahezu ans Wunderbare grenzt. Ich erinnere mich, daß ich einmal mit meinem Schiffe in der Nordsee, vor dem Eingange zum englischen Canal stand. Es hatte lange Zeit trübes und unbeständiges Wetter geherrscht. Ich war daher meiner Stellung nicht sicher genug, um ohne eine zuverlässige Ortsbestimmung meinen Curs zwischen die gefährlichen Bänke und Untiefen hindurch in den Canal einzuschlagen. Da kam mir gerade zu gelegener Zeit ein englischer Fischkutter in den Wurf. Ich rief ihn an und bat um Angabe seines Bestecks. Der Mann war freundlich genug mir Auskunft zu ertheilen und kam selbst an Bord, um eine Erfrischung in Empfang zu nehmen. Als wir in die Cajüte traten, breitete ich meine Karte vor ihm aus und rief: „Sehen Sie hier die Karte; nun zeigen Sie mir den Punkt, auf dem wir stehen," aber der alte Fischer schüttelte den Kopf und erwiderte lachend: „Well Captain, I know nothing about charts, but it is as I told you, North Foreland is bearing WSW 18 miles distant; I know it by the lead and that's as sure as any of your charts and observations." (Wol Capitän, ich verstehe nichts von Ihren Karten, aber die Sache verhält sich so, wie ich Ihnen sagte, North-Forland peilt WSW in 18 Seemeilen Abstand; ich weiß es an meinem Loth und das ist so zuverlässig als irgend eine Ihrer Kartenangaben und Observationen.) Ich muß gestehen, daß ich anfangs gegen die Behauptung des Fischers etwas mißtrauisch war, zumal mein Schiffsort nicht unbeträchtlich von demjenigen, den der Engländer mir angegeben hatte, abwich; aber die Folge lehrte, daß der Mann vollkommen Recht gehabt hatte. Als das Wetter gegen Abend zum ersten Mal nach langer Zeit wieder aufklarte, strahlte mir das Feuer von Süd-Foreland im Westen entgegen. North-Foreland hatte, wie sich jetzt auswies, zu der Zeit, als der Fischer bei mir war, genau in der von ihm angegebenen Richtung und Entfernung von meinem Schiffe gelegen.

Wenn ein Schiff nennenswerthe Fahrt durchs Wasser macht, so wird das Loth auf größeren Tiefen, auch wenn es von der äußersten Spitze des Bugs weggeworfen wird, nicht so früh den Grund erreichen, daß derjenige, der die Lothleine hinten auf dem Schiffe durch seine Hand laufen läßt, eine senkrechte Tiefe zu messen im Stande ist; der Punkt, an welchem das Loth auf den Grund aufstößt, wird vielmehr, wenn dieser Moment eintritt, bereits hinter dem Schiffe liegen und auf solche Weise eine zuverlässige Messung vereiteln. Bei beträchtlicher Fahrgeschwindigkeit des Schiffes und Tiefen von über pr. pr. 30 bis 40 Faden ist es daher nöthig, daß die Fahrt des Schiffes gemindert oder das Schiff zum Stillstehen gebracht wird. Ein solches Manöver verursacht, namentlich bei unruhigem Wetter, zumal wenn das Schiff vor dem Winde läuft, nicht nur viel Mühe und Zeitverlust, es bringt auch infolge der unterbrochenen Fahrgeschwindigkeit und der mit dem Beidrehen verbundenen Cursänderung Unsicherheiten in die Schiffsrechnung, die zu Unzuträglichkeiten führen und die der Seemann deshalb nach Möglichkeit zu vermeiden sucht. Hieraus erklärt sich, weshalb das Loth auf Segelschiffen der Kauffahrteimarine nicht so oft gebraucht wird, als es vernünftiger Weise gebraucht werden sollte. Eine große Zahl von Strandungsfällen ist nur dem mangelhaften Gebrauche des Lothes zuzuschreiben. Dennoch aber giebt es Lagen im Seeleben, die den Schiffer zwingen, zum Lothe seine Zuflucht zu nehmen. Wie vor 2000 Jahren, so ist es noch heute der alte bewährte Freund des Seemannes. Wer es geringschätzte oder verachtete, hat schon manches Mal seine Unbedachtsamkeit mit dem Verlust des Schiffes und des Lebens büßen müssen. Wenn im Herbst und Winter die kalten, feuchten Nebel der Nordsee auf dem Meere lagern und oft Tage lang jede Aussicht verdecken, wenn weder die Leuchtfeuer an den Küsten, noch die Sonne und Gestirne am Himmel dem rathlosen Schiffsführer den Weg durch die verwickelten Bänke und Untiefen des Gewässers zu zeigen vermögen, dann tritt das Loth in sein volles Recht ein, dann bewährt es sich immer aufs Neue wieder als der treue Freund unserer Seeleute.

Es ist eine trübe Winternacht in der Nordsee. Der Wind weht hohl über das Meer und treibt Nebel und feinen Staubregen vor sich her. Auf jener Bark dort, die zwischen den Bänken längs der englischen Küste ihren Weg nach Süden verfolgt, herrscht fast lautlose Stille. Das Verdeck ist naß und schlüpfrig; von den feuchten

Segeln fällt das Wasser in schweren Tropfen herab. Es ist Mitternacht. Eben sind „acht Glasen" geschlagen worden. Die Backbordswache ist geweckt worden. Ein bei ein treten die düsteren Gestalten jetzt aus dem niedrigen Roof aufs Verdeck. Alle sind zum Schutz gegen die Nässe und Kälte in Oelzeug gekleidet. Das Haupt bedeckt der schützende Südwester. Ohne einen besonderen Befehl abzuwarten, begiebt sich der durch die Reihenfolge bestimmte Rudersmann nach hinten, um das Steuerruder zu „verfangen"; ein anderer Matrose eilt nach vorn auf die Back, wo sein Kamerad den Ausguck versehen hat. Die Wache ist abgelöst worden. Ehe jedoch die dienstfreie Mannschaft das Verdeck verlassen hat, erschallt am Hinterdeck das laute Commando des Capitäns: „Mannt die Lothleine voraus!" Sofort ist Alles in Bewegung, der Steuermann ertheilt die nöthigen Anweisungen. Während einige der Matrosen das vordere Ende der Lothleine vom Hinterdeck aus, wo sie zum Gebrache klar aufgeschossen und bereit liegt, „außen Bords", frei von allen Brassen, Schooten und Halsen nach vorn mannt, hat der Bootsmann das Loth ergriffen, die untere Seite frisch mit Talg bestrichen und es vor dem Fockmast gebrauchsfertig an einem Kafinnnagel aufgehängt. Loth und Lothleine sind jetzt in Bereitschaft gesetzt. „Geint die Bramsegel auf!" erschallt aufs Neue das Commando des Schiffers, und kaum ist dem Befehle nachgekommen: „Fiert auf die Groß-Schoote, holt das Großsegel dicht!" Das nasse Segel peitscht im Winde; die Blöcke und Schooten klappern und schlagen aneinander; von den Matrosen wird lebhaft ausgesungen; dazwischen ertönen die kurzen Commandos des Steuermannes. Enger und enger umschließen die gürtenden Taue das sich blähende und bäumende Segel. Jetzt ist es dicht geholt; das Schiff liegt unter gekürzten Segeln. „Hart nieder das Ruder! Braßt back die großen Raaen!" und schon spürt man die sich mindernde Fahrt des Schiffes. Die Achtersegel liegen rückwärts gepreßt gegen die Stange, der Wind scheint plötzlich abzunehmen, während das Schiff selbst, von der See unruhig hin- und hergeworfen, aufhört das Wasser zu durchschneiden. Inzwischen sind die Leute wieder an die Lothleine gegangen. Das Loth ist an der Leine befestigt, der Bootsmann hält es im vorderen Bug bereit, des Commandos, das Loth zu werfen, gewärtig. Ein anderer Schiffsmann hat am Fallreep eine Anzahl Buchten der Leine in die Hand geschossen, um sie, so wie das Loth in die Tiefe sinkt, allmälig nachzugeben. Jetzt ist Alles fertig zum Lothen, das Schiff liegt fast ohne Bewegung im Wasser und auf das Commando „Hiev weg!" wirft der Bootsmann das Loth weit voraus ins Wasser, während gleichzeitig der Mann am Loth — der Schiffer selbst hat den Posten übernommen — von der Leine nach Erforderniß so viel ausgiebt und dann wieder zurückholt, daß dieselbe in dem Augenblick, wo er das Loth den Grund berühren fühlt, fast senkrecht in die Tiefe zeigt. Er stößt das Loth noch ein paar mal auf und nieder, um ganz sicher zu sein, daß es den Boden wirklich erreicht hat; die nächste Marke über Wasser wird abgelesen, der Abstand derselben von der Meeresfläche bestimmt und nach Schätzung noch ein kleiner Abzug gemacht, weil die Leine ein wenig schräg, nicht ganz senkrecht gestanden hat. Damit ist die genaue Meerestiefe festgestellt. „Holt das Loth ein!" commandirt der Steuermann. Die Leine wird in den Lothblock gelegt, das Loth an Bord geschleppt und die Grundprobe abgeschnitten. Während der Schiffer sich zur Untersuchung derselben in die Cajüte begeben hat, läßt der Steuermann die Raaen vollbrassen und die eingenommenen Segel wieder beisetzen. Das Schiff wird auf seinen früheren Curs zurückgebracht und die dienstfreie Wache entlassen. Der Steuermann tritt jetzt zu dem Schiffer in die Cajüte, um mit dem letzteren die durch das Loth ermittelte Tiefe und Bodenbeschaffenheit mit den in der Karte verzeichneten Angaben zu vergleichen. In der Mitte des Tisches unter der in cardanischen Ringen hängenden Lampe liegt die Karte ausgebreitet. „Hier," ruft der Capitän, indem er auf den betreffenden Punkt in der Karte zeigt, „standen wir um 8 Uhr. Wir haben seitdem SW 33 Seemeilen abgelaufen. Das bringt uns an diese Stelle hier, 44 Faden, Sand und Muscheln. Wir fanden 45 Faden und weißen Sand mit Muscheln. Danach ist unser Besteck unzweifelhaft richtig. Lassen Sie den bisherigen Curs weiter steuern, Steuermann, und wecken Sie mich um 4 Uhr. Wir nehmen dann eine neue Lothung. Gute Wacht, Steuermann!" Der Schiffer zieht sich in seine Cabine zurück, während der Steuermann aufs Verdeck zurückeilt, um die Wache zu übernehmen. Das Schiff durchfurcht wieder die dunkle Meeresfläche. In der naßkalten, lautlosen Winternacht hört man nur noch das Brausen der vom Bug zertheilten Meereswogen, das Rasseln und Schreien der Ruderkette, sowie den einförmigen Schritt der Mannschaften.

Man wird aus der vorstehenden Schilderung erkannt haben, mit wie vielen Umständen und wie großem Zeitverlust der Gebrauch des gewöhnlichen, schweren Lothes verbunden sein kann. Es ist daher nur natürlich, daß man längst Bedacht darauf genommen hat, die Uebelstände, welche demselben anhaften, nach Möglichkeit zu beseitigen. Dies ist nun thatsächlich gelungen durch die in der Neuzeit erfundenen und jetzt vielfach zur Anwendung gebrachten Lothungsmaschinen. Unter den Apparaten, welche sich allgemeineren Eingang in der Handelsmarine verschafft haben, ist zuerst der älteste derselben, der nach seinem Erfinder benannte „Burt'sche Lothungsapparat" zu nennen. Er besteht im Wesentlichen aus einem dreieckigen Beutel von Segeltuch, an dessen unterem Ende sich ein leichter Holzkloben befindet. Der Kloben ist mit einer Spalte und einer Rolle versehen. Vor dem Gebrauche legt man den Beutel einige Minuten ins Wasser, damit er luftdicht wird; dann bläst man ihn mittels einer kurzen Röhre voll Luft und schließt die Röhre wieder. Durch die Spalte in dem Kloben wird demnächst das vordere Ende der Lothleine geschoren und das Loth an der letzteren befestigt. Die Rolle gestattet der Leine mit großer Leichtigkeit über sie hinzulaufen, jedoch so, daß nur eine Vorwärtsbewegung derselben möglich ist; das Rückwärtsgleiten verhindert eine an der Vorderseite des Klobens angebrachte Feder, welche den Apparat, sobald man die Leine zurückzieht, an derselben festklemmt. Der Burt'sche Apparat wird ebenso gebraucht, als das gewöhnliche, schwere Loth, nur ist es im Allgemeinen nicht nöthig, die Fahrt des Schiffes zu mindern. Nachdem man ihn gebrauchsfertig gemacht hat, wirft man ihn mit dem Lothe über Bord und läßt die Leine auf dem Schiffe frei auslaufen. Sobald der Ballon im Wasser liegt, kann er vermöge seiner Leichtigkeit nicht untersinken; die Leine aber wird, über die Rolle laufend, mit großer Geschwindigkeit durch das Gewicht des Lothes senkrecht in die Tiefe gezogen werden, bis letzteres den Grund erreicht hat. Wenn man die Leine nun, nachdem sie an Bord ganz ausgelaufen ist, wieder einzieht, so wird diejenige Stelle derselben, an welcher der Ballon sich festgeklammert hat, die genaue Tiefe des Wassers angeben, falls die Messung gelungen ist. Sollte das Loth aber wegen zu großer Tiefe den Grund überhaupt nicht berührt haben, so wird man dies leicht an der fehlenden Grundprobe erkennen können. Bei einer mäßigen Geschwindigkeit des Schiffes von etwa 5 Knoten kann man mit der Burt'schen Maschine Messungen bis zur Tiefe von 50 Faden ermöglichen; bei größeren Tiefen aber und bei gleichzeitiger größerer Fahrgeschwindigkeit wird auch unter Anwendung dieses Apparates eine Verminderung der Fahrt sich vernothwendigen.

Ein anderer Lothungsapparat, welcher jetzt nicht nur in der Kriegsmarine, sondern auch auf den größeren Kauffahrteifahrzeugen sich vielfach in Gebrauch befindet, ist die Thomson'sche Lothmaschine. Sie besitzt dem Burt'schen Apparat gegenüber den Vorzug, daß sie bei jeder beliebigen Fahrgeschwindigkeit Tiefenmessungen gestattet und von nur drei Mann bedient wird. Von den Vorrichtungen zum Lothen älterer Construction unterscheidet sich die Thomson'sche Lothmaschine wesentlich durch das bei derselben zur Anwendung gebrachte neue Princip: aus dem Druck des Wassers auf die Tiefe zu schließen. Man hat den Wasserdruck allerdings schon früher zur Registrirung der Meerestiefen benutzt, doch ist es Sir William Thomson zuerst gelungen, das Princip in seiner Navigationsmaschine durch Verbindung mit einem Drahtloth für die praktischen Zwecke der Schifffahrt nutzbar zu machen. Wir können hier von der Beschreibung der Einrichtung und des Gebrauches der ziemlich complicirten Maschine selbst absehen; den Laien wird es wesentlich nur interessiren, die Art des Tiefenmessers kennen zu lernen. Seine Anwendung beruht auf der Erkenntniß, daß der Druck, welcher in einer gewissen Wassertiefe herrscht, gleich ist dem Gewicht der darüber stehenden Wassersäule, vermehrt um das Gewicht der Atmosphäre. Es läßt sich hieraus der Druck des Wassers für eine gegebene Tiefe und umgekehrt die Tiefe des Wassers aus dem beobachteten Druck ableiten. Nach dem Mariotte'schen Gesetz steht das Volumen der Luft im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des auf ihr lastenden Druckes. Senkt man also eine oben geschlossene, unten aber offene Röhre ins Wasser hinab, so wird das Volumen der in der Röhre befindlichen Luft sich vermindern nach Maßgabe der Tiefe, in welche die Röhre gelangt, und zwar nimmt die Länge der eingeschlossenen Luftsäule, wenn der innere Raum der Röhre parallele Wandungen besitzt, in demselben Verhältniß ab wie ihr Volumen. Wenn sich daher, nachdem die Röhre wieder herausgeholt ist, an ihr erkennen läßt, bis zu welcher Länge die Luftsäule zusammengedrückt war, so kann man aus dieser Länge den Druck und aus

dem Druck die Tiefe ableiten, welche die Röhre erreichte. Endlich ist auch noch klar, daß für Röhren von gleicher Länge die Luftsäule bei demselben Druck stets dieselbe Verminderung ihrer Länge erfährt, und daß sich demnach für gleich lange Röhren ein Maßstab anfertigen läßt, an welchem die Tiefe direct abzulesen ist. Auf diesen Thatsachen beruht die Einrichtung des Thomson'schen Tiefenmessers: Oberhalb des Lothes, an dem Lothungsdraht wird eine Messinghülse zur Aufnahme einer Glasröhre festgemacht, welche innen mit einem Belag von chromsaurem Silber versehen ist. Die obere Oeffnung dieser Hülse ist mit einem Bajonettverschluß versehen und vor der unteren Oeffnung befindet sich ein mit Kautschuck überzogener Stift, auf welchem die Glasröhre lose ruht, sodaß das Wasser von unten in dieselbe eindringen kann. Ist eine Lothung genommen worden, so hat der innere Belag der Röhre, soweit er von dem Seewasser benetzt ward, sich roth gefärbt, während der obere, von der Luft eingenommene Theil seine ursprüngliche Farbe nicht verändert hat. Es erübrigt dann nur noch, die Röhre an den Maßstab anzulegen und diejenige Fadenresp. Meterzahl abzulesen, welche mit dem rothen Belage abschließt. Diese Ablesung giebt die Tiefe hinreichend genau an, wenn das Barometer zwischen 730 und 750 mm steht. Für höhere Barometerstände ist eine kleine Correction anzubringen. In neuester Zeit hat Thomson mancherlei Verbesserungen an seiner Maschine angebracht. Er hat u. A. die mit chromsaurem Silber belegte Glasröhre durch ein System von je drei Messing- und drei Glasröhren ersetzt, welches nach demselben Princip, aber in anderer Weise und sicherer functionirt als die einzelne Röhre. Der ganze Apparat ist einer größeren Vollkommenheit entgegengeführt worden.

Wenn wir im Vorstehenden das Loth als Hilfsmittel der Schifffahrt einer Betrachtung unterzogen haben, so mag auch kurz noch des Tiefseelothes erwähnt werden. Es ist neueren Ursprunges und dient zur Ausmessung großer Meerestiefen. Sowol hinsichtlich seiner Construction als seiner Anwendung unterscheidet es sich sehr wesentlich von dem gewöhnlichen Lothe unserer Seefahrer. Während das letztere nur zu Navigationszwecken benutzt wird, dient das Tiefseeloth ausschließlich den Aufgaben der Wissenschaft. Mit seiner Hülfe ist jenes werthvolle Material erlangt worden, das für die Oceanographie und manche Zweige der Wissenschaft in neuerer Zeit von so großer Bedeutung geworden ist. An dieser Stelle mögen diese wenigen Andeutungen über das Tiefseeloth genügen.

Ferd. Raspe.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. Von Friedrich Adami's Luise Königin von Preußen ist soeben die 11. vermehrte Auflage erschienen (Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1888. XV, 428 Seiten. 4,50 ℳ, geb. 6 ℳ) — Von den zahlreichen Werken des geschätzten Schriftstellers, der nun schon auf 71 Lebensjahre und ein halbes Jahrhundert schriftstellerischer Thätigkeit zurückblickt, ist dies ohne allen Zweifel das erfolgreichste gewesen. So begrüßen auch wir das alte bekannte Buch, dessen 9. Auflage wir im Jahre 1876 kauften, mit Freuden als einen Beweis, daß es sich von neueren Biographien über dieselbe vielgeliebte Persönlichkeit nicht hat verdrängen lassen. Denn die Grundlage desselben, die Aufzeichnungen der Frau v. Berg und die durch den König Friedrich Wilhelm IV. zur Benutzung gegebenen Quellen, ist nun einmal doch die zuverlässigste, welche vorhanden ist, die ganze Haltung des Buches die ansprechendste und dem Empfinden am meisten wohlthuende. Jede neue Auflage hat außerdem gezeigt, wie der Verfasser an seinem Werke feilt, wie er neue Veröffentlichungen hineinzuverweben weiß. Daß die künstlerischen Beigaben, die Bilder Luisens, ihrer Eltern und Großmutter, ihres Gemahls, der verschiedenen Gebäude, in denen sie wichtige Augenblicke ihres Lebens zugebracht, endlich auch der Abdruck ihrer Handschrift nicht nur gelungen, sondern auch zuverlässig sind, ist ebenfalls längst bekannt. So wünschen wir denn auch dieser neuen Auflage recht viele Leser, besonders aus dem jüngeren Geschlechte, dem unter dem Christbaume wol kaum ein anmuthigeres Gesicht entgegenlächeln dürfte als das der Mutter unseres Kaisers.

L.— Erlebnisse eines Gefangenen von Jena. Aus dem Tagebuche des königl. preuß. Stabscapitäns im Feldjäger-Regiment Carl v. Reitzenstein. Herausgegeben von W. Frhr. v. Waldenfels, Premierlieutenant im königl. bayer. 2. Fußartillerie-Regiment. Berlin 1887. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 2,25 ℳ — Diese einfachen und anspruchslosen Aufzeichnungen eines durchaus glaubwürdigen Mannes enthalten neben der Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse sehr gründliche Studien über den Nationalcharakter unserer westlichen Erbfeinde, Studien, welche während einer fünfvierteljährigen Kriegsgefangenschaft des Verfassers gemacht wurden und die in den weitesten Kreisen unseres deutschen Volkes bekannt zu werden verdienen, namentlich in denjenigen, welche auch jetzt noch immer an die Ritterlichkeit der großen Nation glauben. Wessen wir uns zu gewärtigen haben würden, wenn, was Gott verhüten möge, in dem bevorstehenden Riesenkampfe unser vaterländisches Kriegsheer unterliegen sollte, das läßt sich unschwer errathen, wenn man aus dem Tagebuche des Stabscapitäns v. Reitzenstein erfährt, wie es in den Jahren 1806 und 1807 den preußischen Kriegsgefangenen in Nancy ergangen ist. Zu derselben Zeit als der erbarmungslose Sieger von den Bewohnern des preußischen Staates hunderte von Millionen Thaler erpreßte und das französische Heer, auf Kosten unseres niedergeworfenen Vaterlandes, im Ueberflusse schwelgte, zu derselben Zeit mußten die nach Frankreich geschafften preußischen Kriegsgefangenen buchstäblich Hunger leiden und bekamen von der großen Nation selbst nicht einmal die nothwendigste Kleidung geliefert, um während des harten Winters ihre Blößen damit zu bedecken. Und die mitgefangenen Officiere mußten das Elend ihrer Mannschaften mit ansehen, ohne dasselbe lindern zu können, denn auch ihnen wurde nur ein wahres Bettelgehalt verabfolgt, welches kaum ausreichte, um sich täglich einmal satt dafür zu essen. Sollen wir uns der Gefahr aussetzen, die Zeiten von 1806 und 1807 wiederkehren zu sehen? Wir meinen, es sei besser, selbst den letzten Sparpfennig daran zu wenden, um uns wehrhaft zu erhalten.

J. R. Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz. — Dieses epische Gedicht des bekannten amerikanischen Reiseschriftstellers und Dichters, der auch den Goethe'schen „Faust" ins Englische übersetzte, ist 1875 erschienen; ob es schon früher ins Deutsche übertragen worden ist, wissen wir nicht, jedenfalls schuldet man der Uebersetzerin Dank, daß sie dem, welchem das Original nicht erreichbar ist, die Kenntniß des edlen Gedichts in einer Verdeutschung vermittelt hat, die, wenige Härten (z. B. S. 85, 88 u. s. f.) abgerechnet, glatt und ungezwungen dahinläuft. Taylor ist ja kein originales Genie, sondern nur ein Talent, das sich an vorhandenen Mustern, z. B. an Tennyson, gebildet zu haben scheint, aber er besitzt Geschmack, weiß die classische Form gut zu handhaben und giebt einem tiefsittlichen Gedanken in seinem Werke Ausdruck. Dieser Gedanke führt aus, wie die elementare, noch stark an das Heidnische gemahnende Wildheit der Nordländer durch eine tiefere Auffassung der Lehre des Christenthums, als sie bei ihnen üblich, gebändigt wird, und zwar geschieht diese Wandlung durch eine Quäkercolonie aus Pennsylvanien, bei deren liebevoller Verklärung sich allerdings der Amerikaner in Taylor regt. Lars selbst, der Typus des ungebändigten Norwegers, auf dem Blutschuld lastet, wird, ein anderer Orestes, entsühnt durch die Liebe eines Weibes, der Tochter eines hervorragenden Quäkers, und ist selbst Derjenige, welcher der alten Sitte der Blutrache ein Ziel setzt, indem er sich wehrlos seinem Feinde überliefert und ihn dadurch innerlich überwindet. Die Darstellung ist eine klare, plastische, die Schilderung der nordischen und jenseitsoceanischen Natur wird in einen wirksamen Gegensatz zu einander gebracht. Wir können nur das schon bei anderer Gelegenheit Gesagte wiederholen: warum greifen unsre Recitatoren meist zu Dramatischem, das auf die Bühne gehört, und halten sich nicht lieber an das Epische, das sich ihnen, wenn sie nur suchen wollen, in so reicher Fülle bietet? Hier, in Taylor's „Lars", ist etwas für sie.

* Einer der ältesten Kalender unseres engeren, ja vielleicht unseres weiteren Vaterlandes ist der Freiberger Stadt-, Land- und Berg-Kalender, dessen 1888er Ausgabe die Bemerkung: 244. Jahrgang trägt. Eine Specialität dieses Kalenders bildet ein eingehendes Verzeichniß der Behörden und Beamten, welche bei dem sächsischen Erz- und Kohlenbergbau und fiscalischen Hüttenwesen functioniren. Der übrige Inhalt: Erbauliches und Beschauliches, Anecdoten-Kalender hat mit dem Berg- und Hüttenwesen nicht mehr und weniger zu thun, als die zahlreichen anderen Kalender — nur einige bergmännische Lieder erinnern noch daran, daß derselbe in einer Bergstadt erscheint und insbesondere auch den Interessen einer bergmännischen Bevölkerung mit zu dienen bestimmt ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 92. Sonnabend, den 19. November. 1887.

Zum Todtenfest.

Mittheilungen aus Aegypten.

Von Paul Pasig.

Man kann darüber streiten, welcher von den neun Sälen des ägyptologischen Museums in Kairo-Bûlâk rücksichtlich des Werthes und des Charakters seiner Sammlungen das größte Interesse beanspruchen dürfte. Denn obwol jeder Saal eines derartigen Specialmuseums schon wegen des Alters und der Eigenart seiner Objecte die Aufmerksamkeit des Besuchers in besonderem Grade erregt, so giebt es doch Gegenstände, die wegen ihrer Natur, auf Verstand, Gefühl und Phantasie in gleicher Weise einzuwirken, allen übrigen weit voranstehen. Dies nun ist unseres Erachtens der Fall bei solchen Objecten, an welche sich unmittelbar ein beträchtliches Stück glorreicher Geschichte knüpft, und die, durch ein günstiges Geschick aus dem Schutte einer mehrtausendjährigen Vergangenheit in das Licht der Gegenwart herübergerettet, uns ehrfurchtsvolles Staunen erwecken müssen. Stehen wir daher mit gerechter Bewunderung vor den von einer bereits unglaublich hohen Kunstentwickelung zeugenden Statuen des alten Reichs (vgl. die Dioritstatue Chephren's, den berühmten Schêch el-Beled u. a. aus der 4. Dyn. — um 3500 v. Chr. —), so fühlen wir uns in ganz anderer Weise ergriffen, wenn wir uns vor den sterblichen Ueberresten von Männern befinden, die zu den größten aller Zeiten gehören und deren Zügen noch immer unverkennbar der Stempel der Genialität aufgeprägt ist.

Die „salle des momies royales“ enthält nun jenen berühmten Gräberfund von Deïr el-Bahari bei Theben, dessen Hauptbestandtheile die Mumien der hervorragendsten Pharaonen aus der 17.—21. Dyn. (etwa 1700—1100 v. Chr.) sowie andere mit dem Todtencult der alten Aegypter in Verbindung stehende Reliquien bilden.

Bekanntlich befanden sich alle diese Schätze in jenem gemeinsamen, kaum als Todtengruft zu bezeichnenden Felsversteck, in der Nähe der genannten Ortschaft Oberägyptens, und es liegt die Frage nahe, wie es möglich war, daß jene Mumien, von denen die meisten eigene, uns wohl bekannte Grabstätten besaßen, an einen so abgelegenen, unwürdigen Ort gelangen konnten. Diese Frage ist unschwer zu beantworten. Seit Alters nämlich waren die Königsgräber Gegenstand räuberischer Ueberfälle, besonders aber in den Zeiten des Niederganges der alten thebanischen Dynastien und des allmäligen Emporkommens des ammonischen Priesterkönigthums (20. u. 21. Dyn.). Wir sind in der glücklichen Lage, das Protokoll einer Untersuchung zu besitzen, welche Ramses IX. (20. Dyn., um 1250 v. Chr.) gegen eine ganze Bande dieser Leichenschänder führen ließ und die ein ebenso trauriges als wahrheitsgetreues Zeugniß von dem frivolen Treiben dieser „Hyänen in Menschengestalt“ ablegt. „Wir öffneten,“ so bekennt der eine vor seinen Richtern, „die Sarkophage des Königs Sokemsauf (13. Dyn., um 2000 v. Chr.) und seiner Gemahlin, sowie auch die Särge, in denen beide beigesetzt waren. Wir fanden die Mumie des erhabenen Königs und ihr zur Seite den Säbel, sowie eine beträchtliche Anzahl von Amuletten und goldnen Schmucksachen am Halse. Der Kopf war mit Gold überzogen und die Mumie in ihrer ganzen Länge gleichfalls vergoldet. Auch die Särge waren innen und außen stark vergoldet und versilbert und mit kostbaren Edelsteinen aller Art verziert. Wir raubten das Gold, das wir auf der Mumie fanden, ebenso die Amulette', den Halsschmuck, sowie das Gold auf den Särgen. In gleicher Weise eigneten wir uns Alles an, was wir bei der königlichen Gemahlin fanden. Dann verbrannten wir die Holzsärge, in denen die Mumien lagen, nahmen die Geräthschaften, die ihnen mitgegeben waren und in goldenen, silbernen und bronzenen Vasen bestanden, und theilten den ganzen Raub unter uns acht Genossen.“

Aus diesem Grunde nun, um die Mumien der hervorragendsten Ahnen einer derartigen Schändung zu entziehen, hielten es einige Pharaonen für ihre Pflicht, sie aus ihren ursprünglichen allbekannten Grabstätten zu entfernen und in andern gemeinsam zu beherbergen. So wissen wir, daß die Mumien Ramses I., Seti I. und Ramses II. (19. Dyn.) zuerst in Seti I. Grabmale beigesetzt wurden. Später vereinigte man sie in einem Nebengemache des Grabes Amenhotep I. (18. Dyn.), wo sich bereits die königlichen Mumien aus der 17. und 18. Dyn. befanden. Als aber die Priesterkönige Ammon's nach dem Sinken der Macht Thebens im Felsgebirge von Deïr el-Bahari ihre eigne Familiengruft anlegten, lag der Gedanke nahe, auch für die Sicherheit der erwähnten Mumien zu sorgen, und so war es wahrscheinlich ein Mitglied der 22. Dyn. (um 950 v. Chr), welcher alle noch vorhandenen Särge und Mumien der Gruft Amenhotep I. entnahm und unter großem Gepränge der Familiengruft der Priesterkönige einverleiben ließ. Freilich war die Ruhe der daselbst beigesetzten sterblichen Ueberreste keineswegs eine ungestörte, und die Unordnung, in welcher sie sich bei ihrer Entdeckung durch unsere Gelehrten befanden, läßt auf manchen unerwarteten Besuch im Innern schließen.

Es war daher ein äußerst glücklicher Zufall zu nennen, der es ermöglichte, diese kostbaren Schätze zu heben und in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Die ersten Vermuthungen unserer Gelehrten von dem Vorhandensein derselben reichen freilich erst bis in die Mitte der siebziger Jahre zurück, und zwar waren es die umwohnenden Araber selbst, welche durch ihre Unvorsichtigkeit — sie verkauften allerhand altägyptische Reliquien an dortige Reisende — den bisher so sorgsam gehüteten Schatz verriethen. Infolge dessen wurden auch der damalige Museumsdirector Prof. **Gaston Maspero** sowie der jetzige 1. Conservator der Anstalt **Emil Brugsch-Bey** auf die rechte Fährte geführt, so daß sie beschlossen, genaue Nachforschungen anzustellen. Allein so einfach, wie es anfänglich schien, lag die Sache doch nicht. Es ist unglaublich, mit welcher List und Verschlagenheit, Heuchelei und Perfidie seiten der in ihrem Erwerb bedrohten Eingeborenen unsere Gelehrten zu kämpfen hatten, bis es ihnen endlich gelang, die ägyptische Regierung, die ja das größte Interesse dafür haben mußte, für die Angelegenheit zu gewinnen. Inzwischen war Maspero nach Europa abgereist, und Brugsch-Bey war es vorbehalten, mit thatkräftiger Unterstützung das Werk zu Ende zu führen.

Der 5. Juli 1881 war der denkwürdige Tag, an welchem nach Eröffnung eines 11,5 m tiefen und 2 m breiten Schachtes in

das Felsgebirge bei Deïr el-Bahari die Auffindung der kostbaren Schätze, die ein wirres Chaos von Mumien, Särgen, Statuetten, Vasen u. s. w. bildeten, gelang, aber erst nach 48stündiger angestrengtester Arbeit, an der etwa 300 Arbeiter betheiligt waren, waren dieselben gehoben. Es vergingen weitere sechs Tage, bis sie in Luksor dem Dampfer übergeben werden konnten, der sie nach Bûlâk, dem Orte ihrer künftigen Aufbewahrung, überführen sollte.

Am 14. Juli des genannten Jahres war es, als sich auf dem heiligen Nil ein Leichenzug seltenster Art stromabwärts bewegte: auf einem Dampfer sah man die sterblichen Ueberreste der größten Pharaonen des Nillandes aufgebahrt, um nach mehrtausendjähriger unwürdiger Verborgenheit wieder der Oberwelt, wenn auch nur als wesenlose Schemen, anzugehören. Langsam und feierlich, wie es der Größe des Augenblicks entsprach, zog der Dampfer, gleich als sei er sich seiner ehrenvollen Aufgabe bewußt, auf den Fluthen des heiligen Stromes dahin, dessen Wellen in leisen Tönen den geschiedenen Herrschern das ergreifendste Todtenlied sangen. Andacht und Weihe schwebte über der ganzen, sonst so einförmigen Gegend, und der krystallklare Himmel hatte zum Zeichen der Trauer sein blauestes Gewand angelegt. Selbst die eingeborene Bevölkerung, welcher Unwissende so gern jedes tiefere Gefühl, jede Empfänglichkeit für Erhabenes abzusprechen sich bemühen, schien sich der überwältigenden Macht, wie sie solch historischen Momenten innewohnt, nicht entziehen zu können. Auf beiden Ufern des Stromes, welche der Dampfer passirte, hatten sich Fellachinnen mit aufgelöstem Haar aufgestellt, um dem Zuge unter den üblichen Todtenklagen das Geleit zu geben, und Männer feuerten nach dortigem Brauch Flintenschüsse ab, um auch ihrerseits ihre Theilnahme an der Leichenfeier ohne Gleichen zu bekunden.

Und in der That, sie verdienten solche Theilnahme, die Todten, die man hier zu ihrer letzten Ruhestätte geleitete! Unter den etwa 30 Mumien, die der 17.—21. Dyn. (um 1700—1100 v. Chr.) angehören, befinden sich Namen allerersten Ranges wie Ahmes I., des Befreiers, Thutmes III., des Eroberers, Seti I., des Siegreichen, und vor Allem Ramses II., des Großen!

Einen Theil dieser Mumien nun, etwa zehn an Zahl, hat man ihrer Binden und Hüllen entledigt und die in der Hauptsache wunderbar erhaltenen Körper in eigens construirten sargähnlichen Kästen mit Glasdeckeln beigesetzt. Zur Beurtheilung des hohen Grades der Vollkommenheit, welchen die alten Aegypter in der Kunst der Leichenconservirung erlangt hatten, sind die ausgestellten Körper von höchster Wichtigkeit, ganz abgesehen von dem Eindruck, den die Hülle so bedeutender Vertreter einer längst entschwundenen glorreichen Vergangenheit auf jedes empfängliche Gemüth machen muß, und den sonstigen Vortheilen für die Wissenschaft überhaupt. Auch ist zu bemerken, daß das ästhetische Gefühl durch den Anblick dieser Körper in keiner Weise verletzt wird. Die Haut ist, wie theilweise noch bei den heutigen Aegyptern, von tiefbrauner Färbung und hat etwas Lederartiges bekommen; nichtsdestoweniger hat sie für das Auge nichts von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit eingebüßt, und das eingefallene faltenreiche Antlitz des Greises unterscheidet sich scharf von den runden, vollen Zügen des kräftigen Mannes. Auch das Haupthaar — Bärte waren schon bei den alten Aegyptern nur für gewisse rituelle Fälle üblich — hat sich je nach der Behaarung des Kopfes ganz vorzüglich in Consistenz und Farbe erhalten, und einige Mumien besitzen eine Fülle herabwallender Locken, um die Mancher sie beneiden möchte. Dasselbe gilt von den Zähnen, die nicht selten in vollständiger Ordnung und oben abgefeilt, im blendendsten Weiß aus dem wenig geöffneten Munde hervorblinken.

Die Augen sind fest geschlossen und geben dem Antlitz in Verbindung mit den kreuzweise auf der Brust über einander gelegten Armen etwas ungemein Friedliches. So macht z. B. die Leiche Seti I. durchaus den Eindruck eines im tiefsten Frieden Schlummernden, und man ist beim Anblick der gekreuzten Arme versucht, Jahrtausende zu vergessen und an einen christlichen Brauch zu denken.

Von den ausgestellten Mumien gehört eine (Raskenen) der 17. Dyn. (um 1700 v. Chr.) an; sodann folgen aus der 18. Dyn. (um 1650 v. Chr.) Ahmes I., Amenhotep I. und Thutmes II., aus der 19. (um 1450 v. Chr.) Seti I. und Ramses II., aus der 20. (um 1250 v. Chr.) Ramses III. und aus der 21. (Priesterkönigthum Ammon's, um 1100 v. Chr.) Pinotem II., die Königin Makeri mit ihrem kaum einen Tag alten Kinde Mutemhait, die Prinzessin Nessi-Khonsu und endlich der königliche Secretär Nibsoni.

Wir werden bei Betrachtung der einzelnen Mumien uns nicht streng an die chronologische Reihenfolge*) halten, sondern vor Allem den Grad der Conservirung, sofern derselbe zur Beurtheilung der Persönlichkeit und ihres Wirkens beitragen kann, im Auge behalten.

Wir beginnen demgemäß mit der Mumie Seti I. (19. Dyn., um 1450 v. Chr.), des Sohnes Ramses I., Vaters Ramses II. Wie bereits oben erwähnt, befindet sich dieselbe in einem vorzüglichen Zustande der Conservirung. Dazu kommt, daß nach Allem, was uns der Augenschein lehrt, Seti nach etwa 50jähriger Regierung noch in einem scheinbar rüstigen Alter gestorben sein muß, woraus sich ergiebt, daß er, wie sein großer Sohn, jedenfalls sehr jung zur Regierung gelangte. Die Züge des Daliegenden haben etwas ungemein Sympathisches, und die Gesichtsformen des glatten, faltenlosen Antlitzes sind von seltener Frische und Abrundung. Der Kopf ist von tadellos schöner Bildung, die Stirn frei und hoch und der geschlossene Mund von echt aristokratischer Feinheit; die gebogene Nase verräth nicht den kühnen Schwung der übrigen Ramessiden. Alles in Allem erkennen wir den thatkräftigen Herrscher, der gewiß weit entfernt war, rücksichtslose Tyrannei und gewaltsame Bedrückung zu seinem Regierungsprincip zu machen; vielmehr weisen die ungemein friedlichen Züge seines Antlitzes auf eine andere Seite seines Charakters hin, die in der Pflege von Kunst und Wissenschaft und religiöser Gesinnung ihre Nahrung fand. Und dies ist bekanntlich ein Hauptzug im Charakter der Ramessiden, daß sie, die glorreich und selbstverachtend ihre Schaaren tief in Feindes Land hineinführten, dann auch mit Leib und Seele der Pflege der schönen Künste ergeben waren.

Auf den Wänden des großen Saales im Tempel zu Karnak sind die kriegerischen Ruhmesthaten Seti's theilweise dargestellt. Der Schauplatz derselben war wiederholt Asien: Palästina, Syrien und Assyrien mußten sich seinem Scepter beugen und der Orontes bezeichnete die äußerste Grenze seiner asiatischen Feldzüge. Einmal war bei der Rückkehr nach Aegypten sein Streitwagen mit den Körpern der assyrischen Könige beladen. Südlich führten ihn seine Eroberungszüge in das Land der Aethiopier.

Dann aber, als er die Grenzen des Reiches erweitert und gesichert hatte, sorgte er daheim für den Wohlstand seiner Unterthanen. Das Land Gosen ward durch einen das Rothe Meer mit dem Nil verbindenden Canal bewässert und der Handel in jeder Weise gefördert. Zahlreiche Tempelbauten in Qurnah, Abydos und Karnak zeugen ebenso von dem Kunstsinn wie von der Religiosität des Königs, wiewol durch seine asiatischen Feldzüge der assyrische Baal- und Astartedienst auch in Aegypten Verbreitung gefunden haben soll. Uebrigens sei auch daran erinnert, daß Seti zu den in Aegypten sich mehr und mehr ausbreitenden Israeliten in directe Beziehung trat: er soll nämlich zugleich mit seinem Sohne Ramses und anderen jungen Aegyptern auch Moses haben auferziehen lassen. Es beweist diese Tradition so recht des Königs kluge, weitsichtige Politik, deren Princip keineswegs charakterlose Härte und Grausamkeit, sondern das Bestreben war, die infolge ihrer theokratischen Exclusivität für seine Unionspläne ein unüberwindliches Hinderniß bildenden Israeliten einerseits durch Verwendung bei seinen Bauten, andererseits durch vermittelnde Anknüpfungen von Beziehungen unschädlich zu machen. — Das Grab des Königs gehört zu den prächtigsten von allen und ist wegen seines reichen Bilderschmuckes berühmt; sein Alabastersarkophag befindet sich in London.

Wie verschieden von dem Eindruck der Mumie des Vaters ist der, den diejenige des Sohnes macht! Ramses II., von den Griechen Sesostris, von der Nachwelt „der Große" genannt, muß seiner äußeren Erscheinung nach eine imponirende Herrschergestalt gewesen sein: mißt doch sein ausgestreckter Körper 1,80 m. Freilich erkennen wir auf den ersten Blick, daß wir vor der Leiche eines hochbetagten Greises stehen. Der im Verhältniß zur Körperlänge etwas klein zu nennende Kopf zeigt nur noch an den Schläfenseiten spärliches Haar, die Stirn ist gefurcht, die Wangen eingefallen, so daß die Backenknochen fast spitz hervortreten, der etwas große, leicht geöffnete Mund ist bis auf drei blendend weiße Zähne zahnlos und die Haut, besonders an dem langen, fast aller Musculatur baren Halse, durchgängig zusammengeschrumpft und eingefallen. Dagegen kommt bei aller Greisenhaftigkeit der leiblichen Erscheinung unverkennbar auch im Tode noch die gewaltige geniale Herrscher-

*) Die Jahreszahlen der ägyptischen Chronologie, die bekanntlich noch sehr im Argen liegt, haben wir nach den Berechnungen von Lepsius, Brugsch und Mariette abgerundet, um eine allgemeine Beurtheilung des Alters zu ermöglichen.

natur zum Ausdruck: das Hinterhaupt zeigt eine energische, starke Wölbung, die hohe freie Stirn scheint noch Gedanken zu hegen, und die charakteristische Adlernase ist von beispielloser Kühnheit. Dazu macht die ganze Gestalt den Eindruck des Sehnigen, wie etwa bei Männern, deren Leben unter körperlichen Strapazen aller Art verstrich.

Ramses soll in der That, nachdem er in noch jungen Jahren zur Herrschaft gelangte, nach 66jähriger Regierung im Alter von 90 Jahren gestorben sein, nachdem ihm seine drei Frauen nicht weniger als 111 Söhne und 59 Töchter geboren hatten. Und was seine Regierungsthätigkeit anbetrifft, so wissen wir, daß er sein langes Leben nicht minder als Kriegsheld wie als Friedensfürst vortrefflich ausnutzte. Er selbst verschmähte es nicht, wie in jener berühmten, auch von Dichtern verherrlichten Schlacht gegen die westasiatische Völkercoalition, sich an der Spitze seiner Schaaren selbst opferfreudig in das dichteste Kampfgewühl zu stürzen und so den Seinen ein leuchtendes Vorbild von Unerschrockenheit und Pflichttreue zu geben. Wie er die Grenzen des Reiches bis über Beirut und an den Tigris erweiterte, so wußte er auch gegen Westen und Süden das bereits Errungene zu sichern und zu befestigen. Zugleich aber war er, so recht nach Ramsesart, bemüht, durch Anlage von Canälen und Brunnen, Gründung von Städten, die theilweise seinen Namen führten und mit seinen Bildsäulen geschmückt wurden, Errichtung von Tempeln und anderen Bauten, die der Kunst und Wissenschaft gewidmet waren, seinen alten und neuen Unterthanen die Segnungen der Culten zugänglich zu machen. Vor Allem ließ er den schönen Künsten seine Pflege angedeihen. Dichter wie Pentaur und Amenemapt erfreuten sich seiner Gunst, und die Zahl der Statuen, die ihn nicht selten in kolossalen Dimensionen darstellen, ist Legion, abgesehen von den Tempeln, die er entweder selbst erbauen oder wieder herstellen ließ. Von jenem Ramseskoloß bei Sakkâra, der 13 m maß, ist schon früher in dies. Bl. die Rede gewesen (vgl. Wissensch. Beil. Nr. 55 v. d. Jahre); wie mir ferner der bekannte Aegyptologe Naville aus Genf mittheilte, hat derselbe kürzlich bei Ausgrabung des großen Tempels von Bubastis (bei Tell-Basta), dem Pi-Peseth der Bibel, zwei Granitstatuen von unserem Ramses, der dieses aus der 6. Dyn. (um 3000 v. Chr.) stammende Heiligthum restauriren ließ, entdeckt, deren Augen allein sieben Zoll in der Länge messen!

Der Tradition nach soll Ramses II. der „Pharao der Bedrückung" sein, eine Vermuthung, die nach obiger Erwägung (vgl. Seti I.) an sich um so weniger einen Vorwurf gegen ihn bilden kann, als die Klugheitsmaßregeln seines Vorgängers gegen die sich unglaublich vermehrenden Israeliten sich als verfehlt erwiesen und ihm schließlich im Interesse seines Reichs nur noch die gewaltsame Beseitigung der diesem durch die Juden drohenden Gefahr übrig blieb. Der Auszug derselben soll erst unter Ramses II. Nachfolger Menephtah I., seinem 13. Sohne stattgefunden und gelegentlich der damit verbundenen Unruhen dieser König selbst seinen Tod gefunden haben.

Ramses III., der mit der 20. Dyn. (um 1250 v. Chr.) nach gewöhnlicher Annahme zugleich das „Neue Reich" beginnt, trägt unverkennbar die Züge seiner großen Ahnen. Der Kopf mit dem mächtigen, starkgewölbten Hinterhaupte, die hohe majestätische Stirn, die kühn hervorspringende Adlernase lassen auf den ersten Blick den Ramessiden erkennen. Der ein wenig geöffnete nach unten gezogene Mund, den eine Anzahl wohl erhaltener Zähne schmücken, macht einen gebieterischen Eindruck; man meint, der Herrscher, dessen Gesicht etwas Strenges an sich hat, sei eben vom Tode überrascht worden, als er seine Befehle ertheilte.

Eine kraftvolle Herrschernatur, wie sie uns noch in der Hülle entgegentritt, war Ramses III. zweifellos. Die Verhältnisse des Reichs, das nach dem Tode Menephtah's I. nach einer alten Quelle „Jedermanns Willkür überlassen war" und den Schauplatz fremder (syrischer) Einfälle bildete, bedurften eines starken Herrschers, der Ordnung nach Außen und Ruhe im Innern wiederherzustellen verstand. Dies that Ramses III. durch eine Anzahl glücklicher Kriege zu Wasser und zu Lande, und als er sein Ziel erreicht hatte, förderte er nach dem Vorbild seiner Ahnen gleichfalls Künste, Wissenschaften und Handel. Es brach eine neue Periode äußeren Glanzes an, und die glorreichen Tage der Vergangenheit schienen wiedergekehrt zu sein. Sein Grabmal zu Bibân el-Mulûk bei Theben gehört zu den prächtigsten, die wir kennen.

Wir stellen nunmehr einige Mumien aus der 18. Dyn. (um 1650 v. Chr.) zusammen.

Diejenige Ahmes I., des Befreiers, unter welchem die Hyksos abzuziehen genöthigt wurden, zeigt im Vergleich zu den andern keine hervortretenden, charakteristischen Merkmale. Dagegen ist der Körper Amenhotep I., seines Sohnes und Nachfolgers, in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth. Zunächst ist das Antlitz von einer Maske verhüllt, ähnlich jenen, wie wir sie auf den Sargdeckeln zu sehen gewöhnt sind. Dann aber ist die Mumie vom Kopf bis zu den Füßen mit langen Guirlanden umwunden, welche, wie die übrigen den altägyptischen Grabmälern entnommenen Pflanzenreste, Veranlassung zu den interessanten Studien über die altägyptische Flora wurden (vgl. darüber später: Das älteste Herbarium der Welt). Uebrigens sei noch erwähnt, daß im Augenblicke der Einsargung eine Wespe sich durch den Duft der frischen Blumengewinde anlocken und mit einsargen ließ, so daß sie nun als wahrscheinlich einziges Exemplar einer mumisirten Wespe das Tageslicht erblickte. Die Züge Thutmes II. (Misaphris) sind nicht so einnehmend wie die der besprochenen Könige. Obwol gut erhalten, macht das faltenreiche Antlitz mit seinen sehr verzogenen Mundpartien und dem etwas nach vorn stehenden, ein wenig geöffneten Munde einen mürrischen, unzufriedenen Eindruck und man kommt leicht zu der Vermuthung, daß die Regierungszeit des Fürsten, während welcher ja seine Gattin und Schwester Hatasu oder Ramaka im Vordergrund stand, für diesen selbst nicht gerade die glücklichste war.

Geradezu abstoßend ist der Eindruck, den die Mumie von Raskenen (17. Dyn., um 1700 v. Chr.) macht. Dieselbe ist grausam entstellt, der Kopf zeigt über dem linken Auge und an der rechten Stirnseite zwei gewaltige Löcher, und die von den Lippen scheinbar gewaltsam entblößten Zähne grinsen den Beschauer fast unheimlich an. Da die Regierungszeit Raskenen's eine kriegerisch bewegte war — er gerieth mit dem Hyksoskönige Apepi wegen Herausgabe einer wichtigen Quelle in Streit, woraus sich jener 80jährige mit der Vertreibung dieses fremdländischen Stammes endigende Befreiungskampf unter Ahmes I. entspann — so liegt die Vermuthung nahe, Raskenen habe die erwähnten Verletzungen, die unbedingt tödtlich sein mußten, im Kriege davon getragen. Oder sollten es Spuren einer an ihm begangenen Gewaltthat sein?

Es erübrigt noch eine kurze Besprechung der der 20. bezw. 21. Dyn. (um 1100 v. Chr.) angehörigen Mumien. Von diesen Priesterkönigen des Gottes Ammon, die vielfach mit asiatischen Herrschern Beziehungen anknüpften (Salomo) und im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche zu einer Art Schaukelpolitik, die den Niedergang des Reiches zur Folge hatte, griffen, erwähnen wir vor Allem die vorzüglich erhaltene Mumie Pinotem II., die bereits von den Arabern ihrer Hüllen entledigt wurde. Es ist eine kleine, vornehme, schmächtige Gestalt mit feinen, verschmitzten Gesichtszügen und glatt rasirtem Kopfe — ein echter Diplomat, den seine Gewandtheit bis in das hohe Alter, in welchem ihn der Tod erreichte, nicht verlassen hatte. Für die ägyptologische Forschung bedeutungsvoll ist die Mumie der an Kindeswehen verstorbenen Königin Makeri mit der ihres kaum einen Tag alt gewesenen Töchterchens Mutemhait. Letzteres trägt inschriftlich neben allen Titeln der Mutter auch den einer „Frau" Kronprinzessin. Dies erinnert uns an die bei den Ramessiten üblich gewesene Hofetikette, daß die weiblichen Nachkommen schon von der Geburt an den Titel einer „Frau" Prinzessin führten. Durch den glücklichen Zufall der Erhaltung der Kindesmumie ist die Forschung der naheliegenden Versuchung entgangen, der „Frau" Prinzessin auch einen Prinzen als Gatten und womöglich auch Kinder zuzusprechen.

Endlich seien noch die Mumien der Prinzessin Nessi-Khonsu, wahrscheinlich Gemahlin Pinotem III., sowie des königlichen Schreibers Nibsoni erwähnt. Beide waren besonders reich mit Blumen und Guirlanden geschmückt und lieferten für das Herbarium des Museums überaus willkommene Beiträge. Außerdem befindet sich die letztere, die eine ungewöhnliche Fülle scheinbar ganz unversehrten Haupthaars und zwei volle Reihen sorgfältig gepflegter Zähne besitzt, in einem so vorzüglichen Zustande der Erhaltung, daß man in der That versucht ist, anzunehmen, man stehe vor einer Leiche aus unsern Tagen.

Ehe wir uns jener anderen, mit dem Mumienfund in enger Verbindung stehenden Sammlung zuwenden, taucht in uns gewiß die Frage auf, welches Schicksal wol diesen ehrwürdigen Resten, welche ihrer schützenden Umhüllungen entledigt und ihrem für die Conservirung so geeigneten Bergungsorte entrückt wurden, in Zukunft beschieden sein werde? In der That hat vor nicht zu langer Zeit Dr. Schliemann, nachdem er gleichfalls von dem gegenwärtigen Zustande derselben Kenntniß genommen, sich veranlaßt gesehen, in öffentlichen Blättern die Angelegenheit zur Sprache zu bringen und geradezu im Namen der Wissenschaft gegen diesen angeblichen Vandalismus zu protestiren. Wie weit der genannte Gelehrte mit seinen Befürchtungen, daß diese Mumien, der Luft und dem Licht

der Oberwelt ausgesetzt, nunmehr unrettbar dem Verfalle preisgegeben seien, im Rechte ist, läßt sich unseres Erachtens für den Augenblick kaum entscheiden. Vielmehr steht bei der bekannten Zusammensetzung und Beschaffenheit der ägyptischen Luft, sowie der metamorphisirten Körper, dann aber auch in Rücksicht auf die Sorgfalt, welche die Museumsverwaltung gerade diesem kostbarsten Theile ihrer Sammlungen angedeihen läßt — durch dichte dunkelgrüne Decken, die für gewöhnlich über den Glasdeckeln der Särge gebreitet liegen, wird der Zutritt des Lichts verhindert, u. a. m. — zu erwarten, daß diese Mumien noch auf absehbare Zeit auch in ihrem gegenwärtigen Zustande sich werden erhalten lassen. Was freilich nach abermals 3000 Jahren aus ihnen geworden sein wird — wer mag das voraussagen?

Daß übrigens abgesehen von der menschlichen Kunst die localen Verhältnisse des Nillandes von bedeutendem Einfluß auf die Conservirung der Körper sind, beweisen die Pflanzenreste, die zumeist den Gräbern entstammen und gleichfalls in unserm Saale zu einer einzigartigen Sammlung vereinigt wurden, die man mit gutem Grunde als das älteste Herbarium der Welt bezeichnen kann. Es ist das Verdienst des berühmten Botanikers und Afrikaforschers Dr. Schweinfurth in Kairo gewesen, der angeregt durch den bereits genannten früheren Museumsdirector Gaston Maspero, diese Mumienfunde einer eingehenden Prüfung unterzog und sie infolge ihrer durch die trockene Luft in geschlossenem Raum bei möglichst gleichmäßig hoher Wärme begünstigten Erhaltung botanisch bestimmte. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Erstgenannten bin ich in der glücklichen Lage, auf Grund mündlicher Auseinandersetzungen sowie der mir gütigst zur Verfügung gestellten wissenschaftlichen Publicationen desselben über diese hochwichtigen Funde Folgendes mitzutheilen.

Was zunächst die Frage nach der Bedeutung pflanzlicher Spenden beim Todtencult der alten Aegypter betrifft, so müssen wir eine zweifache Art derselben unterscheiden. Die erste und zweifellos älteste bestand aus Früchten, Arzneimitteln, Harzen, Breiklumpen u. s. w., welche in der Regel in größeren oder kleineren thönernen Gefäßen auf den Boden der Grabkammer niedergelegt wurden. Sie dienten dem Verstorbenen als Todtenspeise und waren somit ein nothwendiger Bestandtheil der Ausstattung des „ewigen Hauses", wie man wol auch die Grabkammer nannte, welche nach Art der Wohnhäuser durch allerlei Geräthschaften für den Aufenthalt des Verstorbenen wohnlich eingerichtet wurde. Davon zu unterscheiden sind die symbolischen Todtenopfer, welche dem Todten, der gewissermaßen einer höheren Sphäre angehörte, als Zeichen der Ehrfurcht mit ins Grab gegeben wurden und hauptsächlich in Blumengewinden und Kränzen bestanden. Prof. Schweinfurth spricht sich über die Art dieser Todtenschmückung aus wie folgt: „Hier (d. h. in den Mumienkasten) finden sich theils einzelne Blüthen von Nymphaea (Lotus) unter den äußeren Binden der Mumienconvoluts befestigt, theils ganze Sträuße und Bündel zu Seiten der Mumie zwischen dieser und der inneren Sargwand eingezwängt, theils aber auch, und diese bilden die Mehrzahl, Blumengewinde, welche die Brust der Mumie in concentrischen Reihen bedecken, oder Kränze, welche um das Haupt geflochten wurden. Diese Gewinde und Kränze sind von eigenthümlicher Zusammensetzung und Gestalt, wie solche außerhalb des alten Aegyptens nirgends nachgewiesen werden kann. Der geringe Spielraum, welcher zwischen dem Mumienconvolut und der inneren Sargwandung dargeboten war, gestattete es nicht, die Blumengewinde nach unserer Art herzurichten. Sie mußten flach aufliegen und durften keinen starken Deckendurchmesser aufweisen. Zu diesem Behufe wurden Blätter von lederartiger Textur genommen, der Quere nach zweimal gefaltet, so daß sie kleine Päckchen darstellten, die ebenso lang wie breit erscheinen. Diese Blattpäckchen wurden auf Streifen zerrissener Dattelpalmblätter gereiht und dienten als Agraffe für kleine Blüthen oder Blüthentheile (petala), indem letztere von den gefalteten Blättern klammerartig festgehalten wurden. Feine Dattelpalmblattstreifen, der Länge nach durch die ganze Reihe als Naht verlaufend, befestigten zum Schluß das ganze flach aufliegende Gewinde."

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß dieser Blumenschmuck nur ein Vorrecht höher stehender Persönlichkeiten war; Leute niederen Standes mußten sich mit einer bildlichen Darstellung desselben in greller Farbenpracht auf dem Sargdeckel begnügen.

Todtenkränze, die um das Haupt gewunden wurden und aus Blättern des Oelbaumes (Olea europaea) bestanden, kommen erst in griechisch-römischer Epoche vor und ist dieser Brauch wahrscheinlich von Griechenland eingeführt worden.

Die meisten der aufgefundenen Pflanzenreste befanden sich in einem vorzüglichen Zustande der Erhaltung, so daß es möglich war, sie nach Aufweichen in heißem Wasser ebenso zu behandeln, wie heutige Herbariumexemplare. Bei einigen Blüthen fanden sich solche Theile, die durch äußere Hüllen geschützt waren, trotz ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit vollkommen intact vor; so zeigten sich z. B. in den Mohnblüthen die zarten Staubfäden völlig unverändert. Auch die Farbenerhaltung ist theilweise eine staunenswerthe, wie beim röthlichen Violett der Delphiniumblüthe, beim Gelb der Sesbania aegyptiaca, beim Roth der Mohnblüthe, beim Dunkelrothbraun des Carthamus tinctorius u. a. Diese Blüthen, zur Vergleichung neben andere der gleichen Species aus unserer Zeit gelegt, zeigen, abgesehen von einer etwas matteren, abgeblaßteren Färbung, keinerlei bemerkenswerthe Abweichungen von den heutigen Exemplaren. In den Blättern der Wassermelone hatte sich noch der Blätterfarbstoff (Chlorophyll) erhalten, indem einzelne Theile derselben, in heißes Wasser geworfen, demselben eine intensiv grüne Färbung gaben.

Die wichtigste und entscheidendste Frage betrifft das Alter der Funde. Wir besitzen Reste von Todtenspeisen aus der 5. Dyn. (um 3000 v. Chr.). Die Ziegelpyramide bei Dahschûr lieferte eine vollständige wohlerhaltene Hülse von Medicago hispida (Schneckenklee) und ein Grab bei Sakkâra eine Anzahl Gerstenähren. Reichhaltiger sind die Funde aus der 12. Dyn. (um 2500 v. Chr., Gräberfund Mariette's von Dra-Abu'n-Negga bei Theben u. a.). Von Todtenspeisen sind vertreten Schötchen von Senf (Sinapis arvensis), Leinkapseln (Linum humile), Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), Linsen (Leus esculenta), Bohnen (Faba vulgaris), Feigen (Ficus carica), Pinienzapfen (Pinus pinea), Wachholderbeeren (Juniperus phoenicea), Fächerpalmenfrüchte u. a. m.

Die interessanteste und wichtigste Bereicherung erhielt das eigentliche Herbarium — d. h. sofern es sich um Blätter und Blüthen handelte — durch den Eingangs besprochenen Mumienfund von Deïr el-Bahari (5. Juli 1884). Die reichste Ausbeute lieferten die Mumien der 18. Dyn. (um 1650 v. Chr.): Ahmes I., Amenhotep I., der 19. Dyn. (um 1450 v. Chr.): Ramses II. sowie der 20. bez. 21. Dyn. (Priesterkönige des Ammon, um 1200—1100 v. Chr.): Priesterschreiber Nibsoni und Prinzessin Nessi-Khonsu.

Bei Beurtheilung des Alters der diesem wichtigen Gräberfunde entstammenden Pflanzenreste erhebt sich aber eine Schwierigkeit von principieller Tragweite. Wir erwähnten, daß eine Anzahl Mumien der 18. und 19. Dyn. (vgl. den Eingang unserer Abhandlung) aus Gründen der Pietät unter den Priesterkönigen unter erneuter Entfaltung des üblichen Todtengepränges in der Familiengruft eben dieser letzteren (bei Deïr el-Bahari) beigesetzt wurden. Es entsteht also für uns die Frage: Gehören die bei jenen Mumien gefundenen Pflanzenreste der Zeit ihrer ersten Bestattung (18. bez. 19. Dyn.) oder der erneuten Beisetzung unter den Priesterkönigen (21. Dyn.) an? Es ergiebt sich dadurch, daß diese Frage nie endgiltig wird beantwortet werden können, eine Zeitschwankung von etwa 500 Jahren für das Alter dieser Pflanzen (entweder um 1700—1600 oder 1100—1000 v. Chr.). Allein was will das sagen, wenn wir erwägen, daß die übrigen ältesten Herbarien ein Alter von höchstens 400 Jahren beanspruchen können, während das unsrige mindestens auf 3000 Jahre Anspruch erhebt?

Bezüglich der übrigen Fundorte, die gleichfalls für den in Rede stehenden Zweck in Betracht kamen, können wir uns kurz fassen. Was die von Maspero in den Gräbern von Gebelen (stromaufwärts von Erment in der Nähe des alten Aphroditespolis) entdeckten Reste anlangt, so sind dieselben verhältnißmäßig modernen Ursprungs (ptolemäisches Zeitalter, um 300 v. Chr. und später). Dagegen ergaben Prof. Schiaparelli's aus Florenz Forschungen in den Gräbern von Dra-Abu'n-Negga bei Theben eine überaus reiche Ausbeute: Prof. Schweinfurth bestimmte allein 40 Arten. Indeß ist in Betreff dieser Funde ein wichtiger Vorbehalt zu machen: da die erwähnten Gräber noch in sehr später Zeit als Wohnräume zu allen möglichen häuslichen Verrichtungen benutzt wurden und in der That eine Anzahl der daselbst gefundenen Früchte und Hülsen deutliche Spuren des Dreschens tragen, so gehen wir sicher nicht fehl, einen Theil derselben von der alten Flora auszuschließen. Dahin gehören Sesamum indicum, Lupinus Termis u. a., die wol zur alten Flora gehören, an dieser Stätte indeß in hohem Grade verdächtig sind.

Diejenigen Pflanzen, die für den Todtenschmuck am meisten Verwendung fanden, sind Nymphaea caerulea und N. Lotus (blauer und weißer Lotus), Papaver Rhoeas (Mohn), Delphinium orientale (Rittersporn), Alcea ficifolia (Stockrose), die gelbblühende Sesbania aegyptiaca, Chrysanthemum coronarium

(Wucherblume), Carthamus tinctorius (Saflor), Granatblüthen u. a. m., außerdem Weidenblätter, verschiedene Grasarten, Pfefferminze.

Merkwürdig, obwol den alten Völkern des europäischen Continents keineswegs fremd, sind für unsre Vorstellungen Todtenkränze von Sellerieblättern (Anium graveolens). Auf der sog. Mumie von Kent (20. Dyn., Gräberfund von Scheich-Abd-el-Qurnah) wurde ein theils aus Blättern und blühenden Zweigen desselben, theils aus Blumenblättern und kleinen Blüthen vom blauen Lotus bestehendes Gewinde vorgefunden, welches derselben unter dem Halse im Halbkreis auf die Brust gelegt war. Solche Sellerierkränze kannten auch die Griechen, und zwar nicht nur als Leichenschmuck, sondern auch als Ehrengabe z. B. für die Sieger in den Kampfspielen von Nemea. Die Römer hielten nur Diejenigen im Tode solcher Auszeichnung würdig, die dieselbe schon bei Lebzeiten verdient hatten.

Wie weit übrigens die Fürsorge der Aegypter für ihre Todten ging, beweist ferner das Vorkommen von Lawsonia inermis in den alten Gräbern, jener Pflanze, die noch heute von der indisch-arabischen Welt zum Gelbrothfärben der Fingernägel und der inneren Handflächen benutzt und in Aegypten viel angebaut wird (Henna).

Zu den Todtenspeisen, deren schon oben gedacht wurde, kommen noch Granaten und Datteln, Sykomorenfeigen, wahrscheinlich auch Oliven und vor Allem die auch heute noch im Oriente einer großen Verbreitung sich erfreuenden Alliumarten (Zwiebel, Lauch, Knoblauch), welche nach Darstellungen auf Tempelwänden, in Grabmälern u. a. zu den heiligen Pflanzen gehörten. Auch heute noch sieht man in Aegypten über den Thüren oft Zwiebelbündel aufgehängt, welche Unglück von der Wohnung fernhalten sollen. Endlich aber sind Wein und Bier nicht zu vergessen, die freilich nicht in flüssiger, sondern in fester Gestalt, d. h. in ihren pflanzlichen Substanzen den Todten mitgegeben wurden. Die vorgefundenen Weinbeeren, theilweise 16—17 mm lang und 10 bis 11 mm dick, gehörten der noch heute in Aegypten heimischen schwarzblauen Art an und waren vorzüglich erhalten: trotz der zusammengeschrumpften Schale ließ sich bei einigen der blaue Wachsreif noch deutlich erkennen und der Zuckergehalt genau nachweisen. Daß die alten Aegypter tüchtige Bierbrauer waren, wissen wir aus den Berichten Herodot's, Aristoteles', Strabo's u. A., welche über die Vortrefflichkeit des Geschmacks des Pharaonen-Bräus des Lobes voll sind. Aber auch auf altägyptischen Denkmälern findet sich das Bier bereits erwähnt, so z. B. auf der Grabstele des Entef (11. Dyn., um 2600 v. Chr.) im Petit vestibule, auf der neben dem Brod und einer Ochsenkeule, welche Diener ihrem Herrn bringen, als dritte Gabe süßschmeckendes Bier erscheint. In den Gräbern hat man vielfach lang gekeimte Gerste (Malz) gefunden, theils in Haufen aufgeschüttet, theils als Kranz (um den Hals der oben erwähnten Mumie von Kent, 20. Dyn.), indem die verfilzten Würzelchen das Ganze zusammenhielten.

Ueber die Keimfähigkeit der den ägyptischen Gräbern entnommenen Getreidekörner wird bekanntlich sehr viel gefabelt. Indessen ist durch die in Rede stehenden Forschungen zur Genüge festgestellt worden, daß dieselben, bevor sie als Todtenspeise den Gräbern einverleibt wurden, erst vollständig am Feuer gedörrt zu werden pflegten. Es haben daher in der That alle Versuche mit wirklich den altägyptischen Gräbern entstammenden Getreidekörnern, wie nicht anders zu erwarten, ein völlig negatives Resultat ergeben. Wenn aber, wie man behauptet, wirklich einmal das eine oder andere angeblich bei einer Mumie vorgefundene Korn sich keimfähig erwiesen hat, so ist daran zu erinnern, daß die Araber, welche derartige Körner zum Kauf anbieten, die wirklich den Gräbern entstammenden Körner mit anderen neueren Ursprungs, welche keimfähig sind, zu vermischen pflegen. Eine sprossende Saat aus dem Zeitalter der Pharaonen ist daher wol ein schöner, poesievoller Gedanke, aber auch leider nichts weiter als ein solcher!

Fassen wir zum Schluß die Resultate der Pflanzenfunde zusammen, so ergiebt sich, abgesehen von der Bedeutung derselben für die allgemeine und Culturgeschichte, die Sprachforschung und andere Wissenszweige, für die Pflanzengeographie des alten Reichs, daß ein auf klimatischen Veränderungen beruhender Vegetationswechsel innerhalb 3000 Jahren in Aegypten nicht nachweisbar ist. Für einige Pflanzen, die heute als Fremdlinge auf ägyptischem Boden zu bezeichnen sind, mögen die veränderten Culturverhältnisse des Bodens sowie die Thatsache als Erklärung dienen, daß einzelne Pharaonen gewisse exotische Pflanzen aus fernen Zonen einführten und als Zierpflanzen cultivirten. Letzteres wird uns ausdrücklich mehrfach bestätigt. Wir erinnern nur an die Kalksteinplatte in der salle gréco-romaine, welche als Bruchstück zu einer Grabwand gehört, auf der die von der Königin Hatshopsitu (18. Dyn., um 1650 v. Chr.) veranlaßte Expedition von 5 Schiffen in das Land des Weihrauchs und der Wohlgerüche (Südarabien und Somaliküste) dargestellt war, sowie an den Wandschmuck des Tempels zu Karnak, der neben exotischen Thieren auch Pflanzen abbildet, welche Thutmes III. von seinen asiatischen Feldzügen als Opfergaben für den Gott Ammon heimbrachte. Unser Gewährsmann bemerkt daher mit Recht: „Die für die Flora des alten Ober-Aegyptens festgestellten Pflanzenformen gehören ihrer Natur nach sämmtlich solchen Arten an, die entweder heute noch wildwachsend in Ober-Aegypten angetroffen werden, oder solchen, deren Cultur das heutige Klima von Ober-Aegypten nicht die geringsten Hindernisse in den Weg stellen würde." — —

Und so verlassen wir den Saal der großen Todten, bei deren Anblick wir noch in einem ganz andern Sinne und in etwas abgeänderter Form an das Wort erinnert werden, daß Diejenigen, welche ihrer Zeit das waren, was sie sein sollten, gelebt haben und leben werden für alle Zeiten.

Ueber Periodicität in der Gewichtszunahme bei Kindern.

Von Dr. Otto Zacharias.

In der biologischen Abtheilung der mit dem Wiesbadener Naturforschercongreß verbundenen wissenschaftlichen Ausstellung war unter anderen literarischen Erscheinungen auch ein umfangreiches Werk zur Ansicht aufgelegt, welches sich betitelte: Tabellen über den Wachsthumsrhythmus der Kinder. Es werden nicht Viele gewesen sein, welche sich diese Tabellen in Wiesbaden näher angesehen haben. Ich selbst würde wahrscheinlich auch keine Zeit gefunden haben, es zu thun: aber ich kannte diese hochinteressante Publication bereits, da mir der Autor derselben, Herr Pastor Malling-Hansen in Kopenhagen, ein Exemplar davon bereits zugesandt hatte. Es steckt eine Riesenarbeit in diesem Buche, und ich habe nicht verfehlt, die mir näher bekannten Besucher der Wiesbadener Ausstellung auf dasselbe persönlich hinzuweisen.

Aber die Publication des Pastor Malling-Hansen verdient es, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Zu diesem Behufe unternehme ich es, in Nachstehendem auf den Inhalt und Zweck derselben etwas specieller einzugehen.

Die Resultate, um die es sich handelt, wurden durch systematische Wägungen an Kindern gewonnen. Um verstehen zu können, worin das Verdienst des Herrn Malling-Hansen liegt, muß man Folgendes wissen. Bisher sind Gewichtsermittelungen an Kindern sowol wie Erwachsenen hauptsächlich blos zu dem Zwecke vorgenommen worden, dadurch festzustellen: ob der Ernährungsprozeß der betreffenden Personen in ungestörter Weise vor sich gehe. Steigende Gewichtszunahme pflegt man von diesem Gesichtspunkte aus als ein günstiges Zeichen zu betrachten, während Abmagerung darauf schließen läßt, daß der Verdauungsvorgang durch irgend eine Ursache beeinträchtigt werde. Dergleichen Einzelwägungen haben also ein vorwiegend praktisches Interesse und sind dazu geeignet, den Arzt über den Ernährungszustand seiner Patienten oder Reconvalescenten zu informiren. Im Zusammenhange mit dem segensreichen Institut der Feriencolonien werden Wägungen an Kindern auch vor und nach dem Genusse der vierwöchigen Sommerfrische vorgenommen, um festzustellen, ob letztere überhaupt etwas, und eventuell: wieviel sie genützt hat. Auf solche Art gewann Dr. Barrentrapp das Resultat, daß Kinder aus Düsseldorf, wenn sie während der Ferien aufs Land geschickt werden, je um 4½ Pfund zunehmen, Kinder aus Köln hingegen um 9—10 Pfund, und wieder andere nur um einzelne Pfunde. Solche ad hoc gewonnenen Ergebnisse eröffnen jedoch keine weiteren Ausblicke. Sie orientiren den Arzt lediglich über den sanitären Werth der verschiedenen zur Sommerfrische benutzten Oertlichkeiten und über den körperlichen Zustand der einzelnen Pfleglinge. Allenfalls ließe sich durch Vornahme einer größeren Anzahl solcher Einzelwägungen ein ziffernmäßiger Ausdruck für das Durchschnittsgewicht von Kindern einer bestimmten Altersclasse ermitteln, mit dem man gegebenenfalls die Körperschwere eines einzelnen Individuums vergleichen könnte. Der Belgier Quetelet, der Ameri-

kaner Bowditch und der Italiener Pagliani haben in der That solche Untersuchungen angestellt.

Um jedoch Wägungsresultate von weittragenderer Wichtigkeit zu erhalten, bedurfte es eines anderen Verfahrens, und zwar eines solchen, welches die Möglichkeit in Erwägung zog, daß die Gewichtszunahme jugendlicher Individuen periodischen Schwankungen unterworfen sein könnte. Dieser Gedanke stieg im Geiste eines wissenschaftlich gebildeten Predigers und Schulmannes auf, nicht im Kopfe eines Arztes oder Naturforschers von Fach. Pastor Malling-Hansen hatte den trefflichen Einfall, Massenwägungen von Kindern anzustellen, und er sagte sich sehr richtig, daß er auf diese Weise ein Ergebniß erhalten müsse, welches von den Zufälligkeiten und störenden Nebenumständen, die bei Einzelwägungen unterlaufen können, frei sein müsse. Eine Menge Kinder auf einmal zu wiegen und diese Wägungen ein volles Jahr täglich fortzusetzen — das war ein fruchtbarer Gedanke und zugleich das Mittel, um gewisse Gesetzmäßigkeiten ausfindig zu machen, zu deren Erkenntniß man durch die experimentelle Ernährungsphysiologie allein nicht hätte gelangen können.

Glücklicher Weise war Pastor Malling Vorsteher eines Kinder-Internates in der dänischen Hauptstadt, und so hatte er Gelegenheit, innerhalb seiner eigenen Domäne die bewußten Massenwägungen zu veranstalten. Hierzu kam noch der große Vortheil, daß er mit 130 ganz gleichmäßig ernährten Kindern operirte, also mit einem Beobachtungsmaterial, wie es nicht günstiger gewünscht werden konnte. Der Genannte verfügte über 72 Knaben und 58 Mädchen. Hauptsächlich hat er aber seine Versuche mit den Knaben angestellt. Ehe die ersten Beobachtungsresultate publicirt wurden, vergingen zwei Jahre. Gegenwärtig ist Malling-Hansen mit Fortsetzung seiner Wägeexperimente beschäftigt, deren Ergebnisse graphisch auf zahlreiche Tabellen zum wissenschaftlichen Gebrauch fixirt werden.

Die betreffenden Knaben werden täglich viermal (jedes Mal in vier Abtheilungen) auf einer Centesimalwaage gewogen. Monatlich ein Mal wird auch das Gewicht jedes einzelnen Kindes festgestellt. Das ist umständlicher und dauert 2½ Stunden. Außerdem findet täglich eine Größenmessung sämmtlicher 130 Zöglinge des Instituts (Vormittags 9 Uhr) statt.

Auf solche Art hat Pastor Malling-Hansen tausende und aber tausende von ziffermäßigen Angaben erhalten, denen wir höchst werthvolle Aufschlüsse über den Rhythmus des Wachsthums bei jugendlichen menschlichen Individuen verdanken. Unter Benutzung der heute in der Wissenschaft üblichen Methode der graphischen Darstellung hat der dänische Forscher die jährlichen Gewichtsschwankungen in Form einer Curve mit zahlreichen Hebungen und Senkungen veranschaulicht, deren nähere Besichtigung außerordentlich lehrreich für Jedermann ist. Zuerst stellt jene Wellenlinie die Thatsache vor Augen, daß das Wachsthum der Kinder im Jahreslaufe nicht nach einer geraden, gleichmäßig ansteigenden Linie geschieht, sondern daß die Größen- und Dickenzunahme in den verschiedenen Monaten eine sehr verschiedene ist. Dieses Factum ist durch vier Jahre fortgesetzte Beobachtungen festgestellt. Die bezüglichen Schwankungen sind aber zweifacher Art: die eine Gruppe derselben ist mit den Jahreszeiten verknüpft; die andere hingegen setzt sich — unabhängig von den Jahreszeiten — das ganze Jahr hindurch fort. Malling-Hansen fand nun, als er sein Augenmerk auf die erste der beiden Gruppen richtete, daß dieselbe drei Hauptthatsachen zum Ausdruck bringe: 1) die, daß der Größenzuwachs am kindlichen Körper sich am lebhaftesten von Mitte April bis in den August hinein vollzieht, wobei aber die Kinder erheblich an Gewicht verlieren. Die jährliche Maximalperiode der Größe fällt also mit der Minimalperiode des Gewichts zusammen; 2) ergab sich, daß in der Zeit vom August bis December die größte Gewichtszunahme zu constatiren ist, wogegen zu gleicher Zeit der Höhenwuchs seine Minimalperiode hat; 3) trat hervor, daß die Kinder im December bis gegen Anfang April an Gewicht wieder schwächer zunahmen, während der Größenzuwachs ebenfalls weit geringer ist, als in der Maximalperiode des Längenwachsthums. In die jährliche Periode der bedeutendsten Größenentwickelung fällt demnach die Ruhezeit der Gewichtssteigerung, und genau so verhält es sich umgekehrt: In die Maximalperiode der Gewichtszunahme fällt die Ruhezeit des Größenwachsthums. Die oben erwähnte zweite Gruppe der Gewichtsschwankungen, die von den Jahreszeiten unberührt bleibt und sich im Laufe der Jahre als gleichförmig erweist, stimmt im höchsten Maße mit den örtlichen Schwankungen der atmosphärischen Wärme überein. Ein Steigen der Lufttemperatur von — 4° auf — 3° oder von + 13° auf + 14° ist stets von einem entsprechenden Steigen in der Gewichtszunahme der Kinder begleitet. Umgekehrt entspricht einem beliebigen Falle der Wärme, sei es im Winter oder im Sommer, ein gleichzeitiges Zurückgehen der Gewichtszunahme oder sogar ein Gewichtsverlust. Speciellere Ermittelungen haben ergeben, daß eine Abnahme der Wärme um 2° in der Durchschnittstemperatur von 5 Tagen zu derjenigen der nächsten 5 Tage von einer Abnahme der Gewichtsvermehrung bis zu einem Neuntel begleitet wird. Hingegen wird eine Wärmesteigerung von 3° (von der mittleren Temperatur von 5 Tagen bis zu der der nächsten 5 Tage) von einer dreizehnfach erhöhten Steigerung der Gewichtsvermehrung begleitet.

Hieraus läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit der Schluß ziehen, daß ein Jahr mit vielen Wärmeveränderungen der normalen Gewichtsvermehrung der Kinder weit weniger günstig sein werde, als ein solches mit wenigen derartigen Schwankungen. Eine Reihe von mehreren in diesem Bezug ungünstigen Jahren wird mehrere Jahrgänge von minder kräftigen Kindern ergeben, und umgekehrt. Die Schwankungen der körperlichen und geistigen Kräfte in den wechselnden Generationen wurzeln also zum Theil vielleicht in rein meteorologischen Verhältnissen. Hiernach hätte Shakespeare Recht, wenn er sagt: „Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft" (Sommernachtstraum). Es ist dies ein höchst interessantes Resultat, auf welches man an der Hand einfacher Wägeversuche gekommen ist, und es ist nicht abzusehen, von welchem Nutzen für die Hygieine des Kindesalters dasselbe sein wird, wenn es künftig sich als ganz zweifellos begründet herausstellt. Wollte man aber bereits jetzt auf Grundlage der durch die täglichen Wägungen erzielten Ergebnisse die Frage darüber aufwerfen, wie die Zeiten der Wärmeabfälle, welche die Hemmungszeiten für die Gewichtsentwickelung der Kinder zu sein scheinen, unschädlich gemacht werden können, so müßte als vorläufige Antwort darauf gegeben werden: die Bekleidung der Kinder soll zu unterst aus einem schlechten Wärmeleiter (Wolle oder dergl.) bestehen, welcher Brust, Rücken und Unterleib warm zu halten vermag. Ferner soll kein zu großer Abstand zwischen der Temperatur in den Wohnzimmern und derjenigen, welche im Freien herrscht, stattfinden. Man vermeide also im strengen Winter stark überheizte Zimmer. Ebenso sorgsam hüte man aber die Kinder davor, daß sie in allzu kalten Schlafzimmern der Ruhe pflegen. Eine weitere Frage, die zur Zeit allerdings noch nicht wissenschaftlich beantwortet werden kann, würde die sein, ob es sich empfehlen dürfte, den Kindern in den Perioden, wo die Gewichtszunahme stationär ist, eine besondere Diät vorzuschreiben. Ueber die Indication einer solchen speciell angepaßten Ernährungsweise werden wir vielleicht durch die Malling'schen Forschungen in Bälde aufgeklärt werden. Aerzten und Naturforschern ist es in gleicher Weise anzurathen, sich das Werk des dänischen Pastors näher anzusehen. Ich kann hier nur im Allgemeinen auf den Inhalt desselben aufmerksam machen.

Im Hinblick auf die wahrscheinlich gemachte Abhängigkeit des Wachsthums der Kinder von den Wärmeverhältnissen möge noch hervorgehoben werden, daß Gegenden mit großem Temperaturwechsel fast durchgehends kleine und nicht sehr kräftige Bewohner haben. Dies wird nunmehr verständlich, weil unter solchen Verhältnissen das Wachsthum im zarten Jugendalter beeinträchtigt wird. Hieraus erklärt sich offenbar auch die geringe Körpergröße des Milchviehes auf den deutschen Mittelgebirgen, weil dieses ebenfalls schroffen Temperaturwechseln ausgesetzt ist. Auch Insecten, welche die Gebirgsabhänge bewohnen, erlangen selten die Dimensionen ihrer in der Ebene wohnenden Speciesgenossen. So ist z. B. das Graspferd (Locusta viridissima) auf den Wiesen im Hirschberger Thalkessel bei weitem größer, als 700 Fuß höher bei Kirche Wang.

Durch eine Statistik der Gewichtsschwankungen des heranwachsenden menschlichen Organismus wird man nach und nach in die Lage versetzt werden, eine rationelle Grundlage für die Hygieine des Kindesalters zu erlangen, die man bisher nicht besaß. Erwähnt sei schließlich noch, daß die dänische Regierung den Forschungen Malling-Hansen's sehr sympathisch gegenübersteht und auch zur Ausdehnung derselben erhebliche Geldmittel bewilligt hat. Es werden natürlich auch außerhalb Kopenhagens in den verschiedenen Anstalten und Instituten Gewichtsbestimmungen vorgenommen, um eine möglichst breite Basis für die Untersuchung zu gewinnen.

Bücherbesprechungen.

— **Die Orthographie in den Schulen Deutschlands.** Zweite umgearbeitete Ausgabe des Commentars zur preußischen Schulorthographie von **W. Wilmanns**. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1887. — Man weiß, daß Wilmanns einen hervorragenden Antheil gehabt hat an der Vorarbeit für die neue Rechtschreibung, die vor nunmehr 7 Jahren in den preußischen Schulen und wenig später auch in Sachsen und den meisten anderen Bundesstaaten eingeführt worden ist. Die Hoffnungen, die man an diesen Schritt knüpfte, haben sich vorläufig nicht erfüllt, und die Gründe hierfür liegen am Tage. Nicht allein die Bequemlichkeit, die Scheu vor dem Umlernen war es, was einen großen Theil unsrer Schriftsteller und Gelehrten und vor Allem die meisten Zeitungen bestimmte, bei der hergebrachten, wenn gleich vielfach schwankenden Schreibung zu bleiben, sondern es wurde dieser natürlichen und wohlbegreiflichen Neigung auch Vorschub geleistet durch den Widerspruch, der von gewichtiger Stelle gegen die amtliche Regelung dieser Angelegenheit erfolgte. Es ist nicht eben schwer, auch für diesen Widerspruch, der z. B. von Bismarck erhoben wurde, Verständniß zu gewinnen. Denn die Schwankungen waren und sind in der That nicht derart, daß man durch sie die Einheit der Sprache für gefährdet hätte halten können. Ganz vortrefflich spricht sich über diesen Punkt Rudolf Hildebrand in seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht aus (S. 57, zweite Aufl.): „Soll man Ältern oder Eltern schreiben? läugnen oder leugnen? Wichtige Fragen! Ganz einerlei ist Beides, und es hat mir oft als recht gut erscheinen wollen, daß in dem und jenem Punkte ein Schwanken aus älterer Zeit bis heute sich erhalten hat! Die Pedanten könnten daran inne werden, daß es sich hier im Grunde um gleichgiltige Dinge handelt und um Nebensachen, und daß es Nebensachen und gleichgiltige Dinge wirklich giebt, wie in allem Menschlichen, so auch in der Sprache!" Man kann diesem wissenschaftlichen Standpunkte volle Berechtigung zusprechen, ihn sogar selbst theilen und gleichwol die Meinung vertreten, daß die Regelung der Rechtschreibung für die Schule im höchsten Maße wünschenswerth war und daß die Art dieser Regelung allen billigen Wünschen entspricht. Ich billige durchaus die Ansicht über die neue Rechtschreibung, die neulich Otto Lyon in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (5. Heft, S. 447) aussprach: „Willig Nachprüfende werden erkennen, daß in der neuen Orthographie die rechte Bahn betreten worden ist, auf der die Entwickelung unserer Rechtschreibung in gesunder Weise weiter vorwärts schreiten kann." Wie vorsichtig und sorgsam der seiner Zeit mit der Bearbeitung des Regel- und Wörter-Verzeichnisses betraute Ausschuß verfahren ist, wie er überall mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit vorgegangen ist, darüber belehrt uns Wilmanns in dem vorliegenden Buche in überaus gründlicher Weise. Das Werk ist geradezu unentbehrlich für jeden Lehrer, der den Unterricht in der neuen Orthographie ertheilt und gewohnt ist, die von der Classe aufgeworfenen Fragen nach dem Woher? und Warum? dieser oder jener Regel nicht als Vorwitz abzuweisen, sondern eingehend zu erledigen. Es spricht nicht sehr für die Lehrer, daß es 7 Jahre gedauert hat, bis eine zweite Auflage des Buches nothwendig geworden ist. Die Einleitung giebt eine Uebersicht über die Geschichte der orthographischen Bewegung in der neueren Zeit; die Erläuterungen folgen dem amtlichen Regelbuche Schritt für Schritt. Ueberall versucht der Verfasser, den heutigen Zustand durch geschichtliche Betrachtung zu erklären und da, wo eine amtliche Verfügung stattgefunden hat, diese durch den Hinweis auf den Zweck, den unsere Schreibung im Auge haben muß, zu stützen. Den in der Gegenwart so eifrig betriebenen Arbeiten auf dem Gebiete der Lautphysiologie ist Wilmanns offenbar mit dem größten Eifer gefolgt und hat die Ergebnisse dieser Untersuchungen an vielen Stellen seinem Zwecke dienstbar gemacht. Zur Zeit des Erscheinens der ersten Auflage waren nur in Bayern und in Preußen erst die amtlichen Regelbücher erschienen. Für die vorliegende zweite Auflage sind die gleichartigen Hilfsmittel für den Unterricht, die mittlerweile in Baden, Mecklenburg, Sachsen und Württemberg eingeführt worden sind, gebührend berücksichtigt worden. Die Verschiedenheiten, die zwischen ihnen noch bestehen, sind hervorgehoben und beurtheilt. Ganz besondere Sorgfalt ist dem Abschnitte über die Schreibung der Fremdwörter gewidmet worden (S. 202 bis 245). Es begreift sich dies daraus, daß auf diesem Gebiete sich noch die meisten Abweichungen der Regelbücher unter einander erhalten haben. In der That sind hier nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, wie in den allgemeinen Darlegungen S. 202 bis 213 erörtert wird. Die Hauptfrage, um deren Lösung es sich handelt, ist folgende: Sollen wir aus Rücksicht auf das einheitliche Gepräge unserer Schrift den Klang des Fremdwortes als maßgebend betrachten, also z. B. Butelje, Kulör, Mär (= Bürgermeister), Portföllje u. s. w. schreiben — oder sollen wir so ehrlich und gewissenhaft sein, dem, was wir aus fremden Sprachen nun einmal herübernehmen, auch sein fremdes Gewand zu lassen? Wenn man auch nicht in jedem einzelnen Falle die Entscheidung, die Wilmanns fällt, billigen wird, so muß man doch im Allgemeinen unbedingt zugeben, daß der Mittelweg, den er einschlägt, der allein richtige ist. Er empfiehlt nämlich für die Lehnwörter und die ihnen am nächsten stehenden fremden Wörter die Schreibung nach dem Klange, für die Fremdwörter im engern Sinne die geschichtliche Schreibung; seine erste Hauptregel lautet demnach: Fremdwörter behalten in der Regel ihre fremde Schreibung. Nur wenn die Aussprache des Wortes sich in deutschem Munde so abweichend entwickelt hat, daß die fremde Schreibweise dieser Aussprache widerstreitet, tritt eine Aenderung ein. Die amtlichen Regelbücher haben es nicht gewagt, hier durchgreifend zu verfahren, und in dieser Hinsicht sind also die Wilmanns'schen Auseinandersetzungen eine werthvolle Vorarbeit für die weitere Entwickelung der Einheit unserer Rechtschreibung. Es berührt ungemein wohlthuend an dem ganzen Buche, daß eine Gefahr, die bei diesem Gegenstande ganz besonders nahe lag, durchaus vermieden ist: der Verfasser verfällt nirgends in pedantische Kleinmeisterei. Die Darstellung ist überall ruhig und sachlich, die Sprache einfach und wissenschaftlich. Das Buch sollte für jeden Lehrer des Deutschen zum täglichen Brode gehören, jedenfalls in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Rudolf Beer.

J. B—m. **Orientalische Bibliographie**, herausgegeben von Prof. Dr. A. **Müller** in Königsberg. 1. Jahrgang, Heft 1, Berlin bei H. Reuther; Preis des Jahrgangs (4 Hefte im Umfang von 3—5 Bogen) 6 ℳ. — Dieses wichtige Hilfsmittel für die Wissenschaft des Ostens ist begründet im Hinblick auf das bevorstehende Eingehen der Bibliographie Dr. J. Klatt's in Kuhn's Literaturblatt und berechtigt nach seinem ersten Hefte vollauf zu der Hoffnung, daß es dem Orientalisten ein zuverlässiger Führer durch das weite Gebiet orientalistischer Neu-Erscheinungen sein wird. Die Bibliographie beschränkt sich durchaus nicht auf die philologische Orientwissenschaft, sondern zieht Geschichte, Landeskunde, Statistik, Cultur u. s. w der Ostvölker mit in den Kreis ihrer Beobachtung — ein Beweis zu gleicher Zeit für die enge Verbindung, welche auf diesem Gebiete Wissenschaft und Praxis eingegangen haben, wie in Deutschland besonders actuell die Gründung des orientalischen Reichsseminars in Berlin zeigte. Die Fülle des gesammelten Stoffes kann auch in einer Inhaltsangabe nicht annähernd wiedergegeben werden — es möge die Erklärung genügen, daß die Bibliographie sich als breites und wohlübersichtliches Sammelbecken der vielsprachigen gewaltigen Fluth orientalistischer Wissenschaft darstellt und ein treues Bild der Arbeiten und Fortschritte in diesem Zweige internationaler Forschung gewährt. — In diesem Bilde ist, nebenbei gesagt, die noch geringe Betheiligung Deutschlands auf sinologischem Gebiete auffällig, während andererseits gerade die Theilnahme am chinesischen Cursus des neu begründeten Seminars zu Berlin eine ganz besonders starke, die Schülerzahl 30 übersteigende, ist.

P.— **Das Wetter**, meteorologische Monatschrift für Gebildete aller Stände; herausgegeben von Dr. R. **Aßmann**, Verlag von Otto Salle in Braunschweig. — In den letzten fünf Heften dieser Zeitschrift wird wiederum ein reichhaltiges Material aus den verschiedenen Theilen der Meteorologie geboten. In einem längeren „Die Untersuchungen von Elias Loomis über das Verhalten der barometrischen Maxima und Minima" überschriebenen Artikel macht Dr. van Bebber den Leser mit den Arbeiten dieses amerikanischen Meteorologen bekannt, welcher auf rein statistischem, synoptischem Wege das thatsächliche Verhalten der großen allgemeinen Witterungserscheinungen klarzulegen und für die theoretische und praktische Meteorologie zu verwerthen sucht. — Dr. Bettin giebt in Anschluß an einen früheren Artikel über Windfahnen mit horizontaler Achse eine Methode an, um auch mit Hilfe gewöhnlicher Windfahnen mit verticaler Achse im Thalgrunde die über dem Thale wehende obere Windrichtung bestimmen zu können. — Dr. C. Lang weist nach, daß nicht unser Klima allein mit seinen Frösten und Schneefällen den in den Städten öffentlich aufgestellten Kunstwerken schädlich ist, sondern daß es dieses erst wird in Verbindung mit den gasförmigen Verunreinigungen der Stadtluft, welche in dem Schnee einen geeigneten Träger finden. — Für den Zweck der Reduction der Barometerstände auf das Meeresniveau erläutert G. Schubring ein sehr bequemes und genaues graphisches Verfahren. — Dr. C. Lang vermittelt dem deutschen Leser einen

Aufsatz des Italieners Ferrari über den Gang der Registrir-Instrumente während eines Gewitters. — Im letzten Octoberheft endlich behandelt Dr. Andries die Rolle der Elektricität bei meteorologischen Erscheinungen und geht hierbei specieller auf das Zodiakallicht ein, dem er einen terrestrischen Ursprung zuzuschreiben geneigt ist. In dem letzten Hefte finden sich ferner „Grenzen und Mittel der Extreme, sowie Tagesmittel der Temperatur in den Jahren 1830 bis 1886" von Schulrath Loof und „Gewitter und Hagelschläge des Juli und August in Steiermark und Kärnten" von K. Prohaska. Neben den laufenden monatlichen Uebersichten über die Witterung in Centraleuropa und Oberitalien und den regelmäßigen Karteubeilagen finden sich in jedem Hefte noch zahlreiche kürzere meteorologische Notizen.

J. R. Dornröschen. Eine Erzählung von A. v. d. Elbe. Leipzig, Georg Böhme. 2 bez. 2,80 M. — Ein bedeutendes Talent offenbart sich in dieser Erzählung zwar gerade nicht, aber weil sie nicht so ganz Schablonenarbeit ist und z. B. aus der Charakterzeichnung des jungen Mädchens, das da glaubt, in der Kunst Befriedigung fürs Leben finden zu können, seinen Irrthum jedoch einsieht und Halt an einem geliebten Manne sucht, eine gewisse Beobachtung des Lebens ersichtlich wird, möge auf das Werk doch hingewiesen werden. Die Motive, die übliche Testamentsclausel, die bestimmt, daß die Erbschaft von einer vorgeschriebenen Heirath abhängen solle, auch das Hineinspielen des deutsch-französischen Krieges in die Handlung, sind freilich nicht neu, ebenso wenig wie es die Steigerung der Liebe des jungen Malers Felix zum Dornröschen ist, die durch Eifersucht bewirkt wird; dafür entschädigt aber in etwas das mit gutem Humor wiedergegebene Klein- und Alltagsleben der Geschichte. Wenn die Schriftstellerin sich in den Schranken ihres Talentes hält, daß sie mehr auf harmlose, gemüthliche Stoffe hinweist, und sich hütet, über dieselben hinauszugehen, wird man ihren weiteren Leistungen gern begegnen können.

J. R. Paul Heyse's Novellen und Romane. Von Otto Kraus. Frankfurt a. M. Johannes Alt. 2,50 M. — Ein außerordentlich scharfes, fast maßloses Pamphlet gegen Paul Heyse, das geradezu auf den Schlußsatz hinausläuft: „Wacht über die Unterhaltungsschriften und entfernt Heyse's Novellen und Romane aus euern Häusern!" Wenn wir der Schrift dennoch, trotz dieser nicht zu rechtfertigenden und zu weit gehenden Forderung, ein paar Worte mit auf den Weg geben, geschieht es deshalb, weil in den einseitigen und vermöge ihrer Heftigkeit oft ungerechten Ausführungen ein Kern Wahrheit steckt. Nur trifft der Verfasser den Nagel nicht auf den Kopf. Er wendet sich vorwiegend gegen den „Atheisten" Paul Heyse, nennt ihn mit Vorliebe Gott-los (das Wort muß in der eigentlichen Bedeutung aufgefaßt werden) und folgert aus dieser Eigenschaft die Schwächen des Dichters, die wir als seine laxe Lebensauffassung bezeichnen möchten; seine Dichtungen seien giftige Früchte in goldener Schale. Treten wir an den Gegenstand mit denjenigen Eigenschaften heran, die Kraus zu fehlen scheinen, mit Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. Bei der Bejahung bez. Verneinung transscendentaler Zustände kommt es doch in erster Linie auf den Glauben an; wir wissen weder das eine, das Fortleben nach dem Tode, noch das andere, das Gegentheil davon, sondern wir glauben nur an dies oder jenes; aus der Ueberzeugung, daß z. B. das letztere der Fall sein werde, läßt sich also a priori Niemand ein Vorwurf machen, denn der Glaube kann nicht erzwungen werden. Wol aber ist es von Belang, welche Folgerungen man aus dieser atheistisch-pantheistischen Weltanschauung, der ja auch einige unserer großen Dichter huldigten, zieht; ob man trotz des Verzichtes auf ein Transscendentales sich in den Grenzen des Sittengesetzes hält, oder ob man, da es nach der eigenen Ueberzeugung ja doch keine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits gäbe, sich nun für berechtigt erachtet, um uns vulgär auszudrücken, einfach darauf los zu sündigen. Erst diese Consequenz macht den Menschen zu einem unsittlichen, nicht jener Atheismus für sich. Darum vermögen wir auch in dem S. 164 citirten Gedicht Heyse's auf den Tod seines Töchterchens Marianne nichts Anstößiges zu entdecken. Wegen einer dieser unberechtigten Folgerungen aber, die in der obengenannten laxen Lebensanschauung, der Verherrlichung des Genusses besteht, ist Paul Heyse zu tadeln. Die Broschüre von Kraus bietet die Belege hierfür, indem sie die sämmtlichen Werke des Dichters durchgeht. Dieser Mangel an Sittlichkeit ist auch die Ursache, warum Heyse kein Dramatiker, vor Allem kein Tragiker ist; der oft gerügte novellistische Gang seiner Stücke kommt bei dieser Frage erst in zweiter Linie in Betracht. Neuerdings überschüttet Heyse mit einer fast krankhaften Fruchtbarkeit die Bühne mit kleineren und größeren Neuigkeiten; einen tieferen Gewinn können wir für das Theater und unser Leben in diesem Zuwachs nicht erblicken. Wir lassen die hübschen Bluetten davon als besser Theaterwaare gelten; wir stimmen auch Kraus nicht bei, der wie ein Olympier über die älteren Werke wie „Hans Lange", „Colberg" u. s. f. kurzweg (S. 7) decretirt: „Seine dramatischen Dichtungen sind im Großen und Ganzen nicht viel werth" und sie ein ander Mal einfach „albern" nennt; aber Paul Heyse's wirklich ernste Stücke, namentlich die Tragödien (Alkibiades, Don Juan's Ende), vermögen wir nicht anders als schwach zu bezeichnen. Ein Mann, der über den Begriff der Schuld im Unklaren mit sich ist, lasse die Hand weg von einer Kunst, der sich Aeschylus, Sophokles, Shakespeare und Schiller geweiht haben. Mit der richtigen Auffassung des Begriffes Schuld steht, mit der falschen Auslegung desselben fällt die Tragödie. Heyse hat sich eine eigene Theorie des Tragischen zurecht gelegt, die besagt, daß die tragische Schuld eigentlich keine — Schuld sei, sondern — Unschuld. Darin liege das Recht und das Verhängniß aller wahrhaft tragischen Helden, „daß ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, sie in hoffnungslose Kämpfe stürzt, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden". Eine Schuld darf nur tragisch genannt werden, „wenn sie vor dem Richterstuhl der wahren Sittlichkeit als Unschuld erscheint". Darnach könnten die Katastrophen in den Shakespeare'schen Trauerspielen, z. B. im Macbeth, „nur den ganz prosaischen Gerechtigkeitssinn befriedigen". O! o! das ist der echte Sprößling des verfeinerten, von der Natur abgewichenen, schwächlichen neunzehnten Jahrhunderts, der so spricht. Die Welt ist keineswegs „armselig" und „alltäglich", und ihre Gesetze sind durchaus nicht „nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet", sondern nach den höchsten Maßen, die es giebt. Schuld ist darum Schuld, das haben schon die frommen Heiden eingesehen, daran haben sich die Großen der neueren Tragödie gehalten und dabei wird es bleiben. Wer vom Sittengesetz abweicht, wie Macbeth, fällt eben in Schuld, diese zieht die Sühne nach sich und die Katastrophe und das erschüttert uns und läutert uns, bewegt unsere Furcht und unser Mitleid; die Nemesis waltet heutzutage noch genau so wie damals, als Aristoteles seine berühmte Definition der Tragödie schrieb, die nun einmal felsenfest bestehen bleibt. Das ist eigentlich so einfach und logisch, daß es gar nicht des Beweises bedürfen sollte, und doch ist ein solcher, wie Paul Heyse's ernste Dramatik zeigt, nötig. Diese schwächliche Anschauung vom Tragischen hängt aber mit seiner laxen Lebensanschauung, seinem Mangel an sittlichem Pathos aufs Innigste zusammen; wer die Forderungen der höheren Sittlichkeit nicht anerkennt, versteht es auch nicht, wie ein Mensch schuldig werden kann, und sieht in dem gerecht Untergehenden nur ein verfolgtes Opfer der Convention, der Mittelmäßigkeit. Damit kommen wir wieder auf den Eingangs dieser Zeilen angeführten Gedanken zurück, den zu berichtigen wir uns angelegen sein ließen.

J. R. Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1,50 M. — Wer die ganze Hohlheit und Verlogenheit der neuesten materialistisch-pessimistischen Richtung in unserer Literatur einmal schonungslos aufgedeckt sehen und diese Schule selbst in dem Lichte betrachten will, in dem man sie überhaupt nur sich denken sollte, in dem der Lächerlichkeit, der lese dieses Büchlein; es stellt den unmotivirten Weltschmerz dieser Jünglinge ganz richtig auf eine Stufe mit dem moralischen und physischen Katzenjammer des Studenten, der kein Geld im Portemonnaie hat, mit dem Weh des Primaners, dessen Angebetete sich verlobte, und dem Leid des Säuglings, dem der Lutschbeutel abhanden gekommen ist. Folgerichtig wird somit im „Epilog" auch als letzte Consequenz dieses Pessimismus ausgeführt:

„Das ist der höchsten Weisheit Erguß
Auf pessimistischer Denkerspur:
Heut hing sich aus Lebensüberdruß
Ein Säugling auf an der Nabelschnur."

Uebrigens sei auch, wenn es noch nöthig sein sollte, darauf aufmerksam gemacht, daß im „Kladderadatsch" gleichfalls schlagend-satirische Gedichte auf den genannten Auswuchs unserer Literatur gestanden haben, die auch wol eine Sammlung und Buchausgabe verdienten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 93. Mittwoch, den 23. November. 1887.

Inhalt: Der alte Goethe im jungen. — Bücherbesprechungen (Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Dresdner Künstlermappe).

Der alte Goethe im jungen.

Im Laufe eines Jahres sind neuerdings zwei Bücher erschienen, die, so ganz verschiedenartig sie auch in jeder Hinsicht sein mögen, doch als zwei Pole der Goetheliteratur angesehen werden können. Das eine ist der 7. Band des „Goethe-Jahrbuchs“ (1886) mit den an der Spitze stehenden

Mittheilungen aus dem Goethe-Archiv, veröffentlicht von Ludwig Geiger,

welche bestehen aus: „Fünfzehn Briefen Goethe's an seine Schwester Cornelia, 21. Juni 1764 bis 14. October 1767“ und „Einundzwanzig Briefen G.'s an Behrisch, October 1766 bis Mai 1768“. Der Gegenpol ist:

Goethe in der Epoche seiner Vollendung (1805—1832). Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung von Dr. Otto Harnack. Leipzig 1887, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. [XLVI u. 249 Seiten.]

In jenen Mittheilungen des Goethe-Jahrbuchs zeigt sich Goethe im Werden, Harnack lehrt den Gewordenen kennen.

Schriften, die sich mit Goethe's Denkweise und Weltbetrachtung beschäftigen, sind namentlich in den letzten Jahren mehrere erschienen; ich nenne nur „Goethe's philosophische Entwickelung“ von Melzer, „Goethe's Erkenntnißprincip“, sowie „Schopenhauer und Goethe“ von Harpf, „Die Beziehungen Goethe's zu Spinoza“ von Jellinek. Schon vor etwa zwanzig Jahren veröffentlichte Caro in Paris sein treffliches Werkchen „La philosophie de Goethe“*). Ueber die in diesen Schriften behandelten Fragen zur Klarheit zu gelangen, ist nicht leicht. Goethe ist nie darauf ausgegangen, ein philosophisches Lehrgebäude zu errichten oder einem bestimmten Philosophen sich unbedingt anzuschließen. Er bewahrte sich Selbständigkeit des Denkens, aber nicht nur anderen Gelehrten gegenüber, sondern auch gegenüber seinen eigenen Ansichten vergangener Zeit. Er verkaufte sich keiner Gilde und keinem Stillstand. Goethe hat sich die Fühlung mit Natur und Wahrheit immer so zu bewahren gewußt, daß er sich nach ewigen Gesetzen fortentwickelt hat; Widersprüche, auf die wir bei ihm stoßen, sind eben nur solche Abweichungen in stetiger Entwickelung, wie sie bei jedem Naturwesen vorkommen, ohne daß sie eine Umbildung desselben zur Folge haben, indem sie im Großen und Ganzen ihre Ausgleichung finden. Zwar ist jeder Mensch gleichen Naturgesetzen unterworfen, allein wenn die Naturanlage nicht eine ungewöhnlich gesunde und kräftige ist, so geht die ursprüngliche Anlage unter äußeren Einwirkungen zu Grunde, wie bei der Mehrzahl der Menschen schon durch den Kampf um Erhaltung des Lebens.

Selbstverständlich war auch Goethe solchen Einwirkungen ausgesetzt. Harnack beleuchtet einleitungsweise die hauptsächlichsten Einflüsse, welche befruchtend auf Goethe's Bildung eingewirkt haben, und zieht dann im Haupttheil des Buchs die Schlußergebnisse von dessen ethischen und religiösen Anschauungen, von seiner Naturbetrachtung, von den Kunstansichten, sowie den politischen und socialen Ueberzeugungen desselben. Er weist dabei nach, wie Goethe zwar alle bedeutende Erscheinungen der geistigen Welt in sich aufgenommen, aber nur diejenigen zu seiner eigenen Fortentwickelung verarbeitet und behalten hat, die vor seinem angeborenen durchdringenden Streben nach Wahrheit bestehen konnten. Harnack's Buch ist ebenso anregend und belehrend, wie fesselnd geschrieben und Jedem zu empfehlen, der einen Ueberblick über die Grundlagen von Goethe's Bedeutung für den Fortschritt der menschheitlichen Bildung gewinnen will.

*) Das siebenbändige Werk von F. K. J. Schütz, 1825 u. 1826, „Goethe's Philosophie“ ist nichts.

Ueber die Anlagen, welche zu der Ausbildung führten, die Harnack darlegt, hat zwar Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ eine Vorstellung gegeben, allein die Unmittelbarkeit, in welcher sie in den Briefen des Sechzehn- bis Neunzehnjährigen an seine Schwester und an den Leipziger Freund Behrisch vor uns treten, wirken doch noch eindringlicher.

Die Schätze des Goethe-Archivs haben leider schon allzulange todtgelegen, und es zeugt von dem tiefen Verständnisse von deren unendlicher Bedeutung für die gesammte gebildete Welt, daß die nunmehrige durchlauchtigste Eigenthümerin dieses Archivs jene Schätze unter kundige Leitung gestellt hat und ohne Rücksicht auf die damit verbundenen großen Opfer mit vollen Händen ausstreuen läßt.

Bringen auch die fraglichen Leipziger Studentenbriefe dem Wesen nach nichts schlechterdings Neues, da sie zum Theil den Schilderungen in „Dichtung und Wahrheit“ zu Grunde gelegen haben, und da auch andere Briefe Goethe's aus seiner Leipziger Studienzeit, einige schon über ein halbes Jahrhundert, bekannt sind, so liegt doch der unschätzbare Gewinn der neueren Veröffentlichung sowol in der ganz beträchtlichen Vermehrung des zu Beurtheilung des jugendlichen Goethe dienenden Stoffes, als auch in der lebendigen Anschauung, die uns von der Unruhe, aber dem trotzdem Zielbewußten im Treiben, Trachten und Thun desselben hier geboten wird. Jeder Verehrer Goethe's fühlt sich sofort versucht, in den jetzt vorliegenden Urkunden den Spuren nachzugehen, auf denen noch der alte Goethe wandelte. Freilich ein unmittelbares Anknüpfen des frühjugendlichen Goethe an den Goethe in der Epoche seiner Vollendung ist nicht möglich; das würde voraussetzen, daß seine Bildung eine unreife geblieben; aber war seine Entwickelung eine naturgemäße, so müssen die Keime aller späteren Blüthen und Früchte in den ersten Aeußerungen des Geisteslebens zu erkennen sein. Bei Aufsuchung dieser Keime werden wir die verschiedenartigsten Lebensbeziehungen ins Auge zu fassen haben, da ja keine vereinzelt wirksam ist, vielmehr alle ineinander greifen.

Schon bei flüchtigem Ueberblicken der Briefe an Cornelia und Behrisch fällt uns deren Vielsprachigkeit in die Augen. Mit den deutschen Briefen wechseln französische und englische ab; an den Vater gerichtete Stücke sind lateinisch geschrieben, woneben noch bei Auslassungen über italienische Literatur Anführungen in dieser Sprache vorkommen. Aber Goethe briefstellerte damals nicht nur, sondern dichtete auch in allen diesen Sprachen. In der Hauptsache war allerdings das gleichfalls bisher schon bekannt. Aus „Dichtung und Wahrheit“ wußten wir, daß er noch vor dem Abgang auf die Universität einen Roman in jenen Sprachen verfaßte, und aus Briefen an Riese in Frankfurt und an Müller in Worms, daß er bei Schilderung Gottsched's in lateinischen Versen den Anfang von Horazens Epistel an die Pisonen scherzhaft nachbildete und seinem zärtlichen Gefühle für Charitas Meixner in französischen Alexandrinern Ausdruck lieh; aber von einer italienischen Oper, die Goethe noch in Frankfurt geschrieben hatte, sowie von dessen englischen Versen, welche in den nunmehr vorliegenden Briefen vorkommen, erfahren wir erst jetzt etwas.*)

*) Englische Verse Goethe's kennen wir überhaupt nur aus jenen Briefen; denn wenn man auch bisher die Uebersetzung des Sinnspruches „liegt dir gestern klar und offen“, welche er 1830 als Facsimile seiner Handschrift austheilte, als von Goethe selbst herrührend halten durfte, so belehrt uns die in diesem Jahre erschienene „Correspondence between Goethe and Carlyle by Chr. E. Norton“ (S. 118), daß Carlyle der Uebersetzer war.

Ferner ersehen wir in reichlicher Maße, was wir auch annähernd schon bisher wußten, daß Goethe seit frühester Zeit nicht nur in altclassischen, in französischen, in deutschen und in selbsterfundenen Versmaßen, sondern auch in allen möglichen Formen der Dichtkunst sich erging: in Liedern, Sinnsprüchen, Oden, Dithyramben, Elegien, Satiren, Festgedichten, Novellen, Epen, sowie Trauer-, Schau-, Lust- und Singspielen. Wie diese Mannigfaltigkeit in dichterischen Hervorbringungen sich durch Goethe's Leben hindurchzieht, so giebt eine Eigenthümlichkeit in den Bruchstücken eines Dramas, das in den Leipziger Briefen mitgetheilt wird, zu einer besonderen Bemerkung Anlaß.

Schon in einem seit fünfzig Jahren bekannten Briefe an seinen Freund Riese war davon die Rede, daß Goethe den fünften Act eines noch in seiner Heimath begonnenen, aber unvollendet nach Leipzig mitgenommenen Trauerspieles „Belsazar" hier im Versmaß der englischen Tragödiendichter, in blank verses geschrieben habe. Jetzt lesen wir in einem Briefe an seine Schwester den Anfang des Stückes, und zwar in Alexandrinern. Ueber die Absicht und den Inhalt des Trauerspiels ist aus diesem kurzen Eingang so gut wie nichts zu schließen; er enthüllt nur das Bestehen einer gegen das Leben des „Tyrannen" Belsazar gerichteten Verschwörung zu Gunsten des Cyrus. Sollte man vielleicht annehmen dürfen, daß es schon eine, aber mehr nur äußerlich gehaltene Darstellung prometheisch-faustischer Ueberhebung geben sollte? Wissen wir doch von König Belsazar vorzugsweise, daß er der Herrscher war, der sich in seinem Machtgefühl „wider den Herrn des Himmels erhoben", aber „zu leicht gefunden" worden war (Daniel V, 23. 27). Es stimmt sehr wohl zu dieser Annahme, daß Goethe damals äußerte: „Belsazar" sei eine Riesenarbeit, die er als ohnmächtiger Zwerg unternommen habe. Und Cyrus war der geborene Gegensatz des sich überhebenden Belsazar, da er demüthig anerkannte, daß ihm „der Herr, der Gott vom Himmel, alle Königreiche gegeben". (2. Chronik 36, 23.)

Hinsichtlich der erwähnten Verschiedenartigkeit des in dem Trauerspiele angewandten Versmaßes ist bemerkenswerth, daß Goethe bei der damals als unverbrüchliche Regel geltenden Einheit des Versmaßes in einem und demselben Drama — oder auch der durchgängigen Prosarede — sich nicht scheute, den französischen und den englischen Bühnenvers nebeneinander zu gebrauchen. Dieses Wechseln der Versarten oder gebundener und ungebundener Rede setzt sich insbesondere mit „Faust" durch Goethe's dramatische Dichtungen Zeit seines Lebens, wenn auch nicht ununterbrochen, fort. Es steht dies in Einklang mit der Anschauung, die Goethe über die Form von Bühnenwerken hatte und später deutlich aussprach. Er theilte nämlich, worauf schon wiederholt hingewiesen worden ist, nicht die schulmäßig zurechtgelegte Ansicht jener Aesthetiker, welche die für Gedichte im engern Sinne als richtig erkannten Grundsätze auch auf Bühnenwerke in ausgedehnterem Umfange angewandt wissen wollen, als der Natur der letzteren gemäß ist. Goethe wies — was schon Lessing nachdrücklich hervorgehoben hatte — auf den Unterschied hin, daß geschriebene oder selbst einfach vorgetragene Gedichte dem ruhig betrachtenden und prüfenden Leser oder Hörer vorliegen, daß aber das Bühnenwerk im Vorüberrauschen den Zuschauer packen solle, wobei es darauf ankommt, daß jeder in sich geschlossene Theil, jedes Bild, jede Scene die möglich kräftigste Wirkung hervorbringt. Zu diesem Zwecke will Goethe selbst Widersprüche in Nebendingen, welche das Bühnenwerk als einheitliches Ganze nicht gefährden, zugelassen wissen; er setzt voraus, daß der Zuschauer, wenn ihn der Bühnenschöpfer nur bei jeder einzelnen Scene in seine Gewalt zu bekommen versteht, über kleine Widersprüche hinwegsieht und den mit Hilfe letzterer errungenen tieferen Eindruck nicht preisgeben will, um nur die Genugthuung zu haben, daß das ergreifende Bühnenspiel auch vor der Prüfung des nüchternen Verstandes bestehen werde. (Gespräch mit Eckermann vom 18. April 1827 und sonst.)

Bei solcher Anschauung hat Goethe auch nicht Anstand genommen, Scenen zum Faust, die von verschiedenen Standpunkten aus gedichtet waren, zu einem geschlossenen Drama zu vereinigen. Er hat sich nicht getäuscht, da demungeachtet dasselbe eine gewaltige einheitliche Wirkung hervorgebracht hat. Das Nichtzusammenschließende wurde nicht wahrgenommen, bis Gedichtzerleger darüber geriethen, die nicht vergebens Logik gelernt haben wollten, aber die Grenzen der Anwendbarkeit derselben nicht kannten, nicht einsahen, daß wahrhaften Dichtungen ebenso wenig lediglich durch Logik nachzukommen ist, als dem Weben des Weltgeistes.

Die Einheitlichkeit der sprachlichen Form, welche von den Classikern Frankreichs zum Gebot erhoben worden war, und von der auch der sonstige Gegner der französischen Schule, Lessing, sich nicht frei zu machen gewagt hat, fehlt also, wie vorhin bemerkt, wie im „Belsazar", ganz besonders auch im „Faust", und dies findet in der dargelegten Anschauung über den Bau von Bühnenwerken ebenfalls seine Rechtfertigung; denn wenn die sprachliche Form nicht blos als äußerliche Zuthat behandelt werden, nicht blos die Schachtel sein soll, in die der Bühnenschöpfer seine Worte einpackt, so muß sie der jedesmaligen Stimmung gemäß sein. Jede sprachliche Form entspricht nicht jeder in dem Dichtwerke herrschenden Stimmung, deren Wechsel ja zum Wesen des ernsten Dramas gehört.

Und alles das Vorerwähnte: das Dichten Goethe's überhaupt und insbesondere das in allen Gestalten der Dichtung, den Gebrauch bestimmter sprachlicher Formen, sowie das Dichten in fremden Sprachen haben wir nicht etwa als eine Tändelei oder als Mittel, mit seinem Können zu glänzen, aufzufassen, vielmehr war es dem jungen Goethe tiefer Ernst mit dem Dichten. Es ist bewundernswerth, wie der Jüngling, der wenigstens in den leichteren Gattungen schon alle im deutschen Schriftthum ihm zur Anleitung dienenden Muster erreicht hatte, dennoch erkannte, daß es noch ein höheres Ziel gebe, das die Dichtung zu erstreben habe, bewundernswerth ferner, mit welcher Schärfe er seine Leistungen beurtheilte, und mit welcher Ausdauer er auf die höchste Stufe lossteuerte. Er fühlte sich als Dichter, aber er wollte noch ein größerer werden; er konnte nimmer aufhören zu streben, und wenn er auch das Erreichbare nur dunkel ahnete, streben und leben war ihm unzertrennlich. So schrieb er der Schwester (Goethe-Jahrbuch VII, 10), daß er über die Fehler seines „Belsazar" nachdenke, und an der „Laune des Verliebten", die er zu Anfang 1767 begonnen und spätestens 1768 beendet hatte,*) besserte er fortwährend und jedenfalls noch 1769, indem er fand, daß ihm nur einige Stellen gefielen; es bereitet ihm Verdruß, daß „Christi Höllenfahrt" ohne sein Vorwissen gedruckt worden ist, und er vernichtet endlich aus Geringschätzung seiner Leistungen einen großen Theil seiner Dichtungen, darunter „Belsazar".

Aber nicht allein die Ausführung der Gedichte seiten des jungen Goethe nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern auch die Veranlassung derselben. Der alte Goethe erklärt einmal: „ich hatte gegen die Dichtkunst ein eigenes wundersames Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte." Goethe stellte sich hier also denjenigen Dichtern gegenüber, denen die Dichtung nicht zu praktischer Befriedigung des Bedürfnisses, sich von einer Gedankenaufregung zu befreien, diente, denen vielmehr das Dichten nur die Lösung einer frei gestellten Aufgabe war, wie z. B. Schiller, der fortwährend nach geschichtlichen Stoffen suchte, die sich zu Bühnenschöpfungen eigneten, oder Shakespeare, der Novellensammlungen und Geschichtsbücher ausbeutete, um seine Bühne mit Stücken zu versehen. Goethe's Dichtungen haben meistens zwei Quellen: einerseits Vorgänge, die sein Inneres bewegten, und andrerseits Dichtungen, die ihn zur Nach- und Umbildung drängten. Wie ein explosiver Stoff ruhig daliegt, bis ein Zündstoff ihn zum Ausbruch bringt, so fand z. B. bei Goethe seine Begeisterung für Shakespeare den Stoff, der sie zur Bethätigung brachte, in der Lebensbeschreibung des von ihm feurig bewunderten Götz von Berlichingen; sein Entzücken über Rousseau's „Nouvelle Heloïse" traf befruchtend zusammen mit seiner Liebe zu Charlotte Buff, für welche er in Jerusalem's Selbstmord den dramatischen Abschluß fand; seine freudige Theilnahme an Vossens „Luise" erhielt ihren praktischen Ausdruck in dem tiefempfundenen Mitgefühl für das Elend der vor den französischen Ohnehosen flüchtenden Auswanderer. So war — wenn wir Goethe's Absichten bei „Belsazar" oben richtig gedeutet haben — andrerseits vielleicht Moser's „Daniel in der Löwengrube" wegen Daniel's Gottergebenheit und wegen seiner bekannten Beziehungen zum König Belsazar Anlaß, gerade in letzterem jene Absichten zur Darstellung zu bringen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Goethe's Leipziger Liebesdichtungen. Zwar wird man geneigt sein, darauf weniger Gewicht zu legen, weil es ebenso tägliche Erscheinung ist, daß junge Leute ihre Liebe in Gedichten niederlegen, als daß sie es in einer Form thun, welche einem den Zeitgeschmack beherrschenden Dichter eignet. Bei Goethe hat es jedoch mit ähnlicher Anlehnung eine besondere Bewandtniß: es war eben das „wundersame Verhältniß", in welchem er zur Dichtkunst stand. Indem das liebeerfüllte Herz ihn antrieb, zu dichten, ergriff er zugleich diesen Anlaß, die sich ihm darbietenden bedeutenderen Erzeugnisse der deutschen Liebesdichtung fortzubilden,

*) Dieses Lustspiel ist nämlich nicht gleichbedeutend mit der noch in Frankfurt geschriebenen „Amine".

sie auf einem höheren Standpunkte zu wiederholen. Schon „Die Laune des Verliebten" ist ein Zeugniß solcher Weiterentwickelung vorhandener Dichtungen. Das Schäferspiel hatte zwar im Allgemeinen damals seine eigentliche Zeit schon hinter sich, allein noch stand vor Goethe's Augen ein Vertreter dieser Bühnengattung: sein verehrter Lehrer Gellert. Die Anlage von Goethe's genanntem Schäferspiel entspricht vollständig einer Gellert'schen; harmlose Beziehungen zwischen einfachen Menschen sind der Gegenstand: Liebe, Eifersucht, Versöhnung mit einem Kuß. Aber wie äußerlich, schematisch wird das alles von Gellert behandelt und wie lebendig aus warm schlagendem Herzen heraus von Goethe! Wenn dieser an der von seinem Lehrer einstmals gepflegten Form seine Kräfte versuchte, so mochte ihm eine innerliche Siegesfreude das Bewußtsein gewähren, den damals noch in hohem Rufe stehenden Dichter auf dessen eigenem Gebiet übertroffen zu haben, denselben Dichter, der ihn durch scharfe Verurtheilung seiner Arbeiten, die Gellert nur nach ihrer formalen Fehlerhaftigkeit, nicht nach dem dichterischen Geiste, der durch alle Goethe'schen Erzeugnisse weht, zu schätzen wußte. — Verschwiegen darf indessen der Gerechtigkeit wegen nicht werden, daß Gellert zu Goethe's Leipziger Zeit selbst die Schäferspiele als etwas Verbrauchtes ansah und auch das seinige nicht hoch stellte.

Auch wenn der Student Goethe seine Liebe zu Anna Katharina Schönkopf in Liedern sang, waren es Lieder eines Andern, welche zugleich sein Dichten leiteten; namentlich waren die Lieder des damals von ihm zuhöchst gestellten deutschen Liederdichters Hagedorn, deren Weise Goethe folgte, wie früher in diesen Blättern (1885, Nr. 82) nachgewiesen worden ist und gelegentlich noch weiter geschehen soll. Aber auch diese Gefolgschaft diente ihm nur, um über den Meister hinausschreitend Größeres zu leisten. Sowie er im Februar 1775 der Gräfin Auguste zu Stolberg schrieb, daß ihm Urtheile über seine dichterischen Arbeiten gleichgiltig seien, weil er bei jeder zu lernen und bei der nächsten eine Stufe höher zu steigen strebe, so war schon zu jener frühesten Zeit, von der wir reden, das Anklingen seiner Dichtungen an Werke anderer Dichter kein schlichtes Nachahmen; seine Lieder in Hagedorn's Weise trugen vielmehr prometheisch Himmelsgluth in Hagedorn's Statuen. Die Ueberzeugung vom Werthe seiner Leistungen bewog ihn, als Behrisch in dem Entwurfe eines Auftrittes für das geplante Lustspiel „Der Tugendspiegel" Aehnlichkeit mit „Medon" von Clodius zu finden glaubte, diesem ergrimmt zu erwidern: „Hätte ich Kinder, und einer sagte mir, sie sehen Diesem oder Jenem ähnlich, ich setzte sie aus, wenn's wahr wäre, und wäre es nicht wahr, so sperrte ich sie ein. Alle meine Scenen will ich verbrennen, wenn sie dem „Medon" ähnlich sehen."

Auch ein Beispiel jener productiven Kritik, die Goethe zeitlebens geübt hat — wonach er zu einer Dichtung veranlaßt ward, um das in einem fremden schwachen Dichtwerke liegende Gute zur vollen Geltung zu bringen — findet sich in unsern Leipziger Briefen. Er theilte nämlich dem Freunde Behrisch mit, daß Weiße's „Romeo und Julia" ihm sehr mißfallen und er daher Lust verspürt habe, den Plan zu einem neuen Schauspiel von Romeo und Julia auszuarbeiten. Es kam jedoch nicht dazu.

Wir haben bisher nur dem alten Goethe als Dichter im jungen nachgespürt, aber auch den Mann der spätern Jahre im Jüngling zu suchen, ist von Bedeutung und wir wollen dies namentlich in Einer Richtung unternehmen.

Wenn Frauen über Goethe als Mensch ein Urtheil fällen, so wird dies meistentheils nicht zu seinen Gunsten sein. Es sind beachtenswerthe Gründe, die dabei leiten, ja, es sind nicht immer die weiblichsten Frauen, welche anders urtheilen. Unsere Sitten machen das Geschick der Frauen davon abhängig, daß sie ihren Ruf in Bezug auf Strenge im Verkehr mit Männern bewahren; sie müssen deshalb darauf sehen, daß die Männer, mit denen sie engeren vertraulichen Umgang pflegen, zuverlässig sind und diesen Umgang durch ein öffentlich geheiligtes Band sicherstellen. Die Anschauungen indessen, welche Goethe über das Verhältniß zwischen Männern und Frauen hegte, waren Ursache, daß er solche Gewähr nicht leistete.

Wie schon gesagt, ist Goethe als rein erhaltenes Naturproduct zu betrachten. Sehr bezeichnend hierfür ist, was Friedrich Jacobi 1774 an Wieland schrieb: „Man braucht nur eine Stunde bei ihm [Goethe] zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Tief Empfundenes äußerte sich demnach bei ihm, wie bei andern eine Leidenschaft, von der es sich bei Goethe nur dadurch unterschied, daß Leidenschaft blind macht, während Goethe nie Besonnenheit verlor.

So verhielt es sich, wenn er von Liebe zu einem Frauenzimmer ergriffen wurde. In manchen dieser Fälle konnte er von vornherein gar nicht an Heirath denken, trotzdem verlieh er seinen Gefühlen unbefangen Ausdruck mit einer nachhaltigen Frische, die wir in ihrer naturwüchsigen Eigenthümlichkeit namentlich in dem Verhältniß mit Charlotte Buff und nachher Frau Kestner bewundern. Aber auch, wenn beide Theile frei waren, so begründete für ihn die Liebe ein so reines Verhältniß, daß er es mit der öffentlichen Anerkennung eines auch sinnlichen Verkehrs, wie in der Ehe, gar nicht in Verbindung brachte. Ueber das Verhältniß, in welchem er als Student zu Käthchen Schönkopf stand, waren wir zwar seither schon ziemlich genau unterrichtet, aber erst die Briefe an Behrisch lassen das Eigenartige darin völlig übersehen. Goethe schwankte zwischen Begehren nach dem Besitz der Geliebten und Entsagung unter Begnügung mit ihrer Freundschaft, so daß dieses Verhältniß das Vorbild für andere ist, die er im weiteren Lebensgange schloß. In jenen Briefen erzählt er dem Freunde aus unmittelbarer Gegenwart von sehr zärtlichen Zusammenkünften, aber auch von Anfällen wüthender Eifersucht, wodurch diese Liebesgeschichte ganz gewöhnlichen, auch nicht ernst gemeinten gleichgestellt wird; nachdem dies jedoch lange so fortgegangen ist, schreibt er im März 1768: „ich kann, ich will das Mädchen nicht verlassen, und doch muß ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich sein .... Und doch werd' ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht .... Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Anderen zu sehen, bis ich den Schmerz gefühlt habe, sie in den Armen eines Anderen zu sehen." Diese noch bürgerlich ehrsamen Ansichten scheinen jedoch mit freieren einen Ausgleich eingegangen zu sein, als Goethe am 26. April schrieb: „Wir haben uns getrennt, wir sind glücklich .... Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung, aber sie kam, die Erklärung, und nun — nun kenn' ich erst das Leben .... Wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange, wie Du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich .... Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch, so sehr, Gott, so sehr!" Und noch in den Briefen aus Frankfurt an Käthchen selbst, als diese schon verlobt war, klagt er schmerzlich über den Verlust ihrer Liebe, die er gern wieder beleben möchte, bewahrt ihr aber dennoch seine treue Freundschaft.

Das Verhältniß mit Friederike in Sesenheim gestaltete sich insofern anders, als es unter besonders gearteten vorübergehenden Umständen bei einem Landaufenthalte unter beschränkten Umgebungen angesponnen ward, in denen das anspruchslose Mädchen reizend eingefügt war, während Goethe allmälig, namentlich nach einem Besuche des Landmädchens in der ansehnlichen Provinzialhauptstadt erkannte, daß dasselbe in seiner Einfachheit zu weit hinter den Ansprüchen zurückstand, die er an eine Lebensgefährtin stellen mußte, welche seine Liebe für diesen Platz erwählte.

Noch schärfer als Käthchen gegenüber tritt das rein gehaltene Liebesverhältniß in Goethe's Beziehungen zu Lotte in Wetzlar hervor. Er kannte sie von allem Anfang an als Braut eines Anderen, er wollte auch um keinen Preis in diese Verlobung störend eingreifen, erklärte vielmehr, er möchte, sobald Lotte seinethalb sich mit ihrem Bräutigam überwürfe, nichts mehr mit ihr zu schaffen haben; er richtete noch an die Verheirathete Jahre lang liebeglühende Briefe, ohne daß der Gatte dadurch verletzt wurde, weil er eben einsah, daß — wie Kestner sich brieflich äußerte — dieser „sehr merkwürdige Mensch", dessen Denkungsart edel und der von Vorurtheilen so frei sei, daß er handle, „wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt", der aber „für das weibliche Geschlecht viel Hochachtung hat", daß dieser Goethe mit anderem Maßstabe zu messen sei, als gewöhnliche Menschen.

In dem Verhältniß mit der Frankfurter Lilli treten wieder ähnliche Erscheinungen zu Tage wie bei Käthchen. Zwar konnte hier leicht die Liebe durch ein engeres Band gefesselt werden, als aber der Einfluß anspruchsvoller nörgeliger Verwandter auf Lilli den Segen einer Ehe mit derselben in Fluch zu verkehren drohte, lockerte er entschlossen, wiederum Liebe von Ehe trennend, das Band, so daß es endlich zerfiel; als die Entscheidung noch schwankte, trat er ohne Abschied eine weite Reise an, nahm zwar von Liebesgefühl überwältigt nach seiner Rückkehr das Verhältniß, als ob nichts Störendes vorgefallen wäre, wieder auf, verließ jedoch abermals ohne Scheidegruß Frankfurt für immer. Die Liebe zu dem herrlichen Mädchen haftete demungeachtet in seinem Herzen; er verewigte sie ferner in Dichtungen, und der Geliebten selbst sagte er es in der köstlichen Widmung der „Stella".

Doch wir verlieren uns in einer Geschichte von Goethe's Liebesverhältnissen, die schon Andere gegeben haben. Gedenken wir daher nur noch flüchtiger der ehrenhaft gelösten Beziehungen zu Maximiliane von La Roche, der in überschwänglichen Gefühlsergüssen überfließenden Briefe an Auguste zu Stolberg, die er nie gesehen hat und mit welcher eine dauernde Verbindung von keiner Seite in Betracht kam, und endlich des bekanntesten, innigst herzlichen Bandes, welches ihn zwölf Jahre hindurch an Frau von Stein knüpfte, woran Niemand, auch deren Gatte nicht, irgendwelchen Anstoß nahm. Diejenigen, welche Goethe kannten, vertrauten ihm, daß sein Lieben selbstlos und er weit entfernt war, die in „Stella" dargestellten fragwürdigen Zustände seinerseits im Leben einführen zu wollen. Indessen unter den verwickelteren Verhältnissen, unter denen Goethe der Mann sich bewegte, leiden auch seine Herzensangelegenheiten und es würde eines Buches bedürfen, wollten wir die Parallelen mit dem Verlauf seiner Liebe zu Käthchen bis in Goethe's Alter fortsetzen. Die Liebe, welche mit seiner Verheirathung abschloß, stand aber nicht auf Einer Stufe mit den Liebesverhältnissen, die wir hier im Auge hatten.

Es gemahnt uns die Länge dieser für einen Zeitschriftaufsatz schon sehr ausgedehnten Betrachtungen, daß es Zeit ist, abzubrechen, Weiteres auf ein ander Mal versparend. Nur noch eine Eigenschaft Goethe's sei angedeutet, die sich schon in den Leipziger Briefen breit macht und die Goethe durch das Leben begleitete, nämlich die Neigung, als Erzieher zu wirken. Er selbst weist in „Dichtung und Wahrheit" darauf hin, daß er in den Leipziger Briefen an seine Schwester den Schulmeister spielte, und wir finden jetzt allerdings anziehende Belege hierzu. Namentlich beschäftigte ihn die Auswahl der Bücher, welche Cornelia lesen oder zu lesen unterlassen soll, zu welchen Anweisungen sich der Sechzehnjährige berechtigt fühlt, da er nicht nur im deutschen, sondern auch im französischen, englischen, italienischen und altclassischen Schriftthum ungemein bewandert ist. Aus einer ganz neuen Veröffentlichung ersehen wir, daß Goethe auch gegen Käthchen sich als Lehrmeister erwies. In

Goethe's Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung, 1. Band. Weimar 1887

ist S. 215 f. ein Zettel abgedruckt, auf welchem Goethe die Fehler in Käthchens Briefen berichtigte, wobei er ihr indessen auch „freilich" in „freilig" änderte.

Der letzte Theil gegenwärtigen Aufsatzes mag zugleich als ein Leitfaden für den Gesichtspunkt betrachtet werden, unter welchem die in den zwei ersten Bänden der angeführten IV. Abtheilung der Weimarer Goethe-Ausgabe enthaltenen Briefe an Behrisch — soweit sie sich auf Käthchen beziehen — an diese selbst, an Salzmann wegen Friederikens, an Frau von La Roche wegen ihrer Tochter Maximiliane, an Lotte und die Kestner'schen Eheleute, endlich an Gräfin Auguste zu Stolberg zu lesen sind. In Bezug auf Lilli enthalten die Briefe an Johanna Fahlmer und an die Stolberg mehreres Beachtliche. Aber überhaupt gewähren jene beiden, Goethe's Jugendbriefe bis November 1775 enthaltenden Bände einen unschätzbaren Stoff, der uns ermöglicht theilzunehmen am Leben des bewunderten Jünglings. Bdrmn.

Bücherbesprechungen.

R—n. Das erste Doppelheft des 5. Bandes der „Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde" war vorzugsweise dem Andenken Moritz Seebeck's gewidmet (s. Wissensch. Beilage 1886, Nr. 77). Auch das vor nicht langer Zeit ausgegebene zweite und letzte Heft des genannten Bandes bringt einen Nekrolog, der vor allen andern Beiträgen das Interesse gefangen nimmt. Ueber das am 10. April d. J. geschiedene Ehrenmitglied Professor Adolf Schmidt, dem der Verein auch den vierten Band seiner Zeitschrift „bei der Wiederkehr des Tages, an welchem er vor 50 Jahren die philosophische Doctorwürde erwarb" in Hochachtung und Verehrung zugeeignet hatte, berichtet Professor O. Lorenz in gedrungener, warmer und geistvoller Weise. Lorenz schildert namentlich die Richtung, die der verstorbene große Historiker verfolgte, und bezeichnet treffend die Stellung, die er in seiner Wissenschaft und zugleich in seiner akademischen Wirksamkeit einnahm. In diesem Bande ist auch der auf der vorjährigen Vereinsversammlung in Rudolstadt gehaltene Vortrag Dr. Dobenecker's über „die Bedeutung der thüringischen Geschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Erforschung" zum Abdruck gelangt. Wenn Dobenecker am Schlusse verschiedene „kleinere" Vereine nennt, die den Bestrebungen des Jenaer Vereins zu Hülfe kommen könnten und sollten, so hat er es wol nicht gewußt, daß der Verein in Halle bei Weitem mehr Mitglieder zählt als der in Jena. Der Verein in Meiningen hätte nicht mit genannt werden sollen, denn er bemüht sich nicht um die thüringische, sondern um die hennebergische Geschichte. Sehr interessant ist der längere Aufsatz von Professor Einert in Arnstadt über „Arnstadt in den Zeiten des 30jährigen Krieges". Ein vierter Beitrag handelt über „Thomas Münzer in Allstedt". Der Verfasser, Dr. Georg Wolfram, konnte für seine Arbeit schätzenswerthes, noch ungedrucktes Material benutzen. Auf diese „Abhandlungen" folgen eine Reihe „Miscellen", darunter Nachträge und Berichtigungen zu Schmidt's Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera und Plauen, sowie zu Burckhardt's Urkundenbuch der Stadt Arnstadt. Auch einige „Recensionen" sind hier veröffentlicht. In der Besprechung Dobenecker's über die 2. Auflage des Thüringer Sagenbuchs von Ludwig Bechstein ist gesagt, daß wir es nicht mit einem Abdruck der 1. Auflage, sondern mit einer vollständigen Neubearbeitung zu thun haben. Das ist nicht richtig. Der Verleger hat lange nach dem Tode des Verfassers lediglich einen Wiederabdruck des im Buchhandel vergriffenen Werkes veranstaltet. Wäre eine Neubearbeitung vorgenommen worden, so würde sich deren Verfasser sicher auf dem Titel genannt haben. Sehr willkommen und verdienstlich ist die von Dobenecker gegebene „Uebersicht der neuerdings erschienenen Schriften und Aufsätze zur thüringischen Geschichte und Alterthumskunde". Eine solche Bibliographie hat lange gefehlt. Wir wünschen, daß die Bitte, die der Verfasser an die thüringischen Geschichtsforscher richtet, ihn in seinem Streben zu unterstützen, vielseitig erfüllt werde. Auch billigen wir durchaus, daß der Bibliograph in seiner Zusammenstellung sich nicht streng auf das eigentliche Thüringen beschränkt, sondern auch fränkisches Gebiet einbezieht, das gegenwärtig nach populärer Ausdrucksweise zu Thüringen gerechnet zu werden pflegt. Der Verfasser hat fürs erste eine alphabetische Anordnung gewählt. Größere bibliographische Genauigkeit wäre öfters erwünscht. Auch dürfte es sich empfehlen, bei den im Buchhandel erschienenen Schriften auch den Namen des Verlegers beizufügen. Den Schluß des Heftes bilden „Geschäftliche Mittheilungen". Aus dem Bericht über die Thätigkeit des Vereins ersehen wir zu unserer Freude, daß das Urkundenbuch rüstig weiterschreitet. Im vorigen Jahre verlor der Verein sein ältestes Ehrenmitglied, den hochbetagten Buchhändler Dr. Frommann. Es ist eigentlich zu verwundern, daß diesem um den Verein so verdienten Mann in der Zeitschrift kein besonderer Nachruf gewidmet worden ist. Er hat dem Verein doch noch näher gestanden als Seebeck und Adolf Schmidt.

a. Dresdner Künstlermappe. 24 Lichtdrucke nach Originalen Dresdner Künstler. Herausgegeben zum Besten des sächsischen Künstler-Unterstützungs-Vereines. Dresden. Verlag von Adolf Gutbier. Preis 15 ℳ — Mit dem Werk obigen Titels erneut die Dresdner Kunstgenossenschaft den Ruhm einer rührigen, segensvollen Wirksamkeit, welcher ihr durch die Veranstaltung der Aquarellausstellung gesichert ist, indem sie aus dem reichen Gesammtbild der letzteren die heimathliche Sondergruppe herausgreift und zu einer Publication dauernden Werthes gestaltet. Dieselbe umfaßt Aquarelle-, Tusch- und Bleistiftzeichnungen von vierundzwanzig Dresdner Künstlern, in deren Reihe neben den Jüngern die Namen der Altmeister nicht fehlen. Trefflich bezeichnet das von Herm. Vogel entworfene Titelblatt in seiner liebenswürdigen humoristischen Frische den Gesammtcharakter der folgenden Blätter. Mit Ausnahme der hoheitsvollen Gestalt des „Friedensgenius" Theodor Grosse's enthalten sie nur Schöpfungen leichteren Gehaltes, Landschaften, genrehafte Scenen und Studien. Liebenswürdigkeit und Frische offenbart sich fast in allen als ein wohl gehütetes Erbtheil der Dresdner Schule. In klarem Sonnenschein schildern Leonhardi, Schreyer und Träger den Wald, friedliche Ruhe lagert über dem Städtchen, in welches uns Max Fritz versetzt. In den Genrescenen von Claudius, Bautzer, C. W. Müller, E. Oehme und W. Ritter klingt etwas von der Auffassungsart Ludwig Richter's nach, nicht minder in Carl Bertling's „Schneewittchen", H. Vogel's „Waldmärchen" und dem reizenden Kinderkopf von Kops. — Rich. Böhme und Leon Pohle bieten zwei prächtige Nationaltypen, Alb. Richter führt uns in das Thierleben der „schwarzen Berge" und der Pußta. Nur Ferd. Pauwels vertritt den classischen Stoffkreis. — Nach dieser noch nicht einmal erschöpfenden Angabe des Hauptinhaltes wird es zur Empfehlung des neuen Werkes nur noch des Lobes der bei Römmler und Jonas hergestellten Lichtdruckwiedergabe bedürfen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 94. Sonnabend, den 26. November. 1887.

Gustav Theodor Fechner.

Eine der originalsten Gestalten des deutschen Geisteslebens in unserem Jahrhundert, einer der gründlichsten Forscher und Denker, der geistreichsten Schriftsteller und der liebenswerthesten Menschen zugleich, ist in G. Th. Fechner am jüngstvergangenen Bußtage (18. November) von uns gegangen. Nach einem fast zwei Wochen vorher erlittenen Schlaganfalle nur selten wieder erwacht, ist er zuletzt sanft, leidenlos entschlafen, reichlich 86½ Jahre alt. Sein reiches Schaffen hat ihm viele Verehrer und Bewunderer, seine kindlich reine und freundliche Seele viele Freunde erworben, die Wissenschaft verdankt seinen Arbeiten bleibenden Gewinn, die wunderbare Mannigfaltigkeit seines Wesens und Eigenartigkeit in der Verknüpfung des Entgegengesetzten macht ihn zum Problem; nähere Vertrautheit, mehrfacher Umgang und wesentliche Förderung durch sein geschriebenes und gesprochenes Wort stimmen zu dankbarer Erinnerung. Hierin liegen die Motive zu den nachfolgenden Betrachtungen, die keine vollständige Lebensskizze, noch weniger eine eingehendere Darstellung des Gedankensystems des Verstorbenen werden konnten, aber doch wol etwas dazu beitragen mögen, Geistesart und Werth des seltenen Mannes im rechten Lichte zu sehen.

Wer in gewöhnlicher Weise fragt: wer und was war Fechner? muß über die Fülle der Antworten staunen, die zu geben sind. Fechner war ordentlicher Professor der Physik an der Leipziger Universität von 1834 bis 1842, nachdem er von 1823 bis 1834 Docent der Medicin daselbst gewesen war, im Anschlusse an sein regelrecht von 1818 bis 1823 durchgeführtes medicinisches Studium. Jener Professur, wegen eines schweren Augenleidens, das er sich durch optische Experimente zugezogen, nun schon vor 45 Jahren enthoben, hat er noch länger als drei Jahrzehnte philosophische Vorlesungen gehalten. Er war Dichter, in manchen Beziehungen Rückert nahe verwandt; er war humoristischer Schriftsteller, der durch Mischung wissenschaftlichen Scherzes, witziger Einfälle und drastischer Vergleiche mit gefühlvoller Rhetorik und Blumensprache nicht wenig an Jean Paul gemahnt; er war Kunstkritiker. In den letztgenannten drei Eigenschaften trug er den Namen Dr. Mises, den er dann gelegentlich auch über diese Grenze hinaus fortführte. Er ist in der wissenschaftlichen Welt am berühmtesten geworden durch die von ihm zuerst so genannte und geradezu von ihm neu geschaffene Wissenschaft der „Psychophysik“ (1860, dann Schriften von 1877, 1882, 1886), worin er auf Grund eines von E. H. Weber zuerst formulirten Gesetzes die specielle Durchführung mathematischer Methoden zur Berechnung des Verhältnisses der Stärke unserer sinnlichen Empfindungen zu der Stärke der äußeren Sinnenreize lehrt. Er ist Verfasser einer langen Reihe philosophischer, mehr und minder populärer, oft von poetisch-rhetorischen Ausführungen durchzogener, aber auch einiger strenger wissenschaftlich gehaltener Schriften, die zum Theil die allgemeine Gottes- und Weltanschauung, zum Theil besondere Gebiete, Ethik, Psychologie, Unsterblichkeitslehre, philosophische Physik und Entwickelungslehre, Aesthetik behandeln. Vom reinsten wissenschaftlichen Charakter sind davon zwei, die doch dem Stoffe nach am weitesten auseinanderliegen: die „Physikalische und philosophische Atomenlehre“ (1855, 1864) und die „Vorschule der Aesthetik“ (1876).

Aber nichts ist zu berichten von praktischem Eingreifen in die Zeitgeschichte, von äußerer Stellungnahme in Parteikämpfen, von Gemeinde-, Staats-, Universitätsämtern oder Mandaten. Seine Heimath war das innere Gemüths- und Geistesleben; nicht, was man im Gegensatze dazu „das Leben“ zu nennen pflegt. Damit stimmt auch seine Entfernung von den sogenannten „Lebensbedürfnissen“. Das kleine quadratische Studirzimmer, das beinahe nur für ihn und seine Bücher Raum bot, nur das allernöthigste und schlichteste Mobiliar enthielt, so daß nichts darin auffiel oder Wirkung that, als nur der mächtige, singulär gestaltete Kopf mit den sinnenden Augen und dem charaktervollen Munde, dem man Alles sogleich ansah, ehe er sprach, Ernst und Scherz, Freundlichkeit und Strenge — wogegen der ganze übrige Körper fast verschwand —, ist Allen, die es kannten, unvergeßlich. Aber Fechner war dennoch kein Büchermensch, kein Stubengelehrter. Innerlich nahm er Stellung zu Allem, und es war merkwürdig, mit wie vielen Dingen er vertraut war, die uns auf Wegen und Stegen, auf Reisen, in Gesellschaft, bei allerlei Menschen und Gewerbszweigen entgegenkommen, ungerechnet die Gegenstände der Natur und der bildenden Künste. So gewann er für seine Schriften den überraschenden Reichthum concreten Ausdrucks und lebensvoller Beispiele und Vergleiche.

In mehr als dreißigjähriger Beobachtung, die vorzüglich in jenen schönen Jahren Nahrung fand, als ich Fechner so oft im Umgange und disputirenden Gespräche mit seinem nächsten Freunde Ch. H. Weiße in den Baumgängen des Ritterguts zu Stötteritz u. Th. zur Seite sein durfte, und bei vieler Beschäftigung mit seinen Schriften hat sich mir eine immer bestimmtere Auffassung ergeben vom innersten Kerne dieser vielgestaltigen Persönlichkeit und dem festen Zusammenhange ihrer verschiedenen Seiten trotz des scheinbaren Auseinanderstrebens derselben. Manches, was obenhin betrachtet nur auf eine äußerliche, sogenannte „Vielseitigkeit“ zu weisen scheint, Anderes, was oft als phantastischer oder mystischer Zug oder gar als Sonderbarkeit mehr nur entschuldigend in den Kauf genommen wird, hat sich mir dabei an einen Faden gereiht, der geschlossen in sich zurückläuft, das Abbild einer in der Tiefe idealsten Wollens durchaus einheitlichen Natur.

Besonders in den Kreisen der exacten Naturforscher, die an Fechner einen so namhaften Mitarbeiter besaßen und aufs Höchste verehren, stößt man auf viel Verwunderung über die anderen Seiten seines Wesens. Die Mischung mit poetischen Darstellungsformen und die dichterische Begabung legt es nahe, neben seinen wissenschaftlichen Bedürfnissen ein Verlangen nach poetischer Ergänzung zur Erklärung heranzuziehen. Aber selbst Gedanken, die zuerst aus Phantasie und Gefühl geboren sein mögen, werden in Fechner's Darstellung sofort zu Objecten einer wissenschaftlichen Rechtfertigung: durch erschöpfende Herbeischaffung von Erfahrungsbelegen, von beweiskräftigen Analogien, durch fast peinliche Berücksichtigung nicht nur wirklich gemachter, sondern auch aller nur denkbaren Einwände, durch einen wesentlich an den logischen Verstand gerichteten, kunstgerecht gegliederten Gesammtbau der Beweisführung. Das gilt sogar von „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen“ (1848), und von „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“ (1851). Wenn die poetische Phantasie nicht auszureichen scheint, wird ein Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen zu Hilfe gerufen. Schon am Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre begegnen wir Fechner unter den Männern, welche in Dresden die

Somnambule Auguste Kachler, spätere Frau Dr. Herz, genauer Beobachtung unterzogen und Protokolle über ihre Aussprüche, Zustände und Erlebnisse aufnahmen (Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben rc. [von Bähr und Kohlschütter] 1843, 1850). Reichenbach's Lehre vom „Od" veranlaßte ihn zu wiederholten eingehenden Untersuchungen, die ihm noch in hohem Alter ein letztes, wesentlich negativ abschließendes Wort abgewannen (Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre, 1876). In den fünfziger Jahren hat er nicht verschmäht, Tische zu rücken und Erkundigungen über die schriftlichen Antworten consultirter „Psychographen" einzuziehen. Endlich finden wir ihn mit Zöllner in den Sitzungen Slade's, des vielgenannten spiritistischen Mediums, und sehen ihn die möglichen erklärenden Hypothesen prüfen für den Fall, daß hier wirklich ein neues Erscheinungsgebiet erschlossen wäre (Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, 1879, am Schlusse). Wie mag ein exacter Naturforscher sich so weit in dergleichen einlassen? Ich antworte zunächst: man kann auf zweierlei Weise zur Beschäftigung mit Gegenständen des „Aberglaubens" kommen, entweder durch Beschränktheit, oder — durch Unbeschränktheit, und wenn man es z. B. gegenüber den Schaustellungen des „Magnetiseurs" Hansen beim bloßen Rufe „Schwindel!" hätte bewenden lassen, besäßen wir Heidenhain's Untersuchungen und wahrlich überraschend neue Ergebnisse im Gebiete des sogenannten Hypnotismus nicht.

Fechner überschritt die exacte Naturwissenschaft gerade deshalb, weil er sie vollkommen beherrschte und bis zu ihren äußersten Rändern ausgeschöpft hat. Nur dem, der dies that, konnte vollkommen klar werden, wie wenig weit die Wahrheit reicht, die sie bieten, und der allein konnte mit vollkommen reinem Gewissen von ihrer Unzulänglichkeit überzeugt sein; denn er hatte ihnen genuggethan. Um der Wahrheitserkenntniß willen werden sie betrieben und sind sie mit ihren trotz Allem erstaunlichen Erfolgen zu der bewundernswerthesten Feinheit und Genauigkeit ausgebildet worden; um der Wahrheitserkenntniß willen müssen sie verlassen werden, wo ihre Methoden nicht nur Lücken lassen, sondern der Natur der Sache nach sogar nothwendig zur Unwahrheit führen müssen. Man treibt exacte Naturwissenschaften nur deshalb, weil es unleugbare Thatsachen giebt, die zur Annahme nach mechanischen Gesetzen in berechenbarer Weise bewegter Kraftträger führen; man muß aus ebenso dringlicher wissenschaftlicher Nöthigung auch Geisteswissenschaften treiben von weniger „exacter" Art, weil es unleugbare Thatsachen giebt, die auf unberechenbare Einwirkungen der Gedanken, Gefühle und Willensentschlüsse weisen.

Daß dieses Gebiet, welches die „Exactheit" ausschließt, doch nicht die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit ausschließt, vielmehr aus Gewissenhaftigkeit das Verlassen der naturwissenschaftlichen Vorstellungsweise fordert, das lehrt Fechner am lautesten, der das wissenschaftliche Gewissen in Person war, und den der hellste, schärfste, unerbittlichste, exacteste Verstand bis in seine letzten Tage nie verlassen hat. Aber auch das Nebeneinander dualistisch getrennter Natur- und Geisteserkenntniß konnte und durfte ihm nicht genügen, weil auch hiergegen unleugbare Thatsachen sprechen, weil die Thatsachen der Natur verfälscht werden, wenn man ihre Verschmelzung mit denen des Geistes übersieht, und die Thatsachen des Geistes nicht minder, wenn man sie von den Erscheinungen der Natur losreißt. Aber mußten dann nicht überhaupt die trennenden Begriffe „Natur" und „Geist" einer neuen Untersuchung unterworfen werden? Daß mechanisch bewegte Stoffatome lediglich durch ihre Bewegungskräfte Erzeuger von Bewußtseinserscheinungen, sei es auch nur von Licht-, Farbe-, Ton- und Tastempfindungen u. dergl., werden können, glaubt jetzt Niemand mehr. Darüber ist man hinaus. Die im materiellen Sinne gefaßte „Natur" wird immer fraglicher. Die Erscheinungen, durch die allein man sie kennen lernte, Sinnesempfindungen, Rechnen, Denken, sind sämmtlich geistige Erscheinungen, Bewußtseinsphänomene, die jeder Zurückführung auf materiellen Mechanismus spotten. Hieraus folgt, daß der Geist als das zuerst allein Gewisse übrig bleibt. Wenn also über den Gegensatz von „Natur" und „Geist" in der alten Fassung hinausgeschritten werden muß, so ist dafür nur auf der Seite des Geistes ein fester Standort gegeben. Die Auffassung der Natur muß den Geistesthatsachen anbequemt werden; Muhamed muß zum Berge gehen, wenn der Berg nicht zu Muhamed kommt.

Soweit ist in Fechner's Lehren weder Poesie, noch Mystik. Aber die Wahrheitsliebe des Exacten treibt weiter. Durch die letzten Erwägungen sind ihm Möglichkeiten eröffnet, die sonst von Naturforschern für Unmöglichkeiten gehalten wurden: Möglichkeiten von gar verschiedenen Versuchen umfassender Welterklärung. Sie können nicht alle wahr sein. Die Wahrheitsliebe verlangt Prüfung und fordert, daß wir alle vorhandenen Mittel erschöpfen, um zum Mindesten die wahrscheinlichste unter jenen Möglichkeiten aufzufinden.

Fechner hat fast über Alles, nur nicht über Erkenntnißtheorie geschrieben. Er wäre der Mann gewesen, eine specielle Methode der Auffindung des Wahrscheinlichsten der Erkenntnißlehre einzuverleiben. Denn in der Handhabung dieser Methode ist er vielleicht unübertroffen, in ihr zeigt er seine wissenschaftliche Kunst vielleicht von ihrer stärksten Seite. Oder sollte es nicht echt wissenschaftliche, ja im allgemeineren Sinne „exacte" Arbeit sein, Wahrscheinlichkeitsbeweise zu suchen und methodisch zu gruppiren, wenn es doch wissenschaftlich ist, mit denselben Mitteln, Erfahrung und Denken, Gewißheit zu suchen? Gewißheit findet man ja auch dort, nämlich die Gewißheit, daß Etwas wahrscheinlich ist, oder nicht.

Wie aber erschließt sich unserem Geiste das Bereich jener Möglichkeiten, aus denen wir die wahrscheinlichste, vielleicht die nahezu gewisse, herauszuheben gedenken? Immerhin durch Poesie, Phantasie, mystisches Erschauen. Wenn nicht alle Leute fruchtbar an Gedanken sind, so ist es doch eben kein wissenschaftliches Verbrechen, es zu sein; aber es ist die Erfüllung einer wissenschaftlichen Pflicht, die wissenschaftliche Brauchbarkeit und Wahrscheinlichkeit solcher Gedanken an ihrer Durchführbarkeit und Vereinbarkeit mit den Thatsachen zu prüfen, wenn man dazu so im Stande ist, wie Fechner es war.

Allein es giebt eine Gedankenquelle, die der Gewißheit noch viel näher steht als Phantasie, Poesie und Mystik; das ist die persönliche Gewißheit, mit der wir an religiös-sittlichen Idealen festhalten, deren Verlust wir als Erniedrigung unseres persönlichen Werths empfinden würden. Um diesen Verlust so ferne als möglich zu rücken, muß es uns anliegen, bei unbefangenster Prüfung zu finden, daß das in solcher Weise Ergriffene mit der aus objectiven Gründen wahrscheinlichsten Weltansicht zusammentrifft. Und umgekehrt wird diese Weltansicht selbst durch jenen Idealglauben ergänzt und durch ihn um so wahrscheinlicher, je mehr sie zu ihm stimmt. Auch dieser Glaube und seine Macht ist Thatsache, Thatsache der Psychologie und Geschichte. Soll diese Thatsache in dem Gesammtbilde der Welt isolirt stehen bleiben? Soll gerade aus ihr allein nichts geschlossen werden dürfen? Sollen die Schlüsse aus dieser Thatsache weniger wahr sein als die aus weit gleichgiltigeren, und sollen sie, wenn sie mit einer sonst möglichen oder wahrscheinlichen Weltansicht übereintreffen, diese Weltansicht nicht bestätigen, während die Naturwissenschaft an jedem Wurme die neuen Bestätigungen vermutheter Gesetze als epochemachende Entdeckungen begrüßt?

Solche Betrachtungen sind es, von welchen ich meine, daß sie uns Fechner's Innerstes aufschließen. Er kannte genau die Schranken des exacten Naturerkennens. Sein Wahrheitsdrang trieb darüber hinaus. Zunächst gilt es da, die Thatbestände zu ergänzen: darum eilt er allen Berichten von Thatsachen begierig entgegen, die über jene Schranken hinauszuführen versprechen. Er weiß es, wie viel noch möglich bleibt, wie wenig sicher als unmöglich erwiesen werden kann bei exacter Wissenschaftlichkeit: darum sieht er noch Möglichkeiten und untersucht und prüft noch, wo Andere schon an einen Bretterzaun stoßen. Die Möglichkeiten sichtet er nach ihren Wahrscheinlichkeitsgraden, und diejenige ist ihm der Gewißheit am nächsten, die außer allen anderen Thatsachen auch die seines hohen religiös-sittlichen Idealglaubens für sich hat. Aber auch den Inhalt dieses Glaubens an sich selbst führt er vor den Richterstuhl des Wahrscheinlichkeitsbeweises: seine einzelnen Stücke müssen unter sich übereinstimmen, soll er bestandfähig sein, und seine Consequenzen, wie eine strenge Logik sie fordert, dürfen seine Macht über Gemüth und Leben nicht schwächen, soll er seinen Werth behaupten (Motive und Gründe des Glaubens, 1863). So wird sein Lehrgebäude fast zur Verkündung einer Religion, die er bisweilen in hohem Schwunge, wie mit Prophetenworten, oder in rührender kindlicher Innigkeit, oder im Hymnenton und in Parabeln vorträgt, wenn er des trockenen Beweistones satt ist. Seine Weltanschauung schließt sich in einer Gotteslehre ab, in welcher Gott das zusammenfassende Bewußtsein der Welt selbst ist, gleichwie unser Bewußtsein unsern Leib in und unter sich befaßt, und wie auch Thiere und Pflanzen je ihr den Leib umfassendes, wenn auch dunkleres Bewußtsein haben, die Weltkörper aber jeder ein weit höher geartetes umfassendes Bewußtsein als die Wesen, die auf ihnen leben. Der letzte Punkt ist namentlich phantastisch; aber warum könnte es nicht so sein? Fechner liebt diesen Gedanken, weil er nicht einsehen kann, was die zahllosen todten Klumpen sollen, die im göttlichen Geiste schwimmen würden, wenn die Weltkörper nicht die Körper besonderer, sie in sich fassender Geister wären. Leben und Geist und Bestimmung zu werthvollem Dasein will er durch das ganze Weltall verbreitet sehen.

Wie er auch diesen kühnsten seiner Gedanken wahrscheinlich zu machen weiß, sehe man in „Zendavesta“ und „Ueber die Seelenfrage“ (1861).*)

Je kühner seine Gedanken werden, um so leichter hüllen sie sich ihm, fast ungewollt, in ein humoristisches Gewand. Fechner's Humor ist nicht nur eine herrliche Zugabe zu seiner ernsten Geistesthätigkeit, ein Kraftüberschuß, den er auch bei größter innerer Anspannung noch übrig hat, ein freundlich lindernder Balsam, mit dem er sein kritisches Schwert salbt, sondern selbst dieser Humor ist bisweilen eine Form, zu der die Strenge seiner Wahrheitsliebe ihn nöthigt. Was ihm am wenigsten sicher ist und am wenigsten im Einzelnen wissenschaftlich ausführbar scheint von sonst erwünschten Möglichkeiten, das bietet er gern wie eine scherzende Dichtung dar, ähnlich wie Platon in seinen „Mythen“ eine Ergänzung zum logisch Erweislichen gab; auch diese platonischen Mythen haben bisweilen einen humoristischen Anflug.

Fragen wir endlich nach dem eigentlichen Inhalte jenes religiös-sittlichen Idealglaubens, der für Fechner in so hohem Maße bestimmend wurde, so finden wir auf diesem tiefsten Grunde seiner Seele die Liebe, reine, kindliche, selbstlose Liebe, die allenthalben nur Freude und Lust erzeugen möchte und eben hierin die eigene Lust findet (Das höchste Gut, 1846). Darum mußte auch sein Gott, jenes weltumspannende Bewußtsein, die Liebe sein und eine Vollendung der Welt im Sinne der Seligkeit wollen, die uns zu reinem Geistesleben emporhebt, für welches sich die Bande, die unsere Wirkungen um uns her geknüpft haben, gleichsam zu einem neuen Leibe gestalten, wie die Gemeinde der Leib Christi genannt wird. Diese Gedanken findet Fechner im Christenthum wieder, wie sie ursprünglich durch Geburt und Erziehung im christlichen Pfarrhause in ihn gelegt sind, und um dieser Gedanken willen bleibt er dem Christenthume und der Bibel treu und blickt mit innigster Verehrung zu Jesus auf, dessen Göttlichkeit er nach diesen Gedanken zu deuten wußte. Vielleicht in der Jugend zeitweise weiter entfernt von solcher Anknüpfung an die Religion Jesu, ist er nach eigenem Bekenntniß (Zendavesta II, 43) namentlich durch die Auffassung Weiße's zu einem historischen und philosophisch haltbaren Christusbilde geführt worden, das ihm festgeblieben ist. Aber es war ihm keine Fessel, sondern ein befruchtender Quell seines in voller Freiheit aufstrebenden Wahrheitsuchens. Nach Allem können wir für seine ganze Persönlichkeit, für das, was ihn im Innersten beherrschte und der Keim seines ganzen Gedankenbaumes geworden ist, keine geeignetere und besser zusammenfassende Bezeichnung erdenken als das biblische ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, wenn wir es übersetzen dürfen: Wahrheitsuchen in Liebe. Rud. Seydel.

*) Es möge mir gestattet sein, zu näherer Einführung in Fechner's Denkweise auf die ihn betreffende Abhandlung in meinem Buche „Religion und Wissenschaft“ (Breslau, Schottländer, 1887) zu verweisen.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

M.-Fr. Schon gleich nach dem Erscheinen der von Sir Th. Martin herausgegebenen fünfbändigen Lebensbeschreibung des Prinz-Gemahls von England Albert verlautete in mehreren deutschen Blättern, der Bruder des Letzteren, der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, wolle zur Ergänzung seine eigenen Denkwürdigkeiten herausgeben: der Grund, weshalb dies damals nicht geschah, ist nicht bekannt geworden. Erst sieben Jahre nach dem Abschlusse des genannten Werkes tritt nun der erste Band der Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst ans Licht.*)

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß die Urtheile über dieselben, welche bis jetzt in mehreren größeren deutschen Blättern erschienen sind, eine gewisse Enttäuschung verrathen. Es sieht darnach aus, als ob man pikante, möglichstes, vielleicht unliebsames, Aufsehen erregende Enthüllungen erwartet habe, und als ob manche Herren Berichterstatter den starken ersten Band eines planmäßig angelegten geschichtlichen Werkes mit einem gewissen Mißbehagen angesehen hätten. Sie mögen wol wenig davon gewußt haben, wie ernst der hohe Verfasser stets eine schriftstellerische oder künstlerische Aufgabe genommen, wie er auf musikalischem Gebiete durch größere und kleinere Compositionen sich glücklich bethätigt, wie er in einem prachtvollen Werke seine ägyptisch-abessinische Reise behandelt hat. Der Geschichtsforscher wird dagegen heute und in späteren Tagen dem Herzog gerade für diese Auffassung seiner Arbeit nur dankbar sein können; es ist ihm damit eine Geschichtsquelle erschlossen worden, über welche man bei der Darstellung des letzten halben Jahrhunderts nicht hinwegschreiten, sondern aus der man recht oft schöpfen wird. Denn wenn einerseits der Inhalt vieles Bekannte bestätigt, so ist die Bekräftigung von dieser Stelle aus von hohem Werthe, andrerseits aber ist der Verfasser in der Lage, gar manches Urtheil zu berichtigen und manchen dunkeln Punkt endgiltig zu erhellen. Wenigen Geschichtsschreibern wird wegen ihrer Stellung wie wegen ihrer Persönlichkeit ein solches Vertrauen entgegengebracht werden können wie ihm. Und wie gewissenhaft er seinen Standpunkt wählt, das spricht die bestimmte Erklärung aus: Er wolle Alles vermeiden, was der Ausdruck einer rein persönlichen Empfindung wäre oder was keinen ernsten Anspruch auf das Andenken der Welt zu erheben vermöchte.

Wer diesen ersten Band der Denkwürdigkeiten sorgfältig durchgelesen hat, wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß er dementsprechend abgefaßt ist. Daß eine so hervorragend in die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen verwickelte, so kräftig in sie eingreifende Persönlichkeit natürlich vor Allem in dieser Frage ihren ganz bestimmten Standpunkt nirgend verleugnen wird, kann sich Jeder von selbst sagen. Darum gestaltet sich auch unser Band — und die folgenden werden es wol noch mehr thun — nach dem Schlusse hin immer mehr zu einer bewußten Erläuterung und Vertheidigung des sogenannten „Gothanerstandpunktes“, und Niemand wird es anfechten können, wenn der Vorkämpfer eines Deutschlands unter preußischer Spitze, der schon 1848 sich deshalb feindlichen Angriffen aussetzte, gegen die geflissentliche Geringschätzung aller der Vorarbeiter zu der auf anderem Wege später gelungenen Eroberung der heutigen Stellung Preußens und Deutschlands Einspruch erheben sollte. In dem offenbar durchaus wahrheitsgemäßen Bilde, welches wir von den Gesinnungen und Plänen der kleineren, besonders der mitteldeutschen Fürsten in Betreff dieses Punktes erhalten, liegt ein Umstand, welcher deren Unterthanen mit besonderer Freude und fester Hoffnung auch für die Zukunft erfüllen muß.

Aber unser Buch ist auch für viel allgemeiner wichtige Zeitereignisse ein Quellenwerk ersten Ranges, indem es bedeutende Personen wie Ereignisse in außerordentlicher Zahl mit dem ausgesprochenen Streben nach Objectivität und an der Hand eines nur wenigen Sterblichen zu Gebote stehenden Materials bespricht. Von den hervorragenden Menschen, deren Bild durch diese Veröffentlichung schärfer als bisher gezeichnet worden ist, stehen der Vater, Herzog Ernst I., der Oheim, König Leopold I. von Belgien, und der Bruder Albert in London obenan, die Persönlichkeiten der beiden Letzteren treten uns menschlich noch näher, als es bis jetzt möglich war, indem auch die Schranken ihres Wesens mit angedeutet werden, ähnlich wie es bei dem Baron Stockmar geschieht. In das volle Licht der von dem Herzog Ernst II. ausgehenden Beleuchtung tritt ferner auch der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen; werthvolle Einzelheiten stoßen uns aber auf Schritt und Tritt auf für viele andere deutsche Fürsten, insbesondere thüringische und aus dem Hause Wettin, für den Erzherzog Johann, für englische und französische, portugiesische und spanische Fürstlichkeiten. Daß daneben eine große Menge von Ministern, nicht nur thüringischen und deutschen, und von anderen einflußreichen Persönlichkeiten auf der Bühne erscheinen, brauche ich kaum zu erwähnen. Wol mögen gegen einige dieser Zeichnungen hie und da Einwände erhoben werden, so viel ist sicher, daß gerade in diesen Partien ein ausgezeichnet verwendbarer Stoff für spätere Beurtheiler und Darsteller der Periode liegt.

Man würde jedoch fehl gehen, wenn man schlösse, der Verfasser lege auf diese höchst vortrefflichen Charakteristiken den Hauptnachdruck, vielmehr ist gerade die Verschmelzung des Allgemeinen mit dem Persönlichen von besonders fesselndem Reiz, und so entwickeln sich an manchen solchen Stellen rein culturhistorische Genrebilder aus den betreffenden Skizzen. Manche Episode ist so meisterhaft erzählt, daß man den Mäcenas eines Gustav Freytag klar herausblicken sieht. Welch' köstliche Anekdoten, z. B. die über Friedrich Wilhelm III. und Franz I., über Ludwig I. von Bayern und über Friedrich Wilhelm IV., über die verschiedensten kleineren

*) Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1887. X, 616 Seiten.

deutschen Fürsten prägen sich in dieser Darstellung unauslöschlich unserem Gedächtnisse ein! Welch lebendiges und an Zügen jeder Art reiches Bild erhalten wir von dem Deutschland von 1848 und 1849, in dem sowol die Bauern und Holzarbeiter wie die Volksvertreter, sei es in Frankfurt oder in Gotha, sowol die alten wie die neuen Minister ihre Rolle spielen! Wie anziehend und unterrichtend erzählen die Reisebriefe, wie gewinnend ist die Offenheit, mit der die Geschichte der eigenen Verlobung berichtet wird, eine Einzelheit, zu der ein Beispiel ähnlicher Art sich schwer auftreiben ließe!

Wenn wir auf das außerdeutsche Europa übergehen, so sind es in erster Linie die Einflüsse, welche die beiden berühmtesten Coburger auf fremden Thronen, der Oheim und der Bruder unseres Herzogs Ernst, auf die ganze hohe Politik unseres Jahrhunderts ausgeübt haben, deren Nachweis sich wie ein rother Faden durch das Buch hindurchzieht. Den Beleg bildet stets der Briefwechsel unter den hohen Verwandten und mit anderen Fürsten und Staatsmännern. Ist nun auch die Veröffentlichung der verschiedenen englischen Arbeiten über den Prinzen Albert sicher nicht der einzige, wol auch nicht der Hauptgrund für dieses schriftstellerische Werk des älteren Bruders, so liefert es doch eine nothwendige Ergänzung und Verbesserung der ersteren. Die Einwirkung des Herzogs Ernst auf seinen Bruder und damit auf die englische Politik ist noch nie hervorgehoben, vielmehr geflissentlich von den englischen Büchern todtgeschwiegen worden; unsere neue Darstellung liefert der englischen Falschfärberei gegenüber die Wahrheit. Wir sehen deutlich, wie Albert in ungemein vielen Fällen den Berichten und dem Rathe des Bruders folgt. Nur in zwei wesentlichen Punkten erblicken wir sie bis 1852 verschiedener Ansicht: in der Schätzung der Thatkraft Friedrich Wilhelm's IV. blickt offenbar der deutsche Fürst schärfer, während bei der Beurtheilung des Fürstentages in Berlin der englische Recht behält. Auch über die Thätigkeit mancher englischen Diplomaten fallen hier Streiflichter; sie erscheint meist, sowol in Deutschland als Portugal und Frankreich, in etwas zweideutigem Lichte. Für Palmerston ist unser hoher Autor fast ebenso wenig eingenommen wie für Metternich.

In allen diesen, weit mehr sachlich als persönlich ausgeführten Fragen der hohen Politik werden uns also Aufklärungen gegeben, welche die bisherigen Darstellungen verbessern; im Einzelnen gilt dies von der ganzen Coburgischen Familienpolitik, von den Beziehungen dieses Hauses auch zu Griechenland und Spanien, am meisten aber von allen Vorfällen der Jahre 1848 bis 1852, besonders den deutschen und nicht zum wenigsten den thüringischen.

Wie der Herzog Ernst noch jetzt in der Erinnerung unseres Volkes nach seinem Auftreten in den Jahren von 1848 bis 1866 lebt, so ist auch der Umstand der uns am schnellsten einleuchtende und jeden deutschen Leser fesselnde, daß er sich wie in seinem ganzen Leben, so auch hier menschlich einfach, deutsch-patriotisch und vorurtheilsfrei liberal zeigt. Oft spricht der Humor, seltener schon die Satire, nie der Hohn. Zu ergreifender Wärme steigert sich der Ausdruck öfter bei der Behandlung vaterländischer Fragen, und von überzeugender Klarheit ist, das betonen wir nochmals, in erster Linie eine ganze Reihe von Charakterbildern. Am eindrucksvollsten wird aber auf Jedermann neben der plastischen, manchmal jugendlich feurigen Vortragsweise der Freimuth sein, der überall herrscht. Nur bei schmerzlichen, rein persönlichen Erfahrungen, z. B. bei dem Tode des Vaters, legt er sich Schweigen auf. So berührt uns neben dem reichen, in seiner Art einzigen Inhalte die künstlerische Vertheilung des Stoffes, die dramatische Steigerung in den einzelnen Abschnitten auf das Wohlthuendste, wie es stets beim Anschauen eines Kunstwerkes sein wird, obgleich doch künstlerische oder rein philosophische Abwägungen nur wenig hervortreten, sondern politische und allgemein menschliche den Vordergrund einnehmen. An dieser Stelle kann es nun nur ankommen auf eine ganz gedrängte Angabe des Inhalts, nicht einmal auf eine kurze Wiedergabe; der Raum verbietet selbst umfangreiche wörtliche Anführungen, die übrigens auch das reine Vergnügen rauben würden, welches solche Stellen mit dem Reize voller Neuheit bei der Lectüre des Buches erwecken. Ein besonderes Augenmerk soll neben den großen Ereignissen auf die Sätze gerichtet bleiben, welche Sachsen und die wettinischen Länder überhaupt betreffen; eine Ausnahme mache ich nur mit allen denen, welche den ehemaligen österreichisch-bundestreuen Standpunkt unseres Königshauses und die alten, genügend bekannten Gegensätze zwischen den beiden Linien des Hauses Wettin betreffen.

Das Vorwort stellt die Eigenthümlichkeit dieser Erinnerungen fest, welche sich zu einer fortlaufenden Darstellung der letzten Jahrzehnte gestaltet hätten, und giebt die Gründe ihrer Veröffentlichung und die Art der Arbeit des Verfassers an. Nahezu ein Jahrzehnt sei er unausgesetzt damit beschäftigt gewesen, mehr als viele andere seiner Zeitgenossen sei er durch seine Quellen in die Lage versetzt, Thatsachen festzustellen und zu überliefern. Und mit vollstem Rechte glaubt er sicher sein zu können, daß seine Ueberlieferungen noch nach vielen Jahren zur Information über unsere merkwürdige Zeitepoche dienen werden.

Der Inhalt des ersten Bandes selbst ist in fünf Bücher zerlegt: Jugendjahre, Vor der Revolution 1848—1849, Erinnerungen aus Schleswig-Holstein, Hoffnungen und Enttäuschungen. Der Zeit vor dem „tollen Jahre" sind nicht 200 Seiten, den drei wichtigsten Büchern über 400 gewidmet; jedes Buch ist in 3—5 Capitel getheilt. Der Anfang des ersten Capitels erinnert an die beiden Ahnherren der zwei Wettiner Linien, welche dieselben Namen in derselben Reihenfolge trugen, wie Herzog Ernst und sein Bruder Albert, und deren Theilung der Wettiner Hausmacht die Quelle so vieler Unglücksfälle für das ganze Geschlecht wurde, führt aber sehr bald in die deutsche und thüringische Geschichte am Anfang unseres Jahrhunderts ein. Erinnerungen an den Rheinbund werfen ihren dunkeln Schatten, solche an die Befreiungskriege ihren verklärenden Schimmer auf die ersten Seiten. Dabei wird mit besonderem Nachdruck betont, daß es durchaus falsch ist, anzunehmen, daß wir die Idee von Preußens deutschem Berufe gleichsam von den Vätern her, von den Befreiungskriegen übernommen hätten. „Erst den Söhnen jener tapferen Streiter ist die große Epoche unserer deutschen Geschichte im Lichte des nationalen Gedankens erschienen, und erst die nächste Generation hat die historische Denkmünze der sogenannten Freiheitskriege in ihrem Bewußtsein umgeprägt." Was Deutschland jetzt ist, heißt es ein ander Mal, das ist der Grundidee nach ein Werk der neuesten Zeit.

Dann führt uns die Erzählung an die Wiegen der beiden Prinzen, des am 21. Juni 1818 geborenen ältesten, des hohen Verfassers, und des am 26. August 1819 geborenen späteren Prinz-Gemahls von England, Albert. Die wärmsten und buntesten Farben liegen über der Schilderung der Jugendzeit ausgebreitet; der vollkommenen Gemeinsamkeit, in der die Brüder aufwuchsen, des unübertrefflichen Verhältnisses zu dem Vater gedenkt das Buch mit ergreifenden Worten; das Charakterbild des Letzteren muß jeden Leser entzücken. Ein bezeichnender Umstand bei der Erziehung war, daß die Prinzen „so zu sagen einsprachig aufwuchsen. Das Deutsche war wahrhaft unsere Muttersprache," sagt der Herzog, „und beherrschte ausschließlich die kindlichen Vorstellungen, ein Umstand, der bei keinem Menschen ohne Einfluß auf die spätere Entwickelung und Denkungsart bleibt." Der Romantik wurde ebenfalls trotz der damaligen herrschenden Richtung kein Raum gestattet. Der Briefwechsel zwischen dem König von Belgien und seinem Neffen bei Gelegenheit der Confirmation des Letzteren 1835 endet dieses erste Capitel. In dem folgenden begleiten wir die Brüder auf ihren ersten Ausflügen an die großen Höfe. Ueberzeugend führt das Buch zuerst aus, daß die Signatur der Zeit im Allgemeinen, wenn nicht darauf angelegt, so doch in sehr bestimmter Weise dazu geeignet war, den politischen Charakter innerlich mehr auszubilden und fester zu begründen. Eine im Besondern für Thüringen interessante Frage wird hier genauer erörtert, die der Succession des Hauses Coburg in Gotha, Streiflichter fallen außerdem auf die Gründung des Zollvereins und die gleichzeitigen, gegen die Presse gerichteten Verfügungen des Bundestages. Nach einer schon ins Jahr 1832 fallenden Reise zu dem Oheim nach Brüssel brachte das Frühjahr 1835 einen Ausflug nach Schwerin, wo der Prinz zum ersten Male den späteren König Friedrich Wilhelm IV. sah, der in des Ersteren Leben eine so große, im Hinblick auf die deutsche Politik wol die größte Rolle spielen sollte. Weiter ging es von Mecklenburg nach Berlin, Dresden, Wien; endlich zu dem Congresse in Teplitz. Das dritte Capitel erzählt weiter von den Lehr- und Wanderjahren der Brüder vom Mai 1836 bis 1838. Nach einem kurzen Aufenthalt an dem englischen und dem französischen Hofe ließen sie sich in einer selbständigen Haushaltung in Brüssel nieder und genossen hier einen vom König Leopold überwachten Unterricht und den Umgang mit Männern aller Farben und Richtungen, sogar die in der Verbannung lebenden Carbonari waren nicht ausgeschlossen. Den Eindruck, den dieser ganze Brüsseler Aufenthalt bei den verschiedensten Fürstenfamilien Deutschlands machte, nennt der Verfasser einen hochbedenklichen, ja äußerst schlechten, so daß die Brüder sich deshalb später öfter ungerecht beurtheilt sahen. Ostern 1837 bezogen sie die Universität Bonn, wo einer ihrer ersten Besuche dem Vater Arndt galt. Bezeichnend ist das Urtheil über einige ihrer dortigen Lehrer.

„Es kam uns vor, daß wir, die Söhne eines alten Geschlechts, deren Ahnen die Rechte von Gottes Gnaden so sorgfältig behütet hatten, im Grunde viel liberaler wären, als die durchaus ahnenlosen Professoren, welche damals schrecklich viel gegen den Rationalismus eiferten.“ Während der Ferien sahen sie zum ersten Male die Schweiz und Norditalien, das Ende des Sommersemesters aber brachte die Trennung der Brüder. Der Prinz Ernst trat als Rittmeister in das königlich sächsische Gardereiterregiment ein, er war überaus glücklich, in Dresden stationirt zu sein. Und hier erlaube der Leser eine längere wörtliche Mittheilung: „Schon die persönlichen Beziehungen waren von der angenehmsten Art. König Friedrich August nahm mich auf das Liebevollste, wie ein väterlicher Freund auf. Ich war sofort in den vertrauten Kreis dieser edlen und hochgebildeten Familie gezogen, und wie ein Sohn und langjähriger Genosse betrachtet worden. Das Leben am sächsischen Hofe machte einen unendlich feinen und wohlthuenden Eindruck. Es herrschte in allen Verhältnissen ein von dem trefflichen Könige gleichsam angegebener Ton von Sitte und Bildung. Sein schönes Interesse für Botanik, seine Reisen und sein Talent für Landschaftsaufnahmen gaben dem Verkehr mit ihm einen besondern Reiz. ... Er wußte ganz unvergleichliche Naturschilderungen zu geben, und man verließ ihn nie, ohne von ihm etwas gelernt zu haben. An geistiger Bildung stand Prinz Johann gewiß nicht hinter dem Könige zurück. Seine Studien lagen aber bekanntlich in einer andern Richtung und hatten ihn frühzeitig in eine specifische Gelehrtenthätigkeit getrieben, welche dem um so viel älteren Manne mir gegenüber eine doppelte Ueberlegenheit gab. Hätte man sich ihm ganz und innig eröffnen wollen, so hätte es dazu bei seiner Natur, mehr als bei andern Menschen, einer Summe großer positiver Kentnisse seiner Richtung und Schule bedurft. ... Wie er aller menschlichen Bildung den Stempel eines soliden Positivismus aufgedrückt wünschte, so sorgte er bei der Erziehung seiner jungen Söhne, die viele Hoffnungen erweckten, für den sorgfältigsten Unterricht. Sie wurden außerdem im besten Sinne des Wortes bürgerlich und einfach gehalten.“ Mit großer Achtung spricht der Herzog ferner von der damaligen sächsischen Verwaltung; er habe für seine eigene spätere Regierung damals Manches gelernt. Auch über die Kreise, welche der Kunst und Literatur in dem Dresden von 1838—1842 sich zuwandten, fällt er manch anziehendes, über das Officiercorps ein sehr anerkennendes, über die Dresdener Bürger dagegen ein wenig günstiges Urtheil. Das vierte und letzte Capitel des ersten Buches beginnt mit der Mündigkeitserklärung der beiden Brüder am 21. Juni 1839, nach welcher sie im October über Brüssel nach London reisten, wo die Verlobung Albert's mit der Königin Victoria erfolgte. Die Erzieherin der Letzteren, die spätere Baronin Lehzen, erhält hier etliche Vorwürfe. Nach der Hochzeit 1840 blieb der ältere Bruder noch drei Monate bei dem jungen Paare, wobei er „Zeuge des täglich wachsenden Einverständnisses der Ehegatten wurde, welchen Beiden die Kunst sich in einander zu fügen durch den scharf ausgeprägten Standpunkt ihrer Charaktere nicht eben leicht gemacht war“. Doch konnte er das innige Verhältniß, welches sich nachher bildete, im Keime erkennen. Er selbst faßte übrigens damals eine größere Neigung für manche Eigenthümlichkeiten des englischen Adels, als sie der Prinz-Gemahl je gezeigt hat; der Letztere war, wie der Bruder gern kräftig hervorhebt, im eigentlichsten Sinne des Wortes seines Glückes eigener Schmied. Hierauf reiste Prinz Ernst zu den Verwandten nach Portugal, von wo ein interessanter Brief an den Bruder Bericht erstattet.

Für Sachsen interessirt darin im Besondern das Lob, welches dem König Ferdinand und der Königin Maria gespendet wird, wenn auch die zu früh verstorbene Prinzessin Georg von Sachsen damals noch nicht geboren war. Als Gattin und Mutter findet er die Königin musterhaft, er hielt sie aber auch für „grundgescheit“ und machte es sich zur besonderen Aufgabe, sie zu studiren. Auf seiner zweiten Reise ebendahin, 1846, urtheilt er übrigens noch ebenso voll Anerkennung über den portugiesischen Hof. Ueber Spanien, wo er ein Abenteuer mit Räubern in der Sierra Nevada hatte und in Barcelona die von Espartero im Schlosse gefangen gehaltene Königin Christina sah, kehrte er durch Frankreich und die Schweiz nach Deutschland zurück.

Ein vertraulicher Brief des Königs Leopold von Belgien an Metternich unterrichtet uns dann über die Fragen der hohen Politik von 1840. Daraus geht hervor, daß Louis Philipp den Krieg nicht ernstlich wollte, Palmerston andrerseits aus Rachsucht geneigt war, Frankreich schonungslos zu behandeln. Der gleichzeitige Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. führte auch den Prinzen Ernst nach Berlin, wo er bei Verhandlungen in einer Streitfrage zwischen Preußen und Coburg seine Illusionen über die Bedeutung des neuen Fürsten schon etwas zerstört sah. Mit dieser Scene schließt das erste Buch.

Das folgende wird mit der Bemerkung eröffnet, daß es gründlich unwahr sei zu behaupten, daß fürstliche Heirathen im 19. Jahrhundert keine politische Bedeutung hätten; man solle sich nur an die Heirathen der vier Schwestern aus dem bayerischen Hause erinnern. Doch will der hohe Verfasser diese Ansicht nicht auf seine eigene im Jahre 1842 geschlossene Ehe mit der Prinzessin Alexandrine von Baden angewendet wissen, über deren Vorgeschichte er mit größter Offenheit ein anziehendes Bild entwirft; man muß den Abschnitt, ein Juwel in dem Buche, selbst lesen, da er nur verlieren würde durch nicht wörtliche Wiedergabe. Der Herzog schließt ihn mit den Worten: „An Alexandrine hat mich der Himmel finden lassen, was nur je für mich zu wünschen war.“ Schon im Mai 1842 erfolgte die Verbindung, den Juli brachten die Neuvermählten in Brüssel und London zu, und nach der Heimkehr führte der regierende Herzog seinen ältesten Sohn in die Regierungsgeschäfte ein. Nachdem dieser dann im Jahre 1843 zwei Monate lang mit seiner Gemahlin in Paris gewesen war und bei den sächsischen Herbstübungen als Generalmajor eine Brigade commandirt hatte, berief ihn plötzlich das nächste Jahr durch den unerwarteten Tod des Vaters am 29. Januar auf den Thron. Sein damaliges politisches Programm drückt er in den Sätzen aus: „Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß die Welt, daß insbesondere Deutschland vor einer Epoche der gewaltigsten politischen Veränderungen stand, ich ahnte, daß von den Fürsten Deutschlands, die an die Regierung kamen, keiner einem ruhigen Dasein entgegen ging, aber ich war zunächst weit entfernt, von meinem bescheidenen Standpunkte aus die Steine ins Rollen zu bringen. Alles, was mir an der Spitze zweier der kleinsten deutschen Staaten als Aufgabe erscheinen konnte, war, daran zu denken, die Segel vor dem Sturme zu reffen.“ Aber er schrieb auch sofort dem Oheim: „Wir haben es dahin gebracht, daß wir uns nie mehr als deutsche Bundesfürsten aus einem der ältesten deutschen Häuser, sondern meist nur als Anverwandte der hohen westlichen Verwandten gerirten, daß Coburg als der Sitz aller undeutschen, dem Bunde entgegen wirkenden Intriguen, als der Sitz des im Westen verbreiteten Ultraliberalismus angesehen und als ein verrufener Ort verschrieen wird. Wir müssen wieder ehrlich deutsch werden und alle Streitfragen zu Grabe tragen.“ In heiterster Laune wird sodann über die erste größere politische Action berichtet, die Annahme des Titels „Hoheit“ von Seiten der drei sächsischen Herzöge gegen den Willen des ganzen Deutschlands, und mit psychologischer Feinheit hierauf ein Bild von dem Bruder entworfen, worin der Einfluß des englischen Wesens und der Stockmar's auf ihn klar gestellt wird.

Für die ersten Regierungsjahre des neuen Herzogs enthalten die nächsten Seiten sehr werthvolle Einzelheiten, besonders über den Rücktritt des alten Freiherrn v. Lepel und über das Gesetz von dem Beitrag der Domänen zu den Staatslasten in Coburg. Der Abschnitt beweist, daß in diesem kleinen Lande alle verfassungsmäßigen Garantien, um welche in den großen Staaten in dem nächsten Jahre stürmisch gekämpft werden sollte, in ausgedehntestem Maße vorhanden waren; in Gotha freilich konnte der liberale Herzog noch nicht durchdringen und mußte es dem Jahre der Revolution überlassen, das durch Gewalt zu erringen, was er schon damals zu geben bereit war und anbot, die volle constitutionelle Staatsform. Gerade bei den dieses Jahr vorbereitenden Stimmungen verweilt die Schilderung längere Zeit im zweiten Capitel, es ist ein meisterhaftes Bild, das wir hier von den letzten Augenblicken vor dem entfesselten Sturme empfangen. Während der Herzog Ernst ungünstiger urtheilte, war sein Bruder Albert überzeugt, daß von Friedrich Wilhelm IV. die Wiedergeburt der einzelnen Staaten sowie des ganzen Deutschlands ausgehen werde.

Der Herzog schreibt: „Nur in dem engsten Kreise meines Bruders waren damals die Ideen von dem Berufe und den Pflichten des Königs von Preußen für und gegen Deutschland lebendig geworden, und hier waren diese Fragen ein fortwährender Gegenstand der Erörterung und zuweilen auch excentrischer Hoffnungen. Die ersten Anregungen zu der Erwägung der deutschen Frage datirten eigentlich bei meinem Bruder von seinem Aufenthalte mit der Königin in Coburg und Gotha im August und September 1845. Damals wurde der Plan gefaßt, auf den König Friedrich Wilhelm eine unmittelbare Einwirkung zu versuchen. Die nachfolgenden Ereignisse haben mir leider nur zu sehr Recht gegeben, wenn ich im Jahre 1846 die Ueberzeugung aussprach, aus dem König Friedrich Wilhelm werde nie ein deutscher Kaiser werden.“

Eingeleitet wird alles dies durch eine hochbedeutsame Charakteristik des Generals v. Radowitz, dessen Verdienst um die Entwickelung Deutschlands unser Buch ein unbestrittenes und gleichsam prophetisches nennt; „er schien gleichsam vom Schicksal bestimmt gewesen zu sein, den Gedanken der heutigen Gestaltung Deutschlands zu einer Zeit zu modelliren, wo in den persönlichen Verhältnissen noch nicht die entfernteste Möglichkeit einer Ausführung vorhanden war.“

Das dritte Capitel setzt die Momente auseinander, welche den Sturz des Bürgerkönigthums veranlaßten, und erzählt die Geschichte der spanisch-orleanistischen Heirathspläne. Bevor der Herzog nämlich 1847 mit seiner Gemahlin die deutschen und ungarischen Länder Oesterreichs gründlich bereiste, war er 1846 ebenfalls in ihrer Begleitung in Spanien und Portugal gewesen. Wir erhalten hier einmal sehr interessante Reisebilder, sodann aber auch viele jetzt wenigstens fast vergessene Einzelheiten über den spanischen Hof und die Heirathspläne mit Isabella. Zum ersten Male werden hier Briefe der Königin Christina und des Prinz-Gemahls Albert wie des Herzogs selbst mitgetheilt über die Absicht, einen coburgischen Prinzen zum Gatten Isabella's zu machen. Die Rückkehr erfolgte über England und Belgien, die Darstellung verweilt hier aber länger bei Portugal, indem der Coburger Dietz zu Ehren gebracht wird, welchen das englische Cabinet ohne Grund aus Lissabon verdrängte. In seinem Ueberblick über die Februarrevolution hebt der Herzog mit Nachdruck hervor, daß die Armee durchaus treu und nur der Widerwille des Königs, Blut zu vergießen, an dem Siege der Aufständischen Schuld gewesen sei.

Damit stehen wir vor dem den Jahren 1848 und 1849 gewidmeten dritten Buche. Es stellt zunächst den verwirrenden und beschämenden Eindruck fest, welchen die Allgemeinheit der deutschen Aufstände und die Hilflosigkeit der Herrschenden macht, und erklärt, weshalb noch keine wahre Geschichte davon geschrieben worden sei. Es ist sehr einleuchtend, wie er ausführt, daß man „damals von der tragischen Seite der Dinge nur zu sehr übermannt war, während man nachträglich nur die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Zeit wahrzunehmen schien. Die einen verdüstern das Tableau durch ein allzu starkes, nicht selten auch falsches Pathos, die andern verflachen dasselbe durch Unterschätzung des tiefen Ernstes und der wahrhaft traurigen Momente der sonderbaren Epoche.“ In den ersten Monaten des Jahres 1848 weilte der Herzog in Berlin, dann in Brüssel und London, wohin gerade damals die Orleans flüchteten. Aber bald war er in der Heimath nöthiger als anderswo, obgleich er sagen darf, daß sich die öffentliche Meinung in diesen schwierigen Zeiten ihm eher zuneigte als entgegenstellte und daß von den Märztagen an während der ganzen harten Zeit des Jahres 1848 Minister und Beamte ihn stets als den betrachtet haben, der ihnen Schutz gegen den Ansturm gewähren sollte. Es ist das erste Mal, daß ein deutscher Fürst seine Erlebnisse von 1848 dem großen Publicum erzählt, und wahrlich, lebendiger und mehr für den Fürsten als Mittelpunkt erwärmend kann es kaum geschehen als hier. Die Veränderungen in den Ideen der Bevölkerung treten geradezu drastisch hervor, aber mit wahrem Schmerze sind die Worte erfüllt: „Während die tollsten republicanischen Träumereien mit Zugrundelegung territorialer und föderativer Institutionen immer mehr in die Aehren geschossen waren, konnte man die Beobachtung machen, daß die Kirchthurmspolitik das unausrottbarste Erbtheil der Menschen zu sein schien, und während selbst leidlich gute und verständige Menschen einem nationalen Größenwahn verfallen waren, fehlte es an der Möglichkeit, die einfachste Landschaftsangelegenheit entsprechend zu lösen.“ Seine eigene Stellung blieb allerdings völlig gesichert, nur daß der Plan, ganz Thüringen unter Weimar zu einen oder an Sachsen anzugliedern, eine gewisse Unklarheit hervorrief. Er nannte dies letzte eine der interessantesten Episoden, welche fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, und behandelt die darauf hinzielenden Bestrebungen ausführlich, nachdem er vorher zwei seiner interessantesten Erlebnisse von damals mitgetheilt hat, einmal wie er in Altenburg zwischen dem Hofe und dem Volke persönlich den Vermittler spielt, sodann wie er in Finsterbergen mit Muth und Entschlossenheit einen republicanischen Putsch unterdrückt.

Unzweifelhaft entsprach es den Verhältnissen, wenn er damals nach Brüssel schrieb: „Es klingt wie Dünkel, aber leider — möchte ich sagen — genieße ich in dieser Zeit einen Einfluß und Popularität in diesem Theile von Deutschland, wie ich es mir nie geträumt hätte. Unbewußt und ohne daß ich es nur im Geringsten gesucht hätte, bin ich zu der zweifelhaften Ehre eines Volksmannes gekommen.“ Neben dem Plane Weimars, ganz Thüringen an sich zu ziehen, wird im Folgenden auch das Verhältniß zu dem Königreich Sachsen betont, von dem der Herzog sagt, nicht er sei an der Verschlechterung desselben Schuld gewesen. Eine große Rolle spielen auch die Bemühungen, Coburg und Gotha in eine einheitliche Verwaltung zusammenzufassen, was bekanntlich damals noch nicht gelang. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir über die zwei wichtigsten Minister des Herzogs, v. Stein und Bröhmer, lebhaft entworfene Charakteristiken, die manche humoristische Einzelheit, besonders über den Letzteren, enthalten. Das zweite Capitel erzählt den Verlauf der Revolution in den außerthüringischen einzelnen Ländern und giebt in dem Briefwechsel des Herzogs darüber mit dem Bruder und des Letzteren mit Friedrich Wilhelm IV. Quellen von höchstem Interesse. In dem folgenden Capitel erfreut zuerst die schlagende Zeichnung, die von der Frankfurter Nationalversammlung an der Hand ausgezeichneter Berichte und nach eigenen Eindrücken bei Besuchen entworfen wird, sodann das Bild, welches den ersten Präsidenten des Reichsministeriums, den Fürsten Karl von Leiningen, zum Gegenstand hat. Einen der hervorragendsten Umstände für das Mißlingen der Einheitsidee sieht Herzog Ernst schon im Sommer 1848 in Preußens Abneigung gegen die Nationalversammlung; es hinderte jede lebensfähige Institution der Staatenvertretung an der Seite des Reichsverwesers. Andrerseits diente auch ein Besuch in Frankfurt Anfang September mehr als alles Andere dazu, den Herzog mit den schwersten Sorgen zu erfüllen, und die unmittelbar folgende Ermordung v. Lichnowsky's entrüstete und betrübte ihn auf das Tiefste. So entwickelt sich im vierten Capitel das Ende der Frankfurter Träume durchaus folgerichtig, aber es geschieht dies hier mit einer bisher noch nirgend ähnlichen Darstellungen zu Grunde liegenden Kenntniß der Stimmung der Höfe wie der Schachzüge der österreichischen und preußischen Politik in Betreff des Erbkaiserthums. Der Herzog war mit Leib und Seele auf Seite Preußens und schrieb selbst schon am 14. Januar 1849 einen hier abgedruckten Brief an Friedrich Wilhelm IV., in dem er ihn als zukünftigen deutschen Kaiser begrüßte. Als er aber wirklich gewählt worden war, sagte auch er sich selbst, die so geleitete große Action konnte gar nicht anders als mit der Ablehnung der Krone enden. Sein Bruder aber schrieb: „Was soll nun aus der armen Nation werden, da der König von Preußen den Kaiser der Deutschen, der sich eben auf die Beine stellen wollte, ins Wasser geworfen hat?“ Noch immer hoffte man damals in Berlin, daß Erzherzog Johann die Reichsverweserschaft in Preußens Hände niederlegen werde. Mit schmerzbewegten Worten schließt der Herzog dieses Capitel, fügt aber noch ein längeres Schreiben an, welches beweist, wie man ihn selbst damals bestürmte, sich an die Spitze einer großen nationalen Erhebung zu stellen.

Auf dem Kriegsschauplatze erblicken wir den sächsischen Herzog im fünften Buche. Auf die nüchterne, nur der Familienpolitik und der Rechtsfrage, nicht dem Nationalgefühl entsprungene Denkweise des Hauses Augustenburg führt er es zurück, wenn diesem eine Popularität im Sinne einer Begeisterung der gebildeten Classen in Betreff seiner Nachfolge in Schleswig-Holstein nicht zu Theil geworden sei; von Friedrich VII. von Dänemark urtheilt er, eine Persönlichkeit wie dieser König erinnerte an die unglücklichsten Zeiten der Monarchie in Europa. Dann werden die ersten Schritte der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein mit Sorgfalt verfolgt; allerdings kann uns auch diese Darstellung nicht deutlich angeben, inwieweit Preußen in der ganzen Frage von Anfang an unter russischem Drucke gestanden hat. Sehr bald aber setzte sich das Czarenthum in drohende Bewegung, und nach dem zweiten Capitel ist es die Ursache des späteren Verhängnisses von Schleswig-Holstein und aller Uebel geworden, welche nach dem Jahre 1848 über Deutschland hereingebrochen sind, daß das preußische Cabinet jenem Auftreten nicht sofort energisch begegnete. Bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Malmö hätte der Herzog, so erklärt er, wie überhaupt immer eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten für das Beste gehalten. In die nun folgenden Londoner Verhandlungen erhalten wir durch Urkunden und Briefe einen freien Einblick. Schon damals gab Stockmar den Schleswig-Holsteinern die Versicherung, daß sie, wenn sie sich nicht selbst helfen könnten, von Preußen sicherlich verlassen sein würden, und auch unser Buch geht mit dem preußischen Geschäftsträger Bunsen und mit dem Berliner Hofe, der gegen das diplomatisch ganz verrannte Dänemark so ungern wie möglich angebunden habe, scharf ins Gericht. Als nun endlich im Frühling 1849 eine deutsche Bundesarmee sich in Bewegung setzte, stellte auch Herzog Ernst, wie das dritte Capitel erzählt, sich zur Verfügung. Er sah darüber hinweg, daß man ihm kein größeres Commando gab und ihm die nur etwas über 4000 Mann starke Reservebrigade unterstellte, und eilte Ende März nach den Elbherzogthümern, wo seine Truppen bei Eckernförde und Kiel lagen. Von allgemeinem Interesse ist die nun folgende Schilderung des

Versuches der Dänen, hier zu landen, welcher zu der Katastrophe des „Christian VIII." führte. Ohne jede Ruhmredigkeit läßt der Herzog hier nur die Aussagen des dänischen Commandanten Paludan und den Bericht des Obersten v. Treitschke an das sächsische Kriegsministerium darüber reden, er selbst theilt nur einen Brief an den Bruder noch mit. Das Hauptverdienst hatte nach ihm die nassauische Batterie unter Hauptmann Müller; der Herzog selbst hielt zwei Stunden lang im Kugelregen. Die weiteren Ereignisse in Schleswig-Holstein, solange der Herzog dort war, theilt das vierte Capitel mit, eine Anzahl damals hervortretender Persönlichkeiten werden dabei charakterisirt. Von noch größerem Werthe ist die Anklage, welche Herzog Ernst gegen Bunsen und Palmerston erhebt; sie seien die Urheber der selbständigen, zum Theil (bei Friedericia) unglücklichen Unternehmungen Bonin's, des Führers der Schleswig-Holsteiner, ohne Prittwitz, den Oberfeldherrn der Reichsarmee, gewesen. Der am 10. Juli 1849 geschlossene Waffenstillstand von Berlin ist nach ihm ein mit aller Ueberlegung zielbewußt vorbereitetes Werk der europäischen Reaction, und er beweist dies, insbesondere was Preußen betrifft, haarklein. Der Abschied von dem meerumschlungenen Bruderstamme wurde ihm (5. Cap.) doppelt schwer gemacht, da die Statthalterschaft des nochmals geopferten Landes hoffte, Coburg und die anderen kleineren Staaten würden den preußischen Waffenstillstand nicht anerkennen, aber kein einziger Fürst entschloß sich zum Widerstand, und so reiste auch der in seinem Lande schon längst sehnlichst herbeigewünschte Herzog nach der Heimath zurück. In Berlin traf er den König damals in der wunderlichsten Weise bemüht, kein Wort über Schleswig-Holstein hören oder sprechen zu müssen. Unsere Erzählung aber führt die unglückliche Sache fort bis zur endgiltigen Ueberlieferung des Landes an Dänemark, in welche Palmerston willigte, weil er in Griechenland sich Rußland und Frankreich gegenüber bloßgestellt hatte. „Schleswig-Holstein mußte für den Juden Don Pacifico bluten als ein unvergängliches Merkzeichen für die Rolle, welche Deutschland in der diplomatischen Welt damals spielte." Der ganze Abschnitt, welcher sich zum Schluß auch über die spätere traurige Lage so vieler an dem Kriege betheiligter Schleswig-Holsteiner verbreitet, endet mit den bitteren Worten: „Freilich auch die unter dem Herzoge eroberte und in den Besitz Preußens übergegangene Fregatte „Eckernförde" durfte diesen Namen in der preußischen Marine nicht führen; denn nach dem Beschlusse der nunmehr Gewaltigen sollten Thaten und Menschen dieser Zeit am liebsten in das Meer der Vergessenheit fallen."

Das fünfte Buch endlich reißt nun die schwersten Wunden auf, welche jene trübe Zeit dem Herzen des vaterlandliebenden Deutschen geschlagen hat, es endet mit dem Tage von Olmütz. Gleich am Anfange spricht unser hoher Führer durch die Wirrsal jener Jahre es aus, daß man Friedrich Wilhelm IV. keinen Vorwurf wegen der Ablehnung der Kaiserkrone machen dürfe, wol aber darüber, daß er die entschlossene Wahrnehmung der deutschen und zugleich preußischen Interessen nachher 1849 und 1850 versäumte. Mit der Collectivnote der 30 Regierungsbevollmächtigten, welche nach der Ablehnung der Kaiserkrone überreicht wurde, leitet unser Buch die Besprechung der nun folgenden anderthalbjährigen, weiteren Unionsbemühungen ein, über welche wir hier noch kürzer als über die anderen Bücher uns fassen müssen. Die Dresdener Ereignisse vom Mai, die Erfahrungen der königlichen Familie werden mit lebhafter Theilnahme berichtet; interessant ist, daß auch Herzog Ernst in der Streitfrage Beust-Friesen auf Seiten des Ersteren steht. Er sagt ganz offen, es habe diesem in dem Augenblicke der militärischen Verbindung mit Preußen gewiß jede Zweideutigkeit fern gelegen. „Herr v. Beust hat das Schicksal mancher Staatsmänner in Deutschland getheilt," so heißt es hier, „daß sie in allen ihren Handlungen gleichsam nach einem einzigen Gesichtswinkel beurtheilt worden sind. Weil im Laufe eines längeren Zeitraumes sich zwischen der sächsischen Politik und der preußischen ein Antagonismus gebildet hat, so meinte man auch schon im Beginne der Verbindung, jeden einzelnen Schritt, selbst jede persönliche Aeußerung des sächsischen Ministers als einen Ausfluß seiner Preußenfeindlichkeit ansehen und deuten zu müssen." Sonst fallen an dieser Stelle die härtesten Ausdrücke von Seiten der Brüder Ernst und Albert über die sächsische Politik nach der Mairevolution, welche von dem preußischen Helfer weg wieder nach Wien führte. Während also das erste Capitel dieses letzten Buches die Geschichte der damaligen formellen Einigung Deutschlands nördlich vom Main erzählt, aber auch schon die Anzeichen des Abfalls von Sachsen und Hannover verräth, setzt das zweite sehr ausführlich und offenbar mit Beherrschung des ganzen Materials auseinander, welchen Einfluß der österreichische Gesandte v. Prokesch und der alte Metternich, ferner die „bayerischen Schwestern" in Wien, Dresden und Berlin, endlich das Doppelspiel des österreichischen Ministers v. Schwarzenberg bei der allmäligen Rückkehr zum Bundesstaate übten. Das dritte Capitel beurtheilt in der ersten Hälfte den Erfurter Reichstag sehr günstig, als von einem so achtunggebietenden Charakter, „daß eine ähnliche Versammlung in Europa niemals getagt hat, welche eine so große und staatsmännische Mäßigung an den Tag gelegt hätte"; die zweite Hälfte giebt einen in seiner Art einzigen Bericht von dem Berliner Fürstencongreß, dessen Zustandekommen und Verlauf bekanntlich wesentlich das Verdienst des Herzogs ist. Jeden Leser werden die betreffenden Seiten mit einem unvergeßlichen Bilde bereichern, auf das Nachdrücklichste sei auf diese beste aller Quellen über jene Berliner Tage hingewiesen.

Ueber das Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. schreitet das letzte Capitel hinweg zu den Frankfurter Conferenzen, der hessischen Bundesexecution, dem russischen Machtwort in Warschau und dem kläglichsten aller Actschlüsse in Olmütz. Auch aus den hier mitgetheilten Briefen der höchsten Persönlichkeiten in Preußen geht hervor, daß der Graf Brandenburg selbst und das Ministerium die Zugeständnisse machten, welche dem Könige und seinem Bruder, dem jetzigen Kaiser, gleich widerwärtig waren, eine neue Bestätigung der kürzlich von Sybel mitgetheilten Urkunde. Wohlthuend berührt Jedermann, wie in all den verschiedenen vertraulichen Briefen, sobald des Prinzen Wilhelm gedacht wird, auch seine ständige Bezeichnung: ein „Ehrenmann" sich einstellt. Des englischen Hofes, insbesondere des Prinz-Gemahls herzlichste Theilnahme und Achtung für ihn findet sich mehrmals ausgesprochen. Freilich dem Könige selbst gegenüber war man damals an der Grenze des Vertrauens angekommen, selbst die persönlichen Anknüpfungspunkte an ihn erwiesen sich als haltlos. Mit einer drastischen Schilderung jener heillosen Novembertage, die der Herzog in Berlin mitmachte, mit dem Gange nach Olmütz und der schon öfter erwähnten meisterhaften Charakterstudie über den König Friedrich Wilhelm IV. schließt der Band; die letzte allein würde unser Buch schon zu einer Geschichtsquelle bester Art machen.

Möge, so wird wol jeder Leser beim Weglegen des in erschütternden Tönen ausklingenden Werkes wünschen, es dem hohen Verfasser recht bald möglich sein, uns aus den Dissonanzen von 1848 und 1850 in die Harmonie von 1870 und 1871 hinüberzuleiten!

Bücherbesprechungen.

o.— Der lutherische Gotteskasten. Ein Büchlein für solche, die den lutherischen Gotteskasten und seine Arbeit kennen lernen wollen. Herausgegeben von Dr. phil. Max Ahner, Pastor in Miltitz und Schriftführer des lutherischen Gotteskastens im Königreich Sachsen. 2. Auflage. Mit 14 Bildern. Verlag des lutherischen Gotteskastens im Königreich Sachsen. 1887. Zu beziehen durch den Herausgeber, für den Buchhandel durch Justus Naumann's Buchhandlung in Dresden. 72 S. — Die vorliegende Schrift zerfällt in 4 Abschnitte und behandelt in denselben: I. was der lutherische Gotteskasten will, II. warum seine Arbeit nothwendig und die lutherische Kirche hierzu verpflichtet ist, III. welches die lutherischen Gotteskastenvereine sind und IV. welches das Arbeitsgebiet des Gotteskastens ist. Wer die klaren und gründlichen Ausführungen des Verf. liest, der wird sich danach ein Urtheil bilden können über die Tendenz des lutherischen Gotteskastens, der seit dem Jahre 1878 in Sachsen durch die Anregung der Chemnitzer Conferenz Theilnahme und Unterstützung gefunden hat. Der lutherische Gotteskasten verfolgt, wie uns nach der vorliegenden Darstellung scheint, eine doppelte Tendenz: einmal will er den Gustav-Adolf-Verein ergänzen, und zwar namentlich dadurch, daß er diejenigen lutherischen Gemeinden unterstützt, welche mitten unter unirten und reformirten Kirchengemeinschaften sich befinden, und dann will er den Strengconfessionellen Gelegenheit zur Liebesbethätigung an den Glaubensgenossen bieten und ihnen den Gustav-Adolf-Verein ersetzen. Kann man dem Gotteskasten nun auch die Berechtigung nicht absprechen, dem Gustav-Adolf-Verein ergänzend zur Seite zu treten, und muß man namentlich anerkennen, daß er eifrig bestrebt ist, für Anstellung gläubiger Prediger und Lehrer in der Diaspora Sorge zu tragen, so wünschen wir doch, daß der ökumenische Geist, den der Gustav-Adolf-Verein bisher gepflegt hat, in unserer lutherischen Kirche fort und fort in Kraft bleibe, daß der Gustav-Adolf-Verein auch ferner von dem sichtlichen Segen Gottes begleitet werde

und daß er durch glaubenstreue und opferfreudige Glieder der Gemeinde immer reichere Mittel zur Ausrichtung seiner großen und bedeutungsvollen Aufgabe erhalte.

o. Das Pfarrhaus. Unter Mitwirkung von evangelischen Geistlichen ganz Deutschlands herausgegeben von Heinrich Steinhausen. Erscheint monatlich; zu beziehen nur direct vom Verleger. Preis: jährlich 3 ℳ bei freier Zusendung unter Kreuzband. Verlag von Fr. Richter (Johs. Lehmann Nachf.) in Leipzig-Reudnitz. — Obgleich die Zahl der periodischen Zeitschriften eine sehr große ist und jede Vermehrung derselben nicht blos als ein gewagtes, sondern auch als ein Unternehmen von zweifelhaftem Werthe erscheint, hat doch „Das Pfarrhaus" seit seinem Erscheinen unter der evangelischen Geistlichkeit viel Beifall und große Anerkennung gefunden und zwar, wie uns dünkt, mit Recht. Denn es ist mit großem Geschick und viel Umsicht redigirt, es wird von den tüchtigsten theologischen Kräften unterstützt, es hat einen reichen und vielseitigen Inhalt, es bietet Anregung für den Geist, Erquickung für das Gemüth, Schärfung für das Gewissen. Außer einzelnen längeren Aufsätzen sowie einem oder mehreren Gedichten enthält jede Nummer eine kurze Besprechung neu erschienener Schriften sowie kleine Mittheilungen, ferner in der Beilage eine Bibliographie, eine Zusammenstellung von Pfarrvacanzen, Familiennachrichten und Anzeigen der verschiedensten Art. Die uns vorliegenden vier Nummern des 3. Jahrgangs (Juli—October d. J.), jede 3 Bogen stark, sind ausgezeichnet durch Beiträge von Geh. Kirchenrath D. Delitzsch-Leipzig, Oberconsistorialrath D. Meier-Dresden, Consistorialrath Dr. Küper-Stettin, Divisionspfarrer Lic. Dr. v. Criegern-Leipzig u. A., und schon diese Namen dürfen beanspruchen, daß dem „Pfarrhaus" im Pfarrhause die gute Aufnahme zu Theil werde, welche wir ihm wünschen.

△ Das vierte Heft der Schriften des Deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit (Leipzig, Duncker & Humblot) enthält zunächst zwei Abhandlungen über „Beschäftigung arbeitsloser Armer und Arbeitsnachweis als Mittel vorbeugender Armenpflege" vom Bezirkspräsidenten z. D. Frhrn. v. Reitzenstein und „Die Organisation der offenen Krankenpflege" von Stadtrath Ludwig-Wolf in Leipzig. — Die erstgedachte Arbeit stellt sich als die Fortsetzung und der Abschluß einer schon wiederholt auf den Congressen des Deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit eingeleiteten Erörterung dar. In derselben wird im Hinblick darauf, daß die mangelnde administrative und finanzielle Leistungsfähigkeit eines großen Theiles der zur Zeit bestehenden Ortsarmenverbände denselben nicht gestattet, Notharbeiten zur Beschäftigung arbeitsloser Armer zu veranstalten, eine Reform der Organisation der Armenpflege und zwar in der etwas allgemein bezeichneten Richtung empfohlen, daß sei es im Wege der allgemeinen communalen Organisation, sei es durch Bildung besonderer Verbände für die Erfüllung der Aufgaben der örtlichen Armenpflege oder einzelner dieser Aufgaben eine Ersetzung der zur Zeit nicht genügend leistungsfähigen Ortsarmenverbände durch leistungsfähigere und zugleich die Regelung eines Verhältnisses stattfinde, in welchem eine Ergänzung der Leistungen, soweit alsdann noch eine genügende Leistungsfähigkeit nicht erreicht worden, durch die größeren Verbände eintrete; insbesondere sollen letztere regelmäßig die bei umfangreicheren Arbeitsstockungen erforderlichen Veranstaltungen von Notharbeit, nöthigenfalls unter geeigneter Hilfe des Staates, zu treffen haben. Auch betreffs einer wirksameren Organisation des Arbeitsnachweises werden geeignete Vorschläge formulirt. In dem zweiten Berichte hat der Verfasser zunächst versucht, den gegenwärtigen Stand der offenen Krankenpflege, d. h. der außerhalb von geschlossenen Anstalten geübten Krankenpflege in den deutschen Staaten auf Grund einer von ihm veranstalteten Enquête einigermaßen festzustellen, und hieran eine kurze Erörterung der einzelnen Arten der offenen Krankenpflege nach Rücksicht ihrer Träger (gesetzliche offene Krankenpflege, kirchliche offene Krankenpflege, die durch Vereine geübte Krankenpflege und deren Verbindung unter einander) geknüpft. Endlich finden wir in dem Hefte noch zwei kurze Referate des Bürgermeisters Born in Magdeburg und des Amtsgerichtsraths Dr. Schwabe daselbst über den Werth allgemeiner Waisenanstalten. Darüber, daß die Erziehung der Waisen in geeigneten Familien aus sittlichen und aus praktischen Rücksichten den Vorzug vor der Unterbringung der Waisenkinder in Anstalten verdiene, sind beide Referenten einverstanden; ihre Ansichten gehen nur darüber einigermaßen auseinander, inwieweit trotzdem die Errichtung allgemeiner Waisenanstalten zu empfehlen bez. nicht zu umgehen sei. Im Uebrigen ersehen wir aus dem im Anhange der Schrift abgedruckten Mitgliederverzeichnisse, daß dem Deutschen Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit zur Zeit 146 Stadtgemeinden, 19 Provinzial-, Landarmen- und andere Verbände, 27 Vereine und 150 Privatpersonen als Mitglieder angehören.

γ. Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien von Johann v. Asbóth. Wien, Verlag von A. Hölder. — Von dem vielversprechenden, glänzend ausgestatteten Werke liegt die I. Abtheilung vor. Der Verfasser, offenbar ein hervorragender Kenner der islamitischen Welt und als hoher Beamter im österreichischen Ministerium des Aeußern durch vier Jahre hindurch mit Bereisung des Landes betraut, hat es unternommen, ein Gemälde dieses schönen, hochinteressanten Gebietes zu entwerfen. Reich ist Bosnien wie die Herzegowina an Denkmälern der Vergangenheit, an orientalischen Städten und mittelalterlichen Burgen, römischen Monumenten und den gigantischen Denkmälern der Bogumilen, reicher noch an landschaftlichen Schönheiten einer malerischen und großartigen Natur, die einen augenfälligen Gegensatz zwischen Bosnien und der Herzegowina bildet und doch überall gleich fesselnd, gleich entzückend eine Fülle von Schätzen in sich schließt. Das Werk, welches sieben Abtheilungen zum Preise von 3 Mark umfassen und bis Februar 1888 vollständig erscheinen soll, verspricht eine hochbedeutende Quelle für Studien über dieses seltsame Land zu werden, welches, beinahe ein halbes Jahrtausend der Cultur des Westens entrückt, ein seltsames Gemisch von unbeugsamem Muhamedismus und europäischem Mittelalter bewahrt hat.

γ. Von der Weichsel zum Dnjepr. Geographische, kriegsgeschichtliche und operative Studie von Sarmaticus. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 7 ℳ — Ein ganz hervorragendes Werk, welches bei Studien über den zukünftigen Kriegsschauplatz in Westrußland in erster Linie heranzuziehen ist. Es verbindet eine den Stoff erschöpfende Vielseitigkeit mit klarer, die Uebersichtlichkeit fördernder Gruppirung. Wir glauben dem Buche keine bessere Empfehlung geben zu können, als wenn wir hinzufügen, daß es uns als Vorstudie für eine längere Studienreise „von der Weichsel zum Dnjepr" gedient und dabei ausgezeichnete Dienste gethan hat.

M.-Fr. Paskal Stanislaus Mancini. Eine biographische Skizze von M. Mauro. Aus dem Italienischen übersetzt von Franz Mezzanotte. Auszug aus der Geschichte des italienischen Parlaments III. Band, 2. Theil. Mit Mancini's Porträt. Leipzig, Roßberg, 1887. 29 Seiten. 60 Pf. — Eine begeisterte, mit südlicher Wärme geschriebene, gedrängte Biographie des bekannten Juristen und Redners, Patrioten und Staatsmannes, der, 1817 in dem neapolitanischen Flecken Castelbaronia geboren, 1849 seine engere Heimath verlassen mußte, 1859 in das sardinische Parlament eintrat und seit 1861 im italienischen Parlamente sitzt. Unter Ratazzi kurze Zeit Minister des öffentlichen Unterrichts, 1876—78 Justizminister, 1881—85 Minister des Aeußern, hat er seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet und im Besonderen die im Gegensatze zu Frankreich erfolgte Annäherung an England betrieben.

J. R. Ein Fahrenhöft. Erzählung von Ernst Schrill. Leipzig, Georg Böhme. 4,50 bez. 5,50 ℳ — Eine ernste dichterische Arbeit, die entschiedene Beachtung verdient. Es wird uns hier die Geschichte eines jungen Deutschen aus den Ostseeprovinzen, Robert Fahrenhöft aus Dorpat, erzählt, der, sonst eine kräftige Natur, etwas gedankenlos in den Tag hineinlebt und, früh seines väterlichen Halts beraubt, von Stufe zu Stufe sinkt; in St. Petersburg geräth er sogar unter die Nihilisten und ist nahe daran, mit ihnen in den Kerkern oder den Bergwerken Sibiriens zu verschwinden, als ihm noch rechtzeitig Rettung wird; jetzt kommt er in harte Arbeit als Verwalter eines Gutes in Südrußland, die ihre sittlichende und veredelnde Wirkung auf den Jüngling nicht verfehlt, so daß wir ihn am Schluß als einen, der sich durch die Irrungen des Lebens „durchgefressen", verlassen. Es steckt viel Frische und Wärme in der Erzählung, auch viel Beobachtung, z. B. der deutsch-russischen und russischen Verhältnisse; der Verfasser beschönigt auch nichts, auch da, wo er uns in die Quartiere der Nihilisten führt; die ganze Tiefe der Verworfenheit dieser Gesellen wird uns enthüllt, aber es wird auch kein Hehl daraus gemacht, daß es nicht blos Charakterlosigkeit und schlechte Anlage sind, die Schuld an diesen catilinarischen Existenzen tragen, sondern eben so sehr die trostlosen und corrumpirten Zustände in dem Czarenreiche, so daß diese Elenden mit dem Abscheu auch unser Mitleid herauszufordern vermögen. Schrill berichtet hier jedenfalls nach eignen Anschauungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 95. Mittwoch, den 30. November. 1887.

Der Andreasabend.

Von Al. Tille.

Von allen Loostagen des Jahres ist der Andreastag derjenige, welcher in dem Aberglauben, der sich an ihn knüpft, die ausgeprägteste Eigenart besitzt. Von eigentlichen Bräuchen, welche auf ein Opfer, einen Umzug oder Aehnliches deuten, ist uns nichts erhalten; denn Alles, was das Volk am Andreastage oder noch häufiger an dessen Vorabend veranstaltet, trägt nur den Stempel von Handlungen, welche auf einem Aberglauben beruhen und unter dessen Einfluß so ausgeführt werden, daß ein zu erreichender Zweck dabei deutlich zu erkennen ist. Wol findet sich hie und da an diesem Tage ein Aberglaube, welcher etwas allgemeiner lautet, im Großen und Ganzen jedoch läuft jeder Glaube, der sich an diesen Tag knüpft, darauf hinaus, unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten die Zukunft zu erkennen. Und hier ist es wieder das Gebiet der Liebe und Ehe, welches am meisten vom Volksglauben Beachtung findet. Dabei ist der Teufel im Spiele, und der Andreastag gilt sogar in weiteren Kreisen als verworfen. Stellt man sich in der diesem Tage vorausgehenden Nacht auf einen Kreuzweg, so kommt nach dem schwäbischen Volksglauben der Teufel und lehrt einen allerhand Künste. Wie das Wetter und die Ernte im folgenden Jahre sein werden, erkennt man in Thüringen und Sachsen auf folgende Weise. Man setzt am Andreasabend ein Glas Wasser, welches gestrichen voll ist, auf einen Tisch, welcher abseits steht, so daß Niemand daran stoßen kann. Läuft es von selbst über, so bedeutet dies ein feuchtes und fruchtbares Jahr; bleibt es unverändert, steht Dürre und eine Mißernte bevor. Bricht man an diesem Abend Kirsch- oder Fliederzweige und stellt sie ins Wasser, so blühen sie am Neujahrstage. Dies deutet dann auf baldige Hochzeit. Nach anderem Glauben blühen sie zu Weihnachten, und man schließt dann aus Zahl und Farbe der hervorbrechenden Blüthen auf die Nähe der Hochzeit; so in Schlesien und im Harz, der gerade an Andreasabendbräuchen außerordentlich reich ist. Vielleicht gehört ursprünglich an den Andreasabend ein Zug, der sich jetzt am ersten Advent findet, nämlich, daß die an diesem Tage geborenen Kinder Gespenster sehen. Wenigstens würde sich das mit vielen abergläubischen Meinungen, welche sich, wie wir sehen werden, an den Andreasabend knüpfen, sehr nahe berühren. Sonst giebt der Volksglaube übrigens, wie aus Hebel's allemannischen Gedichten bekannt ist, diese Fähigkeit allen Sonntagskindern. — In Tirol geht der Glaube, daß, wer am Andreastage stirbt, sicher in den Himmel kommt. Auch sonst finden sich Beziehungen zum Tode an diesem Tage. Im Harz macht man Abends vor dem Schlafengehen kleine spitze Häufchen von Mehl auf dem Tische, und wessen Häufchen am Andreasmorgen eingefallen ist, muß in diesem Jahre sterben. Ein weiterer Aberglaube ist, daß man, auf oder neben dem Herde sitzend und ein Vaterunser rückwärts betend, den künftigen Gatten sieht. Hierzu erzählt uns Franziscus im „Höllischen Proteus" folgende Sage: Einem zwölfjährigen Mädchen, welches dies nicht glauben wollte, rieth die Magd, es doch einmal selbst zu versuchen. Das Mädchen that es; da trat aus der Küche eine weiße Gestalt mit bleichem Antlitz herein. Das Kind schrie auf, und die Gestalt verschwand. Es wurde nachmals siebzig Jahre alt und starb als Jungfrau; denn so oft es auch umworben war, zerschlugen sich doch die Verlöbnisse immer wieder. So wurde der Tod wirklich sein Bräutigam.

Wie der heil. Andreas, der erste Apostel und Bruder des Petrus, der in Scythien, Galatien, Bithynien und Kappadozien das Evangelium verkündet haben soll und im Jahre 69 n. Chr. zu Patras gekreuzigt wurde, zum Schutzheiligen der Heirathslustigen wird, ist nicht recht ersichtlich, wenn wir nicht annehmen wollen, daß er im Volksglauben an die Stelle eines heidnischen Liebesgottes, etwa des Fro trat, dem die Zeit vor der Wintersonnenwende heilig war. Wir haben dafür jedoch keinerlei sicheren Anhalt. Jene Anschauung aber aus dem Namen Andreas (vom griechischen ἀνήρ) herzuleiten, auf diesen Einfall konnte eben nur F. Nork kommen. Denn abgesehen davon, daß das Volk (und nur um das Volk handelt es sich hier) die Ableitung des Namens aus dem Griechischen gar nicht kennen konnte, ist sie auch an und für sich hinfällig; denn wenn auch bisweilen bei den Bräuchen, auf welche wir gleich zu sprechen kommen werden, das weibliche Geschlecht etwas mehr in den Vordergrund tritt, so ist das männliche doch keineswegs ausgeschlossen. Und selbst wenn dies der Fall wäre, könnte man noch nicht ohne Weiteres jene Annahme machen.

Noch heute kommen selbst in den höheren Schichten unseres Bürgerstandes eine Reihe von Andreasbräuchen an dem Abende dieses Tages als eine Art gesellschaftlicher Unterhaltung vor, so z. B. in vielen Familien Leipzigs und Dresdens. Da ist zuerst die auch in der Neujahrsnacht noch vielfach geübte alte Sitte des „Bleigießens". Ein Mädchen gießt dabei flüssiges Blei meist durch den Bart eines Erbschlüssels oder eines anderen Schlüssels mit kreuzförmiger Gestalt in eine mit Wasser gefüllte Schüssel; in Tirol thut man es nur zwischen elf und zwölf Uhr Nachts. Die Gestalten des erkalteten Bleies auf dem Boden der Schüssel deuten dann das Werkzeug des künftigen Mannes und somit dessen Stand an. Oder man deutet sie auch auf andere Weise. Viele kleine „Rüben" bedeuten Geld, ein „Altar" Hochzeit, ein „Wagen" eine Reise, ein „Sarg" Tod u. s. w. Das Bleigießen ist über ganz Deutschland verbreitet. In ähnlicher Weise verfährt man in Schlesien und Ostpreußen, wo man unter gewichtigen Sprüchen Eiweiß in ein Glas Wasser tropft, die Gestalten, die es darin annimmt, als Beil, Hammer, Hobel u. Ae. m auslegt und so den Stand des künftigen Gatten bestimmt.

Sehr verbreitet ist auch das Spiel der Näpfenpfennige, welche auch Nappelpfange heißen. Es dient dazu, festzustellen, welche der anwesenden Personen einander lieben. Auf eine Schüssel mit reinem Wasser setzt jedes der Anwesenden einen Nappelpfang, d. i. ein leichtes Schälchen aus Silberblech. Oft benutzt man auch halbe Schalen von welschen Nüssen, in denen bisweilen noch ein brennendes Lichtchen steht. Kommen die Schalen eines Burschen und eines Mädchens Bord an Bord zu liegen, so ist das ein untrüglicher Beweis, daß jene sich lieben. Oft setzt man auch noch eine weitere Schale auf, welche den Pastor vorstellt. Schwimmt der „Pastor"-

noch zu den beiden, so wird aus ihnen wirklich ein Paar; kommt er nur in ihre Nähe, so können sie sich wenigstens Hoffnung auf die Hochzeit machen.

In Calw in Schwaben versammeln sich die Mädchen am Andreasabend und schließen einen Kreis, in dessen Mitte ein Gänserich gestellt wird. Das Mädchen, zu welchem der Vogel sich wendet, wird die erste Braut. In Freiburg gehen die Mägde Nachts in den Holzschuppen und ziehen im Dunkeln aus einem Holzhaufen ein Scheit hervor. Ist dieses gerade, bekommen sie einen hübschen, ist es gebogen, einen häßlichen oder krummen Mann. In Schlesien kennt man noch eine andere Art, die etwaige Brautschaft vorher zu erkunden; die Mädchen werfen nämlich, mit dem Rücken nach der Thür gewendet, ihren Pantoffel rückwärts über den Kopf. Liegt jener mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt in diesem Jahre ein Freier. Auch Aepfel benutzt man zur Weissagung, indem man die in einem Stücke abgetrennte Schale rückwärts über den Kopf wirft und aus der Gestalt, die sie am Boden einnimmt, den Anfangsbuchstaben des Namens des künftigen Gatten ersieht, oder indem man sich von einer Wittwe einen Apfel geben läßt und dessen eine Hälfte vor Mitternacht ißt, während man die andere unter das Kopfkissen legt; dann träumt man sicher von demjenigen, welcher einem bestimmt ist. Auch noch andere Mittel giebt es, um von diesem zu träumen. Ein Mädchen braucht nur in der Nacht vor dem Andreastage nackend zu weifen, da wird ihr der künftige Liebhaber schon im Traum erscheinen. Dies geschieht auch, wenn eine Jungfrau vor dem Einschlafen die Worte spricht:

„Andreasabend ist heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menschenkind,
Die zwischen Himmel und Erde sind,
Bis auf den einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann."

In Schlesien und Norddeutschland sagen sie auch:

„O heiliger Andreas, ich bitte dich,
Du mögst lassen erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen,
Wie er geht, wie er steht,
Wie er mit mir zur Kirche geht."

Auch auf Kreuzwegen oder in einem Brunnen kann man in dieser Nacht den künftigen Liebsten sehen. Bisweilen ist da der Teufel dabei.

Will in Schlesien und im Harz ein Mädchen wissen, in welcher Gegend ihr künftiger Liebhaber wohnt, so geht sie des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in den Garten, schüttelt den Erbzaun und spricht:

„Erbzaun, ich schüttle dich,
Ich rüttle dich.
Wo mein Liebchen wohnt, da regt sich's.
Kann er sich nicht selber melden,
So laß nur ein Hundchen bellen!"

Dann wartet das Mädchen, bis irgendwo ein Hund bellt und ihr so die Richtung angiebt, wo ihr künftiger Schatz wohnt. Oder in derselben Gegend schüttelt das Mädchen den Erbzaun so lange, bis eine Planke losgeht. Diese wird dann an einer verborgenen Stelle aufbewahrt und am ersten Weihnachtsfeiertage beim ersten Läuten in den Ofen gesteckt, beim zweiten Läuten wird sie weiter hineingeschoben, und beim dritten Läuten stellt sich das Mädchen ans Fenster und sieht, wer zuerst kommt. Ist es ein Weib, bleibt sie dieses Jahr noch ledig, ist es ein Mann, wird sie Braut. Die Burschen machen es im Harz ähnlich. Sie reißen ebenfalls am Andreasabend eine Planke vom Erbzaun, schieben sie gegen Mitternacht in den Ofen und bleiben vor dem brennenden Stück sitzen. Dann kommt die künftige Braut und wärmt sich am Feuer.

Am Rheine legt sich der neugierige Bursche oder das Mädchen am Andreasabend umgekehrt ins Bett, so daß der Kopf am Fußende liegt, und dabei sagen sie: „Ich lege mich nieder in Teufels Namen". Um Mitternacht erscheint dann der Teufel und zeigt dem Fragenden unter tiefem Stillschweigen den einstigen Gatten. In Thüringen decken die Mädchen um Mitternacht den Tisch, legen Messer und Gabel darauf und öffnen dann das Fenster. Da geht draußen der Zukünftige vorüber. Durch das sogenannte Haargreifen kann ein Mädchen erfahren, was für Haar der ihr beschiedene Gatte hat. Das Mädchen faßt Nachts zwischen elf und zwölf die Stubenthürklinke an und sagt dreimal: „Feinsliebchen, liebst du mich, so zeige dich!" Dann öffnet sie rasch die Thür ein wenig und greift eilig mit der freien Hand in die Finsterniß hinaus. Beim Zurückziehen hält sie einen Zopf von der Haarfarbe ihres künftigen Gatten in der Hand. Zu Wurmlingen geht der Aberglaube, daß, wenn ein Mädchen in der Geisterstunde der Andreasnacht ein brennendes Licht auf den Tisch stellt, sich nackt auszieht und so mit einem neuen Besen die Stube ausfegt, und während sie die Thür geöffnet hat, dieser den Rücken zugewandt beständig nach dem Tische der Stube blickt, so sieht sie an diesem das Bild ihres künftigen Eheherrn sitzen. Endlich ist noch folgender Brauch üblich. Das Mädchen, das den künftigen Gatten erfahren will, schließt sich nach Anbruch der Nacht vollständig entkleidet in ihre Schlafkammer ein, nimmt zwei Gläser und füllt das eine mit Wasser, das andere mit Wein. Diese Gläser stellt sie auf den weißgedeckten Tisch und spricht folgenden Spruch, in dem, wie gleich bemerkt werden soll, „Dresmes" wol aus „Andreasmesse" verstümmelt ist und somit soviel bedeutet, als: heute ist Andreasmesse oder Andreastag:

„Dresmes.
Mein lieber St. Andres,
Laß doch mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen.
Soll er mir werden reich,
Schenkt er eine Kanne Wein;
Soll er mir werden arm,
So schenke er mir eine Karne Wasser!"

Oder das Mädchen sagt auch:

„Bettspond, ich trete dich,
St. Andres, ich bitte dich,
Laß doch erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen.
Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Knaust Brod im Arm."

Ist dies geschehen, so kommt die Gestalt des künftigen Ehemanns zur Thüre herein und trinkt aus einem Glase. Ist er arm, so trinkt er vom Wasser, und ist er reich, vom Weine.

Aus vielen dieser Züge geht deutlich hervor, daß jener Glaube, an diesem Tage oder in dieser Zeit könne man, namentlich was die eigene Verheirathung betrifft, in die Zukunft schauen, älter ist, als der Name Andreastag; denn neben diesem Heiligen, welcher allerdings in den meisten Sprüchen als Vermittler angerufen wird, tritt noch sehr deutlich der Teufel auf. Dieser ist aber nichts Anderes als der zum christlichen Unhold verzerrte altheidnische Gott oder „Vegetationsdämon", dessen Wesen nicht ganz in dem Heiligen aufging, weil dieser ihm zu unähnlich war und sich eigentlich in keiner Beziehung mit ihm berührte. Die beiden Herren dieses Tages leben vielmehr friedlich neben einander fort, was z. B. beim Martinstage nicht der Fall ist, an welchem der alte Gott in dem neuen Kalenderheiligen völlig aufgegangen ist, so daß auch seine Eigenschaften und Sinnbilder mit auf diesen übergingen. Dies konnte aber nur geschehen, weil sich der Gott und der Heilige äußerlich genau glichen.

Genie.

Ein zeitgemäßes Zwiegespräch.

Er. Haben Sie schon den neuen Roman * * gelesen? Großartig! genial!

Ich. Hm! hm! Von einem neuen bedeutenden Werk sprechen Sie? Da bin ich begierig zu hören. Von wem ist es denn?

Er. Von dem jungen ***. Sie kennen ihn ja — es ist einer der neu aufstrebenden Dichter. Ich sage Ihnen: einfach genial ist das Buch!

Ich. Das Wort höre ich nun schon zum zweiten Mal von Ihnen. Von dem jungen *** — so! so!

Er. Sie spielen natürlich wieder den Skeptiker. Sie sind immer mißtrauisch und zweifelnd!

Ich. Nun, so eigentlich Skeptiker bin ich nicht — aber bei dem, was heutzutage Alles marktschreierisch als Genie ausgerufen wird, beziehungsweise sich selbst als solches mit vollen Backen anpreist, ist ein Zweifel wol angebracht.

Er. Nun ja, es ist ja nicht Alles Gold, was bei diesen jungen Herren glänzt, es befindet sich sogar recht viel Unechtes darunter, Häcksel im Hafer, aber genial —

Ich. Hören Sie auf, ich bitte! Wenn Sie diese Bezeichnung stets im Munde führen, wie wollen Sie denn am Ende da noch steigern?

Er. Also, um auf den Ihnen genehmen Ton der Zurückhaltung einzugehen, gebrauchen wir das Bild: ein Kehrichthaufen, in dem sich eine Perle verbirgt — ein Kehrichthaufen sei das neue Werk mit einer Perle darin — aber immerhin doch mit einer Perle drin, schön, glänzend!

Ich. Aber was nützt mir die Perle, wenn ich mir erst die Finger am Staube besudeln soll, sie zu finden?

Er. Mag sein! mag sein! Aber die Geistesblitze, die genialen Gedanken werden Sie doch nicht leugnen können, welche diese jungen Schriftsteller besitzen.

Ich. Die genialen Gedanken! Ich sehe schon, in dem Begriff: Genie liegt der Schwerpunkt dessen, worum wir uns heute streiten. Gehen wir also von ihm aus, um uns durch eine Definition dieses selben Begriffs Klarheit über die Frage zu verschaffen, die uns bewegt. Was ist Genie? Genie ist die höchste Fähigkeit des Schaffens und wird gemeinhin als etwas dem Talente Uebergeordnetes aufgefaßt; dieses begnügt sich mit Wegen, die schon Andere, Größere vor ihm gegangen sind, jenes wandelt eigne Pfade.

Er. Genie höchste Fähigkeit des Schaffens! Sollte diese Definition allein die richtige sein?

Ich. Die landläufige vielleicht nicht, die richtige gewiß. Ich leite den Begriff gewissermaßen a priori her, von ingenium ab, nicht nach seinem geschichtlichen Ursprunge. Historisch geboren, das weiß ich wohl, ward das Genie, ein Name französischen Stammes, erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts; die Stürmer und Dränger waren seine Pathen, die Klinger, Lenz, Leopold Wagner, Maler Müller. Somit ist dieses Genie eigentlich noch nicht sehr alt. Aber Sie werden nicht leugnen können, daß in den zwei Jahrtausenden vorher, in denen es Geschichte giebt, auch schon Männer gelebt haben, die, um unsern terminus technicus zu gebrauchen, Genies waren, Geniales leisteten, Homer, Aeschylus, Sophokles, der Dichter des Nibelungenliedes, die höfischen Epiker, Cervantes, Shakespeare —

Er. Ganz recht! ganz recht!

Ich. Also! Und daraus folgt, daß das Genie ganz etwas Anderes bedeutet, als was diese Herren vom Sturm und Drang darunter verstanden wissen wollten, deren Werke jetzt in der Rumpelkammer der Literaturgeschichte verstauben. Diese Männer dachten, weil sie einen neuen Namen aufgefunden hatten, auch eine neue Sache entdeckt zu haben: für sie war, und darüber triumphirten sie, im Wahne, auf dem Gipfelpunkte aller Entwickelung zu stehen, das Geniale eins mit dem Regellosen, alle Schranken Ueberspringenden, Wilden, Jähen, Ungesetzlichen, mit dem Ausschweifenden, der Verachtung aller Form, mit der Nachahmung alles Dessen, was sie für Natur hielten —

Er. Aber Sie werden doch nicht in Abrede stellen können, daß dieses Drängen nach Natur, das einem Nothschrei gleicht, in der Zeit begründet war, berechtigt als Reaction gegen eine Welt, die im Conventionellen, in der Abwehr von allem Natürlichen erstarrt war?

Ich. Diese Berechtigung bestreite ich auch gar nicht, aber folgt aus ihr, daß das Neue, was an Stelle des Alten treten sollte, das Richtige war? Ich dehne diese Berechtigung sogar auf unsere eigene Zeit aus, die zwischen ganz ähnlichen Gegensätzen athmet, wie die vor hundert Jahren. Das Conventionelle, Kraftlose, Akademische, das Verschnörkelte, die Form ohne Inhalt ist auch heutzutage wieder zur Herrschaft gelangt, als ein Thronerbe des Königthums der classischen Zeit, der, da er nur das Recht der Geburt für sich anführen kann, zu Unrecht auf dem goldenen Stuhle sitzt. Man braucht ja nur an Paul Heyse's neueste Dramenfluth, mit der er Deutschland überschwemmt, an Paul Lindau's „Romane" zu erinnern, um das Greisenhafte einer Literaturepoche vor Augen zu führen, die im Wesentlichen aus Ausläufern der classischen und romantischen Zeit besteht, —

Er. Nun also!

Ich. Sich überlebt hat, so daß mit Nothwendigkeit etwas Neues an deren Stelle treten muß. Aber ich verstehe nicht, was diese historische Wendung mit unserm Gesprächsthema, ebensowenig, was die Natur mit dem zu thun haben soll, was dieser Sturm und Drang in Masse producirt, da es nichts weiter als Unnatur, Zerrbild ist. In welchem Bezuge steht das zum Genie?

Er. Nun, es ist eben gährender Most, der sich hier gebärdet, mit dem man Nachsicht haben muß, und schon Altmeister Goethe sagt —

Ich. Der Vergleich mit Most stimmt allerdings. Ja, Ja. Literarische Most's sind sie alle in der That, diese Jünglinge vom Sturm und Drang, von deren einem wir in unserm Gespräch ausgingen, Anarchisten ganz im Stile des amerikanischen Volksbeglückers — und was für welche!

Er. Au! au!

Ich. Verzeihen Sie den Kalauer — aber auch der ehrliche Eifer greift manchmal zu solchen. Jedoch, um wieder den Brennpunkt unserer Unterhaltung ins Auge zu fassen: Wenn Goethe sagt:

„Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein" —

so hat er damit von sich auf Andere geschlossen. Er erhob sich eben aus den ungeregelten Anfängen seiner Jugend, just weil er, wie wir gleich sehen werden, Genie besaß, ein Lenz, ohne ein solches, ging darin unter. Allerdings giebt der Most zuletzt „doch noch 'nen Wein", aber der Dichter sagt nicht, was für welchen, es kann auch Essig daraus entstehen. Denn nicht nur auf den Most als solchen kommt es an, sondern darauf, wie er behandelt wird.

Er. Das ist richtig.

Ich. Und darin liegt die Hauptsache. Denn, um endlich das kurz und bündig auszusprechen, worauf ich hier mit Ihnen lossteuere: Das Genie besteht nicht nur in der natürlichen Anlage, sondern ebenso sehr in der Arbeit, die das betreffende Individuum an sich vollzieht, in der Arbeit an sich selbst. Erst diese ist der Regen, der die Pflanze in Blüthen und Früchte treibt — ohne diesen verkümmert sie.

Er. Das ist kühn, diese Behauptung!

Ich. Bleibt aber dennoch zu Recht bestehen. Lieber, hören Sie. Was wäre aus dem jungen Goethe geworden, wenn er in jener Periode stecken geblieben wäre, in der er den „Götz" und den „Werther" schrieb? Ein großer Dichter? Keineswegs. Denn um diese beiden Werke zu schaffen, war die Voraussetzung eines solchen noch nicht nöthig. Es lag jugendliche Nachahmungslust, ein scrupelloser Uebermuth des Gestaltens, Keckheit, die Krankheit des eigenen Innern vor der Welt zu enthüllen, darin; Alles in Allem sind es glückliche Griffe, diese beiden Werke. Diese berechtigen noch nicht zu dem Ehrennamen eines großen Dichters, dem die höchste Fähigkeit des Schaffens, das Genie also, eigen ist. Erst als der jugendliche Poet sich aus den Gährungen dieser Sturm- und Drangzeit erhob, mit Kraft, Ruhe und Sicherheit seinen Stoffen überlegen befahl, statt sich von ihnen leiten zu lassen, als er den Idealen seiner Jugend in seiner italienischen Reise den Abschied gab, den „Faust", die „Iphigenie", „Hermann und Dorothea" schuf, erst da ward er der große Dichter, dem die höchste Fähigkeit des Schaffens zu Gebote stand, das Genie, erst da bewährte er sich als Könnender, als Künstler. Zu seiner natürlichen Anlage kam die Arbeit an sich selbst, er ward ein Genie, denn er besaß Genie. Und was für Arbeit an sich selbst vollbrachte Goethe! Man muß sich den Weg einmal vergegenwärtigen, den er von seiner Jugend bis zu seinem Tode durchmessen hat, nicht nur seine Werke, vor Allem die weniger bekannten, lesen, sondern auch seine Briefwechsel und Tagebücher, die gewissermaßen die Belege seiner geistigen Arbeit, von deren Weite und Tiefe bieten, um zu erfahren, was er an sich herumgearbeitet hat, dieser Mann! Fürwahr, da ist wirklich wahres Genie vorhanden, ebenso wie bei Schiller, der sich aus seinen wüsten Anfängen durch das Studium der Geschichte und Philosophie hindurch zum „Wallenstein" und „Tell" erhob. Oder denken Sie an Shakespeare, halten Sie neben die Jugendstücke den „Coriolan", den „Sommernachtstraum", den „Sturm" — überall werden Sie die Belege für meine Behauptung finden.

Er. Das ist ja wahr. Somit wären ja aber Lenz und die Anderen keine Genies?

Ich. Sind sie auch nicht. Aus dem Ebengesagten geht ja hervor, daß einem Lenz eben das abging, was das Genie erst macht, die Fähigkeit, den Keim der Anlage zur Entwickelung zu bringen. Das Wollen allein thut es nicht, denn dieses ist auch dem bloßen Liebhaber eigen. Wie Goethe ein Genie, so war Lenz also keins; keins, wie z. B. sein späterer Nachfolger, der unglückselige Christian Dietrich Grabbe, den man in kritiklosem Alter wol auch für ein Genie anzusehen pflegt. Höchstens kann man ihnen geniale Beanlagung zuerkennen, aber, um mit dem Berliner zu reden, „was kauft man sich dafür?" Was nützen uns Ansätze, Entwürfe? Und, daß ich Ihnen ein weiteres ketzerisches Geheimniß verrathe: auch diese Ansätze, die Geistesblitze, wie Sie's benennen, stelle ich nicht sehr hoch. Gute Einfälle, Inspiration besitzt auch ein Dilettant, sie fliegen Vielen zu, wie die Motten dem abendlichen Lichte. Geibel

aber sagte einmal ganz richtig: der wahre Dichter (also das Genie in dem Sinne unseres heutigen Gesprächs) unterscheidet sich vom Dilettanten erst dadurch, daß er auch dann schaffen kann, wenn die Intuition, die Eingebung ihm ausgeht. Dann erst bewährt sich der wahrhaft Könnende. Da tritt jener schöpferische Kunstverstand in sein Recht, den wir beispielsweise an dem großen Briten so bewundern, und der himmelweit verschieden ist von bloßer, kalter, impotenter Düftelei. Dieser Kunstverstand ist die Frucht jener Arbeit an sich, die erst das Genie macht, sie fehlt dem Pseudogenie, das somit recht eigentlich zum Dilettanten herabsinkt, zum gefährlicheren Dilettanten, denn seine glänzende Schale verdeckt das leere Innere, das beim gewöhnlichen Liebhaber offen zu Tage tritt.

Er. Das ist freilich bittere Wahrheit, die Sie da sagen. Aber ich kann mich ihr nicht ganz verschließen. Nur schade, daß nun wieder die Mittelmäßigkeit davon Nutzen ziehen wird, die correcte Mittelmäßigkeit, die heutzutage ohnehin über Gebühr beachtet und in den Himmel erhoben wird. Denn wenn, wie man oft thörichter Weise behaupten hört, der Fleiß das Genie ersetzt, was ich entschieden bestreite —

Ich. Auch ich! auch ich! Wie Sie mich falsch verstehen! Der bloße Fleiß kann die mangelnde geniale Anlage nie ersetzen. Das Vorhandensein der letzteren habe ich ja bei meinen Ausführungen besonders vorausgesetzt. Also Genie muß da sein, damit das dieses besitzende Individuum ein Genie werden kann. Am besten faßte man das Verhältniß beider Factoren zu einander als eine Art von Ehe auf; jeder für sich ist unfruchtbar, erst die Verbindung beider befähigt sie, sich schöpferisch zu erweisen. Die geniale Beanlagung sei der weibliche Theil, der Fleiß, oder wie wir sagen: die Arbeit an sich selbst der männliche, gebende. Halten wir dieses Bild fest, so kann ein Irrthum in der Frage, die uns hier beschäftigt hat, nicht aufkommen, zum Wohle der Weiterentwickelung unserer Litteratur, zum Heile des begabten Einzelnen.

Er. Wohl! wohl! Sie mögen Recht haben. Ihre Ausführungen sprechen sehr für sich.

Ich. Habe ich Sie überzeugt?

Er. Vielleicht — ich muß es noch bedenken. Möglich, daß ich mich bekehre.

Ich. Hoffentlich. Und möchten Alle in sich gehen, die in der jetzt vielfach erörterten Frage im Unklaren wandeln, vor Allen die, an deren Adresse meine Worte eigentlich hätten gerichtet sein müssen, von denen Ihr junger Schützling, der * * *, einer ist. Sonst werden sie weiter nichts geleistet, als von Neuem einen Beleg für die Wahrheit des wunderbaren Goethe'schen Ausspruchs über den Lyriker Günther geliefert haben: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Julius Riffert.

Bücherbesprechungen.

o.— Von der bereits in diesem Blatte angezeigten Parallel-Bibel (oder Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch D. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtext. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann) sind wieder einige Lieferungen (6.—10.) erschienen, welche sich den früheren würdig anschließen. Der erste Band des auf drei Bände berechneten Werkes, die Geschichtsbücher des alten Testaments enthaltend, liegt nun vollendet vor. Aufs Neue sei das Werk allen Bibellesern, welchen die Kenntniß der biblischen Grundsprachen abgeht und welche eine möglichst wortgetreue Uebersetzung wünschen, als eine tüchtige Leistung warm empfohlen.

— Das hohe Lied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben von Dr. Joh. Gust. Stickel. Berlin, H. Reuther, 1888. 4 ℳ. — Mitten aus dem zornmüthigen Prophetenpathos und dem ehrwürdigen Patriarchenernst alttestamentarischer Historik klingt in seltsam lieblichem Contrast das leidenschaftgewaltige „Hohe Lied" Salomonis heraus, dieses funkelnde Kleinod charakteristischer Orientpoesie, dieses räthselhafte althebräische Literaturdenkmal, dessen verschleierte Schönheit durch Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage noch einen Jeden zu näherem Anschauen lockte, dessen Herz und Geist für die Hoheit des Schön-Menschlichen empfänglich. So schön das Räthsel, so kraus waren zumeist die Lösungen, welche entweder das feingliederige Gefüge des alten Hebräerdramas zu unzusammenhängenden Fragmenten aus einander rissen, oder aber phantastisches Flickwerk und gelehrte Conjecturenschnitzel in verwirrender Ueberfülle über die Strophen des wunderbaren Liedes ausstreuten. Demnach war es also durchaus kein unnützes Beginnen, die Forschung nochmals aufzunehmen und vom Standpunkte unserer Kenntniß orientalischer Dichtung aus zu versuchen, wie sich die Structur dieses wenigstens allgemein als Drama anerkannten Gedichtes am natürlichsten und ungezwungensten wiederherstellen lasse, — ohne die Zuthat von Traumannahmen, Umwandlungen und dergleichen. Dieser Versuch aber erforderte nicht allein eine umfassende Kenntniß althebräischer und überhaupt orientalischer Dichtungseigenart, tiefes Eindringen und kritischen Scharfsinn, sondern vor allen Dingen jene Feinfühligkeit im Geiste Herder's, jenen inneren Beruf für die Schönheit, welcher das Wesen der Dichtkunst heilig achtet und mit sicher gefestetem Schönheitsgefühl an die Werke poetischen Schaffens herantritt. Der Verfasser des angezeigten Buches gehört zu den wenigen Auserwählten, welche diesen Beruf in sich haben und außer dem wissenschaftlichen Apparat auch die nöthige Kritik des Gefühls besitzen. Seine Construction des Salomonischen „Liedes der Lieder" macht einen durchaus überzeugenden, dichterisch schönen Eindruck; der scheinbare Wirrwarr voller Lücken ist ein wirkliches lyrisches Drama von fesselnder Handlung und anmuthender Personenzusammenstellung geworden, welches in seiner Eigenschaft als einheitliches Kunstwerk einen weitaus volleren und harmonischeren Genuß gewährt, als in der alten, fragwürdigen Form. Dieses schöne Ergebniß hat der Bearbeiter vorzüglich durch Aufdeckung eines bisher unbekannten, von ihm allein und zuerst erfaßten Momentes erreicht, nämlich durch die an sich auffallende Annahme, daß neben dem erfolglosen, prunkend-leidenschaftlichen Liebeswerben Salomo's um die Sulamitin als heiterer, erfreulicher Gegensatz die ungetrübte, reine Liebe eines Hirtenpaares einhergehe, welche am Ende von fröhlicher Vereinigung gekrönt wird, während der König die entführte sonnengebräunte Tochter Saloms schließlich freigeben und dem heißgeliebten Dod überlassen muß. Diese Handlung ist bei völliger Beibehaltung der lutherischen Capitel- und Versfolge, ohne Einschiebsel und Aenderungen auf 5 Acte ungezwungen vertheilt, und man hat trotz des anfangs nur zweifelnd hingenommenen zweiten Liebespaares schließlich mit dem Verfasser die Ueberzeugung, daß die Structur des Gedichtes von Anfang an so und nicht anders gewesen sein könne. Was wir früher nur als werthvolles Document altjüdischen Liebeslebens und mit einem gewissen Specialinteresse an frappirenden, funkelnden Einzelheiten gerne betrachteten, gewinnen wir in dieser Neufassung als harmonisch entwickeltes, künstlerisch schön austönendes Kunstwerk von höherem Standpunkt aus lieb, und wir fühlen uns dem Verfasser für seine verdienstvolle Arbeit zu freudigem Danke verpflichtet. — Auszusetzen sind an dem Buche höchstens einige unnöthige und die Auffassungsgabe des Lesers geradezu beleidigende Weitschweifigkeiten des Commentars, breitspurige Erklärungen von Dingen, die im Texte zwar plastisch knapp, aber doch verständlich genug gegeben sind, sowie die Uebersetzung, welche durchaus nicht auf der sonstigen Höhe des vorzüglichen Buches steht. Sie gefällt sich in einer merkwürdig eckigen Holzschnittmanier und scheint beinahe geflissentlich in altväterischem Tone gehalten zu sein. Was für seltsame Ausdrücke sind doch: „Aber mein Lieber war fortgeschwenkt" (Act 4, 1 Str. 6) oder „Seine Augen wie Tauben an Wasserbächen, die sich baddeln in Milch, sitzend an Vollem" (Act 4, 1 Str. 12). Aber diese Einzelheiten würden übersehen werden können, wenn die Uebersetzung im Ganzen aus einem Gusse wäre und von der rauschenden Schwungkraft des Originals auch nur einen Hauch hätte. Dies fehlt ihr jedoch ziemlich gänzlich, — sie schleicht in philologischer Genauigkeit und Poesiearmuth öde und nur hie und da von der reißenden Gewalt des Inhalts gehoben dahin, nicht geringe Verwunderung im Leser wachrufend, daß der Verfasser, dessen nachempfindende Feinfühligkeit so außergewöhnlich hohe Entwickelung zeigte, ein so matter Uebersetzer ist. O. J. Bierbaum.

o.— Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. Von Dr. Ernst Katzer, Past. prim. zu Löbau i. S. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow, 1887. 32 S. — Den Anregungen, welche Verf. durch Beyschlag's Schrift „Die Religion und die moderne Gesellschaft" empfangen hat, verdankt die vorliegende Broschüre ihren Ursprung. Sie ist ein Abdruck aus dem „Evangelisch-Lutherischen Gemeindeblatt" und giebt in erweiterter Gestalt einen vor der Pastoralconferenz zu Bautzen gehaltenen Vortrag. Im ersten Theile charakterisirt Verf. die deutsche moderne Gesellschaft und theilt sie nach ihrer Stellung zum evangelischen Geistlichen in

die drei Gruppen der Wohlwollenden, der Indifferenten und der offenbar Feindseligen. Das Ergebniß der Ausführungen dieses Theils gipfelt in dem Satz, daß die Stellung der evangelischen Geistlichkeit innerhalb der deutschen modernen Gesellschaft nach allen Seiten hin eine schwierige sei. Der zweite Theil, in welchem Verf. vorerst das dem geistlichen Stande bestrittene Existenzrecht nachweist, beschäftigt sich wesentlich damit, aufzuzeigen, wie der evangelische Geistliche seine Stellung innerhalb der modernen Gesellschaft durch eigne wissenschaftliche und ethische Tüchtigkeit und die dadurch geschaffene charaktervolle Selbständigkeit zu behaupten habe. Mit Recht empfiehlt hierbei Verf. seinen Amtsbrüdern fleißiges Studium der Philosophie; denn neben dem allerdings nicht ausdrücklich erwähnten, jedenfalls als selbstverständlich angesehenen Studium der heil. Schrift ist Bekanntschaft mit der Philosophie ein wesentliches Mittel nicht blos zum Verständniß der Zeit, sondern auch zur Bekämpfung ihrer Irrthümer und zur Lösung mannigfacher Fragen. Uebrigens seien die Ausführungen des Verf., die von klarem besonnenem Urtheil, von wissenschaftlicher Bildung und guter Belesenheit, von Frische und Lebendigkeit der Darstellung Zeugniß geben, auch Nichtgeistlichen empfohlen, da sie offenbar in der guten Absicht auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind, um der Verständigung zwischen moderner Gesellschaft und evangelischer Geistlichkeit zu dienen.

o.— Schleiermacher als Pädagog. Von H. Keferstein. Jena, 1887. Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). VI, 340 S. — Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, daß Verf. seinen pädagogischen Arbeiten über Herder, Fichte, Schopenhauer eine solche über Schleiermacher hinzugefügt hat. Dankenswerth ist auch die Art, in welcher er dies gethan hat. Er giebt nämlich nicht eine systematische Darstellung der pädagogischen Anschauung Schleiermacher's, er bietet nicht seine eigenen Gedanken über Schleiermacher dar, sondern, da bereits tüchtige Abhandlungen über die pädagogische Bedeutung des großen Theologen vorhanden sind, hat Verf. es für zweckmäßig erachtet, seine Leser an die Quelle selbst zu führen und ihnen eine pädagogische Blumenlese aus Schleiermacher's Werken darzureichen. Nach einer kurzen Darstellung des Lebens und der pädagogischen Bedeutung Schleiermacher's, mit welcher das Buch eingeleitet wird, läßt Verf. pädagogische Stellen aus dem Briefwechsel, aus den Reden über Religion, aus den Predigten — und zwar nicht blos aus denen über die Kinderzucht — sowie aus den akademischen Abhandlungen folgen. Mit einem sorgfältig gearbeiteten und möglichst kurz gehaltenen Auszug aus den Vorlesungen über Pädagogik, welcher mehr als ein Drittel des Buches füllt, schließt Verf. seine Arbeit ab, durch die er sich als einen ebenso gründlichen Kenner Schleiermacher's wie fleißigen, auf Förderung seiner Wissenschaft bedachten, aller Schablone abholden Pädagogen kundgiebt.

△ Die Steuer und das öffentliche Interesse. Eine Untersuchung über das Wesen der Steuer und die Gliederung der Staats- und Gemeindeeinnahmen von Fr. J. Neumann. Leipzig, Duncker und Humblot. — Eine ebenso gründliche wie geistvolle Erörterung der Grundsätze der Besteuerung. Als besonders wichtig für die Steuerlehre und zwar nicht nur für den Begriff der Steuer im Gegensatze zur Gebühr und zum Beitrag, sondern insbesondere auch für die Grundsätze, nach denen diese Abgaben zu erheben sind, und für die Lehre von den Voraussetzungen und Grenzen berechtigter Steuererhebung erachtet der Verfasser, bekanntlich Professor in Tübingen, die an sich schwer zu bestimmenden Begriffe, die man mit dem Ausdrucke öffentliches Interesse zu verbinden pflegt. Er unterscheidet öffentliches Interesse im subjectiven und objectiven Sinne und weiter unter Zugrundelegung dieses letzteren Begriffes scharf zwischen Steuer im eigentlichen Sinne, Gebühr und Beitrag, stellt im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung die Begriffe directe und indirecte Steuern fest — indem er der oft aufgestellten Ansicht entgegentritt, als ob man darauf verzichten müsse, den bezüglichen Unterschied als einen begrifflich faßbaren zu definiren — und gelangt schließlich zu dem Ergebnisse, daß der Allgemeinbegriff Steuer die Specialbegriffe directe Steuer im weiteren Sinne, indirecte Steuer im eigentlichen Sinne, die Gebühren im eigentlichen Sinne oder die Amtsgebühren, die Monopoleinkünfte, die öffentlichen Unternehmenseinkünfte (besser wol die Einkünfte aus öffentlichen Unternehmen) und die Regaleinkünfte umfasse, denen sich noch als öffentliche oder als Staatsbez. Gemeindeeinnahmen die gemeinen Erwerbseinnahmen des Staates bez. der Gemeinde, die Strafen und die Zahlungen öffentlicher Verbände als solcher an einander (Matricularbeiträge, Kreisdotirungen u. s. w.) anzuschließen haben würden. Den Unterschied zwischen directen und indirecten Steuern findet der Verfasser darin, daß erstere die zur Gewinnung von Staats- oder Gemeindeeinnahmen nach Maßgabe zuständlicher Verhältnisse angeordneten Zahlungen, soweit dieselben nicht als Gebühren u. s. w. sich darstellen, seien, die indirecten dagegen die zur Gewinnung von Staats- oder Gemeindeabgaben nach Maßgabe von Vorgängen, vorübergehenden Dingen, angeordneten Zahlungen. Unsers Erachtens ist freilich auch diese Definition, diese Scheidung nicht völlig zutreffend und alle Grenzschwierigkeiten beseitigend. Als den gelungensten Theil der Ausführungen des Verfassers möchten wir den über den Begriff des öffentlichen Interesses bezeichnen, welcher manche neue Gesichtspunkte und zutreffende Bemerkungen enthält.

△ Rechtskraft und Rechtsbruch der liv- und estländischen Privilegien. Leipzig, Duncker & Humblot. — Die Bestrebungen der russischen Regierung und des Panslavismus, jede Sonderstellung der baltischen Provinzen wegzuwischen und die Nationalität ihrer deutschen Bewohner in eine slavische umzuwandeln — worin Kaiser Alexander III., wie er noch im Vorjahre durch den Mund des Großfürsten Wladimir Repräsentanten des Adels, der Stadt und der Universität in Dorpat hat verkünden lassen, das wahre Unterpfand des eigenen Gedeihens auch der Provinzen selbst erblicken zu sollen glaubt — sind bisher an der Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit der germanischen Natur gescheitert oder doch nicht in dem Grade geglückt, als nach den großen Anstrengungen zur Erreichung dieses Zieles vorausgesetzt werden konnte. Daß freilich der Widerstand der Bewohner dieser Provinzen in diesem von der anderen Seite mit allen Gewaltmitteln geführten Kampfe um den evangelisch-lutherischen Glauben, die deutsche Sprache und die deutsche Eigenart über kurz oder lang gebrochen werden wird, ist nach Lage der Sache leider nur zu wahrscheinlich. In der vorliegenden Broschüre wird der grelle Widerspruch, welcher sich in den baltischen Provinzen zwischen dem Rechtsbestande und dem Thatbestande im Laufe der Zeit durch das einseitige Vorgehen der Staatsregierung herausgebildet hat, eingehend erörtert, der Inhalt der den Bewohnern vertragsmäßig gewährleisteten Präogative und Sonderrechte an der Hand der einschlagenden Urkunden in das Gedächtniß zurückgerufen und der Nachweis geführt, daß die Privilegien der ehemaligen Herzogthümer und jetzigen Provinzen Livland und Estland vermöge ihrer Natur und gemäß der Beschaffenheit ihrer Quellen einer einseitigen Aufhebung oder auch nur Abänderung seiten der Regierungsgewalt überhaupt nicht unterziehbar und einer solchen Aufhebung oder Abänderung durch einen officiellen Regierungsact bisher auch keineswegs ausdrücklich unterzogen worden sind, sodaß dieselben also auch heutzutage noch ungeschwächt in vollem Umfange rechtlich fortdauern, wie dieselben aber thatsächlich vollständig vernichtet oder doch schon für die nächste Folgezeit mit deutlich vorbereiteter Vernichtung bedroht sind. Die aus dieser Zwiespältigkeit sich ergebenden „tief traurigen und wahrhaft erschütternden“ Schlußfolgerungen zu ziehen, überläßt der Verfasser dem Leser, ihm ist der Rest wie uns — Schweigen.

M.-Fr. Geschichte der Griechen von Oskar Jäger. 5. Auflage. Mit 145 Abbildungen, 2 Chromolithographien und 2 Karten. (Gütersloh, C. Bertelsmann. 1887. XV, 640 Seiten. 7,50 ℳ, geb. 8,80 ℳ) — Wie die im Jahre 1884 erschienene fünfte Auflage der Geschichte der Römer, welche derselbe verdiente Schulmann und Geschichtschreiber herausgegeben hat, ist auch diese fünfte Auflage seiner Geschichte der Griechen mit reichem Bilderschmuck versehen worden. Und ich gestehe offen, daß die Verlagshandlung bei diesem zweiten Unternehmen noch glücklicher verfahren ist als bei dem ersten, ich könnte kein einziges Bild als mißlungen bezeichnen. Daß die Auswahl eine gute ist, braucht wol kaum hervorgehoben zu werden, bei ihr hat der Verfasser ebenso wie für die Geschichte der Römer sich der Unterstützung des Dr. Th. Müller zu erfreuen gehabt. Beanstandet muß nur die Unterschrift zu Nr. 45 werden: Thessalische Küste mit dem Thermopylenpaß. Zum Lobe der von Jäger für die heranwachsende Jugend verfertigten Bücher etwas hinzuzufügen, ist fast unnütz, sie haben längst die allgemeine Anerkennung gefunden. Flüssiger Ausdruck, klare Anordnung und historische Treue reihen sie in die besten Bücher ein, welche wir überhaupt auf diesem Gebiete haben. Wie viel fruchtbringender ist die Anschaffung dieser wirklich höchst preiswürdigen Schriften als so vieler leichtfertig für den Weihnachtsmarkt zurechtgestutzten und romanhaft ausgeführten, nur die Phantasie der jugendlichen Leser gefährlich erhitzenden Werke! Die reinste Kost in geschmackvoller Form wird hier, der weiblichen wie männlichen reiferen Jugend gleich entsprechend, dargeboten; besonders den Abschnitten

über Kunst und Literatur, welche einen bedeuten Raum einnehmen, gebührt dieses Lob.

R—n. Wie sehr wir uns auch in unserem Vaterlande im Laufe der Zeiten von dem Gebrauch der lateinischen Sprache befreit haben, so sind doch ihre Spuren noch nicht gänzlich vertilgt, und immer noch ist sie uns unentbehrlich. Der Schulunterricht sorgt zwar dafür, daß das Verständniß des Lateinischen einem Theile des Volkes vermittelt wird, aber dieser Theil ist doch verhältnißmäßig nur klein und kann es nur sein. Deshalb ist das von Ludwig Herhold verfaßte Hülfs- und Nachschlagebuch*) dankbar zu begrüßen. Der nächste Zweck dieses Buches soll natürlich darauf gerichtet sein, „dem Nichtkenner der lateinischen Sprache das Verständniß der gelesenen oder gehörten Worte und Phrasen zu eröffnen", zugleich aber „bietet es nach des Verfassers Meinung vielleicht auch dem Kenner eine lanx satura, die eine Fülle guter Gedanken in knappester Form enthält". In letzterer Beziehung berührt sich Herhold's „Lateinischer Wort- und Gedankenschatz" einigermaßen mit dem trefflichen Florilegium latinum F. Frommelt's (Jenae 1868). Eben wegen seines wissenschaftlichen Nebenzweckes mögen einige Bemerkungen und Wünsche, die möglicherweise dem verdienstvollen Buche Herhold's für eine zweite Bearbeitung zu Gute kommen können, dieser Anzeige angefügt sein. Die Sammlung der Devisen könnte noch bereichert werden. Lieber würde man die Devisen ausländischer Orden, Geschlechter und Persönlichkeiten entbehren, als die von deutschen missen. So fehlt u. A. die Devise des großherzoglich-sächsischen Falkenordens: Vigilando ascendimus, die Devise des fürstlich hohenlohischen Hauses: Ex flammis orior. Die Devise Fideliter et constanter ist aufgenommen, es ist aber nicht hinzugesetzt, daß es die Devise des Ernestinischen Hausordens ist. Und derartige Desiderata haben wir noch mehr gefunden. Bei den Aussprüchen lateinischer Autoren sind deren Namen meist einfach hinzugesetzt; genauere Citate hat der Verfasser wol deshalb unterlassen, um sein Buch nicht zu umfangreich zu machen. Oefters fehlen aber auch die Namen, wo sie doch leicht erreichbar waren. So z. B. hätte der Ursprung von Ultima Thule aus der Georgica des Vergil nachgewiesen werden können, der von der Redensart Habent sua fata libelli aus Terentianus Maurus. Dasselbe gilt auch von einzelnen biblischen Aussprüchen. Das oft angewendete Pater peccavi ist Lucas 15, 21 entlehnt. Einzelnes ist nicht genau genug citirt. So findet sich ganz richtig Ad usum eingereiht, aber der gerade einer Erklärung bedürftige Zusatz Delphini fehlt. Im Verzeichniß der gebräuchlichsten lateinischen Abkürzungen haben wir D für dominus und doctor, Dr. für doctor vermißt. Trotz solcher einzelnen Anstände ist der Fleiß und die Sorgsamkeit des Verfassers hoch zu loben. Sein Buch kommt einem wirklichen Bedürfnisse entgegen und wird sich ohne Zweifel wegen seiner Brauchbarkeit als Hilfs- und Nachschlagebuch bald einbürgern. Die Ausstattung ist sehr anständig, der Druck ist nicht zu klein, sondern groß und deutlich, was solchen praktischen Werken nicht immer nachgerühmt werden kann.

C. H. Annäus Seneca der Philosoph und sein Verhältniß zu Epikur, Plato und dem Christenthum, von Walter Ribbeck, Dr. phil. (tanquam verum quaeram adhuc, non sciam et contumaciter quaeram, Seneca) 2 ℳ. Hannover 1887. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Leipzig, Sternwartenstraße 79. — Es ist dieses eine höchst eingehende Monographie, welche gründliche philologische Quellenforschung mit leicht faßlicher und geschmackvoller Darstellung verbindet. Im Allgemeinen wird Seneca für gewöhnlich zu den Philosophen der Stoischen Schule gerechnet, während der Verfasser mit Recht auch seine näheren Beziehungen zu anderen Richtungen, namentlich zu Epikur und Plato, hervorzuheben bestrebt ist. Als letzte größere Erscheinung der antiken Philosophie ist Seneca auch darum von Wichtigkeit, weil sich in seinen Lehren bereits eine Annäherung und ein Emporstreben zu den ganzen Gedanken und der Weltanschauung des Christenthums zu erkennen giebt. Die frühere Strenge der Stoa hat sich in ihm schon zu einer weicheren und milderen Ansicht vom Leben und seinen ganzen Verhältnissen umgewandelt. Daß seine Lehre daher auch nicht von inneren Widersprüchen frei ist, ist eine natürliche Consequenz der ganzen auf Abschließung der früheren Härten und Einseitigkeiten gerichteten Strömung seiner Zeit. Der Verfasser hat seinen Stoff mit Geschick zu einer übersichtlichen Darstellung des ganzen Systems der Philosophie disponirt.

—e— Der Nothstand der höheren Mädchenschule in Preußen. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer. Von Dr. Oswald Reißert, Lehrer an der höheren Töchterschule II zu Hannover. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1887. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Den Nothstand der höheren Mädchenschule in Preußen scheint der Verfasser hauptsächlich darin zu finden, daß die „studirten Mädchenlehrer" hinter ihren Berufsgenossen an höheren Knabenschulen insofern noch zurückstehen, als es wol diesen, nicht aber ihnen selbst gelungen sei, eine Regelung ihrer Verhältnisse in einer ihren Leistungen entsprechenden Weise anzubahnen und Bürgschaften für eine volle Durchführung der angestrebten Reformen zu erlangen. „Wir gönnen, so sagt er, unseren Collegen ihre Erfolge von ganzem Herzen; aber wir sehen die drohende Gefahr, daß wir aus den Reihen des akademisch gebildeten Lehrerstandes uns als ausgeschlossen ansehen müssen, wenn wir nicht bald eine ebenbürtige Stellung mit den Berufsgenossen an den höheren Knabenschulen erringen." Daraufhin wirft der Verfasser zunächst die Frage auf: Wie liegen die Verhältnisse? und beleuchtet hierunter Organisation und Lehrziele, Lehrkräfte, Ressort- und Aufsichtsverhältnisse, sowie die ungünstige Stellung der akademisch gebildeten Lehrer, indem er zugleich eine statistische Uebersicht über die preußischen höheren Mädchenschulen darbietet und zum Vergleiche auf die Sachlage in den Nachbarstaaten hinweist. Sodann bezeichnet er die Ziele, wornach zu streben sei, und endlich die Wege zu diesen Zielen. Irren wir nicht, so sieht der Verfasser einen großen Theil seiner Wünsche in den sächsischen höheren Töchterschulen bereits verwirklicht. Wir glauben daher auf das Einzelne seiner Ausführungen nicht weiter eingehen zu sollen.

J. B—m. „Die Veme" von Theod. Lindner (Münster und Paderborn 1888, Ferd. Schöningh). — Die Vehmeforschung, deren Resultate jüngsthin in diesen Blättern zu einem historischen Uebersichtsbilde kurz zusammengestellt wurden, hatte bisher nach der kritisch zusammenfassenden Arbeit Georg v. Wächter's keine wesentliche Bereicherung zu verzeichnen, wenigstens nicht hinsichtlich eines weiteren Versuchs durchgreifender Gesammtbehandlung nach Art der früheren großen Vehmedarstellungen. Die Leistungen auf diesem Gebiete gingen nicht über Materialfindung und Einzelbetrachtung hinaus. Dafür ist in den letzten Tagen das oben im Titel angeführte Werk des Münster'schen Professors Lindner erschienen, welches nicht allein mit einer großen Fülle bisher unaufgedeckten Stoffes, sondern auch mit so entschieden neuen Ergebnissen vor das Forum westfälischer Geschichtsforschung tritt, daß es zweifellos nicht wenig Interesse hervorrufen wird. Nach dem vom Verf. wörtlich betonten Grundsatz, daß „die Erkenntniß der Rechtsgestaltungen hauptsächlich auf örtliche Forschung gegründet werden muß" (S. 318), sind in diesem Werke als erstes Buch Einzelbehandlungen einer außerordentlich großen Anzahl von Freistühlen innerhalb und außerhalb Westfalens niedergelegt worden, während in den übrigen vier Büchern der umfangreichen Arbeit die Rechtsquellen, die alten Freigerichte, Uebergang zur eigentlichen Vehme nebst Entwickelung derselben und das Gerichtsverfahren behandelt werden. Während Buch 1 naturgemäß im Allgemeinen von beschränkterem Interesse ist, fordern die übrigen Theile, vorzüglich Buch 3—5, selbst die Aufmerksamkeit von Nichthistorikern in hohem Grade heraus, sowol durch die klare und bei aller Gründlichkeit elegante Schreibweise als auch vorzüglich durch die überzeugend vorgebrachten neuen Resultate. Der Verf. steht den Vehmegerichten weitaus weniger optimistisch gegenüber, als es bisher der Fall gewesen, — auf Grund gewichtiger historischer Beobachtungen formulirt er z. B., was die Entstehung dieser sonderbaren Rechtseinrichtung anlangt, seine Meinung in die Worte: „Die Vemegerichte, welche eine Zeit lang Deutschland in Schrecken versetzten und noch heute die Einbildungskraft erregen, waren das späte Erzeugniß mißverstandener überlebter Rechtsverhältnisse und willkürlicher, aber glücklich durchgeführter Rechtsanmaßung." Auch den Einfluß der Vehme auf ihre Zeit bezeichnet er als ungünstig und schildert, wie einestheils durch die Heraushebung dieses seltsamen Reichsgerichtes aus dem Rahmen des gewöhnlichen Rechts und andererseits durch die innere Zusammenhangslosigkeit und das gegenseitige Concurriren der einzelnen Freistühle mit einander die Rechtsunsicherheit des juristisch geradezu in wilden Verhältnissen befangenen 15. Jahrhunderts nur noch vergrößert, ja durch gewisse bald aufwuchernde Mißstände der Rechtsverrohung

*) Der längere Titel lautet: Lateinischer Wort- und Gedankenschatz. Ein Hülfs- und Nachschlagebuch der hauptsächlichsten lateinischen Ausdrücke, Sprüchwörter, Citate, Devisen, Inschriften u. s. w. nebst deutscher Uebersetzung von Ludwig Herhold. Hannover, Verlag der Hahn'schen Buchhandlung. 1887. gr. 8°. VII u. 230 Seiten.

Thür und Thor geöffnet wurde. Die Corruption unter den Wissenden bezeichnet er geradezu als „Raubritterthum der Justiz", doch mißt er hierbei die Hauptschuld nicht den Freigrafen und Freischöffen, sondern hauptsächlich den Stuhlherren bei, von deren Offenhändigkeit er im vierten Buche eine sehr anziehende und in der That zur Verwunderung reizende Schilderung giebt. Ein größerer Platz als in den bisherigen Schriften ist auch der Abwehr gegen die Vehme, wie sie hauptsächlich von den Städten eingeleitet wurde, gewidmet, sowie im Weiteren auch das Verhältniß zu den Kaisern und Fürsten in ein scharfes und mancherlei Dunkel aufhellendes Licht gesetzt wird. Die Einrichtungen der Vehme werden in ihrer Entwickelung, in ihrem Princip und in ihrer historischen Bethätigung mit kritischer Schärfe betrachtet und es werden Resultate aus diesem eingehenden Studium gezogen, welche ganz dazu angethan sind, zu längerem Verweilen bei einem Geschichts- und Rechtsgebiet anzuregen, welches mit jedem tieferen Blicke immer Unerwarteteres und Unbegreiflicheres aufthut. Denn auch hier gelangt Prof. Lindner sehr häufig zu anderen Ergebnissen, als seine Vorgänger, die sich nicht in so ausgiebigem Maße in Einzelstudien vertiefen konnten. Auch diese Resultate sind für das Gesammtbild der Vehme nicht besonders günstig — doch die Argumente ihres neuen Forschers scheinen unanfechtbar. Uebrigens verkennt er das Maß des Löblichen und Werthvollen, welches im Wesen und Wirken des heimlichen Gerichts lag, durchaus nicht und bringt z. B. sehr treffend die Wichtigkeit dieser Rechtsinstitution für den Reichsgedanken zur Anschauung. Man sieht deutlich, daß seine neuen Resultate durchaus nicht der Ausfluß paradoxalen Widerspruchsgeistes, sondern die Frucht gewissenhaften Fleißes und scharfblickender Beobachtung sind. — Das Werk documentirt einen großen Fortschritt in der Erkenntniß unserer eigenthümlichsten Rechtserscheinung und wird Historikern sowol als Nichtfachleuten vielfach Anregung und Aufklärung bieten.

γ. Die Infanterie im Gefecht allein, sowie mit anderen Waffen und im kleinen Kriege von Georg Cardinal v. Widdern. Gera, Verlag von A. Reisewitz. Preis 2,40 ℳ. — Das hervorragende Werk ist, was es sein will, eine Ergänzung der neuen Felddienst-Ordnung, indem es die in letzterer nicht aufgenommenen Gegenstände, Gefecht, kleinen Krieg und Etappendienst, von einem ähnlichen Standpunkte aus, wie die neue Felddienst-Ordnung Märsche, Marschsicherheitsdienst ꝛc. behandelt, einer eingehenden, ungemein belehrenden Betrachtung unterzieht. Sehr wahr ist, was der Verfasser in der Einleitung über das Hinfällige der Exercirplatzformationen im modernen Infanteriekampfe sagt. Wie leicht erweckt das Getriebe der Friedenspraxis — vor Allem bei den jüngeren Berufsofficieren, dem Nachwuchs seit 1871, und den Reserve- resp. Landwehr-Officieren — falsche Vorstellungen über das Wesen des Infanteriekampfes, dessen Träger im Ernstfalle gerade die Subalternofficiere, die Führer der „Schützenhaufen", sein werden. Der Berufsofficier hat einen gründlichen Unterricht in der Taktik auf der Kriegsschule erhalten, — vielleicht von demselben Meister, der uns mit dem vorliegenden Werke bereichert, — aber dem Reserveofficier geht i. d. R. jeder systematische Unterricht in der Taktik seiner eigenen Waffe ab. Für die Instruction der zur Dienstleistung eingezogenen Officiere des Beurlaubtenstandes bildet das Werk ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, aber mehr als das. Es giebt wol wenig Bücher, welche gleich geeignet sind, um zur Selbstbelehrung von den nicht berufsmäßigen Officieren der deutschen Infanterie in die Hand genommen zu werden, als das neueste Werk des Majors Cardinal v. Widdern. Wir sind überzeugt, daß uns jeder Leser Dank wissen wird, der das ungemein fesselnd geschriebene Buch zum reiflichen Studium vornimmt.

a.— Ernst Bechler, Das Wesen der Architektur und die Formenbildung der classischen Baukunst. Berlin, Hugo Spamer. — Ueber das Wesen der Architektur hat der Architekt Ernst Bechler in Berlin zum Gebrauche für seine Fachgenossen eine kleine Broschüre geschrieben. Man sollte freilich meinen, daß ein so großes Thema eher ein dickleibiges Buch erforderte, allein die Ungereimtheit liegt nur im Titel. Einfacher hätte das Werkchen vielleicht „Ueber das Wesen des antiken Tempelbaues" genannt werden können. Der Verfasser hat nur die einzige Zweckmäßigkeit und Harmonie dieses Gebildes reiflich in Erwägung gezogen, und seine Gedanken darüber niedergelegt. Wenn er auch offenbar fleißige Studien in den einschlägigen Fachschriften machte, so läßt sich doch die Originalität seiner Auffassung nicht verkennen. So erklärt er die Form der sämmtlichen antiken Bauglieder daraus, daß er sie sich als — angefüllte — Hohlräume denkt. Und zwar ist es ihm eine elastische Materie, die bei den Hauptgliedern des Baues in starre, bei den Zwischengliedern und der Säule in elastische Wandungen gefaßt ist. Es würde zu weit führen, dem Verfasser in den Einzelausführungen und den Schlüssen, die er aus dieser Annahme zieht, zu folgen. Wir empfehlen Allen, die sich für derartige Fragen interessiren, zu diesem Zwecke die Lectüre und das Studium des Schriftchens selbst und wünschen dabei dem Verfasser, daß sein hübsch illustrirtes Büchlein bald vergriffen sein möge, damit er in der nächsten Auflage einigen kleinen Mängeln abhelfen könne. Wir möchten zu dem Zwecke besonders die Kürzung einiger Excurse empfehlen, zu welchen hier ein anerkennenswerthes Streben nach Deutlichkeit verleitet hat. Ueberhaupt macht die schriftstellerische Arbeit im Ganzen einen etwas ungaren Eindruck, welcher den sehr anregenden Inhalt nicht völlig klar hervortreten läßt.

Δ Zur Lage der arbeitenden Classe in Bayern. Eine volkswirthschaftliche Skizze von Dr. Bruno Schönlank. Nürnberg, Wörlein & Comp. — Wenn der in weiteren Kreisen als socialdemokratischer Schriftsteller unbekannte Verfasser seiner volkswirthschaftlichen Skizze nach dem Vorgange reclamesüchtiger kleinstädtischer Theaterdirectoren zwei Titel gegeben haben würde, hätte der zweite unbedingt lauten müssen: „oder die bayerischen Fabrikinspectorenberichte vom socialdemokratischen Standpunkte aus beleuchtet". Das ist eine waschechte socialdemokratische Arbeit! Zweck meiner Untersuchung — sagt der Verfasser — ist es, auf die Fortschritte des Capitalismus in Bayern hinzuweisen. Die Arbeiter werden die richtige Lehre daraus ziehen! Wenn der „fleißige" Fabrikinspector für Oberbayern, Schwaben und Neuburg in seinem Berichte einer Thatsache Erwähnung thut, die der Verfasser im socialdemokratischen Sinne verwerthen kann, da nennt dieser ihn „einen Mann, der für die Klagen der Arbeiter ein offenes Ohr hat und sich auch nicht scheut, die sachlichen Darstellungen der Arbeiterblätter für seine Inspectionen zu benutzen". Wenn derselbe Fabrikinspector aber es wagt, von der überhandnehmenden Unsittlichkeit, sowie der Putzsucht der Arbeiterinnen zu sprechen, welcher zuweilen sogar auf Kosten einer guten Ernährung gefröhnt wird, da heißt es von ihm, er stecke ganz im Banne bürgerlicher Vorurtheile, und er muß sich die Belehrung gefallen lassen, daß die sogenannten liberalen Professionen die größte Unsittlichkeit aufweisen. Köstlich ist folgender Satz, den sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit leistet: „Die Putzsucht der Arbeiterinnen zu rügen ist sehr bedenklich, wenn an der Proletarierin, die sich mit ein wenig wohlfeilem Flitterstand herausgeputzt hat, die Frau des Fabrikanten vorüberrauscht, die an ihrem Leibe so viel Werthsachen trägt, daß fünf Arbeiterfamilien ein ganzes Jahr davon leben können. Die „Putzsucht" beweist das Streben der Arbeiter nach directer und indirecter Körperpflege (!), nach höherer Lebenshaltung, nach verfeinerten Sitten. Ist das nicht besser, als wenn sie verlumpen und in Schmutz verkommen? Und wenn sie, um anständig aufzutreten, sich an der Nahrung allerlei abzwacken müssen, so trifft mit Wucht diese Thatsache den Capitalisten, der Hungerlöhne zahlt!" An einer anderen Stelle behauptet der Verfasser, die den Arbeitern verordneten Schutzbrillen hindern dieselben zwar am Arbeiten, schützen sie aber desto weniger, und knüpft daran den Wunsch, ein Fabrikant, der derartige Monstra seinen Arbeitern aufnöthige, möge gezwungen werden, eine solche Schutzbrille auf seiner hocherhobenen aristokratischen Nase einmal während seiner Arbeit, z. B. während des Frühschoppens zu tragen! Doch genug von den Proben socialdemokratischen Unflathes, der in der vorliegenden unter der Flagge einer „volkswirthschaftlichen" segelnden Skizze aufgehäuft ist.

G. Oe. — Mag. Friedrich Friese, historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703. Neudruck, mit Einleitung, Anmerkungen und 2 Titelbildern versehen. Schmölln, Reinhold Bauer. Preis: 1 ℳ. — So klein das Büchlein ist und so unbedeutend es scheinen mag, es ist doch nicht ohne culturgeschichtlichen Werth. Mag. Friese, des Altenburger Gymnasiums Conrector, hat nicht nur die verschiedenen Bräuche der Altenburger Bauern und ihre Tracht kurz, aber verständlich geschildert, sondern auch eine Probe ihrer Mundart gegeben durch die Aufzeichnung eines genau vor 200 Jahren aufgeführten Lustspiels. Zeitgenössische Aufzeichnungen über Volksgebräuche sind verhältnißmäßig selten; die Gelehrten hielten es für unter ihrer Würde, „mit solchem schlechten Thema ihre kostbare Zeit" zu vergeuden, und auch Friese hält es für seine Pflicht, sich deswegen zu entschuldigen. Noch seltener sind aber Dialektproben aus den letzten Jahrhunderten; und doch sind solche Proben für die Geschichte der Mundart nicht nur, sondern auch für die Gesetze sprachlicher Entwickelung überhaupt von großer Bedeutung. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß das kleine katechetische Büchlein Friese's

der Vergessenheit entrissen ward. Die aufgeführten Bräuche, von denen sich wenig bis in dieses Jahrhundert, noch weniger bis jetzt erhalten hat, sind den wendischen, die zum Theil noch heute in der Lausitz sich finden, ähnlich, sie beweisen wiederum die enge Verwandtschaft beider Stämme. Die Mundart ist von der noch jetzt gesprochenen wenig verschieden; einige Besonderheiten in der Wort- und Satzbildung scheinen allerdings seitdem verschwunden zu sein, auch einige Worte sind dem Referenten unbekannt. Das Büchlein ist hübsch ausgestattet, die Trachtenbilder, die ihm vorangestellt sind, sind sauber und klar.

a. In der „Galerie schöner Frauenköpfe nach modernen Gemälden und Originalphotographien“ (Leizig, 1887, Preis 2 *M.*), IV. Auflage, beweist die Buchhandlung von J. J. Weber von Neuem, wie glücklich sich die in ihrem Verlage erscheinenden Holzschnitt-Reproductionen verwerthen lassen. Die Schönheiten, welche in den 24 Tafeln hier vereint wurden, sind uns aus der „Illustrirten Zeitung“ und den „Meisterwerken der Holzschneidekunst“ wohl bekannt, dennoch gelangen sie in dieser Sondersammlung zu erneuter Geltung: ein Vergleich der Frauenideale unserer Maler hat des Reizvollen genug, und die Reichhaltigkeit des Inhaltes macht ihn auch im Sinne der Kunstgeschichte werthvoll. Dennoch läßt sich nicht verhehlen, daß gerade in diesen großen Frauenköpfen, wo es gilt, breite, verhältnißmäßig gleichartige Flächen durch den Holzschnitt körperlich darzustellen, das handwerksmäßige Element der heutigen Holzschnitt-Reproductionen besonders scharf und störend zur Geltung gelangt. Wir weisen in diesem Sinne nur auf die Köpfe nach P. Thumann, G. E. Hicks, J. Raffel und auf die Wiedergabe der Originalphotographie der „Lilie von Jersey“.

a. Im Verlage von Gebr. Obpacher in München ist vor Kurzem die erste Lieferung einer Sammlung von Blumenstudien erschienen, welche ihre natürlichen Vorbilder in geschmackvoller Anordnung durch gute Buntdrucke wiedergeben. Das Werkchen scheint besonders als Sammlung von Vorlegeblättern für die Blumenmalerei erwünscht und empfehlenswerth.

J. R. Aus dem Verlage von Eugen Strien in Halle a. S. liegen uns zwei Bücher vor, die der Empfehlung würdig sind. Das erste betitelt sich „Zwölf Jahre auf den Galeeren. Die Schicksale des jungen Jean Marteilhe“ und ist nach dem Französischen von J. Jacobi, großherzogl. sächs. Hofprediger, bearbeitet. Es werden hier die Torturen geschildert, welche glaubenstreue Reformirte unter dem „allerchristlichsten“ König Ludwig XIV., dem „Großen“, auf den Galeeren, diesem Zuchthause des Alterthums, Mittelalters und der darauf folgenden Jahrhunderte, zu bestehen hatten, ohne doch von ihrem Glauben abzufallen: ein erhebendes Bild menschlicher Ueberzeugungskraft, das auch auf Anders- und Schwachgläubige bestimmend einwirkte und somit der ganzen Menschheit zum Segen ward. Das zweite Werk ist eine Erzählung aus der Reformationszeit von Friedrich Palmié, Prediger der Francke'schen Stiftungen, „Günther von Bliedungen“ betitelt, welche, da sie bereits ihre zweite Auflage erlebt, manchem Leser vielleicht schon bekannt sein wird. Was der Verfasser in dem Vorwort von Mängeln der künstlerischen Gestaltung sagt, die seiner Arbeit noch anhaften, ist richtig; an der Composition der Erzählung läßt sich Manches aussetzen, den Gesetzen der Kunst im Aufbau entspricht sie wenig; dennoch aber erfreut sie durch den warmen, herzlichen Ton, in welchem der Verfasser berichtet. Am schwerwiegendsten scheint uns der Einwand zu sein, daß es ein von außen kommender Eingriff, die aufgezwungene Flucht aus dem Kloster zu Bliedungen nach der freien Reichsstadt Nordhausen, ist, der hauptsächlich für den Glaubenswechsel Günther's maßgebend wird, kein rein inneres Bedürfniß; der Held der Geschichte wird somit mehr in die Bewegung der Reformation hineingeschoben, als daß es ihn hineingedrängt hätte. Der Preis für jedes der beiden Bücher beträgt 2,50 bez. 3,50 *M.*

J. R. In Liebesbanden. Nach Bakin's japanischem Roman Kumono Tayema Ama Yo ho Tsuki (der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond) unter Benutzung der amerikanischen Bearbeitung von Edward Greey mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Hans Werner. Mit sechsundzwanzig Bildern. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Titel dieses interessanten japanischen Romans erklärt sich so. Unter der regnerischen Nacht ist die Schlechtigkeit eines Menschen zu verstehen, aber so schlecht ist auch der Schlechteste, z. B. der Held des Romans, der abtrünnige und schurkische Bozu (Priester) Saikei nicht, daß nicht noch ein Funken Gutes in ihm schlummerte, gelegentlich wieder erwachte, und dieses Gute soll durch den Mond ausgedrückt werden, welcher durch den Wolkenriß scheint. Saikei geht schließlich in sich und bedauert, daß er seinen Priesterpflichten um eines schönen Weibes willen, einer Kotospielerin Hachisuba, untreu geworden, und, da sie ihm versagt geblieben, von Stufe zu Stufe gesunken ist, und stirbt, von der Rächerhand getroffen, in aufrichtiger Reue. Mit dieser auf der Selbstbestimmung des Menschen basirenden, uns soweit verständlichen sittlichen Weltanschauung steht nun in seltsamem Widerspruch, über den hinauszukommen der japanische Autor sich außer Stande sieht, ein fast antiker Fatalismus, der besagt, daß der Mensch einem vorbestimmten Schicksale nicht entrinnen könne, auch Saikei nicht, der deshalb schuldig werden mußte, um einen Frevel seines Vaters zu sühnen, der als leidenschaftlicher Jäger Thiere getödtet hat, was den Satzungen der japanischen Religion zuwiderläuft, u. A. auch einen fünffarbigen Hirsch; dieser fünffarbige Hirsch nun ersteht, denn die Japaner glauben an eine Seelenwanderung, in Hachisuba aufs Neue, die den Sohn des Jägers, Saikei, ins Verderben lockt: die Sünde der Väter rächt sich also auch hier an den Kindern. Die Strafsumme wird übrigens mit kaufmännischer Genauigkeit eingetrieben: das peinliche Abwägen von Schuld und Sühne entspricht dem gerechten, aber praktisch nüchternen, moralischen Sinn der Japaner. Auch wer unschuldig zu einer Schuld gekommen, wie Derjenige, der nichts ahnend das Fell des fünffarbigen Hirschs gekauft und verhandelt, muß diese That mit seinem Kopfe büßen. Zwei ausgeprägte Eigenschaften des Japaners, die uns aus der Fülle des Fremdartigen allgemein menschlich berühren, sind seine Artigkeit und Höflichkeit im Verkehr mit Andern, sowie die in Japan und China besonders hoch stehende Liebe und Verehrung der Kinder für ihre Eltern, die etwas geradezu Rührendes besitzt. Noch unter den Qualen eines Vergiftungstrankes bringt ein Diener es zu folgenden ceremoniell respectvollen letzten Worten, die an seine Herrin, deren Gatte bereits in „Nirwana“ weilt, gerichtet sind: „Ehrenwerthe Herrin, habt Ihr eine Botschaft für meinen ehrwürdigen Herrn?“ Kinder reden ihre Eltern nie anders als mit den Beiworten „ehrenwerth“ und „ehrwürdig“ an; die Liebe zu Vater und Mutter ist so „tief wie der Biwasee“, da deren Güte zu den Kindern ja auch „ohne Grenzen wie die Luft“ sei. Für die Eltern erdulden Taye und Tojikichi selbst Folterqualen; Vater und Mutter an dem Spitzbuben Saikei zu rächen, der das Unglück der Beiden verschuldet, ist ihnen heilige Pflicht; sie ruhen nicht eher, als bis der Bösewicht von ihrer Waffe getroffen hinsinkt. Wenn Bakin in den Nutzanwendungen zu den Capiteln einmal sagt: „Wenn Kinder, die dies lesen, Kindesliebe üben und sich bemühen, Vater und Mutter keinen Kummer zu bereiten, werden sie ein ruhiges und langes Leben genießen“ — so erinnert das fast schon an das vierte christliche Gebot. Sonst aber macht sich ein ziemlich starker rationalistischer Zug, der Verstandesrichtung der Japaner entsprechend, breit; die Bedenken, die Saikei's Mutter ihrem Gatten ob seines frevelhaften Jägergewerbes zu Gemüthe führt, weist dieser mit dem spöttischen, leichtfertigen Verlegenheitsargument ab: „Was das Tödten wilder Thiere anlangt — saa! (Ausruf der Verachtung.) Wenn ich sie nicht erlegte, wären sie mein Tod.“ Schließlich sei bemerkt, daß es dem japanischen Dichter auch nicht an Humor, zum Beispiel in der Beurtheilung der Weiber und ihrer Schwächen, komischen Scenen, ja Aussprüchen tiefer Lebensweisheit fehlt; seine Bilder sind drastisch und plastisch und wirklich noch „Bilder“ wie: „Das Antlitz des Mannes wurde weiß wie gekochter Reis“ oder „Mein Herz schlägt wie eine Trommel“ oder „Dieser neue Lebende Meister (diesen besonders hohen Priestergrad hatte sich Saikei erschwindelt) lockt Bekehrte an wie der Syrup Fliegen“ oder „Er zitterte wie ein geprügelter Affe“ u. s. f. Der Bakin'sche Roman bewegt sich ja nicht nur in den Regionen einer fremdartigen, sondern auch noch ziemlich niedrig stehenden Kunst; es sind die Anfänge einer solchen, die wir hier kennen lernen, kindlich, noch tastend, psychologisch ungelenk und roh. Aber interessant sind diese Anfänge doch. Leider hat es der Verdeutscher versäumt, uns eine literarhistorische Einleitung zu geben, die hier nöthig war, damit man sehen konnte, welch eine Stellung dieser im vierzehnten Jahrhundert spielende Roman in der japanischen Literatur überhaupt und deren Entwickelung einnimmt. Da dieser geschichtliche Ueberblick fehlt, ist man bei Besprechung des Werkes wesentlich auf das Herbeiziehen von Einzelheiten beschränkt. Die beigegebenen sechsundzwanzig Bilder sind in demselben Maße wie der Text charakteristisch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 96. Sonnabend, den 3. December. 1887.

Hat Barbara Uttmann in der That das Klöppeln im Erzgebirge eingeführt?

Von L. Bartsch.

Nicht Wenigen dürfte es völlig überflüssig erscheinen, also zu fragen. Zwei Denkmäler in Annaberg, ein einfaches aus Stein, ein künstlerisch hoch bedeutsames aus Erz, zu denen sich bald noch eine werthvolle Statue an der Marienkirche zu Zwickau gesellen wird, dazu gedruckte Werke wissenschaftlicher und populärer Art fast ohne Zahl verkünden den Ruhm der Barbara Uttmann und verherrlichen sie als diejenige, welche das Klöppeln erfunden oder, durch flüchtige Niederländer damit bekannt gemacht, doch im Erzgebirge — zuerst in Annaberg — eingeführt und damit den Grund zu einer hochbedeutsamen Industrie, zu einem weit verzweigten Handel gelegt habe; zu einer Industrie, durch welche, da es sich bei ihr dauernd um die Erzeugung schöner Formen handelt, im Erzgebirger der Sinn für das Feine und Schöne genährt und gesteigert ward, zu einer Industrie und einem Handel, wodurch lange Jahrhunderte der Bewohnerschaft des dichtbevölkerten Erzgebirges ein nicht geringer Theil der nöthigen materiellen Existenzmittel zugeführt ward.

Und doch ist die Frage eine wohlberechtigte; denn bei einer gründlicheren Nachforschung, welche, selbst auf die Gefahr hin, mit lieb gewordenen, lang genährten Anschauungen brechen zu müssen, nur das eine Ziel kennt, die Wahrheit ans Licht zu bringen, findet sich, daß die übliche Annahme über die Verdienste Barbara Uttmann's um Einführung der Klöppelkunst eine höchst unsichere, nach unserer Meinung, zu welcher sich auch der gütige Leser bekennen dürfte, wenn er uns ohne Voreingenommenheit folgt, eine irrige ist.

Um über die Verdienste dieser berühmten Annaberger Patricierin urtheilen zu können, müssen wir uns zunächst mit der Entstehung der erzgebirgischen Posamentenarbeit oder Bortenwirkerei und des Klöppelns, sowie des Handels mit den Erzeugnissen dieser Kunstgewerbe im Allgemeinen beschäftigen, hören, was darüber berichtet wird, und diese Zeugnisse prüfen. Zuvor aber sei bemerkt, daß die Producte beider Industrien im 16. Jahrhundert als Borten, der Handel damit als Bortenhandel bezeichnet werden.

Wenig ist es, was wir über die Entstehung vernehmen. Der unzählig oft wiederholten Angabe zufolge soll das Klöppeln 1561 aufgekommen sein. Diese Angabe stützt sich auf den Annaberger Geschichtschreiber und späteren sächsischen Oberhofprediger Jenisius (Jenisch), welcher in seiner Annaebergae vrbis historia[1]) berichtet: „Hoc anno 1561 filum album retortum in varias formas Phrygio opere duci coepit" ꝛc. Von jeher wurde diese Stelle, und sicher mit Recht, in dem angegebenen Sinne aufgefaßt.[2]) Von dem Verdienste Barbara Uttmann's hierbei freilich berichtet er nichts. Später, meint man, habe sich das Posamentiergewerbe hinzugesellt. Und zwar soll dies nach der älteren, unbestimmteren Ansicht um 1590 durch Niederländer,[3]) nach der bestimmteren 1589 durch Georg Einenkel, über dessen Abstammung sichere Nachrichten mangeln, zuerst in Buchholz Eingang gefunden haben, von wo aus es sich nach Annaberg verpflanzt hätte. Mithin könnte von Spitzen- und Posamentenindustrie und dem durch sie ins Leben gerufenen Bortenhandel Annabergs nicht vor dem Jahre 1561 bez. 1589 die Rede sein.

Letzterem stehen aber folgende Thatsachen entgegen: Bereits 1560 hatte die Kurfürstin Mutter Anna bei der Christoph Uttmann auf St. Annaberg etliche Borten bestellt, wie ein Schreiben der Kurfürstin vom 9. October 1560 besagt.[4]) Ueberdies nennt uns ein durch den Rath von Annaberg gefordertes und von 17 zum Theil den allerersten Kreisen der Stadt zugehörigen Bortenhändlerinnen abgegebenes Gutachten, der Zeit kurz vor Montag nach Ursula 1571 entstammend,[5]) eine „Paul ihenischin", die damals „solchen Borttenhandel in Zwentzigk Jahr" getrieben und eine Johann Widmannin, welche „auch etwo vil ihar mit Borten gehandelt". Da die Borten in Annaberg gefertigt wurden, so ergiebt sich der Beweis, daß Bortenindustrie und Bortenhandel bereits um 1550 ins Leben getreten waren. Die Anfänge um ein Bedeutendes noch weiter rückwärts verlegen zu wollen, ist aus verschiedenen Gründen unstatthaft. Daß aber Industrie und Handel bereits um 1550 existirten, ist auch um deswillen bemerkenswerth, als hierdurch die Ansicht widerlegt wird, es wären beide Nahrungszweige erst entstanden bei gänzlichem Verfall des Bergbaues; dieser trat erst Mitte der sechziger Jahre ein, wie die Ausbeuteergebnisse beweisen.[6])

Was aber ward damals in Annaberg fabricirt? Was ist unter den um 1550 gefertigten Borten gemeint?

Keinesfalls dürfen wir dabei an Erzeugnisse der Klöppelkunst denken. Jenisius ist ein überaus gewissenhafter Chronist, der nicht das Jahr 1561 als Entstehungsjahr der Klöppelindustrie hingestellt hätte, wenn er nicht von der Richtigkeit seiner Angabe mit Bestimmtheit überzeugt gewesen wäre. Und sichere Kunde darüber zu erlangen, war ihm nicht schwer. Er hatte als Knabe das Aufkommen der Industrie selbst erlebt. Bei Abfassung seiner Chronik war er in Annaberg angestellt[7]) und stand nachweislich mit Familien in Verkehr, in deren Händen der Handel seit längerer Zeit ruhte; sodann aber hatte er seine Stiefmutter, jene oben erwähnte Paul Jenischin, zu dieser Zeit bei sich, welche seit 1550 mit Borten gehandelt

[1]) Gedruckt 1605. Das Manuscript ward 1592 beendet.

[2]) J. Beckmann bezeichnet in seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen, Leipzig 1792. 3. Bd. S. 227 den Ausdruck opus Phrygianum als die gebräuchliche lateinische Bezeichnung für Spitzenklöppeln; doch weist er darauf hin, daß die Kunst der Phrygier nur im Sticken mit der Nadel bestand.

[3]) So liest man „Historische Beschreibung der Jubelfeyer in St. Annaberg" 1796: „Ao 1590 und 91 kamen die ersten Posamentierer nach Buchholz und von der Zeit an auch anhero." — Richard, Licht und Schatten (1861) giebt auf Grund älterer Berichte an: „Das Handwerk der Posamentierer stammt aus den Niederlanden und tritt in Sachsen etwas später als das Spitzenklöppeln auf."

[4]) Weber, Archiv für Sächsische Geschichte 1866. S. 428.

[5]) Das Schriftstück findet Erwähnung als ohnlängst beim Rath eingereicht in der unten citirten Kramersupplication, welche den Vermerk trägt: „Ist . . in beiden Räthenn verlesen ꝛc. Montags nach Vrsulä 71." Daß es nicht aus späterer Zeit stammt, bezeugen auch verschiedene Umstände anderer Art, wie der darin enthaltene Hinweis auf damalige Zeitverhältnisse; so wird u. A. der Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre herrschenden Theuerung gedacht.

[6]) 1550 betrug die Ausbeute der Annaberger Werke angeblich 90 816 fl., eine Summe, die selten vorher erreicht, noch seltener überschritten worden war. Die niedrigste Ausbeute im 6. Decenn. war die v. J. 1558 mit 14 061 fl. Zwischen 1565 und 1570 jedoch sinkt die jährliche Ausbeute bis auf rund 2000 fl. — Thatsächlich verhielt es sich so, daß, als zu Anfang des 8. Decenn. vom Bergbau wenig mehr übrig war, die im 6. und 7. Jahrzehnt blühende Industrie gleichfalls eine schwere Krisis durchzukämpfen hatte.

[7]) Jenisius wurde 1576 Conrector, später Rector in Annaberg. Im Jahre 1593 legte er das Amt freiwillig nieder. S. Zeißler, Geschichte der Sächsischen Oberhofprediger. 1856. S. 35. — Spieß, Der Gottesacker zu Annaberg. S. 201.

hatte und über die einzelnen Phasen der Industrie und des Handels orientirt war, wie kaum eine Andere. An der Angabe des Jenisius läßt sich darum auf keinen Fall zweifeln. Anders verhält es sich mit den Nachrichten über die Einführung der Bortenwirkerei oder Posamentenarbeit.

Es ist ein grober Irrthum, wenn man sich der Meinung hingiebt, dieselbe sei erst Ende des 9. Decenn. im 16. Jahrhundert auf den Bergen und in den Thälern des Erzgebirges heimisch geworden. Worauf die Ansicht basirt, Niederländer hätten die Arbeit um 1590 hierher gebracht, vermochten wir nicht zu ergründen; die Meinung, welche Georg Einenkel zum Vater der Posamentenindustrie macht, beruht auf irrthümlicher Auffassung einer Stelle in Melzer's historischen Beschreibung von Buchholz.[8] In dieser schreibt Melzer dort, wo er von den Nahrungszweigen der Stadt Buchholz berichtet: „Insonderheit habe ich hier anzuführen, wie der gütige Gott hiesiges Orts aufkommen laßen eine besondere Posamentierer Manufactur und Handlung, nachdem Georg Einenkel ao 1589 den 1. Nov. vor Gericht erschienen und erhalten, daß er das Posamentmachen als ein Meister vor sich zu treiben angefangen, woruber ihm die Obrigkeit nach erlegter Gebühr Schutz, und keinen neben ihm einzulaßen versprochen, er habe denn sein Handwerk ausgelernt, und thue dasjenige, was er gethan habe." Und weiter fährt er fort: „Dieses Handwerk hat sich in folgender Zeit mit seiner Handtierung merklich vermehret und dergestalt sich ausgebreitet, daß dadurch mancher zu gesegneter Nahrung gekommen, indem in Buchholz solche Arbeit verfertiget worden, dergleichen man in andern Orten nicht erlangen mögen, deßwegen auch solche gewöhnlich die Buchhölzer Waare genennet worden." Wie Jedermann erkennt, gedenkt Melzer hierin des Aufkommens und der Weiterentwicklung der Posamentiererei in Buchholz, aber er stellt durchaus nicht die Behauptung auf, Einenkel habe das Gewerbe ins Erzgebirge gebracht. Wollte er solches behaupten, so wäre er nicht wohl unterrichtet. Schon der Umstand, daß die Annaberger den Buchholzer Posamentieren nur die Anfertigung geringerer Waaren verstatteten, erweckt die Vermuthung von einer zeitlichen Priorität der Posamentenindustrie in Annaberg.[9] Und diese Vermuthung wird glänzend gerechtfertigt; denn über ein Jahrzehnt früher, bevor Einenkel die Manufactur zu Buchholz ins Leben rief, führen die Annaberger Kirchenbücher bereits Bortenwirker oder Wirker, Posamentmacher oder Posamenter, wie ganz dieselben Personen abwechselnd bezeichnet werden,[10] auf, und zwar treten uns von 1577 bis 1. Nov. 1589 unter dieser Bezeichnung weit über 50 Personen in Annaberg entgegen.[11] Von einer Einführung der Posamentenindustrie durch Einenkel kann mithin schlechterdings nicht die Rede sein. Ob unter den in Annaberg zuerst genannten Posamentieren Niederländer sich befanden, wissen wir nicht; fremdes Gepräge tragen verschiedene Namen, wie z. B. der Name Däés, auch Däs und Tays geschrieben. Gesetzt aber, es befanden sich Ausländer darunter, so gebührt ihnen doch nicht das Verdienst, die Industrie eingeführt zu haben. Verbesserungen, Anregungen mancherlei Art, vielleicht eine gänzliche Umgestaltung mag ihnen alsdann das Posamentengewerbe verdanken, geschaffen haben sie es, ebensowenig wie andere männliche Posamentiere, im Erzgebirge nicht.

Bevor Männerhände diese Thätigkeit überhaupt ausübten, ward sie van Frauenhand gepflegt. Das ganze Mittelalter hindurch war das Wirken der mannigfach verwandten Borten eine Lieblingsbeschäftigung vornehmer Frauen, die sie an der „Bortenlade" herstellten. Eine solche, mit reichen Schnitzereien versehen, ist noch heut im Berliner Kunstgewerbe-Museum zu sehen;[12] auch führt uns die bekannte Manesse'sche Bilder-Handschrift in der Abbildung zu „Rost, Kilchherr von Sarnen" eine bortenwirkende Dame aus der Zeit des 13.—14. Jahrhunderts vor Augen.[13] Auch im 16. und 17. Jahrhundert noch wirkten die Frauen Borten, obschon es bereits im 15. Jahrhundert männliche Berufsbortenwirker geben mochte,[14] das beweisen die Modellbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, welche unter den vielerlei Mustern für die mannigfachen Arten weiblicher Handfertigkeit, wie für Sticken, Stricken, Nähen, nicht selten Muster enthalten, „auf der Laden zu wirken", wobei an eine andere, als die Bortenlade, auf keinen Fall gedacht werden kann.[15]

Wie im Allgemeinen, so verhält es sich auch im Besonderen zu Annaberg.

Wiederholt ist hier vor dem Auftreten männlicher Bortenwirker in den Acten von einer doppelten weiblichen Industriethätigkeit, von einer daher resultirenden zwiefachen Kategorie von Arbeiterinnen, von einem zwiefachen Arbeitsgeräth, an dem die Arbeit gefertigt wird, die Rede.

Das bereits angeführte Gutachten Annaberger Frauen (vor Ursula 1571) spricht von Bartenwirkerinnen und Klipplerinnen. In einer an den Rath gerichteten Supplication „der ganzen Samblunge der Kramer sembtlichen vnd sonderlichen" (Montag nach Ursula 1571) ist von „wirken" und „klippeln" der „Bortten" die Rede, wird von „Borten wirken" und „klippeln" als von „Weyblicher arbeytt" gesprochen. Ebenso lesen wir in einem Berichte des Annaberger Rathes an die Regierung vom 16. Sept. 1586, der sich mit dem Stande der Industrie in früherer Zeit beschäftigt, von „wircken" und „kluppeln", von „wirkladen" und „Klippelkussen", an denen „die arbeiterin", „wirckerin vnd Kliplerin", „Borten ferdigen".[16] Daß die Ausdrücke Bortenwirken und Bortenwirkerinnen nicht etwa identisch mit Klöppeln und Klöpplerinnen sind, daß Bortenwirken nicht etwa synonym für Bortenmachen gebraucht wird, zeigen die Acten auf das Deutlichste,[17] beweist die Hindeutung auf das doppelte Arbeitsgeräth „Wirklade" und „Klöppelkissen". Will man den Ausdrücken nicht Gewalt anthun, so muß man sie dem Sinne der damaligen Zeit entsprechend deuten und unter Wirklade die Borten-

---

8) Der Titel lautet: Historische Beschreibung des St. Katharinenberges im Buchhalze. Das Werk ist nicht gedruckt. Eine Abschrift enthält die Bibliothrk des königl. Realgymnasiums zu Annaberg.

9) In Gegenwart der kurfürstl. Commissarien Veit Joachim von Wiedenbach zum Thum und Hrn. Andreen Prüllern, Amtsschössern zu Wolkenstein, wurde den Annaberger Pasamentieren von den Buchholzer Bortenwirkern am 1. Dec. 1609 versprachen, keine ganz seidene, silberne und galdene, sondern nur solche Arbeit zu fertigen, da Zwirn oder Garn eingetragen werde. Die Annaberger wieder geloben, die im Buchholze in Ewigkeit mit ihrer Bartenwirkerei, auch mit Kaufen, Verkaufen, Handel und Wandel binnen und außerhalb der Stadt Annaberg ganz frei, sicher und ungehindert zu lassen. Alles bei Strafe 10 Güld. Rheinisch. Daß diese am 8. Oct. 1610 vom Kurfürsten bestätigten Bestimmungen in Kraft blieben, ergiebt sich aus den 1657 und 1688 aufs Neue confirm. Innungsartikeln des Handwerks der Posamentierer zu St. Annaberg. (Im Besitz der Annaberger Posamentierinnung.)

10) Auch im 17. Jahrhundert dauern diese verschiedenen Bezeichnungen fort, doch wird in Annaberg der Name Pasamentier, in Buchholz der Ausdruck Bortenwirker herrschend. Uebrigens nennt man noch heut den Pasamentier in Süddeutschland Bartenwirker.

11) 1577: Simon Schneider, Jacob Däés. 1578: Caspar Meiner. 1579: Matz Meiner, Georg Jubitz (auch Kobis), Andres Köeler (Bortenwirkerg. sell). 1580: Paul Steinig, Matz Schell. 1581: Walfgang Walther, Heinrich Marggraff (Bortenwirkergesell). 1582: Dauid Schebell, Jacob Am (oder Amon), Balthasar Reichelt, Merten Werner, Stefen Remler, Hieronymus Seiler, Jakob Schell. 1583: Paul Wahl, von Freiberg bürtig, Abraham Haaß. 1584: Valten Engelmann aus Buchholz, Hans Bernhart, Hieranymus Petzsch, Jonas Geikler, Christ. Haffmann, Christoph Schmid, Jakob Preiß. 1585: Mauricius Drechsler, Wolfgang Croller, Jakob Trauttner, Nickel Köler, 1586: George Dorn, Christoph Heintz, Jakob Walther, Hans Richter. 1587: Wolf Walther, Georgius Friedhelm v. S. Marienberg, Georgius Fleischer, Georgius Stile, Görg Stelzner, Christoph Richter, Hans Köler, Matthes Biedermann. 1588: Lorenz Stiel, Marx Drechsler, Michael Lindner, Michel Seidel aus Weipert, Marten Käler, Hans Hegenwald, Melchior Roscher. 1589: Heinrich Graff, Melchior Rosenbaum, Hans Albrecht, Michel Lindner, Hans Henick oder Heunich u. A. m.

12) Hierauf und auf das Falgende aufmerksam gemacht worden zu sein, verdanke ich der Güte des 1. Directors am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, Hrn. A. Essenwein.

13) Vergl. Ergänzungs-Atlas zu Hagen's Bildersaal altdeutscher Dichter. Berlin 1856. Tafel 37.

14) Zu dieser Ansicht veranlaßt uns u. A. Michael Beheim's Buch van den Wienern, herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Wien 1843. S. 19 v. 14. Ain Pöswiht, der waz lang vnd gross, hans porten wirker ꝛc.

15) S. Beckmann, a. a. O. S. 235 f. Neu künstlich Modelbuch von allerhand arttichen vnd gerechten Mödeln auf der Laden zu wirken oder mit der Zopfnaht, Creuz vnd Judenstich vnd andrer gewöhnlichen Weiss zu machen. Straßburg 1578, auch 1592; auch zu Mömpelgart 1599. 4. — Beckmann gesteht, daß er nicht wisse, was unter der Lade zu verstehen sei. — Vergl. die übrigen daselbst angeführten Titel von Modellbüchern!

16) Die 3 angeführten Actenstücke sind enthalten in Acta In sachen Ob die Schottländer alhier vff St. Annabergk Zu Bürgern vffgenommen werden sollen oder nicht. Anno 1571. Annaberger R.-Arch.

17) Die Jenisch „fördert 600 Personen Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen". — Schotten lassen Borten wirken und klöppeln. — Schotten haben sich zu Klöpplerinnen und Bortenwirkerinnen eingeschlichen. — Bartenwirkerinnen und Klöpplerinnen haben die bestellte Waare von Wirkladen und Klöppelkissen abgeschnitten und verkauft, wodurch Wirkerinnen und Kläpplerinnen in Schulden gerathen sind.

lade, unter Bortenwirken und Bortenwirkerinnen die Herstellung, bez. die Herstellerinnen gewirkter Borten verstehen.

Hiermit ist aber bereits nachgewiesen, was zunächst, vor 1561, in Annaberg fabricirt wurde. Da von einer dritten Art der Bortenindustrie, etwa vom Nähen oder Sticken der Borten, in den Acten nirgends die Rede ist, für eine solche Annahme sich auch sonst kein bestimmter Anhalt findet,[18]) so sieht man sich schon um deswillen, ganz abgesehen davon, daß man alsdann nicht von Bortenwirken und Bortenlade dem Zeitgebrauche gemäß sprechen würde, zu der Annahme gedrängt, daß, bevor das Klöppeln aufkam, man zunächst gewirkte Borten, die nach Ausweis der Kleiderordnungen und anderer Zeugnisse des 16. Jahrhunderts damals noch viel verwandt wurden, in Annaberg fertigte, die Herstellung gewirkter Borten — und zwar durch Frauenhand — mithin als die ältere Manufactur dieser ehemaligen Bergstadt anzusehen ist.

Aber selbst dann, als bereits geklöppelt wurde, muß das Bortenwirken noch eine Zeit lang die Hauptbeschäftigung gewesen sein. In der erwähnten Kramersupplication von 1571 heißt es geradezu, es hätten sich „von dem Bortenwirken ihe souil Leutte als von dem Perckwerck neeren mussen", und auch an anderen Stellen, wo vom Wirken und Klöppeln die Rede ist, wird Jenes vor Diesem betont. In den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts freilich hatten sich, wie es scheint, die Verhältnisse schon geändert. In einem Schreiben vom 26. November 1583[19]) berichten Bürgermeister und Rath der Stadt Annaberg an Statthalter und Räthe nur, daß „der Almächtige ein Zeit hero Zu dem Porttenhandel vnd klüppelwergk seine sunderliche gnade gegeben"; des Bortenwirkens gedenken sie nicht.

Wenn in späterer Zeit die Frauen nicht mehr Bortenwirkerei trieben, so konnte dies in verschiedenen Umständen begründet sein. Vielleicht sprach dabei die Mode ein gewichtiges Wort, über deren Wechsel in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Sachsen wiederholt geklagt wird; vor Allem aber dürften die Bemühungen der männlichen Posamentiere, die Frauenarbeit aus ihrem Berufskreise zu verdrängen, bez. davon fern zu halten, die Ursache bilden.[20])

Die eben angestellten Erörterungen und das dabei gewonnene Resultat sind von größter Wichtigkeit für die Beurtheilung der Verdienste Barbara Uttmann's.

Das mehrerwähnte Gutachten Annaberger Frauen (vor Ursula 1571), „aus waser vrsachen doch der Borttenhandel in diser Stad so gantz vnd gar in absal gerate", enthält eine Stelle über Barbara Uttmann, die an Bedeutung Alles übertrifft, was sonst von ihrer Beziehung zu Industrie und Handel bekannt ist. In dem „wahrhaftigen Bericht, den sie wohl zu erweisen haben", schreiben die Frauen: „Deß sollen E. E. R. eigentlichen vnd warhafftig berichtt sein, das die Erbare Frau Vtmanin allein in neunhundert Personen Borttenwirkerin gefurddertt. Volgend hat es ymer abgenommen, biß es letzlich auf 8., 7., 5., 4. vnd dreyhundert vnd noch weniger worden, biß es entlichen dohin gedien, das sie gar dauon ablasen musen Welches solchen armen personen die also gefurddertt worden sind, gar ein groser vnd vnuerwindlicher nachtheil worden ist." So kurz die Stelle ist, so ist doch ihr Inhalt vielsagend. Ganz abgesehen davon, daß sie uns zeigt, welche Ausdehnung das industrielle und mercantile Unternehmen Barbara Uttmann's gewonnen hatte, abgesehen davon, daß die Stelle zeigt, wie das von Barbara ins Dasein gerufene Geschäft bereits zu ihren Lebzeiten allmälig in Verfall gerieth, so daß sie es endlich, ein paar Jahre vor ihrem Tode bereits (B. U. † 25. Jan. 1575), völlig aufgegeben hatte, so ist die Stelle von Wichtigkeit, weil in ihr, zu einer Zeit, da Barbara's Geschäftsthätigkeit ihren Abschluß erlangt hatte, gesagt wird, wie sie nur einerlei Arbeiterinnen, und zwar nicht etwa Klöpplerinnen, Näherinnen oder Stickerinnen, sondern W i r k e r i n n e n beschäftigte. Die Worte „in 900 Bortenwirkerinnen" heißen nicht „außer den Klöpplerinnen". Der Ausdruck Bortenwirkerinnen hat auch hier nicht gleiche Bedeutung mit Arbeiterinnen im Allg., sondern besitzt eine specifische Bedeutung; das Actenstück unterscheidet, wie bereits angedeutet, auf das Genaueste zwischen Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen; denn betreffs der Paul Jenischin, mit deren Geschäftslage das Schriftstück sich darauf befaßt, heißt es ausdrücklich, sie habe in die 600 Personen „Borttenwirckerin vnd klipplerin gefurddert". Welcher Sinn aber dem Worte Bortenwirkerinnen eignet, kann nach unserer obigen Ausführung nicht fraglich sein, wir müssen auch hier darunter die Herstellerinnen gewirkter Borten verstehen. Somit steht fest, daß Barbara Uttmann, was man bisher nicht wußte, gewirkte Borten fertigen ließ und damit handelte. Nicht die leiseste Andeutung jedoch enthält das Actenstück, daß sie daneben habe klöppeln lassen. Und doch ist anzunehmen, daß das Actenstück unter den vorliegenden Umständen und im Hinblick auf das Ziel, welches es sich steckt, des Umstandes bei der Uttmann gerade so gut erwähnen würde, wie bei der Paul Jenisch. Wir halten uns daher auf Grund der eben angezogenen Stelle für berechtigt, die Behauptung für falsch zu erklären, Barbara Uttmann habe das Klöppeln erfunden oder doch eingeführt.

Wie aber setzen wir uns mit den Berichten auseinander, welche der Uttmann das ihr von uns bestrittene Verdienst zurechnen?

Es sei sogleich hier bemerkt, daß uns ein näheres Eingehen auf dieselben keineswegs in unseren Ansichten beirrt, sondern darin vielmehr bestärkt; denn um die Berichte steht es recht übel.

Aus dem 16. Jahrhundert liegt außer dem von uns im Annaberger Stadtarchiv aufgefundenen und besprochenen Zeugniß über Barbara Uttmann's Beziehung zu Handel und Gewerbe der gleichfalls schon citirte Brief Mutter Anna's vor, worin es heißt, die Kurfürstin habe bei ihr Borten bestellt. Niemand wird unter diesen Borten schlechtweg Klöppelarbeit verstehen können; in Hinsicht auf das von uns Vorgeführte wird man vielmehr ein Product der Bortenwirkerei zu verstehen haben.

Im 17. Jahrhundert gedenken die erzgebirgischen Chronisten mehrfach der Einführung des Klöppelns, doch erwähnt man dabei nicht ein Mal Barbara Uttmann. So heißt es in Schmidt's Chronica Cygnea:[21]) „In diesem Jahr (1561) sind auch die Klippelborten und Spitzen oder das Klippeln ins Gemein, welches zwar im Anfang schlecht Ding gewesen, anitzo aber hoch gestiegen, erdacht worden", wobei er Jenisius citirt. Ganz allgemein, ebenfalls auf Jenisius fußend, spricht sich weiter 1684 Chr. Melzer aus in seiner Bergkläufftigen Beschreibung der Churf. Sächs. freyen Bergk-Stadt Schneeberg.[22]) Arnold wieder berichtet in seinem Chronicon Annaebergense,[23]) Barbara habe einen einträglichen „Bortenhandel" getrieben. Mit S p i t z e n bringt sie, soweit wir die Literatur überblicken, zuerst der Scheibenberger Pastor Lehmann in dem 1699 erschienenen Historischen Schauplatz des Meißnischen Ober-Ertzgebirges[24]) in Verbindung. Unter der Rubrik „Allerley Merckwürdigkeiten von Alten Leuten" führt er bei dem Abschnitt „Von alter Leute Kinder-Segen", wobei ihm als Hauptsache gilt, bejahrte Personen mit möglichst zahlreicher Nachkommenschaft vorzuführen, auch Barbara Uttmann an und berichtet, „daß sie 64 Kind- und Kindes-Kinder erlebet und die Erfinderin des Spitzenhandels gewesen". Freilich ist die letzte Bemerkung nur beiläufig gethan, und Lehmann ist bei seiner Angabe recht wenig sicher; denn unter den „Errata, so durch den Druck eingeschlichen", wird der großgünstige Leser ersucht, statt Utmann „U l m a n" zu setzen. Und genau so steht in der 1747 unter dem Titel „Ausführliche Beschreibung des Meißnischen Ober-Ertzgebürges" erschienenen weiteren Auflage des Werkes. Einen weiteren Bericht finden wir bei Melzer in dessen 1716 gedruckter „Erneuten Stadt- und Bergchronik der Bergstadt Schneeberg". Da heißt es, wo von dem „Aufkommen des Klöppelns und der daher rührenden Spitzen-Handlung im Meißnischen Obererzgebirge" ge

[18]) 1578 sandte Kurfürstin Anna ihrer Tochter, der Pfalzgräfin Elisabeth, eine Jungfrau zu, die „wohl zu k n ü p f e n und k l ö p p e l n" verstand, aber man weiß weder, woher diese stammt, noch was unter dem Knüpfen gemeint ist. S. Weber, Arch. f. S. Gesch. IV. Bd. 1866. S. 429.

[19]) Enthalten in dem angezogenen Actenstücke Acta In sachen Ob die Schottländer ꝛc. — In einer darauf Bezug nehmenden Zuschrift des Kurfürsten Christian an den Rath zu Annaberg (21. Juni 1586) wird das erwähnte Schreiben als „vorm Jhar" übersandt bezeichnet. Thatsächlich dürfte das Jahr 1583 Schreibfehler und dafür 1585 zu setzen sein.

[20]) In Gegenwart der kurf. Commiss. bestimmten 1609 (s. o.) die Annaberger und Buchholzer Posamentiere: „Zum Fünfften Soll auch Niemandt frembdes, weder Mannes noch Weibes Personen solche Arbeit zu machen vergunt sein, denn Vnsers Meisters Weiber oder Tochter (bei Strafe 10 Gld.)." Aber auch dieselben sollten nicht auf Stühlen, sondern nur auf „kleinen Häcken, ohne hohe Kämme, auch ohne gespannten Schlag" arbeiten. — In Abschnitt IV gelobt man, „keine Weibes Bilder zur Lehr annehmen zu wollen" und die Bortenwirker versprechen, „solche Arbeit bey und umb Sie zu treiben" nicht zu gestatten. — Ebenso enthält ein Innungsbrief der Posamentierer zu Lößnitz i. Erzg. vom Jahre 1723 die Bestimmung, keine Weibesperson solle auf hohen Kämmen arbeiten. Oesfeld, Lößnitz. 1776. S. 170. — In Buchholz wachte man streng darüber. Nur „aus Mitleiden" wurde hier 1611 Barbara Schickin, nachdem ihr Vater heiliges Tods verblichen, „sich aus etlichen Schulden zu retten", gestattet, ½ Jahr auf ihres Vaters Stuhl zu arbeiten. S. Handwercks Protcoll E. Löbl. Posam. Innung z. St. Katharinberg und Buchholz 1609. (Innungslade.)

[21]) pag. 384. — [22]) pag. 471. — [23]) pag. 209. — [24]) pag. 771.

sprochen wird, „wie für die Erfinderin derselben Barbara, Christoph Uttmann's Weib und folgends Witbe zu St. Annaberg gehalten wird“.[25]) Die Vorsicht, mit welcher Melzer sich ausdrückt, beweist, daß er seine Angabe nicht mit urkundlichen Erweisen bestätigen konnte. Vielleicht schöpfte er aus der Tradition. Dann aber gab es noch eine andere mündliche Ueberlieferung. Nicht volle 3 Jahr nach Melzer äußern sich 1719 Viertelmeister und Kramerschaft zu Annaberg in einer Eingabe an den Rath: „Man will vor Gewiß sagen, daß sogar die ersten Spitzen durch einen Annaberger fabriciret sein sollen; es ist auch solches gar wohl Zuglauben, weilen nicht unbekandt, daß fast der Anfang dieses Spitzen-Handels von denen Annabergern herstammet, welche sie am ersten in frembde Länder geführet haben, dahero auch viele, so solchen Handel nachgeahmet, sich an frembden Orten alle von Annabergk genennet haben, ob sie schon 1 biß 2 Meilen davon gewohnet haben.“[26]) Dieser Ausspruch, welcher sich nicht etwa auf die Entstehung des Spitzenklöppelns und des Spitzenhandels überhaupt, sondern nur auf das Aufkommen dieser Erwerbszweige im Erzgebirge bezieht, nennt einen Mann, welcher die Industrie einführte, und behauptet nicht einmal mit Bestimmtheit, daß die Anfänge des Spitzenhandels in Annaberg zu suchen.[27]) — Wahrscheinlicher indeß ist es, daß Melzer auf Lehmann fußt, dessen Buch in der Zeit zwischen dem Erscheinen der ersten und zweiten Melzer'schen Chronik von Schneeberg herauskam und das Melzer nicht unbekannt blieb. Hierauf deutet schon die Wiederkehr des ungewöhnlichen Ausdruckes, Barbara Uttmann sei die „Erfinderin des Spitzen-Handels“ gewesen. Den Ruhm, den Spitzen- oder Bortenhandel im Erzgebirge hervorgerufen zu haben, nimmt im 18. Jahrhundert weiter der Annaberger Rector Richter für die Uttmann in Anspruch. In seinem 1742 veröffentlichten Programm: „Dominos quosdam ab Elterlein Annaebergae claros exponit“ schreibt er: „Heinricus ab Elterlein. Filiam habuit anno 1514 natam satis notam, quippe quae, Vtmanno Annaebergae connubio iuncta, mercaturam fimbriarum dentibus serrae non absimilium, Germanice Spitzen und Borten, qua facienda rem sibi inde montani nostri prorsus omnem vsque nunc quaesiuerunt, prima in montibus nostris instituit.“

Die zuerst wiedergegebenen Berichte, soweit sie überhaupt Barbara Uttmann nennen, sagen also, sie habe mit Borten, die letztangeführten, sie habe mit Spitzen gehandelt, wobei man noch weiter geht und behauptet, der Spitzenhandel sei durch sie geschaffen; sicher versteht man dabei unter Spitzen, Richter, wie es den Anschein hat, auch unter Borten ein Klöppelfabrikat. Nicht aber wird darin behauptet, sie habe das Klöppeln eingeführt oder gar erfunden.

Wir haben bereits dargethan, daß wir Barbara Uttmann nicht als diejenige Person feiern können, welche den Spitzenhandel ins Leben rief, und fragen uns jetzt, wie diese Ansicht entstehen konnte. Der Vorgang erscheint ziemlich einfach. Bei der Blüthe, in welcher die erzgebirgische Spitzenindustrie während des 17. und 18. Jahrhunderts im Allg. prangte, — gehörte sie doch zu den wenigen Industriezweigen, die sogar unter den Stürmen des 30jährigen Krieges munter grünten, — war es nur zu natürlich, wenn man nach einer Person suchte, welcher das Verdienst gebührte, diese Manufactur geschaffen zu haben. Daß man dabei auf Barbara Uttmann kam, mochte seinen Grund in einem dunklen Gerücht über ihren Zusammenhang mit der Entstehung des Bortenhandels haben, mochte man sie doch auch in Acten mit Borten in Verbindung gebracht finden. Jedenfalls aber war es der Ausdruck Borten, welcher zu dem angeführten Irrthum hauptsächlich Anlaß gab. Im 16. und zum großen Theil im 17. Jahrhundert kannte man für den besprochenen Handel keinen anderen Ausdruck als Bortenhandel, die Bezeichnungen Spitze und Spitzenhandel waren nicht üblich; man sagte für Spitzen Zancken, Zähndeln, für die geklöppelte Arbeit im Allg. Klippelwerk, Klippelwaare, am üblichsten aber war der Ausdruck Borten, bez. Klippelborten,[28]) Letzteres sicher um deswillen, weil die geklöppelte Arbeit, gleich der gewirkten Borte, lange Zeit der Hauptsache nach als Besatz von Rändern und Nähten der Kleider benutzt wurde. Ende des 17. Jahrhunderts ward dies anders, die Ausdrücke Borten und Bortenhändler treten allmälig hinter den Bezeichnungen Spitzen und Spitzenhändler zurück,[29]) bis letztere schließlich das entschiedene Uebergewicht erlangen, eine Zeit lang aber erscheinen sie als gleichbedeutend. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Lehmann oder gar ein Anderer vor ihm den Ausdruck Bortenhandel, mit welchem Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts Barbara in Verbindung bringen, mit der zu seiner Zeit üblicher werdenden Bezeichnung Spitzenhandel willkürlich vertauschte, vielleicht dabei noch durch Nebenumstände irre geleitet, und so wurde Barbara die Urheberin des Spitzenhandels. Dieser Angabe folgend, brachte Melzer, ohne daß er es wollte, noch mehr Verwirrung in die Angelegenheit. Alle die Werke, welche aus der 1699 bereits zur Erfinderin des Spitzenhandels gewordenen Barbara Uttmann die Erfinderin des Klöppelns machen, berufen sich, soweit sie überhaupt für nöthig halten, diese Behauptung wissenschaftlich zu begründen, auf Jenisius und Melzer; Jenisius nun enthält absolut nichts, wodurch die Uttmann mit Handel und Industrie in Verbindung gebracht wird, und Melzer schreibt blos, was wir noch einmal angeben müssen, von der „Spitzenhandlung“, wie für die „Erfinderin derselben“ Barbara, Christoph Uttmann's Weib, gehalten werde. Man würde nicht immer und immer wieder Melzer anführen, wenn man nicht des Glaubens lebte, sich auf ihn stützen zu können. Dann aber muß man ihn falsch verstehen, und hierfür liegt allerdings ein Anlaß vor in seiner eigenthümlichen Ausdrucksweise. Gewohnt, von der Erfindung einer Industrie, aber nicht von der Erfindung eines Handels zu sprechen, bezog man die Worte „Erfinderin derselben“ auf den ersten Theil des Compositums Spitzenhandlung (auf Spitzen), statt auf den letzten (Handlung). So ward Barbara zur Erfinderin der Spitzen. Hatte sie aber die geklöppelten Spitzen erfunden, — und an solche allein dachte man, — so war nur ein kleiner Schritt nöthig, und sie wurde die gefeierte Erfinderin der Klöppelkunst.

Die angeführten Stellen vermögen uns mithin nicht von dem Gegentheil unserer Behauptung zu überzeugen. Wir sind dazu nicht die Ersten, denen ihre Beweiskraft ungenügend erscheint. Bereits im vorigen Jahrhundert werden Stimmen laut, die Barbara Uttmann das Verdienst, das Klöppeln eingeführt zu haben, nicht zurechnen können. In seiner 1765 verfaßten Gelegenheitsschrift[30]) „Das wegen seiner Berg-, Spitzen- und Bortenwerke im Seegen liegende meißnische Obererzgebirge“ sagt der Bockauer Pfarrer und Chronist George Körner, nachdem er zuvor die cit. Stellen aus Jenisch's Annaberger und Melzer's Schneeberger Chronik angeführt: „Ich will aber weder unseren Landsleuten überhaupt, noch dem weiblichen Geschlechte insbesondere den Ruhm in allerley künstlichen und nützlichen Erfindungen dadurch benehmen, wenn ich dem vorerwähnten Hrn. M. Meltzer nicht beypflichten kan, da derselbige Frau Barbara Uttmann auf St. Annaberg zur Erfinderinn dieses löblichen Werks und geseegneten Fabrik nur allein angiebet: da es ja uns sonst ernsthaften Deutschen eben zu keiner sonderlichen Unehre gereichen mag, wenn wir sagen, daß diese Art etwas zu wirken

---

[25]) „Denn nachdem die Göttliche Vorsorge in dem Meißn. Ober-Ertz-Gebürge das Klöppeln und die daher rührende Spitzen-Handlung aufkommen lassen, wie für die Erfinderin derselben Barb. ꝛc. gehalten wird“ ꝛc. A. a. O. S. 882.

[26]) Acta die von Sr. kgl. Maj ꝛc. untersagte Dorff Handlung, wie auch das Hausiren auf dem Lande von Juden, Jtalienern ꝛc. betr. Anno 1719. Annaberger R.-Arch.

[27]) Thatsächlich wird berichtet, das Klöppeln sei in Schneeberg aufgekommen. S. Richard, Licht und Schatten S. 286. Doch steht dem entgegen Melzer, Schneeberg, Chr. v. 1716 S. 882. — Ebenso wird Annaberg als Ausgangspunkt der Spitzenindustrie und des Spitzenhandels bezeichnet in Acta, den Abfall des weißen Spitzenhandels im .. Erzgebirge betr. Anno 1715. Annaberger R.-Arch.

[28]) Vergl. Acta In sachen Ob die Schottländer ꝛc. 1571. Annaberger R.-Arch. — Die Borthen-Händler zu S. Annaberg contra die fremden Kauffleute, wegen des Verkauffs der Borthen ꝛc. 1641—46. Kgl Sächs. Hpt.-St.-Arch. Loc. 9827. — Acta Dorothea, Gabriel Seidel's Eheweib, nebst Consorten betr. 1642: Convolut Derer alten in unterschiedlichen Sachen alhier eingelauffner gnädigsten Befehle. 1694. Annaberger R.-Arch. — Bruchstücke verschiedener Rechnungen eines Buchholzer oder Annaberger Bortenhändlers von 1615. Im Besitz der Buchholzer Posam.-Innung. — Dazu die ob. angef. Chronisten und Warumb die Schottländer allhier zu Burgern nicht können auffgenommen werden. 1654. Annaberger R.-Arch.

[29]) Den Wechsel der Ausdrücke Borten, Bortenhandlung, Bortenhändler einer- und Spitzen, Spitzenhandlung und Spitzenhändler andererseits illustriren auf's Deutlichste die Privilegien der Annaberger Kramer-Innung von (1) 1662, (2) 1682, (3) 1692 (Entwurf) und (4) von 1755. In den beiden ersten finden sich ausschließlich die Bezeichnungen „Borten, Bortenhandlung, Bortenhändler“, in dem Privilegium von 1692 wechseln dieselben willkürlich mit Spitzen, Spitzenhandlung und Spitzenhändler, in dem von 1755 begegnen wir nur den letzteren Ausdrücken 1 u. 4 Kramer-Innung. — 3 Annaberger R.-Arch. — 2 Bibl. des kgl. Realgymnasiums zu Annaberg.

[30]) Dieselbe erschien gelegentlich der Verheirathung der Tochter Chr. E. Coith's, vornehmen Kauf- und Handelsherrn in Scheibenberg, auch kaiserl. privil. Niederlägers in Wien, mit Ch. H. Barth, Pfarrer zu Markersbach.

von Ausländern zu aller erst sey eingeführet worden."[31]) Er gründet seine Angabe auf eine 1752 ihm von G. Chrstph. Kreysig gewordene briefliche Mittheilung, nach welcher „Schottländer die Spitzen- und Bortenwerke in Annaberg errichtet hätten". „Ich kann", fährt Körner nach Wiederholung dieser Mittheilung fort, „an dieses zu seinen Zeiten und noch jetzo so berühmt als gelehrten und geschichtskundigen Mannes Ansehen und Andere mit mir um so weniger zweifeln, da derselbe ein allgemeines Orakel aller derjenigen war, welche die Geschichte ihres Vaterlandes und eines jedweden Orts insbesondere etwas genauer wollten kennen lernen."[32]) Vorher, bereits 1756, giebt J. Christ. Themel dieser Meinung in seiner Ober-Erzgebürgischen Bergwerks-Historie Ausdruck. Daselbst heißt es: „Es ist höchst probabel, daß von den Schotten in dem Ober-Erzgebürge die so bekannte Fabrique, nemlich das Kleppeln oder Spitzenmachen, aus den Niederlanden hierher gebracht worden."[33]) Ebensowenig vermochten neuere Forscher auf Grund der bezeichneten Chronisten die über Barbara im Umlauf befindliche Ansicht zu theilen. So gedenkt Johannes Falke, weil ihm die Thatsache allzuzweifelhaft erscheint, in seinem preisgekrönten, auf durchdringendstem Quellenstudium beruhenden Buche „Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung" der Entstehung der Klöppelindustrie blos in einer Anmerkung,[34]) worin es heißt: „Im Jahre 1562 soll auch nach dem Zeugniß der Chronikenschreiber in Annaberg durch Barbara Uttmann die Spitzenklöppelei erfunden und eingeführt worden sein; doch habe ich in den von mir benutzten Acten keine Nachricht darüber gefunden, so oft auch Christof Uthmann und seine Wittwe in der Geschichte des Bergbaues während dieses Zeitraumes genannt werden."

Wenn trotzdem in unserem Jahrhundert an der bekannten Ansicht über Barbara Uttmann fest gehalten, ja dieselbe sogar immer weiter verbreitet wurde, so beruht dies nicht etwa auf der Erschließung neuer, untrüglicher Quellen,[35]) sondern es hat seinen Grund darin, daß immer mehr Autoren die Behauptung, die Uttmann habe das Klöppeln eingeführt oder gar erfunden, aufstellten, und diese wieder nahmen ruhig hin und gaben für gewisseste Wirklichkeit aus, was früher Wenige als Möglichkeit hinstellten.

Aber besitzt denn Barbara Uttmann gar kein Verdienst auf dem Gebiete der Industrie und des Handels? Das wagen wir nicht zu behaupten.

Mit Barbara Uttmann hat das Erzgebirge gethan, wie das deutsche Volk im Allg. mit seinen Helden zu thun pflegt: es hat ihre Gestalt mit der Sage umwoben. Wie aber hinter sagenhaftem Gewande in der Regel ein historischer Kern steckt, so auch hier. Den Berichten, welche sie als Schöpferin des Spitzenhandels und der Klöppelindustrie feiern, muß ein bestimmtes Factum zu Grunde liegen. Welches dies sei, darauf leitet uns wieder die mehr erwähnte Zuschrift Annaberger Frauen an den Rath (Vor Urk. 1571). Wie das Schriftstück uns zwang, den Glorienschein zu vernichten, der das Haupt der Uttmann als Lehrerin der Klöppelkunst umglänzt, so lehrt es uns einen Lorbeer zu flechten und Barbara zu krönen für ein anderes, verwandtes, ebenso wichtiges Verdienst.

Das erwähnte Actenstück, mit dem Rückgange des Bortenhandels sich beschäftigend, führt den Verfall vor Augen, indem es von verschiedenen Frauen ziffernmäßig berichtet, wie viele Arbeiterinnen dieselben zur Zeit der Geschäftsblüthe unterhalten, und wie viele Personen sie zur Zeit der Abfassung des Berichtes noch beschäftigten. Bei der Reihenfolge, in welcher man die einzelnen Geschäfte durchgeht, wird offenbar der doppelte Gesichtspunkt des Alters und der Ausdehnung des Geschäftes zu Grunde gelegt. Dabei stellt man Barbara Uttmann an die Spitze und berichtet betreffs ihrer, was wir oben angaben.[36]) Daß sie unter den angeführten Frauen das größte Geschäft besaß, ergiebt sich aus dem Citat mit vollster Gewißheit, daß sie das erste Bortengeschäft errichtete, darf man im Hinblick auf das Actenstück mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen. Wir werden also Barbara Uttmann als diejenige feiern und segnen dürfen, welche zu Annaberg den Handel mit Borten, doch nicht mit geklöppelten, sondern mit gewirkten Borten in's Leben rief. Ob übrigens Barbara Uttmann die Kunst des Bortenwirkens dabei zuerst lehrte, oder ob diese Frauenarbeit bereits bekannt war, wagen wir nicht zu entscheiden; allerdings halten wir das Letztere für wahrscheinlicher.

Zum Schluß fragen wir uns, wie denn die Klöppelkunst im Erzgebirge entstanden, deren Einführung wir der Uttmann nicht zurechnen konnten, für deren Entfaltung jedoch Barbara einen äußerst günstigen Boden durch Cultivirung der Bortenwirkerei und Zeitigung des Bortenhandels schuf.

Wann ungefähr das Tragen von Geklöppeltem in Sachsen aufkam, zeigt das durch Kurfürst August geforderte, von Osse ausarbeitete und Anfang d. J. 1556 überreichte Gutachten, bekannt unter dem Namen „v. Osse's Testament".[37]) Darin heißt es von Weibern und Jungfrauen des Adels: „... Und sind eines Theils so weit in die Hoffart gerathen, daß ihnen kein gülden Stück mehr genug ist, die Röcke damit zu verbremen, sondern sie lassen eines Theils die Schmuckröcke nicht allein oben, sondern auch unten herumb, bis fast an die Gürtel, ein Strich nach dem andern mit breiten, verklöppelten güldnen gezogenen Borten verbremen.... Ja jetzo bringen sie ein neu Verbreme der Schmuckröcke auf, das heißen sie Fräulein Geschlink, daß sie drei quer Finger breit gülden und silbern Striche kläppeln und voller Flinder hengen und die Schmuckröcke von unten herauf einen Strich nach dem andern verbremen und dazwischen auch Gold- und Silber-Püschel herausziehen lassen." Man weiß nicht, ob die erwähnte Klöppelarbeit von den adeligen Damen selbst gefertigt ward, oder ob sie unter die von fremden Nationen bezogenen Waaren gehörig, von denen Osse klagt, „sie saugten, gleichwie die Eigeln das Blut, dem Lande das Geld aus". Im ersten Falle hätten wir es bei dem Klöppeln als mit einer Beschäftigung vornehmer Frauen zu thun, deren Bekanntsein man alsdann auch im Erzgebirge voraussetzen dürfte; damit wäre die Möglichkeit gegeben, daß, wenn auch nicht Barbara Uttmann, so doch eine andere Frau den breiteren Schichten der erzgebirgischen Bevölkerung die Kunst gelehrt hätte. Im Falle die Klöppelarbeit vom Auslande kam, so würden vor Allem die Niederlande, doch auch Süd- und Westdeutschland, ja wol auch die Schweiz und Italien in Betracht zu ziehen sein. Auf eine Einführung der erzgebirgischen Klöppelei durch Fremde weisen, wie wir sahen, verschiedene Notizen. Bald sollen Niederländer, bald Schotten aus den Niederlanden die Kunst gebracht haben.

Thatsächlich treten vor Allem während der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts dreierlei Ausländer in Annaberg auf: Schotten, Niederländer und Savoyarden.[38]) Gesprochen wird in den uns vorliegenden Acten von Niederländern und Savoyarden zuerst in dem angeblich vom 26. September 1583 stammenden Berichte des Rathes an die Regierung (s. o.), worin es heißt: „Wegen des geringen Zustandes der Stadt sei es wohl nicht ohne, Schotten Sophoier, Niederländer u. a. ausländische Händler daselbst zu dulden", und woraus wir ersehen, „wie Schotten, Niederländer und Sophoier

---

[31]) S. §§. 5 u. 6. pag. 5 u. 7. a. a. O.

[32]) Der bekannte sächs. Geschichtsforscher M. G. Ch. Kreysig wurde d. 7. October 1696 zu Dörfel bei Annaberg geboren, besuchte die Schule zu Annaberg, studirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie, wandte sich später den histor. Studien zu, verwaltete in Dresden das Amt eines Bücher- und Medaillenauctionators und starb den 13. Januar 1758. S. Neueröffnetes Historisches Curiositäten Cabinet 1758. S. 35 ff. — Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G Jöcher's allg. Gelehrten Lexico 3. Bd. Delmenhorst 1810. Sp. 876. — Seine Schriften verz. in Meusel's Lexicon VII pag. 357 flg.

[33]) S. Themel, Ober-Erzgebürgisches Journal VI. Stück. Themel war Doctor med. und Stadt-Richter, wie auch Besitzer der privil. Apotheke in Annaberg. S. Spieß, Der Gottesacker zu Annaberg. 1860. S. 245.

[34]) A. a. O. S. 364 Anm. 38.

[35]) Die Nachforschungen über sie ruhten im 19. Jahrhundert so ziemlich. In Spieß, Rückblicke auf Annabergs Vorzeit, 1855, wurde eine Arbeit über Barbara Uttmann versprochen, bedauerlicherweise aber nicht geliefert. — 1866 brachte das Archiv f. Sächs. Gesch. S. 426 ff. aus den Schätzen des Königl. Haupt-St.-Arch. verschiedene, bes. für Beurtheilung des Charakters der historischen Barbara Uttmann wichtige Notizen. — 1886 veröffentlichte E. Finck eine Schrift über Barbara Uttmann. — Ueber die Literatur s. Spieß, Gottesacker S. 128 Anm.

[36]) Weiter heißt es: Die Paul Jenischin, die solchen Bortenhandel in zwanzig Jahr getrieben und in die 600 Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen gefördert, könne nicht mehr über 15 Personen beschäftigen. Zum Dritten. Die Johann Widmanin, die auch etwa viel Jahr in die 500 Personen gefördert, könne kaum 10 noch beschäftigen 2c.

[37]) S. K. L. Woltmann, Geschichte und Politik. 1800. 3. Bd. pag. 184 u. 233.

[38]) Ueberdies sind Beziehungen zu den Händlern Siebenbürgens (S. Joh. Falke, Die Geschichte des deutschen Handels. 1. Th S. 274. Leipzig 1854) vorhanden. Von 1578 finden wir dauernd in Annaberg Michael Herbert aus Mitwisch in Siebenbürgen. Kirchenbuch — Richter, Chronik der Bergstadt Annaberg. 1. Th. S. 325. — Spieß, a. a. O. S. 191.

in Annaberg Bortten aufkaufen und hin und wieder vertragen". Gleicher Gestalt ist von Niederländern, Schotten und Savoyarden die Rede in einem an den Annaberger Rath gerichteten Gesuch von „Elliften vnd Virtelmeistern sambt einer gantzen Gemeyndte" vom 28. Juni 1585. „Schotten und Niederländer", heißt es darin, „drängten sich von Tage zu Tage und je länger, je mehr ein und schnitten den einheimischen Bürgern und Handelsleuten das Brot vom Maule ab." Man giebt zu bedenken, was Schotten und Niederländer verflossener Zeit zu Leipzig für Nutz und Frommen geschafft, und wünscht derwegen, daß weiterhin Sophoier, Schotten oder Niederländer nicht auf- und eingenommen würden. In einem an den Kurfürsten gerichteten Schreiben (Mai 1586) vier geborener Schotten[39] berichten diese, neulichst sei Niederländern und Sophoiern noch das Bürgerrecht ertheilt worden. Dem Namen nach sind uns aus den Kirchenbüchern wenige Savoyarden[40] und nur ein Niederländer[41] bekannt. Es ist aber möglich, daß unter den zahlreichen als Schotten bezeichneten Personen[42] sich Niederländer und Savoyarden befinden, gerade so, wie verschiedene Savoyarden im 9. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in den kirchlichen Trau- und Geburtsregistern als Schotten bezeichnet werden. Dieser letzte Umstand ist übrigens beachtenswerth; denn hierdurch, wie nicht minder aus verschiedenen Actenstellen gewinnt es den Anschein, daß, obwol man im 8. Jahrzehnte die drei Nationalitäten aus einander hält, der Name Schotten doch vielfach und besonders in noch früherer Zeit als Collectivbezeichnung für alle fremden Händler gebraucht worden sei.[43] Deshalb können auch die genannten Jahreszahlen nicht durchaus maßgebend sein für Angabe des ersten Auftretens der Savoyarden und Niederländer. Es ist vielmehr möglich, daß, wenn der Ausdruck Schotten im Volksmunde sie mit umfaßte, beide, wie es sich betreffs der Niederländer bei Leipzig nachweisen läßt,[44] schon in den 60er Jahren in Annaberg weilten. Das Auftreten von Schotten ist in Annaberg bereits 1557[45] nachweisbar. 1571 aber hatte sich die Zahl der ansässigen Schotten in Annaberg so vermehrt, daß der Rath bei Kurfürst August das Privileg auswirkte, fürder nicht mehr zur Aufnahme von Schotten ohne des Raths besondere Bewilligung verpflichtet zu sein.[46] Jedenfalls waren dabei die Schotten den übrigen fremden Nationen an Zahl bedeutend überlegen.

Keines dieser fremden Völker wurde durch den Bergbau herbeigelockt. Im Gegentheil erschallen reiche Klagen, daß sie nicht Bergbau trieben, ja dem Bergwerk feind seien. Die Fremdlinge sind allesammt Händler,[47] und bei keiner der fremden Nationen ist es ausgeschlossen, daß das Erzgebirge ihr die Einführung der Klöppelkunst verdankt. Die Niederländer, betreffs derer man nicht immer von der Meinung ausgehen müßte, es seien Emigranten gewesen, konnten die Kunst in der Heimath erlernt haben, ebenso die Schweizer;[48] hinsichtlich der Schotten aber, die in allen Ländern des nördlichen, mittleren und östlichen Europa bekannt, dazu in Süddeutschland in größerer Zahl ansässig waren, und betreffs derer wir wissen, daß Annaberger Schotten Töchter ihrer Landsleute aus Süddeutschland als Frau heimführten, ist es, bei dem kaufmännischen Scharfblick, der ihnen eignet, wol denkbar, daß sie die reichen Gewinn versprechende Klöppelmanufactur aus Süddeutschland oder anderer Gegend einführten. Die Acten freilich berichten nichts davon. Sie schreiben vielmehr, daß die Fremdlinge durch die erblühende Industrie erst herbeigelockt worden seien. 1586 schildert der Rath,[49] wie eine nicht geringe Anzahl Bürger viele arme Frauen und Kinder vergangener Zeit mit „wircken" und „kluppeln" hätte nähren können, und er fährt fort: „Nachdem aber hernacher die Schotten bei dieser Stadt solchen gewerb vnd geniß innen worden, so seindt sie hauffen weiß Zugelauffen." Und bereits 1583 heißt es „von Borttenhandel vnd klippelwergk", „es seien dadurch Schotten, Niederländer und Savoyarden allhier einkommen".[50] Freilich ist trotzdem der Fall sehr wohl möglich, daß die Ausländer, durch den Handel mit gewirkten Borten herbeigeführt, das Klöppeln mitbrachten und durch Verpflanzung desselben nach dem Erzgebirge den Fremdenzuzug um ein Bedeutendes steigerten. Diese Ansicht würde sich mit den angeführten Stellen nicht schwer in Einklang bringen lassen. Allein das sind Vermuthungen, und wir müssen den Aufsatz schließen, ohne eine sichere Auskunft geben zu können, wie die Kunst des Klöppelns aufgekommen. Möglich, sie ward aus der Fremde von Fremden gebracht, möglich, eine Annabergerin führte sie als Industriethätigkeit ein; das aber war alsdann nicht Barbara Uttmann. Die erste Person, von welcher wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie klöppeln ließ, ist die mehrerwähnte Paul Jenisch.

---

[39]) Es sind dies: Dauidt Däßon, Hans Küer, Alexander Messen Hans Kupper. Acta In sachen Ob die Schotten ꝛc.

[40]) Es verheirathen sich 1583 Mauricius Purgallus Donetus (a. Thone) v. Teirenteia in Sophoyen, 1585 Hans Roth aus Obstall in der Grafschaft Schauland in Sophoien, Görg Drehsal oder Tryssel von Landri, 1587 Engelhart kraminter oder Fastnacht aus dem Augsthal, 1588 Andres Siegert von St. Ilgen, 1589 Claudius Munerius von Solantz. Im Uebrigen werden als Sophoier bezeichnet Joseph Müller und Claudius Müller. Wie man sieht, werden unter Sophoiern nicht blos Söhne Savoyens, sondern auch Personen aus anderen Alpengegenden verstanden.

[41]) Erst 1595 finden wir Andreß Brand als aus Flandern stammend bezeichnet.

[42]) Wir unterlassen die Aufzählung derselben, da uns die Schotten in einem besonderen Aufsatze beschäftigen sollen.

[43]) Auf eine allgemeine Bedeutung des Wortes deutet auch die in Frisch, Teutsch-Lat. Wbch. 1741 gegebene Erklärung: Schott, ein landfahrender Krämer. — Vergl. dazu Adelung's Wbch. 1780. 4. Th. unter Schotte.

[44]) Ueber die Niederländer in Leipzig vergl. Lorenz Müller's Schreiben an Kurfürst August. Dat. Mersburgk, d. 2. Juli anno 1580. Kgl. S. H.-St.-A. Loc. 8524. Fol. IV. Bl. 204 ff. — Eine Abschrift im R.-A. zu Leipzig. M. giebt den Niederländern die Hauptschuld an dem in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts deutlich wahrnehmbaren Rückgange der Wohlhabenheit unter den alten, reichen Familien Leipzigs.

[45]) Bei der Taufe ihres außerehelichen Kindes, Sonntag nach Lätare 1558, „bekannte Anna Wolf Russin auf einen Schotten". — Mathesius spricht in seiner Berg-Postille, deren Vorrede vom Neujahrstage 1562 datirt, von dem betrügerischen Schottenhändler als von einer im Erzgebirge bekannten Persönlichkeit. S. 620.

[46]) Dasselbe dat. vom 19. October 1571. Acta In Sachen Ob die Schotten ꝛc.

[47]) In den Händen der Schotten, Niederländer und Savoyarden lag im 16. Jahrhundert ein nicht geringer Theil des deutschen Hausirhandels und des Hausirhandels der Deutschland im Osten, Südosten, Nordosten und Norden benachbarten Länder. Ueber den Hausirhandel der Savoyarden s. Joh. Falke, Geschichte des deutschen Handels, S. 274. In der Bairischen Landtsordnung von 1553, Fol. CXXXIII, heißt es, daß unter denen, „die jre pfenwerd auff dem rucken von hauß ze hauß tragen, die man Hausierer nent vnd die ir kauffmanschafft sonderlich zu den Dorffern vnd Aindden bringen, vil Sophoier" seien. — Daß die Niederländer in Deutschland hausirten, ergiebt sich u. A. aus L. Müller's angef. Schreiben (s. o.); darin heißt es, viele der jetzt mit 20 000, 50 000 Gulden, auch mit ganzen Tonnen und mehr Geldes sagenden und handelnden Niederländer hätten sich mit „sonnenkrämichen hinein geschlichen und alle ihr haab und gutt uff ihrem rüglen in einer butten hinein bracht", d. h. sie kamen als Hausirer. — 1580 verlieh Kurfürst Johann Georg von Brandenburg den Krämern zu Kyritz ihr Priwilegium, weil diese sich beschwert hatten, zahlreiche Niederländer ꝛc. hätten ihnen durch ihr „außerhalb der freyen Jarmarckte feil haben vnd hausirn die nharung entzogen" ꝛc. S. Riedel, Nov. Cod. diplom. Brandbg. Berlin 1839. Bd. 1. S. 386. — Ein solcher Händler dürfte auch der bei Richard, Licht und Schatten S. 286 genannte Niederländer gewesen sein, welchem 1574 während seiner Abwesenheit von Mannsfeld durch die Mannsfeld einnehmenden Truppen das mit reichen Vorräthen an Sammt, Seide u. a. Waaren zur Kleidung versehene Haus geplündert ward.

[48]) Die Klöppelkunst kam von Italien über die Schweiz nach Süddeutschland. Vergl. Herm. Weiß, Kostümkunde 2. Abthlg. 1872. S. 625 f. — E. Götzinger, Reallexicon der deutschen Alterthümer 1881. S. 633. — Ilg, Geschichte und Terminologie der alten Spitzen. Wien 1876. S. 30. Ilg nimmt übrigens an, das Klöppeln müsse unbedingt seit uralter Zeit als Hausindustrie in verschiedenen Theilen der Alpen heimisch gewesen sein. A. a. O. S. 29.

[49]) Bericht am Kurfürsten wegen der Schotten ꝛc. den 16. September 1586. Acta In sachen Ob die Schotten ꝛc.

[50]) Bestritten wird die Möglichkeit einer Einführung des Klöppelns durch die Schotten auch in dem Aufsatz „Von der Entstehung des Spitzenklöppelns im Sächs. Erzgeb." (Journal f. Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode. 16. Bd. 1799. Leipzig.) Doch sind die daselbst angeführten Gründe in Hinsicht auf unsere Erörterung nicht stichhaltig. (Dieselben gipfeln darin, Schotten könnten nicht vor 1605 nach Annaberg gekommen sein.) A. a. O. S. 34 ff.

Bücherbesprechungen.

□ Lic. theol. **Koffmane**, Pastor, **Abriß der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.** Erlangen, Eduard Besold. 4 ℳ. — Die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts ist neuerdings mehrfach von hervorragenden Kräften bearbeitet worden. Der geistesfrische Nestor der Kirchengeschichte, **Hase**, hat in den neuesten Auflagen seiner Kirchengeschichte mit besonderer Ausführlichkeit und mit der an ihm bekannten geistvollen Feinheit des Urtheils die neueste Kirchengeschichte behandelt und gegen frühere Auflagen wesentlich erweitert, nicht minder hat **Kurtz**, dessen kirchengeschichtliche Handbücher zu überaus beliebten Studentenbüchern geworden sind und der sehr gut den rechten Ton dafür zu treffen gewußt hat, in eingehendster Weise, den reichen Stoff mit großer Sicherheit beherrschend, die Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts dargestellt, alle ihre Bewegungen aufs Genaueste verfolgend; dazu hat **Zahn** in scharfer Einseitigkeit eine einschneidende, vielfach zutreffende Kritik der kirchlichen Zustände dieses Jahrhunderts geliefert. Zu diesen Arbeiten tritt vorliegender „Abriß" der neuesten Kirchengeschichte als Ergänzungsband zu dem Abriß der gesammten Kirchengeschichte, den der inzwischen verstorbene Professor D. **Herzog** geliefert hatte, den er aber nicht hatte zum Abschluß bringen können. Der Verf. hat sich streng auf seine Aufgabe, einen „Abriß", beschränkt und der Versuchung, zu weit ins Detail einzugehen, widerstanden; hin und wieder hätte er darauf etwas mehr eingehen können, um die allgemeinen Grundzüge, die er mit geschickter Hand in klarer Uebersichtlichkeit zeichnet, noch mehr zu illustriren. Mit weitschauendem Blick hat er die Fülle des Stoffs gesichtet, das Wesentliche mit sicherem Griff heraushebend, und den Stoff trefflich gruppirt. Wenn der Verf. betont, daß die Kirchengeschichte namentlich in diesem Jahrhundert viel mehr sei, als die Geschichte der Theologie, so hat er darin gewiß vollkommen Recht, und er hat dieses Urtheil selbst sehr wohl begründet, indem er mit scharfem Blick auf die verschiedenen Factoren geachtet, die in der Entwickelung der Kirche dieses Jahrhunderts wirksam sind; indessen hat er unseres Erachtens das Theologische stellenweise zu sehr zurücktreten lassen. Namentlich scheint uns die theologische Speculation, die in der Kirchengeschichte Deutschlands einen sehr wesentlichen Factor nach der positiven, wie nach der negativen Seite bildet, nicht genug berücksichtigt zu sein und jedenfalls mußte Schleiermacher's ausführlicher gedacht werden. Zwar ist derselbe von Herzog bereits behandelt worden, aber da dieser „Abriß" doch nicht blos als Ergänzungsband das Herzog'sche Werk abschließen, sondern auch eine selbständige Bedeutung haben soll, so konnte nicht einfach auf jene Darstellung verwiesen werden, sondern mußte schon um des Zusammenhangs Willen auf den für die ganze neueste Entwickelung der Theologie so hochbedeutsamen Theologen näher eingegangen werden. Mit Recht hat der Verf. auf die katholische Theologie, die in anderen kirchengeschichtlichen Darstellungen zu sehr zurücktritt, besondere Aufmerksamkeit verwendet. Das Urtheil des Verf. ist bei aller Schärfe maßvoll und weitherzig, die Darstellung ist ebenso klar und lichtvoll, als durch ihre Prägnanz anziehend; er hat tiefe Blicke in den inneren Gang der Kirche unseres Jahrhunderts gethan und nicht selten mit überraschend feiner Charakteristik denselben gezeichnet. Die Schrift ist in einer für jeden Gebildeten lesbaren und fesselnden Weise geschrieben.

C. H. **Das menschliche Erkennen.** Grundlinien der Erkenntnißtheorie und Metaphysik von A. **Dorner**, Doctor der Theologie und Philosophie. Berlin 1887, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung. — Diese Grundlinien sind ein immerhin weitläufig angelegtes, aber doch mit Fleiß und methodischem Scharfsinn durchgeführtes Werk. Eine eigentlich neue Auffassung und Behandlung der ganzen hierhin gehörenden Fragen wird jetzt kaum noch erwartet werden können. Die Zeit ist jetzt vorbei, wo wie für Hegel und seine Schule Erkenntnißlehre und Metaphysik einfach dasselbe zu sein schien. Die gegenwärtig herrschende Richtung aber sondert, auf den Standpunkt Kant's zurückgreifend, die Erkenntnißlehre vollständig von der Metaphysik ab. Auch dieses ist eine Einseitigkeit, die sich zuletzt in fortwährenden unendlich mühevoll und künstlich gestellten Fragen und Untersuchungen verläuft. Es geht nicht ohne irgend eine metaphysische Ansicht von der Welt in der Philosophie ab und alle eigene Selbstbetrachtung des Erkennens für sich allein bleibt zuletzt ein unfruchtbares und des eigentlichen Zieles entbehrendes Geschäft. Der Verfasser strebt mit Recht wenigstens dem Gewinn einer eigenen metaphysischen Weltansicht zu. Die ganze gegenwärtige Philosophie macht allerdings den Eindruck, als ob sie nur durch einen neuen, kühnen und entscheidenden Schritt aus dem heillosen Wirrsal der sie erfüllenden und bewegenden Fragen heraustreten könne. Man muß doch endlich einmal auf einen festen und sicheren Boden des Wissens und der Weltbetrachtung zu kommen versuchen. Es müssen wirklich neue und höhere Ziele oder Probleme des Erkennens hervortreten, ehe es mit der Philosophie und ihrem ganzen Zustand unter uns besser werden kann. Als solche müssen wir insbesondere diejenigen bezeichnen, welche in der Entwickelung und dem Verlauf des menschlichen Lebens oder der Geschichte unserem höheren wissenschaftlichen und philosophischen Denken gesteckt sind. Die Naturwissenschaft ist ein empirisches Erkenntnißgebiet für sich, welches allein dem menschlichen Geist noch keinen Anhalt und Boden für den Gewinn einer höheren idealen Weltansicht zu bieten vermag. Die metaphysischen Fragen aber, welche die Naturwissenschaft nicht lösen kann, werden auch durch alle kritische Erkenntnißtheorie nicht gefördert und genügend beantwortet werden. Der Mensch muß auch nicht zu viel fragen und zu genau wissen wollen, was Alles hinter den gegebenen Erscheinungen steht. Die ganze jetzige Formulirung der erkenntnißtheoretischen Fragen ist oft eine ungemein schwer verständliche, die sich in einem Kreise eingebildeter Annahmen und Voraussetzungen bewegt. Unser Erkennen ist bedingt durch die Welt der Sachen oder der Erscheinungen, die uns gegenübersteht. Der übertriebene Zweifel und die gesuchten Spitzfindigkeiten hierüber sind jetzt nicht mehr am Orte. Der Verfasser wägt im Allgemeinen alle einzelnen metaphysischen Weltanschauungen mit kritischer Schärfe und Gewissenhaftigkeit gegen einander ab. Sein ganzes Denken steht unserer Ansicht nach zu sehr im Banne von gewissen vorgefaßten Kategorien und rein formalen Elementen in Bezug auf die Untersuchung des Erkennens und seiner Verhältnisse. Da er zugleich Theolog ist, so strebt seine eigene Methaphysik sich den Voraussetzungen dieses Standpunktes und insbesondere dem teleologischen Gedanken in der Ordnung der Welt anzuschließen. Wir sehen in diesem Gedanken allein und in seiner kräftigen und energischen Festhaltung und Durchführung namentlich im Verlauf der Erscheinungen oder des Inhaltes der Geschichte den Ausdruck einer wahren und echten Methaphysik. Die Naturwissenschaft mag diesen Gedanken verwerfen und sich für ihre Arbeit mit der Annahme einer bloßen einfachen mechanischen Causalität in den Dingen begnügen. Die endlosen und sich fortwährend wiederholenden Untersuchungen über das Erkennen allein bringen uns nicht vorwärts in der Philosophie. Die ganze Arbeit des Verfassers verdient an sich wegen ihres Fleißes und ihrer methodischen Strenge die volle Anerkennung; nur gelingt es ihm nicht, sich über die bloßen Voruntersuchungen, über das Erkennen hinaus die Bahn zu einer neuen, höheren und scharf formulirten methaphysischen Weltansicht, die nur die Vereinigung des recht verstandenen religiösen und wissenschaftlichen Interesses in sich einschließen kann, zu brechen.

□ **Bericht über die 41. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Nürnberg.** Nebst den beiden Festpredigten von Pastor D. **Hölscher** und Oberconsistorialpräsident D. **von Stählin**. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstands des Gustav-Adolf-Vereins. — Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Nürnberg ist von besonders reichem Segen begleitet gewesen. Die große evangelische Tradition Nürnbergs hat sichtbar die ganze Versammlung in wohlthuendster Weise beherrscht und ihr eine freudig gehobene, geweihte Feststimmung gegeben, welche sowol in den vortrefflichen, sich einander harmonisch ergänzenden Festpredigten, als in den sonstigen Aussprachen und Ansprachen vollen und beredten Ausdruck gefunden hat. Die mannigfachen Erinnerungen, die sich an die evangelische Geschichte Nürnbergs knüpfen, sind in ausgiebigster Weise verwendet worden, zu Theil in etwas überschwänglicher Sprache. Die Verhandlungen geben ein höchst erfreuliches und erhebendes Bild evangelischer Einmüthigkeit auf dem Boden gemeinsamer Liebesarbeit an den bedrängten Glaubensgenossen. Die immer über die Zersplitterung der Evangelischen klagen, mögen sich bei der Lectüre dieser Verhandlungen überzeugen, daß es doch noch ein evangelisches Gemeinbewußtsein, ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit giebt. Dieses Bewußtsein genährt und gepflegt, den kirchlichen Gemeinsinn gehoben zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Gustav-Adolf-Vereins. Die merkwürdige Frische und Geistesgegenwart, wie die Gewandtheit der Rede des Präsidenten bei den Verhandlungen hat sich auch diesmal wieder bewährt; von besonderem Interesse ist eine in bestem Latein gehaltene Antwort des Präsidenten auf eine lateinische Begrüßung seiten des Gymnasiums. Der Bericht über die Thätigkeit des Vereins im letzten Vereinsjahr ist mit gewohnter Hingabe und Gründlichkeit von dem Secretär des Vereins, Lic. Dr. v. Criegern abgefaßt und die schwierige Aufgabe, das zerstreute

Material zu sammeln und die statistischen Angaben zu beleben, glücklich gelöst worden. — Daran anknüpfend gedenken wir zugleich der Gustav-Adolf-Vereins-Predigten, welche der Ebengenannte in der Buchhandlung des Vereinshauses unter dem Titel: „Den erwählten Fremdlingen hin und her" hat erscheinen lassen. Diese Predigten beanspruchen allgemeines Interesse aller Gustav-Adolf-Freunde. Sie versetzen aufs Lebhafteste in die Arbeit, die Sorgen und die Freuden des Gustav-Adolf-Vereins und schon die Namen der verschiedenen Orte in allen Gegenden Deutschlands, an welchen diese Predigten gehalten sind, geben ein lebhaftes Bild von der weitverzweigten Thätigkeit des Vereins, der sein Netz weithin über die ganze evangelische Welt ausspannt. Wie die Predigten mit ihren glücklich gewählten Texten aus der Tiefe der Schrift und der evangelischen Glaubenserfahrung schöpfen, so greifen sie auch mit voller Hand in die Geschichte der evangelischen Kirche hinein und führen mit warmen, beredten Worten die Noth der Glaubensbrüder der Gemeinde zu Gemüth, vielfach in sehr glücklicher und gewandter Benutzung der localen Beziehungen der einzelnen Gemeinde und ihrer Umgebung. Wer sich auf dem Gebiet des Gustav-Adolf-Vereins orientiren will, oder wer geschichtlichen Stoff für Gustav-Adolf-Predigt und -Bericht braucht, der findet hier eine reiche Fundgrube und Jedermann kräftige, lebensvolle Anregung für die große Sache.

Kr. Das Octoberheft der „Monatlichen Mittheilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule. Druck und Verlag von Jul. Joost, Redacteur H. Krieger in Langenberg" enthält den in der am 5. October d. J. zu Mülheim a. d. Ruhr abgehaltenen 10. Generalversammlung des Vereins zur Erhaltung ꝛc. vorgetragenen Bericht über die Thätigkeit und die Verhältnisse des Vereins. Derselbe erblickt jetzt, nachdem der Kampf gegen die Simultanschule im Wesentlichen siegreich beendet ist, seine Aufgabe darinnen: „1) nach fester innerer Verknüpfung der Kirche und Schule um so mehr zu streben, je mehr sich das äußere Band löst, das diese beiden Institutionen bisher verknüpfte, 2) mit aller Macht und allen gesetzlichen Mitteln darauf hinzuwirken, daß die Herrschaft des Staates auf dem Schulgebiete aus einer absoluten und unumschränkten in eine begrenzte bez. constitutionelle verwandelt werde". Nach einem kurzen Blicke auf die innere Arbeit des Vereins folgt eine Darlegung über die bisher eingeschlagenen zielverheißenden Wege zur Gründung einer im christlichen Geiste redigirten Lehrerzeitung. Aus dem Rechenschaftsbericht erhellt, daß der Verein dermalen 4136 Mitglieder, 77 mehr als im Vorjahr, darunter 98 aus dem Königreich Sachsen zählt und bei einer Jahreseinnahme von 5478,28 ℳ und einer Jahresausgabe von 4868,50 ℳ ein gesammtes Vereinsvermögen von 23403 ℳ 44 ₰ besitzt, dessen Nutzungen dem christlichen Schulfond, Lutherdank und Pensionsfond zufließen. — Eine Auseinandersetzung über eine Verfügung des Kreisschulinspectors Pfarrer Bornscheuer in Langerfeld, sowie die angefügten kleineren Nachrichten betreffen eng preußische bez. provinziale Angelegenheiten.

C.H. Katechismus der Philosophie. Von J. H. v. Kirchmann. Dritte durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1888. — Der sogenannte Realismus des verstorbenen Kirchmann war eine Richtung, deren wissenschaftlicher Werth wol immerhin sehr angezweifelt und bestritten werden mag, die aber doch für eine von allen systematischen Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten freie populär verständliche Darstellung des allgemeinhin Wissenswürdigen und Wichtigen in der Philosopie einen geeigneten und günstigen Boden darbot, und es darf eben zu diesem Zwecke der vorliegende Katechismus wol als ein passendes Mittel der Einführung angesehen werden, wenngleich jener Realismus selbst eine gewisse Beschränktheit in der tieferen Erfassung der eigentlichen höheren Ziele und idealen Aufgaben der Philosophie zur Folge gehabt haben mag.

△ Der juristische Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin veröffentlicht soeben in der bekannten handlichen Ausgabe der „Sammlung Deutscher Reichs- und Preußischer Gesetze, Text-Ausgaben mit Anmerkungen" a) die 14. Auflage des von Dr. Hans Rüdorff mit einer Fülle von trefflichen Anmerkungen, Präjudizen u. s. w. versehenen Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich, dem auch die Reichsgesetze über die Presse, den Markenschutz, den Personenstand, den Wucher, die Socialdemokratie, die Nahrungsmittel, die Schankgefäße, die Sprengstoffe, die Post, das Impfwesen u. s. w. angefügt sind, b) die 8. Auflage der vom Regierungsrath Berger besorgten, gleichfalls für den Handgebrauch nur zu empfehlenden Ausgabe der Reichs-Gewerbeordnung mit den neuesten Ergänzungen und den für das Reich erlassenen Ausführungsbestimmungen, c) die dritte Auflage des „Gerichtskostengesetzes und Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher nebst der Novelle vom 29. Juni 1887, sowie Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige", herausgegeben von R. Sydow, endlich d) die zum ersten Male erscheinende einer nach gleichen Grundsätzen bearbeiteten, d. h. mit erläuternden Anmerkungen und Inhaltsverzeichnisse versehenen Zusammenstellung der Gesetzgebung, betreffend das Gesundheitswesen im Deutschen Reich. Dieselbe ist zum Handgebrauche für Behörden, Aerzte, Apotheker und Gewerbetreibende bestimmt und enthält eine Sammlung der in zahlreichen Gesetzen und Verordnungen zerstreuten und zum Theil für die Interessenten schwer auffindbaren Bestimmungen, welche sich auf das Gesundheitswesen im Deutschen Reiche beziehen, also eine ähnliche Zusammenstellung, wie sie für die sächsischen Verhältnisse vom Geheimrath Dr. Reinhard und Geh. Regierungsrath v. Bosse bearbeitet worden ist. Als Herausgeber der vorliegenden Ausgabe sind genannt: Dr. jur. C. Goesch und Dr. med. J. Karsten, Kreisphysicus.

Kr. Von der im Verlag von G. Grote in Berlin erscheinenden „Allgemeinen Weltgeschichte" liegen die Lieferungen 70—79 vor. In den Lieferungen 70—73 wird die von Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Prof. in Tübingen, herrührende, mit Lief. 41 abgebrochene Erzählung der Geschichte des Mittelalters und zwar bis zum 7. Capitel des 2. Buchs vom 1. Theile des IV. Bandes weitergeführt. In lebendigen Zügen wird zunächst die Gründung germanischer Staaten im römischen Reiche und der Zusammenbruch Westroms unter dem Ansturme hunnischer und gothischer Völkerfluthen geschildert. Von wahrhaft plastischer Gestaltungskraft zeugt die auf S. 201 gegebene Charakteristik des Hunnenführers Attila, „des gewaltigen Etzel, der so breite Spuren in der deutschen Sage hinterließ, wie sonst keine andere Gestalt". Seine Hofhaltung, seine Persönlichkeit, sein inneres Wesen und sein gesammtes, theils aus planvoller Berechnung, theils aus brausender Leidenschaft entspringendes Handeln tritt uns in klarsten, knappen Strichen gezeichnet als lebensfrisches Bild vor das geistige Auge. Nach einer sittengeschichtlichen Betrachtung über die inneren Zustände des versinkenden römischen Reiches und einer Uebersicht über die auf dessen Trümmern sich aufbauenden germanischen Staaten wird der Sieg des Katholicismus über den Arianismus in seiner politischen Bedeutung gewürdigt, und endlich die Geschichte der Gründung, der Ausbreitung und des Verfalls der Reiche der Vandalen, Westgothen, Ostgothen und Burgunden in streng quellenmäßiger Weise entrollt. Die Lieferungen 74—79 bilden den Anfang des 2. Theils vom VIII. Bande, in welchem Dr. Mart. Philippson, Prof. in Brüssel, die Geschichte der „Neueren Zeit" beschreibt. Vorliegende Lieferungen erzählen die Geschichte des 30jährigen Krieges, der Regierung Richelieu's, der ersten englischen Revolution und schildern endlich die Zustände Europas um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Wie das Werk in seinem Fortschreiten die inneren Vorzüge einer quellenmäßigen, unparteiischen und volksthümlichen Geschichtsbehandlung unwandelbar bewahrt und bewährt, so bietet dasselbe auch in unversieglicher Fülle künstlerische Beilagen, durch welche das gesammte Leben der behandelten Zeiträume der Anschauung der Gegenwart vorgeführt wird. Vorliegende Lieferungen bieten 9 Doppelvollbilder, 5 Vollbilder, 3 Karten, 122 Textbilder und 8 anderweite Beilagen, meist Facsimiles von Urkunden, Handschriften und merkwürdigen Druckwerken.

γ. Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie nebst Mittheilungen über das Klima des Wolgagebietes. Von Dr. Hermann Roskoschny. Leipzig, Greßner und Schramm. — Das gründliche, auf eigenen Wahrnehmungen und den besten russischen Quellen beruhende Werk erfüllt seinen Zweck, eine in unserer Literatur noch fehlende Schilderung der Wolga zu bieten, in glücklichster Weise. Demnächst soll übrigens dem umfangreichen Werke als Ergänzung noch ein zweites über „Die Wolga als Handelsstraße" folgen.

γ. Karte vom Königreich Sachsen mit Landwehreintheilung. Dresden, Fr. Tittel Nachfolger (Kreyß und Kunath). — Die Karte ist mit Genehmigung des Kriegsministeriums herausgegeben und giebt, in elffarbigem Druck ausgeführt, den Umfang der Infanteriebrigaden, Landwehrregimenter und Bataillone durch jedesmaliges besonderes Colorit deutlich an, ferner ist der Sitz der Landwehr-Bezirkscommandos und der Landwehr-Compagnie-Stationsorte ausgezeichnet und sind die Bezirke der königlichen Amtshauptmannschaften umgrenzt. Der Preis der Karte ist 4 ℳ

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 97. Mittwoch, den 7. December. 1887.

Inhalt:

Ueber den Einfluß der Bodengestalt und der Bodenbedeckung auf die Temperaturverhältnisse im Königreich Sachsen.

Von M. Leutemann.

Das Klima eines Landes ist in der Hauptsache von der geographischen Breite, der Meeresnähe, der Meereshöhe und Bodengestalt und von der Bodenbedeckung abhängig. Handelt es sich nun darum, die verschiedenen Theile eines so kleinen Gebietes, wie es das Königreich Sachsen ist, bezüglich ihrer Temperaturverhältnisse mit einander zu vergleichen, so kann ein verschiedener Einfluß der geographischen Breite und der Meeresnähe auf die verschiedenen Landestheile von vornherein kaum erwartet werden; sollte er sich aber doch schon geltend machen, so tritt er jedenfalls gegenüber dem Einfluß der Bodengestalt und dem der Bodenbedeckung bedeutend zurück.

Die Bodengestalt des Königreichs Sachsen darf wol im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Für meteorologische Zwecke ist es vortheilhaft, das Land in vier, meist allmälig in einander übergehende, zum Theil auch scharf von einander getrennte Gebiete einzutheilen: das sächsische Tiefland mit dem Elbthal — das Oberlausitzer Gebirgsland — das sächsische Hügel- und Bergland (westlich der Elbe) — das sächsische Erzgebirge.

Im sächsischen Tiefland finden wir die meteorologischen Stationen: Leipzig, 119 m über dem Meere; Zwenkau, 134 m; Riesa, 113 m; Vorwerk Gohrisch, nordöstlich von Riesa, 99 m; Meißen, 111 m; Dresden-Altstadt, 119 m; Dresden-Neustadt, 128 m; Schandau, 130 m. Das Oberlausitzer Gebirgsland enthält die Stationen: Glauschnitz, zwischen Kamenz und Großenhain, 168 m; Bautzen, 218 m; Zittau 252 m; Hinterhermsdorf, östlich von Schandau an der böhmischen Grenze, 376 m. Zum sächsischen Hügel- und Bergland (westlich der Elbe) mögen folgende Stationen gerechnet werden: Hubertusburg, 185 m; Döbeln, 191 m; Plauen im Voigtland, 367 m; Niederpfannenstiel bei Aue, 359 m; Zwickau, 280 m; Chemnitz, 311 m; Frankenberg, 300 m; Freiberg, 407 m; Grüllenburg, zwischen Freiberg und Tharand, 388 m; Tharand, 221 m; Königstein, 359 m. Das vierte Gebiet endlich, das Erzgebirge und obere Voigtland, enthält die Stationen: Elster, 500 m; Georgengrün, zwischen Falkenstein und Eibenstock, 718 m; Oberwiesenthal, 927 m; Annaberg, 607 m; Reitzenhain, 778 m; Rehefeld bei Altenberg, 689 m.

Was die Bodenbedeckung Sachsens betrifft, so ist die Vertheilung des Waldes keine gleichmäßige. Es finden sich drei größere, gänzlich waldfreie Gebiete, wovon das westlichste allerdings nur zum Theil dem Königreich Sachsen selbst, zum größeren Theil dagegen der Provinz Sachsen und dem Herzogthum Sachsen-Altenburg angehört. Dieser waldlose Landstrich verläuft in der Längsrichtung von Nordwest nach Südost; seine Nordostgrenze wird von den Leipziger Waldungen der Elsteraue und von den kleineren Waldungen bei Lucka, Frohburg, Rohren und Altenburg gebildet; südöstlich reicht unser Gebiet bis Glauchau, während es im Südwesten in der Linie Crimmitschau-Zeitz-Weißenfels durch kleine zerstreute Wäldchen unterbrochen, in der Richtung Werdau-Gera-Eisenberg durch große zusammenhängende Waldbestände begrenzt wird. Der zweite waldfreie Landstrich verläuft ebenfalls in seiner Längsrichtung von Nordwest nach Südost; er lehnt sich im Osten an das Elbthal zwischen Pirna und Riesa an, grenzt im Norden an den Hubertusburger Forst, reicht westlich bei Nerchau bis an die Mulde und wird südwestlich in der Linie Grimma-Leisnig-Döbeln-Nossen-Tharand durch bald kleinere, bald größere Wälder begrenzt. Ein drittes kleineres waldloses Gebiet ist die Umgebung von Bautzen in einem Umkreis von ein bis zwei Meilen. Die beschriebenen schattenlosen Landschaften zeichnen sich sämmtlich durch ihre hohe Fruchtbarkeit aus, die sie ihrer geologischen Natur verdanken: es sind die Lößgebiete Sachsens. Dank dieser hohen Fruchtbarkeit sind sie ausschließlich der Landwirthschaft und nicht der Forstwirthschaft dienstbar gemacht. Der größte Theil des übrigen Landes ist ziemlich gleichmäßig von zerstreuten kleineren, vielfach den Flußthälern folgenden Wäldern bedeckt. Von größerer Ausdehnung sind nur die Forsten von Colditz und Naunhof, von Hubertusburg, Dahlen; der Zeithainer Wald nördlich von Riesa; der Tharander Forst zwischen Tharand und Freiberg; die Dresdener Heide, an die sich nordwestlich der Friedewald und der Thiergarten anschließt; nordöstlich davon die Radeburger und Laußnitzer Heide, die durch kleinere Wälder in nordöstlicher Richtung mit den ausgedehnten preußischen Waldungen in den Niederungen der Schwarzen Elster und der Spree zusammenhängen. Das eigentliche Waldgebiet Sachsens ist endlich das Gebirge. Fast das ganze Erzgebirge, soweit es sich über 600 m erhebt, und ein großer Theil des Voigtlandes ist mit nur hie und da unterbrochenen, sonst überall zusammenhängenden Nadelwaldungen bedeckt, und auch die Forsten des Elbsandsteingebirges stellen einen ganz stattlichen Waldbestand dar. Von den meteorologischen Stationen Sachsens liegt ein Theil inmitten oder in der Nähe großer Waldungen; dazu gehören: Hubertusburg, Gohrisch, Glauschnitz, Grüllenburg, Tharand, Hinterhermsdorf, Elster, Georgengrün, Oberwiesenthal, Reitzenhain, Rehefeld; dagegen zeichnen sich die Stationen Döbeln, Riesa, Freiberg, Bautzen, Zittau durch auffallende Waldarmuth der Umgebung aus.

Aus den bis jetzt zusammengestellten meteorologischen Beobachtungen*) ergiebt sich für Sachsen eine mittlere Jahrestemperatur von 7,36° C. Man erhält diese Zahl, wenn man zunächst aus dem täglichen Temperaturgang eines Ortes das Tagesmittel bestimmt, wenn man dann aus den Tagesmitteln die Monatsmittel und das Jahresmittel berechnet und schließlich aus den Jahresmitteln aller Stationen das Jahresmittel des ganzen Landes ableitet. Es sind nämlich nur wenige Stationen, deren Jahresmittel mit dem Landesmittel nahezu übereinstimmt; es sind die Stationen, die in einer Meereshöhe von ungefähr 350 m liegen, wie z. B. Königstein, das in einer Höhe von 359 m eine mittlere Jahrestemperatur von 7,40° C. aufweist; auch die Temperaturen

*) Ergebnisse der Temperaturbeobachtungen an 34 Stationen Sachsens von 1865—1884 und in Leipzig von 1830—1884. Von H. Hoppe.

von Niederpfannenstiel, Plauen i. V. und Hinterhermsdorf weichen nicht viel vom Landesmittel ab; alle tiefer als 350 m gelegenen Orte haben ein höheres Jahresmittel; Riesa z. B. liegt 113 m hoch und ist durchschnittlich 9,07° C. warm, und zwar sinkt hier die Temperatur im Januar kaum unter 0°, steigt aber im Juli durchschnittlich bis 19,22° C.; Bautzen in der Höhe von 218 m hat ein Jahresmittel von 8,11° C. Andrerseits sind die höher als 350 m gelegenen Stationen kälter als das Landesmittel von 7,36° C. So finden wir bei Elster, 500 m hoch gelegen, das Jahresmittel von 6,15°, Georgengrün in 718 m Meereshöhe hat im Mittel 5,53°, und Oberwiesenthal, die höchste meteorologische Station Sachsens, nämlich 927 m über dem Meere, besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 4,51° C.

Diese wenigen Zahlen lassen schon das bekannte Gesetz erkennen, daß die mittlere Jahrestemperatur mit der Meereshöhe abnimmt. Da nun der Unterschied zwischen der tiefsten und der höchsten Station rund 800 m und der Jahresmittelunterschied ungefähr 4½° C. beträgt, so ergiebt sich daraus sehr einfach, daß die Temperaturabnahme auf je 100 m Erhebung etwas mehr als ½° C. (genau 0,554°) ausmacht, d. h. man muß um etwa 200 m höher ins Gebirge hinaufsteigen, um eine um 1° niedrigere Temperatur zu finden. Sommer und Winter zeigen bezüglich dieser Temperaturabnahme mit der Höhe nur wenig Verschiedenheit, doch ist der Temperaturunterschied zwischen Ebene und Gebirge im Winter nicht ganz so groß wie im Sommer, so daß also die Temperaturabnahme mit der Höhe im Winter weniger beträchtlich als im Sommer ist. Im Allgemeinen jedoch ist die jährliche Aenderung der Temperatur im ganzen Lande eine übereinstimmende: das Thermometer erreicht überall im Januar seinen niedrigsten, im Juli seinen höchsten Stand, und der Unterschied zwischen der Januar- und Julitemperatur beträgt überall zwischen 17 und 19° C.

Sehr einfach ergiebt sich die Beziehung zwischen der jeweilig herrschenden Temperatur der verschieden hohen Landestheile aus folgender Betrachtung: Bekanntlich nimmt die Temperatur der Luft, wenn wir uns, etwa in einem Luftballon, senkrecht erheben, mit der Höhe ziemlich schnell ab, so daß wir selbst im wärmsten Monat, im Juli, bald in eine Luftschicht kommen, wo das Thermometer nur noch 0° zeigt. Im Juli liegt diese Schicht für Sachsen in einer Höhe von rund 3300 m über dem Meere, d. h. es herrscht über dem Lande Sachsen in einer Meereshöhe von etwa 3300 m eine Temperatur von nur 0°. Mag dieses Gebiet den Namen Nullfläche führen. Im August, der schon etwas kälter als der Juli ist, braucht man nur ungefähr in eine Höhe von 3050 m zu steigen, um in die Zone von 0° zu kommen: die Nullfläche hat sich um 250 m gesenkt. Von August bis September senkt sie sich um weitere 250 m, sie schwebt also jetzt in einer Höhe von rund 2800 m über dem Meere. Von September bis October findet nun ein sehr plötzliches Fallen der Temperatur statt, die Nullfläche sinkt um ungefähr 1050 m, so daß sie jetzt nur noch 1750 m hoch liegt. Fast ebenso schnell fällt sie bis zum November, nämlich um 950 m, also bis herab zur Höhe von 800 m. Jetzt ragen schon alle Theile des Erzgebirges, die sich über 800 m erheben, in das Bereich der Nullfläche, d. h. es herrscht hier schon im November im Mittel eine Temperatur von 0° und darunter, während die übrigen Theile des Landes noch vom Frost verschont bleiben sollten. Im December sinkt die Nullfläche um weitere 620 m, also bis zu 180 m herab; jetzt hat nur noch das Tiefland unter 180 m Meereshöhe eine durchschnittliche Temperatur von über 0° zu erwarten, während im ganzen übrigen Sachsen Schnee und Eis zu finden sind. Im Januar endlich sinkt die Nullfläche bis zur Meereshöhe von 90 m herab: da kein Punkt in Sachsen so tief liegt, herrscht jetzt im ganzen Lande Frost. Doch nicht lange bleibt die Herrschaft des Winters unbestritten, schon im Februar hebt sich die Nullfläche wieder um rund 210 m, also bis zur Meereshöhe von 300 m, und alle Landestheile, die tiefer als 300 m, d. h. tiefer als z. B. Chemnitz, liegen, haben bereits wieder im Mittel über 0° zu erwarten. Im März steigt die Temperatur schon schneller, die Nullfläche hebt sich um 300 m bis in die Höhe von 600 m und nur das obere Erzgebirge, von der Höhe Annabergs an, hat im März noch durchschnittliche Temperaturen unter 0° zu erwarten. Vom April an aber erhebt sich die Nullfläche, das Frostgebiet, in Höhen, in welche kein Theil Sachsens mehr hineinragt; sie schwebt im April in der Höhe von 1450 m, im Mai 2180 m, im Juni 2750 m und im Juli wieder 3300 m über dem Meere.

Das Gesetz, daß die Temperatur in Sachsen auf 100 m Erhebung um 0,554° C. abnimmt, kann dazu dienen, für jeden Ort die seiner Meereshöhe entsprechende Jahrestemperatur zu berechnen; das berechnete Jahresmittel sollte alsdann mit dem beobachteten übereinstimmen, wie es beispielsweise bei Bautzen, dessen Jahresmittel 8,11° C. beträgt, auch der Fall ist. Bei den meisten Stationen stellt sich dagegen eine größere oder geringere Abweichung der beobachteten Jahrestemperatur von der berechneten heraus. Diese Abweichungen erklären sich daraus, daß außer der Meereshöhe noch andere Ursachen auf die mittlere Jahrestemperatur von Einfluß sind. Wenden wir uns deshalb jetzt den örtlichen Einflüssen der Bodengestalt und der Bodenbedeckung auf die Temperaturverhältnisse zu.

Nur wenige der meteorologischen Stationen Sachsens besitzen eine mittlere Jahrestemperatur, die mit der aus ihrer Meereshöhe berechneten nahezu übereinstimmt. Es sind die Stationen Zwenkau, Döbeln, Bautzen und Plauen i. V. Hier sind entweder keine localen Ursachen, welche das Jahresmittel beeinflussen könnten, vorhanden oder es sind deren mehrere, die einander entgegenwirken und sich aufheben. Die übrigen Stationen haben theils zu warmes, theils zu kaltes Jahresmittel, dabei ist aber zu berücksichtigen, daß nicht immer während des ganzen Jahres die Temperatur in gleichem Sinne von der berechneten abweicht. Festung Königstein z. B. ist im Jahre um nur 0,08° C. zu warm, zieht man aber die einzelnen Monate in Betracht, so ergiebt sich, daß die Wintermonate November bis Februar ungefähr um ⅓° zu kalt sind, das übrige Jahr dagegen um ⅓—½° zu warm ist. Niederpfannenstiel bei Aue zeigt gerade das umgekehrte Verhältniß: November bis Februar sind hier um ⅓—½° zu warm, die Sommermonate um ½—¾° zu kalt, das Jahresmittel ist noch um 0,16° zu kalt. Wir erkennen hierin offenbar den Einfluß des Waldes, da Niederpfannenstiel zu den früher erwähnten Waldstationen gehört, und zwar ergiebt sich der Einfluß des Waldes aus diesem Beispiel als ein doppelter: der Wald wirkt im Allgemeinen abkühlend auf das Klima, im Besonderen aber ausgleichend, denn den zu kühlen Sommern entsprechen zu milde Winter. Bei Königstein fällt diese Wirkung des Waldes vollständig hinweg, daher das umgekehrte Verhalten, wie es auf Hochebenen gefunden wird. Daß im Sommer der Wald kühlend wirkt, hat Jeder schon selbst oft genug beobachtet, als daß es nöthig wäre, näher darauf einzugehen; der vom Laub gespendete Schatten und die von den Blättern ausgehauchte Feuchtigkeit, sowie die wasserhaltende Kraft des Waldbodens erklären diese Erscheinung zur Genüge. Daß der Wald im Winter gegen die Kälte schützt, ist im Herbst zur Zeit der ersten Nachtfröste oft sehr gut zu beobachten: während die Wiesen am Morgen mit Reif überzogen sind, vermissen wir diesen häufig im Walde, denn theils ist den kalten Winden das Eindringen in den Wald auch im Winter bedeutend erschwert, theils bietet auch im Winter das Gezweig der Bäume, insbesondere der Nadelbäume, einen werthvollen Schutz gegen Wärmeverlust durch Ausstrahlung. Aus genau denselben Gründen wird aber auch im Frühjahr die Erwärmung der Luft im Walde langsamer vor sich gehen als außerhalb desselben, so daß mitunter an geschützten Stellen im Wald noch Schnee angetroffen wird, wenn die Wiesen schon in üppigem Grün prangen.

Der abkühlende und ausgleichende Einfluß des Waldes ist weiterhin bei den folgenden Stationen zu verspüren: Station Gohrisch zeigt im Jahre eine um 0,48° zu kalte Temperatur. Hubertusburg ist 0,35° zu kalt, doch kommt diese zu niedrige Jahrestemperatur mehr auf Rechnung der Sommermonate, die meist ½° zu kalt sind, als auf die der Wintermonate, die nur ¼° zu kalt sind; Tharand verhält sich genau wie Niederpfannenstiel: es ist im Sommer bis ½° zu kalt, im Winter ein wenig zu warm, durchschnittlich aber doch um 0,20° zu kalt. Grüllenburg, mitten im Wald gelegen, ist gleichfalls zu kalt, und zwar im Jahre um 0,47°, doch ist der absolut kälteste Monat, der Januar, hier der relativ wärmste, er ist nämlich von normaler Kälte, während vom März bis October die Temperatur um ½—¾° zu niedrig ist. Zu den Forststationen wurden auch Hinterhermsdorf, Elster, Rehefeld, Reitzenhain und Oberwiesenthal gerechnet. Die vier ersten davon verhalten sich unter einander ganz gleich, sie haben das ganze Jahr hindurch, auch im Winter, eine viel zu niedrige Temperatur, nämlich Hinterhermsdorf 0,65°, Elster 0,40°, Rehefeld 1,03° und Reitzenhain 0,53° zu wenig. Daß der Sommer bei diesen ausgesprochenen Waldstationen zu kühl ist (Rehefeld, das Jagdschloß des Königs Albert, zeigt im Sommer bis 1,19° zu wenig), kann nicht auffallen: für die ungewöhnliche Kälte des Winters liegt die Erklärung in der Bodengestalt der Umgebungen.

Hinterhermsdorf, Elster und Rehefeld liegen in Thalkesseln, die von ziemlich hoch ansteigenden Bergen umgeben sind; kühlt sich nun die Luft auf den Bergen, besonders in der Nacht, durch Ausstrahlung von Wärme in den Weltenraum ab, so wird diese kalte Luft, weil sie schwerer ist als die wärmere Luft im Thal, an den Abhängen der Berge hinabgleiten und sich im Thal ansammeln, während die wärmere Luft des Thales in die Höhe steigt; ist nun, wie besonders bei Rehefeld, das Abfließen der kühleren Luft aus dem Thalkessel durch die unterhalb des Kessels wieder eintretende Verengung des Thales erschwert, so muß das Ansammeln der kalten Luft für die Jahrestemperatur des Ortes von um so größerem Einfluß sein. Reitzenhain ist zwar nicht in einem Thalkessel gelegen, aber das Gelände ist dort so wenig geneigt, daß das Abfließen der kalten Luft nur sehr langsam von Statten gehen kann. Anders ist es bei Oberwiesenthal: dieses, „am Ostabhange des Fichtelberges, etwas oberhalb einer Thalsohle gelegen, bietet den vom Berge herabsinkenden kalten Luftmassen bei ruhigem Frostwetter kein Hinderniß; sie sinken weiter hinab, die tieferen Senkungen des Gebirges stark abkühlend, während über diese kalten schweren Luftmassen sich wärmere Luft lagert und den Höhen relativ größere Wärme zuführt. — Im Sommer dürfte das steilere Einfallen der Sonnenstrahlen an der Berglehne Oberwiesenthals die Temperatur daselbst über das Normale steigern, welchen Vortheil die Lage Reitzenhains nicht bietet." So kommt es, daß Oberwiesenthal einen durchschnittlichen Wärmeüberschuß von 0,33° aufweist.

Zu den Stationen, die zu hohe Jahrestemperatur zeigen, gehören auch alle im Elbthal gelegenen: Riesa, Meißen, Dresden, Schandau. Das Elbthal hat eine sehr vortheilhafte geschützte Lage, denn es wird im Nordosten von Höhenzügen eingefaßt, die es vor den rauhen Nord- und Ostwinden schützen; auch dürfte das aus dem warmen Böhmen kommende Elbwasser durch Wärmeabgabe an die Luft zur Erhöhung der Jahrestemperatur beitragen. Dank diesen günstigen klimatischen Verhältnissen gedeiht im Elbthal der Weinstock. Zu hohe Werthe haben weiterhin die Jahrestemperaturen von Zittau (+ 0,18), Zwickau (+ 0,19), Chemnitz (+ 0,57), Freiberg (+ 0,35) und Annaberg (+ 0,64°); hierin dürfte der erwärmende Einfluß der zahlreichen vom Menschen geschaffenen Wärmequellen, wie sie sich in größeren Städten, besonders den industriereichen, finden, zu erkennen sein. Auffallender Weise ist bei Leipzig ein solcher Einfluß nicht zu verspüren, er scheint durch die abkühlende Wirkung des Laubwaldes und des Wasserreichthums der Umgebung reichlich aufgehoben zu werden, denn Leipzig ist 0,17° zu kalt.

Was im Obigen über die Temperaturverhältnisse des Königreichs Sachsen gesagt wurde, bezieht sich ausschließlich auf die Durchschnittswerthe, wie sie sich aus zwanzigjährigen Beobachtungen von 1865 bis 1884 ergeben haben. Es braucht wol kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß die geschilderten durchschnittlichen Verhältnisse in keinem Jahre ganz genau verwirklicht sind, sondern daß stets gewisse Abweichungen von dem Mittel zu beobachten sein werden, die, wie die Erfahrung gezeigt hat, in ganz Sachsen stets nach der gleichen Richtung stattzufinden pflegen.

Untersucht man den Grad der Temperaturabweichungen vom Mittel, so kann man zunächst für jeden Ort den durchschnittlichen Betrag der Abweichung vom Mittel bestimmen, man erhält so die sogenannte mittlere Veränderlichkeit der Temperatur an jenem Orte; man kann aber auch die in der zu Grunde gelegten Zeit beobachteten größten Abweichungen vom Mittel berücksichtigen und kommt zu dem Begriff der absoluten Veränderlichkeit, worunter der Unterschied zwischen der höchsten und der niedrigsten beobachteten Temperatur zu verstehen ist.

Mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur sind nicht im ganzen Lande und zu jeder Zeit dieselben, sondern beide sind, in ungefähr gleichem Grade, von der Jahreszeit und der Meereshöhe abhängig. Ueberall ist die Veränderlichkeit im Winter am größten. Es beträgt z. B. für Leipzig die Veränderlichkeit des Februar 2,51°, d. h. die Februartemperatur weicht durchschnittlich um 2,51° von der normalen ab; die absolute Veränderlichkeit ist dagegen 11,2°, denn der wärmste Februar war 4,6° zu warm, der kälteste 6,6° zu kalt. Im Frühjahr nimmt die Veränderlichkeit mit einigen Schwankungen ab, im Juli erreicht sie ihren geringsten Werth, sie ist nämlich dann im Mittel nur 0,98°; auch die absoluten Abweichungen sind viel geringer, denn der wärmste Juli war nur 2,3° zu warm, der kälteste nur 2,4° zu kalt. Im Herbst nimmt alsdann die Veränderlichkeit der Temperatur wieder zu. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Winter bezüglich der Temperatur viel unzuverlässiger sind als die Sommer. Im Gebirge ist der Unterschied zwischen der Veränderlichkeit des Winters und der des Sommers nicht so bedeutend wie in der Ebene. Im Vergleich mit der Ebene sind die Winter im Gebirge weniger veränderlich, Frühjahr und Herbst etwa ebenso, die Sommer dagegen zeigen größere Veränderlichkeit als im Tiefland. In Oberwiesenthal zum Beispiel beträgt die mittlere Veränderlichkeit des Februar 1,94°, während allerdings der wärmste Februar um 4,6° zu warm, der kälteste um 6° zu kalt war; der Juli weicht hier im Mittel 1,35° von der Normaltemperatur ab, und der wärmste Juli war 2,8° zu warm, der kälteste 3,3° zu kalt. Immerhin lassen auch diese Zahlen erkennen, daß, wie schon oben erwähnt, die Veränderlichkeit der Sommer geringer ist als die der Winter, nur ist der Unterschied zwischen Sommer- und Winterveränderlichkeit im Gebirge nicht so groß wie in der Ebene.

Größere Verschiedenheiten als die Vertheilung der Temperatur zeigt die örtliche und zeitliche Vertheilung der Niederschläge in Sachsen. Die jährliche Regenmenge beträgt im Landesdurchschnitt 687 mm.*) Die einzelnen Stationen weichen davon ziemlich stark ab, z. B. hatte Riesa, in der Höhe von 113 m über dem Meere, nur 412 mm; Zwenkau, 134 m hoch, verzeichnet 550 mm; Tharand, in 221 m Höhe, zeigt 679 mm; Chemnitz, 311 m hoch gelegen, 726 mm; Freiberg, 407 m hoch, 650 mm; Annaberg, in der Höhe von 607 m, zeigt 756 mm; Reitzenhain, 778 m über dem Meere, 835 mm und Oberwiesenthal verzeichnet in einer Meereshöhe von 927 m im Mittel 995 mm, also fast ein Meter jährliche Niederschläge. Man erkennt aus den angeführten Zahlen, daß mit zunehmender Meereshöhe die Menge der jährlichen Niederschläge im Allgemeinen zunimmt; doch ersieht man andrerseits, daß diese Zunahme durchaus nicht mit einer solchen Regelmäßigkeit stattfindet, wie die früher besprochene Abnahme der Temperatur mit der Höhe; sieht man von besonders auffallenden Abweichungen von dem angeführten Gesetz, die später näher besprochen werden sollen, zunächst ab und faßt zu diesem Zwecke die meteorologischen Stationen gruppenweise nach der Meereshöhe zusammen, so erhält man für die Stationen in der Höhe von

100 bis 200 m	. .	571 mm Niederschläge
200 bis 300 m	. .	626 mm „
300 bis 400 m	. .	718 mm „
400 bis 550 m	. .	727 mm „
550 bis 700 m	. .	857 mm „
700 bis 1000 m	. .	937 mm „

Es lehren diese Zahlen zwar eine stetige Zunahme der Niederschläge mit der Meereshöhe, doch läßt sich eine Gesetzmäßigkeit nur insofern erkennen, als die Zunahme bis zur Höhe von etwa 550 m eine ziemlich langsame, in den höheren Gebieten dagegen eine wesentlich schnellere ist.

Um die Frage nach der Ursache des regenvermehrenden Einflusses des Gebirges zu beantworten, sei an die Entstehung der Niederschläge überhaupt erinnert. Die Luft vermag bekanntlich bei jeder Temperatur eine entsprechende Menge Wasserdampf aufzunehmen, warme Luft mehr als kalte. Kühlt man daher warme Luft, auch wenn sie nicht mit Wasserdampf gesättigt ist, ab, so wird sie der Sättigung immer näher kommen, bis schließlich bei einer bestimmten niederen Temperatur die in der Luft enthaltene Menge Wasserdampf sie gerade sättigt. Noch weitere Abkühlung bewirkt stets Ausscheidung von flüssigem Wasser. Die Temperatur, bei welcher die Ausscheidung von Wasser beginnt, ist der Thaupunkt. Alle atmosphärischen Niederschläge sind auf Abkühlung der Luft unter ihren Thaupunkt zurückzuführen. Eine Abkühlung der Luft findet schon in jeder Nacht statt; sie erreicht kurz vor Sonnenaufgang ihren höchsten Grad; bei klarem Himmel, der die Wärmeausstrahlung der Erde nicht hindert, kann die nächtliche Abkühlung der Luft leicht bis unter den Thaupunkt gehen; es scheidet sich dann Feuchtigkeit in Form von Nebel, Thau oder Reif aus. Eine andere Ursache der Niederschläge sind die Winde. Da, wie schon bei Besprechung der Temperaturverhältnisse erwähnt wurde, die Luft in größerer Höhe in der Regel kälter ist als in geringeren Höhen, und da außerdem die höheren Luftschichten stets lebhafter bewegt sind als die tieferen, so wird es sich häufig ereignen, daß kältere und wärmere Luftströme mit einander in Berührung kommen; die Folge muß sein, daß der kältere Strom etwas erwärmt, der wärmere dagegen abgekühlt wird. War der wärmere Strom reich mit Wasserdampf beladen, so kann die Abkühlung

*) Nach Oscar Birkner, Die Niederschlagsverhältnisse des Königreiches Sachsen.

leicht bis unter den Thaupunkt stattfinden, so daß Wasser ausgeschieden wird, also Niederschläge entstehen.

Nach diesen Bemerkungen ist es nunmehr möglich, den regenvermehrenden Einfluß des Gebirges zu erklären; er muß sich auf eine stark abkühlende Wirkung zurückführen lassen. Denken wir uns einen von Nord oder Nordwest kommenden feuchten Luftstrom nach Sachsen eintreten, so wird er zunächst ungehindert über das Tiefland hinwegstreichen. Bei der Annäherung an das Gebirge erfährt der Luftstrom eine Hemmung, er wird infolge dessen zum Theil seitlich ausweichen, also seine Richtung ändern, zum Theil am Gebirgsabhang in die Höhe steigen. Das Emporsteigen erfordert nun aber einen gewissen Kraftaufwand, es ist eine bestimmte Arbeit zu leisten, und zu dieser Arbeitsleistung wird der Luft Wärme entzogen. Außerdem muß sich der Luftstrom, da mit der Höhe die Luft immer dünner wird, ausdehnen; auch diese Ausdehnung ist eine Arbeitsleistung, die mit Wärmeverbrauch, also mit Abkühlung der Luft verbunden ist. Infolge dieser beiden abkühlenden Ursachen kann es nicht ausbleiben, daß die Luft häufig bis unter den Thaupunkt abgekühlt wird, wodurch dem Gebirge reichliche Niederschläge zu Theil werden müssen, die sich mit zunehmender Höhe noch vermehren werden, da natürlich die angeführten Ursachen dann um so stärker wirken. Ist der Luftstrom auf dem Kamm des Erzgebirges angelangt, so wird er an dem böhmischen Absturz hinabzusinken beginnen. War mit dem Emporsteigen Abkühlung verbunden, so muß beim Hinabsinken aus den umgekehrten Ursachen Erwärmung der Luft eintreten; da nun außerdem die Luft den größten Theil ihrer Feuchtigkeit auf der Nordseite des Erzgebirges hatte fallen lassen, so wird sie jetzt nicht nur als warmer, sondern auch zugleich als trockner Wind nach Böhmen hinabsinken. So erklärt sich die bekannte schützende Wirkung von Gebirgszügen gegen kalte Winde. Trifft umgekehrt der Wind von der böhmischen Seite auf das Erzgebirge, so wird er auf der Südseite des Gebirges seine Feuchtigkeit verlieren und auf der sächsischen Seite als trockner, warmer Wind, ein schwaches Abbild des Föhn, hinabsinken. Im Allgemeinen sind nun die von West, Nordwest und Nord, also von der sächsischen Seite kommenden Winde, da sie noch kurz vorher über das Meer strichen, viel feuchter als die von der böhmischen Seite das Erzgebirge treffenden Süd-, Südost- und Ostwinde, die schon große Strecken Landes überstrichen und daher viel Feuchtigkeit verloren haben. Daher erklärt es sich, daß der Nordabhang des Erzgebirges viel wasserreicher als der Südabhang ist.

Das Gesetz von der Zunahme der Niederschlagshöhe mit der Meereshöhe erleidet in Sachsen mancherlei Ausnahmen, die auf die Einflüsse der Bodengestalt und Bodenbedeckung zurückzuführen sind. Besonders auffallend sind die folgenden Zahlen: Glauschnitz, in 198 m Meereshöhe, besitzt 694 mm Niederschläge, während das fast gleich hoch gelegene Döbeln, nämlich 191 m, nur 597 mm verzeichnet; noch größer ist der Gegensatz zwischen Tharand, das in 221 m Meereshöhe 679 mm Niederschläge aufweist, und Bautzen, das bei 218 m nur 589 mm Regen verzeichnet. Niederpfannenstiel, 359 m hoch gelegen, hatte durchschnittlich 797 mm Niederschläge, Hinterhermsdorf, 376 m hoch, sogar 889 mm, während Plauen, in einer Meereshöhe von 367 m, nur 517 mm Regen empfing. Eine ebenfalls sehr geringe Regenmenge zeigt die andere voigtländische Station, Elster, die in der Höhe von 500 m nur 650 mm Niederschläge aufweist, ebensoviel wie das um fast 100 m tiefer liegende Freiberg. Die auffallend großen Niederschlagsmengen der Stationen Glauschnitz, Tharand, Niederpfannenstiel und Hinterhermsdorf sind offenbar auf den Waldreichthum der Umgebungen dieser Stationen zurückzuführen: die durch den Wald bewirkte stärkere Abkühlung der Luft giebt zu reichlicheren Ausscheidungen von Wasser Veranlassung. Umgekehrt dürfte die Waldarmuth der Umgebungen von Döbeln und von Bautzen an der geringen Niederschlagshöhe dieser Stationen schuld sein. Anders verhält es sich mit der geringen Niederschlagsmenge des Voigtlandes, bezw. der Stationen Plauen und Elster. Hier liegt die Ursache in der Bodengestalt. Beide Stationen sind im Westen, Plauen auch im Nordwesten, also gerade in der Richtung, aus welcher die meisten feuchten Winde kommen, von Höhenzügen eingefaßt, und es werden deshalb die Winde, wie bei Ueberschreitung eines jeden Gebirges, wärmer und trockner in die Elsterniederung hinabsinken, als sie auf der Westseite jener Höhen emporstiegen. Außerdem haben die ins Voigtland eintretenden Westwinde kurz vorher den Thüringer- und Frankenwald überschritten und dort viel Feuchtigkeit abgegeben, so daß nothwendigerweise das ganze Voigtland verhältnißmäßig regenarm sein muß.

Wenden wir uns nunmehr der zeitlichen Vertheilung der Niederschläge im Jahr zu. Der an Niederschlägen ärmste Monat ist der Januar; er bringt z. B. für Leipzig nur 31,6 mm, für Chemnitz 37,5 mm, für Oberwiesenthal 65,2 mm Regen und geschmolzenen Schnee. Im Februar und besonders im März fällt schon mehr Regen, im April dagegen wieder etwas weniger als im März. Im Mai und Juni nimmt die Regenmenge bedeutend zu. Leipzig hat im Juni durchschnittlich 72,6 mm, Chemnitz 89,2 mm, Oberwiesenthal 111,3 mm Regen zu erwarten. Im größten Theil des Landes ist der Juni der regenreichste Monat; nur für die am tiefsten gelegenen Stationen, z. B. Riesa, Leipzig, Zwenkau, Bautzen, Zittau bringt der Juli in der Regel noch etwas mehr Regen. Es gilt im Allgemeinen das Gesetz, daß mit zunehmender Meereshöhe die größte Regenmenge sich immer mehr vom Juni auf den Juli verschiebt. Bis zum September findet alsdann im ganzen Lande eine stetige Abnahme der Regenmenge statt; bis zum December bleibt sie ziemlich gleich und erreicht im Januar wieder ihren niedrigsten Werth. Bestimmt man den Unterschied zwischen den Niederschlagsmengen des regenreichsten und des regenärmsten Monats, so ergiebt sich für das Land der Mittelwerth 50,4 mm oder 7,3 % der Jahressumme; für die einzelnen Stationen ergeben sich dagegen zum Theil sehr abweichende Zahlen; während in Leipzig der regenreichste Monat den trockensten um 6,9 % der jährlichen Regensumme, in Chemnitz um 7,1 % übertrifft, diese beiden Stationen also dem Landesmittel ziemlich nahe kommen, ergiebt sich, daß dieser Unterschied in Freiberg 8,1 %, in Bautzen 8,6 % und in Döbeln 9,1 % der jährlichen Niederschlagsmenge beträgt; andrerseits zeigen die Stationen Glauschnitz mit 5,8 %, Hinterhermsdorf mit 4,3 % und Oberwiesenthal mit 4,6 % einen verhältnißmäßig geringen Unterschied zwischen der Niederschlagsmenge des feuchtesten und des trockensten Monats. Da Freiberg, Bautzen, Döbeln waldarme, Glauschnitz, Hinterhermsdorf und Oberwiesenthal waldreiche Stationen sind, so dürfte in den angeführten Zahlen die ausgleichende Wirkung des Waldes zu erkennen sein. Waldreichthum vermehrt nicht nur die Niederschläge überhaupt, sondern mildert auch den Gegensatz zwischen trocknen und nassen Jahreszeiten. Bei der oben gegebenen Vertheilung der Niederschläge im Jahre fällt es auf, daß der kälteste Monat zugleich der trockenste ist, und daß die wärmsten Monate gleichzeitig die regenreichsten sind; trotzdem dürfte ein ursächlicher Zusammenhang hier nur insofern bestehen, als warme Luft mehr Feuchtigkeit aufnehmen kann, als kalte, und daher die Möglichkeit gegeben ist, daß im Sommer ergiebigere Niederschläge auftreten, als im Winter — nothwendig ist dies aber durchaus nicht, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird. Die im ganzen Lande beobachtete Abnahme der Niederschläge im April, die nicht mit einer gleichzeitigen Temperaturabnahme verbunden ist, beweist, daß für die Vertheilung der Niederschläge im Jahre andere Ursachen maßgebend sein müssen. Woher kommt der regenbringende Wind? Für Sachsen sind die Winde südwestlicher bis nördlicher Richtung als feucht zu betrachten, denn diese kommen über den Atlantischen Ocean zu uns. Es muß nun offenbar eine ungleiche Vertheilung der feuchten Seewinde im Jahre eine entsprechende Vertheilung der Niederschläge zur Folge haben. In der That lehrt die Erfahrung einen derartigen Zusammenhang, wie am besten aus einem Beispiel zu ersehen ist. Im Jahre 1885 ergab sich für Leipzig folgende Beziehung zwischen der in einem Monat vorherrschenden Windrichtung und der in demselben Monat gefallenen Niederschlagsmenge:

Monat	Vorherrschende Windrichtung	Niederschlagshöhe
Januar	SO	22,0 mm
Februar	S	32,9 „
März	WNW	50,7 „
April	ONO	29,0 „
Mai	WSW	80,5 „
Juni	W	45,5 „
Juli	NNW	99,5 „
August	WNW	79,7 „
September	WSW	61,1 „
October	SSW	64,2 „
November	O	39,6 „
December	WSW	62,3 „

War auch in diesem Jahre 1885 die Vertheilung der Niederschläge keine ganz normale, so ergiebt sich aus den angeführten Zahlen doch deutlich der Zusammenhang zwischen der vorherrschenden Windrichtung eines Monats und seiner Niederschlagshöhe: die Monate mit vorherrschenden Seewinden südwestlich bis nördlicher Windrichtung sind viel reicher an Niederschlägen als die mit vorherrschenden Landwinden. Eine kleine Ausnahme scheint nur der Juni zu machen, der trotz vorwiegend westlicher Winde eine zu geringe Regenmenge zeigt. Aber auch hier erkennt man den geforderten Zusammenhang, wenn man die einzelnen Regentage betrachtet:

an den elf Regentagen dieses Monats kam der Wind einmal aus Südwest, zweimal aus Westsüdwest, dreimal aus West, zweimal aus Westnordwest und einmal aus Nordwest, also neunmal von der Seeseite, dagegen nur einmal aus Nordnordost und einmal aus Nordost; so bestätigen auch diese Zahlen die regenspendende Kraft der Seewinde. Wie schon aus dem angeführten Beispiel des Jahres 1885 die Abhängigkeit der Niederschlagsmenge von der Häufigkeit der Seewinde zu erkennen ist, so wird diese Erscheinung auch durch alle bis jetzt vorliegenden Beobachtungen bestätigt. Neben der Menge der in einer bestimmten Zeit fallenden Niederschläge ist auch die Anzahl der Niederschlagstage von Wichtigkeit. Sachsen hat im Jahre durchschnittlich 179 Regentage, es bringt also fast jeder zweite Tag Niederschläge, wenn auch oft nur sehr geringfügige. Auch die Anzahl der Niederschlagstage zeigt eine Abhängigkeit von der Meereshöhe: sie ist im Gebirge größer als in der Ebene, denn es hat z. B. Riesa 114, Hubertusburg 140, Bautzen 162, Plauen 170, Freiberg 186, Annaberg 202 und Oberwiesenthal 216 Regentage; doch finden sich von diesem Gesetz sehr viele Abweichungen, wie z. B. Leipzig in gleicher Höhe mit Riesa 192; Döbeln in gleicher Höhe mit Hubertusburg 201; Elster 100 m höher als Freiberg nur 161 Regentage aufweist. Auch die zeitliche Vertheilung der Regentage im Jahre ist keine ganz gleichmäßige: die meisten Regentage hat fast überall der November, und demnächst der Juni und Juli, die wenigsten der September. Während der November durchschnittlich 16 Regentage zu erwarten hat, regnet es im September im Mittel nur an 12 Tagen; der September ist aus diesem Grunde der günstigste Reisemonat.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Veränderlichkeit der Niederschläge in Sachsen. Die mittlere Abweichung der beobachteten Regenmengen von der Durchschnittsmenge beträgt im Januar im Mittel 16 mm über oder unter normal; im Frühjahr nimmt sie bis zum Juni, Juli und August zu, wo sie 30 mm ausmacht, und nimmt im Herbst wieder ab; es zeigen also die regenreichsten Monate auch die absolut größten Abweichungen von ihrer mittleren Regenmenge. Richtiger ist es, die mittlere Veränderlichkeit nicht in absoluten Zahlen auszudrücken, sondern zu bestimmen, um wieviel Procent der mittleren Regenmenge eines Monats die beobachteten Regenmengen durchschnittlich vom Mittel abweichen. Dann ergiebt sich, daß der Februar die größte Veränderlichkeit besitzt, denn im Februar betragen die beobachteten Regenmengen durchschnittlich 48 % mehr oder weniger als die normale, während im März die Veränderlichkeit nur 39 %, im April wieder 47 %, im Mai sogar nur 33 % beträgt; vom Juni an nimmt sie mit geringen Schwankungen bis zum Februar wieder zu. Vergleicht man die Veränderlichkeit der Niederschläge verschiedener Stationen mit einander, so ergiebt sich, da im Gebirge ja überhaupt viel mehr Regen fällt als in der Ebene, daß auch die absoluten Abweichungen von der normalen Menge im Gebirge größer als im Tiefland sind: in Leipzig schwanken die jährlichen Niederschläge im Mittel 83 mm über oder unter normal; in Bautzen 99 mm; in Chemnitz 97 mm; in Annaberg 124 mm und in Oberwiesenthal 130 mm; berechnet man aber auch hier die Veränderlichkeit in Procenten der normalen Menge jeder Station, so ergiebt sich, daß die beobachteten Regenmengen durchschnittlich in Leipzig um 14 % von der normalen jährlichen Regenmenge abweichen; für Bautzen erhält man 16,8 %, für Chemnitz 13,7 %, für Annaberg 16,4 % und für Oberwiesenthal 13 %. Es lassen diese Zahlen durchaus kein Gesetz erkennen; eine Abhängigkeit der Veränderlichkeit von der Meereshöhe scheint demnach entweder gar nicht vorhanden zu sein oder sie ist durch örtliche Einflüsse verdeckt. Insbesondere scheint hier wiederum der Wald von Bedeutung zu sein, denn die Waldstationen Gohrisch mit 13,8 %, Hubertusburg mit 14 %, Glauschnitz mit 11,2 %, Tharand mit 15,8 %, Niederpfannenstiel mit 8,8 %, Hinterhermsdorf mit 12,7 %, Rehefeld mit 14,5 %, Reitzenhain mit 13,9 % und Oberwiesenthal mit 13 % haben fast durchgängig eine geringere jährliche Veränderlichkeit als die waldarmen Stationen Riesa mit 14,6 %, Döbeln mit 16,7 %, Bautzen mit 16,8 %, Zwickau mit 17 %, Freiberg mit 18,6 % und Annaberg mit 16,4 %. Um noch näher auf die örtlichen Einflüsse, die für die Witterungsverhältnisse von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, eingehen zu können, ist die Zahl der schon länger bestehenden Beobachtungsstationen noch zu klein; da aber deren Zahl fortwährend vermehrt wird und schon jetzt eine ganz beträchtliche ist, so wird es voraussichtlich nach Jahren möglich sein, manche der im Vorstehenden berührten Fragen genauer und vielleicht auch noch manche andere für die Cultur Sachsens wichtige Frage zu beantworten.

Bei Tolstoj.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der bekannte amerikanische Sibirienreisende George Kennan hat dem berühmten russischen Schriftsteller L. N. Tolstoj einen eintägigen Besuch abgestattet, über den er nun in amerikanischen Zeitschriften eingehende und höchst interessante Berichte veröffentlicht, aus denen wir im Folgenden eine kleine Blumenlese zusammenstellen wollen.

Von zahlreichen politischen Verbannten in Sibirien ersucht, nach seiner Ankunft in Europäisch-Rußland Tolstoj seine Erlebnisse in den Strafcolonien mitzutheilen — um ihn vielleicht zu thätigerem Eingreifen zu bewegen — begab sich Kennan getreulich nach Moskau. Dort erfuhr er, daß der Dichter — es war im Juni — sich den Sommer über auf seinem Landgute Jasnaja Poljana bei Tula befinde. Der energische Yankee trat sofort die weite Reise dahin an und sah sich Tags darauf nach langer Courierzug- und mehrstündiger Droschkenfahrt vor dem ziemlich versteckt liegenden Landhause des Grafen, der auf die Mittheilung hin, daß ein Fremder ihn zu sehen wünsche, sofort in der Hausthüre erschien, Kennan die Hand bot und seine Freude über den Besuch eines Ausländers äußerte.

Kennan hatte viel von Tolstoj's Seltsamkeiten im Punkte der Kleidung gehört, auch bereits Photographien gesehen, die ihn in Bauerntracht darstellten, und erwartete daher nicht, daß er einen Salonanzug anhaben werde. Aber dennoch überraschte ihn die Ungewöhnlichkeit seiner Gewandung. Der Graf war gerade von der Feldarbeit heimgekehrt — er hatte den Vormittag über einer armen Wittwe den Acker bestellen helfen — und trug schwere Kalblederschuhe, weite, plumpe Beinkleider aus grober Leinwand und ein weißes Baumwollhemd ohne Kragen oder Cravatte. Alles war im Hause gemacht worden, sogar die Schuhe. Von Rock und Weste war keine Rede. Die Gestalt des Hausherrn dünkte den Besucher auffallend und eindrucksvoll. Die überaus einfache Kleidung ließ die massiven Umrisse des schwerfällig gebauten Leibes nur desto wirksamer hervortreten, während die markanten, energischen, männlichen, von vielem Arbeiten auf freiem Felde stark gebräunten Gesichtszüge durch die halb weibliche Frisur des eisengrauen Haars — in der Mitte getheilt und über die Schläfen hinausgekämmt — noch kräftiger und ausdrucksvoller zu sein schienen. Der Physiognomiker würde sofort auf Unabhängigkeit, Selbstvertrauen und Unbeugsamkeit schließen, würde nicht an einen Gelehrten oder Philosophen denken, sondern an einen an die energische und schleunige Ueberwindung von Schwierigkeiten und Hindernissen gewöhnten Mann der That, der seine Kämpfe ohne Rücksicht auf die Folgen ausficht. Die ziemlich kleinen Augen, die unter buschigen Brauen hervorlugen, weisen jenes eigenthümliche Grau auf, welches in der Erregung wie eine Stahlklinge aufleuchtet. Die Nase ist groß, breit und sehr stumpf, die Lippen sind voll und die Umrisse des Kinns und der Wangen verleihen, soweit sie unter dem grauen Vollbart gesehen werden können, der das derbe, breite Gesicht auszeichnenden Manneskraft noch mehr Nachdruck. Sind demnach Tolstoj's Züge nicht sehr schön, so haben sie doch den Vorzug, das Gepräge sittlicher, geistiger und körperlicher Stärke zu tragen.

Kurz nach dem Beginn des Gespräches erschien der unreinliche, zerlumpte Droschkenkutscher, der den Reisenden gebracht hatte. Der Graf, welcher ihn kannte, erhob sich sofort, schüttelte ihm herzhaft die Hand und befragte ihn mit warmem Interesse über seine Familienangelegenheiten und die Neuigkeiten von Tula. Nachdem der Kutscher sich liebevoll nach dem Befinden der gräflichen Familie erkundigt, verließ er das Zimmer.

Dieser Empfangsraum war klein und viereckig. Zwei der Wände bestanden aus Gips, die dritte bildete die eine Seite eines großen Kachelofens und die Stelle der vierten vertrat eine ungefirnißte Holzwand, in welcher sich eine in's Studirzimmer führende Thüre befand. Teppiche fehlten und das altmodische Mobiliar bestand in drei einfachsten Stühlen, einem Sopha mit sehr abgebrauchtem grünen Lederüberzug und einem ebenso kleinen wie werthlosen Tisch ohne Tuch. An den Mauern waren einige Hirschgeweihe befestigt, auf welchen ein alter Filzhut und ein weißes Baumwollhemd hingen. In einer Nische hinter dem Canapee stand eine Marmorbüste; sonst konnte Kennan von Werken der bildenden Kunst nur noch gestochene Porträts von Schopenhauer und Dickens

entdecken. Er betont ausdrücklich, er habe in vielen ostsibirischen Bauernhütten mehr Anzeichen von Luxus und Wohlstand gefunden als in dem überaus einfachen Empfangszimmer des reichen Tolstoj.

Nachdem dieser aus seiner Arbeitsstube eine graue Blouse aus grobem Hauslinnen, sowie einen dazu gehörigen schwarzen Gürtel geholt und angelegt hatte, begann Kennan, über seine sibirischen Erfahrungen zu berichten und sich dagegen von seinem Wirth dessen Ansichten über dieselben und über vieles Andre auseinandersetzen zu lassen. Die Ungewöhnlichkeit, Originalität und Merkwürdigkeit der Welt- und Lebensanschauungen des Dichters verblüffte den Amerikaner, der jenen nur aus seinen Romanen — jetzt von ihrem Verfasser als „harmlos" mit Geringschätzung behandelt — kannte und die späteren, während der mehrjährigen Sibirienfahrt erschienenen Werke, die den eigentlichen Tolstoj zeigen, noch nicht hatte lesen können — um so weniger als sie in Rußland meist verboten sind. Die für den Fremdling natürlich sehr interessante Discussion wurde durch die Einladung zum Gabelfrühstück unterbrochen, welches man in einem großen, freundlichen Zimmer im obern Stockwerk einnahm. Auch hier war Alles höchst einfach: keine Teppiche; schmucklose, alterthümliche Möbel; weiße Musselinvorhänge ohne Draperie oder Portieren; weißgetünchte Wände mit einigen alten Ahnenporträts in verblaßten Goldrahmen.

Bei Tische lernte Kennan die gräfliche Familie kennen. Die Gräfin ist eine stattliche, dunkeläugige Brünette, die in ihrer Jugend außerordentlich schön gewesen sein muß. Der älteste Sohn hat sich im vorigen Jahr an einer russischen Universität den Doctortitel erworben. Die älteste Tochter ist hübsch und etwa zwanzig Jahre alt. Sonst waren noch anwesend „drei bis vier jüngere Kinder und zwei niedliche Nichten, ein junger Mann in stark verzierter Bauerntracht — offenbar ein Nachahmer des Grafen — und zwei ältliche Damen", die der Gast für Hausfreundinnen und Anhängerinnen Tolstoj's hielt. Das Essen war durch lebhafte, heitere Gespräche gewürzt, an denen sich Alle völlig ungezwungen und ohne Förmlichkeiten betheiligten; der Hausherr selbst entwickelte eine überraschende Lustigkeit und Munterkeit. Nach Tische brachte er ein reichgesticktes Handtuch herbei und begann es zu versteigern. Er erläuterte, dasselbe sei ihm von einem Bauernweib geschenkt worden, er wolle es aber nicht annehmen, weil das Weib sehr arm und des Geldeswerthes des Handtuchs bedürftig sei. Der junge Graf und Kennan trieben den Preis durch gegenseitiges Ueberbieten zum allgemeinen Ergötzen — sie steigerten sich stets nur um fünf Kopeken — allmälig auf dritthalb Rubel. Da erklärte der Versteigerer plötzlich unerhörter Weise, das sei zu viel; das Handtuch sei nur zwei Rubel werth und er spreche es dem Amerikaner zu, der ja im Laufe der Auction zwei Rubel geboten habe. Sein Sohn protestirte scherzhaft gegen diesen scherzhaften Sophismus, wurde aber mit der „Begründung" abgewiesen, daß der Versteigerer, weil das Handtuch sein Eigenthum sei, das Recht habe, es wem immer zuzuschlagen.

Nachdem die Auction unter Lachen geendet hatte, zogen sich Wirth und Gast wieder ins Empfangzimmer zurück, um ihren Meinungsaustausch fortzusetzen. Das Gespräch knüpfte abermals an die Leiden der sibirischen Verbannten an und drehte sich hauptsächlich um die Tolstoj'sche Lehre — auf dem Vorbild Christi fußend — von der Unrichtigkeit jedes thätigen Widerstandes gegen Gewalt und Unterdrückung. Wer seine neueren Schriften kennt, kennt die Unbegrenztheit dieser seiner Lehre. Weil er Ergebung und Geduld predigt, lehnte er Kennan gegenüber jedes thätige Eingreifen zu Gunsten der Deportirten ab — trotz seiner großen Herzensgüte. Selbst die haarsträubendsten Dinge, die Kennan ihm erzählte — er war übrigens von der Sachlage ohnehin wohlunterrichtet —, konnten ihn nicht zu dem Zugeständniß bewegen, daß es Fälle gebe, in denen vom Grundsatz des Nichtwiderstandes abgegangen werden dürfe; das Uebel werde durch die Auflehnung noch verschlimmert, denn diese sei nicht nur selbst eine Gewaltthätigkeit, sondern führe auch zu erneuten Gewaltthätigkeiten seiten des Unterdrückers. Nur durch stoische Resignation könne das Unrecht beseitigt werden, und namentlich zu dem Charakter und dem ganzen Wesen der russischen Landbevölkerung passe seine Anschauung trefflich.

Später gingen die Beiden mit einander spazieren. Auf dem Wege trafen sie die junge Comtesse, die in Bauerntracht vom Felde heimkehrte, wo sie den Bauernmädchen bei der Heuernte geholfen hatte. Sie theilte die Ansicht ihres Vaters — und Beide handeln unablässig danach —, daß Jedermann verpflichtet sei, jedem armen Mitmenschen nicht nur pecuniär, sondern auch mit physischer Arbeit beizustehen. Tolstoj selbst hatte den Vormittag desselben Tages daran gewandt, das Feld einer armen Wittwe zu düngen, und nur Kennan's Besuch hielt ihn davon ab, auch den Nachmittag dieser Beschäftigung zu widmen. Der Punkt der „eigenhändigen physischen Arbeit für Andere" bildete einen Gegenstand eingehender Debatte zwischen dem großen Russen und dem Yankee, in deren Verlauf sich Jener als der außerordentliche Menschenfreund erwies, dessen Ruf er in seiner Heimath genießt. Dabei sprach er viel vom Christenthum und vom Neuen Testament. Aber er ist trotzdem nichts weniger als ein „frommer", „rechtgläubiger" Mann. Er verwirft einerseits z. B. die Lehren von der Erlösung, der Erbsünde, der Buße, der Dreifaltigkeit Gottes, der Göttlichkeit Christi, der Unsterblichkeit der Seele. Andrerseits ist er nicht nur gegen den Widerstand, sondern auch gegen Gerichtshöfe, Staatskirchen, Rangunterschiede, Privatvermögen und gegen das ganze moderne Staats- und Kirchenwesen.

Kennan war in den wenigsten Punkten mit Tolstoj einverstanden. Dennoch gesteht er, nachdem sie mehrere Stunden „plaudernd und argumentirend ziellos auf dem Gute umhergewandert" waren: „Ich kann mich nicht entsinnen, wohin wir gingen, und ich kann mich an nichts erinnern, was ich sah, denn ich war mir nur des Stromes von Gedanken, Erläuterungen und Beispielen bewußt, der unablässig von seinem Geist in den meinigen floß, und ich fühlte nichts als die Regungen, welche die gewaltige, ernste, liebenswerthe Persönlichkeit des Mannes selbst in mir hervorrief."

Infolge eines Regenschauers kehrten die Spaziergänger heim und jetzt führte der Graf seinen Besucher ins Studirzimmer, das dieser sehr klein und überaus einfach eingerichtet fand: eine schmale eiserne Bettstätte, ein gewöhnlicher Holzsessel, ein kleiner Fichtentisch mit grünem Lederüberzug, ein Porträt des russischen Sectengründers Sjutajeff und an den Wänden Gestelle mit meist ungebundenen Büchern, — das war Alles. Von Kunstgegenständen und Zierrathen keine Spur, gerade als ob's nur ein Zimmer in einem besseren Bauernhause wäre. Tolstoj zeigte Kennan Briefe aus Amerika von Lesern seiner Werke — und dieser russische Autor ist in den Vereinigten Staaten erstaunlich beliebt und vielgelesen —, als ein junger Mann in abgetragener Bauernkleidung eintrat und die Post brachte, die er aus dem nächsten Postorte geholt hatte. Kennan hielt ihn für einen Stallknecht, in Wirklichkeit war er ein Freund und Mitarbeiter des Grafen, ein Mann von großer Bildung, Träger des Doctortitels und vor Allem der eifrigste Anhänger und weitestgehende Jünger der Lehren „Lew Nikolajewitsch's" (so wird der Verfasser von „Meine Religion" und „Mein Bekenntniß" oft einfach genannt). Herr F. hat keinen Besitz, kein Heim, nicht einmal eine dauernde Aufenthaltsstätte. Er arbeitet fortwährend für Andere und nimmt keine Entlohnung an außer Nahrung, Kleidung oder Obdach. Ja, diese nöthigsten Bedürfnisse betrachtet er nicht einmal als Entschädigung für seine Arbeit, sondern als Dinge, die jeder Mensch seinen Mitbürgern im Bedarfsfalle zu gewähren verpflichtet sei, ebenso wie er selbst sich verpflichtet fühlt, für jeden Bedürftigen zu arbeiten. Braucht Herr F. Kleidungsstücke, so fordert er irgend eine Bäuerin auf, welche für ihn anzufertigen. Ist er hungrig, so läßt er sich bei einem beliebigen Bauer zu essen geben. Die Nacht verbringt er in demjenigen Hause, in dem er sich gerade befindet. Mit Einem Wort: er weiht sein Leben seinen Mitbürgern und diese erhalten ihn ihrerseits. Er zahlt keine Steuern, weigert sich beharrlich, einen Paß zu nehmen, kümmert sich in keiner Weise um Regierung und Behörden. Wenn diese ihn — wozu sie gesetzlich das volle Recht hätten — wegen Vagabundirens verhaften lassen wollten, er würde lieber in's Gefängniß wandern als Steuern zahlen, die zu Militär-, also Gewaltzwecken verwendet werden könnten. Er ist — kurz gesagt — die leibhaftigste Verkörperung der altruistischen Grundsätze Tolstoj's und seiner Lehre vom passiven Widerstand im Gegensatz zum activen.

Der Umstand, daß die Post auch ein Exemplar der Neuyorker englischen Ausgabe von „Meine Religion" brachte, lenkte das Gespräch auf die Uebersetzungen der Werke Tolstoj's. Dieser erzählte, er habe von einem amerikanischen Verleger das Anerbieten einer Tantième für einen seiner Romane erhalten, unter der Bedingung, daß er der Firma gestatte, ihre Ausgabe als „allein befugte" zu bezeichnen. Die Antwort des Dichters habe dahin gelautet, daß er nicht an Abmachungen glaube, Verträge nicht anerkenne und mit dem Verkauf seiner Romane im Auslande durchaus nichts zu thun haben wolle. Ueberhaupt hält er nicht viel von seinen Romanen; Kennan berichtet, der Graf habe von seiner eigenen belletristischen Thätigkeit sehr geringschätzig gesprochen und „Anna Karenina" und die übrigen einschlägigen Werke offenbar für Denkmale einer an unwürdige Dinge verschwendeten Thatkraft betrachtet.

Interessant ist, was der Gutsherr von Jasnaja Poljana über

sein literarisches Verhältniß zu den maßgebenden Kreisen Rußlands erzählte. Danach fällt es ihm sehr schwer, seinem Gedanken über Religion bei seinen Landsleuten allgemeine Verbreitung zu verschaffen, da der Heilige Synod und die Kirchencensur diesen Ideen gegenüber eine feindliche Stellung einnehmen. Die betreffenden Bücher dürfen nicht gedruckt werden; wol aber gestattet man, da man sie nicht gänzlich unterdrücken will, ihre hektographische und lithographische Vervielfältigung in den großen Städten. Manchmal darf er etwas in einer andern Gestalt als der ursprünglichen im Druck erscheinen lassen. Als er z. B. „Iwan der Narr" einreichte, verweigerte die Censur ihre Genehmigung; als er dann den in argumentativer Form vorgebrachten Anschauungen eine erzählende Gestalt verlieh, wurde die Druckerlaubniß ertheilt. Wie verkehrt! Nachdem ihm die Veröffentlichung von „Mein Bekenntniß" untersagt worden war, brachten die Kirchenbehörden selbst es in ihrem Organ, der „Orthodoxen Revue", zum Abdruck, um eine ausführliche Widerlegung aus der Feder eines hochstehenden Kirchenwürdenträgers daran knüpfen zu können.

Das einfache und ungezwungene Diner sagte dem Reisenden sehr zu. Der Hausherr nahm reichlich Theil an dem Gelächter, den Gesprächen und Scherzen der Kinder. Ueberhaupt schienen seine Beziehungen zu seinen Kindern die zärtlichsten und herzlichsten zu sein. Nach dem Essen las Herr F. zusammen mit einer der beiden nicht zur Familie gehörenden Damen im Studirzimmer ein ungedrucktes Manuscript Tolstoj's; der Lectüre folgte eine philosophische Debatte. Der Thee wurde im Wohnzimmer der Gräfin eingenommen, wo unsres Yankees die größte aller Ueberraschungen des Tages harrte. Der berühmte gräfliche Schriftsteller, der sich ihm schon als Feldarbeiter gezeigt, entpuppte sich jetzt auch als . . . Schuster. Er brachte ein großes Kniebrett, eine offene Schachtel mit Schuhmacherwerkzeug und ein unvollendetes Paar Stiefel herbei, setzte sich in gutes Licht, nahm das Brett auf den Schoß und begann einem der Stiefel einen Absatz aufzusetzen. Kennan erfuhr, daß der Besitzer eines Landgutes im Werthe von 600000 Rubel seine Abende mit Schuhmacherarbeit zubringe. Auch die Theorie des Handwerks hat Tolstoj inne, denn er sprach viel und fachmännisch über die Schwierigkeiten und Kunstgriffe desselben. Auf die Schusterei ist er, nach Kennan's Mittheilungen zu schließen, stolzer als auf die Autorschaft von „Krieg und Frieden" und seiner anderen Romane. Der Amerikaner aber, der seine Arbeit eine halbe Stunde lang genau beobachtete, erklärt scherzhaft, er ziehe die Romane Tolstoj's dessen Pfriem- und Ahleproducten entschieden vor.

„Um 11 Uhr," schreibt unser Gewährsmann, „mußte ich mich verabschieden, um nach Tula zum Bahnhof zurückzukehren. Ich schied mit aufrichtigem Bedauern von diesem Manne, den ich zwar kaum einen Tag lang kannte, für den ich aber dennoch bereits eine innige Zuneigung fühlte. Seine Lebensanschauungen schienen mir falsch, aber edel und heldenhaft, und ich empfand für seine Person trotz aller Meinungsverschiedenheiten die größte Hochachtung."

* * *

Gegenwärtig ist Tolstoj in Rußland der gelesenste Autor und zugleich derjenige, von dem man — sowol wegen seiner Person als auch wegen seiner Lehren — am meisten spricht. Seine Schriften sind in Millionen von Exemplaren verbreitet. Seine Ansichten werden in der russischen Presse oft scharf angegriffen, zuweilen freilich auch warm vertheidigt; in den Palästen des Adels wie in den Hütten der Muschiks debattirt man über dieselben. Ob, und in welchem Maße, seine Theorien und sein persönliches Beispiel den Gang der Ereignisse im Czarenreiche beeinflussen werden, läßt sich nicht vorhersehen. Bisher ist die praktische Wirkung geringfügig und das Durchschnittsurtheil der Gebildeten im Lande ein ungünstiges. Freilich darf man annehmen, daß, wenn die Regierung der Ausbreitung der Tolstoj'schen Ideen keine Hindernisse in den Weg legte, dieselben bald zahlreiche Anhänger finden würden, denn daran, daß die Lehren des Moskauer Grafen dem Wesen des russischen Bauers vielfach entsprechen, läßt sich nicht zweifeln. Ja, eine ganze Reihe von Secten bekennt sich ohnehin zu verwandten Anschauungen und viele ihrer Mitglieder lassen für diese geduldig Verbannung oder Kerkerhaft über sich ergehen. Unbehindert verbreitet, könnten Tolstoj's neuere Werke die Zukunft Rußlands erheblich ändern; aber, wie gesagt, die Censur sorgt dafür, daß die Bäume von Jasnaja Poljana nicht in den Himmel wachsen, und falls die Censur nichts fruchten sollte, würden die Behörden die „Ketzerei" mit Hilfe des Gerichtes und Sibiriens ausrotten.

Leopold Katscher.

Bücherbesprechungen.

☐ Es ist in keinem Andern Heil. Predigten von D. Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. 3 ℳ. — Die vorliegende Sammlung der von dem verehrten Verf. zumeist in der Leipziger Universitätskirche gehaltenen Predigten ist die zehnte; eine so lange Reihe von Jahren aber zwischen dieser zehnten und der ersten Sammlung mitten inne liegt, es ist derselbe Grundton, der durch diese wie jene hindurchgeht, der Ton tiefgegründeter evangelischer Glaubensfreudigkeit, männlicher Beredtsamkeit in kraftvoller Entschiedenheit und hohen sittlichen Ernstes. Die Predigten führen eine markige Sprache, greifen tief ins allgemeine Leben der Zeit und des Volkes ein und zeigen direct und indirect, wie gerade die lutherische Kirche von ihrem Standpunkt aus besonders befähigt ist, die großen Aufgaben der Zeit lösen zu helfen und in den Wirren der Zeit ein sicherer Führer zu sein mit offenem Verständniß auch für die Bedürfnisse der Zeit. In die Sammlung ist auch ein Vortrag mit aufgenommen worden, den der verehrte Verf. vor Jahren im Kaufmännischen Verein gehalten und der eine kräftige erfolgreiche Anregung zur Begründung des Kirchenbauvereins in Leipzig gegeben hat.

☐ Hausandachten nach zusammenhängenden Schriftabschnitten des Neuen Testamentes. Von C. Ahles, Stadtpfarrer in Mannheim. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther. — Ein eigenthümliches Andachtsbuch, dessen Anlage von derjenigen anderer dergleichen Schriften bedeutend abweicht. Die Andachten bestehen nicht blos in Betrachtungen über einzelne nach dem Kirchenjahr ausgewählte Schriftstücke, sondern auch in Erklärungen zusammenhängender Lesestücke, ganzer neutestamentlicher Schriften oder größerer Schriftabschnitte, welche für die zwischen den Sonn- und Festtagen liegenden Zeiten bestimmt sind und vollständig erklärt werden. Solche Abschnitte sind der erste Johannesbrief, der Jacobusbrief, die ersten Briefe Petri, der erste Timotheusbrief und die Bergpredigt. Die Erklärung der letzteren wird in Auszügen aus Auslegungen hervorragender neuerer Interpreten der Bergpredigt gegeben. Außerdem ist noch eine Ausführung über das Kirchenjahr und das Kirchenlied angefügt. Das Ganze ist eine sehr fleißige, wohl durchdachte, auf inniger Versenkung in die Schrift beruhende Arbeit. Es ist ein Ton ernster Gottesfurcht, christlicher Sittlichkeit und warmen Glaubens, der durch das Ganze hindurchgeht, wenn auch der volle Ton des evangelischen Heilsglaubens selten recht durchdringt. Die Gebete sind wirklich, was ihr Name sagt, keine bloßen Declamationen, sondern in warmem, gläubigem Gebetston gehalten. Die Ausstattung der Schrift ist vorzüglich.

☐ Ueber die Geschichte und Aufgabe der öffentlichen Vorträge. Vortrag von Dr. P. Möbius, Herz. S. Oberschulrath und Generalschulinspector. Friedrichroda, J. Schmidt & Co. — Ein Vortrag über die Vorträge, auf der Generalversammlung des Gothaischen Landeslehrervereins in der sinnigen und gemüthvollen Weise gehalten, wie sie dem aus anderen literarischen Arbeiten bekannten Verf. eigen ist. Sehr erfreulich ist, bei dieser Gelegenheit aus dem Munde eines Mannes von der Stellung des Verf. mit Nachdruck die Ueberzeugung ausgesprochen zu hören, wie verhängnißvoll der Irrthum ist, daß man unter Bildung den Besitz einer möglichst großen Menge von Kenntnissen vielfach verstanden und die besten Mittel und Kräfte allein auf die Erweckung derselben verwendet hat. Freilich gehört dieser Standpunkt leider noch nicht der Vergangenheit an; wie sehr dieser falsche Begriff unserer Zeitgenossen noch in weiten Kreisen vorherrscht und wie verderblich er vielfach wirkt, ist für jeden aufmerksamen Beobachter ersichtlich.

—e— Gedenket eurer Kinder! Handschriftliche Aussprüche hervorragender Zeitgenossen zur Beförderung einer gesunden Schulreform. I. Verfaßt für „Schorer's Familienblatt" und durch dasselbe zuerst veröffentlicht. Berlin, Verlag von J. H. Schorer. — Unter diesem Titel liegt eine 36 Seiten umfassende Broschüre vor, die nach einem Vorworte der Redaction zunächst den bekannten Aufruf enthält, daß hervorragende Persönlichkeiten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz ohne Unterschied des Geschlechts und Standes, der Confession und der politischen Partei Gelegenheit nehmen möchten, sich über die Reform unserer Jugenderziehung handschriftlich auszusprechen. Dann folgt eine Zusammenstellung von etwa 100 derartigen Aussprüchen, die vereinzelt bereits in „Schorer's Familienblatt" abgedruckt worden sind. Den Schluß

der Broschüre bilden zahlreiche Aeußerungen der Presse über das in Rede stehende Unternehmen. Bei dem großen Interesse unserer Zeit für Schul- und Erziehungsfragen dürfte die vorliegende Sammlung, der dem Vernehmen nach binnen Kurzem eine zweite folgen soll, Vielen nicht unerwünscht kommen, selbst wenn sie bei der Lectüre bald sich überzeugen müßten, daß Manches von dem, was geboten wird, eben nur einen längst bekannten pädagogischen Gedanken in neuer Form wiedergiebt. Einzelne dieser Gedanken sind in der That von Bedeutung. Auch wir wünschen dem Schulwesen unter dem Einflusse derselben eine gesunde Fortentwickelung, bezweifeln aber nach wie vor, daß ihr die Veröffentlichung abgerissener Sätze wesentlichen Vorschub leisten werde.

M.-Fr. Luise, Königin von Preußen. Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia, unter Mitwirkung von W. Wagner selbständig bearbeitet von Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck. Leipzig, Karl Fr. Pfau. X, 460 Seiten. Brosch. 6, geb. 7,50 ℳ. — In einer sehr hübschen Ausstattung liegt hier eine deutsche Bearbeitung des bekannten Hudson'schen Buches vor; sie verdient rühmende Erwähnung, wenn sie auch nicht fähig sein dürfte, die alte, bewährte viel mehr aus einem Gusse gefertigte Luisenbiographie von Adami aus dem Felde zu schlagen. Wir haben es stets als eine der wunderlichsten Seiten der deutschen Fremdthümelei gehalten, daß man bei uns so gern behauptet, englische Schriftsteller verfertigten uns Deutschen die besten Lebensbeschreibungen unserer großen Landsleute. Da soll Carlyle die beste Schiller-, Lewes die beste Goethe-, Sime die beste Lessing-, Hudson die beste Luisenbiographie geschrieben haben, und weil das der deutsche Uebersetzer und vor Allem Verleger behauptet, betet es die gedankenlose Menge nach. Ein ähnlich urtheilsloses und völlig ungerechtes Verfahren, die patriotische Seite wollen wir gar nicht erwähnen, macht uns sicher kein anderes Volk nach. Wer wirklich ernstlich vergleicht, kommt thatsächlich zu einem ganz anderen Schlusse. Trotzdem wollen wir des vorliegenden Werkes Vorzüge, die vor Allem im Weglassen recht unwesentlicher, breitspurig in dem englischen Vorbilde mitgetheilter Kleinigkeiten liegen, nicht verkennen; es ist klar und unterhaltend geschrieben und die kleinen Ausstellungen, die wir erheben könnten, fallen bei diesem vor Allem wol für die reifere Jugend bestimmten Werke nicht ins Gewicht.

M.-Fr. M. J. Alves Nogueira, Der Mönchsritter Nikolaus Durand von Villegaignon. Ein Beitrag zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1887. IX, 148 Seiten. 4 ℳ — Wer dem Versprechen des Titelblattes folgend eine übersichtliche Lebensbeschreibung Villegaignon's in diesem Buche sucht, muß sich auf eine anstrengende Arbeit gefaßt machen. Denn die wenigen persönlichen Nachrichten sind geradezu versteckt in einer Darstellung europäischer und deutscher, im Besonderen aber französischer, daneben auch portugiesisch-brasilianischer Verhältnisse im 16. Jahrhundert; ja auch das vorangehende Jahrhundert wird mit benutzt. Es finden sich da sehr viele, verschiedenwerthige Einzelurtheile über die großen Ereignisse jener Zeit vereinigt, manchmal ziemlich bunt durch einander gestellt. Der Held, um 1510 geboren, besucht die Universität Paris, tritt gegen 1535 in den Malteserorden, zeichnet sich in dem Kampfe vor Algier 1541 aus, worüber er einen Bericht in lateinischer Sprache verfaßt, streitet 1542 in Ungarn gegen die Türken, 1543 und 44 in Frankreich gegen Karl V. und bringt 1548 die junge Maria Stuart aus Schottland nach Frankreich. Darauf ist er wieder auf Malta, schreibt eine zweite Schrift an Karl V., kreuzt als Viceadmiral der Bretagne im Canal, befestigt 1553 Brest, verläßt aber hierauf den französischen Dienst. Doch geht er 1555 auf des Admirals Coligny Rath als königlich französischer Gesandter in Südamerika nach Brasilien und gründet an der Stelle des heutigen Rio de Janeiro eine Ansiedelung, die er 1559, weil religiöse Streitigkeiten unter den von ihm dahin gerufenen Europäern ihm den längeren Aufenthalt unmöglich machen, wieder verläßt, im selben Jahre, wo das von ihm angelegte Fort Coligny von den Portugiesen erobert wird; der Rest seiner Gründung fiel 1565. Er bringt dann die inzwischen zur Wittwe gewordene Maria Stuart nach Schottland zurück, betheiligt sich als katholischer Eiferer mit Feder und Degen an den religiösen Kämpfen der Heimath, erscheint dazwischen einmal 1564 in Deutschland, 1566 in Ungarn, wird 1568 Vertreter des Malteserordens am französischen Hofe, 1569 Militärgouverneur von Montereau und stirbt, als er sich gerade einmal wieder nach Malta begeben will, am 15. Januar 1572 in Beauvais. Leider findet unser Buch vor der ausführlichen Erzählung der großen politischen Ereignisse keine Zeit zu einem wenn auch noch so kleinen Versuch einer Charakteristik des Mannes, dessen Namen es trägt.

C. Der Zürichsee. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, Nr. 19 und 20.) Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich. Preis 1 Frc. 20 Cent. — Der Verfasser dieses kleinen Werkes führt dem Leser die nächste Umgebung des anmuthigen Zürichsees einschließlich des Wallfahrtsortes Einsiedeln vor und giebt in gefälliger Erzählung Auskunft über viele Dinge, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden erregen können. Gelegentlich der Besprechung der Ortschaften am Ufer sind recht beachtenswerthe geschichtliche Abrisse eingefügt, auch werden wir durch nähere und weitere Ausflüge mit Land und Leuten bekannt gemacht. Eine von warmer Empfindung getragene Naturschilderung wechselt mit der Beschreibung des Lebens in den kleinen Badeorten und Heilanstalten am See ab und auch die in jener Gegend so hoch entwickelte Industrie findet gebührende Beachtung. Die zahlreichen, recht guten Holzschnitte gereichen dem Büchlein zur Zierde und so mag es allen denen empfohlen sein, die den Zürichsee zum Ziel ihrer Reise gewählt haben, sei es als Vorbereitung für kommende Genüsse, sei es als dauernde Erinnerung an frohe Stunden in schöner Gegend.

—g. Wiederholt schon haben wir hingewiesen auf „Die Schule der Blumenmalerei" von Julius Hoeppner (Leipzig, E. Zehl), deren untere Stufe in einfacheren Vorlagen 24 Studien nach der Natur in je vier Blättern enthält. Letztere sind dadurch außerordentlich bildend, daß sie die fortschreitende Ausführung aufweisen; ein begleitender Text giebt dem Schüler die nöthigen Anweisungen. Von diesem empfehlenswerthen Werke liegt uns jetzt die 7. und 8. Lieferung vor in ausgezeichnetem Farbendruck von Julius Klinkhardt (J. G. Bach) in Leipzig. In der 7. Lieferung werden der Flieder und die wilde Rose, in der 8. Lieferung Immergrün und Winde in je 4 Blatt dargestellt (eine Lieferung à 8 Blatt kostet 4 ℳ). Wir können allen betheiligten Kreisen, besonders der Damenwelt, diese Aquarellschule als Weihnachtsgeschenk bestens empfehlen.

—g. Aus dem renommirten Kunstverlag der E. A. Seemann'schen Buchhandlung liegt uns vor: das dritte Supplement der Kunsthistorischen Bilderbogen in der 7. und 8. Lieferung (18 Tafeln mit Holzschnitten und zwei Farbendrucken. Preis 3 ℳ), desgleichen von der Handausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen die 4. Abtheilung (Preis 3 ℳ), welche die 2. Hälfte der Neuzeit umfaßt, d. h. die Kunst diesseits der Alpen bis zum 18. Jahrhundert, die italienische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit diesen Lieferungen ist sowol das dritte Supplement wie die Handausgabe nunmehr vollendet; letztere enthält vier Abtheilungen: das Alterthum in 34 Tafeln, die zweite 36, die dritte 47, die vierte 50 Tafeln mit Holzschnitten (à 3 ℳ, geb. 4 ℳ). Wir haben zur Empfehlung beider Arten ein und desselben Werkes heute nichts weiter zu sagen als dies: es hat sich selbst eine weitreichende Popularität verschafft und verdient, Allgemeingut des deutschen Volkes zu werden. — Hieran schließt sich eine neue Veröffentlichung der rührigen Verlagshandlung; es ist dies ein Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte, zu welchem Richard Graul den Text geschrieben hat: der stattliche Quartband vereinigt auf 104 Seiten 489 Abbildungen und hat auch den Nebentitel: Schulausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. Das darin gebotene Anschauungsmaterial wird noch ergänzt durch 23 in den Text eingestreute Illustrationen; es reicht für den ersten Bedarf vollkommen aus, und wird in den Schulen überall da mit Erfolg gebraucht werden, wo es an den Geschichts- oder den Zeichenunterricht angeschlossen wird. Wir treten mit vollster Entschiedenheit für den Gedanken ein, daß auf und in unseren Schulen in pädagogisch geregelter Weise die Kunstgeschichte ebenso zur Geltung kommen muß, wie die Literaturgeschichte. Der Text von Graul (sieben Octavbogen) zeugt von einem vielleicht allzu großen Geschick, die nöthigen Erklärungen auf das denkbar geringste Maß zusammen zu schneiden. Der trefflich orientirte Verfasser hat hier aber nur einen Leitfaden zur Wiederholung für die Schüler gegeben. Graul wird wohl thun, wenn er als Ergänzung hierzu einen oder mehrere Bände herausgiebt, in welchen er für gereiftere Schüler farbensatte, ausgeführte Bilder aus der Kunstgeschichte bietet. Der Lehrer allein könnte das nicht erzwingen in einem Fache, welches im günstigsten Fall mit wenig Zeit in der Schule bedacht ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 98. Sonnabend, den 10. December. 1887.

Der Eid und die Klagen über Eidesnoth.

Von Amtsrichter Dr. Frese.

Zu den Fragen, welche fortgesetzt das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen, gehört die Eidesfrage. Dieselbe ist nicht erst in der Neuzeit zur Erörterung gestellt worden; sie ist aber in den letzten Jahren wieder mehr in den Vordergrund getreten, und sie ist wegen ihrer religiösen Bedeutung auch von kirchlicher Seite zum Gegenstande lebhafter Meinungsäußerungen gemacht worden. Von vielen Seiten sind Klagen laut geworden über den Verfall des Eides und die Mängel der auf den Eid bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen, und noch im Vorjahre sind auf der kirchlichen Conferenz zu Neubrandenburg sehr eingehende Vorträge gehalten worden über „Eid und Eidesnoth".

Der Eid ist eine unter Anrufung der Gottheit feierlich abgegebene Versicherung. Der Eid ist nicht eine kirchliche, sondern eine staatliche Einrichtung, und zwar hat der Staat die eidliche Versicherung von jeher als ein wichtiges und unentbehrliches Bestärkungsmittel von Treue und Glauben angesehen. Der Eid beruht nicht auf der christlichen Religion, sondern es ist schon vor Christi Geburt nicht blos bei den Juden, sondern auch bei den heidnischen Völkern des Alterthums üblich gewesen, unter Anrufung der Gottheit als Zeugin der Wahrheit und Rächerin der Unwahrheit feierliche Betheuerungen abzugeben. Immer aber hat der Eid in engster Beziehung zur Religion gestanden und den jedesmaligen Charakter der verschiedenen Staatsreligionen an sich getragen. Die christliche Kirche ist anfänglich dem Gebrauche des Eides entgegengetreten, indem sie unter Hinweis auf ein Wort Christi die Zulässigkeit des Eides überhaupt in Zweifel gezogen hat. Der Staat jedoch hat den Eid als eine unentbehrliche Einrichtung festgehalten, und die christliche Kirche hat bald ihre Bedenken gegen die Zulässigkeit des Eides fallen lassen und ihr Streben dahin gerichtet, Form und Inhalt des Eides in christlichem Sinne zu gestalten. Je mehr aber dieses Streben von Erfolg gewesen ist, und je nachdrücklicher und ernster die christliche Kirche vor dem Mißbrauche des göttlichen Namens gewarnt hat, um so gewichtiger ist für den Staat die Bedeutung eines Eides geworden, bei welchem Gott als Zeuge der Wahrheit angerufen wird. Mit Recht kann man deshalb sagen, daß die staatliche Bedeutung des Eides zwar schon in frühester Zeit erkannt, die religiöse Bedeutung des Eides aber erst durch das Christenthum zur rechten Geltung gekommen ist, und daß erst mit der vollen Erkenntniß seiner staatlichen und seiner religiösen Bedeutung das Wesen des Eides recht verstanden und gewürdigt worden ist.

Von dem Bestreben, dem Eide diese seine Bedeutung zu erhalten, müssen Staat und Kirche gleichermaßen erfüllt sein; denn sie leiden beide gleichermaßen Schaden, wenn der Eid an Bedeutung verliert. Darum darf weder die Kirche noch der Staat das Ohr verschließen, wenn Klagen laut werden über Eidesnoth, sondern es liegt in ihrem beiderseitigen Interesse, diese Klagen und ihre Berechtigung zu prüfen. Aber der Standpunkt, von welchem der Staat hierbei ausgeht, ist wesentlich verschieden von dem der Kirche. Die Kirche fordert es als eine christliche Pflicht, daß das Volk der Bedeutung, der Heiligkeit des Eides sich bewußt sei; sie beklagt in dem Schwinden dieses Bewußtseins eine Abnahme der Religiosität, und sie erkennt es als ihre Pflicht, dem entgegenzuwirken durch Mahnung und Gebet, durch Predigt und Lehre. Der Staat fordert die Wahrung des Eides als eine staatsbürgerliche Pflicht; er sieht in der Verletzung des Eides vor Allem eine Verletzung der staatlichen Rechtsordnung; er erkennt in der Zunahme der Eidesverletzungen eine schwere Gefahr für das staatliche Leben, und er hat das Recht und die Pflicht, dem Sinken der Bedeutung des Eides im Wege der Gesetzgebung entgegenzuwirken. Diese Verschiedenheit des Standpunktes, welchen Staat und Kirche der Eidesfrage gegenüber einnehmen, macht es begreiflich, daß Staat und Kirche, auch wenn sie beide gleichermaßen darnach streben, dem Eide seine Bedeutung zu erhalten, doch nicht immer über den Weg sich einigen können, welcher zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen werden soll. Und wer den Andern auf einem falschen Wege wandeln zu sehen glaubt, ist nur zu geneigt, die Gefahren jenes Irrweges zu überschätzen und fernliegende Gefahren für bereits eingetretene zu erklären. Wir werden uns deshalb nicht wundern dürfen, wenn wir trotz der Lauterkeit der Quellen, aus welchen die Klagen über Eidesnoth hervordringen, unter denselben neben durchaus berechtigten Klagen doch auch solche finden, welche wir nicht als berechtigt ansehen können oder mindestens für übertrieben erachten müssen.

Die Klagen über Eidesnoth zerfallen ihrem Inhalte nach im Allgemeinen in zwei Kategorien. Man klagt einmal darüber, daß unsere staatliche Gesetzgebung der Bedeutung des Eides nicht gerecht werde, und man klagt sodann weiter darüber, daß unser Volk sich der Bedeutung des Eides nicht genügend bewußt sei.

Wenden wir uns zunächst

I. zu der Klage, daß unsere staatliche Gesetzgebung der Bedeutung des Eides nicht gerecht werde,

so müssen wir bei Prüfung dieser Klage darüber im Klaren sein, inwieweit es der Gesetzgebung obliegt, dafür Sorge zu tragen, daß dem Eide seine Bedeutung gewahrt bleibe. Im Allgemeinen herrscht nun freilich darüber Einverständniß, was von der Gesetzgebung zu fordern ist; und zwar fordern wir, daß das Gesetz

1) die Form, in welcher die Leistung des Eides zu erfolgen hat, angemessen ordnet,

2) die Fälle, in denen die Eidesleistung gefordert wird, auf das nöthige Maß beschränkt und

3) in den Fällen, in denen ein Eid verletzt worden ist, für strenge Ahndung Sorge trägt.

Sobald wir aber näher auf diese Forderungen eingehen, stoßen wir auf einander widersprechende Meinungen und Wünsche.

1) Wir verlangen zuerst, daß das Gesetz die Form, in welcher die Leistung des Eides zu erfolgen hat, angemessen ordnet; und wir hören die Klage, daß dies nicht allenthalben geschehen sei.

a) Wenn eine feierliche Betheuerung sich als Eid kennzeichnen soll, so halten wir für erforderlich den Gebrauch gewisser gesetzlich

bestimmter Eidesworte, welche wir mit dem Ausdrucke „Eidesformel" bezeichnen.

Die Eidesformel hat von jeher vielfachen, mehr oder weniger willkürlichen Aenderungen unterlegen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als zuerst das Bedürfniß nach einer einheitlicheren Fassung des Eides hervorgetreten war, kam die vom Reichskammergerichte aufgestellte sogenannte gemeinrechtliche Formel in Gebrauch, welche mit den Worten schloß: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!" Daneben erhielten sich aber auch andere Betheuerungsformeln, z. B. in Bayern für Katholiken die Formel: „So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen!", in Oesterreich und verschiedenen kleineren Staaten die Formel: „So wahr mir Gott helfe!" ohne weiteren Zusatz. Später kamen particularrechtlich immer mehr verschiedene Eidesformeln in Gebrauch, welche Bezugnahmen auf Jesum Christum und das Evangelium in verschiedener Fassung enthielten; daneben behauptete sich aber für bestimmte Fälle auch für Christen die Formel: „So wahr mir Gott helfe!" und diese Formel wurde auch für Dissidenten angewendet, wogegen für Angehörige der jüdischen Religion besondere Eidesformeln eingeführt waren.

Nach unserer heutigen Gesetzgebung beginnt der Eid mit den Worten: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden" und schließt mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe!" Das Gesetz hat damit allen früheren Verschiedenheiten ein Ende gemacht, indem es im Anschlusse an die einfachste der schon früher üblichen Formeln die Eidesformel für alle Staatsangehörigen einheitlich gestaltet hat. Vielfach wird hier die Klage erhoben, daß diese Fassung der Eidesformel für das kirchliche Bedürfniß zu allgemein sei, weil sie das christliche Bekenntniß nicht zum Ausdrucke bringe. Dieser Klage ist jedoch kein Gewicht beizumessen.

Der Eid ist ein religiöser Act, und die Kirche muß deshalb fordern, daß die Eidesformel dem religiösen Bedürfnisse entspricht und nichts enthält, was dem kirchlichen Bekenntnisse widerstreitet. Aber ein kirchlicher Act ist der Eid nicht, und wir können deshalb nicht verlangen, daß das kirchliche Bekenntniß in der Eidesformel zum Ausdrucke komme. In ähnlichem Sinne haben sich bei uns in Sachsen auch die zur Ersten Kammer berufenen Vertreter der evangelischen wie der katholischen Kirche ausgesprochen, als im Jahre 1878 im sächsischen Landtage der Gesetzentwurf zur Berathung kam, nach welchem die reichsgesetzlich beschlossene Eidesformel auch auf die durch Landesrecht geordneten Eidesleistungen Anwendung finden sollte. Und zwar wurde damals von den Vertretern der Kirche die Erklärung abgegeben, daß vom kirchlichen Standpunkte die Aenderung der confessionellen Fassung des Eides zwar zu bedauern, dennoch aber die neue Eidesformel nicht mit Grund zu beanstanden sei, „weil ja ausdrücklich die Berufung auf Gott den Allmächtigen und Allwissenden aufgenommen sei, und weil ja wol jeder Christ bei den Worten: „So wahr mir Gott helfe!" immer auch dessen eingedenk sein werde, daß er diese Hilfe um Christi des Erlösers willen zu erwarten habe".

Fehlt es der Kirche aber an einem zwingenden Grunde, eine andere Fassung des Eides zu fordern, so erscheint es auch nicht etwa unbedenklich, die Klage zu erheben, daß die jetzt eingeführte Eidesformel ungenügend sei. Denn unter den bestehenden Verhältnissen hat das Verlangen nach Wiedereinführung einer confessionellen Eidesformel wenig Aussicht auf Erfüllung seiten der gesetzgebenden Factoren. Wol aber könnte ein wiederholter Hinweis darauf, daß die jetzige Eidesformel ungenügend sei, mit der Zeit dahin führen, daß der Eid in seiner jetzigen Gestalt und damit der Eid überhaupt an Ansehen verliert.

Aus demselben Grunde ist es auch nicht unbedenklich, wenn von treuen Anhängern der christlichen Kirche bei Eidesleistungen zu der staatlich vorgeschriebenen Eidesformel freiwillig noch confessionelle Zusätze hinzugefügt werden. Die lebhaft umstrittene Frage, ob solche Zusätze überhaupt zulässig seien, wird zur Zeit von der Rechtsprechung dahin beantwortet, daß confessionelle Zusätze der Wirksamkeit des Eides nicht entgegenstehen, dafern sie sich nicht im Widerspruche befinden mit der durch die gesetzliche Eidesformel zum Ausdrucke gebrachten Betheuerung. Die Fälle, in denen dem Eide solche freiwillige Zusätze wirklich beigefügt werden, werden jedoch stets Ausnahmefälle bleiben, welche als solche geeignet sind, ein gewisses Aufsehen zu erregen und dadurch den Eindruck einer Demonstration hervorzurufen, und immer kommt dabei der Gedanke zum thatsächlichen Ausdrucke, daß die gesetzliche Eidesformel nicht genügend sei, sondern daß der Eid erst durch den confessionellen Zusatz seine volle Bedeutung erlange. Aber je angesehener der Mann ist, welcher diesen Gedanken zum Ausdrucke bringt, je näher liegt die Gefahr, daß Andere aus seinem Thun, ohne dessen Gründe zu verstehen, den Schluß ziehen, ein ohne confessionellen Zusatz geleisteter Eid habe in der That nicht die volle Bedeutung, sei überhaupt kein vollgiltiger Eid. Uebrigens kann die Zulassung freiwilliger Zusätze zur Eidesformel leicht auch zu praktischen Unzuträglichkeiten führen, wie z. B. in unserm evangelischen Lande die in Bayern für Katholiken üblich gewesene Betheuerungsformel: „So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen!" einen entschieden störenden Eindruck machen würde. Endlich aber ist bei jedem der Eidesformel gemachten Zusatze der Richter genöthigt, darüber zu entscheiden, ob durch den Zusatz nicht etwa die Bedeutung des Eides aufgehoben, beschränkt oder von einem Vorbehalte abhängig gemacht worden ist, und es wird damit dem Richter die Entscheidung zugemuthet über eine Frage, welche eine reine Glaubensfrage ist und schon deshalb nicht zu richterlicher Entscheidung kommen sollte.

b) Die Leistung des Eides erfolgt vor dem Richter mittels Nachsprechens oder Ablesens der Eidesformel. Bei der Eidesleistung soll der Schwurpflichtige die rechte Hand erheben.

Ueber diese Vorschriften und deren Beobachtung in der Praxis sind mancherlei Klagen erhoben worden; aber man ist auch hier weiter gegangen, als angemessen ist.

Man hat in erster Linie darüber Klage geführt, daß der Richter als solcher und ohne Rücksicht auf seine Religion, also insbesondere auch der jüdische Richter dem christlichen Staatsbürger gegenüber zur Eidesabnahme berechtigt ist, und man hat gefordert, daß zum Mindesten der Christ nur von einem christlichen Richter vereidet werden dürfe. Jedoch selbst wenn wir den Wunsch hegen, die Juden vom Richterstande auszuschließen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß, so lange wir jüdische Richter haben, der Christ keinen Grund hat die Eidesleistung vor denselben zu verweigern. Denn so lange der Eid besteht, ist darüber niemals Streit gewesen, daß bei der Leistung eines Eides die Person desjenigen, vor welchem der Eid geleistet wird, im Allgemeinen gleichgiltig ist. Auch die Kirche hat von jeher daran festgehalten, daß jeder Eid, gleichviel ob er diesem oder jenem, gerichtlich oder außergerichtlich geleistet werde, giltig und wirksam sei, und lediglich hieraus erklärt es sich, daß im Mittelalter außergerichtliche Eide zum Zwecke der Bestärkung von Verträgen, und zwar auch zwischen Juden und Christen, durchaus üblich waren. Erst seitdem das bürgerliche Recht den Eid als Bestärkungsmittel bei Verträgen, sowie als Vergleichsmittel ausgeschlossen und die staatliche Strafgesetzgebung den Grundsatz aufgestellt hat, daß nur die Verletzung eines vor einer öffentlichen Behörde geschworenen Eides vom Staate zu bestrafen sei, verlangen wir von einem rechtsgiltigen Eide, daß er geleistet ist vor einer zur Abnahme von Eiden zuständigen Behörde. Noch weiter zu gehen und auch von der Person des die Behörde vertretenden Beamten noch eine besondere Qualification zu fordern, würde nur insofern gerechtfertigt sein, als etwa verlangt würde, es dürfe der Beamte, vor welchem eine Eidesleistung erfolgen soll, nicht einer Religion angehören, welche den Eid für eine leere, unverbindliche und bedeutungslose Handlung erklärt. Da dies aber seiten der jüdischen Religion keineswegs geschieht, so würden auch einem solchen Verlangen gegenüber die jüdischen Richter nicht als zur Eidesabnahme ungeeignet erscheinen.

Es wird dann weiter darüber geklagt, daß die Eideshandlung zu formlos sei, und behauptet, daß früher die Abnahme der Eide viel feierlicher gewesen sei. Aber man sieht hier die Vergangenheit zu sehr in dem rosigen Lichte der „guten alten Zeit". Allerdings ist früher bei Schwörungsterminen der Gebrauch der Bibel oder eines Crucifixes, das Anzünden von Kerzen und eine schwarze Bekleidung der Tische und Wände vielfach üblich und die Erhebung der drei ersten Finger der rechten Hand als symbolischer Hinweis auf den dreieinigen Gott gesetzlich vorgeschrieben gewesen. Man darf aber wohl sagen, daß Aeußerlichkeiten, welche wir in der Kirche mit andächtiger Stimmung begrüßen, und welche dort mit dazu beitragen, uns die Weihe des Ortes zu Gemüthe zu führen, überhaupt nicht am Platze sind an so profanen Orten, wie es unsere Gerichtssäle sind, in denen uns der Menschheit ganzer Jammer oft in so gemeiner, ekelhafter Gestalt entgegentritt, daß es wie eine Entweihung erscheint, kirchlich ehrwürdige Formen dorthin zu verpflanzen. Jedenfalls hat die Benutzung derartiger Formen auch früher nicht den rechten Erfolg gehabt; sie haben auf religiös gesinnte Gemüther ihre Wirkung gewiß nicht verfehlt, andere dagegen dazu verführt, das Wesentliche der Eideshandlung lediglich in der äußeren Form zu suchen, bis schließlich der Aberglaube den Satz aufgestellt hatte, man könne durch Nichtbeachtung dieser oder jener

Form oder durch heimliche Beobachtung gewisser anderer Formalitäten den Eid unwirksam, den Meineid unschädlich machen. Es wurde zu diesem Zwecke z. B. empfohlen, der Schwurpflichtige solle auf einen Nagel treten oder einen der drei Schwurfinger nicht oder nicht ganz einbiegen oder die Finger der linken Hand auf dem Rücken in gleicher Weise, wie die der emporgehobenen rechten Hand, nach abwärts gerichtet halten. Der Richter war deshalb ganz ausdrücklich angewiesen, sein Augenmerk bei der Eidesleistung sorgfältig darauf zu richten, daß der Schwörende die vorgeschriebenen Formalitäten genau erfülle und nichts thue, wodurch nach dem herrschenden Aberglauben die Leistung eines Meineides unschädlich werde, und so gestaltete sich die recht feierlich gedachte Form der Eidesleistung in der Ausführung zu einem unerquicklichen Formalismus, unter welchem Richter und Schwurpflichtige gleichermaßen litten. Im gegenwärtigen Jahrhundert wurde mit den hergebrachten Formen mehr und mehr gebrochen, und nunmehr trat allerdings nicht selten eine Formlosigkeit hervor, welche keineswegs zu billigen ist. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, daß eine sächsische Verordnung vom 11. Juni 1840 eine Rüge ausspricht darüber, daß „Untergerichte und andere Behörden die Abnahme von Eiden oft unter dem Geräusche störender Umgebungen vornehmen", und im Anschluß hieran diese Behörden anweist, „die Eidesleistungen entweder in einem abgesonderten Zimmer vorzunehmen, wohin das Geräusch anderer gleichzeitiger Geschäfte nicht dringen kann, oder Veranstaltung zu treffen und streng darauf zu halten, daß während der Eidesleistung und der ihr vorausgehenden Admonition die Verhandlung aller anderen Geschäfte eingestellt und Alles, was Geräusch verursachen und Störung herbeiführen könnte, thunlichst vermieden werde".

Seitdem ist mehr und mehr dafür Sorge getragen worden, die Eidesleistungen in angemessener Form stattfinden zu lassen, und die neuen Reichsjustizgesetze bezeichnen hierin einen ganz bedeutenden Fortschritt. Dieselben gehen nämlich davon aus, daß gerichtliche Eide aller Art in der Regel in einer öffentlichen Sitzung des Gerichts zu leisten sind, und die Oeffentlichkeit der Gerichtssitzungen hat es mit sich gebracht, daß durch Beschaffung angemessen ausgestatteter Verhandlungssäle, durch Einführung einer richterlichen Amtstracht und durch die hiermit von selbst nothwendig gewordene Beobachtung angemessener Verhandlungsformen eine gewisse Würde und Feierlichkeit gewonnen worden ist auch für solche Verhandlungen, welche früher in der form- und würdelosesten Weise stattfanden. Wenn jetzt in einer Gerichtssitzung ein Eid abgenommen wird, so gewährt der Ort der Eidesleistung, die Amtstracht des Richters, das Erheben sämmtlicher Anwesenden von ihren Sitzen und die damit eintretende allgemeine Stille dem Acte der Eidesleistung eine Feierlichkeit, welche ihren Eindruck auf den Schwurpflichtigen nicht verfehlen kann.

Diesen Eindruck noch zu verstärken ist Sache des den Eid abnehmenden Richters, insofern es diesem obliegt, auch für seine Person durch gemessene Haltung und ernsten würdigen Vortrag der Eidesworte die Feierlichkeit der Handlung zum Ausdrucke zu bringen. Es wird nun auch darüber Klage geführt, daß die Richter dieser Obliegenheit nicht immer gehörig genügen, sondern manchmal die Eidesabnahme in zu gleichgiltigem, geschäftsmäßigem Tone bewirken. Die Klage ist wol nicht unberechtigt, und ihr Gewicht ist nicht zu unterschätzen. Aber man darf dabei nicht übersehen, wie sehr die Häufigkeit der Eidesabnahmen es dem Richter erschwert, bei jedem neuen Eidschwur in gleicher Weise Ernst und Würde zu wahren und immer und immer wieder durch das Feierliche und Gemessene seiner ganzen Person dahin zu wirken, daß auch der Schwurpflichtige und der Zuhörer sich der Bedeutung der Eideshandlung bewußt bleiben.

c) *Vor der Eidesleistung* hat der Richter den Schwurpflichtigen in angemessener Weise *auf die Bedeutung des Eides hinzuweisen.* Die Art, in welcher dieser Hinweis zu erfolgen pflegt, ist vielfach bemängelt worden, und es wird insbesondere die Klage erhoben, daß die Richter sich meist begnügen, die Schwurpflichtigen in kürzesten Worten auf die Heiligkeit des Eides und die Strafen des Mein- und Falscheides zu verweisen, und daß dabei das religiöse Moment des Eides ungebührlich vernachlässigt werde. Diese Klage dürfte kaum berechtigt sein. Denn der Richter darf doch wol davon ausgehen, daß der Schwurpflichtige der religiösen Bedeutung des Eides im Allgemeinen sich bewußt ist, und er darf deshalb allerdings in der Regel sich darauf beschränken, den Schwurpflichtigen mit einem kurzen, aber ernsten Worte an die Heiligkeit des Eides zu erinnern. Jedenfalls aber würde eine eingehendere religiöse Eidesvorbereitung nothwendig voraussetzen, daß der Richter den geistigen, sittlichen und religiösen Bildungsstand des Schwurpflichtigen genau kennt, während doch in der Regel die Person des Schwurpflichtigen dem Richter ganz fremd ist.

Der mehrfach ausgesprochene Gedanke, es solle die ganze Eidesvorbereitung den Geistlichen übertragen werden, ist gesetzgeberisch völlig unverwerthbar. Denn eine wirksame Eidesvorbereitung würde nur möglich sein für den Geistlichen der Parochie, welcher der Schwurpflichtige angehört; sie würde aber auch nur möglich sein, wenn dieser Geistliche lange vorher von der bevorstehenden Eidesleistung und dem Stande der betreffenden Sache Kenntniß erhielte, was mit der Schnelligkeit unseres Prozeßverfahrens völlig unvereinbar sein würde. Ueberdies würde bei der Menge der Eide, welche geleistet werden, den Geistlichen mit der Eidesvorbereitung eine so bedeutende Arbeit erwachsen, daß wenigstens in großen Parochien eine wirklich ersprießliche Erledigung derselben kaum zu ermöglichen sein würde.

Soweit dagegen darüber geklagt wird, daß das Gesetz die Zuziehung von Geistlichen zur Eidesleistung überhaupt und auch in den Fällen ausschließt, in denen früher die Zuziehung eines Geistlichen zulässig war, so ist diese Klage ohne Bedeutung. Denn wenn das Gesetz, wie dies früher der Fall war, dem Richter lediglich gestattet, im Falle besonderen Verdachts einen Geistlichen zur Eidesleistung zuzuziehen, so wird der Richter sehr selten Gelegenheit haben, von dieser Füglichkeit Gebrauch zu machen, und selbst bei vorhandener Gelegenheit sich schwer entschließen, durch die Zuziehung eines Geistlichen den Schwurpflichtigen von vornherein als einen Menschen hinzustellen, welchem die Leistung eines Meineids zugetraut wird. So war ja auch nach unserem früheren sächsischen Civilprozeßrechte im Falle besonderen Verdachts die Zuziehung eines Geistlichen zum Schwörungstermine zulässig, aber man hielt an der Anschauung fest, daß die Zuziehung eines Geistlichen „als Ausnahme zu betrachten sei und indirect eine dem Rufe des Schwörenden nachtheilige Schärfung in sich begreife", und daß dieselbe deshalb „vom Richter in der Regel nur auf Grund eines darauf gerichteten Erkenntnisses, jedenfalls aber nur dann verfügt werden könne, wenn actenmäßig begründete Thatsachen oder ausreichende Vermuthungen vorlägen, welche die Gewissenhaftigkeit des Schwörenden verdächtigten". Infolge dessen war die Zuziehung von Geistlichen bei uns in Sachsen schon lange vor dem Inkrafttreten der Reichsprozeßgesetze völlig außer Gebrauch gekommen, und es ist durch diese an dem bestehenden Zustande in Sachsen nichts geändert worden.

Ueberhaupt aber liegt bei der Belehrung des Schwurpflichtigen über die Bedeutung des Eides der Schwerpunkt nicht in abstracten Ermahnungen oder Hinweisen auf die Heiligkeit des Eides und die Strafbarkeit des Meineids. Der Schwerpunkt liegt vielmehr darin, daß dem Schwurpflichtigen durch einzelne concrete Vorhalte und sachliche Hinweise die Bedenken, welche gegen die Richtigkeit der von ihm eidlich zu erhärtenden Thatsache obwalten, eindringlich zu Gemüthe geführt werden, und je specieller die sachlichen Vorhalte sich gestalten lassen, je eher wird die sich daran anschließende Erinnerung an die Heiligkeit des Eides das Gewissen eines nicht gänzlich verstockten Menschen zu rühren vermögen. Zu sachlichen Vorhalten ist aber zweifellos nur der Richter recht geschickt, weil dieser allein den Verhandlungsstoff vollständig kennt und beherrscht; und daß es in dieser Beziehung die Richter an dem nöthigen Eifer fehlen lassen, kann gewiß nicht behauptet werden.

d) Zu den Klagen, welche gegen die gesetzlichen Bestimmungen über die Form der Eidesleistung erhoben werden, gehört endlich die Klage über die Vorschrift, daß in der Regel *jeder Zeuge vor seiner Vernehmung beeidigt* werden soll. Man hat jedoch dabei diese Vorschrift meist mißverständlich so aufgefaßt, als wenn dadurch der Richter genöthigt werde, im Voraus einen Zeugen zu beeidigen, welchen er nach seiner Vernehmung nicht beeidigt haben würde. Dies ist keineswegs der Standpunkt des Gesetzes. Das Gesetz bestimmt ausdrücklich die Fälle, in denen ein Zeuge unbeeidigt zu vernehmen ist; von diesen Ausnahmefällen abgesehen, verlangt es aber die Beeidigung jedes Zeugen, ohne dem Richter irgendwelche Entschließung freizustellen darüber, ob er den Zeugen beeidigen wolle oder nicht. Vereidet der Richter also den Zeugen nicht vor der Vernehmung, so muß er denselben nach der Vernehmung vereiden; die Beeidigung ganz zu unterlassen, ist dem Richter nicht gestattet. Bei diesem Standpunkte der Gesetzgebung erscheint der lebhaft geführte Streit um Vor- und Nacheid lediglich als ein Streit um eine wenig erhebliche Formfrage. Es ist nicht leicht zu dieser Frage unbefangen Stellung zu nehmen, und die Stimmen für und wider den Voreid halten sich ungefähr die Waage. Jedenfalls aber hat der Voreid den Vortheil, daß er den Zeugen von

vornherein hinweist auf die Bedeutung der zu erstattenden Aussage und auf seine Verantwortlichkeit für jedes Wort seines Zeugnisses, und daß er auf diese Weise den Zeugen antreibt, sein Zeugniß von vornherein mit ängstlicher Vorsicht und sorgfältiger Ueberlegung zu erstatten und nicht mehr zu sagen, als er wirklich verantworten kann. Dahingegen liegt beim Nacheide immer die Gefahr nahe, daß der Zeuge anfänglich, von dem Drucke des geleisteten Eides frei, seine Aussage mit geringerem Bedachte und größerer Sorglosigkeit erstattet, und es kommt bei unserem mündlichen Verfahren hierzu die weitere Gefahr, daß der Zeuge nach seiner Vernehmung, wenn er nun den Zeugeneid leisten soll und damit das volle Gefühl seiner Verantwortlichkeit erlangt, die Einzelheiten seiner Aussage möglicherweise selbst nicht mehr genau im Kopfe hat, so daß er sich gar nicht recht im Klaren ist, was er eigentlich mit dem Zeugeneide erhärtet.

Das Streben nach Beseitigung des Voreids ist in der Hauptsache Mittel zum Zweck, insofern man damit abzielt auf eine Verminderung der Zeugeneide, deren Häufigkeit man beklagt; und damit kommen wir zu einer neuen Reihe von Klagen.

2) *Wir verlangen, daß die Gesetzgebung die Fälle, in denen sie die Leistung des Eides fordert, auf das nöthige Maß beschränkt;* und laut ertönt die Klage, daß *die Gesetzgebung dieses Maß nicht eingehalten habe.*

a) Fragen wir zunächst nach den *objectiven Voraussetzungen, unter denen der Staat die Leistung eines Eides fordert,* so können wir zwei Hauptgruppen von Eiden unterscheiden, die politischen Eide und die prozessualen Eide. Politische Eide sind der Unterthaneneid, der Ständeeid, der Fahneneid und der Diensteid, prozessuale Eide der Parteieneid und der Eid der Zeugen und Sachverständigen.

α) *Die politischen Eide* sind durchaus Versprechenseide, bei denen der Schwörende die ihm als Staatsbürger, als Mitglied der Ständeversammlung, als Soldat oder als Verwalter einer ihm übertragenen amtlichen Stellung obliegenden Pflichten treulich erfüllen zu wollen zusichert. Es ist gegen diese Eide geltend gemacht worden, daß sie zwecklos seien, und daß ihre Verletzung nicht einmal bestraft werde. Aber dies ist doch nicht ganz richtig. Die Eidesleistung bedeutet hier überall die feierliche Uebernahme der Pflichten, deren Erfüllung versprochen wird, und es wird kaum möglich sein, für die Uebertragung und Uebernahme wichtiger Pflichten die Eideshandlung durch eine andere feierliche Form zu ersetzen. Richtig ist es ja, daß der Staat den Bruch eines Pflichteides nicht ausdrücklich als Meineid bestraft, aber im Grunde genommen ist es doch eben die *eidliche* Uebernahme der Pflicht, aus welcher der Staat sein Recht herleitet, die Verletzung dieser Pflicht zu bestrafen und strafbare Handlungen, welche zugleich die Verletzung eines Pflichteides enthalten, mit besonders hoher Strafe zu belegen. Erst kürzlich ist bei einem Hochverrathsprozesse dem einen der Verurtheilten eine besonders hohe Strafe um deswillen zuerkannt worden, weil seine Strafthat zugleich eine Verletzung des von ihm geleisteten Unterthaneneides enthielt, und es ist bekannt, wie schwere Strafen das Gesetz für solche strafbare Handlungen androht, welche zugleich den Bruch eines Fahneneides oder eines Amtseides enthalten. Immerhin ist eine gewisse Beschränkung der politischen Eide wol noch denkbar, und ob der allgemeine Ständeeid wirklich ein Bedürfniß ist bei Mitgliedern ständischer Körperschaften, welche aus Wahlen hervorgehen, darf wol in Zweifel gezogen werden; die Verfassung des Deutschen Reiches kennt eine Vereidung der Mitglieder des Reichstags nicht. Die Zahl der Diensteide ist im laufenden Jahrhundert mit Recht wesentlich verringert und neuerdings durch eine sächsische Verordnung vom 20. Februar 1879 insofern noch mehr beschränkt worden, als darnach eine *eidliche* Verpflichtung solcher Personen, welche für eine nicht als eigentlicher Staatsdienst geltende Verrichtung angenommen werden, nur noch insoweit eintreten soll, als dieselbe in Gesetzen oder Verordnungen besonders vorgeschrieben oder von der betreffenden Anstellungsbehörde aus besonderen Gründen für nöthig erachtet wird. Dahingegen hat im Widerspruche mit dem berechtigten Streben nach Verminderung der Pflichteide das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich bestimmt, daß die zu gerichtlichen Verhandlungen zugezogenen Schöffen jedes Jahr, die Geschworenen aber bei jeder neuen Schwurgerichtsverhandlung aufs Neue eidlich verpflichtet werden müssen. Bezüglich der Geschworenen enthält diese Bestimmung nichts Neues. Aber das Festhalten an dem Satze, daß der Geschworene für jeden besonderen unter seiner Mitwirkung abzuurtheilenden Fall und gegenüber dem abzuurtheilenden Angeklagten „geschworen" haben müsse, ist im Grunde genommen doch nur Principienreiterei, und der Wunsch ist ganz berechtigt, daß künftig jeder Geschworene wenigstens in einer und derselben Sitzungsperiode nicht öfter als einmal vereidigt werden möge. Nicht minder erscheint es wünschenswerth, daß von Personen, welche einmal den Schöffeneid geleistet haben, die abermalige Leistung des Eides nicht gefordert werden, sondern an Stelle der abermaligen Vereidung die Verweisung auf den früher geleisteten Eid treten möge, wie dies z. B. früher bei den sächsischen Schöffengerichten der Fall war.

β) Erscheint aber hiernach die Klage, daß der Staat die Eidesleistungen nicht auf das nöthige Maß beschränkt habe, bezüglich der politischen Eide in gewissem Umfange berechtigt, so ist dies in noch weit größerem Umfange der Fall rücksichtlich der *prozessualen Eide.*

Zwar das läßt sich nicht verkennen, daß bezüglich der Parteieneide, d. h. derjenigen Eide, welche im Prozesse von den Parteien selbst zu leisten sind, die heutige Gesetzgebung sich von der früheren wesentlich zu ihrem Vortheile unterscheidet. Viele Eide, welche früher den Parteien abgefordert wurden, z. B. der Armeneid, der Gefährdeeid und die sehr bedenklichen Reinigungs- und Bestärkungseide in Injuriensachen, sind weggefallen, und dadurch, daß dem Richter rücksichtlich der Beweiswürdigung und der Entscheidung darüber, welche Partei zum Eide zu lassen sei, im Civilprozesse eine freiere Stellung eingeräumt worden ist, sind manche Uebelstände der früheren Gesetzgebung beseitigt worden.

Dahingegen hat die bereits erwähnte Bestimmung der Reichsprozeßgesetze, daß, von wenigen im Voraus bestimmten Ausnahmen abgesehen, jeder Zeuge und Sachverständige vor oder nach seiner Vernehmung beeidigt werden müsse, zu einer ganz erheblichen Zunahme der Eide geführt. Diese Zunahme der Eide macht sich bei uns in Sachsen ganz besonders fühlbar, weil wir hier wesentlich abweichende Gesetzesvorschriften besessen hatten. Denn die sächsische Gesetzgebung kannte bei Civilsachen im Bagatellverfahren, also bei Streitigkeiten um Werthe von nicht über 150 M, eine Vereidung der Zeugen und Sachverständigen überhaupt nicht, sondern ließ hier an Stelle der Vereidung eine Versicherung mittels Handschlags an Eidesstatt treten, und in den vor den Gerichtsämtern verhandelten Strafsachen überließ sie es völlig dem Ermessen des Richters, ob er einen Zeugen oder Sachverständigen beeidigen wollte oder nicht. Wie bedeutend der Procentsatz von Rechtssachen war, welche von diesen Bestimmungen betroffen wurden, ersehen wir daraus, daß im Jahre 1877 von etwa 139000 anhängig gewordenen Civilprozessen etwa 100000, also 72 Procent im Bagatellverfahren anhängig geworden und von etwa 36000 zu Ende geführten Strafsachen etwa 34000, also 94 Procent vor den Gerichtsämtern verhandelt worden sind. Man greift deshalb kaum zu hoch, wenn man annimmt, daß für Sachsen die Zahl der Zeugen- und Sachverständigeneide sich mit Eintritt des neuen Verfahrens etwa verzehnfacht hat.

Schon die bloße Thatsache einer so bedeutenden Vermehrung giebt zu ernsten Bedenken Anlaß; diese Vermehrung entbehrt aber auch der inneren Berechtigung. Was zunächst den Civilprozeß anlangt, so ist es gar nicht zu verkennen, daß bei einem Streite um ganz geringfügige Werthe der unbetheiligte Dritte schon die Befragung als Zeuge für eine unverhältnißmäßige Beschwerung erachtet, und wenn der Staat darauf besteht, daß der Zeuge auch noch den Zeugeneid leistet, so erscheint dieses Verlangen dem unbedeutenden Streitgegenstande nicht angemessen. Das ist natürlich richtig, daß derjenige, welcher den Prozeß um ein kleines Object führt, am Ausgange des Prozesses unter Umständen mehr Interesse hat, als ein Anderer, der um eine große Summe streitet. Aber der Staat ordnet das Prozeßverfahren nicht vom Standpunkte des Einzelnen, sondern von dem des öffentlichen Interesses, und daß von diesem Standpunkte aus eine Unterscheidung zwischen großen und geringfügigen Rechtssachen wol gerechtfertigt ist, ist bei Regelung anderer Fragen auch in den Reichsjustizgesetzen anerkannt worden. Beim Strafprozesse liegt die Sache etwas anders. Hier ist das öffentliche Interesse bei jeder Aburtheilung, auch wenn es sich um eine geringe Uebertretung handelt, so wesentlich betheiligt, daß in jedem Falle voller Beweis erfordert werden muß und dem Richter nicht zugemuthet werden darf, sich bei geringeren Fällen mit der nichteidlichen Aussage eines Zeugen oder Sachverständigen zu begnügen. So weit es zur Begründung der vollen richterlichen Ueberzeugung von der Richtigkeit einer durch die Zeugenaussage bestätigten erheblichen Thatsache erforderlich ist, muß diese Aussage in allen Fällen durch den Eid erhärtet werden. Aber der Eid dürfte eben auch nur da erfordert werden, wo dies wirklich zur Begründung der vollen richterlichen Ueberzeugung bezüglich einer erheblichen Thatsache nothwendig ist, es müßte also

dem Ermessen des Richters anheimgestellt sein, ob er einen Zeugen oder Sachverständigen beeidigen will oder nicht. Trägt man Bedenken, das richterliche Ermessen unbeschränkt walten zu lassen, so brauchte man dem Richter ja nicht zu gestatten, daß er einen Zeugen oder Sachverständigen, auf dessen Aussage er eine Verurtheilung stützen will, um deswillen unbeeidigt läßt, weil ihm die Aussage desselben, auch ohne daß sie beeidet ist, völlig glaubhaft erscheint. Jedenfalls aber müßte die Unterlassung der Beeidigung eines Zeugen oder Sachverständigen dem Richter wenigstens dann freistehen, wenn ihm die Aussage so wenig erheblich oder so wenig glaubwürdig erscheint, daß sie auch dann, wenn sie beschworen würde, nicht geeignet sein würde, für sich allein oder in Verbindung mit anderen Beweisen die richterliche Ueberzeugung von einer strafrechtlich erheblichen Thatsache zu begründen. Daß das Gesetz auch in diesem Falle das richterliche Ermessen ausschließt und den Richter nöthigt, auch Personen zu beeidigen, deren Aussage unerheblich oder unglaubhaft ist, ist entschieden zu beklagen. Und die Berechtigung dieser Klage wird so allgemein anerkannt, daß wir wol mit der Zeit eine Abänderung der betreffenden Gesetzesvorschriften erwarten dürfen. Bei einer solchen Gesetzesänderung wird der früher erwähnte Voreid nur beschränkt beibehalten werden können; es wird aber auch zu erwägen sein, ob nicht die Bedeutung einer nichteidlichen Zeugenaussage dadurch zu erhöhter Anerkennung gebracht werden soll, daß ähnlich, wie dies früher in Sachsen der Fall war, nicht nur die eidliche, sondern auch die nichteidliche wahrheitswidrige Aussage vor Gericht gesetzlich mit Strafe bedroht wird.

b) Fragen wir weiter nach den subjectiven Voraussetzungen, unter denen der Staat die Eidesleistung fordert, so haben die Reichsprozeßgesetze hier den bestehenden Rechtszustand insofern geändert, als sie die Eidesmündigkeit, welche früher, von geringen Ausnahmen abgesehen, mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres eintrat, im Allgemeinen schon mit dem vollendeten sechszehnten Lebensjahre eintreten lassen. Für den Parteieneid ist dies zwar nur unter Beschränkungen geschehen, durch welche etwaige Bedenken entkräftet werden; denn nach der Civilprozeßordnung darf Minderjährigen, welche das sechzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben, der Eid nur über solche Thatsachen, welche in Handlungen derselben bestanden haben oder Gegenstand ihrer Wahrnehmung gewesen sind, und auch nur unter der Voraussetzung zugeschoben oder zurückgeschoben werden, daß dies von dem Gerichte auf Antrag des Gegners nach den Umständen des Falles für zulässig erklärt wird. Dagegen fordern die Prozeßgesetze bei zeugenschaftlicher Vernehmung von Personen, welche das sechzehnte Lebensjahr vollendet haben, regelmäßig die Leistung des Zeugeneides, und sie gestatten die Unterlassung der Beeidigung nur dann, wenn das Gericht die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Zeuge wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandesschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung hat. Wenn hierüber Klage geführt wird, so erscheint diese Klage schon im Hinblick darauf nicht unbegründet, daß das Strafgesetzbuch die volle Strafmündigkeit erst mit vollendetem achtzehnten Lebensjahre eintreten läßt; und es wäre jedenfalls richtiger gewesen, wenn man bei Personen unter achtzehn Jahren die unbeeidigte Vernehmung zur Regel und die Beeidigung ähnlich wie beim Parteieneide zu einer vom Gerichte unter Umständen besonders zu beschließenden Ausnahme gemacht hätte.

Zu erwähnen sind hier noch die Klagen, welche darüber erhoben werden, daß der Staat bei demjenigen, von welchem er den Eid fordert, nicht fragt nach seiner religiösen Stellung zum Eide. Der Staat fordert zwar den Eid, insbesondere den Zeugeneid nicht von Mitgliedern solcher Religionsgenossenschaften, welchen das Gesetz den Gebrauch gewisser Betheuerungsformeln an Stelle des Eides gestattet; von dieser Ausnahme abgesehen, läßt er aber weder religiöse Bedenken, welche einem Schwurpflichtigen gegen die Leistung eines Eides etwa beigehen, noch Unglauben als Grund zur Eidesverweigerung gelten. Die Klage hierüber erscheint rücksichtlich ihrer praktischen Bedeutung nicht von besonderer Erheblichkeit. Denn religiöse Bedenken gegen den Eid sind bei uns gewiß nicht häufig und ebenso selten ist der Unglaube, der wirklich im Herzen und Gewissen nichts weiß von einem Gott im Himmel und von einer Heiligkeit des Eides. Aber selbst wenn dieser Klage mehr Gewicht beigelegt werden müßte, der Staat würde dennoch außer Stande sein, derselben abzuhelfen. Denn er müßte sonst befürchten, daß jeder beliebige Mann religiöse Bedenken oder Unglauben vorschützt, um unter diesem Vorwande den Eid zu verweigern und so sich insbesondere der Zeugnißpflicht zu entziehen.

3) Die letzte Forderung, welche wir an die Gesetzgebung stellen, damit dem Eide seine Bedeutung gewahrt bleibe, geht dahin, daß das Gesetz in den Fällen, in denen ein Eid verletzt worden ist, für strenge Ahndung Sorge trägt; und auch hier werden Klagen laut, daß das Gesetz dieser Anforderung nicht allenthalben genüge.

Unser Strafgesetzbuch behandelt den Meineid i. w. S., nämlich alle strafbaren Verletzungen der Eidespflicht und einige verwandte Vergehen in einem besonderen Abschnitte zwischen den Münzvergehen und der falschen Anschuldigung, und man hört manchmal darüber klagen, daß das Strafgesetzbuch den Meineid nicht zu den Vergehen gegen die Religion gerechnet, sondern den Vergehen gegen die öffentliche Ordnung angereiht hat. Diese Klage ist ungerechtfertigt. Der Staat bedroht, wie schon im Eingange betont wurde, nicht die Verletzung eines jeden Eides, gleichviel wie und wo derselbe geleistet worden ist, sondern er beschränkt sich ausdrücklich darauf, die Verletzung eines solchen Eides zu bestrafen, welcher vor einer zur Abnahme von Eiden zuständigen Behörde geleistet worden ist. Das Gesetz straft also nicht die bei jeder Eidesverletzung vorliegende Verletzung einer religiösen Pflicht, sondern es straft nur die Verletzung des staatlich geordneten Eides und die damit verhangene Verletzung der staatlichen Rechtsordnung. Vergehen gegen die Religion kennt das Strafgesetzbuch gar nicht; denn die Verletzung einer religiösen Pflicht fällt als solche überhaupt nicht unter die Strafgewalt des Staates. Das Strafgesetzbuch spricht nur von Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen, und es faßt unter diesem Begriffe diejenigen Handlungen zusammen, welche das religiöse Gefühl der vom Staate anerkannten Religionsgesellschaften, den religiösen Frieden im Staate zu verletzen geeignet sind. Zu diesen Handlungen kann aber der Meineid offenbar nicht gerechnet werden.

Das Strafgesetz bedroht den Meineid i. e. S., also den wissentlichen Falscheid in der Regel mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und dauernder Unfähigkeit des Verurtheilten, als Zeuge oder Sachverständiger eidlich vernommen zu werden; bei fahrlässigem Falscheide tritt Gefängniß bis zu 1 Jahre ein; hierzu in entsprechendem Verhältnisse stehen die Strafandrohungen bei andern Fällen des Meineids i. w. S.; die Annahme mildernder Umstände ist nicht nachgelassen. Im Allgemeinen sind diese Strafandrohungen gewiß angemessen, und die einzige Ausstellung, welche gemacht zu werden pflegt, ist die, daß der wegen Meineids Verurtheilte nicht überhaupt die Eidesfähigkeit verliert, sondern z. B. zur Leistung eines Parteieneides zugelassen werden muß. Da jedoch die völlige Eidesunfähigkeit den Meineidigen in gewisser Hinsicht geradezu rechtlos machen würde, so muß der Staat allerdings Bedenken tragen, diese Folge an die Verurtheilung wegen Meineids zu knüpfen, und thatsächlich wird es doch nur selten zur Leistung eines Parteieneides seiten eines wegen Meineids Verurtheilten kommen. Denn die Civilprozeßordnung giebt gegen solche Unzuträglichkeiten schon insofern eine gewisse Gewähr, als sie dem Richter bei Entscheidung der Frage, welcher Partei ein Eid aufzuerlegen sei, sehr freie Hand läßt, und sie gestattet insbesondere den Widerruf der Zurückschiebung eines Eides, wenn der Schwurpflichtige wegen wissentlicher Verletzung der Eidespflicht rechtskräftig verurtheilt oder wenn glaubhaft gemacht wird, daß der Gegner erst nach erfolgter Zurückschiebung des Eides von einer solchen Verurtheilung Kenntniß erlangt habe.

Daß die vom Staate bestimmten Strafnormen im gegebenen Falle auch wirklich Anwendung finden, ist Sache der mit Verfolgung und Aburtheilung der betreffenden Straffälle betrauten Behörden. Eine nicht unwesentliche Erschwerung der Strafverfolgung bei Zeugenmeineiden ist mit dem Inkrafttreten der Reichsstrafprozeßordnung insofern eingetreten, als diese die Protokollirung der Zeugenaussagen nur für die vor den Schöffengerichten verhandelten Strafsachen vorschreibt, für alle anderen Strafsachen aber in der Regel nicht verlangt. Erst vor Kurzem hat ein Aufsehen erregender Straffall gezeigt, wie schwer es ist, den Inhalt einer nicht protokollirten Zeugenaussage nach einem längeren Zeitraum so genau festzustellen, daß auf diese Feststellung hin eventuell eine Verurtheilung wegen Zeugenmeineids erfolgen kann, und der Wunsch scheint deshalb nicht unberechtigt, daß das Gesetz die protokollarische Niederschrift des wesentlichen Inhaltes jeder eidlich erstatteten Zeugenaussage ohne Ausnahme anordnen und dadurch für eine der Bedeutung des Eides angemessene Beurkundung Sorge tragen möge. Jedoch auch wenn bezüglich des Inhaltes des geleisteten Eides der Beweis gesichert ist, bietet der Beweis des Meineids meist erhebliche Schwierigkeiten, und in der Regel kann derselbe nur mittelbar durch Indicien geführt werden. Mit Recht wird

deshalb darüber Klage geführt, daß die Aburtheilungen wegen Meineids gerade in den schwersten Fällen den Schwurgerichten übertragen sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß — wie bei den Schwurgerichten der Procentsatz der Freisprechungen überhaupt ein verhältnißmäßig hoher ist — so gerade bei Meineidsuntersuchungen die Geschworenen wegen der Schwierigkeit des Beweises außerordentlich geneigt sind, die Schuldfrage zu verneinen. Wenn sich aber die Geschworenen angesichts erdrückender Beweise zu einem verurtheilenden Wahrspruche entschließen, so sind sie im Hinblick auf die hohe vom Gesetz für Meineid i. e. S. angedrohte Strafe und die Unmöglichkeit, mildernde Umstände zu bewilligen, nur zu leicht bereit, auch in Fällen, in denen offenbar wissentlicher Falscheid vorliegt, dennoch nur wegen fahrlässigen Falscheids das Schuldig auszusprechen, und nur Wenige sind eingedenk der ernsten Mahnung: „Der Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich endlich dem Verbrecher!"

Zu diesen Klagen, welche in Bezug auf die Regelung der Eidesfrage gegen die Gesetzgebung erhoben werden, gesellt sich noch

II. die weitere Klage, daß unser Volk sich der Bedeutung des Eides nicht genügend bewußt sei.

Die Behauptung, unser Volk sei sich der Bedeutung des Eides nicht gehörig bewußt, wird nicht selten aufgestellt wie eine Thatsache, welche sich aus den Mängeln der bestehenden Gesetzgebung von selbst ergiebt und deshalb kaum noch des Beweises bedarf. Aber so groß die Gefahr sein mag, daß durch die Mängel der Gesetzgebung das Bewußtsein von der Bedeutung des Eides im Volke geschädigt werde, so wenig berechtigt uns das Vorhandensein der Gefahr zu dem Schlusse, daß eine Schädigung wirklich eingetreten sei. Wenn Jemand diesen Schluß für selbstverständlich hält, so überschätzt er vollständig den Einfluß, welchen die Gesetzgebung auf das sittliche und religiöse Bewußtsein des Volkes auszuüben vermag. Wer Klage führen will über das Schwinden des Bewußtseins von der Bedeutung des Eides im Volke, von dem dürfen wir fordern, daß er für die zum Gegenstande seiner Klage gemachte Thatsache zunächst den Beweis erbringt. Aber wie steht es mit diesem Beweise?

Im Allgemeinen wird Niemand behaupten können, daß etwa bei Eidesleistungen wiederholt eine Geringschätzung des Eides, eine Mißachtung der Eidespflicht seiten der Schwurpflichtigen durch Worte oder Handlungen offen an den Tag gelegt worden wäre. Ebenso wenig kann man sagen, daß im Volke im Allgemeinen, in der sogenannten öffentlichen Meinung die Bedeutung des Eides angezweifelt oder herabgesetzt worden wäre. Wol aber darf man daran erinnern, daß im Deutschen Reichstage bei Berathung der Reichsjustizgesetze die staatliche Bedeutung des Eides von keiner Seite angezweifelt worden und der Versuch, den Eid seiner religiösen Bedeutung zu entkleiden, kläglich gescheitert ist.

Diejenigen, welche den Beweis führen wollen, daß unser Volk der Bedeutung des Eides sich nicht gehörig bewußt sei, nehmen gern Bezug auf diese oder jene sensationelle Meineidsuntersuchung, bei welcher sich ergeben hat, daß an diesem oder jenem Orte einmal eine Anzahl von Personen sich zur Ableistung von Zeugenmeineiden geradezu verbündet und die Leistung von Meineiden gewerbsmäßig gegen Entgelt betrieben hat. Aber so entsetzlich das Bild ist, welches derartige Untersuchungen enthüllen — nichts giebt uns die Berechtigung, aus vereinzelten, durch örtliche und persönliche Verhältnisse hervorgerufenen oder doch wesentlich begünstigten Vorkommnissen einen Schluß zu ziehen auf unser ganzes Volk und dessen Stellung zum Eide.

Als letztes und hauptsächliches Beweisstück wird die Thatsache ins Feld geführt, daß ausweislich der Statistik die Untersuchungen und Verurtheilungen wegen Verletzungen der Eidespflicht sich in den letzten Jahren unverhältnißmäßig gemehrt hätten. Wir leben in einer Zeit, in welcher die Lust am Zählen, Messen und Wägen die Gemüther wie eine Leidenschaft erfüllt. In der Statistik glaubt man den Stein der Weisen, in der Moralstatistik den Schlüssel zur Culturgeschichte gefunden zu haben. Aber so nothwendig und nützlich es gewiß ist, statistische Erhebungen zu veranstalten, und so interessant und lehrreich es vielfach ist, aus statistischen Ziffern Folgerungen zu ziehen und Schlüsse zu bilden: Zahlen beweisen doch durchaus nicht Alles, was man damit beweisen möchte. Mit vollem Rechte hat Mittelstädt darauf hingewiesen, wie der Statistik für Alles, was wir Individualität in den Menschen und Ereignissen nennen, jeder Maßstab fehlt und immer fehlen wird, und wie deshalb nur der allergröbste Materialismus sich dem Wahne hingeben kann, daß alle die dunkeln seelischen Kräfte, welche Auf- und Absteigen, Blüthe und Verfall des Volkslebens bestimmen, sei es in ihren Wurzeln, sei es auch nur in ihren wesentlichen Erscheinungsformen lediglich mit Hülfe des Zählens, Messens und Wägens exact erkannt werden können. Schon aus diesem Grunde ist es höchst bedenklich, aus den jährlich wechselnden Ziffern der Aburtheilungen und Verurtheilungen wegen Meineids ohne Kenntniß der Personen, von denen, und der Umstände, unter denen die gezählten Meineide begangen worden sind, Schlüsse zu ziehen auf das religiöse Bewußtsein des Volks. Ganz besonders bedenklich ist dies aber für einen Zeitraum, in welchem sich die gesetzlichen Voraussetzungen, unter denen Eide überhaupt zu leisten sind, so erheblich geändert und die Eidesleistungen so erheblich vermehrt haben, wie dies insbesondere für Sachsen mit dem Inkrafttreten der Reichsprozeßgesetze geschehen ist.

Wenn man jedoch einmal von diesem Bedenken ganz absieht und bereit ist, mit den statistischen Ziffern zu operiren, wer giebt uns denn diese mit der erforderlichen Zuverlässigkeit? Statistische Erhebungen für das Deutsche Reich sind erst vor wenigen Jahren angeordnet worden; die Grundsätze für die statistischen Erhebungen sind damit neu festgestellt worden; vorher aber sind dieselben in den verschiedenen Einzelstaaten verschieden gewesen, und sie haben auch innerhalb der einzelnen deutschen Staaten mehrfach gewechselt. Gleichzeitig haben auch Straf- und Prozeßgesetze gewechselt, so daß gleichbenannte statistische Ziffern unter Umständen ganz verschiedene Dinge in sich begreifen. Man stößt deshalb bei dem Versuche, eine Meineidsstatistik aufzustellen, auf Ziffern, die wegen ihres ungleichartigen Ursprungs und Inhalts gar nicht ohne Weiteres zusammengestellt und verglichen werden können, und man ist vielfach genöthigt, Umrechnungen vorzunehmen, welche ein vollständiges Beherrschen des statistischen Materials voraussetzen. Wer dies weiß, der blickt von vornherein mit einigem Mißtrauen auf die stattlichen statistischen Ziffern, welche in Zeitungen und Broschüren zum Beweise der unverhältnißmäßigen Zunahme der Meineide angeführt werden, und bei näherer Prüfung finden sich die gröbsten Irrthümer. So zählt z. B. der Pfarrer Hartlieb in seiner Studie „Der Eid und der moderne Staat" als Meineidsfälle für die acht alten preußischen Provinzen ganz richtig die Fälle, in denen eine rechtskräftige Verurtheilung wegen Meineids erfolgt ist, für das Königreich Sachsen dagegen die Fälle, in denen überhaupt eine Anzeige wegen Meineids angebracht worden ist, und stellt diese völlig incommensurabeln Ziffern ohne weitere Bemerkung nebeneinander.

Bleiben wir bei Sachsen stehen, so ist es nicht möglich, für die letztvergangenen Jahre eine ständige und unverhältnißmäßige Zunahme der Meineide statistisch nachzuweisen, und seit 1882 ist eher eine Abnahme zu erkennen. Für das Deutsche Reich zeigt die Meineidsstatistik auf die Jahre 1882—1885 auffällige Schwankungen; eine Zunahme der Meineide tritt dabei jedoch ebenfalls nicht hervor.

Läßt sich hiernach aber auch durch die Criminalstatistik die Thatsache nicht beweisen, daß unser Volk sich der Bedeutung des Eides nicht mehr gehörig bewußt sei, so kann die aus dieser völlig unerwiesenen Thatsache hergeleitete Klage nicht für begründet erachtet werden.

Ob die Klagen über Eidesnoth je ganz verstummen werden, ob die Eidesfrage jemals in einem Staat und Kirche gleichermaßen befriedigenden Sinne gelöst werden wird, wer kann es sagen? Aber wenn Staat und Kirche sich ernstlich bemühen, ihren wechselseitig verschiedenen Standpunkt zu dieser Frage richtig zu verstehen und zu würdigen; wenn sie beide eins bleiben in dem Streben, dem Eide seine Bedeutung zu erhalten, und unbeschadet etwaiger Meinungsverschiedenheiten, die an dieser oder jener Stelle des Weges zwischen ihnen entstehen, niemals vergessen, daß sie Wandergenossen sind nach dem gleichen Ziele: dann werden doch mit der Zeit Klagen über Eidesnoth immer seltener laut werden und der Tag wird ferne bleiben, an dem man mit Fug und Recht die Klage erheben könnte, daß der Eid seine Bedeutung für das deutsche Volk verloren habe.

Bücherbesprechungen.

☐ **Der Paulinische Grundbegriff der δικαιοσυνη θεου erörtert auf Grund von Röm. 3, 21—26.** Von D. Fricke, Geh. Kirchenrath und Professor. Leipzig, G. Böhme. — Es ist in hohem Grade dankenswerth, daß der Verf. diese exegetische Abhandlung, die zunächst als akademisches Progamm erschienen, besonders herausgegeben und dadurch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. In derselben liegt eine der bedeutsamsten Auslegungen vor, welche in letzterer Zeit über den die ganze Paulinische Anschauung und die auf den Paulinismus aufgebaute reformatorische Theologie, speciell die lutherische Theologie beherrschenden Grundbegriff der δικαιοσυνη erschienen sind. Mit dem an D. Fricke bekannten, tief in den Kern der Sache eindringenden dialektisch-feinen und doch nicht künstlich reflectirenden, sondern für den ebenso einfachen, als großen Gedankenzug der neutestamentlichen Schriftsteller, insbesondere eines Paulus empfänglichen Scharfsinn entwickelt der Verf., auch bei der Einzelauslegung immer das Principielle der Sache mit ihren großen Consequenzen im Auge, den gedachten Begriff aus der classischen Stelle heraus und gelangt auf streng exegetischem Wege durchaus zur kirchlichen Anschauung. Von besonderem Interesse ist die Abhandlung wegen ihrer sorgfältigen und eingehenden Beachtung der neuerdings erschienenen hervorragenden Commentare zum Römerbrief von D. Beck, weil. in Tübingen, und D. Otto in Eisenberg. Außerdem hat der Verf. bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe von wichtigen Stellen des Neuen Tastaments, die mehr oder weniger mit der betreffenden Stelle im Römerbrief im Zusammenhang stehen, mit berührt und hat sie zum Theil eingehend in anregender, förderlicher Weise beleuchtet. Jedenfalls verdient die Abhandlung die vollste Aufmerksamkeit des theologischen Publicums.

M.-Fr. **Aus den Papieren des k. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld**, herausgegeben von Max Frhrn. von Lerchenfeld. Nördlingen, C. H. Beck, 1887. IV, 518 Seiten. 9 ℳ. — Der Enkel des bayerischen Ministers v. Lerchenfeld liefert hier eine allgemeiner interessante, auf die bayerischen Verhältnisse, insbesondere den König Ludwig I. neues Licht verbreitende Biographie (S. 1—218) und als zweite Hälfte (Seite 219—518) eine reiche Sammlung von Briefen von und an Lerchenfeld aus den Jahren 1810 bis 1841. Unter den letzteren, an Zahl 268, sind sehr viele von den höchsten Personen, von dem Kronprinzen und späteren König Ludwig z. B. 109; ganz besonderes Interesse wohnt dem Briefwechsel zwischen Lerchenfeld und dem griechisch-bayerischen Minister Rudhart inne. Eine Curiosität ist das am 10. September 1813 geschriebene, aufgefangene Schreiben des Tirolers Speckbacher, eine geschichtliche Urkunde von ganz besonderem Werthe das Schreiben des Kronprinzen Ludwig an seinen Vater, den König Max Joseph, vom 1. October 1819. Die im Mittelpunkte stehende Persönlichkeit ist eine durch und durch ehrenwerthe, deren feste Ueberzeugungen, zumal sie sich bei der Begründung der bayerischen Verfassung in liberalem Sinne kundthaten, Achtung und Theilnahme einflößen. Lerchenfeld war von 1815—17 und 1833—35 Finanzminister, 1826—33 Gesandter am Bundestag und von 1835—42 in Wien und 1842—43 wieder am Bundestag. Für die Geschichte der bayerischen Verwaltung und der bayerischen Finanzen in der betreffenden Zeit ist das Buch im Besonderen wegen der ungeschminkten Offenheit, die darüber ausgebreitet ist, von großem Werthe.

M.-Fr. **Die Provinz Hannover in Geschichts-, Cultur- und Landschaftsbildern.** In Verbindung mit C. Diercke, A. Ebert, E. Görges, F. Günther, W. Hering, L. Rosenbusch, H. Steinvorth u. A. herausgegeben von Johannes Meyer. 2. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1886 und 1887. — Leider ist das vorliegende Lieferungswerk, das Weihnachten 1886 vollendet sein sollte, noch nicht abgeschlossen; nur 11 Lieferungen sind bis jetzt eingeschickt, obgleich auch die 12. und 13. erschienen sind und die 14. Ende November dieses Jahres ausgegeben werden sollte. Es ist deshalb unmöglich, heute an dieser Stelle ein völlig fertiges Urtheil darüber abzugeben. Daß die Mitarbeiter zum Theil wenigstens ihrer Aufgabe durchaus gerecht werden, beweisen die Abschnitte: Das Gebirgsland des Harzes von Günther, der nur leider zu viel Raum vorweggenommen hat (300 Halbseiten), Das Leinebergland von demselben (gegen 270 Halbseiten) und das gedrängt kurze und doch gediegene von Görges: Das Weserbergland (125 Halbseiten). Die übrigen, auch die von dem Herausgeber selbst bearbeiteten Theile stehen daneben zurück, passirt es doch dem einen Mitarbeiter, daß er seine Quellen nicht einmal dem Namen nach richtig nennt. Die beigegebenen Bilder scheinen mit jeder Lieferung besser zu werden, überhaupt hat die Verlagsbuchhandlung sich angestrengt; sie sollte nur der Kritik gegenüber eine verständlichere Haltung annehmen. Oder meint sie, dieselbe solle die Schwächen übersehen, nur um die letzten Lieferungen zu erhalten?

C. **Der Kurort Meran von Carl Wolf** (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, Nr. 42, 42a.), Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich. Preis 0,75 ℳ. — Die kleine Arbeit stellt sich als Aufgabe, den Leser mit Meran und der näheren Umgebung bekannt zu machen unter besonderer Berücksichtigung derjenigen Verhältnisse, welche die Vorzüge Merans als Kurort hervorzuheben geeignet sind. Der erste Theil bringt neben einer kurzen geschichtlichen Uebersicht eine Beschreibung der Stadt, der folgende wirft einen kurzen Blick auf die Entwickelung des Badelebens in Meran, bespricht dann die heilsamen Wirkungen der Meraner Luft und schildert eingehend die mannigfaltigen Anlagen sowie die nahen Orte Ober- und Untermais. Der letzte Abschnitt, die Ausflüge in die nächste Umgebung behandelnd, soll, wie der Verfasser selber sagt, nicht als Wegweiser dienen, sondern nur auf die schönen Punkte hinweisen; er ist infolge dessen etwas oberflächlich ausgefallen. Wenngleich die Art der Darstellung stellenweise eine gewisse Rundung vermissen läßt, ist doch der Fleiß des Verfassers lobend anzuerkennen, der zum Nutzen des Lesers vielen Stoff zusammengetragen hat. Die zahlreichen guten Holzschnitte, die dem kleinen Buch beigegeben sind, ergänzen die Schilderungen auf angenehme Weise.

—m— Das neueste Heft der **Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen** (Bd. 2. Heft 1) wird zum größten Theile in Anspruch genommen von der Rathslinie der Stadt Meißen, welche der städtische Archivar, Director Dr. W. Loose, nach urkundlichen Quellen sorgfältig zusammengestellt und durch eine große Menge staunenswerthen Fleiß bezeugender Anmerkungen über Lebensstellung und Schicksale der einzelnen angeführten Personen erläutert hat. Die älteste überlieferte Rathsreihe ist von 1316, doch zeigen das 14. und 15. Jahrhundert noch sehr viele Lücken. Eine Darstellung der Rathsverfassung auf Grund dieser Rathslinie wird eines der nächsten Hefte bringen. Ein warm empfundener Nachruf an den im vorigen Jahre verstorbenen Bürgermeister von Meißen, Karl Richard Hirschberg, von Th. Flathe, eröffnet das Heft. Außerdem enthält es noch die Reihenfolge der Pfarrer, die seit Einführung der Reformation bei der Kirche zu Cölln a. d. Elbe angestellt waren, von Herm. Kreyßig, eine lediglich auf der Gedächtnißrede des Kaspar Jungermann beruhende biographische Skizze über Leonhard Badehorn von Georg Buchwald und einige kleinere Mittheilungen.

—m— **Mitteilungen des Altertums-Vereins zu Plauen i/V.** Sechste Jahresschrift auf die Jahre 1886—87. Im Auftrage herausgegeben von Dr. phil. Johannes Müller. Plauen i/V. 1887. — Statt einer Fortsetzung der Urkunden und Urkunden-Auszüge zur Geschichte Plauens und des Vogtlandes, welche die letzten Hefte der Vereinszeitschrift brachten, enthält das uns vorliegende zunächst die vom Herausgeber bearbeiteten und mit kurzen Anmerkungen versehenen Protokolle der Kirchenvisitationen in den Aemtern Vogtsberg und Plauen (1529 und 1533). So allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Visitationsprotokolle auch ist, so liegt doch bis jetzt von den in Sachsen entstandenen nur ein Theil der Visitationsacten der Diöcese Grimma vor und man würde es als sehr erfreulich bezeichnen können, wenn unsere localen Geschichtsvereine sich an dem Vorgange Plauens ein Beispiel nehmen und ihr Augenmerk auf gute Veröffentlichung dieser Actenstücke richten wollten. Treffliche Fingerzeige giebt Burkhardt's Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen; daß das Werk jedoch nicht als vollständig angesehen werden kann, beweist schon der Umstand, daß die hier gedruckten Acten nur theilweise berücksichtigt worden sind. Die darstellende Bearbeitung des Materials verspricht Johannes Müller in einem der nächsten Hefte zu geben. Sehr dankenswerth ist die Hinzufügung eines alphabetischen Registers. — Was den sonstigen Inhalt des Heftes anlangt, so erwähnen wir zunächst die sorgfältigen und fleißigen genealogischen Untersuchungen von C. v. R[aab] über die Familien v. Machwitz, v. Gößnitz, Thußel v. Taltitz und v. Quingenberg, die derselbe als Fortsetzung seiner „Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels“ giebt; die dazu gehörige Siegeltafel fehlt — wol nur durch Zufall — in dem uns vorliegenden Exemplare. Ebenfalls vorwiegend familiengeschichtlichen Inhalts ist ein weiterer Aufsatz desselben Verfassers „Das Rittergut Pöhl und seine früheren Besitzer“, der namentlich Nachrichten über die seit dem 15. Jahrhundert im Vogtlande nicht mehr nachweis-

bare Familie de Vele (Veler, Teler) und über die Röder enthält. Wir möchten dabei besonders aufmerksam machen auf die Ausführungen über die Schicksale der vogtländischen Lehnscopiale (S. 50). Johannes Müller theilt eine handschriftlich in der Zwickauer Rathsbibliothek befindliche, im Jahre 1539 gehaltene lateinische Predigt des in der Literaturgeschichte als Dramatiker wohlbekannten Paul Rebhuhn mit, der als Schulmeister und später (1538—1542) als Prediger in Plauen und hierauf als Pfarrer und Superintendent in Oelsnitz lebte, und giebt verschiedene biographische Daten über denselben. Er macht ferner auf die in der Leipziger Universitätsbibliothek befindliche älteste Visitationsordnung des Kurfürsten Johann vom Juli 1527 aufmerksam, die um so wichtiger ist, als die Protokolle der damals stattgehabten Visitation sich nicht haben auffinden lassen und überhaupt nur sehr dürftige Nachrichten über dieselbe vorhanden sind. Für die Geschichte des Handwerks in Sachsen sind von Interesse die Mittheilungen von A. Neupert „Zur Geschichte der Tischler- und Glaserinnung in Plauen i. V.“; dieselben sind den bis 1586 zurückreichenden Actenstücken der Innungslade der Tischlerinnung zu Plauen entnommen. Endlich hat C. v. R[aab] noch einen ansprechenden culturgeschichtlichen Beitrag geliefert: „Vogtländische Heirathsausstattungen im 16. Jahrhundert“; es sind drei Aufzeichnungen über die Mitgift und die sonstigen Kosten der Hochzeit einer Tochter des Mühlenbesitzers Georg Haß zu Kloschwitz von 1586 und der beiden Töchter Haubold's v. Tettau auf Syrau 1580 und 1582, die der Verfasser mit dankenswerthen Anmerkungen begleitet hat. — Ref. möchte schließlich noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Zeitschrift trotz der Versetzung ihres Begründers und Herausgebers in einen dem Vereinsgebiete ziemlich entfernten Wirkungskreis in gleichem Sinne wie bisher fortgesetzt werden möchte.

M.-Fr. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Erster Band, von Johannes Dierauer. Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren, Ukert und Giesebrecht. 48. Lieferung. 2. Abtheilung. Gotha, F. A. Perthes. 1887. XXI und 443 Seiten. 9 ℳ. — Mit nicht geringer Erwartung ist dieses Buch von dem Berichterstatter aufgeschlagen, mit wirklicher Befriedigung aber auch gelesen worden. Die erstere wird Jeder verstehen, der die Gefahren überlegt, welche sich bei der Sichtung des geschichtlichen Stoffes für die Schweiz gerade in der Gegenwart ergeben. Es ist eine gewaltige Arbeit, diesem Boden Festigkeit und dabei dem kritisch gesicherten Rechte doch ein gefälliges Aeußere zu verschaffen. Mit Freude wird jeder Wahrheit suchende Leser in der Einleitung das Versprechen entgegennehmen, daß auf jeden ausschmückenden Zug, auch wenn dessen Anführung noch so verlockend sei, verzichtet werden solle; und, was die Hauptsache, das Versprechen wird ehrlich gehalten. Es ist eine streng wissenschaftliche Leistung, dieses Buch, und dabei liest es sich gut. Im Mittelpunkte steht das Werden und Wachsen der Eidgenossenschaft, in gedrängter Kürze werden alle anderen Fragen behandelt, die benutzten Quellen und kurze Auseinandersetzungen betreffs derselben sind in die Anmerkungen verwiesen. Die eigentlich eidgenössische Politik, die erst im 15. Jahrhundert sich entwickelt, kann dieser erste Band allerdings noch nicht darstellen, da er mit der Zeit des Konstanzer Concils endet. Der Stoff ist in 3 Bücher zerlegt: die Vorgeschichte bis 1291, welche 78 Seiten umfaßt, die Anfänge der Eidgenossenschaft 1291—1355, denen 187 Seiten gewidmet sind, und die Ausbildung der Freiheit und der Macht, für deren Darlegung 172 Seiten bestimmt worden. Der Band reiht sich, ein größeres Lob können wir kaum aussprechen, in durchaus würdiger Weise der langen Reihe von Bänden an, aus denen sich bis jetzt die Heeren-Ukert'sche Geschichte der europäischen Staaten zusammensetzt.

** Als eine der besten Volkswirthschaftslehren in katechetischer Form haben wir den Katechismus der Volkswirthschaftslehre von Hugo Schober bereits früher empfohlen, von welchem die J. J. Weber'sche Verlagshandlung soeben die vierte durchgesehene Auflage versendet. Der Verfasser desselben, Professor der Volkswirthschaft an den Akademien zu Tharandt und Freiberg, weilt bereits seit mehreren Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Von wem die vorliegende Auflage seiner Volkswirthschaftslehre bearbeitet bez. durchgesehen worden ist, geht aus derselben nicht hervor.

— Die gedruckten Rathgeber zur Erlangung eines gesunden Organismus haben einen Umfang erlangt, daß es schwierig ist, auf diesem Gebiete etwas Neues noch zu schaffen. Trotzdem ist dieses Dr. Reimann in seiner Gesundheitslehre auf naturwissenschaftlicher Grundlage (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, Preis 7 ℳ 50 ₰) gelungen. Das Buch zeichnet sich durch die Gediegenheit seines Inhalts aus, man sieht, daß der Verfasser sein ganzes Können daran gesetzt hat, um seinen Mitmenschen Mittel und Wege an die Hand zu geben, die Gefahren ihrer Umgebung zu überwinden. Er entwickelt diese Rathschläge aus Folgerungen, welche von einer naturwissenschaftlichen Basis ausgehen und sich dadurch leichter Ueberzeugung verschaffen, als einfach gegebene Winke. Bei Besprechung der Kleidung ist dem Referenten z. B. noch kein so objectiv gehaltenes Urtheil, welches er vollkommen unterschreibt, vorgekommen, als die Beurtheilung der Jäger'schen Wollkleidung. Ein Satz lautet: „Durch die Wolle in der Wolle zu sitzen, mag wol für den Erfinder der Normalkleidung eine ganz behagliche Situation sein, wollene Zeuge mögen auch in Landstrichen, die rauhen und schroffen Temperaturübergängen, kalten Winden ausgesetzt sind, auf der Haut getragen vor Erkältung schützen, ihr Gebrauch mag Leuten, welche durch Erziehung verweichlicht sind und leicht in Schweiß gerathen, empfehlenswerth sein, gleichwol erhöht das beständige Tragen wollener Zeuge unmittelbar auf der Haut auch die Neigung zur Erkältung, indem es die Haut verweichlicht. Für die Mehrzahl der Fälle ist der baumwollenen Unterkleidung den Vorzug zu geben.“ Dr. Tbe.

△ Hausherr und Hausfrau. Von Dr. Carl Frhrn. v. Rechenberg. (Cassel, Theodor Fischer.) 1. Lieferung. — Ein neues, das Hauswesen behandelndes Werk, welches sowol die Bedürfnisse des kleinen und mittleren bürgerlichen Haushaltes berücksichtigen, als ein Rathgeber für große herrschaftliche Haushaltungen sein und die Wirthschaftsführung, das Familien- und Erbrecht, die Dienstbotenverhältnisse, die Vermögensverwaltung, das Versicherungswesen, die Ernährung des Menschen u. s. w. darstellen und behandeln soll, also eine ähnliche Aufgabe sich stellt, als das von uns neulich an dieser Stelle besprochene Fröbel'sche Buch der praktischen Erwerbslehre. Die vorliegende erste Lieferung enthält außer kurzen Ausführungen über Wirthschaftsführung eine gedrängte Darstellung des Familien- und Erbrechts — wobei der Verfasser sich selbst bescheidet, daß bei der Verschiedenheit der in den deutschen Staaten hierüber geltenden gesetzlichen Bestimmungen eine erschöpfende Behandlung nicht gegeben werden könne, sondern nur eine allgemeine Orientirung —, des Dienstbotenvertrages und eine gedrängte Beschreibung des erforderlichen kaufmännischen und juristischen Wissens bezüglich der Vermögensverwaltung — merkwürdiger Weise letzteres in alphabetischer Reihenfolge. Der Hauptwerth des Werkes wird vermuthlich in dem Capitel „Die Ernährung des Menschen“ liegen, wenn unsere Annahme richtig ist, daß der Verfasser identisch ist mit dem praktischen Chemiker, welcher vor Kurzem über diese wichtige Materie öffentliche Vorlesungen beispielsweise in Dresden gehalten hat. Wir behalten uns deshalb eine eingehendere Kritik des Werkes bis zu dem Zeitpunkte vor, da dieses Capitel bez. das erstere selbst abgeschlossen vorliegen wird.

P—. „Der Schnellcomponist“ ist eine sogenannte „untrügliche Anleitung für Jedermann, in kurzer Zeit ein bedeutender Componist zu werden“ betitelt, welche, da das Schriftchen bereits in zweiter Auflage vorliegt, Anklang gefunden zu haben scheint. Als Verfasser figurirt „Theophilus Plümpser, durchgefallener Conservatorist“, dessen Arbeit Brachvogel & Ranft in Berlin der Oeffentlichkeit übergaben. Das humoristische Schriftchen ist eine Satyre mit Bezug auf die Ueberproduction und den Dilettantismus in den gegenwärtigen Musikzuständen. Manches ist recht gelungen und erregt Heiterkeit; aber vielfach tritt der Verfasser so absichtlich auf, daß die humoristische Färbung kaum noch Wirkung ausübt. Immerhin wird sich der Leser zu dem Preise von 75 Pfennigen eine heitere Stunde bereiten, die namentlich den Musikern bei ihrer nervenaufregenden Thätigkeit wol zu gönnen ist.

W.— Jacobsen's Neue Schnellschrift. In einer Stunde erlernbar (Berlin, Verlag von Hugo Steinitz). — Es wird bald ein Jahrhundert vergangen sein, seit man in Deutschland anfing, die Schnellschrift zu bearbeiten. Obgleich auf die Arbeiten eines Mosengeil, Horstig, Danzer, Leichtlen, Erdmann und Nowak endlich die fest eingebürgerten Systeme Gabelsberger's und Stolze's gefolgt sind, tauchten doch in neuerer Zeit einige Versuche auf, die namentlich nach noch mehr Kürze strebten. Wenn auf dem Titel der vorliegen kleinen 6 Seiten umfassenden Schrift gedruckt steht: „in einer Stunde erlernbar“, so kann das natürlich nur so verstanden werden, daß man sich schnell damit bekannt machen kann, wie aus den flüchtigsten Bestandtheilen der Current- und Cursivschrift das System aufgebaut ist; um jedoch Schreibgewandtheit und Geübtheit zu erlangen, dazu gehört selbstverständlich viel Zeit.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 100. Sonnabend, den 17. December. 1887.

Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels.

Von Diaconus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

VII.

Die Familie von Schönfels (auf Baiersdorf und Ruppersgrün).

Nach einer freilich mit sehr kritischen Augen anzusehenden Quelle soll im Jahre 996 ein Friedrich von Schönfels „als Ludolph Marggraff zu Sachsen in seiner Hauptstadt Braunschweig den fünfften Turnier gehalten, dabey gewesen“ sein. Die älteste Urkunde, die uns einen von Schönfels (Joan de Schoninfels) nennt, stammt aus dem Jahre 1323.[1]) Nach einer vielleicht nicht ganz unzuverlässigen Nachricht eines (im Jahre 1634 vorhandenen) Kirchenbuches von Baiersdorf starb 1355 der Ritter Wittig von Schönfels und wurde mit seiner Frau, Benigna, in dem Barfüßerkloster zu Zwickau beigesetzt, welches allerdings wol bei dem großen Brande 1403 zerstört wurde. Im Jahre 1634 berichtet der Baiersdorfer Pfarrer und kaiserlicher gekrönter Poet Georg Martius, daß die Leichensteine der Familie von Schönfels im Chor der Kirche zu Baiersdorf fast 300 Jahre zurückreichen. 1569 ward Joachim von Schönfels, wie vor ihm sein Vater Heinrich und sein Großvater Reinhart, daselbst beigesetzt.

Joachim von Schönfels, der außer Ruppersgrün und Baiersdorf auch Gablenz und Steinpleis besaß, vermählte sich — „damals der einige und letzte im Geschlecht“ — erst in hohem Mannesalter mit Agnisa von Wolframsdorf auf Neumark. Dreiviertel Jahr vor seinem Tode, Sonnabend nach Martini (13. November) 1568, ward ihm auf dem Schlosse Ruppersgrün ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Hans erhielt.[2]) Unter seinen Pathen finden wir den schon früher (1887, Nr. 21) von uns erwähnten Joseph Levin von Metzsch auf Mylau.

Hans von Schönfels wurde im Jahre 1576 mit seinen Brüdern nach Zwickau geschickt, um die damals unter Leitung M. Paul Obermeyer's stehende Schule zu besuchen. Der Rector nahm die Knaben selbst in sein Haus. Aber noch im Sommer desselben Jahres mußten dieselben Zwickau wegen der Pest verlassen. 1581 ging Hans abermals nach Zwickau, wo er bei dem Stadtvoigt Wolf Hünerholtz Wohnung fand. Aber auch diesmal war sein Aufenthalt nicht von langer Dauer, weil die Pest von Neuem ausbrach. Nicht anders war es, als er 1583 „sich zum dritten mal wieder nach Zwickau zu Herrn Georg Neumeister begeben, allbar dem Sommer über verblieben, weil aber die Pest gleichfals, wie vor diesen eingerissen, hat er wieder von dannen weichen müssen“. Seitdem erhielt Hans seinen Unterricht durch Hauslehrer, die ihn bei seinem „trefflichen ingenium“ und „scharffer memoria“ so weit förderten, daß er mit Erfolg die Universität hätte besuchen können, wenn seine Vormünder ihm die Mittel dazu gewährt hätten. Da sie dies nicht thaten, hat er „wider seinen Willen das Studiren am Nagel müssen hengen. Weil aber sein Adelich Gemüth und Geblüth immer auff was höhers bedacht gewesen und von seinen Vormündern keine Förderung verspüren können, und eben in solcher Zeit, nemblich Anno 1585 Frantzösische Werbung herauß kommen, hat er sich auch in Kriegswesen versuchen wollen und demnach unterhalten lassen, und mit dem Weyland Wol Edlen, Gestrengen, Vhesten und Mannhafften Caspar Rödern zu Leibnitz bestalten Ritmeistern in Franckreich gezogen und sein Auffwarter worden.“ Nach der Abdankung seines Regimentes kehrte er nach Hause zurück und übernahm mit seinen Brüdern die Verwaltung der Güter seines Hauses, die infolge schlechter Wirthschaft sehr heruntergekommen waren.

Am 22. November 1590 fand auf dem Schlosse Ruppersgrün Hans' Hochzeit mit Brigitta, der hinterlassenen Tochter Balthasar's von Rechenberg auf Graupsig, statt. Aus dieser Ehe gingen sechs Söhne und drei Töchter hervor. Vier Söhne kamen im Kriege um, nur Hans, der zweitälteste, und Franz überlebten den Vater. Joachim Balthasar starb auf der Festung Raab, ward auch dort begraben. Haubold starb als kaiserlicher Hauptmann am 6. Mai 1626 zu Schandersleben am Wundfieber. Seine Leiche ward aber in die Heimath gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Baiersdorf beigesetzt. Wolff, kaiserlicher Capitainlieutenant, „ist den 10. May Anno 1631 in dem Sturm vor Magdeburg geblieben und nach Salza 2 Meil von gedachter Stadt geführet, Adelichem und Soldatischen gebrauch nach Christ- und ehrlichen beygesetzet worden“. Wilhelm, der fünfte Sohn, kam 1633 bei Liegnitz ums Leben. Von ihm wollen wir dann eingehender handeln. Auch der zweitälteste Sohn Hans hatte Kriegsdienste übernommen. Er war bei des Vaters Tod kurfürstl. sächs. Oberstlieutenant in dem Milbischen Reiterregiment und seit 1634 vermählt mit Rachel von Schönfels aus dem Hause Thossfell. Der jüngste Sohn Franz war, „weil er etwas blöde, allein bey den Lieben Alten Eltern zu Hause verblieben“. Die älteste Tochter, Agnisa, war seit dem 17. September 1610 mit Georg Friedrich von Watzdorf auf Syra und Kauschwitz vermählt. Dieser starb aber schon am 28. Juni 1622. Sieben Kinder waren aus der Ehe hervorgegangen, das achte ward gleich nach des Vaters Tode geboren. Brigitta war seit dem 6. November 1620 die Gattin Christoph's von Watzdorf auf Steinsdorf, Ursula endlich, die jüngste Tochter, seit dem 9. Februar 1635 mit dem Oberstwachtmeister Julius Cäsar Bose auf Frauenfels vermählt.

Doch zurück zu Hans „dem Elteren“. Georg Martius, sein Leichenredner, läßt uns ihn in der 160 Seiten langen Leichenpredigt ziemlich deutlich kennen lernen, und der Redner versichert uns der Wahrheit seiner Worte. Hans von Schönfels hatte unter „seinen Fehlern und Gebrechen“ auch das eine, daß „sich offt bey ihm spüren und vermercken lassen das böse thier der Zorn. Daher er dann in solchen Zorn manchen grossen Fluch und Wunsch fahren lassen, der ihm hernach im Hertzen gerewet“. Es ist ergötzlich, wie sich Martius windet, um diese Worte einzuleiten. „Da weiß ich

[1]) Nach einer gef. Mittheilung des Hrn. von Schönfels auf Baiersdorf.

[2]) Joachim hatte drei Söhne; die beiden ältesten scheinen in jüngeren Jahren gestorben zu sein. Indessen ließ sich völlige Gewißheit darüber nicht erlangen.

gewiß," sagt er, „ich werde durch die Spieß und Schwerdler der criticorum und Nasenweisen Leute lauffen müssen, die da ihre Ohren werden spitzen, mit ihren Gedächtnüß auffwecken und sagen: der Pfarrer bekömpt ein Schön Leichentuch, er wird den Fuz wacker streichen und wo es hart ist, die Ege lassen oben hinwischen. Hier muß ich bekennen, daß es ein schweer thun ist Leichenpredigten zu halten, dann den einen thut man den Sachen zu wenig, den andern zu viel. Aber ich werde mein alt Gewohnheit halten und reden so viel mir bewust, und was ich gegen Gott und der Welt trawe zu verantworten."

Obigem „manchen grossen Fluch" stehen nun allerdings eine große Zahl trefflicher Charakterzüge gegenüber. Da ist unser Hans „ein rechter Schönfelser" gewesen gegen Gott, da er „sein Vertrauen auff den rechten Eckstein und bewehrten Felsen, Jesum Christum, gesetzet", gegen die Kirche u. s. w. Unter seinen Tugenden wird hervorgehoben, daß er „in Kleidern gantz demütig war, und ob er schon auch in Franckreich war gewesen, so wolt er doch kein Allmodo Kleid haben, sondern behielt seine alte Deutsche Tracht [3]) neben dem Auffrichtigen Hertzen", — ebenso, daß „er nicht hat falsch sein können, sondern wie ers gemeinet, so hat ers geredet, auch do es von nöthen, das Maul auffgethan gegen die, so es nicht gerne gehöret", — endlich auch seine „Treuheit gegen jedermänniglich, sonderlich gegen seine Unterthanen: Mit Geld hat er keinen gestraffet, noch mit der armen Leute Schweiß und Blut sich bereichert, wie es wol offt geschicht, daß es einer leicht mag versehen, so wird ihm der Beutel ohne Seyfen gewaschen. Ja er hat sie auch mit Unmenschlichen schmeissen und schlagen nicht gezüchtiget, auch in keine Gefängnüß geleget, sondern wann sie was verbrochen, auff den Gehorsam weisen lassen."

Noch bis kurz vor seinen Tod hatte Hans viel unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges zu leiden. So wurde er, nachdem er schon früher „bey den Feindlichen Einfällen umb viel tausend gülden kommen", noch im Jahre 1633 „zu Graitz (weil man ihn verrathen) von den Leichtsinnigen Croaten gefangen, und als ein Übelthäter gebunden, und wieder umb tausend Thaler gebracht, darüber er zwar offt geseufftzet, doch Gott die Rach befohlen, und wie wol er sonsten seine Sachen genau zusammengehalten und alles richtig haben wollen, so hat er sich doch in alle solche Plünderung wol schicken können, es vor eine Straffe Gottes erkennet, und weil es zeitlich und vergängliche Gütter, leichtlich vergessen können." Im Frühjahr des Jahres 1634 mußte Hans mit den Seinen „wegen grosses Geschreys des Feindes ausreissen". Er flüchtete sich auf die Schweinsburg. [4]) Dort erkrankte er an der Rose. Seitdem ward er nicht wieder gesund. Im Herbst desselben Jahres floh er abermals, da „die Keyserischen zu Kämnitz logirt (weil er nich trauen wollen)" nach Gera. Sein Leiden verschlimmerte sich. Erst am 12. Februar des nächsten Jahres konnte er in die Heimath, nach Ruppersgrün, zurückkehren, wo er am 5. Juni starb. Am 8. Juli ward er nach Baiersdorf übergeführt „und doselbst in Beysein und Gegenwart Gräff- Herrlich- und vieler Adelich- und Un Adelicher Personen in sein Erbbegräbnuß beygesetzet".

So war Hans rasch seinem Sohne Wilhelm nachgefolgt, welcher dort seit dem 5. September 1634 ruhte. Wilhelm's Lebensgang war, so kurz er auch gewesen, ein recht bewegter.

Wilhelm von Schönfels wurde am 24. Februar 1603 auf dem Schloß Ruppersgrün geboren. Am 7. Januar 1615 wurde er „neben seinen Bruder Wolffen nach Crimmitzsch in die Schule geschickt, und zu dem domahligen Schulmeister Herrn M. David Fridrichen [5]) in die Kost verdinget, welcher sie auch Privatim mit instituiret". Die beiden Brüder kehrten im November 1617 nach Hause zurück, um sich dann den 28. März des folgenden Jahres auf die Zwickauer Schule zu begeben. Dort wohnten sie bei dem als Orientalisten damals hochberühmten, heute aber trotz seines reichen handschriftlichen Nachlasses (in der Zwickauer Rathsschulbibliothek) fast vergessenen Rector M. Johann Zechendorf, bis unser Wilhelm am 13. September 1620 die Universität Leipzig bezog.

[3]) Das hatte immerhin etwas zu bedeuten. Man lese nur einmal S. 58 ff. aus dem trefflichen Buche Dr. Gustav von Buchwald's: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter Bd. I nach; S. 59—65 bezieht sich auf die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

[4]) Bei Crimmitschau.

[5]) Es ist wol der Diakonus David Friedrich gemeint, 1602 bis 1617 in Crimmitschau, seitdem bis 1633 in Zwickau als Prediger zu St. Katharinen, in welchem Jahre er nebst allen Geistlichen an der Pest starb.

Die beiden Jahre, welche er sich dort aufhielt, hat er „nicht mit Müssiggang, Fressen, Sauffen [6]), allerley muthwillen und Unfug, wie offt etliche dergleichen Personen zu thun pflegen, zubracht, sondern seinen studiern mit allen Fleiß obgelegen, wie dann der Nuß gnugsam bey jetzigen Kriegswesen sich am tag gegeben". Am 6. October 1622 kehrte er nach Hause zurück, „weil die grosse Confusion mit dem Gelde wegen der interims-Müntze [7]) entstanden".

Lange hielt es ihn aber nicht zu Hause. Theils war innerer Drang, theils das Zureden seines Bruders Haubold für ihn die Veranlassung, Kriegsdienste zu nehmen. Denn „Einer von Adel", so schrieb er an seine Mutter, „sol sich aller Tugenden befleissigen und theilhafftig machen. Dann, wo der Glaube kräfftig ist, kan einer in der Frembde, ja mitten unter den Feinden und eusserstεn Gefahr eben so sicher und schadloß sein, als zu Hauß in seiner Mutter Schoß. — Es ist mein gantzes thun dahin gerichtet, es also zu machen, damit die Anverwandten sich meiner nicht zu schemen hetten." Und als sein Bruder ihm schrieb, „er wolte ihm unter deß Herrn Generalleutenants und Graffens Johann Tylli Leib Regiments gute Gelegenheit zu wege bringen", brach Wilhelm von Schönfels am 8. Februar 1623 auf und begab sich zu seinem Bruder nach Hessen. Er war in Tilly's Leibregiment, welches Joachim Christian Wahl (auf Litzkau und Schönbrunn) befehligte, eingestellt und ist des genannten Commandeurs „Uffwärter 6 Monat gewesen, und seine Musqueten getragen, hernach Gefreyter worden und also von Niedrigsten angefangen, welches die besten Officirer endlich gibet". Am 13. August 1623 ist er „zum Fendrich vorgestellet, und ihme das Fähnel vertrawet worden welches er 2 Jahr im Felde mit Ruhm und Ehr geführet". Am 22. September 1625 wurde er Lieutenant. Als solcher kämpfte er am 27. August 1626 in der Schlacht bei Lutter am Barenberge gegen Christian IV. von Dänemark. Eine Musketenkugel durchbohrte ihm den rechten Arm. Er schrieb damals an seine Mutter: „Es gehet mir, Gott Lob, gar wol, ausser daß ich im Treffen ein klein Unglück gehabt und die Blumen gebrochen, die man im Krieg pflegt zu brechen. Doch wolt ich lieber ein mehrers vertragen, als diese Occasion nie gesehen haben." Wilhelm avancirte am 18. Juni 1628 zum Capitänlieutenant, am 10. März 1630 zum Hauptmann bei einem Regiment in Friesland, dessen Commando Joachim Christian Wahl übernommen hatte.

Eine schwere Verwundung trug Wilhelm am 10. März 1631 davon. Er hatte auf dem Wege nach Magdeburg von Tilly den Befehl erhalten, das Schloß Feldberg zu stürmen. Lassen wir ihn darüber selbst berichten! Er schreibt seinen Eltern: „Ich habe in Einnehmung deß Hauses Feldtberg die Ehre gehabt, zum ersten anzulauffen. Also ich aber mit gutem Glück und Verlust weniger Soldaten über 5 Pasteyen avangiret und den Feind herausgeschlagen, oder die sich gewehret, nieder hauen lassen. Weil aber solches Hauß in einen grossen See gelegen, und nur ein schmaler Weg dazu gangen, und ich nun durch die Posten an ein Staket auch vollents hienein kommen, habe ich gefraget, wo deß Hauptmanns Quartier wehre? Als mir dasselbe gewiesen wird und hienein gehe, so seynd die Soldaten drinnen und plündern. Der Feind aber hatte eine Minam gemacht, und weil er gesehen, daß man ihm kein Quartier [8]) geben wollen, solche angesteckt, da bin ich neben meinem Auffwärter Joseph Adam von Reitzenstein aus dem Hause Gailßdorff (deme auch ein Balcken einen Schenckel entzwey geschlagen) und etliche dreyssig Soldaten in die Lufft gesprenget, durch ein dicke, starcke Mauer in einen Wassergraben gestürtzet, allda durch Gottes schickung ein grosser Träger mir nachgefallen, an dem ich mich, weil die Händt gesund blieben, aus den Graben gezogen, und durch Hülff der Soldaten endlich herauß bracht worden, doch ist mein Kopff und Gesicht über und über verbrandt, das sich dasselbe gantz biß an den Halß geschelet, an dem Leib ist mir nichts versehret, weil ich über einen starken Goller einen Peltz angehabt, aber an der Seiten etwan einer Handt breit bin ich verbrant, ist aber, weil ich in das Wasser gefallen, alsbald geleschet worden. Doch haben mir die Höltzer und Steine den lincken Schenckel sehr verderbet, das ich ihn in fünff Wochen nicht recht brauchen können. Die andern so mit mir in den Graben gefallen, sind meist ersoffen,

[6]) „Wie es solcher Gläserstürmer und Bacchus Brüder," sagt Martius an einer anderen Stelle, „heutiges Tages viel giebet, die mit Cyclopischen ungeheuern Kühfüssen wacker gegen einander spielen und streiten, und wann einer den andern uff die Knie gebracht, und nieder gesoffen, so denckt er vor andern ein wackerer Helde zu sein."

[7]) Gemeint ist das sog. Kipper- und Wipperunwesen.

[8]) Hier s. v. a. Pardon.

viel unter dem Gebäu verfallen und etzliche von Brandt gestorben; Etlichen hat man Finger, Händ und andere Glieder müssen ablösen. — — Das sind die Ehrenfrüchte, so wir in Krieg genießen!"

Tilly ließ den verwundeten Wilhelm von Schönfels auf seinem eigenen Wagen holen und übergab ihn seinem Leibarzt zur Behandlung. Im Mai war er wieder hergestellt und konnte an den Kämpfen um Magdeburg und am Sturme theilnehmen. Da traf ihn seiten des Kurfürsten von Sachsen der Befehl, „bey verlust des habenden Lehns" keine fremden Kriegsdienste zu nehmen. Deshalb und weil er „als ein gewissenhafter Soldat wieder seine Religion und Gewissen nicht länger dienen wollen", verließ Wilhelm Tilly's Armee und kehrte in die Heimath zurück. Aber nur für kurze Zeit — denn schon am 21. October desselben Jahres begab er sich mit dem bekannten Oberst Carol von Bose zu der sächsischen Armee nach Böhmen, wo er in dem Regiment des Generalmajors Eustachius Löser die „Oberwachmeisterschafft" übernahm. Am 3. Juni 1633 wurde er zum Oberstlieutenant befördert.

Wilhelm's militärische Laufbahn war auch fernerhin eine ruhmreiche: „Anderer Occasionen, Treffen, Feldschlachten und Scharmützeln (bey denen er in die 20 und darüber gewesen) zugeschweigen, hat er sich vornemblich tapffer und Manhafft gehalten zu Schlaun in Böhmen, zu Freyberg in Meissen (in wehrender Keyserlicher Belagerung), sonderlich kurtz vor seinen Todt zur Schweinitz in der Schlesien. Dann als die gantze Keyserl. und Wallnsteinsche Armee und Macht dafür kommen und viel 100 Feuerkugeln, so zu 180, auch mehr Pfunden schwer gewesen, eingeworffen, und der Stadt mit schiessen starck zugesetzt worden, Ob er nun wol keinen Entsatz gewust, noch sich dessen getrösten können, hat er doch bey des Feindes Anzug alle Regiments-Officirer und Soldaten für sich erfordert, sie ermahnet und befraget, ob sie der gestalt biß uff den letzten Blutstropffen bey ihm zusetzen wolten? Als sie das versprochen, hat er alßbald mit solchen das h. Abendmal empfangen und lieber sterben wollen, als seines Herrn Generals Ordre in geringsten zu wieder leben. Als aber Herr General Leutenant Herr Hanß Georg von Arnimb solche Stadt wegen vieler tausent Menschen und ansehnlicher Gemeinde, entsetzet, ist er selbst drauff in eigner Person außgefallen, den Feind verfolget, viel nieder gehauen, viel gefangen und Abbruch gethan, dadurch er auch ein Unsterbliches Lob erlanget."

Aber nicht in offener Feldschlacht, sondern durch meuchlerische Hände sollte Wilhelm von Schönfels seinen Tod finden. Anfang September war Waffenstillstand zwischen beiden Heeren geschlossen. Am 2. des Monats ritt Wilhelm, um einmal das verpestete Feldlager bei Schweinitz zu verlassen, mit seinem Fähnrich Alexander von Miltitz zu Schenckenberg, dem Oberstwachmeister Georg Koch und noch dreien nach Liegnitz zu. Am 3. September, nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt, „stösset eine starcke Partey von 20 Croaten und andern Reutern, frühe zwischen 8 und 9 Uhr aus dem Eichbusch unversehens auff sie, Scharmiziren fast eine halbe Stunde mit einander, da dann letzlich keiner mehr, als der Herr Obriste Leutenant und sein Fendrich Miltitz zu Pferde gewesen. Ob nun zwar ihn die Croaten vielmals Quartier*) angeboten, hat er doch solchen Canalien und Bösewichten nicht trauen, viel weniger solches acceptiren wollen, hette auch können davon kommen, wann er die bei sich habende Cameraten wollen verlassen. Ist also endlich von einem Croaten mit einer Pistol Kugel, so hinterwarts an der lincken Schulter hienein und fornen nahe am Hertzen wieder herauß gangen, tödtlichen verwundet worden, darauff die Mörder sie entkleidet, alles genommen und davon geritten."

Der Schwerverwundete wurde nach Liegnitz gebracht, wo er am 5. September starb. Die Leiche wurde einbalsamirt und die Eingeweide in der Bischofskirche vor dem Altar begraben. Der Wunsch der Eltern war es, die irdische Hülle des Sohnes in das Erbbegräbniß nach Baiersdorf bringen zu lassen. Hans von Schönfels machte sich auf, des Bruders Leiche zu holen. Er brachte sie zunächst bis Breslau, wo sie der Kriegsunruhen wegen zunächst wieder beigesetzt werden mußte. Erst am 2. August 1634 konnte sie weitergeführt werden und am 21. August langte sie in der Heimath an. Am 5. September endlich wurde sie im Erbbegräbniß zu Baiersdorf beigesetzt. Wilhelm hatte ein Legat von 500 Reichsthalern für Arme ausgesetzt und die gleiche Summe der Kirche zu Ruppersgrün vermacht.

---

*) Wie oben = Pardon.

Ein elsässisch-amerikanischer Musiker.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die naheliegende Gefahr einer Zersplitterung der Veranlagung und des künstlerischen Wirkens in dem Doppelringen zwischen den äußeren und inneren Anforderungen zweier Nationalitäten bewog im Laufe unseres Jahrhunderts die bedeutenderen der im Elsaß geborenen Musiker, eine ersprießliche Verwerthung ihrer Kräfte außerhalb der engern Heimath anzustreben. Wenn dabei selbstverständlich Paris die Hauptanziehungskraft ausübte, wandten sich doch auch einige nach jenseits des Rheins. Indem ihr naturgemäß allmälig mit dem Schauplatz ihrer Thätigkeit verwachsendes Schaffen und Wirken sich auf diesem Förderung und Anerkennung erwarb, wurden sie schließlich hier wie dort als demselben national zugehörig betrachtet.

Einem ähnlichen Verhältniß dürfte es zuzuschreiben sein, wenn es im engeren und weiteren Vaterlande fast in Vergessenheit gerieth, daß ein seit Jahrzehnten in Amerika als Tondichter, Lehrer und Schriftsteller hochgeschätzter Musiker, Dr. Fr. L. Ritter, das Elsaß seine Heimath nennt. Derselbe betrat vor nunmehr dreißig Jahren den damals in musikalischer Beziehung noch wenig angebauten Boden der Neuen Welt, nachdem er bereits seine Lehrtüchtigkeit in einem ehrenvollen Wirkungskreise nachgewiesen und Proben nicht gewöhnlicher tondichterischer Begabung geliefert hatte. Dort schloß er sich dem daselbst auftauchenden Streben an, welches dem deutschen Kunstwesen in Amerika eine bleibende Stätte gewinnen wollte, und es gelang ihm, es in ausgiebiger und nachhaltiger Weise zu fördern. Zugleich bethätigte er durch gediegene Schöpfungen seine tondichterische Berufung, erwarb sich als Leiter verschiedener erster Musikgesellschaften, sowie als akademischer Lehrer und Veranstalter öffentlicher musikgeschichtlicher Vorträge allgemein anerkannte Verdienste und wirkte endlich als Musikschriftsteller für seine neue Heimath nach mehrfacher Richtung grundlegend und bahnbrechend.

Im Jahre 1830 in Ittenheim bei Straßburg, wo sein Vater Lehrer war, geboren, genoß Ritter eine den Umständen angemessene sorgfältige Erziehung. Neben der Förderung der allgemeinen Bildung durch eifrigen Schulbesuch und häuslichen Fleiß wurde seiner sich früh kundgebenden Veranlagung für die Tonkunst eine aufmerksame Pflege zu Theil. Im Clavierspiel unterrichtete ihn der Pianist Karl Weber, ein Bruder des als Musikkritiker des Pariser „Temps" bekannten Elsässers Johannes Weber. Fünfzehn Jahre alt, verlor Ritter seinen Vater durch den Tod. Er besuchte damals das protestantische Seminar zu Finstingen in Lothringen, wo er in Clavier, Orgel und Harmonielehre Schüler des zu dieser Zeit an der Anstalt wirkenden Musikdirectors H. M. Schletterer war und später, bei dem Weggang desselben, kaum achtzehnjährig, dessen Nachfolger im Amte wurde. Auf die Dauer genügte diese Stellung dem strebenden Geiste des jungen Musikers nicht. Die Aussichtslosigkeit der heimathlichen Verhältnisse richtete seinen Blick in die Ferne. Die Bemühungen von Freunden und Verwandten hatten für ihn das Wohlwollen eines in der Pariser Musikwelt einflußreichen Tonkünstlers erweckt, welcher, ein geborener Straßburger, alljährlich dorthin zum Besuch zu kommen pflegte. Wie in ähnlichen früheren Fällen hätte es nur eine Vorstellung bei demselben gegolten, um ernstem Wollen und wirklicher Begabung den Weg der Zukunft in der französischen Hauptstadt zu erschließen. Doch Ritter war ein begeisterter Anhänger der deutschen Musik. Die großen ewigen Sterne am Himmel derselben hatten für ihn Allem, was jenseits des Wasgaues im Feuerwerk der französischen Romantik blitzte, den Glanz geraubt. Auch seine künstlerische Natur und Veranlagung drängten ihn gebieterisch nach jener Seite. Ein heftiger Kampf entstand in seiner Seele, der nicht beendet war, als er endlich doch den Bitten der Mutter und seinem eigenen Wunsche wich, für diese die Grundlage eines sorgenfreien Alters zu schaffen. Mit einem gewichtigen Empfehlungsschreiben in der Tasche, begab er sich zur festgesetzten Stunde zu dem ihn erwartenden gerade in Straßburg weilenden Mäcen. Nahe der Wohnung desselben erhoben sich in ihm die Zweifel, ob er in Wahrheit zum Heile seiner künstlerischen Zukunft zu handeln im Begriff stehe, mit erneuter Stärke. Immer zögernder wurde sein Schritt. Anstatt das Haus zu betreten, ging er längere Zeit in peinvollem inneren Widerstreit vor demselben auf und nieder. Ohne es Anfangs zu

wollen, entfernte er sich endlich nach und nach in tiefem Sinnen immer weiter von dem Orte, an welchem er, nach der Meinung der Seinigen, das Glück finden sollte. Unbewußt trugen ihn seine Füße dorthin, wohin ihn seine künstlerische Neigung wies. Als er sich auf der Rheinbrücke befand, ward er erst der wie von selbst gekommenen Entscheidung seines Geschicks freudig inne. Mit erleichtertem Herzen warf er das Empfehlungsschreiben in den Strom und eilte zu seinem alten Lehrer Schletterer, welcher damals in Zweibrücken lebte, um sich bei diesem in der musikalischen Composition zu vervollkommnen.

Von hier aus wandte sich Ritter im Jahre 1857 nach Amerika, wohin ihm seine Mutter später folgte. Nachdem er für einige Zeit Cincinnati zum Schauplatz seines Wirkens gewählt hatte, verlegte er denselben im Jahre 1860 endgiltig nach Neuyork. Hier gewann er als Leiter verschiedener großer Musikgesellschaften, unter ihnen der bekannten Harmonic Society, des damals bedeutendsten Oratorienvereins Neuyorks, bald festen Boden. Ein von ihm im Jahre 1867 in großem Maßstabe veranstaltetes Musikfest nahm einen glänzenden Verlauf. In glücklicher Ehe mit Fanny Raymond, einer musikalisch und literarisch hochgebildeten Amerikanerin, welche dem Streben ihres Gatten Verständniß und in der praktischen Weise ihrer Heimath thatkräftige Förderung entgegenbrachte, fand Ritter in seinem Berufe wachsende Anerkennung. Im Jahre 1867 wurde er Director der Musikschule des Vassar-College in Poughkeepsie bei Neuyork, welche Stellung er gegenwärtig noch bekleidet. Die Neuyorker Universität verlieh ihm im Jahre 1878 die musikalische Doctorwürde. Fortgesetzt unermüdlich thätig, kann Ritter bereits auf reichliche Früchte seines Wirkens sehen und hat die einst halb unbewußt herbeigeführte Entscheidung für die Gestaltung seines Lebens und Schaffens nicht zu bereuen.

Als Tondichter gehört Ritter der neuern Musikrichtung an. Seine größeren Instrumentalschöpfungen erfreuten sich in seiner neuen Heimath einer überaus günstigen Aufnahme. Von ihnen wurden eine Ouverture zu Shakespeare's „Othello" und vier Symphonien, unter denen eine durch den dem „Sardanapal" Byron's entnommenen Vorwurf auf den fortschrittlichen Charakter seiner Tondichtungen besonders hinweist, durch die ersten Concertanstalten in Neuyork, Brooklyn und Boston zur Aufführung gebracht. Nicht geringere Beachtung fanden seine Kammermusikwerke, ein Clavier- und ein Violoncellconcert, sowie seine wie diese durch Eigenart der Erfindung, poetischen Gehalt und glückliche Behandlung der Form ausgezeichneten kleineren Clavierstücke. Ganz besonders ist Ritter in Amerika als Liedercomponist gefeiert. Seinen zahlreichen Schöpfungen dieser Art, denen meist deutsche Gedichte mit beigefügter (von seiner Frau herrührender) englischer Uebertragung zu Grund liegen, werden von der dortigen Kritik mit Recht Sangbarkeit, Tiefe, Vornehmheit und Innigkeit der Empfindung, Ursprünglichkeit und Melodienreichthum nachgerühmt. Man stellt sie dort den Liedern von Schumann und Franz an die Seite.*)

Aeußerst verdienstvoll erwies sich Ritter seinem zweiten Vaterlande durch seine öffentliche Förderung des Musiklebens in Wort und Schrift. Seine unermüdlichen Bestrebungen im Verein mit gleichgesinnten Künstlern zur Hebung des Concertwesens, denen sich anfangs große Schwierigkeiten entgegensetzten, trugen ebenso wesentlich zur allmäligen allgemeinern Bethätigung und Belebung höhern musikalischen Sinnes und Geschmacks bei, wie seine öffentlichen musikgeschichtlichen Vorlesungen das Verständniß nach dieser Richtung in weiteren Kreisen förderten. Auch seine Gattin erwarb sich in letzterer Beziehung überaus anerkennenswerthe Verdienste durch die von ihr zuerst im Winter 1869/70 in der Steinway-Hall in Neuyork veranstalteten, damals für Amerika neuen „historischen Concerte", welche in zeitgeschichtlicher Folge geordnete, von musikgeschichtlichen und ästhetischen Erläuterungen begleitete Gesang- und Claviervorträge brachten. Die letzteren lagen in den Händen tüchtiger Neuyorker Kräfte; den gesanglichen Theil der Aufführungen übernahm Fanny Raymond-Ritter selbst. Ihr gediegener, ernster Geschmack leitete sie in der Auswahl und an Stelle der in den Neuyorker Concerten bis dahin ständigen neuitalienischen Arie, der mit gleicher Regelmäßigkeit eine moderne Ballade folgte, hörten die zahlreichen, mit wachsendem Antheil folgenden Besucher dieser „historischen Concerte" eine Reihe der besten Erzeugnisse aus dem Gebiete der geistlichen, weltlichen und Volksmusik der verschiedenen Zeiten, Schulen und Nationen. Da Fanny Raymond-Ritter, welche über eine wohlgebildete ausgiebige Mezzosopranstimme verfügt und in der Kunst des musikalischen Vortrags zu Hause ist, zugleich ein nicht gewöhnliches Sprachentalent besitzt, war es ihr möglich, die verschiedenen Compositionen in den Sprachen und zum Theil sogar in den Mundarten zu singen, in denen sie geschrieben sind, was selbstverständlich Werth und Reiz der Wiedergabe erhöhen mußte. So bildeten diese Concerte, in denen über zwei Drittel aller Programmnummern in Neuyork zur ersten Aufführung gelangten, daselbst eine Quelle allgemeiner Anregung. Sie fanden gleich mehr oder minder gelungene Nachahmungen und bald bildeten „historische Musikabende" einen unerläßlichen Bestandtheil der Concertsaison, während mehrere der durch Fanny Raymond-Ritter auf jene Weise eingeführten Lieder ältern oder jüngern Ursprungs zu Lieblingsstücken der Neuyorker Musikwelt wurden. Zufrieden mit solchem überaus günstigen Erfolge ihrer Thätigkeit für die Hebung des musikalischen Geschmacks ihrer Heimath, verschmähte die geistvolle Frau, nachdem sie drei derartige Cyklen veranstaltet hatte, die weitere Verfolgung dieser Art ihres Wirkens in der Oeffentlichkeit. Hatte sie doch damit auch in der musikalisch-literarischen Welt, welcher sie durch verschiedene Arbeiten, namentlich die in England und Amerika geschätzten Bücher „Essay on the Troubadours" und „Some famous songs" selbst angehört, vielfach anregend gewirkt.

Ritter selbst gesteht es zu, durch die „historischen Musikabende" seiner Frau den Anstoß zu verschiedenen eingehenden Forschungen für seine „History of Music" (Boston 1883) empfangen zu haben. Dieselbe entstand aus einer Um- und Ausarbeitung einer Sammlung früher erschienener Vorlesungen Ritter's über Musikgeschichte (History of Music in the form of lectures, 1870 und 1875). Schon mit letzterm Buche hatte der Verfasser in der amerikanischen Literatur thatsächlich eine Lücke ausgefüllt. Die zahlreichen Vorträge, musikgeschichtlichen Abhandlungen u. s. w., welche in der Folge theils auf ihm fußten, theils ihren Inhalt demselben wörtlich entnahmen, legten hierfür ein beredtes Zeugniß ab. Das literarische Räuberwesen ging dabei so weit, daß Ritter in einer ihm einst von einem Verleger zur Einsichtnahme und etwaigen Einführung in seine Musikschule eingesandten „Geschichte der musikalischen Kunst und Wissenschaft" (von R. Challoner) zu zwei Dritteln wörtlich sein eigenes Buch erkannte. Auch seine umfassendere „History of Music" schrieb Ritter, wie er im Vorwort derselben erklärt, in erster Reihe für die amerikanischen Musikschüler, damit das — in der alten wie in der neuen Welt — leider noch immer nicht ganz unbegründete Vorurtheil bezüglich der sehr einseitigen Bildung der Tonkünstler, welches schon J. J. Rousseau's Wort „Le musicien lit peu" kennzeichnet, mehr und mehr hinfällig werde. Einen besonderen Werth erhält das von voller Beherrschung und geschickter Gestaltung des Stoffes zeugende Buch durch zahlreiche Notenbeilagen, welche, von einer Neumentafel und Proben des gregorianischen Chorals angefangen bis zu einer sechsstimmigen Canzone von G. Gabrieli, vortrefflich gewählte Beispiele geistlicher und weltlicher Musik vom 7. bis zum 16. Jahrhundert vorführen. Zum Zweck der Einführung in dieses größere Werk veröffentlichte Ritter im Jahre 1886 ein „Manual of musical History", welches in engen Grenzen die Entwickelung der Tonkunst darlegt und für den Lernenden ein Leitfaden, für den Lehrer eine Grundlage für Vorträge zu bilden bestimmt ist.

Sind alle diese Veröffentlichungen im engern Sinne für Amerika berechnet, so dürfen Ritter's „Music in England" (Neuyork 1883) und „Music in America" (Neuyork 1884) auf allgemeineres Interesse Anspruch erheben.

„Als ich mich entschloß, die Geschichte der musikalischen Entwickelung in den Vereinigten Staaten zu schreiben," sagt der Verfasser, „fand ich, daß für das Verständniß der eigenartigen Anfänge und des ersten Wachsthums derselben ein Einblick in die Musikpflege in England unerläßlich sei. Ich schickte daher der Musikgeschichte Amerikas eine Schilderung der unmittelbar vorhergehenden Periode der englischen voraus, wodurch sich beide Bücher gegenseitig folgerichtig ergänzen. Dementsprechend beschränkt sich die Studie „Music in England" in der Hauptsache auf die Behandlung der original-productiven Seite der englischen Musik jener Zeit." Als ursprüngliches geistiges Eigenthum nimmt Ritter die in dem ersten Abschnitt des Buches — „Die englische Ballade und der gregorianische Gesang in ihren Beziehungen zum nationalen Geschmack" — niedergelegten Anschauungen in Anspruch. Auch diese Arbeit gewinnt durch die im Anhang gegebenen interessanten Proben altenglischer Musik.

Schon im Jahre 1835 hatte eine kleine Neuyorker Musik-

*) Die Mehrzahl der Gesang- und Claviercompositionen Ritter's ist im Verlage von Schuberth und Comp. in Neuyork (und Leipzig) erschienen.

zeitung, die „Musical Review", an alle Musikfreunde der Vereinigten Staaten eine Aufforderung zu Mittheilungen ergehen lassen, welche Gelegenheit zu einem in den Spalten des Blattes zu veröffentlichenden Abriß der musikalischen Entwickelung des Landes geben könnten. Dieser Versuch blieb jedoch fruchtlos, wie auch zwei bis drei weitere in der Folge von anderen Zeitschriften in demselben Sinne unternommene. Auch Ritter mußte sich nach einem seinerseits im Jahre 1875 ergangenen ähnlichen öffentlichen Ansuchen überzeugen, daß auf diesem Wege nichts Wesentliches zu erreichen sei. Die große Mehrzahl der ihm zugegangenen Mittheilungen beschränkte sich auf die eigene Person und Familie der Einsender, die sich meist als recht zweifelhafte Jünger der Tonkunst erwiesen. Die Aufgabe, den Stoff für ein derartiges Werk zu sammeln, erwies sich, wie der Verfasser im Vorwort zu demselben darlegt, als eine überaus schwierige. Die wenigen vorhandenen Quellen waren nicht leicht zugänglich, ihr Aufsuchen überdies durch die Art, in welcher sie mitunter vorher benutzt und bezeichnet worden waren, sehr erschwert. Fast alle einheimischen Schriftsteller, welche sich bis dahin in irgendwelcher Weise mit dem Vorwurf beschäftigt hatten, schrieben ohne jedes kritische Urtheil. Dem Geschmack der Menge entsprechend, waren für die Entwickelung der Tonkunst durchaus nebensächliche Dinge und anekdotenhafte Begebenheiten eingehend behandelt, die wichtigsten Punkte hierfür aber gänzlich außer Acht gelassen oder falsch beurtheilt worden. Endlich führte die einst im literarischen Leben Amerikas allgemeine Gepflogenheit, die Ansichten und Forschungsergebnisse eines fremden Verfassers ohne jede Angabe ihres Ursprungs einfach abzuschreiben, zu großen Mißständen. Ritter's unter solchen Umständen doppelt anerkennenswerthe Absicht, in seiner Musikgeschichte sowol dem tonkünstlerischen Leben Amerikas ein getreues, für seine Weiterentwickelung lehrreiches Bild der Vergangenheit vorzuhalten, wahrhaftes Verdienst dem dankbaren Gedächtniß der Nachwelt, Unwissenheit, Oberflächlichkeit und falsches, eigensüchtiges Streben schonungslos der Kritik der Oeffentlichkeit anheimzugeben, wie endlich manche in Europa über den Stand der Tonkunst in Amerika verbreitete irrige Anschauung aufzuklären, verlangte daher eine gleich sehr von gediegenen Fachkenntnissen wie ernster Gewissenhaftigkeit getragene gänzliche Hingabe an die Sache. Der Erfolg lohnte dieselbe reichlich. Das allgemeine wie das Urtheil der Fachkreise in Amerika und England stellt Ritter's „Geschichte der Musik in Amerika" als erstes den Namen einer solchen verdienendes vortreffliches Werk hin, in welchem ruhiges, leidenschaftsloses Urtheil, selbständige Auffassung und umfassendes Wissen Thatsachen und Meinungen in von Zopfgelehrsamkeit wie von Schönrednerei freier, flüssiger Schreibweise freimüthig behandeln. Thatsächlich bilden in ähnlichen Werken der amerikanischen Literatur nicht gerade häufig anzutreffender wissenschaftlicher Ernst und gesunder Geschmack, sowie volles Vertrautsein mit der volksthümlichen Musik und den Meisterwerken der Tonkunst die Grundlage für eine objective Darstellung der musikalischen Entwickelung jenseits des Oceans. Die Vorzüge einer solchen streng sichtenden Behandlung des Stoffes sind um so schätzenswerther, als der gewaltige und rasche Pulsschlag des Lebens der Neuen Welt leichter als anderwärts die Zweige dilettantischer Unfertigkeit und schwindelhafter Ausbeutung in die ernste Musikpflege, wie sie die großen Städte Amerikas in unseren Tagen aufweisen, hineintreibt und dem oberflächlichen Blick schwer erklärliche Erscheinungen und Wirkungen hervorruft.

Eine von Ritter ins Auge gefaßte autobiographische Arbeit, in welcher er die persönlichen Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse während seines dreißigjährigen Wirkens in der neuen Heimath eingehender zu behandeln gedenkt, dürfte eine anziehende und lehrreiche Ergänzung seiner allgemeinen Schilderung der amerikanischen Musikverhältnisse dieses Zeitabschnittes bilden.

Möchte dieser Hinweis auf den elsässisch-amerikanischen Musiker, dessen Wirken und Schaffen neben seiner individuellen Veranlagung von Eigenart und Charaktertüchtigkeit seines heimathlichen Volksstammes getragen wird, dazu beitragen, denselben dem Antheil deutscher tonkünstlerischer und musikliebender Kreise näher zu bringen.

Ueber Muskelkraft und Körpergewicht bei Menschen und Thieren.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unter „Muskelkraft" versteht man für gewöhnlich die Kraftleistung, welche von sämmtlichen Muskeln eines thierischen oder menschlichen Körpers erzeugt wird, wenn sie im Zusammenhange mit dem Hebelwerke, woran sie als Zugvorrichtungen wirken, zur Ueberwindung eines Widerstandes, resp. einer Last thätig sind.

Ein Blick auf verschiedene Thierspecies macht uns nun mit der Thatsache bekannt, daß kleine Thiere (z. B. Insecten) oft eine ganz erstaunliche Kraft entwickeln, die gar nicht im Verhältniß zur Größe und zum Gewicht ihres Körpers zu stehen scheint. Während ein starkes Pferd nicht viel mehr als die Hälfte seines eigenen Körpergewichts vom Orte zu ziehen im Stande ist, sehen wir, daß Insecten einer weit größeren Leistung fähig sind. Ein Laufkäfer (Carabus) vermag circa das 17 fache, unsre Honigbiene sogar das 23 fache ihrer kleinen Körperlast zu bewegen. Man hat das in der Weise constatirt, daß man die genannten Insecten längs eines abgesteckten Weges über eine rauhe, horizontal liegende Holzplatte zu kriechen zwang, wobei sie mittels eines um ihren Körper geschlungenen Fadens ein bestimmtes Gewicht zu ziehen hatten. Die Körperkraft unsres gewöhnlichen Flohes (Pulex irritans) ist schon aus seinen weiten Sprüngen ersichtlich und daher allgemein bekannt. Noch besser überzeugt man sich davon, wenn man (wie dies auf unseren Jahrmärkten in den sogenannten Flohcirkussen geschieht) dem Floh ein dünnes Silberdrähtchen um den Thorax (Bruststheil) legt und ihn auf diese Weise als winziges Lastthier thätig zu sein nöthigt. Man wird erstaunt sein, zu sehen, wie das Insect bei solcher Anschirrung kleine messingene Kanonen und Wägelchen ziemlich rasch über eine ebene Fläche (Reißbrett) zu ziehen vermag. Alles übrige in den sogenannten Flohtheatern ist effectiver Humbug; sie machen uns mit nichts weiter, als der kolossalen Muskelkraft der genannten Insecten bekannt. Von einer „Dressur des Ungeziefers", wie auf den ausgehängten Placaten stets zu lesen ist, kann selbstverständlich keine Rede sein. Indessen giebt es noch Leute genug, welche meinen, die Flöhe hätten das Hin- und Herziehen der kleinen Wagen erst erlernen müssen, während sie doch — einmal angeschirrt — gar nichts Andres thun können, als ihre Anhängsel mit sich herumzuschleppen. Kunstvoll bleibt nur die Anschirrungsmethode selbst, welche in der That viel Geduld und eine geschickte Hand erfordert. Alles Andere ist, wie schon gesagt, Humbug.

Die gewaltigen Sprünge der Heuschrecken sind ebenfalls allgemein bekannt. Ein Spaziergang auf einer Wiese zeigt uns an hundert Beispielen, daß diese Thierchen mit Hilfe ihres kräftigen dritten Beinpaares ellenhoch und mehrere Ellen weit springen können. Um eine ähnliche Kraftleistung aufzuweisen, müßte ein Mensch im Stande sein, ohne Weiteres über dreistöckige Häuser hinwegzusetzen. Es gehört aber ein tüchtiger Anlauf und ein gutes Sprungbrett dazu, wenn ein Turner auch nur 10 Fuß hoch springen soll.

Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen und Vergleiche betreffs der Muskelkraft von Thieren verdanken wir dem belgischen Forscher F. Plateau, welcher schon 1865 mit einer Abhandlung darüber hervortrat. Neuerdings berichtet nun derselbe Gelehrte über eine Reihe anderer Versuche, welche er unlängst über die Muskelkräfte von Mollusken (Austern- und Kammmuscheln), sowie über diejenigen von Krebsthieren (Platycarcinus pagurus) angestellt hat. Mit vorstehendem Namen ist die gewöhnliche eßbare Krabbe unserer Nordsee gemeint, welche bekanntlich außerordentlich große und kräftige Scheeren besitzt.

Ich will in der Kürze über die hochinteressanten neueren Experimente Plateau's berichten. Zunächst über die mit Muscheln angestellten. Bei derartigen Weichthieren geschieht — wie man weiß — das Oeffnen und Schließen der Schalen durch eine doppelte Vorrichtung. Das Oeffnen der Schalen beruht auf der Gegenwart eines elastischen Polsters, welches am Schloßrand (also nahe am Drehpunkt der Schalen) sich befindet. Dasselbe wirkt ähnlich wie eine zusammengedrückte Spiralfeder, wenn die Thätigkeit der Schließmuskeln nachläßt. Letztere sind in zweifacher Anzahl vorhanden und durchsetzen den weichen Körper des Thieres von einer Schale zur andern. Ihre bedeutende Wirkung hängt eines Theils von ihrer Dicke (Querschnitt), andern Theils von dem Umstande ab, daß sie unter rechten Winkeln an den betreffenden Hebeln (als welche die Schalen angesehen werden können) ansetzen.

Plateau ging nun in der Weise experimental vor, daß er in die obere und in die untere Schale einer Auster (Kammmuschel u. dergl.) ein Häkchen einschraubte. Eines derselben dient dazu, das Weichthier frei aufzuhängen; an dem anderen (unteren) Häkchen wurde eine Wagschale mit Gewichten befestigt. Zahlreiche in solcher

Weise angestellte Versuche ergaben nun das Resultat, daß der Schließmuskel einer Auster das 200- bis 500fache von dem Körpergewicht des ganzen Thieres mit seiner Zugkraft zu überwinden vermag.

Was nun ferner die Kraft des Schließmuskels der Krabbenscheere betrifft (jenes Muskels, der das bewegliche daumenartige Endglied der Scheere gegen den bekannten gegenüberstehenden Fortsatz des starren vorletzten Gliedes bewegt), so kommt dieselbe der der Muscheln sehr nahe. Zur Ermittelung des Betrages derselben wurde die Versuchskrabbe mit dem Bauch nach außen und dem Kopf nach oben an ein vertical aufgehängtes Brett gebunden, worauf in ganz analoger Weise wie bei den Muscheln der feste Schenkel der Scheerenzange wieder separat befestigt, der mobile dagegen mit angehängten Gewichten belastet wurde. Um eine möglichst kräftige Contraction des Scheerenmuskels zu veranlassen, wurde die Krabbe im Moment des Versuchs mit einem geeigneten stechenden Instrumente gereizt. Es ergab sich aus einer Reihe von Versuchen, daß eine Krabbe das 25- bis 28fache ihres Körpergewichts mit ihren Scheerenmuskeln zu heben vermag.

Plateau giebt in der hier angezogenen Abhandlung (welche in den Bulletins der königl. belgischen Akademie erschienen ist, 1884) folgende recht instructive Zusammenstellung, welche werth ist, daß wir sie hier reproduciren:

Ein Mensch von 30 Jahren überwindet beim Niederdrücken einer starken Feder mit einer Hand das 0,70fache des Körpergewichts,
Ein Hund beim Heben des Unterkiefers das . . . . 8,25 „ „ „
Ein Krokodil ebenso das . . . . 12,72 „ „ „
Eine Krabbe (Carcinus moenas) beim Schließen der Scheere das . 28,49 „ „ „
Eine Muschel (Venus verrucosa) beim Schließen der Schale das . 382,00 „ „ „

An diese Zusammenstellung wie an die übrigen im Vorhergehenden berichteten Thatsachen knüpft sich nun ganz von selbst eine wichtige Frage, nämlich die: ob die Ergebnisse der Plateau'schen Untersuchungen zu der Annahme nöthigen, daß den Muskeln der Insecten oder gewisser anderer wirbelloser Thiere eine stärkere absolute Kraft innewohnt, als denen der höheren Thiere — oder ob die stupenden Kraftleistungen jener Wesen auf andere Ursachen zurückzuführen sind.

Unter der „absoluten Kraft" eines Muskels versteht man (wissenschaftlich ausgedrückt) das Maximalgewicht, welches ein Muskel von gewisser Dicke, sagen wir einen Quadratcentimeter, bei der stärksten Zusammenziehung direct, d. h. ohne Vermittlung von die Hubkraft erhöhenden Hebeln, zu überwinden vermag.

Es ist ja klar, daß Vorrichtungen der letzteren Art auch einen absolut schwächeren Muskel in den Stand setzen können, ziemlich bedeutende Kraftleistungen zu bewirken. Aber es kommt noch ein anderes Moment in Betracht, nämlich die Dicke, der physiologische Querschnitt eines Muskels. Der Arm eines geübten Turners ist nicht etwa absolut stärker, als die gleichnamige vordere Extremität eines anderen nicht turnenden menschlichen Individuums, sondern der Querschnitt der betreffenden Muskelpartien ist größer beim Turner, und hieraus resultirt die relativ größere Kraftleistung. Ein Muskel, der an seiner dicksten Stelle vier Quadratcentimeter im Durchschnitt hat, vermag bei seiner Verkürzung auch ein viermal größeres Gewicht zu heben, als ein Muskel von ganz derselben Qualität, der nur einen Quadratcentimeter Dicke hat.

Hierauf, und nicht auf ein absolut größeres Kraftmaß bei niederen Thieren, ist die enorme Leistungsfähigkeit der Krebsscheere und die des Schließmuskels der Austern u. s. w. zurückzuführen. Hierzu kommt in manchen anderen Fällen noch die Vorzüglichkeit der vorhandenen Hubvorrichtungen und Werkzeuge zur Kräfteübertragung, so daß es dann für den oberflächlichen Anblick leicht den Schein gewinnt, als seien die niederen Thiere mit bei weitem stärkerer Muskelkraft ausgerüstet, als die höheren.

Die Plateau'schen Untersuchungen haben uns mit hochinteressanten Thatsachen bekannt gemacht, und die Bemühungen des scharfsinnigen belgischen Gelehrten sind um so werthvoller, als bis jetzt nur sehr mangelhafte Versuche von anderer Seite über denselben Gegenstand vorlagen.

Bücherbesprechungen.

☐ **Predigt vor der Eröffnung des Landtags** am 11. November 1887 von Dr. th. et phil. E. B. Kohlschütter, Oberhofprediger und Vicepräsident. Dresden, v. Zahn & Jaensch. — „Nur in der Lebensgemeinschaft mit Christus wird unser irdisches Berufswirken ein wahrhaft fruchtbringendes sein" — lautet das Thema dieser trefflichen Landtagspredigt, die ein erneutes Zeugniß giebt von der Geistesfrische des ehrwürdigen Verfassers. In ebenso tieferbaulicher als lehrreicher und ethisch-kräftiger Weise benutzt der Verf. den Text Joh. 15, 4. 5 und den Anlaß, daß unmittelbar nach dem Geburtstage Luther's der Landtag eröffnet worden ist, um die evangelischen Grundanschauungen über den Beruf, wie über das bürgerliche Gemeinwesen und die Stellung des evangelischen Christen zu ihm, die Luther mit so meisterhafter Klarheit entwickelt hat, ins hellste Licht zu stellen. Möchte dies von freudigem evangelischem Glaubensbewußtsein getragene kräftige und eindringliche Predigtwort recht weite Verbreitung finden!

☐ **Goldkörner aus dem deutschen ev. Predigtschatz alter und neuer Zeit.** Mit Vorwort von C. H. Rieger, 1. Stadtpfarrer in Stuttgart. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. — Diese Sammlung kurzgefaßter Predigten, die in Auszügen aus „mustergiltigen" älteren und neueren evangelischen Predigten besteht, liegt nun vollständig in 12 Lieferungen vor, von denen die einzelne 40 ₰ kostet. Die Sammlung ist bereits bei dem Erscheinen der ersten Lieferung nach ihrer Anlage in diesen Blättern besprochen worden. Was sie damals versprochen, hat sie gehalten. Die Predigten sind in der That „Goldkörner" aus dem reichen evangelischen Predigtschatz, wenn auch selbstverständlich der Werth der einzelnen ein verschiedener ist. Auffallend ist, daß die norddeutschen Prediger verhältnißmäßig wenig berücksichtigt sind. Die meisten Predigten sind von hervorragenden württembergischen Theologen entnommen. Die Kraft und Gediegenheit des evangelischen Zeugnisses in diesen Predigten, die Kürze derselben und die würdige Ausstattung des Ganzen eignen diese Sammlung in besonderer Weise für die häusliche Andacht.

☐ **Jahresbericht der Lausitzer Predigergesellschaft zu Leipzig.** Bericht vom December 1886 bis dahin 1887. Zusammengestellt und herausgegeben von G. Mann, z. Z. Senior. — Dieser Jahresbericht der alten, beinahe zweihundertjährigen Predigergesellschaft, die nach den Mittheilungen ihres Seniors theologisch strebsam und rührig ist, ihrer Tradition getreu, verdient besonders hervorgehoben zu werden, wegen der interessanten Abhandlung, welche den Bericht einleitet und in welcher Professor Dr. Grundt (an der Kreuzschule in Dresden) einen Beitrag zur Würdigung der hebräischen Studien Luther's giebt, Luther's eigene Urtheile über seine hebräischen Kenntnisse in eingehender Weise zusammenstellt und ein detaillirtes Bild giebt von dem ebenso bewundernswerthen Fleiße, mit dem Luther sich seinem großen Werke, der deutschen Bibel, hingegeben hat, als von dem wunderbaren Sprachinstinct Luther's und seinem genialen Griff, mit dem er das Richtige so sicher getroffen und die Lücken der damaligen, resp. seiner Kenntniß der hebräischen Sprache ergänzt, einer Kenntniß, die auch nach dieser Abhandlung eine für die damalige Zeit ungewöhnliche war und die Luther mit rastlosestem Eifer zu vervollkommnen bestrebt gewesen ist.

—e— **Gedanken über Pädagogik von Edmund v. Hagen.** Bremen, Commissionsverlag von H. Arendt. 1888. 28 Seiten. Nach der Meinung des Verfassers hat die Pädagogik „in erster Linie den wichtigen Satz zu beachten, daß die Charaktere der Menschen im Grunde unveränderlich sind". Und da jedes Wesen frei sein solle, so habe die Erziehung hauptsächlich dafür zu sorgen, „daß es in Ruhe bleibt, daß es niemals gestört wird, daß es ganz sich selber, seinem eignen Wesen gemäß leben kann". Sie habe sich daher bei ihrer Arbeit auf folgende Grundsätze zu concentriren: „1) Man lasse Alles in seiner Art und nach seiner Art; man ändere an dieser Art niemals. 2) Alles ist innerhalb und nach seiner Art, soweit es möglich, ad meliorem partem, also zum Besseren zu entwickeln, jede Entartung aber, jedes Sinken ad deteriorem partem zu verhüten, ohne jedoch gewaltsame Eingriffe zu machen. 3) Man lasse Alles in seiner Art und in der Richtung ad meliorem partem so groß wie möglich werden." Zu welchen höchst verfänglichen Consequenzen der Verfasser nach diesen Grundsätzen kommt, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Ausführungen Seite 16 und 17. Doch tragen wir Bedenken, hier weiter darauf einzugehen.

△ Einen neuen Beitrag zu der jetzt auf der Tagesordnung stehenden und durch die Einsetzung der Commission für die juristische Studien- und Prüfungsordnung seiten der preußischen Minister der Justiz und des Cultus aus dem Rahmen der akademischen Erörte-

rung bereits herausgetretenen Frage der Reform der juristischen Studienordnung hat der Rechtsanwalt am Reichsgericht, Dr. Reuling, in einer bei Veit & Comp. in Leipzig erschienenen Broschüre geliefert. Der Verfasser bezeichnet seine kurzen Darlegungen als ein Wort für Einführung eines pädagogisch richtigen Lehrplans und plaidirt mittels derselben für Einführung einer Lehrmethode, welche den jungen Juristen in ähnlicher Weise studiren lasse, wie der junge Mediciner Anatomie studire, eines Lehrplanes, welcher an das dem jungen Juristen bekannte und ihn interessirende moderne Rechtsleben, vor Allem an das Staatsleben anknüpfe, für welches er Interesse und Verständniß mitbringe, anstatt an die Institutionen des römischen Rechts und an die römische Rechtsgeschichte. Er meint, die Vorlesungen über diese Disciplinen seien nicht aus irgendwelchen inneren Gründen, sondern lediglich infolge einer immer noch nicht überwundenen Tradition aus längst vergangenen Zeiten, wo es überhaupt nur römisches und kanonisches Recht gegeben und die an die römischen Quellen sich anlehnenden Vorlesungen das Gesammtgebiet der damaligen weltlichen Jurisprudenz umfaßt haben, noch die Universalvorlesung und als solche jedenfalls auch die Grundlage des juristischen Studiums geblieben. Der Erwägung werth erachten wir die Reuling'sche Anregung, wennschon wir seiner Motivirung, daß der heutige Lehrplan unserer juristischen Facultäten lediglich ein traditionelles Ueberbleibsel aus der früheren Zeit und ohne irgendwelche innere Berechtigung sei, nicht allenthalben uns anzuschließen vermögen.

—e— Die Gabelsberger'sche Stenographie in ihrer Bedeutung für den Lehrerstand, bearbeitet und herausgegeben von E. Döring, Lehrer und geprüfter Lehrer der Stenographie in Meißen. Meißen, Selbstverlag des Verfassers. 1888. Preis 25 ₰. — Bereits vor Jahren ist Hr. Döring aufgefordert worden, in einem besonderen Schriftchen die Frage zu beantworten, welche Bedeutung die Redezeichenkunst für den Lehrerstand habe. Wenn er dieser Aufforderung nach längeren Studien jetzt entspricht, so glaubt er erwarten zu dürfen, daß seine Ausführungen den Stenographenvereinen und den ihnen schon angehörenden Lehrern „als ein willkommenes Mittel erscheinen werden, die noch fern stehende Lehrerschaft auf den Segen hinzuweisen, den ihr die Ausübung der Gabelsberger'schen Kurzschrift verheißt". In schlichter Weise setzt der Verfasser auseinander, wie vortheilhaft es sei, wenn sich der Lehrer bei seiner Vorbereitung auf den Unterricht, während desselben und darnach, bei seiner Lectüre und Correspondenz, beim Protokolliren und Memoriren der Stenographie bedienen könne. Auch betont er ihren günstigen Einfluß auf das Verständniß der deutschen Sprache, die Pflege des Sehvermögens ꝛc. und verfehlt schließlich nicht, die geeignetsten Lehrbücher namhaft zu machen, sowie eine Menge von Aussprüchen zum Beweise dafür zu verzeichnen, „daß die Gabelsberger'sche Redezeichenkunst in der Lehrerschaft der verschiedensten Unterrichtsanstalten begeisterte Vertreter hat". Möchten die wohlmeinenden Worte des Verfassers eine gute Statt finden! Größeren Erfolg aber versprechen wir uns davon, daß den Schülern unserer Lehrerseminare fortgehend Gelegenheit geboten wird, mit der Stenographie sich vertraut zu machen. Daselbst nahmen, wie Seite 16 bemerkt wird, im Schuljahre 1885/86 insgesammt etwa 960 Schüler und Schülerinnen an dem stenographischen Unterricht Theil, und diese Zahl wird inzwischen vermuthlich noch gewachsen sein. Wenn diese jungen Leute ins Lehramt treten, werden sie das Gelernte gewiß auch im Interesse der guten Sache zu verwerthen suchen.

—g. Die altchristliche Fresko- und Mosaik-Malerei von Dr. Otto Pohl. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1888. — Die Zeitbestimmung und die Auslegung des altchristlichen Bilderkreises scheint neuerdings eine immer mehr anwachsende Literatur hervorrufen zu wollen. Es ist nicht etwa der Reiz des Geheimnißvollen, mit welchem eine bis in das erste christliche Jahrhundert zurückreichende Kunst umkleidet ist; auch führt nicht in erster Linie das rein kunstgeschichtliche Interesse den Streitenden die Feder. Der Kampf dreht sich vielmehr um die Frage, ob die auf uns gekommenen Reste der altchristlichen Kunst zur Bekräftigung des späteren katholischen Dogmas, besonders der Marienverehrung, verwendet werden können oder nicht. Darum sind es mehr die kunstfreundlichen Theologen als die eigentlichen Kunsthistoriker, welche sich auf dieser Arena einander gegenüberstehen. Nachdem schon F. Piper in seinen gelehrten Schriften 1847—67 den Weg der rein geschichtlichen Betrachtung der altchristlichen Kunst betreten, folgte ihm darin neuerdings Victor Schultze in seinen von katholischen Schriftstellern stark angefeindeten Abhandlungen über die Katakomben u. s. w. Während dieser Forscher in den Katakombenmalereien noch das Bekenntniß der ersten Christen über den Inhalt ihrer Hoffnung gesehen hatte, ging Hasenclever 1886 so weit, jeden symbolischen Inhalt der altchristlichen Bilder zu leugnen; der Gräberschmuck der ersten Jahrhunderte sei nichts weiter, als Decoration, welche nicht blos hinsichtlich ihrer Form, sondern auch ihres Inhalts (!) heidnischen Ursprung habe. Diesem Vertreter der äußersten Linken stellte sich gegenüber als Bannerherr der äußersten Rechten Erich Frantz (Katholik) in seiner überaus gelehrten „Geschichte der christlichen Malerei". Er vertritt die Ansicht, daß die Bildwerke der Katakomben unter der Leitung der kirchlichen Organe und als Ausdruck des kirchlichen Dogmas entstanden seien. Da war es denn hohe Zeit, daß endlich eine solche Schrift erschien, wie diejenige von Pohl. Er handelt auf 203 Seiten über das Verhältniß der Christen zur Kunst der antiken Welt, der Monumente der altchristlichen Malerei, der Documente, der Auslegung der altchristlichen Bilder, endlich über den Verlauf der altchristlichen Malerei. Seine Arbeit wirkt im besten Sinne des Wortes irenisch, weil seine Polemik sich durchaus sachgemäß und ruhig verhält. Leider hat er das neueste Erzeugniß der katholischen Kunstliteratur „Die Darstellung der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, von H. F. Jos. Liell" noch nicht gekannt. Pohl zeichnet sich vor allen uns bekannten protestantischen und katholischen Gelehrten dieses Gebietes durch eine Eigenschaft aus: er verzichtet lieber auf den Nimbus der Originalität, als daß er seine wissenschaftliche Unbefangenheit opfert. So gelangt er denn zu dem Ergebniß (gegen V. Schultze und Heinrici), daß ein bewußtes, einheitliches Princip in der Auswahl der altchristlichen Bilder nicht zu Tage tritt, daß vielmehr der ganze Lebenskreis, sein Hoffen und Glauben, zum Ausdruck gebracht wurde. Die Richtigkeit dieses Standpunktes beweist Pohl schlagend durch Beispiele. Soweit überhaupt die Bilder der ältesten Christen dogmatisch verwerthet werden können, beweisen auch sie schon, daß Christus als Heilbringer geglaubt und in der Eucharistie gefeiert wird. Was Einzelheiten anlangt, so wollen wir deren nur zwei hervorheben. Wir vermögen Pohl beizustimmen, wenn er den Christus-Typus von S. Callisto als einen möglicherweise mit dem historischen Urbild in Zusammenhang stehenden auffaßt. Bedenklich aber erscheint uns Pohl's Annahme, daß die heilige Schrift die Quelle aller altchristlichen Bilder rein christlichen Inhalts gewesen sei. Wir stehen nicht auf Seiten Hasenclever's, dessen Auslegung bewußt oder unbewußt eine starke Stütze der liberalen Theologie gewährt für ihre Construction der Geschichte der neutestamentlichen Schriften. Sind aber die altchristlichen Katakombenmalereien wirklich so alt, wie Pohl annimmt, dann erfordert unseres Erachtens die Vorsicht, zuzugestehen, daß die ältesten Bestandtheile unserer Evangelien und die damals noch sehr lebendige Tradition die Quelle der altchristlichen Kunst sind.

—g. Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium bis zum Einbruch der Barbaren, von Victor Duruy. Uebersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit circa 2000 Illustrationen. 60. bis 63. Heft à 80 ₰. Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig. — In diesen vier Heften werden folgende Ueberschriften in wahrhaft fesselnder Weise erledigt: Das Erziehungs- und Bildungswesen; die Rechtsgelehrten und die Philosophen (eine besonders gediegene Darstellung); die Staatsreligion; das Eindringen der orientalischen Culte; die Bemühungen der Philosophen, dem religiösen Gefühl zu genügen (sehr gelungen), woran sich eine ausgezeichnete Schlußbetrachtung reiht. Mit der vierten Periode beginnt sodann die Schilderung des Zeitalters der afrikanischen und der syrischen Kaiser. In den vorliegenden Heften sind diesmal eine auffallende Menge von wenig oder gar nicht bekannten Bildern in den Text gedruckt; sie bekunden aufs Neue den staunenswerthen Reichthum an Illustrationen, über welchen die Verlagshandlung verfügt.

C—. Aachen. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt Nr. 29.) Von Dr. Gsell-Fels. Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich. Preis 0,60 Frc. — Durch das kleine Heftchen werden wir in angenehmer Weise über Alles unterrichtet, was Aachen Wissenswerthes bietet: nachdem der Verfasser in der Einleitung sich kurz über die Lage der Stadt, die vielfachen geschichtlichen Erinnerungen und das Aeußere Aachens ausgesprochen hat, giebt er in dem mit „Sehenswürdigkeiten" überschriebenen Abschnitt eine eingehende und sachkundige Beschreibung der vielen interessanten Bauwerke, Straßen, Plätze und Sammlungen; die vielen Beziehungen zu dem Carolingischen Zeitalter, welche Aachen besitzt, lassen diese Erörterungen besonders anziehend erscheinen. Hieran reiht sich eine ausführliche Würdigung Aachens als Badestadt, sowie die Schilderung der näheren und weiteren Umgebung. Die fleißige Arbeit ist mit guten

Holzschnitten ausgestattet und wird als zuverlässiger Reisebegleiter Vielen willkommen sein.

C—. St. Gallen, von Dr. O. Henne am Rhyn (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt Nr. 24). Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich. Preis 0,60 Fr. Wenn ein Culturhistoriker wie Dr. O. Henne am Rhyn den Leser über Abtei und Stadt St. Gallen unterrichtet, so kann man ohne Weiteres voraussetzen, daß er nur Gediegenes bieten wird. In der That liest sich die geschichtliche Uebersicht vorzüglich und erweckt in Hinsicht auf die Wichtigkeit, welche das Kloster für das geistige Leben im 9. und 10. Jahrhundert hatte, unser Interesse in hohem Maße; eine ausführliche Berücksichtigung ist auch mit Recht den kostbaren Schätzen der Stiftsbibliothek zu Theil geworden. Weiter finden wir in dem Büchlein eine eingehende Schilderung des heutigen St. Gallens sowie seiner Nachbargemeinden nebst der näheren und weiteren Umgebung. Die Holzschnitte, deren sich 18 in dem kleinen Werk von 48 Seiten finden, reihen sich dem vortrefflichen Text ebenbürtig an und lassen das Heft einer warmen Empfehlung würdig erscheinen.

D. A. Vauclin, and other Verses. John Cameron Grant. (London, E. W. Allen.) 1887. 3[d.] — Dieses neueste Product des durch seine früheren poetischen Schöpfungen bereits rühmlichst bekannten Dichters hat ein ganz zeitgemäßes Interesse; denn nicht das Titelgedicht, eine sehr anmuthende Verherrlichung des französischen Seehelden, der den Engländern im Jahre 1760 im Kampfe um Canada bis zuletzt widerstand, worauf sie ihn, als den allein von seiner Mannschaft übrig Gebliebenen, mit Ehren abziehen ließen, ist das Hauptgedicht in dem Bändchen, sondern das „July to July" betitelte. Es ist dies nämlich ein energischer Protest gegen Gladstone's jetzigen, ebenso tollkühnen, wie unpatriotischen Versuch, Irland vom britischen Reiche loszureißen und jenem das verlangte Home-Rule zu verleihen, sowie gegen seine Anhänger, die um der zu erlangenden Stellen willen ihm kriechend folgen. Der längeren, männliche und patriotische Entrüstung hauchenden Dichtung, deren Titel auf die 50jährige Regierung der Königin hindeutet, folgt ein eben so geharnischtes „Two for all Time" überschriebenes Sonett, in welchem Gladstone mit Judas Ischarioth verglichen wird und seine Anhänger nicht minder gebrandmarkt werden, denn es lautet der Schluß:

„The meaner, lesser rogues that bow before
Our greater, later Judas of July!"

— G. Oe.— Karl Fr. Pfau, Lebensbilder berühmter Buchhändler und Buchdrucker. — Leipzig, 1886. Karl Fr. Pfau. Preis: 4 ℳ 50 ₰, geb. 5 ℳ. Gut gemeint ist das Buch, das ist sein Vorzug. Es verdankt, wie das Vorwort sagt, einem inneren Drange des Verfassers seine Entstehung und ist zum Unterhaltungsstoff für die reifere Jugend bestimmt. Der Verfasser behandelt in zwei aus keinem ersichtlichen Grunde getrennten Reihen die Lebensschicksale und das Wirken von 24 meist deutschen Berufsgenossen. Die Mehrzahl derselben gehört der jüngsten Vergangenheit an; wir begegnen neben den Namen: Gutenberg, Manutius, Stephanus auch Männern, die vor wenigen Jahren gestorben, wie: Hirzel, Enslin, Hallberger. Die Auswahl der dargestellten Persönlichkeiten ist nicht immer zweckentsprechend. Für Campe's eigenthümliche und zum Mindesten doch problematische Persönlichkeit dürfte kaum ein Verständniß in der reiferen Jugend zu erwecken sein. Die verschiedenen Elzeviere sind als Persönlichkeiten in der Regel so wenig bedeutend, daß eine Besprechung der gesammten Familie kaum angezeigt erscheint. In der That ist der Verfasser über eine verworrene Anhäufung von Namen und Daten bei diesem „Lebensbilde" nicht hinausgekommen. Seine Quellen nennt der Verfasser selten; in einigen Fällen spricht er aus eigener Erfahrung, in den meisten hat er wol nur vorhandenes Material gesichtet und zusammengestellt. Manchmal ist er in Bezug auf die Benutzung seiner Quellen wenig kritisch, besonders in der Geschichte der älteren Buchdrucker, aber auch in der des unglücklichen Palm. Darstellungsgabe, wie man sie von einem Jugendschriftsteller fordern muß, besitzt der Verfasser nicht, die Lebensbilder sind deshalb weder scharf, noch zeigen sie die Eigenart des dargestellten Mannes. Es ist einigermaßen ein Kunststück, sich nach den Pfau'schen Schilderungen ein Bild von einem Manne zu machen. In der Regel gleichen sich die Charakterzeichnungen bis auf die gewählten Worte. Beispielsweise kehrt am Schlusse der einzelnen Darstellungen der neueren Buchhändler immer der gleiche Gedanke wieder. Vor allen Dingen aber muß ein Mann, der für die Jugend schreibt, die deutsche Sprache vollkommen beherrschen. Diese Voraussetzung trifft bei dem Verfasser nicht zu. Sein Satzbau ist fast überall so verzwickt, daß man kaum den Sinn zu errathen vermag, hin und wieder wird er Anlaß zu unfreiwilliger Komik. Exempla sunt in promptu. Thatsächliche Fehler sind nicht selten. Von dem „sich befindlich" und dem „sich niedergelassenen Manne" sehen wir ab; aber daß S. 17 Beschaffung im Relativsatze als masculinum, S. 100 Druck in einem gleichen Satze als femininum gebraucht wird, ist doch etwas stark. Druckfehler können die beiden Schnitzer nicht sein. Mehrmals wird „Rothanker" für „Rothanker" geschrieben, das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin wird zum Joachimsgymnasium. Auch an Flüchtigkeiten fehlt es nicht, so tritt B. G. Teubner an demselben Tage in die Lehre, an welchem er geboren ist. Das Register des ersten Theiles ist durchaus unzuverlässig; nur in wenigen Fällen stimmen die Seitenzahlen. Wir wiederholen, daß die Absicht des Buches durchaus lobenswerth ist, empfehlen aber für eine etwaige zweite Auflage nochmalige Durcharbeitung und genaue Durchsicht.

C. H. Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Prof. Dr. Chr. Muff, Director des König Wilhelms-Gymnasiums zu Stettin. Halle a/S., Verlag von Richard Mühlmann. 1888. — Der Maßstab, welcher an rein populär gehaltene Schriften angelegt werden muß, ist naturgemäß ein anderer als da, wo es sich um eine wirkliche Erweiterung und Vervollständigung der Wissenschaft selbst handelt. Der Verfasser dieses Schriftchens nimmt nicht einen eigenen freien und selbständigen Standpunkt in der Aesthetik ein und es werden die ganzen tiefer liegenden Fragen dieses Gebietes von ihm überhaupt nicht berührt oder erörtert. Die Gefahr der zu großen Trivialität ist von dem Verfasser im Allgemeinen wol mit Glück vermieden worden; sonst aber hat er mit richtigem Tact dasjenige herausgefunden, was sich wol vorzugsweise zu einer leichten und gefälligen Einführung des Publicums in diese Sphäre eignet, und es darf seine Arbeit, die sich an eine Reihe anderer ähnlicher Leistungen aus seiner Feder anschließt, insbesondere auch als eine passende Weihnachtsgabe angesehen und empfohlen werden.

γ. Das reglementsmäßige Exerciren im Trupp, in der Kompagnie, im Bataillon ꝛc. von F. A. Paris, Generalmajor a. D. 3. Auflage. Gera, Verlag von A. Reisewitz. Preis 2 ℳ. — Das bereits in der deutschen Armee eingebürgerte Informationsbuch liegt in einer vielfach bereicherten Neubearbeitung vor, welche allen Neuerungen, die auf der Einführung des Magazingewehres basiren, Rechnung trägt. Was Anordnung des Stoffes und Unterscheidung des durch das Reglement Vorgeschriebenen und des durch den Verfasser Anempfohlenen (kleiner Druck) betrifft, ist eine willkommene Aenderung vorgenommen worden. Auch in seiner neuen Gestalt wird sich das Buch unter den Officiersaspiranten des Activen- und Beurlaubtenstandes viele Freunde erwerben — die sichert ihm die praktische, für den Frontgebrauch hochschätzbare Behandlung des Stoffes, welche es auch als ein bewährter Berather für den jungen Frontofficier erscheinen läßt.

* Das Schachspiel der Zukunft. Dies ist der allgemeinere Titel eines Schriftchens, dessen speciellerer „Das allgemeine Schachspiel. Ein Vorschlag zu einer Erweiterung des Schachspiels" von C. A. Otto Voigt (Dresden, Carl Höckner) über den Namen des Verfassers und Zweck und Ziel seines Schriftchens schon etwas nähern Aufschluß giebt. Das letztere behandelt den Vorschlag, die mechanische Eröffnung des Schachspiels zu umgehen, deren Nachtheil sich besonders bei Correspondenzpartien fühlbar macht, nicht, wie schon früher versucht worden ist, durch eine andere Aufstellung der Figuren, auch nicht mittels der sogenannten Schirmpartien, die der Verfasser lediglich als eine artige Spielerei bezeichnet, sondern durch Einführung eines eigenartigen Vorspieles und schärfere Markirung der Dreitheilung des Spieles in Vorspiel, Hauptspiel und Endspiel. Es ist hier nicht der Ort, die Methode des Verfassers beziehentlich dessen Reformvorschläge näher zu beleuchten. Derselbe versichert, diese während eines Zeitraumes von 1½ Jahren in einem kleineren Kreise praktisch erprobt zu haben, fügt aber sofort mit wohlthuender, nicht allen Reformatoren eigener Bescheidenheit hinzu, daß diese kurze Probe ebenso wenig ein endgiltiges Urtheil gestatte, wie die bisher angestellten analytischen Untersuchungen. Jedenfalls ist das vorliegende Schriftchen schon wegen der eingestreuten feinen Bemerkungen über das höchste und edelste aller reinen Verstandesspiele der Beachtung der Schachspielerwelt im hohen Grade werth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Häverniak in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 101. Mittwoch, den 21. December. 1887.

Die Lebenserinnerungen des Grafen von Schack.

Von Georg Müller-Frauenstein.

Wenn ein bedeutender Mann sich dazu entschließt, seinen eigenen Lebensgang historisch getreu, ohne dichterisches Beiwerk und ohne Beschönigung zu beschreiben, so wird die Mit- und Nachwelt, sobald sie nur die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit erhält, kein anderes Gefühl als das des Dankes empfinden; die Beurtheilung des hier verewigten Stoffes wird zurücktreten vor der Freude, gerade aus diesem Munde über diesen Gegenstand reden zu hören. Verschmelzen doch in diesem Falle Person und Sache in einer auf Erden so seltenen Weise, kann doch an die absolute Wahrheit hier noch am meisten eine Annäherung stattfinden, ist doch der vir bonus, wie er allein zur Geschichtsdarstellung berufen ist, so auch in der Autobiographie die beste Quelle. Noch höher aber wird der Werth eines solchen Werkes steigen, wenn es an den Marken des Lebens geschrieben ist, wenn die kleinen und großen Sorgen des Mannesalters weit zurück in wesenlosem Scheine liegen und das Bewußtsein, durch Hindernisse hindurch nach den eigenen, bewährt gefundenen Anschauungen zum Lichte sich emporgerungen zu haben, mit verklärendem und beseligendem Schimmer die Vergangenheit umleuchtet. Glücklich, wem das Schicksal einen solchen Lebensabschluß vergönnt!

In der ersten Reihe der deutschen Dichter der Gegenwart steht Adolf Friedrich Graf von Schack, seine soeben erschienenen Erinnerungen sind es, welche uns zu solchen Gedanken führen.*) Zweiundsiebzig Jahre alt übergiebt er uns Zeitgenossen hier die Erfahrungen seines Lebens, und die Art und Weise, in der er es thut, der hochsinnige Ton, in welchem er sein ganzes reiches Sein, das innere wie das äußere, vor uns ausbreitet, macht es geradezu unmöglich, anders als empfangend, hier bewundernd, dort wenigstens angeregt, ihm zu folgen. Nicht nur, weil die Sprache sich vielfach zu reinstem poetischen Schwunge erhebt, viel mehr noch fesselt der Gegenstand an sich. Dem Grafen Schack hat ein glückliches Schicksal verstattet, sein Dasein zu gestalten, wie Neigung und Ueberzeugung es verlangten. Er gehört, wie mehrere andere unserer angesehensten heutigen Dichter, zu den Begünstigten, welche nie um des Lebens Nahrung und Nothdurft zu ringen hatten, in eine Art olympischer Ruhe hat er sich mehr und mehr zurückzuziehen verstanden, die verlockendste Aussicht, welche es sowol für den Liebhaber als den schöpferischen Geist auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft giebt. Dies trifft freilich äußerlich nicht zu, wenn man die bis in das höhere Alter ihn begleitende Reise- und Wanderlust berücksichtigt, innerlich aber ist Schack stets und überall der nach harmonischer Durchbildung gleichmäßig strebende, im Cultus des Schönen, in welchem Jahrtausend und in welchem Erdtheile er es auch traf, aufgehende Geist geblieben.

Zwar hat auch er über ein Dutzend Jahre die Kette eines nicht geliebten Amtes getragen, aber mit Goethe scheint er sich bald gesagt zu haben:

> Kannst dem Schicksal widerstehn,
> Aber manchmal giebt es Schläge,
> Will's nicht aus dem Wege gehn,
> Ei, so geh Du aus dem Wege!

Und ein anderes Goethe'sches Motto, das so wohlthuend berührt bei dem eigenartigen und festgewurzelten Manne, scheint uns herauszuklingen aus seinen künstlerischen Urtheilen, ein Motto, das jedem hochstrebenden Geiste vorleuchten möchte:

> Seh' ich die Werke der Meister an,
> So seh ich das, was sie gethan;
> Betracht' ich meine Siebensachen,
> Seh ich, was ich hätt' sollen machen.

So dankt er selbst dem Geschicke für die geistige Nahrung, die es ihm seit seiner Jugend geboten hat, und die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn gewährt ihm Trost und Befriedigung. Wie herrlich klingen die Schlußworte, in denen er seine letzte Stunde sich ausmalt: Dann werde ich alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet, und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten nachzufolgen ich bemüht gewesen bin, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach Oben erhellen.

Man sieht, es ist ein im besten Sinne des Wortes vornehmes, vollbefriedigtes Leben, dem unsere Blicke zugewandt sind; nur eine Seite desselben dürfen wir in der vorliegenden Darstellung nicht suchen, die des allgemeinsten Menschlichen, des Familienlebens. Nicht nur daß Schack über die geheimsten Regungen seines Herzens einen Schleier legt, er sagt (I, 232) offen, als er den plötzlichen Tod des Mädchens erwähnt, welches er mit aller Gluth und Tiefe der Empfindung geliebt habe, deren sein Wesen fähig sei: Es widerstrebe ihm völlig in diesen Lebenserinnerungen von intimen Herzensangelegenheiten zu reden — er behandelt auch den Familienkreis, aus welchem er hervorgegangen ist, nur kurz, der Vater, dessen unerwartetes Scheiden ihn aus Südspanien aufschreckte, tritt noch am meisten hervor. Es wird mir nicht einfallen, daraus einen Vorwurf ableiten zu wollen, doch wird es erlaubt sein, dem Mißtrauen gegen die Leser, das sich vielleicht in dieser an und für sich außerhalb jeder Kritik stehenden Scheu ausspricht, wenigstens die Thatsache entgegenzuhalten, daß es neben klatschsüchtigen und zudringlichen Beurtheilern doch in dem heutigen Deutschland auch der reiner fühlenden noch genug giebt. Der erquickende und versöhnende Kreis, welchen das holde Walten der Gattin, die herzerfrischenden Stimmen der Kinder beleben, ist unserem Dichter durch ein böses Geschick versagt worden, in der Freundschaft vieler Edeldenkenden und in den Gebilden der darstellenden und dichtenden Kunst hat er seinen Ersatz gesucht und gefunden — wir nehmen wol mit ein wenig Recht an, daß ihm, dem Junggesellen, es auch aus diesem Grunde widerstrebte, sein häusliches

*) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. In drei Bänden. Von A. F. Graf von Schack. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. VIII, 431; IV, 443; IV, 400 S. Geheftet 15 ℳ; fein gebunden 18 ℳ

Leben und die Niemandem ersparten Erregungen des Gemüthes, welche damit in Verbindung stehen, noch weiter zu enthüllen. Wie weit er dies aber ausdehnt, beweist der Umstand, daß er selbst seine Erhebung in den erblichen Grafenstand durch Kaiser Wilhelm, die 1876 erfolgte, mit Schweigen übergeht. Es ist sehr leicht möglich, daß gehässige Kritiker in dem Zurücktreten der Herzenstöne die unserem Dichter schon öfter von dieser Seite vorgeworfene Kühle wiederum ausgesprochen finden; sie seien hierdurch auf jene, eine bestimmte Absicht deutlich verkündende Stelle verwiesen.

Jeder, der, wie es sich bei einem Kunstwerk gebührt, zunächst es voll und ganz auf sich einwirken läßt, um den Geist des Schöpfers so weit möglich zu umspannen, wird beim Lesen dieser Erinnerungen recht kräftige Ab- und Zuneigungen hervortreten sehen; er wird den Dichter seine religiösen und politischen, seine künstlerischen und wissenschaftlichen Ansichten frank und frei verkünden und begründen hören. Ihnen wende ich mich hier vorerst zu, um daran eine kurze Uebersicht des Lebensganges anzuschließen.

Religiös hat Schack von Jugend an auf dem Standpunkte unserer größten Dichter gestanden. Wie Lessing, Goethe und Schiller hält er Jesus für den göttlichsten der Menschen, der Trost brachte, wohin er schritt, von dessen Lippen die Lehre der Milde und des Mitleids gegen alles Lebende und Unbelebte quoll; wie jene mag er sich zu keiner Confession voll bekennen, nur zu einer unsichtbaren Kirche, welche vorschreibt, an der eigenen Vervollkommnung wie an jener der Menschheit zu arbeiten, im Geist der Liebe, der Milde und des Mitleids dem großen Vorbilde nachzueifern. „Eine solche Kirche wollte Christus stiften; aber wie er selbst seiner Heiligkeit wegen den Kreuzestod sterben mußte, so ist auch seine heilige Lehre schon früh aufs Schmachvollste (durch Paulus) entstellt worden, und in meinen Augen hat das, was seit achtzehn Jahrhunderten Christenthum genannt wird, keinen Anspruch auf diesen Namen." Die Ueberzeugung, daß er über das Grab hinaus fortdauern werde, hat er in Rom während einer lebensgefährlichen Krankheit gewonnen, sie ist seitdem durch nichts wieder in ihm wankend geworden. In Betreff seiner religiösen Ideen im Einzelnen verweise ich auf die Seiten I, 22 f., 138 f., 248 f., 284 f. und 392 f.

Politisch haben die ungeheuren Umwälzungen unseres Jahrhunderts naturgemäß seine Ansichten vielfach beeinflußt und erweitert. In wahrhaft poetischen Worten führt er auf den allerersten Seiten den eines durchaus gesunden Dichters völlig würdigen Gedanken aus, daß die Gegenwart hochpoetisch sei und unser Jahrhundert geschichtlich hoch über früheren stehe. Sehr hübsch macht sich Alles, was er über seine republicanischen Gesinnungen und Erfahrungen als Primaner 1830 erzählt. Auch später sympathisirte er mit dem Liberalismus und schreibt noch heute Welcker, Rotteck und ihren Gesinnungsgenossen bedeutende Verdienste zu, aber vor Allem seit der Gründung des Deutschen Reiches haben die Parteiworte conservativ und liberal wenig Sinn für ihn; er behält sich für jeden einzelnen Fall die Entschließung vor, so sehr er die Vervollkommnung der sittlichen und politischen Zustände von ganzem Herzen wünscht (I, 164—166). Den deutschen Adel nennt er, indem er ihn namentlich mit dem englischen vergleicht, zum bei Weitem größten Theil nur einen Scheinadel, der eigentlich einzig dem Namen nach bestehe. Mit Vorliebe führt er den Gedanken aus, unser Adel müsse sich an die Spitze der Bildung zu stellen suchen, sonst könne ihn nichts vom völligen Untergange retten. Lebhaft spottet er ferner über den französischen, spanischen und italienischen Adel als reine Caricaturen und über die Ordenssucht und die heutige Art der Ordensverleihung. Vom Bundestag, den er aufs Gründlichste kennen gelernt hat, entwirft er an verschiedenen Stellen ein recht drastisches Bild, er nennt ihn einen höchst unzureichenden Nothbehelf, seine eigene Beschäftigung daran erscheint ihm sehr unschuldiger Art, und er lehnt es ab, einzelne politische Erlebnisse dabei zu besprechen. Die Siege von 1866 haben ihm zunächst nur als eine Vergrößerung Preußens vorkommen wollen, für welche er wenig Sympathien hatte, aber 1870 hat er erkannt, daß das größte Jahr der neueren Geschichte gekommen sei. Ganz begeistert ruft er da aus: Als das deutsche Kaiserreich in der Gestalt, die ich als die allein mögliche betrachtete, errichtet wurde, erschien mir dies als der Höhepunkt meines Daseins. Und ein ander Mal: Der Glanz der Jahre 1870 und 71 wird auch den Rest meines Lebens erhellen. Von hochgestellten Persönlichkeiten ist er am meisten dem Könige Maximilian II. von Bayern und dem verstorbenen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin nahe getreten, beiden widmet er als hochverehrten Freunden die wärmsten Worte der Erinnerung. Als glänzende Vorbilder für den deutschen Adel, welchem das Verständniß für Literatur und Kunst noch zu sehr verschlossen sei, stellt er an einem anderen Orte die drei Geschwister aus dem Wettinerhause auf: die Könige Friedrich August II. und Johann und die Prinzessin Amalie.

Wie die Porträts dieser und anderer fürstlicher Personen, welche er entwirft, sehr anziehend sind, so natürlich ganz besonders auch die seiner dichterischen Zeitgenossen und der zahllosen Größen der Wissenschaft und Kunst, mit denen er in Verbindung getreten ist. Von seiner eigenen schriftstellerischen Thätigkeit spricht er ungemein wenig, ja er erwähnt die meisten seiner Dichtungen gar nicht und giebt noch weniger irgend einen Anhalt für die Geschichte ihrer Entstehung; eine Stiefmutter könnte nicht strenger gegen ihre Kinder verfahren. Nur die erste Sammlung seiner Gedichte, die Nachdichtung Firdusi's und die literatur- und kunstgeschichtlichen Schriften über Spanien und über die Araber in Spanien und Sicilien bilden eine Ausnahme. Ein wehmüthiges, empfindungsreiches Gedicht auf H. v. Kleist, Seume und Hölderlin theilt er hier (I, 63) zum ersten Male mit, bei welcher Gelegenheit, wie noch öfter, ein herbes Urtheil über die heutige Manier, neuere Dichterwerke zu kritisiren, und über den Geschmack des Publicums gefällt wird. Auffällig oft kommt er auf diesen Gegenstand zurück, es scheint ihm eine Herzenssache zu sein, Niemanden darüber in Zweifel zu lassen, daß sich gerade auf diesem Gebiete ihm, wie er es einmal ausdrückt, die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Urtheils unwiderstehlich aufgedrängt hat. Die betrübende Erscheinung, daß das wirklich Gute und Große verkannt und hinter das Mittelmäßige zurückgestellt wird, gehört, so sagt er offen und deutlich, in unserer Zeit, besonders in Deutschland, zur Regel.

Es ist dies dieselbe Ansicht, welche auch Platen oft genug ausgesprochen hat, derjenige Dichter, mit dem Schack die größte Verwandtschaft verräth und neben den auch ich ihn stets gestellt habe. Wie berechtigt dies ist, erhellt aus nichts Anderem deutlicher als aus Schack's eigenem, hier (I, 24 f.) fast an den Anfang gestellten Urtheile über den großen Todten von Syrakus: Von allen lebenden Dichtern habe dieser den größten Eindruck auf ihn gemacht, nicht wegen der Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, sondern wegen des edlen und hohen Geistes, des Schwunges der Gedanken, welcher in allen seinen Werken walte. Kalt könne er ihn durchaus nicht finden, vielmehr hätten dessen Gedichte ihn sein ganzes Leben hindurch mit inniger, nachhaltiger Wärme erfüllt.

Bei dieser allgemeinen Uebereinstimmung ergiebt sich die besondere von selbst, daß auch Schack ganz energisch gegen die Romantik Front macht. Einen völligen Irrweg nennt er es, wenn man gegen Volkslieder die ihnen unermeßlich überlegenen Producte der höhern Kunstlyrik herabsetze. Dies sei die schlimmste Hinterlassenschaft, welche die romantische Schule auf uns vererbt hat, und es sei die höchste Zeit, den deutschen Parnaß davon rein zu fegen. So spottet er auch über die modernen Dichter, welche Schiller und Hölderlin für keine Lyriker halten, wol aber sich selbst, weil in ihren eigenen Liedern keine Reflexion enthalten sei; er fügt hinzu: das heißt: keine Spur eines Gedankens. Und ein ander Mal wendet er sich satirisch gegen „Lieder, die leicht von Gimpeln nachzupfeifen sind". Ebenso streng klingen seine Worte über das heutige deutsche Theater; ein Nationaltheater, sagt er, kann nur dann erblühen, wenn eine Bühne gegründet würde, auf welcher mit Ausschluß von Opern, Possen und längst bekannten Werken nur neue Dramen im höheren Stil zur Darstellung gelangten und die es den Dichtern möglichst leicht machte, ihre Stücke dem Publicum vorzuführen. Ein Krebsschaden müßte natürlich dann auch beseitigt werden, die gegenwärtige Theaterkritik. Schack vergleicht sie dem unaufhörlichen heisern Geheul der Schakals und zeigt den Schaden, welchen sie anrichten kann, in recht augenscheinlicher Weise an dem Beispiel von Uechtritz' Rosamunde; seine eigene kritische Methode legt er II, 94 f. ausführlich dar.

Im Einzelnen den Maßstab, welchen er gegenüber seinen Zunftgenossen anwendet, auseinanderzusetzen, fehlt hier leider der Raum. Sehr häufig legt unser Dichter eine Lanze für verkannte oder vergessene Poeten ein, von jeher hat er sich zu solchen Schriftstellern besonders hingezogen gefühlt, die ihm minder geschätzt zu werden schienen, als sie es seiner Meinung nach verdienten. Darum betont er, daß er Grillparzer stets hoch gehalten habe, darum hebt er die Verdienste auch von Grabbe, Immermann, Raupach, Hölderlin und v. Uechtritz hervor. Hebbel's Eitelkeit dagegen findet er unbegründet, seine Dramen ließen ihn kalt, mehr poetisch seien dagegen seine lyrischen Gedichte; eine sehr ausführliche Besprechung widmet er Rückert. Ungemein scharf, ja wegwerfend lauten seine Worte überall, wo er auf Hegel's Philosophie zu sprechen kommt; ebenso ergeht es Gervinus, der keine Ahnung von poetischer Kraft gehabt

habe, darum seien seine Urtheile über Dichter meist falsch. Dagegen kennt er nur wenige Autoren, die sich an Gedankenreichthum, Fülle des Humors und Witzes, Beobachtungsgabe und Talent zur Naturschilderung mit Fallmerayer messen können, und erklärt, die beiden letzten Generationen hätten ihrem Geschmack und ihrer Urtheilskraft eine schlimme Blöße gegeben, indem sie so wenig Notiz von seinen Werken genommen hätten.

Die wenigen, hier angeführten Beispiele müssen an dieser Stelle genügen, weit mehr haftet freilich unseres Dichters Blick an den unsterblichen Gestalten der großen griechischen Tragiker, Shakespeare's, Milton's, Dante's, Calderon's, Schiller's u. A. Und dem entspricht seine Vorliebe zur classischen Musik, doch zählt er auch Spontini's „Vestalin" und „Ferdinand Cortez" zu den besten Opern, während ihm die Theorie von Wagner's Musikdramen falsch erscheint; in Wahrheit seien dessen Opern aber auch nicht solche Monstra, die Musik herrsche durchaus vor. Sein Liebling unter den Componisten ist jedoch Weber, er vergleicht bezeichnend genug den Genuß, den ihm einsame, der Musik gewidmete Stunden boten, mit den schönsten Fernblicken, welche er auf seinen Reisen erlebt.

Nur einige, die Geschmacksrichtung des Grafen Schack beleuchtende Urtheile seien in Kürze noch angedeutet. So zieht er den gothischen Kirchenstil allen anderen vor, in Deutschlands Thälern giebt er dem von Berchtesgaden den ersten Preis, dem von Baden-Baden den zweiten. Auch Münchens Umgebung rühmt er, während er einen mehr als einwöchentlichen Aufenthalt in Berlin nicht ertragen kann. Interesse müssen endlich die Aeußerungen einflößen, welche er, der so vieler Herren Länder gesehen, und zwar auf längerem, oft wiederholtem Aufenthalt gesehen, von den Städten fällt, welche ihn ganz besonders gefesselt haben. Venedig scheint ihm noch bis heute die schönste von allen zu sein, sie zieht ihn mehr als irgend eine andere immer von Neuem an. Von Neapel sagt er freilich auch: Es sei der Punkt der Erde, der den größten Reichthum an Schönheiten in sich schließt, und von Granada äußert er in einem Gespräche mit der Kaiserin Eugenie, daß er Granada mit seiner Umgebung für den schönsten Punkt in Europa halte. Lissabons Lage findet er weit hinter der von Neapel und Konstantinopel zurückstehend, einmal nennt er es die melancholischeste Stadt, die er kenne. Doch wir brechen in der Wiedergabe dieser Urtheile ab, deren Werth wesentlich in ihrer Begründung liegt; die letztere aber anzuführen sind wir ohne allzu große Forderungen an den Raum kaum im Stande. Geradezu herrliche, hochpoetische Naturschilderungen enthält die zweite Hälfte unseres Buches; sie versetzen wie wenige andere, ohne doch in kleinlichen Einzelheiten sich aufzulösen, mitten hinein in die fremde Natur, sie enthüllen aber auch in ungemein fesselnder Weise die reiche Gedankenwelt, die dem Grafen Schack aus allen Gebieten des Schönen zuströmt.

Das Werk zerfällt nämlich, wie schon der Titel verräth, in zwei, an Raum gleiche Abschnitte. Der erste enthält in 50 Capiteln die Lebensbeschreibung, der zweite in 61 Abtheilungen Tagebuchblätter, Reiseaufzeichnungen aus den Jahren 1839 bis 1883. Diese letzteren führen uns in bunter Reihenfolge nach Venedigs Lagunen wie auf Maltas Kreidefelsen, in Granadas Zaubergärten wie nach dem Familienschloß in Mecklenburgs Weizenfeldern, in den Wüstensand Syriens und auf die Eisberge der Schweiz, nach der anmuthigen Umgebung der Wartburg und auf die Felsenkuppe Akrokorinths. An Farbenpracht können es wenige Naturschilderungen, an Mannigfaltigkeit der Gedankenreihen wenige Reisebriefe mit dieser zweiten Hälfte unseres Buches aufnehmen. Wir müssen uns heute leider nur auf die erste beschränken und überfliegen zum Schluß noch einmal den Lebenslauf des Dichters.

Am 2. August 1815 in Schwerin geboren, verbrachte er die ersten Lebensjahre auf einem Gute in der Nähe; auf einige Zeit tauchte da einmal auch als Musiklehrer der spätere Componist der „Lustigen Weiber von Windsor" Nicolai auf. Von wem in ihm die Lust zur Poesie und zum Reisen angeregt sein sollte, weiß Schack nicht zu sagen; sie sei ihm wol von Natur eingepflanzt, dagegen treffe dies nicht bei der Freude an der bildenden Kunst zu. Seine Hauslehrer impften ihm früh Interesse für die Natur, den Sternhimmel, und Vaterlandsliebe ein, weniger verdankt er ihnen Kenntniß des Alterthums. Aber die Odyssee begeisterte ihn bald, ebenso Schiller's Jugendgedichte und die Räuber, außerdem Goethe's Götz und Werther. Für diese Genüsse und überhaupt für die Kunst wurde seine Neigung und sein Verständniß zuerst verstärkt durch die Gouvernante seiner Schwester, Hedwig Dragendorff; den Trieb nach dem Orient erregte in ihm die Lectüre von Tausend und Eine Nacht, während für Italien ihn Stolberg's Reisebeschreibung erwärmte, die er noch jetzt der von Goethe vorzieht.

Beide Eltern hatten den Wunsch, ihn einst eine hohe Stellung im Staate bekleiden zu sehen; da der Vater Bundestagsgesandter in Frankfurt wurde, so kam auch der Sohn, zunächst freilich nur auf kurze Zeit, dahin. Dann besuchte er das Pädagogium in Halle, dessen wüstes Treiben ihm sehr mißfiel, so daß er es als eine Erlösung betrachtete, als er nach Frankfurt zurückgeholt wurde und dort vorerst nur in seinen Lieblingsfächern Unterricht erhielt. Schon damals las er Dante, Ariost und Calderon und dichtete selbst vielerlei, was er später verbrannte. Auf dem Frankfurter Gymnasium, welches er hierauf besuchte, schrieb er mit einigen Freunden dichterische Beiträge in ein Journal und schwärmte für Natur; der Spessart, Taunus, das Rheinthal waren die Ziele seiner Ausflüge. An die Frankfurter Theatervorstellungen denkt er noch heute mit Entzücken; wie selbständig aber der Primaner schon war, sieht man aus dem Umstande, daß er bekannten Zeitpolitikern, nicht nur deutschen, sondern auch spanischen und griechischen, ferner Dichtern und Künstlern, die er verehrte, Briefe voll Begeisterung übersendete, übrigens nicht aus Eitelkeit, denn seinen Namen setzte er nicht darunter. So hat er eine ganze Reihe von Briefen an Platen nach Neapel geschickt. Mit 16 Jahren, als er schon Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch in regelmäßigem Unterricht, Italienisch und Spanisch für sich getrieben hatte, fing er an Persisch sich anzueignen. Noch als Gymnasiast lernte er Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Schopenhauer kennen und theilt von ihnen Anekdoten mit. Vor Vollendung des 17. Jahres bestand er das Abgangsexamen, und nun durfte er zum ersten Male nach der Schweiz, Genua, Florenz und Venedig reisen. Zurückgekehrt bezog er die Universität Bonn, um nach dem Willen der Eltern Jura zu studiren. Scharfe Worte spricht er an dieser Stelle über die damaligen Corps aus, während er die Burschenschaft eher gelten läßt. Er trieb tüchtig Sanskrit und Arabisch; von den Bonner Professoren zogen ihn besonders v. Rehfues, Diez, Lassen und A. W. v. Schlegel an. Nach dem zweiten Semester reiste er nach Paris, wo er Börne besuchte, im Ganzen aber durch eine schwere Krankheit sehr gehindert wurde. Ehe er dann die Universität Heidelberg bezog, führte ihn eine Reise in Schwaben zu Kerner in Weinsberg und Hölderlin in Tübingen. Vom Frühjahr 1835 bis Neujahr 1836 folgte eine größere Reise nach der Schweiz, Südfrankreich und Italien, da sah er zum ersten Male Rom. Nun besuchte er die Universität Berlin, wo er v. Liphart und v. Rumohr näher trat und unter seine Freunde auch den späteren Dramatiker Heinrich Kruse zählte. Damals lernte er auch Immermann, den er mit weit günstigeren Augen als Platen ansieht, und Grabbe persönlich kennen. Monate lang hielt er sich in Dresden auf und besuchte öfter Tieck, während er in Berlin auch Chamisso's Bekanntschaft machte. Darauf bestand er im Frühjahr 1838 die juristische Staatsprüfung und arbeitete ¾ Jahre lang auf dem Gericht in Berlin.

Seine Körperkräfte hielten diese Beschäftigung jedoch nicht aus, er mußte Urlaub auf ein Jahr nehmen und eine große Reise (die erste, von welcher er Tagebuchblätter giebt) führte ihn nach Sicilien, Griechenland, wo er mit den ihm schon bekannten E. Geibel und E. Curtius zusammentraf, Kleinasien, Konstantinopel, Ober- und Unterägypten, dem Sinai, Palästina und dem Libanon und zuletzt noch nach Spanien und Portugal. Körperlich gekräftigt und geistig gefördert kehrt er heim und findet vom Sommer 1840 an Anstellung als Legationssecretär bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt, was ihn zuerst hoch beglückt. Bis zum Herbste 1851 ist er nun Diplomat, er berichtet uns aber, wie schon gesagt, von dieser Seite seiner Thätigkeit gar nichts. Dagegen erzählt er nun immer ausführlicher von all den interessanten Menschen und Gegenden, mit denen er in dieser Zeit seiner geistigen Reife in Beziehung gekommen ist; hier ist es kaum möglich, sie alle aufzuzählen, viel weniger näher darauf einzugehen. Auf einem Ausfluge in die Schweiz 1840 sucht er Sismondi in Genf auf, in London lernt er 1841, als er wegen der Bibliothek des Britischen Museums dort weilt, Mazzini kennen, im folgenden Frühjahr wird er von seiner Regierung an den Hof Louis Philipp's gesendet, bei welcher Gelegenheit er uns eine kurze, aber interessante Zeichnung der dortigen höchsten Personen liefert und außerdem uns Guizot, Thiers, Victor Hugo, den er den größten Lyriker, welchen Frankreich je besessen, und den größten Dichter Europas nach Goethe und Byron nennt, ferner Alexander Dumas den Vater, Nodier, Chateaubriand, Berlioz, Delacroix vorführt.

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Frankfurt trat er hierauf die erste große Reise als Begleiter des, damals noch jungen, Großherzogs Franz von Mecklenburg-Schwerin an, lernte damals

A. v. Humboldt persönlich verehren und besuchte unter besonders günstigen Umständen die Höfe von Berlin, Dresden, Wien und München. Zum ersten Male erblickte er da den Fürsten Metternich, den er noch heute als den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansieht, und den König Ludwig I. von Bayern. In Rom nennt er den Carneval mit dem Werfen der Confetti und dem Rennen der losgelassenen Pferde ein recht kindisches Fest. Weiter ging es über Neapel, Sicilien, Malta und Kleinasien nach Konstantinopel, wo dem Sultan ein Besuch abgestattet wurde; die Rückreise über Italien brachte noch eine sehr anstrengende Aetnabesteigung. In Frankfurt gab er hierauf sein erstes Werk heraus 1845 und 1846, welches in drei Bänden die Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien behandelt; damals traf er mit Fr. v. Raumer, L. v. Buch, den Dichtern v. Zedlitz und Halm und mit Mendelssohn-Bartholdy zusammen und begann für den letzteren, der bald darauf starb, einen Operntext. Während er auch eifrig selbständig poetisch thätig war, fing er die Nachbildung Firdusi's an und kam mit dem Orientalisten v. Hammer zusammen.

Ueberanstrengung zwingt ihn 1846 Seebäder im Süden zu nehmen, er reist zu diesem Zwecke durch Frankreich nach Barcelona; nach der Rückkehr verliert er die Jugendgeliebte. Allmälig beruhigt ihn die Arbeit wieder, ein großer Theil der Nachbildung des Firdusi entsteht damals. Der Spätsommer 1847 entführt ihn über Holland nach Schottland und England, wo er Carlyle sieht, dessen „Friedrich den Großen" er nahezu unlesbar findet, und mit Lewes Freundschaft schließt. Im Winter 1847/48 treibt er wieder in Frankfurt Indisch. Bis zum November verlebt er hierauf das tolle Jahr in dieser selben Stadt, dann begleitet er als Legationsrath den jetzigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, den Fürsten Hohenlohe, welcher zum Gesandten des deutschen Reichsverwesers ernannt war, über Marseille nach Athen.

Eine werthvolle Bekanntschaft macht er hier, die des Grafen Prokesch. Dann reisten die beiden Diplomaten des damaligen Deutschen Reiches über Palästina und Aegypten nach Gaeta, wo der Fürst bei dem Papste Pius IX. dieselbe Stelle bekleidete wie in Athen. Hier flicht Schack eine interessante Schilderung des damaligen Lebens in Gaeta ein, wo drei geflohene Fürsten von Italien mit den bei ihnen angestellten Botschaftern und Gesandten sich aufhielten. Wie er in Aegypten den Arabisten Edward Lane kennen gelernt hatte, so verkehrte er hier mit den zwei spanischen Dichtern und Diplomaten v. Rivas und de la Rosa. Inzwischen aber ging das eben gegründete Deutsche Reich wieder in die Brüche und damit auch die Gesandtschaft des Fürsten Hohenlohe. Er kehrte nach Deutschland zurück; Schack aber blieb noch in Italien, besuchte die damals unter Mazzini gebildete Republik Rom, wobei er von diesem Manne wiederum den günstigsten Eindruck empfing, und kehrte endlich über Frankreich ebenfalls in die Heimath zurück. Nun folgten zwei Jahre, während deren er mecklenburgischer Bevollmächtigter bei dem Verwaltungsrathe, zuerst in Berlin, dann in Erfurt, war und so als Betheiligter das Scheitern der Union und Preußens Demüthigung vor Oesterreich sah. Aus seinem damaligen Bekanntenkreise treten vor Allen v. Radowitz, A. v. Humboldt, v. Rothomb, Schelling, Kopisch, Liszt, v. Uechtritz, auch Tieck wieder und Prokesch hervor.

Im Sommer 1851 gab er den ersten Theil seiner Firdusi-übertragung heraus und im Herbste verließ er endlich den Staatsdienst für immer. 36 Jahre alt begann er jetzt also ein Leben, das er völlig nach eigener Neigung gestalten konnte. Sofort ging er wieder auf Reisen. In Spaa lernte er Meyerbeer kennen und in London sah er den nochmals das bittere Brod der Verbannung essenden Mazzini wieder. Nachdem er den Winter 1851/52 bei den Eltern auf dem Lande in Mecklenburg zugebracht, eilte er im folgenden Frühjahr nach Spanien, um dort die Spuren des Einflusses der Araber genauer zu studiren, verlebte in Granada unvergeßliche Monate und machte auch einen Abstecher nach Ceuta, Tanger und Tetuan in Marokko. Als er aber über Cadix nach Sevilla zurückgereist war, rief ihn die Nachricht von dem Tode des Vaters nach Mecklenburg zu dessen Bestattung. Aber bald kehrte er nach dem Süden zurück, fast das ganze Jahr 1853 brachte er in Spanien zu, auch Portugal, Madeira und Teneriffa besuchte er, lange verweilte er wieder in Granada, machte größere Touren in der Umgegend und suchte Xeres, Cordova und die Mancha auf. Der Winter 1853/54 gab ihm erwünschte Gelegenheit, in Madrid eine ganze Anzahl moderner spanischer Dichter zu beobachten; auch mit Prosper Merimée unterhielt er sich oft eingehend.

Noch war er nicht lange wieder in Mecklenburg, als er im Sommer 1854 von dem Könige Maximilian von Bayern nach München eingeladen wurde. Er besuchte ihn im Herbste in Berchtesgaden, wo er auch Leopold v. Ranke traf. Die folgenden Jahre waren aber noch mehr als vorhergehende durch Krankheitsanfälle beunruhigt, deshalb hielt er sich im Frühjahr 1855 in Baden-Baden auf und reiste in die Schweiz, zum Theil deshalb auch reiste er 1856 von Baden-Baden weiter durch die Schweiz und Tirol an die Riviera, nach Marseille und Algier. In Blidah, wenige Meilen von letzterem Orte, war er viel mit dem Arabisten Slane zusammen, über Oran reiste er dann nach Tlemcen. Der Winter 1856/57 schien seinem Leben ein Ziel setzen zu sollen, er brachte ihn in Rom zu und hoffte längere Zeit nicht mehr, die ewige Stadt überhaupt wieder verlassen zu können. Einen neuen Freund gewann er da in Gregorovius, eine edle Freundin in der Fürstin C. von Sayn-Wittgenstein. Erst nach einer „milden Wasserkur" in der Schweiz festigte sich seit dem April 1857 seine Gesundheit wieder, und von nun an verbrachte er gewöhnlich die eine Hälfte des Jahres in München, die andere Zeit in Mecklenburg oder in der Schweiz oder auf Reisen. Wie der Autobiograph selbst können auch wir diese letzten dreißig Jahre noch kürzer behandeln. In der bayerischen Hauptstadt weilte er sowol des Königs Maximilian als eines höchst anregenden Umganges wegen mit Geibel, Heyse, Liebig, Dönniges, Carrière, Bodenstedt, Riehl, Bluntschli, Löher u. A. Seine großartige Gemäldegalerie, zu der er bald nach seiner Ankunft in München den Grund legte, nahm einen großen Theil seines Denkens und Fühlens in Beschlag; er erklärte hier nochmals, er habe sie angelegt, um hochbegabte Künstler ihrer unwürdigen Lage zu entreißen und zur verdienten Anerkennung zu bringen. Von den ihm damals bekannt gewordenen Männern führt er uns die ihm in Württemberg, besonders Stuttgart, entgegengetretenen in einem besonderen Capitel vor, Wolfgang Menzel, Uhland, Mörike, den er sehr liebgewonnen hat und auch als Dichter hochstellt. 1860 wurde er in dem befreiten Italien auf Schritt und Tritt an die begeisterte Vaterlandsliebe dieses Volkes erinnert, aber auch an die Mißregierung seiner Fürsten; besonders den König Ferdinand von Neapel zeichnet er zu verschiedenen Malen in den schwärzesten Farben. Dann raubte ihm der Tod des Königs Max einen gleichgesinnten Freund, er suchte Ruhe nach dem Schmerz wieder in Italien und vollendete hier, in Erinnerung an ihn, der ein großes Interesse daran genommen, sein Werk über die spanischen und sicilischen Araber. 1864 hielt er sich zum ersten Male längere Zeit in Holland auf und lernte genauer den größten Gelehrten der arabischen Sprache, Reinhold Dozy, kennen, ebenso in Paris den großen Philologen des Persischen, Julius Mohl. Auf zwei Reisen begleitete er noch den Großherzog Franz 1865 nach Frankreich, Spanien und Portugal, 1872 nach Rom, Aegypten, Palästina, Damascus, dem Libanon und Griechenland; die erste führte mit an den Hof Napoleon's III. in Biarritz und an den Isabella's II. in Ildefonso, die zweite zu Pius IX. und zum Vicekönig Ismail; damals machte Schack zum dritten Male die Nilfahrt, und zwar dieses Mal mit Brugsch Pascha in einer Cajüte. Dazwischen fällt noch ein längerer Aufenthalt in Spanien 1868, Italien, Aegypten, Syrien, Konstantinopel und Griechenland 1869 und 1870 und ein Besuch der Reichslande gleich nach dem Frankfurter Friedensschluß. Das Jahr 1878 mit einer Reise nach Nordeuropa, besonders Norwegen, nöthigte ihm das Bekenntniß ab, daß er bisher in einseitiger Vorliebe für den Süden befangen gewesen sei, doch sah ihn auch das Jahr 1880 wieder in Süditalien, 1882 auf Sicilien und 1884 in Spanien und Portugal. Seit 20 Jahren hat er nun jeden Winter im Süden zugebracht, die italienischen Städte sind ihm vertrauter geworden als die der Heimath.

Aber das Alter meldete sich auch immer stärker mit all seinen üblen Begleitern, ein schweres neuralgisches Leiden gebot ihm mehr und mehr sich in die Einsamkeit zurück-zu ziehen, und wenn er auch nicht darauf eingeht, so sieht man doch, daß er seit 1872 überwiegend Trübsal erlebt hat; er erwähnt nur den Tod theurer Personen, v. Dönniges, v. Liebig, v. d. Tann, Geibel. Indessen ist er gerade in dieser Zeit erst als Dichter in den Vordergrund getreten, im Herbste 1866 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte. Er hatte vorher eine höchst pessimistische und wunderliche Ansicht: Obgleich er von Jugend auf ebenso lyrisch wie episch und dramatisch thätig gewesen war, wollte er doch, trotzdem er das ihm werthlos Dünkende selbst verbrannt hatte, nichts veröffentlichen, weil er sich für überzeugt hielt, die heutige Generation besitze überhaupt wenig Empfänglichkeit für Poesie, er wollte durch eine posthume Veröffentlichung an die Nachwelt appelliren. Der Druck einiger kleiner Gedichte in Musenalmanachen minderte seine Scheu, und nach und nach wurde ihm die Abnormität seines früheren Verhaltens klar. Mit vollstem Rechte hebt er in warm empfundenen Worten es her-

vor, welches Unrecht das deutsche Publicum begehe, wenn es mit Goethe und Schiller seine Literatur für abgeschlossen und selbst nach 1870 noch eine Erneuerung der Kunst und Poesie für unmöglich halte. Er hat wie Graf Prokesch die feste Hoffnung, die deutsche Dichtkunst werde bald einen neuen Aufschwung nehmen.

Wir Zeitgenossen wissen, welch' hervorragenden Antheil der Sänger der Plejaden und der Nächte des Orients, der Schöpfer von Memnon und Heliodor, von Timandra und Atlantis an dem neuen Aufschwung schon genommen hat, in seiner Lebensbeschreibung und in seinen Tagebuchblättern hat er unsern nationalen Schatz aufs Neue vermehrt. Auch sie sind, seiner Gepflogenheit getreu, die Ergebnisse langer Arbeit und vieljähriger Ueberlegung; wenigstens müssen einzelne Theile schon früheren Jahren entstammen, da z. B. Victor Hugo (I, 153) als eben Achtzigjähriger noch unter den Lebenden genannt wird (so alt war dieser 1882), auch Alfonso von Spanien (II, 71) noch als lebend Erwähnung findet. So erklärt sich auch die Auffassung I, 329, wornach der preußische Minister Graf von Brandenburg 1850 an gebrochenem Herzen stirbt, was in diesem Jahre durch Sybel's Veröffentlichungen widerlegt worden ist. Möge dem ehrwürdigen Vorbilde unserer idealen Dichter der Gegenwart, dessen anziehendes, von Lenbach entworfenes Porträt den ersten Band schmückt, noch eine lange Reihe von Jahren beschieden sein, und möge nicht nur der Dichter, sondern auch der Patriot und Kunstmäcen Schack Nachfolger erwecken!

Das Frankfurt Goethe's.

Eine Reiseskizze von Georg Liebe.

Unzufrieden mit sich selbst, liebt es unsere Zeit mehr denn je in der Vergangenheit zu schwelgen, die „gute alte Zeit" gerechter- oder ungerechterweise anzuziehen und alle möglichen und unmöglichen Ueberreste derselben zu sammeln, zu betrachten, zu vergöttern. Nicht Jeder schließt sich diesem Cultus als Jünger an, allein wenn wir auch z. B. durch einen Schuh der Katharina von Bora, wie er in Kloster Nimbschen gezeigt wird, oder durch die verschiedenen Westen und Hauskäpfel Schiller's, welche man im Schillerhause zu Gohlis sehen kann, nicht in eine „englische" Begeisterung versetzt werden, Spähne oder Fädchen abschneiden und zum ewigen Angedenken mit heimnehmen, so ist es doch auch für uns „Ketzer" auf diesem Gebiete ein eigenartiges, ja erhebendes Gefühl, die Räume zu betreten, in welchen ein großer Geist gelebt hat, geboren wurde oder aus dem Leben schied, zumal wenn die Nachwelt bemüht war, diese Räume so zu erhalten, wie sie in jenen Tagen waren, so daß wir uns in ihnen weilend ganz in die Vergangenheit zurückversetzen können.

Dies ist, Dank dem Freien Deutschen Hochstifte, der Fall beim Goethehause in Frankfurt a/M. Wenn wir diese Stätte besuchen, wenn wir uns dabei die Schilderung der Jugendzeit Goethe's vor Augen führen, welche er in „Dichtung und Wahrheit" giebt: wahrlich wir können uns so lebhaft in die Vergangenheit zurückdenken, als gehörten wir mit in jenen Kreis, als wären eben der Rath Goethe und der alte Schultheiß Textor unsere Zeitgenossen, unsere Mitbürger. Dieselben überhängenden Stockwerke, welche Goethe's Vater unter schlauer Umgehung der Polizeivorschriften baute, sehen wir von außen. Ist es nicht, als müßte sich hinter dem vergitterten Fenster des Erdgeschosses ein Knäblein zeigen, als müßten Töpfe, Schüsseln, Teller lustig klirrend auf die Straße geflogen kommen? Der „Vogelbauer" freilich, wie Goethe den thorähnlichen, vergitterten Eingang nennt, ist verschwunden; den großen Flur hat man durch einen Schalter verengt, an welchem der eintretende Beschauer seinen Obolos in Gestalt einer deutschen Reichsmark niederlegen muß. Da das Zimmer der Großmutter zur Linken nicht geöffnet wird, steigen wir die Treppe hinan und gelangen auf den geräumigen Vorsaal, wo früher zahlreiche Kupferstiche und Ansichten von Italien hingen, bekanntlich eine Schwärmerei vom Rath Goethe. Noch kann man sehen, wie weit das ursprüngliche, alte Haus ging, wie es zur Zeit von Goethe's Geburt war; denn der Nebenbau und mit ihm die Treppe mit schönem, eisernen, getriebenen Geländer wurde erst nach der Großmutter Tode aufgeführt, da der Hausherr sich scheute, seinen Lieblingsplan eher zur Ausführung zu bringen. Im zweiten Stockwerke nun, wo sich die „wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer" der Familie befanden, wo zum großen Leidwesen des preußisch gesinnten Rathes der Königslieutenant Graf Thorane hauste, tagt jetzt das Freie Deutsche Hochstift an langer grüner Tafel.

Im dritten Stockwerke treten wir in die Räume ein, in denen gewaltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, Frau Rath Goethe, diese Perle der deutschen Frauenwelt. Trotz der Strenge und Unnahbarkeit des Vaters herrschte doch häusliches Glück unter ihrem Scepter; sie verstand es, die Kinder für sich zu gewinnen und ihnen aus ihrem heiteren, fröhlichen Wesen einen Schatz mit ins Leben hinauszugeben. Frau Rath Goethe, sie liegt begraben neben ihrem Gatten nahe am Friedberger Thore, zahlreiche Kränze waren ihr gewidmet, als wir sie wenige Tage nach dem Geburtstage des Dichters besuchten. —

Hier in den Wohnzimmern der Familie stehen noch die alten Möbel, hier blicken wir durch das Guckfensterchen, durch welches der Vater die heimkehrende Jugend beobachtete (Wolfgang kam deshalb gern von der anderen Seite aus nach Hause) — und nun, favete linguis, schweiget in Andacht! betreten wir das Geburtszimmer des Dichterfürsten. Einfach und schlicht, ein großes Himmelbett, steife Holzstühle, ein schwerfälliger Schrein: so war die Umgebung, in welcher er das Licht der Welt erblickte, ein kleines, halbtodtes Knäblein. Am Fensterpfeiler sehen wir unter Glas und Rahmen die Geburtsanzeige:

Dienstag, den 2. September 1749.
Getauffte hierüben in Frankfurt.
Freytags, den 29. August 1749.
S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang.

Eine geraume Spanne Zeit liegt zwischen diesem Zimmer und dem vierten Stockwerke, den Mansardenzimmern, welche wir jetzt betreten. Hier war es, wo der Knabe zum Jüngling heranwuchs, wo er sein Wohn- und Schlafzimmer hatte, während der dritte vorhandene Raum dem „Hofmeister" überwiesen war. Da steht noch das alte Clavier — wir entlocken ihm einige jammernde Töne —, da hängen die Zeichnungen Goethe's, jene vergeblichen Versuche des Knaben, ein Maler zu werden (vergl.: „es fehlte mir hierzu nichts weniger als Alles"), da wird in einem Glaskasten eine Sammlung von „Reliquien" aufbewahrt, Goethe's Glas, Goethe's Hauskappe und wie die Sächelchen alle heißen mögen, welche der mit uns gehenden „höheren Tochter" ein Ah! über das andere entlocken, während der Großkarrirte dort Nummer für Nummer seines Baedeker's mit dem Krame im Kasten vergleicht. Eine Sammlung größerer Kupferstiche schildert trefflich die Hauptpunkte aus Goethe's Leben und läßt ihn uns aus seiner stillen Mansardenklause hinaus verfolgen nach Leipzig, nach Straßburg, nach Weimar. Das Hauptinteresse nimmt hier das in der Mitte des Zimmers auch unter Glas wohl verwahrte Puppenspiel ein, ein Geschenk der Großmutter zu Weihnachten 1753; ist es doch literarisch berühmt geworden (Wilhelm Meister's Lehrjahre) und nöthigt selbst den Reliquienketzer zu aufmerksamer Betrachtung. Freilich viel ist nicht mehr erhalten. Das Podium, schachbrettartig schwarz und weiß gewürfelt, wird durch ein großes Proscenium abgeschlossen, an welchem noch die Röllchen des Vorhanges angebracht sind: dies ist der Rest des Kinderspielzeugs, welches „in dem alten Hause eine neue Welt schuf" und welches die ersten Keime eines Faust erwecken half.

Doch die Führerin, welche unsere Andacht oft mit ihrer eintönigen Erklärung unterbrochen, klirrt ungeduldig mit dem Schlüsselbunde. Pflichtschuldigst, damit die Nachwelt wisse, daß am soundsovielten des Jahres 1887 ein gewisser N. N. das Goethehaus besuchte, tragen wir uns in das Fremdenbuch ein; noch einen Blick in den kleinen, durch hohe Mauer abgeschlossenen Hof, über welchem wir vergebens nach der von Goethe gerühmten Aussicht auf die blühende Gegend von Höchst bis zum fernen Taunusgebirge spähen, vergebens, denn längst hat ein Meer von Häusern und Palästen den Hirschgraben mit dem Goethehause eingeschlossen — wir verlassen das Gebäude. Sinnend stehen wir noch davor; gegenüber also haben die Gebrüder Ochsenstein gewohnt, welche jenen oben erwähnten Streich des Knaben verschuldeten. Auch dieses Nachbarhaus blickt noch so altehrwürdig hernieder; doch dort erhebt sich schon ein modernes Miethgebäude, das neue Frankfurt beginnt.

Wie anders sah's in den Straßen aus, als der Knabe Wolfgang sie durchstreifte, als er, mit dem Hausschlüssel bewaffnet, Abends zu seinem Gretchen eilte. Einen Blick in das Frankfurt jener Tage läßt uns die reiche Sammlung aller Arten von Alterthümern im Archivgebäude thun. Mehrere Nischen sind von oben

bis unten mit Bildern behängt, Bildern von Begebenheiten und von Personen aus früherer Zeit, darunter das große Rundgemälde der Stadt von einem ihrer Söhne. Selbstverständlich können wir hier nicht ein Verzeichniß der großen Menge solcher Gegenstände geben, welche aus früherer Zeit uns hier vor Augen geführt werden. Das ist Sache des Katalogs, aber hingewiesen sei auf diese Schätze, welche nicht nur das Bild Frankfurts, sondern überhaupt einer Stadt in früheren Jahrhunderten vergegenwärtigen. Fahnen und Banner, Skulpturen und Schnitzereien, Innungsladen und geschmiedete Handwerks- und Herbergszeichen, Trachten und Uniformen aller Zeiten, Münzen, Schriften, Erzeugnisse des Gewerbfleißes, Alles predigt von einstiger Herrlichkeit in der kleinen Handelsrepublik. Jetzt ist's vorüber, und Frankfurt ist eine Großstadt im modernen Sinne geworden, welche mit den prächtigen Läden ihrer Zeil, mit der Markthalle, mit dem neuen großartigen Centralbahnhofe anderen Städten nichts nachgiebt.

Und doch hat die Stadt auch viele Erinnerungen in ihren Mauern bewahrt, welche, Dank der Strömung der Jetztzeit, auch vor weiterem Untergange gesichert sind. Nicht weit von der alten Mainbrücke, welcher Goethe auch Erwähnung thut, liegt der Saalhof, in seiner jetzigen Gestalt 1717 neu gebaut, aber doch auf der Stelle der alten Kaiserpfalz, welche Ludwig den Frommen, Ludwig III., Otto I. beherbergte, in welcher Karl der Kahle das Licht der Welt erblickte, Ludwig der Deutsche verschied. Goethe schildert das Gebäude selbst (Dichtung und Wahrheit) wie folgt: „Der Saalhof ist nach dem Maine zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein jetzt in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von Niemand jemals betrachtet wird.“ Er aber, der Knabe mit dem forschendem Blicke, fand auch an diesem unregelmäßigen Gebäude Gefallen.

Fast, als sei es heute geschrieben, heimelt uns die Beschreibung der Messe an. In den Budenreihen, welche sich dicht um den Dom drängen — wie wir es noch zur vorigen Messe sahen — ziehen die Kinder einher; der Jahrmarktsbatzen wird angelegt, „um farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen“. Dem Mangel einer Verbindungsstraße nach der Zeil, worüber sich der kleine Goethe ärgert, ist seit 1855 abgeholfen. An den schmutzigen Fleischbänken vorüber — auf uns machten sie denselben Eindruck — ging's nach dem Römer. „In seinen unteren gewölbten Hallen verloren wir uns gar zu gern“, schreibt der Dichter; hier in dem jetzigen öffentlichen Durchgange nach der berühmten Paulskirche, dem einstigen Sitze des Deutschen Parlamentes, hat das Gewölbe vom frohen Jubel der Kinder geklungen. Selten war es ihnen vergönnt, die Treppe mit dem verzierten Geländer und den bunten Fresken hinaufzusteigen und einzutreten in den geweihten Raum des Kaisersaales. Stände nicht dort an der Thüre der uniformirte Portier mit dem Trinkgeldergesichte, wir könnten uns hier hineinträumen in die Feier der Kaiserkrönung Karl's VII. oder der späteren Krönungsmahle, von denen Goethe dasjenige Josef's miterlebte, oder auch in die bürgerliche Komödie des Pfeifergerichts. An Stelle der Brustbilder der Kaiser, welche den Knaben mit Ehrfurcht erfüllten, sind jetzt die Nischen meist mit Vollbildern der Kaiser geschmückt; das heilige Römische Reich deutscher Nation bestand gerade lange genug, um alle Nischen mit Gestalten zu füllen, achtbaren, ehrfurchtgebietenden und Mephistogesichtern in buntem Wechsel. Glücklicherweise ist der Aberglaube, in das letzte Feld würde der letzte Kaiser Deutschlands kommen, eben ein Aberglaube geblieben, und bereits ist ein berufener Künstler damit beschäftigt, eine Büste unseres allverehrten Heldenkaisers für die Mitte des geräumigen Saales zu schaffen. Hoch erhebt sich das bunte Tonnengewölbe, und dort vorn öffnen sich weit die Balkonthüren mit einem prächtigen Ausblicke. Zu Füßen sprudelt der Justitiabrunnen auf dem Römerberge, dem Schauplatze der großartigen Volksfeste in den Kaisertagen. Von dort jauchzte die Menge dem neuen Herrscher zu, dort schlug und raufte man sich um das Tuch, über welches der Festzug gegangen war, dort entbrannte der Streit um den Hafer, um die ausgeworfenen Münzen und um den Beutel, dort kämpften die Innungen um den gebratenen Ochsen, bis man Verwundete und Todte vom Platze trug. Die gute alte Zeit! Derartige Beutel und Stierköpfe werden im Museum des Archivgebäudes noch heute gezeigt. Vom Kaisersaale nur durch eine Flügelthüre getrennt liegt das Wahlzimmer mit schön gemalter Decke, dessen Kindergestalten, in reizender Unschuld mit den Reichskleinodien spielend, wie vor Zeiten den kleinen Goethe, so heute noch uns erfreuen.

Doch nicht Alles ist so geblieben, wie es damals war. Die Mauern der Stadt schwanden, und von den stolzen Rundthürmen steht nur noch derjenige des Eschenheimer Thores, mit seinen Galerien ein Zeichen früherer Kämpfe. Oft und fast mit einer gewissen Vorliebe erwähnt Goethe das Judenviertel. Es mochte auch für den Knaben ganz fesselnd sein, in diese durch Thür und Thor verschlossene Gasse eindringen zu dürfen, dort zu wandeln zwischen den feilschenden und mauschelnden Söhnen Israels, ja selbst einzutreten in ihr Heiligthum und ihre Feste mitzufeiern. Wie anders jetzt. Die Judengasse ist bis auf das neu vorgerichtete Stammhaus der Familie Rothschild gefallen und der breiten, pferdebahndurchfurchten Börnestraße, der Judenplatz dem weiten Börneplatze gewichen. Prächtige Synagogengebäude erheben sich in der Straße und am Platze, und der zum Theil noch vorhandene Schutthaufen verspricht auch noch Haus an Haus emporsteigen zu lassen. Doch eine Erinnerung an die alte Zeit, wenn auch in neuerem Gewande, ist geblieben. Auf der einen Seite des Börneplatzes trennt Gitter und Thor eine Reihe von kleinen Gebäuden ab, welche Beamte und Angestellte der jüdischen Gemeinde beherbergen. Hier hausen sie in ihrer alten Weise, abgeschlossen von der Christenheit, jetzt allerdings nicht mehr gezwungen, sondern aus freien Stücken. Es war uns vergönnt, dort einzutreten und in einem der kleinen Häuschen zu finden, was man in einer jüdischen Familie zu sehen hofft: einen freundlichen, geschmeidigen Hausvater, eine schrecklich häßliche, aber nicht minder freundliche Schicksel und mehrere bildhübsche Töchter mit schwarzen und — oh! — so funkelnden Augen! Ganz wie früher: Goethe schwärmte ja auch von den schönen Judenmädchen. Heute freilich steht er hoch erhaben da, in Erz gegossen von Schwanthaler, zu seinen Füßen Gestalten aus seinen Dichtungen, in nächster Nähe Schiller's. Und an seinem Ehrentage gehen sie hin, die Frankfurter, und gedenken seiner und legen einen Kranz mit roth-weißer Schleife vor ihm nieder.

So könnten wir noch durch manche Straße wandeln und in manches Haus einkehren, welches mit der Jugend des Meisters in näherer oder fernerer Beziehung steht; wir wollen wenigstens noch der Stiftung gedenken, welche der väterliche Freund Goethe's, der Arzt Senckenberg seiner Stadt machte, Hospital, botanischen Garten, anatomisches Theater, Bibliothek u. a. m., eine Stiftung, „deren Wirkung, wie Krieg sagt, nach menschlicher Einsicht durch alle Zeiten hindurch fortdauern und nicht leicht durch die einer ähnlichen Stiftung überboten werden wird“.

Doch wir eilen auch noch hinaus ins Freie, um in der Umgebung die Orte zu besuchen, welche die Jugend Goethe's verschönern halfen. Noch heute heißt über Sachsenhausen ein prächtiger Punkt Goetheruhe. Ob gerade dort, jedenfalls aber in jenen Waldungen ist er gewandelt und hat gezeichnet und gemalt, um seinen gestrengen Hofmeister, welchen dies langweilte, zu vertreiben. War ihm dies gelungen, dann schwelgte er in der Waldeinsamkeit, und manchmal mag ihm der Gedanke an sein Gretchen wieder aufgestiegen sein, denn wer reißt die erste Liebe plötzlich aus einem jungen Herzen? Dann wandelten sie am diesseitigen Ufer hin zu dem mit Linden umsäumten Grindbrunnen, eine jener Schwefelquellen, deren der Mensch heil- und habgierig in der Umgebung manche gefaßt hat. Jetzt rauscht das Mainwasser an jenem Platze und an Stelle der alten Linden erhebt sich ein riesiger Speicher, wie ihn die neuen großartigen Hafenanlagen infolge der Maincanalisirung erforderten, und durch die Wiesen und Auen, welche sich nach dem oft auch zu Wasser besuchten Städtchen Höchst ausdehnten, keucht der Dampfwagen, um nach Mainz oder Wiesbaden, nach Soden oder Homburg zu gelangen.

Der letzte Name führt uns auf die größere Reise, deren Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ gedenkt. Es muß ein prächtiger Ausflug gewesen sein, den er da unternahm, denn derselbe war von heiterem Wetter begünstigt, wie aus dem kurzen Bericht zu schließen ist. In den Taunus, nach des Dichters eigenen Worten „das Gebirge, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte“. Homburg, Kronberg („Kroneburg“), Königstein wird besucht, der Feldberg bestiegen. Wer dort geweilt hat an den südlichen Geländen des Gebirges mit dem Ausblicke über die Wetterau auf die Höhenzüge der Bergstraße und des Odenwaldes, auf die Berge jenseits des Rheines, im Thale den Main und den Rhein im Sonnenscheine blitzend, weiterhin die Thürme von Frankfurt, Darmstadt und Mainz — wer hier geweilt hat, der weiß es, welch herrliche Tage das für den heranwachsenden Jüngling gewesen sind. In Wiesbaden und Schwalbach wurde mehrere Tage zugebracht,

und dann an den Rhein! Von Mainz sagt er selbst: „Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging." Er hatte so Unrecht nicht. Noch heutigen Tages ist die innere Stadt von Mainz mit Ausnahme von wenigen Hauptstraßen eng und winklig, ja schmutzig zu nennen, wenn auch, besonders im gegenüberliegenden Castell oder nach der Seite des Centralbahnhofes und des Hafens, große, neue Anlagen geschaffen worden sind. „Wir erheiterten uns an der Lage von Biberich (Biebrich) und — nun knapp, kurz und bündig — nahmen zufrieden und froh unseren Rückweg." Es muß uns Wunder nehmen, wie wenig Worte Goethe von dieser Reise machte, in eine Gegend, welche das Herz eines jeden Jünglings mit Freude und Begeisterung erfüllt, wie erst das des jungen Dichters! Freilich damals, als er dort wandelte, da hat ihm gewiß auch das Herz in der Brust höher geschlagen und er hat, wenn die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Berge vergoldete, den Römer mit perlendem Rheinwein erhoben und das goldige Naß in langsamen Zügen geschlürft. Als er aber sein Leben beschrieb, da war ihm, dem Manne, diese jugendliche Stimmung nicht mehr gegenwärtig, und er ging mit kurzen Worten über jene Tage hinweg.

Manchen Eindruck haben wir in der alten Goethestadt mit ihren Straßen und Plätzen, ihren Wäldern und Auen, aufgenommen; wir eilen zurück der Heimath zu auf demselben Wege über Hanau, Gelnhausen, Fulda u. s. w., welchen Goethe einst fuhr, als er, ein sechszehnjähriger Jüngling, die Universität zu Leipzig bezog. Doch wo damals im Sumpfe die Irrlichter gespenstisch tanzten, wo der Wagen stecken blieb, daß die Insassen selbst mit in die Räder greifen mußten, da sausen wir heute dahin im donnernden Eilzuge, und wenn wir noch das Frühstück im Nassauer Hofe am Maine einnahmen, so können wir bereits den Abendschoppen am Stammtische in Leipzig trinken und erzählen von unserem Besuche im Frankfurt Goethe's.

In Neapel unter Lebenden und Todten.

Im äußersten Nordosten Neapels, unmittelbar am Fuße des die Stadt stolz und majestätisch überragenden königlichen Lustschlosses Capodimonte liegt auf der Sohle einer ziemlich scharf eingeschnittenen Schlucht ein altersgraues, einförmiges Gebäude, das Ospedale dei Poveri (Armenhospiz). Aus frommen Stiftungen gegründet und durch milde Beiträge unterhalten, gewährt dasselbe einer stattlichen Anzahl alter erwerbsunfähiger Männer und Frauen Unterkommen und Nahrung für die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch beschieden ist, und welche die Meisten unter ihnen als eine schwere Bürde tragen.

Es ist eine seltsame, hochtragische Existenz, welche die alte Garde dort führt, fern von dem geräuschvollen, lebenswarmen Treiben der heitersten aller Großstädte. Nicht nur durch ihre Jahre und die zehrenden Einflüsse eines in Sorgen und Entbehrungen verbrachten Lebens sind sie dem düsteren Reiche des Todes näher gerückt, sie leben auch rein örtlich genommen unmittelbar am Eingange zu jenen geheimnißvollen Gefilden, zu denen der Nachen Charon's Jahr aus Jahr ein führt und über die nie eines Wiederkehrenden Mund berichtete. Unmittelbar hinter dem Ospedale nämlich befindet sich der Eingang zu den berühmten Katakomben von Capodimonte, die zwar räumlich nicht so ausgedehnt, aber in ihrer Anlage weit großartiger sind, als die vielgenannten römischen Katakomben. Die ältesten derselben datiren aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, einige ziemlich gut erhaltene Porträts hier ruhender Patriarchen und ein Frescogemälde Christi lassen die Manier des 5. oder 6. Jahrhunderts erkennen.

Vor den eigentlichen Grabkammergalerien, deren vier übereinander liegen, befinden sich zwei große Vorsäle, die zur Abhaltung der bei Bestattungen üblichen Feierlichkeiten dienten, und in denselben die Gräber einiger bevorzugter Personen, Bischöfe und Patriarchen. Diese Vorsäle sind von der ganzen Anlage am besten erhalten, die langen Galerien dagegen, in denen sich in mehreren Lagen über einander Grab an Grab reiht, sind vielfach verfallen und verschüttet, zwei derselben überhaupt nicht mehr zugänglich. Die Grabkammern sind größtentheils geöffnet worden, die darin befindlichen Gebeine kehrte man zusammen und füllte mit ihnen einen mächtigen, am Ausgange der ersten Galerie befindlichen Schacht, in welchen auch während der großen Pestepidemie, die im 16. Jahrhundert Neapel heimsuchte, die Leichen hinabgeworfen wurden, da bei der großen Sterblichkeit die Zeit zu Einzelbestattungen fehlte.

Die Führung der Fremden durch die Katakomben übernehmen stets zwei der alten graubärtigen Spitalbewohner, sie werden vom Portier der Anstalt bestimmt und mit dem nöthigen Beleuchtungsmaterial ausgerüstet, der Erlös für den Fremdenbesuch wird im Interesse der Anstaltsbewohner verwandt und so hilft hier der Tod die Lebenden erhalten. Aber auch in anderer Weise ist derselbe den alten verwetterten Gesellen zinspflichtig, denn sie stellen zu allen größeren Begräbnissen ein bezahltes Gefolge. In langer Reihe sieht man sie, mit einem Ueberwurf aus leichtem, dunkelfarbigem Stoff angethan, in der Hand ein schlichtes oder bekränztes Kreuz tragend, hinter den Leichenwagen herschreiten. Die Leichenzüge haben oft etwas ungeheuer Imposantes und Feierliches in Neapel, Attribute, die aber leider verschwinden, wenn man in die thatsächlichen Verhältnisse eingeweiht ist.

Der entfaltete Pomp hat bei allen Leichenfeierlichkeiten etwas ungemein Schablonenhaftes und von wirklicher Theilnahme wird der scharfe Beobachter kaum etwas bemerken. Wie könnte es auch anders sein. Das ganze Beerdigungsgeschäft liegt meist in der Hand großer Brüderschaften, zu deren Casse der Verstorbene während des Lebens einen jährlichen Beitrag gezahlt hat, je nach Höhe dieses Beitrags hat man sich ein mehr oder minder prächtiges Begräbniß gesichert, und die Angehörigen von den Sorgen um die letzte Ehre befreit. Wie sehr die bloße Erfüllung von Förmlichkeiten unter diesen Verhältnissen zur Hauptsache geworden ist, geht schon daraus hervor, daß der prächtige Katafalk, welcher dem Zuge vorangetragen wird und den der harmlose Fremde als Sarg des Entschlafenen mit frommem Schauer bewundert, nichts ist als ein gleißendes Prunkstück, welches vielleicht im Laufe eines Tages 4—5 Mal den Weg zum Friedhof hin und zurück wandert, und unter dessen leichtem Druck 4—6 Träger elastisch und mühelos einherschreiten. Der eigentliche Leichnam ist meist schon zu einer frühen, stillen Morgenstunde in einem höchst einfachen Wagen und in einem Sarge von minimalen Abmessungen hinausgeschafft und harrt auf dem Kirchhofe des letzten priesterlichen Segens. Dieser und die damit verbundenen Ceremonien finden dort statt, in dem großen Massengrab, in welchem schon Hunderte und vielleicht Tausende von Mitgliedern derselben Bruderschaft ruhen. Aeußerlich scheinen diese Grabstätten christlichen Kirchen oder antiken Tempeln nachgebildete Gebäude, im Innern erkennt man lange Reihen von an die Wände gelehnten oder freistehenden Columbarien, in welche die Särge von der Kopfwand aus hineingeschoben werden.

Die Gebäude sind vielfach mit großer Pracht und gutem Geschmack ausgeführt, sie bilden eine besondere Specialität des Campo santo von Neapel und geben diesem einen von den berühmten Friedhöfen Norditaliens durchaus abweichenden Charakter. — Dort fesseln den Reisenden in erster Linie die von den größten Meistern angefertigten freistehenden, herrlichen Monumente in Marmor und Erz, in Neapel ist in dieser Beziehung kaum etwas Nennenswerthes vorhanden. Der Besucher aber findet hierfür einen vollgiltigen Ersatz in der herrlichen Lage und in einer Vegetation, die in der düstern Pracht der Cypressen, Traueresсhen und Pinien kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürfte. Der heute am meisten benutzte Friedhof, der Campo santo nuovo, liegt eine kleine Stunde vor der Porta Capuana, von Neapel aus gegen den Vesuv; fast von jedem Punkte des Friedhofes hat man Durchblick auf den düsterschwarzen Aschenkegel und die breiten Lavaströme, welche sich 1872 verderbenbringend in die fruchtbestandene Ebene herabwälzten, das blühende St. Sebastiano von Grund aus zerstörend; es ist für die Ruhestätte der Todten wol kaum eine erhabenere Staffage denkbar, als dieses ernste und ewig drohende „memento mori".

In derselben Richtung wie der Campo santo nuovo liegen auch die übrigen Friedhöfe Neapels, unter ihnen der protestantische Kirchhof (Cimitero protestante) noch innerhalb des Weichbildes der Stadt, rings von bewohnten Häusern umgeben an der Strada del Campo santo. Etwa 20 Minuten weiter liegen an derselben Straße der Cholerakirchhof und der alte Friedhof (Campo santo vecchio). Auf ersterem wurden 1836/37 gegen 18000 und während der jüngsten Epidemie von 1884 über 7000 Opfer der Cholera beerdigt.

Auf dem Campo santo vecchio vollzieht sich der letzte Act des Trauerspiels, in welchem die alte Garde vom Ospedale dei Poveri die Hauptmitwirkenden gewesen sind. Dieser Friedhof ist ein mit hoher Mauer umgebener Hofraum, in welchem sich 366 tiefe Grabgewölbe befinden, täglich wird eins derselben nach der Reihe geöffnet, um die in den Hospitälern und Armenhäusern Verstorbenen

der ärmsten Volksclasse aufzunehmen; ohne Sarg, ohne Ceremonien und Gefolge läßt man sie hinab zu den seit Jahr und Tag modernden vorangegangenen Geschlechtern. — Welch traurige Widersprüche liegen in den letzten Lebensjahren der Alten vom Ospedale! Tag für Tag waren sie Zeugen der prunkhaftesten Begräbnisse von Verstorbenen aller Stände, und hier wirft man sie, jedem sittlichen Gefühl hohnsprechend, zusammen in pesthauchenden Grüften, welche die schauerlichen Beinhöhlen in den Katakomben, deren Nachbarn und Hüter sie gewesen sind, an Schauerlichkeit gewiß noch übertreffen.

Willy Reilteck.

Eine neue Kirchengeschichte.

□ Kirchengeschichte im Grundriß. Von Rudolph Sohm, Professor in Leipzig. Leipzig, G. Böhme. — Die vorliegende Schrift ist in jeder Beziehung eine bedeutsame literarische Erscheinung. Sie ist an sich bedeutsam als ein Zeichen des Umschwungs, der sich in der allgemeinen Anschauung über die Kirchengeschichte vollzogen hat. Während früher die Kirchengeschichte mehr oder weniger als ein besonderes Gebiet neben der Weltgeschichte angesehen, mehrfach auch so behandelt wurde und insonderheit der Liberalismus sich darin gefiel, die Kirchengeschichte als eine Geschichte unfruchtbarer Streitigkeiten über die kirchlichen Dogmen und geistlichen Herrschaftsversuche darzustellen, ist sie in ihrer Bedeutung für das allgemeine Geistesleben und in ihrem Einfluß auf den Gang der weltgeschichtlichen Entwickelung in neuerer Zeit viel mehr gewürdigt worden. Verschiedene Factoren haben dazu mitgewirkt; hervorragende Welt- und Kirchenhistoriker haben diese Erkenntniß gefördert, dazu ist der allgemein gewachsene historische Sinn gekommen und das tiefere Verständniß für die Idee der Kirche bei allen wahrhaft Gebildeten. Die Kirchengeschichte ist die Seele der Weltgeschichte, und wer die treibenden geistigen Mächte der Weltgeschichte verstehen will, die von Ideen beherrscht wird, der muß auch das Christenthum, seine geschichtliche Entwickelung und seine Einwirkung auf das allgemeine Geistesleben verstehen. Diese Einsicht bricht sich immer mehr Bahn, und Hase, der selbst ein wesentliches Verdienst um die Förderung dieser Erkenntniß hat, weissagt gewiß mit Recht: „wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen Bildung rechnen wird.“ Diesen Standpunkt einer tieferen Würdigung der Kirchengeschichte in ihrem Einfluß auf die Weltgeschichte bezeichnet nun auch die vorliegende Schrift, die wir mit Freuden als einen in hohem Grade beachtenswerthen und interessanten Versuch begrüßen, die Kirchengeschichte, wie der Verf. im Vorwort selbst seine Aufgabe präcisirt, „als einen Theil der Weltgeschichte zur Anschauung zu bringen, und den Ueberblick über den großen Gang der Entwickelung und den Einblick in die geistigen Kräfte zu gewinnen, welche vom Christenthum in die Welt ausgeströmt sind“. Wie diese Kirchengeschichte aus den vorstehenden principiellen Gründen bedeutsam ist, so ist sie auch es insofern, als sie aus der Feder eines hochangesehenen Juristen stammt, den unsere Universität so glücklich ist, den Ihrigen zu nennen, bekannt als Vertreter und Vorkämpfer der positiv-christlichen Richtung. In consequent durchgeführter Beschränkung auf seine Aufgabe, mit tiefem Blick für die Grundmotive der inneren Entwickelung der Kirchengeschichte in ihrer Berührung mit der Weltgeschichte und in ebenso lebensvoller Anschaulichkeit, wie klarer Durchsichtigkeit, die für jeden höher Gebildeten die Lectüre der Schrift zu einem Genuß macht, zeichnet der Verf. in großen Zügen den Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Beginn an bis herein in unsere unmittelbare Gegenwart, in der wir ein so bedeutendes Capitel der Kirchengeschichte erleben. Von besonderem Interesse ist uns gewesen, wie der Verf. als Laie die Bedeutung der christlichen Glaubenskämpfe, die selbst von höher Gebildeten vielfach als Dogmengezänk aufgefaßt werden, für das allgemeine geistige Leben würdigt, unbeirrt durch die Menschlichkeiten, die sich daran hängen, sodann, wie er die Wendepunkte der Kirchengeschichte nicht selten mit wenigen charakteristischen Strichen markirt, und endlich nicht zum Mindesten, wie sich die theologischen Gegensätze im Auge eines hervorragenden Laien abspiegeln, ein Punkt, der an Interesse gewinnt, je näher die Darstellung der Gegenwart rückt. Daß der Verf. zumal als Jurist ein besonderes Augenmerk auf die Verfassung der Kirche hat, ohne deren Bedeutung für das kirchliche Leben zu überschätzen, ist durch die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, gerechtfertigt, sofern die Verfassung ein wichtiger Factor ist für die Einwirkung der Kirche auf das öffentliche Leben. Indem wir es den Fachzeitschriften überlassen, auf Einzelnes näher einzugehen, wie auf die Aufnahme und Vertheilung des Stoffes, auf die Beurtheilung hervorragender kirchlicher Erscheinungen ꝛc., beschränken wir uns darauf, einige wenige Punkte aus der neueren Kirchengeschichte in dieser Richtung hervorzuheben und bezüglich der mittelalterlichen Kirchengeschichte nur die Frage anzudeuten, ob nicht doch auch in diesem Grundriß der kirchlichen Wissenschaft des Mittelalters und der vorreformatorischen Bewegungen eingehender zu gedenken gewesen wäre, um die Einwirkung der Kirche auf das allgemeine Geistesleben jener Zeit und die Urgeschichte der Reformation noch besser zu verstehen. Die Geschichte der Reformation selbst, eine der schönsten Partien der Schrift, ist mit großer Liebe und Begeisterung, in schwungvoller Sprache geschrieben und es berührt sehr wohlthuend, die religiösen Grundmotive speciell der deutschen Reformation, nicht minder die oft verkannte protestantische Kirchenverfassung mit ihren tiefen Grundgedanken von berufener, nichttheologischer Hand so gewürdigt zu sehen. Dagegen wird das Urtheil des Verf. über den Kampf der beiden protestantischen Confessionen von manchen Seiten beanstandet werden, nicht minder dasjenige über die Union, über welche unseres Erachtens der Verf. sich in durchaus zutreffender und nach negativer wie positiver Seite gerechter Weise ausspricht. Eigenthümlich ist seine Auffassung Rousseau's, den er einerseits mit seiner Verkündigung der Volkssouveränetät als Vorläufer der Revolution, andererseits mit seiner energischen Provocation auf die Rechte des Herzens als Vorläufer der Restauration hinstellt. Gewiß waren in Rousseau verschiedene Strömungen vereinigt, aber er war doch eine viel zu zerrissene, sittlich ungeläuterte Natur, um positive Anregungen zu hinterlassen, und in seiner ganzen Anlage war eine tiefe Opposition gegen die Ueberlieferung und gegen das Uebernatürliche begründet. Wenn der Verf. von dem liberalen Protestantismus der Gegenwart sagt, daß er, von dem realistischen Grundzug der Zeit getrieben, das Wesen der Religion nicht sowol in gewissen Vernunftswahrheiten, als in dem geschichtlich gegebenen Christenthum suche, so können wir uns dies Urtheil nur mit großer Reserve aneignen; wie sehr auch die historische Richtung des liberalen Protestantismus vom dogmatischen Gedanken beherrscht ist, zeigt sich an seiner Deutung des historischen Christenthums und an der Kritik, die er an den neutestamentlichen Schriften übt. Wir verzichten indeß, näher auf Einzelnes einzugehen, so sehr auch die eigenthümliche, geistreiche und immer aus dem Vollen schöpfende Auffassung des Verf. dazu reizt. Mit welcher Entschiedenheit er selbst den positiven Standpunkt vertritt, zeigt die Stelle, an welcher er von der confessionellen und positiv-unionistischen Bewegung mit folgenden warmen Worten redet: „Hier hat die Wiedergeburt des Glaubens und damit auch des Lebens der Kirche sich vollzogen. Hier sind die Kräfte wirksam, welche die Kirche durch so viele Jahrhunderte siegreich hindurch geführt. Hier ist der alte Glaube neu aufgerichtet, welcher heilkräftig und lebenspendend auf das Herz des Volkes heute wirkt wie einst.“ Nicht minder thut der helle Ton protestantischer Glaubensfreudigkeit wohl, den der Verf. gegenüber dem Ultramontanismus anschlägt und der Ueberzeugung von der Ohnmacht seines Kampfes gegen die evangelische Kirche beredten Ausdruck giebt. In diesem Ton glaubensfreudiger evangelischer Zuversicht zu der Macht des lebendigen Christenthums klingt die ganze Schrift aus, die nach einer sehr ernsten Betrachtung der ganzen Situation unserer Zeit mit den Worten schließt: „Noch ist in weiten Kreisen der gebildeten Gesellschaft das Christenthum lebendig, sei es bewußt, sei es unbewußt. Noch ist trotz aller darwinistischen und materialistischen Bildungselemente die Moral des Christenthums die alleinbeherrschende Großmacht unseres sittlichen Lebens. Noch ist unser Geschlecht nicht entchristlicht. Ja, der positive Glaube des Christenthums hat aufs Neue Schaaren von Anhängern unter seinen Feldzeichen gesammelt. Noch kann Alles gerettet werden. Aber Eins ist sicher: nicht unsere Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium.“ Daß das Evangelium allein uns retten kann, dies ist die Kirche nicht müde geworden, zu verkündigen. Wir freuen uns, daß es auch ein Jurist von der Autorität des Verf. mit solcher Wärme thut, und wir können nur lebhaft wünschen, daß dies Zeugniß, welches die ganze Schrift ablegt, in den weitesten Kreisen unserer Gebildeten Wiederhall und die Schrift selbst reichste Verbreitung finde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jede Mittwoch und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 102. Sonnabend, den 24. December. 1887.

Ueber volksthümliche Weihnachtslieder deutscher Vorzeit und Gegenwart.

So lange das liebe Weihnachtsfest in Deutschland gefeiert wird — das geschieht seit dem 8. Jahrhunderte, während das Christfest im Orient schon seit dem 4. Jahrhundert eingeführt war — so lange sind auch zur Feier der Geburt des Weltheilandes fromme, fröhliche Lieder gesungen worden, vorerst an gottgeweihten Stätten, in Kirchen, dann in Schulen und zuletzt im Hause. — Wissen wir auch nicht, ob Gesänge und Reigen zu dem heidnisch-germanischen Julfest gehörten, das alljährlich zur Zeit der Winter-Sonnenwende zu Ehren Wodan's abgehalten wurde und von welchem viele Gebräuche auf das Christfest übergingen, so haben wir doch bei den singlustigen Germanen an einer gesanglichen Feier ihrer Naturfeste kaum zu zweifeln: bei den wochenlang fortgesetzten Schmausereien (des Jul-Ebers) und den fröhlichen Festumzügen zur Julfeier konnten recht wohl altgermanische Sänger nach Art der Rhapsoden einen Gesang der alten Götter- und Heldensage unter Begleitung einer Harfe (Chrotta) vortragen und so neben den materiellen Festgenüssen auch geistige, poetische Erhebung darbieten.

Mag dem sein wie da wolle, so ist historisch erwiesen: daß bald nach der Christenbekehrung und durch das ganze Mittelalter zur Weihnachtszeit in den Kirchen Lob- und Danklieder, theils in lateinischer, aber auch in deutscher Sprache erschallten, und dieser löbliche Christengebrauch hat sich bis heute nicht nur dort erhalten, sondern auch auf Familienkreise ausgedehnt; besonders ist die Kinderwelt, die monatelang vorher auf das schöne Christfest und die Weihnachtsgeschenke sich freut, zum Singen fröhlich frommer Weihnachtsliedlein aufgelegt.

Gar groß ist die Zahl der uns überlieferten Weihnachtslieder, die seit mehr als einem Jahrtausend aus christbegeisterten Herzen hervorströmten, mehr oder weniger Verbreitung fanden und dem Gemüthe Erhebung brachten.

Dazu gehören voran die versificirten Uebersetzungen lateinischer Hymnen auf die Geburt des Herrn, aus der Zeit des Ambrosius und Gregor's des Großen stammend, wie „Veni redemptor gentium“ — Nun komm, der Heiden Heiland, oder „A solis ortus cardine“ — Christum wir sollen loben schon.

Ferner zählen hierher übersetzte Sequenzen, wie z. B. Grates nunc omnes — Dank sagen wir alle. Weiter folgen halblateinische Mischlieder, wie: „Puer natus in Bethlehem — Ein Kind geborn zu Bethlehem,“ — „In dulci jubilo!“ so wie das Nunc angelorum — „Heut sind die lieben Engelein im hellen Glanz erschienen.“

Daran reihen sich die vom 14. bis 17. Jahrhundert beliebten Christkind-Wiegenlieder, auch Krippenlieder genannt, welche an der zum Christfeste in Kirchen aufgestellten Wiege (Krippe) zu Ehren des Christkindes gesungen wurden und lieblich tändelnde Melodien naturgemäß haben, z. B. „Joseph, lieber Joseph mein, nun hilf mir wiegen das Kindelein“ u. a. m.

Auch die um jene Zeit von Geistlichen und vom Volke gedichteten und viel aufgeführten Weihnacht-Spiele lieferten manches volksthümlich gewordene Weihnachtslied. — Den Grundstock aller Weihnachtslieder bilden aber die kirchlichen Gemeindegesänge in deutscher Sprache vor der Reformation und die nach derselben von Dr. Luther eingeführten protestantischen Kirchenlieder zur Geburt Jesu, sowie die im 17. Jahrhundert zahlreich entstandenen katholischen Weihnachtslieder. — Hierzu kommen noch die außerkirchlich gebrauchten geistlichen Volkslieder für Haus und Schule; auch an dieser Gattung ist Deutschland reich. An die ausländischen Weihnachtsgesänge — wie an die frommen Lieder der böhmisch-mährischen Brüder, darunter eine Weise zu „Gottes Sohn ist kommen“ noch als evangelische Choralmelodie zu hören ist, sowie an die vielen Christmas-Songs der Engländer — wollen wir nur beiläufig erinnert haben.

Alle deutschen Weihnachtslieder, katholische und protestantische, zu sammeln, hat noch Keiner versucht. Dafür sind aber kleinere Sammlungen solcher Festlieder vorhanden, wie deren eine Auswahl jedes evangelische Landesgesangbuch enthält. Aus dem reichen Schatze der Weihnachtslieder, die volksthümlich waren und es noch sind, will ich hier einige der werthvollsten hervorheben und historische Nachrichten über Entstehung ihres Textes und ihrer Singweise beibringen, wobei manche zeither falsche Angabe ihre Berichtigung findet. Diese Notizen dürften wol manchem Leser, der noch geistlichen Gesang liebt und auch im häuslichen Kreise pflegt, nicht unwillkommen sein.

Beginnen wir mit dem ältesten Weihnachtsgesange, der uns in deutscher Sprache erhalten geblieben ist:

1) Nun sei uns willkommen, Herre Christ!

So lautet der Anfang von dem ältesten, bis jetzt bekannten deutschen Weihnachtsliede, das seit dem 11. Jahrhundert zu Aachen gesungen wurde und erst in neuerer Zeit nach Text und Melodie wieder aufgefunden worden ist. Der fleißige Sammler, Chr. Quix, hat in seinem Buche „Historische Beschreibung der Münsterkirche und Heiligthumsfahrt in Aachen“ (1825 S. 119) aus einer alten Handschrift dieses Weihnachtslied mit folgenden einleitenden Worten mitgetheilt: „In der Christnacht versammelten sich die Herren Scheffen auf ihrer Gerichtsstube, giengen dann in die Münsterkirche, wo sie die Chorstühle auf der rechten Seite einnahmen. Nach dem Evangelium stimmte der Scheffen-Meister folgendes Lied an, welches vom Chore fortgesungen wurde:

1. Nun sint uns willekomen, hero kerst,
Die ihr unser aller hero siet.
Nun siet uns willekomen, lieber hero,
Die ihr in den Kirchen schöne siet
Kyrieleyson!

2. Nun ist gott geboren, unser aller trost,
Der die höllsche phorten mit seinem creutz aufftoes.
Die Mutter hat geheischen Maria,
Wie in allen kersten bucheren geschrieben steht.
Kyrieleyson!“

Diesen Text, im Versbau verderbt, hat Hoffmann in seine „Geschichte des deutschen Kirchenliedes“ (Hannover 1861 S. 30) aufgenommen und in die altniederdeutsche Sprache zurückübersetzt. Nach ihm mag die Anfangsstrophe gelautet haben:

Nu sis uns willekomen, herro Crist
du unser aller herro bist!
Nu sis uns willekomen, lieber herro,
der du in den kirchen stast scono!
Kyrieleyson!

Die Entstehungszeit setzt Hoffmann in das Ende des 11. Jahr-

hunderts, und wie die neueste Auffindung bestätigt, hat er sich darin nicht geirrt.

Von der Melodie zu diesem Texte wußte man bis vor einem Jahre nichts und sie galt für verloren. Da hat im März 1886 der Domdirigent Böckeler in Aachen ein Melodiefragment in einem Evangeliarium des Kaisers Otto III. (980—1002) aufgefunden, das er dem Kirchenliederforscher W. Bäumker mittheilte. Dieser erkannte darin den Anfang der alten Melodie zu vorstehendem Weihnachtsliede, die er durch die Melodie eines spätern ähnlichen niederländischen Liedes ergänzte. Er hat das Fragment und die vollständige niederländische Singweise in einem Aufsatze in Haberl's kirchenmusikalischem Jahrbuch für 1887 S. 65 veröffentlicht. Auf diese Publication muß ich den Leser verweisen, der das facsimilirte Fragment schauen will, weil es hier mit Musiknoten nicht wiedergegeben werden kann.

Das Original ist auf vier Notenlinien mit schwarzen quadratförmigen Choralnoten geschrieben; auf jede Textsilbe kommt eine Note, mit Ausnahme einiger Bindungen. Der Baßschlüssel ist vorgezeichnet. Unter den Noten steht folgender Text:

„Syt willekomem heire kirst,
want du unser alre herre bist.

Mag die Niederschrift des Notenfragments auf unbenutztes Pergament durch einen Kleriker wol erst zu Anfang des 12. Jahrhunderts erfolgt sein, da vor dieser Zeit die Punktnote auf vier Linien noch nicht erfunden war: immerhin kann das Lied schon am Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein und aus dieser Zeit auch die Melodie stammen. — Durch Nachschlagen und Vergleichen wurde Hr. Bäumker auf die glückliche Entdeckung geführt, daß ein altes vlämisches Weihnachtslied mit wenig veränderter Fassung dieselbe Melodie enthalte wie das Aachener Fragment, und somit war die ganze Singweise zum alten Texte gefunden. Das Lied steht in einem vlämischen Gesangbuche, das den Titel führt: Het Paradys der Geestelijcke en Kerckelijcke Lof-Sangen. Antwerpen 1648. Die Anfangsstrophe heißt:

Nu zejt wellekome, Jesu lieven Heer!
Ghy komt van alsoo hooghe, van alsoo veer.
Nu zejt wellekome van dem hooghen Hemel veer
Hier al in dit Aerdtryck zijt ghy ghesien noyt meer.
Kyrieleys.

Die dazu gehörende Melodie (f f f e | d c | f f g g | a) kann man ohne Schwierigkeit dem Aachener Text anpassen, wie Hr. Bäumker gethan und dazu die Berechtigung hat, da dies vlämische Lied doch nur eine spätere Umarbeitung des alten Aachener ist. Ihrer musikalischen Natur nach ist sie eine echte Volksweise, klar und symmetrisch in der Form, deutschkräftig und heiter im Ausdruck, so daß sie noch heute für Chorgesang sich wirksam erweisen dürfte, wenn man ihr folgende hochdeutsche Uebertragung unterlegen wollte:

1. Nun sei uns willkommen, Herre Christ,
Der du unser Aller Herre bist!
Nun sei uns willkommen, lieber Herr!
In allen Kirchen stehet dein heilig Bild.

2. Nun ist Gott geboren unser Aller Trost,
Der die Höllenpforten mit sei'm Kreuz aufschloß!
Die Mutter ist geheißen Maria,
Wie in allen Christenbüchern geschrieben steht.

2) Gelobet seist du, Jesu Christ.

Wenn schon das aus dem 11. Jahrhundert stammende deutsche Weihnachtslied Beweis genug dafür wäre, daß seit ältester Zeit der geistliche Gesang in deutscher Sprache nicht gefehlt hat, so dürfte das mit seinem Anfange oben angeführte Weihnachtslied mehr als nöthig wäre dafür sprechen: daß vor der Reformation in den Kirchen neben dem lateinischen Priestergesange auch von der Gemeinde deutsch gesungen wurde.

Für den vorreformatorischen Ursprung des Liedes „Gelobet seist du, Jesu Christ" haben wir folgende zwei schlagende Beweise vorzubringen:

In der Schweriner Kirchenordnung (Ordinarium inclitae ecclesiae Sverinensis) vom Jahre 1519 wird unser Lied bei den Weihnachtsceremonien angeführt. Die betreffende lateinische Stelle berichtet: Nachdem der Chor die Weihnachtssequenz „Grates nunc omnes" gesungen, zeigt der Priester dem Volke das Allerheiligste (das Sacrament) und das Volk stimmt zur Anbetung der Hostie den gemeinen Gesang (canticum vulgare): „Ghelauet systu Jesu Christ" dreimal an.

Aehnliches berichtet G. Witzel in seinen Psaltes ecclesiasticus. Mainz 1550; an der Stelle, wo er von den Gesängen am Feste der fröhlichen Geburt redet, sagt er wörtlich: „Sonderlich wird an diesem grossen Fest der kurtze Sequenz gesungen Grates nunc omnes vnd darauff unsere Alten sangen:

„Gelobet seystu, Jhesu Christ, das du Mensch geboren ist von einer Jungfrau, das ist war, des frewet sich aller aller Engel schar. Kyrie eleyson." —

Aus beiden Stellen erhellt: daß man von Alters her in deutschen Kirchen an hohen Festen vom Volke auch ein deutsches Lied (wenn auch nur als Ausnahme von der Regel) singen ließ. Hierzu diente für Ostern „Christ ist erstanden", für Pfingsten „Nu bitten wir den heiligen Geist" und für Weihnachten: „Gelobet seist du, Jesu Christ."

Letzteres, das schon seit dem 15. Jahrhundert im Volksmunde war, scheint vor der Reformation blos aus einer Strophe, der oben angeführten, bestanden zu haben. Luther dichtete noch sechs Strophen hinzu und sein Lied erschien im Erfurter Enchiridion 1524 und im gleichen Jahre in Walther's Chorgesangbuche gedruckt.

Auch katholischerseits wurde später (1537 bei Vehe) das vorreformatorische Lied erweitert.

3) In dulci jubilo
Nun singet und seid froh!
Unsers Herzens Wonne
Liegt in praesepio
Und leuchtet als die Sonne
in mater graemio.
Alpha es et O.*)

Das war im Mittelalter ein zur Weihnachtszeit viel gesungenes Lied, das vielfach zu anderen geistlichen und historisch-politischen Texten umgebildet und noch im 18. Jahrhundert in Kirchen gehört wurde, jetzt aber nur noch seinem Textanfange nach als sprichwörtliche Redensart gekannt ist. Die Dichtung gehört zu der sogenannten Mischpoesie, darin lateinische und deutsche Sätze mit einander abwechseln. Es war diese sonderbare Gedichtform bei Klerikern im 14. Jahrhundert zu Ernst und Scherz sehr beliebt, die wol aus Uebermuth entstanden ist und dazu diente, das gelernte Latein durch Versspielerei an den Mann zu bringen und sich und Andere damit zu unterhalten. (Ein deutscher Sprachreinigungsverein bestand damals noch nicht, der solches planmäßige Spiel mit Fremdwörtern nicht geduldet hätte!) Weniger geschah solche Sprachmengerei zu dem Zwecke: um Laien das gebrauchte Latein zu erklären, was man auch als Erklärungsgrund angeführt hat. Genug, unser halblateinisches Weihnachtslied ist jedenfalls im 14. Jahrhundert entstanden, da wir es mit Melodie schon in einem zu Ende des genannten Jahrhunderts geschriebenen Codex der Leipziger Universitätsbibliothek finden. Als Verfasser hat man ohne Grund einen gewissen Petrus Dresdensis angegeben, der 1420 als Cantor in Zwickau verstorben und auch der Dichter des anderen Mischliedes: "Puer natus in Bethlehem" sein soll. Diese Annahme ist jedoch von neueren Hymnologen als haltlos zurückgewiesen worden. Wenn das „In dulci jubilo" in vielen Liederhandschriften und Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts gefunden und mehrfach parodirt wird, so spricht dieses für seine große Beliebtheit. Zu letzterer mag wol die hübsche glattfließende Melodie im dreizeitigen Taktmaße beigetragen haben, die wie eine moderne Studentenmelodie sich anhört. Hier ist ihr Anfang mit Buchstaben: f | f f | a b | c d | c, wobei man jede erste Note des Taktes als Doppellänge denken muß.

4) Es ist ein' Ros' entsprungen.

Dieses alte Weihnachtslied stammt vom Niederrhein, da es in alten Gesangbüchern „das altkatholisch Triersche Christliedlein" genannt wird, und mag mindestens im 15. Jahrhundert schon entstanden sein; wenn es auch erst zu Ende des 16. zum Druck gelangte, so wird dieser Umstand dadurch erklärt, daß dort Gesangbücher nicht früher gedruckt worden sind. Mit seiner Melodie findet man es zuerst gedruckt im Kölner Gesangbuche von 1599 und bald darauf und durchs ganze 17. Jahrhundert fast in allen übrigen katholischen Gesangbüchern, als 1600 im Speierschen und Constanzer, 1605 im Mainzer Cantual u. a.

Die Melodie, überall genau übereinstimmend, bewegt sich in einem schwunghaften alterthümlichen Rhythmus, im sogenannten

*) Für Nichtlateiner folge die Uebersetzung: In einem süßen Ton nun singet und seid froh! Unsers Herzens Wonne liegt in der Krippen blos und leuchtet wie die Sonne dort in Maria's Schooß. Du bist A und O (Anfang und Ende).

Wechseltakte; wenn ihr auch überall das Mensurzeichen C vorgezeichnet ist, so bezeugt diese Vorzeichnung nur, daß man damals schon gewohnt war, Alles nach geradem Taktmaß zu ordnen.

Der katholische Text ist ermüdend lang, da er 23, sogar in manchen Drucken 26 Strophen hat. Der protestantische Cantor und Kapellmeister M. Prätorius in Wolfenbüttel, der das Lied offenbar aus katholischen Gesangbüchern entlehnte, hat davon in seinen Musae Sioniae 1609 blos die beiden Anfangsstrophen gegeben. Die Melodie, die er streng festgehalten und in geraden Takt zerlegt, hat er mit einem herrlichen vierstimmigen Tonsatze versehen, durch welchen das Lied seit Winterfeld's Publication jener classischen Kirchenmusik wieder bekannt und in geistlichen Musikaufführungen viel und gern gehört wird; die Melodie ist in viele Schulliedersammlungen übergegangen.

5) Vom Himmel hoch da komm ich her.

Der Reformator Dr. Martin Luther pflegte alle Jahre den heil. Christabend nach alter deutscher Sitte im Kreise seiner Familie zu feiern, wobei neben dem leuchtenden Christbaum und allerhand Geschenken auch die geistliche Erweckung nicht fehlen durfte und darum auch von der Menschwerdung Christi gesprochen und gesungen wurde. Zu dieser Christfestfeier dichtete Luther im Jahre 1534 jenes lieblich fromme Weihnachtslied, das da anhebt:

„Vom Himmel hoch da komm ich her
Und bring euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will."

Gedruckt ist es zuerst mit seiner Singweise in Joseph Klug's Gesangbuche (Wittenberg 1535) und dann bis jetzt in alle evangelischen Gesangbücher aufgenommen.

In den ältesten Drucken hat er ausdrücklich auf die ursprüngliche Bestimmung dieses Liedes hingewiesen und es als „Ein Kinderlied auff die Weihnachten, vom kindlein Jhesu ꝛc. Aus dem 2. Capitel des Evangelij S. Lucas gezogen durch D. M. L." angekündigt.

Wie kommt das Lied zu seinem eigenartigen Anfange? wird vielleicht mancher Leser fragen. Man wisse: daß die Eingangsworte dem Engel, der die Weihnachtsbotschaft überbringt, in den Mund gelegt sind. Bei solcher Weihnachtsfeier im häuslichen Kreise hatte Luther nämlich die 7 ersten Strophen von einem als Engel gekleideten Hausfreunde singen lassen. Dann begrüßten die Kinder mit der 8. Strophe:

Bis willekomm, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken dir?

worauf in den übrigen Strophen der Dank gegen Gott und Christus für das Erlösungswerk ausgesprochen wird, schließend:

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn,
Deß freuet sich der Engel Schaar
Und singen uns solchs neues Jahr.

Fragen wir nach der Melodie zu Luther's Weihnachtsliede, so finden wir ihm zuerst (1535) eine weltliche Volksweise beigedruckt: f | c c d c | a b g a, die beim Kranzsingen in Anwendung kam und deren Text anfing:

Ich komm aus fremden Landen her,
Und bring euch viel der neuen Mär,
Der neuen Mär bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.

Den vollständigen weltlichen Text bringt Uhland (Volkslieder Nr. 3) und mein altdeutsches Liederbuch (Nr. 271).

Woher weiß man, daß diese Melodie wirklich dem weltlichen Texte angehört? Dem fragenden Leser sei bemerkt: weil in gleichzeitigen weltlichen Liederdrucken (z. B. in Ott's Liederbuch 1534) jenem weltlichen Texte dieselbe Tonweise wie zum Lutherliede 1535 beigedruckt ist und wiederum in Drucken einzelner geistlicher Lieder (z. B. in „Geistliche Ringeltentze" 1550) das Lutherlied mit der Ueberschrift vorkommt: „im Ton, wie man umb krentz singt", — so liegt auf der Hand, daß man in der ältern Weise zu Luther's Weihnachtsliede die Kranzweise vor sich hat. Uebrigens wird man aus den Textanfängen beider Lieder ersehen, wie Luther sein Weihnachtslied dem weltlichen Gesange nachgebildet hat. Man trug im 15. und 16. Jahrhundert kein Bedenken, einem geistlichen Liede eine weltliche Weise unterzulegen oder geradezu auf eine weltliche Singweise einen geistlichen Text zu dichten. Der Beispiele lassen sich zu vielen Hunderten anführen. Die Kluft zwischen geistlicher und weltlicher Musik war damals noch nicht vorhanden.

Mit einer zweiten Melodie, die noch jetzt allgemein gesungen wird und anhebt: c | h a h g | a h c, begegnet uns Luther's Lied zum ersten Male in Valentin Schumann's Gesangbuch (Leipzig 1539), dann 1545 in Babst's Wittenberger Gesangbuche, das letzte, welches Luther selbst redigirte.

Sie, die bis heute im evangelischen Kirchengesang in Geltung geblieben ist, hat einen würdigeren, männlicheren Charakter, als jene weltliche Weise; auch musikalisch mannigfaltiger und schöner ist sie, als die Volksweise, die viermal nacheinander eine Cadenz in der Haupttonart macht, was doch ermüden muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Luther selbst erfunden, der seinem Weihnachtsliede eine bessere Weise, als die damals allbekannte unter der Dorflinde zum Abendtanz gesungene, geben wollte und als musikgeübter Dichter und Sänger eine solche zu erfinden auch im Stande war. Solches glauben wenigstens alle unparteiischen Hymnologen, auch wenn sie eine Originalhandschrift mit Luther's Noten zu dieser Weise nicht aufweisen können.

Gerade für diese Melodie sowie für die „Ein feste Burg" vermögen Luther's Gegner keine Entlehnung aus vorreformatorischen deutschen oder lateinischen Quellen nachzuweisen, wie das bei vielen anderen, zeither Luther zugeschriebenen Choralmelodien geschehen ist.

Jene von Luther zuerst verwendete, dann verdrängte Volksweise ist aber keineswegs im Kirchengesange ganz ausgeschieden, sondern findet sich auf ein anderes Weihnachtslied angewendet, das anhebt: „Vom Himmel kam der Engel Schaar". Mit diesem Texte steht sie zuerst 1543 in Klug's Wittenberger Gesangbuche und ist noch bis heute in manchem Choralbuche anzutreffen.

Als ein Kunststück sonderbarer Art erscheint 1544 in Rhaw's Gesängen für gemeine Schulen ein fünfstimmiger Tonsatz von Forster, darin die ältere (weltliche) und die jüngere (lutherische) Melodie gleichzeitig auftreten, derart, daß der Discant die alte, der Tenor die jüngere Weise singt.

Noch bis heute wird Luther's Festlied „Vom Himmel hoch" zur geistlichen Hausmusik besonders zur Weihnachtszeit geeignet erscheinen und seine Wirkung nicht verfehlen.

6) O du fröhliche Weihnachtszeit!

Es war im Jahre 1816, als der in Weimar lebende Theolog und Begründer einer Erziehungsanstalt, Johannes Falk, einige fromme Reime auf die drei christlichen Hauptfeste abfaßte und zwar nach der damals in Deutschland noch nicht lange bekannt gewordenen italienischen Volksweise: O sanctissima. Das Allerfeiertagslied begann für das Christfest:

O du fröhliche,
O du selige,
Gnaden bringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren:
Freue, freue dich Christenheit.

Das Stimmungslied mit seiner lieblich dahin gleitenden Singweise hat durch Singhefte in Deutschlands Schulen die weiteste Verbreitung und die Musik dazu im elementaren Musikunterricht gebührende Verwendung gefunden.

Ueber die Melodie „O sanctissima" weiß man nur soviel: daß dieser Gesang ein sicilianisches Schifferlied und von Herder († 1803) aus Italien mitgebracht worden sei. Der lateinische Text mit freier, deutscher Uebersetzung erscheint erst nach Herder's Tode und zwar in der Gesammtausgabe seiner Werke unter den „Völkerstimmen" Tübingen 1807. Die Musik dazu findet sich auf einer in Kupfer gestochenen Musikbeilage in Herder's Werken und zwar zweistimmig mit Clavierbegleitung. Sie ist einfach fromm und doch so erhebend.

Den angegebenen Ursprung des „O sanctissima" muß ich entschieden bezweifeln, da die italienischen Schiffer doch nicht lateinisch singen und die Melodie doch gar nichts von den im $^{6}/_{8}$ Takt dahin schaukelnden Gondelliedern hat. Vermuthlich war es eine im 18. Jahrhundert in Italien beliebte Wallfahrtsmelodie, die in lateinischer Sprache von Geistlichen und Chorknaben bei der Procession nach irgend einem Marienbilde angestimmt wurde und auf der Reise in den Besitz Herder's gelangte.

Nebenbei sei bemerkt, daß der Anfang der russischen Nationalhymne dem O sanctissima nachgebildet ist.

7) Stille Nacht, heilige Nacht.

Dieses schöne, jetzt wol in ganz Deutschland gesungene, besonders den Kindern lieb und theuer gewordene Weihnachtslied ist kein Volkslied aus dem Zillerthal, wie man lange angegeben hat, auch ist's nicht von Michael Haydn in Salzburg, noch von Aiblinger componirt, wie man vermuthet hat, sondern nach gründlichen Nachforschungen ist der Text 1818 gedichtet von Joseph Mohr, Hilfspriester zu Oberndorf bei Salzburg; die Melodie dazu componirte sein Freund Franz Gruber, damals Lehrer und Organist in dem benachbarten Arnsdorf, geboren zu Hohenburg, unfern des Inn, gestorben den 7. Juni 1863 als Organist zu Hallein. Dieses Resultat über den lange dunkel gewesenen Ursprung dieses lieblichen Christnachtliedes der Neuzeit ist seit 1878 wiederholt in süddeutschen Zeitungen und noch 1885 in den Frankfurter berichtet worden, trotzdem findet man es noch immer mit falschen Angaben gedruckt. Zur Weihnachtszeit des obgenannten Jahres, als jener geistliche Herr mit dem befreundeten Organisten in einer sternhellen Nacht über beschneite Felder von der Filialkirche heimwärts gingen, soll das Lied entstanden sein. In Deutschland ist es seit ungefähr 1840 bekannt und allgemein beliebt geworden. —

Damit schließe ich meinen historischen Bericht über alte und neue Weihnachtslieder und wünsche allen christlichen Liederfreunden ein frohes Weihnachtsfest. F. M. Böhme.

Ein Weihnachtsbaum an der Stätte des altägyptischen Sonnencults.

Von Paul Pasig.

Etwa 8 km nordöstlich von Kairo, bereits im Delta und hart an der Grenze der arabischen Wüste, liegt der unscheinbare Flecken Matarieh. Die Umgebung desselben gehört, natürlich mit Ausschluß der benachbarten Wüstenstriche, zu den lieblichsten Gefilden des Nillandes, und wenn nicht Alles im Umkreise an den Orient erinnerte, so würden wir in dieser wahrhaft „güldenen Aue" uns eher in eine der heimischen Flußniederungen als in eine der Wüste benachbarte Ebene Aegyptens versetzt glauben. Haben wir das noch immer rege und buntfarbige Treiben der stilleren europäischen Quartiere Fagallah und Abbasieh mit den ausgedehnten, nach europäischem Muster eingerichteten Militäretablissements und dem astronomisch-meteorologischen Observatorium im Rücken, so zeigt sich dem erstaunten Auge ein Bild von überraschender Anmuth. Zu beiden Seiten der breiten, ziemlich gut gepflegten Landstraße nichts als ein tiefgrüner, schwellender Teppich; Mais und Weizen sowie alle heimischen Küchengemüse, darunter besonders die verbreiteten Alliumarten (Zwiebeln, Knoblauch, Lauch) und Kürbisse, Melonen, Gurken u. s. w. erfreuen sich einer erstaunlichen Ueppigkeit, und Weinstöcke bilden geräumige Veranden vor den niedrigen einfachen Hütten, die zerstreut im grünen Gefilde umherliegen; einzeln oder in Gruppen stehende Dattelpalmen wiegen andächtig ihre stolzen Häupter im Winde und geben mit den schlanken, breitblätterigen Bananen und den meist übermannshohen, saftstrotzenden Cactusfeigen dem Gemälde ein echt orientalisches Gepräge. Dazwischen sorgen zahlreiche am Wege befindliche Sakkiyen d. h. durch Büffel in Bewegung gesetzte Schöpfräder für stete Bewässerung des kostbaren Bodens.

Aber nicht nur in botanischer, sondern weit mehr noch in historischer Beziehung verdient dieser Fleck Erde unsere vollste Aufmerksamkeit. Zunächst wollen wir uns dessen erinnern, daß wir uns hier auf einem Schlachtfelde befinden, auf welchem zweimal um die Herrschaft gestritten wurde. Denn hier war es, wo Selim I., Sultan des türkischen Reiches, der dasselbe bis zum Tigris erweiterte, nach Besiegung der Mameluken Aegypten seinem Scepter unterwarf (i. J. 1517). Fast 300 Jahre später standen sich an der gleichen Stätte Franzosen und die vereinten Türken und Engländer gegenüber. Die Schlacht bei den Pyramiden, von denen „vierzig Jahrhunderte auf die französischen Sieger herabschauten", war geschlagen (21. Juli 1798) und Napoleon Bonaparte in sein Vaterland zurückgekehrt, um daselbst die Früchte seiner kühnen Unternehmungen zu ernten. Obwol sein Stern in Aegypten längst im Erbleichen begriffen war, hatte er daselbst seinen tapfern General Kleber mit etwa 10000 Mann erprobter Truppen zurückgelassen. Der von diesem mit den Türken und Engländern behufs freien Abzugs seiner Armee abgeschlossene Vertrag fand indeß nicht die erhoffte Anerkennung der englischen Regierung, welche vielmehr die Kriegsgefangenschaft der Franzosen forderte; so sah sich Kleber zur Wahrung der Ehre des französischen Namens zum Widerstande genöthigt und besiegte in der blutigen Schlacht bei Heliopolis (20. März 1800) die sechsfache feindliche Uebermacht.

Nicht minder bedeutsam aber ist das culturhistorische und religiöse Interesse, welches diese Stätte bietet. Sind wir nämlich an dem in einem Orangenhaine versteckten Dorfe Kubbe mit viceköniglichem Lustschlosse vorüber in den Flecken Matarieh gelangt, wo sich übrigens hart am Wüstenrande eine aus etwa 500 Pfleglingen bestehende Straußenzucht befindet, so sehen wir, nur wenige Minuten von einander entfernt, zwei stumme Zeugen einer längst entschwundenen Zeit in einsamer Größe emporragen. Hier in dem Garten zur Rechten der sog. Marienbaum, der die Stätte bezeichnen soll, wo die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf ihrer Flucht vor Herodes Schutz und Obdach fand; dort hinter dichtem Laubgrün versteckt und nur mit seiner Spitze hervorragend der einzige in Aegypten belassene Monolith, der Obelisk von Heliopolis, der letzte Ueberrest des altägyptischen Sonnentempels. Es ist eine wunderbare Fügung zu nennen, welche diese Repräsentanten zweier scheinbar so grundverschiedenen und doch nach ihrem innersten Wesen so nahe verwandten religiösen Anschauungen gerade an dieser ehrwürdigen Stätte nachbarlich vereint uns aufbewahrte. Dort werden wir an das Licht im Aufgange, an die Sonne des Lebens erinnert, hier predigt der kalte, todte Stein von jener Sonne, die, weil sie selbst Geschöpf ist, dem Vergänglichen ihren Tribut schuldet und sammt den Stätten ihrer Anbetung dem Untergange geweiht ist; hier ein Symbol des neubelebend in die Welt eingetretenen Christenthums, dort ein alterndes Monument des versunkenen Heidenthums!

Wir nannten den Marienbaum in der Ueberschrift einen Weihnachtsbaum. Freilich ist er keine nordische Tanne oder Fichte, sondern eine breitästige, weitverzweigte Sykomore mit vielfach zerfressenem, niedrigem Stamme. Aber mit der Weihnachtsbegebenheit steht der Baum nach der erwähnten Tradition in innigem Zusammenhange, so daß wir keinen treffenderen Namen für ihn wissen. Und das Weihnachtswunder? Auch unser Baum weiß von einem Wunder zu erzählen, dessen er dereinst gewürdigt wurde. Müde und erschöpft, so heißt es in der altgeheiligten Legende, kam die gebenedeite Jungfrau mit ihrem Kindlein in die Nähe des weithin schattenden Baumes, der wie verheißend, wie lockend sein dichtes Gezweig ihr entgegenstreckte. Doch hinterdrein, ihren Augen noch erreichbar, folgten ihr auch schon die nachgesandten beutegierigen Häscher. Da wird ihr so bang ums Herz, denn nirgends schimmert ihr ein Hoffnungsstrahl, und ihr Vertrauen auf den Höchsten, das bisher selbst in den schwierigsten Lagen ihres Lebens sie so wunderbar aufrecht erhalten hatte, fing zum ersten Male an zu wanken. Da, o Wunder, schauen ihre Augen, was sie selbst für unmöglich halten muß! Der Stamm des Baumes öffnet sich — Maria versteht den rettenden Fingerzeig des Himmels, und bald ist sie mit dem geliebten Kindlein in der geräumigen Höhlung des Stammes verschwunden. Um aber die gnadenreiche Rettung zu vollenden, wob eine Spinne ihr dichtes Netz über die Oeffnung. Nun sind aber inzwischen auch die Häscher, die ihre kostbare und, wie sie wähnten, unentrinnbare Beute nicht aus den Augen gelassen hatten, an der Stätte angelangt. Ja, es war für sie kein Zweifel: hier mußte die Flüchtige sich entweder aufhalten oder —. Das dichte Gewebe vor der Höhlung ließ die Annahme, daß eben erst ein Flüchtling sich hier habe verbergen können, nicht zu; so blieb ihnen nichts übrig, als an ein göttliches Wunder zu glauben, welches — auf was für eine Weise immer — die erhoffte Beute ihnen entrückte, und unverrichteter Sache kehrten sie zu ihrem Gebieter zurück. Der dicht am Baume hervorsprudelnde Brunnquell aber leistete den Geretteten seine besten Dienste, bis der Tod ihres Drängers ihnen die Rückkehr ins heilige Land gestattete.

Der erwähnte Brunnen ist jetzt noch vorhanden; wenigstens wird die zur Linken des Baumes sich befindende doppelte Sakkiye, welche mit ihrem krystallklaren Wasser den im üppigsten, buntfarbigsten Flor prangenden Garten, in dem vor Alters auch die köstliche Balsamstaude cultivirt wurde, bewässert, dafür gehalten.

Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß eine so geweihte Stätte in der Christenheit von jeher in hoher Achtung stand, und nach Prof. v. Tischendorf's Vermuthungen reichen die Spuren andächtiger Verehrung, welche dem „Marienbaume" dargebracht wurde, bis in das 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf.

Wir besitzen einen interessanten Bericht aus der Feder des Paters **Vansleb**, Pfarrers von Fontainebleau, welcher seinen im Jahre 1672 stattgefundenen Besuch des denkwürdigen Ortes schildert wie folgt: „Am 12. Juli war ich in Gesellschaft einiger französischer Kaufleute in dem Dorfe Matarîye, östlich von Kairo gelegen und zu Pferde in etwa 2 Stunden zu erreichen, um die Stätten zu schauen, die unser Herr Jesus Christus und seine allerheiligste Mutter durch ihre Gegenwart geweiht haben, und zugleich auch den Garten, wo ehedem die Balsamstaude gedieh. Wenn man in den Hof eintritt, so bemerkt man zur Rechten ein kleines türkisches Bethaus, welches auf den Ruinen einer kleinen koptischen Kirche erbaut wurde, in der man noch einige Fußtapfen unseres Herrn Jesus Christus und seiner allerheiligsten Mutter verehrte.*) Man nennt dieses Bethaus El Markad d. i. Ort der Ruhe. Hier befindet sich ein kleiner Wasserbehälter. Die Kopten halten daran fest, daß die heilige Jungfrau hier die Windeln ihres geliebten Kindes zu waschen pflegte; auch ließ sie dasselbe, während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war sich in eine Mauernische setzen, eine Stelle, wo die Gläubigen ehedem aus Ehrfurcht die Messe zu beten pflegten. Ganz nahe bei diesem Markad befindet sich der wunderbare **Brunnen**.**) Die Tradition der Kopten erzählt in Uebereinstimmung mit den Berichten einiger mohammedanischer Geschichtsschreiber, daß unser Herr in diesem Brunnen gebadet wurde und daß er durch ein Wunder dem Wasser desselben seinen Wohlgeschmack und seine Güte verlieh. Nachdem wir einen kleinen Imbiß an dieser Stätte genommen und aus Ehrfurcht von diesem köstlichen Wasser getrunken hatten, traten wir in den Garten ein. Man sah ehedem in demselben die Sykomore,***) welche nach der Ueberlieferung der Kopten durch ein Wunder sich spaltete, um in ihre Höhlung unsern Herrn Jesus Christus und seine allerheiligste Mutter einzulassen, als sie von den Soldaten des Herodes verfolgt wurden. Man sagt auch, daß Beide, indem sie sich in dieser Höhlung verbargen, gerettet wurden, und zwar durch das Gewebe einer Spinne, welches sie bedeckte und sehr alt schien, obgleich es in einem einzigen Augenblick und durch ein göttliches Wunder entstand."

Wie schon aus diesem in mehr als einer Beziehung höchst interessanten Bericht des französischen Reisenden hervorgeht, ist der jetzige Baum neueren Ursprungs. Damals (1672) zeigte man eben nur noch die Stelle, wo der Baum gestanden haben sollte und an welcher noch in demselben Jahre der heutige „Marienbaum" gepflanzt wurde. Auch sonst hat sich, worauf wir bereits aufmerksam machten, Manches an der geweihten Stätte verändert. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an die sinnige Legende, die an ein gleiches Ereigniß aus der Flucht Mohammed's erinnert, den Maßstab der nüchternen Kritik zu legen. Nur das sei noch erwähnt, daß unter der alten, verfallenden Koptenkirche zu **Fostat** bei Kairo sich eine Krypta — wenn man den düstern, unterirdischen Raum so nennen darf — befindet, welche später der heiligen Familie bis zu ihrer Rückkehr nach Nazareth als Wohnung gedient haben soll. Man zeigt hier sogar noch die Feuerstätte, wo Joseph das Brod buk, den Sitz, auf welchem die heilige Jungfrau nach vollbrachtem Tagewerk ausruhte, und gleichfalls einen Brunnen, in dem das Jesuskindlein die heilige Taufe empfangen haben soll — letzteres allerdings ein offenbarer Widerspruch mit der canonischen Ueberlieferung, nach welcher der Heiland im Jordan von Johannes getauft wurde!

Die tausendjährige Reliquie der Christenheit im Garten zu Matarîye, der Weihnachtsbaum im Lande des Halbmonds, ist übrigens gegenwärtig Eigenthum der Kaiserin Eugenie, welcher bei Gelegenheit der Einweihung des Suezcanals (Herbst 1869) diese ehrwürdige Sycomore vom damaligen Khediven Ismail Pascha zum Geschenk gemacht wurde.

Es ist ein kaum ¼ stündiger Weg von hier bis zum **Obelisken von Heliopolis**, dem letzten Zeugen des ägyptischen Sonnencults, der in einsamer Größe über das dunkle Laubwerk der ihn umgebenden Lebbachbäume und Tamarisken emporragt. Und doch gilt es für Geist und Phantasie, eine Kluft von 2½ Jahrtausend zu überbrücken, um uns die Bedeutung dieser nicht minder geweihten Stätte zu vergegenwärtigen!

Der Obelisk, theilweise noch im Sande vergraben, hat eine Höhe von 20,3 m und besteht aus röthlichem Granit von Syene (Assuan). Auf allen vier Seiten befindet sich in stattlichen und wohlerhaltenen Hieroglyphen die allerdings auf zwei Seiten wegen der Bienenzellen unleserliche Inschrift, nach welcher **König Rā-cheper-ka** dieses Denkmal zu Ehren der Gottheit habe errichten lassen.

Damit werden wir vor Allem an das **Alter** dieses ehrwürdigen Monolithen erinnert. Rā-cheper-ka ist nämlich kein Andrer als **Usertesen I.** (Sesonchosis), der, wie bereits sein Vater **Amenemha I.** (Amenemes), dem Sonnencult besondere Pflege angedeihen ließ. Beide aber eröffnen die 12. Dynastie (um 2500 v. Chr.).

Die einzigartigen klimatischen Verhältnisse des Nillandes brachten es mit sich, daß jener Dienst schon in den frühesten Zeiten sich entwickelte und zu Ansehn und Verbreitung gelangte. Denn wenn nach Herodot's treffender Bezeichnung Aegypten wol ein „Geschenk des Nils" ist und in späteren Perioden sich eine Art Verehrung dieses segenspendenden Stroms herausbildete, so darf doch nicht verkannt werden, daß derselbe, wie erst wieder in diesem Jahre, zuweilen auch den Charakter eines blind wüthenden und zerstörenden Elements annehmen kann, während die fast beständige Bläue des ägyptischen Himmels mit ihrem sprichwörtlichen Sonnenschein den guten Genius des wunderbaren Landes darstellt, der Gedeihen und Wachsthum in bei weitem tiefgreifenderer Weise bedingt als in anderen Ländern. Aegypten ist daher noch weit mehr ein „**Geschenk der Sonne**" und die Verehrung des leuchtenden Tagesgestirns gewissermaßen das nothwendige Ergebniß natürlicher religionsphilosophischer Reflexion.

Die beiden Hauptstätten des Sonnendienstes waren **Memphis**, wo das Heiligthum des Ptah stand, und **Heliopolis** mit dem Tempel des Rā, des Sonnengottes, der als **Tum** die Abendsonne bezeichnete. Die Bibel kennt letztere Stätte unter dem Namen An oder On und erzählt, Joseph habe eine Tochter des Sonnenpriesters Potiphera zu seinem Weibe gemacht.

Mit dem Eindringen fremder Elemente war auch die Erhaltung des Sonnencults in seiner ursprünglichen Reinheit sowol als auch überhaupt mehrfach in Frage gestellt, und wir wissen, daß außer den beiden genannten Pharaonen der 12. Dynastie auch andere Herrscher des Nillandes die Pflege und Erhaltung des altherkömmlichen Cults sich angelegen sein ließen. So u. A. **Amenhotep IV.** (18. Dyn., um 1650 v. Chr.), der dem inzwischen weit verbreiteten **Ammondienst** den Rücken kehrte und seinen Namen, welcher „Ammonsfriede" bedeutete, in „Chu-en-aten" d. i. Abglanz der Sonnenscheibe veränderte. In der „salle historique de l'Est" des Museums zu Bûlâk befindet sich eine Kalksteinstele, auf welcher dieser König abgebildet ist, wie er mit seiner Gemahlin und einer älteren Tochter den Strahlen der Sonne seine Verehrung zollt.

Wenn übrigens die Pharaonen ein besonderes Interesse am Sonnencult bekundeten, so handelten sie nicht minder aus religiösen wie aus politischen Motiven. Denn jeder Pharao galt für eine sichtbare Verkörperung des Sonnengottes und sowol der Name (Pharao entstand aus Rā = Phra-o) als der Umstand, daß unter ihren Titeln keiner so bedeutsam war als der eines „Herrn von Heliopolis" weisen darauf hin, in welch enger Beziehung die irdischen Machthaber des Nillandes sich zum Sonnengotte wußten. Dieser war es, der ihnen Autorität und Ansehn verlieh, und von dem Glanze, der die himmlische Majestät umgab, fiel nothwendig ein nicht eben geringer Widerschein auf ihre irdischen Repräsentanten: indem die Pharaonen die Sonnengottheit ehrten, ehrten sie zugleich sich selbst und sorgten in denkbar ergiebigster Weise für ihre eigene einzigartige Stellung im Lande. So widmeten, wie wir wissen, **Chephren** (4. Dyn., um 3500 v. Chr.) und später **Thutmes III.** (18. Dyn., um 1650 v. Chr.) dem großen Sphinx-Harmachis bei Gize, dem Wahrzeichen des schützenden und behütenden Sonnengottes, besondere Sorgfalt; **Ramses II.** (19. Dyn., um 1450 v. Chr.) stellte aus Verehrung für den großen Gott Ptah sein Kolossalbild vor dem von ihm restaurirten Heiligthum desselben in Memphis auf, und **Usertesen I.** huldigte dem Sonnengotte durch Errichtung unseres Obelisken am Eingange des Tempels zu Heliopolis; außerdem soll er noch einen andern Monolithen im Fayûm aufgestellt haben.

Es giebt auch in der That kaum ein bezeichnenderes Symbol des Sonnengottes als den Obelisken. Denn derselbe stellt den **Sonnenstrahl** dar, weshalb nicht selten die pyramidenartige Spitze, da es am ganzen Körper unangänglich war, vergoldet wurde. Auch wurden die Obelisken aus gleichem Grunde stets **paarweise** vor den Tempeln aufgestellt. Der andere Obelisk, der neben dem in

*) Von diesem Bethause ist gegenwärtig nichts mehr zu sehen.

**) Offenbar ist die oben erwähnte doppelte Sakîye gemeint.

***) Der jetzt vorhandene „Marienbaum" wurde gerade in diesem Jahre (1672) an Stelle des alten, zu Grunde gegangenen gepflanzt.

Rede stehenden dereinst den Eingang des Sonnentempels in Heliopolis schmückte, soll erst im 12. Jahrh. unserer Zeitrechnung gestürzt sein.

Nach alledem ist ersichtlich, welch hohen Ansehens sich unser Heiligthum seit Alters erfreute. Wie hier dem Gotte Ra verschiedene heilige Thiere (Löwen, Katzen, eine weiße Sau) gehalten und vor Allem der Mnevisstier verehrt wurde, so mußte der heilige Stier Apis, bevor er seine eigene Wohnung in Memphis bezog, erst eine Zeitlang im Tempel zu Heliopolis sich aufhalten, um gewissermaßen hier an der Heimstätte des Sonnencults seine Amtsweihe zu empfangen. Sodann ist nicht zu vergessen, daß die hier blühende Schule von jeher in höchstem Ansehn stand, was sogar einen Herodot bewog, gelegentlich seines Besuchs des Nillandes Einsicht in die näheren Verhältnisse derselben zu nehmen. Wenn auch entsprechend dem Charakter der Zeit die Lehrgegenstände wesentlich religiöse und theologische Fragen betrafen und selbst naturwissenschaftliche, astronomische und mathematische Disciplinen sich nicht ganz diesem Einflusse entziehen konnten, so hindert dies keinesfalls, anzunehmen, daß die altägyptische Sonnenstadt ein helles Licht der Aufklärung und Civilisation auch über weitere Kreise ausstrahlte.

Wie innig übrigens diese Stätte mit Allem, was Licht und Leben, Morgenröthe und Sonnenglanz betraf, verwachsen war, das beweist endlich auch die bekannte Sage vom Vogel Phönix, die hier ihre Heimath hat. Denn dieser Wundervogel, der alle 500 Jahre von Osten kam und sich hier in duftendem Weihrauch verbrannte, um verjüngt aus der Asche zu erstehen und wieder in seine östliche Heimath zurückzukehren, ist niemand anders als die Sonne selbst, die in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen ihren Lauf vom Aufgange bis zum Niedergange vollendet, um dann aufs Neue „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer" zu gehen und „sich zu freuen wie ein Held zu laufen den Weg".

Diese Reminiscenz aus dem Psalmbuch (19, 6) ist um so gerechtfertigter, als der verjüngt aus der Asche erstehende Phönix bekanntlich zugleich das aus dem Tode neu hervorgehende Leben abbildet und ein Symbol der auch den alten Aegyptern wohlbekannten Fortdauer nach dem Tode, der Auferstehung ist. In diesem Glauben liegt ein ahnungsvoller Hinweis auf den letzten und höchsten Sonnencult — man verzeihe den Ausdruck — wie ihn die christliche Religion darstellt, und die Kirche thut wol daran, das Geburtsfest ihres göttlichen Stifters, der sich selbst die „Auferstehung und das Leben" nennt (Joh. 11, 25), gerade in den Tagen des wachsenden Lichts, der sieghaften Sonne (24. Dec.) zu feiern, eingedenk dessen, daß er in Erfüllung alttestamentlicher Weissagung (Jes. 9, 1) das wahrhaftige „Licht der Welt" (Joh. 1, 5. 8, 12. 9, 5) ist, dessen Glanz nicht erbleichen und verlöschen wird, wenn auch abermals vielleicht Jahrtausende an dem letzten, stummen Zeugen des altägyptischen Sonnencults vorübergerauscht sind oder dieser selbst längst in Trümmer gesunken sein wird.

Künstlerbriefe aus den Jahren 1760—1830.

X.

Koch an Robert v. Langer. Rom, den 20. Juli 1811. Hochzuverehrender Herr, Einen Wechsel von fünfundvierzig Scudi, auf Schulthesius habe ich erhalten, das Gelt ward mir richtig ausbezahlt. Der Baron von Uexkull aus Stuttgart ist aus Neapel zurückgekommen, und von hier in seyne Heimath abgereißt. Mein Bild war für seynen Wagen zu groß er konnte es also nicht mit sich nehmen, welches mir sehr leid thut dieweil ich deshalb mit der Forthsendung gewartet habe, es könnte bey nahe schon in München seyn. Ich habe es nun Herrn Francesko de Santis (im Verlag der Volpatischen Buchhandlung) übergeben welcher die Spedition besorgt, und es abgeschickt hat, mit der Versicherung daß es in weniger als fünf Wochen in München seyn wird, wenn es dorten angekommen ist, so bitte ich Sie um baldige Benachrichtigung hievon. Auch habe ich Ihnen zwey Beylagen von meinen radierten Blättern Italiänischer Aussichten mitgegeben, ein Exemplar ist für Sie, und das andere für Herrn von Rumohr, wenn solcher noch in München seyn sollte, haben Sie die Güte ihm solches nebst meinem Gruß einzuhändigen. Die Eier Klare so ich hier über das Bild gezogen habe, habe ich abgewaschen dieweil deren Sprödigkeit dem Bild Sprünge verursachen könnte. Wenn das Bild in Ihren Händen ist so lassen Sie eine Eierklar mit etwas Zucker und Weingeist vermischt darüber ziehen, denn die Farben haben an vielen orten tüchtig eingeschlagen. Wenn das Gemählde auf die Blendrahme aufgezogen ist, so lassen Sie dünne Leisten darum machen, damit wenn es unter die Rahme kömmt von den Enden nichts verlohren geht. In einem Jahr kan das Bild mit einem Firnis überzogen werden. Ich hoffe Herr President von Asberg wird mit meiner Arbeit zufrieden seyn den ich habe solche mit großem Fleis gemacht. Herr de la Riviere aus Lausanne wegen meiner Schweitzer Landschaft hat nichts mehr von sich hören lassen, scheint also aus der Windbeuteley sich nichts zu machen, haben Sie die Güte etwelche Kunstliebhaber hievon zu benachrichtigen. Es ist eine meiner gelungensten Arbeiten, wer diese Landschaft gesehen hat, bezeugt daß sie die Arbeiten des Heß aus Zürch in dieser Gattung, weith übertreffe und dem Ruisdal und Efferdingen beykomme, in wiefern dieses wahr ist weiß ich nicht zu sagen, dieweil ich weder von Ruisdal noch von Efferdingen etwas gesehen, nur so viel weis ich, wenn mans also macht, man Lob verdient. Ich würde diese Landschaft für 200 Scudi erlassen, sie ist mit großem Fleis und Naturwahrheit ausgeführt, stellt eine wilde Alpengegend aus dem Lauterbrunner Thal mit Glätschern Wasserfällen und Tannenwäldern dar. Sollte sich also eine gute Gelegenheit, und Liebhaber darzu zeigen, so bitte ich Sie lassen Sie ein gutes Worth fliessen. Herr Rhoden aus Cassel ist auf seiner Reise nach Hause über München gereißt, war er nicht bey Ihnen? Sie fragten mich wegen der Künstler in Rom Canova, Camocini, — Thorwaldsen, Wagner, Eberhart p.p. Thorwaldsen hat 4 schöne Basreliefe für den Hof von Dänemark vollendet eben so die Statue eines Adonis, so viel ich weis für den Kronprinzen von Beyern bestimmt, sehr schön vollendet. Eberhart vollendet seinen Amor und Psiche, auch sahe ich viele Modelle in seinem Studium welche schön sind. er ist fleißig. Wagner macht ein großes Bild den Orpheus in der unterwelt vorstellend eine reiche Composition von welcher ich nur die Seitze gesehen habe. Herr von Ramdohr welchen Sie kennen, befindet sich in Rom und mahlt fleißig darauf loß. Bey den andern Künstlern bin ich schon lange nicht gewesen. Ich bitte Sie, machen Sie das ich den Rest von den 100 Zechinen bald bekomme, 100—45 Scudi habe ich erhalten. Für die Kunst herrscht ein eisern Zeitalter wie Sie wohl wissen, wie man sich muß sauer werden lassen um rechtlich existieren zu können. Machen Sie viele Empfehlungen an Ihren Herrn Vather und an Herr von Rumohr. Ich bin mit Achtung jederzeit deren ergebenster Diener Joseph Anton Koch. A Mons. Monsieur Robert de Langer Proffesseur des beaux artes de l'academie a Munic en Bavière per la Germania.

Koch an Robert v. Langer. Viel geachtester Freund, Durch Gelegenheit dieses wenige. Daß ich mehrere mahle vor ein paar Jahren auf dem Tode lag werden Sie wissen, nun aber bin ich gesund, und wohlauf, und habe Verschiedenes gemacht. Vor einem Jahre waren Sie in Venedig und Umgegend, schade daß Sie nicht Vollends hierher gekommen sind. Ich glaube in Padua sind schöne Kunstwerke, da ich aber durch mußte war ich mit meinem Veturino und besonders mit der höllischen Dogana beschäftigt, konnte also die Meisterhaften Compositionen des Giotto nicht sehen. Ich bin ein großer Verehrer der Giottischen Schule, wegen der Grandiosität und Tiefe der Erfindung. Waren Sie in Assisi? dorth habe ich die besten Sachen dieser Schule gesehen. Hierin bin ich mit Ihnen einverstanden das abschneidende Sisteme in der Kunst zu nichts führen als zur engherzigen Einseitigkeit. Alles was den Geist, Verstand, und Sinn anspricht verdient unsere Achtung wenn es auch gerade nicht den Stempel dieser oder jener Zeit oder Schule trägt. Denn die lebendige Kunst ist so verschieden wie die Natur. Hier in Rom nimmt eine gewaltige Barbarey überhand in der Ansicht der Mahlerey, blose Effeckt Sudeley alla Schönberger, selbst in der Historienmahlerey nimmt überhand. Die Genre oder Gattungs Mahlerey ist das einzige was gesucht wird. Da muß man aber nicht glauben wieder erstandene Teniers, Polter, Ostade, Mieris Neff und dergleichen in ihrer Arth resspecktable Sachen zu sehen, nichts dergleichen, sondern eine wahre Mode mahlerey deren höchstes Verdienst wenn es hoch kömmt eine praktische Faust ist. Von den überspanten Altdeutschen ist keine Rede mehr vieler so frömlendes, kindliches Gemüth hat nicht in die Länge Stich gehalten. Es sind tüchtige Leute unter ihnen, aber vieler arth und weiße die Kunst nur vermittelst der Brille alter Form alleine zu erkennen konnte keinen Forthgang derselben bewürken. Haben Sie das Bildchen von Monte Mario von der Mahlerin J. Seidler bekommen?

als Sie von hier abreißte erboth Sie sich es mit zu nehmen. Wenn Sie es bekommen haben sind Sie so guth es mir wissen zu lassen. Vielleicht hat Sie die Versendung des halben Verspätet, um es hier und dort zu zeigen wenn ich weis wie es mit dem Bild steht kan ich nach Weimar schreiben. Herr Glenze bringt zwey leicht gewahlte Bilder von mir mit nach München mit. Grüßen Sie mir doch vielmahls die Herren Stadler und Stieglmeier und entschuldigen mich daß ich ihnen noch nicht geschrieben habe. Sie haben mir ein vortreffliches Bleyweis geschickt wofür ich mich vielmahls bedanke. Ich empfehle mich der ferneren Freundschaft Ihres Herrn Vathers, des Baron Freybergs und aller welche mich kennen. Bis auf weiteres wünsche ich Ihnen langes Leben und Gesundheit, leben Sie wohl ich bin jederzeit Ihr ergebenster Freund Joseph Koch. Rom den 7. März 1824. An Herrn Roberth Langer Professor der K. Akademie der schönen Künste in München.

Overbeck an Gaber. Rom am 19. Dec. 1864. Hochgeehrter Herr Gaber! Gestern erhielt ich Ihren sehr freundlichen Brief vom 28 November, und daß ich mich gleich heute hinsetze ihn zu beantworten, möge Ihnen als Beweis dienen, wie warm mich noch immer der Gedanke beschäftigt, mein Werk von den Sacramenten durch Ihre Hand veröffentlicht zu sehen. Auch beeile ich mich Ihnen zu sagen daß ich gerne bereit bin, meine Bedingungen dabey möglichst nach Ihren Wünschen und Vorschlägen zu richten; indem es mein aufrichtiger Wunsch ist, daß Sie bey dem Unternehmen ein gutes Geschäft machen mögen. Ich bin nemlich gerade in diesen Tagen durch anderseitige Nachfragen veranlaßt worden, mich aufs Neue mit meiner guten Tochter, die wie Sie wißen, so innigen Antheil an meinen Arbeiten nimmt, über meine Forderungen für dieses Werk zu berathen, und war mit ihr übereingekommen, für das bloße Vervielfältigungsrecht die Summe von 12,000 röm. Scudi anzusprechen. In besonderer Berücksichtigung Ihres so schönen und warmen Eifers für die christliche Kunst, bin ich jedoch bereit, falls Sie diese Summe nicht zu erschwingen vermögen, was ich vertrauensvoll ihrem Gewißen überlasse, dieselbe bis auf zehntausend Scudi zu ermäßigen, die ich zufrieden bin, Ihrem Wunsche gemäß in jährlichen Raten entgegen zunehmen; nur müßte eine solche jährliche Zahlung doch allermindestens auf tausend Scudi statt Thaler erhöht werden, und außerdem der ganze Termin nicht auf 10 Jahre ausgedehnt, sondern nach Verlauf der ersten Jahre, etwa vier, das noch Rückständige der Gesamtsumme in größeren Zahlungen von mindestens 2000 Scudi das Jahr, abgetragen werden. Im Uebrigen mit allen Ihren Vorschlägen vollkommen einverstanden, erwähne ich, in Rücksicht auf die Art der Veröffentlichung die ich vertrauensvoll gerne Ihrem Ermeßen frey gebe, nur, daß mir, neben einer Ausgabe in Schatten und Licht, auch eine andere in bloßen Umrißen (die, wenn etwa im Holzschnitt unausführbar, etwa durch Radirung mit geringen Auslagen ermittelt werden dürfte) wünschenswerth erscheinen würde, weil eine nicht geringe Klaße von Freunden des Werkes eine solche vielleicht wünschen dürfte. Dies aber wollen Sie nicht im Sinne einer Beschränkung Ihrer Freyheit, als vielmehr der Förderung Ihrer Intereßen verstehen. Daß ich mir übrigens dabey, wie natürlich, das Recht, mein Werk auch im Großen ausführen zu dürfen, vorbehalte, bedarf, Ihnen gegenüber kaum der Erwähnung, dürfte jedoch im gerichtlichen Contracte wohl nicht unberührt bleiben. Wofern Sie nun mit diesen meinen näheren Bestimmungen einverstanden sind, so bitte ich schließlich noch recht sehr, daß Sie Ihre gefällige Antwort möglichst beschleunigen wollen, damit die Arbeit sofort ohne Aufschub begonnen werden könne, wozu ich von geistlichen und weltlichen Freunden des Werkes seit so langer Zeit und mit wachsender Ungeduld angetrieben werde. Mit besten Wünschen für Sie und die lieben Ihrigen für die bevorstehenden hohen Weyhnachtstage so wie zum neuen Jahre hochachtungsvoll der Ihrige Friedr. Overbeck.

Overbeck an Gaber. Rom am 24. Febr. 1865. Verehrter Freund! Heute wird mir die Freude Ihnen anzeigen zu können, daß, in Folge Ihrer am 21. erhaltenen telegraphischen Depesche, die erste Sendung der Sacramente soeben aus meinem Hause zur dogana abgegangen ist, von wo aus sie morgen nach Civitavecchia und von dort am Sonntag über Marseille an Sie spedirt werden wird, so daß sie binnen ungefähr 14 Tagen, wie der Spediteur versichert, in Ihren Händen seyn dürfte. Die Kiste enthält, in brauner Untertuschung, die als Unterlage für die beabsichtigte Colorirung dient, die drey Sacramente 1. Confirmation, 2. Eucharistie, u. 3. Ehe. Danebst: die Photographien derselben, die Abschrift meiner Erklärung, und einige kleine Photographien, welche meine Tochter zur gütigen Beförderung an Frau Rethel beigelegt hat. Daß Sie sich durch Andeutungen von Farbenwirkung nicht wollen irre machen lassen, bedarf wohl kaum der Erinnerung. Da ich mir denke, daß Ihnen vielleicht wünschenswerth seyn dürfte, recht bald auch die Taufe zu erhalten, so habe ich unverzüglich diese zu beendigen unternommen; und da sie schon sehr weit vorgerückt ist, und binnen 14 Tagen circa vollendet seyn kann, so bin ich bereit auf einen Wink von Ihnen dieselbe gleich nachzusenden, damit Sie das Werk in gehöriger Reihenfolge erscheinen lassen können. Sehr begierig bin ich nun zu erfahren, ob Sie sich beym Anblick dieser untertuschten Bilder nicht etwa veranlaßt fühlen, eine Ausgabe derselben auch in Photographien zu unternehmen; Hr. Ernst Förster, der gerade hier anwesend ist, sagt mir, daß man jetzt in München verstehe, Photographien in gleicher Größe der Originale, und auch in mehreren Tönen, gerade so, wie meine übersandten Bilder, zu liefern. Auch einen andern Gedanken erlaube ich mir noch Ihnen auszusprechen, der mir in letzter Zeit gekommen ist, und mich seitdem viel beschäftigt. Ob Sie nemlich sich nicht veranlaßt finden sollten, Ihre königliche Familie dort mit dem Werk bekannt zu machen? Gewiß wäre es nirgends besser am Platz als in Dresden, sich dasselbe im Großen ausgeführt zu denken und zwar nicht als Gallerie-Bilder, sondern in kirchlicher Verwendung, etwa in einem achteckigen Baptisterium, von geschickten, jungen sächsischen Künstlern ausgeführt, nach meinen Farbenskizzen, und großen Cartons. Wer weiß, ob das durch seine aufrichtige Frömmigkeit so allgemein bekannte und verehrte katholische Königshaus, nicht eine seiner würdige Aufgabe darin sehen dürfte, durch ein Werk, das ja auch von Protestanten fortwährend so freudig begrüßt wird, sich um die Förderung des Reiches Gottes verdient zu machen. Für Sie, meyne ich, müßte es beruhigend sein, auf diese Weise selbst darüber wachen zu können, daß Ihnen keine Beeinträchtigung Ihrer Rechte durch Nachbildungen erwachsen möge. Und wenn ein solches Unternehmen nicht lange hinausgeschoben würde, stünde vielleicht in Aussicht, daß ich selber in Sommermonaten einigen Einfluß auf die Leitung desselben ausüben könnte. Daß ich meine Bedingungen nirgends annehmlicher stellen würde als in Dresden, dürfen Sie versichert seyn. Sagen Sie mir gelegentlich Ihre Meynung darüber. Indem ich schließlich bitte, mich unverzüglich von dem Empfang in Kenntniß setzen zu wollen, bleibe ich mit herzlichen Grüßen meiner Tochter in bekannter treuer Gesinnung d. Ihre. Fr. Overbeck.

Chodowiecki an W. G. Becker (ohne Adr.). Diesen Augenblick erhalt ich Ihren lieben Brief vom 24ten d. M.: und laß alles liegen um ihn sogleich zu beantworten und Sie aus Ihrer Besorgniß zu ziehen. Die Sujets zum Taschenbuch bis auf eines zu Langbeins Dichtung sind alle entworfen, und bleiben liegen wenn nicht etwan der Göttinger Verleger sie benutzen will, und Theseus kommt ins Taschenbuch zum Gesell. Vergnügen. Es würde mir aber doch leid thun, wenn Dietrich das ist der Göttinger Verleger nicht wolte denn ich hatte sie wirklich con amore entworffen, n'importe! waß nicht dießmahl gebraucht worden kann vieleicht einandermahl dienen; und ich sage nicht das ist gefoppt, nein, mein schätzbahrer Freund! ich füge mich gerne nach eines jeden meiner Freunde Wohlgefallen und wahrlich am liebsten nach dem Ihrigen wenn ich kann. Der Theseus soll auch nicht übel ausfallen, wenigstens soll es an meinem Fleiße nicht fehlen, zumahl da Sie ihn ihren Schönen durch ein Prosaisches Gedicht vorstellen, ich werde auch dazu thun, daß Sie bald Probdrucke davon in die Hände bekommen. Daß es Mode ist die seltenen Blätter (die man hatt und nicht wieder bekommen kann wenn man sie weggegeben hatt) nicht weggeben zu wollen wuste ich noch nicht, aber solten unter allen completten Sammlungen nicht billig meine die complettefte seyn? und doch ist sie es nicht. Denn ich habe nicht 1° Nr. 11 mit dem 3ten Mädchen im Hintergrunde, 2. Nr. 14 ohne den Kopf auf dem Sitz des Zeichners, 3° Nr. 17 ohne meinen Rahmen, 4. Nr. 21 mit der Unterschrifft und wer weiß waß sonst noch. Waß beunruhigt Ihnen denn lieber unruhiger Freund! in den Oesfeldschen Bogen, ich wüste nicht daß da viel mehr als in den meinigen wäre das Sie beunruhigen könte, oder hab ich vielleicht noch etwas zu gesetzt das in den meinigen nicht ist? ich schickte sie Ihnen mit weil sie reinlicher geschrieben sind als die meinigen. Dennoch wolte ich Ihnen gerne schicken waß Sie um mich zu plagen noch haben wollen, zum Beweiß schicke ich bey Erster gelegenheit No. 11 in braunrother Farbe, No. 24 ohne die männlichen Figuren hab ich nur einmahl in meinem Buche an allen 4 Ecken festgeklebt. No. 13 ist niemahls meines Wissens braun gedruckt worden und Platte existirt nicht mehr. No. 17 ohne meinen Rahmen hab ich gar nicht mehr und die Platte ist Guillotinirt. No. 6. 7. 8 hab ich 3 Schöne braune Abdr: zu Ihren Diensten, si le coeur vous en dit. Zu dem Verlust Ihrer Zeichnungen condolire ich um so mehr da ich mich freute sie dereinst mit Ihnen durch zu blättern,

Zu den 1500 ℛ gratulire ich Ihnen und mit besserm Herzen hätt ich das gethan wenn die fehlenden 500 mit dabey wären. Es ist aber doch schändlich Armen [einige Worte ausgestrichen] Dingen. No. 90 hab ich nicht. Meine Ideen bey jedem Blatt der Kupfer zu schreiben? Das ist vermuthlich Kupfer des Theseus — soll geschehen. Heute ließ die Prinzessinn Gemahlin des Prinzen Ludwig (Louis wollen die Franzosen nicht daß er heißen solle) mein Gemählde les Adieux de Calas holen und beehrte es mit ihrem gnedigen Beyfall. Sie sagte sie habe das Kupfer in Schwarzer Kunst gesehen — das ist das von J. E. Haid in Augspurg. Man hatte ihnen von Seiten der französchen Colonie durch 30 wohlgekleidete hübsche Jungen Zwey Gedruckte Complimente überreichen lassen und ich war gebethen worden über jedes eine Anfangswignette zu zeichnen, ich hatte auf einem die Opfernde Unschuld, auf dem andren die Grazzien die zwey Kränze geflochten haben, wozu Amor die Blumen colorirt gereicht hatte, und Hymen den Band hergab wo mit sie sie zusamen knüpften. Ihre Kammerfrau die mit meinen Kindern bekannt ist macht sie einige Tage nachher aufmerksam darauf. liebes Kind sagte sie, es waren ihrer so viele ich habs nicht bemerken können. nun wurde befohlen alle erhaltenen Verse herzubringen, aber diese fanden sich nicht. Ich hatte unter die Zeichnungen mein Monograma DCh^{ki} gesetzt — sie haben sich nicht wiedergefunden. Gottbefohlen Ihr ergebenster D Chodowiecki Berlin den 28ten Jener 1794 Pardon des unbeschnittenen papiers wegen. Die Akademie geht an und der Br. muß auf die Post. Ums Himels willen kein Wohlgeboren mehr auf meine adresse!

Unten am Rande eine flüchtige Federzeichnung: rechts ein Weib, das mit ausgebreiteten Armen auf zwei am Boden liegende, wie es scheint, todte Kinder zustürzt, links ein Mann, der sich im Fliehen nach einer Furie umdreht, die ihm die Fackel entgegenstreckt und auf die er mit dem Schwerte einhauen will. Von den beiden letzteren Figuren sind nur die Köpfe und Arme sichtbar.

Bücherbesprechungen.

□ **Charles Kingsley.** Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von **M. Sell.** 5. Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Preis 9 ℳ — Ch. Kingsley, dieser mächtige Prediger mit hohem Geistesflug einer durch und durch idealen Anschauung und mit hinreißender Herzlichkeit der Liebe, dieser großartige, ausgeprägte Charakter, einer der bedeutendsten Geister und seltensten Männer der neueren Zeit, ist in Deutschland in weiten Kreisen bekannt. Die vorliegende vortreffliche Biographie ist auch seiner Zeit bereits in diesen Blättern besprochen worden. Die vorliegende fünfte Auflage beweist, welchen lebhaften Anklang sie unter uns gefunden und wie der große Mann unter uns immer heimischer geworden ist, der durch die imponirende Macht seiner Persönlichkeit wie durch die Kraft seiner Beredtsamkeit in seinen unter uns verbreiteten Predigten, und schon vorher durch seine „Hypatia" Vieler Herzen gewonnen. Die Briefe, die auch durch ihre Formvollendung in hohem Grade anziehen, sind ein sprechender, überaus beweglicher Abdruck einer unter tiefen inneren Kämpfen erstarkten, tiefchristlichen, bedeutenden Natur und ergänzen aufs Trefflichste die Gedenkblätter, die das innere Bild des großen und bedeutenden Mannes in reichen und frischen Farben malen. Die Lektüre der Schrift ist ein hoher Genuß und zugleich eine wahre Erbauung.

— **Heinrich Dernburg, Pandekten.** Berlin 1887. H. W. Müller. 3. Lieferung des 3. Bandes. — Mit dieser vor Kurzem erschienenen, den Schluß des Erbrechts bringenden Lieferung ist auch das ganze Werk zum Abschlusse gelangt. Mit dem Fortschreiten desselben hat sich immer mehr gezeigt, wie dasselbe nicht blos den angehenden Juristen, sondern auch den bereits erfahrenen Praktiker in reichem Maße zu fördern geeignet ist. Dernburg hat nicht nur die neueste höchstrichterliche Rechtsprechung in vollem Umfange benutzt, aus ihr Anregung geschöpft, sie wissenschaftlich beleuchtet; er hat es vor Allem auch verstanden, an die Bedürfnisse eines vielgestaltig entwickelten Rechtslebens, welches in stetem Flusse sich befindet, nicht einseitig mit der römischen Schablone, sondern mit dem der römischen Privatrechtswissenschaft eigenen Geiste heranzutreten und aus diesem heraus unter verständnißvoller Beobachtung der Herausbildung neuer Rechtssätze durch den Rechtsverkehr jenen Bedürfnissen gerecht zu werden. Deshalb wird das Werk für die wissenschaftliche Praxis ein werthvoller Berather sein und kann ihr warm empfohlen werden.

L—. **Aus dem alten Hannover.** Erinnerungen und Erfahrungen von **Herrmann Vogt,** Oberstlieutenant a. D. Berlin W. 1887. Verlag von R. Eisenschmidt. 5 ℳ — Durch Fr. v. d. Wengen's ebenso gediegenes als vielumstrittenes Werk „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866" ist das lebhafte Interesse der weitesten Leserkreise, und zwar nicht blos der militärischen, auf die schon halb vergessene vormals königl. hannoversche Armee zurückgelenkt worden, von deren Organisation man vor 1866 außerhalb des Welfenreiches kaum Notiz nahm, und deren Kriegstüchtigkeit damals selbst in den kleinen Nachbarstaaten Hannovers, wenn auch mit Unrecht, stark bezweifelt wurde. Zum wenigsten entsinnen wir uns noch genau der wegwerfenden Aeußerung eines kleinstaatlichen Infanterie-Officiers, welcher an den Herbst-Manövern bei Nordstemmen Theil genommen hatte, daß der hauptsächlichste Dienst des hannoverschen Lieutenants darin bestände, vermittelst des Diners das Frühstück mit dem Abendessen in directe Verbindung zu bringen. Dieses Urtheil war nicht nur sehr hart, sondern auch, wie sich später gezeigt hat, sehr ungerecht. Trotzdem können wir dem ausgesprochenen Mißfallen des kleinstaatlichen Officiers an der eigenartigen Einrichtung und Bedeutung der königl. hannoverschen Officiers-Speiseanstalten nicht alle Berechtigung absprechen. Die den Engländern nachgeahmte „Meß" hatte unseres Erachtens ihre großen Schattenseiten für den Dienst. Die schlimmste derselben war, daß durch das gänzliche Außerachtlassen aller militärischen Rangunterschiede Respectswidrigkeiten in und außer dem Dienste geradezu gezüchtet wurden. Wir sind der Meinung, daß der junge Officier, auch selbst im vertrautesten Umgange mit dem älteren Kameraden, den schuldigen Respect gegen seinen militärischen Erzieher und berufenen Führer im Kampfe niemals außer Acht lassen dürfe, und finden es geradezu unerhört, daß der Oberst und Commandeur des vormals königl. hannoverschen Garde-Jäger-Bataillons (wie auf Seite 92 des Vogt'schen Buches zu lesen ist) jahraus jahrein sich mit dem zweiten Platze am Officierstische begnügen mußte, während bald dieser bald jener seiner Untergebenen den Vorsitz führte. Der soeben genannte Herr Verfasser scheint in dieser Beziehung allerdings anderer Ansicht zu sein, da er gerade von der Garde-Jäger-Meß mit förmlicher Schwärmerei berichtet und auf Seite 95 ganz unbefangen und nebenher erwähnt, daß Fälle vorgekommen seien, in welchen Compagniechefs von ihren Vorgesetzten rectificirt wurden, weil sie den Dienst der Rücksichtnahme auf den Officiersmittagstisch vorangestellt hatten. Noch in einem anderen Punkte befinden wir uns im Widerspruche mit den Anschauungen des Hrn. Verfassers. Wir würden die kleinen pikanten, auf den Seiten 72, 73, 82, 85 und 87 des Buches abgedruckten Anekdoten aus den Allerhöchsten Kreisen Alt-Hannovers lieber weggelassen haben. Ganz abgesehen davon, daß, wie zu befürchten steht, die Wiedergabe dieser Klatschereien bei vielen, wenn nicht gar bei den meisten Lesern Anstoß erregen wird, sind wir der Meinung, daß das sonst so lebensfrisch und anziehend geschriebene Buch nur noch gewinnen wird durch die Unterdrückung der angedeuteten Stellen. Für den militärischen Leser bietet ohne Zweifel den weitaus interessantesten Stoff das Capitel von den „Manövern vor dreißig Jahren". Hier gewinnt man vollen Einblick in die Verhältnisse der vormals königlich hannoverschen Armee, und vermag sich ein festes Urtheil zu bilden sowol über die Tüchtigkeit der Führer, als über die Leistungfähigkeit der Truppen. Die nächstfolgenden Abschnitte des Buches fesseln wol ebenfalls durch ihre höchst gewandte und anziehende Darstellung, bieten aber sonst zum großen Theile nur schon längst Bekanntes. Einigermaßen verwundert hat uns das überaus günstige Urtheil des Hrn. Verfassers über die militärische Befähigung seines letzten Brigadecommandeurs in königlich hannoverschem Dienste, dessen Verhalten im Treffen bei Langensalza, nach der im Wengen'schen Geschichtswerke enthaltenen Darstellung, als ein geradezu unqualificirbares bezeichnet werden muß. Obwol wir nicht die Ehre haben Hannoveraner zu sein, haben uns doch die Erinnerungen des Hrn. Verfassers in hohem Grade interessirt und durch ihre meisterhafte Darstellung bisweilen geradezu gefesselt; um wie viel mehr wird dies erst bei jenen Lesern der Fall sein, deren liebste Erinnerungen in derselben Vergangenheit wurzeln, aus welcher Oberstlieutenant a. D. Vogt berichtet hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

